LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Nr. 1.
4. Oktober 1902.

Die Nation.

Preis:
Einzelnummer 30 Pf.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W., Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt dieser Nummer:

* * * . . . . . Politische Wochenübersicht.
Theodor Barth . . . . . Der letzte Trumpf im Spiel.
Graf Alexander Keyserling über den entlassenen Fürsten Bismarck.
G. Ransohoff . . . . . Emile Zola.
Paul von Glizycki . . . . . Angloamerikanische Erziehungsideale.
W. Bambus . . . . . Nimmt die jüdische Bevölkerung in Deutschland zu?
A. Bettelheim (Wien) . . . . . Eßmann's Aphorismen.
Alfred Kerr . . . . . Trianon-Theater: „Die Liebesschaukel".
Karl Emil Franzos . . . . . Der Dom zu Erfurt.

Bücherbesprechungen:

Wilhelm Bode: Florentiner Bildhauer der Renaissance. Bespr. von M. J. F.
Walther Rathenau: Impressionen. Bespr. von —n.
Who's Who in America. Bespr. von Professor E. P. Evans (München).

ASBEST- & GUMMIWERKE ALFRED CALMON A.-G.
HAMBURG • BERLIN • DRESDEN • MÜNCHEN • LONDON • WIEN

Predigten

in der neuen Kirche zu Berlin gehalten

von

Lic. theol. D. C. Kirmss, Pfarrer

Preis geheftet Mark 5,—
„ „ gebunden Mark 5,80.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

Aus einem Leitartikel im „Zeitgeist" (Beiblatt zum Berl. Tageblatt) vom 22. 9. 02

D. Kirmß hat seiner Gemeinde, der er anderthalb Jahrzehnte in Treue diente, eine Auswahl seiner Kanzelreden zu einem religiösen Andachtsbuch vereinigt. Wer ihn als Prediger gründlicher kennen lernen will, der greife zu diesem empfehlenswerthen Bande, der vierzig Predigten umfaßt. Hier findet sich jener Gedanke, der neulich in seiner Virchow-Rede so besonders ansprach, daß der Feldzug der Wissenschaft und Technik gegen die Krankheit und die sozialen Mißstände, daß alle Hygiene und Volkswohlfahrt ein Gottesdienst sei, hier stehen aber auch tapfere Worte gegen das Duell, das er einen Wahn nennt, „der, ja sehr ihn das einfachste sittliche Empfinden verurtheilt, so sehr das staatlicher Gesetz ihn verdammt, sich immer forterbt von Geschlecht zu Geschlecht, ein blutiger Götze, der immer neue Opfer fordert". Am besten aber hat mir der Ausspruch von Kirmß gefallen: „Man erwartet immer viel von allerlei Gesetzen, von Glaubensgesetzen, Staatsgesetzen, volkswirthschaftlichen Gesetzen, von allerhand Neuordnungen. Was wir vor allem brauchen, sind Menschen, Persönlichkeiten, die dem Ganzen leben. Lebendige Menschen sind besser als todte Gesetze." Hier hat er sich selbst gezeichnet.

Digitized by Google

Georg Reimer Verlag Berlin W. 35. Lützowstr. 107-8.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Socialpolitik und Verwaltungswissenschaft.

Aufsätze und Abhandlungen

von

Dr. J. Jastrow

Privatdozent an der Universität Berlin, Stadtrat in Charlottenburg.

Band I.

Arbeitsmarkt und Arbeitsnachweis, Gewerbegerichte und Einigungsämter.

36 Bogen Oktav geheftet. Preis Mk. 10.—

Inhaltsverzeichnis:

Erstes Buch: Einleitung.

Was ist Sozialpolitik?
Was ist Verwaltungspolitik?
Die Beziehungen von Sozialpolitik und Verwaltungswissenschaft.

Zweites Buch: Arbeitsmarkt und Arbeitsnachweis.

Der Arbeitsmarkt im Vergleich zu andern Märkten.
Das Problem der Berichterstattung über den Arbeitsmarkt.
Regelmässige Jahresschwankungen des Arbeitsmarktes.
Charakteristische Züge des Arbeitsmarktes.
Messungsmethode, Kritische Bedenken.
Die nächsten Aufgaben der Arbeitsnachweis-Statistik.
Der Arbeitsnachweis in den einzelnen Gewerben.
Die Verfassung des öffentlichen Arbeitsnachweises in Deutschland.
Die Leistungen des öffentlichen Arbeitsnachweises in Deutschland.
Die Verbände der Arbeitsnachweise.
Die Eingliederung des Arbeitsnachweises in die öffentliche Verwaltung.

Drittes Buch: Gewerbegerichte und Einigungsämter.

Die allgemeine Bedeutung der Gewerbegerichte.
Die Errichtung der Gewerbegerichte durch die Gemeindeverwaltungen.
Die Begrenzung der Zuständigkeit.
Die Verhältniswahl.
Verfahren und Statistik.
Rechtsprechung.
Kaufmännische Gewerbegerichte.
Anfänge der deutschen Einigungsämter.
Das Einigungsverfahren in internationaler Vergleichung.
Gutachten und Anträge.
Die Zukunft der deutschen Gewerbegerichte.
Der Verband deutscher Gewerbegerichte.

Tabellen.

Digitized by Google

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XX. Jahrgang 1902/1903.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berlin W. 35.

Lützowstraße 107—8.

Verlag von Georg Reimer.

Digitized by Google

AP30
N15
v.20

Jahrgang XX. der „Nation".

Oktober 1902 — Oktober 1903.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des zwanzigsten Jahrgangs.
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Aesthetik. Praktische —. (33.) 523.
Agrarischen. Die — Jakobiner. (20.) 306.
Akademische. Das —. (36.) 571.
Aller-Seelen-Wahlen. Die —. (7.) 103.
Amerikanerin. Die —. (46.) 727 und (47.) 745.
Amerikanischer Idealismus. (15.) 233.
Andrejeff. Leonid —. (50.) 795.
Angloamerikanische Erziehungsideale. (1.) 5.
Anregendes Buch. Ein — —. (43.) 682.
Antarktis. Die — nach den neuesten Forschungen. (47.) 748.
Arbeiterleben. Ein —. (40.) 630.
Arbeiterwohlfahrt. Die ständige Ausstellung für —. (43.) 680.
Aretin. Die Muse des —. (26.) 406.
Assy. Die Herzogin von —. (32.) 506.
Astarte. (47.) 750 und (51.) 811.
Atomistischen Anschauungen. Wandlungen der — —. (24.) 377 und (25.) 392.
Auerbach. Berthold —'s „Neuer Rheinländischer Hausfreund". (23.) 358.

Bach. Vom alten Sebastian —. (34.) 539.
Badische Landtagsgeschichte. (9.) 138.
Bayersdorfer. Adolf —. (13.) 199.
Beethoveniana. (17.) 267.
Bekleidungsfrage. Die — bei den Heeren der Großmächte. (3.) 36.
Benedikt, Edmund. Der Advokat in der deutschen Litteratur. (20.) 316.
Berichtigung. Eine „—" von Herrn Professor Ruhland. (27.) 420.
Bernhardt. Sarah —. (5.) 76.
Bertsch, Hugo. „Die Geschwister". (30.) 478.
Bilde. Das Recht am eigenen —. (7.) 100.
Biographische Falschmeldungen. (38.) 600.
Borsäure. Der Kampf um die — und die Konservirung von Nahrungsmitteln. (36.) 564.
Breymann, W. Bildung und Aufgaben des Großkaufmanns. (45.) 709.
Brief. Vom deutschen —. (9.) 139.
„Briefe, die ihn nicht erreichten." (43.) 682.
Brumaire. Der Staatsstreich des 18. —. (16.) 252 und (17.) 265.

Bücherbesprechungen:

Wilhelm Bode: Florentiner Bildhauer der Renaissance. Bespr. von M. J. F. (1.) 15.
Walther Rathenau: Impressionen. Bespr. von — n. (1.) 16.
Who's Who in America. Bespr. von Professor E. P. Evans. (1.) 16.
Dr. Otto Mugdan: Kommentar für Aerzte zum Gewerbe - Unfallversicherungsgesetz. Bespr. von A. Gottstein (2.) 32.
Ewald Boucke: Wort und Bedeutung in Goethe's Sprache. Bespr. von Professor Richard M. Meyer. (2.) 32.
Hans Hoffmann: „Harzwanderungen". Bespr. von A. S. (7.) 112.
Cheiftian Morgenstern: Und aber ründet sich ein Kranz. Bespr. von A. G. (8.) 128.
Dr Leo Wittmayer: Unser Reichsratswahlrecht und die Taaffe'sche Wahlvorlage. Bespr. von R. (9.) 144.
Dr. F. Arnold Mayer: Deutsche Thalia. Bespr. von —m. (10.) 160.
Hermann Siebeck: Goethe als Denker. Bespr. von R. M. M. (11.) 176.

Bücherbesprechungen:

Busching: Handelspolitische Beziehungen zwischen England und seinen Kolonien. Bespr. von M. J. Bonn. (12.) 192.
Ernst Curtius: Ein Lebensbild in Briefen. Bespr. von Professor Richard M. Meyer. (12.) 192.
Gartenlaube - Bilderbuch. Bespr. von —m. (12.) 192.
Prof. Dr. Thomas Specht: Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen. Bespr. von Professor S. Günther. (13.) 208.
Günther Jansen: Großherzog Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Bespr. von K. S. (15.) 208.
Lewis Einstein: The Italian Renaissance in England. Bespr. von Professor E. P. Evans. (15.) 239.
Richard Fester: Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Bespr. von A. (15.) 240.
Ludwig Schemann: Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Bespr. von De. Horch. (17.) 272.
Hugo Ganz: Reiseskizzen aus Rumänien. Bespr. von —n. (18.) 288.
Allgemeiner deutscher Musiker-Kalender für 1903. Bespr. von H. W. (18.) 288.
Meinrad Lienert: Der Strahler. Bespr. von E. Heerdegen. (19.) 303.
Karl Bleibtreu: Waterloo und Aspern. Bespr. von J. (19.) 304.
Eduard Griesebach: Grabbe's Werke. Bespr. von E. H. (19.) 304.
Richard Thayer Holbrook: Dante and the Animal Kingdom. Bespr. von Professor E. P. Evans. (20.) 319.
Weißenhoff: Ein Uebermensch. Bespr. von Professor W.lh. Bolin. (20.) 320.
Max Hesse: Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben. Bespr. von R. M. M. (21.) 336.
Richard Eickhoff: Berliner Schulreform. Bespr. von P. A. (22.) 352.

161512

Digitized by Google

Bücherbesprechungen:

C. Bezold: Ninive und Babylon. Bespr. von Professor J. Barth (23.) 368.
Die Frauenbewegung in der Schweiz. Bespr. von A. St. (25.) 368.
Carl Busse: Neue deutsche Lyriker. Bespr. von R. M. M. (23.) 368.
J. C. Heer: Joggeli. Bespr. von —m. (24.) 384.
Dr. Alfred Fischel: Materialien zur Sprachenfrage in Oesterreich. Bespr. von R. (24.) 384.
C. A. Nallino: Le odierne tendenze dell islamismo. Bespr. von J. H. (25.) 399.
Ludw. Jacobowski: Im Lichte des Lebens. Bespr. von Professor Wilh. Bolin. (25.) 400.
August Sauer: Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Litteratur in Oesterreich und Deutschland. Bespr. von R. M. M. (25.) 400.
H. Schurtz: Altersklassen und Männerbünde. Bespr. von Th. Achelis (26.) 413.
Max Meyerfeld: Von Sprache und Art der Deutschen und Engländer. Bespr. von Professor Leon Kellner. (26.) 416.
Prof. Dr. Adolf Mannheimer: Geschichte der Philosophie. Bespr. von A. M. (27.) 432.
Paul Heyse: Novellen vom Gardasee. Bespr. von Professor Wilh. Bolin. (27.) 432.
Paul von Gizycki: Der neue Adel. Bespr. von Professor Rothenbücher. (30.) 480.
Dr. juris Gustav Schiermeister: Die englische Alkoholnovelle vom 8. August 1900. Bespr. von Heinrich Dove. (31.) 495.
Ernst Zahn: Der Jodelbub und anderes. Bespr. von E. Heerdegen. (31.) 496.
Emil Koeppel: Lord Byron. Bespr. von Professor Wilh. Bolin. (31.) 496.
Alfred Moulet: Pioniere des sittlichen Fortschritts. Bespr. von Louis Katzenstein. (35.) 560.
Paul Oskar Höcker: Es blasen die Trompeten. Bespr. von E. Heerdegen. (35.) 560.
August Flemming: Beiträge zur Handwerkerfrage. (36.) 576.
Heinrich Nicolai: Von Bismarck bis Bülow. Bespr. von —i. (36.) 576.
A. Hauschner: Daatje's Hochzeit. Bespr. von E. Heerdegen. (37.) 592.
Paul Heyse: Ein Wintertagebuch. Bespr. von —l—m—n. (38.) 608.
Siegfried Trebitsch: Weltuntergang. Bespr. von A. G. (39.) 624.
Elisabeth Siewert: Bajowo. Bespr. von E. Heerdegen. (39.) 624.
Arthur Achleitner: Das Schloß im Moor. Bespr. von E. Heerdegen. (40.) 640.
Ernst Borkowsky: Turgenjew. Bespr. von Professor Wilh. Bolin. (41.) 656.
Sven Hedin: Meine letzte Reise durch Innerasien. Bespr. von Prof. S. Günthee. (44.) 704.
E. Descamps: L'Afrique nouvelle. Bespr. von Professor L. v. Bar. (44.) 704.
L. Geiger: Aus Adolf Stahr's Nachlaß. Bespr. von Professor Richard M. Meyer. (45.) 720.
Gustav Frenssen: Dorfpredigten. Bespr. von R. Pissin. (46.) 736.
L. v. Bar: Die Reform des Steafrechts. Bespr. von H. P. (47.) 752.
Dr. Otto Heyn: Die indische Währungsreform. Bespr. von A. M. (49.) 784.

Bücherbesprechungen:

O. Ewald: Nietzsche's Lehre in ihren Grundbegriffen: die ewige Wiederkunft des Gleichen und der Sinn des Uebermenschen. Bespr. von M. G. (50.) 800.
Arthur Sewett: Die Halbseele. Bespr. von R. Pissin. (50.) 800.
Dr. Alfred Nossig: Jüdische Statistik. Bespr. von B. (51.) 816.
Max Jähns: Geschichtliche Aufsätze. Bespr. von —n—n. (51.) 816.

Canada. Der Zollkrieg zwischen Deutschland und —. (34.) 535.
Canadischen. Die Wirkung der — Vorzugszölle. (49.) 776.
Carnegie Triumphator. (32.) 508.
Chamberlain's Experimente und Deutschlands Politik. (36.) 562.
Charakterstudien vor zweihundert Jahren. (50.) 792.
Charpentier. Gustav —'s Musikroman. (24.) 379.
Chemie. Vom V. Internationalen Kongreß für angewandte — zu Berlin. (37.) 584.
Citatenschatz Aus unserem —: Simson und Balleftrem. — Bülow und Uhland. — Goethe, der Kaiser und der Reichstag. (18.) 278.
Comersee. Theaterabende am —. (37.) 586.
Coßmann's Aphorismen. (1.) 10.
Cuvillier-Fleury. (23.) 360.

Dänische Landwirthschaft. Die — —. (34.) 531.
David, Eduard. „Sozialismus und Landwirthschaft". (22.) 338.
David, J. J. „Der Uebergang". (34.) 537.
Deldrück. Rudolf von —. (19.) 290.
desgl. und Lasker. (19.) 292.
Denkmalschutz (18.) 277.
Depression und „Exportdusel". (11.) 164 und (12.) 180.
Deutsch-dänische Beziehungen und nordschleswigsche Zustände. (29.) 455.
Deutsche Juristentag. Das Recht am eigenen Bilde. (7.) 100.
Deutschen Briefe. Vom — —. (9.) 139
Deutschen Reiches. Die Begründung des — — in neuer Beleuchtung. (6.) 84.

Ehrgeiz. Vom —. (23.) 363.
Eisenbahnreisen und Fahrpreisgeheimnisse. (15.) 228.
Emanzipation. Die — des Kindes in der Litteratur. (13.) 200.
Englands. Die Feinde —. (8.) 115.
Englisch-chinesische. Der — Vertrag. (5.) 66.
Englischen Jagdgründe. Die — —. (9.) 130.
Englische Schule. Der Kampf um die — —. (5.) 70.

Erdbebenforschung. Der gegenwärtige Stand der —. (22.) 343.

Erzählungen, Gedichte, Skizzen:

Der Dom zu Erfurt (1.) 12.
Wenn man Gallensteine hat. (2.) 29
Großstadtidyll. (3.) 45.
Die Braut. (4.) 61.
Siegaug. (5.) 77.
Die letzten Jugendfreunde. (6.) 94.
Die neue Antigone. (7.) 108.
Lebenshunger. (8.) 125.
Emma Bovary. (9.) 142.
Michalko. (10.) 157 und (11.) 174.
Alte Liebe. (12.) 189.
Gerichtstag. (13.) 206.
Glück. (13.) 206.
Das Urtheil Salomanis. (14.) 222.
Maaffer bezahlen. (15.) 238.
Das kleine Mädchen. (15.) 239.
Mucki. (16.) 255.
Miraculum Miraculorum. (17.) 270.
Der seltene Hirt. (18.) 286 und (19.) 300.
Meine Weihnachtserzählung. (20.) 317.
Nana autres Parisiens. (21.) 334.
Die beiden Schulen. (22.) 350.
„Herr und Frau Dorenhoff beehren sich." (23.) 366 und (24.) 381.
Ohne Familie. (25.) 397.
Gebetserhörung. (26.) 413.
Was der Simele nicht weiß —. (27.) 428.
Der Armenball. (28.) 447.
Ihr Fenster. (29.) 461.
Wie ich beinahe einmal einen Rubens entdeckt hatte. (31.) 493.
Nach dem Mittageffen. (32.) 510.
Paulinzelle. (33.) 526, (34.) 542 und (35.) 558.
Niedertupfers Wahlrecht. (36.) 573.
In Trastevere. (37.) 589 und (38.) 606.
Die eiserne Jungfrau. (39.) 622.
Die schwarzen Brote (40.) 639.
„Peter, das darfst nicht thun!" (41.) 653 und (42.) 670.
Die unsterbliche Stimme. (43.) 687.
In Loyola. (44.) 701.
Der Freiwerbee. (45.) 715.
1000 v. Chr. (46.) 733.
Aus Rom. Drei Gedichte. (47.) 751.
Ein Dichter. (48.) 764.
Die Hexe von Elsbach. (49.) 782.
Drei Gedichte. (50.) 798.
Der Weisheitslehrer. (50.) 798.
Erlebniß. (51.) 814.
desgl. (52.) 830.

Erziehung. Kunst und —. (9.) 137.
Erziehungsideale. Angloamerikanische —. (1.) 5.
Evangelischen Kirchen. Ein Zusammenschluß der — — in Deutschland. (34.) 534.
Exportdusel. Depression und „—". (11.) 164 und (12.) 180.
Extreme. Das —. (8.) 121.

Digitized by Google

Fabrikgesetzgebung. Die Anwendung der — im Jahre 1902. (42.) 662.
Fahrpreisgeheimnisse. Eisenbahnreisen und —. (15.) 228.
Falschmeldungen. Biographische —. (38.) 600.
Feiertagskleide. Im —. (39.) 618.
Ferienkurse. Die Salzburger —. (38.) 598.
Findet. Wenn man etwas —. (33.) 522.
Finland. Die Lage in —. (30.) 470 und (31.) 484.
Fischer, Karl. Ein Arbeiterleben. (40.) 630.
Förster. Wilhelm —. (11.) 168.
Fraktionsliberalismus. Gesammtliberalismus und —. (26.) 402.
Frankreich. Der agrarische Hochschutz in — und der neue deutsche Zolltarif. (23.) 355.
Frapan-Akunian. Ilse —. (44.) 697.
Frauenbewegung. Politik und —. (33.) 514.
Freihandels. Der Segen des — für die Landwirthschaft. (25.) 387.
Freihandelspartei. Die deutsche —. (36.) 568.
„Freiheit". (35.) 557.
Freytag. Neues von Gustav —. (16.) 251.
Fuchs, Eduard. „Die Karikatur der europäischen Völker." (40.) 637.

Galizien. „Martyrologium eines Volkes." (36.) 566.
Geiger, L. „Bettine v. Arnim und Friedrich Wilhelm IV." (10.) 152.
Geijerstam, Gustav af. Von der Ehe, vom Tode und von der Liebe. (10.) 155.
Gesammtliberalismus und Fraktionsliberalismus. (26.) 402.
Getreideterminhandels. Die Aufgebung des — und ihre Wirkung auf die Getreidepreise. (33.) 518.
Getreidezölle. Zur Frage vom Nutzen der — für die Landwirthschaft. (21.) 322.
Gewerkschaftsbewegung. Die Frau und die —. (39.) 611.
Gewerkschaftskunde. (47.) 742.
Ghetto-Töne. (29.) 460.
Gildemeister. Die Anfänge von Otto —'s Uebersetzerthätigkeit. (4.) 64.
Gobineau. Graf —. (45.) 710.
Goethe. Die Jubiläums-Ausgabe von —'s Werken. (21.) 332.
Goethe-Tag. Wo bleibt der —? (29.) 458.
Goschen und Göschen. (22.) 347.
Gramdkow, Ludolf. „Die deutsche Freihandelspartei." (36.) 563.
Griechische Schnadahüpfeln. (46.) 731.
Großkaufmanns. Bildung und Aufgaben des —. (45.) 709.
Hamburgischen Museums. Die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier des — —. (2.) 26.
Hamel. Willem —. (35.) 554.
Hammerstein. Freiherr von — und die dramatische Litteratur. (20.) 313.
Hammurabi. (26.) 403 und (27.) 421.
Handelspolitik. Die Zukunft der Meistbegünstigung. (2.) 18.
desgl. und Sozialpolitik. (28) 451.
Handelsvertrag. Zum russischen —. (47.) 740.
Handelsverträge. Alte oder neue —. (7.) 99.
desgl. Der handelspolitischen Enttäuschungen erster Theil. (17.) 258.
Handwerk. Vom neuen — und alten Zunftzopf. (14.) 213.
Hartmann. Eine neue „Geschichte Italiens im Mittelalter". (44.) 696.
Hauff. Wilhelm —. (8.) 119 und (9.) 135.
Hauptmann. Carl —. (19) 296.
Heine in Paris. (41.) 651 und (42.) 666.
Hetfferich, Karl. Die Lehre vom Gelde. (46.) 724.
Hellenenthum. Talmud und —. (15.) 231 und (16.) 248.
Heyse, Paul. „Maria von Magdala". (17.) 263.
Hinterpommern. Was in — möglich ist. (40.) 628 und (46.) 725.
Hochschulkurse. Die Salzburger —. (38.)821.
Hölderlin und die modernen Aestheten. (52.) 828.
Huch, Ricarda. „Vita somnium breve". (26.) 410.
Hypochondrie. Der Gedanke an sich selbst — als Theil der Krankheit. (30.) 476.

Jakobiner. Die agrarischen —. (20.) 306.
Japan. Das moderne —. (24.) 371.
Jaurès. Der Sozialismus des Jean —. (24.) 373.
desgl. Politischer Muth. (18.) 274.
Ibsen-Deutungen. (3.) 42.
Ibsen jeune — Ibsen aîné. (18.) 281.
Ibsen und die Pflege persönlichen Lebens. (14.) 216.
Idealismus. Amerikanischer —. (15.) 233.
Imperialismus. Englisch-amerikanischer —. (48.) 758.
Irland. Priester und Volk in —. (28.) 435.
Judenthum und Kulturgeschichte. (52.) 824.
Jüdische Bevölkerung. Nimmt die — — in Deutschland zu? (1.) 9.
Jungliberale in Süddeutschland. (44.) 692.

Kanadier. Unsere —. (31.) 482.
Kassin. Josef —. (11.) 170.
Kaufmannsgerichte. (17.) 260.
Keyserling. Graf Alexander — über den entlassenen Fürsten Bismarck. (1.) 3.
Kirchlicher Unduldsamkeit. Ursachen und Wirkungen — —. (21.) 329.
Kischinew. Die Judenhetze in —. (33.) 517.
desgl. Minister Plehwe und —. (35.) 552.
desgl. (40.) 634.
Klausner, M. A. „Die Gedichte der Bibel". (21.) 333.
Kleist-Biographie. Eine —. (31.) 490.
Klinger: Beethoven. (5.) 74.
Klopstock. Zu —'s Gedächtniß. (24.) 375.
Kölner Malerschule. Die — —. (33.) 520.
Kolonisation Zur inneren —. (30.) 468.
König und Dichterin. (10.) 152.
Korum. Bischof — und Graf Bülow. (23.) 354.
Kriegskunst. Die Geschichte der —. (12.) 185.
Kriegsrecht. Die unterseeischen Telegraphenkabel und das —. (2) 21.
Krupp-Affaire. Es fehlt ein Hofnarr. (16.) 242.
Kunstausstellung. Die große Berliner —. (43) 682.
Kunst und Erziehung. (9.) 137.

Land! Land! (43.) 685.
Landtagsgeschichte. Badische —. (9.) 133.
Landtagswahlen:
Die hessischen Landtagswahlen. (4.) 56.
Die Zweifrontentheorie und die preußischen Landtagswahlen. I. (45.) 706, II. (46) 722 und III. (47.) 738.
Politische Grundsätze und politische Bündnisse. (49.) 770.
Erziehung zur Heuchelei. (50.) 787.
Landwirthschaftlichen Bevölkerung. Die Bedeutung der — — für die Wehrkraft des Deutschen Reiches. (10.) 147.
Landwirthschaftlicher Großbetrieb. Ein neuer — —. (20.) 309.
Larsen, Karl. „Was siehst du aber den Splitter . . ." (27.) 423.
Larroumet. Gustave —. (49.) 778.
Lasker. Deldrück und —. (19.) 292.
Leo XIII. (41.) 643.
Liberalismus. Sozialer —. (48.) 756.
desgl. Der — und die gebildete Jugend. (50.) 788.
Lichtenberg's Briefe aus England. (49.) 779.
Ludwigs XV. Die Ehe —. (4.) 57.
Luise von Toskana. Heimathsrecht der Prinzessin — — —. (20.) 310.
Luise von Weimar. (33.) 519.
Lungenheilstättenbehandlung. Die bisherigen Erfolge der —. (18.) 278.
Lungenpest. Ein Fall von — in Berlin. (37.) 582.

Maeterlinck. Die Lyriker um —. (6.) 91.
Manifest. Das — des Zaren. (25.) 389.
Männergesangvereins. Die Zukunft des —. (37.) 583.
Martyrologium eines Volkes. (36.) 566.
Medici. Lorenzo de' — und Savonarola in ihrem Verhältniß zur Kunst. (28.) 438 und (29.) 456.

Digitized by Google

Menger. Sozialismus und Konstitutionalismus. (42.) 659 und (43.) 676.
Meysenbug. Malwida von —. (32.) 503.
Miegel. Agnes —. (31.) 488.
Minimaler Dosen. Ueber die Leistungen — — in der Medizin und Chemie. (14.) 214.
Mirabeau's Liebeskorrespondenz. (36.) 568 und (37.) 588.
Monroedoktrin. Das Deutschthum in Südamerika und die —. (21.) 326.
Moskau. Das künstlerische Theater in —. (15.) 237.
Mutterschaftsversicherung. (20.) 308.
Musen-Almanach. Ein neuer —. (19.) 298.
Mythus. Der — von dem Eselskultus bei Juden und Christen. (38.) 602.

Napoleon. Der Sohn des großen —. (39.) 615.
Napoleons I. Stellung in der Geschichte. (26.) 408.
Nationalliberale Jugend. (49.) 775.
Nationalsozialen. Der Anschluß der — an die Freisinnige Vereinigung. (48.) 754.
desgl. Der letzte Parteitag der —. (49.) 771.
desgl. Die —. (44.) 691.
Nationalsoziol-freisinnige. Die — Vereinigung. (45.) 707.
Naumann's Briefe über Religion. (51.) 810.
Nietzsche. Ein französischer Vorgänger —'s. (45.) 710.

Oesterreich-Ungarn. A. E. I. O. U. (44.) 693.
desgl. Der handelspolitische Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn. (17.) 262.
desgl. Die historischen Thatsachen und der Dualismus. (47.) 743.
desgl. Die politischen Thatsachen und der Dualismus. (50.) 791.
desgl. und Kroatien. (35.) 549.
Oesterreichische Kunst des XIX. Jahrhunderts. (14.) 220.
Opernwalstatt. Von der —. (32.) 509.
Osterbetrachtungen. Politische —. (28.) 435.

Papierenen Zeitalters. Das Ende des — —. (20.) 314.
Papst. Der — und der moderne Staat. (43.) 679.
Paris. Boston —. (25.) 395.
Parlamentsbriefe. I. (4.) 52.
desgl. II. (5.) 67.
desgl. III. (6.) 86.
desgl. IV. (7.) 102.
desgl. V. (8.) 116.
desgl. VI. (9.) 132.
Parlamentsbriefe VII. (10.) 151.
desgl. VIII. (11.) 167.
desgl. IX. (12.) 184.
desgl. X. (16.) 245.
desgl. XI. (17.) 259.
desgl. XII. (18.) 277.
desgl. XIII. (19.) 293.
desgl. XIV. (20.) 307.
desgl. XV. (21.) 325.
desgl. XVI. (22.) 340.
desgl. XVII. (23.) 357.
desgl. XVIII. (24.) 373.
desgl. XIX. (25.) 390.
desgl. XX. (26.) 406.
desgl. XXI. (27.) 421.
desgl. XXII. (30.) 470.
desgl. XXIII. (31.) 483.
Plehwe. Minister — und Kischinew. (35.) 552.
Politik. Die — im Jahre 1902. (14.) 210.
desgl. Die — der Empfindlichkeit. (15.) 227.
desgl. Die auswärtige — im Jahre 1902. (16.) 243.
desgl. und Frauenbewegung. (33.) 514.
Postüberschüsse und Postdefizit. (8.) 117.

Reaktion, Freisinn, Sozialdemokratie. (39.) 611.
Reaktionäre Kartell. Gegen das — —. (13.) 196.
Redefreiheit. Was uns noch retten kann. (11.) 163.
Reichstagswahlen:
Wahlvorbereitungen. (24.) 370.
Eine Wahlparole. (27.) 418.
Die Wohl. (37.) 578.
Die Reichstagswahl. (38.) 594.
Politische Prophezeiungen. (40.) 626.
Was in Hinterpommern möglich ist. (40.) 628 und (46.) 725.
Renaissance. Politische —. (41.) 642.
Rickert. Heinrich —. (6.) 82.
Roesicke. Richard —. (43.) 675.
Roosevelt. Präsident — und der „Rassenselbstmord" der Amerikaner. (31.) 485 und (32.) 500.
Rosenbach, Ottomar. Arzt contra Bakteriologe. (28.) 441.
Rothe. Richard —. (42.) 664.
Ruhstand. Eine „Berichtigung" von Herrn Professor —. (27.) 420.
Rumänien und die 185 Millionen-Anleihe. (19.) 294.
Ruskin's Buch der Jugend. (48.) 761.
Russische. Die — Gesellschaft und die Konstitution. (38.) 595.
Russische Thronfolgen. I. (4.) 53. II. (5.) 71 und III. (6.) 89.
Rußland als Vorbild für Galizien. (39.) 614.
desgl. Autokratie und Konstitution in —. (37.) 579.
desgl. Die Bauernbewegung in —. (3.) 38.
Rußland. Die politische Lage in —. (49.) 773.
Rußlands ostasiatische Politik. (44.) 691.

Sachsen. (42.) 658.
Sagasta. (16.) 246.
Sainte-Beuve. Aus Briefen und Dichtungen —'s. (38.) 598.
Salisbury. Lord —. (48.) 760.
Salus. Hugo —. (42.) 668.
Savanorola. Lorenzo de' Medici und — in ihrem Verhältniß zur Kunst. (28.) 438 und (29.) 456.
Schiff. Emil —'s gesammelte Aufsätze. (14.) 219.
Schiller. Zum hundertjährigen Jubiläum der Braut von Messina. (23.) 361.
Schöpfer und Kenner. (11.) 169.
Schwessin. Die hinterpommersche Landgemeinde —, die Lage ihrer Landwirthe und ihr Interesse an den Getreidezöllen. (32.) 498.
Serbische Litteratur. Die — —. (39.) 619.
Slawen. Die — in Deutschland. (27.) 424.
Sombart, Werner. Unter der Herrschaft des Kapitalismus. (35.) 546.
Sozialdemokratie. Das liberale Bauernprogramm der — (22.) 338.
desgl. Die bürgerlichen Parteien und die —. (52.) 822.
Sozialdemokratische Irrungen und Wirrungen. (50.) 789.
Sozialdemokratischer Parteitag: Und die Freiheit? (51.) 803. Die Bilanz von Dresden. (52.) 820.
Sozialer Liberalismus. (48.) 756.
Sozialismus und Konstitutionalismus. (42.) 659 und (43.) 676.
Sozialpolitik. Handelspolitik und —. (29.) 451.
Staatsstreich. Der — des 18. Brumaire. (16.) 252 und (17.) 265.
Stägemann. Der Schlußband von —'s Briefwechsel. (20.) 311.
Strafprozesses. Die Reform des —. (22.) 341.
Straßburg. Die katholisch-theologische Fakultät —. (18.) 275.
Strauß. Richard — und seine zweite Oper. (6.) 93.
Südrußland. Arbeiterunruhen in —. (46.) 726.
desgl. Juniwochen in —. Tagebuchblätter. (40.) 632 und (41.) 649.
Sverdrup's Polarfahrt. (3.) 39.
Syrischen Emirs. Aus den Memoiren eines — —. (13.) 203.

Taine. Die Jugendkorrespondenz —'s. (7.) 104 und (8.) 123.
Talmud und Hellenenthum. (15.) 231 und (16.) 248.
Telegraphenkabel. Die unterseeischen — und das Kriegsrecht. (2.) 21.

Digitized by Google

Theater.

Berliner Theater:

Paul Lange und Tora Parsberg. (11.) 178.
Der Diamant. (17.) 268.
Timandra. (26.) 412.

Deutsches Theater:

Monna Vanna. (2.) 28.
Der arme Heinrich. (11.) 172.
Sonnwendtag. (16.) 254.
Das Thal des Lebens. (19.) 300.
Der Schleier der Beatrice. (24.) 380.
Auf Storkhove. (27.) 426.
Trugbild und Der Puppenspieler. (51.) 813.

Kleines Theater:

Nachtasyl. (18.) 285.

Neues Theater:

Der Gemeine. (9.) 141.
Die Lokalbahn. (22.) 350.
Eine Frau ohne Bedeutung. (50.) 797.

Opernhaus. Königliches —:

Louise. (24.) 379.
Till Eulenspiegel. (32.) 509.

Schauspielhaus. Königliches —:

König Laurin. (7.) 107.
Gyges und sein Ring. (17.) 268.
Die Schloßherrin. (27.) 427.

Trianon-Theater:

Die Liebesschaukel. (1.) 11.

Thoma. Hans —. (21.) 330.
Tieck. Ludwig —. (30.) 472.
Train, G. F. Ein merkwürdiger Lebenslauf. (34.) 541.
Trakehnen. (5.) 68.
Typhusgefahr. Die —. (51.) 807.

Urhebergesetz. Zum neuen —. (3.) 41.
desgl. desgl. Zwei Zuschriften. (4.) 59.

Vehse. Erinnerung an Eduard —. (12.) 186.
Verhaeren. Emile — als Lyriker. (28.) 444.
Vereinsrecht. Das — und die Frauen. (4.) 51.
Vinci. Ein Roman über Leonardo da —. (22.) 345.
Volkspoet. Ein Danziger —. (2.) 23.

Wagenklasse. Die I. — und ihr Defizit. (35.) 551.
Wahlparole. Eine —. (27.) 418.
Wahlvorbereitungen. (24.) 370.
Wetterpropheten. Einige Bemerkungen über —. (10.) 153.
White. D. Andrew —. (6.) 87.
Widmann, J. V. „Die Patrizierin". (5.) 75.
Wilde. Am Grabe Oscar —'s. (30.) 472.
Willensfreiheit und Recht. (41.) 646.
Wochenübersicht. Politische (1.) 1. (2.) 17. (3.) 33. (4.) 49. (5.) 65. (6.) 81. (7.) 97. (8.) 113. (9.) 129. (10.) 145. (11.) 161. (12.) 177. (13.) 193. (14.) 209. (15.) 225. (16.) 241. (17.) 257. (18.) 273. (19.) 289. (20.) 305. (21.) 321. (22.) 337. (23.) 353. (24.) 369. (25.) 385. (26.) 401. (27.) 417. (28.) 433. (29.) 449. (30.) 465. (31.) 481. (32.) 497. (33.) 513. (34.) 529. (35.) 545. (36.) 561. (37.) 577. (38.) 593. (39.) 609. (40.) 625. (41.) 641. (42.) 657. (43.) 673. (44.) 689. (45.) 705. (46.) 721. (47.) 737. (48.) 753. (49.) 769. (50.) 785. (51.) 801. (52.) 817.
Wolf. Hugo —. (22.) 342.

Yeats. (45.) 718.

Zehnstundentag. Der — der Fabrikarbeiterinnen. (13.) 197.
Zeitschriften:
Deutsche.
„Deutsche Juristenzeitung":
Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Theaterzensur? (32.) 512.
„Die christliche Welt":
Protestantismus und Sozialdemokratie. (46.) 733.
Zeitschriften:
Englische.
„The Speaker":
Liberalismus und Arbeiterpartei in England. (48.) 768.
Französische.
„L'Européen":
Rußland und Finland. (18.) 282.
Zerrbild. Das — als Erzieher. (40.) 637.
Zeugnißzwang. Ueber den — bei Preßdelikten. (51.) 804.
Zola. Emile —. (1.) 4.
Zola's „Vérité". (25.) 390.
Zollkrieg. Der — zwischen Deutschland und Canada. (34.) 535.
Zollpolitik:
Der letzte Trumpf im Spiel. (1.) 2.
Des Zolldramas letzter Akt. (3.) 34.
Der verhauene Marmorblock. (4.) 50.
Die Politik der unbegrenzten Möglichkeiten. (8.) 114.
Der moralische Tod der Zolltarifvorlage. (9.) 130.
Die Folgen des parlamentarischen Rechtsbruchs. (10.) 147.
Das Schwert des Damokles. (12.) 179.
Politische Weihnachtsbetrachtungen. (13.) 195.
Der agrarische Hochschutz in Frankreich und der neue deutsche Zolltarif. (23.) 355.
Wann kann der Zolltarif frühestens in Kraft treten? (30.) 467.
Zunftzopf. Vom neuen Handwerk und alten —. (14.) 213.
Zuschriften:
Zum neuen Urhebergesetz. (4.) 59.
Die lutherische Orthodoxie gegen Professor Baumgarten. (8.) 127.
„Obstruktion" und Regierungspolitik. (8.) 128.
Die Strafbarkeit des Eigenthums. (26.) 415.
Was uns noth thut. (40.) 627.
Die Nationalsozialen. (44.) 691.
Zwanzig Jahre. (52.) 818.
Zweifrontentheorie. Die — und die preußischen Landtagswahlen. I. (45.) 706, II. (46.) 722 und III. (47.) 738.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

A. 240.
Achelis, Th. 415.
Aho, Juhani 618.
Aldenhoven, C. 438. 456.
Altmann, S. P. 680.
Aram, Kurt 697.
Arndt, Paul 451. 756. 776.
Avanti 693.

B. 816.
Bach, R. 535.
Bambus, W. 9.
Bar, Ludwig von 21. 519. 704.
Barth, S. 368.
Barth, Lazarus 460.
Barth, Theodor 2. 34. 50. 82. 99. 114. 130. 147. 179. 195. 227. 242. 258. 274. 306. 354. 370. 387. 402. 418. 435. 467. 482. 594. 611. 706. 722. 738. 754. 770. 787.
Beer, Ludwig 281. 248.
Berlepsch, Goswina v. 189.
Bettelheim, Anton 10. 169. 251. 316. 358. 478. 781.
Bettelheim-Gabillon, Helene 94. 600.
Bloesch, Hans 651. 686.
Böhme, Richard 139.
Bolin, Wilhelm 320. 332. 401. 432. 496. 656.
Bonn, M. J. 192.
Borchardt, Bruno 377. 392.
Borel, Henri 195.
Börnstein, R. 153.

Digitized by Google

Brandt, M. v. 66. 115. 371. 435.
Bredenbeücker, Richard 286. 300. 653. 670.
Brentano, Luso 130. 707.
Broemel, M. 290.
Bunsen, Marie von 727. 745.
B., v. 35. 185.

Cahn, Wilhelm 292. 310.
Canter. B. 733.
Chiovacci, Vincenz 557.
Christensen, Hjalmar 206.
—Clarisse— 334.
Coch, Hugo 255. 622.

David, J. J. 170. 206. 630.
Dietzel, Heinrich 164. 180.
Doce, Heinrich 494.

Evans, E. P. 16. 87. 239. 319. 326. 541.
Eyck, Erich 373.

F., E. 128.
Fenno 470. 484.
Filgee, Arthur 238. 493. 750. 811.
Flemming, August 213.
F., M. J. 15.
France, Anatole 413. 639.
Franzos, Karl Emil 12. 526. 542. 558.
Friedländee, M. 602.

G., A. 128. 624.
G., M. 800.
Ganle, Justus 238.
Gensel, Walther 520. 682.
Gerlach, H. v. 775. 789. 803. 820.
Gizycki, Paul von 5.
Glelchen-Rußwurm, Alex. Frhr. von 361. 828.
Gold, Alfred 523.
Goldstein, J. 355.
Gollmer 278.
Gorki, Maxim 317.
Gothein, Georg 18. 468. 498. 740.
Gottheiner, Elisabeth 611.
Gottstein, A. 32. 441. 564. 807.
Günther, S. 39. 208. 343. 704. 748.

Hallström, Per 764.
Hansson, Ola 104. 123. 568. 588. 710.
Harnack, Adolf 810.
Haetmann, Ludo M. 103. 821.
Hausee, Otto 108. 270. 444. 554. 619. 782.
H., E. 304.
Heerdegen, E. 303. 496. 560. 592. 624. 640.
Heilborn, Ernst 28. 76. 107. 119. 135. 172. 254. 268. 300. 333. 350. 380. 426. 632. 649. 797. 813.
Heine, Anselm 200. 239. 423. 539. 685.
Herz, H. 219.
Hirschfeld, Georg 814. 830.
H., J. 399.
Höcker, Paul Oskar 45.
Hoffmann, Max 687.
Holdermann, Friedrich 133. 322. 534. 692.
Holm, Erich 42.
Holzner, Eugen 424.
Horch 272.

—i. 676.

J. 304.
Jacobs, Monty 296 506.
Judex 68.
Jürgensohn, Arved 117. 228. 551.

Katzenstein, Louis 560.
Kellner, Leon 416. 713.
Kerr, Alfred 11. 141. 285.
Kirchbach, Wolfgang 824.
Kriegee, Ferdinand 822.
Kronenberg, M. 168. 557.
Kuczynski, R. 147. 485. 500.

Lenzmann, Julius 804.
Leontjewitsch, Arkadij 679. 696. 694.
Levertin, Oscar 589. 606.
Lindt, A. 56. 277.
Lippert, Julius 403. 421.
—l—m—n. 608.
Lothar, Rudolph 220. 350.
Loti, Pierre 701.
Lublinski, S. 490.

—m. 160. 192. 384.
M., A. 432. 784.
Mamroth 841.
Mayne, Harry 488.
Mehring, Sigmar 91. 137. 173. 314. 412. 427. 637. 668.
Meinhardt, Adalbert 26. 222. 586. 792.
Meyer, Alexandee 41. 519. 563. 682. 724.
Meyer, Richaed M. 32. 152. 192. 472. 720.
Meyerfeld, Max 508. 779.
Michaelis, Hugo 309. 584.
Mommsen, Theodor 163.
Moore. George 142. 461.
Morburger, E. 397.
Morgenstern, Christian 751.
M., R. M. 176. 336. 368. 400.
Münz, Sigmund 503. 643.

—n. 16. 288.
—n—n. 816.
Nathan, Paul 74. 210. 248. 350. 562. 578. 626. 642. 658. 818.
Nanmann, Fr. 691. 788.
Niepa, Alexander 455.
Nöldeke, A. 100. 260.
N., P. 352. 420.

Ompteda, Georg Frhr. von 715.
Osborn, Max 458.
Oswald, Eug. 347.

Papageno 522.
Peschcke-Röedt, A. 531.
P., H. 752.
Philippson, M. 84. 408. 615.
Piffin, R. 736. 800.
Platzhoff-Lejeune, Eduard 121. 363. 571.
Poppenberg, Felix 155. 281. 410. 761.
Prager, Max 758.
Preuß, Hugo 659. 676.
Proteus 52. 67. 86. 102. 116. 132. 151. 167. 184. 245. 259. 277. 293. 307. 325. 340. 357. 373. 390. 405. 421. 470. 483.
Prus, Boleslaw 157. 174.

R. 144. 384.
Raff, Helene 428. 673.
Ranschoff, G. 4. 57. 252. 265. 360. 390. 598. 778.
Rohrbach, Paul 773.
Rothenbücher 480.
Rudow, W. 709.
R., W. 735. 768.

S., A. 112.
Salomon, Alice 51. 197. 308. 614. 662.
Salus, Hugo 798.
Samosch, Siegfried 246. 406.
Scandi, O. E. 263. 294. 318. 679.
Schacht, Hjalmar 338. 546.
Schmidt, Wilhelm 77. 447.
Schöne, Hermann 29.
Schrader, Karl 196. 275. 675.
Schumann, Georg 203.
Schwolb, M. 329. 664.
Sembratowycz, Roman 566. 614.
Sewell, Arthur 23. 216. 298. 366. 381.
Sherard, Robert H. 479.
Söderberg, Hjalmar 610.
S., R. 208.
Sperling, Arthur 214. 476. 582.
Springee, Rudolf 262. 549. 743. 791.
S., R. 287.
St., A. 368.
Stamper, Georg 760.
Stengel, E. 395.
Stern, Alfred 311.
Stoeßl, Otto 345.
Soendsen, Ferdinand 75.

Tamassia, Nino 696.
Thiesing, A. 646.

Wedee, Alfred 598.
Weinhausen, Fr. 742. 771.
Weisbach, Wernee 199.
Welti, Heinrich 93. 267. 342. 379. 509. 583.
W., H. 288.
Widmann, J. V. 186. 375.
Wiese, J. 70.
Wildrondl, E. 518.
Wilde, Oscar 798.
Wolfschky, R. 38. 287. 389. 517. 726. 795.

Zohn, Ernst 61.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 1. Berlin, den 4. Oktober 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

UNIVERSITY

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Anträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Zeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *,*.

Der letzte Trumpf im Spiel. Von Theodor Barth.

Graf Alexander Keyserling über den entlassenen Fürsten Bismarck.

Emile Zola. Von G. Ranschhalf.

Angloamerikanische Erziehungsideale. Von Paul von Gizycki.

Nimmt die jüdische Bevölkerung in Deutschland zu? Von W. Bambus.

Coßmann's Aphorismen. Von A. Bettelheim (Wien).

Trianon-Theater: „Die Liebesschaukel". Von Alfred Kerr.

Der Dom zu Erfurt. Von Karl Emil Franzos.

Bücherbesprechungen:

Wilhelm Bode: Florentiner Bildhauer der Renaissance. Bespr. von M. J. F.

Walther Rathenau: Impressionen. Bespr. von —n.

Who's Who in America. Von Professor E. P. Evans (München).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Botha, Dewet, Delarey werden nach Berlin kommen. Das scheint jetzt festzustehen, und es wird ferner berichtet, daß die Buren-Generäle den Wunsch hegen, dem deutschen Kaiser in einer Audienz vorgestellt zu werden. Die Ankündigung, daß eine solche Audienz stattfinden könnte, hat in England außerordentlich verstimmt. Einzelne englische Zeitungen haben sich sogar dazu hinreißen lassen, zu behaupten, daß ein solcher Empfang der Generäle durch den Kaiser einer Provokation Englands gleichkomme.

Eines ist zweifellos; in dieser Behauptung liegt eine starke und unziemliche Uebertreibung; von der Absicht einer Provokation kann gar keine Rede sein.

Die Thatsachen sind diese. Es scheint, daß der Kaiser die Ansicht hegt, es liege kein Grund vor, drei hervorragenden Soldaten, die heute englische Unterthanen sind, eine Audienz zu versagen, wenn sie um diese bitten. Die Audienz würde alsdann wohl in der Weise stattzufinden haben, daß der englische Botschafter die drei Generäle bei dem Kaiser einführt. Das ist übliches Ceremoniell. Wenn man in England ein solches Ereigniß zu mißdeuten geneigt ist, so liegt hierin eine politische Nervosität, die sich in der englischen Presse leider mehr und mehr bemerkbar macht, und die die internationalen Beziehungen zu England mehr und mehr in ungünstiger Weise zu beeinflussen droht. Wir bedauern diese Entwicklung.

Eine ganz andere Frage ist es, ob die Burengenerale klug gethan haben, eine solche Audienz nachzusuchen. Natürlich wird man nicht die Generäle, die den europäischen Verhältnissen ganz fern und fremd gegenüberstehen, für diese Schritte verantwortlich machen, wohl aber ihre Berather; auch ihre deutschen Berather.

Das Ziel der Generäle muß es sein, ihren Volksgenossen alle jene Hilfe zu bringen, die sie heute als Unterthanen Englands zu bringen vermögen. Ein solches Bestreben ist legitim, und die gesittete Welt würde gewiß in jenen Grenzen zu helfen bereit sein, die die internationale Loyalität gegenüber England gestattet. Wir untersuchen heute nicht mehr die Ursachen des Unglücks in Südafrika; wir kennen den Umfang des Elends; das genügt uns, und ob das Elend nun durch einen Krieg, oder durch eine elementare Katastrophe unlenkbarer Naturmächte hereingebrochen ist, wir wollen nach unsern Kräften helfen, helfen in gleichem Geiste, wie wir auch für Martinique unsere Unterstützung beigesteuert haben. Das ist ohne jeglichen Hintergedanken der prinzipielle Standpunkt in Deutschland.

Allein man darf nicht übersehen, daß diese prinzipielle Stellungnahme, so unanfechtbar sie ist, nur dann in der Wirklichkeit die Probe bestehen wird, wenn Taktlosigkeiten vermieden werden. Ereignisse, wie sie in Südafrika sich abgespielt haben, lassen naturgemäß Argwohn und Reizbarkeit zurück. Wir zweifeln zwar nicht an der Aufrichtigkeit der loyalen, friedlichen Erklärungen der Burengenerale; aber es läßt sich begreifen, daß man von England aus jeden Schritt dieser englischen Unterthanen, die soeben noch so furchtbare Gegner gewesen sind, mit Mißtrauen verfolgt, und wie ungerechtfertigt dieses Mißtrauen auch ist, es gehörte nicht viel Scharfblick dazu, um vorauszusehen, daß ein Besuch der Burengenerale bei dem deutschen Kaiser zu Mißdeutungen Anlaß, vielleicht auch Vorwand bieten würde.

Die Burengenerale befinden sich in einer zu exponirten Stellung, als daß sie irgend einen auffälligen Schritt thun dürften, ohne sich über die Folgen völlig klar zu sein. Was wollen sie beim deutschen Kaiser? Kein zurechnungsfähiger Mensch denkt daran, daß sie von Deutschland politische Hilfe erwarten können; die Generäle selbst natürlich ebensowenig. Eine solche Audienz wird auch die finanziellen Erfolge für die Buren nicht im geringsten steigern. Was dann? Es mag Elemente in der Umgebung der Buren geben, die die Audienz zu einer leeren Demonstration gegen England mißbrauchen möchten; solche intriguanten Machinationen müssen wir uns sehr ernst-

Digitized by Google

lich verbitten, und die Buren sollten es auch thun; denn sie werden es sein, die schließlich die Zeche zu zahlen haben; darauf müssen gerade die Freunde der Buren nachdrücklich hinweisen. Die eigentlich treibende Kraft wird aber auch in diesem Falle wohl das Sensationsbedürfniß, die Lust an einer politischen Bethätigung sein, die stärker als sentimentalen Regungen und von theatralischen Bedürfnissen als von Erwägungen gesunder Nützlichkeit durchsetzt ist. Die Männer, für die man Jahr und Tag sich begeistert hat, sollen nunmehr auch im Triumph zum deutschen Kaiser geleitet werden.

Was wird für die gefeierten Buren und für Deutschland bei dieser neuesten politischen Theatervorstellung herauskommen? Mißverständnisse in England, die Deutschland schließlich ertragen kann, neben so manchen anderen Mißverständnissen, denen unsere Haltung in letzter Zeit ausgesetzt war. Aber diese englische Mißstimmung kann sich zugleich in sehr reale Nachtheile für die Buren umsetzen. Mit unklaren Gefühlswallungen lindert man nicht die südafrikanische Noth, aber vielleicht erhöht man die schwierige Lage der Buren.

Es wäre dringend zu wünschen, daß die Burengenerale Berather fänden, die nicht Phantasten, sondern sachkundige Realpolitiker sind. Die tapferen Männer aus Südafrika sind zu gut, um in die Hände eines politischen Unternehmerthums zu fallen, das aus reinem Unverstand oder aus berechneter Sensationslust diese Heldengestalten sich abnutzen läßt.

In Hamburg hat der Parteitag der Freisinnigen Volkspartei stattgefunden. Die Volkspartei ist mit dem Verlaufe der Veranstaltung zufrieden, und das ist die Hauptsache. Politisch markante Ereignisse haben sich dort nicht abgespielt. Im Rahmen der bekannten Politik der Volkspartei sind eine Reihe guter und eindringlicher Reden gehalten und eine Anzahl Resolutionen gefaßt worden.

Der Oberpräsident von Westpreußen, der frühere Kultusminister von Goßler ist gestorben. Er hatte die tüchtigen Eigenschaften des preußischen Verwaltungsbeamten.

Stadtrath Gustav Kauffmann ist einem schweren, schleichenden Leiden erlegen. Sein Name ist in letzter Zeit häufig genannt worden, als die Regierung ihm die Bestätigung als Bürgermeister von Berlin versagte. Kauffmann hat dem Freisinn auch im Parlament Jahrzehnte hindurch mit treuer Hingabe gedient.

Jaurès, der Führer der Sozialdemokraten in der französischen Kammer, hat eine Kampagne gegen den Chauvinismus eröffnet. Er hat seine Landsleute vor die Frage gestellt: Wollt ihr die Revanche? Und er hat geantwortet: Die Masse des französischen Volkes will das nicht, auch jene wollen es im tiefsten Herzensgrunde nicht, die nach der Revanche bei feierlichen Anlässen zu schreien pflegen. Natürlich hat der ganze Chor der patriotischen Deklamatoren sogleich Jaurès einen Verräther, einen Agenten des Auslandes und einen Lügner genannt. Das war vorauszusehen. Niemand tritt ungestraft dem entgegen, was zur Zeit als Wohlanständigkeit gilt, wie innerlich unwohr diese Wohlanständigkeit auch sein mag und ganz gleichgültig, ob der Gegensatz sich auf politischem oder auf sozialem oder auf dichterischem Gebiet abspielt; auch der todte Zola hat das erlebt.

Jaurès ist einer jener kühnen Charaktere, die den Muth haben, der trägen Masse entgegenzutreten mit neuen Ideen. Es muß beachtet werden, daß es ein Sozialdemokrat in Frankreich ist, der es unternimmt, zuerst mit dem ungesunden chauvinistischen Vorurtheile rücksichtslos aufzuräumen. Hier ist ein erreichbares Ziel aufgesteckt; das Streben in dieser Richtung hat nichts Utopisches. Mit der Versöhnung internationaler Gegensätze würde der Kultur ein gewaltiger Dienst erwiesen werden.

* * *

Der letzte Trumpf im Spiel.

Der Zolltarifentwurf der Regierung ist todt, es leben die Handelsverträge! — so lautet heute das Feldgeschrei eines nicht geringen Theils der freihändlerischen Presse Deutschlands. Ich glaube, es ist angezeigt, sich rechtzeitig klarzumachen, wie weit sich unter den gegenwärtigen parlamentarischen Verhältnissen mit diesem Feldgeschrei kommen läßt.

Man legt dem Reichskanzler die Absicht unter, noch dem Scheitern des Zolltarifentwurfs mit Rußland und mit Oesterreich-Ungarn einen neuen Handelsvertrag zum Abschluß zu bringen, der speziell die Getreidezollsätze des gescheiterten Zolltarifentwurfs oder wenigstens die unseres jetzigen Generalzolltarifs enthalten soll und im übrigen nur eine verkürzte und verschlechterte Auflage der gegenwärtig bestehenden Handelsverträge darstellen würde. Diese Handelsverträge würden zwar nicht annähernd den Werth der unter dem Grafen Caprivi abgeschlossenen Verträge besitzen, aber dadurch, daß sie abermals für zehn bis zwölf Jahre leidlich stabile Zollverhältnisse schüfen, speziell der Industrie annehmbar erscheinen. Man nimmt an, daß der Reichskanzler einen solchen Plan unter der Voraussetzung verfolge, daß für eine solche Lösung die gesammte Linke und von der Rechten so viele Mitglieder des Reichstages zu gewinnen seien, um derartigen Verträgen eine Mehrheit im Reichsparlament zu verschaffen.

Ich glaube, daß eine solche Rechnung nicht stimmt. Selbst wenn es gelingen sollte, derartige Handelsverträge zwischen der deutschen Regierung und den Regierungen von Rußland und Oesterreich-Ungarn zu vereinbaren, so würde es höchst unwahrscheinlich sein, daß sich dann dafür eine Mehrheit im Reichstage fände. So lange die bestehenden Handelsverträge nicht gekündigt sind, stände für die freihändlerische Linke die Sache so, daß sie sich zu entscheiden hätte zwischen dem unvergleich günstigeren Zustande, wie er beim unveränderten Bestehen der gegenwärtigen Handelsverträge fortdauern würde, freilich unter der beständigen Gefahr eines Aufhörens dieses Zustandes nach Ablauf einer zwölfmonatigen Kündigungsfrist, und Handelsverträgen, die wesentlich schlechter sein würden als die bestehenden und nur die Sicherheit einer zehn- oder zwölfjährigen Dauer böten. Unter solchen Umständen für die neuen Handelsverträge einzutreten, hätte für die Linke nichts Verführerisches, während es andererseits kaum wahrscheinlich ist, daß die agrarische Rechte und der rabiate Theil des agrarischen Centrums für Handelsverträge zu haben wären, deren Zollsätze noch hinter ihren jetzt aufgestellten Mindestforderungen zurückblieben.

Nun könnte man sich ja allerdings denken, daß die Reichsregierung leichtsinnig genug sein werde, sobald sie einen neuen Handelsvertrag mit Rußland und Oesterreich-Ungarn vereinbart habe, sofort auch die alten Verträge zu kündigen, um auf diese Weise die freihändlerische Linke in eine Art Zwangslage zu versetzen. Würde nämlich die Kündigung erfolgt sein, so stünde nur noch die Wahl zwischen der Annahme der neuen Verträge und dem Eintreten eines vertragslosen Zustandes, in dem dann die Sätze des Generaltarifs, speziell für Brotgetreide, die Sätze von 50 Mark pro Tonne, in Kraft zu treten hätten. Blieben die neuen Verträge dann hinter der Grenze der Zollsätze des autonomen Tarifs auch nur in einigen Positionen zurück, so meint man, würden sich die Freihändler dann begnügen, für die neuen Handelsverträge als das geringere Uebel einzutreten. Das klingt leidlich plausibel; nur ist dabei nicht bedacht, daß nicht die Handelsverträge, sondern die Frage der künstlichen Lebensmittelvertheuerung durch erhöhte agrarische Zölle den Mittelpunkt des ganzen zollpolitischen Streites bildet, und daß es der großen Masse der Bevölkerung nicht beizubringen wäre, daß man in der Form von Handelsverträgen für eine Er-

Digitized by Google

höhung der Brotgetreidezölle von 35 Mark auf 50 Mark für die Tonne stimmen könne, während man seit Jahr und Tag eine solche Erhöhung als ein schändliches Unrecht an den Lebensinteressen der arbeitenden Bevölkerung bezeichnet hat.

Dies Argument wird vermuthlich die ganze freihändlerische Linke, sicherlich aber die Sozialdemokratie, veranlassen, bis zum letzten Mann gegen jeden Handelsvertrag zu stimmen, der eine Steigerung der Lebensmittelzölle über die in den jetzt herrschenden Handelsverträgen festgestellte Grenze vorsieht. Auf der anderen Seite würde die agrarische Rechte nach erfolgter Kündigung der Handelsverträge erst recht keinen Anlaß haben, für neue Handelsverträge zu stimmen, die ihren agrarischen Forderungen nicht mehr bieten als das, was sie durch Wiedereinführung des Generaltarifs bei Ablehnung der neuen Handelsverträge sowieso erreicht. Die Annahme der gedachten neuen Handelsverträge im Reichstage ist deshalb meines Erachtens auch dann ausgeschlossen, wenn die Regierung die Kündigung der alten Handelsverträge mit der Vorlegung der neuen verbinden würde.

Es gibt für die Reichsregierung darnach nur noch eine einzige Möglichkeit, sich vor einer unerhörten Blamage zu bewahren, das ist die einfache Verlängerung der bestehenden Handelsverträge auf eine Reihe von Jahren im Wege neuer Verträge. Diese neuen Verträge könnten in einem einzigen Paragraphen bestehen, der nur die Zeit der Verlängerung zu enthalten brauchte. Auf weniger als fünf Jahre dürfte die Verlängerungsfrist nicht bemessen sein, wenn sie für die wirthschaftliche Arbeit der Völker die Bedeutung einer gewissen Stabilität der Zollverhältnisse gewinnen soll. Daß es für die Reichsregierung leichter wäre, mit unseren Nachbarstaaten sich über die Fortsetzung der bestehenden Vertragsverhältnisse zu einigen, als neue Verträge abzuschließen, leuchtet ohne Weiteres ein. Aber auch dem Parlament gegenüber hätte die Reichsregierung viel mehr Aussicht, mit einem Vertrage durchzudringen, der auf fünf bis sechs Jahre den bestehenden Vertragszustand verlängert, als neue Handelsverträge durchzusetzen. Das Bestehende zu konserviren ist immer leichter, als etwas Neues durchzuführen.

Außerdem unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß für eine vertragsmäßige Verlängerung der gegenwärtigen Handelsverträge die gesammte Linke mit Einschluß der Sozialdemokratie eintreten würde. Aber auch die schutzzöllnerische Großindustrie, die von dem Centralverband deutscher Industrieller geführt wird, würde mit einer solchen Lösung sich gut und gern abfinden, und das würde die parlamentarische Folge haben, daß die Nationalliberalen mindestens zu vier Fünfteln ebenfalls für den bloßen Verlängerungsvertrag eintreten. Es würde sich dann nur noch um etwa fünfzig Stimmen handeln, die aus den Reihen der Rechten, des Centrums und der kleinen Fraktionen herauszuholen wären. Ich glaube, daß sich, sobald die Regierung keinen Zweifel darüber läßt, daß sie die Verwerfung eines solchen Verlängerungsvertrages mit der sofortigen Auflösung des Reichstages beantworten würde, diese fünfzig Stimmen einfinden. Da der Verlängerungsvertrag den Charakter einer provisorischen Maßregel trüge, der die letzte Entscheidung über den gegenwärtigen Zollstreit nur vertagt, so können selbst Agrarier, die sich auf eine Erhöhung der Agrarzölle verbissen haben, doch für ein derartiges Provisorium stimmen, sobald es feststeht, daß sie zur Zeit keine Aussicht haben, mit ihren weitergehenden Forderungen durchzudringen. Sollte sich aber die Mehrheit für den Verlängerungsvertrag in diesem Reichstage wider Erwarten nicht finden, so werden selbst die eingefleischtesten Agrarier nicht darüber im Zweifel sein, daß die Ratifikation eines solchen Vertrages von dem kommenden Reichstage nicht verweigert werden würde, wenn der nächste Wahlkampf sich um diese Frage dreht. Für die Linke wäre damit die denkbar beste Wahlparole gegeben, und sie würde ganz sicherlich wesentlich gestärkt in den neuen Reichstag einziehen.

Möglicherweise ist es aber gerade diese Aussicht, welche die gegenwärtige Reichsregierung zögern läßt, den letzten Trumpf, der noch im Spiel ist, auf den Tisch zu legen. Die Angst vor dem Erstarken des Einflusses der Linken wird vielleicht die Reichsregierung davon abhalten, einen so konservativen Schritt zu thun, wie es die Verlängerung des bestehenden Handelsvertragszustandes wäre. Aber sie wird sich sagen müssen, daß jetzt, nachdem das klägliche Scheitern des Zolltarifentwurfs so gut wie sicher ist, ihr ganzes Prestige auf dem Spiele steht. Das Schiff, auf das sie sich mit ihrem unglückseligen Zolltarifentwurf begeben hat, ist völlig leck. Es fragt sich, ob sie bei dem unabweisbaren Schiffbruch auf jede Führung bei den Rettungsarbeiten verzichten und sich damit den Ruf vollendeter Unfähigkeit für alle Zeiten sichern, oder ob sie endlich daran gehen will, die Rettungsböte klar zu machen, um die wichtigsten Interessen des Landes in ihnen zu bergen.

Theodor Barth.

Graf Alexander Keyserling über den entlassenen Fürsten Bismarck.

In allernächster Zeit erscheint „Ein Lebensbild“ des Grafen Alexander Keyserling, aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter, der Freifrau Helene von Taube von der Issen.*) Das zweibändige Werk enthält interessante Mittheilungen in großer Anzahl, und es vermittelt die Bekanntschaft mit einer sympathischen, abgeschlossenen, bedeutenden Persönlichkeit.

Graf Keyserling war ein Studienfreund des späteren ersten Kanzlers des deutschen Reiches. Bis zum Jahre 1833 reichten die Beziehungen zwischen beiden Männern zurück; sie rissen nie ganz ab. Im Jahre 1871 dachte Bismarck sogar einmal daran, seinen Jugendfreund zum preußischen Kultusminister zu machen. Ob sehr ernst? Es wurde nichts aus diesem Plane. Keyserling blieb seiner Heimath, den russischen Ostseeprovinzen, erhalten.

Er war Zoologe, Botaniker, Geologe von Bedeutung; er leitete das Bildungswesen der Ostseeprovinzen als Kurator der Universität Dorpat; er entwickelte politische und staatsmännische Fähigkeiten, und er war insbesondere ein Mann, der allen Kulturinteressen, der allen ernsten Fragen der Zeit eine rege Aufmerksamkeit entgegenbrachte, und wenn man seinem Urtheil auch häufiger nicht zustimmen kann, wenn man es auch falsch findet, so muß man anerkennen, wie unabhängig und sachlich er seinen Standpunkt zu wählen sich bemühte, selbst seinem großen Freunde, dem Fürsten Bismarck gegenüber.

Hier soll nur auf die vor allem psychologisch interessanten Aufzeichnungen hingewiesen werden, die das Keyserling'sche Tagebuch und seine Briefe über die Zeit unmittelbar nach dem Sturze des Fürsten Bismarck enthalten:

„Bismarck hat mir durch die Baronin Bertha Pilnar sagen lassen, ich sollte ihn doch jetzt in Friedrichsruh besuchen. Es ist traurig. Seine Verabschiedung ist so ganz unbemerkt von ihm vorbereitet gewesen. Wohl trägt er seinen Sturz mit Würde, empfindet ihn aber als ein Begräbniß bei lebendigem Leibe. ‚Wenn man sich so vollständig noch leistungsfähig fühlt, dann aus dem Dienst zu kommen ist schwer.‘ — So ungefähr hat er gesagt.“

Auf eine Anfrage, ob Keyserling in Friedrichsruh willkommen sei, erfolgte die telegraphische Antwort: „Erfreut und dankbar“.

*) Verlag von Georg Reimer, Berlin.

Digitized by Google

Am 22. März 1890 traf Keyserling bei Bismarck ein. Und nun einiges aus den Aufzeichnungen jener Tage:

„Thatsache bleibt es, daß der Fürst und Graf Herbert länger im Banne des kaiserlichen Zaubers geleht haben als die brave Fürstin. Hinzpeter ist ein zu Mißdeutungen aller Aeußerungen des Fürsten über den Kaiser geneigter Hausgelehrter. Niemand hat eigentlich beschwichtigend gewirkt.

Hätte Kaiser Wilhelm ihm gesagt: „Ich kann nicht mehr unter fremder Leitung regieren, ich ertrüge es nicht, für einen Schattenkaiser angesehen zu werden, oder mich selbst dafür zu halten, — dann, meint Graf Herbert, hätte es ausklingen können wie mit Moltke oder ähnlich. . . . Graf Herbert ist bei dem berüchtigten Frühgespräch über Windthorst nicht zugegen gewesen; — Bismarck war avisirt und erwartete den Kaiser. Bei Graf Herbert stieg der Kaiser, wie so häufig, ab; es erwies sich, daß der Kaiser die Ordre, durch die er sich bei Bismarck anmeldete, Tags zuvor gegeben hatte, aber spät, und dann wurden der Regel nach die Bestellungen erst am folgenden Tage ausgerichtet. Als das Gespräch in der Amtswohnung angeknüpft war, entfernte sich Graf Herbert. Beim Wegfahren war der Gesichtsausdruck der Majestät verdüstert, doch gab es für Herbert ein freundliches Zuwinken. On se sent joué — und das gibt Verbitterung bei Bismarck's . . .

Merkwürdig, daß Bötticher bereits am 18. Januar dem Grafen Herbert gegenüber äußerte: ‚Der Kaiser hält an niemand, leider auch nicht mehr an dem Kanzler.' In der Ministersitzung vom 9. Februar theilt Bismarck mit, daß er ein Abschiedsgesuch von seinen preußischen Staatsämtern einreichen und nur Reichskanzler und nur Minister des Aeußern bleiben will. — In einem späteren Immediatvortrag ändert Bismarck diese Erklärung. Er erklärt dem Kaiser, nach erneuter Prüfung vermöge er nur entweder ganz zu bleiben oder gar nicht. Das Datum dieses Vortrages fehlt.

Da sagte der Kaiser: ‚Also alles bleibt einstweilen beim alten.' Dabei war sein Gesichtsausdruck etwas mißvergnügt! Diese Aeußerung kann einen bitteren Kern enthalten haben, die Bismarck nicht verstanden hat. Bismarck hielt diese Aeußerung für definitive Zustimmung . . .

Bei dem Immediatvortrag am 25. Februar bespricht Bismarck, wie man im Falle des Kanzlitzes den Reichstag immer wieder auflösen und neu wählen lassen könnte, und bei dieser Gelegenheit bekennt sich der Kaiser zu dem Motto: No surrender. Bismarck verstand, daß er sich zu diesem Verfahren den darliegenden Reichstag engagirt habe — doch könnte es sein, daß der Kaiser die Maxime billigte, ohne ihre Anwendung zur Zeit für nöthig zu erachten . .

Die in verschiedenen Zeitungen, doch wahrscheinlich von Friedrichsruh her ausgehende Vertheidigung der Bismarck'schen Auslassungen den Zeitungsreportern gegenüber, ist nicht ungeschickt; aber führt nicht hinaus über das bloße Recht dazu. Die Berechtigung Bismarck's zu freier Rede ist unzweifelhaft; ihre Opportunität ist aber nicht anzuerkennen, so lange die Frage nach Ziel und Ziel unbeantwortet bleibt . . .

Mir hat das Treiben Bismarck's jetzt in politischen Dingen wegen einer gewissen Planlosigkeit einen chaotischen Eindruck gemacht. Ich sah nicht das Ziel, an dem er für dieses Treiben Ruhe hätte hoffen können . . .

Mir kam es vor, als würde der Fürst von gewissen Seiten doch zu vergeblicher Thätigkeit aufgehetzt, vielleicht aus persönlichen Absichten. Vergeblich ist die politische Thätigkeit ohne Macht hinter sich — ohne Hoffnung vor sich.

Bismarck ist der „Beschäftigung, die nie ermattet", beraubt worden und zur Nichtsthuerei verurtheilt worden, die er kaum zu ertragen vermag. Seine Religiosität scheint mir eine naturgemäße Ebbe und Fluth durchgemacht zu haben. Als Student skeptisch bis zum Extrem, dann in der Liebe (zum Weibe) dem Naturtrieb (ohne große Skrupel) folgend, muß er darin sehr ernste und schmerzliche Erfahrungen vor der Ehe gemacht haben. Die Liebe machte ihn gläubig, er bedurfte des religiösen Hintergrundes, um mit seinen stürmischen Gefühlen zurechtzukommen. Mit dem Alter schliefen die erotischen Triebe und vielleicht auch die Aspirationen zu einem menschlich fühlenden Gatte. Der tiefe Zusammenhang zwischen Liebe und Religion wird dadurch erläutert."

Die Herausgeberin fügt hinzu:

„Als mein Vater seinen großen Freund damals wieder sah, gingen noch die Wellen zu hoch, und die Verbitterung mochte sanftere Empfindungen im Augenblick zurückdrängen. Deshalb griff der Fürst gern auf Schiller's „Räuber" zurück, wo er seine augenblicklichen Empfindungen in drastischen Worten wiedergegeben fand. Als mein Vater ihm einmal sagte, es sei jetzt seine Aufgabe, trotz des Schweren, das ihn betroffen, eine harmonische Persönlichkeit darzustellen, erwiderte der Fürst in seiner lebhaften Weise: „Wozu soll ich harmonisch sein?"

Und zum Schluß noch eine Bemerkung von Keyserling über Bismarck.

„Kein unbedeutender Autor hat die Rezensionen so gleichmüthig angehört, als der Begründer der deutschen Einheit seine Tadler; aber nicht, weil er sie verachtet, sondern weil er gar nicht empfindet, daß man vor ihm Ehrerbietung empfinden muß, da er nur ein Mensch ist. Kaum die! Das ist ihm die gegenseitige Anbetung unter den Menschen. Lieben, ja, das kann er, mit ganzer Seele, — aber verehren — nein! —"

Und hassen konnte er auch. Das Wort ist unvergeßlich: „Ich habe wieder die ganze Nacht gehaßt."

Emile Zola.

Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit getadelt.

Er war ein Wahrheitssucher, leidenschaftlich und rücksichtslos, ein Eiferer, der mit seiner ungestümen Art die Welt, welche er für sich gewinnen wollte, meist abstieß. Zola's Namen hat lange Zeit den unverhohlensten Abscheu und Widerwillen erregt. Man warf ihm vor, daß er nur den gemeinsten Regungen schmeichle und sich aus übler Berechnung an die Kehrseite der Erscheinungen halte. Aber es zeigte sich, daß dem nicht so war. Der Tag kam, der unvergessen bleiben wird, da er aufstand und den Beweis dafür erbrachte, daß es ihm um die Wahrheit, und um nichts anderes zu thun sei. Wie sein Held im Roman „Travail", sah er sich verkannt, verlästert, verfolgt, doch er blieb standhaft, weil er sich im Rechten fühlte. Die gebildete Menschheit, soweit sie nicht durch Parteigeist verblödet war, hat huldigend damals gestehen müssen, daß dieser Mann von reinen Impulsen und hohen Zielen getragen sei. Ob man sein Werk gelten lassen wollte oder nicht — seinen Charakter und seine Ueberzeugungstreue mußte man anerkennen.

Und noch etwas kam hinzu, das, beinahe in derselben Zeit, die Meinung der Welt berichtigen konnte. Zola trat damals in eine neue Phase seiner dichterischen Thätigkeit ein. Wenn er zunächst darauf ausgegangen war, die Zustände der Wirklichkeit abzuschildern, so eilte nunmehr sein programmatischer Geist den Verheißungen einer glücklicheren Zukunft entgegen. Nach dem Ist-Roman — man erlaube den Ausdruck — begann der Soll Roman; nach dem Elend der Gegenwart, das kraß auf uns eindringt, das schwelgerische, das nach zu schaffende Wohlergehen fernerer Tage. Erst das Pamphlet, das Verdikt über die bestehende Ordnung, dann die ideale, utopistische Umgestaltung. Eines stimmte zum anderen oder verhielt sich wie die Prämisse zur Folgerung. Und mit einem Schlage war uns die ganze Denkart des Dichters klarer. Man sah jetzt tiefer, vollständiger in sein Empfindungsleben. Nein, das war kein Mann, der den Schmutz um des Schmutzes willen suchte, sondern einer, der ehrlichen Ekel verspürte. Ihm stieg der Dunst der Zersetzung, der Fäulniß und der Verwesung in die Nase, daß er meinte, diese Welt müsse dem Untergange verfallen sein. Und nun denunzirte er sie, schrieb ihr sozusagen ein Blatt nach dem anderen vom Leibe ab, von der Häßlichkeit, Selbstsucht, Ungerechtigkeit, von all den enormen Lastern, die sie gewähren ließ oder züchtete. Ja, ob sie auch weiterlebte in einem frechen, sinnlosen Prassen, sie trieb doch unaufhaltsam einem sozialen Umschwung entgegen. Wann er eintreten würde — wer weiß es, und was verschlägt es, wenn noch Jahre vergehen? Aber auf den Trümmern des Heute würde das schönere Morgen entstehen, und immer herrlicher würde die Menschheit sich entwickeln.

Digitized by Google

Es lag System und Folge in diesem Hassen und Lieben: der Radikalismus ideologischen Ueberschwangs. Wieder stand einer da, welcher der Zeit den Fehdehandschuh hinwarf, weil sie ihm und seinem Ideal „nicht reif" sei. Nur daß der Flug sich dieses Mal nicht in die Höhen geistiger Betrachtungen erhob, sondern hart am Boden streifte. Es waren Forderungen der gemeinen Nothdurft, der armseligsten Fürsorge für Körper und Leib, die hier erhoben wurden: daß der Arbeiter nicht mehr an seiner Arbeit zu Grunde gehen, nicht der eine darben und der andere verschwenden sollte; daß der junge Mann aus dem Volke nicht chair à canon werden, das Mädchen nicht als chair à prostitution herholten sollte; daß es nicht mehr Arme und Reiche gäbe. Und alles das ward hinausgeschrieen mit jener Einseitigkeit und Erbitterung, die in der Aera unvermittelter Klassengegensätze und Klassenkämpfe herrscht. Es war der vierte Stand, der heraufdrängte, der breiteren, gerechteren Antheil am Leben begehrte. Emile Zola der Plebejer sprach. Und die er anklagte, war die regierende Bourgeoisie. — Vielleicht würde sie ihm erwidern, daß die Plebs nicht den Anspruch machen könne, das gebildete Bürgerthum nach ihren rohen Instinkten zu vergewaltigen. Dann aber würde die Schaar der Enterbten den Besitzenden ein Schlagwort entgegenwerfen, mit dem diese selbst einst vor hundert Jahren sich entschuldigt hatten: wenn wir nicht besser sind, als wir sind, liegt der Fehler an denen, die uns so haben werden lassen. Und auf dieser ihrer Anklage würden sie immer beharren. Sie sehen die Welt nur aus dem Gesichtspunkt ihrer sozialen Forderungen an.

Das muß man festhalten, wenn man verstehen will, wie Zola ohne eine äußerliche Absicht, ganz aus innerer Nothwendigkeit dazu kam, die Farben immer zum grellsten aufzutragen. Er war ein extremer Geist und, was damit zusammenhängt, ein Mann von extremem Geschmack. Es strebte bei ihm alles leicht ins Gewaltsame aus. Daher die Rohheit seiner Schilderungen, die durchaus dem widersprach, was unsere konventionell gemäßigte Welt gewöhnt war; das Brutale, das auf einen anderen Bildungsgrad zu verweisen schien. Daher auch der zügellose, romantisirende Lyrismus, der überall durchbrach und ihm manche seiner herrlichsten Seiten diktirt hat. Er wählte Bilder, die ein bedächtigerer Kopf nicht gebraucht haben würde, aber der Sohn des Volkes durfte sie gebrauchen, weil er sie so empfunden hatte. Er setzte sich, wo er hörte, ahnte, schaute in persönlich wirkende Kräfte um, in etwas, das ihm feindlich oder freundlich gegenüberstand. Es ging ihm, wie seinesgleichen, die nicht in Aktion treten können, ohne daß ihre Phantasie sich entflammt, die Wirklichkeit hinter sich lassend.

Doch Zola glaubte im Gegentheil, die Wirklichkeit in ihrem tiefsten Wesen, in ihren Gesetzen, ergründen zu können. Er war nicht umsonst in jenem Zeitalter geboren, da die exakten Wissenschaften ihre größten Triumphe feierten. Als er die Rougon-Macquart schrieb, wollte er die Naturgeschichte einer Familie entwerfen, den Einfluß der Vererbung darthun und „den Faden finden, der mathematisch von einem Menschen zum andern führt". Er wollte das Geheimniß der inneren Zusammenhänge unter modifizirenden äußeren Umständen dichterisch und zugleich wissenschaftlich ergründen. Muß man es erst sagen, daß dieser Versuch mißlungen ist? Die poetisch freie Schöpfung kann nun einmal keine beweisende Demonstration sein, denn sie ist nur ein Ausdruck dafür, wie sich die Welt, mehr oder minder subjektivisch, in einem Hirne spiegelt. Sie zieht ihren Werth aus dem Grade persönlicher Kraft. Und so blickt uns als Einheit, die alles bindet, aus den Rougon-Macquart nur das sorgenschwere, bedrückte Gesicht des Autors entgegen. An das wissenschaftliche Programm denken wir gar nicht.

Der Künstler, insofern Kunst eine feine, intime Kultur bedeutet, kam bei ihm erst in zweiter Reihe. Er war kein Schilderer individueller Charaktere; ihm fehlte alles, was das müde, abwärts gehende Jahrhundert an köstlicher Fertigkeit ausgebildet hatte, um, wie mit dem Pastellstift, ein Lächeln, ein Schmollen, eine flüchtige Regung, kurz ein verworrenes Einzelschicksal in seinen mancherlei Wandlungen glaubhaft zu malen. Er hielt sich immer an die größeren Umrisse. Seine Personen sind Leute aus der Menge, ein Theil der Menge selbst, Aspirationen, welche treiben und ausdegehren. Ob sie Gervaise oder Nana, Etienne oder Pierre heißen, sie verkörpern gewisse Seiten und Züge in der Physiognomie des Volkes. Und gerade in der Darstellung der Massenpsychologie ist Zola unerreicht. Niemand hat das Bewußtsein, die Gefühle, die Instinkte der breiten Allgemeinheit so zu veranschaulichen gewußt, wie er. Und darum wäre es Unrecht, zu sagen, daß er nur mit minutiöser Eindringlichkeit die äußere Natur kopirt habe. Er gab mehr, den Dunst der Atmosphäre, in dem die Menschen athmen; man schluckt die Staubluft mit ein, die sich auf alles legt; man versteht den inneren Menschen eben aus den äußeren Bedingungen. Man versteht und sieht das ganze soziale Milieu; man lernt das Schicksal weiter Schichten kennen. Wir spüren die Masse, die namenlose, wie sie als Element brandet und anschlägt, wie sie ihre riesigen, drohenden, dumpfen Kräfte regt. O, das ist die Gewalt, die alles trägt und schafft, aus der es aufkeimt und immer sich erneut, die alles niederreißen wird, wenn sie erst unwillig sich auf sich selbst besinnt. Niemand hat ihr so mit dem Herzen gehuldigt, wie Zola.

Er hat in sich die hochsinnigen Wünsche und die gefährlichen Thorheiten einer Epoche genährt. Die Geschichte wird ihn, und gerade ihn mehr als andere, nach wechselnden Erwägungen wechselnd beurtheilen. Doch so viel steht fest, daß sie niemals schweigend an ihm vorbeigehen wird; und obgleich das meiste von dem, was seine fleißige Hand geschrieben, wohl bald in Vergessenheit ruht, wird doch einiges, über Gefallen und Mißfallen hinweg, klassisch bleiben, weil es in seiner Art nicht überboten werden kann.

Und immer wird die Litteraturgeschichte mit seinen Fehlern und Tugen ihn zu den Großen rechnen. Mit ihm schließt die stolzeste Periode der französischen Prosadichtung. „Wir waren vier Riesen", so hat er selbst gesprochen, als er vor Jahren an Alphonse Daudet's Grabe stand. Er meinte Flaubert, Edmond de Goncourt, den todten Freund und sich selbst. Nun, das Anrecht aufs Riesenhafte soll ihm nicht bestritten werden. Es war etwas Titanisches an ihm, insofern ihm wilde, ungeläuterte Kraft zu eigen war.

G. Ranschhoff.

Angloamerikanische Erziehungsideale.

(Schluß.)

Fortschritt und Selbsterziehung.

Eine der Grundüberzeugungen, die in den Lesestücken und populären wissenschaftlichen Abhandlungen immer wieder zum Ausdruck gelangen, ist der Glaube an den Fortschritt des Menschengeschlechts. Dabei wird der materielle von dem sittlichen Fortschritt nicht geschieden. Die Verbesserung der äußeren Lage der Menschen geht mit dem Siege der sittlichen und religiösen Kultur Hand in Hand. Wer den Urwald ausrodet und werthvolle Erze aus der Tiefe ans Tageslicht fördert, wer die Jugend unterrichtet und den Lauf der Gestirne berechnet, wer von der Kanzel oder der Plattform für soziale Reformen kämpft — alle arbeiten gemeinschaftlich an dem großen Werke, das die Gottheit dem Menschengeschlecht fortzuführen gegeben hat, sie alle erfüllen den Willen ihres Vaters im Himmel. Die angloamerikanische Religiosität hat einen wesentlich praktischen Grund-

Digitized by Google

ton. Nicht flennen und sich kasteien sondern mitschaffen an dem großen Werke Gottes: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Die Erde ist kein Jammerthal, in dem man sich einige Zeit mit sentimentalem Wehklagen herumdrückt, sondern ein Garten Gottes, den wir anbauen und pflegen sollen zu unserm Nutzen und zur Ehre dessen, der uns gesandt hat. Alle Schriften, die man der Jugend in die Hand gibt, sind darin einig, daß es eine große und gute Zeit ist, in der wir leben, und daß der Verbesserung der äußeren Lebensbedingungen der Menschen wie ihrer intellektuellen und sittlichen Vervollkommnung keine natürliche Grenze gesetzt ist.

Im inneren Zusammenhang mit diesem Glauben steht der besonders in den Vereinigten Staaten stark ausgeprägte Respekt vor der heranwachsenden Generation, den Kindern des Volkes. In ihnen sind alle die hochfliegenden Hoffnungen und weitblickenden Ideale eines mächtig aufstrebenden Volkes verkörpert. Während die Nationen der alten Welt im Geiste die Gespenster ihrer verstorbenen Helden über die Straßen und Marktplätze wandeln sehen, berechnen die praktischen Amerikaner schon die Lebensbedingungen, unter welchen ihre helläugigen Jungen und Mädchen dereinst ihr gewaltiges Gemeinwesen regieren werden. Die große der Wildniß abgerungene Stätte der Kultur, die sie bewohnen, ist ihnen nicht in erster Linie das Land ihrer Väter, das Vaterland, sondern das Land der Kinder, das Kinderland.

Die Kinder des Volkes gelten als der kostbarste Reichthum der Nation und das wahre Unterpfand der künftigen Macht und Größe des Landes, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir in Amerika und zuweilen auch in England Staatsmänner, Gelehrte, Geistliche und Großindustrielle in Reden und Zeitungsartikeln an Knaben und Jünglinge das Wort richten sehen. Wenn man sich in Europa damit begnügt, die Kinder nach unserm Vorbilde zu modelliren, so ist man sich drüben klar, daß das zu wenig ist, daß der Erzieher seiner wichtigen Aufgabe nicht gerecht wird, wenn es ihm nicht gelingt, aus den Kindern bessere, weisere und glücklichere Menschen zu machen, als die Eltern waren. „Das Kind wird die Sonne, um welche sich alle Erziehungsmaßregeln drehen", sagt ein amerikanischer Pädagoge, und er schreibt dieser neuen sozialen Stellung des Kindes einen nicht geringeren Einfluß auf die Umgestaltung der modernen Weltanschauung zu, als sie sich einst durch die Aufnahme des kopernikanischen Systems vollzogen hat.

Die Thaten der Vorfahren werden auch in den Vereinigten Staaten nicht verachtet, die Gefahren der Pilgerväter, die auf der ‚Maidlume' ihre religiöse Ueberzeugung an die unwirtlichen Küsten der neuen Welt flüchteten, die Siege Washington's, der Märtyrertod Lincoln's, die Heldenthaten des Generals Grant und die neuen Triumphe im spanischen Kriege werden sicher gebührend gewürdigt, aber die Thaten der Söhne, die da kommen sollen, sind von größerer Bedeutung, denn sie werden über die Zukunft des Landes entscheiden. „Für uns", sagt ein amerikanischer Geistlicher, „ist das Edelste und Größte in der Welt ein junger Mann in der vollen Kraft und Elastizität der Mannhaftigkeit mit der Aussicht auf ein langes und nutzbringendes Leben. Der junge Mann mit breiten Schultern, gewölbter Brust, starken Muskeln und intelligenter Stirn — ein wahrer Sohn Gottes — ist der herrlichste Anblick in der ganzen Welt!"

Den hochgespannten Hoffnungen auf die Leistungsfähigkeit der jungen Generation entspricht die ernste Sorge für die Stählung ihrer sittlichen Kräfte. Reinheit der Gesinnung und Selbstbeherrschung gegen Leidenschaften und Laster bilden ein beständiges Thema für Erzählungen, Sprüche und Verse. Ritterlichkeit, Freundlichkeit und Höflichkeit gegen jedermann, hilfsbereite Gesinnung gegen Frauen, Kinder, Greise und Schwache werden bei jeder Gelegenheit eingeschärft. Der Kampf gegen die Gefahren des Alkohols wird auch in den Schulbüchern mit aller Entschiedenheit aufgenommen. Wie ein moderner amerikanischer Junge vom rechten Schlage aussehen soll, schildert uns der Präsident Theodore Roosevelt in einem Artikel für eine amerikanische Jugendzeitschrift: „Gut, im weitesten Sinne des Wortes, muß alles umfassen, was schön, aufrichtig, rein, tapfer und mannhaft ist. Die besten Knaben, die ich kenne — die besten Männer, die ich kenne — sind eifrig bei ihren Studien oder in ihrem Geschäft, furchtlos und tapfer, gehaßt und gefürchtet von allem, was gemein und lasterhaft ist, unfähig, sich dem Unrecht zu fügen, und ebenso unfähig, den Schwachen und Hilflosen anders als rücksichtsvoll zu begegnen. Ein Knabe von gesundem Gefühl sollte aufrichtige Verachtung vor dem Feigling empfinden und noch aufrichtigere Entrüstung gegen den Burschen, welcher Mädchen und kleineren Knaben gegenüber den Raufbold spielt oder Thiere quält."

Recht charakteristisch für den Geist der englischen Rasse ist der Umstand, daß den Kindern immer wieder die Pflicht der Selbsterziehung eingeschärft wird. In dem preußischen Seminarlesebuch von Kehr und Kriebitzsch werden in einem Artikel aus der Erziehungs- und Unterrichtslehre von E. Beneke als Erzieher des Menschen nur folgende drei Faktoren angeben: „Die ihn umgebende Natur, seine Schicksale und andere Menschen." Ein Amerikaner oder Engländer würde schwerlich den vierten und wichtigsten Erziehungsfaktor, die Persönlichkeit, die ihre Erziehung selbst in die Hand nimmt, vergessen haben. „Die sittliche und intellektuelle Erziehung jedes Menschen", heißt es in einem amerikanischen Schullesebuch, „muß hauptsächlich sein eigenes Werk sein .... Auf beiden Gebieten, dem der Sittlichkeit und dem der Intelligenz, geben wir selbst unserm Charakter das letzte Gepräge, und so werden wir im vollen Sinne des Wortes Baumeister unseres Schicksals." „Knaben und Mädchen, vergeßt niemals, daß ihr euch selbst erziehen müßt," sagt ein englischer Schulmann. „Schule, Bücher und Lehrer sind Helfer, aber ihr selbst müßt die Hauptarbeit übernehmen."

In welcher Weise man sich die Arbeit an der sittlichen Vervollkommnung vorstellt, ergibt sich aus folgendem Abschnitt: „Es gibt verschiedene Wege, in der Welt vorwärts zu kommen. Vorwärtskommen heißt nicht immer, ein tüchtiges Stück Geld zusammendringen oder ein großer Mann werden. Schlechte Gewohnheiten ablegen und dafür gute annehmen — das heißt in der Welt vorwärtskommen. Sauber und ordentlich werden anstatt schmutzig und liederlich — das heißt vorwärtskommen. Vorsichtig und sparsam werden anstatt gedankenlos und verschwenderisch — das heißt vorwärtskommen. Thätig und fleißig anstatt träge und müßig, freundlich und fürsorglich anstatt übelgelaunt und zänkisch — das heißt vorwärtskommen. So treu in des Meisters Abwesenheit arbeiten, als wäre er zugegen — das heißt vorwärtskommen."

Wie sich die alten Pythagoräer nach vollbrachtem Tagewerk die Fragen vorlegten: „Wo habe ich mich heute vergangen?" „Welches Unrecht habe ich gethan?" „Welche Pflicht ist unerfüllt geblieben?" so wird auch der englische Knabe zu ernster Selbstprüfung vor dem Schlafengehen angehalten, und gelegentlich wird auch ein „Gewissensbuch" empfohlen. Es ist bekannt, mit welcher beinahe geschäftsmäßigen Gründlichkeit der praktische Benjamin Franklin über sein moralisches Soll und Haben Buch zu führen pflegte.

Die intellektuelle Vervollkommnung bildet die andere Seite der Selbsterziehung. In der Vorrede vieler englischer Lesebücher begegnet man der Bemerkung, eine der Hauptaufgaben des Buches sei, den Kindern Lust und Liebe zur Lektüre einzuflößen. Dieser Aufgabe werden die Herausgeber meistens durch glückliche Auswahl solcher Stoffe gerecht, welche zeitgemäß und verständlich sind und Knaben und Mädchen wirklich interessiren müssen. Sie begnügen sich aber damit nicht, sondern geben ihren jungen Lesern auch mancherlei werthvolle Rathschläge, wie und was sie lesen müssen. Sie sind stets bemüht, den heiligen Durst nach Wissen in den Kindern wach zu erhalten, und hüten sich davor, ihn durch die Ueberfülle und Unverdaulichkeit ihrer Darbietungen ein für allemal zu ersticken.

Digitized by Google

Die großen englischen Schriftsteller sind von dem Segen freier Lektüre so tief durchdrungen, daß in allen Lesebüchern für die Oberstufen der Volksschulen glänzende Abschnitte zu finden sind, in denen die ersten Denker der angelsächsischen Rasse mit Begeisterung und tiefem Ernste dieses Thema behandeln. So finden wir in einem amerikanischen Lesebuch das prächtige Kapitel über die Bücher aus Sir John Lubbock's Werke ‚Die Freuden des Lebens' im Auszuge wieder, wo es am Schlusse heißt: „Behagen und Trost, Erquickung und Glückseligkeit vermag in der That jedermann in seiner Bücherei zu finden, der den goldenen Schlüssel mitbringt, die schweigende Pforte zu öffnen. Eine Bibliothek ist Märchenland, ein Zauberschloß des Glückes, ein Himmel des Friedens nach den Stürmen und Sorgen der Welt. Wir konnten aus einer Bibliothek, wenn wir sie richtig gebrauchen, ein wahres Paradies auf Erden, einen Garten Eden machen ohne dessen einzige Schattenseite; denn alles steht uns offen, insbesondere die Frucht vom Baume der Erkenntniß, für deren Genuß, wie man uns erzählt, die Stammmutter unseres Geschlechts alle Freuden des Paradieses dahingab. Hier können wir die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse lesen, die spannendsten Bände von Reisen und Abenteuern, die interessantesten Erzählungen, die schönsten Gedichte. Wir begegnen den größten Staatsmännern, Dichtern und Philosophen, ziehen Vortheil aus den Ideen der größten Denker und ergötzen uns an den erhabensten Schöpfungen des menschlichen Genius."

Carlyle und Emerson, Ruskin und Macaulay und viele andere stimmen in diesen ‚Gesang auf die Bücher' mit ein, und vielfach wird mit Nachdruck darauf hingewiesen, welche Rolle gute Bücher im Leben großer Männer gespielt haben.

In den Schriften für reifere junge Leute wird die Pflicht eingeschärft, sich im freien mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache, im Debattiren und Artikelschreiben auszubilden. In der Welt der Ideen sind Zunge und Feder die großen Waffen, welche die Gegner unterwerfen und die Welt erobern. Gelegentlich werden auch die Gesetze der parlamentarischen Diskussion und die Kunst, eine Versammlung zu leiten, dargestellt.

Vortrefflich sind jene Winke, welche den jungen Mann lehren, mit offenen Augen und Ohren durch die Welt zu gehen, überall aufzumerken, zu lernen, zu kombiniren und zu fragen: „Halte die Augen offen!" „Achte auf Ursachen und Wirkungen!" „Ziehe Nutzen aus der Unterhaltung!" „Stelle Fragen!" „Laß dir von den Leuten erzählen, was sie gesehen und erlebt haben!" „Schäme dich niemals, deine Unwissenheit einzugestehen und um Belehrung zu bitten!"

Die gesammte Selbsterziehung soll dazu dienen, den Menschen zur Erfüllung jener heiligen und ernsten Mission auf Erden zu befähigen. Unser Leben ist Arbeit und harte Arbeit, unser Loos das des Kriegers, des Pioniers in der Wildniß. Nichts ist der angloamerikanischen Jugenderziehung so fremd als die halb faule, halb mißgünstige Stimmung des Pessimisten, des weltfremden Asketen. Die Welt ist kein Trugbild sondern eine heilige Wirklichkeit, und auch wir Menschen sollen keine Schatten, keine Trugbilder sein, sondern zweifellose Wirklichkeiten. Der Arbeiter, der Staatsmann, der Priester wirken ein reales Werk, sie opfern ihr Leben der großen Sache des menschlichen Fortschritts. „Er war der größte Entdeckungsreisende dieses Jahrhunderts", heißt es in einer biographischen Skizze über Livingstone, „er war einer aus der edlen Armee der Märtyrer, welche ihr Leben für die heilige Sache der Freiheit geopfert haben, und er hat sein Leben als ein Opfer auf einem wilden unbekannten Pfade dargebracht, dem er die ersten Fußstapfen der Civilisation aufgedrückt hat!" (Sir W. Baker.)

Die großen Männer werden gern unter dem Bilde von Bahnbrechern der Civilisation dargestellt. So heißt es in jenem glänzenden Abschnitt aus Henry George's Werke über Fortschritt und Armuth: „Er arbeitet für die, welche er nie sah, nie sehen kann, für einen Ruhm oder vielleicht nur für eine armselige Gerechtigkeit, die erst kommen kann, lange nachdem die Erdklumpen auf seinen Sarg heruntergerasselt sind. Er müht sich im Vordertreffen ab, wo es kalt und wo wenig Beifall von den Menschen zu ernten ist, wo die Steine scharf und die Gestrüppe dicht sind. Mitten unter dem Spott der Gegenwart und dem Hohn, der gleich Messern schneidet, haut er für die Zukunft; er haut sich den Weg, den die fortschreitende Menschheit hernach zu einer Landstraße erweitern kann. In immer höhere, großartigere Sphären steigt und ruft das Verlangen, und ein Stern, der im Osten aufgeht, leitet ihn weiter."

Wem Gott Kraft verliehen hat, dem hat er damit auch die Pflicht auferlegt, in so weitem Kreise zu wirken und zu schaffen, als ihm irgend möglich ist. „Recht so, mein Sohn," sagt Ch. Kingsley, „der beste Lohn für gute Thaten besteht darin, mit noch größeren betraut zu werden. Wer im Kleinen treu gewesen ist, muß seinen Lohn darin finden, daß er zum Herrscher über vieles gesetzt wird .... Diejenigen aber, die in dieser oder jener Welt nur auf Bequemlichkeit rechnen und hoffen, Gott werde sie löffelweise mit guten Dingen füttern, solche Menschen nenne ich feige und niedrig, obgleich sie selbst sich Heilige und Auserwählte Gottes nennen mögen."

Rechtschaffene Männer sollen, wenn sie scheiden, eine Marke von ihrer Existenz, „Fußstapfen in dem Sande der Zeit", wie Longfellow sagt, auf dieser Erde zurücklassen, welche geeignet sind, dem verirrten Bruder, der nach ihnen den Lebenspfad pilgert, den rechten Weg zum Heile zu weisen.

Unser Pfad aufwärts und vorwärts mag rauh und gefährlich sein, reißende Wildbäche und Lawinen, Sandstürme und Sümpfe mögen uns bedrohen, das Banner, dem wir folgen, trägt die Devise „Excelsior!" Alleinstehen mit unserer Ueberzeugung wird unser Schicksal sein, aber wir werden gerade daraus Kraft und Seligkeit schöpfen, daß wir „eine Sache verfechten, welche gerecht aber unpopulär ist." (W. L. Garrison.) „Wer da ein Mann sein will, der muß ein Dissident sein," sagt Emerson, d. h. der muß den Muth haben, der ganzen Welt gegenüber seine abweichende Meinung zu verfechten.

Nationalgefühl und Imperialismus.

„Woraus besteht ein Staat?" fragt Sir William Jones in einem Gedicht, das sich auch in amerikanischen Lesebüchern vorfindet. „Nicht Mauern und Wälle, von tiefen Gräben umgürtet, nicht stolze Städte mit befestigten Häfen, in denen reiche Flotten des Sturmes lachen können, nicht mit Ordenssternen und Flittern prunkende Höfe, wo kriechende Niederträchtigkeit dem Stolz Weihrauchdüfte zufächelt, sondern Männer, hochgesinnte Männer bilden den Staat, Männer, die ihre Rechte kennen und sie zu behaupten wissen" u. s. w.

Die Zahl der patriotischen Stoffe ist sowohl in den englischen wie in den amerikanischen Lesebüchern recht ansehnlich. An Gedichten kehren: „Rule Britannia", „The American Flag" von Joseph Rodmann Drake, „The Flag of the Free" von Eliza Cook, „The Noble English Boy" von Felicia Hemans, „Men of England" von Campbell, „The Triumph of the English Language" von J. C. Lyons, „Englands Glory" von J. Rushton und einige andere häufig wieder. Die ersten Begriffe der Bürgerkunde werden mehr durch Anekdoten und Auszüge aus den Biographien hervorragender Patrioten als durch trockene Aufzählung der Rechte und Pflichten der Bürger und der Obligenheiten der Regierung eingeprägt. Die kriegerischen Erfolge des Vaterlandes zu Wasser und zu Lande bieten besonders in englischen Büchern einen reichen Stoff für die Beiträge in Poesie und Prosa, sind jedoch nirgends so gefärbt, daß sie kriegerischen Fanatismus wachrufen könnten. Wie es keine Reichsfeinde im Innern gibt, so gibt es auch keinen Erbfeind draußen, gegen den man beständig die Trommel rühren müßte. Nicht selten werden vielmehr die Schrecken und Verwüstungen des Krieges mit sittlichem Ernst und großem Nachdruck geschildert.

Digitized by Google

Ueber zahlreiche besondere Fragen der inneren und äußeren Politik werden die Schüler der oberen Klassen direkt durch den Mund der großen Redner und Staatsmänner ihres Volkes aufgeklärt. In den Lesebüchern ergreift Gladstone das Wort, um über die Selbstachtung des Engländers sehr beachtenswerthe Warnungen auszusprechen, Lord Brougham bekämpft die Sklaverei, Daniel Webster setzt die Rechte des amerikanischen Bürgers auseinander, Henry Ward Beecher feiert das amerikanische Banner, Sir R. Walpole und W. Pitt, Lincoln, Jefferson, Macaulay, John C. Calhoun und viele andere kommen zu Worte. Die bürgerliche Freiheit ist die Grundlage des Staatswesens. Das Vaterland ist das Land des Freien. Die Liebe zu den Mitbürgern und die Achtung vor dem Gesetz sind die wesentlichsten Pflichten des Patriotismus. Die Unabhängigkeitserklärung von 1776 spielt in den amerikanischen Lesebüchern vielfach dieselbe Rolle wie die Erklärung der Menschenrechte in französischen Katechismen für Moralunterricht und Bürgerkunde. Die spezifisch monarchischen Stoffe sind auch in englischen Lesebüchern verhältnißmäßig gering an Zahl und Bedeutung.

Die in den Vereinigten Staaten besonders nach dem spanischen Kriege stark hervortretende Expansionstendenz macht sich meines Wissens in den Schullesebüchern noch nicht geltend, sie wird aber zweifellos mit den Schilderungen der siegreichen Seeschlachten und der Kämpfe der Rough riders in Cuba sehr bald ihren Einzug in die Jugendliteratur halten.

Einer der einflußreichsten Wortführer dieser Richtung ist der Präsident Theodore Roosevelt. Seine bisher in Deutschland wenig bekannten historischen Schriften wie seine Reden und seine Essays in verschiedenen amerikanischen Zeitschriften gehören zu den beachtenswerthesten Aeußerungen dieser Richtung. Er ist eine hervorragend energische und männliche Persönlichkeit, und seine Aeußerungen besitzen eine Frische und Volksthümlichkeit des Ausdrucks, die nicht verfehlen werden, auf die amerikanische Jugend Eindruck zu machen. „Es ist eine niedrige Unwahrheit", sagt er in einer Rede vor dem Hamilton-Klub in Chicago aus dem Jahre 1899, „zu behaupten, daß die Nation glücklich sei, welche keine Geschichte besitzt. Weit besser ist es, sich an große Dinge zu wagen und, wenn auch durch Mißerfolg gehemmt, ruhmvolle Triumphe zu erkämpfen, als sich unter jene dürftigen Seelen einreihen zu lassen, welche weder Freude noch Mühsal an sich erfahren, weil sie in dem grauen Zwielicht leben, das weder Sieg noch Niederlage kennt." „Die Männer, welche in den Wäldern mit der Axt, in den Bergen mit der Spitzhacke, in der Prairie mit dem Pfluge die Herrschaft unseres Volkes über die amerikanische Wildniß ausbreiteten, haben unserer Nation ihr endgiltiges Gepräge aufgedrückt .... Wir haben in unserem Volke nur wenig Platz für den Furchtsamen, den Unentschlossenen, den Faulen, und ganz dasselbe gilt auch für die Welt im Großen. Auf der Erde bleibt wenig Raum für eine Nation mit mächtigen Muskeln, welche nicht den Muth hat, groß zu sein." (Aus einer Rede über ‚Nationale Pflichten' vom Jahre 1901.)

„Nationen, welche sich ausbreiten", sagt Mr. Roosevelt in einem Artikel aus dem Jahre 1899 über ‚Ausbreitung und Frieden', „und solche, welche sich nicht ausbreiten, mögen beide schließlich zu Grunde gehen, aber die eine hinterläßt Erben und ein ruhmvolles Gedächtniß, die andere hinterläßt keins von beiden. Der Römer breitete seine Herrschaft aus, und er hat ein Andenken hinterlassen, welches die Geschichte des Menschengeschlechts aufs Tiefste beeinflußt hat, und er hat ferner als Leibeserben und überdies als Erben seiner Sprache und Kultur die sogenannten lateinischen Völker in Europa und Amerika hinterlassen. In ähnlicher Weise werden in unseren Tagen die großen Völker, welche ihre Herrschaft ausbreiten, den kommenden Zeitaltern die großen Erinnerungen, die materiellen Früchte ihrer Arbeit und jene Nationen hinterlassen, welche aus ihrem Samen hervorgegangen sind. Unter allen solchen mächtigen Nationen steht England als der Urtypus und das beste Beispiel da."

Mr. Roosevelt hat recht. Das Evangelium von der Ausbreitung des Imperiums ist in England eine Jahrhunderte alte Tradition, und auch die Geschichte der Vereinigten Staaten ist nichts anderes als ein kriegerisches Epos von der Eroberung des wilden Westens. Beide Völker haben ihren Beruf darin gefunden, unzivilisirte Länder der angelsächsischen Kultur zu unterwerfen, und sie sehen ihre Aufgabe als noch nicht erfüllt an. Ein anderer, nicht unbedeutender Sohn der angelsächsischen Rasse, der kürzlich verstorbene Cecil Rhodes, hat die Ideen von der Wiedervereinigung der englisch redenden Völker zu einer großen Union und die Vorherrschaft der angelsächsischen Rasse auf dem Erdball fast wie ein religiöses Dogma verkündet, und seine Anschauungen finden auch nach seinem Tode in dem Herausgeber der „Review of Reviews", Mr. Steab, einen beredten Verfechter. Schon im Jahre 1891 formulirte dieser das Ideal, dem seine neue Monatsschrift dienen sollte, folgendermaßen:

„Unter den Faktoren, welche der Zukunft des Menschengeschlechts ihre Gestalt geben werden, ist augenscheinlich schon heute und wird in noch höherem Grade in Zukunft keiner so mächtig sein, wie der englisch redende Mensch. Schon jetzt beginnt er die Welt zu beherrschen. Das britische Reich und die Vereinigten Staaten umfassen in ihren Grenzen nahezu alles Land, welches frei ist, um den Ueberfluß der Welt aufzunehmen. Ihre Bürger bilden trotz all ihrer Fehler die Avantgarde der Menschheit und werden, wenn irgend welche großen Verbesserungen in der Lage des Menschengeschlechts zu Stande kommen sollen, nothwendiger Weise das Hauptwerkzeug sein. Unser Ausgangspunkt wird daher eine tiefe Achtung und beinahe Ehrfurcht vor der Mission des englisch redenden Mannes sein. Der Glaube an ‚unseres Herrgotts Engländer', um ein berühmtes Wort Milton's zu gebrauchen, wird unsere leitende Idee sein. Die Engländer für ihren gewaltigen Beruf würdig zu machen, ihnen behilflich zu sein, um die politischen Bande, welche gegenwärtig alle Gemeinwesen englischer Zunge mit Ausnahme eines einzigen zusammenhalten, enger zu verknüpfen und zu festigen in einem Bündniß, das alle Furcht vor einem mörderischen Kriege ausschließt, mit allen Mitteln eine brüderliche Vereinigung mit dem amerikanischen Freistaat zu fördern, für das Reich zu wirken, seine Macht zu stärken, zu entwickeln und nöthigen Falls auszubreiten — das wird unsere einfachste Pflicht sein." (Wiederabgedruckt in „The last will and testament of Cecil Rhodes".)

Das alles klingt wie eine Kriegserklärung an die anderen Kulturvölker des Erdkreises und besonders auch an das deutsche Volk. Aber auch ohne ausdrückliche Kriegserklärung wird der Kampf um die Weltherrschaft und die Führung der Nationen entbrennen, ja, er ist schon heute entbrannt. Die Expansionspolitik der angelsächsischen Völker entspringt nicht der müßigen Laune einiger Hitzköpfe und Phantasten, sondern sie gründet sich auf die Entwicklungsgesetze des internationalen wirthschaftlichen Verkehrs. Die großen Industrievölker müssen sich ausdehnen, und das zwanzigste Jahrhundert wird Zeuge der gewaltigen Kämpfe sein, welche sie mit Aufgebot aller Errungenschaften der vervollkommneten Technik und aller Hilfsmittel der modernen Wissenschaft um die Hegemonie auf diesem Erdball ausfechten. Kein großes Kulturvolk wird bei diesem Wettstreit abseits stehen dürfen, denn Fernbleiben von der Schlacht wird Niedergang und politische Vernichtung bedeuten.

Ob diese Kämpfe stets mit den Werkzeugen friedlicher Arbeit oder auch mit den rauhen Waffen des Krieges ausgefochten werden, das liegt im Schoße der Zukunft. Wie dem aber auch sei, der Sieg wird dem Volke beschieden sein, dessen moralische und intellektuelle Ausrüstung die beste ist, das mit den reinsten Sitten und den gerechtesten sozialen Einrichtungen, mit der gründlichsten Schulbildung und dem männlichsten Charakter in die Schranken tritt.

Paul von Gizycki.

Digitized by Google

Nimmt die jüdische Bevölkerung in Deutschland zu?

Die sogenannte Judenfrage ist von Anbeginn an bei uns von Schlagwarten beherrscht worden, ohne daß die Mehrzahl derjenigen, die über dieselbe reden und schreiben, sich die Mühe gegeben hätte, ernsthaft den wirklichen Sachverhalt zu studiren, und selbst Gelehrte von Ruf fallen auf diesem Gebiet vielfach kritiklos überlieferten Vorurtheilen.

Zu diesen Vorurtheilen gehört auch der Glaube an den großen Kinderreichthum der Juden und ihre rasche Vermehrung in Deutschland. Sogar ein Mann, wie der bekannte Statistiker Freiherr von Firks hat bis vor ganz kurzer Zeit in seine Arbeiten diesen Irrthum immer wieder aufgenommen. Gerade das Gegentheil ist aber der Fall. Die Zunahme der Juden in Deutschland ist eine äußerst geringe.

Es wurden gezählt in Deutschland:

1880 45 234 061 Seelen, darunter 561 612 Juden, also auf 10 000 Seelen 124 Juden,
1890 49 428 470 Seelen, darunter 567 884 Juden, also auf 10 000 Seelen 115 Juden,
1900 56 467 178 Seelen, darunter 586 948 Juden, also auf 10 000 Seelen 104 Juden.

Die Juden in Deutschland haben mithin in 20 Jahren nur um rund 25 000 Seelen zugenommen, während in demselben Zeitraum sich die christliche Bevölkerung um 11 Millionen vermehrt hat.

Die Gründe für diese eigenartige Erscheinung sind nicht sehr komplizirt. In erster Linie beruht diese geringe Zunahme der deutschen Juden auf der niedrigen und zudem ständig abnehmenden Geburtenziffer, dann auf der starken Auswanderung zu Ende der siebziger und zu Anfang der achtziger Jahre, sowie auf der fortdauernden Abdrösselung durch Mischehen und Taufen.

Die Juden sind in Deutschland überwiegend Städtebewohner und der größte Theil von ihnen sitzt wiederum in den Großstädten. Nun ist es bekannt, daß die Städtebewohner überhaupt geringeren Kinderreichthum haben, als die Landbewohner. Auch die Juden sind von dieser Regel nicht ausgeschlossen und schon seit länger als 50 Jahren bleibt die Geburtenziffer bei ihnen hinter der entsprechenden Zahl der Geburten bei Christen zurück. In früheren Jahrzehnten glich die geringere Sterblichkeit diesen Ausfall aus und der Geburtenüberschuß war im Verhältniß bei den Juden etwa gleich groß wie bei der übrigen Bevölkerung in Deutschland. In den letzten Jahrzehnten ist jedoch die Geburtenziffer bei den Juden soweit zurückgegangen, daß der Geburtenüberschuß weit hinter dem Durchschnitt der ganzen Bevölkerung zurückbleibt. Es macht sich hierbei vor allem auch die Wirkung der starken Auswanderung geltend, denn die Elemente, die sich am leichtesten zur Auswanderung entschließen, gehören meist denjenigen Altersklassen an, die entweder kurz vor der Begründung einer Familie stehen oder eine Familie seit kurzem begründet haben. Durch ihren Wegzug entsteht eine empfindliche Lücke, die sich in dem rapiden Rückgang der Geburtenziffer geltend macht.

Wir besitzen freilich keine ganz exakte Auswanderungsstatistik, aber aus der Vergleichung des Geburtenüberschusses mit der durch die Volkszählungen nachgewiesenen thatsächlichen Vermehrung läßt sich wenigstens annähernd der Umfang der Auswanderung ermitteln. Für ganz Deutschland haben wir nicht einmal diese Zahlen, wohl aber für Preußen und da zeigt sich denn, daß in dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 mindestens 20 000 Juden ausgewandert sind. Genauer müßte es eigentlich heißen, das 20 000 Juden mehr ausgewandert, als eingewandert sind, aber die Einwanderung war in dieser Zeit und ist noch heute in Folge der polizeilichen Einschränkungen so gering, daß sie als Faktor kaum in Frage kommt. In dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 hat dann freilich die Auswanderung überhaupt nachgelassen und genau das gleiche ist der Fall bei den Juden.

Wie groß die Wirkung des allgemeinen Rückganges der Geburtenziffer, und welche Bedeutung andererseits die Auswanderung hat, mögen die folgenden Zahlen zeigen:

Es wurden geboren

	1880	1900
aus jüdischen Ehen . .	10 739	7234
aus Mischehen	108	171
uneheliche Kinder jüdischer Mütter	328	263
	11 175	7668
es starben	6 295	5868
Geburtenabnahme . . .	4 880	1800

Die natürliche Vermehrung der jüdischen Bevölkerung ist demnach auf fast ein Drittel innerhalb von 20 Jahren zurückgegangen. Unzweifelhaft dauert dieser Prozeß fort, und alsdann muß sich in den nächsten Jahrzehnten die Wirkung des jahrzehntelangen Geburtenrückganges wieder in einer Verminderung der Eheziffer und in einem fortgesetzten Rückgang der Geburten geltend machen. Die Todesrate aber kann nur sehr wenig fallen, denn wenn auch die Kindersterblichkeit in Folge des Geburtenrückganges, sowie in Folge allgemeiner Besserung der Kinderpflege sinken wird, so wird doch zugleich, wie schon seit 10 Jahren die Sterblichkeit der jüdischen Erwachsenen steigen, weil unter diesen die höheren Altersklassen immer stärker vertreten sind. Dieser ist der Zeitpunkt nicht fern und liegt wahrscheinlich schon innerhalb der nächsten 10 Jahre, von dem an die natürliche Vermehrung der jüdischen Bevölkerung sich in eine ständige Abnahme verwandelt.

In der gleichen Richtung wirken noch zwei andere Faktoren. In erster Linie die Mischehen. Ihre Zahl ist ständig im Wachsen und vor allem die großen Städte, in erster Linie Berlin, üben nach dieser Richtung einen wesentlichen Einfluß aus.

Während im Jahre 1880 226 jüdisch-christliche Mischehen in Preußen geschlossen wurden, davon in Berlin 101, wurden 1900 bereits 474, davon in Berlin allein 216 standesamtlich eingegangen. Die Mischehen zwischen Juden und Christen üben naturgemäß eine ständig abdrösselnde Wirkung auf die Zahl der Juden aus. Die Kinder aus diesen Ehen werden nur zu einem kleinen Theil Juden, nach den Volkszählungen nur zum vierten Theil, und auch diese Kinder, wie auch der jüdische Theil der Ehegatten werden immer leicht geneigt sein, ihr Judenthum aufzugeben und die christliche Religion durch die Taufe anzunehmen. Diese Mischehen finden übrigens keineswegs vorzugsweise in wohlhabenden Kreisen statt, das Hauptkontingent stellen vielmehr die kleinbürgerlichen Elemente, besonders kaufmännische Angestellte; die gemeinsame Arbeit von Juden und Christen in den großen Geschäften 2c. führt zur Bekanntschaft, aus der sich das „Verhältniß" entwickelt, welches in vielen Fällen mit der Ehe schließt. Bezeichnend ist, daß die Zahl der Mischehen zwischen jüdischen Männern und christlichen Frauen bedeutend den umgekehrten Fall überwiegt.

Bei der durch die großstädtischen Verhältnisse unausgesetzt fortdauernden Annäherung zwischen Juden und Christen wird die Zahl der Mischehen unausgesetzt sich steigern, so lange dieser Prozeß nicht künstlich, etwa durch antisemitische Hetzereien unterbrochen wird. Da andererseits die Juden immer zahlreicher in die Großstädte ziehen, werden auch immer breitere Schichten der jüdischen Bevölkerung dieser Wirkung ausgesetzt, während andererseits die einzige starke Gegentendenz, die konservative Religionsrichtung, zwar in einem gewissen Kreise ihre Kraft behält, aber bei der

Digitized by Google

großen Masse unzweifelhaft sowohl bei Juden, wie bei Christen an Einfluß einbüßt.

Endlich sind noch die Taufen der Juden zu erwähnen. Ihre Zahl steht nicht fest, aber auch sie bedeuten einen regelmäßigen Verlust für die Juden. In Preußen treten alljährlich etwa 300 Juden zu der evangelischen Landeskirche über. Diese Zahl muß noch erhöht werden durch die Uebertritte zu dem Katholizismus, zu den christlichen Sekten und endlich zu den Konfessionslosen. Man ist gewöhnlich geneigt, besonders den letzten Fall zu überschätzen, leider giebt es hierüber keinerlei zuverlässiges Material. Aber nach den Erfahrungen der jüdischen Gemeinde in Berlin würde es sich um sehr geringe Zahlen handeln, sicherlich um keine hundert Seelen pro Jahr in Preußen. Könnte an sich die Zahl der Taufen den Bestand der deutschen Judenheit nicht wesentlich mindern, so wirkt doch dieser Faktor mit, um den an sich schon schwachen Zuwachs noch weiter herabzusetzen.

Summirt man die Wirkung dieser vier Faktoren, des Rückganges der Geburtenziffer, der Auswanderung bei verhinderter Einwanderung, der Mischehen und der Taufen, so stellt sich als wahrscheinliches Ergebniß eine absolute wie relative Verminderung der deutschen Juden dar.

In 20 Jahren wird die Zahl der ganzen Bevölkerung in Deutschland wahrscheinlich wiederum mindestens um weitere 11 Millionen gestiegen sein, die Zahl der Juden dagegen eine Abnahme von 100 000 Seelen erfahren haben. Kommen jetzt noch auf 10 000 Bewohner 104 Juden, so werden es in 20 Jahren nur noch 75 oder 80 Juden sein, die auf 10 000 Einwohner entfallen. Nur zwei Momente können voraussichtlich diese Bewegung hemmen, entweder die Oeffnung der Grenzen für die ausländischen Juden, wozu gar keine Aussicht besteht, oder ein neues stärkeres Auftreten des Antisemitismus, das den Assimilationsprozeß durch Mischehen und Taufen unterbrechen, andererseits aber wohl auch zu einer neuen Steigerung der Auswanderung führen würde.

Der große Rückgang der jüdischen Geburten hat natürlich heut schon vielerlei Konsequenzen, die man bisher wenig beachtet hat. In erster Linie ist dabei die Verminderung der Schülerzahl bei den Juden zu nennen. Von 53 279 Schülern im Jahre 1886 ist die Zahl heruntergegangen auf 46 887 im Jahre 1896, also innerhalb 10 Jahren um 6500 Schüler, das heißt mehr als 12 Prozent. Ganz unzweifelhaft dauert dieser Rückgang weiter an und bereits heute macht er sich auch schon in den höheren Unterrichtsanstalten fühlbar. Auf sämmtlichen höheren Lehranstalten ging der Antheil der Juden von 8,94 Prozent im Jahre 1886 auf 7,55 im Jahre 1900 zurück, auf den Universitäten von 8,93 auf 8,11 Prozent. Die oben genannten Ziffern machen es unzweifelhaft, daß dieser Rückgang in erhöhtem Maße weiter fortdauern wird. Damit ist aber bereits der Zeitpunkt zu berechnen, an dem die sogenannte Ueberfüllung der akademischen Berufe durch Juden, in erster Linie die Berufe als Arzt und Rechtsanwalt, aufhören wird. Vollziehen sich solche Wandlungen auch nicht in wenigen Jahren, so sind doch wenige Jahrzehnte hinreichend, um in dieser Beziehung einen Ausgleich zu schaffen.

Besonders charakteristisch ist die Entwicklung in Berlin. In Berlin erhielten im Jahre 1880 von 100 jüdischen Knaben 38 Gymnasialbildung, dagegen im Jahre 1900 nur 28 von 100 und ebenso ist das Verhältniß in Bezug auf die Ausbildung der jüdischen Mädchen. Diese Erscheinung läßt nur zwei Erklärungen zu. Entweder ist der jüdische Vater nicht mehr in gleichem Maße wie früher bereit, für die Ausbildung seiner Kinder die größten Opfer zu bringen, oder die materielle Lage der Juden in Berlin ist nicht mehr so günstig, wie früher. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß beide Umstände zusammen wirken.

Der Rückgang der Geburtenziffer drückt sich natürlich auch in einem Rückgang der Zahl der jüdischen Stellungspflichtigen und Soldaten aus und bildet zusammen mit der Auswanderung eine ausreichende Erklärung für die bei der Berufszählung von 1895 festgestellte Zahl der jüdischen Soldaten, die etwas hinter dem Durchschnitt der Bevölkerung zurückblieb. Ebenso müßte bei einem Vergleich der jüdischen mit der christlichen Kriminalität beachtet werden, daß die Juden in Folge der geringeren Kinderzahl einen höheren Prozentsatz Strafmündiger stellen, als der Durchschnitt der gesammten Bevölkerung.

Die hier skizzirten Erscheinungen kann man mit sehr verschiedenen Empfindungen betrachten; die Juden, denen an der Erhaltung und Kräftigung des Judenthums liegt, werden freilich mit recht gemischten Gefühlen den Prozeß der allmählichen Abbröckelung betrachten, der sich an der deutschen Judenheit vollzieht.

Weitere Kreise auf solche Vorgänge hinzuweisen, erscheint schon darum zweckmäßig, weil gerade diese Vorgänge von elementarer Kraft fast vollkommen bei den öffentlichen Erörterungen übersehen werden.

W. Bambus.

Coßmann's Aphorismen.

Zum siebzigsten Geburtstag von Marie Ebner sandten Münchener Meister aller freien Künste, Lingg, Heyse, Hertz, Oberländer, Kaulbach, Uhde freundlich vereint mit Münchener Kennern, Forschern und Publizisten Bayersdorfer, Bulle, Mensi, Seydel, Weigand, Weltrich u. a. der Dichterin ein Album mit einem Widmungsblatt, das die Summe ihrer Existenz in wohlerwogenen Worten zog. Die Art der Erzählerin kam zu ihrem vollen Recht, und über der Fabulistin wurde die Denkerin nicht vergessen:

„Wenn es der Ruhmestitel des epischen Dichters ist" — so fuhr der Festgruß fort — „daß er wie der Schöpfer hinter seinem Werk verschwinde, so dürfen wir doch e i n e s Werkes nicht vergessen, durch das Sie, aus der Fülle eines sicheren Frauenlebens heraus, direkt zu uns sprechen. So manches Wort, ‚das sich von selbst versteht', haben Sie in Ihren Aphorismen zum ersten Mal ausgesprochen. Wir lieben aber nicht nur die einzelnen Ringe der Kette, sondern das ganze Werk. Sie haben uns in diesem Buch Einblick in die Häuslichkeit Ihres Denkens gewährt; wir blicken in ein Heim, das vom Geist edelster Weiblichkeit erfüllt ist. Wir fühlen uns durch solchen Einblick gehoben, wie durch den Umgang mit edlen Frauen. Vor solchen Leistungen verstummt der Streit über die Berechtigung der Frau in der Litteratur: es sind Werke, die den Stempel der Nothwendigkeit tragen, und über das Nothwendige streitet man nicht.

Dürfen wir schließlich noch ein Wort über das sagen, was hinter der litterarischen Leistung liegt? Das Wort Goethe's ‚Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit' bewährt sich durch den Dichter in besonderer Weise. In einer Zeit, da die Geschlechter die Grenzen ihrer Natur zu überschreiten drohen, ruht das Auge des Betrachters mit besonderem Glück auf der Persönlichkeit, die Ihre Werke offenbaren. Dem Drange einer ganzen Frauenseele, welcher der Kreis ihrer nächsten Pflichten zu klein ist, ist das kostbare Wort entsprungen: „Man muß das Gute thun, damit es in der Welt sei." Das Mitleid, diese, wie in neuester Zeit festgestellt worden, verwerflichste Form des Egoismus, ist zu mächtig in ihr; es überwältigt sie immer von neuem. Der Quell, aus dem eine solche Seele schöpft, ist kloe zu erkennen: es ist die Liebe."

Der Wurf dieses Glückwunsches schien mir so gelungen, daß ich befreundete Münchener Mitunterzeichner der Adresse bat, mir den Urheber des Textes zu nennen; es war, wie mir vertraulich berichtet wurde, ein junger Philosoph Paul Nikolaus Coßmann, der sich in der wissenschaftlichen Welt mit einer gescheiten, vielbeachteten Schrift „Elemente der empirischen Teleologie" eingeführt und als selbständiger Kopf auch in der auf seine eigene Weise behandelten Kunstform von Aphorismen beglaubigt hat, die nun

Digitized by Google

in zweiter Auflage vorliegen.*) Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, vorher nichts von dem bescheiden in seinen Gedankenkreis eingespomenen Autor gehört haben sollte, wird gut thun, das Versäumte rasch nachzuholen. Er wird in Coßmann's Blättern hinter allen guten Einfällen, witzigen Spöttereien und nachdenklichen Anregungen wie in einem Naturselbstdruck ein treues Bildniß des Aphoristen aufsteigen sehen und damit eine nicht alltägliche Bekanntschaft machen, die man so leicht nicht wieder vergißt.

„Ein Aphorismus", so bemerkt Coßmann S. 57, „ist ein kleines Haus mit weitem Fernblick." Seine Aphorismen genügen fast durchweg dieser Voraussetzung: sie führen seine Gäste bald in sauber gehaltene Einsiedeleien auf freier Höhe, zu besonders guter Stunde sogar auf Wetterwarten mit sicher arbeitenden Präzisions-Apparaten. Wer in den Tauern auf solche Observatorien, meteorologische Stationen, etwa den Sonnblick, wandert, darf scharfe Windstöße, bisweilen selbst die Ueberraschung eines Schneegestöbers nicht scheuen. Daß Coßmann trotz alledem nirgends auf das Abenteuerliche und Absonderliche ausgeht, bezeugt schon die bezeichnende Wendung seiner eingangs mitgetheilten Charakteristik von Marie Ebner: die Nietzsche-Weisheit von der Herren- und Sklaven-Moral ist seine Sache nicht.

Er hält es auch sonst nirgends mit den Blendern: „man muß den Muth haben", so meint er einmal, „Meinungen auszusprechen, welche keinen Anstoß erregen". „Gegen Leere des Herzens", so lautet eine seiner Maximen, „kein besseres Mittel als Erfüllung der Pflicht."

Wer nun nach diesen jede Zweideutigkeit ausschließenden Sätzen Coßmann wiederum für einen der Vielzuvielen halten würde, der könnte seine Aphorismen nicht einmal angeblättert haben. Denn selten hat ein stolzer, für das Echte, Starke, Große, Gesunde streitbar sich einsetzender Geist dem Falschen, Faulen, Brüchigen in Kunst und Forschung, in Gesellschaft und Sittlichkeit seine Mißachtung unverhohlener zu erkennen gegeben. Freilich niemals pathetisch. Vielmehr im Sinne seiner seinen Definition „Geistreich sein = ernsten Witz haben". In zwei Abschnitten „Philosophie des Pöbels" und „Philosophie des Lehrpöbels" treibt er diese Verhöhnung satter Banausen mit einer parodistischen Virtuosität, die ihn — nur zu sehr — als Gesinnungsgenossen des großen „Baurgeaisaphabus", des Philister-Fressers Gustav Flaubert erscheinen läßt. „Bauvard et Pécuchet", dieser Katechismus und Beichtspiegel aller thörichten Halbbildung, die Verhöhnung der nichtsnutzigen, selbstgefälligen Apotheker-Weisheit von Flaubert's unsterblichem Homais, dem zu Renten und Orden gekommenen Sancho Pansa der Madame Bovary, geht nicht schärfer ins Gericht mit Mast-, Pfahl- und Spießbürgern, als Coßmann's Pöbel-Philosophie zu Nutz und Frommen von Laien und Zünftigen, Analphabeten und Akademikern. In kleinerer Dosis würde diese starke Nießwurz vielleicht heilsamer, jedenfalls geschmackvoller wirken. Zur Rechtfertigung seines Beginnens beruft sich Coßmann allerdings auf einen Herzenswunsch Goethe's, der da heißt: „Es wäre eine wahre Wohnthat fürs Menschengeschlecht, wenn man dem Gemeinverstand bis zur Ueberzeugung nachweisen könnte, wie weit er reichen kann . . ." Schlagender kann man die Albernheiten gewisser Spielarten von Bon sens allerdings kaum abfertigen, als Coßmann die Genügsamkeit so mancher wunderlicher Naturphilosophen in dem Satze: „Teleologisches Problem. Weshalb hat Gott den Fischen die Gräten gegeben, die man ja doch nicht essen kann?" Lakonischer die Profitgier und Heuchelei zahlloser Wortführer und Jugendverderber unseres gegenwärtigen Kunstmarktes nicht zum Ausdruck bringen, als in den Thesen der Pöbelästhetik: „Ein Talent ist das, womit man Geld verdient." „Die Quintessenz aller Aesthetik ist doch die Forderung der Abwechslung. Alles andere kommt in zweiter Linie." Weniger wäre in diesen an sich nur allzu begreiflichen Ausbrüchen eines redlichen Charakters angesichts der Verworfenheit der heutigen Strebewelt wahrscheinlich mehr gewesen: jedenfalls wird diese Manier des argumentum a contraria, die indirekte Verspottung auf die Dauer einförmig. Man darf Coßmann solchen Tadel ohne Scheu sagen, weil er mehr als eine Saite auf seiner Leier hat. Er streut gelegentlich Parabeln ein, die dichterische Gaben offenbaren. Er kann auch munter werden und übermüthig lachen. Er wird in seinen Urtheilen über die Oedigkeit herkömmlicher Routs so witzig, daß man sich beinahe freut, ihm als Raisonneur auf möglichst vielen Bällen zu begegnen: „Eine Gesellschaft gleicht meist einer Bibliothek, welche nicht von einem Gelehrten, sondern von einem Buchbinder zusammengestellt ist." „Beim Besuch von Gesellschaften muß man vor allem wissen, daß jedes Thier an einer besonderen Stelle gestreichelt sein will."

Recht schnöde, wenn auch nicht ganz so schonungslos, wie bei Schopenhauer und Nietzsche, werden die Frauen behandelt; zumal die femmes savantes finden wenig Gnade vor Coßmann: „Anstatt von studirenden Frauen würde man meist richtiger von lernenden und üdenden sprechen." „Bei allem besonders Großen und bei allem besonders Kleinen muß man fragen: où est la femme?" „Der liebe Gott ist männlich." Versöhnlicher klingt die dieses Kapitel abschließende Mahnung: „Edle Frauen (die Musen gehören auch dazu) wollen geliebt und nicht genossen werden."

Am erstaunlichsten bleiben aber ein paar weiße Blätter. Seite 107 steht die Titelaufschrift: Liebe. Die folgenden drei Seiten sind, wenigstens in dem mir von dem Verlag zugeschickten Bändchen, weder paginirt, noch bedruckt. Mag das nun ein Versehen oder ein schalkhaftes Versteckenspiel Coßmann's sein: um einen rechten Eintrag für diese Blätter kämen wir nicht in Verlegenheit. Uns und manchem anderen Leser wäre an dieser Stelle das hohe Lied auf die Liebe als den Urquell reiner Frauennatur willkommen, das Coßmann in dem oben wiederholten Festgruß zu Ehren von Marie Ebner angestimmt hat.

Wien. A. Bettelheim.

*) Aphorismen von Paul Nikolaus Coßmann. Zweite Auflage. Verlegt bei Schuster und Löffler. Berlin und Leipzig 1902.

Theater.

Maurice Donnay „Die Liebesschaukel" (Trianon-Theater).

In diesem Stück liebt der Held zwei Frauen: seine Gemahlin und eine Schauspielerin. Er liebt beide zur gleichen Zeit. Er liebt beide mit derselben Heftigkeit. Bei Maupassant, in dem Roman „Notre coeur", besteht Arbeitstheilung: der Held liebt eine Niedere mit den Sinnen, eine Feinere mit der Seele. Bei Donnay jedoch hat er sie Beide mit Leib und mit Seele gern, — er kann sich nicht helfen.

Das ist nicht bloß komisch. Es ist ein Fall aus dem Leben, der von ehrlichen Künstlern mit steigendem Ernst gemalt wird. Es ist kein Ausnahmefall, sondern ein Massenfall: bloß ein uneingestandener. Der deutsche Leser denke nicht an Judith und Anna, die vom grünen Heinrich nebeneinander geliebt werden; eine mit den Sinnen, die andere mit der Seele. Bei Keller herrschte mathematische Abgrenzung. Bei Schlaf herrscht sie nicht mehr. Bei Schnitzler auch nicht. Schlafs Ottilie liebt zwei Männer. Schnitzlers Beatrice liebt drei: den Helden, zweitens einen Herzog, drittens einen Bräutigam. Deutschland mit seiner arbeitsamen Bevölkerung, mit seinen Fortschritten in der Schiffahrt, in gewerblichen Leistungen, im Handel hat auch die mehrfältige gleichzeitige Liebe, — kein Vorwurf kann uns treffen.

Digitized by Google

... Donnay selber zeigte vor Jahren, wie wenig komisch er den Fall nimmt. In der „Douloureuse", die zwischen Thränen und Gelächter und Gefaßtheit schwankt, gab er einen Bildhauer, der mit einer verheiratheten Frau ein leidenschaftliches Verhältniß hat. Er liebt sie wahrhaft, — hintergeht sie aber doch mit ihrer Freundin. Die Frau liebt ihn wahrhaft, — hatte jedoch zuvor ein Kind von einem anderen (neben ihrem Gatten). Damals sagte Donnay zwischen den Zeilen: zwei Leute können die tiefste Leidenschaft hegen ... und doch nach beiden Seiten anderweitig entbrennen. Die Sache von der einen großen Liebe ist auch Unsinn; man kann im Lauf der Jahre mehrmals eine große und echte und tiefe und ganze Liebe haben. Darum vereinte sich der Bildhauer am Schluß mit der Frau für immer. Beide „konnten hinweg". Sogar das Kind, der Außenseiter, der aus keiner der zwei Ehen stammt, war im Bunde der Dritte.

Hier wird also eine neue Ethik aufgemacht. Ohne Theorie, aus den wirklichen Zuständen abgeleitet. Was so häufig vorkommt (nämlich in Frankreich), muß eine Berechtigung haben, meinte Donnay.

Dieselbe Ethik spricht aus der „Liebesschaukel". Hier aber wird der Fall komisch genommen. Hier wird der schwankende Liebhaber dem Spaß der Hörer preisgegeben. In ziemlicher Willkür! Anscheinend nur, weil Donnay heute nicht Neophyten, sondern Tantièmen machen will. Weil der Dichter zu einem Stückmacher geworden ist. Zu einem zarten, leichten, witzigen Stückmacher: doch zu einem Stückmacher. Er hat den Schwank seines Vaterlands gehoben, um drei Stockwerke. Er selber ist hinabgestiegen um, schlecht gerechnet, zweie. Er macht Verwechslungen mit einem Theaterfriseur, Einschließungen wider Willen, stolpernde Liebhaber, vermeinte Geisteskrankheit — und solcher dicken Possenspäße mehr. Sein ganzer Fehler ruht darin, daß er sagt, was er schon früher gesagt; und daß er's heute schwächer sagt. Sein Ernst war humorhafter, sein Spaß ist spaßloser.

Ganz kann er sich die Grazie dennoch nicht abgewöhnen. Ich habe manches Werk dieses witzigen Vergänglichkeitsdichters ... nicht gehört und nicht gelesen, sondern getrunken. Aber der stärkste Vergänglichkeitseindruck kommt jetzt: wo dieser Lustig-Traurige Runzeln kriegt und sich wiederholt und danebentappt und allerhand Blößen zeigt.

Er ist in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; nicht älter. Herr, Du mein Gott im Himmel, schütz' und behüte uns alle.

Alfred Kerr.

Der Dom zu Erfurt.

Der Platz, auf dem das berühmte Erfurter Münster steht, heißt in den Reisebüchern der „Domplatz", offiziell der „Friedrich Wilhelms-Platz", aber die Erfurter gebrauchen keinen dieser Namen, ihnen heißt der Platz: „Vor'm Grähden". — „Warum?" fragte ich einen Barbier am Platze. „Ich find's in keinem Buch!"

Er sah mich erstaunt an. „Weil es so heeßt", erwiderte er, und ein „Herr Doktor" titulirter Kunde lächelte ironisch über den seltsamen Fremden: „So was steht doch in keinem Buch!" Ich versuchte es nun mit einem Schuster; das sind ja die richtigen Grübler und Sinnirer. In der That traf ihn die Frage nicht unvorbereitet. „For gewiß", sagte der wackere Meister bedächtig, „weeß man's nicht, aber hier dubt man viel Fische äßen, besonders die Ghadolschen, und ghadol'sch is ja die Girche, und Fische dhun viel Grähden ha'n; ob's nech dadervon kohmen dähte?!" Es kommt nicht davon, sondern ist — ein seltener Fall in Mittel- und Norddeutschland, ein häufiger an Rhein und Mosel — die Verballhornung des einstigen lateinischen Namens: „Forum ad gradus" hieß der Platz im Mittelalter; es gibt also doch Bücher, in denen „so was" steht. Der „Platz an den Stufen", denn eine mächtige Freitreppe führt von hier die Höhe des Marienbergs zum Dom empor. Der Platz ist wohl der größte Deutschlands — ich wenigstens kenne keinen größeren — und des darf sich der Beschauer freuen; so ist ihm die richtige Perspektive für eines der herrlichsten Architekturbilder gegönnt, die wir in Deutschland haben, und das will gottlob was sagen. Als ein majestätisches Bauwerk wirkt der Dom von wo immer gesehen, am schönsten erscheint er von der Ostseite dieses Platzes. Ueber riesigen steinernen Höhlungen steigt von hier aus dem Auge, alles andere deckend, das prächtige Chor empor; auch wer das Straßburger Münster oder St. Stephan zu Wien genau kennt, wird entzückt sein; dieser Theil des Doms gehört zu dem Edelsten und Feinsten, was die Gothik auf deutschem Boden geschaffen hat. Rechts vom Chor, über der Freitreppe, wird das reiche, edle Hauptportal sichtbar und noch weiter zur Rechten schließen die drei spitzen, metallen schimmernden Thürme der Severikirche das Bild ab. Wer es sieht, wird es nie vergessen.

Immer wieder, so oft ich den Dom oben genau besehen hatte, kehrte ich zu diesem Standpunkt zurück, mir den vollen, reinen Eindruck wieder zu gewinnen. Denn aus nächster Nähe sind nur einzelne Theile schön, aber andere nicht; Weniges stimmt zusammen, und immer wieder drängt sich in die Freude des Genießenden eine Frage. Zwar welchen Zweck das Riesenwerk der „Gasahden", wie die Erfurter sagen, der cyklopischen Steinbogen (cavatae) erfüllt, ist leicht einzusehen: Der Hügel bot eben für ein großes Chor keinen Raum mehr und so mußte der Boden künstlich erweitert werden; aber warum stößt das Chor in unschönem spitzen Winkel aufs Schiff? Das Chor, (um 1350 erbaut) ist ja an sich herrlich, namentlich auch das Steinfiligran der Fenster von bewunderungswürdigem Reichthum der Phantasie, aber daß es, ohnehin viel breiter und höher als das Schiff, obendrein zu diesem schief steht! Auch die drei gewaltigen romanischen Thürme aus dem zwölften Jahrhundert, der älteste Theil der Kirche, wirken für sich betrachtet, wuchtig genug, aber wer kann sie so betrachten? Sie erheben sich über der Stelle, wo Chor und Langhaus zusammentreffen, also gerade über dem spitzen Winkel, und recht sieht man sie nur von der Severikirche aus. Das Seltsamste aber, was man an der Außenseite des Domes gewahrt, ist zugleich ihr schönster Schmuck: das Hauptportal, der „Triangel"; an der Ostseite springt ein Dreieck hervor, in dem sich rechts und links eine Eingangsthür öffnet. Beide Portale sind ganz herrlich, sie gehören zu dem Edelsten, was alte deutsche Bau- und Bildhauerkunst geschaffen hat, beide sind im Aufbau gleich; unter dem mit Rosenornamenten überkleideten Giebel die nach innen abgestuften Spitzgewölbe; verschieden sind nur die kleineren Ornamente und die Bildsäulen; am linken Portal die zwölf Apostel, am rechten die fünf klugen und die fünf thörichten Jungfrauen, und um die Symmetrie zu wahren, die triumphirende Kirche und die besiegte Synagoge. In den kleinen Zierrathen welche Fülle der Erfindung, in den Bildsäulen welche Kraft der Charakteristik; für die frühe Zeit, das vierzehnte Jahrhundert, von wunderbarer Lebendigkeit des Ausdrucks; die Verzweiflung im Antlitz der thörichten, der Jubel in dem der klugen Jungfrauen, der Stolz der Kirche, die dumpfe Trauer der Synagoge — wie hat der alte Meister dies alles verbildlicht! Aber es stört sehr, daß die beiden Portale zu einander und zum Schiff schief stehen, und sagt man sich: dieses Räthsel müsse sich eben aus dem beschränkten Raum, aus der Baugeschichte erklären, so hört doch die Empfindung nicht auf die Vernunft. Andere Räthsel wieder bleiben es auch für die Vernunft. Warum haben sie zwischen die alten Bildsäulen des Chors falsche von gestern gestellt, warum wirkt von dem neuen Schmuck so Weniges künstlerisch?! Auch der Eindruck jenes riesigen

Digitized by Google

Mosaikbildes, dessen goldiger Schein mir — man kann ihn von vielen Höhen des Thüringer Waldes gewahren — unauslöschlich im Gedächtniß haftete, ist von hier aus kein reiner. Es schmückt den Westgiebel. Von tiefblauem Rahmen umgeben ein mächtiger Goldgrund, von dem sich in fünffacher Lebensgröße die Madonna in blaurothem Gewand, das Jesuskind auf dem Arm, abhebt. „Aeächtes Gold", sagen die Erfurter stolz und daran zweifle ich nicht, aber mir war zu Muth, als müsse das grelle, gleißende Riesenbild dem feinen, altersgrauen Ornament des Giebels wehe thun. Offenbar eine Nachahmung des uralten Madonnenbildes an der Marienburg, aber derlei Experimente sind immer bedenklich; wir haben andere Nerven, andere Sinne. Ich denke, es ist nicht zu bedauern, daß kein anderer deutscher Dom sich neuerdings solchen Schmuck angethan hat.

Auch im Innern des Domes wird man die Fragen, die zwiespältige Empfindung nicht los. Der erste Eindruck bringt eine Enttäuschung; da ist nichts von der lichten Majestät des Straßburger, dem mystischen Zauber des Wiener Münsters. Ein recht freundlicher Raum, dem etwas Trivial-Behagliches anhaftet; das empfindet man sofort, aber es währt lange, bis man sich über die Gründe klar wird. Vor allem: der Raum ist fast quadratisch, nur winzig länger als breit; die beiden Seitenschiffe zudem viel breiter als das Mittelschiff; diese Form sind wir an Wohnräumen gewohnt, nicht an Kirchen. Auch stehen alle drei Schiffe unter einem Dache und die Fenster sind in geringerer Höhe angebracht, als sonst an Gotteshäusern; so fehlt das feierliche Licht von oben. Endlich aber: das im Winkel anstoßende Chor ist viel höher und heller; so hat man zunächst den Eindruck, als stände man in einem schief angebauten Vorraum des Chors. Erst allmählich überwindet man diesen Eindruck und kann das viele Schöne besehen, das hier zu finden ist.

Man kann es, oder kann es nicht . . . Die Art, wie der Fremde hier behandelt wird, ist wirklich nicht nett und gottlob beispiellos. Es ist ein schöner, tiefsinniger Brauch der katholischen Kirche, die Gotteshäuser immer offen zu halten; am Erfurter Dom ist nur während der Messe ein Pförtchen unverschlossen. Zufällig kam ich das erste Mal zu solcher Stunde, fand das Pförtchen und trat ein. Da stürzte mir ein Bediensteter der Kirche entgegen: Der Eintritt sei nur für Erfurter frei; wenn ich etwa ein Fremder wäre, so hätte ich in der Küsterei eine Eintrittskarte zu lösen; sie koste 60 Pfennige, dazu die „Beschreibung" 30 Pfennige, zusammen 90 Pfennige, also sehr billig, fügte er bei, „anderswo kostet's eine Mark". Ich ging und kaufte mir Karte und „Beschreibung", (das wohlgemeinte Schriftchen eines enthusiastischen Archivars). Mir war seltsam dabei zu Muth und wahrlich nicht der 90 Pfennige wegen, sondern ich dachte: „Du bist nur hierhergekommen, um Schönes oder Merkwürdiges zu sehen, und bringst nur jene pietätvolle Empfindung mit, die jedermann einer Stätte schuldet, die für Millionen seiner Mitmenschen heilig ist, und du schon bist peinlich berührt. Wie erst mag's im Gemüth eines Fremden aussehen, der diese Kirche betritt, um Trost zu suchen, sein Herz aus dem Staube zu Gott zu erheben, und solchen Empfang findet?!" . . .

Die Begleitung einer langen, hageren Frauensperson war in den Preis inbegriffen. „Hier is", begann sie hastig, „die Gröhnung von Peter Vischern", — und kaum daß ich einen Blick auf den herrlichen Erzguß geworfen hatte: „Bitte, Herre, nu aber weiter, mehr als zwanzig Minuten kann ech nech bleiben." Ich bot eine Mark, wenn sie mir Zeit ließe. „Unmaeglich, un' wenn's 'n Dhaler wär'. De Supp' drennt mir sonsten an; d'r Herr Oberkirchner hält auf guedes Aeßen." Da ging ich gleich, denn weitere neunzehn Minuten durch den Dom gepeitscht zu werden, schien mir kein Vergnügen.

Die Meisten wären nicht wiedergekommen, ich that's und fing es diesmal sehr schlau an. Ich kam am Nachmittag, wo der Gourmet bereits gespeist haben mußte, und umstrickte die kleine, dicke Frau, die mir die Karte verkaufte, mit den raffinirtesten Verführungskünsten. Da sie ein Mäulchen zog, weil ich die „Beschreibung" nicht nochmals kaufen wollte, so erwarb ich flugs ein zweites Exemplar, „als Andenken an Sie!" nber nun willfahrte sie auch meiner Bitte: „Sie wissen gewiß am besten Bescheid und führte mich selbst." Als sich das Portal hinter uns geschlossen hatte und wir allein im Dom waren, da sank ich zwar vor der Holden nicht auf die Kniee, aber ich gab ihr eine Mark: „Sie lassen mir aber Zeit, erklären nichts und zeigen mir nur, wonnch ich frage." Eine halbe Stunde hielt sie den Pakt ein, dann wurde sie ungeduldig: „Andere sind in zehn Minuten fertig!" und endlich erwiderte sie auf meine Fragen, wo dieses und jenes wäre: „Das weeß ech nech!" oder: „Das wird nech gezeigt" oder gar: „Damit is nicht los!" Da ich aber nicht glauben konnte, daß mit dem in jeder Kunstgeschichte gerühmten „Wolfram", einem der frühesten Erzeugnisse deutscher Gießkunst, „nischt los" sein sollte, so ließ ich eine zweite Mark lockend an ihrem Horizont auftauchen. Aber diesmal versagte das Zaubermittel. „Nu müssen meu Goffee drinken, lieber Herre, nuei' Mann hält sihre druff." O dieser Gourmet! . . .

Wenn ich all die Kunstschätze und Kuriositäten schließlich doch sehr gründlich sehen konnte, so danke ich dies einem freundlichen Zufall. Auf einer Bank des Steigerparks kam ich mit einem älteren Priester, einem Jesuiten vom Rhein, in ein langes, angeregtes Gespräch. Und wären zwei Menschen durch noch so vieles getrennt, worüber jeder anders urtheilt — wirklich trennend sind nie Urtheile, nur Vorurtheile; und haben die beiden etwas gemeinsam, so finden sie sich in einander; hier war's die ehrliche Freude an der Kunst . . . In Begleitung dieses Mannes also habe ich den Dom zum vierten Male betreten und zum ersten Male wirklich gesehen.

Es war der Mühe werth. Ich schreibe ja keinen Reiseführer, noch will ich der famosen „Beschreibung" Konkurrenz machen, ich will persönliche Eindrücke wiedergeben und erzähle daher nur von dem, was im Guten oder minder Guten stark auf mich gewirkt hat. Das Schönste scheint mir jener Erzguß des Peter Vischer — o Henning Göden, was warst Du klug! Als Probst rund, als Jurist spitz, hast Du den Wittenberger Studenten vor 400 Jahren den Gajum und Ulpianum so fein ausgelegt, daß ihnen die ganze Welt wie ein Stachelgärtlein voll Paragraphen erschien, und über die kleinsten Kontroversen hast Du die dicksten Wälzer geschrieben, und wärest heute doch mit all Deinen Büchern spurlos verschollen, wenn Du nicht kurz vorm Sterben den vortrefflichen Einfall gehabt hättest, um ein groß Stück Gold bei dem edlen Nürnberger Meister diese Votivtafel zu bestellen. Wer nun vor das herrliche Werk tritt, denkt freilich zunächst nicht an Dich und nicht einmal an den Meister, sondern läßt sich den Glanz dieser stillen, schlichten Schönheit ins Auge leuchten — welche rührende Anmuth umfließt die Gestalt und das in seliger Demuth geneigte Haupt der Maria, während Gott Vater und Sohn die Krone über ihr halten; oben schwebt die Taube und unten schalmeien die lieben Englein, und wie ein Wiederklang ihrer feinen Musik tönt's uns durchs eigene, schönheitsfreudige Gemüth. Schöneres hat selbst Peter Vischer selten gemacht als diese Tafel, nur das Sebalduskrab und das Regensburger Christus Relief mögen noch herrlicher sein. Aber hat man sich dies alles gesagt, so gedenkt man auch Deiner, Henning Göden, der Du Dich am Fußende mit Deinem Schutzpatron, dem Evangelisten Johannes, hast abbilden lassen, und freut sich, wie klug Du warst, doppelt klug, da Du auch gleich eine Wiederholung für die Schloßkirche zu Wittenberg bestelltest.

Anders der zweite Donator, dem diese Kirche Herrliches dankt. Wir wissen nichts von ihm als den Namen: Wolfram Hilderich, und daß er ein starker Mensch war, stark am Körper, stark im Sündigen und stark im Büßen. So um 1100 mag der Hüne mit dem leidenschaftlichen Antlitz gelebt, genossen und gefehlt haben; es muß Schweres gewesen sein, womit er sich beladen, denn schwer war auch die Buße:

Digitized by Google

er hat sich selbst als Büßer in Bronze formen lassen; die beiden flehend zur Madonna emporgehobenen Hände tragen je eine Kerze, aus dem demüthig gesenkten Nacken steigt eine dritte hervor; auf dem Gürtel, der das härene Gewand zusammenhält, ist sein Name eingegraben, und die Bitte, ihm stehen zu helfen, daß ihm die Gnade Gottes werde. Sie ist ihm geworden, denn seine Schuld ist vergessen, jedoch seine Buße erschüttert und erhebt noch heute die Herzen. Es muß ein begabter Künstler gewesen sein, der die Gestalt geformt hat, gleichwohl hätte er die Gestalt nicht so beseelen, mit so ergreifendem Ausdruck erfüllen können, wenn ihn nicht die unerhörte Aufgabe und sein unseliges Modell selbst ins tiefste Herz hinein bewegt hätten. Die Reliefs an der Hildesheimer Domthüre, das einzige ebenbürtige Werk aus den Anfängen deutscher Erzgießkunst, das sich mit dem „Wolfram" messen kann, sind ja in der Erfindung reicher, aber an beseeltem Leben steht der „Wolfram" auf einsamer Höhe.

Neben diesem Herrlichen enthält die Kirche viel Schönes. So Lucas Cranach's d. Ae. „Vermählung der heiligen Katharina", ein schönes Bild, das nur seine Vorzüge aufweist und namentlich von seinem schwersten Fehler, der Spießbürgerlichkeit, frei ist; das Holzrelief einer Grablegung Christi, das freilich weder von Adam Kraft, noch von Veit Stoß, noch von Michael Wohlgemuth herrühren dürfte, denen es abwechselnd zugeschrieben wird, aber doch durch den edelschönen Kopf der Maria, das merkwürdig beseelte Antlitz der Magdalena diese Hypothesen begreiflich macht, während der Christus selbst durch seinen furchtbaren Naturalismus den Gedanken an diese Meister ausschließt; das Grabmal der 1576 ausgestorbenen Familie von der Weser in reichster und edelster Renaissance, rechts die Männer, links die Frauen, in der Mitte aber, ganz einsam, das schöne Kind, mit dem das Geschlecht ausstarb, ein rührendes Bild.

Schön und rührend ist auch ein Erzeugniß des Kunstgewerbes, ein Gemälde in Plattstich, das die heilige Jungfrau in Gestalt eines holden, anmuthigen Bürgermädchens des sechzehnten Jahrhunderts darstellt, und vor allem schön ist das Chorgestühl, soweit nicht daran herumrestaurirt worden ist. Ernste und lustige, tolle und wehmüthige Gesichter und Gestalten, die Tugenden und Laster der Menschen, dazwischen herrliche Arabesken, alles bis ins Kleinste ausgestaltet und individualisirt — eine ganze Welt im Kleinen. Welch ein Künstler muß der Mann gewesen sein, der dies Gestühl im fünfzehnten Jahrhundert schnitzte, aber welch ein Stümper der Mann, der's im neunzehnten restaurirte! Welch ein Stümper! — wo er sein Schnitzmesser ansetzte, ging die Schönheit zum Teufel. Wie war derlei möglich, fragt man sich, und nicht hier allein. Auf Schritt und Tritt begegnet man solchen Todsünden aus neuerer und neuester Zeit. Das größte und wohl ursprünglich beste Wandgemälde der Kirche, der Christophorus, einige Glasmalereien, dann ein alter mystischer „Hortus conclusus": die heilige Jungfrau, das Einhorn liebkosend u. s. w., u. s. w. — sie alle mußten gerettet werden und sollten sie darüber zu Grunde gehen, und sie sind zu Grunde gegangen! Restauriren ist eine heikle Sache, Aehnliches hat man auch anderwärts zu beklagen, nur nicht in solcher Fülle.

Auch Curiosa, Werke, die immer nur seltsam, niemals schön gewesen sind, findet man hier öfter, als in irgend einem anderen der berühmten Dome Deutschlands. Die meisten Kapellchen, die den Raum einengen, das ohnehin nicht allzu harmonische Gesammtbild noch mehr trüben, sind nur eben solche Curiosa; anderwärts hat man sie sacht hinweggeräumt, hier ist leider noch das Meiste erhalten. Andere Curiosa wieder müssen freilich bleiben, weil sie gleichsam Wahrzeichen der Kirche sind. So das Taufbecken von 1587. Der Deckel aus Holz, das Gefäß aus Sandstein, dessen symbolische Figuren fast den Eindruck machen, als ob sich der Meister einen Scherz hätte machen wollen; denn die „Weisheit" hat ein sehr albernes, der „Glaube", der alles duldet und trägt, ein geradezu grinsendes, die „Hoffnung" ein düster verzweifeltes Gesicht, und die „Charitas" schleppt sich nutzlos an einem Bengel mit einem Riesenwanst ab, denn wird er noch weiter gepflegt, so erstickt er in seinem Fett . . . Nicht so drollig, sondern fast unheimlich wirken die Figuren an dem Sarkophag, der die Reliquien der Lokal-Heiligen Erfurts, Adelar und Eoban, umschließt, gleichfalls arg restaurirt; alles fratzenhafter geformt und greller kolorirt, als es ursprünglich gewesen sein kann . . . Endlich das berühmteste Curiosum der Kirche, das Grabdenkmal des Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen; die Figuren aus bemaltem Sandstein; in der Mitte ein sehr kräftiger Ritter mit langem Haar, links eine blonde, rechts eine braune Frau, die blonde mit kurzer, die braune mit langer Nase; die Blonde hält ein Buch in der Rechten und die linke Hand auf dem Magen, die Braune deutet mit der Rechten auf ihr Herz und läßt gleichfalls die Linke auf dem Magen ruhen. Dazu erzählte mir meine dicke Gönnerin auf meine Bitte die Legende: „Der Herr in der Mitte hat sich Graf Ernst von Gleichen geschrieben und war ein tapferer Ritter und die blonde Dame links hat sich Ottilia geschrieben und beide haben in christ-katholischem Ehebunde gelebt und zehn Kinder haben sie gehabt, manche sagen, es waren nur fünf Kinder, aber es waren zehn. Da nehmen auf einmal die Türken Jerusalem weg, also natürlich muß die ganze Ritterschaft es ihnen wieder herausreißen, und wie der Graf die Zustellung bekommt, daß er mit muß, sagt er: „Ottilia, bleib mir treu!" und sie weint und sagt: „Ernst, wenn Du nur mir treu bleibst." Aber wie er in die Wüste kommt, fangen ihn die Türken wegen seiner Tapferkeit zuerst weg, und wie er in die Festung kommt, sieht ihn eine wunderschöne Türkin, welche sich Melechsala, Landgräfin vom Aegypterland, geschrieben hat, und kommt gleich zu ihm und sagt ihm: „Ernst", sagt sie, „wenn Sie mich heirathen wollen, so fliehe ich mit Ihnen, und wenn Sie nicht wollen, werden Sie erschossen." Da sagt er: „Wie Gott will!" und erzählt er ihr alles, so und so, ein Weib und zehn Kinder, und, sagt er, „ich bin ja ein Katholik, wie kann ich zwei Weiber haben, und dieses darf sogar kein Lutherischer oder Jüdischer thun." Aber dann gibt er zum Glück nach, weil sie ihn nämlich sonst wirklich erschossen hätten, und fährt mit ihr nach Rom und erzählt dort dem heiligen Vater alles, nämlich Lebensgefahr, so und so, und da sagt der Papst: „Das is was anderes", sagt er, und traut ihn mit ihr und sagt: „Nun gehet heim und, wenn Ottilia böse ist, so gebt ihr diesen Brief." Aber das war nicht nöthig, denn sie war eine gute Frau und hat sich mit der Melechsala niemals nicht gezankt. In einem Bette haben alle drei geschlafen und dieses Bett hat noch meine Großmutter gesehen; und auf der Wartburg ist die ganze Geschichte abgemalt. Dieses Bett hat auf der Gleichenburg gestanden und wer einen Splitter davon bei sich getragen hat, ist niemals nicht eifersüchtig geworden, und das war gut, aber die Franzosen haben leider das Bett aus Bosheit verbrannt. Im Kloster am Petersberg waren die Drei beerdigt, unter diesem Stein hier, aber wie aus dem Kloster ein Heumagazin geworden ist, hat man den Stein hergeschafft samunt den drei Schädeln, aber der hochselige Herr Probst hat gesagt: „Die Schädel thun wir weg, in geweihte Erde thun wir sie", sagt er, „denn so gebietet es die Religion und den Appetit verschlägt's einem auch." Und so steht nur noch der Stein hier. Dieses, mein lieber Herr, ist die wahre historische Erfindung, auch wenn es im Buch anders steht." Allerdings steht es „im Buch" anders. Das Grabdenkmal ist das eines Grafen von Gleichen, der zweimal kinderlos vermählt gewesen und nun mit beiden, ihm gleich theuern Frauen vereint im Grabe ruhen wollte. Ein anderer des Geschlechts brachte ein sarazenisches Kebsweib aus dem Morgenlande heim; ein Dritter endlich ließ aus zwingenden Gründen — er wie seine Gattin waren sehr dick — das ungewöhnlich breite Ehebett zimmern, dessen Splitter thatsächlich als Mittel gegen Eifersucht galten und das wirklich erst 1813 von den Franzosen als Heizmaterial verbraucht wurde. Aus diesen drei Thatsachen schuf sich der dichtende Volksgeist die „wahre historische Erfindung . . ."

Digitized by Google

Kein uraltes Gotteshaus, an dem unzählige Geschlechter der Menschen bauten und schmückten, jedes im heißen Drang, sein Bestes zu geben, aber jedes aus seinem Geschmack heraus, kann einen ganz einheitlichen Eindruck machen. Aber einen zwiespältigeren als der Dom zu Erfurt macht kaum eins. Darin stimmten mein geistlicher Begleiter und ich überein. Die Seltsamkeiten im Bau erklären sich leicht: aus dem beschränkten Raum des Felsens und aus einer fast beispiellos bewegten Baugeschichte, die gleichermaßen auf den Willen der Elemente wie auf den Ehrgeiz der Priester zurückzuführen ist, und ähnlich erklärt sich die Buntheit der inneren Ausstattung. Das Holzkirchlein aus dem VIII. Jahrhundert weicht bald einem größeren; der romanische Steinbau des XII. Jahrhunderts füllt bereits, dank einem Reliquienfunde zu rechter Zeit, die ganze Felskuppe. Da schaffen die 1236 hier begangene Kanonisation der Landgräfin Elisabeth und ein sehr billiger Ablaßtarif neue große Mittel; so ersteht das herrliche Hauptportal, aber weil der Raum fehlt, nur eben als Triangel, der zugleich den Durchzug der riesigen Wallfahrerschaaren gestattet; zur Thüre links treten sie ein, legen ihre Gabe in den Opferstock und gehen schon nach drei Schritten durch die Thüre rechts ab, aber für beide Theile ist der Zweck erfüllt; die Wallfahrer waren in dem Dom und der Bauschatz hat sein Scherflein. So kann auch das Riesenwerk der „Cavaten" und das neue herrliche Chor errichtet werden, schon wird ein Neubau des Schiffes in gleicher Pracht geplant, da beginnt ein Hagel von Unglück: 1416 stiften berauschte Diener der Kirche einen Brand an, der das Obergeschoß der Thürme vernichtet; bei dem Neubau wird das Gewölbe des Schiffs unvorsichtig belastet und stürzt 1452 zusammen; 1472 folgt eine zweite Verheerung durch Feuersbrunst. Abermals wird der Reliquienschatz gemehrt, eine selbst für jene Zeit unerhörte Verbilligung des Ablaßtarifs tritt ein; aber so riesige Summen wie bisher fließen nicht mehr ein; schon geht jenes dumpfe Murren durch Deutschland, dem dann der Bergmannssohn aus Eisleben glockentönige Worte leiht; selbst Tezel, der geschickteste Ablaßkrämer des Domes — seine Kanzel wird noch heute pietätvoll die Tezel-Kanzel genannt — bringt nicht allzuviel ein, obwohl er schon für einen Groschen im Vorhinein vom Ehebruch absolvirt; sich selber absolvirte er ja davon bekanntlich noch billiger, nämlich ganz gratis. Mühsam wird so viel aufgebracht, um Thürme und Schiff aufbauen zu können; aber für gute Meister reicht's nicht; lediglich Fehler im Bauplan verschulden z. B. die schiefe Stellung des Langhauses zum Chor, und die anderen Unregelmäßigkeiten, auch im Innern muß mehr auf Größe und Vergoldung als auf künstlerischen Werth des Zierraths gesehen werden. Anderwärts greift in derlei Fällen der Landesherr, der Bischof, die Stadt hilfreich ein. Hier thun sie wenig. Geistlicher und weltlicher Fürst zugleich ist der Erzbischof von Mainz; der erste Bischof von Erfurt, der h. Adelar, ist zugleich der letzte, weil die Nachfolger des h. Bonifazius auf dem Mainzer Erzstuhl die Neubesetzung zu verhindern wissen; sie wollen die kräftig aufblühende Stadt, das reiche Gebiet selbst behalten. Aber bald erobert sich die Stadt eine gewisse Selbständigkeit; auch um das Gebiet muß Mainz oft streiten; die Einkünfte sind schmaler als erhofft, obwohl noch immer groß genug, aber etwas davon abzugeben, sind die Mainzer Herren nicht gewillt. Auch eine andere Erwägung läßt sich zwischen den Zeilen der alten Urkunden lesen, es ist den Mainzern schon recht, wenn die Kirche schön und groß ist, aber sie ist doch nur eben die „Ecclesia Beatae Mariae Virginis", die Stadtkirche von Erfurt, der ein simpler Propst vorsteht, schöner und größer als der Mainzer Dom braucht sie nicht zu werden. Ist einmal allzu große Ebbe in der Baukasse, so schafft der Erzbischof vom Papst ein neues Ablaßprivileg oder vermittelt eine Mehrung des Reliquienschatzes; — so muß z. B. einmal Fulda ein Theilchen vom Leichnam des h. Bonifazius abtreten, gibt aber nur ein unansehnliches Knöchelchen, über welchen Geiz der Fuldaer große Entrüstung herrscht — oder empfiehlt den braven Tezel; Geld gibt er nicht. Und die Stadt wird auch immer karger: liegt sie doch mit dem Erzbischof immer heftiger im Streite. Kaum aber ist das Gotteshaus (um 1500) wieder leidlich fertig, als die „Pfaffenstürme" losbrechen; die Stadt wird vorwiegend protestantisch, mehr als einmal machen Bauern und Bürger „Anleihen" bei der Schatzkammer des Doms; 1631—33 ist er durch Gustav Adolf's Macht die protestantische Hauptkirche Thüringens. Bald freilich fällt Erfurt wieder an Kurmainz, schwer liegt die Hand des Erzbischofs über der Stadt, aber sie bleibt vorwiegend protestantisch, seit dem 30jährigen Krieg ist höchstens ein Fünftel der Einwohner katholisch. Das erklärt manches: zwar an Geld fehlt's nun längst nicht mehr, es ist sogar seit Jahrzehnten überreich vorhanden, weil seit Jahrzehnten das ganze katholische Deutschland beisteuert, aber ein geistiges Centrum des Katholizismus, und damit auch eine Stätte seinen kirchlichen Kunstgeschmacks wie Köln oder Straßburg, Mainz oder Wien war Erfurt nie . .

Geld ist nun da, sag' ich, und darum könnten die Herren die Besuchsordnung ebenso würdig und praktisch regeln wie in Köln oder Straßburg. Und auch etwas anderes könnte würdiger geordnet sein; die „Cavaten" sind als Lagerräume für Porzellan, Eisen, Sämereien u. s. w. vermiethet. Das stört nicht, so lange die Räume geschlossen sind. Aber sie sind selten geschlossen und in jedem Raum steht die Geschäftstafel des Miethers, auch Verkäufer mit freundlich einladender Miene werden ab und zu sichtbar. Als der Pater an meiner Seite die Treppe des Doms hinabstieg und diese offenen Lagerräume am Gotteshause sah, blieb er stehen und glühende Röthe schlug über sein edles, durchgeistigtes Antlitz, dann wurde er sehr bleich. Wir gingen weiter, noch einmal blieb er stehen, setzte zum Reden an, schwieg dann aber. Es war auch nicht nöthig. Ich verstand ohne Worte, was sein feines, frommes Gemüth dabei empfand. . . .

Berlin. Karl Emil Franzos.

(Nachdruck nicht gestattet)

Florentiner Bildhauer der Renaissance. Von Wilhelm Bode. Berlin 1902. Verlag von Bruno Cassirer. 350 Seiten — 148 Abbildungen.

Die Studien, die Wilhelm Bode zu einem ungewöhnlich schön gedruckten und sehr reich illustrirten Bande vereinigt hat, sind Gelegenheitsarbeiten im besten Sinne. Wie man Gelegenheitslyrik rühmt, so möchte ich diese Gelegenheitswissenschaft rühmen, und auch mit ähnlicher Begründung. Diese Studien stehen in Wechselbeziehung zu den sehr erfolgreichen Bemühungen, dem Berliner Museum eine Sammlung italienischer Plastik zu gewinnen. Der Kenner der Monumente ist zugleich der eifrigste und glücklichste Sammler. Der Ausgangspunkt mancher fruchtbringenden Erwägung ist ein im Kunsthandel aufgetauchtes Bildwerk, das den Sammler fesselt, und oft bieten die wagemuthig vorwärts getriebenen Untersuchungen die Möglichkeit, ein im Handel unverstandenes Stück als erster zu würdigen und leicht zu erwerben. Von der an Erregungen und Ueberraschungen erfüllten Thätigkeit ist in die Aufsätze eine fast dramatische Frische und Lebhaftigkeit gedrungen. Der Leser wird nicht in einem fertigen historischen Gebäude mit pedantischer Lehrhaftigkeit herumgeführt, er sieht vielmehr den Bau erstehen und verfolgt die Arbeit. Der Bau, der seine Theilnahme gewiß leicht auf sich zieht, ist die Geschichte der Florentiner Renaissance-Bildnerei und ist auch wieder die Sammlung der Florentiner Plastik im Berliner Museum.

Im Mittelpunkt steht die Frührenaissance, steht Donatello. Als Kontrasterscheinung zu Donatello's Gestalt wird Luca della Robbia aufgestellt. Wenn es möglich ist, mit einem Aufsatz, freilich mit einem besonders inhaltreichen, die verhältnißmäßig eng begrenzte Kunst Lucas zu schildern, so setzt der Verfasser mehrere Male, jedes Mal von einem

Digitized by Google

onderen Ausgongspunkt an, die Kunst Donotello's zu charakterisiren. In Ansehung der Aufgaben, der Auffassung und der technischen Mittel ist Donotello so überous vielseitig, scheindar grenzenlos.

Als Architekt und Dekaratoe wird Donatello gemeinhin nicht besonders hochgestellt. Man hot oft das Malerische, Regelwidrige seiner Architekturen schulmeisterlich gerügt, und mon hat ouch manches seiner Verdienste auf dem Felde der Baukunst ohne weiteres dem Michelozzo zugeschoben. Michelozzo hot nachweislich einige Monumente in gemeinsamer Arbeit mit Donatello ousgeführt. Bode's Untersuchung geht von den Beobachtungen aus, daß Donotello von seinen Zeitgenassen als Architekt geschätzt worden ist, und daß Michelazza eine geringe Kroft war, dem auch auf dem Gebiete der Bauformen Selbständigkeit und Gestoltungsfähigkeit nicht zugetraut werden dürfe. Die Entwickelung der Bau- und Ornamentformen in ollen Werken Donatello's wird verfolgt, seine Reise nach Rom, wo er die Reste der antiken Baukunst studirte, ols ein einschneidendes, folgenreiches Ereigniß beachtet. Das Ergebniß der an historischen Ausblicken und empirisch ästhetischen Bemerkungen reichen Untersuchung ist beträchtlich. Allerdings wor der Meister kein grosser Architekt im Sinne der Akademie, und das Architektonische war ihm mehr Mittel als Zweck, zumeist Rahmung für die figürliche Plastik, nichtsdestoweniger war er an Baugedanken reicher ols irgend ein anderer Florentiner Meister seiner Zeit, mit Ausnahme von Brunelleschi, und er hat gemeinsom mit diesem Rivalen on der gewaltigen Umschmiedung der antiken Formen gearbeitet.

Einige Aufgoben, die der Florentiner Bildnerei besonders häufig gestellt wurden, einige Darstellungsgebiete, die sich die Renoissance eroberte, wie das Madonnenrelief, die Portraitbüste, der Putto, das Genre in seinen Anfängen, werden scharf abgegrenzt; ihre historische Entwickelung wird geschildert. Die Gelegenheit zu lehrreichen Vergleichungen ergiebt sich dabei. Die Charokteee der schöpferischen Meister lösen sich deutlich von einoader. Zu Donotello aber führt fast jeder Weg, ouch die Abhandlung über den Bronzebildner Bertoldo di Giovanni, der ein Schüler Donatello's und der Lehrer Michelangelo's war, und selbst die Betrachtung der Jugendwerke Michelangelo's, insofern wie die gewaltige Erfindungs- und Gestaltungskraft des grössten Quatrocento-Meisters in ihrer Nachwirkung das 15. Jahrhundert überdauerte.

Das Buch mit seiner Fülle neuen Moterials ist kein Kompendium der Geschichte. Dazu fehlt ihm die Vollständigkeit und der regelmäßige historische Gang. Dennoch werden fast olle wichtigen Fragen beantwortet, fast alle wesentlichen Merkmole betont. Ein zusammenholtendes Bond um diese Studien schlingt der Aufsatz, der an ecster Stelle steht. Do ist von der „Entwickelung der Florentiner Plostik und ihree Stellung innerhalb der Renoissancekunst Italiens" die Rede. Die höhere Einheit aber, die gelehrten Büchern zumeist fehlt, kommt von der Persönlichkeit des Verfassers, die sich in jeder Beobachtung und jeder Behauptung offenbart.

M. J. F.

Impressionen. Von Walther Rothenou. Leipzig. S. Hirzel 1902.

Meine Annahme war zutreffend: Reiselektüre. Da ich kein Schwärmer für die Schönheiten des Rheinthales bin, wenigstens nicht, wenn die Sonne heiß auf dem Strome liegt, wenn die Farben schwer und zäh aneinander kleben und den Grundton der flimmernde Bleiglanz des Rheines, das glitzernde Grau des Schiefers und das Grau des langsom verwehenden Rauches der Dampfschiffe und Fabriken hergeben, so hatte ich Muße, die „Impressionen" zwischen Frankfurt und Amsterdam zu lesen und zu überdenken.

Ein begabter Mensch, der vielerlei im Leben und ous Büchern kennen gelernt hat, der formale schriftstellerische Gewandtheit in erheblichem Grade und der sehr viel Selbstbewußtsein besitzt, schreibt ein falches Buch; er dorf oder ouch durchaus nicht mehr besitzen, vor ollem nicht den Ernst des Denkers oder des Künstlers oder des Schriftstellers, der diesen Namen verdient. Als Faust die Bibel übersetzte, stockte er beim ersten Woet; in diesem Buch gibt es kein Stocken und kein Besinnen; es ist eines von denen, die von den schwierigsten Problemen sogen: So ist es. Mit Nasoel ist es so; mit den Griechen so; eine Stadt baut mon so; mit dem naturwissenschaftlichen Zeitolter ist es aus; in der Politik ist das richtig; Kunstempfinden kommt auf diese Art zu Stande und Geschäfte ouf jene; von der Judenfrage ist bies zu sogen, und wäre Goethe in der Geburt gestarben, so hätten ein halbes Dutzend onderer Leute seine Aufgabe erfüllt. Ich muß sagen, ich bin doch froh, daß Goethe leben geblieben ist, und daß die Welt Herrn Rathenou für das Zutreffende seiner Behauptungen nicht in Anspruch zu nehmen braucht.

Vielseitigkeit ist gewiß kein Vorwurf; aber Vielseitigkeit fängt erst dann on, ein Vorzug zu sein, wenn sie die geschickte Oberflächlichkeit weit hinter sich zurückgelassen hat. Mir erscheint Herr Rathenau wie einer jener Bergsteiger, die oaf dos Modernste ausgerüstet im Thale dastehen, und die mit onerkennenswerther Gewandtheit im Thale demonstriren, wie mon die schwierigsten Hochgebirgstouren zu machen habe; so muß mon die Füße einstemmen und so den Bergstock, und die daan schließen: Sehen Sie, ouf salche Weise nehme ich den Mont Blanc und jeden onderen Bergriesen — in der Einbildung; und solche Einbildung nenne ich olsdann meine Impressionen.

Dabei enthält das Buch feuilletonistisch sehr hübsche Stellen, so in den Aufzeichnungen über Spanien; und wirklich kluge Bemerkungen, so über das Wesen des kaufmännischen Geistes, aber es gehört doch zu jenen Büchern, deren Umgang man ablehnt, wie Herr Rathenau den Umgang einer bestimmten Kategorie jüdischer Glaubensgenossen. Es ist gewiß nicht geschmackvoll, sich im ersten Rang eines Theaters lout und prätentiös zu benehmen; nebenggleich der Kern der Judenfrage natürlich nicht hierin steckt; oder ouch in einem Buche steckt Persönlichkeit, und es ist fraglich, oder es ist ouch nicht fraglich, was verletzender wirkt, die dicken Brillanten im ersten Raage oder jene litterarischen „Brellsonten", die schon vor den Augen der „Journalisten" keine Gnade fanden; ob die großen und auffälligen Gesten im Theater oder die prätentiösen und schreienden Behauptungen in einem Buche trotz guter Eigenschaften, die hier und dort nebenherlaufen mögen.

Daß ein Buch mit diesen charakteristischen Eigenschaften Aufmerksamkeit erregt, ganz wie die Leute im ersten Range, und daß ein solches Buch dann mehrere Auflagen erlebt, ist selbstverständlich.

— n.

Who's Who in America. A Biographical Dictionnary of Notable Living Men and Women of the Unted States. 1901—1902. Edited by John W. Leonard. Chicago. A. N. Marquis & Company. pp. XVI, 1304. Preis 2.75 Doll. (11 Mark).

Vor zwei Jahren wurde die erste Auflage des vorliegenden Werkes in diesen Spalten besprochen und der praktische Werth desselben in aller Kürze gewürdigt. Was wir damals zum Lobe der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Herausgebers bei der Ausführung seines schwierigen Unternehmens gesagt haben, läßt sich mit noch größerer Berechtigung auf die soeben erschienene und vollständig umgearbeitete Auflage anwenden. Die einzelnen biographischen Skizzen sind nicht nur erweitert worden, sondern ouch deren Zahl ist von 8.602 ouf 11.551 gestiegen. Bei Schriftstellern werden die Namen und Orte der Verleger durch Abkürzungszeichen mit sinnbildlichem Schlüssel angegeben. Von den in der ersten Auflage erwähnten Personen sind inzwischen 498 oder 29.4 per Tousend gestarben, was beim ersten Blick eine sehr hohe Sterblichkeitsziffer zu sein scheint; aber man muß in Erwägung ziehen, daß die im Nekrolog verzeichneten Hingeschiedenen meistens Männer und Frauen von Bedeutung woren und schon ein longes und thätiges Leben hinter sich hatten, als sie in das biographische Wörterbuch aufgenommen wurden. Interessont sind auch die statistischen Angaben über Abstammung, Erziehung u. s. w. Während der letzten zwei Jahre haben wir dieses Werk täglich zu Rathe gezogen, und es ist höchst selten geschehen ohne die erwünschte Auskunft zu finden. Wir können es also ous eigener Erfahrung bestens empfehlen.

München. E. P. Evans.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 2. Berlin, den 11. Oktober 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (5 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder dem Weltpostvereine bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich 4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107 108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * * *.

Die Zukunft der Meistbegünstigung. Von Georg Gothein, M. d. R. (Breslau).

Die unterseeischen Telegraphenkabel und das Kriegsrecht. Von Professor L. v. Bar (Göttingen).

Ein Danziger Volkssport. Von Arthur Sewett (Danzig).

Die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier des Hamburgischen Museums. Von Adalbert Meinhardt (Hamburg).

Deutsches Theater: „Monna Vanna". Von Ernst Heilborn.

Wenn man Gallensteine hat. (Erzählung.) Von Hermann Schöne (Wien).

Bücherbesprechungen:

Dr. Otto Mugdan: Kommentar für Aerzte zum Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz. Bespr. von A. Gottstein.

Ewaldt Boucke: Wort und Bedeutung in Goethe's Sprache. Bespr. von Professor Richard M. Meyer.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Burengeneräle kommen nach Berlin; aber sie verzichten auf die Vorstellung beim Kaiser, da sie um eine Audienz bei dem Monarchen in üblicher Weise durch den englischen Botschafter nicht einkommen mögen.

Die Generäle sind sehr schlecht berathen.

Ob es in ihrem Interesse gelegen hat, überhaupt eine Audienz bei dem Kaiser in Anregung zu bringen, erscheint uns sehr zweifelhaft. Für die Erreichung politischer Zwecke konnte eine solche Begegnung überhaupt nicht in Betracht kommen; für die Förderung humanitärer Aufgaben in Südafrika mußte sie so gut wie belanglos sein. Die Audienz konnte nicht ins Gewicht fallen nach der einen und nicht nach der andern Richtung.

Daß der Kaiser hingegen geneigt war, verdiente, tapfere Soldaten von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, läßt sich verstehen. Die Generäle und ihre Berather aber hätten sich von Anbeginn an sagen sollen, daß jeder Versuch, dieser Audienz eine Bedeutung zu geben, die über die rein persönliche Antheilnahme eines Monarchen mit vielseitigen, lebhaften Interessen hinausgeht, mißglücken mußte.

Wir haben gar keine Veranlassung, unbillige englische Forderungen zu beachten; aber ebenso wenig geneigt ist das deutsche Volk, sich gegen seinen Willen in eine antienglische Politik hineindrängen zu lassen, und aus politischer Naivetät und aus politischer Sentimentalität zu gestatten, daß die Audienz in Formen stattfindet, die in England berechtigterweise hätten verstimmen müssen. Mag es bei landläufigen Anlässen vorkommen, daß angesehene Ausländer auch ohne Vermittlung der Gesandtschaft ihres Heimathlandes empfangen werden, so war es doch nothwendig, in diesem besonderen Falle die Forderungen der formalen Etikette strenger inne zu halten. Die traurigen jüngsten Ereignisse in Südafrika bedingen es, daß jeder Schritt der Burenabgesandten auch unter dem politischen Gesichtspunkt betrachtet wird, und darum war es geboten, schon durch die Art der Einführung der Generäle beim Kaiser zum Ausdruck zu bringen, daß heute diese Männer für uns englische Unterthanen sind.

Es scheint, daß, sobald die Berather der Burengeneräle erkannt hatten, es werde sich die Audienz für politische Zwecke gegen England nicht ausnützen lassen, sie an der Begegnung ein Interesse nicht mehr nahmen. Schon diese Thatsache genügt, um den Beweis zu erbringen, daß nach Lage der Verhältnisse der Standpunkt, den man in Berlin eingenommen hat, der einzig mögliche war.

Es ist undenkbar, daß die Buren jenes verfehlte politische Experiment unternommen hätten ohne direkte Ermunterung und Mitwirkung deutscher Kreise. Diese Ermunterung und Mitwirkung hat natürlich nicht gefehlt. Die naiven deutschen Enthusiasten stellten sich zur Verfügung, und hinter ihnen stehen als die eigentlichen Regisseure die gar nicht Naiven, jene Elemente, die noch heute auf dem Standpunkt sich befinden, daß seit dem Abgang des Fürsten Bismarck in Deutschland alles schlimm bestellt sei, und daß seit dem Tode des ersten Reichskanzlers wenigstens die nur allzu bekannten Fähigkeiten des Fürsten Herbert Bismarck für den Staatsdienst zur Verwendung hätten gelangen müssen. In der alldeutschen Bewegung wird die unklare Phantastik braver Biedermänner durch ambitiöse Schreier, die sich für große Staatsmänner halten, und durch die immer noch lebende Bismarckronde ausgebeutet, und wenn man die Politiker burischen Ursprungs hinzurechnet, so wird man wohl die

Digitized by Google

treibenden Kräfte beieinander haben, die das humane Empfinden des deutschen Volkes politisch für sehr verschiedenartige Zwecke auszubeuten gedachten.

Den Burengenerälen muß dringend eines gerathen werden. Sie müssen sich von Elementen losmachen, die derartige Machinationen im Nebengewerbe betreiben und zwar unter der irreleitenden Firma, Gelder für humanitäre Zwecke zu Gunsten der Buren sammeln zu wollen.

Das Unglück der Buren in Südafrika erregt in Deutschland das größte Mitgefühl; aber man hüte sich, Politik und Humanität absichtsvoll zu vermischen. Die kleinen politischen Intriguen werden nicht zum Ziele führen; und der Versuch, sie fortzuführen, muß auch das humanitäre Hilfswerk in Deutschland auf das Schwerste schädigen. Die Leidtragenden aber sind schließlich die Buren, die weder politische Unterstützung noch ausreichende finanzielle Hilfe für rein menschliche Aufgaben alsdann erhalten werden.

Es melden sich die ersten Konservativen, die ihren Parteigenossen rathen, sich der Regierung zu unterwerfen und den Tarifentwurf des Grafen Posadowsky anzunehmen. Das geschieht in der Oeffentlichkeit. Vertraulich soll in der konservativen Partei dafür Stimmung gemacht werden, die Rolle wilder Tapferkeit fortzuspielen bis zur dritten Lesung und dann erst in der dritten Lesung die Unterwerfung zu vollziehen. Aber kommt es zur dritten Lesung? Wir glauben nicht, und wir sind nach wie vor der Ansicht, daß die Unterwerfung der Konservativen diese freilich vor der Oeffentlichkeit in erfreulichster Weise kompromittiren würde, ohne doch den Tarifentwurf zu retten. Das Schicksal des Tarifentwurfs liegt bei der Knappheit der Zeit heute bereits in den Händen der Opposition; das ist so gut wie sicher, und die Opposition wird dafür zu sorgen wissen, daß dieses Werk Gesetz nicht wird.

Charakteristisch ist es, daß die konservative Partei bereits mit der Möglichkeit rechnet, es könne eine Regierung einmal auf den Gedanken kommen, sich auf die Linke stützen zu wollen. Und diese Möglichkeit, für die sichtbare Anzeichen durchaus nicht vorliegen, veranlaßt die Rechte, soweit das ausführbar ist, Uneinigkeit unter der Linken zu stiften und die Rivalitäten unter den einzelnen Fraktionen zu steigern. Die „Post" sowohl wie die „Kreuzzeitung" widmen diesem Zwecke einen Leitartikel nach dem anderen.

In der neuesten Leistung der „Kreuzzeitung" finden sich folgende Sätze:

„Mehr als einmal haben wir dargelegt, daß uns von den beiden Gruppen, in die der Freisinn vor nunmehr bald zehn Jahren zerfallen ist, die Volkspartei viel sympathischer ist als die Vereinigung" . . . . . „wir müssen anerkennen, daß der Abg Richter im großen und ganzen stets wenigstens eine folgerichtige — wenn auch verfehlte — Politik getrieben hat."

Daß „eine freisinnige Folgerichtigkeit", die „verfehlt" ist, politisch gelobt werden muß, verstehen wir freilich vom Standpunkt der „Kreuzzeitung"; aber ein solches Lob ist auf diesem Papier doch etwas unvorsichtig.

Allein weder das Lob noch der Tadel von dieser Seite ist ernst zu nehmen. Die Absicht, die mit dem Lob wie mit dem Tadel verfolgt wird, ist allzu deutlich. Es kommt der „Kreuzzeitung" und es kommt der „Post" natürlich nur darauf an, die freisinnige Volkspartei gegen die freisinnige Vereinigung und die freisinnige Vereinigung gegen die freisinnige Volkspartei aufzureizen; unfreundliche Erörterungen herüber und hinüber hervorzurufen, um auf diese Weise die einheitliche Kraft der Opposition zu schwächen, die Wahlen für die Opposition ungünstiger zu gestalten und der Regierung zu zeigen, daß diese politischen Thoren auf der Linken, die sich selbst zerfleischen, eine Stütze nie bieten können.

Wir finden die Ausführungen der „Kreuzzeitung" dankenswerth; denn jedem liberalen Politiker, der auch nur ein Fünkchen von Verstand besitzt, müssen die freundlichen Sätze der „Kreuzzeitung" und der „Post" eines beweisen. Alle Fraktionen der Linken sind verpflichtet, bei den bevorstehenden Wahlen die Gegensätze, die sie trennen, zurückzustellen, um in gemeinsamer Anstrengung die Rechte zu schwächen, deren Lob und deren Tadel keinen anderen Zweck hat, als die einzelnen Richtungen der Opposition gegeneinander aufzuhetzen und in kleinliche Streitigkeiten, die jedes Vorgehen gegen die Reaktion schwächen, zu verwickeln. Wer diesen Manövern Vorschub leistet, ist die beste Hülfstruppe der „Kreuzzeitungs"-Partei; aber nichts Schlimmeres kann der Rechten passiren, als ein gemeinsames Operiren der Linken gegen die Rechte.

Zwischen Frankreich und Siam ist eine Verständigung herbeigeführt worden. Die Tragweite des Vertrages läßt sich noch nicht überblicken. Frankreich hat einige Konzessionen gemacht, aber dafür auch erhebliche Zugeständnisse erhalten an Land, das Siam endgültig abtritt, und an Rechten in Siam. Wenn Frankreich sich durch diesen Vertrag die Freundschaft Siams und damit einen entscheidenden Einfluß auf die politische Entwicklung des Landes gesichert hat, so wäre das ein großer Erfolg Deleassé's.

Das Leichenbegängniß Zola's gestaltete sich zu einer gewaltigen Kundgebung für die Republik und den großen, tapferen republikanischen Künstler, den man zu Grabe trug. Die Reaktionäre wagten nicht die geringste Gegendemonstration; sie erwiesen ihre Machtlosigkeit.

Der große Strike der Kohlengrubenarbeiter in Pennsylvanien hat erklärlicherweise schwerwiegende wirthschaftliche Folgen für die Vereinigten Staaten; es scheint, daß sich nunmehr auch ernstere politische Wirkungen mit ihm verknüpfen werden. Der Präsident hat seine Vermittlung den Arbeitern angeboten und sein Anerbieten wurde abgelehnt, da er nicht die nöthige Gewähr dafür bieten konnte, daß er sein den Arbeitern gegebenes Versprechen werde durchführen können. Das ist ein starker Echec für den Präsidenten Roosevelt. Es scheint, daß die Arbeitgeber mit diesem Mißerfolg des Präsidenten sehr zufrieden sind, und daß sie nunmehr ihrerseits unter Führung von Morgan eine Verständigung mit den Arbeitern herbeiführen wollen. Gelingt ihnen dies, so haben sie erwiesen, wie machtlos die staatliche Exekutive in wirthschaftlichen Fragen ist und wie mächtig die führenden Männer der Privatindustrie. Eine solche unmittelbare und allgemeine Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern würde zugleich ein Beweis für die segensvolle Wirkung der großen Arbeitgeberverbände, der Trusts und Syndikate sein und würde die Agitation gegen die Trusts und Syndikate abzuschwächen vermögen. Und gerade dies herbeizuführen, wird den großen Industriebaronen am Herzen liegen. Gelingt der Plan Morgan's, so hat er den politischen Zielen des Präsidenten Roosevelt sehr geschickt Hindernisse in den Weg gelegt.

* * *

Die Zukunft der Meistbegünstigung.

Das bedeutsamste Ereigniß auf handelspolitischem Gebiet in der 2. Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts war der englisch französische Handelsvertrag vom 23. Januar 1860; und zwar wurde er es durch seinen Artikel 19 durch die berühmte Meistbegünstigungsklausel.

Während England den Frankreich zugestandenen Zolltarif ohne weiteres auf die Waaren aller Länder anwandte, benutzte dieses seinen Vertragstarif und namentlich die Meistbegünstigungsklausel dazu, einen Druck auf andere Staaten auszuüben, Handelsverträge mit ihm abzuschließen.

Digitized by Google

Ganz besondere Bedeutung gewann dieses Vorgehen für Preußen, das daraus den enormen politischen Vortheil zog, Oesterreich von der angestrebten Vorzugsstellung gegenüber dem Zollverein und damit von der wirthschaftlichen Einigung Deutschlands auszuschließen, was die politische unter Preußens Führung zur Folge hatte. Aber auch abgesehen hiervon bedeutete diese Klausel einen enormen Fortschritt in der handelspolitischen Annäherung aller Länder: der Gewinn, welcher bei einem Handelsvertragsabschluß in der Abtragung der Zollschranken erreicht wurde, brauchte nicht mehr von jedem weiteren Lande durch langwieriges Schachern über dieselben Sätze herbeigeführt zu werden; diese zu gewähren war selbstverständlich, wenn man nicht einen Zustand haben wollte, der sich von dem des Zollkrieges nicht wesentlich unterschied; bei den Verhandlungen mußten die betheiligten Mächte stets ihr Augenmerk auf andere Positionen richten; diese zu ermäßigen — natürlich gegen entsprechende Gegenleistungen — war das Ziel, und der Erfolg kam wiederum allen zu gute.

Wenn auch die damalige freihändlerische Strömung inzwischen von einer ausgesprochen schutzzöllnerischen abgelöst worden ist, auf den Vortheil der Meistbegünstigung will auch der schutzzöllnerischste Industrielle nicht verzichten. Nicht nur der deutsche Handelstag, auch der Centralverband deutscher Industrieller tritt für die Aufrechterhaltung der Meistbegünstigung ein, und selbst die Agrarier machen keine ernsthaften Versuche daran zu rütteln, wenn sie auch ihren einseitigen, eigensüchtigen Wünschen vielfach unbequem ist. Und laie in Deutschland ist es in den meisten andern Ländern: wenn in Frankreich bei einem Theil der dortigen Industrie, bei manchen Politikern und Gelehrten scheinbar eine lebhafte Opposition gegen die Meistbegünstigungsklausel besteht, so ist dieselbe weit weniger von praktischen Bedürfnissen als von einem Gefühl des Aergers über die Unfreiheit getragen, daran durch den Artikel 6 des Frankfurter Friedensvertrages unkündbar gebunden zu sein; freilich eine Bindung, die Deutschland genau ebenso trifft.

Die Meistbegünstigungsklausel hat in den Augen mancher Industrieschutzzöllner den Nachtheil, daß die im Vertrage mit einem Staat konzedirte Zollermäßigung ohne Gegenleistung einem andern zu gute kommt, der an dieser Herabsetzung ein viel größeres Interesse besitzt, als der, dem man sie ursprünglich zugestanden hat. Aber einmal ist es eben Sache der Unterhändler, die Konzessionen für die Verhandlungen mit denjenigen Staaten aufzusparen, welche das größte Interesse daran haben; sodann kommen die Zollherabsetzungen, welche andere Staaten miteinander vereinbaren, uns jedenfalls mindestens in gleichem Maße zu gute, und je mehr ein Staat auf die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen angewiesen ist, um so stärker ist sein Vortheil aus der Meistbegünstigung; deshalb sind es auch immer nur einige wenige unter den Industriellen, welche die Meistbegünstigung bekämpfen.

Unter diesen Umständen könnte es müßig erscheinen, überhaupt die Frage nach der Zukunft der Meistbegünstigung aufzuwerfen; und doch ist diese Frage höchst aktuell, ist die Meistbegünstigung ernsthaft bedroht.

Diese Gefahr besteht weit weniger in der Auslegung, welche die Vereinigten Staaten von Amerika dem Begriff der Meistbegünstigung gegeben haben, in der sogenannten Reziprozität, als vielmehr in andern Momenten: Einmal beruht die von den Vereinigten Staaten gewählte Meistbegünstigung nicht auf in Analogie des englisch-französischen Handelsvertrages abgeschlossenen Verträgen, sondern auf bereits in den zwanziger Jahren vereinbarten (mit Preußen 1828), deren Wortlaut die ihm von den Vereinigten Staaten gegebene Deutung nicht direkt ausschließt. Sodann aber ist deren Versuch Reziprozitätsverträge zu Stande zu bringen, welche dem Vertragsstaat mehr bringen, als einem andern Meistbegünstigungsstaat, bislang gescheitert, und es gewinnt nicht den Anschein, als ob man in absehbarer Zeit mehr Glück damit haben würde. Geht doch das Interesse auch der Vereinigten Staaten, je mehr sie sich zum Ausfuhrstaat von Industrieerzeugnissen entwickeln, um so mehr auf den Abschluß von Tarif- und Meistbegünstigungsverträgen mit gegenseitiger Bindung der Zollsätze. Die Wucht der Thatsachen wird sie auf dieselben handelspolitischen Wege führen, welche die andern Industriestaaten gegangen sind.

Allzu tragisch darf man auch den Beschluß des letzten internationalen Handelskongresses in Ostende nicht nehmen, worin für Vergeltungszölle gegen übertriebene Schutzzölle eingetreten wurde. Man darf billig zweifeln, ob, als man in gerechtem, freihändlerischem Zorn über die wachsenden Zollschranken diesen Beschluß faßte, man sich auch bewußt war, welche Konsequenzen seine Durchführung für die Meistbegünstigung haben würde; da Vergeltungszölle mit der letzteren nicht vereinbar sind, würde dies die Einleitung zum Zollkrieg sein.

Indessen die Zeit, wo solche Kongresse für die Entscheidung handelspolitischer Fragen maßgebend waren, ist vorbei; man braucht sich also über diesen Beschluß nicht aufzuregen.

Die einzige aktuelle Gefahr für die Meistbegünstigung liegt in den staatlichen oder privaten Exportprämien.

Mit vollem Recht hat der russische Finanzminister Witte darauf hingewiesen, daß die Exportprämien, welche in dem einen Staate gezahlt werden, die Wirkung der Schutzzölle, welche ein Land im Interesse seiner Industrie errichten zu müssen geglaubt hat, annulliren können, daß demnach in diesen Prämien eine Gefährdung des Abschlusses von Tarifverträgen mit Bindung von Zollsätzen liege.

Aber gleichzeitig liegt eine erhebliche Gefahr für das Wesen der Meistbegünstigung darin, denn der Zoll, welchen ein Land dann so bemißt, daß gegenüber dem mit Ausfuhrzuschuß exportirenden Land die heimische Industrie noch bestehen kann, wirkt einem Land gegenüber, das keine Exportprämien gewährt, prohibitiv. Das letztere hat dann keinen Nutzen mehr von der Meistbegünstigung, also auch kein Interesse, sie zu gewähren.

Die Vereinigten Staaten haben gegenüber den staatlichen direkten oder indirekten Exportprämien zuerst die erforderlichen Konsequenzen gezogen, indem sie Zuschlagszölle in der Höhe dieser Prämien auf die einzelnen Provenienzen legten.

Mit dem Begriff der „Meistbegünstigung", wie er im Artikel 19 des englisch-französischen Handelsvertrages festgelegt ist, läßt sich ein derartiger Zuschlagszoll nicht vereinigen; aber, wie erwähnt, beruhen die von Amerika abgeschlossenen Verträge nicht auf diesem Artikel.

Noch weniger ist das der Fall mit der Bestimmung der Brüsseler Zuckerkonvention, durch welche Zuschlagszölle für den Zucker aller Länder eingeführt werden, deren Ueberzölle (eigentlicher Schutzzoll über die Verbrauchsabgabe hinaus) ein gewisses Maß überschreiten.

Es liegt ein gewisser Humor darin, daß ein Mann, der der Meistbegünstigungsklausel allermindestens keine Sympathie entgegenbringt, daß Graf Kanitz im Reichstag gegen die Zuckerkonvention eintrat, weil sie unvereinbar mit der Meistbegünstigungsklausel sei. Ich persönlich hatte übrigens meinen Fraktionsgenossen längst vorher diese Gegensätzlichkeit dargelegt, aber wir hatten um so weniger Veranlassung, dies an die große Glocke zu hängen, als Deutschland und Frankreich übereingekommen waren, darin keine Versündigung gegen den Geist der Meistbegünstigungsklausel, also auch nicht gegen Artikel 6 des Frankfurter Friedensvertrages zu sehen. Und Rußland gegenüber hatte die Sache keine praktische Bedeutung; der Widerspruch Witte's ist eben wesentlich nur prinzipieller Natur, gewissermaßen die Einleitung zu seiner Note über die Gefährdung der Handelsverträge durch die Exportprämien.

Die Mißwirthschaft der direkten und indirekten Zuckerausfuhrzuschüsse war eben an einem Punkt angelangt, hatte so schwere Schäden herbeigeführt, daß der Wortlaut der Meistbegünstigungsklausel keinen Hinderungsgrund mehr abgeben durfte, dagegen einzuschreiten.

Digitized by Google

Aber ce n'est que le premier pas qui coûte. Man wird auch in Zukunft sich durch die Meistbegünstigungsklausel nicht darin stören lassen, Schäden zu beseitigen, die aus der Ausfuhrprämienwirthschaft entstehen.

Die Brüsseler Zuckerkonferenz hat zur Evidenz erwiesen, wie ein hoher Schutzzoll die Vordedingung privater Ausfuhrprämien ist. Als die Grundlagen der jetzigen Handelsvertragspolitik Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre gelegt wurden, konnte man eine derartige Entwicklung nicht wohl voraussehen; damals diente ein Schutzzoll im Wesentlichen nur der Sicherung des heimischen Marktes, der Erziehung der Industrie. Mit der Erstarkung der letzteren in den geschützten Ländern änderte sich die Wirkung. Aber wenn auch die großen Werke, welche ihr Arbeitsbedürfniß nicht im Inland befriedigen konnten, einzelne große Aufträge aus dem Ausland hereinnahmen zu Preisen, welche ihnen nicht wesentlich mehr als die reinen Fabrikationskosten deckten, so war das doch kein systematisches Vorgehen; so etwas kam auch bei inländischen Vergebungen vor, es wirkte nicht wesentlich preisdrückend auf dem Weltmarkt; und vor allem, da bei der die Aufnahmefähigkeit des innern Marktes übersteigenden Leistungsfähigkeit wegen der inneren Konkurrenz der Zoll im Inlandspreise nicht zum Ausdruck kommen konnte, so stand dieser nicht so hoch über dem Weltmarktpreis, um für Exportzwecke einen eigentlichen Zuschuß zu gewähren.

Eine wesentliche Aenderung trat erst ein, als unter dem Schutz hoher Zölle die Großindustrie der einzelnen Branchen sich kartellirte, im Inland den Zoll im Preise nahezu voll zum Ausdruck brachte und aus den hohen Inlandspreisen eine Exportprämie bezahlte. Beträgt doch z. B. für gewisse Blechsorten der seitens der Verbände gewährte Ausfuhrzuschuß heut 22,5 Mark pro Tonne und meist führt der Arbeitshunger der Werke dazu, für Auslandsgeschäfte noch wesentlich unter den aus der Differenz zwischen Inlandspreis und Exportprämie sich ergebenden Satz hinunterzugehen. Nur die Frachten verhindern es, in manchen Fällen das so ins Ausland verschlenderte Eisen trotz des Zolls zurück zu beziehen.

Je größer der Arbeitshunger der Werke, je geringer der Inlandsbedarf, um so größer das Bedürfniß zu exportiren, um so stärker daher auch der Preisdruck auf dem Weltmarkt. Schon heut sind denn auch die Klagen der englischen Eisenindustrie über die Unterbietung durch die deutsche Konkurrenz, welche mit Kartellexportprämien arbeitet, außerordentlich lebhaft. Gegen den auf natürlichem Wege in Folge ungünstiger Konjunktur eintretenden Preisdruck würden die englischen Eisenindustriellen Einwendungen nicht erheben, das wird von ihnen als Elementarereigniß angesehen, gegen das man sich mit Produktionseinschränkung zu behaupten sucht. Aber man kann ihnen nicht verdenken, daß sie sich gegen solche künstliche Preisbeeinflussung sträuben, zumal die Ursache derselben gleichzeitig sie vom Absatz nach Deutschland so gut wie ausschließt. Betrug doch die Einfuhr Großbritanniens (ohne Kolonien) an Eisen und Eisenwaaren im ersten Semester aus Deutschland mehr als 3,7 Millianen Doppelzentner, während wir von dort nur 0,82 Millionen Doppelzentner importirten, und selbst in Maschinen hielt sich Einfuhr und Ausfuhr im Verkehr Deutschlands mit Großbritannien ziemlich die Waage. Rechnet man aber die Kolonien hinzu, so stellt sich das Verhältniß für das Greater Britain noch ungünstiger; wird doch allein unsere Ausfuhr von Eisen und Eisenwaaren nach den britischen Kolonien im laufenden Jahr annähernd 2 Millionen Doppelzentner, an Instrumenten und Maschinen über 60 000 Doppelzentner betragen.

Nun kommt allerdings den Eisen verarbeitenden Industrien Großbritanniens das durch die Kartellexportprämien verbilligte deutsche Eisen ebenso zu gute, wie umgekehrt die Konkurrenzfähigkeit der gleichartigen deutschen Fabriken durch die deutschen Eisenzölle geschwächt wird. Ohne diese würde der Wettbewerb unserer Maschinenindustrie gegen die englische ein ganz anderer sein. Erkennt doch selbst das offizielle Organ des Centralverbandes deutscher Industrieller an, wie sehr die Exportfähigkeit der deutschen Lokomotiv- und Lokomobildbauanstalten durch die hohen Materialzölle beeinträchtigt wird. Man wird die Belastung des Exports der deutschen Maschinenindustrie durch die Zollverthenerung ihres Materials auf mindestens 16—20 Millionen Mark jährlich schätzen müssen.

Bedeutet so der deutsche Zoll und die in seiner Folge gezahlte Exportprämie für Eisen eine erhebliche Einschränkung der deutschen, eine wesentliche Unterstützung der ausländischen (englischen, belgischen, holländischen, schweizerischen u. s. w.) Verfeinerungsindustrie, so lassen die Erfahrungen, welche man mit Großbritannien in der Zuckerprämienfrage gemacht hat, doch mit Sicherheit erwarten, daß dort das Produzenteninteresse über das Konsumenteninteresse den Sieg davontragen wird. Und zwar um so eher, als gerade die Maschinenindustrie wünschen muß, dauernd von einer stets auf der Höhe stehenden, leistungsfähigen heimischen Eisenindustrie unterstützt zu sein, um nicht später in ihren Produktionskosten nachtheilig dadurch beeinflußt zu sein, daß sie ihre Materialien ganz oder überwiegend mit hohen Frachten aus dem Ausland beziehen muß.

Nun ist zuzugeben, daß die englische Eisenindustrie trotz unserer Kartellprämienwirthschaft von der deutschen Konkurrenz allein nicht ernstlich in ihrem Bestande erschüttert werden würde; indessen, es handelt sich für sie nicht bloß um die deutsche, sondern in noch höherem Maße um die amerikanische Gefahr. Augenblicklich, wo der Boom in den Vereinigten Staaten nach besteht, wo der Eisenmangel daselbst trotz enorm gestiegener Produktion die Einfuhr kolossaler Mengen deutschen, englischen, belgischen u. s. w. Materials nöthig macht — betrug doch allein die deutsche Ausfuhr dorthin im ersten Semester 1902 ca. 760 000 Doppelzentner — ist dieselbe allerdings nicht aktuell. Aber niemand kann im Zweifel sein, daß die Tage der Aufwärtsbewegung in den Vereinigten Staaten gezählt sind, und daß dann der Eisenverbrauch daselbst noch viel rascher zurückgehen wird, als er gestiegen ist. Mit dem wirthschaftlichen Rückschlag wird Amerika aber nicht nur aus der Reihe der Käufer fremden Eisens ausscheiden, sondern selbst in außerordentlich umfangreichem Maße exportiren.

Die amerikanische Gefahr liegt nicht darin, daß dieses Land an und für sich Eisen nennenswerth billiger zu produziren vermöchte, als Großbritannien oder Deutschland, sondern in den Ausfuhrzuschüssen, die seine Eisenindustrie, bei der die Vergesellschaftung weiter fortgeschritten ist, als in irgend einem andern Land der Welt, à conto der enormen amerikanischen Schutzzölle zu gewähren vermag. Dem Prämienexport der beiden größten Eisenproduktionsländer der Erde, der Union und Deutschlands, würde aber in Zeiten geringer Aufnahmefähigkeit der heimischen Märkte dieser Länder selbst die englische Eisenindustrie nicht ohne enorme Einbuße zu widerstehen vermögen.

Gegen diese nicht auf natürlichen Vorgängen, sondern auf ungesunder Gesetzgebung beruhende Eiseninflation sich zu schützen ist für Großbritannien der in der Brüsseler Zuckerkonvention beschrittene Weg der gegebene, d. h. die internationale Fixirung der Zölle auf Eisen, die gemeinsame Festsetzung von Retorsionszöllen gegen Staaten mit höheren Eisenzöllen. Von einem derartigen Schritt kann sich Deutschland nicht ausschließen: einmal ist Großbritannien mit seinen Kolonien ein so wichtiges Absatzgebiet gerade für die deutsche Eisenindustrie, daß es sich dasselbe durch Anwendung eines englischen Differentialzolles nicht verschließen darf, und gegenüber Belgien gilt für uns das Nämliche; führten wir doch im ersten Semester dieses Jahres fast 1,9 Millionen Doppelzentner Eisen und Eisenwaaren (ausschließlich Instrumente und Maschinen) nach Belgien aus. Der deutsche Schutzzoll auf Eisen würde, wenn Deutschland einer solchen Konvention nicht beitreten würde, die Wirkung haben, daß einerseits im Inland der Eisenverbrauch in Folge der hohen Preise zurückgehen würde, während die Ausfuhr nach den wichtigsten Absatzgebieten verschlossen würde, und

Digitized by Google

schließlich würden die Vereinigten Staaten, von England und seinen Kolonien verdrängt, sich mit verdoppelten Trustexportprämien auf die Märkte werfen, auf denen sie keinem Differentialzoll begegnen.

Gleiche Erwägungen müssen die andern Eisenproduktionsländer: Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Schweden, Spanien, ja vielleicht selbst Rußland bestimmen, wobei man einzelnen von diesen den Beitritt zu einer solchen Konvention dadurch erleichtern könnte, daß entsprechend ihrer geringeren Leistungsfähigkeit ihnen ein etwas höherer Eisenzoll zugestanden werden könnte. Aber selbst, wenn eines oder das andere dieser Länder der Konvention nicht beitreten wollte, würde dies ebenso wenig ins Gewicht fallen, wie das Fernbleiben Rußlands von der Zuckerkonvention.

Ein solches Abkommen würde deutlich seine Spitze gegen die Vereinigten Staaten richten, aber es würde ein Akt gerechtester Nothwehr gegen deren andere Länder gefährdende Absperrungs- und Exportprämienpolitik sein, ein Akt, den ohne schwere Schädigung seiner Interessen zwar kein Einzelstaat allein riskiren kann, der aber von ihnen gemeinsam unternommen, die Gewähr des Sieges in sich trägt. Die Vereinigten Staaten würden für die ihnen verschlossenen Eisenmärkte keinen Ersatz finden; denn auch die nicht unmittelbar betheiligten Länder wie Holland, Schweiz, Italien, Dänemark haben das größte Interesse in die amerikanischen Schutzzollmauern Bresche zu legen; schon aus diesem Grunde würden sie wahrscheinlich geneigt sein, sich der Konvention anzuschließen. Der Bedarf Süd- und Mittelamerikas, Chinas (Japan entwickelt sich selbst als Produktionsland), der Türkei, Norwegens ist schließlich zu geringfügig, um einem so exportkräftigen Land wie den Vereinigten Staaten zu genügen.

Es kommt noch hinzu, daß mit der Materialverbilligung die Konkurrenzfähigkeit der europäischen Maschinenfabriken gegenüber den amerikanischen in Folge des Schutzzolls theureres Material verarbeitenden Fabriken eine erhebliche Stärkung erfahren würde. Die Steigerung des durch hohe Preise künstlich eingeschränkten Inlandsbedarfs, die Hebung der Ausfuhrfähigkeit der Eisen verbrauchenden Industrien, wird bei der ganzen Aktion ja überhaupt eines der wichtigsten Ziele gerade für ein Land wie Deutschland sein müssen.

Die Konvention wird eine sehr einfache Tarifkonstruktion für die verschiedenen Halb- und Fertigfabrikate nothwendig machen; ich sehe darin keinen Rückschritt, sondern einen wesentlichen Fortschritt; die komplizirten Tarife, wie sie namentlich Frankreich besitzt und wie sie unser Zolltarif erstrebt, werden davor verschwinden müssen, aber besser ist es, sie kommen bei uns erst gar nicht zu Stande.

Solche Konventionen werden sich im wesentlichen zunächst immer nur auf die Erzeugnisse einer Industrie erstrecken können, aber sie werden ihre Wirkung auch auf andere Industrien nicht verfehlen; die schutzzöllnerische Phalanx in allen Ländern wird geschwächt, wenn eine Industriegruppe nach der andern aus den Reihen der Zollinteressenten ausscheidet, ja sich gezwungen sieht, in das freihändlerische Lager überzugehen; denn dann geht ihr Interesse dahin, billig zu produziren, sie muß Gegnerin aller Zölle auf Produktionsmittel, am meisten der auf Lebensmittel werden.

Auf je mehr Zölle derartige internationale Konventionen ausgedehnt werden, um so mehr wird die Meistbegünstigungsklausel durchlöchert, um so weniger Bedeutung behält sie. Aber wie sie seiner Zeit ein ungeheurer Fortschritt auf der Bahn internationalen Güteraustausches gewesen ist, würde dies, wenn sie auf diese Weise beseitigt würde, ein neuer, größerer Schritt auf dem gleichen Wege sein.

* * *

Nach erfolgter Drucklegung wird mir bekannt, daß in der italienischen Kammer demnächst ein Antrag eingebracht werden wird, wonach die italienische Regierung keinen Handelsvertrag ohne die Antiexportprämienklausel abschließen soll. Die Antragsteller gehen dabei von der Auffassung aus, daß die Handelsverträge die Bedingungen festlegen, unter denen die beiden kontrahirenden Staaten auf beiderseitigem Gebiet konkurriren sollen. Durch Kartellexportprämien würden diese Bedingungen fraudulös verschoben, dieselben stünden mit der Loyalität der Durchführung der Handelsverträge in Widerspruch.

Auch im französischen Parlament dürften bald gleiche Anträge eingebracht werden und die Zollbehörden der Vereinigten Staaten haben angekündigt, daß sie künftig bei der Verzollung deutschen Eisens nicht den durch die Kartellexportprämie künstlich herabgedrückten Verkaufspreis zu Grunde legen würden, sondern den für den Konsum in Deutschland geltenden Preis.

Man ersieht hieraus, in welch weitem Umfang Witte bereits Schule gemacht hat, wie sehr der Meistbegünstigungsgedanke bedroht ist.

Ich erachte den Weg der Antiexportprämienklausel indessen für weniger praktisch, als den in der Brüsseler Zuckerkonvention beschrittenen. Die Antiexportprämienklausel trifft das Uebel nicht an der Wurzel, sondern nur in einem seiner Auswüchse. Es wird bei Artikeln, für welche offizielle Preisnotirungen nicht vorliegen, kaum möglich sein, im Einzelfall den Nachweis der Kartellexportprämie zu erbringen. Ebenso wenig wird das da durchführbar sein, wo die Vertrustung so weit vorgeschritten ist, daß bloß eine oder wenige große Unternehmungen in einem speziellen Zweig bestehen, die sich dann ohne Kartell über faktische aber unsichtbare Exportprämien verständigen können. Das von den Vereinigten Staaten angedrohte rohe Verfahren ist aber nur bei Werthzöllen möglich, sodann würde es der sofortige Tod der wirklichen Meistbegünstigung sein, ohne daß an deren Stelle ein besserer Ersatz treten würde.

Der bereits erprobte Weg, den man mit der Brüsseler Zuckerkonvention gegangen ist, erscheint mir demnach der entschieden vorzuziehende. Aus allen diesen Vorgängen ist aber zu entnehmen, wie günstig vorbereitet der Boden für eine internationale Regelung der Eisenzölle ist.

Breslau. Georg Gothein.

Die unterseeischen Telegraphenkabel und das Kriegsrecht.

Immer mehr tritt für Handel und Industrie die Benutzung von Telegraph und Telephon in den Vordergrund, und die überseeischen Linien spielen hierbei, da der briefliche Verkehr von Europa nach den anderen Erdtheilen unverhältnißmäßig längere Zeit in Anspruch nimmt, eine besonders wichtige Rolle. Ja auch abgesehen von Handel und Industrie wird die Benutzung der überseeischen Kabel als ein unumgängliches Bedürfniß empfunden; wir wollen Nachricht haben über die glückliche Fahrt eines Angehörigen, über Krankheit und Leben einer Person, die uns lieb ist, und wenn Katastrophen eintreten, wie jüngst in Martinique und St. Vincent, kann Rettung von Tausenden abhängen von der Existenz und Benutzung eines unterseeischen Kabels.*) Mehr und mehr beginnt man daher diese Kabel, welche zugleich höchst bedeutende Kapitalien repräsentiren, als internationale, dem Wohle der gesammten Kulturwelt dienende Güter zu betrachten, die eben deshalb auch eines allgemeinen, nicht nur von Gesetzgebung und Regierung eines

*) Die drahtlose Telegraphie dürfte doch ein verhältnißmäßig unsicheres, daher in Ermangelung eines Kabels unzureichendes Kommunikationsmittel bleiben. Man könnte auch vielleicht Mittel erfinden, das Funktioniren der Apparate für drahtlose Telegraphie zu stören.

einzelnen Staates abhängenden, vielmehr eines internationalen Schutzes würdig und bedürftig sind.

Auf Anregung durch einen Beschluß des Instituts für internationales Recht von 1880 ist denn auch unter Theilnahme der wichtigeren Kulturstaaten 1884 ein internationaler Vertrag zum Schutze der unterseeischen Telegraphenkabel zu Stande gekommen, und die Gesetzgebungen der Vertragsstaaten bestrafen böswillige und fahrlässige Beschädigungen der Kabel.

Es besteht aber keine völkerrechtliche Vertragsbestimmung zum Schutze der unterseeischen Kabel gegen Verletzung (Abschneiden) im Falle eines Krieges durch eine der kriegführenden Mächte, und diese können allerdings ein nicht unerhebliches Interesse daran haben, daß ein unterseeisches Kabel nicht zur Uebermittlung von Depeschen benutzt werde, welche der Kriegführung des Gegners dienliche Nachrichten enthalten.

Die Benutzung unterseeischer Kabel nun, die einen Endpunkt in einem Territorium einer der kriegführenden Mächte selbst haben, steht selbstverständlich insofern unter der Gewalt dieser Macht, als diese eine Zensur der Privatdepeschen und nach ihrem Ermessen auch eine Sperrung der Linie für andere als ihre eigenen Depeschen vorzunehmen befugt ist, wie dies Recht zur Sicherheit des Staates in dem Petersburger Telegraphenvertrage vom 10./22. Juli 1875 allen Vertragsstaaten für die über ihr Territorium führenden Linien ausdrücklich vorbehalten ist. Man wird auch schwerlich bestreiten können, daß einer im Kriege befindlichen Regierung äußersten Falles das Recht zustehe, damit der Gegner des Kabels sich nicht bemächtige, ein Kabel, das ihr Territorium berührt, innerhalb des der eigenen Souveränetät unterworfenen Gebietes abzuschneiden, wenngleich von diesem Recht wegen der Möglichkeit zeitweiliger Sperrung nur selten Gebrauch gemacht werden mag. Ebenso kann die Verfügung über ein Kabel und nöthigenfalls das Zerschneiden desselben der kriegführenden Macht nicht bestritten werden, insoweit dasselbe sich im feindlichen von ihr kriegerisch okkupirten Territorium befindet. Andererseits muß ein Kabel, welches zwei neutrale Staaten verbindet, den kriegführenden Mächten als unverletzlich gelten, ein Satz, der vom Institut für internationales Recht auch schon 1880 angenommen ist; im neutralen Territorium ist selbstverständlich jede kriegerische Maßregel ausgeschlossen, und in offener See ist neutrales Eigenthum, abgesehen von dem Falle der Kontrebande, unverletzlich.

Zweifelhafter kann dagegen die besonders wichtige Frage erscheinen: darf eine kriegführende Macht in offener See ein Kabel zerschneiden, das ein neutrales Territorium mit einem Territorium des Feindes verbindet?

Das entscheidende Prinzip ist hier, daß neutrale Staaten und deren Angehörige im allgemeinen ein Recht ungehinderter Kommunikation mit jedem der kriegführenden Staaten haben; dieser freien Kommunikation dienen die unterseeischen Kabel; folglich sind sie unverletzlich, insoweit nicht, wie bereits bemerkt, die Territorialhoheit eines der kriegführenden Staaten oder kriegerische Okkupation eines feindlichen Territoriums eine Ausnahme begründet. Eine fernere Ausnahme wird allerdings noch durch das Recht der Blokade als begründet anerkannt werden müssen. Die Blokade besteht in dem Abschneiden der Kommunikation des blokirten Platzes oder Rayons von der Seeseite her; folglich kann der blokirenden Macht auch nicht das Recht verwehrt werden, telegraphische Mittheilungen innerhalb des Blokade-Rayons zu hindern, d. h. unterseeische Kabel, die zu dem blokirten Platze, dem blokirten Küstenstriche, der blokirten Flußmündung hinführen, abzuschneiden, aber eben nur innerhalb des Blokade-Rayons, nicht weiter nach der offenen See hin.

Völkerrechtlich gelten aber als Theile des Territoriums eines Staates nicht nur Häfen, sondern auch gewisse andere Meerestheile, die der Souveränetät des Staats vollkommen unterworfen sind, sowie Flußmündungen.

Was also von der Zulässigkeit der zeitweiligen Zerstörung oder Sperrung eines Kabels auf eigenem oder feindlichem Territorium gilt, bezieht sich auch auf diese Meerestheile und Flußmündungen.

Am zweifelhaftesten ist die Frage, ob es einer kriegführenden Macht gestattet ist, ein Kabel im feindlichen Küstenmeer (mer territoriale) auch in der See am feindlichen Ufer innerhalb derjenigen Zone abzuschneiden, welche zwar der richtigen Ansicht nach nicht der vollen Souveränetät des Staates unterworfen ist, in welcher aber der Küstenstaat gewisse Souveränetätsrechte, z. B. die Seepolizei, ausübt. Da innerhalb dieser Zone aber das Recht der freien Durchfahrt (Kommunikation) für alle Nationen besteht, kann die Kommunikation mittels eines von einem neutralen Staate ausgehenden Kabels auch der richtigen Ansicht nach nicht gehindert, darf also das Kabel aus Gründen der Kriegführung nicht abgeschnitten werden. Es ist das nicht unwichtig, weil im Küstenmeer das Auffinden und Auffischen eines Kabels meistens leichter geschehen kann, als in der tieferen offenen See.

Gegen die im Vorstehenden angenommene Argumentation ist eingewendet worden, daß doch durch Benutzung eines von neutralem Territorium nach einem feindlichen führenden Kabels dem Feinde für die Kriegführung höchst wichtige Nachrichten übermittelt werden können, und daß deshalb, da, solange das Kabel funktionirt, eine ausschließliche Hinderung solcher Depeschen bei ungehinderter Beförderung unschuldiger Depeschen nicht möglich sei, der kriegführende Theil das Recht haben müsse, in offener See ein solches Kabel zu zerschneiden. Indes das gesammte Recht der Neutralen beruht auf einem billigen Ausgleiche zwischen der Aktionsfreiheit der kriegführenden Staaten einer- und der natürlichen Freiheit der neutralen Staaten und deren Angehörigen andererseits: wenn zwei oder einige Staaten mit einander Krieg führen, so braucht der gesammte Verkehr der übrigen Welt nicht gefesselt zu werden, damit jene ihren Kampf um so ungehinderter und bequemer fortsetzen können, und zweifellos überwiegt bei denjenigen Kabeln, welche ein neutrales Territorium mit einem der im Kriege begriffenen Territorien verbinden, das allgemeine Interesse der neutralen Staaten und ihrer Angehörigen. Gegen die unberechenbare Schädigung des allgemeinen Verkehrs kann das Interesse der kriegführenden Staaten — diese könnten ja auch verhältnißmäßig kleine und unbedeutende Staaten sein — nicht ins Gewicht fallen. Freilich gegenüber einem bestimmten Rechtstitel, wie Souveränetät im eigenen Territorium oder tatsächliche Besetzung eines feindlichen Territoriums oder Blokade ihn gewähren, muß selbst das allgemeine Interesse der übrigen Welt zurücktreten; aber dieser bestimmte, durchgreifende Rechtstitel fehlt, abgesehen von der Blokade, in offener See und der richtigen Ansicht nach auch im feindlichen Küstenmeere. Auch die Analogie des Rechts, sich der sog. Kontrebande in offener See zu bemächtigen, paßt hier nicht; denn dies Recht setzt die Möglichkeit einer Scheidung der als Kontrebande zu betrachtenden, unmittelbar und ganz vorwiegend nur als Kriegsmaterial zu benutzenden Gegenstände von anderen voraus, und eine solche Scheidung, kraft der man die Kabel nur für Kriegsdepeschen untauglich machen könnte, ist ja unmöglich.

Die Unverletzlichkeit unterseeischer Kabel gegenüber den Maßnahmen kriegführender Staaten ist allerdings nach den vorstehenden Ausführungen keineswegs eine absolute, vielmehr kann ein kriegführender Staat sehr oft berechtigt sein, ein Kabel abzuschneiden. Indes erscheinen doch alle Kabel zwischen neutralen Staaten unbedingt und alle Kabel zwischen neutralen Territorien und Territorien der im Kriege befindlichen Staaten in offener See, abgesehen von dem Rayon einer Blokade, und im sog. Küstenmeer selbst eines der kriegführenden Staaten gesichert. Einzelne Kriegsschiffe also, die zu einer sog. effektiven Blokade nicht ausreichen — denn nur eine effektive Blokade wird nach den Pariser Beschlüssen von 1856 noch anerkannt — würden Kabel überhaupt nur selten noch abschneiden können; sie müßten

Digitized by Google

eine Landung ausführen, wenigstens einen Augenblick eine Besetzung des Punktes eines feindlichen Territoriums vornehmen, in welchem das Kabel das Land erreicht. Das ist aber meist schwierig und gefährlich.

Vor etwa vierzehn Tagen hat das Institut für internationales Recht auf Antrag und Bericht des Unterzeichneten mit dem Rechte der unterseeischen Kabel in Kriegszeiten eingehend sich beschäftigt. In der Hauptsache sind die vorstehend gegebenen Ausführungen nach einer lebhaften Debatte, in der insbesondere zu Gunsten der Vorlage der belgische Senator (und derzeitige Präsident des Instituts) Descamps beredt und wirksam eingriff, schließlich von der Mehrheit als zutreffend anerkannt. Das Institut erachtet das Durchschneiden eines Kabels, das ein neutrales Territorium mit einem Territorium des Feindes verbindet, in offener See, abgesehen von dem Rayon einer effektiven Blokade, für unzulässig und erklärt sogar diejenige Macht, deren Befehlshaber im letzteren Falle ein Kabel hat zerschneiden lassen, für verpflichtet, bei Aufhebung der Blokade das Kabel so bald als möglich wieder herzustellen.

Eine Abweichung der Beschlüsse des Instituts besteht nur insofern, als die Mehrheit das Abschneiden der Kabel im feindlichen Küstenmeere nicht für unzulässig erklären mochte; aber das Küstenmeer soll sich, wie ausdrücklich hinzugefügt wurde, nicht weiter als drei Seemeilen von der Küste erstrecken; weiter hinaus beginnt das offene Meer, und hier wäre ja das Abschneiden des Kabels, abgesehen von dem Falle der Blokade, unerlaubt. In diesem schmalen Küsten-Rayon wird nun aber die Operation des Aufsuchens und Abschneidens eines Kabels für Kriegsschiffe häufig recht gefährlich sein. Die Differenz der Beschlüsse des Instituts gegenüber der Ansicht des Unterzeichneten ist also nicht allzu bedeutend. Jedenfalls ist ein Bedeutendes im Vergleich zu noch gegenwärtig vertheidigten Ansichten, gewonnen, welche das Abschneiden von Kabeln, die neutrales Territorium mit feindlichem verbinden, in offener See für unbeschränkt zulässig erachten, oder gegenüber der militärischen Nothwendigkeit, die Möglichkeit schützender Rechtsnormen für jene unterseeischen Kabel bestreiten.

Die Wichtigkeit eines Schutzes der unterseeischen Kabel im Kriegsfalle wird um so mehr einleuchten, wenn man bedenkt, daß selbstverständlich auch unbedeutenderen Staaten das Recht im Kriegsfalle, Kabel abzuschneiden, zusteht, soweit es überhaupt existirt, und daß selbst zu einiger Konsistenz gelangte Insurrektionen die Rechte kriegführender Parteien in Anspruch nehmen oder doch thatsächlich ausüben können.

Bekannte Zustände in einem anderen Erdtheile lassen es daher geradezu als rathsam erscheinen, die unterseeischen Kabel in gewissem Umfange für ein völkerrechtliches Noli me tangere zu erklären.

Das Institut für internationales Recht hat einstweilen die Frage, ob und unter welchen Voraussetzungen Entschädigung für Abschneiden eines Kabels im Kriegsfalle zu leisten sei, nicht behandelt. Sie ist weniger wichtig. Der Schaden, den Handel und Industrie durch zeitweises Aufhören einer wichtigen telegraphischen Verbindung erleiden, wird sich kaum berechnen lassen; thatsächlich würde im Falle einer Schadenersatzzubilligung wohl immer der Ausfall der regelmäßigen Einnahmen der Kabelgesellschaft und der Kostenbetrag der Wiederherstellung des Kabels in Betracht kommen. Insoweit das Kriegsrecht eine Zerstörung von Privateigenthum überhaupt gestattet, gewährt es der Regel nach auch keinen Entschädigungsanspruch, z. B. für Gebäude, die während einer Schlacht durch Geschützfeuer zerstört werden.

Einen Unterschied zwischen Kabeln, die einer fremden Regierung und solchen, die Privatgesellschaften gehören, hat das Institut für internationales Recht in Ansehung der kriegsrechtlichen Behandlung anzuerkennen nicht vermocht. Er läßt sich auch in keiner Weise begründen. Auch eine Telegraphenlinie, die eine Regierung kraft Staatsvertrags in einem anderen Lande einrichtet, ist keineswegs, abgesehen von besonderer Vertragsbestimmung, als exterritorial im völkerrechtlichen Sinne zu betrachten.

Der Schutz der unterseeischen Kabel ist vom Berichterstatter und vom Institut für internationales Recht auf die juristische Konsequenz und auf die Natur der Sache gegründet worden. Es ist daher einige Aussicht vorhanden, daß nach und nach das gewonnene Ergebniß auch von den Regierungen als geltendes Recht anerkannt werde, sei es bei freundschaftlicher Regelung von Reklamationen, sei es in Folge von Schiedssprüchen oder sei es durch besondere Verträge oder durch einen allgemeinen Vertrag der Hauptkulturstaaten. Solche Verträge könnten vielleicht einen weitergehenden Schutz gewähren; es ist aber kaum wahrscheinlich, daß dies bald geschehen wird, abgesehen von der vom Berichterstatter vertretenen, von der Mehrheit der anwesenden Institutsmitglieder nicht anerkannten Unverletzlichkeit der neutral-feindlichen Kabel im feindlichen Küstenmeere. Und abzuweisen ist, wie auch vom Institut geschehen, die Idee, man könne die Schwierigkeiten dadurch lösen, daß man die neutralen Regierungen verpflichte, Telegramme, welche sich auf die Kriegführung beziehen, nicht zu befördern. Eine solche Zensur kann sehr leicht von den Absendern der Telegramme illusorisch gemacht werden, und wollte man die neutralen Regierungen in dieser Beziehung in umfangreicher Weise streng verantwortlich machen, so würde das eine Quelle von Streitigkeiten, und vielleicht selbst von bösartigen Konflikten zwischen kriegführenden und neutralen Staaten werden können.

Zur Zeit befindet sich England noch ganz überwiegend im Besitz unterseeischer Kabel. Aber es wäre verkehrt, die Behandlung von Rechtsfragen und allgemeinen Kulturinteressen von derartigen rein thatsächlichen und leicht sich verschiebenden Verhältnissen abhängig zu machen. Wie andere Staaten schon in der Schiffahrt mächtige Konkurrenten Englands geworden sind, so schicken sie sich jetzt an, auch die Konkurrenz auf dem Gebiete der unterseeischen Telegraphenkabel aufzunehmen. Das Kapital zu solchen Unternehmungen wird sich um so leichter finden, je mehr die Kabel gegen Zerstörung im Kriege gesichert sind, auch wenn der Schutz, den die Marine des Staates gewähren könnte, dem Schutze nicht gleich käme, den die mächtige englische Marine den englischen Kabeln im Nothfalle zu bieten im Stande ist.

Göttingen. L. v. Bar.

Ein Danziger Volkspoet.

Ein Volkspoet! Der ambrosianische Lobgesang ist eben erst verklungen. Die ostpreußische Nachtigall hat der Nachfolgerinnen genug gehabt. In unseren Tagen überlebt sich alles schnell . . . auch die Volksdichter. Wir sind ihrer allmählich müde geworden . . . . und wiederum ein . . . . Volkspoet?

Wenn meine Ueberschrift solche Gedanken beim Leser hervorruft, so darf ich ihn versichern, daß ich genau dieselben hegte, als mir vor einiger Zeit in kurzen Zwischenräumen eine Reihe von Gedichten auf großen weißen Bogen ins Haus geschickt wurden, bei denen die ungelenke Hand und die unorthographische Niederschrift sofort einen ungebildeten, oder sagen wir besser, ungeschulten Verfasser bekundeten. Ich beachtete die ungerufenen Gäste wenig. Aber sie ließen sich nicht abschrecken. An einem Frühlingsabend fand ich wiederum eine neue Sendung. Dieses Mal war sie sehr klein, und die Gedichte waren kurz. Das machte mir Muth, sie zu lesen. Je länger ich aber las,

Digitized by Google

um so mehr vollzog sich eine Wandlung in mir. Mir wurde klar, daß, der hier sprach, . . . ein Dichter war.

„Schneeglöckchen-Lieder" heißen die ersten dieser Gedichte, die ich folgen lasse:

1. Schneeglöckchens Entstehung.

Im Erdenschooß viel Bettchen steh'n,
Drin schlafen Blümchen ruhrend schön,
Schon färben sich die Wangen.
Bald, bald nach kurzem Morgentraum
Erwachen sie in lichter'm Raum,
Am Aeuglein Thränen hangen.

Ein kleiner Trotzkopf sprang geschwind,
Der Erde liebstes, bleiches Kind
Von seiner Lagerstelle.
„Ach, Mutter, eilig muß ich fort,
Sah so im Traume einen Ort,
Da schien die Soun' so helle."

Da draußen war es bitterkalt.
Noch schlief sein Freund der gute Wald,
Kein Schwesterlein zu sehen.
Schnell wollt' es heim zur warmen Ruh,
Da schlug der Wind die Thüre zu . . . .
Jetzt mußt' es frierend stehen.

Das Köpfchen traurig nach der Seit',
So recht ein kleines Herzeleid,
Hat Gott das Ding gesch'n.
Er sprach: „Du sollst mein Glöckchen sein,
Läut' jedes Jahr den Frühling ein,
Dann kannst Du schlafen geh'n."

Schneeglöckchens Lust und Leid.

„Zu früh, Du bleiches Schmerzenskind,
Noch liegt der Schnee, kalt bläst der Wind,
Wirst bald Dein Köpfchen hängen."
So sprach der gute Sonnenschein,
Er küßte mild das Blümelein,
Kalt blieben diese Wangen.

„Ich bin der Hoffnung Frühlingsgruß,
Erglüh' nicht von der Liebe Kuß,
Nicht irdisch mein Verlangen.
Doch kommt ein Mensch, ist schwer sein Herz,
Pflückt lächelnd mich, vergißt den Schmerz,
Hab' ich mein Glück empfangen."

Schneeglöckchens Tod.

Kleines Blümchen, durch den Schnee
Steckst' Dein Köpfchen in die Höh',
Schauest in die Lande.
Ohne bunter Blätter Schein
Steh'st Du wie im Hemdelein
An dem Wiesenrande.

Doch ob noch so zart, so rein,
Möcht'st doch gern geküsset sein
Von dem Sonnenscheine;
Könnt Dich später übergeh'n,
Nach den blauen Schwestern seh'n,
Hat Dich jetzt alleine.

Doch nur flüchtig war sein Gruß,
Du erstarb'st im eis'gen Kuß,
Nicht in seinen Armen.
Blümchen, daß Du kamst zur Ruh',
Deckte weich der Schnee Dich zu,
Hatte mehr Erbarmen.

An diese schlossen sich noch zwei andere Lieder:

Sommernacht.

Rosenduft bei Mondenschein,
Märchenhafte Schatten,
Baumgeflüster dort im Hain,
Hier im Traum die Matten.

Friede zieht in jedes Herz,
Jauchzen schweigt wie Klagen,
Thränenthau, erpreßt vom Schmerz,
Trocknet sonn'ges Tagen.

Bin in manchen stolzen Dom
Ehrfurchtsvoll getreten,
Bin belehrt von Worms, von Rom . . .
Hier lehrt Gott mich beten.

Allerseelen-Abend.

Die Nebel werden dichter,
Novemberwind bläst kalt,
Löscht auf dem Grab die Lichter,
Der Tod geht durch den Wald.

Dumpf hört die Axt man schallen,
Kalt ruht ein junger Baum.
Die alten müssen fallen,
Die jungen brauchen Raum.

Vielleicht versteht man, daß Verse wie diese, Verse von einer kindlichen Einfalt, von einer eigenen Zartheit der Empfindung, Verse eines ganz einfachen, unbekannten Mannes, mein Interesse wachriefen. Es hätte dazu gar nicht einer neuen Sendung bedurft, die acht Tage später auf meinem Schreibtisch lag, und von der ich nur zwei Lieder hier mittheilen will.

Herbstblume (Georgine).

Sommer-Blumen sind verblüht,
Frühlings-Kinder längst gestorben,
Dunkle Rosen ausgeglüht,
Die vom Falter heiß umworben.

Farbenprächtig, ohne Duft,
Steht des Herbstes stolze Blume.
Kalter Glanz in strenger Luft
Gleicht sie einem Heiligthume.

Blick bewundernd zu ihr hin,
Kann Dein Auge wohl entzücken,
Doch es wird kein heit'rer Sinn,
Sich vertraulich zu ihr bücken.

Veilchen mit dem Kindersinn,
Du kannst Liebe leicht erwerben, . . .
Herbstes Blumen-Königin
Wird an keinem Busen sterben.

Dann ein zweites:

Friede einer Hütte.

Traumbefang'ne Hütte,
Deines Lampe-Schein
Führt aus Waldes Mitte
Mich ins Dorf hinein.

Weinumrankte Hütte,
Aus dem Fenster drang,
Hemmend meine Schritte,
Eines Kindes Sang.

Als das Lied verklungen,
Hab' ich hier geruht,
Weiß jetzt, wie der Friede
Einer Seele thut.

Daß ich den Verfasser dieser Lieder kennen lernen mußte, stand mir jetzt fest. Da er sich niemals persönlich bei mir hatte blicken lassen, beschloß ich, ihn aufzusuchen. Das war ja einfach nicht. Denn unter seinen Gedichten stand jedes Mal nur der einfache Name: Julius Herrmann, ganz klein geschrieben, verschämt fast und schüchtern, wie sein Schneeglöckchen. Im Adreßbuch fand ich einen Julius Herrmann, der Klempner war. Der konnte es sein. Er

Digitized By Google

wohnte in der Petersiliengasse. Ich machte mich auf den Weg. Für die Petersiliengasse gilt das alte Wort: nomen est omen. Unter den kleinen, engen Straßen unserer Altstadt ist sie die kleinste, so eng und schmal, daß das Sonnenlicht nur schwer in sie Eingang findet. Ein Dichter ohne Sonnenlicht! Meine Gedanken waren bei ihm. Ob er alt sein mochte oder jung und wie er aussehen würde? Das waren die Fragen, die mich beschäftigten. Da stand ich vor einem armseligen Häuschen. Ein kleines — ich könnte Schaufenster sagen, wenn der Name nicht eine Ironie wäre — ein kleines Fenster also mit vergilbten Scheiben zeigte einige Blechkannen und andere Geräthe . . .

In dem engen, feucht riechenden Gemach, in das ich durch die niedrige Thür eintrat, und das, auf ebener Erde gelegen, den „Laden" vorstellte, kam mir eine alte Frau entgegen. Ihr Mann sei bei der Arbeit . . . oben in der Werkstatt. Und mit Hilfe eines Lichtes kletterte ich eine schmale Stiege empor, die sie Treppe nannte, und sah ihn jetzt selber inmitten eines dumpfen, dunklen Gemaches, das zur Werkstätte und Wohnstube zugleich diente, und in das auch nicht der schüchternste Sonnenstrahl je sich verirren konnte. Denn das einzige Fenster dieser Stube sah auf die hohe, gelblich-schmutzige Wand des Nachbarhauses heraus, und unter ihm lag wiederum ein niedriges, theergeschwärztes Dach. Hier waren diese zarten Gedichte, hier seine Schneeglöckchen-Lieder entstanden!

Er erhob sich von dem Stuhl, auf dem er gearbeitet. Eine zusammengesunkene Erscheinung, die den Stempel der Mühe und Entbehrung trug, ein bleiches Antlitz mit lichten, grauen Haaren, müden Zügen und träumerisch in sich gekehrten Augen, rechten, sinnenden, grübelnden Dichteraugen.

Er schien über mein Kommen verwundert, aber sehr erfreut. Er erzählte mir, wie wenig Zeit ihm bliebe in der schweren Berufsarbeit, die ihm in seinen alten Tagen oft bitter ankäme. Und doch lebe er nur in seiner Poesie — er dichte nicht nur in seinen Mußestunden, sondern auch bei der Arbeit — immerfort von des Morgens früh bis zum späten Abend.

„Und hat nichts davon und verdient nichts damit", warf seine Frau bitter ein. Aber über ihr runzeliges Gesicht huschte doch der Schimmer eines unverkennbaren Stolzes auf ihn. Und auf einen leisen Wink ihres Mannes nahm sie von der Kommode ein sorgsam eingewickeltes großes, schwarzes Quartbuch und überreichte es ihm behutsam. Es war seine Gedichtsammlung. Man brauchte nur auf seine, an die rauhe Arbeit mehr als an das Schreiben gewöhnten Finger zu sehen, um den Fleiß und die Arbeit zu erkennen, mit dem die Gedichte in dieses Heiligthum eingetragen waren. Auf meine Bitte las er vor. Er las einfach, schlicht und ungekünstelt, wie sein Wesen, wie seine Schöpfungen selber waren.

Zwei dieser Gedichte hallen mir heute noch im Ohr wieder . . . genau in dem Klange und der Tonfärbung, mit der er sie vortrug.

Veilchen im April.

Schneeglöckchen schläft, die Vögel sind erwacht,
Nur Nachtigallen zögern noch ein Weilchen,
Der Rasen zeigt des Frühlings erste Pracht,
Und aus den Gräsern blickt verschämt das Veilchen.

Nicht mattgeküßt von heißer Sonne Gluth,
Kein Falter schläft verliebt in Deinem Schooße,
Blickst nicht gepflückt von eines Burschen Hut,
Verblühst nicht lüstern wie die stolze Rose.

Wer sog entzückt nicht Deinen süßen Duft,
Bückt sich nicht gern zum kleinen Veilchen nieder,
Doch sieht der Schmerz Dich blüh'n auf einer Gruft,
Dann hoffet die gequälte Seele wieder.

Trost in Armuth.

Es stehen Linden an des Flußes Rand,
Sie werfen Schatten an des Kirchhofs Wand,
Der alte Friedhof birgt ein neues Grab,
Man senkte heute einen Sarg hinab.

Ein Bretterhaus so schaurig und so klein
Muß eines Menschen ganze Wohnung sein,
Dess Stolz auf Erden keine Grenzen fand,
Hier ist sein Ziel . . ein kleines Todtenland!

Alt Herz, beschleicht Dich ein geheimes Weh,
Bleibst arm, Dein Haupt deckt bald des Alters Schnee,
Dann lies die Worte auf des Kirchhofs Thür,
Die Heimath dort . . das Irdische bleibt hier.

Besonders durch die letzten Worte klang es wie eine tiefe, innere Bewegung. War es eine dunkle Ahnung, die bei diesem Gedichte durch seine Seele ging?

* * *

Ich sollte ihn nicht wiedersehen! .

Monate waren vergangen. Ich hatte eine größere Reise gemacht, mich aber oft in Gedanken mit dem alten Volksdichter und seinen Liedern beschäftigt . . einige seiner Verse tönten nur oft durch die Seele. Auch trug ich mich schon mit dem Gedanken, diesen Gedichten den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen.

Da lese ich, kaum heimgekehrt, in einer hiesigen Zeitung eine erschütternde Nachricht: Der Klempnermeister Julius Herrmann, der sich mit seinen 68 Jahren mühsam durch Reparaturen sein Brot verdienen mußte, war bei der Ausführung einer solchen mit der Leiter zwei Stockwerke tief herabgestürzt und hatte sich dabei so schwer verletzt, daß er nach kaum einer Stunde in bewußtlosem Zustande starb . . . . . .

Das also war sein Ende! Es lag immer eine gewisse Todessehnsucht und ein Zug nach dem Jenseits in diesem Manne, dessen tiefe Seelenregungen und zarte, poetische Empfindungen wenige unter seiner Handwerksjacke ahnten.

Sehr viele seiner Gedichte geben Friedhofsstimmungen in schwermüthiger Betrachtung wieder. So:

Die Grabesrose.

Hab' eine Ros' gesehen —
Ihr Bett war eine Gruft —
So welk, so müde stehen,
Die Rose ohne Duft.

Sie lauscht nicht Vogels Sange
Dort drüben aus dem Hain:
Die Tropfen an der Wange,
Es können Thränen sein.

Ros' auf dem Grabeshügel,
Wie lockst Du wanderbar,
Bist stummen Schmerzes Spiegel —
Ein kleiner Bet-Altar.

Oder jenes andere:

Ein Dichter-Grab.

Nicht Epheu es umranken,
Kein Kreuzlein blickt herab,
Im Winde Gräser schwanken
Auf ein versunk'nes Grab.

Zur Rechten und zur Linken,
Im Lenz die Rasen glüh'n,
Vom Thau hier Käfer trinken,
Blausammt'ne Veilchen blüh'n,

Der Alte ist vergessen,
Doch eh' er stieg ins Grab,
Ihm, der sonst nichts besessen,
Gott seine Lieder gab.

* * *

Digitized by Google

Nun ruht er selber da draußen in seinem Dichtergrabe auf dem Friedhofe. Aber ganz vergessen scheint er nicht zu werden. Man ist auf seine Lieder aufmerksam geworden. Ein kunstsinniger Arzt gedenkt sie gesammelt herauszugeben.

Mich aber trieb der Wunsch, was ich während seines Lebens nicht mehr vermochte, jetzt nach seinem Tode auszuführen, einige seiner Lieder auch anderen Kreisen zu offenbaren und zu zeigen, wie inmitten unseres Volkes, im einfachsten Menschen oft unbekannt und ungeahnt die tiefsten Empfindungen ruhen, wie sie in zarter poetischer Gestaltung nur selten und scheu an das Licht sich wagen, während das Gekünstelte und Mittelmäßige oft im prunkenden Gewande auf dem Jahrmarkt des Tages prangt.

Danzig. Arthur Sewett.

Die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier des Hamburgischen Museums.

Es thut manchmal ganz gut, Jubiläen zu feiern. Das Leben rollt Stunde um Stunde, Tag um Tag, seinen Jahreslauf ab, bis der Neujahrsmorgen Halt! ruft: steht still und betrachtet, rückschauend was geworden ist, vorwärtsschauend, was dieses Gewordene weiter verspricht.

Einen solchen Neujahrsmorgen zum Rückblick und Ausblick hat das fünfundzwanzigjährige Bestehen des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe der Sammlung wie ihrem Direktor gebracht.

Viele von uns haben freilich nicht erst dieser Feier bedurft, um es zu wissen, was wir an dem Museum haben, dessen Räume wir so oft durchwandern, dessen Schätze wir Stück für Stück sich mehren sehen. Die Kunstgelehrten in ganz Deutschland und darüber hinaus, in ganz Europa und darüber hinaus kennen die Sammlungen ebensowohl wie Justus Brinckmann, deren Schöpfer. Aber es ist nie überflüssig auch den andern, der breiten Menge in Stadt und Land es einmal recht deutlich vor Augen zu führen, welch ein Besitz zum freien Genusse ihr offen steht und wie die Wissenden ihn schätzen!

Zu Anfang der sechziger Jahre des nun vergangenen neunzehnten Jahrhunderts hat ein junger hamburgischer Studiosus juris in Leipzig seinen Freunden gesagt: Ich gründe Euch in Hamburg noch einmal ein Museum für alte Kunst! — Die Komatilitonen lachten ihn aus. — In Hamburg, der Stadt, die in ihrem Handelsfleiße nur heute denkt, nur für morgen schafft und von gestern nichts mehr wissen will; in Hamburg, wo man alle Kunst als sehr unnützen Ballast des täglichen Arbeitslebens ansieht; wo von Denkmälern und Werken der Vorzeit nichts erhalten blieb, weil die Schnecken der Franzosenzeit, weil der große Brand von 1842 alles zerstörten, weil — schlimmer noch — es die Art der Einwohner ist, das Unmoderne zu verachten — das ist unmöglich, das kann nie geschehen!

So mitheilten damals Brinckmann's Freunde, die jungen Leute, die besten Söhne aus den besten, gebildetsten Familien.

Nun, heute wo man das fünfundzwanzigjährige Bestehen dieses jenes Museums feiern kann, hat man ihm nicht nur dafür zu danken, daß er es gegründet, zu dem gemacht hat, was es ist, sondern ebenso sehr dafür, daß er diese schlechte Meinung, die der Stadt eigene Kinder von ihr hegten, widerlegt und für immer eine richtigere und schönere an deren Stelle zu setzen gewußt hat.

Daß wir eine Reihe von Töpfern besitzen, deren blauweiße Oefen und Ofenkacheln mit denen der besten Schweizer Meister zu vergleichen sind, wer hatte das überhaupt nur geahnt, ehe Brinckmann es bewies. Wer kannte die Erzeugnisse der hiesigen Gobelinwebereien, wer die Stubengetäfel, die Holzschnitzwerke an Thür und Thor, an Schränken und Truhen, wer wußte etwas von den Fayence- und Porzellonfabriken in unserer Umgebung in Holstein, bevor er ihre Art, ihre Unterscheidungsmerkmale, ihre Geschichte aufgeschlossen? Und wer konnte es voraussehen, daß er von dem vergessenen und verlorenen Kunstbesitz auf dem Landgebiet, in Bauernhäusern so vieles wieder auffinden sollte! Daß es eine so blühend reiche, eigenthümliche Bauernkunst hier in Norddeutschland gab, und wie sie in jedem kleinen Bezirk sich anders darstellt, wie die Marsch und die Geest, wie linkes und rechtes Elbufer, und wieder die hamburgisch-lübeckischen Vierlande immer ihren eigenen Stil und ihren besonderen Charakter bewahrten, das hat nicht die Zeitströmung allein, die das Alte neu schätzen lehrte, gezeigt, er lehrte es zuerst und er gab den Anstoß zum Weiterforschen. Wenn dem Direktor unserer Kunsthalle Alfred Lichtwark das Glück zu theil ward, auch in der großen Kunst Werke wie Künstler zu entdecken, die eine lange Tradition hamburgischer Malerei jetzt erst, sich aneinanderreihend, mit frohem Stolz überschauen lassen, von Meister Bertram, dessen Hauptwerk um 1379 entstand, von Meister Francke, dessen herrliche Tafeln der Thomaslegende 1435 gemalt, den schönsten Schatz unserer Kunsthalle bilden, bis zu dem Romantiker Philipp Runge — so sind selbst diese Forschungen und Funde, so ist, wenn gleichwohl indirekt, auch die Schulung, die Begeisterung dieses jüngeren Gelehrten auf Brinckmann's Beispiel zurückzuführen, auf seinen Einfluß, seine Art.

Seine Liebe zur alten Kunst ließ ihn auch für die neue eintreten. Das Entstehen hierorts bis dahin unbekannter Industriezweige wurde durch seinen nie rastenden Arbeitseifer hervorgerufen. So wurden die Korbflechtereien hier angeregt durch schöne japanische Körbe im Museum; die Glasmalereien, aus amerikanischem Opalescentglas nach künstlerisch-geschmackvollen Entwürfen zusammengesetzt, sollen Förderung im Museum. Und zu der ganzen, heute so blühenden Lederfabrikation und Buchbinderei ward durch Brinckmann der Anstoß gegeben. Jener alt-portugiesische Ledersessel, den er nicht lange nach dem Einzug der Sammlungen in ihr jetziges Heim dort aufgestellt hatte, dessen Technik er studirte, wie er eben alles studirt, was er findet und sieht, der hat einen jungen Buchbindermeister, Georg Hulbe aus Kiel, veranlaßt, sich dem damals unbekannten Verfahren der Lederpunzarbeit zu widmen. Und der eine kunstbegabte Mann ist heute Leiter einer großen Anstalt, die Hunderte von Händen beschäftigt, in Berlin und in Frankfurt am Main Filialen errichtete und das Entstehen verschiedener Konkurrenzunternehmen ermöglicht hat.

Ebenso ist es auch kein Zufall, daß unter den Zeichnern des heutigen Stils drei der originellsten und besten Hamburger sind: der kürzlich verstorbene Otto Eckmann, der von dem Studium der japanischen Holzschnitte des Museums angeregt wurde, mit seinen prachtvollen Schwanenblättern sich zuerst im Künstlerholzschnitt zu versuchen, und ebenso Peter Behrens und Hans Christiansen.

Unser Museum ist kein Prachtbau. Die oberen Stockwerke des recht mischönen, viereckigen Kastens beherbergen ein Realgymnasium, die Gewerbeschule u. s. w. Das Erdgeschoß, das freilich nach allen vier Seiten freiliegt und zwei große, lichtreiche Höfe umschließt, mußte bis jetzt genügen in seinen Zimmern und langen Gängen die Sammlungen zur Schau zu stellen. Es entspricht Brinckmann's Wesen, dem Aeußerlichkeiten werthlos sind, der nach Würden noch Ehren nie rogte, wo's seinen Zweck, die Sache galt, daß dies Hamburgische Museum von draußen, von der Straße her nicht ins Auge fällt, wie so mancher Galleriebau von Norden bis Süden, von London bis Athen. Dafür aber ist es drinnen praktischer, die Einrichtungen für die Betrachtung der Kunstwerke sind bequemer, diese selber besser, klarer übersehbar geordnet, als es in vielen groß-

Digitized by Google

artigen, eigens zu Museumszwecken erbauten Palästen geschehen konnte. Und auch das darf, wo es sich um die praktischen Erfolge Brinckmann's handelt, hier nicht übergangen werden, daß es weniger gekostet hat, als manch die meisten ähnlich großen Sammlungen. Kein Fürstenhaus hat in Jahrhunderte währendem Prunkbedürfniß Kostbarkeiten hier aufgestapelt, es war kein Vorläufer da noch Sammler, der einen Haufen von Raritäten dem neuen jungen Unternehmen als Grundstock hergegeben hätte. Was da ist, ist allein durch ihn, diesen einen Mann, aufgefunden, geprüft, nach Ursprung und Technik erforscht, bestimmt, beschrieben, angekauft worden — und wie oft anfänglich für eigene Rechnung. — Keiner dieser Tausende von kleinen und kleinsten Gegenständen kam je in die Sammlung, den er nicht in der Hand gehalten, den er nicht seiner Besonderheit entsprechend mit der untrüglichen Sicherheit guten Geschmacks eingeordnet und aufgestellt hätte.

Alles aber, was in kleineren Räumen von 1868 bis zu der Eröffnung dieses Museums am 25. September 1877 stand, was von 1877 bis heute, da man 1902 schreibt, hier sich angesammelt hat, das hat den Staat, hat die Mitbürger, die etwa ein Drittheil der benöthigten Mittel freiwillig aufbrachten, an baarem Gelde nicht einmal eine Million gekostet. Diese, für den heutigen Werth der Sammlungen gering erscheinende Summe von Anschaffungsgeldern — noch nicht eine Million! — hat Direktor Brinckmann selber in seiner Dankrede genannt. Denn es lag ihm daran, wenn alle andern seine Leistungskraft und das von ihm Erreichte lobten, ihnen zu zeigen, in aller Bescheidenheit, daß er sich als ein guter Verwalter des vaterstädtischen Geldsäckels erwiesen, daß er sparsam gewirthschaftet habe.

Wie hoch von den Kennern, Deutschen und Fremden, dies Museum geschätzt wird, das konnte man bei der Festsitzung hören aus den Worten des Senats sowohl, wie aus denen des Professorenkollegiums, der Vereins- und Zunftvorstände unserer Stadt, und aus denen der auswärtigen Kunstforscher und Celebritäten, die zu dem Tage gekommen waren. Geheimrath Lessing, der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, überreichte dem Jubilar als ein bleibendes Denkmal des Tages eine Festschrift, zu der zweiundvierzig Kollegen Arbeiten beigesteuert haben.

Alle die Männer aus Nord und Süd, der Deutsche, der Schweizer, der Däne, der Böhme, sie haben nicht, wie's so häufig geschieht, mehr oder minder geeignete Aufsätze hergegeben, die sie zufällig gerade vollendet, oder auch schon auf Lager hatten. Es ist Lichtwark's Idee gewesen, sie alle sollten sich zusammenthun ein einheitliches Werk zu schaffen, das nicht nur Werth für die kurze Stunde der Ueberreichung hat, sondern bleibt. Das Buch bringt zuerst Brinckmann's Biographie und daran sich anschließend eine Schilderung der verschiedenen Sammlungszweige, die im Museum vertreten sind.*)

In seinem zweibändigen „Führer" aus dem Jahre 1894 hat Brinckmann selbst zu jedem in seiner Sammlung vorhandenen Kunstgebiet eine Erläuterung der Technik, eine kurzgefaßte, aber grundlegende Geschichte aller Stilwandlungen gegeben. Dadurch stand die Eintheilung fest, der sich die Verfasser dieses Buches nun einordneten, um ein jeder nach seinem Fachstandpunkt, das hier Vorhandene zu besprechen. Brinckmann nannte gelegentlich wohl die Heimathkunst und die Kunst der Japaner als die beiden Zweige, in denen sein Museum Bleibendes geschaffen habe. Liest man aber die Zweiundvierzig, so erfährt man, wie er in allen Kunstgattungen, allen Fächern, auch in der Zahl nach nur schwächer vertretenen, mit dem glücklichen Griff des Genies immer das Beste, das Typische zu finden verstand.

Wie ein Refrain ist's, wenn Edg. van Ubisch — „Ueber die Spitzen" — sich also ausdrückt:

„Eine Sammlung ohne Mittelgut und von ausschließlich charakteristischen Stücken ist eine seltene Sache. Die Einrichtung und Zusammenstellung aus Spitzen, Kostümbildern, Wäschestücken und Mustertüchern ist ein vollständiges Novum, wofür die Gesichtspunkte zum ersten Mal in der Vorrede des „Führers" von 1894 ausgesprochen sind. Dort wird gefordert die Sammlungen eines Museums nicht in einzelnen getrennten Gebieten und als nachahmenswerthe Proben vorzuführen, sondern im Zusammenhang mit anderen Dingen, die sie in ihrer Zeit, in ihrer Wirkung und charakteristischen Verwendung erklären. Für diesen seitdem viel erörterten und wohl ausnahmslos als ebenso richtig anerkannten, wie in der Praxis schwer durchführbaren Grundsatz ist diese hamburgische Spitzensammlung eine so vortreffliche Probe, daß sie dadurch eine vorbildliche Bedeutung nicht nur für dieses begrenzte Gebiet erhalten hat."

Der größte und wichtigste Beitrag des Buches aber ist: Brinckmann's Leben von Alfred Lichtwark. —

Es ist schön, wenn ein Kollege den älteren Meister so begreift und anerkennt, mit einer so liebevoll eindringenden und psychologisch feinfühligen Kunst sein Wesen darzustellen weiß. Lichtwark hat als Leiter der Kunsthalle in Hamburg mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die Brinckmann nicht kennt. Während dieser sein Museum aus den allerersten Anfängen heraus selbst geschaffen hat, daß es ein einheitliches Ganze aus einem Gusse ward, hat jener in eine bestehende Sammlung von Gemälden sehr verschiedenen Werthes eintreten müssen. Die Zusammenstellung der Gallerie ist nicht sein Werk, ihre Vermehrung durch Geschenke und Erbschaften geschieht sehr häufig in einer Richtung, die seine eigenste nicht wäre. Bei dem Lesepublikum der Laien in ganz Deutschland hat der Schriftsteller Lichtwark, durch seine zahlreichen Bücher, einen großen, vielleicht einen größeren Namen als Brinckmann, der nur fachlich, streng wissenschaftliche Werke publizirte. Daheim aber, in den vier Wänden seiner Kunsthalle und seiner Kommission gegenüber, hat er viel weniger sich aussprechen können als dieser, der in seinem Museum so ziemlich als Fürst und Alleinherrscher gebietet. So stammt es denn wohl auch aus der Tiefe eigenster Erfahrungen, daß Lichtwark davon spricht, was es heißt wenn man, „aus der feurigen Genauigkeit des Herzens redend, in leere Augen blicken muß!"

Es geht in Dingen der großen Kunst ebenso wie in denen der schönen Litteratur, — ein jeder Laie fühlt sich berechtigt über ein Bild oder eine Dichtung frischaeg abzuurtheilen mit der holden Unschuld seines ungeschulten Geschmackes. Wo es aber japanische Schwertbeschläge, alte Holzschnitzereien, Fayencen betrifft, da gesteht er ehrlich ein, daß er davon nichts verstehe und bescheidet sich, seine Ansicht der des Kenners unterzuordnen. Auch darin mag man Brinckmann's unendlich glückliche Begabung erkennen, daß er dieses Fach ergriff, in dem er von vornherein mehr als andere wußte und über Meinungsverschiedenheiten leichter obsiegen konnte. Und es geschieht mit einem schönen, man möchte sagen neidlosen Neide, wie der Verfasser der Lebensbeschreibung dieses Glück der mächtigen Persönlichkeit bewundernd anerkennt.

„Aus der goldenen Gesundheit", so schreibt Lichtwark, „seines leiblichen und geistigen Apparats erwächst ihm ein Temperament von ausgeglichener Stimmung. Selbst schwere Fehlschläge dringen ihn nicht aus dem Gleichgewicht, Undank und Verkennung, von ärgeren Erfahrungen nicht zu reden, haben sein Blut nicht vergiftet . . . Er hat die glückliche Gabe mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart zu leben und das Vergangene im Bösen, wie auch im Guten wirklich vergangen sein zu lassen."

„Im Leben eines Volkes, das nicht still steht", heißt es am Anfang der Biographie, „tauchen von Geschlecht zu Geschlecht neue Bedürfnisse auf, deren Befriedigung fortlaufend neue Aufgaben stellt.

Diese neuen Aufgaben würden aber überhaupt nicht, oder doch nur mangelhaft gelöst werden, wäre nicht zu ihrer Bewältigung eine besondere Gattung von Kräften vorherbestimmt und immer vorhanden. . . . . Der Lebensgang eines solchen Mannes, der zur Lösung neuer Räthsel bestimmt ist, pflegt nicht geradeaus zu gehen, sondern in Zickzacklinien. Umzulernen beständig willens und bereit zu sein, gehört bis in ein vorgerücktes Lebensalter zu seinen Eigenthümlichkeiten. Er gibt damit seiner Familie wie den Freunden immer aufs Neue zu

*) Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe. Dargestellt zur Feier des 25jährigen Bestehens des Museums von Schülern und Freunden Justus Brinckmann's. Hamburg 1902.

Digitized by Google

rathen auf, weil sie die Ursachen nicht zu fühlen oder zu schätzen vermögen: das eiserne Bewußtsein eigener Kraft, das Selbstvertrauen und das Bedürfniß, den starken Neigungen genugzuthun."

Man möchte Wort für Wort es abschreiben, wie wunderschön aus diesem Gedankengange heraus nun Justus Brinckmann geschildert wird, der, mit siebzehn Jahren Lehrer und Reisegenosse eines nur wenig Jüngeren, in Montpellier und Lausanne Naturwissenschaften, in Leipzig Jurisprudenz, in Wien Kunstgeschichte studirte, um endlich in Hamburg sich als Journalist zu schulen, bevor er seinen wahren Beruf fand und begann, was ihm Lebenszweck war und zu seinem Lebenswerk wurde.

Wir hier, seine Stadtgenossen, erfreuen uns dieser leise und liebevoll den Wurzeln nachspürenden Forschungen doppelt, sehen wir doch den mächtigen Baum in voller Kraft vor uns! So wie Graf Kalckreuth ihn gemalt hat, mit dem kleinen japanischen Kunstwerk in der Hand, steht er da und streckt es uns hin, daß wir die Feinheit und Glätte des Lackes mit ihm entzückt bewundern sollen, vor dem untrüglichen Geschmacke jenes Inselvolkes uns beugen, das mit sicherem Takt zu dem geldlichen Döschen in dem zarten Lila der Seidenhülle den harmonischen Farbenzusammenklang zu finden weiß. Oder er holt aus dem Schrank der ostasiatischen Fayencen jenes poetische Räuchergefäß von braun-weiß glasirtem Steinzeug, das den Fusi-no-yama darstellt, wirft etwas Räucherpulver hinein, entzündet es rasch und freut sich nun mit einer fast kindlichen Freude daran, wie aus dem schöngeformten, wenigüberschneiten Gipfel des Vulkans der Rauch in zierlich duftigen Ringeln langsam emporsteigt und sich verliert. Jede Anfrage, die man an ihn richtet, müht er sich mit gleichem Eifer zu beantworten, bringt Nachschlagebücher, Hamburgensiennappen herzu, die in musterhafter Ordnung alles enthalten, was man brauchte. Es ist ihm eine Genugthuung mit seinem Wissen, mit den Schätzen seines Museums, dem bescheidensten Arbeiter nützen zu können. Und aus allem, was er spricht, klingt dieselbe Liebe zu den Kunstwerken. Schöne grüne Natur allein, so sagte er einmal, genüge ihm nicht, wenn gar keine Kunst dabei sei, nichts von Altsachen zu erforschen. Ein andermal erzählte er von seiner Kindheit, von der Schule in der Schulstraße, die er mit 5–6 Jahren besuchte, — das Haus ist fort und die Straße heißt anders. — Da habe ich der Lehrerin einmal eine Flasche geschenkt mit einer rothen Flüssigkeit, Haaröl glaube ich, es hat zwei Schillinge gekostet, aber die schöngezeichnete Etikette hatte mir so gut gefallen, daß ich mich nur schwer davon trennte. — Fühlt man es nicht, wie der Fünfjährige schon mit Sammleraugen das rothe Fläschchen angesehen hat, daß er noch heute den Stil der Umrahmungsschnörkel auf jener Parfumeuretikette weiß?

Er ist immer im vollen Feuer angespanntester Thätigkeit; durch die langen, hallenden Gänge des Museums hört man seinen energischen Schritt. Und dies rastlose Vorwärtsdrängen ist es auch wohl, was E. Barlach, der Bildhauer, auf der originellen Bronzeplakette versinnbildlichen wollte, wenn er Brinckmann darstellt, wie ein kleiner Windgott ihn von der Seite her anbläst, daß die mächtigen Wellen seines Bartes wie in modernen Linienverschlingungen sich phantastisch ringeln.

Eine Fremde, die er einmal so, in dem Eifer seiner alles erschließen wollenden Liebe zu seinen Schätzen, wie im Sturm durch das Museum geführt hatte, kam von dort zurück mit dem Ausruf: C'est un homme terrible!

Was damit gemeint war, das ist dasselbe wie jene terribilità des italienischen Renaissancemenschen, die alles und jedes, dessen sie zu ihrer Vollendung bedarf, ergreifen muß und an sich reißt, die alle ihre Fähigkeiten nach allen Seiten hin mit der gleich starken, leidenschaftlichen Willenskraft ausstreckt; in sich die Ueberzeugung tragend von der Nothwendigkeit des Gelingens, von der Sicherheit des Sieges.

Wie wenigen ist solche Naturkraft heute noch eigen, in unserer allzu grüblerischen, viel zweifelnden, gewissenhaft abwägenden, nervös entsagungsvollen Zeit!

„Das neunzehnte Jahrhundert," so schreibt A. Lichtwark, „hat diesen Naturen, aus denen in vergangenen Zeitläuften Kondottieri, Konquistadoren und Sektenstifter geworden wären, endlose neue Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet. Aber in so vielfacher Verkleidung — als Parteiführer, Entdecker, Erfinder — sie auftreten mögen, im innersten Kern gehören sie alle derselbe Gattung der Trieb- und Willensmenschen an."

Wenn nun ein genialer Konquistador im kühlen Hamburg unserer Tage als wohlbestallter Museumsdirektor wirkt und schafft, so wird es wohl nicht als Kirchthurmspatriotismus erscheinen, daß wir von ihm wie von seinem Werke auch Lesern berichten, die wahrscheinlich beide nicht kennen. Wie selten vermag es der Prophet in seinem eigenen, noch dazu engen Vaterlande sich Geltung zu schaffen! Daß es aber nach draußen auch dringe, nach allen Seiten, wenn man daheim etwas Feiernswerthes besitzt, mit dankbarem Stolze es anerkennt, dazu sind, wie anfangs gesagt, Jubiläen gut und nothwendig.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Theater.

Deutsches Theater. „Monna Vanna". Schauspiel in drei Aufzügen von Maurice Maeterlinck.

Creda quia absurdum. Nie ist aus mystischem Empfinden heraus ein tieferes Wort gesprochen worden als dieses: Ich glaube, weil es widersinnig ist. Das psychische Bedürfniß im Menschen, sich abhängig zu fühlen von irgend welchen geahnten Mächten — und darauf gründet sich in letzter Hinsicht alle Mystik — baut sich in diesem Ausspruch Tertullians eine letzte Schutzwehr. Hatten Verstand und Vernunft triumphirt, so wird eben ihr Triumph nun ihre Niederlage.

Es ist nicht wahr, daß Maeterlinck's neues Drama „Monna Vanna" in dem Pisa des fünfzehnten Jahrhunderts spielt; ein Beet im Garten der Mystik, von Lilien umstanden, ist der Schauplatz. Diese Menschen sind nicht Wesen von Fleisch und Blut, vielmehr sind es abgeschiedene Seelen, die die Last ihrer Wesenseigenthümlichkeiten nicht abzuschütteln vermochten. Oder richtiger, gefangene, gekerkerte Seelen sind es. Sie suchen über die Mauern ihres individuellen Seins hinüber Zwiesprache mit einander zu pflegen, aber sie vermögen es nicht, die Stimme des Vaters ist dem Sohne unverständlich geworden, die Worte des einen sind ein leerer Schall im Ohr des andern. Dann aber ist einem Zufallswort doch auch wieder magische Kraft gegeben, ein Einverständniß blitzt auf, Alltagsworte gewinnen eine geheime Bedeutung, und hinter landläufigem Meinungsaustausch hebt eine Zwiesprache der Seelen an.

Der Garten Eden, den Maeterlinck sich gebaut, thut sich auf. Seelen schweben heran, sich zu finden und sich abzustoßen. Das ist Maeterlinck's Mystik, tiefsinnig und kokett zugleich. Wahrhafte, echte, innere Seelengemeinschaft mit einem erträumten, seraphischen Novalis, aber auch präraphaelitische Frisur. Ein aufrichtiger Beter, doch einer, der eines reichgeschnitzten, stilvollen Betpultes bedarf. Ein zwiespältiges Wesen, das ohne Mystik nicht auskommt.

Und in „Monna Vanna" gibt sich dies ahnungserschauernde und zerrissene Herz wirklichkeitsverlangender als früher und damit — noch zerrissener.

So, wie es Prinzivalli, der Sieger gefordert, begibt sich Monna Vanna in sein Zelt: den Mantel über dem nackten Leib, entschlossen, ihm zu Willen zu sein, um ihre Vaterstadt zu retten. Selbst dem Tode verfallen — er ist der Verrätherei angeschuldigt — hat er diese eine Bedingung an das belagerte, ausgehungerte Pisa gestellt; denn er liebt

Digitized by Google

Monna Vanna seit seiner Kindheit. Diese Liebe war sein Leben. Wären beide Menschen von Fleisch und Blut, er risse sie in seine Arme, und seine Liebe entfachte ihre Sinne, erzwänge sich vielleicht auch ihr Herz. „O süßes Verderben! o blühendes Sterben! Berauschter Triumphtod zu Babylon!“ Aber nichts dergleichen geschieht. Seine Seele hebt an zu ihrer Seele zu sprechen. Wie ein Kind, mit gefalteten Händen, spricht seine Seele zu ihr. Erinnerungen werden wach. Da er, ihrer völlig entsagend, ihr nichts zu geben hat als die Wahrheit, da er bekennt, dies Wiedersehen habe ihn, den ohnedies Todesverfallenen, kein Opfer gekostet, gewinnt er Macht über ihre Seele. Ein seraphischer Traum. Und so groß ist die Stimmungskraft Maeterlincks, daß er aus seiner Mystik heraus dies Unwahrscheinliche ganz zwingend, ganz überzeugend gestaltet. Credo quia absurdum.

Monna Vanna kehrt mit Prinzivalli, um ihn zu retten, nach Pisa zurück. Und ihr Gatte glaubt ihr nicht. Wie sie auch beteuere, daß Prinzivalli sie nicht berührt habe, Guido Colonna glaubt ihr nicht. Da zerreißt der Schleier vor ihren Augen. Sie sieht ihren Gatten in seinem wahren Licht, sie wird sich ihrer Liebe zu Prinzwalli bewußt, und mit der Lüge, daß sie ihn nur ihrer eigenen Rache vorbehalten, erkauft Monna Vanna ihr Liebesglück.

Das Weib, das bereit war, ihre Ehre für das Heil ihrer Mitbürger hinzugeben, durfte so handeln. Ihr Charakter gewinnt damit einen neuen, psychologisch ganz echten Zug. In der Judith erwacht die Nora, und zwar eine stärkere Nora als die des Puppenheims. Ein Weib, das sich ihr Leben frei nach ihrem Herzen gestaltet. Aber der Seraph in Monna Vanna, der bisher allein aus ihr sprach, weiß von dem allen nichts. Sie war ganz Seele, und ist ganz Fleisch und Blut geworden. Aus der Heimath, in der wir sie sahen und kannten, hat sie sich verloren. Sie steht breithüftig unter Wirklichkeitsmenschen in der Straße. Sie thut nur das Wahrscheinliche und darum befremdet sie, denn das Unfaßbar-Mystische war ihr Wesenselement. Non credo quia non absurdum.

Monna Vanna ist ein zwiespältiges Werk. Es birgt noch eine stimmungsreiche, tiefe Mystik, aber diese Mystik verliert sich in Realitäten. Es spielt Seelen für Menschen und wieder Menschen für Seelen aus. Es führt aus der Wirklichkeit in den Traumgarten des Geahnten hinüber und herüber. Es zeigt Maeterlinck in einem Entwicklungsstadium, das innerlich noch keinen Abschluß gefunden. Seine prophetische Vergangenheit hält ihn noch befangen, aber es locken ihn auch Gegenwartsprobleme. Ihn verlangt nach Wirklichkeit, aber er mag ihr sein mystisches Reich nicht opfern. Er genießt und entsagt zugleich.

Wohin diese Entwicklung führen mag, wer will das bei einem Manne wie Maeterlinck sagen? In „Monna Vanna“ ist alles in Fluß, nichts abgeschlossen. „Monna Vanna“ ist ein Seelenzustand des Künstlers, kein vollendetes, in sich abgeschlossenes Werk. Nur eines verräth es: dieser Mystiker könnte auch ein sicherer Psycholog, ein großer Charakteristiker sein.

Und was neben den Offenbarungen lyrischen Reichthums und der Stimmungskraft gefangen nimmt, ist die Eigenthümlichkeit des Schicksalswaltens, das zu Tage tritt. Die Geschichte des modernen Dramas seit Schiller und Goethe ist im Grunde ein Kampf um den Begriff des Schicksals. Die es nicht glaubten, suchten es künstlich auf dem Wege der Nachahmung der Antike herzustellen. Es wurde gleichsam in der Retorte destillirt. Man weiß, wie das Drama des 19. Jahrhunderts dann ganz ohne den Begriff des Schicksals auszukommen suchte, wie Hebbel in „Maria Magdalena“ die Tragik logisch kühl nur auf den Zusammenstoß der Charaktere gründete. Aber man weiß heute auch wieder, daß das ein Irrthum gewesen und daß ihn niemand klarer erkannt hat als Hebbel selbst. Hier in „Monna Vanna“ ist beides verwirklicht: diese Menschen fühlen sich ganz im Banne eines Schicksals, und das nimmt seinen Lauf. Aber indem es sich vollzieht, offenbart es nur, was in dem Herzen der Menschen, ihnen selbst unbewußt, geschlummert hatte. Das Schicksal — und das hat Maeterlinck sehr deutlich ausgesprochen — ist ihm das Unbewußte in den Seelen. Das Ich und seine Bestimmung sind eins. — Diese mystische Konzeption mag für die Entwicklung des Dramas bedeutungsvoll werden.

Die Aufführung des Deutschen Theaters machte die Probe auf die Wirkungskraft des Dramas nach der anderen Richtung hin. Die Darstellung war ganz realistisch gehalten, viele lyrische Schönheiten gingen damit verloren, die Mystik trat ganz zurück. Das Werk Maeterlinck's wurde gespielt wie jedes andere Drama auch, das stoffliche Interesse wurde hervorgekehrt und ein Aeußeres der Charakteristik; — auch diese Eigenschaften des Schauspiels erwiesen sich stark genug, den Zuschauer zu gewinnen und zu fesseln. Es schien für die Aufführung des Deutschen Theaters sehr vortheilhaft, daß „Monna Vanna“ ein zwiespältiges Werk.

Ernst Heilborn

Wenn man Gallensteine hat.

Besitzer von Gallensteinen finden an ihren kleinen Mineraliensammlungen so wenig Vergnügen, daß ihr ganzes Trachten dahin geht, sie wieder abzustoßen. Aber jeder Trennungsversuch verursacht Schmerzen, wie sie ein Geizhals empfinden mag, wenn er den geliebten Geldsack leeren muß. So lange als möglich sucht der Sammler seinen Mißmuth über den ärgerlichen Besitz zu verbergen, bis die Galle in dem kleinen steingefüllten Säckchen keinen Platz mehr findet und ihm ins Gesicht steigt. Nun wird's bedenklich. Die gelbe Färbung seiner Haut lenkt die Aufmerksamkeit der Straße auf ihn, alle Blicke gehen auf seinem Gesicht spazieren, und das öffentliche Mitleid fängt an, sich für ihn zu rühren. Nur das nicht! Das öffentliche Mitleid in diesem Falle ist schrecklich. Ich weiß davon zu erzählen. Auch ich hatte mir vor Jahren, ganz unbewußt, eine ansehnliche Sammlung dieser niedlichen Steinchen zugelegt, die mir nach und nach das Aussehen einer im Fensterwinkel eines Delikatessengeschäftes vergessenen Citrone verlieh. Ich ging auf der Straße längs der Häusermauern hin und deckte mich auf der andern Seite, bei Regen oder Sonnenschein, durch einen aufgespannten Schirm, um der Welt meinen Anblick zu ersparen. Aber das Mitleid ältlicher Damen hat scharfe Augen. Ich wurde brieflich mit unfehlbaren Rathschlägen drangsalirt.

„Gehen Sie an einem Freitag in den Keller, fangen Sie dort, stillschweigend, sieben Kellerasseln, rösten Sie dieselben mit ein wenig Butter und genießen Sie sie auf Brot gestrichen in sieben Bissen, dann werden Sie nach sieben Tagen gesund sein“ — so schrieb die Eine, während eine Andere mir den Rath gab, eine Straße aufzusuchen, die gerade asphaltirt würde. Dort sollte ich mich an den brodelnden Kessel stellen, auf die Seite, wo der Rauch hinschlüge, von früh bis abends den Dampf einathmen und auf das kochende Erdpech starren, bis ich gesund wäre.

Eine alte Dame schickte ihre alte Köchin zu mir mit einer ausgehöhlten Rübe, die in einer Drahtschlinge hing. Die Köchin, anfänglich etwas verlegen, kam endlich damit heraus: ich möchte die Rübe mit meiner natürlichen Destillation anfüllen (die brave Alte drückte sich anders aus) in den Rauchfang hängen, „und wann die ganze G'schicht z'sammtrocknet is, san S' g'sund.“ In meiner galligen Stimmung hätte ich die Köchin sammt der ausgehöhlten Rübe mit Wollust zur Thüre hinausgeworfen, aber ich be-

Digitized by Google

zwang mich und entließ sie mit so viel Freundlichkeit, als ich in meine bosnickelgelbe Visage nur legen konnte. —

„Hat Dir auf der Straße" — so fragte mich mein Freund — „noch nie ein Vorübergehender ins Gesicht gespuckt?"

„Nein! Sei so gut! Warum denn?"

„Merkwürdig, was Du für Glück hast. Ich bin, als ich die Gelbsucht hatte, zweimal kräftig angespuckt worden, von mitleidigen Seelen, die durch plötzliche Schreckwirkung meine übergetretene Galle wieder in ihr natürliches Bette zurückbringen wollten."

Wenn mir das passirte! Gnade Gott der mitleidigen Seele — ich würde ihr die Luftzufuhr abschneiden.

Ich wurde menschenscheu und drängte durch meinen hartnäckig aufgespannten Schirm friedliche Menschen rücksichtslos vom Gehsteg auf die Fahrstraße. Durch die Gallensteine war ich ein erstklassiger Egoist geworden, daß ich in Momenten der Selbsterkenntniß vor mir selber schauderte. Dabei wurde ich mager und langschinkig wie ein Rennpferd. Mein Freund wollte das nicht länger mit ansehen, er schleifte mich, halb gewaltsam, zu einem renommirten Arzt, der mich auf ein Streckbett legte und mit tastenden Fingern untersuchte. In der Vertiefung unter den Rippen, wo sich in besseren Zeiten mein Bauch wölbte, klavirte er auf mir herum, während er von der Kunstausstellung, von den verregneten Sommerferien, von der letzten Bühnen-Novität sprach. Plötzlich beendigte er seine Fingerübungen mit einem kräftigen Schlußakkord, den er auf meine empfindlichste Stelle drückte, daß ich aufschrie.

„Gallensteine, ganz gemeine, niederträchtige Gallensteine. Die müssen wir aus dem Felde schlagen. Mit Diät und Brunnen. Strengste Karlsbader Diät. Das will ungefähr sagen: alles, was Sie bisher gerne gegessen haben, rühren Sie nicht mehr an. Kein Bier, keinen Kaffee mehr trinken — aber Milch — mittags und abends können Sie sich ein Glas Rothwein gestatten. Guten. Ihren Platz am Stammtisch geben Sie auf. Sie brauchen frische Luft; laufen Sie spazieren, so viel Sie können und trinken Sie Mühlbrunn dazu, später Sprudel. Nur tüchtig rennen. Bei solcher Kur muß es zugehen wie bei einer Hundehochzeit: viel zu laufen und nix zu essen. Wenn Sie weitere zehn Kilo abgenommen haben werden, können Sie wieder einmal vorsprechen. Adieu! Viel Vergnügen."

Viel Vergnügen! Herrgott! Wenn ich den außerordentlichen Professor hätte aufs Streckbett legen und ordentlich prügeln können, das wäre ein Vergnügen gewesen. — Und doch — auf der Treppe schon, mehr noch auf der Straße, gefiel mir der Mann mit seiner rauhen Kürze — keine Medizin — das war mein Fall. Was er verordnet, hatte Sinn und Verstand — seine Grobheit imponirte mir jetzt. Ich wurde ein Karlsbader „Diät" Fanatiker und lief bis zur Erschöpfung. Oeffentliche Gärten und Promenaden mied ich, um die lieben Kleinen durch meinen Anblick nicht zu erschrecken, aber durch die Straßen und Gassen der Vorstädte sauste ich wie ein Automobil, nur ein Trödlerladen konnte mich veranlassen zu bremsen. Das hatte guten Grund. Allsommerlich pflegte ich mich nach Tirol zurückzuziehen, in ein Bauernhaus, in dem ich mir für lange Zeit zwei Zimmerchen gesichert hatte, deren Wände mit Holztapeten bekleidet wurden. Aber der Winter duldete sie nicht, er sprengte sie in Fetzen, daß ich die Stübchen mit weichem Holz täfeln ließ, dem ich einen alten Anstrich gab. Das machte das Nestchen außerordentlich wohnlich, und weil ich unterm Dachboden Mondscheiben in alten Rahmen entdeckte, die ich in meine Fensterchen einfügen ließ, was sich sehr gut ausnahm, kam ich auf den Gedanken, mich altbäuerlich einzurichten. Bei der Lehrerin, die im Sommerhalbjahr das Feld und im Winter die Schule bestellte, spürte ich eine zweihundertjährige bemalte Hochzeitstruhe auf, die ich erwarb und selber restaurirte. Nun gab's kein Halten mehr; in der Stadt wurde die Jagd auf altes Bauerngerümpel weiter fortgesetzt, war doch „laufen" mein erst Gebot geworden. Zinnteller, Krüge, Stühle und Leuchter fielen mir in Trödlerläden, weit draußen, wo die Häuser immer niederer werden, als gute Beute in die Hände. Aber ganz in der Nähe meiner Wohnung hätte ich beinahe ein kleines Gewölbe übersehen, das von einer Kirche beschattet wurde. Ueber der Thüre stand, auf einem wetterschiefen Schild, kaum noch lesbar: „Regine Schwarz, Tändlerin." Die Fenster reichten fast bis zu den Trittsteinen hinab und waren mit Kotspritzern reichlich überzogen. Dennoch entdeckte ich hinter den Scheiben einige alte Schnitzereien und — wenn ich mich nicht täuschte — niederländische Malereien. Mit dem gleichgültigsten Gesicht, das mir zu Gebote stand, trat ich ein. Ein Schellenrasseln über meinem Kopfe zeigte meine Ankunft an, und während ich über drei Stufen in den Kramladen hinunterstolperte, hörte ich, wie sich Kinder, die hier vermuthlich gespielt hatten, in ein Hinterzimmer flüchteten, dessen Thüre sie krachend zuschlugen, die aber gleich wieder durch einen kleinen, schwarzbärtigen Mann geöffnet wurde, der mir gegenüber trat. So gelb! Wir starrten einander an, sprachlos verzehrten wir uns mit Blicken — das hatte keiner von uns beiden erwartet: einen Menschen zu sehen, der die gleiche Leber- und Lederfarbe zeigte, wie das eigene Ich. Endlich mußte etwas gesagt werden und ich frug, ob er Regine Schwarz, die Tändlerin sei? Ein mattes, höfliches Lächeln ging über sein Gesicht. „Das ist meine Mutter, eine Achtzigerin, die seit zehn Jahren im Hinterzimmer im Lehnstuhl sitzt. Ich bin der Sohn und führe das Geschäft, das sie immer noch nicht ganz auslaßt. Womit kann ich dem Herrn dienen?"

„Ja — ich werde mich umschauen."

Nach angenommener Praxis sah ich mit keinem Auge nach den begehrenswerthen Objekten, ich musterte einen Teppich, nahm eine Lampe in die Hand, frug was sie koste und stellte sie nach Preisangabe entrüstet wieder hin. Auf dem Umweg über eine Japan-Vase war ich endlich bei der Schnitzerei und den Niederländern angekommen. Ich besah das geschnitzte Hautrelief, zwei Märtyrer mit Wundmalen auf den Händen, im Kostüm des siebzehnten Jahrhunderts, bis zu den Hüften von Wolken umrahmt. Das Relief war alt, wahrscheinlich mit roher Gewalt von einem bäuerlichen Kirchenchor oder -Stuhl abgesprengt und dadurch lädirt, aber der Schaden war zu heilen. Die Forderung war mäßig, ich drückte den Preis, und wir wurden handelseinig. Nicht so glatt ging es mit den Niederländern ab; es waren vier Rüpeleien und das Bildniß eines Bürgers, auf Holz gemalt. Geschickte Nachahmungen, aber keine alten Bilder, das merkte ich bald. Das Holz war auf der Rückseite wurmstichig, verräuchert und mit einigen Auktionsnummern beklebt. Die ländlichen Rüpel interessirten mich wenig, aber den Kopf des Bürgers, im Rembrandt'schen Halbdunkel, sah ich schon im alten Rahmen in einer gewissen Ecke meines Bauernzimmers hervorleuchten. „Von wem soll denn dieser Niederländer gemalt sein?" fragte ich.

„Er is nich signirt, aber er is offenbar von einem alten Meister."

„Er ist offenbar, wie die andern Bilder auch, von einem hiesigen Maler, einem geschickten, armen Teufel gemalt; alle fünf Bilder sind fabriksmäßig von einer Palette heruntergestrichen, der Hintergrund dick in Asphalt, und die Figuren, wie auch der Kopf, sind mit Lasurfarben aufgesetzt."

„Sehen Sie nur die Holztafeln an, über und über voll Wurmlöcher."

„Aber nur auf der Rückseite, keines in der Malerei. Weder die Wurmlöcher, noch die Auktionsnummern können mich täuschen. Ich fälsche ja selbst — für meinen Bedarf. — Sehen Sie, ich brauchte eine alte hölzerne Wanduhr mit einem Zeiger, wie sie im sechzehnten Jahrhundert in Nürnberg angefertigt wurden, und entdeckte eine funkelnagelneue Nachbildung bei einem Uhrmacher, eine Nachbildung, die im Schwarzwald fabrizirt und von dort in die Welt versendet wird. Ich kaufte die Uhr und machte sie alt. Ecken sprengte ich ab, gab ihr Brandwunden, zerbrach den Zeiger und

Digitized by Google

leimte ihn wieder, bemalte das Zifferblatt an wenigen Stellen und ging mit Rebschwarz und Asphalt über das Ganze, nachdem ich zuvor genügende Wurmlöcher angebracht hatte. Dann ließ ich die Uhr einige Tage in die Räucherkammer eines Wurstmachers hängen und putzte sie schließlich mit wallenen Tüchern gehörig ab. Die Gewichtschnur wurde durch schwarzes Wachs gezogen, das neue Meissinggewicht befestigt und dafür ein alter bleierner Todtenkopf und eine halde, vergrünspante, kupferne Lichtputze eingehängt. Jetzt habe ich eine echte Nürnberger Wanduhr vom Jahre fünfzehnhundertundfoundfaviel." Nie habe ich einen Menschen besser zuhören sehen, als diesen Geschäftsführer und Sohn der Regine Schwarz. Mein sichtlicher Erfolg ließ mich weiter doziren. „Wurmlöcher allein thun's nicht, sie müssen auch tief genug sein. Geben Sie mir eine Nadel. Ich danke. Sehen Sie, Ihre Wurmlöcher haben nur eine Tiefe von 2,3 Milimetern, darin kann ein anständiger Holzwurm nicht existiren, Sie müssen die Löcher tiefer machen. Dann braucht es noch herabrieselndes Holzmehl, und, nicht zu vergessen, aus einigen Löchern muß die helldraune Hornkappe des Wurmes herausschauen, er hat nämlich das Bedürfniß, sich manchmal in der Welt umzuschauen und frische Luft zu schnappen. — Also — was soll dieser echte Niederländer kosten?"

Herr Schwarz wiegte den Kopf hin und her und sagte endlich etwas unsicher, „zwanzig Gulden."

„Das wäre viel zu wenig, wenn er alt, und ist viel zu viel, weil er erst in voriger Woche gemalt ist. Offenbar haben Sie diese fünf Bilder in Kommission. Ich gebe zehn Gulden; davon bekommt der Maler die Hälfte und Sie verdienen fünf Gulden — das ist genug."

Herr Schwarz stöhnte, schlug aber ein Papier um das Bild und gab es mir, „weil Sie's sind und weil ich von Ihnen gelernt hab'."

Wir gingen auseinander wie zwei Auguren. Ich stand schon auf den Thürstufen und wollte die Klinke aufdrücken, da sagte er zaghaft: „Verzeihen schon, der Herr is wohl auch nich ganz gesund?"

„Ich bin genau so gesund wie Sie, Herr Schwarz." Er legte beide Hände unter die rechtsseitigen Rippen. „Dann is es dös. Was fehlt Ihnen, wenn ich fragen darf?"

„Ich habe Gallensteine."

„Gallensteine? Gibt es das? Tante Stern sagt, ich hätte eine geschwollene Leber und hat mir eine Schmier gegeben; mein Schwager Bernstein meint, ich hätt's mit der Gall' und hat mir Pillen gegeben, aber die Mutter sagt, wenn du keinen Appetit hast, dann liegt's im Magen und da mußt du Tausendgüldenkraut trinken. Nu trink' ich und schmier' mich und nimm die Pillen und es hilft nix."

„Lassen Sie die Quacksalberei, gehen Sie zu meinem Arzt und lassen Sie sich untersuchen, ich gebe Ihnen meine Karte mit — er ist ein Menschenfreund, er wird es billig machen."

„Herr! Sagen Sie mir, was Sie thun müssen gegen die Gallenstein', aber genau."

Darauf schilderte ich ihm sehr eingehend die tägliche Lebensweise eines Gallensteinkranken während der Kur. Schwarz, der mir die Worte von den Lippen genommen, wollte von einem Arzt nichts mehr wissen. „Lassen Sie das sein mit der Karte, ich hab' mir alles gut gemerkt, es wird auch gehen ohne Doktor. Rothwein hat er erlaubt, der thut mir gut. Mein Schwager, der Bernstein in Oedenburg, versargt mich damit. Er hat selber ein kleines Weingütl, kauft auch den Most von der Verwandtschaft zusammen, davon macht er einen Ruster, mit einer Farb' wie Rubin. Könnten Sie keinen Ruster brauchen?"

„Mmja — wenn er preiswürdig und nicht gepantscht ist, warum nicht? Aber nur ein kleines Gebind."

„Ich schicke Ihnen den Bernstein — der mag selber aushandeln mit Ihnen. Herr, wa laahnen Sie?" Ich nannte meine Adresse, die er auf eine Schiefertafel schrieb, und nach einigen Tagen dienerte der Weinhändler unter meiner Zimmerthür.

„Ich bin doch der Bernstein aus Oedenburg, wovon Ihnen mein Schwager gesprochen hat."

„Ah! nur näher — setzen Sie sich, Herr Bernstein." Eine drollige Figur, die Gutmüthigkeit selbst, trat heran, der Typus des Ackerbürgers einer kleinen ungarischen Stadt. Die dunkelblauen Hosen steckten in Gzismen, in eine verschnürte Weste war der Oberkörper eingeknöpft, wie ich erst später bemerkte, denn jetzt wurde sie noch von einem sehr kurzen blauen Rock gedeckt, den ein langer blauer Rock umhüllte, der aus lauter Taschen zusammengesetzt war, und jede Tasche gefüllt, daß sie bauschte. „Wenn der Mann sich setzt," dachte ich, „springen ihm die Knöpfe ab oder die Nähte platzen" — aber der Rock schob sich nur sanft in die Höhe, daß die Ohren kaum mit den Spitzen über den Kragen hervorsahen. Zwischen den Händen drehte er einen kleinen ungarischen Hut mit breiter, aufstrebender Krempe, über die zwei lange Bänder herunterflatterten. Die Hände fielen mir auf, sie waren ausgearbeitet und derb, die Nägel breit und hart, aber die Fingerspitzen rosig angehaucht, während die Umrandung der Nägel wie mit einem Blaustift nachgezogen erschien.

„Ihr Schwager, Herr Schwarz," fing ich an, „hat gesagt, daß Sie einen guten Ruster ablassen könnten."

„Hektaliter, wenn Sie wollen."

„Ich brauche nur ein kleines Gebind von zwanzig, fünfundzwanzig Litern."

„Is nur auch recht, Sie nehmen später schon mehr."

„Wie theuer rechnen Sie den Liter?"

„Was werd' ich rechnen? Wenn Sie gekostet haben, werden wir darüber reden." Damit stand er auf, öffnete den Ueberrock und holte aus einer inneren, tiefen Tasche eine merkwürdige kleine Flasche heraus, eine Flasche mit gläsernen Reifen oben und unten, wie eine Tintenflasche von Leonhardi. Eifrig knöpfte er auch den kurzen Rock auf und wühlte aus einer rückwärtigen Tasche ein Liqueurglas, das er gegen das Licht hielt. Es bestand die Prüfung auf Reinlichkeit nicht, denn er blies hinein, steckte den Daumen in den Hohlraum und drehte das Glas zwischen dem festangelegten Zeigefinger und Daumen einigemal schnell herum und prüfte wieder. Nun fand er es so tadellos, daß er einschenken wollte, was ich verhinderte, weil — ich aus meinem eigenen Glas trinken wollte. Der Ruster gluckste aus der Flasche in das Gläschen, das Herr Bernstein mit ausgestrecktem Arm gegen das Licht hielt. Ein Tropfen an der Außenseite des Glases genirte ihn, er putzte ihn schnell mit seinem blauen Sacktuch weg.

„Haben Sie schon solche Farb' gesehen? Flüssiges Feuer, sagt der Hatelier von der blauen Ente in Oedenburg, was bei mir kauft. Und wie der Wein anlegt, wie ein Oel. Nun verkosten Sie gefälligst."

Mir war der Appetit vergangen, ich nahm vorsichtig ein paar Tropfen auf die Lippen, muß aber dabei ein verzwicktes Gesicht gemacht haben, denn Herr Bernstein fragte: „schmeckt er Ihnen nich? Sie haben wohl erst gefrühstückt, Cacau oder sonst was? Warten Sie, essen Sie erst einen Bissen Brot" — da brachte er schon aus der Seitentasche ein Stück Brot, in ein Zeitungsblatt gewickelt, und aus der Hasentasche ein Schnappmesser, mit dem er die Bissen einkerbte, die er mir anbot. Es war mir unmöglich anzunehmen, ich sehnte mich aus dem Dunstkreis dieses Mannes herauszukommen, ich hatte Hunger nach frischer Luft, das Blut stieg mir zu Kopf. „Danke, danke!" sagte ich hastig, „der Wein ist gut und weil ich glaube, es mit einem ehrlichen Mann zu thun zu haben: was kostet der Liter? ohne Handel."

„Nun, weil Sie's sind — einen Gulden rund."

„Einverstanden, also schicken Sie mir ein kleines Fäßchen."

„Wollen Sie den Wein selber auf Flaschen ziehen? Es is ganz leicht." Er zog einen meterlangen, weinverfärbten Gummischlauch aus irgend einer Tasche, ging damit zum Waschtisch, hängte das eine Ende des Schlauches in den Wasserkrug und sog am andern, bis das Wasser in das

Digitized by Google

Waschbecken lief. „Seh'n Sie, der Krug is das Faß und hier hasten Sie die Weinflasche unter; wenn sie voll is, kneipen Sie den Schlauch zu und nehmen eine leere. Ich lasse Ihnen den Schlauch da, ich werd' ihn später holen." Er schwenkte ihn ein paar Mol im Zimmer herum, daß die Tropfen flogen, und legte ihn auf meinen Tisch. „Wenn ich recht schön bitten dürfte," schmeichelte er, „daß Sie mich bei den Herren Freunden rekommandiren?"

„Gerne, gerne — geben Sie mir nur Ihre Karte." Er zog eine Brieftasche, die ein verdrehtes, fettiges Band zusammenhielt und fing an zu suchen wie einer, der genau weiß, daß er das nicht finden wird, was er sucht. „Ich habe keine Karte bei mir, aber ich werd' Ihnen meine Adresse aufschreiben." Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb auf einen Zettel, so schön er konnte, mit schiefem Kopf, die Feder mit der Zunge lenkend:

Adolf Bernstein,

Färbermeister in Oeden — —

so weit war er gekommen, als ich ihm über die Schultern sah und entsetzt in die Feder fiel.

„Unglücklicher! Sie sind Färbermeister? Von einem Färber kann ich doch keine Weine beziehen! Ich bin ein kranker Mann — das vertrage ich nicht. Leben Sie wohl!"

Ich stülpte dem Sprachlosen das Hütchen auf den Kopf, versenkte in seine Rocktaschen das Glas, das Tintenfläschchen, das Brot, das Schnappmesser, die Brieftasche, die Gummischlange, drückte ihm fünf Beschwichtigungscigarren in die Hand, legte meinen Arm um seine Schultern und beschleunigte mit sanftem Nachschub seinen Rückzug zur Ausgangsthüre. Hier reizte mich die Galle, ihm zum Abschied einen „Giftmischer" zu bohren, aber ich wurde ihrer Herr. Als Bernstein die Schwelle überschritten, ließ ich das Schloß einschnappen, die Sicherheitskette herunterrasseln und lehnte mich mit dem Rücken gegen die Thüre.

Ich war gerettet!

Wien. Hermann Schöne.

Dr. Otto Mugdan: Kommentar für Aerzte zum Gewerbe-Unfallversicherungsgesetze nebst dem Gesetze, betr. die Abänderung der Unfallversicherungsgesetze vom 30. Juni 1900. Berlin, Georg Reimer 1902. 215 S.

Der Verfasser stellte sich die doppelte Aufgabe, das durch neue gesetzliche Bestimmungen wesentlich veränderte Unfallversicherungsgesetz so eingehend zu erläutern, daß auch für den nicht ärztlichen Leser die erweiterte Aufgabe, die der ärztlichen Thätigkeit und der medizinischen Wissenschaft zufällt, klar zu Tage tritt, und daß andererseits dem Arzte, dessen gutachtliche Thätigkeit eine Erweiterung erfahren, das nothwendige Verständniß der Gesetze und der maßgebenden Rechtsprechung erleichtert wird. Diese beiden Aufgaben gleichzeitig zu lösen war nicht leicht, und es bedurfte dazu eines hohen Maßes von Sachkenntniß und Objektivität. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß es nur wenigen gegeben ist, auf diesem Grenzgebiet zwischen Medizin und Jurisprudenz sich so einzuarbeiten, um beiden in ihren Methoden so verschiedenen Disziplinen gerecht zu werden. Der Verfasser hatte durch seine vorangegangenen Arbeiten schon die Voraussetzung für sich, einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein; er hat ihr in überraschend glänzender Weise entsprochen. Drei Vorzüge sind es besonders, die hervorgehoben werden müssen. Der Meister des gesprochenen Worts hat sich auch als vorzüglicher Beherrscher der Feder bewährt; seine Ausführungen und Erläuterungen sind einfach, eingehend und stets überaus klar und präzis; die Erläuterungen sind außerordentlich vollständig und sachlich und berücksichtigen, ohne spitzfindig konstruirte Möglichkeiten aufzustellen, in rein naturwissenschaftlicher Auffassung nur die Summe der vorliegenden Beobachtungen. Schließlich ist die Objektivität der Darstellung zu rühmen. Der verdiente Vorkämpfer für die berechtigten Forderungen der Aerzte hat strengste Kritik geübt und die Grenzen zwischen diesen und den Ansprüchen der Verwaltungsbehörden bei Ausführung der Gesetze scharf gezogen. Umsomehr verdienen seine Worte Anerkennung, wo er eine Erweiterung der Befugnisse des Arztes verlangt.

Zahlreiche Stichproben haben den Referenten bei Zuhilfenahme des Sachregisters belehrt, daß das Kompendium klare und ausreichende Auskunft über alle einschlägigen Fragen gibt.

Der mühevolle Fleiß, den Mugdan durch Bearbeitung eines enormen Materials für die Abfassung seines Kommentars aufzuwenden hatte, wird dadurch belohnt werden, daß sein Werk den Interesse Nehmenden, zu denen nicht nur die begutachtenden Aerzte gehören, von großem Nutzen sein wird.

Berlin. A. Goltstein.

Ewaldt Bancke: Wort und Bedeutung in Goethe's Sprache. Berlin 1901. Emil Felber. M. 5.

Unkundige pflegen gern die Philologie zu verspotten, als ob sie ohne Ende im trockenen Bücherstaub uralte, längst gelöste Räthselfragen wiederkäute. In Wirklichkeit ist ihr Gebiet wie das jeder echten Wissenschaft schon rein stofflich unerschöpflich; und gerade die neueste Zeit hat der alten Wissenschaft eine Fülle reizvoller Probleme gebracht. Dazu gehört z. B. die Frage nach dem individuellen Sprachgebrauch. Selbstverständlich ist schon von sehr frühen Zeiten her auf Einzelheiten der persönlichen Sprache geachtet worden. Man hat Wörter, Wendungen, Lieblingsfiguren bei Autoren des Alterthums und späterer Zeiten gesammelt, auch wohl Bemerkungen daran geknüpft. Aber immer hielt sich das an Aeußerliches, und über eine Kuriositäten-Sammlung ist man dabei früher kaum je hinausgekommen. Erst das größte Problem, welches die Geisteswissenschaft unserer Zeit zu bezwingen hat, das Problem Goethe, hat dies Thema zur vollen Reife gebracht. Erst jetzt versucht man, auf die psychologischen Grundlagen des individuellen Sprachgebrauches zurückzugehen und hinter jenen unendlich mannigfach wechselnden kleinen Erscheinungen eine tiefere und tiefe Ursache zu erkennen. Nach dem Vorbilde Wilhelm Scherer's, der eine derartige Betrachtungsweise besonders auf die Minnesänger anwandte, haben namentlich seine Schüler sich um Goethe's persönliche Sprachweise bemüht. Das Buch eines Deutsch-Amerikaners bringt nun diese Bestrebungen in erfreulichster Weise zur Blüthe. Es ist wohl noch niemals vorher für irgend einen Schriftsteller so gründlich und vor allem so vollständig der Versuch gemacht worden, die gedanklichen Grundlagen seiner Idiotismen klarzulegen, wie es in diesem Buche geschieht. Auch für den Laien muß es von größtem Interesse sein zu sehen, wie sich hier der Geist den Körper baut, und die gerade in ihrer Eigenart so wunderbar normale Natur Goethe's bei ihren Bestrebungen, neue Meinungen, neue Worte zu erfinden, zu verfolgen. Wenige Schriftsteller fanden es so unerträglich wie Goethe, wenn der Ausdruck nur wie ein lose sitzendes Kleid über den Gedanken gehängt wird; und wie innig er sie wirklich zu verschwistern gewußt hat, das wird gerade hier besonders klar. Wir sehen gewisse Grundanschauungen des Dichters, moralische wie ästhetische, sich im farbigen Abglanz ihrer Ausdrücke entwickeln, wir fühlten, wie ganz er derselbe ist, als Dichter, als Forscher, als Mensch, wie ihm überall das Unklare, das Launische, das Prätentiöse unerträglich ist und wie er mit alledem segenstrich auch auf Nachfolger eingewirkt hat. Goethe wollte sich nicht als Lehrmeister angesehen wissen, sondern als Befreier, und auch in diesem Sinne werden wir gut thun, uns unter so vortrefflicher Leitung in seinen Sprachgebrauch zu vertiefen. Wir werden es dann auch von ihm lernen können, uns von dem zu befreien, was uns allen noch viel zu sehr anhängt: von dem Kleben an abgebrauchten Ausdrücken, von der Scheu vor sorgfältiger Wahl des Wortes, von der dilettantischen Behandlung jenes von Goethe selbst so traurig gescholtenen und so herrlich gehandhabten Instrumentes der deutschen Sprache.

Berlin. Richard M. Meyer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 3. Berlin, den 18. Oktober 1902. 20. Jahrgang.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder dem Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107 108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Des Zolldramas letzter Akt. Von Theodor Barth.

Die Bekleidungsfrage bei den Heeren der Großmächte. Von Oberstleutnant v. B.

Die Bauernbewegung in Rußland. Von N. Wolschsky.

Sverdrup's Polarfahrt. Von Professor S. Günther (München).

Zum neuen Urhebergesetz. Von Alexander Meyer.

Ibsen-Deutungen. Von Erich Holm (Wien).

Großstadtidyll. (Berliner Skizze.) Von Paul Oskar Höcker.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

In Eisenach hat ein gut besuchter Delegirtentag der nationalliberalen Partei stattgefunden. Er ist verlaufen zur Zufriedenheit jener, die auf dem linken Flügel der Partei stehen, und er ist auch zur Zufriedenheit jener andern verlaufen, die sich auf dem äußersten rechten Flügel der Partei befinden; wenigstens behaupten das die einen, die die Fühlung nach links zu unterhalten suchen, wie jene, die die freundnachbarlichen Beziehungen zum Agrarierthum fortzuspinnen wünschen. Es ist also so ziemlich alles beim Alten geblieben; freilich doch nur so ziemlich.

Sieht man nur auf die angenommenen Resolutionen, so überwiegt noch immer der Eindruck: Es ist die alte, unglückliche, durch Miquel der Partei eingeimpfte Politik, die auch nach seinem Tode fortgeführt werden soll; jene Politik, für die das Wort „liberal" in der Parteibezeichnung eine bedeutungslose Dekoration geworden ist, und die in ihrem Wesen keine andere Aufgabe hat, als die Kräfte des Bürgerthums den Zwecken des agrarischen Junkerthums dienstbar zu machen. Wenn man hingegen einzelnen der gehaltenen Reden eine besondere Bedeutung beimessen darf, so gelangt man zu anderen Folgerungen. Es sind nicht nur echt liberale Worte auf diesem Parteitag gesprochen worden, sie fanden auch jubelnde Zustimmung; und es schien, daß die große Majorität der Anwesenden sie zu unterschreiben bereit ist.

Bei vorsichtiger Abwägung wird man sagen dürfen: Einen scharfen Wendepunkt in der nationalliberalen Parteientwicklung bezeichnen die Tage von Eisenach nicht; aber auch der Standpunkt ist überwunden, daß das nationalliberale Streben auf die „Sammlungspolitik" gerichtet sein müsse, darauf, bürgerliche Kräfte um das Junkerthum zu sammeln.

Ganz unzweifelhaft würde eine starke Regierung es als ihre Aufgabe erachtet haben, für die noch schwankenden nationalliberalen Reihen einen Zielpunkt zur Orientirung aufzurichten. Bei der Zusammensetzung der nationalliberalen Partei wäre sicher zu erwarten gewesen, daß jene Richtung in Eisenach zum unbedingten Uebergewicht gelangt wäre die zugleich als Vertreterin der Regierungspolitik aufzutreten, vermocht hätte.

Aber welches ist die Regierungspolitik? Will die Regierung sich den Agrariern bleibend entgegenstellen? Will sie sich den Agrariern demnächst wieder unterwerfen? Will sie einen faulen Frieden mit den Agrariern schließen? Das weiß niemand, und man darf vielleicht annehmen, daß die Regierung selbst es auch nicht weiß. Eine so beschaffene Regierung ist aber natürlich auch nicht in der Lage, um ein Programm, das nicht vorhanden und das sicher nicht bekannt ist, eine Regierungspartei zu sammeln.

Die Nationalliberalen mit ihren Entwicklungsmöglichkeiten nach Rechts wie nach Links bieten die Voraussetzung dazu, eine Stütze für die Regierung zu sein, die sich über kurz oder lang gleichfalls entschließen muß, ob sie eine Politik im Interesse des Junkerthums oder im Interesse der Masse des deutschen Volkes betreiben will. Freilich, diese Chance kann nur ausgenutzt werden von einer Regierung, die ihre Entschlüsse gefaßt hat.

Daß der nationalliberale Delegirtentag ein so schwankendes Ergebniß geliefert hat, ist nicht so charakteristisch für die Partei; die Vergangenheit bedingte solches Resultat, wenn nicht starke Einwirkungen von außen hinzutraten. Vor allem charakteristisch ist dieser Abschluß für die Regierung, die nicht einmal den Versuch machte, eine gestaltungsfähige Partei entsprechend den eigenen Absichten, wenn möglich, zu gestalten.

Freilich, man muß eigene Absichten haben, um andere veranlassen zu können, an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten. Und die Absichten der Regierung sind schüchterner als die ersten Schneeglöckchen im frühesten März.

Vielleicht erweisen sich zwei Ernennungen als solche Schneeglöckchen; vielleicht sollen diese Ernennungen leise

anzeigen, wo hinaus Graf Bülow will. Zum Oberpräsidenten von Westpreußen ist der bisherige Oberbürgermeister von Danzig, Herr Dr. Delbrück, und zum Oberpräsidenten von Hannover ist Herr Dr. Wenzel, bisher Regierungspräsident von Wiesbaden, ernannt worden. Die „National-Zeitung" charakterisirt diese Ernennungen wohl richtig, wenn sie schreibt, man könne sie vielleicht als ein Symptom dafür betrachten, „daß der Mißbrauch der Verwaltung nicht weiter derart wie bisher für die agrarisch-konservativen Parteizwecke gestattet werden soll".

Die beiden Ernannten wurden auf die erledigten hohen Posten berufen, weil sie als Verwaltungsbeamte sich befähigt erwiesen haben; bisher erfolgten solche Besetzungen unter dem Gesichtspunkt, daß das Junkerthum einen Anspruch auf jene Stellungen hat, und es ist schon ein Gewinn, wenn der Staat sich auf die nicht allzu fern liegende Weisheit besinnt, daß ein tüchtiger Büreaukrat im alten Sinne zweckdienlicher ist als ein Affiliirter des Junkerthums, der seine Tüchtigkeit vor allem dadurch zu erhärten sucht, daß er die agrarischen Interessen fördert.

Die Landtagswahlen in Oldenburg haben dem Bunde der Landwirthe eine schwere Niederlage gebracht. Die Majorität des Landtags war agrarisch; die Majorität ist jetzt auf die Linke übergegangen. Und besondere Beachtung verdient, wie dieser Umschwung herbeigeführt worden ist. Die Sozialdemokraten und die Freisinnigen haben gemeinsam operirt; sie haben in Delmenhorst ein Kartell abgeschlossen, so daß dort zwei Liberale und drei Sozialdemokraten gewählt worden sind. Diesem Zusammengehen ist es zu danken, daß die Agrarier aufhören, im Landtage die Majorität zu haben.

Das Ereigniß erscheint der „Kreuzzeitung" außerordentlich schreckhaft; erklärlicherweise. Uns gar nicht. Die sozialdemokratischen Utopien werden in Oldenburg ebenso ungefährlich bleiben, wie nur irgendwo sonst; aber die agrarischen Begehrlichkeiten, die gar nicht utopisch sind, können jetzt freilich in diesem deutschen Lande zurückgedrängt werden; und Oldenburg ist, was besonderer Erwähnung verdient, ein auch heute noch ganz überwiegend agrarisches Land.

Was in Oldenburg geschehen ist, muß auch in Preußen geschehen und sollte auch auf die Entwicklung im Reiche zurückwirken. Gewiß, die „Kreuzzeitung" hat Recht, das Kartell der Linken ist heute noch ein frommer Wunsch; aber das Junkerthum und der Bund der Landwirthe werden schon das deutsche Volk zu der Einsicht erziehen, daß allein ein solches Kartell die verderbliche Macht der Reaktion zu brechen vermag, und daß ein solches Kartell nur der Reaktion, aber nicht den Grundlagen des heutigen Staates und der heutigen Gesellschaft verderblich sein würde. Auch in Frankreich hat der Philister diese Wahrheit schließlich gelernt, und, vor allem, er erprobt sie heute erfolgreich und mit wachsender Befriedigung.

Nach mancherlei Wirrnissen sind die Bureugeneräle in Berlin eingetroffen. Sie werden nicht vom Kaiser und sie werden nicht von den Vertretern der Regierung empfangen werden. Diese Entschließung erscheint uns ein Gewinn für Deutschland wie für die Buren; und es ist nur zu bedauern, daß dieser zutreffende Standpunkt nicht von Anbeginn an so klar eingenommen worden ist, um jedes Mißverständniß auf der einen wie auf der anderen Seitr völlig auszuschließen.

Die Bureugeneräle haben in Europa eine Mission im Dienste der Humanität, und diese Aufgabe tritt um so klarer hervor, je unzweideutiger alles vermieden wird, was wie eine Verquickung von Humanität und Politik aussehen könnte. Als Träger humaner Bestrebungen aber sind uns die Burengeneräle in Berlin willkommen, diese tapferen Männer, die für ihr Volk bis zum Aeußersten gekämpft haben, und die nun das Aeußerste thun, um die Leiden des schweren Kampfes zu lindern.

Der große Ausstand der Arbeiter in den Kohlengruben der Vereinigten Staaten wird beendet. Es ist den Anstrengungen des Präsidenten Roosevelt gelungen, diese große wirthschaftliche Kalamität zu beseitigen, die zugleich eine ernste Bedeutung für die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Nordamerika hätte gewinnen können. Für die erneute Kandidatur Roosevelt's bedeutet dieser Erfolg viel.

Auch in den Kohlengruben Frankreichs ist ein Streik ausgebrochen. In Paris faßt man die Lage nicht besonders ernst auf.

Die parlamentarischen Körperschaften in Oesterreich traten zusammen, und die Czechen beeilen sich zu erklären, daß die Vorschläge des Ministerpräsidenten Koerber zur Beilegung des Nationalitätenkampfes für sie ganz unannehmbar seien. Somit kann denn das alte Schauspiel von neuem beginnen.

Diesmal sind die macedonischen Putschversuche auf den Herbst verlegt worden. Es scheint aber, daß es den Türken gelingt, die Funken im ersten Aufglimmen auszutreten. Die bulgarischen Hetzer werden nichts erreichen als die Vernichtung zahlreicher Existenzen unter ihren Volksgenossen jenseits der Grenze.

* * *

Des Zolldramas letzter Akt.

Der Vorhang ist wieder aufgezogen, das parlamentarische Schauspiel kann wieder beginnen. Die Zuschauer blicken gespannt auf die Scene, sind auf jede Ueberraschung gefaßt und stellen über den Ausgang des Zolldramas die verschiedenartigsten Vermuthungen an. Wird das Drama mit einem versöhnlichen Abschluß oder in wildem Zwist tragisch enden?

Die öffentliche Meinung neigt neuerdings wieder mehr der Ansicht zu, daß nicht nur das Centrum, sondern auch die Konservativen sich schließlich mit der Reichsregierung zusammenfinden und aus dem Ueberschwang agrarischer Forderungen sich zu dem Standpunkt zurückfinden werden, den die Regierung in ihrem Zolltarifentwurf anscheinend unverrückbar behauptet. Vielleicht, so meint man, komme der Reichskanzler den wilden agrarischen Männern auch noch einen ganz kleinen Schritt entgegen, damit die Agrarier wenigstens den Schein retten, ihr Gesicht wahren können, um sich chinesisch auszudrücken. Der parlamentarischen Verhältnissen Fernerstehende unterschätzt aber gewöhnlich die Schwierigkeiten, die sich der Evolution des sogenannten „Umfallens" entgegenzustellen pflegen. Die Thatsache ist einmal nicht aus der Welt zu bringen, daß die Konservativen erst vor wenigen Wochen in feierlicher Weise einen Beschluß gefaßt haben, der die in dem Zolltarifentwurf der Regierung gemachten agrarischen Zugeständnisse für völlig ungenügend erklärte und eben deshalb für eine Ablehnung des unveränderten Zolltarifentwurfs ausdrücklich eintrat.

Nicht ganz so förmlich und feierlich hat sich die Centrumspartei gebunden. Einzelne Centrumsagrarier haben sich allerdings furibund geberdet und sind im Maulaufreißen jeder Konkurrenz mit dem Bund der Landwirthe gerecht geworden. Aber die Centrumspartei als Ganzes könnte noch immer die Rolle staatsmännischer Resignation spielen, ohne sich allzusehr zu blamiren. Das Centrum hat sich nur mit seinem frommen Antrage, das Sündengeld, welches das Reich aus höheren Getreidezöllen zu erwarten habe, den Wittwen und Waisen zu geben, in die Nesseln gesetzt. Da das Centrum in

Digitized by Google

der zweiten Lesung der Zolltarifkommission das Unglück gehabt hat, mit diesem Antrage durchzudringen, so muß es wohl oder übel für diesen seinen Antrag, der eine so glückliche Verbindung zwischen Brotwucher und Waisenpflege darstellt, auch weiter eintreten, und da die Sozialdemokratie boshaft genug sein wird, für diesen Centrumsantrag zu stimmen, so ist es wohl möglich, daß die gesetzgeberische Mißgeburt am Leben erhalten und damit die Hoffnung, das Zolltarifgesetz in einer auch für die Regierungen annehmbaren Form durchzudrücken, noch weiter verringert wird.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten wäre es vielleicht dennoch möglich, um den Zolltarifentwurf der Regierung eine Mehrheit zu sammeln, also sowohl die Agrarier der Rechten wie die Crispine des Centrums zum einstweiligen Verzicht auf alle weitergehenden Wünsche zu bewegen, wenn es nur als sicher oder auch bloß als wahrscheinlich gelten könnte, daß mit einer derartigen Resignation die Annahme des Zolltarifentwurfs der Regierung gesichert wäre. Aber diese Wahrscheinlichkeit ist eben durchaus nicht vorhanden. An der festen Absicht der Linken, den Zolltarifentwurf nicht in einer Art Kehrausstimmung von dem gegenwärtigen Reichstage zur Erledigung bringen zu lassen, kann nicht gezweifelt werden. Der Widerstand einer über mehr als hundert Mitglieder gebietenden Linken ist angesichts eines so weitschichtigen Gesetzgebungswerks und einer nur mit Ach und Krach zusammenzuhaltenden agrarisch-schutzzöllnerischen Mehrheit meines Erachtens nicht zu überwinden.

Das werden sich auch die einzelnen Fraktionen der protektionistischen Mehrheit sagen. Sie werden sich vergegenwärtigen, daß der Verzicht auf ihre weitergehenden Forderungen doch kein positives gesetzgeberisches Resultat herbeiführen wird, daß sie vielmehr trotz eines solchen Verzichts um Zolltarifwahlen nicht hinwegkommen, und daß ihre Stellung im Wahlkampfe sicherlich nicht besser wird, wenn sie sich unmittelbar vorher durch eine erfolglose Resignation kompromittirt haben.

Wenn nicht noch ein Wunder geschieht — und Wunder sind im parlamentarischen Leben nicht häufig — so muß man deshalb damit rechnen, daß der Zolltarifgesetzentwurf der Regierung vor den Wahlen des kommenden Jahres nicht zur gesetzgeberischen Verabschiedung gelangt. Die vagen Hoffnungen, die noch immer hie und da an das Zustandekommen des Regierungsentwurfs geknüpft werden, gehören zu den Hoffnungen, von denen es im Liede heißt:

„Und beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf."

Theodor Barth.

Die Bekleidungsfrage bei den Heeren der Großmächte.

Während die Bewaffnung der Heere aller Staaten, den gewaltigen Fortschritten der neueren Technik entsprechend, in den letzten zehn Jahren dauernden Umgestaltungen unterworfen gewesen ist, hat die Bekleidungsfrage einen mehr konservativen Charakter bewahrt. Zwar sind auch hier in einzelnen Fällen völlig neue Typen aufgetreten — wir erinnern nur an die Bekleidung unserer Ostasiaten —, aber im Allgemeinen haben sich doch die Großstaaten, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, darauf beschränkt, die bei ihnen seit langen Jahren übliche Bekleidung und Ausrüstung kleinen Aenderungen zu unterwerfen.

Es ist nicht zu verkennen, daß hier das geschichtliche Moment eine große Rolle spielt, und es hat dies auch durchaus seine Berechtigung. Die preußische Pickelhaube und der preußische Waffenrock sind mit den Großthaten des preußischen Heeres in unseren Einigungskriegen, mit unserem Empfinden und unserer Erinnerung so eng verbunden, daß wir es als natürlich ansehen, daß sie auch von den übrigen deutschen Truppen angenommen wurden. Wenn wir von den Siegen des großen Friedrich sprechen, dann steht auch das Bild des Grenadiers mit der hohen, blanken Grenadiermütze, den hellen Kniehosen und Gamaschen und dem blauen Rock mit umgeklappten Schößen vor unserem Auge, und wenn wir den Marschall Vorwärts nach dem Siege von Belleallance auf den Spuren des flüchtenden Imperators begleiten, dann sehen wir hinter ihm die Männer mit dem hohen schwarzen Schako und dem kurzen blauen Frack mit dem kreuzweisen Lederzeug über der Brust.

So trägt eine jede Periode unserer großen Kämpfe auch in ihrer äußeren Erscheinung ein ganz bestimmtes Gepräge zur Schau, und meist nur langsam und allmählich hat sich der Uebergang von einer zur anderen vollzogen. Ja, wir hängen so sehr an den durch große Thaten geweihten Bekleidungsstücken, daß wir uns freuen, wenn wir dieselbe Kopfbedeckung, auf der schon das Auge des größten Preußenkönigs ruhte, die hohe Grenadiermütze, bei unseren Paraden wiedersehen, obwohl ihr Werth längst zu einem bloßen Schaustück herabgesunken ist.

Und wie wir, hat auch jedes Volk von kräftigem Nationalitätsgefühl noch empfunden. Dem Franzosen ist die rothe Hose heute noch eine theure Erinnerung an die Siege von Magenta und Solferino, an die Erstürmung des Malakoff, an die Kriegszüge in Algier und Mexiko, und der dreispitzige Hut, den einst der „kleine Korporal" trug, hat in wenig veränderter Form bis heute seinen Platz bei der französischen Generalität behauptet. Der rothe englische Rock hat fast zwei Jahrhunderte die englische Herrschaft in alle Welttheile getragen, und das russische Grün, das schon in dem großen Karree bei Zorndorf den preußischen Grenadieren gegenüberstand, bildet heute noch die Grundfarbe der Bekleidung im Zarenreiche, während das österreichische Weiß, das Jahrhunderte lang von Habsburger Heeren getragen wurde, erst nach 1866 dem Blau Platz gemacht hat.

Alle diese Heere, die auf eine große Vergangenheit zurückschauen, haben sich immer schwer zu grundsätzlichen Veränderungen ihrer Bekleidung entschlossen. Selbst die Engländer, die doch am frühsten von allen unter gänzlich veränderten örtlichen und klimatischen Einflüssen zu kämpfen hatten, haben erst spät in Tropenländern ihren rothen Rock abgelegt und sich einer mehr den Verhältnissen fremder Erdtheile angepaßten Bekleidung zugewendet.

Waren es früher aber in erster Linie die örtlichen und klimatischen Verhältnisse der Heimath, sowie daneben nationale Eigenthümlichkeiten, die die Bekleidung beeinflußten, so ist es in neuerer Zeit die Bewaffnung, die hier gebieterische Forderungen zu stellen scheint. Die Fortschritte der Feuerwaffen sind in den verflossenen letzten drei Jahrhunderten nicht so groß gewesen wie in den letzten dreißig Jahren. Im siebenjährigen Kriege begann das Gewehrfeuer auf zweihundert Schritt, das Geschützfeuer reichte bis etwa fünfzehnhundert. Nicht anders war es in den Befreiungskriegen. Erst mit der Aera des Zündnadelgewehrs begann der Umschwung. Seine erste Verwendung 1864 vermochte unter den damaligen beschränkten Verhältnissen seine Wirksamkeit nur wenigen scharfen Beobachtern völlig klar zu machen. Erst das Jahr 1866 zeigte, daß nunmehr die Wirkungssphäre des Gewehrs bis auf sechshundert Schritt sich ausdehnte. Das gezogene Geschütz zeichnete sich mehr durch besseres Treffen als durch erweiterte Wirkungssphäre aus. Da brachte das Jahr 1870 eine neue Ueberraschung mit dem Chassepot, das bei günstigen Geländeverhältnissen dem Angreifer schon auf zweitausend Schritt nicht unbedeutende Verluste beizubringen vermochte. Welch ein Wandel, von zweihundert Schritten Gewehrfeuer bis zu zweitausend!

Digitized by Google

Aber hiermit sollte die Entwicklung nicht abgeschlossen sein. Es folgte das rauchschwache Pulver, dessen Eigenschaft der geringen Rauchentwicklung aber nur eine zufällige Beigabe bei dem Suchen nach einem wirksameren Treibmittel war. Nun wurde es möglich, eine Gewehrkugel schon auf viertausend Schritt zu senden, aber nicht das allein war der Fortschritt. Die Flugbahn des Geschosses wurde eine flachere, gestrecktere, so daß dadurch auch bei größeren Fehlern beim Zielen doch die Wahrscheinlichkeit des Treffens erhöht wurde. Hand in Hand mit diesen Verbesserungen des Gewehrs gingen natürlich auch solche der Geschütze, die nun auf sechstausend Schritt ihre verderbenbringenden Geschosse zu senden im Stande sind.

Aber nicht nur die Schußweite wurde so gewaltig erhöht, auch die Schnelligkeit des Schießens nahm immer mehr zu. Während der Soldat Friedrichs des Großen ein- bis zweimal höchstens in der Minute einen Schuß abzugeben vermochte, während die schwerfälligen Geschütze damaliger Zeit vielleicht alle fünf Minuten einmal schossen, kann der heutige Infanterist, wenn es nöthig ist, zwanzigmal in der Minute feuern, und das heutige Schnellfeuerfeldgeschütz kommt dem etwa gleich.

Was hat das aber mit der Bekleidung der Truppen zu thun, wird man fragen? Doch mehr, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Als das Musketenfeuer auf zweihundert Schritt begann, war es völlig gleichgültig, ob der Mann einen rothen, blauen, grünen oder weißen Rock trug. Er war dann bereits so nahe, daß die Farbe seines Rockes ihn für seinen Gegner auch nicht mehr sichtbarer oder schwerer zu erkennen machte. Er vermochte sich dem Auge des Gegners nicht zu entziehen, das Beste war, er schoß kräftig wieder, und die Ueberlegenheit der preußischen Truppen beruhte gerade darin, daß sie zugweise schießend vorrückten, „daß ihr Feuer nicht anders ging als ein fortwährendes Donnerwetter", wie einer ihrer Gegner bei Mollwitz bewundernd äußerte. Wenn aber der Vertheidiger sein Feuer schon auf zweitausend Schritte beginnen kann, wie soll es denn einem etwa sichtbar und aufrecht vorgehenden Angreifer möglich werden, diese Strecke zurückzulegen? Wohl wird er auch nach Möglichkeit wiederschießen, aber immer wieder muß er aufstehen und sich auf irgend eine Weise vorbewegen, bis ihm die Möglichkeit gegeben ist, zum Sturm vorzubrechen. Es scheint also eine ganz natürliche Folge der Waffen, daß der Soldat sich möglichst unsichtbar machen muß, um überhaupt vorkommen zu können.

Aber nicht nur der Infanterist, der im Feuergefecht sich vorbewegt, hat das Bedürfniß, sich möglichst wenig sichtbar zu machen, auch der Kavallerist, der früher unbesorgt auf ein paar hundert Schritt an einen vom Feinde besetzten Dorfrand heranreiten konnte, um zu erkunden, kann heute, wenn er allzu sichtbar ist, von einem guten Schützen auf achthundert bis tausend Schritt vom Pferde geschossen werden, und da ein wesentlicher, wenn nicht gar der wesentlichste Theil der Thätigkeit der Kavallerie im Erkundungsdienst liegt, so scheint auch für den Kavalleristen wie für den Infanteristen die Forderung, sich möglichst unsichtbar zu machen, geboten. Wir sagen ausdrücklich „scheint", denn wir werden sehen, daß auch noch andere Rücksichten in Frage kommen, die dem widersprechen.

Wenn nun diese Forderung, sich möglichst wenig sichtbar durch die Kleidung zu machen, so gebieterisch auftritt, so muß es scheinbar damit in Widerspruch stehen, daß bisher erst eine Großmacht den entscheidenden Schritt gethan hat, ihr ganzes Heer in ein möglichst unsichtbar machendes Gewand zu kleiden, und das sind die Vereinigten Staaten, die erst vor wenig Monaten die Neuuniformirung beschlossen haben. Worin besteht nun diese? Als einzige Felduniform dienen Rock, Hose und Käppi von olivengrüner Farbe. Diese Farbe ist nicht das jetzt so oft gebrauchte und mißbrauchte „Khaki", sondern entspricht etwa der Farbe der Waffenröcke, wie sie unsere Jäger zu Pferde und Maschinengewehr-Abtheilungen führen. Dazu tritt ein Mantel in der gleichen Farbe. Nun sollte man aber denken, daß sich die praktischen Amerikaner mit diesem einen Anzug begnügen würden. Weit gefehlt. Sie haben außerdem noch vier Anzüge eingeführt: den Tropen- oder Sommeranzug, den Dienstanzug, den Paradeanzug und einen Gesellschaftsanzug. Der Tropen- oder Sommeranzug besteht aus Kolonialhelm von Kork mit weißem Leinen überzogen, Bluse, Beinkleid und Schuhe von weißem Leinen. Er wird in den Tropen und im Sommer in der Garnison getragen, hier aber niemals zum Dienst. Dienstanzug ist der bisherige blusenartige blaue Interimsrock mit Käppi und Beinkleidern des Paradeanzuges. Er wird von den Leuten auch zur Parade getragen, während der Offizier noch einen besonderen Paderock, in Form unseres Ueberrockes, mit Goldknöpfen und Goldstickerei hat. Dazu treten Beinkleider mit breiten Streifen in hellblau für die Infanterie, gelb für die Kavallerie, roth für die Artillerie. Der Helm für die Parade ist der Korkhelm mit grauem Ueberzug. Bei der Parade tragen die Offiziere breite Achselstücke, sonst haben sie ihre Dienstabzeichen an den Aermeln. Als Gesellschaftsanzug dient für die Offiziere ein Galarock in Schwarz mit goldenen Knöpfen oder zu kleineren Gesellschaften nach Wahl ein Mittelding zwischen Uniform und Zivil nach Art der englischen Meßjackets bei der Marine.

Es ergeben sich somit für den Offizier je nach Wahl fünf oder sechs Anzüge, mit denen er sich bis zum 1. Juni des nächsten Jahres versehen haben muß. Das sind nicht gerade beneidenswerthe Verhältnisse, und es sind aus den Kreisen der Offiziere denn auch bereits viele Klagen laut geworden. Die angesehenste militärische Fachzeitschrift, das „Army and Navy Journal", hat bereits eine ganze Anzahl solcher Klagen vorgebracht. Auch für die Mannschaften sind ja drei verschiedene Anzüge vorhanden: der Feldanzug, Dienstanzug und Sommer- oder Tropenanzug. Ist diese Uniformirung nun für die europäischen Großmächte nachahmenswerth? Wir können nur sagen: Nein. Es kann zunächst nicht als vortheilhaft gelten, daß im Kriege eine ganz andere Uniform als bei den Friedensübungen getragen werde. Wie sollen Führer und Mannschaften die Verhältnisse des Krieges richtig beurtheilen lernen, wenn sie bei den Friedensübungen anders erscheinen als im Kriege? Mindestens müßte doch zu allen Feldübungen auch im Frieden der Feldanzug getragen werden, um sich das richtige Bild zu verschaffen, wie es der Krieg bietet. Für Parade und kleinen Dienst mögen so Abweichungen gestattet sein.

Diese kostspielige Art mit dreierlei Anzügen würde sich außerdem eine europäische Großmacht nicht leisten können. In den Vereinigten Staaten ist dies deshalb möglich, weil das Heer, das noch vor Jahresfrist 100 000 Mann betrug, nun allmählich wieder auf 60 000 Mann herabgesetzt worden ist. Es muß auch zweifelhaft erscheinen, ob Nordamerika sein Heer im Wesentlichen für einen Krieg im Mutterlande aber in den Kolonien so uniformirt hat. Ein Krieg im Mutterlande gehört dort doch immer zu den unwahrscheinlichsten Fällen, während die Philippinen und die westindischen Inseln als wahrscheinlichster Kampfplatz bestehen bleiben.

Wir kommen hiermit zu den weiteren Rücksichten, die neben derjenigen auf die Bewaffnung für die Bekleidung maßgebend sein müssen, nämlich die örtlichen und klimatischen Verhältnisse des wahrscheinlichen Kampfplatzes. Wir haben ja gesehen, wie wir selbst bei Ausbruch der chinesischen Wirren versucht haben, dem Rechnung zu tragen. Da man die Verhältnisse sehr wenig konnte und die Behauptungen der sogenannten „Chinakenner" sich später als zum Theil recht unzutreffend erwiesen, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn die gewählte Bekleidung sich nicht in allen Fällen als praktisch erwies. Im Allgemeinen entsprach sie aber in ihren Grundzügen doch dem Lande und Klima. Wir haben uns in dieser Beziehung keine Vorwürfe zu machen, denn selbst England, das doch auf eine reiche Kriegserfahrung in tropischen Ländern zurückblickt, hat mit seinem „Khaki" in Südafrika keine guten Er-

fahrungen gemacht. Es zeigte sich, daß diese Farbe bei der großen Klarheit der Luft, die dort fast immer herrscht, zu weit sichtbar war, während sie sich in Indien bewährt hatte. So schreitet denn auch England dazu, seine neuen Uniformen nicht in Khaki sondern in einer gelblichen rehartigen Farbe herzustellen. Für den Friedensdienst ist aber zum Theil auch noch der alte historische Anzug beibehalten. England hat ja in erster Linie seine Bekleidung nach seinen Kolonien einzurichten, da es einen Krieg auf dem europäischen Festlande oder im Mutterlande als einen unwahrscheinlichen betrachten darf.

Neuerdings hat sich nun auch in Frankreich eine Bewegung geltend gemacht, die auf eine Bekleidungsänderung abzielt. Hier geht aber die Meinung durchaus nicht dahin, daß die Farben wesentlich indifferenter gehalten werden sollten — höchstens wird die Abschaffung der rothen Hose und des rothen Käppi befürwortet —, vielmehr wird die Einführung eines leichteren Sommeranzuges auch für das Feld neben dem bisherigen, mehr für den Winter berechneten Anzug vorgeschlagen. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Verhältnisse gegen frühere Jahrzehnte wesentlich geändert haben, und zwar durch die Eisenbahnen. Früher mußte der Soldat, der im Sommer in den Krieg zog, in derselben Uniform den Winter hindurch kämpfen. Heute können die Eisenbahnen in den weitaus meisten Fällen einen Nachschub an Winterbekleidung bewirken. Warum also soll man dem Soldaten im Sommer nicht die Wohlthat einer leichteren Kleidung gewähren? Man wird ohne Zweifel seine Leistungsfähigkeit erhöhen, und umsomehr scheint dies geboten, da die immer weiter gehende Kultur auch zu einer Verweichlichung geführt hat und das Gros der Soldaten heute weniger widerstandsfähig erscheint als in früheren Zeiten. Diesem Argument läßt sich die Richtigkeit nicht absprechen, zumal die Mitführung leichter, tragbarer Zelte den Mann heute vor Regen zu schützen vermag, was früher durch die stärkere Kleidung erreicht werden sollte. Auch das nationale Käppi gilt in der französischen Armee jetzt als unpraktisch. Man macht sogar Versuche mit einem Helm, wenigstens bei der Artillerie, und zwar mit einem Nickelhelm, der gegen Infanteriegeschosse und leichte Schrapnelkugeln decken soll. Doch sind hierüber erst Versuche im Gange.

Eine Aenderung in Bezug auf die Farbe nach der Richtung der Anwendung einer möglichst indifferenten Farbe findet vorläufig noch wenig Anklang und wird in angesehenen Fachblättern, z. B. der „France militaire", lebhaft bekämpft. Hier weist ein „Die unsichtbaren Armeen" betitelter Aufsatz nach, daß die aus leuchtender Farbe oder Abzeichen hervorgegangenen Nachtheile bisher in den Kriegen recht gering gewesen seien. Die rothen Hosen der Spanier auf Cuba seien ebensowenig Ursache ihrer Niederlagen gewesen, wie die rothen Käppis 1870 für die Franzosen, denn die rothen Hosen der Spanier hätten ihre gleichzeitigen Niederlagen zur See doch nicht mitverschulden können, und die Biwaks der Franzosen seien viel früher von der deutschen Artillerie entdeckt und beschossen, ehe die rothen Käppis zu unterscheiden gewesen. Endlich hätten die indifferenten Farben und das Fehlen sichtbarer Abzeichen den Buren keinen einzigen greifbaren Erfolg verschafft, und wenn die Engländer im Burenkriege rothe Hosen und Käppis gehabt hätten, würde schließlich ihr Erfolg derselbe gewesen sein. Nach ein paar Tagen im Feldzuge verlieren auch die schönsten Farben und die Knöpfe und andere Abzeichen ihren Glanz. Im Uebrigen seien alle diese Dinge wohl für die Schützen auf den Schießschulen im Frieden gute Zielpunkte, aber im Kriege sei dies doch ganz anders. Hier ziele der Soldat nur wirklich, wenn er selbst gedeckt sei, und von einem wirklichen Präzisionsschießen sei nur auf kurze Entfernungen die Rede. Auch könne die eine Farbe, die im freien Felde nicht sichtbar sei, sich von einem dunkeln Hintergrunde, Wald, Dorfrand u. s. w. sehr deutlich abheben und gute Zielpunkte bilden. Endlich würden, wenn man sich beide Gegner in dasselbe nichtssagende Grau gekleidet dächte, verhängnißvolle Irrthümer unvermeidlich sein. Auch seien die Farben ganz verschieden sichtbar bei verschiedenen Entfernungen. So warnt dieser einsichtige Militär auch in Frankreich vor einer Ueberschätzung der Schädlichkeit von Farben und Abzeichen.

In Rußland ist die Einheit der Farbe verhältnißmäßig am weitesten durchgeführt, und die allen gemeinsame Farbe des dunklen Grün mag für mitteleuropäisches Klima als nicht ungeeignet gelten. Dagegen ist man auch dort bereits auf dem Wege, von der Maßregel der durchgehenden Gleichheit wieder zurückzukommen. Man hatte nämlich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die gesammte Kavallerie, mit Ausnahme der Garde, in gleichmäßig gekleidete Dragonerregimenter mit grünem Waffenrock und blauen Hosen umgewandelt. Jetzt macht sich hier eine starke Strömung auf Scheidung in verschiedene Waffengattungen mit verschiedener Uniformirung geltend, und hohe Kavalleristen weisen darauf hin, daß zum Beispiel nach großen Kavallerieangriffen ein Sammeln der verschiedenen Regimenter in sich zur Unmöglichkeit werden würde. Für die Infanterie ist ja die Gefahr des Durcheinanderkommens im Gefechte lange nicht so groß wie für die Kavallerie und hier daher eine gleichmäßige Kleidung möglich.

In der russischen Armee besteht augenblicklich der Unterschied einer Sommer- und Winterkleidung, wie es scheint, aber nur für den Frieden.

In Oesterreich hat man nach dem Jahre 1866 den historischen weißen Rock durch eine blaue Bluse ohne leuchtende Knöpfe ersetzt, doch ist die Bekleidung im Heere durchaus noch nicht einheitlich durchgeführt. Insbesondere hat die Kavallerie für das Feld noch ihre verschiedenen Uniformen beibehalten.

In Deutschland haben wir bisher für das Gros der Armee an dem blauen Waffenrock des Infanteristen und dem grünen der Jäger festgehalten. Der weithin sichtbare Helm erhält im Felde den schon von Friedensübungen her bekannten grauen Ueberzug, und die Knöpfe sind verkleinert, so daß sie nicht allzu weit sichtbar sein werden, um so mehr, wenn sie im Felde bald ihren Glanz verloren haben. Die Kavallerie hat ihre historischen Uniformen behalten, nur erhalten die Kopfbedeckungen auch den erwähnten grauen Ueberzug. Gegen die Abzeichen der Kavallerie richten sich ja besonders die Angriffe derer, die für Unsichtbarmachen eintreten, aber mit Unrecht, denn auch alle diese im Frieden sichtbaren Farben und Abzeichen verlieren unter den Einflüssen des Feldlebens bald ihre Leuchtkraft, selbst der rothe Attila der Husaren nimmt bald eine dunkle Farbe an. Dann aber ist zu bedenken, daß die aufklärende Kavallerie nur mit einzelnen Reitern, die sich auch bis zu einem gewissen Grade decken können, näher heranzugehen braucht, und wenn die Kavallerie attackirt, dann bietet ihre geschlossen heranbrausende Masse ein allgemeines, großes Ziel, und es ist ziemlich gleichgültig, welche Farben in dieser Masse vertreten sind. Nach der Attacke aber macht die verschiedene Uniformirung ein Sammeln der Verbände überhaupt erst möglich. Daß die Kürassiere ihre Kürasse nicht mehr ins Feld nehmen, dürfte bekannt sein. Vielleicht wäre dies auch noch auf die Epaulettes der Ulanen auszudehnen.

Die Jäger zu Pferde und die Maschinengewehrabtheilungen sind die einzigen Waffengattungen, bei denen die Farbe der Unsichtbarkeit, wenn man sie so nennen soll, Anwendung gefunden hat. Hier scheint sie auch am meisten am Platz, denn gerade für die Maschinengewehre handelt es sich darum, sie möglichst ungesehen vorzubringen, und ebenso müssen ja die Jäger zu Pferde oder Meldereiter sich am ersten dem Auge des Feindes zu entziehen suchen.

Ziehen wir das Ergebniß unserer Betrachtung, so kommen wir zu dem Schluß, daß das Ziel, das Gros des Heeres, die Infanterie, in eine möglichst wenig sichtbare Farbe zu kleiden, überhaupt nicht für alle Fälle zu erreichen ist. Ein und dieselbe Farbe kann unter verschiedenen Klimaten, Beleuchtungen und Geländeverhältnissen ganz ver-

Digitized by Google

schieden wirken. Die gelbe Farbe, die im Sande Afrikas sich verbirgt, würde unter unseren Geländeverhältnissen mit ihrer dichten Bedeckung ungünstig sein. Man kann nicht sagen, daß unsere blaue oder grüne Farbe für Mitteleuropa zu verwerfen sei. Bei der Kavallerie aber spielt die Farbe wie gesagt bei weitem nicht die Rolle wie bei der Infanterie. Ueberhaupt muß man sich davor hüten, aus den durchaus einseitigen Erfahrungen des Burenkrieges für unsere europäischen Verhältnisse auch hier wieder allzu weitgehende Schlüsse ziehen zu wollen, schon in taktischer Beziehung werden die dortigen Erscheinungen vielfach noch falsch verstanden. Anders ist dies, wenn wir für die Kleidung unserer Kolonialtruppen daraus Lehren ziehen wollen. Es wird auch in Zukunft und bei Verwendung der neuen Waffen mit Wasser gekocht werden, und es wird immer wieder dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Oberstleutnant v. B.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Die Bauernbewegung in Rußland.

Es gährt unter den russischen Bauern. Es gährt trotz der rücksichtslosen Unterdrückung des ernsten Aufstandes in den Gouvernements Poltawa und Charkow, trotz energischer Maßnahmen der Regierung, trotz aller Beschwichtigungs- und Einschüchterungsversuche der Lokalbehörden und der Geistlichkeit. Herr v. Plehwe, der neue Minister des Innern, wird nicht müde, die Provinzialbehörden zum Kampfe gegen die revolutionäre Bewegung unter den Bauern und speziell gegen die Agitation der Gebildeten auf dem Lande aufzufordern. Die Provinzialgouverneure, die Landhauptleute und die Polizeibeamten thun das Ihrige. Der Erfolg all dieser Maßnahmen ist jedoch sehr fraglich. Denn die eigentlichen Ursachen der bäuerlichen Unzufriedenheit werden von ihnen nicht getroffen.

Die politische Agitation der Gebildeten, die Herr von Plehwe bekämpfen will, kann nicht als Ursache der jetzigen Gährung unter den russischen Bauern angesehen werden. Denn die Gährung ist auch in Gegenden verbreitet, in denen gar keine Agitation sich bemerkbar gemacht hat, und wo Berührungspunkte mit der zielbewußten politischen Bewegung überhaupt nicht vorhanden sind. Ja selbst der elementare Ausbruch des bäuerlichen Mißmuths in den beiden genannten südrussischen Gouvernements war — trotz aller entgegenstehenden Meldungen — weder durch die politischen Agitatoren in erster Reihe hervorgerufen, noch unterstützt, geschweige denn geleitet. Es ist allerdings wahr, daß in einigen aufständischen Ortschaften revolutionäre Aufrufe und Schriften verbreitet wurden; es mag auch richtig sein, daß die Bauern bei der daraufhin eingeleiteten Untersuchung zuweilen angaben, daß sie durch diese Aufrufe „verleitet" wurden. Man muß aber den südrussischen Bauern kennen, um solche Angaben richtig zu würdigen. Verschmitzt und verschlagen, gibt er sich gern den Anschein eines Einfaltspinsels. Er ist gewohnt, sich vor der Behörde zu verstellen. Bei dem amtlichen Verhör dachten wohl die Bauern, daß sie sich einigermaßen rechtfertigen könnten, wenn sie auf etwas „Gedrucktes" Bezug nähmen. Denselben Ursprung dürften auch die Gerüchte von einer „goldenen Urkunde" haben, — einem Manifest des Zaren, durch welches den Bauern angeblich alles gutsherrliche Land überlassen wurde. Die Behörden haben zunächst auch diesen Gerüchten Glauben geschenkt und die Autorschaft den politischen Agitatoren in die Schuhe geschoben. Schließlich aber hat es sich herausgestellt, daß keine derartige Urkunde existirte. Wenigstens konnte keine gefunden werden.

Die ganze Bewegung trägt einen urwüchsigen und äußerst naiven Charakter. Bei aller Buntscheckigkeit der lokalen Verhältnisse, bei aller Verschiedenheit der unmittelbaren Ausgangspunkte der Gährung, ist die bäuerliche Bewegung überall aus einem Guß. Ueberall liegt der Unzufriedenheit des Bauern die Sehnsucht nach der Erweiterung seines Grundbesitzes zu Grunde. Diese Sehnsucht kommt dann in allerverschiedenster Weise zum Ausdruck.

Mit ihrem Antheil am Gemeindeland können die Bauern sich nicht begnügen. So weit möglich, pachten sie gutsherrliche Ländereien meist unter Bedingungen, die lebhaft an die abgeschafften Frohndienste erinnern. Zuweilen kaufen sie sich anliegende Besitzungen. In der Regel aber gelingt es den Bauern nicht, ihren Drang zu befriedigen, und da ihre Landantheile für sie und ihre Familien nicht genügen, müssen sie für die Gutsherren arbeiten, oft unter den härtesten Bedingungen. In den Gegenden, wo der gutsherrliche Grundbesitz stark vertreten ist, befinden sich die Bauern gewöhnlich in einer drückenden Abhängigkeit vom Gutsherrn. Bald sind bäuerliche Ländereien durch das benachbarte Gut getheilt, bald haben die Bauern keine Weide, bald sind die Grenzen nicht regulirt. Das führt natürlich zu Streitigkeiten, die nicht gütlich beigelegt werden können und deren gerichtliche Entscheidung selten die Bauern befriedigt. Unter diesen Umständen genügt jeder zufällige Anlaß, um in den Bauern das Bewußtsein wachzurufen, daß sie Opfer irgend einer Ungerechtigkeit geworden, daß sie von den Gutsbesitzern hintergangen worden sind. Und an Anlässen fehlt es wahrhaftig nicht.

Die Gährung, die diesen natürlichen Ursachen entspringt, ist weit verbreitet. Sie hat sich fast des ganzen Südens und vieler Gouvernements in Centralrußland bemächtigt. Zur Verschärfung der bäuerlichen Noth und in Folge dessen auch der bäuerlichen Unzufriedenheit haben besonders die Mißernten der letzten Jahre beigetragen.

Die Wirkung derselben war um so verheerender, als die Regierung mit den Unterstützungsgeldern auf das Aeußerste karge. Die Parole des verstorbenen Ministers des Innern Ssipjagin (wie übrigens auch seiner Vorgänger) lautete: „man darf die Noth auf dem Lande nicht übertreiben". Um die „Verschwendung" der Unterstützungsgelder zu verhüten, wurde die Verwaltung derselben den Landschaften entzogen und auf die Lokalbehörden übertragen. Außerdem wurde Privatpersonen und Körperschaften verboten, sowohl Geld für die Bauern zu sammeln, wie auch ohne Einwilligung der Behörden irgend welche Maßnahmen zur Linderung der Noth zu treffen — alles natürlich aus Furcht vor der antigouvernementalen Agitation auf dem Lande und wohl auch zu dem Zweck, die Gebildeten von den Bauern fernzuhalten, damit sie so wenig wie möglich von den Zuständen auf dem Lande erführen.

Gerade diese Maßnahmen hatten den Massenaufstand in den Gouvernements Poltawa und Charkow zur Folge.

Erst jetzt lassen sich die interessanten Einzelheiten dieses Aufstandes, der bekanntlich 641 Bauern auf die Anklagebank brachte und für eine noch größere Zahl entwürdigende Durchprügelung zur Folge hatte, übersehen.

Den eigentlichen Ausgangspunkt des Aufstandes bildet der Bezirk Konstantinograd im Gouvernement Poltawa, der an das benachbarte Gouvernement Charkow grenzt. Der Bezirk ist von armen Bauern bevölkert, die ganz kleine Landantheile bekommen haben. Im vorigen Jahre wurde die Gegend von einer schweren Mißernte heimgesucht. Die Noth war furchtbar. Der Arbeitslohn fiel auf 10 Kopeken (ca. 20 Pf.) pro Tag. Die Bauern versuchten zunächst eine Subvention von der Regierung zu erlangen. Die Gemeindeversammlungen richteten in diesem Sinne an die Behörden zahlreiche Gesuche, sie erhielten aber keine Antwort. Während der langen Wintermonate blieben die Bauern verhältnißmäßig ruhig. Als aber der Frühling kam und den Bauern klar wurde, daß sie sich weder Aussaat für die Felder noch irgend welche Nahrung bis zur

Digitized by Google

neuen Ernte würden verschaffen können, ging ihnen die Geduld verloren.

Ihre Beziehungen zu den Gutsherren waren von jeher nichts weniger als gute. Die Erbitterung der Bauern äußerte sich zunächst in zahlreichen Brandstiftungen und nächtlichen Diebstählen. Besonders verhaßt war den Bauern der Verwalter der riesigen Besitzung des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, ein gestrenger Herr, vor dem alle Gutsbeamten zitterten. Aber auch mit den meisten anderen Gutsbesitzern und ihren Verwaltern und Großpächtern standen sie nicht viel besser. Die Bauern konnten ihnen nicht verzeihen, daß sie die bäuerliche Noth und wirthschaftliche Abhängigkeit zu ihrem Vortheil ausnutzten. An einem Tage versammelten sich die Bauern in großen Haufen, kamen vor das Gebäude der Gutsverwaltung des Herzogs von Mecklenburg und forderten das Gutspersonal auf, sich zu entfernen. Dann gingen sie an die Vertheilung der Vorräthe und des Viehes. Die Bauten wurden ohne weiteres niedergebrannt, „um das Land frei zu machen". Diese Vorgänge gaben das Signal zu einem allgemeinen Bauernaufstande, und die benachbarten Gutsbesitzer mußten das Schicksal des Herzogs von Mecklenburg theilen. Ueberall spielten sich dieselben Szenen ab. Die Bauern kamen und beschlagnahmten bei den Gutsbesitzern Getreidevorräthe und das Land. Sie nahmen nur „das Ihrige", d. h. das, was sie nach ihrer Ansicht mit ihren Händen geschaffen oder eingesammelt hatten. Alles andere wurde meist vernichtet, zuweilen unberührt gelassen. Hie und da knüpften die Bauern erst Verhandlungen mit den Gutsbesitzern an und verlangten „Lebensmittel" oder die Schlüssel von den Getreidekammern, Kellern ꝛc. Diejenigen Gutsbesitzer, welche mit den Bauern gut standen, wurden benachrichtigt, daß sie ihre Güter verlassen müßten. Einige besonders geachtete Gutsbesitzer blieben unbehelligt. Aber auch ihnen zeigten die Bauern an, daß sie ihre Ländereien nur provisorisch behalten dürften, bis es zu einer allgemeinen Vertheilung von Grund und Boden kommen würde. Dann aber würden ihnen nur 7 Dessjatinen zugeschnitten werden. Kam es zu einer Vertheilung der Vorräthe unter die Bauern, so wurden alle bedacht, alle mußten sogar theilnehmen; wenige reiche Bauern ausgenommen. Alles ging in einer erstaunlichen Ruhe und Ordnung vor sich. Die Bauern fühlten sich im Vollbesitz ihres guten Rechts. Zuweilen faßten auch die Gemeindeversammlungen formelle Beschlüsse. Dann nahm die Sache einen quasioffiziellen Charakter an. Die Bauern erschienen unter der Führung der Dorf- oder Wolostältesten bei den Gutsbesitzern und händigten ihnen den „Beschluß" ein. Oft ließen die Bauern dem Gutsbesitzer so viel zurück, wie er zu seinem Unterhalt und zum Unterhalt seiner Familie bis zur Erntezeit brauchte. Die gleichmäßige Vertheilung der beschlagnahmten Vorräthe unter alle Gemeindemitglieder erfolgte alsdann auf Anweisung des Dorfältesten. Angriffe auf die Person der Gutsbesitzer kamen nicht vor. Nur ein widerspenstiger Gutsverwalter, der sich energisch wehrte, wurde schwer verletzt.

Die Bewegung übertrug sich darauf in die benachbarten Bezirke; einen besonders lebhaften Anklang fand sie im angrenzenden Bezirke Walki des Gouvernements Charkow, wo die Verhältnisse ganz ähnlich lagen wie an der Ursprungsstätte der Bewegung. Auch hier war in Folge der Mißernte Hungersnoth eingetreten. Auch hier wandten sich die Bauern an die Regierung mit der Bitte um Hilfe und auch hier — erhielten sie keine Antwort. Die Nachrichten von dem Bauernaufruhr im benachbarten Bezirk verbreiteten sich und wurden freudig aufgenommen. Ganze Dörfer erhoben sich wie ein Mann. Die Gutsbesitzer wurden weggejagt. In aller Eile zogen sie nach der Kreisstadt. Aber auch hier fühlten sie sich nicht sicher; viele reisten weiter. Für ein paar Tage wurden gar die Geschäfte geschlossen, weil man befürchtete, daß auch in der Stadt ein Volksaufstand beginnen könnte.

Die bäuerliche Herrlichkeit dauerte natürlich nicht lange. Bald kam die Sühne. Nach den aufrührerischen Bezirken wurden mehrere Regimenter Infanterie und Kosaken beordert. Die Bauern widersetzten sich fast gar nicht. Nur in einem Dorf kam es zu einem Zusammenstoß zwischen den Bauern und dem Militär, wobei zwei Bauern getödtet und viele verwundet wurden. Sonst aber ging es ganz friedlich zu. Die Bauern ergaben sich in ihr Schicksal, so bitter es auch war. Das genügte jedoch nicht. Es wurden sofort Massenprügelungen veranstaltet. Da die Gouverneure keine Zeit hatten, die Schuldigen herauszusuchen, so begnügte man sich mit völlig vagen Angaben der Gutsbesitzer, ihrer Verwalter und der Polizei. In ihrem Eifer vergaßen die Gouverneure, daß sie eigentlich gar kein Recht hatten, die Leute eigenmächtig zu prügeln. Vom Standpunkt des Gesetzes war das zweifellos Mißbrauch der Amtsgewalt. Gleichviel, der eine von ihnen — der berüchtigte Fürst Obolenski — wurde wegen seines patriotischen Pflichteifers vom Kaiser belohnt, der andere — der Gouverneur von Poltawa Bellegarde — hingegen strafweise entlassen — und zwar wegen seiner „schwächlichen Haltung".

Jetzt sind die Bauern von Poltawa und Charkow wieder mäuschenstill. Und es ist bezeichnend, in der offiziellen Gouvernementszeitung von Poltawa zu lesen, wie die Bauern knieend den neuen Gouverneur, den Fürsten Urussoff, empfangen haben. Allein die bäuerliche Unzufriedenheit wird weder die angewandte Knute, noch die gerichtliche Bestrafung der Hauptschuldigen aus der Welt schaffen. Dieser Bauernaufstand hat bewiesen, wie groß die Unzufriedenheit auf dem Lande ist, die mit der eigentlichen revolutionären und freiheitlichen Bewegung nichts zu thun hat.

Aber das freilich muß man zugeben, daß rückwirkend nun auch diese Unruhen wiederum die Agitation der fortschrittlichen Elemente in Rußland beleben.

Der politische Kampf ist heute auf der ganzen Linie weiter verschärft. Darin liegt die allgemein politische Bedeutung der letzten Bauernrevolten.

N. Wolschsky.

Sverdrup's Polarfahrt.

Es ist noch kein Jahr vergangen, da schrieb der Unterzeichnete in einer Uebersicht über die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Polargeographie die Worte nieder, man könne nur mit Besorgniß an die Reise denken, welche Otto Sverdrup, Nansen's verdienter Steuermann, bald nach der Rückkehr der „Fram" mit eben diesem Schiffe angetreten hatte. In der That war eine lange Zeit verflossen, seit die letzte Nachricht von dieser Expedition einlief, und an die Möglichkeit eines Unglücks mußte auch der denken, der auf den kühnen Seemann und seine auserlesene Mannschaft die zuversichtlichsten Hoffnungen gesetzt hatte. Erfreulicherweise zerstreute Sverdrup's Ankunft in Stavanger, wo er vom norwegischen Volke freudig begrüßt wurde, alle Bedenken, noch ehe dieselben weit um sich gegriffen hatten. Und das geographische Ergebniß der Fahrt, weit davon entfernt, sensationell zu wirken, ist doch ganz dazu geeignet, den Fachmännern ein hohes Interesse zu bieten.

Besonders hoch nach Norden hinauf ist „Fram" allerdings nicht gekommen, bei weitem nicht so hoch als bei der Fahrt durch das Eismeer, dessen Durchkreuzung den Ruhm Nansen's und seiner Begleiter für alle Zeiten bilden wird. Allein auf die Erreichung eines möglichst nahe am Pole gelegenen Punktes war es auch nicht abgesehen. Man wird sich doch immer klarer darüber, daß der Erfolg, für einen Augenblick den Endpunkt der Erdachse betreten zu haben, eigentlich nicht die ungeheueren Anstrengungen lohnt, welche dieses Ziel erheischt. Mit Schiffen, Schlitten, auf dem Luftballon, neuerdings sogar mit Unterseebooten will

Digitized by Google

man eine schwierige Aufgabe lösen, während höchst wahrscheinlich im Laufe der Zeiten die Lösung als eine reife Frucht ganz von selbst denen zufallen wird, die zu warten und die richtigen Vorbereitungen zu treffen verstanden. Daß die Menschheit auch mit der Polfrage einmal fertig werden wird, steht wohl außer Zweifel; ob dies aber ein Halbjahrhundert früher oder später geschehen wird, ist eine Sache von weit geringerer Bedeutung.

Sverdrup's Plan war von vornherein ein anderer. Im Gegensatze zu den neuen Bestrebungen, sich den Zugang zum eigentlichen Zirkumpolargebiete auf der östlichen Erdhalbkugel zu eröffnen, faßte er die uralte und anscheinend von der Natur selbst zu diesem Zwecke geschaffene Passage ins Auge, welche westlich von Grönland nach Norden führt. Durch die Davisstraße und Baffinsbay tritt man ein in den zuerst von Kane erschlossenen Smithsund, aus dem heraus Kennedykanal, Robesonkanal und Lincolnsee in jenes weite Meeresbecken hinausführen, welches nach Petermann's vorgefaßter Meinung eisfrei sein sollte, in Wirklichkeit aber als ein wüstes Durcheinander von Eis und Wasser anzusehen ist, welches dem Vordringen fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellt. Den Ostrand der Durchfahrt hat in den letzten Jahren der Amerikaner Peary erfolgreich aufgeklärt, indem er ermittelte, daß etwas jenseits des 84. Breitengrades die gigantische Insel Grönland ihren am weitesten nach Norden vorgeschobenen Punkt erreicht, von dem aus der Küstenrand nach Südosten umbiegt. Die Archipele jedoch, welche die vorhin erwähnte zusammenhängende Meeresstraße im Westen begrenzen, waren bisher nur recht unvollkommen erforscht. Man hatte den Landfragmenten, mit denen man in Berührung gekommen war, geographische Namen beigelegt und sprach von Nord-Devon, Nord-Lincoln, Ellesmere-Land, Grinnell-Land, Grant-Land, allein über einen schmalen Ufersaum war man nur in wenigen Einzelfällen hinausgekommen, und die Natur dieser völlig menschenleeren Inseln zu ergründen, waren nur ganz selten — so namentlich von Bessels, dem Naturforscher der Hall'schen Expedition — Anläufe gemacht worden. Die Ausfüllung dieser Lücke bildete das Programm Sverdrup's, und es ist ihm vergönnt gewesen, dasselbe zu einem großen Theile zu erledigen. Als es ihm klar geworden war, daß die ungünstigen Eisverhältnisse ein weiteres Vordringen in meridionaler Richtung unthunlich machen würden, entschloß er sich, gegen Westen den Hauptvorstoß zu richten und die Ausdehnung von Ellesmere-Land längs eines Parallelkreises klarzustellen. So ist er zwar einerseits bei 81° 37' n. Br. stehen geblieben, aber auf der anderen Seite vermochte er den Nachweis zu führen, daß sich vom Smithsund aus eine wesentlich kompakte Landmasse bis zum 100° w. L. (von Greenwich) erstreckt. Werfen wir einen Blick auf unsere neuesten und besten Karten, so sehen wir, daß wir es mit einer nicht bloß wichtigen, sondern auch unerwarteten Entdeckung zu thun haben. Höchstens bis zum 100. Meridian dachte man sich die Südküste von Nord-Lincoln ausgedehnt; die Parry-Inseln betrachtete man als die äußersten Vorposten Nordamerikas. Jetzt wird das Areal des Polarmeeres beträchtlich eingeengt, und da manche Analogien dafür sprechen, daß für Grinnell-Land die Dinge ganz ähnlich wie für Ellesmere-Land gelagert sein möchten, so wächst sich das Aggregat von Felsinseln westlich von Grönland allmählich auch zu einem ganz stattlichen Landkomplexe aus, der sich wohl an einzelnen Stellen bis zur Melville-Insel oder noch weiter hinzieht. Vielleicht wird durch diese Entdeckung auch eine neue Handhabe für eine abgekürzte „nordwestliche Durchfahrt" gewonnen; der bislang einzig offen stehende Weg ist bekanntlich ein so unpraktikabler, daß er erst ein einziges Mal — 1848 bis 1851 von Mac Clure — gemacht werden konnte.

Der Charakter des durchforschten Landes scheint nach Sverdrup's einstweiligen Aussagen ein landschaftlich reizvoller zu sein, ganz anders als es die schmalen Fjorde vermuthen ließen, die aus dem Smithsund in das Innere führen. Auch haben dereinst einmal Menschen dort gelebt, denn die unverkennbaren Zeichen der Polaransiedlungen finden sich mehrfach vor. Es kann ja auch gar nicht anders sein, wenn die allseitig angenommene Theorie das Richtige trifft, daß die dem 81° benachbarten Eskimos von Itah und Peteravik, diese wahrhaften „ἔσχατοι τῶν ἀνθρώπων", nach langjährigen Wanderungen von der Beringstraße aus bis zu ihren gegenwärtigen Wohnsitzen gelangt sein sollen. Wahrscheinlich ging ihr Zug immer vorwärts, wenn aus irgend einem Grunde die Thierwelt spärlich wurde, die dem des Fischens unkundigen Eskimo des höchsten Nordens den einzigen Lebensunterhalt liefert. Angesichts der zahlreichen Schlittenreisen, auf denen die Norweger das Land kurz und quer durchstreiften, ist die Wahrscheinlichkeit, Bewohner desselben aufzufinden, eine sehr geringe geworden.

An naturwissenschaftlichen Fundstücken scheint die Expedition mehr mit nach Hause gebracht zu haben, als irgend eine frühere; man spricht allein von fünfzig Kisten voll Gesteinsproben und Fossilien. Im allgemeinen haben sich die Gebirge am Smithsund, auch da wo sie nichtvulkanischer Natur und auch nicht vom ewigen Eise bedeckt sind, nicht als reich an Versteinerungen erwiesen, und da diese das einzige zuverlässige Mittel für eine geologische Altersbestimmung darbieten, so ließ unsere Kenntniß nach dieser Seite hin viel zu wünschen übrig. Dank den Bemühungen des Geologen Schlei, der Sverdrup gefolgt war, ist für Ellesmere-Land der Schleier vollständig gehoben. Er fand eine Menge versteinerter Pflanzen, die offenbar mit den von O. Heer beschriebenen grönländischen Exemplaren große Aehnlichkeit besitzen und als neue Belege dafür dienen, daß noch im sogenannten Tertiärzeitalter, d. h. in verhältnißmäßig junger geologischer Vergangenheit, ein warmes Klima da herrschte, wo jetzt ein karger, zweimonatlicher Sommer die Vegetation nur noch zu kümmerlicher Entfaltung kommen läßt. Immerhin unterschied der Botaniker Simons noch etwa hundert Arten dieser neuzeitlichen Flora, mehr wahrscheinlich, als die Beschaffenheit des Landes von vornherein erwarten ließ.

Die eiserne Konsequenz, mit welcher Sverdrup an der Ausführung des einmal gefaßten Planes festhielt, ist umso höher zu schätzen, als ihm schon nach Jahresfrist ein besonders unentbehrlich erscheinendes Mitglied seines wissenschaftlichen Stabes durch den Tod entrissen wurde. Dr. Svendsen, der sehr tüchtige und beliebte Arzt der Expeditlon, hatte sich dieser angeschlossen, obwohl — oder weil — er wußte, daß ein Brustleiden sein Leben bedrohte. Ist es doch eine längst erprobte Erfahrung, daß die gesunde, bakterienfreie Polarluft Phthisikern heilsam ist; der Gedanke, auf Spitzbergen eine Heilstätte für Lungenkranke zu begründen, ist bereits in allem Ernste erörtert worden. In diesem Falle freilich war das Leiden denn doch schon ein zu weit fortgeschrittenes, und als der jugendliche Mann sich an seine Koje gebannt sah, unfähig zu weiterer Ausübung seines Berufes, scheint er selbst zu einem verzweifelten Mittel gegriffen zu haben. Man fand ihn entseelt auf seinem Lager. Daß dann der Kommandant selbst die Stelle des Schiffsarztes ausfüllte und an einigen Kranken Geroaltkuren ausführte, die eben nur richtige normannische Kraftnaturen aushalten konnten, die aber doch ihren Zweck erreichten, ist bereits von verschiedenen Zeitungen gemeldet worden.

Vergleicht man Sverdrup's zielbewußte und deshalb auch innerhalb des gewählten Bereiches vom Glück begünstigte Reise mit so mancher anderen, vor allem mit derjenigen Baldwin's, so erkennt man leicht, wo der Hebel anzusetzen ist, um die Polarforschung wirklich vorwärts zu bringen. Man wird nicht resignirt genug sein, um den Weyprecht'schen Vorschlag wieder aufleben zu lassen, der darin gipfelte, daß die Polarregion durch einen Kranz wissenschaftlicher Beobachtungsstationen eingesäumt und im übrigen sich selber überlassen werden solle. Der erste Theil dieser Anregung hat ja bereitwilligste Aufnahme gefunden, und die Physik der Arktis hat durch die in den achtziger Jahren kräftiger betriebene internationale Polarforschung die reichste Förderung erfahren. Allein während man das

eine that, wollte man auch das andere nicht lassen, und das mit gutem Rechte. Nur sollte daran festgehalten werden: Um gründliche Erforschung einzelner, sei es auch kleiner, Land- und Meeresräume handelt es sich jetzt, nicht aber um pomphafte Sturmversuche auf einen mathematischen Punkt, durch dessen Erreichung unsere geographische Erkenntniß nicht viel weiter gebracht werden würde. Peary und Sverdrup haben uns gezeigt, was unermüdliche Kleinarbeit zu leisten im Stande ist, und diesen Vorbildern sollte von allen nachgestrebt werden von allen, die der Erdkunde einen reellen Dienst zu leisten beabsichtigen. Auf solche Weise wird die Karte der Polarländer eines weißen Fleckes um den anderen beraubt, und die langsam wirkende Blokade wird am Ende auch die Kapitulation einer feindseligen, nur durch zähe Energie zu besiegenden Natur zur Folge haben.

München. S. Günther.

Zum neuen Urhebergesetz.

Nach dem Tode Otto Gildemeister's schrieb ich für die „Nation" einen kurzen Nachruf an den verehrten Mann. Wenige Tage darauf wurde ich durch ein Schreiben überrascht, das ich mit seinen Anlagen im Folgenden mittheile.

Berlin, den 5. September 1902.

Sehr geehrter Herr!

In unsern Händen befindet sich der wahrscheinlich unberechtigte Abdruck Ihrer Arbeit: „Otto Gildemeister" aus der „Nation".

Der Nachdruck befindet sich in einer Kieler Zeitung.

Wir sind bereit, Sie in dieser Angelegenheit vollständig zu vertreten, und zwar so, daß wir das pekuniäre Risiko selbst im Falle einer Klage tragen. Sie verpflichten sich nur, ohne unsere Einwilligung mit dem Abdrucker nicht zu verhandeln, sondern ihn stets an uns zu verweisen, solange wir die Verhandlung oder einen Prozeß führen.

Da wir bedeutende Kosten für Beschaffung und Abonnement des sehr ausgedehnten Zeitungsmaterials, Personal- und Bureaunkosten haben, sowie zur Abgabe an verschiedene Fonds unseres Vereins verpflichtet sind, so müssen wir unsererseits 25 Prozent des erlangten Nachdruckhonorars von ca. 12 Mark beanspruchen. Da im Falle eines Prozesses nur Klage im Namen des Verfassers geführt werden kann, so bitten wir Sie, die beiden beiliegenden Formulare zu unterschreiben und möglichst bald zurückzusenden. Sie gehen dadurch keine pekuniäre Verpflichtung ein, die meisten Zeitungen zahlen ohne Klage. Auch könnten Sie die Prozeßvollmacht noch zurückbehalten, und uns eventuell nur Ihre Einwilligung zur gütlichen Einziehung des Honorars geben. Die Verleitung zur Unterschrift unter falscher Angabe würde Sie zu nichts verpflichten.

Hochachtungsvoll

Dr. Max Hirschfeld,
Berlin NW.
Jonasstraße 8.

Erste Anlage:

Hiermit erkläre ich mich damit einverstanden, daß der Allgemeine Schriftstellerverein z. H. seines Vorsitzenden Dr. M. Hirschfeld, Berlin, von dem durch seine Vermittlung erlangten Honorar von 12 Mark oder Buße von 24 Mark für den unberechtigten Abdruck meiner Arbeit: „Otto Gildemeister" 25 Prozent der erlangten Summe erhalte.

Zweite Anlage:

Falls Sie über unsern Geschäftsbetrieb bei Schriftstellern, die durch uns Erfolge erzielten, Auskunft einholen wollen, bitten wir Sie, sich mit einer Anfrage an folgende Adressen wenden zu wollen:

Conrad Alberti, Chefredakteur der Morgenpost, Berlin W., Köthenerstr. 43.
Dr. M. Wolff (Lokal-Anzeiger), Berlin SW., Lindenstr. 5.
M. Oberberg (Tag), Schöneberg, Gustav Freitagstr. 8.
Dr. A. v Wilke (Berliner Lokal-Anzeiger), München, Kaulbachstr. 69, II.
Oberförster Müller, Darmstadt.
Dr. M. W. Meyer (Urania), Charlottenburg, Grolmannstr. 36.
Dr. Ed. Engel, Berlin W., Lenaéstr. 6a.
Konsul E. v. Hesse-Wartegg, Luzern, Villa Tribschen u. s. w.

Wir können noch Hunderte von Referenzen aufgeben.

Die dritte Anlage war ein sehr korrektes Blanket zu einer Prozeßvollmacht. Die Schriftstücke waren hektographirt; nur die durch gesperrten Druck hervorgehobenen Stellen waren mit Tinte ausgefüllt. Beantwortet habe ich das Schreiben nicht, halte es aber für nützlich, das, was ich darüber denke, öffentlich mitzutheilen.

Als Otto Gildemeister gestorben war, ging mein Gedanke nicht dahin, wieviel Geld ich wohl verdienen könne. Vielmehr hatte ich nur den Wunsch, ihm einen bescheidenen Kranz zu flechten. Aus begreiflichen Gründen lag es mir nahe, dasjenige, was ich zu sagen hatte, in der „Nation" zu sagen; doch hielt ich es für selbstverständlich, daß alle Blätter, die den Wunsch hatten, über Gildemeister einige Worte zu sagen, und denen kein besseres Material zur Hand war, meinen Artikel abdruckten. Da die „Nation" obendrein in jeder Nummer den Vermerk trägt, daß der Abdruck ihrer Artikel unter Angabe der Quelle Zeitungen und Zeitschriften gestattet ist, so bedurfte es zum Wiederabdruck keiner besonderen Erlaubniß. Jedem Blatte, das mich aber aus Höflichkeit um Erlaubniß gebeten hätte, würde ich diese Erlaubniß mit dem Ausdruck meines Dankes ertheilt haben. Meinem verehrten Freunde Alexander Niepa in Kiel, der in Kenntniß meiner Gesinnungen den Abdruck bewirkt hat, ohne nach besonders bei mir anzufragen, bin ich doppelt dankbar, weil er mir einen unnützen Brief erspart hat.

Ob ich gegen irgend eine Zeitung, die den Artikel abgedruckt hätte, Strafe und Buße hätte erzielen können, weiß ich nicht. Als ein abgesagter Feind der Lotterie und jedes Glückspiels habe ich seit langer Zeit darauf verzichtet, Vermuthungen darüber anzustellen, welche Schlüsse unsere höchsten Gerichtshöfe aus solchen Gesetzen wie das Börsengesetz, das Sachwuchergesetz, das neue Urhebergesetz ziehen können.

Aber darüber bin ich mir vollkommen klar: Wenn es wirklich möglich ist, daß eine Zeitung, die solchen Artikel nachdruckt, wegen Verletzung des Urheberrechts auf Grund des neuen Gesetzes verurtheilt wird, so ist damit der Beweis geführt, daß das neue Gesetz grundschlecht ist. Der Artikel war wirklich für den Tag geschrieben, war mit der Absicht geschrieben, daß er in möglichst weiten Kreisen gelesen werden sollte. Ich hatte für den Artikel keine mühevollen Studien gemacht; als eine Talentprobe möchte ich ihn auch um alles in der Welt nicht angesehen wissen. Meine grundsätzliche Anschauung, daß wenigstens der politische Schriftsteller nur zu dem Zwecke schreibt, zu überzeugen und daher gelesen zu werden wünscht, scheint heute für paradox zu gelten; aber bei solchen kleinen Artikeln wenigstens möchte ich doch die Forderung aufstellen, daß ihr Abdruck jedem frei stehen muß, der sich entschließt, seine Quelle und den Verfasser zu nennen.

Nun sehe ich aber, daß das neue Gesetz eine Industrie in das Leben gerufen hat. Es gibt Männer, die „sehr bedeutende Kosten für Beschaffung und Abonnement des sehr ausgedehnten Zeitungsmaterials, Personal- und Bureaukosten," sowie ihre kostbare Zeit aufwenden, um Leuten, die sich nicht bestohlen fühlen, die Ueberzeugung beizubringen, daß sie bestohlen seien, und die dafür einen sehr erheblichen Finderlohn in Anspruch nehmen. Was mir begegnet ist, ist auch andern begegnet, unter andern meinem Freunde Barth, dem man dieselben Anerbietungen wie mir gemacht hat, und zwar wegen eines Artikels, den er für die von ihm herausgegebene Zeitschrift selbst geschrieben hat.

Wie die „Nation" indiskreter Weise vor einigen Monaten ausgeplaudert hat, habe ich das siebzigste Lebens-

Digitized by Google

jahr überschritten und habe den erklärlichen Wunsch, mich vor Begehung von Verbalinjurien und vor deren Folgen zu hüten. Ich habe mich vier Wochen abgekühlt, ehe ich auf ein mich verletzendes Anerbieten eine Antwort ertheile. Nun aber will ich mich mit dem Ausdruck meiner Ueberzeugung begnügen: diese Industrie gefällt mir nicht. Ich sehe in dieser Arbeit, vermeintlichen Ueberschreitungen des Urheberrechts auf die Spur zu kommen, weder eine produktive Arbeit im Sinne Say's noch eine wahrhaft nationale Arbeit.

Wenn diese meine Aeußerung in tausend Zeitungen abgedruckt und auf diese Weise mein Vermögen um zwölftausend Mark geschädigt werden sollte, so erkläre ich doch feierlich, daß ich keinen von den Tausenden vor Gericht ziehen, auch keinen zu gütlicher Sühne zu bewegen suchen werde, weder in Person, noch durch Vermittlung des Allgemeinen Schriftstellervereins.

Alexander Meyer.

Ibsen-Deutungen.

Es ist eine oft gehörte, doch irrige Auffassung, ein echtes Kunstwerk müßte klar, d. h. auf den ersten Blick verständlich sein. Dies trifft nur von der Handlung zu. Von seinem eigentlichen Sinn gilt es im Gegentheil, daß nur Bekanntes leicht erkannt wird. Je neuer, tiefer, selbstständiger, je beziehungsreicher und seiner modifizirt die in der Dichtung verkörperte Idee ist, desto schwerer vollzieht sich die Transsubstantiation nach rückwärts, vom fleischgewordenen Geist zurück zum Geist, welche die Vorbedingung aller Kritik ist. Unzähliger einander berichtigender, ergänzender Versuche, bei denen die pfadsuchende Hypothese, das „Wage Du zu irren" in ihr Recht tritt, bedarf es da mitunter, ehe es glückt.

Henrik Ibsens „Wenn wir Todten erwachen", über deren Mystik so oft geklagt wird, sind ein solches Werk. Er selbst hat bei dessen Erscheinen sich ausdrücklich dagegen verwahrt, als hätte er mit dem Untertitel „Ein dramatischer Epilog" den Abschluß seiner Laufbahn als Dramatiker ankündigen wollen. Wozu bildet aber dann der dramatische Epilog das Nachwort? Um eine Antwort auf diese Frage zu versuchen, muß ich etwas weiter zurückgreifen.

Bekanntlich wird das Schaffen des nordischen Meisters gemeinhin in drei Perioden, eine romantische, eine realistische und endlich eine sogenannte symbolistische getheilt, die mit „Baumeister Solneß" beginnend, die letzte Serie seiner dramatischen Dichtungen umfaßt. Während die erste und zweite Periode sich im Großen und Ganzen scharf von einander trennen, ist das, was die letzte von der zweiten abscheidet, weit schwieriger festzustellen. Worin bestehen bei ihr die Unterschiede? Schon ihre Bezeichnung weist darauf hin, daß die ihr angehörigen Schöpfungen noch weit stärker, unabweislicher als die früheren, von dem gegebenen individuellen Fall hinweg auf eine tiefere, allgemeinere Bedeutung schließen lassen. Besonders fällt ein Zug auf, der allen den vier letzten Dramen gemeinsam ist. Die ungeheuere Wichtigkeit, welche die jeweiligen Berufe der Helden gewinnen. Was aber sind diese Berufe? Die Antwort liegt nahe, daß es sich dort um wirkliche, hier um symbolische handelt. Soziale Dramen sind sie wohl alle, die Stücke der zweiten wie der dritten Periode. In der ersteren aber erscheint unsere Gesellschaftsordnung nur indirekt in ihrer Rückwirkung auf das Wesen der Menschen, auf deren Entwicklung und deren Leben in den verschiedenen Formen, die dieses annimmt, gezeichnet. Es kommt hier darauf an, solche Menschen und Schicksale vorzuführen, die diese Rückwirkung am schärfsten hervortreten lassen. Ob aber Helmer Bankier oder etwas anderes ist, ob Nora einen Wechsel fälscht oder auf andere Weise ihre kindische Unerfahrenheit kundgibt, ist nebensächlich. In der letzen Serie der Dramen hingegen, tritt, meine ich, unsere Gesellschaftsordnung, unsere moderne Kultur gleichsam selbst auf die Bühne. Es ist ein interessantes und schwieriges Problem dramatischer Technik, das hier gelöst erscheint. Der Held wird je zum Träger des Grundgedankens einer der wesentlichsten Seiten jener Kultur. Daher die übernatürliche Größe des gewählten Berufs, in dem eine Weltbeglückungs- oder Gesittungsmission sich offenbart, die dann freilich von der menschlichen Leidenschaft durchkreuzt und von ihren Zielen abgelenkt wird.*)

Man beachte nur, wie in „Baumeister Solneß" dieser emporsteigt zur höchsten Spitze des Thurms und Gott erklärt: Von heut an will ich auch freier Baumeister sein auf meinem Gebiet, wie Du auf dem Deinen", wie er sich verschwört, nie mehr Kirchen für ihn zu bauen. Nur „Heimstätten für Menschen". Solche, wo alle miteinander „leben könnten in dem sichern und frohen Gefühl, daß es ein recht glückliches Los ist d a zusein in dieser Welt." Man hat hier nicht nur die Lossagung vom Autoritätsprinzip und vom Jenseitskultus, man verändere generalisirend den Wortlaut nur leicht in „die Erde (oder das Diesseits) zu einer Heimstätte zu machen" u. s. w., und man hat den sozialen Beglückungs- und Verbrüderungsgedanken, an dem sich die Welt zur Zeit des großen politischen Brandes berauschte. Wie der Baumeister unseres modernen staatlichen Gebäudes, so kommt auch hier der Baumeister durch den Brand in die Höhe, kann „einzig und allein" durch ihn, so „reißend schnell" in die Höhe kommen. Manches „Schöne, Trauliche, Erhabene auch" ist ihm gegönnt zu bauen, allein er muß alles aufwögen mit Menschenglück, und ein Unhold rumort in seiner Brust, der ihn unersättlich macht. Wird er aber auch zum Unterdrücker, neben dem niemand bestehen, niemand aufkommen kann, der allein bauen will, es allein zu können, ja zu sollen glaubt, so läßt ihn der Dichter sich doch zuletzt zu voller Heldengröße erheben. Wie ein Weckruf klingt es aus dem Schluß der Dichtung. Der Baumeister ertheilt Ragnar, dem Arbeitersohne, der in seinen Diensten steht, das Recht, selbst zu bauen, er macht sich anheischig, Hilde (dem Weibe) das Schloß aufzuführen mit dem nach allen Seiten hin freien Söller, auf dem sie hoch stehen und weit, weit hinausblicken kann, und beschließt endlich, zu weit mit ihr, die Luftschlösser zu bauen und mit Grundmauern zu versehen, die nicht etwa, „so bequem" zu bauende, nein, die „das Allerherrlichste auf Erden" — wohl der Freiheit Luftschlösser. Nun steigt er, von neuer Kraft beseelt das „Unmögliche" zu thun, noch einmal zur schwindelnden Höhe empor und krönt sein Gebäude mit dem Kranz.

Oder man nehme nach diesem Stücke, dessen Grundlinien man wohl nur ein wenig weiter vom Besondern ins Allgemeine zu ziehen braucht, um Zug um Zug die geschichtliche Entwicklung unserer Zeit nach der staatsrechtlichen Seite hin vor sich zu haben, das zweite Drama „Klein Eyolf". Der Held, Allmers, der einstige arme Litterat, der zum Gutsherrn geworden, schreibt „an dem Buche über die menschliche Verantwortung", und man sehe nun, wie er sich mit der übermäßigen Aufgabe vergebens abmüht und sie endlich verzweifelt im Stiche läßt, in der Hoffnung, sein Sohn werde nach ihm sein unvollendetes „Lebenswerk" wieder aufnehmen und fortsetzen. Man beachte daneben das Verhältniß des Verfassers dieses Buches, des Ethikers, zu Frau und Kind, sowie zu der armen Fischerbevölkerung auf seinem Gute, und man wird sich nicht verhehlen können, daß auch

*) Schon in zwei früheren in der „Nation" veröffentlichten Artikeln (vom Jahre 1896 Nr. 34 und 1897 Nr. 25) habe ich diese meine Auffassung der drei vorletzten Dramen Ibsens zu begründen versucht, mit jedem neu erscheinenden neu darin bestärkt. Doch nicht nur dürfte sie dem größeren Theil der Leser kaum mehr erinnerlich oder auch nur bekannt sein; ich muß mir aus dem Grunde erlauben, sie hier nochmals kurz zu fixiren, da meine Ausführungen über den Epilog vielfach daran anknüpfen.

Digitized by Google

hier ein Weltbild entrollt wird. Um was es sich diesmal handelt, ist die satirische Darstellung unserer sittlich-humanitären Kultur mit der Ehe aus sinnlicher Leidenschaft und Geldrücksichten, in der das Kind verkrüppelt und zu Grunde geht, und mit der hochmüthigen Gleichgültigkeit gegen das leibliche und geistige Wohl der Kinder des Volkes, denen denn auch der Gutsherrnsohn nur ein Gegenstand des Neides ist.

Geht man zu dem dritten Drama dieser Periode, zu „John Gabriel Borkmann" über (man übersehe das „John" nicht, das in seiner englischen, nicht norwegischen Form auch in die deutsche von Ibsens Sohn hergestellte Uebersetzung herüber genommen wurde), so sehen wir in dem Bankdirektor, der „alle Machtquellen", „alles, was der Boden und die Berge und die Wälder und das Meer an Reichthümern fassen" sich unterthan zu machen, allenthalben Hämmer und Fabriken in Gang zu setzen, „Handelsstraßen und Schiffahrtverbindungen über die ganze Welt" zu eröffnen strebt, der „die lebenheischenden Werthe" liebt, den der Gedanke begeistert „die gefesselten Millionen zu befreien" „sie alle zu wecken, die schlummernden Geister des Goldes" in leibhafter Gestalt die wirthschaftliche Seite unserer Kultur, den verkörperten Kapitalismus vor uns hintreten.

Oder was wäre er anders, er, der Weltindustrie und Welthandel ins Leben ruft, einen schönen Traum träumt, „durch die über die ganze Erde geknüpften Bündnisse", durch den verbreiteten Wohlstand, „den Seelen Licht und Wärme in vielen Tausenden von Heimstätten" zu schaffen, doch in entfesselter Macht- und Goldgier und Verschwendungssucht das Elend nur vergrößert, sich am Gute des Volkes vergreift und Schacher sogar mit dem Weibe treibt? Gerade in diesem Drama zeigt es sich übrigens am deutlichsten, wie sehr der Dichter, förmlich wie ein gewissenhafter Historiker, nach streng gerechter Würdigung aller Verhältnisse, wie sie sich der menschlichen Natur nach entwickeln mußten, strebt. Nicht nur, daß er den großartigen und philanthropischen Grundgedanken des heute so arg geschmähten Kapitalismus hervorhebt, er legt auch dessen Träger in seiner schönen Vertheidigungsrede (Akt III) die schwerwiegenden Worte in den Mund: „Ich möchte wissen, ob die andern, wenn sie die Macht gehabt hätten, nicht genau so gehandelt hätten, wie ich." In dem Bewußtsein, Großes gewollt zu haben, spricht John Gabriel sich denn auch frei von aller Schuld.

* * *

Auf die drei ergreifenden Tragödien, Welttragödien, wie ich sie nach dem Vorhergehenden wohl keck nennen darf, folgt nun der dramatische Epilog „Wenn wir Todten erwachen". Nicht chronologisch nur, auch logisch schließt er sich ihnen an, fest angegliedert durch denselben Grundgedanken, der auch sie verband. Er greift zugleich noch weiter und wird ein Nachwort zu den Dramen allen, in denen Henrik Ibsen für das Hoheitsrecht der Frau gestritten. Zu den drei Theilzeichnungen unserer Kultur, bei denen die Stellung des Weibes nur eine der dargestellten Beziehungen, wenngleich die wesentlichste, bildete, tritt im Epilog das Bild dieser Kultur als Ganzes. Allein sie wird völlig Nebensache, perspektivisch klein, ein Marmorbild, ein lebloses Ding, im Verhältniß zu dem im Vordergrunde stehenden, um Leben und Tod würfelnden Menschenpaar. Es ist die christlich-ascetische Kultur, die hier den Vorwurf bildet. Sie dokumentirt sich unmittelbar als Schöpfung des Mannes, als sein „Kunstwerk", bei dem die Frau nur passiv, gleichsam als Modell mitwirkte, und die gegen ihn geschleuderte Anklage „Erst das Kunstwerk, dann das Menschenkind" bezieht sich auf sie und das ihr von ihrem Gestalter in dem „Aberglauben" geopferte Weib, „berührte er es, begehrte er sein in Sinnlichkeit, so würden seine Gedanken unheilig werden und er das nicht zu Ende schaffen, was er so sehnsüchtig schaffen wollte." Des Künstleregoismus macht er, der „nur Künstler nicht Mann", sich dadurch schuldig, und sein Undank erhöht noch das Verbrechen an dem „jungen, heißblütigen Weibe", das sich in grenzenlosem Selbstvergessen förmlich für ihn „auslöschte", und mit dessen Liebe er geringschätzig verfuhr.

Es ist eine Schilderung voll tiefen psychologischen Eindringens und unerbittlicher Schärfe, die der nordische Dichterphilosoph von der im Seelenleben der Frau hierdurch angerichteten Zerrüttung, ja von der ganzen Tragweite des schnöden Vorgangs, seine Folgen für sie nicht bloß, auch für den Mann, für die Gesellschaft, für das nachkommende Geschlecht entwirft. Mit Treue hat er ihren kulturgeschichtlichen Lebens- und Leidensgang skizzirt, von den Tagen des Frauenkultus an, wo sie mit verklärten Zügen im Mittelpunkte des Gesellschaftsbildes stand, bis sie, mehr in den Hintergrund geschoben, anderem Platz machen mußte und bis zu der erwachenden Erkenntniß „nach dem langen, tiefen, träumeschweren Schlaf".

Wie in den übrigen Werken des Cyklus, so hat Ibsen es auch hier verstanden, das zu behandelnde kulturelle Problem in eine knappe Formel zu fassen, es uns unter einem eindringlichen Bilde zu verinnlichen. Das ganze Lebensideal der christlichen Gesittung, deren Inkarnation das Weib sozusagen war, das Ideal der Losringung der Menschheit aus den Banden der Sinne, ihrer Erhebung zur höchsten Stufe der Vergeistigung und Reinheit, einer Stufe, von der man wähnte, die Frau könne sie ohne Ringen, kraft ihrer Natur erreichen, erscheint in der Idee von Rubeks Kunstwerk, der seines „großen Lebenswerkes" zusammengedrängt: Es sollte der Auferstehungstag heißen, sollte verkörpert werden in dem Bilde eines jungen, unberührten Weibes, das von keines Erdenwallens Erlebnissen entweiht und aller Flecken und Schlacken ledig, zu Licht und Herrlichkeit erwacht . . . . . Ohne Verwunderung über irgend etwas Neues oder Unbekanntes, Ungeahntes. Aber voll von seliger Freude darüber, sich selbst unverändert wiederzufinden, sich — das Erdenweib — in den höheren, freieren, froheren Regionen, nach dem langen, traumlosen Schlummer des Todes. So schuf ich es. „In Deinem Bilde schuf ich es, Irene."

So erhaben bleibt nun der Charakter des Kunstwerks nicht. Sein Schöpfer ist mit den Jahren „weltklug" und der „Auferstehungstag" in seiner Vorstellung „zu etwas Umfassenderem, Vielfältigerem" geworden. Das Bild drücke das Leben aus, wie er es jetzt sehe, meint Irene. Es wäre eine gar merkwürdige Skulpturarbeit, dieses Marmorwerk, das der Künstler nach seiner Vollendung noch so fortwährend und so grundstürzend verändert, und das schon an und für sich weit über die Grenzen des durch die Bildhauerei Darzustellenden geht, dürfte man es nicht eben für das halten, wovon Irene nur eines hoch und werth hielt, daß aus dem nassen, lebendigen Thon, aus der rohen unförmigen Masse, ein „beseeltes Menschenkind" emporstieg. So verhaßt ihr im übrigen seine Kunst, dafür hat sie das Gefühl einer Mutter, und daß er diese seine Aufgabe vollführe, hat sie ihm muthig und freudig und ohne Vorbehalt gedient. Heimath und Familie hat sie auf seinen Ruf verlassen (wie man sieht fast wortgetreu die biblische Wendung) und ihm gelobt, ihm zu folgen, bis an der Welt und an des Lebens Ende. Mehr als er denkt, mehr als er aufzuzählen vermag, hat sie, Verschwenderin, die sie war, ihm geschenkt. Unersetzliches, das Größte, ihre junge Seele. Da stand sie dann mit leerer Brust — seelenlos.

Und sie war ein Mensch. Sie hatte auch ein Leben zu leben, ein Menschenschicksal zu erfüllen. Sie hätte Kinder zur Welt bringen sollen, viele, richtige Kinder. Das wäre ihr Beruf gewesen. Nie hätte sie ihm dienen sollen. Es ist die gleiche, leidenschaftliche Klage, wie wir sie bei Aline begegnen oder in Solneß' reuigem Ausbruch: Aline hatte auch ihren Beruf, kleine Kinderseelen aufzubauen u. s. w.

Auch sittlich entartet Irene, verletzt durch die eiskalte Gleichgültigkeit, mit der sie ihre Liebe als bloße „Episode" in seinem Leben behandelt sieht. Sie gibt sich auf der Drehscheibe des Variétés nackt den Blicken von Hunderten preis, sie ist mit Mannsleuten zusammen, denen sie den Kopf verdreht, heirathet ungeliebte Männer, einen Diplomaten,

Digitized by Google

einen Goldminenbesitzer, und treibt den einen in den Wahnsinn, daß er sich eine Kugel durch den Kopf jagt, und bringt den andern mit Dolchstichen um, ja sie mordet ihre Kinder, so wie sie zur Welt kommen oder noch früher, viel früher — eine Schilderung, mit der der Dichter zugleich eine Satire auf die moralischen Erfolge der Frauenbevormundung im Namen der Sitte zu bezwecken scheint. Wiederholt spielt er ja auch darauf an, daß die Frau ganz das Zeug in sich hat, sich selbst vor Ungebührlichem zu schützen.

Indes, der Rückblick in die Vergangenheit ist Exposition und bedeutet nur, insofern er Erkenntniß, Auseinandersetzung zwischen Rubek und Irene ist, auch schon Handlung, ein Erwachen. Ein halbes allerdings. Die Frage ist, wird aus der Reue die Wandlung hervorgehen, werden die erwachenden Todten einen Auferstehungstag feiern? Die Dichtung verneint es in Bezug auf ihre zwei Hauptpersonen, und unwillkürlich muß man des alttestamentarischen Sehers denken, der das in der Sklaverei erwachsene Geschlecht in der Wüste aussterben läßt, um erst das neue ins gelobte Land zu führen.

Maja hat ihren Gatten Rubek seiner Verpflichtungen gegen sie entbunden, ihm seine Freiheit zurückgegeben, und nichts steht denn seiner Wiedervereinigung mit Irene entgegen. Doch die Liebe, die von dieser Welt ist, von dieser köstlichen, wundersamen, räthselvollen Welt, ist todt in ihnen. Er selbst ist todt, wie es Irene längst zu schrecklicher Gewißheit wurde, und ihr wieder, der Geistesgestörten, folgt eine Wärterin auf Schritt und Tritt wie ihr Schatten (ihr, die doch ihr eigener Schatten!), eine Diakonissin, die sie keinen Moment aus den Augen läßt, die im Koffer eine Zwangsjacke für sie mitführt und ihr Medusenhaupt stets in dem Augenblick erhebt, wo sie dem Zuge ihres Herzens folgen möchte, die Schwarze, die in ihrem eigenen Innern haust — die Prüderie. Ein einzigstes Mal wollen gleichwohl die beiden Todten, ehe sie in ihre Gräber zurückkehren, das Leben bis auf die Neige kosten. Sie verbringen die Sommernacht auf dem Hochgefilde. Die Nebel ballen sich zusammen. Ein Schneesturm ist im Anzuge. Dort die Hütte würde Schutz gewähren, und der Bärenjäger, der mit Maja pürschen war und eben im Begriff ist, sie den steilen Bergpfad von den unwirthlichen Höhen hinabzutragen, mahnt sie dringend, drinnen Zuflucht zu suchen. Er würde dann Männer schicken, die sie mit Seilen in Sicherheit brächten. Da packt Irene ihre wahnsinnige Scheu vor den Leuten, Rubek sein alter schwärmerischer Dogmatismus. Nicht hier unten im Halbdunkel wallen sie sich angehören: Empor zum Licht, zu den Gletscherhöhen geht ihr Weg. (Merkwürdig, wie oft der Dichter, zumal in diesen letzten Dramen, die erhabene, aber todte, eisumstarrte Hochlandscenerie als Sinnbild einer hohen aber lebenswidrigen Weltanschauung zeichnet). Dort in all der strahlenden Herrlichkeit, auf dem Berge der Verheißung, sei ihr Hochzeitsfest gefeiert. Mag immer dann die Sonne, mögen alle Mächte des Lichts und der Finsterniß sie sehen! Doch diese Höhe erreichen sie nicht. Eigensinnig schreiten sie, der Sturmstöße nicht achtend, über das Schneefeld dahin. Da donnert eine Lawine herab und begräbt sie unter ihren Wirbeln. Die eben wieder aufgetauchte Diakonissin, die Irene anstarrt, kann nur noch ihr Pax vobiscum sprechen.

Hier scheint die Tragödie zu Ende, doch nicht Tod schließt eigentlich das Stück, sondern Leben. In jedem der vier Dramen sehen wir so als Abschluß eine Art Doppelbild projizirt. Ein höchst bemerkenswerther, lehrreicher Zug ist überdies die konsequente Gegeneinanderstellung von Vertretern zweier verschiedener Kulturepochen, einer untergehenden und einer nenanbrechenden. Sowohl die gegeneinandergestellten weiblichen Gestalten wie der Held und die ihm gegenüberstehende männliche Persönlichkeit weisen diesen Kontrast auf, gleichsam negative und positive Pole bildend. In „Baumeister Solneß" haben wir außer ihm und Ragnar, Aline und Hilde, zwischen deren Denken eine Zeitscheide liegt, in „Klein Eyolf", wo es sich um die Zukunft der sogenannten Intelligenz handelt, sind neben Allmers und Rita der „Wegebahner" und die feinsinnige junge Lehrerin Asta, die mit ihm zieht, um künftig die Schaffensfreude mit ihm zu theilen. In „John Gabriel Borkman" reichen sich über der Leiche des Helden die entzweiten Zwillingsschwestern, die in Konventionalismus verhärtete Frau Borkman und die hochsinnige Ella, gleichsam der trauernde Genius des Weibes, versöhnt die Hand, Borkmans Sohn aber will von dem Wirken und Schaffen des Vaters nichts mehr wissen und sagt sich kalt von den Seinen los.

Im „Epiloge" endlich treten als Gegenspieler des blutlosen Ideologen Rubek und der hysterischen Irene der Bärenjäger Ulfheim, der Hüne mit dem weichen Gemüth, und der weibliche Fortinbras, die urwüchsige Maja auf, die mit so starkem Muth sich das Verfügungsrecht über sich selbst zurücknimmt. Ein Stück Rousseau leuchtet uns aus diesen beiden kerngesunden Naturmenschen entgegen. Roher sind sie, aber lebenstüchtiger. Wie fest sich Maja auf die eigenen Füße stellt, wie stolz sie dem hochmüthigen Rubek, der sie wegwerfend stets nur die „kleine Maja" nennt, den Laufpaß gibt und, allein inmitten der Wildniß, sich furchtlos der Zudringlichkeit des Waidmannes auf dem Gebiete der Erotik zu erwehren weiß, wie trotzig sie dem qu'en dira-t-on, wenn es nicht anders geht, die Stirn bietet und in jeder schwierigen Lage sich getrost der Leitung ihres Verstandes und ihres gesunden Gefühls überläßt, ohne Vielohne Schönrednerei. Wohl nimmt sie es an, daß der starke weggewohnte Gefährte sie dort, wo ihre Kraft nicht zureicht, den gefahrvollen Pfad hinabträgt, doch seine Sklavin wird sie deshalb nicht. Dabei darf nicht übersehen werden, daß Ibsen durchaus nicht der Fürsprecher dessen ist, was man so häufig unter freier Liebe versteht, wie er andererseits vielleicht nirgends so positiv, so stark, ja man möchte sagen so wild für seine individualistische Ueberzeugung eintritt, wie in den zwischen Ulfheim und Maja gewechselten Reden. Es ist Revolution in dieser Maja, einer Nebenfigur, doch nicht nur einer der frischesten weiblichen Gestalten, die er geschnitzt hat, auch insofern einer der interessantesten, als er in ihr wohl am klarsten und unmittelbarsten ausspricht, wie er sich das Weib der Zukunft, das „erwachte" Weib denkt. In die Todesschauer, die aus dem düstern Epilog uns entgegenwehen, schmettert aus der Ferne, wie die Verkündigung freierer und damit glücklicherer Tage, Maja's Jubelruf:

Ich bin frei! Ich bin frei! Ich bin frei!
Der Gefangenschaft Zeit ist vorbei!
Ich bin frei wie ein Vogel! Bin frei!

Wien. Erich Holm.

Großstadtidyll.

Berliner Skizze.

Während der Vorbereitung zur Doktor-Ingenieur-Prüfung war Fritz Streit nur selten aus seiner stillen Studirstube am Berliner Thiergarten herausgekommen. Auch vorher als ‚Pennäler', als Hochschüler, als unbesoldeter Hilfsarbeiter in dem großen elektrotechnischen Institut hatte er nicht viel anderes als Arbeit kennen gelernt. Von Jugend auf beseelte ihn ein großer Ehrgeiz, der fast leidenschaftliche Drang, möglichst rasch zur Selbständigkeit zu gelangen. Er war der vierte Sohn eines jung verwittweten, frühzeitig pensionirten, von seinen schmalen Einkünften in einem kleinen thüringischen Landstädtchen lebenden Offiziers, die Brüder standen als Leutnants im Heer und verlangten ständige Zuschüsse vom väterlichen Portemonnaie: da hätte ihm sein knapp genug bemessener Etat auch so wie so keine kostspieligen Vergnügungen gestattet, die ihn vom Studium ablenken konnten.

Digitized by Google

Mit einer Art Heißhunger stürzte er sich aber jetzt, als er nach glücklich bestandenem Examen durch die Empfehlung eines einflußreichen Verwandten die hübsch dotirte Anstellung bei Siemens & Halske fand, in den Strudel des großstädtischen Gesellschaftstreibens.

Die naive Lebensfreude, die aus seinen hellen, braunen Augen blitzte, hob sich erfrischend von der Gesellschaftsmüdigkeit der blasirten Salonlöwen ab. Er tanzte gut und gern, er empfand die Einladungen zu Hausbällen, Jours, Diners und Musikabenden noch nicht als lästigen Zwang wie so viele junge Herren seiner Bekanntschaft, er betheiligte sich mit dem ersten Frohmut des lebenslustigen Provinzialen, der über gesunde Nerven und eine gute Dosis Humor verfügt, am Arrangement von all den Bazaren und Wohlthätigkeitsfesten, die neuerdings den Mittelpunkt der reichshauptstädtischen Geselligkeit bilden.

Alle Welt hatte ihn gern. Besonders in den mit heirathslustigen Töchtern gesegneten Kreisen war er ein stets willkommener Gast. Den Grund der mannigfachen Auszeichnungen merkte er natürlich bald. War er bei seinem reichen Nachbar in der Bendlerstraße, dem Konsul Gundermann, zu Gast, dann bekam er mit tödtlicher Sicherheit allemal die Nichte des Hausherrn, Fräulein Elli Gundermann, als Tischnachbarin. Lud ihn Frau v. Westernhagen, die Generalswittwe, ein, so stand gewiß auf dem Klappkärtchen, das ihm der gravitätische Diener im Vorzimmer präsentirte, zu lesen: „Herr Doktor-Ingenieur Streit wird gebeten, Fräulein Hilde v. Westernhagen zu Tisch zu führen". Beim Bauldirektor Streit, einem entfernten Onkel, setzte man ihn neben die pikante, reiche junge Wittwe des österreichischen Korvettenkapitäns, beim Geheimen Ober-Regierungsrath Lucius neben die jüngste Tochter von dessen Schwägerin, der Excellenz v. Reedern.

Er schrieb darüber lustige Briefe nach Hause: es sei, als ob ganz Berlin sich verschworen habe, ihn gleich in der ersten Saison ‚unter die Haube' zu bringen. Gundermann's hatten ihm jetzt schon angedeutet, daß sie sich im Sommer sehr freuen würden, ihn in Norderney zu sehen, Frau v. Westernhagen empfahl ihm Heiligendamm, Onkel Streit wollte ihn im Herbst, wo die junge Kapitänswittwe wieder nach Deutschland kam, zur Jagd einladen, Lucius hatte es ihm nahe gelegt, seine Verwandten auf ihrem kleinen Landgut in Pommern zu besuchen.

Vorläufig erschienen ihm die jungen Damen alle gleich hübsch und gleich liebenswürdig.

Was ihn manchmal verlegen machte, ihn mitunter sogar gegen die eine oder andere einnahm, war bloß der Umstand, daß er zu merken glaubte: die jungen Damen wußten bereits gleichfalls, welche Pläne für ihre Zukunft im hohen Rath der Mütter geschmiedet wurden.

Er that aber als ob er nichts merkte. Es war ein flottes, sorgenloses, im Wirbel der Großstadt immer amüsantes, immer wechselvolles Junggesellenleben, das er führte.

Sein ‚alter Herr', der sich über die Karrière seines Jüngsten freute, im Grunde auch über seine gesellschaftlichen Erfolge, ermahnte ihn bei seinem Besuch zu Weihnachten in seiner kurzen, soldatischen Art: „Alles ganz famos, mein Junge, hast Dir das bischen Amüsement redlich genug verdient, aber meide ein Zuviel an Zerstreuung, laß Dich ums Himmelswillen in Deinem Amt nicht dadurch stören! Wie sagt Meister Scheffel? — ‚Hüt dich, hüt dich vor Versandung!'"

Der junge Doktor-Ingenieur lachte. „Keine Sorge, Papa. Siehst Du, es ist, als ob ich aus zwei grundverschiedenen Elementen bestünde: den ernsten Pflichtmenschen ziehe ich aus, wenn ich abends um sechs Uhr in den Gesellschaftsanzug schlüpfe; aber geht es folgenden Tags wieder in den Beruf, stecke ich erst wieder in der Arbeitsjoppe drin, dann kenne ich den andern Fritz, den im Frack, überhaupt nicht mehr!"

Die Gehaltserhöhung und die Bewilligung eines vierwöchentlichen Sommerurlaubs bewiesen dem alten Militär deutlich genug, daß die berufliche Leistungsfähigkeit seines Sohnes dessen Vorgesetzte durchaus befriedigte.

Zu einem innerlichen Konflikt kam es für den jungen Doktor-Ingenieur erst im zweiten Jahre gegen Ende der Gesellschaftssaison.

Aber auch da war nicht etwa der Fritz im Frack dem Fritz in der Arbeitsjoppe hinderlich: sondern es trat genau das Gegentheil ein.

* * *

Vertretungsweise hatte er die technische Leitung der Konstruktion mehrerer neuer Fernsprechkontrollapparate zuertheilt bekommen, die als Ausstellungsobjekte konkurriren sollten. Ein glücklicher Einfall brachte ihn da eines Tages auf die Spur einer wesentlichen Vereinfachung, also Verbesserung des bisher sehr komplizirten englischen Systems.

‚Erfindungen' waren auf seinem Gebiet nichts Seltenes. Jeder Tag brachte neue Systeme, neue Konstruktionen, von denen viele sogar patentirt wurden, ohne daß der geistige Vater der neuen Technik nun gleich sein Glück machte, wie Laien sich das mitunter so vorstellen. Fritz Streit hatte, so jung er war, den ersten Erfinderrausch mit der fast unausbleiblichen nachherigen Ernüchterung auch schon mehrmals durchgemacht. In diesem Falle sah er aber doch bestimmt und klar den großen Vortheil, den die Ausnutzung seiner Entdeckung für die Firma und auch für ihn im Gefolge haben würde.

Natürlich bedurfte die gründliche Ausarbeitung seiner Idee noch großer Mühe, großen Fleißes und vor allem der Zeit, um die langen Tabellen aufzustellen, die schwierigen Berechnungen vorzunehmen. Und dazu fand er während der Dienststunden am Tage weder die Gelegenheit noch die Sammlung. Die Abende aber — gehörten ihm gar nicht mehr. Er ward sich jetzt erst darüber klar, wie sehr er sich freiwillig gebunden hatte, jetzt, wo er seine Freiheit zurück haben wollte und sie nicht mehr bekam.

Als er das nächste Diner bei Gundermann's absagte, sprach der Konsul selbst bei ihm mit vor: er müsse kommen, sonst säße man zu Dreizehn bei Tisch, es seien nur die Intimeren geladen, denn man feiere Ellis Geburtstag, die jetzt mündig und aus seiner Vormundschaft entlassen werde.

Also sagte Fritz Streit nachträglich doch noch zu.

Aber trotzdem er auch heute wieder die besondere Ehre hatte Fräulein Elli zu Tisch zu führen: er konnte durchaus nicht in die rechte Stimmung kommen. Die Unterhaltung war gequält — das Geburtstagskind schien selbst sehr zerstreut — er empfand es geradezu als ein Opfer, daß er da über Tennis, über Theater, über die letzte Sommerreise der Familie Gundermann und über ihre nächste sprechen mußte, statt daß er sich über seine Konstruktion verbreiten durfte. Ueberhaupt: Fräulein Elli gefiel ihm immer weniger. Anfangs hatte er für ihre tiefblauen Augen geschwärmt, die gewissermaßen etwas Rührendes besaßen, auch für ihre warme, volle Altstimme, in der so viel Charme und Güte lag, dabei eine so zwingende innere Heiterkeit, die etwas wie Sonne über die ganze Umgebung ausstrahlen konnte. Aber im Verlauf dieser endlosen Tafelei ward sie ihm immer fremder: ihr Wesen nahm auch mehr und mehr eine schnippische Gleichgültigkeit an. Vermuthlich hatte sie erwartet, daß er sich ihr heute endlich erklärte — noch bequemer hätten Gundermann's es ihm ja nicht machen können — und sie war nun verärgert, daß sie zwecklos eine ganze Saison mit ihm vertanzt hatte.

„Wie entsetzlich eintönig im Grunde diese Diners sind! — Jemine, wie ich mich langweile! — O du mein Schreck, noch drei, nein, noch vier Gänge! Das ist ja um auf die Bäume zu klettern . . .!"

Fast wäre ihm dies oder ähnliches laut entschlüpft. Ebenso oft war er versucht, eine Logarithmenformel in das müde weiterplätschernde Gespräch einzuwerfen.

Er athmete erlöst auf, als endlich das Dessert servirt war.

Digitized by Google

Noch am selben Abend setzte er sich daheim an den Schreibtisch und sagte für die nächsten beiden Wochen jede Einladung ab: er müsse arbeiten, arbeiten, arbeiten!

Aber das rief einen wahren Sturm hervor. Die Generalin schickte ihm postwendend ihre beiden Söhne, den Kavalleristen und den Referendar, auf die Bude: wenn er sie bei dem großen Bazar im Herrenhaus nicht unterstützen wolle, dann müßten ja sämmtliche Arrangements umgestoßen werden, es sei doch niemand da, der ihn ersetzen könne, er solle doch ums Himmelswillen ein Einsehen haben, die Prinzessin habe ihr Kommen zugesagt u. s. w. u. s. w.

Wie immer er's in diesem Falle und in vielen andern Fällen auch anstellte: er kam einfach nicht mehr frei, er ward die drückenden Ehrenämter nicht mehr los. Der Juni nahte, und er fand immer noch nicht die so sehnsüchtig erhoffte Ruhe zur Arbeit.

Und dann wollte man sich seiner auch gar noch für den Sommer versichern.

Wieder, und diesmal dringlicher, forderte die Generalin ihn auf, seinen Urlaub in Heiligendamm zu verbringen. Als er nicht sofort zusagte — die Wichtigkeit seiner Arbeit glaubte ihm niemand — sah ihn Hilde mit fast schmerzlichem Vorwurf an. Sie that ihm leid — aber in derselben Minute war sie ihm wieder ganz unausstehlich. Ja, sämmtliche jungen Damen, mit denen er sich im Verlauf dieser beiden Winter hatte verloben und verheirathen sollen, Elli inbegriffen, waren ihm unausstehlich. Konsul Gundermann schrieb ihm in seiner jovialen Art, er werde vom 16. Juli ab ein Zimmer in der Villa Mathilde in Norderney für ihn reserviren lassen, ‚wie abgemacht'. Fräulein v. Reedern sollte er versprechen, wenn er nach Norderney ging, zuvor auf Klein-Boltenau vorzusprechen, um den von ihr selbst angelegten Tennisplatz zu begutachten. Onkel Streit war n o c h deutlicher: er wollte ihn im Karerseehotel rettungslos mit der Kapitänswittwe verloben.

„Liebster Onkel, ich habe absolut keine Zeit zum Heirathen — ich muß arbeiten — ich habe jetzt lange genug dem Vergnügen gelebt . . ."

„Ja, denkst Du etwa, Fritze, das Heirathen sei ein Vergnügen? — Du bist ganz einfach spruchreif, mein Junge."

„Wenn ich Dir aber ehrlich gestehe, Onkel, ich — ich kann all diese jungen Damen mit dem ewigen erwartungsvollen Lächeln nicht ausstehen — ich hasse sie — sie sind mir gräßlich — was dann?!"

Verstimmt reiste der Bankdirektor nach den Dolomiten ab. Er fand es empörend, daß sein Neffe sich so mit Händen und Füßen gegen sein Glück sträubte.

Nun ward es mit Macht Sommer und sehr, sehr heiß. Im Berliner Westen schlossen sich immer mehr Rolljalousien und weißseidene Stores, und in dichtbepackten Gepäckdroschken ging die Fahrt tagaus tagein aus dem Thiergartenviertel nach den verschiedenen Bahnhöfen. Anfang Juli weilte kaum einer seiner Bekannten mehr in der Stadt — bald war Fritz Streit mutterseelenallein.

Und dieses stille, heiße, asphaltreiche, menschenverlassene Berlin — dasselbe Berlin, das er mittlerweile geradezu hassen gelernt hatte — begann ihm mit einem Mal wieder ausnehmend zu gefallen.

Wie befreit, wie erlöst genoß er die Ruhe nach dem Sturm.

* * *

Mit welchem Recht ihn Gundermann's nach Norderney, Onkel Streit nach dem Karersapaß, Fräulein v. Reedern nach Klein-Boltenau und Westernhagen's nach Heiligendamm hatten verschleppen wollen, das ward ihm nun immer unbegreiflicher. Es gab im Sommer doch thatsächlich nichts Behaglicheres und Gemüthlicheres als diese Riesenstadt.

Wenn er des Abends von den Elektrizitätswerken heimkehrte, machte er einen Umweg durch den Thiergarten, erfreute sein Auge an dem saftigen Grün der fast stündlich besprengten weiten Rasenflächen, erquickte sich an der Stille, die in dem park- und gartenreichen, jetzt fast entvölkerten Westen herrschte. Idyllisch, ja ländlich still war's auch in dem Hause, in dem sich seine kleine Junggesellenwohnung befand. Sie lag im obersten Stockwerk eines Gartenhauses, das einen altmodischen, verschwiegen inmitten uralten Baumbestandes gelegenen Villenhof abschloß. An sein Schlafzimmer grenzte eine kleine Veranda, an der dicker Epheu emporgeklettert war. Er hatte sie bisher der Nachbarschaft wegen nie benutzt. Nun sah er aber ringsum dichtverschlossene Fenster, die Bewohner sämmtlicher Etagen weilten am Strand oder im Gebirge, und wenn er abends den Tisch herausrückte, die Lampe darauf stellte und zu arbeiten begann, kam er sich so himmlisch weltentrückt vor wie etwa ein Leuchtthurmwächter oder ein Aelpler an der Schwelle der Schutzhütte.

Diese wundersame Einsamkeit, dieser köstliche Frieden, die stille laue Luft über den leise rauschenden Wipfeln der alten Thiergartenbäume!

Im Westen Berlins gab es jetzt nur sehr wenig Einwohner, aber das waren die glücklichsten und zufriedensten Menschen der Welt: nämlich die Portiersleute. Die Portiersleute, die allein und souverän wie die Fürsten über die weitläufigen Paläste und villenartigen Prunkbauten verfügten, die ihre Kinderwagen in die herrschaftlichen Parks schoben, ihre Blumenfenster und ihre Knopflöcher mit den duftenden Rosen aus den Vorgärten schmückten und tausendmal behaglicher lebten als die Besitzer all dieser Herrlichkeiten, die sich draußen in den Sommerfrischen in zu heißen oder zu kalten, engen, primitiven Hotelquartieren über schlechte Betten, schlechtes Essen, schlechte Bedienung, theure Preise und unangenehme Nachbarschaft ärgerten.

Fritz Streit war nun fest entschlossen, sich lieber die dauernde Feindschaft sämmtlicher Schwiegermütter von Berlin W. zuzuziehen, als sein wundervolles Tuskulum hier oben während seines Urlaubs zu verlassen.

Der Aufwärterin nahm er das Gelübde ab, ihn nicht zu verrathen: denn für alle, die etwa nach ihm fragten, machte er ‚zur Erholung seiner angegriffenen Nerven' an Bord der Auguste-Viktoria eine Seereise nach dem Mittelmeer.

Ein geheimes Bangen empfand er bloß, wenn er an das reservirte Zimmer in der Villa Mathilde zu Norderney dachte. Denn dem Konsul glatt abzuschreiben, wagte er doch nicht. Er verschob es wenigstens von einem Tag auf den andern.

Aber die Arbeit kam prächtig vom Fleck.

Ermüdeten seine Augen über den Plänen und Tabellen, so schwang er sich aufs Zweirad, schlug sich ans Havelufer, badete, ließ sich draußen in einem schattigen Garten ein ländliches Mahl vorsetzen, mit verdoppeltem Eifer machte er sich daheim dann wieder in seinem kühlen Zimmer ans Werk.

Das Schönste seiner ganzen Urlaubszeit waren immer die Abende: wenn er beim Sonnenuntergang auf der Veranda über den schweigenden Thiergartenbäumen saß, die wunderbare Tönung des westlichen Himmels vor sich hatte und dem Vogelgezwitscher lauschte.

Sommerstille ringsum. Nur irgendwo in einem der Villenhöfe tief da unten eine immer vergnügte Portiersfamilie, die sich lachend auf dem Rasen kugelte — Käfergebrumm, Glockenläuten, in weiter Ferne der dumpfe Akkord der gewerkreichen Großstadt — dann und wann hörte man auch abends, wenn die Portierskinder zu Bett gebracht waren, eine weiche Frauenstimme Schumann'sche Lieder singen oder mit melodischem Organ Gedichte oder Prosa vorlesen.

Fritz Streit legte oft die Feder, den Zirkel, das Lineal, die Logarithmentafel oder den Bleistift, was er gerade in der Hand hatte, weg und hörte fast andächtig zu. Er sah durch das Gezweig der Bäume auch die an den Garten anstoßende Terrasse und den rothseidenen Schirm der Lampe, bei deren Schein das junge Weib las.

Digitized by Google

Der Situation nach mußte es bei Gundermann's sein. Er erinnerte sich, daß bei Konsuls ein siebzigjähriges Tantchen lebte. Gewiß hatte man für die alte Dame, die die Beschwerlichkeiten der Reise fürchtete, zur Gesellschaft eine Vorleserin engagirt.

Gundermann's und Fräulein Elli erwarteten ihn nun schon seit acht Tagen in Norderney. Das fiel ihm zuweilen doch immer wieder schwer aufs Herz. Er kränkte sie in unverantwortlicher Weise — und Fräulein Ellis Freundschaft hatte er sich gewiß schon endgültig verscherzt.

Aber es war ja so märchenhaft schön hier, so unbeschreiblich wonnig —!

Oh, Gundermann's Tantchen wußte schon, weshalb sie auf den sommerlichen Reisenummel verzichtete: konnte man denn idyllischer leben, ungestörter und friedlicher, als inmitten dieser Millionenstadt, sodald all die fahrigen, nervösen, aufgeregten, unzufriedenen Berliner sie verlassen hatten?

Wenn Südwind war, vernahm er fast Wort für Wort von der Vorleserin, die sehr sprachenkundig zu sein schien. Die ‚Isländischer' wurden im französischen Original gelesen, dann kam ein drolliges englisches Geschichtchen von Boz, ein andermal hörte er von dem weichen, schmiegsamen Organ ein Kapitel aus dem ‚Ekkehardt', auch klangvolles Italienisch schlug gelegentlich an sein Ohr.

Und wie die beiden Damen bei den humoristischen Stellen lachten — so herzlich, so silberhell, so zwingend, daß man unwillkürlich mitlachen mußte!

Die melodische Stimme der Jüngeren berührte ihn oft wie eine Liebkosung, sie löste etwas Zärtliches, Sehnsüchtiges in ihm aus, das er nie zuvor gekannt hatte.

Eines Abends — es war in einer Arbeitspause, wo er wieder dem sanften Organ der Vorleserin gelauscht hatte — fuhr er da aber plötzlich schreckhaft empor. Und gleich darauf fegte er die Treppe hinunter bis in den Garten. Klopfenden Herzens und unsicheren Schritts — als ob er auf verbotenem Pfade wandelte — ging er quer über den Rasenplatz und blieb am Gitter des Nachbargartens stehen, am Fuß der Terrasse, auf der die beiden Damen saßen.

„Lies das noch einmal, Elli!" sagte ein mattes Damenstimmchen. „Es klingt wie eine sehnsüchtige Melodie. Ja, ich höre es so gesprochen noch lieber als gesungen. Es liegt eine ganze Seele drin, wie Du es sagst."

Und Elli Gundermann, die das Buch schon zugeklappt und den Kopf zurückgelehnt hatte, so daß das rothe Schleierlicht ihren zarten Teint demalte, begann in ihrem weichen, warmen, so seltsam rührenden und zu Herzen gehenden Ton leise und schlicht, langsam, zum Schlusse zögernd, des ‚Wandrers Nachtlied' zu citiren.

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh; in allen Wipfeln spürest Du kaum einen Hauch; die Vögelein schlummern im Walde. Warte nur, balde — ruhest Du auch."

* * *

Er hatte sich still zurückgezogen — denn das alte Tantchen hatte zu weinen begonnen.

Langsam stieg er wieder zu seinem Tuskulum empor. Auf der Veranda saß er dann lange in tiefen Gedanken, in seltsamer Bewegung.

Auch unten war's still geworden, die rothe Schleierlampe leuchtete nicht mehr. Die Damen hatten den Platz auf der Terrasse verlassen.

Aber die weiche Stimme, das liebe, schlichte Goethe'sche Lied klang noch immerzu in seinem Ohre — nein, in seinem Herzen nach.

Wie ein süßer Zauber hielt es ihn umfangen.

* * *

Am andern Abend, grad während Elli die Schumann'sche ‚Mondnacht' sang, ward dem auf der Terrasse zuhörenden alten Fräulein Besuch gemeldet.

Das war etwas so Außergewöhnliches in dieser Sommerstille, da doch alle Bekannten des Hauses Gundermann verreist waren, daß sie den Fremden hereinbitten ließ, kaum daß sie einen Blick auf die Visitenkarte warf.

Als das Hausmädchen die Thür zum Salon öffnete, trat Fritz Streit leise ein. An der Schwelle wartete er, bis das Lied zu Ende war.

Nun blickte die Sängerin auf. Aber in ihren Zügen malte sich geradezu Schreck, als sie ihn erkannte.

Das war indessen nur für einen Augenblick. Dann huschte sofort ein kühles, fast spöttisches Lächeln über ihr Gesicht.

„Sie sind von Ihrer Seereise schon zurückgekehrt, Herr Doktor Streit?" Sie war wieder völlig die gewandte Salondame wie im Winter, führte ihn dem alten Fräulein zu, stellte ihn vor, und ihn zum Sitzen ein und begann genau wie früher immer eine flotte, verbindliche Konversation. „Haben Sie gute Fahrt gehabt? Wie war das Wetter unterwegs? Hatten Sie passable Reisegesellschaft?"

In seiner eigenthümlichen Seelenverfassung that es ihm wirklich weh, sie so oberflächlich konversiren zu hören.

„Das Wetter war genau so sommerlich schön wie hier. Aber Gesellschaft hatte ich nicht — ich reiste allein."

„O — das begreife ich gar nicht — wo Sie doch ein so beweglicher Gesellschaftsmensch sind!"

„Auf dieser Reise hätte ich durchaus keine Begleitung gebrauchen können. So Wundervolles hab ich erlebt — ich wäre zu eifersüchtig gewesen, es mit andern zu theilen."

Nun horchte sie doch auf. Es lag ein seltsamer Unterton in seiner Stimme.

„Ich hatte zuerst eine lange, einsame Fahrt, auf der ich mich von all der Unrast der verwirrenden Wintergeselligkeit freimachen, mich sammeln, auf mich selbst besinnen konnte. Der Weg war weit, sehr weit."

„Und — wohin ging die Reise?"

„Ich kam in ein fremdes Land, das — das gar keinen Namen trägt."

Das Tantchen sah erst ihn, dann Elli erschrocken an. „Das keinen Namen trägt?"

„Ja, denken Sie, meine Damen, es war ein Märchenland. Und dort bestieg ich einen hohen Berg, von dessen Gipfel aus man eine weite, weite Aussicht hat."

„Die Aussicht — worüber?" fragte Elli, die immer zaghafter, von seinem malenden Ton zugleich mehr und mehr gefesselt ward.

„Die Aussicht über das Leben, gnädiges Fräulein. Also über sehr viel trockenes Flachland — aber auch über zauberschöne, poetische Gärten und einsam ragende Höhen."

„Wie — seltsam — Sie sprechen."

„Und von der hohen Warte aus sah ich auch Menschen — sah Bekannte, denen ich früher schon hundertmal im nüchternen Alltagslicht begegnet war, plötzlich in einer ganz neuen, verklärenden Beleuchtung. Und ich hörte auch ihre Stimmen. Besonders eine liebe Stimme, die Goethe'sche Lieder las, und die mir ganz eigen zu Herzen ging."

„Herr Doktor — machen Sie mit uns — einen Spaß?" fragte Elli, die ganz bleich geworden war.

„Nein, gnädiges Fräulein, es ist mir heiliger Ernst. Sehen Sie, diese Stimme, von der ich Ihnen da erzählen will, die hatte ich in den letzten Wintern auch schon wohl hundertmal gehört. Aber im Alltagsgewirre vermischte sie sich immer mit tausend andern. Dort oben dagegen klang sie so rein und weich und lind wie heller Kirchenglockenton. Oder wie ein Märchen aus seligen Kindheitstagen. Ich mußte immer und immer wieder lauschen, jeden Abend, stundenlang, ob sie nun sang oder las."

Tantchen reckte noch besorgter den Kopf. „Ja — aber wo war denn das?"

„Ganz in Ihrer Nähe. Sehen Sie, dort oben über den Baumwipfeln, wo das Licht brennt — Sie müssen sich ein wenig zur Seite neigen, gnädiges Fräulein — ja, dort war's. Dahin hatte mich aus dem Tohuwabohn der Berliner Wintersaison eine Art Flucht geführt."

Digitized by Google

„Das ist aber seltsam," sagte Fräulein Elli verwirrt. „Da oben sind Sie gewesen — die ganze Zeit?"

Er nickte lächelnd. „In der einsamen Sommerfrische da oben hab ich heuer meinen Urlaub in stiller Arbeit verlebt." Und mit strahlender Miene erzählte er von seinem Werk.

„Wir dachten Sie alle an Bord der Augnste Viktoria," sagte die junge Dame endlich sich fassend. „Einmal hieß es doch auch, Sie wollten nach Norderney?"

Fritz Streit seufzte schuldbewußt. „Ja, sehen Sie, als mein Urlaub anfing, da fand ich's so traumhaft schön hier: — die Stille, der Friede, die Sammlung — und alle Abende die wundervolle, weiche, melodische, liebe Stimme." Sie schlug die Augen nieder, aber er fuhr fort: „Ich wußte ja, daß ich an der See doch nur wieder eine Fortsetzung des Gesellschaftstrubels finden würde. Und es bangte mir geradezu vor der Begegnung mit all den gleichgültigen Berliner Alltagsbekannten, für die das Leben nur aus Bällen, Diners — und aus oberflächlichem Flirt besteht." Eine kurze Pause folgte seinen Worten. Er blickte sie forschend an. „Uebrigens — scheint es Ihnen ähnlich ergangen zu sein, mein gnädiges Fräulein, denn Sie sollten ursprünglich doch auch mit nach Norderney?"

Eine leichte Röthe hatte sich ihrem Antlitz mitgetheilt. Sie sah ihm noch immer nicht ins Auge. „Ja," erwiderte sie leise, seltsam bedrückt, „es ist mir ähnlich ergangen. Die Koffer waren schon gepackt, da bat ich den Onkel noch in letzter Stunde, mich daheim zu lassen. Im Winter kommt man ja weder zu Lektüre noch zu Musik noch zu Sammlung — es ist das ein ewiges Hasten und Jagen ... Und all die Gesellschaftsmenschen, die im Winter meine Tischnachbarn gewesen waren, auf Norderney wiederzusehen, das lockte mich ebenso wenig wie es Sie gelockt hat. Da blieb ich eben lieber bei Tantchen."

Fritz Streit sah, wie die Hände der Jungen und der Alten sich zu leisem Drucke fanden. „Und es lockte Sie gar nicht festzustellen, ob es unter diesen Gesellschaftsmenschen nicht auch Leute gab, die in Wirklichkeit ganz anders waren, als sie sich im rauschenden Wintertrubel Ihnen gezeigt hatten?"

„Daß das möglich wäre — daran hab ich nie gedacht."

„Ihren Ballherren und Tischnachbarn haben Sie aber doch auch selbst nie verrathen ..."

Er brach ab, denn ein leichter Seufzer hob ihre Brust.

„Es scheint," sagte sie nachdenklich, „daß wir armen modernen Großstädter in unserer Welt der Feste niemals einen Menschen wirklich kennen lernen können — daß unser ganzes Leben nur ein einziger Maskenball ist."

Tantchen sann lächelnd vor sich hin. „In meiner Jugend war's anders, ganz anders. Da hatten die Leute noch Zeit für einander. Und ein gutes, stilles Buch, im Freundeskreis gelesen, führte die Menschen einander näher, als all Eure glänzenden Winterfeste. Und auch in Norderney am Strand und auf den Reunions und beim Tennis — da mögen unter dem geputzten Volk so manche fremd an einander vorübergehen, die sich in der Einsamkeit gewiß gefunden hätten."

Man sprach an diesem Abend noch viel über alte und neue Zeit. Tantchen behandelte das Thema durchaus unpersönlich. Die beiden jungen Leute gaben sich den Anschein, als ob es auch für sie nur eine rein akademische Frage wäre. Aber Tantchen hatte doch schon so allerlei gemerkt.

Als der Fremde, der so litteratur- und musikliebend war, sich erhob, lud sie ihn zu baldigem Wiederkommen ein.

* * *

Und von da an kam er alle Abende. Man las — man plauderte — man musizirte — man träumte.

Einmal ließ Tantchen sie allein.

Durch die alten Thiergartenbäume strich leise der laue Sommerwind — fernher tönte das Rollen und Rauschen und Branden und Zusammenschlagen der Fluthen des Berliner Lebens.

Elli saß am Geländer der Terrasse. Sie hatte die Stirn in die Hände gestützt und sann so manchem Wort nach, das der Sommergast in dieser stillen Zeit gesprochen, manch' innigem Wort, das sie ihrem winterlichen Tischnachbar gar nicht zugetraut hätte.

Nun kam es endlich zu einer offenen Beichte zwischen ihnen. Sie sagte ihm auch den wahren Grund, weshalb sie nicht nach Norderney hatte mitgehen wollen: weil sie gewußt hatte, daß sie ihm dort begegnen würde.

„Sie wußten auch, was Onkel und Tante mit uns beiden im Sinne hatten, Fräulein Elli?"

„Ja, ich wußte es. Und fürchtete mich davor."

Er war zu ihr getreten und nahm ihre Hände in die seinen. „Hat sich Ihr Urtheil über mich inzwischen nicht ein bischen geändert?" Da sie schwieg, nur die Lider senkte, fuhr er lächelnd fort: „Sie selbst, Fräulein Elli, haben sich im Berliner Wintertrubel ja auch nicht so gegeben, wie Sie waren. Tantchen wird schon recht haben: auf den lärmenden Festen geht man fremd an einander vorüber — finden kann man sich nur in der Einsamkeit. Und Einsamkeit gibt's überall; man darf sie nur nicht fliehen. Sogar die Millionenstadt hat uns in dem stillen Gartenwinkel hier eine heimliche Sommeridylle vergönnt, die wir am Strand von Norderney gewiß nicht gefunden hätten."

Sie schlug voll und groß die schönen, tiefblauen Augen zu ihm auf. „Weil wir sie da nicht gesucht hätten!" sagte sie, in Träumen versunken.

* * *

Als die Fluth der Badegäste von den Meeresgestaden und aus den Alpenrevieren nach Berlin zurückkehrte, verärgert von den theuren Preisen, vom schlechten Wetter, von der Ueberfüllung in allen Hotels, auf allen Bahnen, verzankt mit den meisten Badebekanntschaften, erschöpft von den tausend Unbehaglichkeiten der Hauptreisezeit, rüsteten sich Fritz Streit und Elli Gundermann zu ihrer großen Lebensreise.

Mit seiner Sommerarbeit hatte der junge Doktor-Ingenieur sein Glück gemacht — sie schien das Schwungbrett seiner Karrière zu werden. Im Frühherbst war die Hochzeit.

In fröhlicher Wanderkameradschaft nahmen sie darauf den Marsch in die weite Welt auf, pilgerten Hand in Hand durch stille Thäler und stiegen empor auf die aussichtsreichen Höhen, die längst geräumt waren von den lärmenden Großstädtern.

Da genossen sie im unendlichen Frieden, im großen Schweigen der herbstlich sich schmückenden Natur die letzte wärmende Sommersonne.

Wie still hier draußen die Welt war, wie verträumt, wie sonnig und klar, wie wunderbar einsam — fast so still und verträumt wie die Großstadtidylle, in der ihnen ihr Glück aufgegangen war.

Paul Oskar Höcker.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 25. Oktober 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3 Mk vierteljährlich), für die andern Länder dem Weltpostvereine bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Anzeigen nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Der verhauene Marmorblock. Von Theodor Barth.

Das Vereinsrecht und die Frauen. Von Alice Salomon.

Parlamentsbriefe I. Von Proteus.

Russische Thronfolgen. Von ****.

Die hessischen Landtagswahlen. Von A. Lindl (Darmstadt).

Die Ehe Ludwigs XV. Von G. Ranschoff.

Zum neuen Urhebergesetz. Zwei Zuschriften.

Die Braut. (Eine Skizze.) Von Ernst Zahn (Göschenen).

Die Anfänge von Otto Gildemeister's Uebersetzerthätigkeit.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Debatten über den Zolltarif im Reichstag haben als werthvolles Nebenprodukt eine interessante Mittheilung geliefert. Der Centrumsabgeordnete Dr. Heim erklärte in seiner Rede, daß er seiner Zeit mündlich und schriftlich bestürmt worden sei, gegen die Vermehrung der „elenden" Flotte zu stimmen. Die Bestürmer aber waren nicht Sozialdemokraten; nach der landläufigen Phraseologie der Rechten verfolgen diese freilich das Ziel, das Vaterland wehrlos zu machen. Dringender Befürworter der Wehrlosmachung des Vaterlandes war nach Dr. Heim in diesem Falle vielmehr der Bund der Landwirthe.

Nachdem Herr Dr. Heim diese Enthüllung gemacht hatte, sprachen noch Dr. Rösicke und Dr. Hahn, die Führer des Bundes der Landwirthe, und beide enthielten sich der Erklärung, daß die Angaben des Centrumsredners unwahre seien; somit wird man die Mittheilung als wahr anzusprechen haben.

Der Bund der Landwirthe ist eine Gründung der Konservativen. Der Bund der Landwirthe ist nur groß geworden durch die Unterstützung der konservativen Politiker und der konservativen Beamten. Und dieser Bund, der heute zu den Konservativen so untrennbar gehört wie der Lauf für den feineren Schrotschuß zu dem Lauf für den derben Kugelschuß bei der Doppelflinte, er erstrebt, in militärischen Fragen das Centrum für eine Politik zu gewinnen, die die Sozialdemokratie verfolgt.

Die Sozialdemokraten verfolgen diese Politik offen und im vollen Tageslicht; der Bund der Landwirthe auf Schleichwegen und im Dunkeln. Aber das ist auch der einzige Unterschied, während im entscheidenden Punkt vollste Uebereinstimmung vorhanden ist, und sie besteht darin, daß die Sozialdemokraten und der Bund der Landwirthe sich in dem Bestreben zusammenfanden, die Stärkung unserer Machtmittel zur See zu verhindern.

Es ist immer gut, Worte auf ihren Inhalt zu prüfen. Wenn nunmehr Freiherr von Wangenheim, der das Bindeglied zwischen dem Bund der Landwirthe und dem reaktionären Junkerthum darstellt, verkündet, daß ohne ihn und seine agrarische Gefolgschaft der Staat der Sozialdemokratie ausgeliefert sein würde, so bedeutet dies, daß durch ihn und seine agrarische Gefolgschaft dem Staat in Flottenfragen genau jenes Schicksal bereitet werden soll, das ihm die Sozialdemokratie bereiten will.

Den Standpunkt der Sozialdemokratie in der Flottenfrage halten wir für falsch; aber wir haben für diese falsche Anschauung jene Achtung, die man vor einer offen bekannten Ueberzeugung haben muß. Den Standpunkt des Bundes der Landwirthe in der Flottenfrage halten wir gleichfalls für falsch; und für diese falsche Anschauung empfinden wir jenen Grad von Achtung, den man für eine Ueberzeugung hegt, die unter Verkleidung durch eine Intrigue zur Geltung gebracht werden soll.

Die Konservativen, die ihre Selbständigkeit bewahren, und die sich des Bundes der Landwirthe nur als Helfershelfer bedienen, haben auch ihrerseits bisher nichts einzuwenden gehabt gegen diese beachtenswerthe Kooperation der Nichts-Als-Agrarier und der äußersten Linken in militärischen Fragen.

Ein Prozeß, der im Augenblick sich abspielt, entrollt über die Zustände in Trakehnen ein anschauliches Bild. Ein ländliches Idyll junkerlicher Zustände des preußischen Ostens zeigt sich uns. Da ist eine überfüllte Klasse, in der sich 62 Kinder befinden; weil die Plätze nicht ausreichen, steht ein Theil der Kinder mit den Tafeln in der Hand an den Fensterbrettern. Ueber das Licht in den Schulräumen ist der Schularzt entsetzt. Im Winter sind die Wände naß, wenn sie nicht mit Schnee und Eis sich bedecken. Als der Lehrer Landkarten für die Kinder verlangte, sagt der Landstallmeister:

Digitized by Google

„Dafür gibt's kein Geld! Die Kinder lernen schon viel zu viel.“ Die Lehrer werden behandelt mit jener Milde und Zuvorkommenheit, die der preußische Korporal in der guten alten Zeit seinen Untergebenen gegenüber anzuwenden pflegte. Auf solche Weise wird Sitte und Bildung, und Ehrfurcht vor der Bildung anderer, nebst Liebe zur Heimath den Kindern beizubringen gesucht. Diese idealen ländlichen Zustände sind natürlich geeignet, die Landbewohner an der Scholle festzuhalten und sie vor der Flucht in die verderblichen Städte zu bewahren.

Im Parlament zu Wien sind die Verhandlungen in das übliche Gleis zurückgelenkt. Prügeleien haben zwar noch nicht stattgefunden; aber sie werden nur mit Mühe vereitelt. Hingegen sind die Kosenamen, die gegenseitig zur Verwendung gelangen, bereits die alten und vertrauten. In dem letzten Bericht finden sich unter anderen die ausdrucksvollen Worte: Tagedieb und Lausbub.

Die Burengenerale sind nach England zurückgekehrt. Ihr Aufenthalt in Berlin ging ohne Entgleisungen vorüber. Die tapferen Soldaten wurden bejubelt; sie erhielten auch eine Summe Geldes, die an 300 000 Mark heranreichen mag; aber, so muß man sagen, was bedeutet diese Spende gegenüber dem Elend in Südafrika? Und können durch freiwillige Mildthätigkeit entsprechende Beträge nicht aufgebracht werden, dann bleibt für die Buren das Einzige: Erneut bei England anzuklopfen und alles zu meiden, was die Engländer veranlassen könnte, ihre Thür verärgert zu schließen. Mögen chauvinistische Coterien in Frankreich und Deutschland aus Unbesonnenheit oder aus Popularitätshascherei den Buren andere Rathschläge geben; die nüchternen, wahren Freunde der Buren können den Generälen nur rathen: Sucht einen verständigen Ausgleich mit dem Vereinigten Königreich und sucht die Sympathien der englischen Bevölkerung zu erringen. Der kennt die Engländer schlecht, der daran zweifelt, daß ein Appell an ihre Humanität jetzt n a c h Beendigung des Krieges ungehört bleiben würde.

Englische Truppen haben im Somalilande eine Niederlage erlitten; eine erdrückende Uebermacht, die vom tollen „Mahdi“ geführt wurde, blieb gegenüber den Engländern Sieger. Es scheint nicht, daß diese Niederlage für England eine ernste Bedeutung hat. Bei einem Kolonialreich von dieser Ausdehnung können solche Ereignisse nur zu leicht eintreten.

* * *

Der verhauene Marmorblock.

In der Politik wie in der Kunst wird das Urtheil der Mit- und Nachwelt nicht bestimmt durch das, was man möchte, sondern durch das, was man kann. Die Regierung und die schutzzöllnerischen Parteien des Reichstages, die sich daran gemacht haben, aus dem berühmten Marmorblock des Grafen Posadowsky ein harmonisches Gebilde herauszuarbeiten, können nichts. Sie haben einen Unfähigkeitsbeweis erbracht, der nichts zu wünschen übrig läßt: Der Marmorblock ist elendiglich verhauen. Werkmeister und Gesellen stehen betrübt in dem Atelier, und es ist kein Michel Angelo unter ihnen, der es zu unternehmen wagte, aus dem verhauenen Zollgoliath einen kleineren David zu formen.

Dieser stupende Mißerfolg der schutzzöllnerischen Interessenpolitik ist in erster Linie auf das Konto der verantwortlichen Regierung zu setzen. Der einzige wirklich verantwortliche Minister im Reich aber ist der Reichskanzler. Es ist ungerecht, alle Schuld auf den Grafen von Posadowsky schieben zu wollen. Nach der Verfassung des deutschen Reiches ist der Reichskanzler in viel höherem Maße der leitende Staatsmann, als etwa in England oder Frankreich oder Italien der Premierminister es ist. Die Staatssekretäre sind seine bloßen Gehilfen, für das, was sie thun, ist er politisch verantwortlich zu machen, und deshalb kann er sich auch nicht der Ausrede bedienen, daß der Gang, den die Zolltarifaktion genommen hat, nicht von ihm bezeichnet, sondern von seinen Gehilfen selbständig eingeschlagen sei. Die gegenwärtige Blamage ist in erster Linie die Blamage des Grafen Bülow.

Graf Bülow gilt für einen außerordentlich feinen Diplomaten, aber es scheint, als ob er zuweilen, um mit Macaulay zu reden, the dupe af his own ingenuity ist. So ist es ihm auch in diesem Zolltarifhandel ergangen. Anstatt von vornherein bestimmend in den Gang der Entwicklung einzugreifen, hat er sich nur mit gelegentlichen Warnungen, die seine eigenen agrarischen Freunde nie ernstgenommen haben, an der Fortführung der Zolltarifverhandlungen betheiligt. Diese seine agrarischen Freunde haben deshalb durchaus nicht unrecht, wenn sie ihm vorwerfen, er trage dadurch, daß er seine Energie solange verborgen gehalten habe, ein gut Theil Schuld daran, daß sie sich selbst so heillos auf die Kommissionsbeschlüsse verbissen hätten.

Unter der Kanzlerschaft des Grafen Bülow ist nunmehr der überzeugende Beweis geliefert, daß selbst mit einer großen schutzzöllnerischen Mehrheit keine agrarische Schutzzollpolitik im Sinne dieser Majorität möglich ist. Die Sache ist so schlecht, daß selbst eine durch und durch agrarische Regierung und ein zu drei Vierteln agrarischer Reichstag nichts gesetzgeberisch Brauchbares zu Stande bringen können.

Welch ein Gegensatz zwischen den vergeblichen Anstrengungen des feinen Diplomaten Bernhard von Bülow und den Leistungen des einfachen Generals Leo von Caprivi auf demselben Gebiete! Die zünftigen Diplomaten blicken mit Naserümpfen auf den General, der den diplomatischen Krimskrams wahrscheinlich nur sehr unvollkommen beherrscht hat. Aber als Staatsmann wußte er etwas durchzusetzen, und auch bei den Verhandlungen mit anderen Völkern auf handelspolitischem Gebiete hat er mehr zu erreichen verstanden als selbst sein Vorgänger Fürst Bismarck. Die Mehrheitsverhältnisse waren zu Caprivi's Zeiten im Reichstage fast die gleichen wie heute. Die Abneigung der schutzzöllnerischen Mehrheit von damals gegen den Grafen Caprivi war so groß wie die ursprüngliche Zuneigung der schutzzöllnerischen Mehrheit von heute zu dem Grafen Bülow. Aber die Sache, die Caprivi vertrat, war gut und stark, und der Mann, der sie als verantwortlicher Staatsmann vertrat, besaß eine energische Hand. Es hat nie der geringste Zweifel darüber bestanden, daß, wenn der russische Handelsvertrag nicht angenommen worden wäre, der Reichstag, obgleich er erst ein halbes Jahr vorher neu gewählt war, einer sofortigen Auflösung gegenübergestanden hätte. Das wußte die widerwillige Mehrheit des Reichstages auch sehr wohl, ebenso wie sie wußte, daß sie bei neuen Wahlen mit der Parole: „Handelsvertrag mit Rußland oder nicht“ eine Niederlage erlitt, von der sie sich sobald nicht wieder erholt hätte. Graf Caprivi setzte deshalb auf handelspolitischem Gebiete beinahe spielend alles durch, während der jetzige Reichskanzler aus einer Niederlage in die andere geräth.

Wie staatsmännisch richtig Graf Caprivi bei seiner Handelspolitik verfahren ist, geht aber nicht nur daraus hervor, daß unter der Herrschaft dieser Handelsverträge Deutschland eine wirthschaftliche Entwicklung genommen hat, wie sie selbst die eifrigsten Anhänger der Caprivischen Handelspolitik nicht zu erhoffen wagten, sondern noch vielmehr daraus, daß die bloße Verlängerung der Caprivischen Handelsverträge das einzige Auskunftsmittel aus den gegenwärtigen zollpolitischen Wirren geworden ist. Der augenblickliche zollpolitische Kuddelmuddel bildet eine nach-

trägliche glänzende Rechtfertigung der staatsmännischen Einsicht des Grafen Caprivi. Die Agrarier haben Recht, ihn bis über das Grab hinaus mit ihrem Haß zu verfolgen, denn er hat den überzeugenden Nachweis geliefert, daß fruchtbare, staatserhaltende Politik im heutigen Deutschland nur gegen die Agrarier, aber nicht mit ihnen zu machen ist.

Theodor Barth.

Das Vereinsrecht und die Frauen.

Der deutsche Reichstag hat sich in seiner ersten Sitzung nach der Sommerpause mit der Frage des Vereins- und Versammlungsrechts beschäftigt. Einige Vorgänge der jüngsten Zeit haben das Verlangen nach einer reichsgesetzlichen Regelung dieses Rechtsgebiets in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt.

Die Mehrheit der deutschen Frauen ist in vereinsrechtlicher Beziehung den Schülern und Lehrlingen — kurz, den Unmündigen — gleichgestellt. Der § 8a des preußischen Vereinsgesetzes verbietet, daß Frauen Mitglieder von politischen Vereinen werden oder an deren Versammlungen theilnehmen; und ähnlich lauten die Bestimmungen in andern Bundesstaaten, in Braunschweig, Bayern u. s. w.

Wenn solche Gesetze vor fünfzig Jahren — als das preußische Vereinsgesetz entstand — von den Frauen ruhig hingenommen wurden, wenn sie damals vielleicht den Zeitverhältnissen und den Zeitbedürfnissen entsprachen, so unterbinden sie heute dem öffentlichen Wirken der Frauen geradezu die Lebensader. Denn sie verdammen die Frauen zum Schweigen, wo ihre wichtigsten Interessen in Frage stehen. So lange die Familie noch eine starke wirthschaftliche Einheit bedeutete, so lange die Arbeit der Frau sich auf das eigene Haus beschränkte, während das Interesse der Männer die ganze Welt zu umfassen begann, konnten die Frauen politischer Rechte entrathen. Aber der Umschwung der wirthschaftlichen Verhältnisse, der die Frauen des Mittelstandes und des werkthätigen Volkes — die Bürgerstochter wie die Proletarierfrau — in die Berufsarbeit drängte, hat ihnen auch die Nothwendigkeit auferlegt, ihre Berufsinteressen in Berufsvereinen zu vertreten. Und weiteren Frauenkreisen noch wurde die Pflicht zu Theil, für die wirthschaftliche und sittliche, soziale und rechtliche Hebung des weiblichen Geschlechts einzutreten.

Das aber ist auf Grund des Vereinsgesetzes den Frauen in zahlreichen Bundesstaaten versagt. Denn den Organen der Polizei ist die Aufsicht über die Ausführung des Gesetzes überlassen; sie haben darüber zu entscheiden, ob eine Berathung als politische zu betrachten ist; und da alle Berufs- und sozialen Bestrebungen von den politischen nicht ganz zu trennen sind, so haben denn die meisten Frauenvereine von der Gnade der Polizei gelebt. Aber andere sind an deren Mißbilligung, an deren Uebelwollen zu Grunde gegangen! Wer durch Jahrzehnte die deutsche Arbeiterinnenbewegung verfolgt, für den kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß das Vereinsrecht in verschiedenen Bundesstaaten nicht nur angewendet, sondern auch ausgelegt wird. Ausgelegt gegen die Arbeiterinnenvereine, die durch immer erneute Auflösungsbeitimmungen und Versammlungsverbote nur allzu oft um die Früchte ihres mühevollen Thuns gebracht worden sind; denen man aber durch diese Handhabung des Vereinsgesetzes auch das reichsgesetzlich gewährleistete Koalitionsrecht vollständig illusorisch macht.

Daß jeder Berathungsgegenstand — auch der harmloseste — als politisch gekennzeichnet werden und den Frauenvereinen dadurch verhängnißvoll werden kann, das beweisen einzelne wenige Beispiele von Vereins- und Versammlungsauflösungen. Schon 1868 wurde eine vom Bürgerkomitee einberufene Versammlung, in der über die „Bedrückung der Wollarbeiter und die Gründung von Rechtsschutzvereinen" berathen werden sollte, wegen der Betheiligung von Frauen an dieser als politisch angesehenen Verhandlung aufgelöst. Der „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen" wurde im Jahre 1886 aufgelöst auf Grund eines Vortrags über „die Zulassung der Frauen zum Gewerbegericht", und die Leiterinnen des Vereins wurden strafrechtlich verfolgt. Noch merkwürdiger erscheint die Auffassung von Vorträgen über die Einrichtung der Charité, über Nervenschwäche und über die Reform der Frauenkleidung als politischen Verhandlungsgegenständen, die 1895 zur Auflösung des Berliner Frauenbildungsvereins beitrugen.

Weit schärfer aber noch als in diesen früheren Jahren geht die Polizei neuerdings mit der Handhabung des Vereinsgesetzes vor. So ist mehrfach im vergangenen Jahr die Betheiligung von Frauen an den Bällen und Festlichkeiten von Arbeitervereinen verboten worden, und einem sozialdemokratischen Verein in Neuenhagen wurde überhaupt die Abhaltung eines solchen Festes „wegen der voraussichtlichen Betheiligung von Frauen" untersagt. Zwar wurde gegen diese Verfügung Beschwerde eingelegt; aber der Gerichtshof legte das Gesetz dahin aus, daß es sich nicht nur auf Versammlungen beziehe, die der Erörterung politischer Gegenstände dienen, sondern auch auf festliche Veranstaltungen politischer Vereine. „Nach Wortlaut und Entstehungsgeschichte des Vereinsgesetzes sei gewollt, daß Frauen weder aktiv noch passiv an der Agitation politischer Vereine theil nehmen und auch nicht ein Mittel für ihre Zwecke sein sollten, wie sie es würden, wenn sie an Festlichkeiten politischer Vereine theil nähmen, um diese zu verschönen, zu verherrlichen, sie anziehender zu gestalten und so dem Verein neue Freunde gewinnen zu helfen."

Anscheinend hat man bei den Frauen bürgerlicher Kreise, die man beispielsweise an den Festen — und auch den Versammlungen — des Bundes der Landwirthe ungehindert Theil nehmen ließ, die Gefahr für geringer erachtet, daß sie diese Veranstaltungen „verschönen, verherrlichen und anziehender gestalten, diesen Parteien neue Freunde gewinnen helfen könnten".

Wer zur Achtung vor Recht und Gesetz erzogen ist und wer als Frau sich durch starke Gefühle der Solidarität mit den Frauen der arbeitenden Klassen verbunden fühlt, der kann eine solche Rechtsungleichheit nur aufs tiefste beklagen. Wenn es für die deutschen Frauen etwas Traurigeres und Beschämenderes gibt als ihre gesetzliche Gleichstellung mit Unmündigen, so ist es die Thatsache, daß in ihrem Vaterland nicht immer mit demselben Maß gemessen wird; daß bei der einen Frau Recht ist, was bei der andern als Unrecht gilt; daß den Frauen, die nichts haben, noch genommen wird.

Seit 1895 sind bürgerliche Frauen in die Agitation gegen diese veralteten Gesetze eingetreten und auch der Bund deutscher Frauenvereine, diese größte Organisation der deutschen Frauenbewegung, hat die Forderung nach einem reichsgesetzlich geregelten, freien Vereinsrecht aufgestellt.

Wenngleich sich aber auch im Parlament seit dem Jahre 1896, als zuerst die sozialdemokratische Partei einen Antrag für unbeschränkte Vereins- und Versammlungsfreiheit der Frauen einbrachte, immer mehr Vertreter dieser Forderung gefunden haben, so ist doch eine verschärftere Anwendung des noch zu Recht bestehenden, veralteten Gesetzes auf weitere Frauenkreise dadurch nicht verhindert worden. Erst jüngst haben die Vorkommnisse in der Gesellschaft für soziale Reform allgemeines Aufsehen erregt und die Unhaltbarkeit der Zustände in das hellste Licht gesetzt.

Als vor zwei Jahren die deutsche Gesellschaft für soziale Reform gegründet wurde, wies man die Theilnahme der Frauen und Frauenvereine, die sich zur Mitgliedschaft gemeldet hatten, zurück. Da das Berliner Polizeipräsidium

Digitized by Google

— meines Erachtens durchaus zutreffend — die Bestrebungen der Gesellschaft für soziale Reform als politische ansah, hätte die Gesellschaft sich durch die Aufnahme von Frauen der Auflösungsgefahr ausgesetzt.

Wenn man aber bei dieser Gelegenheit — unter voller Würdigung der Thatsache, daß ohne Mitwirkung von Frauen soziale Reformarbeit überhaupt kaum denkbar — die Frauen auf den Anschluß an die „Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz" hinwies, deren Sektion die deutsche Gesellschaft für soziale Reform ist, während ihnen die Betheiligung an nationalen Aufgaben versagt blieb; wenn man den Frauen rieth, „betteln zu gehen, wenn sie hungrig sind;" an fremde Thüren zu klopfen, weil sie begehren, ihre Kraft für das Gemeinwohl einzusetzen: mußten sie da nicht fragen: „Haben wir Frauen denn kein Vaterland?"

Das Vereinsgesetz hat etwas tief Beschämendes: so haben sich verschiedene Abgeordnete angesichts dieser Vorkommnisse geäußert. Es enthält aber weit mehr als eine Beschämung; es enthält eine Gefahr für die Zukunft unseres Volkes, unseres Landes! Denn wie sollen die deutschen Frauen ihre Kinder zur Vaterlandsliebe, zur Theilnahme und Hingabe an nationalen Aufgaben erziehen, wenn ihnen das Vaterland Pflichten und Rechte vorenthält und sie auf internationale Aufgaben verweist? Wie sollen sie in ihre Kinder den Sinn für Recht und Gerechtigkeit einpflanzen, wenn sie beides nie empfangen haben?

Nun ist zwar von verschiedenen Politikern, auch von der Gesellschaft für soziale Reform gefordert worden, man möge das Gesetz dahin abändern, daß den Frauen die Theilnahme an sozialpolitischen — nicht aber an politischen Vereinen gestattet sei; und die Petitionskommission des Reichstages hat über eine Petition des Bundes deutscher Frauenvereine betreffs Schaffung eines freien Vereinsrechts beschlossen, sie nur insoweit zur Berücksichtigung zu überweisen, als den Frauen die Theilnahme an den Vereinen gestattet werden möge, in denen die Berufsinteressen der Betreffenden behandelt würden.

Mit solchen Maßregeln würden aber die bestehenden Zustände nm nichts gebessert; er würde nur eine neue Kautschukbestimmung an Stelle des Alten gesetzt und der Auslegungskunst der Polizeiorgane freiester Spielraum gelassen. Auch bei den jüngsten Reichstagsverhandlungen stellten sich die Vertreter der verschiedensten Parteien, die Herren Bassermann, Rickert, Dr. Müller-Meiningen, Bebel auf den Standpunkt, daß solche halben Bestimmungen die Willkür an Stelle des Rechts lassen und den unhaltbaren und unwürdigen Verhältnissen kein Ende machen würden.

Diese energischere Stellungnahme der Volksvertreter, dieses kraftvollere Eintreten für unbeschränkte Versammlungsfreiheit der Frauen ist wohl auf den jüngsten Erlaß des preußischen Ministers von Hammerstein zurückzuführen, der die Handhabung des Vereinsgesetzes regeln wollte, nach welchem Frauen als „Zuschauerinnen" politischen Versammlungen in einem besonderen Segment beiwohnen dürfen, ohne aber sich mit den männlichen Theilnehmern zu vermischen oder sich in irgend einer Form als Theilnehmer der Versammlung zu dokumentiren. Die heillose Verwirrung, die diese Bestimmung herbeigeführt hat, mußte Proteste gegen das Gesetz und seine Auslegung mehr denn je herausfordern. Es herrscht in den Kreisen der Polizeibeamten größte Meinungsverschiedenheit über den Begriff des „Segments", und die Versammlungsauflösungen sind in Folge davon zahlreicher denn je. Geradezu beschämend wirkte es aber, daß der bekannten Nationalökonomin Helene Simon nicht gestattet wurde, bei der Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform in Köln ihren auf der Tagesordnung stehenden Vortrag über „die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen" zu halten. Nicht der Vortrag wurde verboten, „sondern die Frau". Der Vortrag wurde von einem männlichen Theilnehmer der Versammlung verlesen, während Fräulein Simon „in einem Segment zuhören durfte, ohne sich durch ein Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens als Theilnehmerin der Versammlung zu bethätigen". Wenige Tage später aber ließ die Kölner Polizei in Gegenwart zahlreicher Regierungsvertreter bei der Delegirtenversammlung der internationalen Gesellschaft für gesetzlichen Arbeiterschutz eine englische Delegirte, die Fabrikinspektorin Miß Andersen, das Wort ergreifen! Muß dadurch nicht das Rechtsbewußtsein der deutschen Frauen aufs tiefste verletzt werden?

Besser als durch dieses Ereigniß konnte gar nicht bewiesen werden, wie unwürdig, unhaltbar und unerträglich die vereinsrechtlichen Bestimmungen geworden sind. So klang denn auch die Tagung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Wiesbaden in eine Aufforderung zum Kampfe um ein freies Vereinsgesetz aus, in einen Appell an die dort versammelten Frauen, in allen Theilen des Landes den Geist politischer Unabhängigkeit und geistiger Freiheit zu stärken; weiteste Kreise von der Gerechtigkeit ihrer Forderung zu überzeugen; einen Volkswillen zu schaffen, der mit solchem Nachdruck ein freies Vereinsrecht fordert, daß Volksvertretung und Regierung ihm folgen muß.

Möge diese Frauenfrage, die im Augenblick als die entscheidende bezeichnet werden kann, bald einer glücklichen Lösung entgegengeführt werden, damit nicht durch die Ausschaltung der Frauen aus dem politischen — und vielfach auch aus dem sozialen Leben — schwerer noch als die Frauen — das ganze Volk geschädigt werde.

Alice Salomon.

Parlamentsbriefe.

I.

Eine fünftägige Debatte über die wichtigsten Positionen, die Mindestzollsätze für Brotgetreide, hat stattgefunden, und sie hat nunmehr der ganzen Welt den Beweis geliefert, wie unfähig unser Agrarierthum ist, auf zoll- und handelspolitischem Gebiete irgend etwas Brauchbares gesetzgeberisch zu Stande zu bringen. Die verbündeten Regierungen haben es an Schwäche gegen das Agrarierthum wahrlich nicht fehlen lassen. Selbst der bayerische Finanzminister Riedel meinte, es gäbe viele Leute in Deutschland, die der Ansicht seien, die Regierungen hätten an Nachgiebigkeit gegen das Agrarierthum bereits zu viel gethan, und auch der Herr Reichskanzler sprach die elegischen Worte, er bezweifle, ob die Agrarier jemals einen Reichskanzler erleben würden, der ihnen noch weiter entgegenzukommen bereit sei als der gegenwärtige Kanzler Graf Bernhard von Bülow.

Das alles hat die Agrarier nicht abgehalten, auf ihrem Stück zu bestehen. Die Mindestzollsätze der Kommissionsmehrheit, die bei Weizen und Roggen nur um 50 Pfennig über den Sätzen der Regierungsvorlage liegen, bilden das äußerste Maß der sogenannten „agrarischen Zugeständnisse". Wegen dieser Differenz von 50 Pfennig kann nichts zu Stande kommen. Läßt sich eine größere gesetzgeberische Unfähigkeit denken, wie sie in dieser zollpolitischen Tragikomödie hervortritt? Die Agrarier haben von ihrem Standpunkt aus ja ganz recht, daß es schließlich einer Regierung, die bereits so weit nachgegeben hat, auf 50 Pfennig mehr oder weniger auch nicht ankommen dürfe.

Die Reichsregierung hat durch ihre fortgesetzte Schwäche die Agrarier im Reichstage gerade so verwöhnt, wie es die preußische Regierung mit ihrer Schwäche gegen das Junkerthum im preußischen Abgeordnetenhause bei der Behandlung des Mittellandkanals gethan. Die Agrarier der Rechten und des Centrums halten es deshalb nicht mehr für erforderlich, die Erklärungen der Reichsregierung ernst zu

Digitized by Google

nehmen, und so konnte man denn das sonderbare Schauspiel erleben, daß der Reichskanzler, nachdem er beim Beginn der fünftägigen Debatte bereits auf das deutlichste erklärt hatte, die verbündeten Regierungen könnten über die Mindestzollsätze ihrer eigenen Vorlage nicht hinausgehen, es am Schlusse dieser fünftägigen Debatte für nöthig hielt, dieselbe Erklärung nochmals abzugeben, und zwar in dem Tone eines Predigers, der am Grabe eines vielgeliebten Todten die Leichenrede hält. Dem Grafen Bülow ist das Citiren allmählich verleidet worden, sonst würde er sich vielleicht daran erinnert haben, daß Mephisto dem Faust auf sein „Herein" antwortet: „Du mußt es dreimal sagen".

Charakteristisch für die ganze parlamentarische Situation war es auch, daß auf die Schlußrede des Reichskanzlers keine Partei des Hauses es für nöthig befand, zu antworten. Es existirt eine Bestimmung in der Geschäftsordnung, wonach selbst nach dem Schluß der Debatte die Diskussion sofort wieder eröffnet werden muß, sobald ein Regierungsvertreter nochmals das Wort genommen hat. Im vorliegenden Falle lag gar kein Schlußantrag vor, und trotzdem antwortete niemand auf die Ausführungen des Reichskanzlers, ein Fall wie er bei einem ähnlichen Anlaß in den Annalen des Reichstages noch nicht zu verzeichnen war. Wie irrelevant müssen diese Ausführungen allen Seiten des Hauses erschienen sein, wenn niemand es für erforderlich hielt, darauf zu reagiren!

Der Vorgang ist bezeichnend. Im englischen Parlament ist der erste Minister zugleich der Führer des Hauses, the leader of the house. Bei uns ist von irgend einer Führung des Hauses schon lange keine Rede mehr. Die Zügel schleifen am Boden. Es existirt eine Mehrheit, die sich um protektionistische Begierden gesammelt hat; aber diese Begierden streben auseinander, gehen über das hinaus, was die Regierung glaubt konzediren zu können, und so zeigt der Reichstag heute eine Zerfahrenheit, die es ganz aussichtslos erscheinen läßt, daß etwas Positives zu Stande kommt. Wenn die Reichsregierung nicht so schwach und unentschlossen wäre, wie sie es leider ist, so würde sie, wie der nationalliberale Abgeordnete Sattler sehr treffend hervorhob, die Vorlage zurückziehen oder den Reichstag auflösen. Statt dessen soll fortgewurstelt werden, bis das sogenannte nationale Werk im Wüstensande endloser Debatten und Abstimmungen untergeht. Hätte der Reichstag selbst ein höheres Bewußtsein seiner Würde, so machte er diesem elenden Zustande aus eigener Initiative ein Ende, indem er die nutzlose Diskussion kurzer Hand vertagte.

Die Furcht, daß schließlich doch noch irgend ein Wunder geschehen und etwas Positives zu Stande kommen würde, ist in diesen Blättern nie getheilt worden. Die freihändlerische Opposition müßte von einer geradezu sträflichen Unfähigkeit sein, wenn es ihr nicht gelingen sollte, angesichts einer solchen Konfusion bei den Mehrheitsparteien den Zolltarifentwurf vor der gesetzgeberischen Verabschiedung zu bewahren. Schon die fünftägige Debatte über die beiden ersten Positionen hat gezeigt, daß nicht nur die Sozialdemokratie, sondern auch nicht minder die Freisinnige Vereinigung entschlossen ist, das unglückliche Gesetzgebungswerk so nachdrücklich zu kritisiren, wie es den Gefahren entspricht, denen unser ganzes Wirthschaftsleben ausgesetzt sein würde, wenn der Zolltarifentwurf der Regierung zu Stande käme. Die Sozialdemokratie und die Freisinnige Vereinigung haben von den acht Rednern der Linken bei der ersten Debatte je drei Redner gestellt. Die Sozialdemokratie hat zwei namentliche Abstimmungen, die Freisinnige Vereinigung eine beantragt. Man hat sich also mit drei namentlichen Abstimmungen begnügt, während die Gegner fürchteten, man würde ihnen ein Dutzend namentliche Abstimmungen zumuthen. Die Reden der Opposition waren mindestens ebenso sachlich wie die der Anhänger des Entwurfs. Es ist deshalb schlechterdings lächerlich, den Schein erwecken zu wollen, als treibe die Linke eine chikanöse Opposition, wofür jetzt das Wort Obstruktion gang und gäbe ist. Obstruktion ist stets ein sehr zweischneidiges Mittel, das man nur anwenden darf, wenn man eine starke öffentliche Meinung auf seiner Seite hat. Niemand wird deshalb so thöricht sein, sie anzuwenden, wenn es nicht unbedingt erforderlich ist, um den Staat vor einer verhängnißvollen Unklugheit zu bewahren. Im vorliegenden Falle wäre eine aufdringliche Obstruktion schon aus dem Grunde dumm, weil sie unnöthig ist. Die Unfähigkeit der Mehrheitsparteien ist der beste Bundesgenosse der patriotischen Bemühungen der Linken, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß sowohl die Sozialdemokratie wie auch die Freisinnige Vereinigung nicht müde werden, ihre Pflicht als Kritiker im vollsten Umfange zu erfüllen.

Das Resultat der Abstimmungen über die Brotgetreidezölle ergab, daß der Antrag des Bundes der Landwirthe auf 7,50 Mark Mindestzoll für Roggen und Weizen mit 289 gegen 44 Stimmen abgelehnt wurde, während sich fünf Abgeordnete der Abstimmung enthielten.

Der Kommissionsantrag auf 5,50 Mark Mindestzoll für Roggen wurde dagegen mit 187 gegen 152 Stimmen, und der Kommissionsantrag auf 6 Mark für Weizen mit 194 gegen 145 Stimmen angenommen. Diese drei Abstimmungen waren namentliche. Sie charakterisiren die zollpolitische Situation ausreichend. Alle übrigen nicht namentlichen Abstimmungen traten demgegenüber als politisch unerheblich zurück.

Wie wenig Werth den entsprechenden Positionen des Maximaltarifs beigelegt wurde, geht am markantesten aus dem Umstande hervor, daß diese wahnsinnig hohen Positionen: 7 Mark für Roggen und 7,50 Mark für Weizen in der ganzen fünftägigen Debatte garnicht einmal erwähnt wurden. Die Mehrheit nahm diese Sätze an, aber niemand glaubt, daß sie jemals praktische Bedeutung erlangen werden.

Nach den Zollpositionen für Weizen und Roggen kamen Hafer und Gerste zur Diskussion. Auch darüber entwickelte sich eine zweitägige Debatte. Das Resultat der namentlichen Abstimmung über den Mindestzollsatz für Hafer und Gerste führte abermals zur Annahme der Kommissionsbeschlüsse. Für den Mindestzollsatz von 5,50 Mark für Gerste stimmten 183 Mitglieder gegen 133; für einen Mindestzollsatz von 5,50 Mark für Hafer ergab sich eine Mehrheit von 180 Stimmen gegenüber einer Opposition von 139 Stimmen. Sodann wurden die Pferde bestiegen, um das Hürdenrennen über die Mindestzölle fortzusetzen. Es fragt sich jetzt nur noch, an welcher Hürde werden die Herrenreiter zu Falle kommen.

Proteus.

Russische Thronfolgen.

I.

Seitdem der Germane Rurik, fünfzig Jahre nach Karl dem Großen, die erste Staatenbildung in Rußland begann, ist in den von ihm herrührenden und später vereinigten Herzogthümern der sarmatisch-finnischen Ebene, wie in fast allen anderen germanischen Monarchien, die Erbfolge nach der männlichen Erstgeburt stehendes Recht gewesen. Auch die slavischen, oder, falls sie der Ueberlieferung nach von einem deutschen Ritter abstammen, die slavisirten Romanoffs hielten, nachdem sie den ausgestorbenen Rurikern um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gefolgt waren, an demselben Grundsatz fest. Erst Peter der Große, der so vieles umwarf, das die Jahrhunderte geheiligt hatten, räumte auch mit dieser Fundamentaleinrichtung seines Reiches auf und erklärte den Zaren per Manifest für befugt, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Der monarchische Wille, wie er in einem begleitenden Kommentar des Bischofs Pro-

Digitized by Google

kopowitsch verkünden ließ, könne alles und sei nur dem Höchsten verantwortlich.

Unsägliches Unheil entsproß in dem adwaltenden Milieu einer Neuerung, die den Gewinn der Krone nicht mehr dem Verhängniß der Herkunft, dem alle Menschen gleichmäßig unterliegen, überließ, auch nicht der Wahl durch Stände oder Volk, die wenigstens einige Gewähr der Umsicht bietet, anheimstellte, sondern nach der raschen Willkür eines unumschränkten, einzelnen, irrenden und fehlenden Menschen vergab. Gewaltthätig seinen Velleitäten frönend und Konsequenzen ignorirend, wurde Peter zu einer so schweren Aenderung des Rechts durch eine Generalisirung des kürzeren Verfahrens geführt, das er zur Beseitigung eines ungenehmen Erben ursprünglich eingeschlagen. Als er seinen weicheren Sohn, um ihn nicht succediren zu lassen, geköpft und seine Frau, die zu dem Sohne hielt, eingesperrt hatte, ernannte er eine unbestimmtere Genossin, gebotene Katharina Rabe aus Riga, ci-devant Kindermädchen im Pfarrhause zu Marienburg, die er neben früheren und späteren Liaisons in Permanenz erklärte, zu seiner Nachfolgerin. Der langjährige Selbstherrscher hatte seine Macht überschätzt. Was er Uebermenschliches erstrebte, war die Verlängerung des zarischen Willens über das Grab hinaus; was er Unterwerthiges erreichte, war nur, daß nicht ein einzelner legitimer Erbe wie bisher, sondern trotz Ernennung eines willkürlich einzelnen eine Mehrheit von Aspiranten sich in Zukunft einzustellen pflegte und derjenige, der durch Blut, Gift und List am ehesten in die Höhe kam, am sichersten auf der Unterthanen Furcht vor der organisirten Gewalt rechnen konnte, auf der die Autokratie großentheils beruht. Wo der Gehorsam ebenso groß wie die Achtung gering ist, besitzt derjenige leicht die Gewalt, der sie zu erhaschen vermag.

Schon Kaiserin Katharina I. gelangte gegen die anderen Prätendenten der petrinischen Familie nur durch den Schutz des Generals Menschikoff, des von Peter I. gefürsteten Bäckerburschen, auf den Thron. Da die Schöne vor dem Uebergang an Peter dem Menschikoff gehört hatte und nach Peter's Tode an ihn zurückgefallen war, so machte sich die Sache zwischen ihnen natürlich. Er soutenirte sie mit der Garde und sie ließ ihn für sich regieren. Um von der neuen Einrichtung Peter's den möglichsten Vortheil zu ziehen und gleich Peter seine Macht über ihr und sein Leben hinaus zu prolongiren, zwang er die kränkliche Kaiserin ihren Stiefenkel Peter, den unerwachsenen Sohn des von Peter I. hingerichteten Alexei, zu ihrem Nachfolger zu ernennen und mit seiner Tochter zu verloben. Andere, die, bei der Hinrichtung Alexei's ebenfalls betheiligt, die Rache eines zukünftigen Peter II. fürchteten, verschworen sich geführt von General Dewier, einem von Peter I. lancirten Portugiesen, für die Thronbesteigung Elisabeths, der jüngsten Tochter des verstorbenen Zaren. Dewier, der zufällig auch Menschikoff's Schwager war, wurde von dem Bruder seiner Frau, als er ihn im Laufe der beiderseitigen Operationen inzidentell niederzustechen suchte, gefaßt, gefoltert, gekuntet und halbtodt nach Sibirien exportirt. Ebenso Graf Tolstoi und eine Reihe anderer, an der Konspiration betheiligter Bojaren. Prinzeß Elisabeth gab nicht allein klein bei, weil sie mußte, sondern ließ sich, was sie auch nicht gefahrlos verweigern konnte, für 1 000 000 Rubel bereit finden, ein angebliches Testament ihrer Mutter, das Peter II. die Nachfolge zuwies, im Namen der Verstorbenen (die nicht schreiben konnte und alle Unterschriften von Elisabeth anfertigen ließ) zu unterzeichnen. Menschikoff, der sich 80 000 Rubel Provision auf die Million ausbedungen hatte, zahlte schließlich überhaupt keine achtzig.

Nun war sein Peter II. glücklich installirt. Obschon erst 13 Jahre alt, ließ der Frühreife seinen Menschikoff nur einige Monate gewähren, rückte dann durch seinen eigenen Günstling Ostermann den des Vaters sowie dessen Tochter, seine verlobte Braut, bei Seite und fertigte den Schwiegervater in spe, aller seiner Aemter und ungeheuren Ersparnisse beraubt, Knall und Fall nach Sibirien ab. Der Mann, der Peter II. zum Zaren gemacht, weil er Rußland durch ihn auch fernerhin zu meistern glaubte, der sofort nach der Accession desselben den Thronfolgeukas Peter I. aufgehoben um die Krone den von Peter II. erwarteten eigenen Enkeln desto sicherer zu reserviren, war dem Zarenknaben durch Schulmeisterei lästig geworden und starb als Bettler in selbstgezimmerter Hütte in der Einöde. Wie er Katharina's Besitz gegen die Dewier'sche Faktion, so hatte Ostermann den jungen Peter gegen ihn mit einigen Gardebataillonen zur Geltung gebracht. Peter II. aber war der Menschikoffin nicht sobald ledig, als ihn die Dolgorukis an eine ihrer Töchter zu fesseln versuchten, um nunmehr ihrerseits Menschikoffs zu werden. Ihn zu gewinnen, wurde Peter vorzeitig von ihnen als Mann behandelt in allem derzeitigen russischen Mannessport. Gleichzeitig warf die lustige Elisabeth, seine fünf Jahre ältere Tante, ihr Netzlein nach dem jungen Peter aus und gelangte sehr weit mit dem Herrn Neveu. Der ausschweifende Prinz unterlag seinem wüsten Treiben vor dem fünfzehnten Jahre, ein Opfer der ihn umstreitenden Koterieen.

Da Menschikoff sibirisirt war, wurde die von ihm verfügte Aufhebung des Petrinischen Thronfolgeukas nicht weiter beachtet und nach dem acceptabelsten Nachfolger in der Dynastie rundum geeucht. Die Dolgorukis und andere altrussische Bojaren, welche unter Peter II. in die Höhe gekommen waren, weil sie ihn die regierungslose, die herrliche sybaritische Vorzeit wiederbeleben lehrten, einigten sich auf Anna Iwanowna, eine Bruderstochter Peter I. Für sie sprach, daß sie, ohne jede andere Aussicht auf den Thron, sich der Forderung, eine Adelsmitregierung einzusetzen, fügen mußte, und daß sie, Weib und Witwe, auch in den Rechten, die sie behielt, nach Katharina's Vorgang männlicher Beeinflussung zugänglicher schien. Ihr diese werthvolle Qualität zu erhalten, mußte sie sich neben ihren konstitutionellen Konzessionen nicht zu heirathen verpflichten. Aber wieder einmal bewährte sich das ehrwürdige russische Sprichwort, daß, wer den Stock erhascht, Korporal wird. Kaum im Sattel, legte Anna durch die Generäle Münnich und Ostermann und deren Anhang die Hand auf die militärische Gewalt, zerriß die neue Verfassung, schlug mehrere Verschwörungen nieder und führte mit einer in ihren Spitzen ausschließlich deutschen Bureaukratie ein zehnjähriges strammes Regiment. Die Bojaren waren vom Regen in die Traufe gekommen. Die deutschen Offiziere hatten die deutschen Beamten gehalten und diese zogen aus Kurland und Deutschland herbei, was sie konnten. Während dieser Regierung erhielt der Russe, anstellig wie er ist, zuerst europäischen Schliff.

Ihren Nachfolger erkor Anna wiederum nach Gutdünken. Selbst die Wittwe des deutschen Herzogs von Kurland und durch deutsche Generäle und Geheimräthe der Bojaren und Wahlkapitulationen ledig, derief sie einen Sohn ihrer Nichte Anna, weil diese einen Deutschen geheirathet und mit sachlich arbeitenden deutschen Kanzleimännern, unabhängig von russischen Junkeransprüchen, weiter zu wirthschaften versprach. Denn der Thronfolger selbst war, als er den Thron bestieg, erst zwei Monate alt. Gegen ihn, dem der Petrinische Ukas die Krone auf das ahnungslose Köpfchen gesetzt, machten sich die variabelen Konsequenzen des Statuts bald verderblich geltend. Da der französische Gesandte de la Chetardie nicht einsah, warum der Thron nicht der mehrerwähnten Elisabeth zufallen solle, wenn die thatsächliche Oreupantin Anna im österreichischen Erbfolgekrieg gegen die französischen Interessen Partei nahm, so schoß er dieser ihm persönlich warm gewogenen Dame 60 000 Dukaten unter der Bedingung vor, daß sie sich damit die Gunst einiger Garderegimenter erkaufe und Anna nach Braunschweig, wo ihr Gatte gebürtig war, zurückjende. Gesagt, gethan. Der mehreren Sicherheit halber wurde Baby Iwan in Petersburg behalten und im sechsten Jahre, man muß gestehen, etwas frühzeitig eingesperrt.

So gelangte Elisabeth, die jüngste Tochter Peters I., 13 Jahre, nachdem ihre Angriffe auf den jugendlichen Peter II. zu nichts geführt hatten, durch fremdes Geld (es scheint auch englisches dabei gewesen zu sein) doch noch zur Regierung. Sie heirathete heimlich einen Günstling Raju-

Digitized by Google

mowski, hatte öffentlich unendliche Liaisons und wurde durch die damaligen Staatsveränderungen veranlaßt sich früh einen Nachfolger und damit dem russischen Reiche eine neue, die jetzt herrschende Dynastie Holstein-Gottorp (oder vielmehr Oldenburg, da die Holsteiner von den Oldenburgern stammen) zu geben. Peter I. hatte seine älteste Tochter Anna an einen Herzog von Holstein-Gottorp verheirathet, weil dieser durch seine Mutter, eine Schwester Karl XII., Anwartschaft auf den schwedischen Thron, dessen Besitzer eben am Aussterben waren, hatte. Bis die Dinge reiften, verstrich einige Zeit und schließlich konvenirte es Elisabeth besser, einen Onkel jenes Holsteiner Herzogs gegen Rückgabe mehrerer finnischer Provinzen zum schwedischen König wählen zu lassen, den Sohn des Herzogs aber nach seiner Eltern Tod nach Petersburg zu entbieten und zu ihrem Nachfolger zu machen. Mit dem Großonkel ihres Neffen auf dem schwedischen Thron und ihrem Neffen und Nachfolger im Besitz des größeren Theils von Schleswig-Holstein, sollte Rußland sowohl in Skandinavien wie Deutschland den Eingang gewinnen, den Peter I. so lange erstrebt.

Der also von Kiel nach Petersburg verpflanzte Neffe Elisabeth's bestieg 1762 als Peter III. den Thron, von welchem seine dernburgische Gattin Katharina ihn im selben Jahre durch gewaltsamen Tod entfernte.

Katharina die Zweite! In diesem Punkt nur allzu zerstreut, hatte sie ganz vergessen, daß sie die Gattin eines kaiserlichen Prinzen war und demnach im Verkehr mit Männern ihre unmittelbare, aus eigenem Recht mesalliirte Vorgängerin nicht allzu getreu kopiren durfte. Auch nicht, wenn der Gatte das Analoge that, ihre Kinder nicht sehen wollte und seinen Maitressen Aussichten auf den Thron machte. Es war allerdings eine Periode der Erotik an den meisten Höfen, und, obschon Berlin rühmlich abseits stand, waren die beiden deutschen Fürstlichkeiten auf dem russischen Thron von der Lokalfärbung der damaligen Petersburger Luft nur allzu sehr angehaucht. Genug, daß Katharina, sowie Peter zur Macht gelangt war, sich sagen mußte, er oder ich. Ihr Leben lang eine Virtuosin des Entschlusses und der That sagte sie verständlicherweise er. Er starb unter den Händen der Orloffs und Barjatinskis einige Stunden von der Hauptstadt, und sie substituirte sich an seiner Statt im Winterpalais auf Grund des petrinischen Ukases. Um ganz exakt nach den Anordnungen ihres großen Vorgängers zu handeln, hatte sie den Gatten vor der Schlußscene einen Nachfolger küren und zwar zu ihren eigenen Gunsten schriftlich abdanken lassen. Als dieser den vergifteten Burgunder, den man ihm zu standesgemäßem Abschied kredenzte, ausschlug oder ausbrach, mußte die Kehle anderweitig heran. Man legte eine Offiziersschärpe um. Eine Variante sagt Serviette. Serjeant Engelmann zerrte damit an dem erlauchten Landsmann hin und her. Die andern leisteten die erforderlichen Handreichungen. Endlich ging es zu Ende. Einer der betheiligten Orloffs, ein unbedeutender statuesquer Gardeoffizier, war einer von Katharina's neuesten Liebhabern, und das Geld für die drei Leibregimenter, die den Thron wieder einmal zu vergeben gehabt hatten, floß aus einer Korpskasse, die der Bewegte ihm kurz zuvor anvertraut. Der diskrete Engelhardt dachte es zum Generallieutenant, während die beiden Gemeinen, die er zur Assistenz mitgenommen hatte, und wie es scheint, plauderſüchtig fand, Offiziersrang erhielten, aber auf der Reise nach einer fernen Garnison das Malheur hatten, ihrerseits umgebracht zu werden. Uebrigens war Peter so weit deutsch geblieben, daß er der höheren orthodoxen Geistlichkeit knappe lutherische Mäntel und Gehalte, der Armee aber ausgiebiges Exerziren und Disziplíniren nach preußischem Muster zumuthete, was auch nicht eben geeignet war, den russischen Theil seines Lebens zu verlängern.

Nach einer vierunddreißigjährigen Regierung — längere Zeit regierten im Jahrhundert der Nachfolgeänderung immer nur Frauen, im ganzen an siebenzig Jahre — vererbte Katharina ihrem Sohne Paul den gefährlichen Thron, den er sodald nach der unfreiwilligen Methode seines Vaters zu räumen bestimmt war. Schon die Anwartschaft hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht. Dieselben Orloffs, die den Gatten Katharina's ins Jenseits gewürgt, suchten sich des Sohnes durch Gift zu entledigen, vielleicht nur, um der Mutter gefällig zu sein, die den Sohn haßte, seitdem seine Geburt den Gemahl so gegen sie aufgebracht, vielleicht auch für weitergehende, durch das Scheitern des Anschlages verhüllt gebliebene Zwecke. Armer Zarewitsch! Wenn das gereichte Tränkchen auch nicht tödtete, so war Paul doch fürs Leben körperlich und geistig davon infizirt. Nerven und Gehirn waren seither ständig überreizt; alle Besonnenheit und Billigkeit, die man vorher freudig an ihm bemerkt hatte, in Jähzorn, Mißtrauen und wüthende Strenge, die ihn schützen sollte, verwandelt; und ein gut angelegter, keineswegs unbegabter Mensch zu einem Zerrbild seiner selbst verunstaltet. Waren seine Ausbrüche während der Mutter Leben auf verhältnißmäßig unbedeutende Angelegenheiten beschränkt, so ließ die Wahrscheinlichkeit, daß sie nur durch den Tod verhindert worden war, den Sohn zu Gunsten des Enkels zu enterben, seiner wilden Erbitterung um so heftiger die Zügel schießen, als er sich endlich in einem trüben Gemisch von Furcht und Zorn, von Schwäche und Uebermuth eingermaßen unerwartet auf dem Throne fand. Was er Ungeheuerliches an dieser exponirten Stelle getrieben, befremdete selbst seine Russen.

An die gewaltthätige Laune ihrer Herrscher gewöhnt und durch Barbarei und Resignation sie theils zulassend theils hervorrufend, war, was sie an Paul choquirte, besonders die Methode in seinem Wahnsinn. Von seiner besseren Jugend hatte der Aermste allerlei große und gute Ziele festgehalten, die er bei zunehmendem körperlichen und seelischen Ruin nur noch mit unsinnigen und grausamen Mitteln zu verfolgen wußte. Angetrieben von solcherlei bedeutenden Impulsen, deren Maß und Gelegenheit abzuschätzen er durch Krankheit, Zaghaftigkeit und Hochmuth immer unfähiger wurde, entfaltete sich in ihm ein extremer Cäsarenwahnsinn auf der doppelten Grundlage der physiologischen Entartung und psychologischen Unachtung, bis sein Regiment schließlich zu einer verrückten Kaprice entartete. In die von Katharina verschwenderte Regierung, die nur Macht, Glanz und Schein kannte und im Uebrigen ihre Helfer leben lassen wollte, unternahm es Paul Ordnung, Redlichkeit und Fleiß einzuführen, knutete aber dabei in aller Gemächlichkeit tartarisch, was nicht auf gut preußisch arbeiten und sparen mochte. Als ob wirkliche Ordnung herrschen könnte in einem Reich, in welchem zwei Augen alles sehen und regieren wollen! Einem Reich, wo der Kaiser seine Beamten thatsächlich nicht kontroliren kann, das Volk sie nicht kontroliren darf und sie sich gegenseitig nicht kontroliren mögen! Wenn Rußland nicht größer wäre als Monaco, anstatt die Oberfläche des Mondes an Umfang zu übertreffen, müßte der Versuch mißlingen. Daß die Versuchung durch das Wesen des russischen Volkes nahe gelegt wird oder ward, ändert nicht das Resultat. Es mindert allerdings die Verfehlung.

In entsprechender Unvereinbarkeit sollte sich das Heer, dessen bisherige Siege wesentlich der Massenaufopferung zu danken waren, plötzlich Detailkenntniß Personalbethätigung und Genauigkeit aneignen und wurde, da das absolut nicht ging, mit täglichen Engros-Bestrafungen aller Chargen durch Stockhaus, Kasematte und Sibirien bedacht. Der geringschätzigen Kritik, der der Russe ebenso schwer widerstehen kann, als er sich leichtlich beugt, begegnete Paul mit den delikaten Warnungen der Peitsche, des Ohradschneidens, Zungenausreißens und dergleichen mehr. Dies nannte er moralisiren. Als alles nichts fruchtete, als Civil und Militär blieben, was sie waren, und selbst das Niederknien im Schmutz, wie es der Zar von jedermann auf der Straße verlangte, das bedrohliche Murren der Angestellten nicht mehr ersticken konnte, entvölkerte Paul die Hauptstadt durch Massenaustreibungen, um aus ihrer Leere das weichende Gefühl der Sicherheit aufs neue zu ziehen. Daß die Provinz durch die ihr überwiesenen Frondeurs angesteckt werden könnte, war ein Gedanke, der weder dem Zaren noch seinem bittersten Wider-

Digitized by Google

facher damals kam — Rußland bestand aus dem Palast und den ihn umgebenden Kasernen und Bureaus. Der Rest war Musik.

Trotz der Beängstigung, trotz des Abscheus, die Paul allmählich erregte, kannte der Plan der Auflehnung in der That zuerst weder in Petersburg, noch in der quantité négligeable des Landes, sondern wurde von auswärts importirt. Paul's auswärtige Politik drehte sich um den hochfliegenden Plan, der von seiner Mutter gewonnenen Herrschaft über das Schwarze Meer, die über das Mittelmeer hinzuzufügen, und zu diesem Behuf das schon von Peter I. und Katharina ambirte Malta zu erwerben. Rußland hatte mit seinen, für das achtzehnte Jahrhundert gigantischen Heeren in wenigen Menschenaltern so ungeheuere Fortschritte gemacht, daß, trotzdem es in Wissen und Wollen noch war, was diese Thronfolgegeschichte zeigt, nichts unerreichbar schien. Als der Fortgang von Paul's Unterhandlungen das französische Direktorium 1797 veranlaßte, Malta dem letzten Ordensgroßmeister Ferdinand von Hompesch für 1 000 000 Francs abzukaufen, sendete Paul seinen Suwaroff 1798 gegen die französischen Heere in Oberitalien, machte 1799 gegen das die Insel katholisch reklamirende Spanien Krieg und verstieg sich 1800 so weit, daß er England, welches Malta unterdessen den Franzosen abgenommen, sowie allen Staaten, die dasselbe unterstützen würden, feierliche Absage that. Im heißen Kampf gegen Napoleon, wie es sich damals befand, dünkte England dieser Uebergang Rußlands ins feindliche Lager eine bedenkliche Erschwerung seiner Position. Die Erleichterung sollte ihm von seinem Petersburger Gesandten Sir Charles Whitworth kommen. In der Umgebung, in der er lebte, nicht unnatürlicher Weise des abgekürzten Verfahrens gedenkend, durch welches der französische Gesandte de la Chetardie fünfzig Jahre früher den kleinen Iwan und seine braunschweigische Mutter von dem russischen Thron gelassen hatte, kam er auf die durch Paul's Thun und Lassen nahegelegte Idee, das von dem Franzosen gegebene Beispiel einmal gegen Frankreich nachzuahmen und des Zaren ächzenden Generälen zu einer, im Effekt pro-englischen Verschwörung gegen den Zaren zu rathen. Die Mine zündete nicht. Aber einmal gelegt, ermuthigte sie zu einer neuen, die ihr Objekt in die Luft sprengte.

An dieser Stelle setzt die merkwürdige Quellensammlung zur Geschichte von Paul's Sturz, Alexanders Thronbesteigung und Nikolaus Nachfolger ein, welche Professor Schiemann soeben veröffentlicht hat.*) Sie enthält die ersten Nachrichten der Augenzeugen und ihrer nächststehenden Umgebung über viele, bisher nur aus abgeleiteten Quellen bekannte Vorgänge. Das überlieferte Geschichtsbild wird dadurch in wichtigen Punkten amendirt und bereichert und, ein nicht geringeres Verdienst, durch sprechende Details belebt. Man sieht, was in den Köpfen der Hauptakteurs vorgegangen ist, und wie es gemacht wurde. Die Hüllen des Hofledens fallen und was sich sonst in würdigen Formen birgt, wird durch die grausige Realität des Ereignisses an das Licht gezerrt. Es handelt sich um Leben und Tod, um Allmacht oder Versinken in das irdische Nichts. Da entfällt Zaren das Göttliche, da werden Generäle, die in Rußland kleine Könige sind, zu gewöhnlichen Menschen. Die Motive erscheinen.

Die Dokumente über den Untergang Paul's, mit denen wir uns zuerst beschäftigen werden, enthalten Aufzeichnungen seiner badischen Schwiegertochter, der Gemahlin Alexander I., des Herzogs Eugen von Württemberg, den Paul als Adoptivsohn behandelte und zu seinem Nachfolger zu ernennen dachte, der Hauptverschwörer Panin, Pahlen, Bennigsen und Sudoff, des Fürsten Ladanoff, der Fürstin Liewen, des Senators Weljaminoff u. a. Einiges davon ist aus dem Nachlaß Theodor von Bernhardi's in des Herausgebers Hände gelangt; anderes vollständiger gegeben, als es bekannt war; wie er noch anderes seiner sekreten Papiere erhielt, wird nicht immer gesagt — ein Schweigen, das ebenso interessant ist wie die Veröffentlichung.

* * * *

(Fortsetzung folgt).

*) Die Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus I. Neue Materialien veröffentlicht und eingeleitet von Prof. Dr. Theodor Schiemann. Berlin 1902, Georg Reimer.

Die hessischen Landtagswahlen.*)

Wiederum sollen die Urwähler Hessens, am 29. Oktober, zur Wahlurne gerufen werden, um die Hälfte der Landtagsabgeordneten neuerlich zu küren. Aber immer noch sollen sie die Entscheidung, wer der Mann ihres Vertrauens sei, zunächst Wahlmännern anvertrauen; denn wer direkt zum Reichstag wahlen darf, darf dies nicht in gleicher Weise zu dem so viel kleineren, unbedeutenderen hessischen Landtag. Zwar hätte es anders sein können, und das Landtagswahlgesetz von 1872 wäre außer Kraft gesetzt, wenn die rechtsstehenden Parteien nur ehrlich gewollt hatten. Das Ministerium, das aus einem konservativen Staatsminister, einem nationalliberalen Justizminister und einem freisinnigen Finanzminister sich zusammensetzt und nach dem Abgang des nationalliberalen Ministeriums Finger zeigt, daß es sich auch so regieren läßt, hatte ehrlich gewollt: es hatte einen Gesetzentwurf vorgelegt, der unter gewissen Kautelen ein direktes Wahlrecht dem Volke bescheren sollte. Centrum, Freisinn und Sozialdemokratie hatten, zum Theil Entsagung bezüglich gewünschter weitergehender Konzessionen übend, den Regierungsentwurf beifallsfreudig willkommen geheißen, jedoch Gegenliebe bei Agrariern, Antisemiten und Nationalliberalen nicht gefunden. Auch hier zeigte es sich wieder, daß in den Reihen der Nationalliberalen Gegner des direkten Wahlrechts noch zahlreich zu finden sind. Erklärte ein wieder zur Wahl stehender Führer derselben doch ganz offen, daß er ein Gegner des bestehenden Reichstagswahlrechts sei, eine Aeußerung, derentwegen er allein schon verdiente, daß ihm die mit der Ausübung eines Landtagsmandats verbundenen Anstrengungen für die Folge erspart blieben.

Gegen die Stimmen fast der gesammten Opposition hat der Landtag zum Staatsvertrage mit Preußen und Baden, der am 14. Dezember 1901 zu Weimar geschlossen wurde, die ständische Zustimmung ertheilt. Dieser Vertrag, der harmlos als Vertrag über die Vereinfachung der Verwaltung der Main-Neckar-Bahn bezeichnet wird, bildet das Schlußglied in der nun begrabenen Eisenbahnpolitik des Landes. Diese kurzsichtige Eisenbahnpolitik, immer unter nationalliberaler Aegide sich bewegend, hat 1868 mit dem Verkauf des hessischen Theils der Main-Weser-Bahn begonnen, sie wurde 1896 fortgesetzt in dem Eisenbahnvertrag mit Preußen und der Verstaatlichung der Ludwigsbahn, sie ist gekrönt in dem Main-Neckar-Bahnvertrag, der das Aufgeben des letzten Restes staatlicher Eisenbahnhoheit und damit verbundener Machtfülle an Preußen bedeutet.

Die nationalliberale Zweiaugenmehrheit von 1896 ist bei den Wahlen von 1899 in die Brüche gegangen. Aber noch ist die nationalliberale Partei in der Residenz und zum Theil auch auf dem platten Lande, insoweit sie auch hier nicht wie anderwärts durch das Bündlerthum außer Gefecht gesetzt wurde, gar mächtig. In dieser Erwägung und in Berücksichtigung der politischen Verhältnisse im Reiche haben sich die antiagrarischen Parteien zur Bekämpfung der Nationalliberalen und der mit ihnen verbundenen Sonderinteressen zusammengeschlossen und je nach den Verhältnissen der Wahlkreise sich gegenseitige Unterstützung zugesagt. So

*) Vergl. Nr. 4 der „Nation" vom 24. Oktober 1896.

Digitized by Google

wird z. B. in Mainz der Freisinn bestrebt sein, den Sozialdemokraten den Besitzstand zu erhalten, während in Darmstadt und Friedberg die Sozialdemokratie geschlossen für den Freisinn eintritt. Welches das numerische Resultat des Wahlkampfes auch sein möge, die Gegner der Nationalliberalen werden damit zufrieden sein, wenn sie den unheilvollen Einfluß der früher und zu lange herrschenden Partei endgültig gebrochen haben.

Darmstadt. A. Lindt.

Die Ehe Ludwigs XV.

Die Verlobung und Verheirathung des fünfzehnjährigen Ludwig mit der „polnischen Demoiselle", der vierundzwanzigjährigen Maria Leczynska, war das Werk einer Hofkabale gewesen, welche von dem regierenden Minister, dem Herzog von Bourbon, und seiner Geliebten, der Marquise de Prie, ausging. Man wollte dem jugendlichen Monarchen einerseits sobald als möglich zu einer Frau verhelfen, um dadurch die Erbaussichten des Hauses Orléans zu vermindern; andererseits aber lag es im wohlverstandenen Interesse der herrschenden Partei, daß die künftige Königin keine irgendwie dominirende Persönlichkeit sein durfte. Sie sollte nicht viel mehr in die Ehe mitbringen, als einige Gewähr dafür, daß sie im Stande sein werde, dem Lande den erwarteten Thronfolger zu schenken. Maria Leczynska besaß die nöthigen positiven und negativen Qualitäten. Ihr Vater Stanislas, landesflüchtig, entthront, verarmt, lebte als französischer Staatspensionär in Weißenburg, in einer Dürftigkeit, die an Elend grenzte. Er hatte seine Juwelen bei einem Frankfurter Juden zu Pfande gegeben; und als die Marquise de Prie später diese Hofhaltung aus eigenem Augenschein kennen lernte, hielt sie es für angezeigt, ihrer Kandidatin, der Prinzessin, zunächst einmal einen Stoß Hemden zum Geschenk zu machen. Die Tochter aus einem solchen Hause würde Frankreich keinen politischen Machtzuwachs verschaffen und deshalb voraussichtlich keine Anwartschaft darauf haben, eine politische Rolle zu spielen. Wohl aber verhieß der gutmüthig biedere Charakter der Familie, daß man die Erhebung Mariens immer als eine Wohlthat empfinden und denen, welche die Wahl gefördert hatten, in unwandelbarer Erkenntlichkeit sich verpflichtet fühlen werde. Auf dem glatten Boden von Versailles würde die neue Königin recht bald Veranlassung haben, sich auf eine Partei zu stützen, und naturgemäß auf diejenige, der sie alles verdankte. Minister und Maitresse glaubten sich ihres Einflusses sicher. Und ferner — was ebenfalls in die Rechnung paßte — war die Auserkorene weder mit geistigen Vorzügen noch mit körperlichen Reizen ungewöhnlich bedacht, so daß man sich auch in dieser Hinsicht keiner gefährlichen Wirkungen zu versehen hatte. Maria Leczynska empfahl sich durch alles das, was sonst unter andern Umständen eigentlich gegen sie gesprochen haben würde.

Es ist bekannt, wie diese unter so seltsamen Auspizien eingeleitete Heirath sich entwickelt hat. Das cynisch-witzige Wort einer Französin des achtzehnten Jahrhunderts: Die Ehe sei das Sakrament des Ehebruchs geworden, hat nirgends eine traurigere Illustration erfahren, als im Königsschloß zu Versailles. Maria Leczynska ist weder als Gattin noch als Königin zu ihren Rechten gekommen und geachtet worden. Und doch war sie keine üble Frau, liebenswürdig, gutmüthig im Grunde, gelegentlich wohl auch malitiös und sicherlich nicht so farblos nichtssagend, wie man oft gemeint hat. Der gelehrte Konservator des Museums von Versailles, Pierre de Nolhac, hat in seinem Werke „Louis XV. et Marie Leczynska" sogar ein recht ansprechendes Bild von ihr entworfen. Wir wollen dieses Buch zwanglos flüchtig durchblättern.*)

Am Sonntag, den 27. Mai 1725, hatte der König beim Morgenempfang den obersten Hofämtern seinen Entschluß, sich zu vermählen, bekannt gegeben und dabei, wie der Brauch es verlangte, die Personalien seiner Braut und ihrer Eltern mitgetheilt. Dann war der erste Kammerherr vom Dienst in das Oeil de bœuf, das Vorzimmer, hinausgetreten und hatte dort für den übrigen Theil der Hofgesellschaft dieselben Worte wiederholt. Wenn der Monarch oder seine Rathgeber auf einen günstigen Eindruck gerechnet hatten, sahen sie sich bitter getäuscht. Es herrschte überall ein Gefühl tiefster Niedergeschlagenheit. Ein Berichterstatter erzählt: „Der Hof ist traurig gewesen, gerade wie wenn gemeldet worden wäre, daß der König vom Schlage gerührt worden sei." Paris war natürlich mit seinem frondirenden Witz bei der Hand. Die fremden Mächte und namentlich diejenigen, welche mit der bourbonischen Dynastie verschwägert waren, hielten nicht zurück mit dem Ausdruck des Unwillens. So schrieb die Herzogin von Lothringen, eine französische Prinzessin: „Als gute Französin und Angehörige der königlichen Familie kann ich diese Mesallianz für den König nicht mit ansehen, ohne, ich gestehe es, einen tödtlichen Kummer zu verspüren, und ich kann nicht verstehen, daß ganz Frankreich sich nicht dagegen verwahrt, angefangen von den Prinzessinnen des königlichen Hauses. Es scheint mir, daß die Mesallianzen in Frankreich sehr in Mode sind, da sie jetzt ja die geheiligte Person des Königs erreichen. Er wird, glaube ich, der erste unserer Könige sein, der ein einfaches Fräulein geheirathet hat — une simple demoiselle."

Doch Ludwig XV. ließ sich das alles wenig anfechten, wenn er es überhaupt erfuhr; in dem kräftig entwickelten jungen Manne begann jetzt die sinnliche Natur sich zu regen, und er war ganz zufrieden in dem Gedanken, daß bald Hochzeit sein würde. Indessen gingen die Vorbereitungen hüben und drüben ihren eiligen Gang. In Paris war man damit beschäftigt, den Hofstaat der jungen Königin zusammenzustellen. In Weißenburg machte man neue Schulden, um die alten zu bezahlen; oder wenigstens mußte man sich leihweise in kürzester Frist dreizehntausend Francs beschaffen, um die in Frankfurt versetzten Juwelen auslösen zu können.

Die Vermählung fand am 15. August 1725 par procuration in Straßburg statt. Der Herzog von Orleans, als erster Prinz von Geblut, vertrat dabei den König, und der Kardinal-Bischof von Rohan hielt die große Ansprache. Die kirchliche Beredsamkeit feierte ihre Triumphe, als sie die weisen Pläne der Vorsehung pries, die den unglücklichen Stanislas erst erhoben, dann gestürzt und mit starker, scheinbar rauher Hand nach Frankreich geführt habe — und Sie, Madame, begleiteten ihn! „Alles, was Sie dort sieht, von Ihrem Unglück gerührt, bewundert Ihre Tugend; ihr Geruch dringt bis zum Thron eines jungen Monarchen, der durch den Glanz seiner Krone, durch seine gewaltige Macht und mehr noch durch die Anmuth seiner Person im Stande war, unter allen Prinzessinnen der Erde zu wählen. Geleitet durch weise Vorschläge, richtet er seine Wahl auf Sie, und hier zeigt sich denn eben der Finger Gottes . . ." Der Redner sagte nicht, ob es auch dem Einwirken der Vorsehung zuzuschreiben war, daß zuvor verschiedene andere Prinzessinnen für die Ehre, Königin von Frankreich zu werden, gedankt hatten. Doch erwirbt das hohe Pathos ging dem guten Stanislas und den Seinigen gewiß zu Herzen, es stimmte zu ihren Empfindungen und zu ihrer Auffassung; indessen Madame de Prie und die Hofleute aus Versailles, welche mit ihr der Ceremonie beiwohnten, wahrscheinlich ihre skeptischen Zweifel hegten. — Am 17. August nahm die Königin von den Ihrigen in Straßburg Abschied. Eine unendliche Wagenreihe, die sich mit Estorten und Troß

*) Pierre de Nolhac. Etudes sur la Cour de France. Louis XV et Marie Leczyoska. D'après de nouveaux documents. Paris Calman-Lévy.

Digitized by Google

über mehr als eine Wegstunde hin erstreckte, zog langsam westwärts zunächst auf Metz zu. Die Straßen waren grundlos, das Wetter abscheulich, seit etwa drei Monaten gingen unaufhörliche Regengüsse nieder. Nichts konnte weniger bräutlich anmuthen, als dieser Zug, der unter trübem Himmel im Schmutz einherschlich und gelegentlich stecken blieb. Am vorletzten Tage — es war der siebzehnte, seitdem man aufgebrochen — fiel der Regen in Strömen, die Wagen fuhren einer nach dem andern fest, man konnte nicht vorwärts und nicht zurück. Wenn nicht der Herzog von Bourbon bereits in der Nähe gewesen wäre und eine Expedition mit Fackeln, Laternen und Sänften abgeschickt hätte, wäre es der Fürstin kaum erspart worden, ihr Nachtlager auf offener Straße zu halten. — Am 4. September fand die erste Begegnung der Ehegatten statt. Der König war gegen seine sonstige Gewohnheit aufgeräumt und liebenswürdig, er hatte für diesmal alle seine mißmuthige Schüchternheit abgestreift. Tags darauf wurde im Schlosse zu Fontainebleau die Hochzeit gefeiert. Und am Morgen danach schrieb der Herzog von Bourbon an die polnische Majestät einen Brief, der noch erhalten ist, sehr mittheilsam, sehr eingehend, ein kuriosés Stück höfischer Indiskretion, das man nicht weiter im einzelnen zu entziffern braucht.

Die junge Frau befand sich von vornherein in einer sehr schwierigen Lage. Zwar hatte der Vater ihr eingeschärft, sich in allem ihrem Gatten unterzuordnen; aber wie war es möglich, diesem Manne näher zu kommen, der kalt, egoistisch, verschlossen war und sich fast immer mit widerwärtiger Ensildigkeit gab? Ahnungslos beinahe und nahezu schuldlos gerieth die Königin in das Getriebe der Parteien, die sich am Hofe befehdeten. Der Minister Herzog von Bourbon suchte sich gewissermaßen an ihre Person zu hängen, um dem wachsenden Einfluß zu begegnen, den der Lehrer des Königs, der Abbé de Fleury, ausübte. Und als dieses Wagniß mißlang, da war Marie nicht nur vor der Gesellschaft unnöthig bloßgestellt und in ihrer Autorität gefährdet, sondern sie hatte auch in Fleury einen Gegner gefunden, den sie zeitlebens nicht mehr versöhnen konnte. Umsonst, daß sie sich mit ihm aussprach. Er that salbungsvoll, ehrerbietig und ließ doch im Grunde immer einen gewissen Widerstand durchfühlen. Umsonst, daß sie ihn ihrer vollen Ergebenheit versicherte und sich in allen Dingen bei ihm Rathes holte. Er wurde ihr Zensor, niemals ihr Freund, und es hat etwas Unbarmherziges an sich, wie der verschlagene Priester die Herzensgüte und die Furcht dieser armen Frau auszunutzen verstand. Er sollte ihr Sprachrohr bei ihrem Gatten sein. Er soll ihm mittheilen, daß es ihr gut geht, daß sie an ihn denkt, ihn liebt; er soll Acht geben, daß der König nicht immer in den frühen Morgen hinausfährt, ebenso daß er nicht bei der größten Hitze jagt. „Am liebsten möchte ich diese Kommission selbst ausführen", setzt sie seufzend hinzu. Aber daran war nun wohl gar nicht zu denken.

Der Gatte entging ihr, ebenso wie der Prälat. Sie mochte ihn schmeichelnd ihren „lieben Kardinal", ihren „viellieben Freund" und sich selbst seine „beste Freundin" nennen oder besorgt sich erkundigen, ob er auch die verordnete Medizin genommen habe. Kam eine Gelegenheit, wo er ihr entgegentreten und seine Uebermacht fühlbar machen konnte, dann ergriff er sie gewiß. Dann unterfagte er ihr eine Spazierfahrt nach Paris, eine Sommerreise nach Fontainebleau, natürlich immer mit höchst plausiblen Gründen; er wußte sie wohl auch dahin zu bringen, eine mißliebige Persönlichkeit um sich zu dulden. Maria Leczynska hielt aus, weil einer ihrer wenigen Getreuen, der alte Marschall Villars, ihr gerathen hatte, von jenem gefährlichen Manne alles hinzunehmen. Fleury war ihr Tyrann, ihr Hofmeister, der selbst die Fragen der Rangordnung und der Etikette entschied. Ein Glück, wenn die Fälle nur ein beiläufiges Interesse hatten. So stellte sich einmal heraus, daß die Damen mit ihren Reifröcken nach der neuesten Mode nicht mehr, ohne einander zu drängen, in den Theaterlogen Platz fanden. Gewiß ein Problem, das den Tiefsinn eines Ministers beschäftigen konnte! „. . . aber Remedur war schwer; und nach langem Nachdenken hat der Kardinal gefunden, daß man immer einen Sessel zu beiden Seiten der Königin frei lassen sollte, was verhindern würde, daß sie belästigt würde. . ." Der Fall war ja gerade nicht tragisch; aber man sieht doch, daß ihre Majestät, um bequem zu sitzen, erst das Gutachten ihres spiritus rector einholen mußte.

Auf der anderen Seite konnte sie sich nicht verhehlen, daß ihr Gatte sich völlig gleichgiltig zeigte. Für die engere und weitere Umgebung war das längst kein Geheimniß mehr. Man hatte es gleich im ersten Jahre bemerkt, als König und Königin kurz nach einander erkrankten und er, der früher gewesen war, es kaum für nöthig fand, sich um seine Frau zu bekümmern. Nur Stanislas beharrte noch in einem Optimismus, der ins Einfältige abfärbte. Er sah einen Beweis für die Sympathie schöner Seelen darin, daß beide Eheleute, wie er schrieb, sich zu gleicher Zeit den Magen verdorben hätten. „Ihre Sympathie erstreckt sich bis auf das, was ihnen Krankheiten verursacht, nämlich auf das Zuviel-Essen, da sie stark an verdorbenem Magen gelitten haben, die Königin besonders, nachdem sie hundertachtzig Austern gegessen und obendrein vier Glas Bier getrunken hatte."

Im August 1717 gab die Königin einem Zwillingspaar, zwei Mädchen, das Leben. Im Juli des folgenden Jahres wurde eine dritte Prinzessin geboren. Aber für Töchter hatte nun im königlichen Hause von Frankreich nur ein bedingtes Interesse. Man hielt es nicht einmal immer für nöthig, ihnen gleich einen Namen beizulegen und begnügte sich einstweilen damit, sie der Reihe nach zu numeriren. So konnte man am Hofe Ludwig's XV. eine geraume Zeit lang von Mesdames Quatrième, Cinquième, Sixième und Septième sprechen hören; und die letztere zählte beispielsweise zwölf Jahre, als man es sich beifallen ließ, sie endlich auf einen christlichen Namen zu taufen. — Inzwischen, ehe die Ereignisse sich so weit entwickelt hatten, war nun freilich auch ein Dauphin zur Welt gekommen und bald danach noch ein zweiter Prinz. Maria Leczynska hatte also die allgemeinen Erwartungen nicht enttäuscht; aber wenn es nach den herrschenden Vorstellungen auch die Aufgabe einer französischen Königin war, dem Lande, als Morgengabe, einen territorialen Zuwachs zu sichern, so waren die Glücksaussichten der „polonaise" in dieser Hinsicht schlecht — niemals schlechter, als zu Beginn der dreißiger Jahre. Stanislas Leczynski hatte sich vergebens bemüht, seinen Thron zurückzuerobern. Man sagt, daß die hinterhaltige Politik Fleury's ihn zu Fall gebracht habe. Ob das richtig ist, mag dahinstehen. Jedenfalls war Marie damals eine Prinzessin ohne Land und mit leeren Taschen, und nichts ließ voraussehen, daß es noch anders kommen werde; daß sie es noch sein würde, die der Regierung des fünfzehnten Ludwig den einzigen bleibenden Gewinn eintrug, nämlich das Herzogthum Lothringen.

Ein Zeitgenosse, der Advokat Barbier, entwirft von dem Aeußeren der hohen Frau gerade kein vortheilhaftes Bild. „Sie ist in der Figur klein, mehr dünn als dick, keineswegs hübsch, ohne unangenehm zu sein, von gutem und saurem Aussehen, was nicht die für eine Königin erforderliche Majestät ergibt." Man würde sie danach auf den Staatsgemälden im Louvre und in Versailles nicht wiedererkennen. Marie ist von stattlichem Wuchs, eher gesetzt in ihren Formen, fast etwas matronenhaft, soweit sich das mit Reifrock und Puder verträgt, und ganz ohne die volatile Grazie des achtzehnten Jahrhunderts. Es fehlt dem Gesicht alles Rassenhaft-Noble und alles Persönlich-Starke; ein Bischen tout-le-monde-Physiognomie; gewiß eine brave Frau, mit lustig zwinkernden Augen, mit einem gutmüthigen Lächeln um den Mund, die kurze Nase etwas nach oben gestubbt. Man nimmt eigentlich keinen besonderen Eindruck mit. Aber ihre Mitlebenden haben freilich mitunter anders geurtheilt. Einer, der sie kannte, weil er zu ihrem intimen Kreise gehörte, der Präsident Hénault, sagte von ihr: „Dieselbe Fürstin, so gut, so einfach, so sanft, so

Digitized by Google

leutselig, repräsentirt mit einer Würde, welche Respekt einflößt und bedrücken würde, wenn sie nicht auch wieder so gnädig wäre, Euch zu beruhigen. Von einem Zimmer zum anderen wird sie wieder Königin und wahrt bei Hofe jene Idee von Größe, welche man uns als diejenige Ludwig's XIV. schildert." Die Polin hielt die Tradition der stolzen vergangenen Zeit aufrecht, und in der Zersetzung, die sich um den bourbonischen Thron fühlbar machte, war das entschieden ein verdienstliches Beginnen. Nach der morosen Langeweile, die den Lebensabend des Sonnenkönigs beschattet und bedrückt hatte, war die tolle Regentschaft nur zu sehr in zügellose Wildheit verfallen, die Sitten und das Dekorum lockernd. Der ungeberdige Knabe, der dann die Krone trug, hatte die Achtung vor der Majestät eben auch nicht erhöht. Und so ging denn alles, wie es gehen konnte und mußte, ziemlich dreist und bisweilen ziemlich respektlos. Das adlige Gesinde zankte sich, wenn die Herrschaft dabeistand. Da war es nun wirklich angebracht, daß die Fürstin wieder die strengen Schranken zog und sich mit den abgemessenen Formen des alten Ceremoniells umgab. Sie liebte das Feierliche und Steife keineswegs, im Gegentheil, sie hätte sich gern einer heiteren Zwanglosigkeit überlassen. Aber sie fühlte, daß hier, wo der König so völlig versagte, die Königin ihren Platz behaupten müsse.

Wer war nun eigentlich dieser König? Ohne Verleumdung, ohne Uebertreibung durfte man sagen, daß er faul sei, antheillos und doch wieder gewaltsam, unzugänglich und wortkarg und dabei bedrohlich in dieser Schweigsamkeit. Man wußte nie, wessen man sich von ihm zu versehen hatte. Er hatte den Herzog von Bourbon eines Nachmittags vom Wagen aus zum Spiel nach Rambouillet eingeladen; und als der Minister einige Stunden später abfahren wollte, trat ihm der Hauptmann der Garden mit einem Haftbefehl entgegen, der vom Tage vorher datirt war. Es lag also auch etwas Boshaftes in dieser Natur. Nur einer von jenen Charakterzügen, die später unlöslich mit seinem Bilde verwachsen sind, die sinnliche Lüsternheit, trat noch nicht hervor. Geraume Zeit lang blieb er seiner Gemahlin treu, trotzdem seine Cousine de Charolais, es sich angelegen sein ließ, ihn in die lustigste und verführerischste Gesellschaft zu bringen. Lauter Zöglinge aus der Régence, und die erlauchte Dame die Skrupelloseste von allen, Liebeskupplerin, bloß um des prickelnden Vergnügens willen. „Mademoiselle", hat jemand von ihr geschrieben, „wäre Hehlerin, Diebin oder Blumenmädchen geworden, wenn sie im Volke geboren wäre." Ein Racker, in allen Lastern dewandert, witzig, graziös. Solch ein Umgang thut seine Wirkung. Selbst wenn man noch nichts Bestimmteres wußte, konnte man es voraussehen, als eines Abends bei einem der wüsten Zechgelage im Schloß der Muette der König plötzlich aufstand und geheimnißvoll ein Hoch ausbrachte: „à l'Inconnue". Die Begünstigte war Madame de Mailly, die älteste Tochter des Marquis de Nesle. Aber Ludwig XV. wagte sich mit seinem Liebeshandel noch nicht an das Licht der Oeffentlichkeit, er scheute sich vor sich selbst und anderen. Hatte doch auch sein großer Ahn, Ludwig XIV., in dieser Hinsicht tastende Anfänge gehabt, zu Zeiten der Mademoiselle de La Vallière. Und so bezwang sich die Allerchristlichste Majestät dazu, vorerst nur im Geheimen zu sündigen; und immer wenn Kirchgang war, wenn er vor den hohen Festen beichten mußte, brach er seine Beziehungen rasch ab und bekehrte sich für Wochen und Tage zur Sittsamkeit. Aber schließlich verlor er den Glauben an die Höllenstrafen; und der älteste Sohn der Kirche verzichtete auf Beichte und Sakrament, um fürderhin der Liebe und der Sünde zu leben. Nach Madame de Mailly hatte deren jüngere Schwester, Madame de Vintimille, „die Ehren des Taschentuchs". Dann kam die dritte Nesle an die Reihe, Madame de la Tournelle, die er zur Herzogin von Châteauroux erhob. Einen Augenblick lang mochte man einmal hoffen, daß eine Wendung zum Besseren eintreten könnte. Der König erkrankte bei der Armee in Metz und entließ seine Maitresse. Aber „das Kreuz entfernt sich", sagte lachend eine dreiste Sünderin des siebzehnten Jahrhunderts, als sie der Gefahr entronnen war und den Beichtvater wieder wegschickte. Und so war es auch hier. Der König kam alsbald zu seinen alten Gepflogenheiten zurück, er steuerte wieder die alten Wege. Von nun an war es klar, daß seine Gemahlin ihn verloren hatte, und daß er den Frauen gehören würde, die seine wechselnde Gunst in rascherer oder langsamerer Folge erwählen sollte.

G. Ranschoff.

Zum neuen Urhebergesetz.

Unter diesem Titel hat Dr. Alexander Meyer in der letzten Nummer der „Nation" einige kritische Ausführungen gemacht, denen die Redaktion in jedem Punkte beitritt. Die „Nation" gestattet den unentgeltlichen Nachdruck ihrer sämmtlichen Originalartikel, sobald die nachdruckende Zeitung oder Zeitschrift nur deutlich die Quelle angibt, aus der sie geschöpft hat. Eine Ausnahme macht sie nur betreffs solcher Artikel, denen der Vermerk „— Nachdruck nicht gestattet —" beigefügt ist. Jedem Mitarbeiter der „Nation" wird Gelegenheit gegeben, vor dem Abdruck des von ihm gelieferten Artikels zu entscheiden, ob er den unentgeltlichen Nachdruck gestatten oder das Verbot des Nachdrucks ausgesprochen wissen will. Niemand, der aus der „Nation" etwas abdruckt, läuft deshalb irgend welche Gefahr, sobald er nur jene Artikel respektirt, die den Vermerk „Nachdruck nicht gestattet" tragen.

Betreffs der beiden nachfolgenden Briefe haben wir jedoch die Willensmeinung der Verfasser, ob sie den Nachdruck gestatten wollen, nicht eingeholt. Wir neigen jedoch der Ansicht zu, daß nicht nur beide Briefe der weitesten Verbreitung werth sind, sondern, daß auch nach dem neuen Urhebergesetz derartige Zuschriften nachgedruckt werden dürfen, ohne daß aus solchem Nachdruck eine Honorarpflicht erwächst.

Und nun lassen wir in vollem Wortlaut die beiden Briefe folgen, die uns einerseits von Herrn Conrad Alberti (Sittenfeld), Chefredakteur der „Berliner Morgenpost", und andererseits von Herrn Dr. A. von Wilke in München zugegangen sind. Der zweite Brief ist ein so interessanter Kommentar zum ersten, daß wir selbst uns jeder weiteren Aeußerung enthalten können.

Berlin W., 20. Oktober 1902.

Sehr geehrte Redaktion!

Sie haben die dankenswerthe Liebenswürdigkeit gehabt, mir die jüngste Nummer Ihres sehr geschätzten Blattes zuzusenden, ohne Zweifel, um meine Aufmerksamkeit auf den ungemein interessanten Artikel des Herrn Dr. Alexander Meyer zu lenken. Ich ersehe aus ihm, daß Herr Dr. Max Hirschfeld sich auf meine Wenigkeit als Referenz für seine Bestrebungen im Sinne des neueren deutschen Urheberrechts beruft. Wenn ich auch der Wahrheit gemäß feststellen muß, daß ich Herrn Dr. Hirschfeld nicht persönlich, sondern nur durch Korrespondenz zu kennen die Ehre habe und daß ein Ansuchen um die Erlaubniß, meinen Namen im erwähnten Sinne zu verwenden, bei mir nicht gestellt wurde, glaube ich doch keinen Augenblick zögern zu dürfen, zu erklären, daß ich eine solche Erlaubniß gern ertheilt hätte; und ich hoffe, in der mir außerordentlich werthvollen Schätzung des Herrn Dr. Meyer nicht zu sinken, wenn ich bekenne, daß ich die Thätigkeit des Herrn Dr. Hirschfeld, soweit sie mir bekannt geworden ist, für löblich und verdienstvoll halte. Herr Dr. Hirschfeld hat allerdings vielleicht nicht sonderlich weitsichtig gehandelt, als er Herrn Dr. A. Meyer sofort zur Unterzeichnung einer Prozeßvollmacht aufforderte — es wäre diplomatischer gewesen, sich vorher zu versichern, ob Herr Dr. Meyer im besonderen Falle die Einleitung einer Nachdruck-verfolgung wünschte. Aber mir däucht, daß in der Praxis des journalistischen Alltagslebens die Sache generaliter ein wenig anders liegt, als Herr Dr. Meyer in vornehmer Zurückgezogenheit anzunehmen scheint.

Ich kann bestätigen, daß Herr Dr. Hirschfeld binnen kurzer Zeit in der Lage war, mir und einer Anzahl meiner Bekannten nicht unerhebliche, uns rechtmäßig zustehende Honorare zu verschaffen, die uns ohne seine Vermittelung zweifellos entgangen wären.

Digitized by Google

Ich glaube, Herr Dr. Meyer wird darin mit mir übereinstimmen der Schriftsteller soll, während ihn seine Arbeit beschäftigt, nicht an den Gewinn aus ihr denken — aber er hat auch keine Veranlassung, nach ihrer Fertigstellung den Gewinn aus ihr Leuten zu überlassen, die vorsätzliche Anstalten treffen, ihn darum zu betrügen und zu bestehlen.

Wenn ein Verleger die Arbeit eines Schriftstellers mit dessen Willen vervielfältigt, so ist klar, daß beiden an dem dadurch erzielten Gewinn ein Antheil gebührt. Der Gewinn, den eine Zeitung durch den Abdruck *eines* Artikels neben vielen anderen erzielt, läßt sich ziffernmäßig nicht ausrechnen: der Verfasser wird daher mit einem Pauschquantum abgefunden, das wir Honorar nennen. In Berlin, in den größeren deutschen Zeitungsstädten, dürfte es kaum geschehen, daß eine schriftstellerische Arbeit ohne die Zustimmung des Verfassers, ohne Abrede mit ihm aber seinem legitimen Vertreter (Agenten) zum Abdruck in Zeitungen kommt.

Anders in der Provinz. Auf die Schwierigkeit einer Kontrole rechnend, treiben zahlreiche Zeitungsverleger — meist Buchdruckereibesitzer — jahraus, jahrein unerhörten Unfug. Sie gründen Lokalblätter, die meist ausgezeichnet floriren, ihre Besitzer zu schwer reichen Leuten machen — und der Gewinn aus diesem Geschäftsbetrieb rührt meist aus ihrer unsauberen Praxis her, in größeren, hauptstädtischen Blättern erschienene Aufsätze, deren Vervielfältigungsrecht allein den Verfassern zusteht, ohne jede Honorarzahlung nachzudrucken. Die Verfasser leben nicht selten in den drückendsten Verhältnissen — die Provinzverleger bauen sich mit dem Eigenthum, das sie ihnen stehlen, Häuser: denn die von ihnen betriebene Praxis ist nichts anderes als Diebstahl und Gaunerei. Man darf die Summe, die so den rechtmäßigen Eigenthümern entzogen wird und in die Taschen von Hallunken wandert, auf jährlich viele hunderttausend Mark schätzen. Es kommt meiner Ansicht nach gar nicht darauf an, ob jeder der unrechtmäßig nachgedruckten Artikel eine litterarische Leistung von Werth und Bedeutung repräsentirt — es genügt, daß er *für den Nachdrucker Werth* hat, und dies beweist dieser dadurch, daß er ihn für sein Blatt verwendet. Wer eine fremde Arbeitskraft verwendet, muß sie bezahlen — das ist ein heut in allen Kulturländern anerkannter Grundsatz. Die Ausrede ist bedeutungslos, daß manche Zeitungen zu Grunde gehen müßten, sollten sie alle von ihnen gedruckten Artikel bezahlen. Das ist Spitzbubenlogik. Ein Unternehmen, das nur durch Unrecht, nicht auf reeller Grundlage bestehen kann, *verdient* zu Grunde zu gehen. Außerdem ist die Ausrede auch fast niemals wahr: die diebischen Verleger wissen ganz genau, daß sie das Gesetz verletzen — wenn sie ertappt werden, zahlen sie aus Furcht vor dem Staatsanwalt meist sofort nachträglich — und ihre Geschäfte blühen weiter.

Herr Dr. Meyer ist selbst ein alter, erfahrener Gesetzgeber. Er wird mir in dieser Eigenschaft zugeben, daß jeder Bürger die Pflicht hat, so weit es in seiner Macht steht, dafür zu sorgen, daß die geltenden Gesetze beobachtet werden. Das that Dr. Hirschfeld, und dafür sollte man ihm danken.

Den deutschen Schriftstellern das ihnen rechtmäßig Zustehende zu sichern, sie vor Diebstahl zu schützen, war in Folge der Schwierigkeit der Kontrole der Lokalblätter im Reich nicht möglich. In Frankreich, wo das Urheberrecht länger besteht und besser ausgebildet ist als bei uns, existirt seit langem eine Centralkontrolstation berechtigter und unberechtigter Vervielfältigungen. Sie hat es durch ungewöhnlich energisches Vorgehen seit langem dahin gebracht, daß die meisten Provinzblätter Verträge mit der Centralkontrole abgeschlossen haben, sich ihr unterwerfen und die Honorare an sie abführen, die sie wieder auf die Conti ihrer Mitglieder verrechnet. Diese Centralkontrolanstalt in Frankreich ist die berühmte und mit Recht hochangesehene „Société des gens de lettres" zu Paris. Ich freue mich zu sehen, daß Herr Dr. Hirschfeld für Deutschland etwas Aehnliches anstrebt; er hat bereits Resultate erzielt, die für die kurze Zeit seines Wirkens beachtenswerth genannt werden müssen. Bisher war in Folge der Uneinigkeit der deutschen Schriftsteller und — sprechen wir es ruhig aus — in Folge des Dünkels und läppischen Hochmuths eines Theiles von ihnen ein derartiger Erfolg leider nicht möglich. Es scheint mir, daß Dr. Hirschfeld die Sache praktisch richtig anfängt. Nach den Erfahrungen der Pariser Gesellschaft ist im Anfang die Inanspruchnahme der Gerichte unerläßlich.

Ich habe als Redakteur einer Berliner Tageszeitung stets den Grundsatz vertreten: „Was werth ist bei mir gedruckt zu werden, ist auch werth von mir bezahlt zu werden." Ich meine, das sollte der Grundsatz der gesammten anständigen Presse sein. Indem Dr. Hirschfeld daran geht, diesen Grundsatz einem leider sehr großen Theile der deutschen Provinzpresse beizubringen, scheint er mir die Interessen der anständigen Presse gegenüber der verlumpten zu wahren. Man erzähle mir nicht, daß Parteiinteressen die Erhaltung gewisser kleiner Zeitungen verlangen, die durch sich selbst nicht leben können. Wenn eine Partei irgendwo eine Zeitung braucht, möge sie sie subventioniren, aber nicht dulden, daß arme Schriftsteller bestohlen werden. Und wenn man sich heutzutage manchmal nicht mit Unrecht über die moralische Minderwerthigkeit eines Theiles der deutschen Schriftstellerwelt wundert, so liegt diesem beklagenswerthen Zustande doch nur die schlechte materielle Lage dieser Schriftsteller zu Grunde, an der die Gaunermoral eines Theils der deutschen Provinz-Zeitungsverleger nicht wenig Schuld trägt. Wer wie Dr. Hirschfeld versucht, die materielle Situation der deutschen Schriftsteller mit gesetzlichen Mitteln zu heben, arbeitet verdienstvoll auch an der Hebung ihrer moralischen Situation. Eine solche Kontrole, wie ich sie oben erwähnte, verursacht naturgemäß hohe Bureauspesen. Die Gebühren, die Herr Hirschfeld beansprucht, entsprechen etwa den Sätzen der Bühnenstück-Agenten, scheinen mir also keineswegs zu hoch. —

Ich gestatte Ihnen jeden Gebrauch dieser meiner Zeilen, den Sie für angemessen erachten. Sie können sie veröffentlichen, unter meinem Namen oder ohne ihn, wie Sie wollen — jedenfalls aber würde ich wünschen, daß ein so vornehmes und objektives Blatt wie das Ihre den Grundsatz vom Zuvorkommenlassen beider Theile berücksichtigte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Conrad Alberti-Sittenfeld.

München, den 20. Oktober 1902.
Kaulbachstraße 69.

An die

Redaktion der „Natioa"

Berlin W.

Sie haben die Güte gehabt, mir die Nr. 3, vom 18. d. Mts, Ihrer Zeitschrift zu schicken, welche den Aufsatz des Herrn Alexander Meyer „Zum neuen Urhebergesetz" enthält. Herr A. M. beschäftigt sich in diesem mit einem Schreiben, welches Herr Dr. Max Hirschfeld als Vorsitzender des „Allgemeinen Schriftstellervereins" an ihn gerichtet hat und in dem ich als einer der Schriftsteller aufgeführt werde, welche durch den „A. S.-V." „Erfolge erzielt haben".

Wollen Sie mir hierzu einige Worte erlauben und von ihnen denjenigen Gebrauch machen, welcher Ihnen, im Interesse der Sache, wünschenswerth erscheint.

Ich bin — um dies vorauszuschicken — nicht mehr Mitglied des „A. S.-V." und habe jede Verbindung mit ihm, wie mit Herrn Dr. Hirschfeld abgebrochen. Auch solange ich es war, habe ich nie meine Zustimmung gegeben, noch, bis vor kurzem, darum gewußt, daß Herr Dr. Hirschfeld mich als „Referenz" — so sagt man ja wohl in der Geheimmittelsprache — für sein Unternehmen anführe.

Daß ich Mitglied des Vereins wurde hatte seinen Grund darin, daß dieser als sein vornehmstes Ziel den Schutz der deutschen Schriftsteller vor unerwünschtem Nachdrucke ihrer Arbeiten hinstellte. Alles, was Herr Alexander Meyer über den Nachdruck von politischen Artikeln und im besonderen, in seinem eigenen Falle — den Nachruf am Grabe Otto Goldmeister's betreffend — sagt, wird wohl jeder verständige und anständige Mensch bedingungslos unterschreiben. Anders liegt aber die Sache, wenn ein Schriftsteller, der das belletristische, im Dienste keiner Partei stehende Feuilleton zu seiner Thätigkeit gewählt hat, jahraus jahrein es erlebt, daß Zeitungen aller Art, nicht nur kleine, kümmerliche Provinzblätter, sondern große, angesehene Zeitungen seine Arbeiten ohne jede Scheu abdrucken, mit seiner Unterschrift bezw. Chiffre versehen und damit bei ihren Lesern den Schein erwecken, als sei diese Arbeit des Schriftstellers für sie gethan worden. Der Schriftsteller hat, meines Erachtens, Recht, wenn er sich hierdurch in seinem Eigenthum verletzt fühlt. Zum Mindesten aber hat er die Befugniß, wenigstens den Versuch zu machen, denjenigen Zeitungen, die ihn gegen seinen Willen unter ihre Mitarbeiter einreihen, auf die Finger zu klopfen und sich ihre Handlungsweise für die Zukunft zu verbitten. Das kann er erfahrungsgemäß nur, wenn er von ihnen nachträglich ein Honorar fordert. Er vereitelt damit ihren Zweck, sich kostenlos mit fremden Federn zu schmücken, und erreicht, daß sie ihn für alle Zeiten aus der Liste derjenigen Schriftsteller streichen, mit denen man sich derartiges erlauben kann.

Der „A. S.-V." hatte als sein Programm das Bestreben angegeben, in dieser Weise dem unerlaubten Nachdrucke zu steuern, den Schriftsteller vor dessen Nachtheilen zu schützen. Deshalb bin ich ihm beigetreten — um so eher, als, wie aus dem Vereinsorgane der „Feder" ersichtlich, sich Schriftsteller von gutem Namen in großer Zahl unter seinen Mitgliedern befinden.

Die pekuniären Vortheile haben wohl kaum einen von ihnen, ebenso wenig wie mich, gelockt, denn für seine Bemühungen, für wohlthätige Zwecke (öffentliche Vorträge ꝛc.) rechnet der Verein ja von vornherein einen bedeutenden Theil des an und für sich geringen Nachdruckhonorars ab. Aber Schutz vor dem Diebstahl, die Gewähr, seine Aeußerungen nur in selbstgewählten Zeitungen und Zeitschriften gedruckt zu sehen, das schien der „A. S.-V." zu versprechen. Daher habe ich auch anstandslos die auch von mir erbetene Prozeßvollmacht unterschrieben und im Zeitraum von mehreren Monaten vielleicht 10—12 Mal Nachdruckhonorare einziehen lassen, deren Gesammtwerth — nach den ange-

Digitized by Google

gebenen Abzügen — ich auf 100—150 Mark schätze — vielleicht etwas mehr, vielleicht etwas weniger. Unter den Blättern, welche Arbeiten von mir ohne jede Quellenangabe benutzt hatten, befand sich auch der „Dortmunder Generalanzeiger". Ihm konnte ich also für die Zukunft das Handwerk gelegt glauben. Da wurde ich von einer befreundeten Seite darauf aufmerksam gemacht, daß abermals ein von mir in einer Berliner Zeitung veröffentlichter historischer Aufsatz unmittelbar nach seinem Erscheinen im „D. G.-A." gestanden hatte. Ich schöpfte einen Verdacht, der sich nur als allzu begründet erweisen sollte, und schrieb direkt an die Redaktion in Dortmund, der Aufsatz sei von ihnen ohne meine Einwilligung zum Abdruck gebracht worden, und verlangte ein Honorar für diesen.

Ich erhielt die folgende Antwort:

Dortmund, den 25. September 1902.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Antwortlich Ihres werthen Schreibens theilen wir Ihnen mit, daß wir mit dem litterarischen Rechtsschutzbureau in Berlin, Vertreter Dr. Max Hirschfeld, ein Abkommen getroffen haben, wonach wir die in Berliner Blättern erscheinenden Feuilletons ähnlicher Natur bona fide nachdrucken und das Honorar an dasselbe einschicken, welches solches den Verfassern überweist. In dem vorliegenden Falle würde Ihnen das Honorar von jener Stelle zugegangen sein. Wir bezahlen für den Nachdruck 15 Mark und hoffen, daß auch Sie mit diesem angemessenen, von den Berliner Schriftstellern selbst festgesetzten Nachdruckhonorar einverstanden sind. In diesem Falle würden wir auch gern für die Folge Ihre Feuilletons nachdrucken, wenn Sie uns dieselben einsenden wollen.

Wünschen Sie das Honorar von uns direkt zu empfangen, so steht Ihnen dasselbe zur Verfügung.

Wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie unter den obwaltenden Verhältnissen, welche jede böse Absicht unsererseits ausschließen, einverstanden sind, und empfehlen uns Ihnen, Ihrer gefl. Antwort gern entgegensehend,

hochachtungsvoll

ergebenst

Redaktion des General-Anzeiger.

W. Friedrichs.

Sofort nach Empfang dieses Schreibens richtete ich an den Herrn Dr. Hirschfeld einen eingeschriebenen Brief, in welchem ich ihm sagte: ich sehe nun, daß der von ihm geleitete Verein, statt den Schriftsteller vor unerwünschtem Nachdruck zu schützen und diesen Nachdruck überhaupt so weit als möglich auszurotten, ihn vielmehr heimlich herbeiführe und organisire, um ihn zu eigenem Vortheile auszunutzen. Unter diesen Umständen erklärte ich meinen sofortigen Austritt aus dem „A. S.-V."

Darauf ging mir dieses hektographirte Schreiben zu:

Berlin, den 30. September 1902.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Die Ziele, die wir verfolgen, verkennen Sie oder fassen sie nur zur Hälfte auf, unser erstes Ziel ist allerdings das unbefugte Nachdrucken aus der Welt zu schaffen, nochmehr aber erstreben wir, die Redaktionen zu veranlassen, das Material, das sie sonst unbefugt nachdrucken, von Schriftsteller zu erwerben. Wenn Sie Forderungen an den Dortmunder Generalanzeiger haben, für Artikel, die er unbefugt nachdruckte, und nicht honorirt, oder deren Honorar Ihnen nicht zusagt, so steht Ihnen ja der gerichtliche Weg frei, und der Verein ist gerne bereit, einen derartigen Prozeß gegen den Dortmunder Generalanzeiger zu übernehmen. Der Schriftstellerverein hat gegen den Dortmunder Generalanzeiger gar keine Verpflichtungen, wohl aber hat sich der Generalanzeiger dem Verein gegenüber verpflichtet, unberechtigte Nachdrucke, die derselbe in seinem Blatte entdeckt, und zu deren Einziehung die betreffenden Schriftsteller ihr Einverständniß erklärten, anständig nach dem vom Verein verlangten Preise zu honoriren. Es ist wohl selbstverständlich, daß ein weiteres Abkommen unsererseits nie getroffen wurde, oder auch getroffen werden konnte. Der „D. G.-A." muß stets die Folgen dafür tragen, wenn er unberechtigte Abdrucke bringt. Wir kamen zu diesem Uebereinkommen, als wir zu Beginn der neuen Gesetze dem „D. G.-A." unberechtigte Nachdrucke nachwiesen, und er uns sagte, er hätte bisher jahrelang mit dem Scherl'schen Verlage ein Uebereinkommen gehabt, daß er alles aus dem „Lokalanzeiger" nachdrucken dürfe, ohne die Verfasser dafür zu entschädigen. Der „D. G.-A." hat vor dem 1. Januar ebenso gedruckt wie heute, und wenn Sie sich die Mühe machen wollen, werden Sie finden, daß fast alle andern Blätter ebenso drucken. 1. Oktober ist bezahlt, 9. Oktober nicht. Der „D. G.-A." ist ein reiches Blatt, das die gerichtlichen Scherereien vermeiden wollte, und so erbot er sich eben, Nachdrucke, die wir ihm nachweisen, an uns ohne gerichtliches Verfahren zu honoriren. Wenn er Ihnen etwas anderes geschrieben hat, so befindet er sich im Irrthum. Sehr dankbar wären wir Ihnen für Uebereinsendung oder Abschrift des betreffenden Briefes. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß wir ganz allein bisher die schriftstellerischen Interessen vertreten haben, und daß es nur Korrespondenzen waren, welche sich sonst gegen den unerlaubten Nachdruck erhoben. Der Schriftsteller würde noch mehr beraubt und unterdrückt werden, wenn uns unser schweres Amt noch von Kollegen durch Verkennung der Absichten erschwert würde. Sollten Sie über etwas Auskunft wünschen, oder Ihnen etwas nicht ganz klar sein, so bitten wir Sie, uns dies offen mitzutheilen, wir werden Ihnen ebenso offen antworten. Jedenfalls seien Sie versichert, daß wir ganz und voll auf dem Boden des Rechts und der schriftstellerischen Interessen stehen, und daß Sie niemals eine Ungehörigkeit in unserm Verfahren finden werden. Wir stellten Ihnen gerne, daß Sie dem „D. G.-A." unsern Brief vorlegen, und ihn veranlassen, Unrichtiges aus demselben nachzuweisen.*)

Hochachtungsvoll

Allgemeiner Schriftstellerverein.

Ich setzte mich, pour en avoir le coeur net, zu einem zweiten Briefe hin, in dem ich sagte: dieses Schreiben bestätige meinen Vorwurf, daß der Verein hinter dem Rücken der Schriftsteller den unerwünschten Nachdruck ihrer Arbeiten systematisch zu seinem eigenen Profite organisire. Jede weitere Belästigung durch Zuschriften verbat ich mir und behielt mir vor, die eigene Erfahrung im Interesse des gesammten Schriftstellerstandes zu verwerthen.

Ich habe dann noch eine Karte bekommen, in welcher Herr Dr. Hirschfeld auf meine Anschuldigung nichts zu erwidern wußte, als daß er sich gegen ungerechtfertigte Angriffe zu schützen wissen werde, und erklärte, der oben angeführte Brief des „A. S.-V." sei ohne seine Kenntniß, in seiner Abwesenheit, geschrieben worden — es existire kein Abkommen mit dem „D. G. A." — wie dieser behauptet und der „A. S.-V." nicht in Abrede gestellt hatte.

Das sind meine Erfahrungen mit Herrn Dr. Max Hirschfeld und dem „Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverein". Auch ich bin, wie Herr Alexander Meyer, kein Freund von Verbalinjurien und beschränke mich daher, wie er, auf die Bemerkung, daß mir die Geschäftsprinzipien des Herrn Dr. Hirschfeld und seines Vereins nicht gefallen haben.

Indem ich bitte, mir die Anlagen nach Kenntnißnahme baldmöglichst zurückzusenden zu wollen, bin ich, in ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Dr. von Wilke.

Nachwort: Außer von den Herren Alberti und Dr. von Wilke ist der Redaktion auch noch ein Brief des Herrn Fred Hood in Charlottenburg an Herrn Dr. Alexander Meyer in Abschrift zugegangen. Derselbe deckt sich in der Tendenz mit den Ausführungen des Herrn Alberti, so daß wir ihn auch dann nicht zum Abdruck gebracht hätten, wenn er weniger unhöflich gewesen wäre. Unser Freund Alexander Meyer schickt uns unter dem Eindruck aller Entgegnungen auf seinen Artikel nur das folgende Citat:

Ich möchte keinen Vers geschrieben haben, wenn nicht tausend und aber tausend Menschen die Produktionen läsen und sich etwas dabei, dazu, heraus und hineindächten.

Goethe an Zelter 14. April 1816.

*) Anmerkung der Redaktion: Für dies Deutsch bitten wir nicht die Setzer der „Nation", sondern den Stilisten des Allgemeinen Schriftstellervereins verantwortlich zu machen.

Die Braut.

Eine Skizze.

1.

Grüne Berglehnen, graues Felsgewerk, über allem weißstrahlende Schneezinnen schauen in die niedere Stube des hinteren Websen zu Abirutt. Eine gelbweiße Regensonne leuchtet ihnen in die Winkel und Ecken des vielfenstrigen Raumes, an die vor Alter dunkle Holztäfeldecke, an den nicht übersaubern Boden, an die nackten Wände, die grau

Digitized by Google

sind wie die Diele, und auf das armselige Stubengeräth, den Zwölfleutetisch, die Stabellen und die schwere, rissige Holztruhe. Dieselbe Sonne, die zudringliche Laterne, deckt Ecken und Winkel dort auf, wo sie sonst noch keiner sucht, in der dreißigjährigen Marianni Gesicht. Was sitzest grad aus Fenster, Marianni! Hinten im Stubenhalbdunkel kann Dein rundes Gesicht mit den vollen Wangen noch als ganz jugendlich gelten, aber da auf die flache Stirne zündet die Sonne und zeigt die Querfalten, unter die Augen zündet sie, und die Striche lassen sich zählen, die von den Augenwinkeln gegen die Schläfen laufen.

„Wegen der Schönheit nimmt er Dich nicht", sagt der Webs, der Bauer, der vor einer halben Stunde aus dem Stalle gekommen ist und sich die Füße in einem Blecheimer wäscht. Der Webs ist ein alter, zäher Mann, hochgewachsen, dürr wie langgelegenes Waldreisig mit einem heimeligen Runzelgesicht, zu dessen graubrauner Haut und festen Zügen der weißgraue, dünne Bartkranz, der an den Schläfen anhebt und wie eine Binde unterm Kinn zusammenläuft, wohl steht!

Die Marianni, seine Tochter, sieht auf ihren Schooß nieder, hat ein kleines Zornroth im Gesicht und sagt: „Es ist nicht recht, daß Ihr mich immer so herunter thut. Zum Gelbheimschicken bin ich Euch auch gut genug."

Der Bauer trocknet einen Fuß mit dem mächtigen rothen Sacktuch; es kann ihm keiner ansehen, daß er betroffen ist, nur in seinen Worten klingt eine Art Zahmheit, so als wolle er es mit der Tochter nicht verderben. „Du bist mir lang recht", sagt er, „aber eben zu gut für — für einen Koch!"

„Ihr kennt ihn ja gar nicht", gibt die Marianni zurück. Dann geht ein Ruck durch ihre pralle, starke Gestalt. Sie nimmt mit festen Fingern einen Brief auf, der auf ihrem Schooß gelegen hat; er knittert leise, fast wichtig. Die Marianni dreht sich halb auf ihrem Stuhl dem Vater zu. „Und jetzt", hebt sie an, „Antwort muß ich ihm geben, wißt Ihr. Warten kann ich ihn nicht lassen. Er hat lang genug gewartet, beide haben wir lang genug gewartet. Also — Ja oder Nein? — Seid Ihr zufrieden oder nicht!"

Der Bauer hat auch den anderen Fuß getrocknet. Er steht auf und bückt sich nach seinem Kübel. „Aech", ächzt er verdrießlich. Gilt's der Tochter oder dem Kübel — gleichviel, mehr sagt er nicht, sondern trägt mit tappendem Gang sein Wasser aus der Stube.

Das Mädchen wendet sich wieder mehr dem Fenster zu. Ein Seufzer entjährt ihr, in den wasserblauen Augen steht etwas, das in der Sonne leuchtet wie Regentropfen. Sie drückt an ihrem Brief herum und blickt durch die Thränen und die Scheiben ins Freie hinaus. Durch beide ist ein trüber Ausguck. Plötzlich aber schärft sich des Mädchens Blick. Ein Weg führt unten am Hause vorbei, den kommen ein paar Burschе und Mädchen einhergeschritten, schäkernd, lachend. Es ist jüngerer Nachwuchs, Leute, die noch kleine Kinder gewesen sind, als die Marianni schon zum ersten Mal von Abfrutt weg und in fremden Dienst gegangen ist. Zwei von ihnen, Bub und Mädchen, sind einander versprochen, zwei andere gehen schon so nah bei einander, daß der Versprich nicht lang mehr wird auf sich warten lassen. Die Marianni reckt sich, um besser sehen zu können; das Herz klopft ihr, — heftiger jetzt, — stürmischer noch. Wie eine Welle steigt es in ihr auf, ein Drängen und Verlangen, daneben mühsam eingedämmter Jubel. Hei, ihr da unten; fliegt es ihr durch den Sinn, nächstens bin ich wie ihr! Nächstens werdet Ihr hören: Auch die Websen-Marianni kann mit einem Burschen gehen und was für einem erst!

Sie läßt sich wieder mehr auf den Stuhl nieder. Ihre kleinen unschönen Augen leuchten jetzt, ihr häßliches Gesicht mit der Stülpnase und dem herben Mund ist leise geröthet, und es liegt über dem Kopf mit dem spärlichen, am Hinterkopf fest in einen Knoten gespannten Haare ein Schimmer von Jugendlichkeit, von — von weiß der Himmel was — Schönem. Die Marianni streicht an ihrem Brief herum, nimmt dann ein Bild heraus, sieht es an und legt es wieder hinein. Der Kopf schnellt ihr ein klein wenig in den Nacken; plötzlich geht sie an den Tisch, legt dort den Brief zurecht, holt aus der Truhe ein staubiges Fläschchen, eine abgebrauchte Feder und einen Bogen Papier und fängt an zu schreiben.

Sie schreibt an Josef Müller, den Koch in der Krankenanstalt zu Mellingen, schreibt ihm: „Du hast recht, wir haben es lange genug heimlich gehalten! Und weil Du jetzt eine gute Stellung und mehr Lohn hast und übers Jahr noch mehr haben wirst, können wir ans Verloben denken. Der Vater wird — — hier stockt die Feder. Die Marianni sinnt nach. Mit achtzehn Jahren ist sie in ihren ersten Dienst gegangen. Seither ist sie wie auch jetzt, jeweilen nur für kurze Zeit heimgekommen, ein bischen zu verschnaufen, sei es von einer Stelle zur anderen oder aber weil ein Dienstherr ihr Ferien gegeben hat. Zur Zeit, da sie draußen im Schwabenland gedient, hat sie den Josef kennen gelernt, den hübschen, blondbärtigen, der an jedem Finger eine andere hätte haben können, und doch mit ihr einig geworben ist. Er ist noch ein Jahr jünger, als sie, aber dem Wesen nach ist er ein ernster, braver Mensch! Seit sechs Jahren hat sie nun mit ihm einen Briefwechsel geführt, immer hat es zu einer Verlobung nicht kommen können, weil der Josef kein sicheres Auskommen gehabt und der Vater irgendwie nie etwas von ihm, dem Koch, dem Fremden, hat wissen wollen.

Das Mädchen setzt die Feder wieder an. „Der Vater wird — sicher", fährt sie im Schreiben weiter, dabei ist das „sicher" mit unsichrerer Hand als das übrige hingezeichnet. Aber während die Schreiberin noch zögert, gehen Stimmen im Flur und der Vater kommt wieder herein; hinter ihm treten sein Weib und seine ganze Zudehör, zwei weitere Mädchen und vier Buben ein, eine ganze Prozession. Die kleine runde Webs'n trägt eine Schüssel gelben, dampfenden Mais vorauf, den sie auf den Tisch setzt.

Die Marianni rafft ihre Schreiberei zusammen. „Schreibst dem Schatz?" fragt lachend der schwarzbärtige älteste Bruder, der Lori, dann ist einen Augenblick lang ein Lärm von Stuhlrücken, hartem Niedersitzen der Männer und Gepappel der Weiber. Endlich hocken sie alle um den Tisch und greifen nach den Löffeln und Tellern, die die Webs'n sammt einem Brotlaib aus einem Wandschrank geholt hat. Das stichige Sonnenlicht liegt über den neun Köpfen; seltsam scharf brechen die knorrigen Schädel das Licht, der graue des Bauern, der runde seines Weibes, dessen schlicht und straff um den Kopf gelegtes dunkles Haar so spärlich ist, daß die weiße Kopfhaut durchschimmert, dann die struppigen der vier Buben, von denen zwei älter als die Marianni, zwei jünger sind, endlich die der drei Mädchen, deren blondbraunes, oft mit Wasser glattgestrichenes Haar röthlich schimmert und rauh ist wie Leinenfaden. Die Mahlzeit hebt ohne Vorbereitungen an. Das jüngste Mädchen, das noch in den Kinderschuhen steckt, ist zuerst in der Schüssel. Zwischen hinein hebt eine von Essen und Schnalzen zerrissene Unterhaltung an. Jetzt sagt die Webs'n, die eine langsame, singende Rede hat:

„Ja — ja — so wirst es halt müssen heiralhen lassen." Die Worte sind an den Bauern gerichtet. Die Marianni faßt den Löffel fest und setzt sich gerade. „Wir wollen gar noch nicht heirathen", sagt sie. „Aber auskommen soll es jetzt einmal, daß die Leute auch wissen, was man ist."

„Ja — ja", singt wieder die gutmüthige Webs'n zum Beifall.

„Zeit wär's jetzt", fällt der Lori ein, der auf den Jahren ist, da die Buben die Väter langsam unterkriegen. Seine Rede ist überlegen und hat einen Schein von Ungeduld in sich, so als läge ihm an hinzuzufügen: Und wenn's nicht vorwärts geht, mache ich ein Ende!

Der Bauer sieht auf und die Marianne sinnend an. Es muß ihn plötzlich ein Gedanke beschäftigen, der ihm bisher nicht gekommen ist. Durch seine wetterfarbenen,

Digitized by Google

zähen Züge geht eine sonderbare Bewegung, die wie ein Schmelzen irgend etwas Frostigen ist.

„Wenn's halt sein muß!" sagt er, „davor sein kann ich Dir nicht. Du bist am Ende Dein eigener Meister, kannst mit Deinem Geld machen, was Du willst, heimschicken oder —"

Das Gesicht der Marianni leuchtet auf. Sie lacht, daß das rothe Zahnfleisch unter der aufgeschlagenen Oberlippe sichtbar ist, und sagt: „Er hat einen schönen Verdienst, der Josef, ich — ich meine, Vater, ich sollte nicht weniger heimschicken als jetzt, wenn wir dann einmal heirathen."

Nach diesen Worten ist es plötzlich, als sei eine Bombe voll Minne zwischen die Websen-Familie gefahren und der süße Minnebrei habe alle bespritzt. Der Bauer und die Marianni sind wie zwei, die lange an zwei Flußufern hinund her gerannt sind und plötzlich eine Brücke zum Zusammenkommen gefunden haben. Wortkarge Menschen sind sie, darum haben sie so lang nicht vom Herzen heruntergebracht, was sie drückt, der Alte, daß ihm um das Heimschickgeld Angst ist, wenn sein Mädchen heirathet, dieses, daß es doch noch daran denkt, dem Vater auf die alten Tage hie und da etwas zu gute kommen zu lassen. „So schreib ihm in Gottes Namen, daß er Dir den Ring schickt," sagt der Bauer. Die Marianni plaudert so viel, wie in ihrem Leben noch nie. Daß der Josef den Ring schicke, sobald sie zusage! Daß er zur Verlobungsfeier aber selber so wenig zu ihr kommen könne wie sie zu ihm, der theuern Reise wegen! Daß sie später in ein bis zwei Jahren, einander einmal wieder zu sehen hofften und so weiter!

„Also, wenn der Ring kommt, haben wir Fest," sagt der Webs. Nun er einmal seine Einwilligung gegeben hat, ist er ganz warm für die Sache. Darauf kommen die Mäuler der jüngeren Mädchen ins Pappeln. Wie das Fest werden solle, rathen sie hin und her. Auch die Websin sagt manchmal ein Wort dazwischen.

„Eine Verlobung ohne Bräutigam," meint kopfschüttelnd einzig der Xaver, der zweite Bub, der ein brummiger ist, „von so etwas habe ich noch nie gehört!"

2.

Die Abfrutter reden dem Teufel ein Ohr ab. Die Websen-Marianni, die überzeitige, die sie schon zu den alten Jungfern gerechnet haben, ist eine Braut. „Gestern hat er ihr den Ring geschickt", weiß ein Mädchen aus der Schaar zu erzählen, die heute am Sonntag Morgen vor dem Gottesdienst in der Gasse beieinander stehen. „Gehst auch zum Fest?" frägt ein anderes mißgünstig, eines, das auch schon den Dreißigen zurückt. „Sechs Jahre haben sie einander nicht gesehen," wirft ein Bub dazwischen, und ein anderer fällt ein: „So im Sack kaufte ich die Katze nicht; in sechs Jahren kann das schönste Mädchen eine häßliche Hexe werden, und die Marianni ist sicher nicht schöner geworden." „Nie schön gewesen, willst sagen," geifert die Mißgünstige von vorhin wieder. Ein altes, hageres Weib mit einem ausgemergelten, eulenhaften Gesicht und keifender Stimme prophezeit: „Sitzen bleibt Euch die Marianni, daß Schöneres nichts nützt! Sagt, ich habe es gesagt! So ein Bursche, wie der sein soll, so ein schöner, der Josef Müller! Ich weiß, wie das geht, wenn er die Marianni wieder sieht, reut's ihn!"

Die helle Stimme der Kapellenglocke mischt sich jetzt in das Gespräch und stört es. Fast wie ein Lachen, ein herzhaftes, klingendes Lachen gellen die Töne über die Köpfe der Beieinanderstehenden hin. Diese setzen sich langsam in Bewegung, legen sich das Mäntelein der Sonntagsandacht um und gehen der Kapelle zu. Es ist ein nebelgrauer Tag. Alle Berge sind wie mit grauen Tüchern überhangen; auch der Himmel hat seinen grauen Ueberzug, nur im Westen bläst ein Wind ihn sachte zurück und ein blaues Fleckiein schimmert auf die Berghütten herab. Vor der kleinen Kapelle, die gleich einem Riesenspielzeug in grüner Matte steht, staut sich der Zug der Kirchgänger. Von der entgegengesetzten Seite her sind der Webs mit seinen Buben und der Marianni im Sonntagsstaat erschienen, sie werden von den Dorfgenossen umringt, die voller Freundschaft und süßer Worte sind, als ob sie nicht eben noch gelästert hätten. Die Marianni insbesondere kann nicht mehr weiter; von allen Seiten strecken sich ihr Hände zu Gruß und Glückwunsch entgegen. Die Marianni geht im schlichten, schwarzen Sonntagsgewand, hat einen schwarzen, runden Strohhut auf dem Kopf und schwarze Handschuhe an den Händen. Sie sieht gut darin aus, fast städtisch; der Neid fährt doch in einige der Dorfmädchen, die sie umstehen. Da faßt eine nach Mariannis rechter Hand, an der ein Goldreif durch den Handschuh schimmert. „Hast den Ring schon?" frägt sie. Jene aber nickt nur, zieht schweigend den Handschuh ab und zeigt den schön ziselirten Goldreif, einen ganz besonderen, den der Bräutigam für sie ausgesucht hat. Die Jungmannschaft drängt sich näher um sie, Staunen, Bewunderung, heimliches Verlangen malt sich deutlich in den festen Gesichtern. Die Marianni streckt sich unwillkürlich, sie lebt einen großen Augenblick. Das Gefühl der Genugthuung, das sie erfüllt, nimmt sie mit, als sie nun mit allen andern in die Kapelle tritt, nimmt es wieder mit hinaus, als sie beim geht und hat es erst recht, als sie zu Häupten des Zwölftentetischs sitzt, an dem heute dreißig Menschen, ein Drittheil der ganzen Dorfbevölkerung, Platz haben.

Zu Häupten des Tisches sitzt sie, die Marianni, am Ehrenplatz und macht ein drolliges Gesicht; Verlegenheit, leiser Stolz und Würdebewußtsein, strahlendes Glück, alles ist ihr aus den Zügen abzulesen, die Augen schimmern feucht, die Stirn ist hochgezogen; es gehen keine Blitze von ihm aus, und doch ist das Gesicht anzusehen wie eine runde, lachende Sonne. Ein Schmausen und Festen hebt an. Die Websin und ihre jüngeren Töchter haben den ganzen Vormittag gebraten und gebacken. Der Webs stellt zwei mächtige Bauchflaschen weischen Weines auf den Tisch, in dem Maß in dem sie leer werden, nimmt die Fröhlichkeit zu.

„Lebe hoch, Du," schreit der Lori, dem der Kopf heiß zu werden anfängt, der Marianni zu. Diese beginnt just sich verlassen zu fühlen, weil die Gäste schon lange nicht mehr an sie und den Zweck des Festes zu denken scheinen. Noch einmal wird aber ihr Gesicht hell, als jetzt die Gläser zusammen fahren und die Stube von dem Lebehoch zittert, mit dem die Schmausenden sie feiern.

Da lacht der Xaver dazwischen, den der Wein am Kragen hat: „Hohoho, eine Verlobung ohne Bräutigam: In die Zeitung kommst Marianni, in die Zeitung!"

Die Worte fügen, daß die Stimmung umschlägt. Die Spottlust der Dörfler ist geweckt. Jeder weiß einen Witz. Einer versteht das Foppen besser als der andere. Die Marianni kommt auf ihrem Stuhl ins Schwitzen. Sie fühlt, daß an ihrer Brautschaft dennoch und dennoch etwas Ungewöhnliches ist. Das Empfinden der Genugthuung fällt von ihr ab, es ist ihr, als verliere sie ein schützendes Gewandstück.

Indessen hat sich der Xaver auf den Ofen gesetzt und greift nach der Handharmonika. „Hallo los", jauchzt er und spielt zum Tanz. Die Alten unter den Festenden rücken hinter dem Tisch zusammen, die Jungen paaren sich und fahren in die Stube hinaus, ein Stampfen, Jauchzen und Wirbeln hebt an, daß das alte Haus zu schwanken beginnt, als hätte es den Wein im Dach, den die Abfrutter in den Köpfen haben. Die Marianni sitzt an ihrem Platz am Tischende und schaut ins Getriebe der Tanzenden. Um ihren Mund liegt ein Lächeln, das aussieht, als sei es ihr auf den Lippen erfroren. Das Herz lacht der Marianni nicht mit. Je wilder die Tanzfreude der Gäste wird, um so verlassener sitzt sie da, es denkt keiner der Jungburschen daran, sie zu holen; sie gehört schon einem! Aber eben der eine fehlt! Es wird ihr immer mehr bewußt, daß er fehlt, daß es lächerlich ist, so allein zu sitzen.

„Bleibst halt hocken, Du," sagt da mit einem Lächeln eines der Mädchen, das eben mit einem Burschen vorübergeht; „so geht's, wenn eines eine Braut ist!"

Digitized by Google

Der Xaver, der ein Glas neben sich stehen hat und es noch immer alle Augenblicke leert, hat das Wort aufgefangen. „Sitzen bleibst, ho, ho!“ lacht er glucksend, „ganz sitzen bleibst am End! Aber das macht nichts! Juhu!“ Dann drückt er wieder seine Harmonika.

Der Marianni ist ein Stich ins Herz gefahren. Sie ist niedergedrückt und in der Stimmung scheint ihr des Xavers Rede glaubwürdig. Das Blut fährt ihr heiß zu Kopf; eine Angst faßt sie. Sie will aufstehen; eine Weile muß sie hinaus aus der Stube! Da — sie blickt nach der Thür und dort — hinter dem Gewirbel der Tänzer, hinter Staub, Weindunst und Pfeifenrauch — dort steht einer auf der Schwelle! Sie wird ganz bleich. Ein Herr, ein städtischer! Er ist ein hochgewachsener Mensch, hat einen schönen, blonden Bart, ein gesundes Gesicht, blaue gutmüthige Augen. Er sieht just nicht aus wie ein Gelehrter, aber doch wie ein gerader, alltagkluger Mann.

„Jesses!“ sagt die Marianni; es ist ein kleiner, kurzer Schrei, den keiner beachtet. Erst als das Mädchen mitten durch die Tanzenden fährt, mit den dralleu Armen zwei, drei Paare bei Seite pufft, daß sie nur so fliegen, werden die in der Stube aufmerksam. Die Blicke der Alten hinterm Tisch gehen nach der Thür, eines der tanzenden Paare nach dem andern hält inne, steht und staunt, die Harmonika gigelt und wiegt noch einen Augenblick ihre Töne heraus, dann bricht auch sie plötzlich mit einem Quiekser ab. Der Xaver reißt die Augen auf und hat Mühe ihre Deckel oben zu behalten. Die Marianni steht an der Thüre, Hand in Hand mit dem Fremden. Etwas linkisch stehen sie da, der Mann wird rath, die Marianni hat wieder den halb verletzenen, halb triumphirenden Ausdruck im Gesicht, den es zu Anfang des Festes getragen. Da muß es sein, daß draußen in der grauen Himmelsdecke irgend etwas den Riß erweitert; in diesem Augenblick strömt ein rasenfarbener Lichtschein durch die Fenster, wie ihn manchmal ein Nebeltag gibt, ehe er stirbt. Die Stube wird hell, freundlich davon. Die Marianni und der Mann in der Thüre stehen wie unter bengalischer Beleuchtung.

„Das — ist — jetzt — der Josef,“ sagt das Mädchen mit leise zitternder Stimme; dabei ist ihm, als stehe es auf einer Wolke über allen anderen, hoch — jesses, ganz hoch.

Die Stube ist hell! Macht sie der Lichtschein so oder der Marianni Gesicht! Einerlei — der Webs, der die Tochter ansieht, hat in dem Augenblick den Gedanken, daß sie nicht so übel ist, daß sie ganz wohl sich neben dem — dem Koch sehen lassen darf; das fällt ihm nicht ein, daß auch ein häßliches Gesicht sich wohl ansieht, wenn ihm das helle Glück aus den Augen leuchtet.

Er steht dann auf, der Webs, und geht dem Bräutigam entgegen, der mit der Marianni in die Stube tritt. Die andern drängen nach. „Juhu“, jauchzt der Xaver. Dann hebt ein Grüßen an, bei dem die Abfrutter die scheuen sind, weil sie alles Fremde mit Mißtrauen ansehen. Vielleicht haben sie sich auch den Koch mit einem Schmerbauch, mit Kochlöffel und Messer gedacht und können sich nun nicht satt an ihm gaffen.

„So weit her kommt Ihr,“ sagt der Webs zum künftigen Schwiegersohn.

„Ich habe die Marianni überraschen wollen,“ gibt der Josef zurück und klopft diese auf den Rücken. „Und dann, — ich habe ein Geschäft in Aussicht und muß mit ihr reden darüber.“

Jetzt torkelt der Xaver heran, steht einen Augenblick vor dem künftigen Schwager still und sieht ihn an.

„Warum nimmst sie eigentlich?“ fragt er in seinem Dusel mit einem Grinsen. Die Umstehenden lachen ob der drolligen Neugier, die ihm aus den Augen scheint.

„Ihr habt doch jedenfalls schönere Mädchen gesehen in den letzten Jahren,“ sagt der Lori in seiner trockenen Art.

„Schönere wohl, schaffigere nicht!“ gibt Josef Müller bedächtig zurück und schaut die Marianni zufrieden und wohlgefällig an.

Die Abfrutter aber kommt auf einmal etwas wie Scham und Verlegenheit an. Irgendwie wissen sie, daß sie zu früh gelästert haben, daß der Marianni ihre Brautschaft doch eine von denen ist, die nimmer locker werden!

Göschenen. Ernst Zahn.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Die Anfänge von Otto Gildemeister's Uebersetzerthätigkeit.

Es ist vielleicht von allgemeinem Interesse aus eigenen Aeußerungen des kürzlich verstorbenen Otto Gildemeister, „der Uebersetzer-Gilde Meister“, wie ihn Paul Heyse so trefflich bezeichnet, zu erfahren, in welcher Weise er sich schon als Schüler der Primo des Gymnasiums in Bremen mit dichterischen Uebertragungen beschäftigte. So schreibt er im Jahre 1841 seinem Freunde und früheren Schulgenossen Reinhold Pauli, dem späteren ausgezeichneten Historiker, der die beiden letzten Schuljahre auf dem Friedrich Wilhelm-Gymnasium in Berlin verbrachte:

— — — „Es geht mir seit einiger Zeit immer so, daß, wenn ich bedeutende Geisteswerke fremder Nation recht im innersten Herzen empfinde und fühle, daß es mich dann drängt, wie Faust sagt, den Urtext aufzuschlagen und das Original in mein geliebtes Deutsch zu übertragen. Je lieber mir das Original ist, desto leichter fügt sich mir die Uebersetzung, selbst wo Reim und Rhythmus sie erschweren. Von Shakespeare habe ich im vorigen Sommer die tragische Tragödie, den König Lear (der in der Tieck'schen Ausgabe sich eigentlich nur lesen läßt, weil das Original so unendlich schön ist), von Byron den Marino Faliero und den Manfred (ein in die schönste Form eingekleidetes, aber fast überwältigendes, furchtbares Gemälde von einem großartigen, aber in sich zerfallenen, unseligen und höheren Trost nicht kennenden Geiste), als Arbeit für den Prima-Verein, die meisten seiner harmonisch gedachten und harmanisch gesungenen Hebrew melodies und einige andere lyrische Sachen übersetzt. Wenn einmal Gelegenheit ist, so werde ich mir die Freiheit nehmen, Dir einige Sachen zu überschicken, und ich bitte mir dann Dein Urtheil darüber aus. Zu den eben aufgezählten kommt dann noch der Prometheus des Aeschylos, mehrere Oden des Horaz, einige Oden des Tibull und dergleichen mehr. — — —“

Aus einem späteren Briefe desselben Jahres — — — „Wolltest Du mich um den Namen der Fakultät fragen, welcher ich anzugehören gedenke, so müßte ich Dir schon die Philosophie nennen, im Besonderen denke ich aber die neuere Litteratur zum Gegenstande meiner Studien zu machen. — — — Daß ich dabei auch die klassische Philologie und namentlich auch die Geschichte nicht liegen lassen darf, hab' ich mir vollkommen klar gemacht, und es versteht sich ja auch von selbst. — — — Seit vorigem Frühjahr treibe ich mit meinem Vater Italienisch, und wir lesen gegenwärtig den Orlando furioso, das brillanteste, üppigste, bunteste und lebendigste Gedicht, welches in den wohlklingenden Oktaven der harmanischen toscanischen Sprache sich wie ein voller Blumenflor hinbreitet. Daneben beschäftigen mich Lamartine und Victor Hugo, welche doch ganz andere Dichter sind, als die alten Perrücken des französischen Parnasses vor der Revolution. Namentlich der letztere steckt voll von Poesie. Die Lektüre der englischen Scheiftsteller bleibt dabei nicht vernachlässigt, der unvergleichliche Tristram Shandy hat mich lange ungemein ergötzt mit seiner unerschöpflichen Fülle von Humor, welcher wechselsweise Zwerchfell und Gemüth erschüttert, und es ist gewiß nicht übertrieben, wenn Jean Paul sagt, diesen Roman müßte man sieben und siebenzig Mal lesen. Die beifolgenden Erzeugnisse meiner Mußestunden wirst Du als ein kleines Weihnachtsangebinde nicht verschmähen; da ich nur diese in Abschrift besitze, so kann ich Dir mit einer größeren Anzahl nicht lästig fallen, ich würde Dir sonst lieber den Versuch einer Uebersetzung des Oedipus Rex oder der ersten Gesänge von Childe Harold mittheilen, die mich den letzten Sommer beschäftigt haben. Dein Urtheil bitte ich mir als Gegengeschenk aus, je strenger, desto besser, in unserem Verein bin ich immer mit langweiliger Glimpflichkeit behandelt. — — —“

Verantwortlichen Redakteur: Dr Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 1. November 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Der englisch-chinesische Vertrag. Von M. v. Brandt (Weimar).

Parlamentsbriefe II. Von Proteus.

Trakehnen. Von Judex.

Der Kampf um die englische Schule. Von J. Wiese.

Russische Thronfolgen. II. Von ****.

Klinger: Beethoven. Von P. Nathan.

Die Patrizierin. Von Ferdinand Svendsen.

Sarah Bernhardt. Von Ernst Heilborn.

Eisgang. (Erzählung.) Von Wilhelm Schmidt (Bonn).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Kronprinz von Dänemark hat in Berlin zum Besuche geweilt. Das bedeutet eine Aenderung jener politischen Stimmungen, die das Jahr 1864 geschaffen hat, und die seitdem ununterbrochen in Kopenhagen geherrscht haben. Wir begrüßen diesen Umschwung mit größter Sympathie, und wir vermerken diese Anwesenheit als ein Anzeichen, daß Dänemark es aufgibt, zum Richtstern seiner Politik die Feindschaft und den Groll gegen Deutschland zu nehmen. Wir hoffen, daß diese Annäherung auch auf die nordschleswigschen Verhältnisse günstig zurückwirken wird, und daß wir nunmehr zu normalen Grenzverhältnissen gelangen, die eine Wohlthat für Dänen wie für Deutsche sein werden.

Dieser erfreuliche Besuch des dänischen Kronprinzen ist zugleich ein neuer Beweis dafür, wie gut unsere Beziehungen heute zu Rußland sind. Bei der engen Verbindung, die zwischen Kopenhagen und St. Petersburg besteht, konnte selbst ein aufgeklärtes dänisches Ministerium, wie das jetzige, eine Milderung der Gegensätze gegenüber Deutschland nur dann anbahnen, wenn ein Widerspruch am russischen Hofe sich nicht geltend machte. Vielleicht wirkt diese Erwägung auf jene Chauvinisten in der englischen Presse ernüchternd, die das gefährliche Metier betreiben, die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Vereinigten Königreich zu vergiften.

Man wird sich in London sagen müssen, daß je besser das Verhältniß zwischen Deutschland und dem Zarenreich; je gesicherter die Westgrenze Rußlands, um so operationsfähiger ist Rußland im Osten und je operationsfähiger, um so bedrohter die englische Stellung in Asien. Unter diesen Umständen könnte es doch zweckmäßiger erscheinen, Deutschland in seiner neutralen Stellung festzuhalten, statt es durch englische Preßtreibereien immer weiter von England zu entfernen und es immer geneigter zu machen, für die russischen Pläne in Asien die Vorbedingungen zu schaffen; die erste Vorbedingung ist aber eine gesicherte Rückendeckung für das Zarenreich in Europa.

In Greifswald-Grimmen ist bekanntlich nach hartem Wahlkampfe das Mitglied der freisinnigen Vereinigung, Herr Gothein, gewählt worden. In den Wahlkampf hatte mit allem Nachdruck auch der Landrath des Kreises Grimmen, Freiherr von Maltzahn, sich eingemischt. Er hatte die Liberalen angegriffen, und Angriffe gegen sie inspirirt, wie nur ein Parteimann es thun kann, und sobald diese Angriffe die gebührende Erwiderung fanden, verkappte sich alsdann der agrarisch-konservative Freiherr von Maltzahn in den Landrath von Maltzahn und setzte für sich die Behörden in Bewegung und ließ sich als Staatsbeamter durch die Gerichte schützen.

Einer dieser charakteristischen Prozesse ist jetzt zur Entscheidung gelangt. Der Herr Landrath fühlte sich durch ein harmlos-satirisches Lied beleidigt, das die Liberalen bei einem Kommerse zum Geburtstag des Kaisers gesungen hatten. Der Staatsanwalt hatte gegen den einen Angeklagten, Gutsbesitzer Becker, vier Monate Gefängniß beantragt, weil er zu dem inkriminirten Liede geschmunzelt hatte; der Gutspächter Dr. Wendorff sollte drei Monate Gefängniß erhalten, beides sind Führer der Liberalen im Kreise; für den Drucker waren zwei Monate und für den Verfasser des Liedes vier Monate, sowie für einen Vertheiler des furchtbaren Liedes 100 Mark Geldstrafe beantragt. Aber Herr Becker wurde freigesprochen wie der harmlose Vertheiler des Liedes; Herr Dr. Wendorff kam mit 50 Mk. Geldstrafe davon und nur der Dichter erhielt wegen einer mißverstandenen Wendung einen Monat Gefängniß. Wenigstens ist Schmunzeln und Beifall in Pommern doch noch keine That, für die man im Gefängniß verschwinden muß.

Es ist bezeichnend, was die gemäßigte „National-Zeitung“ über diesen Prozeß schreibt, der eine Fülle von Material zu dem Kapitel brachte, wie konservative Parteipolitik und lokale Regierungsgewalt mit einander verflochten sind. Die „National-Zeitung“ schreibt:

Digitized by Google

„Mit dem äußersten Nachdruck muß seitens aller Liberalen in Preußen der Kampf aufgenommen werden gegen das System des Mißbrauchs amtlicher Autorität für die konservativen Parteizwecke, welches vor der Greifswalder Strafkammer von neuem gekennzeichnet worden ist. Es ist in Sonderheit unerträglich und so wenig in Preußen, wie in einem anderen politisch zivilisirten Lande kann es dabei bleiben, daß ein Parteimann, wenn ihm in derselben Münze gedient wird, in der er zahlte, sich schleunigst in den Beamten verwandelt, daß er dann persönlich die amtliche Autorität wider seine Gegner anwendet, und daß der gesammte staatliche Apparat, vom Regierungspräsidenten und Staatsanwalt bis zum Polizeidiener, in Bewegung gesetzt wird, um den Parteiführer im Landrath zu rächen. Greifswald Gewinnen zeigt „wieder ein anderes Bild", als Trakehnen; aber in der Verschiedenheit waltet die Uebereinstimmung: es ist die von den Konservativen bewirkte und zu ihrem Vortheil aufrechterhaltene Rückständigkeit politischer Zustände . . ."

Dem ist durchaus zuzustimmen.

Die Landtagswahlen in Hessen, die am 29. Oktober stattgefunden haben, brachten jenes Ergebniß, das in dem Artikel des Herrn Lindt in der vorigen Nummer vorausgesagt worden ist. Das markanteste Resultat ist die in der Hauptstadt des Landes durch die Kooperation der Freisinnigen mit den Sozialdemokraten erzielte Verdrängung des Oberbürgermeisters und eines nationalliberalen Landgerichtsrathes.

Die Zustände in Südafrika müssen in hohem Grade bedenkliche sein, und sie zu ordnen, wird es für England der größten Umsicht und der größten Vorsicht bedürfen. Unter diesen Voraussetzungen begreift man es, daß der Kolonialsekretär, Herr Chamberlain, gewillt ist, sich persönlich nach Südafrika zu begeben, um mit eigenen Augen zu sehen, und um alsdann seine schwerwiegenden Entscheidungen zu treffen. Sein Plan findet bei allen Parteien in England Billigung, und er verdient diese Billigung. Hoffentlich bringt diese Reise Entschlüsse, die heilsam für England und für die Ruhe und Entwicklung Südafrikas sind.

* * *

Der englisch-chinesische Vertrag.

Der vollständige Text des am 5. September d. J. zu Shanghai zwischen England und China abgeschlossenen Vertrages ist nunmehr seitens der britischen Regierung veröffentlicht worden. Ueberraschungen bringt diese Veröffentlichung nach dem, was bisher über den Inhalt des Abkommens bekannt geworden war, nicht, immerhin verlohnt es sich auf einige der Bestimmungen, nachdem dieselben jetzt in extenso vorliegen, näher zurückzukommen. Die Auswechslung der Ratifikationen des Vertrags soll innerhalb eines Jahres nach der Unterzeichnung desselben, also bis zum 5. September 1903 in Peking stattfinden, beiden Regierungen ist also reichliche Zeit gegeben, etwaigen Widerstand in ihren Beamten- und kaufmännischen Kreisen gegen die grundlegenden Bestimmungen des neuen Abkommens, der nur auf Mißverständnissen beruhen kann, durch Aufklärung derselben zu überwinden.

Das von der britischen Regierung veröffentlichte Blaubuch enthält nichts über den Gang der Verhandlungen; es ist dies zu bedauern weil sich aus Mittheilungen darüber am besten ein Bild von den Schwierigkeiten gewinnen lassen würde, welche die britischen Unterhändler zu überwinden gehabt haben. So kann man sich nur aus der Fassung der einzelnen Artikel und ganz besonders aus dem dem Vertrage beigefügten und einen integrirenden Theil desselben bildenden Schriftwechsels zwischen den Bevollmächtigten ein Bild davon und damit von dem Gedankengang, den Wünschen und Erfolgen der bei den Verhandlungen betheiligt gewesenen chinesischen Beamten machen, deren Einfluß wie bei der Abfassung des Vertrags, auch bei der Ausführung desselben eine Hauptrolle spielen dürfte. —

Die Frage der Aufhebung der Likin- wie aller anderen Inlandsteuern und die Einführung eines Zuschlagszolls zum Einfuhrzoll auf fremde Waaren, wie einer Verbrauchssteuer auf zum Verbrauch im Inlande bestimmte chinesische Produkte, welche beide dazu bestimmt sind, den der Regierung und den Provinzialbehörden aus der Aufhebung der Likin- ꝛc. Steuern erwachsenden Ausfall zu ersetzen, bilden in Art. 8 den wichtigsten Bestandtheil des Vertrags; dem bereits über diesen Gegenstand Gesagten ist nichts hinzuzufügen.

Durch Art. 10, der sich mit der Eröffnung der Binnengewässer für die britische Schiffahrt beschäftigt, werden am Westfluß unter denselben Bedingungen wie die für den Yangtse bestehenden drei Plätze Pak Tau Han (Pai-tu kau), Lo Ting Hau (Lo-ting kou), und To Sing (Tou-cheng) für die Landung und das Einnehmen von Waaren und Passagieren, und zehn andere, Yung Ki (Yung-chi), Mah-Ning (Maning), Kau Kong (Chiu-chiang), Kulow (Ku-lao), Wing On (Ying-an), How Lik (Hou-li), Luk Pu (Lu-pu), Nuet Sing (Yueh-cheng), Luk Pu (Lu-pu) und Fung Chuen (Feng chuan) für den Passagierverkehr geöffnet. — (Die ersten Namen sind die lokalen, im Kanton-Dialekt, die eingeklammerten die in der Amtssprache). — Die Bedingungen, unter denen die Schiffahrt in den Binnengewässern betrieben werden darf, sind in der Beilage C zum Vertrage enthalten und lauten:

„1. Den Besitzern britischer Dampfschiffe steht es frei Speicher und Landungsplätze an Wasserwegen von chinesischen Unterthanen für eine 25 Jahre nicht übersteigende Zeit zu miethen, welche Zeit bei Ablauf durch gegenseitiges Uebereinkommen verlängert werden kann. In Fällen, in denen britische Kaufleute nicht im Stande sein sollten, sich Speicher und Landungsplätze von chinesischen Unterthanen zu vernünftigen Preisen zu verschaffen, sollen die Lokalbehörden, nach Berathung mit dem Handelsminister, solche auf erneuerbare Miethsverträge zu laufenden vernünftigen Preisen besorgen. 2. Landungsplätze sollen nur an solchen Stellen angelegt werden, wo sie den inneren Wasserweg nicht versperren oder die Schiffahrt hindern und mit der Genehmigung des nächsten Zollkommissars. Solche Genehmigung soll indessen nicht willkürlich verweigert werden. 3. Britische Kaufleute sollen für solche Speicher und Landungsplätze Auflagen und Steuern zahlen ebenso wie chinesische Besitzer ähnlichen Eigenthums in der Nachbarschaft. Britische Kaufleute dürfen nur chinesische Agenten und Personal in so gemietheten Waarenhäusern wohnen lassen, um ihre Geschäfte an den Plätzen wahrzunehmen, an denen im Inlandverkehr beschäftigte Dampfer anlaufen, aber britische Kaufleute dürfen diese Plätze von Zeit zu Zeit besuchen, um nach ihren Geschäften zu sehen. Die bestehenden Rechte der chinesischen Gerichtsbarkeit über chinesische Unterthanen sollen durch diese Bestimmung nicht vermindert oder eingeschränkt werden. 4. Dampfschiffe, welche die Inland-Wasserwege Chinas befahren, sollen für die Verluste verantwortlich sein, welche sie den Besitzern von Uferland durch den Schaden zufügen, den sie den Uferbänken oder auf denselben befindlichen Anlagen zufügen, und für Verluste, welche durch solchen Schaden veranlaßt werden. Im Falle, daß China wünschen sollte, die Benutzung eines besonders seichten Wasserweges für Dampfbarkassen zu untersagen weil Grund vorhanden ist zu befürchten, daß die Benutzung desselben durch solche die Uferbänke beschädigen und dem umliegenden Lande Schaden zufügen könnte, sollen die britischen Behörden, wenn sie angerufen werden und von der Triftigkeit der Einwendung überzeugt sind, die Benutzung des Wasserweges durch britische Barkassen untersagen, vorausgesetzt, daß den chinesischen Barkassen die Benutzung desselben ebenfalls verboten wird. Sowohl fremden wie chinesischen Barkassen ist es untersagt, Dämme und Wehre, die jetzt auf Inland-Wasserwegen bestehen, zu überschreiten, wo zu vermuthen ist, daß sie solchen Anlagen Schaden zufügen könnten, welcher der Benutzung des Wasserweges durch die anwohnende Bevölkerung Abbruch thun möchte. 5. Da der Hauptzweck der britischen Regierung bei dem Wunsche, die inneren Wasserwege Chinas dem Dampferverkehr geöffnet zu sehen, der ist, Möglichkeiten für die schnelle Beförderung fremder und einheimischer Waaren zu schaffen, so verpflichtet sich dieselbe der Uebertragung britischer Fahrzeuge, die jetzt oder später in den inneren Gewässern Verwendung finden mögen, unter eine chinesische Gesellschaft oder unter die chinesische Flagge, falls die Eigenthümer dazu willig sein sollte, keine Hindernisse in den Weg zu legen.

Falls eine unter den chinesischen Gesetzen eingetragene chinesische Gesellschaft gebildet wird, um Dampfer auf den innern Gewässern Chinas laufen zu lassen, so soll die Thatsache, daß britische Unter-

Digitized by Google

thanen in derselben Aktien besitzen, die Dampfer nicht zum Führen der britischen Flagge berechtigen. — 6. Eingenagenen Dampfschiffen und von ihnen geschleppten Böten ist es ebenso verboten, wie es Dschunken stets verboten war, Schmuggelwaaren zu führen. Eine Verletzung dieser Vorschrift wird die in den Verträgen für eine solche Uebertretung festgesetzten Strafen und die Annullirung des zur Schiffahrt auf den inneren Gewässern ermächtigenden Erlaubnißscheins für die Schiffe nach sich ziehen, denen auch der spätere Verkehr auf den inneren Gewässern untersagt werden wird. 7. Da es wünschenswerth ist, daß die Bewohner des Inlandes so wenig als möglich durch die Ankunft von Dampfschiffen, an die sie nicht gewöhnt sind, erschreckt werden, so sollen die bisher nicht von Dampfschiffen befahrenen inneren Gewässer, so allmählich, wie den Kaufleuten dies paßt und nur wenn die Besitzer von Dampfschiffen Aussicht auf einen gewinnbringenden Verkehr haben, eröffnet werden. — Wenn beabsichtigt wird, Dampfschiffe auf Gewässern, auf denen dies bisher nicht der Fall gewesen, fahren zu lassen, so soll eine Mittheilung darüber an den Zollkommissar des nächsten geöffneten Hafens gerichtet werden, der darüber an den Handelsminister berichten wird. Der letztere in Gemeinschaft mit dem General-Gouverneur oder Gouverneur der Provinz wird nach sorgfältiger Prüfung aller Umstände des Falles sofort die Erlaubniß ertheilen. 8. Ein eingeschriebener Dampfer kann innerhalb eines Hafens fahren oder von einem offenen Hafen oder Häfen nach einem anderen offenen Hafen oder Häfen oder von einem offenen Hafen oder Häfen nach Inlandplätzen und von denselben zurück nach solchem Hafen oder Häfen. Er kann, nach vorschriftsmäßiger Meldung bei den Zollbehörden, Passagiere oder Kargo an zum Verkehr zugelassenen Häfen, die er im Laufe der Reise passirt, landen oder einnehmen, er darf aber nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß der chinesischen Regierung ausschließlich zwischen Inlandplätzen fahren. 9. Kargo- und Passagierböte können von Dampfern geschleppt werden. Der Steuerer und die Mannschaft jedes geschleppten Boots müssen aber Chinesen sein. Alle Böte, gleichgültig wem sie gehören, müssen eingetragen werden, ehe sie die Reise ins Inland antreten können. 10. Diese Vorschriften sind bestimmt, die für die Inlanddampfschiffahrt im Juli und September 1898 erlassenen Bestimmungen zu ergänzen. Die letzteren bleiben, wo sie von den vorstehenden Bestimmungen nicht berührt werden, in Kraft, oder die vorstehenden Bestimmungen treten an die Stelle derjenigen früheren, welche durch sie berührt werden. Die gegenwärtigen Bestimmungen und die von Juli und September 1898 welche durch sie ergänzt werden, sind vorläufige und können, je nachdem die Verhältnisse dies erfordern, nach gegenseitigem Uebereinkommen ergänzt werden."

Dieser Rattenkönig von Bestimmungen wird um so mehr zu zahllosen Streitigkeiten und Beschwerden Veranlassung geben, als einzelne derselben überhaupt praktisch unausführbar sind. So die im zweiten Satze von Nr. 4 enthaltene, daß die britischen Behörden vorkommendenfalls die Benutzung besonders seichter Wasserwege verbieten sollen. Das klingt sehr gut und wäre auch ausführbar, so lange es sich nur um Engländer handelte; dieselbe Bestimmung wird aber mut. mut. in alle anderen Verträge aufgenommen werden, und man kann sich die langwierige Prozedur und die Verwirrung vorstellen, die sich ergeben müssen, wenn die Vertreter von einem Dutzend Staaten ihre Zustimmung zu einer Maßregel geben sollen, die dadurch illusorisch werden muß, wenn ein einziger derselben seine Zustimmung verweigert.

Durch Art. XI wird die Einfuhr von Morphium, mit Ausnahme von solchem für medizinische Zwecke verboten, aber auch diese Bestimmung soll erst in Kraft treten, nachdem alle Vertragsmächte ihr zugestimmt haben werden. In Art. II ist festgesetzt, daß China sich zur Einführung einer gleichförmigen nationalen Münze verpflichtet, die als legales Zahlungsmittel von britischen wie chinesischen Unterthanen bei der Entrichtung aller Zölle, Abgaben und anderer Verpflichtungen dienen solle. So weit ist dies vollständig klar, aber am 15. August theilen die chinesischen Unterhändler dem britischen, Sir James Mackay, ein Telegramm des General-Gouverneurs von Nanking mit, des Inhalts, daß, was Art. II angehe, es nothwendig sei, darin eine deutliche Bestimmung aufzunehmen, daß, welche Abänderungen auch immer in Zukunft Platz greifen könnten, alle Zölle auf der Grundlage des höheren Werths des Haikwan Tael über dem Schatzamt-Tael berechnet und Feinheit und Gewicht des ersteren vergütet werden müßten. Sir James erwidert darauf am 18., daß die Münzen (Silber), welche die nationale Währung Chinas darstellten, von der chinesischen Regierung zum legalen Zahlungsmittel bei der Bezahlung von Zöllen und in Haikwan Taels eingegangenen Verpflichtungen, aber nur im entsprechenden Verhältniß zum Haikwan Tael, welches es immer sein möge, erklärt werden würden. Damit ist die Gleichförmigkeit (uniformity) durchlöchert und man ist auf den alten, in den früheren Verträgen enthaltenen Standpunkt zurückgeworfen, nach dem die Zollzahlungen in Barren oder in fremden Münzen geleistet werden können, deren Verhältniß zum Sicilise-Silber nach den jedesmaligen Umständen durch Vereinbarung zwischen dem deutschen Konsulardeamten und dem Zollinspektor festgestellt werden soll. (Deutsch-chin. Vertrag von 1861 Art. 22.) Es wird nur eine chinesische Münze mehr vorhanden sein, in der die Zölle bezahlt werden können.

Man kann sich jetzt, da der ganze Vertrag vorliegt, des Eindrucks nicht erwehren, als ob Sir James Mackay, Mitglied des Raths des Staatssekretärs von Indien u. s. w., des Streites müde, ein Abkommen abgeschlossen habe, das der Form und dem Inhalt nach manches, vielleicht recht viel zu wünschen übrig lasse. Und das ist um so mehr zu bedauern, als es den Gegnern der Aufhebung der Likin- und anderer Inland-Abgaben und des Ersatzes derselben durch einen Zuschlagszoll resp. Verbrauchssteuer, die es auch im englischen Lager giebt, einen Vorwand zur Bekämpfung des Abkommens und damit zur weiteren Herausschiebung einer Sanirung der chinesischen Zoll- und Steuerverhältnisse bieten wird, die derselben doch dringend bedürfen. Im günstigsten Falle werden in den von anderen Mächten abzuschließenden Verträgen die in dem englisch-chinesischen Abkommen vorhandenen nothwendigen Fehler auszumerzen und die Verbesserungen anzubringen sein; aber man wird dann statt eines klaren maßgebenden Schriftstücks ein halbes Dutzend oder mehr derselben haben, die sich in Einzelnheiten widersprechen oder wenigstens nicht decken und den chinesischen Diplomaten daher gestatten werden, zwischen ihren Bestimmungen mit ebenso viel Geschick wie Erfolg den beliebten Eiertanz aufzuführen, durch den sie die früheren Verträge seit vierzig Jahren lahm zu legen gewußt haben.

Weimar. M. v. Brandt.

Parlamentsbriefe.

II.

Eine Woche Diskussion über Minimalzölle auf Pferde und Vieh: höchst sachliche Reden seitens der Linken, äußerst schwache Vertheidigung der Kommissionsbeschlüsse durch die Redner der Rechten und des Centrums sowie ein paar Ministerreden, von denen die eine, die des Grafen Posadowsky, wenigstens in formaler Beziehung haltbar war, während der preußische Landwirthschaftsminister, Herr von Podbielski eine nach Form und Inhalt so minderwerthige Leistung zum Besten gab, daß selbst den Landräthen auf der rechten Seite des Hauses der Muth zum Applaudiren verging. Parlamentarische Reden sind nicht oft ein Born staatsmännischer Weisheit, die Mittelmäßigkeit herrscht in allen Parlamenten vor; aber ein Minister, der bei seinen parlamentarischen Ausführungen geistige Inhaltlosigkeit mit stilistischen Mängeln so innig zu verbinden gewußt hätte, wie der gegenwärtige Landwirthschaftsminister in Preußen, ist dennoch selten. Der arme Geheimrath, der die Stenogramme solcher Reden zu korrigiren hat!

Der Gang der parlamentarischen Entwicklung wird übrigens weder durch die Reden der Minister noch durch die Reden aus dem Hause beeinflußt; die politische Unfähigkeit der Agrarier feiert die höchsten Triumphe. Mit jedem neuen Beschluß erweitert sich die Kluft zwischen den Mehrheitsparteien und den verbündeten Regierungen. Den Agrariern

Digitized by Google

dämmert es langsam, daß sie eine schauderhafte Dummheit begingen, indem sie sich so sehr auf die Minimalzölle verbissen haben. Konservative und Centrum kämpfen um Minimalzölle für Vieh wie Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklos — in Wirklichkeit handelt es sich um ein Geraufe wegen eines abgenagten Knochens. Die parlamentarischen Sieger sitzen denn auch bei jedem neuen Siege, den sie erfochten, betrübt da wie naßgeregnete Hühner. Viele siegreiche Helden wären überglücklich, wenn die böse Linke ihnen den Gefallen thäte, unter Aufgebot aller ihrer Mitglieder sie zu überstimmen. Zumal im Centrum gibt es gar viele, die gern bereit wären, ein Opfer zu bringen und sich von der Abstimmung fernzuhalten, wenn nur die böse Linke die Freundlichkeit haben wollte, ihnen eine Niederlage zu bereiten.

Aber die Linke dringt darauf, daß die Agrarier den Leidenskelch des Sieges bis zur Neige leeren. Je stärker das Kopfweh wird, das die zahllosen Siegeskränze den Agrariern bereiten, um so wohler fühlt sich die Linke; denn jeder neue Abstimmungssieg ist ein weiterer Nagel zum Sarge des Regierungsentwurfs.

Und der Regierungsentwurf, das ist der Feind. Die Aussicht, den Entwurf in die dritte Lesung zu bringen, wird von Tag zu Tag geringer, und daraus ergibt sich ganz von selbst immer aufs Neue wieder die Frage: Sollen wir, da schließlich doch nichts zu Stande kommen wird, der Welt noch immer weiter das Schauspiel parlamentarischer Verhandlungen pro nihilo geben, oder ist es nicht jetzt an der Zeit, sich in das Unabänderliche zu fügen und der Redequälerei ein Ende zu machen?

In der Sitzung vom 20. Oktober hatte der nationalliberale Abgeordnete Sattler aus diesem Gedankengang heraus bereits an die verbündeten Regierungen die Aufforderung gerichtet, nach der Abstimmung über die beiden ersten Positionen den Entwurf zurückzuziehen. Seine Ausführungen über diesen Punkt verdienen hervorgehoben zu werden; sie lauten nach dem Stenogramm wörtlich folgendermaßen:

„Solche Verhandlungen hält das Haus auf die Dauer nicht aus (sehr richtig! bei den Nationalliberalen und links), und es bietet damit einen ganz blamablen Anblick vor der ganzen Welt. (Sehr richtig!) Meine Bitte an die verbündeten Regierungen, die Konsequenzen aus der bevorstehenden Abstimmung ihrerseits zu ziehen, stützt sich dabei einmal auf das Interesse, welches wir alle haben an der Aufrechterhaltung der Autorität des Deutschen Reichstages selbst (sehr gut! links); denn das Ansehen desselben kann durch eine derartig monatelang fortgesetzte Verhandlung nur herabgedrückt werden. Sie stützt sich aber auch auf das Interesse, welches wir als Reichstagsabgeordnete und welches das ganze deutsche Volk hat an der Aufrechterhaltung der Autorität des Herrn Reichskanzlers und der verbündeten Regierungen (sehr richtig! links); denn auch sie würden durch ein derartiges, vielleicht fünf Monate langes Fortwursteln, ohne daß man Aussicht auf Erfolg sieht, auf das Schwerste geschädigt werden. (Sehr richtig! links und bei den Nationalliberalen.) Denn diese ganzen Verhandlungen können doch nur stattfinden unter der nach meiner Ansicht beleidigenden Voraussetzung, daß schließlich bei der dritten Lesung, zu der es nicht kommt die verbündeten Regierungen dennoch wieder das aufgeben sollten, was sie hier klipp und klar bei der zweiten Lesung verkündet haben. (Sehr gut! links.) Im Interesse der verbündeten Regierungen und des Reichstags liegt es, wenn man festgestellt hat — und zwar wird das durch die erste Abstimmung festgestellt —, daß der Zolltarif nicht verabschiedet werden kann in dieser gegenwärtigen Lage, daß es zu einer dritten Lesung nicht kommt, daß dann die verbündeten Regierungen die Konsequenzen ziehen und diese Vorlage unter den gegenwärtigen Umständen zu Ende bringen."

Da die Regierungen diese Konsequenzen nicht gezogen hatten, so lag es nahe, daß nunmehr der Reichstag selbst die Initiative ergriff, um der Welt das „blamable Schauspiel", von dem der Abgeordnete Sattler gesprochen hatte, zu ersparen. Der Abgeordnete Dr. Barth stellte deshalb, nachdem die Abstimmung über die Minimalzölle auf Vieh abermals die Kluft zwischen den Anschauungen der verbündeten Regierungen und denen der Mehrheit des Reichstages erweitert hatte, den Antrag, die weiteren Verhandlungen bis zur Einbringung des Etats auszusetzen, ein Antrag, der dem Sinne nach darauf hinauslief, auf die fernere Behandlung des Zolltarifes überhaupt zu verzichten. Die Mehrheit des Reichstages ist aber schon nicht mehr fähig, die natürlichen Konsequenzen aus einer durch sie selbst herbeigeführten Lage zu ziehen. Sie entschied sich für Fortwursteln und hat damit vor aller Welt nun auch die formelle Verantwortung für das übernommen, was aus der alsbald zu erwartenden chronischen Beschlußunfähigkeit des Reichstages sich ergeben wird.

Proteus.

Trakehnen.

Der Prozeß gegen den Sanitätsrath Dr. Paalzow in Berlin und den Lehrer Nickel aus Trakehnen hat bis tief in die konservative Presse hinein gleichartige Betrachtungen angeregt.

Er entrollte ein Kulturbild, das kein Geschichtsschreiber unbeachtet lassen wird, der Werth darauf legt, sein Urtheil nicht nur auf das zu gründen, was in offiziellen Festesreden von der Achtung vor der Volksbildung, von der Heiligkeit der Gesetze, von dem Wohlwollen des Beamtenthums gesprochen und gerühmt wird.

Hier hat ein Dorfschullehrer die Kulissen der Schaubühne verschoben, und er hat das Dunkel dahinter so erleuchtet, daß wir nicht nur materielle und ideelle Noth, sondern auch deren Ursachen und Wirkungen erkennen.

Was thut es, daß der unberufene Kulissenschieber neben dem Danke der Nation auch noch Strafe erntet. Sein Muth wird um so größere Anerkennung fordern, je mehr wir uns zum Bewußtsein bringen, daß solcher Ausgang eines öffentliches Kampfes gegen Mißstände nicht selten ist. Die Meinungen über Recht und Unrecht können eben differiren, materielles und formelles Recht gehen auch nicht immer Hand in Hand; so mag es sich denn erklären, daß hinter den Urtheilssprüchen unserer Gerichtshöfe nicht immer die öffentliche Meinung steht. Wer will da entscheiden, wessen Ansicht die begründete ist!

Das Areal von Trakehnen (Ostpreußen) mit elf angrenzenden Gutsbezirken (Vorwerken) ist Privateigenthum des preußischen Staates und untersteht in letzter Instanz der Verwaltung des landwirthschaftlichen Ministeriums, welches dieselbe durch den Landstallmeister Herrn von Oettingen ausüben läßt. Die in dem Trakehner Gestütsbezirk vorhandenen Schulen waren bis zum Dienstantritt des letzteren im Jahre 1895 mit Lehrern besetzt, welche von der königlichen Regierung in Gumbinnen bezw. dem Kultusministerium in ihr Amt berufen worden waren, der Disziplin der ordentlichen Schulinspektion unterstanden und in dem jeweiligen Gestütsdirigenten nichts als eine Art Schulpatron sahen. Das änderte sich, als Herr von Oettingen Landstallmeister wurde. Er forderte, daß er selbst als Vorgesetzter der Lehrer anerkannt werde, er nahm für sich die Disziplinarbefugniß über die Lehrerschaft in Anspruch und: er erhielt von dem Ministerium Recht!

Während bis dahin Lokal- und Kreisschulinspektor den Lehrern Urlaub ertheilt hatten, setzte er es durch, daß das Beurlaubungsrecht auf ihn übertragen wurde, und er zog die Zügel recht straff an. Wenn ein Lehrer in seinen Mußestunden die Gestütsgrenze überschreiten wollte, dann mußte er sich nach dem ausdrücklichen Gebot des Herrn von Oettingen von diesem „Urlaub" erbitten. Wohnten zwei Lehrer nahe bei einander, aber doch durch die Gestütsgrenze getrennt, dann erklärte sich Herr von Oettingen bereit, auf eine entsprechende Bitte dauernden Besuchsurlaub — ähnlich der permanenten Urlaubskarte des Soldaten- und Unteroffizierstandes — zu gewähren. Die

Schulinspektoren inspizirten zwar noch die Schulen, behielten auch die Verantwortung für die Leistungen der Schulen, aber ihr Einfluß war nur noch ein moralischer. Es konnte ihnen passiren, daß sie ans Gumbinnen angereist kamen, um Schüler und Lehrer zu kontroliren, die Schule aber geschlossen fanden, weil der Lehrer durch Herrn von Oettingen beurlaubt war. Es kam vor, wie eidlich bezeugt wurde, daß die Schulinspektion die Anschaffung von Karten für ganze 100 Mark wünschte, daß aber Herr von Oettingen dies kurzweg mit der Bemerkung ablehnte, für solche Ausgaben sei kein Geld da, die Kinder lernten schon zu viel, es genüge, wenn sie schreiben, lesen, rechnen und etwas Religion lernten! Die Schulinspektion ordnete die Abhaltung verschiedener Lehrerkonferenzen an; Herr von Oettingen aber verweigerte nicht nur lange Zeit hindurch das Fuhrwerk hierzu, er forderte in einem Falle einen Lehrer geradezu auf, der Konferenz fernzubleiben, dem Lehrer könne dafür nichts passiren, denn nur ihm stände die Strafgewalt zu, und er werde nicht strafen! Bei solcher Sachlage wäre es ungerecht, wollte man den Schulinspektoren die volle Verantwortung für die Schulzustände aufbürden. Es sei im Gegentheil hier ausdrücklich hervorgehoben, daß die Lehrerschaft Trakehnens, insbesondere auch ihr Vorkämpfer Nickel voller Anerkennung für das Wohlwollen und die Mühen des Lokal- und Kreisschulinspektors sind. Wenn die von den Blättern gemeldete Amtsniederlegung der beiden Herren mit der Prozeßverhandlung im Zusammenhange stehen sollte, so wäre damit nur die ohnehin in die Augen springende Thatsache erwiesen, daß die Schulinspektion nicht rechtzeitig die erforderliche Unterstützung seitens der übergeordneten Behörden, insbesondere von Seiten des Kultusministeriums gefunden hat.

Es war ein bedauerlicher Fehler der Ministerialinstanz, die Rechte der Schulinspektion von dieser auf den Landstallmeister zu übertragen und damit die Schulzucht in eine gewisse Abhängigkeit von der kompetenten Person für die Pferdezucht zu bringen. Daß sich einer so ungeheuerlichen „Ordnung“ die Schulinspektoren nicht mit der allergrößten Kraft entgegenstemmten, das hat nach diesseitiger Ueberzeugung seinen Grund in dem Umstande, daß Lokal- wie Kreisschulinspektor die Schulaufsicht auch ihrerseits nur als Nebenbeschäftigung betrieben; beide Herren waren in erster Reihe Seelsorger; die volle Hingebung an ihr geistliches Amt konnte ihnen die Befriedigung voller Pflichterfüllung geben. Wenn sie nebenher auch noch die treuen Berather der Lehrer, die Gönner der Schule waren, so durften sie mit ihrem Wollen und Leisten zufrieden sein. Ganz anders wäre es aber geworden, wenn den Trakehner Schulen ein weltlicher Schulinspektor vorgestanden hätte, dessen einzige Lebensaufgabe die Verantwortung für das Schulwesen gebildet hätte. Der hätte sich die Zügel nicht aus der Hand nehmen lassen, der würde nie geduldet haben, daß seinen Lehrern die Arbeitsfreudigkeit durch wachsende Widerwärtigkeiten gefährdet ward!

Der Herr von Oettingen lehnt die Verantwortlichkeit für Fehlgriffe einzelner Vorwerksvorsteher gegenüber den Lehrern ab, indessen war er es doch, der auf Beschwerden erwidert hatte, er habe keine Zeit und keine Lust, zu untersuchen; der Lehrer mag sich's selber ausfressen, was er sich eingebrockt, er — Herr von Oettingen — gebe dem Vorwerksvorsteher Recht, *denn der sei ihm lieber!* Es ist gewiß nicht anzunehmen, daß eine ähnliche Antwort erfolgt wäre, wenn ein seiner Bedeutung sich bewußter weltlicher Kreisschulinspektor Mißstände gerügt hätte. Wer die Lehrerschaft und deren Bedürfnisse kennt, und wer, wie das bei einem *hauptamtlichen* Schulinspektor der Fall ist, mit dieser Kenntniß das Bewußtsein der *vollen*, ungetheilten Verantwortlichkeit verbindet, der hätte nie die Bewegungsfreiheit der Lehrer in ihren Mußestunden so einengen lassen, wie dies durch die Urlaubsverfügung geschah.

Was alles die Lehrer zu erdulden hatten, wird wohl hinreichend durch die Thatsache gekennzeichnet, daß der Gerichtspräsident bei der Urtheilsverkündung ausführte, „der Vorwurf der Chikanirung durch Herrn von Oettingen habe zur Bestrafung der Angeklagten nicht geführt, weil das Gericht feststellte, daß die Lehrer Chikanirung annehmen konnten“. Die Tagespresse gab diese Ausführung mit den Worten wieder, es sei den Angeklagten mit Bezug auf den Vorwurf der Chikane der gute Glaube zuerkannt worden; aber die Worte des Gerichtsvorsitzenden sagen ein wenig mehr, sie scheinen mir das Anerkenntniß zu enthalten, daß gewisse Maßnahmen auch objektiv geeignet waren, den Verdacht der Chikane zu erregen. Daß Herr von Oettingen mit seinen Maßnahmen chikaniren *wollte*, das hat das Urtheil *nicht* festgestellt, im Gegentheil stellte ihm das Gericht das Zeugniß aus, daß er „ohne“ Schuld aus dem Prozesse hervorginge. Seine Handlungen entspringen also einem einwandsfreien Wollen; das soll auch diesseits nicht in Frage gezogen werden, aber gerade dadurch gewinnen die Trakehner Vorgänge eine weittragende Bedeutung.

Würde es sich um einen pflichtvergessenen Beamten handeln, so wären dessen Verfehlungen auf sein eigenes Konto zu setzen. Es kann der Geist unserer staatlichen Ordnung und ihrer berufenen Träger für Sünden gegen ihn selbst nicht verantwortlich gemacht werden. Wenn sich aber Mißstände zeigen, ohne daß ein Schuldiger da ist, so darf man sich der Erwägung nicht verschließen, daß doch „irgend etwas“ faul im Staate Dänemark sein muß.

Herr von Oettingen hat sich für berechtigt gehalten in die persönliche und wirthschaftliche Freiheit des einzelnen einzugreifen. So erließ er eine Verfügung, welche den Leuten und Kämmerern das Halten von Hunden schlechthin, den Hirten das Halten von Hündinnen verbot; es erging mit seiner Unterschrift ein Rundschreiben, welches anordnete, daß die Bediensteten des Gestüts keine Kuh „Privateigenthum“ ohne des Landstallmeisters Genehmigung verkaufen dürften; er „*befahl*“ einem Lehrer, den Kindern eines beamteten Arztes Privatunterricht zu ertheilen, obwohl dies der Lehrer wegen Differenzen betreffend die Höhe seines Honorars nicht mochte; einen andern Lehrer vernahm er darüber zu Protokoll, mit wem derselbe auf einer Reise zusammengetroffen sei, und was er mit diesem Dritten gesprochen habe! Der Lehrer lehnte die Auskunft ab, weigerte sich überhaupt dieses Protokoll zu unterzeichnen und wurde wegen dieser Weigerung mit 10 Mark Geld bestraft. Zeigen solche Vorgänge nicht eine Verkennung der staatsbürgerlichen Stellung des Höheren gegenüber den nachgeordneten Beamten? Bei der Ausbildung unserer Beamten muß daher mehr als bisher darauf geachtet werden, daß sie nicht nur ihre Befugnisse, sondern vor allem die Grenzen ihres Rechts kennen lernen. Es muß ihnen ernstlich eingeprägt werden, daß ihre amtlichen Handlungen nicht nur in der Form, sondern vor allem in ihrem Kern von Wohlwollen erfüllt sein sollen. Das gesammte Beamtenthum ist nach dieser Richtung fortdauernd zu kontroliren.

Ein gefährlicher Feind einer wirksamen Kontrole ist das jetzt herrschende System, Beschwerden an die Instanz zum Bescheide zurückzugeben, über welche die Beschwerde geführt ist, oder die Entscheidung lediglich auf den Bericht desselben Beamten zu gründen. Hier ist Wandel dringend nothwendig und recht gut möglich. Es ist allzu menschlich, allzu natürlich, daß der Beamte, dessen Thun zum Gegenstand einer Beschwerde geworden ist, glauben wird, daß er sich im Recht befindet. So erklärt es sich, daß zahlreiche Beschwerden der Lehrer erfolglos blieben, und daß erst Abhilfe kam, als das Parlament eingriff, als insbesondere die Herren Abgeordneten Rickert und Kopsch für die Würde des Lehrerstandes eintraten.

Als besonders bezeichnend für die Nothwendigkeit einer anderen Ordnung in der Erledigung von Beschwerden mag noch hervorgehoben werden, daß nach dem eidlichen Zeugniß eines Lehrers Herr von Oettingen diesem einmal sagte, er möge nur an den Minister schreiben, dieser lese doch nicht seine — des Lehrers — Briefe, entweder wanderten dieselben in den Papierkord, oder er — von Oettingen — erhalte sie zum Bericht, und er werde schon berichten. Es wird sich der Preußische Landtag wohl angelegen sein lassen,

Digitized by Google

eine falsche Regelung des Beschwerderechtes zu fordern, daß derartige Prophezeiungen, ja berechtigt sie bisher waren, für die Zukunft unmöglich werden.

Eine Fülle von Vorkommnissen ist einer weiteren Besprechung wohl werth. Hier sei nur noch eins hervorgehoben, was insbesondere unser Parlament und die Oberrechnungskammer interessirt. Es hat der Prozeß ergeben, daß der im Etat festgesetzte Reparaturfonds zum Theil für Neubauten verwandt wurde, so daß „Reparaturen aus Geldmangel zurückgestellt wurden". Die Angeklagten und deren Vertheidigung haben hierin eine Gesetzesverletzung gefunden, das Gericht hat sich über diese Frage im speziellen nicht ausgesprochen; um so nothwendiger wird es sein, daß das Parlament die Unantastbarkeit des Etatsgesetzes betont und aus einer Verletzung desselben die erforderlichen Konsequenzen zieht. Das darf doch nicht geduldet werden, daß die sorgsamen Erwägungen und Beschlüsse der gesetzgebenden Faktoren von einem höheren Beamten in der bezeichneten Weise außer Acht gelassen werden. Sicherlich hat sich Herr von Oettingen für befugt erachtet, den Reparaturfonds seinem eigentlichen Zwecke zu Gunsten von Neubauten zu entfremden, auch hier wird sein guter Glaube nicht angetastet. Aber gerade das ist ein Uebel, daß ein hoher Staatsbeamter die Bedeutung des Etatsrechtes so sehr verkennt. Auch in dieser Beziehung thut eine Unterweisung des Beamtennachwuchses und eine Kontrole der Beamtenschaft noth. Tritt in den gerügten Zuständen keine Besserung ein, dann wird die Unzufriedenheit des Volkes weiter wachsen, dann wird der Boden für die Sozialdemokratie gedüngt, die ihre Saaten nur mühelos auszustreuen braucht, um einer guten Ernte sicher zu sein.

Judex.

Der Kampf um die englische Schule.

Der englische Ministerpräsident Balfour und der Kolonialsekretär Chamberlain haben sich kürzlich öffentlich in einer bemerkenswerthen Weise über den Standpunkt der Regierung gegenüber der Schulvorlage geäußert, die bis weit in die konservativen Kreise hinein gewaltig die Geister der Opposition wachgerufen hat und den tiefgreifendsten Einfluß auf die weitere Entwicklung des englischen Parteiwesens ausüben dürfte. Balfour ging so weit zu behaupten, daß „wenn das Haus der Gemeinen zögere, diese große Reform durchzuführen, es sich verdientermaßen die Verachtung aller Väter dieser und der kommenden Generation zuziehen werde", und Herr Chamberlain hat neulich in seinem Hauptquartier Birmingham seine unionistischen Anhänger vor den Folgen gewarnt, die die Verwerfung des vielumstrittenen Gesetzentwurfes nach sich ziehen werde. Das Kabinett Balfour sei in diesem Falle entschlossen, vom Amt zurückzutreten; doch ließ Chamberlain, der im Jahre 1870 für bekenntnißlose Volksschulen eintrat, zugleich durchblicken, daß er noch heute die bekenntnißlose Volksschule als die einzig richtige Lösung der vorliegenden Schwierigkeiten halte. Durch diesen Wink hat der Minister seine Getreuen in Birmingham mögtigerweise auffordern wollen, in ihrem Widerstande gegen das Volksschulgesetz fortzufahren und im Unterhaus weitgehende Zugeständnisse zu erpressen, die die Vorlage nicht nur annehmbar, sondern sogar nützlich machen können.

Um diese Vorlage nach ihrem vollen Werthe würdigen zu können, ist es nöthig, zunächst in wenigen Worten auf die augenblickliche Organisation des Volksschulunterrichts jenseits des Kanals einzugehen. Bis zum Jahre 1870 bestand in England nur eine Art von Elementarschulen, die sogenannten freiwilligen oder Kirchschulen, die, meist vom Klerus gegründet, vom Staate absolut unabhängig waren und sämmtlich unter dem Einfluß der anglikanischen Kirche standen. Die Qualität des Unterrichts war in ihnen nur mittelmäßig, und es gab sogar eine Anzahl von Ortschaften, wo gar keine Unterrichtsanstalten existirten. Diesem Zustande machte das berühmte Gesetz vom 1870, ein Werk Gladstone's und Forster's, zum Theil ein Ende. Es rief die Schulverordnungsräthe („School Bourds") ins Leben, die in denjenigen Distrikten, wo die Kirchenschulen Unzureichendes leisteten oder in zu geringer Zahl vorhanden waren, Schulen ins Leben rufen sollten. Diese „Board Schools" sind im Gegensatz zu den Kirchenschulen bekenntnißlos. In England gibt es nun zur Zeit 14 000 Kirchenschulen und 5700 „Board Schools", die von den genannten „School Baards" eingerichtet sind. Von 5 600 000 Kindern, die überhaupt Volksschulunterricht erhalten, unterrichten die „Board Schools" 2 600 000, die Kirchenschulen 3 Millionen.

Als Chamberlain damals im Verein mit Dixon die Schulliga leitete, deren Bemühungen es zu verdanken ist, daß Forster das von ihm ausgearbeitete Gesetz durchsetzen konnte, hatten er und seine Freunde nicht alles erreicht, was sie sich vorgesetzt hatten: Ihr Ziel waren nämlich bekenntnißlose Volksschulen und die allmähliche Unterdrückung der Kirchenschulen. Ein Kompromiß mußte damals geschlossen werden, hauptsächlich unter dem Drucke der anglikanischen Geistlichkeit, was zur Folge hatte, daß in den staatlichen Volksschulen ein farbloses Christenthum gelehrt wird, während den Kirchenschulen die Fortdauer gesichert blieb. Das Forster'sche Schulgesetz war eine Halbheit. Daß damals, wo die liberale Partei am Ruder war, bekenntnißlose Volksschulen geschaffen und die Kirchenschulen nicht aus der Welt geschafft wurden, rächt sich jetzt, wo anglikanische Dunkelmänner in Schulsachen die Regierung leiten. Seit dem Jahre 1895, wo sie die große Majorität in dem Hause der Gemeinen erhielt, hat die konservative Partei in emsiger Maulwursarbeit immer wieder versucht, die „Baard Schools", die ihr ein Dorn im Auge sind, zu beseitigen, und diese Versuche finden ihren stärksten Ausdruck in der von Herrn Balfour auf Geheiß der anglikanischen Kirche eingebrachten jetzigen heillosen Schulvorlage, die einerseits nicht nur den bereits vorhandenen Wirrwarr im Unterrichtswesen noch vermehrt, sondern auch selbst die bescheidenen Errungenschaften des Jahres 1870 beseitigt, andererseits aber auch die zersplitterten Bruchtheile der liberalen Partei wieder vereinigt und zur entschlossenen Opposition auf den Plan gerufen hat.

Die Vorlage ist, wie alle großen englischen Gesetze, außerordentlich kompliziert, und es ist unmöglich, sie in ihren Einzelheiten hier einer kritischen Erörterung zu unterziehen. Nur die drei wesentlichsten Neuerungen, die sie enthält, mögen besprochen werden.

Sie schafft zunächst eine ganz neue lokale Schulbehörde. In jeder Grafschaft und in jeder irgendwie bedeutenden Stadt (ausgenommen London, das vorläufig von der Reform nicht berührt wird) schafft sie ein „Erziehungskomitee". Dieses soll zur Hälfte wenigstens aus Mitgliedern bestehen, die durch den Grafschaftsrath oder den Munizipalrath der als besonderer Distrikt geltenden Stadt gewählt werden, zur Hälfte aus anderen Elementen, die durch besondere Reglements bestimmt werden. Diese Behörde soll von der Regierung für alle Schulen ihres Ressorts die Subventionen erhalten, die der Staat ihnen bisher direkt gewährte; sie soll diese Fonds zwischen den von ihr direkt abhängigen und den Kirchenschulen vertheilen und das Recht haben, lokale Schulsteuern festzusetzen, um die noch fehlenden Mittel, die der Staat nicht liefert, zu beschaffen.

In Folge der Schaffung dieser neuen Behörde sollen die „Schaal Baards" des Jahres 1870 vollständig verschwinden. Ihr Erbe treten die Erziehungskomitees an, die die gegenwärtigen „Board Schools" leiten und deren

Digitized by Google

Verwalter ernennen werden. Man kann den Grimm der Liberalen darüber verstehen, daß nunmehr der eigenthümlichste und in ihren Augen werthvollste Zug in dem großen Reformwerk Gladstone's und Forster's beseitigt werden soll. Sie fürchten nicht ohne Grund, daß die zukünftigen, zur Hälfte mindestens aus von den Lokalräthen ernannten Mitgliedern bestehenden Erziehungskomitees, besonders in den ländlichen Bezirken unter den ultrakonservativen und klerikalen Einfluß gerathen, der von den Großgrundbesitzern und Geistlichen der anglikanischen Kirche ausgeübt wird. Die Unterdrückung der „School Boards" wäre in den Augen der ganzen Linken des Unterhauses ein eklatanter Triumph der Reaktion über die Ideen des Fortschritts und der Freiheit.

Was soll nun aus den Kirchenschulen werden, mit denen die School-Boards keine Beziehungen unterhielten? Welches sollen die Beziehungen dieser Schulen zu den zukünftigen Erziehungskomitees sein? Das ist die ernsteste und delikateste Frage, die die Befürworter des Gesetzes so zu lösen versuchen:

Alle Ausgaben der Kirchenschulen, mit Ausnahme der Anschaffung und Unterhaltung der Immobilien, wird in Zukunft das Erziehungskomitee bestreiten. Es wird Lehrer und Lehrerinnen bezahlen, und es wird diese Kosten mittelst der Staatsunterstützungen im selben Maße wie bei den anderen Schulen bestreiten und darüber hinaus mittelst Schulumlagen, die es festsetzen wird. Folglich werden die Patrone der Kirchenschulen auf Kosten der Steuerzahler erheblich entlastet. Das neue Gesetz macht ihnen ein schönes Geschenk, und in den Augen der Mitglieder der Rechten ist das natürlich sein Hauptvorzug. Eine Gegenleistung erfolgt nicht. Gewiß, ihre Schulen sollen dem Erziehungskomitee unterstehen, aber Einfluß auf die Schule hat es nicht. Die wirkliche Leitung der Kirchenschulen steht einem örtlichen Verwaltungsrath zu, der aus sechs Mitgliedern besteht, von denen nur zwei von dem Erziehungskomitee oder dem gewählten Gemeinderath bestimmt werden, während die übrigen von den Eigenthümern oder Patronen der Schule gewählt werden. Grade dieser Verwaltungsrath, in dem die Delegirten des Komitees oder der Stadt immer in der Minorität sind, soll das Lehrpersonal wählen und ihm Anweisungen ertheilen. Er ist also der wirkliche Herr der Schule; diese wird öffentlich sein in dem Sinne, daß ihre Ausgaben fast ganz vom Staat gedeckt werden; aber sie wird frei bleiben in dem Sinne, daß ihre Patrone ihre hohe Hand auf die Leitung legen.

Gegen diesen Theil der Vorlage richten sich denn auch in dem Hause der Gemeinen und in der Presse die heftigsten Angriffe der liberalen Partei, und besonders der zu anderen protestantischen Sekten als der offiziellen anglikanischen Kirche gehörenden Redner und Schriftsteller. Um das politische Interesse dieses Kampfes und die Leidenschaftlichkeit, mit der er geführt wird, zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in der Mehrzahl der kleinen ländlichen Gemeinden Englands, in mehr als 5000 „Pfarreien" von 14 000, nur eine Volksschule, die von dem anglikanischen Klerus geleitete Kirchenschule besteht. In allen Ortschaften hat ein „dissidenter", also jeder Familienvater, der nicht zur anglikanischen Kirche gehört, keine Wahl, er ist gezwungen, sein Kind in die einzige Schule des Dorfes zu schicken, wo es einen Religionsunterricht erhält, der seinem Glaubensbekenntnisse widerspricht. In gewissen Fällen kommt es sogar vor, daß die Majorität verzewaltigt wird, wenn z. B. die einzige Schule des Dorfes zu Patronen die zur offiziellen Kirche gehörenden Großgrundbesitzer hat, während die Bauern fast alle Dissidenten sind. Dieser Zustand ist schon unter dem heutigen Regime lästig und unangenehm; aber heute dienen wenigstens die lokalen Umlagen nicht zum Unterhalt der Kirchenschulen; sie leben nur von Staatssubventionen und von durch Subskription aufgebrachten Mitteln. Sobald aber das Gesetz votirt ist, werden diese freiwilligen Mittel aufhören zu fließen — und sie werden die lokalen Mittel, um ihr Budget im Gleichgewicht zu erhalten, in Anspruch nehmen, während sie zu gleicher Zeit ganz unabhängig bleiben von der von den Steuerzahlern gewählten Körperschaft.

Mit Recht erregt ein solches Gesetz den Zorn der Liberalen. Sie berufen sich auf das große und traditionelle Prinzip des öffentlichen Rechtes, nach dem diejenigen, die die Steuer bezahlen, das Recht ihrer Verwendung bestimmen. Sie verlangen, daß von dem Augenblicke ab, wo die Patrone der Kirchenschulen keinen Penny zu den Ausgaben beitragen, sie auch aufhören sollen, einen Einfluß auf die Wahl der Lehrer auszuüben. Sie fordern gegenüber den Angriffen auf die Gewissensfreiheit der Kinder der Dissidenten oder Freidenker weitgehendste Garantien, aber bis jetzt sind alle ihre Anstrengungen, das Gesetz zu Falle zu bringen, vergebens gewesen.

Allerdings haben sich in den letzten Wochen die Aussichten dieses Schulgesetzes verschlechtert. Selbst in der Partei Balfour's ist die Unzufriedenheit im Wachsen begriffen; mehrere Grafschaftsräthe, die sich vor den klerikalen Zänkereien, die das Gesetz hervorrufen wird, fürchten, haben Beschlüsse gefaßt, die von einer tiefgehenden Unzufriedenheit der konservativen Wähler Zeugniß ablegen. Die werthvolle Bundesgenossenschaft der Iren, denen als Katholiken die kirchliche Bevormundung der Schulen natürlich nach dem Sinne war, ist der Regierung aufgesagt worden, seit die Gewaltakte gegen sie auf Drängen der irischen Großgrundbesitzer wieder zur Anwendung gelangt. Die Dissidenten drohen im Falle der Auslieferung der Schulen mit Steuerverweigerung. Kurz, die Aussichten für das Schulgesetz sind recht schlechte, sodaß eine Auflösung des Parlaments und die Berufung an die Wählerschaft, die im Jahre 1900 dem Ministerium keinen Auftrag zur Lösung der Schulfrage gab, der einzige Ausweg in dieser „heillosen" Schulpolitik für Herrn Balfour zu sein scheint, der vor Jahren selbst erklärte, daß er in Schuljachen ein wahres Kind sei.

J. Wiese.

Russische Thronfolgen.

II.

Als Paul — wir suchen einiges Markante der verschiedenen neuen Mittheilungen in einer raschen Skizze mit einander und mit älteren zu vereinen*) — sich Maltas wegen von England ab und Frankreich zuwendete,**) er-

*) Die Ermordung Paul's und die Thronbefestigung Nikolaus I. Neue Materialien, veröffentlicht und eingeleitet von Prof. Dr. Theodor Schiemann. Berlin 1902, Georg Reimer. Die Details der verschiedenen Quellen stimmen nicht immer.

**) Aus diesem Anlaß wurde der famose Entwurf einer russisch-französischen Invasion Ostindiens mit Napoleon geschmiedet. Kurz vor seinem Tode verfügte Paul den Abmarsch von 50 000 Don-Kosaken, die er übrigens ihrer halben Unabhängigkeit wegen bei der Gelegenheit aufreiben wollte. Ein französisches Kontingent von 35 000 Mann sollte von Ulm aus die Donau hinab nach dem Schwarzen Meere schiffen und mit den Russen vereint unter Massena über Astrachan auf Khiva operiren. Whitworth hatte also einigen Grund sich vorzusehen. Wenig, wie man es vermuthet, haben diese fernliegenden Erinnerungen für Preußen ein besonderes und sogar ein aktuelles Interesse. Da Schweden und Dänemark, durch englische maritime Vergewaltigung gereizt, sich dem russisch-französischen Einverständniß von 1800 angeschlossen hatten, Oesterreich aber in seinem wenig glücklichen Widerstand gegen das revolutionäre Frankreich zu pausiren genöthigt war, glaubte Preußen keine andere Wahl zu haben, als sich der russisch-französischen Politik gegen Großbritannien ebenfalls zuzugesellen und besetzte, als Paul andernfalls Ostpreußen wegzunehmen drohte, auf dessen wiederholte Forderung Hannover. So waren der Marsch von Halberstadt nach Braunschweig und der Zug von Orenburg nach Turkistan als kandinirte

innerte sich Sir Charles Whitworth, der britische Gesandte am russischen Hofe, daß er längst von einem Plan sprechen gehört hatte, den excentrischen Zaren durch seinen gemäßigteren Sohn Alexander zu ersetzen. Nach der summarischen Abschaffung Peters III. lag es am Ende nicht fern, seinem radiaten Nachfolger ein ähnliches Schicksal zu bereiten, wenn er die Willkür, die das Land ertrug, dem Hofe, der sie sich unter der Bedingung daran theilzunehmen, ebenfalls bieten ließ, allzu unerträglich machte. Dem Thronfolger Alexander nahestehende Würdenträger hatten sich die Idee denn auch sachgemäß überlegt, sie Alexander mitgetheilt und denselben unentschieden gefunden. Ein edeler Jüngling mit den westlichen Gesinnungen der Periode genährt und in die Petersburger Verhältnisse vom Ende des 18. Jahrhunderts gestellt, schwankte er damals peinlich zwischen dem, was er wollte, und dem was ihm, wenn er kein Heros war, der Ort und die Zeit zu gestatten schienen. So war die Sache hängen geblieben. Das Projekt wiederzubeleben, welches, was es auch Rußland bringen mochte, jedenfalls den britischen Hof von einem Gegner befreien konnte, setzte sich Sir Charles zunächst mit einer Person in Verbindung, auf deren anderweitig erprobte Intimität er zählen durfte. Er konsultirte Madame Sheredzoff, die Schwester der Fürsten Sudoff — Plato Sudoff war der letzte Liebhaber Katharina's gewesen, was die ganze Sippe gefürstet hatte —, seine Maitresse. Diese vielseitige Dame war mit dem Vizekanzler Grafen Panin ebenfalls genügend liirt, um ihn ihrerseits ins Geheimniß zu ziehen, nachdem sie seine Verwürfnisse mit Paul erfahren. Es war ein eigenes Ding um Paul und Panin. Mit Paul gemeinsam erzogen und selbst ein richtiger Satrap, hatte sich bei der jähen, in wechselnder Wuth und Weichheit vibrirenden Art des Zaren zwischen Favorit und Patron eine Tonart entwickelt, die nur in schrillen Dissonanzen enden konnte. Paul, immer bizarr, paradox und konfus, war zu jener Zeit schon ein underechendarer Wildling, der diß oder tätschelte, je nachdem ihm der Sinn stand. In zaghafter Stunde hatte er sich einmal vor Vorwürfen, die ihm Panin machte, aus dem Palais in die Galerie der Eremitage geflüchtet. Panin lief ihm scheltend nach, fand ihn vor einem Bildniß Henry IV. stehen und wurde von dem ganz elegisch gewordenen Zaren wehmüthig also angeredet: „Wie unglücklich bin ich! Heinrich hatte in Süllly einen großen Minister und Freund zugleich! ich habe niemand" — worauf Panin herausfordernd erwiderte: „Sei Henry und ich werde Süllly sein." Da konnte die Verbannung, wenn nicht die geliebte Knute, nicht mehr ferne liegen. Mit dem eleganten Gebrauch des französischen Idioms schien das Todtpeitschen und Nüsternausreißen ja durchaus nicht unvereinbar. So bot Panin, ein kleiner Paul, der Sheredzoff denn auch sofort die Hand und unterbreitete die alte Proposition noch einmal dem Thronfolger, der wiederum zögerte. Erst ein Jahr darauf, Anfang 1801, nachdem der Bruch mit England vollzogen und Whitworth abberufen war, gelang die Bildung des Komplotts, weil es sich nunmehr um Thronfolge, Leben und Freiheit für den Erben zu handeln anfing. Ohne ihn vorzugehen, hatte den Verschwörern gefährlich geschienen, weil die Einsetzung eines neuen allmächtigen Herrn selbstverständlich war und dieser, wenn nicht im Bunde, die Bündler am Lendemain extrafirt hätte; sowie er zustimmte, sowie der Richtige zustimmte, war alles fertig und komplett. Dank dem westlichen Hauche, der letzthin über das Land geweht, war Rußland seit den gewaltsamen Thronwechseln des vergangenen Jahrhunderts so weit zur Gesetzlichkeit vorgeschritten, daß man nicht mehr ein beliebiges Mitglied der kaiserlichen Familie, sondern das nächstberechtigte zu proklamiren hatte, wollte man sich keinem Widerstand aussetzen. Der Petrinische Ukas, wenn er auch nicht aufgehoben war, hatte an der steigenden Gesittung ein Gegengewicht gefunden. Als Alexander endlich einwilligte, war Paul — bei der ländlichsittlichen Anschauung, daß Zungenausreißen und Versetzung in den permanenten Ruhestand sich gegenseitig ergänzen — gefallen, und Sully Panin sein Fatum geworden.

Ob die von Paul beabsichtigte Thronfolgerernennung seines Neffen Eugen von Württemberg, den er und seine württembergische Frau als Adoptivsohn betrachteten, allein dazu hingereicht hätte, Alexander's Einwilligung herbeizuführen, ist fraglich. Alexander lernte allerdings rasch genug sich als Zaren fühlen und geben, sobald er es einmal war. Aber er hatte noch wenige Jahre vorher dem Thron entsagen und sich an den Ufern des Genfer Sees zu einem beschaulichen Studienleben rousseauisch niederlassen wollen. Er war seitdem nicht viel älter geworden, war noch in den Flaum idealer Aspirationen gehüllt und hatte die harte Aufgabe, die es für ihn sein würde, Rußland zu regieren, genügend erkannt. Andererseits hatte sich das Toben seines Vaters für ihn wie für jedermann in Rußland lebensgefährlich gesteigert, so daß, wie seine Gattin, eine badische Prinzeß, in dieser Zeit an ihre Mutter schrieb, sie, die Thronfolgerin, ihrem Mann, dem Thronfolger, den Aufstand gegen Zar und Vater predigte, um die Nation sich selbst wiederzugeben und einer allgemeinen Rebellion zuvorzukommen. Während Alexander noch den Vater zu gefährden und dadurch für sich selbst das zu gewinnen scheute, was zu besitzen ihn graute, machte ihm Graf von der Pahlen, der Militärgouverneur der Hauptstadt, einen erledigenden Besuch.

Die Visite hatte ihre Vorgeschichte. Menschen und Dinge am russischen Hof waren damals trotz der erstaunlichen Leichtigkeit, mit der man stracks aus dem Asiatismus heraus die europäischen Formen seit hundert Jahren kopirt hatte, noch ziemlich türtisch. Ein gewisser Kutaissoff, der früher Paul's Stiefel geputzt, seitdem zu seinem Intimus emporgeschnellt und gegraft worden war, hatte den verbannten Sudoffs, den Brüdern der von Sir Charles Whitworth angestifteten Frau Sherebzoff, für eine in Aussicht gestellte Mariage den Gefallen gethan, ihre Zurückberufung bei Paul durchzusetzen. Auf gut konstantinopolitanisch sofort wieder zu hohen Hofämtern befördert und zum persönlichen Verkehr mit dem Zaren zugelassen, richteten die Suboffs seine Aufmerksamkeit auf die Polizei, deren Handhabung sie als ungenügend darstellten. Whitworth sekundirte seinen Werkzeugen, sobald er sie am Platze hatte. Paul, von der Nachlässigkeit seiner Diener immer nur zu rasch überzeugt und in Bezug auf die Polizei feldstherrlich sensitiv, ließ sich von den Verderbern überreden, den Baltiker Pahlen (der wegen seiner Beziehungen zu den Sudoffs auch gerade verbannt war) zurückzurufen und flugs zum Militärgouverneur und Truppenkommandanten der Hauptstadt zu ernennen. Pahlen, froh bloß verbannt zu sein, wollte erst ablehnen, wurde aber von den Genossen betreffs der wichtigen Rolle, die ihm zufallen würde, verständigt, kam und war — gestern noch ein Verdächtigter — heute Generalgewaltiger der Residenz. Nicht genug an der Militärexekutive, wurde er obenein zum Minister der Finanzen, Posten und Polizei ernannt. Um diesen unbedeutenden Kern von einer Frau und drei Männern (die Sheredzoff, die für Livres Sterling und Liebe arbeitete, die beiden Karrièremacher Suboffs und den stolzen Panin) sammelten sich schnell eine Anzahl von Generälen und Stabsoffizieren der vornehmsten Regimenter, die der ewigen Strafen, Prügel und Verbannungen satt, nur einer entschlossenen Anregung bedurften, um mitzugehen. Es war das landesübliche Konglomerat von russischen Bauernbesitzern, annektirten Haldtataren und frei- oder unfreiwillig mitmachenden Deutschen, bei aller Verschiedenheit geeint durch die Freiheiten, die sich die Uniform nehmen durfte, wie durch die größere Unfreiheit, die der Mutik mit seiner willenlosen Hingabe allen gleichmäßig auferlegte. Herrschaft und Knechtschaft verbanden diese heterogenen Offiziere zu einem Körper mit gemeinsamen Interessen, der

Bewegungen gedacht! Das damalige Preußen war ungleich schwächer als das heutige und ließ sich, im Gefühl seiner prekären Lage, von matten Köpfen schwankend leiten; aber es läßt sich nicht verkennen, daß, wenn die preußisch deutsche Situation sich seitdem gebessert hat, die europäische unter unvorsichtiger Behandlung unsererseits in eine der damaligen nicht ganz unähnliche Gruppirung gleiten könnte. Vergl. Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le Consulat et l'Empire 1, 129.

Digitized by Google

im Nothfall auch einmal ohne Kommando aktionsfähig war. Geplaudert wurde um so offener, als alle Welt sich im Einverständniß befand. Man wußte noch nicht, wann und wie, aber eines war gewiß. Mit diesem Kaiser ließ sich nicht mehr leben, ohne Kaiser ging es erst recht nicht, also einen anderen. Le roi est tué, vive le roi! Pflicht Treue und Menschlichkeit sprachen dabei ebenso wenig auf der einen Seite mit, wie sie es auf der anderen bisher gethan hatten. Die Sache ward schließlich so publik, daß sogar Eugen von Württemberg, des Kaisers Neffe, Liebling und erst vierzehn Jahre alt, davon hörte. Zuletzt der Kaiser selbst, wahrscheinlich durch Zuträger aus dem Volk, bei dem er galt. Während der Tyrann die Gardeoffiziere bei jeder Wachtparade gegen sich aufbrachte, hatte er durch dieselbe ruchlose Gewaltthätigkeit, die ihm General und Leutnant verfeindete, beim gemeinen Mann jene grausige Popularität erworben, die der unverfälschte Russe seiner Zeit Iwan dem Schrecklichen konzedirte und jeder launenhaft dreinschlagenden Uebermacht zu gewähren neigt. Furchtbarkeit faszinirt den innerlich Zagen, und die Gegenwart des Leidens hat etwas Beruhigendes für den, der es stets erwartet und nicht abwenden zu können meint. Paul, gehaßt von seiner Umgebung, war volksthümlich beim Pöbel à la Maloch und Fitzliputzli. Mit Leuten der untersten Klassen gelegentlich saufend, während er mit den Damen der obersten witzeln, sticheln und prickeln konnte trotz einem Pariser Abbé, bedurfte er zu seiner Information durchaus nicht immer der geheimen Polizei, in deren Praktiken er freilich schwelgte. Als das Spiel sich gegen ihn wendete, ernst gegen ihn wendete, ließen ihn Damen, Pöbel und Spione dennoch zusammen im Stich, bis es zu spät war. Die Information, die er in der elften Stunde erhielt, soll anonym gewesen und aus dem Briefkasten gekommen sein, den er an seiner Schloßmauer für sich allein angebracht. Nicht sobald war er unterrichtet, als Pahlen antreten mußte. Lassen wir die Scene, die das Schicksal des Unglücksmannes besiegelte, vom Senator Unterstaatssekretär a. D. Weljaminoff, einem Waräger-Abkömmling und achtbaren Zeitgenossen des Monarchen, selbst erzählen:

„Erinnern Sie sich, was im Jahre 62 geschehen ist (wo Paul's Mutter Paul's Vater ermorden ließ)?" frug Paul den Generalgouverneur. — „Ich erinnere mich, Majestät", antwortete Pahlen. — „Wissen Sie auch, was jetzt vorgeht?" — „Ich weiß es". — „Herr, warum thun Sie dann nicht Ihre Pflicht in Ihrer Eigenschaft als Generalkriegsgouverneur? Wissen Sie wer an der Verschwörung gegen mich theilnimmt?" — „Ich kenne die Verschwörer, Ew. Majestät. Hier ist ihr Verzeichniß. Ich stehe selbst darin." — „Herr!" — „Wie hätte ich sonst die Verschwörer und ihre Anschläge kennen lernen können? Ich mußte eintreten, um alles zu erfahren." — „Sofort alles verhaften, fesseln, in die Kasematten und sibirischen Zuchthäuser werfen," schrie Paul, im Zimmer hin und her laufend. — „Geruhen Ew. Majestät", erwiderte Pahlen, „die Liste durchzulesen. Hier stehen Ew. Majestät Gemahlin, Söhne und Schwiegertöchter verzeichnet. Wie kann ich sie ohne Spezialbefehl Ew. Majestät verhaften? Für diesen Auftrag finde ich niemand. Die ganze Familie Ew. Majestät ohne Beweis und Ueberführung einzukerkern wäre gefährlich, und versprache kein Resultat. Man würde ganz Rußland aufregen und dabei doch keine Sicherheit erlangen, Ew. Majestät Person zu retten. Ich bitte Ew. Majestät mir zu vertrauen und mir einen eigenhändigen Ukas auszustellen, kraft dessen ich ermächtigt werde, alles auszuführen, was Sie mir eben befohlen haben, sobald ich ein Mitglied Ihrer Familie überführen kann. Mit den andern Verschwörern werde ich dann leicht genug fertig werden." — Paul ließ sich täuschen und schrieb den Befehl, die Kaiserin und die beiden Schwiegertöchter in Klöster abzuführen, den Thronfolger und seinen Bruder Konstantin in Festungen zu sperren und über die anderen Verschwörer die härtesten Strafen zu verhängen. Mit diesem Ukas in der Tasche ging Pahlen zum Thronfolger und entrang ihm mit Hilfe einiger nahestehender Personen die Erlaubniß, seinen Vater zu entthronen.

Paul's Aufregung war täglich gewachsen. Zwei oder drei Tage vor seinem Tode wollte er einer ganzen Anzahl von Mächten den Krieg erklären, was zur Beschleunigung der Katastrophe beitrug und den Thronfolger noch fester machte. Die Kuriere mit den betreffenden Schriftstücken wurden angehalten. Alexander bestand jedoch hartnäckig darauf, daß sein Vater nicht umgebracht werde. Obschon man ihm das Versprechen gab, hätte er doch vorhersehen können, daß es eine undenkbare Sache war, dem Selbstherrscher den Thron zu nehmen und ihm das Leben zu lassen . . . .

Seit Paul mit Zorn und Argwohn auf Gemahlin und Kinder blickte, stieg sein Verhalten bis zur Raserei. Es ist erklärlich, daß die Verschwörer ihn nicht lange in einer für alle Theile so gefährlichen Stimmung lassen konnten. Das Gespräch mit Pahlen fand wahrscheinlich am 22. oder 23. März 1801 Vormittags statt. An diesem Tage war der Kaiser bei der Frühparade wieder sehr grimmig gewesen, hatte aber niemand unglücklich gemacht. Wahrscheinlich hielt ihn bereits die Furcht in Zaum. Nach der Parade befahl der Militärgouverneur allen Offizieren der Garde sich nach seiner Wohnung zu begeben. Er selbst ging ins Palais, von wo er erst nach einer Stunde zurückkehrte, um die versammelten Offiziere also anzureden: „Der Kaiser hat mir befohlen, Ihnen mitzutheilen, daß er mit Ihrem Dienst äußerst unzufrieden sei. Auf Schritt und Tritt begegne er Ihrer Trägheit, Fahrlässigkeit und Geringschätzung seiner Befehle. Wenn der Kaiser in Zukunft dasselbe bemerken sollte, so werde er Sie an Orte verbannen, wo man nicht einmal Ihre Gebeine werde auffinden können."

Panin und Pahlen hatten erfolgreich kooperirt. An dem Abend dieses Tages wurden Patronen an je ein Bataillon der Preobraschenski- und Semenoffski-Regimenter vertheilt. Mehr schien bei der Erbitterung der Offiziere, Beamten und gesammten höheren Stände nicht nöthig. Man schritt um so rascher zum Werke, weil man erkundet hatte, daß Paul den auf sein Gut verbannten General Araktschejeff, einen seiner Hauptfavoriten, den er einmal wegen eines gelungenen Feuerwerks stehenden Fußes vom Leutnant zum Generalleutnant befördert hatte, zurückbeordern wollte. Araktschejeff war gefährlich. Man konnte ihm zutrauen, daß er den Pöbel aufrufen, und, da der Pöbel sicher für seinen Schlächter eintrat, damit auch die Mannschaften der Garderegimenter ihren Offizieren abtrünnig machen würde.*) Uebrigens hatte sich der Kaiser schon auf der Soirée des 21. so wild gegen Frau und Söhne benommen, daß selbst der württembergische Knabe Eugen es in erschrockener Erinnerung behielt. Im Nachtrag zu des jungen Prinzen Aufzeichnungen wird sogar gesagt, daß Paul seine sämmtlichen Kinder, mit Ausnahme der Großfürstin Katharina, die Eugen später zu gemeinsamer Thronfolge heirathen sollte, einsperren, seine Frau aber köpfen lassen wollte. Jung, wie der Schreiber damals war, ist er Hof-Prinz und als solcher höflich genug gegen den Kaiser, um diesen seiner Maitresse Gagarin gegenüber geäußerten und von Bennigsen und der Lieven bestätigten Gedanken bloß sonderbar zu finden. Viele Jahre darauf, als Eugen zurückgezogen in Schlesien lebte und Memoiren schrieb, hieß er Paul in demselben Zusammenhang ein wüthendes Raubthier, das unter allen Umständen unschädlich gemacht werden mußte; hatte er doch seine Gattin schon einmal umbringen wollen, um die Nelidoff, die er sich nicht anders gewinnen konnte, zu heirathen. Vom Standpunkt der Verschwörenen war nach alledem keine Zeit zu verlieren, obschon die meisten — und darunter die kaiserliche Familie selbst — nur Mitwisser, keine Mitthuer waren. Aber wer in Petersburg, wer der überhaupt zur Gesellschaft zählte, war nicht Mitwisser?

Für die Mordnacht empfangen wir neue Depositionen theils von der nachmals durch ihre Londoner und Pariser

*) „Si l'Empereur avait pu s'échapper, s'il avait pu se montrer à la troupe, tout était dit, le soldat le couvrait, le sauvait." Allerdings hatte er auch den Mannschaften häufig Geldgeschenke gemacht. Princesse Lieven, Récit, p. 46.

Digitized by Google

Salons berühmt gewordenen Diplomatin Fürstin Lieven, einer geborenen Rigaerin von Benckendorff, der Schwiegertochter der Oberhofmeisterin der jüngeren kaiserlichen Kinder, die im Palais schlief und alles miterlebte; theils von den Generälen von Bennigsen und Fürst Sudoff, die den Spruch der seldsternannten Vehme exekutirten und cynisch gelassen darüber referiren; theils auch von Prinz Eugen und Senator Weljaminoff, die wir schon kennen gelernt.

* * * *

(Schluß folgt).

Klinger: Beethoven

Soweit meine Erinnerung reicht, hat in Deutschland kein Werk der Plastik eine gleiche Antheilnahme erregt, wie dieser Beethoven Klinger's. Das Bild der Statue blickt allerorten aus den Schaufenstern. Die illustrirten Zeitschriften bringen es. Zahllose Federn haben es in den Feuilletons der Zeitungen gezeichnet, erläutert, kritisirt, und für eine Stadt, die das Werk selbst in ihren Mauern ausstellen kann, bedeutet der Vorgang ein künstlerisches Ereigniß und wäre die Stadt selbst so groß wie Wien und Berlin. Für den kleineren Kreis jener, die intime Beziehungen zur Kunst haben, und für den großen Kreis jener andern, die intime Beziehungen zur Kunst zu dokumentiren wünschen, gibt es heute eine „Beethoven"-Frage.

Solche Antheilnahme ist im hohen Grade erfreulich; sie ist es selbst dann, wenn der Skeptiker zwischen der Schaar der ehrlichen Enthusiasten und der verständnißvoll Prüfenden mit aller Deutlichkeit jene Vielen wiederfindet, die immer dort sind, wo eine neue Sensation sich bietet. Jene Vielen beweisen nichts für gut oder schlecht; sie sind nur die Sturmvögel, die stets da auftauchen, wo das Absonderliche, das Ungewöhnliche, das Neue, das Ueberraschende sich zeigt. Sie sind die Gourmets der Sensation, und die Sensation ist das beliebteste Gericht für den modernen Geschmack. Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts dürfte beinahe unglücklich sein, weil er in altfränkischer Gleichförmigkeit ohne jede Abwechselung von der Schuldank bis zum Grabe doch wenigstens das Einmaleins für richtig halten muß.

Sie alle kommen zunächst bei dem Beethoven auf ihre Rechnung.

Ich entnehme einem Hymnus auf das Bildwerk, die Mittheilung, daß der Körper Beethoven's nicht nur aus Marmor, sondern aus weißem griechischem Inselmarmor ist; das Gewand, das über den Beinen liegt, ist geäderter Onyx aus Tirol; der Adler, der mit den Krallen nur noch die Basis berührt, auf der die Füße Beethoven's ruhen, wurde aus grünschwarzem pyrenäischem Marmor gebildet; die Krallen des Adlers sind aus Erz, wie der Thron, auf dem Beethoven sitzt; die Engelsköpfe an der Lehne des Thrones sind aus Elfenbein, und noch dazu vollem, die Schwingen der Engel aus Achat. Jaspis und antike Glasflüsse sind in eine breite Borte von echten Opalen eingelassen, die den oberen Rand des Thrones umrahmen.

Als ich diese Angaben gelesen hatte, mußte ich an jenen jungen Amerikaner denken, dessen Ansprachen ich zu Amsterdam vor der Nachtwache von Rembrandt in diesem Sommer genossen habe.

Was hat das Bild gekostet? so der Vetter von drüben. — Das weiß ich nicht. — Und was kostet es heute? — Das weiß ich auch nicht; übrigens ist es nicht zu haben.

In wie vielen, die unter uns leben, steckt der Geist jenes Amerikaners; freilich nur der Amerikaner hat die anheimelnde, naive Gesundheit, sich seiner Individualität nicht zu schämen. Aber reißt denn Monsieur Tout-le-monde bei uns die Augen vor dem Kunstwerk auf; oder spitzt er nicht vielmehr die Ohren vor dieser Schilderung aus Tausend und einer Nacht, wo sich Opal und Jaspis und Achat und Bronze und Marmor und Elfenbein, die alle kostbar und von hohem, berechenbarem Marktwerth sind, zu einem Bildwerk zusammenfügen?

Ein so vornehmes Kleid erregt immer Verehrung bei den einen, und ein plastisches Kleid von so unerhört neuer Mode bei den andern. Hier fließen die Quellen des lärmenden Erfolges.

Die ernste Betrachtung verwechselt nicht die Kunst mit dem „Grünen Gewölbe", und sie fragt natürlich nicht nach dem Preis des Materials, sondern nach der Wirkung, handle es sich nun um ärmlichen Thon oder um edelsten Marmor.

Für unsere heimischen Amerikaner muß das gesagt werden.

Es ist selbstverständlich, daß für einen Künstler von der Größe und Genialität Klinger's die Verwendung ungewöhnlichen Materials aus andern Erwägungen entsprang.

Das Material ist Mittel des Ausdrucks und die Heranziehung neuen Materials bedeutet Vermehrung der Ausdrucksmittel; so wie auch die Maler neue Mischungen, und neue Bindemittel suchen, um zu neuen Farbennüancen zu gelangen; sowie auch ein großer Dichter neue Worte prägt, um seinen eigensten neuen Gedanken und Gefühlen den erschöpfenden Ausdruck zu leihen.

Und Klinger ist einer jener Künstler, die über die bisherigen Schranken ihrer Kunst hinaus streben; dieser bildende Künstler ist zugleich ein Intellektueller. Er fühlt und er empfindet nicht nur in Linien, in Farben und in Formen; er ist nicht nur Radirer, Maler und Plastiker, er ist Denker und Grübler, der Problemen nachgeht, für deren letzte Verdeutlichung die Nadel und der Pinsel und der Meißel nicht auszureichen scheinen. Daher ist bei aller bewunderungswerthen Größe Klinger'scher Schöpfungen oft ein Riß in ihnen; es fehlt ihnen nicht selten abgerundete Klarheit. Er ist keiner von denen, die das, was sie geben, so hinstellen, um den Beschauer zu dem Ausruf hinzureißen: das ist es und nur so kann es sein. — Aber nicht die Technik versagt, weil er sie nicht zu handhaben versteht, sondern weil er ihr Zumuthungen stellt, die sie nicht zu erfüllen im Stande ist. Wenn die Linie und die Form philosophische Gedanken ausdrücken sollen; wenn sie uns Töne oder ein Gedicht oder die Entwickelung einer Seelentragödie geben sollen, dann werden sie unvermögend; sie verlieren die freie Größe, die sie haben können, wenn sie das dringen, was sinnlich auszudrücken ihnen verliehen ist, und in dem Versuche, das Unsinnliche uns vor das Auge zu stellen, werden sie nicht selten steif und kühl und sogar ausgeklügelt, und doch sagen sie schließlich nicht das, was sie sagen sollen.

Klinger ist einer jener großen Künstler, denen ihr Reichthum eine Last und eine Gefahr ist. Der philosophische und litterarische Denker und Empfinder schädigt den Bildner. Der Bildner soll auch das Wort führen für den Philosophen und Dichter, aber der Philosoph und Dichter kommt nur undeutlich stammelnd zu Worte und dem Bildner wird so jenu Konzept einfacher, souveräner Größe und Deutlichkeit verdorben.

Aus diesem weiten Wollen, das aus den tiefsten Quellen einer reichen und ursprünglichen Menschennatur gespeist wird, entspringt die Originalität Klinger's, und um seinen Reichthum darzubieten, der sich nicht in den alten Schaalen fassen läßt, sucht Klinger nach neuen Formen und neuen Ausdrucksmitteln. Seine echte Originalität, zu der ihn innerste Eigenart zwingt, führt ihn weit weg von jenen, die originell sind, weil auch sie der nach Abwechselung dürstenden Zeitgeschmack beherrscht. Sein Suchen nach neuen Formen, das bei ihm eine individuelle Nothwendigkeit ist, ist bei jenen eine spekulative Anpassungsfähigkeit, mögen sie dieselbe mit Bewußtsein üben — das sind die kühlen Klugen; oder mögen sie unbewußt, im allgemeinen Banne

Digitized by Google

dahinschreitend, der neuernden Mode unterliegen; — das sind die harmlosen Naiven.

So aber ist es auch klar, warum Klinger, der als echter Künstler nicht auf Sensation ausgeht, jene Sensationen schafft, für die auch die Vielen empfänglich sind; und er hat sie vor allem geschaffen in seinem Beethoven.

Auch in diesem Beethoven zeigt sich die Zwiespältigkeit Klinger's; der Wille Klinger's, zusammenzufassen, zum Ausdruck zu bringen, was sich in Stein und Bronze nicht zusammenfassen läßt, was nicht zum Ausdruck zu bringen ist.

Beethoven sollte der Gewaltige, der Herrscher, der Gott sein; so sitzt er auf erhabenem Throne und dieser Thron ist geschmückt mit allen Herrlichkeiten dieser Welt; mit dem edelsten Gestein und zwischen dem edelsten Gestein sollen die tiefsten Gedanken, die das Menschengeschlecht je gedacht, eingegraben sein und zu den Füßen des Gewaltigen, des Herrschers, des Gottes, kralle sich schmuckgeeren ein Adler ein, der Bote der Götter, bestimmt die erhabene Botschaft in die fernsten Fernen zu bringen. So die grandiose Konzeption. Aber was ist aus ihr geworden?

Es hätte aus ihr ein Gedicht werden können, eine Symphonie.

In der Plastik wird das edelste Gestein zu nichts als zu gelben und weißen und grauen Flächen; es ist nicht mehr edel sondern farbig, und diese Farben wirken gut oder schlecht nebeneinander und sie wirken hier nicht gut zusammen — wie kostbar auch das Gestein ist.

Die Engelsköpfe in Elfenbein in ihrem warmem, geldem Tone am Rande des Thrones schädigen auf das Schwerste die Statue des marmornen Beethoven, den sie einrahmen: sie übertreffen den Marmor an Leben wie der Marmor den Gips und so lehrt dieses Heraddrücken des Marmors durch das Elfenbein, wie überwältigend der Eindruck griechischer Gold-Elfenbein-Statuen gewesen sein mag.

Und wie die Wirkung des verschiedenen edlen Materials nicht zur harmonischen Erhabenheit hinaufführt, so kommen die „eingestreuten tiefsten Gedanken unseres Geschlechtes" nicht zur Wirkung. Diese tiefsten Gedanken! In Wahrheit sind es Frauen und Männer in flachem Relief an den Rückseiten des Thrones. Einzelne dieser Gestalten sind schön; aber es bleiben nur schöne Linien — natürlich —; andere sind unschön —, obgleich sie tiefe Gedanken ausdrücken sollen, und diese tiefen Gedanken müssen dunkel bleiben, weil die Plastik uns nicht die Klinger'schen Ideen von Antike und Christenthum zu vermitteln im Stande ist. Der Versuch, diese Räthsel zu rathen, macht uns grüblerisch, führt uns in die Gedankengänge des Litteraten, erkaltet uns und verscheucht die Fähigkeit Plastik mit dem Sinne für die Plastik zu genießen.

So nach zwei Richtungen ein Wollen, das nicht zum Gelingen führte, weil der Sinn des Plastikers nicht ausschließlich das Werk konzipirt hat.

Und jetzt er selbst, Beethoven. Er ist als der Gewaltige, als der Herrscher, als der Gott gedacht; alles Beiwerk soll dies laut verkünden und verkündet es in seiner Art. Er sitzt da mit entblößtem Oberkörper, wie die Götter zu sitzen pflegen. Doch nunmehr! Der zerwühlte Kopf ist nach vorn geneigt; der nackte Oberkörper folgt ihm; es ist ein herrlicher Kopf, in dem die Zeit, Menschenschicksale und Menschenschaffen tiefe Spuren zurückgelassen haben. Es ist der Oberkörper eines schon alternden Mannes von reifen, fast erschlafften Formen; die Hände ruhen geballt, eine hinter der anderen, auf den übereinander geschlagenen Beinen. Ist das noch ein Gott? Dieser Kopf mit den Zeichen der Erdenleiden. Dieser von der Zeit abgenutzte naturalistische Körper; diese geballten Fäuste, die nicht herrschen, sondern zu kämpfen scheinen, um zu einer Freiheit zu gelangen, die noch nicht erlangt ist?

Der Gewaltige, der Herrscher, der Gott ist nun der Mensch, der Ringende, der noch peinvoll Ringende. In Beethoven selbst tritt uns die Qual des menschlichen Schaffens entgegen und nicht mehr die göttliche Größe des von Beethoven Geschaffenen. Aus dem Gott ist der Prometide geworden, den der göttliche Genius peinigt.

Ein Dichter hätte beide Seiten schildern können; die Pein des Schaffens und die göttliche Größe des Geschaffenen, und wie beides mit einander verknüpft ist. Der Plastiker Klinger, der auch beides geben will, gibt den gequälten Sterblichen mit allen Zeichen menschlicher Vergänglichkeit und daneben läßt er durch das Drum und Dran verkünden, daß er ein Unsterblicher gewesen ist.

Auch hier der Riß, der durch eine Kunst geht und gehen muß, die das für sie Unmögliche vereinen und gleichzeitig ausdrücken will.

Will man die zopfige und heute verpönte Sprache der Schule gebrauchen, so kann man sagen, dieser Beethoven ist ohne Stil, und das heißt im tiefsten Kern nichts anderes als ohne innere Einheit, ohne die Klarheit und Geschlossenheit der großen Kunst. In diesem Gott, der ein Mensch ist, und in diesem Menschen, der ein Gott sein soll, steckt unvereinbar Disparates, und dieses zerreißende Disparate ist stärker als alle großen Schönheiten im Einzelnen.

Ich kann mir denken, daß eine ferne Zukunft, die nichts mehr von den Kommentatoren Klinger's weiß und der nichts von Klinger's Ansichten überliefert ist, die nur die Formen sprechen läßt wie sie sind, daß der das unerlich Zerrissene der Schöpfung allein überwaltigend entgegentreten wird, so zu völligem Mißverstehen den Anlaß gebend. Wird man dann in den Formen dieses plastischen Werkes den gewaltigen Bildner gewaltigster Kunst entdecken, der Beethoven für uns ist? Vielleicht sieht man dann nur den gequälten Sterblichen, der auf einem Götterthron sitzt und kein Gott ist; der wie ein Gott gekleidet ist und keinen göttlichen Körper hat, der nicht dem Adler und den Engeln, die ihn umgeben, gebietet, sondern der die Fauste ballt gegen diese Außenwelt, die sein zerwühltes Gehirn zu sehen glaubt, gegen diesen Adler, der unheimlich vor ihm hockt und diese Engelsköpfe, die ihn umlauschen. Nicht mehr der gewaltige Mensch auf seiner höchsten Höhe, sondern in seiner tiefsten Tiefe, in seiner Umnachtung.

Dann ist der Tiefsinn zum Gegensinn geworden und die Kunst, die gequält wird, um zu verkünden, was sie nicht vermag, verkündet schließlich in ihrer Zunge, was sie nicht verkünden soll.

Vielen ist der Beethoven ein großes Kunstwerk; mir ist er das charakteristische Experiment eines großen Menschen; aber der Plastiker hat für seine Zwecke den Reichthum dieses großen Menschen nicht gemeistert.

P. Nathan.

Die Patrizierin.

Ein zierliches Bändchen*) in terrakottafarbenem Umschlage.

Man öffnet das Buch und erblickt ein anziehendes Frauenbildniß, keine regelrechte Schönheit, aber ein frisches Mädchengesicht mit stark ausgeprägter Willenskraft in den etwas hochmuthigen Zügen. So also hat sich der Dichter das Aeußere seiner Heldin gedacht. Man blättert weiter, über jedem der sieben Kapitel finden sich reizvolle Zeichnungen, wohl geeignet, in dem Leser jene Stimmung zu erwecken, die der Dichter hervorzubringen wünscht. Man sieht eine Hügellandschaft; ein vornehmes Stadthaus, in

*) Die Patrizierin. Novelle von J. V. Widmann, zweite, vom Verfasser durchgesehene Auflage. Buchschmuck von W. Gorge. Bern. 1903. Verlag von A. Francke (vorm. Schmidt & Francke).

Digitized by Google

dem der Beschauer die Wohnung der Patrizierin vermuthet; ein enges Gäßchen, wo der Held der Erzählung, ein Mann aus dem niederen Volke, sein Quartier hat; die Hütte hoch oben im Gebirge, in der die Wiege des Dr. phil. Hans Almeneuer, eben dieses Helden gestanden haben muß, vorausgesetzt, daß es dort, was nicht ganz sicher ist, eine Wiege gab, denn der Vater Almeneuer ist ein armer Dorfschuster. Eine andere Zeichnung führt uns an das Ufer eines Sees und veranschaulicht uns die Terrasse eines vornehmen Landhauses. So begleiten die Federzeichnungen eines geschmackvollen Künstlers den Gang der Erzählung und wirken wie ein Präludium. Alle Zeichnungen sind sauber, ein wenig altfränkisch, nichts von der Bizarrerie der Allerneusten ist darin, und so ist auch die Widmann'sche Novelle. Kein Patchouliduft und kein Dunst städtischer Kloaken. Selbst die weibliche Aristokratie besteht aus anständigen Frauen. Sie haben ihre Standesvorurtheile, aber diese entstellen sie nicht mehr als etwa das Schönheitspflästerchen das Gesicht der vornehmen Dame des achtzehnten Jahrhunderts. Die Standesschrullen dieser schweizerischen Patrizier haben nichts von dem brutalen Egoismus des preußischen Junkerthums, sondern sind dem berechtigten Selbstgefühl durch Generationen hindurch gepflegter kaufmännischer Ehrenhaftigkeit entsprungen, wie es auch in den alten Kaufmannsfamilien unserer Hansestädte zu Hause ist. Auch der Dr. phil. Hans Almeneuer, der Plebejer, der in dieses patrizische Milieu hineintritt, der Erzieher eines feinen Knaben und der liebende Bewunderer von dessen Schwester, der Patrizierin par excellence, ist kein Himmelsstürmer, den es gelüstet, die Gesellschaftsordnung über den Haufen zu werfen. Er wirbt mit Takt und Zartgefühl um die still und heiß Geliebte. Er vergibt seinem demokratischen Charakter nichts, und als die Träume seines Herzens nicht in Erfüllung gehen, als durch einen verführerischen Schwindler, der aristokratische Vornehmheit täuschend nachzuahmen versteht, Dougaldine, die Patrizierin, zu einer übereilten Verlobung verleitet wird, zieht sich der Sohn des Dorfschusters mit selbstbewußtem Verzicht aus der patrizischen Gesellschaft zurück, um in Argentinien sich aus eigner Kraft ein neues Lebensschiff zu zimmern.

Verzicht ist das Ende der Novelle, aber die Hauptpersonen der Erzählung sind so brav und tüchtig, daß die Phantasie des Lesers die Novelle unwillkürlich weiter spinnt und sich leicht ausmalt, wie der in Argentinien gereifte Almeneuer nach einigen Jahren zurückkehrt, um die Dame seines Herzens, die inzwischen von ihren Standesvorurtheilen weiter geheilt sein wird, heimzuführen.

Man sieht, in der Erzählung steckt nichts Dekadentes, nichts Perverses, nichts Lüsternes. Liebhaber psychopathologischer Zustände kommen bei der Lektüre dieses kleinen Buches nicht auf ihre Kosten. Es kommt in dem Buche auch nicht ein einziger Neurastheniker vor. Sauberkeit und Gesundheit beherrschen den Stil des Buches und die Gefühlswelt der Menschen, die in der Novelle dargestellt werden. Ein unmodernes Buch; oder ist die moralische Sauberkeit bereits wieder litterarisch modern geworden? Modern oder nicht, jedenfalls ist sie erfreulich, wenn sie in solcher Ursprünglichkeit und Frische zu Tage tritt, wie in Widmannschen Dichtungen. Es ist merkwürdig, wie ein Mann, der als Kritiker jahraus, jahrein seines Amtes walten und so viel litterarische Schundwaare mit immer neuer Enttäuschung Woche für Woche aus der Hand legen muß, für seine eigenen Produktionen noch so viel Frische sich zu retten gewußt hat. Ein gesunder Optimismus überwindet selbst die kritische Frohnarbeit. Theodor Fontane war darin wie Widmann, nur hat Widmann in seinen schweizerischen Bergen sich noch mehr künstlerische Naivetät bewahrt, als es Fontane in der Hauptstadt der Mark Brandenburg möglich war. Widmann hat den Muth, auch in der Litteratur anständig zu sein, Menschen, die geistig und körperlich gesund sind, nicht langweilig zu finden und uralte Konflikte, wie den aus Standesvorurtheilen hervorgehenden Herzenskummer den blasirten Lesern unserer Zeit wie eine neue Entdeckung vorzutragen. Auch die Wortgefechte, die sich zwischen Patriziern und Plebejern in dieser Novelle abspielen, werden mit alten erprobten Schwertern ausgefochten, wobei der Dichter sich redlich bemüht, nicht aus der Rolle des Unparteiischen zu fallen, wenngleich sein Herz ersichtlich dem jungen plebejischen Kämpen zuneigt, der auf dem glatten Parkett des Salons die Sache des Volks so trefflich zu vertheidigen weiß.

Die Scene an der Tafelrunde im Hause des Vaters seiner Angebeteten, woselbst Almeneuer dem verhaßten Nebenbuhler zum ersten Mal begegnet und ihn mit überlegener Dialektik vor den Augen Dougaldinens in seine Schranken zurückweist, erinnert unwillkürlich an die verwandte Scene in Claude Tillier's Onkel Benjamin, die in dem gastfreien Hause des Wunderdoktors Minxit zwischen Benjamin Rathery, dem schlagfertigen Arzt aus Clamecy, und dem hochnäsigen Musketier des Königs, Herrn von Brückendruch, sich abspielt; nur daß die aristokratische Unverschämtheit durch den prachtvollen Onkel Benjamin eine zugleich derbe und humorvolle Abfertigung erfährt, während bei Widmann das Didaktische vorwiegt. „Die Unverschämtheit ist die plumpe Waffe derer, welche die biegsame Gerte des Witzes nicht zu handhaben wissen." Eine solche schneidende Replik würde Hans Almeneuer nie riskiren, aber man freut sich dennoch über den wackeren Mann und die freimüthige Art, mit der er seine gute Sache vertritt.

Widmann's dichterische Eigenart tritt nirgends reizvoller hervor als da, wo er mit wenigen Strichen uns ein Landschaftsbild vor Augen führt. Auch in der vorliegenden Erzählung weiß er gelegentlich mit wenigen Sätzen ein Naturbild höchst anschaulich zu zeichnen. Hans Almeneuer und sein Zögling machen einen Ausflug in die Berge; sie rasten noch in der Morgenfrühe vor einem Dorfwirthshaus am Wege und betrachten das freundliche und lebensvolle Bild, das um diese Stunde die Ortschaft gewährt.

„Kleine Buben und Mädchen gingen zur Schule, eine junge Bäuerin fütterte, auf der untersten Thürstufe eines ziervollen Holzhauses stehend, das sich begehrlich überstürzende Hühnervolk, der Postbote trug die paar Zeitungen und Briefe, die hier heraufgelangten, in die Häuser der Einwohner. Bauern und Bauerknechte kehrten von der ersten Früharbeit in den nassen Bergwiesen zurück, und der Geruch von Mehlsuppe drang aus den offenen Thüren mancher Häuser, während aus den Kaminöffnungen der mit großen Steinen beschwerten Schindeldächer der Rauch der Küche in die klare Morgenluft emporstieg."

An solchen anschaulichen kleinen Genrebildern ist das Buch reich, und sie tragen nicht wenig dazu bei, das Gefühl des litterarischen Behagens zu erhöhen, das den Leser bei der Lektüre umfängt. Behagen, das ist die vorwiegende Stimmung, die Widmann zu erregen weiß. Eine anmuthige Kunst des Fabulirens, fern von gewaltigen Leidenschaften und geschminktem Laster. Es ist Kunst, nicht die höchste, aber eine liebenswürdige Kunst.

Ferdinand Svendsen.

Sarah Bernhardt.

Sarah Bernhardt ist alt geworden. Als ich sie vor nunmehr fünfzehn Jahren zum ersten Male sah und Abend für Abend, gefesselt von ihrem Spiel und ihrer Persönlichkeit, mich im Theater einfand, damals war ihr etwas Bestrickendes eigen. Heut stößt ihr Aeußeres eher ab. Ihre Gestalt hat die Formen, ihr Gesicht an Ausdrucksfähigkeit eingebüßt. Man begreift vollkommen, daß sie dem naiven Zuschauer, der nur zu glauben vermag, was er mit Augen sieht, heut nicht viel bietet. Es ist nicht einmal erstaunlich, daß selbst die Mehrzahl der beruflichen Kritiker, die in

den angelernten Begriffen der deutschen Schauspielkunst des Tages stecken, sich von ihr abwenden zu müssen glauben. Ihres äußeren Zaubers beraubt, wirkt diese ausgesprochene Persönlichkeit nicht ohne weiteres sympathisch.

Es liegt ein Fluch auf allem Ruhm, er lastet mit doppelter Schwere auf denen, die mit ihrer Person vor das Publikum zu treten haben, er vervielfacht sich, wo es gilt, immer wieder ein fremdes Publikum zu gewinnen, und ich kenne keine große Schauspielerin, die Charakter genug besessen hätte, mit ihren Mitteln Maß zu halten. Auch Sarah Bernhardt thut das nicht. Man merkt ihr das Bestreben an, in jedem Augenblick etwas bedeuten zu wollen; sie vermag es nicht, gelegentlich hinter die Mitspielenden zurückzutreten; wo ihr die Rolle nichts bietet, trägt sie die kleinlichen Raffinements, die prätentiösen Kunststückchen hinein, die auf den Beifall des Publikums berechnet sind. Sie hat sich die Unarten der Diva angewöhnt.

Das Alter ist gekommen, und Sarah Bernhardt hat seine leisen, dann eindringlichen Warnungen überhört. Sie gibt noch heute ganz jugendliche Rollen. Sie ist genöthigt, die Schminke unter den Augen sehr stark aufzulegen, so stark, daß das Mienenspiel dadurch beeinträchtigt wird, aber sie zieht es vor, jung zu scheinen, als das zu sein, was ihre Jahre ihr zuerkennen. Das Publikum hat applaudirt und der Vorhang ist wieder aufgegangen und Sarah Bernhardt tritt aus der Coulisse, wie ein Backfisch, den die Gunst der Zuschauer überrascht, mit den festgefrorenen Gesten mädchenhafter Grazie. Das erschwert es, ihrer Persönlichkeit von heute gerecht zu werden.

Der Widerstreit zwischen dem, was sie zu scheinen begehrt und dem, was das neidische Alter ihr gelassen, ist so stark geworden, daß das Wesentliche und Elementare ihrer Kunst darunter eingebüßt hat: vor Jahren riß sie hin, heut wirkt sie beinahe kühl. Man kann das Körperliche aus der schauspielerischen Leistung nicht ausscheiden, wie einen unbequemen Rest. Wo nicht alles in einander aufgeht, ist die Wirkung nicht unmittelbar. Und das Unmittelbare eben ist es, was Sarah Bernhardt heut vermissen läßt.

Ich muß trotzdem bekennen: nannte man Sarah Bernhardt in ihrer Jugend „die Einzige", so ist sie es für mich geblieben. Vielleicht klingen die Eindrücke früherer Tage so stark in mir fort, daß das Vergangenheitsbild sich auf den Gegenwartseindruck legt und ihn verdeckt. Doch habe ich keine Schauspielerin gesehen, die meinem Empfinden nach seelische Subtilitäten so überzeugend zum Ausdruck gebracht hätte wie Sarah Bernhardt.

Es ist etwas eminent Geistreiches in ihrem Spiel. Sie sucht die Widersprüche im menschlichen Herzen und stellt sie dar. Sie scheint nie einem Motive zu unterliegen, man sieht neben der Gedankenarbeit das Wünschen, das Fürchten und Hoffen durcheinanderwirren. Sie liebt und haßt zugleich. Sie verstellt sich und bleibt in der Verstellung wahr. Sie bringt es meisterhaft zum Ausdruck, wie irgend ein Zwang ihr Selbstbeherrschung auferlegt, und läßt den Zuschauer dennoch sehen, was unter der Maske solcher Selbstbeherrschung in ihr vorgeht. Ich denke an die Scene in „Fedora", da sie dem Mörder ihres Verlobten das Schuldgeständnis abpreßt. Sie ist die Ueberlegene, und spielt das unterwürfig liebende Weib. Sie jubelt innerlich, ihre Rache stillen zu können, und scheint über die That zu erschrecken. Sie haßt in diesem Mann den Mörder, und fühlt sich dennoch unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Das alles kommt scheinbar zugleich zum Ausdruck und bleibt doch unter der Oberfläche korrekten, gesellschaftlichen Benehmens. Man kann die Komplizirung seelischer Vorgänge nicht höher steigern.

Sarah Bernhardt folgt keineswegs in jedem Augenblicke dem äußeren Gebot der Rolle. Sie stellt sich darüber. Sie kann in ernsten Augenblicken ausgelassen lustig sein, und scheinbar grundlos treten ihr die Thränen in die Augen. Ganz unberechenbar, bringt sie ein Temperament zur Geltung. Zu dem Geistreichen ihres Spiels kommt ein anderes hinzu, von dem die Gesetze der Psychologie nichts wissen: das Unbewußte, Unkontrollirbare, Unvernünftige, das in jedem Menschen schlummert. Neben der subtilen Gedankenarbeit überrascht etwas Divinatorisches. Kein Zweifel, daß ihr, trotzdem sie ihre Rollen nun Jahrzehnte hindurch abgespielt hat, Instinkt geblieben ist. Und sie ist zu klug, den Geboten ihres Verstandes allein zu folgen.

Sie hat auch Größe bewahrt im entscheidenden Moment. Ich sagt' es schon, daß sie die leeren Stellen ihrer Rollen mit kleinlichen Raffinements auszustatten liebt; wo Leidenschaft voll zum Ausdruck kommt, fällt das alles von ihr ab. Da hört sie auch auf, komplizirt zu sein, das Persönlichkeitsbild gewinnt Linie, der Charakter wächst sich einseitig aus und wirkt groß. So vermittelt sie noch heute in den Sterbeszenen starken Wirklichkeitseindruck. Man weiß von ihren Besuchen und Studien in Hospitälern, aber das Studium scheint wieder Natur geworden. So sehr sie ihre Anlagen verderbt haben mag; sie waren nicht auszurotten.

Wie allen Gestalten, die ein guter Schriftsteller schafft, ein Familienzug eigen, so den Rollen einer großen Schauspielerin. Ein Gemeinsames bleibt bei aller Objektivität der Darstellung. Geht man dem bei Sarah Bernhardt auf den Grund, so empfängt man den Eindruck des Weibes in seinen sinnlichen Instinkten. Gut und Böse, alle Empfindungen, Gedanken und Wünsche erscheinen aus der Sinnlichkeit entstanden. Und von diesem Sinnendasein ist eine gewisse Mystik untrennbar. Schaut man näher zu, so gewinnt die Physiognomie bestimmtere Züge, die Gewandung nimmt ausgesprochenen Zeitcharakter an — den des zweiten Kaiserreichs. In gewissem Sinne ist Sarah Bernhardt selbst die Kameliendame, — ohne die Romantik des Demimondänenthums bleibt sie unverständlich.

So tritt sie heute vor uns hin: gealtert und in erquälter Jugendlichkeit, gleichsam das Symbol einer vergangenen Zeit. Aber diese Vergangenheit wird in ihr wundersam lebendig, man findet sein eigenes Sein in Gestalten wieder, von deren Empfinden man sich weltenfern getrennt wähnte, man steht zuletzt unter dem einen Eindruck der unmittelbaren Gemeinsamkeit alles Schmerzes und aller Freude. Man erfaßt sie in der Ursprünglichkeit ihrer Natur, und die gealterte Diva wirkt groß.

Ernst Heilborn

Eisgang.

Nachdem der Dezember so mild und regnerisch gewesen, daß schon der Frühling einzuziehen schien, kam mit dem neuen Jahr der Frost. Die endlos langen Ackerfurchen, auf denen noch kein Schnee lag, wurden hart wie Stein und zeigten unter der niedrig stehenden, kraftlosen Sonne eine bleiche, gelbe Farbe. Die kahlen Bäume, die sich dem warmen Regen breit geöffnet hatten, zogen die Aeste zusammen und sahen mit einem Male schmäler aus als sonst. Die alten Pumpen in den Straßen und Höfen wurden mit Stroh umwickelt. Die Pferde, die, an ihre Droschken gespannt, in langer Reihe auf dem Marktplatz standen, wurden mit wollenen Decken behangen, und von ihren Nüstern gingen trichterförmige Dunstwolken nach beiden Seiten aus. Die Bäuerinnen, die mit ihren Gemüsekörben dahinter saßen, schoben kleine, brennende Oefen unter ihre Röcke.

Die Menschen in den Straßen gingen schneller, ihre Schritte auf den Steinen klangen lauter. Sie trugen die Hände in den Manteltaschen und nahmen, mit weit abstehenden Ellenbogen, nicht gewohnt, ohne Unterstützung der hin- und herschaukelnden Arme zu gehen, einen kamischen, drehenden Gang an.

Digitized by Google

Am Ufer standen schon die Bürger, die auf ihrem Spaziergang waren, und die Studenten, denen die scharfe Rheinluft die Köpfe frisch machte, um auf das Eis von oben zu warten. An den Landungsbrücken hielten sich Gruppen von Männern auf, von Arbeitslosen, die das Suchen nach Arbeit endlich aufgegeben und das Leben von kleinen Rentnern angenommen hatten. Ohne Mäntel, die grünlichen Jacken zugeknöpft, die Kragen hochgeschlagen, lehnten sie stundenlang mit aufgestützten Armen an dem Eisengeländer der Werftmauer und sahen auf den Strom hinaus, mit hellen blauen Augen, die durch die lange Zeit der Entbehrungen alle sonderbar tief in den eckig gewordenen Backen steckten.

Aber das Eis kam noch nicht. Keine Scholle trieb auf dem weiten, tonlosen Wasser, die Schiffe schnitten sich noch voll Muth und Zuversicht einen Weg in die unablässig ankommenden Wellen hinein, um ihre höher am Strom gelegenen Ziele zu erreichen.

Am zweiten und dritten Tag begann sich am Ufer entlang das Saumeis zu bilden, ein meterbreiter Streifen, der an der Mauer des Ufers festhing und schräg zu dem über Nacht niedriger gewordenen Wasser hinabführte. Hier und da versuchten schreiende Kinder darauf zu treten oder warfen kleine Steine herunter.

Am vierten Tag kamen die ersten Schollen, oft nur handgroß, hin und wieder so groß wie ein Tisch, selten so groß wie ein Wagen. Manchmal stiegen sie plötzlich aus dem Wasser auf, wie vom Grund hinaufgestoßen, und schwammen dann schnell und sich drehend weiter. Es waren aber noch so wenige, daß jede ihren Weg nahm, daß überall weite Zwischenräume waren und nie eine an die andere stieß.

Am fünften und sechsten Tag wurde die Kälte so streng, daß die breite Uferstraße wie leer geblasen war. Das Gelb und Blau der Landschaft nahm eine matte, glanzlose Farbe an, die Sonne drang nur noch schwach durch die erstarrte Luft, und auf den Eisenstangen des Geländers standen aufrechte, winzige Eisstäbchen, wie Eisenfeilspähne auf einem Magneten. Wenn jemand schnell am Rhein vorbeiging, so sahen sein Bart und seine Augenbrauen bald wie beschneit aus.

Am Nachmittag des sechsten Tages endlich wurde der Himmel dick und gelb und legte sich wie eine ungeheure Masse auf die schwarzen Giebel der Dächer. Der Qualm der Fabriken konnte nicht mehr aufsteigen und zog, das Athmen schwer machend, durch die Straßen. Und eine Stunde später fing es zu schneien an.

Ganze Reihen der kurzen, zweiräderigen Karren fuhren am Ufer eine neben die andere auf, so, daß die Pferde die Köpfe den Häusern zu hatten, und ganze Berge von Schnee wurden aus den umgestülpten Fahrzeugen in den schwarz und schwer gewordenen Strom hinuntergeworfen.

Damit aber hatte der Frost auch sein Ende erreicht. Ueber Nacht kam der warme Wind vom Meere her, und von allen Dächern fing das Thauwasser lärmend durch die blechernen Rallen zu laufen an.

An der Rathhausmauer wurden kleine Zettel angeklebt mit den Wassernachrichten vom oberen Rhein. Neugierige kamen von allen Seiten, lachten, schüttelten besorgt die Köpfe, sprachen von früheren Jahren.

Das Wasser stieg, das Eis kam.

Alle paar Stunden wurden neue Zettel befestigt, das Wasser wuchs immer mehr. Man bestimmte schon die Stunde, wo das Eis an dem äußersten Punkt der Ufermauer anlangen würde.

Mittags wanderten am Rhein entlang dichte Menschenschaaren, dem Wasser entgegen, alle die Köpfe nach dem Strom hingedreht, alle mit den Fingern und Stöcken zeigend.

Ein letzter Nachen strebte noch, von kurzen Ruderschlägen gejagt, nach dem andern Ufer. Auch dort sah man Menschen, klein wie Zwerge und schwarz, zusammenstehen und die Arme ausstrecken.

Die Geländer waren losgeschraubt und an den Boden hingelegt worden, hier und da war die Uferstraße mit Eisenschienen und mächtigen Holzbalken, alle mit fauststarken Stricken aneinander gebunden, versperrt, um die Alleen und Anlagen des Ufers gegen die Wucht des langsam anziehenden Eises, falls der Strom über den höchsten Rand der Werftmauer treten sollte, zu schützen.

Das Moseleis kam zuerst. Genau zur Minute rückte es an, pünktlich wie ein von Menschenhand geordnetes Schauspiel, fast ohne Vorboten, in gerader, abgegrenzter Linie, die sich über den ganzen Strom bis zum andern Ufer hinzog. Die Schollen waren klein, kreisrund, schwarz und durchsichtig wie Glas. Eine stieß die andere voran. Hier schoben sich zwei mit den Rändern, wie zwei Zahnräder, aneinander vorbei, indem sie sich um sich selber drehten; da strebte eine von ihren Nachbarn weg und schoß, mitten durch eine Schaar hindurch, auf eine ganz bestimmte andere hin, an die sie sich festhing und die sie nicht mehr losließ. Jedesmal, wenn zwei zusammenstießen, gab es das scharfe, klare Klingen, an dem die Schiffer auch bei Nacht das Moseleis erkennen, ein Klingen, wie wenn an Glas geschlagen wird. Und das Klingen all der Tausende und Tausende Schollen vereinte sich in einen endlosen, singenden Ton, fein und leise, der die feuchte, schwere Luft, wie aus irgend einer Ferne kommend, durchschnitt. Leicht und flink, schaukelnd und sich drehend, in unaufhaltsamem Vorwärtsschieben schwamm die Masse dahin, kein Ende nehmend. Es war wie ein Tanz, auf den man von oben hinunterſah und der ein schwindelndes Gefühl vor den Augen hervorrief.

Mit der kommenden Dämmerung rückten die Schollen plötzlich enger aneinandergeschlossen heran. Kaum noch eine Lücke war sichtbar. Es war, als ob eine ungeheure Herde Schafe sich in Angst vor den hineinfahrenden Hunden zusammendränge. Der klare, singende Ton begann zu zittern, zu brechen, dumpfe Schläge dröhnten dazwischen, deren Ursache nicht zu erkennen war. Ein merkwürdiges Pfeifen, Zischen, Rollen und Schleifen, dann wieder ein Gurgeln und kurzes Aufbrausen kam immer näher.

Einzelne Schollen zeigten sich, weiß, mit wässerigem Schnee bedeckt, lang und eckig, wie mit Messern abgeschnitten, in den sonderbarsten Umrissen, groß wie kleine Stadtplätze. Sie trugen ganze Berge von kleinen Schollen auf sich und trieben majestätisch in den Wirrwarr der tausend kleinen dahin. Immer neue Schollen, die vor ihnen daherflüchteten, nahmen sie, wie ein Teller sich darunter schiebend, auf sich, oder drückten sie mit ihrem mächtigen Gewicht unter sich ins Wasser und ließen sie hinter sich wieder aufsteigen. Wie schleppentragende Dienerinnen hingen die Kleinen sich dann an den Saum der Königin an.

Das Rheineis kam!

Der kleinen, schwarzen Schollen wurden immer weniger, der riesigen, weißen immer mehr. Das helle Klingen war von dem dumpfen, riesenhaften Hallen längst verschluckt worden. Der ganze Strom gerieth in Aufregung — ein unablässiges, ungeheures Treiben, keine Sekunde ein Stillstand, ein immer und immer sich Verändern, ein einziger hastender, verzweifelter, kurischender, schreiender Kampf. Ein Drauflosstürmen und Sichwehren, ein Aufbäumen, ein Bersten und Zertrümmern überall, ein wüthendes Kämpfen einzelner und ganzer Massen. Das waren keine Stücke erstarrten Wassers mehr, das waren beseelte Wesen, die von einem übermächtigen Schicksal dahingetrieben wurden, die miteinander rangen um einen Platz an der Oberfläche, die sich nachjagten, sich ersehnend und sich hassend, die sich packten, festbissen und würgten, die sangen und jauchzten, die müde wurden, verzweifelten und starben.

Und den Menschen am Ufer theilte sich die Aufregung dieses Lebens zu ihren Füßen mit. Sie sahen auf den wandernden Strom hinaus, wie in ihr eigenes Leben. Schweigend, athemlos, in einem unerklärlichen Grauen standen sie da, dicke, schwarze Schaaren, von dem gelben, immer tiefer sich auf ihre Schultern herabsenkenden Abend

eingehüllt. Nur selten flog ein Scherzwort auf, das keinen Widerhall fand.

Die Nacht kam schnell. Der Strom ging mit seinem Weiß in den Schnee des flachen, endlos ansteigenden andern Ufers über, ohne daß noch eine Grenze zu sehen war. Wie die Riesenfinger im Schnee Begrabener starrten noch die einsamen Fabrikschlote drüben schwarz aus dem Weiß heraus. Die sieben Berge oben hatten sich schon in den dicken, dunklen Himmel aufgelöst.

Plötzlich hörten die Leute, die noch immer in unübersehbarer Reihe am Ufer standen und der Nacht nicht weichen wollten, tappelnde Schritte hinter sich. Man schrie. Männer in Arbeitskleidern liefen vorbei, ohne daß zu erkennen war, weshalb und wohin. Kinder und andere Männer schlossen sich an und liefen mit, überzeugt, daß ein Grund und Ziel des Laufens da sein müsse.

Mit einem Male sah alles auf den Strom hinaus. Und da kam ein schreiender, entsetzter Laut aus der Reihe heraus, der sich nicht fortpflanzte, sondern überall zu gleicher Zeit entstand, wie aus einem einzigen, riesigen Mund. Und dann eine Stille, eine Leere, ein einziger verhaltener Athemzug.

Draußen, mitten im Weiß des Eises, trieben zwei schwarze Gestalten heran, durch die Entfernung klein. Und doch war auf dem weißen, schimmernden Hintergrund jeder schwarze Strich zu erkennen: zwei auseinandergestellte Beine, in die Luft gehobene Arme — zwei Männer auf einer Scholle!

Der eine saß, den Kopf nach dem Ufer hingedreht, zusammengekauert, mit hochgezogenen Beinen, die Arme neben sich auf das Eis gestützt. Er machte keine Bewegung, veränderte nicht die Lage seiner Beine, hob die Arme nicht, drehte den Kopf nicht hin und her. Ohne daß sein Gesicht zu erkennen war, ging ein Gefühl der Ergebung, des Geschehenlassens von dem schwarzen Bündel aus.

Der andere stand, breit, hielt den Hut in der Hand und stach mit ihm in die Luft über sich, mit einer komischen Bewegung. „He — he — Raache — Ruder — Hölp — Hölp!" kam es zum Ufer her.

Aber da löste sich die endlose, schwarze Linie nur langsam auf und ließ die rothen Steine der Gartenmauern durchschimmern. Rufe, Jammern, immer lauteres Rufen — aber keiner wollte seinen guten Platz am Uferrand verlieren. Mit vorgestreckten Köpfen stand alles und sah nach den zwei Männern hin.

„He — he Hölp — Hölp!"

Aber wie sollte auch da zu helfen sein? Man konnte unmöglich mit einem Nachen durchs Eis, so stark war kein Nachen, so stark auch keine Männer — man konnte auch nicht über das Eis zu ihnen hinspringen — sonst könnten die ja umgekehrt auch zum Ufer herspringen — nein, das wären statt zwei Verlarenen ja viel mehr — vielleicht waren sie auch nicht verloren — es war doch möglich, daß sie irgendwo ans Land kamen — wenn ein Schiff da wäre, aber die lagen ja alle ohne Dampf in den Häfen.

„He — he — Hölp — Hölp!"

Schon schwächer klangen die breitgezogenen Laute. Man merkte erst jetzt, an dem schnellen Dahintreiben der beiden, wie reißend der Strom ging.

Und immer weiter trieben sie, immer schwächer klangen die Rufe. Und immer tiefer und schwärzer legte sich der Himmel auf das Eis.

Die zwei sahen nur noch wie zwei Krähen aus. Schließlich war es nicht mehr möglich, sie zu erkennen. Man stritt — der eine wollte sie hier, der andere da noch sehen — dann war alles leer.

Niemand ging nach Haus. Alles stand, hielt den Kopf vorgestreckt und sah in die Nacht hinaus.

„Setz Dich", sagte der ältere der Männer, der, der saß, „et nötz nix, sie komme net."

Der junge, mit den dünnen Beinen und dem mächtigen Brustkasten des Ackerbauern, mit frischem Gesicht, das noch vom Sommer her verbrannt war und von dem Rufen roth und erregt geworden war, hörte auf zu rufen, hielt aber den Hut noch in der Luft. Dann setzte er auch den Hut auf, drehte den Häusern der Stadt den Rücken und lachte, indem er den anderen ansah und seinen blonden Schnurrbart mit dem Handrücken nach oben bürstete. „Mir mösse die Raach he schlaafe — der Düvel soll et holle."

„Wat nähst dat?" sagte der andere und stopfte seine kurze Pfeife. Sein mit grauen Stoppeln besetztes Gesicht war weiß wie das Eis umher. Er hielt die Augen eigenthümlich zusammengekniffen, sah nicht nach dem Gefährten hin, und zog mit kurzen Zügen an seiner Pfeife.

Der junge stand und sah mit seinen scharfen, blauen Augen prüfend die Schollen an, die neben der ihren schwammen. Er versuchte mit seinen breiten Schuhen, die noch den Koth vom Land an sich trugen, auf die eine und andere zu treten. Aber wo er hintrat, senkte es sich und ließ das Wasser über seinen Schuh treten.

Es war wie ein Feld nach allen Seiten um sie her, ein beschneites Feld, über das man anscheinend nur die Füße hinzusetzen brauchte, um ans Ufer zu gelangen, und doch war kein Schritt über ihr zimmergroßes, dreieckiges Stück Eis hinaus möglich.

Sie sahen auch schon nicht mehr, wohin sie trieben. Die Ufer waren nicht mehr zu erkennen, hier nicht und da nicht, kein Licht leuchtete herüber, es war nur noch ein einziges Weiß, das matt durch das immer dicker werdende Schwarz hindurchglänzte. Nirgendwaher der Pfiff eines Vogels, das Bellen eines Hundes, die Stimme eines Menschen. Unverändert war das unheimliche Rauschen, Krachen und Poltern nach allen Seiten um sie her, unverändert das Fortgeschabenwerden, das Anstoßen, das sich im Kreise Drehen, das durch die dreieckige Gestalt des Eisstückes ruckweise geschah.

„Nä", sagte der junge, „mir mösse op däm Jis he blieve. Et es zwar all kleener jewaade, äwer et es emmer noch fester als all die andere." Er fühlte mit der Hand zwischen die Schollen in das Wasser hinunter. „Dat es ju deck wie zwei Flüß."

Der Andere brummte nur und legte sich sein roth und weiß gewürfeltes Taschentuch, wie es die Landleute tragen, unter.

„Ich setzen mich och," sagte der junge und hockte sich nieder, die Knie an den Körper gezogen und die langen eckigen Arme darum gelegt.

„Et es sonderbar: et es mir jar net kalt. Dat nähst wahl de Opräjung." Aber er war nicht einmal aufgeregt. Er war nicht anders wie sonst, wenn er sich Abends auf seinen blauüberzogenen Strohsack legte. Ein wenig unruhig, gespannt, aber nicht furchtsam — weiß der Teufel, irgendwie mußten sie doch aus dieser Geschichte herauskommen.

„Wir hätte dinge Raache ruhig drieve lasse solle — ne neue Raache koß net vil. Dann waöre mer nach am Land. Jetz drieve mer alle drei."

„Wat nähst dat?" brummte der Andere.

„Nä, et nähst nix. Ich wäeden mir bei där Jeläjenheet ens Köllen aantehn — dann kaß die Reis' ach keen Fahrjeld." Der junge mußte auf seinem Sitz hin- und herrücken, bis die Scholle im Gleichgewicht war. Bei jeder Bewegung spülte das Wasser an seine Schuhspitzen.

Es gab einen Ruck, und jeder der zwei machte eine fallende Bewegung nach vorne, so daß sie die Hände vorstrecken mußten. Und mit einem Male spürte der junge hinten eisiges Naß an seiner Hose. Das Eis war hinter ihm abgebrochen, ihre Insel war nur noch halb so groß.

Beide rückten vorsichtig der neuen Mitte zu. Der Aeltere zog an seiner Pfeife, als ob nichts gewesen wäre, hielt immer die Augen zugekniffen und saß wieder bewegungslos da. Wenn er an der Pfeife zog, leuchtete der brennende Taback auf und zeigte seine grauen Stoppeln und den unteren Theil seines faltigen Gesichtes mit der herabhängenden Nase.

Die Scholle, die gegen die ihre gestoßen war, saß daran fest und fraß mit ihrem zackigen Rand ein Stück nach dem andern davon herunter. Es knisterte unaufhörlich hinter ihnen.

Der junge versuchte, den Feind mit den beiden Fäusten wegzustoßen. Aber der Strom und die Masse des dahinter anrückenden Eises waren stärker als er. Er fluchte. „Su fühl jemötlich es dat jetz net mieh — dat Aos es zo schmal jewaode. Wenn mer onser drei waöre, dann mööte mer eene von ans en et Wasser schmieße." Und er schlug mit seinem Absatz gegen das Eis, wie um auszudrücken, daß seine anfängliche Bewunderung der Scholle in Verachtung übergegangen war. Er mußte wieder und wieder rücken, um nicht im Wasser zu sitzen.

„Zom Donnerkil — setz ruhig!" schrie der Andere auf einmal ganz unvermittelt auf und trat ihm mit dem Absatz seines Stiefels gegen das Knie. Auch ihm spülte das Wasser an die Hose, und auch er mußte immer wieder rücken. „Ich ben zairsch he jewäs — Du bes naoh mir jekomme — worom bes Du net op Dingem Stöck Jis jeblivve?"

Der junge erwiderte nichts, ganz erschrocken über den plötzlichen Zornesausbruch. Aber dann wurde er ärgerlich über den Tritt gegen sein Knie, das ihn schmerzte. Er wollte aber seinen Aerger nicht aufkommen lassen. Sie mußten sich vertragen, sie beide, es mußte einer zum andern halten — was sonst sollte aus ihnen werden? Er zog also gleichfalls sein Taschentuch heraus, lachte und gab es dem andern. „Dä — nemm! Du bes äider als ich — ich maachen mir us der Käld nix."

Der andere nahm das Tuch, ohne zu sprechen, mit einer heftigen Bewegung und legte es sich unter.

„Jang ap e ander Jis," fuhr er dann wieder auf, „Du bes zo vil he — ich ben zairsch he jewäs."

„Jood," sagte der junge. „Wenn Du et wells." Er stellte sich auf die Füße, indem er die Arme von sich hielt, um das Gleichgewicht zu wahren. Er sah wieder die nächsten Schollen prüfend an. „Nä — ich riskieren et net. Ich mööt springe — on bo waeß der Düvel, wohin ich do tredde."

„Dann bliev stonn — et es keene Plaatz für zwei zom Setze." Der Aeltere kroch frierend noch tiefer in sich hinein, immer knurrend, wie ein wüthender Hund, immer etwas zwischen den Zähnen herauszischend.

Ein eisiger Wind schüttelte die Zipfel ihrer Jacken, und sie mußten die Kappen tiefer in den Kopf ziehen, um sie nicht zu verlieren.

Der junge blieb stehen, stellte die Beine wieder breit auseinander und hielt die Arme, mit den zwei Fäusten unten, immer breit neben sich. Er schluckte fortwährend hinunter — der Zorn saß ihm in der Kehle. Das Blut klopfte ihm in den Schläfen. Es war eine Gemeinheit, ihn anzuschreien, weil er zuletzt auf das Eis getreten war, während sie doch beide in einer gemeinsamen Noth waren. Herrgott, das ist schon das größte Unglück bei der ganzen Sache, daß er mit so einem alten Kerl da zusammen auf dem Eis sein muß. Warum hat er ihn da an das Knie getreten? Ist er denn noch ein dummer Bengel von der Straße?

Er mußte mit den Armen hin und her rudern — Unrecht hatte der Andere nicht, wie lange würde er noch so dastehen können? Aber zum Teufel! es gehörte Muth dazu, auf ein anderes Stück Eis zu gehen, dessen Dicke man nicht kannte.

Sie sprachen nicht mehr zusammen. Dabei drehten sie sich unaufhörlich mit der Scholle im Kreise herum, einer immer um den andern. Es wäre komisch gewesen, wenn nicht der Haß zwischen ihnen, wie ein anfangendes Feuer, gebrannt hätte.

Der junge pfiff laut, gegen den Wind. Denn es erregte ihn, daß gerade er stehen mußte, und daß der andere sitzen sollte. Und wie er sich noch mit Absicht so recht breit setzte! „Zom Teufel!" schrie auch er jetzt, „Du brängs mich jo janz en et Wasser!"

„Ich bin zoirsch he jewäs", kam es eigensinnig und drohend von unten zu ihm herauf. Er es nur für eene Plaatz he."

Es war in der That kein Zweifel mehr — zwei hatten nicht länger Platz auf dem Eis da. Und da kam dem jungen endlich der Gedanke, den er schon längst in sich aufsteigen gefühlt hatte: warum nicht mit den Armen nach unten greifen, warum nicht mit den langen, sehnigen Armen den schwachen, kleinen Mann da unter die Schultern packen und auf ein anderes Eis werfen? Er will es ja nicht anders — ich wäre nicht so, wenn er nicht so wäre. Warum hat er mich an das Knie getreten?

Er pfiff lauter, um diese Gedanken in sein Inneres hinunterzudrücken. Aber sie drängten sich wieder nach oben, wie die kleinen Eisschollen. Wenn er ihn warf, und er, der andere, fiel ins Wasser? Nun, so konnte er schwimmen, konnte sich am andern Eis halten — es war so viel Eis da, daß niemand untergehen konnte.

Der junge brauchte gar nicht mehr denken zu wollen, die Gedanken arbeiteten ohne ihn, gegen seinen Willen, und führten ihn zum Entschluß. Gut, er wollte den Wurf thun. Nur den richtigen Augenblick galt es zu ergreifen, wo ein breites Eis nahe genug war, dem zu trauen war; denn so ganz ins Ungewisse konnte er den Alten doch nicht werfen.

Eine plötzliche Angst und Verwirrung kamen über ihn. Der Schweiß prickelte ihm unter der Kappe auf der Stirn, das Herz schlug ihm hörbar unter der zugeknöpften Jacke. Herrgott, nur keine Todsünde! Nur zu Haus der alten, guten Mutter in die blauen Augen sehen können, nur die Iriet, wenn sie in ihrem rothen Rock kommt, um nach ihm zu fragen, anlachen können!

Er sprach ein schnelles Gebet: „Hellige Modder Jattes — hilf mir — loß mich joob blieve — nä, et es Onrääch — loß mich et net doun —" Aber seine Augen schossen dabei unter halb herabgezogenen Lidern durch die Nacht, spähten, suchten — da kam ein Eis — groß war es nicht — aber es schien fest —.

Er griff schnell mit den Armen unter sich, nach dem kleinen Mann, und wurde im selben Augenblick an die Beine gepackt, mit eisernen Fingern in die Kniekehlen hinein. Er griff mit den Händen in die Luft, um sich an etwas zu halten — in einer merkwürdigen Gedankenverbindung sah er plötzlich die grobe, blaue, von der Sonne beleuchtete Schürze seiner Mutter vor sich, an der er sich als Kind gehalten — er machte den Mund auf, um zu schreien — da hielt ihm was den Mund zu — Wasser. —

Ein Schlagen, ein Brechen von Eis, dann nur noch das große, unablässige dumpfe Hallen, Murren und Stöhnen, das sich schwer und langsam durch die schwarze Nacht schob, und mitten darin, ein schwarzer Kugelhopf auf einem riesigen weißen Teller, der eine, der Sieger, bewegungslos, den Kopf noch tiefer in die Schultern gesteckt und unaufhörlich sich im Kreise drehend.

Bann. Wilhelm Schmidt.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 6. Berlin, den 8. November 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *,*.

Heinrich Rickert. Von Theodor Barth.

Die Begründung des deutschen Reiches in neuer Beleuchtung. Von Professor M. Philippson.

Parlamentsbriefe III. Von Proteus.

Andrew D. White. Von Professor E. P. Evans (München).

Russische Thronfolgen. (Schluß.) Von ****.

Die Lyriker um Maeterlinck. Von Sigmar Mehring.

Richard Strauß und seine zweite Oper. Von Heinrich Welti.

Die letzten Jugendfreunde. Von Helene Bettelheim-Gabillon (Schloß Habrowan).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat zum Besuche des Königs Eduard eine Reise nach England angetreten; in seiner Begleitung befindet sich weder der Reichskanzler noch ein hoher Beamter des auswärtigen Amtes. Dagegen wird berichtet, daß die englischen Minister Gelegenheit haben werden, den Kaiser zu sprechen.

Aus diesen Thatsachen und aus der allgemeinen politischen Lage läßt sich das Folgende ableiten. Mit der Kaiserreise soll ein bestimmter und unmittelbarer politischer Zweck nicht verbunden werden; es schließt dies aber nicht aus, daß die Reise gleichwohl mittelbar politische Folgen haben kann.

Es liegt überhaupt kein Anlaß für Deutschland und es liegt kein dringender Anlaß für England vor, daß bestimmte Abmachungen zwischen beiden Staaten vereinbart werden; dagegen würde man in Deutschland zweifellos geneigt sein, freundschaftliche Beziehungen zum Vereinigten Königreich zu pflegen, ganz wie wir sie zu Rußland und Frankreich zu unterhalten suchen. Es ist in letzter Zeit nicht leicht gewesen, eine Politik dieser Art, wenigstens in den öffentlichen Diskussionen gegenüber England zur Geltung zu bringen; es gibt in England eine Presse, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Vereinigten Königreich zu vergiften, und diese Tendenz hat auch bei uns ihre Wirkung geübt.

Es mag sein und wir wünschen es, daß der Besuch des Kaisers in England den Chauvinisten hüben und drüben die Arbeit so erschwert, um den wohlmeinenden Elementen in beiden Nationen wieder die Oberhand zu verschaffen. Die gesammte maßgebende und aufgeklärte öffentliche Meinung bei uns wäre mit solchem Ergebniß sehr einverstanden; aber nach den Erfahrungen, die wir seit den letzten samoanischen Verwicklungen immer wieder gemacht haben, wagen wir auf einen Abschluß dieser Art nicht mehr mit Zuversicht zu rechnen.

Für Heinrich Rickert hat eine würdige Todtenfeier stattgefunden. In den Räumen des Künstlerhauses in Berlin hatten sich die Gattin, die Kinder des Todten, seine parlamentarischen Freunde, seine Verehrer, Abgeordnete aller Parteien des Reichstags, Sozialdemokraten wie Konservative, Volksparteiler, Centrum und Nationalliberale, Vertreter des Präsidiums des Reichstags und einzelner Behörden, so des Reichsmarineamtes, Männer und Frauen, eingefunden, um an dem Gedenkakt Theil zu nehmen. Karl Schrader, der so viele Jahre hindurch neben Rickert im Reichstage gekämpft hat, zeichnete das Bild des Politikers und Menschen. Diese einheitliche, durch ihren Idealismus immer von neuem geistig beflügelte Persönlichkeit, die nicht müde wurde für Recht und Gerechtigkeit und für Deutschlands Größe zu kämpfen. Ehlers, der freisinnige Vertreter Danzigs im Landtag, schilderte das Wirken Rickert's für seine engere Heimath, für Danzig und Ost- und Westpreußen. Charles L. Hallgarten aus Frankfurt am Main, der mit dem Todten im Verein zur Bekämpfung des Antisemitismus zusammengewirkt hatte, entwickelte, wie Rickert's Gerechtigkeitsgefühl ihn zwingen mußte, den Kampf gegen den Antisemitismus unermüdlich zu führen; Rickert erschien der Antisemitismus nicht nur als eine Schädigung der Juden, sondern auch als eine Herabwürdigung der besten deutschen Eigenschaften. Herr Tews sprach namens des Vereins zur Verbreitung der Volksbildung und sagte dem Todten Dank für alles, was er für die Volksschule, für Lehrer wie Schüler gethan hat. Trefflicher Gesang des Chores Berliner Lehrer leitete die Feier ein und beschloß sie. Am gleichen Tage noch wurde die Leiche nach Gotha zur Verbrennung übergeführt.

Mit Heinrich Rickert ist einer der arbeitsfreudigsten, uneigennützigsten, in ihrem Streben edelsten Männer aus dem deutschen Parlament geschieden.

Der Redakteur Hoffmann war wegen Preßvergehens, begangen durch Beleidigung des Lehrerstandes, zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt worden. Er verbüßte die Strafe in Kattowitz und hatte seine zwei Monate bereits bis auf elf Tage abgebüßt. Zur Wahrnehmung eines neuen Prozesses wurde er von Kattowitz nach Beuthen gebracht und zwar zusammen mit gemeinen Verbrechern niedrigster Art. Nicht genug hiermit; in Beuthen wurde er auf dem Bahnhof mit einem Zuchthäusler zusammen gefesselt und so durch die Straßen transportirt. Der Protest des also behandelten Redakteurs hatte nur die Folge, daß seine Bitte um eine angemessene Behandlung auf das Schroffste abgewiesen wurde, obgleich er insbesondere darauf hinwies, daß verständigerweise ein Fluchtversuch von ihm nicht vermuthet werden könne, da er sich unmittelbar vor seiner Entlassung befände.

Eine derartige Behandlung eines wegen Preßvergehens verurtheilten Mannes muß im allerhöchsten Grade mißbilligt werden. Sie ist eine gar nicht zu rechtfertigende Härte und sie zeigt überdies, daß die Polizeibehörden vollständig den Gesichtspunkt aus den Augen lassen, die verschiedenen Kategorien von Verurtheilten vor einer Berührung unter einander zu schützen, die sich vermeiden läßt. Wenn man einen Redakteur mit einem Zuchthäusler zusammenkettet, so ist freilich die Gefahr nicht groß, daß der Zuchthäusler den Redakteur moralisch verdirbt. In diesem Falle tritt nur die unbillige Härte der Handlungsweise hervor; ein Mann, der einer Beleidigung schuldig befunden wurde, wird der Oeffentlichkeit gezeigt, an einen Zuchthäusler gefesselt, als bestände zwischen dem einen und dem anderen überhaupt kein Unterschied. Solche Erniedrigung liegt nicht im Zweck und in der Absicht der Strafe; und nachdem wir es glücklicherweise so weit gebracht haben, die Strafe des Prangers abzuschaffen, ist die Polizei nicht befugt, eine Behandlung zu üben, die der Prangerstrafe gleichkommt.

Es ist Pflicht der vorgesetzten Behörden, den Polizeiorganen klar zu machen, wie man zweckmäßig Gefangene transportiren kann, ohne sie in ihrem moralischen Empfinden ohne jede Rücksicht zu verletzen.

Die Landtagswahlen in Niederösterreich sind für die Liberalen sehr ungünstig ausgefallen. Die Christlich-Sozialen haben im Landtag die Majorität. Der politische Wirrwarr wird damit in Oesterreich noch weiter steigen, denn die demagogischen Christlich-Sozialen sind unfähig, eine staatserhaltende Politik zu betreiben.

Zwischen Italien und der Türkei hat sich ein kleiner diplomatischer Zank entsponnen, weil die italienische Marine ein Piratennest am Rothen Meer bombardirt hat. Da Italien erklärt hat, daß es an territoriale Erwerbungen am Rothen Meer nicht denkt, so wird der Zwischenfall keine weiteren Wirkungen haben, als den, die Archive der Diplomatie um einige Akten zu vermehren.

Die Republikaner haben in den Vereinigten Staaten bei den Wahlen zum Kongreß gesiegt; sie verfügen über die Majorität, und fraglich bleibt nur, wie stark diese Majorität sein wird. Den mehr als 200 Republikanern stehen etwa 180 Demokraten gegenüber; jedenfalls ist die republikanische Partei zusammengeschmolzen. Politisch bedeutet dies ein Abschwenken der öffentlichen Meinung vom Hochschutzzoll.

* * *

Heinrich Rickert.

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen!
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!"
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrogenen,
Seid nur redlich und so führt ihn zum Menschlichen an!

Es wird schwerlich ein passenderes Epitaph für Heinrich Rickert zu finden sein als dieser Spruch aus Goethe's venetianischen Epigrammen. Nie gab es einen redlicheren Politiker, und die Humanität war der Leitstern seines politischen Wollens. Das Volk zu betrügen, um es leichter beherrschen zu können, der Gedanke lag ihm so fern, daß viele Heinrich Rickert für naiv hielten, während er nur reinen Herzens war und von jener edleren Klugheit, die gemeine Mittel verschmäht, weil diese schließlich doch nur zu Erfolgen führen, die des Schweißes der Edlen nicht werth sind.

Rickert gehörte zu jenen Politikern, die mit dem Herzen Politik treiben, und die deshalb auch durch keinerlei Enttäuschungen von der Erfüllung öffentlicher Pflichten abzuschrecken sind. Die Bedeutung solcher Männer für das öffentliche Leben wird außerordentlich unterschätzt. Wer da weiß, was es in der Politik heißt, die Satten und Faulen und Feigen zum Bekennen und nun gar zum Bethätigen ihrer Ueberzeugung zu bringen, wer die tausend Ausflüchte kennt, mit denen der sogenannte gute Bürger sich um die Erfüllung der öffentlichen Pflichten herumzudrücken pflegt, der nur kann den Verlust eines Mannes voll würdigen, welcher niemals müde wurde, anzuregen und aufzumuntern, die Lässigen zu schelten, den Zaghaften Muth einzuflößen und immerfort durch sein eigenes Beispiel zu erhärten, daß es eine Schande sei, an dem endlichen Sieg einer als gut erkannten Sache zu verzweifeln. Nam war nie größer als in jenen Tagen, da der Senat den aus entsetzlicher Niederlage heimkehrenden Feldherrn lobte, quod de republica non desperasset, weil er am Staate nicht verzweifelt hätte. Der moralische Muth, der dazu gehört, eine Sache nicht zu verlassen, die allen Kleinmüthigen und allen Superklugen aussichtslos erscheint, ist selten. Rickert besaß gerade diesen Muth im höchsten Maße. Ein glückliches Temperament hatte ihn zum Optimisten geschaffen. Dieser Optimismus befähigte ihn auch zur politischen Führerschaft. Sein redlicher Wille und dieser nie versagende Optimismus rissen selbst manchen kühlen Skeptiker mit in den Kampf, dem der kritische Verstand jeden Tag zuredete, sich lieber jenen zuzugesellen, die wohlgelitten sind, weil sie der herrschenden Macht niemals durch Eifer für das allgemeine Wohl unbequem werden.

Welch eine politische Elitetruppe war es, die sich Anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts um Rickert als Führer sammelte! Der größte Theil ist Heinrich Rickert in das Schattenreich vorangegangen. Lasker und Kapp, Forckenbeck und Bunsen, Stauffenberg und Bamberger, Braun und Siemens und wie viele andere, die jedem Parlament zur Zierde gereichen würden. Viele, vielleicht die meisten unter den Genannten, waren Rickert an Weite der Bildung überlegen, aber dennoch war er in höherem Grade der Führer der Partei als irgend einer von ihnen. Lasker, der Rickert trotz großer intellektueller Unterschiede doch als Politiker, seiner ganzen Anlage nach, am meisten verwandt war, stand damals, bereits geistig gebrochen, am Ende seiner Laufbahn, und so wurde Rickert die bewegende Kraft der Partei. Ihm kam dabei eine seltene und werthvolle Eigenschaft zu Hilfe. Er besaß in ungewöhnlichem Maße ein instinktives Verständniß für die Unterströmungen der öffentlichen Meinung, für das, was in der Seele des Volkes sich

Digitized by Google

langsam vorbereitet. „Rickert hat eine feine Nase für den Erdgeruch", pflegte Ludwig Bamberger zu sagen. Diese Eigenschaft befähigte ihn auch, auf verborgene Klippen im politischen Fahrwasser oft schon zu einer Zeit aufmerksam zu machen, da viele seiner Freunde noch nichts Gefährliches entdeckten.

Rickert gehörte nicht zu den bequemen Menschen, die weder an andere noch an sich selbst große Anforderungen stellen. Er verlangte von andern viel und that es unausgesetzt, aber er selbst leistete und opferte mehr. Deshalb konnte ihm auch niemand auf die Dauer böse sein. Was er von andern forderte, verlangte er nicht für sich, sondern für die Allgemeinheit. Seine Selbstlosigkeit ist auch von seinen schärfsten politischen Gegnern nie in Zweifel gezogen worden. Wie unermüdlich war er dagegen, wenn es galt, anderen zu helfen Ob es sich um das Schicksal eines kranken Postboten, oder um eine Anerkennung für einen verdienten Büreaubeamten, oder um die Wahrnehmung der Rechte eines zurückgesetzten Lehrers, oder um die Rückgängigmachung eines Ausweisungsbefehls gegen einen russischen Juden, oder um was sonst handelte, man konnte stets auf seine Hilfsbereitschaft zählen. Er scheute sich nicht, von Pontius zu Pilatus zu laufen und sich durch Besuche bei Geheimräthen und Ministern allerlei thörichten Verdächtigungen auszusetzen, wenn er hoffte, einem armen Teufel zu seinem Rechte verhelfen zu können.

Dieses starke Gefühl für Recht und Billigkeit, das ihn zum Freunde aller Unterdrückten machte, bestimmte ihn auch dazu, die nicht gerade dankbare Rolle eines Führers im Kampfe gegen den Antisemitismus zu übernehmen. Die „Judenschutztruppe", die er organisirte, war von Anfang an als ein Rechtsschutzverein gedacht, dazu bestimmt, das große Prinzip staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit intakt zu erhalten. Dieselbe Herzenswärme, die ihn veranlaßte, sich allem Hohn und Spott zum Trotz für die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden mit seiner ganzen Persönlichkeit einzusetzen, machte ihn gleichzeitig zum Vorkämpfer der Frauenrechte. Die letzte Rede, die er vor wenigen Wochen im Reichstage hielt, obgleich Aerzte und Freunde ihn von jeder parlamentarischen Erregung nach Möglichkeit fern zu halten suchten, war ein Plaidoyer für ein Vereins- und Versammlungsrecht, das auch den Ansprüchen der Frauen gerecht wird.

Rickert hat dem Parlament ein volles Menschenalter ununterbrochen angehört, dem preußischen Abgeordnetenhause seit 1870, dem deutschen Reichstage seit 1874. Obschon als Leiter der „Danziger Zeitung" in einem anstrengenden Privatberuf und von 1876—1878 als Landesdirektor der damals noch nicht getrennten Provinzen Ost- und Westpreußen thätig, bildete doch die parlamentarische Arbeit recht eigentlich den Mittelpunkt seines gesammten Wirkens. Er war in des Wortes bester Bedeutung ein Berufsparlamentarier, das heißt ein Mann, der es mit seinen parlamentarischen Pflichten bitter ernst nahm. Wenn er einmal fehlte, so waren es gewiß triftige Gründe, die ihn fern hielten, und so lange er anwesend war, begnügte er sich nicht damit, dieser oder jener Vorlage eine gelegentliche Aufmerksamkeit zu schenken, sondern er bekümmerte sich um alles, um eine Petition, die ihm gerechtfertigt erschien, ebenso eindringlich, wie um den Reichshaushaltungsplan. In unzähligen Kommissionen hat er gewirkt, unzählige Male hat er im Plenum das Wort ergriffen. So unermüdliche parlamentarische Arbeiter werden nicht immer geduldig angehört. Es ist dankbarer, seltener zu reden und, was man zu sagen hat, durch Witz und Sarkasmen pikant zu machen. Rickert's rednerische Stärke lag dagegen im Pathos. Sein Patriotismus und seine Gesinnungstreue waren goldecht, das wußten auch widerwillige Zuhörer. Das Pathos wird in allen Parlamenten der Welt seltener, die geschäftsmäßige Behandlung verdrängt den Schwung der Rede. Dabei ist es äußerst wohlfeil, den zu verspotten, der, „thöricht genug, sein volles Herz nicht wahrt". Auch gegen solchen Spott war Rickert gefeit. Vielleicht ist es die stärkste Probe auf echte Charakterfestigkeit, ob ein Mann, der im öffentlichen Leben steht, auch dem bittren Spott Gleichmuth entgegen zu setzen vermag. Haß und Beleidigungen werden viel leichter ertragen. Aber die Sache, die man für gut und gerecht hält, verspottet zu sehen und doch das Gleichgewicht der Seele nicht zu verlieren, erfordert große Charakterstärke, und ohne solche Charakterstärke wird in der Politik kein wichtiger Erfolg errungen. Denn es gibt nichts Werthvolles im öffentlichen Leben, das nicht erst durch eine Periode der Verspottung hindurch muß, ehe es zur Anerkennung gelangt. Rickert war sich dessen speziell bei seinem unermüdlichen Eintreten für die Erweiterung der Frauenrechte auch völlig bewußt. Aber lobald sein starkes Pflichtgefühl ihn vorwärts trieb, da scheute er vor nichts zurück.

Und so viel Redlichkeit, so viel Fleiß, so viel moralischer Muth, so viel Humanität! Was haben diese seltenen Eigenschaften an greifbaren Erfolgen gezeitigt? Es würde gewiß nicht schwer sein, eine Anzahl gesetzgeberischer Akte ausfindig zu machen, die durch Rickert's Arbeit wirksam beeinflußt worden sind. Er hat an manchem Gesetze mitgearbeitet, das auch durch die reaktionäre Fluth der beiden letzten Jahrzehnte nicht weggewaschen werden konnte. Aber wenn es in der Politik nur auf die positiven Leistungen ankäme, so wäre die schließliche Ausbeute dieses arbeitsreichen Lebens doch nur gering. Schädliches zu hindern, ist aber in der Politik genau so verdienstvoll, wie Nützliches zu schaffen, und wenn man das Schädliche nicht hindern kann, so ist es schon von Wichtigkeit, dagegen anzukämpfen. Das politische Leben eines Volkes erschöpft sich eben nicht in dem, was schwarz auf weiß nach Hause getragen wird; es ist vielmehr das Gesammtresultat aller Energieäußerungen, die auf das öffentliche Leben Bezug haben. Politik ist vor allem Volkserziehung, und der Werth politischer Ideen ist nicht nach den äußeren Erfolgen zu bemessen, sondern nach der erzieherischen Kraft, die in ihnen steckt. Rickert's Liberalismus war durchtränkt von dieser Ueberzeugung; daher auch seine warme Vorliebe für alle Erziehungsfragen, sein unausgesetztes Eintreten für eine Erhöhung der Volksbildung und sein warmes Interesse für die Volksschullehrer. Die intellektuelle und moralische Kräftigung des Volkscharakters, das war der letzte Zielpunkt aller seiner Bestrebungen. Selbst den Kampf gegen die Schutzzöllnerei führte er vornehmlich unter diesem Gesichtspunkte.

Seine nächsten politischen Freunde, die sich in der „Freisinnigen Vereinigung" zusammenfanden, haben noch ganz besondere Ursache, Rickert's Tod zu beklagen. Er bildete den unersetzlichen Mittelpunkt eines Kreises von Männern, die nicht nur seine politischen Ideen theilten, sondern durch den Elan seines Willens immer aufs neue angeregt wurden. Selbst in den letzten Jahren seines Lebens, als er von der alten Frische bereits viel eingebüßt hatte, war er als Anspornor noch fast der Alte geblieben.

Die Welt ist undankbar, am undankbarsten gegen diejenigen, die reinen Herzens sind. Unter dieser Undankbarkeit hat auch Heinrich Rickert zu leiden gehabt, aber das hat ihn weder verbittert noch entmuthigt. Er war schließlich doch ein glücklicher Mensch.

Theodor Barth.

Die Begründung des deutschen Reiches in neuer Beleuchtung.

Nach dem umfassenden Werke eines Meisters wie Sybel sowie zahlreichen Darstellungen und Biographien seitens hervorragender Historiker abermals die Geschichte der Begründung des deutschen Reiches zu schreiben, ist gewiß eine heikle Aufgabe. Ihre Lösung zu unternehmen, fand sich der früher Wiener, jetzt, seit langen Jahren, Jenaer Professor Ottokar Lorenz veranlaßt,*) da er hierfür mit einer ungewöhnlich großen Menge neuen geschichtlichen Stoffes ausgerüstet war, der ihm von bedeutsamen Stellen zugeflossen. Man weiß, daß Professor Lorenz dem Herzoge Ernst II. von Koburg-Gotha bei der Anordnung und Redaktion von dessen bekannten Denkwürdigkeiten zur Seite gestanden hat; aus diesen Beziehungen sind ihm manche werthvolle Aktenstücke und Tagebücher zur Hand gekommen, die sich vor zwei Jahrzehnten noch nicht zur Veröffentlichung eigneten, bei denen aber jetzt alle Bedenken fortgefallen sind. Noch wichtiger sind die persönlichen und amtlichen Dokumente, die dem Gelehrten von dem Großherzoge von Baden zur Verfügung gestellt wurden, weil der hohe Herr mit leicht begreiflicher Befriedigung von der eigenthümlichen Auffassung Lorenz' von Kaiser Wilhelm I. als dem wahren Schöpfer der deutschen Einheit Kenntniß genommen hatte. Weimarische und oldenburgische Akten ergänzten das reiche Material, dessen eigentlichsten Kern jedoch die badischen Papiere bildeten.

Aus diesen voll sprudelnden Quellen ließ sich offenbar ein neues wichtiges Geschichtswerk zusammenstellen. Allein ihr Ursprung brachte zugleich dem Darsteller eine nicht zu unterschätzende Gefahr: dem Wohlwollen der Großherzoge von Baden und Weimar sowie der Herzogin-Wittwe von Koburg-Gotha verdankte der Verfasser zumeist, was er an neuem Stoffe besaß. Solche hohen Herrschaften pflegen aber zu verlangen, daß derjenige, den sie durch ihr Vertrauen auszeichnen, ihre Auffassung sich aneigne und wiedergebe und bei dem von ihnen Dargebotenen sich aller kritischen Behandlung enthalte. Ein jeder, der einen Historiker durch Uebermittelung wichtigen Aktenmaterials unterstützt, hat natürlichen Anspruch auf dessen Dankbarkeit; den Fürstlichkeiten gegenüber kommt oft dazu ein Gefühl verehrungsvoller Unterordnung seitens des Empfängers, das sein Urtheil um so mehr gefangen nimmt, als er weiß, daß die Herrschaften seit jeher an Zustimmung und Gehorsam aller, die mit ihnen in Berührung treten, gewöhnt sind. Ein Verhältniß, das der richtigen Auffassung, der Unparteilichkeit, ja — unbewußter Weise — der Wahrhaftigkeit des Historikers ernsten Abbruch thun muß, zumal wenn er, wie Lorenz, seit Jahrzehnten an litterarischen Fürstendienst gewöhnt ist.

Man muß sagen, daß diese Nachtheile in dem vorliegenden Werk nur allzu sehr hervortreten. Es ist begreiflich, ja sympathisch und erfreuend, daß der Herr Großherzog von Baden seinem allverehrten Schwiegervater, dem Kaiser Wilhelm I., in liebender Hochachtung eine viel größere Begabung und eine weit ausschlaggebendere Einwirkung auf die Ereignisse zuschreibt, als dieser sie thatsächlich gehabt hat. Aber es ist bedauerlich, daß solche Auffassung sich auch dem Geschichtschreiber mittheilt, der unpersönlich und unparteiisch zu urtheilen berufen ist. Wir machen hieraus Lorenz keinen Vorwurf, da er eben unter dem Einflusse seines von jedem Deutschen aufrichtig geschätzten Gönners stand — allein die Grundtendenz seines Buches wird dadurch eine durchaus verfehlte.

Und nun machen wir noch eine andere, auffallende und sehr charakteristische Wahrnehmung. Seit den Tagen des Wiener Kongresses hat Bayern den Wunsch gehegt, den badischen Antheil der ehemaligen wittelsbachischen Kurpfalz sich anzueignen. Dieses Verlangen trat bekanntlich bei der Erbfolge der Hochberger Linie in Baden, ja noch 1870 hervor, wo Bayern die badische Pfalz gegen Ueberlassung Elsaß-Lothringens an Großherzog Friedrich einzutauschen destredt war. Daraus erwuchs ein steter Gegensatz des badischen Fürstenhauses gegen Bayern, der die preußenfreundliche Politik der Zähringer zum großen Theile erklärt, und der noch in Lorenz' Buche in scharfer Weise sichtbar wird. Bayern erscheint da als Feind der deutschen Einheit, als steter Gegner der nationalen Bestrebungen; daß Bismarck auf den größten süddeutschen Staat eine Rücksicht nahm, die bei ruhiger Ueberlegung jeder Einsichtige richtig finden muß, wird hier dem eisernen Kanzler immer wieder als unbegreifliche Schwäche zum Vorwurf gemacht. Die bayerische Armee, die sich 1866 nicht schlechter geschlagen hat, als Württemberger, Badener und Hessen, wird verhöhnt „als würdige Nachfolgerin jener Reichstruppen, die einst der Große Friedrich bei Roßbach dem Gespötte der Welt zuzuweisen verstand" (S. 79). Zumal der unglückliche König Ludwig II. wird mit nicht zu verkennendem Uebelwollen behandelt (vergl. u. a. Seite 538). Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieser prinzipiellen Abneigung gegen Bayern und dessen Lenker, zu denen das Verhalten Badens stets in glänzenden Gegensatz gestellt wird, die Einwirkung der Erbitterung des badischen Fürstenhauses gegen den alten Widersacher erblicken. Die Feststellung dieser letzteren Thatsache ist vielleicht das historisch merkwürdigste Ergebniß des an thatsächlichen Aufschlüssen reichen Lorenz'schen Buches.

Es wird dieses in Anschauung und Darstellung nicht minder beeinflußt durch die starke und äußerst individuell gefärbte Persönlichkeit des Verfassers. Lorenz ist ein Mann von Geist und selbständigen Denkens, aber auch derart subjektiv, derart geneigt, allen andern zu widersprechen und sich selbst eine ganz überwiegende Bedeutung beizulegen, daß solche Eigenschaften ihn zu wirklich wissenschaftlicher Thätigkeit nahezu unfähig machen. Man weiß, daß er die gesammte Methode historischer Kritik, wie solche seit Ranke in logischer und schlechthin maßgebender Weise entwickelt worden ist, für verlehrt, ja schädlich erklärt hat. In seinen Büchern über historische Genealogie hat er, trotz einzelner neuer und schöner Gedanken, ein ganz unbrauchbares System geschichtlicher Betrachtung angestellt. Und ebenso zeigt er sich in dem vorliegenden Werke. Er schreibt ohne Kenntniß der einschlägigen Litteratur, so daß er dieser die unbegründetsten Vorwürfe macht (z. B. S. 274) und Fragen als ungelöst bezeichnet, die längst erledigt sind (so S. 76). Was soll man von einem Historiker sagen, der die ganze Darstellung der Entstehung des deutsch-französischen Krieges (S. 227 ff.) auf eine Denkschrift begründet, deren Urheber ihm völlig unbekannt ist (S. 603)? Freilich weiter kann niemand die Verachtung der elementarsten Forderungen wissenschaftlicher Methode treiben. Dabei behandelt Lorenz die andern Geschichtsschreiber, die über den gleichen Gegenstand gehandelt haben, mit einer Selbstüberhebung und Geringschätzung — „kindlich" ist noch der ehrendste Beiname, den er ihnen in ihrer Gesammtheit beilegt — die bisweilen geradezu komisch wirken.

Wie gegen Bayern, so kehrt sich der Grimm des Verfassers auch gegen die österreichische Regierung und gegen Frankreich. „Ueber die österreichischen Zustände bin ich mir selbst eine Hauptquelle", schreibt er (S. 594); und aus dieser Quelle ergießt sich eine unerschöpfliche Fluth von Anklagen und Hohn über die Wiener Staatsmänner. Man weiß freilich, daß aus theils politischen, theils persönlichen Gründen Lorenz zuerst seine Stellung am k. k. Staatsarchive, dann die als Wiener Universitätslehrer verloren hat. Um so gebotener wäre es für ihn gewesen, seinen eigenen Empfindungen zu mißtrauen, auf Grund möglichst objektiven Materials zu arbeiten. Aber nein, er läßt seinem Haß gegen sein undankbares Geburtsland auch als Historiker freien Lauf. Ebenso schlimm kommt Frankreich fort; daß

*) Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—1871, nach Schriften und Mittheilungen betheiligter Fürsten und Staatsmänner. Jena, Gustav Fischer, 1901.

dieses Land das Recht hatte, seine Politik gemäß den eigenen Interessen zu führen, ohne Rücksicht, ob diese mit den preußischen übereinstimmten, wird nicht beachtet. Lorenz stellt sich überhaupt auf den mehr chauvinistischen als historischen Standpunkt, daß alles, was je gegen Preußen geschehen ist, entweder dumm oder schlecht war. Wenn z. B. ein französischer Gesandter sich pflichtgemäß den Wünschen Bismarck's in Betreff der spanischen Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern widersetzt, so ist das „aufdringlich" und „ränkevoll" (S. 243). Wenn die französische Regierung es 1870, von ihrem Standpunkte aus mit Recht, übel nahm, daß Bismarck gegen ihren ausgesprochenen Willen hinterrücks jene Kandidatur mit allen Mitteln betrieb, so soll das eine unwahre Auffassung Gramont's sein (S. 249). Favre, Thiers werden mit Geringschätzung und Hohn überschüttet: alles Dinge, die eines ernsten und gerecht urtheilenden Historikers durchaus unwürdig sind.

Gleichen Haß hegt Lorenz gegen den Liberalismus. Schon die Hinneigung zu diesem ist seitens eines Mannes in anständiger Lebensstellung „unlauter" (S. 25). Stolz ob seiner hohen Gewährsmänner und seines endlosen Hof- und Diplomatenklatsches sieht der Verfasser mit grundsätzlicher Verachtung auf die Thätigkeit der liberalen Parlamentarier zu Gunsten der Einigung Deutschlands im Sommer und Herbst 1870 — Bemühungen, die doch große Wirkung geübt haben — herab: „Die Reichsgründung blieb dem Wesen nach ein Werk der Diplomatie, bei welchem der Antheil der Volksvertretung lediglich eine dekorative Bedeutung in Anspruch nahm" (S. 387). Eine schiefere, kleinlichere, engherzigere Auffassung des großen welthistorischen Vorgangs dürfte kaum möglich sein!

Es würde den Raum dieser Zeitschrift und die Geduld der Leser allzu stark in Anspruch nehmen, wenn wir im einzelnen nachweisen wollten, daß und wie Lorenz dem greisen Könige und Kaiser Wilhelm eine allzu große Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Einheit beilegt. Dazu mußte er eine unerschrockene Umwerthung aller thatsächlichen und sprachlichen Werthschätzungen vornehmen. Aus gelegentlichen Aeußerungen über die Umgestaltung der deutschen Wehrkraft nach dem Muster und, wo möglich, unter der Führung Preußens wird ein bewußtes und klares Streben nach Einigung Deutschlands gemacht. Die Thatsache, daß Wilhelm I. als Herrscher zu allem Geschehen den formalen Befehl geben mußte, wird dahin gedeutet, daß er auch das Geschehen selber gedacht und veranlaßt habe. Sogar die Thronreden, die der Monarch doch nie selber verfaßt, werden als vollgültige Zeugnisse seiner allerpersönlichsten Gesinnungen angeführt. Es werden ihm hervorragende politische und Feldherrneigenschaften angedichtet, die er nie bewiesen, und die der edel bescheidene Fürst selber nie an sich gefunden hat. Der Umstand, daß der König sich bis 1866 und sogar bis 1870 den weltbewegenden Entschlüssen Bismarck's in der äußeren Politik hartnäckig widersetzt hat und nur immer im letzten Augenblick der überlegenen Kraft und Geschicklichkeit seines ersten Ministers wich, wird sorgfältig verhüllt. Die Vorgänge in Nikolsburg werden ebenso falsch dargestellt, wie die Ereignisse in Ems, wo in Wahrheit der greise König in seiner Friedensliebe Frankreich allzuviel für Preußens Ehre nachgegeben hatte und zu weiterm Nachgeben bereit war, bis Bismarck durch die Drohung seiner Amtsniederlegung und durch die energische Ausnutzung der Emser Depesche einen weiteren Rückzug verhinderte.

Noch schlimmer wird Bismarck mißverstanden. Dem genialen Realisten werden „romantische Stimmungen" zugeschrieben, die sich unbegreiflicher Weise besonders Bayern gegenüber geltend machen sollen. Aus konservativem Gesichtspunkte habe er die 1870 von allen Seiten — wohlgemerkt, auch von den Konservativen! — geforderten Einrichtungen der Reichsministerien und eines Reichsoberhauptes abgelehnt: wo es doch klar ist, daß er, ganz allein, diese Dinge nur deshalb hartnäckig zurückwies, weil sie seiner absoluten Macht Schranken gesetzt haben würden. Des Kaisers sicher, wollte Bismarck nur einen aus dem allgemeinen gleichen Wahlrechte hervorgegangenen Reichstag neben sich haben, den er nach seinem Belieben zu lenken hoffte — was er dann zum überwiegenden Theile ja auch erreicht hat.

Ganz falsch beurtheilt Lorenz die Haltung des Kronprinzen in der Kaiserfrage. Von den authentischen Aufschlüssen, die ich in meinem „Leben Kaiser Friedrichs III." darüber gegeben, nimmt er eben so wenig Notiz wie von dem, was ich über den Wechsel der Beziehungen des Kronprinzen zu Bismarck beibringen konnte; er folgt lieber den Aufzeichnungen des hier recht mangelhaft unterrichteten Ernst II. von Koburg-Gotha.

Am unglaublichsten aber wird jedem Kundigen, ja jedem, der jene bewegten Zeiten mit erlebt hat, die Uebertreibung erscheinen, mit der Lorenz die angebliche Zerrissenheit Deutschlands nach dem Prager Frieden von 1866 schildert. Allerdings gab es damals, außer Oesterreich, noch vier unabhängige deutsche Staaten und den Norddeutschen Bund. Aber stellte dieser schon eine gewaltige deutsche Macht dar, so waren auch die Süddeutschen durch geheime Schutz- und Trutzverträge mit ihm verbunden, und ihre völlige Angliederung konnte nur eine Frage kurzer Zeit sein. Und nun höre man Lorenz (S. 121): „Thatsächlich war über unser Volk ein Grad von Zerrissenheit hereingebrochen, der gegenüber noch der Rheinbund den Besten unserer Nation, wie Goethe, Hegel und Humboldt, für etwas Besseres und Wünschenswertheres hätte erscheinen können." Alle Welt sei verzweifelt gewesen und habe auf keinen Ausweg aus der Sackgasse mehr gehofft (S. 189). Da habe der französische Krieg die Rettung gebracht. — Ich brauche nicht hervorzuheben, daß man in so völliger Verzerrung der Wahrheit nur eine späte Nachwirkung des Aergers der damaligen leitenden Persönlichkeiten Badens erblicken kann, die, zum Theil aus edlem Vaterlandsgefühl, zum Theil aus Abneigung gegen Bayern, die sofortige Ueberbrückung der Mainlinie forderten, dabei aber auf die Weigerung Bismarck's stießen. Der Bundeskanzler hat sich jedoch dem badischen Verlangen nicht aus etwaiger romantischer Vorliebe für Bayern widersetzt, sondern weil er zunächst den Norddeutschen Bund und dessen Heer zu konsolidiren wünschte, und weil er durch eine Uebertretung des Prager Vertrages den sofortigen Krieg mit Frankreich als schuldiger Theil herbeigeführt und dadurch Bayern wie Württemberg den Vorwand gegeben hätte, sich der Theilnahme am Kampfe zu entziehen. Die Darstellung Lorenz' ist hier eine blutige — aber verkehrte — Satire auf die Lobsprüche, mit denen er so oft Bismarck's staatsmännische Größe bedenkt.

Mancher freundliche Leser möchte hier die Frage aufwerfen: wenn das Buch als Ganzes so verfehlt ist, lohnt es da der Mühe, es eingehend zu besprechen? Indeß das mußte geschehen, nicht allein weil diese Veröffentlichung mit großen Ansprüchen auftritt und mit der Behauptung, die irrigen Darstellungen aller anderen Historiker gründlichst zu berichtigen; sondern auch weil es thatsächlich in manchen seiner Partien Wichtiges und Neues enthält, das ihm, bei vorsichtiger Benutzung, den Werth eines Quellenwerkes verleiht. Um so dringender war es geboten, das Falsche von dem Wahren zu sondern. Die badischen Aktenstücke bringen vielfach Dankenswerthes zur Geschichte der süddeutschen Verhandlungen von 1867 bis 1870. Die Briefe und Tagebücher des Großherzogs Friedrich, einzelne Mittheilungen aus der Feder des preußischen Kronprinzen, des badischen Ministers Jolly und des badischen Gesandten in Berlin, von Freydorf, geben über die Verhandlungen in Versailles reiche und schätzbare Aufklärung. Man wird diese Vorgänge nicht mehr beschreiben können, ohne das Buch Ottokar Lorenz' zu Rathe zu ziehen, allerdings, wie erwähnt, mit der gehörigen Kritik. Sehr interessant sind seine Angaben über die Vergrößerungspläne für Bayern, die den König Ludwig II. zum großen Theile zu seiner Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich veranlaßt

haben, und die auch den übrigen süddeutschen Staaten zu Gute kommen sollten, denen sich aber der Großherzog von Baden mit der für ihn charakteristischen Uneigennützigkeit von Beginn an widersetzt hat. Endlich die Streitigkeiten im großen Hauptquartier von Versailles, besonders zwischen Moltke und Bismarck, und die Bemühungen des Kronprinzen, solche beizulegen, sind, wie der Verfasser sie nach authentischen Mittheilungen erzählt, für die Hauptakteure jener Zeit äußerst charakteristisch; sie führen weiter aus, was schon Feldmarschall Blumenthal in seinen Denkwürdigkeiten (die Lorenz anscheinend nicht kennt) berichtet hat.

Die Betheiligung der Nation an den großen, weltumgestaltenden Ereignissen wird freilich über allen diesen persönlichen Einzelheiten gar nicht berücksichtigt. Das ist der Hauptfehler des Lorenz'schen Buches. Es ist eine höfische Arbeit.

M. Philippson.

Parlamentsbriefe.

III.

Die agrarisch-schutzzöllnerische Mehrheit des Reichstages darf für sich in Anspruch nehmen, den Weltrekord parlamentarischer Unfähigkeit gebrochen zu haben. Etwas Aehnliches an Kopflosigkeit und Unentschlossenheit, wie bei der Behandlung der Zolltarifvorlage seitens des Centrums und der Konservativen geleistet ist, dürfte in der parlamentarischen Geschichte aller Länder nicht seines Gleichen haben.

Man vergegenwärtige sich die Sachlage: Viele Monate hindurch wird die Frage der Minimalzölle in der Presse, in der Tarifkommission, im Plenum des Reichstages hin und her gewälzt. Zahllose Besprechungen mit Vertretern der Regierung finden vor den Kulissen und hinter denselben statt. Endlich naht die zweite Lesung. Die Mehrheitsparteien nageln sich überflüssigerweise vorher durch feierliche Beschlüsse fest. Man nimmt eine Stellung ein, von der man urbi et orbi verkündet, daß sie unerschütterlich sein werde. Diese Stellung deckt sich im wesentlichen mit den Kommissionsbeschlüssen und geht in Einzelheiten sogar noch über die Kommissionsbeschlüsse hinaus, welche die Regierung immer erneut als für sie unannehmbar bezeichnet hat. Nun kommt es zu dieser zweiten Lesung des Zolltarifgesetzes. Der Reichskanzler gibt gleich beim Beginn nochmals die feierliche Erklärung ab, daß die verbündeten Regierungen betreffs der Minimalzölle sich nicht über die Linie ihres Entwurfs hinausdrängen lassen würden. Dann wird Tage lang diskutirt und endlich in zahllosen namentlichen Abstimmungen Punkt für Punkt seitens der union des cloches et des tambours das acceptirt, was die Zolltarifkommission vorgeschlagen und die Reichsregierung als völlig unannehmbar bezeichnet hat. Kaum aber ist die Abstimmung vorüber und der „Sieg" seitens der Agrarier erfochten, da überfällt die Sieger ein fürchterlicher Katzenjammer, und alle weisen Leute im Centrum und auf der Rechten stecken die Köpfe zusammen und zermartern ihr Gehirn, wie sie das, was sie soeben mit vieler Mühe erkämpft hatten, wieder ins Gegentheil verkehren könnten. Herr Spahn mit seinem Cylinderhut ist in beständiger Bewegung. Er bemüht sich, die Rolle der parlamentarischen Penelope zu spielen, die das, was sie am Tage gesponnen hat, nachts wieder aufzulösen trachtet. Aber das Gespinnst ist so fest, und die Finger des Herrn Spahn und seiner Freunde sind so ungeschickt, daß sie das Gespinnst überhaupt nicht wieder auflösen können. Sie können es höchstens mit Gewalt zerreißen.

Hat man je eine größere parlamentarische Ungeschicklichkeit gesehen! Aber es ist nicht einmal Ungeschicklichkeit allein, sondern auch Kraftlosigkeit und Unentschlossenheit, die dieser Parlamentsmehrheit das Gepräge verleiht. Vier Tage, vom Donnerstag Abend bis Dienstag früh, waren auf Andringen der frommen Katholiken die Arbeiten des Reichstages ausgesetzt worden, und als man am Dienstag sich wieder versammelte, erkannte jeder mit dem ersten Blick, daß der Reichstag nicht beschlußfähig war. Wäre die Linke nicht so entgegenkommend, so hätte sie durch einen Vertagungsantrag beim Beginne der Sitzung die Maschine bereits zum Stehen bringen können. Aber mit der fairness, die sie bei dem Handel bisher gezeigt hat, ließ sie die Diskussion ruhig den ganzen Tag über fortgehen und erst am Schlusse der Sitzung, als das Centrum und die Rechte, uneingedenk ihrer numerischen Schwäche, die Dummheit begingen, einem Vertagungsantrag der Linken sich zu widersetzen, erwies sich im Wege des sogenannten „Hammelsprunges" die Beschlußunfähigkeit des Reichstages. Es waren nur 135 Mitglieder anwesend, während zur Beschlußfähigkeit 199 gehören. Nur etwa die Hälfte der anwesenden 135 Mitglieder entfiel auf das Centrum und die Rechte also auf diejenigen Parteien, die nach wild umlaufenden Gerüchten zum Aeußersten entschlossen sind, um die Schutzzollernte doch noch unter Dach und Fach zu bringen.

Unfähigkeit und Kraftlosigkeit haben sich verbunden, um dieses schwierige Werk durchzuführen, während die aus Freisinnigen und Sozialdemokraten bestehende Linke entschlossen ist, ihnen jeden zollbreit Terrain streitig zu machen. Es wäre eine Kalamität ersten Ranges, wenn der Zolltarifentwurf der Regierung Gesetz würde. Die Wähler haben einen Anspruch darauf, in dieser wichtigen Frage vor der Entscheidung noch ein Wort mitzureden.

Wenn aber Graf Posadowsky jammert, daß er außer Stande sei, auf der Basis des alten Zolltarifs — mit dem „Kuhfuß von 1818", wie er sich ausdrückt —, neue Handelsverträge zu Stande zu bringen, so ist daran zu erinnern, daß das Schema des jetzigen Zolltarifentwurfs ja gerade ein alter, nur etwas aufpolirter „Kuhfuß" ist. Die lückenlosen Zolltarife mit ihren tausend und mehr Positionen, das sind die alten handelspolitischen Kuhfüße. Als Peel in den vierziger Jahren daran ging, den englischen Zolltarif zu reformiren, hatte er einen lückenlosen Zolltarif von über 1200 Positionen vor sich — der Posadowsky'sche „Kuhfuß" hat nur 946 Posinonen. Diese weitschichtigen, in schematischen Spitzfindigkeiten untergehenden Tarife sind wie dazu geschaffen, Handelsverträge zu verhindern.

In Wirklichkeit liegt die Sache heute so, daß für alle diejenigen, die verständige Handelsverträge wünschen, die Bekämpfung des Zolltarifentwurfs der Regierung eine unerbittliche Nothwendigkeit ist. Daß vernünftige neue Handelsverträge zu Stande kommen, liegt bereits so gut wie außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Das Einzige, was sich erreichen läßt, ist die bloße Verlängerung der bestehenden Handelsverträge auf eine längere Reihe von Jahren. Handelsvertragsfreunde, die sich keinen Illusionen hingeben, können nur dies Ziel als das allein noch erreichbare ins Auge fassen. Und dies Ziel ist um so eher zu erreichen, je rascher der gegenwärtige Zolltarif von der Bildfläche verschwindet.

„Nieder mit dem Zolltarif der Regierung!" das bleibt deshalb der Schlachtruf der gesammten Linken. Warten wir ab, ob die Mehrheitsparteien sich an der Geschäftsordnung des Reichstages vergreifen werden, um das Maß ihrer Sünden voll zu machen.

Proteus.

Andrew D. White.

Der amerikanische Botschafter in Berlin Andrew Dickson White feierte am 7. November seinen siebzigsten Geburtstag. Er scheidet mit diesem Tage aus seinem Botschafteramte, um sich wieder in sein Heimathland zu begeben und dort den Rest seines Lebens wissenschaftlichen und litterarischen Bestrebungen zu widmen. Er wird auch, wie wir hören, in Kürze Aufzeichnungen über das, was er in einem reichen und bewegten Leben gesehen und erfahren hat, veröffentlichen. So begreiflich es ist, daß der Siebzigjährige, der seinem Lande so manchen werthvollen Dienst geleistet hat, sich ungeachtet seiner körperlichen und geistigen Rüstigkeit in sein Studirzimmer zurückzuziehen wünscht, so sehr ist es doch im Interesse der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu bedauern, daß ein Mann, dem die aufrichtige Freundschaft zwischen den beiden großen Nationen so sehr am Herzen lag, von dem Amte eines diplomatischen Vermittlers dieser Freundschaft zurücktritt.

Die erste Berührung White's mit Deutschland liegt schon beinahe ein halbes Jahrhundert zurück.

Im Jahre 1853 vollendete der noch nicht Einundzwanzigjährige seine Studien an der Universität Yale und besuchte bald nachher das Collège de France zu Paris und die Universität in Berlin. Während des Krimkrieges ging er als Attaché der amerikanischen Gesandtschaft nach Petersburg, wo er aber nur sechs Monate blieb. Im Jahre 1856 wurde er zum Professor der Geschichte an der Staatsuniversität von Michigan ernannt und wirkte seines Lehramtes mit glänzendem Erfolg bis zum Jahre 1864. Indessen wurde er im Jahre 1862 zum Mitglied des New Yorker Staatssenats gewählt und kam in dieser Stelle seinen Pflichten als Gesetzgeber mit klarer Einsicht und unermüdlichem Eifer bis zum Jahre 1867 nach. Während dieser Zeit wurde die Cornell-Universität gegründet, die dem Wunsche des edelen Stifters gemäß eine von allen kirchlichen Fesseln und jedem Religionszwang völlig freie Pflanzstätte der Wissenschaft sein sollte. Für die gesetzliche Verwirklichung dieses tiefgetragenen Gedankens hat Herr White durch die Bestimmungen der von der Staatslegislatur erlassenen Stiftungsurkunde hinlänglich gesorgt; später, als der erste Präsident dieser Hochschule, ließ er sich keine Mühe verdrießen, diesen hohen und allein richtigen Begriff von einer Universität praktisch zu verwirklichen. Es war eine sehr schwierige Aufgabe, die er als Vorsteher der neuen Erziehungsanstalt zu lösen hatte, denn er wurde von zelotischen Geistlichen und frommen Laienmitgliedern der zahlreichen religiösen Sekten heftig angegriffen, die seine Absichten mißdeuteten und absichtlich in ein falsches Licht stellten und sein Bestreben als „gottlos", „unmoralisch" und „der Jugend verderblich" verschrieen, um das Institut bei dem großen Publikum in üblen Ruf zu bringen. Nach einem harten Kampfe gelang es ihm, den Widerstand zu überwinden und durch den glänzenden Erfolg auf die Einrichtung der amerikanischen Universitäten vollständig umgestaltend einzuwirken.

Bekanntlich stehen die englischen Universitäten unter der Obervormundschaft der anglikanischen Kirche und werden als Stützen derselben betrachtet und zu diesem Zweck eingerichtet und verwaltet. Bei der Ertheilung der Grade wird nicht nur Gewicht auf wissenschaftliche Kenntniß sondern auch auf die Annahme der neununddreißig Glaubensartikel gelegt. So war es vor allem, als die ersten amerikanischen Colleges entstanden, auf welche die engen pedantischen Einschränkungen der nach dem Muster der mittelalterlichen Klosterschulen gebildeten englischen Universitäten sich vererbten und damit für die Organisation und Administration aller amerikanischen Hochschulen maßgebend wurden.

Die erfreuliche Entwicklung der Cornell-Universität unter der energischen und einsichtsvollen Leitung ihres Präsidenten White hat nicht nur alle ihr Kinderalter bedrängenden und bedrohenden Gefahren glücklich überwunden, sondern auch zur Beförderung des höheren Erziehungswesens und dessen Befreiung von hergebrachten Schädlichen wesentlich beigetragen; namentlich durch die Einführung des deutschen Prinzips der akademischen Freiheit in Bezug auf Wahl und Durchführung der Studien hat eine epochemachende Umgestaltung in der Beschaffenheit und den Bestrebungen dieser Bildungsanstalten stattgefunden.

Die fortgesetzten Feindseligkeiten und Verleumdungen, welche auf die Verdächtigung und Vernichtung der neuen Lehr- und Forschungsanstalt abzielten, konnte White zuerst kaum begreifen, denn seiner Meinung nach hätten alle gebildeten und vernünftigen Amerikaner die Entstehung und kräftige Entfaltung eines solchen Instituts mit Freude begrüßen und in jeder Weise befördern sollen. Er lernte aber bald diese Angriffe als neue Ausdrücke des ewigen Kampfes erkennen, den der Kulturfortschritt mit alten Ueberlieferungen, wissenschaftliche mit theologischen Weltanschauungen immer bestanden haben und bestehen werden. Diesen Gedanken führte er in einem 1873 gehaltenen Vortrag „The Battlefields of Science" aus, der die Grundlage zu einem 1876 veröffentlichten Büchlein „The Warfare of Science" bildete. Während der nächsten zwanzig Jahre wurde seine Zeit nicht nur durch die Leitung und Ausgestaltung der ihm anvertrauten Universität, sondern auch durch verschiedene Staatsdienste stark in Anspruch genommen, aber den Kampf der Wissenschaft mit der Theologie verlor er nie aus den Augen; er stellte fortwährend neue Forschungen darüber an und gab deren Ergebnisse in zwei 1896 erschienenen, 889 Oktavseiten umfassenden stattlichen Bänden „A History of the Warfare of Science with Theology in Christendom" heraus. Auf den reichen Inhalt dieses höchst interessanten und ungemein belehrenden Werkes brauche ich hier nicht näher einzugehen, da meine „Beiträge zur amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte" (Stuttgart, Cotta 1898) eine eingehende Würdigung desselben enthalten. Ohne Wissen und Willen haben die Gegner der Cornell-Universität durch den von ihnen hervorgerufenen Konflikt ihren Zeitgenossen und der Nachwelt einen großen Dienst erwiesen, indem sie zu diesen ausführlichen, durch lebendige Darstellung ausgezeichneten kulturgeschichtlichen Untersuchungen Anlaß gegeben haben.

White wurde 1867 zum Vorsteher der Cornell-Universität gewählt und legte 1885 diese akademische Würde nieder.

Bei dieser Gelegenheit schenkte er der Universität seine sehr werthvolle, aus mehr als 30 000 Bänden und ungefähr 10 000 Handschriften bestehende Bibliothek, die im Laufe von dreißig Jahren erworben worden war und einen Geldwerth von wenigstens 400 000 Mark darstellt. An historischen Werken, namentlich auf den Gebieten der mittelalterlichen und modernen Geschichte, ist sie außerordentlich reich und enthält auch eine Anzahl von kostbaren Inkunabeln und seltenen Drucken aus den berühmten Offizinen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Bis auf den heutigen Tag hat er weder Kosten noch Mühe gespart, um die bedeutende Büchersammlung zu vermehren und die verschiedenen Fächer zu vervollständigen. Noch ein schönes Geschenk, das er vor mehreren Jahren derselben Hochschule machte, darf hier erwähnt werden, nämlich eine kleine Sammlung von ganz vorzüglichen Kopien der besten historischen Gemälde, die sich in den bekanntesten europäischen Gallerien befinden.

Schon vor seinem Rücktritt vom Rektorat vertrat er die Vereinigten Staaten 1879—1881 als bevollmächtigter Minister in Berlin. 1892—1894 bekleidete er dasselbe Amt in Petersburg. 1897 erfolgte seine Ernennung zum amerikanischen Botschafter in Deutschland, eine Auszeichnung, die bei allen einsichtsvollen und gebildeten Amerikanern wohlverdiente Anerkennung fand und seine Mitbürger

deutscher Abkunft mit besonderer Befriedigung und aufrichtiger Freude erfüllte. Als der neue Botschafter nach Berlin kam, hatte die in Washington ungewohnte Zollgesetzgebung die deutsch-amerikanischen Beziehungen zu trüben gedroht. Unter solchen Umständen war es von Bedeutung, daß der Vertreter der amerikanischen Republik im deutschen Reiche ein Mann war, der Deutschland nicht nur als einen starken, festgegliederten Staatskörper, sondern auch als eine große Kulturmacht und fruchtbare Nährstätte der Künste und Wissenschaften gründlich kannte und richtig zu würdigen wußte, und der bestrebt sein würde, die geistigen Bande, welche die beiden Länder aneinander knüpfen, noch zu befestigen und ein immer herzlicheres Einvernehmen zwischen den stammverwandten Völkern auch auf dem politischen Gebiete zu fördern. Mit diesen Eigenschaften war White in hohem Grade ausgestattet und die Ergebnisse seiner fünfjährigen diplomatischen Thätigkeit haben den schlagendsten Beweis dafür geliefert, daß der Präsident McKinley, als er einen Botschafter für Berlin auswählte, einen geeigneteren Mann als Andrew D. White nicht hätte finden können.

Beim Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges besuchte White als Emissär des Nordens die verschiedenen Hauptstädte Europas, um den Ursprung und die Ziele des bevorstehenden harten Kampfes klarzustellen und auf die öffentliche Meinung zu Gunsten der Union zu wirken. Er wußte mithin ganz genau, wie sich die europäischen Regierungen und Völker zu dem großen Konflikt, der die Existenz der Republik bedrohte, verhielten, er lernte das hochmüthige Benehmen der Engländer und die theilnehmende, wohlwollende Gesinnung der Deutschen kennen, und war also nachher im Stande, alle Verdrehungen der Geschichte jener Zeit zu widerlegen und den darauf gegründeten Versuchen, eine feindselige Stimmung in den Vereinigten Staaten gegen Deutschland zu erregen, wirksam entgegenzutreten. Seiner Einsicht und Entschlossenheit ist es zu einem guten Theil zu verdanken, daß derartige Verdächtigungen ohne Folgen blieben und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern aufrechterhalten und erweitert wurden.

Am 4. Juli 1899 feierte die Kommission der Vereinigten Staaten beim internationalen Friedenskongreß im Haag das 123. Jahresfest der amerikanischen Unabhängigkeit und legte an diesem Tage einen aus Eichen- und Lorbeerblättern bestehenden prachtvollen silbernen Kranz auf das Grab des Hugo Grotius in der Nieuwe Kirk zu Delft nieder. Diese Verehrung des großen Gelehrten und Staatsmannes geschah auf Anweisung der Bundesregierung in Washington und im Namen des amerikanischen Volkes, und Herr White als der Präsident der Kommission hielt eine Rede, in welcher er das Leben und Wirken dieses Bahnbrechers auf dem Gebiete des Völkerrechts in anschaulicher und beredter Weise schilderte. An dieser eindrucksvollen Feier nahmen Minister der niederländischen Regierung, der Bürgermeister von Delft und zahlreiche Mitglieder der Haager Friedenskonferenz theil.

Wie bereits angedeutet, hat Herr White sich seit einiger Zeit mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt. Ein interessantes Kapitel derselben hat er schon unter dem Titel „Walks and Talks with Tolstoy“ in der New-Yorker Monatsschrift „Mc Clure's Magazine“ veröffentlicht. Diese Spaziergänge und Gespräche mit dem eigenartigen russischen Dichter und Denker fanden auf dessen Gute Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula statt, während Herr White sich als amerikanischer Gesandter in Rußland aufhielt. Tolstoi's Bedeutung weiß White in jeder Hinsicht zu würdigen; aber er übersieht neben den eigenthümlichen Vorzügen des Geistes und Gemüthes auch Tolstoi's Sonderbarkeiten und Schwächen nicht. Der Verkehr mit einem Manne, in dem die stärksten Widersprüche, Menschenliebe und Menschenverachtung, Freimuth und Unduldsamkeit, Weltbürgersinn und Spießbürgerlichkeit, Idealismus und Realismus sich geltend machen, erscheint ihm höchst anregend, gibt aber auch zu mannigfacher Kritik und zu psycho-pathologischen Beobachtungen Anlaß. In den sechziger Jahren hatte Tolstoi, der sehr selten an anderen Menschen etwas zu bewundern findet, eine besondere Vorliebe für Schopenhauer gefaßt, den er als „den genialsten Denker“ pries. Es war Tolstoi auch unbegreiflich, daß dieser geistreiche Philosoph so lange unbeachtet blieb, und er pflegte dafür die Erklärung zu geben: „Die meisten Menschen sind Idioten.“ Auch nach dieser kleinen Probe ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß White's Memoiren nicht nur seinen eigenen Entwicklungsgang und seine mannigfaltigen Erlebnisse als Gelehrter und Diplomat zur Anschauung bringen, sondern auch lebendig gezeichnete Bilder aus der Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts enthalten werden.

Zu White's Nachfolger als Botschafter am Berliner Hofe ist Charlemagne Tower ernannt. Auch er gilt als tüchtiger Staatsmann und hervorragender Gelehrter, der wohl im Stande sein wird, nicht nur die amerikanische Regierung, sondern auch die amerikanische Wissenschaft in der Hauptstadt des deutschen Reiches zu vertreten. Er wurde am 17. April 1848 zu Philadelphia geboren und nach der Vollendung seiner Vorbereitungsstudien an der Phillips-Akademie zu Exeter im Staat New Hampshire bezog er die Harvard-Universität, an der er 1872 die Würde eines Baccalaureus erwarb. Darauf setzte er seine Studien vier Jahre in Europa fort, wo er sich dem Studium der Geschichte, der neueren Sprachen und Litteratur mit Eifer widmete. Dann kehrte er nach seiner Geburtsstadt zurück, um sich zur Advokatur vorzubereiten und wurde 1878 als Rechtsanwalt zur Praxis zugelassen. 1882—1887 übte er diesen Beruf in Duluth, Minnesota, aus, interessirte sich für die dortigen reichhaltigen Eisengruben und wurde Präsident der Duluth- und Iron-Range-Eisenbahn und Direktor der Minnesota Iron-Company. Durch die Betheiligung an diesen großen industriellen Unternehmungen legte er den Grund zu seinem bedeutenden Vermögen. Er gehörte zum Verwaltungsrath der Universität von Pennsylvanien und wurde Mitglied mehrerer Gelehrtenvereine und gemeinnütziger Gesellschaften, wie der Akademie für Naturwissenschaften, der amerikanischen philosophischen Gesellschaft und des amerikanischen Instituts für Bergbau-Ingenieure. Im Jahre 1897 wurde er zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Wien ernannt und im Januar 1899 zum Botschafter in Petersburg befördert. Während des spanisch-amerikanischen Krieges war die Vertretung der Republik bei dem österreichischen Kaiserhause mit großen Schwierigkeiten verbunden, aber es gelang Herrn Tower, die ihm auferlegte Aufgabe in taktvoller Weise zu lösen und alle Mißverständnisse und drohenden Mißhelligkeiten zu beseitigen. Als Schriftsteller ist er durch sein 1895 erschienenes zweibändiges Werk: „The Marquis de La Fayette in the American Revolution“ bekannt.

Aus dieser kurzen Darstellung seines bisherigen Lebenslaufes dürfen wir wohl schließen, daß der neue amerikanische Botschafter in Berlin sich als ein würdiger Nachfolger von Andrew D. White erweisen wird. Wie sein Vorgänger zeichnet er sich durch einnehmende Persönlichkeit, starkes Rechtsgefühl, sowie durch verständnißvolle Würdigung deutscher Wissenschaft und deutschen Wesens aus. Er wird sicherlich das durch Herrn White in so glücklicher Weise verfolgte Ziel auch seinerseits anstreben: die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten immer fester und inniger zu gestalten.

München. E. P. Evans.

Digitized by Google

Russische Thronfolgen.

III.

[Gelesen.]

Es war der 23. März 1801, 11 Uhr Abends. Ueber ein halbes Hundert verschworener Offiziere und Senatoren waren im Leibkompagniekorps versammelt, einem Anbau des Winterpalais, in welchem das erste Bataillon des Preobraschenski-Regiments kasernirt war und Generalleutnant Talysin, der dem Zaren für diesen Vertrauensposten von Pahlen speziell empfohlene Kommandeur des Regiments, wohnte. Eine halbe Stunde vor Mitternacht tritt der Generalkriegsgouverneur General von der Pahlen herein, fragt kurz, ob alles bereit sei, und erwidert auf die bejahende Antwort Generalleutnant Talysin's: „Nun denn, mein lieber Herr Wirth, lassen Sie uns die Gelegenheit mit Champagner begießen." Zu den Offizieren sich wendend fügt Pahlen hinzu: „Ich gratulire zum neuen Kaiser" und trinkt. Die Offiziere folgen reichlich seinem Beispiel. Der Champagner hatte auf dem Tisch gestanden, man griff zu und wurde animirt.

Nachdem Senator Geheimrath Troschinski ein Manifest verlesen, worin der Kaiser den Großfürsten Alexander Krankheits halber zum Mitregenten ernannte, wurde für den Fall, daß Paul nicht unterzeichnen würde, seine Abführung nach Schlüsselburg beschlossen. Ein Anstandsbeschluß, weil die Verschwörer den Zaren nicht leben lassen konnten, der, wenn er noch einmal vor die Front eines Regiments gelangte, was bei bloßer Einkerkerung durchaus nicht unmöglich war, alle Anwesenden gefoltert und massakrirt hätte. Wenn aber, wurde auch sofort amendementsweise gefragt, der Kaiser sich wehrt? Quand on veut faire des omelettes, il faut casser des oeufs, scherzte Pahlen darauf unter allgemeinem Beifall. Nun hatte man das vollständige Programm in der Hand. General von Bennigsen und die Fürsten Suboff's unternahmen es mit einem Theil der Offiziere „die persönliche Angelegenheit mit dem Kaiser abzumachen", wie sie sich ironisch ausdrückten; die Generäle von der Pahlen und Uwaroff mit den anderen Kameraden, die Sicherheit des Unternehmens in und vor dem Schloß zu decken.

Im Geschwindschritt ging es mit dem bereit gehaltenen Preobraschenski-Bataillon ins Michel-Palais, wo die ganze kaiserliche Familie unter Obhut und Aufsicht ihres Hauptes lebte. Mit dem General Archimakoff, dem Generaladjutanten des Kaisers an der Spitze, fiel die Zugbrücke des festungsartigen Baues vor den Anmarschirenden. Während die Preobraschenskier sämmtlich oder großentheils draußen und vermuthlich auf der Brücke blieben und das Semenoffski-Bataillon erwarteten, das unter Führung seines vorsichtigen Kommandanten Depreradowitsch erst eintraf, als alles vorüber war, begaben sich die Offiziere in den Schloßhof und an der Schloßwache vorüber zum Schlafgemach des Kaisers. Der Kammerhusar im Vorzimmer wurde niedergeschlagen. Lärm entstand, und die Schloßwache im Hof machte Miene, gegen den Befehl ihres mitverschworenen Kommandanten, Premierleutnant Marin, dem Kaiser zu Hilfe zu eilen. Eine Anzahl alter Katharinagrenadiere wurde den Paulinern gegenübergestellt. Als die Nachricht von diesen beunruhigenden Vorgängen in das Vorzimmer des Kaisers gelangte, liefen sämmtliche Verschworenen bis auf Bennigsen, einen Suboff und vier Offiziere bestürzt davon. Sie wußten, es hing alles an einem Haare. Um so mehr sahen sich die sechs Entschlossenen genöthigt, keinen Moment zu zögern: war der alte Zar einmal todt, so huldigte die Mannschaft voraussichtlich dem neuen mit derselben Hingebung, mit der sie den alten vertheidigt hätte, und sie selber hatten ja des neuen Pardon in der Tasche. Die ganze übrige Armee und Volk und Land fügten sich selbstverständlich in Demuth. Voran Bennigsen, der Komthur aus Don Juan, wie er in seiner düsteren Starrheit genannt wurde, betraten die Sechs flugs das Schlafzimmer, fanden das Bett leer, hielten den Kaiser für entflohen und sich nunmehr wirklich für verloren. Da, als er eine spanische Wand bei Seite schob, sah Bennigsen den Kaiser halbnackt vor sich, vor Schrecken starr, beleuchtet von dem matten Schein einer Nachtkerze. Hätte Paul die Thür zu seiner Frau nicht barrikadiren lassen, seitdem er sie beargwohnte, hätte er den Eingang zu einer Geheimtreppe in seiner Angst nicht verfehlt, so konnte er sich wahrscheinlich retten. So stand er zitternd vor denen, die sein Hauch noch vor wenigen Augenblicken vernichten konnte und von deren Genossen er so viele vernichtet hatte. Die Dinge zeigten ihre Kehrseite. Der Autokrat hatte nur zwei Arme wie ein anderer Mensch auch, und die Imponderabilien, die ihm Millionen Hände zur Verfügung gestellt, waren theils durch Mißbrauch entfremdet, theils durch ein paar lumpige hölzerne Stubenthüren von ihm momentan und doch so verhängnißvoll getrennt. Bennigsen und Suboff zogen. Der Kaiser fiel ihnen zu Füßen, wollte abdanken, wollte alles unterschreiben, was man verlangte, wenn er nur leben dürfte. Schmähungen antworteten. Die zurückkehrenden Offiziere hielten ihm seine unselige Vergangenheit vor und höhnten den bebenden kleinen Mann mit der Kalmückenmaske der Lokalität und dem Glanzauge der deutschen Mutter, wie er wehrlos kniete und kläglich Peters III. letzte Frage wiederholte: Was habe ich Euch gethan? Wieder schlug Bennigsen die Grundnote an, welche die Pièce zu Ende führen sollte: „Sire, wir sind nicht zu leeren Erörterungen hierher gekommen. Sie sind verhaftet." „Arrêté", schrie der Kaiser, „comment arrêté?" und wollte ins Nebenzimmer stürzen, wo er die Degen der gerade bestraften Offiziere verwahrte — es war immer ein Zimmer voll. Dabei stürzte der Wandschirm um, Paul fiel nieder, und nun schlug man auf ihn ein. Den Allmächtigen vor sich liegen zu sehen war zu verlockend und zu gefährlich zugleich, um ihn wieder aufstehen zu lassen. Die Rache und das Wngniß schrieen auf und heischten Mord. Nach seiner eigenen, durch Weljaminoff, Lieven und andere widerlegten, auch an sich sehr unglaubwürdigen Darstellung will Bennigsen nun den Kaiser zur Ruhe ermahnt haben, da es sich sonst um sein Leben handeln könnte, will im nächsten Augenblick aber durch einen, von Soldaten des zur Hilfe eindringenden Semenoffski-Regiments ausgehenden Tumult in das Vorzimmer geführt worden sein und das Gros der Verschworenen, die sich bei diesem Anlaß zum zweiten Mal aus dem Staube machen wollten, mit dem Degen zurückgetrieben haben. Nachdem er sodann neue Winchen aufgestellt, sei er in das Schlafzimmer zurückgekehrt, habe den Kaiser todt gefunden und die Thäter fürchterlich bedroht. Die andern Darstellungen dagegen stimmen meist darin überein, daß, als der Kaiser auf der Erde lag und nach seines lieben Suboff's Vorgang (der ihm zuerst mit einer goldenen Tabaksdose in die linke Schläfe schlug) alles auf ihn einhieb, Paul's Gemahlin, die Württembergerin Marie Feodorowna, von außen an die geschlossene Thür gehämmert und Einlaß begehrt habe. Die Kaiserin war auf Pahlen's oder Alexander's oder beider Veranlassung von der Fürstin Lieven, der Großgouvernante ihrer jüngeren Kinder, von dem, was wenige Schritte von ihrem Schlafzimmer vorging, benachrichtigt worden, war aus ihren nach des Kaisers Gemächern geeilt und hatte sich ihren Weg durch die Soldaten hindurch an die Thür gebahnt. Sie scheint in das Zimmer selbst gedrungen zu sein. Auf des Fürsten Suboff Ruf: „Schafft das Weib weg", nahm Senator Tatarinoff sie auf seine Arme und trug sie in ihr Schlafzimmer zurück. Während man die Kaiserin entfernte, wurde der Kaiser mit der Schärpe seines Generaladjutanten Archimakoff oder mit der des Kapitains Skelleret gewürgt. Beide Majestäten waren im Hemde.

Alexander, in demselben Palais wohnend und mit den Verschwörern in seinem Parterre diskutirend, während der Mord im ersten Stock geschah, hatte sie weinend bestürmt, das Leben des Vaters zu schonen. Als man ihn nach geführtem Streich in den Schloßhof geleitete — Bennigsen will andeuten vorher — wurde er von der Wache, die so lange für Paul demonstrirt hatte, in demselben Augenblick als Zar begrüßt, in dem die Nachricht von Paul's Ver-

Digitized by Google

scheiden herunter gelangte. Es war vorüber, und die Zukunft blieb zu ordnen. Alexander versuchte sofort die verwittwete Kaiserin zu sprechen, da, auch abgesehen von dem natürlichen Austausch zwischen Mutter und Sohn nach einem so erschütternden Ereigniß, eine Angelegenheit vorlag, die keinen Aufschub duldete. Er wurde nicht vorgelassen. Als er darauf Bennigsen und Pahlen mehrere Male nacheinander zu ihr sandte, um ihr zu übermitteln, was sie von ihm nicht hatte vernehmen wollen, fanden diese sie ihren Vorstellungen unzugänglich. Aus der meisterlich verwirrten Version Bennigsen-Suboff, welche der Kaiserin Verlangen, den Leichnam zu sehen, mit einem plötzlich auftauchenden Thronanspruch zu einem kunstvollen Knäuel verflicht, läßt sich, kraus wie die Sache dargestellt wird, dennoch genügend entnehmen, was man verhandelte. Das Nachfolgegespenst ging bei eingetretener Vakanz wieder einmal um. Die kaiserliche Wittwe verkündete den Vertrauten ihres Sohnes, daß sie Alexander nicht anerkennen werde, da er sich von der Mitschuld nicht zu reinigen vermöchte, daß es vielmehr an ihr sei, zu befehlen, und daß sie mit der Bestrafung der Mörder beginnen werde. In ihrem Zorn oder, wie Bennigsen zu verstehen gibt, in ihrem erheuchelten Pathos — sie wußte ja, was ihr selbst von Paul gedroht hatte — griff sie ihm an den Arm, entweder um ihn nieder- oder fortzuzwingen. Madame, sagte der Komthur kalt, on ne joue pas la comédie. Der Gemahlin Alexanders, die die verwittwete Kaiserin noch in der Nacht aufsuchte, verrieth sie sich ebenfalls. Geblendet von den Lockungen der Macht, wähnte die sonst so verständige Frau, nach dem Beispiel Katharina's ihrem Mann succediren zu können, obschon sie keinerlei militärische oder anderweitige Stütze zu ihrer Verfügung hatte. Allerdings scheint die kleine württembergische Partei am Hofe, vor allem die fürstliche Familie Kurakin, die erst Eugen und Paul's Tochter und, als Paul's Tod dies verhinderte, seine Wittwe auf den Thron setzen wollte, in ihr die Erwartung erregt zu haben, daß, um den Verdacht der Mitschuld von sich abzulenken, Alexander ihr Rußland zum Cadeau machen könnte. An diese Generosität hatte Alexander niemals gedacht. Noch vor Tagesgrauen begab er sich vielmehr in einer unscheinbaren Kutsche privatim nach dem Winterpalais, wo er fern von der zürnenden Mutter, dem ermordeten Vater und der unbeständigen Schloßwache sich sicherer fühlen mochte. Als die Mutter sich am anderen Tage seiner wiederholten Aufforderung, ihm ins Winterpalais zu folgen, endlich fügte, und die Menschenmenge, durch welche sie fuhr, sie nicht als Herrscherin begrüßte, als ein Versuch, vom Balkon des Winterpalais zum Volk zu sprechen, sich nicht ausführen ließ, ward sie beruhigt und schwieg für immer. Die Illusion ihrer Kandidatur hatte zwölf Stunden gewährt und trug ihr Alexander's Mißtrauen für das Leben ein. Etwas besser erging es ihrem Neffen und Adoptivsohn Eugen, an dessen Stelle sie unbedacht hatte treten wollen, als Paul's Tod den vierzehnjährigen Knaben zu einer gefallenen Größe machte. Als Paulinischer Anwärter galt in der Mordnacht sein Leben für gefährdet. General Diebitsch wollte den jugendlichen Landsmann retten, konnte aber den Kommandeur des Kadettenkorps nicht dazu bewegen, dem Knaben Aufnahme und Schutz zu gewähren. Schließlich geschah ihm nichts. Er kehrte nach Deutschland zurück, wurde später wieder in russische Kriegsdienste gezogen und zeichnete sich gegen Napoleon mehr aus, als Alexander lieb war. Loyal und vielfach begabt, aber nicht unempfindlich gegen das ihm angethane Unrecht, schwieg er, während er diente, und sprach deutlich genug in seinen Memoiren, als er sich in Schlesien zur Ruhe gesetzt hatte, wo er erst 1857 starb. Der würdige Prinz, der, wenn Paul sich nicht ruinirte, Rußland wohl regiert oder mitregiert hätte, widmete die langen Jahre der Muße der Komposition von Opern, Symphonien und Arien im Hügellande unserer südöstlichen Provinz.

Am nächsten Tage jauchzte Petersburg. Die ganze Bevölkerung stürzte aus den Häusern, und Bekannte und Fremde küßten und gratulirten sich zur Befreiung von dem unerträglichen Joch. Wie in Köln zur Fastnacht, stürmte man Privatwohnungen Unbekannter, wünschte Glück und wurde traktirt. Nie vorher war eine so fluthende, so entzückte Menge in den Straßen der Hauptstadt gesehen worden. Champagner und Schnaps floß in Strömen, so daß ein einziger Weinhändler in zwölf Stunden für 60 000 Rubel Getränk verkaufte. Wie es bei Hofe aussah, kann man daraus entnehmen, daß die neue Kaiserin Elisabeth ihrer Mutter, der Markgräfin von Baden, schrieb, ganz Rußland athme wieder auf. Ihr Gemahl habe das Land in einem fürchterlichen Zustand übernommen und nur der Gedanke, seine Wunden zu heilen, halte ihn aufrecht. Daß die Regierungskunst inmitten der gehobenen Empfindungen nicht zu kurz kam, versteht sich. Das neue Régime ließ den Jubel gewähren, entfernte aber in der Stille sämmtliche Komplizen aus der Hauptstadt, dem einzigen Karrière-, Gesellschafts- und Genußcentrum des Reichs. Fast alle starben in der Kürze, nach der allgemeinen Annahme durch Gift. Nur General von Bennigsen wurde nach kurzer Verbannung in die volle Gunst der Krone restituirt und erhielt in den Türken- und Franzosenkriegen Kommandos. Zum reinlichen Abschluß des gesammten Kontos Paul wurden zwölf Bände Tagebücher seiner Gattin von ihrem Sohne Nikolaus, dem Nachfolger Alexanders, nach seiner Accession verbrannt. Als Sohn und Kaiser konnte er nichts Besseres thun. Wir wissen jetzt genug von Paul. „La toute-puissance", sagt von ihm die Fürstin Lieven in dem obenerwähnten Memoire, „cet écueil des plus fortes têtes, avait achevé de développer de tristes germes, et à l'époque que je vais raconter l'Empereur Paul était devenu l'objet d'une terreur et d'une haine universelle dans son empire." Auf den Gipfeln nicht minder als in den Abgründen der Gesellschaft leidet der Charakter am ehesten. Während die Deutschen auf dem englischen Thron durch den Segen der beschränkten Gewalt maßvolle Persönlichkeiten gediehen sind, sind die auf dem russischen den Excessen der Alleinherrschaft meist unterlegen. Mehr unternehmend als der Mensch vermag, leistet die Autokratie weniger als er soll.

Sehr kennenswerth sind in der Schiemann'schen Sammlung auch die auf die Thronbesteigung Nikolaus I. bezüglichen Dokumente. Als wichtigste möchten diejenigen zu bezeichnen sein, welche die unter Nikolaus Regierung amtlich verbreitete Legende vom Großmuthsstreit zwischen Nikolaus und Konstantin widerlegen. Nikolaus wußte, daß er von Alexander zu seinem Nachfolger bestimmt worden sei, wußte, daß Konstantin, der nächste Bruder des kinderlosen Zaren, entsagt hatte, weil er durch seine polnische morganatische Frau, die er nur unter dieser Bedingung heirathen konnte, sich in der That für den russischen Thron disqualifizirt hatte. Nikolaus hatte auch Alexander gegenüber sich nicht geweigert, den Thron zu besteigen. Wenn er trotzdem nach dem Ableben Alexanders zögerte und Konstantin sogar den Huldigungseid leistete, so geschah es nicht, weil er dem Bruder, wie wir nachher zu glauben eingeladen wurden, den Vorrang lassen wollte, sondern weil die Haltung der Garde-Generäle, die die launenhafte Indolenz Konstantins der methodischen Härte Nikolaus' vorzogen, ihn dazu zwang. Wie aus Nikolaus Geständnissen an seinen jüngeren Bruder Michel und General Miloradowitsch's Mittheilungen jetzt erhellt, hat Nikolaus im Moment eingesehen, daß er sein Leben riskirte, wenn er Konstantin nicht huldigte. Er erinnerte sich, wie Vater und Großvater geendet hatten, und huldigte kurzweg. Bei dieser Haltung selbst der loyalen Generäle erklärt sich die der verschworenen konstitutionellen und republikanischen Offiziere, die von dem scheinbaren großmüthigen Verzicht beider Brüder profitiren wollten, desto eher. Niemand haben diese Verschworenen mehr genützt als Nikolaus: indem er die illoyalen mit Hilfe der loyalen überwand, besiegte er die loyalen mit und ward mit dem blutigen Schwert in der Faust der Herr beider.

Möglicherweise haben die Liberalen diese Wirren nicht bloß benützt, sondern herbeigeführt. Bei Alexanders plötzlichem Tod auf der Reise ging in Rußland das Gerücht, er sei von Mitgliedern der liberalen Offizierverschwörung, die

Digitized by Google

unmittelbar darauf zum Ausbruch kam, vergiftet worden. Da die Ernennung Nikolaus geheim gehalten worden war, hätten die liberalen Militärs auf Konstantins Nachfolge gerechnet und in diesem, der in Polen mit freisinniger Verfassung regierte, den zukünftigen konstitutionellen Herrscher Rußlands gesehen. Als Nikolaus aber seine Ernennung anmeldete, sei man zur offenen Empörung geschritten und habe einige Truppenabtheilungen zu Gunsten des nächstberechtigten Konstantin mitgerissen. Plausibel genug. Genaueres darüber hat indes nicht verlautet und der Name Diebitsch, der mit dem Taganroger-Ereigniß in Verbindung gebracht wurde, klingt unwahrscheinlich. Diebitsch war weder liberal noch hatte er durch Alexander's Tod, so weit sich erkennen läßt, zu gewinnen. Als Prinz Eugen von Württemberg dem Kaiser Paul zum ersten Mal vorgestellt wurde, erwähnte er zufällig im Gespräch den Namen Kant. Der Kaiser schnitt eine wüthende Grimasse, wie es seine Art war, wenn Mißfälliges geschah, und General Diebitsch fiel in urkräftigem Deutsch ein: „Die verfluchten Philosophen". Dies und eine geschickte Wendung des frühreifen Prinzen beruhigte den Zaren, dessen philosophisches System allerdings mit dem Kant'schen nicht ganz übereinstimmte. Hatte er doch die ganze auswärtige Litteratur verboten!

In hohem Grade merkwürdig sind ferner die Jugendaufzeichnungen Nikolaus über den militärischen Dienst und Geist in Rußland, die ebenso wie die ganze dankenswerthe Publikation das Interesse der Staats- und Kriegsmänner wie weiterer gebildeter Kreise verdienen. Die Uebersetzung der theilweis beigefügten russischen Texte ist getreu und meist idiomatisch fließend.

Die drei letztbehandelten Monarchen sind theils durch den Fortschritt der russischen Gesittung, theils durch die Fährnisse, welche ihre eigene Succession begleiteten, dazu veranlaßt worden, die von Peter I. eingeführte Thronfolgeernennung durch Thronfolgestatute zu ersetzen. Paul hat die Frauennachfolge bei vorhandenen männlichen Sprossen ausgeschlossen, Alexander und Nikolaus haben Einzelbestimmungen hinzugefügt. Abgesehen davon, daß das Veröffentlichte nicht alles Bestimmte zu enthalten scheint, ist die Thatsache der kaiserlichen Bestimmung in einer Autokratie ebenso sehr ein Erweis der Machtvollkommenheit, welche morgen aufheben kann, was sie heute bestimmt, wie eine Festsetzung, die die Verhältnisse regeln. Vor Peter I. hatte dieser Kardinalpunkt der Monarchie als grundsätzlich über allen selbstwilligen Aenderungen stehend gegolten. Die Garantie regelmäßiger Thronfolgen liegt demnach unter russischen Verhältnissen wesentlich in dem Grade der Europäisirung, die das Reich nunmehr erreicht hat. Durch ihn sind die letzten drei Thronfolgen ungestört nach deutschen Normen vollzogen worden.

* * * *

Die Lyriker um Maeterlinck.

Das Genossenschaftswesen blüht nicht bloß im wirthschaftlichen Leben, wir treffen diese Erscheinung auch in der Kunst, namentlich bei den Dichtern. Wo eine starke Persönlichkeit auftritt, schaaren sich um sie Anhänger und Gleichgesinnte, zum Theil aus eigenem Antrieb, zum Theil unwillkürlich beeinflußt. Manchmal schließen sie sogar einen förmlichen Ring, ganz wie unsere zeitgenössischen Großindustriellen, sie monopolisiren die Produktion und streben danach, alle Welt von ihren Fabrikaten abhängig zu machen. Wir haben es bei den naturalistischen Schreiern erlebt. Als sie obenauf waren, wurde jeder mißachtet, der es wagte, seine poetischen Genußmittel aus andern Quellen zu beziehen, als aus der des Syndikats für naturalistische Kunstproduktion.

Eine ähnliche nur nicht so machtgebietende Interessengemeinschaft bilden die Symbolisten. Sie traten von Anfang an weniger lärmvoll auf, vielleicht, weil sie sich im wesentlichen mit der Lyrik befaßten: Lyriker sind ja an sich zart empfindende, weiche, nachgiebige Menschenkinder. Die Symbolisten machten zuerst in Frankreich von sich reden, wo man den nun allerorten vielgenannten Maurice Maeterlinck als das geistige Haupt jener Gemeinschaft ansieht.

Maeterlinck, der zur Zeit bei uns im Mittelpunkt des Interesses steht und nun schon bis in die Kreise hinein bekannt ist, die seinen vlämischen Namen unrettbar deutsch abstempeln, also mit beginnendem Mä —, Maetertinck hat schon verschiedene Phasen durchlebt. Bevor er sich mit „Monna Vanna" zu einem regelrechten Bühnendichter bekehrte, war er Philosoph und schrieb die halb und halb in den Schleier der Mystik gehüllten Werke: „Der Schatz der Armen", „Der begrabene Tempel", „Das Leben der Bienen". Das letztere enthält neben vielen naturwissenschaftlich interessanten Betrachtungen auch wunderbar poetische Theile, deren schönster „Der Hochzeitsausflug der Bienenkönigin" im Stil einer Hymne dahinrauscht. Begonnen hat Maeterlinck aber als Lyriker, seine ersten ganz in Symbolismus getauchten Dramen, von denen „L'Intruse", „Pelléas et Mélisande" und „La Mort de Tintagiles" auch bei uns bekannt wurden, sind so von Lyrik durchsetzt, daß man sie eher dieser Gattung als der Dramendichtung zurechnen kann. Das erste Buch, das er überhaupt veröffentlichte, war ein dünner Band lyrischer Gedichte: „Serres chaudes", „Treibhauspflanzen". Hier gibt er sich am wunderlichsten. Seltsame Stimmungen schildert er in so bizarren Formen und Bildern, daß die Versuchung nahe lag, anzunehmen, er habe seinen eigenen Weltschmerz unter einem Wust von Ironie verstecken wollen.

Die „Treibhauspflanzen" erschienen im Jahre 1889 in Paris, wo der Dichter sich erst seit drei Jahren niedergelassen hatte. Maeterlinck stammt aus Gent in Flandern, und aus seiner Heimath Belgien führte er die moderne Lyrik in Frankreich ein, von wo sie unter der Schutzmarke des Symbolismus sich auch in den andern Ländern verbreitete. In Belgien wirkte schon neben Maeterlinck ein Häuflein mitstrebender Lyriker, deren Begabteste, Verhaeren und Leberghe, ihrem bekannteren Landsmann wenig nachstehen, und an die sich eine Anzahl nicht minder beachtenswerther Talente angliedert. All diesen belgischen Dichtern ist, so verschiedenartig auch ihre Stoffe sind, ein neuer Stil und eine neue Form gemein. Ihre Darstellungsweise zielt auf Malerei, sie wollen dichtend Bilder hervorzaubern, wie man sie mit leiblichen Augen schauen kann. Aber auch in der Form suchen sie mit Vorliebe ihre eigenen Bahnen zu wandeln, sie lösen den metrischen Vers in unregelmäßige Takte auf und sie verhalten sich ganz gleichgültig gegen den Reim, ersetzen ihn durch Assonanzen oder schließen ihn ganz aus. Stil und Form ist ihnen erst in Frankreich und dann in Deutschland mit großem Eifer nachgeahmt worden.

In einem anregungsreichen Buche: „Die belgische Lyrik von 1880—1900" *) führt uns Otto Hauser die sich um Maeterlinck gruppirenden Vlamländer kritisch erläuternd und mit zahlreichen Uebersetzungsproben vor. Die Vorgänger Jungbelgiens sieht er in den englischen Präraffaeliten. Ihr Führer war Dante Gabriel Rossetti, der, Maler und Lyriker zugleich, in seinen Sonetten Bilder in Reimen schuf, wie vor ihm der Maler und Lyriker Gautier in Frankreich.

Auch die Belgier gehen vom Bilde aus, wenn sie ihren lyrischen Empfindungen eine greifbare Form geben. Sie denken sich als Maler, die statt mit Farben mit Worten ein Gemälde herzustellen suchen. Die deutsche Litteratur weiß von einer ähnlichen Bewegung in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Wieder war es ein dichtender Maler, der sich als malender Dichter erweisen wollte, der

*) Soeben erschienen im Verlag von Baumert & Ronge, Großenhain.

Züricher Buchhändler Salomon Geßner. Er und auch andere, als „die Schweizer" bekannt, hatten mit ihren sentimentalen Naturschilderungen bei ihren zeitgenössischen Lesern Erfolg, bis Lessing in seinem „Laokoon" zwischen Malerei und Poesie eine scharfe Grenze zog. Im 15. Abschnitt bezeichnet Lessing knapp und klar den wesentlichen Unterschied für die Vorwürfe der Poesie und Malerei, indem er zeigt, „daß jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Theile sich nebeneinander im Raume entwickeln."

Die Belgier verfechten mit einem Aufwand künstlerischer Reife und warmer Empfindung ihre andere Anschauung, und es gelingt ihnen zum mindesten, daß auch die Gegner sich der Wirkung ihrer Lyrik nicht entziehen können. Gleich das erste Gedicht der von Otto Hauser herausgegebenen Sammlung, ein Sonett von Emil Verhaeren, zeigt recht deutlich, wie dieser belgische Bilddichter trotz Lessing das Nebeneinander zu dichterischem Ausdruck bringt:

Brotbacken.

Für Ostern gab es Brot zu backen für die Dirnen
Aus gelber voller Milch und Mehl wie Schnee so weiß.
Die nackten Arme standen spitz; von allen Stirnen,
Beim Kneten vorgebeugt, troff in den Trog der Schweiß.

Hände und Finger, ja die ganzen Körper dampften,
Die Mieder platzten fast, offen stand jeder Mund,
Wie wechselnd in den Teig die großen Fäuste stampften
Und ihn dann würkten, Laib für Laib, wie Brüste rund.

Das Backhaus rauchte schon in allen Bauernhöfen,
Da schoben sie das Brot in die geheizten Oefen,
Geschickt je zwei und zwei vom Ende eines Bretts.

Die Flammen schlugen jäh heraus, die lohend heißen,
Brandrothen Hunden gleich, die, rasend vom Gehetz,
Anspringen, ihnen die Gesichter zu zerreißen.

Mit Recht vergleicht Hauser die darstellerische Kraft dieses jungen Belgiers der leuchtenden, eindringlichen Technik in den Bildern eines Teniers. Es ist ein echt vlämisches Gemälde, aber doch nur ein Gemälde, kein Gedicht. Wenn das Sonett zum Vortrag gebracht werden sollte, man könnte wetten, daß am Schluß keine Hand einer noch so begeisterungsfähigen Zuhörerschaar sich rühren würde — nicht etwa aus Gleichgültigkeit oder Verständnißlosigkeit gegen das schöne Gedicht, sondern nur in der Erwartung, daß jetzt erst die eigentliche Darstellung beginnen müßte, die Handlung! Das Nebeneinander läßt man als Einleitung gelten, und dann frägt man: Was nun? Man ist auf das nacheinander sich Entwickelnde gespannt und wird enttäuscht und unbefriedigt die eben angeregte Phantasie zum Schweigen bringen. Es geht einem bei diesen Gedichtbildern wie bei den Zustandsdramen der naturalistischen Schule, auch hier bleibt das Publikum am Schluß der Vorstellung regelmäßig sitzen und hofft vergebens auf ein abgerundetes Ende. Ein Kunstwerk, das aufhört, aber nicht abschließt.

Die Gefühlslyrik Verhaeren's birgt aber auch Naturschilderungen von hoher Schönheit, wie die Stelle in dem Liederzyklus: „Helle Stunden":

Die Sterne leben, Stahl an Stahl,
Der Reif erglänzt wie blanker Stahl,
Unendlich schneit ein Gliverduft
Zerstäubter Erze durch die eisigklare Luft,
Von eines Kupfermondes blasser Runde,
Und alles funkelt — regungslos, erstarrt.

Ein unvergleichliches Winterbild, dessen plastische Wiedergabe auch Hauser's treffsichere Uebersetzungskunst zeigt.

Wir werden in dem Buch mit sechzehn nicht ganz gleichwerthigen Lyrikern des jungen Belgiens bekannt gemacht. Aus ihnen ragt neben dem gesunden, markigen Verhaeren der seinnervige, stillträumende Charles van Leberghe hervor, den Hauser schon in dieser Zeitschrift*) eingehend gewürdigt hat, und Mauriee Maeterlinck, der bedeutendste unter ihnen, wenn auch in seiner Lyrik einer der wunderlichsten Heiligen.

Hauser erklärt seine „Treibhauspflanzen" aus dem Umstande, daß der Dichter vermuthlich die merkwürdigen Verse im Krankenhause geschrieben habe; sie geben also die Stimmung eines von Aerzten und Wärtern gefangen gehaltenen, kranken Dichters wieder. Das hört sich beinahe wie eine Entschuldigung an. Etwas Krankhaftes liegt in diesen überzarten, bebenden Rhythmen, deren Grundton die Müdigkeit ist.

Unter müder Melancholie
Blankkrystallener Glocke ragen
Meine Schmerzen voller Entsagen
Auf in wachsende Lethargie.

Ein Ueberstürzen von Bildern, ein hastiges Durcheinander symbolischer Anspielungen machen seine Verse schwer verständlich und oft unentwirrbar. Man kann den Gedanken nicht los werden, daß der Dichter da mit seinem Publikum einen heimlichen Spott treibt.

Bildhäufung ist den Symbolisten allen eigen. Einer von den andern, Iwan Gilkin, erzählt in der ersten Strophe eines „Mondenschein" überschriebenen Gedichtes:

Der Mondenschein wird immer blasser.
Noch gleiten schimmernd seine Schwäne
In Nebel übers braune Wasser
Wie schneeigweiße Schifferkähne.

Die Schwäne des Mondenscheins? Aus dem Symbolistischen ins Verständliche übersetzt, sind das die auf dem Wasser blitzenden Lichter des Mondscheins, die Strahlen. Man soll sie sich als Schwäne denken. Gut! Aber noch nicht genug. Die zu Schwänen verbildlichten Lichtstrahlen sollen an unserm geistigen Auge nicht als eigentliche Schwäne, sondern als Schifferkähne vorübergleiten — Schifferkähne, die schneeigweiß sind wie Schwäne, und Schwäne, die wie Lichtstrahlen schimmern. Und dieses Bild verwandelt sich in der zweiten Strophe zu Opalen des Mondenscheins, in der dritten zu Wasserrosen, die wie Hostien erscheinen, und in der Schlußstrophe zu Kindern des Mondenscheins, die wie Geigensang sterben. Das kleine Gedicht enthält den Reichthum einer ganzen Bildergallerie. Mögen die einzelnen Vergleiche auch durchaus poetisch und nicht ohne sinnlichen Reiz sein, ihre Ueberfülle erzeugt eine gewisse Unruhe und wirkt auf verhärtete Gemüther, die sich von symbolistischen Stimmungen durchaus nicht rühren lassen wollen, allerdings komisch.

Das eine Beispiel soll nicht abschreckend wirken. In Hauser's Sammlung wird jeder, der nur überhaupt für Lyrik empfänglich ist, bei eingehender Lektüre reichlich belohnt werden. Dichtungen, wie die in freien Rhythmen geschriebene Ode „Der Wind" von Verhaeren, hold-naive Lieder wie „Die Gleichen", „Das goldene Boot", „Die Engel", „Erwachen!" von Leberghe sind es werth, in den Schatz poetischer Lieblinge, den jeder Kunstfreund zu sammeln pflegt, sorgsam aufgenommen zu werden.

Es ist schon gesagt worden, daß die Belgier den Stil ihrer Lyrik den englischen Präraffaeliten nachbildeten. Revolutionärer noch waren sie in der Form. Während sie manche ihrer Gedichte nach strengen Rhythmen und mit einer gewissen Zärtlichkeit für den Reimklang gestalteten, sprengten sie bei andern alle hergebrachten Regeln, an die sich die Dichter der französischen Sprache seit Jahrhunderten beinahe sklavisch gebunden hielten. Der Vers libre ist nach Hauser eine Erfindung des als Vorleser der Kaiserin Augusta bei uns bekannt gewordenen, jung und ruhmlos gestorbenen Dichters Jules Laforgue. Er hat diese Versform der „freien Rhythmen" wohl in Deutschland kennen

*) Die „Nation", Nr. 37 vom 14. Juni 1902, Seite 586—589.

gelernt. Eine Sehnsucht danach haben französische Dichter oft gehabt. Schrieb doch Montaigne schon im sechzehnten Jahrhundert in seinen „Essais“: „Ich gehöre nicht zu denen, die der Meinung sind, der gute Rhythmus mache ein gutes Gedicht. Man kann diesem hingehen lassen, daß eine kurze Silbe als eine lange gebraucht wird, darin besteht kein Zwang; wenn nur die Erfindung anspricht, wenn nur Geist und Absicht zur rechten Geltung kommen, werde ich stets sagen, da haben wir einen guten Dichter, aber schlechten Versmacher.“ Dennoch wollte gerade in Frankreich Jahrhunderte lang niemand ein schlechter Versmacher sein. An Molière rühmte man nicht zum wenigsten die sauberen Reime. Und als im neunzehnten Jahrhundert Musset die Kühnheit hatte, hier und da einen unakademischen Reim anzuwenden — beileibe keinen ungenauen oder gar falschen, sondern nur einen nicht ganz mit den harten Forderungen Boileau's übereinstimmenden, galt er schon als verwegener Bahnbrecher bei seinen Anhängern, als geschmackloser Effekthascher bei seinen Gegnern. Noch ein paar Jahrzehnte später wußte Baudelaire, der nach rhythmischer Freiheit rang, sich vor dem Zwange des Reims und Versmaßes nicht anders zu retten, als indem er zur Prosa griff und in seinen „Gedichten in Prosa“ die freie Redeform durch dichterischen Schwung der Poesie zu nähern suchte. Es ist also wirklich ein litterarisches Ereigniß, daß die Maeterlinck-Gruppe zum ersten Male den Franzosen Gedichte in freien Rhythmen zu bieten wagte. Ob diese ungebundene Versform sich für eine accentlose, an sich nicht silbenkräftige Sprache wie die französische eignet, läßt sich noch nicht übersehen. Im Deutschen liegt der Reiz der freien Rhythmen gerade in der Gewalt des Wortaccents, in der Straffheit der Wortgliederung, die jeder Silbe auch ohne rhythmische Hilfsmittel ihre feste Stelle im Verse anweist.

Nicht minder keck sprangen die jungen Belgier mit dem Reim um. Sie entfernten ihn nicht ganz, wie wir es in den freien Rhythmen gewöhnt sind, sie lassen nur hin und wieder reimlose Verse mit unterlaufen. Härter verfahren sie aber mit der Sprache Boileaus, indem sie gegen die Reimbildung selbst sich die grausamsten Verstöße erlauben und nicht nur unreine Reime, sondern auch Assonanzen gutheißen. Es zeugt von der liebevollen Hingebung Hauser's, daß er, der strenge Anhänger Platen's, auch hier den Spuren der von ihm übertragenen Dichter pflichteifrig nachgeht und jeden ungenauen Reim, jede Assonanz des Urtextes getreulich wiedergibt. In der Vorrede empfiehlt er sogar ihre Anwendung als eine Bereicherung des Reimschatzes. Die Assonanzen wählt er mit Sorgfalt so, daß sie wirklich wie die Halbreime des deutschen Volksliedes im Ohr eine Reimtäuschung erzeugen. In meiner „Verslehre“ (Reclam) habe ich selbst schon darauf hingewiesen, daß in unserer Sprache die Assonanz nur als reicher Halbreim angewendet werden sollte, worunter ich eine Klangverbindung verstehe, die außer der Gleichheit der Vokale auch noch die einiger Konsonanten aufweist. Freilich wird es auch hier sich fragen, ob diese Art zu reimen ein Gewinn für die französische Dichtkunst werden kann. Was in der einen Sprache lockend und wohllautend klingt, ist in der andern mitunter mißtönig aber doch reizlos. Der sogenannte reiche Reim, wie er bisher bei allen französischen Dichtern fast ein halbes Jahrtausend hindurch in Uebung war, wird bei uns garnicht als Reim anerkannt und gilt da, wo er sich wirklich einmal einschleicht, als häßliche Klangverbindung. Der ungenaue Reim ist im französischen Volksliede allerdings so eingebürgert, wie im deutschen, nur muß man bedenken, daß jenes ohne Einfluß auf die Kunstdichtung geblieben ist und als wenig beachtetes Aschenbrödel zu verkümmern droht, während unser deutsches Volkslied der Kunstlyrik zur Wiedergeburt verhalf und in den Liedern der klassischen Litteraturepoche selbst neu erstanden ist.

Sigmar Mehring.

Richard Strauß und seine zweite Oper.

Als Richard Strauß vor zehn Jahren sich anschickte, auch auf der Bühne einen Platz sich zu sichern, da kam er ernst und gedankenvoll des Weges geschritten, den der Meister von Bayreuth der deutschen Kunst vor kurzem gewiesen. Das Weih- und Opfergeschenk, das er darbrachte, ein großangelegtes, edles Musikdrama fand aber vor den Augen der Theatergewaltigen wenig Gnade und vor der Zeit, ehe seine Schickung sich erfüllen konnte, wurde „Guntram“ aus dem Bereich der lebendigen Kunst in den stillen Gewahrsam der Bibliotheken gewiesen.

Den jungen Künstler, der mit Liebe und Begeisterung an seinem ersten Bühnenwerk gearbeitet und ein Drama geschaffen hatte, das sich trotz seiner inneren Gebresten und äußeren Mängel als eines der gehaltvollsten und bedeutsamsten musikdramatischen Erzeugnisse aus jener Zeit auch heute noch bezeichnen läßt, traf die Gleichgültigkeit der Theaternacht schmerzlich und die Feindseligkeiten, denen sein Erstling zumal in seiner Vaterstadt München begegnete, ließen in seinem Herzen einen giftigen Stachel zurück. Aus so schmerzlichen Erinnerungen und bedenklichen Erfahrungen entwickelte sich in Strauß die Stimmung, der wir des Künstlers zweite Oper, die nun auch den Berlinern vorgeführte „Feuersnoth“ zu verdanken haben. Das ist nun freilich ein ander Ding als der weltunkundige „Guntram“. Nicht auf eine lange, ernste und hochgemuthe Darstellung menschlicher Schicksale ist es mehr abgesehen, sondern lediglich auf ein kurzes Scherz- und Schimpfspiel mit der billigen Würze kitzelnder Zweideutigkeiten. Das große, aber verhöhnte Streben nach der Tiefe hat Strauß hier um des glänzenden, sofort zu Tage tretenden Effektes willen preisgegeben, und der Beifall des Tages hat seine Berechnung als richtig erwiesen. Ob auch die Zeit dies bestätigen wird? Ob auch das künstlerische Gewissen das Unternehmen rechtfertigen kann?

„Feuersnoth“ ist ein Bexirstück. Schon mit dem Titel wird die Hörerschaft gefoppt. Dem gemeinen Wortverstande nach erwartet sie, eine Noth durch Feuers Uebermacht zu erleben, in Wirklichkeit aber beruht der Hauptwitz und die Hauptscene der ganzen Geschichte auf der Noth an Feuer, die über die gute Stadt München auf Zauberers Geheiß hereinbricht. Dieser völligen Verdunkelung ihres Horizontes aber sind die armen Münchner verfallen, weil ihres Bürgermeisters Töchterlein dem großen Zauberer Kunrad den weltbekannten Streich gespielt, den die Schwankdichter des Mittelalters dem berühmten Virgilius widerfahren ließen. Dieser Possen besteht darin, daß Diemut aus Rache für einen ihr wider Willen und vor allem Volke aufgebrannten Kuß den brünstigen Freier verlockt, vermittelst des Förderkorbes zu ihrem Kämmerlein zu gelangen, ihn aber wider Erwarten darin zwischen Himmel und Erde baumeln läßt und dem Spott der herbeigerufenen Nachbarschaft aussetzt. Solche Unthat braucht sich ein wahrer Zauberer nicht gefallen zu lassen, Kunrad, der Magier von Wolzogen's Gnaden weiß sich nachträglich wenigstens zu rächen. Er beschließt:

Eisig umfang Euch ewige Nacht,
Weil Ihr der Minne Macht verlacht,

und er verkündet den ängstlich bebenden Spießbürgern:

All Wärme quillt vom Weibe,
All Licht von Liebe stammt —
Aus heiß-jungfräulichem Leibe
Einzig das Feuer Euch neu erflammt.

Und nun geht's los! Die Alten wie die Jungen, die Männer und die Weiber, ja selbst die hohe Obrigkeit und der leibliche Vater bestürmen mit Bitten und Zurufen die züchtige Jungfrau, das benaußte Opfer zu bringen und durch ihre Hingabe der Stadt wieder zum Licht zu verhelfen.

Demut ist nicht unerbittlich. Sie zieht den gewaltthätigen Freier in ihre Kammer und in einem großen tonmolerischen Orchesterzwischenspiel erlebt nun der Hörer die Liebesfeier der beiden bis zu dem Moment, wo nach des Zauberers Verheißung Lichter und Feuer wie auf einen Schlag wieder aufflammen.

Es ist schwer, sich über diese „Handlung" geziemend auszusprechen. Die einen erblicken darin eine rühmenswerthe, kühne Verwegenheit, andere beklagen es, die Bühne, darauf wir Mozart's, Beethoven's, Wagner's große und reine Kunst erleben dürfen, durch solche Priapea entweiht zu sehen. Sehr viele schweigen sich über Stoffwahl und Fabel der neuen Oper vorsichtig aus, theils weil sie in dem Wahne leben, das fragwürdige Gesetz des „l'art pour l'art" nicht verletzen zu dürfen, zum Theil auch, weil sie fürchten, in den Ruf der sittlichen Gesinnung zu kommen. Diese Furcht kann mich nicht kümmern, und ich bekenne frei, daß es mir widerlich ist, das Mysterium der Liebesvereinigung als Gassenulk behandelt zu sehen. Zu einem kräftigern Entrüstungsspruch vermag mich Wolzogen der Ueberbrettler nicht zu reizen, wohl aber muß ich dem Bedauern Ausdruck geben, daß ein Künstler, der bislang den höchsten und edelsten Aufgaben zugewandt schien, sich zu einer solchen „Herrenabendergötzung" herablassen konnte. Ich habe so lange und oft in der vordersten Reihe derer gestanden, die Richard Strauß freie Bahn zu schoffen sich mühten, daß ich mich heute gezwungen fühle, dem äußern Erfolg zum Trotz mit meinem abfälligen Urtheil nicht hinterm Berg zu halten.

Es ist behauptet worden, die Lebensfülle und die künstlerische Bedeutung der Straußischen Musik hebe alle Mängel und Gebrechen dieses bedenklichen Librettos auf. Ich habe solche Wirkung davon nicht verspürt und finde vielmehr, daß die Verfehlungen des Textdichters auch auf den Komponisten nicht ohne Einfluß geblieben sind. Noch nie ist mir die Musik Richard Straußens als so äußerlich erschienen, als wie in der „Feuersnoth", und gerade diejenigen Scenen, welche des innerlichst vertieften musikalischen Ausdruckes bedurft hätten, gleißen in bloß rhetorischer Schönheit. Eine gewaltige, mit unerbittlicher Folgerichtigkeit von Grad zu Grad sich steigernde Leidenschaft der Tonsprache vermöchte wohl den Hörer über die Fährlichkeiten der Situation hinwegzuheben und könnte ihm das letzte erotische Wagniß als innerlich nothwendiges, befreiendes Ereigniß erscheinen lassen, aber gerade in diesem Hauptstück hat der Librettist nicht für die erforderliche, begründende psychologische Entwicklung gesorgt und dem Musiker überdem durch Einschiebung einer verzögernden Episode die Möglichkeit benommen, den Schaden gut zu machen. Diese Episode, eine zornentflammte Strafpredigt Kunrad's an die Münchener, weil sie vor Jahren seinen Meister, den Zauberer Reichart, d. h. Richard Wagner durch ihre Niedertracht vertrieben und gegen alle hohe und freie Kunst sich spießbürgerlich abwehrend verhalten, sollte wohl dem Singgedicht seine höhere Bedeutung verleihen, in der Art aber und an der Stelle, wo sie eingefügt ist, stört sie aufs empfindlichste den Verlauf der Liebesscene und läßt des Helden Handlungsweise noch bedenklicher erscheinen. Ein Liebhaber, der im tollsten Liebesfieber noch Zeit und Ruhe zu einer langen ästhetischen Standrede findet, geht des Vorrechtes der Leidenschaft verlustig, das allein die letzte Scene, die Ertrotzung des Liebesgenusses, erträglich macht.

Mußte darnach Strauß an einem Hauptpunkte seiner Aufgabe scheitern, so zeigt dafür die Darstellung des Dunstkreises, in dem die Handlung sich abspielt, und die Ausführung mannigfacher Episoden eine sichere Meisterschaft, wie sie heute wohl kaum einem zweiten Tondichter zu eigen ist. Die köstliche musikalische Zeichnung verschiedener Philistertypen zeigt, was uns der große Charakteristiker des „Till Eulenspiegel" und „Don Quijote" auf der Bühne zu bieten vermag. Strauß kann, wenn das Finderglück ihm wohl will, den Deutschen eine Groteske Musikkomödie schaffen, wie sie noch nie erlebt wurde, denn in allen Künsten des Witzes und im Spiele des Geistes hat er nicht seinesgleichen. Was an feinen Anspielungen, boshaften Scherzen und geistreichen Gegenüberstellungen in der Partitur der „Feuersnoth" steckt, das ist nicht aufzuzählen. Und ebenso erstaunlich ist die Fülle neuer Mittel und Mittelchen, die dazu dienen, die lustigen und seltsamen Einfölle des Komponisten in die rechte Beleuchtung zu rücken, ihnen die charakteristisch schillernde Färbung zu geben. Ein Stück von so wunderlicher Schauerlichkeit wie die Volksscene unmittelbar nach Verhängung der Feuersnoth ist bislang noch von Keinem auf der Operndühne gewagt worden. Daß Strauß in der Behandlung des Charakters und im Aufbau vielstimmiger, lebendig gegliederter Gesammtscenen als ein Meister ersten Ranges sich erweist, ist beinahe schon ein Gemeinplatz der Kritiken geworden. Nach dieser Seite ist eine Steigerung seiner Kompositionsvirtuosität kaum mehr möglich und für ein Bühnenwerk auch sicherlich nicht zu wünschen, denn schon in diesem „Singgedicht" leiden das Drama und seine Darsteller allzu oft unter der überwuchernden Kraft des Musikgetriebes. Jene Leichtigkeit und Heiterkeit, die Straußens Leibphilosoph Nietzsche der Oper der Zukunft so sehnlich anwünscht, müssen wir auch an diesem zweiten Bühnenwerk noch meist vermissen, aber einige Stücke wie die anmuthigen, schalkhaften Mädelnterzetten und der frische Zug der Tanzscene lassen hoffen, daß der Künstler einmal auch auf der Bühne jene Ueberlegenheit der vollen Kraft erlangen werde, die sich bescheiden und beschränken kann, weil sie auch im Aphorismus der Wirkung sicher ist.

Zum Schluß noch eine Anmerkung persönlicher, aber doch künstlerischer Art. Strauß ist der Anmaßung geziehen und gröblich befeindet worden, weil er sich durch seinen Textdichter als der nächste Erbe und künstlerische Nachfolger Richard Wagner's bezeichnen ließ und diese Ehrung selbst in Musik gesetzt hat. Nun ist dies gewiß nicht vornehm und geschmackvoll, die Entscheidung darüber, ob es richtig ist, sollte man aber lieber der Zukunft überlassen. Des großen Abstandes und Unterschiedes, der seine feingeistige Bildnervirtuosität von der Urschöpferkraft Richard Wagner's trennt, ist Strauß, so viel ich weiß, immer bewußt geblieben und das thörichte Unterfangen eines grasgrünen Schreiberleins, „Strauß contra Wagner" auszuspielen, hat niemand entschiedener mißbilligt als der Komponist der „Feuersnoth". Ein neulich an Gerichtsstelle verlesener Brief des Künstlers an Carl Krebs ist geradezu vernichtend für den spektakelnden Königmacher und straft die auswärts aufgetauchten böswilligen Verdächtigungen gründlichst Lügen. Das festzustellen, gebietet die Gerechtigkeit.

H. Welti.

Die letzten Jugendfreunde.

Drei Männer, nicht mehr jung und noch nicht alt, saßen in fröhlichster Laune um einen Tisch, der mit gediegenem Tafelgeräth geschmackvoll gedeckt war. Die Mahlzeit ging zu Ende, man begann zu rauchen, und vertiefte sich mit einer wahren Andacht in die Erdbeerbowle, die in einem mächtigen Behälter aus geschliffenem Kristall alles übrige Glas- und Silberzeug des Tisches überragte. Und als die Abendsonne durch die offene Balkonthür hell und scharf just auf die Bowle schien, da leuchteten und blitzten ihre gläsernen Kanten, Säulchen und Zierrathen in allen Farben des Regenbogens, und der goldfarbene Rheinwein, in dem die Perlen des ihm zugesellten Champagners zwischen den dunkelrothen Erdbeeren unablässig emporschossen, — strahlte in märchenhaftem Glanze. — Der Hausherr, eine hohe prächtige Gestalt, dessen Aeußeres schon unverkennbar den Künstler verrieth, hatte seine ganz besondere Freude an edel und fein zusammengestimmter Farben-

Digitized by Google

pracht wie an einem guten Tropfen, so daß er selber kaum wußte, was er an der selbst gebrannten Bowle mehr liebte, ihren fröhlichen Anblick oder ihr zartes Aroma. — Nun lockte ihn die Abendsonne vom Glase weg, ins Freie, und er trat auf den Balkon hinaus, dessen Rampe von duftender Rebe und blühender Clematis umsponnen war, zu dem die Baumwipfel des Gartens emporragten, über die hinweg man ins weite Land hinaussah, wo in der Ferne der Lauf eines Flusses silbern blinkte und blaue Berge den Horizont abschlossen. Einer der Freunde folgte ihm. Er war kaum kleiner als der Hausherr, aber viel engbrüstiger und hatte eine gebeugte Haltung, die wohl durch das viele Neigen und sich Bücken kam, das ihm zur zweiten Natur geworden. Zu beiden Seiten seines bartlosen, rothen Gesichtes hingen lange Haarsträhnen herab, die er von Zeit zu Zeit mit seinen derbknochigen Fingern hinter die Ohren strich. Als er auf den Balkon schritt, blieb er unter der offenen Thür einen Augenblick stehen, faltete die Hände und rief mit feuchtem Glanz in den weinseligen Augen: „Ach, welche Herrlichkeit hat Gott vor uns aufgebaut, — hier muß man ja ein guter, edler, gottesfürchtiger Mensch werden, denn wer so viel Schönheit stets um sich sieht, wer könnte da ein häßliches Fleckchen in seinem Herzen noch dulden?“ — Da trat der Dritte rasch und stramm zu den Freunden; er war klein und gedrungen von Gestalt, hatte einen schönen ausdrucksvollen Kopf mit noch kaum angegrautem Barte, dunkle Augen, die von Lebenslust sprühten, und nun lustiger denn je, im weingerötheten Antlitz leuchteten: „Ja wohl!“ rief er mit dröhnendem Lachen, „der Mensch ist von Natur aus eine Bestie, und wird durch Bildung zur Kanaille!“ „Max“, — jammerte der gottesfürchtige Freund, Josef genannt, „Du störst mit Deinen gottlosen Reden ja den tiefen, seligen Frieden meines Innern, in solch schöner Stunde!“ — Max reichte dem Gekränkten einen frischen Trunk Bowle, mit den Worten: „Trink aus, altes Haus! Dann kommt der selige Friede von selber!“ Und Ludwig der Hausherr, der in die Landschaft hinausgeblickt, vergangener Tage gedenkend, trat hinzu und sprach: „Dies Glas sei der Erinnerung an unsre Jugendzeit geweiht, — unsrer schönen, reichen, frohen, dummen Jugend!“ — „Prost Bruder!“ stimmten beide ein und tranken aus. — Max, der Fidele, fragte, sein Glas wieder ordentlich füllend: „Sag' mal, Lute, was meintest Du, als Du unsere Jugend ‚dumm‘ nanntest? Sind wir nicht lauter Staatskerle gewesen, und ist nicht aus jedem von uns was Rechtes geworden?“ — „Die Dummheit, die ich meine“, antwortete Ludwig lächelnd, „war unsere glücklichste Eigenschaft, denn ihr verdankten wir unseren Glauben an das Leben, an die Menschen, an die Freundschaft . . . .“ — „Ach, Lute, Du glaubst nicht einmal mehr an die Freundschaft“, klagte Josef, wieder einmal gekränkt: „hast Du denn nicht den schönen Pokal, den wir alle Dir vor 25 Jahren geschenkt haben, zum Dank für die fröhlichen Feste, die Du uns in Deinem kleinen Atelier gegeben?“ — „Na, und ob ich das Ding noch habe“, rief Meister Ludwig laut und freudig, und holte aus dem Zimmer, von einem schön geschnitzten Postament, einen Riesenrömer herab, auf dessen dunkelgrünem Glas helles Eichenlaub, von einem Band durchschlungen, gemalt war, mit der Inschrift: „Die Freude wohnt an allen Orten, wenn man sie nur zu finden weiß“, und jedes Blatt trug den Namen eines Kameraden. Wehmüthig ruhte Meister Ludwigs Blick darauf, da er mit weicher Stimme sprach: „Was waren das doch für schöne Zeiten, als wir zusammen arbeiteten, einander fördernd und anregend, beim Trinken disputirten, jubelten und sangen, daß unsere alte Bude in allen Fugen krachte. Wir standen damals unter Scheffel's durstigem Stern und schwärmten unendlich für ‚Gaudeamus‘ . . . .“ „Freilich, Rumdiridi, Freijagd! Heidirido, Freinacht!“ brummte Max in seliger Erinnerung und im rauhesten Bierbaß —: „Aber sag' mal, Lute“, fuhr er fort, warum hast Du zu unserer heutigen Kneiperei, die wir nach 25 Jahren zum ersten Male wieder in der Heimath und an Deinem Tische abhalten, nicht mehrere von den Unseren geladen? Die meisten leben ja noch frisch und gesund, und nicht einmal so weit von hier!“ — „Ja, weißt Du, lieber Alter“, erwiderte Ludwig zögernd, „man verliert lange nicht so viele Freunde durch den Tod, als durch das Leben; so mancher, der gestorben, ist mir nun für immer treu geblieben, begleitet mich bei meinem Thun und Denken, — aber die Lebenden, — die gehen oft so ganz andere Wege, als man selber geht! — „Nun ja“, war die Antwort „ich weiß wohl, auf wen das abzielt, Du warst mit Freund Ottos rothem Sozialismus nie ganz einverstanden, fandest stets die Form seines Kampfes gegen Pfaffen und Byzantinerthum viel zu roh und übertrieben — Ihr habt oft halbe Nächte lang gestritten — und habt Euch endlich wohl ganz und gar zerstritten!“ — „Du irrst“, sagte Ludwig sehr gelassen, „ich habe überhaupt nicht mehr mit ihm gestritten, sondern ihm einfach den Rücken gekehrt. Denn sehr bald gab er sein überlautes Freiheitsgeschrei auf, als er merkte, daß es ihm weder zur gewünschten Machtstellung, noch weniger zu glänzenden Geldmitteln verhalf, — und er erstreberte auf andere Weise einen gut dotirten Posten, verrieth und verkaufte für sein Avancement, für ein huldvolles Wort seines Vorgesetzten, für einen Orden, — Ueberzeugung, Arbeit und Genossen seiner Jugendtage. — Ich denke, er hätte heute nicht zu unserer Bowle gepaßt!“ — „Ja, so gehts“, hob Josef wieder in klagendem Tone an, „wo kein Glaube ist, ist auch kein Halt; Otto war immer schon ein ganz gottloses Subjekt.“ — „Noch ein Irrthum“, sagte Ludwig lachend: „Otto ist für seine Karrière nicht nur fromm, sondern sogar äußerst klerikal geworden!“ — „Nicht möglich“, meinte Max „aber schließlich, hat er doch ordentlich was erreicht, wie — das ist seine Sache! — — — Aber erzähl mir Lute, was ist aus Deinem Kollegen Fritz geworden, Ihr wart ja ein Herz und eine Seele?“ — „Ich hab' ihn auch noch sehr gern“, versicherte Ludwig. „Wirklich? — Feindschaften hast Du Dir genug auf den Hals geladen, durch Deine Freundschaft für ihn, als er damals Vorstand in Eurem Museum wurde.“ — „Das geb ich zu“, war Ludwigs Antwort, „aber schließlich doch nur von einer Menschengruppe, die niedrig und feige genug war, ein selbstloses, freimüthiges Vorgehen überhaupt gar nicht begreifen zu können. Es ist die alte, neidische Kunstmeute gewesen, die natürlich den Neuerer nicht mochte und hinter ihm herkläffte; — das ist ein ganz alltäglicher Vorfall gewesen.“ — Damit brach er ab und blies die Rauchwölkchen seiner Cigarre in die klare Abendluft. „Na, und weiter“, drängte Max, „sei nicht so wortkarg, wie war's später?“ — „Später ging alles ebenfalls ganz alltäglich seinen Weg, der gute Fritz, dem das Gekläff nicht eben lieblich klang, wurde endlich mürbe und ergriff die erste beste Gelegenheit mit der alten Kunstmeute Freundschaft zu schließen!“ — „So, und Du? — schlossest Du auch endlich Freundschaft mit ihnen?“ — Ludwig lachte etwas bitter auf: „Man sieht, Du warst lange fort und kennst mich nicht mehr! — mir war es ein ganz besonderes Vergnügen, die Feindschaften jener sauberen Gesellen mir zur Erinnerung zu bewahren!“ — „Ein sehr lieber, netter Mensch, war immer der Fritz“ — sagte Max. „Das ist er auch noch!“ — meinte Ludwig. Nach einer Weile hob der andere wieder an: „Aber weißt Du, unser schöner, genialer Hans, der hätte heute nicht fehlen dürfen.“ — „Ach Gott!“ — rief Ludwig schmerzlich aus, „sprich mir nicht von Hans, seinen Verlust hab ich am schwersten verwunden von allen; mit ihm bin ich auf die Berge gestiegen, tausend tolle Streiche machten wir zusammen, voll Uebermuth liefen wir übers Eis, schwammen im kalten Bergwasser um die Wette, saßen auf der Alm am offenen Herdfeuer, durchjubelten so manche Nacht zusammen, und allzeit war er ein treuer, ehrlicher, lieber Kamerad. Bis er endlich — schwach wie er war — jenes miserable Frauenzimmer heirathete, das schon, als sie noch seine Geliebte war, seine Freunde von ihm fernhalten wollte, — — dann war er ganz und gar in ihrer Gewalt, und aus war's mit der alten Kameradschaft! — Früher sah ich ihn noch manchmal auf der Straße — aber jetzt ist auch das vorbei, denn er ist krank,

Digitized by Google

sterbenskrank — es wird nicht mehr lange mit ihm dauern!" — — — — „Wie traurig!" murmelte Max und starrte einen Augenblick trübselig vor sich hin, dann faßte er sich rasch und that die kurze Erschütterung mit den Worten ab: „Er war eben immer ein dummer Kerl, so was wäre mir nie passirt!" — — — — Unterdessen hatte er langsam aber unaufhaltsam die ganze Bowle ausgetrunken und wurde immer noch lauter und lustiger, während Josef vom Trinken nichts mehr wissen wollte und in einem bequemen Strandsessel sanft eingeschlafen lag. Ludwig betrachtete ihn lächelnd, doch Max bemerkte äußerst verächtlich: „Der Schwächling verträgt noch immer nichts!" — — — „Sag mal, wieso ist Josef vor ein paar Jahren plötzlich so reich geworden, weißt Du davon?" fragte Ludwig Freund Max leise, und näher an ihn heranrückend: „Ob ich's weiß!" war die Antwort, „aber das ist so'ne ganze Geschichte und Josef spricht nicht gerne davon!" — „Oho", warf Ludwig ein. „Na, na entrüste Dich nicht gleich," spottete Max: „er hat sich lange genug mit 'nem wahren Bettelgehalt durchgeschlagen. Vor ungefähr zehn Jahren war er Verwalter auf einem Gute in irgend einer wilden Gegend, da unten an der Donau; eines Tages entdeckte der Glückspilz mitten in der netten Wildniß eine heilkräftige Quelle. Er behielt das Geheimniß vorerst für sich und erzählte, nach reiflicher Ueberlegung, auch späterhin nichts davon seinem Baron, bei dem er angestellt war, und der ihn niederträchtig behandelte — sondern dem Gutsnachbar; — das war doch schlau, nicht wahr! . . . Nachdem sich also Josef seinen Antheil an der Verwerthung der Quelle ordentlich gesichert hatte — kaufte der Gutsnachbar dem Baron, der immer in Geldverlegenheit war, das nette Stück Wildniß, in dem die Quelle muerkannt murmelte — ab; — — na, und Josef war ein gemachter Mann! — Natürlich hat er seinen Abschied als Verwalter genommen, und als der Baron später daraus kam, was er eigentlich so billig verkauft hatte — gab's noch einen Prozeß, mit dem er aber natürlich nicht viel ausrichten konnte!" Und Max lachte unbändig zu diesem Spaß, während Ludwig erst sprachlos vor Entrüstung war und dann wüthend losbrach: „das ist doch eine unerhörte Gaun . . . . ." —: „Bitte" — unterbrach ihn sein Gast, plötzlich übellaunig werdend: „schrei nicht so und sag's niemandem, daß ich Dir die Geschichte überhaupt erzählt habe; ist auch nur die verdammt starke Bowle dran schuld!" — „Woher weißt Du denn den ganzen Sachverhalt so genau?" — „Woher ich's weiß? — das ist wirklich zum Lachen! — ich bin bei dem Prozeß doch Josef's Rechtsanwalt gewesen und hab' ihn vertheidigt; — ausgezeichnet, brillant vertheidigt!" — —: „Was!" schrie Ludwig nun ganz außer sich: „Für eine so nichtswürdige Gemeinheit hast Du Dich eingesetzt? Du bist ja ein . . . ." —: „Schafskopf Du!" brüllte Max nun seinerseits, „Geschäft ist Geschäft, und wo mein Erfolg ist, da ist auch mein Recht, — das ist 'ne alte Geschichte; Du könntest Dir das ebenfalls merken, denn mit Deiner Tugend bist Du erstaunlich wenig weit gekommen!" — — —

Meister Ludwig war einen Schritt zurückgetreten und schlug mit seiner starken Faust so wuchtig auf den Tisch, auf dem der Römer der Jugendfreunde stand, daß das Glas auf den Steinboden fiel und zerschellte. Josef fuhr aus süßem Schlummer erschrocken in die Höhe und sah zu seinem Staunen den Hausherrn mit Riesenschritten aus dem Zimmer stürmen, hörte die Thüre so heftig ins Schloß werfen, daß das ganze Haus erbebte. — Auf der Treppe rief Meister Ludwig seinen Jagdhund, der mit Freudengeheul an ihm emporsprang, und mit dem er ins Freie eilte, als wäre er auf der Flucht. Denn er sah draußen nichts von all der sternenfunkelnden Pracht der warmen Sommernacht, er fühlte nicht die Wohlgerüche, die dem frischgemähten Heu, dem Jasmin, den Rosen und dem Tannicht entströmten; — er kam sich vor, als wäre er ganz und gar in Häßlichkeit und Niedrigkeit versunken, er glaubte, der Ekel vor der menschlichen Gemeinheit müsse ihn ersticken. — Sein Hund, stets sein Liebling, versuchte es, umsonst eine Liebkosung von ihm zu erringen. Er schritt immer weiter und kannte kaum die wohlvertrauten Pfade. — Da stand er plötzlich am Ufer des Flusses, auf dessen leichtgekräuselten Wellen der Mondschein zauberisch schön in unabsehbaren, glänzenden, zitternden, zerfließenden Lichtern spielte — die nur an der einen Stelle dem Dunkel wichen, wo der leichtgeschwungene Steg seinen schwarzen Schatten über das Wasser warf. Nacht und Mondlicht ließen alles übergroß und geisterhaft fremd erscheinen. Bei diesem Anblick, der ihn, trotz seiner schmerzlichen Erregung fesselte — dämmerte plötzlich aus fernen, fernen Tagen eine Erinnerung in ihm auf: — Er war ein Kind, zum ersten Mal in einem Theater — und sah — — eine unheimliche und doch rührende Gestalt, die mit dem Todesstoß in der Brust, von einer Brücke gleich dieser, in den glitzernden Fluß abstürzte, und klagend noch die Worte rief: „Kinderjahre! Kinderjahre! folgt der Unschuld Leichenbahre!" — — Er hatte damals den Sinn nicht verstanden, aber das eisige Grauen, das er empfunden, hatte sich ihm tief ins Herz gelegt, und heute, nach mehr als einem Menschenalter, ist das Bild wieder in ihm lebendig geworden, und heute verstand er auch die Worte, und — — mußte lächeln! — — —

Also er allein von all seinen Kameraden war ein Kind geblieben? — An ihn allein ist Janga der Versucher, nicht herangekommen, oder er allein hat ihn von sich gewiesen? — Er allein wollte seinen Kinderglauben an das Gute und Rechte sich erhalten, und noch dazu von den andern respektirt wissen? — Er allein wollte auch an die andern glauben, die das ja nicht im mindesten von ihm verlangten! — Was können die Jugendfreunde dafür, daß er ein schlechter Menschenkenner war, daß er sie für etwas anderes gehalten, als sie in Wirklichkeit gewesen? — Sein war die Schuld, und nun heißt es, sich damit abfinden, ohne Bitterkeit und ohne Haß — denn zum Schluß findet doch jeder so viel Harmonie in der Welt, als er selber hineinlegt! — — „Die Freude lachnt an allen Orten, wenn man sie nur zu finden weiß" — — es war ihm, als trüge der Nachtwind, der durch die Baumkronen fuhr, ihm die Worte aus den Trümmern des Pokales wieder zu — doch er glaubte nicht mehr der verwegenen Zuversicht des alten Lieblingsspruches, denn die Freude findet sich schwerer mit den Jahren — aber der Frieden dafür leichter. — — — Es kam Ruhe in sein Gemüth, und ohne Groll gedachte er der Jugendfreunde, die er nun bis auf den letzten verloren hatte — und die trotzdem unauflöslich zu ihm gehörten — denn, so sagte er zu sich selber — sie haben dereinst an meines Lebens besten Stunden mitgebaut — und grüß' ich meine Jugend, so grüße ich auch sie!

Helene Bettelheim-Gabillon.

Schloß Hadrowan.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 7. Berlin, den 15. November 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * * *.

Alte oder neue Handelsverträge. Von Theodor Barth.

Das Recht am eigenen Bilde. Von A. Nöldeke (Hamburg).

Parlamentsbriefe IV. Von Proteus.

Die Aller-Seelen-Wahlen. Von Ludw. M. Hartmann (Wien).

Die Jugendkorrespondenz Taine's. Von Ola Hansson (München).

Königl. Schauspielhaus: „König Laurin". Von Ernst Heilborn.

Die neue Antigone. Von Otto Hausse (Wien.)

Bücherbesprechung:

Hans Hoffmann: „Harzwanderungen". Bespr. von A. S. (Danzig).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Immer leidenschaftlicher werden die Debatten über den Zolltarif und die damit zusammenhängenden Erörterungen über die Geschäftsordnung des Reichstages und immer planloser werden die Diskussionen der Presse, soweit sie den Standpunkt der Majoritätsparteien vertritt.

Majoritätsparteien? Wofür ist eigentlich eine Majorität vorhanden? Bei hellem Lichte besehen nur dafür, daß irgend etwas geschehen soll zu Gunsten der Agrarier, und daß irgend etwas anderes geschehen soll, was die Opposition ohnmächtig macht, den Kampf gegen die Agrarier wirkungsvoll fortzusetzen. Wie das eine und wie das andere beschaffen sein soll, darüber gehen jedoch die Ansichten erheblich auseinander. Um den Reichstag beschlußfähig zu machen, verlangt das Centrum Diäten, während sich die konservativen Kreuzzeitungsleute mit äußerstem Nachdruck gegen die Gewährung von Diäten erklären. Die Majorität schlägt eine Aenderung der Geschäftsordnung vor, und im Augenblick, da der formulirte Antrag vorliegt, läßt diese selbe Majorität durch ihre Presse erklären, daß der Antrag, wie er ist, einerseits ein bedenkliches und keineswegs ein wirksames Instrument für die Mehrheit sein werde. Die Blätter der Majorität klagen die Minorität der Obstruktion an, und sie müssen zugeben, daß die eigenen Parteigenossen in erheblicher Anzahl den Sitzungen fernbleiben und so zur Beschlußunfähigkeit des Reichtages beitragen. Sie erheben daher auch gegen jene säumigen Parteigenossen Klage; sie klagen überdies die Regierung an, daß diese nicht irgend etwas thue, damit irgend etwas erreicht werde; und sie bleiben auch dafür die Antwort schuldig, auf welche Weise die Regierung einzugreifen verpflichtet wäre.

Und weswegen führt diese Majorität diesen blindleidenschaftlichen Kampf nach allen Richtungen? Damit Kommissionsbeschlüsse durch das Parlament zur Verabschiedung gelangen, die die Regierung für unannehmbar erklärt hat; damit also das von der Majorität gezimmerte Boot alsdann an dem Regierungsfelsen statt an dem Felsen der Opposition scheitere.

Aber nehmen wir selbst einmal an, daß Regierung und Majorität sich schließlich doch noch vereinigten durch tiefe Demüthigung des einen von beiden Theilen, eine Demüthigung, die politisch theuer bezahlt werden muß; was dann? Ist alsdann ein unmittelbarer, politisch greifbarer Erfolg für den Sieger erzielt? Keineswegs. Dann haben Regierung und Majorität sich nichts gegeben als ein Versprechen dahingehend, die Handelsverträge nur unter bestimmten Voraussetzungen abzuschließen; aber ob dieses Versprechen sich den fremden Regierungen gegenüber einlösen läßt, ist eine andere Frage, und welche Stellung jener Reichstag, der über etwa vorgelegte Handelsverträge abstimmt, schließlich einnehmen wird, ist ebenfalls unberechenbar. Also ein erbitterter Kampf um den Schatten eines Schattens vom Schatten für die Majorität. Gegenüber dieser Majorität ist Don Quichote fast ein Realpolitiker.

Und dieser Ziellosigkeit des Vorgehens einer Majorität, die durch ihren agrarischen Heißhunger blind gemacht ist für die Unterscheidung zwischen politischer Phantastik und politischer Wirklichkeit, entspricht die Planlosigkeit im parlamentarischen Einzelkampf. Das Centrum ist in seiner Wuth bereit, die Geschäftsordnung so umzugestalten, daß sie der Minorität einen ausreichenden Schutz nicht gewährt, und das Centrum kann doch sehr schnell wieder in der Lage sein, den Schutz der Geschäftsordnung für sich als Minoritätspartei in Anspruch zu nehmen. Es ist eine eigenartige politische Weisheit für einen Augenblickserfolg, dessen größerer Nutzen sehr zweifelhaft bleibt, bereit zu

sein, sich über den Kopf eine Schlinge werfen zu lassen, die einmal sehr unbequem werden kann.

Die Majorität reibt ihre Kräfte beständig in wüthenden Vorpostengefechten auf, die unter keinen Umständen die letzte Entscheidung bringen; die Minorität ist in der glücklichen Lage, selbst in diesen Vorpostengefechten bisher gut zu bestehen, die Gegner zu ermüden, zu schwächen und politisch zu diskreditiren, ohne für die weiteren Entscheidungen auch nur irgend eine erhebliche Chance aus der Hand zu geben.

Eins zeigt diese Entwicklung unter allen Umständen. Die Majorität verfügt nicht über einen einzigen politischen Feldherrn, der im Stande wäre, die Situation zu erfassen und statt im Kleinkrieg die Kräfte aufzureiben und die Zeit zu vergeuden, was unter allen Umständen ein Gewinn für die Minorität ist, den Stoß dahin zu führen, wo ein Sieg mit realen Folgen sich überhaupt erringen läßt.

Welch ein Schicksal würde solch eine Majorität im Wahlkampf erleiden, wenn sie nicht zwiefach gegen Angriffe gewappnet wäre: durch die Wahlkreiseintheilung und durch die Beihilfe des Regierungsapparates!

In der vergangenen Woche berichteten wir von den Schicksalen des Redakteurs Hoffmann, der wegen Preßvergehens verurtheilt, sich die gleiche Behandlung wie ein Zuchthäusler gefallen lassen mußte. Seit acht Tagen haben sich zwei neue Fälle von verwandter Art ereignet, deren einer besonders empörend ist; man hat eine anständige Frau zu Unrecht nicht nur festgenommen, sondern sie auch einer entwürdigenden medizinischen Untersuchung und Beobachtung Tage lang in einem Krankenhaus unterzogen, und sie mit Dirnen denselben Raum theilen lassen. Selbst die „Kreuzzeitung" findet, daß bei aller Werthschätzung der Polizei und ihrer Maßregeln gegen solche Bethätigung doch Vorbehalte gemacht werden müßten.

Die hessischen Landtagswahlen haben bekanntlich ein sehr übles Ergebniß für die Nationalliberalen gehabt: sie verloren fünf Mandate, nämlich drei an die Freisinnigen und je eins an die Antisemiten und den Bund der Landwirthe. Das Centrum und die Sozialdemokraten kehren in alter Stärke zurück.

Zu diesem Ergebniß macht die „Nationalzeitung" folgende beachtenswerthe Bemerkung:

„In Hessen herrschte bisher diejenige Richtung des Nationalliberalismus, welche seit länger als einem Jahrzehnt das Heil dieser Partei in der Nachgiebigkeit gegen die agrarische Agitation und gegen andere, den Liberalismus untergrabende Bestrebungen erblickte. Jetzt zeigt sich gerade dort, wie wohlbegründet die Vorhersagung war, daß man durch eine solche Politik die Freunde verliert, ohne die Gegner zu entwaffnen. Es bleibt abzuwarten, ob der Eisenacher Delegiertentag insonderheit in Hessen eine Einkehr und Umkehr bewirkt, nachdem die dortigen Landtagswahlen eine so eindringliche Mahnung ertheilt haben."

In Anhalt-Dessau hat sich bei den Landtagswahlen gleichfalls ein günstiges Ergebniß durch Zusammenwirken der Freisinnigen und Sozialdemokraten ergeben. In trefflichen Ausführungen hatte der Abgeordnete Rösicke die Grenzlinie gezogen, die solch ein gemeinsames politisches Vorgehen umschließen müsse. Daß ein reaktionäres Wahlsystem, wie es in Dessau herrscht, beseitigt wird, dazu müssen auch die Freisinnigen helfen; daß sozialpolitisch den minder Bemittelten zu Hilfe gekommen wird, das müssen sich auch die Freisinnigen angelegen sein lassen. Das sind Aufgaben der Gegenwart, die ein vereintes Handeln ermöglichen; darüber hinaus aber liegen erst die fernen utopischen Ziele der Sozialdemokratie, die die Freisinnigen mit aller Schärfe bekämpfen, aber freilich nicht überflüssiger Weise zu einer Zeit, da dieser Kampf nur der Reaktion zu gute kommen würde. Wie in Hessen, so hat sich dieses Programm nunmehr auch in Anhalt-Dessau bewährt.

Für den scheidenden Botschafter der Vereinigten Staaten Andrew D. White fand in Berlin ein Abschiedsdankfest statt, an dem sich die Staatsbehörden und zahlreiche Politiker sowie die Elite der dem politischen Leben entrückten Bevölkerung, die hervorragendsten Männer der Wissenschaft, der Kunst und der Industrie, betheiligt hatten. Graf Posadowsky brachte einen Toast auf den Kaiser und auf den Präsidenten Roosevelt aus; darauf sprach Prof. Harnack auf Mr. White. Diese Rede war ein Meisterwerk; vollendet in der Form; reich an Gedanken und doch ohne Ueberschwang; getragen von jenem Geiste, der geeignet ist, die Menschen aus den Niederungen des Alltags hinaufzuführen zu jenen Höhen der Kultur, auf denen das Verständniß einer Nation für die andere, die gegenseitige Achtung und Werthschätzung der Völker gedeihen. Mr. White erwiderte in einer trefflichen Rede, in der er in breitem Bilde sein Leben entrollte, das solcher edlen Aufgabe gewidmet war. Dieses Bankett war ein Zeugniß für die Verehrung, die Mr. White, dieser Gelehrte und Diplomat, bei uns genießt, und für den Wunsch der deutschen Bevölkerung, die Freundschaft mit den Vereinigten Staaten zu pflegen und zu entwickeln.

Mr. Balfour hat in der Guildhall eine Rede gehalten, in der er wegwerfend von jenen politischen Phantastereien sprach, die durch die Gegenwart des deutschen Kaisers in England zur Entwicklung gelangt seien. Er verlangte, daß in die Beziehungen der Völker zu einander wieder der Geist internationaler Toleranz einziehe. Wir wünschen nichts Besseres. Daß unsere Wünsche aber ihrer Verwirklichung, was England anbetrifft, näher kämen, vermöchten wir aus der Haltung der englischen Presse nicht zu diagnostiziren. Und wie die Völker einmal beschaffen sind, ist keine Nation vorurtheilslos genug, um einseitig und ohne Reziprozität internationale Toleranz zu üben.

In der österreichischen Volksvertretung ist man der alten Gewohnheit treu geblieben; man beschimpft sich gegenseitig und ein paar Tage später prügelte man sich. Die einen schreien den anderen Meuchelmörder, und die anderen diesen Diebe, Einbrecher, Schwindler zu. Diese Zuchthausbezeichnungen verdienten keine Erwähnung mehr; die Welt gewöhnt sich an alles, auch an einen Parlamentarismus im Hausknechtton — Verzeihung, das ist eine Unbilligkeit gegen anständige Hausknechte — im Rowdieton. Aber auch in diesem Parlament, über dessen Vorgänge die Welt verlernt hat, sich zu verwundern, ereignete sich doch etwas, was immerhin noch besondere Beachtung verdient. Einer der wildesten Schimpfer und Provokateure war Herr Lueger. Herr Lueger steht an der Spitze der Wiener Kommunalverwaltung, und dieser höchste Kommunalbeamte der Hauptstadt des Reiches konnte sich nicht genug thun, seine Gegner im Parlament „Meuchelmörder" zu schimpfen. Hier haben wir einen Maßstab dafür, wie es um einen Staat stehen muß, dessen vornehmster Kommunalbeamter auf solchem Niveau bereits angelangt ist.

Der König von Rumänien hat dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien einen Besuch abgestattet. Man hat sich gegenseitig freundliche Worte in Ansprachen und Toasten gesagt; die Zeit des erdichteten Gegensatzes zwischen Bulgarien und Rumänien ist also vorüber. Ob sich noch mehr aus dieser Annäherung ergibt?

* * *

Digitized by Google

Alte oder neue Handelsverträge?

Der Zolltarifentwurf der Regierung taugt in der Wurzel nichts. Darüber sind alle Freunde der Handelsfreiheit einig und nahezu alle angesehenen Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft stimmen ihnen darin bei. Auch die Praktiker des Welthandels und der Industriezweige, die mit dem Weltverkehr eng verknüpft sind, wissen dem Zolltarifentwurf der Regierung wenig Gutes nachzusagen. Aber in diesen Kreisen hat sich hie und da eine sonderbare Vorstellung über die Bedeutung des Zolltarifs der Regierung für das Zustandekommen neuer langfristiger Handelsverträge festgesetzt. Wenn auch, so lautet die Argumentation, der Zolltarif der Regierung einen bedauerlichen Rückschritt auf dem Gebiete der Handelsfreiheit aufweist, so bildet er doch die Voraussetzung für das Zustandekommen neuer Handelsverträge, und wenn wir nur die Sicherheit haben, daß neue langfristige Handelsverträge zu Stande kommen, so wollen wir selbst einen rückschrittlichen Zolltarif in den Kauf nehmen.

Diese Auffassung ist nach jeder Richtung hin verkehrt. Unseres Erachtens sind die Schädigungen der Volkswohlfahrt, insbesondere der Lebenshaltung der ärmeren Klassen, bei Annahme des Zolltarifs so groß, daß selbst günstige neue Handelsverträge diesen Schaden nicht wettmachen könnten. Aber wenn man sich auch auf den Standpunkt derjenigen stellt, die vor allen Dingen eine Stabilisirung der Verhältnisse durch langfristige Handelsverträge herbeiführen, und dafür sogar den Preis einer Verschlechterung der Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung zu zahlen bereit sind, so ist es ein Fehler, dem Zustandekommen des Regierungsentwurfs Vorschub zu leisten. Es ist eine ganz kuriose Vorstellung, anzunehmen, daß dieser Regierungsentwurf, der dem Protektionismus gerade bei den für handelspolitische Vereinbarungen wichtigsten Positionen die weitgehendsten Zugeständnisse macht, besser geeignet sei, die Fortdauer von Handelsverträgen zwischen Deutschland und seinen Nachbarstaaten zu sichern, als der gegenwärtige allgemeine Zolltarif. Es sind die ernstesten Zweifel vorhanden, ob es gelingen wird, mit einem Zolltarif, der so enorm hohe agrarische Zollsätze enthält wie der nach obendrein durch die Zolltarifkommission verballhornte Regierungsentwurf, überhaupt zu irgend welchen neuen Handelsverträgen zu kommen. Selbst der Herr Reichskanzler hat immer nur die Hoffnung ausgesprochen, daß es bei diesen hohen Agrarzollsätzen noch möglich sein werde, zu neuen Vertragsabschlüssen zu gelangen. Davon, daß in dieser Beziehung irgend welche Sicherheit bestände, oder daß man gar mit den Nachbarstaaten hierüber bereits zu einem Einvernehmen gelangt sei, ist nie die Rede gewesen. Die Erwartung, auf Grund des Zolltarifs der Regierung zu neuen langfristigen Handelsverträgen zu kommen, steht daher völlig in der Luft.

Aber selbst wenn solche neuen Handelsverträge zu Stande kämen — kann verständigerweise erwartet werden, daß dieselben für die deutsche Exportindustrie auch nur annähernd so vortheilhaft sein würden wie die gegenwärtig herrschenden Caprivi'schen Handelsverträge? Die Konzessionen, welche bei dem Abschluß der letzteren, insbesondere seitens Oesterreich Ungarns und Rußlands gemacht worden sind, waren Gegenleistungen für die Herabsetzung von Agrarzöllen. Jetzt will man jedoch mit einem Zolltarif operiren, dessen agrarische Zölle höher sind, als sie jemals früher in deutschen Landen gewesen sind, und man hat vorgesehen, daß sie keinesfalls bei neuen Handelsverträgen auch nur auf jenen Satz herabgesetzt werden dürfen, der den Maximalsatz vor den Caprivi'schen Handelsverträgen bezeichnete. Welche Illusionsfähigkeit gehört dazu, unter diesen Umständen anzunehmen, daß neue Handelsverträge, wenn sie überhaupt auf Grund des Zolltarifs der Regierung zu Stande kämen, nur annähernd so günstig sein würden, wie die gegenwärtig noch bestehenden alten Handelsverträge!

Wer Handelsverträge will, selbst wer um jeden Preis Handelsverträge will, der sollte deshalb dem Entwurf der Regierung die schärfste Opposition machen, um zu verhindern, daß ein für den Abschluß neuer Handelsverträge im höchsten Grade ungünstiger Zolltarif den Ausgangspunkt der Handelsvertragsverhandlungen bildet.

Die Kalkulatoridee, daß bei den Verhandlungen über neue Handelsverträge die größere oder geringere Spezialisirung des Zolltarifschemas eine irgendwie bedeutsame Rolle spielen könnte, bedarf keiner näheren Widerlegung.

Man braucht sich nur einmal irgend einen Handelsvertrag anzusehen, um sofort zu begreifen, daß nicht das Schema des eigenen Zolltarifs, sondern die realen Zollsätze der fremden Zolltarife von entscheidender Bedeutung sind.

Wenn es aber feststeht, daß ein Zolltarifentwurf, je protektionistischer er gestaltet ist, um so weniger Aussicht bietet, zum Abschluß werthvoller Handelsverträge zu führen, so ist die Politik der wahren Handelsvertragsfreunde gegeben. Sie muß darauf gerichtet sein, den Zolltarifentwurf der Regierung zu Fall zu bringen, ihn so rasch wie möglich zu Fall zu bringen, um so eine andere, bessere Basis für neue Handelsvertragsverhandlungen zu schaffen. Eine solche bessere Basis bietet schon der bestehende Generaltarif, vor allem aber die bestehenden Verträge selbst. Sie sind der natürliche und gegebene Ausgangspunkt aller Vertragsverhandlungen zwischen den bisherigen Paciszenten. Sobald man sich aber einmal entschlossen hat, von dieser Grundlage auszugehen, wird man sich auch sehr bald davon überzeugen, daß sowohl vom internationalen wie vom innerpolitischen Standpunkt aus nichts Zweckmäßigeres geschehen kann, als einfach die bestehenden Verträge auf eine größere Reihe von Jahren zu verlängern. Neue Handelsverträge wird man unter den gegenwärtigen Umständen überhaupt nicht zu Stande bringen, und wenn man sie zu Stande brächte, wären sie schlechter als die alten.

Die bloße Verlängerung der alten Handelsverträge aber ist erreichbar, und die innerpolitischen Widerstände, die sich in Deutschland dagegen erheben würden, sind spielend zu überwinden. Wenn die Reichsregierung morgen dem Reichstage die bloße Verlängerung der bestehenden Handelsverträge auf sechs oder zehn Jahre in einem Gesetzentwurf zur Genehmigung vorlegte, so hat sie die ganze Linke und — mit Ausnahme einiger Querköpfe — auch die gesammten Nationalliberalen auf ihrer Seite. Die gesammte Industrie Deutschlands, selbst die Industrieinteressen, die sich im Centralverband Deutscher Industrieller zusammengefunden haben, würden sich mit dieser Lösung gut und gern abfinden. Der von der Rechten und dem Centrum zu erwartende parlamentarische Widerstand würde voraussichtlich mehr laut als energisch sein. Die für einen solchen Fall angedrohte agrarische Obstruktion wäre völlig aussichtslos angesichts eines Gesetzentwurfs, der nur einen Paragraphen zu enthalten brauchte. Die Annahme eines solchen Gesetzentwurfs wäre deshalb selbst in diesem Reichstage nicht aussichtslos, im nächsten aber absolut sicher. Parteien, die sich einer solchen Lösung widersetzen, würden die Probe bei den kommenden Wahlen schlechterdings nicht bestehen, am wenigsten die Konservativen, die dann gezwungen wären, gegen die Regierung zu marschiren.

Solche Erwägungen sind es, die die entschlossene Opposition der Linken, insbesondere die Opposition der Freisinnigen Vereinigung, gegen den Zolltarifentwurf der Regierung bestimmen.

Theodor Barth.

Das Recht am eigenen Bilde.

Der diesjährige deutsche Juristentag war auseinandergegangen, ohne sich mit der auf seiner Tagesordnung stehenden Frage: „Wie weit ist ein Recht am eigenen Bilde anzuerkennen und zu schützen?“ befaßt zu haben. Es sind zwar die beiden Gutachten der Referenten, des Professors Gareis und des Geheimen Justizraths Keyßner, dem das Verdienst zukommt, zuerst in aller Schärfe auf die Nothwendigkeit der Anerkennung eines besonderen Rechtes am eigenen Bilde hingewiesen zu haben, im Druck erschienen. Aber einmal haben sich schon Stimmen gegen die Vorschläge dieser Referenten erhoben, und ferner wird dieser Gegenstand von allen denjenigen, welche dem Juristentag vorlagen, wohl am ersten die Gesetzgebung beschäftigen. Der Gesetzentwurf betreffend das Urheberrecht an Werken der Photographie, der kürzlich veröffentlicht worden ist, enthält in seinem § 14 eine gewisse Anerkennung des Rechtes am eigenen Bilde. Deshalb wäre es von großem Werth gewesen, wenn der Juristentag seine Ansicht über die hier vorgeschlagene Regelung geäußert hätte, um so mehr als die Gutachten diesen Gesetzentwurf noch nicht haben berücksichtigen können.

Die gegenwärtige Rechtslage auf diesem Gebiet ist, soweit das positive und geschriebene Recht in Betracht kommt, sehr einfach. Es existirt lediglich der § 7 des Reichsgesetzes vom 10. Januar 1876 betreffend den Schutz der Photographien gegen unbefugte Nachbildung. Nach demselben geht das an sich dem Photographen zustehende Recht der Nachbildung einer Photographie bei photographischen Bildnissen (Porträts) auch ohne Vertrag von selbst auf den Besteller über. Diese Bestimmung war offensichtlich ein Ausfluß des Rechtes am eigenen Bilde, denn in den Materialien zu diesem Paragraphen ist ausdrücklich gesagt, daß man bei photographischen Porträts ganz besonderes Gewicht darauf gelegt habe, daß der Besteller über sein eigenes Abbild oder das seines Angehörigen unbedingt müsse verfügen können.

Aber diese einfache Gesetzesbestimmung hat, wie die Praxis gezeigt hat und auch die Motive zu dem neuen Gesetzentwurf zugeben, den Bedürfnissen nicht genügt. Wenn bei bestellten Porträts der Photograph an sich kein Recht erwirbt, die Photographie beliebig nachzubilden und zu verbreiten, so kann ihm dies bei unbestellten und eigenmächtig aufgenommenen Porträts noch viel weniger zustehen. Darüber schweigt sich das Gesetz aus. Ja selbst dann, wenn der Besteller und der Abgebildete nicht identisch sind, hat die Judikatur — nach der Lage des Gesetzes mit Recht — dem Besteller und nicht dem Abgebildeten das Recht auf die Nachbildung zugesprochen. Wie reimt sich hiermit der Satz, daß der Besteller über sein Abbild unbedingt müsse verfügen können? Das Recht am Bilde ist hier garnicht gewahrt, ein anderer Grund, den Besteller vor dem Verfertiger der Aufnahme oder dem Abgebildeten zu begünstigen, liegt aber nicht vor.

Unsere Rechtsprechung hat diese Lücke in der Gesetzgebung stark empfunden. Sie hat derartigen Fällen zum Theil rathlos gegenüber gestanden, zum Theil auf einem Umwege das Ziel zu erreichen gesucht, welches ihr erstrebenswerth erschien, welches sie aber auf direktem Wege nicht erreichen zu können glaubte. Ihering hat in seinen geistreichen und den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart so trefflich Rechnung tragenden Ausführungen für diesen Fall eine actio injuriarum gegeben, doch die Praxis hat sich dem nicht angeschlossen. Keyßner hat die Existenz des Rechts am eigenen Bilde verfochten, indessen hat die Praxis sich demgegenüber ganz ablehnend verhalten. Selbst auf dem dehnbaren Boden des gemeinen Rechts scheute man sich vor einem solchen entschiedenen Schritt. Ein typischer Fall hierfür ist der bekannte der Bismarckphotographie. Zwei Photographen waren nächtlicher Weile in das Sterbezimmer des Fürsten Bismarck eingestiegen und hatten bei künstlicher Beleuchtung ein Bild von der Leiche des Kanzlers genommen. Als sie dieses Bild verwerthen wollten, klagten die Hinterbliebenen des Fürsten Bismarck gegen die Photographen auf Vernichtung der Platten und drangen mit dieser Klage in allen Instanzen durch. Aber jede Instanz hatte ihren besonderen Grund. Das Landgericht stellte sich kühn auf den Boden des Rechtes am eigenen Bilde, das Oberlandesgericht konstruirte ein Recht der nächsten Angehörigen auf die Abwehr jedes rechtswidrigen Angriffs Dritter auf die Persönlichkeit eines Verstorbenen und auf die Verhinderung jeder unberechtigten Einwirkung auf den Leichnam, und das Reichsgericht stützte sich einfach auf den von den Photographen verübten Hausfriedensbruch und erklärte, daß die Beklagten das, was sie mittelst des Hausfriedensbruchs, also durch eine widerrechtliche Handlung erlangt hätten, herauszugeben verpflichtet seien. Man sieht: Soviele Entscheidungen, soviele Gründe. Aber alle drei Urtheile kommen zu dem erstrebten Ergebnisse, daß den Photographen das Recht auf die Verwerthung der von ihnen ohne Erlaubniß gemachten Aufnahme aberkannt wird.

In anderen Fällen haben sich die Gerichte mit der Verwendung des Gesichtspunktes der Beleidigung zu helfen gewußt. Das Hamburger Oberlandesgericht hatte sich im Jahre 1900 mit dem Falle zu beschäftigen, daß ein junges Mädchen auf der Straße von einem Privatdetektiv photographirt wurde, damit das Bild in einem Ehescheidungsprozeß verwendet würde. In einem anderen Fall wurde ein junges Mädchen in einem Badecostüm aufgenommen, als es im Begriff war, in das Bad zu gehen. In beiden Fällen nahmen die Gerichte an, daß eine Beleidigung in der Aufnahme oder in dem Ausstellen des Bildes zu erblicken sei. Denn es sei für ein ganz unbescholtenes Mädchen beleidigend, wenn man es in Beziehung zu einem Ehescheidungsprozeß bringe, und durch die Aufnahme im Badekostüm werde in der Oeffentlichkeit der Glaube hervorgerufen, das Mädchen sei damit einverstanden gewesen, derartig photographirt zu werden, was nicht minder ehrverletzend sei. In einem Falle, welcher kürzlich durch die Blätter ging, hatte ein Photograph das Bild einer Schauspielerin (Soubrette) einem Plakatfabrikanten überlassen, der unter freier Benutzung des Bildes ein Reklameplakat herstellte. Das preußische Kammergericht hat der Klage der Schauspielerin auf Unterlassung der Verbreitung der Reklame stattgegeben; denn das Recht der Persönlichkeit sei ein rein individuelles, und wenn andere Gesangskünstler es gern sehen möchten, wenn ihre Bilder zu Reklamezwecken benutzt würden, so könne die Klägerin darin eine Verletzung ihres Rechts auf Achtung ihrer Persönlichkeit erblicken, und es werde hierin nichts geändert, wenn sie es auch ganz gern sehen möge, daß ihre Bilder in anderer Form möglichst weit verbreitet werden. In dieser Entscheidung ist also schon von einem besonderen Persönlichkeitsrecht die Rede.

Die Franzosen sind uns in dieser Beziehung weit voraus. Freilich fehlt es auch ihnen an einem geschriebenen Gesetz über das Recht am Bilde. Aber sie haben auch kein Gesetz über den unlauteren Wettbewerb und haben doch auf Grund des Artikels 1382 des Code civil eine umfangreiche Judikatur über diese Frage entwickelt, welche dem praktischen Bedürfniß in jeder Weise entspricht. So haben die französischen Gerichte schon seit vielen Jahren „une propriété exclusive des traits du visage dans ce sens, qu'il sait défendu à taut le monde de les reproduire“ anerkannt. Freilich macht den Franzosen die theoretische Konstruktion dieses „Eigenthumsrechts“ an den Gesichtszügen keine große Sorge. Sie folgen eben wesentlich praktischen Gesichtspunkten und sind uns darin ohne Zweifel überlegen.

Daß ein Bedürfniß nach einem Schutze des eigenen Bildes gegen unbefugte Reproduktionen besteht, kann nach den Ergebnissen der Judikatur nicht zweifelhaft sein. Man behauptet wohl, daß alle Fälle, in denen ein Schutz des Bildes von den allgemeinen Rechtsanschauungen der Bevölkerung gefordert werde, sich leicht unter den Begriff der

Digitized by Google

Beleidigung unterbringen ließen. Aber dies ist, wenn man den bisherigen Begriff der Beleidigung zu Grunde legt, nicht zutreffend. Man nehme nur den Fall der Bismarckphotographie, oder den Fall, daß jemand das Bild eines jungen Mädchens aus irgend welchen Gründen für sich zu besitzen wünscht und das Mädchen heimlich auf der Straße abnimmt. Auch der oben mitgetheilte Fall des auf einem Reklameplakat verwendeten Bildes der Schauspielerin läßt sich nicht gut unter den Gesichtspunkt der Beleidigung subsumiren. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß in allen diesen Fällen eine Beleidigung im Sinne einer allgemeinen Mißachtung der Persönlichkeit liege, dann erkennt man hierin das Recht der Person an ihrem eigenen Bilde an. In diesem Fall ist es aber, schon um dem Schwanken der Judikatur ein Ende zu bereiten, gut, wenn die Gesetzgebung dieses Recht ausdrücklich regelt.

Es ist neuerdings die Behauptung aufgestellt worden, daß ein Bedürfniß für eine besondere gesetzliche Regelung der Frage nicht bestehe, da es technisch außerordentlich schwer sei, ohne Zustimmung des Abgebildeten ein Bild aufzunehmen. So ist in einer photographischen Zeitschrift von fachwissenschaftlicher Seite ausgeführt worden, daß unter 10 000 Aufnahmen, die ohne bewußte Mitwirkung des Photographirten gemacht werden, wohl kaum eine so gelänge, daß sie als eine brauchbare Porträtdarstellung dienen könne. Das mag richtig sein. Aber demgegenüber muß einmal darauf hingewiesen werden, daß unsere Judikatur schon eine Reihe von praktischen Fällen kennt, wo eine solche Aufnahme gelungen ist und der Abgebildete mit Recht sich dadurch verletzt gefühlt hat. Sodann besteht zwischen einem „brauchbaren" und einem „unkenntlichen" Porträt ein großer Unterschied. In manchen Fällen mag gerade in der Schlechtigkeit der Aufnahme das Interesse liegen, welches die abgebildete Person an der Beseitigung der Bilder hat. Schließlich muß aber auch betont werden, daß die Seltenheit der Fälle den Gesetzgeber nicht an der Regelung dieses Rechtes hindern kann. Als das Namensrecht von der Gesetzgebung noch nicht ausdrücklich anerkannt war, sondern von der Rechtsprechung allmählich ausgebildet wurde, da waren die Fälle, daß jemand durch Beilegung eines falschen Namens in die Interessensphäre eines anderen eingriff, auch gerade nicht sehr häufig. Trotzdem hat man bei der Herstellung des Bürgerlichen Gesetzbuchs einen besonderen Paragraphen über das Recht am Namen geschaffen.

Wenn man die Haltung der öffentlichen Meinung gegenüber der Frage des Rechtes am eigenen Bilde in den letzten Jahren verfolgt hat, so muß man anerkennen, daß eine gesetzliche Regelung des Rechtes am eigenen Bilde wünschenswerth ist. Die politische Presse hat sich wiederholt eingehend damit befaßt und durchweg diejenigen Entscheidungen der Gerichte gebilligt, welche sich auf die Seite des wider seinen Willen Abgebildeten gestellt haben.

Fraglich kann es aber sein, in welcher Weise und an welcher Stelle dies Recht zu regeln ist. Der jüngst veröffentlichte Entwurf über das Urheberrecht an Photographien bestimmt, daß photographische Bildnisse nur mit Einwilligung des Abgebildeten sollen verbreitet oder öffentlich zur Schau gestellt werden dürfen; nach dem Tode des Abgebildeten soll es der Einwilligung des überlebenden Ehegatten, der Eltern oder der Kinder des Abgebildeten bedürfen. Durch diese Fassung hat man die Bestimmung einigermaßen mit dem Urheberrecht an Photographien in Einklang zu bringen gesucht. An und für sich gehört diese ganze Frage in ein derartiges Gesetz gar nicht hinein. Denn das Urheberrecht an der Photographie setzt eine mit Recht hergestellte Photographie voraus. Das ist es aber gerade, was man verneint, wenn man das Recht am eigenen Bilde anerkennt. Nicht die Verbreitung der Photographie, sondern schon ihre Aufnahme enthält eine Verletzung des Rechtes der Persönlichkeit. Für eine derartige Bestimmung ist naturgemäß in einem Gesetz, welches nur das Urheberrecht an Photographien behandelt, kein Platz. Sie gehört in das Bürgerliche Gesetzbuch neben das Namensrecht oder in ein besonderes Gesetz.

Aber die Regelung des Rechtes am eigenen Bilde, wie sie vorgeschlagen ist, ist auch unzulänglich. Zunächst liegt kein Grund vor, den Schutz der Person auf die photographische Aufnahme zu beschränken. Ist es doch sehr wohl denkbar, daß auf anderem Wege das Recht am eigenen Bilde verletzt werden kann, namentlich durch Malerei und Skizzirung. Sodann soll nur die „öffentliche" Schaustellung eines Porträts verboten sein. Darnach wäre es erlaubt, daß ein Photograph nicht nur eine fremde Person ohne ihre Einwilligung aufnähme, sondern daß er auch das Bild im privaten Kreise ausstellte! Das enthält aber zweifellos eine Verletzung des Rechtes der Person, welcher allein die Verfügung über ihr Bild zustehen darf.

Erscheint somit eine generelle Regelung des Rechtes am eigenen Bilde wünschenswerth, so ist auf der anderen Seite nicht zu verkennen, daß dieses Recht im allgemeinen Interesse gewissen Einschränkungen unterworfen werden muß.

Zunächst ist zu fordern, daß derjenige, welcher die Beseitigung der Bilder verlangt, ein gewisses Interesse hieran hat, wie auch der § 12 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nur dann das Recht auf Ablegung des unbefugt geführten Namens gewährt, wenn durch die Führung des gleichen Namens das Interesse des Berechtigten verletzt wird. Dieses Interesse wird natürlich nicht zu eng gefaßt werden dürfen und z. B. für ein ohne seine Einwilligung photographirtes junges Mädchen schon in der Möglichkeit liegen, daß das Bild in fremde Hände geräth und damit irgend ein Unfug getrieben wird.

Wohl die schwierigste Frage bei der Regelung des Rechtes am eigenen Bilde ist die, inwieweit öffentliche Vorgänge, im öffentlichen Leben stehende Personen u. s. w. ohne ihre Erlaubniß abgebildet werden dürfen. Der veröffentlichte Gesetzentwurf erklärt die Einwilligung des Abgebildeten nicht für erforderlich bei solchen Bildern, deren Zweck nicht in der Darstellung einzelner Personen besteht, insbesondere bei Wiedergabe von Landschaften, Versammlungen, Aufzügen und ähnlichen Vorgängen. Man wird hiergegen an sich nichts einwenden können, wenngleich es im einzelnen Fall nicht immer leicht sein mag, zu entscheiden, ob die Darstellung einzelner Personen Zweck eines Bildes ist, oder ob die Personen bloß Staffage sind. Immerhin ist es richtig, daß in letzterem Fall von Porträts nicht die Rede sein kann und deshalb auch das Recht am Bilde hinter dem öffentlichen Zweck der ganzen Darstellung zurücktreten muß.

Aber man befürwortet eine noch weitergehende Einschränkung des Rechtes am eigenen Bilde. Professor Kohler hat im „Tag" die Ansicht vertreten, daß Personen, die in der Oeffentlichkeit leben, wie Staatsmänner u. s. w., sich Abbildungen gefallen lassen müßten, weil „berechtigte Ansprüche der Oeffentlichkeit" es verlangten, daß das Volk sich eine Vorstellung von ihrem Aeußeren machen könne. Was heißt aber „in der Oeffentlichkeit leben"? Erkennt man diesen Satz als richtig an, so muß man hierunter alle diejenigen begreifen, mit denen die Oeffentlichkeit, d. h. unter unseren modernen Verhältnissen die Presse sich beschäftigt. Wer also das Unglück hat, auf der Straße zu stürzen, oder wer aus anderen Gründen in die Zeitung kommt, der soll auch für den Photographen vogelfrei sein. Denn wenn das Volk ein Recht hat, sich von allem, was in der Oeffentlichkeit vorgeht, eine bildliche Vorstellung zu machen, dann kann es auch fordern, daß diese Persönlichkeiten ihm bildlich vorgeführt werden. Oder man nehme den Fall, daß eine Verlobung in einem Orte ein besonderes Aufsehen erregt, auch in dem Lokalblatt mehr oder weniger eingehender Erörterung unterzogen wird. Soll es dann jedem Blatte gestattet sein, auch ohne Einwilligung der Braut deren Bildniß zu bringen? In dem Prozeß wegen der Bismarckphotographie ist von Seiten der Photographen auch die Ansicht vertreten worden, daß das Volk einen Anspruch darauf habe, ein Bild von seinem großen Kanzler auf dem Sterbebette zu besitzen. Ein solches Recht ist in keiner Instanz anerkannt worden, und mit Recht. Denn dadurch, daß jemand in die Oeffentlichkeit tritt, kann er unmöglich das ihm persönlich zustehende

Digitized by Google

Recht auf sein Bild einbüßen. Im übrigen wird der angebliche Anspruch des Volkes, sich von dem Aeußeren eines im öffentlichen Leben stehenden Menschen eine Vorstellung zu machen, in der Regel dadurch erfüllt, daß die betreffende Person ihre Einwilligung zu der Aufnahme gibt. Wenn aber jemand einen Grund hat, dies zu verweigern, so wird man ihn nicht dazu zwingen dürfen.

Schließlich wird eine Durchbrechung des Rechtes am Bilde „für amtliche Zwecke", namentlich für Zwecke der Strafrechtspflege nothwendig sein, was auch der veröffentlichte Gesetzentwurf vorsieht. Vielleicht empfiehlt es sich, diese Bestimmung etwas schärfer zu präzisiren.

Somit erscheint eine gesetzliche Regelung des Rechtes am eigenen Bilde wünschenswerth, und zwar nicht bloß in den von dem Gesetzentwurf über das Urheberrecht an Photographien vorgesehenen engen Grenzen.

Hamburg. A. Nöldeke.

Parlamentsbriefe.

IV.

Langsam wie ein allmählich erstarrender Lavastrom bewegt sich die Zolldebatte im Reichstage weiter. Einen vollen Monat ist der Reichstag jetzt versammelt, und er hat erst neun Paragraphen des Zolltarifgesetzes in zweiter Lesung bewältigt, während vom Zolltarif noch 946 Positionen der Erledigung harren. Wie die Verabschiedung der Vorlage noch seitens des gegenwärtigen Reichstages, der spätestens im Juni nächsten Jahres sein Ende erreicht, erfolgen soll, bleibt ein Räthsel. Selbst wenn die schutzzöllnerische Mehrheit unter sich und mit der Reichsregierung einig wäre, so ist die Aufgabe nicht zu lösen. Aber von einer solchen Einigkeit ist nun weit entfernt, auch fehlt es, wie immer aufs neue zu Tage tritt, an jeder umsichtigen und verständigen Führung, und das hat zur Folge, daß die schutzzöllnerische Mehrheit auf allerlei Vergewaltigungsversuche verfällt, die sie zwar bei allen unparteiisch Denkenden ins Unrecht setzt, sie aber trotzdem auf dem Wege zur Erledigung der Zolltarifvorlage nicht weiterbringt.

Die Opposition, die mit gleicher Energie von der Freisinnigen Vereinigung und der Sozialdemokratie gegen die protektionistische Reaktion betrieben wird, hat sich bisher auf das strengste innerhalb jener Befugnisse gehalten, welche ihr die bestehende Geschäftsordnung gewährt. Ihre Reden sind durchaus sachlich. In den vier Wochen hat der Präsident noch nicht ein einziges Mal Veranlassung gehabt, zur Sache zu rufen. Von den Mitteln der Geschäftsordnung wird ein ausgiebiger, aber bisher noch keineswegs der rücksichtslosesten Gebrauch gemacht. Es hat viele Tage gegeben, wo das Haus durchaus beschlußunfähig war und es nur eines Vertagungsantrags der Opposition bedurft hätte, um die Maschine damit zum Stillstand zu bringen. Auch wäre es für die Opposition ein Leichtes gewesen, die Zahl der namentlichen Abstimmungen zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Sie hat von diesen äußersten Mitteln der Geschäftsordnung keinen Gebrauch gemacht.

Die protektionistische Mehrheit andererseits hat sich an der sachlichen Diskussion nur in homöopathischer Weise betheiligt. Sie hat sich darauf beschränkt, eine Reihe von kaum zu reportirenden Dummheiten zu begehen und sich selbst auf Kommissionsbeschlüsse festzunageln, die für die Regierung unannehmbar sind. Jetzt ist sie noch einen Schritt weiter gegangen und hat den berühmt gewordenen Antrag Aichbichler und Genossen eingebracht, der darauf abzielt, die namentlichen Abstimmungen in einer — wie sie glauben — kürzeren Zeit zu erledigen. An und für sich ist gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß eine Reichstagsmehrheit auf Mittel und Wege sinnt, um bei Abstimmungen Zeit zu ersparen. Im vorliegenden Falle handelt es sich aber um ein reines Gelegenheitsgesetz, dazu bestimmt, eine Gesetzesvorlage, die man sonst nicht durchzubringen hoffen kann, womöglich doch noch zur Annahme zu bringen. Insoweit korrespondirt der Antrag Aichbichler seiner Tendenz nach durchaus mit dem Antrage auf Ausnahmediäten für die Mitglieder der Zolltarifkommission. Die Kommissionsmitglieder haben für ihre Thätigkeit, soweit sie nicht wie die Freisinnigen die Annahme der Diäten verweigerten, pro Sitzung eine Entschädigung von 44,14 Mark bekommen. Wenn der Antrag Aichbichler nicht zum Ziele führen sollte, so wird die Mehrheit vielleicht, um die für die Beschlußfähigkeit erforderliche Anzahl von Mitgliedern stets zur Stelle zu haben, auch für das Plenum Präsenzgelder von 44,14 Mark pro Sitzung bei der Reichsregierung auswirken. Man kann ja dann mit diesem Betrage in die Höhe gehen, bis man endlich eine Summe erreicht hat, bei der die Beschlußfähigkeit ganz außer Frage gestellt ist.

Mit dem berühmten Antrag Aichbichler auf Abänderung der Geschäftsordnung hat es nun aber noch eine ganz besondere Bewandtniß. Es existirt in der Geschäftsordnung des Reichstags ein § 35, der klipp und klar bestimmt:

„Die von Mitgliedern des Reichstages gestellten Anträge kommen in der Reihenfolge zur Verhandlung, in welcher sie eingegangen sind."

Und ferner heißt es in diesem selben § 35:

„Eine Entfernung von der Stelle der Tagesordnung, welche den von Mitgliedern des Reichstages gestellten Anträgen nach der Priorität gebührt, kann nur beschlossen werden, wenn nicht von dem Antragsteller widersprochen wird."

Man sollte meinen, eine weniger mißverständliche Bestimmung sei kaum denkbar. Gestützt auf diese klare Vorschrift der Geschäftsordnung, widersprach in der Mittwochssitzung der sofortigen Verhandlung des Antrages Aichbichler der Abgeordnete Dr. Pachnicke für die Freisinnige Vereinigung, indem er für fünf von ihm und seinen Freunden früher eingebrachte Anträge Prioritätsrechte in Anspruch nahm. Desgleichen nahm der Abgeordnete Singer für die von den Sozialdemokraten früher eingebrachten Anträge die Prioritätsrechte des § 35 in Anspruch. Die protektionistische Mehrheit aber war nicht geneigt, vor dem klaren Wortlaut des § 35 die Segel zu streichen. Der Abgeordnete Spahn vom Centrum, der antisemitische Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg für die gesammte konservative Partei und der Abgeordnete Bassermann seitens der Nationalliberalen erklärten, daß die Bestimmungen des § 35 nur für einen ganz bestimmten Tag der Woche, den sog. Schwerinstag, Gültigkeit hätten. Für die übrigen Tage der Woche aber gelte dies Gesetz nicht. Eine reizende Geschäftsordnung, und ein wundervoller Schutz der Minderheit, der nur für einen Tag der Woche Bedeutung hat.

Es wurde von den Rednern der Sozialdemokratie und der Freisinnigen Vereinigung demgegenüber mit Nachdruck betont, daß diese Auslegung der Geschäftsordnung dem § 35 jede Spur von Bedeutung nehme. Der sogenannte Schwerinstag, für den nach der Meinung der Mehrheit die Bestimmungen des § 35 allein maßgebend sein sollen, ist nämlich kein fest bestimmter Tag, sondern er wird durch Mehrheitsbeschlüsse des Reichstages festgestellt. Wenn es der Mehrheit nicht paßt, so gibt es keinen Schwerinstag. Der Reichstag ist jetzt seit fast fünf Wochen versammelt und hat keinen Schwerinstag abgehalten, d. h. keinen einzigen Initiativantrag aus dem Hause selbst verhandelt. Der Versuch, solche Initiativanträge zur Verhandlung zu bringen, ist am Widerstande der Mehrheit gescheitert. Dieselbe Mehrheit ist im Stande, die Ansetzung eines solchen Schwerinstages für die ganze Dauer der Session, ja der Legislaturperiode, auszuschließen. Sie kann ferner, wenn die Auffassung der Mehrheit betreffs der Tragweite des § 35 richtig ist, für jeden Tag irgend einen Initiativantrag

Digitized by Google

— wie jetzt auch den Antrag Aichbichler — aus der Reihe der eingegangenen Initiativanträge herausgreifen und auf die Tagesordnung irgend eines Sitzungstages bringen, indem sie erklärt, dieser Tag ist kein Schwerinstag, und dafür gelten die im § 35 garantirten Privilegiumsrechte nicht.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Auslegung des § 35 zur reinsten Absurdität führt. In Schilda und Abdera mag man eine derartige Geschäftsordnung gehabt haben; aber daß der deutsche Reichstag einen solchen blanken Unsinn hat bestimmen wollen, ist nicht denkbar. Die Redner der Opposition haben deshalb auch nicht mit ihrer Ueberzeugung hinter dem Berge gehalten, daß es sich hier um einen schnöden Bruch der Geschäftsordnung handele.

Die Durchberathung des Antrags Aichbichler ist, während dieser Parlamentsbrief niedergeschrieben wird, noch nicht erfolgt. Aber mag der Antrag auch in welcher Form immer angenommen werden, der praktische Werth, den die Bestimmungen dieses Antrages für die Durchpeitschung der Zolltarifvorlage haben, ist so gering, daß es sich wirklich nicht lohnte, deshalb Räuber und Mörder zu spielen.

Proteus.

Die Aller-Seelen-Wahlen.

Zu Allerseelen steigen nach dem Volksglauben die Todten aus ihren Gräbern. Diesmal haben sie sich um zwei Tage verspätet und sind in Wien unter ihren christlich-sozialen Gesinnungsgenossen am hellichten Tage umgegangen und haben ihre Stimme abgegeben, um unter Führung der Mutienträger ihrem Herrn und Gebieter Lueger zum Siege zu verhelfen. Unter den Todten sind aber nicht nur die Personen gemeint, die, obwohl verstorben, in den Wählerlisten vorkamen, sondern alle Gespenster, die Revenants, die man bei dieser Orgie, die man niederösterreichische Landtagswahlen nennt, ihren Platz an dem reichbesetzten Tische einnehmen sah. Ein ähnliches Schauspiel hat man sogar in Oesterreich noch nicht erlebt. Es begann eigentlich schon mit der Herrichtung der Wiener Gemeindewahlordnung für christlich-soziale Zwecke vor drei Jahren, da das Gemeindewahlrecht auf das Landtagswahlrecht zurückwirkt. Schon durch jene wurde das Uebergewicht der Amtsdiener, Kammerdiener und aller andern Diener- und Knechtseelen über die unabhängigen Arbeiter in den meisten Bezirken von Wien festgestellt; damals ließ Herr v. Koerber die Gemeindeordnung noch rasch von seinem Amtsvorgänger zur Sanktion vorlegen, bevor er das Ministerpräsidium übernahm. Der zweite Akt der Sittenkomödie war die im Wiener Rathhause durchgeführte Zusammenstellung der Wählerliste, die in der That von einer außerordentlich genauen Kenntniß der Verhältnisse zeugt, die aber keineswegs dazu verwendet wurde, eine reine Wählerliste zu schaffen, sondern dazu, alle den Klerikalen günstigen Verschiebungen genau zu registriren, dagegen die den antiklerikalen Parteien günstigen möglichst vollständig zu ignoriren. Es war dann nur konsequent, daß die Einsichtnahme in die Wählerlisten gegen den deutlichen Wortlaut des Gesetzes eingeschränkt, und schon dadurch die Möglichkeit, sie durch Reklamationen zu verbessern, außerordentlich erschwert wurde. Der Bürgermeister und Oberwahlmacher Lueger erklärte einfach zur Begründung, er werde doch nicht seinen Gegnern, wenn sie ihn heftig angriffen, auch noch einen Gefallen erweisen. Die Zustellung der Wählerlisten aber erfolgte erst 36 Stunden vor der Wahl und nur in einzelnen Exemplaren an die Komitees der antiklerikalen Parteien, während mit sehr viel Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß die Klerikalen schon seit längerer Zeit genaue Kenntniß der Listen besaßen. Die Wahlmache war vorzüglich. Die Unzahl von Abhängigen, Bediensteten und Gewerbsleuten, die von der Gemeinde Lieferungen erhalten haben oder zu erhalten hoffen, wurden aufgeboten und mußten Stimmen und Geld hergeben; für den Rest hat offenbar ein hoher Klerus und eine hohe Aristokratie gesorgt. Alles in allem genommen, konnte man zweifeln, ob man in Galizien oder in Tammany war.

Der Erfolg war entsprechend. Alle einundzwanzig Landtagsmandate der Stadt Wien fielen den Christlich-Sozialen zu,*) ebenso wie die einundzwanzig Mandate der ländlichen Bezirke, in denen die Bauern unter Führung der Kooperatoren zur Urne gingen. Trotz einiger Verluste in den kleinen Städten, wo die Deutsche Volkspartei einige Mandate erobert hat und der Sozialdemokrat Seitz in Floridsdorf durchgedrungen ist, kommen die Christlich-Sozialen mit einer bedeutenderen Majorität in den Landtag, als bisher. Die innere Stadt von Wien, die noch von der „liberalen" Wahlordnung her sechs Mandate zu vergeben hat, das „Centrum der Intelligenz", die „Hochburg des Liberalismus" hat an Stelle von Professor von Philippovich, der im Landtage als „Bildungsprotz" stigmatisirt wurde, den Herrn Bielohlawek gewählt, der, wie er sich ausdrückt „die Bücheln schon g'fress'n hat", den Typus des dummen Kerls von Wien. Favoriten (X. Wiener Bezirk), der Arbeiterbezirk *κατ' ἐξοχήν*, hat mit Hilfe der Czechen und unglaublichen Wahlschwindels an Stelle des Führers der Sozialdemokraten in der Stichwahl mit 39 Stimmen Majorität einen nicht minder hochstehenden christlich-sozialen Würdenträger Namens Prochaska erlesen. Die Polizei feierte diesen Sieg mit einem Schlußeffekt, einer glänzenden Attaque gegen das „Arbeiterheim", den stolzen Bau, den sich das sozialdemokratische Proletariat für seine Organisations- und Bildungszwecke in Favoriten errichtet hat, und klirrende Fensterscheiben und eine Anzahl von verwundeten Arbeitern und Frauen beweisen die brillante Strategie unserer Polizeitruppe.

Ich sehe mich genöthigt, hier ausdrücklich hervorzuheben, daß ich nicht übertreibe, ferner daß ich aus Wien berichte, das immer noch zu Mitteleuropa gerechnet wird. Wie lange noch?

Die Folgen dieses klerikalen Sieges werden sich sehr rasch bemerkbar machen. Es gibt Andeutungen genug dafür, daß der gegenwärtigen Regierung, deren Chef unzweifelhaft seinen Stolz darin sehen würde, einem europäischen Lande vorzustehen, die Vorgänge bei der Wahl, die Korruption und der Uebermuth der Christlich-Sozialen keineswegs angenehm sind. Andererseits sind Regierungen in Oesterreich nur den Schwachen gegenüber stark, und es ist gar kein Zweifel, daß der Einfluß des Klerikalismus sich jetzt in weit höherem Maße geltend machen wird, als bisher. Die schamlosen Lehrerverfolgungen, um nur eines zu erwähnen, werden jetzt sicherlich noch mehr überhandnehmen und gar keine Schranke mehr finden. Die Schule wird auf dem Verwaltungswege durch das Zusammenwirken von Gemeinderath und Landesausschuß noch mehr in ihrem Niveau heruntergedrückt und der Geistlichkeit ausgeliefert werden. Die Korruption und die Begünstigung der klerikalen Propaganda mit öffentlichen Mitteln werden ohne Scheu weiter betrieben werden. Kurz, das Régime der Unanständigkeit und Verdummung braucht sich keinen Zwang mehr aufzuerlegen. All dies gilt aber nicht nur für Niederösterreich und Wien. Der Sieg bei den Landtagswahlen bedeutet auch eine ungeheuere Kräftigung der klerikalen Partei in der Reichspolitik, wo sie ohnedies von hohen und allerhöchsten Faktoren begünstigt wird. Die nächste Zukunft ist schwarz.

Trotz alledem kann man sich einer gewissen Befriedigung über das Wahlresultat nicht erwehren. Denn

*) Es ist übrigens zu bemerken, daß nur 64 Prozent der abgegebenen Stimmen christlich-sozial waren. Bei dem allgemeinen Reichstagswahlrechte halten sich die christlich-sozialen und die antiklerikalen Stimmen die Wage.

das Unglück der österreichischen Politik war und ist die Halbheit. Man muß es als einen Fortschritt betrachten, wenn klare Situationen, deutliche Gegensätze geschaffen werden. Sie sind die Grunddedingung für einen frischen, fröhlichen Kampf. Die Koalition der Bauern und Kleingewerbetreibenden mit der Geistlichkeit und Aristokratie haben durch ihren Sieg diese Grundlage geschaffen. Das sogenannte liberale Bürgerthum hat in Oesterreich bisher nahezu niemals eine wirklich liberale oder wirklich bürgerliche Politik gemacht und immer Anlehnung an die konservativen Elemente gesucht; seine Führer haben es von einer verlorenen Schlacht zur andern geführt und sind doch heute noch der Ansicht, daß dies die einzig mögliche Strategie ist. Es hat nichts gelernt und sogar das Wenige vergessen, was es zu Beginn der liberalen Aera gewußt hat. Das hat sich sogar noch bei der Auswahl der Kandidaten in diesem letzten Entscheidungskampfe deutlich gezeigt. Nun ist die liberale Partei in Niederösterreich todtgeschlagen; sie verfügt außer einem Mandate einer Landstadt nur über die vier Handelskammermandate. — Dagegen ist die Arbeiterschaft das wirklich vorwärtsstrebende Element, das einzige, dessen Organisation mit der Zeit der politischen Organisation der Kirche gewachsen sein kann. Mit ihr müssen, wie in Frankreich, die Intellektuellen und Unabhängigen in dem großen Kulturkampfe, der uns bevorsteht, zusammengehen. Und diese Opposition wird auch deutsche Politik machen müssen, denn der Kampf gegen den Klerikalismus ist zugleich ein Kampf um die deutsche Kultur.

Wien. Ludo M. Hartmann.

Die Jugendkorrespondenz Taine's.

I.

Bei Hachette ist kürzlich die Jugendkorrespondenz Taine's erschienen. Sie stammt aus dem Zeitraum 1847—1853 und besteht aus Briefen, die er während seiner Studienzeit in Paris und als stellvertretender Lehrer am Gymnasium von Nevers und Poitiers seinen nächsten Verwandten und Freunden schrieb. Die Herausgeber dürften eine schwierige Aufgabe gehabt haben. Taine, der ja bekanntlich eine große Abneigung gegen das Hervorziehen seines Privatlebens in Wort und Bild an die Oeffentlichkeit hegte, und der sich von seinem Freunde Bonnat nur unter der Bedingung malen ließ, daß das Portrait erst nach seinem Tode ausgestellt würde, — Taine hatte in seinem Testamente ausdrücklich angeordnet, daß bei einer Herausgabe seiner Briefe alle Stellen, welche sich in irgend einer Weise auf private Angelegenheiten bezögen, ausgeschaltet werden sollten; nur dasjenige durfte verwerthet werden, was allgemeiner — geschichtlicher, philosophischer, ästhetischer, psychologischer — Natur war. Diese beiden Gebiete sind ja aber überhaupt nicht von einander in solch scharfer Weise zu trennen, — nicht einmal bei einer so intellektuell veranlagten Natur wie dem jungen Taine; und dieser selbe Taine hat ja besser als irgend jemand vor ihm nachgewiesen, wie eng mit einander verknüpft und verwachsen sie sind. So ist es denn auch von selbst gekommen, daß wir durch diese Jugendbriefe ein sehr anschauliches Bild nicht nur von dem scharfen und klaren Denkergeist, sondern von dem ganzen jungen Menschen, der Hippolyte Taine hieß, erhalten. Der nicht besonders zusammengesetzte, sehr wenig verwickelte, harmonisch einfache Aufbau seines Naturells spiegelt sich so klar und beinahe stilisirt, wie die Bodenbildungen unter dem Eise eines zugefrorenen Wiesenwassers. Wir sehen auch, wie fertig und abgeschlossen in den wesentlichen Merkmalen seiner Eigenart dieser weiteste und umfassendste Geist der französischen Litteratur hier in embryonischen Anfängen vorhanden ist.

Die Taine's sind eine alte, eingesessene Ardennerfamilie. Am Ende des 17. Jahrhunderts siedelte ein Arbeitersohn, Joseph Taine, aus dem Heimathdorfe Bardy nach der Stadt Rethel über; er wurde Sergewebermeister und regierender Rathsherr (échevin gouverneur). Seitdem blieb die Familie dort ansässig und führte durch viele Generationen das stille und geräuschlose Leben bescheidener und angesehener Bürgersleute. Der Großvater und der Urgroßvater Hippolyte Taine's waren Manufakturisten; sein Vater aber widmete sich dem Juristenstand und kaufte sich 1826 einen Platz als zugelassener Advokat in Vouziers. Im folgenden Jahre heirathete er Virginie Bezançon, ebenfalls aus Rethel gebürtig und seine Cousine, — ihre Mutter war eine geborene Taine; ihr Vater, Sohn eines Avocat au Parlement und selbst Unterpräfekt unter der Restauration, war ein Grubierkopf, der sich besonders mit den magnetischen Problemen beschäftigte. Dem jungen Paare wurde am 21. April 1828 ein Sohn geboren, — unser Hippolyte-Adolphe Taine. Der Vater starb schon 1840, Hippolyte war erst 12 Jahre alt. Als er 1839 wegen Erkrankung nicht mehr selbst die Erziehung seines Sohnes leiten konnte, war dieser in eine Pension in Rethel gesandt worden, die von einem alten Priester und dessen Schwester, einer ehemaligen Nonne, geleitet wurde und wo er 18 Monate verblieb, — als Interner, jedoch unter der unmittelbaren Aufsicht der Großmutter. Zu dem alten Taine'schen Hause verbrachte er alle seine freien Tage; dort suchte er ein entlegenes Zimmer auf, wo alte verstaubte Bücherfächer standen, und verschlang alles, worüber er kam, besonders die Klassiker des 17. und 18. Jahrhunderts. Am Sonntag mußte er schön in die Kirche gehen, — zur Predigt, zum Hochamt, zur Vesper; zum Entgelt aber gab es dann zu Hause allerlei Verzärtelungen von der Großmutter und zwei Tanten, schöne Torten von der alten Magd und die amüsante Lektüre von beispielsweise „Tausendundeiner Nacht" oder Washington Irving.

Nach dem Tode des Familienhauptes nahm sich der Bruder der Wittwe, der Notar Adolphe Bezançon in Poissy, des Hausstandes an und ließ seinen Neffen nach Paris kommen, um dort das Gymnasium durchzumachen. Der Knabe konnte aber die Trennung von den Seinigen ebensowenig ertragen wie die Verpflegung der Pariser Pension; er wurde kränklich, und die erschrockene Mutter beschleunigte die Abwicklung ihrer Vermögensangelegenheiten in Vouziers und siedelte mit ihren beiden Töchtern nach Paris über. Die Familie bewohnte zusammen mit dem oben erwähnten Vater der Frau Taine ein Haus im Quartier Batignolles, das damals noch fast eine Provinzecke war und zur Gemeinde Neuilly gehörte. Die Mutter wünschte, daß der Sohn wie sein Onkel in Poissy und ein zweiter Onkel in Sedan Notar werde; es wurde indessen davon Abstand genommen, weil es nicht räthlich erschien, das ganze mäßige Vermögen der Familie Taine zum Kauf einer solchen Stellung zu verwenden. Unterdessen bereitete sich der junge Taine mit eisernem Fleiße für die école normale vor. Der Großvater trug mit seinen Gesprächen wesentlich zur Entwicklung seines wissenschaftlichen Sinnes bei; ein nach mehrjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zurückgekehrter Onkel, der Ziviling enieur war, lehrte ihn englisch; zusammen mit der älteren Schwester Virginie, die Begabung für Malerei hatte, besuchte er die Louvregallerie; und mit der jüngeren Schwester Sophie, die wie er selbst Musik leidenschaftlich liebte, schlug er sich um das Klavier. Die Erholungen bestanden in Spaziergängen im Parc Monceau, der damals in ganz verwahrlostem Zustande war und zu dem Frau Taine beständigen Zutritt hatte; oder in Ausflügen für den ganzen Tag nach Poissy, wobei seine Onkel ihn in der Seine angeln und schwimmen lehrten, was er später sein Leben lang mit Fleiß betrieb. Aber sein größtes Vergnügen waren die einsamen Spaziergänge im Walde von Saint-Germain und das Träumen unter den alten Weiden.

Digitized by Google

Mit einigen seiner Schulkameraden — z. B. Prévost-Paradol und Planat — schloß er intime und dauernde Freundschaften, denen wir einen großen Theil der Korrespondenz zu verdanken haben. Seinem ersten Lehrer in der Philosophie, Hatzfeld, scheint er auch sehr zugethan gewesen zu sein; an ihn sind seine zwei ersten Briefe — vom Jahre 1847 — gerichtet. Der Schüler spricht seinen Dank aus, anläßlich eines Ehrenpreises, den er bekommen, und meint dem Lehrer einen großen Geschmack und vielleicht ein bischen Fähigkeit für die Philosophie versprechen zu können; und er fügt die Worte hinzu, die in ihrer zugeknöpften Altklugheit für einen neunzehnjährigen Jüngling charakteristisch sind: „Vielleicht ist es das für einen ernsthaften und kühlen Geist Eigenthümliche, die philosophischen Spekulationen zu lieben."

II.

Die spekulative Philosophie, die Metaphysik, wurde auch der bevorzugte Hauptgegenstand seiner Jugendstudien. Sie nimmt den breitesten Raum in seiner Korrespondenz ein; und er wird nicht müde, sie darin als seine intellektuelle Geliebte überschwenglich zu feiern. Einige Tage nach der Februarrevolution schrieb er in seinem stillen Kämmerlein eine kleine Abhandlung „De la destinée humaine", die ungemein charakteristisch ist. Der Straßenlärm und die Gährung der Gemüther trugen nicht die kleinste Trübung in die beschauliche Stille und spiegelblanke Glätte seiner Gedankenwelt; und sich selbst ganz durchsichtig, zeigt er sich auch uns ganz durchsichtig in diesem „intellektuellen Bekenntniß" — einer übersichtlichen Darstellung seiner frühreifen Entwicklung von dem fünfzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre und die ihn vom christlichen Glauben über vollständige Skepsis zu einer durch Pantheismus vermittelten metaphysischen Weltanschauung geführt hatte. Der Anfang dieses Dokuments, das die Herausgeber in extenso mittheilen, klingt wie ein reiner und klarer Anschlag geübter Hände und selbstsicheren Geistes:

„Diese Arbeit ist nicht aus Zufall oder Neugier gemacht worden; sie ist weder eine philosophische Unterhaltung noch eine müßige Untersuchung. Sie ist die Antwort auf eine Frage, die ich mir lei lange gestellt habe; sie ist das Ende einer langsamen Revolution, die in meinem Geiste vor sich gegangen. — Es gibt gewisse Geister, die verschlossen in sich selbst leben und für die Leidenschaften, Schmerzen, Freuden, Handlungen bloß innere Vorgänge sind. Ich gehöre zu diesen, und wenn ich mein Leben in mir selbst durchgehen wollte, hätte ich mich an nichts zu erinnern als an die Veränderungen, die Ungewißheiten und die Fortschritte meines Gedankens."

Als er den „religiösen Glauben" überhaupt und dann auch den „natürlichen Glauben" an die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele verloren, sinkt er in einen Zustand verzweifelter Leere.

„Nicht handeln, heißt sterben. Ich befand mich übrigens in dem Alter, wo das Leben mächtig, die Thatenlust überströmend ist, und die Seele nach etwas sucht, woran sie sich hängen kann, wie jene Schlingpflanzen, die bei der Rückkehr des Frühlings mit Kraft den Stamm der Bäume umfassen, um aus dem Schatten herauszukommen und ihre Blumen in der reinen Luft und in der Sonne zu entfalten." — „Jedoch war ich Herr meiner selbst und hatte meinen Körper und meine Seele daran gewöhnt, meinen Willen zu thun; und so hatte ich mich vor jenen brutalen Leidenschaften bewahrt, die den Menschen verblenden und verwirren . . ."

Von Widersprüchen ermüdet, begab er sich in den poetisch-künstlerischen Pantheismus; dies wurde seine Rettung; von da an erschien ihm die Metaphysik begreifbar:

„Ich gelangte auf eine Höhe, von der ich den ganzen philosophischen Horizont umfassen, den Gegensatz der Systeme verstehen, die Entstehung der Meinungen sehen und den Knoten der Divergenzen und die Lösung der Schwierigkeiten entdecken konnte."

Wie man sieht, ist die Entwicklungsfigur sauber und reinlich ausgeschält, der Entwicklungsgang mit großer Präzision und scharfmarkirten Stationen gezeichnet. Es ist sogar ein bischen künstlerische Stilisirung darin.

Es ist in der That eine angewandte pantheistische Weltauffassung, der er in einem Brief vom August 1848 an seinen Freund Prévost-Paradol Ausdruck gibt, nachdem er seine zwei Baccalauréats ès-lettres et ès-sciences gemacht und sich zu zweimonatlichen Ferien nach Poissy begeben, um auf dem Lande und in der freien Luft Kraft und Gesundheit zu schöpfen. „Ich lese nicht mehr, studire nicht mehr, denke nicht mehr, ich werde Auster, Molluske, alles was du willst," schreibt er und fährt fort:

„Ich finde die Natur hundertmal schöner, seitdem ich darüber nachgedacht, was sie ist; wenn ich jetzt die gleitenden Bewegungen der Bäume, das Spiel des Lichts, den Reichthum und Ueberfluß aller dieser Formen und aller dieser Farben betrachte, wenn ich dieses dumpfe, undeutliche, ununterbrochene, harmonische Rauschen höre, das in den Wäldern wechselweise schwillt und sinkt, empfinde ich die Gegenwart des universellen Lebens; ich betrachte die Welt nicht mehr als eine Maschine, sondern wie ein Thier; ich finde die Einsamkeit belebt und belebt, und die Seele eint sich leicht dem Einklang dieses einfachen und wie eingeschläferten Lebens der dem Menschen untergegenen Geschöpfe."

Der Gott, an den er als pantheistischer Metaphysiker glaube, sei nicht der absurde und grausame Tyrann der Religionen und des profanum vulgus; er sei auch nicht der Gottmensch Bossuets, der Reiche rette und zerstöre und seine Kirche gründe; er sei der Gott, das Wesen, das die Vollheit des Seins in sich trage, in dem es keinen Mangel und keinen Fehler gebe, und an dessen Existenz man glauben müsse, um eine Lebensregel für den Menschen, einen unveränderlichen Zweck für den Künstler und eine absolute Gewißheit für den Gelehrten ableiten zu können.

III.

Im November 1848 wurde Taine in die école normale aufgenommen — als Primus unter seinen Kameraden, unter denen sich Edmond About und Francisque Sarcey befanden. From Taine kehrte nach der Heimath in den Ardennen zurück, und ihr Haushalt in Batignolles löste sich auf. Es fiel dem jungen, an den vertrauten Verkehr mit seinen nächsten Verwandten und ein paar intimen Freunden gewöhnten Taine äußerst schwer, sich in der bunten und lustigen Umgebung seiner neuen Kameraden einzuleben. Er fühlte sich vereinsamt und schloß sich anfangs von dem ihn fremd berührenden Milieu ab; seine freien Stunden verbrachte er fast immer in den verlassenen Wohnräumen in Batignolles; und an den freien Tagen suchte er seine beiden besten Freunde vom Gymnasium, Planat und Prévost-Paradol, auf. Außerdem tröstete er sich mit einem eifrigen und umfangreichen Briefwechsel mit Prévost-Paradol, der ihm erst nach einem Jahre in die école normale nachfolgte. Allmählich jedoch kam er auf geselligeren Fuß mit seinen neuen Kameraden — Challemel-Lacour, Weiß, Kardinal Perraud —, die auch bald den stillen, bescheidenen und fleißigen Geführten — le grand bûcheron nannte ihn Adonl — zu schätzen lernten, wenn auch zuweilen aus sehr egoistischen Rücksichten: sie blätterten in ihm wie in einem lebendigen Nachschlagebuch. Jetzt vertiefte er sich besonders in Hegel und lernte von einem gebornen Berliner, Adler-Mesnard, deutsch, um Hegel und Goethe in der Originalsprache lesen zu können. Vom Jahre 1849 stammt ein Entwurf über die „Théorie de l'Intelligence" — so weit zurück datirt sich also jene große Arbeit, welche ihn während ganzer zwanzig Jahre beschäftigte.

Von den fünfzehn im Buche mitgetheilten Briefen aus dem ersten Jahre in der école normale (Februar bis Oktober 1849) sind nicht weniger als vierzehn an Prévost-Paradol gerichtet. Er hatte, wie er schreibt, ein Endchen Donnerstagabend gefunden, das dem Freunde gehörte.

Die Briefe fangen mit einem dumpfen und tiefen Anschlag an; man sollte glauben, daß der Schreiber Schweres durchgemacht hätte; man hört aber bald die etwas altkluge Naivität heraus, die in dem finsteren Unterton steckt. Er finde hier keinen Freund, klagt er, „ni pour les choses d'esprit, ni pour les choses de coeur"; der ganze Strom von Gedanken und Gefühlen, der sich in ihm bewege,

breite sich laute Le mieux auf dem Papier aus. Wenn ihn der Freund wiedersehen werde, werde er ihn sehr verändert, sehr gealtert, aber zugleich als einen fertigen Charakter mit einem fertigen System der Lebensführung vorfinden. Seine Ueberzeugungen seien allerdings dieselben geblieben; und das sei der feste Boden gewesen, ohne diese auf einige feste Beweisführungen gestützten Glaubenssätze wäre er zu Grunde gegangen in den unzähligen Widerwärtigkeiten und Entmuthigungen, die ihm begegnet sind — wie jedermann, wenn er zum ersten Male die Welt und das Leben zu sehen bekomme und „jene traurige, weite Strecke von dreißig bis vierzig Jahren, die er noch durchzumachen hat vor dem Ende und dem Schlafengehen." Dem Freunde, der noch im Stadium der Skepsis stehe, stellt er ein eindringliches und schreckeneinflößendes Horoskop mit dem Selbstmord als peripektivischem Abschluß; er selbst aber habe sich in das Stadium der höchsten Methode, der Spinoza'schen, und der Einsicht von der völligen Uebereinstimmung aller großen Geister endgültig hindurchgerettet. Er wolle ihn, Prévost-Paradol, als den Freund, wie sich Plato einen solchen denke, — die zweite Hälfte von einem selbst, von der man getrennt worden; er sitze am Strande und wünsche ihn denselben Weg einschlagen zu sehen, den auch er gegangen; er komme sich wie ein Greis vor, der sich ein bischen für diejenigen interessire, die sich auf den von ihm schon zurückgelegten Weg begeben.

Die Philosophie und die Freundschaft — das sind die beiden Pole, um die sich die Korrespondenz dreht und wohin die verschiedenartigsten Ausführungen des jungen Grüblers immer zurückkehren.

Die Außenwelt, das wirkliche Leben, haben für ihn eine sehr untergeordnete Bedeutung und einen sehr relativen Werth. Das Vergnügen zähle überhaupt nur mit als Aufstachelungsmittel, um die eingeschlafene Natur zu erwecken und die Wanderung nach dem Ziele zu beschleunigen. Das höchste Wohl, die wahrhafte Gesundheit des Menschen, das sei die innere Ruhe, als eine „action facile et reglée."

„Mein einziger Wunsch ist an mir selbst zu arbeiten, um jeden Tag etwas mehr werth zu sein und ohne Mißvergnügen in mich selbst hineinschauen zu können .... Als wahrer Sybarit werde ich versuchen diese innere Wohnung zu reinigen und zu schmücken und einige richtige Ideen, einige gute Vorsätze, einige ehrliche Anhänglichkeiten hineinzuthun. Das ist alles. Es ist nur eine Haushaltungssache; ich spüre keine Lust mit Geräusch und in einem schönen Rock aufzutreten, Lärm zu machen und Ruhm und Ansehen zu erwerben, während ich dieses Haus unreinlich oder kahl lasse; ich liebe es nicht, wenn ich einen schönen Salon verlasse, in ein schmutziges Zimmerchen zurückzukehren."

Von der Politik hält er nicht große Stücke; und er bietet alles auf, um seinen Freund von diesem Wege abzulenken. Erstens wisse er zu wenig Bescheid, um mit gutem Gewissen Partei zu ergreifen. „Ich bin seit acht Tagen mündig, aber ich votire nicht", schreibt er am 1. Mai; und zwar aus folgenden Gründen:

„Der erste ist, um zu votiren müßte ich den Zustand Frankreichs kennen, — seine Ideen, Sitten, Meinungen und Zukunft. Denn die richtige Regierung muß der Civilisation des Volkes angemessen sein. Es fehlt mir also ein empirisches Element, um über die gegenwärtig beste Regierung urtheilen zu können. Ich weiß nicht, was für Frankreich paßt. Und folglich kann ich weder für die Republik, noch für die Monarchie, noch für das allgemeine Stimmrecht, noch für das beschränkte Stimmrecht, weder für M. Guizot, noch für M. Cavaignac oder für M. Ledru-Rollin stimmen .... Der zweite ist: auch wenn ich wüßte was für Frankreich gut ist, so habe ich doch zu wenig Kenntniß vom Verdienst, von der Ehrlichkeit und von den Meinungen der Kandidaten, um zwischen ihnen wählen zu können ..... Die Leidenschaft kann nicht, wo die Einsicht mangelt, mich einer der beiden Parteien zutreiben. Erstens weißt Du, daß ich nichts aus Leidenschaft thue. Demnächst erkläre ich Dir, daß die beiden Parteien mich empören und anekeln. Ich glaube einen Haufen erbärmlicher Idioten zu sehen, die betrunken und wüthend alles umschaufeln und sich gegenseitig Lügen und Koth an den Kopf werfen. Meine ganze Natur als Philosoph und Künstler lehnt sich dagegen auf; ich würde mich vor Ekel erbrechen, wenn ich nicht vor Verachtung lachen müßte. Und ich frage mich oft, ob „Le Temple" nicht eine von den Reaktionären gemachte Zeitung und „Le Constitutionnel" nicht ein von den Sozialisten bezahltes Blatt ist."

Dies bedeute indessen nicht, daß er sich sein Leben lang der reinen Begriffswelt widmen und nie als handelnder Mensch in den Lauf der Dinge eingreifen werde. Er schreibt an anderer Stelle:

„Glaubst Du, daß ich mein ganzes Leben der reinen Erkenntniß widmen will? Die That wird ihren Antheil haben, aber zu ihrer Zeit; und wenn ich wissen werde, wie zu handeln ist, wird die soziale Philosophie für mich ein Kommentar und ein Korollarium zur Philosophie der Geschichte und zur Metaphysik sein."

Jedoch hat er eine Auffassung von den treibenden Kräften des sozialen Spiels, die uns eine praktisch-politische Thätigkeit von Taine sehr unwahrscheinlich macht.

„Die unwissenden und brutalen Massen haben den blinden Instinkt, der sie leitet und die Staaten durch alle Revolutionen rettet. Zwischen der Unwissenheit des Bauern, der nur nach den Interessen seines Feldes und dem Gerede seines Dorfes stimmt, und der Wissenschaft des Philosophen, der gemäß seinen metaphysischen Doktrinen und seinen geschichtlichen Auffassungen votirt, gibt es nichts was dazwischen läge. Zwischen diesen äußersten Punkten rollt jene verächtliche Schaar dogmatischer Halbwisser, die die Unwissenheit des Bauern und die Zuversicht des Philosophen haben; aus ihren Reihen gehen alle die Ehrgeizigen und Gefährlichen hervor; diese verursachen alles Böse, weil ihnen, die weder den blinden aber sicheren Instinkt noch die unrügbare Wissenschaft haben, das abgeht, was die Gesellschaft erhält und die Revolutionen leitet."

„Das menschliche Leben ist überhaupt eine merkwürdige Sache", ruft er aus. Je mehr er in das wirkliche Leben eintrete, je mehr mißfalle es ihm, je mehr verkleinern und verkrüppeln sich für ihn die Menschen und je mehr wünsche er sich die Unabhängigkeit. Wir seien alle genöthigt zu schachern und uns zwischen Gott und dem Teufel zu theilen. Wenn man nicht reich sei und zwischen den Berufen zu wählen habe, so käme man am weitesten als Professor, das sei doch besser als Kaufmann, oder Militär, oder Advokat, da wäre man jedenfalls — acht Stunden in der Woche ausgenommen — frei. Das Schlimmste aber sei, er mißfalle sich selbst eben so sehr wie ihm die anderen Menschen; er fühle, daß er klein, ganz klein sei und immer sein werde und daß seine Wünsche höher seien als sein Genie. Die menschliche Natur sei so erbärmlich unvollkommen, daß es nöthig sei, viele Menschen zusammenzuthun, damit man mit ihnen einen wirklich achtungswürdigen Menschen forme, der ein Bild der Vollkommenheit darstelle. Deswegen suche der eine immer jenen anderen, der die ihm fehlenden Eigenschaften besitze und ihn komplettire. Er selbst, Taine, habe auch nach diesem Komplementärmenschen gesucht.

„Wenn ich die allgemeine Ohnmächtigkeit und Dummheit, die kleinen Eitelkeiten und die kleinen Fähigkeiten, von denen die Welt wimmelt, die unbegrenzten Vorurtheile und Unwissenheiten betrachte und mich dann den zwei oder drei Personen zuwende, die ich vollkommen achte, so gleiche ich einem Manne, der sich in der Gemäldegallerie mit Widerwillen von all den elenden Schmierereien, die sich dort unverschämt ausbreiten, abwendet und sich mit Gluth und Liebe an den zwei oder drei Bildern alter Meister schadlos hält, die von den neuen noch nicht verdeckt worden sind."

In Prévost-Paradol habe er seinen Komplementärmenschen gefunden; wenn er mit ihm so ernstlich ins Zeug gehe, so wäre das sein Recht, weil es sein eigenes Ich sei, das der andere in sich trage. Deswegen die vielen Vorstellungen und Vorwürfe, mit denen er sich zum Prediger und Schulmeister macht, für die er aber später um Entschuldigung bittet und die er, je mehr das Korrespondenzjahr zu Ende geht, immer humoristischer ausklingen läßt. „Ich muß Dir wie ein Hahn erscheinen, der immer auf seinen Sporen stehend die Gegner auf sich zieht", schreibt er im vorletzten Briefe. Und in dem letzten Brief vom 1. Oktober deutet er an, daß sie alle beide im Dialoge des Briefwechsels jeder seine Rolle gespielt und gut gespielt haben. Er sei wie ein feuriger Neophyt gewesen; „j'ai poussé ma pointe"; es sei ihm nicht geglückt, seinen Freund in seinem eigenen Bilde umzuformen, und ganz einfach,

Digitized by Google

weil sie von verschiedener Art seien. Sie, die drei Freunde, Prévost-Paradol, Planat und Taine, seien wie der Zirkel, das Dreieck und das Viereck. Und Taine schlägt ihm folgenden „Friedensschluß" vor, den er ihm auch rathet mit Planat zu machen: der Zirkel kann sich ja doch nicht gegen das Viereck empören und das Viereck das Dreieck nicht exkommuniziren; sie sollen daher ihrer verschiedenen Natur gemäß einig unter einander leben, und es würden neue Besitze aus ihrer Vereinigung hervorgehen. „Wärest Du Christ", sagt er in der Nachschrift, „so würde ich Dir ein Kapitel aus der „Nachfolge Christi" schicken. Wärest Du Philosoph, den fünften Theil der „Ethik". Da Du Dichter, Platoniker und Grieche bist, so sende ich Dir ein kleines Gedicht von Anakreon" (es ist der Dialog zwischen dem Wanderer und der Taube).

Das Schlußfazit dieser Abrechnung mit dem Leben wird denn ein angewandter Pantheismus. Er habe das Bedürfniß nach Liebe; das menschliche Leben sei ohne Liebe unvollständig. Er gebe aber diesem Worte Liebe einen weiten Sinn; er sei nicht in jener kansinen Idee befangen, daß irgend eine schöne und ordinäre Person die höchste Vollendung der Schöpfung bezeichne; kein einzelnes Wesen könne der Gegenstand dieser Liebe sein, nicht einmal ein Freund, geschweige denn eine Frau: dies sei der radikale Fehler der menschlichen Natur, daß man sich selbst und die anderen nur halb lieben könne; vor dieser Unmöglichkeit, dieser Nothwendigkeit und vor diesem Anblick des so verstümmelten Lebens ergreife einen ein großes und melancholisches Gefühl; man verachte die Menschen und bewundere die menschliche Natur; die Liebe nehme Abstand von den einzelnen Dingen und wende sich den allgemeinen und idealen Dingen zu, wie den Kunstgegenständen, der gesammten Menschheit und vor allem der Natur.

„Gestern, mein Freund, habe ich sie in mir gefühlt mit einer Kraft, die ich nie früher empfunden. Ich war in Jardin des plantes und ich betrachtete an einer einsamen Stelle ein Hügelchen bedeckt mit grünen, jungen, wilden, blühenden Feldgräsern; die Sonne schien hindurch und ich sah das innere Leben, das in diesen winzigen Geweben kreist und die vollen starken Stengel aufrichtet; der Wind wehte und bewegte diese ganze Garde straffer Halme mit ihrer wunderbaren Durchsichtigkeit und Schönheit; ich fühlte mein Herz schlagen und meine ganze Seele vor Liebe zittern für dies so schöne, ruhige, große, seltsame Wesen, das man Natur nennt; ich liebte es, ich liebe es, ich fühlte und sah es überall: in dem leuchtenden Himmel, in der reinen Luft, in diesem Wald von lebendigen und bewegten Pflanzen und besonders in diesem frischen und ungleichen Hauch des Frühlingswindes .... Sind nicht die Natur und der Mensch eins und dasselbe, und treten sie nicht zu gewissen Augenblicken beide in jene ursprüngliche und vollkommene Einheit zurück, die sie zu ihrem Unglück verlassen haben? Was mich angeht, so finde ich die Natur schöner als das Weib: die rosige Färbung des Morgenimmels erscheint mir zarter als die lieblichen Farben der schönsten Wangen; die Bewegungen und der Anblick des Wassers, das über die Felsen und die Gräser fließt, sind für mich ebenso ausdrucksvoll wie die Uebergänge des beweglichsten Gesichts ... Wenn ich eine ganze Landschaft ihre mit ihren Bächen, Wäldern, wellenförmigem Boden, Gerüchen, Farben, so fühle ich die Gegenwart des vollständig einen und wirklichen Wesens."

München. Ola Hansson.

(Schluß folgt.)

Theater.

Kgl. Schauspielhaus: „König Laurin", Tragödie in 5 Aufzügen von Ernst von Wildenbruch.

Zum Trinkgelage sind die Gothen versammelt, das Andenken ihres verstorbenen Königs, Theoderich des Großen, zu feiern. Einen Jüngling aus dem königlichen Geschlecht der Amalungen reißt hellseherische Verzückung hin. Was er dumpf geahnt, was sich ihm in nächtlichen Visionen offenbarte, tritt vor seine Seele. Er ergreift den Königspokal und bringt das Hoch aus; nicht Theoderich dem Großen gilt sein Spruch, sondern — Dietrich von Bern. Ihn hat er über das Meer reiten sehen in Morgendämmerung, zornig die Faust gegen den Widersacher geballt, hinter ihm auf schnaerem Rappen, Hildebrand, sein alter Waffenmeister. Er hat ihn gesehen im Kampf mit Laurin, dem Zwergenkönig, wie er ihm die Tarnkappe entriß, mitten im zerstampften Rosengarten. Dietrich von Bern ist nicht gestorben. Aber auch der andere lebt, der Schätzegierige, der Verderber aller blonden Menschen, der Zauberer Laurin. So oft er getödtet wurde, so oft kehrt er auf die Erde zurück, unter neuem Namen, in neuer Verkleidung, einig derselbe. Er lebt, und sie nennen ihn heute — Kaiser Justinian. Laurin-Justinian wird nicht müde werden, den Kampf gegen Dietrich's Volk zu erneuen.

Diese eine Scene ist bester Wildenbruch. Die künstlerischen Qualitäten Wildenbruch's treten darin kraftvoll, eigenartig zu Tage. Und ist nicht etwas in diesem stürmischen Jüngling aus königlichem Blute, Sänger und Seher zugleich, das an des Dichters eigene Persönlichkeit erinnert?

Man begreift, was Wildenbruch verlocken konnte, von dieser Scene ausgehend, eine Tragödie zu schreiben. Das historische Deklamationsdrama braucht gewaltige Gestalten. Wo erschienen sie größer als da, wo Sage die geschichtliche Ueberlieferung umwuchert?

Groß wollte Wildenbruch die Heldin seiner Tragödie, die Tochter Theaderich's, die Ostgothenkönigin Amalasunta, groß ihren Widersacher, den Kaiser Justinian. Diese Amalasunta will der Welt ein neues Schauspiel geben: neben das, was Männer in roher Kraft und mit brutaler Gewalt geschaffen, begehrt sie ein anderes zu setzen, das, was Frauen in Milde und Schönheit zu bauen vermögen. Deshalb verachtet sie ihre Gothen, deshalb (so motivirt es Wildenbruch) macht sie sich auf, Kaiser Justinian ihre Hand und ihre Herrschaft anzutragen. Der große König ist in ihren Augen von vornherein der große Mensch; der einzige ihr Ebenbürtige.

Auf einem logisch durchsichtigen, allzu deutlichen Gegensatz hat Wildenbruch seine Tragödie erbaut. Ehe Amalasunta zu Schiff geht, erwacht die Liebe zu jenem Gothenjüngling in ihr, der das Lied vom König Laurin gesungen. Aber sie opfert die Liebe ihrer Mission auf. Der Jüngling folgt ihr heimlich, sie gibt ihn zum zweiten Male preis, kurz bevor sie mit Justinian Verlobung feiert. Bedingungslos verschreibt sie Land und Leute dem griechischen Kaiser. Ist aber Amalasunta in idealem Wollen groß gedacht, so soll Justinian groß sein in verzehrender Leidenschaft. Opfert Amalasunta den Geliebten ihrem Königinnenberuf (oder dem, was sie dafür hält), so läßt sich Justinian von seiner Geliebten Theodara die Herrschaft entreißen, sie gewinnt es über ihn, das Amalasunta gegebene Wort zu brechen und sie selbst, Theodara, an Stelle jener als Gemahlin auf seinen Thron zu erheben. Was Justinian nun so eher thun kann, da die Gothenkönigin ihm ja ihr Land und ihre Leute bedingungslos verschrieben hat, und er sie in seiner Gewalt hält. So geht denn Wildenbruch's Tragödie zu Ende: die Hochzeit zwischen Justinian und Theodara wird gefeiert, Amalasunta tritt bräutlich geschmückt und ahnungslos in den Saal, sie sieht ihre Stelle von der Anderen eingenommen, erfährt, daß sie vertragsgiltig ihr Reich an Justinian verloren, der Jüngling, den sie liebte, wird ihr geblendet vorgeführt, und mit ihm zusammen ereilt sie der Tod.

Man blicke von diesem Ausgang auf die Tragödie zurück! Ins Nichts zerronnen ist die Größe der Gestalten. Ganz abgesehen von der Skurrilität des unmöglichen Vertrages —, ist diese Amalasunta, die aus unverstandenen Idealen heraus sich einem fremden Herrscher an den Hals wirft, sich schutzlos in seine Gewalt begibt, die ihr Reich an einen Unbekannten verschreibt, etwas anderes als eine Thörin? Und dieser Justinian, der Schwächling, der die Hand seiner mächtigen Rwalin ergreifen könnte und an ihrer Stelle eine Zirkusreiterin auf seinen Thron erhebt, ist er nicht ein Narr? Kann er in Wahrheit glauben, daß

Digitized by Google

ein papierener Vertrag, den eine unbeliebte Königin ganz unrechtmäßig abgeschlossen, ihm die Herrschaft über das Gothenreich verleihen wird? Wildenbruch hat aus seinem instinktiven Größendrange eine eigene, freie Erfindung an Stelle der historischen Begebenheiten gesetzt, er glaubte die Geschichte in der Vermählung mit der Sage zu erheben, und seine Dichtung steht nur eben wie ein schwächliches Zerrbild neben jener Wirklichkeit, die uns Niedergang des Gothenreiches heißt, und für die die Namen Amalasunta, Theodahad und Vitiges ganz belanglos sind. Woran ist er gescheitert?

Vielleicht nicht so sehr an sich, als an uns. Unsere Begriffe von historischer Entwicklung sind andere geworden. Wir glauben nicht mehr, daß das Wollen, die Leidenschaften, die Intriguen von Herrschern und Herrscherinnen das Schicksal der Völker bestimmen. Käme ein großer Dichter und schilderte er uns, wie Napoleon, in sinnbethörende Liebe zu einer schönen Frau verstrickt, die Schlacht von Leipzig verlieren mußte — wir lachten ihn aus. Die Verquickung weltgeschichtlicher Vorgänge mit Herzensromanen dünkt uns primanerhaft. Wir haben aber auch den anderen Glauben verloren, daß es die Könige sind, die die Geschichte machen. Man mag die zeitgenössische Legende anstrengen wie man will, es gelingt nicht mehr, etwa die Einigung Deutschlands als Orden pour le mérite einem Fürsten um den Hals zu hängen. Das Bewußtsein des Wirkens der ungreifbaren, unbestimmbaren Kräfte in den Völkern ist erstanden. Eine Amalasunta hätte in ein Freudenhaus gehen mögen, die Herrschaft der Ostgothen in Italien wäre unserer Auffassung nach darum nicht zerfallen, wenn anders sie nicht reif zum Untergang gewesen.

Das ist der große Wandel, der mit unserem historischen Verstehen vor sich gegangen: die Massen drängen gleichsam in den Vordergrund, die Wegrichtung der Führer scheint von ihnen abzuhängen. Der Begriff historischer Nothwendigkeit steht uns fest. So zwingend erscheinen uns die weltgeschichtlichen Krisen in ihrer weitverwurzelten Ursächlichkeit, daß selbst die Figuren der Sage, wo sie mit ihnen in Verbindung treten, wie dünne Nebel sich verflüchtigen. Die historische Deklamationstragödie aber braucht große Gestalten als Träger der Ereignisse. Sie beruht auf der Voraussetzung, daß die Leidenschaften und das Wollen dieser Großen den Gang der Geschichte bedeuten. Sie setzt sich mit unserer historischen Auffassung in Widerspruch.

Poetische Formen entstehen, sie führen gleichsam ein organisches Dasein und sterben aus. Sie haben ihren Zweck erfüllt. Wie ein letzter Vertreter einer Gattung, die ihre Lebenskraft eingebüßt, steht Wildenbruch in dieser Richtung seines Schaffens unter uns. Und es ist ein schlechtes Zeichen, daß in einzelnen Partien des „König Laurin" die historische Deklamationstragödie eine unheilvolle Aehnlichkeit mit dem Sardou'schen Kulissenstück gewinnt. Es mahnt das an geschminkte Leichen.

Ernst Heilborn

Die neue Antigone.

Einer Augsburger Chronik aus dem Ende des 16. Jahrhunderts entnommen.

Zur selbigen Zeit war auch die Sach mit des Rathsherrn Hieronymus Solinger seinem Eheweib, ob welcher sich die mehrsten groß entsetzeten, aber gab doch etliche, zumal gelehrten Standes, die sprachen: Ist das nicht eine neue Antigone, wie uns von denen Alten berichtet und überliefert?

Nämlich jene Frau, Eve mit Namen und eine Tochter des Kaufmanns Bertold Scharff zu Augsburg, eines wohlbegüterten Mannes, aber hart von Gemüth, wenn auch selbst voller Tugend, hatt einen Bruder, Hans Scharff geheißen, ein leichtlebiger Gesell, der nichts erlernet bis auf ein weniges Lautenspielen, Schervenzen und Hofiren, Karteln und Würfeln, aber ein schöner Jüngling von Aussehen und Gestalt. Der Bart begann ihm erst spät zu kommen, und bis in sein zwanzigst Jahr war er gleich einem Weibe von Angesicht, wohl gerundet, weich, auch zart von Farbe mit vollem, blühendrothem Munde, allezeit wie eben küssend und geküsset, und Augen, dunkel, voller Gluth, zitterndem Feuer. Und auch sein Haar war wie das einer Frauen, also fein und lockig, von Farbe braun, mit einem leichten Goldschein darüber. Ob Mann, ob Weib, alle waren ihm hold, aber die Weiber noch mehr und entzündeten sich alle an dem Brand seiner Augen und begehreten, nur mit der Hand über sein Haar zu streifen. Er aber war nicht zag und pflückte kühnlich die Ros, die von ihm wollt gebrochen sein. Nicht anders als bei den Frauen in der Lieb, hatt er bei den Männern Glück im Spiel, doch weihete es ihm keiner, der an ihn verlor, ja freute sich vielmehr, so er es selbst entbehren mocht, denn es war wohl kund, sein Vater sei ihm übel gesinnt und versorg ihn nicht mit Gelde, außer in der Meßzeit, daß er sich ein Wams auch ganz nach eigenem Belieben kaufe. Von dem Gelde nun, das er gewann, ließ er sich bessere Kleidung machen, denn ihm sein Vater erläubet, atlassene Wämser, vielfältig zerschnitten, auch mit kostbaren Borden verbrämt, Hosen und feines Lederzeug, also daß er mehr einem Junker glich, denn eines Bürgers Sohn.

Von Aussehn nun, aber nicht von Sinne war Eve, seine Schwester, das Ebenbild von ihm, um weniges älter als er und darum ihm noch ähnlicher, indem seine Züge als die eines Mannes denen eines Weibes von etlichen Jahren mehr entsprachen. Aber war in seinen Augen nur lachend Leben, so blickten ihre traurig. Und wer sahe, wie ihr Blick auf dem Bruder ruhete, der merkte, daß sie seinethalben traurig war.

Und es war oft, daß sie ihn in ihre Kammer zog und zu ihm sprach: „Ach, mein Bruder, was soll werden?"

Da sah er an ihr vorbei durch die Scheiben. „Ich kann nicht anders."

Sie aber sprach einbringlich und fest, stellte ihm für und bereth ihn, bis daß er zu schluchzen begann und sein Gesicht an ihrer Brust barg und weinte. „Ich will besser sein, Schwester, will nicht mehr spielen, will arbeiten . . ."

„Nun, so gehe zu Deinem Vater, sag ihm, daß Du arbeiten willst . . . In seiner Schreibstuben findst Du Arbeit genug, gehe hin . . ."

Er aber sprach: „Nein, meine Schwester, laß mich noch bei Dir. Mir ist so wohl, wenn ich an Deiner Brust lieg und weine . . ."

Und sie hielt die Arme um ihn geschlagen und stützte ihr Kinn sacht auf sein Haupt, in sein weiches Haar.

Es geschah dann wohl, daß er zu seinem Vater ging und Arbeit begehrte, aber es hielt ihn nicht lange in der Schreibstuben und er ging wieder fort, denn sein Vater hatte kein gutes Wort für ihn, nannt ihn allewegs, auch vor seinen Leuten, einen Spieler und Buhler und achtete seines Grußes nicht. Wohl bat seine Tochter auch ihn, er mög gut sein mit dem Sohn, er aber blieb hart und sprach: „Mit Riemen sollt ich ihn stäupen, wie man die Schandbuben stäupet auf offenem Markt, aber des Vaters Amt ist nicht das Amt eines Büttels, und also laß ich es genug sein bei meinem Wort." Und all ihr Bitten vermochte nichts.

Da nun Hans Scharff sein zwanzigst Jahr erreicht hatte und ihm große Lust gekommen, seinem Vater ganz zu entweichen, trat er vor ihn und bat um sein Gut.

Und der Vater gab es ihm, aber in heftigem Zorne verbot er ihm fürder sein Haus und sprach: „Du ungerathener Sohn, also willst Du Deinen Vater lohnen, daß Du los von ihm begehrest? Geh und ende am Galgen! Denn dies ist Dein Weg."

Digitized by Google

Ohn ein Wort zu sagen, nahm der Sohn sein Theil und ging, aber bevor er die Stadt verließ, trat er zur Schwester in die Kammer und fand sie knien und beten.

„Warum betest Du?“ fragte er.

Sie blickte erschrocken auf. „Mir ist so bang gewesen“, sprach sie, „ich fürchtet für Dich. Ich weiß nicht, warum. Da mußt ich beten.“

„Steh auf, Schwester“, sagte er, „sei nicht mehr bang um mich. Ich bin jetzt frei und hab mein Theil vom Vater. Nun bin ich der Zucht ledig, und da sie mich nicht mehr verdrießt, will ich ein anderer werden.“

„O mein Gott, was hast Du gethan?!“ schrie Eve und starrete ihm ins Aug.

Nichts, nichts, Schwester . . .“

Sie aber beschwor ihn, den Vater wieder gut zu machen, ihn um Vergebung zu bitten, daß er bleiben dürfe, denn in der Fremde werde er ganz ohn Halt sein und sinken und sinken.

„Es geht nicht“, entgegnete er fest, „er hat mich nicht mit Lieb aufgezogen, wie kann er Lieb erwarten von mir? Er hat mich gedemüthigt und erniedrigt zu jeder Stund, ich aber bin kein Knab mehr, daß ich alles ertrag, und zur Demuth ist mein Nacken zu grad. Ich will draußen mein Glück suchen, die Noth und das Müssen wird es mich finden lehren. Und wenn ich wiederkomm, sollst Deine Freud haben an mir.“

Er gab ihr die Hand, und da er Thränen in ihrem Auge sah, sprach er: „Weine nicht, Schwester, weine nicht!“ und ging.

Und wie es in der Heiligen Schrift von dem verlorenen Sohne heißt, also auch er: Er brachte sein Gut um mit Prassen. Gleichsam unter den Händen zerrann es ihm, und wenn er überschlug, was er für alles gehabt und genossen, so waren es etliche wüste Nächt bei Zechgelag und Spiel, sonst nichts. Aber er trug nicht Reu oder Trauer um seine Schätze; er hatte sie nicht erworben, und da er sie verthat, war es, als verthäte er fremdes Gut. Und da er seiner letzten Batzen ledig war, setzte er sein Gewand daran und tauschte es ein gegen ein geringeres und endlich auch dieses noch gegen ein solches, wie es landfahriges Volk zu tragen pflegt, von grobem Tuch und unfeinem Schnitt. Aber auch in diesem noch gefiel er denen Weibern, und es war eine Hauswirthin, die ihn zu sich rief und sprach: „Mein Mann ist nicht daheim, komm zu mir und ich will Dich wohl ausstaffiren, wie es Deinem Gesichte geziemend.“ Und er ging zu ihr, aber da er ihrer satt geworden, ließ er sich ein Stück Geldes aus der Truhen als Wegzehrung reichen und obendrein noch für eine Laute, denn in dem Wohlleben war ihm wieder die Lust gekommen, Lieder zu spielen. Das Weib gab ihm alles hin und seufzete übermäßig und segnete ihn, denn er sei ihr ein Seelentrost und Herzerquickung gewesen, ihr vom Himmel selber gesandt, und sie werde seiner gedenken bis an das Ende ihrer Tage.

Da sprach er zu ihr, von ihren beweglichen Worten ergriffen: „Ihr habet mich wohl gehalten, Frau, auch ich will Eurer gedenken. Und hier nehmet nur Euer Geld wieder, das Ihr mir als Wegzehrung gegeben. Ich bin kein lumpiger Gesell, wie sie, um Weibesgunst zu erbuhlen, auf die Gassen laufen, das wisset Ihr gut. Und also wisset auch: wäret Ihr nicht wie eine Mutter zu mir gewesen in diesen Wochen, ich behielte das Geld und ob Ihr darben müßtet. Nun aber nehmt es wieder. Einzig jenes will ich behalten, das Ihr mir auf die Laute gegeben, denn solches ist eine Gab, wie sie die Freundschaft gibt zu gutem Erinnern. Lebet denn wohl!“

Und so sehr sie sich wehrte, gab er ihr das Geld zurück und ging sogleich zu einem Lautenmacher, auf daß ihm nicht zuvor die Versuchung käm und er es verspielte oder versoff, und kaufte sich ein fein, kostbar Instrument von schönem, vollem Klange.

Da ging er nun auf die Stadtwiese hinaus und spielte zu seiner Lust ein Stücklein nach dem andern, und die Finger, ob auch lange nicht geübet, griffen doch in die Saiten jetzt mit Macht und jetzt mit größester Zartheit, daß es nur wie ein fern Säuseln klang oder ein silberheller Born, der zu lebendiger Melodie geworden. Und wer das süße Klingen vernahm, blieb stehn und lauschte, also daß sich bald um ihn eine Menge Volks versammelte, er aber merkete es kaum, daß ihrer mehr und immer mehr wurden, spielete nur, bis die Finger erlahmeten und er sein Spiel, in einem leisen Klagton dahinsterbend, schloß.

Nun erst sah er die Menge klar. Die Leut aber waren wie aus einem Taumel gerissen und zuerst einer, dann ein anderer und noch mancher traten zu ihm und gaben ihm ihren Lohn, wie man bei einem Spielmann thut, wenn er geendet. Er aber dankete nicht, er empfing das Geld nicht anders als den Gewinn beim Karteln oder Würfeln, als Zufallsgewinn, nicht als Sold. Und einer lud ihn in die Schenke, er aber folgete ihm heute nicht, wie er wohl sonst jederzeit gern gethan.

Da sich nun die Menge verlaufen hatte und er allein war, saß er ins hohe Gras und gedachte zu schlafen, von einer breiten Linde kühl überschattet, von dem Sommerwinde sänftlich gestreifet. Aber er schlief nicht. Mit großen Augen nur blickte er ins Weite, ohn doch etwas zu gewahren, nicht die Mühle am Bache drüben über dem Anger, nicht die Weiden, nicht das ferne Kirchdorf mit dem lichtblauen Bergzug dahinter, nicht den Himmel über diesem schönen friedlichen Stück Erde, oder vielmehr, er sah alles, doch ohn daß er sich dessen bewußt gewesen. Ihm war, als lausch er noch seinem eigenen Lautenspiel, ob es auch schwieg. Und wie von selbst oder ihm von einem anderen eingegeben kam ihm in den Sinn, ob er denn nicht als fahriger Spielmann gutes möchte gewinnen, darzu Trank und Speis in jeglichem Ort und, so es das Herz begehrete, ein klein wenig Spielmannslieb, so süß wie kurz, da und dort noch obendrein. Das war ein lustiges Leben, ohne Sorg um Nothdurft und Unterhalt, ganz ohne Sorg. Also beschloß er, sich Hans Ohnesorg zu nennen und als Spielmann durch das Land zu ziehen. Und wie von neuer Kraft durchglühet, sprang er auf, streckte sich und wanderte in den Tag hinaus.

Aber er hatte nicht lange Lust an dem Spielmannsleben, sah, wie viel Gesindels unter denen Spielleuten war und daß sie mit scheelen Augen auf ihn blickten, wo er spielte, weil sie wohl merketen, daß er nicht von Anfang einer der ihren war, nicht in Unehrlichkeit geboren, kein Zünftiger, sondern einer, der daheim seine Batzen in der Truhen hatte, gleichwohl ihnen den Schaum von der Milch nahm. Aber nicht nur die Spielleut, auch die Bürger verdrossen ihn, diese zumal durch ihre Ueberhebung des Standes und Reichthums halber und ihr stolz Almoseniren. Wie denen anderen, also warfen sie auch ihm den Lohn mehr hin, denn daß sie ihn gaben, wie man wohl einem ausgehungerten Hund etliche Knochen in die Zähne gibt, wohl achtend, daß er nicht nach den Fingern zugleich schnappe. Und war ihm oft, er müß ihnen ihren kärglichen Dank ins Gesicht werfen und ihnen mit der Faust noch eins aufzahlen, und bekam zuletzt einen solchen Haß auf alle, vor welchen, wo immer er spielte, daß er einmal in seinem Unmuth, mitten im Spiel, die Laute entzwei brach, hinwarf und die Stücken mit Füßen trat, ohn jedwede Ursach. Das Volk entfloh, als wär er von sich, und besprachen schon etliche, ihn in das Tobhäuschen zu bringen, wagte sich aber keiner an ihn. Also lief er mitten durch sie und aus der Stadt, und waren alle froh, daß sie nun der Sorg um den fremden Gesellen und ihr eigenes Leben, das er gefährden konnt, enthoben. Aber der Ruf verbreitete sich danach in den Städten und Dörfern, wo er jemals gewesen und gespielt, Hans Ohnesorg sei zum Narren geworden und ganz von Sinnen. Und es war wenig Guts, was sie von ihm sagten: er sei ein lockerer Bube gewesen, allen ein Verführer, denen Männern zu Trunk und Spiel, denen Weibern zu verbotener Lieb, und lobten den Herrn, daß er das Land von solcher Plag befreiet. Aber unter den Weibern gab es welche, die noch oft durch die Gassen späheten, ob er nicht wiederkäm. Sie späheten vergeblich.

Digitized by Google

Hans Ohnesorg kehrte heim zu seinem Vater — freilich nicht, wie es im Evangelio heißet, mit den Worten: „Vater, ich habe gesündiget in dem Himmel und vor Dir", sondern wie einer, der zu begehren und zu gebieten hat. So trat er zu ihm in die Schreibstub, nachdem er ein volles Jahr und zwei Monat darüber ausgewesen.

Der Vater maß ihn groß von dem Scheitel bis zu den Füßen und sprach dann: „Ein Bart ist Dir gewachsen in der Zeit, aber Weisheit nicht, und siehest einem Spielmann gleich, aber nicht meinem Sohn. Ich habe Dir Dein Theil gegeben, was willst Du noch?"

Der Sohn sprach: „Ich begehr ein weiter Theil, und nicht nur um meinet-, sondern auch um Deinetwillen. Denn Du darfst es nicht leiden, daß ich Dir Schand mach, Du als ein hochehrsamer Bürgersmann und Kaufherr." Er sprach es mit Hohn.

Der Vater darauf in Zorn, doch mit verhaltener Stimme: „Du Tagedieb, Landstreicher und Lungerer, Du kommst mir mit Spotten? Fort von meiner Schwell, so Du nicht willst, daß ich Dich mit dem Ellenmaß aus der Stuben jag! Du hast mir Schand genug gemacht, und ehe daß ich Dich wieder mit Geld ausrüst, magst Du mir Schand machen, so viel Du willst. Um jeden Sechsling wär es mir leid für Dich, ja ein falscher Batzen gilt mir mehr als Du. Geh!"

„Und wenn ich stehlen geh, was thätst Du dann sagen?"

„Stiehl zu, thät ich sagen, und stiehl Dich an den Galgen!"

Da biß sich der Sohn auf die Lippen und stürzte sich gegen den Vater. Der aber stieß ihn vor die Brust, daß er zurückwich. Und er ging hin und schlich sich heimlich in des Rathsherrn Hieronymus Solinger sein Haus und stahl ihm zwanzig Goldgülden aus der Truhen und legte einen Zettel hinein, auf den er geschrieben:

„Zwanzig Goldgülden hie entnommen,
zurückzuzahlen
von Bertold Scharff, Kaufmann zu Nürnberg,
für Hans Ohnesorg, seinen Sohn."

Darauf sa schloß er die Truhen wieder und entkam, ohn daß ihn jemand gewahr worden, ging in eine Schenk und trank und spielte, bis es Morgen war, und ging dann zur Stadt hinaus, auch des gestohlenen Gutes wieder ledig, fröhlicher als er eingezogen, nur überwacht.

Aber als er an einen Born kom, der mitten in einer Wiese entsprang, und hinkniete, um zu trinken, sah er sein Gesicht und fand es entstellet wie das eines Mörders, die Augen klutig von dem Wein und tief in schwarzen Höhlen, das Haar glanzlos und wirr. Da wusch er sich in dem kühlen Wasser und wusch sich wieder und wieder, bis die Frische ihm bis in das Herz gedrungen; und wie dem Weibe, so es geboren hat, ein neues Blut durch die Adern strömt, also jetzt ihm. Und da war auch sein Antlitz ein anders geworden, nur die Augen noch trübe. Und er blickte lange in den Born und in das Spiegelbild seiner eigenen Augen, endlich aber sprach er: „Nun weiß ich, wessen Augen das sind. O Schwester, meine Schwester, daß ich Dich nicht gesehen! Es verlangt mich nach Dir so sehr. Du hättest alles wieder gut gemacht durch Deine Lieb. Nun aber wirst Du Schand haben an Deinem Bruder und weißt doch, daß ich Dir nur Segen wünsch und alles Glück."

So klagte er. Alsbald aber kam ein anderer Gesell zu demselben Born und grüßten sich und wunden beide einig, miteinander zu ziehen und sich durchzuschlagen in der Welt, wie es eben ging. Denn auch der andere hatte nichts. Da war die Hoffnung Führerin und zogen ihr beide nach, gutes Muths und von Herzen so leicht wie von Beutel, und Hans Ohnesorg war wieder, wie er in seinen besten Zeiten gewesen, und all sein Trauern dahin.

Nach etlichen Tagen erst merkte der Rathsherr den Raub, denn er war keiner von denen, die Nacht für Nacht vor der Truhen sitzen und ihre Baarschaft zählen, und, obwohl er die Schrift, die er fand, für eine Irreleitung hielt, schickte er doch zu dem Kaufmann. Der, als er den Zettel gelesen, schrie auf, daß es durch das ganze Haus erscholl, und sank hin.

Da kam Eve, seine Tochter, trat zu ihm, und mit des Boten Hilf brachte sie ihn wieder auf.

„Was ist?" frug sie.

Da schrie er noch einmal, dann, als hätte er seinen Schmerz durch den Schrei gelöset, sprach er mit gewohnter Stimm: „Mein Sohn ist nun auch zum Dieb worden."

Eve las die Schrift. „Vater", sprach sie, „laß Dich die zwanzig Goldgülden nicht gereuen . . ."

Da fuhr er wieder auf: „Nein, und wär ich der reichste Mann im ganzen römischen Reich, selbst um einen Sechsling wäre mir leid für ihn, ja um einen falschen Batzen. Das sagt ich ihm selber." Dann zum Boten: „Geh hin und melde Deinem Herrn: Bertold Scharff weiß von keinem Hans Ohnesorg, und war er sein Sohn, so müßt er sich anders nennen. Er lasse nach ihm fahen und bring ihn, dahin er gehöret."

Nachdem aber der Bote gegangen, sank er wieder in einen Stuhl und kämpfte um Athem, aber es war wohl mehr die Schmach seines Hauses, die ihm die Kehl zuschnürte, als der Schmerz um den Sohn.

Seine Tochter fragte ihn nun, wie es gekommen und ob der Hans bei ihm gewesen. Und er sagte ihr alles mit vielen harten Worten gegen den Sohn. Ihr aber blutete das Herz und ging in ihre Kammer, suchte all ihre goldenen Sächelchen zusammen, Geschmeide und Angebinde und die Pathenthaler und band sie in ein Tüchlein und ging damit zu dem Rathsherrn.

„Herr", sprach sie zu ihm, „mein Bruder hat Euch bestahlen, da ihn sein Vater von sich gewiesen, aber nicht, weil er ein Dieb ist, sondern im Groll gegen seinen Vater, damit er ihm Schmach bringe. Auch jetzt noch ist der Vater hart. So nehmet denn von mir, was mir eigen, und schätzet es, und sollt es zu wenig sein, so will ich es später abtragen, bis die ganze Schuld getilget."

Der Rathsherr blickte sie an und achtete kaum, wie sie das Geschmeide und die Münzstücke aus dem Tüchlein nahm und auf den Tisch legte, blickte sie nur an, ohn auch ein Wort zu sagen. Und da sie noch einmal fragte: „Wollet Ihr's also zufrieden sein?" nickte er nur mit dem Haupte. Und Eve ging.

Bald hernach aber trat auch der Vater selbst bei ihm ein, denn es war ihm doch schwer, solche Schmach auf seinem Hause zu lassen, und brachte die zwanzig Goldgülden. Der Rathsherr jedoch nahm sie nicht an, und indem er auf den Tisch wies, sagte er: „Sehet, Eure Tochter wor vor Euch hier und hat ihren Bruder gelöset durch ihr eigen Hab und Gut. Von Euch kann ich nichts begehren, denn ich hab mich mit ihr besprochen. Aber unsere Rechnung ist noch nicht glatt, denn Ihr werdet schätzen, daß all, was hier liegt, doch nur etwan fünfzehn Goldgülden an Werth. Soll es aber ganz beglichen sein, so bitte ich Euch, daß Ihr mir Eure Tochter zum Weibe gebet. Ihr wisset, daß ich annoch unbeweibt und bisher nicht wenig stolz darauf gewesen, aber Eure Tochter hat es mir angethan. Ich habe nie ein Weib gesehen wie sie, so groß in ihrem Wesen und dabei so schön."

Also ward Eve des Rathsherrn Hieronymus Solinger sein Eheweib.

Von Hans Ohnesorg aber ist zu vermelden, daß er sich in fremden Landen herumschlug, und so ihm die gebratenen Tauben nicht ins Maul flogen, er sie aus der Pfanne holte. Und war zusammen mit gleichartigen Genossen, übel berufenen Buschklopfern und Gaudieben, bis daß er auch einer von ihnen schien, struppig von Bart und Haar, braun und grob von Gesicht, von Gemüth verdorben, allem Bösen ergeben, Trunk, Spiel, Trügen, Dieben und Rauben und ganz verloren, so für sein Vaterhaus auf Erden hier wie für das andere droben im Himmel.

Aber es ist gesagt: Keine Klinze so klein, die Reu schlüpfet doch hinein. Und so kamen ihm Stunden, da sein Blick wild ward, daß selbst seine Lungerbrüder sich vor ihm fürchteten und sprachen: „Hans Odnesorg ist wieder ein Narr;" er aber saß still in sich gebücket, und eine Lust stieg in ihm auf, die ganze Welt zu verbrennen wie ein trocken Bündel Stroh und sich zu erfreuen an dem Feuerglanz. Doch wenn er seine Ohnmacht sah, verglomm auch die Gluth in seinen Augen und sie wurden wie voll grauer Asche nach dem Brand. Und dann erfaßte ihn ein großer Schmerz um seine verlorenen Tage und ward weich und gedachte, wie er an seiner Schwester Busen lag und weinte, da er noch fast ein Knabe war. Eine Furcht aber davor, er könne sich selbst anklagen, wenn auch nur mit ihren milden Worten, trieb ihn wieder zu Aufruhr gegen die ganze Welt. Und da er weich gewesen, wallt er sich desto härter zeigen, ja wollt es vor sich selbst beweisen, daß er es war. Also beschloß er, noch einmal heimzukehren und vor seinen Vater zu treten und zurückzuzahlen, was er ihm schuldet: Haß und Rache für den Hohn seines Worts und den Stoß mit der Faust. Denn er allein war es, der ihn dem Elend preisgegeben, nachdem er das erste Mal heimgekehrt. Er hatte Bitterkeit gesät, und nun war Haß seine Ernte, und der stand hoch und dicht und reif zum Schneiden. Und der Gedanke an ein solches Wiedervergelten nahm alsbald alle seine Sinne ein und trieb ihn mit unbezwinglicher Gewalt zum zweiten Mal den Weg des verlorenen Sohns.

Und wieder trat er zu seinem Vater in die Schreibstub und fand ihn wieder allein.

„Wer bin ich?" fragte er.

Der Vater maß ihn wie damals, aber erkannte ihn nicht, sah nur an seiner Kleidung und an seinem böslichen Aussehen, daß es einer war, von dem nichts Gutes zu erhoffen, stand also auf und rief nach seinen Leuten. Jener harrete ruhig, bis daß sie kamen. Dann erst begann er noch einmal zu fragen.

Der Vater sah ihn scharf an und sprach: „So Ihr nicht ein Vagirer wäret, sondern wie ein ehrlicher Mann vor mir stündet, gewaschen und in sauberer Kleidung, sagte ich, daß Ihr mein Sohn; denn nun erkenne ich Euch. Doch da Ihr also zu mir kommt, sage ich: packt Euch zu Euresgleichen. Ihr möget hinter Schloß und Riegel passen, in eines Bürgers Haus passet Ihr nicht."

Da sann der Sohn auf Worte, die er ihm ins Gesicht spiee, fand aber keine, die ihm bitter genug waren und ging darob fort wie ein Feldherr, der besiegt ward ohne Schlacht, vernichtet, in heftigem Grimm über sich selber, daß er seine Rache nicht gestillt.

Den ganzen Tag irrte er in den Gassen umher und schier daß man ihn ob seines argen Aussehens ergriff, aber man that es nicht. Und niemand erkannte ihn, ob er auch vor Zeiten selbst mit ihm manche lustige Nacht durchzecht und durchspielet, auch von den Frauen nahm ihn keine in Acht, so tief auch diese und jene sich einst in seine Augen versehen, und er selbst gedachte jener Vergangenheit nicht mehr, sann nur und sann, was für ein Leid er dem Alten zufügen mocht, daß ihn am bittersten träfe, und fragte, was ihm wohl am liebsten und seinem Herzen am nächsten sei, näher noch als sein eigenes Leben, damit er ihm dieses raube und ihn dann allein lasse in seinem Kummer. Er fand es bald: Das Geld lag ihm am meisten am Herzen, sein zusammengeschachert Geld, über dem er saß wie ein Lindwurm über seinen Schätzen. Um dieses Geldes willen hatte er den Sohn hinausgestoßen, ja ein falscher Batzen galt ihm mehr, als sein eigen Fleisch und Blut. Wohl, an diesem Gelde büßte er am schwersten, und er sollte büßen. Da ihm nun also die Erleuchtung gekommen, deuchte ihm der Tag viel zu lang und wollte, daß es nach früher dunkel werde denn zu Mittwinterszeit.

Aber die Nacht kam spät und nicht dunkel, sondern mit Mondenschein in den Gassen. Und erst, da alles schlief, wagte er sich zu seines Vaters Haus und schloß die Pforten auf mit seiner Diebskunst, ohn daß es jemand vernahm, und drang bis in die Stube, da die Truhe stand, dessen er sich noch wohl entsann. Auch ihr Schloß mußte weichen, und bei dem Scheine des Mondes, der matt durch die Scheiben fiel, sah er die ganze Truhe voll blanken Silberstücken, großen und kleinen. Das brachte ihn fast von Sinnen, denn jetzt konnt er seine Rache stillen, und mit breitoffnen Fingern griff er hinein und faßte die Hand voll, so viel sie halten mochte, und wie es Kinder mit dem Weizen thun, ließ er die Stücke wieder zwischen den Fingern hindurchgleiten und hatte seine Lust an dem Klange und dem Blinken des Silbers im Fall.

Also trieb er sein Spiel, nicht wie sonst, wenn er stahl und raubte, von Angst in seinen thörichten Gedanken zurückgehalten, sondern furchtlos und ohn Eil, als wär es sein eigen Gut und, wo er kniete, sein eigner Boden. Und wie von Wein, ward er trunken von diesem Spiel und hörte nichts und sah nichts.

Der Vater aber, der in der Stuben darneben schlief, war von dem Klirren erwacht und kam nun herein in seinem Nachtrock, noch unsicher im Schritt, vom Schlafe taumelnd, mit den Händen vor sich tastend, ohn daß jener ihn gewahrte, bis seine Augen helle waren und er selbst ihn sah.

Da stürzte er sich auf den Sohn und schlug ihn zu Boden mit raschen Schlägen.

Der Sohn aber, ob er auch auf dem Rücken lag, gab nicht bei: er griff den alten Mann um den Hals und würgte ihn, bis seine Fäuste aufhörten zu schlagen und die Arme schlaff wurden. So hielt er ihn lange, dann ward ihm der Körper zu schwer und er warf ihn zur Seite und wollte auf. Nun erst sah er, was er gethan: er hatte den Vater selbst erwürget.

Ein Frost fuhr ihm durch die Glieder, schüttelte ihn, stieg und sank, packte ihn stets von neuem, und da er endlich taich, fühlte er sich matt und kalten Schaeiß auf der Stirn ausbrechen und wischte ihn fort. Und ob seine Hand auch rauh war, jetzt schien es ihm durch die Feuchte, es sei eine andere, eine linde Hand, wie sie wohl manches Mal über das Haar ihm gestrichen, manches Mal auf seine Stirn sich gelegt, und er mußt wieder seiner Schaester gedenken und wie gut sie zu ihm gewesen in jenen fernen Tagen, und ihm war, als fände er Sicherheit nur bei ihr vor der großen, schrecklichen Angst, die ihn plötzlich übernahm, und stürzte hinaus und durch die Gassen und schrie: „Schaester, o meine Schwester!" alles wie in einem Wahn.

Und siehe, da that sich ein Fenster auf zu ebener Erd, und die Stimme einer Frau erscholl durch die Nacht:

„Mein Bruder, rufest Du nach mir?"

Da lachte und weinete er zugleich und rief: „Eoe!" und lief dahin und erfaßte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und wußte nichts zu sagen als dies: „Nimm mich auf bei Dir."

Also entzog sie ihm ihre Hand und ging und öffnete ihm die Pforte und ließ ihn ein. „Tritt leise", sprach sie, „sonst erwecket Du mir Mann und Kinde", und führte ihn in die Fremdenstub und legte ihm die Kissen im Bette zurecht, alles im Dunkeln, ohn daß sie ihn sah, und wünscht ihm Frieden und gute Ruh und ging in ihre eigene Schlafstub zurück.

Sie aber fand nicht Schlaf die ganze Nacht und wachte und betete für ihn, ohn doch zu wissen oder zu ahnden, was er begangen, noch warum er Einlaß begehret, nur kam ihr immer aufs neu in den Sinn, wie sie durch jenen Ruf: „Schwester, meine Schwester!" aus einem schweren Albtraum erwacht und die Stimme erkannte und an das Fenster ging und es aufthat, und wie dann seine Hand die ihre ergriff und er sprach: „Nimm mich auf bei Dir!" und wie seine Hand so feucht und seine Stimme so flehentlich gewesen. So lag sie bis an den Morgen. Und als sie aufgestanden, trat sie zu der Thür der Fremdenstub und horchte hinein, denn es war ihr auf einmal in dem hellen Tageslicht, es sei vielleicht alles nur ein Traum gewesen. Sie hörte ein ruhig Athmen, und der Zweifel wich. Aber sie trat nicht zu ihm hinein, auf daß sie ihn nicht

Digitized by Google

störe. „Er wird müde sein", sprach sie bei sich. Ihrem Manne jedoch sagte sie noch nichts davon, daß ihr Bruder gekommen.

Und er war kaum in sein Amt gegangen, da kamen schon die vom Gericht mit Hälchern und fragten sie, ob sie nicht ihren Bruder beherberg'. Und sie gab es zu. Da sagten sie weiter, er sei sicherlich jener Mann, der ihren Vater erwürget. Es sei einer vorigen Tags zu ihm in die Schreibstub getreten und vor dem Gesinde hab er sich seinen Sohn genannt, sei aber dann fort. Sein Anblick jedoch sei also bedrohlich gewesen, daß die Vermuthung, er sei in der Nacht auf Diebsweise in das Haus gedrungen und habe daselbst die Truhen erbrochen, um Geld zu rauben. Von dem Geräusche sei alsdann der alte Herr erwacht und herzugekommen, was sein Tod gewesen. Nun liege er noch in der Stuben etwas seitlich von der offenen Truhen, und also hab ihn sein Gesinde gefunden und solches vor Gericht gebracht und dabei jenen Argwohn verlauten lassen.

Sie hörete alles an, dann aber ward ihr schwach und begann zu wanken, und einer mußt sie zu ihrem Stuhl bringen, damit sie nicht auf den Boden sank.

Darauf ließen sie die Frau zurück und gingen selbst durch alle Zimmer und späheten sorglich umher, den Mörder zu treffen. Sie fanden ihn in der Fremdenstub auf dem Lager noch in seiner Kleidung, ausgestreckt in tiefem Schlaf, und kostete Müh, ihn zu wecken.

Aber da er wach war, entsann er sich anfänglich gar nicht, wo er war und was es gegeben, ließ sich gleichwohl willig und ohn Widerstand binden und mitführen; dann aber vor Gericht gestand er alles und berichtet sein ganzes Leben, fast daß es schien, sich selbst zur Erleichterung oder gleichsam Erledigung von einer Last, an der er lang und schwer getragen.

Also ward er schuldig befunden des Galgens, aber die Richter wollten ihm wohl, nachdem sie seinen Bericht gehöret, und ließen ihm sich eine Gnad ausbitten, sei es geistlichen Zuspruch, ein gutes Mahl oder was er sonst begehrte, außer Freiheit und Leben, als welche er durch seinen Mord an dem eigenen Vater für immer verwirkt.

Da bat er nach einigem Sondern, daß sie seine Schwester zu ihm kommen ließen, auf daß er sie noch einmal sehe vor seinem Tod und ihre Stimme höre und ihr danke für so manches Gut und Liebe, das sie ihm gethan, da er noch daheim war, und dafür, daß sie ihn beherberget in jener letzten freien Nacht.

Aber da stund seiner Schwester Gemahl, der Rathsherr, auf und redete eindringlich, aber dennoch nicht hart zu ihm, ob er denn die Frau tödten wolle durch den neuen Schmerz, den sein Anblick ihr erwecken mußte, indem sie ihn noch im Sinne hab, wie er vor vielen Jahren gewesen und also ihn noch liebe in ihrem Herzen?

Also ließ er ab von seiner Bitte und war sehr traurig.

Aber in seltener Milde stellten sie ihm eine andere Bitte frei und nun erbat er sich nach gleichem Bedenken eine Laute, welche man ihm auch gewährte. Und so lange er noch in dem Gefängnisse war, spielte er von Stund zu Stund ein Stücklein. Aber es war nicht auszunehmen, was er spielete, denn er hatte die Noten nicht mehr inne und seine Finger waren hart. Er jedoch war durch sein Spiel aufs Wunderbarste getröstet, und da er zum Tode ging, war er nicht wie andere sind, widerspenstig und bang, sondern fügsam und ruhig und sprach zu dem Kaplan, der ihn geleitete, so er seine Schwester sehe, mög er sie grüßen von ihm und ihr danken an seiner Statt.

Darauf so ward er gerichtet.

In derselben Nacht aber geschah es, daß des Verurtheilten Leichnam, verdammet, unbegraben zwischen Himmel und Erd zu schweben, bis daß sich die Vögel sein erbarmeten, von dem Gerüste genommen und verbargen ward. Und fiel der Verdacht alsbald auf des Rathsherrn Hieronymus Solinger sein Weib, als welche es gewesen, die den Mörder beherberget in derselben Nacht, da er den eigenen Vater erwürget, und ob sie gleich eines Rathsherrn Weib war, man führete sie vor Gericht und fragte sie.

Da stand sie eine Weile schweigend und sah nur vor sich hin, dann aber sprach sie: „Ja, ich bin es gewesen." Und alles entsetzete sich ab solchen Frevels von ihrer Hand. Und man drang ferner in sie, ob sie es allein gethan, was sie beichte, und warum. Darauf sprach sie: „Weil er mein Bruder war" und weiter nichts. Endlich fragte man sie, wo sie ihn verborgen, sie solle frei ausgehen, wenn sie dieses angab, der Leichnam alsdann wieder von dem Nachrichter an dieselbe Stelle gebracht werden, wie nach dem Gesetze bestimmt. Dies aber wollte sie nicht gestehen, so sehr man in sie drang; sie blieb fest. Und fürwahr, wär sie nicht eines Rathsherrn Weib gewesen, man hätte sie, wie man es bei andern Weibern thut, ob sie auch schwach sind, also lange torquirt, bis sie ihr Leugnen gelassen. Aber man nahm ihres Standes in Acht, und auch, da man sie verurtheilte, hieß man ihr nicht das rechte Aug ausstechen, wie es sonst für solchen Frevel geübet, sondern vermies sie nur aus der Stadt für immerdar. Sie hörete den Richterspruch an mit Schweigen.

Da aber trat ihr Eheherr zu ihr und sprach: „Weib, Du sollst nicht allein in die Fremde ziehen, sondern ich will mit Dir gehn mitsammt Deinen Kinden, denn Du bist mir werth und eine neue Antigone."

Und er war der Erste, der sie also nennete.

In der bestimmten Frist aber verließen sie alle die Stadt.

Es ging nun das Gerücht, sie hab ihren Bruder nur im Walde unter dem dichten, gefallener Laub begraben, aber der Wärtel sagt, er hab sie in jener Nacht fortgehen sehen kurz bevor er das Thor schloß, und da sie am anderen Morgen wiederkam, verbarg sie ihre Hände, wie er aber doch gesehen, seien sie blutig gewesen, also daß es sicher, sie hab ihn tiefer begraben in dem Erdreich und mit ihren eigenen Fingern. Aber so sehr man auch suchte, das Grab fand man nicht.

Wien. Otto Hauser.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Hans Hoffmann: „Harzwanderungen". (C. F. Amelang's Verlag Leipzig 1902.)

Unter diesem Titel hat Hans Hoffmann eine Reihe von Schilderungen aus dem Harz veröffentlicht, die einem größeren seiner Werke: „Der Harz" entnommen und theilweise ergänzt sind. Es ist also nichts wesentlich Neues, das er uns bringt. Aber er kennt dieses Gebiet und schöpft immer noch aus der Fülle, wenngleich der Gegenstand bereits . . erschöpft war. Wer jedoch über so schöne Erzählergaben verfügt wie Hoffmann, der mag die poetische Licenz selbst bis auf Wiederholungen ausdehnen. Auch in diesem Werke verleugnen sich Hoffmann's Vorzüge nicht: seine klangschöne Sprache, die feine Stimmungsmalerei, der freundliche, warme Humor. Und was ihm immer zu gute kommt, das ist die ihm eigene Kunst, Naturmalerei zu geben, die, fern von der in solchen Büchern leicht gebrauchten Schablone, den Hauch des Lebens athmet.

Freilich darf ich nicht leugnen, daß ich, ohne Ungleiches vergleichen zu wollen, lediglich am Maßstabe eines litterarischen Werths gemessen, eine kurze Skizze oder Erzählung von ihm, wie beispielsweise die jetzt auch in den lobenswerthen „Wiesbadener Volksbüchern" veröffentlichte: „Soldglück" von 13 Seiten aber die noch bedeutendere „Sturmwolken" weit über dieses ganze Buch von 385 Seiten stelle.

Danzig. A. S.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 8. Berlin, den 22. November 1902. 20. Jahrgang.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Anträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Die Politik der unbegrenzten Möglichkeiten. Von Theodor Barth.

Die Feinde Englands. Von M. v. Brandt (Weimar).

Parlamentsbriefe V. Von Proteus.

Postüberschüsse und Postdefizit. Von Aeved Jürgensohn (Berlin-Friedenau).

Wilhelm Hauff. Von Ernst Heilborn.

Das Extreme. Von Eduard Platzhoff-Lejeune.

Die Jugendkorrespondenz Taine's. (Schluß.) Von Ola Hansson (München).

Lebenshunger. Eine Erzählung. Von Henri Borel (Scheveningen).

Die lutherische Orthodoxie gegen Professor Baumgarten.

„Obstruktion" und Regierungspolitik. Von E. F

Bücherbesprechung:

Christian Morgenstern: Und aber ründet sich ein Kranz. Bespr. von A. G.

Der Nachdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Majoritätsparteien im deutschen Reichstage befinden sich noch immer angestrengt beim Suchen nach dem Kompromiß. Ein Theil der Zeitungen des Centrums und der Rechten deutet behutsam an, daß dieses geheimnißvolle Kompromiß bereits gefunden worden sei; die andern behaupten, daß man es demnächst gefunden haben werde, und die Dritten erklären resignirt, man müsse abwarten, ob es zu entdecken sei und das Beste inzwischen hoffen. Das Kompromiß glücklich zu entdecken, muß demnach außerordentlich schwierig sein, da die findigsten Köpfe der Rechten, des Centrums und der Regierung unter Beihilfe aller feiner dilettirenden politischen Handlanger, die den Winken einer veritablen Excellenz niemals widerstehen können, das Unauffindbare zur Stelle zu schaffen, unerhörte Anstrengungen machen.

Warum ist die Sache eigentlich so riesig mühevoll? Ein Kompromiß ist doch die Formel, durch die man entgegenstehende Interessen oder Anschauungen zum Ausgleich bringt. Nun ist die Regierung bereit, mit der Majorität zu gehen, und die Majorität ersehnt heute nichts heißer, als mit der Regierung gehen zu können; bei so gutem Willen auf der einen und auf der andern Seite sollte man doch wirklich zu einer Verständigung gelangen können. Und wenn trotz allem anhaltenden Gackern das Kompromißei nur so schwer das Tageslicht erblickt, so ist der Grund einfach eine gewisse politische — Schamhaftigkeit.

Die Regierung hat hoch und theuer erklärt, die Beschlüsse der Majorität seien für sie unannehmbar, und die Majorität hat noch höher und noch theurer versichert, die Vorschläge der Regierung seien für sie erst recht indiskutabel. Es ist daher auch lächerlich, der Opposition den Vorwurf der Obstruktion zu machen, so lange Majorität und Regierung einander auf das heiligste versichern, daß sie sich absolut nicht zu verständigen in der Lage seien. Für das Fallen der Tarifvorlage genügt es doch wirklich, daß Majorität und Regierung einander wechselseitig zurufen: Unannehmbar.

So war es bis in die allerjüngste Zeit, denn bis in die allerletzten Tage der Berathung faßte der Reichstag Beschlüsse, und die Regierung erklärte diesen Beschlüssen unter gar keinen Umständen zuzustimmen. Schließlich kam aber die Majorität auf den glücklichen Einfall, erst leise und dann immer lauter in der Presse zu erklären: Aber um des Himmels Willen, man nehme unsere Versicherungen und unsere Abstimmungen doch nicht ernst. Wir waren zunächst so unhöflich gegen den Reichskanzler, zu glauben, daß wir die Regierung nicht ernst zu nehmen nöthig hätten, und daher haben wir uns so wild gebärdet, aber wenn die Regierung denn durchaus nicht anders will, so sind wir unsererseits durchaus bereit, anders zu wollen. Nur muthe man uns eins nicht zu; um der politischen Barmherzigkeit willen, dürfen wir doch nicht die einzigen Blamirten sein, die in allen Punkten nachgeben; in irgend einem Punkte kann doch auch die Regierung das Opfer bringen und an der allgemeinen Blamage theilnehmen, und wenn sie auch nur ein ganz kleines und winziges Unannehmbar nunmehr als Annehmbar bezeichnete, das genügte ja schon. Es ist doch so süß, im Unglück Genossen zu haben.

Das Kompromiß, das heute gesucht wird, dreht sich eigentlich nicht mehr um Zollpositionen und um Zölle, die sich in Mark und Pfennigen ausdrücken lassen, hierüber würde man sich heute einigen; es gilt ein Abkommen über die Vertheilung der politischen Blamage; wie viel von der politischen Blamage des bisherigen Feldzuges die Majori-

tätsparteien auf sich nehmen sollen, wie viel die Regierung. Daß solche Blamagereparirung aber schwer zum Abschluß zu bringen ist, läßt sich denken.

Nur bei der Unfähigkeit der Majorität, die Verhältnisse richtig zu beurtheilen, konnte es zu einer politischen Lage, wie sie heute besteht, kommen. Jenes Kompromiß, das man heute, auf das äußerste politisch bloßgestellt, erreichen will, man hätte es ohne Bloßstellung vor Monaten haben können, und damals mit besseren Aussichten als heute, daß die gesammte gesetzgeberische Thätigkeit über den Zolltarif auch Gesetz würde. Wenn die Majorität nunmehr nachgibt und diskreditirt dahin gelangen sollte, wohin sie seit langer Frist gelangt sein konnte, so ist damit nur unter weit ungünstigeren Umständen eine Etappe erreicht, der man sogleich hätte zustreben müssen; die Opposition befände sich alsdann einem gegnerischen Aufmarsch gegenüber, den man in Ueberschätzung der Fähigkeiten der Majorität von Anbeginn an als bevorstehend erwartet hatte. An dieser Wandlung, die sich anbahnen soll, wäre also nichts überraschend, als daß sie so spät eintritt. Und hielt die Opposition von Anbeginn an immer an der Hoffnung fest, daß sie trotz einer Verständigung zwischen Regierung und Majorität den für Deutschland verderblichen Tarifentwurf werde zu Fall bringen können, so braucht man sechs Monate vor dem Verscheiden des Reichstages gewiß nicht anzunehmen, daß das Agrarierthum aus dem schon vorhandenen Schiffbruch doch noch große Beutestücke werde retten können.

Der Schiedsspruch des Königs von Schweden liegt jetzt über die Schadenersatzansprüche vor, die Deutschland aus den samoanischen Wirren herleitet. Es ist insonderheit auch eine moralische Genugthuung für Deutschland, daß der König von Schweden uns günstig entschieden hat. Mit den materiellen Opfern, die in Betracht kommen, können sich die Vereinigten Staaten und England leicht abfinden.

Die Wirren auf Samoa erinnern uns an einen Abschnitt unserer internationalen Politik, den man in Deutschland im Gedächtniß behalten soll. Damals befanden wir uns dicht vor einer ernsten politischen Demüthigung. England hatte die Stimmung in den Vereinigten Staaten auf das Ungünstigste für uns beeinflußt, und es bestand die Gefahr, daß das Vereinigte Königreich und die Vereinigten Staaten gemeinsam uns politisch auf die Kniee zwingen würden. Die Entwicklung in Südafrika führte alsdann zu einem Umschwung.

In der „Nation" ist es immer vermieden worden, an diese alte Wunde von neuem zu rühren; aber wir müssen doch in Deutschland diese Ereignisse in der Erinnerung bewahren, da wir die Erfahrung machen, daß die englische Presse ohne Unterlaß die Feindschaft der Welt gegen uns aufzustacheln sucht. Heute ist es wiederum Amerika, dessen Chauvinismus auf Deutschland gelenkt werden soll. Angeblich sollen wir ein mächtiges Geschwader in feindlicher Absicht auf beiden Seiten des amerikanischen Kontinentes zusammenziehen.

Diese Ausstreuung in der englischen Presse ist natürlich absurd, aber doch lehrreich. Die Lage ist nicht angenehm für die alten Freunde Englands in Deutschland, gleichviel, man kann die Augen davor nicht verschließen, daß Deutschland unparteiische Gerechtigkeit bei der Presse des Vereinigten Königreichs nicht mehr zu erwarten hat. Man wird bei uns damit rechnen müssen, daß eine einflußreiche und nicht kleine Partei in England bereit ist, uns so viel Steine in den Weg zu werfen wie möglich. Eine Gefährdung unserer internationalen Stellung muß sich hieraus keineswegs ergeben; vielleicht aber kommt man im Vereinigten Königreich schließlich zu der Einsicht, daß es nicht zweckmäßig ist, überflüssiger Weise Deutschland zu verletzen, während große reale politische Gegensätze zwischen England und Rußland und zwischen England und Frankreich bleibend der Lösung harren.

Auf den König von Belgien hat ein herabgekommener Mensch, ein Italiener, der bereits im Gefängniß als gemeiner Verbrecher gesessen, einen Schuß abgegeben. Der König blieb glücklicher Weise unverletzt. Der Verbrecher nennt sich Anarchist; das mag zutreffend sein, denn diese Art Anarchismus ist nichts als gemeines Verbrecherthum, die Bestialität der Entarteten, die sich heute gegen einen Privatmann und morgen gegen ein Staatsoberhaupt richtet, und die den Attentäter auch nicht gehindert hat, der Polizei als Spion für Entgelt gegen die Anarchisten zu dienen.

Friedrich Dorndlüth ist hochbetagt in Frankfurt a. M. gestorben. Er war ein Liberaler voll Opfermuth, der ein Leben lang für die politische Entwicklung in seinem Vaterlande Mecklenburg gekämpft hat und den die auf das Jahr 1848 folgende Reaktionszeit auch zum Märtyrer gemacht hat. Dorndlüth war in den Prozeß gegen die Wiggers verwickelt und hat lange gegen Recht und Gesetz sitzen müssen. Er war einer der kernfestesten Liberalen der älteren Generation.

* * *

Die Politik der unbegrenzten Möglichkeiten.

Wenn vornehme Patienten an schweren Krankheiten, die aller Kunst der berufsmäßigen Aerzte spotten, darniederliegen, so pflegen sich Leute aus dem Volke zu melden, um ihre unfehlbaren Heilmittel anzupreisen. Bald sind es bei beginnendem Neumond gesammelte Heuschrecken, die geräuchert und pulverisirt dem Kranken in acht Tagen Heilung bringen werden. Bald sind es sinnreiche Rheumatismusketten, die dem Erfinder nach seiner eigenen Versicherung selbst geholfen haben. Bald sind es die Wunder der „Christian Science", die da wirken sollen. Auch in der Politik spielen die Wunderdoktoren eine große Rolle. Wo das Parlament versagt und Kanzler und Staatssekretäre nicht mehr weiter können, da kann ein wunderthätiger Schäfer Thomas vielleicht noch Hilfe bringen. Weshalb sollte der, welcher Schafe zu scheeren versteht, nicht auch in der Politik eine Herde zusammentreiben? In der Entwicklung des Kampfes um die Zolltarifvorlage der Regierung scheinen wir jetzt an solch einem Wendepunkt angekommen zu sein, wo nur noch die Quacksalber hoffen, helfen zu können.

In die Reihe dieser wunderthätigen Gewaltkuren gehört auch der Versuch, den Handelsvertragsverein zu veranlassen, das zu verbrennen, was er bis jetzt angebetet hat, und das anzubeten, was er vorher verbrannte. Als die Zolltarifvorlage der Regierung Ende Juli vorigen Jahres das Licht der Welt erblickte, war der Handelsvertragsverein als erster auf dem Posten und erließ einen flammenden Aufruf, der mit den Worten begann:

„Der Entwurf des neuen Zolltarifs ist veröffentlicht. Die feste Hoffnung des deutschen Volkes auf Fortführung der deutschen Handelsvertragspolitik ist durch ihn vernichtet."

Eine Anzahl von Männern, die dem Ausschuß des Handelsvertragsvereins von jeher angehört haben und auch diesen Aufruf mit unterzeichnet hatten, haben jetzt die Kunst des Vergessens so weit getrieben, daß sie einen neuen Aufruf an das deutsche Volk richten, in dem sie das Zustandekommen der Zolltarifvorlage als den Ausgangspunkt aller ihrer Hoffnungen für den Abschluß neuer, langfristiger Handelsverträge bezeichnen. Diese Politik der unbegrenzten Möglichkeiten, die es für denkbar hält, etwas dem deutschen Volke in strahlendem Lichte heute erscheinen zu lassen, was man gestern nicht dunkel genug schildern konnte, ist zunächst nur als Travestie politischer Ueberzeugungstreue interessant. Daß der Handelsvertragsverein dadurch veranlaßt werden könnte von seiner bisher befolgten Politik abzuweichen, scheint mir, da das altjapanische Harakiri noch nicht unter

unsere politischen Sitten aufgenommen ist, völlig ausgeschlossen.

Ein Verein, der eine solche Elastizität der Grundsätze bethätigte, würde ein allgemeines Hohngelächter wachrufen. Eine derartige Felonie wäre um so blamabler, je nutzloser sie erscheinen muß. Ist es denkbar, daß irgend ein Reichstagsabgeordneter durch einen solchen Akt des politischen Verraths veranlaßt werden könnte, den Spuren solcher Geschäftsmänner zu folgen? Was aber die Kreise der Großindustrie und des Großhandels, auf welche die Meuterei im Lager des Handelsvertragsvereins nachahmend wirken soll, anlangt, so trauen wir ihnen auch mehr Verstand zu, als es augenscheinlich die Politiker der unbegrenzten Möglichkeiten thun. Sie werden bei einigem Nachdenken sich doch vergegenwärtigen, daß die zugemuthete Verleugnung der bisherigen Grundsätze obendrein ein schlechtes Geschäft sein würde. Erstens würde das Schicksal der Zolltarifvorlage selbst beim Zusammenbruch des ganzen Handelsvertragsvereins doch nicht gesichert sein. Zweitens bleibt auch beim Zustandekommen der Zolltarifvorlage der Abschluß neuer, langfristiger Tarifverträge völlig ungewiß. Drittens kann selbst ein Blinder erkennen, daß bei etwaigen neuen Handelsverträgen die deutsche Exportindustrie genau in demselben Maße die Zeche zu zahlen hat, wie der Appetit unserer Agrarier auf hohe Agrarzölle befriedigt wird. Endlich wird man viertens wohl auch begreifen, daß es für Handel und Industrie in Deutschland zur Zeit keine vortheilhaftere Lösung gibt als die bloße langfristige Verlängerung der bestehenden Handelsverträge, und daß diese Lösung die einzig mögliche bleibt, wenn die Zolltarifvorlage der Regierung in der parlamentarischen Versenkung verschwindet. Daß es unter diesen Umständen für die Mehrheit der Ausschußmitglieder im Handelsvertragsverein etwas Verlockendes haben würde, sich bis auf die Knochen politisch zu kompromittiren, ist nicht eben wahrscheinlich. Vielleicht aber führt dieser Meutereiversuch zu einer Purifikation, die den Handelsvertragsverein aktionsfähiger macht, als er es jetzt ist. Das wäre ein Verlust vom höchsten Werth.

Theodor Barth.

Die Feinde Englands.

Der alte Spruch, der die Weisheit Griechenlands in den Worten zusammenfaßte, „Erkenne dich selbst", hat auch heute noch denselben Werth, wenn die Selbsterkenntniß ernsthaft erstrebt und das Ergebniß derselben auch außerhalb der Seele des Betreffenden, Individuum oder Volk, Zustimmung und Beifall findet. Ein englischer Schriftsteller, der Hon. George Peel, hat in einem vor kurzem erschienenen Buche „The Enemies of England" *) versucht, den Grund des allgemeinen Hasses gegen England, sich selbst, seinen Landsleuten und wohl auch der Außenwelt klar zu machen. Daß der Haß gegen England in allen Ländern bestehe, wird von ihm zugegeben, und er führt Beweise dafür an, daß derselbe weit zurückgehe und dies auch von englischer und fremder Seite erkannt worden sei. Königin Victoria habe 1850 dem Premierminister gesagt, daß sie nicht ohne Schmerz bemerken müsse, wie England allgemein verhaßt sei; Montalembert stellte fest, daß die Feinde Englands stets zahlreicher würden, und Cavour schrieb, daß auf dem Kontinent alle Parteien darin einig seien, England zu hassen. Derselben Ueberzeugung haben, um bei englischen Staatsmännern stehen zu bleiben, in der allerletzten Zeit Lord Rosebery, Lord Kimberley und Lord Salisbury Ausdruck gegeben. Der Verfasser des vorliegenden Buches sieht den Grund dieses allgemeinen Hasses gegen England nicht in rassigen oder religiösen Gefühlen, nicht in kommerzieller Eifersucht oder dem schlechten Betragen englischer Reisenden, sondern in der historischen Thatsache, daß die Mächte des Kontinents, eine nach der andern, zu verschiedenen Zeiten versucht hätten, die Oberherrschaft auf demselben an sich zu reißen und dabei dem Widerstande Englands begegnet seien, das für die Freiheit desselben eingetreten sei. England habe aber nicht allein auf diese Weise die ehrgeizigen Träume aller Mächte gestört, es könne auch durch die Erschaffung neuer Civilisationen die „Oberhoheit Europas in der Hierarchie der Menschheit" über den Haufen werfen und damit zu neuem Anstoß Veranlassung geben, der in einer am 21. November 1897 gethanenen Aeußerung des Grafen Goluchowski, daß eine Verbindung der europäischen Mächte nothwendig sei, um den Kontinent gegen überseeische Einflüsse zu schützen, bereits Ausdruck gefunden habe.

Manches in diesen Ausführungen des Verfassers ist zutreffend. Wenn auch kleinlichere Beweggründe namentlich innerhalb der größeren Menge der Bevölkerungen zu der Erbitterung gegen England beigetragen haben mögen, so ist es unzweifelhaft, daß es in den Augen der Denkenden wesentlich politische Beweggründe sind, welche die Abneigung hervorgerufen und genährt haben. Aber die Gründe, welche der Verfasser dafür anführt, sind nicht die maßgebenden. Wir wollen hier unerörtert lassen, in wie fern es die Freiheit des Kontinents gewesen ist, die England zu seinen Kämpfen mit denjenigen Mächten geführt hat, welche dieselben bedrohten, und ob es nicht etwa die weniger edlen, aber verständlicheren Regungen des eigenen Interesses gewesen sind, welche es gegen die päpstlichen, französischen und habsburgischen Pläne unter die Waffen riefen; wir Deutschen haben so viel unter dem freundlichen Interesse unserer Nachbarn für die „deutsche Libertät" zu leiden gehabt, daß man es uns nicht verdenken darf, wenn wir solchen edelmüthigen Gefühlen gegenüber nicht ganz frei von Skeptizismus sind. Ganz sicher aber wird niemand die Beängstigungen, welche die Vereinigten Staaten Europa nach mehr als einer Richtung hin einflößen, auf Englands Conto schreiben, das von den amerikanischen Erfolgen mehr und schärfer bedroht wird, als irgend ein anderes Land der Welt. Australien aber und Südafrika sind noch zu jung und zu wenig vorgeschritten und, wenn wir ehrlich sein wollen, zu wenig bekannt, um als Konkurrenten ernstliche Besorgnisse hervorzurufen.

Der Verfasser behandelt in eben so vielen Abschnitten die Gründe der Feindschaft des Papstthums, Frankreichs, Spaniens, Hollands, der Bourbonen, der Revolution, Rußlands und Deutschlands gegen England und führt dieselbe auf den Widerstand zurück, den das letztere den ehrgeizigen Plänen Gregors VII., Philipps II., Ludwigs XIV., Napoleons I. und des Zaren Nikolaus entgegengesetzt habe, wie auf die langwierigen Kämpfe zwischen England und Frankreich (den hundertjährigen Krieg) und England und Holland. Vom Standpunkt des Historikers ließe sich viel gegen die Ausführungen des Verfassers sagen, aber eine Widerlegung seiner sehr widerlegbaren Anschauungen und Urtheile würde fast einen ebenso dicken Band füllen, wie den von ihm geschriebenen, und wir haben schließlich doch nur an seiner Schilderung der Beziehungen zwischen Deutschland und England ein größeres Interesse. Bezeichnend für seine Auffassung und Darstellung ist, daß er den dieselben behandelnden Abschnitt durch zwei Citate einleitet, die über seine Stellungnahme keine Zweifel aufkommen lassen können. Das eine ist einem Artikel Sir Rowland Blennerhassett's aus der „National Review" vom März 1900, das andere dem Artikel der „Times" über die Litteratur des deutschen Hasses gegen England vom 13. Januar 1902 entnommen: Sir R. Blennerhassett wie die „National Review" sind wegen ihres andauernden, aggressiven Deutschenhasses bekannt, und der seit Jahren von der „Times" gegen Deutschland geführte Krieg braucht wohl kaum besonders in Erinnerung gerufen zu werden. Wie der Verfasser selbst anführt, bestanden bis

*) London, Edward Arnold, 1902.

zur Errichtung des Deutschen Reiches sieben Gründe für den Deutschenhaß gegen England: „Bute's Behandlung Friedrichs des Großen; die englische Diplomatie von 1815; die dänische Frage (Schleswig-Holstein); Abneigung gegen die englische Verfassung; englische Sympathien für Oesterreich im Jahre 1866; die Luxemburger Angelegenheit; und die eingebildete und erdichtete Einmischung Englands in den Krieg von 1870. Wir könnten diese Liste noch erheblich vermehren durch die Anführung des englischen Verhaltens 1848, in der Neuenburger Frage 1856 u. a. m., aber das, was der Verfasser selbst angibt, ist mehr als genügend, um manches, vieles zu erklären. Wir wollen uns hier nur mit den beiden ersten der von ihm angeführten Gründe befassen, die am besten erklären, warum seit 1762 dem einem damals preußischen, heute deutschen Hasse gegen England gesprochen werden kann. Und dazu brauchen wir gar nicht auf unsere eigenen Gefühle zurückzugreifen, es genügt einen unabhängigen englischen Kritiker zu hören, der in der litterarischen Abtheilung der „Times" (The Mall vom 31. Oktober d. J.) darauf hinweist, daß es weniger die Treulosigkeit Lord Bute's dem bisherigen Verbündeten gegenüber gewesen ist, als der Verrath der militärischen Geheimnisse des königlichen Feldherrn, der die tiefgehende Erbitterung hervorgerufen habe. Der leider ungenannte Kritiker schreibt darüber: „Mr. Peel gibt indessen eine wenig zutreffende Schilderung, wenn er sagt, daß dieses Gefühl entstanden sei, weil wir das Bündniß mit Friedrich dem Großen gegen Chatam's Rath aufgegeben hätten. England, durch Lord Bute ließ nicht allein Friedrich im Stich, sondern verrieth ihn. Das Vorgehen Lord Bute's, indem er sich von dem Bündniß mit Friedrich dem Großen lossagte, ist von englischen Geschichtsschreibern niemals richtig behandelt worden. Mr. Lecky scheint keinen Begriff von seiner Wichtigkeit gehabt zu haben, und Lord Stanhope, obgleich er sich über die Wichtigkeit der Sache klar war, erzählt nicht die ganze Geschichte. Der wahre Grund warum England sein Verfahren in Preußen nie vergeben worden ist, war, daß Lord Bute, der Premierminister Englands, nicht anstand, an Choiseul die Pläne Friedrichs, damals des Verbündeten Englands, über seine militärischen Operationen zu verrathen. Friedrich selbst hat dies nie vergeben, und nach seinem Tode wurde dieses Gefühl des Hasses während vieler Jahre durch seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, erhalten. Es bestand in Preußen während aller Kriege mit Napoleon, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts und brach mit verstärkter Bitterniß nach 1870 aus." Die Vorgänge von 1815 sind bekannter. Am 3. Januar 1815 hatten Oesterreich, England und Frankreich einen geheimen Bund gegen Rußland und Preußen geschlossen und Preußen mußte schließlich die Zugeständnisse bezahlen, welche die neuen Verbündeten an Rußland machten, — es ging aus dem Wiener Kongreß kleiner und schwächer hervor, als es 1806 in den Krieg mit Napoleon gegangen war —, und mit dem Verlust alter angestammter Landestheile. Man mag über die politische Moral so milde denken, wie man will, niemand wird behaupten können, daß Friedrich der Große, der für Ehre, Land und Leben gegen Rußland, Frankreich, Oesterreich und das Deutsche Reich kämpfte oder das aus tausend Wunden blutende Preußen, das in dem Kampfe gegen Napoleon mehr, unendlich viel mehr als seine größeren Bundesgenossen geopfert und geleistet hatte, nach der Oberhoheit über den Kontinent gestrebt oder ihr Sieg und Erfolg die Freiheit desselben bedroht gehabt hätten. Was England in die Arme der Gegner Preußens trieb, war der Wunsch auf Kosten des letzteren von den früheren gemeinschaftlichen Gegnern bessere Bedingungen zu erhalten und dafür auch den letzten Schein nicht der politischen Moral, sondern des politischen Anstands zu opfern. Aehnliches Verhalten anderen Mächten gegenüber hat überall dieselben Folgen gehabt und wenn man das allgemeine Mißtrauen und die nicht weniger allgemeine Erbitterung hinter dem Mäntelchen der englischen Verfassung zu verbergen sucht, so ist das ein dünner Schleier, den der Diplomat über die politische Unzuverlässigkeit Großbritanniens wirft, und der nur dazu bestimmt ist, diejenigen zu täuschen, die nicht sehen wollen.

Der Schreiber dieser Zeilen ist während des südafrikanischen Kriegs mehr als einmal gegen die Ausschreitungen der öffentlichen Meinung und der deutschen Presse aufgetreten; er hat dieselben auch deswegen getadelt, weil sie, ohne einen praktischen Erfolg aufzuweisen und ohne die Möglichkeit einen solchen erzielen zu können, den Gegnern Deutschlands eine willkommene Gelegenheit und Vorwand boten, dasselbe nach allen Richtungen hin zu verleumden und gegen dasselbe zu hetzen. Die Lektüre der englischen Zeitungen und Zeitschriften während und nach diesem Zeitpunkt kann jedem, dem daran liegt, den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung geben. Wenn er heute wieder das Wort ergreift, um an der Hand des Buchs eines englischen Verfassers auf den Mangel an Selbsterkenntniß in England und die fortdauernde Hetze desselben gegen Deutschland aufmerksam zu machen, so geschieht dies, weil sich in der letzten Zeit die Zeichen eines sich vollbewußten Feldzugs gegen Deutschland in der englischen Presse gemehrt und eine Form angenommen haben, welche sich der Aufmerksamkeit auch ruhiger Beobachter aufdrängt. Um die Worte zu gebrauchen, die der Herausgeber der „National Review" einem Hetzartikel von A. B. C. Etc. in der Nummer dieser Zeitschrift vom November d. J. voransetzt, bedeutet das „Wir" in demselben nicht den Herausgeber, sondern die Ideen einer ganz besonders repräsentativen Anzahl von Engländern, — nicht alle einer und derselben politischen Partei angehörig — von denen einige ganz besonders günstige Gelegenheiten gehabt haben, sich ein richtiges, weil wohlunterrichtetes Urtheil über die internationalen Interessen Groß-Britanniens und die Prinzipien zu bilden, welche dessen auswärtige Politik beherrschen sollten". Wenn ein soeben erst aus dem aktiven Dienst geschiedener Botschafter sich einer solchen Hetzkampagne anschließen darf, so kann man nur annehmen, daß die Partei, von der die Rede ist, sehr einflußreiche Hintermänner besitze, oder aber die für derartige Persönlichkeiten bestehenden allgemeinen Dienstvorschriften sehr viel zu wünschen übrig lassen. Eine Aeußerung Lord Cranborne's in der Sitzung des Unterhauses vom 13. November läßt allerdings annehmen, daß dies letztere der Fall sei, aber die Thatsache muß niedriger gehängt werden, um allen falschen Deutungen vorzubeugen. Peccatur extra muros et intra, d. h. es ist von der Presse beider Länder gefehlt worden, und es wäre wünschenswerth, daß dies aufhöre, um die Aktion der Regierungen nicht zu hindern. Deutschland hat wenigstens kein Interesse daran, den Zustand latenter und offener Feindseligkeit zu verlängern, für den in Zukunft der gewissen englischen Presse die Verantwortung bleiben möge. Für Deutschland möge nach wie vor der alte Spruch gelten: „Niemandes Feind, mein eigener Freund".

Weimar. M. v. Brandt.

Parlamentsbriefe.

V.

In der abgelaufenen Parlamentswoche hat der Reichstag nur drei Arbeits- aber vier Ruhetage gehabt. Nachdem die Lex Aichbichler mit Hängen und Würgen zu Stande gebracht war, mußte die vom Brechen der Geschäftsordnung ermüdete Mehrheit erst einmal wieder gründlich verschnaufen. Zu den vier offiziellen Ruhetagen bewilligte sich diese Mehrheit dann noch einen fünften, indem sie bei der Berathung über Petitionen, die am vorigen Sonnabend auf der Tagesordnung standen, so gut wie völlig fehlte. Centrum und Konservative sind vielleicht für ein paar Sitzungen in be-

schlußfähiger Zahl zusammenzutrommeln, wenn das hohe sittliche Ziel der künstlichen Lebensmittelvertheuerung winkt. Aber was fragen sie nach dem Petitionsrecht der Bevölkerung! Und nun gar, wenn die Petitionen sich nicht um Brot und Butter, sondern, wie im vorliegenden Falle, um das Vereins- und Versammlungsrecht drehen. Das Fehlen der Reaktionäre hatte übrigens das eine Gute, daß die Petitionen im Sinne der Linken erledigt wurden.

Die Diskussion brachte eine Anzahl höchst bemerkenswerther Fälle aus der Praxis des heutigen Vereins- und Versammlungsrechts an das Licht. Unter diesen Fällen war keiner charakteristischer, als das Verbot einer Versammlung, in der über Goethe gesprochen werden sollte. Es handelte sich um eine Jubiläumsfeier. Ort der Handlung war Weimar, erster Held der Oberbürgermeister der Großherzoglichen Haupt- und Residenzstadt. Ein Student aus Jena, sozialdemokratischer Gesinnung verdächtig, sollte die Festrede über Goethe halten, was — aus „dringenden Gründen des öffentlichen Wohles" verboten ward. Der Vorfall spricht Bände.

Betreffs der politischen Hauptfrage wird das Geduldspiel, Verständigung aber nicht, noch immer mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt. Die agrarisch-protektionistische Mehrheit möchte für ihr Leben gern umfallen; aber sie verlangt von der Regierung wenigstens ein ganz kleines Polster, um nicht gar zu hart zu fallen. Sie denkt nicht daran, dreißig Silberlinge zu fordern; nur bei dieser oder jener Position ein Fünfgroschenstück, dann soll alles vergeben und vergessen sein.

Selbst dies Geschäft, für dessen Abschluß sich insbesondere das Centrum, die Partei „für Wahrheit, Freiheit und Recht", abmüht, will nicht perfekt werden. Aber wenn es auch perfekt würde, so wäre damit die Opposition der bösen Linken noch immer nicht überwunden. Diese Opposition wird jetzt mit dem fürchterlichen Titel „Obstruktion" belegt. Die Linke, die den Zolltarifentwurf der Regierung auf das nachdrücklichste zu bekämpfen entschlossen ist, verfügt jedoch über hinreichend starke Nerven, um durch kein Gejammer über „Obstruktion" sich bewegen zu lassen, den protektionistischen Beutepolitikern die Beute gutwillig auszuliefern.

Man erörtert deshalb in den Reihen der Mehrheit auch bereits den Plan, das Spiel mit der dritten Lesung des Zolltarifgesetzes bewenden zu lassen und auf die Durchberathung des Zolltarifs selbst zu verzichten. Sollte dies das Ende vom Liede sein, so könnte man mit Karl Maor ausrufen: „Deshalb Räuber und Mörder?!" Diesen Schatten eines Schinkens hätte man früher haben können. Gelangt kein neuer Zolltarif zur Verabschiedung, so bleibt der alte Zolltarif in Kraft, und etwaige Verhandlungen über neue Handelsverträge würden sich auf der Basis des bestehenden Zolltarifs entwickeln. Es würde dann thatsächlich das geschehen, was die Linke während des ganzen Streits der Regierung immer angerathen hat. Die ganzen bisherigen Zolltarifarbeiten wären als schätzbares Material anzusehen, und die ganze Revision des Zolltarifs würde erst nach dem Abschluß neuer Handelsverträge zur Erledigung kommen. Selbst wenn in das Zolltarifgesetz noch ein paar Minimalzölle hineingebracht würden, so bedeutete das ebenfalls noch nichts. Alle Welt würde darin nur einen parlamentarischen Lutschbeutel erblicken, um vorübergehend das Schreien der Mehrheit zu stillen. Aber weder die eigene Regierung noch fremde Regierungen, mit denen man in Handelsvertragsverhandlungen eintreten würde, dürften ein so zu Stande gekommenes Machwerk ernsthaft nehmen, und zwar um so weniger, als der Reichstag, der über neue Handelsverträge zu entscheiden hat, ein ganz anderer sein wird als der gegenwärtige.

Proteus.

Postüberschüsse und Postdefizit.

Der deutsche Reichshaushalt für das Jahr 1901 hat nach den Veröffentlichungen im „Reichsanzeiger" mit einem Fehlbetrage von 48,5 Millionen Mark abgeschnitten, woran einerseits Mehrausgaben in Höhe von 21 Millionen und Mindereinnahmen von 27 Millionen schuld sind. Bei der Reichspostverwaltung hat sich diesmal auch ein Ausfall von 16,3 Millionen ergeben. Von diesen kommen 6,5 Millionen auf Mindereinnahmen und 9,8 Millionen auf Mehrausgaben. Der Verkehr war nach den verschiedenen Gebührenermäßigungen, vielleicht in Folge der vielfachen Geschäftskrisen, doch nicht so groß geworden, als man bei der Etatsaufstellung schätzte, und von den Mehrausgaben fallen 2,7 Millionen auf Besoldungen, und etwa 4,5 Millionen auf Betriebskosten. Die Erweiterung des Fernsprechnetzes hat auch diesmal viel Mehraufwände beansprucht. Doch ist das Jammern über diese Ausfälle gerade bei der Reichspost- und Telegraphenverwaltung am wenigsten angebracht, und es war sicherlich ganz verfehlt, wenn einzelne Abgeordnete im Reichstag, hierdurch ganz unkritisch gemacht und erschreckt, den Staatssekretär baten, nun ja von allen weiteren Verkehrserleichterungen abzusehen, nachdem sie zwei, drei Jahre vorher alles mögliche an der Höhe der Tarife auszusetzen gehabt hatten, und wenn sie Herrn v. Podbielski's Reformen jetzt verurtheilten.

Man pflegt nämlich nicht immer richtig zwischen solchen Ausgaben, die eine Kapitalsanlage bedeuten, und solchen, die einen unwiederbringlichen Verlust darstellen, zu unterscheiden.

Die deutsche Reichspost wirthschaftet mit einem verhältnißmäßig bescheidenen, aber in seiner absoluten Höhe doch recht großen Normalüberschuß, der ja in der letzten Zeit erheblich gesunken ist, aber ohne jeden Zweifel nur vorübergehend. Er betrug 1898 rund 47,1 Millionen Mark, 1899, dem Jahre des Höchststandes, 51,8 Millionen, dagegen 1900 nur 25,3 Millionen. Nach Abzug der einmaligen Ausgaben waren es in denselben Jahren 37,8 Millionen, 41,5 und 11,8 Millionen Mark netto. Der Etatsvoranschlag für das letzte dieser Jahre hat 50,7 und 37,3 Millionen, der für 1901: 55,9 und 37,8, der für 1902 aber 53,6 und 40,3 Millionen vorgesehen. Bei einer Gesammteinnahme von 440,8 Millionen für 1902 würde dieser Reinüberschuß von vierzig Millionen gewissermaßen eine Dividende von mehr als neun Prozent bedeuten. Damit kann man ganz zufrieden sein, natürlich cum grano salis. Die 11,8 Millionen für 1900 entsprechen dagegen nur einer Nettoeinnahme von drei Prozent des Bruttogewinns. Das ist wenig, aber nach den letzten Reformen nicht verwunderlich. Man bedenke: erstlich wurden die Privatposten aufgehoben und erhielten in diesem Jahr 7,4 Millionen Mark an einmaligen Entschädigungen; zweitens wurde in hunderten von Orten und Stadtvorortbezirken ein ermäßigtes Ortsporto in erweitertem Umkreise eingeführt; drittens wurde die Fernsprechgebühr ermäßigt und nur theilweise vertheuert; letzteres vielleicht nicht einmal zum Vortheil der Postkasse. Und die Gebührenermäßigung in den kleineren Orten sowie die Neuerung der wohlfeilen Nebenanschlüsse hatte eine ungewöhnliche Vermehrung der Abonnenten zur Folge. Während 1899 die Zahl der Sprechstellen nur um 23 000 gewachsen war, stieg sie im Jahre 1900 um 52 000, obwohl der neue Tarif erst im April in Kraft trat. Eine jede neue Sprechstelle kostete durchschnittlich etwa 400 Mark, hatte 0,76 Kilometer Leitungslänge und brachte im Mittel 134 Mark jährlich ein. Ist das etwa keine aussichtsreiche Kapitalsanlage? Soll man deshalb jammern, weil man Gelegenheit findet, die sonstigen Ueberschüsse gleich wieder nutzbringend anzulegen? Auch die Abfindung der Privatposten, die doch Erwerbsgesellschaften waren und Gewinne einbrachten, war eine Kapitalsanlage, da ihr Verkehr jetzt ausschließlich der Reichspost zufällt. Dieser war sehr be-

Digitized by Google

deutend. Während nämlich im Jahre 1898 die Reichspost nur 77 Millionen und 1899 bloß 88 Millionen Postkarten im Ortsverkehr beförderte, stieg deren Zahl im Jahre 1900 plötzlich und sprunghaft auf 150 Millionen. Das ist eine enorme Verkehrssteigerung! Fast um 100 Prozent! Die Zahl der frankirten Ortsbriefe, 1898 nur 129, 1899 noch 136 Millionen ausmachend, wuchs ebenfalls plötzlich auf 150 Millionen an, und die Ortsdrucksachen stiegen von 49,2 und 51,5 Millionen verblüffend rasch, wie nie zuvor, auf 93,5 Millionen. Und alles das schon in den neun Monaten des Jahres 1900 unter dem neuen Tarif, dessen Portoeinnahmen jetzt nicht mehr den Privatposten, sondern der Reichskasse zufallen. Es ist also völlig unbillig, unter solchen Umständen sofort die alten vollen Ueberschüsse zu verlangen, statt erst ein paar Jahre zu warten, bis die Uebergangszeit vorüber ist und die alten Reingewinne wiederkehren oder noch ansehnlich übertroffen werden.

Der jetzige Staatssekretär des Reichspostamts hat schon am 13. Februar d. J. in der Budgetkommission das voraussichtliche Defizit der Reichspost für 1901 auf 15 Mill. veranschlagt und es damit recht genau abgeschätzt, denn nach den erwähnten neuen Angaben sind es in Wirklichkeit 16,3 Millionen, so daß der Ueberschuß des Etatsvoranschlags von 37,8 Millionen also um diesen Betrag vermindert werden dürfte. Dann werden netto 21,5 Millionen für die Reichskasse erübrigt, also fast doppelt so viel, wie im Vorjahre; und im laufenden Jahre 1902, wo für Fernsprecher wieder 20 Millionen an außerordentlichen Ausgaben gefordert wurden, wird der veranschlagte Reinüberschuß von über 40 Millionen gewiß schon voll erreicht werden. Das wären dann 9,1 Prozent der Bruttoeinnahme. 1904 werden es vielleicht über 50 Millionen sein.

Wesentlich höhere Reinerträge soll die Post gar nicht abwerfen, selbst nach der Ansicht des so oft für sehr fiskalisch verschrieenen Generalpostmeisters v. Stephan. Er hat sich darüber sehr deutlich in seinen Schriften ausgesprochen. 10 Prozent, wenn die Post gemeinnützig wirken solle, höchstens aber 15 Prozent, meinte er, dürfte der Normalüberschuß betragen. Und sei er größer, so wären Gebührenermäßigungen oder Vermehrung der unrentablen Postanlagen angebracht. Die Ueberschüsse Herrn v. Naglers in den zwanziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in Höhe von 24 bis 33 Prozent der Einnahmen seien außergewöhnlich. Sie überspannten die Finanzkraft des Landes und seien im fiskalischen Interesse selbst nicht zu wünschen.

Es taucht ja öfter die drollige Ansicht auf, daß die deutsche Reichspost „eigentlich" gar keinen Ueberschuß zu verzeichnen habe, wenn man in Betracht ziehe, daß die preußische Eisenbahnverwaltung, die 36,7 Millionen für die Postbeförderung in Rechnung stelle, nur gegen acht Millionen von ihr vergütet erhalte, so daß also 28,8 Millionen ungedeckt blieben. Diese alljährliche Rechnung im preußischen Betriebsbericht ist aber nur ein müßiger und zweckloser Treppenwitz und fällt, ohne Mitwirkung der Post, sehr gepfeffert aus. Der preußische Staat übernahm doch von den Privatbahnen die Verpflichtung zu unentgeltlicher oder ermäßigter Beförderung der Post, und diese Thatsache wurde bei der Verstaatlichung im Kaufpreis mit berücksichtigt. Die Post verlor auch durch den Bau von Eisenbahnen die früher einträglichen Routen des Personenverkehrs und behielt nur noch die unrentablen Nebenlinien der Postkurse. Ferner wirkt die Postkasse oft mit sehr bedeutenden Summen bei den Bahnhofsanlagen mit, z. B. in Frankfurt a. M. mit 600 000 Mark an einmaligen und 250 000 Mark an dauernden Ausgaben, in Hamburg mit 2 000 000 und 100 000 Mark, in Köln mit 1 500 000 und 120 000 Mark u. s. w. Dann hat sie allen deutschen Bundesfürsten Portofreiheiten und Vergünstigungen zugestanden und arbeitet auch für Reichsbehörden, darunter solche, die früher vielfach Staatsbehörden waren, unentgeltlich. Die Kosten dieser Leistungen schätzte der gegenwärtige Staatssekretär auf 14 Millionen und die Mitwirkung der Reichspost an der Ausführung der Sozialpolitik auf 2,5 Millionen, so daß bei jonder Verrechnung ihre Leistungen und die der Einzelstaaten gegen einander ungefähr aufgewogen werden.

Aber selbst wenn das nicht der Fall wäre, so würden bei 40 Millionen Ueberschuß nach dem Etat von 1902, selbst nach Abzug der angeblich ungedeckten 28 Millionen der preußischen Bahn, immer noch 12 Millionen Mark netto nettissimo als Reinertrag übrig bleiben.

Im Allgemeinen muß man die Wirthschaft der deutschen Reichspost als besonnen, verständig und auch in den Tarifen als verkehrsfreundlich bezeichnen, namentlich seit den letzten Reformen, wenn es auch andere Länder gibt, die in vielen Hinsichten noch viel wohlfeiler sind. Die deutschen Postüberschüsse bewegen sich in weiser, mäßiger Höhe, sowohl ein Defizit wie einen unklug hohen Gewinn vermeidend. Die nordamerikanische Post geht vielleicht zu weit, wenn sie, wie seit Jahren, so auch wieder im Jahre 1900 ein Defizit von 20,2 Millionen Mark, d. h. etwa ein halb Prozent der Einnahmen, aufweist. Die kanadische Post arbeitet mit 16 Prozent, die argentinische mit 18 Prozent, die mexikanische mit 25 Prozent, die von französisch Cochinchina und Cambodja sogar mit 8 bis 900 Prozent Unterbilanz. Auch die dänische hat einen kleinen Verlust. Andere Posten erzielen wiederum enorme Ueberschüsse, wobei allerdings stets zu untersuchen ist, ob sie auch mit der meist unrentablen Telegraphie und mit dem wenig einträglichen Postpackerdienst verbunden sind, wie es bei der deutschen Reichspost der Fall ist.

Großbritannien weist 79,24 Millionen Mark, Frankreich 55, Rußland 50 Millionen an Reinüberschüssen auf, und in Spanien sind es 12,6, in Ungarn 10,6, in Belgien 9,2, in Oesterreich 7,7 Millionen Mark. In Prozenten der Einnahmen ausgedrückt, finden wir folgende, zum Theil verblüffenden Zahlen: in Frankreich 25 Prozent Ueberschuß, in Großbritannien 30 Prozent, in Rußland 31 Prozent, in Belgien 46 Prozent, in der Türkei 53 Prozent und in Spanien sogar über 68 Prozent.

Wenn in Deutschland ein Postamt schon auf je 13,9 qkm und 1498 Einwohner des Reichspostgebiets kommt und auf jeden Menschen etwa 45 Briefe und Postkarten entfallen, so sind es in Spanien entsprechend erst 169,4 qkm, 6072 Einwohner und 6,9 Briefe und Karten; in der Türkei 2640 qkm, 22 409 Einwohner und 0,42 Briefe und Karten; in Frankreich 52,6 qkm, 3778 Einwohner und 21,8 Briefe und Karten. Auch in Belgien und den erwähnten anderen Ländern stehen diese Zahlen den deutschen nach, nur England ausgenommen (auch die Schweiz), wo die Quadratkilometer etwa gleich, die Einwohner 1847 und die Briefe und Karten fast 70 betragen. Doch man wolle nicht vergessen, daß z. B. in Frankreich und Spanien Briefe 12 Pfennige und Postkarten, auch im Ortsverkehr, 8 Pfennige kosten, und in Großbritannien Briefe, die aus London noch am Abend weggehen sollen und nach fünf oder sechs Uhr aufgeliefert werden, einem Spätlingsgebührenzuschlag von vier Pfennigen (zu dem Penny = 8½ Pfennig) fürs Inland und von 8—25 Pfennigen fürs Ausland unterliegen.

So ist denn in dem vorübergehenden Ausfall der deutschen Reichspost nichts Beunruhigendes zu sehen; die Zukunftsaussichten sind sicherlich vortreffliche, und das Sinken des Ueberschusses war nur eine normale Folge von zahlreichen zeitlich zusammenfallenden, sehr zeitgemäßen Reformen, auf die das Land seit Jahren gewartet hatte.

Berlin-Friedenau. Arved Jürgensohn.

Digitized by Google

Wilhelm Hauff.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Eine seltsame Erscheinung! Ein Jüngling, der fünfundzwanzigjährig stirbt und der seine umfangreichen Schriften im Laufe von drei Jahren abgefaßt hat. Ein Autor, dessen Werke zu den verbreitetsten deutscher Sprache gehören, und der in den Litteraturgeschichten verschiedenster Richtung kaum Erwähnung findet. Ein Schriftsteller, der ganz in litterarischen Vorstellungen und Traditionen befangen war, und der mit seinen Büchern wie wenige ins Volk gedrungen. Den jeder Gebildete kennt, und den kaum ein Erwachsener liest. Den Litteraturunkundige zu den Klassikern, die zünftigen Litterarhistoriker zu den Leihbibliotheken-Autoren rechnen. Ein skeptisch und satirisch veranlagter Plauderer, dessen Werke Konfirmationsgeschenk geworden sind. Wilhelm Hauff ist in einem Alter gestorben, in dem man vielleicht besser für den Druck überhaupt noch nicht schreibt, und seine flüchtig hingeworfenen Erzählungen sind heute, hundert Jahre nach der Wiederkehr seines Geburtstages, so lebendig geblieben, daß man sich mit ihm auseinandersetzen muß.

I.

Hauff hat seinen berüchtigten Roman „Der Mann im Monde" als eine Parodie desdamals viel gelesenen Clauren unter dessen Namen erscheinen lassen, hat auch, ein Jahr darauf, eine „Kontroverspredigt" veröffentlicht, in der er mit Clauren und seiner pikant sensationsstudierten Art sehr streng ins Gericht geht. Dem steht gegenüber, daß schon Menzel in seiner „Deutschen Litteratur" behauptet hat: „Er begann mit einer Nachahmung Clauren's, die er auf meinen Rath in eine Persiflage desselben umwandelte", und Schmab, der erste Herausgeber von Hauff's Schriften, hat eine ähnliche Abhängigkeit wenigstens angedeutet. Sicher ist, daß „Der Mann im Monde" auf eine kurze, oberflächliche Skizze zurückgeht, die Hauff schon in seiner Studentenzeit (1824) niedergeschrieben und daß das endgültige Manuskript fast gar keine Veränderungen aufweist. Man müßte also eine dritte, zeitlich zwischen beiden liegende Niederschrift annehmen, wollte man Menzel's Behauptung rechtfertigen; und das ist bei Hauff's flüchtiger Arbeitsweise demnahe ausgeschlossen. „Der Mann im Monde" ist also in seiner vorliegenden Fassung wohl als beabsichtigte Parodie Clauren's anzusehen, aber wiederum, man pflegt nicht einen zweibändigen Roman in der Art eines Anderen zu schreiben, nur um den lächerlich zu machen; das kann man billiger zu Stande bringen. Es scheint mir nach alledem wahrscheinlich, daß Hauff Clauren sehr geliebt und sehr bewundert habe, daß er gewillt gewesen, ihm die Palme streitig zu machen, und so der Wunsch entstand, es jenem nachzuthun und gleichzeitig seine Schwächen hervorzukehren; eine Konkurrenz mit allen Mitteln. Die Frage, auf die es ankommt, ist denn auch nicht, ob „Der Mann im Monde" „ursprünglich" als Parodie beabsichtigt gewesen, sondern die andere: zeigt sich auch sonst eine Abhängigkeit Hauff's von Clauren und hat er sich litterarisch auf das gleiche Niveau gestellt? Und diese Frage ist zu bejahen.

In seiner Kontroverspredigt gibt Hauff die Ingredienzien an, deren sich Clauren bedient, seine Romane dem Publikum schmackhaft zu machen: er beschreibt die Toiletten der Damen ausführlich, er arrangirt bei jeder Gelegenheit Bälle, Feste, er wird nicht müde, die Schönheit seines Helden anzupreisen. Und nun schlage man den „Lichtenstein" auf!, man lese die Schilderung der Hochzeit Georg von Sturmfeder's, der Toiletten, die dazu gemacht werden, und man wird sich überzeugen, wie treulich Hauff das von ihm selbst verdammte Clauren'sche Rezept befolgte. Und ganz wie Clauren schwelgt auch er in der immer wiederholten Zeichnung der Schönheit seines jungen Helden. Das Bauerndirndel, die Tochter des Pfeifers von Hardt, verliebt sich ohne weiteres in ihn:

„Bärbele stellte sich auf die Zehen und schaute ihrer Mutter über die Schulter durchs Fensterlein. Sie staunte, und ihr Herz pochte seit siebzehn Jahren zum ersten Mal recht ungestüm: denn so hübsch hatte sie sich doch den Junker nicht gedacht. Sie war zwar oft von seinem Anblick bis zu Thränen gerührt gewesen, . . . seine bleichen, noch im Kampf mit dem Tode so schönen Züge hatten sie oft angezogen, wie ein rührendes, erhabenes Bild den frommen Sinn einer Betenden anzieht. Aber jetzt, sie fühlte es, jetzt war es was ganz anderes. Die Augen waren wieder gefüllt von schönem, muthigem Feuer . . . Das Haar lag nicht mehr in unordentlichen Strängen um die schöne Stirne. Es fiel geordnet und reich auf den Nacken hinab. Seine Wangen hatten sich wieder geröthet, seine Lippen waren so frisch wie Kirschen an Petri und Paul. Und wie ihn das seidengestickte Wamms gut kleidete, und der breite weiße Halskragen, den er über das Kleid heraus gelegt hatte!"

Das ist Clauren beinahe wörtlich, oder, würden wir sagen, der Stil eines Leihbibliothekenromans.

Hauff ist auch naiv genug, die von ihm selbst verspotteten Gestalten anderer Orten in seinen eigenen Erzählungen wieder aufleben zu lassen. Der interessante, schöne, bleiche Pole, der sich im „Monde" dem süßen Liebchen gegenüber einlogirt hatte und Clauren persiflliren sollte, taucht in „Othello" wieder auf und ist da der Liebhaber einer Prinzessin. Hatte Hauff in der Kontroverspredigt als eine typische Clauren'sche Figur „den alten Onkel, der mit Geld alles ausgleicht" hingestellt, so hindert ihn das durchaus nicht, denselben Typus der Bettlerin vom Pont des Arts zuzuführen. Er ist da ein Spanier und sagt: „Sei meine Tochter, liebes Kind; ich habe keine Verwandten und bin reich."

Wiegt solche Abhängigkeit von dem routinirten, gewissenlosen Modeschriftsteller schwer, so lastet schwerer noch auf Hauff die stilistische Beeinflussung. Auch er kokettirt in jedem Augenblick mit dem Leser. Er bricht den Rahmen der historischen Erzählung, um ein Wörtchen Du auf Du mit ihm zu reden. Die Beispiele häufen sich, — ich greife nur eines heraus. Im „Lichtenstein" heißt es: „Er fand die Mädchen noch beim Frühstück. Wohl hätte dort manche unserer heutigen Damen ein elegantes Déjeuné von gemaltem Porzellan und den nach den schönsten antiken Vasen geformten Chokolatebecher vermißt, aber . . . ." Und so geht es fort einen ganzen Absatz hindurch, bis man bei dem „weißen Morgenhäubchen" und dem „reinlichen Hauskleide" der „holden Mädchen" angelangt ist. Nicht nur daß Hauff damit dem Geschmack des Publikums schmeichelt, er nimmt dem Leser auch jede Illusion.

Von allen bekannten deutschen Schriftstellern schreibt Hauff den schlechtesten Stil, und zum Theil mag auch das auf Clauren's Einfluß zurückzuführen sein. Seine gewissenlose Flüchtigkeit kam hinzu. Er verwendet skruppellos arge Provinzialismen, sein Satzbau ist vernachlässigt, er findet fast nie das treffende, prägnante Adjektiv. Umso wahlloser wirft er mit den Beiworten um sich, die durch häufigen Gebrauch so abgeschliffen sind, daß sie nichts mehr besagen. Seine Diktion ist farblos, er neigt zu Verschwommenheit und süßlicher Manier.

Eins unterscheidet dennoch Hauff von Clauren: er ist nicht lüstern und nicht unedel sinnlich. Er spekulirt nicht bewußt, wie der Modeschriftsteller, auf die schlechten Instinkte seines Publikums. Er ist naiv, und der verbildete Geschmack der Masse ist auch der seine. Er hat noch nicht gelernt Gut von Böse, Schön von Häßlich zu trennen. Er greift wie ein Kind nach allen blitzenden Dingen und weiß nicht, hält er edles Gestein oder nur Glas in Händen Er ist sich der litterarischen Forderungen (wenn er auch manchmal richtige Urtheile fällt oder nachspricht) garnicht bewußt. Er läßt sich treiben, wie es ihm gefällt, lacht über Modethorheiten und macht sie mit, es fehlt ihm Schulung, Bildung, das Bewußtsein, wohin sein künstlerisches Können zielt. Man dürfte ihn einen Dilettanten nennen, wollte man vergessen, daß dieser Jüngling fünfundzwanzigjährig starb.

Digitized by Google

Ich vervollständige mit wenigen Zügen die Schattenlinien in dieser litterarischen Physiognomie. Man trifft bei Hauff auf ernstgenommte, edelmuthstrotzende Räuberromantik, die geheimnißvolle Begegnung spielt in all seinen Erzählungen eine entscheidende Rolle, die schönsten Jünglinge werden um das holdeste Mädchen, Fürsten von imponirender Würde und angeborener Hoheit bewohnen versteckte Höhlen im Gebirge, die verfolgte Unschuld findet ihren Weg zum Traualtar, platte Beobachtungen und kürstige Scherze werden nicht ohne Selbstbewußtsein vorgetragen, es wird auch gelegentlich mit dem landläufigen Antisemitismus ganz ebenso wie mit flacher Freigeisterei kokettirt. In Wilhelm Hauff steckt ein Stück vom Hintertreppenromancier.

Wär' er nur das, was er so auf den ersten Anblick scheint, es verlohnte sich nicht, noch heut nach ihm zu fragen. Aber die Moden, die er bekämpft und denen er gehuldigt, sind vergessen, und es bleibt echter Reiz in seinen Schriften.

2.

Im Verlauf der drei Jahre, in denen Hauff sein sämmtlichen Werke verfaßte, hat er auch Zeit gefunden, eine sechsmonatliche Reise nach Paris und dem Norden Deutschlands zu unternehmen. Die Skizze zu dieser Reiseschilderung liegt vor, wenn sie auch über die ersten Anfänge nicht hinaus gediehen ist. Man steigt mit Hauff in den Postwagen und lernt die Menschen kennen, mit denen ihn der Zufall zusammenführt. Es sind das allesammt — gute Bekannte aus der Bücherwelt.

Hauff war nicht im Stande zu beobachten; was er zu sehen meinte, spiegelten ihm litterarische Reminiszenzen vor. Hinter seinen Romanen steht nicht die Wirklichkeit in irgendwelcher persönlichen Auffassung, sondern die konventionelle Scheinwelt der damaligen Belletristik. Es war ein Stück Leihbibliothek, aus dem er sich sein Reich zurechtzimmerte; er selbst ein König auf papierenem Thron. Das litterarische Getriebe beschäftigt ihn denn auch vor allem andern. Aesthetische Thees wird er nicht müde zu beschreiben und lächerlich zu machen, wie er Clauren verspottete, weil er ihm imponirte. Kaffehausintriguen scheinen ihm unendlich wichtig. Er schreibt die Memoiren des Satans, und die Gestalt des Teufels verflüchtigt sich zu der eines abgedankten Rezensenten. Es ist ein spezifisch litterarisches Interesse, das Satan auf der Oberwelt befriedigt, aber auch in seiner Hölle weiß er sich die Festtage nicht besser zu gestalten, als daß er Theateraufführungen inscenirt.

Hauff schildert denn auch seine Charaktere, soweit man bei ihm davon reden kann, nicht nach dem Leben, sondern nach Vorbildern aus der Bücherwelt. Diese Schattenjagd führt ihn wahllos in die verschiedensten litterarischen Gefilde. Er kehrt bei Clauren ein, aber er nimmt auch E. T. A. Hoffmann's Kapellmeister Kreisler leibhaftig und jetzt ihn in seine Novelle „Die Sängerin". Kein Wunder, daß sich bei solchem Verfahren die Umrisse der Zeichnung verlieren. Tritt sein Satan zunächst als satirischer Rezensent auf, so verliert er im Fortgang der Memoiren auch diese Physiognomie, um zu enden als — Hauff selbst. Nachdem er die Geschehnisse mit angesehen, die in der Erzählung „Fluch" vor sich gegangen, sucht er nächtlicherweile die Rinnen des Kolosseums auf und hängt im Mondschein Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen nach, wie der junge Stuttgarter Redakteur selbst es wohl gethan hätte, wenn anders ihn sein Weg nach Rom geführt.

Lebt Hauff durchaus in einer Welt litterarischer Tradition und litterarischer Begriffe, so fehlt es ihm keineswegs an litterarischem Witz. Er geißelt die empfindsamen Seelen seiner Zeit nicht übel, er weiß die Kunstunterhaltungen sehr scherzhaft wiederzugeben, er gießt den Modedamen ein wenig Lauge in ihren ästhetischen Thee. Es ist gewiß nicht unwitzig, wenn ein Kommerzienrath jammernd bekennt: „Ich lebte still und harmlos wie Wilhelm Tell im vierten Akt" und es ist ein feiner, ergreifender Zug, wenn der Wemapostet Paulus in den „Phantasien im Bremer Rathskeller", nachdem das Lied „Am Rhein, am Rhein da wachsen unsere Reben" gesungen worden, Claudius' mit des Dichters eigenen Worten gedenkt: „Sie haben — einen guten Mann begraben". Sehr vieles ist sekundär bei Hauff, aber übernommenen, nachempfundenen Motiven weiß er neue Wirkungen, neue Stimmungen abzugewinnen.

Der Kenner der Romantik findet in Hauff's Werken die sämmtlichen Motive dieser litterarischen Brüderschaft wieder. Hauff arbeitet stark mit romantischer Ironie, seine Gesellschaftsschilderungen sind ganz darin untergetaucht, der jugendliche Novellist unterläßt es auch nicht, seinen Erzählungen eine Vorrede an den Philister beizugeben, in der er ihn der Wirklichkeit des Berichteten versichert. Er versucht in seiner „Sängerin vom Pont des Arts" sogar das Schicksalswalten ironisch zu beleuchten. Es ersteht der Hauff, wenn auch mündlich verdünnt und verzuckert, das monarchische Ideal der Romantik wieder, zugleich werden volksthümliche Töne angeschlagen und im Lied zum mindesten auch getroffen. Die gute, alte Zeit ruft wehmüthige Stimmungen wach, mit Novalis sucht Hauff den Einsiedler im Schoß der Erde, in geheimnißvoller Höhle auf, er gesellt dem vertriebenen Fürsten einen Hund bei, der wie Berganza oder der romantische Kater Menschensprache versteht und beinahe auch spricht, er verwendet wiederholt mit E. T. A. Hoffmann das Doppelgängermotiv, er ist thränenselig, wie es die Romantik in ihren Lovell'schen Anfängen und in ihren späten Ausklängen gewesen.

Romantisch ist auch Hauff's Frauenideal. Wo seine Feder mit Liebe zeichnet, tritt einem unter immer wechselnden Namen das häuslich erzogene, gefügige, weiche Kind entgegen. „Mit Wonne", heißt es im „Bild des Kaisers", „sah er Anna eine Geschäftigkeit im Hauswesen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte." Diese „Wonne" gilt zwar dem Helden der Erzählung, aber man fühlt es, sie geht auf Hauff selbst zurück. Entfalten seine Mädchen und Frauen gelegentlich seelische Reize — schön sind sie, das versteht sich, immer — so offenbaren sie ihre Kraft im Dulden, wie die Bettlerin vom Pont des Arts. Sie blühen den Männern wie Blumen entgegen, und die stumme Thräne in ihrem Auge darf allein, wie der Thautropfen im Kelch, von ihren Leiden erzählen. Hauff horcht auf den Klang ihrer Stimme, und hat Tieck einmal gesagt, daß man am Lachen erkenne, wes Geistes die Menschen seien, so rühmt er des Mädchens weiche und zarte Töne. Erklärt er aber ausdrücklich und mit großem Ernst von jeder Schönen, wie gebildet sie sei, wie umfassend ihr Wissen, wieviel sie gelernt, so kostümirt er das romantische Liedchen damit nur eben nach der Mode seiner Zeit.

Zwei der großen Romantiker sind es, in deren Fußstapfen Hauff zumeist gewandelt ist: E. T. A. Hoffmann und Tieck. Ohne Hoffmann sind die „Memoiren des Satans" überhaupt undenkbar; die Eigenart seiner Ironie ist Hoffmannisch, und wenn man Worte wie die folgenden liest: „Ach Wohledler! Sie werden mich doch nicht bei ihm allein lassen wollen? Ich halte es nicht aus, wenn er jetzt stürbe und dann sogleich als flanellenes Gespenst mit der Zipfelmütze auf dem Schädel im Zimmer auf und ab spazierte" —, so meint man ohne weiteres Hoffmann habe sie niedergeschrieben. Und noch tiefer greifend erweist sich der Einfluß Tieck's; doch habe ich seiner in anderem Zusammenhange zu gedenken.

Aeußerlich hat sich Hauff's kurzes Leben ohne irgendwelche charakteristischen Erfahrungen abgespielt. Er stammte aus guter, angesehener Beamtenfamilie, und das Bild seines Großvaters, des Typus eines ernsten, entschlossenen, in sich gekehrten Mannes, hat sich dem Knaben tief eingeprägt. Er hat dann früh sehr viel und wahllos gelesen, er studirte ohne tieferen, inneren Beruf in Tübingen Theologie und wurde — das scheint für seine Entwicklung wichtig — Hauslehrer in einem adligen Hause. Den Verkehrston der vornehmen Welt lernte er als outsider kennen. Er hat dann ein Jahr vor seinem Tode seine Cousine geheirathet, und Schwab weiß davon zu berichten, wie sich der junge Phantast, dem Romane die Wirklichkeit bedeuteten, jene nur allzu alltäg-

liche Herzensgeschichte durch muthwillige, mysteriöse Intriguen zu würzen suchte. Er starb acht Tage nach der Geburt eines Töchterleins an einem Nervenfieber.

Hauff's litterarische Thätigkeit fällt in die Jahre 1825—27. Es war die Zeit, da die Romantik die Früchte ihrer reaktionären Bestrebungen geerntet hatte. Idyllische Hoffnungen hatten sich in erschreckend trübe Wirklichkeiten umgesetzt. Und wie in solchen Zeitläuften immer, ging hinter der bleiernen Gegenwart die Vergangenheit in rosigem Lichte lockend auf. Die Geschichtsforschung stand im Mittelpunkt der Interessen. 1823 waren Raumer's Hohenstaufen und Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts erschienen. Ranke und Böckh waren hervorgetreten. Der Einfluß auf die Litteratur machte sich unmittelbar im Aufleben historischer Dichtung geltend. Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" trägt die Jahreszahl 1826. Dazu kam, zu Nachahmung lockend, in seinen tiefen Wirkungen ganz unabschätzbar, das Vorbild Walter Scott's, der im Original und in zahlreichen Uebersetzungen die Lesezirkel beherrschte.

In sehr bewußtem Wettbewerb mit dem großen englischen Romancier hat Hauff seinen „Lichtenstein" geschrieben. Die Parole lautete: Schwaben contra Schottland.

Ernst Heilborn.

(Schluß folgt).

Das Extreme.

I.

Man stellt sich vielfach den geistigen Entwicklungsprozeß als allmähliches Herauswachsen nach Art des Pflanzenlebens oder als eine Stärkung und Erweiterung nach der Analogie des menschlichen Körpers dar; man thut, als ob sich der Weltfortschritt in einer geraden Linie oder auch in einer Spirale ruhig und sicher einem fernen Ziele entgegen fortbewege. Nichts ist irriger als diese Auffassung der Dinge, wenigstens soweit wir die geistesgeschichtliche Entwicklung in Betracht ziehen. Hegel hat vollständig recht mit seiner Behauptung, daß auf die Aktion die Reaktion folge, daß sich zur These die Antithese geselle, daß eine Gedankenrichtung ihr Gegentheil „fordere". Nur wird gerade diese Behauptung schwer zu beweisen sein. Denn es ist nicht recht einzusehen, warum einem entschiedenen Fortschritt nun sogleich ein Rückschritt folgen müsse und welche Faktoren dabei im Spiele sind. Und doch lehrt die Geschichte, daß dem so ist, daß z. B. auf den kaum geborenen Protestantismus eine Gegenreformation, auf die Aufklärung eine Romantik, auf den Realismus der Symbolismus folgte.

Immerhin läßt sich etwa Folgendes sagen: Das Neue, um überhaupt durchzudringen, muß sich mit einer Energie durchsetzen, die das Bedürfniß der Zeit weit übersteigt. Das Neue übertreibt immer, ihm fehlt, wie aller Jugend, der Respekt vor dem unmittelbar Vorhergegangenen, dessen hartem Druck es sein Dasein verdankt. Das Neue ist ungerecht und selbstgerecht; es sieht nur sein eigenes Daseinsrecht und seine Bedeutung für die Zeit; es fühlt sich frisch und stark, den Kampf mit den Feinden ringsum, mit dem „Alten" besonders, aufzunehmen. Diese Herausforderung bleibt natürlich nicht unbeantwortet. Gleiches mit Gleichem vergeltend und noch dazu unter der Macht des geistigen Trägheitsgesetzes, nimmt das Alte den Fehdehandschuh auf und benützt geschickt die Blöße des Gegners. Inzwischen ging das Neue seinen Weg, fand Beifall und Verbreitung, Apostel, die ihm nützen und andere, deren Uebereifer ihm schadet. Es dringt ein in das Zeitbewußtsein, man nimmt es als eine Nothwendigkeit auf, verarbeitet und genießt es, um schließlich seiner satt zu werden, es, wie man heute sagt, zu „überwinden". Selbst unter den Jungen werden Stimmen laut, die der Meinung sind, das Alte sei besser gewesen, sie verbinden sich mit den Vertretern des Alten und sind stark genug, dem Neuen den erfolgreichsten Widerstand entgegenzusetzen. Mit anderen Worten: Die Reaktion ist eingeleitet, die Antithese geschaffen, dem Extrem steht das Extrem gegenüber.

Nicht immer ist es möglich, so Schritt für Schritt dem „Heraustreiben" der Antithese aus der These zu folgen; meistens steht der Beobachter rathlos vor der fertigen Thatsache und kann nur vermuthen, daß auch hier die Natur, nach Bacons Wort, keine Sprünge macht. Viel leichter ist es dann, und unsere Entwicklungshistoriker haben hier ihre starke Seite, die Versöhnung des Gegentheiligen in der Synthese zu verfolgen. Ist das Alte wieder zu Ehren gekommen, so wird selbst der gesunde Menschenverstand sich nicht lange der Beobachtung verschließen können, daß von Fortschritt da keine Rede ist, wo man das Neue einfach wieder mit dem Alten vertauscht hat. Unwillkürlich beginnt man, an einer Vermittlung zu arbeiten und das „berechtigte Neue" — ein höchst subjektiver und vieldeutiger Begriff mit dem „berechtigten" Alten zu verbinden. Die Synthese ist hergestellt, ein zweiter Ruhepunkt in der Entwicklung erreicht.

Was nun? Hier wird der Historiker, wenn anders er von der Vorzüglichkeit der Entwicklungsmethode überzeugt ist, seinen schwersten Stand haben. Denn nun heißt es diese Synthese selbst wieder zu einer These machen, die einen neuen Kampf entfesselt und mit ihrem Gegentheil neue Verbindungen eingeht. Es heißt zeigen, daß es sich dabei, nicht um eine Wiederkehr des Gleichen handelt, sondern, wenn nicht um einen Fortschritt und Gewinn, so doch um etwas Neues und Andersartiges, das in die Zukunft weite Ausblicke eröffnet.

Die große Gefahr eines solchen Unterfangens ist der Schematismus, dem Hegel verfallen ist. Für den augenblicklichen Stand menschlicher Erkenntniß ist es absolut unmöglich, die wiederholte Trinität, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, als in dem gesammten uns vorliegenden Material wirksam nachzuweisen. Daraus aber den Schluß zu ziehen, daß die Methode verfehlt sei, heißt doch auch wieder übertreiben. Wir müssen nun einmal ein Prinzip haben, mit dem wir Ordnung, Sinn und Verständniß in die Geschehnisse der Vergangenheit bringen und kein anderes Prinzip hat sich dabei öfter bewährt, als das der Entwicklung. Nur soll nicht vergessen werden, daß wir es, um das Fachjargon zu reden, mit einem heuristischen, nicht mit einem konstitutiven Grundsatz zu thun haben, daß wir mit anderen Worten an der Hand eines sich uns anbietenden Führers vertrauensvoll Suchende sind, ohne gefunden zu haben, ohne in absehbarer Zeit finden zu können. Wir sind wie eine große Karawane, die aus dem Thale zu den Bergen aufbricht. Viele Stimmen über die einzuschlagende Richtung werden laut, viele und widersprechende Zeichen, vom Regen verwischt, vom Alter verblaßt, tragen die Steine am Wege. Kleine Gruppen trennen sich von uns und kehren wieder; wir ermuthigen die Mehrheit, uns auf dem meistbegangenen Wege zu folgen, der uns bisher der beste schien: versprechen, oder gar beweisen, daß wir bald, am bequemsten und allein zum Ziele kommen, ist uns unmöglich.

Wie weit wir auch mit dem Grundsatz der Entwicklung kommen mögen, das Unerklärte wird immer wieder auftauchen und insbesondere wird uns das direkt Gegensätzliche zu schaffen machen. Der Kampf ist immer noch der Vater aller Dinge und so nahe sich auch nach dem französischen Sprichwort die Gegensätze berühren mögen, so viele Brücken von einem zum anderen führen: sie haben sich doch einen Augenblick feindlich und beziehungslos gegenübergestanden. Ohne diesen Kampf der Extreme, die nur an Vernichtung, nicht an Versöhnung denken, wäre in der

Digitized by Google

Geschichte kein Leben, kein Fortschritt, kein Interesse — die Geschichte wäre nicht. Die Extreme wegerklären, das Rechenexempel aufgehen lassen, die chemische Analyse als gelungen bezeichnen — eine Anzahl von Historikern haben sich nicht davor gescheut! Ob sie aber dabei noch andere als sich selbst befriedigt, ob sie die Hochachtung vor den Thatsachen nicht preisgegeben haben, die uns nach dem Sturz der naturwissenschaftlichen Tyrannis als dauerndste und höchste Errungenschaft erscheint, läßt sich doch ernstlich bezweifeln. Denn wir rechnen nun einmal nicht mit todten und anorganischen Größen, sondern mit lebendigen Individuen, in deren Inneres wir rückwärts schauend nur höchst dürftigen, und vorwärts schauend gar keinen Einblick haben; Individuen, die von ihrem eigensten Wesen der Nachwelt im besten Fall einen kleinen Bruchtheil überliefert haben und die wiederum nur von anders-, aber nicht minder subjektiv gearteten Individuen gerichtet werden. Es verräth einen erstaunlichen Mangel an Phantasie, in den geschichtlichen Vorgängen nur abstrakte Operationen zu sehen. Nicht Zahlen, nicht lebloſe Stoffe, nicht Marionetten machen die Geschichte, sondern lebendige, wollende, fühlende Wesen. Um also einen Einblick in die „Gesetze" der Geschichte und ihre Kontraste zu erhalten, wüssen wir das Problem des Extrems auf seinem eigentlichen Schlachtfelde, in der Menschenseele, betrachten.

II.

Kommt die Geschichte wirklich nur durch den Kampf mit Gegensätzen, durch die Versöhnung und neue Feindschaft der Extreme vorwärts, so muß auch im Menschen, dem Subjekt und Objekt der Geschichte, der Hang zum Extremen instinktiv oder bewußt angelegt sein: Damit die Geschichte, d. h. Menschheit lebe und ihren Lebensbetrieb befriedige, muß es extreme Menschen geben. Das nicht nur in dem Sinne, daß der eine dieses, der andere jenes Extrem, der dritte die Synthese vertrete, sondern so, daß im Einzelnen selbst der Kampf der Extreme und der endliche Sieg des einen sich abspiele. Kaum wird sich leugnen lassen, daß in der That in jedem Menschen der Hang zu irgend einem Extrem irgendwie angelegt sei. Aber nur eine ganz bescheidene Minorität wird wirklich in ihrem Leben ein Extrem darstellen, oder ihm auch nur ernsthaft nachjagen. Und doch empfinden alle etwas wie Bewunderung und Beschämung vor den Helden des Extrems, und zollen ihnen, wenn nicht im Leben, so doch in der Kunst die höchste Bewunderung. Es beherrscht uns dabei die Empfindung, als wären auch wir auf irgend einem Gebiete zur Darstellung des Extremen berufen gewesen und hätten uns aus Feigheit oder Trägheit nicht dazu entschließen können. Denn je größer die Anstrengung, je geringer das genießende Behagen bei der Verfolgung des Extrems ist, desto mächtiger wächst unsere Hochachtung für den Helden. Da ist z. B. Don Juan, das Extrem der Sinnenlust: wer würfe keinen Stein auf ihn, wer gestände nicht, daß ihm „Recht geschehe"? Bei ernster Vertiefung in das Problem aber können wir der gewaltigen Konsequenz dieses Genußmenschen etwas wie Achtung nicht versagen. Ungescheuter — vielleicht zu ungescheut — wagt sich diese Bewunderung bei dem Extrem des Machtstrebens, Napoleon, hervor. Vielleicht, weil er der Wirklichkeit, nicht der Dichtung angehört; vielleicht auch, weil bei diesem Typus das Moment der Selbstbefriedigung und des lustvollen Sichauslebens gegenüber dem objektiv Geleisteten viel zu sehr unterschätzt wird. Zweifellos erfordert das Extrem des Wissensdurstes Faust (in seiner ersten Periode), ein größeres Maß der Selbstentäußerung und Entbehrung, obschon auch hier noch bei aller Hingabe an das Nichtich, d. h. die Außenwelt, dem subjektiven Genußverlangen ein nicht unbedeutender Tribut gezahlt wird. Darum stellen wir das religiöse Extrem der Ueberzeugung, wie es Jesus, Sokrates, Kierkegaard, die Heiligen der Kirchengeschichte und Ibsen's „Brand" vertreten, obenan: hier geht der einzelne, nachdem er erst einmal von sich selbst in stiller Sammlung Besitz ergriffen hat, wirklich im Denken, Fühlen, Wollen und Handeln in der Gesammtheit auf.

Wie kommt es nun, daß wir bei aller Anerkennung der Berechtigung des Extremen und seiner Nothwendigkeit hinter jenen Größen zurückbleiben und beschämt aber unthätig den Abstand messen, der ihre Konsequenz von unserer Haldheit, ihre Macht von unserer Ohnmacht trennt?

Dafür sind mancherlei Erklärungsmöglichkeiten vorhanden. Unter anderen die, es fehle an der Gelegenheit. Macht die Gelegenheit auch keine großen Männer, so vermittelt oder verhindert sie doch unsere Bekanntschaft mit ihnen, so ermöglicht sie doch eine Probe des Talents, seines Umfangs und seiner Dauer. Das gilt auch für alle „Extremen", die, ohne ein gewisses Entgegenkommen der „Gelegenheit", an der vollen Entfaltung ihrer Kräfte mindestens stark behindert sind.

Indes, hier liegt nicht der einzige, ja nicht einmal der Hauptgrund der Seltenheit der extremen Temperamente. Er steckt vielmehr in jener alten Sentenz verborgen: wer Gott schaut, stirbt! Was doch wohl heißen soll, daß wer mit einem hohen oder niedrigen Lebensziele völligen, rücksichtslosen Ernst mache, nothwendig daran zu Grunde gehe. In der That lehrt das Beispiel des Helden des Extrems auf dem Gebiet der Triebe, des Willens, des Geistes und der gefühlsmäßigen Ueberzeugung, daß die letzte Konsequenz ihres Strebens der Tod ist.

Der Grund dazu liegt meistens in einem aufreibenden Konflikt mit der Außenwelt. Denn das Extrem ist der Egoismus in seiner Vollendung, einerlei ob man — wie gewöhnlich und mit Unrecht — das Wort im üblen oder im guten Sinne nimmt. Die auf die Spitze getriebene Selbstsucht muß den Widerspruch der Außenwelt nothwendig hervorrufen, mag sie sich aus lauter extremen Geistern oder aus Vertretern des Kompromisses zusammensetzen. Je extremer der einzelne auftritt, desto heftiger empört sich die Gesammtheit, auf deren Kosten er sein Werk durchführt. Wer denkt dabei nicht an das Finale des ersten Aktes im „Don Juan" („Bede schwarzer Missethäter" u. s. w.) oder an den verzweifelten Kampf Kierkegaards mit seiner Kirche und ihren Bischöfen am Ende seines Lebens? — Der Konflikt ist unvermeidlich und das tragische Ende des Helden nicht weniger sicher. Die Frage ist nur die, ob sein Werk durch seinen Tod zerstört, gekrönt oder gar nicht berührt wird, ob sein Tod den Anfangs- oder den Endpunkt der Entwicklung bildet, ob er für künftige Eroberungen eine Bresche (Sokrates, Jesus) oder für vergangene Siege eine Straie (Don Juan) ist. Der Werth des durch das Extreme zu Stande gekommenen Werkes wird sich offenbar nach der Anzahl derer bemessen, denen es zu Gute kommt odee zum Schaden gereichte.

Außer diesem Konflikt mit der Außenwelt ist aber auch noch ein anderer denkbar: der zwischen unserem geistigen und leiblichen Selbst. In seinem Streben nach dem Extrem in irgend einer Form wird der Geist durch den Körper gehindert: dieser macht seine Rechte auf Nahrung, Ruhe und Schonung geltend. Er weigert seine Dienste dem Geiste, der den stillschweigend geschlossenen Vertrag nicht innehält. „Ein Käfig der Seele" nach dem Ausdruck der Alten, droht er dem Gefangenen und vernichtet ihn schließlich mit sich selbst: wir nennen das Selbstmord, körperlichen Ruin oder Schlagfluß. —

So droht dem extremen Menschen bald von dieser, bald von jener, bald von beiden Seiten Lebensgefahr. Wer darf sich dann noch wundern, daß der Extremen so wenige sind? Denn das Extreme ist zuerst Egoismus, es ist sodann Selbstvernichtung. Der mächtigste Instinkt des Menschen aber geht auf Selbsterhaltung und damit ist für jeden nachdenkenden Menschen ein Zwiespalt gegeben, an dem er sein Leben lang zu tragen haben wird. Alles weist ihn auf einen Kompromiß hin, das leibliche Ich, die Rücksicht auf die Umgebung, die beschränkten Mittel sich durchzusetzen. Mit anderen Worten: das Extreme ist selbst für den guten Durchschnittsmenschen nicht gemacht und

nur den Ausnahmemenschen vorbehalten; es ist kein Ideal, sondern ergibt sich für eine verschwindende Minorität dem einzelnen als eine subjektive Nothwendigkeit. Welcher Art diese ist, läßt sich eben um ihres subjektiven Charakters willen nicht allgemein sagen. Ein Hegel, Schopenhauer oder Renan würden dem Problem etwa die Fassung geben: die Natur täusche listig das Individuum, um zum Wohle der Gattung ihr Ziel zu erreichen; sie verblende den einzelnen, schwäche seinen Lebensinstinkt und leite alle seine Kräfte in einer bestimmten Richtung. Diese fast mythologische Art des Ausdrucks erklärt nicht viel: gibt es in der That extreme Geister, die blind dem Abgrund zurennen, so setzen sich doch auch andere mit voller Bewußtheit dem Tode aus. Sie haben eben in sich Instinkte oder Leidenschaften entwickelt, die über den Selbsterhaltungstrieb den Sieg davontragen.

Wie dem nun sein mag, das Extreme muß geleistet werden, aber wehe dem, durch den es geleistet wird! Woher soll die Menschheit ihre Kräfte kennen, wenn nicht einzelne sie überschätzen? Woher soll sie wissen, wie weit sie gehen darf, wenn nicht einzelne zu weit gehen? Andere werden nachfolgen und vor dem gefährlichen Punkte Halt machen: sie haben eben damit die Grenzen menschlichen Thuns erweitert. Wieder andere verstehen die Lehre eines Extremen, der sich geopfert hat, wie Goethe sie mit Bezug auf Werther verstanden wissen wollte: sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Auch hier ist das Opfer nicht umsonst gewesen: oder ist etwa die Kunst überflüssig, wenn sie uns Verhältnisse vorführt, in die wir nie kommen werden? In dem Ausblick allein liegt schon etwas Großes und der Gedanke, daß es Menschen gibt, deren Lebensziel nun einmal nicht die Pflege und Erhaltung des Ich, sondern seine Drangabe und wo nöthig seine Opferung ist, hat auch neben dem ästhetischen einen ethischen Werth für solche, die zur Nachfolge nicht berufen sind. Er eröffnet ihnen Ausblicke in blaue Fernen der Größe und Schönheit, er reinigt und durchduftet die dumpfe, dicke Atmosphäre unseres kleinen Pflichtenkreises und seiner bescheidenen, leicht eitel überschätzten Aufgaben.

Ist das Extreme kein Ideal, so ist es auch kein pädagogisches Ziel. Wir können und dürfen niemanden zu einem so schwindelnd gefährlichen „Berufe" erziehen; wir dürfen aber auch niemanden zurückhalten. Gar zu oft hört man geringschätzige Urtheile über die Gefahren des Zu-weit-Gehens, über das einseitige Sich-Verrennen und Verbohrtsein. Dabei handelt es sich in der Mehrzahl der Fälle um ganze Menschen, die den Muth ihrer Ueberzeugung haben; sei sie auch noch falsch, wer gibt uns ein Recht, sie davon abzubringen und zu uns hinüberzuziehen?

Gewiß, wo es sich um gefährliche „Irrthümer" handelt — wir nennen sie nun einmal so, mit oder ohne Recht — wird ein Eingreifen vielleicht geboten sein. In den vielen Fällen aber, wo das Thun eines Extremen Aussicht auf Erfolg und Nutzen für die Gesammtheit eröffnet, sollte man ihm nicht widerstehen, so sonderbar er sich auch dabei anstellen mag. Denn ganze Menschen sind in unserer Zeit der Halbheit ein so kostbarer und seltener Stoff, daß man sparsam damit umgehen sollte: aus einem ganzen Menschen kann etwas Gutes werden, aus einem halben nie. In jenem steckt das Material zur Größe, dieser aber bietet überhaupt keine Möglichkeiten. Es ist noch sehr die Frage, ob ein halber Mensch auch von unschuldigem Wesen, tiefer und segensreicher auf seine Zeit wirke, als ein „ganzer" Bösewicht.

* * *

Die Geschichte kennt also Extreme, auch im Jahrhundert der Kontinuität und der Entwicklung. Mit Recht suchen wir zu erklären und in seiner engen logischen Konsequenz zu erweisen, was sich in Uebereinstimmung mit den Thatsachen erklären läßt: ein Rest bleibt übrig, der unseres Determinismus spottet und vor dessen sprunghaften Kontrasten und „unvernünftigem" Drängen zu dem Gegentheiligen wir rathlos stehen. Was uns die Geschichte an Beispiel großer Zeitbewegungen und Gedankenmassen lehrt, wiederholt uns der Einblick in das seelische Leben des einzelnen. Auch hier bis zu einem gewissen Punkte logischer Zusammenhang, vernünftige Anpassung an die Umstände dem Selbsterhaltungstriebe entsprechend. Dagegen kämpfend aber ein mächtiger Drang zu dem Alogischen, Irrealen und Grenzenlosen, ein heißes Verlangen nach Ganzheit und Vollkommenheit des Strebens nach einer Richtung, ein kühner Versuch, die Menschenkraft auf die höchste und letzte Probe zu stellen, ein Bruch mit der Halbheit nach rechts und links, mit dem Herkommen, der Umgebung und der warnenden Vernunft des eigenen Ich. Wenige geben diesem Drängen nach, denn der Preis, mit dem es befriedigt wird, ist das Leben selbst. Diese Wenigen aber sind die Führer und Wegweiser aller anderen, ihr leuchtendes oder warnendes Beispiel, Bahnbrecher und Vorläufer des Zukünftigen, drohende Propheten und abschreckende Mahner. Ohne sie kein Leben und keine Freiheit in der Geschichte, kein Muth, kein Ernst und kein Herdblick bei den Menschen. Darum ist das Extreme auch in seiner mißgestalteten Verzerrung, und wie viel mehr in seiner edelsten Vergeistigung, das dämonische, das göttliche Element unseres Erdendaseins.

Tour-de-Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff-Lejeune.

Die Jugendkorrespondenz Taine's.

(Schluß.)

IV.

Die zwei letzten Studienjahre in der école normale bezeichnen einen leeren Zeitraum in der Jugendkorrespondenz Taine's. Von Oktober 1849 bis Oktober 1851 sind keine Briefe von ihm aufbewahrt. Frau Taine war mit ihren Töchtern nach Paris zurückgekehrt, und Prévost-Paradol seinem Freunde in die école normale nachgefolgt. In Edouard de Suckau erhielt Taine einen neuen, bald sehr intimen Freund, an den später ein beträchtlicher Theil seiner Briefe gerichtet ist. Er trieb übrigens einen sehr ausgedehnten Verkehr und die verschiedenartigsten Studien: spielte Mozart'sche und Beethoven'sche Trios mit zwei Kameraden, beschäftigte sich eingehend mit Theologie und Kirchengeschichte und las in deutscher Sprache die Niebelungen, Luther's Schriften und die Klassiker.

Das dritte Jahr widmete er fast gänzlich seinen philosophischen Studien unter der Leitung von Jules Simon und Saisset. Seine Lehrer sowohl wie seine Mitschüler räumten ihm den unbestrittenen Platz als Primus ein. Die Jury unter der Präsidentschaft eines Grafen Pourtalis wies ihn indessen zum Staunen aller schnöde ab. Es geht aus der Schilderung nicht ganz klar hervor, wie es zuging und von wo der Hieb ausging. Der Bericht des Herrn Pourtalis ist aus den Archiven des Unterrichtsministeriums verschwunden. Daß der erbärmliche Willkürakt ein Ausschlag der nahenden bonapartischen Reaktion war, steht jedenfalls fest. Taine hatte schon das Mißfallen auf sich gelenkt; und er sollte noch verschiedenes erfahren.

Er hatte sich zunächst nach seiner ardennischen Heimath begeben. Die Mutter wünschte, daß er einen Posten an irgend einem Lyceum in der Nähe von Paris erhielte, damit er seine Pflichten als Haupt der Familie leichter erfüllen könnte; und er selbst hegte mit Rücksicht auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen denselben Wunsch. Freunde und Gönner — unter ihnen Guizot — bemühten sich in diesem Sinne beim Minister; aber vergebens. Das behörd-

Digitized by Google

liche Mißtrauen war zu groß; man wollte ihn von Paris gehörig entfernen. Das einzige, was man auswirken konnte, war, daß er nach Nevers statt nach Toulon geschickt wurde. Taine erhielt einen Posten als stellvertretender Lehrer der Philosophie am Gymnasium von Nevers mit einer Gage von 1200 Francs und mußte sich sofort dorthin begeben.

Um unter der drückenden Einförmigkeit in den langen, leeren Winterabenden weniger zu leiden, schreibt er jetzt eine Menge Briefe an die Mutter und die Schwestern, an Prévost-Paradol und Suckau. Sie enthalten nicht mehr so viel metaphysische Advokatur wie die früheren; sie beschäftigen sich mehr mit dem ihn umgebenden Milieu, das er ganz amüsant schildert. Er scheint zuerst ganz zufrieden. Gleich nach seiner Ankunft in Nevers Mitte Oktober 1851 theilt er seiner Mutter mit, er habe — an der schönsten Straße und im zweiten Stock — ein hübsches und heiteres Zimmer nebst Schlaf- und kleinem Vorzimmer mit vielen Schränken und drei schrecklichen Wandgemälden, die italienische Räuber darstellen, welche von den päpstlichen Soldaten überrascht werden. „Ich werde viel lernen, die Menschen und die Dinge kennen lernen", heißt es. „Es war Zeit, das Kloster zu verlassen und mit dem wirklichen Leben in Berührung zu kommen"; und es sei vielleicht für ihn eine einzige Gelegenheit, der kleinen Stadt und der Provinz nahe zu kommen. Die Stadt Nevers selbst schildert er in kurzen, malerischen Zügen. Sie klettert mit ihren engen und hügeligen Straßen stufenweise einen hohen Abhang am linken Ufer der Loire hinan; viele Häuser haben eine ältere und eigenthümliche Form, die ihn gefällt, und einige alte feudale Thürme und Pforten verhindern einen an Gips und Kalkstein zu denken. Ueber der Stadt liegt ein Park mit alten Bäumen und schöner Aussicht auf das weite flache Land. In einer bürgerlichen Pension speist er Mittag zusammen mit zwei Professoren, zwei Notargehilfen, einem Postbeamten und einem Registrator — „sechs Menschen und drei Hunde", schreibt er scherzhaft — „übrigens gute Leute, ein bischen schreierisch, nicht besonders distinguirt, liberal und wenig christlich". Er treibt einen jungen Maler auf, mit dem er Bekanntschaft zu machen sucht; es zeigt sich aber, daß der Künstler sein größtes Vergnügen daran findet, seinen Hund, seinen Ofen und seinen Kochtopf abzumalen, und zwar in natürlicher Größe à la Aushängeschilder. Die Antarietäten und seine Kollegen fertigt er kurz ab; er beschäftigt sich mit ihnen so wenig wie möglich — in den Briefen wie im Verkehr. Sie seien Professoren als wären sie Gewürzkrämer oder Schweinemetzger; sie scheeren ihre Schüler, bieten ihre Tropfen während dreißig Jahre aus und kaufen sich ein Haus und leben von den Renten wie Bürgersleute. Die Nevers'sche Gesellschaft vermehrt er nach Möglichkeit: „die Damen sind anspruchsvoll, alle Welt spielt Whist oder verklatscht Leute, die ich nicht kenne". Er befleißigt sich der größten Höflichkeit gegen alle und der größten Vorsicht in dem Unterricht seiner sechzehn Schüler:

„Wenn meine Schüler mich verlassen, werden sie nicht glauben, daß man Gott von Angesicht zu Angesicht sehen kann, oder daß die Seele ein kleines Wesen ist, das nirgendwo sitzt . . . Im übrigen, äußerste Behutsamkeit. Es lebe Gott, der König, die Gensdarmen und ihre erhabene Familie!"

So zieht er sich denn auch, so weit es angeht, von der nivernaisischen Welt zurück und schließt sich in sein Studienzimmer ein — allein mit sich selbst und seinen Gedanken, seinen Büchern und seinem Klavier. Er heizt im Ofen ein, zieht einen großen Morgenrock an, macht sich den Kaffee und zündet eine Cigarette an; und in dieser stillen und gemüthlichen Beschaulichkeit experimentirt er mit sich selbst und seinen fünf Sinnen — er bereitet nämlich eine größere Studie „Sur les Sensations" vor. Er glaubte anfangs, sich auf diese Weise für den lähmenden Einfluß der Umgebung schadlos halten zu können. Allmählich entdeckt er aber, daß er sich geirrt; er gesteht es in den Briefen zu, erst in humoristisch bitteren Wendungen, dann in vollständiger Verzweiflung. Das unbequeme Thier, die Langeweile, der Spleen, umklammert ihn mit seinen fadenMolluskenfangarmen; er rollt „in den tiefsten Gründen des Sumpfes der Melancholie"; „ich gähne, ich wertheriſire, ich byroniſire, ich wünsche mich auf den Boden des Rothen Meeres". Er wird von dem Heimweh nach der Natur und den Menschen, nach den Ardennen und nach Paris befallen. „Ich bin in einem unglaublichen Geisteszustand", schreit er auf Mitte März. . . . „Ich falle gleich wieder auf mich selbst zurück, welches Kopfkissen! . . . . Es gibt Tage, wo ich meiner so satt bin, daß ich mich selbst ausvamiren möchte . . . Ich bin wirklich toll, und ich habe ein leidenschaftliches Verlangen, jemanden zu umarmen, den ich liebe." Und er bekennt geradeaus: „Le fier solitaire ne peut vivre seul."

Während Taine's Aufenthalt in Nevers fiel der Staatsstreich vom Dezember 1851. Seine Briefe vom Winter 1851—52 beschäftigen sich denn auch mit diesen aktuellen politischen Vorgängen. Sein Standpunkt ihnen gegenüber ist — wie er es selbst formulirt — derjenige eines Idealogen mehr als derjenige eines Politikers: der einzelne könne die Wahl der Nation mißbilligen, aber ein Anhänger des allgemeinen Stimmrechts könne sich nicht gegen den ausgesprochenen Willen der Nation auflehnen. Man solle nicht protestiren; man solle sich aber auch nicht unterwerfen, wenn solche Forderung gemacht werde. Danach verhielt sich denn auch Taine; als der Rektor den Lehrern ein Cirkular unterbreitete, worin sie sogar ihre „Dankbarkeit" für den 2. Dezember ausdrücken sollten, weigerte er sich solches zu unterzeichnen — sämmtliche Kollegen unterschrieben. Die allgemeine Feigheit und Haltungslosigkeit, die er um sich sieht, flößt ihm großen Widerwillen ein, dem er auch starken Ausdruck verleiht. Die Massen brennen und rauben, die Behörden massakriren; er verabscheue die einen wie die andern, „les coquins d'en haut et les coquins d'en bas"; sicher wäre, das ganze Land sei voll von geheimen Gesellschaften, die zu passivem Gehorsam disziplinirt seien. Frankreich befinde sich seit 60 Jahren in einem beständigen Auf und Nieder zwischen den verschiedenen Regierungsformen; Napoleon, die Bourbonen, Louis Philippe, M. Louis Bonaparte seien nichts als durch die Umstände gebarene Kompromisse; die Idee selbst von 1789 und 1848 habe nur durch Zufall und momentweise geherrscht und werde nicht eher zur Herrschaft kommen, als wenn alle ans ihr ihre Religion gemacht hätten; M. Bonaparte würde sich auf alles stützen, was ihr feindlich sei: die brutale Disziplin der Armee, den Egoismus und die Hasenherzigkeit der Grundbesitzer, die Legenden der Feldzüge und den großen Feuerlöscher, den Klerus; und was könne man gegen einen Mann, der sich auf 400 000 Bajonette, 40 000 Weihwedel und die Legenden der Feldzüge stütze! „M. Bonaparte", schreibt Taine am 1. Januar des neuen Jahres an seine Mutter und seine Schwestern, „wird auf unsern Rücken Buße für seine Sünden thun. So geschehe es. Te deum laudamus."

Taine und seine gleichdenkenden Freunde wurden alle in höherem oder geringerem Grade Opfer des neuen Geistes der Unverträglichkeit und der geistigen Polizeiaufsicht. Er theilt Suckau mit, man spitzle und verleumde ihn in seiner eigenen Familie in den Ardennen. Die zwischen Taine, Suckau und Prévost-Paradol geführte Korrespondenz erregte ein solches Interesse bei den Behörden, daß einzelne Briefe von der Post aufgefangen und zurückbehalten wurden. Einer seiner Schüler, ein sechzehnjähriger Adeliger, gibt ihn an und behauptet, er habe in der Klasse Danton gepriesen. Zur selben Zeit erhält er von einem ehemaligen Lehrer, Havet ganz unerwartet eine Arbeit über Pascals „Pensées" zugeschickt. Und eine Woche später, Ende März 1852 theilt ihm der Unterrichtsminister in einem amtlichen Schreiben mit, er ertheile ihm einen für seine Zukunft weniger gefährlichen Posten als stellvertretender Lehrer der Rhetorik am Gymnasium von Poitiers; wenn diese neue Probe nicht nach seinen Erwartungen ausfallen sollte, würde er sich gezwungen sehen, auf seine weiteren Dienste zu verzichten. —

In Poitiers setzt sich das Elend nur fort. Die Poitauchen Bengel sind viel schlimmer als die Nivernaisischen, die Stadt Poitiers ist noch mehr Provinznest als Nevers.

Digitized by Google

Sie „ist abscheulich, gepflastert mit Köpfen oder eher mit Nagelspitzen, bigott übers Mögliche, devölkert von Adeligen, Ultrolegitimisten, die unter sich zetteln." Der große Tag, wo sich die ganze vornehme Welt der Provinz Rendezvous gibt, ist der Tag der Pferderennen. „In diesem Augenblick", schreibt Taine im Mai an seine Schwester Sophie, „geht in Poitiers alles drunter und drüber. Herrliche Kaleschen, im Alter von ungefähr 150 Jahren und überladen wie Lastwagen, rollen zwischen Staubwolken hin; vornehme junge Herren in schwarzem Frack, dito Beinkleidern und Hut reiten in der Sonnengluth; die Offiziere der Garnison haben ihre goldstrotzendsten Uniformen und ihre blankgewichstesten Stiefel an. Alles läuft, drängt sich, erstickt, schwitzt und schluckt Staub auf einem Weg, den ich vom Garten aus sehe, um zwölf abgemagerte Pferde auf einer großen dürren Wiese rennen zu sehen, von denen eins vor den andern ankommen wird." Sein Rektor ist ein alter Professor der Grammatik, „trocken, eng, pedantisch, dogmatisch, ein echtes Räderwerk, das knirscht und knarrt"; der Hauptlehrer hat denselben Ursprung, „ist aber nur ein weicher Teig, ein Büschel Wolle oder Baumwolle, der gar nichts an sich ist und allen Eindrücken nachgibt, ohne einen einzigen festzuhalten". Um allen diesen Schrecken zu entrinnen, sperrt sich Taine in sein Zimmer ein und improvisirt in einer Art musikalischer Rosserei phantastische und dämonische Stücke auf dem Klavier, aber unternimmt weitläufige Ausflüge auf das Land, oder vertieft sich in seine Arbeiten: seine These über „Les sensations" für die Doktorwürde und eine „Théaria de l'Intelligence", an der er erklärt, etwa zehn Jahre arbeiten zu wollen. Die Verfolgungen und Chikanen seitens der Regierung im Kreise seiner Gesinnungsgenossen nehmen immer schärfere Formen an. Seine eigenen Thesen wurden auch wieder abgewiesen; seine Arbeit war wieder vergebens gewesen. Es ist daher kein Wunder, daß seine Lebensanschauung immer schwärzer wird. Er schreibt an seine Schwester Sophie:

„Es gibt zweierlei Wissenschaft, die gefährliche, bedeutungsvolle, wissenschaftliche, die man in den tiefsten Brunnen versteckt, nach Cayenne schickt, oder in eine Mansarde im Quartier Sainte Jacques verbannt; und die harmlose, tugendhafte, patentirte, die man im Stillen verachtet und laut bewundert, und die den Fürsten den Titel Beschützer der Wissenschaften einträgt."

An dieselbe Schwester schreibt er in einem anderen Brief:

„Es gibt in der Welt nur zwei Herrschaften: das Opium, der Rausch, die Extase, das Hinschwinden, die Krankheit, der Tod: und die Fleischbrühe, die Einförmigkeit, vielleicht die Langeweile und die Gesundheit. Auf diese Prosa etwas Poesie, einige Blumen neben diesen faden Gerichten; die Künste, Unterhaltungen, das Landleben neben der täglichen Abgeschmacktheit des Berufs, des Haushalts und der Forschung."

Und sein eigenes Zukunftshoroskop stellt er in folgenden bitteren Zeilen:

„Du kannst Dir noch gar nicht denken, was die Provinz und das Professorat aus einem Menschen machen. Allen Schwung, alle Delikatesse, alle Geistesfrische verlieren, über Litteratur und Kunst sprechen wie ein eisernes Walzwerk oder wie ein Baumwollraspel, durch eine unempfindliche Kristallisation seiner Künstlerseele eine Gewürzkrämerseele unterschieben, nichts sein als ein patentirter Kleinhändler für Unterricht und Geschmack, jenen ranzigen und schimmeligen Geruch, den schlimmsten von allen, haben und nicht merken, daß man ihn hat: das sind die kleinsten Uebel; mir grauft vor meinen Kollegen, und ich bin wie ein Trunkenbold, der einen andern an einem Wegstein liegen findend, melancholisch spricht: Montag werde ich auch daran sein."

* * *

V.

Taine hatte an behördlicher Stelle den Wunsch geäußert, in eine Stadt versetzt zu werden, wo es eine Faculté des sciences gebe und er seine physiologischen Studien fortsetzen könne. Als Antwort theilte ihm das Ministerium Ende des Sommers 1852 mit, es ernenne ihn zum Professor der Sechsten am Gymnasium von Besançon — was ein deutlicher Wink war, freiwillig das Feld zu räumen. Taine reichte sein Abschiedsgesuch ein und ging nach Paris. Er ließ sich dort in der Rue Servandoni nieder und suchte sein Auskommen als Stundenlehrer, was ihm auch ohne Schwierigkeit gelang, da seine Bedürfnisse sehr gering waren und er außerdem von seiner väterlichen Erdschaft eine Jahresrente von etwa 1200 Francs bezog. Er begreife nicht, schreibt er an seine Mutter, warum er täglich zwei Stunden gebe; eine Stunde genüge, damit er seine Ausgaben decke.

Er entwarf jetzt einen neuen Studienplan, durch welchen er den anfangs so eng umgrenzten, exklusiv metaphysischen Studienplan ganz durchbrach. Er hörte die botanischen Vorlesungen Jussieu's und die zoologischen Geoffroy-Saint-Hilaire's; in der école de médecine wohnte er den Kollegien in Anatomie und Physiologie bei; und an der Klinik der Salpêtrière, wo ein Verwandter von ihm, Dr. Baillarger, Oberarzt war, war er ein fleißiger Schüler. Ein merkwürdiges Volk, diese Professoren und Studenten, ruft er aus — „Metzger und Gelehrte, welche Hingabe an den Menschen und welche Verachtung der Menschen!" Am ersten Tage steht er ganz verblüfft da — mit seiner spiritualistischen Erziehung — als vor seinen Augen die Muskeln des Rückens einer jungen Frau bloßgelegt werden. „Aber kein Schatten von Ekel."

Ende Mai 1853 macht er seinen Doktor. Seine lateinische These betitelte sich: „De personis Platonicis"; seine französische These behandelte die Fabeln La Fontaine's. Der Onkel und die meisten seiner ehemaligen Lehrer wohnten der Vertheidigung der Thesen bei. Als nächstes Ziel setzte er sich einen Preis der Akademie und bestimmte sich zu diesem Zweck, obgleich widerstrebend, für eine Arbeit über Livius. Er trat jetzt ostentativ seiner gedruckten Thesen in Verbindung mit vielen remarkablen Persönlichkeiten: Bérenger, Cousin, Villemain.

Sein letzter Brief in der vorliegenden Sammlung ist an Suckau gerichtet und vom 18. Juni 1853 datirt. Er theilt darin seinem Freunde mit, er reise in den nächsten Tagen nach den Ardennen ab.

Die Herausgeber kündigen noch zwei Bände von Briefen Taine's an, denen man mit Spannung entgegensehen kann.

München. Ola Hansson.

Lebenshunger.*)

I.

Gegen Mitternacht ging er nach Hause. Er hatte den ganzen Abend wieder das seltsame Schwindelgefühl im Kopf gehabt, und die wimmelnden Sternchen vor seinen Augen gesehen. Einmal hatte er sich krampfhaft am Tisch festhalten müssen, um nicht zu fallen, und während seine Kameraden — lauter indische Beamte auf Urlaub, so wie er — lärmend schwatzten, hatte er eine entsetzliche Angst ausgestanden, daß er plötzlich hinfallen würde, um niemals wieder aufzustehen.

Natürlich hatten sie wieder von Weibern gesprochen. Von Doisy und Helene und Marie und Maud. All die Kerls waren wie toll, wenn sie nach den langen Jahren in Indien, wo sie immer nur „Braun" gesehen hatten, plötzlich wieder weißen Frauen begegneten, und jedes Mal, wenn sie zusammenkamen, regten sie sich gegenseitig noch mehr auf mit ihren gepfefferten, pikanten Schilderungen der erlebten Abenteuer.

*) Aus dem holländischen Manuskript übertragen von E. Otten

Digitized by Google

Der stille Neid von Alex, daß er noch immer nichts hatte mitmachen können! Er war nun doch schon einen ganzen Monat in Holland! Aber gerade nach der Seereise, die ihm doch so gut gethan, hatten die Schwindelanfälle, sobald er an Land war, von neuem angefangen, und noch schlimmer als in Indien; und in dem Getriebe der Straßen ward er plötzlich von einer nervösen Furcht befallen. Einmal sogar hatte er nicht den Muth gehabt, den Marktplatz zu überschreiten; es war ihm, als müßten die Wagen und elektrischen Bahnen ihn mitleidlos überfahren, sobald er es wagen würde, auch nur einen Schritt vorwärts zu machen. Und er hatte nicht den Muth gehabt, mit den anderen zu gehen. Er fürchtete, sich lächerlich zu machen, und die Zielscheibe des allgemeinen Spottes zu werden. Während all der Tage aber hatte er sich in der Phantasie mit allen möglichen Mädchen beschäftigt. Sie verließen seine Gedanken keinen Augenblick, und wenn er auf der Straße ging, begehrte er „cerebral", ohne daß er es doch wagte, so zu leben wie seine Freunde.

Er hatte alles gethan, was ihm der Arzt verordnet. Gewissenhaft hatte er sein Eiweißpräparat genommen und täglich zwei Liter Milch geschlürft. Er hatte regelmäßig zwei Eier zum Frühstück und ein Beefsteak zum Lunch gegessen und hatte sich vor allen Dingen viel, sehr viel Bewegung gemacht. So ging das nun schon seit einem Monat, aber es schien wenig genützt zu haben.

Da saß er nun, endlich wieder nach Holland zurückgekehrt, mit einem netten Sümmchen, das er sich erspart, und ihm winkten alle Genüsse, die ihm trotzdem unerreichbar waren!

An jenem Abend war es wieder ganz besonders schlimm gewesen. Er hatte wegen des furchtbaren Schwindelgefühls in seinem Kopf nur wenig sprechen können, und hatte nur ab und zu ja oder nein gesagt oder ein „famos, ganz famos" gerufen nach einem Witz, den er nur halb gehört hatte.

Schwerfällig, sich ab und zu auf seinen Stock stützend, ging er den Kneuterdyk entlang, um dann in die kleine H... straße einzubiegen, in der er zwei Zimmer bewohnte.

Der Himmel war trübe, und dunkle Wolken schoben sich langsam vorwärts. Hin und wieder ward für einen Augenblick ein kleines Stückchen blauer Luft sichtbar, erhellt vom Mondenschein, der sich noch immer nicht ganz Bahn zu brechen vermochte. Still standen die Bäume und keine Schritte erklangen in der breiten Straße. Er hörte die seinen seltsam wiederhallen — ein seltsames, beängstigendes, geheimnißvolles Geräusch. In wenigen Augenblicken würde er sein einsames, trübseliges Zimmer betreten, mit all den kalten Dingen, die ihm nicht gehörten und die ihn nicht kannten. Er würde sicherlich wieder Kopfschmerzen bekommen und schlecht träumen wie in der vorigen Nacht. Die entsetzlichen, endlosen Nächte ohne Schlaf, und immerfort das summende Sausen in den Ohren!

So eine Straße in Holland kann doch eigentlich ebenso langweilig sein, wie ein indischer Weg. Keine Seele zu sehen, und doch erst zwölf Uhr!

Ja, doch, dort drüben . . . in jenem Thorweg, da in der Ecke . . . zwei dunkle Gestalten!

Und dann sah er plötzlich zwei Menschen, in unaussprechlicher Einfalt dicht aneinander geschmiegt. Es war ein Husar mit seinem Schatz. Noch rasch ein Abschied auf der Straße, vor der Thür.

Aber groß vor wirklichem, intensivem Leben stand es plötzlich vor seinen Augen. Was für eine Kraft in der Umarmung, was für ein heißes Begehren in dem langen Kuß der aufeinander ruhenden Lippen!

In der Stille der nächtlichen Straße standen die beiden Gestalten unbeweglich, gleichsam regungslos geworden durch die mächtige Innigkeit ihrer Extase; und er sah in ihnen plötzlich riesenhafte Figuren aus einem Epos, dem Epos des Lebens, zu dem er in seiner Nichtigkeit bewundernd und verlangend emporschaute.

Da schämte er sich seines entnervten, zerrütteten Körpers, und er fühlte sich elend-klein im Vergleich zu diesen beiden herrlich-lebenden Wesen, die durch ihre einfache Liebe so groß und so stark waren.

Und ein bittrer, neidischer Haß stieg in ihm auf gegen diese zwei ganz simplen Menschen aus dem Volk, die nichts wußten von der Bildung und dem Luxus seiner Kreise, aber in denen das Leben mächtig brauste, und die jetzt eine Seligkeit kosten mußten, für die er gern alles hingegeben hätte, was er besaß.

Er ging leise weiter, fürchtend, sie zu stören. An der Ecke der H . . . straße blickte er sich noch einmal um.

Noch immer standen die schwarzen Figuren da, unbeweglich, fest an einander gedrückt, in starrer Verzückung, ungeheuer in der schaudererregenden Einfalt des Lebens, beinahe tragisch in erstarrter Leidenschaft. . . .

— — — — — — — — — — — —

In seiner Ohnmacht einen Fluch der Verzweiflung ausstoßend, bog er um die Ecke und lief hastig, nervös weiter. . . .

II.

Es war an einem schönen Maitage.

In Gedanken versunken lief er am Strande entlang. Die Seeluft war wieder besonders prickelnd. Er fühlte, wie sie ihn umwehte, schmeichelnd und aufreizend zugleich. Er athmete tief und lang, um sie ganz in sich aufzunehmen, daß sie ihn stärke und ihm gesunde Kraft gebe.

Das war der junge Morgen voller Freude und Glückseligkeit über das Leben. Lichtblau war der Himmel, von einer zarten, unsicheren Nuance, wie ein Glück, das erst beginnt, und das sich noch nicht sicher fühlt.

Und die Sonne glänzte auf dem leise wogenden, ruhig rauschenden Meer, daß alles funkelte und blitzte wie von goldenem Lachen. Hin und wieder sah er eine weiße Möwe, die sich vergnügt über dem Wasser wiegte, in glücklicher Zufriedenheit mit dem Leben.

Er fühlte ihn, den Lenz; er fühlte jenes süße Verlangen in der Luft, jenes Unbestimmte, lieblich Unbewußte, das einen plötzlich erschauern läßt, man weiß nicht warum, und die leeren Hände tastend ausstrecken, um etwas zu ergreifen, man weiß nicht was. Unsichtbare Lufthände streicheln einem das Haar, man fühlt ein leichtes Zittern, bang und wohlig zugleich, und unhörbare Stimmen rufen einen, und man wagt nicht, laut aufzujubeln, wie man wohl möchte, um hinauszuschreien, was man selbst kaum ahnt.

Er blickte um sich . . . aber nichts als der einsame Strand und in der Ferne die Kuppeln des Kurhauses und das dunkle Roth der in die blaue Luft hinaufstrebenden Wände . . . ob jetzt wohl etwas kommen würde? . . . . ihm war doch, als sei ihm jetzt etwas versprochen . . . .

Plötzlich laute Stimmen ganz dicht an seinem Ohr. Er erschrak. Während er weit vor sich hinausgestarrt hatte, nach der Landseite zu; waren dicht hinter ihm zwei Menschen gewesen.

Ein junger Mann.

Und ein Mädchen.

Eine schlanke, zierliche Figur, zart gebaut, aber mit kräftigen, runden Hüften, stark und gesund. So echt holländisch in ihrem kurzen, beigefarbigen Sommermäntelchen, mit einem einfachen Matelot, unter dem das üppige, blonde Haar kokett zum Vorschein kam. Ihr blühendes, gesundes Gesichtchen strahlte vor Freude, und sie lächelte freundlich, so daß er ihre schönen weißen Zähne blitzen sehen konnte. Er robust, lebenslustig, stolz neben ihr, einen Arm um ihre Schulter gelegt, vertraulich nonchalant mit einer Radelmütze auf und einem Cape umgehängt. Beide ungenirt in dem Gedanken, allein an dem Strand zu sein, wo jetzt ja doch kein Mensch war, zärtlich und verlangend in der jungen Frühlingsluft.

Sie gingen lachend an ihm vorüber, rasch ausschreitend mit gleichmäßigen Schritten, dicht aneinander geschmiegt.

Und wieder — wie an jenem Abend, da er die Silhouette des Husaren gesehen, der mit seinem Schatz in dem

Digitized by Google

Thorweg stand — fühlte er in seinem Innersten den brennenden Schmerz der Eifersucht auf das Leben, aber jetzt noch empfindlicher, noch intensiver, so daß er sich Gewalt anthun mußte, um seine Verzweiflung nicht hinauszuschreien.

Da ging es nun dicht vor ihm her, so dicht, daß es ihn beinahe berührt hätte, das herrliche, volle, jung gesunde holländische Leben, das Leben voller Liebe und süßem Verlangen, nach dem er so schmachtete mit dem brennenden Durst seiner Seele. Da ging es, stark, frisch und gesund in dem jungen Lenz, ganz all dem „Jungen" in der Natur angepaßt, und den geheimnißvollen Strömungen, die in der Luft zitterten, und die tief in der Erde gährten, um zu neuem, schwellendem Leben aufzublühen nach dem herrlich befriedigten Verlangen süßer Seligkeit . . .

Da ging es dicht vor ihm . . . aber er blieb allein, allein mit seiner dürstenden, hungernden Seele.

Er folgte den Gestalten da vor sich mit dem begehrlichen, bitteren Blick des Neides, wie einer, der Hungers stirbt, während er einen Anderen an reich besetzter Tafel schwelgen sieht. Und für einen kurzen Augenblick fühlte er in sich den Urzorn aller männlichen Wesen, war es ihm, als müsse er sich auf den Anderen stürzen und ihn niederschlagen.

Erschauernd sah er die Bewegungen ihres schlanken, biegsamen Körpers, die zarte Rundung ihrer Hüften, das Haar, das sich im Nacken lockte. Wie warm, wie gesund, wie kräftig-weiblich war alles an ihr!

Oh, solch ein junges, üppiges Leben an seiner Seite zu haben, es lächeln zu sehen und zu wissen, daß es einem ganz gehört, während die Lenzluft einen buhlerisch umspielt, was für eine Kraft muß das geben, was für einen Impuls im Blut erwecken!

Jetzt, da sie an ihm vorbei waren, drängten sie sich noch dichter an einander. Er sah es, wie sie sich an ihn lehnte, und er, der Beneidenswerthe, sie an sich preßte, seinen starken Arm um ihre Schulter, die sich seinem Druck fügte.

Zwei junge, warme Menschenleben draußen in der weiten Natur, wo das geheimnißvolle Lenzesverlangen die Luft durchträumte, das auch sie in sich trugen, der Mann und das Mädchen, die fortgingen von den Menschen in die Einsamkeit, um bei einander zu sein in seligem Besitz. Sie sagten sich Worte der Freude, und blickten empor, dorthin, wo die Sonne glänzte in der blauen Luft, und lachten.

Und drohend knurrte in ihm der rohe thierische Neid, und er stöhnte dumpf.

Die zwei da vor ihm liefen schnell, um fort zu sein, nur fort. Er fühlte, daß sie ihn wegwünschten, und daß er sie störte, hier an dem einsamen Strande.

Oh, das Eine, das Eine, es doch *einmal* zu haben in seinem Leben und dann zu sterben, wenn es denn sein müßte! Denn was *er* gehabt hatte, wie süß und lieb es ihm auch hatte erscheinen mögen, es war doch nicht *das* gewesen. Auch Nelly nicht, die ihn doch sehr, sehr lieb gehabt. Ein Mädchen, das ihn liebte um seiner selbst willen, und das freiwillig, aus eigenem Antriebe, ihm angehören wollte, das war das Eine, das Einzige, wogegen alles andere ins Nichts zerfiel. Und so wie die Beiden dort, so innig und vertraulich, so müßte er mit einem Mädchen zusammen gehen; dann erst würde er glauben lernen.

Jetzt waren sie schon ganz weit . . . jetzt gingen sie fort vom Meer . . . rechts ab, der Landseite zu . . . dort waren die Dünen . . . . sicher wollten sie in die Dünen, wo sie ganz allein sein würden in einem Thal . . . so recht wonnig in einem versteckten Winkel, daß niemand sie sähe . . .

Wie klein und nichtig war doch alles im Vergleich zu dem Einen, wahrhaft Großen!

Seine Arbeit und sein Streben in Indien, seine Aussicht jetzt bald Assistent-Resident zu werden, seine Pläne und Hoffnungen, es noch weiter zu bringen, zum Residenten, vielleicht gar zum Rath von Indien . . . und wenn er das alles wirklich mal erreichte, dann würde er vielleicht ein alter, abgelebter Mann sein, dem das Leben doch nichts Werthvolles mehr zu bieten vermöchte . . . und mit all seinen Ehren und mit all seinem Gelde würde er doch niemals das Eine erlangen können, das den Kern und das einzig Werthvolle des Lebens bildet: das Gemeinsam-in-Liebe-erblühen mit einem jungen, gesunden Mädchen, das Rosen auf den Wangen hat und Feuer in den lieblich schmachtenden Augen.

Da gingen sie . . . immer weiter und weiter . . . so, jetzt kletterten sie die Düne hinauf. . . . Er rasch voraus, sie etwas beschwerlich folgend . . . er reichte ihr die Hand und zog sie hinauf . . . und noch mal, und noch mal . . . jetzt gingen sie zusammen . . . er mit dem Arm um ihre Taille, sie stützend . . .

Und sie waren da . . .

Oben auf der Düne zwei schwarze Silhouetten, in der Ferne sich abhebend von der blauen Luft.

Einen Augenblick blieben sie stehen, unbeweglich; still blickten sie nach dem lichten blauen Himmel, der sich hoch über der See wölbte. So standen sie Hand in Hand, der Mann und das Mädchen.

Bis sie plötzlich verschwanden . . .

Da erschrak Alex vor dem Schrei, den er ausstieß, vor den heißen Thränen, die ihm aus brennenden Augen über die Wangen rollten, und er brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus über das Leben, dem er immer und immer fern bleiben mußte, und das ihm nichts geben wollte.

Scheveningen. Henri Borel.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Die lutherische Orthodoxie gegen Professor Baumgarten.

Von einem Freunde der „Nation" wird uns aus Kiel geschrieben:

Die Wahl des Professor und Doktor der Theologie Otto Baumgarten zum Rektor unserer Universität, die mit größter Majorität des akademischen Kanzlariums vor wenigen Tagen erfolgte, ist vielfach als eine Demonstration gegen die orthodoxe Geistlichkeit Schleswig-Holsteins bezeichnet worden. Dies ist ein starker Irrthum. Es handelt sich um die Erfüllung einer Ehrenpflicht, die der Universität oblag, wie der Thatbestand ergibt.

Zu nächstem Anlaß einer durchaus sachlichen Kritik Baumgarten's über die Erklärung des kleinen lutherischen Katechismus, die allerdings den Generalsuperintendenten D. Kaftan zum Verfasser hatte, wurde auf der schleswig-holsteinischen Pastoralkonferenz in Flensburg von 193 Geistlichen eine Eingabe an den Kultusminister unter dem 26. Juni d. J. beschlossen, die Ende September veröffentlicht ist. Die Eingabe klagt Baumgarten mit bitteren Worten der „Feindseligkeit gegen unsere Kirche" an. Sie knüpft daran nicht nur die geläufige Bitte „bei den Besetzungen der akademischen Lehrstühle der theologischen Fakultät in Kiel mehr als bisher den konfessionellen Charakter der schleswig-holsteinischen Landeskirche zu berücksichtigen", sondern fordert den Kultusminister auf „insbesondere" dafür zu sorgen, daß die Professur für praktische Theologie nicht ferner einem Manne von solcher Gesinnung anvertraut bleibe.

Die Tragweite einer solchen Demonstration liegt auf der Hand.

Sie mußte auf den ersten Blick bei allen denen, die die Persönlichkeit Baumgarten's zu schätzen wissen, vor allen Dingen in den Kreisen der Universität, die die wissenschaftliche, allerdings der „modernen" Theologie angehörige, aber schlechterdings nicht extreme, sondern vermittelnde Richtung des Lehrers und akademischen Predigers aus eigener Erfahrung kennen, mit psychologischer Nothwendigkeit den Eindruck einer dreisten Verleumdung hervorrufen. Zu Ehren unserer Geistlichkeit nehmen wir an, daß dies ein unbewußter und unbeabsichtigter Erfolg war. Aber es bleibt eine Unbesonnenheit, bei der die Frage entsteht, ob sie mit dem Ansehen, der Achtung und dem Vertrauen vereinbar ist, welche für das geistliche noch mehr als für das weltliche Amt gefordert werden müssen.

Die Eingabe wagte es weiterhin einen direkten Eingriff in den Lehrkörper der Universität zu provoziren und zwar nicht bloß in der Absicht, die Person Baumgarten's aus seinem Amte zu entfernen, sondern mit der nothwendigen Folge, daß die Richtung, die mit Baumgarten als eine unserer Kirche feindselige denunzirt wurde, schlechterdings und für alle Zeit von der Universität Kiel verbannt werde. Der persönliche Angriff spitzt sich damit zu in einen Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, mit der und durch die die protestantische Kirche entstanden ist und ohne welche sie den katholisirenden Mächten auf der einen und dem zersetzenden Materialismus auf der andern Seite hilflos preisgegeben wird.

Daß hierzu die Universität nicht schweigen konnte, ohne ihr Lebensprinzip zu verleugnen, liegt auf der Hand. Sie durfte reden um so mehr, als die theologische Fakultät niemals seit Menschengedenken der einseitigen Herrschaft irgend einer bestimmten Richtung in der theologischen Wissenschaft unterworfen worden ist. Früher, wie jetzt, haben immer Männer verschiedener Ueberzeugung nebeneinander gewirkt, den Stand der theologischen Wissenschaft je zu ihrer Zeit wiedergespiegelt und damit zugleich der protestantischen Freiheit den praktischen Ausdruck verliehen.

Demgemäß konnte es sich für die Universität nicht um das ob, sondern nur um das wie ihrer Stellungnahme gegen einen nicht ein einzelnes Mitglied, sondern sie selbst treffenden Angriff handeln. Sie machte dies thun in einer Eingabe an den Kultusminister oder sie mochte, wie geschehen, durch die Rektorwahl zum Ausdruck bringen: welche Genugthuung sie der Person schuldete und welchen Standpunkt sie in der Sache einnimmt und fernerhin behaupten wird.

„Obstruktion" und Regierungspolitik.

Man schreibt uns aus unserem Leserkreis:

„Die linke Seite des Reichstags strebt durch ihre augenblickliche Politik, die sie mit allen geschäftsordnungsmäßigen Mitteln verfolgt, und die von ihren Feinden mit dem Namen „Obstruktion" belegt wird die Ziele an, welche eigentlich die Regierung in ihrer jetzigen Lage verfolgen müßte."

Diese Worte mögen paradox klingen, aber in Wirklichkeit ist es so.

Die Caprivi'schen Handelsverträge laufen demnächst ab. Die Regierung that ihre Pflicht, indem sie der Vertretung des deutschen Volkes einen neuen Zolltarifentwurf vorlegte. Der Entwurf ist aber so gefaßt, daß beide Seiten des Reichstags ihm ihre Zustimmung versagen zu müssen glauben, da die Rechte die Zölle zu niedrig, die Linke zu hoch bemessen findet. Die Rechte ändert den Entwurf derart ab, daß die Regierung zu wiederholten Malen erklärt, eine Annahme des veränderten Entwurfs sei für sie ausgeschlossen. Aber für ebenso ausgeschlossen erklärt die Rechte die Annahme des unveränderten Regierungsentwurfs. Die Linke versagt nach wie vor beiden Entwürfen ihre Zustimmung.

Bis hierhin ist die Regierung ganz korrekt vorgegangen. Sie hat, wie Graf Bülow und sein gesamtes Gefolge ausdrücklich erklärte, einen Entwurf eingebracht, nach dem der Landwirthschaft erhöhter Schutz zugedacht werden solle, ohne doch den gleichberechtigten Interessenten, wie Industrie und Handel, zu nahe zu treten. Mit dieser Politik der mittleren Linie hasste die Regierung die schraffen Zollgegensätze auszugleichen. Sie hat sich aber getäuscht. Die Vorlage wird in der Kommission sowie in der zweiten Lesung abgelehnt. Das „Unannehmbar" ist von der Majorität des Hauses gesprochen. Die Regierung spricht andererseits ihr „Unannehmbar" zu den Beschlüssen der Majorität aus.

Jetzt beginnt der Fehler der Regierung. Meinte sie ihr „Unmöglich" nicht ernst und nahm sie dasselbe von den Mehrheitsparteien an, dann hatte sie von ihrem Standpunkt recht so zu handeln, wie sie es gethan hat. Wenn man die Worte von Kanzlern, Ministern und Parteiführern auf offizieller Tribüne aber ernst nehmen soll, dann durfte die Regierung nicht die Verhandlungen fruchtlos weiter gehen lassen, den Reichstag zum Gespött der ganzen Welt machen und die Linke in die Position hineindrängen, die sie jetzt inne hat. Die Regierung mußte vielmehr, da unter den dargelegten Verhältnissen keine Aussicht auf das Zustandekommen des Gesetzes war, wenn sie wirklich ihre Vorlage für die zweckmäßige hielt und den Tarif nach den Interessen des Volks gebildet zu haben glaubte, an eben dies Volk appelliren, sei es durch Auflösung des Reichstags, sei es durch Vertagung der Zollverhandlung bis zum neuen Reichstag, der dann unter dieser Parole gewählt werden müßte.

Hier setzt nun die Thätigkeit der Opposition ein. Dies Ziel, die Sache vor die Entscheidung der Wähler zu bringen, verfolgt nun die Linke. Was die Regierung durch ein Machtwort hätte erreichen können, das muß sie auf dem umständlichen Wege der sogenannten „Obstruktion" zu erreichen suchen.

Hoffen wir, daß ihre Bemühungen von glücklichem Erfolge gekrönt werden.

E. F.

Christian Morgenstern: Und aber ründet sich ein Kranz. Berlin, S. Fischer's Verlag, 1902.

„Und aber ründet sich ein Kranz" — ein Kranz von Gedankenelegien und berittaeligen Oden und von Liedaersen auch, die mitten unter den andern schmetterlinghaft aufschnellen. Ein Kranz in bleichgetönten Hochgebirgsfarben, in den Farben der Gentionen und Gletscherrosen: das ist Margenstern's Buch. Wir wollen vorausschicken, daß wir es als Bucherscheinung nicht überschätzen. Hundert Seiten schlanker Tagebuchlyrik, wir wollen sie nicht zu einem Ereigniß stempeln, indem wir alles, was über deutsche Lyrik heute zu sagen, daran anknüpfen. Aber daß diese hundert Seiten so erfrischend wirken mit ihrer Zurückhaltung, ihrer Kühle, ihrer Sprödigkeit sogar, das muß doch wohl — gerade heute — symptomatisch anmuthen. Blicken wir um uns. Uebersättigt ist alles mit hochtrabend effektvollen und auch mit den sogenannt reizenden, allerliebsten Gedichten. Unser letzter großer Sänger, als welcher Liliencron galt, er ist wider sein Wollen zum Schellenträger süßer Brettl-Musik geworden. Nun singt und klingt es überall in billigen Tanzakkorden. Da klopfen wir Morgenstern's Kranzbüchlein auf, und, seltsam dieses Zusammentreffen, was er selbst darin von seiner Lektüre sagt, könnte der Leser als Motto auf sich beziehen: „als wüsch' ich mich in einem kalten, klaren Quell von aller Schwäche, Dumpfheit, Ueberspanntheit rein". So ergeht es uns mit diesen bescheidenen, schlichten, gerstesaften Versen. An den Nordern und der nordisch-asketischen Kunst, an Horaz und Ibsen, sind sie augenscheinlich gebildet. Auch an Goethe, dessen ewige Jungwaldpoesie mit ihrer Birkenhelle, mit ihrer klaren, knabenhaften Morgenheiterkeit sich hier spiegelt. Und wenn man ein Gleichniß noch von anderen Kunstwegen her nehmen will, so könnte man auch jene Herbheit jungdeutscher Maler citiren, die man als naturalistischen Idealismus bezeichnet. All das klingt in den Rhythmen Morgenstern's mit. Und doch sind es letzten Endes seine eigenen, durchaus persönlichen Rhythmen, die er gibt, und sind im Grunde nur für die wenigen gesungen, die sich gerade dieser Persönlichkeit verwandt fühlen. Für die wenigen, die weder den Wortreichthum der Hysteriker, noch den Klinglang der Brettlzaunkönige oder das Scherzo galanter Gesellschaftsdichter mitmachen; die mißtrauisch geworden gegen leichtflüssig gereimte Empfindungen und doppelt dankbar sind einem Dichter, der eben dieses Mißtrauen selber verräth und doch warm genug ist, gelegentlich einen geschmeidigen, echten Vers zu riskiren, wie etwa diesen:

„Aus silbergrauen Gründen tritt
ein schlankes Reh
tief winterlichen Wald
und prüft vorsichtig, Schritt für Schritt,
den reinen, kühlen, frischgefallnen Schnee . . .
Und Deiner denk' ich, zierlichste Gestalt."

Wie reizend diese Einfachheit, dieses kurze Abbrechen! Das muß man würdigen können, um dieses Dichters Dichtungen zu lieben. Und vor allem, wie er hier und mehr noch an anderen Stellen die deutsche Sprache als herrlich ureigenes Gut mit vollem künstlerischem Behagen beherrscht, bereichert, beschenkt: das müssen wir an ihm lieben. Es ist in den Tagen der banalen Klangreize ein seltener Vorzug.

A. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 9. Berlin, den 29. November 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3⁰, Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Der moralische Tod der Zolltarifvorlage. Von Theodor Barth.

Die englischen Jagdgründe. Von Professor Lujo Brentano (München).

Parlamentsbriefe VI. Von Proteus.

Badische Landtagsgeschichte. Von Pfarrer F. Holdermann (Roetteln).

Wilhelm Hauff. (Schluß.) Von Ernst Heilborn.

Kunst und Erziehung. Von Sigmar Mehring.

Vom deutschen Briefe. Von Richard Böhme.

Neues Theater: „Der Gemeine". Von Alfred Kerr.

Emma Bovary. Eine Erzählung. Von George Moore (Dublin).

Bücherbesprechung:

Dr. Lea Wittmayer: Unser Reichsrathswahlrecht und die Taaffe'sche Wahlvorlage. Bespr. von R.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Eigenthümer des größten industriellen Etablissements Deutschlands, Friedrich Alfred Krupp, ist, erst 48 Jahre alt, in Folge eines Schlaganfalls aus dem Leben geschieden. Der Name Krupp hat in der ganzen Welt seit Jahrzehnten einen vollen Klang gehabt und nicht wenig dazu beigetragen, den Ruhm deutscher Arbeit, deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Intelligenz über die Erde zu tragen. Der Verstorbene, mit dem das Geschlecht des Begründers der Krupp'schen Werke im Mannesstamme erloschen ist, repräsentirte die dritte Generation. Die Genialität des Großvaters und des Vaters fehlten dem Repräsentanten dieser dritten Generation, aber in dem großen Werke steckte eine solche Triebkraft, daß auch unter schwächeren Händen die Entwicklung noch in großem Umfange vorwärts ging. Der letzte Krupp war eine humane Natur, die sich der Pflichten, die ein so großes Unternehmen den von ihm beschäftigten Arbeitern gegenüber hat, wohl bewußt war. Und auch er besaß etwas von jenem Bürgerstolz, der an sogenannten Standeserhöhungen keinen Geschmack findet. Der Name Krupp schien ihm groß genug, um ihn nicht durch ein Adelsprädikat entstellen zu lassen. Je seltener im titelsüchtigen Deutschland solche stolze Enthaltsamkeit ist, um so mehr Anerkennung verdient sie.

Die Konzentrirung enormer wirthschaftlicher Kräfte, wie sie in dem Krupp'schen Unternehmen zu Tage trat, enthält ein interessantes und wichtiges Problem moderner Kulturentwicklung. Unzweifelhaft wächst in der Großindustrie ebenso wie im Großhandel bei im übrigen gleichen Bedingungen die Produktivität des Unternehmens mit seinem Umfange, bis eine Grenze erreicht wird, bei der auch das größte Unternehmertalent versagt. Diese Grenze ist natürlich keine feste. Sie kann unter besonders glücklichen Umständen und unter der Einwirkung genialer Organisatoren des wirthschaftlichen Lebens hinausgerückt werden. Aber das „sunt certi denique fines" gilt auch auf diesem Gebiete. Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo der industrielle Größenwahn die bedeutendsten Fortschritte zu verzeichnen hat, macht sich diese Erfahrung schon bemerkbar.

Die innere deutsche Politik wird nach wie vor von dem Schicksal der Zolltarifvorlage beherrscht. Vor allem interessant ist dabei die Gruppirung der politischen Parteien. Alte erbitterte politische Gegner wie Centrum und Nationalliberale arbeiten einträchtig zusammen; sie sind die Hauptstützen der sogenannten Verständigungsaktion. Die Konservativen, die Hauptrufer im agrarischen Streit, werden mehr und mehr in die Rolle der bloßen Mitläufer gedrängt. Auf der Linken wird die Opposition nachdrücklich bisher nur von der Sozialdemokratie und der Freisinnigen Vereinigung betrieben. Die Sozialdemokratie ist dabei in einen Kampf eingetreten, der nicht das Mindeste mit spezifisch sozialistischen Grundsätzen gemein hat, sondern der sich ausschließlich auf dem Boden der bestehenden Wirthschaftsordnung abspielt. Der Gedanke der Verkehrs- und Handelsfreiheit hängt auf das engste mit der liberalen Weltanschauung zusammen. Der entschiedene Liberalismus hat deshalb auch bei uns in Deutschland in der Vertheidigung freihändlerischer Grundsätze seit vielen Jahrzehnten eine seiner politischen Hauptaufgaben erblickt. Die Vertheidigung dieser Grundsätze der Sozialdemokratie überlassen, hieße deshalb Verzicht leisten auf eine der wichtigsten Aufgaben, die dem Liberalismus überhaupt gestellt sind. Die Freisinnige Vereinigung wird in allen Stadien des Kampfes sich ihrer freihändlerischen Traditionen bewußt bleiben.

Der englische Kolonialminister Josef Chamberlain hat die angekündigte Reise nach Südafrika angetreten. Das

Problem der Pazifikation Südafrikas in dem Sinne, daß aus widerwilligen Unterthonen loyale gemacht werden, wird mit dieser Reise zwar nicht unmittelbar der Lösung näher gebracht werden, aber die Reise beweist aufs neue, wie ernsthaft dies Problem in England aufgefaßt wird. Chamberlain ist die stärkste Potenz im englischen Ministerium, vielleicht sogar in der ganzen politischen Welt des gegenwärtigen Englands. Daß er sich zu einer Lokalinspektion, die ihn auf Monate von Westminster fernhalten wird, auf die Reise begibt, zeigt, daß die Regierungspartei in England den dringenden Wunsch hat, die burische Wunde zu schließen. Chamberlain ist ein Mann der Initiative, der zugleich als Staatsmann den höchsten Werth darauf legt, nicht ohne Resultate zu arbeiten. Schon aus diesem Grunde ist anzunehmen, daß er nicht bloß mit interessanten Reiseeindrücken, sondern mit greifbaren Vorschlägen aus Südafrika zurückkehren wird.

* * *

Der moralische Tod der Zolltarifvorlage.

Die Mehrheitsparteien, die im Einvernehmen mit den Nationalliberalen seit Wochen bemüht waren, sich zu verständigen, wie die Zolltarifvorlage der Regierung durchzubringen sei, haben allen ihren bisherigen Mißgriffen dadurch die Krone aufgesetzt, daß sie einen Vergewaltigungsversuch unternommen haben, wie er in der parlamentarischen Geschichte wohl kaum jemals vorgekommen ist. Das Ende der Verständigungsaktion ist ein Antrag, der auf nichts Geringeres hinausläuft als auf eine en bloc-Annahme des ganzen Zolltarifs mit seinen 946 Positionen. Eine summarische Berathung und Abstimmung soll das ersetzen, was man bisher eine zweite Lesung zu nennen pflegte. Daß sich auch die Nationalliberalen zu Mitschuldigen an diesem Vergewaltigungsversuch gemacht haben, ist kaum verständlich. Die blinde Leidenschaft hat augenscheinlich den Mehrheitsparteien die Besonnenheit geraubt, sonst hätten sie sich sagen müssen, daß, ganz abgesehen von der geschäftsordnungsmäßigen Monstrosität eines solchen Vorschlages, die Zolltarifvorlage der Regierung moralisch garnicht stärker diskreditirt werden konnte als durch einen derartigen Antrag, der darauf hinausläuft, jede sachliche Berathung im Keime zu ersticken. Wie kann man glauben, daß mit einem so zu Stande gebrachten Zolltarif Handelsverträge erreicht werden könnten, die auf die Billigung der Bevölkerung von vornherein rechnen dürfen. Ein Gesetz, welches aus einem derartigen parlamentarischen Staatsstreich hervorgegangen ist, trägt den Stempel seiner moralischen Unterwerthigkeit so deutlich an der Stirn, daß Regierungen, die mit solchen Waffen anderen Staaten gegenübertreten, von vornherein diskreditirt erscheinen. Die verbündeten Regierungen selbst hätten deshalb das dringendste Interesse gehabt, den Mehrheitsporteien rechtzeitig begreiflich zu machen, daß sie mit einem so zu Stande gekommenen Zolltarif der Regierung ein Danaergeschenk überreichen würden.

Dabei ist es durchaus noch nicht sicher, ob der Vergewaltigungsversuch auch nur äußerlich gelingen wird. Dieser Staatsstreich rechtfertigt jedes Abwehrmittel, welches innerhalb des Rahmens der Geschäftsordnung von der Linken gegen diesen Gewaltakt aufzufinden ist. Die öffentliche Meinung wird es verstehen, daß einer solchen unerhörten Herausforderung der Minorität von dieser Minorität nicht mit zahmer Unterwerfung, sondern mit jedem Mittel parlamentarischer Gegenwehr entgegengetreten werden muß. Der Zolltarif kann dieser sicher zu erwartenden Opposition gegenüber nur in Sicherheit gebracht werden, wenn die Mehrheit die ganze Geschäftsordnung zertrümmert. Ob sie dazu die nöthige Verwegenheit haben wird, muß abgewartet werden. Die Zolltarifvorlage der Regierung aber — das kann man schon heute sagen — ist moralisch gerichtet. Auch wenn sie ins Dasein treten sollte, kann sie die Spuren einer unehrlichen Geburt niemals verwischen.

Theodor Barth.

Die englischen Jagdgründe.

Eines der wirksamsten Argumente der agrarischen Agitation ist der Hinweis auf den Verfall der englischen Landwirthschaft. Einst das Muster aller Landwirthe Europas sei sie in Folge der Abschaffung der Kornzölle ruinirt. Und was den größten Eindruck zu machen und selbst Gegner der Kornzölle ins Schwanken zu bringen pflegt, ist, wenn gar erzählt wird, die Bodenkultur sei dort so in Verfall gerathen, daß man ehemaliges Getreideland heute nur mehr als Jagdgrund zu nutzen vermöge. Mit der Minderung des Renteneinkommens der Grundbesitzer würde man weniger Mitleid haben, denn wie es nicht durch persönliches Verdienst, sondern durch gesellschaftliche Verhältnisse gestiegen, so müßten die Rentenbezieher sich jetzt auch die Kehrseite der Konjunktur gefallen lassen. Aber Verwandlung von Getreideland in Jagdgründe! Wenn man dies hört, sieht man erschreckt da, wo der Pflug ging und die triumphirende landwirthschaftliche Technik die erstaunlichsten Ernteerträge erzielte, im Geiste wieder den Lederstrumpf, wie er das Wild auf Flächen beschleicht, die diesem in Folge des Freihandels wieder verfallen sind.

Was nutzt es, wenn man dagegen auf die allen mit der englischen Wirthschaftsentwicklung Vertrauten bekannte Thatsache verweist, daß die dreißig Jahre, welche auf die Abschaffung der Kornzölle folgten, die Zeit der größten Blüthe bilden, welche die englische Landwirthschaft überhaupt je gehabt hat! Wie viele in Deutschland wissen etwas von der Geschichte der englischen Landwirthschaft? Dagegen die Rückverwandlung von Getreideland in Jagdgründe, das spricht zur Phantasie auch des Unwissendsten.

Ich weiß nicht, von wem die Jagdgeschichte ursprünglich stammt. Schon 1894 hat sie Freiherr von Cetto gegen mich ins Feld geführt. Sie hat dann wieder Nahrung durch die Schriften des Dr. König und des Dr. Oskar Stillich gefunden, welche aus dem Berichte R. Henry Rew's, der im Auftrage der englischen Kommission zur Untersuchung der Nothlage der Landwirthe die Grafschaft Norfolk bereist hat, folgende Stellen citirt haben.*) Herr Rew schreibt:

„Viele Grafgrundbesitzer auf den bekanntesten Gütern — Männer, deren Namen geschichtlich berühmt sind — haben zusehen müssen, wie von Jahr zu Jahr ihr Einkommen kleiner geworden ist. Schließlich sahen sie sich gezwungen, ihre Landsitze (Halls) zu vermiethen, um anderwärts mit geringerem Aufwand zu leben. Andere haben sich genöthigt gesehen, ihre Jagden zu verpachten und in jeder Hinsicht zu sparen, um es möglich zu machen, ihre alten Sitze zu halten."

An anderer Stelle schreibt Rew:

„Die Grafschaft Norfolk ist wegen ihres Wildstands berühmt; man hätte daher vermuthen sollen, daß die Frage des Wildschadens zu den dort am lebhaftesten erörterten gehörte. Ich habe dies nicht gefunden. Im Gegentheil: man betrachtete das Wild allgemein als einen Segen für die Grafschaft, da es eine Anzahl reicher Leute veranlasse, um der Jagd willen beträchtliche Strecken Landes zu pachten, die sonst so gut wie aufgegeben werden würden. Ein Zeuge bemerkte epigrammatisch: „Das Rebhuhn ist die Rettung der Norfolker Landwirthschaft." Ich

*) Dr. F. Ph. König, die Lage der englischen Landwirthschaft. Jena 1896. S. 205. Dr. Oskar Stillich, die englische Agrarkrisis, Jena 1899, S. 194.

will dem Satze nicht wörtlich zustimmen; indeß drückt er einen Gedanken aus, dem ich bei vielen begegnet bin, daß ein großer Theil der leichten Böden gewissermaßen Subsidien von Jagdpächtern erhält, welche der Jagd halber große Güter pachten und einen entsprechenden landwirthschaftlichen Ertrag gar nicht erwarten. Die Fälle, in denen die Jagdpacht größer ist als die von der Landwirthschaft erhaltene Rente, sind nicht ungewöhnlich. Wahrscheinlich läßt sich mit Recht sagen, es bleibe ein guter Theil des Landes ebenso sehr um des Rebhuhns wie um des Grundeigenthümers und Pächters willen unter dem Pflug. Allein, obwohl der Jagdpächter zugestandenermaßen für Norfolk ein Segen war, indem er dem Lande Geld zuführte, ist er dem Pächter nicht immer willkommen, obwohl Reibereien selten zu sein scheinen. In einer großen Anzahl von Fällen üben die Pächter selbst das Jagdrecht aus. Einer oder zwei Zeugen, die nicht in dieser Lage waren, mochten geltend, daß jeder Pächter, wo immer das Jagdrecht verpachtet wird, die Vorhand haben solle."

Was geht aus diesen Stellen hervor? Vor allem nicht, daß Getreideland in Jagdgründe verwandelt worden sei. Auch zeigt uns die englische Anbaustatistik,*) daß, wenn auch die mit Weizen bestellte Fläche in der Grafschaft Norfolk seit 1874 ungefähr auf die Hälfte zurückgegangen ist, doch die mit Gerste, Hafer, Kartoffeln und Futterpflanzen bestellte Fläche dafür wuchs. Aber immerhin hat die Landwirthschaft in Norfolk seit der Mitte der siebziger Jahre sehr gelitten.

Der Fall der Grafschaft Norfolk ist besonders interessant. Mit Ausnahme ihres nordöstlichen Theils ist der Boden von Natur kärglich ausgestattet. Die glänzenden Triumphe, welche die Norfolker Wirthschaft, sei Lord Townshend den Rübenbau und den Anbau anderer Futterpflanzen einführte, über die Kargheit der Natur davongetragen, waren nur möglich gewesen, so lange die Getreidepreise mit der Zunahme der Bevölkerung stiegen und so habe waren, daß sie die relativ steigenden Kosten der auf dem armen Boden erzielten Mehrerträge deckten. Mit der schlechten Witterung in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begannen die Schwierigkeiten; dann kam das Sinken der Preise; und nun machte sich das allgemeine Gesetz geltend, daß auf fruchtbarem Boden auch bei sinkenden Preisen mit Vortheil gewirthschaftet werden kann,**) während das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags auf armem Boden Mehrerträge nur bei hohen Preisen zu erzielen gestattet. Fruchtbares Land wird noch immer gern gepachtet;***) dagegen kommt der bloße Getreidebau auf den künstlich zu hohen Erträgen gebrachten unfruchtbaren Feldern nicht mehr auf seine Kosten. Manche von diesen werfen keine Rente mehr ab; in anderen Fällen dagegen ist der alte Wildreichthum der Gegend den unfruchtbaren Aeckern zu Hilfe gekommen. Sie sind nicht der Wildniß verfallen, sondern im Gegentheil unter dem Pflug geblieben; denn die angebaute Frucht dient auch den Rebhühnern. Intensive Jagdwirthschaft hat sich mit dem Anbau verbunden, und nicht nur, daß die Rente, die sie abwirft, den Grundbesitzern zur Ergänzung des Ausfalls der Rente dient, welche der Getreidebau unmittelbar bringt, sondern es wird die Ausübung des Jagdrechts sogar von den Gutspächtern als Bestandtheil ihres Wirthschaftsbetriebes erstrebt.

Das ist gewiß etwas ganz anderes als das, an was man denken muß, wenn man liest*) ein Theil „der früher der Getreideproduktion gewidmeten Fläche" sei „in Jagdgründe rückverwandelt worden". Kürzlich wurde mir gar erzählt, ein deutscher Minister habe bei einem Besuche auf dem Landgut eines englischen Adligen seine Verwunderung ausgedrückt, daß er gar keinen Wirthschaftshof sehe. Der Hausherr habe ihm darauf klagend erklärt, das komme vom Sinken der Getreidepreise. Das habe den Landwirthschaftsbetrieb so unrentabel gemacht, daß er ihn aufgegeben habe und nunmehr sein Land an jagdlustige Amerikaner verpachte. Die Geschichte, die implizirt, daß der Grundherr die veränderte Konjunktur gleich so gründlich berücksichtigt habe, daß er sofort alle Wirthschaftsgebäude niederlegte, muß freilich auch dem, der noch auf keinem englischen Landsitz gewesen, erstaunlich erscheinen. Allein wahrscheinlich tragen ähnliche gedruckte wie mündliche Angaben die Schuld, wenn Graf Posadowsky am 28. Oktober unter lebhaftem „Sehr richtig" sagte: „Ein ungeheurer Theil des englischen Grundbesitzes sind eigentlich nur Jagdgründe".

Schon bevor dieser Ausspruch fiel, hatte ich an den ersten lebenden englischen Nationalökonomen, Professor Marshall in Cambridge geschrieben, er möge mir doch sagen, ob er irgend etwas wisse, was eine so erstaunliche Behauptung rechtfertigen könne, andernfalls aber mich in Stand setzen, ihr mit Autorität zu widersprechen. Ich erhielt die folgende Antwort:

„Sie möchten der agrarischen Behauptung, daß früher der Getreideproduktion gewidmete Flächen in Jagdgründe rückverwandelt worden sind, autoritativ widersprechen. Selbstverständlich geht im Winter die Fuchsjagd regelmäßig über Pflugland wie Weideland. Somit hat jene Behauptung keinen Sinn, außer wenn damit gemeint ist, daß Weizenland in Gehege für Wild oder andere Thiere verwandelt worden sei. Dies aber scheint mir nicht nur falsch, sondern lächerlich. Gewiß, in den südlichen Alpen, mehr als 6000 Fuß über dem Meere, gibt es mit Getreide bestellte Landflecken, und in ähnlicher Weise mag ein Stückchen Maargrund in Schottland oder Devonshire von einem Häusler dazu benutzt werden, Getreide zu bauen, das nur zur Hälfte zur Reife gelangt; dann mag das Land in andere Hände übergehen oder vom Grundherrn wieder eingezogen und Theil eines Wildparks werden. Vielleicht daß solche Vorkommnisse den Anlaß zu der Geschichte gegeben haben; sie dienen aber in keiner Weise zu ihrer Rechtfertigung."

Professor Marshall hat diese Zeilen, bevor er sie mir gesandt hat, an Major Craigie, den Direktor der Abtheilung zur Feststellung von Thatsachen im britischen Landwirthschaftsministerium gesandt. Dieser hat dem Briefe Marshall's folgende Worte hinzugefügt:

„Es ist eine augenscheinliche Uebertreibung, wenn die Vorstellung erweckt wird, in Großbritannien seien Getreidefelder in Jagdgründe (sporting estates) verwandelt worden. Sie wird am besten durch die Anbaustatistik, welche bis zum Jahre 1867 zurückgeht, widerlegt. Die beträchtliche Abnahme des Pflunlands und Erictung des Getreidelandes durch Grasland, weil dieses weniger Arbeitskosten verursacht, läßt sich auch aus dem, meinem Berichte von 1900 beigefügten Diagramme, das ich beilege, deutlich ersehen. Kein Zweifel, es gibt Fälle in Schottland, besonders wo die hohen Renten, welche von reichen Kaufleuten und

*) Nach den „Agricultural returns" betrug die Fläche von:

	1901 acres	1874 acres
Weizen	118 323	212 396
Gerste	200 014	185 394
Hafer	67 273	27 388
Roggen	4 177	6 206
Bohnen	9 688	20 116
Erbsen	5 134	8 795
Kartoffeln	11 179	4 746
Rüben	118 721	141 582
Mangold	48 293	41 059
Kohl ꝛc.	3 500	4 644
Wicken und andere Futterpflanzen	10 443	9 773
Klee und Gräser	170 358	165 027
Dauerweide	288 515	229 479

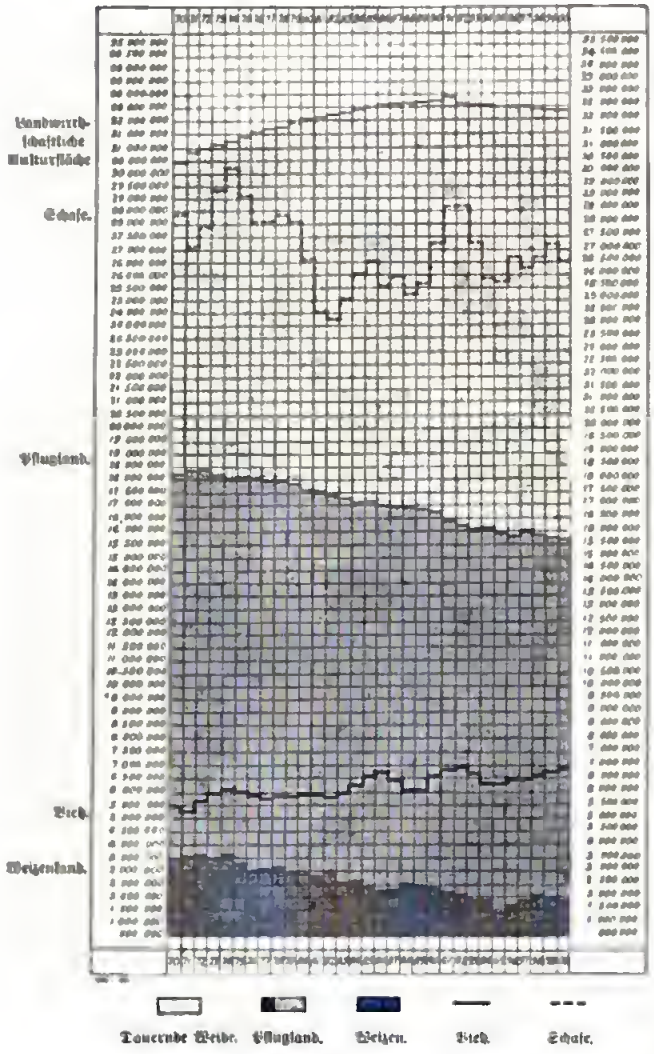
**) So sagt der Delegirte der Landwirthschoftskammer von Devon W. A. Harris vor der Untersuchungskommission am 14. Dezember 1893, qu. 4895: „Es gibt überall in England eine recht anständige Bodenfläche, die so gut ist, daß sie selbst unter den gegenwärtigen Bedingungen mit dem Ausland konkurriren kann, besonders wenn der Verkauf des erzielten Strohs oder eines Theiles desselben gestattet wird."

***) So sagte der Delegirte des Pächterklubs und der Landwirthschaftskammer von Norfolk C. S. Read vor der Untersuchungskommission am 13. April 1894, qu. 16 050: „Fruchtbares Land mit einem gewissen Betrag von Grasland wird von Leuten, die Mittel haben, noch gern gepachtet."

*) Pohle, Deutschland am Scheidewege, S. 119.

Amerikanern für Maarländereien (die — wenigstens als Regel — nie in Anbau waren) zum Zweck der Jagd auf Haselhühner (grouse shooting) und der Pirsch auf Damwild (deer stalking) gezahlt werden, die verhältnißmäßig niedrigen Renten, welche heute bei den niedrigen Wollpreisen für Schafweiden zu erreichen sind, weit übersteigen. Allein wie die Anbaustatistik zeigt, ist es gerade Schottland, wo das Pflugland nicht abgenommen hat, wenn es auch einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Bodenfläche ausmacht."

Man vergleiche folgendes Diagramm:



Major Craigie hat die Güte gehabt, mir die auf die Anbaustatistik Großbritanniens seit 1867 bezüglichen Tabellen beizulegen. Ich kann sie hier leider nicht in extenso wiedergeben. Nur folgende Ziffern seien daraus angeführt.

Es betrug:

		in England acres	Wales acres	Schottland acres
Die gesammte landwirthschaftliche Kulturfläche (ausschließlich Berge und Heideland)	1867	22 932 356	2 415 139	4 379 552
	1874	24 008 368	2 678 730	4 579 821
	1902	24 679 186	2 810 824	4 897 169
Dauerndes Weideland	1867	9 515 675	1 368 328	1 053 285
	1874	10 438 119	1 633 542	1 106 321
	1902	13 463 428	1 924 307	1 418 713
Pflugland	1867	13 386 681	1 046 811	3 326 267
	1874	13 570 219	1 045 188	3 473 500
	1902	11 216 538	886 457	3 478 456
Weizenland	1867	3 140 025	116 733	111 118
	1874	3 391 440	117 869	120 981
	1902	1 630 892	48 323	47 258
Klee, Esparsette und Gras in der Fruchtfolge	1867	2 478 117	300 765	1 211 101
	1874	2 618 655	365 078	1 357 009
	1902	2 824 915	405 590	1 601 393
		Stück	Stück	Stück
Schafe	1867	19 798 337	2 227 161	6 893 603
	1874	19 859 758	3 064 696	7 389 487
	1902	15 034 479	3 462 698	7 268 529
Vieh	1867	3 469 026	544 538	979 470
	1874	4 305 540	665 105	1 154 846
	1902	4 611 937	721 874	1 222 165

Diese Ziffern zeigen, wie sich mit den sinkenden Weizenpreisen der Anbau vom Weizen weg zur Grasnutzung hin bewegt hat; der Getreidebau hat ab-, die Viehzucht hat zugenommen. Die landwirthschaftliche Kulturfläche im Ganzen hat zugenommen, ungeachtet der Flächen, die in jährlich zunehmendem Maße Zwecken dienstbar gemacht werden, bei denen sie sich weit besser rentiren, als sie sich je bei landwirthschaftlicher Benutzung rentiren könnten, nämlich dem Häuserbau, dem Bau von Straßen und Eisenbahnen. Dabei läßt das vorstehende Diagramm keinen Raum für die Verwandlung von Getreideland in Jagdgründe; es zeigt die Anzahl acres, welche für Großbritannien in jedem Jahr von 1870 bis 1900 als dauerndes Weideland, Pflugland und Weizenland, insbesondere registrirt worden sind, sammt der Viehzahl und der Zahl der Schafe.

München. Lujo Brentano.

Parlamentsbriefe.

VI.

Unter „Verständigungsaktion" verstand man bis zum letzten Donnerstag die Summe von Bemühungen, die seitens der Mehrheitsparteien aufgewandt wurden, um ihre bisherigen parlamentarischen Siege wieder in Niederlagen zu verwandeln. Was man mit heißem Bemühen an neuen und höheren Minimalzöllen erstritten hatte, das hing der Mehrheit bei ihrem Vormarsch wie ein Bleiklumpen an den Füßen. Aber es war nicht so leicht, sich wieder rückwärts zu kanzentriren. Zunächst mußte sich jede einzelne Fraktion der Mehrheit wieder für sich neu einigen. Dann mußten sich diese verschiedenen Mehrheitsfraktionen unter einander einigen. Endlich mußte sich die so geeinte Mehrheit mit der Regierung einigen.

In den ersten Tagen der Woche schien es erst gelungen zu sein, daß sich das Centrum unter sich über ein Schaugericht verständigte, von dem man glaubt, daß die Centrumswähler dumm genug sein werden, es als etwas Reales zu nehmen. Dieses Schaugericht sollte dann dem erstaunten Volke als Siegespreis des Centrums im Ringen mit der Regierung hingestellt werden. Es ist die Keimfähigkeit der Gerste, die auch die Keimfähigkeit der Verständigung bewirkt hat. Futtergerste und Braugerste soll geschieden werden; der Minimalzoll für Braugerste soll über den Satz der Regierungsvorlage unter Trennung von der Futtergerste etwas gesteigert werden. Die Konservativen sahen diesen „magern" Vergleich mit scheelen Augen an und waren

keineswegs von der Aussicht erbaut, daß sie mit ihren Wünschen bei der Verständigungsaktion so völlig leer ausgehen sollten. Sie hatten ihrem Unwillen über den Gang der Entwicklung zunächst dadurch Ausdruck gegeben, daß sie bei 240 Positionen des Zolltarifs eine Zollermäßigung von 25 Prozent beantragten. Es handelt sich bei diesen Zollermäßigungen ausschließlich um industrielle Fabrikate. Der Antrag hatte zunächst wohl nur demonstrative Bedeutung.

Während sich hinter den Kulissen des Reichstages die Verständigungsaktion abspielte, entwickelte sich vor den Kulissen ein Schauspiel, dem das größere Publikum nur mit Mühe zu folgen vermochte. Um das Zolltarifgesetz zu Ende zu berathen, sind mehr als sechs Wochen erforderlich gewesen. Erst jetzt kommt man an die eigentliche Aufgabe, an die Berathung des Zolltarifs, selbst. Dabei wäre es der Opposition ohne große Schwierigkeit möglich gewesen, die Berathungen über das Zolltarifgesetz noch viel weiter hinauszuziehen. Das Centrum hatte den Weg gezeigt, wie eine solche Verschleppung unschwer zu erreichen sei. Um sein Gewissen einigermaßen zu betäuben, hatte das Centrum den Antrag gestellt, die Mehrerträge aus einer Reihe höher zu bemessender Lebensmittelzölle dem Zwecke der Wittwen- und Waisenversorgung dienstbar zu machen. Mit charakteristischer Naivetät hatten die Centrumsredner dabei zum Ausdruck gebracht, daß sie es für eine Schändlichkeit hielten, wenn aus höheren Lebensmittelzöllen der Fiskus Vortheil ziehe, während es unter die parlamentarischen guten Werke zu rechnen sei, wenn das Mehrfache solcher Beträge aus den Taschen der Armen und Aermsten in die Taschen der Agrarier übergeleitet werde. Das Centrum hat das Malheur gehabt, für diesen seinen Antrag eine Mehrheit zu finden, da die Sozialdemokratie doshaft genug war, für denselben zu stimmen. So ist ein neuer Stein des Anstoßes für die Regierung in das Gesetz hineingelangt.

Den Spuren des Centrums folgend, hatte dann die Sozialdemokratie eine Reihe von Anträgen eingebracht, die darauf abzielten, schon jetzt die Verwendung etwaiger Mehrerträge aus dem Zolltarif für ganz bestimmte Zwecke festzulegen. Die Antragsteller wollten diese Mehrerträge verwandt wissen, um das Volksschulwesen der Einzelstaaten mit jährlich 100 Millionen zu dotiren, um die Salzsteuer zu beseitigen, um die Zuckersteuer zu beseitigen — an diesem letzteren Bestreben betheiligte sich auch der Abgeordnete Eugen Richter mit einem entsprechenden Antrage —, um die Branntweinliebesgabe aus der Welt zu schaffen u. s. w. Bei der Berathung dieser Anträge wurden von den Antragstellern Reden sehr sachlicher Natur gehalten, gegen deren Argumentation sich nur das Eine, allerdings sehr Triftige sagen läßt, daß das Geld, welches die Antragsteller vertheilt wissen wollen, noch nicht da ist, und daß, wenn es durch den neuen Tarif beschafft werden sollte, es zunächst dazu verwandt werden muß, um das Reichsdefizit aus der Welt zu bringen.

Der Artikel 12, der Schlußartikel des Zolltarifgesetzes, gab noch zu einer ausgiebigen Diskussion Veranlassung. Die Zolltarifkommission hatte die Bestimmung durchgesetzt, daß das Gesetz spätestens am 1. Januar 1905 in Kraft zu treten habe, während die Regierungsvorlage den Zeitpunkt, mit welchem das Gesetz in Kraft treten soll, durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesraths festsetzen will. Gewitzigt durch die schlimmen Folgen ihrer bisherigen Siege, ließ die Mehrheit sich diesmal bewegen, schon in der zweiten Lesung auf die Regierungsvorlage zurückzugehen.

Der Gang der Zolltarifverhandlungen wurde in der vergangenen Woche, in der sich übrigens an einem Tage abermals eine Beschlußunfähigkeit herausstellte, nur durch eine Interpellation unterbrochen, betreffend die zahlreichen Polizei-Uebergriffe, die in den letzten Monaten erfolgt sind. Die Diskussion über diesen Gegenstand beschäftigte den Reichstag einen vollen Tag. Solche Interpellationen sind nützlich, um den betheiligten Beamten zu Gemüthe zu führen, daß sie unter der Kontrole der Oeffentlichkeit stehen. Die öffentliche Kritik ist ein ganz anders wirksames Mittel als die Disziplinarstrafen, die bei solchen Uebergriffen die schuldigen Beamten zu treffen pflegen.

Das Vorstehende ist ein Bericht über die Reichstagsverhandlungen bis zum Beginn der Donnerstagsitzung. In dieser Donnerstagsitzung, die zu stürmischen, bisher nie dagewesenen Ausbrüchen der Leidenschaft Veranlassung gegeben hat, erschien plötzlich der Antrag der Mehrheitsparteien auf der Bildfläche, der auf die en bloc-Annahme des Zolltarifs hinzielt. Ueber die Bedeutung dieses Antrages enthält diese Nummer einen besonderen Artikel. Hier sei nur hervorgehoben, daß von allen Dummheiten, die die Mehrheit bisher verübt hat, diese die bei weitem größte ist.

Proteus.

Badische Landtagsgeschichte.*)

In rascher Folge ist das den Lesern der „Nation“ nicht unbekannte Werk bei seinem letzten Band angelangt und damit das Ziel erreicht, das sich der Historiker des badischen Landtags gesteckt hatte: die Darstellung der ersten Epoche des badischen Staatslebens. Man kann sich fragen, ob die Grenze nicht noch weiter hinaus hätte gezogen werden können und ob nicht die Bewegung der Jahre 1848 und 1849 bis zum Eintritt der Reaktion der natürlichere Abschluß des Werkes gewesen wäre. Thatsächlich scheint dieses Gefühl auch anderweitig vorhanden zu sein, und es ist ein für die Aufnahme, die das ja immerhin umfangreiche Werk gefunden hat, sehr günstiges Zeugniß, daß der Verfasser in der Vorrede zum letzten Band mittheilen kann, es sei ihm während der Drucklegung dieses vierten Theils aus seiner Lesergemeinde so oft der Wunsch ausgesprochen worden, eine Fortsetzung des Werkes bis zum Jahr 1849 zu erhalten, daß er sich entschlossen habe, der Darstellung der Revolutionszeit in Baden ein besonderes Werk zu widmen. Müller hätte sich damit eine Aufgabe gestellt, deren Lösung außerordentlich dankenswerth wäre und einem lebhaft empfundenen Bedürfniß entspräche. Außer Häusser's „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution“ besitzen wir eigentlich nichts, was als Darstellung jener Zeit, in welcher die badischen Ereignisse einen so hochwichtigen Ausschnitt bilden, litterarisch und wissenschaftlich von wirklichem Werth wäre. Häusser selbst aber, dessen Monographie vom Jahre 1851 datirt, stand dem Stoff noch zu nahe und hat ihn noch zu sehr mit den Augen seiner Zeit betrachtet, als daß nicht der Wunsch nach einer neuen, abgeklärten Behandlung durchaus gerechtfertigt wäre. Möge uns der Verfasser der Badischen Landtagsgeschichte mit dieser Gabe beschenken, der man mit Erwartung entgegensehen wird.

In gewisser Hinsicht hatte Müller allerdings Recht, seiner Landtagsgeschichte als Ziel das Jahr 1840 zu setzen. Es ist das Todesjahr Rotteck's und zugleich auch der Ausgang einer ersten Epoche badischer Politik, in welcher, wenn auch oft im Kampf mit den reaktionären Mächten das politische und parlamentarische Leben auf dem Boden selbstverständlicher Anerkennung der bestehenden Regierungsform, der verfassungsmäßigen Grundlagen sich bewegt. Was nachher kam, war, wie Rotteck selbst es voraussahnend sah, ein Drittes, eine Strömung, welche, getrieben von gegenseitiger Verbitterung, immer mehr den gemeinsamen Boden verließ und schließlich zum Konflikt führte. Die Zeit des ersten, reichen, verheißungsvollen Verfassungslebens Badens geht in der That zu Ende mit dem Jahre 1840 und wenn es dem Verfasser daran lag — und das war sein Ziel — jenes vergessene Bild in seiner ganzen Kraft und Schönheit wieder

*) Vierter Theil 1833—1840. Von Leonhard Müller. Berlin 1902. Rosenbaum & Hart.

auszugraben und einem neuen Geschlecht, das nichts mehr davon wußte, vor Augen zu stellen, so hat er, rein hierauf angesehen, seine Aufgabe erfüllt.

Schon die in dem hier besprochenen Band behandelte Zeit zeigt den allmählichen Niedergang des konstitutionellen liberalen Gedankens, oder wie unten. Das Jahr nach dem großen denkwürdigen Landtag von 1831 hatte die Pensionirung Rotteck's und Welcker's gebracht. Ludwig Winter, der liberale Minister, hatte reaktionäre Politik mundgerecht zu machen; Blittersdorf, der Name, der im Geiste Metternich's in Baden bis auf diesen Tag als Typus des reaktionärsten Systems umgeht, wird der maßgebende Mann; die Freiheit der Presse, der Wahlen wird immer ungenirter verletzt, die Zensur verübt ihre Stückchen, macht Jagd auf das Wörtchen „liberal", streicht in dem Wort „Volksvertreter" die erste Silbe, verwandelt die Jahreszahl des Sultans Mahmud 45 in 49, weil — „unser Großherzog auch 45 Jahre alt sei" u. s. w.

In der Kammer saß nicht mehr die alte, einmüthig liberale Mehrheit von ehedem, und wenn es auch Tage gab, wo unter dem fortreißenden Eindruck der Beredsamkeit und Persönlichkeit der alten Führer, vor allem Rotteck's, die ehemalige Kraft wieder aufflackerte, die großen Angelegenheiten fanden nicht mehr jenen idealen Wiederhall wie im Frühling des landständischen Lebens. Dafür ist die Behandlung der wichtigsten Materie des Jahres 1835, der Anschluß an den Zollverein charakteristisch. Einst hatte, auf dem ersten Landtag von 1819, dieser Gedanke in der badischen Volksvertretung überhaupt seine erste Anregung gefunden und einstimmig hatten damals ohne Debatte die zweite und die erste Kammer den Beschluß gefaßt: „Se. Königl. Hoheit unterthänigst zu bitten, zur Herstellung des freien Verkehrs im Innern von Deutschland höchstdero Verwendung bei dem deutschen Bundestag in Frankfurt eintreten zu lassen, und wenn diese nicht zum Ziel führen sollte, mit den einzelnen deutschen Regierungen deshalb in Unterhandlungen zu treten."

Sechzehn Jahre später kämpfte in der Kammer um diese selbe Frage aufs schärfste der Gegensatz der wirthschaftlichen Interessen, der auch die Liberalen spaltete. Ganz wie heute! Nur mit dem Unterschied, daß diese Frage, die für Baden einfach eine Lebensfrage geworden war, daselbst eine Regierung fand, die trotz ihrer reaktionären Marschroute die Interessen ihres in den modernen Verkehr damals eingetretenen Landes und seine wirthschaftliche Entwicklung begriff und mit aller Zähigkeit, unbeirrt durch starke hochschutzzöllnerische Einflüsse einer prohibitiven handelspolitischen Anschauung, an ihrem Ziel, dem Anschluß an den Zollverein, festhielt, das sie dann auch erreichte. Die konservative Regierung übertrug dem freisinnigen, entschieden freihändlerischen Direktor im Ministerium des Innern, Nebenius, die Behandlung der Wirthschaftspolitik und machte eine liberale Handelspolitik, weil im wohlverstandenen Interesse des Landes schlechterdings keine andere möglich war.

„Bis zur Evidenz hat die Wissenschaft die Verwerflichkeit jener Systeme nachgewiesen, welche durch das indirekte Mittel der hohen Besteuerung oder Ausschließung der Erzeugnisse des fremden Bodens und der fremden Manufakturindustrie Gewerbsfleiß und Ackerbau zu befördern streben. Der Schutz gegen auswärtige Konkurrenz kann dem inländischen Erzeuger keine verlorenen Motive geben, sich die gleiche Geschicklichkeit wie der ausländische Erzeuger zu erwerben, und wurde ihn die erlangte größere Sicherheit gegen fremde Mitbewerbung auch hierzu anspornen, so genügt es nicht, ein solches Motiv zu geben, wo die Mittel fehlen, das erregte Bedürfniß einer höheren technischen Ausbildung zu befriedigen."

„Ein wesentlicher Vorzug der Verträge ist die Stabilität der Handelsverhältnisse, welche den Handels- und Gewerbestand von den Gefahren befreien, jede auf einen bestehenden Zustand berechnete Unternehmung durch unerwartete Maßregeln der eigenen Regierung oder fremder Staaten vereitelt zu sehen."

Von solchen gesunden Grundsätzen ließ sich Nebenius, der Schöpfer der badischen Zollpolitik, leiten. Und neben ihm vertrat Freiherr v. Türkheim, der Minister des Aeußern, in der Kammerdebatte ausdrücklich den Gedanken, daß der Zollverein auch die Aufgabe habe, zu freihändlerischen Anschauungen im internationalen Handelsverkehr überhaupt zu erziehen:

„Wir stellen ein schützendes System auf, das zu einem Uebergang von den Ausschließungssystemen der großen Reiche zu liberaleren Grundsätzen über den Verkehr der Völker führen kann und soll. Ein solches System, im Herzen von Europa aufgestellt, wird der egoistischen Verfolgung des Prinzips, nichts vom Nachbar zu nehmen, sondern alles nur bei ihm absetzen zu wollen, ein Ziel setzen und dadurch die Grundlage zu einem besseren Zustand in den europäischen Ländern überhaupt gelegt werden. Der gegenwärtige Augenblick ist daher für uns ein entscheidender, und zwar entscheidend, abgesehen von dem patriotisch nationalen, auch aus dem kosmopolitischen Gesichtspunkt, der bei der Sache zu berücksichtigen ist."

Und unmittelbar vor der Abstimmung, die angesichts zahlreicher unentschiedener Mitglieder der Kammer immer noch zweifelhaft sein konnte, führte der Finanzminister Böckh in einer im Ministerialrath wohlvorbereiteten Erklärung eine Sprache, die, wenn sie heute im deutschen Reichstag angewendet würde, von einer Regierung, die mit Entschiedenheit auf eine Fortführung der bisherigen Vertragspolitik sich gestellt haben würde, ganz gewiß ebenso ihren Zweck erreichen müßte wie dazumal in Baden. Böckh erklärte u. a.:

„Sie stehen nun im Begriff, meine Herren, zur Hauptabstimmung zu schreiten. Erlauben Sie mir, in diesem entscheidenden Augenblick in unserem Interesse noch auf den Unterschied dieser Abstimmung gegen eine Abstimmung über ein Gesetz aufmerksam zu machen. Wenn die Regierung Ihnen ein Gesetz vorlegt, so mißbilligen Sie es durch Ihre Abstimmung oder Sie billigen es. Ein solcher Vorgang hat oder überall noch keine weiteren Folgen gehabt. Hier liegt ein anderer Fall vor. Wir haben im Vertrauen auf Ihre Zustimmung einen Vertrag abgeschlossen, an dem wir, ohne Treu und Glauben zu verletzen, nichts mehr ändern, den wir, ich meine die Regierung, nicht aufheben können. So wie nun aber eine Regierung ihren Bevollmächtigten, selbst wenn er nach dem Inhalt seiner Instruktion im besten Glauben verhandelt und abgeschlossen hat, desavouiren kann, so können auch Sie allerdings die Regierung desavouiren, d. h. Sie können den abgeschlossenen Vertrag zerreißen. Aber was thun Sie in diesem Fall? Sie erklären uns, daß wir nicht im wahren Interesse des Landes gehandelt, daß wir nicht mit der Einsicht gehandelt haben, die eine so wichtige Angelegenheit fordert. Sie erklären dieses uns und sagen den übrigen Staaten, mit denen wir verhandelt haben: Ihr habt zwar mit unserer Regierung einen Vertrag abgeschlossen, aber ihr habt ihn mit einer Regierung abgeschlossen, die das Vertrauen des Volkes nicht verdient."

Der Band und damit die badische Landtagsgeschichte schließt mit dem Tode Rotteck's, den bei dem nächsten Zusammentritt der Kammer der Alterspräsident Zyrlin feierte als „die Zierde, den Stolz und den leuchtenden Stern der badischen Kammer". „Furchtlos und männlich," so hieß es in dem Nachruf, „doch stets, wenn auch zuweilen von edlem Unwillen aufgereizt, mit Würde und parlamentarischem Anstand erhob er sich gegen jedes von ihm erkannte Unrecht, gegen jeden Versuch, die Verfassung des Landes zu verletzen, aber auch ebenso gegen jeden Angriff auf die Rechte und Freiheiten des gesammten deutschen Volkes, es mochte der Angriff kommen, woher er wollte."

Wir scheiden von dem Werke Müller's, das uns das Bild dieses größten Vertreters des badischen Volkes und eines der großen deutschen Patrioten überhaupt in edler Reinheit wieder vor Augen gestellt hat, mit dem Wort, das Rotteck sterbend seinen neun Kindern hinterließ, und das die goldene Lauterkeit und Aufrechtheit seines Charakters schön kennzeichnet:

„Ich habe euch bei den Ministern schlecht empfohlen: ihr müßt durch eigene Tüchtigkeit euch den Weg bahnen; übrigens habe ich etwas Kostbares euch zu hinterlassen: einen guten Namen."

Roetteln. F. Holdermann.

Wilhelm Hauff.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

(Schluß.)

3.

Es war die Zeit der schwäbischen Dichterschule.

In den „Memoiren des Satans" trifft den ewigen Juden das Mißgeschick, das Lob der Schwabenmädchen auf einem Berliner schöngeistigen Thee vertünden zu müssen. Mit einer warmen Vertheidigung schwäbischer Stammeseigenart setzt die Erzählung „Das Bild des Kaisers" ein. Sein Schwabenland lag Hauff am Herzen.

In „Lichtenstein" machte sich verblaßt, verstaubt das monarchische Empfinden der Romantik geltend; aber nicht verstaubt, sehr frisch und herzensfreudig tritt die Liebe zu dem Heimathsgau zu Tage. Nicht nur in schwärmerischer, jünglingsmäßiger Art, sondern aus tiefem, echtem Empfinden heraus, daß es noch heute den gereisten Leser packt. Diese Schwarzwaldauen sind mit der Liebe des Heimgefühls umfaßt; diese Trümmer und Ruinen alter Felsennester erzählten von den Thaten Stammverwandter und davon, wofür sie ihr Blut eingesetzt; geht die Sonne über dem Neckar auf, so ist es die Heimath, — die Heimath, die in all ihrer Lieblichkeit von grünen Bergen abwärts zu Rebenhügeln, zu kornschweren Feldern hin sich breitet. Die gut Württemberg allezeit!

Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen Hauff's etwas bläßlicher Romantik und der Natur des Schwabenlandes, mit jenen anmuthigen Weinbergen und lieblichen Auen, in dessen Schwarzwaldschluchten das Märchen sein Alters her Unterschlupf gefunden. Sie passen zueinander, diese Landschaft und dieser fröhliche, junge Poet. Aus jenem Heimathgefühl heraus erstehen Hauff denn auch gar reizvolle Schilderungen: „Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond seltsame Streiflichter, und im Thal schimmerten seinen Glanz nur die zuernden Wellen des Neckars und die Spitze des dunklen Kirchthurms zurück. Jetzt erst, als alles so still und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte . . ." Es ist gleichsam nur eine Ergänzung solcher Schilderung, wenn sich diese Mondscheinlandschaft zu Füßen eines liebenden Mädchens ausbreitet, und Hauff fortfährt: „Der salbe Schein dieses Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht, und in ihren schönen Augen schwamm eine Thräne." Man fühlt es, diese Abart der Romantik ist in dieser Landschaft heimisch, wie ein ernsterer Realismus die märkische Ebene sucht. In solcher Zusammengehörigkeit aber ist immer Leben.

Ganz aus der landschaftlichen Stimmung heraus hat Hauff einzelne seiner Märchen gedichtet. Sein „Hirschgulden", sein „Kaltes Herz" sind echte, rechte Schwarzwaldsprossen.

Und ganz aus der landschaftlichen Stimmung seines Heimathgaues heraus und der dort eingesessenen Lyrik hat er die Lieder gefunden, mit denen sein Name bleibend verknüpft sein wird. Die meisten seiner wenigen Gedichte sind nachempfunden, schwächlich. Aber hätte er nichts geschrieben als die Verse: „Morgenroth, Morgenroth . . ." und „Steh ich in finstrer Mitternacht", er müßte mitzählen.

Und dieser Romantiker hatte das, was man im journalistischen Sprachgebrauch als „Sinn für die Aktualität" bezeichnet. Den hatte E. T. A. Hoffmann auch. Auch er liebte es, seinen Spuk in der Wirklichkeit des Tages anzusiedeln, ein leerstehendes, düsteres Haus „Unter den Linden" gab ihm eine seiner Erzählungen ein. Doch wäre es Unrecht, diesen Zug bei Hauff als Hoffmann-Nachahmung oder Beeinflussung abthun zu wollen. Er steckte ihm vielmehr im eigenen Blute. Die Zeitgeschichte lebte er innerlich mit. Seine „Memoiren des Satans" sind vorwiegend als eine ironische Chronik gedacht. Und wie es damals jedem Liebhaber der schönen Künste höchst wünschenswerth erschien, Goethe persönlich aufzusuchen, so mußte auch sein Satan der weimarischen Exzellenz die Aufwartung machen. Die leichte Goethe-Opposition, die sich bei dieser Gelegenheit kundgibt, erscheint bei dem jungen schwäbischen Romantiker und Freunde Menzel's beinahe selbstverständlich.

Der Vater der „Bettlerin vom Pont des Arts" hat als General unter Napoleon gedient, und das Für und Wider der Napoleonbegeisterung ist von Hauff im „Bild des Kaisers" erörtert worden. Er war zu sehr Kind seiner Zeit, um an solchen Fragen theilnahmlos vorüber zu können. Aber wiederum ist es charakteristisch für die lebhafte Phantasiethätigkeit des Jünglings, daß die Napoleongestalt auch in sein Märchen übergeht, und der kleine, beinahe realistisch gezeichnete Korporal wie ein moderner Harun al Raschid dem guten Almansor aus seinen Nöthen hilft. Und was ist es für ein feiner, ironischer Zug in den „Phantasien im Bremer Rathskeller", wenn dem steinernen Roland von dem Befreiungskriege der Griechen erzählt wird und sich ihm die Vorstellung aufdrängt, die Paladine der gesammten Christenheit wären ausgezogen, dem frommen Heldenvolk zu Rettern zu werden.

Hauff besaß starke, satirische Veranlagung; sie machte es dem jungen Romantiker unmöglich, über einer erträumten Vergangenheit die Leiden seiner eigenen Zeit ganz zu vergessen. Was seinen Widerspruch weckte, sollte auch an den Prauger gestellt werden. Er gehörte nicht zu denen, die nichts zu vertheidigen haben. Wenn er gegen die Deutschthümelei, gegen katholisirende Tendenzen, gegen ästhetische Albernheiten und Gelehrtendünkel zu Felde zog, so führte er, das empfindet man deutlich, seine eigene Sache. Seine Ironie verfällt gelegentlich in Plattheiten, gewiß; aber sie erhebt sich auch andere Male zu recht respektabler Höhe, und in dem Gezänk des katholischen Priesters mit dem protestantischen Pietisten in den „Memoiren des Satans" mag man Heine's „Disputation" vorgebildet finden. Es ist Verwegenheit in dieser Satire.

Hauff's Schriften hinterlassen auch einen Wirklichkeitseindruck. Wenn er seine Anregungen hauptsächlich Büchern verdankte, so wurde dafür auch alles Gelesene in seiner jugendkräftigen Phantasie ganz eigenartig lebendig. Er ist wie Don Quichote, der auszieht, den Abenteuern seiner Ritterromane nachzujagen: unterwegs aber führt er gar manchen guten Streich, und sein Schwert färbt sich im Blute lebender Thoren.

4.

Wilhelm Hauff hatte Phantasie. Wer die Litteratur kennt, weiß, daß damit kein gemeines Lob gesprochen; wer mit dem Geschmack des deutschen Publikums vertraut, begreift, warum Hauff noch heut so viele Leser findet und daß ihn die Jugend liebt. Hauff's Phantasiebegabung war sogar eine ganz ausnehmend starke.

Es ist begreiflich, daß er im Märchen sein Bestes geben mußte. Hier und da schleicht sich in seine Märchen eine falsche Moral, die deshalb falsch zu nennen, weil sie allzu richtig ist: denn im Märchen sollen die Faulpelze Wunderlampen finden und die Linkischen des Kaisers Töchterlein freien. Aber abgesehen davon trifft Hauff den rechten Ton ganz wunderbar. Alles wird ihm in gleicher Weise lebendig, die arabische Wüste, wie der Spessart mit seiner Räuberherde, wie die schottische Höhle, bei der das schätzebeladene Schiff versank. Man fühlt es, wie leicht eine reiche Phantasie hier spielt; die Wundergeige braucht nur angesetzt zu werden, und alles, was ihr Klang erreicht, muß sich im luft'gen Reigen drehen.

Es verlohnt sich, der Eigenart dieser Phantasiebethätigung, so weit das möglich, nachzuspüren.

Ich rufe mit wenigen Zügen Hauff's „Bettlerin vom Pont des Arts" in die Erinnerung zurück: Zwei Männer, ein junger und ein alter, lernen sich vor einem altdeutschen Gemälde kennen, das jedem von ihnen das Bild

Digitized by Google

des geliebten Mädchens vor Augen spiegelt. Der alte Mann erzählt die Geschichte dieser seiner Jugendliebe, der junge begibt sich auf Reisen und wird von einem inzwischen verheiratheten Freunde gastlich aufgenommen. Es tritt zu Tage, daß die junge Frau die Tochter jener Anderen ist, deren Züge der Greis in dem Gemälde wiederzuerkennen glaubte. Der Jüngling aber wird gezwungen, die Geschichte seiner eigenen Liebe zu erzählen, und er berichtet von jenem Abenteuer, das er in Paris erlebte: Eines Nachts sprach ihn auf dem Pont des Arts eine Bettlerin an, die er näher kennen lernte, die ihn seltsam anzog, die aus vornehmer Familie und sittenrein zu sein schien, die er liebte und die er nach kurzer Trennung nie wiedersehen sollte. Es stellt sich heraus, daß jene Bettlerin niemand anderes ist, als die junge Frau selbst, sie lebt in unglücklicher Ehe, — die Liebenden finden sich zusammen.

Ein Eheproblem liegt vor. Eine Frau, die von ihrem Gatten brutalisirt wird, trifft den Jüngling wieder, den sie als Mädchen geliebt. Sollten die beiden zu einander kommen können, so mußte die Vergangenheit der Frau ein Erlebniß aufweisen, das sie in den Augen ihres Mannes kompromittirte, nicht aber in denen des Geliebten. Davon ausgehend, hätte ein moderner Erzähler das Erlebniß am Pont des Arts ganz logisch konstruiren können. Die zufällige Aehnlichkeit der jungen Frau und ihrer Mutter mit dem altdeutschen Gemälde wäre eine unorganische Zuthat gewesen.

Ganz anders der Phantasievorgang bei Hauff. Es ist nachgewiesen worden, und meiner Meinung nach durchaus überzeugend, daß Hauff das Erlebniß am Pont des Arts einer Novelle seines Freundes Reinbeck entnommen und nachgebildet hat. Danach wäre es wahrscheinlich, daß dies Erlebniß auch den Ausgangspunkt der Erzählung gebildet habe. Die Wahrscheinlichkeit aber wird aller etwaigen Zweifel entkleidet, wenn man eine andere Novelle Hauff's „Die Sängerin" zum Vergleich heranzieht. Auch hier im Vorleben der Heldin ein Ereigniß, das sie in ganz derselben Weise unschuldig kompromittirt: sie hat ein paar Tage in einem Freudenhause zugebracht. Muß man also im Erlebniß am Pont des Arts die Grundzelle sehen, aus der die Erzählung erwachsen, so gewinnt damit alles ein anderes Ansehn. Von dem nächtlichen Zusammentreffen aus läßt sich die Ehegeschichte, die schließliche Eheläsung nicht logisch konstruiren. All das steht nunmehr auf gleicher Linie mit der zufälligen Bildähnlichkeit: der ganze Aufbau erweist sich durchaus als unberechenbares Spiel beweglicher Phantasie.

Das „Wunderbare" ersteht bei solchem Fabuliren von selbst. Denn überall da, wo der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht ersichtlich, da eben ist künstlerisch das „Wunderbare". Es gibt sich in „Jud Süß" nur darin, daß ein ernster, strenger Beamter auf einem Maskenball, unerklärlich wie und warum, im Bauernkleide den Hanswurst und Agitator spielt. Es fehlt aber auch sonst nicht einer Hauff'schen Novelle. In „Othello" stirbt jedes Mal ein Mitglied des Fürstenhauses, wenn das Drama oder die Oper „Othello" zur Aufführung gelangt; in „Fluch" ersteht aus der zufälligen Aehnlichkeit zweier jungen Männer Liebe; im „Bild des Kaisers" hatte das Ueberraschende der Lösung an Napoleon's Bildniß. Und eben in der Art, wie das „Wunderbare", ohne unwahrscheinlich zu sein, die Wirklichkeitsvorgänge bestimmt oder von ihnen hervorgerufen wird, in jener Bespiegelung des Alltäglichen durch ein Undegreifliches, erweist sich der tiefe Einfluß Tieck'scher Novellistik. Er tritt auch in der Dialogführung, in der etwas akademischen, aus dem Zusammenhange fallenden Erörterung irgend welcher ästhetischen oder ethischen Probleme zu Tage.

Ganz typisch steht in allen Hauff'schen Novellen neben dem Liebhaber ein zweiter Jüngling, der in die Erlebnisse mit hineingezogen wird und die Herzenserfahrungen des Helden in eignem seelischen Empfinden spiegelt. Immer steht er an gleicher Stelle, wie seine Rolle auch wechselt. Er ist in „Othello" der ideale Zuschauer, der Chor; er hat sich im „Bild des Kaisers" in die Brackenburg-Entsagung hinabzustimmen; er führt in „Die letzten Ritter von Marienburg" dem eigentlich Liebenden zum Trotz die Braut heim; — bei aller Freiheit des Phantasiespiels weisen Hauff's Novellen ganz typische Technik auf.

Und in der Lösung der Konflikte findet Hauff eigene Wege. Zu herbe, pflichttreue Entsagung klingt die Erzählung vom „Jud' Süß" aus. In „die letzten Ritter von Marienburg" heirathet die Heldin den Ungeliebten, und in dem Augenblick, da sich die Thüren zur Verlobungsfeier öffnen, wird ihr erst recht eigentlich der innere Werth des Mannes, an dem ihr Herz hing, offenbar. Die „Bettlerin vom Pont des Arts" aber schließt durchaus revolutionär: die junge Frau tritt vom Katholizismus zum Protestantismus über, nur um ihre Ehe scheiden, mit dem Manne ihrer Wahl leben zu können. Der Glaube ist nichts, die Leidenschaft gilt alles.

Die eigene Verbindung solcher Wirklichkeitseindrücke mit dem Spiel des Zufalls und des Wunderbaren macht den Reiz der Hauff'schen Novellistik aus.

5.

Die schriftstellerische Thätigkeit von Wilhelm Hauff ist in die kurze Zeitspanne von drei Jahren zusammengedrängt, und dennoch kann man von Entwicklung bei ihm reden. Man braucht nur an die Verspottung der Lesewuth, der eigenen Leseleidenschaft, in den „Memoiren des Satans" zu denken, um sich bewußt zu werden, wieviel Selbstironie dieser Jüngling besaß. Sie befähigte ihn zu lernen.

Recht platt hat Hauff die Deutschthümelei noch in den „Memoiren des Satans" verspottet; im „Bild des Kaisers" gehört der Liebhaber eben dieser Parteirichtung an, und Hauff läßt seinen Bestrebungen Gerechtigkeit widerfahren. Er erfaßt den Gegensatz zwischen den in Süddeutschland fortlebenden Sympathien für den Napoleonischen Imperialismus und der Franzosenfresserei des damaligen Preußens, er wägt die Loose, und das Zünglein seiner Waage hält das Gleichgewicht. Er läßt in eben demselben „Bild des Kaisers" fanatisch demokratische Tendenzen auf ausgeprägte, starre Feudalitätsprätensionen prallen, und er vermittelt zwischen beiden mit der ruhigen Sachlichkeit, der verstehenden Objektivität des selbstsicheren Epikers. Man findet Spuren eines bewundernswerthen Gerechtigkeitsgefühls in Hauff's Werken, und es ist kein schlechter Zug, wenn es an mehr als einer Stelle zum Durchbruch kommt, wie dieser Schwaben-begeisterte Jüngling für Deutschlands Einheit glühte.

Es finden sich auch Spuren, daß der Reminiscenzenbefangene beobachten lernte, daß er Charakterisirungsfähigkeit gewann.

Dreimal hat Hauff das Bild seines eigenen Großvaters, das sich dem Knaben wunderbarlich eingeprägt hatte, gezeichnet. Es wirkt noch etwas blaß in der Gestalt des alten Landvet, des pflichttreuen, selbstbewußten Beamten, der für die Ständefreiheit gegen Süß eintritt, und den der Gang der Erzählung dennoch dazu verurtheilt, auf einem Maskenball den leichtsinnigen Aufreizer zu spielen. Das Bild gewinnt im greisen Freiherrn von Thierberg Farbe. Ihn, den lustigen, oberflächlichen Landjunker hat das Unglück, das über ihn hereingebrochen, ernst und verschlossen gemacht. Aber es hat ihn auch dazu geführt, seine Ideen zu klären, sich innerlich eine Welt zu schaffen. Ein Mann der Vorurtheile, der nicht mehr eng erscheint. Und nun vergleiche man damit die flüchtige Skizze, die Hauff in den „Phantasien im Bremer Rathskeller" von seinem Großvater entworfen. Es sind nur wenige Züge, und man erfährt kaum mehr von dem alten Herrn, als daß er seinen „Schalttag" begeht. Aber eine eigene Atmosphäre webt um die Gestalt, die Charakteristik ist in ein Stimmungselement getaucht, das rein Menschliche tritt so stark zu Tage, daß man ihn vor sich zu sehen glaubt, altfränkisch und in der Mode längst vergangener Tage — in seiner Erinnerungs-

Digitized by Google

feier selbst zu einem Symbol stillen Gedenkens, weltabgewandter Einkehr geworden.

Und nicht nur diese eine Gestalt! Es ist als hätte Hauff's gesammte Beanlagung in diesen kurzen Phantasien ihren erschöpfenden Ausdruck gefunden. Wieder ist das Märchen da in prachtvoller Naivetät und Frische, und seine Gestalten, die Weingeister, haben diesmal sehr charakteristische Züge gewonnen. Das Phantastische ist dem ganz alltäglich Wirklichen vermählt. Die Zeitgeschichte taucht, in romantischer Ironie erfaßt, auf und geht in ihr unter, die litterarische Reminiscenz wird zu dichterischer Huldigung verklärt. Alles ist in einen Stimmungsklang aufgelöst, die Form schmiegt sich dem Inhalt an, und in dieser Einheit findet selbst Hauff's Stil Veredelung und Wohlklang. Das ist noch die gute, alte Romantik, aber sie hat den Glauben an sich selbst verloren; sie wagt sich nicht mehr keck in die Straßen, sie hüllt sich in den Schleier elegischer Erinnerung; ganz heimlich läßt sie ein skeptischer Mann zu nächtlicher Stunde bei sich ein. Es ist aber auch zugleich ein neues litterarisches Verstehen und Wollen, das in dieser romantischen Erinnerungsstunde nach Ausdruck verlangt: man deutet seine Eigenart am besten mit dem kühlen Hinweis darauf, daß beinahe gleichzeitig mit Hauff's Phantasien die Reisebilder Heine's erschienen sind. Die einen weisen auf die andern. So lösen und schließen sich die litterarischen Zusammenhänge.

Man könnte sagen: der Eindruck von Hauff's Schriften verflüchtigt sich im Hinblick auf die litterarischen Strömungen seiner Zeit. Aber vielmehr: all diese Zusammenhänge werden in ihm licht.

Ernst Heilborn

Kunst und Erziehung.

Unsere Zeit ist arm an hoher Kunst. Die Schöpfer unvergänglicher Werke sind an den fünf Fingern herzuzählen, und daran kann auch kein kaiserlicher Befehl etwas ändern. Aber das, was wir besitzen, sowohl an unerreichbaren Meisterstücken verschwundener Kunstepochen, als auch an dem vielen Neuen und Ergreifenden, das unsere Zeitgenossen schaffen, bildet einen Schatz, an dem immer weitere Kreise Antheil gewinnen. Der Kunstgenuß ist längst nicht mehr das Vorrecht der Begüterten.

Es ist nicht viel länger denn ein Jahrzehnt, als das Schlagwort: „Die Kunst dem Volke" in die Menge fiel und dort mit einer kaum erwarteten Begeisterung aufgenommen wurde. Noch einen Schritt weiter geht eine kleine Schaar von Idealisten, die sich vor Jahresfrist unter dem Schlagwort: „Die Kunst im Leben des Kindes" vereinigt haben. Sie wollen schon das Kind zur Kunst in Beziehung bringen. Kunst und Kindheit liegen nicht so weit auseinander, als es den Anschein hat. Wer auch nur oberflächlich das Gebahren der Kinder beobachtet, weiß, wie empfänglich die Kleinen für die Klänge der Musik, für die Umrisse von Bildern, für Takt und Reim der ihnen vorgesprochenen Verse sind. Ihre Freude daran geht aber über die bloße Aufnahme der Melodien, der bildlichen Darstellungen und Gedichte hinaus, bald ergötzt sich der kleine Mann in regem Nachahmungstriebe auch am Schaffen selbst. Das Kind erfindet sich seinen eigenen Singsang, paart gleichklingende Silben zu Reimen und greift mit Eifer zum Griffel, um erschaute Gegenstände mit ungelenken Strichen nachzuzeichnen.

Gerade in dieser Bethätigung entdeckten Künstler von Beruf, daß sich darin mehr als eine sinnlose, unnütze Kritzelei kundthue, sie merkten die ersten Spuren jener Schaffenslust, die darauf abzielt, sinnliche Wahrnehmungen im Spiegel einer deutungsreichen Phantasie wiederzugeben, die ersten Spuren künstlerischen Empfindens. Eine Ausstellung solcher kindlichen Kritzeleien ergab das überraschende Resultat, daß die ganz Kleinen mit richtigeren Gefühlen, sowohl kritisch als schöpferisch, den Zusammenhang zwischen Natur und Kunst erkannten, als ihre größeren im Schulzeichnen verbildeten Geschwister. Erst die pedantische, allem freien Entfalten pflichtgemäß entgegenwirkende Schule zieht ein Geschlecht heran, in dem die ursprünglichen Anlagen für das Erfassen künstlerischer Gebilde immer mehr verkümmern. Ein noch schlimmerer Feind ist das Haus, die Welt des Kindes, — die Wohnung mit ihrer Anhäufung von Geschmacklosigkeiten aller Art und die ganze Erziehung durch kunstfremde, prosaisch nüchterne Eltern und deren bezahlte Vertreter. Was Jean Paul vor hundert Jahren über „Mägde und Ammen" äußerte, gilt bildlich genommen noch heute — nicht bloß von ihnen, sondern auch von den „gebildeten" Erzieherinnen. Er nennt sie „die heillosen Kipperinnen und Wipperinnen der Kindheit, denen wir eben so viele lahme Beine als lahme Herzen zu verdanken haben".

In Vorträgen und Flugblättern trugen die Anwälte der Kinderstube ihre neue Lehre hinaus: Pfleget die Kunst im Leben des Kindes! Raubt euren Lieblingen nicht die Freude an ihren naiven Malereien, laßt Phantasie und Fabulirkunst frei gedeihen und umgebet das Kind mit Gegenständen, die in ihrer Vereinigung von Schönheit und Zweckmäßigkeit den angeborenen Sinn für die Kunst, die Liebe zu ihr und das Verständniß für sie wachhalten und weiter entwickeln.

Diese Forderungen sind nun in einem Buche*) zusammengefaßt worden. Die Einleitung bezeichnet sehr glücklich die Grenzen, innerhalb deren die Erziehung zur Kunst im Allgemeinen sich halten muß. Nichts wäre verkehrter, als wenn die neue Bewegung so verstanden werden sollte, daß da in den Familienhäusern lauter Mozarts, Schillers oder Menzels erzogen werden müßten. Die Gefahr der unkritischen Vergötterung sogenannter Familiengenies stiftet Unheil genug. Es muß sogar vermieden werden, daß bei den kleinen Kunstfreunden der Schwerpunkt ihrer Bildung in überempfindsamer Aesthetik liegt. Nie vergessen soll man Vischer's, des Aesthetikers, Mahnung:

> Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
> Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
> Das will ein Stück Rohheit.

Nicht eine Generation von Künstlern und Kunstgelehrten soll hier treibhausmäßig gezüchtet werden, sondern ein Geschlecht, das Auge und Ohr und Herz hat für das Spiel der befreienden Kunst.

In einzelnen Abschnitten sind die Mittel und Wege angegeben, wie dieses Ziel zu erreichen ist. Schon die Umgebung, in der das Kind aufwächst, muß so gestaltet sein, daß der Blick auf anmuthige, formenschöne Gegenstände fällt. Alle rohen, geschmacklosen, kunstwidrigen Möbel und Zierstücke sollen aus der Kinderstube entfernt werden. Dafür werde dem Wandschmuck besondere Sorgfalt zugewendet. Wie er in Schulzimmer und Kinderstube gewählt werden müsse, um fruchtbare Anregung in die Kindesseele zu senken, setzt Fritz Stahl mit umfassendem Kunstverständniß und praktischem Sinn für das Erreichbare auseinander. Er gibt eine große Auslese von Bildern an, deren manche auch der Wohn- und Staatsstube der Eltern zur Zierde gereichen könnten. Es ist vielleicht wichtig, darauf hinzuweisen, daß alles was zum Lobe einer künstlerisch ausgestatteten Kinderstube gesagt wird, auch für die Einrichtung der ganzen Wohnung Beachtung erheischt. Die Kinder sollen ja nicht ihre ohnedies allzuweit ausgedehnte Gefangenschaft in den vier Wänden des ihnen zugewiesenen Schlafraumes ver-

*) Die Kunst im Leben des Kindes. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. Herausgegeben von Lili Droescher, Otto Feld, Max Osborn, Wilhelm Spohr und Fritz Stahl. Berlin 1902. Druck und Verlag von Georg Reimer.

Digitized by Google

bringen. Da wo die Eltern über mehrere Zimmer verfügen, sollte dem jungen Nachwuchs keines verschlossen sein. Je freier das Kind sich regen kann, je abwechselungsreicher die Eindrücke sind, die man ihm durch Einblicke in das Wohn- und Musikzimmer, in Studirstube und Salon gewährt, desto näher kommt man dem Ziele einer harmonischen Ausbildung der Kindesseele.

Ueber Spiel und Spielzeug plaudert die erfahrene Schulvorsteherin Lili Droescher, indem sie sich vor allem gegen den unsinnigen Luxus der modernen Spielwaaren wendet und nachweist, wie für das Kind die primitivsten Geräthschaften gerade das interessanteste Spielzeug abgeben. In der That ist der Ball und sind die Holzklötzchen des Baukastens noch immer die einzigen Werkzeuge, die den Mädchen und Buben, ehe sie schulreif sind, die liebste Beschäftigung bieten. Wie mit einfachen Mitteln noch mannigfache andere Spiele für die Kinder ersonnen werden können, zeigt die Lehrerin an zahlreichen Beispielen. Dabei streift sie auch das Thema der Kleidung. Die Kinder sollen nicht zwecklos überputzt werden, so daß ihnen die Kleidung beim Spielen zur Last wird und fortwährend Mahnrufe, den Anzug zu schonen, Noth thun. Es wäre wohl angebracht gewesen, dieser Kleidungsfrage ein gesondertes Kapitel zu widmen. Wenn alles, was das Kind in die Hand bekommt und alles, was ihm vor Augen tritt, wichtig ist für die Erziehung zu künstlerischem Empfinden, dann doch vor allem die Kleidung. Und was auf diesem Gebiete gesündigt wird, das übersteigt die Geschmacklosigkeiten der Modelstücke und des Wandschmucks gerade in dem Haushalt der besser Situirten. Namentlich die Unsitte, kleine Mädchen schon die an sich kunstwidrigen, jedem Feingefühl Hohn sprechenden Modeauswüchse der großen Damen nachahmen zu lassen, kann nicht scharf genug gerügt werden. Freilich würde es nothwendig sein, — wenn hier die Grundsätze, die für die Kinderstubeneinrichtung gelten, folgerichtig durchgeführt werden sollen, — daß auch die Erwachsenen auf ihren rohen Indianerputz verzichten und die blöde Nachäfferei jener Modellcachen, die von schlau spekulirenden Schneidern ausgeheckt werden, stolz von sich abweisen. Nicht bloß die Mädchen, auch die Jungen werden mit überflüssigem, unästhetisch wirkenden Tand und Flitter, der dem Frauenputz entnommen ist, überladen und dadurch der Formen künstlerischer Einfachheit entwöhnt.

Das heikelste Kapitel bildet das über die Bilderbücher. Mit dem Schlagwort: „Das Beste ist für die Kinder gut genug" kommt man bei diesem Erziehungsmittel nicht aus. Das Beste ist nicht immer das, was den Kindern am meisten Vergnügen macht, und darauf kommt es doch zunächst an. Nicht nur jede Altersstufe, die man in dieser frühen Jugend beinahe nach Monaten abgrenzen kann, sondern auch jede Individualität und soziale Umgebung der Kleinen erfordert andere Rücksichten. Dazu kommt die große Schwierigkeit, daß in fast allen Bilderbüchern Zeichnungen und Text von verschiedenem Werthe sind. Wilhelm Spohr stellt mit anerkennenswerther Gewissenhaftigkeit ein langes Verzeichniß empfehlenswerthee Bilderbücher auf, d. h. solcher die im Großen Ganzen nicht durch allzu haete Verstöße gegen künstlerische Grundsätze schädigenden Einfluß ausüben können. Die Altersgrenzen, die er auf mehrere Jahre, statt mindestens auf einzelne Jahresviertel admißt, können natürlich nur ungefähre Anhaltspunkte bilden. Für unsere Zeichner ist da noch viel zu thun. Welch dankbare Aufgabe wäre es z. B. Rückert's Märchenwelt, namentlich die „Fünf Märlein zum Einschläfern" für die kleinen Analphabeten mit bunten Bildern zu schmücken. Für Kinder, die noch nicht lesen können, hätte man Kopisch mit seinen zahlreichen formenschönen und lustigen Dichtungen zu empfehlen nicht vergessen sollen. Dagegen wird sich über die Einreihung von Oehmel's „Fitzebutze" streiten lassen. Daß dieses Buch in den ersten dreiviertel Jahren schon eine Auflage von fünfzehn Tausend erlebte, beweist höchstens, daß unsere Apostel, die die Kunst im Leben des Kindes predigen, noch ein großes Feld der Arbeit vor sich haben. Ueber den künstlerischen Bilderschmuck jenes Buches ist man einig. Den Kleinen aber Gedichte in einer Sprache vorzusetzen, die das täppische Lallen zurückgebliebener Kinder nachahmt, ist nichts weniger als erzieherisch.

Tnix, ich bin F'au Tönidin,
Hab zwei Lippen von Zutterosin'n;
Fitzebutze, sieh mal an,
Ei, wie Detta tanzen kann,
Hoppß!

Es gibt ja Mütter — was bringt die Affenliebe närrischer Eltern nicht alles zu Wege! — Mütter und Tanten, die das Tallen der Kinder entzückend finden und, statt ihnen eine klare, deutliche Aussprache beizubringen, ihrer Unbeholfenheit künstlich Vorschub leisten. Das sind jene Mütter, denen das Kind eine Puppe, ein Spielzeug ist, mit dem sie sich ihre öde Zeit vertreiben, — jene, die nie daran denken, was dem Kinde förderlich sei, sondern immer nur, was an dem Kinde ihnen selber Vergnügen macht.

Für die Kleinen, die eben lesen gelernt haben, besitzen wir Deutschen ein Buch, um das uns jede Nation beneiden müßte, und doch wird es selten den Kindern in die Hände gegeben. Es fehlt auch in dem vorliegenden Verzeichniß: Lessings Fabeln! Sie sind dem Kindergemüth angepaßt vermöge der Naivetät ihrer Schilderung und der Einfachheit ihres Stils, und sie sind zugleich die vorzüglichsten Lehrmeister durch die Reinheit ihrer Moral und durch die Klarheit ihrer Sprachform. Diese Fabeln verdienen, von jedem Kinde auswendig gelernt zu werden als ein unveräußerliches Gut für alle Bildungsstufen, auf die ein Mensch gelangen mag. Im späteren Kindesalter werden auch Gellert's Fabeln guten Lesestoff abgeben und dann für die reifere Jugend die Klassiker, vor allem die Klassiker und nur die Klassiker. Alles andere — Lehrbücher aller Fächer ausgenommen — ist werthloser Ream und sollte dem Kinderauge entzogen werden. Bücher, die nur einen augenblicklichen Zeitvertreib schaffen, sind Gift für die Jugend, selbst wenn sie noch so moralische Nebenzwecke verfolgen. Dann lieber hinaus mit dem Kinde und im Freien herumgetollt!

Hinaus! An der Natur die Kunst begreifen lernen, — das ist die weitaus wichtigste Lehre, die uns das Buch gibt. Während uns die Herausgeber bisher mit den Forderungen der Kinderstube beschäftigten und sich mehr oder weniger an die beglückte Minderheit wandten, der es ein Leichtes ist, unzweckmäßigen Hausrath fortzuschaffen und durch geeigneteren zu ersetzen, spricht Otto Feld in seinem gedankenreichen Aufsatz „Naturbeobachtung" zu den Armen wie zu den Reichen, zu Geringen und Vornehmen, zu Ungebildeten und zu den Wissenden. Er führt uns hinaus in den Wald und öffnet uns die Augen für die unendlich vielseitige Schönheit der Natur, die die Lehrmeisterin aller Kunst ist. Er macht uns in geistreicher Methode zu Lehrern des Kindes, indem er uns selbst lernen läßt, was wir sogleich dem Kinde beibringen sollen. An der Hand seiner sinnvollen Anregungen erziehen wir uns mit dem Kinde zusammen zu künstlerischem Anschauen, zu künstlerischem Genuß, zu künstlerischer Thätigkeit. Es wäre zu wünschen, daß dieser in Form und Inhalt harmonisch abgerundete Aufsatz allüberall im Volke Verbreitung fände, er birgt eine Fülle segensreicher Samenkörner, aus denen Freude und Förderung sprießen muß. Denn noch gilt, was Mendelssohn in seinem „Phädon" erklärte:

„Alle Theile der menschlichen Erkenntniß haben durch eine glückliche Beobachtung der Natur ansehnliche Progressen gemacht."

Sigmar Mehring.

Vom deutschen Briefe.

„Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch" — diese Worte in Ottiliens Tagebuch wirken mehr und mehr auf den deutschen Büchermarkt ein. In den letzten Jahrzehnten ist uns an persönlicher Litteratur, an der wir früher arm waren, ein großer Schatz zugewachsen. In stattlicher Anzahl sind Denkwürdigkeiten, Tagebücher und Briefwechsel herausgegeben worden, in denen Fürsten und Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler sowie hervorragende Frauen uns ihr Wesen enthüllen. Am höchsten dürfen wir wohl den Werth der Briefsammlungen schätzen, da nach Goethe's Ausspruche „Briefe so viel werth sind, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren", und, wie Wilbrandt richtig bemerkt, „das Lebensbild nach allen Seiten ergänzen, erhellen und lebendiger machen." Boten uns so die Ausgaben der Briefwechsel einzelner Männer höchst werthvolle Einzelbilder, so haben sich zu dieser Litteratur in den letzten Jahren zwei Werke gesellt, die uns Gruppen von Selbstbiographien in Briefform darbieten. Vor drei Jahren haben wir an dieser Stelle auf die von Georg Steinhausen veröffentlichten „Deutschen Privatbriefe des Mittelalters" hingewiesen. Sie wollen aus der Betrachtung des Briefes „wichtige Beiträge zur Kulturgeschichte im weitesten Sinn, zur Geschichte des Verkehrs und der Geselligkeit, der Entwicklung der Volksbildung und des Volkslebens gewähren." Anders geartet nach Inhalt wie Absicht ist die Sammlung, die uns vor einiger Zeit die beiden Schulmänner Dr. Theodor Klaiber und Professor Dr. Otto Lyon unter dem Titel „Die Meister des deutschen Briefes"*) geschenkt haben. Sie verfolgen mehr biographische Zwecke; sie „möchten vor allem die litterarische Eigenart der bedeutendsten deutschen Briefschriftsteller aus Licht stellen." Der Stoff, den sie bieten, liegt bis auf eine Ausnahme gedruckt vor, aber er ist dem Bürgerhause, für das die Herausgeber ihr Buch zusammengestellt haben, zum großen Theil fern geblieben; auch Lyon's Wunsch, daß die Goethe-Briefe der Weimarer Ausgabe in keinem gebildeten deutschen Hause fehlen, dürfte schwer so bald in Erfüllung gehen. Wer eine Auswahl vorlegt, wird kaum irgend einen vollauf befriedigen. Der eine wird unter den Briefen besondere Lieblinge zu wenig oder gar nicht berücksichtigt finden, anderen, an denen ihm weniger gelegen ist, zu viel Aufmerksamkeit zugewendet sehen; ein anderer wird an der Eintheilung auszusetzen haben u. s. w. Ich möchte hier nur auf die Verschiedenheit hinweisen, mit der die beiden Herausgeber ihren Stoff behandeln. Lyon führt die Briefe mit einem kurzen biographisch-ästhetischen Geleitwort ein und läßt die Briefschreiber ausführlich zu Wort kommen, von Klaiber erhalten wir mehr mit Briefen und Brieffragmenten, manchmal recht knappen, untermischte Charakteristiken. So ist, um nur einen anzuführen, Fritz Reuter auf knapp einer halben Seite abgefertigt. Lyon wird dagegen durch seine, ja leicht begreifliche Vorliebe für Bismarck dazu veranlaßt, ihm eine Seitenzahl einzuräumen, die sicher zu groß ist. Wie hoch wir immer Bismarck's Briefe schätzen, in einem Buche, das 529 Seiten enthält, durften sie nicht fünfzig umfassen. — Nachdem wir so unser kritisches Gewissen beruhigt haben, wollen wir auf den Inhalt des Buches etwas näher eingehen.

Es beschäftigt sich der Hauptsache nach mit den Briefen im 18. und 19. Jahrhundert; das erste kurze Kapitel über die Anfänge und das 16. Jahrhundert stellt Luther als den ersten Briefschreiber dar, „dessen persönliche Eigenart anschaulichen und charakteristischen Ausdruck in seinem Briefstil findet." Seinen fröhlichen Muth und seine Lust am kräftigen Dreinfahren erkennt man aus den Worten: „Wenn die Sache in Leipzig stände wie in Wittenberg, so wollt' ich doch hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeder wäre neunfach wüthender denn dieser ist." — Der Brief des 17. Jahrhunderts ist eine im ganzen wenig erfreuliche Erscheinung; in ihm spiegelt sich die Ausländerei und Sprachmengerei der Zeit wieder, der geschraubte und überspannte Stil, vor allem auch in den Höflichkeitsbezeigungen. Natürlich finden wir in jener Zeit auch einzelne Briefschreiber und vor allem Briefschreiberinnen, die sich einen schlichten, geraden Stil, den Ausdruck eines unverkünstelten Wesens bewahren, wenn sie sich auch von den mehr äußerlichen Mängeln nicht freihalten. Unter ihnen ragt besonders Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die „Liselotte" hervor. Sie mit ihrem „nur zu teutschem Herzen", ihren vielseitigen Interessen, ihrer Offenheit („Wären mir Euere Briefe nicht angenehm, so würde ich ja auch nicht sagen, daß sie mir's seien, würde auch nicht exakt darauf antworten, wie ich thue"), bietet uns in ihren Briefen einen noch heut anmuthenden Lesestoff.

„Ich schenkte gestern Mad. de Chasteautier einen schönen Papagei, der plaadert immerfael. Ich wollte hören, was er sagen kann, ließ ihn in meine Kammer, meine Hunde wueden jalous, und eine, so Mione heißt, wollt' ihn anbellen; der Papagei sagte als „donne la patte"; ich wollte, daß E. L. hätten sehen können, wie verwundert Mione war, den Vogel sprechen zu hören; sie hörte auf zu bellen, sah ihn stark an, hernach mich; wie er fortfuhr zu reden, erschrak die Mione wie ein Mensch, lief davon und versteckte sich unter das Lotterbett, da fing der Papagei überlaut an zu lachen. Das macht mich an Heern Leibniz gedenken, daß E. L. sagen, daß er soutenirt, daß die Thiere Verstand haben, keine machine seien, wie es Descarte hat behaupten wollen, und ihre Seelen unsterblich sein. In jener Welt werde ich mich sehr erfreuen, nicht allein Verwandte und gute Freunde wieder finden zu können, sondern auch meine Thierchen, aber wäre wohl attrapirt, wenns bedeuten sollte, daß meine Seele so sterblich als die ihrige werden sollte, und daß wir allzusammen nichts mehr sein sollten, will lieber das andere glauben, denn es ist viel tröstlicher." —

Das folgende Kapitel führt uns in das 18. Jahrhundert, das klassische Zeitalter des deutschen Briefes. Die nächste Aufgabe, die diese Zeit zu erfüllen hatte, war, unser Wesen und unseren Ausdruck von Schwulst und Bombast zu befreien, ihnen „gefällige Glätte und Anmuth" zu geben. Als rechter Lehrer in dieser Kunst tritt uns Gellert mit seiner „praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen", der ersten deutschen Kunstlehre des Briefstils, entgegen. Daß der Brief nicht zur Stilgattung der Abhandlung gehört, sondern eine freie Nachahmung eines guten Gespräches sei, ist ihm völlig klar, er erkennt auch richtig die größere Fähigkeit der Frauen an, gute Briefe zu schreiben, aber er sieht im Briefe doch immer noch eine litterarische Arbeit, das Ergebniß einer „ästhetischen Abkühlung" des Ausdrucks unserer Gedanken. Seine Vorschriften unterscheiden sich doch recht wesentlich von des jungen Lessing Wort: „Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön", und der Lessing'schen Ansicht, daß „Briefe nichts anderes sein sollen als eine freundschaftliche Plauderei mit einem Abwesenden". Von der mündlichen Rede entfernt es sich doch noch recht sehr, wenn er an Caroline Lucius schreibt:

„In Wahrheit, liebe Mademoiselle, Sie sind eine meiner besten Korrespondentinnen. Dieses Geständniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und ich kann es wegen Ihrer großen Bescheidenheit ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu sein und die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie geboren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht an der Hand sorgfältiger und weiser Eltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in den Stand setzen, daß Sie die Ruhe und Hilfe eines rechtschaffenen Mannes werden; denn eine fromme, verständige und liebreiche Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes." —

Aus diesem nüchtern-verständigen philisterhaften Gleise wird das deutsche Leben durch den Kreis des „seraphischen" Dichters gerissen. Klopstock brachte die ursprüngliche

*) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. M. 6.

Natur und Individualität ungebrochen wieder zur Wirkung, er sah in der genialischen Begabung Grundlage und Ursache aller Dichtung. In dieser vollen Individualität, in der ungetheilten Ichheit ist er ganz ein moderner Mensch. Kennzeichnend für Klopstock und seinen Kreis ist ein Ueberströmen des Gefühls, das jedoch zugleich mit scharfer, bis ins Einzelne gehender Selbstbeobachtung verbunden ist. Erfrischend ist die natürliche Herzlichkeit und frische Ursprünglichkeit, die sich im Briefe von Klopstock's Braut, Meta Moller, zeigt, in dem sie die erste Begegnung mit dem Dichter erzählt:

„Klopstock fragte, ob ich seine Elegie: ‚Die nur zärtliches Herzens u. s. w.' kennte. Ich sagte aus einer gewissen Furchtsamkeit, daß ich sie nicht genug kennen möchte, nein. Er wunderte sich und sagte: So wollen wir sie zusammen lesen. Ich fing an zu lesen, konnte aber nicht fortfahren, weil ich einen so starken Fluß auf den Augen hatte. Klopstock las. Er hielt meine eine Hand. Das Herz schlug mir gewaltig, unsere Hände wurden immer heißer, immer heißer; ich fühlte sehr viel, und ich glaube, Klopstock auch. Er las ein Stück aus dem Messias. Die Schmidt war dazu gekommen. Er fragte, ob er nicht einen Kuß dafür verdient hätte. Die Schmidt sagte ja. Ich sagte, ich küßte keine Mannsperson. Er disputirte viel dagegen. Ich dachte, warum küßt der Affe dich denn nicht. Du kannst ihm den Kuß ja nicht geben."

Und ein Jahr später schreibt er seiner Meta aus Quedlinburg:

„Ach, meine Beste, wenn Du sie nur alle um mich herum fragen könntest, wie ich Dich liebe! Das würde zwar nur sehr wenig sein, was Du erführest; denn wie können sie es wissen? Dennoch würde Dir es süß sein, es so mit anzuhören, wie sie mich aus meiner Entzückung aufwecken! wie ich dann gern von Dir viel, viel sagen möchte, und doch nichts herausbringe, das einen anderen Inhalt hätte, als: laßt mich nur gehen! es ist ein einziges Mädchen!" —

Aus dieser Zeit des Ueberströmens der Gefühle ist erst im vorigen Jahre eine Reihe von Briefen uns zugänglich gemacht worden, die wahre Dokumente der Seele sind. Die Briefe, die Christian Friedrich Daniel Schubart, der Gefangene vom Hohenasperg, an seine Gattin gesendet hat, erfüllen vollkommen die Forderung, daß „gerade der Brief an uns Nahestehende ein unmittelbarer und ungekünstelter Herzenserguß sein soll." Das quälende Bewußtsein der eigenen Verfehlungen und zugleich die durch die Drangsal vertiefte, fast brünstige Gottes- und Jesusliebe, die Liebe zu Weib und Kindern, der Haß gegen die Unterdrücker, der aber seine Liebe zu den Mitmenschen nicht mindern kann, dann wieder ein stolzes, trotziges Bewußtsein seines Werthes — das alles spricht sich in diesen Briefen unverhüllt aus.

„Gesunken an Deine Brust, zerflossen im Gefühl der Liebe, mit einem Auge schmachtend von Zärtlichkeit, die Arme fest am Dich geschlungen, fühl ich die Seligkeit der Ehe und lobe Gott den Herrn! ... Engel, an Deinem Geburtsfest sei es Dir geschworen: ich habe Dich immer geliebt! geliebt, wie man lieben kann! Du hast mich als einen wilden Jüngling geheirathet; aber der wilde brausende Jüngling hätte für Dich geblutet. O mein Engel, die Religion Jesu hat nun diese Empfindungen geheiligt, verstärkt, dem Himmel angenähert; wenn ich jetzt um Dich wäre, mit Dir aus einer Schüssel speiste, aus einem Glas tränke, wenn ich jetzt entschlummerte an Deinem Busen; wenn Du Deinen natürlichen, launischen, ach! — Gott weiß! — alle Menschen in seinem Weibe umarmenden Schubart bei Dir hättest, sollt' es Dir nicht angenehm, nicht Lebenswonne sein?" „... ich wäre noch immer der alte Schubart. Erlaube mir, mein Kind, ein wenig stolz zu sein. In vielen Stücken wär's schade, wenn ich nicht der alte Schubart bliebe. Verlangst Du vom neuen Schubart abgestorbenes Herz, kalte Liebe, kühle Klagheit, gefrorenes Blut, ersticktes Feuer; Fuhllosigkeit gegen Schönheit und Größe, heuchlerisches Zurückhalten, steife Gravität, Drachenökonomie, Modeschwäche, so laß mich, laß mich, Du mein ehemaliges Weib, da, wo ich bin — ich will sterben als der alte Schubart. Meinst Du aber Trinklust, Wollust, Religionszweifel, so muß ich Dir sagen, daß ich gern ein Glas Wein trinke, wenn ich's habe; daß ich noch so viel Wollust besitze, mir zu wünschen, alle Nacht in Deinen Armen zu schlafen, und daß ich, so gut wie Paulus, weiß, an wen ich glaube. Ich bete Gott, durch Christum, im heiligen Geiste an. Weib, wenn man verklagt wird, so darf man schon, seiner Unschuld bewußt, ein wenig den Kopf hoch halten. Glaube mir, daß ich mich in der Erkenntniß der Religion mit dem Größten messe und daß ich Dir große Dinge entdecken könnte, von denen Du noch nie geträumt hast." —

Aus dieser Zeit des Gefühlsüberschwangs bildet Bürger, wenn wir auch noch so kraftgenialische Worte von ihm hören, wie nach der Vollendung der „Lenore": „Ihr sollt alle (wenn Ihr das Gedicht gehört habt) mit bebenden Knieen vor mir niederfallen und mich für den Dschinkis Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären, und ich will meinen Fuß auf Eure Hälse zum Zeichen meiner Superiorität setzen," den Uebergang auf dem Wege zu voller Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Ausdrucks. „Ich bin ein armer sinnlicher Mensch und völlig wie ein kleines Kind, welches seinen heiligen Christ oder was es sonst Liebes hat, nicht gern aus den Händen läßt und sogar mit ins Bett nimmt." — Wir müssen unsern Bericht einschränken und können diese letzte Wegstrecke des deutschen Briefes, die auch unsern Lesern bekannter sein dürfte, nur kurz verfolgen. Lessing, dem „die größte Deutlichkeit immer die größte Schönheit" war, ist durch seine volksthümliche Klarheit und seine durchsichtige Gestaltung und Abrundung der Gedanken der grundlegende Meister des deutschen Briefes geworden. Aber seine mehr kritische Geistesanlage läßt es begreifen, daß sich der Durchsichtigkeit und Krystallklarheit auch eine gemessene Kühle zugesellt, die sich auch in den Briefen an Eva König findet, und uns bei dem Wort: „Ich möchte rasend werden!" verwundert aufblicken läßt. In Schillers Briefen tritt zu dem, was den Lessingischen den Stempel aufdrückt, der uns unwiderstehlich ergreifende Idealismus. „Größe und Würde", schreibt Bernays, „stellen sich von selbst ein, und so fehlt auch nicht Natur und Einfachheit. Vor allem aber offenbart sich in dem Ganzen dieser Briefe die stete, auf bestimmte Ziele und Gegenstände gerichtete, unzerbrechliche Willenskraft, welche doch nie zu stoischer Härte erstarrt. ‚Der Mensch ist das Wesen, welches will' — diesen Spruch, mit dem Schiller die sittliche Freiheit des Menschen verbindet, hat er durch sich selbst, in seinen Briefen fort und fort bestätigt und beglaubigt." „Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlasse, zu bemächtigen," schreibt er nach der Uebernahme der Jenaer Geschichtsprofessur an Lotte v. Lengefeld, „daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich 2, 3 Jahre jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als 1000 geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen — das ist doch in der That traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich schadlos zu halten und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen .... In der That ist es von meiner Seite nichts anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein." —

Der Abschnitt, den Lyon auf Schillers Briefe folgen läßt, gliedert sich nicht recht organisch in den Bau des Ganzen ein, seine Ueberschrift erweckt andere Erwartungen, und doch ist er einer der köstlichsten des ganzen Buches. „Der Frauenbrief des 18. Jahrhunderts" legt uns in den Briefen von Schillers Lotte, von Caroline Flachsland und vor allem von Frau Aja eine Fülle „köstlicher Reinheit, Lauterkeit, Innigkeit, Wahrhaftigkeit und herziger Natürlichkeit vor, lehrt uns die Richtigkeit von Gellerts Urtheil der Frauenbegabung für den Brief. Wenn Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalie schreibt, glauben wir ihr herziges Geplauder mitzuhören, und wir jubiliren mit ihr, wenn sie dem großen Sohn die Worte zuruft:

„Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als Dein Brief aus Rom. Jubeliren hätte ich aus Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick für alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat,

Digitized by Google

muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen — und nicht allein Dich, sondern allen, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreis zu leben. . . . Aber sehen hätte ich Dich mögen beim ersten Anblick der Peterskirche!!! Doch Du versprichst ja, mich in der Rückreise zu besuchen, da mußt Du mir alles haarklein erzählen."

Und wie wir aus Frau Ajas Briefen ihr ganzes Wesen vor uns stehen sehen, auch ein „Denkmal" und ähnlicher als jedes in Stein, so spiegelt sich in Goethes Briefen die ganze Lebensfülle seiner großen Persönlichkeit, seiner Zeit und seines Volkes wieder. Er führt den deutschen Brief der höchsten Vollendung zu; von ihm können wir Gesundheit, Wahrheit und natürliche Schönheit unseres Briefstils stets wieder lernen.

Die zweite Hälfte des Buches, deren Einrichtung wir schon oben charakterisirt haben, können wir nur mit ein paar Zeilen bedenken. Klaiber führt uns den Brief der älteren Romantik vor, dem ein „gewisser blutleerer, unsinnlicher, farbloser Stil", ein „Unvermögen zu naturwüchsig anschaulicher Schreibweise" eigen ist. Unter ihren Vertretern werden uns besonders Schleiermacher in seinem tiefen, innigen Empfinden und Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling in ihrer krausen, oft schwer verständlichen Eigenart lebendig. Die jüngere Romantik mit ihrer altdeutschen Sinnigkeit, ihrer Naturstimmung und Naturschilderung, ihrem Humor zieht in den Briefen Brentanos, Arnims, der Brüder Grimm u. A. an uns vorüber. In dieser Umgebung erhalten wir auch Felix Mendelssohn-Bartholdy's behagliche und humorvolle Reisebriefe, werden wir in Varnhagens Kreis geführt und sehen, wie die Rahel sich in den Seelenkämpfen ihres Lebens der kritische Blick stärkte, „mit dem sie alle Lebensverhältnisse, alle Forderungen des konventionellen Uebereinkommens maß," und sie sich den rücksichtslosen Drang nach Offenheit und Wahrheit, nach Klarheit in den Lebensverhältnissen erwirbt. Wenige Seiten werden der schwäbischen Schule und den Dichtern der Befreiungskriege gewidmet, unter den Philosophen der Zeit tritt uns besonders David Friedrich Strauß in seiner ruhigen, ernsten, sachlichen Art, die alles Blendende vermeidet, in seinem klaren psychologischen Blick, seiner Fähigkeit, ein anschauliches Bild eines Menschen in ruhigen Linien zu zeichnen, entgegen; wir erfahren von dem neuen Stil im Briefe, der in der Zeit des Uebergangs von der Romantik zum Pessimismus und Realismus entsteht; Berthold Auerbach sehen wir in seiner anschmiegenden Natur, seiner herzlichen Gutmüthigkeit, seiner Fähigkeit, sich bis zum Enthusiasmus zu erwärmen, seinem Sinn für frohes Lebensbehagen; Friedrich Hebbel's mächtige Gedankenarbeit wird uns auch in seinen Briefen gegenwärtig, in denen er über philosophische, ästhetische, politische und soziale Probleme schreibt. Gern hätten wir von ihm aus der Zeit seines Glückes einige Briefe gelesen. Als Vertreter der Zeit der nationalen Erhebung führt uns Lyon Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke in ihrem Briefwechsel mit einander vor. Und am Schlusse des Bandes — die beiden noch folgenden Bogen sind nicht von großem Belang — sehen wir als große Meister des deutschen Briefes die beiden großen Männer der That, die zur Erfüllung des langgehegten Traumes der deutschen Einheit am meisten mitgeholfen haben: Bismarck und Moltke. „Gewaltige Kraft", sagt der Herausgeber, „geniale Macht des Ausdrucks, treffsichere Schlagfertigkeit, überströmende Gedankenfülle, die sich in keine feststehende Form zwängen läßt und überall die herkömmlichen stilistischen Regeln durchbricht, volksthümliche Lebendigkeit und weitausholende sowie weithintreffende Wucht, die unmittelbar alles mit sich fortreißt, sind die Kennzeichen der Bismarckschen Art, während Moltke, fern dem dionysischen Rausche, überall das apollinische Maß bekundet, so daß man Vornehmheit, Hoheit und lichtvolle Klarheit als die eigenthümlichen Eigenschaften bezeichnen muß, die seiner Schreibart das Gepräge geben." Des Lesers Eigenart wird zum guten Theil mitentscheiden, wem von den beiden Männern als Briefschreibern er die Palme zuerkennt. Die wuchtige Kraft des einen und die abgeklärte durchsichtige Klarheit und Ruhe des andern ergänzen sich trefflich.

Das Interesse, das der Verkehr mit bedeutenden Menschen unwiderstehlich erweckt, hat unsern Bericht länger werden lassen, als wir beabsichtigt hatten. Manches an dem Buche haben wir anders gewünscht, manches werden die Herausgeber als verbesserungsbedürftig ansehen; unser Hauptwunsch ist, daß sie durch neue Auflagen in den Stand gesetzt werden, zu bessern; denn diese Briefsammlung verdient, ein deutsches Hausbuch zu werden.

Richard Böhme.

Theater.

Neues Theater „Der Gemeine" von Felix Salten

I.

Ein junger Mensch liebt ein achtzehnjähriges Mädchen; er kommt zu den Soldaten; er faßt sie mit seinem Offizier ab; er tödtet den Offi . . .; nein: er tödtet das Mädchen. Das ist die Handlung.

Ursprünglich wird er den Offizier getödtet haben in der ersten Fassung des Stücks. Der Censor jedoch gestattet nicht, daß Offiziere auf dem Theater von Gemeinen ermordet werden. Ob es schon keine dienstliche Handlung war, in deren Ausübung sich der Offizier befand; ob der Fall schon außerhalb Deutschlands spielt: er gestattet nicht. Und die Censur mordet junge Geschöpfe weiblichen Geschlechts. Sie war es, welche den Mord der Marie angestiftet hat. Ein Polizeipräsident rieth dem Autor: fügen Sie dem Mädchen eine derartig schwere Körperverletzung zu, daß sie den Geist aufgibt. Es erinnert mich an eine Posse, in der zwei Herren um einen Tisch rannten. Der erste schrie: „Einer von uns muß auf dem Platz bleiben". Der zweite sprach unschuldsvoll: „Nun, bleiben S i e!" Aehnlich meint die Regierung: wenn schon eine Leiche sein soll, mag die wehrlose Kreatur von achtzehn Jahren getödtet werden — den Leutnant schützen wir!

. . . So ist der Kern dieses Stücks grundsätzlich verändert worden. Das Urmotto war: In centuriones! Jetzt ist das Ganze ein crime passionnel. Es blickt von der ursprünglichen Fassung etwas durch; der Gemeine grollt und murrt, daß er seinem Leutnant Tischbedienung machen soll (der Fall spielt in Oesterreich); der junge Mensch bäumt sich gegen die Trinkgelder von seinem Vorgesetzten — und so weiter. Der Gegensatz jedoch zwischen Korporalsgeist und Bürgerempfinden wird eben nur angedeutet. Ausgeführter ist er bei Schnitzler, im „Freiwild". Programmatisch klargelegt wird er bei Bourget, in dem bleibenden Werk „le disciple": als ein Gegensatz zweier Rassen, der Hirnmenschen und der Muskelmenschen, der Studenten und der Offiziere. Das alles kommt bei Salten „dumpf" heraus; und es macht keinen schlechten Eindruck für die Naivetät seines Schaffens: — sofern nicht auch hier der Censor vorhandene Züge ausgemerzt, ein schärferes Bild verwischt, der Dumpfheit auf die Beine geholfen hat.

II.

Mag das Stück aus einem Soldatenstück zu einer „Bluthat aus Liebe" geworden sein: die Hauptsache war die Zeichnung der Charaktere; auch nach Ausmerzung des Soldatischen und Antisoldatischen. Der leidende Held ist aber nicht recht kenntlich gemacht. Er ist nur aufbrausend und eifersüchtig; andere Seiten hat er kaum. Infolgedessen weiß man nicht, wer hier liebt, leidet, tödtet. Man sieht bloß jemanden (der uns sonst gleichgültig ist) mit den Allüren des Liebens, Leidens und Tödtens. Wer war

das? fragen wir, wenn das Stück zu Ende ist. Der Autor sagt: irgend einer; ich habe ein Volksstück schreiben wollen. Immerhin: auch im Volksstück muß genauer zergliedert werden. Denn lernen wir bloß den „Fall" kennen, so wirkt er wie die Zeitungsnotiz; wir lesen solche Dinge täglich, ohne stark ergriffen zu sein; sollen wir ergriffen werden, so muß Vertrautheit herrschen; die Größe des Antheils hängt ab vom Grade der Vertrautheit. Aber wem sag' ich das? Nicht dem klugen Kritiker Felix Salten, der es weiß wie ich. Unter allen Umständen leidet auch die gemordete Marie darunter, daß sie nur eben eine Marie war. Junge Mädchen sind junge Mädchen? Ja; aber es gibt solche . . . und solche. Kurz und gut: kein irgendwie gearteter Titel des Stückes befreit von Charakterzeichnung.

Und er gibt kein Recht, den Zufall spielen zu lassen. Von sämmtlichen Gemeinen, welche den Leutnant hätten bedienen können, beim ersten Stelldichein: von sämmtlichen trifft es zufällig den Bräutigam der Marie. Das geht nicht. Salten hat vordereitet, nach Kräften begründet, abgeschwächt, die Pille zu versüßen gesucht; immerhin: es geht nicht.

Was aber den Reiz des Stückes macht, ist das Zeichnerische. Fast all diese Oesterreicher sind genrehafte Dramatiker. Sie haben vielleicht einen horror vor der Rohheit des Naturalismus. Sie geben nichts Allzusaftiges; nicht die ordinäre Wahrheit. Doch sie geben reizvolle Wirklichkeiten, in deren Hintergrund Novellen stehen. „Freiwild" malte das Offiziersleben, verquickt mit der Welt des Theaters. Salten gibt Kasernensphäre, verquickt mit dem Volkssängerthum. Er malt nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Farbstift; die Theile seiner Skizze sind nicht immer gesiebt; und er hat schon Lebensvolleres, Schlagenderes in einem kleinen Dirnen- und Kellnerstück hingestellt: aber das Ganze bleibt kraft seiner Farben und seiner Umrisse lockend und reizvoll.

Und so scheint immer noch mehr Geist herauszukommen, wenn sich ein Kritiker mit Stückeschreiben befaßt, als wenn sich ein Stückemacher mit der Kritik befaßt.

Alfred Kerr.

Emma Bovary.*)

Die Damen O'Hara kamen mit dem Nachmittagschnellzug von Mâcon in Aix-les-Bains an. Es war September, die Luft still und warm. Ismena hoffte, die Veränderung werde ihrer Schwester Letitia gut thun. Diese war nie im Ausland gewesen, während Ismena in ihrer Jugend die Kunstschule in Paris besucht hatte; ihre Zeichnungen lagen, in einer Mappe zusammengebunden, daheim in Dublin in einer Kommode. Das war nun mehr als zwanzig Jahre her. — Im Verlauf ihrer Reise nach Aix hatte Ismena gemerkt, daß sie ihr Französisch zum großen Theil vergessen hatte. Auf der Fahrt zur Pension sagte Letitia, sie freue sich, daß da, wo sie abstiegen, Englisch gesprochen werde; denn die Bemühungen ihrer Schwester, Französisch zu sprechen, hatten sie ein wenig gelangweilt. Als der Wagen hielt und die Wirthin herauskam, fragte sie in triumphirendem Englisch, ob sie ein Zimmer mit zwei Betten haben könnten.

„Es thut mir sehr leid, meine Damen, aber ich habe kein Zimmer mit zwei Betten frei; Sie können aber zwei Zimmer im selben Stock haben."

Die Schwestern sahen sich verlegen an. Seit so vielen Jahren waren sie daran gewöhnt, zur selben Zeit schlafen zu gehen. Ismena konnte sich gar nicht vorstellen, was es für ein Gefühl sei, mitten in der Nacht aufzuwachen und sich einsam zu wissen; Letitia kam es sehr seltsam vor, sich allein auszuziehen und nicht kurz vorm Einschlafen ihrer Schwester gute Nacht zu sagen.

„Die Zimmer liegen auf demselben Gang," sagte die Wirthin.

Ismena glaubte, es Letitia an den Augen ablesen zu können, daß sie damit einverstanden sei, und sagte:

„Wenn's Dir einerlei ist, Letitia" . . .

Ismena war groß und schlank und schöner als ihre Schwester. Sie hatte eine dünne Nase, helle, verständige Augen, wohlerhaltene Zähne und hätte jünger ausgesehen, wäre ihr Haar nicht ergraut gewesen. Letitia war voller als ihre Schwester, ihre Gesichtsfarbe unreiner; sie sah weniger vornehm aus; ihre Züge stimmten zu ihrem Wesen: sie ließen Festigkeit vermissen. Sie hatte eisengraues Haar und weniger gute Zähne als Ismena; der Vorderzahn schien dem Ausfallen nahe, worauf ein verdächtiger schwarzer Fleck schließen ließ.

In ihrer frühen Jugend hatten sie im Westen Irlands gelebt. Sie pflegten im Frühjahr nach Dublin zu kommen und dort vier Wochen in einem Hotel zu wohnen. Wie sie selbst sagten: um Kleider einzukaufen; ihre Freundinnen meinten indes: um sich nach einem Mann umzusehen. Keinesfalls wurde ihnen im Empfangszimmer des Hotels ein Heirathsantrag gemacht. Das geschah überhaupt erst, als Ismena nach Paris ging und Letitia allein in ihrem Häuschen im Westen zurückblieb. Während der Trennung waren beide drauf und dran sich zu vermählen; leider hielt es Ismena für nöthig, nach Irland heimzustürzen, um ihre Schwester mit ihrem Bräutigam bekannt zu machen; Letitia brachte gleichfalls ihren Bewerber vom Lande mit. Als die jungen Leute die Schwestern beisammen sahen, war keiner mehr so für seine Braut entflammt wie vorher. Tauschen wollten sie auch nicht; vereint, schien ihnen keine mehr recht zu gefallen: da gaben die jungen Leute das Verhältniß auf.

Nach diesem kläglichen Ereigniß kamen sie nur noch im Stillen nach Dublin; sie blieben bloß ein paar Tage in der Stadt und kehrten heim, sobald ihre Kleider bei der Schneiderin fertig waren.

So vergingen viele Jahre. Sie waren schon ältlicher, als sie ein Haus in Stanhope Terrace erbten, und zogen nun für immer nach Dublin. Sie hatten sich oft vorgenommen, ins Ausland zu reisen, hatten es jedoch nie ausgeführt, bis der Doktor Letitia einen Aufenthalt im Ausland verordnete. Nun sie einmal in Aix waren, stand ihnen nichts im Wege, auch nach Rom zu gehen, wenn die Saison in Aix vorüber und die Bäder Letitia gut bekommen wären. Besonders freuten sie sich auf Genf und bedauerten, daß man den Montblanc nicht von Aix aus sehen könne. Ismena tröstete Letitia: sie müsse sich den Montblanc aus dem Kopf schlagen, dürfe nur an ihre Gesundheit denken. Jeden Morgen nach der Messe nahmen sie ein Bad; nach einem kurzen Spaziergang kehrten sie dann um die Mittagszeit in die Pension zurück. Nachmittags machten sie Ausfahrten an dem grünen See und bewunderten die Berge. Abends wurde in der Pension stets musizirt; zwar konnten beide nicht Klavier spielen und singen, aber sie hatten die Musik gern.

Ihre Lektüre vermißten sie allerdings etwas, doch ungefähr eine Woche nach ihrer Ankunft entdeckten sie, daß es eine englische Leihbibliothek in der Stadt gäbe.

Ehe sie Dublin verlassen, hatten sie Mrs. Henry Wood angefangen: Letitia hielt mitten im zwölften Band, Ismena war mit dem dreizehnten fast zu Ende. Der Herr in der Bibliothek sagte, er könne ihnen alle Werke dieser Schriftstellerin verschaffen — ein Grund mehr, daß sie von ihrer Reise nach dem Süden sehr befriedigt sprachen. Nichts beeinträchtigte ihr Glück, abgesehen davon, daß sie gezwungen waren, in verschiedenen Zimmern zu schlafen. Und auch dieser kleine Schatten sollte jetzt verschwinden, denn die Leute, die das Zimmer mit den beiden Betten bewohnten, gingen fort, und nun erhob sich die Frage, ob sie ihre einzelnen Zimmer aufgeben sollten.

*) Deutsch von Max Meyerfeld.

Ismena verzehrte sich gerade nicht in Ungeduld, mit ihrer Schwester zusammen zu schlafen, war jedoch überrascht, als Letitia sagte, es sei kaum noch der Mühe werth zu wechseln, da sie ja bald heim reisten; und sie blieb auch bei dieser Antwort, als sie ihre Schwester morgens im Bad deswegen zur Rede stellte.

Letitia hatte in ihrem Zimmer ein Buch gefunden — ein Buch, das sie mehr interessirte als alles, was sie bisher gelesen. Beim Abrücken einer Kommode war es herabgefallen: ein französischer Roman von vielen hundert, noch dazu eng gedruckten Seiten. Trotzdem war Letitia sofort davon gefesselt. Sie hatte eine Seite aufgeschlagen, die sie leicht verstand: es war die Rede von der schönen Tochter eines Pächters, die einen Landarzt heirathen sollte. Der Verfasser erzählte, daß, als Emma ihren seidenen Sonnenschirm aufspannte, die Tropfen hörbar auf die aufgespannte Seide aufschlugen. Etwas Aehnliches hatte sie nie bei Sir Walter Scott oder Mrs. Henry Wood gelesen. Die Regentropfen, die auf dem seidenen Sonnenschirm niederklatschten, erregten ihr Erstaunen; sie konnte den kalten Regen auf der Seide förmlich fühlen und hören. Als sie an diesem Nachmittag am Ufer des segelloien, grünen Sees spazieren fuhren, merkte ihre Schwester, daß sie ein bischen zerstreut war. Ismena bewunderte die Reben und meinte, es sei köstlich, die Zeit der Weinlese im Süden mitzumachen; Letitia aber dachte an das, was sie kurz vorher gelesen. Da wurde die Pächterstochter nach ihrer Vermählung beschrieben: wie Emma eines Tages auf den Wiesen spazieren ging, in Gedanken verlunken, ob ihr Leben denn stets das gleiche bleiben werde; und ihre Gedanken bewegten sich immer im Kreis wie der kleine italienische Windhund, der vor ihr herlief. Die Stelle hatte auf Letitia einen solchen Eindruck gemacht, daß sie das Buch nicht einmal, nein mehrmals lesen wollte. Aber in ein paar Tagen ging's ja nach Dublin zurück, und sie konnte in der Zeit das Buch nicht auslesen, kaum in drei Wochen.

Wahrscheinlich hatte ein früherer Bewohner ihres Zimmers das Buch vergessen. Sie mochte sich nicht gern aneignen, was ihr nicht gehörte, und sie konnte es nicht dalassen, sonst hätten die Leute in der Pension geglaubt, sie habe das Buch gekauft, es sei ihr Eigenthum. So überlegte sie die letzten drei Tage hin und her, was sie damit anfangen sollte. In den Koffer packen konnte sie es nicht, Ismena würde es dann sicher finden. Die brauchte aber nichts davon zu wissen, daß sie das Buch gelesen hatte; Ismena sollte es nicht selbst lesen, und sie wollte es nicht mit ihr besprechen. Ueber Scott, Dickens, Thackeray kann man sich unterhalten, aber man kann sich nicht mit seiner Schwester über Gefühle unterhalten, die man nie gehabt haben sollte. Schließlich steckte sie das Buch in die Tasche, die sie unter dem Rock hatte, und es war ihr auf der Reise recht lästig. Nur mit Mühe konnte sie ihr Portemonnaie hervorholen, als sie Ismena am Bahnhofschalter darum bat; das Buch puffte sie beim Gehen an den Beinen, aber sie machte sich nichts daraus. Nur der Gedanke, sie habe das Buch gestohlen, beunruhigte sie, doch das Verlangen, zu wissen, was aus Emma wurde, war noch stärker. Sie malte sich das Vergnügen aus, das Buch im Garten zu lesen.

Wirklich, beinah zu allererst versteckte sie ihr Buch im Geräthhaus. Nur im Garten konnte sie darin lesen; in der guten Stube las sie Scott mit Ismena. Hier stand mitten auf dem abgetretenen Teppich ein Tisch aus Rosenholz; die Tapete war fleckig und staubig; an den Wänden hingen schlechte Stiche gefühlvoller Bilder, darunter farbige Lithographien von den Bauern in den Pyrenäen und von vergessenen Primadonnen. Hier in der guten Stube pflegten Ismena und Letitia auf dem kleinen grünen Sopha oder in den alten Lehnsesseln zu sitzen und die Bücher zu lesen, die allwöchentlich aus der Leihbibliothek kamen. Sie lasen stets dieselben Romane, sonst hätten sie sich ja nicht darüber unterhalten können, und es machte ihnen Freude, das Schicksal der Helden und Heldinnen abends zu besprechen, ehe sie die Kerze anzündeten und schlafen gingen. Ismena traf die Auswahl, weil sie planmäßiger verfuhr als Letitia; ihre Ansicht ging dahin, man müsse einen Autor vom ersten bis zum letzten Werke lesen, wenn man irgend welchen Vortheil aus ihm ziehen wolle. Sie bevorzugte die Schriftsteller historischer Richtung und ließ Letitias Geschmack, der dem Modern-Sentimentalen zuneigte, nicht aufkommen. Die Nachmittage und Abende waren hauptsächlich der Lektüre gewidmet. Den Haushalt und die Gartenarbeit erledigten sie reihum. Um ½11 Uhr trennten sie sich jeden Morgen für eine Weile. Die eine nahm den Schlüsselkorb, die andere sah nach dem Wetter; wenn's nicht regnete, zog sie ihre Gartenhandschuhe an.

Jetzt waren sie gerade dabei, die Waverley-Romane gründlich zu lesen.

„Du scheinst Dir ja nichts aus dem „Alten Sterblich" zu machen?"

„Ich bewundere ihn, aber ich habe keine Lust, ihn zu lesen. Wie viele Romane sind noch außerdem in der Sammlung, Ismena?"

„Dreizehn oder vierzehn, wenn ich recht weiß; wir sollten bis Februar damit fertig sein."

In diesen Romanen sah Letitia nur Panzer und Festungswälle, und sie beschloß eine Anzahl Seiten zu überschlagen, wenn Ismena in die Küche ginge.

„Ehe wir nach Aix gingen, haben wir Mrs. Henry Wood angefangen. Du wolltest sie doch unbedingt lesen und bist nicht damit zu Ende gekommen."

„Ich hab' achtzehn gelesen, dann hab' ich die Personen verwechselt und die Geschichten durcheinander geworfen. Jetzt hab' ich zwölf Bände Scott hinter mir, gelernt hab' ich nichts daraus, scheint mir."

„Wie meinst Du das, Letitia?"

„Na, vom Leben lernt man doch nichts."

Bis zu einem gewissen Grad war Letitias Bemerkung richtig. Ismena dachte nach, ehe sie antwortete:

„Felix Holt hat Dir nicht gefallen, Du hast ihn nie ausgelesen; Du sagtest damals, ein Roman solle amüsiren, nicht belehren."

„Felix Holt handelt doch von Demokratie, Sozialismus und Methodismus, nicht wahr? Ich möchte gern etwas lesen, das ins Leben greift, was die Menschen wirklich fühlen. Ich kann mich nicht besser ausdrücken, Ismena. Siehst Du, man möchte gern etwas lesen, das man erlebt hat oder doch erlebt haben könnte."

„Ich bitte Dich, über unser Leben könnte doch keiner 'nen Roman schreiben; darin hat sich nichts Besonderes zugetragen."

Als Letitia hörte, wie sie in die Küche hinunterging, legte sie das Buchzeichen einige zwanzig Seiten weiter. Dann sah sie zum Fenster hinaus: es war bewölkt, aber noch schön — nun hielt sie den Augenblick für gekommen, in den Garten zu gehen.

Das Häuschen für die Geräthschaften lag am Ende eines Baumgangs; hier konnte Letitia ungestört lesen, sobald das Gartenthor aufging, konnte sie ihren Roman hinter den losen Brettern verstecken.

Gewöhnlich vermochte sie eine Stunde täglich für sich zu erübrigen. Sie las von Emmas Liebe zu Rudolph: die Scene, wo sie ihn zum letzten Male im Garten sieht, machte einen sehr starken Eindruck auf sie. Während sie mit ihrer Schwester von gleichgültigen Dingen sprach, dachte sie daran, wie der reife Pfirsich mitten in der stillen Nacht klatschend vom Stengel herabgefallen war. Ein wie leidenschaftliches Verlangen beherrschte diese Frau des Landarztes! Immer harrte sie auf etwas, das über ihr Leben hinausging, während ihr Gatte in seinem Leben volle Befriedigung fand. Dann war da die Beschreibung, wie Emma in der Frühe zum Fenster hinausblickte und ihren Mann beobachtete, wenn er fortritt, um seine Krankenbesuche zu machen. Später brachte ein Handlungsgehilfe neue Begehrlichkeit in ihr nutzloses Dasein. Letitia wurde außerordentlich gefesselt von der Stelle, die den Mann schilderte, wie er an der Seite seiner Frau liegt und an das kleine Mädchen in der

Wiege denkt, wie es aussehen wird, wenn es heranwächst u. s. f., während Emma von einer romantischen Flucht träumt in einem Wagen, den vier Pferde über die Gebirgspässe ziehen; sie hörte kaum ihren Mann athmen, so gespannt lauschte sie dem Geklingel der Pferdeglöckchen und dem Geräusch der Wasserfälle in der Ferne. Die Beschreibung der Zusammenkünfte zwischen Emma und dem Handlungsgehilfen in dem Gasthof in Rauen entsetzte Letitia. Manchmal dachte sie, sie könne es nicht rechtfertigen weiter zu lesen, aber ihre Bedenken wurden von Bestürzung und Neugier übertönt.

Das Gartenthor fiel krachend zu, rasch steckte sie das Buch hinter das lose Holzwerk des Schuppens, griff nach einem Rechen und ging ihrer Schwester entgegen.

Ismena wollte ihre Schwester fragen, ob sie das französische Wörterbuch gesehen habe. Sie hatte an eine ihrer Freundinnen in Aix geschrieben und wollte ein Wort nachschlagen. Letitia sagte, das Wörterbuch müsse wohl im Lesezimmer sein, und beschloß, es dorthin zu legen, wenn sie hineingingen, um zu Mittag zu essen.

Sie gingen über den Rasen an den kahlen Rabatten vorbei. Die Sonnenblumen waren schon verwelkt, die Georginen zum Winter aufbewahrt worden, aber die Astern blühten noch.

Nach dem Mittagessen gingen die Schwestern zusammen aus, um Besuche zu machen. Am nächsten Tage regnete es. Es regnete die ganze Woche, und sie lasen unter dem großen, altmodischen Leuchter die Waverley-Romane. Letitia hatte oft vor, ihren Gummimantel anzuziehen und ins Geräthhaus hinabzulaufen, um ihr Buch zu holen. Die Waverley-Romane waren Bücher, Mrs. Henry Wood's Romane desgleichen, aber dieses Buch war das Leben oder kam ihm doch sehr nahe. Letitia wußte, daß sie nie mehr vom Leben erfahren würde, und wartete ungeduldig auf einen trockenen Tag. Hörte es aber einmal eine Stunde auf, dann war Ismena bei ihr, und es hatte den Anschein, als sollte sie mit den Waverley-Romanen fertig werden, ehe sie wieder in den Garten käme. Sie versuchte jetzt, den „Talisman" zu lesen, aber es wollte ihr nicht recht gelingen, und sie mußte das Buchzeichen weiter rücken, um Ismena zu täuschen. Schließlich überschlug sie die letzte Hälfte des Buches. Sie that so, als ob sie läse, in Wirklichkeit weilten ihre Gedanken bei Emma und dem Wucherer. Es gab nur einen Schluß — das Kloster, oder vielleicht starb der Mann, dann konnte sie den Handlungsgehilfen heirathen. Aber dann bliebe ja die Strafe für ihre Sünden aus. Ferner war da noch ihr erster Liebhaber Rudolph: wollte sie ihn heirathen, so müßte nicht nur ihr Mann, sondern auch der Handlungsgehilfe sterben. So hätte es bei Scott oder Mrs. Henry Wood geendet. Letitia war begierig.

Endlich kam ein schöner Tag; doch an dem Morgen wachte Letitia mit Halsschmerzen auf, und sie wurden während des Tages immer schlimmer. Am nächsten Tag konnte sie kaum noch sprechen, Ismena mußte den Doktor rufen lassen; aber er versicherte, sie brauche sich nicht zu ängstigen, Diphtheritis habe ihre Schwester nicht.

Eine Stunde später wurde Besuch angemeldet; Ismena empfing die Dame. Diese wollte einen Spezialisten schicken, doch Ismena ließ sich niemals dreinreden .... Zwei Tage darauf war Letitia todt. Sie starb am Abend des folgenden Tages. Gegen vier Uhr deutete sie durch Zeichen an, daß sie etwas aufzuschreiben wünsche. Ismena reichte ihr einen Bogen Papier und einen Bleistift, und sie schrieb: „In der Laube liegt ein Packet." Sie hoffte, wenn es ihr besser ginge, das Buch im Bett zu lesen; wenn sich ihr Zustand verschlimmere, wolle sie die Pflegerin bitten, es zu verbrennen.

Ismena brauchte sehr lange Zeit, das Buch zu finden, so sorgfältig war es versteckt. Während dessen war die Halsentzündung fortgeschritten, und als Ismena wiederkam, war Letitia todt.

Der Garten half Ismenen über ihren Schmerz hinweg. Sie grub dort das ganze Frühjahr hindurch, und im Juni bewunderte die Nachbarschaft ihre Blumenbeete. Als sie eines Tages über den Rasen nach der Laube zu ging, fiel ihr ein, daß sie von dort für ihre Schwester ein Packet geholt. Es hatte lange gedauert, bis sie es gefunden, und als sie es ihrer Schwester gebracht hatte, war diese schon todt. Sie verließ jetzt den Garten und suchte darnach; sie erinnerte sich, daß es wie ein Buch ausgesehen. Endlich fand sie es. Sie hatte das Buch vor langer Zeit in Frankreich gelesen. Sie dachte nach, wer ihr das Buch gegeben, was wohl aus ihm geworden sei, und stand lange da mit dem Blick auf die Bäume, die im Winde wehten.

„Wie ist Letitia nur zu dem Buch gekommen? Wer hat es ihr wohl gegeben? Jetzt weiß ich auch, warum sie so oft im Garten saß. Jetzt weiß ich auch, was aus dem französischen Wörterbuch geworden ist. Ach, wer hätte das je von Letitia gedacht?" —

George Moore.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Unser Reichsrathswahlrecht und die Taaffe'sche Wahlvorlage. Von Dr. Leo Wittmayer. Wien. Manz'scher Verlag.

Seit der Schaffung jenes unglückseligen Zwitterdings einer fünften Kurie ist die Wahlreform eine latente Frage der inneren Politik Oesterreichs. Gründlicher, als es bisher geschah, erörtert die vielversprechende Erstlingsarbeit die radikalen Schäden dieser Wahlnovelle. Da der Kritik eine wohldurchdachte Wahlrechtstheorie zur Grundlage dient, ist die Arbeit auch über ihr engeres Vaterland hinaus von Bedeutung. Dr. Wittmayer erblickt das Kennzeichen einer richtigen Wahlordnung in der Berücksichtigung des politischen Parteilebens. Diese naturnothwendigen Organisationen, deren Bedeutung die Staatsmänner längst erkannt haben, existiren für die Theorie des deutschen Staatsrechtes noch immer nicht. Es ist diese Blindheit gegen eine der lebendigsten Kräfte des politischen Lebens gemeinsames Erbgut aller Staatsrechtsjuristen und nicht die letzte Ursache der Unfruchtbarkeit, mit der alle wirren Theorien über den modernen Staat geschlagen sind. Indem der junge Autor mit dieser Verkennung der realen Potenzen des staatlichen Daseins bricht, den lebendigen Inhalt und nicht die scholastisch-juristische Formel zum Kriterium staatstheoretischer Untersuchung nimmt, hat er fruchtbaren Samen ausgestreut. Gerade die Erkenntniß des Wahlrechtes, des centralen Problems unserer staatlichen und autonomen Politik, würde unendlich gewinnen, wenn an Stelle juristischer Deduktionen eine nüchterne politisch-psychologische Betrachtung einträte.

R.

Postüberschüsse.

In Nr. 8 der „Nation" (S. 117, 118) habe ich in meinem Aufsatz „Postüberschüsse und Postdefizit" den Reinüberschuß der Reichspost für das Jahr 1901 auf 21,5 Millionen Mark angegeben. Bei Abfassung des Artikels lagen mir die endgültigen Zahlen der Poststatistik noch nicht vor, ich mußte mich an die provisorischen Zahlen halten, die kurz vorher im „Reichsanzeiger" veröffentlicht worden waren und nur annähernd richtig sind.

Der Postüberschuß für 1901 beträgt nach der neuesten Poststatistik aber 39 636 742 Mark brutto und 20 251 218 Mark netto, d. h. nach Abzug der einmaligen Ausgaben.

Friedenau bei Berlin. Arved Jürgenfohn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 10. Berlin, den 6. Dezember 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (3⅞ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * „ *.

Folgen des parlamentarischen Rechtsbruchs. Von Theodor Barth.

Die Bedeutung der landwirthschaftlichen Bevölkerung für die Wehrkraft des Deutschen Reiches. Von R. Kuczynski.

Parlamentsbriefe VII. Von Proteus.

König und Dichterin. Von Professor Richard M. Meyer.

Einige Bemerkungen über Wetterpropheten. Von Prof. R. Börnstein (Berlin-Wilmersdorf).

Von der Ehe, vom Tode und von der Liebe. Von Felix Poppenberg.

Michalko. Erzählung von Boleslaw Prüs.

Bücherbesprechung:

Dr. F. Arnold Mayer: Deutsche Thalia. Bespr. von — m.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Einigkeit über den Tarifentwurf der Regierung war endlich da, aber gleichzeitig ein Monstrum von Tarif von 946 Positionen; wie sollte man diesen Tarif durchbringen in wochenlanger, mühevoller Arbeit, während doch die Anhänger des Kompromisses den Reichstag immer wieder beschlußunfähig machten, denn die Jagd und verwandte Beschäftigungen gestatteten ihnen nicht, ihre Pflichten als Volksvertreter zu erfüllen.

Das Problem war mithin das Tarifgesetz durchzubringen und doch gleichzeitig den eigenen Parteigenossen zu ermöglichen, daß sie demnächst wieder pflichtvergessen den Reichstagssitzungen fernbleiben können.

Kein Parlament der Welt verfügt über Einrichtungen, die es einer Majorität gestatten, die Sitzungen zu schwänzen und dennoch Gesetzentwürfe zur Annahme zu bringen von unerhörter Weitschichtigkeit und von einer Bedeutung, die die schroffsten Gegensätze hervorrufen muß. Da man beides, Schwänzen und Durchbringen, im deutschen Reichstage zugleich wollte, da andererseits nicht die geringste Hoffnung bestand, die eigenen Parteigenossen zur Pflichterfüllung zu erziehen, so bediente man sich der Vergewaltigung. Jenen Majoritäten, die zugleich geistlos und frivol sind, kann natürlich nichts anderes einfallen, um ihren Willen durchzusetzen, als die Gewaltthat.

Auch die Gewaltthat kann noch mit einer gewissen planmäßigen Voraussicht durchgeführt werden. Dieser Majorität fehlt jede vorausschauende Planmäßigkeit in ihrem Vorgehen, sie sprengte die Geschäftsordnung in die Luft, um morgen das, was sie an Stelle des Alten gesetzt hatte, als unbrauchbar wieder zu beseitigen. Hatte die Minorität sich der Geschäftsordnung, so lange geordnete Verhandlungen geführt werden konnten, bedient, um den Tarifentwurf, den sie für verderblich hält, zu Falle zu bringen, so zertrümmerte die Majorität die Geschäftsordnung und jede Ordnung im Hause, damit der Tarif Gesetz werde.

Es ist nicht im Geringsten verwunderlich, daß die konservativen Reaktionäre diesen Weg mit Genugthuung beschritten haben; wenn der Parlamentarismus in Deutschland eingeengt wird, so bedeutet das noch mehr als eine Erhöhung der agrarischen Zollsätze. Wäre man gar des allgemeinen Wahlrechts ledig, dann kann die Ausplünderung der breiten Masse des Volkes weit bequemer und erfolgreicher betrieben werden. Daß das Centrum mitgeht, läßt sich wenigstens begreifen. Das Junkerthum ist in ihm stark und die ultramontane Reaktion ist im innersten Wesen der protestantisch-junkerlichen Reaktion verwandt genug, nur in dogmatischen Fragen geht man auseinander, und die treten natürlich zurück, wenn es sich um die heiligen Zölle und um die Beseitigung der Volksrechte handelt. Freilich ein Windthorst und selbst ein Lieber hätten über die Gegenwart die Möglichkeiten der Zukunft nicht vergessen; der vergangene Kulturkampf wäre ihnen eine Lehre gewesen. Die Allianz des Junkerthums und Centrums ist nicht überraschend, und zu ihnen treten nun die Nationalliberalen, die in Eisenach soeben beschlossen hatten, daß der liberale Grundcharakter der Partei nicht verwischt und in Zukunft stärker betont werden müsse; auch sie vergewaltigen die Geschäftsordnung und auch sie finden es richtig und parlamentarisch zulässig, daß der gesammte Zolltarif ohne Debatte, ohne Erörterung, en bloc angenommen werde; so die große Majorität der Partei im Reichstage, doch nicht so die angesehensten Blätter der Partei, die die Anschauungen der nationalliberalen Wählerschaft darstellen.

Die „National-Zeitung" hat sich in dieser ernsten Krisis ein außerordentliches Verdienst erworben; ohne Zögern charakterisirte sie die Gewaltthaten der Reichstagsmajorität als Gewaltthaten; der „Hannoversche Courier", die „Königsberger Allgemeine Zeitung", die „Magdeburger

Zeitung", der „Hamburger Korrespondent", die „Münchener Neuesten Nachrichten" und andere Blätter in Norddeutschland wie in Süddeutschland folgten. Das erste Ergebniß der Politik der Bassermann, Paasche, Sattler ist also, daß das Gefüge der nationalliberalen Partei schon jetzt bedenklich erschüttert erscheint. Und wir stehen doch nur am Anfang.

Die Kreuzzeitungs-Partei und das Centrum wissen, was sie wollen; für sie kommt es darauf an, die Nationalliberalen mitzuschleifen. Wohin? Die „Kreuzzeitung" erklärt, daß man der Bestie den Zaum anlegen müsse, natürlich der oppositionellen Bestie; deutlicher ausgedrückt heißt das: Beseitigung des Reichstagswahlrechtes; Schaffung eines neuen Sozialistengesetzes; die Sozialisten sollen nur noch das Objekt der gesetzgeberischen Weisheit des Junkerthums sein; sie selbst sollen an der Gesetzgebung nicht ferner sich betheiligen können. Mit einem Worte Herrschaft, des Junkerthums im Interesse des Großgrundbesitzes. Für das Centrum aber ist zu sorgen durch Aufhebung des Jesuitengesetzes, eine Forderung, die den Nationalliberalen sehr lieblich in den Ohren klingen muß; die lex Heinze hat wieder aufzuleben und in Preußen ein Unterrichtsgesetz, wie es Herr von Zedlitz vorgelegt hat.

Die freikonservative „Post" zeichnet die Sachlage vollständig zutreffend, wenn sie Folgendes sagt:

„Nationalliberale, Centrumsmänner, Freikonservative und Deutschkonservative werden bei den nächsten Reichstagswahlen Schulter an Schulter in derselben Front gegen die Sozialdemokratie zu kämpfen haben. . . . Ein Reichstagswahlkampf von zweifellos bisher kaum je dagewesener Heftigkeit, in welchem von den Nationalliberalen bis zum äußersten rechten Flügel der Konservativen alles fest gegen die Sozialdemokratie zusammensteht, macht naturgemäß eine Vereinigung aller Liberalen, sowie der Sozialdemokraten zur gemeinsamen Bekämpfung der Konservativen beider Richtungen bei den preußischen Landtagswahlen zur Unmöglichkeit. Eine Partei, welche in wenigen Monaten einen solchen gänzlichen Frontwechsel vollzöge, machte sich für alle Zeiten gänzlich unmöglich; deshalb geht mit der Verständigung auf den Antrag von Kardorff und dessen entschlossene Durchführung gegen die obstruirende Minderheit auch der schöne Plan der Vereinigung aller Liberalen einschließlich der Sozialdemokraten zur Bekämpfung der Agrarkonservativen in Preußen in die Brüche."

Natürlich, man kann nicht mit den Konservativen und mit dem Centrum gemeinsam der politischen Freiheit und dem Parlamentarismus tiefe Wunden schlagen und alsdann noch als Kämpfer gegen die Reaktion verwendbar bleiben. Die jetzt begangenen Thaten der nationalliberalen Parlamentarier haben ihre Konsequenzen, und diese bestehen darin, daß die extremsten Elemente der Reaktion zu überwiegendem Einfluß gelangen müssen; wie andererseits auch die Sozialdemokratie aus diesen Kämpfen eine außerordentliche Stärkung erfahren wird. Bei dieser Zuspitzung der Gegensätze wird naturgemäß der Raum um so schmäler für eine mittlere Richtung. Den nationalliberalen Parteiführern im Parlament ist es geglückt, den Boden für die eigene Partei zu untergraben.

Also das bisherige Fazit: Vielleicht wird unter immer neuen, sich steigernden Vergewaltigungen ein Tarifentwurf Gesetz, dessen verderbliche Bestimmungen und Widersinnigkeiten mangels jeder erneuten sachlichen Berathung niemand im Augenblick vollständig zu übersehen vermag; und daß dieses in das Wirthschaftsleben so tief eingreifende Gesetz alsdann auch praktische Bedeutung erlangt, ist nicht unwahrscheinlich, da eine Regierung, die so schwach ist, die jetzige Entwicklung innerhalb des Reichstags sich vollziehen zu lassen, auch schwach genug sein kann, um es zuzulassen, daß die Agrarier den Abschluß von brauchbaren Handelsverträgen überhaupt verhindern. Dazu kommt die Beugung von Recht und Ordnung im Reichstag und als weitere Wirkung die äußerste Verschärfung der Gegensätze im politischen Leben Deutschlands, die den extremsten Parteien besonders erwünscht sein muß. So ist es denn natürlich, daß eine tiefe Erregung durch die deutsche Presse und das deutsche Volk zittert und daß auf allen Seiten die Empfindung vorhanden ist, wir sind inmitten einer überaus ernsten Krisis. Man darf behaupten, seit den großen Entscheidungen über die deutschen Geschicke und vor allem seitdem aus den starken Händen des Fürsten Bismarck die Zügel des Regiments genommen worden sind, war Deutschland niemals einer so tiefgehenden und folgenschweren politischen Erschütterung ausgesetzt, wie in diesem Augenblick.

Die Regierung aber behauptet, daß sie die Vorgänge im Reichstag durchaus nichts angingen. Es handelt sich ja nur um die Geschäftsordnung des Reichstages, und die hat dieser selbst zu erledigen. Zweifellos. Aber die Wirkungen, die sich als Folgeerscheinung der Vorgänge im Reichstage ergeben, werden auch an der Reichsregierung und an der königlich preußischen Regierung und am Reich und an Preußen nicht spurlos vorübergehen. Und Graf Bülow wird schnell empfinden, daß sich in Deutschland mehr geändert hat, als nur die Geschäftsordnung des Reichstages.

Nur keine inneren Krisen — wir sind mittendrin, und die wirthschaftliche und politische Zukunft des Reiches treibt auf dem Meer entfesselter Leidenschaften. Eine Regierung, der jede Voraussicht für das politisch Mögliche fehlte, wähnte, die berühmte „Mittellinie" gefunden zu haben; aus den Reichstagsverhandlungen ersieht man, mit welchem Scharfsinn diese mittlere Linie gezogen ist.

Für politische Indifferenz ist fürder kein Raum in Deutschland, und wenn das Bürgerthum auf absehbare Zeit nicht addiziren will Junkerthum, Klerikalen und Sozialdemokraten das Feld überlassen will, so ist es höchste Zeit, sich zu entschiedener Stellungnahme aufzuraffen.

Es wächst die Hoffnung für eine Gesundung unserer politischen Zustände, seitdem auch die großen nationalliberalen Organe die Sturmglocke läuten.

Aus Wien und Pest wird gleichzeitig gemeldet, daß die österreichisch-ungarische Monarchie wegen des deutschen Tarifes den Handelsvertrag mit Deutschland zu kündigen gedenke. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rußland das nämliche thut, und dann sind wir der handelspolitischen Anarchie um einen wesentlichen Schritt näher. Jene Entschlußfähigkeit und Voraussicht besaß die deutsche Regierung nicht, sich zu dem konservativen Programm zu bekennen: die bestehenden Handelsverträge einfach zu verlängern.

Ueber die Räumung Schanghais ist es zwischen den Mächten zu einer Verständigung gekommen. Alle vertretenen Staaten werden ihre Truppen zurückziehen. Auch das deutsche Reich macht keine Schwierigkeiten mehr, seitdem China sich dem Deutschen Reich gegenüber verpflichtet hat, im Thal des Yangtsekiang keinem Staat besondere Vergünstigungen zuzuwenden.

England und Deutschland sind übereingekommen, gemeinsam, und wenn es sein muß, mit bewaffneter Hand ihre Ansprüche gegen Venezuela zur Geltung zu bringen.

Präsident Roosevelt hat an den Kongreß der Vereinigten Staaten eine Botschaft gerichtet. Er behandelt in seiner Botschaft die Frage der Trusts, der Monopole und des Schutzzolles; aber was er sagt, bleibt in der luftigen Höhe der allgemeinsten Allgemeinheiten, und nur eines ist klar ersichtlich: einschneidende Maßregeln befürwortet Präsident Roosevelt nicht. Er, der ursprünglich so kühn seine eigenen Wege wandeln wollte, hat sich der Parteisuchtel gebeugt.

* * *

Digitized by Google

Folgen des parlamentarischen Rechtsbruchs.

Unfähigkeit und Brutalität sind eng verknüpft. Wer die biegsame Gerte des Witzes nicht zu handhaben versteht, greift zum Besenstiel der Grobheit. Wer im parlamentarischen Leben von Umsicht und Besonnenheit verlassen wird, durchbricht die Schranken des Rechts, ohne dessen strikte Befolgung eine gesetzgebende Körperschaft zur Karrikatur herabsinkt. Die gegenwärtige reaktionäre Mehrheit des Reichstags — „reaktionär bis in die Knochen", wie der Nationalliberale Bassermann sich vor einiger Zeit ausdrückte — hat in der Behandlung der Zolltarifvorlage durch eigene Fehler, durch falsche Taktik, durch Maßlosigkeit in der Verfolgung materieller Vortheile, durch Liederlichkeit in der Formulirung von Anträgen, durch Gewissenlosigkeit in der Ausübung des Mandats eine Situation geschaffen, bei der in ordnungsmäßiger Berathung die Zolltarifvorlage der Regierung unmöglich durchzubringen war.

Sie schickte sich deshalb zu dem Gewaltakt des Antrages von Kardorff an und fand dabei zum Staunen und Entsetzen rechtliebender und noch nicht ganz von der Besonnenheit verlassener Nationalliberaler im Lande die Mitwirkung der nationalliberalen Fraktion. Dieser Antrag Kardorff, der die zitaeite Lesung eines weitschichtigen, 946 Positionen umfassenden, Zolltarifs durch eine en bloc-Annahme ausschließen will, ist von so monströser Rechtswidrigkeit, von so plumper Brutalität, daß jeder Abgeordnete, der sich an diesem Attentat betheiligt hat, sammt allen, denen es mit der Bekämpfung dieses skandalösen Antrags nicht Ernst gewesen ist, auf die Anklagebank der öffentlichen Meinung gehören.

Es wäre lächerlich, nachdem am 2. Dezember, dem fünfzigsten Jahrestage des napoleonischen Staatsstreichs, sich im deutschen Reichstage eine Mehrheit gefunden hat, die diesem Gewaltakt das Mäntelchen einer formellen Abstimmung umhing, noch von dem Bestehen einer wirklichen Geschäftsordnung im Reichstage zu reden. Die unmittelbare Folge der Zulässigkeitserklärung des Antrags Kardorff war ein Tohuwabahu im Reichstage, das jeder Beschreibung spottet. Beschlüsse, die vor wenigen Tagen gefaßt waren, wurden umgestoßen, die Rechtmäßigkeit einer Praxis, die durch mehrere Präzedenzfälle an demselben Tage fixirt war, von derselben Mehrheit, die diese Praxis geschaffen hatte, bezweifelt; sogenannte Beschlüsse wurden gefaßt über Anträge, die noch garnicht zur Diskussion gestellt waren — kurzum, die Geschäftsordnung des Reichstags wurde noch am selben 2. Dezember zum reinen Kinderspott. Das ist der Fluch der bösen That! Die Ehre, die Würde und das Ansehen des Reichstags ist in den Staub getreten von einer Mehrheit, die kein Gefühl mehr für Recht und Billigkeit besitzt.

Und das alles, um eine Vorlage durchzudrücken, die nur darauf abzielt, das Renteneinkommen auf Kosten der großen Masse zu steigern. Die reaktionäre Gesellschaft weint Krokodilsthränen über die tumultuarischen Scenen im Reichstage. Aber so peinlich, vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, der wüste Lärm, das Ausstoßen von Schimpfworten und die Ausbrüche zügellosen Zornes sind, derartige Ausschreitungen sind nichts gegenüber der moralischen Depravation, die in den fortgesetzten Rechtsbrüchen der Mehrheit liegt. Verletzungen der öffentlichen Moral sind zehnmal schlimmer als Verletzungen der Formen guter Gesellschaft, und eine sittliche Empörung, so häßliche Formen sie auch annehmen mag, ist für das Gedeihen des Staates immer noch werthvoller als feige Gelassenheit gegenüber schnödem Unrecht. Von diesem 2. Dezember 1902 an beginnt ein neues Kapitel in der politischen Geschichte Deutschlands.

Es muß sich jetzt auch zeigen, was hinter den Redensarten von dem aufrichtig liberalen Bürgerthum in Stadt und Land steckt. Wer bei derartigen Anlässen versagt, hat abgewirthschaftet. Junker und Pfaffen können ihn mit Recht als Gefolgsmann für sich in Anspruch nehmen.

Theodor Barth.

Die Bedeutung der landwirthschaftlichen Bevölkerung für die Wehrkraft des Deutschen Reiches.

Am 30. Oktober 1897 erschien in der „Nation" unter dem Titel „Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft" ein Aufsatz von Lujo Brentano, welcher die öffentliche Meinung in den seitdem verflossenen 5 Jahren dauernd beschäftigt hat. Insbesondere war es die eine Schlußfolgerung Brentano's, daß die deutsche Armee sich gegenwärtig zu nur mehr weniger als einem Drittel aus überwiegend landwirthschaftlichen, zu mehr als zwei Dritteln aus überwiegend Industrie und Handel treibenden Distrikten rekrutirt, welche die Aufmerksamkeit weiter Kreise erregte. Die Fluth von Angriffen gegen diese These in der Tagespresse, in politischen und wissenschaftlichen Zeitschriften und in den Parlamenten einerseits und andererseits der Umstand, daß von solchen, die die Richtigkeit der Brentano'schen Feststellung zugaben, wiederholt der Versuch gemacht wurde, ihre Bedeutung dadurch abzuschwächen, daß man auf eine erheblich größere relative Wehrfähigkeit der landwirthschaftlichen, gegenüber der gewerblichen Bevölkerung hinweisen zu können glaubte, gaben den Anlaß zu dem im Januar 1900 veröffentlichten, von Brentano und mir gemeinsam verfaßten Buche „Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft".*) Die wesentlichsten Ergebnisse dieser Schrift waren: Alle Versuche, die oben erwähnte Schlußfolgerung Brentano's zu widerlegen, halten einer kritischen Würdigung nicht Stand. Eine erhebliche Ueberlegenheit der landwirthschaftlichen gegenüber den industriellen Stellungspflichtigen ist nicht bewiesen worden. Vielmehr weist das vorhandene, allerdings recht unzureichende Material darauf hin, daß ein erheblicher Unterschied nicht besteht. Wie der Aufsatz Brentano's in der „Nation", so hatte auch dieses Buch einen Strom von Gegenäußerungen zur Folge. Es wurde aber auch insbesondere von mehreren Untersuchungen größeren Maßstabes gefolgt: Die deutsche Reichsregierung ordnete eingehende Erhebungen über den Beruf und die Herkunft der Militärpflichtigen an; das württembergische statistische Landesamt erwirkte sich die Benutzung des Materials der Oberersatzkommission des Königreichs für ein Jahrzehnt; die medizinische Fakultät der Universität München machte die Frage zum Gegenstand ihrer Preisaufgabe für das Jahr 1900/01 und abermals für das Jahr 1901/02; endlich setzte der Deutsche Landwirthschaftsrath die Frage der Bedeutung der landwirtschaftlichen Bevölkerung für die Wehrkraft des Deutschen Reiches auf die Tagesordnung seiner XXX. Plenarversammlung, die im Februar 1902 in Berlin tagte. Die Ergebnisse der Erhebungen des Reiches sind bisher nicht bekannt geworden; ebensowenig ist eine Bearbeitung der Münchener Preisaufgabe bisher im Druck erschienen. Das württembergische statistische Amt hat schon im Jahre 1901 eine eingehende Darstellung der württembergischen Untersuchung veröffentlicht; sie wird noch im Folgenden skizzirt werden. Die einschlägigen Verhandlungen des Deutschen Landwirthschaftsrathes endlich sind im vergangenen Sommer als Broschüre erschienen.**) Sie bestehen aus dem Referate von Sering-Berlin, dem kurzen Korreferate von v. Cetta-Reichertshausen und einer Reihe Anlagen aus der Feder von Sering, v. Cetta und Dr. Dade. Da Sering zugleich das statistische Material seiner Mitarbeiter, soweit es die eigentliche Frage der Tagesordnung betrifft, in seine Ausführungen einbezogen hat, so umfaßt eine Betrachtung seiner Untersuchung die gesammte Veröffentlichung des Deutschen Landwirthschaftsrathes über diese Frage.

*) Stuttgart 1900.

**) Die Bedeutung der landwirthschaftlichen Bevölkerung für die Wehrkraft des Deutschen Reiches. Sonderabdruck aus dem Archiv des Deutschen Landwirthsrathes. XXVI. Jahrgang 1902, Berlin.

Digitized by Google

Sering beginnt nun seine Ausführungen mit einer Untersuchung des Antheils der für tauglich Befundenen unter der Gesammtzahl der endgiltig abgefertigten militärpflichtigen Personen in den einzelnen Armeekorps-Bezirken des Deutschen Reiches. Die Ergebnisse eben einer solchen Untersuchung hatte ich in der oben erwähnten Schrift folgendermaßen zusammengefaßt (S. 86):

„Betrachtet man die fünfjährige Periode von 1893—97, so spricht vor allem gegen die Ansicht, daß der mehr oder weniger große Antheil der landwirthschaftlichen an der Gesammtbevölkerung von entscheidendem Einflusse auf die Qaote der Ausgehobenen sei, der Umstand, daß unter den 13 Bezirken, welche einen stärkeren Antheil landwirthschaftlicher Bevölkerung als das Reich in seinem Durchschnitt aufweisen, der VI., X., XIV., sowie der 2. bonerische Bezirk weniger Taugliche liefern als der Reichsdurchschnitt, während unter den sieben Bezirken mit einer schwächeren landwirthschoftlichen Bevölkerung der VII., VIII., IX. und XI. zum mindesten durchschnittliche Zahlen liefern. Am tiefsten steht der VI. Bezirk mit seiner, wie gezeigt, durchschnittlichen Berufsgliederung."

Im Hinblick drauf nämlich, daß in der vorangehenden Diskussion der VI. Bezirk von den verschiedensten Seiten als besonders stark industriell angesprochen worden war, hatte ich ausgeführt (S. 82):

„In diesem Distrikte, welcher die Regierungsbezirke Breslau und Oppeln und damit $^3/_5$ (66,24 Proz.) der Fläche und reichlich $^3/_4$ (75,79 Proz.) der Bevölkerung der Provinz Schlesien umfaßt, entfielen nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895 von 1000 Personen der Gesammtbevölkerung 365,2 auf die Landwirthschaft, gegen 357,4 im Durchschnitte des Deutschen Reiches, und 404,2 auf die Industrie gegen 391,2 im Reiche. Von 1000 Personen der landwirthschaftlichen, industriellen und Handelsbevölkerung kamen 422,0 auf die Landwirthschaft gegen 413,7 im Reiche, 467,0 auf die Industrie gegen 452,9 im Reiche. Es dürfte also kaum angängig sein, diesen Bezirk als besonders stark industriell zu bezeichnen."

Ohne zu diesen Ausführungen Stellung zu nehmen, meint Sering (S. 4—6):

„Suchen wir die Tauglichkeitsquote zu den allgemeinen Lebensbedingungen der Bevölkerung in Beziehung zu setzen, so müssen wir zunächst, wie üblich, die ostelbischen Landschaften gesondert betrachten. Der Osten bildet ein nach vielen Richtungen hin vom übrigen Deutschland verschiedenes, in sich aber einigermaßen gleichartiges Gebiet. . . . . Von den sechs Korpsbezirken, die ausschließlich ostelbisches Gebiet umfassen, zeichnen sich nun vier durch hohe Tauglichkeitsziffern aus. Es sind die am meisten agrarischen Gebiete des Ostens und des Reiches überhaupt, nämlich Ostpreußen (I. Armeekorps), Westpreußen (XVII. Korps), Pommern mit dem Reg.-Bez. Bromberg (II Korps) und Nieder-Schlesien mit dem Reg.-Bez. Posen (V. Korps). Sie alle stehen Jahr für Jahr beträchtlich über dem Reichsdurchschnitt. Sie stellen prozentuell mehr Leute zum Waffendienst, als — mit einer noch zu nennenden Ausnahme [Elsaß (XV. Korps) und Lothringen (XVI. Korps) d. Verf.] — irgend ein anderes deutsches Rekrutirungsgebiet. Aber an jene agrarischen Provinzen stoßen im Süden und Südwesten zwei Korpsbezirke, welche in jeder anderen Hinsicht den übrigen oder doch den nächst benachbarten östlichen Aushebungsbezirken analoge Verhältnisse aufweisen, und sich nur durch ihre städtisch-industrielle Entwicklung von ihnen unterscheiden. Es sind die Bezirke des III. und VI. Armeekorps. Der eine umfaßt außer der Provinz Brandenburg die Millionenstadt Berlin. Zu dem andern gehören die Reg.-Bez Breslau und Oppeln und damit die großen Industriezentren, die Kohlen- und Eisenreviere von Mittel- und Oberschlesien. Und wie gestaltet sich hier das Ergebniß des Musterungsgeschäfts? Der III. und VI. Armeekorpsbezirk stehen so tief mit ihren Tauglichkeitsziffern wie das stärkst industrielle unter den großen deutschen Rekrutirungsgebieten, das den Provinzen Brandenburg und Schlesien benachbarte Königreich Sachsen. Diese drei Gebiete bleiben Jahr für Jahr hinter dem Reichsdurchschnitt und erst recht hinter den nordöstlichen Agrorbezirken zurück; sie lieferten in den letzten sechs Jahren auf je 100 vorgestellte Mannschaften durchschnittlich 9—16 weniger taugliche als der II. und XVII. Korpsbezirk und 20—23 weniger als Ostpreußen — eine erstaunlich große Differenz! . . . .

Unter den Ländern des westlichen und südlichen Deutschlands zeichnet sich Elsaß-Lothringen durch hohe Tauglichkeitsziffern aus, wenn sie auch den ostpreußischen nicht gleichkommen . . . . Alle anderen Staaten und Provinzen des westlichen, südlichen und mittleren Deutschlands weichen in ihren Tauglichkeitsziffern nicht sehr weit vom Reichsdurchschnitt ab, der 53—55 Taugliche (ohne Ersatz-Reserve) auf 100 Vorgestellte ausmacht. Dies ist der Fall, obwohl jene Länder nach der Berufsthätigkeit ihrer Bevölkerung recht große Verschiedenheiten aufweisen. Keineswegs läßt sich behaupten, daß die Wehrfähigkeit mit dem wachsenden Antheil der Landbautreibenden an der Gesammtbevölkerung durchweg steigt und mit dem der Gewerbetreibenden fällt. Dies kann auch garnicht der Fall sein. Denn es kommen außer den Unterschieden in der Berufsthätigkeit die sehr großen sonstigen Unterschiede der Länder zwischen Nordsee und Alpen, zwischen „Frankreich und dem Böhmerwald" in Betracht, die Unterschiede der natürlichen Wirthschaftsbedingungen und der Stammeszugehörigkeit, der Grundbesitzvertheilung, der Art und des Alters der Gewerbe, des Umfangs der Zuwanderung und vieles andere. Im westelbischen Deutschland sind also die Verhältnisse zu mannigfaltig und wirken zu viele sich kreuzende sonstige Einflüsse ein, als daß es möglich wäre, die Bedeutung eines einzelnen Momentes wie der vorherrschenden Berufsthätigkeit für die Wehrkraft aus den summarischen Ziffern der Statistik des Ersatzgeschäftes abzulesen."

Also für ein Gebiet, welches 70 Proz. der Bevölkerung des Deutschen Reiches enthält, vermag Sering überhaupt keinen Zusammenhang zwischen Berufsgliederung und Wehrkraft zu entdecken. Nur für das Gebiet der rein ostelbischen Armeekorpsbezirke mit 30 Proz. der deutschen Bevölkerung glaubt er ihn gefunden zu haben. Und selbst hier kann er nur behaupten, daß die vier agrarischen Bezirke mehr Taugliche aufweisen, als die beiden, die „sich nur durch ihre städtisch-industrielle Entwicklung von ihnen unterscheiden", und von diesen beiden „städtisch-industriellen" ist noch der eine, der VI., wie oben gezeigt — agrarischer als der Reichsdurchschnitt.*) Der andere aber, welcher die Provinz Brandenburg mit Berlin umfaßt, soll nach Sering besonders beweiskräftig für seine Ansicht sein und zwar insbesondere, weil Brandenburg ohne Berlin, aber mit Einschluß der Berliner Vororte etwas über dem Reichsdurchschnitt stehe, Berlin selbst aber erheblich weniger Taugliche liefere.**) Nun hat aber in der Provinz Brandenburg mit

*) Die Zuweisung eines Bezirkes in die Gruppe der überwiegend landwirthschaftlichen bezw überwiegend industriellen Distrikte läßt sich eben auf zwei prinzipiell verschiedene Methoden durchführen: Nach dem Gefühle und auf Grund der Ergebnisse der Statistik. Sering wählt die erstere, die letztere eignet sich für wissenschaftliche Untersuchungen. Daß übrigens auch Sering's Korreferent von Cetto das Verfahren seines Vorredners befolgt, geht aus seiner folgenden Ausführung hervor (S. 26 f.):

„Ich möchte aber noch auf einen besonderen Punkt kommen, das ist nämlich die Art und Weise, wie Brentano seine Statistik gemacht hat. Ich werde mich nicht sehr in Details einlassen: aber einen Punkt gestatten Sie mir doch zur Illustration seiner Untersuchungsmethode zu erwähnen. Er hat das ganze Reich in verschiedene Gebiete eingetheilt, in solche welche überwiegend Landwirthschaft und in solche, welche überwiegend Industrie und Handel treiben: und unter die Gegenden mit überwiegend mittlerem Grundbesitz, welche überwiegend Industrie und Handel treibende Bevölkerung haben, hat er in oberster Reihe den Regierungsbezirk Oberbayern eingesetzt. Meine Herren, wer die Verhältnisse im Regierungsbezirk Oberbayern aus eigener Anschauung einigermaßen kennt, muß doch über eine derartige Gruppirung seine lebhaften Zweifel äußern. Zunächst ist gerade in Oberbayern der großbäuerliche Besitz stärker vertreten, als in den übrigen Regierungsbezirken. Sodann — allerdings, weil im Regierungsbezirk Oberbayern die Stadt München liegt — wird ein gewisser Ueberschuß, ein Vorwiegen der Industriellen und städtischen Bevölkerung naturgemäß vorhanden sein. Rechnet man aber die Stadt München ab, dann hat man in dem Kreis Oberbayern einen Kreis mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung, einen Kreis, in dem die Industrie mit ganz minimalen Zahlen vertreten ist, in dem nachgewiesenermaßen das kräftigste, unseren Bauern- und Gebirgssöhnen entnommene Rekrutenmaterial geliefert wird; und diesen Kreis setzt Brentano unter diejenigen, welche der Industriebevölkerung angehören! Ich konnte es mir doch nicht versagen das zur Illustration der Tendenz, in der man Statistik manchmal macht, hier anzuführen."

Cetto hält es also für eine tendenziöse Benutzung der Statistik, wenn man einen Bezirk, in dem nach seinen eigenen Zahlen „ein Vorwiegen der Industriellen und städtischen Bevölkerung" vorhanden ist, als solchen charakterisirt.

**) Daß die in größeren Städten Untersuchten nicht durchweg weniger Taugliche aufweisen, als die Bezirke in denen diese Städte liegen, hatte ich (S. 89 f.) durch Wiedergabe einer Tabelle Kruses darzuthun versucht, indem ich darauf hinwies, daß in den Jahren 1893 bis 1895 Berlin zwar geringere Antheile von Ausgehobenen aufwiese,

Digitized by Google

Ausschluß von Berlin die landwirthschaftliche Bevölkerung durchaus nicht das Uebergewicht. Nach der Berufszählung von 1895 gehörten vielmehr daselbst von 1000 Personen der landwirthschaftlichen, industriellen und Handelsbevölkerung nur 412 der Landwirthschaft, dagegen 451 der Industrie und 137 dem Handel an. Also mit einem geringeren Antheile landwirthschaftlicher Bevölkerung als der Reichsdurchschnitt weist die Provinz Brandenburg mit Ausschluß Berlins einen höheren Antheil Tauglicher auf, als das Reich. In Bezug auf Berlin sagt aber Sering in eben diesem Zusammenhange selbst: „Von den 1 700 000 Einwohnern, die Berlin im Jahre 1895 zählte, waren nur 700 000 in Berlin geboren, eine Million auswärts und davon ¾ (765 000) in den östlichen Provinzen." *) Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß ebensowenig einerseits in Berlin der kleineren Zahl geborener Berliner ohne weiteres das Gesammtresultat für die Stadt zur Last gelegt werden kann, wie andererseits der Minorität der landwirthschaftlichen Stellungspflichtigen das günstigere Ergebniß in der Mark Brandenburg zugeschrieben werden darf.

Hatte Sering aus den Ergebnissen der Reichsstatistik eine Ueberlegenheit der landwirthschaftlichen über die gewerblichen Stellungspflichtigen für das westelbische Deutschland nicht zu erweisen vermocht, so versuchte er es durch Benutzung der einzelstaatlichen Wehrstatistik. Nur für zwei Staaten liegen aus jüngerer Zeit Untersuchungen über die Zusammenhange von Berufsgliederung und Wehrkraft vor: für Bayern und Württemberg. Die bayrische Erhebung, welche aus einer Auszählung der Militärpflichtigen nach dem Berufe für das Jahr 1896/1897 bestand, ergab, wie Sering ganz richtig hervorhebt, daß der Prozentsatz der Tauglichen unter den gewerblich beschäftigten Militärpflichtigen höher ist als unter den land- und forstwirthschaftlich Thätigen. In der That wurden hier von je 1000 endgültig Abgefertigten aus der Landwirthschaft für tauglich befunden 503; aus der Industrie 535. Es kaal ein Untauglicher in der Industrie erst auf vierzehn endgültig Abgefertigte, in der Landwirthschaft schon auf zwölf.

Für Ostelbien hatte Sering den größeren Antheil Tauglicher in den „stark agrarischen" gegenüber den „stark industriellen" Korpsbezirken auf die guten Wirkungen der Beschäftigung in der Landwirthschaft, auf die günstigere körperliche Entwicklung der landwirthschaftlichen Stellungspflichtigen zurückgeführt. Und für Bayern? Offenbar gibt eine Statistik des Berufs der Gestellungspflichtigen die Auskunft, daß die Wirkungen der industriellen Beschäftigung auf die körperliche Entwicklung nicht ungünstiger sind als die der landwirthschaftlichen? O nein! „Offenbar gibt eine Statistik des Berufs der Gestellungspflichtigen überhaupt viel weniger Auskunft über die Wirkungen der Beschäftigung auf die körperliche Entwicklung als über die Bedeutung, welche umgekehrt die körperliche Beschaffenheit des jungen Mannes auf die Wahl seines Berufes ausübt" (S. 9). Die seinen Ergebnissen für Ostelbien „scheinbar gegensätzliche Erscheinung" für Bayern erklärt Sering also damit, „daß das Maß der körperlichen Kraft auch die Berufswahl bestimmt, also der Starke sich solchen Berufen zuwendet, in denen er seine Kräfte nutzbringend verwerthen kann, der Schwächere aber solchen Berufen, welche geringere Anforderungen an seine physische Kraft stellen", und konkret ausgedrückt „daß die in Bayern vorherrschenden Gewerbe an die Körperkraft ihrer Angehörigen bedeutende Anforderungen stellen und eben deshalb hauptsächlich kräftigere Leute heranziehen", daß hingegen „die Landwirthschaft heute viele, große Kraft erfordernde Arbeiten, wie das Dreschen und Mähen großentheils durch Maschinen besorgen, deshalb mehr als früher auch Leute von schwacher oder mittlerer Kraft verwenden kann und bei den schlechten Zeiten thatsächlich mehr als ihr lieb ist, verwendet", daß zudem „unter den heutigen Konjunkturen das Gewerbe schon deshalb gerade für die Elite der Landarbeiterschaft eine starke Anziehungskraft besitzt, weil es bessere Erwerbsgelegenheiten bietet als die Landwirthschaft" und daß infolgedessen ja auch „gerade von den Landwirthen oft beklagt worden ist, daß die besten und energischsten unter den Arbeitern immer mehr dem Landbau den Rücken kehren und den Verlockungen des höheren Baarlohnes und des Lebens in der Stadt Folge leisten". — Mit demselben Rechte könnte ein Politiker entgegengesetzter Richtung behaupten, die Ueberlegenheit der gewerblichen über die landwirthschaftlichen Stellungspflichtigen in Bayern rühre von der steteren, besser gelohnten Thätigkeit des Industriearbeiters her, der den Unbilden des Wetters und Entbehrungen und Ueberanstrengungen weniger ausgesetzt sei als der Landarbeiter, die Ueberlegenheit der landwirthschaftlichen Stellungspflichtigen in Ostelbien von dem Abzug schwächlicher Menschen, deren körperliche Entwicklung die schwere landwirthschaftliche Arbeit nicht erlaube und sie veranlasse ein leichteres Handwerk zu erlernen oder eine entsprechende Thätigkeit im Handel, etwa die Stellung eines Schreibers, zu suchen.

Mag die Art und Weise, in der Sering sich über die aus den Ergebnissen der bayrischen Erhebung gegen seine Ansicht mit Nothwendigkeit erwachsenden Schlüsse hinwegsetzt, schon als sehr einfach erscheinen, so bereitet ihm die Veröffentlichung des württembergischen Statistischen Amtes*) noch weniger Schwierigkeiten: er erwähnt sie mit keinem Worte**), und so verfährt sein Korreferent v. Cetto und Dr. Dade und die übrigen Mitglieder des Deutschen Landwirthschaftsrathes, welche an den Verhandlungen Theil nahmen. Wahrlich, es ist ein klägliches Schauspiel, wenn eine Körperschaft, wie der Deutsche Landwirthschaftsrath sie darstellen sollte, eine Frage auf die Tagesordnung setzt, diskutirt, die Referate nebst Anlagen in einer Broschüre von 110 Seiten veröffentlicht, endlich den Antrag der Referenten einstimmig annimmt, den Reichskanzler zu ersuchen, das betreffende „Material der Ersatzbehörden ... den statistischen Centralstellen zur fortlaufenden Verarbeitung und Veröffentlichung zu überweisen", ohne daß ein einziger der An-

als der III. Armeekorpsbezirk, ebenso Görlitz geringere als der V., Barmen geringere als der VII.; daß hingegen unter den in Düsseldorf endgültig Beurtheilten eben so viele ausgehoben wurden, wie im VII. Korps, in Duisburg sogar mehr. Ich hatte hinzugefügt, daß sich diese Beispiele nach beiden Richtungen hin leicht vermehren ließen. Daraufhin meinte Dr. Ballad in der „Täglichen Rundschau" vom 18. Juli 1901: „Mit Verlaub. Er zeige uns ein einziges weiteres Beispiel." Ich komme dieser Aufforderung mit Vergnügen nach: Im Jahre 1893 wies die Stadt Aachen weniger, im Jahre 1894 mehr Taugliche auf, als der VIII. Armeekorpsbezirk. In den Jahren 1889 bis 1898 waren im XIII. Korpsbezirk, im Königreich Württemberg, von 100 Vorgestellten 51,7 tauglich zum Dienste mit der Waffe, und zwar im Neckarkreis 52,0, darunter in den Oberämtern Heilbronn 46,1, Cannstadt 50,7, Ludwigsburg 51,8, Stuttgart Stadt 54,5, Eßlingen 57,6; im Schwarzwaldkreis 50,2, darunter Tübingen 49,9, Reutlingen 51,0, Tuttlingen 51,4; im Jagstkreise 49,4, darunter Gmünd 49,7: endlich im Donaukreis 54,3, darunter Gyppingen 52,0, Ravensburg 53,7, Ulm 54,9. Von den 12 Oberamtsbezirken, welche eine Stadt mit mehr als 10 000 Einwohnern enthielten, wiesen demnach 6 mehr und 6 weniger Taugliche auf, als der XIII. Korpsbezirk.

*) Von den 15 125 im Jahre 1895 in Berlin endgültig Abgefertigten waren (nach dem statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin, XXII. Jahrgang 1895, S. 518) 3800 20jährige, 2188 21jährige, 7923 22jährige und 1214 ältere. Es sind also die 42 382 in den Jahren 1873—1875 Geborenen und am 2. Dezember 1895 in Berlin gezählten männlichen Civilpersonen, die für die Rekrutirung des Jahres 1895 besonders in Betracht kommen. Von ihnen waren weniger als ⅖ geborene Berliner (vgl. die Bevölkerungs- und Wohnungsaufnahme vom 2. Dezember 1895 in der Stadt Berlin, I. Theil, S. 12, 16).

*) Württembergische Jahrbücher f. Statistik u. Landeskunde, hgg. von dem k. stat. Landesamt, Jahrg. 1900 I. Heft S. 97—126. Einige Untersuchungen über die Militärtauglichkeit in Württemberg in den Jahren 1889/98, von Sanitätsrath Dr. Rudolf Elben.

**) Traydem glaubte Sering sagen zu dürfen: „Alles in allem ist die Ausbeute aus den amtlichen Veröffentlichungen über das Heeresergänzungsgeschäft, die wir nun sämmtlich kennen gelernt haben, recht dürftig." (S. 14). Dabei hat Brentano schon in seiner im Sommer 1901 erschienenen Schrift „Die Schrecken des überwiegenden Industriestaats" auf die Bedeutung der württembergischen Veröffentlichung hingewiesen.

wesenden auch nur mit einem Worte verräth, daß ihm die einzige Veröffentlichung und Verarbeitung des Materials der Ersatzbehörden, welche von einer statistischen Centralbehörde in den vorangehenden fünf Jahren erfolgt ist, bekannt ist. Zu Beginn seines Referates meinte Sering in Bezug auf das für den Gegenstand vorhandene Material: „Freilich steht der Umfang der literarischen und redneriſchen Darbietungen nicht im geraden Verhältniß zu dem, was wir wirklich von der Sache wissen und wissen können." Bei Weglassung der letzten drei Worte ist die Behauptung einwandfrei, mag man nun das „wir" als pluralis majestatis auffassen oder Sering als Sprecher des Deutschen Landwirthschaftsrathes gelten lassen.

Was nun die Ergebnisse der württembergischen Untersuchung, soweit sie für unsere Frage in Betracht kommen, angeht, so beginnt der Verfasser sein Kapitel über den Einfluß des Berufes auf die Militärtauglichkeit mit einem Vergleiche des Antheils der Tauglichen unter den Vorgestellten in den vier Kreisen des Königreichs:

„Hierbei zeigt der Jagstkreis, welcher die geringste Zahl Militärpflichtiger (49,4 Prozent) liefert, die größte landwirthschaftliche Bevölkerung (53,1); der Neckarkreis, welcher die zweitgünstigste Aushebungsziffer (52,0 Prozent) besitzt, hat weitaus die schwächste dänerliche Bevölkerung (35,6). Der Donaukreis mit den tüchtigsten Rekruten (54,3 Prozent) steht mit seiner landwirthschaftlichen Bevölkerung (48,2) hinter dem Jagstkreis namhaft zurück und wird sogar vom Schwarzwaldkreis (50,2 Prozent) noch um $^1/_2$ Prozent übertroffen (48,7) . . . . . Die Ansicht, daß das Rekrutenmaterial einer landwirthschaftlichen Bevölkerung das bessere sei, wird also durch das Verhalten der vier Kreise nicht unterstützt."

Eine weitere Tabelle zeigt die Berufsgliederung und den Antheil der Tauglichen für jedes einzelne der vierundsechzig württembergischen Oberämter.

„Bei der Betrachtung dieser Zusammenstellung ist eine Einwirkung des landwirthschaftlichen Berufs der Bezirke auf deren Militärtüchtigkeit schlechterdings nicht zu erkennen: . . . . dieser Vergleich würde also eher zu Gunsten der wenig agrarischen, also der gewerblichen Bezirke ausfallen (S. 113)."

Nach einer Untersuchung der gleichen Verhältnisse für elf natürliche (geognostische) Landesgruppen und die größeren Städte Württembergs,*) auf die hier näher einzugehen der Raum mangelt, faßt der Verfasser sein Urtheil dahin zusammen, daß aus allen seinen Erörterungen über den Einfluß des Berufes folge,

„daß die vielfache Annahme, nach welcher die landwirthschaftlichen Gegenden des Landes verhältnißmäßig mehr tüchtige Rekruten liefern, als die vorwiegend industriellen, nicht richtig ist: weder die Untersuchung nach Kreisen, noch nach Landesgruppen und Oberamtsbezirken konnte dies darthun. Ebensowenig aber ist den gewerblichen Gegenden ein entschiedener Vorzug gegenüber den ackerbauenden einzuräumen. Das Resultat ist vielmehr, daß für Württemberg auf Grund des zu Gebote stehenden Materials für das Jahrzehnt 1889/98 das Ueberwiegen des agrarischen oder gewerblichen Charakters der Bevölkerung einen Einfluß auf die Militärtüchtigkeit der einzelnen Gegenden des Landes nicht erkennen läßt (S. 118)."

Und in seinem Schlußworte heißt es (S. 125):

„Dem Beruf des Gemusterten selbst kannten wir wenig Einfluß auf dessen militärische Tüchtigkeit zur Zeit der Musterung beimessen. Die vorwiegend landwirthschaftlichen Gegenden stellen keinen größeren Prozentsatz tauglicher Mannschaften als die industriellen; vereinzelte Erscheinungen sprechen eher für das Gegentheil, doch ist ein strikter Beweis hierfür bei Vergleichung sämmtlicher Landestheile nicht erbracht."

Aus den Zahlen der Reichsstatistik eine erheblichere Ueberlegenheit der landwirthschaftlichen Stellungspflichtigen zu erweisen, hat Sering nicht vermocht. Für den $^7/_{10}$ der deutschen Bevölkerung umfassenden westlichen und südlichen Theil Deutschlands hat er es garnicht erst unternommen. Sein Versuch, die Bedeutung der bayerischen Untersuchung, welche ergab, daß die gewerblichen Stellungspflichtigen sogar mehr Taugliche lieferten, als die landwirthschaftlichen durch die Behauptung abzuschwächen, das läge nur daran, daß in Bayern die besten Kräfte der Landwirthschaft entzogen würden und der Industrie zuströmten, ist belanglos, so lange nicht der Beweis erbracht ist, daß diese Erscheinung gerade in Bayern zu Tage tritt. Die württembergische Erhebung, die Sering nicht erwähnt, erweist eine Ueberlegenheit der landwirthschaftlichen Vorgestellten ebensowenig.

Es erübrigt nunmehr auf die Erörterungen Sering's über die absolute Wehrkraft des deutschen Reiches einzugehen. Brentano hatte nachgewiesen, daß Handel und Industrie mit ihren viel höheren Steuerbeiträgen die finanzielle Grundlage der deutschen Wehrkraft bilden. Er hatte ferner aus der Thatsache, daß die deutsche Armee sich gegenwärtig zu weniger als $^1/_3$ aus überwiegend landwirthschaftlichen Distrikten zusammensetzt, den Schluß gezogen, daß auch, soweit die Beschaffung der benöthigten Mannschaften in Betracht kommt, die Landwirthschaft nicht mehr die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft ist.*) Sein Endergebniß war gewesen, daß die Entwicklung Deutschlands vom überwiegenden Agrarstaat zum überwiegenden Industriestaat die Wehrfähigkeit des deutschen Reiches nicht gefährde. Dazu bemerkt nun Sering (S. 39 f.):

„Daß Deutschlands Wehrkraft, was die absolute Zahl der eingestellten Mannschaften anlangt, durch den „Uebergang vom Agrarstaat zum Industriestaat" bisher nicht verringert worden sei, ist ohne weiteres zuzugeben und meines Wissens nie bestritten worden, — es geht aus der wiederholten Erhöhung unserer Präsenzziffer hervor.

Ebensowenig ist zu bestreiten, daß die dichter besetzten Bezirke, deren Bevölkerung heute „überwiegend Industrie und Handel treibt", auf die Flächeneinheit und im ganzen mehr Mannschaften stellen als die dünner besiedelten Agrarbezirke.

. . . . . Endlich ist auch anzunehmen, daß heute mehr junge Leute in das Heer eingestellt werden, die sich der Industrie oder dem Handel zugewandt haben, als der Landwirthschaft . . . . .

Was aber die Beurtheilung dieser Thatsachen und Annahmen anlangt, so sind dabei die rein ökonomischen Momente von denjenigen mehr militärisch-hygieinischen Charakters zu unterscheiden."

In Bezug auf die „rein ökonomische" Seite des Problems sagt nun Sering:

„Sicherlich hat der Aufschwung der deutschen Industrie zahlreiche neue Unterhaltsmöglichkeiten geschaffen. Aber man darf nicht außer Acht lassen, daß es keine Industrie gibt, die auch nur einen Tag für sich allein bestehen könnte. Sie bedarf der Rohstoffe und Nahrungsmittel. Ein Theil davon wird vom Auslande beschafft. Aber bisher liefert in Deutschland noch den dem Werthe nach bedeutend überwiegenden Theil der heimische Boden, und unsere Industrie findet eben deshalb ihren gesicherten Haaplabsatz im Inlande. Die Existenzgrundlage des größten Theils der deutschen Bevölkerung, auch derjenigen der eigentlichen Industriebezirke, sind deshalb jene Inlandsbeziehungen und die heimische Urproduktion."

Sering schließt dann hieraus:

„Solange die heimische Bevölkerung ihre Nahrungsmittel und Rohstoffe überwiegend vom Inlande bezieht, ist die Grundlage der deutschen Volkswirthschaft, also auch die ökonomische Grundlage der deutschen Wehrkraft: die heimische Urproduktion, und — weil die Erhaltung des Lebens zu allermeist von der Nahrung abhängt — in erster Linie die heimische Landwirthschaft."

Wer aber diesen Satz für richtig hält, muß auch die folgende Umkehrung anerkennen: sobald die heimische Bevölkerung ihre Nahrungsmittel und Rohstoffe überwiegend vom Auslande bezieht, ist die Grundlage der deutschen Volkswirthschaft, also auch die ökonomische Grundlage der deutschen Wehrkraft: die ausländische Urproduktion, und — weil die Erhaltung des Lebens zu allermeist von der Nahrung abhängt — in erster Linie die ausländische Landwirthschaft. — Darnach wäre aber Landwirthschaft unter

*) Vergl. hierzu auch Anmerkung **, S. 148.

*) Von den in den Ersatzjahren 1893/94, 1894/95 und 1895/96 in die deutsche Armee und Marine eingestellten Mannschaften waren 247 945 in überwiegend landwirthschaftlichen, 512 041 in überwiegend industrie- und handeltreibenden Bezirken geboren. Aus den letzteren stammten pro 1000 Quadratkilometer 571,5, aus den ersteren 341,7 Rekruten.

Digitized by Google

allen Umständen die Grundlage der deutschen Wehrkraft, und wenn in Deutschland kein einziger Acker mehr bebaut würde, dann wären noch immer nicht deutscher Handel und deutsche Industrie die wirthschaftliche Grundlage der deutschen Wehrkraft, sondern die fremdländische Urproduktion und in erster Linie die fremdländische Landwirthschaft!*) Einen anderen Beweis dafür, daß die Landwirthschaft die wirthschaftliche Grundlage der deutschen Wehrkraft sei, führt Sering nicht.

In Bezug auf die „militärisch-hygienische" Seite der Brentano'schen Beweisführung erhebt Sering dieselben drei Einwände, die schon von Hoffmann, Ballod, Lindewald u. a. in den Jahren 1897/99 wiederholt gemacht worden waren,**) und die ich vor drei Jahren bereits widerlegt zu haben glaube. Immerhin mögen sie der Vollständigkeit halber erwähnt werden: Für Brentano handelte es sich um die Untersuchung der Frage, wie viele von den gegenwärtig eingestellten Rekruten in den gegenwärtig überwiegend landwirthschaftlichen, wie viele in den überwiegend Industrie und Handel treibenden Distrikten geboren sind. Daß in den vorherrschend landwirthschaftlichen Gebieten eine geringere industrielle Bevölkerung wohnt, als die landwirthschaftliche Bevölkerung in den übrigen Gebieten beträgt, ändert an dem Gewicht der Thatsache, daß in den gegenwärtig überwiegend landwirthschaftlichen Distrikten nur mehr ⅓ aller Rekruten geboren ist, nicht das Geringste. Daß ferner die Untersuchung der Frage, wieviele von den gegenwärtig eingestellten Rekruten in den zur Zeit ihrer Geburt überwiegend landwirthschaftlichen Distrikten, wieviele in den übrigen geboren sind, ebenfalls von Interesse ist, ist nie bestritten worden. Ebensowenig ist bestritten worden, daß die zweite Untersuchung ein anderes Ergebniß geben muß, als die erste, und daß von den heute eingestellten Rekruten mehr in Distrikten geboren sind, die zur Zeit ihrer Geburt überwiegend landwirthschaftlich waren, als in solchen, in denen zur Zeit ihrer Geburt Industrie und Handel vorherrschten. Da endlich von den Gegnern Brentano's die landwirthschaftliche Bevölkerung stets als die Grundlage der deutschen Wehrkraft hingestellt und in besonderen Gegensatz gerade zu der als speziell untauglich verspotteten Handelsbevölkerung gesetzt worden war, war es natürlich der Landwirthschaft auf der einen Seite Industrie und Handel auf der anderen gegenüber zu stellen, um so mehr, als sich sowohl in ihrer Thätigkeit, wie in ihrem Aufenthaltsort die Handelsbevölkerung in ungleich stärkerem Maße der industriellen als der landwirthschaftlichen anschließt. Die Feststellung Brentano's, daß gegenwärtig nur mehr weniger als ⅓ aller Rekruten aus Distrikten stammen, die heute überwiegend landwirthschaftlich sind, verliert nichts an Bedeutung durch die ganz zutreffende Behauptung Sering's, daß nicht einmal ⅓ aller Rekruten aus Bezirken stammen, in denen zur Zeit ihrer Geburt die industrielle Bevölkerung (mit Ausschluß von Handel und Verkehr) die landwirthschaftliche an Zahl überragte. Die Wahrheit der Behauptung, daß die absolute Wehrkraft der landwirthschaftlichen Bevölkerung geringer sei, hat Sering nicht zu erschüttern vermocht. Sein Versuch, eine erheblich größere relative Wehrfähigkeit der landwirthschaftlichen Stellungspflichtigen zu erweisen, ist in allen seinen Stadien als mißglückt zu erachten. Als eine Hauptaufgabe seines Referates betrachtete Sering „ganz nüchtern darzulegen, was uns an verläßlichem Material zur Verfügung steht". Er hat sie nicht gelöst.

R. Kuczynski.

*) Es mag wenigstens anmerkungsweise darauf hingewiesen werden, daß sogar eine noch weiter gehende Schlußfolgerung aus ähnlichen Erwägungen thatsächlich gezogen worden ist. In der „Täglichen Rundschau" vom 17. Juli 1901 schrieb der Berliner Privatdozent der Statistik, Dr. C. Ballod: „Bei dem Hinweis auf die 571 Militärtauglichen der Industriebezirke und die 342 der Agrardistrikte läßt sich nun sofort die Frage aufwerfen: ernähren denn die Industriebezirke ihre Bevölkerung mit einheimischem Brot? Das thun sie nicht. Deutschland hatte in den letzten vier bis fünf Jahren eine Mehreinfuhr an Getreide, die etwa ¼—⅕ der Eigenproduktion betrug. Natürlich wurde die Einfuhr in den vorwiegend industriellen Bezirken verbraucht. Rechnen wir aber ab denjenigen Theil der deutschen Bevölkerung, der in den Industriebezirken von eingeführtem Getreide lebte, gleichsam auf fremdem Grund und Boden angesiedelt war, so bleiben anstatt 57t bloß etwa 400 Militärtaugliche für 1000 qkm übrig, also nur wenig mehr als in den Agrardistrikten, welches Mehr wieder nur der größeren Fruchtbarkeit der „Industriebezirke" zu danken ist." Auf diese Weise könnte es so dann geschehen, daß nicht nur, mehr abstrakt ausgedrückt, die Grundlage der deutschen Wehrkraft auf der ausländischen Landwirthschaft beruhe, sondern direkt die Zahl der „Militärtüchtigen für 1000 qkm" sich dem Nullpunkte nähere — glücklicherweise nur auf dem Papier.

**) Ich möchte daher auch Sering gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß er der Urheber dieser Einwände sei. Als solchen begrüßten ihn die „Kreuzzeitung" (vom 20. März 1902) und andere Tagesblätter. Gerade die „Kreuzzeitung" war um so weniger zu diesem Vorgehen berechtigt, als sie selbst schon im Januar 1899 in verschiedenen Aufsätzen dieselben Einwände vorgebracht hat. (Vergl. S. 121 f.).

Parlamentsbriefe.

VII.

Hätte Schiller eine Vorahnung von unserem modernen Parlamentarismus gehabt, so hätte er sich für seine Räuber sicherlich eine weitere wirksame Scene nicht entgehen lassen, nämlich eine Scene, in der ein verbummelter Student der Rechtsgelahrtheit oder auch ein aus der Kutte gesprungener Jesuit am Lagerfeuer in den böhmischen Wäldern seinen Genossen klipp und klar auseinandersetzt, daß die Thaten der Räuber durchaus nicht gegen die Bestimmungen des Strafgesetzbuchs verstießen. Die Zeiten haben sich, seit Schiller seine Räuber schrieb, wesentlich geändert, aber die menschlichen Leidenschaften, Begierden und Schwächen sind dieselben geblieben. Noch heute findet jedes Unrecht seinen rechtsgelehrten Vertreter. Daß es jedoch in dem deutschen Reich von 1902 möglich ist, daß für einen so handgreiflichen Bruch der bestehenden parlamentarischen Ordnung, wie ihn der berüchtigte Antrag Kardorff darstellt, sich nicht bloß ein beliebiger Rechtsgelehrter, sondern ein aktiver Reichsgerichtsrath zum Vertheidiger aufwirft, ein Mitglied des obersten deutschen Gerichtshofes im deutschen Parlament — das muß selbst die größte Sensationslust befriedigen. Ein auf der rechten Seite der nationalliberalen Partei stehendes Mitglied des obersten preußischen Gerichtshofes hat über diesen Rechtsbruch öffentlich mit seiner Namensunterschrift erklärt, daß er an dem guten Glauben derjenigen, die ihn vertreten, Zweifel erheben müsse. Das hat aber die nationalliberale Fraktion des Reichstags nicht abgehalten, sich in ihrer großen Mehrheit mit ihrem alten Todfeinde, dem Centrum, zu verbinden, um den in dem Antrag Kardorff liegenden Rechtsbruch mitzumachen und feierlich zu sanktioniren. Die preußischen Junker haben nichts weiter zu thun, als dabei zu stehen und Klerikale und Nationalliberale in trautem Verein für sich arbeiten zu lassen.

Daß eine derartige Verhöhnung des Rechtsgefühls zu stürmischen Scenen im Reichstage führen würde, wie sie der Reichstag nie vorher erlebt hatte, war vorauszusehen. Man muß sogar sagen, wenn eine parlamentarische Körperschaft einen solchen parlamentarischen Staatsstreich mit Gelassenheit über sich hätte ergehen lassen, so hätte diese Körperschaft vielleicht in Knigge's Umgang mit Menschen eine ehrenvolle Erwähnung gefunden, aber in der politischen Geschichte unserer Zeit hätte man einen solchen Reichstag das Parlament der Waschlappen genannt. Die Lärmscenen, welche der Reichstag in den abgelaufenen acht Tagen erlebt hat, waren für jedes feinere ästhetische Empfinden abstoßend und widerwärtig. Eine echte moralische Empörung, selbst wenn sie abschreckende Formen annimmt, ist indes immer

noch besser als feige Gelassenheit, die sich in alles zu finden weiß; denn auf dieser feigen Gelassenheit hat sich von jeher die Tyrannei aufgebaut.

Dem rheinischen Centrumsadvokaten Herrn Bachem ist in der Freitagssitzung der vorigen Woche seitens der Sozialdemokratie gewiß übel mitgespielt worden; aber wer eine verleumderische Behauptung ausspricht und dann nicht einmal den Muth besitzt, diese Behauptung auch nur zu substantiiren, der kann nicht erwarten, mit Glacéhandschuhen angefaßt zu werden. Herr Bachem machte den Eindruck eines in flagranti Ertappten. Daß ihn die Sozialdemokratie nicht weitersprechen ließ, war gewiß unparlamentarisch. Aber ist eine Entrüstung über einen derartigen unparlamentarischen Vorgang am Platze, wo man seine ganze Entrüstung braucht, um den Abscheu über das Gebahren der reaktionären Mehrheit zum Ausdruck zu bringen? Es ist kaum möglich, das Verfahren dieser Mehrheit gebührend zu geißeln. Es ist ein fortgesetzter Kampf zu dem Zweck, die Minderheit um das Recht der Diskussion zu prellen. Paragraphen der Geschäftsordnung, die gestern so ausgelegt wurden, werden heute anders ausgelegt, Beschlüsse, die die Mehrheit selbst, theilweise gegen den erbitterten Widerspruch der Minorität, gefaßt hat, werden, sobald die Opposition von diesen Beschlüssen ihrerseits nun auch Gebrauch machen will, wieder anders ausgelegt.

Das Präsidium des Reichstags ist haltlos. Die reaktionäre Mehrheit, die sich immer mehr verrannt hat und in blinder Wuth bereit ist, jeden Paragraphen der Geschäftsordnung zu zertrümmern, um das eine Ziel der gewaltsamen Durchdrückung des Zolltarifs zu erreichen, kennt keinerlei Rücksichten mehr, mit Ausnahme der Rücksicht auf die Fasanenjagd, die, wie Herr von Kröcher, der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, ganz gemüthlich andeutete, die Herren von der Rechten verhindert, im Reichstage öfter anwesend zu sein. Die Gewaltakte müssen deshalb auf ein paar Tage in der Woche beschränkt werden, und es ist wirklich eine Rücksichtslosigkeit von der Minderheit, daß sie auf das Sportvergnügen der Herren Agrarier so wenig Rücksicht nimmt, daß sie alle sechs Tage in der Woche die wirthschaftlichen Interessen der Gesammtheit und insbesondere der minder begüterten Klassen der Bevölkerung gegen die reaktionäre Mehrheit wahrzunehmen entschlossen ist.

Was wird das Ende sein? Die Zolltarifvorlage war bei einer ordnungsmäßigen Behandlung nicht durchzubringen, das unterliegt heute auch nicht mehr dem geringsten Zweifel. Das von der Linken aufgestellte Verlangen nach einer ordnungsmäßigen Berathung ist mit einem parlamentarischen Staatsstreich beantwortet worden. Diese parlamentarische Mehrheit hat sich damit für alle Zeiten diskreditirt. Die Antwort hat das Volk bei den nächsten Wahlen zu ertheilen. Wir stehen jetzt im Stadium des parlamentarischen Guerillakrieges. Wie er ausfallen wird, ist noch nicht mit Sicherheit vorauszusagen. Daß die Agrarier den heiß ersehnten Zolltarif aber bereits unter dem Weihnachtsbaum finden werden, bleibt noch immer zweifelhaft.

Prateus.

König und Dichterin.

Wenn ein Betbruder eine Betschwester heirathet, sagt Lichtenberg, so gibt das nicht immer eine betende Ehe. Und wenn sich zwei Romantiker treffen, gibt es nicht immer eine romantische Begegnung. Ludwig Tieck und Zacharias Werner, Fr. Schlegel und Cl. Brentano, was haben sie nicht alle für Liebes- und Eheabenteuer erlebt! Als aber Bettina, das Kind und gleichsam die Quintessenz der Romantik, den Romantiker Achim v. Arnim heirathete, führten sie ganz einfach durch lange Jahrzehnte eine gut bürgerlich glückliche Ehe. Nun haben wir jetzt ein Buch erhalten,*) in dem wir dieselbe Bettine bei dem Versuch, eine Art geistiger Ehe mit einem Erzromantiker zu schließen, beobachten können; und wir sehen dies jahrelang fortgesetzte Bestreben traurig scheitern —, nicht aus irgend welchem poetischen Grunde, sondern aus höchst prosaischen Ursachen. Die heilige Allianz zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Bettinen mißglückte, weil der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren sich doch gerade der Dichterin gegenüber ganz als König fühlte, und weil die Verfasserin des Werkes mit dem frauenzimmerlich-uncitirbaren Titel „Dies Buch gehört dem König" den Adressaten ihrer Bücher und Gedanken dann am wenigsten verstand, wenn sie ihn da traf, wo er am meisten Romantiker war.

Bettina bezeichnete den König einmal als ihren „Traumgenossen". Aber richtig ist daran bloß, daß beide Träumer waren; doch ihre Träume waren so verschieden, wie nach der Bibel die von Pharaos Mundschenken und Truchsessen. Ihr schwebte der König vor als „einer jener alten Helden, davon unsere Sagen melden"; „was ist König sein", schreibt sie ihm, „wenn nicht: ein Heros der Geschicke". Neben diesem Heros möchte dann sie stehn, wie in Grillparzer's herrlichem Drama Libussa zur Seite des Primislaus steht, dem sie freilich selbst erst die Krone aufs Haupt gesetzt hat. „Ich allein kann es ihm erleichtern, daß er seinem Volk in sich gerecht werde, das heißt, daß er aller Ungerechtigkeit entgegenwirke und nimmer sie in politische Verzweigungen auslaufen lasse, so sehr auch die falschen Politiker darum schreien." — Oder in einem andern Briefe, den der keineswegs für die Schreiberin blind begeisterte Herausgeber „wunderbar und erhaben" nennt: „Ich hab' da unvorsichtig wieder so viel geschrieben, weil ich so gern mich vor Euer Majestät aussprechе, weil es eine alte Gewohnheit ist meiner Träume . . ."

Aber wie ließ doch der böse Spötter Heinrich Heine Georg Herwegh sprechen, als eben dieser König, der leider so gar kein „Heros der Geschicke" war, ihm erst eine Audienz gewährt hatte — und dann eine Ausweisung:

> Er hat mich gnädig angeblickt,
> Als ich gespielt den Marquis Posa —
> In Versen hab' ich ihn entzückt
> Doch ihm gefiel nicht meine Prosa . . .

So lange sich die Briefe im Bereich des schwärmerischen Gedankenaustausches hielten, macht Friedrich Wilhelm Bettinen Komplimente, die freilich eines leicht ironischen Beigeschmacks nicht entbehren: ihr Gemüth sei zu kindlich und ihre Feder zu stolz . . . Da gilt sie als einflußreich; Bittsteller suchen ihre Vermittlung auf, und selbst der eingefleischte politische Pessimismus eines Varnhagen v. Ense kann sich geheimer Hoffnungen auf diese Egeria nicht ganz erwehren. Aber nun versucht sie wirklich ihren vermeintlichen Einfluß geltend zu machen, sie verwendet sich zu Gunsten politischer Angeklagten, sie geht weiter und sucht den König zur Entlassung seiner Minister zu veranlassen, bringt ihm Vorschläge von wahrhaft romantischer Unmöglichkeit. Es war selbstverständlich, daß nicht einmal dieser ebenso bestimmbare wie eigensinnige Fürst auf solche Zumuthungen eingehen konnte. Das hätte geheißen, den Teufel mit Beelzebub vertreiben: die Camarilla wäre durch die heimliche Regierung eines weiblichen politischen Beichtvaters abgelöst worden. Eine kurze Zeit lang hat Europa ja mit Alexander I. von Rußland und Frau v. Krüdener derartiges erlebt. In Preußen war das selbst damals nicht möglich, als eigentlich alles möglich war. Aber man hätte von dem König, der doch selbst Bettinen in ihrer irrigen Auffassung der Lage bestärkt hatte, wohl eine verständnißvollere Form der Ablehnung erwarten dürfen. Statt dessen erfolgt, wie Geiger sich ausdrückt, ein kalter Wasserstrahl. „Der ganze Zuschnitt Ihres langen Briefes ist Mißverständniß." Er nimmt der romantisch-liberalen Dichterin gegenüber auf

*) L. Geiger: Bettine v. Arnim und Friedrich Wilhelm IV., Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt, 1902.

einmal den Standpunkt starrer Gesetzlichkeit ein. Er verspricht Gnade, aber unter Bedingungen, die nahezu wie Hohn klingen.

Damit ist es zwischen der hoffnungsvollen Verfasserin des „Königsbuches“ und dem Empfänger ihrer politischen Dithyramben im Wesentlichen zu Ende. Die Angelegenheit von Bettinen's berühmten Entwurf eines Goethedenkmals führt noch einmal zu neuen Hoffnungen, neuen Mißverständnissen, neuen Enttäuschungen. War dieser Plan ja doch wie der Anfang, so auch die eigentliche Centralidee ihrer ganzen Schriftstellerthätigkeit. Sie fühlte sich gleichsam durch ihren Verkehr mit Goethe — den geistigen mehr noch als den wirklichen brieflichen — legitimirt, mit allen Großen als gleichberechtigte Macht zu verhandeln. So wird denn auch schon in den politischen Briefen Berufung an Goethe eingelegt. Das ist nun vorbei; es handelt sich nicht mehr um jenes Denkmal, das sie dem Befreier der Deutschen mit einer geistigen Erneuerung Deutschlands errichten wollte, sondern sachen nur noch um eine Marmorstatue. Es ist eben doch nur ein Ausklang, ein Nachklang.

Bettine hatte in der Zeit der Hoffnung ausgerufen: „Alle Tage bietet der Baum der Geschichte Blüthen des Ruhmes, jeden Tag bietet er süße, reizende Früchte eines beglückenden Selbstbewußtseins.“ Dies eben war es, was unwiderruflich die beiden Korrespondenten schied: dem König fehlte allzusehr jenes „beglückende Selbstbewußtsein“, das für Bettinen Lebenslust war. Ihr war es als eine Erbschaft überkommen von jenem seligen Leichtsinn der Romantiker. Freilich, sie hatten es gut! Mochten sie fordern, versprechen, anfangen, was sie wollten — wer hielt sie beim Wort, wer verlangte von ihnen die prosaische Solidität der Erfüllung? Doch für einen Fürsten ward diese gut romantische Lust des Projektirens verhängnißvoll. Seine Versprechungen hatten gar zu viel Zeugen, die sie feierlich ernst nahmen. Er verhieß so gern Vieles und Großes aus der Fülle seines Herzens; nahte dann aber die Stunde der Erfüllung, dann ward die Seele dieses gekrönten Hamlet von des Gedankens Blässe angekränkelt, und seine kühnen Entwürfe blieben Fragmente, wie die Romane von Hardenberg und Arnim. Und weil er, der so lange vor dem Thron gestanden hatte, diese Krisen nur zu genau kannte, deshalb trieb es ihn immer wieder, sein bald übergroßes, bald verzagtes Selbstbewußtsein von andern stützen und befestigen zu lassen. Menschen, die an ihn glaubten, waren ihm unentbehrlich; der starke Einfluß der Königin Elisabeth beruhte nicht zum Wenigsten hierauf. (In einer seiner Züricher Novellen hat Gottfried Keller dies Bedürfniß einer solchen Natur meisterhaft geschildert.) So lockte Friedrich Wilhelm unaufhörlich Gläubige an sich heran, um unaufhörlich sie zu enttäuschen und von ihnen enttäuscht zu werden.

Der verdienstvolle Herausgeber hat in seinem dankenswerthen Kommentar (den wir in der Vorrede nicht gern durch einen Angriff auf einen jüngeren Gelehrten im Voraus gegen die Kritik vertheidigt sehen) sein ganzes Interesse und seine ungetheilte Sympathie der Verfasserin des „Königsbuches“ zugewandt. Uns scheint es doch angebracht, die beiden Briefschreiber auch unter einem andern Gesichtswinkel zu betrachten. Sicherlich stellt der poetische Schwung in Bettinen's Briefen die harte rhetorische Prosa ihres Gegenüber in Schatten. Sicherlich ist auch die Passivn der beredt um Gnade und Freiheit für andere flehenden Dichterin sympathischer als die Haltung des Fürsten, der schließlich doch nur für sein eigenes Recht eintritt. Man mag auch die begeisterte Pythia bedauern, der ihre eigenen Orakelsprüche so schmerzlich ins Gesicht zurückgeschlagen werden. Aber die tiefere Tragik ist dennoch auf Seiten des Königs zu finden. Selten hat das Schicksal einem Monarchen so grausam die größten Hoffnungen vorgetäuscht! Der königliche Tantalus glaubte immer wieder an jenes Ideal seiner selbst, an das in langer Wartezeit Tausende sich gewöhnt hatten zu glauben — und an das nun schon lange niemand mehr glaubte als ein paar weltfremde Phantasten. Und immer wieder entglitt dem dürstenden Munde die ersehnte kühlende Frucht. Und dann grollte die Welt ihm, der wieder einen unglücklichen Griff gethan ... Wollte Bettine vielleicht etwa zu gern Regent spielen, so war gewiß der König von Preußen zu sehr Dichter!

Und so stimmen sie denn doch im letzten Sinn beide überein: Dilettanten beide, beide in großen Gefühlen schwelgend, beide allzu hochmüthig die Wirklichkeit, die plumpe Realität verachtend! Sie wußte sich an ihnen zu rächen, diese grobe Wirklichkeit!

Dem Herausgeber haben wir für die werthvolle Gabe bestens zu danken, und nicht minder der Verwaltung der Königlichen Staatsarchive, die frei von kleinlichen Bedenken die Veröffentlichung der dort ruhenden Papiere gestattete. Wir haben nicht nur einen interessanten Beitrag zur Geschichte erhalten, sondern auch ein Stück Dichtung; und nach Aristoteles ist diese ja ernster und philosophischer als jene. Sie lehrt uns hier an einem „symbolischen Fall“ die Gefahr kennen, die in einem kritischen Augenblick eine allzu poetische Neigung zu großen Worten und zur festlichen Selbstberauschung in schönen Stimmungen mit sich bringt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Einige Bemerkungen über Wetterpropheten.

In den „Fliegenden Blättern“ wurde einmal die völlige Unglaubwürdigkeit eines Menschen durch die Worte ausgedrückt: „er lügt wie ein Meteorologe“. War dieser Ausspruch schon wenig schmeichelhaft für uns Meteorologen, so mußte es doch noch viel bedenklicher erscheinen, daß jener Scherz nicht etwa lebhaften Widerstand erzeugte, sondern im Gegentheil vielfach mit fröhlichem Schmunzeln genossen und belacht wurde. Also scheint sogar etwas Wahres daran zu sein? Diese Frage möchten wir hier einer kurzen Erörterung unterziehen und hoffen, obgleich in eigener Sache sprechend, immerhin auf einige Theilnahme der Leser dieser Zeitschrift, weil ja die Witterung und die Erkenntniß ihres Zusammenhanges jeden von uns angeht.

Die nächstliegende Erwägung wird sich mit der Frage zu beschäftigen haben, ob etwa die Wetterkunde geeignet ist denen, welche sich mit ihr abgeben, die Wahrheitsliebe und die Glaubwürdigkeit zu verringern. Wie die Botanik das Leben der Pflanzen, die Zoologie dasjenige der Thiere erforscht und lehrt, wie die Optik und die Akustik den Erscheinungen des Lichtes und des Schalles gewidmet sind, so beschäftigt sich die Meteorologie mit den Vorgängen des Luftmeeres. In jedem dieser Fächer strebt die Naturwissenschaft nach Mehrung unserer Kenntnisse und sucht auf Grundlage der Erfahrung die Gesetze zu verstehen, welche in der Welt der Wirklichkeit gelten. Und indem man neuerdings die Wetterkunde treffend als die „Physik der Atmosphäre“ bezeichnet, ist damit ja gerade gesagt, daß dieser Theil der Physik wie jeder andere als ein Gebiet ernster naturwissenschaftlicher Forschung anzusehen ist.

Also der Inhalt unserer Wissenschaft kann nicht den Anlaß geben zu dem Mißtrauen, welches ihren Vertretern zuweilen entgegentritt. Sind es denn vielleicht diese Vertreter selbst? Oder liegt der Grund in der Anwendung der Meteorologie auf das tägliche Leben? Wer mit vorurtheilsfreier Sachlichkeit diesen Fragen zu Leibe geht, darf vor einer theilweisen Bejahung nicht zurückschrecken. Es hat wirklich und oftmals Leute gegeben, welche behaupteten, das kommende Wetter mit größerer Sicherheit und für längere Zeit vorauszuwissen, als ihnen dies thatsächlich gelang, und es hat leider andererseits noch viel mehr Leute gegeben, welche sich gern und gedankenlos zu Jüngern und Anhängern jener Propheten machen ließen, ohne zu bedenken, daß dieselben unendlich viel mehr versprachen, als sie halten

Digitized by Google

konnten. Der Wunsch nach Vorherwissen der kommenden Witterung ist ja ebenso verbreitet als natürlich. Wenn in dem Streben nach seiner Erfüllung oftmals gesündigt wird, und wenn jeder Sünde eine Schuld zu Grunde liegt, so möchte ich zur Aufklärung der Schuldfrage nochmals unsere Wissenschaft mit einer anderen vergleichen, und zwar nun mit der Medizin. Bekanntlich wird auch in der Heilkunde oftmals durch Anpreisen von Wunderkuren und Geheimmitteln mehr versprochen, als man zu leisten vermag; aber kein verständiger Arzt fühlt sich getroffen, wenn über Kurpfuscher und Quacksalber mit verdienter Derbheit geurtheilt wird. Denn man darf annehmen, daß unter den Menschen allmählich der Unterschied verstanden wird, welcher zwischen ernster, auf Erfahrung begründeter Heilwissenschaft und deren Gegentheil besteht, und daß die Mehrzahl der Gebildeten den ernst zu nehmenden Arzt nicht mit einem Schwindler verwechseln wird. Wenn trotzdem in manchen Kreisen immer noch solche Verwechselung vorkommt, und wenn namentlich ungebildete Leute sich oft noch mit erstaunlicher Urtheilslosigkeit auf die dreisten Behauptungen der Geheimmittelverkäufer einlassen, so ist eben diese Urtheilslosigkeit ihnen als Schuld anzurechnen, deren Folgen sie dann in Gestalt ungeheilter oder gar verschlimmerter Leiden tragen müssen. Denn es ist nicht zu viel verlangt, daß der Heilungsbedürftige vernünftig genug ist, um die auf Erfahrung gegründete Behandlung den Ergebnissen des Aberglaubens oder der freien Phantasie vorziehen, und daß er solche Methoden und Heilmittel, deren Einzelnheiten der allgemeinen Beurtheilung absichtlich entzogen werden, von vornherein als verdächtig ansieht.

Wie aber verhalten sich nun unsere Gebildeten gegenüber den „Meteorologen?" Es braucht nur jemand mit recht großer Anmaßung zu erklären, daß er die wahre Methode des Wetterprophezeihens gefunden habe, und er findet dafür alsbald auch gläubige Anhänger. Ob er vom Barometer das Heil der Wetterkunde erwartet oder vom Hygrometer, ob er den Mond zu Grunde legt oder die Planeten: wenn er nur recht laut auf die Vorzüge jenes Verfahrens hinweist und vielleicht auch noch die Verwerflichkeit anderer Methoden in das rechte Licht zu setzen weiß, so gibt es alsbald einige Leute, welche daraufhin gleichfalls Prognosen aufstellen und diese Mühe durch „häufiges Eintreffen" belohnt sehen. Nun ist es aber mit dem häufigen Eintreffen der Vorhersagung eine eigene Sache. Wer mit vollkommenem Stumpfsinn täglich behauptet, daß morgen dasselbe Wetter wie heute sein werde, hat ganz sicher etliche 50 Prozent „Treffer", denn das Wetter benachbarter Tage ist häufiger übereinstimmend, als verschieden. Diese einfache Thatsache kann Jedermann leicht durch eigene Erfahrung zahlenmäßig feststellen, aber leider ist die Neigung zum zahlenmäßigen Ergründen solcher Dinge nicht eben verbreitet. Und darum kann auch so mancher kühne Wetterprophet seine Vorhersagungen mit der Behauptung anpreisen, sie träfen sehr häufig ein, und die zu Grunde liegende „Theorie" sei nicht widerlegt, während doch der Hörer oder Leser solcher Behauptungen bei einigem Nachdenken sich sagen müßte, daß das Eintreffen nicht bloß häufig, sondern erheblich häufiger als das Fehlschlagen sein müßte, um überzeugend zu wirken, und daß die Beweislast für eine Theorie demjenigen obliegt, von welchem sie herrührt. Eine nicht bewiesene Behauptung kann nicht glaublich werden durch den Mangel einer Widerlegung und bleibt unbewiesen, wie oft und wie laut man sie auch wiederholen mag.

So selbstverständlich dies alles erscheint, es wird dagegen immer noch gefehlt, und ähnlich wie in der Medizin liefert das Gemüthsleben des Betheiligten eine gewisse Förderung der geschilderten Irrthümer. Mitunter hört man von gelungenen Heilungen, für welche der gebildete Arzt keine andere Erklärung weiß, als die Suggestion: der Kranke glaubt fest an die Wirksamkeit des angewendeten Mittels und fühlt daraufhin Verringerung des Leidens. Aehnlich ist so mancher Wetterbeobachter geneigt, die (eigene oder fremde) Prognose eintreffen zu sehen und ihre Einzelheiten in dem wirklichen Wetter wiederzufinden. Solche „wohlwollende" Prognosenkritik ist gewiß nicht seltener, als jene in der Heilkunde vorkommende Selbsttäuschung über den ursächlichen Zusammenhang der Thatsachen.

Wo aber liegt die Schuld an diesen Uebelständen?

Darauf kann es nur die eine Antwort geben: vor allem bei unserem verehrlichen Publikum. Denn, wenn in Betreff der Wettervorhersagung die Thatsache besteht: Mundus vult decipi, da ist es doch gar nicht zu verwundern, daß nun auch allerlei Leute dazu sprechen: ergo decipiatur, und demgemäß handeln zu Gunsten des eigenen Geldbeutels oder der eigenen Eitelkeit oder sonstiger Dinge, die kein allgemeines Interesse haben. Uebrigens will ich keineswegs behaupten, daß es bei diesen Gelegenheiten immer auf bewußte Täuschung abgesehen sei.

So mancher Kurpfuscher oder Wetterprophet glaubt ja selbst an seine Methoden und verdient also lediglich den Vorwurf ungenügender Selbstkritik.

Nun wird man fragen, wer denn eigentlich als guter und gerechter Wetterprophet gelten solle? Staatliche Prüfung und Approbation, wissenschaftlicher Ruf, amtliche Stellung: sie alle schützen freilich nicht vor gelegentlichem Irrthum. Aber ich hoffe auf keinen Widerspruch zu stoßen mit der Erklärung, daß als einwandsfrei derjenige anzusehen sei, welcher allein auf Erfahrung seine Arbeit gründet und unbewiesene, willkürliche Annahmen mit aller Sorgfalt vermeidet. Dieser Grundsatz sowohl wie die bisher verfügbaren Hülfsmittel führen zu einer so überaus einfachen Arbeitsweise, daß eine kurze Darlegung derselben den für diesen Aufsatz verfügbaren Raum nicht überschreiten dürfte.

Wer viel im Freien sich aufhält und durch Beruf oder Neigung auf Beachtung des Wetters hingewiesen wird, pflegt die vielfachen Wetterzeichen zu kennen, welche der einzelnen Gegend eigenthümlich sind. Ehe man solche, meist von altersher bekannten Zeichen und Regeln für die Wettervorhersagung benutzt, muß natürlich eine gewisse Kritik stattfinden, nämlich die Beantwortung der Frage, wie oft unter zahlreichen Einzelfällen eine Wetterregel eingetroffen ist und wie oft sie nicht erfüllt war. Insbesondere ist der örtliche Geltungsbereich der Regeln zu berücksichtigen, denn nicht ohne weiteres kann eine an sich richtige Erfahrung der angedeuteten Art auf eine andere Gegend übertragen werden. Daraus ergibt sich, daß — im Gegensatz zu anderen Propheten — der Wetterprophet in seiner Heimath mehr gelten muß, als anderwärts, sofern er nämlich die Witterungsverhältnisse und Wetterzeichen der eigenen Heimath mit offenen Augen in sich aufgenommen hat.

Während nun diese örtlichen Anzeichen schon in uralter Zeit beachtet wurden, kam dazu in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine sehr wesentliche Erweiterung: die Einführung der elektrischen Telegraphie ermöglichte es, neben den am Beobachtungsorte wahrnehmbaren Erscheinungen auch die Witterungsvorgänge entfernter Gegenden zu beachten. Wir haben ein weitausgebildetes System telegraphischer Wetterberichterstattung, durch welches täglich die am Morgen angestellten Beobachtungen zwischen nahezu sämmtlichen europäischen Ländern ausgetauscht werden. Für Deutschland bildet die Hamburger Seewarte den Mittelpunkt dieses Dienstes; sie versendet auf Grund des bei ihr telegraphisch einlaufenden Depeschenmaterials im Laufe eines jeden Vormittags mehrere sogenannte Sammeldepeschen, welche in leicht verständlicher Ziffernschrift die Morgenbeobachtungen zahlreicher Stationen enthalten und von jeder deutschen Telegraphenstation gegen billige Abonnementsgebühren geliefert werden. Im Besitz dieser Nachrichten kann nun jedermann sich schon am Vormittag ein Bild von den in Europa herrschenden Witterungszuständen machen. Um ein solches Bild zu gewinnen, trägt man die einzelnen Beobachtungen mittels einfacher Zeichen in eine Karte, die „Wetterkarte", ein und gibt dem großen Zahlenmaterial auf diese Art eine übersichtliche Form. Solche Wetterkarten erscheinen bereits vielfach im Druck,

Digitized by Google

theils als gesonderte Blätter (in Hamburg, Berlin, München, Chemnitz, Stuttgart, Aachen, Weilburg), theils auch in Zeitungen. Wäre jeder, der eine Wettervorhersagung braucht, mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, um aus den Gesetzen der Atmosphäre, aus den eigenen örtlichen Beobachtungen und aus den in der Wetterkarte enthaltenen thatsächlichen Angaben eine Vermuthung über die für morgen bevorstehende Witterung zu entnehmen, so bedürfte man überhaupt keiner berufsmäßigen Wetterpropheten, sondern der staatliche Wetterdienst könnte sich auf Verbreitung der wirklichen, nicht strittigen und von keiner Vermuthung abhängigen Beobachtungsthatsachen beschränken, welche der Wetterkarte zu Grunde liegen. Weil aber die große Masse der Betheiligten vorläufig wohl kaum in der Lage sein wird, eigene Voraussagung mit Erfolg zu betreiben, so pflegt man an den Ausgabestellen der Wetterkarten auch Prognosen zu veröffentlichen und dadurch auch dem Ungeübten eine Anleitung zum Deuten der Karten zu gewähren. Nur in diesem Sinne sollte man die Prognose auffassen, nicht als eine unabhängig von der Karte zu benutzende Prophezeiung, weil erfahrungsmäßig eine Gegend um so eher örtliche Abweichungen von der Prognose zeigt, je weiter sie von deren Ausgabeort (d. h. vom Wohn- und Beobachtungsort des Wetterpropheten) entfernt ist. Und um diese örtlichen Abweichungen rechtzeitig zu erkennen, muß eben jeder Empfänger einer Prognose sowohl diese wie die Karte richtig deuten können. Freilich sind dazu bisher erst recht bescheidene Anfänge gemacht worden; wollte man z. B. feststellen, wie viele Leser dieser Zeilen sich mit den Einzelnheiten einer Wetterkarte bereits bekannt gemacht haben, so wäre das Ergebniß solcher Erkundigung wahrscheinlich nicht sehr ermuthigend, obwohl doch die Darstellungsweise nicht bloß recht einfach ist, sondern auch neben jeder Karte ausführlich erläutert wird. Aber wir dürfen immerhin mit Freude betonen, daß in den letzten Jahrzehnten die Schätzung naturwissenschaftlicher Forschung und ihrer Ergebnisse erheblich zugenommen hat; man scheut sich nachgerade, die sogenannten Geisteswissenschaften in einseitiger Uebertreibung gegen die Erkenntniß des Wirklichen zu bevorzugen, und wenn allmählich einige Grunddegriffe der Physik als nothwendiger Bildungsbestandtheil anerkannt sein werden, dürfte die Physik der Atmosphäre ihre verdiente Berücksichtigung finden. In gleicher Weise wie dies geschieht, wird die Beurtheilung meteorologischer Leistungen an Sachlichkeit und an Richtigkeit gewinnen und wird das große Publikum sich gewöhnen, die Ergebnisse der Erfahrung zu schätzen und verwegene Theorien mit gebührender Vorsicht zu behandeln. Hierzu ein wenig beizutragen, ist der Zweck vorstehender Zeilen.

Berlin-Wilmersdorf. R. Börnstein.

Von der Ehe, vom Tode und von der Liebe.

Der schwedische Dichter Gustaf af Geijerstam hat zwei Bücher geschrieben von lautloser äußerer Stille und erregendster, aufwühlendster innerer Vibration. Bücher vom Glück, den Krisen und der Tragik menschlicher Lebensgemeinschaft sind es, Ehebücher: „Die Komödie der Ehe" und „Das Buch vom Brüderchen".*)

Ibsen ist das erste gewidmet, aber beide könnten ein Ibsenmotto tragen, das Wort vom „Leben, das ein Kampf mit den Trolls", den bösen Geistern in unserm Herzen und Hirn ist. Der Weg dieses Dichters begann auf den Straßen der Außenwelt, objektive Wirklichkeitsausschnitte gaben seine ersten Bücher, dann aber lockte es ihn immer stärker in die geheimnißvolle Innenwelt menschlichen Fühlens, in die Cités intérieure, die Maeterlinck beschreibt, in der unter der Schwelle des Bewußtseins unbekannte Kräfte und Triebe an unserm Leben wirken.

Die Probleme des Räthselhaften und Unheimlichen reizten ihn dabei. Die Dämonien belasteter Naturen, „besessener" Menschen, wollte er scharf ins Auge fassen und bannend beschwören. In dem Roman „Ivar Lyth" *) war es das Motiv des Doppelichs. Er zeichnet einen Mann, der immer fühlt, wie ein anderer in ihm gleichsam auf der Lauer liegt, wie dieser andere in ihm wächst, ihn ausfüllt und alle seine Handlungen bestimmt. Wie eine rothe Welle steigt es dann siedend in ihm auf, Brandfackeln von Mord und Blut umschwelen ihn und umnebeln seinen Willen.

Verwandt zugleich und entgegengesetzt war das psychopathische Motiv im „Haupt der Meduse".**) Hier handelt es sich nicht um die Vereinigung zweier Wesen in einem, sondern um die Spaltung eines in zwei. Eine Freundschaft wird geschildert, die sich allmählich in zerfleischenden Haß verwandelt. Die beiden Menschen sind hier wie Galeerensklaven an eine Kette geschmiedet, zuerst Schicksalsgefährten, dann erbitterte Widersacher, die mit verstörten Augen der eine in dem andern das verzerrte Bild des eigenen Geschickes sehen und den Anblick nicht mehr ertragen können.

Die Darstellung des Wandelns im Unbewußten, des Schreitens im Dunkeln ohne feste Wegsicherheit war Geijerstam dabei das Wesentliche. Er sah, wie er selbst es beschreibt, Leben und Menschen im Bild einer Straße, die vom dichten Nebel tiefgrau verschleiert ist. Tastend geht man in der Wolke, Gestalten tauchen ungewiß links und rechts beim verhüllten Schein der Laternen für Momente auf und versinken lautlos wieder in den Schatten. Stimmen tönen aus dem Nebel, was man aber hört, sind nur Bruchstücke von Gesprächen, „losgerissene Theilchen von dem Spiel des Lebens, das sich um uns ereignet, ohne daß wir es fassen können". Der Mensch als Fremdling in der Eigenwelt und in der Umwelt, dies schmerzliche Räthsel ist der Kern der Geijerstam'schen Dichtung.

Mählich erkannte er nun, daß es, zur Darstellung dieser Erkenntniß nicht der komplizirten Casuistik einer Psychopathia sexualis bedarf, daß man an Geheimnissen rühren kann, ohne dazu die Abnormitäten der Mordsucht, der Doppelichvorstellungen als Demonstrationsbeispiel zu brauchen. Das Einfachste ist das Wunderbarste. So nahm er in seinen neuen Büchern keine Fälle der Seltsamkeit mehr, sondern menschliche Verhältnisse unauffälliger Art: den Wechsel der Jahreszeiten in der Ehe, Gefühlsveränderungen mit Anziehen und Abstoßen, Neubildungen, Umkrystallisirungen. Und er leuchtete dabei in jene uns selbst immer so umschleiert bleibenden Tiefen, in denen gleichsam in chemischen Prozessen unser Gefühlsleben seine Mischungen und Wandlungen erfährt. Von diesem dunklen Reich aus — darin bleibt er sich gleich —, nicht von den Einflüssen der Außenwelt, betrachtet er die Lebensereignisse.

In dem Buch „Die Komödie der Ehe" spielen noch äußere Faktoren handlungsmäßig hinein, ein Dritter wird bestimmend, eine Ehe löst sich, die Frau geht zu dem Andern, und sie kehrt schließlich, als der Spuk verfliegt, zurück zum Ersten. Also Vorgänge, die sich in sichtbaren öffentlichen Manifestationen aussprechen. Im „Buch vom Brüderchen" aber liegt eine festumzogene Welt da, in die kein fremdes Element von außen hinein kann, hier gibt es nur innere Handlung und der Boden, auf dem die Geschichte sich abrollt, ist die Zwischenwelt, in der sich die Gedanken zweier miteinander lebender Menschen begegnen, sich umarmen, in eins verklingen und dann wieder miteinander feindlich ringen, sich messen, sich voneinander zurückziehen und in Einsamkeit erstarren. Und unsere äußern Handlungen, unsere Geberden, unser Blick, der Ton der Stimme wird in seiner Abhängigkeit von diesen undeutbaren Mächten gezeigt.

*) Berlin, S. Fischer.

*) Berlin, Georg Bondi.
**) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

Alte Erkenntniß liegt dem zu Grunde. Novalis hat sie ausgesprochen in dem Satz: Schicksal und Gemüth sind Namen eines Begriffs. Und Maeterlinck's neues Denken und Dichten kreist im „Vergrabenen Tempel“ und in der „Monna Vanna“ um die Vorstellung, daß unser Schicksal in unserem unbewußten, tieferen, inneren Ich liegt. „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne.“

Auch in dem Buch Geijerstam's, in dem der äußere Faktor, das Eingreifen eines Dritten in eine Ehe, bestimmend erscheint, kommt ja im letzten Grund nichts von außen, sondern alles entwickelt sich von innen. Dieser Mann, der die Frau des Freundes an sich reißt, wirkt gar nicht so durch seine Person, sondern er ist eigentlich nur ein Vermittler, der gewisse, bis dahin ruhende Gefühlsfähigkeiten der Frau in Schwingung bringt. Nicht durch seine Person werden sie in Schwingung gebracht, sondern durch Vorstellungen und Gedanken. Der Mann erzählt seinem Freund in einer mittheilsamen Stunde, daß er einstmals auch dessen Frau Anna geliebt habe und sie geheirathet hätte, wäre ihm Bod nicht zuvorgekommen. Bod, der nichts bei sich behalten kann, verräth Anna Gösta's Geheimniß. Dies Wissen fängt in Anna an zu wirken, zunächst nur in interessirten Debatten mit ihrem Mann. Es wächst, es nimmt phantastische Dimensionen an, es verändert ihr Gösta's Bild. Ihn, der eigentlich die Sache selbst längst überwunden hat, sieht sie im Schein einer entsagenden, romantischen Liebe. Er wird ihr die illusionäre Verkörperung aller vagen Frauensehnsucht, die bei phantasievollen Naturen so oft an dem engen Horizont der gleichmäßigen Ehe schwebt. Und zerstörend wächst diese Macht. Sie richtet sich auf zwischen den Gatten als ein unsichtbarer Feind. Sie beargwöhnen gegenseitig ihre Gedanken. Sie entgleiten einander, und in dem schmerzvollen Loslösen brechen Erbitterung und grausame Worte aus dem Hinterhalt, über die sie sich selbst entsetzen.

Und zu dieser Gefühlssphäre schreibt Geijerstam ein wunderbar tief gesehenes Kapitel, die moderne Paraphrase eines mittelalterlichen Traktats de daemonibus.

Es ist eine gefährliche Sache, führt er aus, wenn zwei Menschen, die einander geliebt haben, dahin kommen, daß sie beide im Dunkel wach liegen mit ihren Gedanken, ohne daß der eine darauf verfällt, den andern anzusprechen. Es wird noch schlimmer, wenn sie beide umeinander wissen. Da fangen die bösen Gedanken an zu arbeiten. Die sind wie selbständig wirkende Mächte, wie kleine unsichtbare Wesen, die stets den Sterblichen Schabernack spielen. Sie haben eine größere Macht, als wenn zwei Menschen lange Seite an Seite schweigen und bitter voneinander denken. Die Gefühle des einen reizen und stacheln die des andern auf. Die Bitterkeit des einen geht hinüber und vermehrt die Bitterkeit in der Seele des andern. Der Zorn des einen gebiert den des andern. Aus dem Zorn wächst Unwille und aus dem Unwillen Haß. Der Anlaß kann dabei gering sein. Ein Unglück ist oft um so unheildarer, je geringer der äußere Anlaß zu sein scheint. In solchen Stunden spricht Seele zu Seele stärker als mit Worten, und was da gesagt wird, wirkt mächtiger, weil es direkt aus unserm unbewußten Wesen entspringt, das unser Tiefstes ist. Die eine Seele kann da eine andere zu Tode schlagen. Dies geschieht vielleicht nie so wirklich wie gerade während des Schweigens.

Wie Maeterlinck die tiefste Vereinigung im Schweigen schildert, so malt Geijerstam die gleiche Intensität der Entfremdung in derselben Atmosphäre. Das hohe Schweigen der Fülle und das verzweifelte Schweigen der Leere: wenn sie zusammen schweigen, verwunden zwei Menschen einander furchtbarer als die Thiere des Waldes, die sich gegenseitig rasend zerfleischen. Und der Kampf scheint auch im Schlaf noch fortzugehen. Wenn der Morgen kommt, vollenden die wachen Gedanken, was die Gedanken der Nacht begonnen, und aus den Gedanken wachsen Handlungen, die Menschenleben heischen.

Die „Komödie der Ehe“ ist als litterarische Arbeit von einer bewunderungswürdigen, lückenlosen, unerbittlichen, psychologischen Folgerichtigkeit, doch man sieht durch die Darstellung das präzise Gerüst des geistreichen Aufbaus; trotz seiner Gefühlsscenen, in denen unser Fühlen mitschwingt, scheint es reflektorisch entstanden. Es hat für mich mehr deutenden Erkenntnißwerth als Gefühlswerth. Das „Buch vom Brüderchen“ ist dagegen trotz seiner innerlich viel komplizirteren Vorgänge, ganz jenseits alles Konstruktiven. Es ist so durchzuckt von innerem Erleben, es ist so wenig geschriebenes Wesen und so vibrirende menschliche Stimme, es theilt sich zwischen Fassung und aufschreiendem Schmerz so leidenschaftlich eindringlich mit, als griffe eine fieberische Hand nach der unserigen. Und fast erschreckend wirkt diese Zwischenwelt mit ihrer wirbelnden Komplikation: diese Zwischenwelt, in der ein Schriftsteller aus seinem tiefsten Erleben (wir wissen, daß Geijerstam hier Glück und Ende seiner eigenen Ehe erzählt) ein Buch macht, scheinbar kunstlos, nur befreiende Niederschrift, mit der Unmittelbarkeit menschlicher Beichte wirkend, und dabei in dieser Illusion der Kunstlosigkeit von einer so sicheren Kunst des Ausdrucks für jede vorübergleitende Miene des Gefühls, daß vor unserem Empfinden seltsam durcheinanderspielen der Schmerz des Menschen und die grausame künstlerische Befriedigung des Schriftstellers, — sie beide gleich stark, gleich echt.

* * *

Der große Unterschied zwischen diesem Buch und der „Komödie der Ehe“ ist, daß nichts Aeußeres in die Gemeinschaft zwischen dem Schriftsteller und seiner Frau Elsa tritt. Es gelingt hier Geijerstam die Gefühle gleichsam entmaterialisirt zu zeigen, die feinsten Schwingungen unsichtbarer Saiten dem Ohr vernehmbar zu machen. Die Tragik höchster Feinfühligkeit klingt hier in weichen, dämmerdunklen Tönen. Zwei Menschen, die eins sein wollen, und die an der Einheit, so wie sie sie fühlen, verzweifeln. Immer klafft zwischen den Seelen ein Abgrund, und die am stärksten lieben, die am leidenschaftlichsten zu einander drängen, fühlen das Grauen vor ihm um so fürchterlicher. Und da sie so stark lieben, leiden sie aneinander, sie leiden an dem andern, daß der Rhythmus seines Herzens nicht mit dem des ihren gleich ist, sie leiden noch mehr an sich, wenn sie merken, daß ihr Gefühlston mit dem des andern differirt und ihm Schmerzen schafft.

Ohne psychologische Zerfaserungen und Haarspaltereien, rein durch lyrische Stimmungsmittel läßt Geijerstam die seelischen Klimate seines Buches empfinden.

Er hat die witternde Empfänglichkeit für kaum merkbare Nuancen, er zeigt, wie zwischen Menschen, die in engstem Gefühlsrapport stehen, die Wellen hin und her gehen, wie die überwache Sensibilität auf jede unbewußte Differenz reagirt, wie Reizbarkeit entsteht und jedes Wort zur Kränkung werden kann, wie die Enttäuschung gleich einer Furie ihres Opfers wartet, wie fremdes Wesen plötzlich die beiden Menschen für einander entstellt, ihre Gefühle zur Grimasse macht und ungewohnte Stimmen aus ihnen hart und erbittert sprechen läßt, und wie dann matt und vernichtet, ausgeschöpft, zwei arme Seelen vor sich selbst und zu einander fliehen, ihre Liebe zu retten.

Und diese Krisen kommen hier ohne alle Banalmotive der Eifersucht oder der Untreue. Es ist eine Frau, von vibrirender Intensität des inneren Erlebens, von einer Ganzheit ungetheilter Hingabe und höchsten Vertrauens, doch sie gehört zu den „Stummen des Himmels“. Ihr Tiefstes kann sie nicht mittheilen, wie eine dumpfe Todesahnung frühen Scheidens zieht sich's durch ihr Gefühl, sie möchte aufschreien in Todesangst, aber ihre Stimme ist gebunden. Sie kann sich nur an den geliebten Mann lehnen; aus der Fülle ihres Fühlens entströmt eine verwirrende Macht auf ihn, er ahnt die Mignonnatur, aber ganz deuten und erfassen kann seine Liebe diese Frau doch nicht. Und sie fühlt das und leidet; jede leiseste Dissonanz, ein gedankenloses Wort, bringt in diesen zarten Organismus Verwirrung und Zerstörung. Dann tritt in ihr Gesicht ein „wunderlicher Ausdruck, als zöge sie sich in sich selbst zurück“.

Digitized by Google

Nun handelt das Buch aber nicht nur von ihm und ihr, sondern vom Brüderchen, von dem Kinde, dem kleinen Sven und es knüpft damit seinen tiefen Lebensinhalt an eine heitere Sommergeschichte voll Sonne und Laune, die derselbe Geijerstam geschrieben, „Meine Jungen“.*) Hier hatte er seinen beiden Söhnen Olle und Svante eine lustige Erinnerungsmappe derdrolliger Bubenstreiche angelegt. Gegen diese drallen Geijerstam-Jungen ist ihr Brüderchen, der kleine Sven, ganz der Sohn seiner Mutter, ganz der Mignonisproß.

Unsagbar fein, fern von aller Weichlichkeit und Sentimentalität, auch ohne jede künstliche Atmosphäre, rein aus der kindlichen Welt heraus, ist das Bild des kleinen Sven empfangen. Es hat Drolerien, wie die derberen Holzschnitte seiner Brüder, es hat aber vor allem scheue liebliche Zartheit; etwas Unirdisches weht um dieses Kind, wie Zeichen der Zusammenhänge mit einer unbekannten Heimath, wie Zeichen flüchtigen Verweilens nur auf dieser Welt.

Neue Bedeutung erfüllt jetzt Elsas irdische Gegenwart. Ihr Sein und Fühlen wird verstärkt, wird ausgeglichen durch diese Einheit mit dem Kinde, in die kein falscher Ton hineindringen kann. Und neues Aufleben feiert die Liebe zwischen Mann und Frau; reich und besitzend blüht ihr Fühlen und verschwenderisch beschenken sie sich. Die Schatten sind vergessen.

Doch der Henker steht vor der Thüre. Sven, der Todgezeichnete, stirbt, und wie der Tod des Kindes in der Komödie der Ehe die getrennten Gatten in der Gemeinsamkeit des Schmerzes zusammenführt, so wirkt er hier gegensätzlich, auflösend, trennend. Der Mann verliert in Sven viel, sein Schmerz ist tief und echt, Elsa aber verliert alles, sie verliert den Lebenshalt, da sie nun jene Einheit nicht mehr hat. Die Todesgedanken umschleichen sie wieder, verdergen kann sie das, aber widerstehen kann sie ihnen nicht. Und Mißverstehen und Zwiespalt züngelt nun zwischen Mann und Frau wieder auf. Die Verschiedenheit in der Art, die Ereignisse dieser Zeit anzusehen, bringt die Störung. Für sie ist alles ein Abschied, ein Nähern jener Grenze „von der niemand wiederkehrt“. Er aber kämpft dafür, daß das Leben von frischem deginnen, und seine Frau zu ihm, zum Leben, zu allem zurückkehren soll. Er will, daß sie den Weg, auf dem sie dei Svens Tod gleichsam gelähmt stehen gedlieben war, wieder aufnähme. Sie wieder wünscht, daß er ihr Verzichten, die Unmöglichkeit neuen Anfangens nach so unwiederdringlichem Verlust einsieht, daß er „wie ein Freund an ihrer Seite schreite und ihre Hand halte im Mitgefühl der Finsterniß, die kommen muß und nach der sie selbst trachtet“.

Und nun die Tragik der Liebe. Sie lieben sich deide, er mit seiner diesseitigen, sie mit der schon jenseitigen Liede, und ihre Seelen ringen miteinander, ihre Gedanken und ihr Fühlen übereinstimmend zu machen, den anderen zu dem eigenen Traum herüder zu locken. Und da sie lieben, will keiner verzichten und den Weg der Einsamkeit gehen. Und da sie lieden, kommt Bitterkeit und Schmerz über sie, daß sie über ihre Grenzen nicht zu einander können. Die Schatten des Todes, nicht nur der des kleinen Abgeschiedenen, sondern auch der Elsas, die ihm folgen will, umschlingen, erstickend und beklemmend, das Leben.

Nur ein Uebergang voll holder Täuschung ist dann ihr Entschluß doch zu leben, nicht freiwillig zu gehen; sie taucht noch einmal in die Lebensfluth, und deide fühlen noch einmal ihre Nähe ganz. Aber ihre Seele bleibt gefangen in der dunklen Erde in dunkler Sehnsucht, wo das kleine Kind den tiefen Schlaf schläft, und als eine Krankheit über sie kommt, gleitet sie wie mit ausgebreiteten Armen in ihren weiten, tiefen Mantel und erlischt.

Das ist das Buch von der Liede und vom Tode, und voll wunderbarer Reinheit erklingen seine Stimmen. Hier ist voll ausgeglichen, was in der „Monna Vanna“ nebeneinander gehend erscheint: das Spiel halb in der Sphäre der Seelen, halb in der Sphäre der Körper. Hier durchdringt sich's mit der Wahrheit und der in aller Komplikation so einfachen Größe des Lebens.

Und mit einem Gruß an das Leben, das sich ständig erneut und das, „soll es des Lebens werth sein, niemals ruhig ist“ und immer wieder Früchte glück- und leidvollen Erlebens dem Empfänglichen trägt, schließt das Buch vom Tode. „Ein einsamer Mann hat es geschrieben, der nicht mehr einsam ist“, so lautet das bekenntnißstarke Finale.

Felix Poppenberg.

*) Albert Langen, München.

Michalko.*)

Die Arbeiten an der Eisenbahn waren beendigt. Der Sekretär zahlte jedem aus, was ihm zukam, betrog dabei, wen er konnte; und die Leute begannen sich schaarenweise nach ihren Dörfern zu begeben.

In der Schenke, die an der Chaussee lag, war es bis zur Mittagsstunde voll. Der eine füllte seine Ledertasche mit Brezeln, der andere kaufte Schnaps, um ihn mit nach Hause zu nehmen, ein Dritter — betrank sich auf der Stelle. Dann packten sie ihre Bündel aus grobem Sacktuch, hingen sie über die Schultern und begaben sich auf den Heimweg. Bevor sie gingen, riefen sie:

„Leb' wohl, blöder Michalko!“ . . .

Michalko blieb zurück.

Er stand auf dem grauen Feld und blickte nicht einmal seinen Leuten nach; sein Auge schweifte vielmehr über die blinkenden Schienen, die in ungeahnte Fernen weit hinaus liefen. Der Wind zerzauste ihm das dunkle Haar, blähte seinen groben Leinwandkittel auf und wehte aus der Ferne den letzten Vers des Liedes her, das die Heimkehrenden angestimmt hatten.

Bald waren hinter den Wachholbersträuchen die Bündel, die Kittel und die runden Mützen verschwunden. Zuletzt verhallte auch das Lied, — und noch immer stand Michalko mit gefalteten Händen da: — er hatte kein Heim. Gleich dem Hasen, der soeben über das Geleise sprang, hatte auch der Bauernknabe, eine Waise, sein Nest im Feld und die Speisekammer — wo es Gott gefiel.

Hinter dem Sandhügel ertönte ein Pfiff, Rauch stieg empor, und ein Rasseln wurde vernehmbar. Der Arbeiterzug war angekommen und vor dem unfertigen Stationsgebäude stehen geblieben. Der dicke Lokomotivführer und dessen jugendlicher Gehülfe sprangen von der Lokomotive herunter und liefen nach der Schenke. Nur der Ingenieur war zurückgeblieben; nachdenklich blickte er in die öde Gegend und vernahm das Zischen des Dampfes im Kessel.

Der Bauer kannte den Ingenieur und verneigte sich ihm tief, bis zur Erde.

„Ach, Du bist es, blöder Michalko! Was machst Du hier?“ — fragte der Ingenieur.

„Nichts, gnädiger Herr!“ entgegnete der Bauer.

„Warum gehst Du nicht ins Dorf zu Eück?“

„Habe dort nichts zu suchen, gnädiger Herr.“

Der Ingenieur summte eine Melodie vor sich hin, dann sagte er:

„So fahre nach Warschau. Dort findest Du immer Arbeit.“

„Ich weiß aber nicht, wo das ist.“

„Steig auf den Wagen, dann wirst Du es erfahren.“

Der „blöde Michalko“ sprang wie eine Katze auf den Wagen und setzte sich auf einen Haufen Steine.

*) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Stefania Goldenring.

„Hast Du denn etwas Geld?“ fragte der Ingenieur.

„Ich habe einen Rubel, ein Zwanzigkopekenstück und fünfzehn Kopeken Kleingeld“ . . .

Der Ingenieur begann wieder zu summen und umherzuschauen, während es in der Lokomotive weiter brodelte. Endlich kam das Zugpersonal aus der Schenke mit Flaschen und Bündeln zurück. Der Zugführer und dessen Gehülfe stiegen auf die Lokomotive, und . . . der Zug setzte sich in Bewegung.

Als man etwa eine Meile Weges zurückgelegt hatte, tauchten an der Biegung Rauchwolken und ein armes, inmitten von Morästen aufgebautes Dorf auf. Bei diesem Anblick wurde Michalko munter. Er begann zu lachen und zu rufen, obgleich man ihn bei dieser Entfernung nicht hören konnte, — und mit der Mütze zu winken . . . Einer der Beamten schalt ihn:

„Fällst noch hinaus, wenn Du Dich so herüberbiegst, und dann holt Dich der Teufel. Was siehst Du denn dort?

„Das ist ja unser Dorf, dort!“ . . .

„Deshalb kannst doch ruhig sitzen bleiben“, erwiderte der Beamte.

Michalko setzte sich, wie man ihm befohlen hatte. Aber es wurde ihm ganz eigen ums Herz, und er begann ein Gebet herzusagen. Ach! wie gern wäre er nach seinem Dorf zurückgekehrt, das dort mitten im Sumpf, von Lehm und Stroh aufgebaut, stand . . . Aber er hatte da nichts zu suchen. Obgleich sie ihn den „blöden“ nannten, wußte er doch, daß man in der großen Welt nicht so leicht Hungers sterben und eher ein Nachtlager finden konnte, als im Dorfe. O! draußen in der Welt ist das Brot weißer, — dort bekommt man wenigstens Fleisch zu sehen, und die Menschen sind gewiß nicht so elend arm, wie daheim bei ihnen!

Sie kamen an vielen Stationen vorüber und hielten sich bald länger, bald kürzer auf. Gegen Abend ließ der Ingenieur dem Bauern zu essen geben, — dafür verneigte er sich bis zur Erde.

Dann kamen sie in eine ganz neue Gegend. An Stelle der Moräste traten hügelige Felder und schnell fließende, sich schlängelnde Flüßchen. Entschwunden waren die rauchigen Hütten und die von Gerten geflochtenen Scheunen; dafür aber erschienen prächtige Schlösser und gemauerte Gebäude, die besser aussahen, als bei ihnen im Dorf die Kirchen oder — die Wirthshäuser.

Nachts hielten sie unterhalb einer auf der Höhe erbauten Stadt. Es schien, als ob die Häuser aufeinandergehäuft wären, und in jedem einzigen waren so viele Lichter, wie Sterne am Himmel. Bei hundert Begräbnissen hätte man nicht so viele Kerzen schauen können, wie in dieser Stadt . . .

Musik spielte, Menschen wogten im Gedränge lachend und lärmend, obgleich es schon so spät war, daß man im Dorf höchstens die Rufe der Geisterster und das Bellen der erschreckten Hunde hätte hören können.

Michalko schlief nicht ein. Der Ingenieur ließ ihm ein Pfund Wurst und ein Laib Brot geben, — dann wurde er nach einem anderen Waggon vertrieben, der mit Sand beladen war. Hier war es so weich, wie auf Daunen. Aber der Bauer legte sich nicht, sondern blieb kauernd sitzen, aß seine Wurst und das Brot dazu, daß ihm die Augen hervortraten, und dachte:

„Hab' keine Angst! Was gibt es doch für sonderbare Dinge in der Welt!“ . . .

Nach mehrstündiger Rast setzte sich der Zug gegen Morgen in Bewegung; on einer Station hielten sie sich länger auf; der Heizer sagte dem Bauern, daß der Ingenieur wahrscheinlich zurückkehren würde, weil man nach ihm telegraphirt hatte.

Thatsächlich rief der Ingenieur den Bauern herbei.

„Ich muß zurück“, sagte er. „Willst Du allein nach Warschau?

„Weiß ich's denn!“ flüsterte der Bauer.

„Nun, wirst doch unter so vielen Menschen nicht verloren gehen?“ . . .

„Wem soll ich verloren gehen, mein Herr, ich habe doch Keinen“ . . .

Er hatte wirklich Keinen, der ihn verlieren könnte.

„Nun, dann fahr mit“, sagte der Ingenieur. „Dicht am Stationsgebäude werden neue Häuser gebaut. Kannst Ziegelsteine tragen, wirst nicht vor Hunger sterben, nur darfst Du nicht trinken. Später kann's Dir auch besser gehen. Für alle Fälle hast hier einen Rubel.“

Der Bauer nahm den Rubel, umfaßte die Knie des Ingenieurs und setzte sich auf seinen Waggon mit Sand. Bald darauf fuhren sie los.

Unterwegs fragte er den Heizer:

„Ist's noch weit bis zu unserer Station?“

„Vielleicht noch vierzig Meilen. Ich weiß es nicht genau!“

„Wie lange würde man wohl von da zu Fuß nach Hause gehen?“ . . .

„Drei Wochen etwa. Uebrigens weiß ich es nicht.“

Eine furchtbare Angst befiel den Bauern. Warum war er, Unglückseliger, so weit mitgegangen, daß er drei Wochen zu laufen hatte, um nach Hause zu kommen! . . . In ihrem Dorf erzählte man von einem Knecht, den der Wind erfaßt und in kürzerer Zeit, als man zum Bekreuzigen braucht, weit fortgetragen und zwei Meilen davon ihn als Leiche niedergestreckt hatte. War ihm nicht dasselbe passirt? Ist diese feuerspeiende Maschine, vor der die alten Leute Angst haben, nicht schlimmer als der Sturmwind? . . . Und wo wird die ihn wohl niederwerfen!?“

Bei diesem Gedanken hielt er sich an dem Rand des Waggons fest und schloß die Augen. Jetzt fühlte er, wie der Wind ihn emportrug, wie er fürchterlich heulte, ihn ins Gesicht peitschte und lachte: hu! hu! hu! . . . hi! hi! hi! . . .

Wie schnell und plötzlich hatte ihn der Sturm fortgerissen! . . . Nur daß er ihn weder der Mutter, noch dem Vater oder der eigenen Hütte geraubt hatte; die Waise vom Felde nahm er einfach mit . . .

Er wußte, daß etwas Schlimmes mit ihm geschah, — was war aber dagegen zu thun? Bange Sehnsucht erfüllte ihn bei dem Gedanken, was noch alles kommen konnte; da ihm aber auch jetzt schon so traurig ums Herz war, daß es kaum noch schlimmer werden konnte, so öffnete er die Augen und ließ den Waggon los, an dem er sich bis jetzt festgehalten hatte. Es war Gottes Wille. Ein armer Bauer war ja dazu geschaffen, sein Leben lang Elend, Angst und Kummer im Herzen mit sich herumzutragen . . .

Die Lokomotive stieß einen gellenden Pfiff aus. Michalko blickte vor sich hin und sah in der Ferne einen Wald von Häusern, die in ein Tuch von Rauch gehüllt waren.

„Brennt es irgendwo?“ fragte er den Heizer.

„Das ist Warschau!“ . . .

Wieder schnürte sich die Brust des Bauern zusammen. Wie wird er es wagen, in diesen Rauch hineinzugehen?

Das Stationsgebäude. Michalko stieg aus. Er küßte dem Heizer die Hand, blickte sich nach allen Seiten um und ging langsam nach dem Laden, über dem bunte Schilder hingen, darauf rothes Bier in Gläsern und grüner Schnaps in Flaschen gemalt waren. Er ging nicht hinein, um zu trinken; — etwas anderes zog ihn hin.

Hinter der Schenke sah man ein Gerüst zu einem Bau, vor dem Laden standen Maurer. Da fiel ihm der Rath des Ingenieurs ein; er wollte nach Arbeit fragen. — Die Maurer, kecke, mit Kalk und Ziegelstaub bedeckte Burschen, redeten ihn selber an.

„Was bist Du für einer? Wo kommst Du her? Wie heißt Deine Mutter? Wer hat Dir solch eine Mütze genäht?“

Der eine zupfte ihn am Aermel, ein anderer zog ihm die Mütze über die Augen. Dann drehten sie ihn mehrmals im Kreise herum, so daß er nicht mehr wußte, woher er gekommen war.

„Von wo bist Du, Bursche?"

„Aus Wiltscholiki, mein Herr!" entgegnete Michalko. Da er in singendem Ton sprach und eine sehr verlegene Miene machte, begannen die Maurer im Chor zu lachen.

Er stand mitten unter ihnen und lachte mit, obgleich sie zu ihm von oben herab sahen.

„Ist das ein lustiges Volk, hab' keine Angst!" dachte er. Dieses Lachen und sein ehrliches Gesicht nahmen die Leute für ihn ein. Sie hörten auf, ihn zu necken und begannen, ihn auszufragen. Als er sagte, daß er Arbeit suche, hießen sie ihm, ihnen folgen.

„Ein Schafskopf, doch scheint's ein guter Kerl zu sein" — sagte einer von den Meistern.

„Wir wollen ihm Arbeit geben", fügte der andere hinzu.

„Willst Dich einkaufen?" fragte ein Geselle.

„Ich weiß nicht, wie man das macht."

„Gibst ein Fäßchen Schnaps zum Besten", sagte ein zweiter.

„Oder bekommst Schmerzensgeld!" rief ein dritter lachend.

Nach einigem Besinnen entgegnete der Bauer:

„Lieber will ich nehmen, als geben" . . .

Auch das gefiel den Maurern. Sie zogen ihm noch einigemal die Mütze über die Augen, aber sie verlangten von ihm weder den Schnaps, noch bestanden sie auf das übliche Schmerzensgeld.

Lachend und spaßend erreichten sie den Bauplatz und gingen an die Arbeit. Die Meister bestiegen das hohe Gerüst, während junge Mädel und Burschen Ziegelsteine trugen. Michalko mußte als Neuer den Kalk und den Sand mit der Schaufel durcharbeiten.

Auf diese Weise war er unter die Maurer gegangen.

Am nächsten Tage gab man ihm ein Mädchen zur Hilfe, das so arm war wie er. Die Kleidung der Arbeiterin bestand aus einem alten Tuch, einem zerrissenen Rock und einem Hemd, — daß Gott sich erbarme! Auch war sie gar nicht hübsch. Sie hatte ein dunkles, mageres Gesicht, eine kurze Stumpfnase und eine niedrige Stirn. Aber Michalko war nicht wählerisch. Kaum stand sie mit der Schaufel neben ihm, als es ihn zu ihr hinzog, wie es einen jungen Burschen zu einem Mädchen hinzuziehen pflegt. Und als sie ihn mit ihren hellen Augen anschaute, die unter dem verblichenen Tuch hervorblickten, da fühlte er, wie ein warmer Strom durch sein Inneres zog. Er wurde so dreist, daß er sie anredete.

„Woher seid Ihr? Aus der Nähe von Warschau? Arbeitet Ihr schon lange bei den Maurern?"

Dies und noch anderes fragte er und redete sie dabei stets mit „Ihr" an. Als sie aber „Du" zu ihm sagte, that er dasselbe.

„Quäle Dich nicht", — sagte er ihr, „ich werde für mich und auch für Dich arbeiten."

Und er schuftete tüchtig, daß der Schweiß in Strömen von ihm herabfloß; während das Mädchen mit der Schaufel nur über die Oberfläche des Kalks hin- und herfuhr.

Von nun ab blieben sie den ganzen Tag mit einander und waren fast immer allein. Manchmal nur schloß sich ihnen ein Geselle an. Dann schimpfte er über das Mädel und verspottete den Burschen. Des Abends blieb Michalko zur Nacht im Bau, weil er keinen Wohnort hatte, seine Kameradin aber ging mit den anderen und mit jenem Gesellen, der immer über sie schimpfte und ihr auch oft einen Rippenstoß versetzte, zur Stadt.

„Er hat das Mädel nicht gern", dachte Michalko. „Was hilft es aber! Dafür ist er ja Geselle, daß er uns herumstoßen darf" . . .

Er aber bemühte sich, das Unrecht, das ihr geschah, wieder gut zu machen, so weit er konnte. Er fuhr fort, ihre Arbeit für sie zu thun. Zum Frühstück theilte er sein Brot mit ihr und zu Mittag kaufte er ihr Rübenzucker für fünf Groschen,*) denn sie hatte fast niemals Geld.

*) Ein Groschen entspricht einem Pfennig.

Als die Steine herauf getragen werden mußten, konnte er seiner Freundin die Arbeit nicht mehr abnehmen, weil die Meister sie bewachten.

Doch folgte er ihr Schritt für Schritt auf dem biegsamen Gerüst. Wie fürchtete er, daß sie ausgleiten und von den Steinen erdrückt werden könnte!

Als jener böse Geselle die Fürsorge des Bauern bemerkte, spottete er und machte die anderen darauf aufmerksam. Auch sie lachten und riefen Michalko von oben zu:

„Dummkopf, Du!" . . .

Eines Tages, zur Mittagszeit, rief der Geselle das Mädchen zur Seite. Nach dieser Unterhaltung kam sie weinend zu Michalko und fragte ihn, ob er ihr nicht zwanzig Groschen borgen könnte.

Für sie hatte er alles! Schnell löste er sein Bündel, in dem noch das mitgebrachte Geld eingebunden war, und gab ihr die geforderte Summe.

Das Mädchen brachte das Geld dem Gesellen, und seitdem verging fast kein Tag, an dem der Bauer seiner Freundin nicht ein paar Groschen auf Nimmerwiedersehen geliehen hätte. Als er einmal schüchtern fragte:

„Wozu gibst Du das Geld diesem Teufelskerl?", da erwiderte sie: „Das ist schon einmal so."

Eines Tages gerieth der Geselle mit dem Sekretär in Streit und gab die Arbeit auf. Nicht genug, daß er ging, er befahl auch dem Mädchen, wie einer Dienstmagd, ihm zu folgen.

Das Mädchen schwankte. Als aber der Schreiber drohte, daß er ihr das Gehalt für die ganze Woche nicht auszahlen würde, wenn sie nicht bis zum Abend bliebe, ging sie wieder an ihre Arbeit. Ein einfacher Mensch schätzt den Groschen, noch dazu, wenn er so sauer verdient wird.

Der Geselle gerieth in Wuth.

„Kommst mit, Hündin, oder nicht?" schrie er.

„Wie soll ich mitkommen, wenn sie mir nicht bezahlen wollen? Für den Rubel könnte ich mir wenigstens einen neuen Rock anschaffen! . . ."

„Nun gut", schrie der Geselle, „dann komme mir nicht mehr unter die Augen, nicht über die Schwelle, sonst schlage ich Dich todt! . . ."

Und er ging zur Stadt.

Am Abend trennten sich die Maurer wie gewöhnlich. In dem neuen Hause blieben Michalko und das Mädchen zurück.

„Gehst nicht fort?" — fragte sie der Bauer erstaunt.

„Wo soll ich hin, — er hat doch gesagt, daß er mich fortjagt! . . ."

Erst jetzt begann Michalko ein Licht aufzugehen.

„So warst Du immer mit ihm zusammen?" sagte er mit einem leisen Groll in der Stimme.

„Ja, gewiß", — flüsterte sie beschämt.

„Und ihm gabst Du Deinen ganzen Verdienst, obgleich er Dich schlug? . . ."

„Ja . . ."

„Warum thatest Du so etwas Häßliches? . . ."

„Weil ich ihn lieb hatte", entgegnete das Mädchen leise, indem sie sich hinter die Säulen des Gerüstes verbarg. Dem Bauern flimmerte es vor den Augen, als ob ihm jemand einen Messerstich versetzt hätte. Nicht umsonst hatten die Leute über ihn gelacht! . . .

Michalko rückte näher zu dem Mädchen heran.

„Und jetzt wirst Du ihn nicht mehr lieben?" fragte er.

„Nein!" entgegnete sie und begann bitterlich zu weinen.

„Und wirst mich lieb haben?"

„Ja."

„Ich werde Dich nicht schlagen und Dir auch Dein Geld nicht abnehmen."

„Das ist freilich wahr!"

„Bei mir wirst Du es besser haben . . ."

Das Mädchen erwiderte nichts, es weinte nur noch heftiger und bebte am ganzen Körper.

Digitized by Google

Die Nacht war kühl und feucht.

„Ist Dir kalt?“ — fragte der Bauer.

„Ja, 's ist kalt.“

Er setzte die Schluchzende auf einen Haufen Ziegel. Dann nahm er seinen Kittel ab, hüllte das Mädchen darin ein und behielt selber nur die Hemdjacke an.

„Weine nicht! . . . . weine nicht!“ sagte er. „Nur diese eine Nacht sollst Du hier verbringen. Du hast doch einen Rubel, dafür miethen wir morgen eine Stube; einen Rock kaufe ich Dir für mein Geld. Weine nur nicht . . .“

Aber das Mädchen achtete nicht darauf, was Michalko sprach. Sie hob den Kopf empor und horchte. Es schien ihr, als ob von der Straße bekannte Schritte widerhallten.

Die Schritte näherten sich. Gleichzeitig begann jemand zu pfeifen und zu rufen:

„Komm nach Hause . . . . Du! . . . . Wo bist Du denn?“

„Hier bin ich! . . .“ rief das Mädchen und sprang von ihrem Sitz auf. Rasch lief sie auf die Straße hinaus, wo der Geselle stand.

„Hier bin ich!“ wiederholte sie.

„Hast auch Geld?“ fragte der Geselle.

„Ja! hier ist es . . . nmm's!“ sagte sie und reichte ihm den Rubel.

Der Geselle steckte den Rubel in die Tasche. Dann faßte er das Mädchen bei den Haaren und begann es zu schlagen und sprach:

„Ein anderes Mal gehorche mir, sonst lasse ich Dich nicht über die Schwelle . . . Mit einem Rubel machst Du es nicht wieder gut . . . Gehorche! . . . Gehorche!“ wiederholte er, indem er ihr immer neue Faustschläge versetzte.

„O weh, mein Gott! . . .“ rief das Mädchen.

„So höre! . . . Höre auf das, was ich Dir sage.“ —

Plötzlich fühlte er, wie eine starke Hand ihn am Nacken packte, und er ließ das Mädchen los. Mit Mühe kehrte er den Kopf um und sah Michalko's funkelnde Augen auf sich gerichtet.

Der Geselle war ein schneidiger Majore; ohne sich zu besinnen, versetzte er Michalko einen Faustschlag in den Schädel, daß es ihm in den Ohren dröhnte. Aber der Bauer ließ nicht locker, ja, noch fester drückte er ihm den Nacken zusammen.

„Erwürge mich nur, Du Spitzbubenfratze . . . dann sollst Du schauen!“ stöhnte mit heiserer Stimme der Geselle.

„So schlage sie nicht!“ sagte der Bauer.

„Ich thue es nicht mehr,“ brummte er.

Da gab Michalko ihn frei — doch er taumelte und mußte nach Luft ringen, dann sagte er:

„Wenn sie nicht haben will, daß ich sie schlage, dann soll sie mir nicht nachlaufen. Hat sie mich lieb, dann ist's gut, aber ich habe einmal die Gewohnheit zu schlagen! . . . Was habe ich von einem Mädel, wenn ich sie nicht prügeln kann? . . . Sie soll nur gehen und das Genick brechen!“

„Sie wird auch gehen . . . Große Sache!“ entgegnete der Bauer. Aber das Mädchen ergriff hastig seine beiden Hände.

„Sei doch nur ruhig“, sagte sie zu Michalko bedend und seine Hände fest drückend. „Dränge Dich nicht zwischen uns . . . .“

Der Bauer verstummte.

„Und Du komm nach Hause“, sagte sie zu dem Gesellen und faßte ihn unter. „Wirst Dich doch nicht von irgend wem auf der Straße beschimpfen lassen . . .“

Der Geselle riß sich von ihr los und sagte lachend. „Geh zu ihm! Er wird Dich nicht schlagen . . . Er hat Dir ja Geld gegeben . . .“

„Ach . . . laß mich in Ruhe“ . . . schmollte das Mädchen und ging voran.

„Siehst Du, ein Frauenzimmer muß man wie einen Hund behandeln! . . .“ sagte der Geselle, indem er auf das Mädchen zeigte. „Kannst prügeln, was Zeug hält, und doch folgt Dir so eine ins Feuer . . .“

Und er verschwand. Nur sein boshaftes Lachen ertönte durch die nächtliche Stille.

Der Bauer blieb regungslos stehen, blickte ihnen lange nach und horchte. Dann kehrte er zum Gerüst zurück und betrachtete die Stelle, wo noch vor kurzem das Mädchen saß.

Es ging ihm wirr durch den Kopf, er rang nach Luft. Eben noch hatte sie ihm gesagt, daß sie nur ihn lieb haben würde — und bald darauf war sie gegangen. Eben noch fühlte er sich so glücklich und war so froh, ein lebendes Wesen, noch dazu ein Mädel, um sich zu haben, und nun — war es so öde und traurig! Warum war sie gegangen? . . . Nun, weil das ihr Wille war, weil es ihr so gefiel! . . . Was konnte er dagegen thun, wenn er auch gut und stark war? . . . Instinktiv ehrte er ihre Anhänglichkeit, die sie für den Gesellen zeigte, er grollte ihr nicht, daß sie ihm ihr Versprechen gebrochen hatte, und er dachte nicht daran, ihr seine Gefühle gewaltsam aufzudrängen. Trotzdem aber war ihm so bange, so fürchterlich bange nach ihr . . . .

Mit seinen vom Kalk steif gewordenen Händen wischte er sich die Augen aus und nahm seinen Kittel, der auf dem Ziegelhaufen ausgebreitet lag und noch warm zu sein schien. Wieder ging er auf die Straße hinaus, blieb dort eine Weile stehen, doch sah er nichts als die rothen Laternenflammen, die glänzend im Nebel schimmerten.

Da kehrte er in die kühlen Mauern zurück und legte sich auf die Erde. Statt aber zu schlafen, seufzte er schwer, so einsam und verlassen fühlte er sich, und so fürchterlich sehnte er sich nach seinem Mädchen . . . ja, nach seinem Mädchen . . ., denn es hatte ihm doch gesagt, daß es nur ihn lieb haben würde . . . . Am nächsten Tage ging der Bauer wie gewöhnlich an seine Arbeit.

Boleslaw Prus.

(Schluß folgt).

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Deutsche Thalia. Jahrbuch für das gesammte Bühnenwesen. Herausgegeben von Dr. F. Arnold Mayer in Wien. I. Band. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Dem Herausgeber schwebt ein „Jahresbericht für das Theaterwesen“ vor, der ähnlichen, dem Fortschritt der Geistes- und Naturwissenschaft annalistisch folgenden Unternehmungen sich anreihen soll. Gelingt es dieser jüngsten „Thalia“ sich länger zu behaupten, als anderen, meist recht kurzlebigen Theater-Almanachen, dann wird schärfere Scheidung des Gebotenen nöthig sein. Praktisch brauchbare Daten, wie sie das Jahrbuch der Bühnengenossenschaft und die seit einiger Zeit von Breitkopf und Härtel veröffentlichten statistischen Uebersichten bringen, müßten voranstehen. In dieser Hinsicht läßt die „Deutsche Thalia“ viel zu wünschen übrig. Am werthvollsten für den Praktiker ist in diesem Betracht vielleicht die von Arthur L. Jellinek zusammengestellte Bibliographie der Theater-Litteratur im Jahre 1891. Die „Geschichtlichen Beiträge“, allerlei Briefe, Aktenstücke und Biographien zur Theater-Historie sind ebenso wie die dramaturgischen Abhandlungen und die Nekrologie ganz willkürlich herausgegriffen. Der Versuch, in einer Jahresübersicht die Leistungen der Hauptbühnen deutscher Zunge (Berlin, Bern, Breslau, Leipzig, München, Prag, Stuttgart, Basel, Zürich, Weimar, Wien) und des dänischen, englischen, französischen, italienischen, tschechischen, portugiesischen Theaters zu würdigen, d. h. Novitätenschau, eine beiläufige Kritik der Kräfte und der Publicistik zu geben, greift weit aus; vielleicht zu weit; jedenfalls waren Ungleichheiten nicht zu vermeiden. Sollte das Unternehmen Wurzel fassen, dann müßten durchweg mehr Fakta und weniger Raisonnements zu finden sein. Uebrigens steckt viel Arbeit in dem Bande.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 11. Berlin, den 13. Dezember 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder dem Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich 4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W., Lützowstraße 107 108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Dieses ist die tausendste Nummer der „Nation".

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * „ *.

Was uns noch retten kann. Von Professor Theodor Mommsen.

Depression und „Exportdusel". Von Professor Heinrich Dietzel (Bonn).

Parlamentsbriefe VIII. Von Proteus.

Wilhelm Förster. Von M. Kronenberg.

Schöpfer und Renner. Von A. Bettelheim (Wien).

Josef Kosiin. Von J. J. David (Wien).

Deutsches Theater: „Der arme Heinrich". Von Ernst Heilborn.

Berliner Theater: „Paul Lange und Tora Parsberg". Von Sigmar Mehring.

Michalko. (Schluß.) Erzählung von Boleslaw Prus.

Bücherbesprechung:

Hermann Siebeck: Goethe als Denker. Bespr. von R. M. M.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Wahlverein der Liberalen hat am vergangenen Sonnabend und Sonntag seine ordentliche General-Versammlung abgehalten. Dieser Parteitag der Freisinnigen Vereinigung wird einen Markstein in der Entwicklung der Partei bedeuten.

Es war zu erwarten, daß bei der herrschenden politischen Erregung, bei der Empörung, die weite Kreise des deutschen Volkes über die Vorgänge im Reichstage ergriffen hat, der Parteitag sehr gut besucht sein würde. Diese Voraussetzung traf zu, und zugleich waren alle jene Männer, die von Nah und Fern herbeigeeilt waren, durchdrungen von der Empfindung, daß in einem entscheidungsvollen Augenblick der Wahlverein tagte. Diese Empfindung gab den gesammten Verhandlungen ihren Charakter; drückte ihnen den Stempel der Kraft und Entschlossenheit auf.

Reichstagsabgeordneter Karl Schrader leitete die Verhandlungen; er gedachte zunächst der Todten, die im Leben der Partei eine Rolle gespielt hatten; des ausgezeichneten Heinrich Rickert, dann Friedrich Goldschmidt's und Louis Jordan's, die nur kürzere Zeit dem Parlament angehört hatten, aber stets bereit waren, ihre Kräfte der freisinnigen Sache zu weihen.

Der erste Referent war der Abgeordnete Gothein. Er sprach über die handelspolitische Lage. Seine Ausführungen waren ein Muster eindringlicher Klarheit und Schärfe und trotz ihrer gehaltenen Sachlichkeit zitterte auch in dieser Rede jene seelische Erregung, die alle Parlamentarier aus dem Reichstagsgebäude mit in die Versammlung gebracht hatten. Gothein wies mit seiner großen Sachkenntniß die verderblichen Wirkungen im einzelnen nach, welche die von der Regierung und von der Majorität des Parlaments vereinbarte Wirthschaftspolitik für Deutschland haben müsse; und wie diese die Gesammtheit der Nation schwer schädigende Politik selbst den Großgrundbesitzern ein Danaergeschenk sei. Gothein räumte auf mit dem Märchen von der sogenannten Obstruktion der Freisinnigen Vereinigung; die freisinnige Vereinigung bediente sich der Geschäftsordnung, um einen Gesetzentwurf, der bekämpft werden mußte, zu Falle zu bringen; die Freisinnige Vereinigung blieb innerhalb der Geschäftsordnung, und die Majorität vergewaltigte und zertrümmerte die Geschäftsordnung, weil sie daran verzagte, die beschlußfähige Anzahl von Mitgliedern fortdauernd zur Stelle zu schaffen, um in ordnungsmäßigem, parlamentarischem Kampfe den eigenen Willen durchzusetzen. Gothein wies darauf hin, daß die agrarische Interessenpolitik in ihrer Frivolität und Volksfeindlichkeit nothwendig zur Vergewaltigung führen mußte. Die Verhältnisse, wie sie jetzt sich im Reichstage entwickelt haben, sind nicht das Ergebniß zufälliger taktischer Entwicklungen, sondern einer inneren Nothwendigkeit.

In der Diskussion charakterisirte der berühmte Strafrechtslehrer der Berliner Universität, Prof. von Liszt, den Vertrauens- und Treubruch, den die Majorität des Reichstags durch den Bruch der Geschäftsordnung begangen hatte. Er schloß mit dem Dank an die Abgeordneten, die mit allen parlamentarisch zulässigen Mitteln die Majorität bekämpft hatten, und er schlug darauf der Versammlung nachstehende Resolution vor:

„Der Zolltarif widerspricht, indem er in seiner hochschutzzöllnerischen Tendenz und mit dem System von Mindestzöllen den Abschluß günstiger Handelsverträge erschwert und den Ausbruch von Zollkriegen provozirt, den wirthschaftlichen

Lebensinteressen unseres auf die Ausfuhr angewiesenen Landes. Er begünstigt in der Landwirthschaft und der Industrie die Großbetriebe, während er die Klein- und Mittelbetriebe sowie das Handwerk aufs Schwerste schädigt.

Er verletzt die Grundsätze der Gerechtigkeit und jeder sozialen Fürsorge, indem er die Lebenshaltung selbst der Aermsten herabdrückt, um das Renteneinkommen auf Kosten der Arbeit zu steigern. Wir halten deshalb den ernstesten Widerstand gegen das Zustandekommen einer derartigen Vorlage für geboten.

Der parlamentarische Rechtsbruch, wie er in einer die sachliche Berathung ausschließenden en bloc-Annahme liegt, hat gezeigt, welche demoralisirende Wirkung von dieser immer rücksichtsloser auftretenden Interessenpolitik ausgeht. Kein Wort ist stark genug, um diesen Rechts- und Treubruch gebührend zu kennzeichnen, der es unmöglich macht, daß die gerechten Beschwerden der Bevölkerung in einer ordnungsmäßigen parlamentarischen Verhandlung auch nur zu Gehör gelangen.

Wir sprechen der Reichstagsfraktion der Freisinnigen Vereinigung Dank und Anerkennung dafür aus, daß sie mit größter Zähigkeit gegen die Zolltarifvorlage und die fortgesetzten Vergewaltigungen der Minderheit angekämpft und dadurch zugleich eine Ehrenpflicht des Liberalismus erfüllt hat."

Die Diskussion, an der unter anderen Dr. Witte-Rostock, Stadtrath Bahr-Landsberg, Stadtrath Dr. Dohrn-Stettin, Rechtsanwalt Martin-Leipzig, Rechtsanwalt Brunswig-Neu-Strelitz theilgenommen hatten, schloß der Reichstagsabgeordnete Barth. Er führte aus, daß die Opposition pflichtvergessen handele, wenn sie nicht mit allen parlamentarisch zu Gebote stehenden Mitteln den Kampf zu führen bereit gewesen wäre und weiterführen würde. Auf die Rede, die mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde, folgte die Annahme der Resolution mit Einstimmigkeit.

Am darauf folgenden Tage sprachen die Abgeordneten Dr. Barth, Dr. Pachnike und Roesicke. Barth über die „Freisinnige Vereinigung im kommenden Wahlkampf" und Pachnicke und Roesicke über „die sozialpolitischen Aufgaben der Partei".

Kaum hatten die Verhandlungen begonnen, als Theodor Mommsen erschien, dem die Versammlung stürmische Ovationen darbrachte. Mommsen wies diesen Beifall mit den bezeichnenden, ernsten Worten zurück: „Klatschen Sie nicht, meine Herren, dafür ist heute keine Zeit in Deutschland."

Ueber die zu beobachtende Haltung der Partei im zukünftigen Wahlkampf sagte Barth etwa Folgendes:

Trotz gewisser Differenzen zwischen den freisinnigen parlamentarischen Gruppen in dem gegenwärtigen schweren Kampf gegen die Zolltarifvorlage müssen wir darauf bedacht bleiben, ein Zusammenwirken der freisinnigen Wähler bei den nächsten Wahlen zu ermöglichen. Die Leitung der freisinnigen Vereinigung wird jedenfalls das Ihrige thun, um die Entwicklung dieses Verständnisses nicht zu hemmen, sondern zu fördern.

Auch ein Zusammenwirken mit nationalliberalen Wählern wird in manchen Wahlkreisen möglich sein. Die Haltung der offiziellen Parteileitung, speziell deren Mitwirkung an der Vergewaltigungsaktion des Antrags Kardorff, hat vielen Nationalliberalen die Frage nahegelegt, ob sie noch weiter in dem alten Parteiverbande bleiben können.

Eigenartig ist unser Verhältniß zu den Nationalsozialen. Die jüngsten zoll- und handelspolitischen Kämpfe haben die nationalsoziale Partei der Freisinnigen Vereinigung näher gebracht. Trotzdem werden in einzelnen Wahlkreisen gesonderte Kandidaturen beider Parteirichtungen aufgestellt werden. Läßt sich ein Ausgleich nicht schaffen, so muß wenigstens darauf Bedacht genommen werden, daß der Konkurrenzkampf so geführt wird, um ein späteres Zusammenwirken, einerlei wie der Ausgang der Wahl ist, möglich zu machen.

Es kann ja auch nicht unser Wille sein, den Wahlkampf nur unter dem einen Gesichtspunkt zu führen, wie viel Mandate aus demselben hervorgebracht werden können, sondern immer nur unter dem höheren Gesichtspunkt: wie kann in diesem Wahlkampfe die liberale Weltanschauung im Allgemeinen eine bessere parlamentarische Vertretung erlangen. Der Liberalismus kann seine frühere Bedeutung nur unter der einen Voraussetzung wiedergewinnen, daß es gelingt, die Hunderttausende von Arbeitern, die früher hinter ihm standen, wieder davon zu überzeugen, daß der Liberalismus ein aufrichtiger Freund der wirthschaftlichen und politischen Lebensinteressen unserer Arbeiterbevölkerung ist. Und damit komme ich auf das Verhältniß zur Sozialdemokratie.

Wir haben in den jüngsten parlamentarischen Kämpfen neben der Sozialdemokratie gefochten auf Grund selbständiger Entschließungen in Vertheidigung echt liberaler Grundsätze, die von jeher Grundsätze der Freisinnigen Vereinigung gewesen sind. In demselben Maße, wie der Kampf gegen die staatsstreichlüsternen Reaktionäre sich verschärft, wird auch die Nothwendigkeit eines Zusammengehens mit den Sozialdemokraten deutlicher hervortreten, ungeachtet der weiten Kluft, die zwischen den kollektivistischen Grundanschauungen der Sozialdemokratie und den individualistischen Grundanschauungen des Liberalismus besteht. Ich betrachte es von einem höheren Gesichtspunkt aus als ein ganz besonderes Glück, daß in den gegenwärtigen parlamentarischen Kämpfen die Sozialdemokratie nicht isolirt ist. Die Aufgabe jedes Patrioten, der über den engen Zaun seiner Parteivorurtheile hinwegzublicken vermag, muß darauf gerichtet sein, diese aufstrebenden Massen der Bevölkerung dem positiven Staatsleben zu gewinnen und die großen intellektuellen und moralischen Kräfte, die in dieser Bevölkerungsschicht schlummern, unserem nationalen Leben mehr und mehr dienstbar zu machen.

Eine weiterblickende freisinnige Partei darf deshalb, wenn sie auch bei den Wahlen in den verschiedensten Wahlkreisen mit der Sozialdemokratie aneinander geräth, doch nicht außer Betracht lassen, daß der Hauptfeind rechts von ihr steht, daß das konservative, nach materiellen Vortheilen und Staatsplründen lüsterne Junkerthum und das jeder Geistesknechtschaft Dienste leistende Centrum die eigentlichen Feinde sind. . . . .

Eine Politik, die mehr sein will als bloße Klopffechterei um ein Mandat hier und ein Mandat dort, als bloße Befriedigung kleiner politischer Eitelkeiten, als bloße Verfolgung armseliger Sondereinteressen, muß auch weitere Ziele ins Auge fassen, Ziele, die sich vielleicht erst nach vielen Jahren erreichen lassen, die aber schon dadurch, daß man ihnen ernsthaft nachstrebt, Bedeutung gewinnen. Eins dieser Ziele ist, und muß meines Erachtens sogar unser Hauptziel sein, daß die gesammte bürgerliche Linke in Verbindung mit der Sozialdemokratie den Reaktionären das politische Handwerk legt.

Die Abgeordneten Pachnicke und Roesicke führten aus, in welcher Weise der Masse der weniger Bemittelten, insbesondere den Arbeitern, durch die Gesetzgebung zu Hülfe gekommen werden müsse; wie die Staatshülfe neben die Selbsthülfe und die Genossenschaftshülfe zu treten habe; wie vor allem Sicherung des Koalitionsrechtes, ein Reichsarbeitsamt und eine Versicherung der Arbeitslosen zu erstreben sind und wie für diese Krönung des Gebäudes der Arbeitslosenversicherung die Arbeitsvermittlung gefördert, der paritätische Arbeitsnachweis geschaffen und der Arbeiterschutz durch Einschränkung der Kinderarbeit und durch den Normalarbeitstag für Frauen ausgebildet werden muß.

Hatte Theodor Barth hervorgehoben, wie gerade Roesicke in entscheidender Weise die Entwicklung der sozialpolitischen Anschauungen in der Partei gefördert hatte, so erklärte nunmehr Roesicke unter dem lebhaften Händeklatschen der Anwesenden, daß er keine Veranlassung mehr habe, nur Hospitant der Partei zu sein, daß er sich mit der Partei eins fühle und ihr als Mitglied beitrete.

Gegen Schluß nahm der Abgeordnete Broemel das Wort, um darauf hinzuweisen, von welchem Augenblick an die Freisinnige Vereinigung auch die letzten Mittel der Geschäftsordnung im Kampfe anzuwenden sich gedrungen gefühlt hatte. Der erbitterte Kampf begann mit der Diskussion über den § 1 des Zolltarifgesetzes, als die Mehrheit brutal die Versuche, die arme Grenzbevölkerung besser zu schützen, durch Schluß der Debatte vereitelte. Das sei der Augenblick gewesen, da sich die Freisinnige Vereinigung sagte, einer solchen Mehrheit gegenüber müssen die schärfsten Mittel angewendet werden.

Theodor Mommsen — er hat gerade jetzt als größter lebender Historiker den Nobelpreis erhalten — war es, der das Ergebniß der Verhandlungen in ein Schlußwort zusammenfaßte. Er dankte den Abgeordneten für ihre Pflichterfüllung, und er zeigte als Siegespreis des Kampfes die Ueberwindung der Interessenpolitik, die den Staat ruinire. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen alle Kräfte von der äußersten Linken bis in die Reihen der Nationalliberalen, die mit der Reaktion nicht mitgehen wollen, zusammengefaßt werden.

Schrader schloß den Parteitag.

Digitized by Google

Das Ergebniß des Parteitages ist offensichtlich. Das Verhalten der Fraktion im Reichstage erfuhr einstimmig Billigung, und unbeirrt muß das Ziel verfolgt werden, durch ein Kooperiren der gesammten Opposition die Fortschritte der reaktionären Parteien zu hemmen. Gewiß bestehen tiefere und auch geringere Gegensätze unter den einzelnen Fraktionen der Opposition, aber es wäre ein Verbrechen an der Entwicklung Deutschlands, diese abliegenden Gegensätze in einem Augenblick hervorzukehren, da für die Abwehr naheliegender Gefahren die gemeinsamen Kräfte auf das Aeußerste angespannt werden müssen.

Es ist erfreulich, daß für solchen Standpunkt sich in der freisinnigen Nachbarpartei gleichfalls Verständniß zeigt.

Der Reichstagsabgeordnete Dr. Müller-Meiningen, der der freisinnigen Volkspartei angehört, setzt sich in einem Artikel, der in der „Vassischen Zeitung" veröffentlicht wird, mit den Vorwürfen auseinander, die seiner Fraktion gemacht worden sind. Er thut dies in einem Geist, der eine sachliche Erörterung durchaus ermöglicht.

Dr. Müller-Meiningen schreibt:

„Ich halte es stets für gefährlich, materielle Bundesgenossen, die nur taktische Fragen trennen, allzuscharf zu verurtheilen. Ich will daher auch vermeiden, die Vorwürfe zu wiederholen, welche vor allen die „Freis. Ztg." den beiden öfter genannten Parteien (der Vereinigung und den Sozialdemokraten) bezüglich ihrer bisherigen Taktik gemacht hat. Solche nachträgliche Vorwürfe helfen in der jetzigen Situation nichts, sie verstärken lediglich die Erbitterung und führen zu solchen bedauerlichen persönlichen Kämpfen, die zur Freude der Reaktion zwischen den Führern der Linken ausgefochten wurden."

Bei solchen Gesinnungen können Parteien miteinander diskutiren, deren ernste Entzweiung in der That nur der Reaktion Vortheil bringt.

Dr. Müller-Meiningen ist der Ansicht, daß die Majorität sich nicht geeinigt hätte, wenn die Opposition mit ihrem energischen Kampfe nicht zu früh eingesetzt hätte. Das ist eine politische Hypothese, und wenn man bedenkt, welche Bedeutung das Gewicht der materiellen Interessen für die Majorität hat, wie diese Majorität, so weit es nöthig, eingeschüchtert und tyrannisirt und stets geleitet durch die rücksichtslosen Vertreter der materiellen Interessen wird, wenn man diese offenkundige Thatsache berücksichtigt, so wird man zu der Annahme gelangen müssen, daß die Elemente der Majorität sich stets zusammengefunden haben würden, sobald man sich über das Maß der erreichbaren wirthschaftlichen Vortheile klar geworden war. Die Entwicklung war denn auch nicht die, daß die Majorität sich zunächst gegen die Taktik der Minorität aufbäumte, sondern man einigte sich erst, und als man sich geeinigt hatte, scheute man vor keinem Mittel zurück, um die in Aussicht stehenden materiellen Vortheile in Sicherheit zu bringen.

Die Mittel, welche die Majorität seit der Einigung zur Anwendung gebracht hat, verwirft auch Dr. Müller-Meiningen mit den schärfsten Worten. Aber selbst das Einsetzen des Kampfes nunmehr hält er für falsch, damit die Majorität dem Parlamentarismus nicht weiteren Schaden zufüge. Uns will es scheinen, daß eine geduldige Opposition das untauglichste Instrument ist, gefährdete Institutionen gegen den Ansturm rücksichtsloser Gegner zu vertheidigen.

Aber nun aus der theoretischen Erörterung zum praktischen Ergebniß.

Wie die Entwicklung sich vollzogen hat, sind unsere parlamentarischen Institutionen heute bedroht und eines ist unzweifelhaft: diese Bedrohung wird um so ungefährlicher sein, je geschlossener jetzt die Opposition auftritt. In der nationalliberalen Partei außerhalb des Parlaments regt sich immer nachdrücklicher der Widerspruch gegen die eigenen Abgeordneten; die nationalliberale Presse läßt die Partei völlig im Stiche; wenn heute zur Sozialdemokratie, zur Freisinnigen Vereinigung auch die Freisinnige Volkspartei im parlamentarischen Kampfe stößt, so bedeutet das zwar keine numerisch entscheidende Stärkung der Opposition, aber eine weitere schwere moralische Schwächung der Majorität, und diese Majorität kann viele Stöße gegen ihr Prestige nicht mehr überstehen.

Es handelt sich nicht darum, eine Suppe auszessen zu helfen, die man nicht eingebrockt hat. Weder sind Stimmen innerhalb der freisinnigen Vereinigung noch innerhalb der Sozialdemokratie laut geworden, die die moralische Verantwortung für das Vorgefallene abzuwälzen wünschen. In beiden Parteien ist man stolz darauf, den Kampf für die Volksrechte und das Volkswohl so geführt zu haben, wie es geschehen ist. Es handelt sich vielmehr darum, daß der Vergewaltigung alle jene entgegentreten, denen die Vergewaltigung als Vergewaltigung erscheint. Und wenn das geschieht, so wird sich erweisen, daß die vorhandenen freiheitlichen Institutionen Deutschlands ein zähes Leben haben, weil sie für die deutsche Einheit eine unbedingte Nothwendigkeit sind; wären sie nur durch resignirte Zurückhaltung zu wahren, so wären sie bei der Individualität unseres Junkerthums und unserer Klerikalen und unserer Interessenpolitiker rettungslos verloren.

Und schließlich: auch Dr. Müller-Meiningen erscheint als der „größte politische Zukunftswunsch" die Schaffung einer liberal-demokratischen Partei, die über die Majorität im Reichstag verfügt. Wann sie erreicht wird, das mag dahingestellt bleiben, aber diesem Ziele kommen wir in Deutschland gewiß nicht näher, wir entfernen uns von diesem Ziele, so lange es nicht Männern in der freisinnigen Volkspartei gelingt, die Gegensätze zur Sozialdemokratie und zur freisinnigen Vereinigung auf das geringste Maß herabzudrücken, statt daß diese Gegensätze gesteigert werden.

Die Vergangenheit ist vergangen, und von unserem Standpunkt aus liegt kein Grund vor, sie ungeschehen zu wünschen, denn erreicht ist ganz sicher, daß die Sozialdemokraten nicht von sich sagen können, sie ganz allein hätten den Kampf gegen die Majorität mit allem Nachdruck geführt. Der Riß, der Arbeiter und Bürgerthum trennt, ist aus diesem entscheidenden Anlaß wenigstens nicht vertieft worden. Und wer dazu beiträgt, daß die Risse, die die Opposition trennen, sich verengen, der kommt dem Zukunftswunsche näher, der auch Dr. Müller-Meiningen am Herzen liegt.

Die gemeinsamen Operationen Deutschlands und Englands gegen Venezuela haben begonnen. Die vereinten Flotten haben eine Anzahl Kriegsschiffe Venezuelas weggenommen. Der Präsident Castro scheint aber noch nicht zur Nachgiebigkeit geneigt; er hat vielmehr Deutsche und Engländer im Lande verhaften lassen; sie sind inzwischen wieder freigelassen worden. Wir wollen hoffen, daß unsere gerechten Ansprüche sich ohne häßliche Langwierigkeit durchsetzen lassen.

* * *

Was uns noch retten kann.

Der Umsturz der Reichsverfassung entwickelt sich rasch. Nachdem durch gewissenlose Interpretation der Berechtigung zusammenfassender Beschlüsse man sich die Befugniß verschafft hat ein in alle wirthschaftlichen Verhältnisse tief einschneidendes, die mannigfaltigsten und wichtigsten Lebensfragen der Nation wie der Einzelnen bestimmendes Gesetz ohne jede ernste Diskussion formell zu legalisiren, ist nun auch das Rederecht im deutschen Reichstag von dem Belieben eines jeden augenblicklich Vorsitzenden abhängig gemacht worden, hat also aufgehört ein Recht zu sein. Was folgen wird, wird sich zeigen. Wir stehen nicht am Schluß, sondern am Beginn eines Staatsstreiches, durch den der deutsche Kaiser und die deutsche Volksvertretung dem Absolutismus eines Interessenbundes des Junkerthums und der Kaplanokratie unterworfen werden sollen. Das einstmalige absolute Regiment des Monarchen war, verglichen mit dem uns drohenden, eine milde und humane Regierungsform. Der absolute

Herrscher ist weder Kaufmann noch Landwirth noch Priester und seine Stellung eine über den privaten Interessen stehende und somit nothwendig unparteiische; jetzt sollen die verbündeten Interessen niedrigster Art darüber entscheiden, ob Kanäle und Flotten gebaut und wie zum Besten der regierenden Cliquen der Staatsbürger auszubeuten ist und die Wissenschaft zu knebeln.

Gibt es gegen diesen in der Vollziehung begriffenen Staatsstreich noch eine Abhilfe, so kann sie nur erreicht werden durch den Zusammenschluß aller nicht in diese Verschwörung verwickelten Parteien, selbstverständlich unter Ausschluß derjenigen, die den Namen wie des Liberalismus so auch den der Nation geschändet hat, und selbstverständlich mit Einschluß der sozialdemokratischen. Dem ebenso falschen wie perfiden Köhlerglauben muß ein Ende gemacht werden, daß die Nation sich theile in Ordnungsparteien und in eine Umsturzpartei und daß es die erste politische Pflicht der zu jenen sich zählenden Staatsbürger sei, die Millionen der Arbeiterpartei als pestverdächtig zu meiden und als staatsfeindlich zu bekämpfen.

In der That gibt es im politischen Leben weder Ordnungs- noch Umsturzparteien, oder, wie man es auch ausdrücken kann, jede Partei ist eine Umsturzpartei. Was sind die Ziele bei uns der Liberalen, des Centrums, der Junkergesellschaft, der Arbeiterpartei? Die Liberalen möchten das Reichsoberhaupt in den ersten Beamten des Staats umwandeln nach dem Muster Englands und Nordamerikas. Für unsere Nation mit ihrem tiefen, anscheinend unzerstörbaren dynastischen Gefühl ist das der Umsturz. Das Centrum möchte die Rekatholisirung Deutschlands da aufnehmen, wo sie im siebzehnten Jahrhundert abgebrochen ward, und unsern Herrscher umwandeln in den Statthalter des Statthalters Gottes auf Erden. Auch ein Umsturz. Die Junkerpartei strebt nach dem formell gesicherten Alleinbesitz der höheren Beamten- und Militärstellungen und will den deutschen Kaiser herabdrücken zum ersten unter seines Gleichen. Gewiß ebenfalls ein Umsturz. Die Sozialdemokraten beabsichtigen oder behaupten zu beabsichtigen, daß die Volkswirthschaft von der privaten Kapitalbildung absehen und daß jedem, ohne Unterschied seiner Leistung, aus dem großen allgemeinen Topf das gleiche Quantum Suppe verabreicht werde. Das stürzt freilich auch alle bestehenden Verhältnisse um.

In der That, hinsichtlich des Umsturzes haben sämmtliche Parteien sich wenig vorzuwerfen. Sie verfolgen alle letzte Zwecke, deren Erreichung der Untergang der bestehenden Ordnungen sein würde. Davon ist die Moral, daß kein politisches Gemeinwesen die Parteien entbehren kann, aber auch keines des Gegensatzes der Parteien; daß die eine durch die anderen beschränkt, in Schach gehalten und an der Alleinherrschaft gehindert werden muß. Oder, was dasselbe ist in anderer Form, alles Staatsregiment besteht in der Ausgleichung gegensätzlicher Interessen, in der Herbeiführung von Zuständen, wo die rivalisirenden Richtungen sich in leidlicher Weise in einander schicken, während keine voll ihren Willen durchsetzt und also das Gemeinwesen balancirt.

Für den gegenwärtigen schweren und gefährlichen Moment ist nichts nothwendiger als Einverständniß derjenigen Liberalen, die noch berechtigt sind sich also zu nennen, und der Arbeiterpartei. Dafür wird freilich auf beiden Seiten Abkehr und Umkehr erfordert.

Die ernstlich freisinnigen Mitglieder der sogenannten Ordnungsparteien werden selbstverständlich nicht aufhören, den von der Arbeiterpartei aufgestellten letzten Zielen entgegenzutreten und die Beherrschung der Parlamente durch eine Arbeitermajorität, wie sie hie und da in Australien einigermaßen realisirt worden ist, als gemeinschädlich zu betrachten. Aber alles politische Zusammengehen bezieht sich nicht auf die letzten Ziele, sondern auf die nächsten. Das natürliche und jetzt mehr als je gebotene Zusammengehen zwischen dem ehrlichen Freisinn und den durch die Habsucht der Interessenclaquen gedrückten und zum Theil erdrückten, grollenden Arbeitermassen muß in die That umgesetzt werden. Es darf nicht mehr geschehen, daß der Freisinnige dem unverschämten oder verschämten Reaktionär seine Stimme lieber gibt als dem Sozialdemokraten. Wie es keinen besseren nationalen Kitt gibt als das auf dem Schlachtfeld gemeinsam vergossene Blut, so muß auch auf der politischen Wahlstatt das Zusammengehen gegen den gemeinschaftlichen Feind zu innerer Einigung führen.

Aber auch die Sozialdemokraten sollten ihre Haltung ändern. Ich bin nie einer gewesen und gedenke auch nicht es zu werden; aber es ist leider wahr, zur Zeit ist dies die einzige große Partei, die Anspruch hat auf politische Achtung. Von dem Talent ist es nicht nöthig zu reden; jedermann in Deutschland weiß, daß mit einem Kopf wie Bebel ein Dutzend ostelbischer Junker so ausgestattet werden könnten, daß sie unter ihresgleichen glänzen würden. Die Hingebung, die Opferbereitschaft der sozialdemokratischen Massen imponirt auch dem, der ihre Zwecke nichts weniger als theilt. An der Disziplin der Partei, deren ungeheure Schwierigkeiten uns ihre Parteitage drastisch vor Augen führen, könnten namentlich unsere Liberalen sich ein Muster nehmen. Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu bestreiten, daß an der gegenwärtigen fast verzweifelten Lage der Staatsverhältnisse die Sozialdemokratie einen guten Theil der Schuld trägt. Unter ihren denkenden Führern — alle denken sie nicht — kann keiner sein, der nicht erkennt, daß unter den Anhängern der kapitalistischen Wirthschaft eine sehr große Anzahl das ernstliche Bestreben hat, nicht den Sozialdemokraten ihren Willen zu thun, nicht eine Arbeitertyrannei einführen zu helfen, aber innerhalb der bestehenden Ordnungen zu bessern und zu mildern, und zwar nicht im Wege des Almosens, das der Arbeiter mit Recht abweist, sondern im Wege der Gleichberechtigung von Mann und Mann. Einen Mann wie den todten Krupp, dessen tragisches Ende auch zu den schweren Schicksalen unseres unglücklichen Landes gehört, sollte auch der sozialdemokratische Arbeiter anders würdigen, als es geschieht. Die sozialen Bestrebungen unserer Regierung und sogar nicht weniger von der Habsucht nicht völlig demoralisirter Parteiführer mag der Sozialdemokrat immer als unzulängliche Abschlagszahlung bezeichnen; aber es ist eine für mich unbegreifliche Gemüthsrohheit, daß diese Massen für solches Wollen und zum Theil auch Vollbringen gar keine Empfindung zu haben scheinen. Daß dies zugleich praktisch ungefähr das Verderblichste ist, was sie für ihre Interessen thun können, ein politischer Selbstmord, das werden sie in dieser Krise nur zu bald erfahren.

Theodor Mommsen.

Depression und „Exportdusel".

Vor einem Jahre hallte die ganze Presse Deutschlands wieder von Klagen über Massenarbeitslosigkeit und Ueberproduktion. In Berlin und Umgegend — hieß es — seien über 35 000 Metallarbeiter außer Brot und kaum minder traurig sei die Lage dieser Branche nahezu überall im Reiche; auch in andern Erwerbszweigen herrsche Beschäftigungsmangel und nehme täglich zu. Arbeiterentlassung, Einlegung von Feierschichten, Verkürzung des Arbeitstages, Lohnherabsetzung — Misere, wohin man blicke! Es habe eben wieder einmal — so verkündete mit Schadenfreude die Sozialdemokratie — das kapitalistische Unternehmerthum seine Unfähigkeit, Gütererzeugung und Güterverbrauch im Gleichgewicht zu halten, so herrlich offenbart. Und auf der Gegenseite, auf der Seite unserer wirthschaftspolitischen Reaktionäre, sprach man von der „Wirthschaftskrise des Industriestaats", die man längst vorausgesehen habe als gerechte Strafe des heillosen Systems Caprivi, das die Volkswirthschaft auf den

Digitized by Google

„Flugsand" des internationalen Verkehrs, statt auf den „festen Felsen" der nationalen Landwirthschaft habe stellen wollen.

Der weitere Verlauf der Dinge ergab, daß gewaltig übertrieben worden war. Mit der Arbeitslosigkeit war es nicht so schlimm; eine „allgemeine", „maßlose" Ueberproduktion lag gar nicht vor, sondern nur eine solche mäßigen Umfangs in einzelnen Gewerben — in der Montan- und Eisenindustrie, der Cement- und Ziegelfabrikation, der Elektrizitätsbranche.

Die böse Stockung des Erwerbslebens, die während des zweiten Semesters 1901 sich fühlbar machte, ausschließlich aus dem Mißverhältniß zwischen Vorrath und Bedarf zu erklären, war völlig verkehrt. Nur zu einem Theile rührte sie daher; zum andern — wie mich dünkt (ein exakter Beweis ist ja in solchen Fragen leider nicht möglich) zum größeren — Theile entsprang sie gewissen Ursachen, die man damals, absichtlich oder unabsichtlich, meist ignorirte.

Nämlich erstens einer künstlichen Zurückhaltung des Bedarfs. Solches Phänomen stellt sich — mag auch die Ueberproduktion nur eine ganz partielle und ganz geringe sein — stets ein, sobald die Preisbewegung in den „absteigenden Ast" gelangt ist; alle Welt hofft, bezüglich befürchtet, daß künftig die Preise noch stärker sinken könnten, wagt daher keine neuen Bestellungen, kauft nur das Nothwendigste, lebt von der Hand in den Mund.

Zweitens der argen Kreditbeengung, welche die Folge der sensationellen Bankbrüche vom Sommer 1901 war (Leipziger Bank, Kasseler Trebergesellschaft, Terlinden, Rhederei vereinigter Schiffer in Breslau u. s. w.). Mit der allgemeinen Geschäftslage hatten diese Vorfälle, die sich ebenso gut hätten ereignen können, als die Konjunktur im Zenith stand, gar nichts zu schaffen, ließen sich keineswegs als Symptome einer Depression auffassen. Aber kraft ihrer verschlechterte sich die allgemeine Geschäftslage, ward die Depression intensiver.

Und schließlich drittens — um nur die wichtigsten Momente hervorzuheben — der schlechten Brotkornernte Deutschlands. Die Kaufkraft unserer Landwirthe, welche während längerer Zeit auf normalem Niveau gestanden hatte — die kleinen Preise, über die man 1892/1896 nicht genug jammern konnte, waren wettgemacht durch die großen Ernten —, schrumpfte plötzlich ein. Wie oft schon, zum letzten Mal 1891, ward eine Depression verschärft durch die Ungnade der Mutter Erde.

Jedoch — so einseitig es war, das Zuwenig an Arbeit ausschließlich aus dem Zuviel an Waaren, d. h. aus Rechenfehlern der Unternehmer, herzuleiten — daran konnte, wie oben bereits gesagt, kein Zweifel sein, daß auf gewissen Gebieten ein „embarras de richesses" bestand.

Diese Kalamität währte aber nur wenige Monate. Viel rascher, als der Pessimismus gemeint, war die „Reservearmee", die hie und da in bedrohlicher Stärke sich gebildet hatte, wieder verschwunden. Schon zu Beginn von 1902 ließ sich von einem „Nothstand" keinesfalls mehr reden; alle Erhebungen zeigten, daß die Arbeitslosigkeit nur um weniges größer war als bei normaler Konjunktur.

I.

Daß die sogenannte „Krisis" nicht lange dauern, daß bald die Wendung zum Bessern kommen werde, stand — wenn nicht unvorhergesehbare Ereignisse (z. B. schlechte Ernten, Kriege u. s. w.) entgegenwirkten — mit Sicherheit zu erwarten: blieb auch der nationale Verkehr für längere Frist matt, so mußte der internationale Verkehr die Rolle des „Lebensweckers" spielen.

Kraft des internationalen Verkehrs wird nicht nur der Reichthum der Völker mächtig gehoben — kraft seiner werden auch Störungen der Volkswirthschaft leichter überwunden. Solche Störungen können entweder aus Unter- oder aus Ueberproduktion entspringen; d. h. entweder daraus, daß an gewissen wirthschaftlichen Gütern (Waaren, Arbeitskräften, Kapitalien) Mangel herrscht und dem zu Folge Preishausse, oder daraus, daß an gewissen wirthschaftlichen Gütern Ueberfluß herrscht und dem zu Folge Preisbaisse. Im ersteren Falle nun beseitigt der Außenhandel den Mangel durch Plus-Import; im zweiten Falle schafft er den Ueberfluß durch Plus-Export weg. Je reger der Außenhandel; je weniger er durch Zölle des Inlandes erschwert ist; je geringer die Gefahr zollpolitischer „Improvisationen" (Lotz) des Auslandes — desto gewisser ist, daß, wenn einmal ein Mißverhältniß zwischen Erzeugung und Verbrauch, Vorräthen und Bedarfen sich einstellt, das Gleichgewicht bald wieder gewonnen werde. Unsere Reaktionäre schelten den Außenhandel als „prekär"; sie begreifen nicht, daß es gerade umgekehrt jene Funktion ist, dem Wirthschaftsleben über gewisse „prekäre" Situationen, die von Zeit zu Zeit einzutreten pflegen, rascher hinwegzuhelfen. —

Während der letzten Periode der Unterproduktion — 1898/1900, als in Deutschland die Nachfrage nach Kohlen, Eisen, Kupfer, Blei, Maschinen das Angebot weit überschritt und dem zu Folge die Preise rapid stiegen — schwoll der Import an, ging der Export zurück. Schränkte unsere fieberhaft thätige Montan- und Eisenindustrie den Wettbewerb in der Fremde ein, weil sie innerhalb der nationalen Grenzen höheren Erlös erzielte als außerhalb, so wurde die fremde Konkurrenz durch diese Hausse „mächtig angezogen". England, Belgien, die Vereinigten Staaten halten uns aus mit Heizmaterial, Rohstoffen, Halbzeug, Produktionsmitteln aller Art. Dadurch ward dem boom ein Dämpfer aufgesetzt. Indem das Angebot von England u. s. w. her sich steigerte, wurde verhindert, daß die Preise noch mehr emporschnellten — um dann desto tiefer zu fallen.

Im Jahre 1901/1902 wirkte dagegen der internationale Verkehr als heilsames, automatisch einsetzendes Korrektiv der Ueberproduktion. Wie 1898/1900 die Ueberspannung der produktiven Kräfte — die in der Kohlen- und Eisennoth zum Ausdruck kam — durch eine Verschiebung im Außenhandel abgeschwächt wurde, so jetzt die Unterspannung — das Zurückbleiben des Absatzes an Kohlen und Eisen hinter der, während der Hochkonjunktur stark erhöhten Leistungsfähigkeit der Zechen, Hütten, Walzwerke — durch eine Verschiebung des Außenhandels in umgekehrter Richtung. Jetzt trat der Import in das Zeichen der Ebbe, der Export in das Zeichen der Fluth.

Angesichts der „bergehohen" Vorräthe hatte man im Herbst 1901 vorausgesagt, daß für längere Zeit große Kapitalien und Schaaren von Arbeitern brachliegen würden. Aber dank dem „Exportdusel" — wie Herr Schlumberger sich so schön ausdrückte — ward diese düstere Prophezeiung zu nichte. Während nunmehr die fremde Konkurrenz den deutschen Markt so ängstlich mied, wie sie ihn bis dahin eifrig gesucht hatte, war unsere Montan- und Eisenindustrie gezwungen, in der Fremde Konkurrenz zu machen; und war jetzt auf fremden Märkten konkurrenzfähig. Hatte die Hausse der Preise in Deutschland die ausländischen Verkäufer hergelockt, so lockte jetzt die Baisse die ausländischen Käufer her. Hatte die „Invasion" von 1898/1900 dafür gesorgt, daß unsere Produzenten von Kohle und Eisen ihre derzeitige Monopolstellung nicht allzu sehr ausbeuten konnten, so sorgte jetzt die „Evasion" dafür, daß die Konsumenten keinen zu argen Druck auf jene auszuüben vermochten. Hatte das Steigen des Imports damals verhindert, daß die Preise noch mehr emporschnellten, so verhinderte jetzt das Steigen unseres Exports ein noch tieferes Fallen.

Sobald das Fallen der Preise begonn, begann auch das Steigen des Exports. Schon im Jahre 1901 trat die Verschiebung im Außenhandel in Erscheinung.

Roheisen

	Tonnen		
	1898	1900	1901
Einfuhr . .	381 561	726 712	267 503
Ausfuhr . .	187 375	129 409	150 478

Bruceisen

	1898	1900	1901
	Tonnen		
Einfuhr . .	23 328	100 383	26 363
Ausfuhr . .	85 095	61 096	150 478

Eck- und Winkeleisen, Luppeneisen, Ingots, schmiedbares Eisen

	1898	1900	1901
Einfuhr . .	27 774	41 414	23 170
Ausfuhr . .	503 367	421 801	873 676

Drahtstifte

Einfuhr . .	32	120	62
Ausfuhr . .	47 414	46 906	54 477

Eisendraht

Einfuhr . .	7 166	8 711	7 922
Ausfuhr . .	188 713	169 889	247 758

Eisenbahnachsen, Räder, Puffer

Einfuhr . .	3 444	2 109	936
Ausfuhr . .	31 72	46 875	49 286

Eisenbahnschienen

Einfuhr . .	267	343	545
Ausfuhr . .	123 839	155 656	180 976

Platten und Bleche

Einfuhr . .	1 765	3 629	2 097
Ausfuhr . .	151 735	167 963	255 627

Röhren

Einfuhr . .	12 825	20 262	12 201
Ausfuhr . .	30 217	39 756	48 376

Zunächst wurden noch nicht alle Eisensorten von dem Umschlag ergriffen.*) Bei Laschen, Schwellen, groben und ganz groben Eisenwaaren, feinen Waaren aus Guß-, bezw. Schmiedeeisen fiel die Einfuhr, aber auch die Ausfuhr. Bei andern Artikeln — z. B. Draht (s. o.) — war die Hebung der Ausfuhr längst nicht so groß wie z. B. bei den „Vorprodukten" (Eck- und Winkeleisen u. s. w.)**) Aber, im Großen und Ganzen genommen, hatte schon im Jahre 1901 eine recht merkliche Entlastung des Eisenmarktes dank dem „Exportdusel" stattgefunden.

Allmählich beschleunigte sich die Bewegung — natürlich hatte es gewisser Frist bedurft, ehe sie in vollem Gang kommen konnte; denn es mußten ja zunächst die Beziehungen zur auswärtigen Kundschaft, welche 1898/1900 eingeschlafen oder wenigstens gelockert worden waren, wieder geweckt oder gefestigt werden. Aber bald gelang dies.

Es betrug im ersten Quartal:

Die Ausfuhr von	1900	1901	1902
		Tonnen	
Bruceisen und Eisenabfälle	9 707	23 858	49 021
Roheisen	34 711	28 137	73 242
Eck- und Winkeleisen	48 955	64 638	80 305
Eisenbahnlaschen, Schwellen	8 609	6 934	9 513
Eisenbahnschienen	34 689	37 941	67 333
Schmiedbares Eisen in Stäben u. s. w.	39 552	61 202	92 105
Luppeneisen, Rohschienen, Ingots . .	5 134	22 385	114 041
Platten und Bleche aus schmiedbarem Eisen	38 276	60 784	69 613
Eisendraht, roh	22 865	30 924	41 197
Eisendraht, verkupfert u. s. w. . . .	20 544	18 148	22 886
Eisenbahn-Achsen, Radeisen u. s. w. .	12 326	11 965	11 201
Röhren	10 300	9 624	11 080
Grobe Eisenwaaren, nicht abgeschliffen	26 194	25 469	25 650
Grobe Eisenwaaren, abgeschliffen . .	9 691	13 321	16 793

*) Ausführlichere Daten bei Moris, Eisenindustrie, Zollunion und Außenhandel, 1902, S. 10/18.

**) Bei andern Artikeln — z. B. Platten und Blechen (s. o.) — war die Ausfuhrbewegung auch während der Hochkonjunktur nicht zurückgegangen, nahm jedoch 1900 zu 1901 einen weit stärkeren Aufschwung.

Jetzt war auch für die Eisensorten, hinsichtlich deren — wie oben bemerkt — 1901 ein Fallen der Ausfuhr eingetreten war, die Zeit des Steigens gekommen. Im zweiten Quartal wurde — meist wenigstens — das Tempo ein noch rascheres.

Gesammthandel in Eisen während der ersten sechs Monate:

	1900	1901	1902
		Tonnen	
Export . .	744 224	994 404	1 503 742
Import . .	502 150	238 690	132 610

Der gesammte Plus-Export betrug also im ersten Semester 1902 1 371 132 Tonnen gegen 760 714 in 1901, 242 074 in 1900!

Im Einzelnen gestaltete sich die Bewegung folgendermaßen:

I. Halbjahr	1900	Export 1901	1902
Roheisen	61 359	56 961	136 651
Bruceisen . . .	19 375	47 795	92 046
Eck- und Winkeleisen	105 662	166 015	182 148
Eisenbahnschienen .	76 149	80 502	149 672
Stabeisen . . .	82 056	136 609	173 017
Ingots u. s. w. .	10 463	48 264	262 494
Platten und Bleche	77 942	117 616	134 080
Eisendraht . . .	47 341	71 694	76 962

I. Halbjahr	1900	Import 1901	1902
Roheisen	363 361	159 995	72 507
Bruceisen . . .	50 191	20 356	15 890
Eck- und Winkeleisen	343	292	100
Eisenbahnschienen .	163	258	96
Stabeisen . . .	21 577	9 951	11 204
Ingots u. s. w. .	1 243	734	476
Platten und Bleche	2 622	1 215	1 057
Eisendraht . . .	3 471	3 827	2 758

Im Juli und August 1902 schwoll der Export weiter an, ging der Import weiter zurück. Nach dem letzten Hefte der „Monatlichen Nachweise" über den auswärtigen Handel Deutschlands betrug in den ersten acht Monaten 1902 die Einfuhr von Eisen- und Eisenwaaren 117 750 Tonnen weniger, die Ausfuhr 680 437 Tonnen mehr wie in der Vergleichszeit des Vorjahres.

Beim Eisen war die Verschiebung im Außenhandel am stärksten. Aber auch hinsichtlich anderer Waaren, deren Fülle den Binnenmarkt bedrückte, griff sie Platz. Januar bis August 1902 betrug die Einfuhr von Kohlen 318 889 Tonnen weniger, die Ausfuhr 121 729 Tonnen mehr wie in der Vergleichszeit 1901;*) die Ausfuhr von Eisenerzen war 1902 — für die gleiche Periode — um 281 339, von Roman-Cement um 64 402, von Steinen um 39 194, von Zink um 20 875 Tonnen größer als 1901. —

So ward durch Inanspruchnahme des Weltmarkts das Unheil, welches aus der Ueberführung des Binnenmarktes, aus der Ueberschätzung der Aufnahmefähigkeit des Inlandes**) entstanden war, kurirt.

*) Schon 1901 gegen 1900 ein beträchtliches Nachlassen der Steinkohlen-Einfuhr: 6,29 gegen 7,38 Millionen Tonnen, während die Ausfuhr sich nahezu gleich blieb.

Dagegen war in den ersten acht Monaten von 1902 z. B. der Kohlenversand der Ruhrhäfen nach Belgien 450 000 Tonnen, nach Holland 12 500 Tonnen stärker als 1901: nach den oberrheinischen Häfen und Mannheim 850 000 Tonnen schwächer.

**) Ich betone dies wegen des eingewurzelten Irrthums, als ob Ueberproduktion so gut wie immer die Folge der „Unübersichtlichkeit" und des „Schwankens" des Weltmarktes zu sein pflege.

Vergl. über die Theorie vom Weltmarkt als Krisenursache meine demnächst erscheinende Schrift „Das Produzenteninteresse der Arbeiter und die Handelsfreiheit".

Allerdings mußte ein Theil der Erzeugnisse mit Verlust ins Ausland abgesetzt werden*) — aber dies war das kleinere Uebel. „Es hat sich" — heißt es im letzten Jahresbericht der Elberfelder Handelskammer — „bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt, wie nothwendig die Sicherung der Möglichkeit des Exports in Zeiten ist, in denen die inländischen Absatzverhältnisse stocken. Denn das größte der Uebel müßte in einer zu tiefgreifenden Beschränkung der normalen nationalen Produktion gefunden werden, bei welcher die Arbeiterbevölkerung an Kaufunfähigkeit für den inländischen Markt einbüßt, während sich die Waarenerzeugung durch verminderten Absatz gleichzeitig vertheuert. Für die Allgemeinheit wird es stets bedeutungsvoller sein, daß der Arbeiterschaft ein auskömmlicher Verdienst erhalten bleibt, als daß dem Unternehmerthum ein vorübergehender Kapitalverlust erspart bleibt; die Exportmöglichkeit ist deshalb als das elastische Moment zur Verhütung schwerer Krisen unentbehrlich."

Ohne Zweifel: vor allem durch die so schnelle und so beträchtliche Steigerung der Ausfuhr ist die Gefahr, daß die Depression zu einer schweren Krise führe, die lange Zeit hindurch auf Arbeiterschaft und Unternehmerthum lastete, abgewandt worden.

Daß aber die Exportmöglichkeit in dem Grade, wie es geschah, Wirklichkeit wurde, war das Verdienst des „neuen Kurses" von 1892/1894.

Bonn. Heinrich Dietzel.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Parlamentsbriefe.

VIII.

Die „Ethische Kultur" hat in diesen Tagen der wildesten Interessenkämpfe und des schnödesten Rechtsbruchs an die flammenden Worte erinnert, mit denen einst Treitschke derartige Vergewaltigungen gegeißelt hat. Man brauche die nicht, so meinte Treitschke, um ihr sittliches Vollgefühl zu bewahren, die angesichts eines flagranten Rechtsbruchs ruhig daneben stehen und in mänchischer Art an den rauchenden Trümmern der Rechtsordnung behaglich sich die Hände wärmen und zu sich sprechen: „Meinen Lippen ist kein hartes, kein unparlamentarisches Wort entflohen." Das Gejammer über unparlamentarische Zornesausdrücke, die mit den Regeln der guten Gesellschaft nicht verträglich sind, macht einen geradezu anämischen Eindruck angesichts der rauchenden Trümmer unserer Rechtsordnung, bei deren Anblick sich die tumultuarischen Scenen im Reichstage ereignet haben.

Die abgelaufene Woche hat die Gewaltmajorität in ihrer ganzen Erbärmlichkeit gesehen. Nachdem man es über sich gewonnen hatte, die geschäftsordnungsmäßige Zulässigkeit einer en bloc-Annahme des Zolltarifs zu dekretiren, konnte die skrupellose Mehrheit es kaum erwarten, die Zalldeute in Sicherheit zu bringen. Man hatte sich vorgenommen, nicht einmal die 23 Referenten, welche die Kommission zur mündlichen Berichterstattung bestellt hatte, anzuhören. Nur dem resoluten Auftreten der Linken, einer Anwandlung von Billigkeitsgefühl bei dem Vizepräsidenten Büsing und der Unentschlossenheit der Mehrheit war es zu verdanken, daß die Erstattung der Referate erzwungen wurde. Die aus den Reihen der Mehrheit bestellten Referenten suchten sich aber auch dann noch um ihre Pflicht herumzudrücken. Widerwillig erstatteten sie Bericht, und die Berichte waren zumeist so unreferabel, daß sie einem Schuljungen zur Unehre gereicht haben würden. Es war deshalb ein natürlicher Ausweg, daß im Wege ausgiebiger Geschäftsordnungsdebatten und fortgesetzter Anträge auf Rückverweisung an die Kommission zum Zwecke einer schriftlichen Berichterstattung eine Ergänzung der kläglichen Referate durch Redner der Minderheit erfolgte. Auf diese Weise wurde seitens der Linken wenigstens noch ein klein wenig sachlicher Inhalt in die Berichterstattung über die Beschlüsse der Kommission gebracht.

Aber auch das war der Mehrheit zu viel. Sie ersann einen neuen Weg, um der Minderheit die Möglichkeit einer sachlichen Diskussion zu nehmen. Dieselbe klerikal-konservativ-nationalliberale Mehrheit, welche den Antrag Kardorff eingebracht hatte, legte einen Antrag auf Abänderung des § 44 der Geschäftsordnung vor, wonach in Zukunft der Präsident darüber zu entscheiden hat, ob er einem Mitglied zur Geschäftsordnung überhaupt noch das Wort ertheilt, und wonach ferner der Präsident genöthigt ist, denjenigen, dem er das Wort zur Geschäftsordnung gegeben hat, nach Ablauf von fünf Minuten das Wort wieder zu entziehen. Die Bedeutung dieses Antrages, der natürlich ebenfalls angenommen wurde, ist klar. Der Präsident wird zum Gerichtsvollzieher der Majorität des Hauses erniedrigt. Welch ein moralischer Fall seit jenem 19. März 1867, als der Präsident Simson erklärte, daß der Präsident vorzugsweise zum Schutz der Minderheit, jeder Minderheit, da sei, und daß er nicht eine Minute länger auf seinem Platze bleiben würde, wenn man ihm diese Funktion einschränkte. Heute sind die Präsidenten so weit entfernt, die Minorität zu schützen, daß sie sich von der Majorität als bloße Exekutivbeamte zur Ausführung von Gewaltakten mißbrauchen lassen, mit denen die Mehrheit die Minderheit zu knebeln unternimmt. Der Abgeordnete Dr. Barth verlas Simson's Worte aus dem Jahre 1867, aber sie machten auf die Mehrheit natürlich keinen Eindruck.

Die Mehrheitsparteien hatten sich gerade drei Tage lang auf Fasanenjagden und in frommem Gebet ausgeruht und saßen, mit frischen Kräften für jeden neuen Gewaltakt ausgerüstet, im Reichstag. Sie hörten die Ausführungen der Minoritätsredner Bebel und Barth noch gerade an und machten dann Schluß. Friedrich Haußmann von der süddeutschen Volkspartei mußte konstatiren, daß ihm das Wort abgeschnitten sei. Er empfahl der Mehrheit, die Peitsche und den Maulkorb in ihr Wappenschild aufzunehmen. Der Antrag Groeber wurde von dem Centrumsmann Groeber selbst vertheidigt. Er verrrat das Recht einer brutalen Vergewaltigung der Minderheit, ohne bei dem Gedanken zu erröthen, daß das Centrum in den Zeiten des Kulturkampfes, wo es selbst Minorität war, jede Einschränkung der Diskussionsfreiheit einer Minorität für ein himmelschreiendes Unrecht erklärt hatte. Die Majorität werde „so frei sein", meinte Herr Groeber freundlich, ihren Willen durchzusetzen. Wir wissen längst, daß es die Freiheit der Ketzerrichter ist, welche die Partei für Wahrheit, Freiheit und Braugerste von jeher gekennzeichnet hat.

Und mit diesen Genossen marschirt heute die nationalliberale Partei Arm in Arm und ist noch stolz darauf, von den Klerikalen zu Büttelndiensten zugelassen zu sein.

Der nationalliberalen Partei ist es auch zu verdanken, daß am Donnerstag der Antrag Kardorff und damit der Zalltarif in der Kommissionsfassung — nicht die Regierungsvorlage — nach einer Diskussion, an der die Rechtsbrecher der Mehrheit sich nur fünf Minuten lang betheiligten, angenommen wurde. Die Annahme erfolgte mit 184 gegen 136 Stimmen bei 9 Stimmen Enthaltung. Nur 25 Nationalliberale hätten des Namens Liberalismus eingedenk zu sein brauchen, und der skandalöse Antrag Kardorff fiel. Nie ist der Nationalliberalismus so tief gesunken wie heute.

Proteus.

*) Allgemein von „Verlustexport" zu sprechen, ist natürlich übertrieben. Man findet vielfach in den Berichten unserer Eisenwerke die Bemerkung, daß die Preise „nennenswerthen Gewinn nicht brachten", „wenig lohnend" waren, „kaum die Spesen deckten". Weit seltener heißt es, daß mit den Preisen unter die Kostensätze habe herabgegangen werden müssen.

Digitized by Google

Wilhelm Förster.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage (16. Dezember 1902).

Jede Zeit erzeugt aus sich selbst ebenso wie die Institutionen, die geistigen und sozialen Lebensformen auch die Persönlichkeiten, welche ihrem Charakter gemäß sind. Und den oft mißbrauchten Namen Persönlichkeit sollte man jedenfalls in erster Linie nur denen zuerkennen, die solcherart in ihrem ganzen Wesen etwas Substantielles, mit dem Zeitgeist eng Zusammenhängendes zur Erscheinung und zur Entfaltung bringen.

Eine solche Persönlichkeit ist auch Wilhelm Förster. Er gehört zu denen, welche durch die ganze Einheit ihres Wesens, durch ihr Thun und alle Arten ihres vielgestaltigen Wirkens, ja durch ihr bloßes Sein, einem besonderen Zuge, einer bestimmten Entwicklungsrichtung ihrer Zeit prägnanten Ausdruck geben.

Es war vor einem Jahrzehnt, im Jahre 1892, als der Name Wilhelm Förster, der bis dahin vorwiegend in Gelehrtenkreisen genannt worden war, auch der breiten Oeffentlichkeit bekannt und geläufig wurde. In jenem Jahre ebenso wie in dem unmittelbar vorhergehenden befanden sich viele der Besten, indem sie an dem öffentlichen Leben Deutschlands lebhaften Antheil nahmen, in besonders trüber Stimmung. Der bleischwere Druck der Reaktion, insbesondere der politischen Reaktion, der schon so lange auf dem jungen deutschen Reich gelastet hatte und, statt sich zu vermindern, nur immer stärker wurde, dieser Druck ließ selbst viele Optimisten immer mehr an der Zukunft verzweifeln. Es verzweifelten vor allem viele von denen, die in den liberalen Traditionen der Vergangenheit wurzelten, in den Ideen der Aufklärung, des Humanismus, welche vom achtzehnten Jahrhundert verbreitet, vom neunzehnten fortschreitend in die Wirklichkeit übersetzt worden waren. Denn was man vor sich sah, war eine direkte Negation aller dieser besten Errungenschaften der Vergangenheit. Man erlebte einen Paroxysmus der Verfeindung, des Hasses, der Verhetzung, wie man ihn noch wenige Jahre vorher kaum für möglich gehalten hätte. Mit einem fast fieberhaften Eifer war man bemüht, die natürlichen Verbindungsfäden, die überall von Mensch zu Mensch hinüberführen, zu zerschneiden, alte längst eingerissene Schranken neu aufzurichten; Rassen- und Klassenfeindschaft, religiöser und nationaler Haß feierten damals besonders starke Orgien, in wechselseitiger Steigerung entwickelten sich Haß und Borniertheit, und das Wort von der „Allmächtigkeit des Niederträchtigen" konnte selten so oft mit gutem Recht citirt werden wie gerade in jenen Jahren.

Wie sehr durch diese rückläufige Entwicklung die wichtigsten Kulturgüter in Frage gestellt wurden, zeigte nichts deutlicher als der Zedlitz'sche Schulgesetzentwurf, um den im Jahre 1892 so aufregende Kämpfe geführt wurden. Er hat damals vielen die Augen geöffnet, und unter seinem Eindruck war es auch, daß unter Führung Förster's eine Anzahl gleichgesinnter Männer und Frauen die ethische Bewegung, welche vordem in anderen Ländern, besonders in Nordamerika, Wurzel geschlagen hatte, nach Deutschland übertrug und die Organisation der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ins Leben rief.

Die erste unbestrittene Wirkung, welche von dieser Bewegung ausging, war, wohin sie wirkte, eine außerordentliche Belebung des gesunkenen Muthes, ein Wiedererwachen frohster Zukunftshoffnungen und gerade bei vielen von den Besten. Und in dieser Hinsicht hat wohl niemand stärker gewirkt als Wilhelm Förster. Nach wie vielen Seiten hat er damals Funken der Hoffnung und der Zuversicht geworfen, die oft an Stellen zündeten, an denen man es zunächst gar nicht erwartet hatte. Er that dies nicht nur durch die Gedanken, die er mittheilte, die Ideen, die er entwickelte, sondern ebenso sehr, vielleicht in noch höherem Grade, durch die Art, wie er sein Persönlichstes in sie hineinlegte, wie die Triebkraft des Gefühls, aus der sie entsprungen, unmittelbar in sein Reden und Thun überging und so beides befeuerte und beflügelte. Es konnte so seines Eindrucks nicht verfehlen, als ein Mann, der bereits die Mittagshöhe des Lebens überschritten und der bereits als Direktor der Berliner Sternwarte, als Mathematiker und Astronom eine lange fruchtbare und bedeutsame Thätigkeit im Dienste gerade der exaktesten Wissenschaften hinter sich hatte, kurz, ein Mann, dem alle die Kriterien fehlten, welche dem blinden Schwarmgeist jugendlicher Brauseköpfe zugehören, aus der Stille des Gelehrtenzimmers auf das Forum hinaustrat und begeistert verkündete, daß, während bisher „auch der beste Wille und das reinste Streben vielfach durch die Vereinzelung, durch die allgemeine Trübung der Hoffnung und des Vertrauens auf das Gute gehemmt und an frohem Wirken irre gemacht werde", es dennoch allmählich gelingen werde, „durch mildes und begeistertes Reden und Thun bis in die kleinsten Kreise die Zuversicht auf den Sieg des Besseren neu zu beleben"; daß man erwarten dürfe, die Keimfähigkeit und Verbreitungsfähigkeit der beglückenden Gedanken reinerer Menschenbildung werde noch viel stärker sein als diejenige der moralischen Miasmen, und das Bewußtsein werde von neuem erwachen, „daß eine ethische Atmosphäre von entzückender Reinheit und Frische die Gipfel des selbstlosen Aufschwungs der Menschenseele umspielt und daß es sich nur darum handelt, in diese herrliche Welt des Ideals emporzusteigen und dort Freiheit und Beseligung zu finden".

Dieser neuen Hoffnung entsprach nun auch die neue Wegrichtung, welche Förster im Geiste der ethischen Bewegung einschlug. Eine neue Wegrichtung — und im Grunde doch nur eine alte, nur mit verschärfter Aufmerksamkeit auf Ausgangs- und Zielpunkte. Alle die modernen Ideen und Kulturbestrebungen, welche durch die Begriffe Liberalismus, Freiheit, Fortschritt, Aufklärung, Humanität u. s. w. bezeichnet werden — worin andere haben sie ihren gemeinsamen Ursprung als in der eudemonischen, allen gemeinsamen Menschennatur und in dem fortschreitenden Bewußtsein der neuen Zeit, daß diese einheitliche Menschennatur im Stande sei, aus sich selbst, ohne fremde Hülfe, ohne Stütze von Autorität und Jenseitshoffnungen, alle ihre Anlagen zu entwickeln. Wenn aber dieser allgemein-menschliche Grund und Boden aller modernen Kultur an sich stark und fruchtbar und ertragfähig genug ist, um alle schönsten Früchte der Civilisation in immer größerer Vollkommenheit zur Reife zu bringen — sollte er dann nicht auch stark genug sein, um mit der zunehmenden Ertragfähigkeit die mit aufsprießenden Schädlinge des Kulturlebens allmählich zu überwinden? Vielleicht hatte man bisher diese Ertragfähigkeit doch noch immer zu sehr unterschätzt, vielleicht zu wenig auf die Aussaat geachtet, den Boden mit zu geringer Geduld bearbeitet, den Acker zu wenig um und um gepflügt — die sinnige Erzählung von dem Schatz, der im Weinberg vergraben liegt, konnte vielleicht auch hier ihre Anwendung finden. Ganz offenbar existirte ein Zwiespalt und ein Mißverhältniß zwischen den Einrichtungen, welche den gesetzlichen Zustand des Landes ausmachen und dem Geiste, welcher in der Breite und Tiefe des Volkslebens sich zeigte, zwischen dem politischen Regime und dem sozialen und moralischen Zustande, zwischen der formal-gesetzlichen Demokratie und dem Geiste, welcher in ihr herrschend sein sollte. Die äußere Entwicklung war schneller vorwärts geschritten als die innere, als die sozial-ethischen Zustände. Um diesen Zwiespalt zu überwinden, galt es vor allem, in dem allgemein-menschlichen Boden aller Kulturentwicklung tiefer zu graben und in gemeinsamer Arbeit die Brücken zu bauen, welche von den Wirrnissen der Gegenwartskämpfe zu den besten und reinsten Lebensgedanken herüber- und hinüberführen. Es handelte sich also nicht darum, neue Gedanken dieser Art erst zu erzeugen, sondern die alten fruchtbar werden zu lassen, den großen geistigen Schatz des Humanismus durch Urbarmachung zu heben, die alten und doch

Digitized by Google

ewig jungen Wahrheiten, welche das Gemeinbewußtsein der Menschheit entwickelt hat und noch fortdauernd weiter entwickelt, in die Wirklichkeit einzuführen, getreu dem Goetheschen Wort:

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaar verbunden,
Das o l t e Wahre fass' es an.

Wie Förster in dieser Richtung theoretisch und praktisch unermüdlich thätig gewesen ist, wie er nach den verschiedensten Seiten hin, theils die fruchtbarsten Anregungen gab, theils selbst die Furchen zog für die Aussaat ethischer Kultur — das zu schildern würde in dem begrenzten Rahmen eines Artikels nicht möglich sein. Es sei hier nur hingewiesen auf seine Antheilnahme an den Bestrebungen zur Popularisirung der Wissenschaft und Kunst, zur Hebung der Volksbildung, zur Gewinnung der breitesten Volksschichten für edlere Formen der Erholung, zur ethischen Reform des Wohlthätigkeitswesens u. s. w.

Nicht zuletzt aber möge an dieser Stelle auch hingewiesen sein auf die imponderablen Einwirkungen, welche Förster im Dienste öffentlicher Gerechtigkeit, im Sinne wachsender Ausbreitung des Geistes der Milde, der nachsichtsvollen Schonung, der theilnehmenden Menschlichkeit, der Toleranz auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geübt hat. Wenn einer der Vorkämpfer sozial-ethischer Kultur in Frankreich einmal geäußert hat, es solle in den modernen Demokratien eine neue Aristokratie, als die allein berechtigte, sich heranbilden, dadurch „daß die Besten eines Volkes sich zwischen das höhere Gewissen und die Seele der großen Menge stellen und so die letztere mit der Erleuchtung ihres Bewußtseins ihrer Bestimmung entgegenführen" — so gibt es unter uns nicht leicht jemanden, der diesen Geist wahrer Aristokratie in seiner Persönlichkeit mehr verkörpert als Wilhelm Förster. Und wenn nach Schiller's treffendem Wort wahre Dankbarkeit am ehesten da erzeugt wird, wo eine vornehme Natur mit dem zahlt, was sie ist, so werden hier nicht nur einzelne, sondern alle, die am öffentlichen Leben der Nation theilnehmen diesen Dank lebhaft empfinden in dem Augenblick, wo Wilhelm Förster das psalmistische Alter erreicht hat.

M. Kronenberg.

Schöpfer und Kenner.

Schwerlich hat es zu irgend einer Zeit mehr Kunsttschtoindler und Kunstschwätzer gegeben, als heutzutage, ganz gewiß aber niemals eine in jeder Bedeutung des Wortes meisterlosere Kunst. Besonders still ist es in der Gelehrten-Republik ja auch in alten Tagen nicht zugegangen, augenblicklich durchtobt aber so gräßliches Geheul die Republik der Wölfe, daß selbst ein so furchtloser Mann wie Tolstoi kürzlich nach einem Retter rief. Zu einem vor ein paar Monaten vom Pariser „Petit Temps" gedruckten Brief wetterte der greise Dichter gegen alles, was ihm in den neuesten Moden der Litteratur mißfiel, und das ist bekanntlich nicht wenig. Er mag von Richard Wagner nichts hören und verabscheut Ibsen. Nietzsche ist ihm ein Greuel, Zola widerwärtig. Die Symbolisten sind ihm verhaßt, die Dekadenten ein Ekel. Befreiung von diesen Landplagen erwartet er nicht mit Einem Schlag. Bestenfalls erhofft er allmähliche Heilung in Zukunft durch eine einzige Macht, durch eine selbständige aufrechte Kritik, die mit sicherer Scheidekunst Wahres vom Falschen sondern muß, wenn anders nicht alles Denken, Aufnehmen und Schaffen versumpfen und versinken soll. Mit Matthew Arnolds und dessen vortrefflichen „Essays in criticism" weist Tolstoi der Kritik die Aufgabe zu „das Wichtigste und Beste, was irgendwo und irgendwann geschrieben wurde, herauszufinden und die Leser darauf aufmerksam zu machen."

„In unserer Zeit, wo die Menschen mit Zeitungen, Zeitschriften und Büchern überschwemmt werden und die Reklame so stark entwickelt und verbreitet ist, ist eine solche Kritik nicht nur nothwendig, sondern von ihrer Existenz und Autorität hängt die ganze zukünftige Aufklärung der gebildeten Klassen unserer europäischen Welt ab. Ueberproduktion ist schädlich, die Ueberproduktion solcher Dinge, die nicht Zweck, sondern nur Mittel sind, ist oder kann ganz besonders schädlich, wenn diese Mittel als Zwecke betrachtet werden. Pferd und Wagen als Mittel zur Fortbewegung, Kleider und Häuser als Schutzmittel gegen den Witterungswechsel, gute Nahrung als Mittel zur Erhaltung der Kräfte sind sehr nützlich. Wenn man es aber für gut hält, möglichst viele Pferde, Häuser, Kleider und Nahrungsstoffe zu besitzen, so werden diese Dinge nicht nur nicht nützlich, sondern objektiv schädlich. Ebenso ist es auch mit den Erzeugnissen der Buchdruckerkunst, die für die Mehrzahl der weniger gebildeten Volksmassen zweifellos nützlich sind, unter den wohlhabenden Menschen aber schon längst nicht mehr als Hauptmittel zur Verbreitung der Aufklärung, sondern der Rohheit dienen. Davon kann man sich leicht überzeugen. Bücher, Zeitschriften, besonders aber Zeitungen sind heutzutage große finanzielle Unternehmungen geworden, die, um gedeihen zu können, möglichst viele Konsumenten brauchen. Die Interessen und der Geschmack der großen Menge dieser Konsumenten sind aber stets roh und gemein und für das Gedeihen dieser Preß-Erzeugnisse ist es daher nothwendig, daß sie den Forderungen der großen Menge genügen, d. h. daß sie den gemeinen Instinkten und dem rohen Geschmack huldigen. Diese Forderungen werden nun von der Presse auch befriedigt, denn sie kann sie befriedigen, weil unter denen, die für die Presse arbeiten, es, ebenso wie unter dem Publikum, weit mehr Menschen mit gemeinen Interessen und rohem Geschmack gibt, als solche, die edle Interessen verfolgen und einen geläuterten Geschmack haben. So nun bei der großen Verbreitung der Preßerzeugnisse und durch die Art und Weise, wie der Handel mit Zeitungen, Zeitschriften und Büchern betrieben wird, diese Arbeiter für ihre, dem Geschmacke der Menschen entsprechende Thätigkeit gut bezahlt werden, so steigt die jetzt schon so kolossale Ueberschwemmung von bedrucktem Papier immer höher, und diese Papiermassen werden, abgesehen von ihrem schädlichen Inhalt, schon allein durch ihre Quantität zu einem großen Hinderniß für die Aufklärung.

Wenn man in unserer Zeit einem verständigen jungen Mann aus dem Volke, der sich bilden möchte, die Möglichkeit gibt, alles, was erschienen ist und noch erscheint, zu lesen, und wenn man ihm die Auswahl selbst überläßt, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß er, wenn er ununterbrochen und unermüdlich liest, im Laufe von zehn Jahren alle dummen und unsittlichen Bücher verschlungen haben wird. Daß ihm unter anderen auch ein gutes Buch in die Hände kommen wird, ist ebenso unwahrscheinlich, wie das Auffinden einer bezeichneten Erbse in einem großen Erbsenhaufen. Am allerschlimmsten aber ist es, daß durch das Lesen von lauter schlechten Büchern seine Begriffe und sein Geschmack immer mehr verdorben werden und daß er schließlich ein gutes Buch entweder gar nicht oder ganz falsch verstehen wird.

Je mehr Preßerzeugnisse — Zeitungen, Zeitschriften und Bücher — verbreitet werden, desto tiefer sinkt das Niveau von alledem, was gedruckt wird, und die große Menge des sogenannt gebildeten Publikums versinkt immer tiefer in eine total hoffnungslose, selbstgefällige und daher unverbesserliche Rohheit.

Die Unwissenheit des gebildeten Pöbels ist jetzt so weit gediehen, daß alle wahrhaft großen Denker, Dichter und Professoren der alten und der neuen Zeit, die den ungeheuer hohen, verfeinerten Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr genügen können, als zurückgebliebene und veraltet bezeichnet werden. Man spricht von ihnen mit Verachtung oder mit herablassendem Lächeln. Als letztes Wort der Philosophie betrachtet man das sittenlose, rohe, schwulstige und verworrene Gewäsch von Nietzsche; den sinnlosen, geschlechtlichen Wortschwall verschiedener geladener Dichter gibt man für Poesie höchster Qualität aus; in den Theatern werden Stücke gegeben, deren Sinn niemand versteht, nicht einmal ihre Verfasser; Romane, angebliche Erzeugnisse hoher Kunst, werden in Millionen von Exemplaren verbreitet, aber es fehlt ihnen sowohl an Inhalt, wie auch an künstlerischen Qualitäten.

Die große Frage: was soll von alledem, was geschrieben wird, gelesen werden? läßt sich nur durch eine wirkliche, wahre Kritik beantworten, durch eine Kritik, die, wie Matthew Arnold sagt, das Ziel verfolgt, den Menschen darauf hinzuweisen, ihm dasjenige zu empfehlen, was sowohl bei den alten wie auch bei den neueren Schriftstellern das Allerbeste ist." *)

*) „Bücher und Kritik. Gedanken von Leo Tolstoi." In Rosegger's „Heimgarten" 1901 wiederholt nach dem „Thürmer".

Digitized by Google

Jeder Satz dieses Textes gäbe reichen Stoff zu Predigten und Kontroverspredigten. Auf die kürzeste Formel gebracht, erscheinen Tolstoi's Forderungen übrigens längst in einem von dem Russen nicht erwähnten und wahrscheinlicher Weise garnicht gekannten Ausspruch Berthold Auerbach's: Die Kritik ist oder sollte doch sein das Gesundheitsamt im Reiche des Geistes.

So hübsch das gesagt ist, Fleisch wird dieses Wort kaum vor dem jüngsten Tag werden. Einmal, weil die geborenen weisen Ober-Sanitätsräthe der Menschheit nirgends wild wachsen und wenn sich selbst unter Millionen ausnahmsweise ein Wundermann dieses Schlages findet, verschafft er sich keineswegs sofort Gehör, Geltung und Gehorsam bei seinen Fachgenossen, geschweige bei der Menge. Lister's antiseptisches Heilverfahren begegnete jahrelangen Zweifeln bei Billroth. Pettenkofer war ein so entschiedener Gegner von Hauptlehren Robert Koch's, daß er beherzt einen mit Cholerabazillen gewürzten Trunk bis zum letzten Zuge leerte. Immerhin bringt dem Naturforscher ein glücklich ausgehender Versuch oder die praktische Erfahrung früher oder später unanfechtbaren Abschluß solcher Händel.

Gleiche Sicherheit ist bei der Nachprüfung überlieferter Kunstlehren weit seltener zu gewinnen. Von Aristoteles bis auf Goethe hat kein einziger Geschmacksrichter mit jedem seiner Urtheile vor späteren Geschlechtern unbedingt Recht behalten. Homer stand jahrhundertelang hinter Vergil zurück, Shakespeare wurde geraume Zeit durch Modegrößen verdunkelt. In denkwürdigen Fällen — z. B. angesichts der scharfen und scharfsinnigen Worte Lessing's über Werthers Leiden — ist eine unbefangene Nachwelt so weit, in dem Tadel ein Körnchen unwiderleglicher Wahrheit und gleichwohl in dem gescholtenen Werk alle Reize einer — nach menschlichem Sprachgebrauch — ewigen Schönheit gelten zu lassen. Andere Male — man denke an Goethe's Haltung einem Uhland, einem Heinrich von Kleist gegenüber — nehmen wir die Verkannten, einseitig oder gar nicht Gewürdigten ausgiebiger in Schutz. Wie bei diesen Fürsten, spielen auch bei weit geringeren schöpferischen Geistern, bei Aeußerungen über Mitlebende unüberwindliche Gegensätze der Naturen mit. Grillparzer's Ablehnung fast aller zeitgenössischen Dichter, Otto Ludwig's Härte gegen Hebbel, Richard Wagner's Schärfe gegen Schumann, Brahms und ihre Leute sind gewiß nicht nur persönlicher Gehässigkeit entsprungen.

Solche leicht in das Ungemessene zu mehrende Beispiele mahnen auch den Selbstsicheren zur Demuth, mindestens zur Duldung. In der That sündigt die Mehrheit jüngerer Kritiker unserer Tage dem Neuen und Fremdartigen gegenüber eher durch ein Uebermaß des Wohlwollens, als durch Festhalten am Alten und Großen. Von den beiden unerläßlichen Werkzeugen, die ein munterer Gratulant Julian Schmidt bei irgend einem festlichen Anlaß zubilligte, ist das eine, die eiserne Elle, zum mindesten dem Absurden und Exotischen gegenüber, fast gänzlich außer Gebrauch gekommen; desto schwunghafter bedient sich der kritische Nachwuchs, allerdings wiederum nur dem Verstiegenen, Nennmodischen gegenüber, der Schmiege. Der Muth, der kompakten Majorität zu trotzen, fehlt niemandem mehr, als den Großsprechern, die sich zu Liebedienern, wenn nicht gradaus zu Marktschreiern des Modegeschmackes hergeben. Und die wenigen, die sich das Recht der eigenen Meinung nicht wegdisputiren lassen, mengen sich nicht gern in die Kunst-Hatz des Tages; sie haben längst die Weisheit Shakespeare's erprobt:

> Einstimmig preist man neugeborenen Tand,
> Ward er auch aus vergangnem nur geformt,
> Und schätzt den Staub, ein wenig übergoldet,
> Weit mehr als Gold, ein wenig überstäubt.

Rufer im Streit wird der Kenner nur dann werden, wenn — was nicht häufig sich begibt — Echtes, Starkes, Verheißungsvolles sich ankündigt. Das muß nicht nothwendigerweise das Größte sein. Es genügt, wenn es dem Falschen, Halben, Faulen einer verkehrten Zeit durch Kraft, Tüchtigkeit und Wahrhaftigkeit gefährlich wird. In diesem Sinne hat Gustav Freytag die Wege Otto Ludwig und Fritz Reuter bereitet. In diesem Geiste hat dieser augenblicklich lange nicht nach Verdienst als Lehrer und Erzieher seines Volkes gehörte, redliche Kenner Zeugniß abgelegt für den geschiedenen Franz Grillparzer und den aufstrebenden Gerhart Hauptmann. Seinesgleichen ist seit seinem Heimgang meines Wissens nicht mehr aufgestanden. Und doch thäte heute mehr noch als in den Tagen, da man, nach Otto Ludwig's Zornwort über die Tigergrube des Jungen Deutschlands, Königsmord in Tönen verübte, Senf als Gemüse aß, ein ruhiger, sachdenklicher Richter wieder noth im Wirrwarr der Gegenwart. Treffsichere Richter von seiner Ueberlegenheit sind aber wennmöglich noch seltener, als treffsichere Dichter, geborene Kunstkenner noch spärlicher, als geborene Menschenkenner, deren besondere, verfeinerte Spielart sie ausmachen. Ein biographe-moraliste von dem Spürsinn Sainte-Beuve's war seinem Ingenium nach Victor Hugo sicherlich gewachsen, vermuthlich sogar überlegen. Ebendarum hätten sich die beiden auf die Dauer — ganz abgesehen von dem Roman zwischen Madame Victor Hugo und Sainte-Beuve — nicht miteinander vertragen.

> „Ein Maler und ein Kritikus,
> So Thür an Thür — das gibt Verdruß"

singt Wilhelm Busch's ewiggiltige Spruchweisheit von eitlen, d. h. im Grunde doch kleinen Künstlern. Wahrhaft große Kenner werden wahrhaft großen Schöpfern stets willkommen sein. Bürge dessen der Bund der beiden, die Kenner und Schöpfer in Einer Person waren, Schiller und Goethe. Sie haben einander ausgiebig gefördert in gesegneter Arbeit, unterwegs aber, wie es sich gehört, Stümpern und Strebern das Handwerk gelegt:

> Fort! ins Land der Philister ihr Füchse, mit brennenden Schwänzen
> Und verderbet der Herren reife papierene Saat.

Wien. A. Bettelheim.

Josef Kassin.

Ich möchte von einem Plastiker erzählen, der sich in aller Stille, ganz für sich und ohne alles vordringliche Lärmen zu einer solchen Tüchtigkeit in Wien entwickelt hat, daß man anderwärts erheblichen Staat mit ihm machen könnte.

Ich meine den Kärnthner Josef Kassin: einen Mann Mitte der Vierzig, für einen Bildner also eben im Alter der vollsten Leistungsfähigkeit. Die widrigen Verhältnisse in unserer Künstlergenossenschaft haben ihn nicht zur vollen Geltung kommen lassen. Eine Klique aber um die andere zu tauschen, dafür ist der Mann nicht zu haben.

Und so lebt er denn einsam und in rastloser Arbeit seiner Kunst. Ein Asket des Lebens aus innerem Bedürfniß. Eine Stunde mit guten Freunden, nicht eben gesprächig, aber für jeden Schwank empfänglich, am Stammtisch verbracht; ein gutes Buch; Freude zur Musik, die er mit vielen seiner besten Kunstgenossen theilt und zu der er eine fast schamhafte Neigung empfindet, rastlose Arbeit: dieses füllt seinen Tag.

Der Name deutet auf italischen Ursprung und sein Aeußeres widerspricht dem nicht. Bräunliche Gesichtsfarbe braun recht sanfte und kluge Augen. Eine Fülle schwarzen Haares, das in eigenwilligen Locken immer wieder zur Stirne drängt. Eine ungemeine Körperkraft, die ihn fast

Digitized by Google

ungeschlacht in seinen Bewegungen erscheinen läßt. Und jene Gutmüthigkeit der Riesen, die ihrer Stärke sicher sind.

Er ist trotz mancher Zurücksetzung neidlos, wie ich noch keinen in dieser Kunst gekannt habe, denn im allgemeinen sind sie unter einander recht unverträglich. Er drängt niemals vorwärts; sei es in der Meinung, da nütze kein Hasten, sei's des Glaubens, jene Stunde müsse kommen, die mir nun endlich erschienen dünkt.

Er hat vor vielen Jahren mit einem Rompreis Rom und Italien gesehen. Seitdem haust er im Herzen der inneren Stadt, im alten, winkligen Gebäude, da sich vordem die Universität befand. Das ist eine schmale Straße mit ziemlichem Lärm. Sonst haben sich unsere Besten, ich nenne nur Weyr und Hellmer, tief unten im Prater eingerichtet, daß ihnen im Sommer die Kastanien mit weißen und rothen Kerzen in die hohen Atelierfenster leuchten.

Eine unvergeßliche Erinnerung knüpft sich Kassin an seinen römischen Aufenthalt. Eben damals brachte eine Baggermaschine aus dem Tiefschlamm des Tiber jenen Faustkämpfer herauf, der nun im Museum in den Thermen des Diocletian steht und mir eines der eindrucksvollsten und kraftvollsten Werke der Antike scheint. Er sitzt, eben nach einem heißen und siegreichen Gang. Sein Haupt ist gehoben: er erzählt offenbar seinem Patron von jenem Hiebe, mit dem er den Gegner geleimt, deutet mit der stählernen, riemenumwundenen Rechten den unentrinnlichen Hieb, damit er ihn gefällt. Schreckliche Rohheit, Freude an der Kraft und ein Ausdruck, der nicht mehr zu überbieten ist. Man träumt hernach oftmals davon.

Kassin ist ein Realist. Ein Realist, den romantische Werke ergötzen, denn in ihm lebt eine starke Einbildungskraft.

So ist er im Bildniß ein sehr tüchtiger Treffer. Er hat freilich niemals eigentlich Handwerk daraus gemacht. Ein rascher Arbeiter, nahm er sich seine Modelle in der Regel aus seinem Freundeskreis.

Es sind ganz namhafte Menschen darunter. Da wäre Joseph Bayer, der feine Kenner der Litteratur und der Kunst. Diesen Greisenkopf, voll einer geistigen Spannung und dennoch müde, hat er mit einer unübertrefflichen Erfassung alles Wesentlichen herausgebracht. Ebenso besteht eine höchst lebendige Skizze des großen Historikers Mühlbacher, des genauesten Kenners der Karolinger, des Leiters nach Theodor Sickel und Huber unseres Instituts für österreichische Geschichtsforschung.

Es ist da Kassin auch nicht leicht eine Mühe zu viel. So saß ihm der große Kanzelredner Jellinek, dessen Söhne sich längst jeder in seinem Fach einen guten Namen als Gelehrte gemacht, dessen Rede am Grabe der Ringtheateropfer voll erschütternder Pathetik niemals ganz verklingen sollte. Alle Mühe Kassin's um den Kopf schien verloren: er wollte nicht lebendig werden. Da ging er wiederholt nach der Synagoge in der Seitenstättengasse, wo Jellinek wirkte, und nun offenbarte sich ihm die Seele, die er nicht anders finden gekonnt. Auch eine ganz außerordentliche Büste unseres Ministerpräsidenten Körber ist ihm geglückt. Ein schwieriger Kopf — voll zähen Wollens, voll Schlauheit.

Es wäre noch manches Werk der Kleinplastik anzuführen, denn da kann sich der Bildner immer bethätigen in seiner Schaffenslust und Gestaltungsfreude, während er mit seinen größeren Entwürfen auf die Bestellung angewiesen ist, die nicht immer den Tüchtigsten, vielmehr den Flinksten und Andringendsten zu Theil wird, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen. Wie übel es aber mit unsern Wettbewerben bestellt ist, dies ist ja längst allgemein bekannt. Ich führe nur an: einen Landsknecht, der sehr stattlich und geschniegelt einherschreitet, wie sie's gerne hielten, nachdem sie in einer eroberten Stadt die köstlichsten Zeuge mit dem Spieß gemessen; einen andern, marodirend, von einer unsäglichen Ruppigkeit. Der erste ziert das Arbeitszimmer unseres Kaisers; dieser zweite harrt noch des Bestellers, der ihm aus schnödem Gyps zur Urständ in edelm Material verhelfe. Ein Salzburger Bauernkopf — Terracotta —, der mich immer wieder ergötzt, wenn ich seiner nur gedenke. Die höchste Verschmitztheit und Hinterhältigkeit in den zwinkernden Augen, dem runzelvollen Gesicht. Ein niederträchtiger, durchgewirkter Kerl, dem man dennoch gut sein muß.

Den ganzen Umfang seines Könnens, das mit aller Bestimmtheit nach dem Monumentalen deutet, denn es ist Größe ohne ihre Gebärde und ohne alle Ruhmredigkeit darin, hat er erst zweimal offenbaren können. Und eines dieser beiden Werke ist versteckt.

Als Bettina von Rothschild, eine Frau, die nach allem ein Muster vornehmer Gesinnung und echter Weiblichkeit gewesen sein muß, einem tückisch-zerstörenden Leiden erlegen war, da widmete ihr Gatte eine hohe Summe der Erbauung eines Krankenhauses zur Erforschung des Krebses. Ein Denkmal der Verstorbenen sollte in der Stiftung, zu ihrer Erinnerung errichtet, von ihr sprechen.

Es ist unendlich einfach geworden. Zwei Frauengestalten: die eine sieht und in einen Sessel gesunken; die andere, hilfreich um sie bemüht, umfaßt den Leib der Kranken, bestrebt sie zu heben und aufzurichten und trägt die Züge der Todten. Aber ein großer Adel der Linien ist da; eine unendliche, eine recht eigentlich rührende Weichheit und Güte liegt über der Gruppe. Eine Antike möchte man sagen; aber jenes Mitleiden, das allenthalben durchzittert, das war eben der Antike völlig fremd und kaum verständlich.

Es ist überhaupt zu beachten, wie vortrefflich Kassin die Gewänder zu behandeln versteht. Er ist eben in allem Technischen so sicher, daß er jene Schwierigkeiten kaum mehr empfindet, die darin liegen. Da hat sich die gute Stadt Marburg entschlossen, ihrem verdienstvollen Bürgermeister Andreas Tappliner, Stifter der Sparkasse und sonst vieler Gemeinnützigkeiten, ein Denkmal zu setzen. Dem guten, alten Herrn, mir scheint's gar mit Cylinder, den man hier zu Land auch gern Ofenröhre nennt, sitzt nun das moderne, schreckliche Gewand wie angegossen. So lebendig ist er hingestellt, man möcht' ihm die Hand bieten und eins mit ihm plaudern.

Sein bisher bedeutendstes Werk ist aber sein Undinenbrunnen, bestimmt der künstlerisch vornehmste Schmuck der Bäderstadt Baden nächst Wien zu werden.

Er empfing keinerlei Weisungen. Kein Kunstkriegsrath machte ihm Vorschläge. Er durfte gestalten, was ihn erfreute. Und so entstand denn auch ein Werk, so eigen und so durchaus lebendig wie wenige seit den Tagen des Barock.

Vor allem: es ist wirklich ein Brunnen. Er wird erst zu seiner vollen Geltung kommen, wenn seine Wasser springen, hier vorstürzend im ungestümen Schwall, dort neckisch spielend, anderwärts niederrieselnd und manches feine Detail leise schleiernd. Er bedarf reichen Zuflusses, so viel wie die römischen Fontänen, deren Brausen dem nimmer verklingt, der es einmal vernommen hat.

Aus ihrer Cisterne ist eben Undine aufgetaucht. Eine schlanke und adelige Frauengestalt. Die nassen Gewande kleben. Das Haupt ist zum Lichten gewendet, darnach es sie verlangt, und auch die Hände sind sehnsüchtig emporgehoben. Untadelig ist jede Linie.

Um den Schaft, auf dem sie sitzt, schlingen ihre Schwestern den Reigen. Ihre Hände berühren einander. Es sind drei Akte von seltener Anmuth und Feinheit, besonders eine Rückenansicht ist wunderschön. Fast dauert es einen, sich dies, wenn auch noch so leise verhüllt, denken zu müssen.

Der Brunnenkranz der Cisterne ist im Einstürzen und da treibt denn nun erst recht allerhand Spuk sein sinnreiches und munteres Spiel.

Denn aus dem Erdreich ist Kübledorn gebrochen. Ein ungeschlachter Riese, die Schulter gestemmt gegen eine Last, die noch drückt, nachdem sie schon überwunden ist, prustend von der Anstrengung speit er aus verzogenen Munde Wasser.

Es wimmelt von allerhand Gethier, wie immer an ähnlichen verrufenen Orten. Frösche, Kröten, Eidechsen, Salamander und Schlangen treiben sich da herum und be-

lustigen sich nach ihrer Art mit Wasserspielen. Es sind an sich groteske Thierbildungen; die durchaus realistische Art, mit der sie behandelt sind, erhöht ihren abenteuerlichen Eindruck, statt daß sie ihn minderte. Glotzäugig, breitspurig sitzen sie da.

Dieses wunderliche Wesen aber hat seine Zeugen. Zwei Küper, angethan mit Schurzfell und der Kellerhaube ihres Gewerbes betrachten es. Selbstverständlich, möchte man sagen, wenn man sich ihrer eigensten Berufskrankheit erinnert und der Rolle, die das Erscheinen solchen Gethiers in ihr symptomatisch spielt.

Sie sind beide nicht schlecht entsetzt. Der eine sucht zu entfliehen: zwischen die Beine ist ihm ein Riesensalamander getrochen. Sein Gefährte ist schlimmer daran. Denn während er mit der Rechten noch ganz schwach solch ein Unthier abwehrt, hat sich ein zweites an ihm aufgerichtet und sendet ihm einen Strahl just ins Gesicht, das er natürlich verdutzt und recht eigentlich begossen abkehrt.

Ich weiß nicht, ob es mir geglückt ist, den höchst frischen Eindruck auch nur bei weitem wiederzugeben, den dies glückliche und harmonische Werk auf mich hervorgebracht hat.

Es ist hier so gar nichts zwecklos oder müßig. Die ganze Komposition greift ineinander, wenn ich sonst nur zu oft das Gefühl habe, es bestünde zwischen den Figuren kein innerlicher Zusammenhang, so schön jede für sich genommen sei. Unser großer Brunnen vor dem Parlament mit seiner Versammlung von Frauen, die neben einander sitzen, daß man höchstens und bestens von einer Schönheitskonkurrenz sprechen kann, ist ein mustergültiges Beispiel dafür und es werden Ihnen in Berlin ähnliche Dinge einfallen.

Großer Reichthum der Erfindung. Ein echter Humor, wie er ganz besonders in der Plastik so selten ist, der glücklich wirkt. Eine Freudigkeit der Gestaltung, die sich gar nicht genug thun kann, weil sich immer neue Motive zudrängen; die selbst Nebensächliches mit der innigsten Liebe formt — ich erinnere an den Reigen von Undinens Schwestern, der unmöglich zu jener Geltung kommen kann, die er verdient. Eine erstaunliche Sicherheit in allem Handwerksmäßigen. Kraft ohne Protzen mit der Muskulatur. Keinerlei Eindruck des Ueberladenen oder Mühseligen, vielmehr eine schöne Harmonie bei allem Reichthum. Mir scheint, das sind Eigenschaften, die so häufig nicht sind, daß man sie übersehen dürfte oder nicht die Pflicht hätte, von ihnen zu reden, findet man sie einmal beisammen.

Es wäre der sehr wackeren Arbeiten noch zu gedenken, die er für sein und Hanns Gasser's Heimathland Kärnthen und seine Landeshauptstadt Klagenfurth ausgeführt hat. Sie können dem Bilde nichts hinzufügen, das ich von ihm zu geben versucht. Eine langsame, stille, innerliche und rechtschaffene Entwicklung scheint mir nun endlich zu ihrer sehr erfreulichen Höhe gelangt, einer Höhe, die in jedem Sinn so bedeutend ist, daß man sie nicht mehr übersehen darf. Unsere Plastik, der Kunstzweig, der hier am heimischsten ist, weil ihm fast in jedem Kronland eine nationale Tradition förderlich ist, hat wieder einen gezeitigt, mit dem man seine aufrichtige Freude haben kann. Ihr Ausdruck, ein Versuch, andere zum Mitgenuß anzuregen, sind diese Zeilen — sonst nichts. Aber mir scheint's — man versteht's in der bildenden Kunst nur zu oft, weil man sich Eindrücke zergrübelt und zergrübelt, statt sie zu genießen oder abzulehnen — je nach Art und Beschaffenheit.

Wien. J. J. David.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Theater.

Deutsches Theater: „Der arme Heinrich." Drama aus der deutschen Sage in 5 Akten von Gerhart Hauptmann.

Was in Maeterlinck's „Monna Vanna" auffiel: die eigenartige Verbindung und Amalgamirung von Mystik mit roher Alltags-Psychologie, das kehrt in Gerhart Hauptmann's Drama „Der arme Heinrich"*) wieder. Dies bizarre, nicht eben gesunde Beisammen scheint den neuesten Stil auszumachen. Hauptmann geht denselben Weg wie Maeterlinck, nur legt er ihn in umgekehrter Richtung zurück: man hat in den Geschehnissen und in den Seelen der Menschen bis zum vierten Aufzug klar gesehen; man muß mit einer mystischen Reinigung und Erlösung rechnen, wenn der Vorhang zum fünften Akte aufgegangen ist.

„Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr." Auch in dem Gedicht Hartmann's von Aue vollzieht sich das Wunder, der arme Heinrich wird von der Mysellucht erlöst. Aber man wird gleich eingangs in den Lichtkreis gestellt, der von Gottes Nahsein zeugt und in dem das Wunder sich vollziehen kann und muß. Für Hartmann ist der arme Heinrich ein zweiter Hiob. Nachdem der kranke Graf von dem einen Mittel erzählt hat, das ihn von seinem Aussatz reinigen könnte, weckt die Jungfrau, sein „klein Gemahl", ihre Eltern zur Nachtzeit aus dem Schlaf, und ruhig und fest theilt sie ihnen mit, daß sie gewillt sei, ihr Herzblut für die Gesundung ihres Herrn hinzugeben. Ganz gelassen setzt sie auseinander, wie groß der „Vortheil" für die Eltern wäre, bliebe solch guter Herr ihnen erhalten; wie groß der „Vortheil" für sie selbst, vertauschte sie das armselige Erdenleben mit Himmelsfreuden. Und die Pächtersleute müssen sich sagen: so kann das Kind nicht aus sich selber sprechen; das muß Gott ihm eingegeben haben, und darum muß es auch also geschehen. So treten denn die beiden, der arme Heinrich und das Mägdlein, die Fahrt nach Salerno an, und wie der Arzt ihr vorstellt, wie schwer die Pein, die sie zu leiden habe, verlacht sie ihn, beschuldigt sie ihn verächtlich der Zagheit. Die Thür schließt sich hinter ihr, aber durch ein Loch in der Wand sieht der arme Heinrich ihren schönen, entblößten Leib. Und in dem Augenblick weiß er, daß er des Opfers nicht werth ist, daß er sein Leiden weiter tragen müsse. Er befreit sie aus den Händen des Arztes und, krank wie er war, kehrt er wieder mit ihr heim. Und da erbarmt sich Gott der beiden, denn sie haben die Prüfung bestanden. Indem sie aneinander Erbarmen übten, verdienten sie sich das Erbarmen Gottes. Das alles ist ganz klar und folgerichtig. Kraft und Gottvertrauen heißen die beiden Mächte in dem alten Gedicht, die das Wunder zu Wirklichkeit werden lassen.

Mit den Augen des Allzu-Modernen hat Hauptmann auf die hohen Gestalten der alten Sage herabgeblickt.

Ein Mädchen, das es über sich gewinnt, ihr Leben für einen Mann hinzugeben, den sie aus dem Unverstand ihrer vierzehn Jahre heraus liebt, ist eine pathologische Erscheinung, — wird man heute sagen. Durchaus pathologisch hat denn auch Hauptmann seine Ottegebe gestaltet. Sie steht in den Entwicklungsjahren und ist nur eben von schwerer Krankheit genesen, wie das Drama einsetzt. Religiöse Zwangsvorstellungen suchen sie heim. Es ist ihr eine Wollust, sich Arm und Brust von Bienen zerstechen zu lassen, nur um ihrem Grafen Heinrich, der schon mit ihr gespielt, wie sie noch klein war, etwas Honig, den er nicht verlangt, zu schaffen. Sie träumt Tag und Nacht davon, sich für ihn aufzuopfern. Die hoffnungslose Liebe, die sie zu ihm trägt, ruft ihr Todesgedanken wach und ekstatische Vorstellungen von Himmelsseligkeiten. Märtyrerwollust redet in ihr. Wie der Graf das Haus ihrer Eltern verlassen und ihr Opfer von sich gewiesen hat, befällt sie ein Starrkrampf, sie liegt Tage lang, ohne Nahrung zu sich zu

*) Das Buch ist in schöner Ausstattung mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen.

Digitized by Google

nehmen, da, und ihr Vater weiß sich keinen andern Rath, als den armen Grafen Heinrich aufzusuchen, damit er komme und das Kind beruhige. Dann wieder wohnt Ottegede bei einem Eremiten in Waldeinsamkeit, mit der Geißel zerfetzt sie ihren schwächlichen, blutarmen Körper, nur in der Selbstkasteiung kann sie athmen, und immer lockender, zwingender treten die Bilder des Märtyrerthums und der Himmelserhöhung vor ihre Seele. Ein Zustand der Clairvoyance überkommt die kleine, hysterische Heilige, Visionen stellen sich ein, und so findet sie der arme Heinrich wieder, um sich von ihr nach Salerno führen zu lassen.

Mit feiner, kunstreicher Hand hat Hauptmann das Bild dieses kranken Kindes gezeichnet. Alles, was er an poetischer Kraft in seinem neuen Drama aufgeboten, webt um diese Gestalt der Schwäche. Aber so gelungen diese Charakteristik ist, so wenig scheint sie originell. In einem anderen Kleide ist Ottegede schon einmal über die Bühne gegangen, als Hedwig Eckdal in Ibsen's „Wildente". Etwas verdrießlich muthet die Abhängigkeit Hauptmann's von Ibsen gerade da, wo er sein Bestes gibt, an. Stellt man aber die Frage, ob das Beisammensein mit solchem Kinde einem an Gott und Menschen Verzweifelten den Glauben und die Liebe und die Kraft zum Leben wiedergeben könne, so lautet wohl die Antwort jedes Vernünftigen: Nein. An Stelle eines hat Hauptmann zwei Kranke die Fahrt nach Salerno antreten lassen.

Das geschieht am Ende des vierten Aktes. Der Gang des Dramas bis dahin folgt dem Verlauf der Krankheit des armen Grafen Heinrich, ist Krankheitsgeschichte schlechthin. Man sieht ihn und findet ihn dreimal wieder, und jedesmal hat die Seuche ihm ihre Krallen tiefer ins Fleisch gegraben. So sehr ist das Drama Krankheitsgeschichte, daß das Fortschreiten des Uebels einfach an Stelle der künstlerischen Motivirung steht. Im dritten Akt noch hat Heinrich das Opfer Ottegede's weit von sich gewiesen. Im vierten Aufzug kommt er selbst sie aufzusuchen, Hilfe um jeden Preis sich zu erflehen. Woher die Sinneswandlung und warum die Umkehr? Er ist kränker, kraftloser geworden.

Innerlich bedeutet der Fortgang dieser Krankheitsgeschichte, wenn man so will, einen Kampf mit Gott. Nicht an der Existenz, wohl aber an der Vatergüte Gottes zweifelt der Sieche. Und in diesem Kampfe des Schwachen und Geschlagenen hätte Kraft sein dürfen. Doch find' ich sie bei Hauptmann diesmal nicht. Er hat allerlei heterogene Elemente zusammengetragen: persönliches Trotzen und pantheistisches Sicheinsfühlen mit der Natur, Ideen mosaischer Sündenvergeltung und muhamedanischer Fatumsvollziehung — aber die prometheische Kraft ist er schuldig geblieben. Wo letzte Wucht noth that, steht ein verträumtes Stammeln. Dieser arme Heinrich ist auch innerlich eben nur ein Kranker. Und da er am kränksten geworden, tritt er mit dem kranken Kinde die Fahrt nach Salerno an.

Wie sich der Vorhang wieder hebt, sind beide gesundet, und es wird Hochzeit gefeiert. Ein Wunder ist geschehen.

Aber nicht das Wunder, von dem Hartmann von Aue gesungen. Denn seine Menschen waren andere, und eine ganz andere die Welt ihres Empfindens. Hauptmann hat seine beiden Kranken ängstlich realistisch gezeichnet, das Pathologische stand ihm im Vordergrunde seiner Charakteristik, das Wunder als Erbarmungsthat Gottes ist bei ihm von vornherein ausgeschlossen, hat auch im realistischen Drama keinen Platz. Wie also vollzieht sich bei ihm die Errettung? Aus der Realistik der vier ersten Akte spielt er geschickt in die Mystik des Schlußakts hinüber.

In einem Zustand leiblicher und seelischer Ermattung findet man Ottegede wieder. Man kann sagen, das Pathologische ihres früheren Zustandes und die Mystik ihres jüngsten Erlebnisses sind darin gleichmäßig latent. Denn in mystischem Dämmerweben erscheint ihr das Erlebniß in Salerno, als ein Kampf um die Verherrlichung ihrer Seele, als ein Triumph Satanas', der sie um ihr Sühnopfer betrogen. Und in mystisch verklingenden Worten berichtet nunmehr auch Heinrich von dem, was er erfahren. Wie das Zusammensein mit Ottegede seine Seele gereinigt, wie Glauben und Liebe ihm wiedererstanden, wie der Anblick des zum Opfer entblößten, lieblichen Kindes ihm Lebenskraft zurückgegeben. Aber man sah die Krankheit, und man vernimmt von der Gesundung nur eben einen Bericht. Man hatte realistisch gezeichnete, lebendige Gestalten vor sich, und man soll sie in mystisch Auferstandenen wiedererkennen. Man fühlte festen Boden unter den Füßen und sieht sich plötzlich in Nebel und Wolken erhoben.

Aber nein. Es wird darum noch nicht Nacht, weil der Wirth die Fensterläden dem Sonnenlicht verschließt. Diese ganze Heilung, die doch zum mindesten eben so sehr dem Drama Stoff war wie die Krankheitsgeschichte, muthet eben nur wie ein Zwischenaktseffekt an. Wie ein Wunder, unwahrscheinlicher als je eines ex machina. Dieser Ottegede, wie Hauptmann sie geschildert, war nicht die Möglichkeit verliehen, einem Manne, auch nur seelisch, den Frieden und die Kraft wiederzugeben. Denn das vermöchte höchstens die Gesunde. Sie aber war krank und ist es geblieben, und peinlich, ängstigend nimmt sich die Brautkrone über ihrem bleichsüchtigen, starren Gesichtchen aus. Die fromme Legende straft den modernen Dichter Lügen, denn ihr Zauber war: Kraft.

Künstlerisch erweist sich der Uebergang aus Realistik in Mystik als eine etwas schwächliche Zuflucht, und es ist in Hauptmann's neuem Drama trotz schöner und starker Einzelheiten etwas von schwindender, aber doch nicht fest auf ihr Ziel gerichteter Kraft. Dennoch fand das Drama — trotzdem auch die Aufführung bis auf die eine wundervolle Leistung von Irene Triesch eine farblose, kärgliche war — begeisterten Beifall. Es ist kein Zweifel, die etwas bizarre Verbindung von Realismus und Mystik ist im Geschmack des Tages. Wir aber hofften einst von Hauptmann, daß er gegen den Strom schwimmen würde.

Ernst Heilborn.

Berliner Theater: Paul Lange und Tora Parsberg. Drama von Björnstjerne Björnson.

Der Feier des siebzigsten Geburtstags galt es. Das heißt: nicht in dem Drama ist davon die Rede, sondern der Dichter selbst ist gemeint, Björnstjerne Björnson, der lebenskundige Träumer aus dem Norden, er, der in unerschütterlicher Herzensgüte ebenso versöhnlich Liebe predigt, wie sein Landsmann, der einsame Ibsen, unversöhnlich Wahrheit lehrt. Dem Jubilar zu Ehren fand die Aufführung statt. Ein solcher Festtag durfte nicht unbeachtet vorübergehen, — wenn auch Björnson nicht in dem Maße wie Ibsen auf der deutschen Bühne heimisch wurde: Zwei glückliche Tage hat er jedenfalls erlebt. Das erste Mal vor langer, langer Zeit!

Es war in der Mitte der siebziger Jahre, als die französischen Bühnendichter sich einen kleinen Theil der fünf Milliarden Kriegskosten ratenweise zurückholten, als Dumas und Sardou mit ihren Ehebruchsdramen das deutsche Theater eroberten — da vollzog sich plötzlich in der dramatischen Litteratur die erste Winddrehung. Aus dem Norden, aus einem ganz unentdeckten Kulturlande, dem man garnicht zugetraut hätte, daß in seinem rauhen Klima Dichter gedeihen könnten, kam plötzlich ein Poet, ein Stürmer, ein Sieger, der mit seinem neuen Thema sogleich allenthalben das von den Pariser Sittenstücken übersättigte Publikum aufstachelte. Das war Björnson mit seinem „Fallissement".

Er hatte frisch ins Leben hineingegriffen, mitten aus der Zeit heraus die aller Welt bekannten Typen des dankerottirenden Kaufmanns und des aufstrebenden Arbeiters gegenüber gestellt, als einer der ersten die Bühne wieder zum Spiegelbild des ernsten, schicksalschweren Lebens umgeschaffen. Daher der Jubel, der dem Dichter von allen Seiten entgegentönte.

Digitized by Google

Eine lange Pause trat ein, bis Björnson seinen zweiten Ruhmestag erlebte, die bekannte Aufführung des Doppeldramas „Ueber unsere Kraft". In der Zwischenzeit hatte sich das Theater mächtig gewandelt. Ibsen erschien mit seiner technisch unübertrefflichen Bühnenkunst, der straffen Scenenführung, dem haarscharfen, durchgeistigten Dialog, mit seiner pfeilspitzen, oft über das Ziel hinausjagenden Tendenz. Dann folgte die Revolution auf der deutschen Bühne, mit Gerhart Hauptmann an der Spitze, eine Revolution, die allerdings keine Umwälzung herbeizuführen vermochte. Welch' ein anderes Publikum drängte sich da vor den Vorhang, als Björnsons „Ueber unsere Kraft" in Scene ging! Und wieder traf der Dichter die Volksseele in ihrer empfindungsreichsten Tiefe.

Diese kräftige Wirkung hat das am Montag aufgeführte Drama „Paul Lange und Tora Parsberg" nicht erreicht. Etwas langathmig und schleppend wie der Titel ist der Aufbau der Tragödie. Paul Lange, ein Minister, auf der Höhe seiner Macht, sieht sich aus politischen Gründen gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, und schwankt nun, ob er der Partei, die ihn stützte, treu bleiben und einer ungewissen Zukunft die Stirn bieten oder mit einem kleinen Verrath gegen seine politischen Freunde sich einen angenehmen Gesandschaftsposten in London erkaufen solle. Zugleich wirbt er, ein langjähriger Wittwer, um die Hand einer unabhängigen, sehr reichen Freundin, die in ihm das Ideal eines vollkommenen Menschen sieht. Der Dichter hatte wohl den Wunsch, daß wir, das Publikum, den Helden mit den Augen der klugen, geistvollen, nur etwas sehr verliebten Tora Parsberg anschauen sollten. Dennoch zeigte er uns Paul Lange auch von einer weniger sympathischen Seite, nicht bloß als Schwächling, als welcher er zu Grunde gehen sollte, sondern als Allerweltsfreund, als Diplomat, der es mit niemandem verderben will, als Streber, der manchmal recht aufdringlich um Gunst wirbt, und sogar als gewissenlosen Politiker, der vor Lüge und Wortbruch nicht zurückschreckt. Gewiß, alle diese Fehler ergeben sich aus der Unentschlossenheit seines Wesens. Sollen wir aber einem solch charakterschwachen Menschen glauben, daß er es im Innersten seines Herzens doch aufrichtig meint?

Es ist sein Unglück, daß er immer da wankelmüthig wird und der unehrlichen Schwäche erliegt, wo ihm ein äußerlicher Vortheil winkt, hier der Gesandschaftsposten in London, dort die Heimführung einer reichen Braut. Selbst dann noch, wo wir Zeuge werden, wie die politischen Parteien in ihrem gehässigen Eigennutz den Minister hierhin und dorthin zerren, haben wir kaum Mitleid mit dem muthlosen Manne, der sich mit unzweideutigem Handschlag ein Versprechen abringen läßt und es im gegebenen Moment schimpflich verleugnet. Als diese Ehrverletzung ihm den Hals bricht, ihn alle Welt verläßt, bis auf die gute, tapfere Tora, und nun ihm Zweifel kommen, ob er ein Recht habe, sie mit sich ins Dunkle eines enttäuschten Lebens hinunterzuziehen, da regt sich die Spannung, wie er diese neue Krise überwinden wird. Und erst am Schluß, nämlich, da er wirklich zur Pistole greift und zum ersten Male in seinem Leben eine profitlose That der belohnten Heuchelei vorzieht, erweckt er unser Mitgefühl. Aber ach, da fällt schon der Vorhang! Nur die edle, lichtvolle Gestalt der Tora Parsberg läßt in uns eine holde, traumschöne Erscheinung zurück. Der Tod des Paul Lange überraschte mehr, als daß er ergriff.

Der Rath des Dichters an die politischen Hitzköpfe, nicht in blindem Haß den Gegner verächtlich zu machen, sondern das Verbindende herauszusuchen, durch gegenseitige Verständigung kulturfördernd zu wirken, dieser Rath wäre eindringlicher gewesen, wenn Björnson einen durchaus tugendhaften, einen selbstlosen Charakter im Parteigezänk hätte zu Grunde gehen lassen. Dem Bestechlichen geschieht nur sein Recht.

Die Darstellung hat vielleicht nicht alles gethan, um dem Dichter ganz gerecht zu werden. Der junge Künstler, der den Paul Lange spielte, verwischte die unruhigen Charakterzüge durch ein allzu zurückhaltendes Spiel, statt sie in kräftigen Konturen verständlicher zu machen. Bei anderer Gelegenheit ließ die Regie wieder störende Derbheiten zu. Wenn im zweiten Akte, bei einer Abendgesellschaft im Hause der Tora Parsberg, der Minister seinen ehemaligen Parteifreunden die Hand zum Gruße bietet und diese ihm grob den Rücken drehen, ist das unter wohlerzogenen Männern eine so scharfe Beleidigung, daß man sich wundert, wie Paul Lange sie so schweigend hinnimmt, ruhig weiter dem Feste beiwohnt und nachher sogar mit denselben Herren eine regelrechte Debatte beginnt. Solch zahme Auffassung von persönlicher Ehre werden selbst die entschiedensten Duellgegner, zu denen ich mich zähle, nicht billigen können.

Sigmar Mehring.

Michalko. *)

Doch kam er nicht recht vorwärts. Er war müde, und auch der Bau war ihm verleidet. Wohin er seinen Fuß setzte, was er berührte und worauf er blickte — alles erinnerte ihn an das Mädchen und die bittere Enttäuschung. Obendrein spotteten die andern über ihn und riefen ihm zu: „Na, dummer Michalka, die Mädchen sind theuer in Warschau, nicht wahr?"

Theuer waren sie freilich! Der Bauer hatte alle seine Ersparnisse für die Kameradin hingegeben! Jetzt hungerte er, für sich hatte er nichts angeschafft, keine Freude erfahren, und schließlich hatte sie ihn so häßlich verlassen . . . Er fühlte sich ganz jämmerlich schlecht und schämte sich. Als er nun hörte, daß die Maurerlehrlinge in Warschau besser bezahlt würden, ging er zum ersten Mal in die Stadt hinein. Er schloß sich einem Gesellen an, der ihm versprach, ihn nach einer Straße zu führen, wo am meisten Häuser gebaut wurden.

Sie brachen am frühen Morgen auf und gingen eine lange Strecke auf die Weichsel zu. Als der Bauer die Brücke erblickte, sperrte er den Mund weit auf. In diesem Augenblick flog ihm selbst das Mädel aus dem Sinn.

Als sie an das Schilderhäuschen kamen, blieb er zögernd stehen. „Was hast Du?" fragte jener Geselle.

„Ich weiß nicht, mein Herr, ob sie mich hier durchlassen werden," entgegnete Michalko.

„Bist dumm!" schalt der Geselle. „Sollte Dich jemand aufhalten, dann sage, daß Du mit mir gehst!"

So schritten die Beiden hintereinander her, über die Brücke und durch die Straßen, die hinter derselben lagen. Vor dem Schlosse zog der Bauer die Mütze und bekreuzigte sich in dem Glauben, daß es eine Kirche wäre.

Auf den Straßen war großer Lärm, Menschengedränge und Wagengerassel. Michalka wich bald aus, bald rannte er die Menschen um und wurde todtenbleich vor Angst, durchgeweicht zu werden. Schließlich drehte sich ihm alles bunt vor den Augen, und — er verlor den Gesellen.

„Mein Herr! . . . mein Herr!" begann er verzweifelt zu rufen und rannte über die Straße.

Da hielt ihn jemand fest und sagte:

„Sei ruhig, Hundeschnauze! . . . Hier ist's nicht erlaubt zu schreien!"

„Ich habe meinen Herrn verloren!"

„Was für einen Herrn?"

„Den Maurergesellen."

„Schöner Herr! . . . Wo willst Du denn hin?"

„Wo das Haus gemauert wird . . ."

„Was für ein Haus?"

*) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Stefania Goldenring.

„Ein Haus . . . von Ziegel", entgegnete der Bauer.

„Dummkopf! . . . Gemauert wird auch hier . . . und dort und überall!"

„Ich sehe aber nicht . . ."

Da wurde er am Arm gefaßt, und man zeigte ihm, wo er hinsehen sollte.

„Da schau! Hier wird ein Haus gebaut . . . da ein zweites . . ."

„Jawohl!" sagte Michalko und ging zu dem zweiten, weil es diesseits der Straße lag.

Als er am Platz war, fragte er nach dem Gesellen. Doch fand er ihn hier nicht, man zeigte ihm ein anderes Haus. Aber auch da hatte man von einem Gesellen Namens Nastasy nichts gehört; so mußte der Bauer wieder weiter gehen.

Auf diese Weise durcheilte er mehrere Straßen und besah ein Dutzend begonnener Häuser, bei deren Anblick er sich im Geiste fragte, zu wohl die Menschen wohnten, für die man jetzt erst Häuser baute . . .

Allmählich entfernte er sich von dem Mittelpunkt der Stadt. Der Straßenlärm ließ nach, man sah viel weniger Menschen und fast gar keine Wagen. Dagegen nahm die Zahl der Gerüste, der Ziegelhaufen und der rothen Mauern zu.

Der Bauer hatte bereits die Hoffnung verloren, den Gesellen wiederzufinden, und er dachte daran, wie er sich Arbeit verschaffen könnte. So betrat er das erste Fabrikgebäude, das am Wege lag, stellte sich mitten unter die Arbeiter und sah zu. Manchmal mischte er sich in die Unterhaltung oder langte dies oder jenes zu. Dem einen half er die Ziegelsteine ordnen, einem andern reichte er den Eimer, und zu den Arbeitern, die den Kalk durchschaufelten, sagte er, daß es anders gemacht werden müßte. Auch zeigte er es ihnen bald und bespritzte dabei den Meister von Kopf bis Fuß.

„Was treibst Du Dich hier herum, hergelaufener Pudel?" fragte ihn der Schreiber.

„Ich suche Arbeit, mein Herr."

„Hier gibt's für Dich keine Arbeit."

„Wenn es jetzt keine gibt, dann vielleicht später. Ihnen kann es doch nicht schaden, wenn ich hier und dort mithelfe."

Der Schreiber, ein schlauer Kerl, merkte, daß der Bauer nicht nach Geld aus war. Er zog sein Notizbuch heraus, begann zu streichen und zu rechnen und engagirte Michalka schließlich.

Die Leute sagten, daß er an ihm täglich zwanzig Groschen extra verdiente.

In dieser Fabrik blieb der Bauer bis zum Herbst.

Ende September traten Regengüsse ein. Die Arbeiten wurden unterbrochen, das Aushilfepersonal entlassen. Unter diesem befand sich auch Michalko.

Nun stand der Bauer, wie auf einem weiten Feld da. Von seiner Straße schritt er über eine zweite und dritte und trat überall hinein, wo er rothe Mauern und ein paar Pfosten in der Erde stecken sah. Doch waren die Arbeiten meistens schon beendigt, aber es fehlte nicht mehr viel daran — und als er fragte, ob man ihn hier nicht gebrauchen könnte — erhielt er nicht einmal eine Antwort.

Da kam ihm der Gedanke, ob es vielleicht besser wäre, wenn er in die Heimath zurückkehrte?

„Soll ich Arbeit suchen? oder heimkehren?" — dachte er. In diesem Augenblick ertönte nicht allzu weit ein Knall, der einem kurzen Donner glich; bald folgte ein zweiter, schon lauter.

Der Bauer blickte vor sich hin.

Einige hundert Schritte entfernt sah man rechts die Spitzen des Gerüsts und darüber gleichsam rothen Rauch . . . Etwas Ungewöhnliches war geschehen. Michalka wurde neugierig. Ueber Pfützen und Schlamm rannte er hurtig dahin, wo der Rauch aufstieg.

Auf der ungepflasterten Straße, wo nur wenige Häuser standen, gingen die Menschen bestürzt hin und her. Sie schrien und zeigten mit den Händen auf das unfernge Gebäude, vor welchem zerbrochene Pfosten, Bretter und frische Trümmer aufgehäuft lagen. Darüber stieg rother Ziegelstaub empor.

Der Bauer kam näher. Nun sah er, was geschehen war. Das neue Haus war eingestürzt.

Eine Wand war gänzlich verschüttet, die andere war es zum größten Theil.

In den geborstenen Mauern hingen Fensterrahmen, und die großen Balken, die zum Stützen der Decken bestimmt waren, lagen zerbogen und in kleine Stücke gebrochen umher.

In den Fenstern der Nachbarhäuser erschienen die erschreckten Frauen. Auf der Straße waren aber, außer den Arbeitern, kaum einige Personen. Die Nachricht von dem Einsturz war noch nicht in die Stadt gedrungen.

Der Obermeister war der erste, der wieder zur Besinnung kam.

„Ist niemand ums Leben gekommen?" fragte er bebend.

„Scheinbar nicht. Sie waren alle zum Frühstück."

Der Meister begann seine Leute zu zählen, irrte sich aber beständig dabei.

„Sind die Gesellen alle da? . . ."

„Hier sind wir!"

„Und das Hilfspersonal?"

„Hier! . . ."

„Jendiej fehlt! . . ." rief eine Stimme.

Die Anwesenden verstummten für einen Augenblick.

„Ja, er war drin gewesen . . ."

„Man muß ihn suchen!" sagte der Meister mit heiserer Stimme.

Und er ging auf das eingestürzte Haus zu; einige Muthige folgten ihm.

Auch Michalka trat mechanisch näher heran.

„Jendiej! Jendiej!" rief der Meister.

„Gehen Sie zur Seite!" riefen sie warnend. „Die Wand hängt kaum, jeden Augenblick kann sie einstürzen."

„Jendiej! Jendiej!"

Aus dem Innern des Hauses erwiderte ein Stöhnen.

An einer Stelle war aus der Wand ein Stück, so groß wie eine Thür, herausgerissen. Durch diese Lücke blickte der Meister hinein und faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. Dann stürzte er wie ein Rasender nach der Stadt.

Hinter der Mauer wälzte sich ein Mensch in den gräßlichsten Qualen. Ein Balken hatte ihm beide Füße zerschmettert. Ueber ihm hing ein Mauerblock, der immer weiter platzte und jeden Augenblick niederzufallen drohte.

Einer von den Zimmerleuten besichtigte die Stelle, während die vor Schreck erstarrten Arbeiter ihm in die Augen blickten, bereit hineinzugehen, wenn eine Rettung möglich wäre.

Der Verwundete veränderte mit krampfhafter Anstrengung seine Stellung und stützte sich auf beide Hände. Es war ein Bauer. Sein Mund war schwarz vor Schmerz, das Gesicht grau, die Augen eingefallen. Stöhnend schaute er die Menschen an, die nur wenige Schritte von ihm entfernt waren, doch wagte er nicht, um Rettung zu rufen. Er sagte nur:

„Mein Gott! . . . Barmherziger Gott! . . ."

„Hier kann man nicht hinein", sagte der Zimmermann dumpf.

Die Menge trat zurück.

Unter ihnen befand sich auch Michalko, der vielleicht mehr bestürzt war, als die anderen. Es war fürchterlich, was er durchmachte! . . . Er empfand den ganzen Schmerz des Verwundeten, seine Angst, seine Verzweiflung. Gleichzeitig aber fühlte er eine Kraft, die ihn vorwärts stieß.

Es schien ihm, als ob in der Menge kein anderer, nur er allein die Pflicht hätte, den Menschen zu retten, der vom Dorf hergekommen war, um hier sein Brot zu verdienen. Und während die anderen sich sagten: „ich gehe!" dachte er:

Digitized by Google

„Ich gehe nicht! Ich gehe nicht!“

Aengstlich sah er sich um. Er stand ganz allein vor der Menge, näher der Mauer, als die anderen.

„Ich gehe nicht! . . .“ flüsterte er und hob die Stange empor, die zu seinen Füßen lag.

In der Gruppe murmelte man:

„Seht doch! . . . Was thut er?“

„Still!“

„Barmherziger Gott, erbarme Dich!“ rief der Verwundete, vor Schmerzen schluchzend.

„Ich komme, ich komme . . . .“ rief Michalko und er kroch in die Trümmer hinein.

„Ihr werdet beide umkommen!“ rief der Zimmermann.

Aber Michalko war bereits bei dem Unglücklichen. Als er dessen zerschmetterte Füße und die Blutlache sah, wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Bruder! mein Bruder!“ . . . flüsterte der Verwundete und umfaßte seine Kniee.

Der Bauer schob die Stange unter den Balken, den er mit einem verzweifelten Ruck emporhob. Ein Krachen ertönte, mehrere Ziegelsteine fielen von der Höhe der zweiten Etage herab.

„Es stürzt ein!“ . . . riefen die Arbeiter und liefen auseinander.

Michalko aber hörte nichts, er dachte an nichts und fühlte nichts. Mit starkem Arm schob er die Stange noch weiter hinein, und nun gelang es ihm, den Balken gänzlich von den zerschmetterten Füßen des zu Boden geworfenen Mannes fortzudrängen.

Von oben fielen Trümmer herab. Der rothe Staub drang in dichtem Wirbel in das Innere des Gebäudes. Hinter der Mauer hörte man ein Ringen. Der Verwundete stöhnte lauter, plötzlich aber verstummte er.

In der Oeffnung der geborstenen Wand erschien Michalko, gebückt unter der schweren Last des Verwundeten, den er auf den Armen schleppte. Langsam überschritt er die gefährliche Grenze, und als er vor der Menge stand, rief er mit naiver Freude:

„Da kommt er gefahren! . . . Da ist er! . . . Nur hat er dort einen Stiefel zurückgelassen!“ . . .

Die Arbeiter packten den Verwundeten, der in eine schwere Ohnmacht gefallen war, und trugen ihn behutsam nach dem nächsten Hausflur.

„Wasser!“ riefen sie.

„Essig!“

„Einen Arzt!“

Michalko folgte ihnen und dachte:

„Das ist ein gutes Volk in Warschau! Habe keine Angst!“

Nun bemerkte er, daß seine Hände blutig waren; er wusch sie in einer Pfütze und blieb vor dem Hause stehen, in dessen Thor der Verwundete lag. Hinein wollte er nicht. Er war doch kein Arzt! Was konnte er ihm helfen?

Unterdessen begann die Straße sich rasch zu bevölkern. Neugierige rannten herbei, Droschken rasten vorüber, und man hörte von Ferne sogar die Glocken der Feuerwehr, die jemand alarmirt hatte.

Eine neue Menschenschaar von Sensationsbedürftigen hatte sich vor dem Hausthor versammelt, die Eifrigsten bahnten sich den Weg mit geballten Fäusten, um die blutige Scene zu schauen.

Einem von diesen stand Michalko, der sich vor der Eingangsthür aufhielt, im Wege.

„Geh doch aus dem Wege, Dummkopf!“ — schrie der Mann, als er sah, daß der barfüßige Bauer nicht wich.

„Warum denn?“ fragte Michalko, über diesen Eifer erstaunt.

„Wer bist Du, frecher Lümmel?“ schimpfte der Neugierige.

„Ist denn keine Polizei hier, die solche Faulenzer auseinandertreibt?“

„O, weh! es kann schlimm werden!“ . . . dachte der Bauer und bekam Angst, daß man ihn für sein Benehmen einstecken könnte.

Um nicht aufzufallen, drängte er sich unter die Menge . . .

Einige Minuten später rief man aus dem Thor nach dem Muthigen, der den Verunglückten aus den Trümmern herausgetragen hatte.

Es antwortete niemand.

„Wie sieht er aus? fragte man.

„Es war ein Bauer. Er trug einen weißen Kittel, eine runde Mütze und war barfüßig . . .“

„Ist er nicht auf der Straße zu sehen?“

Man begann zu suchen.

„Hier war so einer“, rief jemand, „aber er ist fortgegangen.“

Polizei und Arbeiter gingen auseinander, — Michalko aber fanden sie nicht.

Boleslaw Prus.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Hermann Siebeck: Goethe als Denker. (Frommann's Klassiker der Philosophie XV. Stuttgart, Frommann's Verlag. 1902.)

Der Verfasser rechtfertigt sich in der Einleitung wegen der Aufnahme Goethe's unter die Klassiker der Philosophie. Wir nehmen nicht nur seine Rechtfertigung an, sondern halten es sogar für einen wesentlichen Gewinn, daß die vortreffliche Sammlung sich nicht engherzig an den Begriff der sozusagen offiziellen Ausübung der Philosophie bindet. Gerade so wie die Litteraturgeschichte längst aufgehört hat, sich nur mit den privilegirten Dichtern zu befassen, gerade so wie die Sprachgeschichte längst nicht nur das richtige Deutsch oder das klassische Latein behandelt, gerade so muß auch die Geschichte der Philosophie immer energischer über den Kreis der eigentlichen Systembauer herausschreiten. Und gerade vom Standpunkt der Kulturgeschichte ist ja doch ein Denker wie Goethe, der so unermeßlich besonders auf das Denken der Deutschen und auf ihre Weltanschauung gewirkt hat, bedeutsamer als einsame und erfolglose oder nur von spanischen Ministern verehrte Philosophen wie Christian Friedrich Krause.

Siebeck nimmt Goethe vor allem als Vertreter der künstlerischen Erfassung der Wirklichkeit, d. h. der Kunst, Anschauen und begriffliches Denken zu vereinigen in jener mittleren „Sphäre“ der Anschauung, die Goethe selbst sich wiederholt zwischen dem Empiriker und dem Metaphysiker zuertheilt hat. Siebeck weiß aber auch wirkliche philosophische Verdienste des Dichters herauszuheben, wie vor allem seinen höchst feuchtbaren Begriff des Urphänomens, seine gesunde Erfassung der wissenschaftlichen Bedeutung der Phantasie und seine originelle Ansicht von dem Ziel der Erkenntniß, das eben für Goethe „in der anschaulichen Auffassung der Urphänomene des Lebens, wie es sich darstellt in der Natur und in der Menschenwelt“, liegt. Auch seine ethischen und sozialen Anschauungen werden in denselben großen Zusammenhang gestellt, so daß wir überall Goethe als das erkennen, was eben nur er unter allen Philosophen ist: als den Glücklichen, der die Dinge so anzuschauen vermochte, „wie sie sind“ und dem dennoch aus dieser ruhigen, stillen, „panoramischen“ Fähigkeit eine höhere Einheit erwuchs.

R. M. M.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 88.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 12. Berlin, den 20. Dezember 1902. 20. Jahrgang.

Die Nation.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3% Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation", Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * „ *.

Das Schwert des Damokles. Von Theodor Barth.

Depression und „Exportdusel" II. Von Prof. Heinrich Dietzel (Bonn).

Parlamentsbriefe IX. Von Proteus.

Eine Geschichte der Kriegskunst. Von Oberstleutnant v. B.

Erinnerung an Eduard Behse. Von J. V. Widmann (Bern.)

Alte Liebe. (Erzählung.) Von G. von Berlepsch (Wien).

Bücherbesprechungen:

Busching: Handelspolitische Beziehungen zwischen England und seinen Kolonien. Bespr. von M. J. Bonn.

Ernst Curtius: Ein Lebensbild in Briefen. Bespr. von Professor Richard M. Meyer.

Gartentaube-Bilderbuch. Bespr. von — m.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Am 15. November hatte der „Vorwärts" einen Artikel unter der Ueberschrift gebracht: „Krupp auf Capri". Nach den Erklärungen des „Vorwärts" sollte dieser Artikel den Zweck haben, Hilfsdienst zu leisten, damit der § 175 des Strafgesetzbuches beseitigt werde.

Die Zahl der Personen, die der Ansicht sind, daß dieser Paragraph ausgemerzt werden muß, wächst beständig; vor allem ärztliche Autoritäten betonen immer von neuem, daß die Verstöße gegen den § 175 das Ergebniß krankhafter Veranlagung sind. Nicht der Strafrichter, sondern der Arzt wäre demgemäß die geeignete Person zur Intervention. Soweit es sich also darum handelt, eine einzelne Bestimmung des Strafgesetzbuches zu reformiren, ist der Standpunkt des „Vorwärts" durchaus unanstößig. Die Art jedoch, wie in diesem konkreten Falle das sachliche Vorgehen mit einem Angriff auf eine einzelne Person vermischt worden ist, wurde auf allen Seiten mißbilligt, übrigens in weiten Kreisen der Sozialdemokratie gleichfalls.

Die Folge des Artikels im „Vorwärts" war, daß Herr Krupp Strafantrag gegen die Blätter stellte, die Enthüllungen über sein Leben gebracht hatten; die weitere Wirkung bestand darin, daß die Staatsanwaltschaft die Strafverfolgung „als im öffentlichen Interesse liegend" aufnahm. Herr Krupp verstarb darauf eines plötzlichen Todes, und nunmehr, genau einen Monat nachdem der Artikel im „Vorwärts" erschienen war, erklärt der Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel: Ich erachte „eine weitere Strafverfolgung nicht mehr als im öffentlichen Interesse liegend und werde ich deshalb dem gestellten Strafantrag keine weitere Folge geben".

Uns liegt es natürlich ganz fern, behaupten zu wollen, daß eine Anklage, wie sie gegen den „Vorwärts" erhoben worden ist, „im öffentlichen Interesse" bis zur letzten gerichtlichen Entscheidung verfolgt werden muß. In freien Ländern überläßt man es in solchen Fällen immer der angegriffenen Privatperson, sich bei den Gerichten ihr Recht zu holen; und die Privatpersonen laufen nicht jeder beleidigenden Verdächtigung nach; wird aber die Grundlosigkeit der Behauptung erwiesen, so ist die Strafe eine sehr strenge. Bei uns bekannte man sich im vorliegenden Falle zu einer andern Auffassung. Die Staatsanwaltschaft stellte sich auf den Standpunkt, daß eine Verdächtigung des Herrn Wirklichen Geheimen Raths Krupp im Interesse des Staates, das heißt im öffentlichen Interesse zu verfolgen sei, und nachdem dies von Seiten der Behörde am 17. November ausgesprochen worden war, erklärt am 15. Dezember dieselbe Staatsanwaltschaft, daß nunmehr für die Verfolgung ein öffentliches Interesse nicht mehr vorliegt.

Die Staatsanwaltschaft führt für diesen krassen und überraschenden Widerspruch folgende Begründung an.

Herr Krupp sei verstorben und somit sei ihm die Möglichkeit genommen, durch sein eidliches Zeugniß die

gegen ihn erhobenen Verdächtigungen zu widerlegen. Die Thatsache ist richtig, aber dieser Einwurf ist gänzlich haltlos; denn die Beweislast lag dem „Vorwärts" ob, und der wäre sicherlich verurtheilt worden, wenn er nicht den schlüssigsten Wahrheitsbeweis hätte liefern können.

Der zweite Grund, den die Staatsanwaltschaft anführt, ist menschlich überaus begreiflich. Die Wittwe des Todten legt Werth darauf, daß der Streit um den Verstorbenen in der Oeffentlichkeit möglichst zur Ruhe komme. Wer wollte solchen Wunsch der Frau Krupp nicht nachempfinden, und wer gönnte nicht der Wittwe den Frieden. Aber seit wann beugt sich vor dem berechtigten Ruhebedürfniß einer Wittwe die Staatsanwaltschaft, wenn sie der Ansicht war, daß im öffentlichen Interesse die Verfolgung einer Angelegenheit geboten sei?

Und nun erinnere man sich vor allem auch der Reden, die aus Anlaß des Falles Krupp der Kaiser gehalten hat. Die Angelegenheit war damit zu einer großen Haupt- und Staatsaktion ausgewachsen; diesen Reden mußte es natürlich entsprechen, daß die Staatsanwaltschaft im Staatsinteresse vorging, und jetzt hat dieses Staatsinteresse für die Staatsanwaltschaft wiederum aufgehört zu existiren.

Hier liegt wiederum ein typischer Fall jener Inkonsequenz vor, die für unser Staatsleben heute so charakteristisch ist. Die Trompeten schmettern zur Attacke; es geht mit größtem Elan vorwärts und dann muß wiederum abgeblasen werden. Wir glauben, das Staatsinteresse leidet unter solchem Verfahren ganz empfindlich, und es wäre vortheilhafter, wenn in allen Fällen das Gelände erst sorgfältig daraufhin geprüft würde, ob es angängig ist, auf ihm eine große Attacke mit allen Konsequenzen zu reiten — ob nicht.

Nachträglich hat nun auch der Kronprinz sich noch zum Fall Krupp geäußert. Das offizielle Telegraphen-Bureau verbreitet folgendes Schriftstück:

„An die Arbeiter meiner Stadt Oels!

Es ist mir eine aufrichtige Freude gewesen, daß sich viele Arbeiter meiner lieben Stadt Oels der Bewegung angeschlossen haben, die heute überall durch die deutschen Lande geht. Ihr beweist dadurch, daß keine Gemeinschaft zwischen Euch und jenen Elenden bestanden hat oder je bestehen wird, die es gewagt haben, einem deutschen Mann an seine Ehre zu tasten, und daß Ihr gesonnen seid, treu zu Eurem Kaiser und Vaterlande zu stehen.

Dies freut mich um so mehr, als ich mit meinen lieben Oelsern zusammengehöre. Se. Majestät der Kaiser, mein geliebter Vater, allerhöchstwelchem ich von der treuen Gesinnung, welche wir Euer Wortführer heute gelobt, Mittheilung gemacht habe, hat hierüber meine freudige Genugthuung empfunden. Mir aber wird der heutige Tag unvergeßlich bleiben.

Schloß Oels, den 16. Dezember 1902.

Wilhelm, Kronprinz."

Das Schriftstück ist sehr interessant.

Es ist in jenem patriarchalischen Tone geschrieben, der wie ein Archaismus in unseren Tagen anmuthet; das ist charakteristisch; aber doch nur von untergeordneter Bedeutung. Weit wichtiger ist die Auffassung, als gehe „heute überall durch die deutschen Lande" eine starke Bewegung, die der Einheitlichkeit der Arbeiterbewegung aus Anlaß des Falles Krupp gefährlich werden könnte. Wer, der im öffentlichen Leben steht, vermöchte auch nur ein leises Symptom für solche Entwicklung zu entdecken; nichts Derartiges zeigt sich irgendwo. Und gerade darum ist ein solcher Ausspruch so bezeichnend; er zeigt die Abgeschiedenheit der Welt, in der der Hof lebt, und solche Abgeschiedenheit von den realen Voraängen des Lebens, solches Abgetrenntsein von den Empfindungen der großen Masse des Volkes ist bedenklich, vor allem für die Monarchie. In dieser Treibhausluft, die die interessirten Kreise wohlweislich zu konserviren suchen, gedeiht die höfische Intrigue, gedeihen die irrigen Vorurtheile, die dann so verderblich auf das politische Leben zurückzuwirken pflegen.

Der Kaiser nimmt nicht selten zu politischen Zwecken das Wort; der Kronprinz beginnt jetzt auch politisch zu reden. Liegt solches Sprechen im Interesse der Monarchie?

Ist es wahr, daß Graf Bülow den Fürstentitel erhalten sollte, weil der Zolltarif und das Zolltarifgesetz vom Reichstag angenommen sind, nachdem zuvor die Geschäftsordnung von der Majorität niedergetreten worden war? Unwahrscheinlich ist die Nachricht durchaus nicht. Es kann nicht gerade überraschen, daß heutigen Tages die Annahme einer Gesetzesvorlage, die auch nach der Ansicht ihrer Freunde ohne die einschneidendsten Abänderungen gar nicht in Kraft treten kann, ebenso hoch bewerthet wird, wie seiner Zeit die Gründung des Deutschen Reiches.

Der Gesammtausschuß des Handelsvertragsvereins beschloß in seiner am 13. d. M. stattgehabten Sitzung mit 41 gegen 6 Stimmen bei 4 Stimmenthaltungen nachstehende Erklärung:

„Der Ausschuß spricht der Leitung des Handelsvertragsvereins Anerkennung und Dank dafür aus, daß sie den grundsätzlichen Standpunkt des Vereins, wie er in den bisherigen Resolutionen und insbesondere in der Kundgebung vom 14. August 1901 enthalten ist, bei der Bekämpfung des Zolltarifentwurfes stets zu wahren gewußt hat. Den Mehrheitsparteien des Reichstages ist es leider gelungen, den durch die Kommissionsbeschlüsse noch wesentlich verschlechterten Zolltarif zur Annahme zu bringen. Um so mehr erachtet es der Handelsvertragsverein für seine unveränderte Aufgabe, durch Aufklärung im Volke weiter dahin zu wirken, daß in Zukunft gegenüber der agrarischen Begehrlichkeit die deutsche Handelspolitik in maßvolle Bahnen gelenkt werde, und zunächst auch Wahlen zu Stande kommen, welche die Herabsetzung der übermäßigen, das heimische Wirthschaftsleben schwer schädigenden Zölle des Tarifes in Aussicht stellen. Nach wie vor wird der Handelsvertragsverein bestrebt bleiben, das Zustandekommen günstiger, langfristiger Handelsverträge durch aktive Mitarbeit herbeizuführen im Interesse der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes."

Die Intriguen, durch die der Handelsvertragsverein aus seinen bisherigen Bahnen hinausgedrängt werden sollte, sind also ganz kläglich gescheitert, und der Verein wird nach wie vor für die Aufrechterhaltung unserer bisherigen Handelsvertragspolitik kämpfen können.

Die konservative Partei und der Bund der Landwirthe sprechen sich gegenseitig ihr Bedauern und ihre Mißbilligung aus; die einen, weil sie behaupten, es sei zu wenig für die Landwirthschaft erreicht, die anderen, weil sie sich in der Oeffentlichkeit keinen Vorwurf machen lassen wollen, obgleich auch sie zugestehen, daß für die arme Landwirthschaft zu wenig geschehen sei. Der Streit wird nur die eine Folge haben, die bisher alle Auseinandersetzungen zwischen Bund und Konservativen hatten. Die Konservativen werden bei der Regierung darauf hinweisen, wie grenzenlos maßvoll ihre agrarische Maßlosigkeit gegenüber den Ansprüchen des Bundes noch sei, und sie werden mit diesem Argument Eindruck machen und Erfolge für das Großgrundbesitzerthum erzielen. Und darauf kommt es auch dem Bunde an. In der Politik fördert man die gemeinsamen Interessen unter Umständen am Besten durch Uneinigkeit. Das ist die Taktik des Bundes und der Konservativen in diesem Falle.

Bei der Ersatzwahl in Liegnitz-Haynau haben alle Parteien Einbußen erlitten; den geringsten Verlust an Stimmen hat noch die Sozialdemokratie aufzuweisen. Die Gleichgültigkeit der Wähler ist begreiflich, da so schnell das Mandat von neuem erlischt. Es ist jetzt Stichwahl nothwendig, in der zweifellos der freisinnigen Volkspartei ihr Besitzstand gegen die Sozialdemokratie erhalten bleiben wird.

Es scheint, daß die ernstesten Besorgnisse von den Großmächten wegen der Zustände auf der Balkanhalbinsel gehegt werden; der Ausbruch erneuter Unruhen wird im nächsten Frühjahr erwartet. Rußland hat warnend seine Stimme erhoben und die Balkanvölker zur Ruhe ge-

Digitized by Google

mahnt; aber auch der Türkei dringend angerathen, die nöthigen Reformen vorzunehmen. Der Ernst der Verhältnisse geht insbesondere aus dem Umstande hervor, daß Graf Lambsdorff sich über Sofia und Belgrad nach Wien begeben wird, um dann auch mit den leitenden Staatsmännern Oesterreich-Ungarns die Sachlage zu besprechen. Das Zusammenarbeiten Oesterreich-Ungarns und Rußlands hat bisher noch immer genügt, um schwere Komplikationen auf der Balkanhalbinsel hinten anzuhalten.

Die gemeinsame Operation Deutschlands und Englands gegen Venezuela dauert fort; jetzt schließt sich auch Italien, wenn auch in sehr vorsichtiger Weise, an, um seine Ansprüche zur Geltung zu bringen.

Es hat bisher noch nicht den Anschein, daß Präsident Castro nachgeben wird. Die Frage wird vielleicht schließlich einer schiedsrichterlichen Lösung unterworfen werden, ein Weg, der, wenn er von Venezuela ehrlich beschritten wird, auch für Deutschland gangbar ist.

In England arbeiten übrigens starke politische Kräfte darauf hin, das Vereinigte Königreich von Deutschland zu trennen und zu einem friedlichen Einlenken zu veranlassen. Die Hauptschwierigkeiten der Lage liegen für Deutschland aber weder in der Haltung Englands noch der Venezuelas, sondern in der der Vereinigten Staaten von Amerika. In der Union herrscht die öffentliche Meinung, und es ist leider unverkennbar, daß das Vorgehen Deutschlands in Venezuela einem Theil der amerikanischen Presse, welcher Deutschland ungünstig gesinnt ist, Anlaß zu allerlei Verdächtigungen des deutschen Vorgehens geboten hat. So unbegründet diese Verdächtigungen auch sind, so wäre es für die deutsche Regierung doch sehr unvorsichtig, die Bedeutung solcher Stimmungsmacherei unterschätzen zu wollen. Das beste Mittel gegen derartige Preßumtriebe ist noch immer, alle Karten offen auf den Tisch zu legen.

* * *

Das Schwert des Damokles.

Als am Sonntag Morgen gegen 5 Uhr die Schlußabstimmung über die Zolltarifvorlage eine Zweidrittelmehrheit zu Gunsten derselben ergab, ließen die Sieger ein lautes Beifallsgeschrei ertönen, und der Reichskanzler Graf Bülow nebst seinen Staatssekretären wurde von allen Seiten beglückwünscht. Das dürfte der einzige Augenblick der Freude und der Befriedigung gewesen sein, den die Reichsregierung an diesem gesetzgeberischen Werk erlebt hat und erleben wird.

Es bleibt ein unverständliches Räthsel, wie ein Staatsmann eine glänzende Gelegenheit, völlig freie Hand zu bekommen, verpassen konnte, um sich unter den kompromittirendsten Umständen auf Jahre hinaus die unbequemsten Fesseln anlegen zu lassen. Als vor sieben Wochen die Agrarier, deren fortgesetztem Drängen nachgebend, der Reichskanzler die agrarisch-protektionistische Regierungsvorlage vorgelegt hatte, trotz eindringlicher Warnungen des Grafen Bülow die Minimalzölle auf Getreide über die Zugeständnisse der Reichsregierung hinaus erhöht und Minimalzölle für Vieh gegen den lebhaftesten Widerspruch der verbündeten Regierungen in den § 1 des Zolltarifgesetzes hineingebracht hatten, war für den Reichskanzler eine Lage geschaffen, die ihm alle im Spiel vorhandenen Trümpfe in die Hand brachte. Er hatte den Agrariern ein äußerst weites Entgegenkommen gezeigt, und er hatte das unerwartete Glück gehabt, daß dieses Entgegenkommen, das ihm bei dem Abschluß neuer Handelsverträge sehr unbequem werden mußte, wenn es acceptirt wurde, von der agrarischen Unverschämtheit abgelehnt war. Er konnte also mit dem höflichsten Bedauern, daß das Geschäft nicht zu Stande zu bringen sei, auf den weiteren Verfolg der Sache im Parlament verzichten, was ihm selbst von nationalliberaler Seite — durch den Abgeordneten Sattler — sehr nahegelegt wurde, und dann eine Politik der freiesten Hand einschlagen. Die einzuleitenden Handelsvertragsverhandlungen mochten dann ausfallen, wie sie wollten, Graf Bülow hatte stets einen Sündenbock zur Hand, den er dafür verantwortlich machen konnte, daß bei den neuen Handelsverträgen nicht mehr zu erlangen war. Es blieb ihm aber auch die Möglichkeit, die bestehenden Handelsverträge einfach zu verlängern. Kurzum, er konnte jede Politik treiben und für jede Politik das Verhalten seiner unersättlichen Freunde im Centrum und bei den Konservativen verantwortlich machen.

Statt eine solche, alle Parteien beherrschende Stellung sich mit einem Schlage zu verschaffen, hat Graf Bülow es vorgezogen, sich nicht nur zum stillen Theilhaber an den häßlichsten parlamentarischen Vergewaltigungsakten degradiren zu lassen, sondern aus den Händen einer anspruchsvollen protektionistischen Mehrheit ein gesetzgeberisches Werk entgegenzunehmen, daß ihm auf Jahre hinaus die schwersten Verlegenheiten in der Inneren wie in der äußeren Politik bereiten muß. Das Zolltarifgesetz und der Zolltarif, wie sie aus dem mit der Regierung vereinbarten Kompromiß mittels eines parlamentarischen Gewaltaktes hervorgegangen sind, unterscheiden sich in zahlreichen, sehr wesentlichen Punkten von der Regierungsvorlage. Die Reichsregierung hat sich sowohl im Zolltarifgesetz wie im Zolltarif Aenderungen aufzwingen lassen, die sie in allen früheren Stadien der Verhandlungen auf das lebhafteste bekämpft hat. Es sind in den Tarif geradezu unsinnige Zollerhöhungen aufgenommen worden, die, wenn sie in Kraft treten sollten, die schwersten Schädigungen für die wichtigsten Produktionszweige herbeiführen müßten. Man denke nur an den Zoll von 50 Mark für die Tonne Mais, der, wenn er erhaben werden sollte, für die deutsche Viehzucht dem gegenwärtigen Vertragszoll von 16 Mark gegenüber eine jährliche Mehrlast von 50 Millionen Mark bedeutet, und an den Zoll von 70 Mark für die Tonne des bisher zollfreien Quebrachoholzes.

Aehnliche protektionistische Ausschreitungen befinden sich in dem angenommenen Tarif aber bei Dutzenden von Positionen. Man hat sich nicht einmal die Zeit genommen, die Zölle für Rohstoffe, Halbfabrikate und Ganzfabrikate in ein angemessenes Verhältniß zu einander zu setzen. Kurzum, es ist eine geradezu liederliche Arbeit, ein gesetzgeberisches Monstrum in des Worts verwegenster Bedeutung. Der Wechselbalg war noch nicht zur Welt gebracht, als denn auch schon die allgemeine Meinung dahin ging, daß ein solches Gesetz wohl gegeben werden könne, aber nicht in Kraft gesetzt werden dürfe.

Und damit erwächst für den Reichskanzler eine neue schwere Verlegenheit. Nach § 12 des Zolltarifgesetzes ist durch eine kaiserliche Verordnung nach vorheriger Zustimmung des Bundesraths der Zeitpunkt zu bestimmen, wann das Zolltarifgesetz und der Zolltarif in Kraft zu treten haben. Der Hintergedanke bei dieser Bestimmung war der, daß erst genügende Zeit gewonnen werden müsse, um neue Handelsverträge abzuschließen. Erst wenn diese neuen Handelsverträge zu Stande gekommen seien, wollte man den neugeschaffenen Zolltarif mit den aus den Handelsverträgen sich ergebenden Abänderungen in Kraft setzen. Wie aber nun, wenn die Handelsvertragsverhandlungen zu keinem befriedigenden Ergebniß führen? Daß unsere Agrarier auch außerhalb des Bundes der Landwirthe bei dem Abschluß dieser Handelsverträge sehr schwer zu befriedigen sein werden, wird Graf Bülow sich wohl selbst sagen. Er redet sich aber vielleicht ein, daß die Linke ihm die neuen Handelsverträge schon durchdringen helfen werde, und zwar aus der Erwägung heraus, daß diese Handelsverträge immer noch besser seien als der Zolltarif, den sie gerade jetzt so rücksichtslos bekämpft hat.

Digitized by Google

Hier aber dürfte Graf Bülow die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Das angenommene Zolltarifgesetz und der angenommene Zolltarif sind so widersinnig konstruirt, daß die Gefahr, der Bundesrath könne dieselben unverändert in Kraft setzen, sehr gering ist. Diese Gefahr wird deshalb die freihändlerische Linke auch gewiß nicht veranlassen, neuen Handelsverträgen, die ihren berechtigten Wünschen ganz und gar nicht entsprechen, zuzustimmen. Das Schlimmste, was in diesem Fall passiren kann, ist das Fortbestehen des gegenwärtig noch herrschenden autonomen Zolltarifs. Der Fall ist deshalb keineswegs ausgeschlossen, daß Handelsverträge, die weder den Agrariern noch den Freihändlern irgendwie genügen, durch ein Zusammenwirken beider Extreme zu Falle gebracht werden, während es für die verbündeten Regierungen unmöglich bleibt, die am vorigen Sonntag vom Reichstage angenommenen Gesetze thatsächlich in Kraft treten zu lassen.

Alles bleibt deshalb ins Ungewisse gestellt. Niemand vermag vorauszusagen, welches das Ende aller dieser Verwirrung sein wird. Die natürliche Folge dieser Ungewißheit, die selbst im günstigsten Falle noch Jahr und Tag anhalten wird, muß dazu führen, daß alle von dieser Zollwuth bedrohten wirthschaftlichen Interessen sich zu neuen Kämpfen aufraffen, sobald sie erst einmal begriffen haben, was ihnen droht, wenn die verbündeten Regierungen je so leichtfertig sein sollten, das beschlossene Tarifgesetz in Kraft treten zu lassen.

Bisher hat man ja in den weitesten Kreisen kaum eine Ahnung davon, wie maßlos die Zollsätze des beschlossenen Tarifs sind. Man hat sich kaum mit den Sätzen der Regierungsvorlage vertraut gemacht. Die angenommenen Kommissionssätze sind aber selbst den unmittelbar Interessirten noch nicht zum vollen Verständniß gekommen. Sobald dies Verständniß erweckt wird, muß ein Petitionssturm auf die Einzelregierungen losgehen, der darauf abzielt, das Inkrafttreten des beschlossenen Zolltarifgesetzes zu verhindern. Auch die Wahlagitation, die in den nächsten Monaten ja in stets wachsender Stärke einsetzen muß, wird als Hauptzielpunkt die Verhinderung des Inkrafttretens ins Auge zu fassen haben. Kurzum, wir stehen nicht am Ende, sondern an einem neuen Anfang zoll- und handelspolitischer Agitationen.

Nie war die Unsicherheit, was schließlich werden wird, größer als gegenwärtig, und diese Unsicherheit muß lähmend auf unser ganzes Wirthschaftsleben wirken. Der Zolltarif, den der Reichstag in einer bösen Stunde verabschiedet hat, hängt wie das Schwert des Damokles über der deutschen Volkswirthschaft. Der dünne Faden, an dem es schwebt, ist die wirthschaftspolitische Einsicht der deutschen Bundesregierungen. Zerreißt dieselbe, so wird die deutsche Volkswirthschaft die schwersten Wunden erleiden. Wenn Graf Bülow zum Bewußtsein seines „Sieges“ kommt, so wird er desselben nicht froh werden.

Für uns aber, die wir das Werk der Reichstagsmehrheit bekämpft haben, so wie es ist, und so wie es zu Stande kam, beginnt jetzt der zweite Theil des Erziehungsfeldzuges, um dem deutschen Volke begreiflich zu machen, welches Unheil sie einer skrupellosen konservativ-klerikal-nationalliberalen Reichstagsmehrheit zu verdanken hat, und wie dasselbe in seinen schlimmsten Folgen von unserem Vaterlande fernzuhalten ist. Die Freisinnige Vereinigung wird auch dabei, wie ich hoffe, ihre Schuldigkeit thun.

Theodor Barth.

Depression und „Exportdusel“.

2.

Im Falle der Ueberproduktion durch Ausfuhr sich zu entlasten vermag zwar jedes Volk, gleichviel, ob es „manchesterliche“ oder soi-disant „nationale“ Handelspolitik treibt.

Aber: je freihändlerischer die Handelspolitik, desto sicherer wird die Exportmöglichkeit; je protektionistischer, desto „prekärer“. Je enger eine Volkswirthschaft in die Weltwirthschaft verschlungen ist, desto gewisser, daß ein Plus, welches sie bedrückt, bald sich verlaufe.

1. Ein Land mit großer, mannigfaltiger Ausfuhr hat, wenn diese einmal ins Stocken gerieth während und zufolge einer Hochkonjunktur, weit mehr Chance, sie in der Tiefkonjunktur rasch wieder in Fluß zu bringen, wie ein Land, das der Einfuhr Zollschranken entgegengestellt und damit — da Waaren auf die Dauer nur mit Waaren gekauft werden — auch seine Ausfuhr eingeengt hat. Je geringer der Export, auf je weniger Waarengattungen er sich erstreckt, desto mehr wächst die Gefahr, daß, bei Güterplethora im Inlande, das „Auslaßventil“ versage.

Beziehungen zur auswärtigen Kundschaft, die da waren, lassen sich, wenn es noth thut, binnen kurzem wieder beleben — aber neue knüpft man nicht von heute auf morgen. Der Industrie eines Landes, das sich möglichst „verselbständigt“ hat — einer Industrie, die in normalen Jahren nur für den „sicheren, unabhängigen“ nationalen Markt zu produziren gewohnt, nur auf dessen Kundschaft zugeschnitten ist — droht das Risiko, bei dessen Ueberlastung in der Fülle von Dingen zu ersticken, die im Auslande selbst bei stärkstem Preisnachlasse keine Abnehmer finden, weil sie deren Bedürfnissen nicht entsprachen.

Indem durch die Verträge von 1892/94 unser Fabrikatenexport gefördert wurde, indem unsere Industrie den Impuls erhielt, sich noch mehr wie bisher auf die Kundschaft des Weltmarkts, auf die Bedürfnisse ausländischer Abnehmer zuzuschneiden, wuchs die Wahrscheinlichkeit, daß sie, falls bei uns eine Mißleitung der produktiven Kräfte erfolgen sollte, mit dem Zuviel nicht sitzen bleiben, sondern es jenseits der Grenzen würde anbringen können.

2. Ferner aber stieg kraft des „neuen Kurses“ die Exportmöglichkeit insofern, als durch die Verträge Deutschland gehindert wurde, daß es „sich selbst schädige“ (Lotz) — gehindert wurde, während deren Dauer seine Zölle auf fremde Industrieprodukte, z. B. auf Eisenwaaren, zu erhöhen.*)

Je höher die Zölle, desto mehr können die Inlandpreise der beschützten Artikel die Weltmarktpreise überragen. Den nationalen Unternehmern ist diese Situation bequem — solange das Inlandsgeschäft florirt; sobald es aber welkt, wird sie überaus fatal. Denn nun müssen — um sich auf dritten Märkten Absatz zu verschaffen — die Preise stark unter das normale Niveau herabgesetzt werden, vielleicht so stark, daß man es vorzieht, die Ueberschußwaaren im Inlande fortzuschleppen. Je größer die normale Differenz zwischen Inland- und Weltmarktpreisen, desto größer die Gefahr, daß das Mittel der Entlastung durch Ausfuhr nicht ergriffen werden könne.

Je niedriger die Zölle, desto weniger können die Inlandpreise von den Weltmarktpreisen sich entfernen. Tritt im Inlande Hochkonjunktur ein und zeigen die Preise die Tendenz zur „Aufblähung“ (Marx), so schwillt der Import an und setzt den Dämpfer auf. Solche „Ueberschwemmung“ ist den nationalen Unternehmern eine Plage, stört ihre Zirkel — sobald aber die Hochkonjunktur ihr Ende erreicht hat, sobald Ueberproduktion im Inlande

*) Für die uns hier beschäftigende Frage kommt nur die Bindung der Zollsätze für Industrieprodukte in Betracht.

Digitized by Google

sich bemerkbar macht, erwächst ihnen aus der Thatsache, daß bei niedrigen Zöllen Inland- und Weltmarktpreise sich nahebleiben müssen, eine Wohlthat. Denn: je geringer die normale Differenz zwischen Inland- und Weltmarktpreisen, desto größer die Chance, daß das Plus sich binnen kurzem „abschwemmen" lasse — und zwar zu Sätzen, die nicht allzutief unter dem normalen Niveau liegen, wenn auch vielleicht weit unter dem Niveau, das sie während der Hochkonjunktur erreicht hatten.

Angenommen: ein Land hat Werthzölle von 50 Proz. errichtet. Dann kann es sein — und zwar keineswegs nur dann, wenn Kartelle ihr Spiel treiben, sondern auch dann, wenn die Produktionsbedingungen hier viel ungünstiger liegen wie im Auslande — daß Waaren, die nur dem Weltmarkt nur 10 kosten, auf dem nationalen Markte normaliter 15 kosten (während einer Hochkonjunktur, falls die Importmöglichkeit nicht in genügendem Umfange Wirklichkeit wird, falls das „Einlaßventil" versagt, vielleicht 18). Bei Ueberproduktion nun müssen diese Waaren, um auf dem Weltmarkt Kunden zu werben, beträchtlich im Preise herabgesetzt werden: mindestens 50 Proz. unter das normale Niveau (80 Proz. unter das der Hochkonjunktur).

Wenn dagegen ein Land Werthzölle von nur 10 Proz. erhebt, so können Waaren, die auf dem Weltmarkt 10 kosten, im Inlande normaliter nicht mehr wie 11 kosten (während einer Hochkonjunktur unter der gleichen Bedingung wie oben, vielleicht 14). Bei Ueberproduktion brauchen diese Waaren, um auf dem Weltmarkt Kunden zu werben, weit weniger im Preise herabgesetzt zu werden: nur 10 Proz. unter das normale Niveau (40 Proz. unter das Niveau der Hochkonjunktur).

Die Exportmöglichkeit besteht für ein Hochzollland — z. B. Rußland — wie für ein Land mit niedrigeren Zöllen — z. B. Deutschland. Aber jenes muß sie viel theurer erkaufen wie dieses — vielleicht so theuer, daß es sie nicht zu bezahlen vermag.

In Rußland griff — wie bei uns — um die Jahrhundertwende Ueberproduktion vor allem in der „schweren" Eisenindustrie Platz. Hier aber spielte der Prozeß der schleunigen Entlastung des nationalen Marktes sich nicht ab. Hier standen eben, zufolge der Hochprotektion, die Inlandpreise so hoch über den Weltmarktpreisen, daß Roheisen, Halbzeug, Walzfabrikate draußen zu Sätzen hätten angeboten werden müssen, die den russischen Produzenten schlechterdings unannehmbar dünkten.

Das Maß der Ueberproduktion war — soweit ich urtheilen kann — in Rußland gar nicht größer wie bei uns. Aber, dank des weit kräftigeren „Schutzes der nationalen Arbeit", funktionirte das „Auslaßventil" dort weit lahmer. Erst neuerdings — nachdem die Krisis schon lange gewährt — sind ganz kleine Mengen Eisen aus Südrußland ausgeführt worden*).

Weil unsere Eisenindustrie der fremden Konkurrenz weit mehr „preisgegeben" ist wie die russische — weil unsere Eisenzölle viel niedriger sind und daher die Inlandpreise längst nicht so hoch über die Weltmarktpreise geschraubt werden können wie in Rußland, erfolgte bei uns die Sanirung rascher und schmerzloser wie dort. Nach besser wäre es allerdings gewesen, falls wir keine Eisenzölle gehabt hätten.

Wenn auch, wie gesagt, viel niedriger wie die russischen, so betragen unsere Eisenzölle doch immerhin noch 10—20 Proz. des Werthes.**) Um so viel, und weiter noch um die Fracht, können, bei normaler Konjunktur, unsere Eisenpreise die englischen, belgischen überragen.

Daß dieses Maß des Zollschutzes in den Inlandpreisen voll zum Ausdruck gelange — dafür sorgen die Kartelle der Eisenindustrie. Am besten organisirt, am mächtigsten sind — aus Gründen, die darzulegen hier nicht der Ort ist — die Roheisen- und die Halbzeugkartelle, ferner einige Verbände der Walzeisenbranche. Den Roheisen- und Halbzeugkartellen nun gelang es, als 1900/1901 die Preise der Fertigwaaren stark stürzten, die Inlandpreise von Roheisen und Halbzeug relativ hochzuhalten, indem sie — unter Beihülfe der Kohlen-, Koks-, Eisensteinsyndikate — Ausfuhrprämien gewährten und so das Angebot auf dem Inlandmarkt verminderten.

Ohne die, wenn auch nur mäßig hohen Roheisen- und Halbzeugzölle hätten die betreffenden Kartelle solche Prämienpolitik nicht treiben können, oder wenigstens nur in kleinerem Stil. Dann wäre allerdings der Export von Roheisen und Halbzeug nicht so rapid gestiegen, wie er jetzt, kraft der Ausfuhrprämien, stieg. Aber dafür wäre der Export von Walzfabrikaten, Maschinen, Kleineisenzeug stärker gestiegen, und wäre der heimische Bedarf an diesen Dingen schneller gewachsen. Die Entlastung des Inlandsmarkts wäre auch eingetreten, aber in volkswirthschaftlich zweckmäßigerer Weise.

Daß die beträchtlichen Läger von Roheisen und Halbzeug, die 1901 aufgehäuft waren, sich bald wieder verliefen, war ein volkswirthschaftlicher Vortheil; und gewiß ward diese „Abschwemmung" durch das Zahlen von Ausfuhrprämien beschleunigt. Aber jener Vortheil war kein Reingewinnst; ihm stand der volkswirthschaftliche Nachtheil der Hemmung der weiterverarbeitenden Eisenindustrie und aller eisenverbrauchenden Produktionszweige gegenüber.

Zutreffend heißt es in einem Briefe vom rheinisch-westfälischen Walzeisenmarkt („Nationalzeitung" v. 30. Sept. 1902):

„Das Hochhalten des Inlandpreises (von Roheisen und Halbzeug) übt fortgesetzt einen lähmenden Einfluß auf den Inlandbedarf aus. Die Verbände können den Bedarf nicht aus der Erde stampfen, aber sie haben durch ihre falsche Preispolitik den Bedarf in Deutschland verringert. Die Verbände verhindern heute die natürliche, durch Anwachsen des Bedarfs entstehende Besserung der Preise" — sicher wenigstens verhindern sie die Besserung des Verhältnisses zwischen Gestehungskosten (der Walzfabrikate u. s. w.) und Preisen — „weil sie, von ihrer Macht geblendet, gerobsäumen, zu rechter Zeit ihre Preise so weit und so lange herabzusetzen, bis durch niedrige Preise der Bedarf angeregt und ein neuer wirthschaftlicher Aufschwung herbeigeführt wird."

Zweifellos. Aber jene Rohstoff- und Halbzeugkartelle thun nur, was alle Welt sonst auch thut. Sie nutzen so gut, wie sie es können — sie können es allerdings besser als die Fertigwaarenproduzenten — die Chancen aus, welche der Zollschutz ihnen darbietet. Sie treiben ihre „falsche Preispolitik", können sie nur treiben zufolge der „nationalen" Zollpolitik.

Zu einer richtigen Politik, zu einer Herabsetzung der Inlandpreise auf den Stand der Auslandpreise, wären sie gezwungen gewesen, falls man 1892/94 die Eisenzölle gestrichen hätte. Der Entlastungsprozeß hätte sich dann, wie ich oben sagte, gleichfalls, aber in volkswirthschaftlich zweckmäßigerer Weise vollzogen.

Das Zahlen von Ausfuhrprämien, das künstliche Forciren des Exports von Roheisen und Halbzeug, schädigt ja nicht nur die Walzwerke u. s. w., denen es die Gestehungskosten erhöht, sondern mittelbar das ganze Erwerbsleben.

„Unsere Exportindustrie — gemeint ist: die weiterverarbeitende Eisenindustrie — muß, durch das Hochhalten der Kartellpreise, nach und nach das auf dem Weltmarkt mühsam eroberte Terrain wieder verlieren, weil die ausländische Konkurrenz mit Hilfe des (durch die Ausfuhrprämien) ihr verbilligten deutschen Materials billiger fabriziren kann" — billiger fabriziren als die deutschen Walzwerke u. s. w., die, wie die Roheisen- und Halbzeugproduzenten, ja seit 1901 gezwungen sind, den Weltmarkt weit stärker als sonst in Anspruch zu nehmen. Weil Roheisen und Halbzeug billiger nach dem Ausland verkauft werden, „werden die deutschen Walzwerke vom Auslande mit deutschem Material unterboten". (Centralblatt der Walzwerke, Nov. 1902).

*) Vergl. „D. Handelsarchiv" 1902, I, S. 746:
Die Eisenausfuhr Rußlands ist 1899 1901 nur von 247 auf 1137 Tonnen gestiegen — ein Tropfen auf einen heißen Stein!

**) Nach der in der Begründung des neuen Zolltarifentwurfs gegebenen Berechnung; vergl. Marix, S. 20 und die Gegenüberstellung unserer und der russischen Zölle S. 40.

Digitized by Google

Wie ich es an anderer Stelle ausdrückte: sofern Kartelle unter ihm aufkommen und Ausfuhrprämien gewähren, wirkt der Zollschutz als „Schutz der fremden Arbeit".*)

Nun zahlen zwar die Roheisen- und Halbzeugkartelle Ausfuhrprämien nicht nur auf ihre eigenen Produkte, sondern zahlen sie auch auf zur Ausfuhr gelangende Produkte der weiterverarbeitenden Eisenindustrie, welche ihnen abnimmt. Jedoch:

„die der letzteren gewährten Vergütungen sind durchaus nicht genügend, um die große Differenz zwischen Ausland- und Inlandpreis der Rohstoffe in Bezug auf die weiterverarbeitende Industrie auszugleichen. Und es ist in vielen Fällen gar nicht einmal möglich, die Exportvergütung zu gewähren, weil sich der Ursprung der verschiedenen verarbeiteten Eisenmaterialien im Fabrikat nicht nachweisen läßt und weil nicht alle Eisenverbände eine Exportvergütung gewähren. Beispielsweise sind die zahlreichen Fabriken in Rheinland und Westfalen, welche Eisen- und Stahlwaaren herstellen, z. B. große Schloßfabriken, welche einen umfangreichen Export gehabt haben, meist nicht im Stande, sich die Exportvergütung zu verschaffen, da die Eisenwaaren oft aus den verschiedensten Eisensorten, aus Blechen, Stabeisen, Draht u. s. w. fabrizirt und bei einem Exportnachweis nicht auseinanderzuhalten sind. Auf Stabeisen z. B. gewähren die Werke, wenn es sich nicht um direkten Export handelt, keine Exportvergütung. Aus diesem Beispiel ist ersichtlich, daß die Rohstoff- und Eisenverbände durch Gewährung einer Exportvergütung nur denjenigen Verbrauchern einen Dienst leisten können — und dies geschieht bekanntlich auch nur unter harten Bedingungen — welche die Eisenmaterialien im Zustande halber Bearbeitung in das Ausland führen.

Auf die unendlich große Zahl der deutschen eisenverbrauchenden Gewerbe, deren Fabrikate einen regelmäßigen Absatz im Ausland gehabt haben, hat indessen die Exportvergütung natürlich keinen Einfluß. Dieselben sind darauf angewiesen, theures Eisen zu kaufen, während ihre ausländischen Konkurrenten — dank der Ausfuhr von deutschem Halbzeug, Roheisen, Koks u. s. w. zu den traurigsten Preisen — ihre Fabrikationskosten erheblich billiger sich einrichten können. Die Unterschiede zwischen dem im Ausland erzielten Preis und dem von den Verbänden im Inland verlangten Preis sind beispielsweise: Flußeisenknuppel im Ausland 20 Mark pro Tonne billiger, Konstruktionsträger 15 bis 20 Mark, Bleche 20 bis 30 Mark pro Tonne im Ausland billiger." Der Feinblechverband verkaufte bisher — erst im Oktober wurde der Inlandpreis auf 137½ Mark ermäßigt — im Inland für 145 Mark, im Ausland 30—35 Mark billiger.

Die „reinen", d. h. das Walzmoteriol kaufenden Walzwerke haben sich dadurch zu helfen gesucht, daß sie sich zusammenschlossen zu einer „Vereinigung zur Wahrung der Interessen der Halbzeugverbraucher". Und vor kurzem hat der Halbzeugverband eine Preisermäßigung bewilligt (s. u.).

Aber die übrigen Zweige der weiterverarbeitenden Eisenindustrie — die Maschinenindustrie, die Kleineisenindustrie,**) d. h. die heute für uns volkswirthschaftlich weit wichtigeren Zweige — werden, da bei ihnen die Kartellirung mit größten Schwierigkeiten verknüpft ist, den Verbänden der „schweren" Eisenindustrie nach wie vor wehrlos gegenüberstehen, werden höhere Materialpreise zu zahlen haben als die fremde Konkurrenz. Für sie wird sich künftig, bei Ueberproduktion, immer wieder die heutige Situation wiederholen: Roheisen-, Halbzeug-, gewisse Verbände der Walzeisenbranche ziehen sich mit Ausfuhrprämien aus der Affäre, welche, genau besehen, die bezahlen, welche den Schaden davon haben. Die Depression in der „schweren" Eisenindustrie schwindet bald, dafür dauert aber die Depression in der weiterverarbeitenden Eisenindustrie desto länger.

Nicht in der von verschiedenen Seiten der Eisenindustrie empfohlenen Verallgemeinerung des Kartellwesens — das so, wie gesagt, solcher kaum fähig ist — sondern in dem konsequenten Weiterschreiten auf der Bahn, die 1892/94 betreten wurde, d. h. in weiterer Ermedrigung unserer Industriezölle und damit Erschwerung des Kartellwesens (und seiner Konsequenz: des Prämienunwesens), liegt der rationelle „Krisenschutz". Nur darin liegt die Gewähr, daß, bei Ueberproduktion, künftig die Exportmöglichkeit in volkswirthschaftlich möglichst zweckmäßiger Weise Wirklichkeit werde — d. h. daß sie, statt der „schweren" Eisenindustrie, zu gute komme dem Maschinen-, Lokomotiven-, Waggons-, Schiffbau, der Kleineisenindustrie, welche so viel größere Mengen von Arbeitern beschäftigen; daß der Export der letzteren möglichst sich erweitere, statt gelähmt zu werden durch die Prämienpolitik der ersteren; daß die Entlastung durch Ausfuhr erfolge, ohne daß — wie jetzt zufolge des Hochhaltens der Inlandpreise für Eisenmoteriol, u. a. W. zufolge des Zollschutzes, welcher dies gestattet — die Wiederbelebung des Inlandbedarfs erschwert wird. —

Seit Mitte Oktober haben Preisermäßigungen seitens der Halbzeug- und der Walzeisenverbände stattgefunden — für Halbzeug, Bandeisen, Stabeisen um 5 Mark, für Feinbleche um 7½, für Walzdraht um 10 Mark, für Röhren um 3 Mark.

Der Grobblechverband hat dagegen auf seiner Generalversammlung vom 7. November eine Preisermäßigung nicht beschlossen, sondern „will versuchen, die Händler durch besondere Rabatte sich zu verpflichten" (Köln. V.-Ztg.). Die Roheisensyndikate werden eine Preisermäßigung kaum eintreten lassen, bevor Kohlen und Koks herabgesetzt sind. Dazu scheint aber leider bei den betreffenden Syndikaten derzeit wenig Neigung vorhanden.*) Die inländische Nachfrage ist ja trotz der sog. Krisis keineswegs beträchtlich zurückgegangen; neuerdings hat das Ausfuhrgeschäft zahlige des französischen und des amerikanischen Bergarbeiterstreiks einen kräftigen Aufschwung genommen; und, im Gegensatz zu vorigem Jahre, wo der milde Winter den Bedarf nach Hausbrandkohle wesentlich schmälerte und damit den Rückgang im Bedarf nach Industriekohlen noch fühlbarer machte, ist jetzt die kühlere Witterung ziemlich früh eingetreten.

Angesichts dieser Sachlage begreift sich, daß die Mehrheit in den Syndikate das jetzige Preisniveau fortdauern lassen will. Wenn weiter Ausfuhrvergütungen gezahlt werden — hieß es auf der Generalversammlung der Harpener Gesellschaft (25. Oktober) — könne von einer Preisermäßigung für Kohle und Koks nicht die Rede sein.**) Andererseits hört man allerdings, daß die Frage der Erhöhung der Ausfuhrvergütungen an die Eisenindustrie in Erwägung gezogen werde — damit aber wäre, wie jüngst die „Kölnische Zeitung" bemerkte, wenig gewonnen, vielmehr eine allgemeine, d. h. auch der auf den deutschen Markt liefernden Eisenindustrie zu gute kommende Preisermäßigung dringend nothwendig behufs „Verbilligung unserer gesammten Gütererzeugung".

Kein Wunder, daß, bei dem Verbleiben der Brennstoffpreise und Roheisenpreise auf der bisherigen Höhe, manche führende Eisenindustrielle — z. B. der Generaldirektor der Laurahütte — die Herabsetzung der Halbzeug- und der Walzeisenpreise für einen Fehler erklärt haben!

Wenn man aber prophezeit, daß die Absicht, durch solche Herabsetzung den inländischen Bedarf aus seiner Zurückhaltung hervorzulocken, sich nicht verwirklichen werde, und darauf hinweist, daß trotz jener Preisermäßigungen der Bedarf noch zurückhaltender geworden sei wie zuvor, so ist dagegen Folgendes zu bemerken.

Auf die Dauer muß jene Politik des Nachgebens eine stimulirende Wirkung ausüben und sich so rechtfertigen und lohnen. Daß sie unmittelbar, nachdem sie eingeschlagen, im entgegengesetzten Sinne wirkte, darf nicht befremden. Dies stand mit Sicherheit zu erwarten; es war ganz natürlich, daß die endlich vollzogenen Preisermäßigungen für Halbzeug u. s. w. bei den weiterverarbeitenden Werken und den Händlern die Muthmaßung — Hoffnung, bezüglich Befürchtung — auslösten, daß dem ersten Schritte noch weitere Schritte nach unten folgen würden, und es daher Bedenken habe, sich jetzt schon mit Bestellungen festzulegen. In welchem Maße der inländische Bedarf durch die Verbilligung

*) Vergl. meine „Sozialpolitik und Handelspolitik", 1902, S. 18 ff., wo die Frage des Zusammenhanges zwischen Zollschutz und Kartellen breiter erörtert ist.

**) Anfang November ist ein Verband der bergischen Kleineisenindustrie „zum Ausgleich des Uebergewichts der Organisation der Groß-Rohstoffindustrie und ihrer Kartelle" gegründet. Ob er den Zweck erreichen wird, scheint mir sehr fraglich.

*) In der Sitzung des Rheinisch-Westfälischen Roheisensyndikats vom 13. Dezember ist nur für Puddel- und Stahleisen eine Ermäßigung um 2 Mark pro Tonne, also auf 56, bez. 58 Mark beschlossen worden. Das Kohlensyndikat hat die Richtpreise für 1903 für die meisten Sorten nur um 0,25 bis 0,75 Mark pro Toane herabgesetzt, für manche Sorten an dem bisherigen Tarif festgehalten.

**) Der Preis des Hochofenkoks ist auf 15 Mark festgesetzt, d. h. steht immer noch um 1 Mark höher als in den Jahren der Hochkonjunktur 1898 und 1899, nur 2 Mark niedriger wie 1900/1901.

Digitized by Google

angeregt werden wird, kann sich erst nach einiger Frist zeigen — dann erst, wenn Weiterverarbeiter und Händler die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie mit gewissen Sätzen, als für längere Zeit maßgebenden, zu rechnen haben.

Ferner aber kommt ja noch Anderes in Betracht. Einmal der Umstand, daß, kurz nachdem die Preisermäßigungen erfolgt waren, die Gerüchte von Schwierigkeiten, auf welche die Erneuerung der Roheisensyndikate, des Schienensyndikats, des Grobblechsyndikats stoße, an Stärke zunahmen — selbstverständlich wurde der Bedarf dadurch scheu gemacht. Weiter die Thatsache, daß stets im IV. Quartal eine gewisse Flauheit über die Eisenindustrie sich lagert, zufolge des Einschrumpfens der Bauthätigkeit.

Die Politik des Nachgebens war durchaus richtig. Es wäre überaus bedauerlich, wenn die Verstimmung über das nicht sofortige Eintreten der gewollten Wirkung die Folge hätte, daß der Versuch, den inländischen Bedarf durch Verbilligung anzuregen, wieder rückgängig gemacht würde. Vielmehr wäre es „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen", daß die Kohlen- und Koks- wie die Roheisensyndikate dem guten Beispiele nachkämen. Je eher die Inlandpreise der Brennstoffe und Eisenmaterialien herabgesetzt, je mehr sie den Preisen, zu denen ins Ausland verkauft wird, genähert werden, desto rascher wird die weiterverarbeitende Eisenindustrie wieder in Fluß kommen, desto kräftiger mit ihrem Bedarf herauskommen. Das ist weitsichtige Politik, welche im eigenen, wohlverstandenen Interesse der Zechen, der Hochofenwerke, der Walzwerke liegt — dagegen ist es kurzsichtige Politik, wenn die Kartelle ihre zollgeborene (bezüglich der Kohlensyndikate muß es heißen: eisenbahntarifgeborene) Macht weiter zum „Schutze der fremden Arbeit" gebrauchen. Daß sie den ausländischen Konkurrenten unserer weiterverarbeitenden Eisenindustrie das Material verbilligen, den inländischen Abnehmern den Brotkorb höher hängen, muß schließlich sie selbst am schwersten schädigen.

Daran, daß Fluth und Ebbe im Wirthschaftsleben wechseln, kann das Zollsystem nichts ändern. Ob Freihandel oder Schutzzoll — eine Mißleitung der produktiven Kräfte, die in einer Depression sich rächt, kann dort wie hier eintreten. Jedoch: je umfassender und mannigfaltiger die Ausfuhr in normalen Jahren; je niedriger die Zölle, je näher die Inlandpreise den Auslandpreisen stehen, desto wahrscheinlicher, daß das Waarenquantum, welches derzeit der heimische Markt nicht zu verdauen vermag, bald von fremden Märkten adsorbirt werde und damit die Konjunktur wieder sich bessere.

3. Treibt eine Nation autonome liberale Handelspolitik, so bleibt im Falle der Ueberproduktion eine Gefahr bestehen: nämlich die, daß jetzt plötzlich andere Nationen die Klappe zumachen — daß sie ihre Zölle erhöhen, um sich der „Ueberschwemmung" von jener her zu erwehren. Herrscht im Inlande Güterplethora und Preisdaisse, so wird im Auslande eine protektionistische Agitation leicht entfacht werden können — wirkt doch die Preisbaisse dort wie eine Ausfuhrprämie, hier wie eine Herabsetzung der Einfuhrtarife. Gerade dann, wenn eine Nation des Exports am dringendsten bedarf, steht ein Beschneiden der Exportmöglichkeit seitens anderer Staaten am ehesten zu befürchten.

Diese Gefahr läßt sich nur bannen durch Verträge. Sie sinkt desto mehr, mit je mehr Staaten wir Verträge schließen, in denen diese sich verpflichten, ihre Zölle auf unsere Waaren nicht zu erhöhen, und auf je mehr Waaren diese Tarifbindungen sich erstrecken, und für je längere Zeit sie erfolgen.

Auch insofern, als es zu dem Erfolge solcher langfristiger Verträge mit zahlreichen Tarifbindungen führte, bewirkte das System Caprivi eine Steigerung der Exportmöglichkeit. Daß das „Auslaßventil" sichergestellt worden war, erwies sich, als die Ueberproduktion kam, wahrlich als eine „rettende That"!

Die Ueberproduktion wäre auch gekommen, wenn die sog. „nationale" Wirthschaftspolitik von 1879—1883—1885 — die Politik der Erschwerung der Importmöglichkeit und damit der Exportmöglichkeit — weitergetrieben worden wäre. Denn, wie nochmals betont sei: die Ueberproduktion war die Folge des starken, stürmischen Inlanddedarfs gegen Ende des Jahrhunderts; nicht in fehlerhaften Kalkulationen hinsichtlich der Aufnahmefähigkeit des Weltmarkts, sondern des Binnenmarkts hatte sie ihren Grund. Daß aber die „bergehohen" Vorräthe so bald wieder verschwanden, war das Verdienst des Systems Caprivi.

Allerdings hat sich die große Quote des Plus-Exports nicht nach den Vertragsländern, sondern nach England und den Vereinigten Staaten gewandt. Aber auch Belgien, die Schweiz, Italien, Rußland und Rumänien haben uns einen Theil unserer Ueberschußwaare abgenommen; ein Glück für unsere Eisenindustrie, daß diese Staaten, trotz des Zeterns ihrer Unternehmer über die „deutsche Gefahr", ihre Zölle nicht heraufsetzen durften!

Die Thatsache, daß die Union im Laufe des Jahres 1902 nicht unbeträchtliche Quantitäten von Eisen aus Deutschland eingeführt hat, während sie bis Anfang 1901 noch Eisen (vor allem in Form von Maschinen) nach Deutschland ausführte, wird von den Einen mit Frohlocken begrüßt, weil damit das Gespenst der „amerikanischen Gefahr" verscheucht sei. Die Anderen dagegen finden darin Grund zu neuen Jeremiaden. Denn, sagen sie, jene Gefahr erscheine zwar derzeit beseitigt, müsse aber dafür später in desto schlimmerer Gestalt wiederkehren; der fabulose Aufschwung jenseits des Weltmeers könne nicht ewig dauern; der Kohlenarbeiterstreik — der zum Theil ja Schuld trägt an der „Eisennoth" in der Union — werde bald geschlichtet werden; wo jetzt Mangel herrsche, werde binnen absehbarer Zeit Ueberproduktion sich einstellen. Dann werde unser Export plötzlich aufhören, und dafür der Import von Eisen zu Schleuderpreisen aus der Union aufleben! „In dem Moment, wo der ‚boom' in Amerika zusammenbricht, wird die Krisis den Charakter einer Weltkrisis annehmen" (Korresp. des Handelsvertragsvereins, Nr. 101).

Ueber die Möglichkeit der „Ueberschwemmung" mit amerikanischem Eisen zu reden, ist hier nicht der Ort. Daß die Yankees künftig nicht mehr so viel deutsches Eisen beziehen werden wie derzeit, erscheint — die Fortdauer des Hochprotektionssystems daselbst vorausgesetzt, an die ich allerdings nicht glaube — gewiß; doch deshalb sich zu ängstigen, liegt kein Anlaß vor.

Unser Gesammtexport, nach der Union ist zwar neuerdings stark gestiegen — im dritten Quartal 1902 war er 30 Millionen Mark höher als 1901. Jedoch: in diesem von den Vereinigten Staaten aufgenommenen Totale spielt der Eisenexport, wenn er auch weit höher ist, als in den letzten zehn Jahren, eine ziemlich bescheidene Rolle. Und eine noch weit bescheidenere Rolle spielt in unserem Gesammt-Eisenexport der Eisenexport nach der Union. Allerdings ist dessen Höhe nicht mit absolutee Sicherheit festzustellen — vermuthlich steckt in den Quantitäten, die als Ausfuhr nach Holland, Belgien, England verzeichnet sind, Eisen, das über diese Länder nach der Union geht.

Nach den Angaben unserer Handelspolitik betrug in den ersten sieben Monaten 1902:

	der Gesammtexport	Export nach der Union
	Tonnen	
Roheisen . . .	162 667	14 570
Eisenbahnschienen .	183 852	36 865
Stabeisen . . .	202 870	5 000
Ingots	314 610	39 182

Der Export nach England war, in den meisten Gattungen Eisens, größer als der nach der Union. Wenn aber Moritz (S. 71) England als das einzige „Auslaß- und Sicherheitsventil" für unsere Zuvielerzeugung bezeichnet, so ist dies eine starke Uebertreibung. Unser Eisenexport geht nach den verschiedensten Ländern, hat an Belgien, Holland, der Schweiz, Italien, Rumänien, Rußland, der Levante, Britisch-Indien u. s. w. eine große Zahl von Bentilen.

Kommen künftig neue Verträge überhaupt nicht zu Stande, so kann es sein, daß — wenn wieder einmal Ueberlastung des deutschen Marktes eintritt — das Ausland von heute auf morgen Barrikaden errichtet, welche unserer Ausfuhr wehren, welche das Zuviel, das hinausdrängt, zurückstauen. Mögen die Vertreter unserer „schweren" Eisenindustrie — die, aus hier nicht näher zu erörternden Gründen, der Gefahr der Ueberproduktion mehr als die große Mehrzahl der anderen Gewerbe ausgesetzt ist — sich die Möglichkeit, daß ihnen der Export plötzlich beschnitten werde, deutlich vor Augen halten!

Kommen neue Verträge zu Stande, jedoch unter Bedingungen, welche den Verkehr zwischen uns und den Kon-

Digitized by Google

trahenten mehr erschweren wie bisher — höhere Zölle bei uns und bei ihnen — so tritt gleichfalls eine Erhöhung des volkswirthschaftlichen Risikos ein. Denn, wie oben dargelegt: geht zufolge höherer Zölle der Import herab und damit unser Export; wächst zufolge höherer Zölle die Differenz zwischen Inlandpreisen und Auslandpreisen, so kann, im Fall von Ueberproduktion, das „Auslaßventil" nicht so rasch und so kräftig funktioniren wie im Jahre 1901/1902.

Gegen Ueberproduktion ist kein Kraut gewachsen. Nur darum kann es sich handeln, sie binnen kurzem und ohne zu große Verluste wieder aus der Welt zu schaffen. Diesem Ziele entspricht eine Politik möglichster Ausdehnung und Sicherung des Exports.

Bonn. Heinrich Dietzel.

(Nachdruck nicht gestattet)

Parlamentsbriefe.

IX.

Dieser Parlamentsbrief handelt nur von einer Reichstagssitzung, aber es war eine Sitzung von neunzehn Stunden Dauer. Sonnabend, den 13. Dezember, um zehn Uhr begann dieselbe, Sonntag Morgen um fünf Uhr war sie beendet. Es handelte sich für die Mehrheit darum, das Werk, das sie mit dem Rechtsbruch des Antrags Kardorff begonnen hatte, mit Gewalt zu Ende zu führen. Die dritte Lesung des Zolltarifgesetzes und des Zolltarifs von 946 Positionen sollte in einer einzigen Sitzung erledigt werden. Nachdem jede sachliche Berathung des Zolltarifs in der zweiten Lesung verhindert war, durfte sie natürlich in der dritten Lesung nicht nachgeholt werden. Das war klar. Die Linke war weder über die Absichten der Mehrheit noch darüber im Unklaren, daß diese Absichten verwirklicht werden würden. Aber es war nothwendig, nochmals aller Welt vor Augen zu führen, daß die Mehrheit vor keiner Vergewaltigung und vor keiner Absurdität bei der Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes zurückgeschreckt sei.

Die Linke nahm deshalb in allen Stadien der dritten Lesung den Kampf aufs neue nachdrücklich auf. Die Mehrheitsparteien beschränkten sich auf kurze, zumeist schriftlich fixirte Erklärungen, unter denen die Centrumserklärung die interessanteste war, da sie die Legende von der Bedeutung der sogenannten Obstruktion für den Zusammenschluß der Mehrheit völlig beseitigt hat. Das Centrum hatte sich gemäß dieser Erklärung davon überzeugt, daß mehr, als der sogenannte Kompromißantrag enthielt, von den verbündeten Regierungen nicht zu erpressen sei, und erst darnach kam die Verschwörung der Mehrheitsparteien und der Rechtsbruch des Antrages Kardorff zu Stande, wobei eine billige Entrüstung darüber, daß die Opposition sich nicht gutwillig das Fell über die Ohren ziehen lassen wollte, als fadenscheiniges Mäntelchen diente. Es gibt immer eine Anzahl schwachmüthiger Philister, denen man mit solchem Entrüstungsschwindel das Gruseln beibringen kann.

Die Redner der Linken unterließen es nicht, die Art und Weise, wie das Gesetz zu Stande gebracht worden, und die Folgen, die es haben werde, nochmals mit voller Deutlichkeit zu kennzeichnen. Insbesondere bezeichnete der Abgeordnete Dr. Barth den Reichskanzler als den Mitschuldigen beim Antrag Kardorff. Er wies ferner darauf hin, wie wir jetzt nicht am Ende der zoll- und handelspolitischen Agitation ständen, sondern am Anfang einer neuen Bewegung, die darauf gerichtet sein werde, zu verhindern, daß der Bundesrath diesen widersinnigen Zolltarif überhaupt jemals in Kraft setze. Graf Bülow, der sich bis dahin nur auf die Verlesung einer Erklärung beschränkt hatte, sah sich durch die Barth'sche Rede veranlaßt, in die Diskussion einzugreifen, um zwar die Mitschuld an dem Antrage Kardorff von sich abzuwälzen, aber seine Sympathie für denselben zum Ausdruck zu bringen. Politisch kommt das auf dasselbe hinaus. Der Antrag Kardorff war unmöglich ohne die Sympathie des Reichskanzlers.

In der Spezialdiskussion wies der freisinnige Abgeordnete Roesicke als Sachverständiger darauf hin, daß der Begriff „Malzgerste", auf dem das ganze Kompromiß aufgebaut ist, technisch betrachtet, ein Unsinn sei, und daß jede Gerste „Malzgerste" sei, und daß man schlechterdings nicht erkennen könne, was in dem Kompromißantrage unter „Malzgerste", die in Zukunft mit mindestens 40 Mark für die Tonne zu verzollen ist, verstanden werden solle. Die Mehrheitsparteien und die Regierung hatten es aber so eilig, daß sie es nicht einmal für nothwendig hielten, auf die Beanstandungen des freisinnigen Redners auch nur zu antworten.

Die Mehrheit hatte sich vorgenommen, die Diskussion über die sämmtlichen Paragraphen des Zolltarifgesetzes und den gesammten Zolltarif von 946 Positionen nach wenigen Minuten zu schließen, und nur dem Umstande, daß Herr Spahn, dem das Henkeramt übertragen war, den in Aussicht genommenen Moment um ½5 Uhr Nachmittags verpaßte, war es zu verdanken, daß noch ein Redner der Linken, nämlich der Sozialdemokrat Antrick, das Wort erhielt. Die Folge war eine achtstündige Rede des Abgeordneten Antrick, eine oratorische Kraftleistung, wie sie die Annalen des deutschen Reichstags nie vorher aufzuweisen gehabt haben. Es war nicht bloß physisch, sondern auch intellektuell eine enorme Leistung. Noch in der achten Stunde machte der Redner Ausführungen von einer logischen Schärfe und Geschlossenheit im Ausdruck, die am Ende einer so langen Rede als höchst bemerkenswerth bezeichnet werden müssen. Daß die Rede auch vom Standpunkt einer regelrechten Obstruktion aus keine reale Bedeutung mehr haben werde, darüber konnte niemand im Zweifel sein. Dennoch theile ich nicht die Meinung derjenigen, welche die Rede völlig nutzlos genannt haben. Es gibt gewisse Situationen im politischen Leben, die stark unterstrichen werden müssen. Diese achtstündige Rede hat in der denkbar drastischsten Form der öffentlichen Meinung zum Bewußtsein gebracht, in welch schwieriger und absurder Weise die Gewaltmajorität bei diesen Verhandlungen vorgegangen ist. Indem die Mehrheit die Gesammtdiskussion über den ganzen Zolltarif mit seinen 946 Positionen durchsetzte, und indem sie deutlich zu erkennen gab, daß sie auch diese Diskussion schließen wollte, nachdem sie eben erst begonnen hatte, zwang sie jeden Redner, der überhaupt sachlich auf den Zolltarif eingehen wollte, zu einer Rede von nie dagewesener Länge. Die Rede des Herrn Antrick, in der er den Versuch machte, auf Einzelheiten einzugehen, dauerte acht Stunden und erstreckte sich dennoch nur auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Zolltarifpositionen. Damit war der schlüssige Beweis geliefert, daß selbst bei höchster rednerischer Anstrengung eine sachliche Diskussion durch das Verfahren der Mehrheit unmöglich gemacht worden ist. Unter normalen Verhältnissen, d. h. bei einer vernünftigen Trennung der Diskussion, hätte Herr Antrick statt einer Rede von acht Stunden zu den verschiedenartigen Positionen sechszehn Reden von je einer halben Stunde Dauer gehalten. Seine Acht-Stunden-Rede ist in Wahrheit eine eindrucksvolle Anklage gegen die skandalöse Gewaltpolitik der Mehrheit, die jede sachliche Diskussion unmöglich gemacht hat. Vae victoribus!

Proteus

Digitized by Google

Eine Geschichte der Kriegskunst.

Unter dem Titel „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte“ ist seit zwei Jahren ein umfangreiches Werk des bekannten Historikers und Herausgebers der Preußischen Jahrbücher, Hans Delbrück, im Erscheinen, dessen zweiter Theil nun vor uns liegt.*) Daher mag auch ein gewisses abgeschlossenes Urtheil am Platze sein. Es soll damit keine Geschichte der Kriegskunst im engeren Sinne geboten werden, wie sie nur den Militär in erster Linie angeht, und woraus er etwa noch Belehrung für sein Fach auch für die Gegenwart zu schöpfen sucht, sondern der Verfasser hat sich bestimmte Grenzen gezogen, er hat alle technischen Einzelheiten der einzelnen Waffen, die Befestigungslehre, das Seewesen u. s. w. bei Seite gelassen, hat anknüpfend an die großen Entscheidungen der Weltgeschichte, die ja fast immer auf dem Schlachtfelde gefallen sind, die Kriegskunst in ihren großen Zügen durch den Lauf der Jahrhunderte begleiten wollen und dies auch durch den Zusatz im Titel „im Rahmen der politischen Geschichte“ zum Ausdruck gebracht. Es sollte somit ein spezieller Theil der Universalgeschichte, wie es etwa eine Religions-, eine Verfassungs-, Finanzgeschichte oder andere gibt, und „ein Werk für Geschichtsfreunde und Hilfsbuch für Historiker im Geiste Leopold Ranke's“ werden.

Trotz des mannigfachen Widerspruches, den das Werk, besonders in den Kreisen Historiker gefunden hat, möchten wir von vornherein anerkennen, daß es bei weitem alles überragt, was sonst von Historikern, sobald sie das eigentlich militärische Gebiet betreten, geleistet wird, und wir dürfen darin ohne weiteres eine Frucht der langjährigen Beschäftigung Delbrück's mit diesem Gegenstande erkennen. Er selbst hat es als durchaus nothwendig bezeichnet, daß sich der Historiker, wenn er über militärische Dinge schreiben will, auch durch eingehendes Studium der militärischen Verhältnisse eine Grundlage für ihre Beurtheilung schaffen müsse. Es ist das eigentlich so natürlich, daß es keiner weiteren Auseinandersetzung bedürfte, und doch glauben Historiker ohne weiteres auch über taktische oder strategische Fragen frischweg urtheilen zu können, ohne sich auch jemals nur mit den Grundlagen militärischen Wissens beschäftigt zu haben.

Nun ist Delbrück auf dem Gebiete militärischer Darstellung kein Neuling. Seine Gneisenaubiographie hatte ihm schon bei Militärs einen geachteten Namen gegeben. Weniger glücklich war er in dieser Beziehung bei seinen Schriften über die Strategie Friedrichs des Großen und Napoleons gewesen, wo er den scharfen Widerspruch bedeutender militärischer Autoritäten, wie Goltz, Scherff, Boguslawski, Bernhardi, herausforderte. Zahlreiche weitere Arbeiten betrafen das Kriegswesen des Alterthums und des Mittelalters, und niemand kann verkennen, daß er, wie wenige Historiker, bemüht gewesen ist, sich eine feste Grundlage auch zur Beurtheilung militärischer Vorgänge zu verschaffen. Er ist so wohl im Stande, neben der ihm als Philologen geläufigen Wortkritik bei Beurtheilung der überlieferten Quellen auch eine Sachkritik zu üben, und darin liegt die Stärke dieses Werkes. Während andere Historiker sich meist damit begnügen, die Quellen ihrem Wortlaut nach zu prüfen und mit einander in Einklang zu bringen, geht er in anderer Weise vor, indem er zunächst den Werth oder Unwerth der Quellen überhaupt prüft, sie nach ihrer Herkunft untersucht und eine militärische Grundlage für die Angaben zu gewinnen sucht. Er hat mit dieser Methode bei seinen Fachgenossen lebhaften Widerspruch gefunden, während ihm die Militärs fast überall beigestimmt haben.

Um ein Beispiel für seine Untersuchung zu geben, sei nur die Art und Weise angeführt, wie er den in den Quellen enthaltenen Angaben über Stärkeverhältnisse der Heere und Völkerschaften zu Leibe geht. Während andere Historiker und selbst noch Mommsen das Heer, das Xerxes nach Griechenland führte, nach den alten Schriftstellern, besonders Herodot folgend, auf eine halbe Million glauben angeben zu müssen, kommt Delbrück zu dem Schluß, daß es nicht mehr als 25 000 Mann betragen habe. Wie kommt er nun zu dieser anscheinend alle bisher als begründet angesehenen Angaben auf den Kopf stellenden Behauptung? Kein Historiker hat bisher sich einmal die Frage vorgelegt, wie lang ein solches Heer gewesen sein müsse. Delbrück hat nun ausgerechnet, daß es, wenn man Herodot's Angaben Glauben schenken will, unter Zugrundelegung der deutschen Marschordnung, 420 Meilen lang gewesen sein müsse. Er sagt wörtlich: „Persische Truppen dürfen daher, auch ohne Artillerie, etwa mit modernen Truppen im Marschraumbedürfniß gleich gesetzt werden“. So richtig man es nun halten muß, einmal so vage Zahlenangaben auf eine militärische Grundlage zu stellen, so unsechtbar bleibt es doch andererseits, unsere heutige deutsche Marschordnung dafür als maßgebend zu betrachten. Wir erinnern nur daran, daß z. B. die Heere Friedrichs des Großen in Zugbreite marschirten, daß Napoleon 1812 in Rußland ganze Armeekorps in Kompagniebreite marschiren ließ. In diesem Falle gestatteten die bis zu 150 Schritt breiten Wege in Rußland und die alten bis zu 40 Schritt breiten Landstraßen in Deutschland ein solches Verfahren. Was wissen wir aber von den Wegen, auf denen das Heer des Xerxes vorgerückt ist! Immerhin bleibt aber das Prinzip, auf solche Weise eine Grundlage gewinnen zu wollen, anerkennenswerth, nur wird man sich hüten müssen, nicht unanfechtbare Prämissen aufzustellen, um nicht unter Umständen zu falschen Schlüssen zu gelangen.

Eine andere Untersuchung, die Delbrück mit bestem Recht anstellt, ist die Frage der Ernährung großer Heere. Auch hierüber machen sich ja die wenigsten eine richtige Vorstellung, und doch ist es geradezu nothwendig, sich hierüber Klarheit zu verschaffen und die gewaltigen Schwierigkeiten der Ernährung so großer Heeresmassen zu zeigen, da auch dies beweist, wie sinnlos oft mit Zahlen umgegangen wird.

Wie er nun in dem ersten das Alterthum behandelnden Theil die dort auftretenden Heere auf ein Minimum reduzirt, so thut er dasselbe in seinem neuesten Bande, mit den Heeren der Völkerwanderung. Eine ähnliche Untersuchung stellte er auch schon in dem zweiten „Römer und Germanen“ betitelten Bande über die Volksdichtigkeit im alten Germanien an, indem er auch hier die bisher auf römischen Angaben beruhenden Ansichten für maßlos übertrieben erklärt. Nach Analogie noch heute in andern Erdtheilen vorkommender Verhältnisse kommt er zu dem Schluß, daß bei dem Mangel an Städten und bei der Art der Ernährung durch Jagd und Fischerei die Bevölkerungsziffer im alten Germanien nicht mehr als 250 Seelen auf die Quadratmeile betragen habe. Er berechnet weiter für jede der bekannten 23 germanischen Völkerschaften einen Umfang ihrer Besiedelungen von etwa 100 Quadratmeilen mit im Ganzen 25 000 Seelen. Somit erhält er für ganz Germanien eine Einwohnerzahl von wenig über eine halbe Million Menschen. Für die politisch-soziale Verfassung unserer Vorfahren nimmt er als Grundlage die Identität von Geschlecht und Hundertschaft mit dem Hunno, dem Geschlechtsältesten an der Spitze, der zugleich Dorfvorsteher war, und gibt ihnen eine Stärke von etwa 100 Familien mit 400 bis 1000 Seelen. Er weicht hier auch von Sybel ab, der einen Bezirk von mindestens 2000 Kriegern als Gau annimmt.

Den Mittelpunkt des zweiten Bandes bildet die Untersuchung über die Schlacht im Teutoburger Walde, die auch heute noch bei uns in weiten Kreisen immer auf großes Interesse rechnen darf. Bekanntlich hatte vor einer Reihe von Jahren auch Mommsen in den Streit über die Oertlichkeit dieser für unsere geschichtliche Entwicklung wichtigsten Schlacht eingegriffen und ihn dadurch aufs neue belebt. Die

*) Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Von Hans Delbrück. Erster Theil. Das Alterthum. 10 Mark. Zweiter Theil. Erste Hälfte. Römer und Germanen. 4,50 Mark. Zweite Hälfte. Völkerwanderung. Uebergang ins Mittelalter. 4,50 Mark. Berlin. Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Bezeichnung der Schlacht als die im Teutoburger Walde ist uns bekanntlich von Tacitus überliefert worden. Wir wissen aber nicht, ob auch das von ihm Teutoburgiensis saltus bezeichnete Waldgebirge mit dem, wos wir heute so nennen, gleichbedeutend ist, denn in unsere Geographie ist dieser Name erst vor wenigen Jahrhunderten aufgenommen worden. Delbrück vertritt die Ansicht, daß beide gleichbedeutend sind und führt zur Begründung manche dort heute noch sich vorfindenden Ortsbezeichnungen desselben Stammes an. Er gelangt auch, indem er hier besonders seine Sachkritik walten läßt, dadurch daß er diese römischen Kriegszüge auf strategischer Grundlage aufbaut, zu dem weiteren Ergebniß, daß die große Varusniederlage in der Dörenschlucht unweit Detmold stattgefunden habe, und befindet sich somit hier in Uebereinstimmung mit der Volksauffassung, da das deutsche Volk hier ja seinem ältesten Nationalheros ein Denkmal errichtet hat.

Mommsen glaubte, insbesondere auf Grund zahlreicher Münzfunde, den Ort jener Schlacht in die Nähe von Osnabrück bei dem Gute Barenau verlegen zu müssen. Er ist hierbei von Anfang an auf vielen Widerstand gestoßen. Ein anderer Forscher, der Generalmajor Wolf, hat neuerdings die Ansicht vertreten, daß das Schlachtfeld in der Externschlucht in der Nähe von Horn zu suchen sei. Neben diesen Ansichten stehen jedoch noch eine Menge anderer, denn es sind allein im vergangenen Jahrhundert über dreißig Schriften erschienen, die jene Frage und zum Theil in einem von einander abweichenden Sinne behandeln. So könnte man denn vielleicht meinen, daß Delbrück eben hier auch zu den dreißig Ansichten die einunddreißigste hinzufügt, aber zum mindesten ist seine Ansicht in anderer Weise begründet, als die meisten anderen, die aus dem Wortlaut der überlieferten Quellen die Oertlichkeit mit mehr oder weniger Geschick herauszuerkennen glauben.

Delbrück schlägt einen von der Wortkritik abweichenden Weg ein, indem er von der strategischen Grundlage ausgeht, wie die Römer bei dem Mangel an brauchbaren Landstraßen das Verpflegungssystem für ihre Heere auf die vorhandenen Wasserstraßen einzurichten gezwungen waren. Ihre Operationsbasis war der Rhein, wo Castra vetera bei Xanten einen Hauptmagazinpunkt bildete. Von dort brachten sie ihre Vorräthe zunächst die Lippe aufwärts, soweit diese schiffbar war, um sie dann zu Lande weiter zu schaffen. Sie benutzten aber auch den von Drusus vom Unterrhein nach der Nordsee angelegten Ysselkanal und fuhren alsdann mit ihren Proviantschiffen über die Nordsee und in die Ems und Weser hinauf, bis in die Gegend des heutigen Minden. Hierhin verlegt Delbrück nun das bekannte Sommerlager des Varus, aus dem dieser im Jahre 9 aufbrach, um einen aufrührerischen Stamm zu bestrafen, wobei er dann die verhängnißvolle Niederlage erlitt.

Die Oertlichkeit dieses Sommerlagers glaubte Delbrück in seinem zweiten Bande mit allerdings zu großer Sicherheit in der Gegend des heutigen Rehme an der Weser annehmen zu müssen. Die dort vorgenommenen Ausgrabungen haben dies aber nicht bestätigt, und er will den Ort nun etwa an der Stelle des heutigen Minden suchen. Dort, wo die Schiffbarkeit der Lippe nach seiner Meinung aufhörte, nimmt er das bekannte Kastell Alisо an, das nach seiner Ansicht den Punkt sichern sollte, wo der Umschlag vom Wasser- auf den Landtransport stattfand. Nach technischen Untersuchungen bestimmte er nämlich im ersten Theil des zweiten Bandes die Schiffbarkeit ziemlich weit hinauf bis zu dem heutigen Ort Neuhaus und glaubte hier in dem heutigen Dorfe Elsen noch einen Anklang an den Elisonzu finden, der dort, wo die Römer im Jahre 11 ein Kastell anlegten, in die Lippe geflossen sein soll. Nun sind inzwischen bei dem Orte Haltern an der Lippe umfangreiche Ausgrabungen gemacht worden, die großartige römische Anlagen zu Tage gefördert haben. In diesen wollen nun andere Forscher das vielumstrittene Alisо sehen, denn es sind auch solche Anlagen aufgedeckt, die mit ziemlicher Sicherheit darauf deuten, daß hier thatsächlich der Wassertransport in den Landtransport übergeführt ist. Dies gibt nun Delbrück in seinem neuesten Theil, dem zweiten des dritten Bandes zu, bleibt aber doch bei seiner Ansicht, daß Alisо weiter oberhalb zu suchen sei, obwohl er gerade früher als Hauptgrund für die von ihm bezeichnete Lage das Aufhören der Schiffbarkeit anführte. Vielleicht wird er später noch Gelegenheit nehmen, sich hierüber auszusprechen, wenn die Ausgrabungen abgeschlossen sind, denn hier bleibt bis jetzt ein gewisser Widerspruch in seinen Ausführungen bestehen.

Von sonstigen Ergebnissen seiner Untersuchungen glauben wir noch mittheilen zu müssen, daß er die großen Schlachten auf dem Idistaviso-Felde an der Weser und am sogenannten Angrivarier-Wall, dem Walle, der diese Völkerschaft von den Cheruskern schied, geradezu in „das Reich der Fabel“ verweist. Ohne Widerspruch vieler Historiker werden auch diese Aussprüche sicher nicht bleiben. Durchaus neu ist auch, wie Delbrück den Niedergang und die Auflösung des römischen Kriegswesens nicht mit einem moralischen Zersetzungsprozeß des Alterthums, wie man es wohl bisher meistens that, sondern mit einem eigenthümlichen Zusammentreffen wirthschaftlicher und politischer Momente erklärt.

Hiermit im Zusammenhange stehen auch die Ausführungen, die Delbrück über den Untergang des römischen Reiches in dem dritten Bande gibt, indem nicht etwa das altersschwach gewordene Römerthum von den jugendkräftigen Germanen überrannt wurde, sondern allmählich eine Uebergangsform entstand, indem im römischen Reiche nicht mehr Römer sondern Germanen die Soldaten waren. Auch die germanischen Königreiche zerfielen wieder, als ihr bisheriger kriegerischer Geist unterging. So konnte Justinian, dem Delbrück einen Abschnitt im neusten Theile widmet, mit geringen Mitteln das Vandalenreich in Afrika vernichten. Sehr interessant sind auch hier wieder die Zahlenuntersuchungen bei den „Volksheeren auf der Wanderung“. Bei dem Uebergang ins Mittelalter gibt Delbrück ein geistvoll geschriebenes Kapitel über den Ursprung des Lehnswesens, das schließlich auf die von den Römern an die Germanen gestellte Forderung von Kriegsdiensten gegen Gewährung von Grunddesitz zurückgeht.

Mögen im einzelnen viele Untersuchungen und Ansichten Widerspruch finden, im ganzen bietet das Werk durch die immer anregende und interessante Art, wie diese Untersuchungen geführt werden, eine Fülle von Anregungen. Es führt fast immer auf noch nicht ausgetretenen Pfaden zu neuen und überraschenden Ausblicken.

Oberstleutnant v. B.

Erinnerung an Eduard Vehse.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages (16. Dezember 1802).

Was ich hier, gemäß einem freundlichen Wunsche der Leitung dieser Wochenschrift, zum Andenken an den Verfasser der 48 Bände „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation“ erzähle, beruht lediglich auf Erinnerungen aus meiner Knabenzeit, indem Dr. Karl Eduard Vehse in der Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu wiederholten Malen in meinem Heimathstädtchen Liestal oder später (1861) auch im nahe gelegenen Dorfe Sissach für mehrere Sommermonate Wohnung nahm und in meinem elterlichen Hause, dem Liestaler Pfarrhofe, als Freund meines Vaters und gern gesehener Gast häufig verkehrte. Was ich zu bieten habe, ist also ein nur sehr bescheidener Beitrag zu einer Vehsebiographie und ich bin dabei erst noch lediglich auf mein Gedächtniß angewiesen. Denn die Tagebücher, die ich in meiner Gymnasiastenzeit und bis in den Anfang der Studentenjahre hinein führte, habe ich längst in den Ofen gesteckt.

Digitized by Google

Indessen ist die Erinnerung an mein elterliches Haus und an die ast recht merkwürdigen Gäste desselben in mir noch eine lebhafte. Die Gastlichkeit war eine undegrenzte und umfaßte die größten gesellschaftlichen Gegensätze. Sangen an dem einen Abende italienische Carbonari, die nicht viel mehr als das Hemd auf dem Leibe ihr eigen nannten, mit wahren Löwenstimmen und mit furchtbar rollenden Augen das berühmte Verschwörerterzett aus Rossini's „Tell", so standen am nächsten Abend gleichzeitig drei elegante Equipagen in der engen Gasse des Pfarrhauses, darunter der Viererzug eines Fürsten R*, von einer der jungen Prinzessinnen gelenkt. Ich erinnere mich noch ebenso an die ritterliche Erscheinung eines Herrn v. M., der als Hofmarschall eine mediatisirte Hoheit begleitete, die vorübergehend in dem nahegelegenen Badewirthshaus Bubendorf Aufenthalt genommen hatte und meinen Vater in ihren Ehescheidungsangelegenheiten konsultirte, wie an den Klagenfurtschen fürstbischöflichen Kanzler R., aus dem nach seinem Uebertritt zum Protestantismus ein stiller, braver daselandschaftlicher Dorfpfarrer wurde. Da war ferner der weitgereiste österreichische Maler Sattler, der von mir mit besonders andächtiger Bewunderung verehrt wurde, weil er im Wigwam echter Prärieindianer gesessen hatte; seine Gemälde, Kosmoramen genannt, reisten damals durch alle Städte Europas und haben meines Wissens in Salzburg bleibende Unterkunft gefunden. Edle Polenflüchtlinge, die nicht alle nur den Lenau'schen Gebichten, sondern auch der sarkastischeren Charakteristik Heine's entsprachen, vertrugen oder zankten sich mit ungarischen Revolutionären, die mit knapper Noth dem Schicksal Bem's entgangen waren. Einmal gab es auch einen deutschen Buddhisten, der die heiße Luft des Ganges, nach der er sich beständig sehnte, durch Ueberheizung seines Stubirzimmers zu ersetzen suchte und daran zu Grunde ging. Die meisten dieser letztgenannten Pfarrhausgäste — sehr im Gegensatze zu dem tief religiösen Altlutheraner Behse — schimpften taeblich auf alle Geistlichkeit unb huldigten bem Grundsatze, es toerde in Europa nicht besser kommen, bis „der letzte Pfaffe am Darm des letzten Fürsten aufgehängt sei," wobei sie immerhin so rücksichtsvoll waren, toie weiland Polyphem dem Odysseus, ihrem Gastgeber zu versichern, er solle zu allerletzt aufgespart werden, was mein Vater, den solch knabenhaftes Bramarbasiren mehr belustigte als kränkte, mit einem gütigen Lächeln zu quittiren pflegte.

Es war wahl theilweise die Lage Liestals, unsern der deutschen Grenze, was meinen Eltern diese vielen fremden Gäste eintrug. Van den schön bewaldeten Hügeln der Umgebung des Städtchens aus sieht man zwar den nur eine Stunde entfernten Rheinstrom nicht, wohl aber die jenseitigen letzten Ausläufer des badischen Schwarzwaldes. Die österreichischen Besucher wurden außerdem durch die Landsmannschaft meiner Eltern — beide Wiener — angezogen. Die Konvertiten stellten sich ein, taeil mein Vater, früher Cisterziensergeistlicher in Heiligen Kreuz bei Wien, selbst zum Protestantismus übergetreten war. Allen aber wurde das Haus lieb, taeil meine Eltern als gebarene Großstädter einen gewissen weltmännischen freien Sinn hegten und von den Künsten die Musik, die die Herzen erhebt und die Geister verbündet, in ungetaöhnlich schöner Weise pflegten. Dazu kam das wienerisch Gemüthliche, das sich durch meine Mutter auch auf die kulinarischen Genüsse ausdehnte; ihr eigener Geburtstag z. B., der mit dem Gaethe's zusammenfiel, wurde, taas die Augustwitterung meistens erlaubte, mit einem kleinen ländlichen Fest gefeiert, bei bem es, wo immer möglich, echte Wiener „Backhändl" gab.

Welche Jahreszahl man schrieb, als Dr. Behse zum ersten Mal in unserm Familienkreise erschien, vermag ich nicht zu sagen; es mag zu Anfang oder Mitte der fünfziger Jahre bes vorigen Jahrhunderts gewesen sein. Sein amerikanisches Abenteuer lag längst hinter ihm. Er war bekanntlich mit dem Separatisten Martin Stephan, der ein starkgläubiges Alt-Lutheranerthum zu religiös schwärmerischer Sektirerei ausgebildet hatte, 1838 nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. 700 Anhänger, unter denen Behse jebenfalls ber durch Geist und wissenschaftliche Bildung hervorragendste Mann war, führte damals ber aus Stramberg in Mähren gebürtige Prophet nach Amerika hinüber, wo er am Mississippi die Kolonie Wittemberg gründete, zu deren Bischof er sich ernennen ließ. Aber schon am 30. Mai 1839 wurde Stephan wegen Unzucht und Veruntreuung von seiner Gemeinde abgesetzt. Und Behse, der später über diese geistliche Expedition eine Broschüre herausgab, kehrte noch im selben Jahre nach Europa zurück, um zunächst in Berlin Aufenthalt zu nehmen. Vielleicht ist die Vermuthung erlaubt, daß die bei Behse sich fortan entwickelnde eigentliche Sucht, Skandalen nachzuspüren und sie aufzudecken, auf diese Lebenserfahrung, auf diese schwere Enttäuschung zurückzuführen ist, die er als verhältnißmäßig noch junger Mann (von 36 Jahren) auf dem Gebiet machen mußte, das ihm zeitlebens heilig blieb. Denn gewiß nur aus wahrer Herzensfrömmigkeit heraus und als echter religiöser Idealist hatte er sich der stephanischen Sekte und ihrem Auszug angeschlossen. Er blieb auch später ein streng kirchlicher Mann, der keine Sonntagspredigt versäumte und sich mit meinem Vater oft in Gespräche über Religion vertiefte. Dabei besaß er eine gründliche philosophische Bildung, obwohl sein Berufsstudium, das er in Leipzig und Göttingen absolvirt hatte, das der Jurisprudenz und seine erste und einzige amtliche Thätigkeit eine Anstellung im Dresdener Staatsarchiv gewesen war.

Die Veranlassung zu Behse's Aufenthalt in der Schweiz war, wie ich annehme, der Wunsch, allfälligen Verfolgungen auszuweichen, die ihm seine seit 1851 in Hamburg erscheinende „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" zuziehen konnte. Oder hatten solche Verfolgungen wirklich stattgefunden? Waren die Gerichte gegen ihn eingeschritten? Ich weiß es nicht. Ich hörte ihn nur manchmal in Gesprächen mit sarkastischem Behagen hervorheben, daß zwar in jedem der in seinem Geschichtswerke behandelten Staaten und namentlich in jedem der deutschen Kleinstaaten der den betreffenden Hof ins Gebet nehmende Band verboten sei, die Geschichte der andern Höfe dagegen in Hofkreisen selbst desto eifriger gelesen werde. Und gegenüber dem Vorwurf, seine Geschichte der deutschen Höfe setze sich aus lauter Skandalgeschichten zusammen, pflegte er natürlich einzuwenden, dieser Vorwurf sei an die Adresse der hohen Herrschaften zu richten, welche die Skandale machten, nicht an die des Historikers, der dergleichen aufzeichne; ein Verständiger mache doch auch die niedrig stehende Quecksilbersäule des Barometers nicht für das schlechte Wetter verantwortlich, das sie ja nur registrire. Ist an diesem Einwand etwas Wahres, so wird man andererseits sich doch nicht verbergen dürfen, daß Behse der staunenswerthen Fülle von Material, die er in jenen 48 Bänden, dem hauptsächlichsten Werke seines Lebens, niedergelegt hat, nicht jene gewissenhaft kritische Sichtung zu theil werden ließ, die man vom ernsten Historiker verlangen muß. Ihn zog es nun einmal zu den pikanten Histörchen, er war in dieser Beziehung eine ähnliche Natur wie Johannes Scherr. Man darf aber, um zu einem billigen Urtheile zu gelangen, nicht übersehen, daß einem Scherr sowohl wie einem Behse die kläglich gescheiterte große deutsche Volksbewegung von 18 8 in den Gliedern lag, und daß die Zustände Deutschlands in den fünfziger Jahren wahrhaftig nicht erfreuliche genannt werden konnten. „Unser Dicker" war dazumal die allgemein übliche Bezeichnung für den Landesfürsten, namentlich in den Kleinstaaten, ein Ausdruck, der, wenn auch nicht bösartig, doch den Minimalstand von Achtung darstellte, die das Volk für seine Regenten hegte.

Bei Behse kam zu dem allen eine natürliche Anlage, die Schwächen der Menschen scharf zu beobachten, rasch zu erkennen und unnachsichtlich zu verspotten. Meine Mutter, die Frauen überhaupt, und auch wir jungen Leutchen im Hause fürchteten ihn deshalb einigermaßen und ziehen ihn manchmal der Bosheit. Es entzückte ihn geradezu, wenn er jemand auf einer Dummheit ertappen oder an einer irgendwie empfindlichen Stelle fassen konnte. Er konnte dann laut aufschreien vor Vergnügen, so daß man doch

Digitized by Google

wieder unwillkürlich in sein Gelächter einstimmen mußte. Seine quäckende Stimme, die sich in solchen Augenblicken bis in den Diskant überschlug, versetzte unsern sonst so gutmüthigen Pfarrhaushund Hektor in heftige Entrüstung, der er mit wüthendem Gebell Ausdruck gab. Mich, der ich eher ein zartgebauter als kräftiger Knabe war, pflegte Vehse „Achill", „Achill auf Skyros" zu nennen, letzteres in Bezug auf den Umstand, daß ich unter vielen Mädchen emporwuchs, indem meine Eltern, um der spärlichen Pfarramtsbesoldung nachzuhelfen, eine Familienpension für Mädchen aus der französischen Schweiz hielten. Der Neckereien war kein Ende. Auch meine Schwester bekam ihr Theil ab. Hatte es „der böse Mann" zu bunt getrieben, so konnte er aber auch die Versöhnung mit großer Liebenswürdigkeit bewerkstelligen. Es hat sich noch von seiner Hand ein kleines, aus solchem Anlasse an meine Schwester gerichtetes Gedicht erhalten, das er ihr nebst einer kleinen Torte zugehen ließ, nachdem er sie durch anzügliche Neckereien über einen jungen Techniker, der einer unserer Pensionärinnen den Hof machte, tags zuvor schwer geärgert hatte:

Fräulein Anna Wohlgeboren!
Da nun einmal Fritz für Floren
Ist bestimmt und auserkoren,
Und für Sie sich noch nicht — leider!
Hat gezeigt ein tapferer Reiter,
Vorbehältlich, was kommt weiter,
Nehmen Sie zum Trost ein Wörtchen:
Speisen Sie dies kleine Törtchen!

Noch mehr als die Familienglieder waren die Gäste des Hauses den kleinen Bosheiten des dem ganzen Kreise geistig überlegenen Mannes ausgesetzt, so besonders ein nicht viel über zwanzig Jahre alter Baron B . . . aus Oesterreichisch-Schlesien, der sich aus Abneigung gegen den cölibatären geistlichen Stand, für den er als jüngerer Sohn gemäß Familientradition bestimmt war, nach der Schweiz geflüchtet hatte und zum Protestantismus überzutreten vorhatte, um dann, da er auf fernere Unterstützung seiner Familie nicht rechnen durfte, als evangelischer Pfarrer sein Auskommen zu finden. Er war ein mädchenhaft aussehendes Jüngelchen, klein von Statur, mit rundem, rosigem Gesichtchen, aus dem die wasserblauen Aeuglein hinter Brillengläsern unschuldig aber auch recht weltfremd und darum immer etwas erstaunt ihre Blicke über Menschen und Dinge gleiten ließen. Zu der putzigen Erscheinung gehörte es, daß den Kopf lichtbraune Locken umgaben, die in langen Spiralen, wie man sie an Schnürpudeln sieht, über den Hemdkragen bis auf die Schultern hinabfielen. Das gute Bärönchen, das sich — man konnte beinahe nicht begreifen wie? — zu der heroischen That, seinen jesuitischen Vorgesetzten davonzulaufen, aufgerafft hatte, befand sich in steter Angst vor dem älteren Bruder, der einmal kommen und es mit Gewalt zurückholen könnte. Zu jedem Fremden sah der kleine Seminarist — das war eigentlich sein Typus — einen möglichen Abgesandten und Spion der Jesuiten. Und so führte gleich das erste Zusammentreffen mit Vehse bei einem sonntäglichen Mittagessen im Pfarrhause zu einem komischen Ausbruch dieser Angst. Schon das Aeußere Vehse's, der ein kräftiger und stattlicher Mann mit breiten und etwas hohen Schultern war und dessen für gewöhnlich ernstem Gesicht die starken, schwarzen Augenbrauen einen um so drohenderen Ausdruck gaben, als die bereits durch Trübung der Linsen an beginnender Staarblindheit leidenden Augen seltsame Starrheit zeigten, hatte für den furchtsamen Baron etwas Beklemmendes, so daß er auch nach gegenseitiger Vorstellung den Tischnachbar nur mit scheuen Blicken anzusehen vermochte. Wie aber wurde ihm zu Muthe, als der deutsche Historiker auf einmal begann, eine anschauliche Schilderung des Schlosses B . . . zu entwerfen und, übrigens völlig arglos, den jungen Baron unter anderm fragte, ob in einem gewissen Schlafzimmer des Schlosses seiner Eltern jene geheime Klappe noch spiele, durch die sich in der Wand auf einmal eine Menge Röhren öffneten und mit ihren Wasserstrahlen dem Schlafenden eine sehr unliebsame Regendouche applizirten? Im siebenjährigen Kriege habe Friedrich der Große in jenem Schlosse übernachtet und mit dieser Einrichtung, die nicht etwa Badezwecken diente, sondern einer der wunderlichen Scherzeinfälle der Baumeister früherer Jahrhunderte war, nähere Bekanntschaft gemacht. Welche Antwort der zu Tode erschrockene, kindische Baron hervorstotterte, ist nur nicht mehr erinnerlich, wohl aber, daß er sich bald nachher vom Tische erhob, Unwohlsein vorschützend, und im Nebenzimmer Hut und Stock suchte, um schleunigst das Haus zu verlassen. Doch eilte ihm meine Mutter nach. Er wollte sich anfangs nicht zurückhalten lassen. Unter Thränen versicherte er, dieser fürchterliche Fremde, der Schloß B . . . mindestens so gut kenne, wie er selbst, müsse ein Abgesandter jenes Bruders oder der Jesuiten sein. Nach vielem Zureden erst konnte ihn meine Mutter mit dem Hinweise einigermaßen beruhigen, daß gerade in diesem Falle der Herr sich wohl gehütet haben würde, seine Vertrautheit mit Schloß B . . . zu verrathen. Endlich kehrte er zur Gesellschaft zurück und gestand es Vehse in der Naivetät seines Herzens selbst, wofür er ihn gehalten hatte. Das war nun für diesen ein Hauptspaß. Und nie versehlte er später, wenn er mit dem guten Jungen zusammentraf, mit seiner krächzenden Stimme ihm zuzurufen: „Bärönchen! die Jesuiten haben mir schon wieder geschrieben; nächstens werden Sie abgeholt!" und was dergleichen Neckereien mehr waren.

Tragikomischer Weise wurde das Bärönchen zuletzt wirklich durch einen Besuch seines älteren Bruders überrumpelt und — ob durch Ueberredung oder durch Anwendung einiger Gewalt, hat wohl niemand erfahren — in die schlesische Heimath zurückgebracht. Eine Parodie des „Erlkönigs", in der dem kleinen Baron natürlich die Rolle des ächzenden Kindes zugetheilt war, zirkulirte bald darauf im Pfarrhause und Vehse wurde für den Verfasser des witzigen Poems gehalten, das man insofern nicht grausam nennen konnte, als jedermann längst erkannt hatte, daß der adelige Flüchtling auf die Dauer nicht genug Energie besessen hätte, mittellos wie er war, den Kampf um die Existenz aufzunehmen und durchzuführen.

Aber nicht nur durch satirische Scherze und kleine Bosheiten wußte Vehse, dessen lebhaftes Temperament keine phlegmatische Ruhe oder gar Apathie ertrug, seine Umgebung in Athem zu erhalten. Er organisirte im Familienkreise auch Vorlesungen, denen er eigene Arbeiten zu Grunde legte. Da er damals seine schon 1842 erschienene „Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Kultur" neu bearbeitete, las er uns an Herbstabenden einzelne Abschnitte daraus vor. Den noch sehr jugendlichen Zuhörern und Zuhörerinnen, meiner Schwester, den Pensionärinnen und mir, blieb manches wohl unverständlich — vielleicht zu unserm Heil. Denn auch in diesen kulturgeschichtlichen Zeitgemälden war der Darstellung des sittlichen Verfalls gewisser Perioden der breiteste Raum zugestanden. Ich erinnere mich besonders eines Abends, an dem die römische Kaiserzeit an die Reihe kam. Hauptsächlich nach Sueton und Juvenal gab der Vortragende, der, am Tisch bei der Lampe sitzend, das Heft, aus dem er las, dicht vor die den Dienst versagenden Augen hielt, Schilderungen der raffinirten Cäsarenlasterhaftigkeit zum besten, bei denen mein Vater auf seinem Sessel unruhig wurde und uns Kinder wohl gern hinausgeschickt hätte, wenn das ohne Störung des Vorlesenden angegangen wäre. Für die Mädchen, die der keineswegs leichten Sprache des Vortrags schwerlich folgen konnten, war die Sache wohl nicht so gefährlich. Ich aber weiß, daß ich fürs Leben gern erfahren hätte, wie „das neue Weib, das Nero erfand," wohl ausgesehen habe, obschon damals „Achill auf Skyros" noch nicht einmal wußte, wie das natürliche Weib aussieht.

Unschuldigeren Inhalts war der Vorlesungscyklus über: „Shakespeare als Protestant, Psycholog und Dichter." (Das Buch erschien zweibändig 1851 in hamburgischem Verlag.) Auf den Protestantismus Shakespeare's legte der eifrige Protestant, der Vehse war, das Hauptgewicht und die Gründe, die hierfür angeführt wurden, schienen mir, als

ich in späteren Studentenjahren das Buch selbst zur Hand nahm, so stichhaltig und überzeugend, daß diese Frage für mich fortan eine endgültig entschiedene blieb, nur daß sie mir natürlich in noch späterer Zeit gegenüber der sonstigen unermeßlichen Größe und Bedeutung Shakespeare's als fast belanglos zurücktrat.

Aus seinem „Kaiser Otto der Große und sein Zeitalter", einem Werke, das bis 1867 drei Auflagen erlebte, hat uns Behse meines Wissens nichts vorgelesen; er hat es vielleicht erst in Italien geschrieben, wohin er später mit seiner Tochter ging, deren Nähe und Pflege ihm bei zunehmender Erblindung immer nothwendiger wurde. Dagegen weiß ich, daß er während seines Aufenthalts in Baselland den Plan zu einer kulturgeschichtlichen Parallele der beiden durch reiches Bürgerthum manchen Vergleichungspunkt darbietenden Städte Basel und Hamburg faßte. Charakteristischer Weise war es ein in höheren Kreisen der Basler Gesellschaft sich zutragender Skandal, der ihm die erste Anregung zu dieser litterarischen Arbeit gab. Herren, die ein strenges Kirchenthum zur Schau trugen, waren bei Orgien mit minderjährigen Knaben betroffen worden — ein fatales Vorkommniß, das sich bekanntlich innerhalb der Plutokratie aller möglichen größeren Städte so ziemlich alle zehn Jahre mit Regelmäßigkeit einzustellen pflegt. Behse hielt den Vorfall deshalb für so besonders bezeichnend, weil seiner Meinung nach das echte Christenthum, bei dem er immer an das Urchristenthum der Evangelien und des ersten Jahrhunderts dachte, und große Reichthümer unvereinbare Gegensätze seien, ihr Zusammentreffen daher fast mit Nothwendigkeit Heuchelei und eine gewisse Verlogenheit aller Verhältnisse erzeugen müsse. Und dies sollte in einer in die Tiefe bohrenden Geschichte der beiden Städte dargestellt werden. Dabei interessirte ihn noch die weitere Aehnlichkeit, daß Hamburg die große Anstalt für innere Mission, das „rauhe Haus", Basel die mächtige Anstalt für äußere Mission hatte. Um das letztere Objekt seiner Studien mehr vor Augen zu haben, siedelte er für einige Zeit nach Basel über und hegte dabei die Hoffnung, sich vielleicht darelli Konnexionen und den Zutritt zu Familienarchiven zu verschaffen. Wer die Zurückhaltung des Patriziates der Schweiz (nicht übrigens wohl der meisten Länder Europas) gegenüber Fremden kennt, wird nicht zweifeln, daß diese Hoffnung des nach allerlei Geheimnissen spürenden Mannes sich nicht erfüllte. Demnach rauchs das Manuskript, wurde aber meines Wissens niemals gedruckt. Verschiedene Versionen über das Schicksal der Arbeit sind mir zu Ohren gekommen. Nach der einen hätte ein reicher Basler von dem werdenden Buche gehört, es Behse abgekauft und die Handschrift vernichtet. Dieses mit dem mannhaften Charakter Behse's in Widerspruch stehende Gerücht scheint mir weniger glaubhaft als das andere, daß der hamburgische Verleger das Werk nicht habe drucken wollen. Aber vielleicht hat Behse selbst die Arbeit nicht zu Ende geführt.

Mehrere Jahre nach seiner Liestaler Zeit habe ich Behse noch einmal gesehen, zum letzten Mal. Ich hatte 1854 mein Theologiestudium in Jena beendigt und besaß nach genug Baarschaft — denn in Jena lebte sichs damals nicht nur „bene", sondern auch beispiellos billig — daß ich die Rückreise in die Heimath auf Umwegen über Dresden, Hof, Nürnberg und München bewerkstelligen konnte. Freiberg, wohin sich Behse zurückgezogen hatte, lag auf meiner Route und auf Wunsch meiner Eltern machte ich dem einstigen Hausfreunde meinen Besuch. Ich wurde von seiner Tochter und dann von dem verehrten Manne selbst in dem dunklen Zimmer einer sehr einfachen Parterrewohnung empfangen. Und bald bemächtigte sich meiner die Empfindung, der nun beinahe völlig erblindete Gelehrte fühle sich genirt, in seinem einigermaßen hilflosen Zustande den Blicken des jungen Studenten ausgesetzt zu sein. Noch ganz erfüllt von den freisinnigen Theologie- und Philosophieprofessoren, die damals die Zierde Jenas waren — Haase, Hilgenfeld, Rückert, Fortlage, Kuno Fischer u. a. — mochte ich vielleicht auch unbewußt die lutherisch-orthodoxen Ansichten Behse's verletzt haben. Immer monotoner wurde das Gespräch und so empfahl ich mich bald und erst, als ich mich erhob, wurde der alte Herr etwas wärmer und ließ es sich nicht nehmen, mich bis zum Postwagen zu begleiten, der damals von Freiberg nach Chemnitz fuhr. Die kranken Augen Behse's hatten nur noch einen matten Schein von Licht. Und als er, auf meinen Arm gestützt, sich durch die Gassen von Freiberg hintappte, citirte er die von dem Blinden im Evangelium geltenden Worte: „Ich sehe die Menschen wie Bäume". Am Postwagen, wo ihn seine Tochter dann wieder abholte, nahm ich Abschied von ihm und mußte mir gestehen, daß ich ihn nie mehr sehen würde. Nicht volle sechs Jahre später, am 18. Juni 1870, ist Dr. Eduard Behse in Striesen bei Dresden gestorben.

Doch wurde ich nach der Rückkehr ins Elternhaus noch öfter an ihn erinnert, nicht nur durch das elegante Spaziergöckchen, das er dem Gymnasiasten einst geschenkt hatte, und das ich noch vorfand, sondern auch durch eine auf dem obersten Boden des Hauses stehende Bücherkiste, die ihm gehörte, die er aber einstweilen nicht nach Deutschland hatte mitnehmen wollen. Sie enthielt unter anderm die deutsche Ausgabe der Werke Spinoza's, die mir jetzt erst bekannt wurden, aber auch die Bände der Hofgeschichten und von poetischen Werken den schwärmerischen Novalis, den Behse besonders liebte und in den auch ich mich mit besonderer Andacht vertiefte. Ebenso war es Behse gewesen, der in unserm Hause zuerst für den Romandichter Sealsfield Propaganda machte, dessen „Kajütenbuch" er alle paar Jahre wieder zu lesen pflegte und mit Recht für ein Meisterwerk auf dem Gebiete exotischer Romandichtung erklärte. Blieb also der deutsche Historiker persönlich fortan auch unserm Gesichtskreise entrückt, so wirkten, wie man sieht, die mannigfachen geistigen Anregungen, die er in unserm Hause zurückgelassen, noch lange nach und ich bewahre dem in vieler Hinsicht ungewöhnlichen und interessanten Manne ein dankbares Andenken. Für diese meine Aufzeichnungen aber muß ich die Nachsicht derjenigen Personen in Anspruch nehmen, die vielleicht Behse's Leben genauer kennen und besser überschauen, als ich; es ist möglich, daß ich mich chronologisch oder sonst auch in irgend einer Angabe geirrt habe, da ich, wie gesagt, für diese Erinnerungen ganz nur auf mein Gedächtniß angewiesen war, dessen Augenpunkt ich auf eine um mehr als vierzig Jahre zurückliegende Zeit einstellen mußte.

Bern. J. V. Widmann.

Alte Liebe.

Er nannte sie die Mädels und sie ihn Onkel Knurrpeter, obschon er nicht blutsverwandt, nur seit Urzeiten, nämlich bevor sie geboren waren, mit den Eltern auf vertrautem Fuß gestanden, in guten und schlimmen Zeiten, die sie beiderseits erlebt, treu zusammengehalten hatte.

Er klopfte und trat, ohne auf Antwort zu warten, gleich ein. Wie er aus der Kälte kam, in seinem dicken, bei Tage etwas verbraucht aussehenden Winterrock, mit dem wollenen Halstuch bis übers Kinn eingemacht, die Pelzmütze über die Ohren gezogen, so trat er, ein bischen kurzathmig vom Treppensteigen, in das warme Zimmer, wo Susi und Musi bei der Lampe saßen.

„N'Abend, Minder! — Allein?"

„Mama ist ausgegangen, Weihnachtseinkäufe machen."

„So! — Den wievielten haben wir denn heute?"

„Den 22."

„Ja" — ein Hustenanfall unterbrach ihn — „dann ist's allerdings Zeit."

Er warf die dicken Wallhandschuhe auf den nächsten Stuhl und löste das doppelt umgeschlungene Halstuch. Susi wollte ihm helfen den Ueberrock ausziehen.

Digitized by Google

„Halt!"

Er fuhr in eine der Seitentaschen und holte mit seinen rothgefrorenen Fingern eine Düte hervor, die er aufmachte und ihren Inhalt auf den Tisch schüttete. Frisch gebratene Kastanien! Sie kollerten über den ganzen Tisch bis dicht vor Musis Lehrbuch, in dem sie noch keine Zeile gelesen hatte.

„Na —?" brummte er, „was sagt man?"

„Danke schön", antwortete die am Tisch sitzende Musi, ernst, zerstreut, aber doch wie ein braves Kind, und griff mechanisch nach einer der appetitlich lockenden, noch warmen Früchte.

Die Kastanien brachte er eigentlich immer nur für Musi, weil sie sie so gerne aß. Die anderen schnadulirten dann eben mit.

„Was macht Ihr denn für seltsame Gesichter?" fragte er, als er endlich „ausgeschält", die Hände reibend, mit am Tische saß.

„Ach — — das sind diese sentimentalen Tage! Ich habe gerade an Papa gedacht, wie er kurz vor seinem Tode noch in die Nächte hinein gearbeitet hat, damit er uns was Schönes bescheeren könnte. Und die da drüben — die Musi hat mich erst angesteckt —" Susi deutete nach der Schwester hinüber, — „die ist unglücklich, daß Wegener zum Christabend nicht bei uns ist."

„Warum nicht?" Der Alte zog die Stirn zusammen und sah nach Musi.

„Er verreist, geht zu Besuch wohin."

„Aha — deshalb hat er sich den schönen Pelzrock gekauft. Man muß Figur machen!"

Jetzt blickte Musi zum ersten Mal recht auf, gekränkt, finster. — „Warum spotten Sie darüber?"

Der alte Freund schaute ihr in die Augen. Er sah, daß sie verweint waren, die klaren, großen, prächtigen Augen.

„Gib mir Deine Patschhand, Musi!" — Er streckte ihr seine über den Tisch entgegen. „Das ist das Hübsche an Dir, daß Du immer einsetzest, wenn Du jemand angegriffen glaubst — auch wenn's nicht der Mühe werth" — er machte eine kleine, wie absichtliche Pause — „und gerade kein Wegener ist. Gott erhalte Dir recht lange diese schöne Jugendthorheit!"

„Warum spotten Sie über Wegener's Pelzrock?" fragte Musi hartnäckig noch einmal.

„Pah — spotten! Dieser Pelzrock ist ein Symptom."

„Er kann sich jetzt doch so was leisten", sagte Musi erröthend, wie über eine Lüge; — „endlich kommt er vorwärts."

„Und wird auch noch weiter kommen. Hat das Zeug dazu. — Wohin geht er denn zu Besuch?"

„Aufs Land, schreibt er, auf ein Gut."

„Hm — so!"

Um ihren Schmerz über diesen Besuch zu verbergen, aß Musi hastig noch eine Kastanie. Es schoß ihr dabei aber Wasser in die Augen. Damit man es nicht sehe, beugte sie den Kopf weit zurück. Ihre Wangen glühten. Den Brief Wegener's, der vor einer Stunde erst gekommen war, schob sie noch mehr unter das Lehrbuch. Der alte Freund könnte ihn sonst zu lesen verlangen. Denn dazu ist er im Stande.

Er hat es scharf seit letzter Zeit auf Wegener, hängt ihm etwas an, wo er kann. Manchmal ist es, als sei er gar eifersüchtig auf ihn.

Der windige blasse Mensch, wie er ihn nannte, als er ins Haus kam und bei Mutter und Töchtern sich schnell ein warmes Plätzchen zu bereiten wußte — ist schier auf einmal jemand geworden. Vor einem Jahre etwa, als er noch schmal besoldeter Lehrer der Litteraturgeschichte an einem Privat-Mädcheninstitut war, sandte er, nach manchen vorausgegangenen mißglückten Versuchen, an ein vielgelesenes Blatt einen feuilletonistischen Aufsatz, einmal ganz anders gestimmt, als seine bisherigen Arbeiten, pikant doch vorsichtig geätzt von radikalen Anschauungen, zugleich durchsetzt von einem eigenthümlich dunklen, weichen, mollig kitzelnden Gefühlselement. Er kam damit an die rechte Stelle. Er fand Anklang, wurde aufgefordert, mehr dergleichen zu schreiben, — that es — bekam hübsche Honorare — wurde bald ein genannter und ein gemachter Mann.

Wie sich Musi dieses Sonnenaufgangs freute, stolz auf ihn war — und heimliche, heimliche Hoffnungen daran knüpfte! Denn sie war so recht die Mitschwärmerin, Freundin, Trösterin seiner Hungerjahre gewesen.

„Haben Sie gestern die „Abendgänge" von ihm gelesen?" fragte Susi.

„Jawohl!" Das klang ironisch, heiter zweideutig.

Musi hob den Kopf höher.

„Haben Sie daran auch auszusetzen?"

„Hm! —" Er lachte trocken. „Das triefte ja von Sentimentalität. — — Pfui Teufel — so verlogen sein! Von „Helden des Elends" schwatzen, von den „Heiligen der Entbehrung" — aufgeblasene Worte — sich in die Brust werfen: Seht, so fühle ich! — Und wenn ein armer Kollege einen kleinen Nothvump machen oder ein wenig Förderung, ein empfehlendes Wort irgendwohin haben möchte — Ausreden! — — Na ja, zu Weihnachten wollen die Abonnenten für ihr Geld eine gefühlvolle Geschichte haben, etwas, das den guten Menschen in uns kraddelt. Und das nicht bloß der Philister. Das große Mitleid ist jetzt wieder in der Mode und schreitet in allerlei Aufzügen daher. Wegener versteht sein Publikum. —"

Musis Augen blitzten. Sie stand holzgerade auf.

„Das ist nicht schön, Onkel, so von Wegener zu sprechen. Wenn er so etwas schreibt, hat das mit seiner Privatperson doch nichts zu schaffen."

„Nein, gar nichts — wahrhaftig!" lachte der Alte höhnisch. „Er läßt die Person nur interessant durchgucken — freilich als eine ganz andere — immer in Pose und schönem Kostüm."

„Wann hat sich ein armer Kollege umsonst an Wegener gewendet?" fragte Musi leidenschaftlich. „Wann war das? Ich glaube es nicht — es ist Verleumdung!"

Der Alte zuckte die Achseln. „Soll vorgekommen sein."

„Das glaub' ich nicht! Und ich kann nicht anhören, wie Sie über ihn sprechen. Er ist ja doch unser Freund, wie Sie, Onkel!" — Es klang, als wäre Musi die Kehle zugeschnürt.

Als sie an ihm vorbei, aus dem Zimmer gehen wollte, griff er nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Freund, sagst Du, Kind? Weißt Du denn, was Freund heißt! Nein, dazu bist Du viel zu jung. Sieh Kind, mit diesem schönen Worte wird unglaublich viel Schwindel getrieben, gedankenlos, dumm und vorsätzlich — in lächelnder Niedertracht. Komm mal her — ich will Dir —"

„Aber bitte — keine Worte mehr über Wegener!"

Knurrpeter runzelte die Brauen. „Nein, über den nichts mehr. Was nützte Dir auch, Kind, meine vergilbte Lebensweisheit und mein —" er lachte trocken und hustete — „mein moralisirender Geschmack. Diese Dinge muß sich jeder selbst erwerben, auch so'n junges Blut, wie Du. Ich will Dir nur, weil Du von Freund sprichst — auch ein Freund, wie Du sagtest — ein Beispiel erzählen, was wirkliche Freundschaft ist. Geht Deinen seligen Vater an und fiel mir eben ein, als ich zu Euch daher ging. — Herrgott — Ehre seinem Andenken! Seht Kinder, so was verbindet fürs Leben und d'rüber hinaus. — — Es war auch zu Weihnachten — damals. — — Oder hat er Euch vielleicht einmal selber von dem Prozeß Ehren-Sternberg erzählt, nach dem ich zu acht Monaten Gefängniß verurtheilt wurde, als es gelungen war, mich durch Schurkerei, erpreßte und erkaufte Aussagen bürgerlich todtzuschlagen — freilich bloß vorübergehend — als das Werkzeug einer Partei hinzustellen, die eben — — na, das hat er Euch wohl nicht so erzählt. Aber wie er am Christabend mit einem Bäumchen, mit Backwerk und Cigarren, und vor allem mit seinem treuen Herzen zu mir in die Haft kam, als kein anderer kam — als viele an mir irre wurden, abfielen,

Digitized by Google

vorsichtig bei Seite traten — pah, wie viel Lumpenseelen entdeckte man da in den liebenswürdigsten Leuten! — — als ich auch an Mitteln vollständig blank da saß — —"

„Nein, das hat er uns nie erzählt," sagte Susi.

„Ja, Kinder, als ich mit einem Wort ein Verwehmter — ein ruinirter Mann war, bis ich mich — dann — endlich — heraushauen konnte — heraushauen mit sausenden Hieben, zu denen der Ingrimm mir die ganze Kraft zurückgab. —"

„War das, als Ihre Frau starb?"

„Jener Christabend? Drei Wochen nachher — Frau und Kind am selben Tag! — Ja, das war eine Zeit! Euer Vater brachte mir die Todesnachricht ins Gefängniß. —"

Es klingelte draußen.

Mama kam nach Hause mit der dritten der Schwestern, die heute Schulschluß für die kurzen Weihnachtsferien hatte. Sie war Lehrerin.

Da wurde Onkel Knurrpeter's Geschichte unterbrochen.

Mama kam vergnügt mit ihren Einkäufen an den erleuchteten Tisch, zeigte einzelnes, nette, bescheidene Sächelchen, ihren Mitteln angemessen. Das Kostbarste war eine moderne Schreibtischschale, für Wegener bestimmt.

Niemand von den Dreien sagte es gleich, daß er am Christabend nicht da sein werde. Man mochte ihr die Freude und die stillen Hoffnungen, die auch sie wohl an diesen Abend knüpfte, nicht im ersten Augenblick zerstören.

Musi ging aus dem Zimmer.

Nach einer Weile sagte es Susi dann doch, daß Wegener verreist sei über Weihnachten. Er hätte es eben geschrieben.

Mama war starr über die Nachricht.

„Ja — wieso? — Davon habe er ja gar nichts gesprochen. — Wohin denn?" —

Onkel Knurrpeter schwieg nun auf einmal, obwohl er vielleicht einige Aufklärung hätte geben können. Er hatte in letzter Zeit allerlei über Wegener gehört. Es war aber nicht seine Sache, zu klatschen. Er gab nur gelegentlich im allgemeinen seinem Urtheil über den „Freund" Ausdruck und hatte deshalb schon manchen Strauß mit Mutter und Töchtern gehabt.

Seine Geschichte vom Weihnachtsabend im Gefängniß blieb heute unerzählt.

Er ging bald fort.

Zwei Tage nachher saß er in seiner Miethstube — er war ja fast sein Leben lang Junggeselle gewesen — und packte das kleine Zeug zusammen, was er dem Mädchen und ihrer Mutter als Geschenke bringen wollte. Er war natürlich am Weihnachtsabend bei ihnen und hatte jedes Jahr dieselbe Noth, das Richtige für jeden von ihnen zu finden, obwohl es fast immer das Unrichtige, das möglichst Unpraktische war. Tand, lauter Tand! Warum denn nicht? Die Jugend soll sich schmücken! Wer das ganze Jahr daran denken muß: Darf ich? Darf ich nicht? Den freut so was Luxuriöses doch viel mehr, als das Nützliche — zumal, wenn es Mädels sind, die der Schöpfer ja wie schlanke Tannen hat wachsen lassen.

Diesmal war es an Geschenken mehr als sonst geworden, besonders für Musi. Lieber Gott! als ob so etwas ein blutendes Herzchen heilen könnte! Aber gleichviel — der gute Wille ist da. Der Wille, der unter anderem auch jenen blassen Windigen von ehedem auf ein Wörtchen haben möchte, bloß auf ein kurzes, aber herzhaftes Wörtchen, — den Mann, der jetzt in seinem russischen Pelz die Weihnachtsreise, wer weiß, in welches romantische Land macht; auf den ein braves, tapferes, ehrenreines Mädel wartete und wohl noch wartet — denn die Liebe ist ja eine Narrheit! — —

Er war noch nicht fertig mit dem Einwickeln und Einpacken, als er dicht vor seiner Thür eine Stimme wie Musi's Stimme hörte.

Wahrhaftig, sie war es! Als ob seine Gedanken sie hergezogen hätten. Sie fragte draußen, ob er zu Hause sei. Was sollte das heißen?

Er wendete sich nach der Thür um.

Da war sie schon.

„Ja, Kind — was willst Du denn hier?"

Er suchte rathlos die daliegenden Sächelchen zu verbergen.

Mit einem ganz eigenthümlichen, todtbleichen Gesicht kam sie auf ihn zu.

— — „Onkel — nur was abbitten will ich Ihnen, bevor Sie zu uns kommen. Ich war neulich heftig — häßlich gegen Sie, — — ich lief davon, ohne Ihnen Gutenacht zu sagen — — Und Sie meinten es doch wohl nur gut mit mir — — Da — lesen Sie —"

„Komm setz' Dich — komm Muselchen —"

Sie folgte mechanisch. Und er las.

Es war ein Brief Wegener's.

In schönen, talentvollen Worten und Wendungen, in demselben Tone weichen, dunklen Gefühls, der ihm sein Publikum erobert — in schmerzlich müde ironisirender Selbstanklage theilt er dem lieben Mädchen mit, was „stärker war, als er". Er beichtet ihr, fast schamlos — und will sie damit ehren, mit der brutalen Wahrheit —, weil sie stark sei, weil sie durch ihn gelernt hätte, den Dingen, dem Leben ins unverhüllte Antlitz zu sehen — sie, die Reine, Gute, Hohe, deren er nicht werth, doch immer zu ihr aufblicken, nach ihr zurückblicken werde, als der Lichtgestalt, die einst Hand in Hand mit ihm gegangen auf stillen, friedlichen Pfaden, um die es grünte und blühte — — —

Onkel Knurrpeter legte mit zitternder Hand das Blatt zusammen und schob es in den Umschlag. Dann that er die Brille weg, stand auf und legte beide Hände auf Musi's Schultern.

Sie hob den Kopf nicht, als er das that.

— — „Kind — Muselchen — es thut weh — doppelt — ich weiß! — — Zum Teufel, wenn so was nicht brennte wie Scheidewasser — wie höllisches Feuer! Aber — später — später will ich Dir was sagen — — Sieh, es ist gut, daß es so gekommen — weiß Gott! — Der war Deiner nie werth, Muselchen! Aber Du warst eben blind — hast ihn zu lieb gehabt — — Ich verstehe ja alles —"

Musi warf sich plötzlich, wild aufschluchzend, an seinen Hals.

Es arbeitete mächtig in seinem alten Gesicht. Er biß die Lippen zusammen und streichelte dabei leise, zärtlich Musi's Haar, stumm — eine ganze Weile.

Dann endlich kam es: „Weine Dich aus, Kind — das ist ganz gut. — Dann — dann — später wirst Du schon wieder auf die Füße zu steh'n kommen. — An so was geht man nicht zu Grunde — Du nicht! Du hast anderes zu thun — sapperlot, so'n Mädel, wie Du — dem der Zehnte nicht das Wasser reichen darf — — Wir wissen, was an Dir ist, und haben Dich lieb. Nicht werth war er Dich! — Aber basta! — — Komm Muselchen, erhole Dich! — — Wollen wir noch ein wenig spazieren gehen? Den Kopf ausruhen lassen? — Oder hier bleiben? Ich thue, was Du willst, Kind. Gehörst ja doch auch ein bischen mir, seit Deinem ersten Athemzug — und so muß es bleiben bis zu meinem letzten. Topp, Muselchen? Komm, schlag' ein! — —"

Sie richtete sich auf und trocknete energisch das ganze thränennasse Angesicht.

„Onkel — ich danke Ihnen! — Es ist schon gut. — — Geh'n wir —"

„Bist mein tapferes Kind!" sagte er mit glänzenden Augen, während es um seinen Mund heftig zuckte. — „Siehst Du — diese Deine Tapferkeit, die ist meine Weihnachtsfreude, wenn sie auch bitter schmeckt. Es ist mir, als hätte ich meinen kleinen Theil d'ran, daß Du so bist — so'n tapferer, famoser Kerl — —"

Sie bückte sich auf seine alte, rothe Hand und küßte sie.

Und er, er nahm ihr heißes, junges Gesicht in seine beiden Hände, betrachtete es — und küßte ihre Stirn zwei

Digitized by Google

drei Mal, weich, wie er sonst nie war, fast andächtig — zum ersten Male seit seiner Kindheit.

Dabei war es still einen Augenblick, daß sie durch die Doppelfenster fernes Geläute hörten.

— „Wollen wir nun gehen?“ fragte er dann.

„Ja — sie warten schon.“

Wien. G. von Berlepsch.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Dr. Paul Busching: Die Entwicklung der handelspolitischen Beziehungen zwischen England und seinen Kolonien bis zum Jahre 1860. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1902. (Stück 18 der Münchener Volkswirthschaftlichen Studien; herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz).

Der Gegenstand, den Dr. Busching in vorliegender Studie behandelt, ist meines Wissens auch in der englischen Litteratur noch nicht erschöpfend dargestellt worden. Daher ist die Aufgabe, die des Forschers harrt, sehr verlockend, allerdings aber auch von ganz ungewöhnlicher Schwierigkeit. Herr Dr. Busching hat sich dieselbe dadurch zu erleichtern gesucht, daß er die Handelspolitik Englands gegenüber den nordamerikanischen Kolonien wie gegenüber den westindischen Plantagenkolonien in den Mittelpunkt der Darstellung rückte, Ostindien aber, das bis Mitte des Jahrhunderts in den Händen der ostindischen Kompagnie war, sowie die verhältnißmäßig jungen Kolonien Australiens und Südafrikas zurücktreten ließ. Diese Methode ist sicher berechtigt, denn eine lückenlose Darstellung aller längst verschollenen Tarifpositionen Englands im Verkehr mit damals theilweise recht unbedeutenden Wirthschaftsgebieten wäre nur in einem Quellenwerke von Nutzen. Indes hat sich Dr. Busching leider auch Dinge entgehen lassen, die gerade die Grundströmungen der englischen Handelspolitik den Kolonien gegenüber erkennen lassen. Die wichtigste Kolonie Englands im 18. Jahrhundert, wie das Dr. Busching auch gelegentlich erwähnt, war Irland, das damals noch nicht in Parlaments-Union mit England verbunden war und in handelspolitischer Hinsicht nur als Kolonie betrachtet wurde. Nirgends läßt sich der englische Merkantilismus besser studiren, als in der handelspolitischen Ausbeutung Irlands; nirgends kann man den mächtigen Einfluß, den der Abfall der amerikanischen Kolonien auf Englands Anschauungen von Kolonialpolitik ausgeübt hat — vor allem in Bezug auf Selbstverwaltung und Handelsfreiheit — klarer erkennen. Die Gewährung eines unabhängigen Parlaments an Irland und einer gewissen Handelsfreiheit dem Mutterlande gegenüber, sind einerseits das Echo der amerikanischen Revolution, wie andererseits der Vorklang der kolonialen Selbständigkeitspolitik im 19. Jahrhundert. Pitt's Bestrebungen, volle Handelsfreiheit zwischen beiden Inseln herbeizuführen, bilden den Uebergang von dem Merkantilismus des 18. Jahrhunderts zu den Freihandelsbewegungen des 19. Jahrhunderts. Ein Studium dieses Theils der Handelspolitik Englands, den Dr. Busching nur gestreift hat, wäre um so lohnender, als es bis jetzt meist nur von irischen Deklamatoren betrieben wurde. — So erscheint der erste Abschnitt der Busching'schen Arbeit nicht vollkommen befriedigend. Weit größeres Lob verdient der zweite Theil, vor allem die Kapitel, die den Uebergang zum Freihandel schildern. Hier wird besonders die Thätigkeit Huskissons in der Vorbereitung besserer Zustände mit vollem Rechte ausführlich erörtert. Auch die Darstellung der Differenzialzölle auf Holz, Zucker, Kaffee u. s. w., die mit den Getreidezöllen den Kern des englischen Schutzzollsystems bildeten, füllt wohl im Wissen der meisten Leser eine nicht unbeträchtliche Lücke aus. Das England vor dem Siege der Freihändler war in vieler Beziehung von einer solchen Rückständigkeit, daß nur eingehende Studien einem eine klare Vorstellung geben können. Mit der Schilderung dieser Periode, in der in England neben allgemeinen Schutzzöllen, die heute von manchen so heiß erstrebten Vorzugszölle für die Kolonien herrschten, hat sich Busching ein großes Verdienst erworben. Wer immer sich mit dem Problem eines engeren britischen Reichsverbandes befaßt — und ich kenne nicht viele Fragen, die in höherem Maße Weltprobleme sind — wird auf diese Periode zurückgreifen müssen und dabei in Buschings Studie einen guten Führer finden.

Frankfurt a. M. M. J. Bonn.

Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Berlin. J. Springer, 1903.

In jenem merkwürdigen Essay, in dem Treitschke ein „ganz unversöhnlicher Stil“ nachgerühmt wurde, sprach Herman Grimm von Curtius' „unmuthigem Märchenton“. Jedenfalls hat er damit die „Griechische Geschichte“ zutreffender charakterisirt, als die „Deutsche Geschichte“. Aber wie hätte Ernst Curtius auch anders schreiben sollen als im Märchenton? War er denn nicht der leibhafte Märchenprinz? Dieser letzte Hellene, der noch von dem „Dogma des klassischen Alterthums“ wie von einer religiösen Wahrheit erfüllt war und die antiken Wunder so gläubig verehrte wie ein mittelalterlicher Humanist? Dieser letzte Hellene, den die fromme Andacht zum Zeus von Olympia doch keinen Augenblick in der ruhig-sicheren Verehrung der christlichen Dogmen beirrte? Und dieser christliche Hellene starb nicht etwa jung, ehe seine Ideale in Konflikt gerathen konnten, sondern im höchsten Greisenalter. Er lebte nicht in irgend einem weltfremden Landstädtchen, wie Friedrich Rückert, sondern in Berlin, wohin gerade damals der Schwerpunkt der politischen Welt rückte. Er brachte seine Tage nicht in der ungestörten Einsamkeit des Gelehrtenzimmers zu, sondern war der maßgebende Erzieher des künftigen Regenten eines Großstaates. Ist das nicht alles märchenhaft? Und erscheint dem modernen Menschen nicht dies als das Wunderbarste, daß noch vor sechs Jahren ein wirklich glücklicher, ein vollkommen glücklicher Mensch lebte, der doch eine bedeutende Persönlichkeit war?

So aber zeigt auch diese umfangreiche Briefsammlung den Mann, den alle liebten, die ihn kannten, die ihn sahen. An tiefen Schmerzen fehlt es nicht in dem Leben des weich und innig empfindenden Mannes. Sie konnten ihn nicht beugen. Merkwürdiger noch: es bleiben auch ihm nicht Kränkungen erspart; jene kleinliche Sparwuth, die zu den Eigenheiten unserer Unterrichtsverwaltung gehört, trieb auch ihn einmal aus Preußen — und auch solche Kränkungen ließen ihn im Innersten unverändert! Sein hoher Idealismus trägt ihn wie der Mantel der Helena hinweg über alles Niedrige. Nur dem Bedeutenden gehört sein Leben.

So tritt schon der Jüngling mit erstaunlich sicherer Selbstorientirung in die klassische Welt ein. Das berühmte Schlagwort von der großen Einfachheit und Stille trifft für sein eigenes Wesen zu. Der Student in Bonn, Göttingen und Berlin hat schon etwas von jenem freundlich feierlichen Ton des Greises; der berühmte Mann besitzt noch die kindliche Freudenfähigkeit des Jünglings. Fast der gleiche Ton auch, ob er an seinen Bruder Georg schreibt, den gefeierten Speachforscher, neben dessen kühlerer Art er mit seinem Enthusiasmus fast wie Jacob Grimm neben Wilhelm steht, oder an den Kronprinzen; ob er seinen großen Lebensplan, die Ausgrabungen von Olympia diskutiert oder die politische Lage der Konfliktszeit; ob er (wie er es gerne thut) Verse in der Manier seines Freundes Geibel sendet oder ausführliche Reiseberichte aus dem geliebten Griechenland. Wie ihm Jacob Burckhardt zu „gepfeffert“ geistreich ist, so findet er den englischen Historiker Grote zu nüchtern; überall bleibt er in seiner stillen glücklichen Besinnung. Diese Stimmung theilt sich dem Leser mit: es ist ein Buch, das eine ideale Wärme und einen klassischen Frieden ausströmt. Und so verbreitet der Glückliche Glück auch nach dem Tode!

Berlin. Richard M. Meyer.

Gartenlaube-Bilderbuch. Der deutschen Jugend gewidmet vom Verlag der Gartenlaube. Ernst Keil's Nachfolger.

Die Massenerfolge sind bei „Klein“ so schwer im Voraus zu berechnen, wie bei „Groß“. In der Regel bewähren die Kinder aber sicheren Geschmack: Zeuge dessen Busch, Robinson und der Struwwelpeter-Hoffmann. Das Jubeljahr der Gartenlaube hat den Verlag zu einem Angebinde für die Jugend veranlaßt. „Reich und mit Geschmack so reich!“ wie es im Nothon heißt. Gute Autoren (u. a. Trojan, Hans Hoffmann, Seidel an der Spitze), gute Zeichner (u. a. Vogeler, Caspari, Schmidhammer), erlesenes Papier, Zierdruck, Farbendrucke und ein sehr bescheidener Preis: 3 Mark. Man darf auf das Endurtheil der Kinder begierig sein.

—m

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 13. Berlin, den 27. Dezember 1902. 20. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W., Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1902 unter Nr. 5247 eingetragen.

Der Weihnachtsfeiertage wegen gelangt diese Nummer zwei Tage früher zur Ausgabe.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation", Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von ***.

Politische Weihnachtsbetrachtungen. Von Theodor Barth.

Gegen das reaktionäre Kartell. Von K. Schrader, M. d. R.

Der Zehnstundentag der Fabrikarbeiterinnen. Von Alice Solomon.

Adolf Bayersdorfer. Von Werner Weisbach.

Die Emanzipation des Kindes in der Litteratur. Von Anselm Heine.

Aus den Memoiren eines syrischen Emirs. Von Georg Schumann (Baden).

Gerichtstag. (Ein Gedicht.) Von J. J. David (Wien).

Glück. (Erzählung.) Von Hjalmar Christensen.

Bücherbesprechungen:

Prof. Dr. Thomas Specht: Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen. Bespr. von Prof. S. Günther (München).

Günther Jansen: Großherzog Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Bespr. von K. S.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Ueber die Frage der Stellung des Freisinns zur Sozialdemokratie hat der Herausgeber dieser Zeitschrift an den politischen Leiter der „Kieler Zeitung" ein Schreiben gerichtet, das von dem Adressaten veröffentlicht ist, und das auch wir im Nachstehenden abdrucken, da es eine wichtige Frage der praktischen Politik zur Erörterung bringt. Das Schreiben lautet:

Berlin, 18. Dezember 1902.

Herrn Chefredakteur Alexander Riepo,
Kiel.

Lieber Freund!

Sie wünschen im Anschluß an meine Ausführungen auf der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen zu wissen, wie ich mir bei den kommenden Wahlen insbesondere das Verhältniß des Freisinns zur Sozialdemokratie in der Provinz Schleswig-Holstein denke. Sie verweisen dabei auf die fortgesetzten Angriffe der sozialdemokratischen Provinzpresse gegen alle Schattirungen des Freisinns. Selbst angesichts bösartiger Gehässigkeit sollte man meines Erachtens niemals die Maxime Cavour's außer Augen lassen: „En politique il n'y a rien d'aussi absurde que la rancune". Man soll sich für das, was man in der Politik thut, nicht durch Empfindlichkeit, sondern nur durch sachliche Erwägungen leiten lassen.

Nun liegt das Eine klar auf der Hand, daß in der praktischen Politik gegenwärtig die Hauptfeinde rechts von uns stehen: die ganze reaktionäre Gesellschaft, die sich um den berüchtigten Antrag Kardorff gesammelt und damit den ungerechtesten und unsinnigsten aller Zolltarife durchgebracht hat. Angesichts dieser Entwicklung stimme ich Theodor Mommsen völlig zu: „Es darf nicht mehr geschehen, daß der Freisinnige dem unverschämten oder verschämten Reaktionär seine Stimme lieber gibt, als dem Sozialdemokraten." Ich vertrete, wie Sie wissen, diesen Standpunkt schon seit Jahren und bin heute mehr als je dieser Meinung. Die Reaktionäre haben mit ihren Redensarten von den „staatserhaltenden" Parteien im Gegensatz zur „Umsturz"-Partei jetzt lange genug auf liberalem Terrain gekrebst, dabei alle politischen Gehässigkeiten, mit denen die sozialdemokratische Presse mit wenig Witz und viel Behagen den Liberalismus bedenkt, wacker fruktifizirt. In der politischen Bilanz unserer Reaktionäre hat die Angst vor dem rothen Gespenst von jeher den größten Aktivposten gebildet, und sie denken mit Schrecken daran, daß einmal das liberale Bürgerthum die Angst abschütteln und sich auf seine wahren Interessen besinnen könnte. Nichts wäre ihnen andererseits erwünschter als die völlige politische Isolirung der in der Sozialdemokratie organisirten Arbeitermassen von der übrigen Bevölkerung. Nur dann hätte ja auch das Ideal des Herrn von Kröcher, wonach die Sozialdemokratie nur noch Objekt der Gesetzgebung sein soll, Aussicht auf Erfüllung. Die Haltung der Freisinnigen Vereinigung in den jüngsten Zollkämpfen ist den Reaktionären gerade deswegen so unbequem gewesen, weil sie die Politik der Isolirung der Sozialdemokratie wirksam durchkreuzt hat.

Das Bestreben unserer Reaktionäre nach politischer Isolirung der Sozialdemokratie wird von einem Theil der sozialdemokratischen Presse übrigens mit mehr Eifer als Verstand unterstützt. Die Phrase von der einen reaktionären Masse, die außerhalb der Sozialdemokratie bestehen soll, ist Musik in den Ohren der Rückschrittler. Gäbe es in Deutschland neben der Sozialdemokratie nur noch dir eine reaktionäre Masse, so bliebe von den Hoffnungen auf eine gesunde Entwicklung der Arbeiterbewegung nicht viel übrig. Unsere politischen Kämpfe drehen sich jetzt in Wirklichkeit nirgends um spezifisch sozialistische Programmpunkte. Der Kollektivismus hat für unsere praktische Politik ebensowenig reale Bedeutung wie die Frage, ob die Republik oder die Monarchie eine bessere Staatsform ist. In der praktischen Politik wird bei uns ernsthaft nur um die Durchführung liberaler Forderungen gegenüber feudalistisch-klerikalen Bestrebungen gekämpft. Es ist die liberale Fahne, die seitens der Sozialdemokratie vorangetragen wird. Liberale Forderungen, stark radikalisirt, sind von der Sozialdemokratie aufgegriffen und werden heute von ihr nachdrücklicher vertreten, als dies seitens der liberalen Parteien selbst geschieht. Die Uebertreibungen des sozialdemokratischen Radikalismus, soweit liberale Forderungen in Betracht kommen, sind daneben ohne ernste Gefahr, da für absehbare Zeit nur damit zu rechnen ist, daß im günstigsten Falle die bescheideneren Forderungen des bürgerlichen Liberalismus zur Durchführung gelangen. Als Sir Robert Peel in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich zum Freihandel bekehrte und dann in seinen Maßnahmen noch über das hinausging, was die Whigs gefordert hatten, meinte Benjamin Disraeli, Peel habe die Whigs beim Baden überrascht und ihre Kleider angezogen. In gewissem Sinne kann man das auch auf das heutige Verhältniß der Sozialdemokraten zu den Liberalen anwenden; sie stecken heute in liberalen Kleidern, nur der Kleiderschnitt ist anders.

Ist diese meine Auffassung richtig, so ergibt sich daraus ohne weiteres, was der Liberalismus zu thun hat, wenn er nicht auf jeden ernsthaften politischen Einfluß für die Folge verzichten will. Der Freisinn muß zeigen, daß er gewillt und befähigt ist, für die Durchführung wirklich liberaler Grundsätze in der praktischen Politik ebenso nachdrücklich einzutreten wie die Sozialdemokratie. Nichts würde meines Erachtens bedauerlicher, ja kläglicher sein, als eine Preisgabe des Kampffeldes an die Sozialdemokratie. Der Freisinn hat die wichtige Aufgabe zu erfüllen, möglichst große Theile des Bürgerthums den liberalen Ideen zurückzugewinnen und das Bürgerthum aus seiner politischen Schlafsheit aufzurütteln. Das liberale Bürger- und Bauernthum leistet in dem Kampfe gegen die reaktionären Kräfte nicht genug, und deshalb ist es in vielen Wahlkreisen von der Sozialdemokratie überflügelt worden. Der Freisinn kann sich in dem Konkurrenzkampf gegen die Sozialdemokratie nur behaupten, wenn er an Energie und an Opferwilligkeit in der Vertretung liberaler Grundsätze den Sozialdemokraten nicht nachsteht. Der Sozialdemokratie strömen Tausende nur zu, weil sie in dieser Partei die entschiedenste Vertreterin der Volksrechte erblicken. Diese Tausende kann der Freisinn nur festhalten, wenn er gegen die Reaktionäre in höherem Maße seine Schuldigkeit thut, als dies bisher der Fall war.

Um diese allgemeinen Betrachtungen auf einen konkreten Fall überzuführen, so erscheint es mir selbstverständlich, daß unsere Freunde bei den nächsten Wahlen auch in dem Wahlkreise Kiel-Neumünster mit allem Nachdruck für einen freisinnigen Kandidaten eintreten. Da in diesem Wahlkreise die Gefahr, daß ein Reaktionärer siegt, gänzlich ausgeschlossen ist, so liegt um so weniger Grund vor, auf einen energischen Wettbewerb mit der Sozialdemokratie zu verzichten. Es ist selbstverständlich, daß in einem solchen Kampfe seitens des Freisinns auch nicht die geringste Konzession an jene reaktionären Parteien gemacht werden darf, die bei einer etwaigen Stichwahl den Ausschlag geben. Wo immer andererseits bei einer Stichwahl zwischen einem verschämten oder unverschämten Reaktionär und einem Sozialdemokraten der Freisinn die Entscheidung zu geben hat, darf er meiner Ansicht nach nicht zaudern, für den Sozialdemokraten einzutreten, ganz einerlei, wie sich die Sozialdemokratie ihrerseits verhält, und trotz all der Anwürfe, mit denen ein Theil der sozialdemokratischen Presse den Freisinn in so reichlichem Maße bedenkt.

Mit bestem Gruß

Ihr

Theodor Barth.

Prof. von Liszt hat gleichfalls das Wort genommen, um in der „Vossischen Zeitung" die Nothwendigkeiten der politischen Zukunft zu zeichnen; auch seine Gedanken befinden sich mit den grundlegenden Ausführungen Theodor Mommsen's und Theodor Barth's in Uebereinstimmung.

Für absehbare Zeit droht dem heutigen Staat keine Gefahr von den Sozialdemokraten, wohl aber von der Reaktion auf der Rechten; dort ist also der Feind und, um diesen gemeinsamen Feind zu bekämpfen, muß die gesammte Linke näher zusammenrücken; gemeinsam mit der Sozialdemokratie gegen den Rückschritt in allen seinen Schattirungen vorgehen.

Es muß beachtet werden, daß die „Vossische Zeitung" diesen Standpunkt ihrerseits theilt, und daß somit alle verbreiteten freisinnigen Blätter Berlins ohne Ausnahme die nämliche Ueberzeugung zum Ausdruck bringen, und im Lande greift dieselbe Stimmung Platz.

Die „Vossische Zeitung" schreibt:

„In vielen Kreisen wird die bürgerliche Linke von der Sozialdemokratie angegriffen werden, in vielen wird sie sozialdemokratischen Kandidaturen angriffsweise entgegentreten müssen. Darüber jedoch darf nicht vergessen werden, daß in der Hauptsache der gefährlichere Feind nicht links, sondern rechts steht, daß in den meisten praktischen Aufgaben des nächsten Reichstages die Sozialdemokratie dieselbe Haltung einnehmen wird und muß wie die freisinnigen Fraktionen und daß sie gemeinsam dem Ansturm der jetzigen Mehrheitsparteien zu begegnen haben werden. Darum kann es in der heutigen Lage für das liberale Bürgerthum keine dringendere Mahnung geben, als Einigkeit unter einander, Einigkeit in entschlossenem Kampf gegen die reaktionäre Mehrheit. Zu dieser Einigkeit und Entschlossenheit rufen auch Mamsen und Liszt die Liberalen auf."

Prof. von Liszt sagt selbst:

„In den einzelnen Wahlkreisen müssten die liberalen Wähler, ohne Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu dieser oder jener Fraktion, zu gemeinsamem Vorgehen sich zusammenschließen. Sie werden bei Aufstellung des Kandidaten dem augenblicklichen Besitzstand der liberalen Fraktionen Rechnung tragen, aber unbedingt die Aufstellung mehrerer liberaler Kandidaturen vermeiden müssen. Haben sie einen Kandidaten gefunden, dessen liberale Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist, dann müssen sie für ihn einstehen, ohne sich darum zu kümmern, welcher liberalen Fraktion er beizutreten gedenkt, oder ob er es vielleicht vorzieht, überhaupt „wildliberal" zu bleiben."

Unbedingt Recht hat Herr Professor von Liszt, wenn er sagt: Die Wähler sind es, die allein eine Regeneration unseres politischen Lebens herbeiführen können. Nur die Passivität der Wähler hat es zu Wege gebracht, daß innerhalb der nationalliberalen Partei im Parlament langsam jene Entwicklung Platz greifen konnte, die wir erleben. Schritt für Schritt gelangte diese Partei dahin, selbst dem Antrag Kardorff zuzustimmen, während große Theile der Wählerschaft, die thatsächlich liberal sind, aus politischer Interesselosigkeit, aus politischer Indolenz in der nationalliberalen Partei theilnahmlos verharrten und nichts Wirksames unternahmen, um den immer deutlicher zu Tage tretenden Rechtsabmarsch der Partei zu verhindern.

Es könnte wohl sein, daß die Nationalliberalen im Lande heute von der bisherigen Entwicklung genug haben und ihre Geschicke nunmehr in die eigene Hand zu nehmen gedenken. Es liegen Anzeichen hierfür vor.

Führer der heutigen nationalliberalen Mehrheit des Reichstages gedachten in Danzig gegen die Kandidatur des Freisinnigen Mommsen den nationalliberalen Geheimenrath Lusensky aufzustellen, der als Katholik die Centrumswähler und als Beamter die konservativen Stimmen gewinnen sollte. Zweifellos liegt es in der Konsequenz des Verhaltens der nationalliberalen Partei im Reichstage, daß sie auch bei den Wahlen mit Centrum und Konservativen zusammengehen will und diesen Parteien nur solche Kandidaten präsentirt, die zugleich vom ultramontanen und vom reaktionären Standpunkt aus als geeignet bezeichnet werden können.

Allein, wenn diese Anschauung nationalliberale Führer hegten, so waren die Anschauungen der nationalliberalen Wähler in Danzig völlig entgegengesetzte; die gesammten führenden Persönlichkeiten der Partei in Danzig verwarfen die Berliner Vorschläge und traten, eingedenk der Vergangenheit, nachdrücklich für Mommsen ein. Das ist in hohem Grade erfreulich, und das ist eine erste Enttäuschung für die Herren Paasche und Sattler.

Es ist anzunehmen, daß die politische Entwicklung überaus schnell und völlig sinnfällig die Weisheit der Paasche, Sattler, Bassermann erweisen wird. Man braucht nur die Augen aufzumachen. Der Bund der Landwirthe

Digitized by Google

macht aller Orten mobil. Nachdem der erste agrarische Beutezug beendet ist, erklärt der Bund in konsequentem Festhalten an seinen Prinzipien, daß die Beute viel zu gering sei; und die Konservativen bestätigen dies ausdrücklich und sie entschuldigen sich nur damit, daß im Augenblick mehr nicht zu erreichen gewesen sei. Bei dieser Uebereinstimmung in Bezug auf das prinzipiell Nothwendige wird die intime Freundschaft zwischen Bündlern und Konservativen in dem Augenblick wieder vorhanden sein, da sie das politisch Zweckmäßigere ist, und es ist heute schon ganz klar, daß der Kampf des Bundes sich gegen die Konservativen maßvoll in Worten, und gegen die Nationalliberalen und das Centrum mit möglichster Maßlosigkeit in Thaten abspielen wird. Gegen nationalliberale Abgeordnete haben Bundesversammlungen bereits Mißtrauensvoten dekretirt und im Rheinland verfolgt der Bund seine Bahnen fort gegen das Centrum.

Die Freude der Sieger im Kampf für den Zolltarif war kurz und wie lange wird die Freude der Regierung andauern? Wir nehmen an, daß auch sie kurz sein wird.

Das Abkommen der Reichsregierung mit der Kurie über die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg wird jetzt im Wortlaut veröffentlicht. Das Abkommen ist von der Art, wie es erwartet werden konnte.

Das bischöfliche große Seminar bleibt bestehen und ihm liegt die „praktische Erziehung" der Kleriker des Reichslandes ob; die „wissenschaftliche" Erziehung erfolgt durch die katholisch-theologische Fakultät und an ihr wirken Professoren, die nur nach vorherigem Einvernehmen mit dem Bischof ernannt werden können. Erdringt die kirchliche Behörde den Nachweis, daß bei einem Professor mangelnde Rechtgläubigkeit oder gröbliche Verstöße gegen die Erfordernisse priesterlichen Wandels sich bemerkbar machen, „so wird die Regierung für seinen alsbaldigen Ersatz sorgen und die erforderlichen Maßnahmen ergreifen, daß seine Betheiligung an den Geschäften der Fakultät aufhört".

Mit anderen Worten, der Staat bezahlt, und der Staat leistet Bütteldienste, damit in der neu zu gründenden katholisch-theologischen Fakultät Kräfte ausgebildet werden können, die in jeder Beziehung den Geistesstempel tragen, den ihnen der Bischof aufzudrücken wünscht.

Es ist nicht überraschend, daß eine Regierung, die mit dem Centrum den schönen Handel beim Zolltarif abgeschlossen hat und die leichtherzig dem Centrum und seinen Associés die Geschäftsordnung des Reichstags preisgab, zu einem solchen Abkommen geneigt ist.

Der Streit mit Venezuela steht auf dem alten Fleck; aber es scheint, daß durch Beihülfe der Vereinigten Staaten ein Ausgleich, wahrscheinlich durch Schiedsspruch zu Stande kommt. Und das wäre im hohen Grade wünschenswerth.

Die gesammte Familie Humbert ist in Madrid verhaftet worden. Hatte man vermuthet, daß die Flucht mit raffinirter Klugheit vorbereitet und alsdann durchgeführt worden sei, so zeigte die Wirklichkeit ein gänzlich anderes Bild. Die Humberts saßen abgeschieden, alle zusammen in einer Madrider Wohnung, und sie scheinen der Zukunft ziemlich hilflos entgegengesehen zu haben. Eine der guten Eigenschaften der Familie war, wie es scheint, ihr Verderben; da sie sich nicht von einander trennen mochten, wurden sie um so leichter schließlich entdeckt.

* * *

Politische Weihnachtsbetrachtungen.

Ernste Erregungen der Volksseele haben stets einen politischen Werth. Selbst wenn sie sich in unschöner Form äußern, sind sie dem Allgemeinwohl dienlicher als stumpfe Gleichgültigkeit und resignirtes Geschehenlassen. Nur in den Zeiten tiefster nationaler Demüthigung konnte die Parole ausgegeben werden: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. In einem gesunden Volkskörper ist nicht die Unterwerfung unter das scheinbar Unvermeidliche, sondern die Auflehnung gegen begangenes Unrecht die erste Bürgerpflicht. Man hat anläßlich der jüngsten turbulenten Vorgänge im deutschen Reichstag viel darüber gezetert, daß der Ton der guten Gesellschaft mehr und mehr aus der Volksvertretung verschwände. Es war viel Uebertreibung und manche Heuchelei bei diesen Klagen. Aber wenn sie auch zehnmal gerechtfertigter gewesen wären, als sie es thatsächlich waren — was bedeutet die Verletzung äußerer Formen gegenüber einem Rechts- und Treubruch, wie er in dem Antrage Kardorff vorlag! Es lohnte wirklich nicht der Mühe, sich über schlechte Manieren einzelner Reichstagsabgeordneter zu entrüsten, wo man die moralische Entrüstung so bitter nöthig hatte, um das Verfahren der gewaltthätigen reaktionären Mehrheit gebührend zu brandmarken. Jedenfalls war es besser, daß die Entrüstung die gesellschaftlichen Formen durchbrach, als daß sie völlig ausblieb. „Wen Liebe nie zu weit getrieben, den trieb sie auch nie weit genug!"

Der politische Einfluß, den das gebildete und besitzende Bürgerthum in Deutschland ausübt, ist beklagenswerth gering. Woran liegt das? In erster Linie daran, daß sich dieses Bürgerthum in alles zu schicken versteht. Bei den unsinnigsten und ungerechtesten Gesetzen fragt es viel weniger: „Wie wende ich sie ab?" als „Wie finde ich mich mit ihnen ab; wie passe ich mich ihnen am besten an, um auch unter den neuen Verhältnissen existiren und mein Geschäft betreiben zu können?" Die Arbeiter kämpfen und die Junker kämpfen, energisch, zäh, opferwillig. Aber das Bürgerthum duckt sich. Es muß auch so gehen — hinter dieser platten Lebensweisheit verschanzt sich die moralische Schwäche. Man kann nicht hart genug über diese Anpassungsfähigkeit unseres deutschen Bürgerthums urtheilen. Eine rasche Anpassungsfähigkeit ist im wirthschaftlichen Konkurrenzkampf eine nicht hoch genug zu schätzende Tugend; aber in der Politik führt sie unfehlbar zur Unterwerfung. Ihering hat ein berühmtes Buch über den Kampf ums Recht geschrieben, dessen Hauptprinzip, in all seinen Konsequenzen auf den privaten Rechtsverkehr übertragen, zu manchen Absurditäten führt. Aber für das öffentliche Recht kann der Ihering'sche Grundsatz gar nicht strikt genug interpretirt werden. Es ist oft ein Beweis überlegener Klugheit und auch Kraft, privaten Rechtshändeln aus dem Wege zu gehen; aber es ist immer ein Beweis moralischer Schwäche, ohne Kampf auf irgend ein öffentliches Recht zu verzichten und politische Pflichten nicht wahrzunehmen.

Der Zustand unseres wohlhabenden Bürgerthums in den politischen Kämpfen unserer Zeit hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Lage alter Kulturvölker, die von Barbaren unterworfen werden. Sie besitzen Reichthum und Wissen und philosophische Resignation, fühlen sich ihren Bedrückern fast in jeder Beziehung überlegen; nur das Wichtigste fehlt ihnen: die Kraft, auch im politischen Kampf ihren Mann zu stehen.

Wird sich das ändern? Ist es ein erfüllbarer Weihnachtswunsch, daß dem deutschen Bürgerthum mehr politische Energie beschert werde? Ja, wenn sich diese Energie erkaufen ließe, wenn man sie einhandeln könnte! Aber sie muß von innen herauskommen. Die Frage ist nur, ob sie nicht herausgeschlagen werden kann, wie der Funke aus dem Stein. Daran darf man nicht verzweifeln. Und deshalb machen sich alle diejenigen ums Vaterland verdient, die diesem Bürgerthum die bittersten Wahrheiten sagen. Theodor

Digitized by Google

Mommsen hat kürzlich auf diesen Blättern dem Bürgerthum das Herbste gesagt, was man ihm sagen kann. Es war nicht hoch genug zu schätzen, daß ein Mann, auf den die Welt hört, diesen Trank kredenzte, und daß dieser Trank so bitter war. Mommsen's Worte haben eine Resonanz gefunden, wie seit Jahren kein anderes Mahnwort, das in deutschen Landen erklungen ist. Nur sehr wenige haben sich vorbehaltlos mit dem ganzen Inhalt seiner Worte einverstanden erklärt. Viele haben im ganzen, viele in Einzelheiten Ausstellungen gemacht; es hat auch politische Kleinkrämer gegeben, die darauf aufmerksam gemacht haben, daß der mächtige Felsblock, den Mommsen ins politische Getümmel geschleudert hat, sich nicht als Baustein für Fraktionshäuser verwenden lasse. Als ob uns ein neues politisches Exerzir-Reglement noth thäte; als ob es nicht vielmehr darauf ankäme, das deutsche Bürgerthum zum gründlichen Nachdenken über seine ganze Lage zu veranlassen, zur Scham über das, was es bisher versäumt.

In dem neuen Jahre, das nach wenigen Tagen anbricht, werden allgemeine Wahlen stattfinden, die für die politischen Geschicke des deutschen Reichs und Preußens auf längere Zeit entscheidend sein werden. Wird dies neue Jahr für das deutsche Bürgerthum weitere politische Demüthigungen bringen, oder wird sich dies Bürgerthum endlich einmal politisch aufraffen und sich wenigstens den verloren gegangenen Respekt wieder erringen? Das deutsche Volk wird im nächsten Jahre frohere Weihnachten feiern, wenn diese Fragen befriedigend beantwortet werden.

Theodor Barth.

Gegen das reaktionäre Kartell.

Der Kampf um den Antrag Kardorff ist vorüber. Welche Folgen werden sich daraus für die innere Politik der nächsten Zeit ergeben?

Der Beschluß des Reichstages über den Zolltarif ist nicht das Ende, sondern der Beginn der Neuordnung der deutschen Zollverhältnisse. Es folgen noch die Verhandlungen über den Abschluß von Handelsverträgen. Diese nicht nur, sondern auch die sich aus ihnen ergebenden sowie die sonst nothwendigen Aenderungen des beschlossenen Zolltarifs müssen vom Reichstage — voraussichtlich nicht mehr dem jetzigen, sondern dem nächsten — berathen und beschlossen werden. Bei den Wahlen zum Reichstage werden die Zollfragen eine entscheidende Bedeutung haben.

Diese Sachlage zwingt die Parteien, die den Antrag Kardorff durchgesetzt haben, in den Fragen, welche den Zolltarif betreffen, zusammenzuhalten. Sie müssen das gemeinsame Werk vertheidigen und zu Ende führen.

Es könnte scheinen, als ob der Bund der Landwirthe große Schwierigkeiten machen würde. Er tritt freilich sehr kriegerisch auf. So auf der am 20. d. M. in Braunschweig abgehaltenen Generalversammlung des Bundes der Landwirthe, die folgende von Herrn Dr. Hahn eingebrachte Resolution mit sehr großer Mehrheit annahm:

„Die heute hier tagende Landesversammlung des Bundes der Landwirthe im Herzogthum Braunschweig stellt sich in der Zolltariffrage rückhaltlos auf den Standpunkt des Vorstandes des Bundes der Landwirthe. Sie ist mit ihm der Meinung, daß der neue Zolltarif, wie ihn der Reichstag beschlossen hat, keine Rückkehr zur nationalen Bismarck'schen Wirthschaftspolitik bedeutet, sondern vielmehr die Weiterführung der Caprivi-Politik mit einseitiger Bevorzugung der Großindustrie und vollständiger Preisgabe wichtigster landwirthschaftlicher Lebensinteressen, wie insbesondere derjenigen der Viehzucht und Gärtnerei. Wir sehen mit schwerster Sorge den kommenden Handelsverträgen entgegen und erwarten von unseren Abgeordneten, daß sie der Preisgabe der nunmehr beschlossenen nicht gebundenen landwirthschaftlichen Generaltarifzollsätze an das Ausland den äußersten Widerstand entgegensetzen und gegebenen Falls die neuen Handelsverträge ablehnen.

Die Versammlung spricht ihr lebhaftes Bedauern aus, daß der in unserem Herzogthume gewählte Reichstagsabgeordnete v. Kaufmann dem neuen Zolltarif in der Gestalt, welche derselbe durch den Antrag v. Kardorff erhalten hat, seine Zustimmung gegeben und dadurch mit dazu beigetragen hat, die Position der deutschen Landwirthschaft für die bevorstehenden neuen Handelsverträge auf das allerschwerste zu schädigen."

Herr Dr. Hahn machte in seiner Begründung einen großen Unterschied zwischen den Freikonservativen und Nationalliberalen einerseits und den Konservativen andererseits; für die ersteren könne der Bund nicht wieder eintreten, am wenigsten für die Nationalliberalen; die Konservativen fanden eine gelindere Beurtheilung. Mit Recht, denn diese und der Bund der Landwirthe sind im Grunde ganz einer Meinung und arbeiten in schönstem Einverständisse. Der Bund muß den Reichskanzler fürchten lehren und die Landwirthe aufreizen. Die Konservativen finden dann im richtigen Momente die Möglichkeit, das Erreichbare anzunehmen. Diese beiden Gegner werden sich auch bei der Aufstellung von Kandidaten leidlich verständigen, schlecht kann es den Nationalliberalen ergehen, wenn sie vom Bunde nicht bloß nicht mehr unterstützt, sondern scharf angegriffen werden, wie es dem Herrn v. Kaufmann geschehen ist.

Trotzdem werden die Nationalliberalen dem mit den konservativen Parteien und dem Centrum geschlossenen Zollbündnisse treu bleiben müssen und dies wird nicht ohne großen Einfluß auf ihre Gesammtstellung bleiben können. Es war ja ein förmliches Bündniß, das nicht bloß zum Eintreten für das Zustandekommen des Zolltarifs, sondern zugleich zur Herbeiführung von Beschlüssen verpflichtete, welche nach dem Urtheil einer großen Zahl Parteiangehöriger gegen Recht und Gerechtigkeit verstießen und mit dem Liberalismus nicht verträglich waren. Werden die liberalen Elemente in der Partei bleiben und eine Reorganisation derselben in liberalem Sinne herbeiführen? Es ist schwer, schon weil es dazu an geeigneten führenden Persönlichkeiten fehlt, die mit Erfolg den jetzigen Führern entgegentreten könnten. Und wer wird noch Neigung haben sich für eine Partei wählen zu lassen, welche so innerlich unklar und gespalten ist, wie die nationalliberale. Der Liberalismus wird in ihr, wenn überhaupt wohl nur in sehr schwacher Dosis zu finden sein, eine feste Stütze gegen reaktionäre Bestrebungen bietet sie sicherlich nach weniger als früher.

Daß diese auf allen Lebensgebieten vorhanden sind, und wenn der Reichstag die Möglichkeit bietet, verwirklicht werden, ist nach der ganzen Entwicklung der letzten Jahre und den letzten Vorkommnissen unzweifelhaft. Die Reichsregierung und die verbündeten Regierungen werden sich nicht ernsthaft widersetzen; sie sind je länger desto mehr in Abhängigkeit von der Reaktion gekommen.

Wo ist nun im jetzigen Reichstag noch Widerstand gegen solche Pläne zu finden? Die Linke, d. h. die beiden Volksparteien, die Freisinnige Vereinigung und die Sozialdemokraten sind, wohl bei allen für die Vertheidigung der Volksrechte in Betracht kommenden Punkten einmüthig in der Gegnerschaft. Aber sie sind noch nicht 100 Mann, davon sind 56 Sozialdemokraten. Gewiß sind deren letzte Ziele durchaus verschieden von denjenigen der anderen Parteien, aber sie stehen zur Zeit nicht in Frage und sie würden wohl nie ernstlich in Frage kommen, wenn es gelingt, die Reaktion abzuwehren und unser ganzes Staats- und Gesellschaftsleben so zu gestalten, daß es allen Klassen der Bevölkerung gerecht wird — wie es der Liberalismus will. Die Sozialdemokratie vertritt in ihrer Art kräftig die Interessen der Arbeiter; von der größten Zahl der überhaupt sich mit Politik beschäftigenden Arbeiter wird sie als ihre Vertreterin anerkannt. Es bleibt, wenn man überhaupt einen einigermaßen aussichtsvollen Kampf gegen die Reaktion will, nur übrig ihn mit der Sozialdemokratie zusammen zu führen, mag man auch nicht bloß ihre letzten Ziele, sondern auch ihre Kampfesweise nicht selten mißbilligen müssen und sich ihnen gegenüber völlig selbständig halten.

Digitized by Google

Das eine Viertel, das den Kampf gegen drei Viertel des Reichstages zu führen hat, darf sich nicht den Luxus innerer Streitigkeiten gestatten. Der Kampf gegen den Zolltarif hat darunter, daß dies geschehen, empfindlich gelitten. Wäre von allen nicht der Sozialdemokratie angehörigen Parteien der Linken mit gleicher Energie der Rechten entgegengetreten worden, so würde nicht nur die Aktion im ganzen eine stärkere gewesen sein, sondern die der Sozialdemokratie wäre auch weniger in den Vordergrund getreten.

Die Entscheidung liegt aber nicht bei dem gegenwärtigen, sondern bei dem kommenden Reichstage, der in den fünf vollen Jahren, die ihm zur Verfügung stehen, Unheil in Hülle und Fülle bringen kann, wenn er nicht eine wesentlich andere Zusammensetzung erhält. Wenn man nach der jetzigen Lage der Dinge urtheilt, wird man wohl mit ziemlicher Sicherheit eine weitere Verstärkung der Sozialdemokraten, vielleicht bis zu siebzig, erwarten können, auch die liberalen Parteien der Linken mögen einige Verstärkung erfahren, aber die ganze Linke wird weit hinter der Rechten zurückbleiben. Noch mehr als jetzt im Zollkampf werden dann die Sozialdemokraten im Vordergrund der Vertheidigung gegen die Reaktion stehen. Das entbindet natürlich in keiner Weise die Liberalen von der Pflicht, auch ihrerseits den Kampf zu führen. Mag er ihnen unbequem sein, weil die Mitkämpfer ihnen in der Art ihrer Kampfesführung nicht zusagen, sie haben ihrer Pflicht gemäß das, was sie für recht halten, mit aller Entschiedenheit zu vertreten.

Aber das Ziel der Liberalen muß doch sein, selbst eine größere Rolle im kommenden Reichstage zu spielen. Daß dazu ein friedliches Zusammenwirken der getrennten Parteien bei den Wahlen gehört, ist oft genug, freilich mit geringem Erfolge gesagt. Aber damit ist doch nur eine Bedingung zweiten Ranges erfüllt.

Das Unerläßliche ist, daß sich die Klassen, welche sich selbst die besitzenden und gebildeten nennen, bewußt werden, welche Pflichten ihnen diese Vorzüge auflegen. Es gehört bei ihnen nicht zum guten Ton, es ist unbequem, sich um politische Dinge zu bekümmern, man könnte dadurch sein oder seiner Angehörigen Fortkommen oder gesellschaftliche Stellung erschweren. Und an Wahlen oder sonst aktiv bei Versammlungen sich zu betheiligen oder gar selbst zu kandidiren, wie wenige geben sich dazu her. Man will sich nicht den Mühen und den Angriffen aussetzen, die damit verbunden sein können. Man klagt über den rohen Ton, der in solchen Versammlungen herrsche. Gerade in unsern gebildeten Kreisen ist man weit mehr über einige Rohheitsausbrüche der Sozialdemokraten empört gewesen, als über die groben und vorausbedachten Rechtsverletzungen der hochgebildeten und vornehmen Gesellschaft, welche zur Entrüstung weit mehr Veranlassung gegeben haben. Aber daß in unserm öffentlichen Leben jetzt ein roherer Ton herrscht, als früher, das verschuldet am meisten gerade die Zurückhaltung der guterzogenen Klassen. Ihre rege Theilnahme am öffentlichen Leben würde gerade in dieser Beziehung vieles bessern.

Freilich müßte noch hinzukommen ein aufrichtiges, werkthätiges Interesse an den Zuständen der untern Klassen, damit diese — was freilich bei der langen Versäumniß schwer ist — wieder Zutrauen zu den oberen Klassen fassen. Es geht nun einmal heute nicht an, nach dem Rezepte des Herrn von Kröcher die unteren Klassen als rechtlose Objekte der Gesetzgebung zu behandeln. Die Ereignisse der letzten Zeit müssen allen einigermaßen nachdenkenden und nicht ganz von engen Privatinteressen gebundenen Menschen die Ueberzeugung geben, daß es sich jetzt nicht um einzelne politische Fragen sondern darum handelt, ob die mittlere Schicht der Bevölkerung durch den konservativ-agrarisch-ultramontanen Andrang auf der einen Seite und den sozialdemokratischen auf der anderen Seite zerdrückt oder ob durch ihre thätige verständige Wirkung die Extreme ausgeglichen werden und dadurch die Grundlagen unserer heutigen Gesellschaftsordnung gewahrt werden sollen.

Daß dies Letztere geschehe, daran hat natürlich der Mittelstand selbst das größte Interesse und nur wenn er sich seiner politischen Pflicht wieder bewußt wird, kann eine Gesundung unserer politischen Verhältnisse herbeigeführt werden. Es ist wohl das letzte Mal, daß ihm die Möglichkeit geboten wird, wieder eine ansehnliche Rolle zu spielen; ist während der nächsten fünf Jahre der Kampf der beiden Extreme weiter geführt, dann wird zwischen ihnen nicht viel mehr übrig sein.

Die Aufgaben der jetzigen Zeit sind groß und schön genug um zu aufopfernder Thätigkeit zu begeistern. Zwar gilt es nicht mehr den äußeren Bau des Deutschen Reiches zu schaffen, aber es ist noch ungemein viel zu thun, ehe es ein wirklich innerlich freies und allen gerechtes Reich wird; Arbeit dafür ist seit zwanzig Jahren längst nicht mehr mit der erforderlichen Kraft geleistet und viel, sehr viel ist in entgegengesetztem Sinne gethan.

Nur wenn es gelingt für dieses Werk die gerade in unseren mittleren Klassen so reichlich vorhandenen Kräfte lebendig zu machen, würde in unserem politischen und zumal im parlamentarischen Leben der Liberalismus wieder eine maßgebende Rolle spielen können. Denn diese Kreise sind ihrer ganzen Art nach Anhänger der modernen Staats- und Gesellschaftsanschauungen, d. h. des Liberalismus. Verhältnißmäßig gleichgültig ist es, ob dieser oder jener Parteiname bevorzugt wird, die Differenz in den Parteischattirungen kommt nicht in Betracht gegenüber den zwei großen Gegensätzen, gegen die gekämpft und deren Ausgleich erstritten werden soll. Mögen immerhin die Parteien selbst die möglichst starke Heranziehung neuer liberaler Elemente bei der eigenen Gruppe erstreben. In der jetzigen Situation muß die Wählerschaft gegenüber der Nothwendigkeit allgemeiner Verstärkung des Liberalismus die Fraktionspolitik zurücktreten lassen.

M. Schrader.

Der Zehnstundentag der Fabrikarbeiterinnen.

Eine der brennendsten Streitfragen der Frauenbewegung ist in allen Kulturländern die Frage des Arbeiterinnenschutzes. Bestimmte Gruppen der Frauenbewegung neigen der Ansicht zu, daß die Forderung eines besonderen Schutzes für den weiblichen Theil der Arbeiterschaft den Gleichheitsforderungen entgegenstehe, die sie vertreten; daß man keine Vorrechte fordern dürfe, wenn man den Gedanken der Gleichberechtigung vertritt. Sie sehen im gesetzlichen Schutz der Arbeiterin eine Beeinträchtigung ihrer Freiheit auf dem Arbeitsmarkt und glauben, daß die Begrenzung des Arbeitstages der Frauen auf eine bestimmte Stundenzahl sie aus den besser bezahlten Posten hinausdränge. Andere wiederum sehen im staatlichen Schutz der Frau keine Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit, sondern eine nothwendige Bedingung des kulturellen Fortschritts. Sie vertreten den Standpunkt, daß im Verkehr von Schwachen und Starken gerade die Freiheit unterdrückt, das Gesetz aber frei macht. Sie fordern für die Arbeiterin als Quelle der kommenden Geschlechter einen Schutz des Staates, der die Arbeiterin vor zu starker Arbeitsbelastung seitens des Arbeitgebers schützt.

Es ist dankbar anzuerkennen, daß in Deutschland die Frauenbewegung im Großen und Ganzen immer diesen letzten Standpunkt vertreten hat, während anderwärts derartige wünschenswerthe Gesetze geradezu an dem Widerstand und der Gegenagitation der Frauenvereine gescheitert sind. In Deutschland handelt es sich somit bei der Diskussion über den Arbeiterinnenschutz in der Regel nicht mehr um sein Existenzrecht, sondern nur um das Maß dessen, was angestrebt werden muß.

Digitized by Google

Zu dieser Frage hat die Gesellschaft für soziale Reform jüngst auf ihrer ersten Generalversammlung dadurch Stellung genommen, daß sie auf die Tagesordnung Referate über „den Zehnstundentag für Arbeiterinnen" und über „Die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen in Fabriken" gesetzt hatte. Beide Referate von Dr. August Pieper und Fräulein Helene Simon liegen nun im Druck vor.*) Sie erhalten besondere Bedeutung dadurch, daß die Gesetzgebung sich voraussichtlich bald mit dem von ihnen behandelten Gegenstand beschäftigen wird, da der Reichskanzler die Gewerbeinspektoren zur Berichterstattung über die Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit eines zehnstündigen Maximalarbeitstages aufgefordert hat.

Ob eine solche Umfrage noch nothwendig war, das scheint nach der vorliegenden Arbeit mehr als zweifelhaft. Beide Referenten kommen zu dem Ergebniß, daß die Frage der Einführung eines Zehnstundentages bereits spruchreif sei. Es liegen so zahlreiche Aeußerungen und Urtheile von Gewerbeaufsichtsbeamten, von Unternehmern und Sozialpolitikern vor, daß die angeordneten Erhebungen kaum Neues ergeben können. Sie werden höchstens noch weitere Beweise für die Nothwendigkeit des Zehnstundentages schaffen.

Was an bedeutungsvollen Urtheilen für und gegen den Ausbau des Arbeiterinnenschutzes anzuführen ist, das haben die beiden Referate zusammengetragen und übersichtlich gegliedert. Die Forderungen, die sie daraus ableiten, sind keine utopischen Zukunftsbilder, sondern praktische, gegenwärtig erfüllbare Wünsche. Beide Referenten stehen auf dem Standpunkt, daß das Gesetz nicht einseitige Klasseninteressen zu vertreten und mit kühnem Schnitt in herrschende Anschauungen eine Bresche zu legen hat.

„Es soll nur jenes Maß von Arbeitszeit für alle Frauen mit bindender Kraft als äußerste Schranke festsetzen, das bereits in der Mehrzahl der Industriezweige und deren fortgeschrittensten Betrieben aus freier Entschließung der Unternehmer oder in Folge des Druckes der Arbeiter üblich ist."

Daß aber der Zehnstundentag nicht nur für Frauen, sondern auch für die meisten männlichen Arbeiter heut bereits als durchschnittlich geltende Norm anzusehen ist, dafür werden zahlenmäßige Belege und Urtheile der besten Sachkenner erbracht. So äußert sich der kürzlich verstorbene Geheime Oberregierungsrath Dr. Wörishofer, der langjährige Leiter der badischen Fabrikinspektion, schon 1899:

„Daß in manchen Industriezweigen und in vielen einzelnen Fabriken schon kürzere als die gesetzlich zulässigen elfstündigen Arbeitszeiten üblich sind, wurde schon a. a. O. ausgeführt; aber auch intelligente Arbeitgeber aller Branchen gaben zu aber erklärten ohne Weiteres, daß die Durchführung der zehnstündigen Maximalarbeitszeit bei ihnen keinem Anstande begegne unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß ihre Einführung gleichmäßig für das ganze Reich erfolge. Sie rechnen dabei theilweise auf die bei kürzerer Arbeitszeit vorhandene größere Frische und vermehrte Arbeitsintensität. — — — Nachdem schon an vielen Orten die zehnstündige Arbeitszeit durch einen Sieg der Arbeiter eingeführt und der Boden genügend vorbereitet ist, ist eine Regelung durch den Staat im Interesse seines Ansehens vorzuziehen. Auch für die Sache selbst wäre das besser, da stets eine Anzahl rückständig gesinnter Arbeitgeber in der irrigen Ansicht, hieraus einen Extragewinn erzielen zu können, freiwillig von der längeren Arbeitszeit nicht abgehen würde. Es genügt aber, wenn die Staatsgewalt in einer herangereiften Sache die intelligenten Arbeitgeber auf ihrer Seite oder wenigstens nicht gegen sich hat."

Aehnlich wird aus allen Landestheilen von Fachleuten berichtet, daß in fortgeschrittenen Betrieben der Zehnstundentag fast durchweg eingeführt ist. Uebereinstimmend geht ihr Urtheil ferner dahin, daß die seit 1891 eingeführte Begrenzung der Arbeitszeit von Fabrikarbeiterinnen auf 11 Stunden täglich, um deren Fortbildung es sich jetzt handelt, in keiner Weise die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und der Arbeiterinnen geschädigt habe. Die Arbeitsleistung und damit auch der Arbeitslohn ist bald nach dem Inkrafttreten jenes Gesetzes durch angespanntere Thätigkeit wieder ausgeglichen worden. Die Arbeiterinnen selbst — so wird berichtet — möchten, auch wenn sie eine Kleinigkeit weniger verdienen, zu der längeren, gesetzlich unbegrenzten Arbeitszeit nicht zurückkehren. Die Stunde, die sie mehr als früher zu Hause zubringen können, ermögliche ihnen eine bessere Führung des Hauswesens, eine vermehrte Ordnung.

„. . . Auch wenn ihnen die elfstündige Arbeitszeit eine fühlbare Wenigereinnahme gebracht hätte, würden sie nicht wieder zu zwölfstündiger Arbeitszeit zurückkehren wollen. Sie dächten daran, wie an eine Zuchthausarbeit."

Eine ganze Reihe von Fabrikbesitzern, Berufsgenossenschaften und Handelskammern geben gleichfalls zu, daß sie günstige Erfahrungen mit der Verkürzung der Arbeitszeit gemacht haben; und wenn vereinzelte Stimmen sich trotzdem gegen den Zehnstundentag für Arbeiterinnen erheben, so dürfte es sich dabei hauptsächlich um Betriebe handeln, die hinter dem Fortschritt der Technik zurückblieben. Wenn solche Unternehmer sich nicht zu einer freiwilligen Einführung der Maßregel entschließen werden, so beweist das gerade, „daß sie durch die Gesetzgebung genöthigt werden müssen, den wirthschaftlichen Fortschritt mitzumachen, zu dem sie aus Mangel an sozialer Einsicht oder gar aus dem Bestreben, daraus in der Konkurrenz Vortheil zu ziehen, sich nicht entschließen wollen".

Wenn gerade rückständige Betriebe nur durch den Staat zu arbeiterfreundlichen Maßnahmen veranlaßt werden können, so ist damit auch der Grund bezeichnet, warum man gerade für die Frauen diesen Schutz erheischt, den man auf die Männer nicht unmittelbar ausgedehnt zu sehen verlangt. Denn überall, wo es sich um ungünstige Arbeitsbedingungen handelt, da findet man einen stärkeren Prozentsatz weiblicher als männlicher Arbeiter. Die Frau, die wenig technische Fertigkeit erlangt, nicht immer zur Berufsarbeit erzogen ist, nimmt eben jede Arbeit und jeden Lohn an, den ein männlicher Arbeiter vielleicht zurückweisen würde. Sie ist in Folge ihrer ganzen wirthschaftlichen Verhältnisse, ihrer doppelten Aufgabe als Hausfrau und Mutter einerseits, als Berufsarbeiterin andererseits weniger organisationsfähig als ihr männlicher Arbeitsgenosse. Ihr muß der Staat den Schutz und die Hilfe gewährleisten, die der Mann sich in tausend Fällen selbst durch die Berufsorganisation gesichert hat. Thatsächlich bleibt der gesetzliche Elfstundentag der Arbeiterin heute noch vielfach hinter der Arbeitsverkürzung zurück, die männliche Arbeiter sich erkämpft haben. Und unter diesem Gesichtspunkt sagt denn auch Helene Simon*): „Man kann sehr wohl im Prinzip den allgemeinen Maximalarbeitstag befürworten und doch aus mehr als opportunistischen Gründen in erster Linie auf Kürzung der Frauenarbeit dringen." Die Frauen sind zur Selbsthilfe ungeeigneter als der Mann, sind stärkerer Inanspruchnahme ihrer Kräfte ausgesetzt und müssen nicht nur im eigenen, sondern im Staatsinteresse vor Ueberanstrengung bewahrt werden.

„Ob die Arbeiterin an sich schädigende Einflüsse schlechter verträgt als der Arbeiter", — sagt Helene Simon — „ist zunächst unwesentlich. Wir müssen damit rechnen, daß sie durch ihr Geschlecht doppelten Ansprüchen untersteht, die ihre Widerstandsfähigkeit untergraben. Zu der physiologischen Belastung und der Ueberarbeit in Folge gleichzeitiger erwerbender und häuslicher Aufgaben tritt Unterernährung und mangelnde Erholung, kurz, eine durchschnittlich geringere als die männliche Lebenshaltung. . . . Angesichts der ganzen sozialen Lage müßte die Arbeiterin nicht nur gleich kräftig, sondern undenklich viel kräftiger sein als der Mann, wäre sie nicht stärker gefährdet als er." Und „mit der Trägerin des kommenden Geschlechtes ist auch dieses erschreckend gefährdet."

Im Interesse des gesammten Volkslebens ist deshalb die Herabsetzung der Maximalarbeitszeit für Frauen zu wünschen.

*) Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Heft 7 und 8. Verlag Gustav Fischer, Jena 1902.

*) a. a. O. S. 91.

Die Schrift der Gesellschaft für soziale Reform legt dar, daß der bestehende Schutz der Arbeiterin nicht als ausreichend für die Wohlfahrt und das Gedeihen der Nation angesehen werden kann, daß der Boden für die geforderte Reform vorbereitet, daß die Zeit für den Zehnstundentag reif ist.

„Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhob sich ein genialer Baumwollfabrikant gegen den Raubbau an der Menschenkraft, der den Aufschwung der Textilindustrie begleitete", so berichtet Helene Simon. „Früh fiel Robert Owen die Sorgfalt auf, die man den todten Maschinen zollte, die Vernachlässigung und Verachtung der lebenden Maschinen. Mit Wort und That diente er seiner Ueberzeugung, daß ein gesunder Arbeiterstand erste Bedingung einer gesunden Volkswirthschaft sei. — Er wurde der Begründer der Fabrikgesetzgebung. — Damals galt es ein neues Gebiet. Heute wandeln wir betretene Pfade. Unsere Forderungen erwachsen aus den Lehren der Vergangenheit. Sie schöpfen die beste Begründung aus der Prüfung von Ursachen und Wirkungen der geltenden Gesetze."

Ihre Prüfung dieser Verhältnisse wird sicherlich dazu beitragen, auch den Frauen der arbeitenden Klassen bald „die kleine Spanne zum Lieben und Leben — die kleine Spanne zum Denken und Streben" zu sichern, die ihnen so dringend noththut.

Alice Salomon.

Adolf Bayersdorfer.

„Wahrlich, übel riecht alles Gestern und Heute nach dem schreibenden Gesindel!" — Diese Worte sind ganz im Geiste Bayersdorfer's gesprochen. Wenn einer von den jungen Gelehrten, die ihn in Schaaren zu besuchen pflegten, zu ihm kam, fragte er ihn sogleich mit seinem feinen, vielsagenden Lächeln: „Wie viel Bücher haben Sie denn schon geschrieben?" Und von einem Professor, der sich durch besonders dickleibige Bände auszeichnet, sagte er: „Der schreibt auch mit zwei Händen". Er kannte selbst die Schwierigkeit der Produktion und litt unter ihr; Produktion, wie er sie verstand, das heißt Vordringen bis zu dem Kern der Probleme und formvollendete Wiedergabe des Erkannten. Zur Bekämpfung einer nur extensiven Produktion diente ihm sein sprudelnder Humor oder bitterer Sarkasmus.

Weshalb spricht man heute wieder oder noch von dem Manne, dessen sterbliche Hülle im Februar 1901 im Krematorium zu Jena in Flammen aufging? — Sein Geist ist wieder lebendig geworden. Er ist aus der Zurückhaltung herausgetreten, zeugt für sich und seine Lebensideale und wendet sich nun an die Allgemeinheit, an das deutsche Volk.

Daß er so wirken kann, ist der aufopfernden Arbeit dreier Männer zu verdanken, Menschen von vornehmer Gesinnung wie der, dem sie sich gewidmet haben ohne andere Triebkraft als Liebe zu der idealen Aufgabe, die sie sich gestellt. Wilhelm Weigand, Hans Mackowsky und Bayersdorfer's Schwager, August Pauly, haben sich vereinigt, um das, was von seinem Leben und seinen Schriften werthvoll schien, der Nachwelt zu erhalten*). Ihr Unternehmen hat einen stattlichen Band zu Stande gebracht. Von Weigand rührt die feinsinnige Würdigung seines Lebens her, Mackowsky hat in mustergiltiger Weise seine Bedeutung als Kunstforscher und Aesthetiker geschildert und aus den Aufzeichnungen seiner Notizbücher eine Sammlung von Aperçus ausgelesen. Pauly veröffentlicht eine Anzahl ausgewählter Briefe und die herrliche Grabrede, die er dem Schwager gehalten.

*) Adolf Bayersdorfer's Leben und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans Mackowsky, August Pauly, Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen. München, Bruckmann 1902.

Auch dem, welcher nicht das Glück hatte, Bayersdorfer persönlich zu kennen, tritt aus diesem Buche der ganze Mann entgegen. In ihm spiegelt sich die Kultur wieder, die sein Wesen ausmachte. Und diese Kultur war keine beschränkte, an bestimmte Grenzen gebundene. Sie umfaßte das ganze Reich des Schönen. Die Beschäftigung mit der Kunst war für ihn Herzenssache, mit Leidenschaft gab er sich ihr hin; und seine Seele drang zu Tiefen vor, wo der Urgrund künstlerischen Schaffens als ein Mysterium verborgen liegt. Neben den Aeußerungen der Genies im Technischen, die er von Grund aus studirt hatte und wie wenige beherrschte, interessirte ihn auch vor allem die Psyche als Schöpferin und Gestatterin der Ideen. Und darin war er dem Italiener Morelli, seinem litterarischen Gegner, weit überlegen. Er war ein Feind jeder materialistischen Geschichtsauffassung. Ein starkes metaphysisches Bedürfniß wurzelte in ihm und ließ ihn auch, als Freund Karl Du Prels, den Problemen des Okkultismus und Spiritismus nahe treten. — Als Schachspieler war er eine europäische Berühmtheit.

Sein äußerer Lebensgang bietet nichts Merkwürdiges. Er wollte in München ursprünglich Medizin studiren, gab das aber bald auf und widmete sich ganz seinen künstlerischen und litterarischen Interessen. Es fehlte ihm oft am Nöthigsten, und es geht uns ans Herz, wenn er in einem Briefe aus dem Jahre 1867 schreibt: „Es ist in meinem Zimmer fast so kalt als auf der Straße und ich habe kein Holz und Nachts kein Licht." Kümmerlich ernährte er sich durch die Schriftstellerei. Das war für ihn besonders schwer, da er die strengsten Anforderungen an sich stellte und gegen alle nur dem augenblicklichen Tagesinteresse dienende Federarbeit einen innerlichen Widerwillen hegte. Hinter jeder Produktion sollte der ganze Mann stehen. Dabei zehrte eine tückische Herzkrankheit, der er auch später erlegen ist, von Jugend auf an seinem Leben. Linderung durfte er nur von einem Aufenthalt im Süden erhoffen. Die Möglichkeit dazu wurde ihm im Jahre 1874 durch ein Stipendium des bayerischen Staates geboten. Da zog das „hilflose Gedicht von einem Menschen", wie er sich selbst nennt, gen Süden. Sein mehrjähriger Aufenthalt in Florenz legte den Grund zu seiner ausgebreiteten Kenntniß der italienischen Kunst. Auf vielen Reisen erweiterte er später sein Wissen. Er wurde einer der ersten Kenner Europas. Die bayerische Regierung konnte daher keine geeignetere Wahl treffen, als sie ihn im Jahre 1880 als Konservator an die Galerie in Schleißheim und vier Jahre später an die Münchener Pinakothek berief. Sobald seine materielle Lage gesichert war, heirathete er seine Braut Eugenie Pauly, mit der er durch eine zwölfjährige Liebe verbunden war, und führte mit ihr eine zwanzigjährige glückliche Ehe.

In München wurde Bayersdorfer eine bekannte Persönlichkeit. Sein Arbeitszimmer mit der großen Bibliothek in der alten Pinakothek war oft von Einheimischen und Fremden belagert, die alle seinen Rath suchten. Sein Einfluß ist ein weitreichender gewesen, wird aber niemals ganz festzustellen sein. Nach welcher Richtung hin er zu wirken suchte, mit welchen Männern er in gleichem Streben verbunden war, geht aus der Stelle eines Briefes vom Jahre 1889 hervor: „Trotz mannigfacher Gegensätze schloß sich seinerzeit ein ästhetischer Ring ganz von selbst. Victor Müller, Böcklin, Marées, Thoma, Hildebrandt, Hillebrand, Theod. Hewje, Speidel, Fiedler et moi. Die Kunstgeschichte der Zukunft entdeckt vielleicht einmal diesen Handund."

Bayersdorfer ist einer der ersten und vornehmsten Vertreter der neueren deutschen Kunstwissenschaft gewesen, die kurz vor ihm erst ins Leben getreten war. Er suchte nach den ewigen Wahrheiten in der Kunstgeschichte; das Detailstudium war ihm nur Mittel zum Zweck. Aber weil er immer das Höhere, ja das Höchste im Auge hatte, deshalb trat er mit seiner ganzen Kraft für die strengste Wissenschaftlichkeit in diesem Fache ein. Ein methodisches Arbeiten, nicht nur ein Schöpfen aus der Tiefe des

Digitized by Google

Gemüthes hatte er als die einzige Möglichkeit erkannt, zu Resultaten zu gelangen. Er schrieb als Grundsatz: „Aus der exakten Feststellung der technischen Methodr großer Künstler und ganzer Schulen gestaltete sich der vorzüglichste und fast einzig untrügliche Faktor der modernen Gemäldekenntniß." Den Künstlern, soweit sie nur Künstler sind, spricht er von vornherein die Berechtigung ab, in kunstwissenschaftlichen Fragen mitsprechen zu wollen. Auf ihre Schädlichkeit in der Verwaltung von Sammlungen weist er mit Nachdruck hin. Als den Schlüssel zum Verständniß von Kunstwerken hatte er einzig und allein das Kunstgefühl erkannt, eine problematische Eigenschaft, die man besitzt oder nicht besitzt odrr zu besitzen glaubt. Er wußte, daß jede Schilderung von Kunst durch Worte nicht ohne Rest aufgehen könnte, da das von dem Kunstgefühl Geschaute nur wieder durch Kunst ganz reproduzirt werden könnte.

In seinen Notizen über italienische Bilder hat er ein köstliches Vermächtniß hinterlassen. Die knappen, formvollendeten Aufzeichnungen enthalten mehr und Bedeutenderes über Kunst als ganze Reihen der modernen Bilderbücher. Sie bieten Beispiele feinster Analyse von Kunstwerken und zeigen das Bestreben, das Kunstwerk durch prägnanten und zugleich poetischen Ausdruck zu umschreiben. Der Kunst sollte durch Kunst drigekommen werden. Man lese die fünf Seiten über Michelangelo, an dem er den Humor vermißt, den er selbst sich über alle Schläge des Schicksals hinweg erhalten hat, oder die wenigen Zeilen über Giorgione, die zu dem Treffendsten gehören, was über diesen Meister gesagt worden ist. Kann der Gegensatz der späteren Kunst zu der des Quattrocento besser gekennzeichnet werden als durch drn Ausspruch: man hatte, „ohne daß man es merkte, in der Kunstanschauung an die prädominirende Stelle der Form die der Erscheinung gesetzt?" Kann man Tizians Porträtkunst feinsinniger charakterisiren als wenn man schreibt, „daß ihm jeder Theil einer Erscheinung in erster Linie einen Farbenwerth vorstellt und erst in zweiter die Sache nach Form und Empfindungsreflex?" Oder zu Raffael: „es sei ihm vergönnt gewesen, die Natur gleichsam schon als fein Kunstwerk zu sehen", und: „Raffael's großartige Bildnißauffassung zeigt den Menschen stets wie in einrr durch innere Sammlung erhöhten Existenz". Doch — jeder lese selbst die Perlen auf, die in diesrm Buche nicht verstreut sind.

Ein gleich intimes Verhältniß wie zur alten hatte Bayersdorfer zur modernen Kunst. Seine Zeit hält er für sehr unzeitgemäß. Er hatte die Ueberzeugung (1869), er lebe „im letzten Stadium einrr großen geschichtlichen Epoche, nämlich der Renaissance". Um so eindringlicher verfolgte er die Ansätze zu einer neuen Lebens- und Kunstauffassung. Das Neue lag für ihn in der Opposition. „Die Kunstwissenschaft," schreibt er, „die sich der (damals 1874) modernen Kunst gegenüber fast immer ablehnend verhalten muß, sieht sich veranlaßt, Wesen und Geschichte der künstlerischen Opposition in Frankreich und Deutschland mit Interesse zu verfolgen." Er ebnete Courbet in Deutschland die Wege, er trat für Victor Müller, Böcklin, Leibl, Thoma, Trübner u. a. ein, als diese noch um ihre Anerkennung zu ringen hatten; mit Liebermann verstand er sich vortrefflich. Die von den Künstlern oft und zum Theil mit Recht verlästerte Kunstwissenschaft hat also in diesem Vertreter doch einen äußerst feinen und richtigen Instinkt für das Kommende, Werdende, im eigentlichen Sinne Künstlerische offenbart. Und fast alle Forscher von Bedeutung wie Janitschek, Bode, von Seidlitz, von Tschudi, Lehrs u. a. sind in würdiger und sachlicher Weise für die moderne Kunst eingetrrtrn. Die Künstler sollten nur nicht die Wissrnschaft nach dem heute so verbreiteten „schreibenden Gesindel" bemessen.

Nachdem Bayersdorfer eine gesicherte Lebensstellung erhalten hatte, schrieb er kaum noch etwas. Dieses Nichtschreiben ist bei ihm ein psychologisches Problem. Er litt an einem kranken Willen und hatte eine pathologische Scheu vor der Tinte und dem Akt des Schreibens. Auch das Briefschreiben ging ihm nicht von der Stelle. Er nennt sich den „Hamlet unter den Briefstellern". Darunter hattrn alle, seine nächsten Freunde, selbst seine Braut zu leiden. So ist denn alles, was seine Verehrer und Freunde von ihm als lesenswerth erachteten, auf 400 Quartseiten vereinigt. Dieses nicht sehr umfangreiche Zeugniß von einem ganzen Menschenleben gewährt aber Einsicht in eine erstaunliche Universalität. Mit derselben Gründlichkeit wie in die bildende Kunst hat er sich in Poesie und Musik vertieft. Ein Aufsatz über Martin Greif zeugt von seiner feinen ästhetischen Beurtheilung der Poesie. Seine Arbeiten über Musik verrathen gleichfalls Verständniß für diese Kunst. Und wrnn ich auch seine Ansicht über die Musik Richard Wagner's nicht theile, so ist doch die Sachlichkeit, mit der er gegen Wagner gekämpft hat, anzuerkennen und von diesem selbst anerkannt worden, indem er sagte: „Bayersdorfer ist der einzige ernst zu nehmende Gegner in München."

Daß er im Grunde seines Herzens poetisch veranlagt war, daß ihm die Kunst der Darstellung zu Gebote stand, zeigen in hohem Maße seine Briefe und die vier reizenden Humoresken. Die Briefe enthüllen uns zugleich das Wunderdarste, das Bayersdorfer besaß: seine Seele. Sein tiefes Gemüth, seine Auffassung von Liebe und Freundschaft legen ein strahlendes Zeugniß für seinen Charakter ab. Jeder, der mit ihm in Berührung kam, wußte diesen Charakter nur zu rühmen. In seinem Verkehr mit Sammlern und Händlern war er als die rechtlichste, aufrichtigste Natur bekannt und geschätzt. Eine ganze Generation von Kunstforschern schaltete mit fremrm geistigen Eigenthum. Da er selbst später nichts mehr veröffentlichte, so gab er das von ihm Erforschte freigebig den andern hin, um es verwerthen zu lassen. Es lag ihm immer nur an der Sache; seine Person kam niemals in Frage. Er war ein Mensch, auf der höchsten Stufe menschlicher Kultur stehend, und er fand in diesem Menschenthum Genüge. Seine Persönlichkeit bedeutet für das Deutschland vom Ende des 19. Jahrhunderts einen Kulturfaktor. Wenn auch eine solche nur als lebendige Erscheinung in ihrem Kreise zu voller Wirkung kommt, so ist ihr doch durch das Buch aus dem Nachlaß ein Einfluß auf kommende Geschlechter ermöglicht. Möge es so aufgenommen werden, wie das Buch es verdient!

Werner Weisbach.

Die Emanzipation des Kindes in der Litteratur.

Ellen Key hat Recht bekommen mit ihrer Bezeichnung des zwanzigsten Jahrhunderts. Das Kind beherrscht die Zeit und ihren Spiegel, die Litteratur. Man hat es förmlich neu entdeckt, wie man vor einigen Jahrzehnten die Frau entdeckte. Die Frau nämlich, die nicht nur das Erlebniß des Mannes ist.

Auch das Kind in der Litteratur war bisher nichts als das Erlebniß der Erwachsenen. Die letzten Stadien dieser Anschauung sind noch nicht ganz überwunden, aber doch regt sich's schon überall. Und selbst, wo äußerlich die Abhängigkeit vom Standpunkt des Erwachsenen festgehalten ist, setzt doch die Schilderung des Kindrs mit solch unerhörter Intensität ein, daß schon darin ein Neues liegt.

Das ehemalige Abhängigkeitsverhältniß des Kindes vom Erwachsenen in der Litteraturschilderung hatte einige feste, immer sich wiederholende Formen angenommen. Und will man (ein Schlagwort der Gegenwart umkehrend) das Leben des Kindes in der Kunst verfolgen, so findet man folgende hervorstechende Typen:

1. das Kind als Nachbildung des Erwachsenen;
2. das Kind als Repräsentant des Erwachsenen;

3. das Kind als Symbol für den Erwachsenen;
4. das Kind als Motiv und Erläuterung des Erwachsenen;
5. das Kind als Vorläufer des Erwachsenen und
6. nur ganz, ganz selten das Kind als Eigenwesen.

Die erste dieser sechs Gruppen reicht weit zurück ins Alterthum. Die bildende Kunst vor allem hat sie bereichert. Ihr gehören die Kultbilder von Kindern an, die entweder in ihren Formen, oder durch die bewußte Weihe ihres Ausdrucks als kleine Erwachsene erscheinen, ihr später auch die sentimentalen und kokketten Kinder der Rokokozeit. In der Litteratur stehen dem zur Seite die Kinder der Legende, die Kinder der moralischen Erzählungen, auch die Paul et Virginie's und die so unheimlich gescheut redenden Wolther Tell's des Dramas.

Der Gruppe der Repräsentanten gehören in der bildenden Kunst die Fürstenkinder der Renoissance an, die so preziös und feierlich in der Trocht der Erwachsenen vor uns stehen, daß ihre kindlichsten Gesten davor nicht aufkommen. Sie sind begleitet von den Shakespeare'schen Königssöhnen, dem Rousseau'schen Emile, der das genus Kind repräsentirt, und stoßen hart an die Gruppe jener Kinder, die als Symbol dienen. In der Malerei möchte ich da Reynolds anführen, der seinen tounderooll beobachteten und geschilderten Kindern einen allegorischen Titel mitgeben zu müssen glaubt wie „Simplicity", „The age of innocence", in der Litterotur als Symbolgestalten Ibsen's Klein Eyolf und Goethe's Kind aus den „Wahlverwandschoften" mit seiner verhängnißvollen Doppelähnlichkeit.

Dieses Kind wieder führt zu der breiten Gruppe der Kinder, die als Motiv und Erklärung der Erwachsenen fungiren. Sie ist in Drama und Romon heute fast unentbehrlich geworden. Namentlich im Eheroman spielt das Kind, seine Geburt und sein Tod unzählige Male die Rolle des mächtigen Binders und Lösers. Die bildende Kunst hat naturgemäß dem nichts zur Seite zu stellen; wie auch die folgende Gruppe ausschließlich der Litteratur angehört; wogegen die letzte sich, als sporadisch auftauchende Einzelerscheinung in Plastik und Malerei früherer Zeit immerhin vorfindet; weit häufiger als in der redenden Kunst.

Diese drei Behandlungsformen des Kindes: „Das Kind als Motiv und Erläuterung und das Kind als Vorläufer des Erwachsenen," sowie die moderne Errungenschaft für die Litteratur: Das Kind als Eigenwesen finden sich in einer großen Anzahl moderner Litteraturwerke. Ich greife drei der werthvollsten heraus, je eines für jede der drei Gruppen.

Geijerstam, der feine Empfinder und Beobachter subtilster Seelenerlebnisse, läßt eben einen Eheroman erscheinen,*) in dem der Tod ihres Knoben ein getrenntes und geschiedenes Paar wieder zusammenführt. Schon in des schwedischen Prosa-Poeten letztem Buche „Vom Brüderchen" ist es ein kleiner goldlockiger Knabe, der da umhergeht und Licht und Trost spendet mit seinen kleinen Händen, bis er zuletzt durch sein Sterben zur berauschenden Todeslockung wird für die Mutter und so die Ehe seiner Eltern löst. Hier in der „Komödie der Ehe" ist es eine innere Vereinigung nach Mißverständniß und Trennung, die der sterbende kleine Georg und dann der todte in sein Elternhaus bringt.

Es ist eine wunderlich einfache Geschichte, die Geijerstom uns erzählt, eine von denen, die im wirklichen Leben nicht beachtet werden, weil sie sich so tief unter der Oberfläche der Beobachtung abspielen, daß nur ein sehr Geduldiger und Stiller sie erkennt.

Robert Flodin, Georgs Vater, hat ein rundes, joviales Gesicht und ernste Augen, die aber niemand recht zu sehen bekommt, da er meistens lacht; um so häufiger lacht, als er fühlt, daß alle Welt dies von dem Träger des runden, jovialen Gesichtes erwartet. Er ist beständig der Gutgelaunte, der Lieder singt und die anderen belustigt. Einmal hält er eine Rede, in der er bittet, ernst genommen zu werden. Aber seinen Freunden ist das unbehaglich, und sie sind froh, als er wieder zu seiner alten Weise zurückkehrt. Sie, die seine Frau geworden ist, liebt ihn gleichfalls um dieser Heiterkeit willen und erschrickt, als er ihr einmal andeutet, es sei doch auch Gewichtigeres in ihm. Do, an einem Weihnachtsabend, gesteht ihm sein Freund Gösta, er habe seine, Flodins Frau geliebt, ehe sie Robert wählte. Von diesem Augenblick an webt das Ehepaar gemeinsam eine rückwärtige Liebesgeschichte des Freundes und bereitet so den Boden vor, auf dem allmählich ein Liebesverhältniß zwischen Gösta und Anna Flodin erwächst, was zur Aussprache und Trennung der Gatten führt. Bis dahin ist der kleine Georg nur eine Art Staffage gewesen, ein Gegenstand, an dem gezeigt wurde, mit welcher Freude Frau Anna sich ihres Kindes annimmt, und später, daß sie es vernachlässigt. Ein Künstler wie Geijerstom freilich kann selbst dieses Staffageobjekt nicht unbelebt lassen. Er versteht es, uns ein ganz bestimmtes Kind vor die Augen zu stellen, so wenig Worte er hierfür verwendet. Nach der Trennung oder tritt das Kind in den Vordergrund. Als Anna durch den Advokaten ihren Mann bitten, das Kind eine Zeit lang im Jahre bei sich haben zu dürfen, schlägt er es ab, erst auf ihre nochmals wiederholte schriftliche Bitte gibt er nach, unter der Bedingung, daß Georg, wenn er einmal dort war, selbst entscheiden möge, ob er wiederkehren möge. Bei allen diesen Verhandlungen aber fühlt er, mitten durch seinen Groll hindurch zum ersten Male, daß der Zusammenhang unzerreißbar ist zwischen dem Vater und der Mutter dieses Kindes, das zu sehen er vermeidet, weil er ersuchen will zu vergessen. Er spürt, daß kein Gesetz jemals ein so starkes Band schmieden könne, als diese Elternschaft, und daß dies Nichtvergessen-Nicht-sich-lösen können die Hölle ist.

Eines Mittags aber, als der kleine Georg ihn fragt, wo Mama bleibe und nachdem er die Antwort erhalten, sie sei fortgereist, am nächsten Tage, wo „Onkel Gösta" sei? entspinnt sich ein seltsames Gespräch zwischen dem Vater und seinem kleinen Sohn, nach dem der Vater eine Art Tröstung spürt und sich wundert, wie er so, fast kameradschaftlich mit dem Kinde hat sprechen können. „Wie gut Du bist, Papa," hat Georg gesagt und ist in Thränen ausgebrochen. Von da ab gestaltet er selbst sein Verhältniß zu dem Vater, der der schüchterne Theil dabei ist, und eine Zeit des Triumphes über Anna beginnt, die ihren Höhepunkt hat, als Georg, nach seinem ersten Besuche bei der neuverheiratheten Mutter erklärt, er gehe nicht mehr hin, weil „Onkel Gösta die Mutter schlecht ansähe". Mitten aus dieser Zeit trotzigen Friedens wird Robert Flodin aber durch die Erkrankung des Kindes gerissen. Auf Georgs leise geflüsterte Bitte, sendet er nach Anna, sie kommt, und die Eltern verwochen die inhaltreichsten Stunden ihres Lebens an diesem Sterbebette ihres Kindes. Noch über seinen Tod hinaus taährt diese neue und wahrere Vereinigung, in der jeder den andern gesehen hat, wie er wirklich ist. Aeußerlich bleibt ihre Ehe getrennt, aber das Werk des Kindes wird darum doch bestehen, so lange sie leben. —

Bei flüchtiger Betrachtung scheint hier das Kind eigentlich nur Anlaß zu sein, nichts weiter. Aber in der Art, wie wir mit seinen Gedanken zu denken gezwungen werden, sowie die Besonderheit des Thuns und Lassens dieses Knaben, dessen Schilderung nicht beim Typus stehen geblieben ist, geht weit über die formale Bedeutung dieses Kindes als Motiv heraus. Sie verräth schon Zeichen der nahenden Emanzipotion der Kind-Litterotur.

Als Beispiel für einen Romon, in dem das Kind als Vorläufer des Erwachsenen geschildert wird, möchte ich Wassermann's „Moloch" *) anführen.

Wassermann liebt es, seine feinen, krausen und tiefen Bücher mit der Schilderung eines sensationellen Accidents zu beginnen und mag auf diese Weise manche Thatsachen-

*) „Die Komödie der Ehe". Roman. S. Fischer.

*) „Der Moloch", Roman von Jacob Wassermann. S. Fischer's Verlag.

Digitized by Google

hungrige Leier durch die spätere Vornehmheit seiner Fabelführung enttäuschen. Hier im „Moloch" ist es ein Eisenbahnunglück. In einer furchtbaren Winternacht läuft ein Eisenbahnzug auf das falsche Geleise, dem Kohlenwerksbesitzer Anforge wird der Kopf zerschmettert, während dieselben zusammenprasselnden Wagentheile, die das vollbrachten, die Frau und das Kind schützend umgaben, wie die Bretter eines Sarges. Seit dieser Zeit war Frau Anforge, die sonst eine lebenslustige Frau gewesen, wie erfroren. Sie kaufte sich in weltentlegener Einsamkeit ein Gut und erzog dort ihren Knaben wie einen Bauernsohn. Frau Anforge haßte alles, was sich schnell bewegt, alles Springen, Laufen und Tänzeln, sie liebte weder Spiegel noch Bilder, nichts, was an den Wänden hing, und ihr Bett lag flach und knapp über den Dielen. In solchem Kreise des Ruhens wächst Arnold auf, friedlich, anscheinend nüchtern in seiner Gelassenheit, ohne Schwärmerei für Mensch und Gott. Mit seltsam gespreizten Schritten stapft er auf dem Hofe herum wie ein kleiner Bär, und wenn die Leute darüber lachen, geräth er in Zorn, weil ihm das ein Eingriff in seine persönlichsten Rechte scheint. Als der Vater seines Freundes gestorben ist, meint er, man brauche nur die Erde wieder zu entfernen und den Todten an einem Stricke wieder aus dem Grabe ziehen, dann sei alles wie zuvor. Und als das Dazwischenkommen wachsamer Leute sein Vorhaben auf dem Kirchhofe vereitelt, denkt er noch lange mit dem Trotz eines Menschen an diesen Versuch zurück, der um den Erfolg seiner Mühe betrogen wurde. Die Mutter unterrichtet ihn selbst, ohne daß er besonderen Ehrgeiz in diesen Dingen zeigte; er neigt mehr körperlicher Arbeit zu. So erscheint er in allen Dingen von einer gesunden Mittelmäßigkeit, in der seine Mutter den besten Schutz gegen das Leben sieht. Einige Monate drängender, zielloser Sehnsucht erhalten ihren Abschluß durch ein kurzes und durchaus unromantisches Liebesverhältniß mit der Kleinmagd. Als einmal eine Dame aus der Stadt ihren gelben Shawl bei Anforges liegen läßt, weiß er nichts zu sagen, als: „Es ist sehr gelb, das Ding" und, als er das Parfüm bemerkt, „Pfui". Frank und frei und im Innersten gelassen wächst er all dem großen Unrecht in der Welt entgegen und, als er es zum ersten Mal bemerkt, steht er wie betäubt. Da rafft er sich auf und versetzt dem Schlächtermeister, der den Juden um sein Geld betrügen will, einen Schlag. So der Knabe Arnold. Aus ihm wächst der Mann, der in die große Stadt geht, um Gerechtigkeit für einen Unterdrückten zu finden, nur eben zu finden, wie er meint, und der, im Bemühen, sich für diese Mission geschickter und geschickter zu machen, dem Moloch Welt in den Rachen sinkt, „der Stadt", von der Frau Anforge sagte: „Siehst Du den Regenbogen? Jetzt steht er im ganzen Halbkreis vor Dir. Kommst Du zwischen Gossen und Häuser, so siehst Du nur ein Stück davon. So viel wie Dein Auge davon verliert, so viel hast Du an Glück verloren."

Es hätte dieser Prophezeiung kaum bedurft zum Verständniß des Vorganges. Im Kinde Arnold Anforge liegt bereits, zusammengerollt wie eine schlafende Schlange, sein ganzes Schicksal vorgedeutet. Und dies gerade macht den „Malach" — wie er einer der besten Romane von heute ist, durch die Bildhaftigkeit seiner Sprache, die sowohl die Miller'sche Einfachheit und Größe der Scholle reden kann, wie das müde, flüchtige und verblasene Geschwätz der Großstadt — zu einem vollkommenen Typus der Gattung, von der hier die Rede war, der Gattung des Kindes als Vorläufer des Erwachsenen.

Und nun kommt Lou Andreas Salome, die philosophische Psychologin, und will uns die Seele des Kindes an sich aufschließen, des kleinen Mädchens „aus dem Zwischenlande,"*) das aus der dunklen Kinderzeit in das nüchterne Tageslicht hinübergleitet, das Dämmerwesen zwischen Traum und Wachen mit den groß geöffneten neugierigen Augen. Was in diesen fünf Geschichten erzählt werden soll, hat jeder von uns erlebt, ist — außer der letzten Erzählung — nicht einmal spezifisch weiblich. Jeder von uns entsinnt sich dieser seltsamen Augenblicke, wenn plötzlich das Gewohnte, in das wir hineingeboren waren, zur Frage wurde; jeder hat versucht, sich klar zu machen, wann zuerst man dies und jenes, diesen oder jenen eigentlich zum ersten Mal bewußt erblickte? Es ist, als wäre man Nachts in einen dunklen Raum gebracht worden, schlaftrunken, ohne zu wissen, wer da neben einem sich bewegt. Und Morgens sieht man sich um. Es war schon alles da, wir haben es athmen hören, seine Formen betasten können, wenn wir wach wurden, aber wir entdecken es erst nun, erst in dem Augenblick, in dem wir das Zwischenland betreten, die Stunde zwischen Traum und Morgen.

Frau Salome's kleine „halbwüchsige" Mädchen benehmen sich etwas allzu philosophisch in diesem Reiche, sie denken allzu zusammenhängend und klar über sich und ihre Stellung nach. Da ist die kleine Musja, ein impulsives und nachdenkliches, liebes, kleines Geschöpf, das zu dem Dichter Ignatieff geht, dem heimlichen Ideal in ihrer und ihres Bruders Boris Seele. Boris will ein großer russischer Dichter werden und Ignatieff soll ihm sagen, wie man das macht. Musja hat es sich als Weihnachtsgeschenk für Boris ausgedacht, zu Ignatieff hinzugehen und ihn darum zu befragen. Sie füllt ihre ganze Seele mit dem Bilde dieses verwahrlosten Mannes, bis sie bei ihrem zaghaften Besuch von seiner groben Art und materiellen Gesinnung bis ins Innerste verletzt wird, denn ihre kleine unschuldige Phantasie war bereit sich ihm zu erschließen, wie einem Halbgotte.

Nach dieser Enttäuschung fühlt sie sich so sehr verwandelt, daß sie auf ihrem Weihnachtstisch einen großen leeren Platz zu gewahren glaubt, „die ehemalige Musja, die zukünftige Musja waren reich bedacht worden, sie aber war leer dabei ausgegangen" und es ist ihr, als läge es zwischen den trauten Bildern, die sie zurückblickend oder vorwärts zu erblicken glaubt, wie ein dunkles Wasser oder stürmisches Meer. Ganz im Anfang der Erzählung, da Musja noch als volles Kind gezeigt werden soll, wie es sich darum handelt, wer den Stern oben am Weihnachtsbaume befestigen dürfe, sagt Musja allegorisirend: „Man will wohl im Leben immer höher hinaus?" Und selbst der derb zupackende Michael definirt seine Geschwister folgendermaßen: „Die beiden leben einfach auf Pump. Die langen Arme, die gehören Dir ja gar nicht, vorausbestellt, und die Füße wohl auch; pumpen die Erwachsenen an, pumpen die Kinder an . . ."

Ebenso abstrakt rettet sich die kleine Lisa nach ihrer ersten Erfahrung (in der gleichnamigen Erzählung) in eine Theorie. Sie ist die Vertraute, „der Schutzengel" ihres leichtsinnigen schönen Vetters bei der Werbung um seine spätere Frau gewesen, entdeckt dann und versteht impulsiv, daß er seine Frau betrügt. Ganz zerschmettert von dieser Erfahrung begegnet sie einem Dichter, der ihr sagt, jedes Ding warte nur auf seinen Dichter, der ihm das geben soll, was ihm zur Vollkommenheit abgeht, und in den Stunden, in denen die Großen seien, wie man sein solle, werde man immer wieder zum Kinde und spiele, das heißt, dichte. Sie tröstet sich darin und erinnert sich ihrer Leidenschaft für ein Puppenbaby, hassend, beides, Leidenschaft und Baby, dereinst wieder zu haben.

Die eigenartigste Erzählung des Buches ist „Vaters Kind". Hier ist das kindlich nachdenkliche Wesen aufs glücklichste getroffen und beibehalten bis zur Wandlung. Es liegt ein wenig von dem Reiz, der Frau Salome's seltsam ergreifendem Erziehungsbuche „Ruth" anhaftet, auch über dieser Geschichte, die gleichfalls eine Erziehungsstudie darbietet. Hier aber ist der Vater der Erzieher, und er möchte sein Kind hart machen, daß es die Wirklichkeiten des Lebens erträgt; erträgt, daß sein geliebter Kamerad, der weiße Terrier, erschossen werden mußte, erträgt, daß schöne Bäume fallen, um Platz zu machen zu einer Schule für arme

*) „Im Zwischenland". Fünf Geschichten aus dem Seelenleben halbwüchsiger Mädchen. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

Knaben, und daß die Eier aus den Vogelnestern nicht geschont werden können, um dieses Werkes willen.

Wieder ist es dann ein Künstler, der die Kleine erlöst aus ihrem Zwischenreiche, diesmal ein Maler, der all die Vergänglichkeiten der Natur, um die sie trauert, auf seine Leinewand bannt und in ewige Schönheit rettet. Hier aber wird das nicht abstrakt gedacht, hier kleidet es sich in einen Kindertraum vom alten bärtigen Manne, der der heimliche Herr ist über Sommer und Winter und alles Hinfällige aufbewahre.

Die beiden letzteren Novellen spielen auf dem Grenzgebiet der Liebe. „Die Schwester" Dascha sieht auf einmal ihre Zwillingsgenossin, mit der sie sich in allem eins geglaubt, unter der Last einer Liebesleidenschaft schuldbeladen von ihr weggleiten, stumm, ohne Abschiedsblick und im Abgrund versinken.

In „Wolga" findet Ljubow sich selbst und ihr Glück an Bord eines Schiffes an den Lippen eines Mannes. Ehe er Abschied nimmt, hat er fragend vor ihr gestanden, da fürchtete sie sich noch vor den unbekannten Mächten, dann aber, als sie glaubt ihn für immer zu verlieren, steht sie, zwei Schritte von ihm, wartend im Nebel. „Und diese zwei Schritte wurden ihr zu weiten, weiten Reisen in ein ganz fremdes, in ein neues, wunderbares Land, das sie aufnehmen sollte für immer, oder zu dem Abgrund, in den sie hinunterſprang auf immer."

So macht auch Ljubow ihren Weg aus dem Zwischenlande heraus.

Ein Anfang ist gemacht mit diesem Buche das Kind in seinem Eigensten aufzusuchen, völlig unabhängig vom Schicksal des Erwachsenen. Und solche Bücher sind es, aus denen man es heraus liest: Die Emanzipation des Kindes in der Litteratur hat begonnen.

Anselm Heine.

Aus den Memoiren eines syrischen Emirs.

Am 4. Juli 1095, wenige Monate vor jener denkwürdigen Rede, durch welche Papst Urban II. auf der Kirchenversammlung von Clermont seine französischen Landsleute zur Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Türken aufrief (26. November), wurde in der syrischen Stadt Schaizar am Mittellauf des Orontes ein Fürstensohn geboren, der sich in seinem langen Leben — er starb zu Damaskus am 16. November 1188 — als Held des Schwertes und der Feder gleich sehr auszeichnete. Er hieß Usâma. Sein Vater war Murschid, der jüngere Bruder des regierenden Emirs von Schaizar Izz al-Daula Abû 'l-Murhaf Nasr aus dem Geschlecht der Banû Munkidh. Als Nasr im Jahre 1098 kinderlos starb, sollte ihm Murschid, der Vater Usâma's, in der Regierung folgen, verzichtete jedoch zu Gunsten seines jüngeren Bruders Izz ol-Din Abû 'l-Asâkir Sultân. Bis zum Todesjahre seines Vaters 1137 blieb Usâma in Schaizar und nahm heldenmüthigen Antheil an den Kämpfen gegen die Franken wie an den zahlreichen Fehden, in welchen die kleinen syrischen Dynasten sich zwischenhinein zerfleischten. Die Ruhepausen, welche der Groß- und Kleinkrieg den Banû Munkidh ließ, wurden durch Jagden auf allerlei Gevögel, Antilopen, Wildesel, Leoparden, Hyänen und Löwen ausgefüllt, wobei Usâma sich durch außerordentliche Kühnheit auszeichnete, ohne jemals durch eine dieser Bestien ernstlich verletzt zu werden.

Nach dem Tode Murschid's begann für Usâma ein unruhiges Wanderleben. Bald finden wir ihn am Hof der Fürsten von Damaskus (1138—44, dann wieder 1154—64 und zuletzt 1174—88), bald in Aegypten als Gast der fatimitischen Khalifen zu Kairo (1144—54), bald in Dijâr Bekr im nordöstlichen Arabien an der Grenze Mesopotamiens (1164—74), überall seinen Herren und Gönnern mit weisem Rath und, wenn es noth war, auch mit seinem tapferen Arme dienend.

Die unfreiwillige Muße, die das Alter ihm auferlegte, benutzte Usâma zu schriftstellerischen Arbeiten verschiedener Gattung. Von seinen elf Büchern, deren Titel wir kennen, sind die meisten verloren, andere nur in Bruchstücken erhalten. Glücklicherweise ist gerade dasjenige seiner Werke, welches das meiste Interesse für sich beanspruchen darf, eine Art Autobiographie, fast vollständig wieder aufgefunden worden. Professor Hartwig Derenbourg in Paris gebührt das Verdienst dieser glücklichen Entdeckung. Als er im Jahre 1880 im Escurial zu Madrid arbeitete, fand er zufällig in einem Pack fragmentarischer Handschriften neun zusammengehörige Blätter, die seine Aufmerksamkeit erregten. Er suchte weiter, und es gelang ihm, das ganze Werk bis auf die einundzwanzig ersten Blätter zusammenzustellen. Im Jahre 1886 veröffentlichte er den arabischen Text, 1889—93 eine ausführliche Biographie Usâma's und 1895 eine französische Uebersetzung des Originals (Verleger Ernest Leroux, Paris).

Aus meiner deutschen Uebertragung des arabischen Textes lege ich hier einige Proben vor. Sie führen in die Anschauungsweise jener Zeit mitten hinein und scheinen mir neben dem kulturhistorischen auch ein rein menschliches Interesse zu bieten.

1. Ueberrumpelung Schaizars durch fränkische Reiter.*)

Der Sieg im Kriege kommt von Allah (gesegnet und gepriesen sei er!) und nicht von der Anordnung und Aufstellung noch von der Menge der Angreifer und der Vertheidiger. Wenn mich mein Oheim**) (Allah sei ihm gnädig!) in den Kampf schickte, sei's mit den Türken, sei's mit den Franken, so sprach ich zu ihm: „O mein Fürst, sage mir, nach welchem Plane ich vorgehen soll, wenn ich auf den Feind stoße!" Dann pflegte er mir zu antworten: „O mein Sohn, der Krieg folgt seiner eigenen Ordnung". Und er hatte recht.

Einmal befahl er mir, seine Gemahlin und seine Kinder zu nehmen (er war nämlich vermählt mit einer Tochter des Tâdsch al-Daula Tutusch***) und sie unter starker militärischer Bedeckung in die Festung Masiâth zu geleiten, welche damals ihm gehörte. Er fürchtete nämlich, die in Schaizar herrschende große Hitze möchte ihnen schaden. Ich stieg zu Pferde. Auch mein Vater und mein Oheim (Allah sei beiden gnädig!) bestiegen ihre Pferde, um uns eine Strecke Wegs zu begleiten. Als sie wieder umkehrten, folgten ihnen nur einige jüngere Mameluken, welche die Saumthiere hinter sich herzogen und die Waffen trugen. Meines Oheims ganzes Heer aber folgte mir. Als jene beiden sich der Stadt näherten, hörten sie, daß die Brücken-Pauke†) geschlagen wurde, und sagten: „Was ist denn auf der Brücke vorgegangen?" Sie trieben ihre Rosse zu schnellerem Laufe an, ritten vorsichtig weiter und näherten sich so der Brücke. Zwischen uns und den Franken (Allah verfluche sie!) war Waffenstillstand. Trotzdem hatten sie einen Mann herübergeschickt, welcher ihnen die Furt††) ausspionirte, durch welche sie zu der Brückenstadt†††) gelangen konnten. Diese lag auf einer Halbinsel, §†) die nur mittelst einer aus Stein und Kalk zusammengefügten Brücke erreichbar war, damit die Franken nicht hinkämen. Jener Spion zeigte ihnen also die Furt, und so ritten sie alle von Apamea §††) herüber und kamen Morgens früh an jene Stelle, die ihnen verrathen worden war, überschritten den Fluß, bemächtigten sich der Stadt, plünderten, machten Ge-

---

*) Im Jahre 1122 oder 1123.

**) Izz ol-Din Abû 'l-Asâkir Sultân, der regierende Emir von Schaizar, vergl. die Einleitung!

***) Bruder des seldschukidischen Sultans Melik-Schâh von Ispahan.

†) Die Alarmtrommel.

††) Ueber den Orontes.

†††) Eine im Thal gelegene Vorstadt von Schaizar; die eigentliche Festung lag auf einem steil abfallenden Hügel.

§†) Im Osten, Norden und Westen vom Orontes bespült.

§††) Diese Stadt, eine halbe Tagereise von Schaizar entfernt, war im Besitz der Kreuzfahrer.

fangene, mordeten, schickten einen Theil der Gefangenen und der Beute nach Apamea und ergriffen Besitz von den Häusern. Jeder einzelne von ihnen befestigte als Zeichen sein Kreuz am Hause und steckte sein Fähnlein davor in die Erde.

Als mein Vater und mein Oheim (Allah sei beiden gnädig!) in die Nähe der Festung kamen, riefen unsere Leute in der Festung sie mit lautem Geschrei an. Allah (gepriesen sei er!) jagte den Franken einen Schrecken und rathlose Bestürzung ein. Sie wußten die Stelle nicht mehr, an welcher sie den Fluß überschritten hatten, und warfen sich gepanzert mit ihren Pferden an einer andern Stelle in den Strom als da, wo die Furt sich befand. Eine große Zahl derselben ertrank. Der Reiter sank im Strome unter, fiel aus dem Sattel und verschwand im Wasser, während das Pferd wieder auftauchte. Diejenigen, welche gerettet wurden, eilten in wilder Flucht davon, ohne sich auch nur nach einander umzuschauen. Und doch waren sie in großer Anzahl, während mein Vater und mein Oheim nur von zehn jungen Mameluken begleitet waren!

Mein Oheim blieb in der Brückenstadt, mein Vater dagegen kehrte nach Schaizar zurück.

Ich meines Theils brachte die Familie meines Vatersbruders nach Masiâth, kehrte andern Tages zurück und langte gegen Abend in Schaizar an, wo ich von dem Geschehenen Kenntniß erhielt. Ich stellte mich meinem Vater vor (Allah sei ihm gnädig!) und berieth mit ihm, ob ich zu meinem Oheim in die Brückenveste mich verfügen solle. Er meinte: „Du würdest in der Nacht hinkommen, wenn sie schlafen; gehe lieber erst morgen früh!" So machte ich mich denn am nächsten Morgen auf den Weg und stellte mich meinem Oheim vor. Wir stiegen miteinander zu Pferde, um jene Stelle zu besichtigen, wo die Franken ertrunken waren. Zahlreiche Schwimmer tauchten nach denselben und zogen viele von den fränkischen Reitern todt heraus. Ich sagte zu meinem Oheim: „O mein Fürst, wollen wir nicht ihre Köpfe abschneiden und sie nach Schaizar schicken?" „Thu's!" erwiderte er. Wir schnitten davon etwa zwanzig Köpfe ab. Ihr Blut floß, als ob sie erst zu dieser Stunde getödtet worden wären, und es war doch schon ein Tag und eine Nacht verstrichen. Ich vermuthe, daß das Wasser ihr Blut konservirt hat. Unsere Leute eigneten sich von ihnen viele Waffenstücke an: Kettenpanzer, Schwerter, Speere, Helme und Beinschienen.

Ich sah einen der Bauern der Brückenstadt, welcher sich bei meinem Oheim einfand und seine Hand unter seinem Gewande verbarg. Scherzend frug ihn mein Oheim: „Was hast du denn da für mich auf die Seite geschafft von der Beute?" Er antwortete: „Ein Pferd mit voller Ausrüstung, ein Panzerhemd, einen Schild und ein Schwert", worauf er wegging, um dies alles herbeizuschaffen. Mein Oheim nahm die Equipirung an, das Pferd gab er ihm zurück und sagte: „Was hast du denn an deiner Hand?" „O mein Fürst", erwiderte er, „ich wurde handgemein mit dem Franken, und obgleich ich weder Rüstung noch Schwert besaß, warf ich ihn zu Boden und gab ihm einen Faustschlag ins Gesicht, das an seinem unteren Theil durch eine Fortsetzung des Kettenpanzerhemdes geschützt war. Nachdem ich ihn durch diesen Schlag betäubt hatte, ergriff ich sein Schwert und tödtete ihn damit. Die Haut an den Knoten meiner Finger hatte sich abgelöst, und meine Hand schwoll dermaßen an, daß ich sie nicht mehr gebrauchen konnte." Er zeigte uns seine Hand. Sie war wirklich so zugerichtet, wie er gesagt hatte: an seinen Fingern lagen die Knochen bloß.

Unter den Soldaten der Brückenstadt war ein Kurde Namens Abû 'l-Habaich, dessen Tochter Rasûl die Franken gefangen genommen hatten. Abû 'l-Habaich jammerte über sie und sagte jedem, der ihm im Lauf des Tages begegnete: „Rasûl ist gefangen". Folgenden Tags zogen wir aus und marschirten den Fluß entlang. Da sahen wir am jenseitigen Ufer des Stromes etwas Schwarzes. Wir befahlen einem der Reitknechte: „Schwimme hinüber und schau nach, was dieser schwarze Gegenstand ist!" Er verfügte sich dorthin, und siehe, jenes schwarze Bündel war die in ein dunkelblaues Gewand gehüllte Rasûl. Sie hatte sich von dem Pferd des Franken, der sie an sich genommen hatte, herabgestürzt und war ertrunken; ihr Kleid war an einem Weidenbaum hängen geblieben. Die Trauer ihres Vaters Abû 'l-Habaich beruhigte sich aber nun.

Die Strafe, welche die Franken traf, ihre Flucht und ihr Untergang, wurden bewirkt durch den gnädigen Schutz Allahs (groß und mächtig ist er!), nicht durch Heeresmacht. Gesegnet sei Allah, der alles nach seinem Willen ordnet!

2. Belohnte Uneigennützigkeit.

Der Scheich Al-Hafith Abû 'l-Chattâb Omar ibn Muhammed ibn Abd Allah ibn Ma'mar al-Ulaimî hat mir im Beginne des Jahres 572 *) zu Damaskus erzählt, was ihm ein Mann aus Bagdâdh von dem Kâdi Abû Bekr Muhammed ibn Abd al-Bâkî ibn Muhammed al-Ansârî al-Furdî, bekannt unter dem Namen des ‚Krankenhaus-Kâdi', berichtet hat.

Als ich meine Pilgerfahrt machte und eben gerade um das Heiligthum herumlief, fand ich ein Halsband aus Perlen und barg es in den Falten meines Pilgergewandes. Nach Verlauf einer Stunde hörte ich, wie ein Mann im Heiligthum darnach fragte und dem, der es ihm wieder verschaffte, eine Belohnung von zwanzig Denaren aussetzte. Ich frug ihn nach einem Kennzeichen seines verlorenen Gegenstandes. Er gab nur ein solches an, und so erstattete ich ihm das Halsband zurück. Er sprach zu mir: „Gehe mit mir in meine Wohnung, damit ich dir die versprochene Belohnung aushändige!" Aber ich antwortete ihm: „Ich bedarf derselben nicht, habe dir auch das Halsband nicht der Belohnung wegen zurückgegeben. Ich lebe, Gott sei Dank, in guten Vermögensverhältnissen." „Du hast es also," versetzte er, „nur um Allahs willen (groß und herrlich ist er!) hergegeben?" „Gewiß", antwortete ich. Da sagte er: „Begleite uns zur Ka'aba und sprich Amen zu meinem Gebet!" Wir gingen miteinander zur Ka'aba, wo er also betete: „O Gott, sei ihm gnädig und gewähre mir, ihm gleiches zu vergelten!" Darauf sagte er mir lebewohl und ging fort.

Hierauf begab es sich, daß ich von Mekka in die Gegend von Aegypten reiste. Ich fuhr übers Meer, indem ich mich abendwärts wandte. Die Griechen nahmen unser Fahrzeug weg. Ich wurde mit anderen gefangen fortgeschleppt und fiel als Beuteantheil einem christlichen Priester zu, dem ich so lange dienen mußte, bis sein Tod herannahte. Nun verfügte er meine Freilassung. Ich zog aus dem Lande der Griechen weg und wandte mich einer der Städte des Abendlandes zu. Ich ließ mich als Schreiber im Geschäft eines Bäckers nieder, welcher einen der Grundbesitzer jener Stadt in seiner Kundschaft hatte. Am ersten des Monats kam ein Diener jenes Grundbesitzers zu dem Bäcker und sprach: „Mein Herr bittet dich, zu kommen und mit ihm abzurechnen." Er nahm mich als Begleiter mit, und wir gingen zu ihm hin. Ich rechnete laut mit ihm ab. Als der Herr meine Geschicklichkeit im Rechnen und meine Handschrift sah, bat er den Bäcker, mich ihm zu überlassen, und dieser ließ mich zu ihm ziehen, und mein neuer Herr übertrug mir den Einzug seiner Einkünfte. Er besaß ein großes Vermögen und räumte mir eine Wohnung neben seinem Hause ein.

Als eine gewisse Zeit verstrichen war, sagte er zu mir: „O Abû Bekr, was denkst du vom Heirathen?" Ich antwortete: „O mein Herr, ich bin nicht im Stande, mich selbst zu ernähren, wie sollte ich für eine Frau sorgen können!?" Er erwiderte: „Ich werde dir für die Mitgift, für die

*) Im Jahre 1177 unserer Zeitrechnung, also während des dritten und letzten Aufenthalts Usâma's in Damaskus.

Digitized by Google

Wohnung, für die Kleidung und alles, was dir nöthig ist, sorgen." Da sagte ich: „Du hast zu befehlen." Er fuhr fort: „O mein Sohn, wenn nun aber an dieser Gattin (die ich dir bestimme) allerlei Fehler zu finden wären?" Und er ließ keinen Fehler an der äußeren Gestalt unerwähnt von ihrem Haupte an bis zu ihren Füßen, alle zählte er mir auf. Ich aber sagte: „Ich bin's zufrieden." Und wie ich redete, so dachte ich auch.*) Jetzt erklärte er mir: „Die Gattin ist meine Tochter."

Er versammelte viele Leute in seinem Hause und knüpfte den Ehebund. Nach einigen Tagen sprach er zu mir: „Mache dich bereit, in dein Haus einzuziehen!" Hierauf befahl er, mir ein herrliches Gewand anzulegen. Und ich betrat ein Haus, das aufs prächtigste eingerichtet und ausgestattet war. Hierauf wurde ich auf einen wunderschönen Thronsessel gesetzt, und die Neuvermählte wurde tief verschleiert hereingeführt. Ich erhob mich, um ihr entgegenzueilen. Als sie nun aber den Schleier zurückschlug, erblickte ich eine Gestalt, wie ich sie schöner niemals auf der Welt geschaut hatte. Ich verließ das Haus in eiliger Flucht. Da begegnete mir der Greis und frug mich nach der Ursache meiner Flucht. Ich sprach: „Das ist nicht das Weib, welches du mir beschrieben; an ihr ist keiner der Fehler, die du mir aufgezählt." Lächelnd erwiderte er: „O mein Sohn, sie ist deine Gattin; ich habe gar kein anderes Kind als sie. Jene Beschreibung habe ich dir nur gemacht, damit dir nicht verächtlich erscheinen sollte, was du hernach zu sehen bekämest." Nun kehrte ich zurück, und sie entschleierte sich mir.

Am folgenden Tage begann ich den Schmuck und die kostbaren Edelsteine, die sie trug, zu besichtigen. Da sah ich unter all den Gegenständen, mit denen sie geschmückt war, auch jenes Halsband, welches ich in Mekka gefunden hatte. Ich war erstaunt darüber und versank in Nachdenken über diese Sache. Als ich das Haus verließ, rief mich mein Schwiegervater zu sich und erkundigte sich nach meinem Befinden, indem er hinzufügte: „Der erlaubte Genuß hat die Nase der Eifersucht verstümmelt." Ich dankte ihm für das, was er an mir gethan hatte. Dann bemächtigte sich meiner aufs neue der Gedanke an das Halsband und wie es in seine Hände gelangt sein mochte. Er sprach zu mir: „Worüber denkst du nach?" Ich erwiderte: „Ueber ein gewisses Halsband. Ich machte in dem und dem Jahre eine Pilgerfahrt und fand es oder vielmehr ein ähnliches Halsband in dem heiligen Bezirk." Da rief er aus: „Du bist es also gewesen, der mir das Halsband wiedergegeben hat?" Ich antwortete: „Kein anderer als ich". „So freue dich!" versetzte er; „denn Allah ist mir und dir gnädig gewesen. Ich habe in jener Stunde zu Allah (hoch gepriesen sei er!) gebetet, er möge mir darin gnädig sein und es mir gewähren, dir gleiches zu vergelten. Nun habe ich dir mein Vermögen und mein Kind übergeben, und ich fürchte, daß mein Ende nicht mehr ferne ist." Hierauf gab er mir noch allerlei Rathschläge und starb kurze Zeit darauf. Möge Allah ihm gnädig sein!

3. Einer gegen sechzig.

Der Bagdader Dichter Al-Mu'ajjad**) hat mir im Jahre 565***) in Mosul†) folgendes erzählt:

Der Khalif††) hatte meinen Vater mit einem Landgut beschenkt,*) wo er aus- und einging. Die Gegend wurde von Landstreichern unsicher gemacht, welche die Wege sperrten. Mein Vater suchte sie zu gewinnen, weil er sie fürchtete und weil er darauf rechnete, einigen Vortheil aus ihren Räubereien zu ziehen. Wir saßen eines Tages auf dem Landgut, als sich ein junger Türke auf seinem Pferde näherte mit einem Sattelmaulthier, das einen Geldsack und ein auf dem Geldsack sitzendes junges Mädchen trug. Er stieg ab, ließ das Mädchen gleichfalls absteigen und rief uns zu: „O ihr jungen Leute, helft mir den Geldsack abladen!" Wir gingen mit ihm, um ihm den Geldsack abladen zu helfen. Er enthielt lauter Gold-Denare und kostbare Kleinodien. Er und das junge Mädchen setzten sich, um etwas zu essen. Dann sagte er: „Helft mir den Geldsack wieder aufladen!" Wir luden ihn mit ihm auf. Er frug: „Welches ist der Weg nach Al-Anbâr?" Mein Vater sagte zu ihm: „Dahin geht der Weg" und gab ihm gute Rathschläge für die Reise mit, indem er hinzufügte: „Aber es liegen auf der Strecke sechzig Wegelagerer im Hinterhalt, von denen ich für dich fürchte." Der Türke lachte ihn aus und sagte: „Ich sollte mich fürchten vor diesen Vagabunden?!" Mein Vater verließ ihn, begab sich zu den Räubern und erzählte ihnen von dem Türken und seiner kostbaren Last. Diese traten hervor und sperrten ihm den Weg. Als er sie bemerkte, nahm er seinen Bogen, auf welchem er einen Pfeil gelassen hatte, und spannte ihn, um auf sie zu schießen; aber die Schnur riß. Hierauf stürmten die Kerle auf ihn ein, jagten ihn in die Flucht und bemächtigten sich des Maulesels, des Mädchens und des Geldsacks. Die Jungfrau flehte: „O Jünglinge, um Allahs willen, entehrt mich nicht! Verkauft mich, wie auch das Maulthier, um den Preis einer Perlenschnur, welche dieser Türke bei sich trägt und welche fünfhundert Denare werth ist! Den Geldsack sammt Inhalt mögt ihr behalten!" Sie antworteten: „Abgemacht!" Das Mädchen fügte hinzu: „Schickt einen von euch mit mir, damit ich mit dem Türken spreche und das Halsband hole!" Man schickte einen mit, um sie zu bewachen. Endlich näherte sie sich dem Türken und sprach zu ihm: „Ich habe mich sowie das Maulthier losgekauft gegen das Halsband, welches in dem Schaft deines linken Stiefels ist. Uebergib es mir!" „Gut", antwortete er und trennte sich von ihnen, um seinen Stiefel auszuziehen. Er enthielt eine Bogensehnur. Der Türke bezog damit seinen Bogen und kehrte dann zu ihnen zurück. Der Kampf wurde beiderseits fortgesetzt, wobei der Türke einen um den andern niederschoß, bis er dreiundvierzig von den Räubern getödtet hatte. Jetzt schaute er auf und siehe! mein Vater war unter den überlebenden Vagabunden. „Wie?" sagte der Türke, „du bist bei ihnen?! Du wünschest wohl auch, denen Theil Pfeile abzubekommen?" „Durchaus nicht", antwortete mein Vater, worauf der Türke ihm befahl: „Nimm die siebenzehn Ueberlebenden und gehe mit ihnen, an ihrer Spitze schreitend, zu dem Bürgermeister der Stadt!" Mit Freuden legten diese Menschen die Waffen nieder. Der Türke aber trieb sein Maulthier mit seiner Last vorwärts und zog ab. Allah (hoch erhaben ist er!) hatte durch ihn Unheil und ein Zeichen seines heftigen Zornes über die Wegelagerer geschickt.

Georg Schumann.

*) Wörtlich: Und mein Inneres war darin wie mein Aeußeres.

**) Eigentlich Muhammed Soha des Mu'ajjad. Beide, Vater und Sohn, waren berühmte Dichter. Der erstere war aber schon 1162 gestorben.

***) 1170 unserer Zeitrechnung.

†) Usâma hielt sich in dem genannten Jahre einige Monate dort auf.

††) Al-Mustandschid Billâh, der 1160 zur Khalifenwürde in Bagdad gelangt war.

*) Um das an dem Dichter begangene Unrecht seines Vaters und Vorgängers Al-Muktafi, der denselben zehn Jahre gefangen gehalten hatte, wieder gut zu machen. Vergl. Derenbourg, Vie d'Ousâma p. 351 f. nach Ibn Challikân, Biographical Dictionnary III, p. 503—507.

Gerichtstag.

Aufgerufen hab' ich meine Seele
Aufgerufen vor mein streng Gericht:

Als ein Adler wurdest Du geschaffen
Flügelstark und prächtig, recht ein Adler:
Der sein golden Auge hebt zur Sonne
Und sie antrotzt, ganz aus gleichem Rechte:
Der auf seinem Fittig trüg' die Fehle
Dieser Welt empor zu Gottes Throne,
Der sich hübe, weitgespannt die Schwingen,
Ueber alle, alle Niederungen,
Kleinen Raub verschmäht, der Kraft gewiß —
Stark vor Vielen warst Du und Du bist mir
Nun ein armer, armer Sperling worden,
Aengstlich piepsend, ganz dem Boden pflichtig.
Der im Straßenkoth sein Futter findet . . .

Keine Antwort wußte meine Seele;
Keine Antwort und sie fror vor mir.

Meine Seele hab' ich vorgerufen,
Vorgerufen vor mein streng Gericht.

Wien. J. J. David.

Glück.*)

Der kleine Schreibtisch in der Ecke, ein feines, schmächtiges Mahagonyding, ein Erbstück, war mit Briefen bedeckt. Die vielen kleinen Gegenstände, die ihn zu schmücken pflegten, waren fortgeschoben, die Photographienständer lagen durcheinander.

Die Laden des Tisches waren herausgezogen, die Briefe häuften sich auf dem Tische, Packete mit Seidenschnüren zusammengebunden, mit schmalen Bändern, blauen, gelben, weißen, einige lagen einzeln — Briefe von vielen Jahren. Alle trugen sie dieselbe Handschrift, eine unregelmäßige, heftige Männerhand, bald stark, bald schwach, immer jagend —

Die Sonne schien ins Fenster. Ein breiter, weißer Wintersonnenstrahl fiel fröhlich und liebkosend auf ihren jungen, geschmeidigen Nacken, auf das warme, braunblonde Haar.

Sie las, legte den einen Brief nach dem anderen fort. Einmal fuhr sie sich hastig mit der Hand über die Augen, noch einmal. Aber es lag ein bestimmter, etwas harter Ausdruck um die schmalen Lippen.

In der Thür zeigte sich ein Dienstmädchen. Sie sah auf, ein rascher Schauer lief durch ihren Körper, ihre Schultern verriethen, daß es ihr nicht angenehm war, überrascht zu werden.

„Eine Empfehlung vom Herrn Ingenieur — ja, denn er war eben am Telephon — —"

„Nun?"

„Er wird um ein Uhr hier sein."

„Es ist gut."

Das Mädchen ging. Sie las weiter. Sah hastig auf ihre Uhr. Las. Beinahe fieberhaft las sie.

Aber dann blieb sie lange mit einem Briefe sitzen. Einem der letzten. Es war, als könnte sie sich nicht davon trennen.

„Liebe Frau", begann er, „Du Liebe." Es war der Brief, den er geschrieben hatte, gleich nachdem er in den Badeort gekommen war — von der letzten Reise. Er hatte nicht gewünscht, daß sie mitkam und sich an all den kranken Gesichtern traurig sah, er hoffte ja noch, wieder heim zu kommen —.

„— — Du Liebe. Wenn ich sage, daß ich mich nach Dir sehne, so darfst Du das nicht als eine Bitte nehmen, daß Du kommen mögest. Ich will Dich nicht sehen.

Ich sehe Dich dennoch, sehe Dich den ganzen Tag. Wenn ich so auf meinem Zimmer liege und vor mich hindämmere, ein wenig müde, weißt Du, so ein Schlummern ohne Schlaf, ein wacher Traum mit großen Bildern, die vorübergleiten, Bildern in vielen Formen, so fühle ich Dich so nahe, so nahe, daß ich eines Tags glaubte, ich hätte Dich geküßt —.

Ich sehne mich. Aber das würde ich auch thun, wenn Du hier wärest.

Gestern schien es mir, daß ich daheim wäre, zu Hause, daß ich draußen auf der Wiese läge, in tiefem, sommerreifem Gras, und die Sonne schien, und es war überall roth von Blumen, roth und blau, vom Rothklee, von den rothen Büscheln des Sauerampfers, von den schweren Köpfen der blauen Glockenblumen. Und es kam mir vor, als ob sie alle warteten, die rothen und die blauen. Auf jemanden warteten, der kommen sollte. Alle Köpfe lauschten.

Ich lauschte auch. Da fühlte ich Deine Hand auf meiner Stirne. Du warst es, die kam. Aber als ich nach Deiner Hand griff, warst Du fort.

Du — ich glaube, wenn man liebt, ist das geliebte Wesen immer bei einem. Ich mache im Traume mit Dir lange Spaziergänge. Ich fühle Deinen Arm, und ich sehe Deine Hand, die kleine Hand in dem braunen Handschuh. Und doch ist das geliebte Wesen nie bei einem. Nicht in den leidenschaftlichen Augenblicken der Liebe warst Du mir so nahe, wie ich es wollte. Die man mit seinem ganzen Sein liebt, mit pochendem Blut, mit dem großen, harten Verlangen und dem leisen, demüthigen Flehen im Herzen — diesem Weibe kommt man niemals nahe genug. Jeder glückliche Augenblick birgt eine verzehrende Sehnsucht. Ich kann nie Worte oder Blicke oder Liebkosungen für das finden, was in meiner Seele Dein ist, was dort rauscht und schimmert und wogt, was der stillen Feierstunde im Walde gleichen kann, wenn der Wind abends in den Baumwipfeln hinstirbt, und was der wilden Unruhe des Meeres an einem Unwettertage gleicht. Ich kann mich nie voll genug als Dein Herr fühlen, und ich kann mich nie tief genug vor Dir beugen, meine Herrscherin. Ich sitze an Deiner Seite und sehe Dir in die Augen, und ich zittere vor Freude, und im selben Augenblick dünkt es mich, daß ich Dich verloren habe, daß ich in einem großen dunklen Walde gehe und ein kleines Mädchen suche, das ich einmal gehabt habe. Aber ich habe Dich nicht gehabt, und ich werde Dich nie haben. Du lebst, und ich lebe, jeder für sich leben wir, und vielleicht kommt einmal ein Fremder, ein anderer, ein Mann, und stellt sich zwischen uns, stellt sich auf den offenen Platz, der immer zwischen zwei Menschen ist, die jeder ihr Leben leben.

Und dennoch — wie bin ich glücklich! Ich habe Deinen Brief geküßt — ich weinte vor Freude. Es ist, als senkten sich kleine, weiche Flocken, kleine, warme Tropfen auf meine Seele, wenn ich an Dich denke.

Aber wenn ich versuche nach den kleinen Blüthenflocken, den unsichtbaren Regentropfen zu greifen, so verschwinden sie. Wenn ich mir selbst sage: Du bist ja glücklich, so kommt die Angst.

Ja gewiß schäme ich mich meiner Thorheit. Du würdest mich auslachen, wenn Du wüßtest, mit welchen Gedanken ich manchmal umhergehe. Dein helles, ein wenig hartes Lachen, Dein kaltes Sonnenscheinlachen, das so warm durch alle meine Nerven geht. Ich bin weder so ganz jung, noch unerfahren, weißt Du, und manchmal kommt all mein altes Wissen, meine erworbene Klugheit und fragt mich: bist Du nicht dumm, bist Du nicht ein dummer, verliebter Alter geworden, ohne Augen, ohne Verstand? Glaubst Du, daß dies immer währen kann — ist es nicht denkbar, daß sie einmal einer Liebe müde wird, die

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Francis Maro.

sich immer um sie im Kreise dreht, beschouend, bewundernd, froh, betrübt, einer Liebe, die niemals ruht und sie niemals ruhen läßt. Weißt Du nicht aus eigener Erfahrung, daß der, der ohne Vorbehalt und aus ganzer Seele liebt, immer in großer Gefahr ist? Hast Du nicht selbst in früheren Tagen öfter als einmal einen Sieg gewonnen, weil Du weniger liebtest, kälter dachtest als Dein Nebenbuhler?

Da ist ein junger Mann, der hie und da in unser Haus kommt — der Ingenieur, der große blonde — ich kann es immerhin gestehen: ich bin manchmal eifersüchtig auf ihn gewesen. Und jetzt, wo ich so weit von Dir bin, und mich so schwach fühle, und manchmal ängstlich, ängstlich vor etwas Unbekanntem, davor, Dich zu verlieren, oder vor dem Tode, ich weiß es selbst nicht — jetzt kann es mir in meinen halbwachen Träumen geschehen, daß ich diesen Mann sehe — ihn in Dein Zimmer treten sehe — Dir die Hand geben sehe. Ich versuche den Ausdruck in Deinen Augen zu erhaschen, aber ich kann nicht. Denn Deine Augen, die sonst so fest in meine blicken, Deine klaren, klugen, grauen Augen, die weichen mir —

Ich kann hören, daß Du mich auslachst. Ja: — es ist lächerlich. Ich habe nie gewußt, was es heißen will, eifersüchtig zu sein. Ich kann wohl ab und zu eine kurze unangenehme eifersüchtige Empfindung gehabt haben, aber niemals ein Gefühl, das in meinem Sinne heimisch ward. Ich habe vielleicht keine Anlagen zur Eifersucht, oder ich habe mich bis jetzt nie ganz ausgeliefert, oder ich habe ein ungewöhnlich großes Selbstvertrauen gehabt, oder eine zu ernste Angst davor, mich eifersüchtig zu zeigen — ja, denn der Eifersüchtige verräth sich immer, und er wird fast immer lächerlich, und fast immer ist er derjenige, der verliert. Ich weiß es selbst nicht: ich kann keinen Grund angeben.

Aber jetzt könnte ich eifersüchtig werden. Es sitzt ein kleines Teufelchen in mir und flüstert Worte, die brennen. Ich glaube, daß jedes große Gefühl sein kleines Teufelchen hat. Es sitzt tief in der Brust und facht das Feuer an. Aber das Feuer zehrt. Es ist ein kostspieliges Feuer, es verlangt immer neue Nahrung, ich bringe jeden neuen Tag dem Feuer meine Seele und opfere sie.

Du weißt, ich habe Dir gesagt, daß ich immer große Furcht vor der Ehe hatte. Aber ich bat Dich doch, meine Frau zu werden. Denn der Gedanke, daß Du jemals einem anderen angehören könntest, brachte mich von Sinnen. Er flößte mir eine Empfindung ein, als sollte ich ersticken, ich fühlte, wie mir das Blut heiß hinauf zum Halse stieg. Ich fühlte den ursprünglichen, thierischen Drang, den Nebenbuhler zu tödten, die Klauen in ihn zu schlagen, ihn zu zerreißen. Einen Nebenbuhler, den ich noch nicht kannte, den ich nicht gesehen hatte.

Ich höre wieder, daß Du lachst. Ja, Du hast Recht — Kind. Aber Du siehst, daß ich gezwungen war, mich mit Dir zu verheirathen, Du Liebe — mit Deinen klugen, grauen Augen, Deinem Sonnenscheinlachen, mit Deinem ganzen Ich — mit Dir.

Manchmal denke ich mir, daß Du Dich nach meinem Tode mit einem anderen verheirathest. Vielleicht ist das der Grund, warum ich nicht sterben will, nicht sterben kann.

Ich liebe Dich mit meiner ganzen Seele und mit meinem ganzen Körper. Die Liebe, die zuerst in einem Manne erwacht, die erste große Liebe, wenn man neunzehn Jahre ist, diese Liebe ist ein Märchen, sie ist das Märchen des Lebens. Selbst wenn man noch so gut Bescheid über weltliche Dinge weiß — so reißt man sie aus allem Zusammenhange heraus und dichtet sie in eine andere Welt hinein, in die Sommernachtswelt des jungen Herzens. Man weiß, daß sie ein Mensch ist wie alle anderen, und man weiß es doch wieder nicht. Und es geschieht, daß man nachts erwacht und aufsteht und ins Freie geht und in tiefer verwunderter Freude zum Himmel emporblickt. Und man geht wieder hinein und legt sich nieder und schläft gesund und fest mit guten Träumen bis zum hellichten Tag. Man lebt in unbestimmter Sehnsucht und unbestimmten Ahnungen, man wagt beinahe nicht an das Glück zu denken, das einen erwartet, und man hat fast Angst, es aufzusuchen. Im tiefsten Innern lauert eine Furcht: wenn Du doch getäuscht wärest — wenn es doch nicht wahr wäre.

Und eines schönen Tages weiß der Knabe, der träumte, daß es nicht wahr war. Das weiße Märchen war Lüge. Es war ein Weib wie alle anderen, aus Fleisch und Blut, ein Mensch mit allen Funktionen des Menschen und all seinen Fehlern. Und dann kommt wohl eine Zeit, wo man die Dinge kühl und natürlich ansieht, man liebt ein derbes Wort, man sieht im Menschen ein intelligentes Thier, und im Weibe sieht der Mann seines Gleichen oder ein noch tieferstehendes Wesen: die Liebe, das ist Sinne, Erotik, Trieb, verkleideter Trieb, mehr oder weniger prächtig ausgeschmückt. Der Traum des Knaben, das weiße Märchen, war nur das erwachende Lebensgefühl, die erwachende Kraft, schön, insofern alle erwachende Kraft, aller Frühling schön ist. Und manchmal urtheilte man noch schärfer, die Enttäuschung machte einen ungerecht: ich habe das Weib verachtet, weil sie ein Mensch war wie ich.

Viele Männer kommen nie weiter als bis zu dieser ruhigen, illusionslosen Betrachtung des Lebens. Sie verheirathen sich und stehen mit ihrer Frau gut oder schlecht und zeugen Kinder und empfinden mehr oder weniger Befriedigung über das, was sie erleben. Sie werden grob, rein, genial, cynisch, milddenkend, müde, liederlich, sittlich, arbeitsam — alles mögliche — aber das Märchen ist längst todt in ihnen.

Aber dann gibt es welche, die ein anderes Schicksal haben. Es kommt vor, daß das Märchen verwirklicht wird, daß ein Mann, der gelebt und gelitten, der geträumt und gedacht hat, plötzlich weiß, daß das Leben noch schöner ist als der Traum. Ich bin einer Frau begegnet, die ein großes Licht in meiner Seele entzündete, und es wurde warm und schön dort, Sonne und hoher blauer Himmel. Ich liebe sie, weil sie ein Mensch ist wie ich, ich liebe alle Schönheit des Lebens durch sie. Ich glaube, daß jeder Mensch ein Bild in sich trägt, eine Sehnsucht, ein Mörchen — das Märchen des Knaben. Es ist die Summe seines Geistes und seines Instinktes, der Sympathien der Seele und des Blutes. Als ich noch ganz jung war, fühlte ich es als berauschende Ahnung — als Mann weiß ich, was es ist. Es ist der Sang des Lebens in meinem Blute, der Wille zum Leben, der Wille zu des Lebens höchstem Glück und höchster Schönheit. Und dieses Glück und diese Schönheit habe ich bei dem Weibe gefunden, das ich liebe — bei Dir: die Harmonie, den vollkommenen Rhythmus der Sinne, und die Erneuerung der Seele in Kampf, Unruhe und ewiger Sehnsucht.

Das Leben ist Rhythmus, und das Leben ist Kampf. Und der höchste Ausdruck des Lebens ist die Liebe, die Liebe zwischen Mann und Frau, der Rhythmus der Sinne und die Sehnsucht und der Kampf der Seele. Ich habe eine Moral, das ist die Liebe, eine Religion. Die Liebe ist des Lebens Räthsel und des Lebens Erklärung.

Und weil ich liebe, darum hänge ich am Leben, darum glaube ich nicht, daß es möglich ist, daß ich jetzt sterben soll. Mein Doktor war heute recht ernst. Ich lächelte nur über ihn. Kein Mensch kann verstehen, was das ist: nicht da zu sein. Daß dieses Ich, das in einem pocht, daß dieses nicht mehr ist. Und wer liebt, versteht es am allerwenigsten. — Ich will nicht sterben. Ich schlage um mich. Ich zermalme dieses Knochengerippe, das mit seinem Besuche droht.

Ich will nicht sterben. Ich sehe Deine lieben, lieben Augen — ich höre Dein Lachen — nein, ich kann nicht sterben — —.“

* * *

— Sie legte den Brief nieder. Erhob sich rasch, sah auf die Uhr. Sammelte fieberhaft die Briefe zusammen

und trug sie zum Kamin. Es klingelte. Sie steckte die Papiere hinein, hastig, preßte sie ungeduldig zusammen. Strich mehrere Zündhölzchen an. Es klopfte. Sie schlug die Kaminthüre zu. Ging dem Kommenden entgegen. Es war ein hoher, blonder Mann, der Ingenieur, ihr Verlobter.

Hjalmar Christensen.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen (1549—1804) und der mit ihr verbundenen Lehr- und Erziehungsanstalten. Von Professor Dr. Thomas Specht. Freiburg i. B. 1902. Herder'sche Verlagshandlung.

Das Feld der Universitätsgeschichte wird in neuerer Zeit eifrig angebaut, und mit Recht sind es nicht allein die modernen, blühenden Hochschulen, denen sich die Aufmerksamkeit der Historiker zuwendet, sondern gerade auch diejenigen der Vergangenheit, welche für das geistige Leben des Volkes in früheren Jahrhunderten von Bedeutung gewesen sind. Die vorliegende Monographie über eine Universität, die von dem katholischen Deutschland lange Zeit hindurch als ein Bildungscentrum hoch verehrt ward, verdient als ein Werk von musterhaftem Fleiße allen denen empfohlen zu werden, die überhaupt für solche Studien Interesse hegen. Die kleine Donaustadt Dillingen, heute ein bescheidenes Landstädtchen, wurde von einem der Vorkämpfer der Gegenreformation, dem Augsburger Bischofe und nachmaligen Kardinale Otto Truchseß von Waldburg, als Sitz einer Lehranstalt gewählt, welche an Stelle des arg verwilderten Klerus tüchtige, dem Kampfe mit den Lutheranern und Kalvinisten gewachsene Geistliche liefern sollte, und dieser Zweck wurde in den zweieinhalb Jahrhunderten, während deren die Akademie bestand — im Jahre 1804 wurde die an das Königreich Bayern übergegangene in ein sogenanntes Lyzeum, eine höhere Mittelschule, verwandelt — niemals aus dem Auge verloren. Ein erster Beesuch mit Gelehrten, die man aus Spanien und den Niederlanden herbeizog, fiel, obwohl unter den Berufenen einige tüchtige Lehrkräfte waren, doch im Ganzen nicht befriedigend aus, und so übergab der Gründer seine Lehranstalt den Jesuiten, die bis 1773, bis zur Aufhebung des Ordens, über die beiden wichtigsten Fakultäten, die philosophische und theologische, nahezu souverän ihre Gewalt ousübten — nur hie und da etwas eingeengt durch das Augsburger Domkapitel, welches nicht immer die jesuitenfreundliche Gesinnung der Kirchenfürsten theilte. Eine Reihe hervorragender Lehrer hat der Orden zweifellos gestellt, und auch unter den sogenannten „Exjesuiten" oder doch Jesuitenschülern gab es ausgezeichnete Männer, unter denen insbesondere J. M. Sailer, der spätere Bischof von Regensburg, und der gelehrte Physiker M. Weber, ein höchst aufgeklärter Naturforscher, zu nennen sind. Die juridische, erst viel später angegliederte Fakultät spielte mehr nur eine untergeordnete Rolle, und die medizinische, welche Kurfürst Klemens Wenzeslaus erst in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ins Leben rief, konnte nur den nothdürftigsten Anforderungen entsprechen, wiewohl ihre Professoren an sich tüchtige Leute waren.

Mit größter Gründlichkeit und gestützt auf ein umfassendes Studium der Akten sowahl, wie auch der einschlägigen Litteratur, schildeet der Verfasser die einzelnen Entwicklungsphasen der Universität, indem er namentlich auf die ihr zugeordneten Institutionen — Gymnasium, Konvikt, Seminar — stetig Bezug nimmt und auch auf die fast stets schwankenden und schwierigen Vermögensverhältnisse sorgfältig eingeht. Die zahlreich eingestreuten Biographien geben einen dankenswerthen Beitrag zur Gelehrtengeschichte ab. Der Verfasser ist katholischer Theologe und urtheilt selbstverständlich auch als solcher, ohne indessen dem Streben nach Objektivität, das ihn ersichtlich beseelt, untreu zu werden. So räumt er z. B. unumwunden ein, daß Dillingen im dreißigjährigen Kriege mehr durch die Kaiserlichen als durch die ketzerischen Schweden, die sich leidlich manierlich benahmen, zu leiden gehabt habe. Einen sehr schwierigen Punkt seiner Darstellung mußte der gegen 1790 sich ziemlich akut gestaltende Kampf zwischen der konservativen Theologie und der auch in die altgläubigen Kreise eingedrungenen Aufklärungsbewegung bilden; was er hier gibt, weicht von der üblichen Auffassung nicht unerheblich ab, aber auch da ist der Wunsch, Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen, unverkennbar. So ist das in der bekannten, eleganten Art der Verlagshandlung ausgestattete Buch, dem die Bildnisse der um die Hochschule vredienten Prälaten und akademischen Lehrer zu besonderer Zierde gereichen, eine werthvolle Ergänzung zu solchen Werken, welche uns mit der Ausbildung der höheren Studien in Deutschland bekannt machen, und außredem maßgebend für die Kenntniß der jesuitischen Schuleinrichtungen und Lehrmethoden, die nun einmal zu ihrer Zeit für die besten gehalten wueden.

München. S. Günther.

Günther Jansen: Großherzog Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen aus den Jahren 1864—1900. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung 1903. 175 Seiten

Aus vorliegender Schrift des ehemaligen Ministers des Großherzogs Peter erhalten wir zuverlässigen and interessanten Aufschluß über die Persönlichkeit und das politische Wirken des am 13. Juni 1900 verstaebenen oldenburgischen Fürsten. Im Jahre 1850 widerstand er der Versuchung, sich von den Großmächten als Kandidat für die Throne Dänemaeks und Schleswig-Holsteins aufstellen zu lassen; in der von Jansen mitgetheilten Denkschrift des damals dreiundzwanzigjähgeen Erbgroßherzogs rescheinen seine sittlichen und rechtlichen Erwägangen für diesen Schritt in bestem Lichte. Daß ee trotzdem im Jahre 1864 Ansprüche auf Schleswig-Holstein rehob, erklärt sich ous der Ueberzeugung, die ihm später der rechtskundige Archivar Leverkus über Gottarper Ansprüche an den Herzogthümern beigebracht hatte. — In den Jahren 1866 und 1870 finden wir den Grosherzog an der Seite Preußens. Aber seine Achtung für geschichtliches Recht und für Volksfreiheit ließen es nicht zu einem innigen Beehältniß mit Bismarck kommen. Der Großherzog sah von vornherein ein unseliges Ende des Kulturkampfs voraus und mißbilligte die schutzzöllnerische Wirthschaftspolitik ebenso wie das Sozialistengesetz. In der sozialdemokratischen Bewegung sah er eine Folge des ihm unerwünschten allgemeinen Stimmrechts. Gesetzesvrelevungen ließ er kräftig entgegentreten; aber er ließ zugleich „von erbittrenden und nach seiner Ansicht nur Oel ins Feuer gießenden Eingeiffen in Rede- und Versammlungsfreiheit, solange solche auf gesetzlichem Boden sich bewegte, Abstand nehmen. Geistige Bewegungen, pflegte der Großherzog zu sagen, müssen in sich selbst ausgetragen werden, die Menschen beruhigen sich am leichtesten, wenn man sie ausreden läßt — das ist einmal ein Bedürfniß dee menschlichen Natur, — und von den Machtmitteln der Polizei gegen geistige Strömungen hielt re wenig." Die Mitwirkung von Sozialdemokraten in Kommunal- und Schulverwaltung wurde im Oldenburgischen nicht beanstandet, sondern fand eher Anerkennung wegen der Art und Weise, wie sie sich bethätigte. Mit Interesse unterhielt der Großherzog' sich beim Besuch der Arbeiterkolonie Bant mit den sozialdemokratischen Mitgliedern des Gemeinderaths und der Schulvertretungen. Nichts wäre aber falscher, als den Großherzog für einen Parteigänger der Sozialdemakratie zu halten, wie es ein französisches Blatt nach seinem Tode gethan hat. Er war im Gegentheil eine durch und durch kanservative Natur, aber von lebhaftem Streben nach Grechtigkeit reßllt. Und deshalb stimmte er in vielen Dingen mit den Liberalen überein, zuletzt noch in der Verwerfung der Lex Heinze.

K. S.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 88.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 3. Januar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (8 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder dem Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 18 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Anzeigen nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Die Politik im Jahre 1902. Von P. Nathan.

Vom neuen Handwerk und alten Zunftzopf. Von August Flemming.

Ueber die Leistungen minimaler Dosen in der Medizin und Chemie. Von Arthur Sperling.

Ibsen und die Pflege persönlichen Lebens. Von Arthur Sewett (Danzig).

Emil Schiff's gesammelte Aufsätze. Von H. Herz (Breslau).

Oesterreichische Kunst des XIX. Jahrhunderts. Von Rudolph Lothar (Wien).

Das Urtheil Salomonis. (Eine biblische Scene.) Von Adalbert Meinhardt (Hamburg).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Preußische Landtag ist für den 13. Januar berufen worden.

Zwischen dem Bunde der Landwirthe, den „Kreuzzeitungs"-Konservativen und den Freikonservativen geht das Geplänkel in der Presse und in Versammlungen fort. Es bleibt politisch gleichwohl bedeutungslos. Die Ziele der einen sind die Ziele der anderen, und es liegt kein Grund zur Verfeindung vor, wenn die einen sich des Dietrichs und die anderen sich der Axt bedienen wollen, um die Eingangsthür zum modernen Staate zu forciren. Man wird auch ferner sich gegenseitig in der Arbeit unterstützen, und je nach Lage der Verhältnisse bald mit dem geräuschloseren Dietrich und bald mit der lärmenden Axt arbeiten.

Gegen die Kronprinzessin von Sachsen, die ihren Mann und ihre Kinder verlassen hat, ist nunmehr die Scheidungsklage eingeleitet; damit verliert die Angelegenheit den Charakter des ausschließlichen Familienskandals, und es ergeben sich die unvermeidlichen Folgen auch für die staatlichen Verhältnisse Sachsens.

Der Einblick, den die Erörterungen über die Verhältnisse am sächsischen Königshof eröffnen, ist unschön genug. Die Kritik, die sich gegen die bisherige Kronprinzessin von Sachsen richtet, wird freilich auch gegen andere Personen zu richten sein. Ist die That der Frau nicht zu beschönigen, so scheint doch ihr Leben für ein temperamentvolles, lebenswarmes Geschöpf fast unerträglich gewesen zu sein.

Auch der Bruder der Kronprinzessin, der Erzherzog Leopold Ferdinand, hat sich seiner Würden und Titel entledigt und lebt in der Schweiz als ein Herr Wölfling mit einem Fräulein Adamowitz, einer Schauspielerin, zusammen. Für die österreichischen Verhältnisse ist auch diese Entwicklung charakteristisch. Die Anhänglichkeit an das Vaterland und das Pflichtgefühl gegen den Staat beeinflußt den Schritt dieses Erzherzogs nicht. Das Bild oben entspricht dem Bilde unten; Zersetzung hier und Zersetzung dort, und daß die katholische Kirche das beste Heilmittel gegen solche Zersetzung sei, wie ihre Parteigänger behaupten, erweist sich auch diesmal nicht.

Der Abgeordnete Dr. Max Hirsch hat seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Max Hirsch kann auf ein ehrenvolles Leben zurückblicken; seit einem Menschenalter steht er an der Spitze der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine, und er war stets ein eifriger Förderer aller internationalen Friedensbestrebungen.

Die Ruhe Europas wird von zwei Seiten bedroht. Die Zustände der Balkanhalbinsel beunruhigen die Kabinette, und in Marokko ist gegen den Sultan eine siegreiche Empörung zum Ausbruch gekommen.

Graf Lamsdorff, der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist zur Zeit in Wien. Er will mit dem Grafen Goluchowsky über die Maßregeln verhandeln, die nothwendig sind, um einer Konflagration in der europäischen Türkei vorzubeugen. Eine solche Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich ist von höchstem Werthe für den Weltfrieden; aber ob die politischen Räuberhauptleute der Balkanhalbinsel auf Wien und Petersburg hören, wenn ihnen von dort unerwünschte Rathschläge ertheilt werden, das bleibt immerhin fraglich. Eine Verständigung zwischen den beiden betheiligten Großmächten verminbert erheblich die Gefahren, ob sie sie vollkommen zu bannen vermag, wird das nächste Frühjahr lehren.

In Marokko droht das bisherige Sultansregiment zusammenzubrechen; die fremdenfeindlichen Rebellen haben den Europa günstig gesinnten Sultan geschlagen, und die bisherige Ordnung ist auf das Schwerste bedroht. Spanien, Frankreich und England sind damit auf den Platz gerufen. Ist der bisherige Zustand in Marokko nicht aufrecht zu erhalten, so werden Spanien, Frankreich und England bestrebt

sein, einen neuen Zustand zu schaffen, bei dem ihre Interessen gewahrt bleiben. Und auch Deutschland hat in Marokko Interessen, freilich nur Handelsinteressen, aber erhebliche. Daß diese Interessenkonflikte sich schließlich friedlich ausgleichen werden, bleibt wahrscheinlich; denn jede Macht dürfte abgeneigt sein, einen offenen Kampf zu entfachen, dessen Folgen unabsehbar wären.

Die internationale handelspolitische Kampagne ist eröffnet; Oesterreich-Ungarn hat seinen Handelsvertrag mit Italien gekündigt. Das Jahr 1903 wird sehr ernste Entscheidungen bringen; zu den politischen Wirren gesellen sich die handelspolitischen Probleme.

Der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn ist in letzter Stunde zu Stande gekommen unter starker persönlicher Einwirkung des Kaisers. Es ist eine ernste Gefährdung der Stellung der habsburgischen Monarchie damit beseitigt. Die Einzelheiten des Ausgleichs sind noch unbekannt.

Die Vereinigten Staaten haben es abgelehnt, das Schiedsrichteramt im Streite mit Venezuela anzunehmen. So steht die Sache leider auf dem alten Fleck; doch verlautet, daß nunmehr die Parteien das Haager Schiedsgericht anrufen wollen.

* * *

Die Politik im Jahre 1902.

„In unerwartet schneller Folge haben sich im Laufe von sechs Jahren die Geschicke meines Landes zu dem Glanzpunkte entwickelt, auf dem es heute steht . . . Ihrem Rath, Ihrer Umsicht, Ihrer unermüdlichen Thätigkeit verdankt Preußen und Deutschland das weltgeschichtliche Ereigniß, welches sich heute in meiner Residenz verkörpert. Wenngleich der Lohn für solche Thaten in Ihrem Innern ruhet, so bin ich doch gedrungen und verpflichtet, Ihnen öffentlich und dauernd den Dank des Vaterlandes und den meinigen auszudrücken. Ich erhebe Sie daher in den Fürstenstand Preußens . . . . . "

Der Brief ist bekannt. Er ist vom 21. März 1871 datirt; von dem Tage, an dem der deutsche Reichstag nach Wiederherstellung eines deutschen Reiches in Berlin zum ersten Male zusammentrat; er schließt mit dem „nie versiechenden Dank" Wilhelms I. an seinen Kanzler, der seitdem Fürst von Bismarck war.

Aus dem Jahre 1902 gibt es keinen verwandten Brief; aber die Thatsache ist verbürgt, daß wir unmittelbar vor der Veröffentlichung eines ähnlichen Briefes gestanden haben, und daß Graf Bülow, der dritte Nachfolger des Fürsten Bismarck im Kanzleramt des deutschen Reiches, gleichfalls durch die Verleihung des Fürstentitels ausgezeichnet werden sollte.

„Unvergängliche Verdienste" um „die durch ewig denkwürdige Siege des gesammten deutschen Volkes ruhmvoll erkämpfte Wiederherstellung eines die Fürsten und Stämme des gemeinsamen Vaterlandes vereinigenden deutschen Reiches" braucht sich Graf Bülow glücklicher Weise in mühevoller Arbeit nicht zu erwerben. Ein deutsches Reich besteht als Gabe der Vergangenheit, und einen Enkel Wilhelms I. auf dem Kaiserthron haben wir durch Erbgang. Welche Ereignisse waren es nun, die der nicht veröffentlichte Fürstenbrief aus dem Jahre 1902 zu Gunsten des Grafen Bülow hätte anführen können? Wodurch hat Graf Bülow seiner bisherigen Thätigkeit für das Reich im letzten Jahre die Krone aufgesetzt?

Aus Anlaß von Vorgängen der innern Politik sollte Graf Bülow gefürstet werden; also beginnen wir mit der innern Politik.

Beginnen heißt fast schon aufhören, denn das Jahr 1902 reiht sich stilvoll an die vorausgegangenen Jahre der müden Kanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe an; auch dieses Jahr ist nach unserer Ansicht fast gänzlich baar einer gesetzgeberischen Thätigkeit nach großen Gesichtspunkten.

Der Inhalt der innern Politik des deutschen Reiches und Preußens besteht nach dem Fortgange des Grafen Caprivi zum allerwesentlichsten Theil nur noch in folgendem: Die Regierung läßt sich von dem agrarischen Drängen langsam, aber unaufhörlich weiter vorwärts schieben; sie erweist ihre staatsmännische Einsicht dadurch, daß sie den gänzlich unerfüllbaren Forderungen der Agrarier mit Milde die Zustimmung verweigert, und sie erweist ihre Fürsorge für die Landwirthschaft hinwiederum, indem sie auch solche agrarische Forderungen durchsetzt, die die Industrie und den Handel Deutschlands gefährden, die nur dem Großgrunddesitzerthum, und auch diesem nur vorübergehend nützen, die die Masse der Bevölkerung schädigen, und die ganz sicher die Armen und Aermsten noch tiefer in Armuth und Hunger, in geistige und sittliche Depravation hineinstoßen.

Sieht man von den wirthschaftlichen und moralischen Wirkungen dieser Politik ab, so bewirkt sie politisch vor allem eine Stärkung der äußersten Rechten, der Agrarier und Reaktionäre, und der äußersten Linken, der Sozialdemokratie. Diese Politik fördert die äußerste Rechte, indem sie nichts Energisches, Wirkungsvolles und Konsequentes zu thun wagt, um die Ansprüche dieser politischen Richtung zurückzuweisen; sie kommt den Ansprüchen der Rechten beständig entgegen, und sie läßt sogar laut und nachdrücklich bereits zur Geltung gebrachte Ansprüche des Staates fallen, wenn sie bei der Rechten mißliebig aufgenommen werden. Und diese Politik fördert die äußerste Linke, die Sozialdemokratie, indem sie der Mißstimmung im Volke fortlaufend und in steigendem Grade neue Nahrung zuführt. Der Inhalt der Politik der Regierung ist erschöpft, wenn man hinzufügt, daß sie von Zeit zu Zeit gezwungen ist, die schädlichsten und die schließlich ganz unerträglichen Folgen der vorausgegangenen agrarischen Gesetzgebung durch nachfolgende leise Korrekturen zu mildern, Korrekturen, die hinwiederum mit dem Erbübel der ungerechtfertigten Nachgiebigkeit gegen agrarische Ansprüche behaftet sind.

In dieses Schema läßt sich zwanglos die armselige gesetzgeberische Thätigkeit einfügen, die uns das Jahr 1902 beschert hat.

Die bisherige agrarische Gesetzgebung auf dem Gebiete der Zucker- und Branntweinbesteuerung bedurfte unbedingt der Reparatur. Unter dem Druck des Auslandes wurde auf Grund der Beschlüsse der Brüsseler Zuckerkonferenz die Zuckerbesteuerung reformirt bei größtmöglichster Schonung der agrarischen Interessen, und bei dieser Gelegenheit erhielten die Agrarier zu ihrer Besänftigung noch ein Aufgeld entgegen dem allgemeinen Interesse; geopfert wurde ihnen die Saccharinindustrie. Die Branntweinsteuer-Novelle konservirt natürlich gleichfalls die Liebesgaben für die Agrarier, und die Branntweinbesteuerung in ihrer Gesammtheit, in ihrer heutigen agrarischen Ausgestaltung ist geradezu „ein Monstrum geworden, das in der Kompliziertheit seines Räderwerkes der Phantasie eines verrückt gewordenen Mechanikers entsprungen zu sein scheint . . ." Das Urtheil ist zutreffend, und es charakterisirt zugleich unsere agrarische Gesetzgebung in ihrer Totalität, in ihrer Verkünstelung, ihrer inneren Ungesundheit, ihrer Häufung von Unzuträglichkeiten für den Staat und schließlich für die Beglückten, so daß doch einmal der Krach eintreten muß, und dieser Krach wird um so verhängnißvoller sein, je höher der agrarische Thurmbau über die festen Fundamente gesunder Gesetzgebung emporgeführt worden ist.

Dem Verbot freier Verwendung des Saccharins stellt sich als eine bescheidenere Liebesgabe an die Seite: die Verhinderung der Einführung konservirten ausländischen Fleisches und insbesondere der Verwerthung von Fleisch, das mit Borsäure behandelt worden ist. Autoritäten behaupten zwar, daß jenes konservirte, vor allem amerikanische Fleisch keineswegs gesundheitsschädlich sei; es ist auch nie erwiesen worden, daß der Genuß von Fleisch, das mit Borsäure präparirt worden ist, Gefahren gebracht hat;

das Verbot wird also der Gesundheit der Bevölkerung nichts nützen, aber leugnen kann man nicht, daß es den agrarischen Fleischproduzenten in Deutschland jedenfalls nützen kann, und wenn man allen das Brot künstlich vertheuert ohne hygienischen Vorwand, so ist es doch noch human, den Armen das Fleisch unter Berufung auf hygienische Sachverständige zu vertheuern und den Aermsten den Fleischgenuß überhaupt unmöglich zu machen.

Erwähnen wir zunächst noch zwei Gesetzesvorlagen, bei denen nur in Verdünnung die agrarische Beimischung sich bemerkbar macht.

Mit der Ausdehnung des Kinderschutzes wird man durchaus sympathisiren; die Konservativen thun dies gleichfalls, freilich unter der einen Bedingung, daß der Kinderschutz nicht auf die ländliche Bevölkerung ausgedehnt wird. Voraussichtlich würden die Agrarier auch bereit sein, das konservirte amerikanische Fleisch als gesundheitfördernd zuzulassen, doch mit der Maßgabe, daß ausschließlich die Großgrundbesitzer berechtigt wären, diesen billigen Importartikel als Fleischrationen für ihre Arbeiter und Angestellten zu verwerthen. Das zweite Gesetz betrifft Preußen allein; der Polenfonds ist um 250 Millionen erhöht worden. Die offizielle Polenpolitik findet zwar selbst in jenen Kreisen immer lebhafteren Widerspruch, die das Ziel der Regierung durchaus erstrebenswerth erachten. Allein die Regierung schreitet auf ihrem Wege weiter, der zu keinem Erfolge geführt hat, wohl aber zu einer offensichtlichen finanziellen Stärkung des Polenthums, und die finanzielle Stärkung bedeutet natürlich zugleich eine politische Stärkung. Ist der Nutzen dieses Fonds zur Bekämpfung des Polenthums mehr als problematisch, so nützt er doch — ansoog den Verboten in Bezug auf das Fleisch — den deutschen verschuldeten Großgrundbesitzern, die zu Ehren der nothleidenden Landwirthschaft gleichfalls mit möglichst hohen Summen ausgekauft werden, und auch dieser Nutzen für die Großgrundbesitzer ist wenigstens greifbar.

Zu diesen Aktionen, die auf die Initiative der Regierung zurückzuführen sind, kommen jene Aktionen, zu denen sich die Regierung nicht entschlossen hat, und diese Zurückhaltung predigt besonders laut.

Das bestehende Börsengesetz gehört wie das Waarenhaussteuergesetz, wie die Zunftgesetzgebung, wie alle Errungenschaften der sogenannten Mittelstandspolitik zu jenen Maßregeln, die die Regierung trotz erwachender Einsicht sich langsam von den Agrariern und Reaktionären hat abpressen lassen. Verfehlt, schädlich und ungeeignet das vorgesteckte Ziel zu erreichen, sind sie alle; das Börsengesetz hat noch den Vorzug die Bäuerei zu fördern. Auch diese gesetzgeberische That agrarisch-reaktionärer Einsicht verlangt dringend nach Reform.

Die Schwächung der deutschen Börsen unter diesem Gesetz ist eine Kalamität auch für die Industrie und kann eine Kalamität für den Staat werden, wenn in ernsten Zeiten die deutschen Börsen den deutschen Staatskredit stützen müssen. Handelsminister Möller kündigte denn auch vor elf Monaten an, daß ein Gesetzesvorschlag auf Revision des Börsengesetzes glücklich an den Bundesrath gelangt sei; seitdem blieb jener mit dem Zorn der Reaktion im voraus bedachte Gesetzesvorschlag im Verborgenen.

Für den Mittellandkanal interessirt sich außer der Linken sogar der Kaiser und König von Preußen. Am August 1899 sagte der Kaiser bei Einweihung des Dortmund-Ems-Kanals das Folgende:

„Der Dortmund-Ems-Kanal ist nur ein „Theilwerk". Es ist aufzufassen in Verbindung mit dem großen Mittellandkanal, den zu bauen und zur Durchführung zu bringen Meine Regierung und Ich fest und unerschütterlich entschlossen sind."

In einer zweiten Rede in Dortmund betonte der Kaiser, wie die geplanten großen Kanalbauten der Industrie vor allem und der Landwirthschaft gleichfalls Nutzen bringen sollten:

„Nur durch das Ineinandergreifen und das Nebeneinanderbestehen von Industrie und Landwirthschaft ist es möglich, den Staat vorwärts zu bringen und auf gesunder Basis weiter zu führen."

Seitdem hat der Kaiser wiederholt und mit steigender Schärfe zum Ausdruck gebracht: Und er wird doch gebaut. Allein die Stützen von Thron und Altar wollen nicht, daß der Mittellandkanal gebaut wird, und so ist denn trotz der angekündigten „unerschütterlichen Entschlossenheit" des Königs und seiner Regierung in den seitdem verstrichenen ganzen zwei ein halb Jahren das große Kulturwerk, das zugleich eine militärische Nothwendigkeit ist, auch nicht durch einen einzigen gesetzgeberischen Spatenstich gefördert worden. Nichts charakterisirt unsere Lage im Innern und die „Entschlossenheit" der Regierung gegenüber den Agrariern schärfer als diese Thatsache.

Ich will noch erwähnen, daß es mir geglückt ist einen einzigen bedeutsameren politischen Vorgang auf dem Gebiete der inneren Politik ausfindig zu machen, in den die agrarische Politik nicht hineinspielt. Der Diktaturparagraph ist erfreulicherweise für Elsaß-Lothringen aufgehoben worden.

Und nunmehr kann ich von der That sprechen, die gleichsam den Gipfelpunkt dieser Regierungspolitik darstellt; vom Zolltarif.

Es wäre schwerlich möglich, Neues zu sagen über die wirthschaftliche Bedeutung des Tarifs für Deutschland. Das soll auch nicht versucht werden. Allein es gibt noch einen anderen Ausgangspunkt der Betrachtung.

Graf Bülow sagte zu den Agrariern, einen besseren Kanzler als ihn würden sie schwerlich in absehbarer Zeit zu gewärtigen haben. Nimmt man diese agrarischen Tendenzen des Kanzlers als gegeben hin, nimmt man ferner als gegeben hin, daß die Regierung einen Riesentarif von über 900 Positionen nicht glaubte entbehren zu können, was hätte dann am zweckmäßigsten geschehen müssen, um das agrarische Programm der Regierung zu verwirklichen?

Eines ist klar: Nach den praktischen Erfahrungen, die Frankreich mit dem Doppeltarif gemacht hat, hätte auch eine agrarische Regierung, in der Sachlichkeit, Stärke und Selbstgefühl ausschlaggebend herrschen, Minimalzölle nicht einsetzen dürfen. Wären Minimalzölle zum Abschluß günstiger Handelsverträge nothwendig, so ist nicht abzusehen, warum sie nur für Getreide geboten erscheinen, und warum sie für alle anderen Positionen des Tarifs entbehrlich sein sollen.

Die Verhandlungen mit dem Auslande erfordern also diese Minimalzölle nicht; diese Minimalzölle sind von den deutschen Agrariern aus Mißtrauen gegen die eigene deutsche Regierung erzwungen. Wäre je der agrarische Fürst Bismarck bereit gewesen, sich und die Entschließungen der Krone im voraus für zukünftige, nach unübersehbare internationale Verhandlungen von immenser Wichtigkeit durch das Mißtrauen parlamentarischer Parteien in solcher unsachlichen Weise fesseln zu lassen? Die Frage ist beantwortet. Die heutige Regierung machte dieses Zugeständniß nicht aus greifbaren sachlichen Beweggründen, sondern aus Schwäche gegen das Agrarierthum.

Und man darf nicht vergessen, um die Minimalzölle drehte sich der heißeste Kampf bei den Verhandlungen über den Tarif.

Wollte dann aber die Regierung diesen Monstretarif durchbringen, so verlangte bei der Knappheit der Zeit die geringste parlamentarische Erfahrung, daß der Reichskanzler von Anbeginn an mit höchster Energie seine Kräfte zur Vertheidigung des Werkes einsetzte. Von dieser Energie war nichts zu spüren, und es ist charakteristisch, daß auch in diesem Falle ein kleines Palliativmittelchen zur Anwendung gelangte: die Bewilligung von 2000 Mark Diäten an die Mitglieder des Ausschusses, der den Tarif vorberieth. Von den Freisinnigen wurde dieses Douceur als eine beleidigende Zumuthung abgelehnt. Als gleichwohl der Entwurf im Sumpfe stecken zu bleiben drohte, weil die Majoritätsparteien fortlaufend zu arbeiten nicht bereit waren, weil ihre politische Energie durch den Jagdsport lahmgelegt wurde, auch da accepturte die Regierung geduldig die Sachlage wie sie von der Rechten geschaffen war, und ihre Energie reichte nur aus, um die Majoritätsparteien zu ermuntern, durch Zertrümmerung der Geschäftsordnung im Reichstage einen

Digitized by Google

Tarif zu retten, der unbrauchbar für die Rechte, unbrauchbar für die Regierung, auf das Schärfste bekämpft von der Opposition ist. Es war ein Sieg, der zur Erbeutung eines Objektes geführt worden ist, das nicht nur unbrauchbar, sondern voller Gefahren für die ist, denen die Verantwortung obliegt, das Gesetz zu handhaben.

Auf allen Seiten wird zugestanden, daß der Tarif niemals in seiner jetzigen Gestalt ins Leben treten kann; damit zeigt sich das Unvermögen der Regierung durch rechtzeitige und wirkungsvolle Intervention ein wenigstens nach ihrer Anschauung brauchbares Instrument zu schaffen. Und das Instrument findet hinwiederum auch den schärfsten Tadel der Majorität. Das System der agrarischen Minimalzölle ist nicht genügend ausgebaut, die Sätze sind zu niedrig, und auch das Entgegenkommen der Regierung gegen die Agrarier ist von zweifelhafter Güte, denn die Regierung bestimmt, wann und ob der Tarif in Kraft treten solle.

Diese Kämpfe waren diktirt von Mißtrauen der Agrarier gegen die Regierung, von Schwäche der Regierung gegen die agrarische Majorität und von dem zaghaften Streben der Regierung, die Staatsnothwendigkeiten doch nicht vollständig preiszugeben; das würde allzu schnell sich rächen. Bei dem Zusammenwirken solcher teitenden Motive mußte sich ein unbrauchbares Monstrum ergeben, und als dieses Monstrum unter Vergewaltigungen und Rechtsbruch durchs Parlament gebracht war, nannte man diesen Vorgang einen Sieg. Es ist ein Augenblickserfolg, der nur eine kurze Spanne Zeit hindurch geeignet sein kann, zu verhüllen, daß politische Kurzsichtigkeit, mangelnder Blick für das parlamentarisch Mögliche, mangelnde Kraft in der Leitung einer Majorität bei einer der wichtigsten staatlichen Aktionen das Gefährt in den Sumpf haben gerathen lassen.

Das Kriterium des Augenblickserfolges liegt auch darin, daß dieser „Sieg" nach keiner Richtung hin eine Lösung bringt.

Unsere handelspolitische Zukunft ist unberechenbar, und an die abgeschlossenen Kämpfe werden sich um die handelspolitischen Fragen neue, ebenso erbitterte Kämpfe anschließen. Wie die Handelsverträge aber, die etwa vorgelegt werden, aussehen mögen, das kann man errathen. Die Regierung wird die Bedürfnisse des modernen Staates bei dem Abschluß neuer Verträge ebenso nachdrücklich wahren, wie sie das Staatsinteresse gegenüber den Agrariern in der Frage des Mittellandkanals, oder in der Frage der Reform des Börsengesetzes gewahrt hat. Die Verträge werden, wenn sie zu Stande kommen, einen entschiedenen Rückschritt gegenüber den Verträgen des Grafen Caprivi, dieser „rettenden That", darstellen, und es fragt sich nur, wie groß dieser Rückschritt sein wird.

Noch nach einer Richtung hat sich das Unvermögen der Regierung gezeigt, die Situation vorausblickend zu beherrschen; denn der Verlegenheitscoup des Antrages Kardorff mit allem, was damit verknüpft ist, zeigt das Gegentheil einer Herrschaft über die politische Lage. Es ist noch von der Rückwirkung der Regierungspolitik auf die Parteiverhältnisse zu sprechen.

Die Berufung einiger Oberpräsidenten, die nicht zur Klasse der Feudalherren gehören, konnte ein Anzeichen dafür sein, daß die Regierung politisch zu einer mittleren Linie zu gelangen wünschte. Allein die Regierungspolitik im Reichstage hat es zu Wege gebracht, daß nicht der politische Schwerpunkt in die Richtung des agrarischen Nationalliberalismus hin verschoben worden ist, sondern daß die nationalliberale Fraktion nach rechts gepreßt wurde, und daß Ultramontane, Freikonservative und Kreuzzeitungsleute die Fraktion logischer Weise für die Zukunft mit Beschlag zu belegen suchen, während diese Politik für die Partei im Lande Zerwürfniß und Zersetzung gebracht hat. Wie meisterlich muß die „Politik der mittleren Linie" betrieben worden sein, wenn die Partei der Mitte in ihrem Gefüge sich lockert, während der Bund der Landwirthe unerschüttert in seiner intransigenten Stellung beharrt und trotz gleichgültiger Plänkeleien von den Konservativen und sogar jetzt von Centrums-Agrariern geschätzt wird als eine „Faust", die mitunter nöthig sei; so drückte sich Graf Oppersdorff mit resoluter Präzision bei der Versammlung des schlesischen Bauernvereins in Neisse aus. Dieser „Faust" wird sich die agrarische Reaktion auch weiter gegen die schwachmüthige Regierung und gegen weniger willfährige Nationalliberale und auch Centrumsabgeordnete bedienen und mit einer Wirkung wie bisher. Daß diese Elemente nach ihrer Anlage wie die wirthschaftliche, so auch die politische und intellektuelle Kultur Deutschlands immer stärker bedrohen müssen, ist klar. Die Erfolge auf dem einen Gebiet sind nur zu sichern, wenn der politische Einfluß der Bevölkerung mehr und mehr herabgedrückt wird.

Nach den Erfahrungen der Vergangenheit ist zu schließen, daß die Regierung dem Drängen der reaktionären Parteien weiter und weiter nachgeben wird, und zweifelhaft mag es nur sein, in welchem Tempo diese Nachgiebigkeit sich bethätigen wird. Immerhin wird man die Erwartungen hoch spannen können, wenn man erwägt, daß ein Blatt wie die „Kölnische Zeitung" über die Erfahrungen bei der Kanalvorlage schrieb:

„Das Ergebniß ist wohl die schärfste Verhöhnung, die je einer Staatsregierung von parlamentarischen Mehrheitsparteien geboten worden ist."

Nach der glücklich zu Wege gebrachten Diskreditirung der nationalliberalen Fraktion ist der Einfluß dieser verhöhnenden Mehrheitsparteien auf die Regierung nur um so größer.

Die Stärke der Bedrohung des modernen Staates muß unmittelbar zu Erwägungen darüber führen, wie die Mittel der Vertheidigung erhöht werden können.

Ueber die Gefahren des Zukunftsstaates braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen, und über fraktionelle Sonderbestrebungen sollte man sich nicht den Kopf zerbrechen, wenn es sich darum handelt, ob wir heute und morgen und übermorgen ultramontan-junkerlich regiert werden. Und diese Bedrohung trifft ganz gleichmäßig Sozialdemokraten, Demokraten, Freisinnige und echte Liberale. Ob diese Bedrohung gleich stark schon heute von der ganzen Linken empfunden wird, und ob der Wille und die Einsicht groß genug sind, aus dieser gleichmäßigen Gefährdung die Folgerungen zu ziehen, alle Rancunen zu vergessen und reale politische Gegensätze, die in diesem Augenblick zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, zurückzustellen —, das bleibt die Frage der Zukunft. Wenn nicht jetzt solche Anschauung zum Durchbruch kommt, so werden sich die Lehren verstärken, und die verstärkten Lehren werden dann unter schwierigeren Verhältnissen erzwingen, was bei Zeiten der Verwirklichung entgegengeführt, wachsenden Schaden vom modernen Staat abgewandt hätte.

Kein Symptom ist für unsere politische Lage charakteristischer, als die Zeichen der Auflösung innerhalb der nationalliberalen Partei.

Die größten Zeiten des Reiches fallen mit der Blüthe der nationalliberalen Partei zusammen; mehr und mehr entfernte sich dann die Partei von den Ueberlieferungen ihrer glorreichen Wirksamkeit für das Reich, und heute endlich beginnen die Wähler und die angesehensten Blätter der Partei kritisch zu fragen: Darf die Verleugnung der Grundsätze, die einmal unsere Größe ausmachten, noch weiter getrieben werden?

Das ist ein bemerkenswerther Augenblick in dem Prozeß unserer politischen Zersetzung.

Zweiunddreißig Jahre aber, nachdem für die Einigung Deutschlands ein Fürstentitel verliehen worden, entschlüpft ein Reichskanzler, der jetzt dem Prozeß wachsender Zerklüftung Deutschlands präsidirt, nur gerade noch der Verleihung eines solchen Fürstentitels.

P. Nathan.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Vom neuen Handwerk und alten Zunftzopf.

In der „guten alten Zeit“ arbeitete der Sohn mit denselben Werkzeugen und Modellen weiter, die sein Vater ihm vererbte. Während der Dauer eines Menschenlebens veränderte sich das Kulturbild nur langsam. Heute dagegen durchlebt im Vergleich zu früher mancher denkende Mensch mehrere hundert Jahre Kulturgeschichte. Frische Köpfe paßten ihre Lebensanschauung den veränderten Bedingungen an. Andere tappen in der total veränderten Welt mit der Denkweise ihrer Urgroßväter umher. Kein Wunder, wenn ihre Köpfe mit den Dingen fortwährend in unangenehme Berührung kommen.

Ganz bedeutende Wandlungen vollzogen sich auch im Handwerk.

Vor vierzig Jahren gab es in der kleinen Schmiede nur einfache Handwerkzeuge. Heute hat sogar mancher Dorfschmied Bohr- und Stanzmaschinen, Drehbänke, Reifenbiege- und noch andere Maschinen. Und mit der äußeren Wandlung in der Werkstatt ist die innere in der Denkweise des Meisters Hand in Hand gegangen. Während ihm einst die Arbeit „im Schweiße des Angesichts“ alles war, sinnt und rechnet er heute, wie er Werthe erzeugen und Geld verdienen könnte ohne körperliche Anstrengung. Einst kaufte der Schmied altes Eisen, schweißte kleine Stücke zusammen und streckte sie zu den erforderlichen Dimensionen aus. Heute hat er ein reichhaltiges Lager von Façoneisen, damit er nur ja keine unnütze Arbeit zu machen braucht. Früher wäre der Schmied als Faulenzer oder Verschwender erklärt worden, der etwas gekauft hätte, was er selbst herstellen konnte; jetzt gilt jeder für dumm, der Schrauben, Niete und ähnliche Dinge selbst arbeitet. Der tüchtige Schmied von heute rechnet mit der Zeit ebenso wie mit dem Gelde.

Und nun der ehrsame Dorfschuhmacher von einst und jetzt! Ehemals kaufte er Häute und Felle und gerbte sie selbst. Das ist noch nicht lange her. Gibt es doch noch Männer, die als Knaben in den Lohküdeln des Schuhmachermeisters auf dem Dorfteich umherruderten. Heute kauft auch der Dorfmeister nicht bloß das Leder, sondern auch zugerichtete Schäfte und dergleichen Halbfabrikate, sogar fertige Schuhwaaren aller Art. Er ist eben gescheit genug, lieber selbst durch Handel etwas zu verdienen als auf den Händler zu schimpfen.

In den höheren Gewerken ist die Intelligenz noch mehr an die Stelle der körperlichen Arbeit getreten. Viele alte Tischlermeister haben als Lehrlinge Bohlen und Bretter und Fourniere aus Baumstämmen geschnitten. Heute kaufen sie das alles, sogar Thürbekleidungen, Gesimse und andere profilirte Leisten.

Welches technische Arbeitsgebiet man auch betrachten mag, es wird auf keinem mehr so viel körperlich gearbeitet wie noch vor einem Menschenalter. Aber ganz im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht ist nach wie vor in jeder technischen Werkstatt und sogar in jeder Fabrik die Handarbeit eine Hauptsache. Selbst in der Textilindustrie, die das Weberhandwerk fast ganz aufgerieben hat, hängt die Güte des Produkts von dem Webemeister ab. Auch der mechanische Webstuhl ist nur ein verbessertes Werkzeug. Er hat die einfache Handarbeit des Webers entbehrlich gemacht, nimmt aber desto mehr seinen Geist in Anspruch. Und handelt es sich in der Weberei um die höchsten Leistungen, so ist die Handarbeit wieder alles. So werden die ganz guten Seidenwaaren und Gobelins auf Handstühlen hergestellt. Die Glashütter Uhren verdanken ihren Weltruf der Handarbeit. Auch in der so hoch entwickelten Maschinenindustrie wird trotz der besten Werkzeugmaschinen die feinste Arbeit von dem geschickten Schlosser oder Mechaniker geleistet. Aehnlich ist's in der Papierindustrie: das beste Papier ist Handarbeit. Für den Kenner der Dinge sind die Maschinen eben nur verbesserte Werkzeuge.

Zu allen Zeiten entstanden mit verbesserten Werkzeugen neue Handwerksgruppen und wurden alte umgebildet. Als die Feile erfunden war, lösten sich von den Schmieden die Fähigsten ab, und es erstand allmählich das Schlosserhandwerk. Ebenso begründeten nach der Erfindung des Hobels die fähigsten Zimmerleute das Tischlerhandwerk. Zugleich bekamen Schmiede- und Zimmerhandwerk einen anderen Charakter. Aehnliche Um- und Neubildungen bewirkten in unserer Zeit die Maschinenwerkzeuge. Hierzu kamen in der Neuzeit noch zwei andere wirthschaftliche Machtfaktoren: die Kraftmaschinen und die neuen Verkehrsmittel. Und das alles hatte zur Folge, daß die ganze Kultur sich in einem Jahrzehnt mehr wandelte, als früher in einem Jahrhundert. Dieser Umstand, daß sich die Dinge so unheimlich rasch abspielten, ist die Ursache der vielen sozialpolitischen Irrungen und Wirrungen unserer Zeit.

Die Kultur machte so rasche und gewaltige Fortschritte, daß ihr auch die feinen politischen Köpfe der Regierung nicht zu folgen vermochten. Dabei bildete sich in weiten Kreisen, sogar in den Köpfen mancher Handwerksmeister die Meinung, mit dem Handwerk sei es aus und vorbei. Und doch ist sie falsch, steht sie im Widerspruch mit den Thatsachen. Freilich, das alte Handwerk ist allmählich abgestorben, jedoch hat sich dafür ein ganz neues gebildet. Der alte Dorfschuhmacher ist dahin; aber an seiner Stelle steht ein neuer, der sich weniger plagt und besser lebt als sein Vorgänger in der „guten alten Zeit“. Und in den Städten entwickelten und entwickeln sich aus schlichten Handwerkern, die nur eine Dorfschule besuchten und in einer Dorfwerkstatt gelernt haben, doch auch fortwährend Kunsthandwerker und Kleinindustrielle. Das ist eine Entwicklung nach oben; behaupten zu wollen, das Handwerk sei todt, ist deshalb sehr leichtfertig. Nein, es ist nicht todt, sondern in ihm ist viel Lebenskraft, und es blüht und gedeiht, besser denn je! Aber es ist anders geworden, wir haben ein ganz neues Handwerk.

Obgleich wir nun ein ganz neues Handwerk mit durchaus neuen Lebensbedingungen haben, gibt es doch eine kleine Anzahl Leute, die ihm den alten Zunftzopf anhängen möchten — theils aus Mangel an geistiger Reife, theils aus Sonderinteresse. Welche Verblendung! Die moderne Industrie entstand zu einer Zeit und gelangte schon zur Entfaltung, als die alten Zunft- und Innungsgesetze noch in Kraft waren und strenge gehandhabt wurden (man denke nur an Weberei); jeder Kenner der Dinge weiß, daß der intelligente kleine Handwerker sowohl in technischer als geschäftlicher Beziehung ganz ebenso denkt und arbeitet wie der Industrielle. Alle intelligenten Handwerker sind empört über das neue Handwerkergesetz und die Kosten und bureaukratischen Scherereien, die es gezeitigt hat. Viele haben es mit eigenen Augen gesehen, daß der Zunftzwang zu nichts nütze war in der modernen Kulturentwicklung, und fühlen es andererseits am eigenen Leibe und Geldbeutel, daß die ganze „Mittelstandspolitik“ der letzten Jahrzehnte keinen Schuß Pulver werth ist; aber — auch die intelligenten Handwerker können sich nicht zu einem energischen Widerstande gegen die reaktionären Gruppen aufraffen. Es fehlt die Führung!

Die Handwerker bildeten einst die Kerntruppen der liberalen Partei; auch heute sieht die Mehrzahl der intelligenten Handwerker bereits wieder ein, daß sie mit der „Mittelstandsretterei“ an der Nase herumgeführt wurden. Sie alle wären leicht zu überzeugen, daß sie nur unter denselben Bedingungen empor- und vorwärtskommen können wie Industrie und Handel — die Mehrzahl der Handwerksmeister sind des reaktionären Tons nun gründlich satt und wären für die liberale Partei wiederzugewinnen, wenn — richtig gearbeitet würde. Auf denn, an die Arbeit!

August Flemming.

Ueber die Leistungen minimaler Dosen in der Medizin und Chemie.

Immer mehr richtet sich das Bestreben der Naturwissenschaft darauf, die Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur nicht nur im Großen zu verfolgen, sondern tief einzudringen in die Vorgänge, welche sich, unzugänglich den groben Sinnen, inmitten der kleinsten Theile der Stoffe, der Moleküle und Atome abspielen. Wie der Konstrukteur einer Eisenbahnbrücke oder einer Schiffswelle, welche in einem der modernen Riesendampfer ihren Platz finden soll, nothwendiger Weise mit der molekularen Fügung des von ihm zu verwendenden Materials rechnen muß, so geht auch der Chemiker dem innern Geschehen nach, welches durch die Lösung eines Stückchens Kochsalz in Wasser stattfindet, und der wissenschaftlich gebildete Arzt zerbricht sich den Kopf darüber, welchen Weg die unmmalen Stofftheilchen im Körper des Kranken einschlagen, wenn er ihn täglich eine kleine Quantität des arsenhaltigen Levicowassers trinken läßt.

Wir sind noch weit davon entfernt, über die Arbeit der Atome und Moleküle in der belebten und unbelebten Natur Gewisses zu wissen; aber alles, was wir im Laufe der Zeit durch chemische und biologische Forschung an Thatsachen erfahren, welche uns über die Hypothesen hinausheben, müssen wir dankbar als Errungenschaften begrüßen, von welchen wir mit Sicherheit annehmen können, daß sie nicht nur rein wissenschaftliches Material bleiben, sondern auch zu praktisch wichtigen, insbesondere auch hygienisch-sozialen Folgen führen. —

Wir wollen zum Beginn der Schilderung einiger dieser von der neusten biologischen und chemischen Forschung aufgedeckten Thatsachen von einem einfachen Beispiel ausgehen:

Jedermann kennt das Quecksilber. Ohne Schaden kann ein gesunder Mensch, dessen Magen und Darm über eine gesunde Muskulatur verfügt, einen ganzen Eßlöffel davon verschlucken. Das schwere Metall wird relativ schnell die Verdauungswege passiren und mit dem Stuhl entleert werden, ohne daß es seine giftigen Eigenschaften auf den Organismus entfalten kann. In Quecksilberbergwerken oder Spiegelfabriken dagegen, wo das Quecksilber an der Luft verdunstet und in einen dampfförmigen Zustand übergeht, haben stets zahlreiche Arbeiter unter den Erscheinungen der Quecksilbervergiftung zu leiden.

Welches ist der innere Grund für diese auffallende Thatsache? — Wenn irgend eine Substanz als Nährstoff auf den Körper wirken soll, so muß sie in einem Zustand ihm beigebracht werden, daß sie aufgenommen und verdaut wird. Daher wird ein Stück Fleisch gekaut, d. h. zerkleinert, durchspeichelt und mit dem Magensaft vermischt, d. h. verdünnt, bevor es von den Darmdrüsen aufgenommen und in Organbestandtheile umgewandelt werden kann. Aehnlich ist es mit den auf den Körper als Giftstoffe wirkenden Substanzen. Ein Eßlöffel Quecksilber oder eine Bleikugel kommt im Magen und Darm garnicht dazu als Gift zu wirken, weil die Körpergewebe nur mit einem relativ kleinen Theil des Metalles, nämlich seiner Oberfläche in Berührung kommen, welche hart und fest genug ist, um die innern Theile wie mit einer undurchdringlichen Kapsel gegen die Gewebe abzuschließen, und zu klein, um der Magen- und Darmschleimhaut Gelegenheit zu geben, eine nennenswerthe Menge davon aufzunehmen.

Ein erbsengroßes Kügelchen von metallischem Quecksilber hat als solches nur eine sehr kleine metallische Oberfläche; aber verreibt man es in einem Tiegel mit Zucker oder mit Oel, so löst es sich in Millionen und Millionen kleinster Quecksilberkügelchen auf, welche alle insgesammt eine enorm große Oberfläche haben und dementsprechend dem Magen und Darm, welchem sie einverleibt werden, eine gewaltig große Berührungsfläche darbieten. Dasselbe ist der Fall, wenn Quecksilber in Dampfform übergeht und von den Lungen eingeathmet wird. Eine starke Aufnahme von giftigen Metallatomen und der baldige Eintritt von Vergiftungserscheinungen, ist die unmittelbare Folge davon.

Und so gleicht gewissermaßen eine stark konzentrirte Lösung, welche als Medikament dienen soll, dem metallischen Quecksilber oder dem ungekauten Fleischstück: sie wird wenig im Körper ausgenutzt. In einer verdünnten Lösung hingegen ist jeder Arzneistoff sicher, begierig von den Zellen des Körpers aufgesogen zu werden, weil seine Oberfläche, welche aus der Summe aller Oberflächen der einzelnen Atome besteht, mit der resorbirenden Schleimhaut — rein örtlich gedacht — in die intimste Beziehung treten kann.

Aber nicht nur das. Nicht allein, daß ein in dünner Lösung fein vertheilter Stoff sich der Magen- und Darmschleimhaut überall anschmiegen und zum beliebigen Gebrauch darbieten kann. Nach neueren Untersuchungen scheint vielmehr gerade den dünnen Lösungen noch eine besondere chemische Kraft innezuwohnen, auf welche wir näher einzugehen gedenken.

Sehen wir uns vorerst einmal danach um, wie die Natur selbst unter Verhältnissen verschiedenster Art mit sehr dünnen Lösungen, mit sehr fein in Luft und Wasser vertheilten Stoffen operirt.

Da ist es vor allem die Luft selbst, welche neben den relativ großen Mengen Stickstoff und Sauerstoff zwei weitere Stoffe, Argon und Helium, in nimmalen Quantitäten enthält. Dürfen wir annehmen, daß ihre Gegenwart in der Luft für unsern Athmungsprozeß so ganz gleichgültig ist?

Und dann das Wasser, welches wir als Getränk zu uns nehmen, und womit wir unsere Speisen kochen. Es enthält immer gewisse Salze in zwar meßbarer aber geringer Menge. Ein gutes Trinkwasser darf auf 100 000 Theile höchstens 18 Theile kohlensauren Kalk u. s. w. enthalten; durch Geschmack und Gefühl unterscheiden wir das „harte" von dem „weichen" Wasser und ziehen das letztere mit einem geringeren Salzgehalt dem harten Wasser vor. Aber noch niemand hat behauptet, daß destillirtes, d. h. von Salzen befreites Wasser, angenehm schmeckt; und daß es außerdem nicht bekömmlich ist, wissen wir alle. Es muß also wohl mit diesen wenigen im Trinkwasser enthaltenen Salz-Molekülen eine eigene Bewandtniß haben.

Betrachten wir ferner eines der bekanntesten Mineralwässer, welches zu Trinkkuren benutzt wird, und auf dessen heilsame Wirkung so viele Leute, seien es Aerzte oder Laien, schwören — den Kissinger Ragoczy. Er enthält im Liter ca. 6 Gramm Kochsalz, eine Quantität, welche gerade genügt, um das Wasser etwas salzig schmecken zu lassen. Kein Kurgast trinkt täglich soviel, daß er mit einem ganzen Liter auch 6 Gramm Kochsalz zu sich nimmt. Und das Kochsalz ist die im Ragoczy in größter Menge vorhandene Substanz! Sieht man sich die Analyse weiter an, so findet man im Liter:

Chlorkalium	0,28	Gramm,
Chlormagnesium	0,30	„
Chlorlithium	0,02	„
Kohlensauren Kalk	1,06	„
Kohlensaures Eisenoxydul . .	0,03	„
Kieselsäure	0,01	„ u. s. w.

Es wäre verfehlt, wollten wir die Heilwirkung des Ragoczy auf einen kranken Magen oder Darm allein auf seinen Gehalt an Kochsalz zurückführen. Keine der in ihm enthaltenen Substanzen, und sei sie in noch so kleiner Menge vorhanden, darf darin fehlen, ohne die Individualität des Ragoczy als solchen und seine Wirkung auf den menschlichen Körper zu beeinträchtigen. Und das gleiche gilt von allen andern Mineralwässern und von allen Mineralbädern einschließlich der Wildbäder, wie Gastein, Wildbad, Landeck, deren Quellen bekanntlich Mineralstoffe in verschwindend kleinen Mengen

Digitized by Google

enthalten (z. B. Wildbad 25 Gramm Kochsalz auf 100 000 Liter). Nichts destoweniger sind diese Wässer den vielen Kranken wirksam, und vielleicht gerade deshalb, weil darin die Mineralstoffe in so sehr fein vertheiltem Zustand vorhanden sind.

Neuere Forschungen auf dem Gebiet der physikalischen Chemie, welche sich an die Namen von van't Hoff und Nernst knüpfen, haben über die Natur der Lösungen von Mineralien in Wasser ein seltsames Licht verbreitet. Die Lösung bedeutet den Zerfall eines Salzes in seine Einzeldestandtheile, seine Atome, welche wir in diesem Falle Jonen nennen wollen — beim Chlornatrium also, unserm gewöhnlichen Kochsalz, in Chlor-Jonen und Natrium-Jonen. Mit dem Moment der Lösung und der Trennung der Jonen voneinander durch das Medium des Wassers beginnt in der Lösung eine elektrische Spannung: negative und positive Jonen halten sich mittels eines komplizirten Mechanismus von Anziehung und Abstoßung das Gleichgewicht. Die Spannung verräth sich in dem Augenblick, wo zwei Elektroden in die Lösung tauchen, welche positiven und negativen Strom zuführen. Dann strömen die negativen Chlor-Jonen nach der positiven und die positiven Natrium-Jonen nach der negativen Elektrode, um sich dort als Chlor bezw. als metallisches Natrium niederzuschlagen.

Es hat sich fernerhin herausgestellt, daß bei jeder Lösung immer nur ein Theil des gelösten Stoffes sich in sogenannte freie Jonen (gleichbedeutend mit dem sonst üblichen Ausdruck Atomen) spaltet, während ein anderer Theil im Zustand von ungespalteuen Molekülen verbleibt, so daß also eine Salzlösung einerseits freie Jonen von Chlor und Natron, andererseits Moleküle von Chlornatrium enthält. Je größer die Anzahl freier Jonen, um so größer ist die elektrische Spannung, welche in der Lösung auftritt, und die Auflösung eines Stoffes in freie Jonen hängt bis zu einer gewissen Grenze ab von dem Grade seiner Verdünnung, d. h. je größer die Verdünnung, um so mehr freie Jonen, um so größer also auch die elektrische Spannung in der Lösung. Das gilt natürlich nur bis zu einer gewissen Grenze der Verdünnung, die im Einzelfall zu bestimmen ist. Aber wie fein die Verdünnungen sein können, um noch deutliche chemische Reaktionen zu geben, das haben wir durch neuere Forschungen erfahren.

Hier einige Beispiele.

Es war schon seit langer Zeit bekannt, daß eine Anzahl sehr dünner Metallöjungen, z. B. von Platin, Iridium und Silber auf gewisse Stoffe nach Art eines Fermentes katalysirend, zersetzend wirken. Bredig und Müller-Berneck haben den Einfluß einer sehr dünnen Platinlösung auf das auch für den menschlichen Organismus wichtige Wasserstoffsuperoxyd (H_2O_2) studirt und gefunden, man höre und staune! — daß eine Verdünnung eines Grammatom Platin (ca. 200 Gramm) auf 70 Millionen Liter die millionenfache Menge von Wasserstoffsuperoxyd in Wasser und Sauerstoff zerlegt! Ein Kubikcentimeter dieser Platinlösung enthält $\frac{1}{300\,000}$ Milligramm Platin!

Bei weiteren Versuchen haben Bredig und Ikeda gefunden, daß ausgesprochene Blut- und Athmungsgifte wie Blausäure und Kohlenoxyd zu der katalysirenden Wirkung der Platinlösung auf Wasserstoffsuperoxyd (H_2O_2) in eigenartiger Beziehung stehen: $\frac{14}{1000}$ Milligramm Blausäure setzen die obenerwähnte Reaktion auf die Hälfte herab.

Aehnlich wie Platin verhalten sich Mangan, Kobalt und Kupfer.

Es fragt sich nur, ob die lebende Zelle, gehöre sie einer Pflanze, einem Thiere oder dem Menschen an, auf ähnliche kleine Eingriffe reagirt wie das Wasserstoffsuperoxyd auf eine Spur des im Wasser elektrolytisch gelösten Platins. Fast sollten wir meinen, daß wir nach den Erfahrungen mit den winzigen wirksamen Dosen Tuberkulin und Diphtherieserum keines weiteren Beweises dafür bedürften, daß auch die menschlichen Zellen auf minimale Eingriffe sehr fein reagiren.

So sehr wir in der Technik gelernt haben, die gewaltigen Effekte der Dynamomaschinen und das Halten und Brechen der kolossalen stählernen Schiffswellen, der Eisenbahnschienen und der eisernen Brücken auf Veränderungen und Verlagerungen der kleinsten Theile der Substanz zurückzuführen, so werden wir uns auch in der Medizin daran gewöhnen müssen, nicht nur mit den Zellen, sondern auch mit ihren Eiweißmolekülen, mit ihren Eisen-, Arsen-, Mangan- und Phosphor-Jonen zu rechnen und bei jedem in den Körper eingeführten Arzneimittel danach zu fragen: wie werden die Jonen des Heilmittels auf die Jonen der Stoffe wirken, die im Blut, in der Lymphe, in den Ganglienzellen des Gehirns, in den Zellen der drüsigen Organe gelöst sind? Der feinsinnige Arzt mag sich im geeigneten Falle die Aufgabe stellen, einen Stoff wie eine Platinlösung dem Blut zuzuführen, um darin einen ähnlichen katalytischen Effekt auf das im Blut vorhandene Wasserstoffsuperoxyd auszulösen, wie der Chemiker ihn in der Retorte zu Wege bringt. Wenn sich ein Arzt aber diese Aufgabe stellt, so wird er sich dessen bewußt sein, daß er mit kleinsten Stoffmengen, d. h. mit starken Verdünnungen der wirksamen Substanz operiren muß.

Hören wir zuerst von den Versuchen, welche in dieser Beziehung an kleinsten Lebewesen und an Pflanzen gemacht worden sind.

Von zwei französischen Forschern Déhérain und Démoussy ist das Wachsthum von Pflanzen in gewöhnlichem und destillirtem Wasser studirt worden. Es ergab sich, daß die Pflanzen in destillirtem Wasser zu Grunde gehen, und als Grund dafür wurde ein Gehalt des Wassers an Kupfer, herrührend von der Destillation bezw. der Aufbewahrung in kupfernen Gefäßen ermittelt. Und es stellte sich heraus, daß $\frac{1 \text{ oder } 2}{10\,000\,000}$ Gramm Kupfer in einer Lösung, d. h. 0,1 bis 0,2 Milligramm Kupfer im Liter genügen, um das Wachsthum deutlich zu hemmen. Spirogyra stirbt in einem Wasser, in welchem ein Goldstück liegt, wogegen reines Gold diese Wirkung nicht hervorbringt. Ja noch mehr: nimmt man das Goldstück heraus und ersetzt das Wasser durch neues, so genügen die am Glase haften gebliebenen Gold-Kupfer-Theilchen, um auch das neue zu vergiften und das Wachsthum der Pflanze zu hemmen.

Ganz enorm empfindlich sind nach neueren Untersuchungen von Coupin Pilze und keimende Getreidekörner gegen verschiedene Salzlösungen. Für Pilze ist noch giftig:

salpetersaures Silber	in einer Verdünnung von			1 :	1 600 000	Theilen	Wasser
chlorsaures Quecksilber	„	„	„	1 :	512 000	„	„
chlorsaures Platin	„	„	„	1 :	8 000	„	„
chlorsaures Kupfer	„	„	„	1 :	240	„	„

Auf keimende Getreidekörner wirkt am giftigsten schwefelsaures Kupfer, nämlich in einer Verdünnung von 1 : 700 Millionen u. s. w. Der Autor betont, daß die chemische Analyse hier bereits versagt, wo lebende Zellen noch deutliche Reaktion zeigen. Und wie oft mag sich im menschlichen Körper schon bei minimalen medikamentösen Eingriffen eine Reaktion vollziehen, ohne daß wir in der Lage sind, sie durch geeignete, besonders feinfühlige Instrumente zu beobachten! Je höher die Organisation, je komplizirter der Organismus eines lebenden Wesens, je entwickelter das geistige Leben, um so schwerer die Beobachtung der auf einen Eingriff folgenden Reaktion, und um so schwerer die Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses von Ursache und Wirkung.

Zwei amerikanische Forscher, Kahlenberg und True sind zu ähnlichen Resultaten gekommen. Von den Ergebnissen ihrer Studien ist dieses bemerkenswerth, daß, wenn eine Säure einen vergiftenden Einfluß auf Pflanzen ausübt, es die Wasserstoff-Jonen sind, welchen die Giftwirkung zuzuschreiben ist. Und zwar ist es interessant, daß,

Digitized by Google

welche Säure auch angewandt wird, zur Vergiftung immer die gleiche Menge freier Wasserstoff-Jonen erforderlich ist.

Die neuere Chemie hat uns also zwei Elemente kennen gelehrt, welche auch noch in außerordentlicher Verdünnung auf andere Substanzen sowie auf Lebewesen den größten Einfluß ausüben: das Platin und den Wasserstoff. Aber es gehört zu der lebhaften Aktion, die sie auszuüben vermögen, gerade die feinste Vertheilung in einem passenden Medium, so daß sie als freie Jonen, als Platin-Jonen und als Wasserstoff-Jonen zur Geltung kommen können.

Es ist gut, daß uns Medizinern von Seite der sogen. exakten Wissenschaft aus eine solche Aufklärung zu Theil wird. Von der Betrachtung der Organe des menschlichen Körpers als solcher werden wir wiederum hingeführt zu dem Leben der kleinsten Theilchen, die in ihrer Art ein Eigenleben führen, zu den Zellen, und von den Zellen zu deren kleinsten stofflichen Bestandtheilen, welche in einem fortwährenden physikalisch-chemischen Prozeß ihre Substanz verzehren und wieder aufbauen. Die Zellen erscheinen uns demnach nur noch als die kleinsten Retorten, in welchen sich chemische Prozesse von unendlicher Kleinheit und Feinheit ganz automatisch vollziehen, und in der Gesammtheit aller dieser Einzelprozesse bei einem Individuum besteht das Leben. Die Thätigkeit eines einzelnen Organs lernen wir als die Summe von unzähligen kleinsten chemischen Vorgängen erkennen, bei welchen alle vorhandenen Stoffe mitwirken, und bei denen die Mitwirkung jedes Zellenbestandtheiles, finde er sich dort auch nur in geringster Menge vor, die allergrößte Bedeutung beansprucht.

Ganz gewiß ist ein hoher Salzgehalt das Haupt-Charakteristikum des Seewassers. Aber trotzdem sind auch die Spuren von Silber, welche sich darin finden, für die Eigenart des Seewassers bedeutungsvoll; ohne diese Spuren wäre es eben kein Seewasser mehr. Und ebenso sind die Spuren von Arsen, welche durch neuere Forschungen im Gehirn, in der Schilddrüse und in der Haut des Menschen nachgewiesen worden sind, für die Thätigkeit dieser drei Organe unentbehrlich. Wir sind noch weit davon entfernt, die Rolle zu kennen, welche diese Substanz in dem Ablauf der Lebensprozesse spielt. Aber in der fermentartigen Wirkung kleinster Mengen gelösten Platins auf Wasserstoffsuperoxyd ist uns ein Weg geebnet für die Vorstellung, was so kleine Mengen differenter Substanzen für eine Aufgabe haben. Und dann ist auch nur ein kleiner Schritt zu der weiteren Vorstellung, daß der chemische Umsatz in der lebenden Substanz der Zellen-Retorten auch durch von außen eingeführte, in Lösungen fein vertheilte Stoffe ganz außerordentlich beeinflußt werden kann. Es müssen nur sehr intime Beziehungen zwischen den Körperbestandtheilen und den eingeführten Arzneistoffen, ähnlich wie sie zwischen dem Platin und dem Wasserstoffsuperoxyd bestehen, vorausgesetzt werden. Wie groß aber unter dieser Bedingung die Beeinflussung des thierischen Organismus schon durch kleinste Mengen wirksamer Substanz sein kann, das beweist eine neuere Untersuchung, wonach von dem vom Ochsen gewonnenen Nebennierenextrakt bereits ein Millionstel Theil auf ein Kilo Hund eine merkbare und meßbare Veränderung des Blutdrucks hervorbringt. Und aus den Untersuchungen des Pharmakologen Kobert wissen wir, daß die winzige Quantität von $\frac{2}{1000}$ Milligramm Blausäure im Blut genügt, um dessen verändertes Verhalten gegen Wasserstoffsuperoxyd deutlich erkennen zu lassen.

Im Allerkleinsten ist die Natur am allergrößten!

Arthur Sperling.

Ibsen und die Pflege persönlichen Lebens.

Eine neue Ibsen-Biographie.*) Das ist an sich kaum ein Verdienst. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun.“ Aber eine gute Ibsen-Biographie. Und das ist ein Verdienst. Der nordische Dichter ist einer der größten im Reiche des Geistes. Aber er ist Aristokrat. Er ist der Mann der Minorität. Nur für die majores gentium gilt sein Schaffen. Das ist für den Dichter kein undedenkliches Lob. Der Philosoph, der Gelehrte mag sich an die Auserwählten wenden. Sein Auditorium sind die ἄριστοι. Darum darf er, ja er soll geistiger Aristokrat sein. Der Dichter aber darf es so wenig sein wie der Prediger. Sein Schaffen gehört dem Volke. Sonst verfehlt es seinen Zweck. Der größte Aristokrat unter den Dichtern schuf ein Volksbuch im eminenten Sinne des Wortes: den „Faust“. Eminent deshalb, weil es für alle Kreise des Volkes geschrieben ist. Es gibt dem scharfsinnigen Denker unlösbare Räthsel auf. Aber es redet zugleich zu jeder suchenden Seele seine einfache ewige Sprache. Kein Werk von Ibsen ist bisher populär geworden. Es ist auch nicht Aussicht vorhanden, daß es je populär werden wird. Aber verstehen sollte man diesen tiefen und konsequenten Denker lernen. Und wie wenige verstehen ihn — selbst von denen, die viel von ihm sprechen und .... über ihn schreiben. Eine gute Biographie kann hier viel Segen schaffen. Freilich es gibt Biographien genug, die mehr verwirren als klären, Biographien, die komplizirter und dunkler sind als die Werke, die sie uns näher bringen wollen. Solch eine Biographie ist die vorliegende nicht. Sie macht ihrem Namen Ehre. Sie schreibt ein Leben, sie macht lebendig. Sie hütet sich vor dem verhängnißvollen Fehler so vieler Biographien: gar zu viel Eigenes, Subjektives dem Objekte beizulegen, dem ihre Arbeit gilt, oder es ihm gar anzuempfinden. Biographien müssen objektiv sein wie die Geschichtsforschung, deren Theil sie sind. Sie sind nur dann geistreich, wenn sie nicht geistreich sein . . wollen. Was mir aber diese Biographie besonders interessant gemacht hat, ist die Erkenntniß des Wesentlichen, worauf es bei einer solchen Arbeit ankommt. Das ist es, daß sie mit scharfem Blick und in trefflicher Analyse jene dichterische Eigenart zu ergründen sucht, die kaum bei einem anderen Schriftsteller unserer Zeit in einer so augenfällig prägnanten Art hervortritt wie bei Ibsen.

* * *

Worin besteht diese dichterische Eigenart Ibsens? In dem einen Ziele, das er sich für alle seine Dichtungen setzt und nun von der einen bis zur anderen konsequent, ja beinahe systematisch verfolgt. Und dieses Ziel?

Ich nenne es: Pflege des persönlichen Lebens.

In diese einfache Formel ließen sich alle diesbezüglichen Ausführungen Lothar's zusammenfassen, wie ich es im Folgenden versuchen will.

* * *

Wer persönliches Leben in anderen wecken will, muß es vor allem in sich selbst gepflegt haben. „Nur Durchgelebtes dringt Heil“ sagt Brand. Ibsen ist der Dichter des Durchgelebten. Man könnte sagen, jedes seiner Dramen ist ein Bekenntniß. Darum legt er auch solch einen Werth auf die Beichte. Die freiwillige Beichte ist für ihn die erste, die unerläßliche Bedingung zur Selbstbefreiung. Die meisten Dramen Ibsens enthalten solch eine freiwillige Beichte (S. 103). Am bedeutsamsten tritt sie bei Bernick in den „Stützen der Gesellschaft“ hervor. Die Leitgedanken von Ibsen's Leben sind auch die Leitgedanken seiner Dichtungen. Darum bilden diese auch ein in sich geschlossenes Ganzes. „Nur durch die Auffassung und Aneignung meiner sämmtlichen Produktionen

*) Dr. Rudolph Lothar: „Ibsen“ Leipzig. G. A. Seemann.

als eines zusammenhängenden, ununterbrochenen Ganzen wird man den beabsichtigten zutreffenden Eindruck empfangen", schreibt er in der Jubiläums-Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Ja er nennt ein jedes von ihnen „ein naturnothwendiges" Produkt seines Lebensganges an einem bestimmten Punkte (S. 35). So ist jedes Drama ein Stück seines Selbst, ein freies Bekenntniß seines persönlichen Lebens (S. 56 u. a.). Und nie vergißt er, was er selber zweimal geschrieben, das erste Mal einer Dame in ein Stammbuch, dann in einer Festschrift in Gossenspaß:

„Leben heißt: in Herz und Hirn
Kampf mit finsteren Gewalten,
Dichter heißt: ein Strafgericht
Ueber sich selber halten." (S. 26).

Das läßt ihn diese unmittelbar packende Wirkung auf den andächtigen Leser ausüben, daß er niemals mit sich selber fertig oder gar selbstgerecht ist. Alles, was er dichtet, entspringt dem fragenden Bedürfniß der eigenen Seele, die in einem steten Suchen nach Wahrheit begriffen ist, nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält.

„Ich löse keine Räthsel, Freund, denn eben
Fragen ist mein Beruf, nicht Antwort geben."

Daher auch die vielen Fragezeichen in seinen Dramen. Man hat Ibsen so oft als hoffnungslosen Pessimisten hingestellt. Mit Unrecht. Auch in ihm leben zwei Seelen wie fast in allen Menschen.

„Die oben tönt vor jeder Lebenslust,
Doch drunter zittert's heimlich tief und bang",

beschreibt Falk in der „Komödie der Liebe" diesen Kampf zweier Seelen, indem er seinem Bilde die norwegische Zither zu Grunde legt (S. 50). Ibsen ist so gut Optimist wie Pessimist, Realist wie Idealist und seine Dramen, die viele nur letzte Akte nennen, könnte man ebenso gut erste Akte nennen, denn stets entläßt uns der Dichter mit dem Glauben an die Möglichkeit einer Zukunft, die besser sein kann, als das Heute. (S. 107). Läßt nicht selbst der vielfach angefeindete Schluß der „Nora" die Hoffnung offen, daß Helmer, durch das wunderbare Ereigniß seines Lebens geweckt, sich innerlich bessern und Nora dann zu ihm zurückkehren kann? Für Ibsen selbst ist jedenfalls jeder Akt des Lebens ein erster und ein letzter, wie er überhaupt, streng genommen, jede Sache von zwei Seiten betrachtet, von der romantischen und praktischen, von der tragischen und ironischen. Wie sich die Welt ihm selber darstellt, so gibt er sie in seinen Werken wieder: Als eine große Tragikomödie (S. 35). Und ist sie das nicht in Wahrheit?

Darum auch jene Ironie des Schlusses in so vielen seiner Dramen, die es liebt, mit dem letzten Worte das ganze Streben seiner Helden als nichtig darzustellen. Es ist der ewige Kampf zwischen Nietzsche und Schopenhauer, zwischen Lebensbejahung und Lebensverneinung, der sich durch alle seine Werke hindurchzieht. Und der deshalb einen so überzeugenden Ausdruck findet, weil er in der Seele des Dichters selber lebt. Darum ist es ein Lieblingssatz seiner Kunst, daß die Dichtung dem Schmerze entspringt, daß Leid und Sorgen erst den Dichter wecken. Ibsen's schlimmste und manchen so abstoßende Angriffe auf die Menschen und die Welt, sie entsprechen dem eigenen tiefgefühlten Schmerze über die Menschen und die Welt (S. 43).

* * *

Aber er greift nicht nur an, er will bessern und reformiren. Das erscheint ihm nur möglich durch die Pflege des Persönlichen im Menschen und im Leben, durch die Stärkung des wahrheitliebenden und wahrheitsuchenden Ich. Deshalb das immer wiederkehrende Motiv aller seiner Dramen: Das Individuum im Kampfe gegen die Gesellschaft, der Konflikt zwischen Schein (Gesellschaft) und Sein (Persönlichkeit) (S. 66). Die Persönlichkeit ist der Mittelpunkt und Kern seines Schaffens: ihre Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsmöglichkeit, ihre Rechte gegen sich selbst und gegen ihre Umgebung, ihre Pflichten in beiderlei Beziehung, ihre innerliche Mission, ihr Beruf. „Denn jeder Mensch hat Neigung und Beruf. Wie sie denn sind", sagt Hamlet, und Ibsen's Gedanken werden von Lothar ausgeführt. „Jeder Mensch hat einen innerlichen Beruf, der ihm einen Weg zur vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit weist. Seine Persönlichkeit voll zu entfalten, ist die Aufgabe eines jeden auf Erden. Diesen schroffen, steilen Weg, so zu sagen diesen Weg zu sich selbst, müssen wir alle gehen. Nur so erfüllen wir unsern Zweck im Weltgang und im Weltganzen, nur so sind wir die echten Werkzeuge des Schicksals" (S. 31). Deshalb jene Isolirung des Starken bei Ibsen, die oft an Nietzsche anklingt, und die Liebe, die dem Hasse verwandt ist, deshalb auch die Verinnerlichung aller Konflikte, die stets von der Außenwelt in das Innenleben hineingetragen werden und seinen Dramen das geradezu konzentrirt Psychologische geben, das sie zu Seelentragödien subtilster Art macht.

„O sag, bedarf der Mensch denn nur die Dinge
Zu hören und zu sehen der äußeren Sinne?!"

sagt Blanka im Hünenhügel (S. 23).

* * *

Der Dichter, dessen Lebensarbeit der Pflege des Persönlichen im Menschen gilt, muß naturnothwendig ein Dichter der Freiheit sein. Nicht einer demokratischen oder sozialen Freiheit. Hier kann Ibsen mit Marquis Posa sprechen.

„Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden."

Aber der individuellen Freiheit.

Wenn Wilhelm von Humboldt schreibt:

„Der wahre Zweck des Menschen ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. In dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerläßliche Bedingung", so kann man diesen Satz, wie Lothar mit Recht bemerkt, als Motto für Ibsen's sämmtliche Werke nehmen (S. 12).

Und doch kennt Ibsen eine unerbittliche Nothwendigkeit. Daß im letzten Grunde alles geschieht, weil es geschehen muß — in diesem Gedanken wurzelt und gipfelt zugleich seine Ethik. Dabei hält er die freie Wahl und die Selbstverantwortung unseres Handelns stets aufrecht — ganz im Einklang mit Carlyle, der sagt: „Unser Leben ist von Nothwendigkeit umzirkelt, und doch liegt des Lebens wahre Bedeutung in dem Gewinne der Freiheit, der Kraft des eigenen Willens." Freilich unser ganzes Wollen ist nur ein Wollenmüssen. Es ist die Naturnothwendigkeit Spinoza's, eine Umschreibung des Satzes Schopenhauer's: „Der Mensch thut alle Zeit nur, was er will und thut es doch nothwendig." In diesem Kampfe um den eigenen Weg, in dem Konflikte zwischen Wollen und Können, sich selbst zu leben, besteht die Tragik fast aller Charaktere Ibsen's (S. 32). Aber „die Hauptsache ist", schreibt Ibsen an eine befreundete Schriftstellerin, „wahr und treu in seinem Verhalten gegen sich selbst zu bleiben. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern darauf, das zu wollen, was man unbedingt wollen muß, weil man ist, wer man ist, und nicht anders kann. Alles übrige führt nur in die Lüge hinein" (S. 65 ff.). „Daß du nicht kannst, wird dir vergeben — doch nimmermehr, daß du nicht willst."

Auch Kompromisse sind im letzten Grunde nichts anderes als verschleierte Lügen. Wie fast alle seine Helden, so kennt Ibsen selber keine Kompromisse. Schuldlos ist nur, der ohne Kompromisse seinen Weg geht, der nie gegen seine Bestimmung und sein Schicksal gefrevelt hat, der Wahre

und Freie. „Die freie Wahl unter eigener Verantwortung, dieser Kerngedanke der „Frau vom Meere", wird zum Schlagwort der Ethik Ibsen's, wie sie aus allen seinen Werken klar hervorgeht (S. 137). Auch seine immer deutlicher sich offenbarende Neigung zum Mystizismus, zum Okkultismus und zur Suggestion ändern daran nichts. Das Willensproblem bleibt für ihn dasselbe wie seine Lebensphilosophie stets dieselbe blieb (S. 132).

* * *

Aber die Pflege des persönlichen Lebens im Menschen ist nicht nur Aufgabe der Philosophie. Sondern im strengeren Sinne: der Theologie. Die ganze Religion mit all ihren verschiedenen Beziehungen hat im Grunde nur ein Ziel: Pflege des persönlichen Lebens. Niemand hat das so richtig erkannt und so konsequent zur Durchführung gebracht als der bekannte christliche Philosoph Johannes Müller, dessen „Grüne Blätter" auf ihrem Titelblatt die Aufschrift tragen: „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens".

Auch Ibsen ist Theologe. Das Religiöse, das Christliche, tritt bei ihm scharf hervor, ja, noch enger die Grenze gezogen: das spezifisch Protestantische. Leitet doch Anton Schönbach die ganze psychische Analyse und Synthese Ibsen's aus dem Protestantismus her. Lothar hingegen sieht dies Religiöse des Dichters in einem bedeutsamen, fast in allen seinen Dramen wiederkehrenden Motiv: dem Motiv des Opfers. In „Nora", in der „Wildente", vollends im „Brand" spielt es eine hervorragende Rolle (S. 23). Vor allem aber hat Ibsen's unbedingte Wahrhaftigkeit, sein nie ermüdender Kampf gegen die Lüge der Gesellschaft etwas Religiöses. Es gibt kein Leben, kein Glück, keinen Frieden, es gibt nicht einmal eine Gemeinschaft auf dem Untergrunde der Lüge, das ist die Predigt aller seiner Dramen.

Das speziell Theologische aber zeigt sich noch in einem andern, von ihm sehr bevorzugten Motiv: in dem Erbmotiv. Max Nordau sieht in diesem Erbmotiv „thatsächlich die immer wiederkehrende augustinische Erbsünde. Die Erblichkeit ist bei Ibsen immer nur eine Heimsuchung, eine Strafe für die Sünden der Väter, und eine solche ausschließliche Erblichkeit kennt die Naturwissenschaft nicht, nur die Theologie kennt sie" (S. 68).

„Gott sucht der Eltern Sünde heim
Am Kinde und am Kindes Kinde"

sagt Brand in Bezug auf die Vererbung. Und büßend für die Sünde seiner Vorfahren, stirbt er mit den Worten:

„Für die Sünde im Geschlecht
Wird dem letzten nur sein Recht."

Von „Brand" an aber taucht das Erbproblem, mehr ein theologischer als ein naturwissenschaftlicher Gedanke, fast in allen Dramen Ibsen's auf (S. 68).

* * *

Auch Ibsen's eigenartige Stellung zum Weibe wird klar von dem Gesichtspunkte aus, daß seine Lebensarbeit der Pflege persönlichen Lebens gilt. Das Weib ist für ihn freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit wie der Mann mit denselben Pflichten, aber auch mit denselben Rechten. „Ich glaube", sagt Nora in der entscheidenden Scene zu Helmer (III, 5), „vor allem bin ich ein menschliches Wesen — ebenso wie Du — oder ich will es wenigstens zu werden versuchen." Während sich in der modernen Litteratur, soweit sie von Männern vertreten wird, eine geringschätzige Darstellung des weiblichen Elements Bahn gebrochen hat, steht die Frau bei Ibsen in großem Ansehen. „Eine Frau ist das Mächtigste auf Erden, und in ihrer Hand liegt es, den Mann dahin zu lenken, wo Gott ihn haben will (Frau Inger auf Oestrot." Ja, nicht nur dem Manne gleichwerthig, höher als er steht in Ibsen's Dramen das Weib. Wer handeln immer stark und zielbewußt? Hjördis (Nordische Heerfahrt), Agnes (Brand), Nora, Frau Alving (Gespenster) Ellida (Frau vom Meere) — sie alle zeigen die konsequentere Kraft des Wollens und Thuns als die Männer (S. 109) — mit einziger Ausnahme des Brand. Aber Agnes ist ihm ebenbürtig. Frau Alving vollends ist einer der größten weiblichen Charaktere, die je ein Dichter geschaffen hat. Von ihr schreibt Ibsen in einem Briefe: „Gerade weil sie eine Frau ist, wird sie, wenn sie einmal im Zug ist, bis zu der äußersten Grenze gehen" (S. 109). Kann man größer von der so oft angezweifelten Konsequenz und Handelskräftigkeit des Weibes denken? Nora ist sogar so konsequent, so in der Festigkeit ihres Wollens Helmer überlegen, daß sie für die meisten Leser dadurch fast . . . unweiblich wird. In der Hingebung und in dem Vertrauen, in der Opferfreudigkeit und Opferstärke, wie sie nur dem Weibe zu eigen sind, sieht Ibsen die ideale Persönlichkeit an sich.

In natürlichem Zusammenhange mit seiner Achtung vor dem Weibe steht Ibsen's Ansicht über die Ehe. Nichts haßt er so als die Konvenienzehe. Ihm ist jede Ehe eine Kaufehe, bei deren Schließung das Geld einen wesentlichen oder gar bestimmenden Faktor ausmacht. Solche Ehe gilt ihm als die Quelle aller Lüge und alles Unglücks. Ebenso freilich auch die auf Sinnlichkeit beruhende Ehe (Nora). Jedes Verschachern und Verhandeln der Persönlichkeit ist für ihn eine Todsünde. Nur eine kommt ihr gleich: Wenn man das Liebesleben in einem Menschen ertödtet. Diese größte aller Sünden beging Pastor Manders an Frau Alving, so gut er es sonst mit ihr meinte, begingen die meisten der Ibsen'schen Männer an Frauen. In seinem letzten Drama, das gleichsam den Epilog für sein großes Schaffen bildet: „Wenn wir Todten erwachen" tritt dieses Motiv noch einmal bestimmend in den Vordergrund. Der Bildhauer Rubek begeht an Irene, dem Modell für seine größte Schöpfung, diese schwere, unverzeihliche Sünde. Sie diente ihm zum Mittel für seine ehrgeizigen Künstlerpläne. Aber die Seele, die sie ihm bot, zertrat er; er tödtete das Liebesleben in ihr. Darum konnte er die Liebe nicht umsetzen in die That. Und, was er schaffte, blieb nur ein todtes Kunstwerk. Sein ganzes Künstlerleben war nichts . , als eine große Lüge (S. 165 ff.).

* * *

Lothar's Biographie hat das Ihre gethan, dem Unverständniß und Mißverständniß entgegen zu arbeiten, das auch heute noch Ibsen's Dichtungen finden. Sie hat ihn uns nahe gebracht als den Dichter „unserer Sehnsucht nach einer neuen Zeit mit neuen Menschen", als den „unerbittlichsten und unerschrockensten Realisten, den kühnsten Träumer zukünftiger Ideale, den ewig Suchenden nach dem rechten Weg aus den Finsternissen und Wirrnissen des Tages, in denen wir gefangen sitzen" (S. 167). Aber nicht sein reines priesterliches Streben der Höhe, dem „dritten Reiche" der Freude und der Kraft des Daseins entgegen macht das Einzigartige in ihm aus — auch nicht die künstlerische Widerspiegelung aller Strömungen eines vergangenen Jahrhunderts in seinen Werken, mögen sie Romantik heißen oder Realismus, Pessimismus oder Optimismus. Das Größte in seinem Schaffen ist, daß es überall die Pflege des persönlichen Lebens zum Ziele unserer Entwicklung setzt, daß sein Dienst einer kommenden Zeit gilt, „die dem Menschen geben wird, was des Menschen ist, — das Recht der Persönlichkeit" (S. 168).

Wenn es wahr ist, daß wir den nur kennen, den wir lieben, daß der Schlüssel für die schwerste Kunst des Lebens: den Menschen in seinem eigentlichen Wesen zu erfassen, Liebe heißt — dann gilt dies für die Lothar'sche Biographie. Denn Liebe hat sie geschaffen. Daß diese Liebe manches Mal übergroß ist . . wer wollte es richten? Wenn der Verfasser z. B. S. 54 behauptet, daß der Bischof Niklas in den „Kronprätendenten" in der imponirenden Kraft seiner Verruchtheit und seines höllischen Geistes, überhaupt an Größe der Konzeption, an Schärfe der psychologischen Verfassung Shakespeare's „Richard III überragt, wie denn überhaupt Ibsen in diesem Drama als Ebenbürtiger neben

Digitized by Google

Shakespeare, ja vielleicht in manchem über ihn stehe — so ist das zweifellos zu weit gegangen. Das Fehlerhafte in Shakespeare's „Richard III.", der ohne Frage in die erste Dichterperiode Shakespeare's zu verweisen ist, liegt in der typischen Schwäche fast aller Jugendwerke: in einem derartigen Uebertragen der Hauptperson vor allen anderen, daß diese nur noch als Staffage wirken. Diese Hauptperson selber aber ist von Shakespeare mit einer so gigantischen und dämonischen Größe gezeichnet, daß ich ihr in der Weltlitteratur nichts an die Seite zu stellen vermag, auch nicht Ibsen's Niklas*).

Die Biographie ist mit 100 Illustrationen von dem immer mehr emporstrebenden, bedeutenden Verlag und der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien geschmückt worden. Freilich wäre auch hier weniger manches Mal mehr gewesen, selbst wenn dann die Zahl 100 nicht erreicht wäre. Die Wiederholung eines Bildes wie: „Ibsen auf der Straße gehend" wirkt komisch, die Wiedergabe von Ibsen's „Visitenkarte" in natürlicher Größe geschmacklos.

Danzig. Arthur Sewett.

Emil Schiff's gesammelte Aufsätze.

„Bücher werden geschrieben, bald über diesen, bald über jenen großen Geist der Vorzeit, und das Publikum liest sie, nicht aber jenen selbst, weil es nur frisch Gedrucktes lesen will, und weil similis simili gaudet, und ihm das seichte, fade Geträtsche eines heutigen Flachkopfes homogener und gemüthlicher ist, als die Gedanken des großen Geistes." Wenn Schopenhauer so in seiner polternden Weise das Publikum und eine große Klasse von Autoren anklagt, so ist es nicht schwer, die Vertheidigung beider zu übernehmen.

Daß im Publikum — der Begriff im weitesten Sinne genommen — in der Aera der Naturwissenschaften und der Technik ein großes und spontanes Bedürfniß nach Wissen besteht, zeigt jedem, der sehen will, klar das immer gesteigerte Bedürfniß nach öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen, nach belehrenden Vorträgen, nach Zeitschriften. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß das Bedürfniß nicht immer spontan oder das Motiv einwandsfrei ist, sondern nur der von maßgebenden Personen oder Kreisen ausgehenden Suggestion entspringt, die sogar im Titel der populären Werke mit der Devise: Was muß der Gebildete auf diesem oder jenem Gebiete wissen? zum Ausdruck kommt; aber wenn auch vielleicht nur die Mode oder der Nachahmungstrieb manchen zum Leser populärer Schriften macht, so ist doch das Bedürfniß eben da, und jeder, dem die Ausbreitung wirklicher Bildung am Herzen liegt, muß sich auch mit den Mitteln beschäftigen, dieses Bedürfniß fruchtbar zu machen und eine an sich gute Bewegung in richtige Bahnen zu lenken. Wo aber bleibt für den mit höherer Bildung Ausgestatteten, der sich orientiren will, die Zeit zum Studium der Fachlitteratur, wo soll er das Wichtigste finden, und wo soll er sich, wenn die Grundlage fehlt, das nöthige Verständniß für die Ergebnisse der Forschung schaffen? Das Gefühl der Unermeßlichkeit, das sich beim Anblick des Firmamentes oder des unendlichen Weltmeeres aufdrängt, muß jeden ergreifen bei Aufzählung der Legion von wichtigen „Fragen" der Gegenwart und beim Anblick der immer mehr anschwellenden litterarischen Produktion, in welcher der Kulturmensch fast zu ersticken droht.

Natürlich kommt aber selbst der den einzelnen Gebieten, z. B. den Naturwissenschaften, von Berufswegen näher Stehende nur seltener dazu, zu den Quellen hinaufzusteigen. Man frage nur herum bei unsern vielbeschäftigten Aerzten, wie viele die Werke Virchow's und Helmholtz's, denen mit Recht der größte Einfluß auf das naturwissenschaftliche Denken unserer Generation zugeschrieben wird, im Original studirt haben. Wie viele naturwissenschaftlichen Bücher sind auch durch die mathematische Darstellungsweise dem Zutritt des Uneingeweihten ebenso verschlossen, wie einst die Werke der Scholastiker dem Kreise derer, die nicht in ihre Begriffe eingeweiht waren. Und so steht es mit dem Zugange zur Fachlitteratur, die immer mehr zur Domäne einiger Spezialisten wird, auf allen Gebieten. Versucht es also der auf einem Gebiete Bewanderte, sich in ein anderes zu vertiefen — ach! und hundert Flüsse stürzen auf ihn ein.

So ist also ebenso das große Publikum, dem das Verständniß und die Mittel zur Selbstbildung fehlen, wie der Gebildete, der im Auffassen und Denken geübter ist, auf den litterarischen Zwischenhandel, d. h. auf eine Darstellung in usum delphini, angewiesen, und da mit dieser ein Bedürfniß erfüllt wird, so kann der populäre Schriftsteller auch ein wirklicher Lehrer des Volkes werden, wenn er versteht, den individuellen Bedürfnissen Rechnung zu tragen und in nutzbringender Weise, je nach den Umständen, nicht bloß die Elemente, die zu einer neuen Erkenntniß nöthig sind, klar zu entwickeln, sondern auch das Ergebniß der Forschung in allen nothwendigen Beziehungen als organisches Produkt dem willig Folgenden darzulegen. Auch wenn er also nur der Koch ist, der an sich unverdauliche Substanzen für jeden Magen zubereitet, erwirbt er sich ein Verdienst, und wie mancher Magen wird nur durch die richtige Kost erst zum Werke der Verdauung befähigt, wie mancher Organismus gelangt auf diesem Wege zu normalem Appetit und zur Entwicklung seiner Leistungsfähigkeit. Oder, um auf das litterarische Gebiet zu kommen: Wie viele sind durch populäre Schriften erst angeregt und nachher befähigt worden, selbst zu suchen und zu genießen.

Viel wichtiger also, als das Publikum zu entschuldigen, das nach populären Schriften greift und greifen muß, scheint es mir in der Werthschätzung der Gebildeten und der selbst produzirenden Vertreter eines Sonderfaches den Männern den richtigen Platz anzuweisen, die, mit den nöthigen Mitteln ausgestattet, eine reine Apostelrolle übernehmen, d. h. mit Begeisterung und Ueberzeugungskraft eine Reihe von wichtigen Ergebnissen der Wissenschaft, Kunst oder Technik dem Verständnisse aller Kreise zugänglich machen wollen.

Wenn man die Erzeugnisse populärer Schriftsteller gelegentlich in Bausch und Bogen mit einem Filtrate verglichen hat, und zwar nicht im günstigen Sinne, daß das Gewonnene reiner sei als das Ausgangssubstrat, sondern mit der Absicht, es als verwässertes, der edelsten Bestandtheile beraubtes Produkt zu kennzeichnen, so geschieht dies also mit ungefähr dem Rechte, mit welchem man eine Reihe von Ausscheidungen des thierischen Körpers als bloße Filtrate des Blutes durch die Drüsensubstanz betrachtete. Die nähere Untersuchung hat nämlich immer ergeben, daß das Produkt sich nicht nach den einfachsten physikalisch-chemischen Gesetzen gestaltet, sondern von den speziellen Verhältnissen der thätigen Organe in besonderer Weise beeinflußt wird, und so hängt auch, wenn der Ausdruck gestattet ist, das geistige Filtrat von der Beschaffenheit des Gehirns ab, durch das es hindurch gegangen ist.

Von den bloßen Kompilatoren, die in der That häufig recht überflüssige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, oder denen, die als litterarische Reporter nüchtern die bloßen Thatsachen überliefern, ohne sich um den inneren Werth oder den Zusammenhang des Geschehens zu kümmern, wie die naiven Chronikenschreiber, — von diesen unterscheidet sich derjenige, der auf den hohen Titel eines populären Schriftstellers Anspruch machen darf, der kongenial Empfindende und der kritische Darsteller, der das Material in besonderer Form und oft künstlerisch gestaltet, wie der

*) cf. meinen Aufsatz: Shakespeares Richard der Dritte, Preuß. Jahrbücher. Band 87, Heft 2.

Digitized by Google

Historiker im guten Sinne des Wortes, der die Lehren der Geschichte, d. h. die gesetzlichen Zusammenhänge und Gesichtspunkte darzustellen versucht.

Daß zu einer solchen Leistung große Kenntnisse, wirklich tiefe Durchdringung des Stoffes, ein umfassender Gesichtskreis und die Fähigkeit, vom Unwesentlichen zu abstrahiren ebenso gehören, wie die Gabe logischer Entwicklung und künstlerischer Darstellung, bedarf wohl keines Beweises; aber daß solche Leistungen möglich sind, und daß man solche Anforderungen stellen darf, beweisen außer kleineren Schriften namentlich unsere größeren Revuen und Zeitungen in jeder Nummer, mag nun der Forscher selbst einem größeren Leserkreise einen Einblick in seinen Gedankengang gewähren, oder ein im besten Sinne reproduzirender Kopf das, was er aus den Ergebnissen anderer für bedeutsam hält, in großen Zügen vorführen.

Zu diesen Ausführungen bietet eine lehrreiche Illustration eine kleine Sammlung von Aufsätzen des zu früh seinem Wirken entrissenen Schriftstellers Emil Schiff.*) Da Schiff nicht nur alle die von uns geforderten Fähigkeiten, reiches Wissen und tiefgehendes Verständniß, sondern auch ein überaus feines ästhetisches Empfinden, eine hohe, aber nicht kritiklose Fähigkeit, sich für naturwissenschaftliche und philosophische Probleme zu begeistern, besaß, so haben die Freunde Schiff's, welche unter der wärmsten Theilnahme Virchow's diese Aufsätze vereinigten, nicht bloß pietätvoll gegen den Verstorbenen, sondern im Interesse der Gebildeten gehandelt, denen sie ein werthvolles Werk, eine wirkliche Neujahrsgabe, bieten.

Wie Schiff es von seinem umfassenden Standpunkte aus als philosophisch, ästhetisch und naturwissenschaftlich geschulter Denker verstanden hat, die Resultate verschiedener Wissensgebiete zu verknüpfen und die angeblich einfachste, grob materialistische Auffassung abzuweisen, zeigen vor allem die Essays über „Die Natur der Gemüthsbewegungen" und über „Gemüthsbewegungen und Seelenkunde", in denen er unter voller Würdigung lehrreicher physiologischer Untersuchungen zu einer Ablehnung jenes einseitigen Standpunktes gelangte, der die Gemüthsbewegungen einfach mit vasomotorischen Vorgängen zu identifiziren sucht. Ebenso wird man mit Interesse die Abschnitte, in welchen er alles Wissenswerthe über das Verhalten des Menschen in großen und größten Höhen darbietet, oder jene, wo er entwicklungsgeschichtliche Fragen von allgemeinstem Interesse (über die Bindeglieder zwischen Affen und Mensch, über die niedersten Säugethiere und anderes) erörtert, lesen.

Auf das Grenzgebiet zwischen Aesthetik und Naturwissenschaft fallen in dem kleinen Aufsatze über „die Medizin bei Ibsen" scharfe Streiflichter. Der Autor wahrt ebenso das Recht des Dichters zu einer einigermaßen freien Benutzung medizinischer Thatsachen, wie er andererseits warnt, aus Ibsen Medizin (oder aus Wagner deutsche Mythologie) schöpfen zu wollen.

Besonders hervorzuheben sind Schiff's Leistungen auf dem wichtigsten Gebiete, dem der Biographie, wo nur hohe künstlerische Gestaltungskraft und ästhetisches Feingefühl, historische und naturwissenschaftliche Auffassung aus dem rohen Material der Thatsachen ein zutreffendes Bild der Persönlichkeit auf dem Hintergrunde der Zeit zu schaffen vermag. So liefert Schiff in den Biographien der Männer, die dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert seine Signatur gegeben, in den Essays über Pasteur und Helmholtz, über Virchow und Du Bois-Reymond, sowie die Familie Siemens kunstvoll ein Bild der Epoche, die man als die Glanzperiode der Naturwissenschaft und Technik bezeichnet. Ueberall treffen wir psychologisch feine Bemerkungen, gleichsam als hätte der Autor in die Werkstätte des Genius geblickt. Wir sehen, wie der Forscher von vorgefaßten Ideen oder durch einen glücklich benützten Zufall in seinen Arbeiten gelenkt wird, und wie er, wenn die Erfahrung seinen Gedankengang bestätigt oder ihn rektifizirt, von einem Gebiet zu dem anderen, von einer Entdeckung zur nächsten gelangt oder, richtiger, gelangen muß.

Besonders lehrreich ist, wie Schiff auf Grund seiner philosophischen Betrachtungsweise nachweist, daß auch die Leistungen der als „rein naturwissenschaftliche Größen" betrachteten Männer, selbst derjenigen, die von einem mehr oder minder entschiedenen Widerspruch gegen die Methodik der Philosophie oder ihre Lehren ausgingen, Bedeutung für die Philosophie gewonnen haben, und daß so jeder dieser Forscher auch für die zukünftige philosophische Entwicklung wesentlich in Betracht kommt. Schiff hat es zwar nicht als seine Aufgabe betrachtet, eine Kritik der erkenntnißtheoretischen Arbeiten von Helmholtz oder des Ignorabimus von Du Bois-Reymond zu geben, aber der Inhalt dieser Lehren ist auf kurzem Raum mit großer Klarheit entwickelt.

Auch für die Weiterführung des wissenschaftlichen Gebäudes hat Schiff einen weiten Blick bewährt, wenn er z. B. auf medizinischem Gebiete davor warnt, die Bedeutsamkeit der bloßen Störung in den Funktionen der lebenden Organe gegenüber den vermutheten oder angeblich nachgewiesenen anatomischen Veränderungen mehr als billig zu unterschätzen, oder wenn er die Zurückführung der Cellularpathologie auf die Molekularpathologie als Problem der Zukunft bezeichnet.

So wünschen wir denn der Sammlung einen möglichst weiten und aufmerksamen Leserkreis; denn sie ist ihrer — im besten Sinne des Wortes — feuilletonistischen Darstellungsform nach dem Verständnisse jedes Gebildeten, der in das Gebiet der Naturwissenschaften eingeführt werden soll, angepaßt und muß unseres Erachtens auch weitgehende ästhetisch-litterarische Ansprüche befriedigen.

Breslau. H. Herz.

*) Emil Schiff. Aus dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert. (Gesammelte Aufsätze.) Berlin, Druck u. Verlag von Georg Reimer, 1902.

Oesterreichische Kunst des XIX. Jahrhunderts.

Wien besitzt heute einen einzigen Kunstkritiker von großer Bedeutung, von internationalem Ansehen, einen Mann, der tiefes und reiches Kunstverständniß mit der Gabe paart, in einem von Faceetten blitzenden Stil Ernst und Humor in glücklicher Mischung zu vereinigen. Ich meine Ludwig Hevesi. Ich glaube, daß zum wahrhaften Kunstkritiker mehr gehört, als gründliche Schulbildung, als die Erfahrung des Sehens, die man sich auf Reisen, in Gallerien und Ausstellungen erworben hat. Ich glaube, es gehört mehr dazu als die technische Wissenschaft von den Erfordernissen der Künste, als das Vertrautsein mit den Möglichkeiten der Produktion und Reproduktion. Nur der Kunstkritiker, in dem auch ein Dichter steckt, wird seinem Amte gerecht. Der Dichter muß, im Geiste nachschaffend, den Künstler verstehen. Um auf dem Boden der heutigen Aesthetik zu bleiben: auch die Kritik ist nichts anderes als ästhetische Einfühlung.

Hevesi ist als kritischer Mitdichter groß. Er überragt mit seiner dichterischen Kraft oft weit das Vermögen des Besprochenen. Viele Kunstereignisse im litterarischen und künstlerischen Wien der letzten Jahre sind mir bedeutungsvoll geworden — nicht weil sie geschahen, sondern weil sie Hevesi zu Artikeln anregten. Hevesi ist ein Mann voll Temperament. Nicht selten geht auch das Temperament mit ihm durch.

Er hat den Eigensinn der Liebe und die Bockbeinigkeit der Ueberzeugung. Sie wissen ja, über Liebe läßt sich nicht

Digitized by Google

streiten. Es gibt gewisse Erscheinungen im heutigen Kunstleben Wiens, in die Hevesi sich mit der Leidenschaft einer feurigen Ungarin verliebt hat. Ich gehe da nicht immer mit. Bewahre. Aber ich bewundere immer die Kraft, mit der Hevesi für seine Liebe kämpft.

Nun hat Ludwig Hevesi ein Buch geschrieben über die „Oesterreichische Kunst des XIX. Jahrhunderts"*). Sagen wir es gleich: Es ist das schönste und liebenswürdigste Buch, das die gesammte österreichische Kunstlitteratur aufzuweisen hat. Ich muß gestehen, daß ich in Anbetracht von Hevesi's Temperament auf eine heftige Kampfschrift gefaßt war. In dieser Beziehung hat mich das Buch enttäuscht. Es ist ruhig geschrieben, voll Sachlichkeit und Würde, und die Flamme der Liebe, die keine anderen Götter duldet, ist abgedämpft zum wohlig wärmenden Herdfeuer, an dem es sich trefflich sitzen läßt und dessen Lichtschein rings umher Gemüthlichkeit verbreitet. Und da sitzt nun der Verfasser, ich möchte lieber sagen, der Dichter des Buches und erzählt die Geschichte der österreichischen Kunst. Nirgends läßt er es merken, wie gelehrte Studien er zu seinem Buch gemacht hat, aus wie schwerer, gewissenhafter Arbeit es geboren wurde.

Die österreichische Kunstgeschichte im abgelaufenen Jahrhundert scheint, von ferne gesehen, still und friedlich zu verlaufen. Kommt man aber den Dingen näher, so blickt man in heftige Kämpfe, in den streitvollen Wechsel der Richtungen und Strömungen. Die Kunst steht in Oesterreich, wie in ganz Europa, das ganze Jahrhundert hindurch auf dem Kreuzwege zwischen Klassik und Romantik. Und schließlich entscheidet sie sich weder für den Weg zur Rechten, noch für den Weg zur Linken, sondern schlägt einen ganz neuen Pfad ein. Das that ja auch die Litteratur in Deutschland, in Frankreich, in England. Die neuen Pfade trugen überall verschiedene Namen. Hier war es der Naturalismus, der neue Horizonte eröffnen sollte, dort winkten hinter dichten Bäumen symbolische Sonnen. Heute sind die vielgelästerten und vielumkämpften neuen Wege ausgehauen, sind zu breiten, glatten Straßen geworden. Und diese Straßen führen nun wiederum zu einem Kreuzweg; und lächelnd findet man hier auch die beiden Göttinnen wieder; die Klassik und die Romantik. In der österreichischen Kunst hießen die Sucher des neuen Pfades Sezessionisten. Die Sezession in Oesterreich ist der Abgesang unserer Kunst, so wie der Naturalismus in Deutschland, wie die Symbolismus im Westen der letzte Satz der künstlerischen Jahrhundert-Symphonie war. Die Erscheinung der Sezession an und für sich, des Lostrennens einer Gruppe junger Künstler von den Alten kehrt in aller Kunstentwicklung periodisch wieder. Alles Neue kommt unter Kämpfen zur Welt. Das Jahr 1848 hatte ebenso seinen Kampf zwischen der neuen und der alten Generation wie das ausgehende Jahrhundert. Und vom Jahre 1848 bis zum Jahre 1900 kann man schrittweise beobachten, wie „der größte ethische und ästhetische Gewinn der modernen Zeit" erobert wird. Hevesi versteht darunter die Entdeckung des Individuums im Menschen. Und parallel damit geht auch die Erkenntniß des Persönlichen in der Natur. Das Persönliche in der Natur ist aber nichts anderes, als die persönliche Art des Beschauers. Die subjektive Naturbetrachtung errang sich ihr Recht und setzte es durch. Und das gab dann die große Revolution in der Landschaftsmalerei, das führte zum Plein air und zum Impressionismus. Zur Natur führen schließlich alle Wege der Kunst.

„So unschätzbar die Antike als Methode ist, Quelle einer neuen Kunst kann immer wieder nur die Natur sein." Als Quelle der Wiener Kunst spielt auch die Wienerische Natur eine große Rolle. Ich meine darunter nicht nur die liebliche Wiener Gegend, mit ihren sanften und heiteren Höhenzügen, mit dem breiten, ruhigen Fluß und seinen buschigen Ufern, ich verstehe darunter auch die Natur des Wieners selbst. Jede Kunst hat ihre psychologischen Wurzeln. Aus dem Wesen des Urwienerischen ließe sich erklären, „warum der Biedermeier, diese angenehme Blüthe des Nachempire, der echte Wiener Stil ist". Die Reichheit Wiens härtete den weichen Hellenisten Hansen, die Anmuth Wiens milderte den spröden Gothiker Schmidt. Die wienerische Lust an der Farbe, an der lustigen Buntheit, führte zur Farbenfreude, ja zum Farbenrausch der Makartepoche. Und echte Gegenbilder zu Makart waren ebenso Baron Hasenauer mit seiner prunkliebenden Phantasie, wie Dingelstedt mit seinen Regiekünsten im Burgtheater. Nur aus dem Wienerischen heraus kann man die Vorliebe der alten Stadt für die Anmuth des Barocks erklären. Das wienerische Barock, das ist das architektonische Gegenstück zur Wiener Musik. Eine Haydn'sche Symphonie, eine Mozart'sche Sonate, ein Walzer von Strauß, Wiener Plastik, Malerei und Architektur sind „Geschwisterkinder", um einen wienerischen Ausdruck zu gebrauchen. Das Wienerische hebt die Grenze auf zwischen den Künsten: Dichtung, Musik, Bildnerei — die wienerische Hatz klingt von einem ins andere.

Immer wieder sucht der Bureaukratismus, auch eine echt österreichische Erscheinung, der Kunst Herr zu werden. Heute und im Jahre 48 werden bei uns fast alle großen Neubauten im bureaukratischen Wege der Welt geschenkt. Und heute ebenso wie im Jahre 48 empören sich die Künstler dagegen und wollen mit kecken Scheeren dem Bureaukratismus den Zopf abschneiden und ihm mit kräftigem Streich den Amtsschimmel unter dem Leibe tödten. Zum Wohle Oesterreichs hat schließlich immer das Künstlerische das Bureaukratische besiegt und so entstanden die Prachtbauten der Ringstraße und so vollzog sich die architektonische Entwicklung Neu-Wiens. „Der Privatbau ist für ganz Mitteleuropa im neuen Wien erfunden worden", sagt Hevesi.

Gerade jetzt tobt in der Wiener Kunstwelt ein erbitterter Kampf wegen des neuen Baustiles. Die Sezession, die malerisch begann, schlägt nun ihre Hauptschlacht in der Architektur. Die zwei Hauptrichtungen der Sezession, sagt Hevesi, „sind einerseits ein Ueberschuß an künstlerischer und malerischer Phantasie (Olbrich), anderseits (Hoffmann) ein Zug zur Besonnenheit, zum praktischen Erwägen, selbst auf die Gefahr hin, nüchtern zu werden. Dem unbewußten Zuviel der ersten Zeit stellt sich beinahe ein bewußtes Zuwenig entgegen. Dieser einfachere Typus hat sich dann wieder in zwei gespalten. Der eine hat die internationale Verständlichkeit und Unwiderleglichkeit des Eisenbahnkupees und der Dampfschiffkabine, der andere die naive Selbstverständlichkeit und unbedingte Soldität des lokalen Biedermeier." Heute ist Otto Wagner der meistumstrittene. Er vereinigt in sich sowohl die Olbrich'sche als auch die Hoffmann'sche Richtung, also Phantasie und Nützlichkeitsprinzip. Aber es steckt unleugbar auch ein gut Theil Tradition im revolutionären Wagner. Und die Tradition ist in Oesterreich von den Aristokraten und den bürgerlichen Patriziern getragen worden. Der österreichische Mäcen, der sich sein kleines Palais bauen läßt, sich eine kleine Gallerie anlegt und in früheren schönen Zeiten sich wohl auch seine eigene kleine Hauskapelle hielt, hat in unserem Kunstleben eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt.

Es ist schade, daß Hevesi diesen Typus des Kavaliers und des ehrsamen Bürgers nicht mit ein paar Strichen gezeichnet hat. Es ist überhaupt schade, daß Hevesi nicht den sozialen Untergründen der Kunst ein paar Kapitel widmete. Gerade Hevesi beherrscht ja die schwierige Kunst, den psychologischen und sozialen Wurzeln eines Kunstwerks nachzugehen, mit Meisterschaft. Und in ein Buch über österreichische Kunst gehören von Rechtswegen nicht nur Schilderungen des adeligen und bürgerlichen Lebens, sondern auch ein paar Exkurse über Politik, ja sogar über kommunale Dinge. Das Gesicht Wiens blickt ebenso immer aus seiner Kunst, wie es aus den Werken seiner Dichter schaut. Aus Grillparzer so gut wie aus Nestroy. Kann man über österreichische Kunst schreiben, ohne auch, zum Vergleich und zur Begründung, die österreichische Litteratur

*) Ludwig Hevesi: Oesterreichische Kunst des XIX. Jahrhunderts. Ein Versuch. Leipzig, E. A. Seemann, 1903.

heranzuziehen? Jede Kunst wird nur verständlich im Zusammenhang mit allen Künsten, mitten heraus aus dem Komplex des gesammten geistigen Lebens. Die Aesthetik entwickelt sich zu einem Kapitel der Soziologie.

Ich freue mich, daß Hevesi so viel Gelegenheit hat, in den folgenden Auflagen sein Buch auszubauen. Man bedauert, wenn man es mit immer wachsendem Genuß zu Ende gelesen, daß es so kurz ist. Es könnte doppelt so stark werden, ohne zu ermüden und breit zu sein. Aber trotz des überaus engen Rahmens hat Hevesi keinen einzigen oder fast keinen einzigen österreichischen Künstler unerwähnt gelassen. Und für jeden fand er ein treffendes, kennzeichnendes Wort. (Nur einen einzigen Namen habe ich bedauernd vermißt, den des geistvollen Malers F. A. Seligmann.) Das Buch ist von der Firma E. A. Seemann ganz prachtvoll ausgestattet worden. Es ist so recht ein Buch, wo alle mit Freude dabei waren und dabei sind: Verfasser, Verleger und Leser.

Wien. Rudolph Lothar.

Das Urtheil Salomonis.

Eine biblische Scene.

Personen:

König Salomo.
Die sechs weisen Richter.
Die erste Mutter.
Die zweite Mutter.
Der Bote des Gerichts.

Ort der Handlung: Die Halle des Gerichts. In der Mitte der erhöhte Thron des Königs. Links von ihm auf ihren Sitzen, der Richter mit dem Schwert, der mit dem Strang, der mit dem Beutel; rechts der Richter mit dem Gesetzbuch, der mit der Wage, der mit dem Stundenglas. An dem durch einen Vorhang geschlossenen Thor der Bote des Gerichts mit gesenktem Stabe.

König Salomo: (sich auf seinem Thron niederlassend.)
Auf König David's, meines Vaters, Hochthron
Steig' ich zum ersten Male heut' um Recht zu sprechen
Wie er es that — mit Euch, Ihr weisen Männer; —
Auf daß ich wandle in des Vaters Wegen,
Auf daß ich meiner hohen Königswürde
Erhabenste und erste Pflicht erfülle,
Zu der ich eingesetzt ward und gesalbt ward
Von König David — als sein Sohn und Erbe.
Recht thun soll jeder, will es thun, versucht es
Nach seiner Meinung. Aber weil er schwach ist
Und weil er Mensch ist, irrt er oft; was gut schien,
Wirkt Böses; was nothwendig schien und löblich,
Wird zum Verderben, zieht für andere Unheil,
Schmerz, Schmach und Tod nach sich! — Durch sieben Richter
Erhält nach Landesbrauch das Urtheil Rechtskraft.
Doch sieben Köpfe denken sehr verschieden,
So viel Paar Augen sehen sehr verschieden,
So viel Paar Ohren hören sehr verschieden!
— Du, Strenger, würd'st den mit dem Schwerte strafen,
Den Du vielleicht nur am Vermögen büßest,
Du, Finstrer, würdest ihn zum Strang verdammen;
Du schlägst im Buche nach, was früher üblich
In solchem Fall; Du zählest die Minuten;
Du, Weiser, wägst die That und prüfst — und zögerst ....
Der Siebente bin ich, bin ich — der König!
Mein Wort entscheidet. — Und mein Wort soll wohlthun,
Dem falsch Verklagten wohlthun! Von Euch sechsen
Vergilt ihm keiner was er litt an Aengsten,
Ersetzt ihm keiner die verlorne Ehre.
In Euren Händen haltet Schwert und Buch Ihr, —
Doch was besitzt Ihr, Unschuld weiß zu kleiden,
Verleumdungsschmutz von ihrem Kleid zu tilgen,
Vor aller Welt sie rein zu waschen? — Nichts!
Dies Amt bleib' meins. — Aus seines Königs Munde
Ein gnädig Wort — geehrt steht der Geschmähte,
Gesucht von allen der, den sie gemieden,
Die leicht geschreckte, leicht gelenkte Menge. —
Dies Amt gerecht zu üben bin ich jung noch,
Dies Amt gerecht zu üben ward mir bange,
Daß mir zur Nacht mein Herz in Sorgen zagte,
Vor dem Gerichtstag, den ich halten sollte.
Und da ich lag und sann und fand den Schlaf nicht,
Da trat der Herr zu mir. Ich sah sein Antlitz!
War es ein Traum? Ich sah den Herrn — er war es!
Er war es und er sprach: Du darfst mich bitten
Was ich Dir geben soll. — So sprach er zu mir,
Der Herr, mein Gott! — Ich lag auf meinen Knien:
Nun Herr, mein Gott, Du machtest mich zum König,
An meines Vaters, David's Statt — doch bin ich
Ein Kind vor Dir, weiß weder Aus- noch Eingang,
Ein Knecht nur in dem Volk, das Du erwählt hast.
So wollest Deinem Knecht Verstand Du geben,
Ein rein gehorsam Herz, auf daß er wisse,
Was gut, was böse sei, auf daß er wisse,
Dein Volk zu richten, Herr, Dein Volk zu führen!
Denn, Herr, wer könnte das, dem Du nicht beistehst?
Und, Herr, wer könnte das, den Du nicht führest?
Und da ich also bat auf meinen Knien,
— (War es ein Traumbild? oder war er's selber,
Der Herr, der Antwort gab mit Menschenstimme?)
— Er sprach: Weil Du nicht Macht noch Reichthum bittest,
Nicht langes Leben noch des Feindes Seele,
Nichts als Verstand, gerecht Gericht zu halten,
Es sei! .... Ich thue Dir nach Deinen Worten. —
So sprach er .... und entschwand, wie Träume schwinden.
War es ein Traum? — Auf König David's Hochthron
Sitz' ich zum ersten Male jetzt, um Recht zu sprechen,
Wie er es that, mit Euch, Ihr weisen Männer.
Ihr weisen Männer helft mir recht zu richten,
Auf daß sich's zeige, daß es nicht ein Traum war!

(er winkt, der Gerichtsbote tritt vor)

König Salomo (fortfahrend)
Wer ist der Erste, der heut' Recht begehret?
Wer er auch sei, laß ihn herein, wir warten! —

(Der Gerichtsbote verneigt sich, er erhebt seinen Stab und öffnet den Vorhang.)

Die erste Mutter (eilt zum Thron, wirft sich zu des Königs Füßen.)
Herr, Herr! gib Deiner Magd gerechtes Urtheil!
Die zweite: (langsamer, stolz, verneigt sich tief, kniet dann erst nieder.)
Herr, Deine Magd begehrt, daß Du ihr Recht gibst.
König:
Zwei Weiber! Sprecht, wer klagte von Euch Beiden?
Erste: Herr, ich!
Zweite: Herr, ich!
König: Und wer ist die Beklagte?
Erste: (stehend) Herr, ich!
Zweite: (aufspringend) Herr, ich! Sie wagt's mich zu verleumden!
König: Wer fühlt sich schuldig?
Erste: Herr, nicht ich!
Zweite: Herr, ich nicht!
Ich wahrlich nicht! ich schwör's mit tausend Eiden!
König: So seid Ihr Beide schuldlos?
Zweite: Herr, sie that es!
Erste: Ich nicht, ich nicht! Herr König, glaub' es ihr nicht!
Wie hätt' ich's können, wie? Ich hätt's nicht können!
König: Und was geschehn ist, und weshalb Ihr streitet,
Wer sagt es mir von Euch?

Digitized by Google

Zweite: Herr, laß mich's sagen!
Hör' mich, mein König, mich! Ich weiß es besser,
Als sie, ich will's berichten und beweisen,
Daß Du es glauben mußt, was ich Dir künde,
Daß Du es sehen sollst, so wie ich's selbst sah,
Was ihr geschah. Laß mich, laß mich es sagen!
König: Und Du? begehrst Du nicht, es mir zu sagen?
Erste: Herr, ach, Herr König, Deine Magd muß weinen!
König: Du, Du weinst nicht?
Zweite: Herr, nein. Denn ich weiß sicher,
Daß mir mein Recht wird, daß Du für mich sprechen,
Mein Kind mir zuerkennen wirst.
König: Ein Kind ist's
Um das Ihr streitet?
Erste: Herr, 's ist meins!
Zweite: Das meine
Ist es und bleibt es, so gerecht Du richtest!
König: Sprecht Ihr zugleich, wie soll ich es entscheiden?
Zweite: Du wirst entscheiden, König, daß es mein ist!
Erste: Mein König! (schleppt sich auf den Knien näher zu ihm hin und umfaßt seine Füße)
König: Sprich und sag mir, was sich zutrug.
Erste: Mein König! (weint)
Zweite: Herr, ich sag' Dir, wie sich's zutrug
Sie weint doch nur, ich bin der Worte mächtig,
Sie weint, die Aermste! — denn sie weiß sich schuldig!
König: So rede Du. — Es scheint, Du bist die Jüngere?
Zweite: Die bin ich, König, Deinem Aug' entgeht nichts!
Sieh, Deine Magd läßt ihre Schleier fallen,
Blick ihr ins Auge, Wahrheit drin zu lesen!
Erste: Herr, Herr! Sie ist nicht jünger, nicht viel jünger,
Doch Thränen zehren, und der Gram macht altern.
Wer gestern Deine Magd mit ihrem Kind sah,
Der hätt' sie jener gleich geschätzt an Jahren.
Doch heute, ach! doch heut' mit leeren Armen! . . .
Zweite: Ich streite ihr den Vorrang nicht an Jahren.
Daß ich die Klüg're bin, sagt Dir ein jeder,
Der sie und mich kennt. Daß ich noch ein Vorrecht
Vor ihr besitze, Herr, sieh, Deine Augen
Die sagen es!
König: (hat sie lange angesehen, wendet sich zur Ersten.)
Sie rede!
Zweite: Weshalb, König,
Kehrst Du den Blick von mir? Ich sollte reden!
König: Sie rede, weil sie sittsam ist und wartet,
Bis ich sie rufe.
Erste: Herr, ach Herr!
Zweite: (sie unterbrechend) Du zürnst mir,
Weil ich mich meiner eig'nen Schönheit rühme?
Ist sie ein Zeichen nicht, daß Gott mir wohl will?
Ein Zeichen nicht, daß er mich auserwählte
Und eine Gabe, deren wir uns freuen,
Durch die wir and're auch erfreuen sollen?
Du sitzest da auf König David's Hochthron
Heut', König Salomo, zum ersten Male,
Zum ersten Mal, so wie Dein Vater David!
Um so, wie er es that, Gericht zu halten,
Ihm ganz zu gleichen, Deinem Vater David! —
Nun, König David deuchte sich der Schönheit,
Und hob sie auf den Thron, mit ihm zu herrschen.
War Bath-Seba nicht, König, Deine Mutter,
Sie, des Urias Weib? Der König sah sie
Vom Dache aus, da sie sich wusch im Bade,
Sah, daß sie schön von Antlitz und Gestalt war
Und sandte Boten hin und ließ sie holen —
Sie, des Urias Weib. Doch ihren Ehmann,
Urias, den Hethiter, hieß er stellen
Nah vor den Feind, da wo der Streit am härtsten,
Und da er fiel, nahm David sie zum Weibe. —
Das that er, König, weil Bath-Seba schön war!
König: Ich sag' Dir, schweige, Weib!
Zweite: Ich will nicht schweigen.
Ich will Dich mahnen, Herr, was noch geschehen
Durch Deine Mutter, Bath-Seba, die Schöne.
Da König David alt war, nah am Sterben,
Da ward von seinen Söhnen einer König —
Du warst es nicht, es ward ein andrer König! —
Da ging Bath-Seba, Deine schöne Mutter,
Hin zu dem alten König in die Kammer
Und bat ihn, daß er, Salomo, Dich wähle,
Daß er den Sohn, den sie geboren, salbe,
Wie er es ihr gelobt in jungen Tagen.
Und er war alt und nahe schon am Sterben,
Der König David, unser großer König,
Er that, wie sie ihn bat. — Und so ernannt' er
Dich, König Salomo, zum König nach ihm
Auf seinem Thron zu sitzen und zu richten. — —
So that Dein Vater, David.
König: Weib, nun schweige!
Zweite:
Noch nicht, mein König! Denn Dein Vater David
That so für Bath-Seba, für Deine Mutter,
Weil sie ihn bat, und — weil sie schön war, König! —
Ich aber, Deine Magd, ich wollt' Dich mahnen
Zu sein wie er. Denn gibst Du nur nicht Recht jetzt,
Gleichst Du nicht König David, Deinem Vater,
Ehrst Du Bath-Seba nicht, die Deine Mutter!
— Das habe ich Dir sagen wollen, König.
König: Du sagtest es. Nun schweig. Sie aber rede!
Zweite: Sie rede, wohl. Ich kann es ihr nicht wehren.
Daß ich im Recht bin, wirst Du doch entscheiden!
Erste: Herr, Herr des Himmels! gib mir kluge Worte,
Zu sprechen, daß der König sie vernehme,
Auf daß er glaube, was ich wahr berichte,
Daß er erkenne, was sich zugetragen,
Wer von uns Beiden schuldig und wer schuldlos!
— Sieh, großer König, wir zwei Weiber wohnten
Allein im Haus, im letzten an der Mauer,
Und Deine arme Magd, ich, Herr, gebar dort
Ein Söhnlein. Herr, ein Kind so rund, so prächtig!
An Gliedern fein und weiß und roth von Antlitz
Wie Rosen blühn, wie schlanke Lilien duften,
Und weich! so lind und weich wie junge Lämmlein;
Mit Seidenhärchen auf dem runden Köpfchen,
Daß man es küssen mußt, und herzen, küssen,
So wie man's sah! Oh Herr, mein großer König,
Du bist ein Mann, Du kannst es nie begreifen,
Das kann kein Mann, das kann nur eine Mutter, —
Was er mir war, — und ist. Und ist! er lebt ja! —
Mein süßes Glück, mein Kind, mein Sohn, mein Alles,
Der meines Lebens Leben und mein Trost war!
Sie hat ihn mir geraubt.
Zweite: Ich, ich? Das träumst Du!
Dir starb Dein Kind, ich weiß nicht, wie's geschehen,
Indessen meines . . .
König: Schweige Du, sie rede!
Erste: Herr, um drei Tage, nachdem ich geboren,
Bracht' sie ihr Kind zur Welt; auch einen Knaben,
Auch der war weiß und roth, auch der war prächtig.
Und doch — ein Unterschied! Mein Söhnchen ähnelt
Dem Vater, den ich liebte, den ich liebe,
Der mich verstieß — und den ich dennoch liebe!
Sie aber, sie . . .
Zweite: Wozu soll ich es läugnen?
Ich liebe keinen, der mir Unheil brachte
Und traure keinem nach, der mich verrathen!
Ich bin allein und bleib allein. Mein Sohn ist's —
Doch wer sein Vater war? Ich hab's vergessen! . . .
Erste: Und also wohnten wir im engen Häuschen,
Wir zwei allein, mit unsern beiden Kindern,
Wir zwei allein, — sonst keine Menschenseele,
Als Deine Magd und sie! — Heut' Nacht, mein König,
In dieser selben Nacht — Herr, laß mich weinen, . . .
Mein Sohn war's nicht, der starb! — Wie wär' das möglich!
Ich hielt ihn so im Arm, säugt' ihn und wiegt' ihn,
Und wiegt' ihn bis er schlief. Dann schlief ich selber.
Doch leise nur. Mir träumte von dem Liebsten,
Wie er mich angeschaut aus dunklen Augen

Digitized by Google

Und wie ich mich ergab den dunklen Augen!. . .
Mir träumt' von seinem Kind, das seine Augen
Von ihm geerbt. Ich wachte auf — es schlief noch.
Ich küßte es auf die geschloss'nen Lider
Und auf den kleinen Mund, und lag und horchte
Auf seinen Athem, der so leise, leise,
Wie Sommerwindhauch in den Rosendüften
Ging, kam und ging, und hauchend wiederkehrte.
Ach, so ein Kind zu halten, so zu fühlen,
Wie's schläft und athmet — gibt es größre Wonne?
Was braucht man mehr vom Leben als das eine?
Ich fordre nichts vom Glück, als dos zu fühlen!
So dacht' ich noch. Und dachte: ob nicht jene
Dasselbe denkt? — Ich hört' ihr schweres Athmen.
Beinah wie Stöhnen klang es, klang wie Wehlaut,
Sie wandte sich im Schlaf auf ihrem Lager,
Ich hört' es wohl, und es erbarmt' mich ihrer,
Die anders ist als ich, die selbst im Traume
Nicht Frieden findet. — So, mich um sie sorgend
Entschlief ich dann, bis es im Osten tagte . . . .

Zweite: Ihr Kind war todt!
Erste: Ihr Knäblein war gestorben,
Erdrückt vielleicht, da sie im Schlaf sich wälzte,
Ich weiß nicht wie! Da hat sie sich erhoben,
In dunkler Nacht, — Herr, wie wär's anders möglich? —
Da Deine Magd schlief, nahm von ihrer Seite
Das Kind, das lebte — ja, sie that, sie that es!

Zweite: Ich that es nicht!
Erste: Und legt' an meine Seite
Ihr todtes Kind!

Zweite: Ich that's nicht!
Erste: Und am Morgen,
Da Deine arme Magd, Herr, wacht' und aufstand,
Ihr Kind zu säugen, so wie sie's gewohnt war,
Da war es todt!

Zweite: War todt!
Erste: Doch sieh, mein König,
Ich schrie und glaubt' es nicht, und schrie und weinte,
Und nahm das todte Kind und trug's in's Freie
Vor's Haus hinaus, ins helle Licht der Sonne.
Und sieh, mein König, sieh — es war mein Kind nicht,
War nicht der Sohn, den Deine Magd geboren!

Zweite: Nicht also, mein Sohn lebt. Der ihre starb ihr.
Erste: Nicht also, König, mein Kind lebt, es lebt ja!
Ihrs ist gestorben.

Zweite: Herr und König, sieh mich,
Sieh mir ins Aug' und glaube, was ich schwöre!
Erste: Herr, König, laß Dich nicht von ihr bethören,
Wie alle Männer thun, ja alle, König!
Ich, Deine Magd, sprach wahr.

Zweite: Ich sprach die Wahrheit.
Ihr Kind ist todt. Und meines ist am Leben!
Ich wachte auf von ihrem Schrein und Jammern,
Ihr Kind war kalt! Meins lag nur wach im Arme.
Erste: Mein König . . .

Zweite: Weiser, hoher und gerechter
Sohn König David's — willst Du solch entscheiden?
Es ist mein Sohn. Er lag in meinen Armen,
Es ist mein Recht — ich will ihn mir bewahren!
Erste:
Herr, Herr, Du glaubst mir doch? Du mußt mir glauben!
König: Schweigt Beide nun.
Zweite: Nein, Herr, ich kann nicht schweigen,
Ich will Dich zwingen, Herr, Du sollst mir glauben!
Gib mir das Kind! Ich will mein Theil am Leben,
Mein Theil am Glück. Ich mag wie sie nicht weinen,
Ich bin zu stolz so demuthsvoll zu flehen,
Zu stolz, mit weichen Worten Dich zu rühren.
Gib mir das Kind! Es ist mein Recht, ich will es,
Denn ihres starb!

Erste: Herr — wirst Du bald entscheiden?
Es ist die Zeit, da es zu trinken fordert,
Mein armes Kind — Herr, laß mich zu ihm eilen,
Zu meinem Sohn, der lebt!
König: Ihr redet Beide:
Mein Sohn, der lebt und ihrer ist gestorben! —
Die eine schwört's — die andere schwört dasselbe.
Kein Zeuge ist, kein menschlich Auge sah es,
Was in der Nacht geschah, noch wer die Schuld trägt,
— Drum geb' ich gleiches Recht Euch beiden Weibern.
(er winkt dem Boten.)
Du, Bote des Gerichts, nimm Du dos Schwert hier
Aus dieses strengen Mannes Richterhänden,
Und trag' es zu dem Haus der beiden Mütter
Nah an der Mauer; — das lebend'ge Kind dort,
Das theile mit dem Schwerte in zwei Theile,
Gib ihr die Hälfte, ihr die and're Hälfte.
Erste: Nein, halt, nein, thu das nicht! nein, schone seiner!
Zweite: Es war ihr Kind, das starb. Gib mir den Knaben!
Erste: Erbarmen! (sie schleppt sich zu dem Boten, wirft sich ihm in den Weg) Hab Erbarmen! zieh Dein Schwert nicht!
Gib ihr den Knaben, Herr, und schone seiner,
Nur daß er lebe, Herr! nur daß er lebe!
Zweite: Er sei nicht ihrer, wenn er mein nicht sein darf,
Sie soll nichts haben, was ich nicht besitze!
König: So ist Dir's lieber, wenn Dein Kind getheilt wird?
Erste: Herr, thu' es nicht! Herr, schone meines Knaben!
Zweite:
Gerecht wär's, hätt'st Du mir das Kind gelassen,
Doch willst Du's nicht, so thue wie Du sagtest!
Eh' daß sie's habe, will ich es entbehren,
Eh' will ich, daß geschieht wie Du befohlen:
Die Hälfte ihr — mir sei die and're Hälfte!
Erste: Laß mich, Herr, sterben, daß es lebt!
König: Halt, Bote! —
— Du willst, daß es geschieht? — Du willst es hindern?
Ich soll mein Urtheil ändern, Weib? das willst Du?
Erste: Laß mich, Herr, sterben! Sieh, ich sterbe freudig!
Laß mich, Herr, sterben, — so kann ich nicht leben.
Nimm mich, nimm mich, an meines Kindes Stelle!
König: Nun, so geschehe Euch, wie Ihr verdienet!
Du, Bote, gib Dein Schwert zurück dem Richter.
Erste: Mein Kind soll leben?
Zweite: Meines!
König: Ja, es lebe. —
Dies sei der Urtheilsspruch: Es ist entschieden,
Das Kind gehöre der, die es geboren,
Die mütterlich um ihres Kindes Wehe,
Um ihres Kindes Wohl sich bangt und zittert,
Die mütterlich ihr Kind mehr als sich selbst liebt,
Sie hat ein Mutterherz — sie ist die Mutter!
Erste: (ihm zu Füßen)
Dank, König Salomo, Heil Dir, Du Weiser,
Du siehst die Herzen, ja, Du kennst die Wahrheit!
Zweite: (sich verhüllend)
Oh König, König! — Ja, Du kennst die Wahrheit! . . .
Die sechs weisen Richter: (zugleich)
Heil, König Salomo, Du siehst die Herzen,
Heil, König Salomo, Du kennst die Wahrheit,
Der Herr gab Weisheit Dir, gerecht zu richten,
Heil, König Salomo!
König: (erhebt Gesicht und beide Hände dankend zum Himmel)
Es war kein Traum!

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

(Nachdruck verboten. Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 15. Berlin, den 10. Januar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3% Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107 108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5431 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * „ *.

Die Politik der Empfindlichkeit. Von Theodor Barth.

Eisenbahnreisen und Fahrpreisgeheimnisse. Von Arved Jürgensohn (Berlin-Friedenau).

Talmud und Hellenenthum. Von Ludwig Bees (Rom).

Amerikanischer Idealismus. Von Professor Justus Gaule (Zürich).

Das künstlerische Theater in Moskau. Von N. Walschsky.

Maaßer bezahlen. (Gedicht.) Von A. Fitger (Horn bei Bremen).

Das kleine Mädchen. (Skizze.) Von Anselm Heine.

Bücherbesprechungen:

Lewis Einstein: The Italian Renaissance in England. Bespr. von Professor E. P. Evans (München).

Richard Fester: Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Bespr. von A

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Im agrarischen Lager wird der Kampf der Hähne mit den Fasanen, der Landbündler mit den Regierungskonservativen munter fortgesetzt. Man hat nicht den Eindruck, daß die Redner des Bundes der Landwirthe das Bedürfniß empfinden, mit den Regierungskonservativen glimpflich umzugehen. Selbst der Präsident des Abgeordnetenhauses, Herr von Kröcher, hat in seinem kürzlichen Rededuell mit Herrn Dr. Hahn schlecht abgeschnitten. Sein Plaidoyer auf mildernde Umstände war ohne reale Wirkung; Herr Dr. Hahn behauptete auch insofern das Schlachtfeld, als die von ihm genehmigte Resolution zum Beschluß erhoben wurde. In einer Versammlung des rheinischen Bundes der Landwirthe hat derselbe Dr. Diederich Hahn sich über den Kampf der Zollwucherparteien gegen die sogenannte „Obstruktion" in folgender verbindlichen Weise geäußert:

„Das Ganze war nur blauer Dunst und eine lächerliche Komödie, welche den Umfall der Konservativen und des Centrums verdecken sollte. Die Parole „Gegen die Sozialdemokratie!" war aber auch sachlich eine Heuchelei. Alles war Spiegelfechterei."

Diesem harten Urtheil zu widersprechen, liegt uns fern. Aber es stellt sich doch zugleich die Frage ein: haben die Vertreter des Bundes der Landwirthe im Reichstage, die doch „sonst so tapfer schmälen", sich nicht zu Mitschuldigen dieser „Spiegelfechterei" gemacht, indem sie bei dem ganzen Kampf um den Antrag Kardorff sich so völlig passiv verhielten. Sollte nicht in dem jetzigen Kampfe gegen die Konservativen auch ein gut Theil „Spiegelfechterei" stecken? Die Unterschiede zwischen den feindlichen Brüdern sind in der That nicht allzugroß. Womit der eine gewaschen ist, ist der andere abgetrocknet.

Interessanter ist es schon, daß der Rechtsbruch, der im Antrag Kardorff lag, nachträglich auch eine höchst abfällige Beurtheilung durch Männer erfährt, die politisch kaum den Nationalliberalen, geschweige denn einer weiter links stehenden Gruppe zuzurechnen sind. Der Professor des Staatsrechts Laband hat sich in der „Deutschen Juristenzeitung" gutachtlich geäußert und kommt dabei zu dem Schluß: „daß dieser Antrag geschäftsordnungswidrig war, unterliegt nach meiner Ansicht keinem Zweifel und ebensowenig, daß er einen höchst bedenklichen Präzedenzfall bildet, wenn wieder eine entschlossene Majorität die Minorität mundtodt machen will". Die Gefährlichkeit und Unzulässigkeit des beliebten Verfahrens zeigt sich, wie Laband des näheren ausführt, vor allem darin, daß man „es mit einer kleinen Modifikation auch auf alle anderen Gesetze anwenden und dadurch die Durchberathung derselben und die Beschlußfassung über seine einzelnen Bestimmungen abschneiden kann. Der Bundesrath hätte z. B. einen Gesetzentwurf vorlegen können, dessen einziger Artikel lautete: Das in der Anlage abgedruckte Bürgerliche Gesetzbuch tritt am 1. Januar 1900 in Kraft." Dieser Hinweis ist auch bereits in den Reichstagsverhandlungen durch die Redner der Opposition gemacht worden; aber es ist trotzdem nicht unwichtig, daß er hier von einem Professor des Staatsrechts wiederholt wird, dessen staatsrechtliche Anschauungen mit Vorliebe von denselben Parteien citirt zu werden pflegen, gegen die sich hier Laband's Kritik richtet. Und bei diesem Rechtsbruch, bei diesem offenen parlamentarischen Gewaltakt hat ein Reichsgerichtsrath Gevatter gestanden und der Reichskanzler das wohlwollende Patronat übernommen. Daran werden die Wählerschaften in den nächsten Monaten immer aufs neue zu erinnern sein.

Ein anderer bezeichnender Vorgang aus der Skandalgeschichte des Zolltarifs ist dieser Tage wieder eindringlich der öffentlichen Meinung vorgetragen worden. Der freisinnige Abgeordnete Richard Roesicke hat in der „Tageszeitung für Brauerei" einen offenen Brief an den Reichskanzler gerichtet, in dem er den ganzen Unsinn der betreffs der sogenannten „Malzgerste" erlassenen Bestimmungen,

Digitized by Google

auf denen bekanntlich das Kompromiß beruht, erneut darlegt und als Vertreter der deutschen Brauindustrie an den Reichskanzler folgende Fragen richtet:

1. Was für Gerste soll als Malzgerste und was für Gerste als Futtergerste gelten?

2. Ist Ihnen bekannt, daß der Mälzungsprozeß in der Hauptsache eine durch künstliche Keimung herbeigeführte Umwandlung der Gerste in Malz bedeutet?

3. Ist Ihnen ferner bekannt, daß diese Umwandlungsfähigkeit abhängt von gewissen Eigenschaften, welche die Gerste sowohl für Brau-, Brenn- wie auch für Futterzwecke werthvoll machen?

4. Wissen Sie, daß jede Gerste diese Eigenschaften in höherem oder geringerem Maße besitzt, daß dieses Maß nicht nur von der Gegend, wo sie gewachsen, sondern auch von dem Zeitpunkt abhängig ist, zu welchem sie zur Verarbeitung gelangt?

5. Wie wollen Sie unter diesen Umständen eine objektive Unterscheidung zwischen der von Ihnen als „Malzgerste" bezeichneten Gerste und sogenannter Futtergerste zum Zwecke der verschiedenen Verzollung herbeiführen?

6. Sollen auf Grund des Gesetzes vom 14. April 1894 bei der Ausfuhr von Gerste fernerhin die gleichen Einfuhrscheine — also nunmehr in Höhe von 40 M. pro Tonne — für jede Gerste gewährt werden, obgleich dieser Zollsatz nach Ihrer Erklärung nur für „eine ausgezählte, werthvollere Waare" erhoben werden soll?

7. Ist aber auch in Bezug auf die „Einfuhrscheine" eine differentielle Behandlung der Gerste beabsichtigt, nach welchen Grundsätzen soll alsdann die Unterscheidung bei der Ausfuhr stattfinden?

Man darf dirmuf gespannt sein, ob und wie der Reichskanzler diese Fragen beantworten wird. Sollte er sie ignoriren, so wird man versuchen müssen, ihn im Wege der parlamentarischen Interpellation zum Sprechen zu bringen. Daß thörichte und schädliche Gesetze bei uns in Hülle und Fülle gegeben werden, ist ja leider seit langer Zeit nichts Neues in deutschen Landen. Aber das können die gesetzgeberisch Gestraften doch wenigstens verlangen, daß sie erfahren, was denn die Gesetzgeber unter ihren Bestimmungen sich selbst gedacht, oder ob sie die Leichtfertigkeit soweit getrieben haben, sich selbst nicht einmal eine klare Vorstellung von dem zu machen, was sie bestimmten.

Der Streit mit Venezuela steht im wesentlichen auf dem alten Fleck. Präsident Castro, der sich der Rebellen im eigenen Lande nur schwer erwehrt, verfolgt den begreiflichen Plan, die Vereinigten Staaten gegen England und Deutschland, besonders gegen letzteres, dadurch aufzureizen, daß er die bewaffnete Intervention der beiden europäischen Mächte als einen Eingriff in die amerikanische Einflußsphäre der Vereinigten Staaten darzustellen sucht. Daneben bemüht er sich, die öffentliche Meinung Englands gegen das Zusammengehen mit Deutschland scharf zu machen. Das Intriguenspiel ist zu durchsichtig, als daß man an einen Erfolg desselben glauben könnte. Aber es ist leider nicht zu bestreiten, daß sowohl in Amerika wie in England wie auch in manchen Ländern des europäischen Kontinents zahlreiche geschäftige Federn an der Arbeit sind, um Deutschlands internationale Politik zu verdächtigen. Reden, wie sie der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Herr von Kröcher, kürzlich in Pritzwalk zu Gunsten einer Politik in Kürassierstiefeln gehalten hat, um andere Völker nachdrücklicher auf die Hühneraugen treten zu können, sind natürlich auch nicht dazu angethan, Deutschland neue Freunde zu machen. Solchen internationalen Stimmungen gegenüber kann man darauf gespannt sein, was bei den Handelsvertragsverhandlungen herauskommen wird, denen Graf Bülow ein so günstiges Horoskop gestellt hat, die aber, wie es scheint, bisher noch nicht einmal ernstlich begonnen haben.

Zu dem Kapitel der publizistischen Angriffe gegen Deutschland hat kürzlich der Brüsseler „Soir", ein allerdings spezifisch deutschfeindliches Blatt, in einem Aufsatze „L'Allemagne moderne" einen charakteristischen Beitrag geliefert. Der „Soir" macht in diesem Aufsatz seinen Lesern die Mittheilung, daß das jetzige Deutschland weder auf dem Gebiete der Kunst, noch auf dem der Wissenschaft noch etwas zu leisten im Stande sei, und krönt diese Betrachtung mit der Behauptung, daß Theodor Mommsen den ihm vor kurzem verliehenen Nobelpreis nicht verdient habe. Der „Mainzer Anzeiger" hat sich in einem lesenswerthen Artikel, der, wie wir hören, der Feder des Landgerichtsdirektors Dr. Bockenheimer entstammt, mit diesem Aufsatze des „Soir" näher befaßt.

„Nach der Ansicht des Verfassers des Aufsatzes im „Soir", Gringoire, so führt Herr Bockenheimer u. a. aus, hat Mommsen nicht nur nichts gethan, um die Humanität zu fördern, sondern er hat nach dieser Richtung vielmehr schweres Unrecht auf sich geladen. Um dieses zu erweisen, macht der geistreiche Belgier den deutschen (schleswigischen) Mommsen zu einem Dänen, unter der Begründung, daß zu Zeit der Geburt unseres Geschichtsschreibes dessen Geburtsstadt Garding zu Dänemark gehört habe. Als Däne hat dann Mommsen sich an dem eigenen Vaterlande versündigt, als er für die Lostrennung Schleswigs von Dänemark Jahre lang wirkte. Ist Gringoire's Beweisführung richtig, dann waren die Brüsseler zur Zeit Philipps II. Spanier, zu Josephs II. Zeit Oesterreicher, zu Napoleons Zeit Franzosen und endlich im Jahre 1830 Holländer; es waren dann diejenigen Brüsseler, welche das fremde Joch abzuschütteln unternahmen, Verräther an Spanien, Oesterreich, Frankreich und Holland. Es haben dann die Denkmäler für Egmont und Horn auf dem Sablon, für die Helden des Jahres 1830 auf der Place des martyrs vom sittlichen Standpunkt aus nicht dieselbe Berechtigung wie etwa das im Schatten des Stadthauses aufgestellte Manecke. Die deutschen Gelehrten der Zunft Mommsens vermögen, nach Gringoire, höchstens noch neue Lesarten aus alten Handschriften herauszulauben; in der Musik hat Richard Wagner für Deutschland den Schluß gemacht, in der Malerei Lenbach, den der edle Belgier wohl daher kennt, daß in der Sammlung von Bildern neuer Meister in Brüssel zwei Bilder Lenbach's Aufnahme gefunden haben. Ueberhaupt haben, wie Gringoire jetzt festgestellt hat, die Deutschen bisher nur von dem Ruhme gezehrt, den ihnen eine Frau verschafft hat, Madame de Staël nämlich, in ihrem im Jahre 1810 veröffentlichten, aus Haß gegen Napoleon verfaßten Werke: „Ueber Deutschland". Dieser Empfehlung verdanken die Deutschen das Ansehen, das ihnen auch im Jahre 1870 zum Siege verholfen hat."

Diese Probe genügt, um zu zeigen, mit welcher Gründlichkeit und mit welchem Wohlwollen Deutschland in einem Theil der Presse des klerikal regierten Nachbarlandes Belgien behandelt wird.

Es ist überhaupt vergebene Liebesmüh, durch Liebedienerei gegen den Klerikalismus den Ultramontanismus irgendwo in der Welt von seiner instinktiven Abneigung gegen das Deutsche Reich abzubringen. Die Regierung Deutschlands kann sich niemals so tief vor dem Klerikalismus demüthigen, um Verzeihung dafür zu erlangen, daß das Deutsche Reich überhaupt existirt. Wo immer in der Welt eine Gegnerschaft gegen Deutschland besteht, kann man sicher darauf rechnen, daß diese Gegner die offene oder die geheime Unterstützung des Ultramontanismus genießen. Jede Niederlage, welche die Klerikalen irgendwo in der Welt erleiden, ist deshalb auch ein Gewinn für Deutschland.

Unter diesem Gesichtspunkt kann man auch den Ausgang der jüngsten Senatswahlen in Frankreich, die den Einfluß des antiklerikalen Ministeriums Combes im Senat erheblich verstärkt haben, nur als höchst erfreulich begrüßen. Diejenigen französischen Parteien, welche in ihren Anschauungen unsern Konservativen und dem Centrum entsprechen, sind nicht nur die erbittertsten Feinde der modernen Kulturentwicklung in Frankreich, sondern als extreme Nationalisten auch einer vernünftigen Entwicklung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich durchaus abgeneigt. Es war der Sozialist Jaurès, der den mornlischen Muth gehabt hatte, die Franzosen öffentlich aufzufordern, von den unsinnigen Revancheideen abzulassen, und es ist interessant, zu konstatiren, daß die „Petite République", das Organ des Abgeordneten Jaurès, anläßlich des kürzlich in der „Nation" erschienenen Artikels von Theodor Mommsen unsern großen Historiker mit ausgesuchtem Respekt behandelt.

In Oesterreich hat die Freude über die Verständigung der leitenden Minister Oesterreichs und Ungarns in der

Ausgleichsangelegenheit nicht lange angehalten. Man ist rasch zum Bewußtsein der außerordentlichen parlamentarischen Schwierigkeiten, die dem Ausgleich im Wege stehen, gelangt.

In Spanien ist Sagasta gestorben, der mehrfach als Ministerpräsident auf die politischen Geschicke seines Landes bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Er galt als liberaler Staatsmann. Sein Liberalismus ist aber durchweg überschätzt. Die ultramontanen hatten jedenfalls keine Ursache, seinen Liberalismus besonders zu fürchten.

Ueber den Stand der Dinge in Marokko lauten die Nachrichten jetzt günstiger für den regierenden Sultan. Es scheint, als ob er des gefährlichen Aufstandes noch Herr werden wird, eine Aussicht, die auch vom Standpunkt der nicht unbeträchtlichen Handelsinteressen Deutschlands in Marokko als erfreulich bezeichnet werden muß.

* * *

Die Politik der Empfindlichkeit.

Man hat uns oft versichert, daß Bismarck das deutsche Volk von politischer Sentimentalität befreit und zur Realpolitik erzogen habe. Wenn es Realpolitik ist, sich nicht mit tönenden patriotischen Phrasen abspeisen und durch bloße Redensarten ins Bockshorn jagen zu lassen, so hat die Bismarck'sche Erziehung leider keine besonders befriedigenden Resultate aufzuweisen. Bismarck selbst besaß ja den Sinn für das Reale im höchsten Maße. Der „Legitimitätsschwindel" imponirte ihm ebenso wenig wie das „rothe Gespenst", was ihn allerdings nicht abhielt, gelegentlich in den höchsten Tönen von den unzerreißbaren royalistischen Banden zu reden und die Gefahr einer Revolution von unten in den schwärzesten Farben zu schildern, sobald ihm das für seine realpolitischen Zwecke gerade dienlich erschien. Aber er für seine Person stand über den sentimentalen Empfindungen, und gerade in den Jahren seiner höchsten staatsmännischen Kraft besaß er jene „Wurschtigkeit", die alles Drum und Dran verachtet und nur den Kern der Dinge gelten läßt.

Bismarck nahm deshalb auch durchaus keinen Anstoß daran, selbst mit einem Lassalle in Beziehungen zu treten, als er glaubte, die Sozialisten gegen die Liberalen ausspielen zu können, und auch das Sozialistengesetz betrachtete er ganz wesentlich unter dem Gesichtspunkte einer Schwächung des Liberalismus. Die Trennung der Arbeiter von der liberalen Bourgeoisie war besonders in der Dekadenzperiode dieses Virtuosen in der Kunst des „divide et impera" ein Hauptpunkt der inneren Bismarck'schen Politik, und diesen Erfolg hat das Sozialistengesetz ja auch in vollem Maße gehabt. Die Entfremdung der breiten Arbeitermassen, die sich in der Sozialdemokratie organisirten, von dem liberalen Bürgerthum ist eine verhängnißvolle Hinterlassenschaft des Sozialistengesetzes. Daß ohne eine politische Wiederannäherung der in der Sozialdemokratie zusammengefaßten Arbeiter an das liberale Bürgerthum an eine ernsthafte Erneuerung des politischen Einflusses liberaler Anschauungen in Deutschland nicht zu denken ist, sollte allmählich auch dem Kurzsichtigsten klar sein.

Niemand begreift das besser, als unsere Junkerpartei und deren reaktionäre Gefolgschaft. Die reaktionäre Herrschaft kann nur dann erschüttert werden, wenn es gelingt, einen politischen **modus vivendi** zwischen dem liberalen Bürgerthum und der Sozialdemokratie herbeizuführen. Die Reaktionäre aller Schattirungen handeln deshalb auch nur folgerichtig, wenn sie alles daransetzen, um ein solches Zusammenwirken unmöglich zu machen. Alle alten Vorurtheile gegen die Sozialdemokratie werden sorgfältig genährt, damit nur ja der brave Bürger das Gruseln vor dem rothen Gespenst nicht verliert. Jede taktlose Bemerkung in irgend einem sozialdemokratischen Wurstblatt wird triumphirend herumgereicht, um dem Philister begreiflich zu machen, daß man doch mit Leuten, in deren Presse so etwas gedruckt wird, nicht politisch zusammenwirken könne.

Wenn Herr Mantsky oder Herr Mehring oder Parvus oder sonst eine sozialdemokratische Leuchte zum so und so vielsten Male versichert, daß der Liberalismus abgewirthschaftet habe, nur noch als Hilfstruppe der Sozialdemokratie in Betracht käme, daß der Bourgeois von Natur ein miserables Subjekt sei, und daß die Sozialdemokratie schon ganz allein mit der Reaktion fertig werden würde, dann bleibt niemals das Echo aus, daß nunmehr den Liberalen „die Selbstachtung verbiete", mit solchen Leuten nach politisch zusammen zu gehen.

Mir scheint, die Selbstachtung gebietet, daß man sich in der Politik nicht durch ein paar ruppige Zeitungsartikel in seinen Entschlüssen bestimmen läßt, sondern nur durch die einzige Frage: Wie dienst du den Anschauungen, für die du politisch thätig bist, am besten? Und wenn man sich als Liberaler sagt, daß die Sozialdemokratie, wie sie sich heute gestaltet hat, garnicht anders kann, als die Bestrebungen des Liberalismus im großen und ganzen unterstützen, daß alles, was in dem sozialdemokratischen Programm an spezifisch sozialistischen oder kollektivistischen Forderungen enthalten ist, für die praktische Politik auf absehbare Zeit überhaupt garnicht in Betracht kommt, daß deshalb die Sozialdemokratie, sie mag in ihren sämmtlichen Preßorganen sich auch noch so selbstbewußt als Vertreterin einer neuen Heilslehre gebärden, doch genau wie der Liberalismus in der Bekämpfung der Reaktion ihre Hauptthätigkeit entfalten muß, so gebietet, wie mir scheint, die politische Selbstachtung, keine Politik der Empfindsamkeit zu treiben und in der Bekämpfung der Sozialdemokratie nicht Kräfte zu vergeuden, die man bei der Bekämpfung des Agrarierthums und des Klerikalismus so bitter nöthig hat.

Die Frage steht heute ganz einfach so: Was hat der Liberalismus in Deutschland mehr zu fürchten, das Anwachsen der Sozialdemokratie, oder das Anwachsen der reaktionären Parteien? Läßt sich nun verständiger Weise daran zweifeln, daß jede Verdrängung eines Reaktionärs durch einen Sozialdemokraten für den Liberalismus ein Gewinn ist? Selbstverständlich hat der Liberalismus in erster Linie dafür zu sorgen, daß sein unmittelbarer parlamentarischer Einfluß gekräftigt wird. Aber soweit sich das nicht erreichen läßt, ist es doch immer noch wünschenswerth, ein Sozialdemokrat verdrängt einen Reaktionär. Nicht um der Sozialdemokratie eine Gefälligkeit zu erweisen, sondern aus dem allerdringendsten Interesse des Liberalismus heraus ist das zu wünschen. Bisher haben die freisinnigen Parteien trotzdem des öftern bei Stichwahlen sich nicht entschließen können, dem sozialdemokratischen Kandidaten ihre Stimmen zuzuführen. Die Sozialdemokraten haben dagegen in der Regel den nächststehenden liberalen Kandidaten in der Stichwahl unterstützt. Sie werden das voraussichtlich trotz der fortgesetzten Zänkerei mit der freisinnigen Volkspartei bei den kommenden Wahlen auch den Kandidaten dieser Partei gegenüber thun. Aber ganz einerlei was die Sozialdemokratie ihrerseits thut, das Verhalten der Freisinnigen darf meines Erachtens überhaupt nicht durch das größere oder geringere Entgegenkommen der Sozialdemokratie, sondern nur durch die einzige Erwägung bestimmt werden: welches politische Verhalten dient den eigenen Interessen des Liberalismus am besten?

Theodor Barth.

Eisenbahnreisen und Fahrpreisgeheimnisse.

Es mag parador klingen und ist doch wahr, trotz aller angsterfüllten Klagen über die angeblich vorhandene „Eisenbahnvagabondage", über den schrecklichen „Verkehrsdusel", der „aufhören müsse", und trotz des geflügelten Ministerwortes ähnlichen Sinnes, daß die Menschen durch noch billigere Fahrten „weder an irdischem Gut, noch am Heil ihrer Seele zunähmen" — alledem zum Trotze: es wird eigentlich noch recht wenig gereist.

Man muß nämlich unterscheiden zwischen Fahrten und Reisen! Es mag sehr imposant klingen, wenn man z. B. aus der preußischen Eisenbahnstatistik für das Jahr 1900 erfährt, daß die Anzahl der beförderten Personen sich auf 581,5 Millionen belief! Welch ungeheure Zahl! Aber man vergesse nicht, daß jede dieser Fahrten einer Person durchschnittlich nur 24 Kilometer lang war, also kaum 30 bis 40 Minuten dauerte. Kann man etwa eine solche Fahrt schon dem großartigen Wort „Reise" gleichsetzen, dem der Begriff eines länger dauernden oder sich öfter wiederholenden und stetig fortsetzenden Fahrens und Fortbewegens unleugbar anhaftet? Sicherlich nicht. Sonst müßte man auch die 458 Millionen jährlicher Fahrten des Berliner Ortsverkehrs mit seinen Entfernungen bis zu zwei und drei deutschen Meilen und die des weiteren Vorortverkehrs bis zu sechs Meilen (zu 7½ Kilometern) unter die „Reisen" rechnen. Alle diese alltäglichen Fahrten in, von und nach der Reichshauptstadt — von denen weit über 100 Millionen mit der preußischen Staatsbahn zurückgelegt werden, die anderen aber mit Straßenbahnen und Omnibussen — wird man ebenso wenig als „Reisen" bezeichnen können, wie die täglichen Fahrten der Landleute und Marktfrauen aus der Umgegend nach der nächsten Stadt. Diese sind aber in den obigen 581 Millionen mitenthalten und bilden sicher die überwältigende Mehrheit. Allein 100 Millionen davon fallen auf Monatskarten und 11 Millionen auf Arbeiterwochenkarten.

Nach amtlichen Ermittelungen kommen fast 62 Proz. aller Fahrten auf Entfernungen von 1—20 Kilometern, 22 Proz. auf solche von 21—50 Kilometern, 9 Proz. auf 51—100 Kilometer, bloß 4 Proz. auf Fahrten — oder sollen wir hier schon „Reisen" sagen? — von 101—200 Kilometern, und nur 2⅔ Proz. auf Reisen über 200 Kilometer hinaus. Bloß 0,1 Proz. gehen noch über 1000 Kilometer!

Die zusammenstellbaren Fahrscheinhefte von mindestens 600 Kilometern Länge dienen sicherlich dem „Reisen" in unserem Sinne, aber ihre Zahl ist lächerlich gering. Im Jahre 1900 wurden nur 525 258 Stück mit einer Durchschnittslänge von 837 Kilometern verkauft, und die Statistik bucht sie mit 734 662 Fahrten oder „beförderten Personen", wie sie ja auch auf jede Rückfahrtkarte zwei Fahrten, auf eine Wochenkarte zwölf, auf eine Monatskarte 60 Fahrten rechnet. An „Sommerkarten" wurden in Preußen gar nur 342 489, an Sonderzugskarten 641,080 Stück verkauft! Was bedeuten aber diese 1½ Millionen wirklicher Reisen unter den 581 Millionen kleiner Fahrten? Gar nichts! Es ist also wirklich wahr, wenn man sagt: eigentlich wird heute noch recht wenig gereist. Die überfüllten Ferienzüge, wo sich alles in wenigen Tagen zusammendrängt, die überlasteten Schnellzugslinien nach beliebten Sommerreisezielen beweisen nichts dagegen. Sie sind gegenüber dem allgemeinen Durchschnitt nur Ausnahmen, ebenso wie der riesige, oft fast schon lebensgefährliche Großstadtvorortverkehr an schönen Sommertagen oder am Pfingst- und Osterfeste.

Daß bei den gegenwärtigen Fahrpreisen die Fernreisen, die eigentlichen Reisen, so wenig zahlreich sind und es vorläufig auch bleiben müssen, wird sofort einleuchten, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1900 ein Fahrscheinheft durchschnittlich 34,1 Mark kostete, während die preußische Einkommensteuerstatistik für dieses Jahr ergab, daß von den 33½ Millionen Preußen 20,8 Millionen oder 69,1 Proz. der Einwohner nur ein Einkommen bis zu 900 Mark jährlich oder weniger hatten, bei 9,7 Millionen oder 28,9 Proz. das Einkommen zwischen 900 und 3000 Mark schwankte und nur 414 000 Personen oder 1,2 Proz. über 3000 Mark jährlich versteuert haben. Die wirklich veranlagten und besteuerten Censiten aber bestanden nur in 3,64 Millionen Personen oder 10,71 Proz. der Gesammtbevölkerung, und auf jeden Censiten und Steuerzahler kamen noch 3¼ Köpfe, die er zu ernähren hatte.

Es gibt in Europa Länder, wo man weite Reisen in einer bequemen Wagenklasse schon erstaunlich wohlfeil unternehmen kann. Wenn man in Norddeutschland für 500 Kilometer hin und eben so viele zurück in der III. Wagenklasse des Schnellzuges noch 46,70 Mark bei einfachen Fahrkarten, 32,90 bei Fahrscheinheften und 30 Mark für ein Retourbillet entrichtet, so kostet eine gleiche Reise III. Klasse hin und zurück in Dänemark nur 12,40 Mark, in Ungarn 17 Mark, in Rußland 21,60 Mark, in Oesterreich (Staatsbahn) 28 Mark und in Nordschweden 28,40 Mark.

12,40 und 17 Mark gegenüber 30 Mark! Das sind doch bedeutende Unterschiede! Macht man aber große einzelne Reisen in weite Fernen mit einfachen Fahrkarten, so sind die Unterschiede geradezu verblüffend!

Wenn man in Deutschland für 45 oder 46,70 Mark nur 1000 Kilometer III. Klasse im Schnellzuge abfahren kann, so darf man für dasselbe Geld in Dänemark über 4000 Kilometer reisen, oder auch in der II. Klasse rund 2800 Kilometer zurücklegen, indem man z. B. sechsmal oder viermal die Fahrt Fredrikshavn—Gedser (über Roskilde, 694 Kilometer) macht.

In Ungarn reist man für 46,70 Mark auch über 4000 Kilometer in der III. Klasse (im Bummelzuge sogar über 5700 Kilometer), da man dafür fünfeinhalb- (oder sechseinhalb-) mal die Strecke Budapest—Kronstadt (731 Kilometer) befahren kann.

In Rußland kann man für jene deutsche Fahrgeldsumme statt 1000 Kilometer etwa 4500 Kilometer in der III. und etwa 2550 Kilometer in der II. Klasse reisen. Die erstere Strecke stellt ungefähr dieselbe Entfernung dar, wie die Eisenbahnroute Petersburg—Berlin—Paris—Lissabon. Diese Zahlenangaben kann man dem amtlichen russischen Kursbuch von 1902 entnehmen.

In Nordschweden reichen 46 Mark für 2700 Kilometer in zwei Fahrten und in Oesterreich (St. B.) für 1500 Kilometer im Schnellzuge und etwa 2300 Kilometer im Bummelzuge.

Alle diese Reisen verstehen sich, wie gesagt, für einfache Fahrkarten. In Deutschland kann man mit einem norddeutschen Retourbillet oder südbeutschen Fahrscheinheft III. Klasse bei Rückkehr an den Ausgangspunkt ja auch im Schnellzuge für 30 Mark 1000 Kilometer zurücklegen. Doch selbst dann springen die Unterschiede des Preises für Fernreisen mit denen der obigen anderen Länder noch in die Augen. Und sogar die norddeutsche IV. Wagenklasse, deren Benutzung aber gerade dem Publikum, das hauptsächlich größere Reisen macht, nicht standesgemäß ist und wegen des Fortfalls der Schnellzüge, oft auch wegen Mangels an durchgehenden Wagen und guten Anschlüssen ganz ausgeschlossen erscheint, selbst die IV. Klasse ist in vielen Fällen für 1000 Kilometer (20 Mark) noch viel theurer, als anderswo die III. Klasse, z. B. doppelt so kostspielig, als die III. bei den erwähnten Fernreisen in Dänemark oder Ungarn und auch theurer als die III. in Rußland, wo es daneben auch eine noch wohlfeilere IV. Klasse gibt. Leider ist noch dazu in der preußischen IV. Klasse häufig nicht genügend für Hygiene gesorgt, so daß es auf den meisten Linien nicht einmal Nichtraucherwagen gibt, deren Mangel dort tagtäglich empfunden wird.

Lobend hervorzuheben ist ja bei den deutschen Bahnen, wenn man sie mit den Nachbarländern vergleicht, ihre hohe Durchschnittsgeschwindigkeit, insbesondere bei Schnellzügen (60—80 Kilometer und mehr), und ihre Pünktlichkeit. Das

Digitized by Google

gilt ganz besonders in Preußen. Doch in der Billigkeit des Fernverkehrs sind sie stark hinter sa vielen anderen europäischen Ländern zurückgeblieben, und es ist nur ein schwacher Trost zu entgegnen, daß die Fahrpreise in England und Amerika mit ihrem Privatbahnsystem und ihrer reichen Bevölkerung noch merklich höher sind, wofür aber die englische III. Klasse vielfach Polster aufweist und wohl in allen Schnellzügen mitfährt.

Wie groß das Bedürfniß nach Fernreisen ist, lehrt die Thatsache, daß ihre Zahl sich in einigen der genannten Länder kurz nach Einführung eines billigen Fernzonentarifs verfünffacht oder gar verfechsfacht hat.

Wie die Verhältnisse in Deutschland nun einmal liegen, muß man seine Reiselust in die Ferne wegen des Fahrpreises natürlich oft einschränken, und der Ostpreuße wird nicht selten darauf verzichten müssen, den Rhein und die schönen Berge Süddeutschlands zu besuchen, der Bayer wird häufig genöthigt, immer wieder Tyrol oder die schon so oft besuchte Schweiz den vaterländischen Meeresufern vorzuziehen. Man muß sich also vorläufig nach der Decke strecken und zusehen, wie man in dem bestehenden deutschen Fahrkartenwirrwarr die vortheilhaftesten Billetsorten herausfindet.

Das ist keineswegs leicht, selbst nicht mit Hülfe des sa universal angelegten, theuren Reichskursbuches, das fast von allen Ländern einiges mittheilt. Die Hauptsache nämlich fehlt darin gerade: ein Hinweis auf die Höhe des Rabatts und die Sätze der Ausnahmefahrkarten, z. B. der Rundreisebillets, verglichen mit den anderen Fahrpreissätzen. Deshalb tappt man ewig im Dunkeln, wenn man seine Fahrkarten auswählt.

Vielen Reiselustigen dürfte eine Orientirung darüber willkommen sein. Die Normalpreise sind meist bekannt: in Norddeutschland für jeden Kilometer II. Klasse 6 Pf., III. Klasse 4 Pf. (IV. Klasse 2 Pf.), in Schnellzügen II.: 6,67 und III.: 4,67 Pf. Fünfundvierzigtägige Retourbillets (für Personen- und Schnellzüge): II.: 4½ Pf., III.: 3 Pf. Dazu stets im Packwagen 25 Kilogramm Freigepäck, außer in der IV. Klasse.

In Süddeutschland gelten im Allgemeinen folgende Kilometersätze: Personenzüge II.: 5,3 Pf., III.: 3,4 Pf. Schnellzüge II.: 6,4, III.: 4,5 Pf. Rückfahrkarten für Personenzüge II.: 4,0, III.: 2,65, für Schnellzüge II.: 5,1, III.: 3,75 Pf. Kein Freigepäck! In Sachsen gelten Rückfahrkarten auch nur gegen Zuschlag (von 1 Pf. pro Kilometer) für Schnellzüge und haben etwa die süddeutschen Sätze, einfache Fahrkarten jedoch die norddeutschen.

Welches sind nun aber die kilometrischen Fahrpreise der Rundreisefahrscheine? Im Reichskursbuch findet man sie nicht. Es sind folgende: in Preußen II. Klasse: 4,69 Pf., III.: 3,29 Pf., aber ohne Freigepäck. Die preußischen Rückfahrpreise von 4,5 und 3 Pf. mit Freigepäck sind dort mithin in jedem Falle billiger.

In Süddeutschland kosten die zusammenstellbaren Rundreisescheine pro Kilometer II. Klasse 4,8 Pf. und III. Klasse 3 Pf., auch für Schnellzüge geltend. Sie sind demnach wohlfeiler als Schnellzugsrückfahrkarten (5,10 und 3,75 Pf.), aber etwas theurer als Personenzugsretourbillets (4,00 und 2,65 Pf. pro Kilometer). Mit den Sätzen der in Preußen aufgehobenen, in Sachsen und Süddeutschland aber noch fortbestehenden „festen Rundreise-" und „Sommerkarten" steht es ähnlich.

Wer Schnellzüge benutzen will, reist also am billigsten in Norddeutschland mit Rückfahrkarten, in Süddeutschland mit Rundreisescheinen.

In Baden gibt es ferner Kilometerhefte mit einjähriger Gültigkeit und auf Familienmitglieder und Personal übertragbar, auch für Schnellzüge gültig. Diese Fahrkarten sind noch billiger als süddeutsche Rundreisescheine, und wahlfeiler als die III. Klasse bei Personenzugs-Rückfahrkarten. Sie kosten für den Kilometer nur 2,5 und 4 Pf. (III. und II. Klasse) und können neuerdings auch schon für 500 Kilometer bestellt werden.

Kilometerhefte gibt es übrigens auch in Holland ungefähr zu demselben kilometrischen Fahrpreise (2,55 Pf. III. Klasse), wie in Baden, für 500 und für 1000 Kilometer. Etwas theurer sind sie in Frankreich (III. Klasse etwa 3,2 Pf. pro Kilometer), doch schon für 300 Kilometer bei Rundreisen benutzbar.

In der Regel aber macht man es sich bei Berührung des Auslandes mit zusammengestellten Fahrscheinheften, die bei mindestens 600 Kilometern 45 Tage, bei 2000 Kilometern 60 Tage gelten, am bequemsten, wenn auch nicht immer am billigsten. Außer Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Holland, Belgien, Luxemburg, Bulgarien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland (bis St. Petersburg), Rumänien und der Schweiz sind neuerdings auch Serbien, Bulgarien und die europäische Türkei sowie Frankreich (die Nord-, Ost-, West- und Mittelmeerbahn) dem Rundreisekartell des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen beigetreten, was im Publikum immer noch wenig bekannt ist. Man kann jetzt seinem Fahrscheinhefte, wenn es etwa bis Süd-Ungarn reicht, beispielsweise auch die Kupons Belgrad—Nisch—Saloniki, oder Belgrad—Sofia—Konstantinopel oder Bukarest—Konstanza—Konstantinopel (Seeweg) anfügen und von der deutsch-französischen Grenze über Paris nach Marseille und Monte Carlo-Ventimiglia (italienisch-französische Rivieragrenze) reisen. Von hier kann man sich für eine daranzuschließende Reise nach Italien entweder einer festen italienischen Rundreisekarte oder auch einer italienischen Durchgangskarte, z. B. von Ventimiglia nach Como oder Chiasso (Comer See) oder nach Cormons (österreichische Grenze unweit Triests) mit Vortheil bedienen.

Für den inneren Verkehr in Italien gibt es neuerdings zusammenstellbare Fahrscheinhefte bei mindestens 400 Kilometern Fahrt mit fünfzehntägiger Gültigkeit, die bei längeren Strecken (800 bezw. 2000 Kilometer) auf 30 und 45 Tage erhöht wird und durch Nachzahlung von je 1 Proz. des Fahrpreises um je einen Tag, mindestens aber 10 Tage oder 10 Proz. verlängert werden kann, was auch in Frankreich möglich ist. Doch sind diese kombinirten italienischen Fahrscheinhefte wegen des lächerlich geringen Rabatts von etwa 5 Proz. des Schnellzugspreises kaum empfehlenswerth; erst bei 2000 Kilometern sind es 15 Proz., bei Lösung von 4 Heften zugleich etwa 25 Proz.

Für den inneren Verkehr besteht in einigen Ländern auch ein geringeres Minimum, als die Norm von mindestens 600 Kilometern Fahrt, z. B. in Belgien 250 Kilometer, im belgisch-holländischen Wechselverkehr 400 Kilometer, in Dänemark 350 Kilometer, in der Schweiz gar nur 200 Kilometer. Die Kenntniß dieser Thatsachen kann manchen Reisenden von Wichtigkeit sein. Im Reichskursbuch sind sie nicht verzeichnet.

Zusammengestellte Fahrscheinhefte geben bekanntlich kein Recht auf Freigepäck. Eine Ausnahme davon bilden jedoch die drei skandinavischen Länder, was ebenfalls wenig bekannt ist.

Leider wird in den Kursbüchern und Fahrscheinverzeichnissen die Höhe des Rabatts für Fahrscheinhefte geheim gehalten, obgleich sie für das Reisepublikum die Hauptsache ist und alles andere Nebensache. In seiner Einbildung, daß er mit einem solchen Billet wesentlich billiger reise, wird der Reisende überhaupt oft grausam getäuscht, ohne je davon etwas zu erfahren.

In Preußen beträgt die Preisermäßigung für Rundreisen in der III. Klasse etwa 18 Proz. vom Normalfahrpreis und fast 35 Proz. vom Schnellzugspreis, in der II. Klasse etwa 22 und 33 Proz.; in Süddeutschland sind es in der III. Klasse etwa 10 und 33 Proz., in der II. etwa 10 und 25 Proz. Ein norddeutsches Retourbillet gewährt bekanntlich 25 Proz. des Normalpreises und fast 36 Proz. des Schnellpreises.

Das sind jedenfalls lohnende Vortheile! Anders in einigen anderen Ländern des Rundreisekartells, wie Dänemark und Belgien; dort sind die Ermäßigungen sa geringe, daß sich eine Beschränkung in der Freiheit der Dispositionen

Digitized by Google

nicht lohnen würde. Und auch in Oesterreich und Ungarn steht es vielfach ähnlich. Ueberdies darf man bei Fahrscheinstrecken über 225 Kilometer die Fahrt in Ungarn überhaupt nicht unterbrechen, und in Dänemark nur einmal, wenn die Strecke über 100 Kilometer lang ist.

Doch genug von diesen nicht immer erfreulichen Fahrscheingeheimnissen! Es gibt nun noch eine andere, relativ ungeheuer wohlfeile Art von Rundreisekarten, deren Vorhandensein vielen Touristen nicht genügend bekannt ist. Das sind die Abonnementskorten für ganze Eisenbahnnetze eines Landes oder einer Provinz, die zuerst im Juni 1893 in Belgien aufkamen (Abonnements de 15 jours sur tout le réseau de l'Etat belge) und dann in Württemberg („Landeskarten"), in „Dänemark" („14 Dages-Kort og Maaneds-Kart til Rejser mellem samtlige Statsbanestationer"), in der Schweiz („Generalabonnements") und in mehreren österreichischen Landestheilen (Salzkammergut, Nord- und Südböhmen, Ost- und Westgalizien) nachgeahmt wurden, sowie auch in Italien.

Auf dem ganzen belgischen Staatsbahnnetze, gegenwärtig etwa 4000 Kilometern, kann man mit einer solchen fünfzehntägigen Abonnementskarte für 23 Frcs. (18,60 Mark) III. Klasse und 40 Frcs. (32,40 Mark) II. Klasse einen halben Monat lang tagtäglich so weit reisen, als man nur will, und zahlt für jeden Tag nur etwa 1,25 Mark III. Klasse und 2,16 Mark II. Klasse. Theoretisch könnte man also täglich gut 500 Kilometer, in 15 Tagen aber 7500 Kilometer oder auch 10 000 Kilometer für 18,60 oder 32,40 Mark abfahren, wenn man wollte. In Württemberg, wo das Staatsbahnnetz etwa 1900 Kilometer zählt, kosten diese Halbmonatskarten 20 Mark III. und 30 Mark II. Klasse. In Dänemark gibt es Strecken von 600—700 Kilometern, und das Staatsbahnnetz ist etwa 1800 Kilometer groß. Eine 14tägige Netzkarte kostet hier 20 Kronen (22,50 Mark) III. Klasse und 32 Kronen (36 Mark) II. Klasse. In der Schweiz, wo es etwa 3900 Kilometer Eisenbahnen und Strecken von 3—400 Kilometern Länge gibt, zahlt man für eine Halbmonatskarte dieser Art 35 Frcs. (28 Mark) III. und 50 Frcs. (40 Mark) II. Klasse, also weit mehr als in Belgien, Württemberg und Dänemark. Früher war es etwas billiger. In den erwähnten österreichischen Landestheilen, z. B. dem Salzkammergut, mit Strecken von etwa 225 Kilometern Länge (wie Amstetten—Bischofshofen oder Salzburg—Amstetten), kostet eine 15tägige Netz-Abonnementskarte III. Klasse nur 20 Kronen (17 Mark) und II. Klasse 35 Kronen (29,75 Mark), eine 30tägige 30 und 50 Kronen. Dänemark und die Schweiz geben solche Karten übrigens auch für einen und mehrere Monate zu verhältnißmäßig noch wohlfeileren Preisen aus, und in Italien gibt es sehr billige Netz-Abonnements, die von der Schweizer Grenze bis Messina reichen, den italienischen Stiefel etwa der Länge nach halbirend, da hauptsächlich zwei große Gesellschaften sich in das dortige Eisenbahnnetz theilen. Auch in Sizilien ist dergleichen vorhanden. Das Reichskursbuch gibt leider keine Preise an.

Fast ganz unbekannt im deutschen Publikum sind die Abonnements für Reisen zu halben Preisen, wie man sie in Frankreich auf 3, auf 6 und auf 12 Monate bekommt (Cartes de circulation à demi-place). Man zahlt z. B. für die III. Klasse einmal 65 Frcs. (52 Mark) und kann dann ¼ Jahr lang stets zum halben Preise reisen; oder 105 Frcs. (84 Mark) für ein halbes Jahr und 180 Frcs. (144 Mark) für ein ganzes Jahr, und hat dabei stets 30 Kilogramm Freigepäck. Will man eine beliebige Klasse wählen, so sind die Sätze 130, 210 und 360 Frcs. Für Geschäftsreisende und besonders bewegliche Touristen kann diese Einrichtung oft sehr nützlich sein. Sie besteht ähnlich auch auf den österreichischen Staatsbahnen unter dem Namen „Abonnements-Legitimation" und kostet hier 70 Kronen III. Klasse (59,50 Mark) und 120 Kronen (102 Mark) II. Klasse. Man versäume aber bei allen beabsichtigten Abonnements nie, auf alle Fälle seine unaufgeklebte Visitenkartenphotographie mit sich zu führen, und man studire vorher erst alle Bestimmungen und berechne gut, ob man auch wirklich soviel reisen werde, daß man auf diese Art am vortheilhaftesten davonkommt.

Unser Reichskursbuch läßt uns über die wichtigsten Nebenbestimmungen und über die Preise solcher Ausnahmekarten oft ganz im Stich, obwohl es den Anspruch erhebt, fast über alle Länder zu orientiren. Die zuletzt genannten Abonnements zu Reisen mit halben Preisen erwähnt es überhaupt nicht, und wichtige Einrichtungen oder Bestimmungen sind häufig in unlesbar kleinem Druck nur beiläufig oder ganz versteckt mitgetheilt.

Aufgegebenes Gepäck ist in Deutschland leider noch sehr theuer: für je 10 Kilogramm in Preußen 0,5 Pf., in Süddeutschland 0,35 Pf. pro Kilometer, also für 50 Kilogramm 2,5 Pf., d. h. mehr, als ein 70 Kilogramm schwerer Mensch in der IV. Wagenklasse (2 Pf. pro Kilometer).

In einigen anderen Ländern ist Gepäck sehr wohlfeil. 50 Kilogramm auf 500 Kilometer Entfernung als Reisegut oder Uebergewicht befördert, stellen sich in Preußen auf 12,50 Mark, in Süddeutschland auf 8,75 Mark, in Oesterreich (St.-B.) auf etwa 9 Mark, in Rußland auf 6,80 Mark, in Ungarn neuerdings auf 4,25 Mark, in Dänemark aber gar nur auf 3,40 Mark. Eilgut und Frachtgut sind in Deutschland natürlich viel wohlfeiler; sehr schnell und billig aber sind Postpackete von je 5 Kilogramm, die bei 50 Kilogramm Gesammtgewicht in 10 Packeten nur 2,50 Mark kosten, als ein Stück aufgegeben jedoch bei 500 Kilometer Entfernung 6,50 Mark verschlingen. Freigepäck gibt es in Norddeutschland, Schweden und Norwegen 25 Kilogramm, Dänemark 20, Rußland 16,4 Kilogramm (= 1 Pud), in Frankreich, Spanien, Portugal, Bulgarien, Serbien und der Türkei 30 Kilogramm, und praktisch fast ohne Gewichtskontrole in England. 45tägige Rückfahrkarten bekommt man noch Skandinavien, Holland, Oesterreich-Ungarn, auch nach London, und nach Konstantinopel sogar 60tägige.

So herrscht, wie wir aus diesem Ueberblick über die in Europa und in Deutschland bestehenden Fahrpreiseinrichtungen gesehen haben, noch eine große Buntscheckigkeit im Eisenbahnwesen. Und wenn schon die Fahrkartenarten sehr zahlreich sind, so sind es die wirklich vorhandenen Billets für die einzelnen Strecken noch unendlich viel mehr. Wie der Eisenbahnminister v. Thielen am 12. März 1900 im preußischen Abgeordnetenhause mittheilte, lagen damals allein auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin 47 000 verschiedene Fahrkartensorten aus, wovon 16 000 auf Rückfahrkarten und sonstige besondere Karten, und 30 000 auf einfache Fahrkarten kamen, ferner 13 000 auf Schnellzüge und 17 800 auf Personenzüge. Solange man nicht größere Einheitsmaße oder Zonen, als je ein Kilometer den Fahrpreisen zu Grunde legt, ist an eine wesentliche Vereinfachung natürlich gar nicht zu denken. Die Aufhebung der festen Rundreise- und Sommerkarten hat herzlich wenig geändert und vereinfacht. Dem Publikum würde übrigens die Menge der Fahrkartenarten gleichgültig sein, wenn es nur eine übersichtliche, praktische Zusammenstellung aller ihrer Fahrpreise gäbe, aus der der kilometrische Satz und die prozentuelle Preisermäßigung bei den Ausnahmen von der Norm sofort mit allen Vor- und Nachtheilen zu ersehen wäre. Der wohlfeile Satz bleibt ihm immer die Hauptsache für größere Reisen, also für Reisen im eigentlichen Sinne, die zur Zeit in deutschen Landen doch noch ziemlich kostspielig sind, und es bleibt daher bei der oben aufgestellten Behauptung, die eine baldige Fahrpreisreform wohl rechtfertigen würde, daß eigentlich immer noch recht wenig gereist wird.

* * *

Nachschrift. Vom 1. Januar 1903 ab treten zu den 14 Zonen des ungarischen Personentarifs zwei neue Zonen hinzu, so daß der Maximalfahrpreis jetzt erst mit der 16. Zone, von 400 Kilometern ab, beginnt. Der höchste Fahrpreis beträgt für die III. und II. Klasse nun 10 und 16 Kronen in Personen- und 12 und 20 Kronen (zu 85 Pf.) in Eilzügen. Der Zweck dieser nicht unbedenklichen Neuerung ist rein fiskalisch, und man rechnet theoretisch 1 800 000

Digitized by Google

Kronen Mehreinnahmen heraus. In den letzten drei Fernzonen soll fortan auch einmalige Fahrtunterbrechung für 24 Stunden gestattet sein.

In Oesterreich führt man gleichzeitig eine neue Fahrkartensteuer ein.

Im Königreich Sachsen plant man auch eine Fahrpreisvertheuerung, indem man unter Aufhebung der Rückfahrkarten und der meisten anderen ermäßigten Fahrkartensorten, die sogen. Normalfahrpreise zwar ermäßigt, aber nur bis auf den preußischen Rückfahrsatz (3 und 4,5 Pf. in der III. und II. Klasse), nicht bis auf den sächsischen (2,67 und 4 Pf.), und für Schnellzüge unverändert je 1 Pf. Zuschlag erheben will (also pro Kilometer demnach 4 und 5,5 Pf.), während in Preußen der obige Retourtarif auch für Schnellzüge gilt. Da Fahrkarten IV. Klasse hier an Sonn- und Festtagen nicht ausgegeben werden, so wird auch das unbemitteltere Publikum Sachsens durch die Neuerung getroffen; denn es muß Sonntags in der III. Klasse reisen und künftig noch mehr dafür zahlen, als jetzt. In Preußen bringt die IV. Klasse 31 Proz. aller Personeneinnahmen, in Sachsen, dank jener seltsamen Sonntagsfeier, nur 12 Proz. ein, die preußische Eisenbahnrente beträgt über 7 Proz., die sächsische nur 3 Proz. Bedauerlicher Weise läßt man sich in Sachsen offenbar von der Legende leiten, daß die jetzigen Personentarife die Selbstkosten nicht decken, was sich durch eine mechanische Rechenmethode allerdings auch scheinbar beweisen läßt. Da 73½ Proz. aller Fahrten zu ermäßigten Preisen mit Rückfahr-, Zeit- und Rundreisekarten gemacht werden, 21 Proz. aber in der meist unermäßigt bleibenden IV. Klasse vor sich gehen, deren Tarif unverändert beibehalten wird, so ergibt sich aus dieser Thatsache, daß in Sachsen vielleicht nur 5 bis 7 Proz. aller Fahrten nachbleiben, die mit „Normalpreisen" I. bis III. Klasse bezahlt werden. Die neuen Normalpreise sind aber theurer, als die jetzigen Rückfahrpreise, so daß die sächsische Eisenbahnreform, der auch die andern deutschen Verwaltungen beizutreten aufgefordert wurden, für die weitaus meisten Reisen eine Vertheuerung wäre. Eine Tarifvertheuerung widerspricht aber dem Artikel 45 der Reichsverfassung, wo positiv versprochen wurde, das Reich werde dahin wirken, daß eine möglichste Gleichmäßigkeit und möglichste Herabsetzung der Tarife erzielt werde. Ob die geplanten Tariferhöhungen wirklich zu der mechanisch-theoretisch ausgerechneten Mehreinnahme von 1,84 Millionen Mark führen werden, ist mehr als fraglich, und eine wesentliche Vereinfachung des Fahrkartenwesens wird auch nicht erzielt werden, zumal, wenn man die neuen, unermäßigten, eintägigen Rückkarten einführt. Sachsen sollte lieber die IV. Klasse auch Sonntags einstellen, die Fahrpreise aber ordentlich ermäßigen und den Fernverkehr begünstigen: das würde den Eisenbahnfinanzen viel nützlicher sein, das Publikum mehr befriedigen und mit der Reichsverfassung besser im Einklange stehen.

Berlin-Friedenau. Arved Jürgensohn.

Talmud und Hellenenthum.

„Ich kenne viele Bildhauer, aber wenig Künstler," sagte Josef van Kapf, als er im Jahre 1896 die ersten Arbeiten des jungen polnischen Bildhauers Henryk Glicenstein in einem kleinen, dunklen Atelier der Villa Strohl-Fern in Rom gesehen hatte. Mit dieser Wendung gab der Altmeister deutscher Bildhauerkunst eines jener für Leute seines Berufes charakteristischen Urtheile zum Besten, denen der Vordersatz, der Nachsatz und der Schlußsatz fehlt, und die in einem Satzfragment eine Fülle der Erfahrung und Einsicht zusammenfassen, über die der Aesthetiker Seiten oder Bücher zu schreiben hätte. In Wahrheit berührt Kopf einen tiefen und nicht ganz leicht zu verstehenden Unterschied, der dem Auge des Laien entfliehen würde. In gewissem Sinne ist allerdings jeder Bildhauer als solcher Künstler, das heißt, er hat die Gabe der bildenden Hand, der Hand, die es vermag, ein Gesehenes in einem fremden Stoffe wiederzugeben, dem Todten die Form und Bewegung des Lebendigen und die Täuschung einer leibhaften Wirklichkeit mitzutheilen. Für den Bildhauer ist mit andern Worten der Stein nicht etwas Todtes, das ist er nur für den Dilettanten. Ein Marmorblock will durchaus Gestalt werden, und irgend eine Idee muß daraus hervorspazieren. Aber der Unterschied zwischen Bildhauer und Künstler, wie ihn Kopf versteht, setzt eben auf jenem Grenzgebiete ein, auf dem sich Künstlerthum im allgemeinen Sinne und der Dilettantismus reinlich scheiden: auf dem Gebiete des künstlerischen Sehens, oder schärfer ausgedrückt: der Art, wie sich aus der ersten Idee auf dem Wege der Detaillirung eine Arbeit entwickelt. Ein Maler habe eine erste Idee zu einem Bilde; dieselbe sei, wie es häufig und in gewissem Sinne immer der Fall ist, ein Verhältniß von Farben- oder Lichtwerthen zu einander, eine Kombination von Sinnesempfindungen, scheinbar wechselnd und doch innerlich stetig, scheinbar alle Möglichkeiten gewährend und doch wie nach einem innewohnenden Gesetze der einzigen Lösung zustrebend. Diese Lösung kann nur in Formen des umgebenden Lebens gefunden werden; indem der Künstler unter ihnen umhertastet, wählt und verwirft, gewinnt die erste Vorstellung immer schärferen, detaillirteren Ausdruck, und schließlich ist aus einer Kombination von Farbenwerthen, dem scheinbar Unbestimmten und Unfaßbaren, als einziger Ausdruck einer nachtwandlerisch verfolgten Sehnsucht eine Landschaft mit Felsen und rinnendem Quell geworden, jannigen Durchblicken, in denen sich ein Reigen festlicher Frauen um einen Altar bewegt, einem im Schatten ruhenden und genießenden Liebespaare, dunklem Gewässer mit schneeweißen Schwänen und einer Frau in göttlicher Nacktheit und einem Purpurschleier über einem braunen Centauren reitend, lauschend und sich neckend mit schuppenleibigen, schilfblumengeschmückten, pfauenaugengemgaukelten Nixen. So etwa ist die Entstehungsgeschichte von Böcklin's Gefilde der Seligen, wie wir sie aus seinem Briefwechsel kennen lernen; er hat nicht ein Gefilde der Seligen in den Details von Farben und Formen ausgearbeitet, sondern für ein ihm vorschwebendes Verhältniß von Licht- und Farbenwerthen die körperlichen Details eines Gefildes der Seligen entdeckt. In diesem Vorgange, der bei Künstlern jeder Gattung wesentlich der gleiche ist, in der Art, die Idee zum Kunstwerke auszudetailliren, hebt sich der Künstler im Sinne des Kopf'schen Aphorismus hervor; je mehr er Künstler ist, desto weiter oder desto intensiver von Arbeit erfüllt wird die Spanne sein, die sich zwischen der ersten Idee und ihrer endlichen Verwirklichung, ihrer Lösung dehnt, um so leidhafter wird das ganze Leben des Künstlers, ob nun bewußt, halb bewußt oder gänzlich unbewußt mitwirken, und im besten Falle werden wir durch die Anwesenheit einer geheimnißvollen Macht in Staunen versetzt, die alles, die Idee und ihre Detaillirung, die Einflüsse der Umgebung und die der innern Erlebnisse neu modelt und zu einem persönlichen Ganzen verschmilzt.

I.

Henryk Glicenstein ist polnischer Jude. Er erblickte das Licht dieser Welt, die ihm lange Zeit eine harte und düstere war, in dem kleinen Landstädtchen Turek im Gouvernement Kalisch; dicht dabei liegt Kola und Uniew und Dombia, lauter kleinere Ortschaften oder Dörfer, in jedem wohnen viele Juden eng zusammen, in jedem ist eine Talmudschule. Wir Westeuropäer können uns von den Verhältnissen, die in solch kleiner, zusammengedrängter Judengemeinde herrschen, nur eine ungenaue Vorstellung machen. Sobald wir die Grenze zu einem der Reiche des Zaren der

Digitized by Google

Steppe überschritten haben, haben wir in Wahrheit Europa verlassen, befinden wir uns in einer Welt, in der Abendland und Morgenland durcheinander wohnen, sich von einander geschieden und rein erhalten, die alten Formen unverändert fortbewahrend. Die orthodoxeste Judengemeinde des westlichen Europas ist dem Worte irgendwie abtrünnig, kann sich den Einflüsterungen, dem Sicheinstehlen einer allgemeinen Weltkultur, einer neuen Anschauung und Auffassung der Dinge nicht gänzlich entziehen. Aber in den kleinen polnisch-jüdischen Gemeinden herrscht das Wort, wie es vor zweitausend Jahren gelehrt, herrscht der Brauch, wie er vor zweitausend Jahren geübt wurde; es gibt nur ein Buch: die Schrift und ihre Auslegung, den Talmud. Der Talmud ist die Welt, der Talmud ist die Welt aus der Schrift und die Schrift in der Welt. Der Talmud ist die Weisheit, das Recht, die Lehre aller Handlungen, das Buch der Auslegung aller Pflichten. Kein anderes Buch ist lesenswerth als der Talmud, was sollte man sonst noch lesen, da im Talmud bereits alles gesagt, gegeben und enthalten ist. Wer den Talmud beherrschte, der beherrschte alles Wissen von Himmel und Erde, aber wer beherrschte den Talmud? Aber du sollst in ihm lesen, Tag und Nacht, unablässig zu zweien oder dreien; und wenn du müde wirst und deine Stirne auf den Talmud sinkt, so wache wieder auf und lies weiter. Möge deine Frau an den Erwerb denken, aber willst du der Schrift und den Geboten getreu leben, so erwirb nicht, sondern lies in dem Talmud.

Ein großes Buch bemalt mit hebräischen Zeichen, angefüllt mit einer längst abgestorbenen Weisheit, die aber in Kopf und Herzen eines Häufleins heilig fortlebt, immer neu gelesen, ausgelegt und diskutirt; ein Tisch mit einer spärlich leuchtenden Lampe, zwei oder drei Köpfe in eifrigem Gespräche zusammen über das Buch gebückt, das ist der Lebensschatz und das ideale Leben, für die der junge Glicenstein geboren und bestimmt war, und die zwölf Jahre seiner Jugend — von seinem fünften bis zu seinem siebzehnten Jahre — ausfüllten. Vom fünften bis zum siebzehnten Jahre! Mit der Schrift ist er aufgepäppelt worden, mit dem Talmud wurde er großgezogen und großgeprügelt. Der Vater, ein Sohn ursprünglich wohlhabender Eltern, hatte sich der edlen Beschäftigung des Talmudlesens ergeben; freilich war er nie dazu gekommen, sein Examen als Rabbi zu machen, es ist ja auch verdienstlicher und frömmer, aus der heiligsten Beschäftigung keinen Erwerb zu ziehen. Außerdem heirathete er mit siebzehn Jahren. In jenen kleinen jüdischen Gemeinden muß der Mann durchaus mit siebzehn oder achtzehn Jahren ein Weib nehmen, er gehorcht damit nur der Schrift. Da geschrieben steht: der Mann soll Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen, so tritt der junge Ehemann in das Hauswesen des Schwiegervaters ein und wohnt dort vier bis fünf Jahre als Kostgänger, um in dieser Zeit seine Bildung zu vervollkommnen. Im Hause der mütterlichen Großeltern wurde Henryk als der zweite Sohn und Vorläufer von sieben andern Geschwistern geboren. Als er zwei Jahre alt war, ging die Kostgängerzeit des Vaters zu Ende, und es galt nun eine Beschäftigung ergreifen und selbständig werden. Für den Vater gab es nur eine Beschäftigung: den Talmud lesen; die Mutter nahm ihr kleines Kapital, die Familie zog auf das Land, und die Mutter eröffnete in einem Dorfe einen kleinen Handel. In jene Zeit reichen die ersten, stärkeren Eindrücke des kleinen Henryk zurück. Er sieht seinen Vater, wie er, dem Worte gehorsam, Morgens und Abends in die Natur, in das Feld hinausgeht, um zu beten, der kleine Henryk läuft an des Vaters Hand, es ist Frühling, die Bäume blühen, der Kuckuck ruft, ein Fluß ist mit Pappeln bestanden. Diese unverlöschlichen Eindrücke einer blühenden Natur, die nach heute den Mann mit heftiger Rührung erfüllen, sind untrennbar verwoben mit dem Bilde des betenden Vaters. Die Liebe der Natur ist eine religiöse, sie ist mit Religion durchtränkt. — Der Vater Glicenstein — er lebt noch in seinem kleinen Turek — war damals eine seltsame Mischung weichster Güte und einer fast erschreckenden, buchstabengläubigen Strenge. Es ist einmal vorgekommen, daß der kleine Henryk unbeaufsichtigt wie ein echtes Landkind an einem Sabbat im Freien spielte und — grub, das ist ja ziemlich die größte Sünde, die ein frommer Jude begehen kann; wer am Sabbat gräbt, gräbt sich sein Grab. Das Geschehniß mußte dem Vater verheimlicht werden, er hätte das Kind erschlagen, daran zweifelte niemand. Und doch liebte er sein Kind gewiß abgöttisch, wiewohl er es schrecklich schlug; und wenn die Frau den Mann in die Stadt schickte, um Einkäufe zu machen, so kam er ohne das Gekaufte heim, denn er hatte das Geld den Armen gegeben. Es existiren von ihm die wunderlichsten Geschichten, er bestahl den Kram seiner Frau, die mit Lebensmitteln handelte, um die Armen zu beschenken, er stahl der Frau von ihrem Holzvorrath und trug ihn heimlich des Nachts mit dem kleinen Henryk, seinem Adjutanten, in die Stadt zu den Armen. Dabei wurden Vater und Sohn von der Polizei als Diebe aufgegriffen und verhaftet, aber die Leute liefen hinzu und sagten: laßt ihn frei, er ist ein guter Mann, er bestiehlt sich selber! — Die arme Mutter sollte nicht lange umsonst arbeiten müssen. Eine plötzliche Katastrophe brach herein: der Mann, der sich selbst bestahl, wurde von Dieben bestohlen, der ganze Kram der Frau bei Nacht ausgeräumt, und die Familie Glicenstein war bettelarm. Ziemlich gleichzeitig brachen auch die Vermögen beider großelterlichen Familien zusammen. Man zog nach Turek zurück, und nun fiel es doch dem Vater anheim, die Familie mit Unterrichten im Talmud zu ernähren.

Mit drei Jahren hatte der kleine Henryk an der Schrift hebräisch buchstabiren gelernt, von seinem sechsten Jahre ab wurde er in den Talmud eingeführt. Der Vater unterrichtete fremde Knaben von früh Morgens um sieben bis Abends um neun Uhr, der Sohn muß immer dabei sein. Sind aber die fremden Knaben fort, dann beginnt erst der wahre Unterricht des Söhnchens; um fünf Uhr Morgens mußte er an die Arbeit, um zwölf Uhr Mitternacht hörte sie für ihn nie. Es wäre ein trauriges Leben gewesen, hätte nicht der Vater noch eine Liebhaberei gehabt, die sich bald dem Sohne mittheilte: er schnitzte. Er schnitzte aus Papier wunderschöne und naturgetreue Petersilien und andere Gewächse, er schnitzte in Schiefer Petschafte, er schnitzte hölzerne Stockköpfe. Vor allem schnitzte er so viel heilige Gegenstände, als der spärliche Schmuck des jüdischen Gottesdienstes es nur zuließ: Verzierung für die Ostseite am Pulte des Vorbeters, Verzierung an der Thora, Verzierung des Futterals für den Segensspruch neben der Thüre. Die Ornamente sind Blumen, ein traditioneller Löwe, der Adler, dessen Vorbild auf der russischen Kopeke gefunden wird. Der Eifer des Schnitzens führte den Vater sogar in Sünde, denn er schnitzte für einen Gönner einen Spazierstock mit einem Menschenkopf, und es steht geschrieben: du sollst keine Bilder deines Gottes machen. Ein Schüler schneidet ihm aus Schadernack den Kopf am Stocke entzwei, und der Vater ist halb betrübt, halb zufrieden, weil die Sünde getilgt ist. — Der Sohn fängt schon frühzeitig an zu schnitzen; schneidet ihm der Vater einen Wagen, so schnitzt der Sohn das Pferd, schneidet der Vater ihm einen Karabiner, so schnitzt der Sohn den Säbel. Es gab auch ein paar üble Geschichten; eines Tages wird dem kleinen Henryk ein bunter hölzerner Vogel geschenkt, aber Henryk findet die Form falsch und schnitzt sie nach seiner Auffassung zurecht, unbekümmert um die schöne Farbe; natürlich setzte es schlimme Prügel. Ein ander Mal stiehlt er gar dem Vater das Federmesser, dieses kostbare, mit so großen Opfern abgesparte Federmesser, um sich an Schiefer zu versuchen; er hätte es ja wieder an seinen Platz gelegt, aber die Klinge zerbrach und der Rest wandert aus Furcht vor Strafe in den Abgrund — den Adtritt. — Auch mit Farbe wird später im Hause Glicenstein viel hantirt, eine Karte des heiligen Landes, umgeben von den Zeichen des Thierkreises, von Vater und Sohn gemeinsam gepinselt. Das Land Palästina ist ja das Ziel der Sehnsucht; das Ideal des Vaters ist, Henryk soll ein gelehrter Rabbi werden und mit dem Vater die heilige Stätte besuchen.

Digitized by Google

Wir können dieses phantastische und schmerzenreiche Leben nicht weiter verfolgen. Eines Tages geschieht etwas Unvorhergesehenes: dreizehn Jahre alt läuft Henryk aus dem Elternhause, nur mit dem Beutelchen, mit dem Gebetriemen bewaffnet, und wird Talmudschüler in einem kleinen Städtchen. Die Noth, die Schwierigkeit, die erforderlichen Freitische aufzutreiben, führt ihn zwar bald wieder zurück, aber der Vater schickt ihn jetzt selber in die Fremde auf die Talmudschule, und es beginnt nun eine Zeit, wo der kleine, scheue Knabe mit den großen, melancholischen, schwarzen Augen und nur dem Nothdürftigsten eines menschlichen Gesichtes darum von den andern Schülern geknufft und geschlagen wird, wie es eben einem Sonderling ergeht. Zwischendurch schnitzt er, er schnitzt einem wohlhabenden Manne Schachfiguren aus Schiefer, er schnitzt Stöcke mit Menschenköpfen, heimlich von Gewissenszweifeln über die Sünde gequält. Mit siebzehn Jahren schickt der Vater den Sohn nach Lodz, damit er ein Handwerk lerne, denn jeder Jude soll ein Handwerk lernen, wer den Sohn nicht ein Handwerk lehrt, lehrt ihn das Stehlen. Er ist nach einander in einem Schirmgeschäft, bei einem Schildermaler, einem Möbelfabrikanten; da er aber überall Köpfe von Menschen, Affen, Pferden und andere Künste anbringt und statt der vielen Werkzeuge eines rechten Handwerkers nichts braucht wie ein Stück Holz und ein Messer, so wird er von den Arbeitern verlacht, von dem Meister weggeschickt. So wird er wieder Talmudschüler. In Lodz tritt die entscheidende Wendung seines Lebens ein. Er hat seine Schlafstelle bei einem Bruder des Vaters, der Schuldiener in einer Talmudschule ist. Eines Tages erklärt ihm der Onkel, ein Mensch, der Menschenbilder schnitze, habe in einem frommen Hause nichts zu suchen, er solle anderwärts nächtigen. Der junge Bursche streicht herum, findet kein Quartier, kehrt zurück und legt sich auf einer Bank schlafen. Der Onkel findet ihn, packt ihn beim Kragen, um ihn vor die Thür zu setzen, der Junge wehrt sich heftig. Ueber dem Lärm läuft der Besitzer der Schule und seine Familie zusammen, der Onkel schreit wüthend: der Kruzifixenmacher soll nicht in einem frommen Hause schlafen, dieser gefallene Mensch soll das Haus nicht verunreinigen! Das ist der dramatische Wendepunkt. Der Besitzer der Schule erklärt: das Kind wird hier bleiben und schlafen, und du gehst aus dem Hause und schläfst anderswo! Die Familie nimmt sich des Knaben an, ein Lehrer, der ein gebildeter Mensch ist, macht die Zeitung aufmerksam, das Kind wird auf die Redaktion befohlen und schnitzt vor den Augen der Redakteure aus einem Stück Schiefer, kleiner wie eine Handfläche und nicht höher wie ein Zeigefinger, eine kleine Gruppe von vier Personen um einen Tisch: zwei Dominospieler, einen Zuschauer mit einem Trinkglase, eine Frau mit dem Kind an der Brust. Es finden sich Gönner, eine gute Seele gibt dem Bürschlein, das nichts kann und weiß als Jüdisch Deitsch und Talmudlesen, Unterricht in polnischer und deutscher Sprache, ein taubstummer Bildhauer wird bezahlt, daß er Henryk nach Gyps und Todtenköpfen modelliren und zeichnen läßt, in der Gewerbeschule zeichnet der Knabe nach Gypsornamenten. Die Maler Hirszenberg und Bilschowski, die mit jungem Ruhm von München zurückkehren, geben ein günstiges Gutachten ab, ein Wohlthäter schickt Glieenstein mit fünfzig Mark monatlich auf die Münchener Akademie. Das Glück ist angebrochen, der Talmudschüler ist ein Bildhauer geworden.

Rom. Ludwig Beer.

(Schluß folgt.)

Amerikanischer Idealismus.

Ist das ein Scherz? wird der Leser fragen. Die Amerikaner sind doch die sprichwörtlichen Realisten, und hier soll von ihrem Idealismus gesprochen werden? Ja, antwortet jemand, der die Zeitungen liest, die Amerikaner sind neuerdings wie verwandelt. Von großartigen Schenkungen für die Wissenschaft wird von drüben berichtet, von ebensolchen für die Wohlthätigkeit; der Sinn für die Kunst beginnt sich zu erhellen. Vor allen Dingen aber erstaunt uns das Verhalten der Vereinigten Staaten gegen Kuba. Sie haben sich wirklich da wieder zurückgezogen und die Kubaner ihre Republik einrichten lassen, sagen die Zeitungen. Nur um die Mißwirthschaft der Spanier zu enden und um den Kubanern die Möglichkeit einer freien Entwicklung zu geben, haben sie also den Krieg geführt. Die Kenntniß der Grausamkeiten, welche in Kuba verübt wurden, das Unglück, in dem Millionen von Mitmenschen lebten, hat genügt, um die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten so zu erregen, daß Tausende ihr Leben, eine viel größere Zahl einen Theil ihres Vermögens opferten, um dem ein Ende zu machen.

Das ist Idealismus, so meine ich, der Idealismus eines ganzen Volkes, welches eintritt mit seiner Existenz für seine Mitmenschen, um ihnen eine bessere Existenz zu sichern. Nicht Sprachgleichheit, nicht Rassenverwandtschaft ist es, was die Befreiten und die Befreier verbündet, es ist das bloße gemeinsame Menschenthum, das Mitempfinden, das Mitleid, das aus der Gleichheit der Organe des Bewußtseins, des Leidens herauswächst. Zum ersten Mal tritt hier der reine Idealismus in der großen Politik auf, und man fragt sich: sind das wirklich die Amerikaner, die typischen Realisten, die ihn einführen?

Ist mit den Amerikanern wirklich eine Umwandlung vor sich gegangen? Wenn man den Gang überblicken will, den die Politik in der Zukunft nehmen wird, muß man den Eintritt dieses neuen Faktors als einen Wendepunkt begrüßen oder muß man ihn betrachten als einen Zwischenfall? Das hängt davon ab, ob man diesen Idealismus als eine Entwicklung des amerikanischen Charakters betrachtet, als hervorgegangen aus seinen eigentlichen Grundlagen, oder ob man ihm die Bedeutung beilegt, er sei von außen hineingetragen. Meine Gedanken darüber sind es, die ich hier aussprechen will. Sie sind veranlaßt durch zwei Besuche, die ich in den Vereinigten Staaten machte, vor fünfzehn Jahren und dieses Frühjahr wieder. Die Veränderungen, die ich da bemerkte, will ich zunächst schildern.

Als ich vor fünfzehn Jahren zum ersten Male Amerika besuchte, war man dort, wenigstens in Neu-England, wohin mich meine Reise führte, sehr religiös. Aber die Religiosität hatte, wie mir damals schon auffiel, etwas von der europäischen Abweichendes. Man begriff nicht, warum ich mich von der Kirche fern hielt. Mein Unglaube erschien nicht als eine genügende Erklärung. Die Kirche diene doch als Vereinigung aller gutgesinnten Menschen, ich sei ein gutgesinnter Mensch, also müsse ich auch in die Kirche kommen. Ob ich mir bei dem, was in der Kirche gesagt werde, eine dem Wortlaute entsprechende oder eine andere Vorstellung mache, sei eigentlich nebensächlich. Als ich dann fragte, was gute Gesinnung sei, antwortete man mir, die auf das Wohl der Mitmenschen gerichtete. Meine Ermittlungen über die Ziele und Richtungen des amerikanischen Lebens ließen mich dann auch nicht im Zweifel darüber, daß dieses Wohl der Mitmenschen, immer im Sinne der Religion, einen der wesentlichsten Zwecke bildete, die der Amerikaner zu erreichen suchte, wenn er über den Kampf ums eigene Dasein hinaus gelangt war. Die Schwachheiten, die den Menschen, dem Amerikaner so gut wie dem Europäer eigenthümlich sind, will ich dabei unberücksichtigt lassen. Aber eine gewisse Geringschätzung der Wissenschaft wie der Kunst mußte mir als Deutschem besonders auffällig erscheinen. Auch die amerikanischen Kollegen, geborene Amerikaner wie andere, klagten darüber.

Am unangenehmsten erschien es, daß wissenschaftliche Bildung neben geschäftlichem Erfolg so sehr zurückstand in der Schätzung des Mitmenschen oder, sagen wir, in der gesellschaftlichen Stellung. Seinen deutlichsten Ausdruck fand dieses Mißvergnügen, als alle die Kollegen an den östlichen Universitäten, die auf wissenschaftliche Bildung etwas hielten, also z. B. die an Harvard, Columbia, Johns Hopkins Universität, erklärten, daß sie den in Washington stattfindenden medizinischen Kongreß nicht besuchen würden. Das Komitee dieses Kongresses hatte nämlich den Aerzten, welche nur zwei Jahre auf ihre wissenschaftliche Ausbildung verwendet hatten, dieselben Rechte zugestanden wie denen, die drei oder vier Jahre auf den östlichen großen Universitäten zugebracht hatten. Was bedeutet ein bischen mehr oder weniger Wissenschaft für das Wohl und Wehe der Mitmenschen, hieß das. Wissenschaft ist eine Dekoration, höchstens eine Befriedigung der Neugierde, aber sie erklärt nicht das Wesen der Krankheiten. Sie ist da für den, der sie treibt, aber nicht für die anderen: das war die herrschende Anschauung unter dem amerikanischen Publikum.

Als ich nun dieses Frühjahr zum zweiten Male nach Amerika kam, hatte sich das alles geändert. Schon vor meiner Reise hatten mich Briefe und Zeitungen aufmerksam gemacht auf die riesigen Schenkungen, welche die amerikanischen Universitäten erfahren hatten. Das neue Wort Milliardäre war geprägt worden und zeigte die Entwicklung des Wohlstandes in Amerika, die das letzte Jahrzehnt gebracht, mit einem Schlage. Ich hatte in den Zeitungen dann von dem Kriege der Milliardäre gegen die Millionäre, der durch die Syndikate, die Trusts geführt wurde, mit einigem Staunen gelesen, und ich war vorbereitet auf eine neue Wendung der Dinge.

Meine Erwartungen wurden aber übertroffen, und je mehr ich in meinen Geist die Erinnerungen jener Epoche zurückrufe und sie durchgehe, desto mehr komme ich zu der Ueberzeugung, daß wir am Eingang einer neuen Periode der Entwicklung stehen. Doch gehen wir Schritt um Schritt voran.

Ich sah vor allem die Kollegen wieder, die ich vor fünfzehn Jahren gesehen, theilweise an denselben Universitäten in den alten Stellungen. Aber wie verändert waren diese Stellungen! Was damals als ein kühner Versuch der Neuerung erschienen war, der außerhalb des eigentlichen Skelettes der Lebensthätigkeit stand, war jetzt zu einem Centrum geworden, von dem diese Lebensthätigkeit selbst ausging. Ein Mann, der vor fünfzehn Jahren wie ein Fremder einer wissenschaftlichen Thätigkeit nachging, die außerhalb aller Beziehung stand zu der Medizin des Landes, wurde mir jetzt als derjenige Mann bezeichnet, ohne dessen Rath keine Stelle an einer der medizinischen Schulen des Landes besetzt würde. Laboratorien drängten sich an Laboratorien und in diesen wimmelten die Schüler, mehr als wir das in Europa zu sehen gewohnt sind. Die wissenschaftliche Grundlage der Medizin hatte für die medizinische Erziehung eine Wichtigkeit gewonnen, wie wir sie noch nicht kennen. Als ich nach Boston kommen wollte, schrieb mir ein Kollege: wir haben so viel Geld geschenkt bekommen, daß wir die schönsten medizinischen Laboratorien (wohlbemerkt nicht Krankenhäuser, Laboratorien) der Welt bauen wollen.

In Chicago erzählte ich in einem Klub von Untersuchungen, die in meinem Institut gemacht wurden, und ich wollte dabei einen Versuch beschreiben, den bei uns nur die Professoren der Physiologie ausführen. „Das brauchen Sie nicht," erscholl es aus der großen Tafelrunde, die alle möglichen Zweige der Medizin umfaßte, „wir haben alle diesen Versuch im Laboratorium der Physiologie schon ausgeführt." In Baltimore aber sagte man mir: was gegenwärtig den Stand unserer Bildung charakterisirt, ist the laboratory Craze.

Nicht mehr, wie vor fünfzehn Jahren, erschien die wissenschaftliche Vorbildung der Mediziner als etwas Nebensächliches, jetzt hatte sie sich die Achtung der Allgemeinheit erobert. Wodurch? Durch ihre Leistungen. Es war erkannt, daß es doch nicht gleichgültig sei für einen Arzt, ob er Kenntniß von dem Bau des Körpers, von dessen Funktionen, von der Gesetzmäßigkeit der Lebenserscheinungen, von der Natur der Feinde unseres Lebens besitze. In dem Maße, als diese Kenntniß sich verbreitete, hat sich der Zudrang zu den wissenschaftlichen Laboratorien vergrößert und hat sich die Achtung vermehrt, in der die Vertreter der Wissenschaft stehen. Von dieser Achtung hatte ich zum ersten Mal ein deutliches Gefühl in Chicago, in dieser Stadt, die uns nur bekannt ist als ein Centrum des Geschäftslebens. Man braucht nur die Schilderung zu lesen, welche Kipling in From sea to sea von Chicago entwirft, um den Druck zu verstehen, den die Prosperität eines solchen Ortes auf die Phantasie der Mitmenschen ausübt. Aber man muß auch die andere Seite kennen lernen. Chicago ist nicht bloß der Ort, wo die Schweine geschlachtet, wo das Corned beef hergestellt wird, man kann dort verweilen, ohne daran überhaupt erinnert zu werden. So ging es mir, als ich mich in der Vorstadt Chicagos aufhielt, die von den Gebäuden erfüllt wird, die die Universität errichtete. Unsere Spaziergänge nach dem Michigan-See führten uns vorbei an den Resten der Weltausstellung, unter denen ich das Abbild des Rothenburger Rathhauses, das als deutsches Haus dort noch steht, begrüßte. Im Quadrangleklub aber versammelte sich oft eine Anzahl wissenschaftlicher Männer, auf die jede europäische Universität hätte stolz sein können. Es war da eine Vertretung aller Fächer, eine Vereinigung von Laboratorien, eine Ausrüstung, Größe und Dotirung dieser Laboratorien, wie man sie nicht oft in der Welt findet. Und das alles besteht in Chicago, und diese Universität ist gegründet von Rockefeller, dem Präsidenten der Standard Oil Company. Gibt das nicht viel zu denken?

Freilich, zuerst ist man schnell fertig mit der Erklärung. Wenn man liest oder hört, wie die Rockefeller, die Carnegie, Mrs. Leland Stanford u. a. ungeheure Summen für die Universitäten oder für wissenschaftliche Forschung geben, so ist man leicht fertig mit dem Wort, sie geben es eben, weil sie es haben.

Wenn man aber ein wenig tiefer in die Wege hineinschaut, die die amerikanische Entwicklung geht, ist man damit nicht mehr zufrieden. Ein Mann wie Carnegie oder Rockefeller sammelt den Reichthum nicht, um reich zu sein. Carnegie betrachtet es als seine Aufgabe, ihn wieder zu verschenken; Rockefeller sagt, es ist nicht meine Sache, ich bin bloß ein Beauftragter, das Geld ist nicht mein. Wessen ist es dann?

Warum wird der Reichthum angesammelt und welchen Zweck hat das Schenken? Warum wird das Geld nicht in den ursprünglichen Händen belassen, worum wird es in das große Reservoir des Vermögens der Milliardäre geleitet, wenn es daraus doch wieder abfließen soll? Zwei Möglichkeiten erscheinen da. Entweder die Thätigkeit des Sammelns ist vollkommen getrennt von der des Verschenkens. Zwischen beiden erscheint etwas den Sinn des Milliardärs Umstimmendes. Jener Freund in Amerika, der mich bestimmen wollte, etwas über das Erwachen des geistigen Lebens in Amerika zu schreiben, sah wohl da im Geiste einen Uebergang vom Realismus zum Idealismus. So faßte ich die Sache anfangs auch auf. Aber es machte mich stutzig, daß diese Auffassung nicht ganz stimmt mit den Gaben für viele andere Zwecke, z. B. der einfachen Wohlthätigkeit neben denen für die Wissenschaft. Sie stimmt auch nicht mit dem allgemeinen Regen von Schenkungen, der sich ergießt über Amerika und der aus den verschiedensten Wolken herstammt. Es kann nicht in den allerverschiedensten Regionen ein solcher Uebergang vom Realismus zum Idealismus plötzlich stattgefunden haben. Wenn auch unsere Bildung sich fortwährend ausbreitet, so bewirkt sie doch nicht so rasche Umwandlung der Gemüther. Sollte es nicht vielmehr das Fortspinnen des früheren Fadens sein, der jetzt auch die Schenkung an die Wissenschaft veranlaßt? Diese Schenkung ist sicher idealistisch. Was hat nun in diesen zwanzehn Jahren auf die Gemüther der Amerikaner eingewirkt? Wer das schöne Buch von Bryce

Digitized by Google

„The american Commonwealth“ gelesen hat, wer die amerikanische Litteratur verfolgte oder in die amerikanischen Dinge auf einem anderen Wege hineinblickte, wird vielleicht denken, es offenbare sich hier die Rolle der Frau. Die Frau hat sich ja in Amerika früher und weiter entwickelt als in Europa. Sie nimmt einen größeren Antheil am öffentlichen Leben als ihre Schwester in Europa, sie hat sich mehr organisirt, sie hat einen größeren Antheil an der Berufsbildung und an dem Einfluß, den die Berufe gewähren. Und die Frau ist ohne Frage idealistischer als der Mann. Ihre ganze physiologische Organisation läßt sie alledem, was die Zukunft verwirklichen wird, eine viel größere Bedeutung zuschreiben als den Mann. Sie ist mit der kommenden Generation inniger verbunden als der Mann. Aber doch ist der Einfluß der Frau auf das amerikanische Leben, auf die amerikanische Politik lange nicht groß genug, um ihr eine Wendung zum Idealismus zuzuschreiben. Der Einfluß derselben datirt ja auch nicht aus den letzten fünfzehn Jahren. Vorher war der Einfluß der Frau ebenso groß oder noch größer, und wenn damals die Amerikaner nicht idealistisch waren, so sind es nicht die Frauen, die sie dazu machen. Vor allem aber lehrt die Beobachtung, es seien die Männer selber, welche so idealistisch denken und handeln. Was bringt sie dazu? Ist es der wachsende Einfluß Europas auf Amerika? Wenn man daraufhin die Sache untersucht, kann man eigentlich nur zu dem Schluß kommen, der Einfluß Europas auf Amerika ist gar nicht im Wachsen. Freilich, die Welt wird kleiner, der Verkehr inniger, es gibt immer mehr Amerikaner, die Europa besuchen, und auch die Zahl der Europäer, die eine Reise nach Amerika machen, vergrößert sich langsam. Aber demjenigen, der diese Reise macht oder der mit Amerikanern sich eingehend unterhält, kann es nicht verborgen bleiben, daß dort mehr und mehr die Ueberzeugung sich durchringt, Amerika gehe meist seine eigenen Wege, es darf nicht bloß eine Nachahmung Europas werden.

Nicht deshalb ist es anders als Europa, weil es eine geringere Tradition und andere Hülfsmittel hat, das war schon vor fünfzig Jahren richtig, sondern weil die Kultur Europas einen Weg darstellt, den die Menschheit wohl einmal, aber nicht zum zweiten Mal geht. Das ist es, was in dem Herzen jedes denkenden Amerikaners deutlicher und deutlicher wird. Und die geborenen Amerikaner gewinnen immer mehr die Majorität und den leitenden Einfluß in den Vereinigten Staaten. Einwanderungen einer großen Menge gebildeter Europäer, wie sie das Jahr 1848 brachte, sind ja jetzt so gut wie ausgeschlossen, und die steigende Zahl der Einwanderer aus dem Osten Europas bedeutet nur eine Vermehrung der Hände, aber nicht der Hirne für Amerika. Vielmehr ist es gerade das, was Amerika von dem größten Theile Europas unterscheidet, was einen Einfluß auf die jetzige Entwicklung gewonnen hat. Ich meine die demokratische Verfassung des Landes. Die Massen haben den leitenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse, politisch sind sie die Herrschenden. Aber wirthschaftlich sind die Massen die Abhängigen, die Dienenden. Wie bei uns schwebt den Massen als Ideal eine wirthschaftliche Gleichberechtigung vor; wie bei uns fehlt es nicht an Rath, die politische Herrschaft zu verwenden, um die wirthschaftliche Gleichberechtigung zu erringen. Es kostet sie dort ja nur ein Wollen, um die politische Herrschaft in ihrem Interesse zu verwenden. Wird dieses Wollen sich auch einstellen? Was hindert daran, es zu versuchen? Hauptsächlich der Gedanke, ob mit dem Mittel der Zweck auch erreicht werde, d. h. dauernd, nicht bloß momentan erreicht. Das führt zu einer Untersuchung über die Grundlagen, die wirksamen Kräfte, die in dem gegenwärtigen und dem geplanten Verhältnisse enthalten sind. Der hauptsächlichste Einwand gegen das gegenwärtige Verhältniß besteht darin, daß der Besitz der Millionen eine zu große Ungleichheit in Bezug auf den Genuß des Lebens schaffe. Der hauptsächlichste Einwand gegen das geplante Verhältniß lautet, daß die Millionen in den Händen von Personen, die an ihrer Fruchtbringung nicht interessirt sind, der Menschheit nicht mehr die Dienste leisten werden wie jetzt, wenn sich Besitz und Intelligenz vereinigen, wie dies ja nicht immer, aber doch oft geschieht. Ist nun nicht der Zustand, der sich in Amerika ausgebildet hat, ein Versuch, diese beiden Einwände zu beseitigen? Der Besitz der Milliardäre wird zu groß, daß der Genuß, den der Reichthum gewährt, keine Rolle mehr spielt. Wenigstens wird die Zahl derer, in deren Händen er sich vereinigt, so klein im Verhältniß zur Gesammtzahl der Menschen, die Arbeit, die die Verwaltung dieses Besitzes auferlegt, so groß, daß der Unterschied zwischen Besitzlosen und Besitzenden nicht mehr die Grundnote des Weltkonzerts bilden kann. Und die Arbeit wird so groß, weil Intelligenz und Kapital nicht getrennt werden. Die Masse der aufgesammelten Kraft, denn nichts anderes bedeuten die aufgespeicherten Reichthümer, gelangt nicht in die Hände von solchen, denen sie gleichgültig oder lästig ist, sie bleibt unter dem Einfluß der Gehirne, welche darauf ausgebildet wurden, diese Kräfte so zu verwenden, daß sie sich vermehren. Nicht umsonst berichten uns die Zeitungen über den Krieg der Milliardäre gegen die Millionäre, immer mehr erringt die überlegene Intelligenz sich die Verfügung über die Kräfte der Welt. Was aber soll das Ende sein? Müssen nicht diese Kräfte der Allgemeinheit wieder zu Gute kommen? Wenn die ganze Entwicklung einen philosophischen Sinn haben soll, so kann sie nicht darin gipfeln, diese Kräfte bloß zur Verfügung einzelner Individuen zu stellen, sie müssen durch diese Individuen bloß gesammelt werden, um dann der Allgemeinheit wieder zu Gute zu kommen. Das beste Beispiel, wie das geschehen kann und geschieht, wird uns von Carnegie gegeben. Den kolossalen Reichthum, den er erwarb, verschenkt er bei *seinen Lebzeiten* wieder, indem er sich jeden Kanal, in den er diese Kraft leitet, wohl ansieht.

Hat aber mit diesem Sammeloorgang die Wissenschaft etwas zu thun? Was bedeutet dieses Hervortreten des wissenschaftlichen Charakters des Weiterlebens und Strebens, wie ich es in dem Gegensatz meiner beiden Besuche erlebt? Hat die Wissenschaft die Religion abgelöst, und wie kann sie das? Um das deutlich zu machen, muß ich das Verhältniß beider zum Idealismus erörtern, und muß sagen, was ich unter Idealismus eigentlich verstehe.

Unser Streit über den Idealismus beginnt in dem Momente, wo wir das Ideal, das verwirklicht werden soll, beginnen zu verdeutlichen. Um ein Beispiel zu erwähnen, bezeichnet der eine als sein Ideal den blonden, ritterlichen Germanen, den Schlagetodt, der bereit ist, alle zu bekämpfen, die ihm die Herrschaft streitig machen. Der andere idealisirt den Weltbürger, der der ganzen Menschheit das Dasein erleichtern und ihr sein Wissen und sein Können zur Verfügung stellen möchte. Um einen kurzen Ausdruck zu finden, möchte der eine vielleicht seine Anschauung als den Idealismus Treitschke's, der andere als den Idealismus Schiller's bezeichnen. In der Kunst, wo die Verdeutlichung des Ideals am weitesten geht, lösen sich die idealistischen Schulen ab. Was die eine Generation in den Himmel erhob, weil es ihr als die Gestaltung des Ideals erschien, das ihr vorschwebte, wird von der nächsten mit Füßen getreten, weil es ihr nur einen Haufen Linien bedeutet. Sie hat ein ganz anderes Ideal.

Was wird, was soll in diesem Streite siegen? Es kann doch nur ein wahres Ideal geben. Die sich bekämpfenden Ideale müssen doch Trugbilder sein. Eins geht sicher aus dem Streit hervor, daß die Menschheit das wahre Ideal nicht kennt, daß das, was sie Ideale nennt, nur Vorstellungen sind, die sie sich von diesem Ideale macht. Und diese Vorstellungen sind abhängig von dem Charakter, dem Temperament, der Individualität der Vorstellenden. Nicht umsonst hat Plato seine Ideen, von denen all unser Idealismus ausgeht, in einer der Welt abgewandten Höhle wohnen lassen. Wer findet den Weg zu dieser Höhle? Zwei Führern hat sich die Menschheit anvertraut, um diesen Weg zu finden. Der eine heißt die Religion, der andere die Wissenschaft. Der eine Führer lenkte sie zuerst,

Digitized by Google

er verhieß ihr eine übernatürliche Hülfe, er benutzte alles, was er in der Menschheit selbst psychologisch entdecken konnte, um sie vorwärts zu bringen, und er hat in der That Großes geleistet. Aber zum eigentlichen Ziel hat er die Menschheit doch nicht bringen können. Die Ideen blieben so fremd wie zuvor, über das Ideal existirte immer Streit, der Kreis von Vorstellungen, welcher vor Jahrhunderten die Menschheit begrenzte, hatte sich erweitert, die Individualitäten hatten sich geändert. Das wahre Ideal blieb unbekannt, die Vorstellungen von den Idealen wurden immer mannigfaltiger, der Streit zwischen denselben immer größer. Da erwuchs aus dem Bedürfniß nach Harmonie die Hinneigung zu dem zweiten Führer. Immer größere Scharen vertrauten sich der Wissenschaft an. Die Ideen, sagte diese, sind nichts anderes als die Typen, die allen Einzelwesen zu Grunde liegen. Sie sind das allen Gemeinschaftliche, d. h. das Wesentliche, daher sind sie Wesen, und sie haben doch keine Existenz für sich, daher sind sie wesenlos. Wesenlose Wesen. Kein Weg existirt sie kennen zu lernen, als durch alle die Einzelwesen hindurch. Daher ist es die nächste Aufgabe der Wissenschaft, die Welt zu durchforschen, um alle Einzelwesen kennen zu lernen. Alle solche, in denen sie eine Gleichartigkeit erkennt, wird sie dann unter einen Begriff zusammen bringen, sie wird den Typus, die Idee, die ihnen zu Grunde liegen, aus allem herausschälen, was bloß der Existenz des Einzelwesens dient. Diese Idee aber wird vollkommen sein, wenn sie alles enthält, was in irgend einem der Einzelwesen als wesentlich sich findet. Die Schaffung eines vollkommenen Typus ist so die erste Aufgabe der Wissenschaft. Aber damit ist diese Aufgabe noch nicht erschöpft. Die Einzelwesen repräsentiren nicht alle diesen vollkommenen Typus. Die Existenzbedingungen sind für viele derart, daß sie nicht alles verwirklichen können, was in ihnen wesentlich ist. Der Idealismus besteht nun darin, und hier berührt er sich mit der Wissenschaft, hier führt die Wissenschaft zu ihm hin, daß für jedes Einzelwesen die Bedingungen geschaffen werden, um den vollkommenen Typus zu repräsentiren. Das kann nur in der Zukunft geschehen, und so muß unter der Führung der Wissenschaft die Zukunft so gestaltet werden, daß sie die Verwirklichung des Ideals gestattet.

Das ist meine Vorstellung von dem Idealismus. Wie weit liegt nun etwas derart dem Streben der Amerikaner zu Grunde?

Noch wie vor fünfzehn Jahren fand ich bei meinem zweiten Besuch den Grundton der Gesellschaft sehr religiös, noch betrachtet man die Kirche als die Vereinigung der Gutgesinnten. Aber noch mehr als früher ist das Ziel dieser Kirche auf das Wohl der Mitmenschen gerichtet. Es ist eine Veränderung eingetreten in der Einbeziehung der übernatürlichen Mächte in die Mittel und Wege zur Erreichung dieses Ziels. Derselbe Amerikaner, der mich vor fünfzehn Jahren zum Beten an diese übernatürlichen Mächte aufforderte, sagte mir dieses Jahr: mein ganzes Glaubensbekenntniß steht auf der Tafel am Eingang der Unitarian church in Chicago. Und was da steht lautet: „Erkennend, daß das einzige Band unserer Vereinigung ein ernster Vorsatz ist, ein reines, ehrfürchtiges und nützliches Leben zu führen, suchen wir gemeinschaftlich die Liebe, die das Dienen belebt, und die Wahrheit, die frei macht."*)

Ein Blick in die Zeitungen, z. B. in den „Outlook", der sich als einen Vertheidiger des Glaubens ausgibt, zeigt, daß dieses Bekenntniß die Entwicklung der amerikanischen Religiosität wirklich wiedergibt. In diesem Glaubensbekenntniß aber ist die Lebensführung, die Beziehung zu den Mitmenschen allein betont. Von den übernatürlichen Kräften spricht es kein Wort. So können sich Wissenschaft und Religion vereinigen. Die Religion in ihrer Wirkung auf die Gemüther, die Wissenschaft in ihrer Kenntniß der Thatsachen. Nur muß die letztere in dem Maß, als wir der Vergangenheit entwachsen, als neue und immer schwierigere Probleme an uns herantreten, durch die immer vollständigere Kenntniß der in der Welt herrschenden Kräfte mehr und mehr für uns die Richtschnur des Handelns werden. Diese Richtschnur hat sich bewährt, das bedeutet es, daß jene Intelligenzen, die im Kampfe um die Verfügung über die Kräfte siegreich gewesen sind, sich ihr zuwenden. Diese Richtschnur verspricht, die Menschheit zur Verwirklichung ihres Typus, ihres Ideals, zu führen, das bedeutet, daß sie in Amerika beginnt die Religion abzulösen. Das ist der amerikanische Idealismus, wie ich ihn verstehe, wie er sich konsequent aus dem Charakter des Landes und seiner Bewohner entwickelte.

Wie aber ist es mit der Kunst, höre ich da eine neugierige Stimme rufen. Sie ruft dicht bei mir, denn obgleich ich noch die Entwicklung der Kunst nicht erwähnte, hat sie mich fortwährend beschäftigt. Ich habe von Religion und Wissenschaft als den beiden Führern der Menschheit auf dem Wege nach dem Ideal gesprochen, welche Rolle spielt dabei die Kunst? Der Weg ist lang und viele Generationen sterben auf ihm dahin. Nicht alle Menschen sind gleich begabt und manche, die da wandern, sehen viel deutlicher, wohin wir gehen, als andere. Manche sehen es nicht bloß deutlicher, sie wissen es auch deutlicher zu gestalten, so daß die anderen Mitwanderer es sehen können. Das sind die Künstler. Sowohl unter der Führerschaft der Religion wie unter der der Wissenschaft hat es solcher gegeben, und ihr Einfluß, um die Menschheit zu ermuntern vorwärts zu gehen, ist ein ungeheurer gewesen.

Auch in Amerika begann sich ein gewisses Bedürfniß nach einer Verdeutlichung unseres Zieles geltend zu machen. Das bloße Hoffen, die Energie eines jungen Volkes genügte nicht mehr. So hat sich denn ein Theil der Kraft und des Könnens dieses Volkes auch dem künstlerischen Schaffen zugewendet. Wenn man heute über den Copleysquare in Boston geht, kann man glauben, in einer italienischen Stadt zu sein. Auf der einen Seite hat man die neue Copleybibliothek, hinter sich ein Museum, vor sich eine schöne Kirche, auf der anderen Seite wieder eine schöne Kirche. Und wenn man in die Copleybibliothek hineingeht, trifft man unten die Fresken von Puvis de Chavannes, die beruhigen, und oben die Fresken von Sargent, die aufregen. Denn die Fülle des Wissens, welche die Mythologie so vieler Zeiten und Völker zusammenfaßt, verbunden mit dieser Technik, ist wirklich aufregend.

Diese Entfaltung der Kunst ist nicht auf Boston beschränkt. Als ich mit dem Dampfer zurückreiste, überraschte mich eine Engländerin mit der Frage, ob ich auch in dem schönsten Gebäude der Welt gewesen sei? Ich wußte, was sie meinte. Sie kam von Washington zurück, wo sie ihre Kinder besucht hatte, und in Washington belegt man mit diesem Ehrentitel die neue Bibliothek des Kongresses, die hinter dem Kapitol errichtet ist. Ganz berechtigt ist dieser Titel meiner Ansicht nach nicht. Der Geschmack der Dekorationen ist nicht so fein, wie bei der ungefähr gleichzeitigen Copleybibliothek in Boston, und die Verhältnisse des Gebäudes sind nicht so wirksam wie bei dem benachbarten Kapitol. Zum Vergleich mit Italien und dem Besten der alten Welt fehlt die originelle Kraft. Aber der Titel spricht für das Wollen, das in diesem Gebäude ausgedrückt ist. Die Pracht des Marmors, der Reichthum der Dekoration, die Größe der Technik machen einen tiefen Eindruck. Wenn man dieses Gebäude sieht, neben dem Kapitol in Washington, wenn man dazu sieht die Parkanlagen dnselbst, den Sinn für landschaftliche Ausnützung, der hier und in so manchen Gartenanlagen New Englands, New Yorks und Marylands zum Vorschein kommt, so kann man sich der Hoffnung nicht verschließen, daß der Kultus des Schönen einen fruchtbaren Boden in Amerika gefunden und daß neue und der Menschheit würdige Blüthen dort ersprießen werden.

Zürich. Justus Gaule.

*) „Avowing as the sole bond of our fellowship a serious purpose to lead pure, reverent and useful lives, we seek together love which quickeneth service and truth which maketh free."

Das künstlerische Theater in Moskau.

In keinem anderen Lande ist der Naturalismus auf der Bühne so heimisch geworden, wie in Rußland. Naturalistisch ist die ganze russische Bühnentechnik, naturalistisch vor allem das Spiel des russischen Schauspielers, naturalistisch zum weitaus überwiegenden Theil auch das nationalrussische Repertoire. Und von den westeuropäischen Bühnendichtern kommen wiederum hauptsächlich diejenigen zu Worte, die entweder selbst dem Naturalismus huldigen oder sich auf der Bühne am besten naturalistisch behandeln lassen, wie etwa Ibsen, Hauptmann, Sudermann. Von der Deklamation, die auf der deutschen Bühne so feste Wurzeln geschlagen hatte, findet man in russischen Theatern keine Spur. Ob das ein Vorzug, lassen wir dahingestellt; dagegen leidet das russische Theater ersichtlich unter der ungenügenden Ausarbeitung des Zusammenspiels und recht oft sogar unter der mangelhaften Einstudirung der Rollen, was übrigens begreiflich wird, wenn man das riesige Repertoire der meisten russischen Theater und die daraus folgende Ueberbürdung der Schauspieler bedenkt.

Bis vor kurzem nahmen die staatlichen Theater in Petersburg und Moskau eine führende Stellung im russischen Theaterleben ein. Sie sind wirklich gut und verfügen über treffliche Kräfte. Ihr Repertoire ist auch keineswegs offiziell zugestutzt. In dieser Hinsicht stehen die staatlichen Bühnen Rußlands merkwürdiger Weise viel freier da als das Berliner Schauspielhaus. Dem Theater werden in Rußland keine patriotischen und staatserhaltenden Tendenzen aufgezwungen, und auch die Rücksichten der konventionellen Theatermoral herrschen nicht über die kaiserlich-russischen Bühnen, wie dies ja schon aus den Namen der vorhin genannten Dichter hervorgeht, die in Petersburg sowohl als auch in Moskau recht oft aufgeführt werden. Den Schwerpunkt des Repertoires der beiden Bühnen bilden die Lustspiele und Dramen von Ostrowsky, sämmtlich echte Milieustücke, die nur bei rücksichtslos naturalistischer Darstellung zur eigentlichen Wirkung gelangen können.

Man darf allerdings diesen russischen Bühnennaturalismus nicht ohne weiteres mit dem des „Deutschen Theaters“ identifiziren. Dem russischen Theater fehlt es in der Regel an einheitlicher stilgerechter Leitung. Auch die Regie läßt sogar auf den besten Bühnen recht oft viel zu wünschen übrig. In Folge dessen wird das Zusammenspiel nicht so fein abgetönt und die ganze Aufführung nicht so durchgearbeitet und abgeschliffen, wie etwa im Theater des Herrn Dr. Brahm. Die Schauspieler arbeiten so zu sagen auf eigene Faust. Jeder von ihnen ist bestrebt, das Publikum zu „ergreifen“, d. h. die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauersaales auf seine Person zu lenken. Wenn ich hinzufüge, daß es auch um die Auswahl der zur Aufführung gelangenden Novitäten auf den beiden russischen staatlichen Bühnen sehr schlimm steht, die sogenannten Lesekomitees ihre Aufgabe vornehmlich darin sehen, so viel eingereichte Stücke wie nur möglich von der Bühne fernzuhalten, so wird der Leser sich kaum darüber wundern, daß die auf den kaiserlichen Bühnen Rußlands gepflegte Kunst seit vielen Jahren an einem todten Punkt angelangt ist — und zwar sowohl was die dramatische Produktion, wie auch was die scenische Darstellung anbetrifft.

Freilich gab es immer in den beiden russischen Residenzen auch Privattheater, wenn auch nicht viele. Einige florirten sogar. Aber von einer ernsthaften Konkurrenz mit den kaiserlichen Bühnen konnte keine Rede sein. Sie zeichneten sich nur durch größeren Unternehmungsgeist und geschicktere Auswahl der Stücke aus. Von den Provinztheatern gar nicht zu sprechen, die gezwungen sind, Wiederholungen zu vermeiden, und in Folge dessen vier bis fünf „Novitäten“ wöchentlich zur Aufführung bringen.

Ganz anders wurde es, als vor einigen Jahren das Moskauer „Künstlerische Theater“ zu Stande kam. Es war kein unternehmungslustiger Theaterdirektor, der es ins Leben rief, und kein Berufsschauspieler und kein Theaterkritiker, sondern der frühere Leiter eines Liebhabervereins, ein Sprosse eines steinreichen kaufmännischen Geschlechts in Moskau, Herr Alexejew. Ihm stand allerdings ein erfahrener und talentvoller Bühnendichter zur Seite, Nemirowitsch-Dantschenko; der aber war nicht die leitende Kraft. In der ganzen Truppe gab's eigentlich anfänglich keinen einzigen Namen von bewährtem Klang, keinen Schauspieler, der sich bereits Berühmtheit auf einer andern Bühne verschafft hätte. Und doch genügten ein paar Jahre, um dem Theater eine unbestrittene künstlerische Führung zu geben. Mit dem Gastspiel in Petersburg, das zuerst vor zwei Jahren stattgefunden hat und sich seitdem alljährlich wiederholt, war ein beispielloser Erfolg des Unternehmens besiegelt. Und dieser Erfolg war wohl verdient. Es ist unzweifelhaft die eigenartigste Schöpfung auf dem Gebiete des Theaterwesens, die überhaupt bei uns existirt.

Die Richtung, in der sich die künstlerischen Bestrebungen des neuen Moskauer Theaters bewegen, ist wohl als Naturalismus zu bezeichnen; jedoch nicht im Naturalismus an und für sich liegt die Eigenthümlichkeit — der Naturalismus ist ja in Rußland auf der Bühne fast etwas Selbstverständliches — sondern in der Art, wie diese Bühne den Naturalismus zur Geltung bringt. In dieser Hinsicht war „das künstlerische Theater“ bahnbrechend. Herr Alexejew — der eigentlich mehr unter seinem Bühnenpseudonym Stanislawsky bekannt ist — machte aus seiner Truppe ein einheitliches Wesen; er behandelt sie wie etwa der Dirigent sein Orchester. Die Abtönung und Ausgestaltung des Zusammenspiels hat er zu einer Vollendung gebracht, wie ich sie auf keiner andern Bühne gesehen habe. Die Inscenirung trägt immer ein so originelles Gepräge, daß sie dem Zuschauer, der das Stück schon kennt, als eine Offenbarung erscheint. Man ist erstaunt über die unerwarteten scenischen Effekte, die durch meisterhafte Behandlung des Ensembles und besonders der Massenscenen erreicht werden. Auch auf die Ausstattung wird sehr viel gegeben, so daß bei Gastspielen in Petersburg das Theater seine Moskauer Dekorationen — ähnlich wie es die Meininger in Deutschland thaten — mitnimmt. Die Aufführung wird überhaupt als ein selbstständiges Kunstwerk behandelt, das den vom Dichter gegebenen Stoff ergänzen, vervollkommnen und zur lebendigen Wirkung bringen soll.

Der Naturalismus des Herrn Alexejew-Stanislawsky und seines Theaters geht darauf aus, die entsprechende Stimmung hervorzuzaubern. Er ruht nicht eher, bis das erreicht ist.

Das Moskauer Theater hat es verstanden, dem grellen Rampenlicht seine Sprödigkeit und seine zersetzende Wirkung zu nehmen. Es hat es verstanden, dem Publikum eine ganze Reihe von Stücken vorzuführen, deren Reiz in feinen, malerischen Effekten liegt und deren scenische Darstellung bis dahin eine ungelöste Aufgabe bei uns war. Zu dieser Kategorie gehören vor allem die bekannten Stücke von A. Tschechow, die dem „Künstlerischen Theater“ so große Erfolge verschafften.

Sieht man eine Aufführung im Künstlerischen Theater zum ersten Mal, so fällt es einem sehr schwer, über die einzelnen Schauspieler zu urtheilen: so sehr gehen sie in dem Ganzen auf. Das hat zuerst auch die Theaterkritiker in große Verwirrung gebracht. Nur eines haben sie schnell herausgebracht, das nämlich, daß Herr Alexejew-Stanislawsky selbst auch als Schauspieler wenigstens ebenso hervorragend und originell ist, wie als Theaterleiter und Regisseur. Und darin hatten sie Recht. Was er dem Publikum als Schauspieler gibt, das ist reife und tiefe Kunst, die ihm — wenigstens in Rußland — keiner nachmachen kann.

Es ist sehr mißlich, über einen Schauspieler zu schreiben, den der Leser nicht kennt, noch kennen lernen kann. Hoffentlich wird Herr Alexejew-Stanislawsky mit seinem Theater einmal nach Deutschland kommen. Bis dahin muß ich

Digitized by Google

mich damit begnügen, sein Spiel in irgend einem auch in Deutschland allgemein bekannten Stück kurz zu charakterisiren. Als solches dürfte vielleicht am besten der Ibsen'sche „Volksfeind" dienen.

Aeußerlich ist sein Dr. Stockmann durchaus keine Heldengestalt. Es ist ein kurzsichtiger, unbeholfener, nervöser, ältlicher Mann, der noch dazu stark stottert und beim Sprechen in der Regel eine unwillkürliche Grimasse zieht. Seine Bewegungen sind hastig, rasch, zugleich aber auch etwas schleppend. Seine Hände scheinen mehr zum Ausdruck seiner Gemüthsbewegungen geeignet, als zum gewöhnlichen Gebrauch. Er hat eine ganze Menge von eigenthümlichen Bewegungen und Griffen, die schon an und für sich eine vollständige Charakteristik des Mannes geben. Er lebt eigentlich nur nach innen; von der äußeren Welt ist er durch seine Veranlagung wie durch eine Mauer abgetrennt. Das kommt mit drastischer Deutlichkeit auch darin zum Vorschein, daß er, nach seiner Frau verlangend, sich gewöhnlich einfach in die Mitte seines Arbeitszimmers stellt und vor sich hin laut ruft: Martha! Martha! — bis sie kommt.

Und gleichsam von innen heraus kommt er zu einem Zusammenstoß mit der äußeren Welt, die ihm bis dahin völlig fremd gewesen, wenn er sich weigert, seine Ueberzeugung, seine große Entdeckung den kleinlichen Interessen der „geschlossenen Mehrheit" zu opfern. Man sieht, wie aus ihm ein Kämpfer wird. Man sieht auch, wie der Affekt sein ganzes Wesen verändert, wie er aus dem stotternden, unbeholfenen Manne zu einem mächtigen Redner wird, dem es fast gelingt, die ihm feindliche Zuhörerschaft zu zwingen. Und man überzeugt sich mit aller Deutlichkeit, wie grundverschieden er von all den Menschen ist, die ihn umgeben und die ihn anfeinden! . . . . .

Der Zufall wollte es, daß ich Herrn Alexejew-Stanislawsky gerade nach der Aufführung des „Volksfeindes" zum ersten Male sah und kennen lernte. Ich traute meinen Augen nicht, als sein Name ausgesprochen wurde. Ein schönes, etwas blasses Gesicht; große ausdrucksvolle Augen; dunkles Haupthaar, in das das Leben bereits verrätherisches Grau eingestreut hat, ein weicher Mund, diskret von elegantem Schnurrbart umrahmt. Nichts von den nervösen Zuckungen des Dr. Stockmann, nichts von seiner Unbeholfenheit! Zugleich aber auch nichts, gar nichts, was an einen Schauspieler erinnert. So steht er noch vor mir, indem ich diese Zeilen niederschreibe: jeder Zoll eine originelle und bedeutende Persönlichkeit . . . . .

Im öffentlichen Leben Rußlands gibt es einen Lichtblick, und als solcher erscheint mir die selbständige Entwicklung, die das Theater jetzt dort nimmt; dem Theater wenigstens läßt man eine gewisse Freiheit.

N. Wolfschsky.

Maasser bezahlen.

Was heißt das: Maasser bezahlen? Schlage
Die Bibel auf; die löst deine Frage.
Im fünften Mose, fünfzehn, Vers sieben;
Da steht über Einkommensteuer geschrieben:
Von großem Profit und Zins auf Zins
Ein Theilchen opfre deines Gewinns
Dem Armen, bevor er sein begehr';
Denn du in Aegypten warst arm wie er;
Und wuchert nun in Edom dein Gut,
Und schickt dir Amalek seinen Tribut,
Groß ist der Herr! Die uralte Steuer:
Maasser bezahlen, nennt man sie heuer.

Der Rabbi Mayer an seinem Pult
Mit großem Eifer und großer Geduld
Führte die Bücher der Gemeine;
Die Wittwenkassen, die Krankenscheine,
Die Beitragsgelder fürs Siechenhaus
Und die Posten für Arme zog er aus
Und neigte die Stirne sorgenvoll:
Gott weiß, wie der Noth ich woehren soll!
Der Kleiderhandel geht zurück,
Das Hasenfell bringt auch kein Glück,
Die Knochen, die Lumpen, das alte Eisen,
Die Betten, darum sich die Wanzen reißen,
Und höchstens ein lebensmüdes Klavier —
Treibt das den Winter uns von der Thür?

Da tritt herein, gekrümmet von Gicht,
Doch helle Freude im Angesicht,
Der alte Herschel vom Stintengang,
Sein Bart war gekämmt, sein Vorhemd blank,
Der Duft von hundert verwitweten Hosen
Des Lodens mit Döringseife begossen,
Kurz: lauter Glück und Sonnenschein
Kam mit dem Alten zur Thür herein.
„Herr Doktor! Herr Doktor!" hub er an,
„Gott's Wunder! Ich glückseliger Mann!
Der Herr hat gewaltet über mir:
Ein altes rumänisches Werthpapier —
Fast hatt' ich's vergessen und aufgegeben —
Ist ausgeloost, und sie zahlen mir eben
Bei Sally und Söhne den ganzen Quark,
Eintausendzweihundert und fünfzehn Mark.
Ich hab sie schon baar in der Tasch' und mein' —
Sie werden verstehn — Sie werden verzeihn —
Nun möcht' ich Maasser bezahlen — ich dacht'
An zehn Prozentchen, Herr Doktor, das macht
Hunderteinundzwanzig und fünfzig Pfennig."

„„Mein guter Herschel, weiß Gott! das nenn' ich
Ein Herz, — den Armen ihr Theil zu gönnen!
Ich weiß genug, die es brauchen können."" —
„Ich auch, Herr Doktor; doch einerlei
Ist's vor dem Gesetz, wer der Arme sei;
Nun bitt' ich: richten Sie's doch so ein,
Daß es möchte der alte Mauschel sein;
Ein alter Mann, ein ehrlicher Mann,
Der kaum sein Packet noch tragen kann;
Er läppert sich mühsam vorbei am Bankrott,
Und ich, ich habe den Segen von Gott!
Nicht wahr, Herr Doktor, Sie schicken's ihm
Mit verstellter Handschrift und anonym?"

Am andern Tag, da der Rabbi Mayer
Sich wieder den Kopf ob der Armensteuer
Und Krankenkasse zermartert, blickt
Der Mauschel herein und lacht so entzückt,
Als habe der Herr ihm über Nacht
Die Hasenfelle zu Zobel gemacht
Und alle Hosen, die er erhandelt,
In wertvolle Antiquitäten verwandelt.
„Herr Doktor! Herr Doktor! Gottes Segen
Kam über mich, ein goldener Regen;
Ein Brief mit einhunderteinundzwanzig
Reichsmark und fünfzig Pfennigen fand sich —
Gott's Wunder! heute auf meinem Tresen;
Kein Name, kein Stempel, doch deutlich zu lesen
Die Aufschrift: Zu geneigtem Empfang,
Herrn Moses Goldstein im Stintengang.
Kommt von der Frau Levi, von Josephs die Gunst?
Redeckchen und ich, wir rathen umsunst.
Und also verzeihn Sie — erlauben Sie mal,
Daß ich sogleich meine Maasser bezahl'
Und dem Bruder gebe, was sich gebührt;
Denn der Herr hat mich aus Aegypten geführt."

„„Ei, Manschel, das macht Ihr gut! Die Gaben, —
Ich kenne genug, die sie nöthig haben.““
„Ich auch, Herr Doktor, doch auf den Mann
An sich kommt es dem Gesetz nicht an.
Nun frag' ich: Wär es aus Ihren Händen
Dem alten Herschel nicht zuzuwenden?
Er wohnt mir gegenüber und geht
Den ganzen Tag mit seinem Paket
Die Twieten entlang in ewigem Trab;
Und was denn wirft ihm der Trödel ab:
Vom Militär das bischen Kommiß?
'Ne alte Uhr und ein falsches Gebiß?
Davon soll der Mann mit Familie leben?
Nun möchten Sie dem meine Maasser geben:
Ich meine, so kleine zehn Prozent
Entsprechen ja wohl dem Testament;
Hier zwölf Mark fünfzehn. Ich bitte sehr:
Er soll aber nicht erfahren, woher."

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Das kleine Mädchen.

Trapp trapp marschiren die kleinen, festen Kinderfüßchen über die harten, gleichmäßigen Quadrate des Trottoirs. Sie trappeln geschwind, um sich den großen gemächlichen Schritten der Bonne anzupassen, die nebenhergeht. Das kleine Mädchen ist ganz weiß gekleidet. Ein Mantel von dickem, pelzartigem Stoff, in dem der kleine Kinderkörper das Aussehen eines jungen, drolligen Bernhardiners erhält, ein großer, weicher, weißer Filzhut mit weißer Feder und weißem Seidenband, weiße Gamaschen und Handschuhe.

Es ist noch kalt, wenn auch die Vorgärten der wohlgepflegten Villenstraße schon grün umschleiert sind und sich hier und da ein süßer Veilchengeruch von irgendwo erhebt. Die Bonne schwatzt mit einer Kameradin, die ein spitzengefülltes, grün und weißes Korbwägelchen vor sich hinschiebt. Das Baby im Wagen schläft. Mit freundlichem Wohlgefallen blicken die vorüberkommenden Spaziergänger auf die kleine saubere und elegante Karawane und der Bonne wird jeder solche Blick zum Ansporn, sich mit einer kleinen pädagogischen Ansprache an ihren Pflegling zu wenden.

„Sieh mal das kleine artige Mädchen da hinten; so solltest Du ebenfalls Deinen Muff halten! — Das ist wohl schön, Erna, in der lieben Sonne mit Fräulein spazieren gehen zu dürfen? — Aber laß Dich doch nicht so ziehen, Du bist ja doch nicht müde!"

Das kleine Mädchen hat beständig den Kopf nach rückwärts gewendet. Bald ist da ein auffliegender Spatz, dem es nachschauen muß, bald eine Regentonne, eine Wasserpfütze in der Nebenstraße, die von der Sonne vergoldet wird, ein Strahl, ein Schein, ein Spalt, ein Hauch, der ihre Neugier weckt. Nur widerstrebend geht die Kleine weiter auf den grauen gegossenen Steinen, deren ewig wiederholtes Sternenmuster sie schwindlig macht. Endlich bleiben die beiden jungen Mädchen stehen. Eine blühende Magnolie inmitten wohlverschnittener Kübelpflanzen erweckt ihre Bewunderung. „Wie groß die Blüthen sind. Genau wie aus Seidenpapier gemacht sehen sie aus."

Das Kind nutzt die unerwartete Freiheit. Glückselig bückt es sich zur Erde nieder, wo ein seltsames Blitzen und Funkeln sein Auge trifft. Viele viele kleine Pünktchen über goldbraune, rothgoldene, grangoldene Blätter verstreut. Vorsichtig hebt Erna das seltsame Ding auf; ein Restchen dürren Gezweigs, das dort, hart an der Mauer, vom Winterlaub zurückblieb und das von einem bethauten Spinnennetz umzogen ist. In phantastischen Formen hängen da Blatt und Ranken an harten, rothen Stielen.

„Eine ganze goldene Blattfamilie," denkt sich Erna. „Wahrscheinlich ein Zweig vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt hat und goldene bekam, als es nachts schlief. Ein böser Mann ist dann gekommen und hat alles mitgenommen. Dieses Stück hier hat er verloren unterwegs. Das große Blatt an der Spitze ist die Königin. Wer sie sieht, muß sterben. Darum hat sie sich den perlengestickten Schleier vors Gesicht gezogen. In ihrem knisternden Seidenkleide sitzt sie da oben ganz allein und singt sich ein Lied: Knister krack, krecki krecki krack. Wenn man den Zweig ans Ohr hält, kann man das ganz deutlich hören und wenn man die Blattsprache versteht — — —"

„Aber Kind, wer wird denn mit den alten dummen Blättern spielen? Daran ist doch nun wirklich garnichts. Du, nimm das Springseil und amüsire Dich ein bischen."

Gehorsam nimmt die Kleine das hübsche, rothe Seil, wie sie aber ein paar Schrittchen vorangegangen ist, bleibt sie noch einmal stehen und schaut mit großen, nachdenklichen Augen zu der Bonne hinüber, lange, unverwandt; gerade als wollte sie sich dieses wohlgeordnete und selbstzufriedene Normalgesicht für immer einprägen. Es ist, als wüßte das kleine Mädchen, wie oft es wieder auftauchen wird in seinem Leben.

Wie oft!

Anselm Heine.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

The Italian Renaissance in England. Studies by Lewis Einstein. Newyork. The Columbia University Press. Loadoa, Macmillan & Co. 1902.

Der Einfluß der italienischen Renaissance hat sich in England weder so früh bemerklich gemacht noch im allgemeinen so fruchtbar erwiesen wie in Frankreich und den anderen europäischen Ländern. Namentlich aus der Entfaltung und Beschaffenheit der Kirchenbaukunst ist die Isolirung des Inselreichs in dieser Beziehung deutlich zu ersehen. Es ist sogar öfters in Zweifel gezogen worden, ob dort eigentlich eine Wiederbelebung der schönen Künste durch die Einwirkung antiker Vorbilder überhaupt stattgefunden habe oder unverkennbare Spuren derselben irgendwo wahrzunehmen seien. Jedenfalls ist die kirchliche Architektur in England weit länger als anderswo von italienischen Renaissanceeinflüssen unberührt geblieben.

Im vorliegenden Buche, das einen neuen Beitrag zu den unter der Aufsicht der Columbia-Universität in Newyork erscheinenden „Studies in Comparative Literature" liefert, wird der Ausdruck „Italian Renaissance" nicht auf die Wiederbelebung und Neugestaltung der schönen Künste durch Zurückgreifen zu antiken Formen beschränkt, sondern auch auf den Humanismus, die Auffindung und Aneignung der sämmtlichen Geistesschätze und Kulturerrungenschaften des klassischen Alterthums, ausgedehnt, die große Bewegung, welche die Menschheit von den drückendsten Fesseln des Mittelalters befreite und die Entwicklung der modernen Bildung ermöglichte. Das Werk besteht aus zwei Theilen, von denen der erste die Verdienste der sich in Italien aufhaltenden englischen Gelehrten, Höflinge und Reisenden um die Verpflanzung des Humanismus nach ihrem Vaterland würdigt und der zweite die Verbreitung derselben epochemachenden Bewegung durch die nach England ausgewanderten Italiener, Litteraten, Künstler, päpstlichen Kirchenräthe, Diplomaten, Juristen, Kaufleute u. s. w. behandelt.

Die erste Pflege des Humanismus in England begann eigentlich mit Humphrey, Herzog von Glaucester, dem jüngsten Sohn Heinrichs IV., um das Jahe 1425 und kam mit seinem 1447 erfolgten gewaltsamen Tode zu Ende. Er war ein Mann von feiner Bildung und edler Gesinnung und interessirte sich lebhaft für die neue Wissenschaft, zur Zeit als auf der Universität Oxford die schalastische Lehrart, welche die Philosophie zur Magd der Theologie herabwürdigte, sich noch immer erhielt und unbedingt herrschte. Er war bestrebt, gelehrte Männer aus Italien. damals dem geistigen Mittelpunkt Europas, um sich zu sammeln

Digitized by Google

und die Werke der klassischen Dichter und Redner übersetzen und erklären zu lassen. Diese Leute bildeten zwar nur einen kleinen Kreis und ihre Namen sind fast ohne Ausnahme in Vergessenheit gerathen, aber sie haben ohne Zweifel viel dazu beigetragen, humanistische Studien in England anzuregen und auf den richtigen Weg zu bringen. Während der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts gingen viele Männer besonders von der Oxforder Universität, der bisherigen Pflanzstätte der spitzfindigen Schulweisheit des Mittelalters, nach Italien, um die noch immer in englischen gelehrten Kreisen unbekannte altgriechische Sprache zu studiren, Handschriften zu sammeln, und die darin verborgenen Litteratur- und Kulturschätze zu heben und in der Heimath zu verwerthen.

Von dem Gelehrtenstande und den Hochschulen erstreckte sich der Einfluß der Renaissance zunächst auf die Hofkreise, die mit der fortschreitenden Entwicklung und Vergrößerung der Fürstengewalt auch in geistiger wie in gesellschaftlicher Beziehung an Ansehen und Bedeutung gewonnen hatten und nun gewissermaßen zu Mittelpunkten der neuen Kultur wurden. Als Vorbilder kommen in dieser Hinsicht besonders die Höfe von Urbino, Mantua und Ferrara in Betracht, wo der Geist der Renaissance am ehesten eindrang und auf die Umgebung der sich für Kunst und Wissenschaft lebhaft interessirenden damaligen Herzöge in hohem Grade belebend und umgestaltend einwirkte. In enger Verbindung mit diesen kleinen Pflegestätten der humanistischen Bildung stand der König von England Heinrich VII., der zahlreiche Italiener in seinem persönlichen Dienst anstellte oder mit ihnen als Freunden und Rathgebern verkehrte. Im Laufe des 16. Jahrhunderts nahm der Gebrauch der italienischen Sprache in englischen Hofzirkeln immer zu, namentlich zur Zeit der Königin Elisabeth, deren Fertigkeit in der „bella Lingua Toscana" von dem Dichter Giovanni Antonio Ferrice über alle Maßen gepriesen wurde.

Von großem Interesse und weittragender Bedeutung sind die Kapitel, welche die rege Thätigkeit der italienischen Handelsleute in England und die Einwirkung der politischen Anschauungen und poetischen Schöpfungen der Italiener auf die Ausgestaltung der englischen Staatsverhältnisse und der englischen Litteratur eingehend und anschaulich behandeln. Bezüglich des Geldgeschäfts und des Handelsbetriebs war Italien am Ausgange des Mittelalters den übrigen europäischen Ländern weit voraus. Schon in der letzteren Hälfte des 12. Jahrhunderts hatten italienische Bankiers und Kaufleute in England festen Fuß gefaßt, wo sie bald die Oberhand bekamen und durch Unternehmungsgeist, Scharfsinn und wucherische Gewissenlosigkeit großen Gewinn davon trugen. Die meisten waren Agenten des Papstes (campsores Papae), der ein Zehntel des reinen Profits erhielt. Der König von England entrüstete sich öfters über das Wuchertreiben, ließ sich jedoch leicht durch angemessene Bestechungen eines Besseren belehren. Es waren die durch Anleihen bei den Florentiner Bankhäusern Bardi und Peruzzi beschafften Geldmittel, welche Eduard III. in Stand setzten so lange Kriege mit Frankreich zu führen. Da eine Rückzahlung von Seiten der englischen Regierung niemals erfolgte, gingen die Darleiher an diesen sich auf eine sehr hohe Summe belaufenden Schulden finanziell zu Grunde. Wie erheblich und anhaltend der italienische Einfluß auf die kommerzielle und finanzielle Entwicklung Englands gewesen ist, kann man aus vielen im Englischen noch gebräuchlichen kaufmännischen Ausdrücken wie debtor, creditor, cash, bank, bankrupt, ditto (richtiger detto), und die Abkürzungen für liri, soldi und denari sowie für company auf Noten der Bank von England, deutlich ersehen. Auch den Gedanken, daß eine Kriegsflotte nöthig sei, um die Schiffahrt und den Seehandel zu schützen, haben die italienischen Republiken zuerst erfaßt und ausgeführt.

Was die damals in Italien herrschenden und von dort nach England eingeführten politischen Ideen betrifft, so sind sie fast ausschließlich aus Machiavelli's Staatslehre von der unbeschränkten Fürstenmacht hervorgegangen, die der ehrgeizige und verschmitzte Thomas Cromwell, der Sohn eines Schmieds, dem Heinrich VIII. den Adelstitel verlieh, zuerst verbreitete und als Minister anzuwenden versuchte. Er besaß eine Handschrift des „Principe", ehe dieses Buch in Italien veröffentlicht wurde, und pries es als ein praktisches Werk über die Regierungskunst, welches weit nützlicher wäre, als alle trügerischen Träume des Plato. Es wurde behauptet, der Monarch sei das Bild Gottes auf Erden, gleichsam ein kleineres Muster des Allmächtigen und dürfte also keine größere Autorität als die seinige anerkennen. Diese Anschauung, aus welcher die Vorstellung eines Staatsoberhauptes von Gottes Gnade entsprungen war, wurde unter der Königin Elisabeth besonders von Alberico Gentile, einem als Regius-Professor des bürgerlichen Rechts an der Oxforder Universität 1587 angestellten Italiener, erklärt und eifrig vertheidigt. Die Widerlegung dieser Theorie ging von den Puritanern und vor allem von den nach England geflüchteten Hugenotten aus von denen Innocent Gentillet durch sein gegen Machiavelli gerichtetes und 1602 erschienenes Buch, „A Discourse upon the means of well-governing a Kingdom" geradezu epochemachend wirkte. Mit dem Einfluß solcher Schriften auf die öffentliche Meinung hängen auch spätere Ereignisse mehr oder weniger zusammen, wie z. B. die Hinrichtung Karls I. und die Entwicklung der Macht des Parlaments, bis es als die einzig rechtmäßige gesetzgebende Gewalt allgemein anerkannt wurde.

Auch auf die englische Poesie haben die italienischen Dichter anregend, umgestaltend und veredelnd eingewirkt. Dies ist schon bei Chaucer bemerklich, der in den „Canterbury Tales" und anderen Dichtungen sich Boccaccio zum Muster nahm. Der erste große englische Dichter schöpfte also aus einer ausländischen Quelle, welche für seine Nachfolger zwei Jahrhunderte später noch reichlicher floß und das Gebiet der englischen Litteratur befruchtete. Besonders auffallend ist die Art und Weise, wie sie von Shakespeare benutzt wurde. Es ist nicht bewiesen, daß er je in Italien war oder italienisch lesen konnte, aber „The Merchant of Venice" ist auf eine italienische Novelle gegründet, die damals ins Englische nicht übersetzt war, und italienische Erzählungen liefern die Stoffe zu vierzehn seiner Dramen. Seine in mancher Beziehung merkwürdige Kenntniß der italienischen Städte genügt nicht, um ihn vor den sonderbarsten Irrthümern zu bewahren, wie z. B. wenn er Verona und Mailand für Seehäfen hält. Shakespeare's Vorliebe für Venedig hat zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß er als Matrose oder Handelsreisender nur einige italienische Seestädte zu Schiffe besuchte, aber diese Annahme beruht lediglich auf Vermuthung und ist als höchst unwahrscheinlich und unwahrscheinlich zu betrachten.

Auf den reichen Inhalt und die vortrefflichen Ausführungen des Einsteinschen Werkes, sowie die Gediegenheit und Gründlichkeit der vom Verfasser angestellten Quellenforschungen, können wir hier nicht näher eingehen. Der schön gedruckte Band bildet eine angemessene und würdige Fortsetzung der bereits von der Columbia-Universität herausgegebenen und in diesen Spalten besprochenen Beiträge zum vergleichenden Litteraturstudium und ist auch mit mehreren Illustrationen versehen, die aus meistens im Britischen Museum aufbewahrten und hier zum ersten Mal reproduzirten Porträts und dem Facsimile einer in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindlichen Handschrift bestehen.

München. E. P. Evans.

Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch von Richard Fester. Berlin 1902, Gebr. Paetel.

Eine Reihe glänzend geschriebener Essays, in Journalen veröffentlicht und nunmehr in Buchform gesammelt. Psychologische Analysen Wilhelminens und ihrer nächsten Verwandten auf Grund vorausgesetzter Kenntniß des Materials, das hier und da mit intuitiver Feinheit ergänzt und zu einer delikaten Miniatüre abgerundet ist. Wenn der Verfasser geschrieben haben will, um bei dem vielumstrittenen Charakter Wilhelminens die Nothwendigkeit der Veröffentlichung ihrer ungedruckten Briefschaften nachzuweisen, so ist dies gerade ein Zweck, den man seinen, zu einem Vollbilde sich paintirt zusammenfügenden Aperçus nicht sofort angemerkt haben würde. Die von Professor Berner erwartete Publikation der rückständigen Briefe wird hoffentlich das gewünschte Material liefern und, nächst der Ausfüllung mannigfacher Details, die seit Ranke's Anzweiflung ungelöste Frage betreffs der Verläßlichkeit und des ganzen moralischen Wesens der geistvollen Fürstin entscheiden. Historisch jedenfalls bis dahin und als Kunstwerk ungleich länger werden die warmen und tiefgründigen Farbenskizzen à la Carlyle, mit denen Professor Fester uns beschenkt, sich die Anerkennung erhalten, die sie längst gefunden.

A.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 16. Berlin, den 17. Januar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3⁰, Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107 108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * „ *.

Es fehlt ein Hofnarr. Von Theodor Barth.

Die auswärtige Politik im Jahre 1902. Von P. Nathan.

Parlamentsbriefe X. Von Proteus.

Sagasta. Von Siegfried Samosch.

Talmud und Hellenenthum. (Schluß.) Von Ludwig Beer (Rom).

Neues von Gustav Freytag. Von A. Bettelheim (Wien).

Der Staatsstreich des 18. Brumaire. Von G. Ranschhoff.

Deutsches Theater: „Sonnwendtag". Von Ernst Heilborn.

Mucki. (Erzählung.) Von Anga Cach (Wien).

Der Nachdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Bund der Landwirthe sucht die Konservativen, so weit es nöthig ist, noch weiter einzuschüchtern. Diesem oder jenem Konservativen wird eine Verwarnung ertheilt; dieser oder jener Konservative wird sogar unsanft gezaust; einzelne Konservative werden zur Bundesthür hinausgewiesen oder hinausgedrängt, und mit demokratischer Ungenirtheit wird solche Prozedur sogar an einem Herzog von Ratibor zur Ausführung gebracht. Gleichwohl gerathen die Konservativen nicht in Zorn und Eifer und zwar weder die Freikonservativen noch die Kreuzzeitungs-Konservativen. Sie wissen, warum.

Wie sollten sie denn auch ihre Position vor den Wählern wahren, da sie gleichfalls laut verkünden, der angenommene Tarif ist unzureichend; die Bündler haben ganz recht; aber wir blieben der bündlerischen Fahne, die über den gerechtesten Forderungen von der Welt weht, nicht treu, weil — wir zu schwachmüthig und ängstlich waren, um es auf einen Konflikt mit dieser schwachmüthigen Regierung ankommen zu lassen. Mit solchen Erwägungen kann man vor Wählern des allgemeinen Stimmrechts nicht leicht Eindruck machen, nicht einmal in ländlichen Wahlkreisen. Die Folge wird mithin sein, daß die Konservativen aus Herzensneigung, aus Interesse und aus Scheu vor dem Bunde in Zukunft noch agrarischer gesinnt auftreten werden als bisher. Sie werden sich schließlich mit Vergnügen zwingen lassen, noch bündlerischer zu sein als in der Vergangenheit, und sie werden die Regierung darauf hinweisen, daß eine konservative Partei, die nicht bündlerisch ist, politisch zum Tode verurtheilt wäre. Und wird die Regierung solcher Argumentation nicht jenes Verständniß entgegenbringen, das sie allen konservativ-agrarischen Auseinandersetzungen zur Verfügung zu stellen pflegt?

Ein Herr Brünneck-Bellschwitz aus Westpreußen behandelt die Frage in der „Kreuzzeitung": „Ausscheiden oder Verbleiben im Bunde der Landwirthe?" Und zu welchem Ergebniß kommt er? „Also jetzt unbedingten Schluß mit jeder Art von Angriff" und „so lange es geht: nicht austreten".

Kann es denn anders sein? Wenn wahre Freundschaft darauf beruht, dasselbe zu wollen und dasselbe nicht zu wollen, dann sind Bund und Konservative wahre Freunde, denn nur über das Maß des Könnens gehen ihre Ansichten auseinander.

Sollten aber Handelsverträge in einer künftigen Session dem Reichstage vorgelegt werden, so wird die Gesinnungsmassage, die jetzt der Bund bei den Konservativen vornimmt, schon ihren Nutzen gestiftet haben. Die Konservativen werden bis dahin in ihren bündlerischen Gesinnungen sich gefestigt haben, und die heutigen führenden nationalliberalen Parlamentarier werden einen weiteren Schritt thun müssen, um die ehrenvolle Stellung an der Seite ihrer Bundesgenossen von heute behaupten zu können. Der Bund wird auch für die weitere Fortbildung jener Nationalliberalen, die bisher die Leitung in Händen hatten, Vorsorge zu treffen wissen.

Die Reichstagsersatzwahl für den verstorbenen Heinrich Rickert hat in Danzig am 13. Januar stattgefunden und das zu erwartende Resultat einer Stichwahl zwischen dem Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung Karl Mommsen und dem Kandidaten der Sozialdemokratie gehabt. Der freisinnige Kandidat steht mit 6176 Stimmen auch diesmal an der Spitze aller Bewerber um das Mandat, obgleich er rund 1000 Stimmen weniger erhalten hat als Heinrich Rickert im Jahre 1898. Bei der Jahrzehnte langen Verbindung Rickert's mit allen Interessen der Stadt Danzig, die ja auch dazu geführt hatte, daß Rickert Ehrenbürger von Danzig wurde, ist dieser Ausfall von 1000 Stimmen nicht besonders bemerkenswerth und schwerlich auf politische Gründe zurückzuführen. Der konservative Kandidat hat rund dreizehnhundert Stimmen gegen die Wahl von 1898 gewonnen. Da die Antisemiten und das Zentrum, die 1898 rund 400 resp. 3000 Stimmen aufbrachten, diesmal keinen besonderen Kandidaten aufgestellt haben, so erscheint der

Zuwachs der Konservativen durch Zustrom aus diesen Parteien mehr als ausreichend erklärt. Die bemerkenswertheste Erscheinung ist das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen um rund 1700 gegen das Jahr 1898. Sie stehen jetzt nur um 600 Stimmen hinter den Freisinnigen zurück. Daß die gegenwärtig herrschende agrarisch-protektionistische Interessenpolitik für die allerradikalste Partei einen besonders günstigen Nährboden darstellt, das zu erkennen, bedarf es keines weisen Daniel.

In Berlin ist an Stelle von Rudolf Virchow in das Abgeordnetenhaus der freisinnige Stadtverordnete Rosenow gewählt worden. Rosenow ist seit langem eine im Kommunaldienst der Stadt bewährte Kraft.

Prof. Delitzsch hat vor einiger Zeit einen Vortrag gehalten, der sich mit der Frage der Bedeutung der neuesten babylonischen Ausgrabungen für die Bibelkritik beschäftigt. Der Vortrag fand in Gegenwart des Kaisers statt und erschien alsdann im Buchhandel unter dem Titel „Babel und Bibel". Schon diese Ausführungen sind lebhaft kritisirt worden von Kollegen des Prof. Delitzsch und von Theologen. Nunmehr hat Prof. Delitzsch einen neuen Vortrag gehalten und zwar wiederum in Gegenwart des Kaisers. Ob seine Behauptungen stichhaltig sind, mögen die Fachgenossen des Prof. Delitzsch entscheiden; hier soll nur auf die politischen Konsequenzen hingewiesen werden, die sich aus jenem Vortrag ergeben müßten; das bedeutet keineswegs, daß sie sich ergeben werden.

Prof. Delitzsch sagte nicht mehr und nicht weniger als folgendes:

„Es gibt keine größere Verirrung des menschlichen Geistes als den Glauben, die Bibel sei eine persönliche Offenbarung Gottes."

Und sodann:

„Hand aufs Herz, außer der Gottesoffenbarung, die jeder Mensch in sich trägt, brauchen wir keine."

Solche Aussprüche sind nicht neu; hingegen mag die wissenschaftliche Begründung, die Delitzsch ihnen gab, neu sein. Ueberraschend wirkt jedenfalls, daß der König von Preußen und der Kaiser von Deutschland für solche Lehren sein Ohr herlieh. Wir bedauern das keineswegs; wir finden es vortrefflich, daß der Monarch den vorurtheilslosen Diskussionen der Wissenschaft zu lauschen bereit ist. Wir erwarten alsdann nur eine Konsequenz.

Der Kaiser hätte jenen zwei Vorträgen nicht zugehört, wenn er Professor Delitzsch nicht als Mann der Wissenschaft schätzte. Und wenn nun auch Studenten diesen Mann gleichfalls schätzen und sich von seinen wissenschaftlichen Folgerungen überzeugen lassen und sodann als Pastoren jene Religiösität lehren, die Professor Delitzsch auf Grund seiner Forschung allein als zulässig erachtet, sollen alsdann die Konsistorien solche Pastoren schmählich vom Amte vertreiben oder vom Amte fernhalten können? Bisher wurde schon geringes Abweichen vom orthodoxen Glaubensbekenntniß mit Amtsentziehung geahndet. Wie soll es in Zukunft sein?

Die Antwort könnte zweifelhaft erscheinen, wenn nicht in dem Augenblick, da der Kaiser sich beweisen läßt, daß die Bibel Menschenwerk sei, an der Straßburger Universität eine katholische Fakultät errichtet wurde; und eine katholische Fakultät bedeutet, daß die Wissenschaft Halt zu machen hat, wo Rom den Markstein zu setzen für gut befindet. Der Gegensatz ist nicht klein, aber die großen Gegensätze sind ja heute das Charakteristische unseres öffentlichen Leben in Deutschland.

Der „Vorwärts" bringt die Mittheilung, daß ein Beauftragter der Berliner Polizei den Versuch gemacht hat, durch Bestechung einen Angestellten des Blattes zu gewinnen, um ihn so zum Verrath von Vorgängen in der Redaktion zu veranlassen. Die Blamage der Polizei tritt in den Hintergrund gegenüber der durchaus verwerflichen Erscheinung, daß Organe, die das Verbrechen verfolgen sollen, die moralische Depravation zu züchten bereit sind.

Die französische Deputirtenkammer hat sich konstituirt, und sie hat zu einem ihrer Vizepräsidenten den Abgeordneten Jaurès erwählt. Da ein Sozialdemokrat Minister in Frankreich gewesen ist, warum sollte nicht ein Sozialist sich im Kammerpräsidium befinden? Herr Jaurès hat aber noch eine Eigenschaft; er hat sich laut und kühn und rücksichtslos gegen jenen französischen Chauvinismus erklärt, der von der öden Revanche lebt, und doch hat man ihn in das Präsidium berufen.

Seit dem genialen Waldeck-Rousseau entwickelt sich in Frankreich allmählich eine Republik, die dieses Namens würdig ist; ein Staat mit modernen Ideen. Die Philisterfurcht vor der Sozialdemokratie schwindet, und die Philistermoral, die ohne Revanchegeschrei ihren Patriotismus in Gefahr wähnte, sie verschwindet gleichfalls langsam.

In Venezuela tobt der Bürgerkrieg, aber Präsident Castro ist gleichwohl noch nicht mürbe. Wir sind noch nicht so weit, daß Deutschland und England seine Schiffe abberufen könnten. Nähern wir uns wenigstens diesem Augenblick? Es scheint so; sicher ist es nicht.

Unser Streitfall mit Venezuela hat allem Anschein nach unserem Vertreter bei den Vereinigten Staaten, Herrn von Holleben, das diplomatische Leben gekostet. Herr von Holleben ist ganz plötzlich aus Washington abberufen worden, und an seine Stelle tritt Freiherr Speck von Sternburg. Die Gründe dieses plötzlichen Wechsels in unserer Vertretung sind nicht durchsichtig. Wünschen wollen wir jedenfalls, daß Freiherr von Sternburg sich der Aufgabe gewachsen zeigt, gute und intime Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu erhalten.

Die Nachrichten aus Marokko lauten widerspruchsvoll. Jedenfalls bleibt die Gefahr groß, daß die Herrschaft des Sultans zusammenbricht, daß alsdann Anarchie entsteht, und die betheiligten Großmächte zur Intervention sich gezwungen sehen. Eine Intervention aber birgt die Möglichkeit ernster Reibungen zwischen den engagirten Staaten.

* * *

Es fehlt ein Hofnarr.

In jenen Zeiten, als die Fürsten sich Hofnarren hielten, wurden auch an Höfen gelegentlich dem Monarchen bittere Wahrheiten gesagt. Das Metier des Hofnarren war weder dankbar noch ungefährlich; die Schellenkappe saß nicht immer auf einem witzigen Haupte, und noch seltener auf einem charaktervollen. Der Hofnarr fand es zumeist bequemer, ein bloßer Höfling zu sein. Ein Hofnarr aber, der es ernst mit seinem Beruf ridendo castigare mores nahm, pflegte auf die Moral des Hofes einen bedeutsameren Einfluß auszuüben als der Oberhofprediger. — Heute, wo es keine Hofnarren mehr gibt, ist es den Fürsten noch schwerer gemacht, die ungeschminkte Wahrheit zu hören. Die höfische Umgebung der Monarchen hat selten ein Interesse daran, die Wahrheit unmittelbar an den Thron gelangen zu lassen, und ein regierender Fürst muß schon einen ungewöhnlichen Scharfblick haben, wenn er durch all den schmeichlerischen Dunst, der ihn umgibt, die Realität der Dinge zu erkennen vermag.

Gäbe es an dem Hofe des Kaisers von Deutschland eine dem früheren Hofnarrenthum ähnliche Stellung, gewissermaßen das Amt eines bei Hofe akkreditirten und mit allen Vorrechten eines Botschafters ausgerüsteten Repräsentanten der öffentlichen Meinung, so hätte es nicht geschehen können, daß die Krupp-Affäre einen so unglücklichen Verlauf genommen hätte, wie es zum großen Leidwesen aller

Digitized by Google

aufrichtigen Freunde der Monarchie thatsächlich geschehen ist. Die rednerische Kampagne des Kaisers gegen den sozialdemokratischen „Vorwärts" hat mit einer Niederlage geendet. Daß dieser Ausgang möglich war, daran tragen in allererster Linie diejenigen die Schuld, welche die Verpflichtung hatten, den Kaiser zu informiren. Man hegt aber in der Bevölkerung den Verdacht, daß gerade unter denjenigen, welche von dem Monarchen durch persönlichen Verkehr ausgezeichnet werden, Männer sich befinden, die es sich zur besonderen Aufgabe machen, den Kaiser gegen einzelne Teile der Bevölkerung, insbesondere gegen die Sozialdemokratie, aufzuhetzen. Diese Thätigkeit der Scharfmacher hat sich schon öfter als verhängnißvoll erwiesen. Die monarchische Institution könnte nur gewinnen, wenn diesen Leuten so rasch wie möglich das Handwerk gelegt würde.

Die Methode solcher Scharfmacher ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen. Einzelne unliebsame Vorgänge, Ausschreitungen und Verfehlungen einzelner werden verallgemeinert, ganzen Parteien an die Rockschöße gehängt. Dann sucht man den Fürsten zu veranlassen, in persönlichen Kundgebungen gegen die inkriminirte Partei vorzugehen. Und endlich sucht man, ihn zu Repressivmaßnahmen zu drängen. Um den Monarchen davon zu überzeugen, daß er alle „guten" Bürger auf seiner Seite habe, werden dann in jedem Scharfmacherfeldzug Loyalitätsadressen inizenirt. Genau nach diesem Muster ist auch in der Krupp Affäre prozedirt worden. Einige tausend Arbeiter haben sich an Loyalitätskundgebungen betheiligt. Man braucht nicht anzunehmen, daß alle diese Kundgebungen auf einer künstlichen Mache beruht haben. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß eine nicht geringe Zahl von Arbeitern es dabei ganz ehrlich gemeint haben und einfach ihrem inneren Drange gefolgt sind. Desungeachtet war es ein schwerer politischer Fehler, zu solchen Kundgebungen zu ermuntern, und eine unverzeihliche Dummheit, sie von wirthschaftlich Abhängigen erzwingen zu wollen.

Der Versuch hat sich auch rasch und bitter gerächt. Das Pronunciamento von mehr als tausend Arbeitern des Stettiner „Vulkan", in dem eine von denselben Arbeitern mitunterschriebene Ergebenheitsadresse an den Kaiser als eine Mache bezeichnet wird, die erfolgt sei zu dem Zwecke, „Se. Majestät den Kaiser über die wahre und ehrliche Gesinnung der Arbeiterschaft des „Vulkan" zu täuschen, bedeutet eine Bloßstellung der Loyalitäts-Faiseure, wie sie kaum jemals so drastisch dagewesen ist. Die protestirenden Arbeiter betonen, daß sie vielfach durch direkten und indirekten Zwang zur Unterschrift unter ein Ergebenheitstelegramm veranlaßt worden seien. Sie halten es jedoch, wie sie dann wörtlich hinzufügen, „mit ihrer Mannes- und Standesehre für unvereinbar, daß Se. Majestät der Kaiser über ihre wahre Gesinnung getäuscht werde", und erklären, „daß nur die Aussicht auf wirthschaftliche Schädigung seitens der meisterlichen Willkür, die die Arbeiter des „Vulkan" schon zu oft zu fühlen bekommen, sie veranlaßt hat, ihre Unterschriften unter die genannte Liste zu setzen". Die Protestversammlung hat diesen Beschluß dem Kaiser telegraphisch übermittelt. Es ist zu hoffen, daß das Telegramm dem Kaiser unverstümmelt vor die Augen gelangt.

Vielleicht geht der Monarch dann einmal dem Gedanken nach, was auch sonst in den öffentlichen Kundgebungen der Bevölkerung alles äußere Mache ist, und was einer aufrichtigen inneren Ueberzeugung entspricht. Wir haben in Preußen kein geheimes Wahlrecht. Die Stimmen müssen bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause offen abgegeben werden. Wie viele Tausende von Beamten und wirthschaftlich Abhängigen werden dadurch veranlaßt zu lügen, ihre politische Ueberzeugung zu verleugnen, eine Gesinnung zu bekennen, die sie nicht haben! Wäre es nicht an der Zeit, an die Stelle dieser fortgesetzten politischen Unredlichkeit einen Zustand treten zu lassen, der es auch abhängigen Wählern ermöglicht, ihrer inneren Ueberzeugung gemäß zu stimmen? Im Reiche haben wir das geheime Wahlrecht. Allerdings sind die Stützen von Thron und Altar eifrig bemüht, durch allerlei Wahlkniffe, insbesondere durch Differenzirung der Wahlzettel, das Wahlgeheimniß illusorisch zu machen, um damit auch unter der Herrschaft des Reichstagswahlrechts zu bewirken, daß nicht jeder Wähler riskirt, seiner Ueberzeugung ehrlichen Ausdruck zu geben. Der Reichstag hat mit großer Mehrheit bereits verschiedene Male einen Gesetzentwurf zur besseren Sicherung des Wahlgeheimnisses angenommen; aber leider haben die verbündeten Regierungen diesem Gesetzentwurf bisher ihre Zustimmung nicht gegeben. Der ungewöhnliche Schritt der „Vulkan"-Arbeiter sollte den verbündeten Regierungen auch die Erwägung nahebringen, ob nicht ein Staatsinteresse ersten Ranges es erfordert, daß die Bevölkerung bei jeder politischen Kundgebung ihre wirkliche Ueberzeugung zum Ausdruck bringt. In einer gesunden Monarchie sollte der oberste politische Grundsatz lauten: Der König darf von niemandem angelogen werden.

Theodor Barth.

Die auswärtige Politik im Jahre 1902.*)

Im abgelaufenen Jahre ist der Dreibundvertrag erneuert worden. Dieser Vorgang hat weder freudige noch hat er eine starke mißgünstige Erregung hervorgerufen. Die Erneuerung fand statt, und eine besondere Bedeutung wurde ihr auf keiner Seite beigemessen. Die Gründe hierfür sind zweifache.

Wäre der Dreibund nicht erneuert worden, so hätte man darin das Anzeichen tiefgreifender Veränderungen in den politischen Beziehungen Europas erblicken müssen. Die Verlängerung zeigt, daß die alten Bedürfnisse für Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien fortbestehen; es sind die alten Bedürfnisse; zu ihnen sind aber neue Anforderungen hinzugetreten.

Einmal war der Dreibundvertrag für Italien, für Oesterreich-Ungarn, für Deutschland die stärkste Gewähr ihrer staatlichen Sicherheit; auch heute ist er eine solche Gewähr, allein die Bedrohung dieser Reiche in ihrem Besitzstand hat nachgelassen, und andere politische Aufgaben, für deren Lösung der Dreibund nicht vorsorgt und nicht vorsorgen kann, sind in entscheidender Weise in den Vordergrund getreten.

Noch ein Umstand kam hinzu, um jeden lauten Jubel bei der Erneuerung des Bundes zu ersticken; die innere Entwicklung der Zustände in Oesterreich-Ungarn. Ungarn wäre noch heute im Stande, bei ernster Gelegenheit seinen Bundesgenossen das zu leisten, was erwartet werden muß; aber kann das Gleiche von Oesterreich erwartet werden?

Die Entwicklung in Oesterreich bleibt Jahr um Jahr die nämliche. Die Kraft des Staates reibt sich auf in den Kämpfen der Czechen mit den Deutschen; die Polen verfolgen ihre selbstsüchtige Politik fort; der Klerikalismus sucht Oesterreich den Bedürfnissen ultramontaner Politik, die von Rom und nicht von Wien aus diktirt wird, dienstbar zu machen, und die kleinen slavischen Volkssplitter und die Italiener der Habsburgischen Monarchie zerren ihrerseits mit schwächeren Händen an dem Gefüge des Staates. Das Oesterreich des heutigen Tages und das Oesterreich des Grafen Andrassy, mit dem Fürst Bismarck den weltgeschichtlichen Pakt abgeschlossen hat, sind in ihrem äußeren Bestande unverändert; in ihrem innern Wesen verhalten sie sich zu einander wie eine Armee mit straffer Disziplin zu einer Armee, die die besorgte Frage aufdrängt, bleibt ihre Disziplin auch bestehen, wenn in Tagen schwerster Bedrängniß

*) Vergleiche den Artikel über die innere Politik Deutschlands im Jahre 1902 in Nr. 14 der „Nation".

Digitized by Google

die Manneszucht die entscheidende Probe zu bestehen haben wird? Um so aufdringlicher regt sich diese Frage, da auch die Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn in gefährlicher Weise sich zu lockern schienen, und nur mit größter Noth konnte in zwölfter Stunde das alte staatsrechtliche Verhältniß zwischen beiden Theilen der Monarchie durch den Abschluß eines neuen Ausgleiches gerettet werden.

Die Veränderungen allein, die in dem inneren staatlichen Leben Oesterreichs Platz gegriffen haben, würden genügen, der Erneuerung des Dreibundvertrages jenen Werth zu mindern, den er einmal gehabt hat.

Aber auch die Ansprüche, die von den Betheiligten an den Dreibund zu stellen sind, wurden geringere, und das ist das Allerentscheidendste.

Das mittelalterliche Deutschland war der centrale Staat der damaligen politischen Welt; daß Rom, die Centrale der geistigen Welt, außerhalb Deutschlands lag, war unser Verderben.

Bei dem Versuch Rom nebst Italien unauflöslich an Deutschland zu schweißen, wurden die germanischen Kräfte aufgerieben, und der Verfall des alten Reiches wurde damit herbeigeführt. Immerhin hat Deutschland Jahrhunderte hindurch aus seiner centralen Stellung heraus aggressive Vorstöße nach Norden und Süden, nach Osten und Westen gemacht. Dann mit der Schwächung der deutschen Centralmacht und dem Erstarken der Reiche, die Deutschlands Grenzen umgeben, trat die gerade entgegengesetzte Entwicklung ein. Der Druck von außen auf Deutschland wurde ein immer stärkerer, und nicht die germanischen Kräfte drängten über Deutschlands Grenzen hinaus, sondern die Kräfte der fremden Nationen drängten über Deutschlands Grenzen hinein. Das ist der Zustand, der nur durch vorübergehende politische Konstellationen unterbrochen, bis zum Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts konstant bestanden hat. Je schwächer Deutschland war, um so stärker der Druck, und diese Entwicklung erfuhr durch die Gründung des neuen Reiches im Jahre 1871 keine fundamentale Aenderung; sie wurde durch unsere erwiesene militärische Stärke zunächst nur zum Stillstand gebracht.

Als Fürst Bismarck den Dreibund schuf, waren es die Erfahrungen einer Jahrhunderte alten Vergangenheit, die ihn veranlaßten, Vorsorge zu treffen, damit von Deutschland Schicksalsschläge ferngehalten würden, wie sie seit dem Mittelalter und dem dreißigjährigen Kriege ständig über uns hereingebrochen waren. Fürst Bismarck sagte es selbst; ihn bedrückte le cauchemar des coalitions.

Die Möglichkeit jener Koalitionen, die sich gegen das Centrum Europas, gegen Deutschland richten, besteht auch heute; aber ihre Wahrscheinlichkeit ist geringer geworden; dies ist die wichtigste Ursache für die Verringerung der praktischen Bedeutung des Dreibundes, und die eingreifendste Aenderung der gesammten politischen Weltlage stellt sich zugleich in diesem Umschwung dar. Die politische Welt Bismarck's und die politische Welt des heutigen Tages beginnen grundverschieden zu werden.

Fürst Bismarck hat schon seinerseits mit genialem Scharfblick durch künstliche Mittel eine Wendung anzubahnen versucht, die heute das Schwergewicht der natürlichen Entwicklung in steigendem Grade herbeiführt. Der erste Kanzler des Deutschen Reiches wünschte die auf Deutschland drückenden Kräfte abzulenken, indem er sie in Aufgaben verstrickte, die an den Grenzen Europas oder außerhalb Europas liegen. Statt daß die Kräfte konzentrisch auf den Mittelpunkt Europas, auf Deutschland preßten, wurde ihnen eine exzentrische Richtung, eine Richtung auf die Peripherie zu geben versucht.

Die orientalische Frage bot Beschäftigung für Rußland und Oesterreich-Ungarn; Frankreich wurde in Nordafrika in seinem Gegensatz zu England und Italien festgehalten, und es engagirte sich in Hinterindien.

Bis zu welchem Grade Fürst Bismarck unserer deutschen Kolonialpolitik eine fachliche, wirthschaftspolitische Bedeutung beigelegt hat, ist noch heute fraglich; aber auch unsere Kolonialpolitik war ihm augenscheinlich ein diplomatisches Mittel, die kolonialen, die überseeischen Fragen für alle Völker in den Vordergrund zu rücken, und in je höherem Grade diese außereuropäischen Fragen und diese nur den Rand Europas berührenden Fragen die Deutschland umlagernden Völker in Anspruch nahmen, um so geringer wurde die Gefahr eines konzentrischen Angriffes jener Völker auf das Deutsche Reich im Herzen Europas.

Was die politische Fingerfertigkeit Bismarck's absichtsvoll arrangirte, das ergibt sich heute mit Naturnothwendigkeit. Durch Dampfschiffe und Eisenbahnen, durch Kanäle und Elektrizität und in ihrem Gefolge durch reale politische und wirthschaftliche Aufgaben werden Frankreich und Rußland, Oesterreich-Ungarn und Italien auf Ziele hingelenkt, wie sie seit einem Jahrhundert nur England so nachdrücklich verfolgt hat.

England kam damit in Rivalität zu einer Anzahl Mächte, und um so viel exponirter wurde seine Stellung, je weniger exponirt die Stellung Deutschlands geworden ist.

Die koloniale Größe Englands baute sich auf der Unfähigkeit der europäischen Staaten auf, zugleich kolonialen Aufgaben und europäischen Verwicklungen gewachsen zu bleiben; eine wachsende Bedrängniß Englands muß sich ergeben, je mehr die Wahrscheinlichkeit europäischer Verwicklungen in den Hintergrund tritt, und je wichtiger für jedes Land der Wettbewerb mit England außerhalb Europas wird.

Es mag sein, daß den nationalen Leidenschaften, dem Chauvinismus der uns umgebenden Völker noch häufiger eine Richtung gegen Deutschland gegeben werden kann; auch das ist eine Gefahr; aber die realen Interessen weisen die uns einschließenden Nationen auf einen ganz anderen Zielpunkt als Deutschland, auf Aufgaben, bei deren Verfolgung wir zunächst und für geraume Zeit den Zuschauer spielen können. Und die realen Interessen sind es schließlich, die bleibend die politische Entwicklung bestimmen.

Auch das letzte Jahr liefert den Beleg für diese Auffassung.

Keine europäische Frage in engerem Sinn tauchte auf, sondern nur internationale Fragen, die sich nicht um das unmittelbare Verhältniß der großen europäischen Staaten zu einander drehen, sondern um Fragen, die entstanden sind in den Grenzgebieten europäischer Kultur oder in Gebieten, die ganz außerhalb des europäischen Kulturbereiches liegen, und die freilich alsdann wiederum ihre Rückwirkung auf das europäische Europa ausüben. Bei allen diesen Entwicklungen ist Deutschland am wenigsten von allen Großmächten betheiligt; sie berühren auch uns durch unsere Handelsinteressen, aber sie berühren uns nicht so stark wie die anderen europäischen großen Reiche.

In Ostasien fühlte sich England durch das Vorgehen Rußlands so gefährdet, daß es mit Japan ein Bündniß zum Schutze der bestehenden Zustände abschloß. Rußland regelte mit China nach Gutdünken die Mandschureifrage; es wird je nach Bedürfniß und Anlaß den abgeschlossenen Vertrag so auslegen, wie ihm beliebt, und überdies verständigte sich Rußland mit Frankreich über Maßregeln, die gegenüber dem englisch-japanischen Vertrag zu ergreifen seien. Von dieser Verständigung wurde die Welt durch eine Note benachrichtigt, deren Bedeutung man in England würdigen wird. Deutschland konnte abwartend bei Seite stehen.

Im europäischen Orient gährt es seit Jahren. Bulgaren, Serben, Griechen haben immer von neuem versucht, eine Lösung der Fragen, die sie interessiren, zu erzwingen. Jetzt sind es die Bulgaren und die bulgarischen Makedonier, die wiederum die orientalische Frage zu entzünden drohen. Der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der österreichische Minister der auswärtigen Angelegenheiten haben gemeinsam berathen, was zur Abwendung ernster Gefahren zu thun sei. Wenn der Schnee schmilzt und die Gebirge für den Guerillakrieg zugänglich werden, wird sich zeigen, welchen Werth jene Berathungen gehabt haben. Auch hier kann Deutschland abwartend sich im Hintergrund halten.

In Marokko ist die Herrschaft des regirenden Sultans stark durch Aufrührer gefährdet; es scheint, daß französische Intriguen bei diesem Aufstand gegen den Sultan, der unter englischem Einfluß stand, betheiligt sind. Französische, englische, spanische Interessen werden auf das Empfindlichste durch die Entwicklung der marokkanischen Verhältnisse berührt und gleichfalls für Italien hat jede Verschiebung der Machtverhältnisse an der Nordküste Afrikas eine sehr große Bedeutung. Und wiederum kann Deutschland sich zurückhalten, und die Ereignisse sich zunächst entwickeln lassen.

Die Kräfte Rußlands, Frankreichs, Italiens, Oesterreichs und Englands sind mit Aufgaben beschäftigt, die uns weniger stark interessiren, und Deutschland kann somit freier aufathmen.

Dieser weniger beengten Lage entspricht es denn auch, daß, wenngleich der Dreibund das Fundament unserer Politik geblieben ist, wir doch auch gute Beziehungen nach anderer Richtung, insbesondere zu Rußland und Englaub zugleich zu pflegen suchen.

Ein Besuch des deutschen Kaisers in Rußlanb — aber auch Loubet war in Rußland — nnb ein Besuch des Kaisers in Englanb sind bes ein Zeugniß; dazu kam der Besuch des Königs von Italien in Berlin und, ein gleichfalls erfreuliches Symptom, ein Besuch des bänischen Kranprinzen bei uns. Hierher gehört auch die Fahrt des Prinzen Heinrich in die Vereinigten Staaten. Solche Fürstenbesuche änbern zwar nicht das politische Wetter, aber sie sind ein Barometer für das vorhandene palitische Wetter.

Den neuerlichen Zwischenfall, der sich mit Venezuela ergeben hat, kann man als Zwischenfall behandeln, ber bedeutungslas ist, wenn es uns gelingt, die begreiflichen Empfindlichkeiten der Vereinigten Staaten zu schonen.

Man kann von Deutschland sagen, daß es für bie politischen Möglichkeiten, die sich aus der Vergangenheit ergeben, gerüstet geblieben ist, durch den Dreibund; und gegenüber den politischen Möglichkeiten der Zukunft, im europäischen Orient, in Asien unb Afrika kann es zunächst Zurückhaltung üben; ob wir aber auch für diese Entwicklungen durch eine weitschauende Politik vorsorgen? — Dafür fehlen die Anzeichen.

Die großen politischen, internationalen Entwicklungen werden voraussichtlich von kleinen und barbarischen oder halbbarbarischen Nationen ausgehen; sie besitzen nach die naive Verwegenheit laszubrechen, und ihr Einsatz ist klein genug, um ihnen eine Politik ber Abenteuer zu gestatten. Ob sie Großmächte mitreißen, die vor der Riesenverantwortung maderner Riesenzusammenstäße kluger Weise bisher zurückschreckten, das bleibt die Frage der Zukunft. Und diese Frage hängt in erster Reihe van Rußland für ganz Asien und den europäischen Orient und von England gleichfalls für ganz Asien, für ganz Afrika und für den europäischen Orient in geringem Umfange, ab; in zweiter Linie steht alsdann Frankreich; seine asiatischen Interessen sind große, seine nordafrikanischen sehr große, seine türkisch-orientalischen noch immer erhebliche, wie die Italiens groß sind für Nordafrika und den türkischen Orient, und in bedeutendem Grade ist auch Oesterreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel betheiligt.

Sind Englanb und Rußland die stärksten Faktoren, so fragt es sich, welches Gewicht können sie in die Wagschale legen. Rußland tritt fast stets durch Frankreich verstärt auf; England hat für Ostasien eine Stütze an Japan, ab für das Mittelmeer auch heute noch eine zuverlässige Stütze an Italien, das ist zweifelhaft. Rußland ist finanziell schwach, England stark. England hat eine konzentrirte Valkskraft; Rußlaub hat im letzten Jahre schwere innere revolutionäre Zuckungen überstehen müssen. Englanb ist jetzt des unglücklichen Krieges in Südafrika durch einen enbgültigen Sieg ledig; aber ab dieser Sieg eine innere Stärkung des britischen Weltreiches bedeutet? In einem Punkte besteht jedenfalls eine entschiedene Ueberlegenheit Rußlands. Rußland kann tödtliche Streiche in Asien gegen England führen, unb England kann nirgends Rußland tödtlich verletzen.

Deutschland hat keine Veranlassung bei den sich zuspitzenden internationalen Gegensätzen vorzeitig Partei zu ergreifen, und es hat gewiß keine Veranlassung, schon jetzt zwischen Rußland und England zu optiren, wenngleich ein Theil der englischen Presse die Propagirung einer deutschfeindlichen Politik zum Prinzip erhaben hat. Die Gegensätze, die heute bestehen, können nach lange in Scheu vor der gewaltigen Verantwortung ernster Zusammenstöße durch vorsichtigen Ausgleich in ungefährliche Grenzen gebannt bleiben; wenn underechenbare eruptive Ereignisse nicht eintreten, so wird diese Hoffnung voraussichtlich zur Wirklichkeit werden.

Die Entwicklung der Weltverhältnisse hat den Druck, der Jahrhunderte lang auf Deutschland gelastet hat, allmählich um etwas erleichtert. Abwartend in Bezug auf die internationale Palitik, könnten wir ähnlich, wie die Vereinigten Staaten, uns vor allem um unsere wirthschaftliche Erstarkung bemühen. Und wirthschaftliche Erstarkung ist auch politische Erstarkung. Wie hätte Englanb den Burenkrieg glücklich beenden können ohne seine finanzielle Kraft! Unsere Weltpolitik könnte zunächst eine Welthandelspolitk sein; aber wir haben eine kluge Regierung, die die Gunst der Lage benutzen will, um durch eine engherzige Agrarpolitik den Ausbau einer deutschen Welthandelspolitik aufzuhalten unb zu verkümmern.

P. Nathan.

Parlamentsbriefe.

X.

Seit dem 13. Januar sind die parlamentarischen Mühlen wieder im Gange. Auch der preußische Landtag ist am 13. Januar in die letzte Session der gegenwärtigen Legislaturperiode eingetreten. Die Thronrebe, mit welcher er eröffnet wurde, ist ein Meisterwerk an Trockenheit und Inhaltlosigkeit.

Seitdem im Reich die Aussichten einer Fortführung der gesunden Caprivi'schen Handelspolitik geschwunden sind, haben sich auch in den Einzelstaaten die fetten Jahre in magere verwandelt. Der Güterverkehr geht zurück, und das bedeutet für Preußen mit seinem kolassalen Eisenbahninteresse große Einnahme-Ausfälle. Eine Regierung, die an etwas anderes dächte als an bloßes Fortwursteln, würde gerade jetzt darauf Bedacht nehmen, durch Ausbau der Verkehrsstraßen einer besseren Zukunft wirksam vorzuarbeiten. Aber die gegenwärtige preußische Regierung, die einst mit tausend Masten in See stach, um das große Kulturwerk des Mittellandkanals zu erkämpfen, hat die Kanalflagge nunmehr völlig eingezogen. In der neuesten Thronrede findet der Mittellandkanal nicht einmal mehr eine ehrenvolle Erwähnung, ja überhaupt keine Erwähnung. Und wie hatte sich der König von Preußen für dies Werk engagirt! Dabei versichert man uns alle Tage, daß regis voluntas suprema lex sei.

Der Reichstag hat nach den Ferien die zoll- und handelspalitischen Debatten, die var Weihnachten unter Donner und Blitz jäh zu Ende gingen, unter sanftem Redegerieſel wieder aufgenommen. Es handelt sich noch um einige Resolutionen, die dem Pfuschwerk des Zolltarifs mit auf den Weg gegeben werden sollen. Die Konservativen und die Centrumsagrarier haben es speziell darauf abgesehen, den verbündeten Regierungen den Abschluß verständiger Handelsverträge auch dadurch zu erschweren, daß sie die Meistbegünstigungsklausel beseitigt, oder deren Geltungsbereich wenigstens ganz erdeblich eingeschränkt wissen wollen. Die Regierung ist begreiflicherweise nicht sehr glücklich darüber, daß diejenigen Parteien, denen zu Liebe sie bereits so manchem zollpolitischen Unsinn zugestimmt hat, ihr jetzt auch von varnherein bas handelspalitische Konzept zu verderben

sich anschicken. Die Reichsregierung hat sicher keine Neigung zu Zollkriegen, speziell nicht zu einem Zollkriege mit den Vereinigten Staaten. Der Freiherr Heyl zu Herrnsheim und andere politische Scharfmacher suchen ihr aber auseinanderzusetzen, daß so ein frommer, frischer, fröhlicher Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten garnicht zu fürchten sei; was die kleine Schweiz vermöge, könnte das große Deutschland auch. Dieser Hinweis auf die Schweiz wird besonders beruhigend wirken für unsere bedeutende Rhederei, deren Schiffe im deutsch-amerikanischen Verkehr eine so gewaltige Rolle spielen. Noch wird der amerikanische Außenhandel nicht zum zehnten Theil von amerikanischen Schiffen bedient; aber wenn unsere handelspolitischen Chauvinisten erst noch mehr Einfluß auf die Regierung bekommen haben, so wird ja wohl auch in diesem Punkte Wandel geschaffen werden. Die Regierung hat in diesen Verhandlungen bereits einen Vorgeschmack davon erhalten, welchen Schwierigkeiten sie bei dem Abschluß neuer Handelsverträge gegenübersteht.

Die Hoffnungen, daß noch dem gegenwärtigen Reichstage dieser oder jener Handelsvertrag zur Genehmigung vorgelegt werde, sind denn auch bereits völlig geschwunden. Der Herr Reichskanzler gab noch am 13. Dezember der Meinung Ausdruck, daß sich der Abgeordnete Barth, der über den Abschluß neuer Handelsverträge sehr skeptisch denkt, rasch als schlechter Prophet erweisen werde, und der Abgeordnete Bassermann sagte unter der Hand es jedem, der es hören wollte, es sei nach den berühmten „besten Informationen" garnicht mehr zweifelhaft, daß bereits im Februar dem Reichstage ein Handelsvertrag mit Rußland zur Berathung vorgelegt werden würde. Heute jedoch blasen bereits die offiziösen Stimmen aus einer ganz anderen Tonart. „Auch beim besten Willen der Regierungen," so heißt es jetzt, „werde dem Reichstag in der letzten Sitzung seiner Legislaturperiode keine der neuen Abmachungen unterbreitet werden können." Dahingegen wird versichert, daß der „vorbereitende Schriftwechsel" theils schon begonnen habe, theils demnächst beginnen werde. Lieb Vaterland, kannst ruhig sein, der „vorbereitende Schriftwechsel" hat schon „theilweise begonnen".

Prateus.

Sagasta.

Nur wenige Wochen hat der frühere spanische Konseilpräsident seinen Sturz überlebt. Eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob Don Práxedes Mateo Sagasta trotz seinem hohen Alter — er war am 21. Juli 1827 zu Torrecilla de Cameros in der nordspanischen Provinz Logroño geboren — sich bis zuletzt an die Regierungsgewalt klammern würde. Läßt sich doch mancher Charakterzug des jetzt Hingeschiedenen aus dem Hange zur Macht erklären, der um so mehr bezeichnend ist, da Sagasta seine politische Laufbahn als Revolutionär begonnen hatte. Den Sinn stets auf das Praktische richtend, hatte er sich in seiner Jugend für das Studium der exakten Wissenschaften entschieden und trat nach einem ausgezeichnet bestandenen Examen in die Ingenieurschule, die Escuela de Ingenieros de Caminos, Canales y Puertos ein. Sogleich schloß er sich den Progressisten an, und als im Jahre 1843 seine Studiengenossen im Hinblick auf die revolutionäre Bewegung eine Ergebenheitsadresse an die Königin Isabella II. richteten, war Sagasta der einzige, der seine Unterschrift verweigerte.

Der Aufstand im Jahre 1854, hervorgerufen durch die Bestrebungen der Regierung, die Verfassung im absolutistisch-klerikalen Sinne umzugestalten, fand Sagasta in Zamora an der Spitze der revolutionären Junta. Diese Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, im alten Königreich Leon gelegen, wo Alfonso III. von Asturien im Jahre 900 seinen Sieg über den Feldherrn des Kalifen von Córdoba errungen, entsendete den jungen Ingenieur Sagasta in die konstituirenden Cortes, wo er sich sehr bald als glänzender, feuriger Redner erwies. Auch als Publizist bewährte er sich damals, indem er in die Redaktion des Blattes „La Iberia" eintrat. Als O'Donnell im Juli 1856 den Aufstand in Madrid unterdrückte und die Nationalgarde entwaffnete, war Sagasta Bataillonskommandant dieser Nationalgarde und sah sich genöthigt, nach Frankreich zu flüchten. Nach der Amnestie kehrte er zurück und war von neuem publizistisch thätig.

Am 3. Januar 1866 nahm er an der Schilderhebung Prims theil, und mit diesem flüchtete er nach Portugal, nachdem der Putsch mißglückt war, um sich später nach London und nach Frankreich zu begeben, wo er wiederum bei den Vorbereitungen eines neuen Aufstandes mitwirkte. Diesmal wurde er zum Tode verurtheilt, als er im Juni 1866 in Madrid, wohin er zurückgekehrt war, seine revolutionäre Gesinnung bethätigt hatte. Es gelang ihm jedoch nach Frankreich zu entfliehen. Die Gastfreundschaft, die er dort bis zum Jahre 1868 genoß, hat wohl in Verbindung mit seinem früheren Aufenthalte in diesem Lande wesentlich dazu beigetragen, daß er stets lebhafte Sympathien für den Nachbarstaat und dessen Bevölkerung empfand. Als viel später einmal einer seiner Landsleute die guten Eigenschaften der Franzosen rühmte, unterbrach ihn Sagasta mit den Worten: „Die Franzosen! Aber schließlich sind doch die Franzosen nur Spanier, die Geld haben." Diese weitgehende Interpretation der Zusammengehörigkeit der „lateinischen Schwesternationen" war zwar ein Scherz, der jedoch zugleich die tief wurzelnden Sympathien für Frankreich und die Verdrossenheit des spanischen Staatsmannes über die Finanzen seines Vaterlandes widerspiegelte.

Bis Sagasta seine Rolle als Staatsmann zu spielen berufen war, sollten nach seiner Flucht im Jahre 1866 nur noch wenige Jahre vergehen. Nach dem Sturze der Königin Isabella II. erhielt er unter der Regentschaft des Marschalls Serrano das Portefeuille des Ministers des Innern. Als eine unverfälschte cosa de España darf es jedenfalls gelten, daß der zuvor zum Tode verurtheilte Revolutionär nunmehr gerade an die Spitze dieses Ressorts gestellt wurde. Während der kurzen Regierungszeit des Königs Amadeo bewies Sagasta, daß er sich durchaus nicht zu den radikalen Grundsätzen Zorrilla's bekannte; vielmehr zeigte sich ein schroffer Gegensatz zwischen den beiden Führern. In mannigfachen leitenden Stellungen bekundete Sagasta seine Wandlungsfähigkeit. Ist er völlig überrascht worden, als Martinez Campos am 28. Dezember 1874 in Sagunt Alfonso XII. als König von Spanien ausrief? Damals stand er an der Spitze des Ministeriums, und gerade in diesen Tagen sind Enthüllungen gemacht worden, aus denen erhellt, daß Sagasta an den Berathungen hervorragender Politiker und Generale Theil nahm sowie den Kompromissen nicht fernblieb, die der Wiederherstellung des bourbonischen Königthums in Spanien vorangingen. Das dem konservativen Kabinett Silvela nahe stehende Organ, „La Epoca", schreibt denn auch im Zusammenhange mit diesen jüngsten Enthüllungen: „Die Annahme erscheint nicht mehr gewagt, daß Sagasta wie jene Generale und Politiker Anhänger der Restauration war, so sehr, daß er für angemessen erachtete, nachdem erst der Karlistenaufstand unterdrückt war, die Cortes einzuberufen, damit aus ihnen die traditionelle Monarchie siegreich hervorgehen könnte." Aus dem Gegensatze zu dem republikanischen Parteiführer Zorrilla ließe sich die Evolution des früheren Revolutionärs Sagasta zum überzeugten Monarchisten kaum ausschließlich erklären. Vielmehr muß der Seelenzustand dieses wandlungsfähigen Politikers ihn von Anfang an für seine spätere Laufbahn als Staatsmann disponirt haben.

Vor einigen Jahren besuchte ich unter der Führung des inzwischen nach Paris versetzten deutschen Konsuls in Madrid, von Jecklin, die deutsche Schule in der spanischen Hauptstadt. Diese Schule befindet sich in einem den Cortes

Digitized by Google

unmittelbar benachbarten Hause, in dem auch Sagasta seit Jahren wohnte. Dieser hatte dort zugleich Gelegenheit, das deutsche Turnwesen kennen zu lernen, da der Turnverein ebenfalls sein Quartier in dem Eckhause der carrera de San Jerónimo, in der Nachbarschaft des nur durch die calle de Florida Blanca getrennten Congresa de los diputados aufgeschlagen hatte. War es nun symbolisch für den spanischen Staatsmann, daß gegenüber sich das Denkmal des Dichters des Don Quijote erhebt? Am Sockel des Denkmals befinden sich zwei Reliefs, deren eines zeigt, wie Don Quijote auf seinem Rossinante und Sancho Panza auf seinem Esel von einer in der Luft schwebenden Frauengestalt geleitet werden. Mag nun diese Frauengestalt die Phantasie, mag sie die Allegorie der Narrheit darstellen — jedenfalls war Sagasta als Staatsmann nicht durch den Idealismus des Ritters von der traurigen Gestalt, sondern weit eher durch den praktischen Realismus des Sancho Panza beeinflußt. In voller Uebereinstimmung mit dieser Auffassung äußert sich auch der Pariser „Temps“: „Präxedes Mateo Sagasta war einer jener Typen, die dem Theater des gesunden Menschenverstandes theuer sind. Er war Ingenieur seinem Berufe und seinen Geistesanlagen gemäß, das heißt, er hatte einen mehr praktisch als ideal angelegten Geist, den er sich in der Berührung mit den Wissenschaften, und zwar den angewandten Wissenschaften gebildet hatte. Es heißt auch, daß die nicht unmittelbar zu verwerthenden Schätze der hohen klassischen Bildung ihm fremd waren. So war er ein Realist seiner ganzen Bestimmung nach. In jungen Jahren in die stürmische Politik von Isabella II., von Narvaez und O'Donnell eintretend, fand er den Uebergang aus den Cortes zum Aufstand nach der damals üblichen Formel ganz natürlich. Es war die Zeit, wo die gemäßigten Elemente, die der revolutionären Aktion am feindseligsten gegenüberstanden, vorausgesetzt, daß sie Unabhängigkeitssinn besaßen, sich genöthigt sahen, zu gewaltsamen Methoden ihre Zuflucht zu nehmen und die Emeute dem pronunciamiento sowie den Bürgerkrieg der militärischen Tyrannei entgegenzustellen.“

Diese Beurtheilung Sagasta's mag immerhin von der Schablone abweichen; die cosas de España verlangen jedoch ihren eigenen Maßstab. Deshalb wäre es auch verfehlt, Sagasta als einen wirklichen Liberalen zu bezeichnen. Vielmehr hat er seine Unfähigkeit zur Durchführung liberaler Reformen gerade während seiner letzten Regierungszeit deutlich bewiesen. Wird nun, um die Wirksamkeit Sagasta's in früherer Zeit in eine glanzvollere Beleuchtung zu rücken, auf die Einführung des allgemeinen Wahlrechts und der allgemeinen Wehrpflicht sowie auf die Reorganisation des verderbten spanischen Justizwesens exemplifizirt, so darf man sich durch Schlagworte nicht blenden lassen. Die Korruption, der Krebsschaden der spanischen Verwaltung, macht sich noch beim Richterpersonal geltend. Auch die allgemeine gleiche Wehrpflicht besteht in Spanien keineswegs, da das Stellvertretungssystem eingeführt ist, so daß auf Cuba und auf den Philippinen nicht das Volk in Waffen, wohl aber viele Tausende armer Burschen während des Aufstandes und des Krieges mit den Vereinigten Staaten von Amerika insbesondere den ungünstigen klimatischen Verhältnissen zum Opfer fielen. Was ferner das allgemeine Wahlrecht in Spanien zu bedeuten hat, das zeigt sich nach jedem Ministerwechsel bei den in Folge der Kammerauflösung stattfindenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer. Mit unfehlbarer Sicherheit wird dann eine starke Mehrheit für das neue Kabinett gewählt, ja die Regierung pflegt ganz genau festzusetzen, welche Führer der Opposition wieder in die Cortes eintreten sollen. Auch bei den bevorstehenden Neuwahlen für die Deputirtenkammer wird sich dieses Schauspiel darbieten, das nur als eine Ironie auf das allgemeine gleiche Wahlrecht bezeichnet werden darf.

Jeder Kenner der Verhältnisse spottet daher über die Anwendung der in anderen Ländern üblichen Parteibezeichnungen auf spanische Verhältnisse, und der republikanische Pariser „Temps“ bemerkt mit Recht: „Nichts wäre falscher als eine übermäßige Bedeutung der Parteietikette zuzuschreiben und sich einzubilden, daß unter dem sogenannten liberalen Ministerium Spanien viel mehr Freiheit genießt als unter einer sogenannten konservativen Regierung. Man hat nicht vergessen, daß auf der Halbinsel Sagasta und nicht Cánovas del Castillo es gewesen ist, der Konseilpräsident war, als die unglücklichen Bauern Andalusiens, die in einen Monstreprozeß verwickelt waren, in Masse zu Strafen, die schlimmer als der Tod waren, verurtheilt wurden, zu Strafen, die einige von ihnen heute noch verbüßen.“

Daß Sagasta, der, so lange Cánovas del Castillo noch lebte, abwechselnd mit diesem auch unter der Regentschaft der Königin Marie Christine als Konseilpräsident berufen wurde, nach dem unglücklichen Kriege gegen die Vereinigten Staaten den Verlust Cubas und der Philippinen den Cortes ankündigen mußte, darf ihm nicht zur Last gelegt werden. Dieser Verlust war unvermeidlich; es rächte sich eben das ganze System einer Bedrückung, die nur zu lange gewährt hatte. Daß jedoch Sagasta selbst unter günstigeren Verhältnissen für Spanien der Situation nicht gewachsen gewesen wäre, darüber stimmten alle Urtheilsfähigen überein. Als ich mich gerade im Kriegsjahre wieder nach Spanien begab, wies der deutsche Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, bei einer Unterhaltung unmittelbar vor meiner Abreise auf einen Ausspruch hin, der zwar nur als Scherzwort gemeint war, jedoch ernstere Bedeutung beanspruchen durfte. Vor der Neubildung des Kabinetts Sagasta sollten damals an einem Konseil acht Frauen und e i n Mann theilgenommen haben, und dieser einzige Mann war — die Königin-Regentin.

Mit Cánovas del Castillo verglichen, hatte Sagasta unzweifelhaft weit weniger Initiative. Erste Pflicht eines wirklichen Staatsmannes wäre es doch gewesen, nach der schweren Katastrophe, von der Spanien betroffen worden, eine Reformthätigkeit großen Stils zu entfalten. Insbesondere mußte es unumgänglich nothwendig erscheinen, den Staatshaushalt, vor allem das Kultusbudget herabzusetzen. Alles blieb beim Alten, und Sagasta erwies sich als ein entschiedener Gegner der Beseitigung einiger durchaus überflüssigen Diözesen mit ihrem kostspieligen Apparat von Bischof und canónigos. Ja, er erklärte sogar öffentlich, er wünschte dem Papste Leo XIII. ein so langes Leben, wie die spanische Regierung sich nicht bereit finden lassen würde, selbst die kleinste dieser Diözesen aufzuheben. Auch in der Frage der geistlichen Genossenschaften war Sagasta's Verhalten gegenüber der römischen Kurie durchaus schwach. Mag immerhin der Ansturm gegen die Klöster, mag die Volksbewegung, die sich an die Aufführung der „Electra“ von Pérez Galdós knüpfte, sich als Strohfeuer erwiesen haben, sicherlich hätte ein wirklich liberaler Staatsmann dem Vatikan gegenüber mehr Rückgrat besessen.

Wie verfehlt war andererseits der gegen die catalanische Sprache unternommene Feldzug! Wie die nordspanischen Provinzen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie die regste Wirksamkeit entfalten, sodaß Barcelona, die Hauptstadt Cataloniens, mit Recht als das spanische Manchester bezeichnet wurde, legen die baskischen Provinzen und Catalonien auch großen Werth auf die Erhaltung ihrer Eigenart, die insbesondere in der Sprache zum lebendigen Ausdruck gelangt. Einen Sturm der Entrüstung mußte es daher entfesseln, als der Unterrichtsminister im Kabinett Sagasta, Graf Romanones, die Ersetzung des Catalanischen durch die kastilianische Sprache in der Volksschule beim Religionsunterricht anordnete. Die Studenten der Universität Barcelona veröffentlichten einen geharnischten Protest, den sie in catalanischer, französischer und englischer Sprache abfaßten, indem sie das Kastilianische geflissentlich vermieden. Durch die Maßregeln der Regierung wurden Studentenunruhen hervorgerufen, bei denen der Rektor und die Professoren für die Studenten Partei ergriffen. Eine der ersten Anordnungen des Ministeriums Silvela war

Digitized by Google

denn auch die Wiedereinsetzung des Catalanischen in seine alten Rechte.

Sagasta veradsäumte zugleich, das traurige Loos der niederen Geistlichkeit gegenüber dem hohen Klerus und gegenüber den Klöstern zu verbessern. Ruht doch die Hauptlast der geistlichen Wirksamkeit auf diesen pobres párracas de aldea. Ebenso rührend, wie als document humain charakteristisch, ist der Brief, den ich gerade in diesen Tagen von einem dieser Pfarrer, Don Luis de Leeea y Escalzo erhielt, einem Freunde, den ich auf der jüngsten Pyrenäenfahrt nach Roncesvalles gewonnen hatte. Wäre Don Luis nicht der Sohn eines angesehenen Arztes in Madrid, so hätte er allerdings einen so verständigen Brief kaum schreiben können, in dem es heißt:

„Obgleich ich Spanier bin, liebe ich doch Deutschland sehr. Wenn ich auch die Sprache dieser Nation nicht gut sprechen kann, verstehe ich doch etwas von ihr. In meiner Bibliothek besitze ich einige Klassiker wie Klopstock, Goethe und Schillee, deren Werke ich mit größtem Vergnügen lese. Auch die Geschichte Deutschlands bereitet mir Vergnügen, und der gewissenhafte, ernste und unermüdliche Charakter dieses Volkes sagt mir zu. Deutschland befindet sich heute im goldenen Zeitalter: auch Spanien hatte ein solches in alter Zeit, heute haben wir Spanier aber das Unglück, dem Verfalle entgegenzugehen, den unsere Regierungen verschuldet haben, die sich kaum für das Wohl der Nation interessiren. Obgleich ich ein Pfarrer der römisch-katholischen Kirche bin, achte ich doch die religiösen Meinungen der andeeen, und ich weiß wohl, daß es in jedem Glauben Gute und Schlechte gibt. Uebedies stimmen wir alle vielfach in wesentlichen Dogmen überein oder doch in der Grundlage, wenn auch Mannigfaltigkeit hinsichtlich besonderer Einzelheiten bestehen mag."

Für mich war dieses Schreiben, aus dem ich nur einen Auszug mittheile, ein neuer Beweis für die längst gemachte Wahrnehmung, daß in Spanien das Aergerniß zumeist von oben kommt. Auch Sagasta vermochte nicht, aus der Volksseele alle dort ruhenden Kräfte zu schöpfen, die nicht etwa bei den Stiergefechten zum charakteristischen Ausdrucke gelangen. Man braucht nur an die Entfaltung der schönen Künste, insbesondere der Malerei, sowie an die Entwicklung von Handel und Industrie zu erinnern, um zu zeigen, daß es vor allem einer thatkräftigen Regierung bedarf, um einen Aufschwung im Innern herbeizuführen. Durch den Tod Sagasta's, der trotz aller Mängel niemals Patriotismus verleugnete und persönlich der Korruption unzugänglich war, möge insbesondere die liberale Partei Spaniens aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden und einen von Initiative beseelten Führer finden, der alle seine Bestrebungen auf die Durchführung einer ihr Ziel mit Entschiedenheit anstrebenden Reformpolitik richtet.

Siegfried Samosch.

Talmud und Hellenenthum.

II.

Ueber das weitere Ergehen Gliecnstein's läßt sich in wenigen Worten berichten. Er bleibt vier Jahre in München, gewinnt mehrere Auszeichnungen, die Akademie kauft eine Porträtbüste von ihm an, die Ausstellung von drei Porträtbüsten im Glaspalaste verschafft ihm einen Auftrag in Hamburg, der Sieg in der Konkurrenz um den Michael Beer-Preis, den er zweimal gewinnt, führt ihn zuerst auf acht Monate, dann zu dauerndem Aufenthalte nach Rom; dazwischen liegt ein kurzer Versuch, sich in Lodz heimisch zu machen, und seine Vermählung mit einer Schwester Hirszenberg's.

In die Münchener Zeit fallen zwei charakteristische Episoden. Als Gliecnstein das erste Mal den bedeutungsvollen Saal betritt, in dem er mit wirklichem Thon nach einem lebenden Menschen arbeiten soll, findet er einen Haufen junger Leute vor, die eifrig sind, sich einen guten Platz vor dem Modell zu sichern. Der schüchterne kleine Jude weiß sich nicht zu schicken und nimmt natürlich mit dem schlechtesten vorlieb. Der Lehrer, Professor Rümann, kommt zum Korrigiren, wirft einen Blick auf Gliecnstein's Arbeit, bleibt stehen und fragt: „Warum sitzen Sie denn hier?" — „Die andern Plätze waren schon genommen," sagt Gliecnstein. — „Kommen Sie einmal mit!" — Damit geht Rümann zu einem Schüler, der sich an seinem schönen Platze freut, macht ihn mit der dem Bajuvaren eigenen Zartheit verschwinden und setzt den kleinen Fremdling an seine Stelle. Von da ab war Rümann für Gliecnstein mehr als der große Lehrer, er war ihm ein intellekueller Erzieher und Wohlthäter. Später wurde das Verhältniß durch eine Kleinigkeit getrübt; das ist die zweite Episode, die bei aller Lächerlichkeit eine verhängnißvolle Seite hat. Gliecnstein steht in der Klasse, noch mit Mantel und Hut, neben einem Bekannten, der mit etwas nicht zurecht kommt, und grädt mit beiden Händen in seiner Arbeit herum. Plötzlich erscheint Rümann zur Korrektur. Gliecnstein, die Hände voll Thon, den Hut auf dem Kopfe, im Herzen eine dunkle Scheu, flüchtet in einen Winkel. Rümann sieht nach ihm hinüber, korrigirt; Gliecnstein steht, den Hut immer auf dem Kopf, weiß sich nicht zu helfen. Rümann sieht wieder hinüber, zieht den Hut und sagt: „Guten Tag, Herr Gliecnstein!" — Gliecnstein starrt ihn verständnißlos an. Nach einer Weile kommt ihm der Sinn der Pantomime, er geht zu dem Professor und entschuldigt sich, Rümann erwidert freundlich. Aber das Verhältniß wird nicht wieder wie früher.

Man muß immer bedenken, von wo Gliecnstein kam: von dem Talmud und der Armuth. Er hatte niemals eine Erziehung genossen, auch nur die einfache Volksschule besucht; seine ganze Erziehung besteht eben in Hebräisch lesen und Talmud studiren. Er kann weder ordentlich deutsch noch ordentlich polnisch, er kann überhaupt nicht sprechen, keinen Brief schreiben, sich nicht benehmen; was ist das für ein Unmensch!

Aber das Gehirn dieses Unmenschen wirft seltsame Blasen. Als Gliecnstein zwei Jahre in München ist, gewinnt er seine erste kleine Medaille mit einer Halbfigur: der Zweifler. Ein junger Mönch mit Kapuze steht, die Arme gekreuzt, ein Buch gegen die Brust pressend; das Gesicht hat einen sehr traurigen Ausdruck, die Augen graben sich in irgend etwas Fernes, Unerreichbares. Die Arbeit mußte auffallen, schon durch die Wahl des Gegenstandes. Natürlich konnte niemand errathen, daß dieser Mönch Gliecnstein selbst war, der vieles verloren hatte und nichts Rechtes an die leere Stelle zu setzen wußte. Vielleicht aber fiel damals schon in der Preisjury das bezeichnende Wort, das Kopf später aussprach, als er den Messiasentwurf kennen lernte: eine düstere Phantasie. Man ist eben nicht umsonst so viele Jahre Nacht für Nacht unter einer düster brennenden Lampe über einem großen Buche gesessen, zu zweien oder dreien flüsternd, grübelnd, gestikulirend; die Lampe wirft dreite Schatten, die Geister der Phantastik schweben durch das Zimmer. Andere mögen sich aus dem Talmud die Spitzfindigkeit holen, die junge Künstlerseele findet in ihm die geheimnißvolle Bedeutsamkeit des Wortes, den tiefen Sinn, der die Dinge erst offenbar macht. In einer Konkurrenz, die Gliecnstein gewinnt, ist das Thema: Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn. Im Hintergrunde des Reliefs, einer tüchtigen Arbeit, ist ein großes Boot angedeutet; vorne ruht der Schiffer, ein älterer, kraftvoller Mann, auf einen Stab gestützt, weil er Stab und Stütze der Familie ist, neben ihm auf der Erde sitzt die Frau säugend; indem sie auf der Erde sitzt, soll sie die fruchttragende Erde selbst bedeuten; ein etwas älterer Knabe reicht dem Vater einen Korb mit Früchten. Eine Phantasie naiv und grüdlerisch zugleich, genährt mit Symbolen; Symbolik, die sich nicht zu beschränken weiß, der Kopf, oder richtiger: das Herz hat mehr Symbole, als die Hand bilden kann. Denn mit dem Herzen wird gearbeitet. Dem „Bild-

Digitized by Google

hauer" wohnt die Form vor allem in der souveränen Hand; der Künstler ist oft viel weniger souverän, er hat eine innere Form zu verwirklichen.

Noch bemerkenswerther ward der Zug symbolischen Grübelns an einer reifen Arbeit, der Kaingruppe. Die Geschichte dieser Gruppe ist seltsam wie alles in diesem Leben. In einer Zeit, wo es Gliecnstein sehr schlecht ergeht, bringt Kopf ihm die wunderbare Mär, daß ein ungenannter Förderer ihm die Summe von zehntausend Lire zur Verfügung stellt, damit er an einer ersten großen Gruppe arbeite, und zwar ohne daß der Spender Besitzansprüche erhebt. Wem wäre wohl etwas Aehnliches begegnet? Die Großmuth hat freilich auch ihre Schattenseiten, denn so ist eine hervorragende Arbeit in Gyps stecken geblieben; aber auch als Gyps gelangt sie auf die Pariser Jubiläumsausstellung, wieder unter merkwürdigen Abenteuern und Intriguen, die erst das Eingreifen eines Mächtigen zu nichte macht; in Paris wird sie hübsch in einen Winkel versteckt, wo sie trotz Ueberlebensgröße hinter einem Walde gereckter und Fäuste schüttelnder Riesenleiber verschwindet; dort entdeckt sie die Preisjury und gibt ihr den zweiten Preis. Gliecnstein erfaßt den Brudermord in einem mystischen Ewigkeitssinne. Ueber einem Felsen ist der gemordete Abel hingesunken; diesen Felsen denkt sich der Bildner als den Opferstein, den Altar Gottes, um dessen Flamme der schreckliche Zwist entbrannte. Um die Flamme des Altars entbrennt der Menschenzwist, der Zwist der Brüder, um der Flamme Gottes willen erschlägt der Mensch den Menschen und wird ihn erschlagen, bis die Stunde der Erlösung kommt, wo Löwe und Lamm mit einander spielen. — Ueber den Altarstein ist Abel herabgesunken, ein lieblicher, schöner, herrlicher Jüngling, der Kopf hängt nach unten mit klagenden Lippen, er klagt um den Brudermord um der Flamme des Herrn willen, vor dem Altare des Herrn! Und Kain: er steht über den Bruder gebückt, erstarrt, erfroren, mit aufgerissenen Augen, und doch bewegt er mechanisch die Rechte, die eben gemordet, mit dieser Rechten hat er den Arm des Gemordeten ergriffen, ihn gehaben, er schüttelt ihn, wohl schwach, wohl nur mechanisch, und seine Augen stellen eine äußerst seltsame, verwunderte Frage, die Frage der griechischen Inschrift auf dem Sockel des Denkmales: *el θάνατος*? Die Inschrift läßt sich nicht ohne weiteres übersetzen; wir können nicht gut im Deutschen sagen: bist Du Tod? Der Sinn von Kain's Frage richtet sich nicht an Abel, sie richtet sich über ihn hinaus, an den Unheimlichen, der über Abel gekommen ist, ja daß er nicht mehr Abel ist, sondern ein anderer; Kain sagt: wer bist du, bist du das, von dem Gott gesagt hat, daß es unser Theil von nun ab sein wird? — Seltsame und schreckliche Frage eines Grüblers. La prima morte, der erste Tod nannte der berufene römische Kritiker Primo Levi mit einer sehr feinen, geistreichen Wendung die Arbeit, als er sie gelegentlich der Ausstellung des Orphens kennen lernte.

Etwa in dieselbe Zeit fällt das Relief „Muttertraum". Auf einem Lager ruht eine nackte, junge Frau im Mutterzustande und schläft. Wie um einen Rahmen gaukeln über ihr die Gegenstände ihres glücklichen Träumens, fröhliche, sich tummelnde Putten, pausbäckige Kinder. Aber ihr gegenüber, an der linken Rahmenseite lehnt über einer Ara eine verhüllte, düstere Frauengestalt und schaut unverwandt herüber, gleichsam der Malaechio des römischen Volksglaubens, der böse Blick des Neides, irgend eine unheimlich zerstörende Lebensmißgunst. Die Hand langt nach den Traumgestalten, gleich ward die Schläferin mit einem Schreckensrufe erwachen. Der Vorwurf ist von naiver Kühnheit, rein und nicht unästhetisch, auch gerade noch plastisch empfunden, aber doch absolut an der Grenze des Darstellbaren.

Wir kommen immer tiefer in die Gefahren des symbolisirenden Ideentreibens. Zuviel ist in den wenigen Jahren in der jungen Künstlerseele revolutionirt worden, zuviel abgethan und fortgeworfen, zuviel neu aufgeblüht. Man denke, daß der kleine Talmudschüler von gestern auf einmal eine Konkurrenz mit einem Narziß gewinnt, der naiv und heiter an der Quelle träumt; wer Narziß war, weiß er kaum, die Idee ist ihm angeflogen, so etwas fliegt in einer Akademie herum wie die Motten. Die Idee zum Arion, der ersten reifen und großen Arbeit seines Münchener Aufenthaltes, hat er sich aus einem Kinderlesebuch geholt, dort stand geschrieben: Arion war der Töne Meister, die Zither lebt in seiner Hand! — So wachsen denn Ideen aus allen Winkeln, wimmeln und drängen sich in dem jungen, grüblerischen Gehirn. Für das Warschauer Kunstausstellungsgebäude wird eine Konkurrenz ausgeschrieben. Gliecnstein entwirft ein Giebelfeld: Die Künste zur Natur drängend. Ursprünglich war wohl der Vorwurf: Die Künstler zum Ideale berufen; herbeigerufen durch den Hornruf einer blasenden Figur, drängen sie von beiden Winkelseiten nach der Mittelgruppe, vor einen eifrigen Dränger legt sich das Hinderniß in Gestalt eines Ungeheuers, eines Löwen; als Mittelgruppe versammeln sich die Musen um die Margenräthe, die ein geflügeltes Roß reitet. Dieses Mittelstück erschien dann danal und wurde vertieft zur Natur, aber zur Ewigkeit: immer von den Musen umgeben, sitzt eine wundervolle Männergestalt mit dem Emdleme des Rades. Natur und Ewigkeit widerstreben einander nicht in dieser Fassung, die Idee der Natur findet eben das Detail bes in sich gegründet ewig Ruhenden, den ewigen Kreislauf Beherrschenden. Gleichnaohl hat dieses Umblättern der Hauptidee in immer neue Einfälle und Bilder etwas Kunstauflösendes. Glücklicherweise wohnt in einer Künstlerseele neben dem auflösenden das sammelnde Prinzip; wir werden noch von ihm zu reden haben.

Die erste und auffälligste Erbschaft, die Henryk Gliecnstein von seiner Kindheit und aus dem Blute der Väter empfing, jenes Erdtheil, bas wir bas talmudische nennen wollen, hat ihm ein Geschenk bereitet, das seinen Namen vielleicht einmal unvergeßlich machen wird. „Sie sind nach klein, aber Sie werden wachsen," sagte Rümann, wenn der Schüler ihm klagte: dies kann ich nicht, und jenes mache ich falsch. Auch heute, da Gliecnstein eine Reihe Arbeiten vollendet hat, unter denen sich beinahe nur Eigenartiges und mehreres wahrhaft Hervorragende befindet, dürfen wir das vertrauensvolle Wort angesichts jenes Entwurfes zu einem Messias wiederholen, der lange Zeit Entwurf geblieben ist, weil der Künstler zu arm war, ihn auf eigene Kosten auszuführen, vielleicht auch, weil er davor zitterte, das Größte und ein wahrhaft Erhabenes, das er geträumt, und die Quintessenz seiner ganzen Jugend und unablässigen grüblerischen Geistesarbeit, seiner Sehnsucht und Gewissenskonflikte in den ihm vorschwebenden Riesenmaßen auszuführen. Zur Zeit liegt eine Bestellung auf den Messias vor, sie wird für einen edlen Mäcen ausgeführt, aber einstweilen nicht in dem geträumten Maßstabe, das muß der Zukunft und der Liberalität künstlerischen Idealismusses vorbehalten waerden. Jedem Werke wohnt seine Form inne; wird ihm ein anderes Maß gegeben, so wechselt es den Charakter. An dem Messias hat das ganze junge Leben des Künstlers vorbereitend gearbeitet. Das ganze Leben; fünfundzwanzig Jahre, es war ja sein erster römischer Entwurf! Aber fünfundzwanzig Jahre, von denen zwanzig so von geistiger Arbeit, Grübeln und Ringen mit dem Engel, der nicht segnen will, erfüllt waren, daß sie ein Leben von dreißig und vierzig aufwiegen. Dieser Entwurf, diese „düstere Phantasie", wie Kopf sagte, ist wie ein feierlicher Abschied von einem theuren Todten, das letzte, muthvolle und verschönende Zusammenfassen eines geliebten, entschwundenen Ideales. Der Jude, der so viele junge, starke Jugendjahre einem einzigen glühenden Wissensdrange, der Ergründung einer einzigen Weisheit geopfert, mag erkennen, daß diese Weisheit eine längst abgestorbene, daß das große Buch kein Buch des Lebens, sondern der gestorbenen Gedanken ist, daß alle seine Kämpfe und sein Gegrübel einem gar nicht mehr Existirenden gegolten haben; alle diese Erkenntniß wird ihn nicht hindern, die Leiche an die Brust zu pressen, seinen Odem in sie zu hauchen, sie zu wärmen mit seines Körpers Wärme, ob sie nicht dennoch wieder lebendig werde.

Es ist etwas Tragisches um ein Gemüth, das eine Hoffnung nicht nur nicht lassen, sondern sie für alle Hoffenden verewigen will, aus der Ueberzeugung, daß diese Hoffnung bestehen muß, daß sie die einzige und letzte Daseinsberechtigung eines ganzen Volkes ist, daß er, der Bildner, in sich den Beruf und den Zwang trägt, aus dieser Hoffnung ein alles überragendes Denkmal zu machen, eine erhabene Bestätigung dessen, was ein ganzes, verstreutes Volk empfindet, hochaufgerichtet, ein bedeutsamer Stein, als Merkstein hingesetzt, wie ein Stein der Hoffnung, oder richtiger ein Fels, ein Montblanc der Hoffnung, auf den sich alle Augen dieses durch die Welt verstreuten Volkes vereinigen. Der Glaube an die Ankunft des Messias, den der Grübler insgeheim, in heimlicher Wahrhaftigkeit vor neuen muß, muß dennoch wahr sein und fortbestehen, wozu gäbe es noch Juden, wenn sie nicht an die Wiederkunft eines glorreichen Judenthums glaubten. Nicht unbedingt an die Wiederkunft eines Reiches Israel; denn die grübelnden Talmudisten des Ostens halten sich an das Wort, und das Wort sagt, daß Löwe und Lamm versöhnt sein werden, wenn der Messias kommt, alsdann wird es kein Opferfeuer mehr geben, das den Neid und Brudermord heraufbeschwört, es wird nur ein Gott und ein Name sein, Juda wird die Welt und die Menschheit wird Israel sein, alle werden sich lieben und unter derselben Frommigkeit Brüder heißen. Diese Stunde muß kommen, sie wird kommen, sobald Gott es nur will. Und darum ist das Denkmal der Hoffnung, der Vereinigung für das verstreute Israel, zugleich eine pathetische, leidenschaftliche, fast drohende Anrufung an Gott: siehe hier den schlummernden Messias, siehe er schläft noch immer, also erwecke ihn! — Eigentlich müßte das Denkmal wie in einem Mausoleum im Felsen verschlossen sein, und wenn der Herr dereinst ruft, wird der Felsen gebären und dem Messias das leibliche Thor öffnen. Oder er müßte in den Felsen selbst gehauen werden, in einen Riesenberg, meinethalben so groß wie die Jungfrau! Etwas so Ungeheures träumt der Künstler; was die Maße nicht geben, muß die Bedeutung erwirken. Eine Ahnung von all diesem düsteren Träumen und phantastischen Wollen ruht über dem schlafenden Messias, der, matt wie das Judenthum, langbärtig sitzend im Schlummer übersinkt mit einer Gebärde und einem Ausdruck der Trauer und unsagbarer Würde. An seinem Arme schlummert der Schild, mit dem er Israel decken wird. Aber der Messias schlummert schon lange, und er schläft so tief wie einer, der niemals erwachen wird.

III.

Der Messiasentwurf gewann eine große Bedeutung für Gliecnstein's Schicksal, indem er die Aufmerksamkeit Joseis von Kopf auf ihn lenkte. Was Kopf für Gliecnstein gethan hat, ist schwer zu umschreiben. Bei dem Anblick des ebenso armen wie begabten jungen Künstlers dachte er wohl seiner eigenen schweren Jugend. Es gab eine Zeit, wo Gliecnstein mit seinem jungen Weibe und einem Neugeborenen saß und nicht mehr das Geld hatte, um sich Thon für die Arbeit zu kaufen. Damals kamen ihm Kopf und der hochherzige russische Mäcen Graf Str., den niemand übergehen kann, der von römischen Kunstverhältnissen berichtet, unermüdlich mit eigenen und vermittelten Bestellungen zu Hilfe. Im Grunde stand neben und hinter ihnen, ohne daß sie es merkten, ein Dritter, eine feine, vornehme Künstlerseele, nicht mit Glücksgütern gesegnet und darum um so bereiter, hilfreich zu sein; da er es vorgezogen, im Stillen zu handeln, soll sein Name ungenannt bleiben. Auch er war übrigens Christ; Juden haben, mit einer einzigen, allerdings großartigen Ausnahme, wenig für Gliecnstein gethan, Christen wurden seine Retter.

Die Armuth ist das zweite Erbtheil, das dem kleinen Henryk aus der Talmudstube in die Welt folgte; es war nicht zu überwinden wie die Weisheit des gemalten Wortes, es ist ihm vertraut und schreckhaft zur Seite geblieben. Aber es hat ihn, außer zu mehreren ausgezeichneten Kleinbronzen (Lautenspielerin, im Besitz des Grafen Str., außerdem noch vielfach angekauft, in Leipzig, Frankfurt a. M., Krakau: und Mutter und Kind, einer Anregung des früh verstorbenen, kunstverständigen Mäcen Fürsten Galtzin entsprungen: das Kind hat sich an der Mutter satt gesogen und schwätzelt vergnügt zu ihr hinüber, die Mutter sitzt mit aufgestütztem Haupte „mit leeren Brüsten und leeren Händen — das ist meine Mutter," sagt der Bildhauer) zu zwei Entwürfen veranlaßt, die den Pessimismus der ewigen Sorge mit eigener Sprache verkünden. Das eine ist die Gruppe Schicksal: ein schöner, zarter, wahrhaft halber Jüngling strebt eilends vorwärts, die Arme sind vorwärts gestreckt, der Kopf reckt sich vorwärts, alles an ihm rennt und strebt athemlos, aber er kommt nicht vom Flecke, vor ihm steht etwas, was er nicht sieht, ein Hinderniß, ein düsterer Mann steht mit aufgespreizten Beinen und setzt den Spaten in die Erde: du kommst nicht an mir vorbei, hier stehe ich, hier schaufle ich dein Grab. — Die andere Arbeit ist jüngst entstanden. In der ersten Gypsskizze liegt wieder ein zarter Jüngling mit mageren, jugendlichen Gliedern, die Arme matt und sterbend, wie zerbrochen, ein junges Gesicht mit klagend geöffnetem Munde. Ueber ihm hockt ein Ungeheuer, eben ist es gesprungen, jetzt hockt es und erdrückt, es hat einen mächtigen, hageren, hungrigen Raubthierleib mit vorstehendem Rückgrat und nervösen, beweglichen Flanken, vorne geht er durch ein Wunder der Natur in weibliche Brüste und ein Menschenhaupt über, beide gegen den Körper gestemmt, daß die Weichtheile der Brüste und der Hals verschwinden, nur der brutale, große Kopf herrscht, die Wulste über den Augen, fast wie Knochen, gegen die Stirne zu einem Dreieck zusammengepreßt in der düsteren, kalten Würgerthätigkeit des Erdrückens. Es ist wieder das Schicksal, das eine junge Hoffnung zermalmt.

Es wird dem Leser aufgefallen sein, wie häufig und stetig von jungen, idealen Männerkörpern die Rede ist. In der That scheint sich Gliecnstein nur für den jugendlichen männlichen Akt zu interessiren; Frauenkörper und kraftvolle Männer hat er wenige in der Nacktheit geschaffen. Und hier ist der Ort, des Merkwürdigsten in diesem an Merkwürdigem so reichen Leben zu gedenken. Ein jeder Künstler hat ein Persönlichstes in seinem Schöpferwesen, das ihn eigentlich zum Künstler, nämlich zu diesem und keinem andern Bildner macht. Wir dürfen es sein Schönheitsideal nennen, seinen schützenden Genius, das Positive seines Wesens, das das Gleichgewicht gegenüber den dekomponirenden Mächten des dämonischen Innenkämpfens bildet. Ist es nicht merkwürdig zu sagen, daß in diesem kleinen, armseligen Talmudschüler, diesem Zögling der dumpfigen Studirstube und des häuslichen Unfriedens, diesem über Häßlichkeit aufgewachsenen Judenknaben immer ein Schönheitsideal geschlummert oder in mystischem Halbschlummer gewirkt hat, das hellenischer Natur ist? Nur ein hellenisches Gemüth konnte den Arion und den älteren, tragischen Orpheusentwurf, diese stille, hoheitvolle Klage schaffen, die der edele Fürst Golzin gleich in der ersten Anlage abverlangte und gießen ließ, weil er fühlte, daß hier eine Schwinge vorübergerauscht war, die den Künstler nicht zum zweiten Mal streifen konnte. — Der Arion sitzt reitend auf einem mächtigen Delphine, ein schöner, jugendlicher Körper, fast noch ein Knabe, ein schönes Antlitz, über dem Munde liegt scheinbare Trauer, er singt eine traurige Melodie, sowie das Meer schwermüthige Melodien singt, aber der Knabe weiß nichts von Trauer, nur sein Gesang ist traurig, er weiß von nichts, er singt auf dem Delphine sitzend wie auf einer stürzenden Meereswoge, nicht anders als ihn die meerbefahrenden Griechen sich dachten: das singende Meer selbst, das Meer mit seinem ewigen, unendlichen Klagegesang.

Ueber dem weinenden Orpheus des ersten Entwurfs hat später die weiche, glühende, süß ermattende Sonne Roms geschienen und ihm eine so balde Gestalt gegeben, daß der Graf Str., dieser zum Renaissancemenschen gewordene Nordländer, neben der kleinen Ausführung in Marmor ein schönes italienisches Sonett niederlegte, sowie einmal Sonette an die Schöpfungen der großen Renaissancemeister geheftet

Digitized by Google

wurden. Orpheus sitzt auf einem Felsblock, das linke Bein ruht schlaff und tiefer, das rechte ist aufgestützt, über ihm in dem linken Arme liegt das Gesicht des Weinenden, sowie ein Kind sich weinend über einen Tisch drückt und die Wange in den Armen vergräbt; dieser Schmerz, dieser Ausdruck des Weinens ist nicht grausam, es ist so viel Jugend, fast Kindheit dabei, das Weinen erschüttert den Körper, aber es schüttelt ihn nicht, es fließt durch ihn wie eine Musik, es strömt durch die jungen, schwellenden, herrlichen Glieder herab in die Leier zu seinen Füßen und macht sie ertönen. Die große Ausführung in Erz befindet sich in der Galerie Mosse in Berlin.

Unter den Porträts sei die Büste der Frau B. M. erwähnt, die schöne Einlösung einer großen Dankesschuld, eine Arbeit, die mit verblüffender Sicherheit das schwierige Problem löst, den ewig wechselnden Ausdruck eines kapriziösen Gesichtchens wie im Fluge zu erhaschen; es ist drollig zu sehen, wie hier gleichzeitig zwei Seelen festgehalten scheinen: eine unschuldig gefallsüchtige und der unbewußte Ausdruck reiner und ehrenhafter Gutherzigkeit. Vorzüglich sind die Plakette, die Glicenstein geschaffen hat; zwei von ihnen seien besonders hervorgehoben: ein singender Knabenkopf, von vorne gesehen, wieder eine fast ekstatische Verklärung unschuldiger, unbewußter, im Gesange sich vergessender Natur, und eine Lieblingsarbeit Glicenstein's, Der Schatzgräber: ein Greis hat in der Erde gegraben und ist unversehens auf eine kleine Statuette, eine Victoria oder Psyche gestoßen, mit dem rechten Arme auf die Schaufel gelehnt, hebt er sie, noch vorgebeugt, mit der Linken wie im Schwunge zu aufmerksamer Betrachtung. Der eigentliche Titel heißt Risorgimento, Renaissance. Diese Arbeit ist Glicenstein besonders theuer, er ahnt wohl, daß in ihr der andere Pol seines Daseins bezeichnet ist. Völker können dahin sterben, sie können längst gestorben sein und doch noch, die Schatten ihres eigenen Wesens, umherwandeln; aber die Schönheit mag Jahrtausende in der Erde vergraben ruhen, dann findet sie ein Schatzgräber, hebt sie an das Licht, und siehe, sie ist herrlich wie am ersten Tag.

Rom. Ludwig Beer.

Neues von Gustav Freytag.

Das Haus Hirzel hält seine Helfer dauernd hoch. Vor wenigen Jahren gab Alfred Dove den damals in der „Nation" gewürdigten Briefwechsel zwischen Freytag und Treitschke heraus. 1901 erhielten wir Band I einer von Ernst Elster besorgten Nachlese zu Gustav Freytag's Aufsätzen: eine Sammlung von Kritiken und Feuilletons, dergleichen kaum einer unserer lebenden deutschen Publizisten aufzuweisen vermöchte. Zum 50. Geburtstag der Aufrichtung von Salomon Hirzel's selbständigem Leipziger Verlag — Neujahr 1853 — beschenkt nun die Firma den Kreis der Zugehörigen mit einem Festgeschenk, das nach altem Hausbrauch eine als „Handschrift für Freunde gedruckte" Seltenheit ist, ein augenladendes, herzstärkendes Buch: „Gustav Freytag an Salomon Hirzel und die Seinen. Mit einer Einleitung von Alfred Dove."

Papier, Lettern, Ledereindand, wie es dem Sinn und Wesen Freytag's und des alten Hirzel geziemt, prunklos, doch durch und durch gediegen. Die Bilderbeigaben sparsam, wohlgewählt, in der Ausführung untadelig, zeigen ein ganzes Verlegergeschlecht, das sich mit und für Gustav Freytag mühte: den Vater Salomon, den Sohn Heinrich, den Enkel Georg, drei Charakterköpfe, die Malern und Menschenkennern zu denken und zu rathen geben; überdies sehen wir noch die Heimstatt des Kaufherrn, das gastliche Leipziger Wohnhaus der Hirzel und die Werkstatt des Dichters, sein Landhaus in Siebleben, zur Zeit Karl August's fast prophetisch „Die goldene Schmiede" benannt.

Der Text: ein Bild aus der deutschen Vergangenheit in Gustav Freytag's Art, eine ganze Gesellschaftsschicht leibhaftig festgehalten in absichtslosen und deshalb doppelt beherzigenswerthen Zeugnissen eines glaubwürdigen Mannes. Endlich oder eigentlich erstlich die ebenbürtige Einrahmung dieses bedeutenden, scharfen und treuen Zeitgemäldes. Sie rührt von der berufensten, von Alfred Dove's, Meisterhand her.

In der vollen Unbefangenheit brieflicher, an einen unbedingt zuverlässigen Gewährsmann gerichteter Aeußerungen spricht sich Gustav Freytag über seine Pläne und Arbeiten, über Freund und Feind, über Kunst und Politik aus. In diesen niemals unbedacht, ebenso gewiß aber niemals im Gedanken an eine neugierige Nachwelt hingeschriebenen Episteln tritt den Kennern von Freytag's Lebensansicht und Lebensführung kein neuer Mann entgegen. Der große Gelehrte, der reine Charakter, der feine und feste Menschenrichter gibt sich aber nirgends offener, unmittelbarer, hörenswerther, als in diesen Plauder- und Geschäftsbriefen. In seinen für die „Grenzboten" und „Das Neue Reich" bestimmten gleichzeitigen Urtheilen über dieselben, in den Zwiegesprächen mit Hirzel behandelten „Bücher, Leute und Zustände" beugt oder verschleiert er bewußt nirgends die Wahrheit; ebensowenig in seinen 1886 nach Vollendung des 70. Lebensjahres — ursprünglich ebenfalls als „Abdruck für Freunde" — veröffentlichen „Erinnerungen". Allein unter vier Augen sagt er seine Meinung ausgiebiger und schonungsloser, als angesichts einer beständig wachsenden Hörerschaar, die für Gustav Freytag's öffentlich abgegebene Urtheile zuletzt das ganze gebildete Deutschland werden sollte. Und mehr als einmal trifft ein scharfes Witzwort, eine herbe Abfertigung in diesen tagebuchmäßigen Aufzeichnungen den Kernpunkt sicherer, jedenfalls deutlicher, als mancher weitläufige, wohlwollend mildernde, weise mäßigende Aufsatz. Wer etwa Freytag's Anzeigen der Litteraturgeschichte Julian Schmidt's aus den Jahren 1866 und 1867 mit seinen Bemerkungen in den Briefen an Hirzel aus dem August 1861 vergleicht, wird allerhand Ueberraschungen erleben.

„Unterdes ist das erste Heft von Schmidt's Neuer Litteraturgeschichte erschienen, mir dreifach interessant, weil es dieselbe Zeit behandelt, mit welcher ich mich herumgeschlagen habe. Nun kann ich meine flüchtige Arbeit durchaus nicht neben seine eingehende stellen, aber aus dem Wenigen, was ich bis jetzt von seinem Buche habe lesen können, sehe ich doch, daß die Verstimmung in ihm fortschreitet. Es sind wieder brillante Stellen darin, aber so vieles Flüchtige und Salopp, daß das Buch doch einen trüben Eindruck zu machen droht. Das nur unter uns. Ich selbst bin dadurch und durch anderes tief verstimmt . . . Es ist doch eine traurige Erfahrung, die ich mache, daß zwei Bechältnisse zu anderen Menschen, die ich gewissermaßen mit meinem Leben verbunden, mir so wenig Probe halten. Wie mit Schmidt auf der einen, geht es mir mit dem Herzog" — Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha — „auf der anderen Seite. Ueber ihn kann ich nicht schreiben, was ich empfinde. Nicht vorzugsweise wegen der Schmidt-Weißenfels-Broschüre. Und diese Erwägungen sind mir jetzt sehr nahe gelegt worden, denn Ewald" — der Bibliothekar — „ist abgegangen, mir ist wieder durch Sammer im Auftrag des Herzogs die Stelle oder eine ähnliche angeboten worden, ich habe sie ablehnen müssen. Die Gründe sind außer den Ihnen bekannten, daß ich jetzt vermeiden will, sein Diener zu werden. Und doch, wenn ich älter werde, als ich annehme? Es waren mir 12—1500 geboten und Aeußerliches, was das Leben hier am Orte unvermeidlich gemacht hätte. Es wäre eine Pensionsstellung für alte Tage gewesen. Ich fühle kein Bedauern, daß ich nicht annehmen konnte, denn alles in mir schrie dagegen; aber es stimmt ernst, daß ich mein Schifflein immer zwischen Wind und Wellen zu steuern habe, denn das war immerhin die einzige annehmbare Position, die ich für mich in Deutschland weiß. Und noch ernster ist der egoistische Gedanke, daß ich auch vor der Welt bis zu einem gewissen Grade mit der Schwäche und den kleinen Bitten meiner Grenzbotenleute wie hiesiger Regierungskunst identifizirt werde. Wenn das Freund Gustkau thut, so ist das noch gleichgiltig, aber Bessere mögen leicht ebenso denken."

Rascher und schroffer als bei so alten, geraume Zeit jenem Herzen nahestehenden Bekannten, gibt er bei gelegentlichen neuen Begegnungen dem Unmuth oder gründlicher

Abneigung Ausdruck. Die Zensuren, die er Theodor von Bernhardi's sich selbst nie vergessender Vielgeschäftigkeit, Michael Bernays' „Kohl" — der Einleitung zum „jungen Goethe" — und Wilhelm Scherer's Würdigung von Jugo und Ingradan ertheilt, werden eine Weile von sich reden machen.

Derselbe Briefsteller, der so herzhaft schelten kann, weiß freilich tröstlicherweise auch anmuthig und neidlos anzuerkennen. 1857 schreibt er:

„Ich bin jetzt über Lektüre des Ekkehard von Scheffel, den ich für 16 Sgr. mir selbst gekauft habe. Dran ich begriffe wohl, daß er billig losgeschlagen wird, fürs große Publikum ist diese feine, alterthümliche und außerdem künstlerisch unfertige Arbeit nicht, wohl aber für unsereinen. So viel ich weiß, warm Sie dir Anregung, daß ich ihn lese, und ich habe nicht bald einem Buch so viel kleine Freuden zu danken gehabt. Es ist eine Unvollkommenheit in seinem Schaffen. Sein schönes, echt poetisches Lebendigmachen der Natur und alter Momente im Menschenleben vermag ich schon mit voller Würdigung nachzufühlen, da ist das Reizende zum großen Theil meisterhaft herausgetrieben, eine gute Erfindung im Detail und ein echtes Künstlergemüth kommen dazu. Aber, wie jugendlich keck er auch in der Einleitung gegen gewisse Grenzbotenansichten polemisirt, sein Buch ist selbst ein Beweis, daß, was Schmidt gesagt hat, zwar wir oft ungeschickt ausgesprochen ist, aber einen wahren Hintergrund hat. Ein wirkliches ganzes Kunstwerk mit seiner Komposition ist bei einem Gegenstand, bei welchem das Stoffliche und Episodische vorzugsweise reizt, sehr schwer; es gehört nicht nur das Genie, auch die günstige Lakalität Walter Scott's dazu einen wirklichen Roman aus den Bildern zu machen. Es wird eine saubere, vielleicht schöne Gemenaterei, welche für das poetische Talent selbst nicht ohne Bedenken ist. Das soll nicht hindern, daß wir uns des Guten freuen. Der Scheffel scheint mir nicht unwerth, Sie als Verleger zu erhalten."

Hirzel hörte diesmal, wie fast immer wieder, auf den selbstlosen Rath Freytags. Weshalb Scheffel — dessen erster Ekkehard-Verleger, Meidinger, trotz oder wegen der Wohlfeilheit der Ur-Ausgabe auf keinen grünen Zweig kam — dazumal gleichwohl nicht in Hirzel's Verlag übersiedelte, sondern sich jahrzehntelang mit einem Berliner Geschäftsmann herumärgern und vor Gericht herumschlagen mußte, bis er zu dem Süddeutschen Bonz kam, erfahren wir einstweilen nicht.

„Einstweilen" sagen wir, weil wir es für ausgeschlossen halten, daß diese vorläufig nur als „Handschrift für Freunde" gedruckte Brief-Sammlung nicht früher oder später aller Welt zugänglich wird. Und weil dann, oder wenigstens in einer kaum ausbleibenden zweiten Ausgabe, neben der Oderitimme Freytags auch die Gegen-Stimme Salomon Hirzel's vernehmlich werden sollte. Bescheiden und überbescheiden hat der Verlag in seiner Festgabe vorerst selbst seinen Begründer nicht zu Wort kommen lassen. Allem der Mann, dem die Universität Leipzig wegen seiner Verdienste um die Goethe-Forschung den Doktorhut verliehen, derselbe Hirzel, dem Freytag als sachkundigem Helfer die Bilder aus der Deutschen Vergangenheit zugeeignet und dem Alfred Dove in der Allgemeinen Deutschen Biographie ein dauerndes Ehrenmal aufgerichtet hat, sollte, wie im Leben, so auch in der Nachwelt mit Gustav Freytag rege, folgenreiche Reden wechseln. Wer ihn einen königlichen Kaufmann nennen wollte, würde, weniger gegen die Wahrheit, als gegen die Gesinnungen der beiden Freunde verstoßen, denen aller Pomp, insbesondere aller Wort-Prunk verhaßt war. Der schlichte Satz, in dem Freytag am Ausgang seines Lebens seine Aufgabe umschrieb, erschöpft allerdings auch Hirzel's Ansichten und Absichten: Die beiden wollten jeder auf seine Weise, jeder in seinem Kreise „bürgerliches Wesen zu Ehren bringen". Und sie ließen es, wie ihre gesegnete Lebensarbeit bezeugt, nicht bloß beim Vorsatz bewenden.

Wien. A. Bettelheim.

Der Staatsstreich des 18. Brumaire.

Wir sind im Paris des niedergehenden Directoire, zu Ende Oktober oder Anfang November 1799. Der General Bonaparte ist vor kurzem ganz unerwartet aus Aegypten zurückgekehrt und wohnt wieder in dem kleinen Hôtel der ehemaligen rue Chantereine, die man vor zwei Jahren ihm zu Ehren rue des victoires getauft hat. Das Haus liegt zurück von der Straße, eine schmale Zufahrt führt in einen engen Ehrenhof, während sich nach hinten, vor der Rückfront, ein ziemlich geräumiger Garten ausdehnt. Vom Boudoir Josephinens sieht man jetzt auf kahle Aeste, auf das Weiß der Marmorvasen, das sich vom Rostbraun spärlicher Blätter abhebt. Drinnen ist alles von modischem Zuschnitt, antik heroisch und pariserisch in einemhin: der Fußboden mit Mosaik getäfelt; an den Wänden pompejanische Malereien, wo geflügelte Figurinen schweben; zierliche Säulen mit reicher Vergoldung, viel Mahagoni mit Bronze; Urnen und Dreifüße stehen umher; an den Sesseln, als Ornamente, Köcher, Pfeile und Bogen; die räumlichen Verhältnisse äußerst beschränkt. Dort auf dem Sopha eine Frau, deren lässige Grazie etwas ungemein Bestrickendes hat. Sie trägt das Kostüm der Zeit, welches Busen und Arme beinah völlig entblößt und die Formen des Körpers unter den fließend weichen Stoffen fast durchschimmern läßt. Ihre Züge beginnen zu altern, sie hat sich geschminkt, aber beim Glanz der Lichter erscheint sie noch immer begehrenswerth. Das ist Josephine, die Gemahlin des Generals Bonaparte. Sie hat einen der fünf Direktoren, Gohier, zu sich auf das antike Ruhebett gezogen und plaudert mit ihm über nichts und alles; er hat sich ganz offensichtlich in ihre Reize vergafft, und sie hält ihn mit ihren frivolen Künsten fest. So will es die Politik, ausnahmsweise einmal nicht das lose Herz dieser Frau. Josephine hat von ihrem Gatten den Auftrag, dieses Mitglied der Regierung zu immobilisiren. — Neben ihr taucht ab und zu eine überschlanke, unreife Mädchengestalt auf, ihre Tochter Hortense Beauharnais. Andere Frauen, locker von antiken Shawls umstreift, sitzen umher oder stützen sich auf, mit gewagten Posen, und alle von skulptureller Nacktheit. Die Männer dagegen stecken bis ans Kinn in hohen Musselinkravatten. Gelehrte, Schriftsteller und Litteraten begegnen sich hier mit Staatsbeamten und Militärs. Zwischen die lichten Stoffe und schönen Fleischtöne mischen sich grelle, goldgestickte Uniformen, verbrämte Dolmans von krassem Roth. Der Säbel und die Weiber theilen sich in die Herrschaft. Eine ganze Reihe berühmter Namen sind da, Lannes, Berthier, Murat, alle drei eben aus Aegypten zurückgekehrt, sonnenverbrannt, gedörrt, ausgetrocknet, halbwegs wie Afrikaner. Dort noch ein Herr mit gepuderten Haaren, feiner, als die anderen, der sich gleichgiltig hinfallen läßt und gelangweilt thut, ab und zu wirft er ein boshaft geistvolles Wort dazwischen — M. Talleyrand, der ehemalige und zukünftige Minister des Auswärtigen. — Doch den Mittelpunkt des ganzen Kreises bildet ein kleiner Mann mit hohlen Augen und eingefallenen Wangen, grünlich von Teint, mit flacher Brust und von schmächtiger Statur, die in dem langen, olivfarbenen Schooßrock nur noch winziger erscheint. So sieht Napoleon Bonaparte aus, der Sieger bei den Pyramiden, der Held von hundert Schlachten. Er lehnt sich mit dem Rücken an den Kamin, oder er geht zwischen den einzelnen Gruppen umher; und obschon er sich zwanglos gibt, liegt doch ein Gebieterisches in Wort und Blicken. „Simple comme quelqu'un qui peut prétendre à tout", hat eine geistreiche Frau von ihm gesagt. Sein Auge flammt mit durchdringendem Glanz, oder manchmal umschleiert es sich auch melancholisch, träumerisch, wie in tiefe Fernen gerichtet. Das Profil, Nase und Kinn in ihrer festen, reinen Linienführung, deuten auf eine unzähmbare Energie. Alles zeigt einen dominirenden Willen an, dem der Körper sich beinahe verjagt. Er spricht auf die einzelnen ein, er sucht sie alle in seine Kreise zu ziehen; er wiegelt den Haß auf, die Unzufriedenheit mit den bestehenden Ver-

Digitized by Google

hältnissen; kein Mittel ist ihm zu gering, weder die Zwischenträgerei noch der Klatsch. Und dann wieder findet er vernichtende Ausdrücke voller Entrüstung, Worte, denen man nichts zusetzen, von denen man nichts abnehmen kann. Dikta von steinernem Stil, knapp, wuchtig und schroff. So macht er Stimmung für seine Pläne; in dieser üppig eleganten Gesellschaft, im kleinen pompejanischen Salon der rue Chantereine, ist man eifrig am Werke, der Regierung des Directoire den Boden abzugraben.

Blättern wir weiter in dem Buche, dem wir diese Schilderungen entnehmen.*) Einige Wochen sind vergangen, es ist am Morgen des achtzehnten Brumaire. Heute wird der General Bonaparte im Bunde mit den Direktoren Sieyès und Ducos sich der Regierung und der Republik bemächtigen. Nur wenige wissen um den Termin, aber jedermann fühlt oder ahnt seit längerem, daß etwas wie Staatsstreich in der Luft liegt, daß ein Umschwung bevorsteht. Der General hat gestern Abend noch ruhig bei Combacérès im Justizministerium gespeist. Josephine hat um Mitternacht ein Billet an das Ehepaar Gohier geschrieben und beide für den Morgen auf acht Uhr zum Frühstück eingeladen; Eugen Beauharnais hat den Brief selbst ins Luxemburg gebracht, damit er ja an seine Adresse gelangt. Bonaparte hat sich für den Abend bei Gohier angesagt — alles das, um die Gegner in falsche Sicherheit zu wiegen. En fait de conspiration, tout est permis, hat Napoleon später gesagt. — Des Morgens gegen zwei Uhr erscheinen Adjutanten bei Moreau und Macdonald mit dem Befehle, sich in der Frühe beritten beim General Bonaparte einzustellen. Auch Lefebvre, der Gouverneur von Paris, wird beordert, desgleichen eine Anzahl anderer Offiziere; aber sie glauben sich noch alle einzeln berufen, in dienstlichem Auftrag. Um fünf Uhr läßt der General Sebastiani seine Dragoner aufsitzen, als eben eine Ordre des Kriegsministers kommt, die ihm befiehlt, sein Regiment in der Kaserne bereit zu halten. Sebastiani, ein Korse und seinem größeren Landsmann blindlings ergeben, beschleunigt, daß er den Befehl des Ministers erhalten hat, und kehrt sich im übrigen nicht daran. Er rückt aus und führt seine Leute durch die finstere Nacht über die Boulevards nach den westlichen Quartieren. Mit Ausnahme von zwei Offizieren, deren man völlig sicher ist, weiß noch niemand, wohin es geht. Die Soldaten glauben, daß sie zu einer Uebung ausziehen. — Währenddessen beginnt es sich in der rue Chantereine zu regen. Offiziere in feldmäßiger Ausrüstung erscheinen, einer nach dem andern, vor dem kleinen Hôtel. Generäle kommen zu Pferde oder im Wagen an. Zunächst verwundert sich jeder, sie viele Kameraden beisammen zu finden; dann begreift man, also heute ist der entscheidende Tag! Die Gruppen in dem kleinen Hofe schwellen an, sie werden erregter, sie bewegen sich tumultuarisch, die Sporen und Säbel klirren. Es ist etwas wie Aufruhrstimmung in diesen Haufen, die ungeduldig umherstehen. Drinnen in den Gemächern macht Berthier mit einigen Adjutanten die Honneurs. Bonaparte hat sich nach hinten in ein abgelegenes Zimmer zurückgezogen. Wenn die Thür aufgeht, sieht man ihn wohl einen Augenblick lang im Gespräche mit diesem oder jenem gewichtigen Besucher. Warum schlägt man nicht los? Auf was wartet man noch? So zu sagen auf die Erlaubniß, denn man will die Fiktion wahren, daß der General Bonaparte nur als Bevollmächtigter des Senates handelt aber, wie es damals heißt, des Rathes der Alten. Erst muß man diesem letzteren ein Votum abgepreßt haben, durch das die beiden gesetzgebenden Kammern „wegen revolutionärer Gefahr" nach St. Cloud verlegt werden und Bonaparte zum Oberbefehlshaber der Pariser Truppen ernannt wird. Da man der Majorität sicher ist, es überdies so eingerichtet hat, daß die Opposition gar nichts von der in aller Frühe improvisirten Sitzung erfährt, kann der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Und wirklich fährt endlich die Kutsche mit den amtlichen Persönlichkeiten vor, welche in aller Form die eben erfolgte Ernennung mittheilen. — Die Thüren gehen auf, die Menge im Hofe fluthet nach einwärts. Und plötzlich erscheint der General auf dem Perron der Treppe, in schlichter grüner Uniform, die sich über der Brust kreuzt, auf dem Kopfe den kleinen schwarzen Hut. In der Hand hält er die Urkunde, welche man ihm eben überbracht hat. „Die Republik ist in Gefahr," so erklärt er kurz, „es gilt, sie zu retten!" Das Wort und der Anblick des seltsam fesselnden Mannes erwecken stürmischen Enthusiasmus. Die Degen fahren aus der Scheide. Zurufe von allen Seiten. Und inmitten dieser höchsten Erregung steigt der künftige Cäsar zu Pferde, umgeben von seinem glänzenden Stab. Draußen schließen sich die Schwadronen Murat's an. Der Zug setzt sich in der Richtung auf die Champs Elysées in Bewegung. Längs des Weges beginnen sich Gruppen Neugieriger zu sammeln. Die Bürger treten vor ihre Thüren, man spricht, man tauscht die Eindrücke aus, und mit unverhohlener Genugthuung heißt es überall: le Directoire est à bas. Es herrscht nur ein Gefühl der Befreiung und der Erleichterung, denn diese Regierung war zu erdrückend gewesen, tyrannisch und ohnmächtig in einem. Auch die Hochfinanz scheint den Umschwung günstig aufzufassen: der Bankier Ouvrard, welcher den General vorbeireiten sieht, setzt sich an den Schreibtisch und stellt ihm unverzüglich größere Geldmittel zur Verfügung. — An den wichtigsten Punkten, auf dem Eintrachtsplatz, im Tuilerieneingang und bis zum Schloß hin sind Truppen aufgestaffelt. Bonaparte mit seiner Eskorte reitet hindurch. Aus der Menge bricht Beifall aus: „vive le libérateur!"; man begrüßt den genialen Soldaten, welcher Frankreich von einer schmachvollen Regierung erlöst. — Und während hier aller Blicke auf die kleine Gestalt gerichtet sind, die vor dem glänzenden Gefolge sich abhebt, fascinirend und etwas räthselhaft, reitet von einer der Brücken her der Mitverschworene, der Abbé Sieyès, ganz unbemerkt in die Tuilerien ein, begleitet nur von zwei Adjutanten. Man hatte ihm seine Garde unter der Hand abspenstig gemacht, ohne daß er es nur ahnte. So zeigte sich denn schon hier, wer von den Beiden, welche um die Herrschaft rangen, der Stärkere sei.

Im Luxemburg, in seiner Amtswohnung, war Barras gerade dabei, sich zu rasiren, als ein Adjutant erschien und ihm meldete, daß irgend etwas im Gange sein müsse. Den Minister des Auswärtigen empfing er halb angekleidet; und als zwei seiner Mitdirektoren, Moulins und Gohier, ihn sprechen wollten, hieß es, daß er augenblicklich im Bade sei. Er hoffte Zeit zu gewinnen und sich über die Köpfe seiner Kollegen mit Bonaparte einigen zu können. Aber es war schon dafür gesorgt, daß es anders ausging. Roederer, einer der Mitarbeiter am Staatsstreich, war ganz in der Frühe zu Talleyrand gekommen, und während dieser sich ankleidete, sich das Haar machte und die Kravatte band, hatte man für Barras ein kleines Konzept redigirt. Man setzte eine höchst würdige Erklärung auf, in der er seiner Befriedigung Ausdruck gab, die Regierung in sicheren Händen zu wissen und sich nunmehr ins Privatleben zurückziehen zu können. Man fand auch Mittel und Wege, ihn zur Unterschrift zu zwingen. — Zwei andere Direktoren, die nicht nachgeben wollten, wurden einfach, mit Wachen vor den Thüren, in ihren Staatsgemächern gefangen gehalten.

So waren die beiden übrig bleibenden Direktoren, Sieyès und Roger Ducos, zusammen mit Bonaparte für den Augenblick wenigstens die Herren der Lage. Schon etwa um zehn Uhr morgens konnte der Oberstkommandirende im Schlosse der Tuilerien vor den Alten seinen Eid leisten. Aber er hütete sich wohl, die vorgeschriebene Formel zu gebrauchen, welche ihn feierlich auf die Verfassung verpflichtete. Er schwor, wenn man so sagen kann, daneben, mit vielen Worten das Wesentliche vermeidend. Dann stieg er wieder mit seinem Gefolge in den Garten hinunter, wo Truppen aller Gattungen Aufstellung genommen hatten. Auf feurigem schwarzen Rosse einhersprengend, besichtigte er sie. Er redete sie an; aber da er vor der Masse immer ein unsicherer, schüchterner Redner war, begegnete es ihm wohl,

*) L'Avènement de Bonaparte, par Albert Vandal. Paris 1902. Plon.

daß ihm die Worte versagten. Dann fiel Berthier, der neben ihm ritt, mit dröhnender Stimme ein und brachte den Satz zu Ende. — Es war ein sonneglänzender Herbstmorgen, die Waffen und Helme blinkten im Licht. Und hinter den Gittern des Gartens standen die Pariser und sahen höchst vergnügt dem blendenden Schauspiele zu. Das hatte man noch nicht erlebt: eine Revolution, die „wie eine Parade" vor sich ging! Man war fröhlich und in gehobener Stimmung. Die Stadt zeigte etwas wie Festlaune.

Der Tag war entschieden, aber die Sache darum noch nicht gewonnen. Denn wie würde man morgen, in St. Cloud, die beiden Kammern dahin bringen können, sich selbst zu suspendiren, die Verfassung umzustoßen und ein provisorisches Konsulat einzusetzen? Bonaparte wollte, wenn es irgendwie anging, keine Gewalt gebrauchen. Der Schein der Legalität sollte gewahrt bleiben, damit diese Revolution von vornherein als ein Akt friedlicher Entwicklung sich darstellen könne. Die Zeit der Faktionen, welche nur an die brutale Macht appellirten, sollte geschlossen sein; und fürderhin wollte er alle Kräfte zusammenfassen, anstatt zu dulden, daß nun sie gegen einander verhetzte. Darum widerstrebte es ihm, den Tag zu „militarisiren". Aber wie er ohne extreme Maßnahmen zum Ziele kommen wollte, war schier nicht abzusehen. Man berieth lange Stunden und ging schließlich auseinander, ohne einen Plan verabredet zu haben. Man überließ sich, allzu sorglos, dem Ungefähren; und es war nur ein Glück, daß die Jakobiner der Gegenpartei in ihren Versammlungen ebenfalls zu keiner Entschließung gekommen waren. Die Sache stand vielleicht dem Zufall anheimgegeben, darüber täuschte man sich auch mancherorts gar nicht; ein gewisses Unbehagen griff unter den Urtheilsfähigsten um sich. Der Justizminister Cambacérès gebrauchte die Vorsicht, im Stillen eine Eventualregierung zu bilden, für den Fall, daß Bonaparte scheitern sollte. Der General selbst war ruhig. Er kehrte nach Hause zurück in die rue Chantereine und legte sich schlafen, die geladenen Pistolen neben sich.

Ranfohoff.

(Ein Schlußartikel folgt)

Theater.

Deutsches Theater: „Sonnwendtag". Drama in 5 Akten von Karl Schönherr.

Eine Scene in diesem „Sonnwendtag" bleibt nicht ohne Eindruck, es ist die letzte des Dramas: Der alten, frommen Bäuerin hat man den Sohn, an dem ihr ganzes Herz gehangen, den sie unter Entbehrungen aller Art in die Stadt aufs Gymnasium geschickt, damit er einmal Geistlicher werde, erschlagen ins Haus gebracht; ihr anderer Sohn hat sich als Brudermörder den Gerichten gestellt. Da geht sie still hin, räumt die Heiligenspenden und die Blumen von dem Hausaltar, den ihr der liebe Junge einst zurecht gerichtet, und bläst die ewige Lampe vor dem Muttergottesbilde aus. Ganz stumm spielt diese Scene sich ab.

Es sei zunächst dahingestellt, ob man von künstlerischer Eigenart bei Karl Schönherr reden darf. Ward ihm eine eigene Note zu theil, so ist es diese: Wortkargheit. Beinahe wortlos vollziehen sich bei ihm die entscheidenden Kämpfe. Haben diese Menschen wichtige Entschließungen zu treffen, machen sie Wandlungen durch, so ist nicht viel Redens dabei.

Agitatoren — es wird nicht recht klar, welcher Partei sie angehören — sind in das Wallfahrtsdorf gekommen, die unzufriedenen Elemente der Bauerschaft um sich zu sammeln. Sie bestimmen den Sohn der Bäuerin, der eben noch gewillt war, der Mutter zu Liebe das geistliche Seminar zu besuchen, mit seiner wahren Ueberzeugung an den Tag zu treten und sich ihnen anzuschließen. Wahrhaftigkeit und Mutterliebe kämpfen in dem Burschen, aber seine Lippen verrathen davon wenig. Und der Sohn geht hin und theilt der Mutter mit, daß es ihm unmöglich sei, den Beruf, zu dem sie ihn bestimmt hat, zu ergreifen: ihr Schmerz bleibt stumm. Es ist auch nur ein kurzer Wortwechsel, in dessen Austrag der Bruder den Bruder erschlägt — und doch konnte man nicht ahnen, daß das Gefühl der Zurücksetzung in dem wortkargen Bauern zu heimlich glimmendem Haß geworden war. Dieser Wortkargheit hat es Schönherr zu danken, wenn sein Drama einen ungemein „echten" Eindruck hinterläßt. Die blanke Wirklichkeit ist Trumpf. Und wo der Mensch in seiner Qual verstummt, gab diesem Dichter ein Gott, ihn stumm zu lassen.

Es erübrigt sich, das Unkünstlerische dieser Eigenart zu erörtern. Diese stummen Menschen sprechen auch nicht zu Herzen, das ist alles. Und wie sollte man mit ihnen fühlen, da ihre Seelenkämpfe mimisch bleiben? Der Brudermord wird vollzogen, aber dir wird niemand erschlagen; einem Beliebigen, Fremden wird das Kainsmal auf die Stirn gedrückt. Je höher die Handlung fluthet, desto mehr ebbt die Antheilnahme ab; da ist keine Einheit von Mensch und Schicksal, die ergreifen könnte, es fehlt das zwingende Bewußtsein, daß dieser Eine diesem Schicksal verfallen muß. An Schönherr's Können hat man nur so lange Freude, als das eigentlich dramatische Geschehen noch nicht eingesetzt hat; so im ersten Akt, da er das Treiben in dem Wallfahrtsorte zuständlich zeichnet. Eine ganze Anzahl von Dorftypen treten auf und sind glücklich erfaßt, der Pfarrer, der Wirth, der Gemeindevorsteher, sie alle haben Physiognomie; aber wo das äußerlich charakteristische Gepräge in innerlich bedingtes Thun übergehen soll, da versiegt der Quell; diesen Silhouetten gebricht's an Seele. Es fehlt auch das innere Band zwischen den kühl beobachteten Gestalten und ihrem Schöpfer. Der schweigt sich aus.

Man sollte annehmen, daß ein so wortkarger Mann — wenn anders die Schweigsamkeit wirklich in seiner Natur, nicht in einer angelernten Theorie begründet wäre — allem äußerlich Handlungsmäßigen aus dem Wege gehen, ein stilles, alltägliches Geschehen schildern möchte. Bei Schönherr ist das nicht der Fall. Mit erregten Auftritten setzt sein Drama ein, die Handlung steigert sich bis zum Brudermorde. Aber ist diese Handlung wirklich organisch erwachsen?

Auf der Wiese des Bauern haben die Agitatoren und mit ihnen sein Bruder das Sonnwendfeuer angezündet. Die Gemeindeältesten sind in den Bauer gedrungen und haben ihn sehr gegen seinen Willen genöthigt, mit ihnen zu gehen; er soll das Zusammenkommen der Unzufriedenen auf seiner Wiese untersagen. Und nun tritt der Bruder dem Bruder entgegen. Dem einen ist das Treiben der Agitatoren gleichgiltig, der andere hat sein Herz bei der Mutter gelassen, ehe er trennungstraurig zu seinen Gesinnungsgenossen ging. Man sollte meinen, die beiden hätten Grund Verständigung zu suchen. Der jüngere zumal, da er weiß, daß die Gemeindeältesten seine Untreue an seinem Bruder heimsuchen wollen. Aber nein, er reizt den anderen, er wirft ihm Schimpfworte zu, derart, daß der Jähzorn in dem erwacht (man wußte nicht, daß er jähzornig war) und er ihn niederschlägt. Schon das scheint seltsam. Aber gleichviel! Der Todtschlag ist begangen, die Leiche des Sohnes ist der alten, frommen Mutter ins Haus getragen: das Erste, was sie thut, ist, mit ihrem Gotte abzurechnen. Die stumme Szene, von der ich sprach, stellt den anderen Höhepunkt der Handlung dar. Aber wird eine alte Bäuerin, deren Frömmigkeit ausgesprochenermaßen in Todesfurcht beruhte, ihrem Gott wirklich schlechthin den Abschied geben, wie ein besiegter König wohl seinen Götzen zerschlug? Daß sie an die Existenz ihres Gottes fürder nicht glaubt, ist unwahrscheinlich bei einem Weiblein, das von Zweifeln nie etwas gewußt. Wenn sie ihn aber glaubt, woher der Muth der allzeit Aengstlichen? So hält auch die eine Szene, die ich in sich eindrucksvoll nannte, der nachprüfenden Erwägung nicht Stand.

Digitized by Google

Man geht wohl nicht zu weit, wenn man behauptet, es bestehe kaum irgend ein Zusammenhang zwischen den Gestalten, die Schönherr zeichnet, und der Handlung, die von ihnen ausgehen soll. Diese Menschen würden wahrscheinlicherweise ganz anders handeln, dies Geschehen bedürfte ganz anderer Träger. Bei Schönherr kommt nichts von innen heraus, alles ist aufgepinselt. Nur den sorgfältigen Beobachter, den geschickten Theatraliker naturalistischer Observanz mag man an ihm schätzen. Im übrigen ist er uns ein Fremder geblieben.

Den Eindruck künstlerischer Individualität, den Schönherr vermissen ließ, vermittelte ein junger, bislang noch unbekannter Schauspieler in der Rolle des zum Priester Erzogenen; er heißt Kurt Stieler. Sein Spiel hatte etwas Zartes und Keusches. Er erschien ausdrucksfähig und gab sich schlicht. Die Aufführung des Deutschen Theaters führte auch in die Erinnerung zurück, daß Amalie Schönchen, die als Gast die alte, fromme Mutter spielte, eine feine und kluge Künstlerin ist.

Ernst Heilborn.

Mucki.

In der Amtsstube des Rathhäuschens saß der Gemeindediener Soidel und wartete sehnsüchtig auf das Kommen des Bürgermeisters Bendelbein. Er war unruhig und bewegt, denn heute hatten seine Schaufeln wieder einmal eine natürliche Arbeit gehabt, er hatte einen Schübling von der Bahn geholt und ins Loch gesteckt.

Seine Schaufeln waren seine Hände.

Als er sich seinerzeit um die freigewordene Gemeindedienerstelle bewarb und sich dem Gemeinderath vorstellte, bemerkte einer der Herren seine Hände, stand auf und sagte: „Wir sind gemacht, solche Hände können wir brauchen."

Soidel salutirte, aber die Hand verdeckte sein ganzes Gesicht, und er mußte zwei Finger spreizen, um die Herren zu sehen. Ein herzliches Gelächter, und Soidel ward Gemeindediener.

„Ach, wird sich das Bendelbeinchen wieder ärgern," dachte Soidel vergnügt und starrte auf die Thür. Wie getroffen von seinem Blick, öffnete sich die, und der Herr Bürgermeister betrat die Amtsstube. Mit herablassendem Nicken erwiderte er Soidel's Gruß, ging auf den Kleiderrechen zu und legte Hut und Stock ab.

Der Bürgermeister war ein kleines Herrchen, das gravitätisch einherschritt, und das Haupt hoch trug. Das einzig Große an ihm war eine fast dreieckige Nase, die wie ein Dächlein über seinem Mund saß.

Soidel räusperte sich.

„Herr Bürgermeister, den Mucki hat der Schub gebracht."

Herr Bendelbein bekam ein brennrothes Gesicht, drehte sich Soidel zu und schrie:

„Bring ihn zu mir, bring ihn augenblicklich zu mir."

Soidel verschwand, und Herr Bendelbein rannte mit zuckenden Händen auf und ab. Seinem Ehr- und Sittengefühl war mit dem Namen „Mucki" unterheizt, er dampfte förmlich.

Mucki saß auf dem einzigen Stuhl seines „Stübchens" und nagte an seinem rothen Schnurrbärtchen, ihm war gar nicht gut. Nichts ging ihm mehr gegen den Strich, als vor dem Herrn Bürgermeister, der zugleich sein Taufpathe war, erscheinen zu müssen. Herr Bendelbein war die einzige Person, die ihm nicht gleichgültig war. Deshalb schwor er sich jedesmal, so oft er unfreiwillig in seine Heimath rollte, dort seßhaft zu werden, gegen den Willen der Bewohner, die dann an ihm ihre Freude verloren hätten. Ja, er wußte genau, er war ihre Freude, er war etwas, das hie und da kommen mußte, um sie zu überzeugen, daß sie Gerechte wären. Ach Gott, als ihn Soidel das erste Mal von der Bahn geholt hatte und durch die Marktstraße führte, wie hatte er sich da geschämt! Damals mußte die Schande sein Herz verbrannt haben! Zu beiden Seiten Häuser und davor Menschen, er glaubte, die Straße sei sein Grab, und diese stummen, ohne Bewegung dastehenden Menschen des Grabes dunkle Wände. Aber das zweite Mal schon lachten sie und hatten ihre Freude.

Aus diesen Gedanken riß ihn Soidel heraus.

„Mucki, zum Herrn Bürgermeister!"

Mucki stand auf und stelzte hinter Soidel, gegen den er ein langer Strich war, zum ersten Stock hinauf. Sobald der Gemeindediener mit ihm Halt machte, kuckte er in den Knien zusammen, damit Herr Bendelbein nicht zu ihm aufschauen müsse.

Der Bürgermeister stellte sich knapp vor dem Langen hin, und seine Augen flogen eine Weile an der zerlumpten Gestalt auf und ab. Endlich regten sich seine Lippen.

„Lump, Erzlump, noch mehr Lump!"

Jedes Wort des Bürgermeisters wurde gleichsam ausgespuckt.

„Deine Schlechtigkeit wächst wie ein Bauch, und man wird Dich bald nur mehr am Galgen wägen können!"

„Aber Herr Göd!"

„Das Maul halt! Willst Du mir vielleicht wieder sagen, Du lügst, betrügst und stiehlst nicht? Kerl, was hast Du denn voraus? Du arbeitest nichts, oder doch nur ein paar Stunden bei einem Bauer, als Schreiber oder Hansknecht, damit Du auf Schnaps hast! Treibst Dich in allen Buden und auf den Landstraßen herum, bis man Dich wieder aufgreift. Was hast Du denn voraus?"

Mucki zuckte mit den Schultern, aber sein Gesicht blieb unbeweglich

„Du bist der böse Geist und die Plage der Gemeinde! Was soll man mit Dir machen, der Du kein Glühwürmchen groß Scham hast? Dein Vater, ich und Madame Göller müssen am Wege zur Taufe Deine Seele verloren haben. Wie oft habe ich Dir in die Rechte Kleidung gegeben, und Du hast sie mit der Linken zur Thür hinausgereicht und für das Geld Schnaps getrunken!".

„Es ist wahr, Herr Göd."

„Und mit allen möglichen Beschäftigungen habe ich versucht, Dir gerecht zu werden, aber Du bist ein Mist! Pfui Teufel! Dein Vater wird sich im Grab umdrehen."

„Recht haben Sie, Herr Göd."

Mucki's kleine, blaßblaue Augen standen im Wasser, als wären sie am Ertrinken. Der Bürgermeister machte ein paar Schritte von ihm weg, strich sich über den Bart und sagte:

„Jetzt geh' zu meiner Wirthschafterin," — bei diesen Worten färbte sich Herrn Bendelbein's Stirne roth — „und bitte sie, sie möge Dich von meiner Garderobe anziehn. Kost und Arbeit bekommst Du, aber keinen Kreuzer in die Hand. Und ohne Erlaubniß wirst Du nicht eine Handbewegung machen, gehalten wirst Du wie ein Kettenhund."

Mucki war so gerührt, daß er sich ganz vergaß und dem Bürgermeister die Hand hinreichte. Aber des Bürgermeisters Hand flog in sein Gesicht, und noch bevor er recht wußte, was ihm geschehen war, wurde er von Soidel aufgeschaufelt und am Gang niedergestellt.

„Was unterstehst Du Dich, dem Herrn Bürgermeister die Hand zu reichen? Gott behüte mich, ich sage mich," murmelte Soidel und streckte sich in die Höhe, „vor einem solchen Gedanken. Und Du?" Ein schrecklicher Blick traf Mucki. „Komm' und bitte den Hausknecht, daß er Dir die Haare schneidet und die Borsten nimmt, Du Schmutzwaschel."

Mucki ging wieder hinter Soidel her. Er strich sich ein paar Mal über die Wange, aber vom Herrn Bendelbein war ihm alles recht.

„Hol' Dir Deinen Hut aus dem Rauchfang, dann werde ich Dich zur Resi führen," sagte Soidel und blieb stehen. —

Digitized by Google

Mucki ging in sein „Stübchen“. Eben hatte er den lichten Tag gesehen, aber hier konnte sich die Sonne nicht durchbeißen, da war ewige Dämmerung und über die Wände lief Wasser. Er strich über die Mauer, ob sie noch naß wäre wie immer, und wie immer kam ihm das Lied in den Sinn: „Die Thräne, die vergeß' ich nicht, die Du für mich geweint.“ Und er begann zu singen und sang so lange, bis sein Schluchzen die Stimme erstickte.

„Kreuzsakra, hat Dich der Schlag getroffen?!“ brüllte Soibel.

Mucki wischte sich mit dem Handrücken die Thränen ab, nahm den Hut und betrat mit Soibel voll Wehmuth und Demuth die Straße.

Sobald man ihn erblickte, wurde er angeschrien, aus den Fenstern hörte er seinen Namen rufen.

„Aha“, dachte Mucki, „die alte Kannerin lebt auch noch, dort steht sie. Die hat doch immer etwas im Mund . . . warte, sie verzieht schon das Gesicht.“

Gleich hörte er ihre kreischende Stimme: „Schubmucki, bäh, bäh, Schubmucki!“

Mucki war ja schließlich das alles gleichgültig, aber es reizte ihn, etwas zur Alten zu sagen.

„Kannerin, ich heiße Lösch Mucki.“

„Da hört, dieser patzige Auswurf reflektirt noch auf seines Vaters ehrlichen Namen!“

Aber Mucki war schon an ihr vorbei und von andern mit „Hurrah, Mucki, Zuckerkindchen“ begrüßt.

Als sie das Haus des Bürgermeisters betraten, kam ihnen die Wirthschafterin mit gestemmten Armen entgegen.

„Diesmal kommt mir der Gestank nicht ins Haus. Soibel, sagen Sie dem Bürgermeister, ich leide ihn nicht. So was Verfluchtes unter dem Dach haben, bringt keinen Segen.“

Mucki verbeugte sich vor der Wirthschafterin, faßte nach ihrer Hand und küßte sie:

„Jungfer Resi, nicht so bös sein.“

Bei dem „Jungfer“ glättete sich das Gesicht bedeutend und sie sagte:

„Mach keine Geschichten, Du zerrissene Liederlichkeit! Wo hast Du denn den schönen Anzug, den ich Dir das letzte Mal gegeben habe, Lump? Nach drei Tagen warst Du pfutsch, gelt? Ich habe mich schon gefreut und gemeint, ein voller Straßengraben habe sich Deiner erbarmt, weil Du länger ausgeblieben bist, und da bist Du wieder. Geh zum Hausknecht, wasche und putz Dich, ich werde indeß für Dich etwas zum Anziehen suchen. Sie, Soibel, können auch gehen.“ — — —

Mucki hatte eine Kammer angewiesen bekommen, und nun stand er ausstaffirt vor dem Spiegel.

„Mucki, nichts fehlt Dir jetzt als ein Weiberl,“ sagte er zu sich selbst. „Uebrigens ich könnte zur Fantscherl schauen.“

Er spähte umher und schlüpfte unbemerkt beim Hofthor hinaus. Vergnügt die Hände am Rücken wie ein Pascha wandelte er zwischen Wiesen dahin, voll Gedanken an Fantscherl. Er hatte sie solange nicht gesehen, wie mag sie aussehen? Sie war so alt wie er, achtundzwanzig Jahre, was wird sie sagen?

Ein kleines Wirthshäuserl kam in Sicht, das war sein Ziel. Schon im Vorhaus traf er mit Fantscherl zusammen, sie holte eben einige Gläser Bier vom Keller.

„Mucki!“

„Fantscherl!“

Er streckte ihr beide Hände entgegen. „Fantscherl, geben Sie mir die Hand.“ Aber sie sah und hörte nicht und sagte:

„Ich habe schon gehört, daß Sie heute der Soibel gebracht hat. Daß Sie sich gar nicht schämen!“

„Fantscherl, geben Sie mir die Hand.“

„Sie sind ein schlechter und ein dummer Lump, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Aber Fantscherl, ich werde jetzt brav werden, bei meiner Ehre!“

„Du Esel, ein Schwein wäre zu bemitleiden, wenn man ihm Deine Ehre auf das Schwänzchen stecken wollte. Du hast überhaupt hier nichts zu suchen!“

Damit verschwand Fantscherl im Keller. Mucki sah ihr mit seinen schwimmenden Augen nach, ließ den Kopf hängen und trat in die Gaststube.

„Hallo, der Mucki,“ schrien die Gäste bei seinem Anblick.

Einer: „Hat Dich das Bendelbeinchen wieder reisefertig gemacht?“

Ein anderer: „Wann gedenkst Du wieder durchzubrennen und mit dem Lumpensaß der Polizei wiederzukommen, theures Würmchen?“

Ein dritter: „Willst Du Schnaps, Mucki?“ Mucki starrte auf das emporgehaltene Glas und schüttelte den Kopf. Aber während er noch den Kopf schüttelte, streckte er die Hand aus und sagte: „Gib her, der Schnaps ist das einzig Gute auf der Welt.“

Nun hastete er gierig nach dem Glas und stürzte den Spiritus hinunter. Dann zog er die Lippen einwärts, drehte sich um und ging, ohne ein Wort zu sagen, davon.

Bei der Straßenkreuzung außer dem Oertchen blieb Mucki stehen. Es war dunkel geworden, und als er in die Richtung nach dem Markte schaute, flunkerten aus dem Dunkel viele Lichter.

„Die Hölle mit ihren Seelen,“ murmelte Mucki. Er dachte nicht mehr an das Bendelbeinchen, sondern fragte sich, welche Straße er nehmen solle. — — —

Da kam einer daher, bei dessen Anblick Mucki vor Vergnügen beinahe erstarrte. Es war ein bärtiger Mann, mit flottem Schritt und einem Bündel auf dem Rücken.

„Mensch“, schrie Mucki, als der Mann auf ihn zukam, „Mensch, nimm mich mit!“

Der Bärtige blieb stehen, schaute Mucki forschend an und brummte: „Dich?“

„Ich mein' schon, verstehst?“

Der andere versenkte sich in Mucki's Gesicht, dann winkte er lächelnd.

Ueber Mucki kam die Freude wie ein Fieber, seine Wangen brannten, und er schüttelte sich vor Lachen. Unter Lachen sagte er:

„Bruder, Du bist schon gemein beilammen. Aus dem Hute wachsen Dir die Haare und aus den Schuhen die Zehen. Aber das macht nichts, wir theilen, Vetterl! Du nimmst meinen Hut für den Deinen, und die Hosen tauschen wir, wenn Du keine Läuse hast.“

„Sapperment, Du bist ein Kerl! Dich mag ich!“ rief vergnügt der andere.

„So gehen wir! Ich pfeife auf meine Heimath! An diesem Dreck“ — Mucki deutete auf den Boden — „kleben die andern wie auf Leim, aber ich nicht. Gehen wir, hopp, marsch, eins, zwei!“

Wien. Anga Coch.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Briefkasten der „Nation“.

A. J. Lüneburg. Die vor einer Reihe von Jahren seitens der Redaktion der „Nation“ angeregte internationale Korrespondenz ist von den Lesern der „Nation“ ziemlich fleißig benutzt worden, aber alsbald wieder eingeschlafen. Unsere vermittelnde Thätigkeit ist schon seit geraumer Zeit eingestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 17. Berlin, den 24. Januar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Anfragen nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * * *.

Der handelspolitischen Enttäuschungen erster Theil. Von Theodor Barth.

Parlamentsbriefe XL. Von Prometheus.

Kaufmannsgerichte. Von Landrichter Dr. Nöldeke (Hamburg).

Der handelspolitische Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn. Von Rudolf Springer (Wien).

Die „Rechtsgüter des Publikums". Von O. E. Scandi.

Der Staatsstreich des 18. Brumaire. (Schluß.) Von G. Rauschoff.

Beethoveniana. Von Heinrich Welti.

Zwei Hebbel-Aufführungen. Von Ernst Heilborn.

Miraculum Miraculorum. (Erzählung.) Von Otto Hauser (Wien).

Bücherbesprechung:

Ludwig Schemann: Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Bespr. von Dr. Harck (Mainz).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der deutsche Kronprinz ist mit großer Herzlichkeit in Petersburg aufgenommen worden. Die deutsch-russischen Beziehungen scheinen also recht gute zu sein. Das waren sie stets auch in der Vergangenheit, wenn im europäischen Orient Zustände herrschten, die Rußland vor die Möglichkeit stellten, dort mit voller Kraft eingreifen zu müssen; dann weiß man es im Zarenreich zu schätzen, an Deutschland einen ruhigen Nachbar zu haben.

Es ist erreicht. Bund der Landwirthe und Konservative sind wiederum einig.

Es würde sich nicht verlohnen, die Lage von unserem Standpunkt aus neuerdings zu beleuchten; wir haben nie daran gezweifelt, daß dieses Ergebniß erzielt werden würde; aber wohl verlohnt es sich zu hören, was die Bundesgenossen der Konservativen sagen, die Nationalliberalen, die mit den Konservativen gegen den Bund der Landwirthe für die Regierungsvorlage gekämpft haben, und die unter Führung der Herren Bassermann, Paasche und Sattler der Meinung waren, es habe die Politik der mittleren Linie gesiegt.

Es schreibt die „Nationalliberale Korrespondenz", die offizielle Vertretung der Partei:

„Zwischen der deutsch-konservativen Partei und dem Bund der Landwirthe ist der Friede wieder hergestellt; in feierlichster Form ratifiziren ihn beide Theile durch ein Friedensprotokoll, bestehend aus einer vom engeren Parteivorstand der konservativen Partei unterschriebenen Erklärung, die huldvollst durch eine Gegenkundgebung des Vorsitzenden des Bundes, Herrn von Wangenheim, entgegengenommen wird, wie die Loyalitäts-Erklärung von Unterthanen durch einen mächtigen Potentaten. Nach der brüsken Kriegserklärung seitens der Bundesleitung an die Mehrheit der konservativen Partei, welche für den Zolltarif gestimmt hatte, nach der unglaublichen Blaßstellung jener Mehrheit durch Herrn Dr. Hahn und der aus den konservativen Reihen auf diese Kriegserklärung hervorbrechenden hellen Entrüstung war eine reinliche Scheidung zwischen der konservativen Fraktion und der Bundesleitung vorauszusehen. Aber nicht einmal zu einer von manchen einsichtsvollen Konservativen herbeigesehnten schiedlich-friedlichen Trennung konnte sich die konservative Fraktion aufraffen: sie schluß einen Frieden, der nicht weniger als die völlige Unterwerfung der Konservativen unter den Bund bedeutet; sie liefern sich dem letzteren mit gebundenen Händen aus, wobei es ihnen gnädigst gestattet wird, die Hauptkasten der ganzen weitverzweigten Organisation zu tragen, ohne für sich deren Vortheil und Früchte beanspruchen zu dürfen; denn gegenüber dem demüthig ausgesprochenen Wunsche des engeren Vorstandes der konservativen Fraktion nach einem einmüthigen Zusammengehen mit dem Bund der Landwirthe antwortet Herr von Wangenheim mit der Huld eines gnädigen Diktators. . . . In einfaches und klares Deutsch übersetzt: die Konservativen haben bei Aufstellung von Kandidaten rein gar nichts zu sagen, sondern sie müssen sie aus der Hand der Bundesleitung entgegennehmen! Damit ist die Liquidation der konservativen Fraktion an die Bundesleitung klar und deutlich ausgesprochen!"

Das ist alles sehr gut gesagt, und das ist alles durchaus zutreffend; nur ist es nöthig, in wenigen Worten eine ganz kleine Ergänzung hinzuzufügen, durch die erst die Lage vollständig in das rechte Licht gerückt wird.

Mit einer Partei, die sich dem Bunde der Landwirthe völlig unterzuordnen bereit ist, haben die Nationalliberalen im Reichstage kooperirt; mit ihr gemeinsam haben sie die Geschäftsordnung zertrümmert und einen Tarif zur Annahme gebracht, der den Agrariern mit Scheffeln die Vortheile zumißt und der sich doch nur als geeignet erwiesen hat, die agrarische Begehrlichkeit weiter zu steigern. Ueber den Abschluß dieser glorreichen Politik der Bassermann, Paasche, Sattler sieht sich die „Nationalliberale Korrespondenz" jetzt genöthigt, zu quittiren; so sehen die parla-

mentarischen Vorbereitungen für den Abschluß „brauchbarer Handelsverträge“ aus.

In Danzig ist Karl Mommsen mit rund vier tausend Stimmen Majorität in der Stichwahl zum Reichstage gewählt worden. Der Sitz Rickert's ist der Freisinnigen Vereinigung erhalten geblieben.

In Washington haben die Verhandlungen zwischen den Vertretern Deutschlands, Englands und andererseits Venezuelas unter Vermittlung der Vereinigten Staaten begonnen. Hoffentlich gelangen wir in Kürze zu einem befriedigenden Abschluß.

Zugleich hat sich in den Gewässern von Venezuela ein Zwischenfall abgespielt, der von einigen amerikanischen Zeitungen und von den zahlreichen deutschfeindlichen englischen Blättern benutzt worden ist, um Stimmung gegen uns zu machen. Eines unserer Kriegsschiffe hat ein Fort vor Maracaida, das mit Truppen Venezuelas besetzt war, angegriffen und unser Schiff hat alsdann den Kampf wieder aufgeben müssen, nachdem es angeblich schwer beschädigt worden ist. Darauf kehrten mehrere deutsche Schiffe vor das Fort zurück und begannen das Bombardement von neuem.

Zuverlässige Angaben aus deutscher Quelle liegen noch nicht vor; es ist also nothwendig, das Urtheil zunächst zu suspendiren. Immerhin darf man sagen, daß die Anwendung weiterer kriegerischer Zwangsmittel in dem Augenblick kaum zweckmäßig sein dürfte, wo Unterhandlungen beginnen. Jeder kriegerische Vorstoß kann auch mißglücken, und wenn Kämpfe die Gegensätze bei Verhandlungen überhaupt zu verschärfen geeignet sind, so sind mißglückte Kämpfe gewiß ungeeignet, einen aufgeblasenen Gegner zur Nachgiebigkeit zu veranlassen.

Ueber Marokko lagert noch immer eine Wolke. Ein klares Bild von den dortigen Zuständen ist nicht zu erlangen, und es ist ebensogut möglich, daß in Kürze wieder der Sultan fest in der Macht sitzt, wie daß der Prätendent siegt und alsdann Anarchie mit allen ihren Folgewirkungen sich über das Land ausdehnt.

* * *

Der handelspolitischen Enttäuschungen erster Theil.

Für die geschäftsordnungswidrige Endloc-Annahme des Zolltarifs mußte bekanntlich als Rechtfertigungsgrund auch die Behauptung herhalten, daß erst nach Annahme der Tarifvorlage neue Handelsverträge zum Abschluß gelangen könnten. Wie man unter der Hand verbreitete, war die Reichsregierung mit den Regierungen der Nachbarstaaten schon so gut wie einig. Der Führer der Nationalliberalen, Herr Bassermann, versicherte vertraulich jedem, der es hören wollte, daß dem Reichstag noch im Februar ein neuer Handelsvertrag zwischen Deutschland und Rußland vorgelegt werden würde. Auch die Aeußerungen des Herrn Reichskanzlers in der Sitzung vom 13. Dezember, in denen meine handelspolitische Skepsis als die Zweifel eines falschen Propheten behandelt wurden, konnten von Optimisten nur so aufgefaßt werden, daß der Abschluß neuer Handelsverträge vor der Thür stehe.

Und heute?

Fünf Wochen, nachdem der Herr Reichskanzler seine zukunftsfrohe Rede gehalten und auf dem Unterschied zwischen Malzgerste und Futtergerste ein kühnes Gebäude zollpolitischer Hoffnungen aufgebaut hat, erinnert sich der Herr Schatzsekretär schon garnicht mehr, daß Graf Bülow über die Differenzirung von Malzgerste und Futtergerste bestimmte Zusicherungen gemacht hat, und verkündet beinahe mit dem Tone der Befriedigung, daß Handelsvertragsverhandlungen mit anderen Ländern überhaupt noch gar nicht begonnen hätten. Offiziöse Preßstimmen theilen gleichzeitig mit, daß die Vordereitung der vordereitenden Schritte demnächst zu erwarten sei.

Während so die Reichsregierung noch gar keine ernstlichen Anstalten zum Abschluß neuer Handelsverträge getroffen hat, sind die Parteien, mit denen die Reichsregierung den Gewaltakt des Antrags Kardorff durchsetzte, eifrig am Werke, jeden Weg zu verrammeln, der zu auch nur halbwegs brauchbaren Handelsverträgen führen könnte. Vor allen Dingen, so lautet es immer wieder, kommt es darauf an, hohe Agrarzölle festzuhalten; ein echter deutscher Mann darf keinen Zollkrieg fürchten; nur keine Angst vor den Yankees; die Regierung soll sich nur die Kürassierstiefel anziehen und andern Völkern gehörig auf die Hühneraugen treten, dann wird schon alles gut werden. Ein viel versprechender Anfang für Handelsvertragsverhandlungen!

Inzwischen ziehen sich unsere Nachbarn auch die Kürassierstiefel an. Oesterreich-Ungarn hat das Beispiel Deutschlands so getreulich nachgeahmt, daß es, ebenfalls bis an die Zähne gerüstet, auf die handelspolitische Mensur tritt. Rußland hält seine Karten noch verdeckt; aber wer kann ernstlich daran zweifeln, daß Rußlands schutzzöllnerischer Ehrgeiz denjenigen Deutschlands noch übertreffen wird? Die Aera neuer Handelsverträge beginnt verheißungsvoll.

Was wird das Ende sein? Kommt es überhaupt zu einem Abschluß neuer Handelsverträge, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß diese Handelsverträge nur eine Karikatur der Caprivi'schen Handelsverträge sein werden. Ist aber in absehbarer Zeit auch nur auf ein solches Ende mit Schrecken zu rechnen, oder müssen wir uns nicht vielmehr auf einen Schrecken ohne Ende gefaßt machen, d. h. auf ein schleppendes, resultatloses Hin- und Herverhandeln? Nachdem unsere gesammte Handelspolitik unter jene erhabenen Grundsätze gestellt ist, wie sie beim Handeln um alte Hosen und Röcke gang und gäbe sind, ist garnicht abzusehen, wann das Feilschen um einzelne Zollsätze zum Abschluß kommt. Der gegenwärtige Reichstag wird jedenfalls keine neuen Handelsverträge mehr zu berathen haben. Die handelspolitische Unsicherheit ist für längere Zeit gesichert.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XI.

Facilis descensus Averni. Diesen Satz hätte man über dem Sitz des Reichstagspräsidenten anbringen sollen. Nachdem das gegenwärtige Reichstagspräsidium in allen drei Vertretern an den Gewaltaktionen der Zolltarifmehrheit theils aktiv, theils durch schwächliches Geschehenlassen theilgenommen hat, geht es mit der Würde des Reichstagspräsidenten rasch weiter bergab. Man nahm bisher an, daß der Präsident einer Volksvertretung es als seine höchste Ehrenpflicht anzusehen habe, die Freiheit der Meinungsäußerung zu wahren und zu sichern und nur den rednerischen Ausschreitungen mit seiner Disziplinargewalt entgegenzutreten. Graf Ballestrem, der aus dem Centrum hervorgegangene gegenwärtige Reichstagspräsident, hat es jedoch am vorigen Dienstag fertig gebracht, den sozialdemokratischen Abgeordneten von Vollmar, obgleich derselbe die rednerischen Formen nicht im geringsten verletzte, daran zu verhindern, eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die

Digitized by Google

einen durch und durch politischen Charakter trägt und während vieler Wochen alle Organe der öffentlichen Meinung in Deutschland beschäftigt hat. Herr von Ballmar hatte den für einen sozialdemokratischen Abgeordneten begreiflichen Wunsch, die in der Krupp-Affäre seitens des deutschen Kaisers gegen die sozialdemokratische Partei gerichteten schweren Anklagen, welche obendrein durch Veröffentlichung im „Reichsanzeiger" des Charakters rein privater kaiserlicher Aeußerungen entkleidet waren, zur parlamentarischen Erörterung zu bringen. Der Reichstagspräsident hat dies nicht zugelassen und zwar mit dem völlig haltlosen Einwande, daß Herr Krupp ein Privatmann gewesen sei und alles, was sich an diese Affäre geschlossen habe, als eine reine Privatangelegenheit angesehen werden müsse.

Daß Angelegenheiten von Privatpersonen unter allen Umständen aus den Verhandlungen des Reichstages auszuschalten seien, ist schon an sich ein sonderbarer Grundsatz. Mit derselben Logik könnte der Präsident der französischen Deputirtenkammer verlangen, daß die Affäre Humbert als eine reine Privatsache der parlamentarischen Erörterung entzogen bleiben müsse. In jedem Parlamente der Welt werden gelegentlich Vorgänge, die an sich durchaus privater Natur sind, zum Gegenstande der Erörterung gemacht, sobald an diese privaten Vorgänge sich Akte politischer Art geknüpft haben. Daß dies aber bei der Affäre Krupp, speziell durch die Reden des Kaisers und die Loyalitätskundgebungen, die sich daran angeschlossen haben, geschehen ist, darüber kann auch nicht der mindeste Zweifel herrschen. Die Entscheidung des Präsidenten Ballestrem erscheint deshalb von gar keinem Gesichtspunkte aus entschuldbar. Das empfand übrigens selbst die Mehrheit des Reichstags, die sich seiner Zeit um den geschäftsordnungswidrigen Antrag Kardorff gesammelt hatte. Sie ermunterte den Grafen Ballestrem, der auf dem Wege des Antrags Kardorff weiterwandelte, durch keinerlei Beifallsäußerung und quittirte selbst über die kräftigsten Ausbrüche sozialdemokratischen Unwillens nur mit beredtem Schweigen. Die Autorität des Grafen Ballestrem ist stark im Sinken. Wie stark, das ging auch daraus hervor, daß Graf Ballestrem am Donnerstag, also zwei Tage nachdem Herr v. Ballmar daran gehindert war, die Reden des Kaisers zu besprechen, dem Abgeordneten Bebel gestattete, eine Kritik kaiserlicher Handlungen und Aeußerungen zu liefern, wie sie mit gleicher Rücksichtslosigkeit nie zuvor im Deutschen Reichstage geübt worden ist. Der Präsident war durch seinen früheren Mißgriff augenscheinlich so unsicher gemacht, daß er alles geschehen ließ. Thatsächlich gibt es jetzt kein Parlament der Welt, in dem die Handlungen des Staatsoberhaupts mit gleicher Schonungslosigkeit besprochen werden, wie bei uns im Reichstage.

Auch sonst waren die Vorgänge im Reichstage während der abgelaufenen Woche in mehrfacher Beziehung interessant. Die erste Sensation rief der sonst nicht gerade sensationell veranlagte Schatzsekretär Herr von Thielmann anläßlich der Interpellation Roesicke hervor. Die Interpellation drehte sich um die Klarstellung des Begriffs „Malzgerste", welcher bekanntlich die Unterlage für das Kompromiß der schutzzöllnerischen Mehrheit des Reichstages mit der Reichsregierung gebildet hat. Der Reichskanzler hatte sich seiner Zeit hoch und theuer verschworen, über einen Mindestzoll von 3 Mark für Gerste würden die verbündeten Regierungen nicht hinausgehen. Damit er diesen Schwur nicht zu brechen brauche, erfand man den Begriff „Malzgerste", und der Reichskanzler setzte am 13. Dezember mit großer Beredsamkeit auseinander, daß, wenn man einem Mindestzoll von 4 Mark für Malzgerste zustimme, darin keine Desavouirung seines früheren Standpunktes zu erblicken sei. „Malzgerste" sei eine ausgewählte, wesentlich werthvollere Waare als Futtergerste. „Wenn daher aus dem Gesammtzolltitel der Gerste die im Preise wesentlich höhere Malzgerste ausgenommen und besonders verzollt werde, so handele es sich thatsächlich um eine andere Waare als diejenige, auf die sich seine früheren Erklärungen bezogen hätten." Der Reichskanzler hatte dann noch des näheren ausgeführt, daß eine Unterscheidung zwischen Malzgerste und Futtergerste nach neuesten Ermittelungen und Erwägungen durchaus möglich sei.

Was aber erklärte der Herr Schatzsekretär von Thielmann in Beantwortung der freisinnigen Interpellation Roesicke am 17. Januar? Das verdient, nach dem stenographischen Bericht zitirt zu werden. Er erklärte:

> Sowohl in der Frage der Herren Interpellanten wie in den späteren Ausführungen des Herrn Abg. Roesicke ist die Unterstellung klar enthalten, daß Malzgerste einerseits und die andere Gerste andererseits nach den Handelsverträgen verschiedenen Zöllen unterliegen sollen. Woher schöpfen denn die Herren Interpellanten, und insbesondere woher schöpft der Herr Abg. Roesicke diese Annahme? (Aha! und Lachen links.) Der Zolltarif sagt in seiner Nummer 3: Gerste 7 M. Der § 1 des Gesetzes sagt: Malzgerste bei künftigen Verträgen nicht unter 4 M. Daß andere Gerste, beispielsweise Futtergerste, bei den Verträgen billiger tarifirt werden solle, sagt weder das Gesetz noch der Tarif. (Lebhafte Zurufe links.)

Wir erinnern uns kaum, im Reichstage je eine ähnliche Verblüffung erlebt zu haben, wie sie bei dieser Erklärung eintrat. Die Begriffe von dem, was im parlamentarischen Leben bisher als Treu und Glauben gegolten hat, haben damit einen neuen Maßstab erhalten. Eine Erklärung des Reichskanzlers selbst, ob er eine solche Auslegung seiner Rede vom 13. Dezember anerkennen will, steht noch aus.

Daß Graf Bülow gelegentlich gewissen Gerechtigkeitsanwandlungen unterliegt, hat er übrigens dadurch bewiesen, daß er zur großen Ueberraschung der Rechten sich bereit erklärt hat, den Forderungen auf bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses Rechnung zu tragen. Er hat angekündigt, daß dem Reichstage noch vor den nächsten Wahlen eine Vorlage gemacht werden solle, die den Wünschen auf Einführung von Wahlkuverts und Isolirräumen entgegenkommt. Es handelt sich hier um eine alte liberale Forderung. Der verstorbene Abg. Rickert hat mit dem Abg. Dr. Barth bereits vor dreizehn Jahren einen Antrag auf Einführung von Wahlkuverts und Isolirräumen eingebracht. Dieser Antrag Dr. Barth-Rickert kam am 15. Januar 1890 zum ersten Male zur Verhandlung und wurde damals von der großen Mehrheit mit Einschluß der Nationalliberalen ziemlich schnöde behandelt. Man glaubte ihn mit einigen faulen Witzen abthun zu können. Die Verweisung an eine Kommission wurde nicht beliebt. Die Aufnahme war derart, daß selbst unter den freisinnigen Freunden der Antragsteller die Neigung, den Versuch zu wiederholen, nur gering war. Dr. Barth und Rickert ließen aber nicht locker. In der ersten Session des neugewählten Reichstages, noch im Juli 1890, brachten sie ihren Antrag — den Klosetantrag, wie ihn die Gegner spöttisch getauft hatten — abermals ein, und am 20. Januar 1892 errangen sie den ersten Erfolg durch Verweisung ihres Antrages an eine Kommission. Inzwischen hatte auch das Centrum an der Sache Geschmack gewonnen, und es gelang, für denselben nicht nur in der Kommission eine Mehrheit zu erzielen, sondern auch die Kommissionsbeschlüsse im Plenum durchzusetzen. Am 17. April 1894 wurde der Kommissionsantrag in dritter Lesung angenommen. Seitdem ist Session für Session der Antrag wiederholt worden, und der stete Tropfen hat endlich den Stein gehöhlt. Was nahezu in allen anderen parlamentarischen Kulturländern zur Sicherung des Wahlgeheimnisses längst durchgeführt ist, dem will sich nunmehr also auch der Bundesrath in Deutschland nicht mehr widersetzen.

Die nächste Frage ist nun, wie lange soll in Preußen noch damit gezaudert werden, das geheime Stimmrecht zur Einführung zu bringen, und sodann, wann wird in Preußen und im Reiche die Neueintheilung der Wahlkreise erfolgen? Auch diese Reformen wird man erreichen, wenn man es an der nöthigen Ausdauer nicht fehlen läßt. Die Abgeordneten Dr. Barth und Wiemer haben im preußischen Abgeordnetenhause vier Sessionen hintereinander den Antrag auf Neueintheilung der Wahlkreise gestellt. Das Schicksal des Antrages auf Sicherung des Wahlgeheimnisses im Reichs-

Digitized by Google

tage ermuntert zur Fortsetzung des Feldzuges um die Neueintheilung der Wahlkreise.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist die Generaldiskussion über den Etat diesmal in zwei Tagen absolvirt. Zwei Momente beherrschten die Debatten: die Polen-, oder wie es jetzt offiziell heißt, die Ostmarkenpolitik und der Mittellandkanal. Es gelang den Rednern der Opposition nicht, auch nur einen einzigen Minister zu bewegen, das Wort „Mittellandkanal" in den Mund zu nehmen. Ueber Thema darf nicht gesprochen werden! Kläglicher hat eine politische Kampagne nie geendet als die Kanalkampagne der Regierung. „Gebaut wird er doch," sagte Herr von Thielen und erhielt den schwarzen Adlerorden. Graf Bülow scheint sich das Wort Gambetta's zu eigen machen zu wollen: „Immer daran denken, aber nicht davon reden." Die Wahrscheinlichkeit, daß der Mittellandkanal zu Stande kommt, ist denn jetzt auch ungefähr so groß wie die Wahrscheinlichkeit, daß die Franzosen wieder in den Besitz von Elsaß-Lothringen kommen.

Was die Polenpolitik anlangt, so steht bisher nur das Eine fest, daß sie sehr kostspielig war und zur wirthschaftlichen und politischen Konsolidirung des Polenthums nicht wenig beigetragen hat. Man scheint anzunehmen, daß, wenn man auf einem irrigen Wege nur mit Energie weiterschreitet, man schließlich doch auf einen rechten Weg kommen werde.

Proteus.

Kaufmannsgerichte.

Dem Bundesrath ist der Entwurf eines Gesetzes betr. die Einführung von Kaufmannsgerichten zugegangen, welcher den Reichstag noch in dieser Session beschäftigen soll. Darnach sollen zur Entscheidung von Streitigkeiten aus dem kaufmännischen Dienst- und Lehrverhältniß besondere Kaufmannsgerichte errichtet werden, bestehend aus einem Vorsitzenden und mindestens vier aus dem Stande der selbständigen Kaufleute und denjenigen der Handlungsgehilfen gewählten Beisitzern. Diese Gerichte sind an und für sich selbständige Einrichtungen, aber dadurch mit den Gewerbegerichten verbunden, daß an denjenigen Orten, wo Gewerbegerichte bestehen, die Vorsitzenden und ihre Stellvertreter regelmäßig auch zu Vorsitzenden und Stellvertretern der Kaufmannsgerichte berufen werden sollen. Die Zuständigkeit der Kaufmannsgerichte ist mit geringen Abweichungen ebenso begrenzt, wie diejenige der Gewerbegerichte. Sie bezieht sich im wesentlichen auf Streitigkeiten zwischen selbständigen Kaufleuten einerseits, Handlungsgehilfen und Handlungslehrlingen andererseits über Antritt, Fortsetzung oder Auflösung des Dienst- oder Lehrlingsverhältnisses und die Leistungen aus diesem Verhältnisse. Das Verfahren vor dem Kaufmannsgericht entspricht demjenigen vor dem Gewerbegericht. Die Bestimmungen über die Thätigkeit des Gewerbegerichts als Einigungsamt hat man unberücksichtigt gelassen, vermuthlich, weil Ausstände von Handlungsgehilfen und Lehrlingen bisher noch nicht vorgekommen sind.

Die wichtigste prinzipielle Vorschrift des neuen Entwurfs ist diejenige, daß durch die Zuständigkeit eines Kaufmannsgerichts die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte ausgeschlossen wird. Dieser Ausschluß des ordentlichen Rechtsweges ist in unseren Tagen keine seltene Erscheinung, im Gegentheil, er gehört zu den charakteristischen Merkmalen unserer Zeitrichtung. Im Anfang und der Mitte des vorigen Jahrhunderts gehörte die Beseitigung ständischer Sondergerichte zu den liberalen Forderungen, an deren Berechtigung ernstlich nicht gezweifelt werden konnte, und die Reichsverfassung von 1849 beseitigte dementsprechend alle mittelalterlich-ständische, wie auch die modernere Verwaltungsrechtspflege; nur die mit allen Garantien der Unabhängigkeit versehenen ordentlichen Gerichte sollten zur Ausübung der Rechtspflege berufen sein. Noch in den siebenziger Jahren legte man bei der Ausarbeitung der Reichsjustizgesetze den größten Werth darauf, daß möglichst wenig Rechtsstreitigkeiten der Kompetenz der ordentlichen Gerichte entzogen würden. Der hie und da bis zu jener Zeit noch bestehen gebliebene Rest der ständischen Gerichtsbarkeit, die Universitätsgerichte, Hofgerichte, Berggerichte u. s. w., sowie die Patrimonialgerichtsbarkeit wurde damals beseitigt.

Wie auf anderen Gebieten, so ist auch auf diesem seither eine starke Rückströmung eingetreten. Das kräftigere Hervortreten der Sonderinteressenbestrebungen äußert sich auch darin, daß einzelne Stände für ihre eigenen Angelegenheiten besondere Gerichte fordern, und unsere Gesetzgebung ist auf dem besten Wege, diesen Tendenzen in immer weiterem Umfang nachzugeben. Schon ist ein nicht unerheblicher Theil der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten den ordentlichen Gerichten entzogen. Es sei nur hingewiesen auf das weite Gebiet derjenigen Schadensprozesse, welche der sozialen Versicherungsgesetzgebung unterliegen und die zum größten Theil im Wege einer Verwaltungsrechtspflege entschieden werden. Ferner kommen in Betracht die Gewerbegerichte und die Schiedsgerichte der Innungen. Ihnen sollen sich jetzt die Kaufmannsgerichte anschließen. Aber schon erscheinen weitere Sondergerichte am Horizont. Bei den Verhandlungen, welche 1898 in der Reichstagskommission über die Reform der Civilprozeßordnung stattfanden, wurde schon ein Antrag auf Errichtung landwirthschaftlicher Schiedsgerichte gestellt, aber nicht nur zur Erledigung der Streitigkeiten zwischen landwirthschaftlichen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, sondern ganz allgemein für die Entscheidung von landwirthschaftlichen Rechtsstreitigkeiten. Auch regt sich bereits das Verlangen nach besonderen Gerichten für die Entscheidung von Gesindestreitigkeiten. Von den Anhängern der Sondergerichte wird kein Hehl daraus gemacht, daß, wenn erst die landwirthschaftlichen Arbeiter oder die Dienstboten organisirt wären, man ihrem Rufe nach Errichtung weiterer Sondergerichte nachgeben müsse. Und man wird sich dieser Konsequenz nicht entziehen können. Denn was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Es ist bezeichnend, daß heute nicht wie vor fünfzig Jahren die Volksvertretung gegen die Regierung für die Erhaltung und Ausdehnung der ordentlichen Gerichtsbarkeit eintritt, sondern daß es vor allem die Regierung gewesen ist, welche ihre Bedenken gegen die beständige Erweiterung der Sondergerichtsbarkeit geäußert und die sich nur zögernd entschlossen hat, den wiederholten Resolutionen des Reichstags in dieser Beziehung zu folgen.

Die Frage der Errichtung von Kaufmannsgerichten hat daher ihre große prinzipielle Bedeutung, darf aber keineswegs, wie es hie und da geschieht, mit der Frage der Laienmitwirkung an der Rechtspflege identifizirt werden. Wenn vor fünfzig Jahren die Beseitigung der ständischen Gerichtsbarkeit gefordert wurde, so verlangte man gleichzeitig mit derselben Entschiedenheit die Betheiligung von Laien an der Rechtspflege. Unsere Schöffen- und Geschworenengerichte sind ebenso gut ordentliche Gerichte wie die Amtsgerichte und die Strafkammern. Sondergerichte sind dagegen die Verwaltungs- und die Standes- und Berufsgerichte.

Das Umsichgreifen der Sondergerichte schädigt das Ansehen der Rechtspflege. Denn es erzeugt eine allgemeine Unsicherheit. Wenn der Gesetzgeber bestätigt, daß die ordentlichen Gerichte nicht geeignet sind, eine große Kategorie von Rechtssachen richtig zu erledigen, so wird jedem, der einen Prozeß verloren hat, der begründete Zweifel kommen, daß dieser ungünstige Ausgang weniger in seinem Unrecht, als in einer fehlerhaften Einrichtung der gerichtlichen Institutionen liege. Und es wird durch die Einsetzung von Sondergerichten auch die Rechtspflege selbst schwer getroffen. Denn es werden ganze Kategorien von Sachen der Entscheidung durch juristisch vorgebildete Richter entzogen und einer Entscheidung, nicht nach Rechtsgrundsätzen, sondern

Digitized by Google

nach dem allgemeinen Gefühl, nach Rücksichten der Sympathie und Antipathie, unterworfen. Darunter muß nothwendig auch die Rechtswissenschaft leiden, welcher die Rechtsprechung das erforderliche Material liefern muß. Justizrath Staub, wahrscheinlich der beste Kenner unseres Handelsrechts der auch gerade für die Bedürfnisse der Praxis ein feines Gefühl an den Tag legt, hat sich bezüglich des Schreiens nach Sondergerichten dahin ausgesprochen, daß, wenn es so fortgehe, man bald dahin kommen werde, zu sagen: „Es gibt keine Richter in Berlin."

Im Reichstag hat man sich diese schweren Bedenken gegen eine weitere Ausdehnung der Sondergerichte nicht verhehlt. Deshalb hat auch der Antrag Bassermann gefordert, daß die neuen kaufmännischen Schiedsgerichte den Amtsgerichten angegliedert würden. Im gleichen Sinne haben sich auch fast alle Handelskammern und ein großer Theil der Handlungsgehilfen ausgesprochen. Trotzdem hat die Regierung jetzt die Begründung von Sondergerichten mit Anschluß an die Gewerbegerichte vorgeschlagen.

Wenn nun durch weite Kreise des Handelsstandes die Ansicht geht, daß die gerichtlichen Entscheidungen nicht den berechtigten Anforderungen entsprechen, und wenn alle Parteien des Reichstags diesen Standpunkt theilen, so kann man nicht leugnen, daß hier etwas nicht in Ordnung sein muß. Wohl aber kann man daran zweifeln, ob diese Unzufriedenheit sich lediglich auf dem vorgeschlagenen Wege beheben läßt, ob nicht vielleicht durch eine Aenderung des ordentlichen Gerichtsverfahrens diesen Uebelständen abgeholfen werden kann. Prüfen wir daher die Vorwürfe, welche dem ordentlichen Rechtsweg gemacht werden. Nach denselben sind die dort ergangenen Entscheidungen nicht sachgemäß genug, ferner ist das Verfahren zu langsam, endlich zu theuer.

Während der Gesetzgeber dem ordentlichen Richter eine Kategorie von Sachen nach der andern entzieht, weil er ihm die Fähigkeit nicht zutraut, richtig zu entscheiden, erweitert er durch das Bürgerliche Gesetzbuch die Entscheidung nach richterlichem Ermessen in erheblicher Weise. Das ist offenbar ein Widerspruch. Und ferner muß man doch lebhaft daran zweifeln, ob der Richter gerade dadurch an praktischer Erfahrung gewinnt, wenn man ihm diejenigen Sachen fortnimmt, bei deren Verhandlung er mit dem täglichen Leben in eine besonders nahe Berührung kommt. Nach dem Vorschlage des Entwurfs soll die Berufung gegen die Kaufmannsgerichte zulässig sein, wenn der Streitwerth mehr als 100 Mark beträgt, und zwar sollen dann die Civilkammern der Landgerichte in letzter Instanz entscheiden. Werden wohl die dort ergehenden Entscheidungen viel sachgemäßer ausfallen als die bisherigen, wenn man dem Richter die Gelegenheit, derartige Fälle praktisch kennen zu lernen, so sehr beschneidet? Man muß bedenken, daß das Landgericht künftig in letzter Instanz entscheiden würde, auch wenn es sich um einen Streitwerth von 1000 oder 2000 Mark handelt. Bei den Streitigkeiten der Handlungsgehilfen mit ihren Prinzipalen handelt es sich durchweg um höhere Streitwerthe, als bei den Differenzen zwischen den gewerblichen Arbeitern und ihren Unternehmern. Dabei fehlt es nicht an schwierigen und verwickelten Rechtsfragen, z. B. über das Zurückbehaltungsrecht des Gehilfen an Mustern, das Verlangen auf Rechnungslegung u. s. w. Die gänzliche Ausschaltung der Oberlandesgerichte und des Reichsgerichts wird schwerlich dazu führen, sachgemäßere Entscheidungen zu schaffen.

In zweiter Linie soll das bisherige Verfahren zu langsam sein. Man weist darauf hin, daß etwa 57 Proz. aller gewerbegerichtlichen Sachen in weniger als einer Woche erledigt werden. Ihre Erklärung findet diese Erscheinung, wenn man gleichzeitig hört, daß etwa 45 Proz. aller Sachen durch Vergleich erledigt werden. Das ist offenbar ein schöner Erfolg, namentlich wenn demgegenüber vor den Amtsgerichten durchschnittlich nur 15 Proz. aller Sachen durch Vergleich erledigt werden. Aber gerade diese Sachen eignen sich besonders gut zur vergleichsweisen Erledigung. Der Kläger befindet sich meist in Noth und freut sich, wenn er sofort etwas baar Geld erhält, sei es auch sehr viel weniger, als er an sich beanspruchen kann. Bei einem solchen, unter dem Druck der Verhältnisse abgeschlossenen Vergleich kommt indessen die Reue sehr rasch, und von einer Befriedigung des Rechtsgefühls ist da nicht entfernt die Rede. In solchen Dienststreitigkeiten werden übrigens auch von den Amtsgerichten sehr viele Vergleiche abgeschlossen. Soweit aber im übrigen der Rechtsgang bei den Gewerbegerichten ein rascherer ist, als bei den Amtsgerichten, lassen sich die betreffenden Einrichtungen des gewerbegerichtlichen Verfahrens unschwer auf das amtsgerichtliche Verfahren übertragen. Die Begründung des Entwurfs fürchtet, daß alsdann die Frage der Umgestaltung des amtsgerichtlichen Verfahrens aufgerollt werde. Aber diese Frage ist gar nicht übermäßig schwierig, sie ist auch allgemein dringlich. Denn unser amtsgerichtlicher Prozeß arbeitet durchweg zu langsam. Eine wesentliche Beschleunigung des Verfahrens würde man schon dadurch erreichen, daß man die Zahl der Amtsrichter an den großen Orten vermehrte. Wenn ein Amtsrichter in einer Sitzung siebenzig und mehr Sachen zu erledigen hat, so kann er natürlich nicht so rasch arbeiten, wie das Gewerbegericht, bei dem immer nur wenig Sachen anstehen. Daß eine allgemeine Umgestaltung des amtsgerichtlichen Verfahrens nothwendig ist, hat auch Graf Posadowsky am 18. April 1902 anerkannt, indem er erklärte, es sei wünschenswerth, in Zukunft ganz allgemein für Ansprüche aus Vertragsverhältnissen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, für alle Lohnansprüche und was mit diesen zusammenhänge, bei den Amtsgerichten ein besonders beschleunigtes und wesentlich billigeres Verfahren einzuführen.

Hieraus wird auch schon anerkannt, daß unser bisheriges amtsgerichtliches Verfahren zu theuer ist. Ohne jede gesetzgeberische Schwierigkeit kann man für Lohnstreitigkeiten die Gerichtskosten der Amtsgerichte auf diejenigen der Gewerbegerichte ermäßigen. Wie groß der Unterschied ist, ergibt sich z. B. daraus, daß im Fall einer kontradiktorischen Verhandlung über einen Streitwerth von 100 bis 200 Mark beim Gewerbegericht 3 Mark, beim Amtsgericht 13,80 Mark an Gerichtsgebühren erwachsen. Eine Ermäßigung der Gebühren ist lediglich eine Finanzfrage, dazu bedarf es ebenso wenig der Bestellung von Sondergerichten, wie um sachgemäßere und raschere Entscheidungen zu erhalten.

Es bleibt noch zu erörtern die Frage des Ausschlusses der Rechtsanwälte. Dieser besteht beim Gewerbegericht und soll auch für die Kaufmannsgerichte eingeführt werden. Das erscheint als eine ganz verfehlte Maßregel, die von einem unserer heutigen Gesetzgebung allerdings nicht fremden, aber wenig begründeten Mißtrauen gegen den Rechtsanwaltstand ausgegangen ist. Bei den Streitigkeiten der Handlungsgehilfen handelt es sich häufig um nicht unbedeutende Objekte und verwickelte Rechtsfragen, welche die Vertretung durch einen Rechtsverständigen als durchaus geboten erscheinen lassen. Wenn man einige Vorschriften dahin trifft, daß eine Vertagung dieser Sachen selbst auf übereinstimmenden Antrag beider Parteivertreter vom Gericht nicht angeordnet zu werden braucht, so besteht keine Besorgniß, daß unzulässige Prozeßverschleppungen eintreten, und wenn man die Anwaltsgebühren für diese Prozesse entsprechend herabsetzt, so beseitigt man das Argument, daß durch die Hinzuziehung von Anwälten die Lohnprozesse allzusehr vertheuert würden.

An erster Stelle dürfte es sich daher empfehlen, eine allgemeine Reform des amtsgerichtlichen Prozesses über Lohnforderungen herbeizuführen und zu seiner Entscheidung besondere Abtheilungen bei den Amtsgerichten unter Laienmitwirkung zu schaffen. Dann könnte man auch die Kompetenz der Gewerbegerichte wieder an die ordentlichen Gerichte zurückübertragen. Läßt sich dies aber nicht erreichen, so errichte man kaufmännische Abtheilungen bei den Amtsgerichten und leite die Berufungen gegen ihre Urtheile nicht an die Civilkammern, sondern an die durch Beisitzer aus dem Gehilfenstande verstärkten Kammern für

Handelssachen, welche bei höherem Streitwerth in erster Instanz zuständig wären. Damit würde man nicht nur ein weiteres Ueberwuchern der Sondergerichtsbarkeit verhindern, sondern würde die Rückbildung der Gesetzgebung in einer sowohl den Interessen der Rechtspflege, wie auch denjenigen der „wirthschaftlich schwächeren" Klassen entsprechenden Weise anbahnen.

Hamburg. Landrichter Dr. Nöldeke.

Der handelspolitische Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn.

Den beiden bedeutenden Männern, die Oesterreichs und Ungarns Regierung leiten, den Herren von Körber und von Szell hat ein Glücksfall ihre Aufgaben erleichtert. Bülow und die deutsche Reichstagsmehrheit haben ihnen die Plattform geliefert, auf der sie sich und die beiden Staaten der Monarchie verständigen konnten. Die Ausgleichsverhandlungen zwischen den beiden Ministerien sind perfekt. Nun hat der Dritte — da das bekannte Sprichwort über den Gegenfall nichts aussagt, die freie Wahl sich zu freuen oder zu klagen, wenn zwei sich vertragen.

Die zwischen Oesterreich und Ungarn bestehenden Differenzen sind leicht begriffen. Sie sind am besten illustrirt durch die „ewige Wahrheit", die Franz Kossuth bei der jüngsten Debatte über den Ausgleich aussprechen zu können geglaubt hat: „Ungarn .... vermag als Agrarstaat für seine Produkte im Ausland nur dann Märkte zu erwerben, wenn es zum Tausch für agrarische Zollbegünstigungen Nachlässe an Industriezöllen bieten kann. Und das kann es nicht, solange es von Oesterreich abhängig ist." Dieser Markt im Ausland, den die Ungarn vor allem im Auge haben, ist das industrielle Deutsche Reich, der Staat, mit dem sie durch den Dreibund in politischer Freundschaft leben, und ihre Dreibundfreundschaft, die einzige bisher absolut verläßliche Garantie desselben, geht in hervorragendem Maße auf dieses wirthschaftliche Interesse zurück. Die Polen Oesterreichs sind halbe Freunde, die Czechen ganze Feinde dieses Staatenbündnisses, ein Drittel der österreichischen Deutschen ist klerikal und einem hohenzollerisch-osteldischen deutschen Reich zum mindesten nicht geneigt. Der ungarische Weizen ist der natürliche Bundesgenosse der deutschen Industrie — so denkt die magyarische Rasse, darum will sie an das schwankende Schiff Oesterreichs nicht ihre wirthschaftliche Hoffnung und an den deutschen Nationalstaat lieber die Existenz des magyarischen Nationalstaats binden als an das von vielen Nationen zerklüftete Oesterreich.

Mitten in diesen Stimmungen sehen sie auf einmal, daß das Deutsche Reich seine Thore krachend vor ihnen ins Schloß wirft. Und nun hat Oesterreich für den Magyaren wieder Anwerth. Szell schlägt Kossuth:

„Der Werth des gemeinsamen Zollgebiets für Ungarn liegt darin, daß es den Ueberschuß seiner Produktion in Oesterreich als dem nächstliegenden natürlichen Markt am vortheilhaftesten zu einer Zeit verwerthen kann, wo diese durch die immer vehementere prohibitive Tarifpolitik des Westens verdrängt werden, ebenso wie auch Oesterreich in vortheilhaftester und fast ausschließlicher Weise bezüglich seiner Industrieartikel auf Ungarn angewiesen ist. So steht die Frage ..."*)

Und nun wird mit einem Male die durch eine jahrzehntelange Entfremdung latent gewordene Thatsache offensichtlich: Oesterreich-Ungarn besitzt jene hochwichtige Eigenschaft eines Gemeinwesens, die der alte Aristoteles als Wesensmerkmal eines gesunden Staates hingestellt hat, es besitzt wirthschaftliche Autarkie. Die österreichisch-ungarische Monarchie ist als abgeschlossenes Wirthschaftsgebiet denkbar, andere Staaten nicht, sie kann auf der Basis der Handelsverträge gedeihen und auf der Basis der Prohibition, andere Staaten aber haben diese Wahl nicht. Das kleinere Deutschland, das Treitschke als eine Fortsetzung Preußens bezeichnet hat, muß aufs Wasser, hat eine starke Brust und große Lungen, aber einen schwachen Magen, und die starken Getreidezollpillen können ihn nicht heilen, können höchstens die Konstitution des ganzen Körpers ruiniren. Durch eine magische Wirkung in die Ferne haben diese Pillen die Ausgleichsschmerzen der österreichisch-ungarischen Monarchie gelindert, wenn nicht gar geheilt.

Ungarn — die Monarchie fängt mit Ungarn an — schützt sich gegen Deutschland durch prohibitive Agrarzölle. Die Zollsätze steigen bei Weizen von bisher 3,57 Kronen auf 7,50 Kr. (Minimalzoll 6,30 Kr.), bei Korn von 3,57 Kr. auf 7 Kr. (Minimalzoll 5.80 Kr.), bei Gerste von 1,79 Kr. auf 4 Kr. (Minimalzoll 2,80 Kr.), bei Hafer von 1,70 Kr. auf 6 Kr. (Minimalzoll 4,80 Kr.), bei Mais von 1,19 Kr. auf 4 Kr. (Minimalzoll 2,80 Kr.), und bei Mehl von 8,93 Kr. auf 15 Kr. Und so fort bei Trauben, Nüssen, Dessertobst, Pflaumen ꝛc. Sie steigen bei Ochsen von 35 auf 60, bei Stieren von 9 auf 30, bei Kühen von 7 auf 30, bei Jungvieh von 7 auf 18 Kr., bei Mastschweinen von 7,14 auf 22 Kr. und so bei der ganzen Liste der Arche Noah. Natürlich hätten solche Prohibitivzölle für das exportirende Agrarland keine Bedeutung, die Magyaren diktiren dem befreundeten Oesterreich hier einfach das Monopol Ungarns im Cerealien- und Viehhandel. Das österreichische Parlament begrüßt diese Repulsivzölle natürlich mit Freudengeschrei, da es durch und durch agrarisch ist — trotzdem Oesterreich ein industrielles Land genannt werden kann. Wir haben ein so elendes Vertretungssystem, daß nicht einmal ein wirksamer Protest gegen diese Lebensmittelzölle möglich wird.

Dieses Monopol erkauft sich Ungarn durch weitgehende Kompensationen. Dieser Staat hat durch eine geschickte und opfervolle kolbertistische Politik in den letzten zehn Jahren sich eine Industrie herangezogen und die Interessen derselben gegen den übermächtigen österreichischen Konkurrenten mit wenig loyalen Mitteln gewahrt. Die indirekten Abgaben und das Eisenbahntarifwesen werden von Oesterreich und Ungarn nach periodisch zu vereinbarenden Grundsätzen gleichartig geregelt. Damit schienen die Bedingungen der Industrie hüben und drüben gleich. Aber Ungarn hat diese gleichen Grundsätze systematisch durch eine versteckte Verwaltungspraxis, durch Steuernachlässe und Tarifbegünstigungen, durch Subventionen und Exzeptionen durchlöchert, Ungarn hatte seine, wenn auch nicht bedeutende Industrie.*) Ihre Entwickelung, ihre treibhausartige Förderung hat in Oesterreich am meisten verbittert, weil sie der österreichischen Industrie den ungarischen Markt zu entreißen und so die schweren Opfer dieser Reichshälfte für die Zollgemeinschaft vergeblich zu machen drohte. Wenn nun die Magyaren Oesterreich für ihr agrarisches Monopol Kompensationen zu bieten genöthigt waren, mußten sie das Schoßkind ihrer Wirthschaftspolitik nicht Oesterreich opfern? Als die Umrisse des Ausgleichs bekannt wurden, tauchten in Oesterreich Stimmen auf, welche meinten: Ungarn werde Körner bauen, Ochsen und Schweine mästen dürfen, so viel es wolle und je mehr desto besser, aber nicht mehr die Industrie fördern.

Szell selbst erklärte: „Wenn wir auf dem gemeinsamen Zollgebiete zur Sicherung unserer landwirthschaftlichen Interessen die großen Zollsätze erhalten, können wir uns unmöglich dem verschließen, daß die österreichische Industrie nicht ungeschützt bleiben kann", und er zählt ausdrücklich jene Industrieartikel auf, „bei denen — ich gebe es zu — in erster Linie, in legitimer Weise, das österreichische Interesse gewahrt ist." — Kein österreichischer Minister könnte in so offenherziger Weise die legitimen Interessen Ungarns im Parlament vertreten, ohne als Landesverräther

*) Szell in der Reichstagsrede vom 16. Januar.

*) Vgl. „Die Fabrikindustrie des Königreichs Ungarn. Herausgegeben vom k. ung. Handelsministee, Budapest 1901.

Digitized by Google

ausgeschrien zu werden. Aber nachdem der österreichische industrielle Arbeiter der einzige Konsument des ungarischen Landwirths sein soll, liegt seine Kaufkraft nicht im Interesse Ungarns? Opfert also die magyarische Agrarierwelt aus Absatzinteressen die magyarische Industrie auf?

O nein! Es wird Raum frei für die Expansion der ungarischen und der österreichischen Industrie. Und der österreichische Ministerpräsident Koerber verkündet es dem österreichischen Abgeordnetenhaus: „Schutz für neue aussichtsvolle Unternehmungen ist vorgesehen!“ Woher in aller Welt bei Zeiten der Depression, der Ueberfüllung des Weltmarktes plötzlich dieser Raum für neue Unternehmungen?

Wirthschaftliche Perspektiven täuschen oft, Ministerworte sind an ungefügige Parlamente gerichtet, nicht sub specie aeternitatis gesprochen. Und dennoch — ist eine solche Hoffnung vielleicht begründet?

Die Zollfreiheit der industriellen Rohstoffe bleibt erhalten — Ungarn hat diese Konzession gemacht. Die industriellen Fabrikate aber erhalten, besonders die kostbareren und einträglicheren Produkte einen starken, zum Theil geradezu repulsiven Zollschutz. Die Baumwollspinnerei bekommt für feinere Garne eine neue Staffel, die Kammgarnspinnerei für melirte Garne, die Weberei vielfach erhöhte Sätze bei den meisten Baumwollgeweben, die Lederindustrie, die Papierindustrie, insbesondere die Papierkonfektion, die Eisenindustrie bei Eisenkonstruktionen, Draht- und Blechwaaren, Werkzeugen ꝛc., die Kleineisenindustrie, die Maschinen- und elektrische, die Metall- und chemische Industrie sollen eine weitgehende Protektion erfahren. Wie weit diese geht, ist, da die Daten im Augenblick noch nicht ganz bekannt sind, nicht zu übersehauen. Die ganze Anlage des Tarifs, seine sorgfältige Ausarbeitung im ständigen Einvernehmen mit den industriellen Korporationen und die Zustimmung der Ungarn lassen erkennen, daß man ein Ziel klar und deutlich vor Augen gehabt hat. Oesterreich und Ungarn sollen beide saturirt werden aus dem bisherigen Importquantum des Deutschen Reiches. Und wenn gewisse Industrielle des Reiches mit den Agrariern sich politisch einigen konnten, um durch Kartelle den Inlandsmarkt vorher sich zu sichern und dann, mit dieser Rückendeckung, das Ausland im Exporte zu beherrschen, warum sollen sich österreichische und ungarische Industrielle nicht in dem einen Ziele finden können, des deutschen Imports los und ledig zu werden? Die Zollschraube hat, wie die Deutschen bewiesen, doch kein Ende, und die Interessen des konsumirenden Publikums würden doch die Privilegienparlamente in Wien und Pest nicht hemmen, wenn der Reichstag des allgemeinen Wahlrechts ihrer so spielend Herr geworden ist?

Oesterreich-Ungarn ist ein zurückgebliebenes Land, und es fällt mir nicht ein, es dem Deutschen Reiche nahe zu stellen. Aber es ist in der glücklichen Lage, so und anders zu können, mitzuthun und sich abzuschließen. Darum wird es Europa nicht die handelspolitische Richtung geben: die Monarchie ist autark, also hat sie im wesentlichen keine Richtung. Das Deutsche Reich ist es lange nicht mehr, ja es war bei seiner Geburt als Kleindeutschland nicht autark wie es ein anderes Deutschland gewesen wäre, das seinen Einfluß von der Elbemündung bis zum eisernen Thor, von Danzig bis Triest erstreckt hätte. Der Dreibund, wirthschaftlich gedacht, war der Ersatz für jenes größere Deutschland. Diese Autarkie auf dem engeren Boden nicht wieder zu gewinnen, sondern erst zu schaffen, indem man ihn zwingt, da er das vielfache Produkt, worauf es ankäme, nicht erzeugen kann, wenigstens einen mehrfachen Reinertrag zu bringen, die Idee, das fehlende Getreidequantum zu ersetzen durch ein höheres Einkommen der Landwirthe, ist ein Kreisschluß, ist eine Utopie. Das Deutsche Reich kann führen und der Kontinent muß folgen, wenn es die ihm durch seine Natur gebotene Richtung der Caprivi'schen Vertragspolitik einhält. Das Deutsche Reich kann nugreifen, aber der Kontinent muß sich nicht unterwerfen und kann sich wehren. Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien vertragen die Isolirung leichter, sie sind als Staaten noch gewissermaßen auf der Stufe der „geschlossenen Hauswirthschaft“.

Ein Zolltarif ist freilich nichts als die handelspolitische Rückzugslinie und die Operationsbasis der Vertragspolitik. Aber die Minimaltarife nehmen dem Deutschen Reich das Kompensationsmittel. Wenn Handelsverträge geschlossen werden, so ändern sie nicht viel, sie legen fest. Es ist kein Zweifel, daß es zu Handelsverträgen kommt, aber diese können nicht mehr die Bedeutung haben, die Bodenbach eine Brücke zwischen den beiden Staatswesen zu schlagen, sie werden den Graben nur befestigen.

Hat Bülow in so geschickter Weise Koerber und Szell vereinigt, so ist freilich damit nicht ausgeschlossen, daß wir in Oesterreich wieder die Kosten dieser Vereinigung tragen und Ungarn die Hauptvortheile zieht. Die agrarischen Zölle sind durch Minima geschützt, die industriellen nicht, und wenn der handelspolitische Ausgleich noch Licht und Schatten annähernd gleich vertheilt, so ist der finanzielle abermals zu Oesterreichs Schaden ausgefallen. Doch das sind wir ja gewohnt, das ist für den deutschen Leser weder neu noch interessant genug. Sie werden sich gerne beschränken auf diese wunderbare Wirkung in die Ferne, die von ihren Ostelbiern ausgeht.

Wien. Rudolf Springer.

Die „Rechtsgüter des Publikums“.

Paul Heyse hat ein Drama „Maria von Magdala“ geschrieben. Das Drama ist aufgeführt worden, auch in Bremen, und Bremen liegt sechs Eisenbahnstunden von Berlin. Als aber das nämliche Drama im Berliner Lessing-Theater zur Darstellung gelangen sollte, versagte das hiesige Polizeipräsidium die Erlaubniß. Der Bezirksausschuß bestätigte das Verbot, und nunmehr hat auch das Oberverwaltungsgericht, die höchste Instanz, wenngleich auf andere Gründe gestützt, das Urtheil der niederen Instanz im Endergebniß sich angeeignet.

Ich gehöre nicht zu denen, die glauben, solch ein Polizeiverdot und solche richterlichen Entscheidungen könnten der Kunst auch heute noch unheilbare Wunden schlagen. Selbst als der Staat und als mittelbar die Kirche mit barbarischer Strenge die Zensur handhabten, als endlose Kerkerhaft und Scheiterhaufen kühnen Denkern und Dichtern das Fortstreben versperrten, schritt der Genius der Menschheit seine Bahn voran; gewiß mit unsäglichen Anstrengungen; Leichen blieben auf dem Wege liegen, aber jener Stillstand, den der mittelalterlichen Staat und die mittelalterliche Kirche erzwingen wollten, er ließ sich nicht erreichen. Heute sitzt Herr Paul Heyse unangefochten in seinem Heim, und der Direktion des Lessing-Theaters bedauert höchstens seinen Spielplan verändern zu müssen. Welche Milde der Zeiten, die gewiß keinen Künstler abschrecken wird, das zu schaffen, was er schaffen muß, um dann dem deutschen Volke in Bremen sein Werk zu zeigen, wenn er es in Berlin nicht zeigen darf.

Das Oberverwaltungsgericht hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß „Maria von Magdala“ einen Angriff auf die christliche Religion darstellt: Die Religion gehöre in einem christlichen Staat zu den Rechtsgütern des Publikums. Deshalb sei das Verbot des Stückes begründet. Nun, wenn ehrbare Richter die Religion, Empfindungen, die Tausenden das Heiligste sind, schützen wollen, warum soll das nicht anerkennenswerth sein?

Gewiß, es ist sehr anerkennenswerth.

Nur zwei kleine Zweifel drängen sich auf. Sind Juristen kompetent, zu entscheiden, ob ein Kunstwerk einen

Digitized by Google

Angriff auf die Religion darstellt, vermögen sie festzustellen, welche Wirkung ein Kunstwerk überhaupt hat und haben kann? Und dietet das Verbot der öffentlichen Aufführung eines Stückes überhaupt jenen Schutz dar, den die Richter dem Publikum gewähren wollen.

Heyse's Stück liegt gedruckt vor; es ist bisher nur in erster Auflage erschienen, aber zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, war es unmöglich, auch nur ein einziges Exemplar der „Maria von Magdala" in großen oder kleinen Berliner Buchhandlungen, die Verlagsbuchhandlung eingeschlossen, käuflich zu erwerben. Alle Exemplare sind vergriffen. Das ist keine neue Erfahrung. Die Zensurbehörde hat es in ihrer Macht, einem Werke, das ihr der Beachtung werth erscheint, die allerweiteste Verbreitung unmittelbar zu sichern. Enthielte „Maria von Magdala" Angriffe auf die Religion, — statt Hunderten, die diese Angriffe in einem Theater unterlebten, suchen nun nach diesen Angriffen Tausende, in einem gedruckten Bändchen, das sie zu erwerben oder zu entleihen suchen. Und die Erörterung in Zeitungen und Zeitschriften theilt alles Wesentliche für und wider Hunderttausenden und Millionen mit. Was ist heute die riesige Macht der Presse gegenüber den kleinen Wirkungen, die das Theater auszuüben vermag, und welche völlig falsche Einschätzung der das moderne Leben gestaltenden Kräfte liegt darin, das Theater unter eine präventive Zensur zu stellen, der weder die Presse noch die Vorträge in Versammlungen unterworfen sind. Und schließlich: das Stück, dem die öffentliche Aufführung versagt ist, kann an sogenannten freien Bühnen so oft aufgeführt werden, wie sich Zuschauer finden, die für den gewöhnlichen Preis eines Theaterbillets bereit sind, als Antheilnehmer einer freien Bühne eine Vorstellung derselben zu besuchen.

Durch tausend Fenster fluthet Licht und Luft in das moderne Staatsgebäude hinein; der moderne Mensch hat sich diese Oeffnungen gewaltsam geschaffen; sie sind für seine geistige Hygiene ganz unentbehrlich. Aber über ein kleines Guckloch hat die preußische Polizei noch die Macht behalten, und als „Maria von Magdala" vor diesem Guckloch vorübergeführt werden sollte, verhängte die Polizei mit ängstlicher Vorsorge und unter lautem Protest das theatralische Fensterlein. Dieses Verhängen unter lautem Protest hatte nur eine Folge: an die zahlreichen anderen Fenster des weitläufigen Gebäudes eilen die Insassen des Hauses, und diese Fenster können nicht fürder verhängt werden, und alle diese Neugierigen und Antheilnehmenden sagen nun: Ah, das also ist Maria von Magdala, von der wir bisher nichts wußten, und die wir nunmehr mühelos betrachten wollen und können.

Bestimmungen, die das Gegentheil von dem herbeiführen, was sie bezwecken, können die Achtung vor dem Staate, der nach solch ehrbaren Grundsätzen von Schöppenstädt regiert wird, nicht erhöhen.

Und die arme Polizei und die armen Richter, die nun auf Grund solcher Bestimmungen ein Kunstwerk auf seine Wirkungen hin zu untersuchen haben.

Ich finde, daß die Polizei sich trefflich bewähren kann, wenn sie darüber wacht, daß alle Wagen in den Berliner Straßen stets nur rechts fahren; auch bei der Verhaftung von Verbrechern kann sie nützlich sein; selbst das kann sie entscheiden, ob eine Wohnung gesundheitsgefährlich ist oder nicht, und die Richter sind gewiß zuständig zu beurtheilen, mit wie viel Mark Strafe es geahndet werden soll, wenn ein jemand einen anderen jemand Schafskopf genannt hat, und bei noch viel verwickelteren und bei den schwierigsten Rechtsfragen können sie kompetent sein. Aber woher soll ihre Kompetenz zur Beurtheilung von Kunstwerken herstammen, ihre Kompetenz über die Empfindungen zu Gericht zu sitzen, die ein Kunstwerk zu erzeugen vermag. Dafür bietet weder das corpus juris, noch das Bürgerliche Gesetzbuch, noch das Strafgesetzbuch die Vorkenntnisse dar. Und doch handelt es sich hierum im vorliegenden Falle. Die Polizei und alsdann die Richter fanden in Maria von Magdala einen Angriff auf die Religion, während zweifellos feinsinnige Sachverständige in diesem Stück die Absicht einer Verherrlichung Christi finden werden, mit allen Mitteln, die dem starken und echten Dichtertalent Paul Heyse's zur Verfügung stehen.

Mit dichterischer Weisheit läßt Heyse Christus nicht die Bühne betreten; nur seine Stimme ertönt einmal. Aber wie eine ferne Welt, die unser Auge nicht erblickt, den Mittelpunkt eines ganzen Weltensystems bildet, wie sie anzieht und abstößt und ein Universum in Bewegung erhält, so Christus in diesem Stück. Seine Gewalt auf den heißblütigen Nationaljuden Judas Ischarioth, auf die Konsistorialjuden in priesterlichem Amt und Würden; auf den naiven jüdischen Provinzialen, auf die jüdischen Gigerl und Streber von Jerusalem, auf die Masse des Volkes, auf die Römer, auf die Genießerin Maria von Magdala ist überwältigend. Maria von Magdala sagt, was sie alle empfinden:

„Ja, er hat seine Macht mich fühlen lassen, doch nicht, wie Du meinst. Sein Blick ist in mein Herz gedrungen wie eine Fackel und hat darin allen Wust und Unrath, alle Eitelkeit und sündige Begier zu Asche gebrannt und nur ein stilles Licht zurückgelassen, das meine Seele erhellt und wärmt. Zum ersten Mal fühl' ich ein Glück, das keine Reue gebiert und mich umfängt, weicher und seliger als Liebesarme. Dafür werde ich ihn lieben mit einer Liebe, die rein ist wie das Sonnenlicht, die nichts begehrt, als ewig zu ihm aufzublicken und ihm zu danken, daß er das weinende, verirrte Weib begnadet hat mit seiner Himmelshuld .... Seine Liebe gehört der Welt, sein Herz allen Dürftigen, die er führen will in sein himmlisches Reich, wenn sie eines reinen Herzens sind."

Paul Heyse hat sich das dichterische Problem gestellt, zu zeigen, wie höchste Erhabenheit und Reinheit auf die Alltagsmenschen, die in ihren verschiedenen Typen auftreten, wirken. Das Stück ist in den Grenzen jener starken dichterischen Kräfte, über die Paul Heyse verfügt, ein Hymnus auf die Menschen umgestaltende Kraft Christi; es ist ein Drama mit edler und selbst mächtiger Wirkung an zahlreichen Stellen, und von einem solchen Hymnus auf die Gewalt Jesu von Nazareth behauptet das Gericht, es greife eines der — Rechtsgüter des Publikums an. Daß die Richter im besten Glauben geurtheilt haben, ist selbstverständlich, aber warum sollen sie kompetenter sein über die Wirkung eines Kunstwerkes zu urtheilen wie darüber, ob eine wissenschaftliche Feststellung wichtige Grundlagen religiöser Gläubigkeit erschüttert oder nicht erschüttert.

Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei; auch die Kunst und die Ausübung der Kunst muß frei sein. Aber das ist freilich kein Freibrief für die Afterwissenschaft und die Afterkunst, die als Magd gemeine Instinkte pflegen. Zweifellos gibt es Grenzgebiete, und das Urtheil mag schwanken, wohin ein einzelnes Werk zu rechnen sei. Bei Paul Heyse ist ein solches Schwanken unmöglich; er gehört wie einer zu den ersten Künstlern und Dichtern Deutschlands; darüber gibt es keinen Zweifel, und nur wie hoch man ihn als Künstler einschätzt, das ist strittig.

Wenn man die Polizei und die Richter mit der Aufgabe betraut über die Tendenzen eines Heyse'schen Kunstwerkes zu Gericht zu sitzen, so handelt man ebenso weise, wie wenn man Künstler veranlassen wollte, einen Rechtsstreit zu entscheiden. Man belastet sie mit Aufgaben, denen sie nicht gewachsen zu sein brauchen und im allgemeinen nicht gewachsen sind.

Ich sagte es, ich bin nicht der Ansicht, daß die heutige Zensur die Entwickelung der Kunst wesentlich zu beeinträchtigen vermag; die Zensur vermag auch nicht, das Publikum, das Kunst genießen will, durch Vorenthaltung von Kunstwerken stark zu benachtheiligen. Nicht die Künstler und nicht die Kunstgenießer schädigt vor allem die Zensur sondern das Ansehen des preußischen Staates. Bestimmungen, die zugleich gänzlich bedeutungslos und schwer kompromittirend sind, die den Staat und achtbare Beamte zugleich bloßstellen, die Preußen in Deutschland isoliren, da in Berlin verpönt ist, was in Bremen anstandslos sich vollziehen kann, solche Bestimmungen müssen im Interesse

Digitized by Google

des preußischen Staates so schleunig wie möglich beseitigt werden.

Zu den „Rechtsgütern", an denen dem gesammten preußischen Publikum gelegen sein muß, gehört vor allem dieses: Es muß möglich sein, die preußischen Zustände und auch die deutschen noch ernst zu nehmen. Unser Staatskleid wird aber langsam zu einem Harlekinkostüm; es gibt kaum noch einen Fetzen von irgend einer Farbe, der auf diesem Kostüm fehlte, vom gemilderten muttelalterlichen Schwarz des Censurverbotes der „Maria von Magdala" bis zum modernen hellen Roth der Delitzsch'schen Behauptungen, daß die Bibel Menschenwerk sei, und so fort in grellen Gegensätzen, die alle Sphären des öffentlichen Lebens verkörpern.

Eines gibt es im deutschen Staatsleben ganz sicher nicht mehr — Konsequenz auf irgend einem Gebiet.

O. E. Scandi.

Der Staatsstreich des 18. Brumaire.

(Schluß.)

Es hatte am Abend des 18. Brumaire und während der Nacht heftig geregnet. Am 19. früh hatte sich das Wetter aufgeklärt, aber der Boden war völlig durchweicht, und es blies ein frischer Wind. Truppen in feldmäßiger Ausrüstung durchzogen die Stadt und rückten über die westlichen Vororte auf St. Cloud zu. Schwärme von Neugierigen eilten zu Fuß und Wagen hinaus, um sich den großen Tag nicht entgehen zu lassen. Das Dörfchen selbst bot einen bewegten Anblick. Die Schenken und Wirthshäuser waren überfüllt, man sah nur schmausende Menschen, wie wenn ein riesiges Picknick im Gange wäre. So vertrieb man sich die Zeit in Erwartung dessen, was kommen sollte. In den beengt aussehenden engen Gassen war das Fuhrwerk massenhaft und in Reihen an einander gefahren. Man konnte sich wohl am Ausspann einer großen Vergnügungspartie wähnen. Postillone und Kutscher standen lärmend umher. — Im Parke aber und auf den Zugängen zum Schlosse sah es fast kriegerisch aus. Truppen lagerten hier, sie hatten ihre Gewehre zusammengestellt, Zelte aufgeschlagen und Biwacks eingerichtet. Selbst die inneren Höfe des Palais waren militärisch besetzt. Von der oberen Terrasse herab traf das Auge nur auf blitzende Helme, Waffen und Uniformen. Der größte Theil der Pariser Garnison war zusammengezogen. Doch waren es wenig mehr, als einige tausend Mann.

Bonaparte war im Wagen hinausgefahren, geleitet von Dragonern und Grenadieren zu Pferde. Als er ankam, traten die Truppen ins Gewehr; und wie es denn oft geschieht, daß in Momenten voller Bedeutung sich gerade das Unbedeutende unvergeßlich einprägt, so konnte noch mancher sich später entsinnen, daß Er damals „einen kleinen Hut und einen kleinen Degen" trug. Er war lebhaft, agil, etwas fieberisch hastig und eilte sogleich ins Innere des Schlosses, um nach dem Rechten zu sehen.

Aber es war nichts fertig; die Sitzungssäle in Eile herzurichten, erforderte, so dürftig sie auch waren, doch mehr Zeit, als man angenommen hatte. Die Verhandlungen konnten nicht, wie vorgesehen, um zwölf Uhr beginnen. Es entstand ein Aufschub, der gefährlich werden konnte. Die Gegner gewannen Spielraum, sie konnten Abrede halten; alles, was an Zweifeln und Bedenken sich regte, ward besprochen und leidenschaftlich erörtert. Man theilte sich seine Befürchtungen, seine Ansichten mit. Vielleicht daß man darüber noch gar zu einem Entschlusse kam. Und in dem Maße, wie die feindliche Partei sich ihrer Position klarer wurde, verlor sich auf der anderen Seite etwas von dem Elan, der bisher zum Siege verholfen hatte.

Endlich um ein Uhr konnte die Sitzung eröffnet werden. Der Vorsitzende der Fünfhundert, Lucian Bonaparte, besteigt seinen Sessel. Er war ein Mann von unleugbaren Gaben, namentlich dazu veranlagt, sich rasch und im Momente zur Geltung zu bringen. Das sollte sich heute erweisen, wo er, dank einer ungewöhnlichen Geistesgegenwart, mehr als einmal die Situation beherrschte. — Die Verhandlung setzte gleich stürmisch ein. Die Jakobiner, welche über zweihundert Stimmen verfügten, brüllten die Mehrheit nieder und suchten sie einzuschüchtern. Sie stellten den Antrag, daß vorab jeder Deputirte den Eid auf die Verfassung einzeln erneuern solle. Vergebens warnte Grandmaison, der Taktiker der Faktion, die Zeit mit diesen leeren Demonstrationen zu vergeuden. Der revolutionäre Geschmack war nun einmal aufs Theatralische gerichtet und der pathetische Schwur eine Pose, in der man sich gefiel. Stunden lang sah man jetzt die Abgeordneten, einen nach dem anderen, auf die Tribüne steigen, um mit vorgestrecktem Arm und tragischer Geberde die feierliche Formel auszusprechen. Es war beinahe vier Uhr geworden, ehe der letzte an die Reihe kam.

Und während dessen schleppte sich auch der Rath der Alten unschlüssig in nichtigen Verhandlungen hin. Die Mehrheit war für den Staatsstreichsgedanken gewonnen, aber diese Versammlung, in welcher Doktrinäre und Ideologen das Wort führten, fand nicht den Muth zur That. Es fehlte an führenden, durchgreifenden Persönlichkeiten; die Generation der brutalen Gewaltmenschen hatte sich erschöpft. Man sprach schon in einzelnen Gruppen davon, ob man nicht lieber das Direktorium mit Bonaparte und Sieyès neu konstituiren solle.

Der Generalissimus, seine Mitverschworenen und Getreuen hielten sich in den ehemaligen Wohnräumen des Hauptgeschosses auf. Eine Flucht hoher, vergoldeter Zimmer öffneten sich eins in das andere, völlig ausgeleert, kahl, und unter dem bleichen Licht des Novembertages besonders frostig. In den beiden ersten Salons herrschte ein immerwährendes Kommen und Gehen, im dritten warteten Generäle und Stabsoffiziere. Die Zeit wurde ihnen lang, und allmählich schwand ihnen die Zuversicht. Eine drückende Einsilbigkeit lastete auf allen. Man fühlte es mehr, als daß man es aussprach, wie die Dinge eine Wendung zum Schlimmen nahmen. Ab und zu ging die Thür eines vierten Raumes auf, und Bonaparte erschien, um einen Befehl zu ertheilen. Er war sichtlich nervös, er machte sich zu schaffen. Was sonst nicht seine Art war, er quälte seine Leute. Im Zimmer nebenan saß Sieyès zitternd und fröstelnd vor einem dürftigen Kaminfeuer und schürte mit einem Holzscheit daran. Der Raum war eisig. Zwei Sessel bildeten das ganze Mobiliar. Bonaparte ging erregt auf und nieder. Alle zehn Minuten trat ein Adjutant ein, der Bericht erstattete. Es war nicht zu verkennen, die Nachrichten lauteten schlecht. Selbst wenn es nicht wahr sein sollte, daß in Paris sich eine Gährung bemerkbar machte, blieb doch so viel gewiß, daß die Jakobiner in St. Cloud einen Zuzug erhalten hatten. Und was noch mehr besagte, die Generale ihrer Faktion, Jourdan und Augereau, hatten sich eingestellt. Die Zeichen deuteten auf Sturm, auf Kampf. Bonaparte durfte keine Minute mehr verlieren. Kurz entschlossen, berief er seine Adjutanten und ging mit ihnen und noch einigen Anhängern geraden Schrittes in den Saal der Alten.

Es war nahe an vier Uhr. Eben hatte der Senat die steuerlose Sitzung in rathloser Verlegenheit zum zweiten Male suspendirt, als der General mit seinen Begleitern eintrat. Alles strömte auf die Plätze zurück; Bonaparte ließ sich dem Vorsitzenden gegenüber inmitten der Versammlung nieder. Er wollte die Mehrheit zu einem Entschlusse hinreißen, sie von der Nothwendigkeit oder Loyalität seines Beginnens überzeugen. Aber es stellte sich wieder heraus, daß er nicht der Mann darnach war, Aug in Auge auf eine vielköpfige Menge einzusprechen. Er verlor die Unbe-

Digitized by Google

fangenheit, er fühlte sich behindert. Die Stimme detonirte, er fand nicht die Worte, und was er vorbrachte, verklang, ohne Wiederhall zu wecken. „Ihr steht auf einem Vulkan ... Erlaubt mir, Euch mit soldatischem Freimuth zu sprechen ... Man überschüttet mich schon mit Verleumdungen, man spricht von Cäsar, man spricht von Cromwell, man spricht von Militärherrschaft ... Die Republik hat keine Regierung mehr ... es bleibt nur noch der Rath der Alten ... Er muß Maßnahmen treffen, muß sprechen: ich bin da, um es auszuführen. Retten wir die Freiheit! retten wir die Gleichheit!" Und so ging es weiter in stimmungslosen Tiraden, denen die Kraft des Argumentes fehlte. Vergeblich dringt man in ihn, wer denn die Feinde seien, von denen der Republik so große Gefahr drohe. Er weiß nur vage, ausweichende Antworten zu geben und hilft sich damit, die Lauterkeit seiner Gesinnungen zu betheuern. Schließlich meint er aufzutrumpfen, wenn er einen Satz wiederholt, den er vordem mit Glück vor Muselmännern in Kairo angebracht hat: „Erinnert Euch, daß mir zur Seite der Gott des Sieges und Krieges einherschreitet." Das Fiasko konnte nicht vollständiger sein. Nachdem er noch eine Weile gesprochen hatte, zog er sich kleinlaut zurück. — Die Versammlung schwankte in gefährlicher Unentschlossenheit.

Draußen angelangt, hatte der General seinen Gleichmuth wiedergefunden. Er schickt sogar einen Boten an Josephine nach Paris, um sie zu beruhigen und läßt Talleyrand vertrösten, der Ungeduld zu erkennen gibt. „Patience, tout s'arrangera." — Der psychologische Moment war für ihn gekommen, wo er die Sache mit Gewalt zur Entscheidung bringen wollte, wie bei Arcole, als er mit der Fahne vorauging. „Souviens — toi d'Arcole," ruft er seinem Waffengefährten Augereau zu. Und gefolgt von seiner Eskorte, nur noch mit einigen zuverlässigen Grenadieren zur Bedeckung, macht er sich nach der Orangerie auf, wo die Fünfhundert tagen. Seine Soldaten warnen ihn vor den Deputirten: „Sie kennen sie nicht; sie sind zu allem fähig." Er läßt sich nicht einschüchtern; er sucht den Konflikt, der ihm Veranlassung geben soll, einzuschreiten. — Der Posten vor dem Saal präsentirt das Gewehr. Langsam, mühsam bahnt Bonaparte sich mit seinen Begleitern einen Weg durch die Menge, welche den Zugang besetzt hält. Er erreicht endlich die Schwelle und will zwischen den einzelnen Gruppen durch rasch auf die Tribüne zueilen. Aber da bricht ein tosender Sturm aus. A bas le dictateur! A bas le tyran! Hors la loi! klingt es wild durcheinander. Der ganze Saal hat sich erhoben und reckt die Fäuste gegen den kleinen Mann, der gestiefelt, gespornt und im Kriegskleid dasteht. Schon sind die Jakobiner auf ihn losgestürzt, sie bedrängen ihn. Einige haben ihn am Kragen genommen und schütteln ihn hin und her. Der Athem geht ihm fast aus; er fühlt den Hauch ihres Mundes, der wilde Schmähungen gegen ihn ausstößt, auf seinem Gesicht. Er sieht noch undeutlich ihre rothen, wuthverzerrten Züge, aber schon beginnen ihm die Sinne zu schwinden. Seine Soldaten und Offiziere haben sich inzwischen mit Faustschlägen bis zu ihm durchgearbeitet. Eine wüste Prügelei, ein ohrenbetäubender Lärm durchtosen den Saal. Ein Theil der Zuschauer rettet sich durch die Fenster, andere haben die Schranken überstiegen und sind ins Handgemenge gerathen. Eine Frau schreit: Hoch Bonaparte! andere antworten ihr. Dort stürzt ein Abgeordneter zu Boden; einem Grenadier reißt man den Aermel auf. Vor dem halb ohnmächtigen General steht schreiend und drohend der riesige Destrem: „Est-ce donc pour cela que tu as vaincu?" Und dabei haut er ihm mit der Hand auf die Schulter. Endlich gelingt es den Kriegern, den Feldherrn herauszureißen. Sie nehmen ihn in die Mitte; ein Offizier schiebt ihn vor sich her; Schritt für Schritt nur gelangt man zurück. Vier Grenadiere decken ihn mit ihren Leibern; Destrem setzt ihnen mit Püffen zu. So gelangt man schließlich bis an die Thür. Bonaparte wird mehr hinausgeschleppt, als geführt. Zwei Leute halten ihn, er ist bleich zum Entsetzen, der Kopf hängt schlaff auf der Schulter, das Gesicht ist verstört, die Brust hebt sich schwer.

Hors la loi! hors la loi! schreit es aus Hunderten von Kehlen — der Schreckensruf, mit dem man einst Robespierre geächtet hatte; das Wort, welches Tod bedeutet. Die Jakobiner hoffen das Votum im Sturm durchzubringen. Aber Lucian Bonaparte, mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit, rettet die Situation. Er hält eine Ansprache an die Versammlung, er eröffnet eine Debatte, und nun wollen natürlich auch die Gegner reden. So ist die Entscheidung fürs erste hinausgeschoben. Diese furiose Gesellschaft läßt sich von ihrem Ziele ablocken.

Bonaparte ist unterdessen in die Gemächer des ersten Stockes zurückgebracht, wo er sich rasch erholt. Leclerc, Murat und Sieyès setzen ihm zu, er soll nicht mehr warten und die Sache mit dem Säbel entscheiden. Aber die Grenadiere, welche im inneren Hofe stehen, sind unzuverlässig. Werden sie sich gegen die Versammlung führen lassen? Oder muß man sie vielleicht erst durch die Linie und Kavallerie über den Haufen werfen und es auf ein Blutbad ankommen lassen? Ein Schein von Legalität, irgend ein Votum, ein Vorwand, und dieses Aeußerste kann vermieden werden. Man muß es so drehen, daß die Grenadiere zum Schutz der Verfassung aufgeboten werden. Aber wie soll man das erreichen? Der General geht erregt auf und ab und zerkratzt sich das Gesicht. Die Nachrichten aus dem Sitzungssaal lauten immer schlechter. Eben läßt Talleyrand melden, daß das „Hors la loi" unfehlbar durchgehen wird. Bonaparte ist bleich. Die Hand fährt zum Degen, er zieht aus der Scheide, er tritt ans offene Fenster: Aux armes! ruft er hinaus. Aux armes! tönt es wieder, durch die Höfe, über die Terrassen, im ganzen Umkreis. Ein Wald von Bajonetten umzingelt das Schloß. Bonaparte steht schon unten. Er will aufs Pferd, aber das Thier ist unruhig, er kann nicht hinauf. Als er oben sitzt, hat er Mühe, sich im Sattel zu halten. Das ist kein verheißungsvoller Anfang; der Fortgang scheint auch nichts Besseres zu versprechen. „Soldaten, kann ich auf Euch zählen?" so redet er sie an. Sie stutzen; Sieyès sieht vom Fenster aus, wie ein Schwanken durch die Reihen geht, ob sie nicht über den Führer herfallen sollen. Bonaparte kehrt ihnen den Rücken. Ueber die Terrasse hin jagt er nach dem äußeren Hof, wo die Dragoner Sebastianis und die Linie aufmarschirt sind. Ein Sturm der Begeisterung empfängt ihn, der rasend, in sausendem Galopp, vor der Front auf und ab sprengt. Jetzt findet er Worte der Empörung. „Ich wollte ihnen die Mittel zeigen, um die Republik zu retten, und sie haben mich ermorden wollen." Das wird die Losung. Der General Sérurier wiederholte sie: „Die Alten haben sich Bonaparte angeschlossen, die Fünfhundert haben ihn ermorden wollen." „Soldaten, kann ich auf Euch zählen?" fragt sie ihr Kriegsheld. „Ja, ja," braust es ihm zurück. Dieser Truppe ist er sicher. Sie brennt nur darauf, gegen den Feind geführt zu werden. „Je vais les mettre à la raison," sagt er und wendet sich nach dem inneren Hofe. Er will noch einmal versuchen, ob er die Grenadiere nicht gütlich gewinnen kann. — Minuten vergehen, schon zieht der Abend herauf, es beginnt zu dunkeln.

Und während dessen steht Lucian Bonaparte wieder auf der Tribüne im Saal und sucht sich verständlich zu machen. Umsonst, er vermag nicht mehr durch den tosenden Lärm durchzudringen. Mit einer verzweifelten Geste reißt er sich schließlich die rothe Toga vom Leibe und wirft sie sammt den Insignien seiner Würde auf die Balustrade vor sich. Einen Augenblick starrt die Kammer; und Lucian findet Gelegenheit, einem Vertrauten ins Ohr zu raunen, daß alles verloren ist, wenn die Sitzung nicht binnen zehn Minuten gesprengt wird.

Der Bote überbringt den Auftrag. Bonaparte hat endlich, was er braucht. Der Präsident der Fünfhundert, ihr legaler Vertreter, ersucht um Beistand. Ein Kapitän und zehn Mann werden abkommandirt, um den Vorsitzenden zu befreien. Mit „vive la République" dringen sie ein; Gewehr im Arm, rücken sie bis an den Fuß der Tribüne, auf der Lucian erschöpft sich noch anklammert. Sie fassen ihn unter den Arm und führen ihn hinaus. —

An der kalten Luft kommt er rasch wieder zu sich. Er besteigt ein Dragonerpferd, und neben seinem Bruder haltend, redet er nun seinerseits auf die Truppen ein. Als erster Vertreter der gesetzgebenden Körperschaft, verlangt er Hilfe gegen eine ruchlose Minderheit, welche die Freiheit der Berathungen vernichtet, ihre Kollegen mit dem Dolche bedroht und von England gegen Frankreich besoldet wird. „Ich vertraue den Kriegern die Aufgabe an, die Mehrheit ihrer Repräsentanten zu befreien. Generäle und Ihr Soldaten, und Ihr alle, Bürger, erkennt als Gesetzgeber Frankreichs nur diejenigen an, die zu mir herauskommen. Die aber, welche durchaus in der Orangerie bleiben wollen, soll man mit Gewalt vertreiben .... Diese Banditen sind nicht mehr die Männer des Volkes, sondern die Männer des Dolches — les représentants du poignard." Und Lucian findet auch die überzeugende Pose. Er ergreift einen Degen und richtet ihn auf die Brust seines Bruders, schwört, daß er selbst ihn tödten werde, wenn er je die Freiheit verrathen würde.

Und nun ist kein Halt mehr. Bonaparte gibt das Zeichen zum Angriff, die Trommeln wirbeln, der Rhythmus reißt alle hin. Murat stürzt mit einer Kolonne von Grenadieren vor. Im Sturmschritt dringt man ins Schloß, durch die Gänge, über die Treppen hin grad' in den Saal. Die Abgeordneten springen aus den Fenstern oder lassen sich hinaustreiben. Man sieht sie, wie sie in ihren rothen Kleidern das Weite suchen.

„Wir werden nur der Gewalt der Bajonette weichen" — dieses Wort Mirabeau's hatte sich jetzt erfüllt. An Stelle des parlamentarischen Regimes, das am Boden lag, setzt der Senat mit eilfertiger Gefügigkeit und noch im Laufe des Abends ein Konsulat, dessen Mitglieder Bonaparte, Sieyès und Roger Ducos sind. Sie sollen, im Einverständniß mit einer zu wählenden Kommission, eine neue Konstituante entwerfen, indessen die beiden Kammern sich fürs erste vertagen. — Aber die Sieger waren noch nicht zufrieden. Was würde Paris, was würde das Land sagen, wenn es von der brutalen Vertreibung seiner Abgeordneten erführe? Es galt, den Schein der Illegalität zu verwischen; die Posse begann, wenn vordem Tragikomödie gespielt worden war. Man sucht zusammen, was man in den umliegenden Wäldern, im Park und Dorf an rothröckigen Togaträgern auffinden kann und beruft alsbald eine neue Versammlung der Fünfhundert. Wie viele sich einstellten, ist unbekannt. Paris witzelte etwas vom „conseil des Trente". Bei elenden Lichtchen, im öden, verwüsteten Saale saßen sie da und hießen gut, was die Alten zuvor beschlossen hatten. Nicht genug damit. Lucian beschwert sich noch über die Gewaltthätigkeiten der Jakobiner, deren man sich nur mit Aufgebot der bewaffneten Macht habe erwehren können. Das Ueberbleibsel von Parlament geht auch darauf ein und erklärt, daß Soldaten und Offiziere „sich um das Vaterland verdient gemacht haben". Nun konnte man sagen, daß man in aller Ordnung hinausgeworfen sei.

Es war nachts oder vielleicht auch beginnender Morgen, als der Konsul Bonaparte sich niedersetzte, um eine Proklamation großen Stiles zu schreiben. Er schilderte die Ereignisse darin auf seine Art. „Ich trete ein in den Rath der Fünfhundert, allein, ohne Waffen, daarhäuptig, so wie die Alten mich empfangen und begrüßt hatten. Die Dolche, welche die Abgeordneten bedrohten, richten sich im Nu auf deren Befreier. Zwanzig Mörder stürzen sich auf mich und zielen nach meiner Brust." — Das war die pathetische Lüge, wie die Kunst, die Geschichte und die Legende sie übernehmen sollten.

Rauschhoff.

Berthoveniana.

Oft geht die Klage, daß unsere Zeit an einem Uebermaß geschichtlicher Erinnerungen kranke und über den Gedenktagen vergangener Größe und verblichenen Ruhms vergesse, Feste des Lebens zu feiern, die die Gunst des Schicksals und die Thatkraft ihrer Söhne ihr bereiten möchten. Die Klage ist begründet, aber schlimmer fast als die Ueberzahl dieser papiernen Jubiläen erscheint es, daß die Aufmerksamkeit weiter Kreise alle paar Wochen für verschollene Mittelmäßigkeiten aufgerufen, eine künstliche Andacht für das Ewig-Bedeutungslose erweckt wird, während wahrhaft bedeutsame Gedenktage der Kunst- und Kulturgeschichte unbeachtet vorübergehen, bloß weil sie nicht wie die Geburts- und Todesdaten so bequem gedacht sind und also der Begeisterung der Festartikelschreiber leicht entgehen. Ist es nicht grotesk und beschämend zugleich, unsere deutsche Musikwelt zur Erinnerung an wälsche Durchschnittsmusikanten wie Sarti und Zingarelli zu mahnen, den Schatten des braven Konzertmeisters Molique durch noch langweiligere Schreibereien heraufzubeschwören und daneben eines musikgeschichtlichen Ereignisses von universaler Bedeutung wie die Ertaubung Beethoven's zu vergessen. Im vergangenen Oktober waren hundert Jahre verflossen, seitdem Beethoven zu Heiligenstadt jenes erschütternde Dokument niedergeschrieben, das uns die Größe und Erfüllung seines folgenschweren Mißgeschickes bestätigt. Wenn je ein Grund dazu vorgelegen, die Geschichte dem Leben nutzbar zu machen, Gegenwart und Vergangenheit in fruchtbare Berührung zu einander zu bringen, so war es der Fall im Hinblick auf die hundertjährigen Fortwirkungen dieses tiefsten Künstlerschmerzes, denn in dem furchtbaren Elend und Unglück Beethoven's hat die Folgezeit einen der wichtigsten Wendepunkte der neueren Musikentwicklung erkannt. Richard Wagner's Verdammung und Beethoven's Taubwerdung sind die beiden größten Glücksfälle der deutschen Musik im neunzehnten Jahrhundert. Durch diese Schicksalsschläge wurden die beiden Meister dem zeitgenössischen Musikwesen erst so völlig entrückt, daß ihre Kunst ungehemmt die Wendung zu neuer, allerpersönlichster Art nehmen und zum durchgebildeten Stil reifen konnte, auf denen ihre musikgeschichtliche Bedeutung beruht. Ein Hofkapellmeister Wagner hätte, solange er in naher Berührung mit unserer Theaterwelt blieb, niemals den Muth zu einer Tetralogie oder einer Neuschöpfung wie Tristan gefunden und in Beethoven's Schaffen läßt sich die zunehmende Ertäubung an einer Wendung von der drastisch-malerischen Darstellungskunst zu einer esoterisch-musikalischen Art ziemlich gut wahrnehmen.

Es leuchtet ein, wie wichtig für das Verständniß gerade unserer größten und vielfach problematischen Tondichtererscheinungen die Kenntniß des zuverlässigen und möglichst vollständigen biographischen Urkundenmaterials sein muß, und nicht ohne Befremden bemerkt man, daß selbst für den von aller Welt vergötterten Beethoven diese vorbereitenden und der Erkenntniß nachhelfenden Arbeiten fehlen. Daß Beethoven gleich Goethe noch keinen Biographen großen Stils gefunden, hat ja mancherlei gute Gründe und ist vom Schicksal nicht zu ertrotzen, daß aber heute sogar ein umfassendes, gut gearbeitetes Verzeichniß seiner Werke noch mangelt, ist doch etwas beschämend für das Volk, das sich gerne die tiefste Kennerschaft in musikalischen Dingen zuschreibt. Nun hat seit 1868, d. h. seit dem Erscheinen von Nottebohm's vortrefflichem, aber heute vergriffenem und veraltetem Verzeichniß der gedruckten Werke Beethoven's, keine Hand mehr um diese wichtige bibliographische Sammelarbeit sich bemüht, trotzdem seither eine ganze Reihe Beethoven'scher Kompositionen neu ans Licht gezogen wurde, aus deren Beschaffenheit und chronologischem Verhältniß sich manche förderliche Einsicht gewinnen ließ.

Und noch schlimmer steht es um das wichtige, aufschlußreiche Dokumentenmaterial der Beethoven'schen Briefe. Wohl

Digitized by Google

über tausend größere und kleinere Schreiben, amtlichen und privaten Charakters, flüchtig hingeworfene Nachrichtenzettel und ausführliche Briefe von Beethovens Hand sind im Laufe der letzten vierzig Jahre der Welt bekannt gegeben worden. Die ersten, mühevollen Sammlungen besorgte Ludwig Nohl in den Jahren 1865 und 1867, allein seine „philologische" Methode war den Schwierigkeiten der Aufgabe nicht gewachsen und so sind seine beiden Bände, die den Grundstock der Beethoven'schen Korrespondenz bieten, trotz ihres werthvollen Inhalts doch für die Forschung nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Andere und spätere Herausgeber Beethoven'scher Briefe haben wohl mehr Sorgfalt auf die Herstellung der Texte gewendet, aber ihre Schätze in Zeitschriften und gelegentlichen Sonderstudien niedergelegt, wo sie denn natürlich für die Mehrzahl der Leser auch nur schwer zu erreichen sind. So wäre denn eine vollständige, kritisch gesichtete und zuverlässige, chronologisch geordnete Ausgabe der Briefe Beethoven's längst ein tiefgefühltes Bedürfniß aller, die sich mit dem großen Tonmeister näher vertraut machen wollen, aber im Hinblick auf die Verzettelung der Beethoven'schen Autogramme in alle Welt und auf die verschiedenen Verlagsrechte der bisherigen Herausgeber ist ein solches Buch einstweilen nicht zu erwarten. Da läge nun eine Ausgabe vor, würdig der reichsten Unterstützung durch eine staatliche Akademie, aber —

Bei solcher Sachlage muß es dankbar anerkannt werden, wenn von Zeit zu Zeit der Sammeleifer und die Forschermühe eines einzelnen den Schatz der Beethovenbriefe etwas zu heben oder durch neue Prüfung zu sichern vermag. Dieser Art ist die Arbeit des Herrn Dr. A. Ch. Kalischer, der in einem stattlichen Bändchen neuerdings 195 Briefe Beethoven's, theils zum ersten Male, theils in neuer, wortgetreuer Entzifferung veröffentlicht hat. Ist darnach der Titel „Neue Beethovenbriefe" *) nicht nur sprachlich sondern auch sachlich anfechtbar, so ist doch zu bemerken, daß mit der sorgfältigen Vergleichung schon gedruckter Briefe in manchem Falle ein nützliches Werk vollbracht wurde, da sich viele Lesarten der früheren Herausgeber als falsch oder ungenau erwiesen. Dies gilt namentlich von den vielen kleinen Billeten des Tondichters an seinen zeitweiligen Famulus Schindler, deren Wortlaut nunmehr nach den auf der Königlichen Bibliothek in Berlin befindlichen Urschriften mitgetheilt werden konnte. Soviel über die mühevolle Arbeit des Herausgebers, der überdem durch sachkundige Anmerkungen für das Verständniß der Einzelheiten gesorgt hat.

Ihrem Inhalt nach kann sich die neue Briefsammlung freilich nicht mit den ältern messen. Eine große Anzahl der mitgetheilten Schreiben und Zettel betrifft lediglich das Alltagsleben des großen Mannes. Solcher Art sind namentlich die Briefe an Zmeskall, an Nanette Streicher und an Anton Schindler. Da folgen sich in langen Reihen die Klagen über Dienstboten, Hausherrn, Wäscherinnen, verpfuschte Suppen und ungemüthliche Wohnungen und was etwa sonst noch einem schwerfälligen alten Junggesellen als Ungemach und Mißgeschick widerfahren kann. Im einzelnen also ziemlich belanglos wirken diese Zettel im Zusammenhang doch tief ergreifend, da gerade ihre große Anzahl das schmerzliche Mißverhältniß zwischen Genius und Welt uns deutlich zur Anschauung bringt. „Das Tagtägliche erschöpft mich" heißt es wahrhaft erschütternd in einem Brief aus dem Jahre 1823. In anderen Schreiben aber sehen wir auch hier Beethoven sich kraftvoll über Zeit und Menschen erheben. Eine Stelle will ich als sehr zeitgemäß hierher setzen. Beethoven spricht von der „Kritik", der auch sein Schaffen unterzogen werde, und fügt bei: „Allein ich denke mit Voltaire, daß einige Mückenstiche ein muthiges Pferd nicht in seinem Laufe aufhalten können. In diesem Stücke bitte ich Sie mir nachzufolgen." Sehen wir hierin Beethoven sich auffälliger Weise auf Voltaire beziehen, so zeigt uns ein anderer Brief seine bis ins Alter fortdauernde Verehrung für die dichterischen Ideale seiner Frühzeit: Homer, Klopstock, Schiller. Die Stelle verdient gerade heute Beachtung, wo uns einige Uebergeschmöckler wieder weißmachen möchten, die poetische Grundlage einer Musikkomposition sei belanglos und man werde beispielsweise zum vollen Genuß der „Euryanthe" erst gelangen, wenn man über den Text als einen gleichgültigen Kanevas hinweg sehen gelernt. Beethoven war anderer Meinung. Er wehrte sich kräftig gegen ein verfehltes Oratorienbuch: was mich aber angeht, so will ich lieber selbst Homer, Klopstock, Schiller in Musik setzen, wenigstens wenn man auch Schwierigkeiten zu besiegen hat, so verdienen dies diese unsterblichen Dichter ... So finden sich, durch das ganze Buch verstreut, aufklärende und tiefgründige Worte genug, um uns den Meister und seine Kunst besser erkennen zu lassen. Aus dem Gesichte des großen Genius, auch wenn es mal in eine Alltagsmiene gelegt scheint, blitzen doch immer wieder Gedanken der Ewigkeit auf. Beethoven in all seiner Bresthaftigkeit und inmitten kleiner, erbärmlicher Verhältnisse, wie wir sie aus dem neuesten Briefband wieder kennen lernen, hat uns doch die menschlichste aller Gottesmessen und den göttlichsten Freudenhymnus geschaffen.

Heinrich Welti.

*) Verlegt bei Schuster und Loeffler. Berlin 1902.

Theater.

Berliner Theater (Sondervorstellung des Lessing-Gesellschaft): „Der Diamant". Phantastische Komödie in 5 Akten von Friedrich Hebbel. — Schauspielhaus: „Gyges und sein Ring". Eine Tragödie in 5 Aufzügen von Friedrich Hebbel.

„— Was nun Ihre Bedenken gegen den Realismus des Gyges und der Nibelungen anlangt, so setze ich den Realismus hier und überall ausschließlich in das physiologische Moment, nicht in das kosmische. Die Welt kenne ich nicht ... den Menschen aber kenn' ich ... Die Gesetze der menschlichen Seele respektire ich daher ängstlich; in Bezug auf alles Uebrige aber glaube ich, daß die Phantasie aus derselben Tiefe schöpft, aus der die Welt selbst gestiegen ist ... Nie gestatte ich mir, aus der dunklen Region unbestimmter und unbestimmbarer Kräfte, die ich hier vor Augen habe, ein Motiv zu entlehnen ... Der Gyges ist ohne Ring möglich, die Nibelungen sind es ohne Hornhaut und Nebelkappe; prüfen Sie, Sie werden es finden." Diese Worte, die einem Brief an S. Engländer entnommen sind, erachtete Hebbel wichtig genug, sie außerdem in sein Tagebuch einzutragen.

Die beiden Hebbel'schen Dichtungen, die jetzt über Berliner Bühnen gegangen sind, das Lustspiel „Der Diamant" und die Tragödie „Gyges und sein Ring" sind beide symbolischer Natur, oder zum mindesten, Ring und Diamant sind Symbole. Aber Hebbel urtheilt richtig: fielen diese Symbole fort, der Gang der Handlung müßte ganz der gleiche bleiben, die Charaktere sich so und nicht anders bethätigen. Und doch begreift man, was Hebbel dazu trieb, das Symbol zu suchen: augenfällig sollte es sein, wie sehr sich allgemeingültiges Geschehen, die ewigen Gesetze, im einzelnen Vorkommniß spiegeln. Denn dieser Individualist suchte im Glied den Körper. Wie sein Antipode Schiller hat er um den Begriff der Tragik gerungen. Sein Versenken in die Originalität der Erscheinung entsprang dem Bedürfniß, den Quell und den Weg aller Erscheinungen zu erkennen. Er war auch darin ein Letzter.

Der Ring des Gyges steht als Symbol für ein psychologisches Moment und erfährt als solches in der Charakteristik Wiederholung und Beglaubigung. Streben und Wunsch, die dem Menschen gesetzten Grenzen, den Wall von überkommenen Sitten und Sittlichkeit, von Scham und erlaubtem Genuß zu überschreiten, findet in ihm Versinnbildlichung. „Wem mehr als Menschenkraft beschieden, der wird als Halbgott gleich geboren", sagt Rhodope warnend.

Digitized by Google

Aber dies Symbol hat gleichzeitig reale Geltung, der Ring, als ein Ding aus Metall, beschäftigt die dichterische Phantasie, er erhält seine Geschichte. In einem Grabe wurde er gefunden, und als Gyges, um ihn wieder dahin zu bringen, das Grab suchte, schien es verschwunden. Aus der Stimmung der Tragödie heraus ist diese Fabel erfunden, in derselben Stimmungsrichtung bewegen sich auch die Ahnungen, die der Ring wachruft. Sein Anblick erneuert die Sage, daß auf der Erde Dinge verborgen seien, die die Welt zertrümmern können. Stammt er aus der Zeit, da Götter und Menschen unselige Liebespfänder tauschten, trug der Gigant, der Kronos hinterrücks überwältigte und verstümmelte, den Ring am Finger? Das Symbol ist in seiner realen Erscheinung mit der Eigenart des tragischen Geschehens tief verwachsen. In weiten Fernen gleichsam spiegeln sich durch dies Symbol die Geschehnisse des Dramas wieder. Denn was sich vollzieht, muß sich bereits ereignet haben, kehrt immer wieder. Die Herakliden gehen unter, wie die alten Götter stürzten.

Ganz anders das Symbol im „Diamant". Es versinnbildlicht nicht ein Moment der Charakteristik, sondern es schwebt gleichsam über den Wassern, es ist ein Abstraktum, das über die Haltung der konkreten Vorgänge belehren oder doch sie deuten soll. Im Prolog zur Komödie sagt Hebbel ausdrücklich, er sehe in dem Diamanten des irdischen Lebens leeren Schein, die Nichtigkeit der Welt. Man versteht seinen Gedanken: die Nichtigkeit, der Schein beeinflußt das Sein; das ist die ironische Idee des Lustspiels. Spräche Hebbel das aber nicht ausdrücklich aus, so scheint es zweifelhaft, ob man die Bedeutung des Symbols erfassen würde. Ich fürchte, man mühte sich umsonst.

Auch im „Diamnnt" hat das Symbol, der Stein, reale Geltung. Derb reale sogar, denn ein Jude verschluckt ihn. Wie den Ring des Gyges umspielt ihn die dichterische Phantasie, er erhält seine Geschichte. Die aber führt von der Symbolik, von der Idee des Lustspiels ab.

Dem Ahnherrn des königlichen Hauses gab den Stein in bedeutungsvollem Augenblick ein gespenstischer Krieger. Die Sage meldet, daß Heil und Fortbestehen des Herrscherhauses an seinem Besitz: hängt. Und der Diamant geht verloren. Ein krankes Königskind — wundersam hat Hebbel geheimnißvolle Ahnungskraft und irres Denken in ihr verdichtet — hat ihn einem Invaliden erschrocken zugeworfen, in dem sie jenen gespenstischen Krieger der Sage zu erkennen glaubte, der gekommen sei, das Pfand zurückzufordern. Der Stein ist verloren, und die Prinzessin verfällt dem Wahnsinn vollends. Sie gesundet wieder, wie er, oder (nach einer anderen Fassung) ein falscher Stein, ihr eingehändigt wird. Freilich ist es die Liebe, die nach Hebbel's Absicht ihr Genesung bringen soll, aber diese Liebe findet jedenfalls doch erst in dem Augenblick Eingang in ihr Herz, da sie den Diamanten wiedererhält. Und doch bedeutet der Diamant als Symbol das Nichtige, den leeren Schein! So wenig dient die Geschichte des Steines, das ganze Phantasiegespinnst, dessen Mittelpunkt er ausmacht, der Veranschaulichung des Symboles, der Idee der Komödie, daß sie vielmehr verwirrend wirkt, das Verständniß erschwert. Von jeder Deutung dieses freien Spiels der Einbildungskraft muß man absehn, wenn man den Sinn der Dichtung fassen will. Die Phantasie geht ihre eigenen Wege, seine eigenen der deutende Verstand.

Es ist romantische Eigenart in der Weise, wie Hebbel den Diamanten als reales Ding gleichsam eine Sonderexistenz, die mit seinem gedanklichen Sein nichts zu schaffen hat, führen läßt. Auch ihn lockte der Gegensatz von Idee und Erscheinung, den die Romantik hervorzukehren liebte. Aber man sieht auch, wie große Fortschritte zu einheitlicher Stoffgestaltung Hebbel in den Jahren, die zwischen dem „Diamant" und „Gyges" liegen, (1841—1854) gemacht. Er lernte der Idee den dramatischen Körper schaffen, der ihr ganz entsprach.

* * *

Viel enger als man gemeinhin annimmt war das Verhältniß Hebbel's zur Romantik. Nicht nur, daß er Tieck und Uhland unter den Lebenden am höchsten stellte (für Gutzkow und die Seinen hatte er nur Zorn und Mitleid), im Lustspiel folgte er auch ganz romantischer Tradition. Der Schein in seiner Nichtigkeit bedingt das Sein der Menschen: solche Ironie des Geschehens reizte ihn zur Darstellung. Aus solcher romantisch-ironischen Konzeption entsteht die Charakterkomödie „Der Diamnnt". Und wenn Hebbel just zu der Zeit, da er den „Diamant" abgeschlossen, den folgenden dramntischen Einfall in sein Tagebuch notirt: „Einer, der einen Mörder entdeckt und angibt, dafür eine Prämie erhält, durch die Prämie ins lockere Leben hineinkommt, und um dies fortsetzen zu können, als das Geld am Ende aufgeht, selbst einen ermordet" — so spricht daraus just die gleiche Ironie.

Der Invalide, dem die kranke Prinzessin den Stein zugeworfen, ist, von einem barmherzigen Bauern in seine Hütte aufgenommen, gestorben. Der Stein kommt an den Bauer, es stiehlt ihn ein Jude, der. seinen Werth erkennt. Und um sich gegen alle Nachforschungen sicher zu stellen, verschluckt der Jude den Diamanten. Er wird verfolgt, und damit setzt ein lustiges, tolles Spiel ein. Die bekannten Typen, die die Romantik oft gezeichnet, der Richter, der Büttel, der Dorfdoktor treten auf. Aber in der Gier nach dem Diamanten, auf dessen Wiedererlangung von dem König eine Million ausgesetzt ist, werden diese Typen zu Individualitäten. Die guten Eigenschaften des Bauern, die schlechten der andern treten zu Tage. Die Charaktere, mit dem ganzen Reichthum Hebbel'scher Gestaltungskunst erfaßt, finden Gelegenheit, sich auszutollen. Allerindwidnellstes offenbart sich: das ist recht eigentlich der „Gang der Handlung". Und so begreift man, warum Hebbel nach Beendigung des „Diamant" in sein Tagebuch schrieb: „Komödie und Tragödie sind ja doch im Grunde nur zwei verschiedene Formen für die gleiche Idee. Warum aber haben wir Neueren keine Komödie im Sinne der Alten? Weil sich unsere Tragödie schon soweit ins Individuelle zurückgezogen, daß dies Letztere, welches eigentlicher Stoff der Komödie sein sollte, für sie nicht mehr da ist."

Gut und Schlecht sind für den Charakteristiker hinfällige Begriffe. Er liebt den Menschen in seiner Kraft und auch in seinen Schwächen. Und auf dieser allumfassenden Liebe, die nur auf Erkennung der Eigenarten ausgeht, beruht die Hebbel'sche Komödie. Sie gewährt den höchsten Reiz, den die Kunst bieten kann, den der Ergründung menschlicher Individualitäten; sie gibt ihn in ihrer Art nicht kärglich. Man lacht wohl hie und da, denn die Handlung ist auch ganz lustig; aber stärker ist das Behagen an dem rein Menschlichen. Und in dieser Freude des Begreifens empfindet der Zuschauer das Menschenthum auch in seinen Erbärmlichkeiten, wie der Schöpfer der Welt es nach Vollbringung der Schöpfung empfunden haben soll: „Und siehe da, es war alles sehr gut."

* * *

I want a hero! Ludwig Tieck hat einmal gesagt, daß Schiller, der den Grund zur Größe der deutschen Bühne gelegt, gleichzeitig ihren Niedergang verursacht habe: das trifft auch in anderer Deutung zu, als Tieck es wohl ursprünglich verstanden wissen wollte. Allzu einseitig ist das Publikum daran gewöhnt worden, große Gestalten im Sinne des pathetischen Idealismus auf der Bühne zu sehen, Gestalten, für die man sich ethisch begeistern könnte. Und man vergleiche mit einer solchen Schiller'schen Figur den Kandaules etwa: er erscheint klein daneben. Er ist nichts als ein blasirter, nervöser, etwas dekadenter Mensch, der im Genießen den perversen Reiz nicht ganz entbehren kann; freilich auch ein Mann, in dem die guten Eigenschaften eines starken Geschlechts zum Theil fortleben; mit einem Wort, ein Enkel. Um an solchen Gestalten Interesse zu nehmen, bedarf es der Freude am Menschenthum als solchem; die Zahl derer, die sie besitzen, reicht nicht aus, ein Theater ein paar Mal zu füllen. (So ist es doppelt anzuerkennen,

Digitized by Google

daß der neue Intendant mit der Einstudirung des „Gyges" sein Amt angetreten hat.)

Kandaules ist an sich ein kleiner Mensch nach der landläufigen Auffassung, aber man vergegenwärtige sich den Platz, an den er gestellt ist; man wird erkennen, daß es an Größe nicht fehlt. Die Gewalt der Schicksalsfügungen tritt zu Tage.

Kandaules ist der letzte Heraklide. In der eisernen Krone und dem ungefügen Schwert, das er zurückweist, erwacht die Erinnerung an den ersten seines Geschlechts. Im Besitz des Ringes maßt er sich, wie Rhodope selbst sagt, die Vorrechte eines Halbgottes an, und ein Halbgott ist es, von dem er in langer Linie abstammt. In der schmächtigen Gestalt des Enkels erkennt man Wesenszüge starker Herrscher, man ermißt in dem Verfall die Größe eines königlichen Geschlechts. Und dieser Verfall hat in seiner Unerbittlichkeit selbst etwas von dem Walten des großen, unbarmherzigen Menschheitsschicksals.

Und die drei Menschen, zwischen denen das Drama ausgetragen wird, sind gleichzeitig Vertreter dreier Kulturen. Wie Kandaules Kleinasien darstellt, so Rhodope Indien, so Gyges Griechenland. Und die beiden alten Kulturen sind erschöpft, ihre Sterbestunde ist gekommen. Sie sterben in dem lydischen Herrscherpaar. Hellas aber ist der Erbe, und Hellas ist die Jugend. Wie Hellas allerzeiten die Jugend bedeutet hat.

Ich denke, in solcher Geschichtsverdichtung ist Größe.

Von Schiller zu Hebbel hat sich der Anschauungswandel vollzogen, zu dem auch wir uns bekennen: klein der Mensch, und groß die Menschheit.

Ernst Heilborn.

*

Miraculum Miraculorum

oder

Ein neu besonder Wunder

des glorifizirten Steins der Weisen.

Erlebt und beschrieben

durch

Blasium Alethophilum Herfordianum,

Magister der weißen Magie, Doctor illuminatus.

Gedruckt zu Paderborn. A. D. 1603.

In diesem Tractatu*) wird gehandelt von einem neuen Wunder des Steins der Weisen, welcher ist alles Unvollkommenen Vollkommenheit, Wasser der Sonnen und Siegel des Mondes und rechtes Mittel, die Tinkturen zu konjungiren, und hat Naturam Superioris et Inferioris und ist das Medium zwischen dem Weichen und Harten, zwischen dem Fixo und Volatili, inter frigidum et calidum, humidum et siccum, und die wahre ungezweifelte Auflösung der Philosophen, darauf der Grund beruhet, auch die wahrhaftige Sublimatio und Calcinatio Philosophorum, dadurch das Aurum philosophicum von dem gemeinen Auro in dignitatem und königliche Kraft erhoben ist. Und ist solcher glorifizirte Stein der einge Vogel Phönix, welcher durch des Feuers Gluth ist getödtet und neu geboren und ein rechter Salamander worden, ist filius Solis, der Sonnen Sohn, welcher mit seiner Art viele Miracul und Wunder wirkt, alle Krankheit vertreibet, so an Menschen als an metallischen Leiben, mit seinem glorifizirten Leib, Fleisch und Blut alle Körper reinigt und läutert, das gemeine Silber und Gold tingirt, daß sie dadurch fruchtbar werden und ihres gleichen Frucht gebären und dem, der ihn isset, ein ewiges Leben verleiht.

Und mühete mich 7 Monat und 7 Tag und 7 Stunden, bis daß ich den Mercurium gehörig solvirt und koagulirt, purifizirt und sublimirt, wie es fordern Gilgilis Maurus, Geber, Arnoldus de villa nova, Raimundus Lullus, Albertus Magnus, insgesammt Meister der einzigen und unübertrefflichen Alchimia, also benannt von dem arabischen Al, welches zu deutsch heißet „Gold", und Chymos, welches bedeutet „Saft", weil nämlich diese Philosophi mit dem Saft des Goldes umgehn. Da endlich war mir der rothe Leu gelungen, welches ist Mercurius Philosophorum sive argentum vivum, daß er sollte vermählet werden mit der weißen Lilie (Sulphur album) in der Brust des Widders, welches ist im März.

Also that ich. Und siehe, wie von denen Meistern geschrieben, so geschah es. Da ich sie eingeschlossen in ihr bräutlich Gemach und darunter entzündete einen Brand, erst linde, dann immer heftiger, daß er ihre Liebe schüre, sogleich neigete sich die weiße Lilie zu dem rothen Leuen, daß sie ihn bestricke mit ihrer Pracht, doch weilen seine Natur ist Feuer, banget die zarte Blum wieder zurück, auf daß er sie nicht verehre und verletze mit seines Mundes Hauch. Der rothe Leu nun spricht (Cant. cant): „Komm, meine Braut, vom Libanon, komm vom Libanon, gehe herein, tritt her von der Höhe Amana, von der Höhe Senir und Hermon, zu den Wohnungen der Leuen, zu den Bergen der Pardeln!" Darauf die weiße Lilie (ibidem): „Bis der Tag kühle werde und der Schatten weiche. Ich will zum Myrrhenberge und zum Weihrauchhügel" ꝛc. ꝛc. Also ergießet er seinen hitzigen Odem in die Kälte der weißen Lilie, und darob entstehet zwischen ihnen eine Uneinigkeit und Streit und steigen auf bis gegen den Himmel, aber der Wind wirft sie wieder herunter zur Erd, nochmal und nochmal steigen sie auf, aber wieder und wieder zwinget er sie hinab, und werden beide endlich müde und rasten auf

*) Einige Bemerkungen zu dieser „archaistischen Erzählung" dürften erwünscht sein. Ihre Sprache geht bis ins einzelste auf Schriften der in ihr genannten Alchimisten zurück. Theophrastus Paracelsus, bekannter als diese, ist kaum noch zu den eigentlichen Alchimisten zu rechnen, obwohl er sich in seiner Sprache nach ihnen anschließt. Diese Sprache ist nicht so dunkel, wie ihr Ruf es will. Es handelt sich um chemische Prozesse und ihre Begleiterscheinungen, die unter Bildern, am häufigsten des Hohen Liedes (Canticum canticorum) geschildert werden, wobei man sogar die Substanzen mit einander Gespräche führen läßt. Das Quecksilber (mercurius), durch verschiedenartige langwierige Behandlungen zum „philosophischen Quecksilber" (mercurius philosophorum) oder „lebendigen Silber" (argentum vivum — übrigens eine Uebersetzung des einfachen deutschen Wortes ins Lateinische) präparirt, wird mit dem Schwefel (sulphur album) „vermählt". Wie die Vereinigung vor sich geht, lassen die Schilderungen deutlich durchblicken: heftige Verbindung unter Entwicklung von Dämpfen, die sich an der Wand der Glasretorte erst als schwarzer Niederschlag, dann in Regenbogenfarben, zuletzt in gleichmäßigem Grün ansetzen, worauf unter hellem Aufleuchten der „Stein der Weisen" (lapis philosophorum), auch „philosophisches Gold" (aurum philosophicum) und noch mit vielen andern Namen genannt, entsteht. Der „Stein der Weisen" wurde nicht immer als Stein erwartet, sondern wohl auch als Tinktur oder Pulver. Ebenso wurden die Wunder, die er bewirken sollte, verschieden angegeben. Seine außerordentliche Natur deutete man in Paradoxen an, sagte, sie sei aber- wie unterweltlich (superioris et inferioris), nannte sie ein Mittel zwischen dem festen und flüchtigen (fixo et volatili), zwischen kalt und warm (inter frigidum et calidum), feucht und trocken (humidum et siccum) und eine wahrhaftige, d. h. die einzig wahre und dieses Namens würdige chemische Umwandlung, in ihrer Sprache „philosophische Sublimation und Calcination" (sublimatio et calcinatio philosophorum). Daß die Etymologie des Wortes Alchimia, wie sie die Alchimisten angeben, falsch ist, bedarf kaum eines Hinweises; „Gold" heißt im Arabischen überdies nicht Al sondern zahab. Wenn das „Fräulein" den Alchimisten mit den lateinischen Worten begrüßt, mögen sie nun gutes Latein sein oder nicht: Ecce mihi, Domine. Voluisti. venio („Da bin ich Herr. Du riefst, ich kam"), darf das nicht befremden. Wie manche andere alchimistische Traktate, schließt auch dieser mit dem Spruche: „Gott allein sei die Ehre".

dem Boden. Diese zwei Feinde, wie sie also sehen, daß ihrer keines das andere überwinde, so machen sie den Frieden und machen ihn mit solcher Lieb und Freundschaft, daß sie in Ewigkeit in dieser Vereinigung wollen verharren. Aber der Himmel wird darob mit Grimm bedecket und erzürnet und will sie beide vernichten in ihrer Sündenlust und sie verwandeln zu dem uranfänglichen Chaos oder Hyle. Und er wird so schwarz, wie der schwarze Ruß, welches genannt wird caput morvi, und weder Sonne scheinet noch Mond in dieser undurchdringlichen Nacht. Aber dann erschaffet Gott aus Liebe in der Luft den Bogen von vielen unterschiedlichen Farben, roth, gelb, blau und anderen, zu einem unfehlbaren Zeichen, daß er will gnädig sein und die Braut und den Freier nicht will ertrinken und ersticken lassen in der schwarzen Sündflut vom Himmel her, und entrücket sie in eine grüne Laube, da sie sich verbergen in ihrem Minnen und Kosen, aber noch gehet eine Gluth aus von ihm, welche den ganzen Raum erfüllt und die weiße Lilie mischet darein ihren balsamischen Duft. Dann so erscheinet der lichte Mond, seiner Schwärze entkleidet, in hellem Silberglanz und wandelt durch seine liebliche Nacht, deren Sonn er ist.

Mit klopfendem Herzen und starrendem Auge sah ich dies alles, denn nun war der Augenblick nahe, da ich sollte erfahren, ob nur mein Werk gelungen. Und siehe, da trat die Sonn hervor, erst in gelblichem Scheine, dann röther und röther, bis daß sie blutroth ward wie ein Rubin. Und ich dankete Gott in meinem Herzen, daß er mir durch seine Gnade diesen Schatz gegeben, dessen gleichen in der ganzen Welt nicht zu finden. Denn das war der Stein. Aber ich zögerte noch, ihn mit der Hand zu erfassen.

Da — o Wunder! — wandelte sich der Rubin zu einem strahlenden Demant, und ein Donner ging durch meine Werkstatt mit großem Getöse als in dem alten Bunde, wann Gott sich selber offenbaret. Doch der Stein stand noch immer vor meinen Augen, also strahlend, daß sein Licht mich blendet wie das Licht der Sonnen, ein herrlicher Kristall, frei schwebend in der Luft, die er ganz durchsprühete mit seinem goldigen Funkenlicht, und nur allmählich gewann ich die Kraft zurück, zu unterscheiden, wie es um mich war. Und siehe, da hatte sich mit dem Rubin zugleich alles in meiner Werkstatt wunderbarlich verwandelt. Was früher schlechtes Eisen oder Zinn oder Kupfer gewesen, das war jetzt alles Gold, die Wände aber und die Fliesen und was aus Holz gezimmert war, Marmor und Porphyr, mein eigen Gewand auch nicht mehr schwarz, sondern fürstlicher Purpur. So stand ich wie eine königliche Majestät in einem Prunksaal, aber noch ganz allein. Und wie ich so meiner Einsamkeit gewahr worden, kam mir der Gedanke, ob es nicht wohl zu wünschen wäre, daß eine liebliche Jungfrau meiner wartete mit holdseligem Lächeln und anmuthigen Geberden, und beklagete, daß ich Doktor Fausten's trefflicher Zauberssprüche ermangelt, durch welche er Helena, der Griechen allerschönste Frau, heraufbeschworen aus ihrem tausendjährigen Tod. Und selbst erhob ich wie zur Beschwörung die Hände und war mir, als hätt' ich den Spruch auf den Lippen, welchem die Kraft zu eigen, die Todten wieder ins Leben zu rufen, aber noch ehe daß ich ihn sprach, kam schon zur Thüre herein ein Fräulein geschritten oder vielmehr geschwebet, holdseliger noch, als ich sie mir zu wünschen vermocht, in einem Gewande, wie aus weißglänzendem Spinnensilber gewoben, so daß es ihren wonnigen Leib mehr zeigete, denn verhüllet, und sprach zu mir, indem sie zu mir trat:

„Ecce mihi, Domine. Voluisti, venio."

Ich darauf in deutschen Worten:

„Sei mir gegrüßet, Liebholdeste! Dir müsse der Herr genaden immer und immerdar! Nun sage mir an, wannenher Du kommst und wie nennst Du Dich?"

Da lächelte sie: „Sulamith nennt mich die Welt, Du aber magst mich nennen die weiße Lilie, welche da kommt vom Libanon und der Höhe Amana und vom Berge Senir und vom Hermon."

Ich setzete ihre Scherzrede fort: „So sei denn ich der rothe Leu!" Sprach es und wollte sie mit den Armen umfangen. Aber wie Luft entrann sie mir und schwang sich empor zur Decke und kreisete um mich wie auf Flügeln, und ließ ihr Gewand je bisweilen tief zu mir herniederflattern, aber wenn ich es wollte fassen, entglitt es mir. Und senket sich wohl auch ganz hernieder und kam an mich heran mit wiegenden Schritten und lockendem Lächeln, und ich stand ruhig, sie plötzlich zu überraschen, doch wenn ich noch so unversehentlich nach ihr griff, sie entflog mir wieder und wieder und schwebte auf und hoch um mich in wechselndem Kreise.

So trieb sie mit mir ihr Spiel und ich folget ihr dahin und dorthin in fröhlichem Muthe, denn es thut einem Manne wohl sanfte, wenn ihn ein schönes Frauenbild so zärtlich necket. Zuletzt jedoch ward ich des Spieles müde, und in grimmigem Zorne griff ich nach ihr mit beiden Händen, daß ich sie nur zwänge, denn mein Begehren war groß, und griff doch immer nur in leere Luft.

„Weiße Lilie!" rief ich drohend, „wehe Dir, so der rothe Leu Dich erfaßt! Er versengt Dich mit seinem heißen Hauch und verbrennt Deine kühle Blüthe, daß sie ihre Blätter niederstreut und gar vergeht!"

Sie aber entwich mir noch stets. „Rother Leu! rother Leu!" rief sie zurück, „kannst Du fliegen, so wirst Du mich fangen, kannst Du mich hassen, so werde ich Dein".

Da rief ich. „Ja, ich hasse Dich!" Aber es war nicht wohl mein Ernst und so reizete sie mich noch mehr und bis zu solcher Wuth, daß ich sie wirklich hasset, und schwor ihr, sie mit meinen Pranken und meinen Zähnen zu zerfleischen und zu zerreißen, so ich sie fahe. Und meine Augen schossen giftige Pfeile nach ihr. Da war es mir ernst.

Und siehe, lächelnd ließ sie sich nieder und da ich sie grimmig umfaßte, fühlte ich ihren warmen Leib und vermochte nichts mehr. Sie aber lachte mich aus und bot mir die Lippen zum Kuß.

Ich küssete sie: das war mir wie seliges Feuer. Und sie hing in meinen Armen wie ein gebrochener Blüthenzweig. Dann so wies sie mit ihrer lichten Lilienhand nach dem Demant, welchen ich schier vergessen in meiner tollen Jagd, und sprach:

„Willst Du nicht ewig meiner genießen in unsterblichem Glück? Siehe, Dir winket der Stein!"

Und ich folget der Lockung ihres Worts und wurde von meinem Wahn getrieben, nach dem Steine zu greifen, auf daß ich ihn esse, also unsterblich zu werden wie Gott im Himmel selbst, und alles um dieses Weibes willen, das mich durch Lächeln und Kuß also bethöret, daß ich ihrer ewig wollte genießen, wie sie mir verhieß, und riß mich los von ihr und taumelt nach der Feuerstätte, darüber er hing, und mit begieriger Hand, fast von Sinnen, griff ich nach ihm.

Da scholl noch einmal gewaltiger Donner durch den Raum und riesiges Feuer umlohete mich, als wolle es mich verzehren und aus den Flammen vernahm ich eine Stimme:

„Menschlein, bist Du nun ein Gott?"

Das war der Teufel, der also rief, und plötzlich sah ich sein tückisch Angesicht mitten in dem Feuer, und ein Lachen wie eines Hengstes Gewieher schlug an mein Ohr.

Dann ward es Nacht um mich.

Da ich am frühen Morgen erwacht, war es grau ringsum, voll Ruß der ganze Raum und Asche auf meinen Händen und auf meinem Gesicht — ich schmecket es auf den Lippen — das Glas über dem Herde zu tausend Scherben zersplittert, der köstliche Stein dahin.

Also hatte mich Gott gestraft für meinen Uebermuth und nimmer seither vermocht ich ihn wieder zu finden. Und ich ward ein trauriger Mann.

Soli Deo sit gloria.

Wien. Otto Hauser.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Digitized by Google

Ludwig Schemann: Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Stuttgart. Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1902.

Was würde der lebende Wagner zu zahlreichen der Erinnerungen, die sich mit ihm beschäftigen, gesagt haben, mit welchem zornigen Caos ego würde er dem Uebereifer einer ganzen Reihe seiner glühenden Verehrer begegnet sein! Und nicht zum mindesten diesen neuesten Erinnerungen, die Ludwig Schemann soeben veröffentlicht. Der Verfasser ist Schulmann, und er theilt seinen Stoff sach- und sachgemäß in „drei Abschnitte".

„Erstlich, den äußeren Rahmen und die Fakta des Begegnens, nebst Persönlichem.

Zweitens, die Hauptgespräche über Themata des Geistes (!) nach dem Materiellen ihres Inhaltes geordnet.

Drittens, den Versuch einer Charakteristik von Wagner's menschlicher Persönlichkeit, wie solche in dem Gesammtbilde meiner Erinnerungen fortlebt."

Der letzte Abschnitt bietet nichts Neues; er enthält im wesentlichen dasselbe, was aufrichtige Verehrung schon sehr oft und besser über den Meister gesagt hat. Wie steht es aber mit den beiden anderen Abschnitten und namentlich mit dem, was uns an Erinnerungen am meisten interessirt, „dem Persönlichen?" In dieser Hinsicht ist die Ausbeute kläglich gering. Die Beziehungen des Verfassers zu Wagner waren jedenfalls recht geringfügiger Art. Die vielen diesen Beziehungen gewidmeten Seiten erklären sich daher, daß jede noch so flüchtige Begegnung, jedes Wort von Wagner mit einer Wolke von Gemüthsevolutionen umgeben wird. Man höre zur Probe Folgendes:

„Aus Wolzogen's Hause tretend, war ich kaum einige Schritte nach dem Rennweg zu gegangen, als ich plötzlich den Meister allein in seinem Garten erblickte, in leichtem Sommeranzug seine Pflanzungen auf- und abwandelnd, beschaulichsten Frieden in Haltung und Antlitz. Eine übermächtige Regung wollte mich sofort zu ihm hintreiben — wer sich die Mühe geben will, meine Parsifalbetrachtungen zu lesen, weiß, wie es damals in mir aussah; und nun hatte ich diesen Mann hier allein, so allein, wie nie wieder, in tiefstem Schweigen ringsum, in traulichster Stille der Natur. Nachdem ich diese Wonne einen Augenblick in Gedanken gekostet, blieb ich im nächsten wie regungslos gefesselt." Und so dann weiterhin. „Die Ehrfurcht hatte mich jetzt so ganz in ihren Bann geschlagen, die ungeheure Größe des Mannes, in der ich mich gänzlich verlor, und die mir von individuellen Empfindungen nur die einzige übrig ließ: wer bist denn du, daß du es wagen solltest, zu diesem wie ein Mensch zu einem anderen hinzutreten?! scheuchte mich zurück und kurzum, ich blieb. Lange habe ich dort am Gitter gestanden, in stummer, heiliger Scheu den Gewaltigen beobachtend, und als ich endlich von dannen schlich, trug ich wohl etwas von Weihe und Frieden mit mir davon, aber zugleich ein Gefühl wie einer, der soeben ein großes Glück verscherzt hat."

Von der Begegnung des Jahres 1882 heißt es:

„Als Wagner nahte, wurde er von seinen Getreuen, die in langer Kette über den großen Platz vor dem Festspielhause aufgestellt waren, begrüßt. An unserer Gruppe vorbeischreitend erkannte er mich und rief mir freudig zu: Wen sehen denn da meine Augen! Der mir bis dahin nicht bekannte Kapellmeister X aus Z, der halb schräg vor mir stand, war anscheinend der Meinung, daß Wagner's Augen ihn gesehen hätten, und so trat er schnell vor und verwickelte den Meister in ein Gespräch. Meine Freunde drangen auf Aufklärung dieses seltsamen Qui pro quo, doch konnte ich mich dazu nicht entschließen und ließ es ruhig geschehen, daß das Menschengewoge mich vom Meister fortriß. Ich war des wahren Sinnes von Wagner's Blick und Ausruf zu sicher, und das war mir „Glückes genug".

Erinnert dies nicht unwillkürlich an den Seufzer des Hofmarschalls in „Kabale und Liebe?" Von Bock war so glücklich, Durchlaucht das Strumpfband zu überreichen; wer es aber zuerst erblickt hat, belohnt sich in der Stille und schweigt.

„Zum letzten Male" — erzählt der Verfasser weiter — „habe ich Wagner am 9. August 1882 auf einige Minuten gesehen und gesprochen und zwar ganz allein (was damals, wo selbst Unsereines, geschweige der Meister, kaum je ohne Begleitung zu denken, gewiß eine große Seltenheit war) auf dem Rennwege. Wagner, der offenbar in glücklichster Stimmung war, frug mich, wohin des Weges, und als ich erwiderte, daß ich zu Porges gehen wolle — wo Hill einigen näheren Freunden den Amfortas am Klavier vorsang — sagte er: Ach ja, der gute Porges! dem muß ich doch auch noch einmal ganz besonders danken, weil er seine Sache — die Einstudirung der Blumenmädchen — so gut gemacht hat. Dies sind die letzten Worte, deren ich mich aus Wagner's Munde erinnere."

Diese persönlichen Erinnerungen sind gewiß nicht bedeutend genug, um über den Kreis nächster Bekannten hinauszudeingen oder einer Betrachtung unterzogen zu werden. Allein der Verfasser hat im zweiten Abschnitt „Hauptgespräche über Themata des Geistes" mitgetheilt und Aeußerungen wiedergegeben, die nicht ohne lebhaftesten Widerspruch hingenommen werden können, zumal wenn sie, wie hier, immer wieder zur Glorifizirung des Meisters herangezogen werden. Glaubt der Verfasser wirklich, für die Größe Wagner's neue Anhaltspunkte damit gewonnen zu haben?

Man höre! „Zwei besonders interessante Aeußerungen Wagner's habe ich mir aufgezeichnet. Die eine vom 9. Juni 1881, betrifft Goethe: „Manchmal kann einen Goethe ärgern mit seinem ewigen Abschweifen in den Dilettantismus"; er habe in der Mitte seines Lebens zu nichts eigentlich Großem, Bedeutendem sich erhoben, habe gar oft nicht gewußt, was beginnen, immer wieder habe Schiller ihn aufrütteln müssen, wie der Briefwechsel lehre. Nach der ersten Periode bringe eigentlich erst der zweite Faust wieder den ganzen großen Goethe; dazwischen liege wohl viel Schönheit, aber — „was lag daran, ob Hermann und Dorothea geschrieben wurde oder nicht?"

„Da war Schiller anders! Der wußte, daß keine Zeit zu verlieren sei."

Kann man sich eine oberflächlichere Beurtheilung Goethe's vorstellen? Solche flüchtigen Worte können natürlich weder das Urtheil über Wagner ändern noch zu einer neuen Betrachtung über Goethe hinleiten.

Von Nietzsche heißt es:

„Richard Pohl hat zuerst erzählt, daß Wagner Nietzsche'sche Kompositionen für Unsinn erklärt habe, und spricht die Vermuthung aus, daß aus einer möglicher Weise erfolgten Aussprache dieses Urtheils gegen Nietzsche selber dessen veränderte Stellung zu Wagner herzuleiten sein möge. Ich kann sowohl aus einem eigenen Gespräche mit Wagner als nach den Erzählungen eines anderen Freundes nicht nur bestätigen, daß solch eine offene Aussprache, und zwar in der dem Meister eigenen drastischen Weise erfolgt ist, sondern Wagner hat auch in meiner Gegenwart gesagt, daß er selbst hierin den ersten Grund für Nietzsche's Abfall suche. Er fuhr dann fort: Nietzsche sei eine durch und durch unwahrhaftige Natur gewesen, „er war nur einmal wahr!" (!!!)

An einer anderen Stelle heißt es:

„Auch mit unserm Deutschen Reichstag, den jetzt endlich, nachdem seit langem immer mehr Parteifanatismus, Ideologie und Interessenpolitik auf Kosten eines echten und großen Patriotismus darin hausen, auch das blödeste Auge auf seine Würde- und Bedeutungslosigkeit erkennt, war Wagner's Tiefblick schon weit früher fertig: „Geht mir doch mit eurem Reichstag, hat er einmal gesagt, Stöcker ist ja der einzige Mensch darin!"

Ehou jam satis est! Was uns zu energischem Widerspruch gegen diese Art „Erinnerungen" treibt, ist die Erkenntniß, wie sehr sie geeignet sind, Wagner's Bild zu verwirren, „und was der Zorn und was der frohe Muth ihn sprechen ließ im Ueberfluß des Lebens" zu Bestandtheilen seiner Persönlichkeit aufzubauschen, mit der sie nichts gemein haben als die flüchtige Eingebung eines unbedachten Augenblicks. Daß dies gerade von aufrichtigen Verehrern des Meisters geschieht, ist der Humor davon.

Mainz. Dr. Horch.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 31. Januar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *.

Politischer Muth. Von Theodor Barth.

Die katholisch-theologische Fakultät Straßburg. Von K. Scheadee, M. d. R.

Parlamentsbriefe XII. Von Protens.

Denkmalschutz. Von A. Lindt (Darmstadt).

Aus unserem Citatenschatz: Simson und Ballestrem. — Bülow und Uhland. — Goethe, der Kaiser und der Reichstag.

Die bisherigen Erfolge der Lungenheilstätten-Behandlung. Von Dr. Gollmer (Gotha).

Ibsen jeune — Ibsen aîné. Von Felix Poppenberg.

Kleines Theater: „Nachtasyl". Von Alfred Kerr.

Der seltene Hirt. (Erzählung.) Von Richard Bredenbrücker (München).

Zeitschriften:

„L'Européen": Rußland und Finland. Von R. S.

Bücherbesprechungen:

Hugo Ganz: Reiseskizzen aus Rumänien. Bespr. von —n.

Allgemeiner deutscher Musikerkalender für 1903. Bespr. von H. W.

Der Nachdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Landrath von Willich hat sich in Gorzyn erschossen, und Gorzyn liegt in der Provinz Posen. Dieser Tod hat eine politische Bedeutung, und er beleuchtet scharf die sozialen Verhältnisse, die in unseren östlichen Provinzen herrschen.

Landrath von Willich muß allem Anschein nach ein ausgezeichneter Beamter gewesen sein; wenigstens haben an dem Sarge des Landraths die ersten Beamten der Provinz ihm Worte höchster Anerkennung nachgerufen; der Kaiser und die Kaiserin sandten Beileidstelegramme. Der Reichskanzler Graf Bülow soll die Absicht gehabt haben, die Talente des Herrn von Willich für sein Ressort zu verwerthen, da man oerzweifelte, ihn in Posen halten zu können. Herrn von Willich wird überdies nachgesagt, daß er ein energischer Vertreter der Ostmarkenpolitik des Kaisers und der Regierung gewesen sei. Und dieser Mann wurde in den Tod getrieben, weil ihn das Mißfallen der Bündler und des agrarischen Junkerthums erdrückte, und weil sich unter seinen Vorgesetzten keiner fand, der über den Todten trotz Junkern und Bündlern auf jede Gefahr hin schützend seine Hand zu halten bereit war. Den Todten feierte man alsdann wieder. Das Ende des Herrn von Willich ist tragisch; überraschend ist es nicht. . . .

Major Endell, der „kleine Plötz" des Ostens, hat es sich gefallen lassen müssen, daß man ihm öffentlich die ehrenrührigsten Dinge nachgesagt hat. Es ist ihm niemals gelungen, diese Anklagen klipp und klar in der Oeffentlichkeit zu widerlegen; aber wohl ist es ihm gelungen, daß der Spruch eines Ehrengerichts der Offiziere durch den Kaiser abgeschwächt wurde, da, wie die „National-Zeitung" berichtet, Herr von Podbielski, der preußische Landwirthschaftsminister, sich für den blotzgestellten Herrn Major bei dem Monarchen oerwandte. Die Sachlage ist also die, daß ein Führer des Bündlerthums von dem berufenen Ehrengericht nach objektiver Prüfung der Thatsachen seiner Verurtheilung entgegensieht; Herr von Podbielski aber rettet ihn, der nach der Ansicht seiner Standesgenossen eine Rettung nicht verdient, und jener, den er rettet, ist zugleich einer der wildesten Agitatoren gegen die wahrlich ausgiebig agrarische Politik, die die Regierung vertritt: ein neuer Beweis für die Einheitlichkeit der Regierungsaktion, aber auch keine Ueberraschung.

Nachdem Herr Endell von dem Mann, der das Wort oom „Lausekanal" gemünzt hatte, gerettet war, trat der Herr Major nicht etwa bescheiden in den Schatten zurück; das wäre ganz unagrarisch, sondern er ging zum Angriff gegen jenen vor, den er als einen seiner energischsten Gegner betrachtete. Herrn von Willich erachtete er als seinen Feind. Herr von Willich sollte nicht einmal mehr dem Bankett zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages präsidiren, da einige agrarische Besucher des Festmahles gedroht hatten, alsdann einen Skandal zu provoziren. Ist es nicht wunderoolI in diesem Königreich Preußen bestellt? Ein Landrath, den der Kaiser und die Kaiserin auf der Todtenbahre durch Telegramme auszeichnen, soll von seinen Vorgesetzten plötzlich aus der Provinz auf einen anderen Posten fortexpedirt werden, damit er nur ja nicht bei dem Bankett am Namenstag eines Monarchen präsidirt, der ihn schätzt.

Und ist denn diese Entwicklung überraschend? Garnicht; die gemaßregelten Landräthe machen die beste Karriere und der Kanal wird nicht gebaut, und die Bündler, die mit der Revolution drohen, und die den Ministern der Krone zurufen: die Minister können uns sonst was — bleiben die Beherrscher der Regierungspolitik; — was man euphemistisch „Stützen von Thron und Altar" nennt.

Digitized by Google

Wird man aber unter diesen Umständen noch Beamte finden, die bereit sind die Regierungspolitik zu fördern und auch den Bündlern zu trotzen? Nicht leicht, denn der Trotz gegen den Bund scheint in den Tod zu führen, und der Trotz gegen die Regierung führte die trotzenden Landräthe zu einem Avancement.

Die Macht der agrarischen Politik beruht auf der Kombination zweier Faktoren. Agitation im Lande und andererseits Intrigue bei Hofe und in der Regierung; Brutalität hier und schleichende Einflüsse dort. Der Bund der Landwirthe droht mit der Revolution, und die Intrigue ebnet die Wege mit der Versicherung, daß die einzig zuverlässigen Stützen der Monarchie die mit der Revolution drohenden Agrarier seien. Auf solche Weise kam es zu Stande, daß der mit der schärfsten Anklage belastete Major Endell, der der Regierung schroff opponirt, unbehelligt ausgeht und daß ein Beamter, der sich der Regierungspolitik zur Verfügung stellte, erst im Grabe das Lob seiner Vorgesetzten wieder findet.

Es ist Methode in diesen Vorgängen. Freiherr von Marschall flüchtete vor verwandten Einflüssen in die Oeffentlichkeit und Herr Landrath Willich in den Tod.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, wenn immer weitere Kreise der Bevölkerung sich der Sozialdemokratie zuwenden, nicht etwa, weil sie an die Trefflichkeit der sozialdemokratischen Lehren glauben, sondern weil sie der Ansicht sind, daß die schärfste Mißbilligung einer Regierungspolitik zum Ausdruck gebracht werden muß, die nicht die Entschlossenheit hat, der junkerlichen Klassenherrschaft entgegenzutreten!

Schließlich noch eins. Im Osten steht das Deutschthum in schwerstem Kampfe gegen die Polen; und Posen ist die Provinz, in der der dünkelhafteste Kastenhochmuth den „Schwiegersohn des Feldwebels“ aus seiner hohen Staatsstellung hinausdrängte, und in der die Anmaßung des Agrarierthums einen Landrath in den Tod jagte. Und wenn solche Elemente die Herrschaft üben, hofft man mit Erfolg für das Deutschthum wirken zu können? Welche Illusionen.

Es sind ja ziemlich eindrucksvolle Lehren, die jene Ereignisse zum besten geben. Müssen deswegen jene Lehren auf fruchtbaren Boden fallen? Ganz gewiß nicht. Die Politik des Junkerthums ist im Kern immer dieselbe gewesen; immer mit demselben Ziele, Regierung und Volk zu knechten und das Volk auszubeuten, und gleichwohl hat Graf Bülow uns über die Kanalpolitik zur Zolltarifpolitik nach dem Willen des Junkerthums geführt.

Als Sensation wirkt der Tod des Landraths von Willich besonders stark; als politischer Maßstab bleibt es weit eindrucksvoller, daß der Monarch und sein Ministerium den Mittellandkanal nicht durchsetzen können. Wie soll man unter solchen Umständen erwarten, daß die Vorgesetzten einen Landrath, dem sie im Tode ihre Reverenz erweisen, gegen die nämlichen Frondeure wirksam zu schützen wissen.

Und steht es so nur in Ostelbien? Der nationalliberale „Hannoversche Courier“ behauptet klagend: Im Hannoverschen seien die Zustände bereits ganz die nämlichen.

Eine Ergänzung zu diesen Erscheinungen bildet der Hohn, mit dem die Konservativen den Grafen Bülow behandeln, nachdem sie mit ihm unverdrossen und gemeinsam für den Zolltarif gekämpft haben, der heute natürlich den Agrariern schon bedeutungslos ist. Die „Konservative Korrespondenz“, das leitende Organ der Konservativen, schreibt:

„August! Kehre zurück! Es ist Dir alles vergeben! An diese Plakatseufzer erinnert der Appell, den der Reichskanzler am Donnerstag an den Abgeordneten Bebel und seine Partei richtete, fast unmittelbar, nachdem der sozialdemokratische Führer erklärt hatte, als Republikaner seien die Sozialdemokraten Gegner der Monarchie, aber nicht Gegner der Fürsten. . . . Wir meinen . . die Bebel'sche Rede habe gezeigt, daß die Sozialdemokratie davon jetzt weiter entfernt ist als je. Und doch scheint es, als wolle man versuchen, die widerstrebenden „Genossen“ durch Zuckerbrot zu manierlicherem Auftreten zu bewegen.“

Es ist zutreffend, was die „National-Zeitung“ den Ausführungen hinzusetzt:

„Die Leute, welche jahrelang mit der Rebellion der Bauern wöchentlich einmal drohten und demnächst vermuthlich wieder damit drohen werden, die Leute, welche erklärten, daß es mit dem Vertrauen zu den Hohenzollern zu Ende gehe, verlangen eben das Zuckerbrot immer für sich und sind dafür immer bereit, die Peitsche anderen zu gönnen.“

Zweifellos, und es liegt kein genügender Grund zu der Annahme vor, daß dieselben Leute nicht weiter dieselben Erfolge mit denselben Mitteln erringen, bis der Staat wieder einmal nach 1848 oder nach Olmütz durch sie hingeführt sein wird.

Der österreichische Zolltarifentwurf ist veröffentlicht; über den Inhalt des russischen Entwurfes verbreitet eine offiziöse Mittheilung Licht. Auch in dieser Beziehung sind die Erwartungen erfüllt, die man hegen konnte; der österreichische ist exorbitant schutzzöllnerisch; der russische wird es sicherlich sein; seine Feindseligkeit gegen Deutschland kommt dadurch zum Ausdruck, daß die Landzölle, die sich gegen Deutschland richten, höher als die Seezölle sind. Das deutsche Vorbild wirkt, und nachdem Deutschland die Schwierigkeiten für den Abschluß verständiger Handelsverträge so außerordentlich gesteigert hat, war vorauszusehen, daß Oesterreich-Ungarn und Rußland auf dieser Bahn folgen würden. Auch blöden Augen wird es jetzt wohl klar, wie weit wir bereits durch unsere Politik von den Abschluß nutzbringender Handelsverträge entfernt sind.

Es scheint, daß Deutschland, England und Italien langsam zu einer Verständigung mit Venezuela gelangen. Die Verhandlungen schreiten nach den Nachrichten, die in die Oeffentlichkeit gelangen, fort. Es wäre das sehr erwünscht, denn die Stimmung in den Vereinigten Staaten birgt zweifellos Gefahren für die vereinigten Mächte, die zwangsweise ihren Willen gegen Venezuela durchsetzen wollen, und bei der deutschfeindlichen Stimmung in England ist zu befürchten, daß das Vereinigte Königreich unter Umständen abzuschwenken geneigt sein könnte.

Aus Marokko lauten die neuesten Nachrichten wieder sehr beunruhigend; der Führer der Aufständischen soll die Stellung des Sultans schwer bedrohen.

Die Vereinigten Staaten bauen den interozeanischen Kanal zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean. Die nöthigen Vereinbarungen sind jetzt getroffen, und bei der Kapitalmacht Amerikas wird in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein neues wichtiges Kulturwerk vollendet sein.

* * *

Politischer Muth!

Der Sozialistenführer Jaurès hat dieser Tage in der französischen Deputirtenkammer, nachdem er kurz vorher zu einem der Vizepräsidenten dieser Kammer erwählt war, eine Rede gehalten, in welcher der Revancheidee mit bewundernswerthem Muth der Krieg erklärt ist. Darob natürlich entsetzliches Gezeter aller „wahren und echten Patrioten“ in Frankreich, die den „Agenten des Auslandes“ nicht lebhaft genug beschimpfen können. In Deutschland dagegen hat die Rede selbst bei den Sozialistenfressern und den nationalistischen Maulhelden gerechte Würdigung und Anerkennung gefunden wegen des ungewöhnlichen Grades von politischer Vernunft und moralischem Muth, denen sie Ausdruck verleiht. Diese Anerkennung eines französischen Deputirten diesseits des Rheins führt dann wieder zu „patriotischen“ Anklagen jenseits des Rheins. Aus diesen Anklagen ziehen endlich unsere deutschen Nationalisten wieder den Schluß, daß die

Digitized by Google

Franzosen unverbesserliche Sünder seien, in deren Herzen die verrückte Revancheidee garnicht auszurotten wäre.

Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß, wenn im deutschen Reichstag eine Rede gehalten würde, die der patriotischen Phrase ebenso energisch zu Leibe ginge, wie das Jaurès kürzlich in der französischen Deputirtenkammer gethan hat, dieselben nationalistischen Blätter, die heute bei uns voller Anerkennung über Jaurès moralischen Muth sind, ganze Kübel von Verunglimpfungen über das Haupt des deutschen Redners ausschütten würden, der „alle patriotischen Regungen der Volksseele so frech verletzt habe." Die Redensart von den „Agenten des Auslandes," die zur Zeit gegen Jaurès erhoben wird, ist ja auch bei uns gang und gäbe. Der Vorwurf ist hier sogar schon so verschlissen, daß er nur noch auf ganz harmlose Gemüther Eindruck macht. Aber das patriotische Register wird von allen Scharfmacherorganen immer aufs neue gezogen. Bald ist das Vaterland, bald ist die Monarchie, bald ist die Religion, bald ist das Eigenthum in Gefahr.

Zu der geflissentlichen Vertheidigung alter Vorurtheile liegt ein gut Theil politischer Berechnung. Alte, überlebte Privilegien und Vorrechte, eingewurzeltes Unrecht sind nur dadurch aufrecht zu erhalten, daß die Vorurtheile, aus denen diese politischen Mißstände erwachsen sind, sorgfältig konservirt werden. Jede neue Wahrheit, jede Beseitigung alter Irrthümer bedroht die Herrschaft derer, die in der Macht sind, und zwingt sie, die Berechtigung ihrer Herrschaft aufs neue zu erweisen. Das sind Gründe genug für alle Reaktionäre, die Wahrheit zu hassen. Aber hinter den alten politischen Phrasen und Irrthümern stehen nicht bloß diejenigen, die an der Konservirung dieser Phrasen ein politisches Interesse haben, sondern die Gedankenfaulheit und die politische Feigheit liefert aus der großen Masse der Bevölkerung den Reaktionären zahlreiche Bundesgenossen. Wie viele Leute flüchten sich vor ihren eigenen Zweifeln in den Schooß einer alleinseligmachenden Kirche, die jeden religiösen Zweifel als sündhaft ausschließt! Gibt es etwas Bequemeres als eine Wahrheit, die uns fix und fertig geliefert wird, als einen Zustand, in dem es verdienstlich ist, alle Regungen des eigenen Verstandes so rasch wie möglich niederzudrücken? Es ist kaum minder bequem, alle die schönen politischen Begriffe für baare Münze zu nehmen, die im Staat, in der Partei, in der Gesellschaft zur Herrschaft gelangt sind — und es ist stets ungefährlich. Wer mit den Wölfen heult, läuft am wenigsten Gefahr, von ihnen gefressen zu werden. Wie viel patriotisches Gethue ist nicht in letzter Linie auf moralische Feigheit zurückzuführen, wie viele Leute schreien nicht bloß deshalb Hurrah, um zu verbergen, daß ihnen die Gefühle ganz fremd sind, von denen sie sich ergriffen zeigen. Mindestens drei Viertel aller Duelle entspringen der moralischen Feigheit. Der Duellant will lieber feige sein als feige scheinen.

Nichts ist erfrischender, als wenn inmitten dieser politischen, religiösen und gesellschaftlichen Heuchelei gelegentlich ein Mann auftritt, welcher sich der traditionellen Verlogenheit entgegenstellt und das Kind beim rechten Namen nennt. Indem Jaurès einen solchen Akt von höchstem moralischen Muth vollbrachte, hat er seinem Lande wie seiner Partei einen unschätzbaren Dienst geleistet. Die wahre Ehre eines Landes liegt in den Händen derjenigen, die ihm die Wahrheit zu sagen wagen. In den Zeiten, als die Dreyfus-Affäre das französische Volk in seinen Tiefen aufwühlte, ist die Ehre Frankreichs einzig und allein von den Zola, Picquart, Trarieux, Jaurès und jener kleinen Schar muthiger Männer gerettet worden, welche durch Monate hindurch den Schmähungen der patentirten Vertreter der französischen Nationalehre ausgesetzt waren. So blickt auch jetzt das Ausland mit Bewunderung auf einen Mann wie Jaurès, der es gewagt hat, seinem Volke die Wahrheit zu sagen, während es bisher als dulce et decorum erschien, sich „patriotisch" anlügen zu lassen.

Theodor Barth.

Die katholisch-theologische Fakultät Straßburg.

Der Ultramontanismus hat durch die Begründung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg einen neuen Sieg über den modernen Staat errungen; der dortigen Universität ist ein Lehrkörper einverleibt, der dem Wesen der deutschen Universitäten durchaus widerspricht.

Der Universitätsprofessor ist nicht bloß ein Lehrer, der seinen Hörern seine Fachwissenschaft nahe zu bringen hat; er ist und soll sein ein freier wissenschaftlicher Forscher, und es ist ihm nicht bloß gestattet, es ist auch seine Pflicht, das Ergebniß seiner Studien in seiner Lehre frei zu benutzen. Ihm kann nicht geboten werden, gewisse Lehrsätze zu lehren, ebensowenig kann es ihm untersagt werden.

Darin liegt der Unterschied der deutschen Universität von einer anderen Lehranstalt.

Der Lehrer der katholischen Theologie ist nicht ein freier Forscher; seine wissenschaftliche Thätigkeit ist nur darauf zu richten, die feststehende Lehre der Kirche zu verstehen, zu stützen und zu vertreten und zwar nicht so, wie er sie selbst versteht, sondern wie sie die über die Lehre unbedingt entscheidende Kirchenbehörde verstanden haben will. Er darf auch nur die Lehre der Kirche seinen Zuhörern vortragen, und er muß seine Vorträge so einrichten, wie diese es für richtig erklärt. Er ist auch sonst in Bezug auf Lehre und Wandel, in Bezug auf die Befolgung der Gebote der Kirche, einer strengen kirchlichen Aufsicht unterstellt. Zu jeder Zeit kann ihm seine Lehrthätigkeit durch eine Verfügung der kirchlichen Obern unmöglich gemacht werden; in schweren Fällen durch Exkommunikation, in leichtern Fällen genügt schon das Verbot des Besuches der Vorlesungen für die Studenten. Denn die Prüfung und Anstellung der Geistlichen ist ausschließlich Sache der Kirche; sie würde versagt werden, wenn der junge Geistliche verbotene Vorlesungen gehört hätte. Mindestens würde ein solcher manchen ernsten Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein.

Eine katholisch-theologische Fakultät gehört also gar nicht in eine deutsche Universität.

Allerdings haben wir an einer Anzahl deutscher Hochschulen diese Anomalie, aber sie stammt aus früheren Zeiten. Sie sind nicht neuen, zumeist recht alten Datums; die letzten Einrichtungen katholisch-theologischer Fakultäten stammen aus einer Zeit, in welcher noch die katholische Kirche selbst freier dachte und noch nicht im Kampf gegen den Staat stand.

Aber seitdem, und schon seit recht langer Zeit, hat mit immer größerer Bestimmtheit die katholische Kirche die Kontrole über die Universitätslehrer der theologischen Fakultäten geübt. Kein Professor darf wagen, etwas zu schreiben oder gar zu lehren, was der Kirchenlehre in irgend einem Punkte widerspricht.

Wie kommt nun das deutsche Reich dazu, an der Universität Straßburg eine neue katholisch-theologische Fakultät zu schaffen?

Nicht etwa auf Wunsch der katholischen Kirche. Diese hat lange Widerspruch erhoben und betrachtet ihre Zustimmung als ein Deutschland gemachtes Zugeständniß von großer Bedeutung. Auch aus der katholischen Bevölkerung der Reichslande ist kaum ein Wunsch in dieser Richtung laut geworden.

Man sagt, der Staat habe ein Interesse daran, daß die jungen Priester ihre Bildung nicht an Seminarien, sondern auf einer Universität empfangen. Aber haben sie Vortheil von der Lehr- und Lernfreiheit der übrigen Studenten? Gewiß nicht. Wie die Professoren unterstehen sie der strengsten kirchlichen Aufsicht, sie dürfen nur hören, was die Kirche gestattet und vorschreibt, wenn sie demnächst zugelassen werden wollen. Und die Seminarien bestehen neben den Universitäten — das ist auch in Straßburg der Fall — und haben die eigentliche Ausbildung für das kirchliche

Digitized by Google

Amt zu besorgen. Was etwa der junge Geistliche im Umgange mit anderen Studenten oder in nicht theologischen Vorlesungen Ketzerisches in sich aufgenommen haben sollte, das verwischen die Seminarien, vertreibt die Aufsicht der geistlichen Oberen über den jungen Priester bald wieder.

Daß dies richtig ist, beweist die Erfahrung hinlänglich. Trotz der bestehenden katholisch-theologischen Fakultäten sind die katholischen Geistlichen mehr oder weniger freiwillig der ultramontanen Richtung ergeben und der unbedingten Autorität der Kirche unterworfen. Selten lehnt sich einer auf, und wenn er es thut — und mag er auch ein angesehener Mann sein wie Kraus oder Schell oder Ehrhardt — er muß sich ducken. Andere wagen gar nicht eine selbständige Ueberzeugung geltend zu machen; bei weitem die meisten werden so gezogen sein, daß sie gar nicht daran denken, eine eigene Meinung sich zu bilden.

Ferner hat man wohl gemeint, auf diese Weise den französischen Einfluß, den das bestehende Seminar üben soll, beseitigen zu können. Nun das Seminar besteht fort; vielleicht ist sein Einfluß dadurch etwas verringert, daß es sich in der Ausbildung des Klerus mit der Universität theilt, aber es hat den letzten entscheidenden Einfluß. Auch ist heute, nachdem die Reichslande über 30 Jahre deutsch gewesen sind, der französische Einfluß schon sehr im Schwinden, und die katholische Kirche hat wahrlich keinen Anlaß, die Zustände für die Reichslande herbeizuwünschen, unter welchen sie sich heute in Frankreich befindet.

Oder meint man, diesen die Universität Straßburg dadurch sympathischer zu machen, daß man ihr eine katholisch-theologische Fakultät einfügt? Sollten daran wohl die katholischen Laien ein großes Interesse haben? Für die Ausbildung derjenigen Elsaß-Lothringer, welche Priester werden wollen, ist ja schon durch das bischöfliche Seminar gesorgt, und recht streuge Katholiken werden eher fürchten, daß das Universitätsstudium — das außerdem mehr kostet, ihren zum Priesterstand bestimmten Söhnen gar nicht dienlich sei. Die protestantischen Elsaß-Lothringer haben aber gewiß kein Interesse daran.

Es ist ein neuer Sieg der katholischen Kirche, die natürlich klug genug gewesen ist, die Sache so zu dirigiren, daß sie anscheinend dem Staate entgegengekommen ist.

Ja, wenn die Kirche dem Staate etwa günstigere Bedingungen als bezüglich der bestehenden Universitäten gemacht hätte. Davon ist aber gar nicht die Rede.

Genau sind wir ja noch nicht über die getroffenen Vereinbarungen unterrichtet; der kurze veröffentlichte Vertrag wird wohl nicht ohne allerlei Nebenabreden sein. Aber was mitgetheilt ist, zeigt, daß mindestens in der Formulirung gegen die für Breslau und Bonn bestehenden Bestimmungen eine Verschärfung zu Gunsten des Einflusses der Kirche eingetreten ist.

Der Staat befindet sich der Kirche gegenüber in einer seiner nicht würdigen Position. Er gründet und unterhält in jeder Beziehung die katholisch-theologische Fakultät — aber er hat garnichts über sie zu sagen: nur bezahlen darf er.

Die Professoren kann er nur nach vorherigem Einvernehmen mit dem Bischof ernennen. Das heißt, dieser hat ein unbeschränktes Widerspruchsrecht. Für Bonn und Breslau kann der Bischof zwar Einwendungen gegen die Ernennung erheben, aber er muß sie beweisen und die schließliche Entscheidung steht dem Staate zu. Der Bischof kontrolirt die Vorlesungen, beaufsichtigt die Mitglieder der Fakultät in ihrer Eigenschaft als katholische Geistliche, er darf sie selbst zurechtweisen. Und wenn der Bischof einen Professor wegen mangelnder Rechtgläubigkeit oder gröblicher Verstöße im priesterlichen Wandel, nicht mehr für sein Lehramt befähigt hält, so muß der Staat einen neuen Professor — natürlich wieder mit Einwilligung des Bischofs — anstellen und vielleicht beide bezahlen.

Die katholisch-theologische Fakultät ist thatsächlich eine kirchliche Anstalt unter der Scheinautorität und auf Kosten des Staates.

Darf der Staat heute, wo man recht gut weiß, daß die Kirche von den ihr zugestandenen Rechten ausgiebigsten und rücksichtslosesten Gebrauch macht, noch eine solche Einrichtung schaffen? Darf er solche Verantwortung übernehmen? Hält er für erforderlich, Mittel für die Ausbildung der katholischen Geistlichen aufzuwenden, so mag er sie lieber kirchlichen Anstalten zuwenden. Eine wirkliche, der Art der Ausbildung der evangelischen Theologen entsprechende Universitätsbildung, d. h. eine freie Bildung, wie sie der Staat geben müßte, läßt ja die Kirche nicht zu. Also möge der Staat sich fern halten; in seinem Sinn erreicht er ja doch nichts.

Gerade Straßburg soll dieses bedenkliche Geschenk erhalten, die neueste modernste Universität, die begründet ist als ein Zeichen des Sieges, den der deutsche freie Geist über die finsteren Mächte französisch-ultramontaner Bildung 1870 errungen hatte.

In der Stiftungsurkunde heißt es:

„Wir begründen demnach diese Hochschule von neuem, damit an ihr im Dienst der Wahrheit die Wissenschaft gepflegt, die Jugend gelehrt und so der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntniß wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihen."

Wie diese Worte damals verstanden waren, das zeigt die Festrede des Professors Springer, der der erste Rektor der neuen Hochschule wurde. Als „erstes und heiligstes Recht" der Wissenschaft, wie sie in Straßburg gepflegt werden soll, bezeichnet er „die Unabhängigkeit und Freiheit der Forschung". Niemand, sagt er, soll ihr das Ziel vorschreiben, niemand kann vorherbestimmen, wohin sie ihr vielfach verschlungener Weg führen wird. Sie darf es nicht von sich weisen, Zweifel zu erregen, Ueberlieferungen zu erschüttern, die liebsten Ueberzeugungen, wenn sie als Wahn sich darstellen, zu brechen, den theuersten Empfindungen nahe zu treten, wenn sie dem Irrthum Vorschub leisten. Wie könnte sie zur Wahrheit gelangen, wenn sie nicht das Recht hätte, alles zu prüfen, nichts zu schonen, alles zu wägen, nichts mit furchtsamer Scheu bei Seite zu lassen." In dieser Weise schildert noch weiter ausführlich Springer die Aufgabe der Wissenschaft in Straßburg.

Darf man dieser Hochschule eine Fakultät einfügen, welche solchen Grundsätzen auf das Entschiedenste entgegengesetzt ist?

Es ist ein festes und in dem ganzen Wesen des Katholizismus begründetes Prinzip, daß die theologische Wissenschaft nur dazu da ist, die absolut feststehende, keiner Veränderung zugängliche, weil in allen Einzelheiten offenbarte Lehre zu begründen, so wie die allein entscheidende Kirche sie versteht, und sie zu lehren. Der Staat kann nicht umhin, dies als eine Thatsache anzuerkennen und zu respektiren. Nicht ihm steht es zu, hier einzugreifen oder hier zu ändern. Er hat bei dem Kulturkampf den Versuch gemacht; er ist mißlungen; ihn zu wiederholen ist kein Anlaß. Aber in seine auf ganz anderm Boden stehende Bildungsanstalten darf er keine katholisch-theologische Fakultät neu einfügen, denn damit verleugnet er den ersten Grundsatz aller modernen Geistesbildung, den Grundsatz der Freiheit der Wissenschaft, auf jedem, auch auf religiösem Gebiete. Und dieser Schritt ist um so bedenklicher, als die evangelische Orthodoxie schon seit langer Zeit den Kampf gegen die freie theologische Forschung und Lehre auf den Universitäten führt. Mehrere der in dem vergangenen Herbst und Winter abgehaltenen Provinzialsynoden der preußischen Landeskirche haben die Beseitigung der frei gerichteten Professoren und eine Mitwirkung der kirchlichen Organe bei der Besetzung der Lehrämter verlangt; die Generalsynode wird die gleiche Forderung stellen, zumal wenn ein solches Zugeständniß eben der katholischen Kirche gemacht ist. Die Einwendung, daß die protestantische Theologie eine freie Wissenschaft sei, läßt die in den oberen kirchlichen Organen der deutschen evangelischen Kirchen herrschende Richtung nicht gelten, wenigstens nur bis zu einem bestimmten Punkte. Denn sie behauptet, daß der protestantische Theologe durch die Bekenntnißschriften nicht minder gebunden sei, als der katholische durch die

Autorität der Kirche; gerade aus diesem Grunde erkennt sie die freie Richtung nicht als berechtigt an, sucht sie ganz, insbesondere aber von Lehrstühlen und Kanzeln zu verdrängen.

Bis jetzt hat die preußische Regierung solche Forderungen nicht anerkannt und eine Berufung auf die der katholischen Kirche zugestandenen Rechte mit dem Hinweis darauf zurückweisen können, daß deren Privilegien schon lange bestehen. Aber kann sie es noch, wenn sie nicht bloß gleiche, sondern weiter gehende Rechte den Katholiken neu verleiht?

Diese werden zunächst mit ihrem Erfolge zufrieden sein; oder kann man ihnen entgegentreten, wenn sie von dem stets von ihnen hervorgehobenen Standpunkte der Parität aus auch noch für andere Universitäten, namentlich für die größeren, Einrichtung katholisch-theologischer Fakultäten verlangen sollten. In den Beziehungen zum Katholizismus gilt ganz besonders die Erfahrung, daß der erste Schritt der entscheidende ist.

Warum nicht auch in Berlin eine katholisch-theologische Fakultät? Einen prinzipiellen Grund dagegen gibt es für den Staat nicht mehr.

A. Schrader.

Parlamentsbriefe.

XII.

Der Reichstag hat eine lange Pause gemacht, um sich von der Ueberraschung zu erholen, welche die Niederlegung des Präsidiums seitens des Grafen Ballestrem hervorgerufen hat. Graf Ballestrem hat seinen Schritt mit der Stellungnahme des Hauptorgans der Konservativen, der „Kreuzzeitung", zu seiner Geschäftsführung motivirt. Mit den Deutsch-Konservativen in vollster Harmonie zu leben, scheint somit für den aus dem Zentrum hervorgegangenen Präsidenten, eine präsidentielle Lebensbedingung zu sein. Inzwischen hat ihm die konservative Partei offiziell versichert, daß er der Mann ihres Vertrauens wäre, und sie hat ihn zu bestimmen gesucht, eine Wiederwahl zum Präsidenten anzunehmen. Diese Wiederwahl ist denn auch am Donnerstag dieser Woche erfolgt, aber nur mit 195 Stimmen gegen 89 weiße Zettel. Die weißen Zettel stammen von den Freisinnigen und der Sozialdemokratie. Die Linke hatte keinerlei Anlaß, dem Grafen Ballestrem ihr Vertrauen durch eine Wiederwahl zu bekunden. Entscheidend für die Abgabe der weißen Zettel war oder nicht in erster Linie das Verhalten des Präsidenten gegenüber der Kritik von Kaiserreden, vielmehr seine Haltung bei den Zolltarifdebatten vor Weihnachten, insbesondere sein Verhalten bei der Durchberathung des berüchtigten Antrags Kardorff, dessen Geschäftswidrigkeit heute von jedem Unbefangenen anerkannt wird, dessen Berathung aber von dem Grafen Ballestrem zugelassen wurde, obgleich auch er seine Zweifel an der Zulässigkeit des Antrages zu erkennen gab.

Der Reichstag hat sich außer mit der Präsidentschaftskrisis noch mit dem Kinderschutzgesetz in zweiter Lesung befaßt. Ueber den Grundgedanken des Entwurfs herrscht unter den Parteien Uebereinstimmung; nur darüber gehen die Meinungen auseinander, wie weit der Schutz auszudehnen und wie die Kontrole zu gestalten ist. Die Neigung, den Kinderschutz auf gesetzgeberischem Wege auszudehnen, ist von Jahr zu Jahr gewachsen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Kinderschutzgesetz in einer annehmbaren Form den Reichstag passiren wird. Da die landwirthschaftliche Kinderarbeit zunächst noch nicht in den Rahmen des Kinderschutzgesetzes eingezogen ist, so werden voraussichtlich auch die Agrarier ihre Zustimmung zu der Kommissionsarbeit nicht versagen. Die gesetzliche Regelung der landwirthschaftlichen Kinderarbeit wird das nächste Ziel der Kinderschutz-Gesetzgebung bilden müssen. Ein ausgiebiger Kinderschutz gehört zu den wichtigsten Aufgaben einer ernsthaften Sozialgesetzgebung.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist der landwirthschaftliche Etat zur Verhandlung gelangt. Den preußischen Agrariern ist bisher noch niemals irgend eine Regierung agrarisch genug gewesen. Selbst der Landwirthschaftsminister Herr von Podbielski kann es den Agrariern des Abgeordnetenhauses nicht recht machen, Klagen, nichts als Klagen! Klagen ist ein Geschäft geworden. Der Bund der Landwirthe ist ein Bund der geschäftsmäßig Klagenden. Direkte Freudigkeit beim Klagen fehlt aber in diesem Jahre; es ist kein Schwung in den Reden der Agrarier, und die Zollreden, mit denen im Abgeordnetenhause früher viel Zeit verplempert ist, erscheinen in diesem Jahre nur als Senf nach dem Braten, und von solchem Senf kann selbst der stärkste Magen nicht allzu viel vertragen.

Proteus.

Denkmalschutz.

Der hessische Landtag macht nicht viel und nicht oft von sich reden und bei der Kleinheit des Landes und dem Umfang der dem Gesetzgebungskörper zugewiesenen Kompetenzen kann das auch nicht Wunder nehmen. In einer wichtigen Frage, die der Titel erläutert, ist indeß das Großherzogthum Hessen bahnbrechend und vorbildlich für die andern deutschen Bundesstaaten vorgegangen: in einer gesetzlichen Regelung des Denkmalschutzes. — Frankreich hat in dem Gesetze vom 30. März 1877 einen weitgehenden Denkmalschutz; England, Dänemark, Rumänien, Portugal, Aegypten und Indien erfreuen sich einer gesetzlichen Organisation der hochwichtigen Materie. In Preußen, Bayern und Württemberg hat man nur Konservatoren, in Sachsen ist mit der Durchführung der Denkmalpflege begonnen.

Die ausführliche Begründung des hessischen Gesetzentwurfes geht von dem durchaus richtigen Grundsatze aus, daß die Erhaltung der Baudenkmäler ein hervorragendes notionales Interesse bildet, zumal da diese Werke, die die wichtigsten Wahrzeichen der Kulturentwicklung des Volkes darstellen, eben dem Volke den Sinn für der Väter Schöpfungen und das Verständniß für den Zusammenhang der Gegenwart und der Zukunft mit der Vergangenheit lebendig vermitteln. Ist so das nationale Interesse gegeben, so ist zwingend auch das öffentliche Interesse des Staates vorhanden, die Erhaltung jener Monumente zu pflegen.

Der Begriff eines Baudenkmals wird dahin definirt, daß darunter ein Bauwerk verstanden wird, dessen Erhaltung wegen seiner Bedeutung für die Geschichte, insbesondere für die Kunstgeschichte, im öffentlichen Interesse liegt. Werke der Gegenwart berührt das Gesetz nicht, ihren Schutz bezweckt es nicht, nur Werke, die der Geschichte angehören, hat es zum Gegenstand. Als Baudenkmal im weitesten Sinne genommen, erscheinen alle durch Menschenhand hergestellten oder bearbeiteten, unbeweglichen Gegenstände, Gebäude, Standbilder, Gradbenkmäler, prähistorische Grabstätten, sowie Gebäudetheile, wie Portale, Erker und dergl. Ist nun der Staat oder eine andere juristische Person hinsichtlich des Denkmals verfügungsberechtigt, so darf es nur noch vorgängiger behördlicher Genehmigung beseitigt, veräußert, verändert, wiederhergestellt oder erheblich ausgebessert werden. Die gleiche Bestimmung gilt für sogenannte bewegliche Denkmäler und Urkunden, soweit sich solche im Besitze von Gemeinden, Kirchen, Religionsgemeinden oder Stiftungen befinden. Nicht so weit darf

Digitized by Google

der Eingriff sich erstrecken, wenn das Denkmal im Privatbesitze ist. Hier ist der Denkmalschutz im Sinne des Gesetzes erst gegeben, wenn der Denkmalrath die Einreihung des Denkmals in die Denkmalliste endgültig beschlossen hat. Und damit kommen wir auf die gesetzliche Organisation des Denkmalschutzes. Zur Mitwirkung bei Ausübung desselben ist ein Denkmalrath gebildet. Diesem sollen je ein Vertreter der evangelischen und katholischen Kirche, mindestens zwei Mitglieder von hessischen Alterthums-, Geschichts- oder Kunstvereinen und zwei in Hessen wohnhafte Baudenkmalbesitzer angehören. — Des weiteren ist das staatliche Enteignungsrecht im Interesse von Baudenkmälern gewährleistet. Der Staat ist hiernach befugt, Grundeigenthum im Wege der Expropriation insoweit zu beschränken, als dies erforderlich ist zum Zwecke der Erhaltung eines Baudenkmales oder zum Zwecke einer durch künstlerische oder geschichtliche Rücksichten gebotenen Freilegung eines Monuments. — Ein nicht unwichtiger Abschnitt des Gesetzes beschäftigt sich mit Ausgrabungen und Funden von Gegenständen geschichtlicher Bedeutung. Hier ist der Behörde Anzeige zu erstatten und den Anordnungen derselben hinsichtlich Art der Ausgrabung und Verwahrung der ausgegrabenen Gegenstände und Funde nachzukommen. Auch ist für Ausgrabungen das Enteignungsrecht verliehen.

Aber nicht den Schutz von Baudenkmälern allein bezweckt unser Gesetz, es will solchen auch Naturdenkmälern angedeihen lassen. Natürliche Bildungen der Erdoberfläche, wie Wasserläufe, Felsen, Bäume, deren Erhaltung aus geschichtlichen oder naturgeschichtlichen Rücksichten oder aus Rücksichten auf landschaftliche Schönheit oder Eigenart im öffentlichen Interesse liegt, können einem besonderen Schutze, der sich auch auf die Umgebung des Naturdenkmals ausdehnen kann, unterstellt werden. Im Zusammenhang hiermit steht die Fixirung eines Verbots von Aufschriften, Reklameschildern und dergleichen an amtlich geschützten Naturdenkmälern oder in deren amtlich geschützter Umgebung, insofern derartige Zeichen mißständig erscheinen. Das Gesetz sieht zudem den Erlaß von Lokalpolizeiverordnungen vor, die die Anbringung oder Aufstellung von Aufschriften oder Gegenständen verbieten, welche in landschaftlich hervorragenden Gegenden für das landschaftliche Bildniß ständig erscheinen. Wer schon am herrlichen Rheinstrom Anlaß hatte, sich über derartige, die Natur verunstaltende Geschäftsschilder zu ärgern, der wird es freudig begrüßen, daß die Klinke der Gesetzgebung hier in Thätigkeit getreten ist. — Wir wünschen den idealen Grundgedanken des Gesetzes auch anderwärts in Deutschland die weiteste Verbreitung!

Darmstadt. A. Lindt.

Aus unserem Citatenschatz.

Simson und Ballestrem.

„Ich meine, wem es daran liegt, den Konstitutionalismus zu erhalten, der möge vor allem zusehen, daß er das Gewicht der Volksvertretung aufrecht erhalte. Wer die zu Grunde gehen läßt (und sie geht zu Grunde, wenn man ihr nachweisen kann, daß sie keine Macht ist, daß sie in entscheidenden Momenten einer anderen Macht mit halber, mit gar keiner Ueberzeugung sich habe beugen müssen), der zerstört den Konstitutionalismus für die Dauer, wenn solche Zerstörung für die Dauer überhaupt möglich sein sollte!"

(Simson am 26. 1. 1850 in der Preußischen Kammer.)

Eduard von Simson, Erinnerungen aus seinem Leben, von B. von Simson, Seite 234.

Bülow und Uhland.

„Das deutsche Volk will keinen Schattenkaiser, sondern einen Kaiser von Fleisch und Blut." So der Reichskanzler Graf Bülow in der Reichstagssitzung vom 20. Januar. Sollte dem litterarisch feingebildeten Mann vielleicht vorgeschwebt haben, was Ludwig Uhland am 22. Januar 1849 in der Paulskirche von den deutschen Königen des Mittelalters gesagt hat? „Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen." Aber wohlverstanden: Uhland's Worte gelten den Wahlkönigen der Vergangenheit. Hingegen nennt er den „unverantwortlichen, erblichen Monarchen" der modernen Zeit einen „personifizirten Begriff der einheitlichen und stetigen Staatsgewalt," für deren „rechten Gebrauch verantwortliche Räthe eintreten müssen". Und der Dichter wird zum Propheten, wenn er hinzufügt: „Unter dieser Bevormundung kann ein selbständiger Charakter schwer gedeihen, und wenn solche Charaktere sich fühlen, wenn sie aus der lästigen Stellung eines lebenden Gemäldes hervorbrechen wollen, so kommen sie mit dem konstitutionellen Rahmen in Widerstoß."

Goethe, der Kaiser und der Reichstag.

Goethe sagt:

„Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus; denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen; denn der Uebermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern. ‚Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen!' sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte."

Goethes Werke, Cotta 2 B. S. 577.

Die bisherigen Erfolge der Lungenheilstättenbehandlung.

Der Zeitablauf, seit dem das von Brehmer-Görbersdorf inaugurirte und namentlich von Dettweiler-Falkenstein weiter ausgebildete hygienisch-diätetische Heilverfahren zu gunsten der zahlreichen minderbemittelten und armen Tuberkulösen in besonderen ad hoc gegründeten Lungenheilstätten verallgemeinert wurde, ist bei weitem noch nicht lang genug, um schon jetzt ein definitives Urtheil über die Erfolge dieses Verfahrens fällen zu können. Daß man jedoch nicht allzuviel davon erwarten dürfe, darauf haben von vornherein alle die hingewiesen, die der Tuberkulosefrage objektiv gegenüberstehen und vor allem zum Zustandekommen der Tuberkulose noch andere Voraussetzungen als allein die Infektion mit Tuberkelbazillen erforderlich halten. Auch ich habe mich bereits vor drei Jahren in diesem Sinne in der „Nation" (Jahrgang 1900, Nr. 41) geäußert, indem ich andeutete, daß eine wesentliche Minderung der Tuberkulosefrequenz nicht von der Behandlung der Krankheit als solcher, sondern ausschließlich von der Bekämpfung der allermeist sich von Generation zu Generation fortvererbenden tuberkulösen Disposition durch freiwillige Beschränkung der Heirathen unter Tuberkulösen und namentlich durch Aufbesserung der gesammten Lebenshaltung zu erwarten sei. Und wie sehr man mit solcher Prognose Recht hatte, beweisen einige Daten, die der neueste Geschäftsbericht enthält, der unter dem Titel „der Stand der Tuberkulose-Bekämpfung im Frühjahre 1902" für die diesjährige Generalversammlung

Digitized by Google

des deutschen Centralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke von dessen Generalsekretär Dr. Pannwitz erstattet wurde.

Nach diesem Berichte gibt es zur Zeit in Deutschland außer einundzwanzig Privatheilanstalten, in denen ganz vorzugsweise besser situirte, selbst zahlende Lungenkranke Behandlung finden, siebenundfünfzig im Betriebe befindliche Volksheilstätten, deren Bau und Einrichtungskosten mehr als 50 Millionen Mark betragen haben. Dazu kommen noch weitere sechsundzwanzig Heilstätten, die zur Zeit im Bau begriffen oder geplant sind. Die in diesen Zahlen zum Ausdruck kommende so ansehnliche Heilstättenfürsorge, deren sich außer Deutschland bisher kein anderes Kulturland zu rühmen vermag, wurde zunächst dadurch ermöglicht, daß das genannte Centralkomitee selbst, sowie gemeinnützige Vereine und Korporationen, staatliche und städtische Behörden, Krankenkassen, Arbeitgeber aus Großbetrieben u. s. w. ganz ansehnliche Zuschüsse zu diesem Zwecke opferten. Die Hauptbetheiligten sind jedoch die einunddreißig deutschen Invalidenversicherungsanstalten und weitere neun diesen hinsichtlich ihrer Zwecke und Ziele gleichstehende, aus älterer Zeit dauernde Kasseneinrichtungen (Knappschafts- und Eisenbahnarbeiter-Pensionskassen), die von der ihnen im § 18 des Invalidenversicherungsgesetzes zugestandenen Befugniß, „zur Abwendung einer wegen Krankheit zu erwartenden Erwerbsunfähigkeit ein Heilverfahren in dem ihnen geeignet erscheinenden Umfange eintreten lassen zu können," den weitgehendsten Gebrauch machten und so überall dem Heilstättenbetriebe mit ihren reichlichen Mitteln erst den eigentlich festen Rückhalt gewährten. Und dazu kam schließlich noch, daß die deutsche Aerztewelt sich immer mehr zu der von Dettweiler vertretenen Auffassung in Betreff der wesentlichsten Faktoren der Heilstättenbehandlung bekannte. Danach ist die Schwindsucht keine ausschließlich klimatische, sondern eine in allen Höhenlagen anzutreffende Krankheit und kann als solche auch überall geheilt werden. Die hauptsächlichsten Heilfaktoren aber sind eine gute, reine, bewegte Luft, eine ganz auf den einen Zweck eingerichtete Anstalt, ein energischer, allgemein und seelenärztlich gebildeter, fast sauerän gestellter Spezialarzt und die konsequent durchgeführte hygienisch-diätetische Methode der Behandlung. Jeder Lungenschwindsüchtige kann somit in seinem Vaterlande geheilt werden, und die Gründung von Heilstätten im Auslande fördern zu helfen, liegt speziell in Deutschland kein Anlaß mehr vor.

Die zur Zeit vorhandenen siebenundfünfzig Volksheilstätten sind im ganzen mit etwa 5200 Betten ausgestattet, so daß bei durchschnittlich viermaliger Belegung jedes Bettes im Jahre zur Zeit schon mehr als 20 000 Pfleglinge Aufnahme finden könnten. Nichts desto weniger wird die Frage, ob damit dem Heilstättenbedürfniß vollends genügt werde, in dem Berichte verneint. Abgesehen davon, daß die fast ausschließlich landwirthschaftlichen und deshalb auch von der Schwindsucht weniger (?) heimgesuchten nördlichen und östlichen Provinzen Preußens in Folge mangelnder Mittel zum Theil überhaupt noch nicht eine einzige Heilstätte aufzuweisen hätten, und abgesehen davon, daß von den im Betriebe befindlichen Heilstätten bisher nur relativ wenige auch für weibliche Tuberkulöse zugänglich seien, fehle es vor allem immer noch an genügend zahlreichen Anstalten mit mäßigen Pflegesätzen für solche Personen, die als Beamte, Geistliche, Lehrer, Kaufleute u. s. w. im Bedarfsfalle eine mehrmonatliche Extraausgabe von vier Mark und mehr täglich für Heilstättenverpflegung gar nicht oder nur schwer aufbringen könnten. Für diese Berufskategorien bedürfe es zunächst aber gar keiner neuen Heilstätten, sondern es handle sich eben nur um Beschaffung der Mittel, welche die Aufnahme in bereits bestehende ermöglichten, wo von Platzmangel immer weniger die Rede sein würde, je mehr das ganz unberechtigte Vorurtheil gegen die Winterkuren sowohl bei den Aerzten als auch bei den Kranken schwinde. Der Berichterstatter registrirt nun drei Vorschläge, die auf eine Abhilfe zu gunsten der an der staatlichen Versicherung nicht partizipirenden Tuberkulösen abzielen. Nach dem einen sollen die mancherlei Wohlfahrtsvereine auf Beschaffung von Freistellen bedacht sein. Der zweite will den Kreis der unter die Fürsorge der Invalidenversicherung Fallenden erweitert und Nichtversicherte zu freiwilliger Versicherung hinzugezogen wissen. Und der dritte endlich lautet dahin, daß die privaten Lebensversicherungsgesellschaften in analoger Weise, wie die Landesversicherungsanstalten, die Kosten des Heilstättenverfahrens für ihre Versicherten übernehmen sollen. Es würde an dieser Stelle natürlich zu weit führen, das Für und Wider jedes einzelnen Vorschlages, namentlich die verhängnißvollen Folgen des letzten, der geradezu den Ruin eines so mächtigen Wirthschaftsfaktors, wie der Lebensversicherung, bedeutet, näher zu erörtern. Nur so viel mag hier angedeutet sein, daß auch nicht einer der drei Vorschläge sich so weit realisiren dürfte, daß die relativ große Zahl der Tuberkulösen, die aus Mangel an den erforderlichen Mitteln keiner Heilstättenbehandlung zugeführt werden können, eine nennenswerthe Minderung erfahren würde.

Wie steht es nun aber mit den Erfolgen bei den bisher der Heilstättenbehandlung unterzogenen Angehörigen der Invalidenversicherungsanstalten?

Einige der Statistik des Reichsversicherungsamtes entlehnte Zahlen geben darüber im vorliegenden Geschäftsberichte unzweideutige Auskunft. Danach ist zwischen Heilerfolgen unmittelbar beim Abschluß des Heilverfahrens und Dauererfolgen in der Folgezeit zu unterscheiden. Die ersteren anlangend, so schwankt ihr Prozentverhältniß in den vier Jahren 1897—1900 zwischen 68 und 74 Prozent. Unter „Heilerfolg" ist aber nichts weiter zu verstehen, als daß nach dem rein subjektivem Ermessen der einzelnen Anstaltsärzte „Invalidität bei Abschluß des Heilverfahrens in absehbarer Zeit nicht zu besorgen war". Und die Zahlen in Betreff der Dauererfolge? Von hundert im Jahre 1897 behandelten und ständig kontrolirten Tuberkulösen waren am Ende desselben Jahres noch 61 Prozent, Ende 1898 noch 43 Prozent, Ende 1899 noch 29 Prozent und Ende 1900 noch 28 Prozent „geheilt". Für die 1898 und 1899 Behandelten stellen sich die entsprechenden Prozentsätze zwar etwas höher; sie betragen für das erstgenannte Jahr bezw. 68, 45 und 40 Prozent und für das letztgenannte 67 bezw. 49 Prozent; aber auch sie können nicht annähernd befriedigen und scheinen ebenfalls auf eine in den weiter folgenden Jahren zu erwartende auffallende Minderung der Dauererfolge hinzudeuten. In dem Berichte wird aber dafür nicht die Heilstättenbehandlung an sich, sondern ausschließlich der Umstand verantwortlich gemacht, daß seither zu weit vorgeschrittene, also zur Behandlung nicht mehr geeignete Tuberkulosefälle in den Heilstätten Aufnahme fanden. Mehr denn je wird darum auch in den neuesten ärztlichen Heilstättenberichten immer wieder darauf hingewiesen, daß nach dieser Richtung dringend Vorkehrungen zu treffen seien, daß auf ein möglichst sicher funktionirendes Verfahren Bedacht genommen werden müsse, mittelst dessen nur noch Frühfälle, d. h. im ersten Stadium der Tuberkulose Erkrankte aufgenommen würden. Von den nun zu diesem Zwecke empfohlenen Maßregeln soll namentlich die Verbreitung von populär gehaltenen Schriften, in denen auf die Gefahr der Lungenschwindsucht und auf die Nothwendigkeit ihrer möglichst frühzeitigen Behandlung hinzuweisen ist, auch vermittelst der Schulen (!) ganz besonders erfolgversprechend sein. Als der Auslese der zur Heilstättenbehandlung noch geeigneten Tuberkulösen direkt förderlich werden angesehen die hie und da errichteten Poliklinik en und Auskunftsstellen für Lungenkranke — die Verallgemeinerung des Instituts der Vertrauensärzte bei den einzelnen Invalidenversicherungsanstalten — die Ausdehnung der Gemeindekrankenpflege, um den Tuberkulosefällen rechtzeitig nachspüren zu können — die Vermehrung der Schulärzte — die sich immer mehr einbürgernde Untersuchung der Lehrlinge beim Eintritt in den Beruf und schließlich das von den deutschen Militärbehörden geübte Verfahren zwecks frühzeitiger Elimination der tuberkulösen Mannschaften.

Um aber den Kranken, welche sich oft aus Sorge um die Familie und um den möglichen Verlust der Arbeitsstelle nicht rechtzeitig zur Aufnahme in eine Heilstätte entschließen können, diesen Entschluß zu erleichtern und sie zu bestimmen, die Behandlung nicht vorzeitig zu unterbrechen, ist man bei allen Invalidenversicherungsanstalten dazu übergegangen, der Familienfürsorge während der Kur ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und mit Genehmigung des Bundesrathes aus den Ueberschüssen höhere als die gesetzlich normirten Familienbeihilfen zu gewähren. So wurde beispielsweise schon bei einer Anstalt die Unterstützung für Familien von vier und mehr Kindern auf 200 Prozent des gesetzlichen Beitrages erhöht. Unbefriedigender war dagegen bisher die Sorge, die auf Unterbringung der aus den Heilstätten entlassenen Pfleglinge unter günstigere Arbeitsbedingungen abzielte. So vielfach entgegenkommend hier auch Arbeitgeber, namentlich aus der Großindustrie, bisher gewesen seien, so werde andererseits auch von großer Abneigung, Heilstättenentlassene zu beschäftigen, berichtet. Mit Rücksicht hierauf, und um vor allem den Stimmen Rechnung zu tragen, die da behaupten, die Heilstättenbehandlung bedinge mit ihrer günstigen Ernährung bei fast völliger Ruhe (Liegekuren) nichts weiter, als eine Körpergewichtszunahme, die bei Rückkehr zur Arbeit binnen kurzem wieder schwinde, wurden Versuche in Anregung gebracht, die eine Zweitheilung der Heilstättenbehandlung in eine Ruhe- und eine Beschäftigungskur bezwecken. Da an eine regelmäßige Beschäftigung in den Heilstätten selbst aus verschiedenen Gründen, namentlich aus Vorurtheil von seiten der Pfleglinge, nicht zu denken ist, hat man die Gründung von ländlichen Kolonien vorgeschlagen, die den Heilstätten hinsichtlich der Verwaltung und ärztlichen Beaufsichtigung dauernd unterstellt bleiben sollen. Hier würden die aus der Ruhekur Entlassenen je nach ihrem Kräftezustande zu leichter ländlicher Beschäftigung unter weiterer Antheilnahme an den wesentlichsten Faktoren der Heilstättenbehandlung überzuführen sein. Da der Aufenthalt in solchen Kolonien sich voraussichtlich billiger gestalten dürfte, hofft man einerseits, daß die Invalidenversicherungsanstalten mehr als bisher und leichteren Herzens für eine Ausdehnung der Behandlungsdauer eventuell um das Doppelte — nach der Statistik des Reichsversicherungsamtes betrug 1897 bis 1900 die durchschnittliche Behandlungsdauer pro Person 75 Tage und der Kostenaufwand 318,62 Mark — zu gewinnen sein würden. Andererseits aber erwartet man vor allem für die Heilstättenpfleglinge Belehrung und Erziehung in ländlichen Arbeiten, Einleitung eines eventuellen Berufswechsels und gleichzeitige Erleichterung der Arbeitsvermittlung und schließlich Anregung zum dauernden Verbleib Geheilter und Gebesserter auf dem Lande. Trotz aller dagegen erhobenen Einwände, die vor allem darin gipfeln, daß die Industriearbeiter selbst beim besten Willen sich nur schwer den landwirthschaftlichen Arbeiten anpassen und aus Sorge um die Familie nicht länger von Hause fern zu bleiben geneigt sein würden, hat nach dieser Richtung bereits eine Invalidenversicherungsanstalt den ersten Schritt gethan und auf dreißig Jahre einen dreihundert Morgen Ackerland umfassenden Bauernhof gepachtet, wo zunächst eine beschränkte Zahl von Pfleglingen aufgenommen werden soll, die mindestens acht Wochen die Heilstättenkur genossen haben und voraussichtlich wenigstens vier Stunden tagsüber leichte Arbeit verrichten können. Jede Arbeitsstunde wird mit zehn Pfennigen extra honorirt, mehr als acht Stunden soll nicht gearbeitet werden, die schweren Arbeiten werden von Gesunden verrichtet.

Außer der Heilstättenfürsorge behandelt der Bericht noch kurz die sonstigen gegen die Tuberkulose gerichteten Kampfesmittel, als da sind Kinderheilstätten, Ferienkolonien, Genesungsheime für Rekonvaleszenten, Förderung des Kleinwohnungswesens, ganz besonders mit Rücksicht auf Isolirung Tuberkulöser in der eigenen Familie, Nahrungsmittelhygiene, Beschränkungen des Alkoholismus, Förderung von Hautpflege und körperlichen Bewegungen, Verkehrshygiene und gesetzliche Maßnahmen, wie Anzeigepflicht und Wohnungsdesinfektion. Der mit solchen Mitteln gegen die Tuberkulose aufgenommene Kampf erfordert aber von dem deutschen Volke ganz gewaltige Opfer und ist, wie schon oben angedeutet, vorzugsweise erst durch die deutsche Arbeiterversicherung ermöglicht worden. In welchem Umfange die dieser dienenden Versicherungsanstalten schon jetzt daran betheiligt sind, dafür mögen einige Zahlen Beweis sein, die ebenfalls einer Zusammenstellung des Reichsversicherungsamtes entlehnt sind. Nach dem Stande vom 31. Dezember 1901 gaben die genannten Anstalten an andere Verbände für den Bau von Kranken- und Genesungshäusern, Volksheilstätten, für Gemeindepflege und ähnliche Wohlfahrtseinrichtungen darlehnsweise ungefähr 108 Millionen Mark her, während sie für sich selbst ungefähr 105 Millionen Mark und zwar ca. 87 Millionen Mark zum Bau von Arbeiterwohnungen und ca. 17 Millionen Mark zu anderen Veranstaltungen (Lungenheilstätten, Erholungs- und Genesungsheimen, Invalidenhäusern u. s. w.) gebrauchten. Im Gegensatz dazu ist das, was die meisten andern Länder zur Bekämpfung der Tuberkulose opfern, zum Theil geradezu verschwindend. Ist man sich auch überall, selbst in der Türkei, bewußt, daß etwas gegen die Tuberkulose geschehen müsse, so fehlen doch die Institutionen, die, wie in Deutschland, die Flüssigmachung der dazu erforderlichen Mittel gestatten. Nur so ist es zu erklären, daß das zweifellos von der Schwindsucht mit am meisten heimgesuchte Italien, in dem schon 1881 ein Nationalbund gegründet wurde, um die allgemeinen sozialen, moralischen und materiellen Ursachen, welche die angeborene oder später erworbene tuberkulöse Disposition begünstigen, zu korrigiren, sich nach dieser Richtung bisher kaum nennenswerth hat bethätigen können. Und nur so kann man es verstehen, wenn man in manchen Ländern (Frankreich, Südamerika) schon von dem streng durchzuführenden Verbote des Ausspuckens und von kleinen Mittelchen, wie Ansichtspostkarten und Streichholzschachteln, die mit irgend etwas auf die Tuberkulose Bezüglichem natürlich in rein infektionistischem Sinne bedruckt werden und so die Bazillenfurcht ständig rege erhalten sollen, wer weiß was für Erfolge erwartet. Aber nur ein Land hat bisher eine mit besonderen Unkosten ebenfalls nicht verbundene Verfügung getroffen, wie sie rigoroser und inhumaner nicht sein kann, und deren Verallgemeinerung zu den fürchterlichsten Konsequenzen führen müßte, und das sind die Vereinigten Staaten von Amerika, welche die Landung von tuberkulösen Personen selbst im kindlichen Alter in Begleitung gesunder Eltern zu inhibiren suchen.

Der Berichterstatter Pannwitz glaubt, daß mit den skizzirten Maßregeln der Tuberkulose gegenüber alles wohl bestellt sei und die darin zum Ausdruck kommende deutsche Tuberkulosebewegung mit der den Deutschen eigenthümlichen Entschlossenheit ihrem glücklichen Ziele entgegengeführt werde. Er ist speziell mit den bisherigen Dauererfolgen der Heilstättenbehandlung, obgleich sie leider doch schlecht genug sind, sehr wohl zufrieden und will vor allem den großen Nutzen dieser Behandlung für die hygienische Volkserziehung hoch eingeschätzt wissen.

Was können aber alle Gesundheitsregeln helfen, wenn es allermeist am Nothwendigsten fehlt, sie zu befolgen. Und ob die Dauererfolge nennenswerth besser werden würden, wenn in dem oben angedeuteten Sinne eine vorsichtigere Auslese der Tuberkulösen gelingen und die Zweitheilung der Heilstättenbehandlung allgemein durchgeführt werden sollte? Ich glaube es nicht. Denn man muß doch bedenken, daß die günstigen Erfahrungen, welche in den privaten Anstalten bei besser situirten Tuberkulösen mit der hygienisch-diätetischen Behandlung gemacht wurden und die zur Verallgemeinerung den Anlaß gaben, nur dadurch ermöglicht wurden, daß die entsprechenden Kurmaßnahmen allermeist Jahre lang, wenn auch mit Unterbrechungen, unter Meidung aller beruflichen und sonstigen Noxen zur Anwendung kamen. In dieser Weise das Heilstättenverfahren ausdehnen, hieße aber den Invalidenversicherungsanstalten unerschwingliche Ausgaben ansinnen. Andererseits ist es sehr unwahrscheinlich, daß sich viele namentlich

Digitized by Google

technisch ausgebildete und gut entlohnte Industriearbeiter entschließen würden, ihre bisherige Berufsbeschäftigung auf längere Zeit aufzugeben oder gar dafür die landwirthschaftliche einzutauschen, die vorzugsweise nur rohe Muskelkraft erfordert und dementsprechend weit schlechter bezahlt wird. Und wenn es geschähe, wäre es immer noch fraglich, ob sich dieser Zuwachs an Arbeitern auch auf die Dauer gesundheitlich bewähren würde. Denn der landwirthschaftliche Beruf als solcher schließt die Tuberkulose nicht aus. Genießt er das Renommee des Gegentheils, so verdankt er dies nur dem Umstande, daß die von Hause aus schwächlicheren und zur Tuberkulose disponirten Landbewohner instinktiv die industrielle Beschäftigung aufsuchen, in der sich ihnen günstigere Arbeitsbedingungen bieten und Muskelkraft nicht das erste Erforderniß ist. Angesichts dessen ist es leider recht zweifelhaft, ob die Heilstättenbehandlung je ein Verfahren darstellen wird, von dem eine wesentliche Minderung der Tuberkulosefrequenz in den breiten Volksmassen zu erwarten steht. Die Invalidenversicherungsanstalten sollten sich deshalb auf die Behandlung der Tuberkuloseverdächtigen, welche dem erfahrenen Praktiker oft genug schon Jahre lang vor Ausbruch der Krankheit äußerlich auffallen, beschränken und hier dieselbe länger, als es bisher geschehen ist, ausdehnen. Ihre Hauptaufgabe muß aber darauf gerichtet sein, die gesunden Versicherten vor der Tuberkulose zu schützen, und dazu bedarf es eben weiter ausgreifender prophylaktischer Maßregeln, zu deren Realisirung sie nichts unversucht lassen dürfen und, wie oben gezeigt, bisher auch schon so ansehnliche Opfer gebracht haben. Um nur einiges anzudeuten, haben sie das größte Interesse daran, daß den Anforderungen der Gewerbehygiene namentlich in Bezug auf den Schutz jugendlicher Arbeiter und schwangerer Frauen im weitesten Sinne Rechnung getragen wird. Zur weitgehendsten Rekonvaleszentenpflege sind Genesungsheime zu verallgemeinern, in denen Kranke ihre namentlich gegen die Tuberkelbazilleninfektion verloren gegangene Widerstandsfähigkeit wieder gewinnen können. Auch die angeblich bereits in einigen Staatsbetrieben durchgeführte Maßregel, ihren Arbeitern unter Fortzahlung des Arbeitslohnes einen Urlaub zu gewähren, verdient zwecks ihrer Verallgemeinerung kräftigst unterstützt zu werden. Der wichtigste prophylaktische Faktor ist und bleibt jedoch die Aufbesserung der Lebenshaltung, welche eine ausreichende und billige Ernährung der breiten Volksmassen ermöglicht und von deren Wirthschaftsetat so viel zu erübrigen gestattet, daß der so wichtigen persönlichen und Wohnungs-Hygiene, die selbst durch drakonische Gesetze nicht zu erzwingen ist, aus eigenem Antriebe Rechnung getragen werden kann. Die Lebenshaltung ist es, die, wie die Statistik der Lebensversicherung so exakt beweist, die Gefahren der Tuberkelbazilleninfektion, vor der erfahrungsgemäß selbst die Reichsten in ihren Palästen nicht gesichert sind, einzig und allein zu paralysiren vermag. Es bedeutete daher diese den Aerzten durchaus nicht neue Erfahrungsthatsache einfach geflissentlich ignoriren, als die deutsche Reichsregierung allen Warnungen zum Trotz auf dem Zustandekommen des neuen Zolltarifgesetzes beharrte, von dem es fraglich ist, ob es überhaupt nur den angeblich nothleidenden landwirthschaftlichen Großbetrieben Nutzen bringen wird, das aber außer anderen gefährlichen Konsequenzen vor allem den sicheren Effekt haben würde, daß die bisher schon unter der Norm stehende Lebenshaltung des größten Theiles der deutschen Bevölkerung noch eine weitere Verschlechterung erfahren müßte. Ein Egoismus sondergleichen war es, als die unter dem Banne der Agrarier stehenden Parteien des Reichstages die auf die Lebensmittel bezüglichen Tarifsätze noch weiter hinaufgeschraubt sehen wollten. Zahllos waren die Proteste, die gegen das Zolltarifgesetz eingegangen sind. Auch die Vorstände sämmtlicher Invalidenversicherungsanstalten, die ja tagtäglich Gelegenheit haben, an ihren Fonds zu verspüren, was die schlechte Lebenshaltung für ihre Versicherten bedeutet, hätten die Verpflichtung gehabt, ganz energisch zu protestiren. Einen ganz besonderen Eindruck hätte es aber sicher gemacht, wenn sich schließlich noch das „deutsche Centralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke" mit seinem Präsidenten, dem — Grafen von Posadowsky, der Protestbewegung angeschlossen hätte. In anderem Falle bleibt der Verdacht bestehen, daß es dem Zentralkomitee mit der gestellten Aufgabe, die Tuberkulose zu bekämpfen, in Wahrheit gar nicht ernst ist.

Jedenfalls ist es für alle, die es angeht, geradezu beschämend, daß für den größten Theil der deutschen Bevölkerung, die mit ihrer Intelligenz und ihrem Geschick unter allen Kulturnationen eine so hervorragende Stellung einnimmt, das, was zu einer gesundheitsförderlichen Lebenshaltung unbedingt nothwendig ist, erst geradezu zu erbetteln versucht werden muß, daß dies dem Einzelnen erst dann in Form der Heilstättenfürsorge zugestanden wird, wenn er hoffnungslos der Tuberkulose anheimzufallen droht. Will Deutschland seine bisherige Machtstellung auf die Dauer behaupten, so muß es eben mehr als eine große Versorgungsanstalt für Kranke und Invaliden sein, es muß vor allem den Gesunden den weitgehendsten Schutz angedeihen lassen.

Gotha. Dr. Gollmer.

Ibsen jeune — Ibsen aîné.

Sven Lange hat am Anfang seines zarten Buches „Hertha Junker" ein nordisches Porträt im Repräsentationsrahmen gezeichnet: ein lichtschimmerndes Festdiner, an der Ehrentafel der alte Dichter mit der Löwenmähne, den schmalen Lippen und den scharfen Augen, halb schen verlegen und abgespannt im Schwirren und Menschengetriebe voll lästiger Feierlichkeit, halb kindlich geschmeichelt in Gunst- und Ehrenatmosphäre, im Weihrauch, in der Nachbarschaft ordensbesternter Minister.

Man erkennt Ibsen darin, Ibsen den großen Verächter, der doch den Königen gleich die Huldigung liebt und ihr Opfer bringt. Den Text zu diesem Bild des offiziellen Ibsen geben die Festreden, die der Wortkarge gesprochen, und die jetzt, damit kein Zug in dem Porträt fehle, in dem die monumentale Gesammtausgabe vorläufig abschließenden ersten Band der Werke veröffentlicht werden.*) In seiner Stockholmer Königsrede vom 13. April 1898 zeigt sich vor allem dieser offizielle Ibsen; in derselben aber, die am Anfang seine Ehrung durch den Fürsten nur als „geniale königliche Extravaganz" sich erklären kann, spricht zum Schluß der intime Ibsen schwebende lyrische Worte: „Mein Leben ist gewesen wie eine lange, lange Passionswoche. Und jetzt steh' ich hier — in der wirklichen großen Passionswoche, und da wandelt sich mein Leben in ein Sagaspiel. Ich, der alte Dramatiker, sehe mein Leben selbst sich zum Gedicht, zur Märchendichtung wandeln" . . .

Dies Leben zum Gedicht gewandelt, spiegelt sich in dem gleichen Buch. Ibsen's Verse bringt es, nicht nur die bekannten der Passargeausgabe in neue vollendetere Uebersetzungsform gefaßt (Christian Morgenstern hat daran künstlerischen Hauptantheil, und manches bunte Federspiel der Sonette ist von Fulda), sondern auch bisher zurückgehaltene aus verschwiegenen Laden. Und gerade diese nun spät erklingenden Reime der Frühzeit sind starke Zeugen des unerbittlichen Ibsengedankens, daß Dichten Gericht halten über sich selbst ist. Hier sind wirklich Worte des Gerichtstages voll Grausamkeit und Selbstvernichtung, ein Ringender ver-

*) Die ausgezeichnete kanonische Ausgabe ward von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther besorgt und herausgegeben durch S. Fischer's Verlag. Die Gedichte sind auch separat erschienen in der Pantheonausgabe.

Digitized by Google

meint in höhnischer Zerstörungslust sein eigenes Werk. Und das Todesurtheil ist dabei in so reife, erlesene Form geprägt, daß diese Stücke sicher nicht wegen Unzulänglichkeit von früheren Sammlungen ausgeschlossen wurden, sondern wegen des Abscheus vor so rückhaltloser Preisgabe jener heimlich-unheimlichen Kämpfe mit den Spuktrolls des Inneren. Heute steht der Alte jenseits, fern in fremdem Licht; wie Sagengebilde liegt der schwere, wirre Pfad; die Schmerzen jener Zeiten berühren ihn nicht mehr; man hat den Eindruck, daß er sich selbst historisch sieht. Wie Goethischer Greisenweisheit beim Durchblättern alter Briefe das leidenschaftliche Stammeln der verwirrten Zeilen und das zuckende Gefühl abgerissener Worte nicht mehr Erschütterung bringen konnte, und im Ueberschauen der Thäler und Höhen nur einzig und wesentlich das in großer Distanz gehaltene Achten auf Entwicklungsetappen und Epochen galt, so souverän steht auch der späte Ibsen seinen Vergangenheiten in ihren wechselnden Erscheinungs- und Ausdrucksformen gegenüber. Ihm ward die Gabe, von der Multatuli spricht: „sein Fühlen zum Denken zu machen und Verstand zu schöpfen aus dem Brunnen des Herzens“ . . .

* * *

Resignation ist der Grundton jener neu erschlossenen Strophen der Frühzeit. Nicht jugendliche Weltschmerzlichkeit, sondern sehr herbe, kalt entschlossene Bitterkeit. Dunkle Dämmerstunden besingt der Dichter, und den Herbst und die Gesellschaft der Todten sucht er. Die Todten fühlt er wirksamer als die Lebenden, und bei der Nachtfahrt auf dem Meer sieht er die Todtenaugen in den Fluthen spielen — Vorklang klein Eyolfscher Gesichte. Auch von Liebe sprechen jene jungen Verse, sonst einem seltenen Wort in der Ibsenlyrik. Wenig hat aber das erotische Lebensfragment der Ballerinnerungen mit den gewohnten Liebesgedichten der Jungen gemein. Es ist nichts von Jugend darin, sondern seltsame Mischung eines verzweifelten Gefühlsringens, als wollte ein eisern umklammertes Herz siebenfache Bande sprengen, und ironischer Grimasse; hingewühlter Momentextase und bohrender Reflexion. Und sehr charakteristisch ist, daß hier weniger die Person der Geliebten gesucht wird als der Ueberschwang des Gefühls, der Taumel der Ball-Magie; und weniger die unglückliche Liebe zum Mädchen scheint das Thema, als die unglückliche Liebe zur Liebe. Bunt gestickt in Vers und Prosa, bald Hymnus, bald Capriccio, bald Vignettenstil, bald Leidenschaftsstaccato. Und neben dem Zerrissenen, der den Phantomen seiner Gefühlssehnsucht nachhastet — „Fieberphantasien gleich, wie aus wildem Wahn gewebt“ — steht der andere, der Skeptiker und Ironiker und malt an den Rand der heißen Blätter Karikaturen, spöttische Federzeichnungen, und schließlich spricht die Ueberlegenheit das letzte Wort, die so oft im ganzen Ibsenwerk noch wiederkehrt, die Ueberlegenheit des Menschen, der alles als künstlerischen Stoff begreift, und der hier, da ihm ein Fremder als Verlobter der heimlich Geliebten gezeigt wird, darin nur die „Intrigue“ des dreiaktigen Dramas sieht.

Die Entdeckung trifft ihn nicht, denn das ersehnte Gefühlserlebniß kann sie ihm ja nicht mehr rauben. Aus ähnlicher Welt stammt diese Impression voll Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung wie Klinger's Radirungen vom Handschuh — auch menschliche Gefühlsjagd durch Schemen und Schatten, durch Grotesken und Mummenschanz hindurch.

* * *

Stärker als diese Blätter vorübergleitender Liebesepisode interessirt das Kapitel Kunst, das sich in einer Serie verschwenderisch verzierter Sonette erschließt. Stofflich verwandt den Goethischen Kunstgedichten variiren sie Meditationen „In der Bildergalerie“. 1859 sind sie geschrieben und, wie die Athenäumsimpressionen unserer deutschen Romantiker, vor den Gemälden der Dresdener Galerie empfangen.

In reicher Fülle strahlen sie Vielseitigkeit des Lebens, der Kunst und aller Stimmung aus. Mit spielender Gebärde, einer fast romanischen Artistik der Formkoloratur prägt sich epigrammatische Erkenntniß; in funkelnden Facetten spiegelt sich wechselndes künstlerisches Wesen. Neben solchen Jeux d'esprit steht aber in gleicher Filigrantechnik gebildete, bitterheftige Abrechnung mit allem eigenen Schaffen und Streben. Das elegante Florettspielzeug des Sonetts — und beim letzten Verse steche ich — wendet Ibsen selbstzerstörerisch gegen die eigene Brust.

Vor den Bildern der Meister geht ihm hier zuerst die Weisheit des Allverstehens auf: Nichts Alleinseligmachendes gibt es in der Kunst, „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“. Stark innerlich erlebt er das. Und wie Goethe in den Zeilen „Modernes“, die Kunstphilisterfrage: „Wie aber kann sich Hans van Eyk mit Phidias nur messen?“ so heiter sicher abwehrte: „Ihr müßt, so lehr ich allsogleich einen um den anderen vergessen“ und dabei das künstlerische Fühlen prachtvoll einfach mit menschlichem Fühlen erklärte: „Denn wärt Ihr stets bei einer geblieben, wie könntet Ihr noch immer lieben“ — gerade so in frohbewußter Weitherzigkeit, rahmt Ibsen italienische Madonnenlieblichkeit mit niederländischer Alltagspoesie „aus des Ladens kleiner Welt“ in die gleiche Terzinenbordüre:

Darf ich denn nicht in nämlicher Sonette,
Wie Anemonen mit der goldnen Iris
Vereinen Rafael mit Jan von Mieris.

Wie in jenem Goethezyklus klammernde Organe sich zu allem Irdischen drängen, es zu fassen und zu halten, in erdwurzelnder liebevoller Andacht zu jeglicher Erscheinung, so packen auch die Ibsen-Strophen das sichtliche „Wo“ und „Wie“ mit derbem Freiergriff. Künstlerischer Realismus, Gottfried Kellersche Freude am Alltagsdasein durch eine Fensterscheibe gespiegelt, stellt sich fest auf die Beine und bläst gegen den Holzstoß „aus Ideen gebaut“:

Glaub' mir, die Kunst hat einen starken Magen,
Der alles, selbst Granit und Stahl verdaut,
Sie wird, wenn du sie nährst, dein Sauerkraut
So gut wie Paradiesesfrucht vertragen.
Wozu der Töne Ueberschwang? Wozu
Der Flug in Höh'n, wo lahmen Fittichs du
Herabsinkst als dein eigener Vernichter,
Statt daß du Wurzel auf der Erde fängst
Und in ein Bild von Fleisch und Blut verengst
Das Alltagsdasein als Stilllebendichter.

Und noch einmal Goethe — „Kenner- und Enthusiasten“-konflikte, mit Deuteln, Bildungsfingerfertigkeit („Kunstkennervolk, wohin ich mich auch wende, Und Rezensionen regnets ganze Bände“) und frommer, wortloser Hingabe spielen auch hier sich ab: in verworrenen Träumen hört er, wie ringsum die kritischen Hebel „angesetzt werden“, so daß sich ihm verwirrt Gefühl und Wille:

Was alles muß ein Dichterherz ertragen!
Ach für ein lyrisch Auge, welche Plagen,
Wenn die Kritik es schärft mit ihrer Brille.

Gegen die „Schöngeister“, gegen die Schulmeisterästhetik vom „Poetischen“ geht es auch hier, wie an jener Stelle der „Ballerinnerungen“, die spötteln:

Ohren, welche fein ästhetisch
Würden vorzieh'n höchst wahrscheintlich,
Daß ich statt des Balls besinge
„Schönere“ und „größere“ Dinge,

und wie in jener Ironie „Der Knabe im Beerenschlag“ (an Gottfried Keller's Dichterlingsatire der Mißbrauchten Liebesbriefe erinnernd), die den ländlichen Musenjünger mit dem Notizbuch auf der Idyllenjagd darstellt.

Doch ein Plänkeln und Necken scheinen all solche Ausfälle, wenn man daneben die selbstzerstörerischen Invektiven gegen das eigene Dichten liest, selbstmörderische Sonette,

die stückweis ihr Opfer zerfleischen, die in die offenen Wunden Hohn, Spott und Verachtung gießen. Grausame Augen verfolgen die Zuckungen, und wenn die Raserei der Selbstverstümmelung vorbei, starrt dumpfe Verzweifelung apathisch auf die Trümmer. Etwas Dämonisches, finsterer und gefährlicher als die typischen, keinem Künstler ersparten Zweifelsqualen, wagt sich in diesen Krisen ans Licht; jene Trolle im Herzen und Hirn bekommen Macht, und Eiseskälte der Erstarrung geht von ihnen aus, jenes fürchterliche Ohnmachtsgefühl der Sinnlosigkeit des ganzen Lebens.

Märtyrerische Verse ringen sich in solchen düstern Stunden los, nicht in weichlichen Klagen, sondern voll erschreckender Genugthuung über eigene Schmach; Zwiespältigkeit des Wesens tobt sich aus; zwei Seelen kämpfen auf Leben und Tod, die bejahende und die verneinende. Die Verneinende siegt und singt ein wildes, hämisches Triumphlied auf die Zertretene, die im Staube liegt.

Boshaft raunt dem Dichter der böse Geist die Bitterniß ins Ohr: daß „er die eigene Ohnmacht sich verschwiegen, wenn ihn umflog die zahme Entenschar," und zwingt ihn in die rücksichtslose Gewißheit:

Ich war im Traum als Adler aufgestiegen
Und kam selbst unter Enten in Gefahr:
Zum Umweg zwang ein Rinnstein mich sogar
Wollt ich mit Gänsen um die Wette fliegen.

Seifenblase ist sein Hoffen; Sternschnuppen, trockene Kiesel, welke Blätter, Bodensatz und Schimmel sind seine Zeichen, und sein Besitz die unfruchtbare Seele. In das Nichts starrt er, in die Wüste sieht er, wenn er den Blick nach innen richtet; der Gedanke, der so oft nachher noch wiederkehrt, des Todtseins vor dem Sterben ängstigt und peinigt, und man fühlt hier die Vorstellung: die Hölle ist nicht zehrende Gluth, sondern starre Vereisung. Ihre ewige Verdammniß weht ihn an; die Eishand, die nach John Gabriel's Herzen greift, reckt sich früh schon in sein eigenes Leben:

Außen und innen kam der Herbst zugleich,
Eisblumen blühn am Fenster starr und bleich,
Die Schläfe presse frierend ich dagegen.
Was blieb mir noch an des Verlorenen statt?
Ein Stück Erinnerung, ein verwelktes Blatt
Das ist des Lebens ganzer Erntesegen.

Müde Hände tasten zitternd um künstlerische Formen und sinken welk in den Schoß:

Der Dichtung Fundament ist Bilderspiel,
Ein Steinchenmosaik, Figurenfetzen;
Ich aber kann sie nicht zusammensetzen.

Immer spricht dunkel deutend die Klage eines Menschenkindes, das um die Gefühlsfähigkeit sich betrogen fühlt und bitter zuversichtlich gibt er für das eigene Innere sich hoffnungslosen Rath — Achselzucken eines Arztes am Sterbebett:

Halt getrost hermetisch es verschlossen
Und sei gewiß, es wird nicht überwallen,
Nicht seine Wände sprengen, nur zerfallen.

Und schließlich klingt Zweifel und Ekel in höhnischen Cynismus aus: „Wozu denn Verse aneinander leimen" ...

Was gibt es Lächerlicheres auf Erden
Als Elegien über Dichternoth
Und Lyrik, die bei der Geburt schon todt,
Und Jammer über dunkle Herzbeschwerden.

Glaub, holder wird die Muse sich gebärden,
Wenn sie — gleichwie des Cimon Tochter bot
Die volle Brust — dir gönnt, vom Lebensbrot
Anständig Bücher schreibend satt zu werden.

*

Erst jetzt werden diese Stimmen schlimmster Stunden öffentlich. Vordem hat Ibsen niemand theil an diesen einsamen Kämpfen mit den Trollen gestattet. „Hermetisch verschlossen halten," ist die wahrste Ibsenparole. Skeptische Verse gegen das eigene Schaffen sind in jener ersten Ausgabe selten, nur an vereinzelten Stellen streifen solche Schatten, wie in jenen Zeilen der „Sturmschwalbe" voll Schmerzen über inneres Zwitterwesen:

„Zu leicht zum Schwimmen, zu schwer zum Schweben —;
Dichtervogel, Dichtervogel — wie willst du da leben."

Eine positive Kunstkonfession aber findet sich in der früheren Sammlung. Neu und sprechend, voll starker aufschlußreicher Wesentlichkeit, wird sie heut in dieser Wiederkunft durch ihre Verwandschaft mit den Dramen des späten Ibsen. Es sind die mächtigen Lieder des Cyklus „Auf den Höhen". Gewaltige Elementarsymbolik, Gebirgswildniß der Todten, Borkmann'sches Höhen- und Tiefenschicksal, das Wandern mit dem Tod über die Felsen und Gletschergründe, von dem Klein Eyolfs Vater spricht, überschauert schon hier mit Riesenfittich.

Im Winter von 1859 auf 1860 malte Ibsen mit schweren Strichen die zerklüftete, schroff zackig in trotziger Einsamkeit über den Thälern der Menschen hängende Bergwildniß, die dann seines Dichtens Gefühlslandschaft werden sollte. Wie von geheimnißvollem Pakt, von Ueberwindung der Menschlichkeit und Verschreibung des Herzens raunt es darin; jene Klage des Früheren, der sich um sein Gefühl betrogen wähnte, wandelt sich jetzt in Trotz und luziferischen Stolz, den Kleinleiden der Herdenmenschen nicht mehr unterworfen zu sein, nun „ganz in Stahl getrieben". Jene negirende Seele, einst nur plagender Dämon, wächst zu düsterer Herrlichkeit und beginnt eigene Werthe zu schaffen. Jene Erkenntniß, die nicht an das eigene Innere von außen fordernd herantritt, sondern die werden will, was sie ist, bereitet sich vor, jenes sich beschränkende Bekennen: „Mein Amt ist Fragen, nicht Bescheid zu geben".

Am Verzicht auf das Menschliche (hier klingt schon völlig „Wenn wir Todten erwachen" vor) nährt sich das künstlerische Anschauen, in allem wird nur noch, mitleidlos gegen sich und andere, der Stoff zu Gebilden gesehen.

In den Brandflammen der Multerhütte, die sich mit bleichem Mondlicht mischen, fühlt der Mensch auf der Höhe als letzten Eindruck den „Effekt in dem doppelten Spiel der Lichter". Und als der Hochzeitszug der verlorenen Braut zur Kirche geht, da hält der Höhenmensch die hohle Hand vors Auge der Perspektive zu Liebe und genießt so den Zug wie ein funkelndes Band:

Auf all das konnt ich nun ruhig sehn,
Als wie aus weitesten Weiten;
Ein höherer Glanz schien das Bild zu umwehn —
Doch seht, das können nun nie verstehn
Die drunten im Haufen schreiten.

Aehnlich rückhaltlos offen hat nur noch Maupassant das grausame über Leichen gehende Werk des Künstlers verkündet: „nur allein von der Liebe zu seinem Werk und niemals von der Neigung zu Menschen beseelt".

Und in der Mischung des Gefühls klingt das Gedicht aus. Letztes Rückschauen mit leisem Weh in der Stimme:

Mein Blut, es ward so still und klug,
Mir ist, ich bin im besten Zug
Langsam zu Stein zu werden

und dann trotzig verachtende Entschlossenheit zum neuen Leben:

Hier auf den Bergen ist Freiheit und Gott
Dort drunten tappen die andern.

Die letzten Erfüllungen dieses Jugendgedichtes erkennen wir in den Altersdramen: im „Borkmann" und „Wenn wir Todten erwachen", die beide sich mit finsterm Stolz und Herrenthum zum Verbrechen gegen das Leben bekennen und

Digitized by Google

die Buße zahlen, Baudelaires „Don Juan“ verwandt, der starr bewegungslos auf sein Schwert gestützt, von den Schreien seiner Opfer umbraust, zum Orkus fährt: „Er hat das alles nicht zu sehen geruht.“

Der Zarathustrahymnus, lange vor Zarathustra, mit der Parole „Nun gilt es auf Höhen zu wandern“ ist der Prolog zum eigentlichen Ibsenmysterium, sowie Borkmann und das Todtendrama sein Epilog ist. Zwischen ihnen steht Peer Gynt, den bei der Heimkehr die Gespenster ungelebter Menschlichkeit umschweben:

Wir sind Zähren; —
Hast du vergessen uns?
— — — — — — —
Dein Herz rief leise; —
Du bliebst achtlos.
Nun starrt's vom Eise
Und wir sind machtlos.

* * *

Auch sonst kann man beim Durchblättern der Gedichte in manchem Vorklang die künstlerischen Zusammenhänge der Ibsen-Welt empfinden.

Solneß-Luftschlösser baut ein kleines Lied ins Blaue; auf den Meeresgrund — „dort könnt' ich eine Heimath finden“ — tauchen die Gedanken, wie später die schwebenden Träume der kleinen Hedwig Ekdal; und wie die Baumeistersymbolik, so tönt auch hier schon dunkles Rauschen von Bergmann's Werken vor:

Fels, birst weiter, Tag um Tag
Dröhnend fällt mein Hammerschlag
In die Tiefe muß ich dringen
Bis mir ihre Erze klingen.

Friede herrscht dort weit und breit
Fried' und Ruh seit Ewigkeit; —
Brich den Weg mir, schwerer Hammer,
Zu des Berges Herzenskammer.

Und vom Preis des Reichs, der Macht und der Herrlichkeit heißt's:

Dort im mitternächt'gen Schacht
Ward ich fremd des Tages Pracht,
In der Grube Tempelgängen
Fremd der Erde heiteren Klängen.
— — — — — — — — —
Hammerschlag auf Hammerschlag
Bis zum letzten Lebenstag.
Keines Hoffnungsmorgens Schimmer,
Tiefe, tiefe Nacht auf immer.

Die dumpfe Lebensangst, die Ibsen's Atmosphärenkunst so beklemmend in den Dramen bannt, umschreibt dann das Gedicht von der Leiche im Schiff. Das Fluidum des Unheimlichen, das ohne Mittheilung, ohne Thatsächlichkeiten von einem zum anderen schwingt, bis daß alle, — „zum Omen wird der kleinste Gegenstand“ — ohne daß auch nur einer etwas Sicheres weiß, unter einem schreckensvollen Bann und Alpdruck daher schleichen, wird analytisch dargestellt. Das Geheimniß dieses Fluidums, das in so vielen Ibsenexpositionen wirkt, beruht auf der psychologischen Wahrheit, daß die Ahnung, etwas Fürchterliches geschah oder kann jeden Moment geschehen, viel erregender nervenspannender ist, als die brutale Gewißheit.

Auch die Teufelein und das Trollhafte Ibsen's, das sich in seinem Hang zu allem Karrikaturistischen äußert, spukt hier vor. Er gleicht selbst seinem Professor Rudeck, der in den menschlichen Physiognomien die Bestienverwandtschaft sucht und findet. In seiner an Heine'sche Cabriolen reichen, unempfindsamen „Aegyptischen Reise“ skizzirt er seine ganze Gesellschaft als zoologische Karawane, und die Neigung zur Grimasse, zum Gespenstischen verräth sich in jenen Nachtvisionen, da der Schlaflose durch die Luken der Kajüten die verzerrten, grinsenden, mundaufsperrenden Gesichter der Schlummernden spürend belauscht und ihnen ihre Geheimnisse ablieft,

Und über allem rings, ab jedem Pfühle,
Ein röthlich fahler Qualm in dunst'ger Schwüle.

* * *

Eine viel stärkere Rolle, als man es bei diesem voraussetzungslosen Individualisten erwarten dürfte, der seine Sache sonst auf sein Ich und auf das Nichts stellt, spielt das politische Temperament. Es scheint, in den kleinen nordischen Ländern läßt sich nicht leben, ohne Partei zu ergreifen. Und gerade der sonst so Gefühlskarge mit dem vereisten Herzen entflammt in Leidenschaft, in eiferndem Brand um seine Heimath und ihre Güter. Er wird zum Rufer im Streit, zum vaterländischen Gewissen, zum Schürer, zum Sporn. Eddisch, skaldisch richtet er sich auf unter der Rieseneiche; zur Einheit ruft er; die nordischen Brudervölker will er gewaltig wecken, die entarteten Dänen mahnt er zur Treue gegen die alte Sprache „die scharf wie's Meer zur Winterzeit und deiner Väter Schwert“; gegen den Erbfeind, — die „wilde deutsche Horde“ ist's — stößt er ins Kampfhorn. Und manchmal denkt man bei diesen dröhnenden, geharnischten Trutzgesängen an das Versesschwertfegen Arndt's: „Könnt' ich Löwenmähnen schütteln!“ . . .

Die patriotische Lyrik empfängt, im Gegensatz zu der künstlerischen Problemdichtung, durch den Nachtrag der erst jetzt veröffentlichten Gedichte, keine neuen Züge. Sie stand fest umrissen auch schon in der ersten Sammlung da.

Tagebuchartig, in engem Zusammenhang des persönlichen Erlebens, spricht sich in dieser politischen Dichtung Ibsen's Theilnahme an den Ereignissen aus. Lebendige Momenterregung und Gefühlsentwicklung berührt uns, wenn der Norweger in seiner Einheitsliebe zum ganzen Norden bitter gegen die deutschen Eroberer grollt und mißmuthig, widerwillig, ein Fremder — „den Speer thatenlos an Traumrunen gelehnt“ in der „Dresdner Stubenfeste“ — den Siegestrophäen von siebzig zusieht, und wenn er dann später in freierem Ueberschauen den Großtendenzen der Zeit huldigt und die Götter anerkennt, die er bekämpft, wenn er nun, der vordem Bismarck einen starren, stummen Memnonsklotz genannt, ihm ein lebendiges Mal zum Einigungsvorbild für seine Landsleute im Norden ragend richtet:

Lest das Gesetz der Zeit — seid ihr euch lieb! —
Cavour und Bismarck auch für uns es schrieb;
Und aufwog eine ganze habe Aera
Der Mann der That und Träume von Caprera.

Schroffer Nihilismus verkündet Propaganda der That, knapp, kalt, entschlossen:

Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzukalkulieren
Macht tabula rasa, da werd ich nicht fehlen.

Mit blutigem Hohn unterscheidet er Männer und Redner, diese „sorgen für der Wasserfluth Nimmerversiegen — ich lasse mit Wollust die Arche auffliegen“ oder wie die alte Passarge'sche Ausgabe den Vers jäher, fanfarenmäßiger formte: „Ich leg den Torpedo unter die Arche.“

Scharfe Kritik geißelt aus dem Exil die Zustände der Heimath: „Phrasennebel und Weihrauchflug“ der Schlagwarte ohne reife Thaten, die kindischen Freiheitsgeberden des „unmündigen Volks“, die niedrige Gesinnung gegen das Wahre und Blanke — „Gift und Gestank: mein Land ist das alte“.

Doch in diesem schmerzlichen Zorn des freiwillig Verbannten, in aller Unerbittlichkeit des Zuchtmeisters birgt sich unaustilgbare Liebe und inendliche Sehnsucht nach der Heimath:

Er verbrannte seine Schiffe;
Da spannte sich blau
Zum nordischen Riffe
Einer Rauchbrücke Bau. —

Digitized by Google

Nach den schneeigen Breiten
Aus der Südhaine Pracht
Einen Reiter sieht reiten
Jedjegliche Nacht.

* * *

Eines Innenlebens steile Höhen und abschüssig starrende Tiefen durchwandert man in diesem Gedichtbande, er führt in jenes Reich „wo Pathos und Gelächter gleich", er ist in der Fülle aller Stimmungen und Gefühle, in Hingabe und Selbstabrechnung, in seiner Schonungslosigkeit, die „mit kalter Miene und meilenweiter Distanz" das eigene Ich ins Auge faßt und es in all seinen Temperaturen sich darstellen läßt, ein Spiegel des Strengen und Wahren. Was Nietzsche an Stendhal, dem Künstler kalter Gluthen rühmte, gilt auch von Ibsen: „Wer aber mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Zynismus, Logiker aus Ekel, Räthselrather und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, der wird ihm nachgehen müssen."

Felix Poppenberg.

Theater.

Kleines Theater: „Nachtasyl". Von Maxim Gorki.

I.

Wenn man ehrlich sein soll (und warum sollte man es nicht) — ich finde dieses seltsam dunkelfarbige Werk nicht so bedeutsam durch das, was es bietet, sondern durch das, was der Autor bieten könnte. Man fühlt eine Kraft; aber man gewahrt ihr Vorhandensein mehr, als daß man gewahrte, wie sie zu einer Leistung umgesetzt ist. Kurz: man hat starke Eindrücke von einem Manne, der etwas in sich trägt; nicht so sehr von dem Werk, das er hier gegeben hat.

Darüber soll der Enthusiasmus nicht täuschen, der mit Recht und Fug am Aufführungsabend herrschte. Die Aufführung selbst; die Wahl eines solchen Dramas; die beengte Stätte, an der es so wundervoll dargestellt wurde; der starke Hauch von willigem Künstlerthum in der Hörerschaft, die jeden Augenblick gern bereit war, das Aeußerste mitzumachen und alle Absichten zu begreifen: dies zusammen ist eine kaum vergeßbare Erinnerung. Aber wenn wir hinabsteigen auf den Grund unserer Seele: in dieser Stimmung war mehr ein allgemeines Begeistertsein für die Kunst als eine Hingerissenheit vor diesem Kunstwerk. Ich empfand etwa: es ist herrlich Versuche zu machen, Ernst zu haben, kühn zu sein, spröde Meisterwerke zu spielen. Ich empfand aber nicht: das hier ist ein Meisterwerk. Drittens jedoch empfand ich: sein Verfasser könnte morgen eins schreiben.

II.

Er malt nur ... les derniers des derniers. Nur Verbrecher, Entgleiste, Kräukste, Dunkelste. Ich dachte: es betrifft nicht dich; du gehörst nicht dazu; deine Sorgen sind andere Sorgen. Altruistisch gestimmt ist man nicht immerfort; es bildet höchstens einen Bruchtheil meiner Gefühle. In den Webern geht man stärker mit, weil unsere „Schuld" gegen die Besitzlosen berührt wird; weil Hauptmann sagt: Diese Leute hungern, weil Ihr sie so kurz haltet; weil die Arbeit schlecht bezahlt wird. Bei Gorki arbeitet überhaupt niemand; (außer einem unbeliebten Tischler); und selbst die „Ausbeuter", der Wirth und die Wirthin, sind armseligste Schlucker. Dunkelste, Verkommenste. Die Besitzenden fehlen. Also der kategorische Imperatiu tritt nicht so unmittelbar vor uns, — die wir etwas mehr Seife und etwas mehr Essen haben. Man spürt nicht gleich die Beziehung zu uns.

Natürlich ist sie trotzdem vorhanden. Gorki sagt: so geht es auf dem Planeten zu, den du bewohnst! Er sagt: so geht es vielen dir gleichgearteten Geschöpfen. Er sagt endlich: auch sie haben ihre Philosophie; glaube nicht etwa, daß du allein —. Und diesen letzten Punkt äußert er mit besonderem Nachdruck. Ein Kritiker hat darum, in Erkenntniß der zweifellosen Abhängigkeit von den Webern (denn Gorki nimmt sein Bestes von Hauptmann, vor allem den Aufbau, das allmähliche Vorschieben der Personen) — ein Kritiker hat darum geschrieben: Hauptmann predige fleischliche Sättigung, der Russe predige den Geist. Es klingt wie eine Beleidigung des Russen auf Kosten des Deutschen. Wenn aber Julius Hart dem Gorki so mißwollend gegenüberstände wie dem Hauptmann, dann könnte man gewiß Folgendes lesen: der eine Dichter läßt allerhand philosophisches Zeug sprechen, seine Armen triefen von Reflexionen, machen Raisonnements; der andere Dichter jedoch gibt mit eherner Schlichtheit, ohne Gerede bloß die dira necessitas, die sie treibt ... Ich will Hans heißen, wenn es anders wäre.

III.

Gorki bietet sonach: die Untersten mit Philosophie. Der Kritiker wird sich in Acht nehmen und schreiben, er sei ein Berthold Auerbach des sechsten Standes. Der Ausdruck wäre viel zu hart.

Immerhin: Gorki badet seine Leute in „Gedanken". Er gibt die gestammelte Geistreichelei des Hungernaturalismus, das Feuilleton der Analphabeten. Wer scharf ist, könnte rufen: er ist der Dumas fils der Verwahrlosten. Alles wird sicherlich verdrämt durch „Rußland", will sagen durch die Exotik eines räthselvollen Landes, durch die ungehobelte Ausdrucksform, durch biblische Anklänge, — immerhin ...

Gorki schwelgt und schlemmt im Elend, das Wasser im Munde läuft ihm zusammen. Man merkt auch das Demonstrative „da-ist-Technik"; er scheint zu sagen: „Da ist erstens ...., da ist zweitens ...., da ist weiterhin ..." Gorki ruft: Wir befinden uns in einem Nachtasyl, da ist der indifferente Faulpelz, da ist der kühne Verbrecher, da ist die sterbende Frau, da ist der degenerirte Adlige, da ist der Tatarenfürst, da ist die Dirne, da ist der verkommene Schauspieler, welch ein Durcheinander gibt das — (sagt er). Gorki ist ein wundervoller Darsteller, auf Hauptmann's Schultern stehend in dem Versuch und der Art eine Fülle von Gestalten zu zeichnen — aber es ist Feuilleton darin. Er streift die Trivialität so gewiß mit dem Aermel, so gewiß er kein Trivialer ist. Er gibt Naheliegendes oft sehr auf dem Präsentirbrett. Am erschütterndsten war für mich die Erzählung des Adligen, wie er, gleichsam im Traumzustand, von Stufe zu Stufe sank; wie ihm das ganze Leben mit den täglichen Verrichtungen im Halbschlaf vorbeigezogen ist. Er weiß nicht, wieso alles kam, er schildert die Etappen. Erschütternd; aber er schließt jedesmal mit dem Feuilletonrefrain: „Wie? keine Ahnung!" Ich hätte diese Wiederholung gern vermißt. Oder der Schauspieler sagt, man kenne seinen Namen nicht, er lebe hier als ein Namenloser, — da wird auf die soeben Gestorbene hingewiesen: auch sie sei jetzt eine ... Namenlose. Weiter. Der Schauspieler soll einige Strophen deklamiren, doch sie fallen ihm nicht ein; nach kurzer Zeit stürzt er zurück in das Zimmer und deklamirt sie, — ohne zu bemerken, daß ... niemand im Zimmer ist, bloß ein halbes Kind, das lächelt. Wir kennen ähnliche Wirkungen allzugut. Die Dirne ergeht sich rührend zu ihrem Trost in schönfärberischen Romanerzählungen — und immer ist die Erschütterung mit leiser Feuilletontrivialität verkoppelt. Im Augeblick der höchsten allgemeinen Erregung springt auch ein harmonikaspielender Narr wieder ins Zimmer, auf den Tisch, und spielt, während der Tod dräut, lustige Weisen. Das Epigramm lugt überall durch. Weiß der Leser, wie des Stückes wahrer Titel im Russischen ist? Nicht „Nachtasyl". Sondern weit dicker, weit hinweisender: „Aus den Tiefen des Lebens."

Digitized by Google

IV.

Gorki hat zwei Räsonneure: den alten Pilger Luka; im letzten Aufzug einen gewissen Satin. Sie scheinen abweichende Dinge zu predigen. Predigen: denn ich glaube nicht, daß der Schlußakt nur ironisch vom Dichter gemeint ist. In diesem Schlußakt kommt plötzlich Herrenmoral auf. Satin erklärt den übrigen: sie alle miteinander dienten nur dazu, einen einzelnen Tüchtigen in gewissen Zeiträumen hervorzubringen; sie seien der humus, worauf ein kommender Mann wachse. Das ist neu; ein Gedanke, den der erste Räsonneur nicht verkündet hat; er steht am Schluß . . . und erklingt mit voller Kraft, wie eine Ueberzeugung nicht bloß des Satin, sondern des Gorki.

Vorher ist von Luka liebreiches Handeln gepredigt worden, auch: man solle sich fügen, heiter sein, in jedem Lebenden „den Menschen respektiren"; ferner: der Glaube mache selig, gleichviel ob das Geglaubte wahr ist; ferner: man solle sich vor Gewaltsamkeit, vor Eingriffen und vor der Zeugenaussage hüten. Luka selber drückt sich im entscheidenden Moment hiervon. Da er weg ist, scheint es zuerst, als hätten seine Lehren gefruchtet; dann wieder, als hätten sie nicht gefruchtet, als käme der alte Schlendrian, das Zurücksinken nach der Erhebung. Man denkt an die Fischpredigt des heiligen Antonius. Thatsächlich hat der Pilger niemanden gefördert: Waska, der starke Dieb, kam vor Beginn des neuen Wandels ins Loch, wegen Gewaltthätigkeit; und der Schauspieler hängt sich nun statt des neuen Wandels an einer Laterne auf. Also: glaubt Gorki an die Möglichkeit des Aufschwungs oder nicht? Solange Luka spricht (er ist der Vice-Gorki) scheint er es zu glauben; wenn Luka nicht mehr spricht, scheint er es nicht zu glauben. Und dann plötzlich wird von einem anderen Nietzschemoral pure sang verkündet: die Masse sei wegen des einzelnen Starken da. Ich wußte mich bei der Aufführung hier nicht zurechtzufinden. Die zweite Lehre scheint mit der ersten durch keine Brücke recht verbunden. Die zweite scheint angeklebt.

. . . Das Werk ist für mich ein Gemenge; ein reiches, höchst fesselndes, mattdunt gefärbtes, das einen Widerschein vom Lebensbraus der Tiefe gibt. Eine „Lebenssache", fast etwas zu absichtlich, als Lebenssache angelegt. Im Innerlich-Malerischen, in dem allgemeinen Hauch liegt ihr Bestes. Wir können von Gorki mancherlei erwarten, doch wir brauchen dieses Stück mit seinem Naheliegend-Epigrammatischen nicht zu überschätzen.

Die Darstellung im Kleinen Theater war schlechtweg begeisternd. Nur große Liebe, Kraft des Zugreifens und Ernst des Vollendens bringt das zuwege. Dieses Haus, geleitet von Max Reinhardt, ist heute für die Förderung dramatischer Dinge der edelste Ort — inmitten so vieler Geschäftsbetriebe.

Alfred Kerr.

Der seltene Hirt.

Eine Gestalt aus den südtiroler Bergen.

Es war an Mariä Heimsuchung früh am Vormittage. Seit zwei Tagen regnete es fast ununterbrochen. Daher saßen zeitweise kleine Trupps von Bauern aus der Algunder und Meraner Gegend, die bei Beginn des Juli ihr Galtvieh auf die Almen droben im hinteren Ultenthale zu treiben pflegten und jetzt durch etwas Warmes für den weiteren Marsch sich zu stärken gedachten, beim Eckwirth in Sankt Wallburg und schimpften was das Zeug hielt über die sonst schon schlechte, heute aber vor Schmutz kaum passirbare Straße. Weil jedoch der Regen dadurch sich nicht stören ließ, banden die einen wie die anderen schließlich ihr drunten vorm Wirthshause angebundenes Vieh los und wanderten mit ihm südwärts.

Nur ein älterer Bauer aus dem benachtbarten Kuppelwies und ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, der den Eindruck eines ärmlich gekleideten reisenden Handwerksburschen machte, blieben zurück.

Es dauerte geraume Weile, bis die beiden für einander ein wenig warm wurden; denn dem Bauern gefiel des andern Bescheid auf sein Klagen über das schlechte Jahr: „Die Zeiten sind nie gut gewesen: die Menschen nur werden von Jahr zu Jahr ichlechter," anfangs gar nicht. Als jedoch seine Belehrung darauf: „Mit unsern jungen Burschen ist freilich, wenn sie mal jemand auf dem Strich haben, nachts nicht zu spaßen — die ‚Nachtraupen' sind halt 'ne Spezialität von unserm Thale — aber im allgemeinen sind wir Ultener besser als unser Ruf," mit: „Ich glaub's gern — vielen geht's ja nicht anders," erwidert wurde, da fand der Kuppelwieser den Mann weniger übel.

Nun erzählte dieser ihm auf sein Fragen, er beabsichtige, in der Nähe von Sankt Gertraud Arbeit zu suchen, und wo er sie fände gewissermaßen seine heurige Sommerfrische zu halten.

„Was könnt Ihr denn?" wurde er daraufhin gefragt.

„Ein bissel dies, ein bissel das — über seinen Tappschädel weg vermag halt keiner zu schauen."

„Könnt 's auch Küh' hüten?"

„Jeder Mensch hat ein Fleckchen in sich, wo er ein Ochs' ist; ich mein', da werd' ich mit der dazu gehörigen weiblichen Gattung wohl nicht uneben auskommen."

Der Bauer musterte den andern. Kräftig war dieser. Trotz des fadenscheinigen Gewandes schien er ihm auch ein ordentlicher Mensch zu sein. Mit einem aus Deutschland draußen, wo, wie der Kuppelwieser im Tiroler Volksboten gelesen, die Protestanten zu Hause waren, hätte er um keinen Preis angebunden: niemand wußte ja, ob der falsche Glaube eines Hirten sich nicht auf die Kuhmilch schlug.

„Hoffentlich ferd's kein Luther'scher?" fragte er.

Der andere schüttelte den Kopf: „Ich glaub', was man verlangt. Mit unserm Herrgott steh' ich mich ganz gut."

„Wollen wir handeln? Der Hirt, den ich gedungen gehabt hab', ist nämlich krank geworden und muß in die Klinik. Ich könnt' wohl den ältesten Buben auf die Alm schicken — mein, ihn kann ich daheim besser brauchen."

„Mir ist's gleich, was ich thu'!"

„Da sind wir zwei ja schon halb und halb einig. Dreißig kammode Küh' kriegst zu hüten, 'ne Ziege geb' ich Dir auch mit, damit Dir von der ihrer Milch droben was kochen kannst; weißt, sie hat für mich nicht den Werth wie eine von den Kühen. Um Sankt Gertraud herum müßtest Dich auf dem steilen Boden schinden — auf der Schwemm-Alm hast ein Leben wie ein Graf. Weißt, an 'nem Fläschel mit 'nem Durcheinand' von Bilsenkraut und Pfeifenschmirgl soll Dir's nicht fehlen: mein lieber Mensch, mit dem Zeug wirst dem Ungeziefer vom Vieh und von Dir schnell Herr. Bis Mariä Geburt bekömmst zwölf Gulden Lohn: 's sind über siebzehn Kreuzer für den Tag — mehr, hab' ich gehört sagen, bekäm' selbst ein studirter Herr im hohen Amt draußen im Landl mitunter nicht. 's wird wohl ein Heidengeld sein?"

Weder dies alles, noch das Anpreisen der guten Luft, des Wassers auf der Alm und des Mehles, von dem er, sobald es ihm beliebe, sich einen Schmarren kochen könne, schien auf den anderen einen Eindruck zu machen. „Bin ich droben allein?" fragte er trocken.

„'s ist schon noch einer da, der die Kälber hütet: Du bist für die Küh'. Er weist Dir, bis wie weit ich treiben darf."

„Mir ist's gleich, wo ich meine Sommerfrisch' halt' . . . Ich bin nicht leutscheu und nicht plappermaulig: ich bin halt einer von der Gattung, die ihren Brei sich nicht von dem kocht, was andere Leut' denken."

„Wenn Du gut auf meine Küh' schaust und nicht lutherisch bist, kannst meintwegen Mucken fangen wo und soviel Du willst . . . . Ich schreib' mich Keinz. Alois ist der Rufnam'. Mein Hof heißt der Kapaurerhof. Wie bist denn Du bei der heiligen Tauf' ins Kirchenregister getragen worden?"

„Guri".

„Den Namen hab' ich gar nie nennen gehört."

„‚Nagurius Reinthaler' steht's mal in meinen Papier'. Mein Vater oder die Frau Mutter werden wohl gewußt haben, für welche Anliegen mein Schutzpatron gut ist. Ich hab' ihn noch nie belästigt — ich geh' halt alleweil an die Quell: an den Herrgott."

„Zu 'nem Heiligen, dem sein Leben in der Legend' nicht haarklein erzählt ist, fehlt mir auch's Zutraun ... Also stehst bei mir ein?"

Guri hielt den in dünnen, zerrissenen Schuhen steckenden rechten Fuß Keinz hin. „Mir ist's gleich," meinte er trocken. „Kann ich damit etwa droben zwischen den Steinen herumsteigen? Schuh' mit festen Sohlen müßt' ich schon haben."

„Sollst ein paar alte Holzschuh' von mir kriegen."

„'nen Wettermantel braucht' ich auch —"

„— Mensch, bist übergeschnappt?" fuhr Keinz auf. „Wirst wohl nicht wie ein Fürst gewandet auf der Alm daherkommen wollen?"

„Ich würd' schon recht auf sie acht geben. ‚Du' sagst alleweil zu mir. Gelt, hast mir's nicht für ungut, wenn ich Dich auch so anred'?"

„Bei Leibe nicht! Anders din ich's von den Knechten gar nicht gewohnt."

„Weißt, auf die Weis' kann ich meine Art besser vor Dir auskramen. Schau, in meinem Reisetäschel sind nämlich nur etliche Gulden, meine Papier', ein Kamm und zwei Stück Seif'; mehr als die sieben Zwetschgen, und was ich anhab', besitz' ich nicht. Pah, mir langt das übrig! Wasch' ich's Sach', geh' ich halt, so lang' 's trocknet, im Naturfell herum. Ich mein', sind die Paradiesleut' in verschiedenen Kirchen abgemalt, werden Deine Küh' wohl nicht verlangen, daß ich wie ein doppelter Kaiser vor ihnen herumstelz'? Weißt, ich hab's nämlich gar gern, wenn mir die Sonn' ein Weilchen bis auf die Knochen brennt: dann begreif' ich am desten, was für ein Prachtstück unser lieber Herr mit ihr zu Weg' gebracht hat."

„Leut' kommen selten nach droben. Gelt, wenn mal welche kommen, kriechst hurtig in Dein nodeleres Fell? Weißt, damit die Leut' wegen Dir nicht über mich reden."

„Daß ihr Ultener gar so schamhaft wäret, had' ich nicht gedacht. Freilich, wer unter Narren ist, muß sich nach ihrer Mod' kleiden."

„'nen Weinschnaps hast vor Dir stehen? Wirst wohl kein Schnapskessel sein?"

„Bei Leibe nicht. Ich hab' noch nicht mal dran gerochen. Umsonst kann ich doch nicht im Wirthshaus rasten? Er kostet vier Kreuzer — ein Viertel Wein wär' auf zehn zu stehen gekommen. Schau! so schütt' ich ihn auf den Boden. Haha! wieder mal 'ner Freude entsagt — gleich ist mein Stuhl im himmlischen Jerusalem um 'nen Viertelmeter höher geworden .... Buttern und Käsen kann ich. 's Melken, das sag' ich Dir aber gleich, versteh' ich nicht."

„Das lern' ich Dir geschwind heut Abend .... Jetzt gehen wir aber! Gelt, wir zwei sind wegen dem Hüten einig?"

„Bis Kuppelwies haben wir doch einen Weg? Mein, unter der Weil' können wir noch viel miteinand' reden."

Die beiden brachen auf. Keinz zahlte edelmüthig der anderen Schnaps; er wollte auf die Weise versuchen, zu einem ebenso hohen Sitz wie dieser dereinst im Jenseits zu kommen.

Erging sich Keinz beim Schreiten neben Guri nicht über das Dienstverhältniß, so nannte er ihm die Namen von Höfen am Wege oder die Besitzer dieser und jener Wiese.

Alles das wie die Erklärung, um kräftigere Stämme zu entwickeln, würden die grünen Säulen gleichenden Tannen längs der Berghänge rechts und links vom Baltschanerdache alle sieben Jahre ‚geschneitelt', ließen Guri kalt. „Daherum wär' mir für meine Sommerfrisch' noch nicht genug Natur," urtheilte er einmal.

Keinz lachte ihm aus: „Mein Lieber, von der hast in Kuppelwies mehr wie 'nen Kilozentner! Schau' erst meine fetten drei Schwein', den Staat, an — dann glaubst, Du wärest auf der rechten Seit' im ewigen Leben."

Guri mußte anders denken; wenigstens meinte er auf dem Kapaurerhofe: „Da ist's gerad' nicht uneben. Und doch hat mir's Schauen auf die Gleck und Eggenspitz' in Sankt Wallburg viel seiner gedünkt."

Um keinen Preis nahm er Handgeld, ehe er die Stätte seines nach Umständen eintretenden Wirkens in Augenschein genommen hatte.

„Ob ich den kritischen Menschen einstellen soll, wenn's ihm droden gefällt, weiß ich wirklich nicht", berathschlagte der Bauer in Guris Abwesenheit mit dem Weide. „Weißt, er scheint mir halt einer von denen zu sein, die unserm Herren gern hintennach noch rathen möchten, wie der die Welt hätt' erschaffen sollen."

Dennoch war er froh, daß Guri spät nachmittags nach der Heimkehr bat, ihm Abends im Melken zu unterrichten, damit das morgens von ihm auf der Alm besorgt werden könne. Das Handgeld schlug er wiederum aus und begründete das mit: „Droben brauch' ich überhaupt kein Geld. Abrechnen können wir, wenn ich an Mariä Geburt mit den Kühen heimkomm'" .....

München. Richard Bredenbrücker.

(Schluß folgt).

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Zeitschriften.

Rußland und Finland.

(„L'Européen".)

Die in Paris erscheinende internationale Wochenschrift „L'Européen" enthält einen in mehrfacher Beziehung sehr beachtenswerthen Artikel von Anotole Leroy-Beaulieu über die russische Vergewaltigungspolitik in Finland. Das „Echo de Paris" hatte es vor kurzem unternommen, diese russische Politik gegenüber Finland in zwei langen Artikeln zu rechtfertigen. Anotole Leroy-Beaulieu unterzieht nun diese Rechtfertigung einer einschneidenden Kritik. Wir entnehmen seinen Ausführungen das Folgende:

„Der Verfasser des Artikels im „Echo de Paris" stellt die Verhältnisse so dar, als handele Rußland in Finland weniger in seinem eigenen Interesse als im Interesse der Finländer selbst, aus Liebe zu den Finnen im Großherzogthum, welche seit Jahrhunderten durch die schwedische Minorität bedrückt worden seien. Dies ist eine seltsame und kühne Versicherung. Gewiß kennen wir die langjährigen Streitigkeiten und Kämpfe der enragirten Vertreter der schwedischen und finnischen Nationalitäten, aber diese Kämpfe gehören zum großen Theile der Vergangenheit an. Wenn der Nachhall davon auch noch vorhanden ist, so ist doch der Frieden zwischen den beiden Nationalitäten des Großherzogthums hergestellt worden. Trotz der Anstrengungen der russischen Regierung, sie von einander zu trennen, sind beide heute in dem Widerstande gegen die Politik der Russifizirung einig. Haben die Finnen früher Mühe gehabt, die Gleichberechtigung für ihre Sprache zu erlangen, so fürchten sie im gegenwärtigen Augenblicke die von Petersburg ausgehenden Versuche, in die finländische Verwaltung den Gebrauch der russischen Sprache einzuführen, welche ihnen fremder als das Schwedische ist. Hierin liegt die Sophistik des russischen Autors des „Echo de Paris". Nach seinen Ausführungen sollte man meinen, daß die einzige Gefahr für die finländische Nationalität der schwedische Einfluß ist, als ob Finland noch unter der Herrschaft Stockholms stände. Die Thatsache allein, daß die Schweden in der Minderheit sind (etwa 300 000 gegenüber 2 Millionen) bewirkt, daß trotz der Ueberlegenheit seiner Kultur, das schwedische Element nicht mehr daran denken kann, die Vorherrschaft im Lande auszuüben. Die Schweden in Finland sind die ersten, welche das empfinden: sie haben loyalerweise das Prinzip der Gleichberechtigung beider Sprachen anerkannt; sie überlassen noch und

Digitized by Google

noch der Sprache des zahlreicheren Bevölkerungselementes die erste Stelle; sie wenden sich selbst der Erlernung des Finnischen zu; alle sachverständigen Russen wissen, daß viele wichtige Studien über die Sprache, über die Volkslitteratur, über die finnische Sagenkunde der Feder von Finländern schwedischer Nationalität zu verdanken sind.

In Wirklichkeit haben sich die Schweden und die Finnen in Finland nach den Kämpfen, wie sie in allen Ländern stattfinden, wo verschiedene Sprachen aufeinanderstoßen, geeinigt und ausgesöhnt, um ein Volk zu bilden, das finländische Volk, welches sich, wenn man will, wie das belgische oder das schweizerische Volk aus verschiedenen Bestandtheilen zusammensetzt, jedoch seine nationalen Einrichtungen, Traditionen und Ziele hat und streng an seiner Autonomie und an seiner Nationalität festhält. Die Kaiser Alexander I., Nikolaus I. und Alexander II. konnten das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, diese Autonomie und diese Nationalität respektirt und in loyaler Weise deren Weiterentwicklung unter ihrem Szepter zugelassen zu haben. Die Rathgeber Nikolaus II. verkennen sie gegenwärtig und drohen, sie mit Hilfe einer Gesetzgebung zu beseitigen, welche die Petersburger Bureaukratie vorschreibt und der Landtag und die Bevölkerung Finlands einmüthig zurückweisen.

Wenn das Rußland des Herrn Plehwe den Finnen in dem Großherzogthum als Befreier entgegenzukommen behauptet, so geschieht dies weniger, um sie von einem vermeintlichen Joche zu befreien, als um die alten Streitigkeiten wieder anzufachen, die Einwohner des Landes von einander zu trennen und dadurch die nationalen Widerstände gegen die von St. Petersburg dekretirte Politik der Zentralisation zu schwächen.

Weit davon entfernt, eine Politik der Befreiung und des Fortschritts zu sein, ist die gegenwärtige kaiserliche Politik vielmehr eine solche der Unterdrückung und des Rückschritts. Aus diesem Grunde hat sie die aufgeklärten Russen ebenso wie die Finländer einmüthig gegen sich; aus diesem Grunde haben wir uns selbst erlaubt, in Uebereinstimmung mit der Elite der russischen Intelligenz gegen jene Politik Protest zu erheben. . . .

Bald sind hundert Jahre verflossen, seitdem Finland mit Rußland vereinigt wurde. Welchen Wunsch können die Freunde Rußlands bei diesem Anlaß hegen? Kann es nicht nur der sein, daß bis dahin Zar Nikolaus II. es verstanden haben möge, sich durch eine versöhnlichere Politik die Herzen seiner loyalen Unterthanen in Finland wieder zu erobern?"

R. S.

Reiseskizzen aus Rumänien. Von Dr. Hugo Gonz. Berlin, H. S. Hermann, 1903. Preis 1 Mark.

Diese Schilderungen sind das Ergebniß eines Aufenthaltes in Rumänien. Einzelne Abschnitte sind bereits in angesehenen Zeitungen veröffentlicht worden; auch unsere Leser werden Bruchstücke wiederfinden, die zunächst in der „Nation" zum Abdruck gelangt sind. Die Aufzeichnungen verdienten es, daß sie vereint wurden, um nunmehr in der bleibenden Form eines Buches von neuem vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Das Urtheil über Rumänien hat eine interessante Entwicklung durchgemacht. Die Rumänen hatten es verstanden, sich den besten Ruf in der europäischen Oeffentlichkeit zu erringen. Ihre gesellschaftliche Gewandtheit mochte sie im Westen überall beliebt; ihre militärischen Leistungen im letzten russisch-türkischen Krieg eroberten ihnen Achtung; und wir in Deutschland insonderheit brachten einem Lande Sympathie entgegen, an dessen Spitze ein Hohenzoller unter schwierigen internationalen Verhältnissen sich mit großer Umsicht, allseitig geachtet, zu erhalten verstand. Rumänien hieß das „Belgien des Ostens", als Land der Kultur, der Freiheit und als Pufferstaat zwischen mächtigen Staaten. Langsam entschwand diese Legende über die Zustände Rumäniens, und nichts blieb übrig als die Thatsache, daß der König mit ungewöhnlicher Klugheit das Land immer noch vor dem Aeußersten zu bewahren wußte, obgleich Korruption, Verschwendung, Trägheit, Indolenz, die Gesammtheit der politischen Laster des Orients, das Königreich immer wieder in gefährliche Krisen hineintreiben.

Mit außerordentlicher Frische, mit ungewöhnlichem feuilletonistischem Geschick und zugleich mit Schärfe und Sachkenntniß auf finanziellem und politischem Gebiet gibt Hugo Ganz eine Schilderung von Rumänien; er gibt Bilder von der Natur, von den Menschen und von ihren Städten; von den politischen und finanziellen Zuständen und schweren Mißständen, und auch der Ausblick in die Zukunft fehlt nicht. Dieser Ausblick ist nicht verheißungsvoll.

Der Sitz des Uebels in Rumänien ist die Klassenherrschaft; so urtheilt Ganz und alle einsichtigen Beobachter. Die Großgrundbesitzer, das alte Bojarenthum, und die klein Clique der politischen Geschäftemacher beuten den Staat, vor allem die Masse der Bauern aus:

„Die nächste Aufgabe ist die Hebung des Bauernstandes durch Entlastung des Grundeigenthums, weitere Parzellirung des Großgrundbesitzes und Ueberweisung neuer Gebiete bei Heranziehung eines modern geschulten fleißigen Bauernstandes. Wohl hätte damit das politische Privileg der verrotteten Oberklasse bald ein Ende, aber für eine einzige Klasse kann man keine patriotische Politik machen."

Wird dies geschehen? Bisher sind alle Anläufe immer wieder gescheitert, und das ist auch für Deutschland aus dem Grunde eine ernste Sache, weil von der riesigen rumänischen Staatsschuld noch den zuverlässigsten Schätzungen wenigstens eine Milliarde bei uns untergebracht ist; und diese Staatsschuld ist durch die im Augenblick stattfindende Umwandlung der rumänischen Schatzbands in eine Anleihe um weitere 180 Millionen vermehrt worden. Was das bedeutet, ergibt sich aus der Thatsache, daß in Rumänien die Schuldenlast schon bisher 239 Francs pro Kopf der Bevölkerung betrug, „während sie in Rußland 129, in Bulgarien 80, in Serbien 170 Francs beträgt; und während ein Russe alljährlich für die Zinsen und Schuldenlast seines Staates noch nicht 6 Francs, ein Bulgare etwa $8^1/_2$ Francs, ein Serbe etwa acht Francs zu leisten hat, muß ein Rumäne für diese Zwecke 14,4 Francs aufbringen", — nämlich bisher schon, also mehr, als der Grieche, auf den 14 Francs entfielen, und Griechenland hat bekanntlich vor nicht langer Zeit Bankerott gemacht. Die heutige Lage Rumäniens bringt denn auch die Thatsache zum Ausdruck, daß man sich in Bukarest dazu entschließen mußte, statt der zuletzt erreichten Verzinsung der Anleihen zu 4 Proz. diesmal 5 Proz. zu geben; Rumänien ist herabgestiegen zu den Staaten, über deren prekäre Zukunft durch eine höhere Verzinsung hinwegzutäuschen versucht wird. Die Lage in dem Königreich an der unteren Donau ist bereits eine sehr ernste, und wenn das Unglück es wollte, daß eine der periodisch wiederkehrenden Mißernten über Rumänien von neuem hereinbrechen sollte, so wäre die schwerste Krisis da.

Die Gründe, aus denen dieses Land, das so viele Hoffnungen erweckt hat, in diese wachsenden Schwierigkeiten hineingelangt ist, legt Dr. Ganz, der in Rumänien mit offenem Auge dem Ministerpräsidenten Sturdza wie dem ärmsten Bauer entgegengetreten ist, sachlich überzeugend und zugleich unterhaltend dar.

—n.

Allgemeiner deutscher Musiker-Kalender für 1903. Berlin W. Verlag Raabe und Plothow.

Das von kleinen Anfängen zu einem stattlichen Umfang gediehene unentbehrliche Notiz- und Adreßbuch der deutschen Musikwelt erscheint heuer zum 25. Male. Es gibt in seinem zweiten Theil Aufschluß über die musikalischen Verhältnisse in 302 deutschen und 66 ausländischen Städten und liefert dem Interessenten an 20000 Adressen. Wer sich ein Bild von dem Riesenbetrieb deutscher Musikpflege machen will, muß sich das dicke Büchlein mal besehen. Allein für die Angaben über das musikalische Berlin sind an fünfzig Seiten in Anspruch genommen. Freilich ist hier der Betrieb auch am gewaltigsten: außer den staatlichen und kirchlichen Musikinstituten zählt Berlin allein 38 Gesangvereine für gemischten Chor, 27 größere Männerchöre, 5 Frauenchöre, 11 Privatorchester, 17 Militärkapellen und — schrecklich zu denken! an 40 größere Konservatorien und Musikschulen. Den Beschluß des nützlichen Nachschlagebuchs macht eine Zusammenstellung der neueren Musikwerke, die während der Saison 1901/1902 in deutschen Konzertsälen zur Aufführung kamen. Sehr lehrreich!

H. W.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 19. Berlin, den 7. Februar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3 Mk vierteljährlich), für die andern Länder dem Weltpostvereine bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * * *.

Rudolf von Delbrück. Von M. Braemel, M. d. R.

Delbrück und Lasker. Von Geh. Legationsrath Wilhelm Cohn.

Parlamentsbriefe XIII. Von Protagoras.

Rumänien und die 185 Millionen-Anleihe. Von O. E. Scandi.

Carl Hauptmann. Von Monty Jacobs.

Ein neuer Musen-Almanach. Von Arthur Sewett (Danzig).

Von der Bühne der Verbotenen. Von Ernst Heilborn.

Der seltene Hirt. Eine Erzählung. (Schluß.) Von Richard Bredenbrücker (München).

Bücherbesprechungen:

Meinrad Lienert: Der Strahler. Bespr. von E. Heerdegen.

Karl Bleibtreu: Waterloo und Aspern. Bespr. von J.

Eduard Grisebach: Grabbe's Werke. Bespr. von E. H.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Ueber die Ereignisse, die zum Tode des Landraths von Willich geführt haben, wird so viel und so eifrig debattirt, daß der nüchterne, lehrreiche Thatbestand auf diese Weise allgemach verdunkelt wird. Es ist ganz überflüssig, auf die Einzelheiten einzugehen und festzustellen, ob diese oder jene Episode in der Tragödie sich so oder anders abgespielt hat. Es genügt vollkommen sich daran zu erinnern, daß ein königlich preußischer Landrath das Mißfallen des Bundes der Landwirthe und in Sonderheit des Herrn Major a. D. Endell und seiner junkerlichen Verbündeten erregt hat. Diese Gesellschaft macht dem Landrath gesellschaftlich das Leben so schwer wie nur möglich, und die Vorgesetzten des königlich preußischen Landraths beweisen ihren Charakter dadurch, daß sie dem Herrn Landrath keinen festen Rückhalt gewähren; sie wollten ihn dagegen veranlassen, sich aus dem Staube zu machen, er sollte dem Bund der Landwirthe das Feld räumen, und außerdem sollte der Herr Landrath auch noch sich mit seinen Gegnern aussöhnen, zu deutsch, sich vor ihnen demüthigen. Soviel an Thatsachen steht heute fest. Und das genügt.

Die Thatsachen lehren, daß der Bund der Landwirthe im Posenschen und nicht nur dort herrscht, daß sein Einfluß auf den Regierungsapparat so stark ist, um ein mißliebiges Mitglied eben dieses Regierungsapparates von seiner Stelle wegzujagen und schließlich in den Tod zu treiben.

Diese Thatsache, die hier dramatisch eindrucksvoll zu Tage tritt, ist an sich keineswegs neu, denn die Herrschaft des Bundes der Landwirthe kam gleichfalls zum Ausdruck, als es der Regierung unmöglich gemacht wurde, den Mittellandkanal zu bauen, und die berühmte handelspolitische mittlere Linie des Grafen Posadowsky, der Zolltarif mit seinen Minimalzöllen, bedeutet gleichfalls einen Sieg des Bundes über das Staatsinteresse. Der Bund findet nur, daß dieser Sieg zu bescheiden sei, und er legt daher keinen Werth darauf, sich zu diesem Erfolg zu bekennen. Widerwillig oder freiwillig beugt sich die Regierung vor dem Willen des Bundes, und wenn sie sich diesem Willen nicht vollständig unterwirft, so kommt sie dem bündlerischen Begehren so weit entgegen, wie nur irgend möglich.

Diese Thatsache muß nüchtern festgestellt werden, auch bei dem Falle des Landraths von Willich, der in den Tod geht als Gegner der Bündler, während Herr Endell als Bündler trotz stärkster Bloßstellungen seine Stellung behauptet und seine Offiziersuniform behält.

Die „Kreuzzeitung" sucht es so darzustellen, als würde der Tod des Landraths von Willich in der liberalen Presse nur aus dem Grunde erörtert, damit einige der Linken mißliebige Beamte aus diesem Anlaß politisch beseitigt werden möchten. Dieser reaktionäre Kniff ist alt. Der Monarch soll zu der Ueberzeugung gedrängt werden: Die Opposition verlangt die Entfernung bestimmter Beamten, und der Monarch soll alsdann alle sachlichen Erwägungen bei Seite schieben und sich auf den Grundsatz zurückziehen: Drängen lasse ich mich nicht, wenigstens nicht von der Linken; folglich bleiben die Beamten.

Die Linke hat auf die Anstellung und die Verabschiedung von Beamten gar keinen Einfluß; sie ist weder im Stande dafür zu sorgen, daß Herr Endell die Uniform verliert, noch hätte sie dafür sorgen können, daß Herr von Willich die nöthige Unterstützung fand. Und wenn ein paar höhere Beamte gingen, die Linke wird nicht überrascht sein, wenn ihre Nachfolger genau derselben Art wären wie die Verabschiedeten. Also das Interesse an der Beseitigung eines oder einiger Beamten ist bei der Opposition nicht vorhanden.

Für die Linke hat nur *eines* Bedeutung: die Beseitigung eines Systems, und diese Beseitigung kann nur durch offene Kritik angebahnt werden. So lange aber der

Monarch der Ansicht ist, daß es besser sei, mit Beamten zu regieren, die sich vor dem Bunde beugen, die einen mit dem Bund in Konflikt gerathenen Landrath preisgeben, die den Kanal nicht durchdrücken und die durch die agrarischen Parteien Hindernisse gegen den Abschluß von Handelsverträgen aufthürmen lassen, so lange liegt an der Beseitigung dieses oder jenes Beamten garnichts.

Die Schwierigkeiten, die einem Abschluß des Streites zwischen Venezuela und den verbündeten Mächten entgegenstehen, sind noch nicht behoben. Es hatte sogar den Anschein, als würde die Entscheidung in Washington überhaupt nicht herbeigeführt werden können, und als würden sich die Mächte dazu entschließen müssen, an das Haager Schiedsgericht zu gehen. In jedem Falle macht Präsident Castro soviele Winkelzüge wie möglich; die Vereinigten Staaten sind schwierig, und andere Mächte verzögern den Abschluß ebenfalls, indem sie für ihre Forderungen genau dieselben Vergünstigungen verlangen, wie jene Mächte, die sich den Mühen der Blockade unterzogen haben. Die Entwicklung der Angelegenheit ist unerfreulich genug. Um so gebotener ist es, daß wir in Deutschland kaltes Blut behalten und eingedenk bleiben, daß der Einsatz nicht außer Verhältniß zum Objekt des Streites stehen darf. Bismarck hat bei dem Streit mit Spanien wegen der ostasiatischen Inselgruppen dieses Gebot der Klugheit gleichfalls beobachtet.

Eines muß übrigens hervorgehoben werden, die loyale Haltung der englischen Regierung, obgleich die englische Bevölkerung in ihrer Mehrheit nicht abgeneigt zu sein scheint, Deutschland im Stiche zu lassen.

Der Sultan von Marokko hat seinen Gegner besiegt; ob der Prätendent auch gefangen oder getödtet ist, steht noch nicht fest. Jedenfalls scheint die Zeit der schweren Gefahr für den Sultan und für die Ruhe in Marokko vorüber.

* * *

Rudolf von Delbrück.

Im sechsundachtzigsten Lebensjahre ist der letzte der großen Staatsmänner, welche in hervorragender Stellung an der Begründung des Deutschen Reiches mitgearbeitet haben, Rudolf von Delbrück, aus dem Leben geschieden. Länger als ein Vierteljahrhundert hat er, abgesehen von seinem kurzen parlamentarischen Wirken in den Jahren 1879 bis 1881, aller öffentlichen Thätigkeit entsagt. Doch als er vor sechs Jahren, am 16. April 1897, das achtzigste Jahr vollendete, gestaltete sich der Tag zu einer Feier, welche dem greisen Geburtstagskinde, dessen unvergängliche Verdienste um Preußen und Deutschland ein Jahr vorher vom Monarchen durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens geehrt worden, in zahlreichen Kundgebungen bewies, für welche weiten Kreise seine Persönlichkeit noch immer mit Bestrebungen der Gegenwart eng verbunden war. Damals entwarf in diesen Blättern Ludwig Bamberger, der inzwischen auch vor vier Jahren dahingegangen, mit feinsinniger Charakteristik ein Lebensbild des Staatsmannes und Menschen; er erfüllte damit, wie er selbst sagte, die „erfreuliche Aufgabe", eine mit dem schönsten Abschnitte der vaterländischen Geschichte eng verwachsene, in sich harmonisch durchgeführte, die besten Elemente des preußischen Staatswesens repräsentirende Persönlichkeit nach Charakter und Thätigkeit vor den Augen der Gegenwart zu deren gerechtem Wohlgefallen ins Licht zu setzen. In der seitdem verflossenen Zeit ist die Gestalt Delbrück's immer mehr zu einer historischen Persönlichkeit geworden, der eine neue Generation gegenüber steht. Und doch gibt es einen Punkt, in dem Delbrück's Lebensarbeit noch lebendig mit der Gegenwart verknüpft ist: sein Rücktritt von seinem Amte als Präsident des damaligen Reichskanzleramts im April 1876. Es ist in diesen Tagen überall daran erinnert worden, wie Fürst Bismarck damals wiederholt nachdrücklich erklärt hat, daß zwischen Delbrück und ihm auch nicht ein Schatten von einer Meinungsverschiedenheit über irgend eine der schwebenden Fragen zu Tage getreten sei. Es muß aber hinzugefügt werden, daß Delbrück dem zwar niemals widersprochen, aber doch geschwiegen und das von dem Fürsten Bismarck in der Rede angerufene Zeugniß zur Bekräftigung seiner Ausführungen dem Fürsten Bismarck niemals ausgestellt hat. Die folgenden Jahre zeigten sehr bald weitgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Männern, die sich in den Zolldebatten des Jahres 1879 im Reichstage persönlich gegenüber traten. So bezeichnet denn Delbrück's Rücktritt einen Wendepunkt, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß auch die extremsten Bestrebungen, deren Zeugen die neueste Gegenwart ist, in ihrem Ausgangspunkt auf jene Wendung zurückgehen.

In den geschichtlichen Rückblicken, zu welchen das Hinscheiden Delbrück's Anlaß gegeben, fällt naturgemäß das hellste Licht auf jenes Jahrzehnt 1867—1876, in welchem er sich auf der Höhe seiner eigentlich politischen Thätigkeit befand. Schon im Norddeutschen Bunde stand er im Mittelpunkt aller praktischen Arbeit an den Grundlagen und dem Ausbau der Verfassung und Gesetzgebung des neu geschaffenen Bundesstaates; im Jahre 1870 fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, die Verträge mit den süddeutschen Staaten durch persönliche Verhandlungen zum Abschluß zu bringen und in den folgenden Jahren hatte er an der Spitze des Reichskanzleramts die Maßnahmen zur Einrichtung der Reichsverwaltung und zum Ausbau der Reichsinstitutionen vorzubereiten und mit Bundesrath und Reichstag zu vereinbaren. Immerhin stand er auf politischem Gebiet doch an zweiter Stelle, er war hier Gehülfe und Mitarbeiter des Kanzlers. Anders lagen die Dinge auf wirthschaftspolitischem Gebiet. Hier war er wie der erste Arbeiter, so auch der leitende Geist. Er war der Träger der deutschen Wirthschaftspolitik in jenem an erfolgreichem Schaffen so reichen Jahrzehnt. Das bezeugt seine Thätigkeit, das hat Fürst Bismarck wiederholt erklärt, das erkennen selbst seine Gegner an, indem sie jene Zeit im Hinblick auf die Wirthschaftspolitik die „Aera Delbrück" genannt haben.

In manchen großen Fragen der Wirthschaftspolitik hat er hervorragende Männer zur Seite gehabt, die mit ihm in gemeinsamer Thätigkeit an dem Werk der Reform arbeiteten, so namentlich bei der Reform des Münzwesens und bei der Bankgesetzgebung Otto Michaelis im Reichskanzleramt und Ludwig Bamberger im Reichstage. Seine eigenste Domäne aber war die Zoll- und Handelspolitik, ihr war seine Lebensarbeit vornehmlich gewidmet von seinem in jungen Jahren erfolgten Eintritt in das preußische Handelsministerium (1848) an. Gerade auf diesem Gebiet hatte Preußen ein gutes Stück seiner deutschen Mission zu erfüllen. Schon im Jahre 1818 hatte es im Sinne der Erleichterung des Verkehrs einen Zolltarif geschaffen, der damals im englischen Unterhause als ein Vorbild empfohlen werden konnte. Mit der Begründung des Zollvereins hatte es die Bahn beschritten, auf größerem Raume in Deutschland die Freiheit des Verkehrs herzustellen. Wie durch diese wirthschaftliche Einigung praktisch und ideell auch der politischen Einigung vorgearbeitet worden, ist bekannt. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, welchen großen Antheil Delbrück an diesem heilsamen Werke, lange vor 1870, gehabt hat. Sein Werk war der Vertrag, durch welchen im Jahre 1851 der damalige Steuerverein (Hannover, Oldenburg, Lippe-Schaumburg) sich dem Zollverein anschloß, was zur Folge hatte, daß die sonst von Oesterreich stark beeinflußten süddeutschen Staaten sich durch ihr Interesse genöthigt sahen 1853 auf die Erneuerung des Zollvereins ohne Oesterreich einzugehen. Sein Werk war der 1862 abgeschlossene Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Frankreich, durch

Digitized by Google

welchen eine wirksame Reform des allmählich veralteten Vereinstarifs erreicht wurde, sein Werk die folgenden Verträge, durch welche der Zollverein als ein wirthschaftlich einheitliches Staatswesen in den Kreis der vertragschließenden europäischen Staaten eintrat. Man darf ihm zum Ruhme behaupten, daß er gerade durch diese Thätigkeit der späteren Verwirklichung der Reichsidee breitens den Boden bereitete. Die Vereinigung der beiden Aufgaben, durch eine Reform einem praktischen Zweck zu dienen und zugleich das nationale Interesse zu fördern, ist auch weiterhin der Leitstern seiner Wirthschaftspolitik geblieben.

Angesichts der außerordentlich umfangreichen praktischen Thätigkeit, welche Delbrück auf wirthschaftspolitischem Gebiet in Verwaltung und Gesetzgebung entfaltet hat, ist es müßig, nach seiner theoretischen Ueberzeugung zu fragen. Seine wirthschaftlichen Anschauungen hatte er in den aufgeklärten Kreisen des preußischen Beamtenthums gewonnen, aus denen die Schöpfer des deutschen Zollvereins hervorgegangen sind; mit Beuth und Kühne hatte er in persönlichem Verkehr gestanden. Gleich diesen Männern hatte er wohl die Grundauffassung gewonnen, daß das wirthschaftliche Leben, wie andere Schöpfungen der Kulturvölker, Recht, Sitte, Kunst, ein lebendiger Organismus ist, der das Beste für seine Entwicklung aus eigener Kraft thun muß und dem hierfür Licht, Luft und freie Bewegung gewährt werden müssen, soweit es mit dem allgemeinen Interesse vereinbar ist. Aber in seiner Thätigkeit als Staatsmann ist er wohl niemals von theoretischen Erwägungen, sondern stets von thatsächlichen Verhältnissen ausgegangen. Bei seinem Eintritt in das Handelsministerium war für das wirthschaftliche Aufblühen Preußens die Hebung seiner Gewerbthätigkeit eine unerläßliche Bedingung; für ihn ergab sich daraus das praktische Bedürfniß, die Gewerbthätigkeit, nicht durch staatliche Geschenke zu einer künstlichen, aber vergänglichen Treibhausblüthe zu bringen, sondern von den Lasten und Fesseln zu befreien, welche hohe Zölle auf Rohstoffe und Fabrikationsmaterialien darstellten, und ihr dadurch eine gesunde, dauernde Entwicklung aus eigener Kraft zu erleichtern. Diesem praktischen Zwecke hat bereits die lange Reihe von Zollaufhebungen und Zollermäßigungen dienen sollen, welche schon in den fünfziger Jahren nach und nach vorgenommen wurden. Dieser Grundgedanke ist von Delbrück immer festgehalten, diesem Grundgedanken ist auch weit später die allmähliche Herabsetzung und schließliche Abschaffung der Eisenzölle entsprungen. Sie erfolgte nicht um der freihändlerischen Theorie willen, sondern zu dem praktischen Zweck, der gesammten Gewerbthätigkeit ebenso wie der Landwirthschaft den „eisernen Hebel der Volkswirthschaft" möglichst ohne künstliche Vertheuerung zur Verfügung zu stellen. Befähigt zu solcher Behandlung aller Reformfragen wurde Delbrück in seltenem Grade durch die Gabe, sich stets ein Verständniß für neue Verhältnisse und damit für neue Aufgaben zu gewinnen. Dies bekundete er z. B. in dem durch den erleichterten Verkehr nöthig gewordenen Uebergang von der autonomen Zollpolitik zur Handelsvertragspolitik. Auch hat er bei wirthschaftlicher Freiheit, wenn es sich um eine in ihrem Geiste vorgeschlagene Maßregel handelte, sicher viel weniger an das Gehenlassen, als an das Machenlassen gedacht. Seine Theilnahme an dem „Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen" ist dafür ein schöner Belag. Bis wenige Jahre vor seinem Tode ist er der thätigste und umsichtigste Vorsitzende desselben gewesen, und seine Thätigkeit in diesem Verein bildet gewissermaßen eine seinem Standpunkt entsprechende Ergänzung zu seiner Thätigkeit in Verwaltung und Gesetzgebung.

Der deutschen Nation hat Delbrück immer gegolten und wird ihr in alle Zukunft gelten als der Typus des Mannes der strengen Arbeit und Pflichterfüllung, als das Muster des Beamtenthums, aus dem er hervorgegangen, des preußischen Beamtenthums in seiner besten Zeit und in seinen höchsten Leistungen. Jenes Beamtenthums, das, obwohl nicht frei von den büreaukratischen Mängeln der Abgeschlossenheit und des Schematismus, doch seine Fähigkeit zu erfolgreichem Schaffen vielfach bewiesen, vor allem durch Begründung und Ausbildung des deutschen Zollvereins, — jenes Beamtenthums, das Preußen, neben seiner Heeresverfassung, als die beste Morgengabe dem neuen Reiche mitbrachte. Dieses preußische Beamtenthum hatte eine historische Mission zu erfüllen. Es stand vor dem preußischen Throne als ein pflichtgetreuer Rathgeber und eine stetige Wacht gegen das Eindringen des Einflusses mächtiger Sonderinteressen in die staatliche Verwaltung und Gesetzgebung; es erfüllte in der Abwehr jeder Politik der Sonderinteressen und in der sachlichen, unbestechlichen Wahrnehmung des allgemeinen Interesses im absoluten Staate die Aufgabe, welche im Verfassungsstaate die Volksvertretung erfüllen soll und erfüllen kann, wenn sie auf Grund ihrer konstitutionellen Befugnisse und auf Grund des Wahlrechts und einer gerechten Wahlkreiseintheilung dazu befähigt ist.

Ein Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit, der sich von selbst aufdrängt, läßt erkennen, daß die wirthschaftspolitischen Kämpfe, in denen wir heute stehen, nicht nur äußerlich auf jenen Wendepunkt in der deutschen Zollpolitik im Jahre 1876 zurückführen, sondern daß auch ein innerer Zusammenhang vorhanden ist. Der Kampf gegen die vorerst zum Siege gelangte Zollpolitik ist ein Kampf zur Abwehr mächtiger Sonderinteressen, welche die Gesetzgebung ihren Zwecken dienstbar zu machen streben und dienstbar machen konnten, weil die Entscheidung bei einem Reichstage lag, der auf Grund einer völlig veralteten und höchst ungerechten Wahlkreiseintheilung gewählt ist, und weil die Regierung, statt der auf diese Weise zu Stande gekommenen politischen Macht dieser Sonderinteressen entgegenzutreten, sich vor ihr beugt. Der Widerstand gegen diese Zollpolitik wurde recht eigentlich in der Wahrnehmung des allgemeinen Interesses geführt. Auch spielten theoretische Lehren und Ueberzeugungen dabei durchaus keine entscheidende Rolle. Eine unparteiische Betrachtung des aus den Errungenschaften der Technik erwachsenen Standes der wirthschaftlichen Kultur und der gegenwärtigen wirthschaftlichen Lage unseres Vaterlandes im besonderen, führt nothwendig zu dem Ergebniß, daß für eine gedeihliche wirthschaftliche Entwickelung Deutschlands die einsichtige Fortführung der Handelsvertragspolitik das einzig richtige Mittel ist. Wie seiner Zeit die Delbrück'sche Handelspolitik, so rechtfertigt sich heute dieser zollpolitische Standpunkt aus bestehenden Verhältnissen und aus praktischen Zwecken, und grade darum können sich in der nachdrücklichen Vertheidigung der Handelsvertragspolitik mit grundsätzlichen Freihändlern auch Männer von mehr oder minder schutzzöllnerischer Gesinnung zusammenfinden. Die zollpolitische Umkehr, die sich im Jahre 1876 vorbereitete, bedeutete einen Bruch mit der zollpolitischen Tradition Preußens, die in der Zeit der Wiedergeburt des niedergeworfenen Preußens ihren Ursprung genommen hatte; die heutige Vertretung einer deutschen Handelsvertragspolitik knüpft nach Ziel und Methode an diese Tradition an, wie die Handelsvertragspolitik des Grafen Caprivi an sie angeknüpft hatte.

Man hat an Delbrück seine Nüchternheit getadelt, ihm den Mangel an Pathos vorgeworfen, den er in wichtigen Momenten, besonders bei der Ankündigung der Begründung des neuen deutschen Reiches im Reichstage an den Tag legte. Aber diese Fehler, wenn es solche sind, bilden nur das Gegenstück zu seinen Vorzügen. Die strenge Objektivität, hat Bamberger treffend bemerkt, welche ihn zum uneigennützigsten und unabhängigsten Vertheidiger der von ihm für gut erkannten Sache machte, hielt ihn auch davon zurück, irgend ein Moment subjektiver Anwandlung zur Geltung kommen zu lassen. Gerade weil seine Ueberzeugung auf rein sachlichem Grunde ruhte, konnte er ihr auch bis zu seinem Tode treu bleiben. Als er im Jahre 1879 als Reichstagsabgeordneter dem damals auf der Höhe seines politischen Ruhmes stehenden Fürsten Bismarck in den Zolldebatten entgegentrat, lieferte er in Vertretung seiner Ueberzeugung zugleich eine schöne Probe seines Muthes und seines Charakters, und wenn er 1881 ein Reichstagsmandat nicht wieder annahm, so geschah es wohl, weil er

Digitized by Google

sich unter den obwaltenden Verhältnissen von einer weiteren parlamentarischen Thätigkeit keinen sonderlichen Nutzen für die Sache versprach. Aber wie er seiner Ueberzeugung treu blieb, hat er zu bekunden niemals gezögert. Die Begründung des „Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit", der als erste Vereinigung sich das Eintreten für die Handelsvertragspolitik zur Aufgabe machte, begrüßte er im Jahre 1878 mit aufrichtiger Sympathie. Eine kleine Schrift gegen die Wiedereinführung von Getreidezöllen, welche 1879 als Heft 4 der Mittheilungen dieses Vereins erschien, wurde wegen der Fülle des darin enthaltenen Materials und der streng sachlichen Beweisführung von vornherein Delbrück zugeschrieben, obwohl sein Name als Verfasser nicht genannt war; es ist heute keine Indiskretion mehr, zuzugeben, daß die Schrift in der That aus seiner Feder geflossen ist. Er hat den Verein auch gelegentlich durch Mittheilungen unterstützt und verfehlte bis in sein letztes Lebensjahr nicht, alljährlich dem Verein seinen Beitrag zu senden. Als nach dem Rücktritt des Grafen Caprivi im Jahre 1895 der Bestand der deutschen Goldwährung eine Zeit lang bedroht schien, zögerte er nicht, den Ehrenvorsitz in dem damals geschaffenen „Verein zum Schutze der deutschen Goldwährung" anzunehmen. In welchem Umfange er durch wichtige Aufklärungen und interessante Mittheilungen den Geschichtschreiber der deutschen Münzreform, Karl Helfferich, bei Abfassung seines Werkes „Die Reform des deutschen Geldwesens" wirksam unterstützte, hat der Verfasser im Vorwort seines Werkes selbst dargelegt. Aber auch mancher andere, der in Fragen, welche auf Delbrück's Arbeitsgebiet lagen, ihn um fördernden Rath und sachliche Information anging, ist niemals ohne Belehrung von ihm geschieden. Vor mir liegt ein schon ziemlich vergilbtes Blatt, welches die charakteristischen Züge seiner Handschrift trägt und einen nach mehreren Besprechungen von ihm entworfenen Antrag in der einst vielbesprochenen Frage des Petroleumfaßzolles enthält, einen Antrag, den ich im Jahre 1885 unverändert mit Unterstützung der freisinnigen Partei im Reichstage eingebracht habe, der dort Annahme fand, aber freilich erst viel später, zur Zeit des Grafen Caprivi, praktischen Erfolg hatte.

Delbrück hat die Freude gehabt, den völligen Zusammenbruch des internationalen Bimetallismus und die endgültige Sicherung der deutschen Goldwährung zu erleben. Wie tief heute auch der Fall des Gedankens freien internationalen Verkehrs erscheinen mag und wie gering auch zur Zeit die Aussichten auf einen baldigen Umschwung sein mögen, wir dürfen doch vertrauen, daß auch in der deutschen Zollpolitik die Anschauungen Delbrücks wieder zum Siege gelangen werden.

M. Broemel.

Delbrück und Lasker.

In dem Lasker'schen Briefwechsel aus dem Kriegsjahre 1870/1871*) befanden sich Briefe des Staatsministers von Delbrück, zu deren Veröffentlichung es der Ermächtigung des Schreibers bedurfte. Herr von Delbrück, den ich zu diesem Zwecke besuchte, gab mit der größten Bereitwilligkeit seine Genehmigung; natürlich kam dabei die Rede auf Lasker's Wesen und Wirken. Meine diesbezügliche Aufzeichnung vom 16. Februar 1892 dürfte vielleicht von Interesse sein:

„Es war mir stets eine besondere Freude," sagte Delbrück, „mit Lasker zusammenzukommen. Michaelis hatte unsere Bekanntschaft vermittelt; dieser hatte mir vorher schon soviel von ihm erzählt, daß ich eigentlich enttäuscht war, als ich zuerst mit ihm zusammentraf, aber nach kurzer Unterredung war ich mir klar darüber, daß Lasker neben einer außerordentlichen geistigen Begabung eine staunenswerthe rasche Auffassungskraft besaß; — in jeder ihm gestellten Frage fand er sofort den Kernpunkt heraus und die Schwierigkeiten, die sich der Lösung entgegenstellten. — Eine parlamentarische Debatte ohne Lasker schien eine ganze Zeit lang gar nicht denkbar. Nächst Stauffenberg war Lasker wohl der Belesenste der Parlamentarier. Dies ist mir bei Stauffenberg, der einen großen Theil des Jahres auf seinem einsamen Gut in Rißtissen verbringt, nie wunderbar gewesen, bei Lasker fragte ich mich stets, woher nimmt der Mann all die Zeit? —

Bei Divergenzen zwischen Bismarck und Lasker — und sie traten häufig hervor, wo man am wenigsten darauf gefaßt war, und im ersten Augenblicke ganz rathlos dastand, rechnete ich es mir stets als ein besonderes Verdienst an, wenn meine Vermittelung von Erfolg gekrönt war; den Vorwurf, den man Lasker machte, daß er rechthaberisch sei und stets alles besser wissen wollte, habe ich bei solchen Anlässen nie begründet gefunden; in Wirklichkeit aber war sein Besserwissen gar nicht erstaunlich, da er stets eifriger und gründlicher als die meisten der an den Debatten Betheiligten die Vorakten studirt hatte!

Als nach Ausbruch des französisch-deutschen Krieges — Ende Juli 1870 — der Präsident der Preußischen Bank jammerte, daß er ohne einen tüchtigen Juristen, der ihm mit gleicher Verantwortlichkeit beigesellt wäre, sein schweres Amt nicht verwalten könnte, hatte Bismarck sofort an Lasker gedacht; dieser aber hatte die Stellung, die der eines Ministerialdirektors gleich gekommen wäre, abgelehnt.*)

Auch im Jahre 1873/1874 dachte Bismarck allen Ernstes an eine für Lasker zu schaffende höhere Stellung im Reichsdienste; Bismarck hielt mich für zu sehr überlastet und dachte daran, die Justizsachen vom Bundeskanzleramt zu trennen, — was ja auch bald darauf geschehen ist; — aber Lasker lehnte auch hier ab."**)

So weit meine Aufzeichnung! Hinzufügen will ich noch, daß die Zuneigung der beiden Männer eine gegenseitige war.

Wie hoch Lasker von Delbrück dachte und wie sehr er in jeder Beziehung die Verdienste dieses bedeutenden Staatsmannes anerkannte, hat Lasker in seiner vor kurzem von mir veröffentlichten unvollendeten Denkschrift***) zu erkennen gegeben.

Der 85jährige Staatsmann, dem ich die Schrift zugehen ließ, schrieb mir am 16. Januar vorigen Jahres mit einer für dieses Alter ungewöhnlich festen Handschrift:

„Ich habe sie (die Schrift) mit lebhaftem Interesse gelesen; beschäftigt sie sich ja doch mit einer Zeit, die zu der interessantesten Periode meines Lebens gehört, und ich habe mich gefreut in den mich betreffenden Stellen die Gesinnung wieder zu finden, welcher ich in meinem vieljährigen Verkehr mit Lasker stets begegnet war."

Wilh. Cahn.

*) Veröffentlicht in der Deutschen Revue Jahrgang 1892 (April—Dezember).

*) Das Konzept der ablehnenden Antwort habe ich in dem mir vor zwei Jahren übersandten schriftlichen Nachlaß L.'s vorgefunden.

**) In den Lasker'schen Papieren habe ich hierüber nichts gefunden.

***) Aus Eduard Lasker's Nachlaß. Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (S. 102). Berlin 1902 G. Reimer.

Parlamentsbriefe.

XIII.

Der Fall Löhning hat in der abgelaufenen Woche den Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus beschäftigt. Der freisinnige Abgeordnete Lenzmann schnitt die Sache anläßlich der Poleninterpellation mit großer Energie der umfassender Kenntniß des Thatsachenmaterials an. Er hatte auch den preußischen Finanzminister Rhembaben zur Verhandlung eingeladen. Derselbe hatte aber von dieser Einladung keinen Gebrauch gemacht, sondern zog es vor, einige Tage später im preußischen Abgeordnetenhause sein Sprüchlein zu sagen. Natürlich ist es nicht die Feldwebeltochter, die der Laufbahn des Provinzialsteuerdirektors für Posen ein Ende gemacht hat. Herr Löhning war vielmehr nicht Nationalist genug, um die Ostmarkenpolitik der Regierung im Sinne seiner Vorgesetzten zu unterstützen. Er stand auf dem veralteten Standpunkt, daß ein Provinzialsteuerdirektor völlig unparteiisch sowohl Preußen deutscher wie Preußen polnischer Nationalität gegenüber seines Amtes zu walten habe. Diese Unparteilichkeit ward ihm zum Verhängniß: Wenn man als Beamter unparteiisch sein will, so muß man schon die Tochter eines Generals heirathen; aber unparteiisch sein und eine Feldwebeltochter heirathen — das geht zu weit.

Ich fühle mich völlig frei von jeder Vorliebe für das Polenthum und habe nur ein spöttisches Lächeln für die im Reichstage abgegebene Versicherung des Herrn von Dziembowski-Pomian, die Polen würden, wenn die Deutschen sich in der Provinz Posen in ihrer Lage befänden, den Deutschen ritterlich zu Hilfe kommen. Da, wo, wie in Galizien, die Polen das herrschende Element sind, pflegen sie ihre Herrschaft mit einer Rücksichtslosigkeit auszuüben, gegen die alle Harten der preußischen Verwaltung in der Provinz Posen reine Bagatellen sind. Was die ruthenische Nationalität in Galizien unter der polnischen Herrschaft zu leiden hat, ist schlechthin skandalös. Das schlechte Beispiel der galizischen Polen sollte aber unsere deutsche Politik nicht verleiten, ähnliche Wege zu gehen. Eine Germanisirungspolitik mit Verwaltungschikanen betreiben, steht dem Deutschthum schlecht an und muß nothwendig ihren Zweck verfehlen. Weniger kleinlich! — das sollte der Hauptgrundsatz für die preußischen Verwaltungsbeamten in Posen sein.

Zu das Kapitel kleinlicher Verwaltungspraxis gehören auch die Vorgänge in der Gestütsverwaltung Trakehnen, bei der die Lehrerschaft der leidende Theil war. Ein Aufsehen erregender Prozeß hat von der unwürdigen Behandlung der Lehrer, die — auch charakteristisch — in Trakehnen der Gestütsverwaltung unterstellt sind, weiteren Kreisen Kenntniß gegeben. Im preußischen Abgeordnetenhause wurden die Trakehner Zustände von dem freisinnigen Abgeordneten Kopsch einer ernsten Würdigung unterzogen, die für die Trakehner Gestütsverwaltung nicht gerade schmeichelhaft ausfiel. Der Landwirthschaftsminister Herr von Podbielski nahm sich der Sache an; damit war der Mißerfolg gesichert.

Im Reichstage gab es bei dem Etat des Reichskanzlers eine kleine Ueberraschung. Graf Bülow erklärte, daß die verbündeten Regierungen dem Diätenantrag einstweilen noch nicht zustimmen könnten, daß sie dagegen in die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes willigen. Also keine Diäten, aber Jesuiten. Das Umgekehrte wäre uns lieber gewesen. In praktischer Beziehung legen wir der Aufhebung von § 2 des Jesuitengesetzes keinerlei Bedeutung bei. Seitdem die ganze katholische Kirche jesuitisirt ist und die Reichsregierung mit der römischen Kurie hand and glove ist, erscheint das Jesuitengesetz in der That nur als eine alte Scharteke, bloß geeignet, dem Centrum bequemen Agitationsstoff zu liefern.

Der von den freisinnigen Parteien eingebrachte Antrag auf Neueintheilung der Reichstagswahlkreise hat vorläufig noch keine Mehrheit gefunden. Die nationalliberale Partei, welche einem entsprechenden Antrage auf Neueintheilung der Wahlkreise in Preußen seit Jahren ihre Zustimmung gibt, lehnt für das Reich die Reform ab, obgleich im Reich ebenfalls seit einem Menschenalter die alte Wahlkreiseintheilung besteht und die Gleichheit des Wahlrechts sich bis zur Absurdität auch hier verzerrt hat. Wie der Begründer des freisinnigen Antrages, Dr. Barth ausführte, hat heute ein Wähler von Deutsch-Krone oder Neustettin oder Konitz achtbis zehnmal so viel Wahlrecht wie der Wähler in Charlottenburg, Hamburg III und Berlin VI. Der jetzige Zustand ist eine skandalöse Benachtheiligung der größten Verkehrscentren Deutschlands zu Gunsten der rückständigsten Bezirke. Die ganze Linke des Reichstages wird dadurch auf das schwerste benachtheiligt, die Rechte begünstigt. Von einer wahren Repräsentativkörperschaft ist beim Reichstage schon lange nicht mehr die Rede. Die Mehrheiten des Parlaments decken sich auch nicht entfernt mit den Mehrheiten der Bevölkerung. Der freisinnige Antrag ist im Reichstage abgelehnt, da auch das Centrum trotz seiner theoretischen Begeisterung für das gleiche Wahlrecht noch nicht mitmachen will. Der Antrag wird in jeder Session wiederkommen, bis er sich schließlich ebenso Bahn gebrochen hat, wie der freisinnige Antrag auf Sicherung des Wahlgeheimnisses.

Im preußischen Abgeordnetenhause stand der Antrag auf Neueintheilung der Wahlkreise ebenfalls zur Verhandlung. Der Antrag war zu dem Etat des Ministeriums des Innern gestellt, um eine Erklärung des Ministers zu erzwingen. Der Minister räumte die Reformbedürftigkeit des jetzigen Zustandes ein und stellte für die nächste Legislaturperiode wenigstens eine theilweise Berücksichtigung des Antrages in Aussicht. Auch hier höhlt, wie es scheint, der stete Tropfen allmählich den Stein. Ein weiterer freisinniger Antrag auf Einführung der geheimen Stimmabgabe in Preußen hat einstweilen nur die Zustimmung des Centrums, noch nicht die der Regierung gefunden. Auch hier wird Beharrlichkeit zum Ziele führen.

Der tragische Fall des Landraths von Willich, der Selbstmord beging nachdem er mit dem Bund der Landwirthe in Konflikt gerathen war, gelangte im Abgeordnetenhause ebenfalls zur Besprechung. Der freisinnige Abgeordnete Ernst, welcher den Wahlkreis Birnbaum, woselbst die Tragödie spielte, vertritt, leitete die Verhandlungen mit einem musterhaft objektiven Referat ein, die Debatte war lebhaft und endete für die Regierung nicht glücklich. Man wurde das Gefühl nicht los, daß den oberen Staatsbehörden der Muth gefehlt hat, einen mit dem Bund der Landwirthe in Konflikt gerathenen Landrath nachdrücklich zu unterstützen. Qui mange du Pape en meurt, das scheint auch von den agrarischen Päpsten zu gelten.

Das Kapitel der Theaterzensur, das durch das Verbot von Dreyer's „Thal des Lebens" und Heyse's „Maria von Magdala" um zwei interessante Vorfälle bereichert ist, kommt demnächst im Abgeordnetenhause erneut zur Verhandlung. Wenn die Regierungen klug wären, so würden sie sich so rasch wie möglich die Theaterzensur vom Leibe schaffen. Sie ist eine Quelle beständiger Verlegenheiten. Aber es scheint, daß die Regierung das Recht, sich immer aufs neue kompromittiren zu lassen, als kostbares Vermächtniß der Vergangenheit nicht aufgeben will.

Proteus.

Digitized by Google

Rumänien und die 185 Millionen-Anleihe.

Rumänien hat bis 1904 einen Betrag von 175 Millionen Francs Schatzanweisungen zurückzuzahlen. Daß der rumänische Staat gänzlich außer Stande ist, diesen Betrag aus eigenen Mitteln zu decken, war zweifellos. Zur Rückzahlung jener Schatzanweisungen mit beschränkter Umlaufsfrist war es also nöthig, daß das Königreich an der untern Donau von neuem den ausländischen Kredit in Anspruch nahm. Das ist jetzt geschehen. Unter Führung der Diskonto-Gesellschaft und von S. Bleichröder in Deutschland und der Banque de Paris in Frankreich soll dem westeuropäischen Publikum eine Anleihe von 185 Millionen zu 5 Proz. angeboten werden; mit andern Worten, die Schuld von 175 Millionen Schatzanweisungen soll in eine Schuld von 185 Millionen Anleihe umgewandelt werden; die Schuldenlast Rumäniens wird also um 10 Millionen vermehrt.*)

Diese Steigerung um 10 Millionen ist an sich nicht erheblich; allein, da die rumänischen Papiere sich zum ganz überwiegenden Theile in Deutschland und Frankreich befinden und da nach einer Zusammenstellung des „Journal officiel“,**) das sich auf die Berichte der französischen Diplomaten und Konsuln stützt, die Anlagen Frankreichs in Rumänien auf 438 Millionen Francs geschätzt werden, so müßten sich in Deutschland rumänische Werthe im Betrage von mehr als 1 Milliarde befinden, und diese Schätzung wird von vorsichtigen Beurtheilern für zutreffend erachtet.

Die Umwandlung der 175 Millionen Schatzbonds in eine Anleihe von 185 Millionen stellt das deutsche Publikum vor die Frage, ist es rathsamer, die gute Gelegenheit zu benutzen, um sich der Schatzbonds gegen bare Rückzahlung zu entledigen oder ist es vorzuziehen, statt des baren Geldes sich mit einer neuen rumänischen Anleihe bezahlen zu lassen. Da Deutschland mit einer Milliarde in Rumänien festliegt, so ist es wohl geboten, zu erörtern, ob es angebracht, diese Summe bei der sich jetzt bietenden Gelegenheit zu verringern, oder ob ein weiteres Anschwellen derselben als gefährlich für den Einzelnen und für das nationale Wirthschaftsleben Deutschlands nicht zu erachten ist.

Ein paar dem Kenner bekannte Zahlen müssen nochmals,— der neuen Sachlage entsprechend unverändert, — hierher gesetzt werden. Auf den Kopf der Rumänen fällt jetzt eine Schuldenlast von rund über 234 Francs gegen 170 auf den Serben, 129 auf den Russen, 80 auf den Bulgaren, und für den Schuldendienst seines Staates hat aufzubringen der Russe 6, der Bulgare 8½, der Serbe rund etwa 8, der hunkerotte Grieche 14 und der Rumäne über 15 Francs. Solche alle Nachbarländer mit verwandten Produktionsbedingungen überragende Last ließe sich rechtfertigen unter zwei Voraussetzungen: bei einem außerordentlichen natürlichen Reichthum des Landes und bei außerordentlicher wirthschaftlicher Tüchtigkeit seiner Bewohner.

Daß Rumänien natürliche Reichthümer birgt, ist unbestreitbar; aber es ist heute so gut wie ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen und fast mit Regelmäßigkeit, periodisch wiederkehrend, sind die Gebiete der unteren Donau von furchtbaren Mißernten heimgesucht, und die Wirkung einer Mißernte pflegt so groß zu sein, daß sie alsdann das Land für zwei Jahre in die tiefste wirthschaftliche Misere hinabstößt. In den letzten zehn Jahren hatte Rumänien nicht weniger als drei Mißernten 1894, 1897 und 1899, und die Folge war ein Defizit im Staatshaushalt von

1894/95	von	10 365 500	Francs,
1895/96	„	16 655 249	„
1897/98	„	6 496 757	„
1899/1900	„	35 404 909	„
1900/1901	„	27 244 017	„

Was aber die Bevölkerung anbetrifft, den zweiten Faktor von entscheidender Bedeutung, so gibt hierüber die nachstehend verwerthete amtliche Statistik Auskunft:*)

„Seit vierzig Jahren existirt in Rumänien der obligatorische Volksschulunterricht, Hunderte von Millionen wurden in dieser Zeit für Schulzwecke ausgegeben, und dennoch rangirt auch heute noch Rumänien in Beziehung auf die Zahl der Analphabeten unter den Ländern Europas an einer der ersten Stellen. Die neuesten Statistiken zeigen, daß von den 293 971 Einwohnern der Hauptstadt 126,713 .... weder lesen noch schreiben können, und dabei zählt der Bukarester Lehrkörper nicht weniger als 1200 Mitglieder. Auf dem Lande und in den Provinzstädten ist das Verhältniß noch ein viel ungünstigeres, und nach den in den letzten Jahren gesammelten statistischen Daten können 90,4 Proz. aller Männer und 96,6 Proz. aller Frauen weder lesen noch schreiben. Das diesbezügliche Verhältniß ist bei uns ein ungünstigeres als selbst in Bulgarien und Serbien, und in der schweren Unwissenheit, welche auf den breiten Schichten der Bevölkerung lastet, wird man, ohne die sonstigen schlimmen sozialen und politischen Folgen in Rücksicht zu ziehen, einen der wesentlichsten Gründe für die trotz aller Anstrengungen ungenügenden wirthschaftlichen Fortschritte des Landes suchen müssen.“

Der jetzige Finanzminister sagte im Parlament am 18. Dezember v. J.:

„Wenn unser Bauer Geld hat, lebt er gut, aber er denkt nicht daran zu sparen. Das ist die Wirkung einer Jahrhunderte alten Gewohnheit.“

Völlig richtig, und die verschwindende Anzahl der Wohlhabenden macht es nicht anders, wenngleich mit der Modifikation, daß sie ihr Geld in Bukarest oder lieber noch in Paris und Monaco vergeuden.

Der Finanzminister sagte in der schon citirten Rede:

„An Reformen können wir denken, wenn der Reichthum des Landes gewachsen ist, wenn wir alle sparsamer geworden sind.“

Der Charakter der Bevölkerung und das Klima haben es zu Wege gebracht, daß Rumänien sich in äußerst gefährdeter finanzieller Lage befindet, während die äußere Gewandtheit jener Rumänen, die sich im zivilisirten Europa zeigen, es wiederum bewirkte, daß der Westen lange über die Zustände im Lande in völliger Unkenntniß erhalten worden ist.

Das Budget Rumäniens für 1902/1903 ist mit 218½ Millionen festgesetzt, bei einer Aufwendung für den Schuldendienst von 86 441 092,36 Francs. Für 1903 ist der Schuldendienst mit 85 441 138,86 Francs im Budget des Finanzministers aufgeführt. Es kommen zu diesen

85 441 138,86	Francs	
500 000,00	„	Zinsen auf die 10 Millionen neue Anleihe und
4 625 000,00	„	Amortisation auf die neue Anleihe von 185 Millionen

also 90 566 138,86 Francs jährlich für den Schuldendienst.

Bei einem Jahresbudget von 218½ Millionen bedeuten 90½ Millionen für den Schuldendienst, daß jährlich 41½ Proz. des budgetären Voranschlages für Zinsen und Amortisation der Schuld ausgegeben werden müssen.

Das Land muß aber von den kontrahirten Schulden eine Viertelmilliarde mehr verzinsen, als es empfangen hat, und es muß auch zu irgend einer Zeit die Viertelmilliarde zurückzahlen, die es niemals in Besitz bekommen hat, und die es daher auch produktiv gar nicht anlegen konnte.

*) Anmerkung der Redaktion: In der letzten Nummer der „Nation“ war bei Besprechung des Buches von Dr. Ganz in mißverständlicher Weise von einer Vermehrung der Schuldenlast Rumäniens um den Betrag der neuen Anleihe gesprochen worden; die Schuldenlast steigt um 10 Millionen, der Betrag der langfristigen Anleihen hingegen um 185 Millionen.

**) Vom 25. September vorigen Jahres.

*) Vom 21. November 1902 im „Bukarester Tagblatt“.

Digitized by Google

Für die letzten beiden Finanzoperationen allein stellt sich die Sachlage so:

175,00 Millionen Schatzbonds zu 89 begeben, brachten Rumänien
155,75 „

19,25 Millionen Verlust, und
185,00 „ heutige Anleihe, voraussichtlich zu 94 begeben, bringt Rumänien
173,90 „

11,1 Millionen Verlust; ergibt mit obigen 19,25 Millionen bei den beiden letzten Operationen eine Gesammteinbuße von 30,35 Millionen.

Rumänien erhält überdies heute nur noch Geld zu 5 Proz., obgleich die Papiere unter pari herauskommen; das heißt, der Staat ist unter dem Druck der Verhältnisse zur Stufe jener Länder herabgestiegen, die das gegen sie bestehende berechtigte Mißtrauen durch die Höhe der angebotenen verlockenden Verzinsung zu beschwichtigen suchen.

In Rumänien selbst machen sich die führenden Männer keine Illusionen über die Lage des Staates. Der Ministerpräsident Sturdza sagte in jener schon angezogenen Parlamentssitzung am 18. Dezember, in der das Budget erörtert wurde, in Bezug auf die Möglichkeit einer Anleihe wörtlich:

„Wir sind an der Grenze angelangt. Um noch weiter zu borgen, müßten wir 18 Proz. zahlen wie in alten Zeiten."

Und doch soll das Ausland neue 10 Millionen Rumänien nochmals zu 5 Proz. geben.

Die sachliche Unterlage zu diesen zutreffenden, pessimistischen Aeußerungen der Minister liefert der offizielle Budgetbericht des jetzigen Finanzministers Costinesco für den Etat von 1903/1904.*) Es ergibt sich aus ihm, daß durch Auflegung neuer Steuern und durch Erhöhung alter Steuern im letzten abgeschlossenen Finanzjahr 1901/1902 rund 27 620 000 Francs aufgebracht worden sind. Die Ausgaben des Budgets wurden überdies um rund 25 Millionen gegen das Vorjahr herabgesetzt, und gleichwohl wird der Ueberschuß nur mit 21 Millionen „angegeben". Mit anderen Worten, bei äußerster Sparsamkeit und bei äußerster Anspannung der Steuerschraube erzielte man zwar einen Ueberschuß, aber dieser Ueberschuß ist nicht einmal so groß wie der Betrag der aufgelegten neuen Steuern, d. h. die Leistungsfähigkeit des Landes in seiner Totalität ist zurückgegangen und zwar obgleich das Jahr 1901/1902 eine ungewöhnlich gute Ernte gebracht hat.

Der Finanzminister Costinesco sagt in seinem Bericht wörtlich:

„Um uns darüber Rechenschaft abzulegen, ob die Herabdrückung der Ausgaben wohlthätig oder nicht und ob die Vermehrung der Steuern nothwendig gewesen ist, brauchen wir uns nur das Jahr 1901/1902 — ein gutes Jahr — ohne Herabdrückung der Ausgaben und ohne neue Steuern vorzustellen. Wir hätten alsdann 25 Millionen mehr Ausgaben und 27½ Millionen weniger Einnahmen, eine Differenz von 52½ Millianen zum Nachtheil des Staatsschatzes; .... ohne Herabdrückung der Ausgaben und ohne neue Steuern hätten wir ein Defizit von 31½ Millianen gehabt."

Aus dieser Thatsache zieht Costinesco an gleicher Stelle folgenden Schluß:

„Die Lage vor uns ist unabänderlich; wir müssen während einer langen Reihe von Jahren arbeiten und unsere Schuld an das Ausland bezahlen; wir müssen jedes Jahr das Ergebniß unserer Arbeit in das Ausland abführen statt Reserven anzusammeln, die unseren Nationalwohlstand erhöhen würden ..... Ohne Ueberschüsse keine Amelierationen, sie seien wie immer geartet, keine Eisenbahnen, keine Chausseen, keine Brücken, keine öffentlichen Arbeiten; ohne Ueberschüsse keine Möglichkeit, unsere Bewaffnung zu verändern oder zu vervollständigen oder die Organisation der Armee zu verbessern; ohne Ueberschüsse gibt es seitens des Staates keine Fortschritte mehr, keinen Aufschwung in irgend einer Richtung."

*) Projet de Lege 1903/1904. Bucuresci 1902.

Also der Finanzminister wie der Ministerpräsident sagen dasselbe; wir sind an der Grenze.

Wie steht es nun mit den Ueberschüssen, durch die allein noch eine Entwicklung des Landes seitens des Staates soll angebahnt werden können.

Auch für das laufende Finanzjahr sind bisher Ueberschüsse herausgerechnet worden; aber es mehren sich jetzt die Anzeichen, daß die wirthschaftliche Lage des Landes sich neuerdings weiter verschlechtert:

Die offiziöse „Indépendance roumaine" gab nach vorläufigen Feststellungen die Staatseinnahme an für den Monat Oktober auf rund

20 577 000 Frcs. gegen rd. 23 943 000 im Oktober 1901,

die Zolleinnahme im November auf rund

t 941 000 Frcs. gegen rd. 2 204 000 im November 1901,

die gesammte Einnahme des Staatsschatzes im November auf rund

18 600 000 Frcs. gegen rd. 20 900 000 im November 1901,

die Zolleinnahmen im Dezember auf rund

1 443 000 Frcs. gegen rd. 1 773 000 im Dezember 1901.

Ebenso sind die Einnahmen aus den Monopolen in der zweiten Hälfte November zurückgegangen. Die Einnahmen der Eisenbahnen waren im Dezember rund

3 510 000 Frcs. gegen rd. 5 352 000 im Dezember 1901.

Also ein erhebliches Nachlassen, das durch die Witterungsverhältnisse, wie man es offiziös behauptet, sich nicht erklären läßt.

Die Erklärung liegt vielmehr darin, daß in diesem Jahr zwar die Weizenernte recht gut, aber die Maisernte erheblich unter dem Durchschnitt gewesen ist; sie war von 1897—1901 durchschnittlich 14,2 Hektoliter auf den Hektar; 1901 war sie 19,4 Hektoliter und 1902 11,2 Hektoliter auf den Hektar. Das heißt Rückgang des Wohlstandes für die erdrückende Masse der Bevölkerung, da nur die Großgrundbesitzer Weizen bauen.

Und nun kommt hinzu, daß man den herausgerechneten Ueberschüssen gegenüber skeptisch sein muß.

Jeder Finanzminister wirft seinen Vorgängern Verschleierungen des Budgets, wenn nicht offene Unredlichkeiten vor. Der jetzige Finanzminister Costinesco erstattete einen „Rapport au Conseil des Ministres au sujet des fonds employés en dehors des budgets votés par les chambres".*) Er zählt zahlreiche und zwar Dutzende von Fonds auf, die ausgegeben wurden, doch nicht für Zwecke, für die sie bestimmt waren; der Finanzminister stellt fest, daß Millionen verschwunden sind „sans mettre en cause l'honnêteté avec laquelle on manipule ces fonds". Und wiederum Herrn Costinesco selbst wird beständig in öffentlichen Versammlungen der Aktionäre der Trambahngesellschaft zu Bukarest vorgeworfen, daß er sich an der Spitze dieses Institutes in ganz unstatthafter Weise bereichert hat; aber vor allem durch welche Manipulation hat der Finanzminister Costinesco Ueberschüsse des Finanzjahres 1902/03 in die Erscheinung treten lassen?

Die offiziöse „Indépendance Roumaine" will erklären, warum seit Oktober die Einnahmen aus den Eisenbahnen zurückgehen, und was theilt sie naiver Weise mit? Die Mindereinnahme rührt daher „que l'administration des chemins de fer a versé jusqu'au 30 septembre dernier toute la somme prévue dans son budget aux revenus pour l'année entière de sorte qu'elle n'a plus fait de versement pendant le mois d'octobre".**) Mit anderen Worten, um die Staatseinnahmen groß und den Ueberschuß erheblich erscheinen zu lassen, ließ man bis Oktober, also während sechs Monate Gelder dem Schatze zufließen, die die Eisenbahnen noch gar nicht vereinnahmt hatten, sondern die nur den budgetären Voranschlag für

*) Vom 9. September 1902.
**) 25. November 1902.

Digitized by Google

das gesammte Finanzjahr, also für zwölf Monate darstellen. Das ist doch in seiner Art so charakteristisch wie der Betrug bei der Verlosung der Staatspapiere.

Und dieser Unsolidität der Staatsverwaltung entspricht der Unsolidität der Stadtverwaltungen und der öffentlichen Institute.

Es ist unmöglich an dieser Stelle in die Einzelheiten zu gehen. Nur Weniges. Die Stadt Bukarest steht in diesem Augenblick vor einem in öffentlicher Magistratssitzung eingestandenen Defizit von nicht weniger als 11 977 352 Francs. Woher nehmen? Natürlich Anleihe.

In einer Uebersicht über die Lage der Kommunen schreibt das „Bukarester Tagblatt" am 25. Januar 1903:

„Anläßlich der Debatte über die Aufhebung der Gemeindepolizei hat der Minister des Innern ein wenig erfreuliches Bild über die finanzielle Lage der städtischen Gemeinden des Landes entworfen. Unsere Städte, so konstatirte der Minister, wurden so schlecht verwaltet, daß ihre Finanzen sich in einem sehr besorgnißerregenden Zustande befinden. Viele von ihnen haben kein Wasser, keine Kanäle, kein Pflaster, und nicht einmal die Hälfte jener Arbeiten, welche in einer zivilisirten Stadt existiren müssen, und trotzdem sind sie ungeheure Summen schuldig. Einige von ihnen haben das Geld für Luxusausgaben verausgabt, ohne die allernothwendigsten Arbeiten auszuführen. Andere müssen nahezu die Hälfte ihres Einkommens für die Annuität ihrer Schulden ausgeben. Die erste Stelle in Beziehung auf die ungünstige finanzielle Lage nimmt die Hauptstadt ein. Bei einem Jahresbudget von 12½ Millionen hat die Gemeinde Bukarest eine Schuldenlast von 102 Millionen, für welche sie jährlich 5½ Millionen Zinsen bezahlt. — Jassy hat bei einem Budget von 2½ Millionen 8 Millionen Schulden und zahlt eine Annuität von 600 000 Francs. Braila Budget von 2 Millionen, Schuld 5 360 000, Annuität 866 000. Galatz Budget 1 834 000, Schuld 4 829 000, Annuität 537 000. Craiova Budget 1 700 000, Schulden 4½ Millionen, Annuität 314 000 Francs. Ploesti Budget 1 186 000. Schulden 2 114 000 Francs, Annuität 314 000 Botoschani Budget 1 055 000, Schulden 3 638 000, Annuität bis 21 600. Mehr als eine Million schulden noch Buzeu, Cataraschi, Focschani, Giurgiu und Rimnic-Sarat, welches bei einem jährlichen Budget von blaß 410 000 Francs nicht weniger als 2 039 000 Francs schuldet. Alles in allem haben die Distriktshauptstädte des Landes zusammen mit der Hauptstadt 151 Millionen Schulden kontrahirt, für welche sie jährlich an Zinsen 9 382 822 Francs bezahlen, während die Gesammtziffer ihres Budgets 32—33 Millionen beträgt."

Ebenso schlimm steht es mit den Kreditinstitutionen. Der „Crédit foncier roumain de Bucarest" hat nach seiner Bilanz von 1901 Rückstände auf Zinszahlungen im Betrage von 11 451 561,58 Francs, während die Zinsen, die er selbst zu zahlen hat, etwa 15 Millionen betragen. Die Folge der Zustände in Bukarest und im Lande ist es, daß der Crédit foncier urbain unter schärfstem Protest der Grundbesitzer für Bukarest jetzt die rigorosesten Bedingungen für die Beleihung aufgestellt hat und für mehr als ein Dutzend Städte die Beleihung vollständig sistirte.

Um noch eins anzuführen: Dieselbe Erscheinung in Jassy. Der Crédit foncier urbain de Jassy weist in seiner Bilanz für das erste Semester 1902 Rückstände von über 3 Mill. bei einer Emission von 28 139 700 Francs auf; dieses Institut ist denn auch bereits vom Staat gestützt worden.

Und diese gefährdete Lage der Kreditinstitute beweist wiederum die äußerst bedrängte Lage der Bevölkerung und zwar der besitzenden Bevölkerung, die immer noch Grund und Boden ihr eigen nennt.

Das Bild ließe sich nach allen Seiten vervollständigen, durch Details über die Schließung von Fabriken und so fort. Allein genug.

Die Wirthschaft des Staates ist nach dem Eingeständniß von Sturdza „à la limite"; die Wirthschaft der Kommunen und der großen Kreditinstitute des Landes befindet sich gleichfalls in der Nähe des Abgrundes.

In Summa ist die Situation demnach folgende:

Außerordentlich hohe Verschuldung des Landes; äußerste Anspannung der Steuerkräfte; in den drei letzten Jahren sind 27 Millionen neue Lasten, das ist eine Vermehrung von 11 % der alten Lasten vorgenommen worden und zudem äußerste Sparsamkeit. Die Lasten können auch nach der Ansicht von Sturdza und Costinesco nicht gesteigert werden. Und die heutige Sparsamkeit wird ganz zweifellos sich nicht aufrecht erhalten lassen.

In der Kammer führte der oppositionelle Abgeordnete Vladesco aus:

„Man hat den Sold der Offiziere herabgesetzt, man hat die Ernährung der Soldaten eingeschränkt — ein inhumanes Vorgehen, man vermehrt die Beurlaubungen. Die Regierung wird schnell gezwungen sein die Kredite für das Militär und für den öffentlichen Unterricht zu vermehren. Von 1000 Rekruten können 880 nicht lesen. Die Ausgaben für das Domänen-Ministerium müssen gleichfalls vermehrt werden."

Vor allem das Kriegsbudget wird in allerkürzester Zeit erhöht werden. Die Zeitungen berichten bereits von der Neuanschaffung von Kanonen und von der Beschaffung neuer Gewehre*), eine bei der exponirten Lage Rumäniens zwar nothwendige aber gänzlich unproduktive Ausgabe.

Die Balanzirung des Budgets bleibt auf lange hinaus äußerst schwierig. Will das Unglück, daß im nächsten Frühjahr im Orient Unruhen ausbrechen, und daß damit weitere finanzielle Anforderungen an Rumänien herantreten, oder dricht unglücklicherweise über das Land wieder eine der südlichen und immer wiederkehrenden Mißernten herein, so wird sich das allseitig angemorschte Finanzgebäude schwerlich nochmals stützen lasse.

Am 7. Januar dieses Jahres veröffentlichte das führende deutsche Blatt Rumäniens, das „Bukarester Tagblatt", einen Weihnachtsartikel, in dem es heißt:

„Auch bei uns hier in Rumänien ist das frühere patriarchalisch sorglose Dasein für immer vorüber. Vorüber die Zeit, wo der deutsche Handwerker auf eine sichere und auskömmliche Existenz rechnen konnte, wo er im Stande war, durch Fleiß und Sparsamkeit zu Wohlstand zu gelangen. Es geht uns Deutschen nicht mehr gut im schönen Lande Rumänien. Viele der alten deutschen Familien, die einst glänzend standen, sind verarmt, viele andere halten sich nur mühsam aufrecht, und Hunderte von wackeren, deutschen Gewerbsmännern haben mit Noth und Mangel zu kämpfen. Das Gespenst der wirthschaftlichen Bedrängniß hat sich als allzu treuer Gast in unserer Mitte niedergelassen, und einem Alpdrucke gleich lastet auf aller Brust die Sorge um den morgigen Tag."

Wer Rumänien kennt, wird nicht widersprechen.

Sehen wir zu, daß jene Deutschen nicht zu gleichem Pessimismus gezwungen werden, die zwar nicht in Rumänien wohnen, aber die ihre Ersparnisse in rumänischen Papieren angelegt haben.

O. E. Seandi.

*) Vossische Ztg. 4. Februar Abends und La Roumanie 31. Janvier.

Carl Hauptmann.

In einem Vortrag, den Carl Hauptmann jüngst hielt und drucken ließ, wird eine nachdenkliche Geschichte erzählt. Am Ufer des Rheinsberger Sees soll ein Feuerwerk abgebrannt werden. Es verregnet. Nur spärliche Reste der verheißenen Herrlichkeit kommen zur Geltung. Für solche entgangene Augenweide jedoch entschädigt den Naturfreudigen eine Fülle der Genüsse. Schneeweiße Wolken in tiefdunkler Sommernacht spiegeln sich im Wasser. Der See glänzt in matter, wundersamer Pracht. Das Schloß ragt im blutigen Licht dengalischer Feuer empor. Uralte Bäume werfen gespenstische Riesenschatten auf die Wiesen. Doch die Zuschauer murren und grollen. Sie verlangen enttäuscht ihr Feuerwerk, sie entfernen sich und schelten, daß die Raketen und Leuchtkugeln ausgeblieben sind.

Digitized by Google

Wer Kunst und Wesen Carl Hauptmann's erkennen will, der thut gut daran, sich in den Geist dieser kleinen Geschichte zu versenken. Denn der Bruder des Weberdichters hat denen viel zu sagen, die gleich ihm den stillen Zauber einer Julinacht im anspruchslosen deutschen Flachland lieben. Denen, die hellöhrig das Raunen seltsamer Stimmen hören, wenn sie im Dämmerlicht schlichte Feldwege entlang wandeln. Denen, die nicht erst den Pomp gigantischer Coulissen-Landschaften brauchen, um das friedenspendende Glücksgefühl des Naturgemeßens einzusaugen. Für die ehrlichen Leute indessen, deren Empfänglichkeit auf solche Eindrücke nicht zu reagiren vermag, die Paukenschlag und Raketen und bunte Feuersonnen heischen, muß seine Kunst stumm bleiben.

Denn dieser schlesische Dichter gehört nicht zu den Künstlern, die mit lauter, dröhnender Stimme ein verehrliches Publikum und einen hohen Adel zum Eintritt in ihre Jahrmarktsbude auffordern. Seine Sprache klingt eher wie ein scheues, leises Flüstern. Sie taeiß im Zwiegespräch zwischen Schöpfer und Genießer intime Wirkungen zu erzielen. Aber es gebricht ihr an werbender Kraft, die ungeduldige Nervosität der Menge anzulocken und festzuhalten.

Es ist klar, daß diese Kunst des Flüsterns vorwiegend dem lyrischen Gefühlsausdruck zu gute kommt. Sie offenbart sich am reinsten in jenen Schöpfungen, die in Vers oder in Prosa unmittelbare, anspruchslose Naturimpressionen wiedergeben: in der Skizzensammlung „Sonnenwanderer" (1897) und in dem eigenartigen Bekenntnißwerk: „Aus meinem Tagebuch" (1900). Holde, frauenzarte Anmuth klingt aus ihren Bildern und Träumen. Wie in der Titelnovelle der „Sonnenwanderer" die Landschaft beseelt wird, um das Finden und Scheiden zweier Liebesleute zu symbolisiren, das ist mit lichter, beschwingter Grazie durchgeführt. Das Idyll ist die eigentliche Domäne dieser Kunst, die oft frappant an Johannes Schlaf's nahverwandte Weise gemahnt. Bleibt die Erzählung in den Grenzen solcher friedlich beschaulichen Gefühlswelt, so entstehen kleine Kabinetsstücke voll anspreckender Zartheit und Reinheit der Empfindung. Kabinetsstücke wie die Skizze „Liebe", die ein Stück Alltäglichkeit, eines Jagdgastes und eines Bauernmädels Umarmung, mit allen Strahlen sieghafter Jugend vergoldet. In einer Liebesgeschichte, die sich zwischen einem halbflüggen Kind und seinem Pflegevater abspielt, wird sogar das schwierigste Problem gelöst: Unausgesprachenes durch Stimmungsdamm zu offenbaren. Auch die lyrischen Partien des „Tagebuchs" hallen von ähnlichen Wirkungen wieder. Auch sie verrathen die erfreulichste Seite des Hauptmann'schen Talents: Heimathsfreude, inniges Versenken in die schlichten Mysterien der Natur, Einfühlen ins Reich der primitiven Empfindungen.

Doch die subtile Zartheit, die den Reiz dieser Skizzen und Verse bedingt, bedeutet für Carl Hauptmann's Dichtung Stärke und Schwäche zugleich. Seine Kunst des Flüsterns vermag wohl jene Genießer anzulocken, die sich von den Effekten der Raketenmeister emanzipirt haben. Aber fesseln, im Bann halten kann sie nicht. Ihre Eindrücke leuchten auf, wecken im Leser für einen Moment Sehnsucht und Erinnerung, aber sie haften nicht. Sie sind zart wie Spinnweben. Aber eben ja leicht zerstörbar.

Naturgemäß verräth sich solche innere Schwäche am grellsten im scharfen Rampenlicht. Trotzdem ist auch dieses der lyrischen Beschaulichkeit geweihte Talent dem Theatereufel verfallen. Ein Blick in sein bekanntestes Schauspiel „Ephraims Breite" (1900) läßt erkennen, wie viel Carl Hauptmann zum Dramatiker fehlt. Es braucht kaum betont zu werden, daß die überrumpelnde Macht des gebarenen Bühnendichters diesem sanften, idyllischen Naturell nicht zu Gebote steht. Eine unsichere Hand schiebt die Figuren des Spiels aneinander, auseinander. Vor allem berührt es seltsam, wie fremd dem älteren Bruder gewisse Vorzüge der spezifisch dramatischen Begabung Gerhart Hauptmann's geblieben sind. Man braucht nicht zu jenen Stabstrompetern zu gehören, die selbst den „Rothen Hahn" für ein Meisterwerk ausposaunen, um etwa die Meisterschaft des Jüngeren im Gestalten rückhaltlos zu bewundern. Doch gerade an dieser oft gepriesenen plastischen Kraft, die jeder Redenperson noch ein eigenes Gesicht verleiht, gebricht es dem Talent Carl Hauptmann's. Seine Brigitte (Breite) ist das verliebte Bauernmädchen des naturalistischen Schuldramas, Ephraim der starre Vater, Ernst der trotzige Sohn, Beate die nachsichtige Mutter, alles getreu nach dem Paradigma. „Besondere Kennzeichen fehlen", so muß es in ihrem Reisepaß heißen. Ihr Hadern und Streiten in trüber, dumpfer Bauernmisere bedeutet nichts weiter als ein neues Brandopfer vor dem Götzen der Milieukunst. Ohne regere seelische Antheilnahme sieht der Zuschauer, wie Breite sich ihren böhmischen Großknecht gegen allen Widerstand erotzt, wie sie von ihm in der Ehe enttäuscht wird, wie sie in herber Resignation bei der harten Arbeit Trost findet. Doch daß auf solchen Irrwegen ein Poet entbehrt, zeigt jene Hochzeitsscene, da die Braut Breite den ihr nicht zukommenden Kranz freiwillig aus dem Haar löst, um sich tapfer auf die Seite ihres Mannes zu schlagen. Ihres Mannes, der als vaterloser Bastard gehänselt wird.

Dieses Drama erschien im gleichen Jahre wie die werthvollste Veröffentlichung seines Schöpfers „Aus meinem Tagebuch". Ein wunderliches Zwiegespann! Im Schauspiel wird ein ganzer Akt durch einen Schweineschacher zwischen Bauer und Viehhändler ausgefüllt. Aus dem Tagebuch aber klingt vielfach ein lebhafter Protest gegen die armseligen Notizbuchkünste des Verismus heraus. So nennt eine kurze gegen Zola's Schaffen gerichtete Abhandlung die Milieukunst einen „wahrhaft verzehrenden Knechtsdienst der höheren Einheitsordnungen, eine platonische Nichtachtung der wirklichen Lebensquellen in der Person". Solche Bemerkungen zeugen dafür, daß die Entwicklung des Dichters nicht, wie sein Bauernschauspiel, im dürftigsten Naturalismus stecken geblieben ist. Sie decken einen inneren Zwiespalt auf. Aber sie erdringen auch den Beweis, daß jene stolzen Worte, mit denen das Tagebuch anhebt, keine leere Verheißung enthalten: „Ich sahnde allenthalben nach Seele."

Zwei neu veröffentlichte Werke Hauptmann's verrathen die gleiche Sehnsucht, über die nüchterne Handgreiflichkeit hinauszudringen, aber auch die gleiche unverschmälerte Verschiedenheit des Empfindens: Das Drama „Die Bergschmiede" und der Roman „Mathilde, Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau".*) Das Kennzeichen des fruchtlos Ringenden, der Zwiespalt zwischen Wollen und Können, dokumentirt sich grell in der dramatischen Dichtung. Sie sucht in letzte, tiefste Lebensgründe einzudringen, das Erdendasein in Höhen und Tiefen auszumessen. Die gespenstische, von Grauen umwitterte Gestalt des Bergschmieds schwebte ihrem Schöpfer als die Symbolisirung einer elementaren Naturmacht vor. In der rauhen Versprache der Dichtung bezeichnet der Schmied selbst als sein Ideal die Fesselloseu, von keiner Schranke Gehemmten:

> Die Einzigen, die einzig wirklich leben . . . . .
> Niemals that einer vor Gewaltthat beben,
> Jagt rücksichtslos nur der Erfüllung nach . . . . .

Der Schatten einer solchen Gewaltthat ruht auch auf seinem Leben. Einer seiner Gesellen hat beim Versuch, ihm die Liebe der jungen Kathrina zu rauben, auf unerklärliche Weise den Untergang gefunden. Wie dieses Erlebniß auf einem neuen Liebesabenteuer der lockenden Dirne lastet, wie die Wankelsinnige schließlich selbst den Meister vor dem Dolch seines jungen Nebenbuhlers schützt, das läßt sich trotz aller krausen Willkür des Geschehens nachempfinden. Doch die eigentliche Hauptscene, in der auf steiler Höhe der Schätze grabende Bergschmied mit Geistern und elementaren Stimmen nächtliche Zwiesprache hält, entzieht sich fast völlig der sinnlichen Wahrnehmung. Manches Wort läßt er-

*) Beide, ebenso wie der Vortrag „Unsere Wirklichkeit" im Verlage von Georg D. W. Callwey, München, während die früheren Werke, darunter die Dramen „Marianne" und „Waldleute", bei S. Fischer, Berlin, erschienen sind.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kennen, daß hier ein höherer Geistesflug erstrebt war, als etwa in der Naturſymbolik der „Verſunkenen Glocke". Doch die unſelige Geſtaltungsohnmacht gelangt nicht dazu, Reflexionswerthe in blühendes Leben umzuſetzen. So bleibt ſtatt eines künſtleriſchen Eindrucks ein Gewirr von Abſtraktionen, von Mannesthum und Weiblichkeit, von Jugend und Alter im Geiſt des Leſers. Waldſchratt und Nickelmann mögen ſich mit geringeren Zielen begnügen. Aber ſie tragen mühelos den Sieg über den Bergſchmied und die Erſcheinung des „friſchen Wanderers" davon. Denn ſie athmen und leben.

Schwebt Carl Hauptmann's eklektiſche Kunſt hier im Nebel ragender Höhen, ſo wurzelt ſie im Roman „Mathilde" deſto feſter im heimiſchen Erdreich. Dieſes Werk erzählt in ſchlichter Ausſpruchsloſigkeit das Erdenwallen einer Frau aus der großen Heerſchaar des Proletariats. Drei Etappen bezeichnen Mathilde's Weg: das Gemeindehaus eines ſchleſiſchen Dorfs, die Fabrik der Großſtadt, ein Arbeiterheim im rußigen Kohlenrevier. Es iſt klar, daß in ſolchem engen Rahmen vom „weiten Horizont aus Vogelſchau" nicht die Rede ſein kann, den das Tagebuch als Ziel aller Kunſt proklamirt. Auch hier iſt ſo wenig wie in Ephraims Breite die Enge und Nüchternheit des Alltags überwunden. Doch es ſtrömt aus der chronikartigen Simplizität der Darſtellung ein warmer Quell des Lebens. Denn perſönlicher als in vielen ähnlichen Verſuchen wird hier das Problem erfaßt. Das Ziel iſt nicht mehr, dem Typus der ſchleſiſchen Fabrikarbeiterin, ſondern Mathilde's individueller Menſchlichkeit Leben einzuhauchen. Nur den Größten kann es gelingen, aus Volkes Tiefen ein Menſchenkind hervorwandeln zu laſſen, das dem Leſer im Studirzimmer wie im Maſchinenraum gleichermaßen ſchweſterlich vertraut iſt. Dieſe letzte Macht, das Stoffliche zu überwinden, fehlt Hauptmann's Talent. Aber ſein Roman weiſt eine bemerkenswerthe Kräftigung des künſtleriſchen Wiedergebens auf. Seine Kunſt reicht nicht aus, ein ſonnenloſes Daſein zu durchſtrahlen und zu durchwärmen. Aber das Aufwärtsſtreben eines dumpfen Geiſtes, „immer mit einem anderen Wunſche, als nur verachtet und eine Gemeine zu ſein", offenbart ſich rein und ſchlackenlos. Und erſchütternd wirkt die hemmende Gewalt jener Lebensmächte, die Mathilde immer wieder ins dunkle Reich ihrer Herkunft zurückziehen.

So wenig ſich zwiſchen dieſen beiden letzten Dichtungen Carl Hauptmann's die Brücke ſchlagen läßt, ſo wenig Fühlung herrſcht in ſeinem geſammten Schaffen von Werk zu Werk. Taſten und Schwanken von Extrem zu Extrem verräth ſein Entwicklungsgang allenthalben. Da ſich alle dieſe Wandlungen in eine kurze Zeitſpanne zuſammendrängen, ſo darf aus ihnen Sprunghaftigkeit, Unſtäte, Unfertigkeit des poetiſchen Charakters erſchloſſen werden. Es gewährt ohne Zweifel einen eigenen Reiz, ſolchermaßen das Ringen eines Werdenden zu verfolgen. Zumal wenn es ſich, wie hier, um einen Autor handelt, der ſichtlich reine, intereſſenfreie Liebe zur Kunſt im Herzen trägt, der dem Maſſengeſchmack niemals ſeine Ziele opfert. Aber je länger ſich der Leſer in das Werk Carl Hauptmann's verſenkt, deſto deutlicher erkennt er, daß dieſe Ziele dem Dichter ſelbſt umhüllt und umſchleiert ſind. Nirgends verleugnet ſich die künſtleriſch empfindende Natur, der in ſtrenger philoſophiſcher Disziplin geſchulte Denker. Seinem vorwiegend lyriſchen Talent werden die Empfänglichen für manche eindringliche Wiedergabe inniger Natureindrücke dankbar ſein. Sie werden ihn unter die Berufenen rechnen, deren Schaar in der Kunſt geringer iſt als im Glauben. Doch zu den Auserwählten wird er ſchwerlich jemals zählen. Denn das Letzte blieb ihm verſagt: jene geheimnißvolle, geſtaltende Macht des Schaffenden, die in das Chaos poetiſcher Viſionen ihr herriſches „Es werde!" hineinruft.

Monty Jacobs.

Ein neuer Muſen-Almanach.

Vor mir liegt ein „Muſen-Almanach der katholiſchen Studentenſchaft Deutſchlands" (Rudolf Abt-München). Er iſt, wie aus dem Vorwort zu entnehmen, geſchrieben, um „eine längſt gehegte Idee" zur Verwirklichung zu bringen.

Worin dieſe längſt gehegte Idee beſteht, wird nicht verrathen. Ich hoffte, das Werk ſelber würde mir Aufklärung geben. Ich irrte mich. Die Idee blieb mir auch nach der Lektüre verſchleiert. Will dieſer Almanach beweiſen, daß es außer der „Dichtkunſt" noch eine beſondere, eine „katholiſche" Dichtkunſt gibt? Gewiß könnte es eine ſolche geben. Aber doch nur, inſofern ſie ſich auf Gebiete des religiöſen oder kulturellen Lebens erſtreckt, die dem Katholizismus als ſolchem eigen ſind. Das gewaltige, auch vom rein dichteriſchen Standpunkt hervorragende Lied Martin Luther's: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott" und viele andere ſind nur aus der Bewegung des Proteſtantismus hervorgegangen. Ohne dieſe wären ſie unmöglich geweſen — ſie repräſentiren alſo eine „proteſtantiſche" Dichtkunſt. Von einer „katholiſchen" Dichtkunſt iſt nun freilich ſeit der Reformation wenig zu ſpüren geweſen. Für die Poeſie iſt der Katholizismus nur ein verſiegter, ein todter Quell geblieben. Dennoch könnte es ebenſogut eine katholiſche Dichtkunſt geben. Aber eben doch nur auf ſpezifiſch katholiſchem Grunde. Will der „Muſen-Almanach der katholiſchen Studentenſchaft Deutſchlands" den bisher verſchloſſenen Born uns öffnen, will er bahnbrechend ſein für die neue Aera der „katholiſchen" Dichtkunſt?

Speziell katholiſche Stoffe werden jedoch — und ich ſage leider — in dem beinahe zweihundert Seiten ſtarken Almanach wenig behandelt . . . Hier und da ganz vereinzelt, aber auch dann ohne jedes typiſch katholiſche Gepräge. Die meiſten ſeiner Gedichte blühen auf dem weiten Felde der allgemeinen Lyrik: Heimath, Natur, Freundſchaft, Erotik.

Kann es nun auch hier eine „katholiſche" oder „proteſtantiſche" oder „israelitiſche" Dichtkunſt geben? Gewiß . . der Geiſt der verſchiedenen Religionen oder Bekenntniſſe kann ſie durchwehen . . aber doch unaufdringlich, unmerkbar . . nur erkenntlich an den Früchten aus ihnen hervorgehender, auf das Allgemeingebiet des Lebens ſich erſtreckender Anſchauungen. Aber ſonſt?

Unmöglich! Man müßte denn ſeine konfeſſionellen Empfindungen in jene anderen hineintragen, ſie mit ihnen verquicken . . ſo gewaltſam und geſchraubt, wie es thatſächlich an einzelnen Stellen dieſes Almanachs geſchieht. Doch die Kunſt läßt ſich nicht Gewalt anthun. Am wenigſten die Gewalt fremdartiger, gar tendenziöſer Ideen. Wo man es dennoch verſucht, bleibt die Gewalt, . . aber die Kunſt verſchwindet.

Kunſt und Tendenz haben nichts miteinander gemein. Wenn man das doch endlich beherzigen wollte! Die Kunſt ſoll überhaupt nicht belehren . . am wenigſten aber einſeitig. Je mehr Tendenz, um ſo weniger Kunſt. Unter der oft aufdringlich herausgekehrten Tendenz, ſei dieſe an ſich auch noch ſo groß und beherzigenswerth, leiden ſelbſt die gewaltigen Werke Tolſtoi's . . vor allen ſeine „Auferſtehung". Aber hier lag die Tendenz wenigſtens im Stoff begründet, oder mehr noch: der Stoff war der Tendenz wegen gewählt. Das iſt ſchon etwas anderes, als wenn jemand beiſpielsweiſe in ein Liebesgedicht oder eine Naturſtimmung plötzlich und unvermittelt ſeine konfeſſionelle Anſicht hineinzwängen will, oder ſich gar, wie in dieſem Almanach ſchwüle, verworrene Liebesſehnſucht mit ernſt-religiöſen Motiven ohne den geringſten inneren Anhalt vereint. Von den vielen diesbezüglichen Stellen zitire ich nur eine. Sie befindet ſich in einer ſonſt leidlichen Proſadichtung. Eben haben wir geleſen: „Daß doch die Flammen der Sehnſucht unſere Körper verzehrten" und dergleichen mehr. Dann heißt es: „Sind es die Schwingen Deiner Träume, Geliebte, die nach mir ſuchen? Sehnſüchtig gleitet mein Blick durch den Glanz der Ferne. Sieh, eine Sternſchnuppe ſinkt

leuchtend nieder — eine zweite — dritte, wie die heißen, funkelnden Thränen eines Gottes. Ach, auch die Himmel weinen nach Liebe! Sieh, über Staub und Alltag, über Tod und Hölle grüßt segnend das Kreuz, daran sich Gottes Sohn geopfert . . aus Liebe, aus Liebe." (S. 20.)

Ist das nicht unverzeihliche Gewalt? Was hat die weibisch-sentimentale Liebe in diesem „Liebesgedicht" mit der erhabensten gemein, die am Kreuze starb? Solche Zusammenstellung wirkt nicht nur unkünstlerisch, sondern peinlich. Oder ist hier vielleicht das Räthsel der „katholischen" Dichtkunst gelöst?

Wenn uns dieser Almanach nun in keiner Weise eine katholische Dichtkunst bescheert — weshalb erschien er? Aus rein litterarischen Beweggründen?

Er enthält lyrische Gedichte.

Den Bedarf zu seinem Erscheinen hat er damit schwerlich nachgewiesen. Es müßte denn sein, daß die hier gebotene Lyrik, wenn auch kein „katholisches", so doch sonst ein besonderes Gepräge trägt.

Wie steht es also damit?

Dieses Almanachs wegen würde ich eine solche Frage nicht aufwerfen, wenn sein Erscheinen nicht symptomatisch wäre für so viele Veröffentlichungen gerade auf lyrischem Gebiete.

* * *

Die Lyrik ist die naivste aller Dichtungs-, ja aller Kunstgattungen. Das bleibt wahr, wenn auch die moderne Lyrik heute sehr wenig naiv ist. Aber solche Abweichung ist Verirrung. Die Lyrik an sich ist nichts anderes, als die unmittelbare dichterische Bethätigung eines geistigen oder seelischen Triebes, der nach Befriedigung drängt. Sie ist eine produzirende Selbstbefreiung von diesem Triebe. Das bringt sie dem Dilettantismus nicht nur sehr nahe, das stempelt die Lyrik an sich vielleicht mehr zum Dilettantismus, als zur Kunst. Denn solche Triebe wohnen in jedem und sie in Verse kleiden .... wer eine Ahnung von Rhythmus hat und noch dazu ein wenig Heine kennt, für den bietet die Form der Gestaltung doch kaum ein Hinderniß.

Solche Ansichten findet man überall. Weil die Elemente dieser Kunst so einfach, so allgemein menschlich und allgemein zugänglich sind, weil die Handhabung einer leidlichen Versesprägung, einer „glänzenden Diktion" nichts anderes zu sein braucht als Handwerk oder angelernte Schablone, deshalb diese verhängnißvolle Verwechselung von Kunst und Dilettantismus, diese kindliche Ueberschätzung „lyrischer Talente". Aber das Vermögen, sein Empfinden mit Feder und Tinte, sei es auch in klingenden Reimen, auszudrücken, hat mit Kunst doch nichts zu schaffen, und dadurch wird wahrhaftig niemand ein Künstler, daß er . . gedruckt wird.

Wann aber wird ein lyrisches Gedicht zur Kunst? Wenn es, abgesehen selbstverständlich von einer makellos künstlerischen Form, in seinem inneren Gehalte eine solche Kraft offenbart, daß sich diese sofort und unmittelbar auf den unbefangen Lesenden, einem elektrischen Strome gleich, überträgt, so daß die jeweilige Stimmung des Dichtenden ungewollt und ungesucht die des Hörenden wird, wenn also eine solche Auslösung des Gebenden und Empfangenden eintritt, daß der passiv Empfangende zugleich der aktiv Empfindende zu sein glaubt. Erst in dem harmonischen, dabei ungekünstelten Zusammenhang des Ich und des Du besteht nach meiner Meinung das, was in der Lyrik „Kunst" heißt.

„Ein jeder lebt's — nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."

Nicht nur für das Leben der Menschen gelten diese Worte, sondern vielleicht in noch höherem Maße für sein Empfinden.

Ein solch innerer Zusammenhang wird deshalb um so leichter herzustellen sein, je mehr der Poet das Allgemeinmenschliche, das, was in den meisten Herzen wiederklingt, zum Gegenstand seiner Dichtung wählt. So können in ihrem Inhalt leicht faßliche Naturstimmungen oder Empfindungen der Liebe, selbst wenn sie künstlerisch belanglos sind, einen gewissen dichterischen Eindruck hervorrufen.

Schwerer schon wird dieser Zusammenhang herzustellen sein, wo das individuell-, das mehr einzigartig Menschliche hervortritt. Je individueller geprägt die Persönlichkeit des Dichters ist, um so mühsamer setzt sie sich durch . . am schwersten in der Lyrik. Und doch lieben die modernen Lyriker das „Besondere" zum Vorwurf für ihre Dichtungen zu machen. Das „Uebermenschenthum", das aus dem Roman und der dramatischen Dichtung den langsamen Rückzug antritt, flüchtet sich jetzt in die Lyrik und spukt dort mit sichtbarem Wohlbehagen herum. Besonders, wo die zarte Weiblichkeit neuerdings oft recht unzart die tiefsten Regungen der Seele offenbart, feiert es seine Triumphe. Aber auf so ellenhohen Socken dieses verblaßte Gespenst Leben heuchelnd auch einherschreitet, gerade sein Erscheinen verleiht dem größten Theil der modernen Lyrik den unverkennbaren Stempel. Und der heißt: Dilettantismus; im höchsten Falle, gesteigerter Dilettantismus.

Es läßt sich gegen den Dilettantismus in der Lyrik eigentlich wenig einwenden. Er ist harmlos und thut nicht weh. Warum zerstört man aber muthwillig und zwecklos diesen freundlich-harmlosen Charakter, indem man seine poetischen Erzeugnisse, mit dem Anspruche, Kunstwerke zu sein, vor das Forum der Oeffentlichkeit schickt? Warum werden sie gedruckt? Was, so frage ich noch einmal, war der Anlaß, diesen „Musenalmanach der katholischen Studentenschaft Deutschlands" erscheinen zu lassen? Uns den Beweis zu geben, daß auch katholische Verfasser leidliche lyrische Gedichte machen können, daß es unter ihnen sogar einige gibt, welche die Schwelle des Dilettantismus überschritten haben und als ein Mittelding zwischen Dilettantismus und Kunst, als Halbkünstler vor uns stehen? Das glauben wir ja auch ohne diese Urkunde. Und mehr hat sie doch nicht bewiesen. Dabei erheben sich eine ganze Reihe dieser Gedichte über das erste Anfangsstadium stammelnder Poesieversuche. Das ist ohne Frage. Aber über das heute in der Lyrik gewohnte litterarische Mittelmaß erheben sie sich nicht. Das ist ebenso fraglos. Und sowie einmal ein schüchterner Anlauf gemacht wird, sofort kommt der Erzfeind aller Lyrik und rennt den kühnen Vorläufer über den Haufen. Schlimmst heißt dieser Erzfeind.

Auch Herrn Philipp Witkop, dem Verfasser des vorher zitirten „Liebeslied" fehlt es an Selbstzucht. Und das ist schade, denn die Unreife und Ueberspanntheit seiner Diktion ertödtet manchen schönen Gedanken seiner Dichtungen und macht auch das, was man sonst gewiß mit Genuß lesen würde, schwer genießbar. Jedoch ist er nicht ohne Talent und würde hingehen, wenn nicht der Herausgeber des Buches ihm zwei sehr gut gemeinte, aber in Bezug auf ihren Zweck recht verfehlte Freundschaftsdienste geleistet hätte: er hat diesen Almanach mit seinem Bilde geschmückt, dem einzigen, das er aufweist, er hat dazu noch eine sechsseitige Abhandlung gestiftet, „Philipp Witkop" überschrieben, in der Herr Philipp Witkop mit Detlef von Liliencron, Busse und Falke zusammen genannt wird! Wer sich nun in seinen natürlich hoch gespannten Erwartungen dem glänzend eingeführten Dichter gegenüber trotz dessen Begabung getäuscht sieht, mit wie niedrig geschraubten Hoffnungen wird er an die folgenden Autoren herantreten, die keiner Vorrede und keines Konterfeis gewürdigt sind. Und nach dem Veilchen, das um so verdogener blüht, wird er vergeblich suchen. Wie ihr Führer Witkop behandeln die anderen Verfasser mit Vorliebe das deshalb immer wiederkehrende Motiv der Sehnsucht nach der That. Es ist der alte, in der modernen Litteratur wohl von keinem mit so poetisch energischer Prägnanz wie von Ibsen ausgesprochene Gedanke, daß nur das Handeln Ausschlag gibt, nicht das Träumen. Oder um ein Wort aus der Komödie der Liebe

Digitized by Google

zu brauchen, das als Motto gelten könnte, für manches Erzeugniß unserer neuen Lyrik:

„Papierne Dichtungen sind Pultbestand,
Nur das Lebendige gehört dem Leben."

Danzig. Arthur Sewett.

Von der Bühne der Verbotenen.

„Das Thal des Lebens". Historischer Schwank in 4 Aufzügen von Max Dreyer.

Im „Thal des Lebens" heißt es einmal: „Was das ist? Das ist das: wer davon red't, der hat es nicht. Und was wird davon geredet, auf den Gassen, in der Kirche, in den Wirthsstuben, in den Schlafzimmern ... Die Keuschheit ist's, die ich meine. So nennen sie's, und die müssen's doch wissen. Die Keuschheit von staatswegen. Die Keuschheit mit dem Polizeiknüttel. Und jetzt sollt ihr was erleben ..."

Wir haben etwas erlebt. Ein romantisches Lustspiel à la Tieck. Das Publikum spielt mit. Und wenn nicht das gesammte Publikum, so doch der würdigste Theil desselben. Der blonde Herr im Parquet, in einer der vordersten Reihen mit dem königlich preußischen Assessorengesicht und der Anwartschaft auf einen stufenweise aufrückenden Orden; der grauhaarige Herr mit der strammen Haltung, dem gerötheten Nacken und dem in der Mitte getheilten langen Vollbart — offenbar ein höherer Verwaltungsbeamter; über beiden schwebend, etliche andere Herren mit würdigen Richtermienen — nicht simple Richter, sondern Richter, die es zu etwas gebracht haben: sie alle sitzen da, und warten auf ihr Stichwort von der Bühne. „Die Keuschheit mit dem Polizeiknüttel," das ist ihr Stichwort. Wie das fällt, rufen sie „Oho". Sie springen auf die Bühne. „Die Keuschheit muß geschützt werden," deklamiren sie. Sie verbieten das Stück, in dem sie selber mitspielen. Sie verbieten, daß die Bühne von Leuten betreten werde, die die Prüderie von amtswegen betreiben und gesunde Sinnlichkeit als Unkenschheit brandmarken. Und sind sich dabei garnicht bewußt, daß sie selber auf der Bühne stehen ...

Die Censurbehörde hat mit ihrem Verbot den Richtigkeitsstempel unter Max Dreyer's Schwank „Das Thal des Lebens" gedrückt. Das Stück enthält manch' witzige Bemerkung — den besten Witz, den einzigen wirklich guten, hat die Polizei und ein hohes Richterkollegium ganz ungebeten dazu gegeben.

Im Ernst gesprochen? — Aber man kann garnicht im Ernst von diesem Censurverbot reden. Ganz abgesehen davon, daß wir gegen jede Censurthätigkeit Einspruch erheben, weil es nicht gut ist, daß sich die staatliche Behörde ganz ohne zwingende Veranlassung immer wieder kompromittire, — hier lag gewiß kein Anlaß dazu vor, die Direktion des Deutschen Theaters zu einer Aufführung „vor geladenem Publikum" zu veranlassen. Denn Dreyer hat wirklich gesund sittliches Empfinden nirgends verletzt. Nur von dem alten Humoristenrecht, sich nicht nur im Salon zu bewegen, sondern gelegentlich auch ein Schlafzimmer zu betreten, hat er Gebrauch gemacht. Und nicht als ein Lüsterner, sondern mit einer gewissen germanischen Derbheit ist er heiklen Fragen auf den Leib gerückt. Sogar ein bischen oberlehrerhaft, väterlich dozirend hat er sich dabei benommen. Er hat auch die deutsche Litteratur nur um ein einziges uneheliches Kind bereichert. Soll man ihm nun daraus den Strick drehen, daß es eine Markgräfin ist, eine Markgräfin von anno 1770, die es zur Welt bringt?

Ehestörungen in fürstlichen Häusern kommen in unserer Zeit gottlob nicht mehr vor. Wie die Herrscher es sich angelegen sein lassen, ihre Unterthanen zum Verständniß der Kunst zu erziehen, so auch zu dem der Moral. Aber das war nicht immer der Fall. Und so mag Dreyer ein Recht haben, einer Markgräfin von Nirgendheim ein uneheliches aber strammes Söhnchen anzudichten, zumal Serenissimus zur Fortpflanzung seines erlauchten Stammes nur noch den guten Willen mitbringt. Zumal es ein braver Unterthan ist, der seinem Landesvater also in der Noth beispringt. Zumal die Geburt des Thronerben der Veranschaulichung des „fabula docet", an dem Dreyer immer hängt, vortrefflich dient. Denn der Landesherr war zu der Zeit, da ihm ein Sproß versagt war, gar griesgrämig gestimmt; er setzte auf jede uneheliche Geburt Todesstrafe, er legte das Einkommen jenes Theils seines Ländchens, in dem die Töchter, altem Brauche folgend, sich als Ammen zu verdingen pflegen (das „Thal des Lebens", da „Milch und Honig fließt"), geradezu brach, er sandte seine geistlichen Räthe aus, die Keuschheitsheuchelei zu predigen, derb-fromme Sittlichkeit und Sinnlichkeit zu unterdrücken. Da ihm aber der Kronprinz geboren, begibt er sich höchst eigensüßig ins Ammenthal, und er hat seine Freude daran, daß Gott, gnädiger denn er selbst, ihm Auswahl unter den Thaufrischen gelassen.

Nein, Dreyer hat nichts gethan, als von dem guten, fröhlichen Recht der Humoristen Gebrauch zu machen. Er hat nicht einmal zügellosem Genießen das Wort geredet, sondern er hat es dreifach betont, daß seine Satire dem Heuchler, nicht dem Keuschen gelte, er hat das Lob seines Ammenthals nicht ohne Zucht gesungen und versichert, sobald die nöthigen Mittel vorhanden wären, heiratheten die Burschen ihre Mädchen immer. Seine Richter müssen ihn nicht verstanden haben, obwohl das schwer war. Man sollte die Bestimmungen zur Vorbereitung auf den Justizdienst wirklich einer Neuordnung unterziehen ...

Ich wollte, Dreyer hätte von dem Recht des Humoristen nicht weniger, sondern mehr Gebrauch gemacht. Die ironische Konzeption ist gewiß nicht übel, doch fließen die Wässerchen der Laune etwas spärlich. Da Dreyer an die Gestaltung der Charaktere ging, hatte er den Humoristen bereits wieder in den Schrank gehängt, und nur seinem Markgrafen läßt es sich anmerken, daß er mit zwinkerndem Auge gesehen ist. Sonst nimmt sich diese Hof- und Dorf-Gemeinde etwas fadenscheinig aus, und wäre nicht das Polizeiverbot, ich fürchte, man fände solche thronstürmende Satire stellenweise recht dürftig. Denkt man aber die erschreckten Censorengesichter hinzu, ist's immer zum Lachen.

Ernst Heilborn.

Der seltene Hirt.

Eine Gestalt aus den südtiroler Bergen.

(Schluß.)

Keinz gedachte, wie er es bisher alljährlich gethan, an jedem Ende einer Woche mit dem Roß die Butter, den Quark, die Molke und die Buttermilch von der Alm herunterzuholen; allein weil seine Frau ihm einen Floh ins Ohr gesetzt hatte, Guri, dem sie nicht recht traue, könne vielleicht ein- oder zweimal droben nächtigen und dann auskneifen, that er es bereits am dritten Tage.

Er fand droben alles mehr wie in bester Ordnung. So gut als es mit Wasser, einem Besen, mit einer Mistgabel und ein paar halbvermoderten Scheuerlumpen anging, hatte Guri sowohl die Sennhütte als den Stall wie alles, was darin lag, hing und stand von unten bis oben derart gereinigt, daß Keinz sein Eigenthum anfangs kaum noch erkannte.

„Der heilige Nagurius, muthmaß' ich, muß im Schmutz und in Spinnweben umgekommen sein, weil sein Namenskind, wie es scheint, sie gar nicht ausstehen kann," lächelte er wohlgefällig.

Digitized by Google

„Noch ein viel feineres Aussehn muß die Schwaige kriegen," lehnte Guri das Lob ab. „Du so 'nem Kor, wie er zuvor dagewaesen ist, kannst Dir ja vor der sauberen Natur ringsum schlimmer wie ein Ferkel vor."

„Also gefällt Dir's da droben?"

„Ich dank' der Nachfrag', ich bin zufrieden. Wär' ich reich, wüßt' ich mir natürlich noch ein feineres Plätzel. Schau', dann kauft' ich mir 'nen Ofen und 'ne Kiste voll Speckknödeln, und mit den zwei Sachen setzt' ich mich etliche Wochen auf die höchste Eggenspitz' mitten in den Gletscher. Mein lieber Mensch, von dort hätt' ich 'ne Aussicht nicht zum beschreiben auf die Welt! Zu was putzt und färbt sie denn unser Herr alle Stund' anders, wenn keiner sie anstaunt?"

„Ein wenig Langeweile, mein' ich, wirst aber haben?"

„Keinz, da bist irr! Meinst, ich hätt' kein Hirn? 'ne bessere Gesellschaft als das, was aus ihm kriecht und purzelt, find' ich nicht leicht. Brauch' ich wirklich mal 'ne Aussprach', erzähl' ich halt den Kühen, was ich mir ausgekopft hab'. Dann ist die eine mäuserlstill, die andere macht ‚Muh muh!' die dritte kehrt mir die hintere Provinz zu — mein, mehr springt öfters bei 'nem Diskurs mit Neunmalgescheiten nicht 'raus".

„Ueberleg' ich's recht, hast nicht ganz Unrecht. Kannst ja auch mit dem Natale reden. Wo ist er denn jetzt?"

„Wer?"

„Halt der Kälberhirt, der Natale Caratta aus Unsere liebe Frau im Walde. Schläfst nicht mit ihm seit drei Nächt' in einer Kammer?"

„Ah so, den, der so arg schnarcht, meinst! Den hab' ich in der Früh' gegen die Muteck zu treiben sehen. Weißt, mit ihm hab' ich bisher nur einmal gered't, wie ich ihm gefragt hab', wie weit ich hüten darf; dabei hab' ich ihm halt ‚Du' angered't. Dem Gesicht nach hab' ich ihn für 'nen Wälschen gehalten. In denen ihrem Malefitzkauderwälsch kenn' ich mich nicht aus. Wie die Schäferhund' sind der Kälberhirt und ich: wie die den Schäfer, schauen wir uns an und wissen gleich, was jeder von uns will. Was hätten wir auch groß miteinander zu reden? Das Geschäft besorgen unsere Augen gut genug. Schau, die Wart' verstecken sich gern in 'ner kleinen oder großen Lügendüt' — die Augen sind viel offenherziger."

Jetzt erst fielen Keinz Guris bloße Füße auf. Wozu hatte er ihm denn von sich ein paar Holzschuhe mitgegeben? Ah ja, nur Sonntags zog er sie an. Sakerlot, war das ein sparsamer Mensch! Dem Bauer verschlug das natürlich nichts.

Beim zweiten und dritten Besuche auf der Alm fand Keinz gleichfalls nirgends etwas auszusetzen.

Allein als darauf seine Schwaige wieder vor ihm auftauchte, riß er Mund und Augen auf; denn jetzt waren Fenster- und Thürrahmen mit knallrother Farbe bemalt und über da und dort aus dem Weideland starrende Steine und Baumstümpfe dicke Striche von gleicher Farbe gezogen.

„Wie Sonntagabend die Bergspitzen ringsum geglüht haben und die Hütt' wie ein wüstes Nachtgespenst darunter gelegen ist, hab' ich mich wegen ihr gar unserm Herrn halb zu tadt geschämt," klärte Guri ihn auf. „Da hat halt der Natale am Sonntag mir für dreißig Kreuzer Farb' von Sankt Wallburg mitbringen müssen. Trotzdem ich meine Holzschuh' auch mit ihr angemalt hab', ist noch ein dissel übrig geblieben. Nimm sie mit, kannst damit Deine daheim färben. Wa ich Pinsel hergekriegt hab'? Die hab' ich aus feingespaltenen Weidenzweigen gemacht. Aus den Strichen auf den Baumkuarzen wirst nicht klug? Weißt, die weisen Fremden den Weg von der Kuppelwieser-Alm zur Schwaige. Das hätt' keinen Wertd? Mein lieber Mensch, die Wach' sind vier Parteien aan Tarsch her bei mir eingekehrt. Zwölf Glas Milch haben sie getrunken. Wie sie nach dem Preis gefragt haben, hab' ich gesagt: ‚Zahlt halt, was ihr denkt.' Sechs Kronen haben sie mir gegeben. ‚Was zuviel ist, gehört euch,' haben sie gesagt. Da hast Du's Geld."

„Alles gehört doch nicht mein?" fragte Keinz betroffen.

„Wohl wohl. Du Esel, haben sie etwa meine Milch getrunken?"

„Da zahl' ich Dir wenigstens die Farb' gleich."

„Nix da, nix da! An Mariä Geburt rechnen wir ab."

„Gut, 's nächste Mal bring' ich Dir dann ein paar Elgarren und Tabak mit."

„Das laß bleiben! Beim Schmarrenkochen schluck' ich genug Rauch. Lang', lang' hab' ich mir's Rauchen abgewöhnt: solche Walken wie die über der Ilmenspitz' drüben brächt' ich ja doch nie fertig."

Bei der Heimkehr meinte Keinz zu seinem Weide: „Ging's nach dem Recht, müßt' man den Kuhhirten in Gold fassen lassen." Als er ihr dann von den sechs Kronen erzählte, pflichtete sie ihm bei: „Wie könnt' man's wohl anstellen, daß er all' unsere Milch zu dem Preise anbrächt'? Du, dann hätten wir 'nen Wunderachsen, der uns 's Geld scheffelweis zuschanzen thät'."

Mit Natale, der ungefähr zehn Jahre jünger wie er, stand sich Guri vortrefflich. Der andere war ihm auch getaugen; ja, die Mode des Kuhhirten, wenn die ausgewaschenen Kleider gerade im Sonnenschein auf dem Rasen trackneten, ein Weilchen splitternackt herumzulaufen, dünkte Caratta bald nicht übel.

Einmal saßen die beiden, während das Vieh ringsum weidete, in Adamstracht nebeneinander. Natale kaute Tannenpech, das er außer beim Essen und nachts selten aus dem Munde brachte. Spuckte er dann und wann aus und verscheuchte dadurch ein Insekt, das auf einem Blatte oder einer Blüthe saß, so glitt seliges Lächeln über seine Züge. Guris Hand hielt ein größeres Messer, mit dem er nachlässig Sterne und Streifen aus der Rinde eines dicken Weidenstockes schälte. Die meiste Zeit jedoch schweiften seine Blicke über das Bergland ringsum.

„Alles, was ich im Leben geschaut hab', möcht' ich mal mit ins Grab nehmen können," hob er nach langem Schweigen an.

„Ich nur 'ne alte Kapuzinerkutte," meinte Natale.

„Was hätt'st davon?"

„Kein Teufel könnt' dann meiner unsterblichen Seel' was anhaben."

„Wischi waschi! . . . Weißt, wie ich mir manchmal in 'ner recht lustigen Minut' vorkomm'?"

„Gelt, als ein ganz gebrechliches Geschöpf?"

„Bei Leibe nicht! Nein, wie ein Fünkchen — nein nein, nicht mal wie der hundertmillionste Theil aan einem — das von unserm Herrn seinem Gewand abgefallen und wie 'ne Sternschnuppe auf die Erde gefallen ist. Schau, eins freut mich gerad' soviel wie's andere."

„Mich freut auf der Welt 's Essen und 's Schlafen nachts am meisten."

„Mir sind die Berg', von unten wie von draben, schon lieber."

„Geh', wären sie nicht da, wär's Leben viel, viel kommoder."

„Ich wär' neugierig, zu wissen, was Du Dir wünschen würd'st, wenn Du Dir was wünschen dürftest."

„Ha, da wär' ich nicht lang' verlegen! Dann müßt' die Welt ganz eben werden und ich auf der schönsten Wies' der Kuhhirt sein."

„'s ist ein Wunder, daß Du nicht als Stein auf die Welt gekommen bist! . . . . . Flügel, sonst nix, wünscht' ich mir!"

„Ha, da hätt'st was Rechtes!"

„Noch höher wie zu höchst kommen zu können wird: wahl sein sein?"

„Pah', draben auf den Bergspitzen ist's kälter wie hier."

„Hast nicht mal 'nen halben Liter Wärm' in Dir?"

Die Unterhaltung der beiden stockte. Sie standen auf, befühlten ihre Kleider, und da diese nun trocken, schlüpften sie hinein.

„Ueber ein frischgewaschenes Hemd geht nix," grinste Natale, als er wieder neben Guri saß und die grobe Leinwand an seiner Haut rieb.

„Viel Feines gibt's hienieden," nickte der andere. „Bei Dir daheim wird die Gegend auch hübsch sein?"

„So viel Vieh wie daherum siehst nicht."

„Gibt's sonst nix Merkwürdiges in Unsere liebe Frau zu schauen?"

„Wohl wohl: gerauft wird gar nie."

„Verstehst mich nicht? Nach den Bergen, und was um sie ist, frag' ich."

„Auf die hab' ich gar nie Obacht gegeben."

Eine geraume Weile saßen Guri und Natale stumm nebeneinander. Der eine beschaute aufmerksam das dem Munde entnommene blaßviolette Tannenpechklümpchen und der andere bastelte an seinem Stocke. Dabei schnitt sich Guri leicht in den Daumen, aber doch so, daß Blut hervordrang.

Sofort riß Natale ihm das Messer aus der Hand, sprang damit auf und stach ein dreieckiges Stück aus dem Rasen, das er mit:

„Gottes Aug', das alles sieht,
Heilet das, was Dir geschicht!"

hinter sich warf. Darauf hüpfte er mit beiden Beinen in die drei Ecken des Dreiecks und sprach: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen." Dann gab er Guri, der inzwischen aufgestanden und vor ihn getreten war, das Messer zurück und meinte „Jetzt hab' ich Dir's Blut gestillt."

Mitleidig lächelnd, schaute der ihn scharf an und tippte sich, ohne etwas zu sagen, mit dem Zeigefinger dreimal auf die Stirn.

Natale senkte den Blick, kratzte sich hinterm Ohre und schlich wie ein begossener Pudel fort.

„Was willst thun?" rief der andere ihm nach.

„Wasser trinken gehn," klang der Bescheid. „Vom vielen Reden ist mir's halt ganz trocken im Hals geworden" . . . . . .

Geschah es auch selten, daß Fremde in die Nähe der Schwaige sich verirrten, so kam es dennoch hin und wieder vor, daß ermüdete Touristen, die vom Vintschgau herüber- oder vom Blatsch-Ferner, von der Zufrittspitze herunterkamen, durch die Wegmarkirung und die rothen Fenster- und Thürrahmen aufmerksam gemacht, wegen einer Erfrischung zu ihr die Schritte lenkten.

Eines Nachmittags früh mähte Guri unfern davon, wo das Gras, weil im Herbst darauf gedreiteter Mist dem Boden kräftige Nahrung gab, üppiger als anderwärts stand, für eine Kuh, die unlängst gekalbt, Futter. Er stellte wieder einmal den Nackfrosch vor, und sein vom Waschen nach feuchtes Gewand trocknete ein Stück von ihm entfernt auf dem Rasen. Er war derart mit Nachsinnen beschäftigt, ob er bereits genügend Gras zum Füllen des dreiten und hohen am Boden liegenden Rückenkorbes gemäht habe, daß er auf das um ihn herum Vorgehende wenig achtete. Darum erschrak er höchlichst, als plötzlich zwischen ihm und der Sennhütte ein Priester vom deutschen Orden und ein Kapuzinerpater auftauchten. Er scheute sich, vor ihnen in der Adamstracht sich zu zeigen, und leerte daher flugs den Korb, den er, während er sich niederkauerte, über sich stülpte. Durch die Ritzen des Geflechts sah er, wie die beiden in die Hütte traten. Nach einem Weilchen kamen sie wieder heraus und setzten ihren Weg gegen Guris Versteck fort.

Bald schnaufte der behäbige Kapuziner dicht davor: „'s Herumsteigen verlernt man bei uns drunten in Lana ganz! Keine zehn Roß' bringen mich noch mal gleich hinterm Mittagsessen auf 'ne Höh'! Ein Glas Milch wär' mir just recht paß gekommen."

„Weit weg, mein' ich, können die Hirten nicht sein," tröstete ihn der Deutschordensmann. „Warten Sie ein bissel, ich geh' ein Stück aufwärts, nach ihnen schauen."

„Bitt', machen Sie sich keine Müh'. Am End' verlieren wir uns gar. Ich kenn' mich nicht, wie Sie, in der Gegend aus. Den Weg nach Sankt Nikolaus fänd' ich gewiß nimmer zurück. Ah, ah, 'nen beleibten Menschen, wie mich, greift ein Berg arg an! Wo, hoff' ich, werden wir wohl ein Wässerle treffen — ah, ah, 's ist ja schließlich ebenso naß wie Milch!"

Guri empfand Mitleid mit dem Pater. „Milch könnt's kriegen, und genug!" rief er unterm Korbe.

Der Kapuziner fuhr zusammen und sah seinen Gefährten betroffen an. „Hat's nicht eben gerufen?" fragte er ihn.

Der andere schüttelte den Kopf. „Ich hab' nix gehört."

„Ich aber."

„Sie irren sich gewiß."

„Nein, Milch kann er kriegen!" klang es wieder unterm Korbe.

Der Pater wie der Deutschordensmann rissen Mund und Augen auf.

„Wir stehen in 'nem Hexenring!" schrie der Kapuziner, während der andere einige Schritte zurücktaumelte und dreimal sich bekreuzte. „In dem Korbe steckt ein Teufelsgespenst! Wart', Rabenvieh, Dich krieg' ich!

Der Himmel ist über Dir,
Das Erdreich ist unter Dir,
Du bist in der Mitten —
Sei jetzt siebenmal zerschnitten!"

„Gebt Ruh' mit den Sprüchen!" tönte es aufs neue im Korbe. „Ein christgläubiger Mensch bin ich — hätt' ich nicht nur's Naturfell an, wird' ich's Ihnen gleich weisen."

Allein der Kapuziner ließ dadurch in seinem Eifer sich nicht beirren. Er reckte sich hoch und sprach mit fester Stimme, während er dabei, gegen den Korb gewendet, in der Luft dreimal das Kreuzzeichen beschrieb: „Exorcizo te spiritus immunde, in nomine Dei Patris omnipotentis, et in nomine Jesu Christi Filii ejus, Domini et Judicis nostri, et in virtute Spiritus Sancti, ut decedas —"

Hier brach er plötzlich ab; denn der Korb, unter dem Guris nackte Beine sichtbar wurden, hob sich vom Boden und machte Anstalt, gegen die Sennhütte zu laufen. Doch der Gottesmann packte ihm beherzt. „Nicht los gelassen wirst, eh' Du nicht Luft geworden bist!" wetterte er.

Sein Begleiter kreischte gleichzeitig: „Halten Sie dem Teufel doch's Kreuz vor!"

Und zwischen der beiden Schreien klang Guris: „Für die Sommermonat' bin ich da zu Haus!"

Weil der Pater ihn aber nicht frei gab, entledige er der Hülle sich, sodald es anging. Der Kapuziner war so von blindem Eifer übermannt, daß er weder für die Verwandlung, die vor ihm vorging, ein rechtes Auge hatte, noch Guris Versuch, ihn aufzuklären, beachtete: erboster als zuvor stürzte er auf den andern zu und versuchte, ihn zu Boden zu werfen. Allein das Umgekehrte geschah.

Der Deutschordensmann war inzwischen eine Ende weit davongelaufen und kniete nun auf dem Rasen, Gott um den Sieg seines Gefährten bittend.

Eine kurze Weile kollerten Guri und der Kapuziner miteinander ringend auf dem Boden herum.

Erst als Guri, dem es für kurze Zeit geglückt, den Gegner unter sich zu bringen, wiederholt bat, weil er sich aus des andern Umarmung nicht ganz befreien konnte: „Laßt mich aus! Ich bin der Kuhbirt vom Keinz-Lais in Kuppelwies . . . . Mein einziges Gewand hab' ich halt gewaschen — schaut, darten liegt's zum Trocknen," wurde der Friede hergestellt.

„Einen so zu erschrecken!" jappte der Kapuziner unterm Aufstehen. „Wenn Du mir nicht alle Rippen gebrochen hast, ist's ein Wunder. Sanftmüthig muß der Mensch sein, das merk' Dir!"

„Sie haben angefangen," entschuldigte sich Guri, in seine erst halbtrockenen Kleider kriechend. „Hätt' ich mich nicht gewehrt, hätt' ich den Kürzeren gezogen. Kommen Sie! zum Lohne kriegen Sie jetzt so viel Milch, wie Sie wollen, umsonst. Soll ich Sie etwa unter der Kutte mit frischer Butter einreiben? Ich besorg's Ihnen gern."

Digitized by Google

Der andere lächelte, während er die Schnupftabaksdose aus der Knpuze zog und eine Prise zur Nase führte: „Hast kein Stückchen Brot übrig? Gut, dann eß ich die Butter lieber zur Milch."

Wie die beiden so plauderten, schlich der dritte zu ihnen. Er faßte den Vorfall anders als sein Begleiter auf. Eindringlich, wie er es zu seinen Pfarrkindern unten in Sankt Nikolaus im Beichtstuhle that, legte er Guri nahe, es sei für einen Laien schwere Sünde, mit einem von Gott Gesalbten, der außerdem während drei Wochen Hochwürdens Gast, seine Kraft zu messen, und sie könne nur durch so-undsoviele Vaterunser und Avemaria gebüßt werden.

Beim dritten Glase Milch in der Sennhütte jedoch streifte er sein salbungsvolles Wesen ab. Dort lachte er mit dem Kapuziner um die Wette.

Daß Guri ihm auf die Frage: „Gefällt Dir meine oder die Sankt Wallburger Kirche besser?" offen antwortete: „Noch hab' ich in keine von beiden geschaut," gab für einige Augenblicke seinen Zügen die vorige Strenge wieder.

„Schauen Sie, Hochwürdiger," fuhr Guri fort, „ich hab' mich an der Gegend dadroben noch nicht satt genug geschaut. Nach Mariä Geburt geh' ich wieder in die Meß' und Predigt."

„Gelt Du bist ein Lauer, ein Winterchrist?"

„Da sind Sie auf dem Holzweg. Ich denk' mir halt: ‚So gut wie unser Herr durch die Natur kann kein Pfarrer, selbst der Herr Bischof nicht, für Dich predigen.'"

„Das einfältige Gerede! Dächten mehrere wie Du, dürft' man im Sommer die Kirche schließen!"

„Mein Glaube ist das bei Leibe nicht. Dann hätten ja die alten Leut', die nimmer gut auf den Füßen sind, die auf keine Berg' mehr kraxeln können, kein Plätzchen, wo ein bissel Sonnenschein in ihr Herz dringt. Hochwürdiger, haben Sie keine Angst. Trotz mir werden die Sankt Nikolausser, die Sankt Wallburger und noch Kirchen genug voll: 's gibt ja 'nen Haufen Leut' auf der Welt, die nicht begreifen, daß unser Herr ohne Wort' predigt und daß die Augen um hunderttausend Prozent besser als die Ohren taugen, seine Predigten ganz und recht zu verstehen. Und wegen mir brauchen Sie sich erst recht nicht zu sorgen. Schauen Sie, ich thu' ja nix anderes, als meinen Weg zu unserm Herrn mir selbst suchen. Und das mein' ich, ist kein Unrecht."

Der Kapuziner schüttelte den Kopf: „‚Nicht wahr ist's,' sollt' man dem Menschen jetzt als Bescheid geben. Ich getrau' mir aber nicht, es zu thun; denn alles von seiner Red' kann ich beim besten Willen nicht verwerfen. Ich denk' mir halt: ‚'s ist ein sonderbarer Kostgänger unseres Herrn, und der liebe Himmelsvater trägt möglicherweis 'ne andere Brillennummer wie der Mann, der den heiligen Katechismus und die Erläuterungen dazu zusammengeschrieben hat.'"

Der Pfarrer kniff die Lippen zusammen. Er war froh, daß sein Gast darauf das Gespräch umstach und nun von der Kindheit plauderte, wo er längs der Höhen des Matscher Thales Ziegen gehütet hatte.

Nach einer Weile entnahm er seinem Breviere einige kleinen Heiligenbilder, die er Guri als Andenken schenkte, und trat bald danach mit dem Deutschordensmanne den Rückweg nach Sankt Nikolaus an.

„Jetzt hab' ich doch auch 'nen Schein, was alles sich auf der Welt begeben kann," urtheilte Guri über den Vorfall. „Mein, ich bin froh, daß ich sonst nicht viel Bedeutendes erlebt hab'!" . . . . . .

Am Morgen vor Mariä Geburt kamen Keinz, seine Buben und ein paar Nachbarn auf die Alm, um vereint den Viehstand nach Kuppelwies zu treiben.

Vor der Schwaige saß Natale mit vom Weinen gerötheten Augen.

„Guri, komm!" rief der Bauer in die Hütte.

Drinnen rührte sich nichts.

„Jetzt geht's mit dem Vieh heim!"

Das Brüllen einiger Kühe im Stalle war die einzige Antwort.

Natale legte die übers Kreuz gelegten Hände vor den Mund.

„Wo steckt der Himmelssakramenter?" herrschte Keinz ihn an.

Natale wies, während Thränen in seine Augen drangen, stumm zum Wege, der unterhalb der Muteck, und dann an der Blauenschneid vorbei, zum Tarscher Joche und von diesem nach Tarsch im Vintschgau hinabführte.

„Kannst nimmer reden?" schrie der andere aufs neue.

„Heut, gleich nachdem die Sonn' aufgegangen ist . . . . da . . . . dn . . . . da ist er halt weggemacht"! schluchzte Natale. „Ueber Tarsch weg — wohin hat er noch nicht gewußt — ist er. ‚Jetzt geh' ich, mir mal ein Stück Welt von der Winterseit' anschauen', hat er in der Früh' gemeint."

„Bist ein Narr?"

„Er wär' einer, hab' ich zu ihm gesagt. Er hat's nicht Wort haben wollen. ‚Schau', hat er gered't,' 's Fortgehen vom schönen Erdenfleckl da könnt mir so hart genug an — durchs Abschiednehmen vom Keinz mag ich mir's nicht noch schwerer machen. Die Küh' sind allmiteinand' gut imstand. Schau sie Dir ordentlich an und übergib sie dem Bauern. Grüß ihn schön von mir und sag' ihm, ich dankt' ihm hunderttausendmal fürs Siebenhimmelleben unter den zehn Wochen'."

„Ist der Mensch auf einmal übergeschnappt? Ich schuld' ihm doch noch den Lohn? 's Geld für die rothe Farb' auch."

Natale zog sieben Silbergulden aus dem Beutlein auf seiner Brust und zählte sechs davon in Kreuzens Hand. „Mehr könnt' er Dir leider Gottes nicht zahlen, läßt er Dir sagen, er hätt' selber nur noch fünf", berichtete er.

„Für was wär' denn das Geld?"

„Halt für die Kost und die gute Luft dadroben, hat der Guri gemeint."

Keinz schmunzelte. „Ein Hirt, der dem Schaffer zuletzt mehr zahlt, wie die Kost werth gewesen ist, das ist gut!" platzte er heraus. „Haha, von der Gattung, mein' ich, ist der Reinthaler-Guri der einzige auf der Welt!"

Natale's Gesicht begann zu strahlen. „Solch' Leut' wie er sollt' es zu hunderttausenden geben!" lachte er glückselig und warf mit lautem Juchzen seinen schäbigen Hut hoch in die Luft. „Mir hat er einen Gulden geschenkt — juhuhu, juhuhu, dafür kauf' ich mir zwei Paar warme Strümpf' für'n Winter zum Andenken an den Guri!"

* * *

Viele Jahre sind seitdem vergangen.

Noch immer hofft der Keinz-Lois in Kuppelwies vergeblich, wenn auch nicht auf des seltenen Hirten Wiederkehr, wohl aber auf einen zweiten, der ihm, wie der Reinthaler-Guri, für umsonst die Kühe während der Almwochen hüte.

München. Richard Bredenbrücker.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Meinrad Lienert: „Der Strahler". Erzählung. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Im Schwyzerland war einst ein Geisbub, der hatte Thors — oder wie er dort heißt — Muots Hammer gefunden. Mit dem schlug er auf die Felsen und sie thaten sich auf und spendeten ihm seltene Steine und Krystalle, lauter wie Quellwasser. Einmal guckte ihm ein kleines Maitli unbemerkt in die Tasche und es rief: „Mutter! Der hat Eiszapfen und Sonnenstrahlen im Sack!" Von da an nannten ihn die Leute den „Strahler". — Solch einem Strahler ist es auch vorbehalten, den „Blutstein" zu finden, der tief drunten im „Hürlitobl", einer grausigen Felsschlucht am Fuß des hohen Zuuggen, liegt, mit dem man den Leuten das Blut bestellen kann und der mehr als eine hohle Hand Gold einbringt . . .

Digitized by Google

Das strahlende Siegfriedswesen, dem die geheimen Wunderkräfte der Natur dienstbar sind!

Beide Sagen hat der mitten in der „Urschweiz", in Einsiedeln, lebende Verfasser geschickt in seine Erzählung verwoben. Bekannte Typen treten uns zunächst entgegen: ein hartherziger Vater, ein verliebtes Mädchen und der Intrigant, der die Liebesleutchen trennen will: letzterer in der Person des weibertollen „Amerikafranzl", der „drüben über der großen Gumpe" durch eine Mordthat zu Geld gekommen ist und dem es auch nicht darauf ankommt, den bevorzugten Nebenbuhler, den Strahler, aus dem Weg zu räumen. Die anfangs aufsprudelnde Handlung hebt sich in den Schlußkapiteln zu einer fast dramatischen Wucht und Spannung.

Wem es nicht nur um die übliche Spannung des Romanlesers zu thun ist, der versenke sich in die eingestreuten Episoden, welche Land und Leute in dem zwischen Zürcher und Vierwaldstätter See gelegenen Kanton schildern. Das Land mit den Blicken eines hingebenden Naturfreundes — die Schilderungen der Mondnacht und des Gewitters sind von prachtvoller Anschaulichkeit — die Leute mit der Miene des welterfahrenen Pessimisten. Der Pfarrherr spricht es aus, den die Bauern an seinem Namenstage mit Gratulationen umdrängen. Als sich der stumme Joggeli ihm in den Weg stellt und ihn blödsinnig anlacht, sagt der greise Menschenkenner: „Ja, du magst es recht meinen, denn du hast keine Zunge zum Lügen!"

Liebevoll ist der Verfasser, ein echter und rechter „Heimathkünstler", der schon durch seine „Geschichten aus den Schwyzer Bergen" und seine „Erzählungen aus der Urschweiz" weiteren Kreisen bekannt geworden ist, allen Eigenthümlichkeiten der heimathlichen Scholle nachgegangen. Manchmal überwuchert fast das Detail. Aber dank dieser gewissenhaften Sammlung charakteristischer Züge prägen sich auch die Nebenfiguren der Phantasie des Lesers ein. Daß einige saftige Derbheiten mit unterlaufen, darf bei einem Landsmann und Nachfolger Jeremias Gotthelf's nicht eben verwundern. Manchem gesunden sinnlichen Zug ist es zu danken, daß uns das „Maitli", das Seppeli, nicht wie die typische „lebfrische Dirn" des bayerischen Hochlandes oder wie eine Auerbach'sche Schwarzwälderin, sondern wie ein leibhaftiges, kerniges Menschenkind von Fleisch und Blut erscheint.

Auch das religiöse Moment wird gestreift. Von einem vermeintlichen Gespenst bedroht, fleht der Sonntagsmaurer in seiner Todesangst: „Ich will's nicht wieder thun — ich glaub' alles, den ganzen Glauben glaub' ich!" und der Dreschern vertheidigt sich: „Ich weiß was Brauch ist und thu' meine Christenpflichten! Alle Abende einen Psalter für die armen Seelen beten, das müssen meine Kinder, oder ich haue sie durch, Gott z' Ehren . . ." Ihretwegen, heißt es von den Schrähbächlern, könnte Gott Gott sein, so lang er wollte, wenn es nur keinen Teufel gäbe. Aber sobald sie meinen, der mit dem doppelten Kuhhorn gerathe ihnen hinters Vieh, da wissen sie auf einmal, wo Gott sitzt und gebärden sich, als hätten sie Tag und Nacht keine Stunde und Sekunde, in der nicht ihr Gedenken bei ihm ist.

E. Heerdegen.

Waterloo. Eine Schlachtdichtung von Karl Bleibtreu.

Alpern. Eine Schlachtdichtung von Karl Bleibtreu mit Illustrationen von E. Thoemy.

Karl Bleibtreu hat, es mag nun zwanzig Jahre her sein, mit der Schrift „Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan" ein Gebiet betreten, das er seitdem mehrfach wieder aufgesucht hat. Er wollte unter Zugrundelegung kriegsgeschichtlicher Forschungen in Form freier Darstellung auch dem Laien ein lebensvolles Bild der gewaltigen Katastrophen auf dem Schlachtfelde geben. Das war ihm ohne Zweifel in jenem Werke gut gelungen. Waterloo und Alpern wollen das Gleiche, aber sie machen, von einzelnen Abschnitten abgesehen, einen manierirten und vielfach maßlos übertriebenen Eindruck. Bleibtreu's Abgott ist Napoleon, neben dem alle anderen Kriegsgenies verschwinden. Eine objektive Darstellung kennt Bleibtreu auch in seinen anderen Schriften nicht, alle militärischen Anwärter, die anderer Meinung als er sind, werden in den verletzendsten Ausdrücken abgethan. Wenn daher diese neuesten Werke nur das sein wollten, was ihr Name sagt, „Schlachtdichtungen", wäre nichts dagegen zu sagen, aber Bleibtreu erhebt selbst den Anspruch, daß „die gesammte Darstellung dieser Dichtung" „nur Wahrheit" enthalten soll. Jede andere Auffassung wird sofort abgethan. Eine Aeußerung des recht maßvoll und objektiv urtheilenden Generals v. Boguslawski über 1815 wird als „neupreußischer Größenwahn", der sich „zu Aberwitz versteigt" bezeichnet. Von seiner Schlachtdichtung „Alpern" sagt Bleibtreu selbst: „Frankreich besitzt außer dem unbeachteten Thiers nicht eine einzige wissenschaftliche Gesammt-Kriegsgeschichte des Empire, die auch nur im Entferntesten mit unserer Ergründung sich vergleichen ließe." Eine maßvolle kritische Auseinandersetzung ist daher bei solcher Auffassung mit ihm von vornherein ausgeschlossen. Das ist bedauerlich, denn es ist auch hier vieles Treffende und Richtige vorhanden, das aber oft geradezu von Uebertriebenem erdrückt wird, auch ist die üppig wuchernde Memoirenlitteratur der Napoleonischen Zeit, die für Bleibtreu augenscheinlich eine wesentliche Grundlage seiner Schlachtdichtungen geliefert hat, doch nur mit scharfer Kritik zu benutzen. Sonst geht es einem wie jüngst einem bekannten Militärschriftsteller, der auf einige Angaben eines solchen Memoirenwerkes aus der Schlacht bei Austerlitz taktische Folgerungen baute. Sehr bald wurden die Angaben als falsch nachgewiesen, und damit stürzten auch die Folgerungen.

J.

Grabbe's Werke. In 4 Bänden, herausgegeben von Eduard Grisebach. Berlin 1902. B. Behr's Verlag.

Grabbe ist immer höchst geschmacklos gewesen; den Mangel an Kultur und an Gehalt hat er nie überwunden: der Schlangenrath, Vernunft und Wissenschaft zu verachten, hat seine Kunst nicht nur beeinträchtigt, sondern meiner Empfindung nach sogar vielfach vernichtet: die Werke dieses Geschmacklosen sind nun von höchst geschmackvoller Hand herausgegeben worden. Nicht nur daß Grisebach sich immer und überall um die richtige Lesart mit Erfolg bemüht hat, daß es ihm gelungen ist, verhältnißmäßig viel bisher Unbekanntes aber doch nur in wissenschaftlichen Zeitschriften Mitgetheiltes an den Tag zu ziehen und einzugliedern, er hat es auch verstanden, dem philologischen Bedürfniß zu genügen, ohne den Text durch die beliebten Hieroglyphen zu verunstalten, die dem, der die Seiten ihres Inhalts wegen wendet, die Lektüre zu einer Folterqual machen. Die richtige Mitte da zu finden, wie Grisebach es gethan, ist kein Kleines. Seine textkritischen Anhänge sind ein Muster an Klarheit, Knappheit und Uebersichtlichkeit. Jede Anordnung des Herausgebers kennzeichnet Sorgfalt und Geschmack. Man liest die Biographie, die Grisebach der Ausgabe beigegeben, und man wird gewahr, mit wie viel Liebe er seinen unglücklichen Helden erfaßt. Mit zu viel Liebe, müßte man sagen, wäre diese Biographie als selbständiges Werk gedacht. So aber tritt sie in den Rahmen dieser Gesammtausgabe ein, die eben dieser hingebenden Zuneigung ihr Dasein verdankt. Man soll auch nicht fragen, ob eine so sorgfältig hergestellte Ausgabe bei einem Dichter wie Grabbe nothwendig gewesen sei: wo immer etwas Gutes zu Stande kommt, besteht es jedenfalls zu recht. Behauptet Grisebach aber, daß die allgemeine Werthschätzung Grabbe's im Wachsen begriffen sei, so beruht solcher Anschein wohl nur darauf, daß die exzentrischen Gestalten der Litteratur bei Liebhabern und „Sammlern" immer regeres Interesse finden als schlichte, positivfördernde Geister. Sehr richtig hat R. M. Meyer in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, daß in Grabbe's Dramen die moderne Gestaltung der Volksscenen vorgebildet sei; im übrigen aber hat Julian Schmidt wohl das absichtsvolle Wort über den Sturm- und Drang-Epigonen gesprochen: „Die Schwäche fühlt sich als Stärke, das ist der Grundzug des modernen Titanismus."

E. H.

Herr Rechtsanwalt Rosenstock macht uns darauf aufmerksam, daß der Bezirksausschuß die Aufführung des Heyse'schen Dramas Maria von Magdala freigegeben hatte; die Abweisung der Freigabe war in einem früheren Stadium der Angelegenheit seitens des Bezirksausschusses wegen Fristversäumniß erfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 20. Berlin, den 14. Februar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107 108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Die agrarischen Jakobiner. Von Theodor Barth.

Parlamentsbriefe XIV. Von Proteus.

Mutterschaftsversicherung. Von Alice Salomon.

Ein neues landwirthschaftlicher Großbetrieb. Von Hugo Michaelis.

Heimathsrecht der Prinzessin Luise von Toskana. Von Wilhelm Cahn.

Der Schlußband von Stägemann's Briefwechsel. Von Professor Alfred Stern (Zürich).

Freiherr von Haammerstein und die dramatische Litteratur. Von O. E. Scaadi.

Das Ende des papierenen Zeitalters. Von Sigmar Mehring.

Der Advokat in der deutschen Litteratur. Von A. Bettelheim (Wien).

Meine Weihnachtserzählung. Eine Skizze. Von Maxim Gorki.

Bücherbesprechungen:

Richard Thayer Holbrook: Dante and the Animal Kingdom. Bespr. von Prof. E. P. Evans (München).

Weißenhoff: Ein Uebermensch Bespr. von Wilh. Bolin.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Es gilt als sicher, daß die Wahlen zum Reichstage um die Mitte Juni dieses Jahres stattfinden werden. Die Zeit bis dahin ist kurz, und es ist vorauszusehen, daß nunmehr die Parteien mit den ersten Wahlvorbereitungen unmittelbar beginnen werden.

Der Bund der Landwirthe kann seine diesmalige Generalversammlung als eine solche Vorbereitung für die Wahlen betrachten und die Konservativen auch.

Diese Generalversammlung war aus einem Grunde interessant. Daß man die Regierung schlecht behandeln würde, war vorauszusehen; das hat die Regierung ihrer schwächlichen Haltung wegen gegenüber dem Junkerthum verdient. Aber wie würde sich der Bund zu jenen Konservativen stellen, die noch eine gewisse Selbständigkeit neben dem Bunde zu behaupten wünschen, das war die Frage. Die Antwort ist sehr deutlich. Die Bundesversammlung nahm auf die Auseinandersetzungen des Herrn von Kröcher, der für mildernde Umstände zu Gunsten der selbständigen Konservativen plädirte, gar keine Rücksicht, und die Versammlung stellte sich auf den Standpunkt, daß von der bekannten, scharfen, öffentlichen Absage des Bundes an die Konservativen nichts, nder auch gar nichts zurückgenommen werden dürfe.

Dieses Verhalten der Versammlung hat den konservativen Abg. von Roon veranlaßt, in der „Kreuzzeitung" öffentlich zu erklären, daß er unter sothanen Umständen nicht ferner dem Bunde der Landwirthe angehören könne und daher seinen Austritt erkläre. Und während Herr von Roon nicht mehr dem Bunde angehören will, der solcher Gestalt mit den Konservativen verfährt, und während Herr von Roon das in einem Briefe an die „Kreuzzeitung" sagt, verkündet dieselbe „Kreuzzeitung" in einem Leitartikel das Folgende:

„Es kann von vornherein mit Anerkennung festgestellt werden, daß der Bundesvorstand sich bemüht hat, auf einen versöhnlichen Ausgang der Verhandlungen hinzuwirken."

Die „Kreuzzeitung" ist also voller Lob für den Bund, der die selbständigen Konservativen so schroff behandelt, daß der selbstbewußte Herr von Roon das Weite sucht.

Es ist eingetreten, was erwartet werden konnte. Konservative gibt es wohl noch in Preußen; eine konservative Partei gibt es nicht mehr; aber es gibt eine demagogische Vertretung des Großgrunddesitzerthums und in diese ist die konservative Partei aufgegangen. Höhere Einnahmen über alles; zu diesem Grundsatz bekennt sich die erdrückende Masse jener, die sich zu den Stützen von Thron und Altar rechnen. Charity begins at home; und mit dem Stützen beginnt man auch am besten bei sich selbst.

Beachtenswerth ist es auch, wie es den Nationalliberalen auf der Bundesversammlung ergangen ist, und auch ihre Behandlung kontrasiguirt die „Kreuzzeitung"; sie schreibt:

„Es trat ganz unzweideutig die allgemeine Abneigung gegen die Nationalliberalen in die Erscheinung. Von einem Zusammengehen mit ihnen wollte eigentlich niemand etwas wissen — im Grunde genommen kann man das den Landwirthen nicht verdenken."

Herr Bassermann, Herr Pansche, Herr Sattler werden gleichfalls behandelt wie sie es verdienen; von ihren Freunden auf der Rechten, mit denen gemeinsam sie die Redefreiheit der Opposition im Reichstag erstickten, mit „allgemeiner Ab-

Digitized by Google

neigung", und von ihren Gegnern auf der Linken mit derselben allgemeinen Abneigung; es ist der Gipfel der politischen Genialität, solches Ergebniß zu zeitigen.

In Schleswig-Eckernförde hat der Kandidat der freisinnigen Volkspartei, Spethmann, mit 7383 Stimmen über den Sozialdemokraten, der 5277 Stimmen erhielt, gesiegt.

Die Zahlen verlangen eine Anmerkung. Von den mehr als 6000 bündlerischen und nationalliberalen Stimmen, die in der Hauptwahl abgegeben wurden, sind allerhöchstens 2000 bei der Stichwahl dem freisinnigen Kandidaten zugefallen. Gegen 4000 „nationale und staatserhaltende" Männer sind, soweit sie nicht direkt für den Sozialdemokraten gestimmt hatten, zu Hause geblieben und hielten es der Mühe nicht werth, dos Ihre zu thun, um die Wahl des „Umstürzlers" zu verhindern. Handelt es sich hingegen darum, daß die Stimmen der freisinnigen Linken gegen einen Sozialdemokraten und für einen Konservativen gewonnen werden sollen, dann proklamiren es eben jene Wähler, die nicht die Finger rühren, um die Wahl eines Sozialdemokraten abzuwenden, als heiligste Pflicht, daß zur Aufrechterhaltung der Gesellschaftsordnung und der Monarchie alle Parteien gegen die Sozialdemokratie zusammenhalten müßten, daß jeder Ehrenmann mit den Ordnungsparteien gegen den Umsturz zu marschiren habe.

Vielleicht lernt der liberale Philister endlich von den Konservativen und „Ordnungsparteien" wie man Politik treiben muß. Mit Redensarten, wenn sie Vortheil bringen, deklamirt die Rechte freilich über den Zusammenschluß der Ordnungsparteien; aber wenn es zum Handeln kommt, so agirt sie nach dem Grundsatz: Wer ist das kleinere Uebel? Und sie sagt sich, ob Sozialdemokratie oder Freisinn, das Uebel ist für uns gleich groß, denn der Zukunftsstaat und die Republik stehen nicht in Frage, und gegen die Reaktion auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete sind beide. Hoffentlich wählt der Philister demnächst auf Grund desselben Vordersatzes seinen Standpunkt. Da es auf Zukunftsstaat und Republik heute nicht ankommt, und da der Sozialdemokrat ein Kämpfer gegen die Reaktion ist, so ist er gegenüber dem Konservotiven ebenfalls das bei weitem kleinere Uebel.

Die Kronprinzessin von Sachsen ist von ihrem Mann gerichtlich geschieden; und sie wurde als der schuldige Theil erklärt. Das eine wie das andere war vorauszusehen; und es läßt sich auch mit ziemlicher Sicherheit prophezeien, daß die geschiedene Kronprinzessin sich nicht als die starke Frau erweisen wird, um die Konsequenzen ihres Schrittes aufrecht zu ertragen. Laune, Temperament, Phantastik haben bei dem Verhalten der Kronprinzessin sicher eine größere Rolle gespielt, als tiefe und ernste innere Bedürfnisse. Mag das Leben am sächsischen Hofe für eine lebensvolle Frau gewiß unerträglich sein, das Recht seine Kinder zu verlassen, erhält man auf solche Voraussetzungen hin noch nicht.

Die Vorstände der deutschen Börsen haben in Berlin getagt, und sie haben treffliche Resolutionen gegen die Börsengesetzgebung angenommen. Die Regierung aber wird diese wohlmotivirten Beschlüsse in ein verschwiegenes Schubfach legen, und die nächste Gelegenheit werden jene Minister, die in der Börsenversammlung nicht gesprochen haben, benutzen, um auf einer Versammlung von Agrariern zu erklären, daß der deutschen Landwirthschaft — geholfen werden müsse.

Herr Peters unseligen Andenkens soll von einer Cliane Kolonialpolitiker wiederum in den überseeischen Reichsdienst zurückgeführt werden. Eines steht fest; die Linke des Parlamentes würde gegenüber der Kolonialpolitik des Reiches zu ihrem früheren Mißtrauen unmittelbar zurückkehren, wenn für Elemente, wie Herr Peters, wiederum in unseren Kolonien Platz wäre. Peters gehört zu den widerwärtigsten Typen der deutschen Kolonialpolitiker. Ein Mann, der darum sich groß fühlt, weil er bei seinem mangelnden Gewissen, gestützt auf die materiellen Mittel, die ihm die Zivilisation zur Verfügung stellt, ein barbarisches Herrenrecht über elende Schwarze mit Hochgefühl auszuüben vermochte. Nietzsche liest sich wohl ganz amüsant, aber der Ansicht sind wir nicht, daß unsere Kolonien dazu da sind, um als Feld für praktische Nietzsche-Experimente zu dienen.

Mit Venezuela scheinen Deutschland, England und Italien nunmehr ins Reine zu kommen; sehr gut und je eher umso besser. Hoffentlich verschleppt nicht abermals ein Zwischenfall die Lösung.

Aus Rumänien kommt die Nachricht, daß man dort auf das eifrigste bemüht ist, sich durch Verbesserung der Bewaffnung auf kriegerische Ereignisse vorzubereiten; für die rumänischen Finanzen gibt das schlechte Aussichten. In Bulgarien droht man mit der Mobilisirung, wenn die Türkei noch ferner Truppen zusammenzieht; und überdies verlautet, daß bulgarische Banden erneut in Mazedonien einfallen. Serbien soll sich gleichfalls vorbereiten, und englische Blätter melden, daß Oesterreich und Rußland in aller Stille rüsten. Das sieht so aus, als würde allseitig mit der Möglichkeit gerechnet, daß in diesem Frühjahr der Tanz auf der Balkanhalbinsel wieder einmal von neuem beginnt. Das deutsche Reich kann solcher Entwicklung zunächst in Ruhe zusehen, und von der deutschen Bevölkerung jener Theil, der sich nicht zu tief wirthschaftlich in den interessanten Donauländern engagirt hat.

* * *

Die agrarischen Jakobiner.

Wenn man den Grafen Bülow heute einmal auf Herz und Nieren prüfen könnte, ob er mehr Sympathie für die Sozialdemokratie oder für den Bund der Landwirthe empfindet, so zweifle ich nicht daran, daß er alle beide Quälgeister zum Teufel wünscht, daß aber, wenn er zwischen beiden zu wählen hätte, er in erster Linie beantragen würde, ihn vom Bunde der Landwirthe zu erlösen. Und wie dem Grafen Bülow, so geht es wahrscheinlich auch dem Grafen Posadowsky, vielleicht sogar dem durch und durch agrarischen Landwirthschaftsminister Herrn von Podbielski. Auch er hat ja bereits erklärt, daß das Tischtuch zwischen ihm und dem Bunde der Londwirthe zerschnitten sei. In den Reihen der regierungstreuen Konservativen, die nicht unmittelbar an der Regierung betheiligt sind, tritt ebenfalls die Ueberzeugung immer stärker hervor, daß man sich in dem Bunde der Landwirthe eine Ruthe gebunden hat, mit der man jetzt selbst gestrichen wird. Die man rief, die Geister, wird man jetzt nicht los.

Sogar Herr von Kröcher, der Fasanenkröcher, der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, der am vorigen Montag das Präsidium im Parlamentsgebäude an der Prinz Albrechtstraße abgegeben hatte, um im Zirkus Busch als Diskussionsredner aufzutreten, mußte die Erfahrung machen, daß selbst ein so waschechter Agrarier vor den Augen der agrarischen Jakobiner keine Gnade mehr findet, seitdem er es gewagt hat, im Reichstage den Anweisungen der Führer des Bundes der Londwirthe entgegenzuhandeln. Mit all seiner Bonhommie, selbst mit plattdeutschen Wendungen vermochte sein auf mildernde Umstände gerichtetes Plaidoyer keinen Eindruck zu machen. Die Hahn und Liebermann von Sonnenberg und Reventlow behandeln den konservativen Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhouses sehr von oben her. Sie sind sich bewußt,

Digitized by Google

daß sie die gewaltige Agitationsmaschine des Bundes der Landwirthe dirigiren, und daß ihren demagogischen Hilfsmitteln gegenüber die Organisationen der beiden konservativen Parteien bei den Wahlen wenig bedeuten. Ohne das Placet der Leitung des Bundes der Landwirthe hat heute jeder konservative Kandidat bei den Reichstagswahlen einen schweren, in den bei weitem meisten Wahlkreisen sogar völlig aussichtslosen Stand. Auch viele nationalliberale Kandidaten müssen bei dem Bunde der Landwirthe um gutes Wetter bitten, wenn sie gewählt sein wollen.

Den konservativen Agrariern war der Bund der Landwirthe ursprünglich sehr erwünscht. Es ist in der Politik zeitweilig immer angenehm, einen Jakobiner neben sich zu haben, der die radikaleren Forderungen vertritt. An den Forderungen des Bundes der Landwirthe gemessen, erschienen selbst die unverschämtesten Forderungen der gemäßigteren Agrarier noch als bescheiden. Aber bald wurde die Demagogie des Bundes zunächst der Regierung und dann auch den Regierungsparteien höchst unbequem. Die Jakobiner wollten nicht mehr bloß Hilfstruppen sein, sondern bemächtigten sich immer weiter der Herrschaft. Die ganze politische Agitation des Agrarierthums ging nach und nach in ihre Hände über, und jetzt treten sie mit einem geradezu beleidigenden Selbstbewußtsein den konservativen Parteien gegenüber.

Die politische Methode des Bundes der Landwirthe ist die alte terroristische Methode der Jakobiner. Die Einschüchterung erfolgt systematisch. Sie beschränkt sich nicht auf das politische Gebiet, sie wird auch auf das wirthschaftliche und selbst auf das gesellschaftliche Gebiet übertragen. Wie wirksam dieselbe unter Umständen ist, hat der Selbstmord des Landraths von Willich deutlich genug gezeigt. Vor allem aber richtet sich der Terrorismus des Bundes gegen die Regierung, gegen jede Regierung, und auch gegen die Krone. Da es keine Regierung jemals dem Bunde rechtmachen wird, so hören die Vorwürfe gegen die Regierung niemals auf. Jedes agrarische Zugeständniß wird als ungenügend bezeichnet und als elende Abschlagszahlung mit Hohn behandelt. Kein Minister findet auf die Dauer Gnade vor den Augen des Bundes der Landwirthe, nur der verstorbene Fürst Bismarck, der lediglich als Privatmann, aber nicht als Reichskanzler dem Bund der Landwirthe gegenübergestanden hat. Der Träger der Krone wird mit Loyalitätsversicherungen überschüttet, aber es wird immer wieder in drohendem Tone hinzugefügt, daß man nicht für die Aufrechterhaltung der monarchischen Gefühle einstehen könne, wenn die Forderungen des Bundes der Landwirthe nicht erfüllt würden.

So ähnlich machten es die Jakobiner der französischen Revolution auch. Ihre Liebe zur Republik und zur Freiheit war genau so unbegrenzt wie die Liebe des Bundes der Landwirthe zur Monarchie. Aber wehe, wenn die Republik nicht nach jakobinischen Rezepten verfuhr! Dann erklärte man die Freiheit ebenso in Gefahr, wie der Bund der Landwirthe heute die monarchischen Institutionen als gefährdet bezeichnet. Und um die Freiheit zu retten, wurde die Freiheit erdrosselt.

Die Entwicklung der agrarischen Bewegung ist sehr lehrreich. Ein Mann wie der Graf Caprivi hat die außerordentliche Gefahr dieser demagogischen Bewegung von vornherein deutlich erkannt. Sie ist heute eine große öffentliche Gefahr geworden. Wer weiß, ob nicht schließlich Krone und Regierung noch bei der Linken mit Einschluß der Sozialdemokratie nach Deckung gegen die Agrardemagogie ebenso wird suchen müssen, wie die französische Staatsregierung unter Waldeck-Rousseau bei der Sozialdemokratie gegen die Demagogie der Nationalisten Deckung suchte und fand.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Im Reichstage stand das Reichsamt des Innern, im preußischen Abgeordnetenhause das Ministerium des Innern zur parlamentarischen Kritik. Gegenüber dem preußischen Minister von Hammerstein erschien der Staatssekretär Graf Posadowsky beinahe als ein liberaler Staatsmann. Jedenfalls kann man dem Grafen Posadowsky ein warmes Interesse für sozialpolitische Reformen nicht absprechen. Außerdem hat er auf sozialpolitischem Gebiete allmählich große Erfahrungen gesammelt und manche Vorurtheile abgelegt, während in Preußen der Geist des Herrn von Puttkamer herrschend geblieben ist.

Die letzte Session vor einer Reichstagswahl pflegt arm an gesetzgeberischen Resultaten und reich an gesetzgeberischen Wünschen zu sein. Die Parteien wollen den Wählern noch rechtzeitig ihr gutes Herz zeigen. Das Centrum, das durch seine Fürsorge für die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse sich sozialpolitisch so gründlich kompromittirt hat, treibt gegenwärtig am krampfhaftesten Popularitätshascherei und ist bereits dahin gelangt, einen Antrag auf Einführung einer regelmäßigen Maximalarbeitszeit von zehn Stunden — natürlich auch hier wieder die Landwirthschaft ausgenommen — zu stellen. Es ist charakteristisch für die Oberflächlichkeit der ganzen Centrumssozialpolitik, daß es mit einer derartigen ungenügend vorbereiteten, ersichtlich nur den Charakter der sozialpolitischen Phrase tragenden Resolution sein zollpolitisch belastetes Gewissen zu salviren versucht. Die Frage einer gesetzlich einzuführenden Maximalarbeitszeit verlangt doch eine etwas tiefere Begründung. Eine schablonenhafte Lösung ohne Differenzirung der einzelnen Gewerbe ist gerade bei dieser schwierigen Materie am allerwenigsten am Platze. Viel wichtiger, als gesetzgeberisch für die Maximalarbeitszeit eine Grenze zu bestimmen und daneben Ueberstunden zuzulassen, ist es, eine Minimalgrenze der Ruhepausen festzusetzen.

Im preußischen Abgeordnetenhause stand die Theaterzensur wieder einmal zur Debatte. Die jüngsten Leistungen der Berliner Theaterzensur, insbesondere das Verbot von Heyse's „Maria von Magdala" und das Verbot des historischen Schwanks von Max Dreyer „Das Thal des Lebens" wurden lebhaft kritisirt. Der Minister vertheidigte beide Verbote, das Verbot des Schwanks mit der Bemerkung, daß es sich in diesem Schwanke darum handele, „daß vor etwa 150 oder 100 Jahren in einem Zweige unseres preußischen Königshauses künstlich versucht ist, eine Nachfolge auf ungesetzlichem, unlauterem, unsittlichem Wege zu erzielen" — so heißt es wörtlich im stenographischen Bericht, und dann weiter: „Meine Herren! Daß das nicht hineingebracht werden soll und nicht hineingebracht werden darf, das ist meines Erachtens in einem monarchischen Staate ganz selbstverständlich." Diese Weisheit wurde seitens der Rechten mit lebhaftem „Sehr richtig!" begrüßt. Ich habe immer geglaubt, daß die monarchischen Institutionen bei uns stärker fundamentirt seien, als daß sie durch einen ausgelassenen Schwank in Erschütterung gerathen könnten. Schiller kann von Glück sagen, daß sein Drama „Kabale und Liebe" nicht im zwanzigsten Jahrhundert erschienen ist.

Das Verbot der „Maria von Magdala" fand in dem Herrn Minister ebenfalls einen beredten Fürsprecher. Das christliche Empfinden wird durch dies Stück angeblich verletzt. Die öffentliche Darstellung auf dem Theater war deshalb nach Meinung des Herrn Ministers „absolut unzulässig". Bei der Aufführung des Stücks in Bremen hat sich allerdings niemand gefunden, dessen christliches Empfinden verletzt wäre. Aber das christliche Empfinden in Preußen scheint sensitiver zu sein. Solchen Censurvorgängen gegenüber kann es nur eine verständige Lösung geben: Fort mit der ganzen Präventivcensur!

Das „christliche Empfinden" in der preußischen Verwaltung hat nicht verhindert, daß der Versuch gemacht ist,

Digitized by Google

einen in der Expedition des sozialdemokratischen „Vorwärts“ Angestellten seitens eines Beamten der politischen Polizei zu bestechen, damit er pflichtwidrig seine Brotgeber verrathe. Der Versuch ist mißglückt, und der „Vorwärts“ hat die Bosheit gehabt, die zu der Bestechung verwandten 60 M. in einer öffentlichen Aufforderung dem bestechenden Beamten wieder zur Verfügung zu stellen. Die Abholung ist aber bisher nicht erfolgt. Der Fall wurde freisinnigerseits im Abgeordnetenhause vorgebracht. Zwei Anfragen gegenüber stellte sich der Herr Minister taub. Erst bei der dritten energischen Anfrage gelang es, ihn zum Sprechen zu bringen. Aber er erklärte nur, daß er nichts erklären wolle. Deutlicher konnte nicht dargethan werden, daß die Mittheilung im wesentlichen zutreffend ist.

Der freisinnigerseits gemachte Vorstoß auf Neueintheilung der Wahlkreise hat weder im Reichstage noch im Abgeordnetenhause zur Annahme der betreffenden Anträge geführt. Im Reichstage sind für diese klare Forderung der Gerechtigkeit nur die freisinnigen Parteien und die Sozialdemokraten eingetreten, im Abgeordnetenhause außer den Freisinnigen noch die Nationalliberalen. Für den freisinnigen Antrag auf geheime Stimmabgabe bei den preußischen Wahlen trat im Abgeordnetenhause das Centrum, aber nicht die nationalliberale Partei ein. Alle diese Anträge werden Jahr für Jahr wiederkehren. Das Schicksal des Antrages Barth-Rickert auf Sicherung des Wahlgeheimnisses zeigt, daß ein steter Tropfen schließlich auch in Deutschland den Stein höhlt.

Proteus

Mutterschaftsversicherung.

Der Ausbau der sozialen Gesetzgebung hat hinter den politischen Wirren und Kämpfen des letzten Jahres zurücktreten müssen. Nun fordern auch diese Aufgaben wieder ihr Recht.

Die seit zwei Jahren in Aussicht gestellte Novelle zum Krankenversicherungsgesetz ist dem Bundesrath in einem Entwurf soeben zugegangen. Es erscheint wahrscheinlich, daß der Reichstag diese langersehnte Reform noch in dieser Session zum Abschluß bringen wird.

Der Entwurf soll unter anderm eine Bestimmung enthalten, die die Unterstützungsdauer für Wöchnerinnen auf sechs Wochen (gegen die bisherige obligatorische vierwöchentliche) verlängert. Damit würde die — namentlich in Frauenkreisen lebhaft erörterte Forderung nach einer Versicherung der arbeitenden Frauen für die Zeiten der Mutterschaft wenigstens um einen kleinen Schritt ihrer Erfüllung näher gebracht.

Der Schutz von Leben und Gesundheit der arbeitenden Frau hat in den letzten Jahren zweimal amtliche Enquêten veranlaßt. Das eine Mal galt es, festzustellen, ob ein Ausschluß der verheiratheten Frauen aus den Fabriken wünschenswerth und nothwendig sei, um die kommende Generation vor Verelendung und gesundheitlichem Ruin zu bewahren. Die zweite Enquête beschäftigt sich mit der Herabsetzung der Arbeitszeit der Frauen, auch mit der Einschränkung der Arbeit von Wöchnerinnen.

Soweit amtliche Organe — namentlich die Fabrikaufsichtsbeamten — zu den Fragen Stellung genommen haben, wird die Nothwendigkeit eines besseren Schutzes der Wöchnerinnen — vielfach auch der Schwangeren — ganz übereinstimmend betont. Der durch § 137 der Reichsgewerbe-Ordnung angeordnete vierwöchentliche Ausschluß der Wöchnerinnen von der Fabrikarbeit, dem eine Unterstützungspflicht der Ortskrankenkassen (§§ 20 und 21 des Krankenversicherungsgesetzes) zur Seite steht, wird allgemein als unzureichend bezeichnet. Die zu früh wieder aufgenommene Arbeit schädigt den weiblichen Organismus; gibt Veranlassung zu schweren Erkrankungen der Arbeiterinnen; macht diese für die Zukunft untauglich, gesunde Kinder zur Welt zu bringen und hindert sie, dem neugeborenen Kinde gegenüber auch nur während der ersten, gefährlichsten Lebensperiode ihre Mutterpflichten zu erfüllen.

Dieser Raubbau an Menschenkraft, an Volksgesundheit hat zu der Forderung nach einer besseren Versorgung der arbeitenden Mütter, nach einer Mutterschaftsversicherung geführt. Daß eine öffentliche Fürsorge auf diesem Gebiet nothwendig ist, deutet die deutsche Gewerbeordnung und das Krankenversicherungsgesetz schon an. Ob und wie weit diese Fürsorge im Rahmen der Krankenkassen ausgeübt werden kann, wird bei der Novelle zum Krankenversicherungsgesetz zweckmäßig zu erörtern sein.

Der Gedanke einer gesonderten Mutterschaftsversicherung ist in Ländern entstanden, die entweder überhaupt kein Beschäftigungsverbot für Wöchnerinnen kennen (Frankreich), oder die dem Beschäftigungsverbot keinen Ersatz für den ausfallenden Lohn zur Seite stellen (England, Belgien). Deutschland hat zuerst die nothwendige Konsequenz aus dem staatlichen Schutz der Wöchnerin gezogen und dieser für die Zeit der gesetzlich erzwungenen Arbeitseinstellung eine Unterhaltsmöglichkeit durch das Krankenversicherungsgesetz gesichert. Die Wünsche nach einer besseren Fürsorge für die Frauen während der Zeiten der Mutterschaft — diese im engeren Sinne genommen — knüpfen daher mit Recht an die Bestrebungen zum Ausbau der Krankenversicherung an.

Das Wünschenswerthe wird aber mit dem zunächst Erreichbaren auf diesem Gebiet nur schwer in Einklang zu bringen sein. Wer die sorgfältigste und aufmerksamste Pflege bedenkt; die Schonung und Wartung, die in bürgerlichen Kreisen auf dringendes Verlangen von Aerzten der Wöchnerin — vielfach auch der werdenden Mutter — zu Theil wird, der wird es nicht billigen können, daß andere Frauen — selbst eine abgehärtete und kräftigere Konstitution vorausgesetzt — bis zum Tag, selbst bis zur Stunde ihrer Niederkunft bei der Fabrikarbeit fortgesetzten, schweren Anstrengungen, Erschütterungen und dergleichen ausgesetzt sind; daß sie vier Wochen später wieder den noch geschwächten Körper allen Strapazen dieser Beschäftigung aussetzen.

Die Forderungen der Aerzte sind denn naturgemäß diesen Zuständen gegenüber zum Theil sehr weitgehende. „Von Rechts- und Gesundheitswegen“ — so sagt Dr. Zadek — „sollte die gewerbliche Arbeit schwangerer ebenso wie säugender Frauen, also durch volle anderthalb Jahre hindurch, überhaupt ganz unterbleiben.“ Dr. med. Agnes Blubm fordert vor der Entbindung einen Schutz für 4 bis 6 Wochen; nachher eine sechswöchentliche Ruhezeit. Das würde etwa der Einrichtung entsprechen, die Dollfuß in seinen Mülhausener Fabriken getroffen hat. Dort ist den Arbeiterinnen für im ganzen 12 Wochen vor und nach der Niederkunft die Arbeit unter Fortzahlung des vollen Gehalts untersagt. Der Erfolg der Einführung dieser Maßregel zeigte sich in einem Herabgehen der Säuglingssterblichkeit von 39 auf 25 Prozent.

So viel man sich auch von einer staatlichen Verallgemeinerung dieses weitgehenden Schutzes versprechen kann, so ist doch ein solcher zunächst nicht zu erwarten. Das schweizerische Gesetz hat eine achtwöchentliche Arbeitspause der Frauen zur Zeit ihrer Niederkunft vorgesehen, wovon zwei Wochen eventuell auf die Zeit vor deren voraussichtlichen Termin fallen sollen. Eine derartige Bestimmung dürfte auch in Deutschland am Platze sein: sie wird selbst von Arbeitgebern vielfach gewünscht. So gibt beispielsweise der letzte Bericht der sächsischen Gewerbeaufsichtsbeamten folgende Aeußerungen eines Fabrikbesitzers wieder:

„Er habe in seinem eigenen Betriebe vor einiger Zeit erleben müssen, daß eine Arbeiterin in Folge eines an sich nicht schweren Unfalles in der Fabrik entbunden worden sei, was für ihn, die gesammte Arbeiterschaft und selbstverständlich auch die Gebärende sehr peinlich gewesen sei. Er bitte dieser Angelegenheit Aufmerksamkeit zu schenken und an der Hand gesetzlicher Bestimmungen den Arbeitgebern Gelegenheit zu geben, schwangere Arbeiterinnen rechtzeitig von der Arbeit auszuschließen

Digitized by Google

Das läge im Interesse der Arbeiterinnen sowohl wie in dem der Arbeitgeber, und sei auch eine im Sinne guter Sitte zu fordernde Maßnahme."

Diese Forderung, die mit vollem Recht und thatsächlich im allseitigen Interesse erhoben wird, bedürfte aber der Ergänzung. Wenn die Arbeiterin sonst sechs, hoffentlich sogar acht Wochen nicht arbeiten soll, so müßte der Ersatz, den die Krankenkasse ihr für den ausfallenden Lohn zahlt, ein vollständigerer sein als bisher. Die Hälfte der ortsüblichen Tagelohns, die für die Krankenunterstützungen festgelegt worden ist, um Simulanten abzuschrecken, kann für die Wöchnerin schwerlich ausreichen, die in solcher Zeit doppelte Ausgaben zu decken hat. Auch entbehrt diese Normirung hier jeder Berechtigung, da die Gefahr des Simulirens ganz ausgeschlossen ist!

Allerdings würden die Kosten der Wöchnerinnenunterstützungen in doppelter Weise in die Höhe schnellen, wenn die Dauer der Unterstützungspflicht ausgedehnt, und der volle Tagesverdienst an Stelle des halben die Höhe der Unterstützungen bestimmen soll. Solche Lasten dürften die Krankenkassen auf Grund ihrer bisherigen Organisation allerdings kaum zu tragen im Stande sein; und ein Zuschuß von Gemeinde oder Staat wäre für diesen Zweck nothwendig.

Das würde in der deutschen Versicherungsgesetzgebung kein Novum bedeuten. Gibt doch das Reich den Versicherungsanstalten für jede von ihnen ausgezahlte Invalidenrente einen bestimmten, gar nicht unerheblichen Zuschuß. Bei voller Anerkennung der Pflicht des Reichs, seinen Invaliden einen menschenwürdigen Lebensabend zu ermöglichen, muß die Pflicht und das Interesse des Staates, sich eine gesunde, kraftvolle Bürgerschaft durch Fürsorge für die ins Leben tretenden Kinder zu sichern, dem entschieden gleich gestellt werden.

Das kann und soll geschehen, ohne daß den Eltern die volle Sorge — oder auch nur der Hauptheil — für das junge Kind abgenommen wird. Aber wo deren Schultern zu schwach sind, um diese Fürsorge in dem nothwendigen Umfang zu übernehmen — und das ist in den arbeitenden Klassen zumeist der Fall — da soll der Staat sie in ihrem Bemühen unterstützen. Nicht das sozialistische Ideal voller Sorge des Staates für den werdenden Staatsbürger soll verfolgt werden. Der Staat soll nur, wo sein Interesse an einer gesunden Bürgerschaft bedroht ist, mit seiner großeren Kraft und Macht die Schwachen schützen, wie er es auf andern Gebieten auch thut. Daneben sollen aber die Versicherten selbst — die Mutter — zu den Unkosten beitragen, und die Versicherung soll so bemessen sein, daß sie nicht einer vollen Versorgung der Mutter und des Kindes gleich kommt, sondern daß auch der Vater sein Theil an den Sorgen und Lasten der Familienvergrößerung zu tragen hat. Will man die Mutterschaft schützen, so soll man die Vaterschaft nicht ausschalten! Denn damit würde das Beste, was die Familie sich trotz aller Zerstörungsarbeit gerettet hat, die die wirthschaftlichen Verhältnisse an ihr vollführt haben, die Elternliebe und Elternsorge, bedenklich gefährdet werden.

Wenn Mann und Frau Kinder in die Welt setzen, so sollen sie auch vereint mit ihren vollen Kräften für diese Kinder eintreten, jeder nach seinen besonderen Anlagen und Verhältnissen. Wenn von Frauen der Anspruch erhoben wird, der Staat möge die Sorge oder die pekuniären Lasten der Kindererziehung übernehmen, damit sie — dem Manne gleichberechtigt — den Kampf um ihre wirthschaftliche Selbständigkeit aufnehmen können, so ist dagegen einzuwenden, daß ihre Gleichberechtigung dem Vater ihrer Kinder gegenüber keinen Schaden zu erleiden braucht, wenn der Mann, der Vater die pekuniären Lasten auf seine Schultern für die Zeiten nimmt, in denen der Frau, der Mutter die Natur besondere Lasten auferlegt hat. Sie sollten die Sorgen der Elternschaft theilen, wie auch die Freuden, wie auch die elterlichen Rechte, die sogar vom Gesetz heut noch dem Vater fast allein zuerkannt sind.

Wenn durch eine Einreihung der Mutterschaftsversicherung in die Krankenkassen schließlich auch den Arbeitgebern ein allerdings geringer Beitrag an den Kosten zufällt, trotzdem diese an der Fürsorge für die werdenden Kinder das geringste Interesse haben, so dürfte dieser Prozentsatz der Kosten das Maß dessen nicht überschreiten, was die Unternehmer ohnedies für die Verhütung von Krankheitsunkosten wohl aufwenden können. Schließlich stellt sich eine rationelle Pflege der Wöchnerinnen doch immer als Krankheitsverhütung dar. Was sie daher auf der einen Seite die Kassen kostet, kann sie auf der andern Seite ersparen helfen. Die ungeheuere Entwicklung der Technik hat als Begleiterscheinung eine Reihe von Gefahren für die Volksgesundheit mit sich geführt. Diese Schäden, die vom Fortschritt der Kultur geschaffen sind, müssen von neuen Kulturfortschritten wieder beseitigt werden. Die Versicherungsgesetzgebung zeigt den Weg, der auch die arbeitende Frau wieder zu einer Mutterschaft, die nicht ihre und der Kinder Gesundheit untergräbt, führen kann.

Alice Salomon.

Ein neuer landwirthschaftlicher Großbetrieb.

Der Kartoffelbau, welcher in Preußen unter der Regierung Friedrichs des Großen eingeführt wurde, hat im Laufe der etwa 150 Jahre seines Bestehens solchen Umfang angenommen, daß heute Deutschland im Verhältniß zur Bodenfläche und Kopfzahl die größte Kartoffelproduktion aller Kulturländer aufweist.

Es wurden im Jahre 1900 angebaut: *)

	auf 100 ha Gesammtfläche ha	auf 10 000 Einwohner ha
in Deutschland	5,4	64,3
„ Oesterreich	3,9	44,8
„ Ungarn	1,8	30,6
„ Frankreich	2,9	39,4
„ Großbritannien und Irland	1,6	12,4
„ Rußland	0,7	33,0
„ den Vereinigten Staaten von Amerika	0,1	13,8

Diese außerordentliche Entwicklung hatte jedoch auch ihre Schattenseiten.

Die Anhäufung großer Ernten, für welche ein schneller Absatz nicht vorhanden war, suchte sich schließlich zu einer wahren Kalamität aus. Denn — hier liegt der Kern der Schwierigkeit — Kartoffeln sind keine Dauerwaare, die man beliebig lange aufspeichern kann.

Im Gegensatz zu Körnerfrüchten, welche aus etwa 15 Prozent Wasser und 85 Prozent Trockensubstanz bestehen und daher längere Zeit aufbewahrt werden können, ohne zu verderben, enthält die Kartoffel etwa 75 Prozent Wasser und 25 Prozent Trockensubstanz. In Folge dieses großen Wassergehaltes sind Kartoffeln in hohem Grade dem Verderben ausgesetzt. Es kam daher alles darauf an, neben einer gesteigerten Verwerthung der frischen Knollen eine praktisch brauchbare Methode zu finden, um die Kartoffel in eine Dauerform überzuführen.

In der menschlichen Ernährung spielt die Kartoffel bei uns eine größere Rolle, als in irgend einem anderen Lande. Instinktiv findet der arme und ärmste Theil der Bevölkerung im „Hering und Kartoffel" — dieser äußerst

*) Nach Dr. W. Behrend, „Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Kartoffelbaus".

zweckmäßigen Verbindung von eiweiß-, fett- und stärkehaltigen Substanzen — seine, für die Ernährung physiologisch ausreichende, oftmals fast einzige Nahrungsquelle. Eine wesentliche Steigerung des Kartoffelkonsums für die menschliche Ernährung ist jedoch in Deutschland kaum zu erwarten, da die Bevölkerung nur etwa 1½ Prozent, die Kartoffelproduktion hingegen in den letzten Jahren um etwa 10 Prozent jährlich zugenommen hat.

Nächst der menschlichen Ernährung kommt die Verwendung als Viehfutter in Betracht, und hier ist zweifellos noch eine bedeutende Steigerung möglich. — Ebenso verhält es sich mit dem Konsum für Brennereien. Der Preis des Spiritus für Leucht- und motorische Zwecke konnte im Laufe der Zeit so bedeutend herabgesetzt werden, daß er heute bereits in lebhafte Konkurrenz mit Petroleum tritt, vor dem er gewisse günstige Eigenschaften voraus hat. Noch vor wenigen Jahren hielt man eine solche Konkurrenz in Anbetracht der Thatsache, daß Spiritus ca. 6000 Kalorien, Petroleum dagegen 10—11 000 Kalorien beim Verbrennen ergibt, für ausgeschlossen.

Auch die chemische Technik benutzt in immer steigendem Maße den aus Kartoffeln hergestellten Spiritus als Ausgangsprodukt. Von 122,182 hl im Jahre 1890/91 ist der Konsum an unversteuertem Spiritus in der chemischen Industrie auf 199 734 hl im Jahre 1899/1900 gestiegen.

Ebenso sind die anderen Verwendungsarten für Stärke, Stärkezucker u. s. w. sicher noch weiter ausdehnungsfähig.

Aber trotz dieser bereits vorhandenen oder zu erwartenden Steigerung drängte sich angesichts der jährlich zunehmenden Ueberproduktion immer mehr die Nothwendigkeit auf, eine haltbare Form für die Kartoffel zu finden. — Es war von vornherein klar, daß hierbei nur eine Trocknung in Betracht kommen konnte, d. h. eine möglichste Reduktion des hohen Wassergehalts, um als Resultat größere Haltbarkeit, gesteigerte Transportfähigkeit und damit ein gesteigertes Verwendungsgebiet zu erzielen.

Der Verein der Spiritusfabrikanten in Deutschland regte zuerst im Jahre 1895 ein Preisausschreiben für die Auffindung eines billigen Verfahrens zur Herstellung von Dörrkartoffeln an. Im Verein mit staatlichen Behörden und andern wirthschaftlichen Körperschaften wurde schließlich ein Preis von 30 000 Mark zur Lösung dieser Frage ausgesetzt. Hauptbedingung war dabei, daß die Kosten der Trocknung 20 Pfennig für den Centner frischer Kartoffeln nicht überschreiten dürften. Mit großer Genugthuung kann man das Resultat des Preisausschreibens begrüßen. Drei Firmen haben die Frage der Kartoffeltrocknung gelöst. Es handelt sich bei dieser Lösung nicht etwa um einen gelungenen Laboratoriumsversuch — im Prinzip hat es natürlich niemals Schwierigkeit gemacht, Kartoffeln im Kleinen zu trocknen — sondern um ein bereits im Großbetrieb erprobtes Verfahren. Und das war eine Hauptbedingung, daß nur solche Methoden der Prüfung der Jury unterworfen werden sollten, welche sich bereits längere Zeit im Großbetrieb bewährt hatten.

Bei Gelegenheit der jetzt vom 7. bis 15. Februar stattfindenden Ausstellung für Kartoffelverwerthung im Institut für Gährungsgewerbe zu Berlin hat das Preisgericht seine Entscheidung gefällt. Dort werden auch bereits die Resultate des Preisausschreibens vorgeführt. Bei den prämiirten Trocknungsmethoden kommt das Prinzip der großen Oberfläche zur Anwendung. Eine Firma benutzt z. B. horizontale Transportschnecken, auf welchen die zerkleinerten Kartoffeln lagern und innerhalb eines geschlossenen Behälters in ständiger Bewegung gehalten werden. Mit dem Behälter ist ein Ofen verbunden, dessen Verbrennungsgase zur Trocknung dienen. Um diese Heizgase vollkommen geruchlos zu machen und mitgerissene Kohletheilchen zu verbrennen, werden die Gase zunächst einem glühenden Thonplattengewölbe entgegengeführt. Die hier erreichte Temperatur von etwa 1000° C. wird dann durch Einsaugen von kalter Luft auf etwa 250° C. heruntergedrückt. So gereinigt und temperirt streicht die heiße Luft über die bewegte Oberfläche der Kartoffelschnitzel hinweg, deren Feuchtigkeit mit sich fortführend. Die Trocknung ist in etwa drei Stunden beendet. Als Resultat ergibt sich eine etwa fünffache Erhöhung des Stärkegehaltes, d. h. er steigt von ca. 14 Prozent auf ca. 70 Prozent. — Je nach dem angewandten Heizmaterial belaufen sich die Kosten der Trocknung für 1 Centner frischer Kartoffeln auf 13 bis 16 Pfennig.

Die Frage der Kartoffelverwerthung tritt jetzt also in ein neues Stadium, dessen Einfluß auf den Markt und die Industrie noch gar nicht abzuschätzen ist. Nicht nur, daß Transportfähigkeit Exportfähigkeit zur Folge haben wird, auch für Deutschland selbst, wo die Preise je nach der Gegend sehr variiren, ist in Zukunft die Möglichkeit gegeben, mit der beweglichen Kartoffelkonserve einen schnellen Ausgleich zu schaffen. Die größte Bedeutung wird jedoch die Dörrkartoffel voraussichtlich für Futterzwecke haben, indem sie vom Ausland bezogene Futtermittel — besonders Mais — ersetzen kann. Ferner dürfte sie sich in ihrer Eigenschaft als Dauerwaare für Proviantirung in Friedens- und Kriegszeiten als außerordentlich werthvoll erweisen.

Ein Sinken des Preises unter die Selbstkosten in Folge von Ueberproduktion wird es in Zukunft bei der Kartoffelkultur kaum mehr geben. — Die Trockenanstalten werden das, was nicht sofort unterzubringen ist, aufnehmen, und in marktfähige Dauerwaare verwandeln.

Unter unsern Augen entsteht in diesen Tagen neben den bisherigen landwirthschaftlichen Großbetrieben, der Spiritusbrennerei und der Stärkefabrikation als dritte im Bunde eine neue Industrie: die Kartoffeltrocknung.

Hugo Michaelis.

Heimathsrecht der Prinzessin Luise von Toskana.

Durch die Zeitungen ging vorige Woche die aus dem Dresdener amtlichen Journal übernommene Mittheilung, daß die Königlich sächsische Regierung der Kronprinzessin Luise das Betreten des sächsischen Gebietes untersagt habe.

Die Königlich sächsische Regierung scheint, wenn anders das Verbot in Wirklichkeit erfolgt ist, vergessen zu haben, daß das Königreich Sachsen einen Theil des deutschen Reiches bildet, und daß das Betreten jedes deutschen Gebietes, somit auch des innerhalb der weiß-grünen Grenzpfähle belegenen, durch die Reichsgesetzgebung geregelt ist.

Durch die zu Wien am 21. November 1891 erfolgte Ehe der Luise Antoinette Maria, Erzherzogin von Oesterreich-Toscana mit dem Prinzen Friedrich August von Sachsen ist auf Grund des § 5 des Reichsgesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 die Prinzessin Luise sächsische Staats- und deutsche Reichsangehörige geworden.

Solange die Prinzessin Luise die sächsische Staatsangehörigkeit und hiermit ihre Eigenschaft als Deutsche nicht verloren hat, kann ihr der Aufenthalt in Deutschland nicht untersagt werden.

Ein Verlust der Staatsangehörigkeit kann aber nur unter den im § 13 des erwähnten Reichsgesetzes aufgeführten Bedingungen eintreten. Der § 13 lautet:

„Die Staatsangehörigkeit geht fortan nur verloren:

1. durch Entlassung auf Antrag;
2. durch Ausspruch der Behörde
   (§ 20 Ungehorsam wider das Avokatorium im Falle eines Krieges oder einer Kriegsgefahr,
   § 22 Eintritt in fremde Staatsdienste);
3. durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande;
4. bei unehelichen Kindern durch eine den gesetzlichen Bestimmungen gemäß erfolgte Legitimation, wenn der Vater einem andern Staate angehört als die Mutter;

Digitized by Google

5. bei einer Deutschen durch Verheirathung mit dem Angehörigen eines andern Bundesstaates oder einem Ausländer."

Keine dieser Bestimmungen findet auf die Prinzessin Luise Anwendung; sie konnte mithin auch durch die Ehescheidung ihrer sächsischen Staatsangehörigkeit nicht verlustig gehen.*)

Ist aber der Besitz der sächsischen Staats- und deutschen Reichsangehörigkeit für die Prinzessin Luise unanfechtbar, so ist sie, wie jeder andere Deutsche, in Betreff ihres Aufenthaltes im Reichsgebiet nur dem deutschen Freizügigkeitsgesetz vom 1. November 1867 unterworfen.

Der § 1 dieses Gesetzes lautet:

„Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb des Reiches:

1. an jedem Ort sich aufzuhalten oder niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen im Stande ist;
2. an jedem Orte Grundeigenthum aller Art sich zu erwerben;
3. umherziehend oder an dem Orte des Aufenthalts, bezw. der Niederlassung, Gewerbe aller Art zu betreiben unter den für Einheimische geltenden gesetzlichen Bestimmungen.

In der Ausübung dieser Befugnisse darf der Deutsche, soweit nicht das gegenwärtige Gesetz Ausnahmen zuläßt, weder durch die Obrigkeit seiner Heimath noch durch die Obrigkeit des Ortes, an welchem er sich aufhalten oder niederlassen will, gehindert oder durch lästige Bedingungen beschränkt werden."

In welchen Fällen aber Ausnahmen hinsichtlich der Freizügigkeit des Deutschen gesetzlich sind, darüber gibt uns der § 3 dieses Gesetzes Aufschluß. Derselbe bestimmt:

„§ 3. In soweit bestrafte Personen nach den Landesgesetzen Aufenthaltsbeschränkungen durch die Polizeibehörde unterworfen werden können, behält es dabei sein Bewenden.

Solchen Personen, welche derartigen Aufenthaltsbeschränkungen in einem Bundesstaate unterliegen, oder welche in einem Bundesstaate innerhalb der letzten zwölf Monate wegen wiederholten Bettelns oder wegen wiederholter Landstreicherei bestraft worden sind, kann der Aufenthalt in jedem andern Bundesstaate von der Landespolizeibehörde verweigert werden."

Es bedarf wohl keiner besonderen, eingehenden Erörterung, daß keine der im § 3 vorgesehenen Bestimmungen auf die Prinzessin Luise anwendbar ist.

Das Freizügigkeitsgesetz ist mit dem Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz (§ 7) innigst verbunden, und da nach § 26 dieses letzteren Gesetzes alle diesem Gesetze zuwiderlaufenden Vorschriften aufgehoben worden sind, so kann irgend ein fürstliches Hausgesetz, wie es auch lauten möge, an der Thatsache nichts ändern, daß kraft der vorerwähnten beiden Gesetze das Betreten des ganzen Reichsgebietes und damit auch des Königlich sächsischen Territoriums der Prinzessin Luise weder untersagt noch beschränkt werden darf.

Es ist selbstverständlich, daß die Prinzessin Luise, wenn sie sächsisches Gebiet betritt, denjenigen strafrechtlichen Maßnahmen unterworfen ist, die wegen des ihr zur Last gelegten Vergehens etwa gegen sie getroffen werden könnten.

Wilhelm Cahn.

*) Eine Ehe mit dem Mitschuldigen Giron, wodurch die Prinzessin die Reichsangehörigkeit verlieren würde, ist nicht nur in Deutschland (§ 1312 des Bürg. Gesetzb.), sondern auch in Belgien (c. c. § 298) und in Oesterreich (§ 67 d. a. b. G.) nicht möglich.

Der Schlußband von Stägemann's Briefwechsel.

Schon mehrmals durften die Leser der „Nation" auf die höchst dankenswerthe Veröffentlichung von Briefen und Aktenstücken hingewiesen werden, die der Königsberger Historiker Franz Rühl dem schriftlichen Nachlaß F. A. von Stägemann's entnommen und durch andere werthvolle Funde ergänzt hat (siehe „Nation" XVII. Nr. 22, XVIII. Nr. 21). Nunmehr liegt der Schlußband dieser Publikation vor, und man wird dem Herausgeber nach Vollendung seiner Aufgabe das wohlverdiente Lob nicht vorenthalten.*)

Friedrich August Stägemann galt seinen Zeitgenossen als hervorragender patriotischer Dichter und als einflußreicher Staatsmann. Vom Dichter weiß das heutige Geschlecht so gut wie gar nichts mehr. Es muthet uns sehr sonderbar an, mit Bezug auf seine „Historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" die Prophezeiung Beyme's (III. 416) zu lesen: „Ihren Gedichten ist die Ewigkeit gesichert", oder mit Bezug auf seine „Erinnerungen an Elisabeth" in einem Briefe Eduard Hitzig's (III. 570: „Ich bin überzeugt, daß diese Gedichte zu den unvergänglichen unserer Litteratur gehören werden." Auch Stägemann's Polenlieder, deren russenfreundlicher Ton wie ein greller Mißklang in der politischen Poesie der dreißiger Jahre empfunden wurde, sind vollständig in Vergessenheit gerathen. Kaum daß diese oder jene Litteraturgeschichte der poetischen Leistungen des preußischen Barden mit einem Worte kühler Anerkennung gedenkt. Dagegen Stägemann, der Mitarbeiter Stein's und Hardenberg's, der Leiter der Staatszeitung, der Theilnehmer an wichtigen Arbeiten der Gesetzgebung und Verwaltung Preußens während und nach der Erhebung der Monarchie aus tiefem Fall, dieser vom Pegasus zur Erde herabgestiegene pflichttreue Beamte und sorgsame Beobachter des öffentlichen Lebens nimmt in den Werken, die der politischen Geschichte gewidmet sind, keinen kleinen Raum ein. Auch der letzte Theil seines Briefwechsels zeigt ihn vorzugsweise von dieser Seite.

Hier tritt nun unverkennbar zu Tage, was sich auch bei anderen bedeutenden Persönlichkeiten des preußischen Beamtenthums nach Erlahmen des Aufschwunges der Jahre 1807 bis 1815 verfolgen läßt: Stägemann ward unter dem lastenden Druck einer chronischen Reaktion manchem seiner früheren Ideale untreu. „Er ist schließlich", so lautet ein hartes, aber schwerlich zu hartes Wort des Herausgebers, „allen politisch freiheitlichen Bestrebungen abgestorben." Am deutlichsten wird seine Sinnesänderung durch sein Verhalten gegenüber der preußischen Verfassungsfrage gekennzeichnet. Stägemann's Feder hatte das berühmte Edikt vom 22. Mai 1815 entworfen, das Preußen eine „Repräsentation des Volkes" und eine „Verfassungsurkunde" zusagte. Noch nicht vier Jahre später, am 5. Februar 1819, schrieb er dem Freunde Oelsner nach Paris: „Wir sind noch immer in Erwartung, was der König über unsere Verfassung beschließen möge. Ich für meine Person bin gar nicht neugierig, da ich mich überzeugt habe, daß die Freiheit weit mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung beruhe." Immerhin fügte er damals hinzu: „Aber ich glaube auch, daß nach der dermaligen

*) Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann. Herausgegeben von Franz Rühl. Dritter Band 1. und 2. Theil (am Schluß ein sorgfältiges Personenregister). Leipzig, Duncker u. Humblot 1902, X und 668 S. Von demselben Herausgeber liegt als eine wichtige Ergänzung vor: Briefe von F. A. von Stägemann an Karl Engelbert Oelsner aus den Jahren 1818 und 1819. Berlin, Richard Schröder 1901. (Bausteine zur preußischen Geschichte herausgegeben von Max Blumenthal).

Digitized by Google

Richtung der öffentlichen Meinung eine Regierung ihren Nachbarn gegenüber nur stark sei durch eine Konstitution, und daß zwar nicht die Völker, aber die Fürsten einer Verfassung bedürfen. Ich glaube, man kann dieses Axiom nicht oft genug wiederholen." Auch noch am 25. September 1819, als schon der Sturm der ersten Demagogenverfolgung losgebrochen und die Schmach der Karlsbader Beschlüsse über Deutschland gekommen war, äußerte er denselben Freunde gegenüber: „Ihren Zweifel, ob eine repräsentative Verfassung in einem militärischen Staat zu Stande zu bringen, würde ich doch zu theilen bedenklich sein. Allerdings ist Preußen ein militärischer Staat, insofern es durch seine ganze politische Lage genöthigt ist, stets gerüstet zu sein. Das Schwert ist der Schildhalter unseres Wappens. Aber doch scheint mir hierin kein Hinderniß der repräsentativen Verfassung zu liegen, sobald man nur, wie freilich nothwendig, voraussetzt, daß der öffentliche Geist des Volks von jenem Gedanken durchdrungen ist." Bald jedoch, wenige Monate nach der Entlassung Boyen's, Beyme's, Humboldt's, überkam ihn das Gefühl der Entsagung. „Unsere ganze Konstitution", urtheilte er am 27. Mai 1820, „kann nur eine verständige Kommunalordnung sein, durch die den Kommunen die Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbständig überlassen wird. Denn einen entscheidenden Antheil an der Gesetzgebung und der Bewilligung der Steuer wird der König nicht gestatten, er wird nicht die Souveränität mit den Volksvertretern theilen, eine konstitutionelle Monarchie wird Preußen nicht werden." Als nach Hardenberg's Tod die Provinzialstände ins Leben traten, war es für ihn, wie für so viele andere mit den reichsständischen Träumen gänzlich aus.

Eine einzige Brücke schien noch zur Verwirklichung des Verfassungsplanes hinüberzuführen: die bekannte Klausel in der Verordnung über die Staatsschuld vom 17. Januar 1820, wonach die Aufnahme eines neuen Anlehens „nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung" für erlaubt erklärt wurde. Man weiß aus Meinecke's ausgezeichneter Biographie des Feldmarschalls Boyen, daß dieser unmittelbar nach dem Ausbruch der Juli-Revolution sich ausmalte, wie Mobilmachung, Anleihe, Reichsstände aufeinander folgen müßten, und daß er sich für die sofortige Bildung eines zentralständischen Ausschusses erwärmte. Mit ähnlichen Ideen trug sich, wie Leopold von Gerlach's Tagebücher ergeben, ein paar Monate später dieser von Boyen in so vieler Hinsicht grundverschiedene Freund des Kronprinzen. Daß sie etwas umgeformt im Sommer 1831 selbst einmal im Kreise des hohen preußischen Beamtenthums auftauchten, erfährt man zum ersten Mal aus Rühl's neuester Veröffentlichung (III 489—493). Rother, der Leiter der Seehandlung, ersann den Plan, Deputirte aus den Provinzialständen mit dem Staatsrath oder einer Abtheilung desselben zu einer „landständischen Versammlung" zu vereinigen und dieser die Befugnisse beizulegen, die nach der Verordnung vom 22. Mai 1815 der „Repräsentation des Volkes" gebührten. Es war im Grunde nur eine Wiederholung der Auskunft, die Metternich einst auf dem Aachener Kongreß Friedrich Wilhelm III. für den äußersten Fall angerathen hatte. Der Minister Graf Lottum fand Rother's Plan „nicht ganz verwerflich". Aber Stägemann verurtheilte ihn unbedingt. In einem Rother übermittelten Pro Memoria suchte er sehr sophistisch nachzuweisen, wie „die Aufnahme eines Darlehens ohne ständische Einwirkung" durch Verpfändung von Ersparnissen bewerkstelligt werden könne. Zugleich erklärte er die Einführung einer Verfassung, „durch welche das Verhältniß der Unterthanen gegen den Regenten festgestellt wird, . . . für ein Unglück des Landes". „Seine Majestät", rief er pathetisch aus, „werden Ihrem Lande dieses Unglück nicht zuziehen wollen."*) Begreiflicher Weise konnte er den Antrag des westfälischen Provinziallandtags auf Berufung einer reichsständischen Versammlung nicht billigen. Er nannte die Apologie, die der Stadtrath Hüffer, Mitglied und Referent jenes Provinziallandtags, im Frühjahr 1833 an den Kronprinzen richtete, „ein impolentes Schreiben" (III 523). Und als beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. auf dem Huldigungslandtag in Königsberg das erneute Verlangen nach Gewährung einer Verfassung laut wurde, enthüllte er dem großen Mathematiker Gustav Jacobi, den er irriger Weise für einen Gleichgesinnten hielt, seine Herzensmeinung mit den Worten: „Den harten Köpfen, die an das Gesetz vom 22. Mai 1815 glauben, wird Seine Majestät . . . die nöthige Lektion gegeben haben."

Uebrigens wird man dem Herausgeber dieser Dokumente darin Recht geben: „Wenn Stägemann allmählich zum Absolutisten wurde, so blieb er doch innerlich frei und ein Vorkämpfer der Freiheit und der Vernunft in der Verwaltung und vor allem das Gegentheil von feudal." Der Zeugnisse „für den Kampf, den er mit dem keck vordringenden Junkerthum geführt hat", sind nicht wenige. Auch war und blieb er „ein Sohn der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts". „Er war religiös durchaus tolerant und sein Schwiegersohn war ein Katholik, aber die protestantische Kampflust gegen den Ultramontanismus wie gegen das äußerliche Kirchenwesen bei den eigenen Glaubensgenossen hat ihn nie verlassen." Abgesehen von den kirchenpolitischen Angelegenheiten, unter denen der kölnische Bischofsstreit die erste Stelle einnimmt, werden die wichtigsten Gegenstände von allgemeinem Interesse im europäischen Staatsleben der zwanziger und dreißiger Jahre bei dem brieflichen Gedankenaustausch Stägemann's und seiner Korrespondenten berührt.

Die Erhebung der Griechen, der russisch-türkische Krieg, die Juli-Revolution und ihre weitverzweigten Nachwirkungen treten, durch mannigfache Urtheile beleuchtet, in den Gesichtskreis. Auch fehlt es nicht an lehrreichen Bemerkungen über Erscheinungen der wissenschaftlichen und der schönen Litteratur*). Beiläufig erhalten wir schätzbare Beiträge zur Geschichte der Zensur, zur Biographie des Freiherrn vom Stein, Varnhagen's u. a.

Unter Stägemann's Korrespondenten erscheinen auch in diesem Theil die Träger sehr bedeutender Namen. Neben den schon erwähnten mögen nur die der Oberpräsidenten H. J. von Auerswald und Merckel, des Erzbischofs von Spiegel, Ch. K. J. von Bunsen hervorgehoben werden. Goethe, Stein, Hegel, Immermann stellen sich mit je einem Schreiben ein. Besonders erwähnt zu werden verdient die lange Reihe der neu aufgefundenen Briefe Schön's. Sie sind theilweise nach Form und Inhalt von übersprudelnder Lebendigkeit: einem künftigen Biographen des vieldelobten und vielgetadelten Staatsmannes unentbehrlich. Man könnte zur Charakteristik seiner Denkweise manchen Kernspruch aus ihnen auswählen, wie z. B.: „Wir müssen es uns gestehen, Berlin ist in der Staatsverwaltung in einer profanischen, geist- und gedankenlosen Zeit" oder „ein Berliner Bureau-Mann weiß alles, wie ehemals der Byzantiner alles wußte, bis der Türk da war."

Auch bei diesem Schlußtheil hat der Herausgeber es an einer Einleitung nicht fehlen lassen, welche einige Hauptergebnisse seiner Veröffentlichung hervorhebt, und auch hier hat er, wie früher, Gelegenheit gefunden, gläubig angenommene Behauptungen Treitschke's zu berichtigen. Kein Historiker, der sich mit der preußischen Geschichte im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts eingehend zu beschäftigen hat, wird die von Franz Rühl erschlossene Quelle vernachlässigen dürfen.

Zürich. Alfred Stern.

*) Man möchte daher bezweifeln, daß Stägemann es war, dem Hansemann den wohlwollenden Bescheid des Königs nach Einreichung der Verfassungsdenkschrift verdankte (s. Bergengrün: David Hansemann. Berlin 1901, S. 118).

*) Einen charakteristischen Brief Stägemann's an Theodor Mundt vom 1. Juli 1836, der für seine Stellung zum „jungen Deutschland" nicht unwichtig ist, findet man bei Ludwig Geiger: Berlin (Paetel, 1895) II 569.

Digitized by Google

Freiherr von Hammerstein und die dramatische Litteratur.

Ueber welche Gaben der preußische Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, verfügt, das soll hier nicht zu ergründen versucht werden. Eine Gabe besitzt er jedenfalls nicht. Er ist nicht im Stande ein Drama mit künstlerischem Verstehen zu lesen, und er ist daher auch nicht im Stande, es zutreffend zu beurtheilen. Da Freiherr von Hammerstein nicht Litterarhistoriker und nicht Dramaturg bei einem Theater und nicht Theaterkritiker bei einer Zeitung ist, sondern Excellenz und Minister in Preußen, so wöge dieser Vorwurf recht leicht. Man kann ein fähiger oder auch unfähiger Minister des Innern sein, und man braucht doch weder in dem einen noch in dem anderen Falle Anlagen zu besitzen, um aus einem Theaterstück das herauszulesen, was darin steht. Freilich unter einer Voraussetzung; wenn man nämlich als Minister des Innern nicht zugleich verpflichtet wäre, die litterarische Censur durch seine nachgeordneten Beamten üben zu lassen, und alsdann deren Entscheidungen vertheidigen und als berechtigt selbständig vertreten müßte. Das aber hat Freiherr von Hammerstein im preußischen Abgeordnetenhause am 7. Februar gethan, und er hat damit erneut erwiesen, daß in Sonderheit das Verbot der Aufführung des Heyse'schen Stückes „Maria von Magdala" von genau so vielem ästhetischen, litterarischen und auch religiösen Verständniß diktirt war wie das Gebot jener entschwundenen Päpste und Fürsten, der keuschen und erhabenen Nacktheit antiker Statuen und den Gemälden und Statuen der Renaissance Schurzfelle umzuhängen und aufzumalen.

Freiherr von Hammerstein sagte wörtlich im preußischen Abgeordnetenhause:

„Und nun der Inhalt dieses Stückes! Es ist sehr treffend und sehr schön geschildert, wie die im Hintergrund stehende Person des Heilands auf die jüdische Buhlerin Maria von Magdala dahin einwirkt, daß sie sich entschließt, ihren bisherigen sündigen Lebenswandel aufzugeben. Als nun Christus von dem römischen Prätor verurtheilt worden und gekreuzigt werden soll, sind Leute bereit, ihm zu helfen. Unter den Männern, die der Buhlerin, der Maria von Magdala, besonders nachgestellt haben, die aber vor ihr keine Erhörung gefunden haben, weil sie Römer waren, befindet sich der Neffe des römischen Prätors. Dieser Neffe des römischen Prätors kommt zu ihr und sagt: „Laß mich diese Nacht zu dir und ich will dir deinen sogenannten Christus retten." In einem ergreifenden Monolog kommt die Maria von Magdala hierauf zuerst zu dem Entschluß: „Ja, über meinen Körper sind schon so viele hinweggegangen, und wenn ich auch aus jüdischem Geist gegen den Römer an und für sich eingenommen bin, so will ich doch dem Jesus helfen, ich will ihn befreien, und der junge Römer soll zu mir kommen." Als aber dieser darauf an ihr Zimmer klopft, da läßt sie ihn nicht hinein, sondern sagt: „Nein, Christus hat mich geheiligt und mein Leib, der früher sündig war, ist jetzt geheiligt worden, und ich lasse ihn doch nicht hinein." Die Lösung ist sittlich, ganz gewiß in hohem Maße sittlich! Aber ist es möglich, in einem öffentlichen Theater bei uns ein Stück aufzuführen, wo die Grundlage unseres christlichen Glaubens, der Tod Jesu Christi am Kreuz, der freiwillige Opfertod, in Verbindung gebracht und beinahe abhängig gemacht wird von dem Entschlusse einer Buhlerin darüber, ob sie einen römischen Hauptmann zu sich nehmen will oder nicht? Das widerspricht nach meiner persönlichen Ueberzeugung so sehr jedem christlichen Empfinden, daß eine öffentliche Vorstellung auf dem Theater absolut unzulässig war."

Natürlich begleitete die Rechte und das Centrum diese sehr falschen und sehr unwahren Ausführungen wiederholt mit den Rufen „sehr richtig" und „sehr wahr".

Auf eines muß sogleich hingewiesen werden. In dem Stenogramm der Rede des Freiherrn von Hammerstein finden sich einige Sätze in Anführungsstrichen, als wären sie unmittelbar dem Drama entnommen. Wer Heyse kennt, der wird freilich niemals zu der Vermuthung gelangen können, daß hier der Dichter spricht. Freiherr von Hammerstein ist es unverkennbar selbst, der hier redet, und seine Sätze sind versehentlich und unberechtigterweise von Gänsefüßchen eingefaßt worden. Freiherr von Hammerstein brachte vor das Abgeordnetenhaus kein Wort aus dem Drama, und den tiefsten Sinn des Dramas brachte er ebensowenig vor das Haus.

Wer Jesus von Nazareth ist, darüber gewinnt der Leser des Stückes und der Zuschauer bei einer Aufführung selbständig kein Urtheil. Jesus von Nazareth tritt nicht vor uns hin; wir sehen nicht ihn selbst, und wir sehen ihn nicht handeln. Nicht wer Jesus von Nazareth ist, wissen wir, sondern wie er den Menschen seiner Zeit — nach Heyse's Wollen — hat erscheinen müssen. Das Stück handelt nicht von Jesus und seinem Schicksal, sondern von der Wirkung, die der Nazarener und sein Schicksal auf die Menschen ausübte.

Die Wirkung war eine sehr verschiedenartige. Die jüdische Orthodoxie verfolgte den Neuerer mit so viel Verständniß, wie die Zensur die Kunst. Den Römern erschien der Neuerer als eine bedeutungslose, provinzielle Erscheinung, die einer Beachtung der Beherrscher des Erdkreises nicht werth ist. Die vornehmen Zierbengel in Jerusalem brachten dem merkwürdigen Manne aus dem Volke nicht mehr Verständniß entgegen, als das adlige Herrenthum im „Simplizissimus" den sozialen Erscheinungen unserer Tage. Aber die Masse des Volkes horchte auf, fühlte sich im innersten Herzen ergriffen und strömte der neuen Lehre zu.

Die beiden Kontrastgestalten des Stückes sind Judas Ischarioth und Maria von Magdala. Maria von Magdala wird von Christus emporgehoben; Judas Ischarioth, der Christus verkannte, der chauvinistische, heißblütige Nationaljude, erliegt. Maria von Magdala will Christus retten. Judas Ischarioth will ihn verderben, weil er wähnt die Sanftmuth Christi werde die Widerstandskraft der Juden gegen die Römer ertödten.

Maria von Magdala ist fast zu jedem Opfer bereit, selbst zu dem Opfer sich dem Römer preiszugeben, damit er Christus befreie. Sie erwägt die Möglichkeit dieses Opfers; sie schaudert davor; sie nähert sich dem Abgrund und sie taumelt entsetzt von ihm zurück:

„Ein Abgrund — wie komm' ich über den hinweg? Und jetzt dort — Seine Gestalt — Seine Augen — sie dringen in mein Innerstes — Seine Stimme: Maria, was willst Du thun? Bist Du nicht wiedergeboren und hast eine neue Seele empfangen und einen neuen Leib — der geweiht ist durch den Hauch meines Mundes, und der — der soll entweiht werden, entehrt um meinetwillen — zurück von diesem Abgrund."

Vor ihres Geistes Auge erscheint Christus, und wie sie ihn sieht, wie sein Blick sich auf sie richtet, wie sie den Laut seiner Stimme zu hören glaubt, da ist sie gerettet; wie sein Bild ihr vor die Seele tritt, da wähnt sie nicht mehr, in den Schlamm untertauchen zu müssen, um die Erhabenheit zu retten. Ihr Plan zerschmilzt vor der Gewalt Christi.

Ich nannte kürzlich an gleicher Stelle das Stück einen Hymnus auf Christus, auf die Gewalt Christi, die Menschen zu erheben, und der Freiherr von Hammerstein, der preußische Minister des Innern, sieht in dieser Versuchung der Maria von Magdala, die der Gedanke an Jesus siegreich emporhebt, den Versuch, den freiwilligen Opfertod Christi in „Verbindung zu bringen und beinahe abhängig zu machen von dem Entschlusse einer Buhlerin darüber, ob sie einen römischen Hauptmann zu sich nehmen will oder nicht".

Du lieber Himmel, man kann nicht ärger mißverstehen.

Heyse will uns garnichts mittheilen über das Schicksal von Christus, sondern er spricht von dem Schicksal der Menschen, die in seiner Nähe lebten, und nach Heyse war es das Schicksal der Maria von Magdala, daß Christus sie aus der Niedrigkeit emporhob und trotz aller Anfechtungen wandelte sie nun mit dem Blick auf ihn in Reinheit. Diese Veredelung eines gefallenen Weibes aber soll die „Grundlage des christlichen Glaubens antasten". Wäre es nicht Mißverständniß, dem im weitesten Umfange mildernde Umstände zugebilligt werden müssen, so wäre es Blasphemie.

Digitized by Google

Aber die Rechte und das Centrum riefen „sehr richtig" und „sehr wahr".

Hätte es zur Zeit Christi in Jerusalem ein Parlament gegeben und hätte vor diesem Parlament der Hohepriester Exzellenz Kajaphas und sein Unterstaatssekretär Gamaliel die Nothwendigkeit auseinandergesetzt, im Interesse von Religion und Sittlichkeit gegen die Lehre Christi mit der Censur vorzugehen, so hätte unzweifelhaft auch damals die Rechte und das Centrum „Bravo" und „sehr gut" gerufen.

Freiherr von Hammerstein hat im Parlament einen Erfolg gehabt. Sein und der Censur Verdienst um die dramatische Literatur aber ist es, daß das Stück zwar in Preußen nicht aufgeführt wird, hingegen dank dem Verbot nunmehr bereits in zweiter Auflage erschienen ist.*)

O. E. Scandi.

Das Ende des papierenen Zeitalters.

Vor wenigen Jahren hat man mit großer Begeisterung den fünfhundertjährigen Geburtstag Gutenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunst, gefeiert. Vielleicht werden spätere Generationen denselben Zeitpunkt als die Ueberwindung der Buchdruckerkunst feiern. Wenn man an Gutenberg denkt und an den Umschwung der Kultur, den seine Erfindung bewirkte, so hat man immer nur den gewaltigen Nutzen vor Augen, den die Verbreitung des Buchdrucks nach sich zog. Man übersieht aber ganz die Nachtheile, die uns das Druckwesen gebracht hat. Es ist wahr, die Mittheilung von Nachrichten vollzog sich vor Gutenberg äußerst umständlich, und neben der schwerfälligen schriftlichen war die unzuverlässige mündliche Ueberlieferung nicht zu entbehren. Als dann die Druckerpresse in Thätigkeit trat, wurde nicht nur die langwierige Handarbeit des Schreibers entlastet, sondern auch die natürliche Verrichtung des Sprechens und Hörens. Das Buch und die Zeitung ersetzten den redenden Boten. Was der Machthaber befahl, was der Weise lehrte, was der Dichter erzählte, brauchte man nicht mehr mit gespannter Aufmerksamkeit lauschenden Ohres aufzufangen, man griff zu dem bequemeren Mittel, all dies zu lesen. Auch der Machthaber, der Weise, der Dichter hatte nicht mehr nöthig, immer wieder mit eigenem Munde um Hörer zu werden oder die Kundgebung verständnißlosen Sendlingen anzuvertrauen; das gesprochene Wort fand in der Wiedergabe des Drucks einen Ersatz von größerer Sicherheit und nicht nur rascherer, sondern auch umfangreicherer Verbreitung. Gehör und Sprechwerkzeuge blieben trotz des unaufhaltsamen Anschwellens der Druckschriften selbstverständlich weiter in Uebung, aber der überwiegende Werth ihrer Funktionen sank in bedenklichem Maße, ihre Entwicklung kam zwar nicht ganz zum Stillstand, wurde aber in allen Kreisen des Volkes zurückgedrängt. Schlimmer noch war ein anderes Uebel: die Ueberbürdung der Sehkraft. Das Ergebniß ist augenfällig, die Zahl der Kurzsichtigen erfuhr namentlich in dem eben abgeschlossenen Jahrhundert eine erschreckende Zunahme.

Selten stellte sich die Kultur in einen so feindlichen Widerspruch zur Natur, wie hier in diesem Falle. Wenn die Pfaffen des zur Neige gehenden Mittelalters die Buchdruckerkunst als eine Erfindung des Teufels verschrieen, die den Menschen Unheil bringe, so haben sie sich ahnungslos als Propheten erwiesen, — freilich in anderem Sinne, als sie es meinten. Der geistige Fortschritt, den die Menschheit der Druckerschwärze verdankt, konnte durch keinen Pfaffenfluch gehemmt werden. Die Schädigung der natürlichen Anlagen des menschlichen Organismus mußte allerdings mit in Kauf genommen werden. Das Gehirn der denkträgen Massen wurde durch Gutenberg befreit, das Auge zwang er zur Sklaverei.

Fünf Jahrhunderte hatten daran gearbeitet, diesen Gegensatz immer schärfer herauszubilden, und mit hilfloser Sorge blickte der ängstliche Menschenfreund in die Zukunft, die ihm ein entartetes Geschlecht schwachäugiger Bücherwürmer zeigte.

Da schlug im Jahre 1876 für das gemarterte Auge die Stunde der Befreiung. Edison erfand den Phonographen. Diese That bedeutet die Erlösung vom Druck, — in des Wortes doppelter Bedeutung. In der Form, die Edison dem Apparat gegeben, war der Phonograph freilich noch nicht geeignet, das Druckwerk zurückzudrängen, und auch das zehn Jahre später von Berliner hergestellte Grammophon vermochte die Aufgabe nicht zu lösen, diese Instrumente wiesen aber den Weg, wie man einmal zu dem Ziele kommen könne. Das unerhörte Wunder, einen aufgefangenen Ton festzuhalten und zu jeder beliebigen Zeit unverändert wiederklingen zu lassen, — dieses Wunder, das Münchhausen in seinem gefrorenen Posthorn vorgeahnt hatte, — war zur Wirklichkeit geworden. Der Phonograph vermittelte Gesang und Rede in der durchaus individuellen Tonfärbung, die dem Organ des Sängers oder Redners eigen ist, und wurde so zur festen Brücke zwischen Mund und Ohr, die den Fährmann der schriftlichen Verbindung ersetzen kann. Wenn der Phonograph seinen Zweck erfüllte, so war der ganze Umweg von Schrift, Druck und Lesekunst mit einem Schlage beseitigt.

Diese herrliche Aussicht eröffnete sich gleich, als Edison zum ersten Male mit seinem Phonographen in die Oeffentlichkeit trat. Wohl mußte noch eine Reihe von Unzulänglichkeiten überwunden werden, um den Apparat brauchbar zu machen. Die schnarrende Wiedergabe des Tones und die leichte Verletzbarkeit der Wachswalzen bildeten die störendsten Fehler des Instruments. Das Grammophon milderte die Uebelstände, hob sie aber nicht auf. Unsere Techniker waren indessen an der Arbeit, und so konnte denn vor einigen Tagen der Prager Ingenieur Cervenka in der Aula der Berliner Universität dem geladenen Publikum einen neuen Apparat vorführen, — einen Photophonographen, wie ihn der Erfinder bezeichnet, — der die Tonvermittelung um einen erstaunlichen Schritt weiterbringt.

Nach einer vordereitenden Einleitung des Direktors der Hochschule für Musik, des Professors Oskar Fleischer, gab der bekannte Stimmphysiologe, Dr. Theodor S. Flatau, einen Einblick in die wissenschaftliche und praktische Bedeutung des von Cervenka hergestellten Photophonographen. Der Erfinder erklärte dann den Apparat, dem Dr. Flatau selbst eine nicht unwesentliche Verbesserung hinzugefügt hatte, und zeigte die Wirkung im Vergleich zu dem Edison'schen Phonographen und dem Grammophon Berliner's. Der Fortschritt ist überraschend, und wenn auch zugegeben werden muß, daß die Wiedergabe der Stimme noch immer nicht in täuschender Vollendung erreicht worden ist, daß kleine Verzerrungen in den einzelnen Tönen immer noch mit unterlaufen, so ist doch das häßliche Nebengeräusch schon auf ein erträglicheres Mindermaß zurückgedrängt worden. Nicht darin aber liegt der Schwerpunkt der Erfindung, wie Dr. Flatau mit der gebotenen Vorsicht des wissenschaftlichen Arbeiters betonte, sondern in der Eigenheit des Apparats, erstens den aufgenommenen Ton durch eine genial ersonnene Doppelleistung der Membrane photographisch festzuhalten und zweitens statt der empfindlichen Wachswalze eine unzerstörbare Metallplatte nutzbar zu machen.

Der Ton, die Stimme, jenes flüchtigste Erzeugniß unserer Schaffenskraft, kann uns also nicht mehr entwischen. Vermag selbst der Photophonograph noch nicht, die Stimme vollkommen klangtreu wiederzugeben, so kann er sie doch auf die Platte bannen und, wenn sie uns nun unversehens

*) J. G. Cotta, Stuttgart, Berlin 1903.

Digitized by Google

entschlüpft, entflieht, so haben wir doch den Steckbrief ihres photographischen Abbilds. In unserer Zeit hätte die Mutter der Emilia Galotti nicht mehr verzweifelnd gejammert: „Ha, könnt' ich ihn nur vor Gericht stellen, diesen Ton!" Es wäre jetzt möglich.

Mit dem Zurückdrängen der Schrift würde nicht bloß eine unangenehme Mühewaltung fortfallen, sondern auch, was nicht minder wichtig ist, die Unzulänglichkeit der bisherigen Vermittlungsform. Die Schriftzeichen können ja nur in höchst unvollkommener Form das gesprochene Wort andeuten, sie geben nur Anhaltepunkte, die der schwankendsten Auslegung Vorschub leisten. Am bedenklichsten zeigen uns das die auf uns überkommenen Werke der todten Sprachen. Der Streit über die Aussprache des griechischen Doppellautes αι hat die Philologenköpfe arg erhitzt. Das Lateinische sprechen die verschiedenen Nationen nach den Lautgesetzen ihrer Muttersprache; die Franzosen wandeln die us-Endung in üs, die Engländer in ös. Wir Deutschen halten uns an die einfache Lautirung des geschriebenen Wortes, wie es die deutsche Sprache vorschreibt. Aber es war doch schwer, eine Einigkeit darüber herbeizuführen, ob der römische Redner sich Cicero oder Kikero nannte. Wenn man einem Italiener die Frage vorlegt, so antwortet er ohne Besinnen: Tschitschero. Und wer ihn auslachen wollte, dem erwidert er sehr energisch: Wir Italiener sind doch die unmittelbaren Nachkommen der Römer; wir müssen durch die Tradition doch am besten wissen, wie sie gesprochen haben.

Für die Kenntniß der alten Sprachen ist es erschwerend, daß Griechen und Römer sich nicht des Reimes bedienten. Durch den Reimklang hätten wir wenigstens die lautliche Feststellung einer ganzen Anzahl von Wörtern retten können. Ist es uns Nachgeborenen doch möglich, aus den Reimen ein Urtheil zu gewinnen, wie unsere klassischen Dichter dieses und jenes Wort sprachen. Gretchens Gebet:

Ach, neige
Du Schmerzensreiche . . .

weist darauf hin, daß Goethe dieses „g" mundartlich, beinahe wie ein scharfes ch gesprochen haben muß. Recht verdächtig ist der Reim in Schiller's „Leichenphantasie":

Muthig sprang er im Gewühle der M e n s c h e n,
Himmelum flog er in schweifenden W ü n s c h e n.

Es ist keine Frage, daß die schwäbische Zunge den Dichter zu dieser Klangverbindung verführte. Das Epigramm:

Oft denk' ich der R o m a n t i k,
Die manchmal lüstern zwar,
Doch nimmer schroff und k a n t i g,
Voll Herzenswärme war . . .

konnte nur einem Oesterreicher einfallen, Bauernfeld sprach natürlich: kantik.

Platen, den jeder ungenaue Reim ärgert, wirft dem braven Martin Opitz vor, daß er sich „wahrscheinlich einer korrupten schlesischen Aussprache befliß", weil er e und ö, i und ü nicht auseinanderhielt.

So ist der Reim ein beachtenswerther Führer durch die Irrwege der Schriftsprache und — was würde Platen dazu sagen! — gerade der unreine Reim. Erst die vermeintliche Klangabweichung versteinert sich zum Denkmal für die Aussprache dieses oder jenes Dichters und seiner Landsleute. Der unreine Reim kann für uns Deutsche als der Vorläufer des Phonographen gelten.

Die Ungenauigkeit der Schriftsprache erstreckt sich nicht bloß auf die todten Sprachen, wir erleben es auch, daß sie uns selbst bei der Vermittelung der Ausdrucksweise zeitgenössischer Völker ganz und gar im Stich läßt. Schon die Aufgabe ist schwierig, durch Schriftzeichen dem Deutschen kenntlich zu machen, wie der Engländer das th und viele seiner Vokale spricht, vollends aber scheitert der Versuch, gewisse Laute unkultivirter Völker wiederzugeben, ausdrucksvolle Geräusche, für die ein Lautbild erst neu geschaffen werden müßte. Selbst wenn es sich um die Einführung eines Wortes aus höher entwickelten Sprachen handelt, sind wir allerlei Mißgriffen und Irrthümern ausgesetzt, die zum Theil darauf beruhen, daß jedes Kulturvolk das neue Wort zunächst in der seinem Sprachgesetz gemäßen Lautmethode festlegt. So werden uns sehr viele geographische Namen durch die Engländer bekannt, sie geben sie in ihrer Schreibweise wieder, und dadurch wird dann in anderen Ländern eine heillose Verwirrung angerichtet. Das von den Chinesen an Deutschland verpachtete Kiautschau gibt dafür ein zutreffendes Beispiel. Die Engländer, die den Namen dieses Landgebietes von den Chinesen zuerst erfuhren, übertrugen die Bezeichnung in ihre Schriftsprache und nannten das Land auf ihren Karten: Kioutchou. Der deutsche Bureaukratismus vermochte sich in seiner zopfigen Umständlichkeit von dieser englischen Ausdrucksform nicht so leicht zu befreien, und so entstanden allerhand lächerliche Verordnungen, wonach bald das eine ou allein, bald das andere wiederum allein von Amtswegen in a u umgewandelt wurde. Daß beide Doppellaute des englischen ou im Deutschen au geschrieben werden müssen, um den chinesischen Namen richtig zu erfassen, ist anscheinend heute noch nicht klar zum Durchbruch gekommen.

Wer wollte sich über die zahllosen Widersprüche in der Schreibweise fremder Namen und Umgangsworte wundern angesichts der Rathlosigkeit, mit der unsere sogenannte Rechtschreibung dem deutschen Wortschatz gegenübersteht! Der seit einigen Jahren an den preußischen Schulen lästig gewordene Unfug der Puttkamer'schen Orthographie weicht jetzt dem auf das ganze deutsche Sprachgebiet ausgedehnten anderen Wirrwarr einer neuen Regierungs-Orthographie. Wie viel Mühe und Zeit wird damit verschwendet, den Schülern die ministeriell geheiligte Schreibweise beizubringen! Welch' ein Fortschritt wäre es, wenn man nur erst aus dieser Zwangsjacke herauskäme.

Die Lostrennung vom Buch in gewissem Umfange ist neuerdings wenigstens im Sprachunterricht als erstrebenswerthe Nothwendigkeit erkannt worden. Man hat endlich eingesehen, daß die lebendige Sprache nicht an den regungslosen, todesstarren Buchstaben der Grammatik und des Uebungsbuches allein zu erlernen ist. „Der gesprochene Laut lebt", sagte Dr. Flatau in seiner Beschreibung des Photophonogrnphen, „denn solch ein Laut entsteht, wirkt und endet — klingt aus." Die Entwicklung eines lebenden Wesens. Das Buch gibt in mancher Beziehung nur schattenhafte, seelenlose Abbilder.

Unendlich viel geht dem Dichter verloren, wenn er seine Kunst durch das Buch der Menge übermitteln muß. Schon das Niederschreiben, die Vorbereitung für den Druck zwingt den Dichter, alles das, was tönend Eindruck machen sollte, in die sinnliche Wirkung auf das Auge umzuwandeln. Der Ueberlegung kommt ja das langsamere Schreiben zu Hülfe, dem dichterischen Erguß ist es ein Hemmniß. „Die Feder ist dem Denken, was der Stock dem Gehen", sagt Schopenhauer, „aber" fährt er fort, „der leichteste Gang ist ohne Stock und das vollkommenste Denken geht ohne Feder vor sich." Der Leser soll dann wieder, was er bildlich aufnimmt, ins tönende Leben zurückrufen, was kaum einem unter Hunderten fehlerlos gelingt und was die wenigsten überhaupt erst versuchen. Man hat sich an den stummen Genuß so gewöhnt, daß man geistige Nahrung schon gar nicht anders als mit dem stumpfen Surrogat des Lesens bereitet. So sehr sind wir Knechte des Buches geworden, das uns das Hören unendlich mehr anstrengt als das Lesen. Die Denkfaulheit könnte nicht so gefördert werden, wenn wir auf das Ohr allein angewiesen wären. Wie Goethe die Bequemlichkeit der Niederschrift in dem Ausspruch des Schülers ironisirt: „— was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen", so knüpft auch Nietzsche an die trägmachende Schrift die Folgerung: „Daß jedermann lesen lernen darf, verdirbt auf die Dauer nicht allein das Schreiben, sondern auch das Denken."

Digitized by Google

Die vielfach erlahmende Denkthätigkeit wird gesunden, wenn sie sich wieder freier bewegen lernt, auch ohne die schwächende Stütze des Lesewerks. Wenn das Buch eine Krücke war, mittels deren sich unsere Bildung häufig schwerfällig fortbewegte, so kann der Phonograph in seiner gebrauchsreifen Form für gewisse Gebiete zum Flügel werden, der uns leichten Schwunges in ideale Höhen emporhebt, — freilich die Zeit wird nicht wiederkommen, in der ein Dichter, wie weiland Hartmann von Aue, als große Seltenheit hervorheben darf:

Ein Ritter so gelehret was,
Daß er in den Büchern las . . .

Sigmar Mehring.

Der Advokat in der deutschen Litteratur.

Einer der namhaftesten Wiener Anwälte, durch seine Monographien über Fragen des Straf- und Urheberrechtes und als Herausgeber der „Juristischen Blätter" auch jenseits der schwarzgelben Pfähle bekannt, Dr. Edmund Benedikt, überrascht uns mit einer stoffreichen, geschmackvollen Schrift: „Die Advokatur unserer Zeit"*), die nicht nur Fachmännern, sondern jedem urtheilsfähigen Leser mannigfaltige Anregungen bieten wird. Hohe Auffassung des Berufes, reiche Erfahrung, angeborene, durch philosophische und künstlerische Studien ausgepflegte schriftstellerische Begabung, praktischer, auf Reisen und in den Ehrenämtern unserer Advokatenkammer geschärfter Blick für die Mühen und Nöthe der heutigen Lebenskämpfe seiner Standesgenossen, weltmännische Ueberlegenheit des Tones geben der Persönlichkeit unseres Autors ihr nicht alltägliches Gepräge. Von Anfang bis zu Ende befinden wir uns in Gesellschaft eines unabhängigen, selbständig denkenden Mannes von Geist, Maß, Wissen, Charakter, der aus ganzer Ueberzeugung von Sachen redet, die ihn ganz erfüllen. Dann und wann bedauert man, daß sich Benedikt zu knapp, mit ausgesprochener Vorliebe für den Aphorismus äußert. Andere Male stören Wiederholungen. Gelegentlich befremden stilistische Absonderlichkeiten; der beständig wiederkehrende Gebrauch von wie nach dem Komparativ, ausnahmsweise bei unseren besten Prosaikern nachzuweisen, verstößt doch gegen die Benedikt wohlbekannte, vermuthlich nur nicht einleuchtende Regel. Wer so einsichtig, wie unser Autor, über die Technik des Sprechens und die Wandlungen der parlamentarischen, wie der forensischen Beredsamkeit im Lauf der letzten Menschenalter zu berichten weiß, hat nicht Noth, seine Elementarstudien in deutscher Sprach- und Schreibekunst zu beglaubigen. Daß und wie sehr Benedikt auch als Leser und Kenner eigene Wege zu wandeln liebt, beweist überdies derjenige Abschnitt seines Buches, der uns die Feder in die Hand gedrückt hat: „Advokatur und Litteratur." Im Gegensatz zu den westlichen Ländern habe — nach der anfangs fast verblüffend wirkenden Behauptung unseres Gewährsmannes — in Deutschland und Oesterreich kein einziger Advokat ein hervorragendes literarisches Werk geschaffen. Goethe und Uhland läßt Benedikt begreiflicherweise nicht als Gegenbeweise gelten. Eichendorff, Zimmermann, E. T. A. Hoffmann, Alexis, Storm, Grillparzer, Bauernfeld bezeichnet er mit Fug und Recht als Richter und Verwaltungsbeamte. Dagegen besitzen wir — immer nach Benedikt — „kein wirksames Drama (mit Ausnahme etwa der „Schuld" von Müllner, dem Weißenfelser Rechtsanwalt), keinen werthvollen Roman aus dem Kreise der Männer, die am meisten hinter die Kulissen des Lebens blicken und genug Temperamente unter sich zählen".

„Kommt dies etwa daher" — so fragt Benedikt — „daß gerade die genaueste Bekanntschaft mit den Leidenschaften und Verbrechen, in denen sie gipfeln, ihnen allen erborgten Glanz nimmt? Das würde nur die Abwendung von der Tragödie erklären, nicht aber das Fehlen des dramatischen oder epischen Sittenbildes, noch weniger das der satirischen oder humoristischen Behandlung der menschlichen Komödie. So wie die Advokaten nicht aktiv auf diesem Gebiete auftreten, so haben wir in der deutschen Litteratur ganz im Gegensatz zu den unsterblichen Figuren in den Romanen Scott's, des schottischen Richters und Dickens', des gewesenen Anwaltsschreibers, und der Porträtirung so vieler Typen der Advokatur bei Balzac, besonders in der phantastischen Erzählung Albert Savarus und bei Waller in „Ten thousand a year" kaum eine gelungene Zeichnung eines Advokaten, man müßte denn geradezu Hermann Stark von Redwitz für ein kraftvolles Lebensgemälde halten. Freilich ist die ganze deutsche Roman-Litteratur der englischen, russischen und französischen sehr untergeordnet, wohl in Folge geringeren epischen Talentes der in der Lyrik und dem Drama so unvergleichlich produktiven Nation." Der oft als Erklärungsgrund vorgeschobene Mangel großer Hauptstädte habe nie bestanden: Wien und Berlin seien stets gesellschaftliche Centra gewesen und heutzutage habe sich nun auch Hamburg als großartige Hafenstadt ersten Ranges angeschlossen. Und weiter: „wäre es Jean Paul möglich gewesen, einen lebendigen Armenadvokaten hinzustellen, so hätte ihn der Schauplatz Kuhschnappel nicht daran gehindert; aber sein Siebenkäs könnte ebensogut Armenarzt sein." Das beste hätten wir noch gelegentlichen, leider nur allzu fragmentarischen Schilderungen unserer Meister zu danken: so u. a. Grillparzer das Bildniß seines Vaters, eines Altwiener Advokaten, der als eigenrichtiger Kauz erscheint, und Goethe für ähnliche in „Dichtung und Wahrheit" eingeführte Gestalten. Der Wiener Advokat in Anzengruber's „Heimgefunden", den Benedikt heranzieht, zählt kaum mit. Ein paar Advokaten-Porträts in Samarow's Romanen und in den „Dissolving views" von Leo Prantner sind mehr der Steckbrief- als der schönen Litteratur beizuzählen. Biographien der meisten österreichischen Anwälte fehlen. Gerichtsreden der ersten Vertheidiger sind in Benedikt's engerer Heimath fast niemals gesammelt worden: „so kann man doch sagen, daß der österreichische ebenso wenig wie der deutsche Advokat einen Platz in der Litteratur hat."

Der Satz klingt, zumal, wenn man ihn das erste Mal hört, dermaßen paradox, daß man lebhaft widersprechen möchte. Die zahlreichen Justizräthe, die in deutschen Philisterstücken und Familien-Blatt-Geschichten herumwuseln, geben wir Benedikt allerdings sofort preis. Dem Winkelschreiber, der von Vansen und Hippus bis hinab zu den Possenfiguren der gleichnamigen, im alten Burgtheater von Beckmann und Meixner unvergeßlich dargestellten Komödie in immer neuen Adarten und Spielarten unseren Erzählern und Charakterspielern willkommen bleibt, scheint unser gestrenger Disziplinarrath Benedikt wie im Sprengel des Kammerbezirkes, auch im Reich der Litteratur ein bischen gar zu rigoros das Handwerk zu legen. Er sucht oder ersehnt offenbar dauernde, im Gedächtniß der Nation den Stand sinnbildlich verkörpernde Gestalten, dergleichen der emsigste Seminarist nicht ausforschen wird: advokatorische Gegenstücke zu Bolz, dem Journalisten, Paul Werner, dem Wachtmeister, Onkel Bräsig, dem Entspecktor.

Angesichts so strenger Anforderungen werden vielleicht weitaus besser belesene, als Unsereiner, Benedikt nicht auf der Stelle widerlegen können. Der Justizrath Schlurck in den „Rittern vom Geist" lebt doch kaum mehr, am allerwenigsten als Typus, im Andenken des heutigen Geschlechtes. Der (als Norweger ohnedies nicht unbedingt in unsern Kreis gehörige) Advokat Berent in Björnson's „Fallissement" wurde gleich nach seinem ersten Auftauchen in Deutschland von Alexander Meyer in der „Gegenwart" mit sinnreichen

*) „Die Advokatur unserer Zeit." Von Dr. Edmund Benedikt. Wien, 1903. Manz'sche k. und k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Digitized by Google

Anklagen heimgesucht und nur als fragwürdige Theaterfigur, nicht als vollwichtiger Sachwalter anerkannt. Goethe's Mittler in den „Wahlverwandtschaften" ward wohl „zeitig gewahr, wie nöthig ihm die Rechtskunde sei. Er warf sein ganzes Studium darauf und fühlte sich bald den geschicktesten Advokaten gewachsen. Sein Wirkungskreis dehnte sich wunderbar aus und man war im Begriff, ihn nach der Residenz zu ziehen, um das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen ansehnlichen Lotteriegewinnst that und sich ein mäßiges Gut kaufte." Ein Advokat in der technischen Bedeutung des Wortes ist dieser geborene Schiedsrichter somit auch nicht.

Welche Berufs-Tragödien und -Komödien aber das Leben des Anwalts dem Blick des Kundigen zu offenbaren, welchen Umschwung die Freigebung der Advokatur, Freizügigkeit, Aufhebung des schriftlichen und Einführung des neuen, in Handel und Wandel tief einschneidenden, genialen Klein'schen Prozeßverfahrens in den Lebensbedingungen und Lebensanschauungen des ganzen Anwaltsstandes in Oesterreich zu bewirken vermag, das lehrt Benedikt's Text, das predigen die stummberedten Ziffern seiner Statistik besser und bündiger, als irgendein Milieu-Stück oder Milieu-Roman. Zweihundert Advokaten verdienen in Wien nicht einmal regelmäßig die Regie (S. 65). Welches Loos traurigers ist, das des Advokaten, der bis in das beste Mannesalter vergeblich hofft und harrt, um endlich mit ergrauenden Haaren Boden unter seinen Füßen zu haben, oder das des früh Hinaufkommenden, den im Alter die Klientel verläßt, wird keine Enquête entscheiden (S. 44).

Stecken in solchen Vorgängen nicht Motive zu Sittenschilderungen? in der Kasuisten-Pflicht des Vertheidigers, den Angeklagten mitunter gegen die eigene Ueberzeugung zu vertreten, Konflikte, die dem Italiener Mascheroni den Vorwurf zu einer sehr wirksamen von Paul Heyse mit Recht in den Novellenschatz des Auslandes aufgenommenen Geschichte gegeben haben? (Ein Advokat, der einen wegen Mord vor den Geschwornen stehenden Hausfreund vertheidigt und die bedenklichsten Indizien nur durch einen Alibi-Beweis entkräften könnte, erfährt plötzlich, daß der heillos Gefährdete die kritische Nacht bei seiner eigenen, der Frau des Anwalts, verbracht hat.) Bedroht die wachsende wirthschaftliche Bedrängniß die Zukunft der Advokatur nicht mit Gefahren, die Benedikt erkennt, in seinem vielleicht allzuweit gehenden Vertrauen auf die Bedeutung des Ehrenpunktes indessen nicht als unüberwindlich ansieht? Als idealistischer Wortführer würde unser Autor mit solchen Hoffnungen in einem Advokaten-Roman gewiß die Herzen der Leser leicht gewinnen. Im wirklichen Leben dürfte seinesgleichen, wie in jedem Beruf, wahrscheinlich auch im Anwalt-Stand in der Minderheit bleiben.

Wien, 3. Februar. A. Bettelheim.

Meine Weihnachtserzählung.*)

. . . Ich hatte meine Weihnachtserzählung beendet, warf die Feder aus der Hand, stand vom Tisch auf und ging im Zimmer auf und ab.

Es war Nacht geworden. Ein heftiger Schneesturm hatte sich aufgemacht, und an mein Ohr schlugen seltsame Klänge, als ob von draußen leises Geflüster oder dumpfe Seufzer durch die Mauern in mein kleines, halbdunkles Stübchen hineindrängen. Es war offenbar der Schnee, der, vom Wind emporgetrieben, mit leisem Wehen an den Mauern und den Fensterscheiben vorüberflog. Etwas Weißes und Lichtes huschte hinter dem Fenster durch die Luft und verschwand wieder, doch ein Kältegefühl schien davon auszugehen.

Ich trat ans Fenster, drückte meinen von der Arbeit erhitzten Kopf an die kalte Scheibe und blickte auf die Straße hinaus. Die Straße war verödet . . . Ab und zu wirbelte der Sturm vom Boden zarte Schneewolken empor, die gleich durchsichtigen Leinwandstückchen in der Luft umherflogen. Meinem Fenster gegenüber brannte eine Laterne; die kleine Flamme flackerte und rang mit dem Wind, ein zitternder Lichtstreifen breitete sich wie ein großes Schwert in den Lüften aus; von dem Dach des dahinter stehenden Hauses wehte der Schnee hinunter und erglänzte für einen kurzen Augenblick in buntschillernden Farben, wenn er in den Lichtschein fiel.

Ein kalter Schauer durchrieselte mich, und es stimmte mich traurig, dieses Spiel des Windes zu beobachten; schnell entkleidete ich mich, löschte die Lampe und legte mich schlafen.

Als es im Zimmer dunkel war, wurde das Geräusch deutlicher und lauter, und das Fenster starrte mich wie ein weißer, trüber Fleck an. Die Uhr zählte hastig die Sekunden, nur manchmal übertönte das Geräusch des Schnees ihre leidenschaftslose Stimme; bald aber vernahm ich wieder den Klang der Sekunden, die der Ewigkeit anheimfielen. So deutlich und klar hörte ich zeitweise die Schläge, als ob sich die Uhr in meinem Kopf befände.

So lag ich und dachte an die Weihnachtsgeschichte, die ich soeben geschrieben hatte. War sie gut?

Ich erzählte darin von zwei Bettlern, einem blinden Greis und seiner Frau — gebrechlichen, sanften, vom Leben arg mißhandelten, kaum ihr Dasein fristenden Menschenkindern. Am Morgen des heiligen Abends hatten sie ihr Dorf verlassen und die Umgegend durchstreift, um Almosen zu sammeln und den großen Tag der Geburt des Erlösers zu feiern.

Sie glaubten genug Zeit zu haben, die nächsten Dörfer zu durchwandern und noch vor der Messe mit gefüllten Taschen und mit Weihnachtsgaben beladen zu Hause anlangen zu können.

Natürlich erfüllten sich ihre Hoffnungen nicht — man hatte sie nicht reich bedacht. Es war schon spät, als das erschöpfte Bettlerpaar einsah, daß es Zeit wäre, in ihre kalte, verlassene Hütte zurückzukehren. Mit leichtem Gepäck auf den Schultern und schwerer Last in den Herzen schritten sie über das Schneefeld: — die Alte ging voraus, der Greis folgte langsam und hielt sich an ihrem Gürtel fest. Die Nacht war dunkel, Wolken bedeckten den Himmel, der Wind wirbelte den Schnee auf, die Füße der Bettler versanken immer tiefer, und bis zum Dorf hatten sie noch weit zu wandern. Schweigend und frierend gingen sie dahin, vom schneidenden Wind getrieben und vom Schnee überschüttet, der über den Weg wehte. Die erschöpfte, von den Flocken geblendete Greisin hatte den Weg verloren und ging längst im Thal; — ihr blinder Mann fragte mürrisch:

„Sind wir bald da? Schau — wir kommen zu spät zur Messe . . ." Sie beruhigte ihn, obgleich sie selbst vor Kälte bebte, sich vor Müdigkeit kaum noch halten konnte und wußte, daß sie sich verirrt hatte; aber sie wollte es dem Alten vorerst noch nicht sagen. Zuweilen schien es ihr, daß der Wind Hundebellen herübertrug, dann bog sie nach der Richtung ein, aus der die Laute kamen, bald aber erschallte das Bellen von der entgegengesetzten Seite. Ohnmächtig und erschöpft brach sie schließlich zusammen und sagte:

„Verzeih' mir, Vater, um Christuswillen — ich habe mich verirrt . . . ich kann nicht weiter gehen — ich muß mich setzen."

„Wirst erfrieren," versetzte er.

„Ich muß einen Augenblick ausruhen . . . Und was läge daran, wenn wir erfrören? Nicht süß ist unser Leben . . ."

Der Alte seufzte schwer und gab sich drein.

Sie setzten sich in den Schnee nieder, die Rücken aneinander gelehnt und sahen aus wie zwei Lumpenhaufen, mit denen der Wind sein Spiel zu treiben beginnt. Er

*) Autorisirte Uebersetzung von Stefania Goldenring.

Digitized by Google

wehte Schneeflocken herbei, überschüttete sie mit scharfen Eisnadeln, und die Alte, die mangelhafter bekleidet war als ihr blinder Gefährte, fühlte bald eine seltsame Wärme in ihrem Leib.

„Mutter", rief der vor Kälte bebende Blinde, „steh' auf, wir wollen weiter gehen!"

Sie aber schlummerte langsam ein und sprach aus dem Schlaf unverständliche Worte.

Er versuchte, sie emporzuheben, doch dazu reichten seine Kräfte nicht aus.

„Wirst erfrieren!" rief er ihr zu, und dann schrie er um Hilfe ins Feld hinaus.

Sie aber fühlte sich wohl. Von den vergeblichen Versuchen, sie von der Erde zu heben, erschöpft, setzte auch er sich wieder in den Schnee und beschloß, in stummer Verzweiflung entgegenzunehmen, was Gott ihnen auferlegt hatte. Ringsumher wirbelte der Sturm, — nicht übermäßig stark, aber übermüthig. — trieb scheuisch den Schnee über sie her und ließ lustig die Lumpen flattern, die ihre mürben, alten Leiber umhüllten. Jetzt empfand auch der Alte eine behagliche Wärme.

Plötzlich wehte der Wind feierliches Glockengeläute herüber . . .

„Mutter!" flüsterte der Alte und fuhr empor, „man läutet . . . zur Messe . . . komm, komm schnell . . ."

Aber sie war bereits dorthin gegangen, von wo man nicht wiederkehrt . . .

„Hörst Du? Man läutet, sag' ich Dir . . . Steh auf! Wir kommen ohnehin zu spät!" — Er versuchte aufzustehen, aber es gelang ihm nicht. Da begriff er, daß er verloren war und begann in Gedanken zu beten . . .

„Herr, empfange die Seelen Deiner Sklaven . . . Sünder waren wir beide . . . verzeihe uns, o Herr . . . ."

Und da schien es ihm, daß das hell erleuchtete Gotteshaus in einer weißen, hell glänzenden Schneewolke zu ihm über das Feld herübergleite. Ein seltsames Gotteshaus! Aus lichterloh brennenden Menschenherzen war es erbaut und hatte selbst die Form eines Herzens, und in seiner Mitte stand am Altar der Erlöser. Wie er Ihn sah, richtete sich der Alte auf, kniete vor den Treppenstufen nieder, erhob seine Augen, die nun wieder sehen konnten, und der Erlöser sprach von der Kanzel mit klingender, heller Stimme:

„Aus Herzen, die in Barmherzigkeit auflodern, ist mein Gotteshaus erbaut. Der Du zeitlebens Barmherzigkeit erflehtest, Unglücklicher, Gedemüthigter, tritt ein und freue Dich! . . ."

„Herr!" rief der geheilte Blinde: „Du lebst, o Gott!"

Und Christus lächelte mit lichtem Lächeln dem Alten und seiner Lebensgefährtin zu, die nun auch zu neuem Leben erwacht war . . . So waren zwei Bettler im Feld erfroren.

Während ich die Erzählung so in Gedanken durchging, dachte ich darüber nach, ob sie genügend schlicht und rührend sei, ob sie im Stande sei, im Leser Mitleid zu erwecken. Und es schien mir, daß dem so sei.

In diesem Bewußtsein, mit mir selbst zufrieden, dachte ich im Halbschlummer an die Feiertage und an die materiellen Sorgen, die sie mit sich bringen. Die Uhr tickte unermüdlich und zählte mit unbarmherziger Genauigkeit die spurlos entschwindenden Sekunden meines Lebens. Durch den Schlaf hörte ich das stets sich steigernde Geräusch des fallenden Schnees. Die Laterne war erloschen. Viel neue Geräusche rief der Schneesturm wach: es knarrten die Fensterpfosten, die Zweige des Baumes klopften hartnäckig an das Dach, man vernahm Seufzer, Stöhnen, Geflüster, Pfeifen; — all diese Laute vereinten sich zu einem dunklen Tönen, das das Herz wehmüthig stimmte; bald klangen sie wieder zart und leise und wiegten mich in den Schlummer. Mir war's, als erzählte jemand ein phantastisches, ergötzliches Märchen. Doch plötzlich — was war das?

Der trübe Fleck am Fenster erglänzte in blauem Phosphorlicht, wurde größer und dehnte sich bis zu den Wänden meines Zimmers aus. In das blaue Licht war mit erstaunlicher Eile eine weiße Wolke eingedrungen. Funken, die an Menschenaugen erinnerten, erglänzten darin, und wie vom Sturm getrieben drehte sie sich in seltsamem Wirbel. Sie kreiste und zerfloß, wurde durchsichtiger, zertheilte sich, athmete Kälte und Schrecken, drohte mit etwas Unsichtbarem. Ein Geräusch ging von ihr aus, das unzufriedenem, bösem Murrenglich. Schließlich zerriß sie in viele einzelne Fetzen, die sich im ganzen Zimmer vertheilten. Von dem blauem Licht durchtränkt, wurden sie durchsichtig, drehten sich langsam im Kreise und nahmen allmählich Formen an, die meinen Augen bekannt und vertraut waren. Dort in der Ecke drückten sich Kinder oder Schatten von Kindern herum, dahinter die Gestalt eines alten graubärtigen Mannes und Frauen . . .

„. . Woher kamen diese Schatten und was bedeuteten sie?" fuhr es mir plötzlich durch meinen von Schreck und Staunen wirren Kopf.

Aber solche Gedankenregung blieb den Gästen dieser stürmischen Nacht nicht verborgen.

„Woher wir kommen und wer wir sind?" ertönte eine ernste Stimme — sie klang traurig und kalt, wie das Geräusch des Schnees . . . . „Erinnere Dich! Kennst Du uns nicht?"

Ich schüttelte schweigend den Kopf und verleugnete jede Bekanntschaft mit den Schatten. Sie aber wogten und schaukelten in der Luft, als führten sie zu dem Sturmgesang einen feierlichen Tanz aus. Fast durchsichtig, von kaum wahrnehmbaren Umrissen drängten sich diese seltsam bizarren Gestalten geräuschlos zu mir heran — und plötzlich bemerkte ich unter ihnen den blinden Bettler, der sich an den Röcken der gebückten, mich mit vorwurfsvollen Augen anblickenden alten Frau festhielt. Sie waren beide in Lumpen gehüllt, die mit glänzend schillerndem Schnee bedeckt waren, und ein kalter Lufthauch wehte von ihnen zu mir herüber. Ich erkannte sie wohl, — doch warum waren sie gekommen?

„Erkennst Du uns jetzt?" fragte mich eine Stimme. Ich wußte nicht, ob es die Stimme des Schneesturms oder die meines Gewissens war, aber es lag etwas Zwingendes in ihr.

„Nun hast Du sie erkannt," fuhr die Stimme fort. „Die andern alle stammen auch aus Deinen Weihnachtserzählungen — Kinder, Frauen und Männer, die Du erfrieren ließest, um das Publikum zu unterhalten. Sie werden bald vor Deinen Augen vorüberziehen, und Du wirst sehen, wie zahlreich und wie beklagenswerth sie sind.

Da regten sich die Schatten in der Luft, und im Vordergrund erschienen ein Knabe und ein Mädchen, wie zwei Blümlein von Schnee und Mondenschein.

„Das ist der Knabe und das Mädchen, die Du vor dem Fenster, hinter dem der Weihnachtsbaum brannte, erfrieren ließest," deutete die Stimme. „Weißt Du noch, wie sie mit verträumten Blicken nach dem Baum ausschauten und erfroren . . ."

Geräuschlos zogen meine kleine Helden an mir vorbei und zerflossen in dem blauen Licht. An ihrer Stelle erschien eine abgehärmte Frau mit traurigem Antlitz.

„Das ist die Mutter, die zur Weihnachtszeit zu ihren Kindern aufs Dorf eilte, denen sie billige Geschenke mitbrachte." Voll Angst und Scham betrachtete ich diesen Schatten.

„Und hier noch mehr," fuhr die Stimme fort und zählte ruhig, geschäftsmäßig auf. Und die Schattenhelden zogen alle an mir mit flatternden Gewänden vorüber, und ich schauderte in dem eisigen Hauch, der von ihnen ausging. Schweigsame, schaurige Schatten . . . . Ihre langsamen Bewegungen und die unaussprechliche Sehnsucht ihrer trüben Augen lasteten schwer auf mir, ich schämte und ängstigte mich vor ihnen. Was haben sie mit mir vor? Was bezwecken sie mit ihrem Erscheinen? Woran wollen sie mich gemahnen? oder was wollen sie mich lehren?

„Und hier sind auch die Helden Deiner letzten Weihnachtserzählung."

Digitized by Google

Der blinde Mann in zerrissenen, mit Schnee bedeckten Kleidern zog langsam an mir vorüber und blickte mir mit starren, weit geöffneten Augen ins Gesicht. Sein Bart war ganz mit Eisnadeln besetzt, und aus seiner Mundhöhle ragten Eiszapfen hervor. Die Alte, mit Reif bedeckt, hatte ihren Mund zu einem seligen, kindlichen Lächeln verzogen, aber dieses Lächeln war steinern, und der Reif wich nicht aus den Runzeln auf ihren Backen. Die Schatten glitten unaufhörlich durch die Luft, während der Sturm sein trauriges Lied sang. Anfangs hatte ich all das schweigend, gleichsam durch den Nebel des Traumes mit angesehen; jetzt aber regte sich etwas in mir, ich wurde mir klar, ich wollte sprechen. Wieder drängten sich die Schatten zu einer Masse zusammen und bildeten gleichsam eine trübe Wolke von unbestimmten Umrissen. Aus dieser Wolke schauten mich die hellen und dunklen Augen melancholisch und sehnsüchtig an, und ein peinliches und verlegenes Gefühl beschlich mich unter diesen regungslosen, todten Blicken.

Der Sturm hörte auf zu singen, und mit ihm verstummten alle Laute. Ich hörte nicht mehr das monotone Ticken der Uhr, noch das Geräusch des Schnees, noch die Stimme, die zu mir gesprochen hatte. Es herrschte vollkommene Stille, todt waren die Früchte meiner Phantasie, — lautlos und regungslos waren sie in der Luft erstorben und schienen nun gleichsam auf etwas zu warten. Auch ich verharrte in banger Erwartung, das Herz voll Unruhe und wähnte unter den kühlen Blicken dieser todten Augen zu vergehen.

Das währte lange, und nicht einen Augenblick konnte ich meine Augen von diesen Schatten wenden. Schließlich aber riß meine Geduld, und sehnsüchtig schrie ich auf: „Du mein Gott! Was soll das?" Da ertönte wieder die ruhige, leidenschaftslose Stimme:

„Antworte Dir selbst auf Deine Fragen . . . Wozu hast Du all das geschrieben? Hast Du nicht genug an dem wirklichen, wahrnehmbaren und greifbaren Unglück im Leben, warum denkst Du Dir neues Unheil aus? Warum thust Du das? Was willst Du erreichen: den letzten Muth in den Menschen tödten, ihnen die Hoffnung auf Besseres rauben, indem Du ihnen ausschließlich das Trübe zeigst? Bist Du ein Feind des Lichts und der Hoffnung und willst Du möglichst viel Düsteres und Trübes schaffen, um die Enttäuschungen der Menschen noch zu steigern? Oder hassest Du die Menschen und willst in ihnen den Wunsch zu leben zerstören, indem Du das Leben als das größte Unglück schilderst? Warum läßt Du Jahr für Jahr in Deinen Weihnachtserzählungen Menschen erfrieren und bemühst Dich, Deine Schilderungen möglichst wahrheitsgetreu zu machen? Wozu geschieht das alles? Zu welchem Zweck? Ueberleg' einmal . . . ."

Ich war verblüfft. Eine seltsame Anklage — nicht wahr? Weihnachtserzählungen sehen sich immer ähnlich: man läßt einen Knaben oder ein Mädchen vor einem Fenster erfrieren, hinter dem ein Weihnachtsbaum brennt. Das ist Sitte geworden, und ich bin ihr einfach gefolgt — das ist alles. Was für ein Sinn darin liegt? Ich fühlte mich der Stimme gegenüber im Recht und beschloß, ihr den Sinn der Weihnachtserzählungen zu erklären. Und ich gestehe — ich hielt die Stimme für nicht sonderlich aufgeklärt . . .

„Hören Sie 'mal", begann ich, „ich weiß nicht, wer Sie sind und will es auch nicht wissen. Sie haben Fragen an mich gerichtet, erlauben Sie, daß ich sie beantworte; ich hoffe, daß Sie mich des Rechts, in dieser Nacht ruhig zu schlafen, nicht länger berauben werden. Ich meine es gut, wenn ich die Leute erfrieren lasse; indem ich schildere, wie sie sterben, erwecke ich Mitleid mit den Unglücklichen. Verstehen Sie mich, mein geheimnißvoller Freund? Ich bemühe mich, das Herz des Lesers zu rühren."

Eine seltsame, schaurige Bewegung erhob sich unter den Schatten. Bestürzt betrachtete ich sie, ohne mir zu erklären, was das bedeuten sollte. Sie wirbelten in geräuschlosem Tanz, — als wären sie plötzlich alle von Fieberschauer erfaßt. Gleichsam als kämpften sie gegen den Sturm, der sie zu zerreißen und zu verwehen drohte, hoben sie sich hoch empor. Und der Sturm pfiff und heulte, weinte und lachte. Die Schatten zitterten, und ihre todten Augen blieben starr und leblos, obgleich ihre Gesichtszüge sich zu fürchterlichen Grimassen verzerrten. Selbst das blaue Phosphorlicht erzitterte bei diesem unbegreiflichen, lautlosen Schattentanz. Was ist mit ihnen geschehen? mein Gott, was ist geschehen?

Kalter Schweiß übergoß meinen Körper, das Haar stand mir zu Berge.

„Sie lachen", ertönte die leidenschaftslose Stimme.

„Worüber?" fragte ich kaum hörbar.

„Ueber Dich . . ."

„Warum?"

„Ob Deiner kindlichen Rede . . . Mit der Schilderung erdachten Unglücks willst Du das Mitgefühl in den Herzen der Menschen wecken, für die auch wirkliches Unglück nichts anderes als ein Schauspiel ist? Denk' nur einmal daran, seit wie langer Zeit in den Menschenherzen gute Gefühle wachgerufen werden, mit welchem Aufwand von Geist das geschah, und sieh Dir das Leben an! . . . Dummkopf! Wenn die Wirklichkeit die Menschen nicht rührt und mit ihrer grausamen Qual und Gemeinheit ihr Gemüth nicht verletzt, — so wird es Deiner Phantasie wohl kaum gelingen, sie zu veredeln . . . . Willst Du in ihnen das Herz erwecken, indem Du ihnen von erfrierenden Menschen erzählst? Das Meer des Unglücks dringt durch den Damm der Herzlosigkeit hindurch, und Du wirfst Erbsenkörner hinein . . . und Du hoffst? . . ."

Das lautlose Lachen der Schatten dauerte fort, und es schien mir, daß es niemals aufhören würde, — daß ich es bis zu meinem letzten Lebenstage schreckerfüllt würde mit ansehen müssen.

Der Sturm kicherte cynisch und umbrauste mich, und die leidenschaftslose Stimme hörte nicht auf zu sprechen. Jedes ihrer Wort bohrte sich wie ein kalter Nagel bald in mein Gehirn, bald in mein Herz hinein, die lautlosen Grimassen der Schatten wurden schauriger, ihre unhörbaren Lachsalven, in denen sie erzitterten, immer stürmischer.

Voll Schmerz und Gram versank ich in düsteres Grübeln.

„Das ist Lüge!" rief ich plötzlich, durch die Reden jener Stimmen von Wuth und Sehnsucht gepackt.

Und jäh vom Bett aufspringend, stürzte ich mich kopfüber in einen dunklen Abgrund und sank keuchend in rasender Eile hinab. Zischendes Geheul und brutales Gelächter begleiteten mich; die Schatten folgten mir in die Finsterniß und starrten mich mit wilden Grimassen an.

. . . Am Morgen erwachte ich mit Kopfschmerz und bangem Herzen. Zu allererst nahm ich die Erzählung von dem blinden Greis und seiner alten Frau, las sie durch und . . . zerriß sie in kleine Stücke.

Maxim Gorki.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Dante and the Animal Kingdom. By Richard Thayer Holbrook, Ph. D. New-York, The Columbia University Press, Macmillan & Co., 1902, pp. XVIII, 376.

Das vorliegende Werk ist ein neuer Beitrag zu den bereits erschienenen und in diesen Spalten besprochenen litterarischen und kulturhistorischen Forschungen, welche auf die Anregung und unter der Aufsicht der philosophischen Fakultät der Columbia-Universität in New-York herausgegeben werden. Der Inhalt des Buches ist noch umfassender als der Titel andeutet, da der Verfasser nicht nur Dante's Anschauungen über das Thierreich behandelt, sondern auch dessen Lehren von dem Seienden und Werdenden im allgemeinen, von der Erschaffung und Entstehung des Menschen und der Welt und den dabei von guten und

Digitized by Google

bösen Geistern gespielten Rollen und ihrem Einfluß auf das Schicksal der Erdbewohner in Erwägung zieht. Besonders zu erwähnen in dieser Beziehung ist das vierte Kapitel, „Thn Devil nnd his Brood," in dem der „Fürst der Finsterniß" und die zahlreichen in dessen Dienste stehenden nnd dessen Befehle vollstreckendea Trabanten, Furien, Centauren, Harpyen, Sirenen, Minotouren und andere fabelhafte Gestalten, die dem Dichter in der Hölle begegneo, erörtert und die symbolische Bedeutung dieser wunderlichen Ausgeburten der Phantnsie nnd Ueberlieferungen der klassischen Mythologie erklärt werden.

Von der Entwicklung und Beschaffenheit des Thierreiches und der Art und Weise, wie es aus fortwährender Umwandlnng nralter Typen hervorgegangen ist, hatte Dante natürlich gor keinen Begriff. Seine naturwissenschoftlichen Kenntnisse gingen nicht über die seiner gelehrten Zeitgenossen Thomas aon Aquino, Albertus Magnus, Vincent von Beauvais und anderer Vertreter der scholastischen Philosophie hinaus. Von der Thierpsychologie, wie sie sich heute ausgebildet hat, konnte er keine Ahnung haben, abwohl seia lebendiges und schöpferisches Dichtungsvermögen sich eine intellektuelle Evotutian der höheren Thierarten aus tiefer stehenden Ordnungen und Klassen bis zum Menschengeschlecht und sogar bis zur Engelschaar hinauf aorzustellen scheint, wie aus einigen Sätzen in dem „Convito" zu ersehen ist. Mit den Augen des Dichters, pflegte er einen durchdringenden Blick in die mannigfaltigen Erscheinungen und Lebensformeu des Naturreiches zu thun und Thatsachen unb Tendenzen wahrzunehmen, die ihm als Denker und Dialektiker völlig verborgen blieben. Tas Bestreben der Italiener, darunter auch des berühmten Litteraturhistorikers Cesare Cantù, Dante als einen seiner Zeit weit vorausgeschrittenen Naturkundigen hinzustellen, dürfte als durchaus verfehlt bezeichnet werden. Bei der Auslegung seiner Schriften hat man öfters Erzeugnisse dee poetischen Einbildungskroft für Ergebnisse des reflektirenden Denkens gehalten und ihm desholb Kenntnisse zugeschrieben, die er nicht besaß. Man läßt ihn z. B. das Gesetz der Gravitation entdecken, wie nun durch dasselbe Verfahren sich überzeugt, daß Shakespeare den Blutkreislauf kannte. Es ist sehr leicht, falsche Schlüsse aon solcher Tragweite zu ziehen, wenn der Erklärer seinem Vorstellnngsvermögen den Zügel schießen läßt und in rein dichterische Wortbilder einen geheimen wissenschaftlichen Sinn zu legen sucht. Derartige Folgerungen sind durchaus unstatthaft ond haben nicht den geringsten Werth. Außer mythologischen Geschöpfen zieht der Verfasser ungefähr sechzig von Dante erwähnte Thiere in Erwägung, von denen er einige nur flüchtig berührt. Am ausführlichsten wird der Falke behandelt, denn im Mittelalter, und besonders zu Dante's Zeit, war die aus dem Morgenlonde stammende und aon den Arabern eifrig betriebene Falknerei die Hauptbelustigung der Fursten und des Adels nnd stand im dreizehnten Jahrhundert, namentlich nnter deon römisch-deutschen Kaiser Friedeich II., in hohem Ansehen, der über diese Jagdkunst eine eigene Schrift: De Arti Venandi cum Avibus verfaßte, welche aon seinem notürlichen Sohn Manfred mit Anmerkungen versehen wurde nnd einen werthvollen Beitrag zur damaligen Vögelkunde bildet. Vor dem Vogelfang, wie er aom italienischea Balke seit undenklicher Zeit getrieben waorden ist, hatte Dante eine starke Abscheu; tragen der mit dem Vogelfang verbundenen massenhaften Metzeleien und grausamen Verstümmelungen ist das leicht begreiflich. Für die Falkenbeize dagegen, hat er sich lebhoft interessirt, nnd ous seinen durch lebendige Anschaulichkeit und große Treue ausgezeichneten Schilderungen derselben dürften wir schließen, daß er auch daran persönlich theilgenommen hat. Die Vorliebe für dieses Vergnügen veranlaßt ihn allerlei Vergleiche und Sinnbilder daraus zu schöpfen, welche zuweilen sehr gesucht unb räthselhaft sind und dem Leser fast unverständlich bleiben.

Auf die Einzelheiten der aus 68 Kapiteln bestehenben, reichhaltigen Schrift können wir hier nicht näher eingehen. Das Ganze beruht auf gründlichen Forschungen sowie auf scharfsinniger Prüfung und kritischer Benützung der betreffenden Quellen und ist ia der Darstellung recht anziehend und aon frischem Humor belebt. Der Werth des Werkes wird durch achtzehn meistens in den Text eingeschaltete Abbilbungen bedeutend erhöht, aon denen drei schöne Farbendrucke einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts entnommen worden sind.

München. E. P. Evans.

Josef Baron Weyßenhoff: Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von B. W. Segel. Stuttgart nnb Leipzig, 1902. Deutsche Verlagsanstolt.

Die Weltlitteratur in dem schönen aon Goethe gemeinten Sinne einer allgemein menschlichen Angelegenheit, welche die erlauchten Geister der verschiedensprachigsten Nationen zusammenführt unb die neidloseste Anerkennung, bie liebevollste Bewunderung, ohne jede kleinliche Rücksicht, ohne Haß und Vorurtheile zur Geltung kommen läßt, ist kürzlich um ein treffliches Werk bereichert worden, dns sowohl seines Gegenstandes wie der Behandlung wegen ols ein überaus wichtiger Exponent des gegenwärtigen Bildungszustandes bezeichnet werden muß. Wie schon der Titel angibt, handelt es sich um eines der meistbeachteten Probleme der jüngst erledten Denkepoche. Mit klugem Griff hal der Autor einen Typus veranschaulicht, der gegen Ablauf des jüngst verflossenen Jahrhunderts für ein Ideal menschlicher Entwicklung erklärt wurde. Unter wie heiklen nnd wenig wünschenswerthen Verhältnissen er gedeihen uad zu voller Entfaltung gelangen kann, das dorgelegt zu haben verleiht dem von großer künstlerischer Ueberlegenheit zeugenden Roman einen besonderen Werth. Solche Uebermenschen, denen es lediglich darauf ankommt, es sich im Leben bestens einzurichten, hat es immer gegeben, und der Schauplatz, auf dem das nun vorgeführte Lebensschicksal sich entrollt, erinnert in einleuchtender Weise, daß derlei über die gewöhnliche Durchschnittsmenschheit hervorragende Persönlichkeiten auch aon der engherzigsten Staatsraison geduldet und unter Umständen gefördert werden. Dem Kultus des eigenen Ich hingegeben, ohne andere Rücksicht auf die Mitmenschen, als diese möglichst zu exploitiren ohne mit der bestehenden Ordnung in Kollision zu gerathen, ist die Lebensaufgobe, deren Lösung hier in Begebenheiten und Thaten entwickelt wird, wie sie dem Behagen der „Auserkorenen" allein zweckdienlicher nicht gedacht werden können. Viel Ansehen unb Geld haben oder es boch auf statthafte Weise sich zu verschaffen unb es „standesgemäß" auszugeben verstehen, das ist der ganze Lebensinhalt dieser leuchtenden Existenzen, welche Kopf unb Herz im Gleichgewicht halten gelernt haben, um allemal dem eigenen Vortheil nachzugehen. Ueberaus geschickt hot der Dichter dieser Gestalt das vorwiegende Interesse des Lesers zuzuwenden verstanden: der stets korrekt handelnde, elegante und ion gewöhnlichen Gesellschaftssinne „liebenswürdige" Herr ist bei all seiner Klugheit und außergewöhnlichen Belesenheit von einer ausgeprägten Kaltherzigkeit, die jeden innigeren Antheil an ihm fernhält, so daß man sein frühzeitiges Ende ohne jede Betrübniß, sogar mit einem Anflug von Befriedigung empfindet. Das Ganze ist ein Zeitgemälde von großer Lebendigkeit, besonders entzückend durch die darüber gebreitete feine Ironie, die manchem Leser wohl erst am Schlusse merklich werden mag, wo dieses auf alleinigen Genuß des Augenblicks angelegte Glanzleben sich in nichts auflöst.

Dank der sorgfältigen unb stilistisch tadellosen Uebersetzung liest sich der Roman ganz vortrefflich. Nur die aus der slavischen Umgangssprache herübergenommene Verwendung des Wortes „Herr" möchte man wegwünschen, weil dessen Einschaltung in der deutschen Rede gewöhnlich eine drohende oder zurechtweisende Bedeutung und nicht die der dort üblichen Höflichkeit hat. Eine Inhaltsangabe der Kapitelüberschriften würde dem sonst gar hübsch ausgestatteten Buche zu größerer Zier gereicht haben.

Wilh. Bolin.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 21. Berlin, den 21. Februar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder dem Weltpostvereine bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Zur Frage vom Nutzen der Getreidezölle für die Landwirthschaft. Von F. Holdermann (Roetteln, Baden).

Parlamentsbriefe XV. Von Proteus.

Das Deutschthum in Südamerika und die Monroedoktrin. Von Professor E. P. Evans (München).

Ursachen und Wirkungen kirchlicher Unduldsamkeit. Von D. theol. M. Schwatb (Heidelberg).

Hans Thoma. Von Paul Nathan.

Die Jubiläums Ausgabe von Gorthe's Werken. Von Prof. Wilhelm Botin (Helsingfors).

„Die goldene Stadt." Von Ernst Heilborn.

Nous autres parisiens. Von — Clarisse —.

Bücherbesprechung:

Max Hesse: Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben. Bespr. von R. M. M.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Sorgen um Venezuela ist Deutschland ledig. In Washington hat Herr Bowen eine Einigung zwischen Deutschland, England und Italien einerseits und Venezuela andererseits zu Stande gebracht. Venezuela hat sogleich eine bestimmte Summe zu zahlen; andere Forderungen werden demnächst befriedigt oder aus den Zolleinkünften von La Guayra und Puerto Cabello bestritten, und dritte Forderungen endlich sollen durch eine Kommission festgestellt werden. Ist eine Einigung zwischen den Vertretern Deutschlands und den Vertretern Venezuelas nicht herbeizuführen, so ernennt der Präsident der Vereinigten Staaten einen Schiedsmann, und ergeben sich neue Streitfragen und Zerwürfnisse, so soll der ständige internationale Gerichtshof im Haag die Entscheidung herbeiführen. Die verbündeten Mächte hingegen sind verpflichtet, die Blockade aufzuheben und die fortgenommenen Schiffe an Venezuela zurückzugeben. Das eine wie das andere ist bereits geschehen.

Das Beste an dem Uebereinkommen ist, daß die Verwicklung mit Venezuela ihr Ende erreicht hat, und daß nicht ferner ernstere Reibungen mit den Vereinigten Staaten zu befürchten sind. Ist es auch nicht sicher, daß nunmehr die Abwicklung der Angelegenheit völlig glatt verlaufen wird, so ist es immerhin sehr wahrscheinlich, daß auch Herr Castro und seine etwaigen Nachfolger, sowie seine kleinen Kollegen in Mittel- und Südamerika zum wenigsten für eine Spanne Zeit das Unzweckmäßige einer frivolen Verletzung von Treu und Glauben und der Pflichten internationaler Wohlanständigkeit erkannt haben werden. Wenn die Lektion dies erzielt, so ist sie nicht allzutheuer erkauft.

Und noch ein Gutes hat die Verwicklung mit Venezuela im Gefolge gehabt; gegenüber England oder, um exakter zu sprechen, gegenüber der englischen Regierung ist die Masse der Bevölkerung in Deutschland heute von einer andern Stimmung beseelt, als noch vor kurzem. Die englische Regierung hat treu und loyal ihre Verpflichtungen gegen Deutschland erfüllt; die englischen Staatsmänner haben sich für diese Politik, die keineswegs populär gewesen ist, nachdrücklich eingesetzt, und dies wird man nicht vergessen, in unser politisches Hauptbuch auf die Creditseite zu Gunsten Englands einzutragen. Waren die Erinnerungen aus der Zeit der samoanischen Schwierigkeiten und der Hetze bei Gelegenheit der Philippinen-Ereignisse noch rege, so gedenken wir doch jetzt eben so lebhaft und mit größter Befriedigung der Haltung des englischen Ministeriums zur Zeit der Verwicklung mit Venezuela.

Der gute Eindruck wird dadurch verstärkt, daß die Adreßdebatte im Ober- wie im Unterhause die Regierungsvertreter wie die Parlamentarier veranlaßt hat, einer Politik der Rücksichtnahme und der politischen Verständigung mit Deutschland das Wort zu reden. Auf dieser Bahn voranzuschreiten, ist die große Masse der deutschen Bevölkerung gleichfalls bereit und sicher die deutsche Regierung desgleichen.

Auch wir in Deutschland unterschreiben unbedingt, was Mr. Balfour in einer trefflichen Programmrede in Liverpool gesagt hat:

„Ich möchte mit allem Ernst, dessen ich fähig bin, meine Landsleute daran erinnern, daß diese internationalen Animositäten eine große Quelle internationaler Schwäche sind. Wir gelten auf dem europäischen Kontinent für höchst unbeliebt. Ich weiß nicht, wie weit das geht, und ich besitze nicht das Mittel, die Tiefe einer Empfindung zu messen, von der ich weiß, daß sie in manchen Ländern verbreitet ist. Das bedeutet aber eine Schwächung für England und ich füge hinzu, für alle Länder, die so empfinden. Kein Land wird dadurch stärker, daß es England haßt, kein Land wird dadurch mächtiger, daß es seine Animosität gegen

England zeigt, und die Maxime, die ich hier auf unsere Nachbarn auf dem Kontinent beziehe, gilt mir ebenso für uns selbst. Wenn sie nicht stärker werden durch ihre Abneigung gegen uns, so macht auch uns die Abneigung gegen sie nicht stärker."

Wie wahr und wie treffend mit entsprechenden Aenderungen auch für uns.

Und endlich sagte Mr. Balfour:

„Wir wollen uns lieber eines alten Ideals erinnern, daß nämlich alle die Nationen, die in den vorderen Reihen der Zivilisation stehen, lernen sollten zusammen zu arbeiten zum Besten der Gesammtheit und daß nichts der Verwirklichung dieses hohen Ideals mehr im Wege steht, als jene nationalen Bitterkeiten, Eifersüchteleien und Feindseligkeiten. Von diesen weiteren Gesichtspunkten aus blicke ich mit Bedauern auf den Kritizismus, der in den letzten zwei Monaten der Regierung des Königs entgegengetreten ist. Was Venezuela betrifft, so geht das vorüber und unser Verhalten wird auch die schärfste Prüfung nicht fürchten. Aber in Hinblick auf die Zukunft bin ich voll Unruhe, wenn ich bedenke, wie leicht es ist, das Feuer internationaler Eifersucht zu schüren, und wie schwer es fällt, es wieder zu stillen."

Das sind Worte, für die wir auch in Deutschland volles Verständniß haben.

Um so wichtiger muß eine vorurtheilslose, von keiner Animosität getrübte Behandlung der internationalen Fragen erscheinen, da der politische Himmel keineswegs wolkenlos ist. Es zeigt sich, daß der Thronbewerber in Marokko noch nicht machtlos am Boden liegt; neue schwere Kämpfe werden von dort gemeldet, und auf der Balkanhalbinsel gährt es gleichfalls. Zwar hat die bulgarische Regierung einige Mitglieder des makedonischen Revolutionskomitees verhaftet, aber die Hauptunruhstifter, unter ihnen Sarafow, sind entschlüpft; vielleicht weil man sie entschlüpfen lassen wollte.

Für die Beruhigung Mazedoniens sind Oesterreich-Ungarn und Rußland mit ihren Reformvorschlägen hervorgetreten; Deutschland hat sogleich zugestimmt; aber solche Reformaktionen im Orient haben häufiger zum Kriege als zur Beschwichtigung geführt, und thatsächlich werden denn auch immer von neuem Nachrichten verbreitet, daß die Türkei wie Rußland und Oesterreich und wie die kleinen Balkanstaaten sich still und versteckt rüsten.

Der Oberpräsident von Posen, Herr von Bitter, hat seinen Posten verlassen müssen wegen Krankheit; natürlich handelt es sich um eine politische Krankheit. Seine oberpräsidiale Gesundheit ist durch den Fall Löhning und Willich allzu sehr erschüttert worden.

Gewiß ist Herr von Bitter kein Oberpräsident, wie er sein soll; aber wenn er seiner Aufgabe nicht gewachsen war, so liegt das doch vor allem daran, daß seine Vorgesetzten, der Finanzminister und der Minister des Innern, Herr von Rheinbaben und Herr von Hammerstein, noch weit weniger sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigten. Herr von Bitter war schwach und schwächlich, weil seine Vorgesetzten nicht wagten, stark und energisch gegen Herrn Endell, gegen seine Leute und gegen den Cliquenbochumth aufzutreten. Und solange die Minister in schüchterner Demuth dem Agrarierthum und Junkerthum gegenüberstehen, wird es ganz gleich sein, ob in Posen Herr von Bitter oder ein Mann anderen Namens residirt.

Die kraftlose „Politik der Mittellinie", die sich gegen die Agrarkonservativen so trefflich bewährt hat, bewährt sich gleich gut gegenüber der zweiten Hilfstruppe der Regierung, gegenüber dem Centrum.

In Trier hat der Bischof von den Kanzeln herab verkünden lassen, daß jene Eltern „sich schwer versündigen, und sie können vom Sakrament der Buße nicht losgesprochen werden", die ihre Töchter in eine paritätische, höhere Töchterschule senden. Diese höhere Töchterschule ist aber ein Staatsinstitut. Und eine Partei, die der Regierung und der Regierungspolitik so nahe steht und auf die sich die Regierung mit Vorliebe stützt, verhängt durch einen ihrer geistigen Führer über ein Staatsinstitut den Bann. Das ist das Seitenstück zur Kriegserklärung des Bundes der Landwirthe an die Regierung.

Wie in Preußen, so in Bayern. Die dortige ultramontane Hetze gegen das sogenannte protestantische Ministerium Crailsheim hat dazu geführt, daß Herr von Crailsheim mit dem 1. März zurücktreten wird.

Herrschaft der Agrarier und der Ultramontanen — in diesem Zeichen der Entwicklung befinden wir uns beim Eintritt in die neuen Reichstagswahlen.

* * *

Zur Frage vom Nutzen der Getreidezölle für die Landwirthschaft.

Der Kampf gegen die Interessenpolitik des Agrarierthums wäre nicht so schwer, wenn er nicht zugleich auch ein Kampf gegen mangelnde wirthschaftliche Einsicht, gegen eine massive Unwissenheit sein müßte. Ohne diese wäre diejenige Schicht, welche heute in Deutschland zu Gunsten ihrer direkten ökonomischen Interessen die agrarische Position inne hat, das Junkerthum feudaler und klerikaler Couleur, nicht im Stande gewesen, seinen Willen in den zollpolitischen Kämpfen des Reichstags durchzusetzen, und seine heutige Macht zu erringen. Nur dadurch, daß es dieser Klasse gelungen ist, an seinen Wagen nicht alle, aber den größten Theil der deutschen Bauern zu spannen, obwohl deren Interessen denen des Großgrundbesitzers entweder geradezu entgegengesetzt oder zum mindesten von ihnen durchaus verschieden sind, sie förmlich mittelst der agrarischen Phrase zu hypnotisiren, ist eine Reichstagsmehrheit möglich, und Beschlüsse derselben, wie wir sie erlebt haben. Diese Hypnotisirung ist eine solche Macht, daß sie eine Partei, wie die nationalliberale, die von einer ursprünglich liberalen Weltanschauung herkommt, je mehr der Schwerpunkt ihrer Wählerschaft auf das Land sich legte, desto mehr agrarisirt hat. Um vom Centrum gar nicht zu reden, das für das Gros seiner Truppen von vornherein auf das Land angewiesen war.

Will man den Einfluß der derzeitigen agrarischen Mehrheit brechen, so ist das nur möglich, wenn von der maßgebenden junkerlichen Interessenpolitik die Masse der bäuerlichen Bevölkerung, die jener heute als Heerbann dient, losgelöst und zur Erkenntniß ihrer wahren Interessen geführt wird. Zwei Wege können zu diesem Ziel führen. Vor dem einen möge uns ein gütiges Geschick behüten! Nämlich davor, daß eine bessere wirthschaftliche Einsicht der bäuerlichen Bevölkerung erkauft werden muß in der Schule der schweren Folgen und des unberechenbaren Schadens, die gerade auch für sie ein Sieg der agrarischen Pläne nach sich ziehen würde. Hätte man lediglich ein Parteiinteresse im Auge, so müßte man einen solchen Sieg des Agrarierthums gründlich und auf der ganzen Linie wünschen. Diese schwere Erschütterung unseres ganzen wirthschaftlichen Lebens, das Herauswerfen unserer Handelspolitik aus ihren sicheren Geleisen, die Abnahme der Kaufkraft der Bevölkerung würde unsern Bauern ja sehr bald und wirksam den Staar stechen, der sie jetzt bindert, ihre wahren Interessen zu sehen. Allein diese Operation wäre zu theuer, mit einem unabsehbaren, vielleicht nie mehr gut zu machenden Schaden für die Gesammtheit, unsere ganze Stellung in der Welt erkauft, und man kann nur wünschen, daß diese bittere Lektion uns erspart bleibe.

Bleibt nur der zweite Weg, und das ist der der sachlichen Aufklärung, der Aufhellung der Dunkelheit, die in diesen Fragen in den bäuerlichen Köpfen herrscht. Die Herrschaft des dündlerischen Schlagwortes, die sich auf der

Digitized by Google

Ignoranz der Massen oder der Konnivenz der nachgiebigen Parteien aufbaut, muß durch die unermüdliche, unverdrossene Darstellung des thatsächlichen Sachverhalts gebrochen werden. Das geschieht, wiewohl es, wenigstens auf der Seite der bürgerlichen Linken, noch viel mehr und intensiver geschehen könnte und sollte, wenn man auch nur einigermaßen dem Eifer nachkommen will, den die Verkünder des agrarischen Evangeliums entwickeln. Aber auch wenn es im selben Maß geschähe und mit Engelszungen gepredigt würde, der Glaube wird in hundert Fällen neunzigmal versagt, weil es der Liberale, der Freisinnige, der Demokrat ist, der das sagt oder schreibt. Man hat zu lange unsern Bauern diese Parteien als die geschworenen Feinde der Landwirthschaft, als die vereidigten Advokaten der Börse, des Handels u. s. w. vor Augen gestellt und solches in die Köpfe hineingeredet, als daß sie sich von dieser Seite leicht überzeugen ließen. Das ist viel eher möglich, wenn es von einer Seite aus unternommen wird, welche nicht mit jenem Odium belastet ist, welcher irgend eine parteipolitische Tendenz nicht untergeschoben werden kann.

Mit Rücksicht auf den Werth eines derartigen Sukkurses in dem großen Kampf, der heute ganz Deutschland beschäftigt, möchte ich auf eine Publikation hinweisen, die sich mit der badischen Landwirthschaft*) befaßt und bezüglich der Getreidezollfrage zu folgenden überraschenden Ergebnissen für Baden kommt, die ich hier vorausschicke:

	Prozent aller Familien
Kein Interesse an Getreidezöllen haben (weil den Bedarf selbst deckend)	14,6
Ein geringes Interesse haben (da der Verkauf unter 20 Centner bleibt)	7,9
Ein mäßiges Interesse haben (da der Verkauf 20 bis 100 Centner beträgt)	6,2
Ein erhebliches Interesse haben (da der Verkauf 100 Centner übersteigt)	0,6
Gegentheiliges Interesse haben (weil sie keine oder nicht genügend Brotfrucht bauen) . .	70,7

Daß die Getreidezölle, beziehungsweise das Heraufschrauben derselben für die badische Landwirthschaft bei dem Vorherrschen des Kleinbetriebes nur einen relativen Werth habe, stand schon längst fest und ist natürlich von den Parteien der Linken unzählige Male gesagt worden. Daß der thatsächliche Nutzen aber in diesem Maß auf ein Minimum sich reduzirt, daß über $^2/_3$ des Landes direkten Schaden von den Zöllen erleiden und nicht viel mehr als $^1/_2$ Prozent sämmtlicher Familien einen erheblichen Nutzen davon haben, das ist eine Feststellung, die geradezu verblüffend wirkt, auch thatsächlich auf die Oeffentlichkeit diese Wirkung jetzt ausübt.

Zweierlei aber verleiht dieser Feststellung ihren besonderen Werth. Sie beruht auf gründlichster Verwendung des amtlichen Materials, vor allem auf einer erst im vergangenen Jahre in sämmtlichen Bezirken des Landes durch die großherzoglichen Bezirksämter — also was in Preußen der Landrath — in allen Gemeinden des Landes, mit Hilfe der Gemeinderäthe und etwa nöthiger Sachverständiger veranstalteten Erhebung, wobei hervorgehoben zu werden verdient, daß diese Untersuchung nicht von der Regierung befohlen war, sondern freiwillig von den großherzoglichen Bezirksvorständen unternommen worden ist. Man vergleiche damit nebenbei bemerkt den zähen Widerstand, den man immer noch in Preußen seitens der Regierung der schon wiederholt verlangten landwirthschaftlichen Enquête entgegengestellt hat. Beruhen so die mitgetheilten Ergebnisse auf Quellen, die, soweit das überhaupt möglich ist, den Anspruch auf Zuverlässigkeit machen können und jedenfalls fern jeder Tendenz stehen, amtlichen, offiziellen Charakter tragen, so ist nicht minder bemerkenswerth die Stelle, von welcher diese Veröffentlichung erfolgt. Der Verfasser der betreffenden Publikation, die von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg mit dem Preis der Dr. Rudolf Schleiden-Stiftung ausgezeichnet worden, Dr. Moritz Hecht ist Regierungsbeamter, Mitglied des Großherzoglich Statistischen Landesamtes und seinen Anschauungen und seinem Herkommen nach als evangelischer Pfarrerssohn der konservativen Haardt weit eher diesen Kreisen als liberalen zuzurechnen. Um so mehr gereicht die mit gründlichster Beherrschung des vorhandenen Materials, mit größter Objektivität, mit starken Sympathien für den Bauernstand geschriebene Darstellung dem wissenschaftlichen Gewissen des Verfassers, der Solidität seiner Untersuchung zur Ehre, um so mehr fällt das, was sie sagt, ins Gewicht.

In welchem Verhältniß steht nun zu der Thatsache einer minimalen Bedeutung der Getreidezölle, und zwar nur für einen kleinsten Bruchtheil der Bevölkerung, die politische Vertretung des Landes? Ein Blick in den badischen Landtag, in dessen letzter Tagung gerade noch die Frage der Zollpolitik und der Handelsverträge aufs eingehendste verhandelt worden ist, ergibt, daß beide großen Parteien, Nationalliberale wie Centrum, durchaus schutzzöllnerisch sind; von den 63 Abgeordneten des badischen Landtages sind nicht weniger als etwa 50 Anhänger einer agrarischen Schutzzollpolitik. Man könnte sagen, dieses Bild sei kein völlig zutreffendes, weil der Landtag auf Grund der indirekten Wahl zu Stande kommt. Aber wie steht es denn mit der auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts gewählten Vertretung Badens im Reichstag? Von den vierzehn badischen Mandaten gehören drei, die der Hauptindustriecentren, Karlsruhe, Pforzheim und Mannheim, der Sozialdemokratie. Alle elf andern sind schutzzöllnerisch, zum Theil im Sinne des Bundes der Landwirthe, ganz gleichviel ob die Firma, unter der sie gehen, nationalliberal oder ultramontan heißt. Das ist die parlamentarische Vertretung eines Landes, in dem 70 Prozent aller Familien, um mit Dr. Hecht zu reden, ein „gegentheiliges Interesse, 0,6 Prozent überhaupt nur ein erhebliches Interesse an Getreidezöllen haben!“ Ist das eine Farce oder was ist es? Gibt es eine grellere Illustration für die Hypnotisirung, von der wir oben redeten, jene Hypnotisirung der Landwirthe durch die agrarische Phrase, für die Konnivenz der Parteien gegenüber dem Druck der Agrarier, für die wirthschaftliche Ignoranz der Bevölkerung?

Allein mit dem Staunen oder der Entrüstung über diesen Zustand ist es nicht gemacht. Ebenso wenig damit, daß man als Ursache etwa eine besondere Rückständigkeit des badischen Landwirths vermuthet. Im Gegentheil! So viel Fleiß, so viel intensive, überlegte Arbeit und Ausnutzung des kleinen Antheils an Boden, den der Bauer in Baden durchschnittlich hat, wird sich kaum irgend wo anders finden, und nur diesen Eigenschaften ist es zu verdanken, daß sein standard of life höher steht als der der meisten seiner Berufsgenossen in den meisten Theilen des Vaterlandes.

Woher kommt es, daß die Getreidezollfrage allem Anschein nach dennoch derartig die Bevölkerung beherrscht? Steht ihr doch die überaus ausgedehnte Parzellirung des Bodens außerordentlich entgegen. Mehr als die Hälfte aller Betriebe haben einen Umfang unter 2 ha; die Durchschnittsfläche eines landwirthschaftlichen Betriebs ist in Baden die kleinste, 3,15 ha — in Preußen 6 ha —; landwirthschaftliche Großbetriebe von über 100 ha gibt es bei uns überhaupt nur 117. Auf Baden kommt insgesammt nur 2,4 Prozent der ganzen Anbaufläche des Deutschen Reichs, und sein Antheil an dem Getreide, das in ganz Deutschland gepflanzt wird, beträgt gar nur 1,88 Prozent. Wenn trotz aller dieser dem Zollproblem ungünstigen Momente dasselbe dennoch in dem politischen Bild die Grundfarbe darstellt, so muß man das, abgesehen von diesen und jenen Imponderabilien, aus den natürlichen wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes zu verstehen suchen, und sehr treffend finden wir das bei Hecht dadurch erklärt, daß die Getreidezollfrage deswegen soviel Resonanzboden findet, weil, so klein der effektive Getreidebau ist, so durchgängig

*) Die badische Landwirthschaft am Anfang des XX. Jahrhunderts von Dr. Moritz Hecht, Regierungs-Assessor beim Großherzgl. Badischen Statistischen Landesamt.

Digitized by Google

eben doch die ganze landwirthschaftliche Bevölkerung mit demselben irgendwie verbunden ist. Es ergab sich bei der obenerwähnten Erhebung der Großherzogl. Bezirksämter, daß von 236 159 landwirthschaftlichen Betrieben insgesammt nicht weniger als 196 890 Familien, d. h. 83,4 Prozent Brotgetreide pflanzen. Und unter Abzug der Betriebe unter 20 Ar, als da sind Nutzgärten u. s. w., sind es getreidebauende Betriebe nicht weniger als 90 Prozent. Von 40 Ar an, alia kaum mehr als einem Morgen, beginnt auch schon die Pflanzung von Getreide, und während auf dem Schwarzwald aben aus natürlichen Gründen ganze Bezirke ohne Getreidebau sind, steigt der Antheil der landwirthschaftlichen Betriebe mit Getreidebau in der Rheinebene auf 80 bis 90 Prozent, im Pfinz- und Kraichgau bis auf 96 Prozent. „Diese Zahlen," urtheilt Hecht, „zeigen deutlich, wie alle Fragen des Getreidebaus selbst in dem Land des typischen Kleingrundbesitzes nicht nur einige wenige Familien berühren, sondern daß fast das ganze Volk (4/5 der Gesammtbevölkerung) in die Interessen des Getreidebaues mit verflachten ist."

Es ist von Interesse im Vorbeigehen die Gründe dieses Festhaltens am Getreidebau sich klarzumachen. Hecht bezeichnet als solche mit Recht: die Nothwendigkeit gerade in den Bezirken, wo Handelsgewächse- und Gemüsebau vorwiegen, zu wechseln, weil dieselben Früchte nicht immer auf derselben Fläche gepflanzt werden können; hier wird also Getreide als Wechselfrucht gebaut. Dann das Bedürfniß nach Stroh, als Streu, was sehr in Betracht kommt, und schließlich auch noch das Bestreben, das jeder Beobachter der Landbevölkerung bemerken kann, wenigstens einen Theil seines Brotes selbst auf eigener Scholle zu pflanzen. Hecht macht die interessante Notiz, daß diese Neigung nach mehr als bei den eigentlichen Landwirthen sich bei denjenigen Fabrikarbeitern findet, die, draußen auf dem Land wohnend, nebenher noch etwas Landwirthschaft treiben. Hierher gehört es auch, daß gerade in den industriellen Bezirken, wie Mannheim und Karlsruhe, ein sehr hoher Prozentsatz von Brotfrucht bauenden und verkaufenden Betrieben zu konstatiren ist, daß die Getreidefelder bis dicht an die Thore dieser Städte heranrücken, während man meinen sollte, da lediglich Handelspflanzen, Gemüseanlagen zu finden. Die Frauen von Fabrikarbeitern auf dem Lande bauen eben hier vorzugsweise Getreide, Kartoffeln, weil diese Kultur viel weniger Zeit und Arbeit in Anspruch nimmt als der Tabak oder Gemüse; und weil andererseits die Fäkalien der nahen Stadt leicht zu haben sind und durch ihre gesteigerte Verwendung auch auf kleiner Fläche einen erheblich größeren Ertrag abwerfen.

In dieser außerordentlichen Ausdehnung des Getreidebaus, der immer noch 53 Prozent des ganzen Ackerfeldes Badens in Anspruch nimmt, der bei einem Prozentsatz von 90 fast alle landwirthschaftlichen Betriebe in seine Interessen mitverflicht, sei's nun thatsächlich oder nur vermeintlich, hier liegt eine aus den natürlichen Verhältnissen heraus sich ergebende Erklärung für die Wirkung, die das agrarische Schlagwort in dem Land des ausgesprochenen Kleinbetriebs findet, mit der Macht einer Suggestion auf alle diese Köpfe wirkend. Hier ist aber auch zugleich die klassische Voraussetzung gegeben, um diese suggestive Wirkung zu bannen, um diese Umnebelung des Urtheils durch die Aufklärung des wirklichen Thatbestandes zu zerreißen.

Ich habe die Endergebnisse der Hecht'schen Untersuchung bezüglich des badischen Getreidebaus vorausgeschickt. Sie erhärten diese Thatsache: **So ausgedehnt der Getreidebau in Baden ist, so gering ist doch die Menge des produzirten und nach unbedeutender die Menge des über den eigenen Bedarf hinaus verkäuflichen Brotgetreides.** „Es zeigt sich, daß noch nicht einmal die Hälfte (42,4 Prozent) aller Getreide bauenden Familien in der Lage ist, durch eigenen Anbau den Jahresbedarf an Brotfrucht zu decken. Im Odenwald müssen selbst 56,1 Prozent, im südlichen Schwarzwald 61,5 Prozent, im mittleren Schwarzwald 70 Prozent aller Brotgetreide bauenden Familien Getreide bezw. Mehl zu kaufen. Im Bezirk Triberg steigt dieser Prozentsatz auf 85,7 Prozent, in Schönau auf 92,7 Prozent! In letzterem Bezirk ist überhaupt keine einzige Familie ermittelt worden, die über den eigenen Bedarf hinaus Brotfrucht produzirt." Es illustrirt die politischen Verhältnisse, wenn ich hinzufüge, daß alle diese Bezirke und gerade sie durch gut agrarische Abgeordnete im Reichstag vertreten sind! Für den ganzen Schwarzwald, der über 56 000 Familien zählt und im Landtag wie im Reichstag von strammen Agrariern, sei es nun nationalliberaler oder ultramontaner Couleur vertreten wird, „kann das Quantum überschüssig verkäuflicher Brotfrucht sehr hoch gerechnet auf höchstens 90 000 Zentner veranschlagt werden, die sich auf 3000 Familien vertheilen". Selbst im Bauland, dem Standort des badischen Getreides, wo 34 Prozent aller Familien über den Jahresbedarf hinaus Brotfrucht bauen, bleibt die Verkaufsmenge bei 4/5 aller verkaufenden Familien unter 50 Zentnern. Für das ganze Land: „bei 84 Prozent aller Brotfrucht verkaufenden Familien bleibt der Ueberschuß über den Jahresbedarf unter 50 Zentner; bei mehr als der Hälfte aller Familien, die verkaufen können, bleibt das Quantum sogar unter 20 Zentnern. Nimmt man beim Verkauf von über 100 Zentnern ein erhebliches Interesse an Getreidezöllen an, so sind es in ganz Baden nur 2300 Familien, d. h. 0,6 Prozent, die in dieser Lage sind; im ganzen mittleren und nördlichen Schwarzwald nur 2!" Landwirthe, welche 500 Zentner und mehr verkaufen können, sind 83 ermittelt worden; 31 verkaufen 1000 Zentner und mehr; sie wohnen meist in dem nordöstlichen Hügelland, wo die grundherrlichen Güter liegen, deren Pächter sie sind. Zu dieser Darlegung bemerken wir noch: Durchaus nicht bei allen Landwirthen, die Getreide verkaufen, trifft es zu, daß sie verkaufen, weil sie über den eigenen Jahresbedarf produziren; viele verkaufen vielmehr nach der Ernte oder im Spätjahr, weil sie Geld brauchen, um dann im Frühjahr natürlich selbst wieder kaufen zu müssen.

Die mehrfach erwähnte Erhebung der Großherzoglichen Bezirksämter läßt auch Schlüsse in Bezug auf die Art der verkäuflichen Brotfrucht zu. Es läßt sich die bemerkenswerthe Thatsache feststellen, daß das Hauptkontingent auf die Gerste entfällt.

Eine von den Großherzoglichen Bezirksämtern Karlsruhe, Mannheim und Wiesloch angestellte Nacherhebung über die Art des verkäuflichen Getreides ergab für alle 3 Bezirke fast übereinstimmend, „daß Gerste etwa zu 2/3 der gesammten Brotfrucht vorherrscht". Hecht führt eine Notiz aus dem neuesten Geschäftsbericht der badischen Getreideabsatzgenossenschaften an: „daß in der Rheinebene nur Gerste und etwas Roggen zum Verkauf gelangt; von den im Jahre 1900 durch das Mannheimer Getreidebureau verkauften 267 Waggons Getreide bestand die Hälfte (50 Prozent) aus Gerste, ein Drittel aus Hafer, zusammen noch nicht einmal 50 Waggons bestanden aus Weizen, Roggen und Spelz". Hecht führt als Ergebniß seiner diesbezüglichen Untersuchung für das ganze Land an, daß im Vergleich zu Gerste Roggen bezw. Spelz Weizen nur einen kleinen Theil der verkäuflichen Brotfrucht ausmache. „Der Verkauf von Weizen findet sich fast ausschließlich nur in der Donau- und Seegegend, in geringem Umfang im Bauland."

Das gleiche Bild bietet ein Blick auf die Anbaumenge der verschiedenen Getreidearten. An erster Stelle steht der Hafer, der 68 273 ha, d. h. ein Viertel der Gesammtanbaufläche einnimmt. Die Erklärung dafür liegt darin, daß der Hafer am wenigsten Anspruch an den Boden macht und bis hinauf in das rauhe Klima des Gebirges gepflanzt werden kann. Nächst dem Hafer kommen Gerste und Winterspelz mit je einem Fünftel der Gesammtgetreidefläche. Bemerkenswerth ist der starke Anbau der Gerste in der Nähe der großen Städte, was Hecht wohl mit Recht auf den Bedarf der dort wohnenden starken Brauindustrie zurückführt. Zugleich findet Gerste aber auch, vermahlen mit anderen Getreidearten, als Brotfrucht sehr

Digitized by Google

viel Anwendung. An hinterster Stelle kommen dann erst Weizen und Roggen, die zusammen nur ein Viertel der Gesammtgetreideanbaufläche einnehmen; ersterer 12,2 Prozent, letzterer 14,7 Prozent. Schließlich werden aber auch noch ca. 30 000 ha Getreide für Futterzwecke gepflanzt.

Alle diese Zahlen zeigen aufs deutlichste, in welchem Verhältniß zu den thatsächlichen Interessen der badischen Landwirthe der Aufwand an Entrüstung über die Handelsverträge Caprivi's, die Agitation zu Gunsten des jetzigen Zolltarifs und noch über denselben hinaus steht.

„Es wird", sagt Hecht, „durch diese Zahlen unwiderleglich die dem Kenner der badischen Landwirthschaft längst bekannte Thatsache bewiesen, daß trotz der starken Ausdehnung des Getreidebaus das Interesse der Mehrzahl unserer badischen Landwirthe am Verkauf von Brotgetreide verhältnißmäßig klein ist und jedenfalls hinter dem Interesse am Verkauf von Wein, Tabak, Obst, Vieh u. s. w. wesentlich zurückbleibt." Das ist sehr gelind und schonend gesagt. Thatsächlich führen die Zahlen Hecht's unwiderleglich zu dem Schluß, daß die weitaus größte Zahl der badischen Landwirthe entweder gar kein oder kein irgend nennenswerthes Interesse am Getreideverkauf hat; und den 0,6 Prozent (!) aller Familien, welche ein „erhebliches" Interesse am Verkauf überschüssigen Getreides haben, stehen die 70,7 Prozent gegenüber, für welche Getreidezölle ausgesprochenermaßen nicht nur kein Nutzen, sondern ein Schaden sind, weil sie entweder überhaupt kein Getreide bauen oder noch zukaufen müssen.

Nach den Nachweisen Hecht's den badischen Landwirthen noch weiterhin das Evangelium von den alleinseligmachenden Getreidezöllen zu predigen oder auch nur sie die zukünftige deutsche Handelspolitik wie bisher durch das enge Guckloch von möglichst hohen Getreidezöllen weiter beurtheilen zu lassen, das würde künftig nicht allein eine Vorspiegelung falscher Thatsachen bedeuten, sondern geradezu eine Versündigung sein, weil man die Landwirthe dadurch zum eigenen Schaden von ihren wirklichen Interessen, dem, was ihnen mehr helfen kann als alle Getreidezölle, ablenkt, von zweckmäßiger Bethätigung abhalten würde. Nur ein Beispiel hierzu. Hecht ist mit Recht der Meinung, daß der Gemüsebau in Baden, dem Land des typischen Kleinbetriebs, dem Gebiete mit der größten Bevölkerungsdichte, die wir überhaupt in Deutschland haben, schon heute einer größeren Ausdehnung fähig sei. „Auffallend ist, daß gerade diejenigen Bezirke, welche durch ein überaus mildes Klima und günstige Absatzverhältnisse bevorzugt sind, z. B. die Bezirke Baden, Bühl, Freiburg u. a. für die Erzeugung von Gemüse u. s. w. bis jetzt völlig versagen. Wie wir durch wiederholte Nachforschungen festgestellt haben, sind die großen Gasthöfe und Luftkurhotels in Baden-Baden und Umgebung ganz und gar auf den Import von Gemüsen aus Elsaß-Lothringen und Südfrankreich angewiesen. Der Mangel an Arbeitskräften auf dem Lande kann nicht der entscheidende Grund sein, da dieser nach unserer Beobachtung in den Bezirken Baden, Bühl, Achern ꝛc. kaum größer sein wird als in der Umgebung von Konstanz, Heidelberg oder Mannheim. Der Grund liegt wohl tiefer: in dem Mangel derjenigen geistig-sittlichen Faktoren, die der Anbau von Handelsgewächsen und noch mehr der Gemüsebau in besonders hohem Maße erfordern." Es will dazu bemerkt sein, daß gerade diese Bezirke mit eine Hauptburg der vom Centrum gegründeten badischen Bauernvereine sind, deren Standpunkt durchaus hochschutzzöllnerisch, wobei allerdings die politische Etikette wenig besagen will; denn ganz dieselbe Erscheinung finden wir auch im nationalliberalen Lager. Natürlich ist es bequemer, in das Lied von der „Noth der Landwirthschaft" einzustimmen, die Bauern auf das mechanische Mittel eines möglichst hohen Getreidezolls zu verweisen als sie zu derjenigen Intensivität ihres Betriebs anzuspornen und zu erziehen, welche z. B. der Gemüsebau allerdings erfordert, für den sie aber beispielshalber in den genannten Bezirken ein denkbar günstiges Absatzgebiet hätten; seine Inangriffnahme würde ihnen mehr eintragen als die höchsten Getreidezölle, da sie Getreide kaum für den eigenen Bedarf genügend pflanzen, vielfach noch kaufen müssen.

Nach welcher anderen Seite hin die badische Landwirthschaft sich entwickelt und auch noch mehr sich entwickeln könnte, mag die Notiz darthun, daß allein im Jahre 1899 aus dem oberbadischen Zuchtgebiet 19 544 Rinder verkauft worden sind, davon die Hälfte ins Ausland. Der Werth, niedrig bemessen, bezifferte sich auf sechs Millionen. „Außerdem sind aber noch gegen 19—20 000 oberbadische Ochsen aus demselben Verbandsgebiet fast durchweg nach Norddeutschland ausgeführt worden. In den letzten Jahren sind besonders Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien und Südafrika Abnehmer des oberbadischen Zuchtviehs geworden." Das hindert die Bauern jener Gegenden und ihre durchweg hoch agrarischen Vertreter, sei es des Centrums oder der Nationalliberalen, aber nicht, für möglichst hohe Viehzölle zu stimmen, um der Landwirthschaft zu helfen! Es verdient hervorgehoben zu werden, daß allein für Förderung der Viehzucht in den Jahren 1895 bis 1900 der badische Staat für ein doch kleines Gebiet 1,2 Millionen aufgewendet hat, darunter 300 000 Mark für Prämien.

Das Buch Hecht's gibt eine Darstellung des Gesammtgebietes der badischen Landwirthschaft und ist auf jeder Seite lesenswerth, ist auch durch sein Material werthvoll. Wir haben hier nur einem Ausschnitt aus diesem Bild Aufmerksamkeit gewidmet, dem zur Zeit interessantesten. Seine Ergebnisse finden, nachdem die Schrift erst vor wenigen Wochen erschienen ist, außerordentliche Beachtung, nicht in Baden allein. Man begegnet seinen Zahlen jetzt allenthalben in der großen Presse, bereits auch im Parlament. Sie beziehen sich auf Baden, aber liegen die Dinge nicht ähnlich in Württemberg, in der Pfalz, am Rhein, im Elsaß, in einem großen Theil Deutschlands, dessen Bauernschaft heute noch im agrarischen Nebel steckt, in der Hypnose des agrarischen Schlagworts befangen ist? Hier sind die Mittel, die Hypnotisirten zum Erwachen zu bringen. Die Ergebnisse dieses Buches sind so, daß man nicht daran vorübergehen kann; am wenigsten diejenigen Parteien, die aus Konnivenz mit dem agrarischen Kalbe pflügen. Diese Zahlen kommen zur rechten Zeit; sie können nicht oft genug benutzt werden. Sie erfüllen Aufklärungsdienst dringendster und wichtigster Art. Sie müßten als eine That wirken.

Roetteln (Baden). F. Holdermann.

Parlamentsbriefe.

XV.

Im Reichstage schleppt sich die Etatsberathung unter dem zwingenden Einfluß konstanter Beschlußunfähigkeit in ermüdender Breite hin. Die sozialpolitischen Betrachtungen, welche die ganze verflossene Woche ausfüllten, wurden nur durch gelegentliche Exkurse auf zum Theil fernab liegende Gebiete unterbrochen. So beschäftigte sich der Reichstag u. a. auch fast eine volle Sitzung hindurch mit der Feststellung der moralischen Qualitäten des Hofpredigers a. D. Stöcker. Der theure Gottesmann machte den Versuch, bevor er in die Wahlen geht, durch kecke Betheuerung seiner Wahrheitsliebe seine früheren Thaten in Vergessenheit zu bringen. Der Versuch mißglückte vollständig. Das Charakterbild des Herrn Stöcker schwankt nicht mehr in der Geschichte.

Interessanter als das, was auf der parlamentarischen Bühne des Reichstags sich vollzog, ist augenblicklich das, was hinter den Kulissen vorgeht. Die Faiseurs des Zuckerkartells möchten noch den sterbenden Reichstag zu einer

letzten gesetzgeberischen Liebesgabe veranlassen. Sie planen eine Zuckersteuernovelle, die den inländischen Zuckerkonsum kontingentiren soll, um den Ueberzoll, den die Brüsseler Zuckerkonvention fixirt hat, von Kartell wegen bequem ausdeuten zu können. Man behauptet, daß die vorsorglichen Zuckerinteressenten dem Bundesrath bereits die Mühe, einen eigenen Gesetzentwurf zu formuliren, abgenommen und dem Bundesrath einen fertigen Gesetzentwurf zur gefälligen raschen Genehmigung unterbreitet haben. Durch den Reichstag soll dann Hals über Kopf die Zuckersteuernovelle hindurchgepeitscht werden, vielleicht nach der Methode, wie sie bei dem berüchtigten Antrag Kardorff vor Weihnachten zur Ausbildung gelangt ist. Wir empfehlen folgende Formulirung des Gesetzes:

„Die Zuckerinteressenten wünschen, daß das in der Anlage näherbestimmte Gesetz angenommen wird."

Sobald man eine solche „Anlage" konstruirt, hat man ja nach der Logik der Lex Kardorff keine zweite Lesung mehr nöthig, sondern kann alles en bloc annehmen. Die Mehrheit wird diese Aufgabe schon mit Eleganz lösen. Im Circus Busch kann ein dressirtes Pferd nicht eleganter durch einen Reifen springen.

Aus dem Abgeordnetenhause ist auch nicht viel zu berichten. Der Handelsminister Herr Möller hat versichert, daß er nicht zu seinem Vergnügen, sondern nur aus Zorn rede. Leider ist es nicht der Zorn des Peliden Achilleus, sondern der Zorn des auf den Fuß getretenen Kommerzienrathes. Als deshalb Herr Herold vom Centrum und Herr von Heydebrandt namens der Konservativen Herrn Möller eine schöne Vorlesung darüber hielten, daß seine außerparlamentarischen Trinksprüche das Mißfallen der Herren Agrarier fänden, beeilte sich Herr Möller zu erklären, daß er sich die Lektion merken wolle. Angesichts dieses Rückzuges können jetzt die Nichtagrarier erklären, sie hörten Herrn Möller nicht mehr zu ihrem Vergnügen, sondern nur noch unter Mitleid. Es wird Zeit, daß die ganze politische Atmosphäre einmal durch ein tüchtiges Wahlgewitter gereinigt wird.

Proteus.

Das Deutschthum in Südamerika und die Monroedoktrin.

Die jetzigen Zustände in Venezuela lenken die allgemeine Aufmerksamkeit auf die deutschen Ansiedlungen in Südamerika und lassen die Erörterung ihrer Bedeutung für die wirthschaftliche und kulturelle Entwicklung, sowie für die politische Zukunft jenes Welttheiles als besonders zeitgemäß und angemessen erscheinen. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat der bekannte Nationalökonom Friedrich List behauptet, die Deutschen würden mit der Zeit massenweise nach Südamerika auswandern und dort ihre Rasseneigenheiten besser bewahren und entschiedener zur Geltung bringen, als dies in Nordamerika möglich sei. Zur Verwirklichung dieser Voraussagung hat die Erforschung jenes Kontinents durch Alex. von Humboldt wesentlich beigetragen, da seine Reise über die Bodenbeschaffenheit und -Erträglichkeit, die klimatischen Verhältnisse und Pflanzenwelt genauen Aufschluß gab und die Entstehung und Entwicklung einer neuen, an der Stätte einer längst untergegangenen Zivilisation in Aussicht stellte.

In Venezuela, Bolivia und der aus vierzehn verbündeten Staaten bestehenden Argentinischen Konfederation haben die Deutschen schon vor vierzig Jahren angefangen, mit den Engländern und Franzosen erfolgreich zu wetteifern und sich auf allen Gebieten des Handels, der Finanz und der Industrie immer bemerklicher zu machen. Sie haben sich größtentheils in Buenos-Ayres, der Hauptstadt der Konfederation, oder in anderen wichtigen Hafenplätzen, wie Rosario, Santa-Fé und Parana niedergelassen, wo sie Banken als Hülfsmittel der Handelsunternehmungen gründeten und allmählich die Ausfuhr aller Cerealien und anderer Erzeugnisse des Landbaus an sich rissen. Dort freilich übt England noch immer einen sehr starken kommerziellen und politischen Einfluß aus, mit dem es jedoch offenbar auf die Neige geht. Im Jahre 1890 belief sich der Werth der Waareneinfuhr aus England auf 58 Millionen Pesos, aber im Jahre 1900 war er bereits auf 38 Millionen Pesos heruntergegangen; während derselben Zeit ist der Werth der Waareneinfuhr aus Deutschland von 12 Millionen auf 16 Millionen Pesos gestiegen. Selbst die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten am Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte einen Werth von nur 11 Millionen Pesos. Noch weiter zurück in dieser Beziehung ist Frankreich und besonders Italien gekommen. Recht bezeichnend für das stets zunehmende Ansehen Deutschlands als Kulturmacht ist der Umstand, daß junge Argentinier, die früher nach Paris zu gehen pflegten, um sich als Gelehrte oder Künstler auszubilden, jetzt die deutschen Universitäten und Kunstakademien zu diesem Zwecke besuchen. Vormals war die Erlernung der französischen Sprache in den Elementarschulen der argentinischen Republik obligatorisch; aber seit einiger Zeit ist dies nicht mehr der Fall; im Deutschen und Italienischen dagegen sind die Eltern verpflichtet, ihren Kindern Schulunterricht ertheilen zu lassen. Am zahlreichsten sind die Italiener dort eingewandert, von denen seit kurzem ungefähr 100 000 sich am Ufer des Rio de la Plata niedergelassen haben, aber sie sind weder mit so reichen Hülfsmitteln versehen noch mit so großem Unternehmungsgeist und vielseitigem Erwerbssinn begabt, wie die Deutschen und üben also einen weit geringeren Einfluß auf die Entwicklung der geschäftlichen sowie der land- und staatswirthschaftlichen Verhältnisse und die zukünftige Ausgestaltung und endgültige Bestimmung des Landes aus.

Noch bedeutender ist der Aufschwung, den die deutsche Einwanderung in Süd Brasilien genommen hat, wo gegenwärtig über 30 Prozent der Bevölkerung geborene Deutsche oder von deutscher Abstammung sind. Der erste Kolonisationsversuch wurde von ihnen schon 1818 in der Provinz Minas-Geraes, bald nach der Entdeckung der dortigen Goldlager gemacht, fiel aber sehr unglücklich aus, da die Einwohner massenweise zu Grunde gingen. Jetzt ist der Bergwerksbetrieb kaum nennenswerth und die Gruben liegen meistens verlassen, weil es sich der Mühe nicht lohnt, sie weiter auszubeuten, aber der Ackerbau hat sich seitdem desto mehr gehoben. Mit dem Jahre 1830 begann die deutsche Auswanderung dorthin in auffallender Weise wieder zuzunehmen und hat bis zum heutigen Tage mit kurzen Unterbrechungen und geringen Schwankungen fortgedauert. Die Tüchtigkeit dieser Kolonisten wird allgemein anerkannt; ihre stets wachsende Macht auf allen Gebieten der Industrie gefährdet zwar die bisherige Suprematie der portugiesischen Ansiedler und deren Nachkommen, wirkt aber deshalb in hohem Grade segensreich auf die Nutzbarmachung der riesigen Hülfsquellen des ungemein reichen Landes. Ihre darauf bezüglichen Leistungen hebt sogar der Franzose M. Mauriee Lair in seinem auf gründlichen Forschungen beruhenden und mit unermüdlichem Fleiß und löblicher Unparteilichkeit abgefaßten Werk „L'Impérialisme Allemand" besonders hervor, in dem die Laufbahn eines typischen Deutschen treu und lebendig geschildert wird, der von seinem Vaterlande mit Wehmuth Abschied nimmt, aber voller Hoffnung in die Zukunft an das fremde Gestade gelangt. Er fängt vielleicht als Ladendiener an, schwingt sich durch Emsigkeit und Geschicklichkeit rasch empor und wird in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum großen Kaufmann. Er zeichnet sich durch Unternehmungsgeist und Gemeinsinn aus, sorgt nach Kräften für die Verbesserung der ihn umgebenden Lebenszustände und wird wegen seiner Aufrichtigkeit und Liebenswürdigkeit überall hoch geachtet. Den ganzen Tag spricht er Portugiesisch in seinem Geschäftslokal, kehrt dann Abends

Digitized by Google

nach Hause zurück und bringt ein paar Stunden mit seiner Familie in einem Biergarten zu, wo er mit seinen Landsleuten aus verschiedenen deutschen Gauen verkehrt, öfters deutsche Lieder singt und sich gutes Münchener oder Pilsener Bier aus den großen Brauereien in Porto Alegro schmecken läßt. Daß er auch das Leben nicht recht genießen kann ohne Musik- und Turnvereine, dürfte als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Diese von einem Franzosen gegebene treffende Darstellung der gemüthlichen Lebensart der deutschen Kolonisten in Süd-Brasilien, die sich als Idealisten mit praktischen Zielen erweisen, Ziele, welche sie mit Einsicht und Energie zu erreichen streben, wird von dem amerikanischen Journalisten Stephen Bonsal durchaus bestätigt, einem ungemein scharfen Beobachter, der sich als Zeitungskorrespondent und im diplomatischen Dienste in verschiedenen weit auseinander liegenden Welttheilen aufgehalten hat. Er behauptet, er habe noch niemals einen Engländer oder einen anderen Europäer oder einen Nordamerikaner in Brasilien getroffen, der die dortige mächtige Entwicklung des Deutschthums mit feindseligen Gefühlen bemerkte und verfolgte. Im Gegentheil, diese blühenden und in jeder Hinsicht wohlgeordneten Kolonien müssen auf jeden urtheilsfähigen Menschen den Eindruck machen, daß sie die sicherste Gewähr für die Zukunft eines vernachlässigten Kontinents leisten und als Oasen des wirthschaftlichen und gewerblichen Gedeihens und des Fleißes in einer traurigen Wüste der Intriguen und Korruption, die sich fast ohne Unterbrechung und mit ermüdender Einförmigkeit von Panama bis zum Kap Horn erstreckt, zu betrachten seien. Ueber das rasche Emporkommen der Deutschen, das den anderen Nationen lange unbemerkt blieb, begann die brasilianische Regierung sich etwas zu ängstigen und beauftragte ihre Agenten, die Einwanderung aus Italien, Spanien und Portugal als Gegengewicht heranzuziehen und nach Möglichkeit durch die nöthige Unterstützung zu befördern. Aber dadurch wurde die Lage wenig geändert. Viele gebildete Brasilianer theilten auch die Befürchtung der Regierung nicht, sondern begrüßten die Zunahme des germanischen Elements als eine erfreuliche Erscheinung. Herr Bonsal führt zum Beispiel die Meinung eines hohen Staatsbeamten in Rio de Janeiro an, der die Vertheilung des Landes zwischen gewissen Großmächten für die beste Lösung der brasilianischen Frage hält. „Wir Brasilianer", sagte er Herrn Bonsal, „würden es gern sehen, wenn das große, die nördlichen Provinzen Nauaos, Amazonas und Para umfassende Gebiet unter die Protektion der Vereinigten Staaten von Nordamerika gestellt würde, die in den letzten zehn Jahren Millionen auf Millionen an Kapital dort festgesetzt haben, während die Landestheile von Pernambuco bis nach Rio unter die Kontrole von Großbritannien, San Paolo, wo die Bevölkerung bereits zur Hälfte italienisch ist, unter diejenige von Italien und ganz Süd-Brasilien unter die Obhut des Deutschen Reiches kommen müssen."

Unseres Erachtens würde die vorgeschlagene Auftheilung des ausgedehntesten und gesegnetesten südamerikanischen Reiches schwerlich ausführbar sein und keinen Nutzen bringen. Herr Bonsal spricht die Ueberzeugung aus, daß Deutschland noch immer den starken Wunsch hege, seine Träume von einem transatlantischen Reiche verwirklichen zu können und daß, sowie die Verhältnisse in Süd-Brasilien liegen, die Bedingungen für die Entwicklung eines größeren Deutschlands jenseits der Meere viel günstiger seien als in irgend einem anderen Theile des Erdballes. Für die Richtigkeit dieser Behauptung wird nicht der geringste Beweis geliefert. Die Ansicht, daß Deutschland danach trachte, irgend ein Landesgebiet auf dem amerikanischen Kontinent in Eigenbesitz zu nehmen und dort Kolonien im eigentlichen Sinne des Wortes zu gründen ist ganz falsch. Selbst wenn die Deutschen in Brasilien die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden und die Staatsgewalt vollständig in die Hände bekommen sollten, so würden sie nicht daran denken, sich politisch an ihr Vaterland anzuschließen, sondern sich bestreben, die bestehende republikanische Regierungsform zu erhalten und weiterzuführen und ihr dabei einen möglichst veredelten, genäßigten und gesestigten Charakter zu verleihen. Es gibt überhaupt keinen Grund, warum ein südamerikanisches Neu-Deutschland nicht ein ebenso selbständiges Staatswesen sein sollte wie ein nordamerikanisches Neu-England. Die Liebe für die alte Mutter wird durch die Liebe für die junge Gattin nicht im geringsten vermindert, aber nur die letztere läßt sich die neue Haushaltung angelegen sein und sorgt für das Glück und Gedeihen der Familie, das durch die unberufene und willkürliche Einmischung der ersteren eher gestört als befördert würde.

Wie gesagt, es ist kaum anzunehmen, daß die deutschen Ansiedler in Südamerika sich unter die Obhut des deutschen Reiches stellen würden, wenn sie im Stande wären, ihre politische Zukunft zu bestimmen. Aber selbst, wenn sie sich entschließen sollten dies zu thun und ein deutsches Canada dort entstünde, so würde dadurch die Sicherheit der Vereinigten Staaten ebenso wenig gefährdet wie durch die Existenz des britischen Canada. Die europäischen Staatsverhältnisse, die vor achtzig Jahren zu der Verkündigung der Monroedoktrin Anlaß gaben, sind nicht mehr vorhanden. Damals hatte sich durch die Initiative des Kaisers von Rußland die heilige Allianz gebildet, der alle Monarchen Europas außer dem Papst und dem Prinzregenten von England beitraten und die zum Zweck hatte, durch die Beseitigung des Repräsentativ-Systems die Volksherrschaft zu untergraben und Revolutionen vorzubeugen. Gegen diesen autokratischen Herrscherbund, der die in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung für selbstverständliche Wahrheiten gehaltenen Grundsätze, auf welchen die amerikanische Republik beruht, bekämpfen und vernichten wollte, hat sich die Monroedoktrin zunächst gerichtet. Dies geschah auf den Antrieb des britischen Staatsmannes George Canning, der nach dem Selbstmord des allen Formen und Phasen der Volksfreiheit äußerst feindseligen Ministers Castlereagh das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm.

Außerdem war es eine der Hauptaufgaben der heiligen Allianz, Spanien bei dem Versuche, die abgefallenen südamerikanischen Republiken mit Gewalt zu unterwerfen und in die ehemaligen grausamen und allgemein verderblichen Kolonialverhältnisse wieder zurückzuzwingen, zu ermuthigen und zu unterstützen. Es stand zu fürchten, daß die Ausführung dieses Vorhabens nicht nur die im Werden begriffenen und noch nicht recht ausgebildeten und befestigten südamerikanischen Staaten zu Grunde richten, sondern auch das Fortbestehen einer Volksregierung in Nordamerika in Gefahr setzen würde; denn es war ohne Zweifel die Absicht der besagten Fürstenkoalition, nachdem sie das vorgesetzte Ziel in Südamerika erreicht hatte, auch die nordamerikanische Republik umzustürzen, um die Regierungsform, welche den Volksvertretern die oberste Gewalt im Staate überträgt, endgültig aus der Welt zu schaffen.

Heutzutage dürfte uns diese Besorgniß als durchaus unnöthig und völlig unbegründet erscheinen; damals war sie jedoch nichts weniger als ein Hirngespinst oder Trugbild der erregten Phantasie, wie aus dem Ernst, mit dem der besonnene und scharfsichtige Staatsmann Canning die Amerikaner vor der drohenden Gefahr warnte, und dem Eifer, mit dem der Präsident Monroe und sein Staatssekretär, John Quincy Adams, der wirkliche Verfasser der bekannten Erklärung, mit einander zu Rath gingen, um die Ausführung des angezettelten Komplotts zu verhindern, klar zu ersehen ist. Es wurde also in der vom Präsidenten am 2. Dezember 1823 erlassenen Botschaft verkündet, daß jeder Versuch irgend einer europäischen Macht, Kolonien auf den amerikanischen Kontinenten zu begründen als dem Frieden und der Sicherheit der Vereinigten Staaten gefährlich und als die Manifestation einer denselben unfreundlichen Gesinnung zu erachten sei. England schloß sich diesem Protest aus eigenem Interesse an, besonders wegen der Ausschließung und argen Beeinträchtigung seines Handels durch das selbstsüchtige und unsinnige spanische Kolonialsystem, das dem stolzen und einst mächtigen kastilianischen Königreiche den Verlust aller seiner Besitzungen in der

Digitized by Google

neuen Welt allmählich zuzog. Das Zusammenhalten Großbritanniens und der Vereinigten Staaten in dieser Angelegenheit hatte die erwünschte Wirkung. Die Wolke, welche den politischen Himmel zu verdunkeln begann, wurde bald zerstreut und den südamerikanischen Republiken Gelegenheit geboten, ihr Heil als selbständige Staatskörper unbehelligt vom Mutterlande zu versuchen. Leider haben sie sich der schwierigen Aufgabe der Selbstregierung nicht gewachsen erwiesen und das seitdem verstrichene drei Viertel-Jahrhundert mitten in politischen Wirren und Bürgerkriegen meistens zugebracht.

In seiner Botschaft über den Panamakongreß, dessen Fehlschlagen seinem staatsmännischen Rufe entschieden Abbruch that, suchte Monroe's Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl, John Quincy Adams, die Monroedoktrin nochmals zu erläutern und zu begründen, und in den vierziger Jahren kam der Präsident Polk bei der Aufnahme von Texas in die Union und der Verhandlung mit England über die Oregongrenzfrage auf diese Lehre wieder zurück, deren damalige Anhänger und Ausleger aber weit mehr auf die Befestigung der Negersklaverei als auf den Schutz der repräsentativen Staatsform vor europäischen Eingriffen erpicht waren. Selbst in der Oregonfrage gab die Bundesregierung in Washington trotz alles Wortheldenthums nach und nahm den von England zugestandenen 49° statt des ursprünglich gefarderten 54° 40' als nordwestliche Grenze an. Die einzige thatsächliche Verletzung der Monroedoktrin, die bisher zu verzeichnen ist, war Napoleons III. Versuch, ein Kaiserreich in Mexiko zu schaffen, ein waghalsiges Unternehmen, das mit der Hinrichtung des vorgeblichen Kaisers Maximilian ein trauriges Ende nahm. Es ist auch auffallend, daß in den Depeschen des Staatssekretärs Seward, als er Frankreich zum sofortigen Abzuge aus Mexiko energisch drängte, die Monroedoktrin nicht einmal erwähnt wird, obwohl das Vorgehen der Vereinigten Staaten den in derselben niedergelegten Anschauungen vollständig entspricht. Gerade zu dieser Zeit schloß Seward mit Rußland einen Kaufvertrag über Alaska ab, durch welchen das große aus dem ehemaligen Russisch-Amerika gebildete Gebiet an der Nordwestküste in den Besitz der Vereinigten Staaten überging. Dadurch verzichtete das mächtige Zarenreich, das einst an der Spitze der allen freien Staatsverfassungen mit dem Einsturz drohenden heiligen Allianz stand, auf seine Kolonialbesitzungen in der neuen Welt und kam also in Betreff der Monroedoktrin nicht mehr in Betracht. Schon zwanzig Jahre vor der amtlichen Aufstellung der in diesem Erlasse enthaltenen Grundsätze hatte der Präsident Jefferson darnach gehandelt, als er gegen die Abtretung Louisianas von Spanien an Frankreich Protest einlegte und das ganze Stromgebiet des Mississippi und Missouri für die Vereinigten Staaten ankaufte. Dazu kamen am Ende der vierziger Jahre, wie bereits erwähnt, die Aufnahme von Texas in die Union und die Erwerbung von Kalifornien und Neu-Mexiko, wodurch das Gebiet der Vereinigten Staaten von einem Meere zum anderen reichte.

Es wäre wohl zu erwarten, daß mit der außerordentlichen Ausdehnung der amerikanischen Republik und deren Zunahme an Macht und Ansehen die Furcht vor europäischen Eingriffen und Einmischungen verschwinden und die Nothwendigkeit sich hinter dem alten Bollwerk der Monroedoktrin zur Wehr zu stellen nicht mehr so stark empfunden würde. Dies scheint jedoch nicht der Fall zu sein. Anstatt die vor achtzig Jahren errichtete Bastei zu räumen und in Verfall gerathen zu lassen, hat man sie beträchtlich verstärkt und erweitert. Mit anderen Worten, eine ganz neue Monroedoktrin von weittragenderer Bedeutung wurde aufgestellt und zunächst gegen Englands Ansprüche in Venezuela angewendet. Diese kräftigere und umfassendere Auffassung und Auslegung der Theorie verdanken wir des Präsidenten Cleveland's Staatssekretär, Richard Olney, dessen Anschauungen in seinen Depeschen an die britische Regierung sowie in Cleveland's Botschaft vom 17. Dezember 1895 mit starkem Nachdruck und unverkennbarer Deutlichkeit zum Ausdruck kamen. Monroe behauptete, die von ihm erlassene Verordnung habe nur zum Ziel und Zweck, jeder europäischen Macht aber Vereinigung von europäischen Mächten zu verbieten, einen amerikanischen Staat zu überwältigen und Eingriffe in dessen Recht der Selbstregierung und der Bestimmung des eigenen politischen Schicksals zu thun. Darüber schreibt auch John Quincy Adams in seinem Tagebuche: „Da die Südamerikaner unabhängige Nationen sind, so haben sie und keine andere Nation das Recht, mit ihren Zuständen zu schalten und zu walten. Wir haben kein Recht, über sie zu verfügen, weder allein noch in Verbindung mit anderen Nationen." Ganz anders lautet Olney's Erklärung: „Heute sind die Vereinigten Staaten wirklich souverän auf diesem Kontinente"; — eine Oberherrschaft, die mit der von Adams behaupteten Unabhängigkeit und Selbständigkeit der südamerikanischen Staaten schwerlich in Einklang steht. Einige imperialistisch gesinnte Amerikaner, wie der Seeoffizier Kapitän Mahan, halten diese Elastizität und Entwicklungsfähigkeit der Monroedoktrin für den Hauptvorzug und sogar für ihre wesentliche Lebensbedingung und meinen, sie sei nur durch solche Variationsvermögen vor Verfall und Untergang zu bewahren und immer von neuem zu bewerthen. Es handelt sich hier nicht mehr um bestimmte und allgemein bekannte Prinzipien, sondern bloß um eine wankelmüthige und listige Politik, die alle Ansprüche und Forderungen in sich begreift, welche die Vereinigten Staaten durchzusetzen im Stande sind. Man dürfte also der Monroedoktrin keine genaue Definition geben, denn dadurch würden ihr feste Grenzen gesetzt und die Möglichkeit in Zukunft ein noch kräftigeres Machtwort darein zu sprechen ein für allemal genommen werden. Ihr eigentlicher Inhalt kommt in dem Schlagwort „Amerika für die Amerikaner" kurz und bündig zum Ausdruck; in der Praxis jedoch bedeutet dieser Satz „Amerika für die Vereinigten Staaten," da die letzteren eine Schutzherrschaft über sämmtliche amerikanischen Staaten beanspruchen, die in sofern der Autonomie verlustig werden. Einige Anhänger der Monroedoktrin sind der Meinung, den europäischen Mächten sollte es nicht gestattet werden, südamerikanische Anleihen irgend welcher Art zu garantiren oder Handelsbeziehungen mit irgend einem amerikanischen Staat zu unterhalten, die als Gelegenheit zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten derselben dienen und bei der Wahrnehmung der Interessen der betreffenden Staatsangehörigen zum Erwerb amerikanischen Gebiets mit Gewalt oder im Wege des Vertrages führen könnten. Dadurch würde der Unternehmungsgeist der Europäer auf allen Gebieten der Industrie und des Handels in Mittel- und Südamerika gelähmt und es ihnen unmöglich gemacht werden, durch ihre Kapitalkräfte an dem wirthschaftlichen und gewerblichen Fortschritt jener Länder wesentlichen Antheil zu nehmen. Daß eine derartige Ausdehnung der Monroedoktrin den Weltfrieden gefährdet, und die Entwicklung der Kultur und der Zivilisation in einem großen Theil der neuen Welt verhindert und vereitelt würde, ist kaum zu bestreiten, und auf diese Folgen fangen mehrere angesehene und einsichtsvolle Amerikaner an, ihre Landsleute aufmerksam zu machen. Es ist unzweifelhaft, daß nur die politische Oberherrschaft der germanischen Volksstämme in Südamerika dem von den lateinischen Nationen hervorgerufenen und so lange fortdauernden Wirrwarr ein Ende machen und aus dem Chaos wohlgeordnete bürgerliche und wirthschaftliche Zustände entstehen lassen wird. Wenn die Monroedoktrin sich dieser wünschenswerthen Umwandlung widersetzt, so müßte man sie als eine der Verbesserung der Staatsverwaltungen, der höheren Entwicklung der Kultur und der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt in jenen noch halb verwilderten Welttheilen feindselige und äußerst nachtheilige Anmaßung entschieden mißbilligen.

Der Präsident Roosevelt erklärte in seiner letzten Botschaft: die Monroedoktrin sollte als ein Grundzug (cardinal feature) der amerikanischen auswärtigen Politik behandelt werden, aber es wäre vergeblich und verderblich,

Digitized by Google

sie zu verkündigen ohne den festen Vorsatz, sie zu vertheidigen, was nur durch eine starke Kriegsflotte geschehen könnte. Der Staatssekretär Hay faßt sie vom ethischen Gesichtspunkte auf und läßt sie auf gleicher Stufe stehen mit der „Golden Rule": Was ihr wollet das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. In Anbetracht der jetzt von den Vereinigten Staaten getriebenen Weltpolitik würde diese Auffassung der Lehre mit ihrer Aufhebung ziemlich gleich gelten.

München. E. P. Evans.

Ursachen und Wirkungen kirchlicher Unduldsamkeit.

Wer hat sich nicht schon entrüstet über die weltgeschichtlichen Erscheinungen kirchlicher Unduldsamkeit? Fluchspendende Konzilien und Priester, zu mörderischen Kriegen aufrufende Mönche, Richter, wie es keine häßlicheren, unmenschlicheren geben kann, Kerker, Folterkammern, Hinrichtungen der grausamsten Art: das sind leider unleugbare Werke des kirchlichen Fanatismus. Millionen Menschen hat er ermordet, nachdem er ihre Mörder zu Unmenschen gemacht hatte. Allerdings hat er seine Wuth nicht immer so hoch gesteigert. Manchmal hat er sich damit begnügt, die wirklichen oder vermeintlichen Ketzer aus ihrer Heimath zu verbannen, sie um Hab und Gut zu bringen, sie ihrer bürgerlichen Rechte zu berauben, ihre Ehre zu schänden, ihre Erwerbsthätigkeit zu beschränken. Für den größten Theil dieser Unthaten ist die große römisch-katholische Kirche verantwortlich. Doch haben die aus ihrem Schoße hervorgegangenen protestantischen Kirchen und Sekten, sogar während sie selbst von ihrer Mutter grausam gezüchtigt und verfolgt wurden, nach Maßgabe ihrer Kraft, gegen Dissentirende sich kaum minder unduldsam gezeigt. Bekanntlich hat Calvin mehrere Irrlehrer einkerkern, andere verbannen, einen verbrennen lassen. Auch Luther, obwohl er in den schönsten Tagen seines Lebens klar erkannt und mit herrlicher Beredtsamkeit es ausgesprochen hat, daß Schwert und Feuer gegen Ketzerei nichts vermögen, daß die weltliche Obrigkeit nicht zu untersuchen habe, ob Evangelium oder Lüge gepredigt wird, auch Luther hat gegen Carlstadt, gegen Thomas Münzer, gegen Zwingli sich wahrlich nicht tolerant gezeigt. Und der humanistisch gebildete und sonst sehr human gesinnte Zwingli, auch er hat es gebilligt, daß Wiedertäufer in der Limmat zu Tode getauft wurden. Leider nicht ohne Grund kann man behaupten, daß die Protestanten im XVI. und XVII. Jahrhundert, wenn ihnen so viel materielle Macht, wie der Mutterkirche zur Verfügung gestanden wäre, im Wetteifer mit ihr, alle Ketzer auszurotten, sich redlich bemüht hätten, obwohl in ihren Reihen vielleicht noch mehr als unter den Katholiken einige vereinsamte Verkündiger der Glaubensfreiheit, ein Castellio z. B. und ein Ochino, sich hören ließen.

Seit dem XVIII. Jahrhundert, seit Voltaire, darf man wohl sagen, ist die Macht der kirchlichen Intoleranz gebrochen. Doch hat sie auch seitdem noch einiges, und nicht immer unerhebliches geleistet. Sogar noch in unseren Tagen hören und lesen wir gar oft von Maßregelung katholischer und protestantischer Geistlicher von abgesetzten oder zum Widerruf gezwungenen katholischen und protestantischen Theologen, und daß die Religionsfreiheit ein Uebel sei, das man nur, um größeres Uebel zu vermeiden, ertragen darf, hat der Vorgänger des jetzigen Papstes feierlich erklärt. Ein Zeichen aber unserer Zeit, und gewiß ein sehr erfreuliches ist es, daß heutzutage jede Erscheinung kirchlicher Unduldsamkeit, auch wenn sie ganz unblutig ist, lebhaften Protest erregt und fast überall dem Widerstand jener Großmacht begegnet, die man die Presse und die öffentliche Meinung nennt. Gegen die Nachzügler des ehemals so gewaltigen Heeres der Fanatiker wird jetzt mit bedeutendem Erfolg gefochten, und wenn auch diese Nachzügler, denen es wahrlich nicht an Muth und Beharrlichkeit fehlt, gelegentlich noch kleine Siege davontragen, so schaden sie gerade mit diesen Siegen sich selbst und ihrer Sache am meisten. Doch würden die für Glaubens- und Lehrfreiheit Kämpfenden viel größere Erfolge erringen, wenn sie ihre Anstrengungen gegen die meistens wenig beachteten Ursachen der kirchlichen Intoleranz richteten. Diese Ursachen liegen in der kirchlichen Lehre selbst, genauer gesagt: in einigen, allen christlichen Kirchen gemeinsamen Hauptlehren.

Allen Kirchen nämlich, so verschieden und unvereinbar auch ihre Bekenntnißschriften sonst sein mögen, sind, um hier nur das Wesentlichste hervorzuheben, drei Hauptsätze gemeinsam. Jede Kirche behauptet: 1. ihre Heilslehre gebe genau den Inhalt einer göttlichen Offenbarung wieder, sei die Formulirung der reinen Wahrheit; 2. an diese Lehre zu glauben und sie zu bekennen, sei eine unerläßliche Bedingung des Heils, der ewigen Seligkeit; 3. diese Bedingung solle und könne jeder Mensch, wenn er nur will, erfüllen. Dieser dritte Satz steht allerdings für den menschlichen Verstand in einem garnicht, oder nur schwer lösbaren Widerspruch mit der in mehreren Kirchen jetzt noch oder doch in früheren Zeiten viel gepredigten Prädestinationslehre, wonach ein Theil der Menschheit, und zwar der größte, zum Unglauben und zur Unseligkeit prädestinirt ist. Doch sind auch in diesen prädestinatianischen Kirchen und von den strengsten Prädestinatianern am meisten die Ungläubigen alle, und namentlich solche, die an der Prädestinationslehre zu rütteln wagten, als bösartige Menschen, als solche, die aus Schlechtigkeit nicht glauben wollen, behandelt worden. Diese Ungläubigen waren eben, wie zum Unglauben so auch dazu prädestinirt, daß die Gläubigen sie verfolgen mußten. Dieser dritte Satz also, wonach Unglaube eigentlich ein Verbrechen ist, gehört nicht weniger als die zwei ersten zu den sogenannten „christlichen Wahrheiten".

Weil dem nun so ist, darf man sich wahrlich nicht darüber wundern, daß in allen Kirchen, besonders in den Zeiten ihrer Kraft, als der Glaube in ihnen stark war, eine sehr große, durch Verfolgung der Ungläubigen und Andersgläubigen sich bethätigende Unduldsamkeit herrschte. Von einer göttlichen Offenbarung gilt doch gewiß, was von der republikanischen Staatsform gesagt worden ist: „sie leuchtet wie die Sonne, und blind ist, wer sie nicht sieht"; wer sie nicht sehen will, wer ihr helles Licht anderen verdunkelt. Und wie überall, wo irgend ein Gemeinwesen besteht, Mord und Todschlag streng verpönt sind, so muß auch die Kirche jeden Ungläubigen, der irgendwie seinen Unglauben auf andere zu übertragen sucht, besonders wenn er dies öffentlich und im Großen thut, als einen Seelenmörder, als einen Volksvergifter ansehen und behandeln. Tödten darf ihn die Kirche nicht eigenhändig. „Ecclesia abhorret a sanguine." Sie darf aber und sie soll ihn dem Staat überliefern, damit der Staat, zu dessen Hauptaufgaben der Schutz der Kirche gehört, ihn durch Einkerkerung oder Hinrichtung unschädlich mache und andere durch seine Bestrafung von seinem Verbrechen abschrecke. Will oder kann der Staat, „der weltliche Arm" der Kirche, in seiner Strenge nicht so weit gehen, so mag er die von der Kirche gerichteten Ketzer aus seinem Gebiete verbannen oder ihnen wenigstens ihre Bürgerrechte entziehen. Indem die weltliche Obrigkeit so der Kirche dient, dient sie, nach kirchlicher Lehre, dem Volke, Gott und sich selber. Denn dem Gedeihen des Staates ist sicherlich die religiöse Eintracht seiner Bürger, die Glaubenseinheit innerhalb seiner Grenzen, förderlich, die Glaubensverschiedenheit aber ist für ihn eine Ursache der Schwäche. Auch wissen die Herrscher, — und wenn sie es nicht wissen, sagt es ihnen die Kirche sehr deutlich, — daß Leute, die gewagt haben, an der göttlich geoffenbarten Religion Kritik zu üben, schwer zu regieren und gefährliche Unterthanen sind, daß Throne und Altäre da am festesten stehen, wo ein in Gehorsam erzogenes Volk sie demüthig umgibt und beräuchert.

Digitized by Google

So sehen wir denn, wie die kirchliche Unduldsamkeit mit all ihrem schrecklichen Gefolge aus allgemein angenommenen Glaubenslehren hervorgegangen ist, wie sie sich mit psychologischer Nothwendigkeit entwickelt hat durch die einfache, praktische Konsequenz der drei vorhin angegebenen, allen Kirchen gemeinsamen dogmatischen Sätze. Uebrigens wurde diese Nothwendigkeit vielfach und überall durch verschiedene zur Glaubenslehre gar nicht gehörende Nebenursachen gewaltig unterstützt. Manche in der Nachtseite der menschlichen Natur liegenden Untugenden und Laster, Brotneid, Ehrsucht, unlauterer Wettbewerb, Habgier, Eroberungslust, Grausamkeit fanden überall, wo sie an der Verfolgung der Ketzer sich betheiligten, reichliche Sättigung ihrer Gelüste und einen schönen, heiligen Deckmantel.

Erfolge, wenigstens äußere Erfolge, hat die kirchliche Unduldsamkeit sehr große errungen. Zwar hat sich das stolze Wort Tertullian's, daß „das Blut der Märtyrer ein fruchtbarer Same der Kirche" sei, in einem gewissen Maße dem strengsten und grausamsten Fanatismus gegenüber in schönen Erscheinungen gar oft bewährt. Im Großen und Ganzen aber haben die gewaltthätigen, die unbeugsamen Diener des allein seligmachenden Glaubens so gut wie überall, wenn sie nur schonungslos kämpften, über die große Menge der Schwachen gesiegt. Sturz des Heidenthums im römischen Reich und in der germanischen Welt, Wiedereroberung des maurisch gewordenen Spaniens, Ausrottung der Albigenser, Verdrängung des Protestantismus aus Italien, Spanien, Böhmen, Bayern, Oesterreich, Polen, Frankreich: mit diesen und noch einigen anderen gleichartigen Inschriften könnte man das Siegesdenkmal des kirchlichen Fanatismus schmücken.

Für die Sieger aber und für die Menschheit überhaupt ist und bleibt es, so weit wir sehen können, ein äußerst beklagenswerther Schaden, daß diese Siege alle sehr schlimme Folgen hatten und haben mußten. Daß durch sie meistens, wenn auch nicht eine vollkommen gute, so doch eine bessere Sache, wenigstens in ihrer äußeren Existenz große Verluste erlitten, daß über die Schauplätze der für das Heil der Seelen geführten Kämpfe Ströme von Blut und Thränen sich ergossen und auf weiten Gebieten Ruinen zurückgelassen haben, die auch in Jahrhunderten nicht wieder aufgebaut werden konnten: das ist vielleicht noch ein geringeres Uebel im Vergleich zu den inneren, unsichtbaren Gebresten, die den Siegern selbst zu Theil geworden sind. Im Kampfe für die religiöse Wahrheit hat sich in den beiden gegen einander kämpfenden Heeren, und in dem zuletzt siegenden wohl noch mehr als in dem anderen, der Sinn für Wahrheit abgestumpft, in Sophisterei und Haarspalterei sich verrenkt. Mit frommen Lügen hat man dem Gott der Wahrheit dienen wollen, zu dienen gemeint. Für die Religion der Liebe, der Bruder- und Menschenliebe hat man gekämpft mit dem denkbar größten Haß, mit einer kaum jemals und irgendwo sonst erreichten Grausamkeit. Recht und Billigkeit hat man Gott zu Ehren mit Füßen getreten. Und wo man nur ein äußerliches Glaubensbekenntniß erreicht hat, feierte man den Triumph der wahren Religion. Alle wollte man zum wahren Glauben zwingen und vergaß, daß ein erzwungener Glaube kein Glaube ist. Heuchelei und Frömmigkeit wurden sich zum Verwechseln ähnlich und auch furchtbar oft verwechselt. Das waren die schlimmsten Wirkungen kirchlicher Unduldsamkeit.

Warum aber veranlassen wir unsere Leser zu diesem schmerzlichen, und wie man heutzutage sagt, „den konfessionellen Frieden" störenden Rückblick auf vergangene Zeiten? Warum? weil jene Zeiten noch nicht ganz vergangen sind, weil ihre Nachwirkungen noch fortdauern, weil es, wie schon gesagt, heutzutage unter uns Nachzügler des ehemals so gewaltigen Heeres der Fanatiker gibt, weil ihr intolerantes, dem wissenschaftlichen, dem intellektuellen Fortschritt der Geistesfreiheit feindliches Treiben, genau besehen, aus denselben Lehren hervorgeht, aus welchen die Groß- und Greuelthaten ihrer berühmten Vorgänger hervorgegangen sind. Diese Glaubenslehren und einige andere sehr eng mit ihnen zusammenhängende, sind, besonders seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, mit wachsendem Erfolg von den Trägern der Aufklärung, von den Dienern der historischen, philosophischen und auch der theologischen Wissenschaft angegriffen, widerlegt, überwunden worden. Doch leben oder vegetiren sie noch fort in dunkleren, aber immerhin noch recht großen Regionen und genießen vielerwärts mächtigen Schutz. Sie bestehen noch in manchen kirchlichen und staatlichen Gebieten als Norm und Schranke der kirchlichen Lehrfreiheit. Sie sind noch die Grundlage, worauf sich alle verketzernden Urtheile stützen und stützen müssen. Merkwürdiger — man kann nicht sagen erfreulicher Weise, ist es ein offenes Geheimniß, daß heutzutage die Ketzerrichter und Ketzerriecher fast alle mehr oder weniger selbst mit mancher Ketzerei behaftet sind. Im Mittelalter, und noch vor dreihundert Jahren, hätten die heutigen Stimmführer protestantischer und auch katholischer Orthodoxie einen sehr schweren Stand gehabt. Manche von ihnen wären wegen ihrer Irrlehren abgesetzt, verdammt oder gar verbrannt worden. Desto schlimmer, widerlicher ist ihr Gebahren, desto gröber ihre Unwahrhaftigkeit. Wie ihre Vorgänger, so schaden auch sie, ohne es zu wissen, der Sache, der sie dienen wollen, verderben in der Christenheit Wahrheitssinn, Menschenliebe, gebrauchen als Gehülfen in ihrem Kampfe gegen Andersdenkende Leidenschaften und Kräfte der häßlichsten Art. Dadurch machen sie vielen auch unserer besten Zeitgenossen jede Theilnahme an irgend einem kirchlichen Leben so gut wie unmöglich, und bringen es dahin, daß ihr sogenanntes Christenthum das wird, was die von der alten Kirche, vor 1600 Jahren besiegte Religion der Griechen und Römer wurde, ein neuer Paganismus, ein Kultus der Bauern.

So ist es und so wird es fortgehen, so lange nicht die Kirchen sich vollständig befreit haben von den schleichenden, erblichen und verderblichen Lehren, die sie von Alters her und jetzt noch für wesentliche Stücke ihrer allein seligmachenden Religion halten und ausgeben. Die Frage ist nur — und das ist eine sehr schwere Frage, deren Lösung unsere Urenkel vielleicht erleben werden, die Frage: wie sollen die Kirchen ohne diese Lehren fortbestehen? wie müssen die Kirchen sich umbilden? Oder müssen sie gar sich auflösen und ganz neuen Schöpfungen Raum geben? Die Zeit wird diese Frage und andere, zu deren Lösung unserer Generation die Kraft zu fehlen scheint, allmählich lösen. „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher. Berge von Irrthümern werden abgetragen, aber kein Körnchen Wahrheit geht verloren." Der Durst nach Wahrheit und der Durst nach Gott werden einst, wo nicht vollkommen so doch viel besser als jetzt, auch im Gemeinschaftsleben der Menschen ihre Befriedigung finden.

Heidelberg. M. Schwalb.

Hans Thoma.

Allmählich wird Thoma in Berlin heimisch. Ein regelmäßiger Gast der Sezession ist er geworden, und jetzt wiederum ist eine größere Ausstellung seiner Bilder bei Keller und Reiner zusammengebracht.

Thoma ist von erstaunlicher Vielseitigkeit — vielseitig auch in der Technik — und von erstaunlichem Fleiß. Er selbst hat einmal in der Zeit des Ringens und der Ruhmlosigkeit mit lustiger Spannkraft von sich geschrieben:

„Ich muß Tag für Tag fleißig sein, denn ich habe einen ganz eifrigen Besteller, der immer neue Bilder will und nicht genug bekommen kann, er heißt Hans Thoma."

Und damals verkaufte Thoma keine Bilder. Jetzt sind zu dem Besteller Thoma andere Besteller immer zahlreicher

Digitized by Google

hinzugekommen, und immer größer wurde das Lebenswerk dieses Mannes, der heute 64 Jahre alt ist. Er malt Stillleben; er malt Landschaften; er malt religiöse Bilder und heidnische Sagenstoffe; er malt Wirklichkeit, und er malt Phantastik.

Was ihn vor allem heraushebt aus der Zahl der Vielen, ist seine Selbständigkeit. Gewiß führen von ihm Fäden zu anderen Malern, und er verdankt ihnen Anregungen, manchmal starke Anregungen, aber diese Anregungen nutzt seine eigenartig gefestigte Individualität für ihre Weiterentwicklung aus; und diese Anregungen werden nicht zu Entlehnungen. Thoma bleibt fast stets er selbst, bereichert durch die künstlerische Entwicklung um ihn, aber nicht erdrückt durch sie.

Er selbst schafft nicht virtuosenhaft nach, was aus der Eigenart anderer organisch aufsprießt, und weder die Mode des Tages, noch der echte Ruhm Mitstrebender hat ihn von seinem Wege fortgelockt.

Sein Weg liegt heute übersehbar vor uns. An seinem sechzigsten Geburtstag hielt Thoma auf einer Feier, die zu seinen Ehren veranstaltet worden, eine Rede, in der es heißt:

„Gern vergesse ich . . , daß ich dem Erbtheil gegenüber, welches mir vor sechzig Jahren mitgegeben wurde, als ich im Bernauer Thal in der Wiege lag, lange nicht genug geleistet habe. Die Natur hat mir gute Augen zum Sehen und Schauen mitgegeben, von den Eltern erbte ich Ausdauer im Arbeiten und Geduld, das große Erbgut der Armen, wenn sie es richtig zu gebrauchen lernen; als besonderes Muttererbe wurde mir ein reicher Schatz von Phantasie und Poesie, in den einfachen Grundformen, wie sie noch im Volke leben — meine künstlerische Erziehung war geradezu glänzend, die Dorfschule mit ihren Anforderungen war mir leicht und ließ mir viel Zeit, all das Licht und die Farben zu sehen, welche der Wechsel der Tageszeiten hervorbringt. Was hatte ich für Zeit, in die Wolken zu schauen, von den Höhen ins Thal hinunter und hinauf zu den Bergen, wo die Schatten mitzogen — das alles sah ich so deutlich, schon lange vorher, ehe ich daran denken konnte, solche Sachen zu malen. Diese Vorschule des Sehens dauerte bis in mein zwanzigstes Jahr, dann erst kam ich in die Kunstakademie, und nachher quälte ich mich jahrelang, Geschautes mit Erlerntem zu vereinigen."

In diesen einfachen, schlichten Worten, aus denen die Wahrhaftigkeit hervorleuchtet, steckt der ganze Thoma.

Er ist ein poesievoller Naturbetrachter, und seine Phantasie und seine Poesie gestalten sich „in den einfachen Grundformen, wie sie im Volke leben"; hier wird auch die Grenze seines Könnens bezeichnet. Und eine andere Grenze seines Könnens deutet er an, wenn er erzählt, wie er sich jahrelang quälte, Geschautes mit Erlerntem zu vereinigen; und des Erlernbaren — es hat die niederen Sklavendienste in der Kunst zu leisten — ist er auch heute unbedingt nicht immer Meister.

Thoma hat immer wieder seine Phantasie und seine Poesie hinausschweifen lassen über die schlichte Wirklichkeit, die seine Schwarzwaldheimat darbietet. Er hat Siegfried und Brunhilde gemalt, und die Sirenen, und Meergreise von Robben umgeben; und romantische Ritter vor romantischen Marmorhöfen, Neptun mit seinem Seegesindel im aufziehenden Wetter, und Wolken von Engeln, und unheimliche Nachtgestalten und Heilige. Aber all diesen Schöpfungen, wie malerisch dekorativ sie häufig auch wirken, fehlt das Zwingende innerster, charakteristischer Lebenswahrheit; es fehlt jene Lebenswahrheit, die den Beschauer sagen läßt: Das alles gibt es nicht und gab es niemals, aber es ist nur ein Zufall, daß die Schöpfung nicht auch diese Geschöpfe aufweist, und gäbe es sie, so könnten sie nur so sein, wie sie sich hier uns darstellen.

Worin steckt dieses Zwingende eigentlich? Im tiefsten Wesen ist es keineswegs etwas anderes als die zwingende Beweiskraft, durch die auch eine neue wissenschaftliche Behauptung sich die Anerkennung erkämpft. Die neue wissenschaftliche Errungenschaft zieht aus feststehenden Voraussetzungen überraschende Folgerungen, der die Logik zustimmen muß; und die neue künstlerische Errungenschaft zieht aus vorhandenen Empfindungen und Anschauungen ihre überraschenden Folgerungen, die unsere Phantasie und unser Gefühl bejahen müssen. Die Wissenschaft schöpft aus Brunnen, deren Zuflüsse wir zu analysiren vermögen; die Kunst aus tiefen Quellen, deren Zuflüsse und Eigenart wir nicht in gleichem Grade zu kontroliren im Stande sind; aber vorhanden sind sie, wenngleich wir wenig von ihnen und viel nur von jenen Gebilden wissen, die aus jenen Tiefen mit innerstem Leben gespeist werden. Dieses Neugestalten aus dem, wozu alle Menschen die Voraussetzungen bieten, dieses völlige Neuschöpfen, was nur die Größten der Großen vermocht haben, fehlt nach meinem Empfinden Thoma, so oft er auch in diese Schachte hinabgestiegen ist. Den Schöpfungen seiner Phantasie, die das Unwirkliche uns vor Augen stellen wollen, tritt man mit der zweifelnden Frage entgegen: Warum in dieser Form? Muß es so sein? Diesen Boten aus dem Reiche des nie Geschauten und nie Erlebten fehlt die zwingende Beglaubigung. Sein Bezirk bleibt „Phantasie und Poesie in den einfachen Grundformen".

Aber in diesen Grenzen ist er groß und ganz er selbst, und das ist vor allem echte Größe. Wenn er einfache Menschen in der stillen Heimathnatur malt, oder wenn er das wahrhaftige Porträt starker, innerlich gesunder Naturen gibt, dann steigt Thoma zu den lichtesten Höhen der Kunst empor.

Als Thoma sich emporrang, war der Ruhm Ludwig Richter's begründet, und Bautier und Meyer von Bremen verkauften mit Leichtigkeit bei uns ihre Bilder. Auch er malte die Poesie einfacher Verhältnisse, aber völlig anders als jene. Er malte nicht mit liedlicher Lehrhaftigkeit wie Ludwig Richter, und er malte nicht süßlich verschönernd mit den Augen des Städters wie Bautier und Meyer von Bremen. In seinen Landschaften und in seinen Bildern von Landleuten liegt etwas von der ruhigen, tendenzlosen Größe, die sagt: So ist es. Diese Natur und diese Menschen in der Natur sind um ihrer selbst willen da und nicht, um dieses oder jenes zu verkünden. Als man die Meyer von Bremen und Bautier bewunderte, die ihre angenehmen, kleinen Geschichten gefällig für Philister erzählten, da konnte man Thoma nicht anerkennen, aus dessen Farben nichts sprach als simple, große, stille Liebe zur Natur und zu einfachen Menschen, und als das Vermögen diese Empfindung ohne Sentimentalität und ohne Herde und ohne irgend eine theatralische Unterstreichung zu veranschaulichen, ohne jene vergröbernden Accente, die der Vulgarität das Verstehen erleichtern, und die die Augen der Masse festhalten. Und gerade das Fehlen jeder Süßlichkeit und das Fehlen jeder theatralischen Geste macht Thoma zu einem Modernen; er war ein Moderner, ehe es ein modernes Evangelium der Malerei und der Kunst gab, und er schritt still für sich dem Ziel der Modernen zu, ehe kampfbereitere Naturen mit lauten Axtschlägen der neuen Kunst die Wege bahnten. Hierin liegt die historische Größe von Thoma.

Heißt modern sein, raffinirt und gesucht und ausgetüftelt sein, so ist Thoma gänzlich unmodern. Heißt modern sein, echt und gesund sein, und wahrhaftig und undeirrt den Geboten der eigenen Natur folgen, so ist er einer der Modernsten; und in seiner weltabgewandten Stille und seiner Kampfabgewandtheit ist er dann so modern wie Liebermann mit seiner Kampfesfrohheit und seiner in das Weltgetriebe hineingreifenden, herausfordernden genialen Keckheit.

Welch wundervolle Bilder hat Thoma gemalt, wenn er die stille Natur, ein stilles Haus, stille Menschen mit einfachen Empfindungen auf die Leinwand brachte; Mutterliebe und Kindesliebe; den Landmann vor dem Hause; den rauschenden Bach, der über Hügel und durch Wiesen dahin plätschert und der weither von den Bergen kommt, über denen in wundervoller Durchsichtigkeit und Helle die Wolken leuchten; und die erdrückende Hitze im Thal zur Spätsommerzeit, wenn der Himmel mit seinem tiefen, schweren Blau das Gewitter ankündigt und die Schatten so düster auf der Erde liegen; die flimmernde, zitternde Helle, die über der weiten Landschaft im Juli liegt und dann vor

Digitized by Google

allem der Abend, wenn die Ruhe sich auf die Erde senkt und der junge Landmann sich vor die Thür seines Hauses setzt und das Tiefste, was in ihm und was in der Natur um ihn liegt, in die leisen, weithin durch die stille Nacht schwingenden Töne der Geige hineinlegt; das ist echter Thoma.

Die Natur, die Thoma's Menschen umgibt, ist nicht gewaltthätig und nicht bösartig; sie ist gütig und doch auch streng; sie verlangt Arbeit, aber sie spendet ihren Lohn, und die Menschen leben in ihr wohlgeartet, thätig, nicht von der Arbeit erdrückt, nicht verstlaot, fähig der poesievollen Stimme der Natur und den edlen Regungen in der eigenen Brust mit gesundem, echtem Empfinden zu lauschen. Das ist die Welt von Thoma, die er souverän beherrscht, und die er in einer Leuchtkraft der Farbe, in bestrickendem Zauber, oft mit weiten Fernsichten und mit einem Himmel von wundervoller Lichtheit bezwingend vor uns hinzustellen vermag. Wer vergißt da nicht, daß seinen Menschen die Leiber nicht stets in Harmonie gewachsen sind.

„Es war mir ein leitender Gedanke, daß, wie die religiöse Musik ihre Mittel in allem Reichthum verwendet, um dem inneren gemeinsamen religiösen Gefühl starken Ausdruck zu geben, diesem ähnlich auch die Malerei mit ihren Mitteln einem religiösen Gegenstande entsprechend zu verfahren habe.

Die Malerei verfügt ja über mächtige Mittel zur Wirkung auf das Menschenherz — ist doch ihr eigenstes Element, eine feierliche Stille, die in der Farbenharmonie liegt und die sich gar wohl eignet, einem religiösen Gefühl als Ausdruck zu dienen."

So Thoma in einem bekannten Briefe, in dem er von einem seiner religiösen Bilder spricht. Aber diese Worte, die sagen, was er will, können Anwendung finden auf seine gesammte Malerei; sie finden ihre höchste Verkörperung in seinen vollendeten Landschaften oder in seinen Bildern, wo der Mensch still in der Landschaft sitzt. Ueber diesen Bildern in ihrer Farbenharmonie liegt die „feierliche Stille" der großen, einfachen Natur.

Thoma ist ein großer Lyriker mit dem Pinsel, und als Lyriker eine echt deutsche Natur, die oft mit höchster Kunst, doch ungekünstelt und scheinbar kunstlos, den „reichen Schatz von Phantasie und Poesie, in den einfachen Grundformen" — doch nur in diesen — „wie sie noch im Volke leben", und zwar dort, in unserem Volke, wo die Sonne gütig scheint, zu heben weiß.

P. Nathan.

Die Jubiläums-Ausgabe von Goethe's Werken.

Nur wenigen Bücherfreunden dürfte die große Zahl vorhandener Goethe-Ausgaben aus der neueren Zeit bekannt sein. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die weltberühmte Buchfirma Cotta zu Stuttgart im Alleinbesitz des Verlagsrechts, und schon durch sie fanden Goethe's Werke eine ansehnliche Verbreitung in mannigfachen, auch bescheideneren Mitteln angepaßten Auflagen verschiedenen Formats und Umfangs. Ihre Anschaffung blieb jedoch, auch bei verhältnißmäßiger Preiswürdigkeit, nur auf kleinere, über einen gewissen Wohlstand verfügende Kreise beschränkt. Als mit Ablauf des Privilegs Goethe's Werke der willigen Unternehmungslust zugänglich wurden, hat sie der Cotta'sche Verlag in seiner „Bibliothek der Weltlitteratur" in 56 Bänden zum wohlfeilen Preise von 1 Mark für den Leinwandband auf den Büchermarkt gebracht, auf dem zugleich, neben besonderen Einzelausgaben der vornehmsten Schriften, über ein halbes Dutzend beachtenswerther und verdienstvoller Neuausgaben der Werke — ein kürzlich erschienener Spezialkatalog verzeichnet deren nicht weniger als neun aus den zwei letzten Jahrzehnten — hervortraten, und zwar sowohl in Gesammt-Zusammenstellungen wie auch in geeigneter Auswahl. Man darf wohl annehmen, daß ein so reichhaltiges Angebot auch gebührende Nachfrage gefunden, daß die Goethekenntniß im Bereich der heutigen Durchschnittsbildung eine dementsprechende geworden, ganz davon zu schweigen, daß es für ein oberflächlicheres Interesse auch etliche illustrirte Prachtausgaben gibt; während andererseits für die mittlerweile entstandene Goetheforschung die im Auftrage der unlängst verstorbenen Großherzogin von Sachsen-Weimar veranstaltete Normalausgabe der Werke und Schriften zu Gebote steht.

Goethe und kein Ende — könnte man bei dieser Ueberfülle ausrufen. Gleichwohl hat die Cottafirma nun eine Jubiläums-Ausgabe von Goethe's Werken zu Ehren des nun bald ablaufenden Jahrhunderts ihrer um 1806 beginnenden Veröffentlichungen zu veranstalten sich entschlossen. Mit dieser auf 40 Oktavbände anberaumten Ausgabe ist alles auf diesem Gebiete bisher Dargebotene zweifellos übertroffen. Während eine ansprechende äußere Ausstattung bisher nur kostspieligen Ausgaben zu gute kam, wird nun der sauber geheftete Band zu 1,20 Mark auf vortrefflichem Papier, in handlichem Format und deutlich angenehmer Schrift geliefert. Bei diesem überaus anmuthenden Aeußeren werden auch die Ergebnisse der Goetheforschung durch gediegene, mit Recht knapper gehaltene Einleitungen und durch sachlich ausreichende Anmerkungen am Schlusse jedes Bandes berücksichtigt, was alles diese Ausgabe zu einer inhaltlich werthvollen macht. Zunächst sind zwei Bände veröffentlicht: der erste und der zwölfte. Ihnen sollen die übrigen, auch unabhängig von ihrer numerischen Reihenfolge, in monatlichen Ausgabefristen sich anschließen, so daß die vollständige Ausgabe bis Anbruch des Jahres 1906 ihren Abschluß erreicht haben wird.

Selbstverständlich beginnt die Ausgabe mit den Gedichten, von denen der nun vorliegende Band als erster Theil erscheint; doch bringt er inhaltlich mehr als die bisherigen Sammlungen: den herkömmlich im ersten Bande aufgenommenen Dichtungen in ihrer üblichen Gruppirung sind hier noch die sonst späteren Bänden angehörenden Gruppen „Antiker Form sich nähernd" und „Vermischte Gedichte" beigefügt; jedoch unter sorgfältiger Vermeidung zweimaliger Aufnahme einzelner Gedichte, wie es stellenweise bei früheren Ausgaben stattgehabt hat. Erwünschte Aufschlüsse hierüber ertheilen die Anmerkungen, die auch über Entstehungszeit und Anlaß der Gedichte genauen Bescheid geben. Obwohl die Gedichte in ihrer Mehrzahl natürlich sofort faßbare Eigenbedeutung haben, können doch manche eines Kommentars nicht entrathen, schon auf Grund ihres unmittelbaren Zusammenhangs mit Erlebnissen, die poetisch verwerthet wurden. Man gelangt dadurch zur vollen Einsicht dessen, was für Goethe die Gelegenheit als poetische Stimmungen auslösend bedeutete und was er mit dem bekannten Ausspruch vom „Gehen in Dichters Land" zum wahrhaften Verständniß der Dichtung gemeint hat. Auch die poetische Empfänglichkeit will, wie alles Echtmenschliche, erworben und geübt sein, und für die rechte Würdigung dieser Gedichte sind die ihnen beigegebenen auf das Wesentlichste eingeschränkten Anmerkungen ganz unschätzbar. Die hier kenntliche Gewandtheit des Verfahrens zeigt sich auch in der auf einsichtsvoller Kritik begründeten Herstellung der richtigen Lesart einzelner Textstellen, wobei der unzweifelhaft den Vorzug verdienende Ausdruck, ohne Heranziehen eines Apparates von Varianten, in überzeugender Sicherheit für sich allein spricht. Von Interesse sind auch die den Anmerkungen zu entnehmenden Beziehungen mancher Gedichte zu Volksliedern und zu Leistungen anderer Poeten — häufig genug sind ja ansprechende und hübsche, aber künstlerisch ungenügend verwerthete Motive durch Goethe zu poetischer Vollendung gebracht worden.

Der gleichzeitig herausgegebene zwölfte Band enthält die dramatischen Meisterwerke: Iphigenie und Tasso und daneben Die natürliche Tochter. Es gibt zu denken,

Digitized by Google

daß Goethe das Vollendetste seiner dramatischen Kunst in einer Form niedergelegt hat, die kaum ein Menschenalter zuvor durch Lessing als unwahr und kunstwidrig bekämpft worden war. Bei Iphigenie wie bei Tasso liegt ein Hauptreiz zweifellos in der Unmittelbarkeit der einheitlich vor dem Zuschauer sich entfaltenden Folge der Vorgänge, wie er im klassischen Drama üblich und in den alten französischen Tragödien möglichst angestrebt worden. Mit Recht sagt Grillparzer in seiner Selbstbiographie: „Man hat viel über die drei Einheiten gespottet. Die Einheit der Handlung gibt jeder Vernünftige zu. Die Einheit des Orts hängt mit der Einrichtung der alten Theater zusammen und wird nur bedeutend, wenn sie mit der dritten Einheit zusammenfällt. Diese dritte, die Einheit der Zeit, hingegen ist höchst wichtig. Die Form des Dramas ist die Gegenwart, welche es bekanntlich nicht gibt, sondern nur durch die ununterbrochene Folge des nacheinander Vergehenden gebildet wird. Die Nichtunterbrechung ist daher das wesentliche Merkmal derselben ..... Muß der Zuschauer selbst weit entfernte Momente aneinander knüpfen, so verliert sich jene Unmittelbarkeit der Wirkung, welche die Stärke derselben bedingt und das Charakteristische des gegenwärtig Wirkenden ist." Bei aller Bewunderung für Shakespeare und die seinen Spuren folgenden Dramatiker darf man heute zugeben, daß die von ihnen geübte Zertheilung der Handlung auf eine Mehrheit von Orten aus der Noth eine Tugend macht. Freilich erzielen die meisten der Dramen aus der Perrücken- und Zopfzeit die räumliche und zeitliche Einheit auch nur durch gewisse Behelfe, namentlich durch Hinzunahme der leidigen „Vertrauten", durch Gespröche über Dinge, die den Redenden nach ihrer gegenseitigen Stellung längst bekannt sein müßten und die in der vorgeführten Situation bisweilen auch belanglos sind. Hieran streift Goethe selbst an zwei Stellen der Iphigenie — im Eingangsmonolog des ersten Aufzugs („So hält mich Thoas hier u. s. w.") und in ihrem ersten Monolog im vierten Aufzug („Jetzt gehn sie ihren Anschlag auszuführen"*) — womit der Zuschauer Aufschlüsse erhält, die streng genommen aus dem Rahmen des im Monolog unmittelbar zu veranschaulichenden Gedankengewoges hinausgreifen. In dieser Hinsicht ist ihm der Tasso durchweg besser gelungen: die in strenger Zeiteinheit, bei geschickter Vereinheitlichung des Räumlichen verlaufende Handlung ruht in sich selbst und wirkt ohne irgendwelche Bezugnahme auf die außerhalb der Bühne befindliche Zuhörerschaft. Dem „Tasso" darf „Die natürliche Tochter" nur wegen ihrer prachtvollen und gehaltreichen Sprache an die Seite gesetzt werden. Im Stoff und in der Gestaltung der Charaktere hat sich der Dichter zweifellos vergriffen,*) wie es auch die eingehenden Anmerkungen in gebührender Offenheit zugeben. Die sowohl diesem wie den beiden übrigen Dramen gehörenden Anmerkungen sind lehrreich und namentlich durch ihre Freiheit von aller doktrinär verbohrten Aesthetik ansprechend.

Alles in allem: diese ersten zwei Bände lassen dem Verlauf des Unternehmens mit Interesse entgegen sehen. Und vielleicht trägt die neue Ausgabe auch dazu bei, die Goethe-Gesinnung, die über alle Befangenheit zeitbedingter Illusionen und Vorurtheile hinweg auf das Reinmenschliche allein gerichtete, zu einem Gemeingut der Nation zu machen.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

*) Solches hat Schreiber dieses in einem besonderen Aufsatz der vorliegenden Wochenschrift vom 22. Oktober 1898, 16. Jahrgang, ausführlich darzulegen gesucht.

„Die goldene Stadt."

Aus diesem Buch*), es sind nur Uebersetzungen, klingt bescheidenes, aber ganz persönliches Werben. Als wollte jemand das, was ihm das Liebste geworden, nun auch anderen, vielen in seiner verborgenen Schönheit offenbaren.

Es sind nur Uebersetzungen, aber die Arbeit daran war dem Manne, der sie schrieb, Erquickung und Sammlung nach dem quälenden, zerstreuenden Dienst des Tages. Schon das gibt der Uebertragung etwas von der Weihe der Nachdichtung. Und eine fromme Sehnsucht trieb Klausner, sich die „goldene Stadt" aus den großen Dichtungen seines Volkes aufzuerbauen und diese Dichtungen doch in seiner, des modernen Menschen Sprache wiederklingen zu lassen. So übertrug er in freie Rhythmen, in Vers und Reim das Hohelied, den Psalter, die Klagelieder Jeremiä und das Buch Hiob. „Die Berechtigung zu dem Versuch habe ich einzig aus der Liebe zu dem heiligen Original geschöpft."

Wie meistens, wurde auch hier die Liebe zu wirklicher Berechtigung. Es ist ein weicher Zauber in Klausner's Rhythmen, etwas Wiegendes und Einschmeichelndes; dazu im Hohenliede, das am besten gelang, die zage, doch glühende Sinnlichkeit. Sulamith hebt zu singen an:

Komm Geliebter, komm herein,
Zur Erneurung unsres Bundes
Köstlicher denn Feuerwein
Sind die Küsse deines Mundes.

Deines Athems lüßer Duft
Er berauschet und berücket;
Deiner Nähe Balsamluft
Aller Mädchen Sinn entzücket.

Drang und Zwang treibt mich dir nach,
Eilends folg' ich deinem Rufen
Wie in königlich Gemach
Wie auf eines Thrones Stufen.

Wonnetrunken harr ich dein,
Ob du meiner auch gedenkest;
Köstlicher denn Feuerwein
Ist die Liebe, die du schenkest.

Im steten Wechsel der Rhythmen, immer aber bewegt und lebensvoll, gleiten diese beschwingten Verse dahin, von Zeit zu Zeit gibt die Wiederkehr des Refrains Ruhe und Gliederung: man sieht, Klausner hat sich durchaus nicht sklavisch an wörtliche Treue gebunden. Und er hat recht daran gethan. Nur in ganz freier, souveräner Wiedergabe ließ sich eine Neudichtung aus modernem, deutschem Versempfinden heraus geben.

Aber diese Umdichtung beruht dennoch auf sehr genauem Eindringen in den Wortsinn des Originals. Fehler früherer Uebersetzungen wurden vermieden. Viel klarer als aus der lutherischen Uebersetzung leuchtet der dramatische Aufbau hervor, man erkennt den steten Wechsel der Personen, denen die Verse in den Mund gelegt sind. Wie denn diese hebräische Lyrik überhaupt einen auffallend dramatischen Charakter trägt.

Auch in dem Klagelied und in den Psalmen. Jeremias beklagt das Schicksal Jerusalems, und wie seine Klage ausklingt, hebt die heilige Stadt selbst ihr Elend zu bejammern an. Dieser Lyrik lebt alles in gleicher Weise. So finden sich zu dem Grundton immer neue Stimmen, die ihn neu aufnehmen. Theils bestätigt der Partner und wiederholt, was der Träger der ersten Stimme gesagt, theils tritt noch dramatischer, wie im Hiob, verschiedene Auffassung in den unterschiedenen Personen zu Tage. Irr' ich nicht, so steht dies dramatische Prinzip mit der Grundform hebräischer Lyrik, dem Parallelismus, in Zusammenhang.

*) Die Gedichte der Bibel in deutscher Sprache von M. A. Klausner. Berlin 1902. Kommissions Verlag von S. Calvary u. Co.

Man lieſt den proſaiſchen Schöpfungsbericht im erſten Kapitel des 1. Buches Moſis. Wie der alte Dichter an die Erſchöpfung des Menſchen kommt, da ſagt er: „Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde“. Und die Größe des Gedankens reißt ihn fort, der Ausdruck wird lyriſch, der Parallelismus ſtellt ſich ein: „Zum Bilde Gottes ſchuf er ihn“. Man könnte ſo allen Parallelismus aus dem Bedürfniß nach Bekräftigung, aus der Freude an erneuter Verſicherung ableiten. Der dramatiſche Charakter der hebräiſchen Lyrik legt dennoch eine andere, pſychologiſche Erklärung nahe.

Wer ſich ſelbſt kennt, hat es empfunden, wie in ſeinem Innern dauernd zwei Stimmen mit einander rechten und ſich ergänzen. Novalis hat einmal geſagt: „Wenn der Menſch erſt ein wahrhaft innerliches Du hat, ſo entſteht ein höchſt geiſtiger und ſinnlicher Umgang, und die heftigſte Leidenſchaft iſt möglich. Genie iſt vielleicht nichts, als Reſultat eines ſolchen innern Plurals.“ Ich glaube, die pſychologiſche Erklärung des Parallelismus als Kunſtform liegt hier. Auch der hebräiſche Sänger empfand das Ich und Du in ſeinem Innern, und er lauſchte beiden Stimmen. Es drängte ihn, beiden Gehör und Ausdruck zu geben. Und wenn David auf der Flucht vor Abſalom geängſtigt ausrief: „Ach Herr, wie ſind meiner Feinde ſo viel,“ ſo vernahm er gleichzeitig das vertraute Du in ſeiner Seele klagend mit einſtimmen: „Und ſetzen ſich ſo viele wider mich“. Das Eintreten des Wechſelverkehrs in ſeinem Innern drängte zu paralleliſtiſcher Geſtaltung.

Auch mit dem Parallelismus hat Klausner in freiem Verfügungsrecht geſchaltet. Da er ſich des Reimes und des Metrums bediente, konnte er ſeiner füglich entrathen. Er hat ihn dennoch nicht ganz ausgeſtoßen, er läßt hier und da das Wiederholungsglied refrainartig auftauchen, oder er verwiſcht auch die wörtliche Wiederkehr zu etwas unbeſtimmter Ergänzung und Beſtätigung. Der Anfang des erſten Pſalmes lautet bei ihm:

Heil dem Manne,
Der die Gottesleugner meidet,
Nicht den Weg der Sünder wandelt,
Nicht ſitzt, wo die Spötter ſitzen,
Der ſich freut an Gottes Lehre
An ihr hanget Tag und Nacht!

Das iſt auch für den verſtändlich, der ſich in die Eigenart hebräiſcher Dichtung nicht hineingefunden, es wirkt wie ein deutſches Gedicht. Es iſt auch modernem Empfinden angepaßt, das Lutheriſch Naive „Und redet von ſeinem Geſetz Tag und Nacht“ iſt wahrſcheinlich abſichtlich in das unbeſtimmtere Am-Geſetz-Hangen verflüchtigt. Die Gedichte der Bibel werden ſich in Klausner's Ueberſetzung in Ohren und Herzen, die ihnen bislang verſchloſſen blieben, einſchmeicheln können.

Wo Wehmuth und weiches Sehnen, Liebeskoſen und ſtilles Gottvertrauen in dieſer Lyrik zum Ausdruck kommen, da wird der ſpäte, feinfühlige Enkel dieſer ſeiner Urväterdichtung auch ſehr geſchmackvoll gerecht. Aber das alles iſt doch nur die eine Seite dieſer hebräiſchen Lyrik. Ihr Grundzug iſt ein anderer. Ihr Weſenselement — und das faßt Klausner doch nur von ferne — iſt Kraft.

Kraft im Empfinden, Kraft im Ausdruck. Dieſe Juden, die in die babyloniſche Gefangenſchaft geführt waren, ein vernichtetes und zertretenes Volk, hatten doch urſprüngliche, ungezügelte Kraft ſich gewahrt, zum mindeſten die Kraft des Haſſens. Ihr Racheverlangen begehrte auf und ſchrie gen Himmel. Und da ſie „an den Waſſern zu Babel“ ſaßen und ihre Harfen in die Weiden gehängt hatten, ward ihr Lied zum Fluche. Das Fluchlied der Zertretenen — Klausner gibt es in wohllautenden Verſen wieder:

Herr, denk es den Söhnen Edom,
Daß ſie am Trauertag
In Schadenfreude gejubelt,
Weil Zion am Boden lag!

Weh dir, du Tochter Babel!
Den heb ich auf den Schild,
Der rächend dich zerſtöret
Und dir mein Leid vergilt!

Der Feind ſoll dich verderben
Zerſchmettern deine Brut,
Es komm über Edom
Mein Jammer und mein Blut!

Und nun vergleiche man damit die zornige Wucht, das Knappe, Sinnliche der Lutheriſchen Ueberſetzung:

„Herr, gedenke der Kinder Edoms am Tage Jeruſalems, die da ſagen: Rein ab, rein ab, bis auf ihren Boden.

Du verſtörte Tochter Babel, wohl dem, der dir vergilt, wie du uns gethan haſt.

Wohl dem, der deine junge Kinder nimmt, und zerſchmettert ſie an den Stein.“

Man vergleiche, und man wird es unvergleichlich finden. Selbſt eine Kraftnatur, verfügte Luther noch dazu über eine ganz ſinnliche, naive Sprache. Aber auch da, wo Klausner verſagt, mag ſeine Uebertragung als Kommentar des nicht immer leicht verſtändlichen Lutherdeutſch ihren Werth behalten.

Ich ſchreibe das auch nicht, um Klausner anzuklagen, ſondern um zu klagen. Denn was ihn trifft, trifft uns alle. Das ſinnlich Konkrete iſt der Sprache verloren gegangen, ſie iſt abſtrakt und begrifflich geworden. Und in Abſtraktionen und Begriffen leben wir dahin, und nur ein dunkles Sehnen weiß von der „goldenen Stadt“ — heiße ſie dem einen ſo, dem andern anders.

Ernſt Heilborn.

Nous autres parisiens.*)

Der Vicomte Edmond de Riémer ſah erſtaunt auf und legte ſeine Serviette hin. „Ah, Mademoiſelle! Sie geben uns Probleme auf, richtige Probleme . . . Paris? pariſer Geiſt?!“ Und er machte eine rathloſe Bewegung ins Vage . . . . . „Ja, wiſſen Sie, das iſt ein komplexes Thema.“

„Die reine Philoſophie“, meinte Madame Broguard mit ſtrahlendem Lächeln; und ihre ſommerlich ſinnliche Schönheit, die weißen Zähne, das blonde Haar und das volle Lachen, alles das that ſich unisono zuſammen zu einem beſtrickenden Ganzen. Man fragte zunächſt gar nicht, ob ſie auch Geiſt hatte.

Madame Parfouru, unſere Wirthin, neigte leicht verbindlich das Haupt. „Ich liebe dieſe ernſten Geſpräche“, ſagte ſie, gemeſſen, würdevoll; eine alte Patrsdame aus dem faubourg St. Germain hätte es beinah, beinahe ebenſo gemacht.

Ihr Tiſchnachbar André Rouſſet, ein junger Snob, war augenſcheinlich anderer Meinung und gelangweilt. „Ja doch, ja, wir haben Geiſt, wir Pariſer, mitunter nur zu viel. Das iſt unſere Erbſünde . . . Was wollen Sie?“

Und Monſieur Parfouru ſaß ſtill vergnügt da und hörte wohlwollend zu, wie einer, der das Leben nicht unbehaglich findet. Er goß ſich bedächtig ein großes Glas St. Galmier-Waſſer ein.

---

*) Monsieur le cédacteue en chef,

oserais-je vous demander l'hospitalité, dans la „Nation“, pour ces quelques portraits que j'ai tracés d'après nature? J'espère que vous me l'accorderez. La valeur documentaire de la bêtise humaine est trop manifeste, au moins pour les hommes sérieux.

Je profite de l'occasion, Monsieur, etc. . . . etc.

Clarisse.

Digitized by Google

„Ich bedauere unendlich", nahm wieder der Vicomte das Wort. „Ich weiß wirklich nicht . . . Doch sollte die Frage nach dem Pariserthum am Ende nicht — die Frage nach der Pariserin sein?" Und sichtlich erfreut, seine Pointe gefunden zu haben, warf er mit gespielter Gleichgiltigkeit hin: „Cäsar würde gewiß heute schreiben: Lutezia ist die Stadt der Pariserinnen."

Madame Parfouru schien befriedigt. Madame Brognard that entzückt. „Und die Pariserin? was sind wir?" fragte sie mit lachendem Gesicht.

Der Vicomte zog sich langsam eine Banane ab. „Sie kennen die Definition de Montesquiou's? ... Nicht? ... Ah, entschieden sehr witzig. Er beschuldigt Sie, mesdames, ‚ein Komplizentum von Fleisch und Stoff' vorzustellen. André!" setzte er mit spöttischer Miene hinzu, „Sie sind ja Autorität . . ."

Und André Rousset einfallend: „Die Toilette ist der halbe Mensch. Nach Abzug des Kostüms . . ."

Mme. Parfouru, strafend: „André!"

Mme. Brognard, kichernd, zu M. Parfouru: „Er ist unausstehlich."

M. Parfouru, gelassen: „Die Jugend! Die Jugend!"

Edmond de Riémer, zu mir gewendet: „Ein Großfürst soll gesagt haben: In jeder Pariserin steckt eine Schneiderin."

Mme. Brognard, auf eine Frage Madame Parfouru's antwortend: „Doch, doch! Ich bin noch immer bei Redfern. Das ist Grundsatz bei mir, seinem Schneider darf man nicht untreu werden, prinzipiell nicht, oder nur möglichst selten . . . Mit der Modistin ist das etwas anderes . . . Uebrigens, Redfern ist einzig, namentlich Schnitt und Zuthaten."

André Rousset, dazwischenplatzend: „Ja! Man legt jetzt ungeheuren Werth auf die dessous. Geradeso, wie bei den Herren . . . Ich könnte mich doch nicht mehr vor meinem Diener in gestreiftem Unterzeug sehen lassen." Und etwas leiser: „Clown in Trikot!"

Es war lautlos geworden, ein peinlicher Moment. Madame Parfouru würgte ihren Aerger hinunter. Der Vicomte setzte sein maliziösestes Gesicht auf: „André! Sie sind unvergleichlich."

André Rousset, hitzig: „Was denn? Wir sind Realisten in Paris. Man spricht von seinem Bad, seinem tub . . ."

Madame Parfouru, energisch abschneidend, zu mir: „Sind Sie schon im Theater gewesen?"

Mlle. Clarisse: „Nur im théâtre français, Madame."

„Das erste Theater der Welt", erklärte Monsieur Parfouru mit feierlicher Entschiedenheit. „Ja, was die Langweiligkeit „angeht", stieß André Rousset zwischen den Zähnen hervor. „Ich war eine Ewigkeit nicht da", sagte der Vicomte. Madame Brognard: „Ich gehe nur am Dienstag hin, wenn man große Gesellschaft trifft."

Mme. Parfouru, resignirt: „Dieser Dreyfusard Claretie hat die Comédie schön heruntergebracht. Aber man muß es gewähren lassen. Wir müssen zusehen, wie das Vermächtniß unserer Ahnen zerfällt . . ." Pianissimo: „Schlimm genug."

Edmond de Riémer: „Nun, viel anderes haben Sie von der Dame Republik nicht erwarten können."

Mme. Parfouru: „Sprechen wir nicht davon! . . . Ich für mein Theil bin mir ganz klar, das führt zum Kataklysmus .... Es ist eine Schande — mit ihrem Jaurès!"

André Rousset: „Und der Baron Millerand! Haben Sie „Worte"?

M. Parfouru: „Im Geschäft geht es jetzt wieder besser. Ich glaube, Loubet ist ein gewiegter Kopf."

Edmond de Riémer: „Was für eine Landsmännin sind Sie, gnädiges Fräulein?"

Mlle. Clarisse: „Luxemburgerin."

Edmond de Riémer, mit nichtssagend verbindlichem Lächeln: „Ah!"

Mme. Brognard: „Ich bin nicht politisch veranlagt." Mit blendend weißen Zähnen: „Ich schwärme bloß für Wilhelminchen."

André Rousset: „Mir kann nur einer imponiren, das ist der Präsident Castro. Der ist ‚épatant'."

Mme. Parfouru: „Man muß sich noch freuen, wenn Sie nicht ganz Anarchist werden."

André Rousset, fortfahrend: „Unter diesen Republikanern da zählt für mich höchstens Deschanel. Er hat wenigstens Schliff ..... Ich habe ihn neulich bei meinem Schneider getroffen .... Aber die anderen! ... Wir leben unter einem netten Régime!"

M. Parfouru zu Madame Brognard: „Aber Sie trinken gar nicht, Madame."

Mme. Brognard: „Bitte, nein! Keinen Tropfen! Ich werde sonst stark."

Edmond de Riémer, Madame Parfouru einschenkend: „Sie erlauben, duchesse."

Mme. Brognard, zu Madame Parfouru: „Wie geht es Ihrer Freundin, Madame Maréchal?"

Mme. Parfouru: „Ich danke, besser."

Mme. Brognard: „Sagen Sie, ist es wahr, daß sie Jüdin ist?"

Mme. Parfouru, abwehrend: „Um Himmelswillen! Sie ist eine Geborene von Simonsohn (si-mon-zón). Aus ganz altem preußischen Landadel, heißt es."

André Rousset, mit den Händen fuchtelnd: „Mit diesen Deutschen — weiß man nie, woran man ist."

Edmond de Riémer: „Mein Entzücken sind sie auch nicht."

M. Parfouru, gewichtig: „Wie meine Zeitung schreibt: es fehlt ihnen die clarté latine."

Mme. Brognard: „Es ist überall so: man hat ein gewisses Interesse für Deutschland, aber wenig Sympathie."

Edmond de Riémer: „Für mich zählt nur eins mit — Wagner."

Mme. Parfouru, frostig enthusiasmirt: „Und die Li—e—der (li—eh—där)!"

Mme. Brognard, zum Vicomte: „Ich muß meinem Neffen Alfred etwas schenken. Sie sind so ungemein bewandert. Was meinen Sie, vielleicht die Partitur von Si—eg—fried?"

Edmond de Riémer: „Eine vorzügliche Wahl, Madame, gerade jetzt sehr beliebt."

Mme. Brognard, zu Madame Parfouru: „Ich weiß nicht, vielleicht nehme ich auch ein Reiseschachbrett oder ein Einschlagetuch aus ganz feinem Leder. Die feuchte Hôtelbettwäsche ist immer so widerwärtig."

Edmond de Riémer, halblaut: „Bettlaken oder Wagner, that's the question."

Mme. Brognard, mit erzwungenem Lächeln: „Wollen Sie ruhig sein!"

Mme. Parfouru: „Was hören Sie von Marie-Louise?"

Mme. Brognard: „Denken Sie! Ich bin ganz niedergeschlagen. Sie spricht von Scheidung!"

M. Parfouru: „Aber — sie hatten sich doch aus Neigung geheirathet?"

André Rousset, gestikulirend: „— eben deshalb!"

Edmond de Riémer, ironisch: „André, Sie sind Philosoph."

Mme. Parfouru: „Aber weshalb, chère madame?"

Mme. Brognard: „Ich weiß nicht genau. Marie-Luise hat mancherlei Enttäuschungen erlebt. Ihr Mann ist nicht in den „Jockey" aufgenommen ..... Nun, wir werden ja sehen ..... „Wie geht es chocolat?"

Mme. Parfouru, dumpf: „Er ist todt."

Mme. Brognard: „Wie?!"

Mme. Parfouru: „Ja — das hat mich sehr mitgenommen."

Mme. Brognard: „Aber Sie schaffen sich doch wieder einen neuen Hund an?"

Mme. Parfouru, milde: „Monsieur Parfouru war so gut ....."

André Rouffet, plötzlich loslegend und sein Glas erhebend: „Monsieur Parfouru a été parfait."

Edmond de Riémer, auf Madame Parfouru einredend: „— nur — nur — nur! Kennen Sie die blaugraue Dogge der Herzogin von Chartres?"

Mme. Brognard, ebenfalls zu Madame Parfouru: „Und ich habe gestern die gelben Terrier der Baronin Alphonse gesehen." Strahlend: „Es gibt nichts Entzückenderes."

Edmond de Riémer, zu Mademoiselle Clarisse: „Wir nehmen die Revue der berühmten Hunde ab."

Mlle. Clarisse: „Ach — gibt es denn auch berühmte Hunde in Paris?"

Edmond de Riémer, artig: „Gewiß. In erster Linie" — mit einer Handbewegung gegen Madame Brognard — „die gelben Terrier der Baronin Alphonse von Rothschild; die ganz einzige Dogge Madame de Chartres'; Mii, der kleine Japaner der Herzogin von Uzès; Flic und Flac, die beiden russischen Windhunde Madame Sarah Bernhardts . . . ."

Mme. Brognard, in diesen Redestrom einfallend: „Vergessen Sie nicht die Teckel von Waldeck-Rousseaus."

André Rouffet: „Vicomte, wissen Sie schon, daß ich meine Wette verloren habe?" Edmond de Riémer sah ihn fragend an. André, mit aufrichtiger Bewunderung: „Dieser Gauner, der Etienne hat es richtig fertig gebracht . . ." Und sich erklärend zu den Damen wendend: „Er hatte gewettet, daß er binnen vierundzwanzig Stunden den Hemdenlieferanten Liane de Pougy's ausfindig machen würde."

„Wer ist Liane de Pougy?" fragte ich den Vicomte, aber er schien es nicht zu hören. Und André Rouffet schloß: „Kurzum, Madame de Rionville — trägt jetzt — Weißzeug, wie Liane de Pougy." „Wer ist Liane de Pougy?" fragte ich noch einmal. Madame Parfouru streifte mich mit einem Blick. Dann sagte sie wegwerfend: „Skandalös! Eine Frau der Gesellschaft sollte mit den Elementen nichts gemein haben."

Edmond de Riémer: „Entschuldigen Sie. Im Gegentheil, das ist sehr chic. Diese — Damen sind so viel weiter voran. Da läßt man sich jetzt allgemein von seinen Freunden die Adressen besorgen, wo die großen Cocotten kaufen . . . . . Sie sind auch Menschen . . . . Was soll man die Augen schließen? Es gibt Notorietäten des Lasters, wie es sie in der Litteratur, in der Wissenschaft gibt."

Mme. Parfouru, nervös mit zwei Fingern klopfend: „Grundsätze!"

Mme. Brognard, mit verlegenem Lächeln: „Neuester Stil . . . à propos. Haben Sie die Kostüme Jane Hadings gesehen? Ein Kleid in guipure! Ein moiré antique! Traumhaft, sage ich Ihnen, Madame!"

Mlle. Clarisse: „Was kostet nun wohl eine bescheidenere Gesellschaftsrobe?"

Mme. Brognard: „In Paris arrangirt man sich schon. Für achthundert Francs bekommen Sie etwas ganz Schönes."

Mlle. Clarisse: „Aber das ist ja ein Vermögen!"

Mme. Parfouru, ersichtlich nußvergnügt: „Wollen Sie sich etwas anschaffen, Mademoiselle?"

Mlle. Clarisse, kleinlaut: „Ja, ich dachte daran."

Mme. Parfouru, streng: „In den kleinen Geschäften kommt man gewöhnlich theuerer weg, als in den großen. Vor allem, seien Sie vorsichtig beim Anprobiren."

André Rouffet, extravagirend: „Ah! — Die Anproben sind alles. Und lassen Sie nicht los. Immer noch eine mehr, als Ihr Schneider will. Die letzten drei Anproben geben erst das Cachet. Hm! nur in Paris versteht man sich anzuziehen . . . . Edmond, erinnern Sie sich an die geistreiche Stelle bei Donnay . . .?"

M. Parfouru: „Der hat doch auch die „Joffilien" geschrieben?" Der Vicomte sagte eifernd „Ja". Aber schon war auch André Rouffet mit „Nein" herausgeplatzt. „Die sind von Curel," berichtete er, etwas genirt. „Aber Sie wissen doch, welche Stelle ich meine — in der ‚Prinzenerziehung'". Mit Augenaufschlag: „Das ist fundamental!" Citirend: „Jaquette, Gehrock, Frack dürfen nie aussehen, als ob sie zum ersten Male getragen würden. Man muß sie zu Hause eintragen, mehrere Tage lang ein oder zwei Stunden . . . Andere Sachen, wie Hose, Handschuhe und Hut müssen dagegen immer wie neu aussehen." . . . . Und beinah mit Rührung: „Ein schönes Talent! Ein wirklicher Denker!"

Mme. Brognard, zu Madame Parfouru: „O, durchaus kein Geheimniß. Ich gebrauche das Parfum Karlsberg, von Paul Bourget. Das Rezept kommt ja in der ‚Idylle tragique' vor."

Mme. Parfouru: „Dann kaufe ich mir das Buch."

Mme. Brognard: „Wissen Sie, fürs Theater parfumirt man sich jetzt im Nacken."

Mme. Parfouru, leise: „Aber das Korset doch auch noch?"

Mlle. Clarisse: „Was ich entzückend finde, und was man so oft in Paris sieht, ist das wundervolle Blond."

Madame Parfouru hob plötzlich die Tafel auf. Ich begegnete Blicken, die ich nicht zu deuten wußte. Und während Monsieur Parfouru noch einige Worte mit mir wechselte, hörte ich André Rouffet im Rauchzimmer sagen:

„Krasse Provinz! Das zivilisirt sich nie."

„Bah", entgegnete der Vicomte, indem er eine goldtiped zum Munde führte, „bah, sie wird auch noch entzückend blonde Haare kriegen."

— Clarisse —.

(Nachdruck nicht gestattet)

Max Hesse's Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben mit Bildnissen und Einleitungen.

Im Augenblick wird die Frage einer deutschen Akademie wieder lebhaft erörtert. Eine solche hätte jedenfalls auch offizielle Klassiker-Ausgaben zu veranstalten, und sicherlich können wir unsere Nachbarn jenseits des Rheins um die prachtvollen Ausgaben ihrer „Grands Ecrivains" beneiden. Aber dürften nicht auch sie Neid empfinden, wenn sie die Rührigkeit sehen, mit der bei uns die Verleger in der Veranstaltung von Ausgaben unserer Klassiker wetteifern?

Die Ausgaben der Hesse'schen Verlagsbuchhandlung zeichnen sich vor allem durch außerordentliche Billigkeit aus. Im Uebrigen sind sie naturgemäß durch den Gegenstand und den Bearbeiter unterschieden. Den größten Werth möchten wir unter den vorliegenden Bänden Geiger's Ausgabe von Goethe's Gesprächen mit Eckermann zuschreiben. Diese bietet wirklich neues, sowohl in der Einleitung, die den „Berufshörer" Eckermann und sein Werk eingehend charakterisirt, als auch in den Anmerkungen, die zum ersten Mal Goethe's Tagebücher vollständig zur Erklärung und Kritik heranziehen. Freilich leidet die Nutzbarkeit gerade hier, wie an den entsprechenden Parthien der übrigen Bände, unter der Augengefährlichkeit des kleinen und blassen Drucks. Wurzbach's Ausgabe von Burger's Werken bringt allerlei, was in andern Ausgaben fehlt, vielleicht aber nicht immer mit Unrecht fehlt: von Burger's theoretischen Schriften, besonders aber von seinen Uebersetzungen ist mehr mitgetheilt, als ein Durchschnittsmagen vertragen dürfte. Franklin's Jugend hätte wegbleiben mögen, schon damit der „Partische Wettstreit" nicht in Mückentypen gedruckt werden mußte! — An Siegen's Kleist mißfällt uns die Anordnung, die sich einfach nach dem Zufall früherer Ausgaben richtet, statt ein klares Prinzip durchzuführen. Uebrigens sind beide Bände mit guten Einleitungen versehen, nur daß Wurzbach zuweilen stilistisch verunglückt: „Elise rechtfertigte auch in der Folge den bedenklichen Ruf, welchen sie sich als Gattin Bürger's erworben hatte. Sie ging später zur Bühne, auf welcher sie große Erfolge errang . . . ."

Berlin. R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 22. Berlin, den 28. Februar 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Das liberale Bauernprogramm der Sozialdemokratie. Von Hjalmar Schacht.

Parlamentsbriefe XVI. Von Proteus.

Die Reform des Strafprozesses. Von P. Mamroth (Breslau.)

Hugo Wolf. Von Heinrich Welti.

Der gegenwärtige Stand der Erdbebenforschung. Von Professor E. Günther (München).

Ein Roman über Leonardo da Vinci. Von Otto Stoeßl (Wien).

Goschen und Göschen. Von Eug. Oswald (London).

Neues Theater: „Die Lokalbahn". Von Ernst Heilborn.

Die beiden Schulen. Eine Skizze. Von Rudolph Lothar (Wien).

Bücherbesprechung:

Richard Eickhoff: Berliner Schulreform. Bespr. von P. N.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat in einem Briefe an den Admiral Hollmann seinen eigenen religiösen Standpunkt zum Ausdruck gebracht, um klarzustellen, in welchen Punkten er mit den vielbesprochenen Ausführungen des Professors Delitzsch in „Babel und Bibel" übereinstimmt, in welchen nicht. Es war unvermeidlich, daß, nachdem diese Diskussion einmal eingeleitet und nachdem sie durch die Aeußerungen des Kaisers in so hohem Grade belebt worden war, Erläuterungen, Entgegnungen, Zustimmungen von allen Seiten folgen würden. Auch Professor Harnack, dieser ausgezeichnete Gelehrte, hat nunmehr das Wort zu diesem Thema in den „Preußischen Jahrbüchern" ergriffen.

Da der Kern der religiösen Frage das Unbegreifliche und das exakt Unbeweisbare ist, so kann der gelehrteste Professor und der Monarch des größten Reiches auch nichts weiter beibringen, als seine eigene subjektive Ueberzeugung. Diese subjektive Ueberzeugung wird interessant sein, wenn sie von einem interessanten Menschen herrührt, und sie ist erklärlicher Weise wirklich interessant sowohl bei Wilhelm II. wie bei Professor Harnack, wenngleich aus ganz verschiedenen Gründen. Nach der Seite der Psychologie sind diese Erörterungen ergebnißreich genug; für die Frage, ob die babylonischen Ausgrabungen die religiösen Dogmen zu modifiziren geeignet sind erscheinen sie durchaus belanglos; denn es ist nicht abzusehen, warum Inschriften die religiöse Tradition erfolgreicher erschüttern können, als die Lehren und Erfahrungen der Naturwissenschaft, die sich machtlos erweisen, den Glauben an das Wunder zu bannen.

Der Glaube beginnt erst dort, wo die Beweiskraft der Logik aufhört, und der Glaube kann sich daher stets jenseits der Grenzen des Wissens behaupten, und alles, was das Wissen vermag, besteht darin, kleinere oder größere Grenzregulirungen vorzunehmen, die das Gebiet des Glaubens für jene niemals wesentlich zu beschränken vermögen, die beanlagt für die Gläubigkeit sind. Sobald die erste Erregung gewichen ist, werden Orthodoxe und Freidenker gleichmäßig wahrnehmen, daß aus dem Schutt der babylonischen Städte weder ein gefährlicher Feind noch ein werthvoller Bundesgenosse erstehen wird. Thontafeln werden die menschliche Individualität der Millionen nicht ändern; das kann nur die Entwicklung von Jahrhunderten und Jahrhunderten, und die Thontafeln, was auch auf ihnen steht, bedeuten nicht mehr als die winzige Arbeit der Korallenthiere, von denen erst Milliarden in Zeiläufen von Jahrtausenden — aber dann freilich — auch starke Meeresströmungen ablenken.

Also die Bedeutung des Streites, der sich aus dem Vortrage „Babel und Bibel" ergeben hat, für das breite Leben wird stark überschätzt. Er ist die letzte Sensation, diesmal eine wissenschaftliche, mehr nicht, und er wird das Schicksal aller Sensationen haben, schnell vergessen zu sein und zwar verdientermaßen. Was Professor Delitzsch mit starken Accenten sagte, ist im Kern nicht neu, und nur die Details der Ausgrabungen, in die die große Oeffentlichkeit sich nicht vertieft, verdienen Beachtung.

Die „Deutsche Tageszeitung" schreibt:

„Es sind uns in diesen Tagen einige Kreisblätter aus den verschiedenen Gegenden Preußens zugesandt worden, in denen ein Artikel enthalten war, der überaus scharfe Angriffe gegen den Bund der Landwirthe anläßlich seiner letzten Generalversammlung enthält. Beachtenswerth aber ist die Thatsache, daß die Kreisblätter sich für verpflichtet halten, durchaus unberechtigte (?), scharfe Angriffe gegen den Bund der Landwirthe zu richten. Aus dieser Thatsache muß der Bund der Landwirthe angesichts der bevorstehenden Wahlen seine Konsequenzen ziehen. Er darf nicht dulden, daß in den Kreisblättern gegen den Bund und damit gegen die stärkste staatserhaltende Macht (!) gehetzt wird."

Digitized by Google

Diese Auseinandersetzungen sind wundervoll. Der Bund der Landwirthe darf freilich in seinen Generalversammlungen und in ungezählten Versammlungen im Lande die heftigsten Angriffe gegen die Regierung richten; aber wenn die Regierung durch ihre Organe den Bund angreift, so ist das unerhört, und alsdann droht der Bund, bei den bevorstehenden Wahlen die „Konsequenzen" zu ziehen. Welche wohl? Der Bund thut ja schon jetzt alles, was er thun kann, um seine Politik an die Stelle der Regierungspolitik zu setzen. Die Drohung ist gänzlich bedeutungslos, aber daß sie gemacht wird, ist charakteristisch; denn das Organ des Bundes der Landwirthe lebt augenscheinlich der Ueberzeugung, daß selbst inhaltlose Drohungen auf die Regierung Eindruck zu machen vermögen; und war diese anmaßende Annahme bisher unberechtigt?

In Bayern geht die Entwicklung ihren Weg; nachdem Herr von Podewils Ministerpräsident geworden, wurde Dr. Wehner Kultusminister. Die Offiziösen behaupten, das sei keine Systemänderung; aber wos diese Berufung bedeutet, zeigt, daß die ultramontanen Blätter nicht unzufrieden sind. Der Rückschritt avancirt in Deutschland überall, hier in der Gestalt der katholischen Orthodoxie, dort als feudales Agrarierthum. Wann wird die Reichsregierung bereit sein eine Energie zu entwickeln, die der Größe der Gefahr entspricht, und wann wird die liberale Bevölkerung die Konsequenzen aus der heutigen Sachlage zu ziehen bereit sein!

Die Türkei hat die Vorschläge Rußlands und Oesterreich-Ungarns zur Reorganisation der Verwaltung ihrer Provinzen an den Grenzen Bulgariens und Serbiens angenommen. Das war das Klügste, was man in Konstantinopel thun konnte. Jedenfalls ist nun die Möglichkeit geboten, den Sturm zu beschwören, aber zuverlässig darf man hierauf nicht rechnen. Mit den makedonischen Banden wird die Türkei freilich fertig werden, aber ungewiß bleibt, ob das Niederschlagen einer makedonischen Bewegung nicht in Serbien, in Bulgarien und auch in Rußland eine Volksbewegung entfesselt, die auch die Regierung in Petersburg zur Aufrollung der orientalischen Frage zwingt. Daß Befürchtungen dieser Art bestehen, geht aus einem Umstande mit aller Deutlichkeit hervor. In Oesterreich-Ungarn trifft man die nöthigen Vorbereitungen für eine Mobilmachung.

Aus China lauten die Nachrichten gleichfalls wieder beunruhigender.

* * *

Das liberale Bauernprogramm der Sozialdemokratie.

Der Mainzer Sozialdemokrat Eduard David hat ein Buch geschrieben: „Sozialismus und Landwirthschaft", das für alle Gegner des Liberalismus von links und rechts außerordentlich lehrreich ist; sowohl für die, welche vom Liberalismus immer als von der „Vorfrucht" reden, als auch für die, für welche der Liberalismus in der „einen reaktionären Masse" verschwindet.

Trotz aller numerischen Erfolge der Sozialdemokratie bleibt es den besten sozialdemokratischen Köpfen nicht verborgen, daß der Sozialdemokratie etwas fehlt zu einer erfolgreichen politischen Machtbethätigung, und sie sehen den Grund hierfür sehr richtig in der Einseitigkeit der sozialdemokratischen Partei. Die Sozialdemokratie ist im wesentlichen eine Partei der industriellen Lohnarbeiter. Trotz der nachdrücklichen Agitationsarbeit, welche die Sozialdemokratie auf dem Lande aufgewandt hat, macht die sozialistische Lehre unter den Landarbeitern nur sehr langsame Fortschritte, während die Bauernbevölkerung überhaupt nicht von den Segnungen des Sozialismus zu überzeugen ist. Die Nothwendigkeit, ihr bisheriges Agrarprogramm zu revidiren, oder ein neues Agrarprogramm aufzustellen, ist deshalb gerade in den letzten Jahren in sozialdemokratischen Kreisen mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen. Und bezeichnend ist es, daß David sein Buch mit demselben Gedanken beginnt und schließt: Die Gewinnung der werkthätigen Landbebauermasse ist unentbehrlich zur Eroberung der politischen Macht.

Freilich Marx hatte die Agrarfrage theoretisch längst gelöst; er übertrug einfach seine durch das Studium der industriellen Verhältnisse gewonnenen Anschauungen ohne langes Besinnen auch auf die agrarischen Produktionsverhältnisse. Die kapitalistische Konzentration im Großbetrieb galt ihm auch für diese als das entscheidende Merkmal. Seine Lehre hat auf allen sozialdemokratischen Parteitagen, auf denen bisher das Agrarprogramm zur Erörterung stand, numerisch Recht behalten. Gegenüber den praktischen Zweifeln eines Vollmar und anderer schrieb Kautsky noch vor kurzem seine „Agrarfrage" mit dem Kernpunkt: „Die kleinbäuerliche Wirthschaft ist ökonomisch bereits überwunden, sie behauptet sich nur noch durch Ueberarbeit und Hungerkonkurrenz." Die unmittelbare Folge dieser Schrift war, daß auf dem Parteitag in Breslau mit 158 gegen 63 Stimmen der von der Agrarkommission vorgelegte Entwurf eines Agrarprogramms verworfen wurde. „Denn dieses Programm stellt der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigenthums in Aussicht."

Um die Gegner im eigenen Lager zu überzeugen, ging David on sein großangelegtes Buch heran, dessen erster und hauptsächlichster Band über die Betriebsfrage, nunmehr vorliegt.

David beginnt damit, die Grundirrthümer von Marx in seiner Auffassung der landwirthschaftlichen Produktionsverhältnisse darzulegen. Zwei Dinge ließ Marx aus den Augen. Er betrachtete den Boden lediglich als ein Produktionsmittel wie jedes beliebige Handwerkszeug der gewerblichen Produktion, und gleicherweise betrachtete er den Samen lediglich als ein Rohmaterial, wie etwa Eisen, Kupfer, Holz und dergleichen. Dies war der erste Irrthum. Denn weder der Boden noch der Samen sind todte Materie, noch auch spielt der Boden lediglich die Rolle des Produktionsmittels; vielmehr gehen Theile von ihm in das Produkt selbst über. Aus beidem ergibt sich der fundamentale Unterschied zwischen industrieller und landwirthschaftlicher Produktion. Die erste ist ein mechanischer, die zweite ein organischer Prozeß. Und der zweite Grundirrthum war die Außerachtlassung des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrag, nämlich der Thatsache, daß es für jede landwirthschaftliche Kulturart eine gewisse Stufe der Intensität gibt, über die hinaus eine weitere Produktion keinen den früheren Aufwendungen entsprechenden Mehrertrag einbringt.

Aber auch eine Reihe anderer minder wichtiger, aber doch prinzipieller Unterschiede zwischen landwirthschaftlicher und industrieller Produktion ließ Marx außer Acht. Vor allem die Thatsache, daß die Arbeitstheilung in der Landwirthschaft eine ganz andere Rolle spielt als in der Industrie. Weder ist eine Spezialisirung der landwirthschaftlichen Produktion nach einzelnen Fruchtarten durchführbar, noch ist eine Theilung in leitende und mechanisch ausführende Arbeit angängig, noch schließlich ist die zeitliche Arbeitstheilung in der Landwirthschaft möglich, weil die landwirthschaftliche Produktion sich aus einer Reihe nacheinanderfolgender Produktionsvorgänge zusammensetzt, welche auf keine Weise zeitlich zusammenfallend gedacht werden können. Ebensowenig spielt die Maschine in der Landwirthschaft diejenige Rolle, welche sie in der Industrie einnimmt. Die industrielle Produktion ist in der Regel stabil, während die Feldarbeit lokomotorischer Natur ist. Für große stationäre Dampfkraftmaschinen ist in der landwirthschaftlichen Produktion keine rationelle Anwendungsmöglich-

Digitized by Google

keit gegeben, aber auch lokomotorische Maschinen sind nur bei geeigneten topographischen und physikalischen Bodenverhältnissen und unter Voraussetzung gewisser Produktionszweige von Vortheil. Für die meisten landwirthschaftlichen Betriebe ist weder die Dampfkraft, noch die Elektrizität bis jetzt und wohl auch künftig in der Lage, den thierischen Motor, der die größte Anpassungsfähigkeit an die Natur der Feldarbeit hat, zu ersetzen, und ebensowenig kann die menschliche Arbeitskraft ersetzt werden. Ja, bei fortschreitender Produktionsintensität in der Landwirthschaft entsteht viel mehr neue Handarbeit, als alte durch die Ackerbaumaschinen ersetzt wird. Während in der Industrie der Arbeiter der Diener der Maschine wird, bleibt er in der Landwirthschaft ihr Leiter. Gehen in der industriellen Produktion Maschinismus und Erhöhung der Produktmasse Hand in Hand und nimmt mit fortschreitender Intensität des Betriebes der prozentuale Antheil der maschinellen Arbeit zu, so tritt umgekehrt in der landwirthschaftlichen Produktion bei steigender Intensität die menschliche Arbeit immer mehr in den Vordergrund und die maschinelle verliert verhältnißmäßig an Bedeutung.

David geht dann dazu über, die Vortheile des ländlichen Kleinbetriebes gegenüber dem Großbetrieb darzulegen. Schon die einfache Kummlirung von Arbeitern in der landwirthschaftlichen Produktion ist begrenzt. Nicht nur, daß überhaupt auf einem räumlich begrenzten Felde nur eine bestimmte Höchstzahl von Menschen arbeiten kann, es ist vor allem auch die Möglichkeit der Beaufsichtigung eine begrenzte. Diese Beaufsichtigung fällt beim Kleinbetrieb fort, da hier nur Leute arbeiten, die an der Produktion interessirt sind und deshalb eines weiteren, äußeren Antriebes nicht bedürfen, wie er bei einer größeren Zahl uninteressirter Landarbeiter unbedingt geboten ist. Weiter gibt es in der Landwirthschaft kritische Zeitpunkte der Produktionsprozesse, welche eine Häufung und Konzentration der Arbeiter bedingen, wie namentlich die Zeit der Ernte. Auch hier ist der bäuerliche Betrieb gegenüber dem Großbetrieb weitaus im Vortheil. Der Mangel an Arbeitern zur Erntezeit ist ja eine beständige Kalamität unseres Großgrundbesitzes, während der Bauer seine wesentlich kleinere Ernte lediglich durch Hinzuziehung aller Familienmitglieder und durch vermehrte Arbeitszeit einzubringen in der Lage ist. Die Vortheile ferner, welche der industrielle Großbetrieb durch Schaffung von Riesenanlagen erzielt, verwandeln sich in der Landwirthschaft für den Großbetrieb in Nachtheile. Der Bauer spart an Baugrund, wogegen große Bauten für Ställe u. s. w., die ja nur einstöckig sind, für den Großbetrieb eine Bodenverschwendung bedeuten. Der Großstall birgt erhöhte Seuchengefahr, auch die Feuersgefahr wird eine größere.

Die natürliche Arbeitstheilung nach Alter und Geschlecht läßt sich in der Bauernfamilie zweckmäßiger durchführen als in der Arbeiterschaft des Großbetriebes; im Kleinbetrieb wird auch Frauenarbeit und Kinderarbeit ihre Stelle finden und zwar in einer mehr förderlichen Weise, als dies beim Großbetrieb der Fall ist, wo beide häufig zu einem Ausbeutungssystem der Arbeitskraft führen. Mag auch vielleicht der Großbetrieb bezüglich der Geräthe, der Bauten u. s. w. besser ausgerüstet sein als der Kleinbetrieb, der Hauptproduktionsfaktor, der Boden, steht dem Bauern in derselben Güte zur Verfügung, wie dem Großlandwirth.

Das wichtigste Moment aber, welches dem Kleinbetrieb vor dem Großbetrieb den Vorrang gibt, hängt mit der Intensität des Wirthschaftsbetriebes zusammen. Nach allem, was vorhin gesagt ist, ist es erklärlich, daß der Großbetrieb nicht in der Lage ist, seine Wirthschaft hinsichtlich der Intensität des Betriebes so zu fördern, wie der Kleinbetrieb. Soweit der Großbetrieb in der Lage ist, Maschinen anzuschaffen, haben sie nur Bedeutung für einen extensiveren Betrieb. Wie bereits angeführt, spielt die Maschine beim intensiven Betrieb keine ausschlaggebende Rolle. Der intensivere landwirthschaftliche Betrieb findet sich deshalb auch nur bei bäuerlicher Bewirthschaftung. Der Kleinbetrieb ist die Domäne der intensiven, viehstarken Wirthschaft sowohl, wie auch die Domäne der Gemüse-, Handelsgewächs- und Gartenwirthschaft. Ist die extensive Wirthschaft in der Hauptsache eine bodenausraubende und drückt sie dadurch die Wirthschaftlichkeit des Betriebes in eine absteigende Linie, so ist umgekehrt das Geheimniß des Kleinbetriebes die fortlaufende Wiederersetzung der dem Boden entzogenen Stoffe. Je kleiner der Betrieb, um so leichter ist die naturgesetzliche Harmonie zwischen Naturstoffverbrauch und Naturstoffersatz aufrecht zu erhalten. Das ist die Hauptursache für die hohe Lebenskraft und die Arbeitsfähigkeit, die der landwirthschaftliche Kleinbetrieb überall in der Geschichte bewiesen hat, und deshalb steht die Kultur des Bodens in der ganzen Welt genau im geraden Verhältniß zu der Bodenparzellirung.

Der Schluß aus diesen Deduktionen ist zwingend: Die marxistische Lehre von der Konzentration der Betriebe trifft für die Landwirthschaft nicht zu. Der Bauer kümmert sich den Teufel um das Todesurtheil, das die marxistische Lehre über ihn ausgesprochen hat.

Wenn man die David'schen Ausführungen bis hierher verfolgt hat, so erhöht sich das Interesse daran, zu sehen, wie David mit dieser Thatsachenreihe seine sozialistischen Grundideen vereinigen will. David denkt sich die weitere Entwicklung so, daß der Bauer durch den Abscheidungsprozeß der landwirthschaftlichen Verarbeitungszweige mehr und mehr als Käufer und Verkäufer in die Waarenwirthschaft verwickelt wird und das Bedürfniß nach einer geordneten Marktbeziehung durch die Schaffung von Produzentengenossenschaften zu befriedigen sucht. Mit dem Ausbau dieser genossenschaftlichen Organisationen entsteht ein Organisationssystem größten Maßstabes, daß den kleinen Bauern in unmittelbaren Verkehr zum Centralmarkt bringt. Es wird ein festes Austauschverhältniß hergestellt zwischen den landwirthschaftlichen Produzentengenossenschaften und den städtischen Konsumentengenossenschaften. Diese Entwicklung zu fördern, stellt er als Aufgabe der Sozialdemokratie hin, nachdem zuvor die Verwandlung der landwirthschaftlichen Großbetriebe in bäuerliche Kleinbetriebe erreicht worden ist. Die Idee der Landarbeiterproduktivgenossenschaften, welche im sozialistischen Programm spukt, verwirft David vollkommen, wenigstens als Punkt eines agrarpolitischen Gegenwartsprogramms. Aber, fügt er hinzu, es ist ja möglich, daß der Durchschnittsmensch einmal sozial so hoch entwickelt sein wird, daß die innere psychologische Kontrole, das sittliche Pflichtbewußtsein ausreicht, um das Ideal der Produktivgenossenschaften realisirbar zu machen. Diesem Ideal stehe die angestrebte kleingenossenschaftliche Entwicklung nicht entgegen. Das Ideal der Landarbeiterproduktivgenossenschaften, so meint David, kann wohl den landwirthschaftlichen Lohnproletarier begeistern, nicht aber den Bauern. Wie groß aber ist der Unterschied zwischen beiden: „Wie viel höher," sagt David wörtlich, „ist der geistige Gehalt der Arbeit des Kleinbauern, wie viel stärker das physische Interesse und die innere Befriedigung, die sie ihm gewährt, im Vergleich mit der entgeistigten Zwangsarbeit des Lohnsklaven, der sich für seinen ‚Herrn' abschustet."

Die Eigenthumsfrage erörtert David im Rahmen dieses ersten Bandes nicht mehr. Er sagt von den Landarbeitern schon jetzt nur so viel: „Sie brauchen keine „Eigenthümer" zu werden im Sinne beliebiger Verfügungsfreiheit über den Boden wie über irgend eine Waare. Es sind Formen der Nutznießung möglich, die, der Schattenseiten des freien Eigenthums entkleidet, die Lichtseiten desselben aufweisen."

Das ist bei David der ganze Rest des in Deutschland kaum dreißig Jahre alten sozialistischen Zukunftsprogramms. Ich meine, ein größerer Triumph des Liberalismus kann kaum gedacht werden. Das Buch von David, welches sicherlich einen Markstein in der Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie bedeutet, beweist auf das

Digitized by Google

schlagendste, wie richtig die Ideen des Liberalismus, nicht nur für den Augenblick, sondern für jede dauernde Entwicklung überhaupt sind.

Was David hier in einem umfangreichen Werke mit Gründlichkeit und Fleiß auseinandergesetzt hat, ist nichts anderes als die in der Praxis vom Liberalismus längst vertretenen Gedanken und Forderungen. Was David als wichtigste Forderung der Sozialdemokratie aufstellt: „Trennung der kleinbäuerlichen Gefolgschaft von den Fahnen der Großlandwirthe und politische Mobilmachung der Landarbeiter" ist genau das Programm, welches die liberale Bauernbewegung seit Jahrzehnten auf ihre Fahne geschrieben hat. Es ist zweckmäßig, hieran durch die Erwähnung einiger Thatsachen zu erinnern. Allbekannt ist die Arbeit des liberalen Bauernvereins „Nordost". Ich erwähne aus einer seiner Programmschriften nur einige Sätze, welche das Programm des „Nordost" bilden. Da heißt es: „Unsere ganze Entwicklung drängt dahin, mehr lebensfähige bäuerliche Stellen zu schaffen." Die Berufs- und Gewerbezählung zeigt, daß in der Landwirthschaft „weder eine Tendenz zum Zwergbetrieb, noch zum Großbetrieb vorhanden ist", und im Hinblick darauf fordert der „Nordost" die Abschaffung der Fideikommisse, die Parzellirung der Staatsdomänen, vermehrte Fachbildung für die bäuerlichen Besitzer, Förderung des Genossenschaftswesens, insbesondere des Kredits, freie kommunale Ordnungen, bessere Vertretung des mittleren und kleineren Grundbesitzes auf den Kreistagen u. s. f., alles Forderungen, die hinauslaufen auf eine Stärkung des bäuerlichen Besitzes und seine Unabhängigmachung vom Großgrundbesitz. Aber diese Politik ist nicht etwa erst im Jahre 1896 im „Nordost" angebahnt worden. Sie bildete bereits den Inhalt jener Bauernbewegung, welche im November 1883 unter liberaler Führung zur Gründung des „Allgemeinen deutschen Bauernvereins" in Eisenach führte. Und schließlich braucht man nur die wirthschaftspolitischen Reden von liberaler Seite im Parlament durch die ganzen letzten Jahrzehnte zu verfolgen, um zu konstatiren, daß das, was David hier entwickelt, nichts anderes ist, als das immer unverändert gebliebene liberale Bauernprogramm.

Diese Thatsache hervorheben zu können, muß jeden Anhänger der liberalen Weltanschauung mit Genugthuung erfüllen. Kommt es uns doch nicht lediglich darauf an, numerische Augenblickserfolge zu erzielen, sondern uns genügt es, zu sehen, daß die liberale Weltanschauung mit jeder freien wirthschaftlichen Weiterentwicklung überhaupt zusammenfällt. Die sozialistischen Utopien — und den Beweis hierfür erbringt das David'sche Buch namentlich für unsere Gegner von rechts — zerschellen, sobald man nur an die realen Thatsachen herantritt, und die fortschrittlichen Ideen der Sozialdemokratie sind nichts anderes als die altbewährten Ideen des Liberalismus. Das David'sche Buch ist ein erneuter Beweis, daß die Sozialdemokratie im Grunde nur mit dem liberalen Pfunde wuchert, und daß auch die numerischen Erfolge der Sozialdemokratie nichts anderes sind als eine Folge der unerhörten politischen Lässigkeit, welche das liberale Bürgerthum in den letzten Jahrzehnten bewiesen hat. Das David'sche Buch muß das liberale Bürgerthum deshalb erneut anspornen, sich auf seine Pflichten, auch gegenüber der Arbeiterschaft, zu besinnen, und es darf uns die Hoffnung verstärken, daß, wenn die sozialistischen Seifenblasen im Winde verstoben sind, die arbeitende Masse des Volkes für den Liberalismus zurückgewonnen sein wird.

Hjalmar Schacht.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Die Königlich Preußische Staatsregierung hat sich zehn Tage lang nicht zu einem Entschluß darüber aufraffen können, ob und wann sie die Interpellation über das Verfahren des Bischofs Korum in Trier beantworten will. Dieses zaghafte Verhalten der preußischen Regierung, an deren Spitze der Kanzler des Deutschen Reiches steht, ist weit bezeichnender für unsere politische Lage als das, was gegenwärtig auf den parlamentarischen Brettern vor sich geht. Bekanntlich hat der Bischof Korum die katholische Geistlichkeit angewiesen, den katholischen Eltern, deren Kinder die staatliche höhere Töchterschule in Trier besuchen, mit kirchlichen Zuchtmitteln entgegenzutreten. Man sollte annehmen, daß eine Staatsregierung, der seitens der katholischen Kirche ein solcher Affront angethan ist, jede ihr gebotene Gelegenheit sofort ergreifen müßte, um ihre Meinung über eine solche Brüskirung der staatlichen Autorität zum Ausdruck zu bringen. Statt dessen hat sie seit dem Einbringen der Interpellation zehn Tage verstreichen lassen, ohne sich zu einer Antwort bereit zu erklären; jetzt verlautet, daß die Beantwortung am Montag den 2. März erfolgen soll. In dem Foyer des Abgeordnetenhauses kolportirt man die schnöde Bemerkung: Der Kultusminister Studt habe erst nach Rom reisen müssen, um eine päpstliche Erlaubniß zur Beantwortung der Interpellation einzuholen.

Man denke sich einmal, ein französischer Bischof hätte sich herausgenommen, der heutigen Regierung der französischen Republik einen solchen Schlag ins Gesicht zu versetzen, wie es der Bischof Korum gegenüber der Regierung des Königs von Preußen gethan hat. Nicht vierundzwanzig Stunden wären ins Land gegangen und der aufsässige Bischof, der mit kirchlichen Zuchtmitteln drohte, hätte die staatlichen Zuchtmittel zu fühlen bekommen. Aber man ist ja heute in Preußen noch stolz darauf, der katholischen Kirche ein größeres Entgegenkommen zu zeigen, als das in dem katholischen Frankreich geschieht. Was man heute euphemistisch „das gute Verhältniß" zwischen Staat und Kirche in Preußen nennt, ist in Wirklichkeit die Unterwürfigkeit der staatlichen Autorität gegenüber der katholischen Kirche, die politisch in dem Satz „Centrum ist Trumpf" zum Ausdruck kommt und in dem jüngsten Verhalten des Bischofs Korum so liebenswürdig paraphrasirt ist. Von jeher hat die katholische Kirche die staatlichen Gewalten um so rücksichtsloser behandelt, je nachgiebiger sich dieselben der Kirche gegenüber zeigten. Im vorliegenden Falle kann sich der katholische Bischof aber auch noch obendrein darauf berufen, daß die heutige preußische Regierung die gemischt konfessionellen Lehranstalten, speziell die gemischt konfessionellen Volksschulen, im Prinzip längst preisgegeben habe. Bischof Korum zieht nur die Konsequenzen aus dieser Preisgabe, indem er gegen eine gemischt konfessionelle höhere Töchterschule vorgeht. Daß er dies im Wege eines rücksichtslosen Boykotts thut, zeigt nur den Grad der Mißachtung, in welche die staatliche Autorität allmählich bei den Führern der Ecclesia militans gerathen ist.

Es ist außerordentlich charakteristisch, daß in denselben Tagen, in denen die öffentliche Meinung mit wachsendem Erstaunen das Zögern der preußischen Regierung in der Beantwortung der Interpellation verfolgte, der Welt kundgethan wurde, daß Herr von Hertling, ein Führer des Centrums, dessen Vermittlung die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg zu verdanken ist, mit einem hohen preußischen Orden ausgezeichnet sei. Die Einrichtung dieser katholisch-theologischen Fakultät wird als ein Erfolg des Staates behandelt, während er ein Triumph der Kirche über den Staat ist. Soweit sind wir glücklich gekommen, daß Demüthigungen des Staates vor der Kirche bereits als diplomatische Erfolge registrirt werden.

Digitized by Google

Was im Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause in der abgelaufenen Woche zur Verhandlung kam, war nicht sehr belangreich. Der Reichstag hat erst am Donnerstag die Berathung des Etats des Innern beendet, die Debatten über diesen Etat streiften allerlei an und für sich bedeutsame Materien der inneren Politik, aber vollzogen sich vor einem Auditorium von wenigen Dutzend Zuhörern. Es wird immer zweifelhafter, ob der Reichstag bis zum 1. April die Etatsberathungen beendigt haben wird. Wenn er bis zum 1. April damit nicht zu Stande kommen sollte, so würde das deutsche Parlament zum ersten Male seit seinem Bestehen der wichtigen Aufgabe einer rechtzeitigen Fertigstellung des Haushaltsplans nicht gerecht geworden sein.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat sich der neue Eisenbahnminister Herr Budde oratorisch als sehr rüstig erwiesen. Unermüdlich antwortet er auf jede Anfrage aus dem Hause. Daß er in seinen Antworten immer sehr glücklich wäre, läßt sich aber nicht behaupten. Man hat bisher den Eindruck gewinnen müssen, daß er vielleicht einmal ein guter Betriebsleiter wird, daß seine Qualifikation als Staatsminister dagegen noch nicht erkennbar ist. Die oberflächliche Art, wie er das Koalitionsrecht der Eisenbahnarbeiter behandelte, konnte ihm wohl den sonoren Beifall der reaktionären Masse im Abgeordnetenhause eindringen, zeigte aber, daß dem neuen Eisenbahnminister die politische Tragweite dieser wichtigen Frage noch nicht aufgegangen ist.

Proteus.

Die Reform des Strafprozesses.

Eines der unerfreulichsten Kapitel unseres öffentlichen Lebens füllt die Strafjustiz aus. Blatt für Blatt Irrthümer und mit dem Volksbewußtsein in Widerspruch stehende Urtheile. In allen, auch den maßvollsten und ernstesten Zeitungen bildet die Kritik auffallender richterlicher Entscheidungen eine ständige Rubrik. Im Volke aber herrscht das tiefste Mißtrauen gegen die Strafjustiz, und das Wort Heinrich Heine's: „Wenn man mich beschuldigte, die Thürme von Notre Dame gestohlen zu haben, so ginge ich über die Grenze" ist längst schon nicht mehr nur ein paradoxes Bonmot, sondern bezeichnet die Auffassung, von der aus weite Kreise an Verwicklungen mit Strafbehörden denken.

Und wie kläglich ist das Ergebniß unserer Strafjustiz in sozialer Beziehung. Unerbittlich zeigen die Zahlen der Statistik Jahr für Jahr, daß, wenn auch im einzelnen die Verbrechenkategorien ziffernmäßig schwanken, im ganzen die Zahl der Delikte die gleiche geblieben ist, die Rückfälligkeit aber sogar eine Vermehrung aufweist. Dabei sind unsere Strafrichter gar fleißig an der Arbeit. Dem verdienstvollen Lehrbuch von Krohne (S. 234 Note 7) entnehme ich eine wahrhaft erschreckende Zahl. Danach wurde in einem Jahre wegen Verbrechen und Vergehen gegen deutsche Reichsgesetze auf 251 172 Freiheitsstrafen mit einer Gesammtdauer von 66 084 Jahren erkannt. Man denke: die Thatkraft und Arbeitsleistung von 66 Jahrtausenden Menschenleben durch die Richtersprüche eines Jahres brachgelegt! Und was wurde durch diese Richtersprüche für die menschliche Gesellschaft gewonnen und erreicht? In den meisten Fällen nichts! Nur daß viele Tausende von Verurtheilten nach Verbüßung ihrer Strafe lebensunkräftiger und schaffensunfähiger der Gesellschaft zurückgegeben wurden, als sie ihr zur Verbüßung ihrer Strafe entzogen wurden. Es ist nicht zu hart, wenn jüngst geschrieben wurde: Wir haben mit unserer Strafrechtspflege bankerott gemacht!

Es entspricht dieser sich immer dringlicher bahnbrechenden Erkenntniß, daß auf den beiden großen Rechtsgebieten, in denen die staatliche Strafrechtspflege wurzelt, gleichzeitig lebhafte Reformbestrebungen zu Tage treten. Das eine Rechtsgebiet ist das materielle Strafrecht, niedergelegt in dem Strafgesetzbuch und den zahlreichen Nebengesetzen, welche — wie die Konkursordnung, das Preßgesetz, das Nahrungsmittelgesetz u. s. w. — neben andern Vorschriften auch materielle Strafvorschriften enthalten. Das andere Rechtsgebiet ist das formelle Strafrecht, das Strafprozeßrecht, welches den Inbegriff derjenigen Normen umfaßt, die für das Verfahren in Strafsachen maßgebend sind. Während uns das materielle Strafgesetz auf die Frage antwortet: „Welches sind die Thatbestände, die bestraft werden, und mit welchen Strafen werden dieselben belegt?" gibt das formelle Strafprozeßrecht den Gang des Verfahrens an, welches vorgeschrieben ist, um den Thäter einer Strafthat zu ermitteln, den Beschuldigten nach Maßgabe des materiellen Strafrechts zu überführen und zu verurtheilen, oder aber die Freisprechung eines irrthümlich Beschuldigten herbeizuführen.

Es fragt sich, auf welchem dieser beiden Rechtsgebiete zweckmäßiger Weise zuerst die bessernde Hand angelegt wird. Der letzte Juristentag hat sich speziell mit der Frage der Revision des Strafgesetzbuchs beschäftigt, ohne indessen über die Feststellung der Revisionsbedürftigkeit hinauszukommen, und es gibt Stimmen, die meinen, es sei richtiger, bei der Abänderung des materiellen Rechts zu beginnen, als bei der des Verfahrens.

Ich bin persönlich der Ansicht, daß das Uebel viel tiefer liegt. Die Hauptsache bei der Strafjustiz ist nicht das Gesetz, sondern der Geist, in dem es gehandhabt wird. Trotz der schlechtesten Strafgesetze können gerechte Richtersprüche herbeigeführt werden, und die feinst und sorgsamst ausgearbeiteten Kodifikationen schützen nicht vor verhängnißvollen Irrthümern, wenn auf den Richterstühlen nervöse, lüdeclastete Männer sitzen, die in den Idealen moderner Schneidigkeit groß geworden, für sorgsame und wohlwollende Abwägung menschliche Dinge weder Zeit noch Verständniß haben. Hier aber liegt die Wurzel des Uebels, und die Heranbildung guter Strafrichter würde mir deshalb eine viel wichtigere Aufgabe dünken als Revisionen des Strafgesetzbuchs oder des Strafprozesses. Aber das bleibt wohl vorläufig ein frommer Wunsch, und wenn statt dessen mit der Reform positiver Gesetze begonnen werden soll, so bin ich der Ansicht, es ist richtig, beim Strafprozeß anzufangen. Schon deshalb, weil es mir, trotz der bisherigen Fehlschläge solcher Versuche, jedenfalls eher denkbar erscheint, hier zu einer Verständigung zu gelangen, als über das materielle Strafrecht, bei dessen Umgestaltung alle Gegensätze unserer Zeit — politische wie soziale, juristische wie medizinische und philosophische — aufeinander prallen müssen.

Wenn auch nicht mit Enthusiasmus, so doch mit Befriedigung konnte man deshalb die, vor einigen Wochen erschienene Meldung des Staatsanzeigers begrüßen, daß auf Initiative der Regierung eine Kommission zusammengetreten sei, die sich in eingehenden Erörterungen mit der Reform des Strafprozesses befassen solle. Sie besteht aus einundzwanzig Mitgliedern, unter ihnen sechs Abgeordnete des Reichstags. Von sämmtlichen Mitgliedern gehören zehn dem Richterstande, vier der Staatsanwaltschaft, fünf der Rechtsanwaltschaft an, zwei sind Universitätslehrer. Fehlt auch mancher Name, den man gern dabei gefunden hätte, und werden manche Mitglieder der Kommission erst ihre Qualifikation für ihr Amt zu erweisen haben, so kann doch diese Zusammensetzung im ganzen nur gebilligt werden. Sie läßt hoffen, daß alle divergirenden Gesichtspunkte zur Sprache kommen werden, und auch das von der Regierung mit anerkennenswerther Vielseitigkeit in der Form von Fragen zusammengestellte Programm läßt weitesten Spielraum, alle von Theorie und Praxis aufgeworfenen Zweifel zur Erörterung und Lösung zu bringen.

Natürlich ist's von diesem ersten Schritt bis zu dem Tage, an welchem wir ein neues Strafprozeßrecht haben werden, noch ein weiter Weg. Die der Kommission angehörenden Männer stehen sämmtlich in einem Berufsleben, neben welchem die ihnen jetzt übertragene Mission nur als

Nebenbeschäftigung gelten kann. Die Klärung der eigenen Ansicht wird für jeden von ihnen ausgiebige Vorbereitung und zeitraubende Arbeit verlangen. Die Kommissionsmitglieder werden daher nur in längeren Zwischenräumen zu Berathungen zusammentreten können. Und das Ergebniß ihrer Berathungen sind dann erst nur Vorschläge für den von der Regierung auszuarbeitenden Entwurf. Zwischen diesem und dem schließlich ausgereiften Gesetz liegen alle Klippen einer dreifachen Lesung und ungezählte Berathungen in den parlamentarischen Kommissionen. Denn à la Kardorff wird man uns doch wohl die neue Strafprozeßordnung nicht oktroyiren können.

Nichts destoweniger kann die jetzige Arbeit der Vorbereitungskommission von ausschlaggebender Bedeutung sein. Denn sie soll den Grundstein zu dem zukünftigen gesetzgeberischen Gebäude legen und soll die ersten Direktiven für die Prinzipien, nach denen es zu errichten, und die Tendenzen, denen es zu dienen bestimmt ist, geben. Sie soll vor allem die Regierung darüber aufklären, was das Volk will, wenn es seit Jahr und Tag so laut und gebieterisch nach einer Aenderung unseres Strafverfahrens ruft, daß schon die Motive zu der Novelle vom Jahre 1894 deren Erscheinen mit der Stimme der öffentlichen Meinung begründeten. Es war erstaunlich, wie schlecht damals die Regierung die öffentliche Meinung verstanden hat, indem sie sie mit dem Zerrbild einer Berufung abzuspeisen und dagegen an allen Ecken und Enden von den wenigen liberalen Anklängen des Gesetzes abzubröckeln versuchte.

Wenn die jetzige Kommission ihre Aufgabe richtig versteht, so wird sie sich vor allem die Frage vorlegen: „Warum befriedigt unsere jetzige Strafprozeßordnung das Volksbewußtsein nicht?“ Etwa weil das in Kompromißwehen geborene Gesetz inkonsequent in der Durchführung wissenschaftlicher Prinzipien und mangelhaft in der Redaktion und Ausdrucksweise ist? Nein! Denn nicht die Durchführung von Theorien, sondern die befriedigende Anwendbarkeit auf wirkliche Lebensverhältnisse ist die Hauptaufgabe eines guten Gesetzes, und die Mängel der Redaktion sind längst durch eine alle wesentlichen Streitfragen ausgleichende Judikatur unschädlich gemacht. Oder hat etwa in der Praxis unsere Strafprozeßordnung als Mittel, die objektive Wahrheit zu finden und einen Schuldigen seiner gerechten Strafe auszuantworten, versagt? Nein! Ganz ausschließlich und ganz einseitig aus dem umgekehrten Gesichtspunkt erheben sich die anklagenden Stimmen gegen das jetzige Gesetz: Daß es nicht genügende Sicherheit gewährt, Unschuldige vor Verurtheilung zu schützen, daß es nicht ausreichende Garantien bietet, richterliche Irrthümer zu vermeiden oder zu beseitigen, daß es nicht die erforderlichen Rechtsbehelfe enthält, um ein Unrecht, das durch die Strafjustiz zugefügt wurde, wieder gut zu machen, soweit dies überhaupt möglich ist — das und nur das ist der Grund, warum seit vielen Jahren eine Veränderung unseres Strafverfahrens angestrebt wird. Daß diese Bestrebungen speziell in dem Wunsche nach Einführung der Berufung gegen die Strafkammer-Urtheile hervortraten, ist einmal dem Umstande zuzuschreiben, daß sie sich damit gewissermaßen in einem Schlagwort konzentrirten, dann aber auch darauf zurückzuführen, daß in der Schrankenlosigkeit, mit welcher 5 Strafkammerrichter, auf Grund nur zu oft unvollständiger oder mißverstandener Beweisaufnahmen, durch unanfechtbare, thatsächliche Feststellungen die Existenz eines Menschen zu vernichten im Stande sind, zu den allerschreiendsten Uebelständen gehört. „Man wird es in späteren Zeiten nicht begreifen können“, sagte mir einmal ein älterer Jurist, „daß wir gegenüber den schwersten Bestrafungen nur ein Rechtsmittel gehabt haben, mit dem untersucht werden kann, ob einem Gesetzesparagraphen, nicht aber, ob einem Menschen Unrecht geschehen ist.“

In der Ausübung der Strafhoheit entwickelt der Staat seine gewaltigste Macht. Alles was er an Gütern des Lebens mit starker Hand sonst schützt, ja zu dessen Schutz er recht eigentlich bestimmt ist: Leben, Freiheit, Vermögen, Ehre, entzieht er wieder, indem er seine Strafhoheit ausübt. Machtlos steht dem gegenüber der Einzelne, der mit der Strafjustiz des Staates in Konflikt geräth. Umsomehr ist es die heiligste Aufgabe des Staates, Garantien zu schaffen, die, soweit es menschlichen Irrthümern gegenüber möglich ist, davor schützen, daß Glück und Existenz Einzelner durch falsche Richtersprüche vernichtet werden. An solchen Garantien aber fehlt es bei uns, und unter diesem Gesichtspunkt müßte die Kommission an die Reformen gehen, wenn Segen bei ihrer Arbeit sein soll.

Breslau. P. Mamroth.

Hugo Wolf.

Die deutsche Tonkunst unserer Tage hat ihren größten Lyriker zu betrauern. Am letzten Sonntag, den 22. Februar, starb in Wien, der Heimath Franz Schubert's, dessen echtbürtigster und eigenartigster künstlerischer Nachfahre, Hugo Wolf.

Noch hatte er sein dreiundvierzigstes Lebensjahr nicht vollendet, als der Tod ihn von langjährigem, schwerem Siechthum erlöste, und doch hinterläßt er seinem Volke ein Erdgut, so stattlich und reich, wie es nur der gottbegnadete Genius zu schenken vermag.

Das älteste Lied Hugo Wolf's, das durch den Druck bekannt geworden, stammt aus dem Jahre 1877. Es ist eine schlichte, zartempfundene Weise von fast frauenhafter Schämigkeit. Seine letzten Gesänge schuf er 1896 aus männlich-herben, kleissinnigen Gedichten des Michelangelo. Zwischen diesen Zeitgrenzen erfüllte sich sein Schaffen. Enger begrenzt noch war aber sein Wirken in der Oeffentlichkeit. Seit 1889 oder 1890 etwa trat er mit dem Mikrokosmus seiner Mörike-Lieder der Welt als ein Eigener gegenüber. Diesem erstaunlich reichen (53 Gesänge!) und vielseitigen Zeugniß einer neu gearteten Schöpferkraft folgten unmittelbar eine kleinere Sammlung mit merkwürdigen Weisen zu den phantastischen Liedern Eichendorff's und der mächtige, 51 Gesänge enthaltende Band, in dem der kühne Versuch gewagt war, Goethe's lyrische Dichtung im Element der neuen Tonkunst zu neuem Leben erstehen zu lassen. Im Herbst 1891 erschien dann das umfängliche „Spanische Liederbuch“, eine Sammlung geistlicher und weltlicher Volkslieder, die ihre Wiedergeburt im Geiste deutscher Musik erfahren sollte. In den Goethe-Gesängen und dem spanischen Liederbuch hat Wolf's künstlerische Eigenart ihren höchsten und vollsten Ausdruck gefunden. Die beiden gewichtigen Bände bedeuten in der Entwicklungsgeschichte ihres Urhebers etwa dasselbe, was der „Tristan“ in Wagner's Werdegang. Ein leichteres, feingeistigeres Nachspiel dazu bilden die meist kurzen Gesänge aus dem italienischen Liederbuch von Paul Heyse, die 1892 und 1896 erschienen, unmittelbar vor und nach der Arbeit des Tonkünstlers an der komischen Oper „Der Corregidor“. Dieses leben- und geistsprühende Bühnenwerk, das man keklich neben den „Bardier von Bagdad“ stellen darf, mit dem es wohl auch das Schicksal verspäteter Anerkennung zu theilen haben wird, ist leider im Schaffen des Tondichters eine vereinzelte, darum im allgemeinen wie im kunstgeschichtlichen Sinn nicht zur vollen Wirkung gelangende Erscheinung geblieben. Eben als er sich anschickte, in einem zweiten bedeutsamern Opernwerk seine dramatische Kraft zu entwickeln und neu errungene Fähigkeiten zu verwerthen, brach das Verhängniß über Hugo Wolf herein. Den Schaffensfrohen umfing die Nacht des Wahnsinns, aus der er nicht wieder erwachen sollte. So tritt er denn, den köstlichen Schatz seiner 230 Gesänge unterm Arm, als der hervorragendste Liedermeister aus dem Ende des 19. Jahrhunderts in die Geschichte der deutschen Musik ein.

Man hat Hugo Wolf den Wagner des Liedes genannt und gesagt, er habe die Grundsätze und das Verfahren des Musikdramas auf die Lyrik übertragen. Das klingt wie Wahrheit und führt doch zu Trugschlüssen. Vor allem: unter dem jungen Nachwuchs unserer Tonkünstler, die im Schatten der Wagner'schen Kunst emporgewachsen sind, ist keiner, dessen Kunst nach Stoffwahl und Wesensart der Wagners selbständiger gegenüber stünde als Wolf. Wagner's Pathos ist ihm fremd und vertrauter als die große mythische Welt des Bayreuther Meisters ist ihm der real-idealistische Gestaltenkreis der Goethe und Mörike. So vermochte sich seine Ausdrucksweise vom Anklang an die Tonsprache und den Stil Wagner's freier zu halten als die Mehrzahl der Zeitgenossen. Sodann: Hugo Wolf war an künstlerischem und besonders an litterarischem Geschmack und Takt von früh an der Musikerzunft sehr überlegen. Das beweist seine Vertrautheit mit Goethe, seine Begeisterung für den damals wenig gekannten Mörike, seine Hingabe an die formklaren Gebilde romanischer Volkspoesie. Aus dieser Ueberlegenheit allein schon wäre zu ermessen, daß er der ihm öfters tadelnd nachgesagten äußerlichen Uebertragung Wagner'scher Formprinzipien sich nicht schuldig machen konnte. Ein Blick auf die Mannigfaltigkeit der Formen und Gestaltungen in seinem Liederwerk zeigt, daß Hugo Wolf's Schaffen und Bilden einzig bestimmt wurde durch das Wesen des Vorwurfes und die Besonderheit der Auffassung, in der ihm dieser erschien. Wolf war nicht der Mann, eine alte Schablone zu opfern, um nur eine neue Formel an ihre Stelle zu setzen.

Ein Wagnerianer im landläufigen Sinne war also Hugo Wolf nicht, wohl aber gibt es einen Punkt in seinem Schaffen, wo er sich als einsichtsvollen, gelehrigen Jünger des von ihm leidenschaftlich geliebten Meisters erweist: in der Behandlung des schwierigen Problems vom Ausgleich und Gegensatz der poetischen und musikalischen Elemente im Lied. Hierin folgt er den sicheren Schritten des großen Worttondichters und stellt sich in sichtlichen Gegensatz zu allen anderen deutschen Liedermeistern von Schubert bis Brahms. Hehr und heilig ist ihm das Dichterwort. Er spricht oder singt es ehrfürchtig und schlicht nach, je nachdem es einen freieren melodischen Ausdruck oder die gebundene Weise des Sprachgesanges verlangt und erträgt. Er ist verliebt in seine Dichter und die Eurythmie ihrer Sprache und vermeidet in der Stimmführung des Gesangspartes alles, was den natürlichen Fluß stören, die poetische Linie verändern, ohne inneren Grund verschärfen oder auch nur dem musikalischen Effekt zu Lieb verschönern könnte. Seine Aufgabe als Tondichter erblickt er wie Wagner nicht darin, die sicheren Züge des Dichters nochmals nachzuzeichnen und mit kalligraphischem Schmuck zu versehen, sondern in der Ergänzung, Vorbereitung, Deutung und Epilogisirung des Dichterwortes durch das sinnvoll begleitende instrumentale Tongebilde. Mit bewußter Absicht hat Wolf seine Werke nicht als „Lieder mit Klavierbegleitung" bezeichnet, sondern als Gedichte „für eine Singstimme und Klavier". Wie das Orchester in Wagner's Dramen, so spielt das Klavier in Hugo Wolf's Gesängen eine nicht minder bedeutsame Rolle, als das vom Sänger vorgetragene Textwort. Wolf erreicht dies, indem er dem Klavier die Andeutung, Versinnlichung und Ausmalung solcher innerer Bewegungen und Regungen zuweist, die als psychische Vordedingungen oder Begleiterscheinungen des im Dichterwort Ausgesprochenen vorausgesetzt werden müssen oder können.

Das sind schwierige und gar heikle Aufgaben, und kaum dürfte es einem Komponisten gelingen, sie zu lösen, der nach altem Brauch in den Werken der Dichter auf passende Texte fahndet und nach Zufall und Willkür bald von diesem bald von jenem Poeten ein Stück zur „Komposition" oder „Vertonung" herausgreift. Ein einzelnes Gedicht vermag auch dem feinfühligsten Tondichter nicht genügende Anhaltspunkte zu bieten, um mit Treffsicherheit den seelischen Grundton und seine vielfachen Bewegungen zu fassen und darzustellen. Ob Hugo Wolf dies empfunden oder erkannt, weiß ich nicht. Thatsächlich überwand er die Schwierigkeit, die seiner seelenergründenden Deutungs- und Schilderungskunst aus der Gedrungenheit und Geschlossenheit der einzelnen Dichtung erwuchsen, dadurch, daß er nicht bloß ein oder das andere Gedicht, sondern den ganzen Dichter selbst zum Gegenstand seines Studiums, zum Vorwurf seiner Kunst machte. Durch eine andauernde, oft jahrelang währende Vertiefung in die Gedanken und Anschauungen eines und desselben Poeten errang er sich einen Einblick in die Dichterpsyche, der es ihm ermöglichte, all ihren Wandlungen und Aeußerungen mit tiefstem Verständniß zu folgen und sie mit den Mitteln einer reichen und feinen Kunst zu veranschaulichen. Man hat vor anderthalb Dezennien spotten gehört: Hugo Wolf komponire nicht Gedichte, sondern setze ganze Dichter in Musik. Heute schweigen die Spötter. Man weiß, dies Erfassen der Dichterindividualität ist nicht nur Lebensbedingung, es ist auch der feinste, eigenthümliche Vorzug der neuen musikalischen Lyrik.

Was Hugo Wolf zum Begründer und größten Meister dieser neuen Kunst machte, ist nächst der besondern musikalischen Anlage, die einen starken Zug zu Goethe'scher Gegenständlichkeit aufweist, vor allem die ungeheuere Wahrhaftigkeit seines Wesens. In einer Zeit, da die Liederkomponisten der Konzertwirkung zu Liebe kaum eine rhetorische Steigerung verschmähen und um der Unterhaltung willen mit allen Stilen und Manieren gespielt wird, ist ein aufrichtiger, nur aus der Sache schaffender, rücksichtslos seinen Weg verfolgender Künstler wie Wolf ein Glücksfall für die Kunstentwicklung. Er gibt wieder Maß und Richtung an. Ist er aber gar ein Schöpfer von der Ursprünglichkeit und Naturfrische, von dem Reichthum an Gesichten und der seelischen Feinfühligkeit, die dem armen Liedermeister aus der Steiermark eigen waren, so wird er ein Labsal und Heildrounen allem Volke werden. Die unheimlichen Tiefen, die seine Kunst uns offenbaren half, die Härten und Dissonanzen, die seine edle Unbarmherzigkeit uns nicht ersparte, sie werden unsern innern Schatz mehren gleich wahrhaften Erlebnissen und im Gedächtniß fortdauern, wirksamer noch als die selig-stillen Weisen, die zu guter Stunde das rechte Dichterwort auch aus Hugo Wolf's liedevollem Herzen wachrufen konnte. Hoch und werth soll sie der Deutsche alle halten, diese die ganze Welt der Empfindungen, Menschheit, Gott und Natur so klar und schön spiegelnden Tongedichte, sie sind mit dem warmen Herzblut eines so echten als unglücklichen Künstlers niedergeschrieben.

Heinrich Welti.

Der gegenwärtige Stand der Erdbebenforschung.

Der Umstand, daß das Deutsche Reich mit ansehnlichen Aufwendungen in Straßburg eine Zentralstation für Erdbebenforschung begründet hat, lenkte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Studium eines Zweiges der tellurischen Physik hin, der sonst für unser Vaterland gerade kein unmittelbares Interesse zu besitzen scheint. Denn heftigere Erstöße ereignen sich bei uns nicht häufig, Katastrophen von verheerendem Charakter glücklicherweise nur außerordentlich selten. Weshalb also eine Naturerscheinung genauer studiren, die sich uns nur wenig aufdrängt, und die, wie wohl mancher hinzufügt, auch durch die eingehendere Beachtung, welche man ihr in erdbebenreichen Ländern schenkt, noch nichts von ihrer Schrecklichkeit eingebüßt hat? Glücklicherweise kann sich dieser Utilitätsstandpunkt doch nicht allzu vieler Anhänger rühmen, und so gelang es der

Thatkraft des Straßburger Professors Georg Gerland*), jenes Institut zu schaffen, welches in Deutschland das erste seiner Art ist und voraussichtlich dazu berufen sein dürfte, für ähnliche Organisationen anderer Staaten vorbildlich zu wirken.

Um das Wesen und den Nutzen des hiermit angebahnten Fortschrittes richtig zu verstehen und zu würdigen, empfiehlt es sich, die Entwicklung dieses Zweiges menschlicher Erkenntniß einer Betrachtung zu unterziehen. Eine frühere Zeit begnügte sich damit, auf oberflächliche Beobachtung hin sich ein ungefähres Bild von den Begleitumständen einer Erderschütterung zu machen und nunmehr sich in Vermuthungen zu ergehen, was wohl die Ursache einer so auffallenden Durchbrechung des Normalzustandes sein möchte. So verfuhr man im Alterthum und im Mittelalter, und daß neben manch Ungereimtem auch geistreiche Hypothesen hervorgebracht wurden, soll nicht geleugnet werden. Was z. B. der Philosoph Seneca, Nero's Lehrer, über Erdbeben gesagt hat, macht in seiner vernünftigen Schlichtheit einen ganz modernen Eindruck. Auch die Neuzeit wußte nicht viel Besseres an die Stelle dessen zu setzen, was sie aus früherer Zeit überkommen hatte, und der betreffende Abschnitt in A. v. Humboldt's „Kosmos" z. B. zeichnet sich nur durch die objektive Schilderung des Thatbestandes vor älteren Darstellungen aus. Doch begegnen wir hier wenigstens einem Versuche, die Möglichkeiten einer ganz verschiedenen Entstehung auseinanderzuhalten. Erst durch die englischen Geophysiker der fünfziger und sechziger Jahre wurde ein neues Ferment in die Lehre von den Erdbeben hineingetragen, indem man jetzt damit begann, an der Hand genauer Ort- und Zeitbestimmungen die Stelle unterhalb des Erdbodens, von welcher die Erschütterungswellen ausgehen, genauer festzulegen; die Geschwindigkeit der Fortpflanzung solcher Wellen ermittelte man auch durch den Versuch, zu dessen Anstellung Minensprengungen erwünschte Gelegenheit boten. Diese Untersuchungen, die durch einen Deutschen, Prof. Aug. Schmidt in Stuttgart, nach der prinzipiellen Seite hin ausgestaltet wurden, hatten namentlich den Vortheil, in einer Reihe von Fällen mit hoher Wahrscheinlichkeit darthun zu können, daß der Sitz der seismischen Stöße nicht in sehr großer Tiefe zu suchen ist, daß folglich zumeist nur die äußeren Schichten der Erdkruste in Mitleidenschaft gezogen werden. Daß es auch Erdbebenzentren in namhafter Entfernung von der Oberfläche geben kann, wofür insbesondere Gerland eingetreten ist, soll damit nicht in Abrede gestellt werden.

So ist sich denn, was die Entstehungsursachen anlangt, die Fachwelt mit ziemlicher Einstimmigkeit darüber klar geworden, daß Erdbeben entweder im Gefolge vulkanischer Zuckungen einhergehen oder von Einstürzen der Decken unterirdischer Hohlräume ausgelöst werden oder endlich auf innere Umsetzungen in den Gesteinslagen der Erdrinde, Gleichgewichtsstörungen im „Gezimmer der Erde", zurückzuführen sind. Daß der zweitgenannten Gruppe nur ein beschränkterer Spielraum zuzugestehen ist, daß sie nur in Ländern von einem ganz bestimmten geologischen Charakter vorkommen können, scheint unbestreitbar. Viele, darunter auch der Schreiber dieser Zeilen, sind der Meinung, daß die Vorkommnisse der dritten Klasse, die sogenannten tektonischen Beben, das größte Kontingent stellen, weil die veranlassenden Kräfte keinen Augenblick rasten. Unser Planet schwebt nämlich als ein Wärmemagazin frei in einem Raume von zweifellos extrem niedriger Temperatur und gibt in Folge dessen unausgesetzt Wärme nach außen ab, wodurch sich sein räumlicher Inhalt vermindert, und wenn der Raum, dem die Felsmassen bisher angepaßt waren, sich stetig verkleinert, so müssen in jenen Brüche, Faltungen, Ueberschiebungen eintreten. In jenen Perioden der Erdgeschichte, mit denen die Bildung der großen Gebirge zusammenfällt, waren deshalb furchtbare Erderschütterungen gewiß an der Tagesordnung; heute hat der Gebirgsbildungsprozeß, verglichen z. B. mit der Tertiärzeit, nur noch minimale Dimensionen, aber gelegentlich machen sich die internen Umsetzungen doch auch noch an der Außenseite genügend geltend, um dortselbst eine arge Unordnung zu Wege zu bringen.

Das vulkanische Phänomen als solches braucht nicht nothwendig mit solchen Störungen verbunden aufzutreten, wie man denn z. B. auf den Sandwich-Inseln, wo ersteres sich in der denkbarst großartigen Entfaltung zeigt, nur wenig von Erdbeben weiß. Es ist eine der wenigen sicheren Errungenschaften der Gegenwart, daß man sich von der früher üblichen Verquickung der vulkanischen und seismischen Erscheinungen freigemacht und einzusehen gelernt hat, beide müßten sich nicht nothwendig gegenseitig bedingen. Daß es echt vulkanische Beben gibt, steht natürlich unverdrücklich fest, aber über das Ausmaß ihres Gültigkeitsbereiches gehen die Ansichten auseinander.*) Jedenfalls wird unter Sachverständigen — das „Publikum" hat in dieser Beziehung seine Sonderrechte, die kein Freund der Gedankenfreiheit wird antasten wollen — eine der Falb'schen ähnliche Hypothese, daß nämlich ein in den Eingeweiden der Erde wogendes Meer gluthflüssiger Materie hier eine Eruption, dort einen Stoß bewirke, niemals mehr Anklang finden.

Einen beträchtlichen Aufschwung nahm die „Seismologie" (σεισμός, Erdbeben), seitdem man zur Festhaltung der einzelnen Phasen eines bestimmten Falles geeignete Instrumente anzuwenden gelernt hat. Die Idee, die Schwingungen des Bodens durch eine an langem Faden aufgehängte Spitze auf einer sich fortbewegenden Fläche aufzeichnen zu lassen, geht ins XVIII. Jahrhundert zurück, allein bei näherer Betrachtung überzeugte man sich, daß dieser Faden eine ganz ungeheure Länge erhalten müßte, um auch bei schwächeren Erzitterungen des Bodens, wie sie doch die Regel bilden, eine nur halbwegs treue Abbildung der wirklichen Bodenschwankungen zu erzielen. Man hat, vorwiegend in Italien, als in dem von seismischen Ereignissen sehr häufig heimgesuchten Lande, auch andere Apparate konstruirt, welche dazu dienen sollten, die „Elemente" eines Erdbebens, Zeit, Stärke und Richtung der sich horizontal äußernden Stöße, möglichst genau festzulegen. Sichere Daten ergaben sie jedoch nicht, und erst die letzten Jahre haben auch in dieser Hinsicht Verbesserungen von durchschlagendem Erfolge entstehen sehen. Deutsche: v. Rebeur-Paschwitz, A. Schmidt, Wiechert, Ehlert; Italiener: De Rossi, Cancani, Vicentini, Agamennone; Engländer: G. H. Darwin, Milne und Japaner: Omori, Kotô, Sekiya haben sich wetteifernd bemüht, das Prinzip der Pendelmessung so zu vervollkommnen, daß es auch den höchsten Anforderungen zu entsprechen vermag. Abgesehen von der ebenfalls sehr zukunftsreichen Aufhängung an drei Fäden, die Schmidt in Vorschlag brachte, haben sich besonders zwei Mechanismen in der Praxis durchgesetzt, das vertikale, astatisch aufgehängte Schwerpendel und das sogenannte Horizontalpendel, dessen erste Erfindung bereits in den Beginn des XIX. Jahrhunderts fällt, das aber erst seit einem Jahrzehnt jener Verfeinerungen theilhaftig geworden ist, die es zu einem Liebling der Seismologen gemacht haben. Mit Hilfe dieser exakten Vorrichtungen ist man in den Stand gesetzt, nicht nur jähe Durchbrechungen des Normalzustandes messend zu verfolgen, sondern es ist so zu sagen ein ständiger Polizeidienst eingerichtet, der den Boden unter unaufhörlicher Kontrole zu halten und die kleinsten, wie auch die stärkeren Oszillationen objektiv darzustellen gestattet.

*) Derselbe hat am 29. Januar d. J. seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Nahe also der Schwelle des Greisenalters widmete er sich den Bestrebungen, die Erdbebenbeobachtung in der ganzen Kulturwelt einheitlich zu organisiren, die dann auch von einem so vollständigen Erfolge gekrönt gewesen sind.

*) Einen treffenden Beleg für die Berechtigung einer scharfen Trennung entnehmen wir zwei Katastrophen der jüngsten Vergangenheit. Die Stadt Quezaltenango in Guatemala wurde vollständig in Trümmer gelegt durch Erdstöße, ohne daß die nächst benachbarten Feuerberge sich irgendwie rührten. Andererseits waren die entsetzlichen Lavaejektionen, die Monate lang die Inseln Martinique und St. Lucia in Athem hielten, nicht von irgend namhafter Unruhe des Bodens begleitet.

Digitized by Google

Zu dem Ende hat man sich zweier Maßnahmen von ganz verschiedenem Charakter bedient. Das eine Mal wird die Bewegung, in welcher sich der Endpunkt des Pendels befindet, photographisch aufgezeichnet; auf einen kleinen, dort angebrachten Spiegel fällt ein Lichtstrahl, und dessen Reflex erzeugt auf photographischem Papiere jeweils eine kleine, geschwärzte Stelle; die Aneinanderreihung dieser Dunkelstellen liefert eine den Bewegungszustand des Erdbodens versinnlichende krumme Linie. Vorgezogen wird neuerdings ein noch sicherer wirkendes Auskunftsmittel. Ein feiner, mit dem Pendel verbundener Stift gleitet an der Oberfläche eines zugleich in der Richtung seiner Achse sich verschiebenden und um diese drehenden Zylinders hin, dessen Mantelfläche zuvor mit einem dünnen Rußüberzuge versehen worden war; der Stift zeichnet in diesen Belag eine weiße Kurve ein, deren Undulationen sofort ersehen lassen, ob die Unterlage mehr oder minder lebhaft bewegt war. Solche Apparate sind also „automatisch wirkende Selbstregistratoren"; hat man sie etwa für die Mitternachtstunde justirt und sieht in der nächsten Mitternachtstunde wieder nach, ohne sich in der Zwischenzeit um die stattgehabten Vorgänge irgend bekümmert zu haben, so führt das ohne Zuthun des Beobachters entstandene Diagramm ersterem unmittelbar die Gesammtheit alles dessen vor das Auge, was innerhalb der 24 Stunden für ihn wichtig ist. Gerade bei den Erdbeben, die des Menschen Sinne täuschen, sein Gefühl für Ort und Zeit trüben, ist eine solche Emanzipation vom Sinneseindruck, von persönlichen Wahrnehmungen außerordentlich nützlich; den selbstthätigen Wellenzeichner kümmert es nicht, ob nur unmerkliche Undulationen seinen Support verschieben oder ob rings um ihn Paläste und Kirchen in den Staub sinken. Er besitzt keine andere Individualität, als die vom Mechaniker in ihn gelegte.

Im strengsten Wortsinne ruhig ist die Bodenfläche nur selten und auch dann lediglich für kürzere Zeit. Die „mikroseismischen" Erzitterungen dauern fast immerwährend an; sei es, daß Luftdruckverschiedenheiten den Grund bald sich heben, bald sich senken lassen, sei es, daß Bewegungen auf der Straße ihren Einfluß bethätigen*), sei es, daß aus der Ferne ein Erdbeben sich anmeldet, ein „Relaisbeben", das zu schwach ist, um dem Gefühle bemerkbar zu werden, aber immerhin noch stark genug, um den feinen Pendelapparat in Schwingungen zu versetzen. So verzeichnen denn jetzt die europäischen Stationen Vorfälle, die sich in fernen Erdtheilen zugetragen haben. Der erfahrene Beobachter hat auch sonst seine Fingerzeige, um ein „Fernbeben" von einem „Nahbeben" zu unterscheiden; dieses kündigt sich durch ein „Vorbeben" an, welchem heftigere Ausschläge der Nadel nachfolgen, und mit einem langsam ausklingenden „Nachbeben" schließt der Erregungsakt ab. Die Zeit, während deren die seismische Instrumentaltechnik Proben ihrer Leistungsfähigkeit abzulegen Gelegenheit hatte, ist noch zu kurz, um zu abschließenden Urtheilen über die absolut zuverlässigsten Konstruktionsformen verholfen zu haben, allein man ist doch auf dem besten Wege dahin. Insonderheit kommt da eine von Prof. Wiechert (Göttingen) angegebene rechnerische Vergleichung in Betracht; man kann für jede Kombination ein einfaches Pendel angeben, welches genau eben so empfindlich ist, und die Länge dieses idealen Pendels bestimmt den Werth des Apparates. Je länger ersteres, umso mehr darf man von letzterem erwarten.

Auf dieser Vervollkommnung der Beobachtungs- und Registrirungsmethoden beruht die Hoffnung der Wissenschaft in erster Linie. Selbstverständlich dürfen auch die älteren Mittel, Fragen an die Natur zu stellen, nicht vernachlässigt werden; der Geograph wird erhöhte Sorgfalt auf die Herstellung von Erdbebenkarten, der Geologe auf die stratigraphische Untersuchung der „habituellen Schüttergebiete", der Physiker auf die Ermittlung der dynamischen Peripetien eines Erdstoßes zu verwenden haben. Aber das letzte Wort spricht, soweit wir uns im Augenblick einen Blick in die Zukunft zu werfen erlauben dürfen, doch die Präzisionsmechanik. Freilich wird jene Laienhoffnung nie in Erfüllung gehen, daß man mit der Zeit es soweit bringen werde, eine wirkliche „Erdbebenprognose" aufzustellen, am Anfange eines jeden Monats oder Jahres etwa eine Liste bekannt zu geben, wann und wo im nächsten Zeitabschnitte die Erde erzittern werde. Solche Fertigkeit hatten die alten Griechen ihren Anaximander, Anaximenes, Pherekydes u. s. w. zugeschrieben, oder die einsichtiger gewordene Folgezeit hat immer deutlicher einsehen müssen, daß das Utopien sind. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, es sei werthlos, auch für die Praxis des täglichen Lebens, die Angaben der Seismographen und Seismometer genau zu prüfen. An Orten, welche auf oft erschüttertem Terrain liegen*), treten die Vorboten immerhin so frühzeitig auf, daß aus der Erdbebenstation recht wohl eine Warnung vor energischeren Stößen an die Bewohner ergehen kann. Zumal solche Warten, die in der Nähe aktiver Vulkane liegen, wie dies für Palmieris altberühmte Station auf einem Seitenhügel des Vesuvs zutrifft, sind in der Lage, durch die einem Lavaausbruch sehr oft vorhergehenden Schwankungen und Bodengeräusche die Bevölkerung auf eine ihr drohende Gefahr hinzuweisen.

Die Wissenschaft aber, der es zunächst auf reines Erkennen ankommt, hat allen Grund, mit dem Erkenntnißwachsthum auf dem Gebiete der Erdbebenkunde in den letzten zwei Dezennien zufrieden zu sein. Die unkontrolirbare Hypothese ist in den Hintergrund getreten; zielbewußte Konzentration auf scharf umschriebene Aufgaben beherrscht das Arbeitsfeld. Und jede neu errichtete Beobachtungsstätte gibt neue Gewähr für erfolgreiches Fortschreiten rationeller Forschung.

München. S. Günther.

*) Schon die Ortsveränderung des in seinem Observatorium hin- und hergehenden Beobachters würde die Pendel erkennbar beunruhigen, wenn nicht durch besondere bauliche Vorkehrungen dem entgegengearbeitet wäre.

*) Es hat z. B. das Unglück, von welchem die Stadt Laibach vor einigen Jahren heimgesucht worden ist, die maßgebenden Instanzen bewogen, dort eine trefflich armirte Erdbebenwarte zu schaffen, die unter Prof. Belar's Leitung ihre Stelle in ausgezeichneter Weise ausfüllt.

Ein Roman über Leonardo da Vinci.**)

Wer in Florenz durch die unsagbar tiefe und strahlende Welt der Kunst geht, spürt von jenem Augenblick an, da er die wenigen Werke, welche von Leonardo da Vinci dort existiren, sowie die seiner unmittelbaren Schüler und der spätern manierirten Nachfolger und endlich die an sich mindere Kopie jenes wundervollen Selbstporträts in den Uffizien sah, daß nicht in diesen Dingen allein, sondern in der gesammten Kunst von Florenz das Wesen dieses großen malerischen Genius geheimnißvoll, seelenhaft schwebe, wie ein wunderbares Lächeln, kühles Verstehen, ahnungsvolles Wissen, wie ein unverlierbares Machtgefühl. Nicht aus den wenigen erhaltenen Werken seiner Hand allein wird Leonardo ganz erkannt, sondern aus allen denen der größten Zeitgenossen, die, was immer sie machten, ihn unfehlbar mitenthalten, sei es als Lichtquelle, wie Raffael, sei es als Grundwiderspruch, wie Michelangelo; er muß die kostbarste Erkenntniß, die grenzenlose Fähigkeit eines Weltschöpfers besessen und gleichsam ausgestrahlt haben. Sein Werk kam über dieser unmittelbaren persönlichen Mittheilung seines Innern, Wesentlichen zu Schaden. Seine Seele schien Licht und Kraft abzugeben und dabei mit einem heiteren Genügen auf manchen Lohn eigenen Vollbringens voll

**) „Leonardo da Vinci". Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts von Dmitry Sergewitsch Mereschkowski, deutsch von Carl von Gütschow. Leipzig. Schulze u. Co. 1903.

Digitized by Google

Hoheit zu verzichten. Zu leben und zu erkennen mußte ihr Seligkeit genug sein. Man vergißt jenes Lächeln nicht, das auf den Angesichtern der schönsten Menschen ruht, die Leonardo gemalt hat. Es muß auch auf seinen schmalen Lippen geruht haben. Es ist der Ausdruck der feinsten Lust eines Menschen, vor dem wenigstens in hohen und allzuseltenen Augenblicken manche Thore aufsprangen und von den geheimsten Dingen sich unwillkürlich die Siegel lösten. Es ist zugleich ein so zartes Lächeln: vor ihm lag die verwirrte Welt in merkwürdiger Klarheit. Kein Spott, kein kindlicher Enthusiasmus! War er nie jung? Hat er nie voll Leidenschaft gebetet, voll Angst verzichtet, war seine Erkenntniß nicht Entsetzen, seine Einsicht nicht Ekel? Sein Lächeln hat zwar ein wenig Skepsis, aber es ist doch voll Erinnerns und Genügens. Er war wohl der große Magus seiner Zeit, ihr einziger wahrer Weiser. Die Welt mußte sein Wesen wohl so getroffen haben, wie den unergründlichsten Spiegel, der nicht bloß empfängt und wiedergibt, was er bekam, sondern mit räthselhaften eigenen Kräften recht eigentlich erst schafft und beseelt, was wesenlos auf ihn geworfen wurde. Was nach ihm die Malerei geben konnte, war Antwort, Folge, Weiterschwingen. In ihm war die tönende Saite zum ersten Male berührt worden. Die anderen Klänge sind gleichsam seine Obertöne. Die Werke der anderen sind begrenzte, klare, schöne oder gewaltige Gewißheiten, sein Werk aber mehr, sein Wesen ist unbegrenzt, durchdringend wie ein göttlicher Odem, eben wie jenes letzte Lächeln der Vollendung, welches erst auf die Gesichter der Menschen jener Zeit kam, nachdem er es dazu gebracht. Er war der erste, der jenes Lächeln besaß, der erste Erkennende, Wissende, von seinem Erbe wuchs die ganze, große, blühende Kunst, nicht allein sie, sondern die Wissenschaft selbst, sein ruhiges, unbeirrbares, sicheres Auge sah nicht bloß die Erscheinungen, sondern mit ihnen zugleich ihre Ursachen, die Einheit aller Kraft und Bewegung, die Organe des menschlichen Körpers, jener kleinen Welt in der großen, die Gesetze des Wachsthums, der Organisation, die Mächte der Bewegung. Entfaltet war vor seinem Blick das große mechanische Werk des Weltgeschehens, er hatte den „Urbeweger" erkannt. Er lächelte. Und dieser stille, demüthige, stolze, kühle und ergreifende, sachliche und weder gute, noch böse Ausdruck der großen Bewußtheit ist der Zug, den er der Menschheit hinterließ, zugleich staunenswerth und räthselhaft. Das Lächeln der Monna Lisa. So bedeutend wie undeutbar. Unnahbar, stolz und wieder einfach, erhaben und keineswegs übermüthig, bewundert und doch nicht nach Gebühr geschätzt, geliebt wegen kleiner Geschicklichkeiten, gefürchtet als Hexenmeister und großer Zauberer, geringgeschätzt wegen seiner Bedächtigkeit und Langsamkeit, unverstanden in seinem Eigentlichen, so lebte er in seiner natürlichen und doch vielleicht nicht unabsichtlichen Einsamkeit, hinterließ weniges, Unvollendetes, das ihm kaum genügt haben dürfte. Wenn aber die Unsterblichkeit der Seele gleichnißhaft sich erweist, so geschieht's an ihm. Seine Seele ist unsterblich. Und vor seinem Lächeln stehen wir heute noch mit verhaltenem Athem. Er lebt. Wir können kein Ding des alltäglichen Gebrauchs anrühren, ohne die Vorbedingungen, Gedanken und Schöpfungen der gesammten vergangenen Geschlechter mit Händen zu greifen. Vor den Dingen des Genies aber, vor geistigen Leistungen und Erkenntnissen, vor den tieferen Einsichten spüren wir noch stärker die Kontinuität des großen Impulses, der Kraft, welche in alle Ewigkeit weiterwirkt, nachdem sie einmal räthselhaft in einem Menschen erstand und seither in der gesammten Welt nachzittert. Die Seele der Menschheit in ihrer großen Vielfältigkeit enthält alle diese Einzelimpulse der vergangenen Genies. Das macht ihre räthselhafte Vieldeutigkeit und Herrlichkeit, ihren Schauer, ihre Unendlichkeit aus. Das Lächeln des Leonardo. Es ist voll Wissen, voll Ahnung, und o so voll Anmuth, daß es am schönsten erscheint auf dem Gesichte der Monna Lisa Gioconda.

So wenig Werke seiner Hand erhalten sind, so viel haben wir an Mittheilungen über den Künstler. Aber unfaßbar, wie sein geheimnißvoller Genius, bleibt alles in einer ergreifenden, seltsamen Dämmerung, die so sehr seine Gestalt umgibt, daß sie durch das Leben seines Jahrhunderts wandelnd, sich über den festen Boden zu erheben, die Grenzen des Raumes und der Zeit zu verlassen und geisterhaft, wie im freien Aether fast zu schweben scheint. Was der Wissenschaft nicht eindeutig festzustellen gelingt, mag gern die Kunst in farbiger Vieldeutigkeit gestalten, was trockene und widersprechende Daten nicht ins Klare bringen, mag ihre Intuition, selber aus dem Wunderbaren und Unbewußten schöpfend, eben im Lichte tiefer Ahnungen und unbestimmter Zusammenhänge schimmern lassen. Die ganze räthselhafte Fülle der Renaissance reizt zu dieser Art historischer Kunst und künstlerischer Geschichtsdarstellung. Die größte und unsterbliche Leistung dieser Art ist wohl des Grafen Gobineau „Renaissance", unübertrefflich an Lebendigkeit, Kraft und Gedankenreichthum, selbst das Werk eines fruchtbaren Genies, das spät zwar, aber immer intensiver in seiner Produktivität, in seinen schöpferischen, eingeborenen, von großartiger Phantasie eingegebenen Intuitionen erkannt wird. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, auf ein Buch hinzuweisen, das zum ersten Male, freilich noch nicht erschöpfend, aber reichlich genug und voll Einsicht eine Lebensbeschreibung des außerordentlichen Mannes gibt, E. Kretzer's Biographie des Grafen Gobineau.*)

Leonardos Wesen und Leben mußte einen solchen historischen Kunstverstand, ein solches nachschaffendes Ingenium zu solcher Art der Darstellung mächtig reizen. In dem einen Manne war ja ein ganzes Zeitalter enthalten und zugleich dessen tiefste Bedeutung. In Leonardo lebt die Schöpferkraft der Renaissance, ihre weiterzeugende Bedeutung fort, das, was sie an Lebensgedanken vererbte und weitergeben konnte. Sie hatte viele Künstler, fruchtbarere, heiterer vollendende: Raffael; mächtiger, stürmischer Empfindende, deren schmerzliche Inbrunst eine große Subjektivität dauernd überlieferte: Michelangelo; aber sie hatte nur den einen großen Erkennenden, dessen Impuls dann durch jenen verwandten germanischen Geist fortgesetzt wurde, sie hatte nur den einen Bruder Goethe's: Leonardo, den Weisen, den Lächelnden.

Der Roman, der ihm gilt, ist unzulänglich, begrenzt in den Mitteln, schon durch die widersprechenden und mangelhaften Quellen, aber auch durch seine eigene Geistigkeit, welche nicht bloß auf ein künstlerisches Lebensbild Leonardos ausgeht, sondern ihn einem eigenen, halb mystischen Gedanken, einer Romantrilogie, welche die wirkenden Genien und Endziele der Menschheit darstellen möchte, unterordnet. Das Buch über Leonardo ist ihr zweiter Theil. Der erste gilt dem Julianus Apostata,**) doch davon wäre in anderm Zusammenhange zu sprechen. Das ist die gute und schlechte Eigenschaft des Buches. Die gute, weil keine flache Artistengeschicklichkeit sich um ein tiefes Menschheitsproblem mit gewandtem Formalismus herumschleicht, die schlechte, weil ein selbstbedeutendes eigenes Ziel nicht ohne Hartnäckigkeit und Gewaltsamkeit diesen großen, unabhängigen Geist Leonardo sich einordnen und der eigenen Idee dienstbar machen will. Innerhalb dieser Schranken bleibt eine bedeutende Leistung übrig, voll Reiz in sein erkannten Einzelheiten, zart und anmuthig in manchen, besonders in bildhaft gesehenen Stimmungsaugenblicken, geschickt in der Verbindung von singulären Thatsachen zu einer Gesammtheit, in einzelnen Momenten von schöner Erleuchtung. Das Problem ist so gefaßt: der Magus Leonardo, von naturgegebener Eindringlichkeit des Sinnens, von stolzer Sehnsucht nach und Sicherheit in der Erkenntniß, ist zugleich als Meister, als Mensch von dämonischem Einfluß auf seine Schüler. Unfehlbar zieht er sie an und flößt ihnen doch Schrecken ein, als hätte er's ihnen mit bösem Blick angethan. Sein Leben, welches Erkenntniß allein sucht, ist gar nicht auf Glück, Macht oder irdische Güter gestellt, dennoch

*) Leipzig. H. Seemann Nachfolger, 1902.
**) Leipzig. Schulze u. Co.

Digitized by Google

ganz und gar unfromm, wenigstens im Sinne seines gläubigen Zeitalters. Wer ihm folgt, kann nichts von dem gewinnen, was das zeitliche und ewige Gut von damals bedeutete: Ruhm, Sicherheit des Glaubens, erreichbare Fähigkeiten, Geschicklichkeit der Hand; aber was Leonardo lehren konnte: Sehnsucht nach Erkenntniß, Methode des Forschens, Einsicht in die Zusammenhänge des Naturgegebenen, mochte keiner seiner Zeitgenossen und Schüler empfangen. Das erhabene Lächeln, das über seinen und den Lippen seiner Gestalten schwebte, verzerrte sich bei seinen Schülern in ein manierirtes Grinsen, bis zu dem des Wahnsinns. Auch ihnen war er ein Zauberer mit einem Basiliskenblick. Wann hätte den die Erkenntniß nicht gehabt? So stehen in diesem Roman Boltraffio und ein armer, verrückter Schmied, der durch den Meister fliegen zu lernen hoffte, als Bethörte, Verfallene an seiner Seite. Was die Zeit glaubte, fürchtete und wollte, war ihm fremd. Darum galt er als Ungläubiger, indeß sein Glaube tiefer war; sein Glaube war das Wissen der Kommenden, wie jedes Genie im Grunde Glaube ist, aber in der unendlichsten Vielfältigkeit und Deutbarkeit. Mit diesem Gegensatz ist er auch scharf von allen andern Erscheinungen seiner Zeit geschieden, er der Unbegrenzte, Unendliche von allen den andern Bestimmten und Vergänglichen. Zeitlich bleiben alle, er ist bloß sachlich. Die andern haben Motive, Grundsätze, er hat bloß den Willen zur Erkenntniß. Darum dient er gleich bereitwillig jeder politischen Macht, die ihn anwirbt, den Tyrannen, wie den Republikanern, darum ist er gleich willig, das menschliche Antlitz und eine heilige Geschichte auf der Leinwand festzuhalten, wie mechanische Spielereien, wunderbare Geschosse, Wasserleitungen und Kanäle zu bauen. So scheinen alle Geschehnisse ungeduldig und kaum reif, schon wieder absterbend, an ihm vorüberzuwandeln, als an einem Unbewegten. Ebenso aber auch alle jene Leistungen, welche sonst dem Schaffenden Dauer sichern. Nichts, was er beginnt, vollendet er. Nicht, weil ihm die Lust daran über der Arbeit versagte, sondern weil er bei der Lust des Schaffens die tiefere des Suchens empfindet. Nicht das Ende, sondern die Methode ist ihm wesentlich. Nicht das Absolute, schlechthin Ganze fertig zu bringen, sondern eben das Werdende zu erfassen, ist seine Absicht, jenes natürliche Wachsthum, dessen Gesetze, Verhältnisse zu ergründen, eine Dauer der Erkenntniß, ein Weiterwirken der Kraft verbürgt, gegen welche alle künstlerische Genügsamkeit und Begrenzung eben — Vornrtheit ist. Der Dichter läßt in einem der vielen, glücklichen Einfälle Monna Lisa Gioconda, da sie Michelangelo mit Lionardo vergleicht, sagen: „Messire, erinnert Ihr Euch der Stelle in der heiligen Schrift, in der Gott zum Propheten Elias redet, der vor dem gottlosen Könige Ahab auf den Berg Horeb geflohen war: ‚Gehe heraus und tritt auf den Berg vor den Herrn!' Und siehe, der Herr ging vorüber, und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde kam aber ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen — und da war der Herr. Vielleicht ist Messir Buonarotti stark wie der Wind, der vor dem Herrn die Berge zerreißt und die Felsen zerbricht. Aber ihm fehlt das stille, sanfte Sausen, in dem der Herr ist. Er weiß es und haßt Euch deshalb, weil Ihr stärker seid als er, wie die Stille mächtiger ist, als der Sturm . . ."

So ziehen in mannigfachen Bildern Zeit und Zeitgenossen an ihm, dem Ruhigen vorüber, Anekdoten mit starken, und solche mit blassen, feinen Farben geben nicht den erhabenen Menschen selbst, sondern immer nur einzelne Augenblicke seines großen, in seiner erhabenen Komplexion nicht ganz zu umfassenden Wesens, aus Gleichnissen läßt er sich mehr errathen als bestimmen. Dies Gleichniß aber vom Sturm und von der Ruhe scheint das beste. Ja, er war die Ruhe, das Lächeln, in ihm hat seine Zeit sich selbst erkannt, die Ewigkeit auf einen tiefen, göttlichen Spiegel geblickt, die andern waren Helden im Sturm, Heroen gewaltiger Bewegung, in ihm aber war das große, stille Sausen, er war göttlich, Leonardo, der ältere Bruder Goethe's. —

Wien. Otto Stoeßl.

Goschen und Göschen.*)

Ein hervorragender englischer Staatsmann erzählt unter Beifügung vieler Dokumente das Leben seines Vorfahren, der als Buchhändler und Buchdrucker einen bedeutenden Platz einnahm, und gibt uns einen wichtigen Beitrag zu dem Gesammtbilde der großen Litteraturperiode und Zeitgeschichte, welche das letzte Viertel des 18. und das erste des 19. Jahrhunderts umfaßt.

Lord Goschen, nunmehr als Viscount ein Pair des Vereinigten Königreiches und Mitglied des Oberhauses, wurde am 10. August 1831 zu London geboren als der Sohn von Wilhelm Heinrich Goschen, Theilhaber des Londoner Bankgeschäftes Frühling und Goschen. Wilhelm Heinrich Goschens Schwester Lotte heirathete den Bremer Kaufmann Frühling, der sich in London niederließ, und der Bruder trat in das neugegründete Bankhaus seines Schwagers als Theilhaber ein. Der Vater von Wilhelm und Lotte war Georg Joachim Göschen, Buchhändler in Leipzig. Der englisch gewordene Zweig der Familie ließ den deutschen Umlaut des o fallen. Diese kleine Aenderung tag um so näher, als auch ein anderer Vorfahr, ein Geistlicher in Merseburg, den Namen in Joachimus Gosenius latinisirt hatte.

Der heutige Lord Goschen bezog die Universität Oxford und trat nach vollendeten akademischen Studien, in das Bankgeschäft des Vaters und Onkels. Er erfreute sich bald allgemeiner Werthschätzung, wurde einer der Direktoren der Bank von England und Präsident von Lloyd's Seeversicherungs-Anstalt. Er wurde 1863 zu einem der Vertreter der City of London erwählt, die damals noch vier Abgeordnete ins Haus der Gemeinen sandte. Zwei Jahre darauf erfolgte seine Berufung in die Regierung als Vize-Präsident des Handelsministeriums (Board of Trade); damit war die Nothwendigkeit gegeben, sich aus dem Hause Frühling und Goschen zurückzuziehen, wie auch in keinem anderen Handelsgeschäfte privatim sich zu bethätigen. Er hatte seine Fachkenntniß durch sein Buch „Tho Theory of Foreign Exchanges" erwiesen, sowie durch verschiedene Broschüren. Bald stieg er auch zu höheren Staatsämtern auf: er ward zweimal zum bürgerlichen Chef der Admiralität ernannt; er führte als Finanzminister (Chancellor of the Exchequer) die hochwichtige Reduktion des Zinsfußes der konsolidirten Staatsschuld durch und erleichterte damit die Last des Steuerzahlers, was sein Vorgänger Childers vergeblich versucht hatte; er war als Gesandter in Konstantinopel bei der Schlichtung der türkischen und ägyptischen Wirren thätig; stand auch eine Weile an der Spitze der Armenverwaltung. Im Laufe der Zeit ging er vom gemäßigt liberalen Parteistandpunkt zum gemäßigt konservativen über, ohne — wie mir scheint — eine wesentliche Aenderung seiner Ueberzeugungen erfahren zu haben. Der Volkserziehung, der Erweiterung des Einflusses der Universitäten wandte er fortgesetzt sein Interesse zu. Daß er dem Lande seiner Herkunft nicht entfremdet ist, davon zeugt das uns nunmehr vorliegende, hochinteressante, prächtige Buch, eine große Arbeit, oft durch

*) The Life and Times of George Joachim Goschen, publisher and printer of Leipzig, 1752—1828. By his Grandson Viscount Goschen. — London, John Murray, 1903. In two vols, illustrated. Gross 8°. Vol. I: XXI and 465 pages; 25 large illustrations. Vol. II.: VIII and 481 pages; 19 large illustrations.

Digitized by Google

Regierungsgeschäfte unterbrochen, zweimal auf je fünf Jahre, aber beharrlich wieder aufgenommen, und nun vollendet — eine höchst werthvolle Gabe.

Der Großvater, Georg Joachim, geboren im April 1752, war ein Freund Schiller's, Wieland's, Körner's. Er entstammte einer achtbaren Familie. Zwei seiner Oheime hatten Medizin studirt. Dem Vater dieses Großvaters aber fehlte Glück und Festigkeit und, wie die Thatsachen zeigen, auch Pflichtgefühl.

Genöthigt Bremen zu verlassen, ging er mit seinem einzigen Söhnchen nach Blotho, schloß eine dritte Heirath, diesmal mit einer Wittwe, die bereits drei Kinder hatte. Aergste Armuth folgte: er ging durch, seine Spur verschwand; wie es scheint, wurde sie gar nicht verfolgt. Der dreizehnjährige Knabe Joachim fand endlich mildthätige Unterstützer. Es ist rührend den Brief zu lesen, in dem er, den Vater schonend, soweit irgend möglich, sein Elend den Verwandten darlegt. Es wurde ihm eine mäßige Unterstützung gewährt — achtzig Thaler jährlich bis zur Erreichung der Volljährigkeit. Ein philanthropisch gesinnter Freund, Rulffs mit Namen, ging weiter; er nahm den armen Jungen als Pflegesohn an, — schlug ein Anerbieten aus, ihn das Hallische Waisenhaus zu öffnen: „der Junge solle nicht kopfhängerisch werden" — schickte ihn zur Schule, (hier gewann er den späteren Geschichtschreiber Heeren zum Spielgenossen) und gab ihn, als er 15 Jahre alt war, zu einem Buchhändler in die Lehre. Von da an wurde das Loos des Jungen ein besseres, niemals ein glänzendes. Zwanzig Jahre später ergriff der dankbare Pflegling mit wärmster und ausdauernder Hingebung die Gelegenheit sich dankbar zu erweisen. Der alte Rulffs war in Mainz: es war die Zeit der Klubbisten und Franzosenfreunde. Ob und wie weit er in die jakobinische Bewegung verwickelt war, ist nicht klar. Aber bei der Wiedereinnahme der Stadt fiel Rulffs den empörten Emigranten und Bürgern zum Opfer, wurde ergriffen, körperlich mißhandelt und ins Gefängniß geworfen. Sobald Göschen das erfuhr, war er Feuer und Flamme. Wieland's Warnung ungeachtet, eilte er ans seinem neuen Verlagsgeschäft an den Rhein, nahm sich der Frau und Kinder Rulffs' an. Noch im Jahre 1796 wurde die Familie von Göschen unterhalten. Erst 1798, fünf Jahre nach seiner Gefangennehmung, wurde Rulffs schuldlos erklärt.

* * *

Nachdem Göschen seine Lehrzeit beendet hatte, trat er als Gehülfe bei Crusius in Leipzig ein, dem er auch später zugethan blieb: in Anerkennung des fördernden Wohlwollens, das er dort gefunden. Leipzig brachte dem lebhaften jungen Manne manche Anregung, vor allem die Freundschaft Körner's, den sein vierbändiger Briefwechsel mit Schiller späterhin vielleicht ebenso bekannt machte, wie die Thatsache, daß er Vater des Dichters Theodor Körner war. Ihm schloß sich damals auch der junge Huber an, der ihm aber später wieder entfremdet wurde. Die beiden Schwestern Stock, von denen die eine Körner's Gattin wurde, gehörten derselben Freundesgruppe an. Von älteren Männern trat er dem Legationsrath Bertuch in Weimar näher, einem damals angesehenen, vielthätigen und einflußreichen Schriftsteller. Zunächst wurde Göschen nach Dessau gezogen, wo er bei einer Art kooperativem Unternehmen, der Dessauer Verlagsanstalt, Anstellung als Geschäftsführer erhielt, auch mit der Erlaubniß einiges auf eigene Rechnung herauszugeben. Aber er wünschte völlig selbständig zu sein. Dazu jedoch fehlten ihm die Geldmittel. Freund Körner bot ihm 3000 Thaler an, bei mäßigem, kaum ausgeübtem Einfluß auf die Verlagspläne. Späterhin änderten sich auf beiden Seiten die Verhältnisse, und obwohl Göschen nie ein reicher Mann genannt werden konnte, war es ihm doch vergönnt, als Körner selbst in Bedrängniß gerieth, ihm beizuspringen. Die Firma Georg Joachim Göschen, die so bedeutend werden sollte, wurde gegründet. Göschen bezog im April 1785 die Leipziger Messe mit einem nicht ungünstigen Katalog; er umfaßte indeß nur einen Band Predigten von Körner's Vater; die „Ephemeriden" von Körner selbst, die aber nur im Katalog prunkten, da der Verfasser sie nicht rechtzeitig fertig gestellt hatte, ferner Huber's Uebersetzung von Beaumarchais (Figaro) und Beaumont und Fletcher (Ethelwulf), vor allem des späterhin berühmten Archenholz Zeitschrift für „Litteratur und Völkerkunde". Er durfte auch ankündigen, daß Bertuch, der beliebte Autor, auf ihn seine in Dessau erschienenen Werke übertragen habe. Es war ein anständiger Anfang für eine junge Firma. — Doch bald sollte es noch besser werden. Eines seiner nächsten und sehr wichtigen Unternehmen war der Verlag des „Noth- und Hülfsbüchlein: lehrreiche Freuden und Trauergeschichten des Dorfes Wildheim", verfaßt von seinem Freunde, dem gothaischen Philanthropen Zacharias Becker. Das Buch war eine Art Vorläufer von Zschokke's „Goldmacherdorf". Von diesem bedeutenden Werke, das zugleich aufklärend und humanitär war, setzte der enthusiastische Göschen 30 000 Exemplare ab; eine für die damalige Zeit ungeheuere Zahl. Andere haben die Ansicht aufgestellt, daß sich da eine Null als Druckfehler eingeschlichen habe; auch so wäre die Auflage bedeutend gewesen. Lord Goschen ist überzeugt, daß die Zahl 30 000 richtig ist, und das scheint auch begreiflich, wenn die Angabe in Brockhaus' Konversations-Lexikon begründet ist, daß in wenigen Jahren über eine halbe Million Exemplare in deutscher und in fremden Sprachen verbreitet worden seien. Lord Goschen spricht sogar von einer Million, auf die Autorität von Becker selbst hin (I 24). Göschen überließ seinem Freunde Becker (der durch den Marschall Davoust eine lange Gefängnißhaft erlitt), den ganzen Gewinn der späteren Auflagen. „Das that ich zu einer Zeit, da ich nicht vier Groschen mein eigen nennen konnte und nur 4000 Subskribenten hatte."

Am 2. September 1786, wenige Stunden vor Goethe's Flucht von Karlsbad unterschrieben Goethe und Göschen den Vertrag über die Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" Goethe's in acht Bänden, wovon übrigens ein gut Theil des 6. und 7. noch ungeschrieben waren. Egmont war unvollständig, von Elpenor waren nur zwei Akte da, ebenso von Tasso; Faust war natürlich Fragment.

Aus dem Vertrag ging allerlei Unerquickliches, Unliebsames hervor. Das Publikum blieb gleichgültig; Göschen verkaufte wenig; Goethe — ungern spricht es ein Goethe-Verehrer aus — zeigte sich anspruchsvoll, hochfahrend. — von Herder beeinflußt, so schien es Göschen; er kenne „diese Menschen", meinte Goethe, womit er in Bausch und Bogen alle Verleger meinte, wie wenig auch das wegwerfende Wort auf einen so treuen und hochstrebenden Mann wie Göschen paßte. Die Verkaufsliste Göschen's ist in Bezug auf Goethe's Werke peinlich genau (I p. 267). Viel später sagte Goethe: „Ich hatte jeden Grund mit Herrn Göschen zufrieden zu sein . . ., aber die Ausgabe fiel unglücklicherweise in eine Periode, in welcher Deutschland nichts mehr von mir wissen wollte u. s. w."

Die Verstimmung hatte aber lange gedauert! Göschen hätte wohl auch die „Metamorphose der Pflanzen" zum Verlage erhalten können, aber das wäre sicher ein schlechtes Geschäft gewesen. Goethe wandte sich 1794 an Unger in Berlin; im Jahre 1797 trat er mit Cotta in Verbindung. Nachmals konnte Göschen, wahrscheinlich durch Böttiger's Vermittlung, den Verlag von „Hermann und Dorothea" bekommen; aber er zögerte, wußte nicht rasch zuzugreifen. Erst 1804 kehrte Goethe zu ihm zurück mit „Rameaus Neffen". —

Wir sind der Zeit vorausgeeilt. Im Sommer 1785 hatte sich das genannte Quartett, Körner, Huber und die beiden Fräulein, anonym, in überschwänglichen Ausdrücken an Schiller in Manaheim, ihre Huldigung darbringend, gewandt. Die Anonymität ging rasch in Intimität über. Er sollte erlöst werden, — nach Leipzig kommen. Göschen schloß sich dem Quartett an; Großes sollte in Leipzig geschehen. Das nöthige Geld wurde de-

Digitized by Google

schafft. So wurde Schiller aus Mannheim losgeeist. Bei der Gelegenheit ging das Verlagsrecht der Thalia von meinem Großonkel Schwan an Göschen über.

Schiller kam nach Leipzig, enthusiastisch empfangen; während einiger Zeit wohnte er mit Göschen zusammen in Gohlis bei Leipzig.

Mit Schiller's Arbeitsart war • Stätigkeit nicht immer verbunden. Gesundheitliche Einflüsse mögen ihrerseits mitgewirkt haben. Zunächst erfreute er sich der neu gewonnenen Freiheit, nachdem er den Mannheimer Fesseln entronnen war und nun im engeren Verkehr mit ergebenen, ja schwärmerisch zu ihm aufblickenden Freunden lebte. Es gab einen Augenblick, da er schriftstellerisch nur so viel verdienen wollte, um sein Studium der Medizin wieder aufzunehmen und durchzuführen. Doch dieser Kleinmuth ging rasch vorüber. Er folgte Körner nach Dresden, arbeitete dort und im benachbarten Loschwitz am Don Carlos weiter. Die Thalia aber ließ er zunächst ruhen. Es dauerte Monate, bis die zweite Nummer erschien. In den folgenden Nummern erschien unter anderem auch der Geisterseher, und in Göschen's späterem Unternehmen, dem „Historischen Kalender", die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges". Als Schiller im Herbste 1793 sich, um die Eltern zu sehen, in seine alte Heimath begab, ließ er sich von dem neu aufstrebenden Verleger Cotta gewinnen. Es entstand daraus zwischen den alten Bundesgenossen Göschen und Schiller eine tiefe Verstimmung, die endlich im Frühjahr 1797, durch August Wilhelm Schlegel's taktvolle Vermittlung, wieder beigelegt wurde. Göschen gab in einem rührenden Briefe zu, daß er in heftigen Scenen gegen Cotta zu weit gegangen sei; die alten herzlichen persönlichen Beziehungen wurden wiederhergestellt, und da unterdeß Göschen sich bei Hohenstädt in der Nähe von Grimma ein Landhaus erworben hatte, so lud er dahin den alten Freund ein, und sie verlebten dort mit ihren Gattinnen, im September 1801 glückliche Stunden. Inzwischen hatte Göschen lebhaft das Wort für Schiller ergriffen, als im „Xenienkampf" ein allgemeiner Sturm auf die beiden „Götterbuben" losgebrochen war.

Viel stätiger war Göschen's Verhältniß zu dem alternden Wieland. Wieland war damals noch der Liebling des Publikums, und in Production und Kritik eine herrschende Größe vornehmlich durch seine Zeitschrift „Der teutsche Merkur". Zu den ersten Erfolgen Göschen's gehörte es, den Vertrieb dieses wichtigen Organs zu erlangen. Da er nun vier oder fünf Zeitschriften direkt oder indirekt zu seiner Verfügung hatte, denn auch die Jenaische Litteraturzeitung stand seinem Einfluß offen — so war ihm, in einer zu jener Zeit seltenen Weise die Verbindung mit den bedeutendsten Autoren der Zeit erleichtert. Göschen's größtes Verlagswerk, was er selbst „das große Unternehmen" nannte, war: die Herausgabe der sämmtlichen Werke Wieland's, von diesem revidirt und vielfach verbessert, in dreißig Bänden, denen später noch Supplementbände folgten. Auf die früher erschienenen Wieland'schen Werke aber hatte die Firma Weidmann Rechte und Ansprüche erworben. Hierdurch entstanden allerlei Streitigkeiten. Diese Wirrnisse zogen sich von 1787 bis 1794 hin. Nach langem Prozessiren erlangte Göschen ein richterliches Urtheil zu seinen Gunsten am 30. November 1793. Noch lagen zwei Appellinstanzen vor, aber Göschen, sich seiner Sache sicher fühlend, begann zu drucken; und zwar in einer Weise, die noch nicht dagewesen war. Während des Prozesses hatte sich seine ökonomische Lage wesentlich gebessert. Die Freundesschuld an Körner war abgetragen; er hatte zwar andere Anleihen machen müssen, aber als er eine von 23 000 Thalern getilgt hatte, hielt er sich für völlig gesichert. Er hatte sich eine Druckerei angeschafft, verlegte sie nun nach Grimma, druckte auf sechs Pressen, ließ eigene Lettern schneiden und gießen, besorgte das beste Papier, war in Verbesserungen unermüdlich, wollte der deutsche Didot werden oder doch ihm nahe kommen. Und es gelang. Damals machte durch ihn die Buchdruckerkunst große Fortschritte, die aber nicht nachhaltig waren. Es liegt mir eine Cotta'sche Ausgabe der Gedichte Goethe's von 1815 vor; der Rückschritt von Göschen's Ausgabe des Faustfragments ist groß, wohl eine Folge der Kriegsjahre.

Unterdes aber druckte Göschen gleich vier Ausgaben von Wieland's Werken; an den großen Quartbänden scheint er Geld zugesetzt zu haben; an den kleineren Ausgaben hat er sicher verdient. Als er 1795 sein Landgütchen kaufte, hoffte er nur noch fünf Jahre arbeiten zu müssen, um sich zur Ruhe setzen zu können; er mußte aber noch 30 Jahre lang durchhalten und erreichte sein Ziel doch nicht. Er war unermüdlich thätig und honorirte gut, oft reichlich.

Aber die Kriegsjahre! Es wurde immer schlimmer. Niemand kaufte mehr Bücher; 1813 standen zwei Söhne Göschen's im Feld; einer im Lützow'schen Freikorps an der Seite Theodor Körner's.

Als der alternde Wieland sich sehnte, seinen Weimarer Aufenthalt mit dem auf einem Landgut zu vertauschen, stand ihm Göschen mit Rath und That bei. Aber es fehlte dem alten Dichter an Geschäftskenntniß, und seine Familie war allzu zahlreich. Es ging bergab. Wieland's ökonomischer Verfall ließ sich nicht mehr abwenden, wie hülfreich Göschen sich auch bethätigte. In dieser Zeit wurde auch Wieland, vorübergehend wenigstens, dem Göschen'schen Verlage untreu. Auch er trat mit Cotta in Beziehung. Wieland nahm es mit seinen Verbindlichkeiten gegen Göschen allzu leicht. Doch blieb dieser Freund treu, und Wieland's letztes selbständiges Werk „Euthanasia" erschien in seinem Verlage.

Nach dem Friedensschluß von 1815 erholte man sich langsam. Die ersten ermunternden Buchgeschäfte machte Göschen merkwürdigerweise nach England und Italien hin. Gern wär' er nach England gereist, mit dessen Litteratur er sehr vertraut war, und dessen Sprache er mit Leichtigkeit las und leidlich schrieb. Sterne, Fielding waren seine Lieblingsschriftsteller; Walter Scott regte ihn mächtig an, Byron's „Giaur" entzückte ihn. Es war ihm aber nicht vergönnt, England zu besuchen. Daß er Schlegel's Shakespeare nicht in seinen Verlag nahm, geschah wohl aus Rücksicht auf Wieland, der ja selbst einige Stücke übersetzt hatte. Einen finanziellen Nachtheil erlitt er durch Uebernahme eines Atlas im größten Stil, der sich in jenen Zeitläuften nicht rentiren konnte. Müllner und Houwald beschäftigten seine Pressen gegen das Ende seines Lebens.

Der Anerkennung für geistige Größen überaus fähig und in anregendem Verkehr hohen Genuß findend, war der würdige Mann doch auch stillvergnügt im Kreise seiner Familie auf dem Lande im Zusammensein mit einigen anspruchslosen Genossen. Er übersendet, schon hochbetagt, eine Sammlung Lieder: „Wie wir singen, wissen die Nachbarn; was wir singen, hier ist es." Ein gemüthlicher, mild gesinnter Mann, konnte er doch, wenn gereizt, lebhaft auffahren — Cotta hat es erlebt. In der Jugend schwärmerisch, bei vorrückendem Alter zu reiner Humanität abgeklärt, erkannte er anderer Verdienste willig und warm an. Ein Politiker, ein Parteimann war er nicht; das Zeitalter verlangte es nicht von ihm. Seine Philanthropie war christlich angehaucht, aber Intoleranz lag ihm fern, und gelegentlich sollte „die Pfaffen der Teufel holen" — ein Lieblingswort von ihm.

Es ist wohlthuend, das Bild dieses deutschen Mannes im Ausland durch die Feder des bedeutenden Enkels wiedergeboren zu sehen.

London. Eug. Oswald.

Digitized by Google

Theater.

Neues Theater: „Die Lokalbahn". Komödie in 3 Akten von Ludwig Thoma.

Es sind nicht nur satirische Gelüste, die Ludwig Thoma in die Kleinstadt führen. Er kennt auch die Sehnsucht, der wir alle unterliegen, wenn der Eilzug an den wenigen Häusern vorüberhastet, die sich um ihren Kirchthurm herum in die Thalmulde schmiegen, die unbestimmte, thörichte Sehnsucht nach holprigem Straßenpflaster, nach abendlich vor der Hausthür schwatzenden Gevattersleuten, und ein wenig Gartenduft. Thoma weiß sehr genau, wie behaglich dem Bürgermeister von Dornstein zu Muthe ist, wenn er recht umständlich die Marquise vor seinem Fenster herunterläßt, um die Möbel vor Sonnenstrahlen zu behüten, wenn er die Melodie des Ständchens nachbrummt, das ihm die „Liedertafel" gebracht, wenn er sich zu einem kleinen Speech vor seinen Getreuen räuspert. Ludwig Thoma kennt solche Kleinstadtsehnsucht und findet auch in ihr den Stimmungsklang.

Das übermüthige, laute Lachen und dies versteckte, heimliche Lieben — aus beiden heraus erwächst Thoma's Gestaltungskunst. Wie er diese Kleinstädter zeichnet, so stehen sie da und leben. Man glaubt sie ihm ohne weiteres. Individualitäten, die jede für sich da sind, die doch auch zugleich typische Geltung beanspruchen dürfen und vereint ein Gesammtbild geben. Thoma arbeitet mit markanter Liniengebung, man pflegt von Simplicissimustechnik bei ihm zu reden; aber das sagt nicht alles. Oft zeichnet er feinere Züge ein, läßt sogar Widersprüche spielen, ohne die Schärfe des Gesammteindrucks zu beeinträchtigen. Die übermüthig karikirte Frau Bürgermeisterin offenbart gelegentlich ihr dummes, weiches Mutterherz, und der renitente, bärbeißige Schwager versteht sie augenblicklich und beißt ihr daraus entspringendes Thun gut, obwohl es seinen Wünschen und Anschauungen schnurstracks zuwider läuft. Das ist mehr als Karikaturistik und Holzschnittmanier. Thoma ist ein Satiriker, der seine Gestalten auch lieb hat.

Freilich, an bestimmter Grenze macht sein Verständniß Halt. Was seiner Kunst Leben und Verve gibt, bezeichnet gleichzeitig die einengenden Linien ihrer Sphäre: die Politik.

Man müßte immer wieder aufstehen und predigen, daß die Politik in unserer Litteratur viel zu wenig Beachtung finde, führen nicht die meisten, die sich auf dies Meer hinauswagen, an dem Magnetberg „Partei" sich rettungslos fest. Nun ist Thoma nicht in dem unsagbar flachen Sinne wie Dreyer etwa Parteipolitiker, daß er nur die Schwächen der Gegner sieht. Im Gegentheil, er lacht über die Seinen, die Leute der Opposition. Das ist ja recht eigentlich das Thema seiner Komödie „Die Lokalbahn"*), daß er schildert, wie in dem kleinen Nest gelegentlich der Anlage der Lokalbahn Opposition gegen die Regierung aufflackert und ebenso schnell, ohne jeden äußeren Anlaß, in sich zusammenbricht; an ihrer eigenen Muthlosigkeit verglimmt sie. Aber wo Thoma dazu übergeht, den Gegner, den Regierungsmann, den Streber zu kennzeichnen, da wird auch seine Satire platt. Da ist er wirklich nur Simplicissimuszeichner. Gewiß, der Streber ist die unangenehmste Figur im modernen Leben, er fordert die Stammtisch-Satire geradezu heraus. Umso mehr müßte es den Künstler locken, auch in dieser Vogelscheuche das menschliche Herz zu entdecken. Hier aber macht ein unkünstlerisches Hassen Thoma blind.

Was den Idylliker wie den Satiriker in gleicher Weise an der Schilderung von Kleinstadtvorgängen lockt, ist die sanfte, satte Ruhe, die über allem ausgegossen ist. Sie bildet im Kleinstädter die liebenswürdigen wie die komischen Eigenschaften aus. Aber sie widerstrebt auch naturgemäß jeder scenischen Darstellung. Die Bewegung in der Bewegungslosigkeit — das Mittel, dies scheinbar Unvereinbare zu verschmelzen, hat Thoma in der Politik sich entdeckt. Das politische Ereigniß ist wie der lebhafte Traum im Kleinstadtschlafe. Es regt die trägen Gemüther auf, und sie versinken ebenso schnell wieder in ihr friedsames Dämmern. Es täuscht den Schein des freien Handelns den in peinlich geregelter Thätigkeit Versunkenen vor. Es ist das dramatische Motiv in der Idylle. So wenigstens nutzt es Thoma mehr oder weniger glücklich aus. So gelang es ihm, in seinem kleinen Einakter „Die Medaille" aus unscheinbarem, politischem Anlaß flotte, bewegte Handlung zu entfachen.

Er hat das Gleiche in der „Lokalbahn" versucht, aber er hat sich — sehr zu seinem Schaden — diesmal mit einem Schattenspiel begnügt. Nur die Reflexe der eigentlichen Handlung sieht man auf die Bühne fallen. Der Bürgermeister war in der Residenz, den Minister für das Projekt der Lokalbahn, so wie es die Kleinstädter wünschen, zu gewinnen; ohne etwas erreicht zu haben, ist er heimgekehrt. Aber er spiegelt den Seinen vor: er hat dem Minister die Wahrheit gegeigt. Er wird darob enthusiastisch gefeiert. Der Kleinstadtmuth ist dann eben so rasch, wie er aufgeflackert war, verpufft, und man macht dem Bürgermeister Vorstellungen, er müsse klein bei geben und den Minister wieder versöhnlich stimmen. Das zu thun, kann er unschwer versprechen, und so wird er wieder gefeiert. Das erste Ständchen galt dem unentwegten Oppositionsmann, das zweite dem allzeit getreuen Unterthanen. Die Satire kommt zu ihrem Recht.

Nicht aber ist das politische Motiv voll handlungsmäßig verwerthet. Gerade bei gutem Spiel — und die Aufführung des Neuen Theaters war ganz vortrefflich — muß der Zuschauer sofort wissen, daß dieser Bürgermeister dem Minister nicht schroff entgegengetreten sein kann. Die Enthüllung der wahren Vorgänge im zweiten Akt entbehrt darum jeglicher Wirkung. Thoma versagt diesmal gerade in dem, was sonst der Vorzug seiner Art.

Doch scheint mir das, was Thoma gibt, wesentlicher Natur, die Mängel seiner Komödie mehr zufällig zu sein. Er scheint mir das Zeug dazu in sich zu tragen, einst der berufene Vertreter der deutschen Kleinstadt im Parlament unserer Bühnen zu sein.

Ernst Heilborn.

*) Das Buch ist im Verlage von Albert Langen, München, erschienen.

Die beiden Schulen.

Es war nach einer Aufführung von Capus' amüsantem Stücke. Gleichviel ob in Paris, Wien oder Berlin. Meine Geschichte kann überall spielen. Ich bitte den Leser, sich in einer dieser Städte das Restaurant zu denken, wo er sich am behaglichsten fühlt, und in diesem Restaurant die hübscheste Plauderecke, einen ruhigen Winkel mit einem raffinirt gedeckten Tisch; Blumen vor jedem Gedeck. Vier Personen werden erwartet. Der Oberkellner, der diese Stammgäste besonders zu lieben scheint, läßt einen weichen, zärtlichen Blick noch einmal über Teller, Gläser und Besteck schweifen, richtet höchst persönlich da und dort eine Serviette und gibt den Kellnern, die ehrfurchtsvoll all seinen Bewegungen folgen, mit einer leisen, etwas sentimentalen Stimme die letzten Befehle. Ein Gast ruft aus dem Saal. Mit einem Seufzer wendet sich der Herr und Meister. Dort ruft die Pflicht, hier waltet die Liebe. Aber die Liebe wird heute einigermaßen enttäuscht. Statt des erwarteten Doppelpaares erscheinen nur zwei Herren: Paul und Ernst ohne ihre Damen. Es war so hübsch alles verabredet worden. Man wollte zuerst ins Theater gehen, um sich die Komödie von Capus anzusehen. Paul hatte die Loge besorgt. Und nach dem Theater partie carrée im Restaurant. Darauf freuten sich die Damen am meisten. Für kleine, brave Bürgersfrauen, die im behaglichen Philisterium leben, hat so ein nächtlicher Ausflug in ein Restaurant

immer etwas seltsam Verlockendes. Es ist wie eine Landpartie in verbotenes Gebiet, wo schrecklich reizvolle Ueberraschungen zu gewärtigen sind; aber natürlich gibt es nie Ueberraschungen, weder schreckliche noch reizvolle, und man geht ruhig und höchst befriedigt von der Extravaganz vor Mitternacht nach Hause. Heute aber war die ganze Unternehmung mißglückt. Ernst's Frau hatte unmittelbar vor dem Theater Migräne bekommen, und bei Pauls Frau war plötzlich die Mutter erschienen, mit wichtigen häuslichen Debattirangelegenheiten. Nun lebte Paul mit seiner Schwiegermutter im besten Einvernehmen, aber vielleicht deshalb, weil er stillschweigend alle Punkte eines weitgehenden Vertrages, der den häuslichen Frieden garantirte, einhielt. Einer dieser Punkte regelte auch die schwiegermütterlichen Besuche. Mama kam alle vier Wochen, unerwartet und unangemeldet, sprach drei Stunden lang mit ihrer Tochter über den ganzen häuslichen, wirthschaftlichen und ehelichen Mechanismus, der nach ihrer Meinung von Grund auf geändert werden müßte. (Natürlich blieb immer alles beim alten.) Sobald Mama erschien, empfahl sich Paul. Die Frau aber mußte bleiben. Diesmal kostete es sie wirklich einen Entschluß, so gern sie Mama auch hatte. Sie wäre gar so gerne zu Capus gegangen. Und so war es denn gekommen, daß die beiden Herren allein im Theater saßen und sich dann allein an einen schön geschmückten Tisch setzten. Als sie allein das Restaurant betraten, hatte sie zwar der Oberkellner fragend angesehen, aber er war viel zu diskret und wohlerzogen, um irgend eine Frage zu stellen. Er räumte nur mit einem leisen Seufzer und einem elegischen Augenaufschlag die beiden überflüssigen Gedecke weg.

Paul und Ernst hatten sich viel mehr Anregung vom heutigen Theaterabend versprochen. Es gibt Stücke, in die man nur mit Damen hineingehen soll. Ist man allein oder mit einem Freunde, so fehlt doch das Beste an der Unterhaltung. Und dieses beste besteht in der innerlich geführten, nie abreißenden Konversation zwischen Ihm und Ihr. Man sitzt neben einander, braucht kein Wort zu sprechen, schaut auf die Bühne, hört dem Geplauder da oben zu und begleitet es fortwährend mit einem Hin und Her innerlicher, unausgesprochener, aber lebhaft gedachter Bemerkungen. Es ist, als ob zwei Geisterchen, vielleicht auch zwei Teufelchen, von denen eins in Ihm und eins in Ihr sitzt, einander fortwährend mit dem Ellbogen stießen. Diese französische Dramatik bietet mehr als gewöhnliche Unterhaltung. Sie lehrt die Kunst, sich zu unterhalten. Diese Kunst kann aber doch nur paarweise getrieben werden. Das Theater von Capus ist ein Theater à deux.

So war denn die Unterhaltung der beiden Herren bei Tisch zuerst recht einsilbig. Sie ließen sich die Soleschnitten in Krebsbrühe und die Tournedos à la Rossini und die Haselhühner gut schmecken, ohne aber in jene Begeisterung zu gerathen, die der Oberkellner mit Recht von ihnen erwartete. Sie sprachen gar nicht vom Theater, sondern von geschäftlichen Konjunkturen. Erst beim Champagner — sie hatten ihn ganz achtlos bestellt, mehr aus Respekt für den Oberkellner, als aus Bedürfniß — erst beim Champagner wurde die Unterhaltung lebhafter. Und sie wurde ganz lustig, als die zweite Flasche angerückt kam. Wovon sprechen zwei Männer, wenn sie, die Ellbogen aufgestützt, eine gute Havanna zwischen den Fingern, nach einer wohltemperirten Mahlzeit dem wirbelnden Aufstieg der Perlen im Champagnerglase zuschauen? Sie sprechen vom Weibe. Das ist doch natürlich. Und daß sie nicht vom eigenen Weibe sprechen, brauche ich nicht erst zu betonen. Sie sprechen also vom Weibe. Zuerst ganz allgemein, philosophisch, moralisch, überlegen. Ein bischen Weltanschauung als Dessert. Und dann gleitet das Gespräch wie von selbst aus dem unbestimmten Nebel der allgemeinen Behauptungen ins Persönliche, ins Abenteuer und Abenteuerliche. Die Stunde der Bekenntnisse schlägt. Auch Paul und Ernst waren jetzt in der mittheilsamen, weichen Stimmung, wo ein Mann dem anderen das eigene Herz erklären will und dabei seinen Inhalt kunterbunt auf den Tisch schüttet. Und wäre nun ein Beobachter hinter der spanischen Wand gesessen, die dieses kleine Winkelchen von den übrigen Räumen des Restaurants abschloß, er hätte mit leichtem Spiel das Material für ein Gegenstück zu Capus' „Beiden Schulen" sammeln können. Capus schildert in seinem Stücke die zwei Arten von Frauen. Zwei Grundtypen: Die Frau, die nachforscht, den Ungetreuen immer entlarvt, ihm Scenen macht, sich und ihn ins Unglück wirft. Und die andere, die Kluge, die nicht nachforscht, nichts sehen will und in Frieden und Glück mit dem Manne auskommt. Daß der Mann die Frau betrügt, jeder Mann jede Frau, darüber verliert Capus kein Wort. Das ist doch selbstverständlich! scheint er zu sagen. Auch die beiden Herren schienen die Thatsache als selbstverständlich zu betrachten und würdigten also das Prinzip keiner näheren Untersuchung.

„Ach", sagte Paul, „die Welt ist doch wunderschön, weil es in ihr so viel Schönes zu sehen gibt. Ich weiß nicht, geht es mir nur so, oder ist die Stadt wirklich so reich an schönen Frauen — ich brauche bloß die Augen aufzumachen. Wenn ich noch ein bischen mehr Glück hätte, ging es mir wie dem Herrgott in Frankreich. Aber siehst Du, nichts ist eben vollkommen. Mir fehlt entweder die Gelegenheit oder die Courage. Ich bitte Dich, bei meinem Beruf! Ich bin den ganzen Tag zu Hause im Geschäft, jeden Augenblick öffnet meine Frau die Thür ins Komptoir. Die Stadt ist freilich groß, und ich weiß, daß man sich und sein Glück verstecken und verbergen kann. Aber dazu finde ich nicht den Muth. Nicht als ob ich feig wäre. Aber meine Frau mit Ueberlegung zu betrügen, dazu bin ich ein zu moralischer Mensch. Und dann, man wird doch immer gesehen! Nun denke Dir: ich habe ein so schönes, ruhiges Hauswesen, lebe im tiefsten Frieden. Nun käme ein solches Malheur. Selbst gesetzt den Fall, ich könnte mich herauslügen, ein Mißton bleibt immer zurück. Das Vertrauen der Frau ist erschüttert. Sie sieht dann Gespenster, selbst dort, wo es keine gibt. Sie macht einem Vorwürfe, selbst dann, wenn man sie nicht verdient. Und so wird einem das Leben langsam und sicher verbittert. Nein, nein, nein. Ich will meinen Frieden haben. Aber es ist doch jammerschade, daß — es nicht anders ist! Ja, hätte ich Deinen Beruf, wäre ich Arzt wie Du, sicher vor Entdeckung, das heißt ziemlich sicher, so weit die menschliche Voraussicht reicht, — —! So muß ich mich damit begnügen, meine Abenteuer im Geiste zu erleben. Aber daran laß ich mir's nicht fehlen. Da bin ich unternehmend, kühn, ja sogar waghalsig. Und meistens siegreich! Aber es kommt natürlich auch vor, — immer natürlich nur im Geiste — daß ich mein Ziel nicht erreiche. Ich bin, wie Du weißt, gar kein Phantast und erfinde mir keine Möglichkeit, wo es keine gibt. Da ist z. B. die schöne Frau X. Du weißt ja, die Frau des Staatsanwaltes. Seit Monaten beschäftige ich mich mit ihr. Und ich komme selbst im Geiste nicht über die platonische Verehrung hinaus. Da war es mit der Frau Y. ganz anders, der Frau des Bankdirektors. Die nahm ich im Sturm — natürlich nur in der Phantasie. Und wie es nun so geht, nach ein paar Tagen war sie mir über. Sie wundert sich immer, warum ich sie jetzt so kühl grüße. Ach, sie ahnt ja nicht, was ich mit ihr erlebt habe."

Und Paul trank mit verzückt geschlossenen Augen den Champagnerkelch leer.

Ernst antwortete nicht sogleich. Er blies den Rauch seiner Zigarre vor sich hin und schüttelte endlich verneinend den Kopf, als gäbe er sich selbst auf eine unausgesprochene Frage Antwort.

„Da habe ich doch eine ganz andere Natur", sagte er endlich und lachte über das ganze Gesicht. „Ich mache mir gar nichts aus den Frauenzimmern. Ich mag mein ganzes Leben, seitdem ich verheirathet bin, sieben und prüfen, ich habe mich im Geiste nie mit einer anderen Frau beschäftigt als mit meiner eigenen. Ich habe ein ganz eigenthümlich wohliges Gefühl, wenn ich an Edith denke. Ich male mir aus, wenn ich fern von ihr bin, was sie jetzt

macht, was die Kinder machen, wie sie sich über dies oder jenes freuen wird."

„Das hindert aber durchaus nicht, daß Du —"

„Ach was, da ist ja nichts weiter dabei, das liegt schon einmal so in meiner Natur. Ich mache mir darüber gar keine Gedanken. Wenn mir was in den Weg läuft, so nehme ich die bonne fortune einfach mit. Am nächsten Tag habe ich die ganze Geschichte schon vergessen."

„Ja, lassen sich denn alle Geschichten so leicht vergessen?"

Ernst bog sich weit zurück und sagte mit Nachdruck und Ueberlegenheit:

„Mein lieber Paul, das muß man im Gefühl haben: Auf Geschichten mit Konsequenzen lasse ich mich nicht ein. Das liest mir jede vom Gesicht herunter. Ich gebe mich wie ich bin, nicht um ein Haar besser. Und das alles gehört nun einmal zu meinem Leben, wie hier die Cigarre und dort der Sekt. Es gibt Menschen, die nie das Verlangen haben nach einer Flasche Moët. Und es gibt andere wie mich, die durchaus keine Verschwender und Prosser sind, und die sich ein Leben ohne Champagner von Zeit zu Zeit überhaupt nicht denken können. Trotzdem ich also jetzt in einem theueren Restaurant sitze, und einen sehr theueren Wein trinke, bin ich doch ein guter Familienvater, dem nichts ferner liegt, als das Geld zum Fenster hinauszuschmeißen. Na, übersetz Dir das gefälligst in ein anderes Gebiet und Du weißt, wie ich bin."

„Aber um Gotteswillen, Ernst, wenn Deine Frau Dich einmal erwischt, würde sie Dir Deine — Psychologie glauben?"

„Gewiß nicht. Davon bin ich überzeugt, eine so kluge und verständige Frau Edith auch ist. Aber es ist nun einmal unser Los, von allen Frauen falsch beurtheilt und verurtheilt zu werden. Das macht den Reiz und den Jammer des Lebens aus. Das schafft uns unsere Siege und Niederlagen. So erscheinen wir groß, und so erscheinen wir klein. Und eigentlich liegen die Dinge doch immer ganz anders. In den meisten Fällen, wenn nicht immer, danken wir unser Schicksal dem Mißverständniß."

Paul protestirte, aber Ernst fuhr unbeirrt fort.

„Sieh nur uns beide an. Du bist das Muster eines treuen Ehemannes und wirst es bleiben — vorausgesetzt, daß Du nicht einmal im Schlafe, was ich nicht hoffen will, Deine Gedanken ausplauderst. Und ich! — Wenn mich ein böser Zufall verräth, werde ich gesteinigt und verflucht werden als Urbild des Ungetreuen. Wäre das gerecht?"

„Gewiß", bestätigte eifrig Paul. „Ich habe mir nichts vorzuwerfen! Leider!"

„Und mein Gewissen macht mir nicht die geringsten Vorwürfe. Nun aber wollen wir gehen. Sonst glauben unsere Frauen, weiß Gott was."

Die Herren zahlten. Der Piccolo überreichte ihnen mit komischer Grandezza Stock und Hut, und der Oberkellner folgte ihnen vertraulich und doch respektvoll bis zur Thüre.

Wäre aber der Beobachter, den ich vorhin hinter dem Wandschirm postirt dachte, ein wirklicher Dramatiker, so ginge er jetzt nach Hause und schriebe sein Gegenstück: Das Stück von den beiden Typen der braven Ehemänner: Typus Paul und Typus Ernst. Jeder kommt in zahllosen Varianten und Ausgaben vor. Und der Gegendramatiker brauchte sich ebensowenig wie Caput über die phantastische Möglichkeit eines dritten Typus den Kopf zu zerbrechen.

Wien. Rudolph Lothar.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Berliner Schulreform von Richard Eickhoff. Braunschweig F. Vieweg & Sohn 1902.

Diese kleine Broschüre beschäftigt sich kritisch mit den Verhältnissen des Berliner höheren Schulwesens; allein die Fragen, die mit großer Klarheit behandelt werden, haben eine Bedeutung nicht nur für die Reichshauptstadt.

Der freisinnige Reichstagsabgeordnete Eickhoff, der selbst Schulmann ist, tritt nachdrücklich für die Reformschule ein, wie sie in einer ganzen Reihe von Städten bereits besteht. Altona und Frankfurt sind die Vorbilder, auf die vor allem hingewiesen zu werden pflegt. Das Charakteristische der Reformschule besteht bekanntlich darin, daß der Unterricht in den alten Sprachen in die höheren Klassen hinausgerückt wird, während in den drei untersten Klassen neben dem Deutschen nur Französisch gelehrt wird, dann tritt im vierten Schuljahr das Lateinische hinzu und im sechsten griechisch im Gymnasium, oder englisch im Realgymnasium. Eins ist zweifellos; ein solcher Schulplan schließt sich den Bedürfnissen des praktischen Lebens in höherem Grade an und zwar nach zwei Richtungen. Durch das, was gelehrt wird und in der Art der Zutheilung der einzelnen Lehrfächer an die verschiedenen Altersstufen. Die klassischen Sprachen finden in dem Lehrplan erst einen Platz, wenn die Eltern mit größerer Klarheit zu überblicken vermögen, welchem Lebensberuf der Knabe sich widmen soll, und fall er sich einem gelehrten Beruf nicht zuwenden, so ist die Grundlage für jede Thätigkeit im praktischen Leben durch die Reformschule zweckentsprechend gegeben. Das sind augenscheinliche Vortheile, und dabei kann man nur im Zweifel sein, ob die starke Betonung des Französischen gegenüber dem Englischen durchaus richtig ist; richtig wenigstens im Hinblick auf die Anforderungen der Geschäftsberufe gegenüber den gelehrten Berufen. In Amerika, in Afrika, in Asien, natürlich in Australien, ist englisch die größte Kultursprache und französisch tritt ihr gegenüber weit, sehr weit zurück, und die Wahrscheinlichkeit besteht in keinem Falle, daß in dieser Beziehung ein Umschlag eintreten wird.

Ganz anders stellt sich die Frage und weit schwieriger, wenn man erörtern soll, ob vom erzieherischen Standpunkt aus die alten Sprachen oder die modernen Sprachen einen höheren pädagogischen Werth haben, und in welchem Alter dieser Werth vor allem nutzbar gemacht werden kann; dabei ist es selbstverständlich, daß ein umfassendes und tiefes Verständniß der modernen Kultur jener nicht zu erlangen vermag, der von dem Wesen der antiken Kultur keine selbständige Vorstellung hat.

Es will mir scheinen, daß über die Frage nach dem pädagogischen, geistesbildenden Werth der alten Sprachen gegenüber den modernen sich eine Einigung niemals wird erzielen lassen. Ein Grund hierfür liegt zweifellos darin, daß es den Normalmenschen nicht gibt, und daß aus der Fülle menschlicher Individualitäten sich höchstens mit einer gewissen, doch sehr schwankenden Zuverlässigkeit der Durchschnittsmensch herausdestilliren läßt. Ob nun der deutsche Durchschnittsknabe unserer Zeit in höherem Grade geistig auf Reformschulen oder auf den Schulen alter Observanz gefördert wird, ist viel umstritten. Die Entscheidung ist aber nur dann im praktischen Leben geboten, wenn eine Stadt sich ausschließlich für einen einzelnen Typus von Schulen zu entscheiden gezwungen ist. Eine solche Entscheidung erscheint mir auch heute noch schwer. Ganz anders liegt der Fall in großen Städten mit zahlreichen Schulen. Hier ist es angebracht, neben dem hergebrachten Typus der hohen Schulen auch die Reformschule zu setzen; denn es kann nicht zweifelhaft sein, daß bei einer erheblichen Anzahl von Kindern, den Anlagen der Schüler wie den sozialen Bedürfnissen der Eltern in zweckentsprechender Weise durch die Reformschulen Rechnung getragen werden kann. Die großen Städte sollten nicht zögern, auch für die Reformschulen Raum zu schaffen; mag es dann der Erfahrung überlassen bleiben, zu bestätigen, daß diesem Typus von Schulen in der Zukunft ein immer breiterer Raum geschaffen werden muß.

Die anregende, treffliche, kleine Schrift von Prof. Eickhoff wird selbst jene in hohem Grade interessiren, die sich noch nicht unbedingt auf den Standpunkt stellen, daß die Reformschule die Schule der Zukunft ist. Der freie Wettbewerb dürfte auch in diesem Falle das Förderndste sein.

P. N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 23. Berlin, den 7. März 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3½ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Bischof Korum und Graf Bülow. Von Theodor Barth.

Der agrarische Hochschutz in Frankreich und der neue deutsche Zolltarif. Von J. Goldstein (Zürich).

Parlamentsbriefe XVII. Von Proteus.

Berthold Auerbach's „Neuer Rheinländischer Hausfreund". Von A. Bettelheim (Wien).

Cuvillier Fleury. Von G. Ranschoff.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Braut von Messina. Von Alexander Frhr. von Gleichen-Rußwurm (München).

Vom Ehrgeiz. Von Eduard Playhoff-Lejeune (La Tour de-Peilz).

„Herr und Frau Torenhoff beehren sich." Skizze von Arthur Sewett (Danzig).

Bücherbesprechungen:

C. Pezold: Ninive und Babylon. Besp. von Professor J. Barth (Berlin).

Die Frauenbewegung in der Schweiz. Besp. von A. St.

Carl Busse: Neue deutsche Lyriker. Besp. von R. M. M.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die preußische Regierung hat im Hinblick auf die Wahlen einen ganz heroischen Entschluß gefaßt. Sie hat eine Anzahl Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten und höchste Polizeibeamte aus ihren Aemtern entfernt und, nachdem diese Entfernung aus den Aemtern stattgefunden hat, wurden die meisten von den Entfernten in gleich hohen oder selbst höheren Stellungen, doch in anderen Provinzen der preußischen Monarchie wieder angestellt. So werden beispielsweise aus Hannover Beamte, die es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hatten, das reaktionäre Bündlerthum zu fördern, abgeschoben, und andere preußische Provinzen werden alsdann mit diesen Beamten beglückt.

Auch diese Maßnahme entspricht auf das Ausgezeichnetste der bewährten Politik der mittleren Linie, und diese Politik der mittleren Linie wird man etwa in folgender Weise definiren können. Sie ist ein Kompromiß; wozwischen? Hier die Einsicht, daß die Bestrebungen des Bundes der Landwirthe für den Staat verderbliche sind, und dort die schwachmüthige Verzagtheit entsprechend dieser Einsicht irgend eine einschneidende politische Aktion vorzunehmen. Wenn eine Regierung über solche Einsicht verfügt und über die entsprechende schwachmüthige Verzagtheit zugleich, dann säubert sie diese Provinz von Beamten, die den Bestrebungen des Bundes der Landwirthe die Wege ebnen, und setzt diese selben Beamten zum Theil unter Beförderungen in eine andere Provinz ein, damit sie nunmehr dort jene extremen Tendenzen zu patronisiren vermögen, die sie unter zaghafter Mißbilligung der Regierung in der früheren Provinz zur Entfaltung gebracht hatten.

Die Weisheit dieser Maßregel ist augenscheinlich; eine Ansteckungsgefahr — auch eine politische — bekämpft man, indem man die Träger der Ansteckung von dem einen Ort an den andern verpflanzt; das ist die praktische Seite. Und nun die moralische? Die Achtung vor der Thatkraft einer Regierung muß immer mehr wachsen, die gerade so viel Muth findet, um schüchtern anzudeuten, daß sie die Politik des Bundes der Landwirthe im Staatsinteresse wohl bekämpfen möchte, und die dann so vorsichtig ist, durch ihre Thaten zu beweisen, daß sie nie die Entschlossenheit haben wird, um diese Bekämpfung mit wirkungsvollen Mitteln vorzunehmen.

Dieses Programm ist geeignet, das Junkerthum zu reizen, und es ist geeignet, das Junkerthum in der Ueberzeugung zu stärken, daß, je rücksichtsloser der Bund der Landwirthe auftritt, um so eingeschüchterter diese Regierung sein wird, die unaufhörlich nach einem Beweis der Kraftlosigkeit einen anderen erbringt. Hätte die Regierung die Absicht die agrarische Gefahr zu steigern, so müßte man anerkennen, daß diese jetzt vollzogenen Beamtenversetzungen ein gut gewähltes Mittel sind, wie es ein gleich gut gewähltes Mittel war, erst die in der Kanalfrage opponirenden Landräthe aus den Aemtern zu entfernen, und sie dann unter Beförderung in den Staatsdienst wieder aufzunehmen. Bei solcher Praxis wird es dem Bunde der Landwirthe schon gelingen, die Staatsautorität immer weiter zu erschüttern, und die Staatsmaschine immer mehr in die eigenen Hände zu bekommen.

Und dieselbe Festigkeit, die die Regierung gegen die Agrarier entwickelt, entwickelt sie gegen die Ultramontanen; auch diesen Gegner des modernen Staates und der modernen Bildung behandelt sie unter Modifikation

Digitized by Google

des bekannten Satzes suaviter in modo, fortiter in re, zwar milde in der Form, aber auch schwachmüthig im Handeln. Bezeichnend ist es unter diesen Umständen, daß sich von den politischen Parteien ganz losgelöst, eine Anzahl Männer zusammengefunden haben — unter ihnen allererste deutsche Namen, so die Professoren Häckel, Czerny, Kuno Fischer, dann aus dem wirthschaftlichen Leben Professor Emminghausen-Gotha und andere, die aufrufen zum Kampfe gegen das Centrum. Zu dem Aufruf heißt es:

„Zentrum ist Trumpf! Das Fortschreiten des Ultramontanismus kann nicht geleugnet werden. Seine politische Vertretung, das Zentrum, übt immer größeren Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung im Reiche und in den einzelnen Bundesstaaten aus und greift tief in alle Gebiete des staatlichen wie des privaten Lebens in unserem Vaterlande mit zersetzender Wirkung ein: Das nationale Bewußtsein wird gelähmt, die freie Entfaltung des geistigen Lebens unterbunden, eine klerikale Bevormundung angebahnt und ein solches Paritätsverhältniß ausgebildet. In Politik und Kunst, in Wissenschaft und Religion, überall hemmt der Ultramontanismus den Fortschritt und hindert die freie Selbstbestimmung des Einzelnen wie der Gemeinschaft." . . . . . „Die Erkenntniß der ultramontanen Gefahr muß Gemeingefühl werden. Wir fordern deshalb alle Männer im Deutschen Reiche, die mit uns das gefahrdrohende Wachsthum des Ultramontanismus erkannt haben, unbeschadet ihrer sonstigen parteipolitischen Stellung oder religiösen Ueberzeugung, auf, nach Vermögen im öffentlichen Leben, insbesondere auch schon bei den bevorstehenden Reichstagswahlen, in Verbindung mit uns in antiultramontanem Sinne wirksam zu sein. Selbst in solchen Wahlkreisen, in denen der Ultramontanismus noch keine politische Rolle spielt, dürfen wir unsere Stimme keinem Wahlkandidaten geben, der nicht unzweideutig erklärt, bei allen Fragen, die das Verhältniß zum ultramontanen System berühren, in abwehrendem Sinne thätig zu sein. Dies gilt namentlich überall da, wo die Grundlagen unseres Kulturlebens, die Selbständigkeit des Unterrichtswesens, die Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Kunstausübung, die Unabhängigkeit der religiösen Ueberzeugung in Frage kommen."

Solch ein Aufruf ist ein recht beachtenswerthes Symptom. Die intellektuelle Elite unseres Volkes sieht die schwere Bedrohung für die deutsche Geisteskultur so deutlich, wie die Elite des Kaufmannsstandes die wachsende Bedrohung auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens erkennt. Unsere thatkräftige Regierung hingegen bleibt der Ansicht, daß diese Gefahren am besten beschworen werden, indem man ihnen gestattet, sich weiter zu entwickeln.

Kopenhagen hat einen Bürgermeister, der Sozialdemokrat ist; er wurde mit 19 gegen 15 Stimmen gewählt. Hoffentlich kommt er in die Lage seines Amtes walten zu können; wir sagen hoffentlich aus dem Grunde, weil es keine bessere Methode gibt, die sozialistischen Utopien zu verscheuchen, als ihre Vertreter vor die Aufgabe zu stellen, daß sie reale nutzbringende Reformen im Leben, wie es ist, durchzuführen gezwungen sind. Dieser Zwang ist förderlicher zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, nicht aber der Zwang der Ausnahmegesetze, der die Sozialdemokratie auf das bequemste der Aufgabe überhebt, die Durchführbarkeit ihrer Ideen zu erweisen.

In Aabo in Finland hat sich folgender Vorgang abgespielt. Gegen den russischen Gouverneur Koigorodoff waren Klagen erhoben worden; sie sollten zum gerichtlichen Austrag vor dem Rathhausgericht in Aabo kommen. Darauf besetzte die Polizei die Rathhaustreppe und hinderte die Zeugen, zur Vernehmung zu erscheinen. Nachdem diese Vergewaltigung stattgefunden, reichten alle Mitglieder des Hofgerichts, mit Ausnahme eines Aktuars und eines Registrators, ihre Entlassung ein, und fünfzehn von den sechszehn außerordentlichen Mitgliedern des Gerichtes baten um Befreiung vom Dienste. Augenscheinlich wird es der russischen Politik gelingen, das loyale Finland zu einem zweiten Polen zu machen.

Auf der Balkanhalbinsel kämpfen die türkischen Truppen in täglichen Scharmützeln mit aufständischen Banden, und Nachrichten von Rüstungen aller unmittelbar interessirten Staaten tauchen immer wieder auf und werden ebenso oft bestritten. Man mag die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Friede gewahrt bleibt, aber trotz der Diplomaten und ihrer Absicht, den Frieden zu erhalten, kann irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß, das den Leidenschaften der Balkanvölker, sei es der Türken, der Bulgaren, Serben, Griechen, Albanesen, seine Entstehung verdankt, eine große allgemeine Krisis heraufbeschwören.

Aus China lauten die Nachrichten noch immer bedrohlich. Sollte dort ein neuer Kampf gegen das europäische Element zum Ausbruch kommen, so würde damit wiederum eine sehr ernste Aufgabe der Politik der Großmächte erstehen.

* * *

Bischof Korum und Graf Bülow.

Wird der streitbare Bischof der römischen Kirche oder der nachgiebige Kanzler des Deutschen Reiches in dem diplomatischen Kampfe um die höhere Töchterschule in Trier den Sieg davontragen? Graf Bülow hat bei der Beantwortung der nationalliberalen Interpellation am vorigen Dienstag im preußischen Abgeordnetenhause erklärt: der Staat müsse verlangen, daß der Bischof von Trier seinen Erlaß, in dem er eine staatliche Lehranstalt boykottirt, rückgängig mache. Dieses ausdrückliche Verlangen des preußischen Ministerpräsidenten ist die bei weitem bedeutsamste Erklärung, die in der ganzen Interpellationsdebatte abgegeben ist. Wird der Bischof Korum sich bereit finden lassen, seinen Boykotterlaß zurückzunehmen? Und was wird Graf Bülow ihm eventuell bieten, um die Zurücknahme zu erlangen? Daß der gegenwärtige Leiter der preußischen und deutschen Politik dem Bischof Korum goldene Brücken zum Rückzuge bauen wird, darf als sicher angenommen werden. Aber Politiker, die den Bischof Korum genau kennen, versichern, daß der Bischof von Trier den Erlaß unter keiner Bedingung zurücknehmen werde.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die Provokation der staatlichen Gewalt seitens des Bischofs Korum keine heißblütige Improvisation war, sondern aus kühler Ueberlegung hervorgegangen ist. Ein Bischof der katholischen Kirche pflegt solche Vorstöße, über deren Tragweite er nicht im Unklaren sein konnte, nicht zu machen, wenn er sich nicht vorher der Zustimmung der maßgebenden Politiker am päpstlichen Hofe versichert hat oder eine solche Zustimmung glaubte annehmen zu dürfen. Die Rücksichtslosigkeit, welche darin liegt, daß die Provokation erfolgte, ohne daß der Bischof von Trier seine angeblichen Beschwerden der preußischen Staatsregierung auch nur zur vorherigen Kenntniß gebracht hatte, ist so groß, daß sie nur aus der festen Absicht, einen Konflikt zu konstruiren, zu verstehen ist. Liegt aber der Konfliktswille vor, und zwar im Einverständniß mit der römischen Kurie, so ist die Aussicht, im Wege der diplomatischen Routine den Streitfall aus der Welt zu schaffen, gering. Es scheint, daß die katholische Kirche den casus belli nur zu dem Zwecke gesucht hat, um an irgend einer andern, noch nicht recht erkennbaren Stelle staatliche Zugeständnisse zu erpressen. Man wird — auch wenn die angestrebten Zugeständnisse erwirkt sind — seitens der römischen Machthaber den Widerstand des Trierer Bischofs sicher nicht gewaltsam zu brechen versuchen, aber vielleicht schließlich den Ausweg wählen, den Bischof Korum nach Rom zu ziehen, ihn dort zu einem Großwürdenträger der Kirche machen und ihm noch einiger Zeit den Kardinalshut verleihen. Der Nachfolger des Trierer Bischofs wäre an den Erlaß seines Vorgängers nicht gebunden und könnte möglicher Weise fünf gerade sein lassen. Aber wenn auf dieser oder ähnlicher

Digitized by Google

Grundlage der Friede zu Stande käme, so würde der preußische Staat jedenfalls an anderer Stelle Haare lassen müssen. Die offiziösen Federn würden einige Mühe haben, einen solchen Ausgang als einen Triumph der heimischen Diplomatie zu interpretiren.

Es gab am vorigen Montag genug naive Politiker, die vor dem Beginn der Verhandlungen die Vermuthung aussprachen, Graf Bülow habe das Zugeständniß der Zurücknahme des anstößigen bischöflichen Erlasses bereits in der Tasche. Naive Seelen! Die römische Kirche kennt ihrerseits weder Naivetät noch Gutmüthigkeit. Graf Bülow aber hat jetzt Gelegenheit bekommen, zu erweisen, ob sein langer Aufenthalt in Rom ihn auch zu einem ebenbürtigen Gegner römischer Diplomatie gemacht hat.

Theodor Barth.

Der agrarische Hochschutz in Frankreich und der neue deutsche Zolltarif.*)

Der Einfluß hoher Schutzzölle auf die Gestaltung der Getreidepreise ist schon so oft besprochen worden, daß es an dieser Stelle ausreichen wird, darauf hinzuweisen, daß nicht einmal alle „wissenschaftlichen" Wortführer der Agrarier heutzutage die Thatsache ohne weiteres abzuleugnen wagen, daß der hohe Schutzzoll zum größten Theil von der Bevölkerung des Landes getragen wird, das diese Zölle erhebt.

Weniger erforscht ist dagegen der Einfluß des Standes der Getreidepreise auf den Konsum, obwohl gerade diese Thatsache hervorragend wichtig für die Gestaltung der Handelspolitik sein müßte. Denn der Gesichtspunkt, dem Volke eine möglichst gute Ernährung zu garantiren, sollte doch suprema lex einer weisen Regierungspolitik sein.

Fragt man nun darnach, wie gestaltet sich denn der Getreidekonsum unter dem Einfluß der Variationen der Getreidepreise, so lassen sich diesbezüglich für England, das sich wegen Ueberwiegens der Getreideeinfuhr (die Einfuhr wird ja statistisch viel besser erfaßt, als die Getreideproduktion) vorzüglich zu solchen Untersuchungen eignet, folgende Ziffern eruiren. Im Laufe der letzten 25 Jahre betrug der Weizenkonsum des Vereinigten Königreichs, sofern man die einzelnen Jahre nach der Preishöhe des Weizens ordnet:

Preise für Imperial Quarter	Durchschnittlicher Weizenkonsum pro 1000 Personen der Bevölkerung in Imperial Quarters
Von 23,0 bis 29,3 sh	749
„ 29,4 „ 35,6 „	744
„ 35,7 „ 41,9 „	717
„ 42,0 „ 48,2 „	717
„ 48,3 „ 54,6 „	678

Bei hohem Preisstand war demnach der Konsum viel geringer als bei niedrigen Preisen!

Daraus könnte gefolgert werden, daß je höher der Zollschutz sich gestalten werde, desto mehr wird — caeteris paribus — der Brotkonsum der Bevölkerung zurückgehen müssen. Daß diese Folge für Frankreich, in welchem Lande der Weizenzoll bekanntlich durchschnittlich ca. 40 Proz. des Werthes dieses Produktes auf dem Weltmarkt ausmacht, thatsächlich eingetroffen ist, läßt sich aus folgenden Daten ersehen. Der Weizenkonsum betrug pro Kopf der Bevölkerung:

Im Jahresdurchschnitt	
1862—1871	2,20 hl
1872—1881	2,50 „
1882—1885	2,85 „
1886—1890	2,70 „
1891—1896	2,60 „
1897—1901	2,60 „

Nach Ausschluß des Jahres 1891, für welches die Produktionsangaben sehr unzuverlässig zu sein scheinen,*) belief sich der Weizenkonsum im Zeitraum 1892/96 auf 2,65 bis 2,70 hl. Wir sehen demnach, daß unter dem Einfluß der liberalen Handelspolitik der 60er und 70er Jahre der Verbrauch rasch zugenommen hat, während seit der Inaugurirung des agrarischen Hochschutzes ein bedeutender Rückgang zu verzeichnen ist. Am traurigsten gestalteten sich dabei die Verhältnisse in den letzten Jahren, nach der im Jahre 1894 erfolgten Erhöhung des Zolles auf Weizen von 5 auf 7 Franken pro 100 kg. Wesentlich unter dem Einfluß dieses Prohibitivzolles sank die Mehreinfuhr von ca. 15 Mill. hl im Jahresdurchschnitt 1882/1891 auf ca. 7 Mill. hl im letzten Jahrfünft des 19. Jahrhunderts. Die heimische Produktion vermochte diesen Ausfall nicht zu decken, und so ergab sich ein Sinken des Weizenkonsums von ca. 2,85 hl im Jahresdurchschnitt 1882/1885 auf ca. 2,60 hl in den letzten Jahren. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Jahre 1898 und 1899 außerordentlich gute Ernten**) zu verzeichnen hatten. Der geschätzte Ernteertrag an Weizen betrug nämlich 128,3 und 128,4 Mill. hl gegen ca. 109 Mill. hl im Jahrzehnt 1881 bis 1890. Bei schlechten Ernten würde die Konsumabnahme — unter dem Einfluß der beinahe prohibitiv wirkenden Schutzzölle — deren Höhe nunmehr auch von Deutschland acceptirt werden soll — sich gewiß noch größer gestaltet haben.***)

Von größerem Interesse ist es, diesen traurigen Folgen des agrarischen Hochschutzes in Frankreich die Gestaltung des Weizenkonsums in England gegenüberzustellen. Die von mir zu diesem Zweck veranstalteten Untersuchungen ergaben folgende Resultate. Auf 1000 Personen der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs kamen durchschnittlich jährlich:

Erntejahr	Imperial Quarters
1852/53—1860/61	638
1861/62—1870/71	684
1871/72—1880/81	687
1881/82—1890/91	734
1891/92—1900/01	748

Der Weizenkonsum des Vereinigten Königreichs nahm demnach von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu, während in Frankreich — unter dem Einfluß des agrarischen Hochschutzes — eine erhebliche Verschlechterung der Volksernährung zu verzeichnen war.

Bei dieser Gelegenheit verdient noch folgendes besonders hervorgehoben zu werden. Die Anhänger der hohen Getreidezölle führen die Steigerung der Weizenproduktion

*) Diese Abhandlung ist ein Auszug aus der im Druck befindlichen russischen Ausgabe meines Werkes: „Bevölkerungsprobleme und Berufsgliederung in Frankreich," dessen deutsche Ausgabe im Jahre 1900 bei J. Guttentag in Berlin veröffentlicht wurde.

*) Vergl. Bevölkerungsprobleme u. s. w., S. 71, zweite Anmerkung.

**) Seit Inaugurirung der regelmäßigen Ernteberichterstattung im Jahre 1815 hatte Frankreich bis zum Jahre 1901 nur einmal, und zwar im Jahre 1874, eine bessere Weizenernte — mit einem Ertrag von ca. 133,1 Mill. hl — aufzuweisen gehabt.

***) Die dem Konsum zur Verfügung stehende Menge Roggens, dessen Verbrauch in Frankreich übrigens relativ sehr unbedeutend ist, blieb 1892/96 annähernd die gleiche wie 1886/90. In den letzten Jahren ist aber auch hier eine erhebliche Abnahme zu verzeichnen, indem die Roggenproduktion (Roggeneinfuhr spielt in Frankreich keine Rolle) von ca. 24,4 Mill. hl im Jahresdurchschnitt 1892/96 auf ca. 21,2 Mill. hl in den Jahren 1897/1900 gesunken ist. Angesichts dessen gewinnt das Sinken des Weizenkonsums natürlich eine noch größere Bedeutung.

Digitized by Google

Frankreichs eben auf diesen hohen Agrarschutz zurück.*) Die völlige Haltlosigkeit solcher Behauptungen wird aber mit genügender Klarheit durch nachstehende Vergleiche der Ernteergebnisse in England und Frankreich illustrirt. Der Durchschnittsertrag vom Hektar unter Weizen betrug nämlich in Hektolitern:

	1892/95	1896/1900	Zunahme
im Vereinigten Königreich . .	24,6	28,6	16 %
in Frankreich	16,0	16,8	5 %
im Vereinigten Königreich mehr	54 %	70 %	

Trotz der Abwesenheit der Getreidezölle war demnach die Steigerung des Ertrages in England bei weitem größer als in Frankreich. Dementsprechend belief sich der Mehrertrag in England gegenüber Frankreich in den Jahren 1896/1900 auf ca. 70 Proz., während er zu Anfang der 90er Jahre**) nur etwa 54 Proz. betragen hat.

Nun führen aber manche Forscher die außerordentlich hohen Weizenerträge Englands darauf zurück, daß unter dem Einfluß der Abwesenheit der Schutzzölle in England nur solche Böden der Weizenkultur gewidmet werden, die sich dazu besonders eignen. Vom allgemein volkswirthschaftlichen Standpunkt aus kann man eine solche Selektion natürlich nur begrüßen. Diese Behauptungen, sofern sie die Bedeutung der Intensität der landwirthschaftlichen Kultur Englands in Schatten zu stellen beabsichtigen, beruhen aber wesentlich auf Uebertreibungen, wie das aus folgendem Vergleich der Flächen unter Weizen im Vereinigten Königreich und in Frankreich zu ersehen ist. Die durchschnittlich jährlich mit Weizen bebaute Fläche betrug:

	im Vereinigten Königreich acres	in Frankreich ha
1892/1895 . . .	1 922 000	7 013 000
1896/1900 . . .	1 957 000	6 844 000
	+ 35 000	— 169 000

Die außerordentliche Ertragssteigerung war demnach in England trotz der Zunahme der mit Weizen bebauten Fläche (also Hineinbeziehung der Böden schlechterer Qualität) zu verzeichnen, während in Frankreich — trotz der Einschränkung des Weizenbaues (also Eliminirung von Böden schlechterer Qualität) — und der hohen Schutzzölle die Ertragssteigerung relativ sehr gering war.

Ebenso ungünstig waren in Frankreich die Wirkungen der hohen Vieh- und Fleischzölle. Denn während im Vereinigten Königreich — unter dem Einfluß der Abwesenheit der Schutzzölle — die Einfuhr von Fleischprodukten***) von ca. 19 Pfund pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1885 auf ca. 29 Pfund im Jahre 1890, 32 Pfund im Jahre 1895 und sogar ca. 45 Pfund im Jahre 1900 gestiegen ist, sank die entsprechende Einfuhr in Frankreich außerordentlich rasch. Es genügt hier, in dieser Hinsicht darauf hinzuweisen, daß neben der raschen Einschränkung der Vieheinfuhr†) auch die Mehreinfuhr von allerlei Fleisch††) von ca. 99,4 Mill. Kilogramm im Jahresdurchschnitt 1888/92 auf ca. 49,5 Mill. Kilogramm im Jahresdurchschnitt 1893/96 gesunken ist. Für die neueste Zeit ist aber die Mehreinfuhr — nach Angaben des Annuaire Statistique de la France für 1901 — noch geringer geworden, und zwar bezifferte sie sich im Jahre 1899 auf 15,9 und im Jahre 1900 sogar nur auf 9,2 Mill. Kilogramm.

Da die inländische Produktion diesen Ausfall nicht zu decken vermochte, so sank — nach Angaben der französischen Agrarenquete vom Jahre 1892 — der Fleischkonsum der französischen Städte mit einer Bevölkerung von über 10 000 Einwohnern folgendermaßen:

Jahre	Fleischkonsum einschl. Einfuhr pro Kopf der Bevölkerung	Jahre	Fleischkonsum einschl. Einfuhr pro Kopf der Bevölkerung
1839 . . .	48,9	1872 . . .	55,5*)
1844 . . .	52,0	1877 . . .	62,3
1849 . . .	47,7	1882 . . .	64,6
1854 . . .	47,7	1887 . . .	60,7
1862 . . .	53,9	1892 . . .	57,0
1867 . . .	57,9		

Nach einem vorübergehenden Rückgang des Fleischkonsums um die Mitte des 19. Jahrhunderts, der wesentlich dem Einfluß der Ereignisse des Jahres 1848 und den überaus hohen Getreidepreisen des Jahres 1854 zugeschrieben werden muß — der Weltmarktpreis des Weizens betrug in diesem Jahre ca. 72 sh pro Imperial Quarter gegen ca. 53 sh im Jahre 1853 und ca. 41 bezw. 39 sh in den vorhergehenden Jahren — hat der Fleischkonsum der städtischen Bevölkerung in der Aera der liberalen Handelspolitik beträchtlich zugenommen. Seit den 80er Jahren, nach der Inauguration des agrarischen Hochschutzes, zeigt demgegenüber der Fleischkonsum der Städte einen stetigen Rückgang. Im Jahre 1892 sahen wir ihn wiederum auf das Niveau der 60er Jahre gesunken.

Aehnliches ist von Paris zu berichten, wo der Fleischkonsum im Laufe der letzten 25 Jahre sich folgendermaßen gestaltet hat:

Im Jahresdurchschnitt**)	Fleischkonsum pro Kopf der Bevölkerung kg
1876/80	76
1881/85	76
1886/90	76
1891/95	73
1896/1900	71

Trotz der erheblichen Besserung der Konjunktur im letzten Jahrfünft war der Fleischkonsum der Pariser Bevölkerung beträchtlich geringer, als in den 80er Jahren.

Man kann daher die Sache drehen und wenden wie man will, die Wirkungen des agrarischen Hochschutzes lassen sich weder vom Standpunkte der Steigerung der nationalen Produktion noch vom Standpunkte der ausreichenden Versorgung der Bevölkerung durch die einheimische Landwirthschaft rechtfertigen. Denn in der einen wie in der anderen Hinsicht stand England — ohne agrarischen Schutz — bedeutend günstiger da als Frankreich!

Angesichts dessen muß die Absicht Deutschlands, einen gleich hohen (für Weizen) oder sogar einen höheren Zollschutz (für Roggen) zu schaffen als in Frankreich, um so seltsamer erscheinen, als der Rothschrei der Agrarier über ihre angebliche Benachtheiligung durch die Caprivi'schen Handelsverträge durchaus unberechtigt ist. Denn trotz der Herabsetzung der Zölle hat der Antheil der deutschen Produktion am Gesammtkonsum — wesentlich dank der

*) In einer Besprechung meiner Bevölkerungsprobleme in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. schreibt z. B. Dr Ballod: „Thatsache ist jedenfalls, daß die französische Weizenproduktion von 109 Mill. hl im Mittel 1881/90 auf 117 Mill. hl 1895/99 angestiegen ist. Der agrarische Hochschutzzoll ist also doch nicht so sehr ‚Feind des landwirthschaftlichen Fortschritts', wie Goldstein meint." Vergl. a. a. O., S. 430 ff. Näheres darüber vergl. die russische Ausgabe der Bevölkerungsprobleme S. 97.

**) Bei Berücksichtigung des Jahres 1901, für welches die Produktionsangaben in Frankreich, wie bereits angedeutet, sehr unzuverlässig zu sein scheinen, würde die Stellung Englands noch glänzender erscheinen, da England in diesem Jahre eine gute Ernte aufwies, während Frankreich ein relativ sehr schlechtes Jahr zu verzeichnen hatte.

***) Damit sind gemeint: Bacon & Hams, Beef salted & fresh, Meat preserved, Mutton, Pork salted & fresh.

†) Vergl. darüber Bevölkerungsprobleme, S. 79 ff.

††) Viandes fraiches, depecées, salées et fumées.

*) Folge der Katastrophe von 1870/71.

**) Der besseren Vergleichbarkeit wegen wurden die Jahre 1878, 1889 und 1900, in welchen die Ausstellungen einen großen Bevölkerungszufluß nach Paris verursachten, ausgeschlossen.

Digitized by Google

Aufhebung des Identitätsnachweises — nicht abgenommen, wie das ohne weiteres schon durch folgende Berechnungen klargelegt werden kann. Die Produktion und die Mehreinfuhr betrugen nämlich in Tonnen zu 1000 kg:

Roggen:

	Produktion	Mehreinfuhr
1895/1897	8 143 000	891 000
1898/1901	8 603 000	703 000
Zu- oder Abnahme .	+ 460 000	— 188 000

Weizen:

	Produktion	Mehreinfuhr
1895/1897	3 285 000	1 285 000
1898/1901	3 449 000	1 389 000
Zu- oder Abnahme .	+ 164 000	+ 104 000

Hafer:

	Produktion	Mehreinfuhr
1895/1897	5 978 000	393 000
1898/1901	6 945 000	355 000
Zu- oder Abnahme .	+ 967 000	— 38 000

Die Mehreinfuhr an Roggen und Hafer ist demnach unter dem Einfluß der erheblichen Steigerung der heimischen Produktion erheblich zurückgegangen, und auch für Weizen war die Steigerung der inländischen Produktion — trotz der erheblichen Einschränkung der Bestellungsfläche im Jahre 1901 — beträchtlich größer als die Steigerung der Einfuhr. Noch interessanter gestaltet sich aber die Sachlage bei Summirung der Ziffern für Weizen und Roggen. Denn die Mehreinfuhr dieser beiden Produkte nahm im angegebenen Zeitraum erheblich ab, während die heimische Produktion um mehr als 600 000 t gestiegen ist.

Bedenkt man, daß unter dem Einfluß der Caprivi'schen Handelspolitik auch der Viehstand Deutschlands außerordentlich rasch zugenommen hat,*) so muß es geradezu widersinnig erscheinen, Deutschland die Nachahmung der französischen Politik, wie das von Agrariern gewünscht wird, zu empfehlen. Denn die oben geschilderten Wirkungen des agrarischen Hochschutzes in Frankreich sind wahrlich wenig beneidenswerth.

Zürich. J. Golbstein.

*) Von 1892 bis 1900 ist die Zahl der Pferde von 3,8 auf 4,2 Millionen, Rindviehstand von 17,6 auf 18,9 Millionen und die Zahl der Schweine von 12,2 auf 16,8 Millionen gestiegen.

Parlamentsbriefe.

XVII.

In der abgelaufenen Parlamentswoche stand eine Verhandlung so sehr im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, daß dagegen alle übrigen Vorgänge im Reichstage wie im preußischen Abgeordnetenhause als kaum beachtenswerth zurücktraten. Es war die Verhandlung über die Interpellation wegen des Trierer Schulstreits. In der gegenwärtigen Legislaturperiode des Abgeordnetenhauses hat es keine Verhandlung gegeben, bei welcher der Ansturm auf die Zuhörertribünen so groß gewesen wäre. Auch erinnern wir uns nicht, in den letzten fünf Jahren einen ähnlichen Zudrang zu den Plätzen der Regierungsvertreter erlebt zu haben. Es war nur das Vorspiel eines neuen Kampfes um die Schule, und selbst dies Vorspiel erregte bereits ein ungewöhnlich großes Interesse. Man darf daraus wohl schließen, welchen Eindruck das Drama selbst machen wird, wenn es demnächst zur Aufführung kommen sollte.

Namens der Nationalliberalen begründete der Abg. Hackenberg die Interpellation in mustergültiger Weise, maßvoll in der Form und objektiv in der Darstellung. Daß der Ministerpräsident Graf Bülow die Rede dieses maßvollen Begründers der Interpellation als ein kulturkämpferisches Gegenstück zu den Handlungen des Bischofs Korum hinzustellen beliebte, war nicht nur eine oratorische Geschmacksverirrung, sondern zugleich charakteristisch dafür, wie Graf Bülow die Parität in diesem Kampfe auffaßt. Aus den weiteren Ausführungen des Leiters der preußischen und deutschen Politik ging deutlich hervor, daß Graf Bülow zu den weitesten Konzessionen an die katholische Kirche bereit ist, daß er sich durch das brüske Vorgehen des Bischofs Korum, der, ohne seine Beschwerden der preußischen Regierung auch nur mitgetheilt zu haben, sofort den Boykott einer staatlichen Lehranstalt vollzog, zwar verletzt fühlt, aber auf dem Umwege über Rom in gütlicher Weise eine Zurücknahme des anstoßigen Erlasses zu erlangen hofft. Man wird sehen, ob er sich nicht täuscht, und was der Staat eventuell zahlen muß, um die Zurücknahme zu erlangen. Einstweilen hat die preußische Regierung keine sehr glorreiche Rolle in dem Handel gespielt. Ohne auch nur den Versuch einer Verständigung zu machen, hat ein Bischof der katholischen Kirche dem Staate eine schwere Beleidigung zugefügt, und die Staatsgewalt hat sich nach Rom gewandt, nicht um Genugthuung zu fordern, sondern um einen Ausgleich herbeizuführen.

Was die Haltung der einzelnen Parteien anlangt, so ist für die ganze politische Situation nichts charakteristischer, als das Urtheil, welches das Zentralorgan der Zentrumspartei, die „Germania", fällt. Während der Redner der Freisinnigen Vereinigung, Abg. Dr. Barth, nach der Meinung der „Germania" wieder einmal bewiesen hat, daß „die parlamentarische Schutztruppe des Judenthums und der Sozialdemokratie noch durch und durch und am allermeisten von kulturkämpferischen Allüren durchdrungen ist", und die nationalliberale Partei mit einer etwas milderen Verwarnung davon kommt, heißt es betreffs der beiden Parteien, welche formulirte Erklärungen verlesen ließen, folgendermaßen:

„Was die Freisinnige Volkspartei und die konservative Fraktion betrifft, so hat ja der Wortlaut ihrer Erklärungen den Anschein für sich, als seien sie nicht in unserem Sinne und das Zentrum habe völlig allein gestanden. Allein wir halten es schon für ein gutes Zeichen, daß man sich überhaupt mit kurzen Erklärungen begnügte und den Trierer Fall möglichst wenig aufgedauscht wissen will. Vermuthlich wird das heißen, die beiden Parteien und die Regierung hätten sich durch Rücksichten auf die Wahlen und das Zentrum zu ihrer friedlichen Haltung bestimmen lassen. Mag sein, daß solche Rücksichten mitgespielt haben. Es kann uns aber ziemlich gleichgiltig sein, warum man mit den Katholiken Frieden halten möchte, wenn man ihn nur hält. Und wenn es aus Rücksicht auf die Stellung geschieht, die sich die Katholiken im politischen Leben errungen haben, um so besser. Denn dann haben wir es einigermaßen in der Hand, daß der Wind nicht so bald wieder umschlägt, wenn nur die Katholiken bei den nächsten Wahlen sich daran erinnern und bis zum letzten Mann an den Wahlen sich betheiligen wollen."

Man sieht, das Zentrum macht kein Hehl daraus, daß es die Politik des do, ut des für den Mittelpunkt seiner politischen Moral hält, womit allerdings nicht gesagt ist, daß es vage Versprechungen dieser Art auch demnächst halten wird. In unseren Augen ist das Zentrum seit langer Zeit die eigentliche Kerntruppe aller reaktionären Elemente in Deutschland. Die paar demokratischen Redensarten, mit denen man gelegentlich aufwartet, können nicht darüber täuschen, daß das Zentrum nicht nur in allen geistigen Kulturfragen reaktionär bis in die Knochen ist, sondern daß es auch den Mittelpunkt aller wirthschaftlich reaktionären Bestrebungen bildet. Das Zentrum würde politisch bei uns nicht eine solche Rolle spielen können, wenn nicht das Bürgerthum und die Regierungen eine so kindische Angst vor der Sozialdemokratie hätten.

Digitized by Google

Wann wird endlich dem liberalen Bürgerthum zum Bewußtsein kommen, daß der Ultramontanismus ein ungleich schlimmerer Feind ist als die Sozialdemokratie?

Das Zentrum sucht die Angst vor der Sozialdemokratie auch für seine Zwecke weidlich auszubeuten. Die „Germania" erklärte dieser Tage die Simultanschule als eine Art sozialdemokratische Institution und schwang sich dabei (siehe Nr. vom 28. Februar) unter Bezugnahme auf die „Amberger Volkszeitung" sogar zu der Bemerkung auf, daß in der bayerischen Abgeordnetenkammer gelegentlich der Berathung des Schuldedarfsgesetzes die Nationalliberalen einen „Husarenritt gegen die konfessionelle Schule" gewagt hätten; sie hätten sich „mit ihrem Eintreten für die Simultanschule bei den Sozialdemokraten wieder in empfehlende Erinnerung bringen wollen". Der Fall Korum wird hoffentlich auch die Nationalliberalen zu ernsthafterem Nachdenken darüber bestimmen, ob der Ultramontanismus oder die Sozialdemokratie das größere Uebel ist.

Proteus.

Berthold Auerbach's „Neuer Rheinländischer Hausfreund".

Vor zwölf Jahren habe ich in der „Nation" über den Nachlaß Berthold Auerbach's berichtet. Seither sind die Nachlaßpapiere für das Schwäbische Schiller-Museum in Marbach erworben worden, ein reicher Bestand von Briefen und Handschriften, der mir jetzt zur Sichtung und vorläufigen Ordnung anvertraut wurde. Im letzten, dem sechsten Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schiller-Vereins über das Jahr 1901/2, durfte ich einige Ergebnisse meiner neuerlichen Durchforschung dieser nicht nur für die Biographie Auerbach's, sondern für die Kenntniß seines Kreises und seiner Zeit sehr ergiebigen Papiere mittheilen. Heute sei es mir verstattet, den kürzlich aufgefundenen Entwurf zu einem Volksblatt abzudrucken, der, von Anfang bis zu Ende von Auerbach eigenhändig niedergeschrieben, mit der Jahreszahl 1842 versehen ist, demselben Jahr, in dem der Dichter einige seiner ersten, mit seiner besten Dorfgeschichten vollendete. Die Grundgedanken dieses Programms sind späterhin in den vier Jahrgängen von Auerbach's „Gevattersmann", in seinem „Schatzkästlein" und der langen Reihe seiner in den fünfziger- und sechziger Jahren veröffentlichten Volkskalender verwirklicht worden. Weshalb der 1842 geplante „Neue Rheinländische Hausfreund" nicht gleich dazumal zu blühendem Leben erwuchs, kann ich — obwohl weiterhin noch eine amtliche Urkunde betreffend die Konzession seines Blattes folgen soll — einstweilen aus den gleichzeitigen Freundesbriefen von und an Auerbach nicht nachweisen. Nun zunächst der Wortlaut seines Entwurfes mit allen Eigenheiten seiner damaligen Rechtschreibung und Interpunktion:

Der neue 1842.
Rheinländische Hausfreund.
Wochenschrift
für zeitgemäße Bildung und Unterhaltung.
Herausgegeben
von
Berthold Auerbach.

Denke dir du kömmst auf Reisen oder sonst wo mit einem fremden Menschen zusammen und hörst, daß er gerad so heißt wie einer deiner besten Freunde, der aber schon lang todt ist; jetzt nimmst du dir den Fremden schärfer aufs Korn und du meinst: ei, so der Positur nach und was ich mich sonst noch erinnere, sieht er dem Alten nicht ähnlich, er ist auch geputzter und hat ein feiner Kleid an. Mittlerweile sagt dir der Fremde einen herzhaften guten Tag, du läßst dich in einen Diskurs mit ihm ein, fragst: ob er mit deinem verstorbenen Freund verwandt sei und so und so, eine Red gibt die andere, und es kann wohl sein du bekommst den Fremden gern.

Siehst du lieber Leser gerad so geht mir's auch: Ich komme da und heiße wie dein verstorbener Freund, der brave und freundliche Hebel, nur habe ich noch einen anderen Zunamen, und fragst du mich: bist du verwandt mit Hebel? so würde ich dir ehrlich sagen: verwandt gerad nicht, außer von Adams Zeiten her, das ist ein dischen eine weitläufige Betterschaft, aber ein ganz naher Landsmann bin ich, ich will mir darauf nichts zu gute thun, lieb wär' mir's aber doch, wenn du das auch findest; darin bin ich ihm auch verwandt und will es immer mehr werden, daß ich mein Dichten und Trachten darauf lege, wie ich etwas ausfindig mache, das ich dir zu deinem Nutz und Frommen oder auch zu deiner Heiterkeit mittheilen kann. Von Haus zu Haus, den ganzen schönen Rhein entlang und auch weit ins Land herein will ich wandern und überall gute Kunde bringen.

Es sind jetzt ganz andere Zeiten als da Hebel dir alle Jahr das Neujahr anwünschte. Von dem Krieg wären wir jetzt Gottlob frei, Deutschland wäre jetzt wieder großen Theils deutsch, das Gröbste ist hinausgekehrt, aber jetzt braucht man den Staubbesen und der hat viel zu thun, um den fingersdicken Staub aus den Beamtenstuben, von den Schuldänken und Rathhäusern wegzukehren, wir wollen dafür sorgen, daß man künftighin Thüren und Fenster aufmache, damit man um so besser säubern kann. In deiner eigenen Stube in deinem eigenen Herzen muß aber auch manchmal tüchtig aufgeräumt werden, denn es ist und bleibt gewiß und wahr: soll es besser werden in der Welt um uns her, müssen wir mit uns selber anfangen zu verbessern. Du mußt aber deshalb nicht glauben, daß ich mit den vornehmen Herren in Ein Horn blase, die da sagen: du seist noch nicht reif, du seist noch ein Kind, könnest nicht allein laufen und man müsse dir einen Fallhut um den Kopf binden — davon wollen wir ein andermal wills Gott ausführlich mit einander reden, einstweilen kannst du dich darüber besinnen, was du einem auf eine solche Zumuthung antworten würdest.

Fragt nun der eine oder der andere: inwiefern ich unsere Zeit als eine ganz andere als die vor zwanzig und fünfundzwanzig Jahren ansehe, so ist das wieder nicht so kurz zu sagen, vorerst wollte ich nur damit anzeigen, daß, wie man früher Wochen brauchte, um von Basel nach Rotterdam zu fahren, man jetzt den Weg in drei Tagen macht, und wie früher der Hausfreund nur alle Jahre einmal zu euch kam, so bin ich nun beständiger Sonntagsgast, und wenn ihr was auf dem Herzen habt, müßt ihr mir's bald frei herausjagen d. h. schreiben, weiter unten ist die Adresse zu finden.

Seht ihr das Dampfschiff dahin brausen auf dem grünen Rhein, es schlägt hohe Wellen und die Nachen die still am Ufer liegen, schwanken und wollen sich losreißen; dort springt ein Fährmann eilig in sein Fahrzeug, er hat vergessen, es gut anzupflocken und muß es nun mit der Kraft seiner Arme halten. Merkt ihr wohl? das ist ein Bild unserer Zeit: gewaltige Kräfte rauschen dahin und wühlen hohe Wellen auf, willst du dir dein eigenes Fahrzeug erhalten mußt du es gut anbinden oder ihm schnell zu Hilfe eilen, eile, ehe es zu spät ist und es vor deinen Augen forttreibt.

Ihr aber, die ihr nicht an den Ufern des Rheins wohnt, auch zu euch komme ich, es ist der Mensch, es ist der Deutsche für den ich schreibe und was ich vorbringe gilt Allen.

Nun will ich das, was ich allsonntäglich bringe, etwas näher überlegen, ich ziehe nur ein paar Schubfächer auf und lasse euch hineinschauen.

1. Deutsche Redebühne. Darauf wird nach Texten aus der Zeit gepredigt, wenn nämlich etwas Bedeutendes

Digitized by Google

geschieht oder im Werk ist, steigt einer auf die Redebühne (thut's kein anderer, so gehe eben ich daran) und sagt, was von jenem zu halten und von diesem zu erwarten sei. So weit es geht wird da kein Blatt vor's Maul genommen, wir wollen versuchen in wie weit es die Polizei erlaubt, eine ehrliche und offene Meinung gerade heraus zu sagen. Jeder kann irren, dazu ist dann die Redebühne da, damit ein anderer hinaufsteigt und sagt: deine Rede ist nichts nutz, aber beweisen muß er's, wenn er so etwas vorbringt und zwar ordentlich und ruhig: Bei den Quäkern, einer englischen Sekte, ist es hergebracht, daß Jeder, der da fühlt, daß er vom Geiste beseelt sei, die Kanzel besteigt; gleicherweise soll diese Redebühne jedem offen stehen, der den Geist der Menschen- und Vaterlandsliebe in sich fühlt und darüber etwas zu sagen hat was gerade an der Zeit ist. Eines aber muß ich mir wie gesagt ausbitten, daß vor allem von deutschen Angelegenheiten gesprochen werde, wir können China, Spanien und die Türkei einstweilen etwas links liegen lassen und uns in der Heimath umschauen.

2. Von Zeit zu Zeit wird auch der Rheinländische Gerichtssaal aufgemacht. Ich möchte hier auch gerne der deutsche sagen, aber leider ist bis jetzt nur in den Rheinlanden ein öffentliches gerichtliches Verfahren, aus den geheimen Gerichtsstuben läßt sich aber nicht viel berichten. Die merkwürdigsten Verhandlungen der Geschworenengerichte sollen also möglichst genau geschildert werden, wobei Manches über Recht und Gerichtsverfahren an den Tag kommen wird.

3. Das Gemeindehaus. Alles was die Gemeindeverwaltung betrifft soll hier zur Sprache kommen, Berichte aus diesem und jenem Orte müssen aber immer so sein, daß auch der Nutzen davon hat, der in einer anderen Gemeinde lebt.

4. Die Bürgerstube. Das ist ein Hauptsach wie auch das nächstfolgende. Kleine Erzählungen aus dem gewöhnlichen Leben sollen manchen Ernst und manchen Spaß bringen, mit allerlei Nutzanwendungen obendrein. Ein Sittenspiegel aus alter und neuer Zeit und von fremden Völkern soll uns mit uns selber besser bekannt machen. Brave und ausgezeichnete Männer sollen in jede Stube kommen und ihre Lebensgeschichte erzählen, was sie gethan und gelitten, gewollt und nicht gewollt haben. Bringe ich auch keine Bilder, die du an die Wand hängen kannst, so ist es wohl besser, du nimmst die Rechtschaffenen in dein Herz auf.

5. Allgemeine Menschenkunde. Was das sein soll ist nicht leicht gesagt, für jetzt nur so viel: Einzelne Sprüchwörter oder auch wenig bekannte Sprüche weiser und tief denkender Männer sollen da des Breiteren erklärt, durch Beispiele aus dem Leben und Stellen aus Dichtern in helles Licht gesetzt werden. Nach und nach wird sich da ein großer Schatz von Gedanken aufhäufen und was die Gelehrten von allgemein Brauchbarem in schwer verständlichen Büchern auslegen, soll hier ja viel es geht für Jeden der denken will, verständlich dargelegt werden. Freilich muß man aber auch denken wollen, wer das nicht will, für den kann man nicht schreiben und nicht sprechen.

Von diesen fünf Schubfächern wird bald mehr das eine bald mehr das andere aufgezogen oder auch ein neues hinzugethan. Eines aber soll immer da bleiben und das ist:

6. Fragen zum Nachdenken. Andere Blätter bringen Räthsel u. dgl. woran man sich als Pfiffikus beweisen kann, hier soll was ganz anderes gegeben werden, z. B. die Fragen: „In wie weit sind diejenigen Menschen gut, die den Grundsatz haben: Alles für das Volk und nichts durch das Volk?" „Was versteht man unter Volk? was unter dem Ausdruck Gebildete? was unter Pöbel?" „Soll man deutsch oder teutsch schreiben?" „Warum spielen die meisten Menschen so gern mit Schießgewehren? Giebt es ein Mittel, die dadurch entstehenden Unglücksfälle zu verhüten?" Solcherlei Fragen werden immer im darauffolgenden Blatte beantwortet werden. Wer Lust hat, kann eine Antwort einschicken oder auch eine Frage; gut wär's, wenn das von recht vielen und recht oft geschähe. Kleine Nachrichten über allerlei Gemeinnütziges oder Unterhaltendes sollen den Schluß des Blattes bilden. Wo möglich soll jeder der eines dieser Blätter aus der Hand legt, Etwas zum Nachdenken gewonnen oder sonst etwas Neues und Nützliches erfahren haben, die bloße Unterhaltung aber soll nie Zweck sein, wenngleich darauf gedacht werden soll, stets möglichst viel Angenehmes zu liefern.

Wer nun im Allgemeinen mit dem Grundriß dieses neuen Gebäudes einverstanden ist, der helfe den Bau immer mehr erweitern und vollenden.

* * *

Wöchentlich erscheint eine Nummer dieses Blattes von 16 Seiten. Der jährliche Preis ist 2 Thlr. oder 3 fl. 30 Kr. rh. für welchen man bei allen löblichen Postämtern und Buchhandlungen Bestellungen machen kann.

Die Versendung besorgt die G. Faber'sche Buchhandlung in Mainz, wohin auch franeirte Briefe an den Herausgeber zu senden sind."

Eingangs wurde bereits erwähnt, daß dieser Entwurf der maßgebenden Behörde vorlag. Zeuge dessen das nachstehende Aktenstück, das ich unversehens in einem Bündel von Briefen versteckt, fand:

Nr. 1293. Mainz, den 25. Sept. 1843.

Der
Großh. Hessische Polizei-Kommissär
der Stadt Mainz
(speziell beauftragt mit Handhabung der Sicherheits-Polizei)
an
Herrn Dr. phil. Berthold Auerbach
dahier!

Betreff:
Gesuch des Dr. Berthold Auerbach aus Nordstetten im Königreich Württemberg, dermalen in Mainz um Konzession zur Herausgabe einer Wochenschrift für zeitgemäße Bildung und Unterhaltung.

Das Großherzl. Höchstpreisliche Ministerium des Innern und der Justiz hat am 13. l. M. Ihnen die nachgesuchte Konzession zur Herausgabe einer Wochenschrift unter dem Titel „Der deutsche Hausfreund"*) — jedoch nur auf jederzeitigen Widerruf und unter der ausdrücklichen Bedingung zu ertheilen geruht, daß die Tagespolitik vom Inhalt dieser Wochenschrift ausgeschlossen bleibe, das Blatt vielmehr sich lediglich mit Aufsätzen für den in der Rubrik angegebenen Zweck befasse, so wie es sich auch von selbst verstehe, daß die Bestimmungen für die Censur auf die fragliche Wochenschrift in Anwendung zu bringen seien. Indem ich Sie im Auftrag Gr. Herrn Kreisraths für den Stadtbezirk des Kreises Mainz hiervon mit dem Anfügen in Kenntniß setze, daß Sie jedes Wochenblatt vor dem Druck dem Herrn Kreisrath zur Censur vorzulegen haben, lade ich Sie ein jedesmal ein Exemplar davon auf dem Polizei-Büreau zum Gebrauch verabfolgen zu lassen.

(Die Unterschrift ist unleserlich.)

Weshalb Auerbach diese sehr verklausulirte Bewilligung nicht zum Anlaß seiner Publikation nahm, ist, wie gesagt, nicht bestimmt zu erweisen. Eine Vermuthung ist allerdings naheliegend: in Auerbach's Volksbuch für 1848, dem 4. Jahrgang des Gevattersmannes, handelt ein Hauptstück „Von dem Gefangenen und der eisernen Maske" — eine sinn- und schmerzenreiche Deutung des „Eisenübergossenen" im Kerker auf den Quälgeist der damaligen Schreiber und

*) „Der neue Rheinländische Hausfreund" hat vermuthlich inzwischen von Auerbach selbst den geänderten Titel „Der deutsche Hausfreund" erhalten.

Digitized by Google

Leser: „wer unter Censur schreibt, der läßt sich aus Liebe zu seinem Volk einsperren . . . Ein Mensch, ein Volk, das nicht frei reden darf, hat eine eiserne Maske festgenietet auf seiner Seele, es kennt sich selbst nicht und die Gefangenwärter kennen es auch nicht . . . Das Weitere denke dir selber."

Wir wiederholen die Jahreszahl dieses Weh-Rufes: 1848. Wenige Wochen nachher wurden am Rhein censurfreie Stimmen laut, die ganz andere Töne für die Massen anschlugen, als der von Auerbach vergeblich bis zur Schwelle geführte „Neue Rheinländische Hausfreund" — Karl Marx und seine Leute.

Wien. A. Bettelheim.

Cuvillier-Fleury.

(Journal et correspondance intimes.)*)

„Les plus martes morts sont les plus saines", sagt Montaigne einmal — der definitivste Tod ist der gesundeste. Wenn die Herausgeber nachgelassener Memoiren das beherzigen wollten! Sie könnten sich und andern einen Dienst erweisen. — Heute versucht man, uns die verblichene Silhouette Cuvillier-Fleury's aufzufrischen, wofür nun weder die Möglichkeit, noch die Nothwendigkeit spricht. Der erste Band seines „Tagebuches" ist bereits früher einmal in der „Nation" erwähnt worden. Er behandelte die letzten Jahre vor der Julirevolution, den Sturz der Bourbonenherrschaft und die Einsetzung des Bürgerkönigthums, alles das geschildert von einem Hausgenossen der Familie Orléans, der denn natürlich auch in ihren Anschauungen und Interessen aufging. Der zweite Band, welcher jetzt vorliegt, umfaßt, mit großen Unterbrechungen, die Periode von 1830 bis 1848. Die Lücken sind, so gut es sich machen ließ, durch Korrespondenzen ausgefüllt.

Cuvillier-Fleury war zunächst als Lehrer des Herzogs von Aumale in die Familie Ludwig Philipps gekommen, und diese Beziehungen, welche bald freundschaftlicher Natur wurden, haben Zeit seines Lebens fortgedauert. Er hegte für die Repräsentanten des liberalen Königthums eine Verehrung, die wohl nicht gerade einen unabhängig stolzen Sinn, doch jedenfalls einen redlich ergebenen Charakter verräth. Er war so einer von denen, die mit Ueberzeugung und gern von ihren „höchsten Herrschaften" sprechen. — Diejenigen, welche ihn näher gekannt haben, werden vielleicht auch das Tagebuch und die Briefe mit einigem Interesse lesen. Für jeden Fernerstehenden indessen behält diese Publikation etwas Mattes und zugleich etwas Abgerissen-Unfertiges. Es tritt uns weder ein Bild der Zeitläufte entgegen, noch eine starke Persönlichkeit; ja, diese intimen Aufzeichnungen wirken eigentlich blasser, als was sonst von Cuvillier-Fleury veröffentlicht worden. Im Grunde ist das begreiflich. Man braucht sich nur vorzustellen, wer und was er, als Schriftsteller, war. Ein Mann ohne jegliche Verve, ohne jegliche journalistische Zündkraft; eine besonnene Natur, die alles erst sorgfältig vorbereiten und dann ausfeilen mußte; ein solider Verstand, dem alles Glänzende fehlte und ebenso, was im entferntesten geistreich oder nur ein Simili von Geistreichem war. Er hat das selbst zugegeben, wenn er freilich auch nicht gewillt war, seine eigene Art darum als etwas Geringeres hinzustellen. In einer seiner Vorreden schreibt er einmal: „Es gibt Leute, welche ihren besten Rock und ihr feinstes Linnen anziehen, um, zwei- oder dreimal im Monate, vor unserm Herrn und Meister, dem Publikum, zu erscheinen . . . . . Ich gehöre zu diesen. Ich habe dem Publikum nie eine Zeile gegeben, die nicht die beste gewesen wäre, die ich schreiben konnte. Ich überlasse den glänzenden Dienern der Phantasie (!) ihre riskirten Gewalttouren und ihre triumphirende Lässigkeit. Ich liebe ihre lebhafte Art, ihr geschmeidiges Wesen macht mir Freude; ich beneide sie nicht um ihre Erfolge." Und einige Jahre später weist er in einer andern Vorrede darauf hin, daß er nun ein Vierteljahrhundert am „Journal des Débats" mitgearbeitet habe, das „seit einem halben Jahrhundert unentwegt das Organ der gesunden Ideen in Politik und Litteratur" gewesen sei. Er rechnet sich das zum Ruhme an. Aber höher noch steht ihm das Bewußtsein, mit Genugthuung sagen zu können, daß er nie einen Satz geschrieben habe, der ihm nicht von den Ideen der Gerechtigkeit und der Freiheit diktirt worden sei. Un coeur honnête, so nennt er sich selbst. Einen Doktrinär der liberalen Wohlanständigkeit und Mäßigung können wir ihn nennen. Er hatte seine Grundsätze, eben jene „gesunden Ideen", von denen er sprach, eine moralisirende Tendenz, die ihm über alles ging. „Le bon goût n'est qu'une forme du bon sens," sagte er wohl. Das war genau der Standpunkt, den hundertundsiebzig Jahre zuvor La Bruyère vertreten hatte, als er schrieb: „Bon sens und guter Geschmack unterscheiden sich wie Ursache und Wirkung." Man sieht, die Aesthetik Fleury's war rückständig, ataontisch. Er selbst war ein liberaler Routinier, ein Liberaler mit konservirenden Neigungen oder, wie es damals hieß, ein Mann des juste milieu. Er war der bourgeois honnête homme, achtbare, lauwarme Mittelmäßigkeit. Das ist die Temperatur, welche alles Geniale, ja selbst das Verständniß des Genialen ausschließt. Wenn Cuvillier-Fleury mit den litterarisch Großen der Zeit zu thun hatte, erbrachte er immer nur den Beweis seiner Unzuständigkeit. Die Intransigenz einer künstlerisch starken Natur hatte für ihn etwas Widerwärtiges, Unfaßbares. Er sah immer nur Einzelheiten, die ihn ärgerten, die er sich adziplittern bemühte. Die Figur, als Ganzes, zu übersehen und zu würdigen, war ihm nicht gegeben. Er hätte weniger Buchkritiker und mehr ein vollblütiges Temperament sein müssen, um denen sich anzugleichen, die das Erben zu enträthseln verstehen. So aber trat er ihnen entgegen, nicht als einer, der von ihnen lernen mußte, sondern als ein trocken gespreizter Magister. „Madame Bovary", das Hauptwerk der Epoche, war in seinen Augen „ein Buch . . . . . das dir Geschäfte des Realismus durchaus nicht zum Vortheil seiner Adepten gefordert hat;" in Gustave Flaubert sah er einen Anfänger von Talent, den man wohlmeinend erst noch in die richtigen Wege leiten müßte. „Wenn Monsieur Gustave Flaubert ein junger Mann ist, wie man sagt, so sind seine Fehler nicht derartig, daß sich ihnen nicht abhelfen ließe." — Und Henri Beyle? „Was seine eigentlichen Romane anbetrifft, so möchte ich sie nur meinen Feinden zu lesen geben, wenn ich welche hätte." Den Charakter des selbstisch sich abschließenden Mannes hat er nie begriffen. Ganz natürlich, gab es doch auch nichts Verschiedeneres, als Henri Beyle, den Schwärmer für italienische Renaissancemenschen, und eine landläufige Durchschnittsnatur, wie Cuvillier-Fleury es war. — George Sand's „histoire de ma vie" hat er mit überlegenem Kopfschütteln betrachtet. „Wozu diesen fadelhaften Verbrauch von Ihnen?" so witzelte er, als die große Person weitschichtig ihre Abstammung von Moritz von Sachsen darlegte, um die „hérédité d'organisation" aufzudecken. Möglich, ja, meinte er, daß diese Theorie etwas für sich hat — „aber unter der Bedingung doch, daß man sie gebührend im Bagen läßt und sie nicht zu absurden Konsequenzen überspannt, wie wenn man etwa annehmen wollte, daß der Sieger von Fontenoi hätte „Indiana" schreiben können, oder daß die Schöpferin der „Indiana" die Schlacht von Fontenoi hätte gewinnen können." — Wem tritt man mit solchen Späßen oder Belehrungen zu nahe, wenn nicht sich selbst?

In Cuvillier-Fleury kam der gebildete Mittelschlag zu Worte; und solche Begabungen sind nun einmal nicht interessant — höchstens um geschichtlich festzustellen, wie weit der Durchschnitt hinter den genialen Neueren zurücksteht.

*) Zwei Bände. Paris, Librairie Plon.

Sie haben allenfalls eine typische Bedeutung, doch kein persönliches Relief. Nun, eben dieser Mangel an Individuellem macht sich auch in der Korrespondenz und im Tagebuch fühlbar. Der Stoff an sich würde schon etwas bieten, aber der Vortrag ist so accentlos, nichtssagend. Eine Ausnahme macht nur ein Brief, den der Herzog von Annale am 31. März 1848, einen Monat nach der Februarrevolution, an seinen ehemaligen Lehrer schrieb. „Wir wissen nicht, was wir thun werden, was aus uns werden wird . . . . . Wir wissen nicht, ob wir Brot haben werden. In unserer patriotischen Unvorsorglichkeit, und Gott sei Dank! ich bedauere sie nicht, haben wir Frankreich alles anvertraut, was wir besaßen . . . . . .

. . . . . .

Ich für mein Theil beklage mich nicht, ich leide nur wegen meiner theuren und verehrten Eltern, meiner Freunde und namentlich Frankreichs wegen. Sie kennen meinen schlichten Geschmack, ehedem vielleicht zu schlicht und heute höchst werthvoll für mich. Ich war vielleicht mehr, als andere, dazu geschaffen, in einer Republik zu leben. Meine Frau denkt, wie ich; sie flickt meine Wäsche und meine Kleider, sie erzieht mein Kind und fühlt sich sehr glücklich, wie sie sagt, mir nützlich sein zu können . . . .“ Das sind Zeilen, aus denen ein Charakter spricht. Und in dieser Misère des Gleichgiltigen, die sich ringsum ausbreitet, empfindet man umso dankbarer, was eine ausgezeichnete Natur denn bedeuten will.

G. Ranfohoff.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Braut von Messina.

Erinnerung und Ausblick.

In den Tag- und Jahresheften von 1803 schrieb Goethe: „Die Aufführung der Braut von Messina machte viel Vorarbeit, durchgreifende Lese- und Theaterproben nöthig.“ Am 1. Februar hatte Schiller die Tragödie vollendet, am 19. März erfolgte die erste Darstellung in Weimar. Dem oberflächlichen Beobachter muß es scheinen, daß dieses Werk, herausgerissen aus dem Boden der Zeit, gleich Goethe's epischem Gedichte „Achilleis“ nur das unablässige Ringen nach der Reinheit antiker Poesie bekundet und einem schönen Ruhepunkt ähnlich ist, von dem aus aber kein Weg weiterführt zu der Bahn fortschreitender Entwicklung. Als die beiden Klassiker am Abend jener denkwürdigen Aufführung, nach der die Jenenser Studenten dem Dichter auf der Straße gewaltige Huldigungen dargebracht hatten, ihre Eindrücke austauschten, sagte Goethe, daß durch diese Erscheinung der theatralische Boden zu etwas Höherem eingeweiht worden sei, und glaubte — wie Schiller selbst — zum ersten Mal einer „wahren Tragödie“ beigewohnt zu haben.

Herder, Jacobi und die Romantiker wütheten und griffen mit seinem eigenen Gedanken den Dichter an, der einst gesagt, daß, wer die sophokleische Tragödie ganz ausschließlich unserer Zeit zum Maßstab und Muster aufdrängen wolle, die Kunst eher tödte als belebe. Auch Karl August schrieb in seiner derben Art, Schiller reite auf einem Steckenpferd, von dem ihn nur die Erfahrung werde absetzen heißen. Tiefer in den Geist ihrer Zeit eingedrungen, als daß die Gegner ihnen zu folgen vermochten, sahen die beiden Klassiker in der antiken Schicksalsidee künstlerisch und sittlich die Lösung der gewaltigen Widersprüche des Lebens, so daß sich ihren Charakteren entsprechend dem einen die dramatische, dem anderen die epische Form der Alten aufdrängen mußte.

Nach den Tagebüchern Caroline von Wolzogens äußerte sich Schiller in der Zeit, die den Arbeiten an der Braut von Messina vorausging, man müsse eine tragische Fabel erfinden, ähnlich der des Atreus und Lajos, durch die sich eine Verkettung von Unglück ziehe; am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glücks herabgestürzt und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des allgemeinen Menschengeschicks. In dem großen Zusammenbruch, der die französische Revolution begleitete und selbst die Enthusiasten der Freiheit erschreckte, mußte der Gedanke kommen, daß man die Ereignisse nicht in Beziehung auf die eigenen Thaten betrachten dürfe, sondern als große Mittel des Schicksals dem ganzen Menschengeschlecht gegenüber. Was an der Wende der Jahrhunderte drohend über Gegenwart und Zukunft lastete, waren nicht Stunden der handelnden und leidenden Generation, sondern Schicksalsschläge, deren sogenannte Gerechtigkeit nur im Vergangenen begründet lag. Stimmung und Gedankenwelt, Nachrichten über die äußeren Begebenheiten der Zeit und hinwiederum alsdann die Flucht in das schönheitstrunkene Reich der Griechen lenkten immer mehr zum Verständniß der antiken Schicksalsidee, die nicht allein den Philologen zum Schlüssel des Alterthums wurde, sondern den Philosophen zum Schlüssel der Gegenwart. Damals brach eben jene Zeit an, die Nietzsche das Zeitalter der Vergleichung nannte. Schiller, der stets und durchaus ein „moderner“ Dichter war, fühlte das Packende und Ergreifende, das wieder für die Menschheit in der vergessenen, fast verachteten Macht des Fatums lag, und faßte es, nachdem er dieselben Töne in „der Gunst des Augenblicks“, in „Hero und Leander“, „Kassandra“ und dem „Siegesfest“ angeschlagen hatte, in der Tragödie zusammen, deren Grundmotiv Isabellas Worte enthalten: „Alles dies erleid ich schuldlos; doch bei Ehren bleiben die Orakel, und gerettet sind die Götter.“ Für uns Feruftehende ist in diesen Worten das Schicksal der Zeit ausgedrückt.

Mit der gewaltigen Frage der göttlichen Gerechtigkeit hat der Mensch sowohl in der Religion wie in der Kunst mächtig und verzweifelt gerungen. Wie in der seltsam bedeutungsvollen Sage von Jakob, der mit dem Engel des Herrn kämpfen mußte, hat der Mensch mit einer geheimnißvollen Macht wahnwitzig die Kraft gemessen und sich erkühnt ihr zuzurufen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Der Segen, den er begehrte, war eine Aufklärung, ein erlösendes Wort für das grausame Räthsel des Schicksals, eine Rechtfertigung der großen Tragödie des Daseins. Der schaffende und weiterdenkende Mensch wendet sich nicht mit Entsetzen von der Kluft ab, die furchtbar und unergründlich zu seinen Füßen gähnt, sondern er schlägt mit kühnen Gedanken eine goldene Brücke zum anderen Gestade. Und ist diese Brücke auch schwach und schwank, nicht gangbar für jeden Fuß, so können doch alle mit einer Empfindung von Trost und Versöhnung den schimmernden, kühnen Bogen bewundern, der sich über die schwarze, unheimliche Tiefe wölbt. Philosophische Dichtungen, die sich mit dem Urgrund des Wollens und Könnens beschäftigen und durch die eigene Größe der Größe des Schicksals gerecht werden, sind solche strahlende Brückengebilde.

Wie in den Tragödien des Aeschylos und Sophokles ließ Schiller in der Braut von Messina des Schicksals Wucht zermalmend auftreten. Die Betroffenen scheinen einer grausam vorherbestimmenden Macht ausgeliefert zu sein, wie der Schiffbrüchige dem Spiel der Wellen. Um dabei die Fühlung mit Heimath und Gegenwart auch äußerlich nicht zu verlieren, strebte der Dichter nach einer lyrischen Innerlichkeit, wie sie vorher in keinem Trauerspiel gestattet war und nach ihm von keinem der Epigonen erreicht wurde. Erst die jüngste Gegenwart ist sich vielleicht über die wahre Schönheit dieser lyrischen Motive im Drama klar geworden und wird im Stand sein, für die Zukunft den Schatz fruchtdringend zu machen, der bisher hauptsächlich als Fundgrube von Zitaten, weniger als geschlossenes Kunstwerk bewundert wurde. Aus der heutigen Litteratur grinst von so vielen Seiten das Gespenst des Hoffnungslosen, des Unterliegens ohne Trost und Versöhnung; mag

die Kunst realistisch oder symbolisch sein, die Menschen, die sie darstellt, leiden unter dem Druck ihrer Umgebung und brechen willenlos unter dem Verhängniß zusammen:

„Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick.
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden."

Die Kraft der Leidenschaften und die Gewalt des Verderbens gestalten sich in den Werken der heutigen Dichter oft mit einer brutalen, schonungslosen Nacktheit, die erschüttern soll, aber bereits zu ermüden beginnt. Ein Blick auf die modernen Bestrebungen zeigt, daß ein Ausweg gesucht wird, und Dichter wie Maeterlinck, wie Hofmannsthal, wie d'Annunzio in vielen Beziehungen neigen dazu, diesen Ausweg in einer Stilisirung der Vorgänge und Personen zu finden. Was Schiller in der Braut von Messina durch Anwendung der Lyrik und des Chors erreichte, wird heute durch eine Loslösung von der Wirklichkeit erstrebt, durch die das Werk des Dichters, von einem magischen Ring umschlossen, weit schärfer von dem Hörer geschieden ist als durch den Chor. Die melodisch fließenden Stimmen des Chors überzeugen von dem ethischen Wesen der Nothwendigkeit und schützen die theilnehmenden Zuschauer vor Abscheu und Ekel, vor dem Lachen der Verzweiflung, indem sie lehren, wie die Majestät dauernder Gesetze die scheinbare Willkür beherrscht und in Harmonien auflöst. Wenn auch dem einen furchtbar, so doch tröstlich für den anderen ist die — auch heute durchaus zeitgemäße — Moral der Schicksalstragödie:

„Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht und alles ist Samen."

Still legt der Tod den Finger auf einen Mund, der noch gellend seinen Haß kundgab, und das Unmögliche wird möglich, das Verhaßte geliebt, denn der Tod wird zum „mächtigen Vermittler". Dies erhabene Amt läßt ihn freundlich und hold erscheinen, als Friedensbringer auftreten, nicht als Zerstörer. So versöhnt die Kunst mit der bitteren Nothwendigkeit des Sterbens wie mit den unbegreiflichen Grausamkeiten des Lebens. In diesem Sinn löst sich die tragische Spannung und wandelt sich das Mitleid in milde Wehmuth nur bei den erlesensten Schöpfungen aller Völker und Zeiten, die, aus dem Tagesinteresse wohl geboren aber hoch hinausgehoben, unwandelbar leuchtende Sterne werden konnten.

Um dieses still Abgeklärte, ganz Erhabene in reiner Wesenheit zu vollenden erschuf Schiller von neuem den Chor, eine „lebendige Mauer" vor der Tragödie, sie von dem Kleinlichen und Häßlichen des Daseins abzuschließen und die bedeutungslosen Wahrheiten des Alltags der großen Wahrheit opfern zu können. Denn die höchsten Offenbarungen der Kunst sind unvereinbar mit dem, was Schiller das „Gemein-natürliche" nannte, sie müssen die Schlacken des Individuums und des Augenblicks ausgeschieden haben, um schön, rein und dauernd im Tempel der Völker oder der Menschheit zu prangen. Von dem Schöpfer solcher Werke heißt es mit Recht „denn hinter ihm in wesenlosem Scheine, liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine".

Was Schiller von der Neubelebung des antiken Chors für die Tragödie träumte und hoffte, suchte Richard Wagner in dem feierlichen Wogen der Musik, die an Stelle des Chors die Schicksale des Einzelnen herrlich einrahmen sollte. Der Chor war im Alterthum keine unwesentliche Begleitung, sondern er trug in seiner Brust das Herz und das Gewissen der Menschheit, und sobald die Tragödie seiner zu entrathen begonn, ging die religiöse Weihe des Schauspiels verloren. Man vergaß die Gottheit, in deren Dienst die hohe Kunst groß geworden, und das Göttliche des Griechenthums entwich, sobald menschliche Geschicklichkeit und Virtuosität mit dem Abklatsch des Gemein-natürlichen die immer seichter denkende Menge ergötzte. Die Größten unter den schaffenden Geistern empfanden immer wieder Sehnsucht und Heimweh nach der Tragödie im großen Stil, wie nach den keuschen und stillen Marmorbildern der in sich vollendeten Menschen und Götter; suchten sie doch bewußt oder unbewußt die seit alters bestehende mystische Aufgabe der Tragödie zu erfüllen, den apollinischen Menschen mit dem dionysischen zu versöhnen; das heißt, das Zwiegespaltene der großen menschlichen Sehnsucht in einen herrlichen Strahl zu fassen. Maß, Ziel und Weisheit begehrt der apollinische Mensch, er will ordnen und bauen und, froh über das Gerechtigkeitsgefühl in der eigenen Brust, der Natur selbst menschliche Moral andichten. Er ist erzürnt und verzagt, wenn er Mächten gegenübersteht, die sich nicht messen, nicht bändigen, nicht einordnen lassen. In seinem Wesen überwiegt der Wille nach Schönheit. Aber der dionysische Mensch ist dem Gott der Begeisterung, der Verzückung, des ewigen Verjüngens und Werdens ergeben. Er vermag es, sich mit der Natur eins zu fühlen, statt an ihr meistern zu wollen, er kann sich an ihrem Reichthum berauschen ohne die Trauben beim Weinlesefest zu zählen, ohne die Küsse zu bereuen, die ihm der Gott eingab. Die Feste des Dionysos zeigten den wilden Rausch des Werdens, das Unerbittliche des schnellen Vergehens; sie blieben dem apollinischen Charakter ewig fremd und feind. Nur in den klassischen Tragödien trat der Gedanke zum Gefühl, wie der gemessene, urtheilende Chor zu den Einzelgestalten der Handlung. Wo das Unergründliche des blinden, leidenschaftlichen Wollens mit allen Schmerzen, die es hervorruft, zu entsetzlich wirkt, zeigt der Gedanke eine Möglichkeit der Beherrschung. Er zeigt den Weg zur Gerechtigkeit, die stille, weihevolle Reise im ganzen und großen, wenn auch noch so viele Blüthen geknickt und zertreten werden. Dieses Ineinanderdringen von Mensch und Natur, von Ewigem und Zeitlichem gibt der antiken tragischen Maske den unvergänglichen Ausdruck von Würde und Ruhe trotz aller Leidenschaft.

Unsere Sehnsucht drängt nach einer Wiederbelebung verklungenen Griechenthums, alle tastenden Versuche, die sich über die Photographie unerquicklicher Lebenszustände erheben, wollen trotz dem reichen Schicksalserbe des Elends die Welt dem Schönen und Erhabenen näher bringen und die Pracht der Glieder von den Lumpen des Alltags befreien. Ein solcher glänzender Versuch war Schiller's Braut von Messina am Beginn des großen, aber prosaischen 19. Jahrhunderts. Für dieses Kunstwerk waren die Menschen damals nicht reif, auch heute steht ihm die Jugend noch näher als das Alter. Dies ist ein Lichtblick für die Zukunft, ein kleiner Markstein auf dem Pfad, den wir in Leben und Kunst einem reineren, schöneren Dasein entgegengehen.

Kurze Zeit nach Aufführung des Stückes schrieb Schiller, daß er zwar nach wie vor innerlich überzeugt sei, daß es nicht mehr als eines Dutzend lyrischer Stücke bedürfe, um auch diese noch fremdartige Gattung in Aufnahme zu bringen, und daß er dies für einen großen Schritt zum Vollkommenen halten würde; aber trotz alledem betrachte auch er es als die unverbrüchliche Eigenschaft eines jeden wirklich vollkommen dramatischen Werks, daß es allgemeine und fortdauernde Theilnahme erwecke. Ein Einzelner könne den Krieg nicht mit der ganzen Welt aufnehmen. Das Ergebniß aber und der Abschluß ernsten Wollens waren ein Jahr später die Worte des Dichters an Goethe: mit den griechischen Dingen sei es eben eine mißliche Sache.

So oft in der Menschheit die Lust entsteht, den Traum eines herrlich gedachten Einst zu verwirklichen, und so die Hoffnung auf schönere Zukunft gewissermaßen in der Vergangenheit verwirklicht zu sehen, greift die Kunst auf alte Ideale zurück und nähert sie den modernen Empfindungen. Was in solchen rückblickenden Momenten dem Genie gelingen konnte, wurde fast immer von den Nachahmern verdorben und zeigte sich erst später kommenden Generationen als sichere Grundlage, auf der sich weiter bauen ließ. Wie den antiken Charakteren Corneille's und Racine's eine Ueberschwemmung hohler Römerstücke gefolgt war, so schloß sich

Digitized by Google

— lebloſen, langweiligen Gipsabgüſſen ähnlich — an die Braut von Meſſina eine wirre Menge mißverſtandener Schickſalstragödien, in denen nicht mehr der Zuſammenhang von Charakter und Schickſal enthüllt wurde, ſondern alles dem ſchauerlichen Zufall überlaſſen blieb. Jetzt, nachdem die Zeit der Romantiker weit hinter uns liegt und ſich die Uebergangsperioden der Realiſten und Symboliſten ihrem Ende nähern, ſteigt wieder, einer Morgenröthe gleich, die Freude an Empfindungen und Dingen der Antike mit dem jungen Tag herauf. Neben dem Schönheitsbedürfniß, das ſich darin ausſpricht, tritt auch in der Gegenwart die antike Schickſalsidee beherrſchend hervor; erkennen wir doch täglich deutlicher, ſchärfer umriſſen, daß kein Geiſt und keine Gewalt im Stande iſt, die Macht des „blindwüthenden" Zufalls zu brechen. Da wird das Wort wieder verſtändlich und lebendig, das Schiller den Hexen aus Shakeſpeare's Macbeth in den Mund legte: „Wir ſtreuen in die Bruſt die böſe Saat, aber dem Menſchen gehört die That." In dieſem Gedanken klang damals das Antiliſirende der klaſſiſchen Periode aus, von dem Goethe ſchrieb: „Sehr ſchlimm iſt es in unſeren Tagen, daß jede Kunſt, die doch eigentlich nur zuerſt für die Lebenden wirken ſoll, ſich, inſofern ſie tüchtig und der Ewigkeit werth iſt, mit der Zeit im Widerſpruch befindet, und daß der Künſtler oft einſam und in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt iſt, daß er das beſitzt und mittheilen könnte, was die Menſchen ſuchen." Wie oft verſtehen ſie es aber nicht, obwohl ſie es ſuchen! So hielten kurzſichtige Gelehrte die Braut von Meſſina für ein philologiſches Experiment und überſahen die große künſtleriſche Offenbarung der echten Schickſalstragödie. In dem Vers:

„Du leugneſt der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben,
Erkenne ſie, die dich furchtbar umgeben!"

liegt das tief Tragiſche, das ewig Menſchliche und Moderne der Dichtung. Wir ſind ſo tief eingedrungen in das große Reich der Welt, daß wir, der eigenen Kleinheit bewußt, keine Erniedrigung mehr in dem Gefühl ſehen, von einer höheren Macht abzuhängen, mögen wir ſie Gott, Götter oder Schickſal nennen, wir bedürfen nur des Gewandes der Schönheit, um uns trotzdem groß und erhaben zu finden. Das Beſte und Heiligſte, das uns von Religion, Kunſt oder Liebe beſcheert werden kann, iſt das Gefühl, unter ſicherer Leitung zu ſtehen, einem harmoniſchen Lebensrhythmus nachzuathmen und uns zu regen. Am körperlichſten tritt dieſes Gefühl der Beſeligung hervor, wenn wir, dem Rhythmus des Verſes und der Muſik anvertraut, ihrer klangvollen Nothwendigkeit folgen und aufgehen in dieſer ſelbſtverſtändlichen Schönheit. Dann dringen wir zu der hohen Weisheit empor, daß nicht die Abweſenheit von Gefahr und Schmerz das Leben lebenswerth macht, ſondern das Bewußtſein, einem gewaltigen Führer nachzuſchreiten, durch alles Weh hindurch, und aus dem Weh der Diſſonanz ſtolze Akkorde der Befriedigung und Vollendung zu gewinnen. Für das Leben und die Kunſtauffaſſung eines ſolchen Menſchen gilt das Schillerwort:

„Es iſt ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum erſten Tempel füget ſich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze."

Es iſt das Wunderbare an dem Schaffen eines Großen, daß die belebende Kraft darin mit dem Wandel der Zeiten nicht verſagt, ſondern immer ſtärker und mächtiger wird.

München.

Alexander Frhr. von Gleichen-Rußwurm.

Vom Ehrgeiz.

Schon der Grundſinn des Wortes macht bedenklich. Mit ſeiner Ehre geizen heißt doch wohl: ſparſam mit ihr umgehn, nichts auf ſie kommen laſſen. Wer ſich aber in dieſem Sinn ſchätzend zu ſeiner Ehre verhält, muß ſie doch wohl beſitzen, alſo auf die Erhaltung eines Erwerbs bedacht ſein. Wir verbinden mit dem Begriff gewöhnlich ganz andere Gedankengänge und haben das unaufhörliche Streben nach einem langſam näher rückenden und ſtufenweiſe erreichbaren Ziel viel mehr im Auge, als die abwehrende, paſſive Behütung einer Errungenſchaft.

Dazu kommt ein zweites. „Geizen", wie alle Zuſammenſetzungen mit „Geiz" ſchließen einen Tadel ein. Der Ehrgeiz wäre alſo ſeiner primitiven Bedeutung nach etwas unbedingt Verwerfliches. Wenn er ſeine Vertheidiger gefunden hat, und dieſe Vertheidiger ſind zahlreicher als die Verwerfenden — ſo erklärt ſich das nur aus einer Sinnverſchiebung des Wortes, von der gleich zu reden ſein wird. Denn wer die beiden Wörter etymologiſch verſteht, kann unmöglich in ihrer Verbindung den Ausdruck einer Tugend erblicken.

Man bedenke endlich, daß die „Ehre" bei einem „ehrgeizigen" Manne ſo gut wie nicht im Spiele iſt, daß ſie im beſten Falle ein ungeſucht ſich einſtellendes Nebenmoment einer Willensanſtrengung, die ſekundäre Wirkung einer fleißig genützten Begabung und eines günſtigen Zufalls iſt, aber doch ſchwerlich als das erſte und größte Ziel menſchlicher Arbeit bezeichnet werden kann. — Iſt es alſo nichts mit der Ehre, noch mit dem Geiz, noch mit dem Ehrgeiz, ſo bliebe allein die Frage offen, was man heute etwa unter Ehrgeiz verſteht und inwiefern die ſo definirte Eigenſchaft als ein allgemeingültiges, ethiſches Ziel betrachtet werden kann, inwiefern der Ehrgeiz als wünſchenswerth oder entbehrlich, nothwendig oder gar verwerflich zu bezeichnen iſt.

I.

Es iſt außerordentlich ſchwer, den vollen und genauen Sinn eines ſo prägnanten Wortes ohne einen etymologiſchen Anhaltspunkt zu ermitteln. Nehmen wir zu Ueberſetzungen unſere Zuflucht, ſo bemerken wir, daß das engliſche, franzöſiſche und italieniſche Aequivalent des Wortes „Ehrgeiz" auf die lateiniſche Form ambitio zurückgeht, deren Bedeutung keinem Zweifel unterliegt. „Das Herumgehn" um eine Sache, die intenſive Beſchäftigung mit ihr, das Streben alſo, iſt zunächſt etwas durchaus Erfreuliches und überall, wo „Ehrgeiz" und „Streben" gleichgeſetzt werden, wird man über den Werth dieſer Eigenſchaft keinerlei Bedenken äußern. „Streben", heißt ſeine geiſtigen Kräfte nützlich verwenden, ihre Steigerung und Erhaltung mit der phyſiſchen Entwicklung gleichen Schritt halten laſſen. „Streben" heißt arbeiten und unter zahlreichen Berufen denjenigen ergreifen, in dem die eigene Begabung am beſten zur Geltung kommt. Wer den Platz ausfüllt, dem er gewachſen iſt und den er allein ausfüllen kann; wem es gelungen iſt, ſich ein Arbeitsgebiet zu ſchaffen, das ihm ſeine leibliche Exiſtenz ſichert, ſeine Individualität in ihrem Beſten zum Ausdruck bringt und ihr für die Zukunft Ausſichten geſteigerten Wirkens eröffnet, der hat „geſtrebt" und iſt auf lange hinaus noch von „Streben" beſeelt.

Er iſt alſo ein Streber, ſein Werk Streberei? Man ſieht, die deutſche Sprache hat Liſten und Feinheiten, die nicht jeder durchſchaut: verbindet ſie mit dem Verbum (ſtreben) und dem Neutrum (Streben) den Begriff des Vorzugs, ſo mit dem Maskulinum (Streber) und Femininum (Streberei) den des Fehlers. Niemand wird den Strober und die Strederei vertheidigen wollen; aber wenige werden auch im Stande ſein zu ſagen, worin ſich jener von dem Strebenden, dieſe von dem Streben unterſcheidet. Man wird leicht geneigt ſein, in dem Ehrgeizigen (das Wort jetzt in dem heute üblichen neutralen oder gar lobenden Sinne

genommen) dann einen Streber zu erblicken, wenn er mit uns persönlich in Konkurrenz tritt, wenn uns also sein Streben unbequem wird. Und damit hätten wir ein zweites Charakteristikum des landläufigen Ehrgeizbegriffes gewonnen: Ehrgeiz ist nicht nur individuelles Streben nach einem selbstgesteckten Ziel, es ist vor allem ein Sichmessen im Wettkampf mit anderen.

Wenn die strebenden Römer „umhergehend" waren, so heißt das nicht nur, daß sie um eine Sache sich bemühten, sondern vor allem, daß sie von einem Wähler zum anderen gingen, um ihn sich geneigt zu machen und durch erlaubte oder unerlaubte Mittel seiner Empfehlung für ein freigewordenes Amt sicher zu sein. Sehen wir von diesen speziellen Verhältnissen ab, halten wir nur das Moment der Gemeinsamkeit fest, so ist nicht einzusehen, warum ein Strebender sich nicht an dem Beispiel der Vorhergegangenen stärken, warum er nicht einem edlen Vorbilde nacheifern sollte. Dazu liest man ja wohl Biographien; darin besteht ja ein Theil „des Nutzens der Historie für das Leben". Aber es handelt sich leider für den Ehrgeizigen meist um einen anders liegenden Fall. Das Ziel, das er sich gesteckt hat, kann nur von wenigen erreicht, die begehrte Lebensstellung nur von wenigen eingenommen werden. Diese wenigen haben entweder die Stellungen inne oder sie begehren sie um unserem Strebenden als gleichberechtigte Konkurrenten. So wird der Ehrgeizige zum *Kämpfer*, der aus Selbsterhaltung einen anderen Kämpfer aus seiner Stellung verdrängen oder ihm die Erreichung seines Zieles unmöglich machen will. Hier erst erhebt sich die Frage nach der sittlichen Berechtigung des Ehrgeizes mit ganzem Ernst. Woher nehmen wir das Recht zu der Bekämpfung des Mitstrebenden? Handeln wir hier nicht auf geistigem Gebiet und als Individuen so, wie wir im Kriege auf physischem Gebiet und als Nation zu handeln schmerzlich gezwungen sind? Ist es nicht ebenso unrecht, unseren Nächsten in seinem Streben anzuhalten, als ihm mit einer Keule in der Hand den Weg zu vertreten? Nehmen wir ein Beispiel: Ein Privatdozent hat einen Kollegen und einen Professor neben sich, die sein Fach vertreten. So höflich auch seine Beziehungen zu beiden sein mögen, er kann in tiefster Seele nicht anders, als den Mißerfolg des einen und den Tod des anderen wünschen, damit er aufrücken könne. Soweit die diplomatische Klugheit ihn nicht daran hindert, wird er seinen Einfluß im Stillen zu seinem Nutzen geltend machen. Ein vielsagendes Achselzucken, eine ausweichende Antwort, ein kühler Ton in der Stimme bringen viel zu Stande. Nicht alle sind so rücksichtsvoll; ich habe das eigenthümliche Vergnügen, Privatdozenten und Titular- oder Honorarprofessoren (lucus a non lucendo!) zu kennen, die bei der bloßen Namensnennung ihres Konkurrenten und bei der ihres vorgesetzten Professors einen Wuthanfall bekommen. Diese Herren betrachten es überhaupt als eine schwere Beleidigung, wenn man einen solchen — in Unschuld oder mit Willen — vor ihnen in den Mund nimmt. Der alte Hobbes hätte also mit seinem Diktum nicht so unrecht, daß der Mensch zu seinem Nächsten nicht besser stehe als ein Wolf mit dem anderen. Freilich ist man gebildet genug, diesen Gegensatz zu verschleiern oder gar zu rechtfertigen. Der Ehrgeizige erklärt nämlich aus einem einfachen *Gerechtigkeitsbedürfniß* sein feindliches Verhalten zu den beati possidentes sowohl als zu dem gleichstrebenden Nebenbuhler: man müsse doch wissenschaftliche Verdienste zu ehren wissen und werde keinem Unwürdigen und Unfähigen eine bedeutende Stellung einräumen oder belassen. Daß die Verdienste, die Würdigkeit und Befähigung immer auf Seiten des Ehrgeizigen liegen, ist für ihn immer, für die Majorität der Unbetheiligten und Sachverständigen selten selbstverständlich. So ist man in gewissen Kreisen und gerade bei den Vertretern höchster Bildung aus lauter Ehrgeiz glücklich soweit gekommen, daß man zu unbefangener Würdigung der Verdienste eines Fachgenossen einfach unfähig ist und die Dinge ausschließlich von dem erbärmlichen Standpunkt des persönlichen Nutzens oder Schadens ansieht, der einem aus der Ueberlegenheit oder Unterlegenheit des lieben Nächsten erwächst. Wenn unter den Helden Homer's oder des Nibelungenliedes ein Kämpfer sich auszeichnete, so fand sich in der Regel ein Ehrgeiziger, der sich zum Zweikampf anbot, weil ihm das Gefühl unerträglich war, daß auf Gottes Erdboden außer ihm noch ein anderer Streiter den Kopf zwischen den Schultern hatte. Der Ehrgeiz unter den Auserwählten der zivilisirten Nationen der Gegenwart steht noch genau auf diesem barbarischen Standpunkt selbstsüchtiger Unduldsamkeit. Und die Mütter von heute wie die Mütter von damals züchten diesen Ehrgeiz mit Vorliebe bei ihren Kindern.

II.

Ist es nicht überhaupt aufs Höchste erstaunlich, daß eine gewisse Anzahl von Individuen, die doch unter einander sämmtlich gewaltige Verschiedenheiten aufweisen, sich um eine und dieselbe Stellung bewerben? Wäre es nicht denkbar, daß ein begabter Mensch bei der Wahl eines Berufes in die höchste Verlegenheit kommt, da keine der vorgeschriebenen Wirkungsweisen ihm zusagt? Wer einen der geläufigen Berufe ergreift, schließt immer einen mehr oder weniger schmerzlichen Kompromiß, denn der Beruf ist nicht für ihn geschaffen, er ist vielmehr das Produkt objektiver Nothwendigkeiten und hat sich im einzelnen der Durchschnittsbefähigung der ihn Ausübenden angepaßt. Je individueller der Mensch veranlagt ist, desto unvermeidlicher ist für ihn der Kampf mit dem gewählten Beruf. In der Regel siegt der Beruf: um ihm gerecht zu werden, sein Leben zu fristen und in Frieden zu leben, schleift der „Berufene" sein Eigenthümliches ab, wobei neben manchem Werthlosen viel Werthvolles zu Grunde geht; er bildet sich nach dem Muster, d. h. nach der Schablone der Vorgänger. Selten hat er die Energie, den Beruf zum Ausdruck seiner Individualität zu zwingen, ihn sozusagen zu sich hinüberzuziehen und sich ihn dienstbar zu machen, statt ihm dienstbar zu werden. Gewiß, nicht in allen Berufen wird dieser Kampf empfunden. Der ungebildete Mensch ist so wenig differenzirt, daß er wie selbstverständlich den Beruf seiner Kameraden oder seiner Vorfahren ergreift, als könne es gar nicht anders sein. Die sogenannten niederen Berufe geben ja auch keinen Anlaß zu persönlicher Bethätigung. Aber das Schmerzliche und für unsere Zeit Demüthigende scheint mir darin zu liegen, daß unter den sogenannten Gebildeten so verschwindend wenige den Drang verspüren, sich einen Beruf zu *schaffen*. Das läßt auf eine merkwürdig schwache Ausprägung der Individualität schließen, die wiederum zum Theil durch eine ungeeignete Erziehung verschuldet ist. Ich gestehe, immer mit Bewunderung von Leuten, einerlei welchen Standes, zu hören, die es zu einem neuen Beruf gebracht haben, den vor ihnen keiner ausgeübt hat und den sie wohl auch keinem vererben können. Der Mann, der den Gedanken faßte, aus dem Transport todter Chinesen in die Heimath ein Gewerbe zu machen; der Mann, der auf der Straße die Wirkung seines neuerfundenen Fleckenwassers demonstrirt oder den Vorübergehenden ein tanzendes Nashorn als angenehmstes Kinderspielzeug anpreist, hat es doch wirklich weiter gebracht, als jener blasse Jüngling, der Jura zu studiren anfängt, weil man doch nicht wohl anderes thun kann. Ohne sich zu verhehlen, daß die Noth eben erfinderisch macht, und daß manch armer Teufel nur darum zu einem „eigenen" Berufe greift, weil er in allen anderen gescheitert ist, darf man doch wohl die Originalität bewundern, die in dem kleinen Manne steckt und den Schluß daraus ziehen, daß der Gebildete aus seinem Eigensten heraus Großes und Neues zu Stande brächte, wenn man ihn nur ein wenig dazu angeleitet hätte, wenn man ihm nur *erlaubte*, seinen Weg zu gehen.

Was soll diese Abschweifung in das Problem des Berufes in einer Betrachtung über den Ehrgeiz? Die Erziehung zum Ehrgeiz ist eben daran schuld, daß die Individualität in so vielen Berufen verkümmert und schließlich so völlig aus dem Menschen getrieben wird, daß er ihren

Digitized by Google

Verlust nicht einmal bedauert und zum stumpfsinnigen Zugthier wird. Wenn man unsere jungen Leute überhaupt einen Beruf wählen läßt und sie nicht einfach aus materiellen Rücksichten irgendwo in ein Joch spannt, so schärft man ihnen ein: seid ehrgeizig, das heißt: werdet wie der und jener, gebraucht eure Ellenbogen und überflügelt, wen ihr könnt. So hat man den Lebenskampf unglaublich erschwert, indem man alle Strebenden nach einer Richtung drängt, was wiederum auf der eigenthümlichen Einschätzung gewisser Berufsklassen und Stände beruht. Tief eingewurzelt ist das Vorurtheil, als seien die verschiedenen Bethätigungen menschlicher Arbeitskraft nicht etwas qualitativ Verschiedenes, nebeneinander nothwendig und zu Recht Bestehendes; man möchte vielmehr eine Rangordnung sämmtlicher Berufe herstellen, die man als nur quantitativ verschieden annimmt. Der Ehrgeizige wird dadurch veranlaßt, nicht etwa eine seiner Begabung, sondern eine seinem Rang entsprechende Beschäftigung zu suchen und von dem so gewonnenen Standpunkt aus auf der hierarchischen Leiter so schnell als möglich aufzusteigen. War der Großvater Taglöhner, der Vater Bauer, so muß der Sohn Volksschullehrer, der Enkel Gymnasialprofessor und der Urenkel „Ordinarius" werden. Dieses stufenweise und generationsweise Streben kann man sich noch gefallen lassen, obschon ihm eine unverzeihliche Geringwerthung der fälschlich so genannten „niederen" Berufe und eine kindliche Ueberschätzung der ebenso fälschlich als „frei" bezeichneten Wirkungsarten zu Grunde liegt. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein braver Mensch von ehrgeizigen Eltern blutig gespornt wird, damit er die ganze mögliche Skala seines Berufs in denkbar schnellstem Tempo erklimme? Das heißt denn doch den Kampf aller gegen alle entfesseln und dem Wettbewerb unter Gleichstrebenden den bestialischen Charakter verleihen, den er heutzutage angenommen hat. Man kennt sie, die Streber, die mit Vergnügen den langsamen Verfall ihres Vorgesetzten verfolgen; man kennt die Schmeichler, die mit den unlautersten Mitteln um die Gunst des Mächtigen buhlen. Persönliche Tüchtigkeit reicht eben nicht mehr aus, so muß die List und der Betrug vor den Wagen des Ehrgeizes gespannt werden. Warum haben wir doch nicht mehr den Muth, wir selbst zu sein, warum können wir unsere Beschränkung nicht mehr als ein Gegebenes, unsere Gaben als ein anvertrautes Pfund betrachten? So leicht wir es nehmen mit der Vernachlässigung und Verkümmerung unserer Gaben, so ernst nehmen wir es mit dem Streben nach fernen Zielen, die die öffentliche Meinung als allgemein begehrenswerth hinstellt. Die Jagd nach Aemtern und Titeln ist eröffnet und reißt uns mit in ihrem stürmenden Lauf. Ein Ziel haben heißt heutzutage nicht mehr, das Talent zur Reife bringen, sondern nur mit Tausenden um die Wette die oberste Sprosse der sozialen Leiter als Erster erklimmen. Das dem Ehrgeizigen winkende Ziel ist jener große Fußball, um den sich die kämpfenden Parteien schlagend und tretend, erhitzt und wild streiten, den keiner dem anderen gönnt, den jeder, wenn er ihn auch nicht selbst haben kann, dem anderen aus purem Neide zu entreißen sucht. Wie sehr der Anstand und die Menschenwürde darunter leidet, wie viel Schaden auch der innere Mensch dabei erfährt, es muß der Ehrgeizige seine Stellung verbessern, sein Amt und seine Titel erhalten.

Wir haben leider mehrere Berufsarten, die diesen verderblichen Ehrgeiz mit Vorliebe züchten. Woran denkt ein Offizier oder ein Diplomat anders, als an Beförderung? Möglichst bald aus der gegenwärtigen Lage befreit zu werden, den Standort wechseln, den Vorgesetzten zum Kollegen haben oder ihn ersetzen — das ist der einzige Gedanke der Ehrgeizigen in diesen Kreisen. Kaum ist das neue Ziel erreicht, so winkt schon das nächste: es ist die alte Geschichte von der Zwiebel, der man eine Haut nach der anderen abzieht, um endlich — keinen Kern zu finden. Welche Unruhe und Aufregung bringt dieses ewige Anderswollen in das Leben. Man bedenke nur, daß in vielen Berufen das Endziel erst mit fünfzig Jahren erreicht wird, daß die Majorität es überhaupt nicht erreicht; daß der Erfolg auch schließlich nicht einmal von dem persönlichen Verdienst, sondern oft genug von der „Anciennetät", d. h. vom Zufall abhängt. Wieviel Mühe und Kämpfe, wieviel Vorsicht und Sorgfalt, wieviel List und Schlauheit braucht es nun, von Schlimmerem nicht zu reden — bis das Schifflein durch die Klippen zum Hafen steuern kann; und wieviel Menschen wurden bei Seite geschoben, überfahren, geopfert, damit der eine sein Werk mit Erfolg gekrönt sehe. — Nicht als ob der Ehrgeiz in diesen und anderen sittlich gleich gefährdeten Berufen zu tadeln sei — im Gegentheil! Wer ihn nicht hat, bleibt an der Straße liegen, erschöpft hält er im Wettlauf inne und gewinnt wieder den Blick für das Menschliche und Individuelle. Nur ist es meist zu spät: das System hat seine geistige Gesundheit schon ruinirt, er findet sich in der Welt nicht mehr zurecht, die er verlassen hat, und die andere, in der er kämpfte, hat ihn als unbrauchbar ausgeschieden.

Das sind die Früchte des modernen Ehrgeizes. In dem Streben, das Leben im weitesten Umfang zu genießen, kommt man überhaupt nicht zum Leben. Die beschauliche Ruhe des Genügsamen hat man der Chimäre eines Namens, einer Stellung gedankenlos aufgeopfert. Und ist das Ziel erreicht, der Reichthum erworben, die letzte Würde erklommen, so gebricht es an der Kraft des Genießens und — an der Einsicht in den Nutzen des Erstrebten. Das stufenweise Aufrücken ist für Schuljungen gut, der reifere Mensch verlangt einmal nach dem Definitiven, nach Verwerthung der angesammelten Schätze, nach Sammlung und Genuß, die ein Weiterarbeiten zur Förderung des persönlichen Lebens wahrhaftig nicht ausschließen. Der Ehrgeizige wird nie glücklich sein, solange er an die Genugthuung oder den Aerger denkt, den sein Streben der Mitwelt bereitet. Mühen wir uns anderen zum Trotz oder zu Liebe, so wird das Glück und die Befriedigung nie erreicht werden, die der in Ketten schmachtende Flaretan ergeben und überzeugt mit den schlichten Worten ausdrückt: „Meine Pflicht, ja meine Pflicht hab' ich gethan." — Pflicht ist es doch wohl nicht, andere zur Seite zu drängen und nach dem Eindruck zu schielen, den das rücksichtslose Durchdringen auf den lieben Nächsten macht. Pflicht ist es vielmehr, sich selber treu zu sein, mit seinem Pfunde zu wuchern, dabei im Nächsten nicht ein ausschließliches Mittel jener Zwecke zu sehen — das Charakteristikum des Ehrgeizigen! — und im übrigen die Leute reden zu lassen, was sie wollen.

Fassen wir zusammen. Der Ehrgeiz im eigentlichen Sinne des Wortes ist kein klarer Begriff, jedenfalls aber keine Tugend. Ehrgeiz im Sinne des Strebens nach einem Ziel ist eine unbedingt erfreuliche und wünschenswerthe Eigenschaft, solange die individuelle Begabung und Neigung dabei zur Geltung kommt. Ehrgeiz in dem landläufigen Sinne des wetteifernden Ueberbietens in den sogenannten höheren Berufen ist um der fast nothwendig angewandten unsittlichen Mittel — Egoismus, Ungerechtigkeit, Schmeichelei, Brutalität — aufs höchste bedenklich und nur solange sittlich zu rechtfertigen, als die materielle Selbstbehauptung diesen Wettbewerb erfordert. Das Ideal unserer feineren Bildung muß nicht nur die alle individuellen Kräfte verwerthende, durch freie Entscheidung erfolgende Berufswahl sein; es muß auch versucht werden, einer starken Eigenart den Beruf zu schaffen — man denke nur, was die Frauen heutzutage in dieser Beziehung leisten! — der ihr allein zukommt und in dem sie sich als in ihrem Eigenthum ohne Konzession an das Herkommen fruchtbar bethätigt.

La Tour-de-Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff-Lejeune.

„Herr und Frau Dorenhoff beehren sich."

Eine Primanerliebe. Keine von den heiß und schnell verrauschenden, die das reifere Leben als verklungene Episoden zieren, eine eherne vielmehr, die Stand hielt dem skeptischen Lächeln der Freunde, dem Achselzucken der Verwandten, den Bitten der Mutter, dem Zorne des Vaters. Stand hielt auch dann, als das Lächeln zum Spotte, das Achselzucken zur verächtlichen Abwendung ward, als die Bitten in brennende Thränen, der Zorn in Drohungen sich kehrte. Stand sogar den süßen Lockungen der ersten Universitätsjahre, dem verstohlenen Winken von blauen und schwarzen Augen, dem leisen Druck weicher Fingerspitzen. Und stand zuletzt den harten Anforderungen der juristischen Prüfungen, bis der junge Assessor als Sieger aus dem Kampfe hervorging und mit Freunden und Verwandten jener althergebrachte Vergleich zu Stande kam, in dem die unterlegene Partei mit resignirter Miene das als Thatsache anerkannte, das zu ändern auch die heißesten Bemühungen fruchtlos waren, und das man jetzt in weltmännischen Diplomatie als . . . ein Glück vor den Leuten pries. „Es ist doch etwas Rührendes um solche Treue." „Diese Beständigkeit zwingt Achtung ab." „Jeder muß wissen, was zu seinem Besten dient," mit diesen und anderen löblichen Redensarten tröstete einer den andern. Aber einer wie der andere hoffte bis zum letzten Augenblick, daß das lange Ersehnte dennoch zur That werden, daß der Bräutigam sich in zwölfter Stunde besinnen würde.

Was sollte aus ihnen werden?!

Er, dank der angeerbten Stellung seines Vaters bei der Regierung angestellt und keineswegs gesonnen, diesen Posten mit dem einträglicheren eines Rechtsanwalts zu vertauschen. Und sie eine hübsche, kluge, aber . . . natürlich blutarme Lehrerin!

Doch auch diese letzte Hoffnung erwies sich als trügerisch.

Die Einladungen zur Hochzeit waren gedruckt. Das Ja wurde zuerst von einer männlichen Stimme sehr laut und entschieden, dann von einer weiblichen sehr leise, aber nicht weniger bestimmt gesprochen. Herzliche Glückwünsche, kräftiges Händeschütteln, innige Umarmungen schlossen sich an, hier und da flossen sogar einige Thränen.

Ein einfaches Mittagessen im Hause der Braut, Toaste mit der übersprudelnden Versicherung gegenseitiger Hochachtung und treuer Verbrüderung zwischen den biederen Vertretern der nun verschwägerten Familien, ein kurzer ergreifender Abschied der jungen Frau von ihrer Mutter, ein etwas frostigerer des Gatten von seinen Eltern, und das junge Paar saß endlich am mühsam erkämpften Ziele seiner Wünsche Hand in Hand in dem schnell dahinrollenden Wagen, der sie zum Bahnhof führte.

* * *

Die schwarzseherischen Prophezeiungen der besorgten Verwandten erfüllten sich nicht.

Hans Dorenhoff war ein Jahr verheirathet und noch nicht eine Sekunde war gekommen, in der er auch nur einen Hauch der Reue gespürt, die ihm als unausbleibliches Erwachen von einem bedenklichen Lebensstreiche zudiktirt war. Emmy, die in den letzten Jahren der Brautzeit in der Gestalt wie im Antlitz die leise Spur jener Reife zeigte, die bereits an ein frühes Welken mahnt, sie blühte als Frau auf wie eine junge Rose, an die nicht nur die frische Farbe der einst bleichen Wangen, sondern vor allem der sammetweiche Teint und die wieder aufknospende Erscheinung erinnerte. Dabei war sie eine vorzügliche Hausfrau . . thätig, fleißig . . und sparsam. Ja . . sparsam zu allererst! Und das that noth.

Es gibt eine gewisse Noblesse, die sich auch bei beschränkten Mitteln nicht verleugnet, eine Art, sich einzurichten und nach außen zu scheinen, die keinen Fremden die dürftigen Requisiten hinter den Coulissen erkennen läßt.

Ueber diese Kunst verfügte Emmy . . . . Bei alledem legte sie zurück. Wie sie das anstellte, war unerfindlich.

Aber die Thatsache war nicht fortzuleugnen, daß sich nach Verlauf gerade eines Jahres in der Sparkasse, die sie von einem Onkel erhalten und die einen großen weißen Elephanten darstellte, zu der von dem Geber deponirten Einlage das Dreifache gesellt hatte.

Triumphirend zeigte Emmy ihrem Gatten die erste Kapitalsanlage.

Der schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber wozu?" fragte er, „wozu diese Entbehrungen?"

„Entbehrungen?" erwiderte sie. „Hast Du sie gemerkt? Ich nicht! Und wozu? fragst Du . . . . wozu?"

Und sie wurde dunkelroth. Und ihre blauen Augen leuchteten in einem eigenthümlichen, milden Feuer. Und auf ihre hübschen Züge trat das lieblichste Geheimniß, das je ein Frauenantlitz verklären konnte.

Da verstand er sie, und von dieser Stunde an fragte er niemals mehr: wozu? . . . . . .

* * *

So floß die erste Zeit ihrer Ehe dahin. Emmy wurde immer fleißiger; selbst in den stillen Abendstuben, während Hans ihr vorlas, stickte und häkelte sie mit rastlosem Eifer, und über den zierlichen Linien und Bändern, welche die geschäftigen Finger bearbeiteten, glänzte und glühte ihr hübsches Gesicht, und sein Ausdruck nahm allmählich eine leichte Veränderung an und wurde ernster und stiller, doch immer anziehender und hübscher.

Der weiße Elephant aber, der den Ehrenplatz auf ihrem Schreibtische einnahm, unmittelbar neben dem Bilde ihres Mannes, fühlte sehr wohl, wie er täglich an Werthschätzung zunahm, und jedes Mal, wenn zarte Fingerspitzen den Schlitz auf seinem Rücken berührten und es dann gegen seinen hohlen Bauch klimperte und klapperte, schien er zu wachsen und zu schwellen, und schließlich strahlte von seiner Erscheinung eine solche Würde und Selbsteingenommenheit, daß Hans ihn nie anders als „den Hausgötzen" nannte.

Da mit einem Male erhob sich wider die wohlgeborgene Veste ihres Hauses ein grimmer Feind. Er hatte schon lange im Hinterhalte gelauert. Aber die freundliche Maske, die er bis jetzt getragen, hatte selbst die kluge Frau Emmy getäuscht. Er war, wie es die listigsten Feinde immer sind, weiblichen Geschlechts und hieß . . die Gesellschaft.

* * *

Die kleine Regierungsstadt, in die Hans Dorenhoff als ältester Assessor mit der nahen Aussicht auf den „Rath" versetzt war, lag hoch oben im äußersten spitzen Winkel Deutschlands hart an der See.

Das Meer hat etwas sehr Ideales und Poetisches, das weiß jeder, der einige Wochen an ihm zugebracht hat. Aber es hat auch etwas sehr Materielles und Nüchternes, . . das weiß nur, wer längere Zeit in seiner Nähe wohnt. Es sind nicht die Perlen allein, die verborgen in seiner Tiefe ruhen, und die unschuldigen bunten Muscheln und Schalen, . . es ist die Wohnung auch belebter Muscheln und Schalen von so köstlichem Inhalte, daß sie dem verwöhnten Geschmacke gleichfalls auserlesene Perlen dünken.

Das Theater in Beltmünde war mäßig, die Konzerte untergeordneten Ranges, . . da hielt man sich an reellere Genüsse. Man war sehr opulent in Beltmünde. Die Beamten-, besonders die Regierungskreise wollten sich von den wohlhabenden Kaufleuten nicht in den Schatten stellen lassen. Man wetteiferte in lukullischen Mittagessen, und, was der eine voriehte, gab der andere um so reicher wieder.

In diesen Strudel hatten sich Hans Dorenhoff und seine junge Frau hineinziehen lassen . . nicht einmal gezwungen und widerwillig, sondern recht gerne. Sie gehörten nicht zu denjenigen, die in bitteren Worten über die Gesellschaften klagen und doch nicht eine sich entgehen lassen. Ueberall waren sie als die neu Angekommenen eingeladen, überall hatten sie zugesagt.

Im ersten Jahre kümmerte sie der Gedanke einer Erwiderung wenig.

Jetzt aber war die Reihe an sie gekommen, jetzt mußten sie einladen.

„Zum Abendessen natürlich," sagte Frau Emmy und überschlug die Anzahl der Personen sowie die Kosten, die ihr erwachsen würden.

„Man kann es machen wie man will, billig wird es nie," sagte sie schließlich mit einem leisen Seufzer, und ein sorgenvoller Blick stahl sich zu dem weißen Elephanten herüber.

„Was willst Du geben?"

„Fisch, Braten und eine kalte Speise . . mehr nicht, das kann ich mit unserm Mädchen allein schaffen und brauche keine Kochfrau."

„Und wie viel Personen kannst Du setzen?"

„Allenfalls zwanzig. Wenn wir genug Absagen bekommen, können wir alles mit Einem Male abmachen."

„Aber Emmy, man lädt die Menschen doch nicht ein, . . um Absagen zu bekommen! . . . . Und wen müssen wir bitten?"

„Dreißig sind unumgänglich nothwendig. Auf zehn Absagen kann man jetzt in der Hochsaison rechnen. Hier . . ich habe alle aufgeschrieben." Und sie las vor.

„Aber . . liebster Schatz, . . die wichtigsten hast Du vergessen!"

„Die wichtigsten?"

„Den Präsidenten und seine Frau."

„Den Präsidenten? Müssen wir den jetzt schon einladen?"

„Aber ohne jede Frage, Liebste. Alle von der Regierung laden ihn ein. Und wir haben die größte Verpflichtung. Ich arbeite direkt unter ihm. Zimmer an Zimmer. Sie haben uns vor allen vorgezogen und uns schon zweimal zum Mittagessen, einmal sogar im Familienkreise, geladen. Wir können unmöglich eine größere Gesellschaft geben, ohne sie zu bitten."

„Aber, Hans, dann ist ja mein ganzer Plan zu nichte."

„Dein ganzer Plan . . weshalb?"

„Den Präsidenten können wir auf keinen Fall zum Abendessen einladen. Niemand thut es."

„Aber wir als junge Anfänger?"

„Nein, nein, das ist unmöglich," sagte Emmy sehr entschieden, „alle unsere wohlerwogene Taktik wäre mit Einem Schlage zu nichte. Wir würden als arme Stümper dastehen und als Menschen, die nicht wissen, was fair ist. Zudem geht der Präsident auf kein Abendessen. Er sagte es mir vor Kurzem erst bei Bredows. Seine Frau kann das späte Ausbleiben nicht vertragen."

„Aber ein Mittagessen . ."

„Es würde das doppelte kosten. Unter fünf Gängen gibt es niemand. Und Du müßtest mindestens einen Extrawein und Sekt zum Schlusse reichen. Unsere ganzen Ersparnisse würden rettungslos draufgehen. Und jetzt beschattete eine stille Traurigkeit ihre hübschen Züge, und der Blick, der zu dem weißen Elephanten hinüberglitt, war noch sorgenvoller geworden.

Auch Hans wurde nachdenklich.

„Ja", sagte er schließlich, „Deinen stolzen Hausgötzen würde der Schlag sprengen . . . Ich glaube, er überlebte ihn nicht."

Und er strich liebevoll mit der flachen Hand über das harte, weiße Fell des Thieres. Dann aber wandte er sich zu seiner Frau.

„Es käme schließlich garnicht darauf an. Nur . . um den schönen Zweck Deiner Sammlung thäte es mir leid . . um unsern kleinen Erben, der mit einem Male so arm in die Welt käme."

Sie erröthete und wurde wieder heiterer.

„Wir müssen diesen schwierigen Fall erst einmal in aller Ruhe überlegen. Kommt Zeit, kommt Rath."

„Gewiß, mein Schatz. Du hast bis jetzt immer den besten Ausweg gefunden. Du wirst auch dieses Mal das Richtige treffen."

* * *

Als Hans Dorenhoff den nächsten Mittag von der Regierung nach Hause kam, fand er seine Frau in fröhlichster Stimmung an ihrem Schreibtische sitzen.

„Es ist alles entschieden," sagte sie, nachdem sie ihn herzlich begrüßt hatte, „hier . . bitte sehr!"

Und sie reichte ihm eine große, weiße Karte. Und er las:

„Regierungsassessor Dorenhoff und Frau
beehren sich
Herrn Regierungspräsidenten von Vollbrügge und
Frau Gemahlin
zum Mittagessen
auf Freitag, den 22. Februar, 6 Uhr, ergebenst einzuladen."

„Aber Emmy . . mit einem Male?! Und in so kurzer Frist?! . . Das ist ja schon morgen über acht Tage."

„Ganz richtig."

„Und wen wirst Du weiter dazu laden?"

„Keinen."

„Keinen?! . . Nun bitte ich Dich aber, sprich endlich einmal im Ernste."

„Im völligen Ernste, mein Gebieter. Keinen einzigen werde ich dazu laden."

„Du kannst den Regierungspräsidenten doch nicht allein mit seiner Frau zum Diner einladen!"

„Und doch will ich es thun."

„Aber Emmy, ich muß Dich wirklich bitten." Und er wurde fast unwillig.

Da lachte sie hell auf.

„Sophie wird die Einladung sofort herübertragen," sagte sie.

Aber als sie jetzt seine krause Stirne sah:

„Merkst Du wirklich noch nichts, Du kluger Hans?! Nun komm, dann will ich Dir meinen Plan aufdecken. Der Gedanke kam mir ganz plötzlich heute morgen beim Frühstück. Und er löst alle unsere Skrupel."

Und indem sie sich an seinen Arm hängte, fuhr sie fort:

„Du wunderst Dich, daß ich die Frist der Einladung so kurz bemessen habe, während man sonst wenigstens vierzehn Tage vorher bittet. Und daß ich niemand anders dazu geladen habe. Sieh, das alles ist ja gerade meine wohlerwogene Absicht.

Der Präsident ist jetzt in dieser Hochsaison natürlich jeden Tag eingeladen . . schon auf lange Zeit im Voraus. Er geht niemals mehr als dreimal in der Woche aus. Die Möglichkeit ist also so gut wie ausgeschlossen, daß er den kommenden Freitag noch unbesetzt ist.

Nun schicken wir unsere Einladung . . . . Er sagt ab . . Und dann . ."

„Und dann?"

„Dann haben wir unser pflichtmäßiges Mittagessen gegeben. Wir schicken natürlich keine weiteren Einladungen, und die ganze Angelegenheit ist erledigt."

„Und alle unsere andern Bekannten?"

„Die laden wir nach einigen Wochen zu einem einfachen Abendessen ein.

Er lächelte.

„Du bist eine kleine, findige Frau," sagte er. Doch etwas bedenklich setzte er hinzu. „Aber . . ganz recht, Emmy, finde ich dies Verfahren doch nicht."

„Ganz recht?!" erwiderte sie und zuckte die Achseln. „O Du strenger Sittenrichter! Was ist denn diese ganze Art unseres Gesellschaftslebens? Doch nichts als eine leere Form und eine große Komödie! Meinst Du, wir thun dem Präsidenten und seiner schwächlichen Frau nicht geradezu einen Gefallen, wenn wir sie, die jeden Tag über die vielen Verpflichtungen seufzen, von einer lästigen Einladung befreien? Oder . . glaubst Du vielleicht, . . sie kämen gerne?!"

„Und wir?! Begehen wir in Rücksicht auf unsere beschränkten Verhältnisse und auf die vielen wichtigen Ausgaben" (und wieder erröthete sie) „denn wirklich eine so große Sünde, wenn wir diese Komödie einmal ein wenig anders spielen und nicht Hunderte zu keines Menschen Zweck

und Nutzen zum Fenster herauswerfen?! Nein Hans, man kann seiner Rechtlichkeit zu Liebe schließlich auch . . Pedant sein!"

Er mußte die Logik ihrer Worte zugeben.

„Aber . . wenn der Präsident schließlich doch zusagt?"

„Nun gut! Dann müssen wir eben in den sauren Apfel beißen . . wie er selber und alle die andern! Aber . . ich glaube es nicht."

Und listig setzte sie hinzu:

„Ich weiß es nicht genau. Und das ist auch gut. Aber . . mir ist, als wäre am nächsten Freitag ein größeres Mittagessen beim Bürgermeister Strecker, zu dem der Präsident gewiß geladen ist."

Arthur Sewett.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Ninive und Babylon. Von Prof. Dr. C. Bezold. Mit 102 Abbildungen. Velhagen & Clasing. (Monographien zur Weltgeschichte. XVIII.)

In die alte Kultur der Länder am Euphrat und Tigris Einsicht zu gewinnen, deren Litteraturschätze in vielen Zehntausenden von Thontafeln, Prismen und Zylindern in den Museen von London, Paris, Philadelphia, Berlin, Kairo lagern, ist ein mit jedem Tag sich steigerndes Verlangen der gebildeten, besonders auch der auf anderen Gebieten arbeitenden gelehrten Welt. Zur rechten Zeit kommt diesem Bedürfniß die ebenso gehaltreiche, wie anziehende Darstellung eines der hervorragendsten deutschen Assyriologen, Prof. Bezold's, entgegen, die zugleich durch zahlreiche prachtvolle Reproduktionen eine lebendige Anschauung von den Fundobjekten und von der Kunstentwicklung jener Länder vermittelt.

Nach einer Darlegung der Geschichte der Ausgrabungen und Entzifferungen seit Grotefend gibt Bezold einen Umriß der Geschichte. Wesentliche chronologische Unterlage für diese bieten die aufgefundene Chronik altbabylonischer Könige mit ihren Ergänzungen, eine synchronistische Geschichte über die Beziehungen Babyloniens und Assyriens vom 15. Jahrhundert v. Chr. an, endlich Eponymenkanones, die von etwa 900 v. Chr. ab reichen und durch Berechnung einer in ihnen erwähnten Sonnenfinsterniß auf eine gesicherte chronologische Basis gebracht wurden. Doch bildet das alles nur das Gerippe. Den wesentlichsten Inhalt der Geschichte bringen die Annalen der Könige selbst und ihre sonstigen Denkmäler, welche über ihre Feldzüge, Eroberungen, Bauten, Jagden, meist in chronologischer Ordnung, erzählen. Die Berichte über die kriegerischen Beziehungen zu den verschiedenen Ländern Vorderasiens, wie Elams, Armeniens, Phöniziens, Arabiens u. a., werfen wichtige Reflexe auf die alte Geschichte dieser Länder, von der wir sonst wenig wußten. Funde in Tell el-Amarna in Mittelägypten enthüllen einen früher nicht geahnten Einfluß babylonischer Bildung auf das Pharaonenreich des 15. und 14. Jahrhunderts v. Chr. und geschichtliche Zustände in einer Reihe von vorderasiatischen Staaten, die damals mit Aegypten Beziehungen unterhielten. — Der letzte große Erobererfürst Assyriens, Aschschurbanipol (Sardonapal), der von 668—26 regierte, legte in Kujundschik am Tigris, gegenüber von Mossul, eine Bibliothek an, von der die Wiederauffindung von ca. 22 000 Thontäfelchen Sir Henry Layard glückte, und die, im British-Museum geborgen, von Bezold, dem wir ihre Katalogisirung verdanken, als der kostbarste Schatz, der auf dem Boden Mesopotamiens gehoben ist, bezeichnet wird. Sie ist bis jetzt die einzige Sammlung, welche alle Zweige der assyrischen Litteratur enthält, so daß ihr königlicher Sammler beflissen war, durch Abschreiber Kopien von den mannigfaltigsten Dokumenten der Geschichte und Kultur seit ihren ältesten Zeiten in ihr zu vereinigen. — Auf Grund dieser Quellen und der anderen Ausgrabungsfunde zeichnet nun Bezold das Bild der babylonisch-assyrischen Geschichte vom vierten Jahrhundert bis zum Sturze des neubabylonischen Reichs knapp, aber in klaren Zügen. Darauf läßt er eine übersichtliche Darlegung der Schöpfungen der Litteratur, des Standes der Astrologie und der sehr hoch entwickelten Astronomie, der Heilkunde, der keilschriftlichen philologischen Lehrbücher, der religiösen Mythen und Epen, sowie Grundzüge der babylonisch-assyrischen Religion, soweit sie heute schon überschaut werden kann, und der Kunst folgen. In allem verräth sich der gediegene Kenner, der aus dem Vollen schöpft, der überall maßvoll und zurückhaltend urtheilt.

Das anziehend geschriebene Buch dürfte den Gebildeten als ein zuverlässiger Führer durch die neuerschlossenen Kulturgebiete ebenso willkommen wie lehrreich sein.

Berlin. J. Barth.

Die Frauenbewegung in der Schweiz. Sechs Vorträge; veranstaltet durch die Pestalazzi-Gesellschaft. Zürich. Th. Schräter. 1902.

Bei der hundertundfünfzigsten Wiederkehr von Pestalozzi's Geburtstag, im Jahre 1896, ist in Zürich auf seinen Namen hin ein Verein für Volksbildung und Volkserziehung gegründet worden, der in der kurzen Zeit seines Bestehens schon eine reiche und vielseitige Thätigkeit entfaltet hat. Die Vortragskommission dieser Gesellschaft hat im Laufe des Winters 1901 auf 1902 eine Reihe öffentlicher Vorträge veranstaltet, deren Zweck darin bestand, eine allgemeine Uebersicht über die Geschichte der Frauenbewegung, besonders in der Schweiz, zu geben. Die gehaltenen Vorträge liegen nunmehr im Druck vor und werden auch jenseits der Schweizer Grenzen auf Beachtung rechnen dürfen. Fräulein E. Benz, Lehrerin, wirft einen geschichtlichen Rückblick auf die Frauenbewegung in der Schweiz von den Tagen an, da Leonhard Usteri (1774) die erste Töchterschule in Zürich gründete und die Bernerin Julie Bondeli mit den geistigen Führern ihrer Zeit in regen Verkehr trat. Der Professor der Jurisprudenz Zürcher verbreitet sich über die öffentlich-rechtliche Stellung der Frau, Frau Dr. med. J. Hilfiker-Schmid über das Frauenstudium, Fräulein Dr. jur. A. Mackenroth über die zivilrechtliche Stellung der Frau, wobei jedesmal die schweizerischen Zustände besonders ins Auge gefaßt werden. Den Schluß bildet der Vortrag von Professor Herkner über Frauenbewegung und Arbeiterinnenschutz mit der sehr berechtigten Mahnung, sich vor unvorsichtiger Uebertragung der leitenden Gesichtspunkte der bürgerlichen Frauenbewegung auf die Verhältnisse der Arbeiterinnen zu hüten. Manche Wiederholungen ließen sich in den Vorträgen, deren Gegenstände sich häufig so nahe berühren, nicht vermeiden. Allein die Eigenart der einzelnen Betheiligten gibt ihnen ein individuelles, unverwischbares Gepräge.

A. St.

Neue Deutsche Lyriker. Herausgegeben von Carl Busse. 1. Band. Alfons Paquet, Lieder und Gesänge. — 2. Band. Adolf Holst, Sternschnuppen. — 3. Band. Hermann Hesse, Gedichte. — G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1902.

Daß sich ein kühner Lootse findet, bereit, jungen Lyrikern bei der gefährlichen Fahrt durch jene Brandung zu helfen, die die Wellen von dem Felsen „Gleichgiltigkeit des Publikums" zurückwirft, das wird jeder Kenner der Noth aufsteigender Talente mit aufrichtiger Freude begrüßen. Auch konnte hierfür schwerlich jemand besser geeignet sein als Carl Busse. Er hat es selbst erzählt, wie die Erinnerung an seine eigenen Anfänge ihn auf jene Idee brachte; er hat sich als feinsinniger Kritiker neuerer Lyrik bewährt und hat persönlich das Vertrauen dieser mißtrauischen Jugend zu gewinnen gewußt.

Die ersten Bändchen seines Unternehmens rechtfertigen solche Erwartungen. Bahnbrechende Talente offenbaren sich hier nicht; die aber bedürften auch kaum eines Pflegevaters. Aber gesunde Anlagen zeigen sich, denen die sichtende und streichende Hand des Herausgebers gute Dienste thut. Er selbst schätzt Paquet am höchsten ein, bei dem gerade ich mehr die Resonanz früherer Töne zu vernehmen glaube; freilich hat das Echo oft einen seltsamen, meist dumpfen Eigenton, der zu täuschen vermag. Mir schien Holst selbständiger, der freilich fast nur einer Stimmung gebietet — der der „bösen Buben im Paradiese" —, ihr aber originellen Ausdruck zu verleihen versteht. Doch auch die epischen Landschaftsbilder Hesse's und jene Ungeduld, die die Ueberschrift mit liebenswürdiger Regelwidrigkeit gleich in den Text hineinzieht, haben uns interessirt.

Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang und dem antheilvollen Herausgeber viele Freude an seinen Kindern!

R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 24. Berlin, den 14. März 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Inseratenpreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Anzeigen nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * „ *.

Wahlvorbereitungen. Von Theodor Barth.

Das moderne Japan. M. v. Brandt (Weimar).

Parlamentsbriefe XVIII. Von Proteus.

Der Sozialismus des Jean Jaurès. Von Erich Eyck.

Zu Klopstock's Gedächtniß. Von J. V. Widmann (Bern).

Wandlungen der atomistischen Anschauungen. I. Von Bruno Borchardt.

Gustav Charpentier's Musikroman. Von Heinrich Welti.

Deutsches Theater: „Der Schleier der Beatrice". Von Ernst Heilborn.

„Herr und Frau Torenhoff bekehren sich." (Schluß.) Skizze von Arthur Sewett (Danzig).

Bücherbesprechungen:

J. C. Heer: Joggeli. Bespr. von —m.

Dr. Alfred Fischel: Materialien zur Sprachenfrage in Oesterreich. Bespr. von R.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle

Politische Wochenübersicht.

Daß Herr Dr. Peters, afrikanischen Angedenkens, Freunde hat, ist bekannt. Diese Freunde betreiben eine Wiederanstellung des Dr. Peters im Reichsdienst, und da diese nicht zu erreichen wäre ohne vorherige Rehabilitirung des Schützlings, so soll ein Gnadenakt des Kaisers einen Strich durch das Urtheil machen, das der Disziplinargerichtshof im Jahre 1897 gefällt hat. Ein sehr mildes Urtheil war damals gegen Dr. Peters ergangen; er hatte einen Neger aufhängen lassen, dem das Unglück zugestoßen war, bei einer schwarzen Konkubine des Dr. Peters höher in Gunst zu stehen, als Herr Reichskommissär in höchst eigener Person. Da man so nachsichtig gewesen war, Dr. Peters nicht wegen Mordes anzuklagen und zu verurtheilen, sondern, da er nur wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt als Kommissär der Regierung entsetzt worden war, so sind seine Bewunderer kühn genug, einen Gnadenakt des Kaisers zu erbitten, damit „der Zweifel an der ehrenhaften Gesinnung des Dr. Peters endgültig beseitigt erscheint," denn „in weiten Kreisen des Deutschen Reiches ist . . der Wunsch lebendig, den so verdienten Mann wieder rehabilitirt zu sehen".

Es verdient Beachtung, daß es im Deutschen Reiche Männer gibt mit der Ansicht, es sei das Hängen eines Negers, weil er in Liebeshändeln ein erfolgreicher Rivale gewesen, mit „ehrenhafter Gesinnung" durchaus vereinbar. Daß ein Mord in Afrika mit kühler Ueberlegung aus sultanischer Eifersucht ausgeführt, der ehrenhaften Gesinnung nicht schadet, ist also der neueste Paragraph in diesem ethischen Kodex. Bisher nannte man eine solche Handlungsweise verbrecherisch, und besonders überraschend ist es, daß „weite Kreise des Deutschen Reiches" der Auffassung des Gnadengesuches zustimmen sollen. Man wird das bezweifeln dürfen.

In einem Punkt läßt sich das veröffentliche Gnadengesuch loben. Es geht anonym durch die Presse; weder ist der Verfasser des Gnadengesuches bekannt, noch ist bekannt, wer jene sind aus den „weiten Kreisen des Deutschen Reiches", die das Schriftstück mit ihrer Unterschrift zu versehen bereit sind. Das ist erfreulich. Augenscheinlich hält die Freunde des Dr. Peters ihr Schamgefühl ab, für ein solches Gnadengesuch in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Und dieses Schamgefühl wenigstens ist an ihnen zu laben.

Der Freisinnige Abgeordnete Ehlers, der bisher Kämmerer der Stadt Danzig gewesen ist, wurde an dem Orte seiner bisherigen Wirksamkeit zum Oberbürgermeister gewählt. Ehlers, der der freisinnigen Vereinigung angehört, hat in langjähriger, parlamentarischer und kommunaler Thätigkeit seine liberalen Anschauungen stets mit Nachdruck und Sachkunde vertreten, Eigenschaften, die ihm auch über den Kreis seiner Parteigenossen hinaus hohe Achtung eingetragen haben.

Der Zar hat ein Manifest veröffentlicht, dessen Bedeutung im einzelnen sich noch nicht abschätzen läßt, aber aus dem doch eines hervorgeht; es besteht bei dem Kaiser die Absicht, in liberalere Bahnen einzulenken. Das Manifest handelt von freier religiöser Bewegung, von Entlastung der Bauern und von Hinzuziehung der Bevölkerung bei der Berathung der Reformen; das können vielversprechende Anfänge sein; es wären gesunde Keime, ob sie zur Entfaltung kommen? In jedem Falle ist das Manifest ein Beweis dafür, daß das bisherige Regiment empfindet, wie erschüttert ihm der Boden unter den Füßen ist, und eine

Kräftigung der Staatsgewalt soll daher durch Reformen im modernen Sinne herbeigeführt werden. Solche Reformen wären nicht nur ein Glück für Rußland, sondern für die europäische Zivilisation.

Von der Balkanhalbinsel lauten die Nachrichten nicht besonders schlimm; hier oder dort taucht eine Räuberbande auf; hier oder dort ein kleiner Zusammenstoß mit türkischen Truppen, und hier oder dort ein paar Morde aus nationalem Haß. Das sind keine gar zu abnormen Erscheinungen, und da die Mitte des März bereits da ist, so darf gehofft werden, daß eine Erhebung größeren Stils auch in diesem Frühjahr ausbleibt; denn der März pflegt der Monat zu sein, da mit der langsamen Einkehr des Frühlings in die Gebirge das Todtschießen und Todtschlagen unter den sich gegenseitig hassenden Völkerschaften der Balkangebiete beginnt. Augenscheinlich hat die Türkei in weiser Voraussicht so stark gerüstet, daß die politischen Abenteurer nicht wagen, den Tanz allzuernstlich zu beginnen.

Von den Reformen der Türkei ist wenig zu berichten; sie sind auf dem Papier vorhanden; sie werden auch angeblich in die Wirklichkeit eingeführt; aber wie, das läßt sich nicht überblicken. Voraussichtlich in gleicher Weise wie seit jeher; es geschieht in Wahrheit entweder gar nichts, oder es geschieht etwas, was dem Garnichts recht nahe kommt. Und doch ist es nicht vor allem böser Wille, der die Entwicklung des Orients hemmt; der Orient ist durch seine innerste Eigenart bestimmt, das Land der schneckenhaften Entwicklung zu sein.

Der Prätendent von Marokko müßte sehr viele Leben zu verlieren haben, wenn alle jene Nachrichten, die von seinem Tode im Kampfe berichten, wahr sein sollten. Immer von neuem wird der Prätendent besiegt und getödtet, so daß nur die eine Folgerung übrig bleibt; er lebt noch immer und macht noch immer dem Sultan von Marokko zu schaffen. Die schlimmsten Gefahren aber scheinen für die Ruhe Marokkos doch zunächst beseitigt, und es fragt sich nur, ob es dem Prätendenten nochmals gelingen wird, einen siegreichen Vorstoß bis in die Nähe der Residenz des Sultans zu machen.

Noch immer bleibt es unklar, ob neue böse Entwicklungen sich in China vorbereiten. Es ist bezeichnend, daß die widersprechendsten Berichte einlaufen; die einen sagen eine neue Empörung der Bevölkerung gegen die Fremden voraus; die anderen behaupten, daß Ruhe herrsche, und daß die heute zu verzeichnenden lokalen Kämpfe für dies Riesenreich des Ostens nichts zu bedeuten haben. Aus alledem ergibt sich nur, wie wenig wir Zuverlässiges über China wissen; wir stehen dem Reiche der Mitte noch heute so unorientirt gegenüber wie vor der letzten Boxererhebung.

* * *

Wahlvorbereitungen.

Nur noch drei Monate trennen uns von den allgemeinen Reichstagswahlen. Es wird deshalb Zeit, die nöthigen Wahlvorbereitungen zu treffen, insbesondere die Kandidaten aufzustellen und die Wahlkassen zu füllen. Mit der Entwicklung der Wahltechnik sind auch die Wahlunkosten immer größere geworden. Den größten Wahlfonds hat gegenwärtig der Bund der Landwirthe; während die liberalen Parteien, obgleich es in ihren Reihen an wohlhabenden und selbst reichen Leuten nicht fehlt, niemals auch nur annähernd über solche finanziellen Mittel verfügt haben, wie sie die Phantasie der Agrarier auszumalen liebt. Es scheint, daß die Opferwilligkeit der Liberalen diesmal etwas größer ist; aber es wäre auch geradezu eine Schande, wenn der Liberalismus nicht wenigstens ausreichende materielle Mittel aufbringen könnte, um den Wahlkampf mit allem Nachdruck zu führen.

Daß die Stellung des Liberalismus eine schwierige ist, braucht nicht noch besonders nachgewiesen zu werden. Da die politische Einsicht noch nicht soweit durchgedrungen ist, daß es möglich erscheint, ein Kartell der Linken gegen die reaktionären Parteien der Rechten und des Zentrums zu formiren, so wird der Liberalismus genöthigt sein, nach allen Richtungen zu kämpfen. Gegenüber der Sozialdemokratie handelt es sich dabei vornehmlich um einen Konkurrenzkampf. Für den entschiedenen Liberalismus ist die Sozialdemokratie heute vorzugsweise dadurch gefährlich, daß die Sozialdemokraten geflissentlich die Meinung zu verbreiten suchen, die Liberalen ständen im Kampf gegen die Reaktionäre nicht in gleicher Weise ihren Mann, wie das die sozialdemokratische Partei thue. Mit den spezifisch-sozialistischen Forderungen erringt die Sozialdemokratie heute keine wesentlichen Erfolge mehr; wohl aber mit den radikal zugespitzten liberalen Forderungen. Die Sozialdemokratie pflügt mit dem liberalen Kalbe. Je energischer der Liberalismus seine eigenen Grundsätze im Wahlkampf bethätigt, je deutlicher er zeigt, daß er ebenso entschieden wie die Sozialdemokratie, nur geschickter, die liberalen Forderungen den Reaktionären gegenüber zu vertreten weiß, um so mehr Aussicht hat er auch, sich im Wahlkampf gegenüber der Sozialdemokratie zu behaupten. Die Verketzerung der Sozialdemokraten als Leute, die theilen wollen und kein Vaterlandsgefühl besitzen, war von jeher eine politische Geschmacklosigkeit; heute ist sie mehr als dies, heute ist sie obendrein eine politische Dummheit. Denn diese aufhetzerischen Redensarten der Ordnungsphilister sind nur geeignet, der Sozialdemokratie weitere Schaaren zuzuführen.

Rechts steht der eigentliche Feind des Liberalismus! Konservative und Zentrum, die Lebensmittelvertheuerer und die Feinde der freien Forschung, die Gegner der Verkehrsfreiheit, die Verkümmerer des Schulwesens, die Bedroher des allgemeinen Wahlrechts, gegen diese innerlich mit einander verwandte klerikal-konservative politische Genossenschaft mit beschränkter Haftung muß sich der Wahlkampf der aufrichtig Liberalen mit rücksichtsloser Wucht richten. Ob diese oder jene Gruppe in diesem oder jenem Wahlkreise den Kandidaten stellt, ist von untergeordneter Bedeutung, sobald es nur gelingt, alle liberalen Elemente, die gewillt sind, ernsthaft gegen die Reaktionäre zu fechten, um einen gemeinsamen Kandidaten zu schaaren.

Nichts erscheint bei der Auswahl der Kandidaten bedenklicher als die vielfach beliebte Kompensationspolitik, bei der, um die Unterstützung für einen weniger geeigneten Kandidaten in dem einen Kreise zu erlangen, einer anderen Partei oder Gruppe die Unterstützung für einen anderen weniger geeigneten Kandidaten in einem anderen Wahlkreise zugesichert wird. Diese Diplomatie sieht nach großer Schlauheit aus, aber sie ist in Wirklichkeit nur dazu angethan, der Wahlbewegung den Elan zu nehmen und statt eines Wahlkreises mehrere zu gefährden. Das Wünschenswertheste bleibt immer, wenn die Wahlkreise ihre Geschicke selbst in die Hand nehmen, sich möglichst wenig um ihre Parteileitungen kümmern und selbständige Initiative entwickeln. In den einzelnen Wahlkreisen ist heute die Neigung für einen Zusammenschluß aller ernsthaft liberalen Elemente größer als je zuvor. Läßt man die Wähler gewähren, so werden sie sich unschwer auf einen Kandidaten vereinigen, der, welcher liberalen Gruppe er auch zugehört, die meisten Chancen für einen Erfolg bietet. Erst wenn die Parteidiplomatie sich ins Mittel legt, um für ein angebliches Zugeständniß hier ein angebliches Zugeständniß dort zu erzwingen, entsteht Unzufriedenheit, Mißtrauen und Widerwillen, sich an der Wahlarbeit zu betheiligen.

Das Unsinnigste aber ist die Uebertragung der Retorsionspolitik auf die Wahlangelegenheiten. „Wenn Ihr unsern liberalen Müller hier nicht unterstützt, werden wir Euern liberalen Schulze dort nicht unterstützen." Kann es etwas Absurderes geben als eine derartige Wahltaktik?

Hoffentlich hat der Liberalismus aus den Leidensjahren, die hinter ihm liegen, wenigstens soviel gelernt, daß er sich den Luxus solcher Thorheiten nicht weiter gestattet.

Die Stimmung ist diesmal dem Liberalismus in der Wählerschaft weit günstiger als vor fünf Jahren. Wenn die freisinnigen Parteien desungeachtet diesmal nicht besser abschneiden sollten als im Jahre 1898, so werden sie das vornehmlich ihren eigenen Fehlern zu verdanken haben.

Theodor Barth.

Das moderne Japan.

Von dem Japan der Theehäuser und der kleinen, niedlichen Musmés, der Tempelfeste und den Aufzügen in den Yoshiwaras wissen wir genug, fast zu viel, von dem Reich, das bis vor fünfzig Jahren zu den Fabelländern des fernsten Ostens gehörte und seit einem Jahrzehnt, d. h. seit seinem siegreichen Kriege gegen China, eine der wichtigsten Rollen in eben dem Osten spielt, wenig, viel zu wenig. Zwar dringen von Zeit zu Zeit Gerüchte über innere politische Evolutionen oder äußere politische Pläne zu uns, aber unsere schnelllebige Zeit hat keine Muße, sich lange mit so fernliegenden Sachen zu beschäftigen, und so fehlt es an jedem wirklichen Verständniß für die Vorgänge im Reiche der aufgehenden Sonne, soweit es sich nicht um die landschaftlichen, kunstgewerblichen oder weiblichen Seiten desselben handelt, obgleich die jüngste Geschichte Japans jeden von dem Einfluß überzeugen sollte, den dasselbe auf die Geschicke Ostasiens und damit vielleicht der Welt auszuüben im Stande sein dürfte. Nicht als ob das Gewicht, das Japans Politik, Heer oder Flotte in die Wagschale der Weltgeschichte zu werfen vermögen, überschätzt werden sollte, aber kleine Ursachen bringen oft große Wirkungen hervor, und die Ansicht, daß sich an den Küsten des Stillen Ozeans die Kämpfe wiederholen dürften, die einst an denen des mittelländischen Meeres um die Herrschaft der Welt geführt wurden, ist vielleicht keine ganz unberechtigte. Da muß denn ein vor kurzem erschienenes französisches Buch, das die innere und äußere Politik Japans eingehend behandelt, mit ganz besonderer Genugthuung begrüßt werden. Der Verfasser von „Le Japan politique, économique et social“ *) Herr Henry Dumolard, hat drei Jahre im Dienst der japanischen Regierung in Japan zugebracht, Korea besucht und die japanischen Truppen auf einem Theil ihres Marsches nach Peking begleitet; er scheint also durchaus berechtigt, über Verhältnisse zu sprechen, mit denen er sich an Ort und Stelle sehr eingehend beschäftigt hat. Seine Urtheile sind oft sehr scharf, aber sie machen den Eindruck großer Objektivität und sind zudem durch zahlreiche Auszüge aus japanischen Quellen belegt. Man wird also seinen Angaben wie seinen Folgerungen Glauben schenken dürfen. Hier aber sollen nur die berücksichtigt werden, die auf die innere und äußere Politik des Landes Bezug haben.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß nach der Wiederherstellung seiner Macht, der Mikado einen Theil des Nimbus eingebüßt habe, den seine Vorfahren, trotz ihrer Jahrhunderte langen politischen Kaltstellung bewahrt hatten: er schiebt dies darauf, daß der Mikado aus dem mystischen Halbdunkel, das ihn als Abkömmling der Sonnengöttin umgab, zu früh und zu vollständig an das Licht der Tagespolitik getreten sei, und führt als Beweis dafür an, daß einerseits seit 1899 die Kammern bei ihren an den Thron gerichteten Ansuchen die alte Formel „Eure hochehrwürdige Majestät groß an Weisheit und Macht“ durch eine andere sehr viel einfachere ersetzt haben und andererseits die Polizei nicht mehr, wie dies früher geschehen, jede wissenschaftliche Erörterung der mythologischen Zeit und des göttlichen Ursprungs des kaiserlichen Hauses untersage. Diese Auffassung ist unzweifelhaft die richtige, und es bedarf wohl kaum der Thatsache, daß ein japanischer Staatsminister, Ozaki, in einer amtlichen Rede der Möglichkeit Erwähnung gethan, daß Japan in tausend Jahren eine Republik sein könne, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß der Mikado in den Augen vieler Japaner heute nur noch eine politische Nothwendigkeit, aber nicht mehr ein Sproß der Götter sei.

Schwerwiegender für die innere Entwicklung des Landes ist die Thatsache, daß die Männer, welche die Restauration des Mikados vorbereitet und durchgeführt, das Shogunat gestürzt und aus einem mittelalterlichen, feudalen Staate einen modernen, konstitutionellen, in einem Wort das heutige Japan gemacht, im Aussterben begriffen und nichts, das sie ersetzen könne, vorhanden sei. Herr Dumolard stellt den neuen Politikern, welche im Begriff seien, sich der Regierung zu bemächtigen, ein sehr schlechtes Zeugniß aus; er schildert sie als eitel, unwissend und bestechlich und führt als Beweis für seine Behauptung einen der „Japan Times“ entnommenen Artikel an. Diese Zeitung, die bedeutendste in Tokio, erscheint in englischer Sprache, wird aber ausschließlich von Japanern redigirt. In dem Artikel heißt es:

„Der Mangel an Enthusiasmus für edle Ideen und die schamlose Sorge für ihre eigenen persönlichen Interessen scheinen für den Augenblick das charakteristische Zeichen der überwältigenden Mehrzahl der Politiker unseres Landes zu sein. Die Luft ist mit Verderbtheit angefüllt, und um ein anderes Gleichniß anzuwenden, der ganze politische Körper scheint unter einem Anfall moralischer Paralyse zu leiden.“

Als Gründe für diese Erscheinung wird angegeben, daß es während längerer Zeit das Streben aller Parteien gewesen sei, dem übermächtigen Einfluß der Clans auf die Regierung ein Ende zu machen, und man habe zu diesem Zweck zu den schlimmsten Mitteln gegriffen. So sei es gekommen, daß sich den Parteien eine Menge bedürftiger Leute von zweifelhafter Erziehung und Moral angeschlossen hätten, denen, weil sie energisch für die Wünsche des Volks eintraten, von vielen anständigen Leuten, reichen Bürgern und Grundbesitzern, namhafte Unterstützungen zugewendet worden seien. Dieser Zustand habe jetzt über fünfzehn Jahre gedauert, und man dürfe sich daher nicht darüber wundern, daß es innerhalb der Parteien noch viele Leute gebe, die gewohnt seien, Geld zu nehmen. Wenn dies Geld aus der Tasche der Parteiführer käme, vortrefflich! (sic!), aber dem sei nicht so, sondern in den meisten Fällen hätten diese letzteren es bequemer gefunden, ihren politischen Einfluß zu benutzen, um sich das Geld zu verschaffen, dessen sie bedurften. Das Uebel sei durch die schnelle kommerzielle und industrielle Entwicklung des Landes noch vergrößert worden, und die Politiker hätten darin eine neue Fundgrube entdeckt, da es in der That eine Menge Leute, Gründer von Gesellschaften und Aktionäre gäbe, welche eine staatliche Subvention zu erhalten wünschten, die sich glücklich schätzten, wenn sie sich der Unterstützung dieser politischen Parasiten durch ein Geldopfer versichern könnten. — Alles dies sei aber nur eine oberflächliche Ursache des traurigen Zustandes aller Dinge, und es gäbe viel wichtigere und tiefer liegende Gründe für den allgemeinen moralischen Verfall, der sich auf allen Gebieten der sozialen Thätigkeit geltend mache und der theuerste Preis sei, den das Land für die Umänderung von Grund aus zahlen müsse, deren Schöpfer es in den letzten Jahren gewesen sei. — Der Verfasser bestätigt diese traurige Schilderung und fügt hinzu, daß die Bestechlichkeit sich nicht nur auf die Mitglieder des Parlaments beschränke, sondern daß auch die lokalen Körperschaften ihnen in dieser Beziehung nicht nachständen. Dieses Bild würde übertrieben erscheinen, wenn nicht von Zeit zu Zeit von verschiedenen Seiten Nachrichten kämen, welche den Vorwurf der allgemeinen Bestechlichkeit leider bestätigen. So enthält der „London and China Telegraph“ vom 2. März d. J. die vom 27. Januar aus Yokohama datirte Mittheilung, daß in den an der Volks-

*) Paris, Librairie Armand Colin.

Digitized by Google

erziehung interessirten Kreisen eine wahre Panik ausgebrochen sei wegen der weitverbreiteten Korruption und Bestechlichkeit gelegentlich der Beschaffung von Schulbüchern; die das ganze Reich angesteckt zu haben scheine und bereits viele Verhaftungen zur Folge gehabt habe, deren Ende noch nicht abzusehen sei. Wie Herr Dumolard sagt, wäre das Charakteristische des öffentlichen Lebens in Japan das absolute Ueberwiegen kleinlichster, persönlichster Interessen, die sofort zu Fragen von öffentlicher Bedeutung würden. Die Parteien theilten sich in Gruppen, diese letzteren wieder in Unterabtheilungen, und die ganze Gesellschaft sei fortwährend damit beschäftigt, Regierungskrisen hervorzurufen, aus denen sie persönliche Vortheile zu gewinnen suchte. So sei es gekommen, daß das Interesse des Volks ganz durch die Streitigkeiten der Parteien mit den Ministerien und unter einander absorbirt werde und für die großen, die Wohlfahrt des Landes näher angehenden politischen Aufgaben erlahme. Auch er schreibt die Schuld an diesen wenig erfreulichen Zuständen dem plötzlichen Uebergange zu aus einem seit Jahrhunderten bestehenden Feudalstaat in einen nach dem Bilde der westlichen Gesellschaften organisirten modernen Staat. So habe dieselbe Generation das einfache, einförmige aber ruhige und auskömmliche Leben vor der Restauration aom 1868 und die heutige fieberhafte Existenz mit ihren neuen Bedürfnissen, ihren Leidenschaften, ihrer Selbstsucht und ihrem ungezähmten Haß kennen gelernt. Wenn, wie Dante sage, die Erinnerung vergangener, glücklicher Zeiten das schlimmste Leiden der Elenden sei, könne man sich die Trauer und die Erbitterung der Parias der modernen japanischen Industrie vorstellen. Wenn ihre Lage sich so gegen früher unendlich verschlechtert habe, sei dagegen der Luxus in den höheren und mittleren Ständen ungeheuer gewachsen, und die gute Natur des Volks erliege diesen schroffen Unterschieden, und in Japan wie anderswo habe der Kaapf ums Dasein Selbstsucht und Grausamkeit und mit ihnen Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen entwickelt. Auf der andern Seite habe die fieberhafte Eile, mit der man alles Alte umgestürzt, ohne im Stande zu sein, etwas Neues an seine Stelle zu setzen, die traurigsten Folgen gehabt; die Achtung aor den Führern bestehe nicht länger; die alten Tugenden seien bei der allgemeinen Erschütterung untergegangen, und mit der Höflichkeit sei das Ehrgefühl verschwunden; die entehrten Beamten, die früher sich den Bauch aufgeschnitten hätten, würden Bankiers und Kaufleute und sähen aon ihren Equipagen auf das Volk herab. Religiosität habe der Japaner nie viel besessen, und was ihm heute in der Schule geboten werde, sei entweder ein excessiver Utilitarismus oder ein veralteter Traditionalismus, der sich hauptsächlich auf die Volksschulen beschränkte, in denen er auf kaiserlichen Befehl gelehrt werde, und die Erhöhung der Verehrung für den Kaiser neben der Verachtung der Fremden zum Ziel habe. Das Urtheil des Verfassers über die japanischen Studenten, die gewissermaßen die Elite der Nation darstellen, und die er als Professor an der juristischen Fakultät der Unioersität zu Tokio kennen zu lernen reichlich Gelegenheit gehabt hat, ist ebenfalls wenig günstig; er schiebt die aerhältnißmäßig geringen Erfolge, die dort erzielt würden, auf den übertriebenen Stolz, den Nationalfehler aller Japaner, und das durch die Erlernung der eigenen Sprache übermäßig entwickelte Gedächtniß, das zum Auswendiglernen, statt zum Verstehen der Vorträge der Lehrer führe. Er faßt sein Urtheil über Schule und Schüler in den folgenden Worten zusammen:

„Die japanischen Studenten, wenn sie auch mehr arbeiten, als ihre europäischen Kameraden, erreichen unzweifelhaft weniger. Vergeblich würde man unter ihnen eine wirklich hervorragende Persönlichkeit suchen. Sie bilden eine gleichförmige, matte und gewöhnliche Masse, und wenn man sagen kann, daß die Universität eine vortreffliche Fabrik von Beamten und kleinen Bürgern mit einem schwachen Anstrich von Kultur sei, so ist es sicher, daß aus ihr bis jetzt weder Männer noch Gelehrte, durstig nach Wahrheit und Wissenschaft, hervo gegangen sind . . . . . Die Jugend, welche die rationalen Religionen als ein lächerliches Ueberbleibsel barbarischer Zeiten verwirft, hat nichts an ihrer Stelle angenommen. Sie hat weder ein moralisches noch philosophisches oder religiöses Ideal. Sie hat nur den immer heißer werdenden Wunsch zu genießen, und sie besitzt nichts, was man ein Gewissen nennen könnte."

Fragt man sich, welchen Einfluß diese allgemeine Degeneration nach den Ansichten des Verfassers auf die innere und äußere Politik Japans haben müsse, so erwidert er darauf, daß man gegenüber dem augenblicklichen traurigen Zustande und den vielen sich bekämpfenden, niedrigen Leidenschaften nur annehmen dürfe, daß dies nicht fortdauern könne. Aber was würde aus dem Chaos hervorgehen? Der definitiae Uebergang der Macht an die Politiker der neuen Generation, die unwissend, eitel und bestechlich seien, würde eine ernste Gefahr für die Zukunft sein. Freilich würde es keine geringere sein, wenn die jetzige Regierung es versuchen sollte, durch eine energische äußere Aktion die Aufmerksamkeit der Nation von den innern, unfruchtbaren Streitigkeiten abzulenken, wie das schon einmal bei Gelegenheit des Krieges gegen China 1894 geschehen sei.

Darin liegt allerdings, wie auch aon dem Schreiber dieser Zeilen bereits wiederholt heraorgehaben worden ist, eine große Gefahr für den Frieden, nicht nur Ostasiens, sondern der Welt, die wirkliche gelbe Gefahr; es wird daher interessant sein zu sehen, wie unser Verfasser die äußere Politik Japans in der jüngsten Vergangenheit schildert und für die Zukunft voraussieht. Nach seiner Ansicht, die wohl als zutreffend bezeichnet werden kann, hat der chinesisch-japanische Krieg mit seinen leichten Erfolgen für die letztere Macht den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Japans gebildet. Japan sei immer, ganz besonders während der Feudalzeit, eine Militärmacht gewesen und sei dies auch heute noch, wie aus der dem Heer und der Marine gewidmeten Sorgfalt hervorgehe; die hohe Meinung, welche die Erfolge über China den Japanern von sich selbst gegeben hätten, sei durch das Abkommen mit England aom 30. Januar 1902 noch wesentlich erhöht und auch nicht durch die darauf folgende russisch-französische Verständigung abgeschwächt worden. Nach den Erfolgen gegen China habe Japan geglaubt, sein Ziel, „Asien für die Asiaten" erreicht zu haben und habe allen Ernstes daran gedacht, China für dieses Ziel zu gewinnen, und ihm gegenüber die Rolle des zivilisatorischen Lehrers und Freundes zu spielen; die Enttäuschung sei nicht ausgeblieben, und es sei dann der Gedanke aufgetaucht, sich an dem Bestreben der andern Mächte, China auszunutzen, zu betheiligen. Die Lage der inneren Verhältnisse, namentlich der finanziellen, habe es der japanischen Regierung aber unmöglich gemacht, diese Idee, auch während der Ereignisse in China 1900—1901, energisch zu verfolgen. Was aber die ganze japanische Politik beherrsche, sei der Haß gegen Rußland; der datire nicht etwa von dem russisch-deutsch-französischen Eingreifen 1895, sondern sei viel älteren Datums und auf russische Pläne und Schritte gegen die nördlichsten japanischen Inseln, die Kuriten, Saghalien und Yeso, während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zurückzuführen; die zeitweilige Besetzung von Tsusima und die Besitzergreifung aon Saghalien, wie die russische Politik in Korea, hätten diesem Hasse neue Nahrung zugeführt, und es könne keinem Zweifel unterliegen, daß ein Versuch Rußlands, sich dauernd in Korea, z. B. in Port Lasnreff oder Masampho, Japan gegenüber festzusetzen, zum Kriege zwischen den beiden Mächten führen müsse. Trotzdem bestehe auch in Japan eine Partei, die zu einer Verständigung mit Rußland hinneige und auf Südchina als das Expansionsfeld Japans himaeise. Die Frage sei eingehend von einem der heraorragendsten Journalisten Tokios, Shimada, im Mainitchi Shimbun behandelt worden, der eine Verständigung mit Rußland und eine Verminderung des Heers empfahl und sich gegen jeden Gebietserwerb im Auslande aussprach, allerdings mit dem Zusatz, daß, falls die Umstände Japan nöthigen sollten, ebenfalls in China Fuß zu fassen, als seine Aktionssphäre aon vornherein Südchina bezeichnet sei, wo es keine Gefahr eines Konflikts mit Rußland laufe. Herr Dumolard bemerkt dazu, daß der Artikel allerdings nicht viel Aufsehen erregt habe, daß aber trotzdem kein

Zweifel darüber bestehen könne, daß Japan schon lange ein Auge auf die französischen Besitzungen in Tonkin geworfen habe, was durch die verschiedenen dorthin entsandten Kommissionen, darunter eine unter dem Generalstabschef der Armee, General Kawakami, in Person, und die jüngsten japanischen Intriguen in Siam bewiesen werde. —

Die Arbeit des Herrn Dumolard verdient trotz mancher Schärfen und Härten, die vielleicht auf persönliche Erfahrungen und Enttäuschungen zurückzuführen sein dürften, die eingehendste Beachtung, denn sie ist die erste, die ein ungeschminktes Bild von den innern Zuständen Japans entwirft. Meistens fallen dem Beobachter nur die Lichtseiten ins Auge, die großen Fortschritte, die das Land nach mehr als einer Richtung hin in den letzten dreißig Jahren gemacht hat, und die Kehrseite der Medaille bleibt unberücksichtigt. Darauf, trotz aller Anerkennung des Geschehenen und Erreichten, eingehend und furchtlos hingewiesen zu haben, ist ein unbedingtes Verdienst des Verfassers, und wenn manche Schatten in anderm Lichte auch vielleicht etwas weniger dunkel erscheinen könnten, wird seine Schilderung doch im allgemeinen als höchst zutreffend zu bezeichnen und daher allen denjenigen zu empfehlen sein, die Japan anders und richtiger, als es vielfach gezeichnet wird, erblicken möchten. Auch wir Deutschen haben ein Interesse daran, in dieser Beziehung klar zu sehen.

Weimar. M. v. Braudt.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Jeder neue Sitzungstag läßt deutlicher erkennen, daß die Legislaturperiode des Reichstags zu Ende geht. Es ist kein beschlußfähiges Haus mehr zu Stande zu bringen, die Etatsberathungen schleppen sich mühsam hin. Alte Beschwerden werden aufgearbeitet, ohne daß das Interesse stärker angeregt würde. Selbst wenn ein neuer Stoff wie die Begründung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg in die Verhandlungen eingeführt wird, kommt man über ein lebhafteres Redegeplänkel nicht hinaus. Die Wahlen stehen vor der Thür, die Leidenschaft ist vor Weihnachten bei den heftigen Zollkämpfen, sowelt der Reichstag in Betracht kommt, verbraucht. Deshalb nur rasch die Anker gelichtet und hinaus auf das Meer der Wahlkämpfe, vogue la galère!

Kein ganz so hypokratisches Gesicht trägt das preußische Abgeordnetenhaus, obgleich man auch in ihm daran erinnert wird, daß man in der letzten Session der Legislaturperiode steht. Auf die Verhandlungen des preußischen Parlaments hat vor allem der Fall Korum animirend gewirkt. Dieser Fall ist nunmehr, wie man sich offiziöserseits ausdrückt, „befriedigend“ erledigt. Wie der preußische Kultusminister am vorigen Montag mittheilte, ist am vergangenen Sonntag in den Pfarrkirchen von Trier eine Kanzelverfügung erfolgt, die nachstehenden Wortlaut hatte:

„Gemäß den Erklärungen der Minister im Abgeordnetenhause und nach weiteren Mittheilungen hat die Regierung die Absicht, den Wünschen der Katholiken in der Schulfrage gerecht zu werden. Deshalb hat der Bischof in Uebereinstimmung mit dem heiligen Vater angeordnet, daß unsere Kanzelpublikation wegen veränderter Umstände als nicht geschehen zu betrachten sei.“

Es war sehr charakteristisch, daß die Mittheilung des Kultusministers von dieser „befriedigenden“ Lösung der Streitfrage auf keiner Seite des Hauses mit Beifall aufgenommen wurde. Der Bischof hat nach dem Wortlaut seiner neuesten Kanzelverfügung den Boykott der staatlichen Lehranstalt „wegen veränderter Umstände“ zurückgenommen. Unmittelbar vorher steht der Satz, daß die Regierung ihre Absicht erklärt habe, „den Wünschen der Katholiken in der Trierer Schulfrage gerecht zu werden“. Bezieht sich die „Veränderung der Umstände“ darauf, daß diese Absicht früher nicht bestanden hat? Graf Bülow hat nachdrücklich versichert, daß die Regierung eine solche Absicht stets gehabt habe, daß die Beschwerden, welche zu dem Boykotterlaß führten, ihr jedoch von dem Bischof nicht einmal offiziell zur Kenntniß gebracht seien. Man wird angesichts der sonderbaren Formulirung der neuesten Kanzelverfügung deshalb das unbequeme Gefühl nicht los, daß Bischof Korum zwar der formell Besiegte ist, daß die Waffe aber, mit der man ihn geschlagen hat, die Waffe der Zugeständnisse ist. Wenn der Bischof Korum alles erlangt, um dessentwillen er den Boykotterlaß in Szene setzte, so bekommt das Joch, unter das ihn Graf Bülow gezwungen hat, verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Triumphbogen.

Das Centrum hat übrigens bei diesem Anlaß Gelegenheit erhalten, sich davon zu überzeugen, daß es doch nicht ohne Gefahr ist, in Schulangelegenheiten den ultramontanen Bogen zu überspannen. Selbst den Konservativen wurde in diesem Falle die Bundesgenossenschaft mit dem Centrum etwas peinlich, und es bedurfte der ganzen dialektischen Geschicklichkeit des konservativen Parteiführers von Heydebrandt, um die protestantische Gefolgschaft der konservativen Partei zu beruhigen und doch die entente cordiale mit dem Centrum nicht zu erschüttern. Centrum und Konservative sind schließlich ja doch nur eines Geistes Kinder. Außerdem brauchen sie sich gegenseitig zu so irdischen Dingen, wie es Getreide- und Viehzollerhöhungen sind. Der gemeinsame Kampf gegen den Unglauben mußte deshalb wieder herhalten. Es handelt sich dabei bekanntlich nicht bloß um den Unglauben an die Nützlichkeit hoher Getreidezölle, sondern auch um den kirchlichen Unglauben, mit andern Worten: um den Kampf gegen die freie Forschung. Diese freie Forschung ist den Konservativen nicht minder verhaßt als den Centrumsleuten, während sie recht eigentlich das Hauptprinzip des Liberalismus darstellt. Dieser Gegensatz verhindert es immer wieder, daß die Nationalliberalen in jenes Kartell aufgenommen werden, das den schönen Namen „Kartell der staatserhaltenden Parteien“ trägt.

Es ist nicht ohne politischen Reiz zu bemerken, wie die Nationalliberalen durch die Affäre Korum wieder erheblich vom Centrum und der reaktionären Rechten, mit denen sie in den Zollkämpfen so bedenklich fraternisirten, abgedrängt sind, eine Entwicklung, die den Freisinnigen nur zur Befriedigung gereichen kann.

Proteus.

Der Sozialismus des Jean Jaurès.

Frankreich besitzt heute zwei Politiker von europäischem Rufe. Der eine, der Mann der kühlen, leidenschaftslosen Ueberlegung, der im Augenblick höchster Gefahr für den Staat an die entscheidende Stelle trat, den Prozeß der Zersetzung zum Stehen brachte, indem er alle gesunden Elemente mit bewundernswerther Energie und Vorurtheilslosigkeit zusammen zu fassen wußte, und der mit ruhiger Gelassenheit wieder von dieser Stelle zurücktrat, als er seine Aufgabe für erfüllt ansehen durfte: Waldeck Rousseau. Der andere aber, den dieselbe Krise des Staatslebens wieder in das vorderste Treffen führte, der aber dort wirkte mit dem ganzen Pathos einer leidenschaftlichen Persönlichkeit, bewundernswerth auch er durch die entschiedene Richtung auf die eine dringendste, absolut nothwendige Aufgabe, aber nicht, wie jener, geneigt, jemals im Kampfe einzuhalten, ehe das letzte Ziel erreicht ist, und dieses letzte Ziel so weit steckend, daß nur ein überschwänglicher Optimist an seine Verwirklichung glauben kann: Jean Jaurès. Und während

Waldeck-Rousseau augenblicklich in seiner Zurückgezogenheit dem Blicke des Betrachters fast völlig entschwunden ist, lenkt Jaurès unaufhörlich von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seinen Idealismus zeigt sein Bemühen, die Dreyfus-Affaire wieder zu beleben. Daß er auch den seltenen Muth besitzt, festeingewurzelten, lieben, nationalen Vorurtheilen und Stimmungen entgegenzutreten, bewies seine große Rede vom 23. Januar, in der er zwar nicht so weit ging seinen Landsleuten zu sagen: „Ihr müßt den durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Besitzstand als dauernd anerkennen" — das wagt selbst ein Jaurès heute noch nicht — in der er ihnen aber doch vorzuhalten den Muth hatte daß ihr ganzes Revanchegerede eben nichts weiter sei, als Gerede. Eine ungewöhnliche Erscheinung zweifellos, fast so ungewöhnlich, wie die Thatsache, daß diesem französischen Sozialisten und seinem gleichgesinnten Freunde Millerand im deutschen Reichstage eine lobende Bemerkung gespendet wurde vom Grafen Bülow, dem deutschen Reichskanzler.

Die Kenntniß dieses Mannes als Sozialisten und Schriftsteller vermittelt eine vor kurzem erschienene Sammlung von Aufsätzen, die auch in einer deutschen Uebertragung vorliegt.*) Diese Aufsätze sind meistens in Zeitungen veröffentlicht, aber Jaurès rechtfertigt ihre Herausgabe in dieser dauerhafteren Form mit den Worten: „Ich habe einen Zeitungsartikel nie als eine hastige und oberflächliche Arbeit betrachtet, sondern ich verwende aus Achtung vor dem Proletariat, das die sozialistischen Zeitungen liest, meine volle schriftstellerische Sorgfalt darauf." In der That wird kein Leser bestreiten, daß diese Zeitungsartikel an stilistischer Feinheit es durchaus aufnehmen können mit manchem sehr viel prätentiöser auftretenden Werke. Der deutsche Leser insbesondere wird auf jeder Seite bemerken, wie viel besser ein französischer Leitartikel geschrieben ist, als — im allgemeinen — ein deutscher. Andere Eigenthümlichkeiten der französischen Darstellung erscheinen uns freilich weniger lobenswerth. Wieviel statistische Zahlen würde man in einem deutschen Buche finden, das die gleichen Fragen behandelt! Bei Jaurès sucht man sie vergeblich. Dafür findet man allgemeine, theoretische Betrachtungen, meist sehr fesselnd, häufig außerordentlich durchschlagend, manchmal aber auch recht oberflächlich. Zuweilen eine eingehende, sehr gewandte Widerlegung von Ansichten französischer Sozialisten, die dem deutschen Leser von vornherein recht kindlich vorkommen. Hier und da sehr feine charakteristische Bemerkungen über verschiedene bedeutende historische Persönlichkeiten: Marx, Liebknecht.

Jaurès' Sozialismus, wie er sich uns in diesen Aufsätzen darstellt, hat zwei beachtenswerthe Seiten: seine polemische Abweisung veralteter sozialistischer Vorstellungen und seine positive Methode.

Seine Polemik richtet sich in dem einleitenden Aufsatze, — „Question de méthode" überschrieben — vielleicht dem originellsten der ganzen Sammlung, gegen das „Kommunistische Manifest" von Karl Marx und Friedrich Engels. Man kann wohl mit Fug bestreiten, daß die Gedanken der beiden Männer in diesem Aufrufe des Jahres 1848 ihre endgültige, sozusagen klassische Formulirung gefunden haben. Gewiß sind rein wissenschaftlich für ihre Beurtheilung andere Werke zu Grunde zu legen. Aber andererseits benutzt die Sozialdemokratie das „Kommunistische Manifest" noch heute eifrig als klassische Agitationsschrift, und ihre Gelehrten geben sich so viel redliche Mühe, mit allen in der Theologie erprobten Finessen nachzuweisen, daß Marx und Engels auch mit ihren damaligen Ausführungen im großen und ganzen recht gehabt hätten, daß sie sich über eine eingehend an ihm geübte Kritik nicht wundern darf. Das Resultat dieser Kritik ist, daß Marx und Engels in allen wesentlichen Punkten unrecht gehabt haben, daß insbesondere alle ihre Prophezeiungen falsch gewesen sind. Mit Entschiedenheit wendet sich Jaurès gegen die Revolutionstheorie des Manifestes, das ja bekanntlich in die pompösen Worte ausklingt: „Die Kommunisten erklären offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung .... die Proletarier haben nichts ... zu verlieren, als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen." Ebenso entschieden wendet er sich gegen „diejenigen heutigen Sozialisten, die noch von einer unpersönlichen Diktatur des Proletariats sprechen oder die an eine plötzliche Besitzergreifung der Macht und eine Vergewaltigung der Demokratie denken." Daß die Verelendungstheorie unhaltbar sei, wird ja jetzt wohl von keiner Seite bestritten. Jaurès aber konstatirt mit aller wünschenswerthen Präzision, daß sie sich im Kommunistischen Manifest in ihrer schroffsten und unhaltbarsten Form findet. Er spottet über die „subtilen Interpreten", welche einen Schleier werfen wollen „sur la brutalité de ces textes". Jaurès führt die Verkehrtheit der marxistischen Auffassung zurück auf Hegel'sche Gedanken. „Die moderne Emanzipationsbewegung stellte sich Marx unter einer Hegel'schen Parallele zum Christenthum dar. Wie der Christengott zur tiefsten Tiefe der leidenden Menschheit herniederstieg, um die ganze Menschheit emporzuheben, wie der Erlöser, um wirklich alle Menschen zu erlösen sich fast bis zur Stufe der Thierheit von allem entblößen mußte, — so mußte in der Dialektik von Marx das Proletariat, der moderne Erlöser, jedes Schutzes beraubt, jedes Rechtes entblößt, bis zur tiefsten Stufe des sozialen und historischen Nichts herabgedrückt sein, um, sich befreiend, die ganze Menschheit befreien zu können." Eine feine und geistreiche Erklärung, auf die Jaurès aber sofort die kurzen, entschiedenen Sätze folgen läßt: „Marx irrte sich. Nicht von der absoluten Verelendung kann die absolute Befreiung kommen." Das Schema von These und Antithese, das dem Marxistischen Gedankenbau zu Grunde liegt, ist durchaus nicht das von Jaurès, dem überhaupt alles Gewaltsame zuwiderläuft.

So weist er auch die Idee des Generalstreiks ab, die bei uns ja kaum eine Rolle spielt, in Frankreich aber sehr lebhaft diskutirt wird. Jaurès kann sich das garnicht vorstellen, wie solch ein gewaltsames, rohes Mittel, wie der Generalstreik, der Durchgangspunkt sein kann zu einer völligen Neugestaltung der Dinge. Er sieht vor Augen, wie die Arbeiter, die man zu ihm antreiben will mit dem Schlagwort „Kommunismus", fragen: „Welcher Kommunismus? Welche Form wird er morgen haben, wenn wir Sieger sind?" Das ist durchaus die Auffassung, die Herr von Vollmar in Deutschland vertritt, welcher äußerte, daß die Männer der Pariser Kommune der Sache des Proletariats mindestens dieselben Dienste geleistet hätten, wenn sie geschlafen hätten, anstatt Revolution zu machen.

Nein, nach Jaurès kann der Weg zum Sozialismus nur der Weg der „revolutionären Evolution" sein, d. h. der Weg der bewußt im proletarischen Interesse geleiteten Entwicklung. Das Ziel kann nur dadurch erreicht werden, daß die wirthschaftliche Entwicklung die Formen der kommunistischen Ordnung herausbildet, daß die Sozialisten auf gesetzlichem Wege die Majorität zu gewinnen suchen und die Regierung in die Hand nehmen. Jaurès will freilich mit der Theilnahme der Sozialisten an der Regierung nicht warten, bis sie die Majorität haben. Er hat ja schon jetzt den Eintritt seines Freundes Millerand in das Ministerium Waldeck-Rousseau lebhaft befürwortet, im Interesse der Aufrechterhaltung der Republik und im Interesse des Proletariats. Dieser Vorgang hat einen seiner schärfsten Kritiker in dem verstorbenen Liebknecht gefunden, und Jaurès macht sich hier in mehreren Artikeln das Vergnügen, nachzuweisen, daß Liebknecht früher selbst die Theilnahme eines Sozialisten an einer nichtsozialistischen Regierung durchaus als möglich angesehen hat.

*) Jean Jaurès, Etudes Socialistes. Paris, Paul Ollendorff. Die deutsche Uebertragung, unter dem Titel: „Aus Theorie und Praxis" stammt von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Südekum und ist im Verlag der „Sozialistischen Monatshefte" erschienen. Preis 3 Mark. Den stilistischen Reiz des Originals vermag sie freilich nicht immer wiederzugeben.

Digitized by Google

Dies die kritische Seite von Jaurès' Auseinandersetzungen. Als positives Ideal stellt er natürlich die sozialistische Weltordnung hin. Und folgendermaßen begründet er sein Ideal: „Die Herrschaft einer Klasse ist ein Attentat auf die Menschheit. Der Sozialismus, der jede Klassenherrschaft, ja, jede Klasse überhaupt beseitigen wird, ist also eine Wiederherstellung der Menschheit. Folglich ist es für jedermann eine Pflicht der Gerechtigkeit, Sozialist zu sein." Kann es etwas Einfacheres geben? Wer kann sich der zwingenden Kraft dieses Schlusses entziehen? Leider hat die Wirthschaftsordnung von jeher die Eigenthümlichkeit, sich nach ihren eigenen, nicht nach ethischen Gesetzen zu bewegen. All die Idealbilder eines glücklichen Staats- und Wirthschaftslebens, die seit Plato's Tagen der sehnsüchtigen Phantasie glückbegehrender Menschenfreunde entsprossen sind — sie sind leider sämmtlich im Land Utopia geblieben. Ein Sozialismus, der sich auf moralische Argumente stützt, ermangelt jeglicher Ueberzeugungskraft. Bewußt läßt daher der Marxismus, wenigstens in seiner reinsten, wissenschaftlichen Form die ethischen Betrachtungen bei Seite und sucht den Nachweis der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Kommunismus lediglich auf ökonomischem Wege zu führen. Ob ihm dieser Nachweis gelungen, soll an dieser Stelle nicht untersucht werden. Zweifellos aber bedeutet diesem marxistischen Sozialismus gegenüber der Jaurèsistische einen wissenschaftlichen Rückschritt. Bezeichnend ist es, daß sich Jaurès mehrfach auf die „Erklärung der Menschenrechte" von 1789 beruft. Ihnen wird nach seiner Auffassung der Sozialismus erst den rechten Sinn geben. Die große historische, nationale Tradition ist von bestimmender Wirkung für ihn.

Allerdings sucht Jaurès auch verschiedene wirthschaftliche Erscheinungen als Ansätze einer kommunistischen Ordnung zu deuten: Gewerkschaften, Genossenschaften, Arbeitsbörsen, Industrieverbände sind ihm technische Mittel zur Verwirklichung des Sozialismus. Und schließlich sucht er in einer Reihe von Aufsätzen nachzuweisen, daß das Privateigenthum selbst in einem Zersetzungsprozeß begriffen, und die Formel „Aufrechterhaltung des Privateigenthums" leer und nichtssagend sei.

Zum Theil ist er dabei entschieden unglücklich! Er will konstatiren, „wie die bürgerliche Gesellschaft selbst ihre Gesetze nur verwirklichen konnte, indem sie das Privateigenthum Beschränkungen und Regeln unterwarf, die ein neues soziales Recht anzukündigen scheinen", und beruft sich dabei auf Institutionen, wie Hypothek, Nießbrauch, Servitut. Nun, wenn diese eine Umwandlung und Zersetzung des Privatrechts bedeuten, dann dauert der Zersetzungsprozeß schon recht, recht lange, weit länger als die kapitalistische Wirthschaftsordnung. — Werthvoller sind — speziell für den deutschen Leser — Jaurès' Betrachtungen über das seit der französischen Revolution geltende Erbrecht, das allerdings bis zu einem gewissen Grade das Privateigenthum in ein Familieneigenthum umgewandelt hat. Wenn nun Jaurès darin die Vorstufe zu einer Umwandlung in das Gemeineigenthum sieht, so bedarf das freilich noch sehr des Beweises.

Jaurès meint einmal, es sei das entscheidende und auf die Dauer vielleicht einzige Verdienst von Marx, den sozialistischen Gedanken und die Arbeiterbewegung mit einander verbunden zu haben. Diese Verbindung erklärt er für eine unauflösliche. Den Beweis dafür ist er uns schuldig geblieben und mußte er uns schuldig bleiben. Denn ein solcher Beweis läßt sich nicht führen! Vielleicht liegt es umgekehrt. Vielleicht ist die Verkettung mit einem unrealisirbaren Ideal eine Gefahr für die Arbeiterbewegung und die Trennung von ihm in Wahrheit das Unterpfand ihres Sieges.

Erich Eyck.

Zu Klopstock's Gedächtniß.

Vor hundert Jahren, am 14. März, starb Klopstock. Die dichterische Unsterblichkeit, die er sich wünschte, ging weit über den Ehrenplatz in der deutschen Litteraturgeschichte hinaus, der ihm gesichert bleibt. Er wollte „durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin Sohn und Tochter" noch „sein", d. h. lebendig sein, wollte „mit der Entzückung Ton oft beim Namen genennet werden, oft gerufen vom Grabe her!" Eine solche Unsterblichkeit nur dünkte ihn „ein großer Gedanke, des Schweißes der Edlen werth".

Wenn man durch diese in der Ode „Der Zürchersee" ausgesprochenen Wünsche eines einst hochschlagenden Dichterherzens sich unwillkürlich zu der Frage gedrängt sieht: Was ist uns heute noch Klopstock? — indem die erreichten 100 Jahre nach dem Tode des Dichters genau die vierte Generation vorstellen, bei der er durch der Bilder Gewalt noch lebendig sein wollte, — so kommt man allerdings zu einem viel bescheideneren Ergebnisse, als es der bei seinem ersten Auftreten in allen Landen deutscher Zunge mit solchem Enthusiasmus begrüßte Dichter als junger Mann zu erhoffen berechtigt war. Doch muß man auch gleich hinzusetzen: wie wenige überhaupt werden nach hundert Jahren noch „mit der Entzückung Ton beim Namen genannt und oft vom Grabe her gerufen"? Am ehesten noch die jung Verstorbenen, die ihren Zeitgenossen Großes schenkten und noch Größeres schuldig bleiben mußten. Um einen Schubert z. B. möchte man immer noch klagen, daß er so jung sterben mußte. Ja, im Wesen der Musik liegt es vielleicht begründet, daß man „mit der Entzückung Ton" eher noch Musiker — z. B. auch Mozart — als Dichter vom Grabe her rufen möchte.

Einen zwar von seinen in der Ode „Der Zürchersee" ausgesprochenen Wünschen hat Klopstock doch ohne Frage erreicht, den nämlich, bei der Urenkelin Sohn und Tochter „das sanftere Herz bilden und Liebe und Tugend in dies sanfte Herz gießen zu dürfen". Es wird doch kaum in deutschen Landen eine höhere Töchterschule geben, in deren Oberklasse der Litteraturlehrer nicht eben diese Ode mit den Schülerinnen durchnähme, wie sie es auch wirklich schon um der einen ersten Strophe willen verdient:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt."

Der Litteraturlehrer wird da, selbst von jungen frohen Gesichtern umgeben, die freilich in der Regel ganz was anderes denken als „den großen Gedanken der Schöpfung", allen Anlaß haben, nicht nur hervorzuheben, wie vor Klopstock die deutsche Poesie einen solchen vollen pathetischen Präludirakkord zu einem lyrischen Gedichte nie hatte erklingen hören, sondern er wird auch den ethischen Gehalt des Gedankens zur Geltung zu bringen wissen und so in der That die „sanften" Herzen bilden und einigermaßen das erfüllen, was dem Dichter vorschwebte.

Uebrigens wollen wir gerechter Weise anzumerken nicht vergessen, daß Klopstock in einer anderen berühmten Jugend-Ode, „An Fanny", doch auch die Vergänglichkeit seines Dichterruhms ins Auge gefaßt hat. Man kennt dieses mit den Worten „Wenn einst ich todt bin" anhebende rhetorisch stilistische Prachtstück, das den Vordersatz durch fünf ganze Strophen auf dem „Wenn" ruhen läßt und hierdurch einigermaßen an das gemahnt, was man in der Musik als Orgelpunkt bezeichnet. Da heißt es denn (in der zweiten und dritten Strophe) auch:

„. . . . . wenn mein erfungener Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias,
Nun auch verweht ist, oder von wen'gen
In jene Welt hinübergerettet ward —"

Daß diese Zeit längst gekommen ist, wird man schwerlich in Abrede stellen. Von den Schulen abgesehen, lebt weder die Lyrik Klopstock's noch seine große epische Dichtung mehr im deutschen Volke. Ferdinand Avenarius, der neulich im Kunstwartverlag ein „Hausbuch deutscher Lyrik" herausgab, das eine vortreffliche Auswahl zeigt, hat dort, wo am Schlusse Gedichte religiösen Inhaltes zu einer Gruppe vereint sind, nicht einmal das am meisten von allen Gedichten Klopstock's populär gewordene geistliche Lied „Auferstehn, ja auferstehn" aufgenommen, was ich allerdings für eine Versäumniß halte, für ein Uebersehen, das eine spätere Auflage gut machen sollte. Gerade dieses eine Gedicht, wenn auch seine Zuversicht zu unser aller Skeptik den größten Gegensatz bildet und wir es nur poetisch, nicht theologisch oder philosophisch werden gelten lassen, hat eine gewisse einfache, naive Kraft des Ausdrucks, der man sich doch schwer entzieht. Wer es jemals an einem offenen Grabe singen hörte, wird meine Ansicht gewiß theilen. Uebrigens hat ein hochmoderner Komponist, Mahler (Wien), in neuester Zeit mit diesem Gedicht Klopstock's eine gewaltige Wirkung erzielt, indem er es an den Schluß einer orchestral symphonischen Musikdichtung stellte, ungefähr so wie Schiller's „Lied an die Freude" am Schluß der Neunten Beethoven's steht. Als, bei der Aufführung in München, nach gewaltigem Tongewoge aller Instrumente eine kurze Stille eintrat und nun, erst pianissimo, ein Chor wie aus weiter Ferne mit den Worten einsetzte: „Auferstehn . . . ja auferstehn . . . wirst du mein Staub nach kurzer Ruh" — da war der von der Musik und den Worten ausgehende, der Zuhörerschaft sich mittheilende mystische Schauer ein überwältigender, wie ihn Kunst und Poesie nur in seltenen, höchsten Momenten zu Stande bringen.

Nun ist freilich der Hinweis auf dieses einzelne geistliche Lied keine Erledigung der Frage, was uns Klopstock noch heute sei und sein könne. Und wenn ich auch ein paar seiner bekannten Oden hier aufzählen wollte, — die auf den Eislauf z. B. oder die auf den Wettstreit der britannischen mit der deutschen Muse, — so würde auch damit wenig gethan sein; denn von Volksthümlichkeit ist auch bei diesen Gedichten nicht zu sprechen. Es bliebe also für Klopstock in uns nur die litterargeschichtliche Erinnerung an das, was seine Erscheinung an der Pforte der klassischen Periode unserer deutschen Poesie bedeutete. Und diese Erinnerung, wie groß sie uns auch Klopstock zeigt, braucht hier wahrhaftig nicht weiter erörtert zu werden; sie ist fester Besitz jedes Gebildeten.

Aber eine andere Bedeutung Klopstock's möchte ich hervorheben: er ist ein Beispiel. Er ist das Beispiel eines Dichters, der den Muth seines eigenen Pathos hatte und die Ausdauer adlerhaften hohen Schwebens. Das Dokument hierüber ist sein Epos in zwanzig Gesängen „Der Messias". Daß fast niemand diese Dichtung mehr liest, während alle die spöttischen Verse Lessing's citiren:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben!
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein" —

dies kann der auch für unsere Zeit noch geltenden Bedeutung der That Klopstock's ihren Werth nicht rauben. Von seinem einundzwanzigsten bis zu seinem neunundvierzigsten Lebensjahre hat der Dichter seine besten Stunden, den größten Theil seiner geistigen Kraft dem umfangreichen, vier Bände füllenden Werke gewidmet. Aufs Ueberbrettl hinaufhüpfen ist freilich lockender, wenigstens für Naturen, die ohne kleine Tageserfolge leicht des dichterischen Athems verlustig gehen. Aber wenn, nach Schiller's Mahnwort an die Künstler, auch den Dichtern „der Menschheit Würde in die Hand gegeben ist" und mit ihnen sinkt oder sich hebt, so bleibt das Beispiel eines Dichters wie Klopstock für unsere Gegenwart und für die Zukunft von größtem Werthe. Vergessen wir doch auch nicht, wie wenige der deutschen Dichter Lust oder Muth haben, auf dem — vom Roman abgesehen — so unpopulären Gebiete epischer Poesie diesem Beispiele zu folgen, wie arm deshalb im Vergleich zur Litteratur namentlich Italiens die deutsche Poesie im eigentlichen Epos dasteht. Mag der Erfolg wie immer ausfallen, — mir ist jeder Dichter ehrwürdig, der einem großen ernsten Lebenswerke erhabener Art die Vollkraft seiner schönsten Jahre schenkt, wie im 19. Jahrhundert Wilhelm Jordan mit seiner Neudichtung der „Nibelungen", oder, wie in unserem jungen Jahrhundert der schweizerische Dichter C. Spitteler, der sich mit seinem Epos „Olympischer Frühling" vor dem Lärm der Welt verschließt und ruhig an einem dritten Theil arbeitet, nachdem die beiden ersten Theile doch eigentlich nur den Beifall einer sehr engen Gemeinde gefunden. Das oben citirte Epigramm Lessing's, das in Umlauf kam, lange bevor Klopstock seine Dichtung vollendet hatte, beweist, daß nach der stürmischen Begrüßung, welche den drei ersten Gesängen des „Messias" zu Theil geworden war, doch auch schon die Zeitgenossen Klopstock's ihn gelegentlich eher entmuthigten als anfeuerten; aber daß er sich nicht entmuthigen ließ, daß er seiner Aufgabe treu blieb und sie bis ans Ende hinausführte, das ist ein Zeugniß für seine echte und mächtige Dichternatur und macht ihn zu einem Meister, der auch uns und allen künftigen Poeten ein Beispiel bleibt.

„Wenn nun aber das Werk so ganz unlesbar ist? Liegt denn ein Verdienst darin, mit großer Ausdauer solche epische Ungethüme ins Leben zu setzen?"

Darauf habe ich zu antworten: Unlesbar wäre der „Messias" keineswegs, wenn unsere deutsche Art überhaupt im Lesen von epischen Dichtungen nur den hundertsten, ja tausendsten Theil jener Ausdauer bewähren möchte, die der Dichter an das Hervorbringen solcher Werke wendet. Oder lesen wir vielleicht Milton's „Verlorenes Paradies?" Lesen wir wirklich die ganze divina commedia? Ja, lesen wir auch nur den liebenswürdigen, fröhlichen Ariost?

Zugebend, daß die lyrische Ueberschwänglichkeit Klopstock's auf die Dauer ermüdet, möchte ich andererseits doch die Behauptung wagen, daß, auf mäßige Portionen vertheilt, sein „Messias" noch heute echte, poetische Wirkungen auf den Leser ausüben könnte. Man sehe sich z. B. einmal den achten Gesang daraufhin an. Er enthält die Kreuzigung, die hier, wie auf gewissen Fresken altitalienischer Meister, nicht bloß die menschlichen Gestalten zeigt, die sich an dem tragischen Vorgang betheiligen, sondern vielmehr den Himmel ebenso öffnet wie den Höllenschlund und eine Menge Geister, Engel, Menschen der Vorzeit u. s. w. in gewaltige Bewegung setzt. Das ist ja nun bei diesem Stoffe unserem modernen Geschmack gänzlich zuwider, der durch die „Leben Jesu" von Strauß und Renan beeinflußt ist und die Tragik des Kreuzestodes Christi um so stärker empfindet, je mehr die Gottverlassenheit und die menschliche Hinfälligkeit des dem Verbrechertode ausgelieferten Heilands hervortritt. Aber wir werden doch auch die Großartigkeit der anderen Auffassung würdigen können, die aus dem Geschehniß einen Erd- und Himmel bewegenden Akt macht, dem alle Engel und alle Menschen zuschauen, die vorher gelebt haben. Ein Seraph, Gabriel, hat sich silbertönenden Fluges von Golgatha weg gen Himmel geschwungen, allen dort wohnenden Seelen der Menschen das Ungeheure zu verkünden, das sich begeben soll; sie sollen kommen und mit eigenen Augen das Mysterium schauen. Da ist es nun ein wahrhaft dichterischer Gedanke, daß von allen zuerst Adam die Erde wieder betritt. Er sinkt nieder, küßt sie und spricht:

„. . . Mütterlich Land, ich seh' o Erde dich wieder!
Seit den Jahrhunderten, da mein Gebein an dem Abend des Todes
Du in deinen friedsamen Schooß, o Mutter, zurücknahmst,
Stand ich nicht über dem Staube der todtenvollen Gefilde!
Nun, nun steh' ich darauf. Sei mir, o Erde, gegrüßet,
Seid mir, Gebeine der Todten, gegrüßet! Ihr werdet erstehen!
Meine Kinder, ach meine Kinder, ihr werdet erstehen!
Und, o Stunde, du nahende, sei auch du mir in Jubel,
In Triumphe genannt! Du entlastest die Erde vom Fluche!"

Noch hat Adam Christus nicht erblicken können. Jetzt

wird er seiner ansichtig; vom Oelberg aus sieht er den Gottmenschen unterm Kreuze stehen. Da:

„. . . mit glühender Wange,
Mit hinfliegendem Haar, mit offenen bebenden Armen,
Eilt' er hervor zu dem äußersten Hange des Berges, sank nieder —
Wonn' und ewiges Leben und Schauer und Wehmuth und Staunen
Ueberströmten sein Herz."

Und nun folgt eine betende Anrufung, aus der hier nur ein paar Verse hervorgehoben werden:

„Nein, der Seraph nennt dich nicht aus. Die Unsterblichen weinen,
Wenn sie, in deine Liebe vertieft, die tausendmal tausend
Herrlichkeiten zu nennen beginnen und betend verstummen.
Ach! ich nenne dich Sohn! und verstumm' und weine mit ihnen.
Jesus Christus, mein Sohn! Mein Sohn! Wo wend' ich mich hin? wo?
Daß ich dies unnennbare Heil, die Wehmuth ertrage?"

Und nun segnet Adam die Erde, den Staub, aus dem er gemacht ward, da er, der erste Staubgeborene, so zum Stammvater des Menschengeschlechts und auch des Menschensohnes wurde.

Das ist nun nur eine, allerdings besonders schöne Episode aus dem achten Gesang. Aber wie viele ähnlich werthvolle würde der finden, der auf die Suche ginge! Und warum sollte nicht ein moderner Recitator einmal dieser Sucher sein? Nachdem in jüngster Zeit in Berlin Marcell Salzer's Recitationen aus der Bibel vom Publikum als neuartige Sensation sind empfunden und gut aufgenommen worden, könnte dem Klopstock'schen „Messias" nun seiner so pompös schwellenden Lyrik, die dem Recitator alle möglichen Töne gestattet, durch die Erhabenheit des Gegenstandes gar wohl noch eine wenigstens fragmentarische Wiederauferstehung beschieden sein. Aber, ob dies nun geschehe oder nicht, Klopstock's Bedeutung, auch für unsere Zeit, bleibt als die erfreuliche und vorbildliche Erscheinung eines Dichters, der an sich glaubte, sich eine höchste Lebensaufgabe setzte und ihr wie sich selbst bis ans Ende Treue hielt.

Bern. J. V. Widmann.

Wandlungen der atomistischen Anschauungen.

I.

Die Anschauungen über die atomistische Konstitution der Materie haben im Laufe der Jahrtausende sehr wesentliche Umgestaltungen erfahren. Gerade in jüngster Zeit sind wieder von den Physikern eine Reihe neuer Thatsachen erforscht worden, die geeignet sind, ein ganz neues Licht auf das Wesen der Atome zu werfen.

Die Auffassung, daß die gesammte Welt aus untheilbaren Atomen zusammengesetzt sei, ist bekanntlich schon uralt; die Gründe aber, welche seiner Zeit die alten griechischen Physiker Leucipp und Demokrit zur Annahme von Atomen führten, sind sehr wesentlich verschieden von den Gründen, durch welche die modernen Chemiker ihre Atomtheorie stützten, und wiederum ganz anderer Art sind die Erwägungen, durch die während des letzten Jahres von der Physik aus eine Umgestaltung der Atomlehre vor sich geht.

Die Atomistik Demokrit's kann man im wesentlichen auffassen als eine Reaktion gegen die Lehre vom reinen Sein, wie sie in der eleatischen Schule, besonders von Parmenides, ausgebildet war.

„Nur das Seiende ist, das Nichtseiende ist nicht und kann nicht gedacht werden", lautet der Grundsatz des Parmenides. Das Seiende als solches war unveränderlich, ungeworden und unvergänglich; das Werden sowohl wie das Vergehen würde ja dem Begriff des Seienden widersprechen, weil es nur aus einem Nichtseienden hätte werden können oder in ein Nichtseiendes sich hätte verwandeln können. Und wie das Seiende von Ewigkeit an ist und ewig sein wird, so kann es auch in seinem Wesen nur unverändert bleiben, denn jede Veränderung würde ja eine Verwandlung in ein Seiendes, das jetzt noch nicht ist, bedingen, was eben nach dem Begriff des Seienden ausgeschlossen ist. So kamen die Eleaten dazu, nicht nur die Ewigkeit, die Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der Welt zu behaupten, sondern auch jede Veränderung in ihr zu leugnen. Auch die Bewegung muß ja als eine Veränderung aufgefaßt werden, auch diese wird daher von den Eleaten aus dem Zusammenhang der Welt gestrichen; unveränderlich und unbeweglich ist die Welt, das reine Seiende, das seinem Begriffe nach nun auch nur eines sein kann. Dieses Eine, das zugleich das All ist, kann nichts anderes neben sich haben: Vielheit der Dinge kann so wenig existiren wie Veränderung.

Solche metaphysischen Spekulationen konnten naturgemäß gerade diejenigen Forscher nicht befriedigen, welche das Erkennen des Wirklichen sich zur wesentlichen Aufgabe machten. Auch Parmenides selbst, der ja alle Bewegung, alle Veränderung, alle Vielheit, die wir beständig in der Welt wahrnehmen, für Sinnentäuschung erklärte, weil sie ihm eben dem Begriff des reinen Seienden zu widersprechen schienen, sah sich gezwungen, der Lehre vom Seienden noch eine Lehre vom Schein anzufügen, um wenigstens in etwas dem Bedürfniß der Menschen nach einer Erklärung der mannigfach bewegten und veränderlichen Dinge um sie her nachzukommen. Um so begreiflicher ist es, daß die Naturforscher, die ihre wesentliche Aufgabe darin sahen, die mannigfache und bewegte Wirklichkeit zu erkennen und in ihrem Zusammenhang zu erforschen, der eleatischen Lehre schroff gegenübertraten. So ist denn die Atomistik Demokrit's nicht zum wenigsten dem Bedürfniß entsprungen, die fest begründete Lehre vom reinen Seienden zu vereinen mit der durch unsere Sinne gewährleisteten Vielheit, Veränderung, Bewegung in der Welt. Alle Eigenschaften des reinen Seienden läßt Demokrit bestehen: ein ἄτομον (Untheilbares) Demokrit's unterscheidet sich in keiner Weise von dem reinen Seienden des Parmenides. Ein ἄτομον ist unerschaffen, ist unvergänglich und unveränderlich. Das reine Seiende des Parmenides ist nur eines und ein Untheilbares; so sind auch die Seienden des Demokrit untheilbar, und nur der eine Unterschied besteht gegen das Seiende des Parmenides, daß ihrer eben unendlich viele sind. Die Atome Demokrit's sind nicht mathematische Punkte, bei welchen die geometrische Theilbarkeit aufhört, sondern es sind massive Körper von verschiedener Ausdehnung, die nur deswegen als theilbar nicht gedacht werden können, weil sie reine Seiende sind. So wenig wie Parmenides eine Veränderung des Seienden kennt, so wenig kennt Demokrit eine Veränderung seiner Atome. Nur die Bewegung statuirt er in bewußtem Gegensatz zu Parmenides, aber eine Bewegung, welche jedes Atom in seinem eigentlichen Sein unverändert läßt. Dem Satz des Parmenides: „Nur das Seiende ist, das Nichtseiende ist nicht und kann nicht gedacht werden" stellt Demokrit den andern Satz gegenüber: „Das Nichtseiende ist gerade so gut als das Seiende". Natürlich, will er seinen Seienden oder Atomen Bewegung zuerkennen, so muß er Raum zur Verfügung haben, in welchem die Atome sich bewegen können. Das eine Seiende des Parmenides ist zugleich das den ganzen Raum Erfüllende, und der leere Raum nach Parmenides nicht denkbar. Die vielen Seienden oder Atome Demokrit's dagegen sind nur denkbar, wenn sie voneinander durch leere Zwischenräume getrennt sind, und wenn ein weiter Raum für die Bewegung zur Verfügung steht.

So sehen wir also die alte Atomistik zu einem sehr guten Theil aus einer Reaktion gegen die eleatische Metaphysik entstehen, und die Spuren dieser Entstehung sind

Digitized by Google

auch stets an ihr wahrnehmbar geblieben. Freilich sind die Atomistiker und speziell Demokrit echte Naturforscher gewesen, welche sich redliche Mühe gaben, möglichst wenig in die Dinge hineinzulesen und möglichst viel aus ihnen herauszulesen; aber die spekulative Seite kommt auch bei den alten Atomistikern sehr zur Geltung, und auch Demokrit baut aus seinen Atomen ein Weltsystem auf, lange bevor die nöthigen Bausteine zur Erkenntniß der Wirklichkeit zusammengetragen waren. Kein Wunder, daß trotz aller sympathischen Berührung, die wir Modernen mit dem Grundgedanken der Atomistik haben, das atomistische Weltsystem der Griechen in seinem weiteren Ausbau uns völlig unbefriedigt läßt.

Auf einem wesentlich anderen Boden erwuchs die Atomistik der modernen Chemie. Als Wissenschaft ist die Chemie erst etwa 130 Jahre alt, wenn auch in dem Zeitalter der Alchemie, die der Wissenschaft voranging, eine große Fülle von Material zusammengetragen wurde. Man kann die wissenschaftliche Chemie von der Entdeckung des Sauerstoffs und von der Aufhellung der Natur der Verbrennungsprozesse rechnen. Nicht Werden und Vergehen, sondern Zusammentreten und Auseinandertreten, sich Verbinden und sich Zersetzen (Mischen und Entmischen nach dem alten griechischen Ausdruck) beobachteten die Chemiker, aber wie auch die Stoffe beim Zusammentreten ihre Eigenschaften änderten, wie wenig man in der Verbindung die Eigenschaften der Komponenten, also der Stoffe, welche den zusammengesetzten Körper bildeten, erkennen konnte, und wie nahe dadurch auch der Gedanke gelegt wurde, daß man sämmtliche Stoffe müsse in einander überführen können, — ein Gedanke, der ja die Alchemisten zu dem immer vergeblichen Versuche Gold zu machen, getrieben — so blieben doch eine ganze Reihe von Stoffen, die man als einheitliche Grundstoffe, als Elemente auffassen mußte. Freilich, daß diese Stoffe atomistische Struktur hätten, dafür war zunächst kein unmittelbarer Anhalt gegeben. Dalton (1766 bis 1844) war es, der im Anfang des 19. Jahrhunderts der niemals ganz vergessenen atomistischen Lehre eine exakte wissenschaftliche Grundlage gab. Wie tausendfältig auch die ca. 70 chemischen Grundstoffe mit einander zusammentreten und neue Körper, Verbindungen, bilden, stets zeigt sich ein merkwürdiges Gesetz bei all diesen Verbindungen erfüllt. Die Grundstoffe verbinden sich stets nur nach bestimmten Gewichtsverhältnissen. Wasser z. B. wird gebildet, wenn man die beiden Gase Wasserstaff und Sauerstaff zusammenbringt und durch Erwärmung, etwa durch einen elektrischen Funken, die Verbindung einleitet. Aber stets kommen dabei auf einen Gewichtstheil Wasserstaff acht Gewichtstheile Sauerstoff. Hat man also acht Gramm Sauerstoff, so muß man unbedingt ein Gramm Wasserstoff dazu haben, um neun Gramm Wasser daraus zu erhalten. Ist mehr Wasserstoff als ein Gramm vorhanden, so wird der Ueberschuß Wasserstaff bleiben und nicht in die Verbindung, das Wasser, eingehen. Sind weniger als ein Gramm Wasserstoff vorhanden, so wird ein Theil des Sauerstoffs überschüssig bleiben und nicht in die Verbindung eingehen.

Wie es sich hier mit dem Wasserstoff und Sauerstoff verhält, so auch mit allen anderen Elementen. Dabei ist es nicht nothwendig, daß das Gewichtsverhältniß, in dem sich zwei Elemente verbinden, ein einziges bestimmtes ist; es können sehr wohl zwei Elemente sich auch in verschiedenen Gewichtsverhältnissen verbinden, wobei dann eben verschiedene Körper entstehen. So bilden Stickstoff und Sauerstoff Stickoxyd oder Salpetergas, sie können aber auch zu Stickoxydul oder Lachgas zusammentreten und auch noch verschiedene andere Körper, z. B. Salpetersäure bilden. Betrachten wir diese drei Verbindungen von Stickstoff und Sauerstoff, so sehen wir in jeder ein ganz bestimmtes Gewichtsverhältniß der beiden Komponenten, in den drei Körpern natürlich verschiedene Verhältnisse. Im Stickoxyd sind die beiden Elemente im Gewichtsverhältniß 7:8 oder 14:16 vertreten, im Stickoxydul auf den gleichen Raum bezogen im Verhältniß 28:16 und in der Salpetersäure ebenso im Verhältniß 42:80. Diese Zahlen zeigen sich deutlich als Vielfache von einander, denn 28 ist 2·14, 42 ist 3·14 und 80 ist 5·16. Dieses Gesetz nun zeigt sich bei all den Tausenden und Millionen von Verbindungen immer in voller Strenge erfüllt. Wenn irgend ein Element in irgend eine Verbindung mit einer bestimmten Menge eintritt, so tritt es in alle anderen Verbindungen, die es nach bilden kann, auf den gleichen Raum bezogen, entweder mit derselben Menge oder mit einem ganzzahligen Vielfachen derselben ein. Dieses sogenannte Gesetz der multiplen Proportionen, das von Dalton klar erkannt wurde, gab ihm den Anlaß zur Begründung der atomistischen Theorie, die dann alsbald von allen Chemikern angenommen wurde und in unserer gesammten Naturanschauung die Alleinherrschaft errang. In dieser modernen Atomistik unterscheidet man zwischen Atomen und Molekülen. Die mannigfachen Körper, welche aus den Grundstaffen oder Elementen gebildet sind, kann man nicht zusammengesetzt denken aus Atomen derselben Art. Wasser besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff, und daher kann es keine Atome des Wassers geben, denn auch das kleinste Theilchen Wasser muß immer wieder aus diesen beiden Elementen zusammengesetzt sein. Solche kleinsten Theilchen eines Stoffes, die eine selbständige Existenz haben können, nennen die modernen Chemiker Moleküle. Ein Molekül also ist nicht ein Untheilbares, aber, wenn es weiter getheilt wird, so zerfällt es in die verschieden gearteten Bestandtheile, welche den Körper bilden. Moleküle also sind die die kleinsten Theile der Körper, denen eine selbständige Existenz zukommen kann. Von den Molekülen verschieden sind die Atome, welche das Molekül erst bilden. In den Elementen oder Grundstaffen sind Atome derselben Art zu einem Molekül zusammengetreten. So besteht ein Molekül Wasserstaff aus zwei Atomen Wasserstaff, ein Molekül Sauerstoff aus zwei Atomen Sauerstoff, ein Molekül Stickstoff aus zwei Atomen Stickstoff u. s. w. Aber derartige Körper gibt es nur ca. 70. In den Millionen anderer Körper ist das Molekül aus verschiedenartigen Atomen gebildet: so besteht das Molekül Wasser aus zwei Atomen Wasserstoff und einem Atom Sauerstoff, das Molekül Stickoxyd aus einem Atom Stickstoff und einem Atom Sauerstoff, das Molekül Lachgas aus zwei Atomen Stickstoff und einem Atom Sauerstoff, das Molekül Salpetersäure aus drei Atomen Stickstaff und fünf Atomen Sauerstoff. Nimmt man das als gegeben an, so erkennt man sofort, wie die Grundstaffe stets nur nach bestimmten Gewichtsverhältnissen zusammentreten können. Wie gering auch die Menge eines Atoms sei, es muß ihm doch eine bestimmte Masse zukommen, und zwar müssen alle Atome eines und desselben Grundstoffes vollkommen gleiche Beschaffenheit zeigen. Setzt man also, da man absolute Zahlen für Masse und Gewicht der Atome nicht kennt, das Gewicht des Wasserstoffatomes gleich 1, so kann man eben aus den Gewichtsverhältnissen, in welchen die anderen Stoffe mit Wasserstoff zusammentreten, die Atomgewichte der anderen Staffe ermitteln. So ist das Atomgewicht des Sauerstaffs 16, das des Stickstoffs 14, und es ist ganz klar, daß, in wie verschiedenen Mengen auch Sauerstoff und Stickstaff zusammentreten, die Gewichtsverhältnisse immer nur durch ganze Vielfache von 14 und 16 ausdrückbar sein können. Es sei aber nochmals betont, daß nicht deswegen, weil die Atomgewichte aus diesen Zahlen bestimmt sind, das Zusammentreten in diesen Gewichtsverhältnissen bedingt ist, sondern umgekehrt aus dem thatsächlichen Zusammentreten in immer denselben unveränderten Gewichtsverhältnissen hat man die betreffenden Zahlen als die Atomgewichte bestimmt. Aber gerade weil dieses Gesetz der multiplen Proportionen sich so millionenfach immer und immer wieder bestätigt hat, gerade dadurch ist die Hypothese von der molekularen und atomistischen Struktur der Materie zu einer so unbedingten Herrschaft gelangt. Die moderne Atomistik ist eine Theorie, ersonnen zur Erklärung und leichteren Auffassung bestimmter chemischer Thatsachen, sie hat im Bewußtsein der Naturforscher sich

Digitized by Google

allmählich zu dem Range einer Weltauffassung erhoben, an deren Thatsächlichkeit zu zweifeln sehr vielen gerade zu absurd erscheint. Nicht immer wird genügend auseinandergehalten, daß bestimmte Anschauungen, die in einem großen Gebiet die Uebersicht außerordentlich erleichtern, doch eben nur für dieses Gebiet Geltung haben. Gar zu leicht versuchen die Menschen, derartige Anschauungen zu verallgemeinern und ihnen Allgemeingiltigkeit zuzusprechen. So ist es auch mit der atomistischen Hypothese gegangen. Was in der Chemie sich als brauchbar erwiesen hat, wurde allgemein als feststehend und sicher hingestellt, und die Auffassung, daß alles Wirkliche molekular und atomistisch gebildet sei, wurde ein Dogma, an dem jeder Zweifel verboten war.

Als die atomistische Hypothese, die von der Chemie ausging, sich zum Range einer Weltauffassung erhob, trat sehr bald auch das spekulative Element wieder in den Vordergrund. Das Bedürfniß nach einer einheitlichen Auffassung der gesammten Welt ist heute noch ebenso stark, wie es in den ältesten Zeiten war, und gerade die Chemie mit ihren wunderbaren Verwandlungen der Stoffe schien diesem Bedürfniß Rechnung tragen zu können. Wenn Wasserstoff, ein durchsichtiges, farbloses, überaus leicht brennbares Gas, und Sauerstoff, ebenfalls ein durchsichtiges farbloses Gas, das jedoch nicht brennt, wohl aber jede Verbrennung unterhält — wenn diese beiden Gase bei ihrem Zusammentreten den so ganz anders gearteten Stoff, das Wasser, den Feind jedes Feuers ergeben, sollte es dann unmöglich sein, daß auch die Elemente selbst noch in einander übergeführt würden? Es kam ja doch auch mehr als einmal vor, daß Stoffe, die man bis dahin für Elemente gehalten hatte, den verstärkten Mitteln der Chemie nicht Widerstand leisteten und sich in andere Stoffe zerspalten ließen. So war es also begrifflich in keiner Weise undenkbar, daß die Mannigfaltigkeit der 70 Grundstoffe noch weiter zurückgeführt würde, und daß schließlich vielleicht die gesammte Materie der Welt nur aus einem einzigen Grundstoff besteht. Die Verschiedenartigkeit der Grundstoffe würde sich dann daraus erklären, daß in den sogenannten Elementen die Atome des einen Grundstoffes in verschiedener Zahl vorhanden wären. So könnte z. B. Wasserstoff in Wirklichkeit ein Grundstoff sein und das Atom Stickstoff in Wirklichkeit aus 14 Atomen Wasserstoff bestehen, das Atom Sauerstoff aus 16 Atomen Wasserstoff u. s. w. Derartige Gedanken von der Einheitlichkeit der gesammten Materie, die ja im Alterthum ziemlich weit verbreitet waren, tauchten auch bald wieder auf, nachdem die atomistische Theorie durch Dalton gestützt war. In der Mitte des 19. Jahrhunderts versuchte man sogar ganz konsequent, die Anschauung durchzuführen, daß Wasserstoff das wirkliche Grundelement der Welt sei, aus welchem alle anderen Elemente beständen. Diese Lehre, die sogenannte Prout'sche Hypothese, hat sich freilich nicht halten lassen. Es sind eben die Atomgewichte aller Grundstoffe nicht ganze Vielfache des Atomgewichts von Wasserstaff, was doch bei einem Atom der Fall sein müßte, das in Wahrheit aus vielen Atomen Wasserstoff bestände. Damit ist freilich nicht erwiesen, daß die Elemente nicht doch aus einem einzigen Grundstoff bestehen könnten, es könnte ja das Atom Wasserstoff selbst noch aus hundert oder selbst aus tausend Atomen dieses letzten Grundstoffes der Welt zusammengesetzt sein. Es ist das aber eine müßige Spekulation, welche zu einer weiteren wissenschaftlichen Erkenntniß nichts beiträgt und daher in den Kreisen der Naturforscher nicht weiter ausgesponnen worden ist.

Bruno Borchardt.

(Schluß folgt.)

Gustav Charpentier's Musikroman.

Louise, die Opernheldin von der freien Liebe, hat nun ihren Einzug auch im königlichen Opernhause gehalten. Am 4. März wurde den Berlinern ihre Bekanntschaft vermittelt, aber siehe da, das vielgefeierte, von den Marktschreiern mit dröhnendem Getute angekündigte Opernstück bereitete eine allgemeine Enttäuschung. Die Hörerschaft verhielt sich dem Werke gegenüber kühl, die Kritik lehnte es ziemlich einmüthig ab.

Man versucht nun von gewissen Seiten die Aufführung für diesen Mißerfolg verantwortlich zu machen, erinnert an den Sensationserfolg, den das Stück in Paris während der letzten Weltausstellung hatte, und macht gewaltiges Aufheben von der Zahl der Wiederholungen, die es angeblich in anderen deutschen Städten erlebte. Als ob der Erfolg nur über den Werth eines Kunstwerkes etwas Zuverlässiges aussagen könnte! Als ob die Welt noch erst erfahren müßte, wie Theatersiege erfochten werden können! Als ob die Heerschaar der Ausstellungsbummler und Globetrotter von irgend einem Zurechnungsfähigen für ein zuverlässiges und zuständiges Preisrichterkollegium gehalten würde.

Es ist ohne weiteres zuzugestehen, daß der Arbeit Charpentier's stoffliche Reize eignen, die das Entzücken der Pariser und der Paris-Schwärmer bis zu einem gewissen Grade erklären helfen und es ist aus der französischen Originalausgabe ersichtlich, daß die Oper in der freien Behandlung des Wortes, in der gelungenen Verschmelzung von Sprachmelodie und musikalischer Linienführung einen wirklichen Vorzug besitzt. Allein diese Eigenschaften kommen für die Wirkung und Beurtheilung der Oper leider nicht mehr in Betracht, wenn sie auf fremder Bühne und in fremdem Idiom erscheint, losgelöst von der Lebensgemeinschaft, der sie entstammt, ohne Stütze des Wortes, das die Form im einzelnen begründet. Wie er uns heute auf den deutschen Bühnen entgegentritt ist Charpentier's „Musikroman" Louise nicht höher zu bewerthen, als wie ein fragwürdiges mit unzureichenden Mitteln unternommenes Experiment.

Worauf das Experiment abzielte, ist unschwer zu erkennen: die Errungenschaften des „roman expérimental" sollten auch der Opernbühne nutzbar gemacht werden. Wie der Chronist der Rougon-Macquart seine Romangestalten in ihrem Dunstkreis schildert, sie aus den Daseinsformen und Lebensbedingungen ihrer Umwelt verständlich zu machen sucht, so sollte die alltägliche Geschichte von dem ehrbaren Arbeiterkind, das sich in einen Künstler-Zigeuner verliebt und dadurch aus dem Kreis der bürgerlichen Sitte in den Strudel der Weltstadt verliert, dadurch an Lebenswahrheit und Bedeutung gewinnen, daß das Bühnenbild dem Hörer und Zuschauer eine deutliche Versinnlichung des „milieu" darbietet. Dies zu erreichen, schienen Charpentier die freiere musikalische Ausdrucksprache und die Gestaltungsmittel des deutschen Musikdramas am zweckdienlichsten und so ereignete es sich, daß an der Wiege dieser neuesten französischen Umwandlung der alten Oper als Schutzpatron und Taufpathe Richard Wagner neben Emil Zola zu stehen kam.

Ein seltsam Gevatterpaar! Bei seinem Anblick möchte ein doktrinärer Aesthetiker sich wohl gereizt fühlen, einige tiefgründige Anmerkungen über das Verhältniß dieser Größen, über die Verbindung von Naturalismus und Symbolismus und ähnliche schöne Dinge zum Besten zu geben. Aber wahrlich, es lohnte nicht der Mühe, denn was nützt die nobelste Gevatterschaft, wenn der Täufling blutarm und mißgeboren ist, was helfen die klügsten Einsichten und Lehren, wo die Kraft zur That fehlt. Und gerade hierin hapert es bei dem Wort- und Tonverfasser des vielbesprochenen Musikromans.

Digitized by Google

Gustav Charpentier kann mancherlei, aber er vermag nicht viel; seine Fertigkeiten sind erheblicher als seine Fähigkeiten. So wenigstens erscheint er in „Louise“ und in der Orchestersuite „Impressions d'Italie“, die wir bis jetzt in Berlin kennen lernten. Geschickter Instrumentationskünstler, bedenkenfreier Theatraliker und, wo es hoch kommt, verwegener Präbler in allerlei neuen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, versagt er doch im Wichtigsten: in der innerlichen Erfassung und Durchdringung seines Vorwurfs und in der sicheren nach klarer Anschauung wirkenden Gestaltungskraft. Er schöpfte nicht aus dem Vollen, aus dem Kern seines Stoffes, sondern arbeitete das Stück mehr aus äußerlichen Gegensätzen zusammen. Er steht nicht im Zentrum, sondern nur an der Peripherie der Dinge, die seine Kunst uns näher bringen will, darum läßt er kalt. Sein Musikroman feiert das Selbstbestimmungsrecht des Individuums und insbesondere das Recht der freien Liebe, aber im Munde seiner Figuren sind dies nur leere, prunkende Redensarten, denn ihre Charakteristik gestattet keinen Schluß darauf, diese Anschauungen als ihr erlebtes, geistiges Eigenthum zu betrachten. Und ebenso äußerlich steht Charpentier auch den künstlerischen Problemen gegenüber, an die er durch seinen Stoff geführt wurde. Die Einheit von Menschen- und Milieudarstellung, die unerläßliche Vorbedingung eines „Musikromans“, ist so wenig durchempfunden, daß das Ganze offen in dramatische und schildernde Scenen zerfällt und die letzteren durchaus nur als ermüdende, breite Episoden erscheinen. Die Geistes- und Kunstkraft, die epischen Elemente im Sinne und Zug des Dramas umzuwerthen, war Charpentier nicht gegeben. Und noch schlimmer ist es um das Verhältniß des Komponisten zu den Ausdrucksmitteln und Formen alter und neuer Tonkunst bestellt. Hierin fehlt alle Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit und man wäre versucht, die Willkür als das herrschende Gesetz in dieser Stillosigkeit anzusprechen, legte nicht die Beschaffenheit des melodischen und thematischen Materials nach die Vermuthung näher, daß die Ursache des Uebels in der Erfindungsarmuth des Musikers Charpentier zu suchen sei. Von der Melodie, als dem lyrischen Ausdruck, ist überhaupt kaum ernstlich zu reden. Wo etwas der Art sich finden sollte oder könnte, da muß sich der Hörer mit rhetorischen Floskeln des alten Opernstils oder Anklängen an Wagner zufrieden geben. Interessanter und ergiebiger ist daneben wohl eine Musterung des thematischen und motivischen Gutes, das Charpentier zur Charakteristik der Situationen und zur realistischen Schilderung im einzelnen aufgebracht hat. Darunter finden sich hübsche und geistreiche Einfälle. Schade nur, daß auch in diesen tonmalerischen Stücken die einzelnen Züge sich nicht oft und recht zur einheitlichen Bildwirkung zusammenschließen. Lauter Strichel-, Tüpfel- und Bröckelwerk! Die Zeit, die solcher musikalischer Impressionismus erfordert, um den beabsichtigten Eindruck zu erzeugen, steht in keinem günstigen Verhältniß zur Dauer eines Theaterabends und drohend erscheint hinter derlei musivischer Detailarbeit, in der man den ordnenden und schaffenden Geist einer den Stoff bezwingenden Künstlerpersönlichkeit nicht oder nur wenig verspürt, das Gespenst der Ermüdung und Langeweile. Es geht denn auch um, wo immer man die erschröcklich rührsame und alltägliche Geschichte von der braven Arbeiterfamilie und der zum Verderben lockenden sinnenfrohen Pariser Bohème in vier langen, langen Stunden abspielt, und läßt uns ahnen, daß die arme „Louise“ bald Todes erbleichen wird. Ewige Ruhe schenke ihr der Schutzgeist der deutschen Opernbühne!

Heinrich Welti.

Theater.

Deutsches Theater. „Der Schleier der Beatrice“ Schauspiel in 5 Akten von Arthur Schnitzler.

Der Vorhang war zum letztenmal über Arthur Schnitzler's „Schleier der Beatrice“ gefallen, und der Eindruck auf das Parquet war ein ungewisser, unsteter geblieben. Es soll hier auch keineswegs bestritten werden, daß Schnitzler's Schauspiel auf der Bühne — zumal bei der sehr ungleichen, zum Theil recht dürftigen Aufführung des Deutschen Theaters — ohne tiefere Wirkung bleiben mußte. Doch lohnt es sich, den dramatischen Geschehnissen noch einmal nachzusinnen, die Gestalten, wie Schnitzler sie ursprünglich erfaßt, wachzurufen und ihrer wehmüthigen Schicksale zu gedenken.

Beatrice! Ihr Urbild mag ein leichtfüßiges, leichtsinniges Kind der Wiener Vorstadt gewesen sein. Sie ist der Schmetterling, der von dem einen Mann zum andern gaukelt, den einen aus instinktiver Zuneigung liebt, den anderen um seines Ansehns und seiner Stellung willen, den dritten, weil er ihr ein gesichertes Dasein verspricht. Sie ist sich keiner Schuld bewußt, dem Untreue liegt ihr im Blute. Und warum soll sie nicht vielen gut sein, da viele sich gar so freundlich um sie mühen? Ganz unschuldig flattert sie vom einen zum andern, denn nie sind ihr die Augen aufgegangen; sie hat nie begriffen, was das Leben, wer sie selbst und wie die andern; alles war und bleibt für sie ein Spiel. Ganz unschuldig ist Beatrice, denn sie hat keine Seele. Weil sie so seelenlos, ist sie so bald.

Dieser Beatrice, die Schnitzler aus seiner Eigenart heraus nicht tragisch und nicht lächelnd nehmen konnte, die er mit weichen, elegischen Empfindungen umspinnt, stellt sich die Künstlergestalt entgegen, deren Wesensbedingungen der Wiener Poet letzthin in seinen „Lebendigen Stunden“ nachgegangen ist. Doch zeichnet sich ihm im „Schleier der Beatrice“ der Künstler, der diesmal ein Dichter ist, in ganz anderen Farben. Nicht mehr ist er der Vampyr, der das Weib, das er liebt, für seine Kunst aussaugt; durchaus nicht; mit unendlich feinen Organen umfängt er ihr Wesen; was ihm hoch und werth, trägt er hoffend, ahnend in sie hinein. In Beatrice glaubt er die Geliebte seiner Dichterträume gefunden zu haben. Er ist dazu verdammt, die Seele der Seelenlosen zu lieben.

Deshalb: wie Beatrice ihm nichtsahnend, heiter plaudernd von einem Traum erzählt, in dem sie sich wohlgefällig als Weib eines anderen, in Macht und hoher Stellung gesehen hat, ist sie für ihn verloren. Ihm bleibt nur eines, sich von ihr zu trennen. Deshalb muß, da sie von der Hochzeitsfeier mit jenem anderen fortschleicht, um ihm anzugehören und dann mit ihm zu sterben, er sie vorerst auf die Probe stellen. Für ihn ist ihre Liebe nur dann begehrenswerth, wenn ihre Seele ganz der seinen lebt, wenn Beatrice wirklich fähig ist, auch die letzte Lebensstunde mit ihm geeint zu beschließen. Und damit taucht ein Problem auf, das Schnitzler bereits in seiner frühen Erzählung „Sterben“ beschäftigt hat. Beatrice ist gekommen, um mit ihrem Geliebten vereint aus dem Leben zu scheiden. Da er ihr aber vorspiegelt, sie habe in dem Wein, den er ihr gereicht, bereits das tödtende Gift getrunken, erlischt an der Todesfurcht all' ihre Liebe. Und wie sie vollends den Freund sterbend vor sich sieht, packt sie ein Schauer, und sie flüchtet von ihm, zurück zu jenem andern, mit dem der Priester eben sie vereint. Leben um jeden Preis, auch um den der Liebe!

Beatrice, das Kind des Lebens, ein Wesen gleichsam instinktiv spielender Natur, diese Beatrice angesichts des Todes — das Bild erheischte in Schnitzler's Sinn einen großen, bewegten Hintergrund. Er schuf ihn aus dem Bologna der Renaissance. Cesare Borgia hält die Stadt in eiserner Umklammerung, morgen schon soll der Entscheidungskampf geschlagen werden, niemand zweifelt, daß mit dem grauenden Tag der Tod durch die verödeten Gassen

Digitized by Google

schlürfen wird. Das lebensprühende Bologna angesichts des großen Sterbens — der Hintergrund paßt ganz zum Bild der Beatrice. Und just im Hinblick auf den sichern Untergang packt alles Volk ein toller Lebens- und Liebestaumel. In dieser letzten Nacht wird der Herzog das schönste Kind aus Bolognas Gassen zu sich auf sein Schloß entbieten. Beatrice ist es, die er sich erwählt. Sie, die der Dichter ihres unkeuschen Traumes willen noch eben verstoßen, erhebt er zu seiner Gemahlin. Von der Hochzeitstafel an der Seite des Herzogs aber flüchtet Beatrice, die allzeit und instinktiv Ungetreue, zu ihrem Dichter zurück. Sobald sie sein Gemach betreten, steht sie angesichts des Todes, — wie diese Menschen alle ein paar Stunden später dem Tod entgegengehen.

Auf solchem Hintergrunde und auf solche Lebenshöhen erhoben, gewinnen die Gestalten, wenn nicht Größe, so doch Glanz. In gehobener, und doch nicht fardloser Diktion hat Schnitzler ihnen das Zeitgewand gewoben. Im Charakter der Beatrice hat er, losgelöst von allem zeitlich Bedingten, das gezeichnet, was einen Frauentypus ausmacht, der immer war und immer wiederkehren wird. Eigenartig, antheilnahmeheischend gibt sich ihr Verhältniß zu dem Herzog und dem Dichter. Psychologisch sind die Fäden ganz fein gesponnen.

Warum also blieb die Bühnenwirkung aus?

Es ist keine Frage, Schnitzler hat, um das Renaissance-Zeitbild leuchtend hervortreten zu lassen, die Handlung allzu sehr komplizirt. Es geschieht zu vieles, das willkürlich anmuthet, die Fäden wirren derart durcheinander, daß das Gewebe undurchsichtig wird. Schnitzler hat die Motive wiederholt, die Gegensätze gehäuft. Um Beatrice nnzugehören, hat der Dichter seine Braut, um seinetwillen Beatrice ihren ersten Verlobten aufgegeben. Eine Kontrastfigur tritt neben Beatrice in ihrem Verhältniß zu dem Dichter: eine Kurtisane, die mit jenem zu sterben gewillt ist. Eine andere Kontrastfigur stellt sich neben sie in ihrem Verhältniß zu dem Herzog: Rosina, Beatrices eigene Schwester, die vielen angehört hat und doch nur diesen Herzog mit brünstigem Verlangen liebt. Solch eine Häufung der Kontraste aber gibt dem dramatischen Bilde naturgemäß etwas arrangirten Anstrich. Man vergißt das Leben über dem psychologischen Kalkül. Was die Handlung an Mannigfaltigkeit gewonnen, verlor sie an innerer Kraft.

Auch ist es Schnitzler nicht gelungen, diese komplizirte Handlung in rechter Weise in Fluß zu bringen. Die Exposition des bewegten Hintergrundes und damit den Stimmungsklang, auf den es ankommt, gibt erst der zweite Akt. Hinter nebensächliche Personen treten die Hauptgestalten zeitweise ganz zurück. Entscheidende Entschlüsse fassen sie hinter den Kulissen. Durchaus ist es in Beatrices Charakter begründet, daß sie die hochzeitliche Tafel, an die sie sich so seltsam ahnungsvoll gesehnt, heimlich verläßt, um zu ihrem Dichter zu flüchten: immer fühlt sie sich ja in den Armen eines Mannes zu dem andern hingezogen. Aber wie sie zu dem Entschlusse kommt, wie sich die Wandlung in ihr vollzieht, ist nirgend angedeutet. Genug, Beatrice taucht ganz plötzlich zu nächtlicher Unzeit im Gemach des Dichters auf. Um die Situation zu begreifen, muß der Zuschauer den psychologischen Kalkül nachrechnen und sich sagen: richtig, solch plötzlicher Entschluß war in ihrem Charakter wohl begründet. Im Drama aber sollte, just in entgegengesetzter Weise, die Handlung als solche Licht auf die Charaktere werfen; das allein wirkt überzeugend; bleibt Schnitzler auch dem nachprüfenden Verstand gerecht, so schädigt er doch die augenblickliche Illusion. Und Illusion zerstörend ist auch die zeitliche Zusammendrängung, die er geschaffen: all das geht in einer Nacht vor sich. Jeder folgende Akt scheint gegen den vorhergehenden zurückzugreifen, oder es sind doch die Minuten so ängstlich berechnet, daß der Zuschauer sich weiter vorgerückt glaubte, bis ihm klar gemacht wird, daß der Zeiger inzwischen stillgestanden. In der dramatischen Handlung aber sollte sich die Zeitfolge nur aus den Geschehnissen selbst ergeben. Auf der Bühne herrsche ideale, nicht reale Zeit.

Wohl besitzt Schnitzler reiche Gestaltungskraft, aber er ist vielleicht allzu sehr Psychologe; er liebt die gedankliche Spekulation, sie ist ihm Bedürfniß. Das gibt seinen Werken häufig einen Reiz mehr, es mindert andere Male ihre Ueberzeugungskraft. Der Gang der Handlung beruht im „Schleier der Beatrice" auf so vielen, seinen Hilfskonstruktionen, daß die Bühnenwirksamkeit zum mindesten sich nicht breit und nicht voll entwickeln konn.

Aber, nachdem der Vorhang gefallen und das laute Spiel vorüber, tauchen die Gestalten, die Schnitzler geschaffen, vor den Augen wieder auf. Man bewundert die feine Künstlerhand, die ihr Innenleben bloßgelegt hat. Man kostet den Stimmungsreiz aus, dem der Wiener Poet nachgab, da er sich und die Menschen um ihn in Gestalten der Renaissance wieder suchte.

Es nimmt sich das Bild der kleinen, seelenlosen Beatrice im schweren, goldenen Renaissance-Rahmen gar wehmüthig und gar seltsam aus.

Ernst Heilborn.

„Herr und Frau Dorenhoff beehren sich."

(Schluß.)

Herr von Volldrügge war gerade vom kurzen Nachmittagsschlafe aufgestanden und nahm mit seiner Gattin den Kaffee ein. Da überbrachte der Diener die Postsachen. Der Präsident musterte sie flüchtig.

„Vier Einladungen auf einmal," sagte er sehr unwillig, „ich mag diese länglichen Kouverts kaum noch öffnen . . jedes amtliche Schreiben ist mir lieber."

„Es ist die schlimmste Zeit jetzt," sagte seine Frau, deren kränkelndes Aussehen auffiel. „Ich meine, Du bist auch zu rücksichtsvoll . . wir sollten unser Ausgehen auf zweimal in der Woche beschränken."

„Es ist so schwer in unserer Stellung. Man verletzt die Menschen nicht gerne. Sie meinen es alle herzlich gut."

„Von wem sind die Einladungen?"

Er nannte einige Namen.

„Und dann . . von Dorenhoffs."

„Ach, von der netten kleinen Frau! Ich habe sie wirklich in mein Herz geschlossen!"

„Und er ist ein sehr tüchtiger Arbeiter, den ich immer mehr schätzen lerne."

„Zu wann laden sie ein?"

„Zum nächsten Freitag."

„Zu morgen über acht Tage?! So schnell! Das ist wirklich harmlos."

„Sie sind noch unerfahren und verstehen es nicht besser."

„Zum Mittagessen?"

„Um sechs Uhr."

„Es muß ihnen sehr gut gehen. Die Frau kleidet sich ausgezeichnet . . einfach, aber immer chik. Auch in ihrem Haute macht alles einen behaglichen Eindruck."

„Sehr gut kann es ihnen kaum gehen. Und nun dies große Mittagessen! Ich weiß nicht, wie sie es machen . . . . Sieh doch einmal in Deiner Liste nach, was für den Freitag vorliegt."

Die Frau Präsident erhob sich und nahm ein großes, blau eingeschlagenes Heft, das auf ihrem Schreibtische lag.

„Freitag, den 22. Februar," las sie, „Vorstandssitzung des Vaterländischen Frauen-Vereins, 12 Uhr, Komiteesitzung für die Frühstücksvertheilung armer Schulkinder 3 Uhr, Konferenz der Christlichen Vereinigung des Frauenbundes 5 Uhr, Konzert zum Besten des Pensionsfonds des Lehrerinnen-Vereins 8 Uhr, ferner zwei Einladungen zu 6 Uhr."

„Sind wir irgendwo gebunden?"

„Zu den drei Sitzungen muß ich unter allen Umständen. Der Besuch des Konzerts wäre sehr wünschenswerth für uns beide. Die Kunstgenüsse werden mäßig sein . . aber der guten Sache wegen . ."

Digitized by Google

„Und die Einladungen . .?"

„Haben wir uns noch vorbehalten. Die vom Bürgermeister Strecker ist unterstrichen. Er hat schon lange gebeten. Ich wollte heute Bescheid schicken."

„Aber . . dem Dorenhoff würde ich sehr ungern absagen. Es ist das erste Mal. Da nehmen wir eigentlich grundsätzlich an. Und hier zumal . . sie geben das ganze Diner natürlich nur unseretwegen. Wenn wir nicht kommen, haben sie sich die großen Kosten umsonst gemacht."

Frau von Vollbrügge seufzte.

„Ich würde den Abend nach den drei Sitzungen so gerne Ruhe haben. Nichts greift mich so an, wie diese Gesellschaften. Ich leide förmlich unter ihnen. Aber . . . . . ich muß Dir Recht geben. Der kleinen Dorenhoff möchte ich auch die erste Einladung nicht abschlagen. Sie werden großen Werth auf unser Erscheinen legen."

„Streckers freilich könnten unsere Absage ein wenig übel nehmen. Aber das hilft nichts. Wir waren schon öfter bei ihnen. Vielleicht fährst Du zu der Frau Bürgermeister heran und siehst, ob sich die Sache mit Dorenhoffs ohne Schwierigkeiten arrangiren läßt. Ich muß jetzt an die Arbeit. Wir wollen des Abends noch einmal darüber sprechen."

* * *

„Ein Brief von Vollbrügges!" sagte Emmy.

„Sie schreiben?! Dann ist es sicher eine Absage," sagte Hans.

„Das war auch kaum anders zu erwarten! Unser erstes Diner hätten wir also hinter uns!" Sie hatte inzwischen die Umhüllung geöffnet und entnahm ihr eine Visitenkarte.

Sie las, . . las noch einmal. Ihr rundes Gesicht erschien jetzt fast länglich. Ohne ein Wort zu sprechen, reichte sie ihrem Manne die Karte.

„Herr und Frau von Vollbrügge" stand da sehr zierlich lithographirt und darunter von einer kritzlichen Damenhand: „Danken sehr für die freundliche Einladung zum Freitag und werden sich ein Vergnügen machen, derselben Folge zu leisten."

Einen Augenblick war auch er sprachlos.

Als er aber dann in das verdutzte Gesicht seiner Emmy sah, mußte er hell auflachen.

„Nein!" sagte er. „Nun wollen wir die Sache auch hinnehmen, wie sie ist und sie richtig ansehen: als eine ganz gerechte Strafe! Es ist sehr viel von Vollbrügges, daß sie kommen, und ein neues Zeichen, daß wir sehr gut angeschrieben sind. Jetzt müssen wir auch alles so schön machen wie möglich. Und mit recht freudigem Herzen!"

„Aber meine Ersparnisse!"

„Die gehen darauf . . alle!" . . „Alle!" wiederholte sie und hob den weißen Elephanten langsam und mit einer gewissen Zärtlichkeit von seinem Piedestale in die Höhe, wie sie es so manches Mal gethan, um sich in stillem Triumphe zu überzeugen, wie beträchtlich er an Gewicht zunahm. Und als sie das jetzt that, schimmerten ihre Augen feucht.

„Dem armen Götze!" sagte Hans, „er wird beträchtlich abnehmen. Und mir ist, als sähe ich ihm an, was ihm bevorsteht. Er macht ein ganz melancholisches Gesicht!"

„Aber Du hast recht, Hans, es hilft nichts! Nun komm, wir wollen schleunigst die andern Einladungen zusammenstellen. Ich meine, wir laden alle ein, denen wir es schuldig sind. Jetzt kommt es nicht mehr darauf an, und wir sind dann wenigstens einmal . . sehr vornehm gewesen!"

„Und Dein Menu?"

„Wie ich schon sagte! Suppe . . die üblichen drei Gänge, dann Stangenspargel nach dem Braten oder Gänseleberpastete vorher, was billiger ist, und natürlich Eis und Dessert und Früchte!"

„Dazu kommen dann die entsprechenden Weine: Rother Aßmannshäuser zur Suppe, ein Extrawein zum Fisch und zum Schlusse Vix Bara oder Bieslinger."

„Du bist sehr üppig."

„Es geschieht ja auch nur dies eine Mal. Dazu werden Deine Ersparnisse doch reichen!"

„Sie müssen."

Er las das Menu durch, das sie zusammengestellt hatte.

„Alles gut!" sagte er. Nur . . Zander au four gefällt mir nicht. Das kannst Du zu einem Abendessen geben. Aber für ein Diner ist Zander gar zu simpel."

„Dann müssen wir Steinbutte nehmen . . oder Seezunge."

„. . Ginge allenfalls. Aber hier gibt man auf den Mittagessen eigentlich nie etwas anderes als warme Hummern."

„Das würde die Sache sehr vertheuern."

„Freilich . . aber wenn wir doch einmal so viel ausgeben . . und besonders da der Präsident kommt. Es ist allgemein bekannt, daß warme Hummern seine Lieblingsspeise ist."

„Gewiß, liebster Hans! Aber . . soviel gibt der Elephant nicht her. Es ist über sein Vermögen!"

„Nun . . dann hilft es nicht . . Ich mag nur nicht gerne hinter den Kollegen zurückstehen."

* * *

Als Hans Dorenhoff längst auf die Regierung gegangen war, saß Emmy immer noch an ihrem Schreibtische und rechnete . . und rechnete. Das Kochbuch hatte sie neben sich liegen und eine ganze Bibliothek von Preisverzeichnissen von allerlei Firmen der Stadt und außerhalb. Jedes Gericht wurde bis in seine kleinsten Bestandtheile zerlegt und dann bis auf das Gramm ausgerechnet, um wie viel dieses theurer war als jenes.

Besonders der Fischgang machte ihr Kopfzerbrechen.

„Er hätte Hummern so gerne," sagte sie jedes Mal, und jedes Mal begann sie nach dem Kataloge der Delikateßhändler von neuem zu rechnen. Aber nein . . es ging nicht, . . es war zu theuer!

Da fiel ihr ein, daß sie früher einmal von einer verwandten Offiziersfrau den Katalog eines Hamburger Delikateßgeschäfts erhalten hatte, das niedrigere Preise für Hummern ansetzte. Er war bald gefunden.

In der That . . hier war alles beträchtlich billiger. Hier wäre es möglich . . vielleicht! . .

Und sie nahm aus einem Fache ihres Schreibtisches einen sorgsam verwahrten, kleinen Schlüssel. Und, was sie lange nicht gethan, das that sie jetzt. Sie erschloß den gewaltigen Leib des weißen Elephanten, und alle die Geldstücke in Nickel, in Silber, ja in Gold, die sie einzeln, bedächtig, liebevoll durch den schmalen Rückenschlitz in diesen Leib hatte gleiten lassen, sie entfielen ihm jetzt in wüstem, wirrem Durcheinander, sie klapperten hart auf den Tisch, sie rollten über seine polirte Fläche, sie fielen zum Theil auf die Erde. Als wären es arme, verirrte Wesen, ihrer Heimath, ihrer sicheren Geborgenheit beraubt, die nun nicht ein noch aus wußten. Der Elephant aber stand dabei, all seiner Zierde entkleidet, mit klaffendem Bauche und grimmigem Antlitz. Nur sie hatte für alle diese Verzweiflung, für diese Entheiligung ihres Lieblingsgötzen kaum ein Gefühl. Ihre Hand war hart geworden. Sie raffte das Geld hastig zusammen, sie hob es von der Erde auf, sie ordnete es in kleinen Haufen, und dann zählte sie . . und zählte.

Aber vergeblich all ihre Bemühungen. Es wollte nicht reichen!

„Und doch," sagte sie wiederum zu sich selber. „Ich möchte ihm so gerne die Freude machen."

Und da that sie zum zweiten Male etwas, was sie sonst niemals gethan hätte, was auszusinnen ihr vor wenigen Tagen vielleicht nicht möglich gewesen wäre.

Sie nahm Briefbogen und Feder und schrieb an ihre Mutter und bat die arme Frau, die sich von kümmerlichen Zinsen nährte, um ein Darlehn von fünfzig Mark, weil sie es nöthig für ihre Gesellschaft brauchte.

Dann schrieb sie einen zweiten Brief nach Hamburg und bestellte für so und so viel Personen so und so viel Pfund Hummern.

Aber ihrem Manne sagte sie nichts davon. Es sollte für ihn eine Ueberraschung sein. Sie freute sich schon auf sein Gesicht, wenn plötzlich bei Tische die Hummern aufgetragen würden!

* * *

Die Einladungen waren abgegangen.

Es war meistens Menschen gebeten, die gesellschaftlich sehr in Anspruch genommen waren. Fast jeder seufzte, als diese neue, nicht erwartete Einladung ankam. Aber fast jeder sagte sich, daß eine Absage hier bei diesem jungen, netten Paare, das sich freute, zum ersten Male seine Bekannten bei sich zu sehen, ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Nur einige wenige, die bereits beim Bürgermeister zugesagt hatten, lehnten unter dem Ausdrucke ihres herzlichen Bedauerns ab.

So erhielt Frau Emmy viel mehr Zusagen als sie erwartet hatte, ja mehr, als sie eigentlich mit gutem Gewissen setzen konnte.

Sie zermarterte sich mit ihrem Manne den Kopf, wie sie in dem nicht großen Eßzimmer eine so beträchtliche Anzahl von Menschen plaziren könnte, und welche Art des Deckens wohl die zweckmäßigste wäre, ob Hufeisen oder T. Schließlich kam man überein, daß es nur anginge, wenn man sämmtliche Möbel aus dem Eßzimmer herausnähme, und daß ein Hufeisen die einzig mögliche Art der Tafelform wäre.

Nun aber ergaben sich hierbei die größten Schwierigkeiten der Tischordnung. Man nahm es in dieser Beziehung in ihren Kreisen sehr genau, und sie als die Jüngsten hatten meistens Gäste, die sie ehren mußten und die sie, zumal bei einer ersten Aufnahme, an den Flügeln schwer plaziren konnten, besonders nicht an den abscheulichen Innen- oder Eckplätzen.

Ueberhaupt waren die Tage, die jetzt für Emmy folgten, qualvoll. Sie hatte fortwährend zu rechnen und zu überlegen, denn ihre Ersparnisse wollten den großen Ausgaben gegenüber doch nicht reichen, und selbst das Geld, das ihre Mutter sofort geschickt, deckte ihr Defizit kaum. Dann hatte sie einen Fehler begangen, der nur Neulingen möglich ist: Sie hatte zu einem bestimmten Tage gebeten, ohne sich vorher der wichtigsten Menschen für jede Gesellschaft zu versichern: der Kochfrau und des Lohndieners.

Dieser unverzeihliche Leichtsinn rächte sich bitter: Die besseren Kräfte waren längst vergeben. Sie mußte mit minderwerthigen vorlieb nehmen. Auf diese aber war nicht der geringste Verlaß. Der Lohndiener, den sie endlich mit viel Bitten und viel Geld gewonnen hatte, war ein alter Mann, der nicht mehr sicher auf den Füßen war, und von der Kochfrau erzählte ihr eine liebevolle Bekannte von der Regierung, daß sie ganz ausgezeichnet koche .. für den Fall, daß sie gerade an diesem Abend nüchtern wäre.

* * *

Der Morgen des verhängnißvollen Tages war gekommen. Emmy, die sich sonst eines sehr gesunden Schlafes erfreute, hatte in den letzten Nächten kaum ein Auge zugemacht. Tischordnung und Einkäufe, Rezepte und Rechnungen, alles ging ihr in wüstem Durcheinander im Kopfe herum .. fast jeden Abend fiel ihr irgend etwas neues ein, an das sie noch nicht gedacht hatte, und die Furcht, es bis zum nächsten Morgen zu vergessen, ließ sie keine Ruhe mehr finden. Schloß sie aber einmal die Augen zum kurzen Schlafe, dann träumte sie von dem Lohndiener, der, die Schüsseln in der Hand, wie festgenagelt an einem Punkte stand und sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte; hatte er sich aber endlich losgemacht, dann schritt er zwar ganz langsam und mühevoll vorwärts, gelangte aber nie an den Platz, an dem er serviren sollte. Oder von der Kochfrau, die sämmtliche Weine ausgetrunken hatte, die ihr Mann eingekauft, und nicht aufzuwecken war, als die ersten Gäste bereits klingelten. Bis sie sich zuletzt selber in ihrem Gesellschaftskleide in die Küche stellen mußte, weil der Präsident ihrem Manne mit Amtsentsetzung drohte, wenn er nicht sofort zu essen bekäme.

* * *

Nun aber war keine ihrer Befürchtungen eingetreten. Der Lohndiener hatte sich sehr zeitig eingestellt und kam beim Tafeldecken verhältnißmäßig flott vorwärts, die Kochfrau traf in der Küche ihre Anordnungen und zeigte sich nüchtern, alle Bestellungen waren eingetroffen, der Bäcker lieferte eben das Weißbrot ab, der Schlächter das Fleisch, der Gärtner harrte bereits mit einem duftenden Korbe grüner Gewinde und bunter Blüthen des Augenblicks, die Tafel zu dekoriren ..... nur eins fehlte, das Wichtigste, .. die aus Hamburg verschriebenen Hummern.

Gestern schon hatte Emmy sie erwartet, heute, so wie sie aufgestanden, war ihre erste Frage nach ihnen gewesen .. vergeblich! Jetzt hatte sie bereits an die Firma telegraphirt, obwohl sie sich gleich darauf bei ruhigerer Ueberlegung sagen mußte, daß dies, heute erst, ein recht zweckloses Unternehmen war.

Es wurde zehn, es wurde elf, die Postpackete in den Nachbarhäusern wurden ausgetheilt, .. für sie war nichts angekommen!

Die Kochfrau machte ein sehr bedenkliches Gesicht, der Lohndiener zuckte bedauernd die Achseln, .. Fisch war jetzt kaum noch in genügender Menge zu besorgen, und wenn auch, so wäre es unter Umständen eine doppelte, überflüssige Ausgabe gewesen, .. Emmys Verzweiflung stieg.

Sie ließ alle Vorbereitungen daheim im Stich und eilte selber auf die Post.

Der diensthuende Beamte auf der Packetkammer schien über ihre Noth bereits unterrichtet.

„Nichts angekommen, gnädige Frau, es thut mir sehr leid."

„Wann können noch Sachen aus Hamburg kommen?"

„Um ein Uhr, .. und dann über Berlin vielleicht um 4 Uhr, .. aber da kommen nur wenige."

Es wurde eins, es wurde zwei, .. wieder wurden die Postpackete in der Nachbarschaft vertheilt, wieder war für sie nichts angelangt.

Die Kochfrau murmelte einige unverständliche Worte und begann, aus einer versteckt gehaltenen Flasche sich Muth und Trost zu trinken, der Lohndiener legte die Stirn in sehr ernste Falten, .. Hans Dorenhoff aber, der keine Ahnung hatte, was seine arme, kleine Frau alles zu durchkämpfen und zu durchleiden hatte, verstand ihre unnatürliche Aufregung garnicht; erst stellte er allerlei Fragen an sie, dann wurde er unwillig, zuletzt quälte er sie mit seiner Besorgniß .. um ihre Gesundheit.

Da verlor Emmy ihre mühsam bewahrte Fassung, die Ueberraschung ihres Mannes, auf die sie sich so sehr gefreut, war ihr jetzt gleichgültig geworden, und sie, die er fast niemals hatte weinen sehen, sie sank laut schluchzend an seine Brust und offenbarte ihm ihr Geheimniß und ihr großes Leid. Jetzt erst verstand er sie. Er versuchte sie zu trösten, aber ihm selbst war sehr unbehaglich zu Muth, denn ein feierliches Diner ohne Fischgang war eine Unmöglichkeit.

Er begab sich in mehrere Delikateßgeschäfte, .. Hummern hatte man garnicht oder nur in geringer Anzahl vorräthig, er stürzte in mehrere Hotels — alles umsonst! So viel Fisch, wie er brauchte, war nicht aufzutreiben!

Zerschlagen kam er nach Hause.

Aber kaum hatte er die Thür geöffnet, da trat ihm seine Frau entgegen. Eine Heiterkeit, wie er sie nun schon so lange nicht mehr gekannt, glänzte ihm wie heller Sonnenschein von ihrem Antlitz entgegen, und, vor Freude keines Wortes fähig, wies sie auf einen großen, grauen Korb hin, über den er in dem halbdunkelen Entree beinahe gestolpert wäre.

„Endlich .. endlich! Eben sind sie angekommen .. die Hummern!" . . . . . .

Die Kochfrau zerstreute ihre letzten Bedenken.

Bis zu dem Augenblick, wo man sie serviren müßte, würde sie gut mit ihnen fertig werden.

Von all den Aufregungen sehr ermattet, aber doch gehobener Stimmung ging Emmy in ihr Schlafzimmer, um sich zu ihrem Mittagessen anzukleiden.

Digitized by Google

Ihr Mann sagte ihr sehr viel Angenehmes über ihr gutes Aussehen und sie selbst war befriedigt von dem Bilde, das ihr der Spiegel zurückwarf, . . sogar die dunkelen Ränder unter den Augen standen ihr nicht schlecht.

Dann begab sie sich in das Eßzimmer, musterte noch einmal die Tischordnung und die Tafel und mußte sich gestehen, daß sie selbst bei ihren feinsten Bekannten nicht vornehmer und geschmackvoller dekorirt war, . . der Gärtner hatte wahrlich sein bestes gethan.

In dem Empfangszimmer brannten die Lampen, farbige Schleier dämpften ihr Licht, . . die Kerzen des Kronleuchters aber strahlten in ungemindertem Glanze, . . das Feuer in dem großen Eckkamin knasterte und brodelte, . . Alles machte einen so behaglichen, wohligen Eindruck, der Herr Regierungspräsident und seine nicht anspruchslose Gattin mußten einen guten Eindruck empfangen. Nun, sie hatten es sich auch theuer genug werden lassen, ihre Gäste standesgemäß aufzunehmen!

Ein letzter, zärtlicher Blick gleitet wie eine schuldbewußte Abbitte noch über den entthronten Elephanten, der in eine Ecke des Schreibtisches zurückgedrängt ist, und ihr ist, als sähe er wirklich gekränkt und eingefallen aus, . . jetzt will sie sich noch für eine Sekunde in die Küche begeben . . da ertönt draußen die Glocke . . laut und schrill.

Sollten es schon die ersten Gäste sein?

Sie ruft den Lohndiener. Der zieht sich die weißen Handschuhe an, sehr langsam und umständlich. Dann öffnet er.

„Ein Brief an den Herrn Assessor."

Und er überreicht ihn Dorenhoff, der gerade eintritt.

Der erbricht ihn, fliegt die wenigen Zeilen durch, entfärbt sich und reicht ihn seiner Frau. Und Emmy liest:

„Mein lieber Herr Assessor!

Sie werden ermessen können, wie unsäglich schwer es mir wird, Ihnen noch in der letzten Sekunde eine Absage schicken zu müssen. Aber die Nothwendigkeit erheischt sie. Ich erhalte soeben ein Telegramm aus dem Ministerium des Innern, das mich zu einer wichtigen Konferenz für morgen Vormittag nach Berlin beruft. Es handelt sich um eine Sache meines Bezirkes, die in der That sehr dringlich ist, und über die ich gestern berichtete. Ich muß also mit dem Abendzuge in einer Stunde reisen. Meine Frau würde selbstverständlich allein kommen, wenn sie sich nicht wegen sehr heftiger Kopfschmerzen, die Folge von drei angestrengten Sitzungen, hätte zu Bett legen müssen.

Seien Sie uns nicht böse wegen dieser Störung Ihres schönen Festes, die wir selber am meisten bedauern.

Ich bleibe in der alten Werthschätzung und Zuneigung

Ihr ganz ergebenster

von Vallbrügge.

Zehn Minuten später empfingen Assessor Dorenhoff und Frau mit verbindlichem Lächeln und strahlendem Antlitz ihre Gäste.

Danzig. Arthur Sewett.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Joggeli. Die Geschichte einer Jugend von J. C. Heer. Stuttgart, Cotta.

Nicht alltägliche Bücher gehen uns seit Jahr und Tag aus der Schweiz zu. Der mit Unrecht voreuehmlich auf seine „Nüchternheit" angesehene Menschenschlag der Eidgenossen rührt sich tapfer in der Welt der Phantasie. Selbst litterarhistorische Darstellungen zeugen zu ihrem Segen gestaltende, schöpferisch gestaltende Kraft. Dem guten Buch von Adolf Frey über Conrad Ferdinand Meyer ist kürzlich ein Schweizer Kultur- und Charakterbild Ulrich Hegner von Dr. Hedwig Wafer gefolgt, dem Rudolf Haym mit Recht eine meisterмäßige (im Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher" aus Haym's Nachlaß mitgetheilte) rühmende Würdigung zu Theil werden ließ. Sorgfältige Forschung vereinigt sich dort mit anregender, im besten Wortsinn frauenhafter Art des Eingehens auf fremde Persönlichkeit. Nicht absichtslos gedenken wir des Hegner-Bildnisses von Hedwig Wafer angesichts des Selbstporträts, mit dem uns J. C. Heer in dieser Jugendgeschichte „Joggeli" beschenkt. In beiden Arbeiten steckt ein verwandter Zug Gesunde Empfindsamkeit, wenn man so sagen darf. An Rosegger's beste Bücher, an seine „Waldheimath" zumal, fühlt man sich gemahnt bei diesen poetisch angelegten Kindern der Schweiz. J. C. Heer berichtet in diesen Blättern, wie er geworden. Einem wackeren Geschlecht entstammt, der Sohn eines tüchtigen, im praktischen Beruf eines Manteues thätigen Vaters, der Enkel einer phantasievollen, von deutschen Dichtern angeregten Großmutter, fand sich der begabte Knabe aus seinen Träumereien nicht gleich in die harten Schulordnungen des Gymnasiums. Die Universität verscherzte er durch solche Saumseligkeit. Vom Lehrerseminar und nicht gar zu milden Probejahren als Dorfschulmeister führte der Weg seines Lebens endlich in Zeitungsstuben und deutsche Verlagsanstalten. Der vielgelesene Erzähler der „Heiligen Wasser" und des „Königs der Bernina" hat noch kein reicheres, schöneres Werk vollendet, als diese seine Jugendgeschichte: Joggeli. Sie steht nicht auf einer Stufe mit den beiden größten schweizerischen Selbstbiographien: den Confessions und dem „Grünen Heinrich". Aber sie offenbart ein gruadehrliches, frisches Selbstbekenntniß, einen Lebenslauf in aufsteigender Linie, einen Kreis aau rechtschaffenen, gediegenen, rechtschaffen und gediegen geschilderten Kernmenschen, die uns Achtung und Antheil abgewinnen, die Geschichte einer Jugend, die, mit Marie Ebner zu reden, „Menschenglauben" pflegt, in diesen Tagen der litterarischen Gecken und Gaukler trostreich Hoffnungen weckt auf gesunde Gegenwart und eine gesuadere Zukunft.

—m.

Materialien zur Sprachenfrage in Oesterreich. Herausgegeben von Dr. Alfred Fischel. Beiinn. Friedr. Irrgang.

Als zweiter Theil des im Heebste vor einem Jahr erschienenen Buches „Das österreichische Sprachenrecht" bietet diese lückenlose Sammlung ein bisher entbehrtes Hilfswerk für olle, die sich theoretisch aber praktisch-politisch mit der verwickelten Sprachenfrage in Oesterreich beschäftigen. Hatte der erste Theil die Quellen zur Kenntniß des geltenden Rechts erschlassen, so umfaßt der zweite alle Versuche der nationalen Parteien seit 1848, dem Geburtsjahr der Völkerbewegung, eine Lösung des Problems zu erzielen. Die nationalen Programme der Slaven und Deutschen, ihre parlamentarischen Vorlagen, die theils das gesammte Rechtsgebiet, theils einzelne Partien zu regeln unternahmen, die vielen todtgebarenen Regierungsentwürfe, die Protokolle der Ausgleichskonferenzen, kurz, die Urkunden zur so wechselvollen halbhundertjährigen Geschichte des österreichischen Speachenstreites sind hier zum handlichen Gebeauche, nach Kronländern geordnet, zusammengestellt. Da die Sprachenfrage jetzt wieder brennend ist, so dürfte die Fischel'sche Sammlung reiche praktische Verwendung finden. Im Reiche ist, seit dem stürmischen Jahre 1897, das Interesse für die nationalen Räthe des österreichischen Bundesgenassen ein regeres geworden. Die Deutschösterreicher müssen sich aber nach immer beklagen, daß diesem Interesse nicht ein gleichartiges Verständniß für ihre national-politischen Bestrebungen zur Seite steht. Es wäre daher zu wünschen, daß die vorliegende Materialiensammlung auch im Reiche recht viele Leser fände. Die musterhaften Minoritätsberichte der deutschen Abgeordneten im Reichsrathe und im böhmischen Landtage, welche die politische und rechtliche Auffassung der Deutschen entwickeln, führen am raschesten und gründlichsten in die bedeutungsschwere Feage ein.

R.

In der Besprechung aon C. Bezold's „Ninive und Babylon" Nr. 23, S. 368, Sp. 1, Zeile 4 van unten muß es, wie unsere Leser bemerkt haben werden, heißen: vom vierten Jahrtausend (nicht Jahrhundert) bis zum Sturze des neubabylonischen Reichs.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 25. Berlin, den 21. März 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5490 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation", Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *,*.

Der Segen des Freihandels für die Landwirthschaft. Von Theodor Barth.

Das Manifest des Zaren. N. Wolschsky (Zürich).

Parlamentsbriefe XIX. Von Proteus.

Zola's „Vérité". Von G. Ronsohoff.

Wandlungen der atomistischen Anschauungen. (Schluß.) Von Bruno Borchardt.

Gaston Paris. Von Professor E. Stengel (Greifswald).

Ohne Familie. Ein Dialog. Von C. Morburger (Genf).

Bücherbesprechungen:

C. A. Nallino: Le odierne tendenze dell islamismo. Bespr. von J. H.

Jacobowski: Im Lichte des Lebens. Bespr. von Prof. Wilh. Bolin (Helsingfors).

August Sauer: Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Litteratur in Oesterreich und Deutschland. Bespr. von R. M. M.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Gehässigster Konfessionalismus, Feindschaft gegen die freie Bethätigung echter Kunst und echter Wissenschaft, Vordringen des Bananenthums — das sind Erscheinungen, die im deutschen Leben stets eindringlicher zu Tage treten.

Durch die Stärkung der orthodoxen Richtungen, die sich gleichmäßig auf den Protestantismus wie auf den Katholizismus erstreckte, mußte man dahin gelangen, die Gegensätze zwischen Protestanten und Katholiken immer mehr zu verschärfen. Diese Entwicklung findet ihren burlesken Ausdruck darin, daß in Bayern der Zuchtstier aus dem katholischen Dorf seine Pflichten bei den Kühen des protestantischen Dorfes nicht ferner ausüben darf. Wenn der Konfessionalismus selbst die Gemeinschaft des vierbeinigen Rindviehs in Deutschland zerreißt — so lacht noch alle Welt; im tiefsten Kern ist es aber dieselbe engherzige Weltanschauung, die die Seelen der Berliner vor dem Gifthauch des edlen Heyse'schen Dramas „Maria von Magdala" durch ein Polizeiverbot bewahren will. Der neue Berliner Polizeipräsident hat auf der bisher verfolgten Bahn sogar noch einen Schritt weiter gethan; er hat in Ueberschreitung seiner Befugnisse die Aufführung des Heyse'schen Stückes sogar vor geladenem Publikum verboten.

Das Entscheidende bleibt jene Enge, die Religiosität zur Kulturfeindschaft umgestaltet.

Und noch eine Etappe weiter, so gelangen wir über den idyllischen Rindviehstreit des Dorfes und über den Berliner Theaterstreit zu jenen Institutionen, in denen sich die feinste Blüthe des geistigen Lebens in Deutschland entwickeln soll, zu den Universitäten. Daß die chinesische Mauer für eine besondere katholische Wissenschaft auch mit Hilfe des Staates immer höher aufgeführt wird, lehrt Straßburg, und wenn der Konfessionalismus seine besonderen Universitäten hat, warum sollen dann nicht auch die einzelnen politischen Parteien an den Universitäten ihre Vertretungen zu installiren versuchen, wenn sie die Macht dazu haben. Dieser Versuch ist neuestens in Hessen unternommen worden.

Dort ist Professor Biermer Nationalökonom, der dem Bunde der Landwirthe seiner wissenschaftlichen Lehren wegen nicht paßt. Die Agrarier betreiben unter diesen Umständen die Berufung von Professor Ruhland, dem man eine hervorstechende Eigenschaft nachrühmen muß, seine Vielseitigkeit. Im Jahre 1885 war er Gegner des Agrarschutzes, der Doppelwährung, der Verstaatlichung des Hypothekenkredits, ja selbst der Verbilligung des ländlichen Realkredits. Unter Protektion der „Frankfurter Zeitung" wollte Herr Ruhland eine „anti-agrarische Liga" bilden. Noch 1894 schrieb Herr Ruhland in seinem „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik":

„Für die Schutzzölle ist seit dem Dezembervertrag von 1891 die Zeit vorbei, wo man an eine Erhöhung denken kann."

Dieser Herr Ruhland wurde alsdann der „wissenschaftliche“ Agitator für den Bund der Landwirthe, und während die Agrarier für seine Professur in Gießen mit größter Hingebung arbeiteten, wandte sich dieser professorale Odysseus gleichzeitig an den Geheimen Kommerzienrath Frentzel und an Mitglieder der Berliner Produktenbörse, dieses „Giftdaumes“, damit sie sein Unternehmen, „der Getreidemarkt G. m. b. H.“, unterstützten, so berichtet der „Landwirthschaftliche und Handels-Anzeiger“ ohne bisher Widerspruch gefunden zu haben. Und Herr Professor Ruhland soll sich bereit erklärt haben, seine früheren Angriffe auf den „Zwischenhandel“ zu widerrufen. Der Zwischenhandel hielt diesen Widerruf jedoch nicht für erforderlich und begehrenswerth.

Für einen Mann von dieser kernfesten Gesinnung und wissenschaftlichen Sachlichkeit trat der agrarisch-antisemitische Abgeordnete Köhler in der zweiten hessischen Kammer mit folgenden Ausführungen ein:

„Ich stehe dem Herrn Professor Biermer und der ganzen Nationalökonomie ungefähr gegenüber, wie ich meinem Schuhmacher gegenübertrete. Wenn mich mein Schuh an einer Stelle drückt, so sage ich dem Schuhmacher: „Höre, Du mußt mir einen anderen Schuh machen, der hier, der taugt nichts.“ Ich gebe ihm auch besondere Fingerzeige dabei und sage ihm: „Du mußt ihn etwas enger aber etwas weiter machen, oder etwas breitere Sohlen auflegen.“ . . . . Wenn ich da sehe, wie Leute, wie Herr Brentano oder Herr Lotz in München und andere gelehrte Herren, an den Universitäten Lehren verzapfen, über die mitunter eine Kuh zu lachen hat, wenn man alle diese kleinen traueigen Mittelchen sieht, die uns diese gelehrten Herren vorführen u. s. w., dann muß man sagen: „Auch der Schuh drückt mich; diese Nationalökonomie paßt mir als Bauer nicht, daran hinweg mit ihr.“ Wenn ich sage: „Das paßt mir nicht, ich möchte etwas anderes als Nationalökonomie gelehrt sehen“, so bin ich damit noch kein Nationalökonom, kein „A-B-C-Schütze der Nationalökonomie“ geworden, sondern ich stehe, wie ich vorher schon gesagt habe, dem Professor der Nationalökonomie wie meinem Schuhmacher gegenüber: ich sage auch ihm: „Der Schuh Deiner Wissenschaft paßt mir nicht, den Du da machst, er drückt mich; ich möchte einen anderen haben, der mich in eine bessere wirthschaftliche Lage hinein versetzt.“

In den Xenien findet sich bereits die auch in diesem Falle durchaus passende Definition der „Wissenschaft“:

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“

Daß ein agrarisch-antisemitischer kleiner Abgeordneter solche Ueberzeugungen hegt, ist nicht verwunderlich; daß er sie heute im Parlament selbstgefällig auszusprechen wagt, ist schon charakteristisch; daß aber von 50 Mitgliedern der hessischen Kammer nicht weniger als 35 einen Antrag einreichten, der in der That von der Wissenschaft Butter, Quark und Käse verlangt, das ist ein leuchtendes Zeichen von dem Tiefstand unserer öffentlichen Bildung und unserer öffentlichen Moral. Die 35 Volksvertreter beantragten:

„Großherzogliche Regierung zu ersuchen, neben der bestehenden Professur eine weitere Professur für Nationalökonomie zu errichten, in welcher die agrarwissenschaftliche Richtung ihre Vertretung findet.“

Und zu den fünfunddreißig Unerschrockenen gehören auch die nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Haas und Graf Oriola. Ein Heringssalat ist gegenüber der Vielseitigkeit der nationalliberalen Partei fast eine homogene Masse.

Auch in Hessen waren es die Freisinnigen, die Sozialdemokraten und auch die Vertreter der Regierung, die den modernen Staat vertheidigten. Die Allianz ist eine eigenartige, aber immer wieder zeigt sich, daß, wenn der Staat vor dem Umsturz durch die Reaktionäre und Banausen gerettet werden soll, sich die Staatsregierung auf die Linke einschließlich der thatsächlich staatserhaltenden Sozialdemokratie zu stützen gezwungen ist.

Die „staatserhaltende“ Sozialdemokratie — einen neuen Beitrag zu diesem Thema liefert ein offener Brief, den der frühere Minister Millerand an den Abgeordneten Jaurès in der „Petite République française“ veröffentlicht. Millerand setzt auseinander, aus welchem Grunde er an Stelle von „revolutionärer Sozialismus“ die Bezeichnung „Reformsozialismus“ setzen will.

Millerand schreibt:

„Man darf durchaus nicht vom sozialistischen Standpunkte aus die bestehende Gesellschaft als einen „bloc“ ansehen; der entweder ganz beizubehalten oder ganz zu verwerfen ist. Denn sie besteht aus den verschiedenartigsten Elementen. Wenn wir auf die Ausmerzung einiger von diesen hinarbeiten, so müssen wir dagegen andere mit eifriger Fürsorge erhalten und weiter entwickeln, so besonders die Gleichheit der Rechte, die politische Demokratie und das allgemeine Stimmrecht. Theoretisch wie praktisch hat die Demokratie der revolutionären Auffassung den Gnadenstoß versetzt. Weit entfernt, sich als radikalen und absoluten Gegensatz zu der bestehenden Gesellschaft darzustellen, ist die sozialistische Ordnung im Gegentheil eine Ausdehnung und Entwicklung gewisser Elemente der kapitalistischen Ordnung. Wenn die revolutionäre Auffassung falsch ist, so erweist sie sich andererseits auch als gefährlich. Mit ihrer Annahme erklärt man, daß in der bestehenden Gesellschaft weder die Keime noch die Elemente der zukünftigen Gesellschaft zu finden sind, und weist damit gleichzeitig die reformistische Aktion, die friedfertige und gesetzmäßige Methode ab, auf die wir beide uns berufen. — Auffassung und Methode sind solidarisch. Man kann nicht Revolutionär in der Theorie und Reformist in der Praxis sein. Ergeben wir uns darein, logisch zu bleiben, auf die Gefahr hin, gegen gewisse Gewohnheiten zu verstoßen und gewisse Gefühle zu verletzen!“

So spricht noch nicht die Sozialdemokratie — in ihrer Gesammtheit gewiß nicht; aber so wagten vor wenigen Jahren auch noch nicht einzelne sich zu äußern, und jene, die so sprechen, sind heute Führer und maßgebende Persönlichkeiten innerhalb der Sozialdemokratie. Die Utopien, auch die revolutionären Utopien, die nur zu neuen Kommune-Schlächtereien führen würden, entschwinden, und die Sozialdemokraten werden „staatserhaltend“, nicht etwa, weil sie ihr Programm feierlich abschwören, sondern, weil sie, unbeschadet der papierenen Programme, durch die Macht der Wirklichkeit gezwungen sind, den modernen Staat, so wie er ist, gegen die Angriffe der Reaktion auf allen Gebieten zu vertheidigen.

Der König von Sachsen hat an sein Volk ein Manifest gerichtet, das sich mit der Ehescheidung seines Sohnes beschäftigt. Das Manifest befremdet allenthalben. Es weist in das Reich der Fabel jene Erzählungen, als sei die Trennung vollzogen worden in Folge romanhafter Intriguen. Vielleicht war es nothwendig, ein Wort gegen diese Mythen zu sagen; aber einer geschiedenen Frau, deren Schuld vor aller Welt liegt, nochmals weitzurückreichende Untreue öffentlich vorzuwerfen, entspricht sicherlich nicht dem Interesse der Dynastie.

Die Volksabstimmung in der Schweiz hat den Zolltarif genehmigt; dort siegten die Agrarier und Schutzzöllner gleichfalls, und sie siegten, indem sie ganz ausgiebig sich zweier Argumente bedienten: Auch Deutschland hat seinen doch-agrarischen und hochschutzzöllnerischen Tarif; folglich müssen wir ihn in der Schweiz zum Schutze dito haben. Das war die eine Melodie, die in entsprechender Umkehrung ebenfalls bei uns vorgetragen wurde, und die andere Melodie kennen wir nicht weniger. Diese hohen Zölle sind gar nicht so schlimm gemeint, sie sind dazu da, um gegen Konzessionen herabgesetzt zu werden. Die staatsmännische Weisheit Deutschlands hat also Schule gemacht, und diese Weisheit besteht darin, daß der kluge Unterhändler auf dieser Seite der Grenze seine Preisliste hinaufschraubt, damit er alsdann als echter Krämer nachlassen kann, und der Unterhändler auf jener Seite der Grenze setzt seine Preisliste gleichfalls entsprechend hinauf, damit auch er alsdann als echter Krämer nachzulassen im Stande ist. Der Tiefsinn dieser Manipulation wird in Schilda volle Würdigung erfahren. Die Wirthschaftsgeschichte lehrt hingegen, daß, nachdem die schutzzöllnerischen Instinkte in den auf Verhandlungen angewiesenen Länder erst einmal aufgestachelt sind, das Hinaufsetzen der Zollsätze zwar leicht ist, das Herabsetzen für die Regierungen aber schwerer, so daß nach

Digitized by Google

solchem Beginnen Handelsverträge, die einen Werth haben, überhaupt nicht mehr zu Stande zu kommen pflegen.

Im Orient steht es wie in Marokko, und in Marokka wie im Orient. Die Rebellion auf der Balkanhalbinsel glimmt fort und im Reich des Sherifen gleichfalls; aber die Hoffnung bleibt bestehen, daß sowohl die Ruhe in Nordafrika wie in Südosteuropa ohne schwere Erschütterungen sich wird wiederherstellen lassen.

* * *

Der Segen des Freihandels für die Landwirthschaft.

I.

Seitdem im Jahre 1879 die deutsche Landwirthschaft der schutzzöllnerischen Heilmethode unterworfen wurde, haben die deutschen Agrarier nie aufgehört zu klagen. Was wir Freihändler von vornherein voraussagten, trat überraschend schnell ein: die protektionistischen Dosen wurden immer aufs neue verstärkt. In wenigen Jahren waren bereits bei den Agrarzöllen jene Sätze überschritten, an die noch im Jahre 1879 — um ein geflügeltes Wort des Fürsten Bismarck zu wiederholen — „selbst der verrückteste Agrarier" nicht zu denken wagte. Als dann im Jahre 1887 der 50 Mark-Zoll für die Tonne Brotgetreide erreicht war, als die 40 Millionen-Liebesgabe für die Brenner bewilligt und die geheimen Zuckerprämien in offene verwandelt waren, hörte das agrarische Klagen nicht bloß nicht auf, sondern wurde immer stärker. Es entstand der Bund der Landwirthe, die Organisation der berufsmäßig Klagenden, und seitdem ist das Seufzen zum Schreien geworden. Reich und Einzelstaaten erschöpfen sich in Opfern an die „nothleidenden Agrarier"; aber alles ist ungenügend, wird als unzureichende Abschlagszahlung unwirsch und ohne Dank entgegengenommen. Die Reichsregierung betheiligt sich an dem Rechtsbruch des Antrags Kardorff, um einen Zolltarif zum Gesetz zu erheben, der an agrarischen Zollsätzen alles übertrifft, was jemals in Deutschland für möglich gehalten wurde. Auch das genügt nicht; der Bund der Landwirthe bleibt unbefriedigt und erfüllt die Lüfte mit seinem Klagegeschrei über die Noth der Landwirthschaft nach wie vor. Lehrreiche Folgen des agrarischen Protektionismus!

Im vorigen Sommer hielt der dänische Landwirthschaftsminister eine öffentliche Ansprache, in der er erklärte, daß die kleinen Landwirthe Dänemarks niemals eine glücklichere Zeit gekannt hätten als die letzten fünf Jahre. In Dänemark gibt es keine Agrarzölle; sämmtliche landwirthschaftlichen Produkte, sowohl die Produkte des Landbaus wie der Viehzucht, können zollfrei eingeführt werden. Man darf nicht glauben, daß Dänemark von schutzzöllnerischen Versuchungen überhaupt verschont geblieben sei. Das Beispiel Deutschlands hat auf alle skandinavischen Länder verwirrend eingewirkt. Schweden, das ebenso wie Dänemark zunächst den freihändlerischen Traditionen treu blieb, ging unter dem Einfluß Deutschlands am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu dem System der Agrarzölle über und hat sie inzwischen mehrfach erhöht; mit welchem Erfolg, werden wir später sehen.

Auch in Dänemark trat Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine protektionistische Strömung zu Gunsten der Einführung von Agrarzöllen zu Tage, welche die dänische Regierung veranlaßte, u. a. einen Zoll auf Mais in Höhe von etwa 2¼ Mark per Doppelzentner vorzuschlagen. Die Argumente der Regierung für diese Maßregel waren genau dieselben, wie sie unsere Agrarzöllner fortgesetzt vorführen: die Landwirthschaft braucht die Hilfe und die Unterstützung des Staates; die überseeische Konkurrenz drückt die Preise nieder; freudes Getreide muß entweder ganz ausgeschlossen werden, oder der Preis für das inländische Getreide muß wenigstens durch Schutzzölle erhöht werden; auf diese Weise wird die Getreideproduktion gesteigert werden, und der Landwirth wird mehr verdienen, hat aber der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt.

Es war genau dieselbe Melodie, wie sie bei uns alljährlich im Februar im Cirkus Busch gespielt wird. Aber die dänischen Landwirthe waren klüger als ihre deutschen, französischen und schwedischen Berufsgenossen. Die vereinigten Ackerbaugesellschaften von Jütland traten 1892 zu einer Delegirtenkonferenz in Aarhus zusammen, in der gegen 35 000 jütländische Farmer vertreten waren, und protestirten nahezu einstimmig gegen alle künstlichen Verkehrshindernisse, die den freien Waarenaustausch mit anderen Nationen beeinträchtigen konnten. Sie protestirten insbesondere gegen die Einführung von Ackerbauzöllen, und sie thaten das, trotzdem in Dänemark auf industrielle Artikel zum Theil sehr erhebliche Schutzzölle bestanden und noch heute bestehen.

Als dann vor einiger Zeit Dänemark abermals von einer aus Deutschland kommenden schutzzöllnerischen Ansteckung bedroht wurde, war es ein dänischer Landmann Westeaholz zu Matrup in Jütland, der eine freihändlerische Gegenbewegung inszenirte. In weniger als vierzehn Tagen wurde eine Adresse von mehr als 30 000 Landwirthen unterzeichnet, in der folgende Sätze enthalten sind:

„Wir dänischen Landwirthe wollen keinen Zoll auf Getreide und Futtermittel. Wir verlangen keinen Schutz auf Kosten anderer und wollen nicht, daß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse unserem Volke vertheuert werden. Wir werden uns mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln einer Zollpolitik widersetzen, die den freien Waarenaustausch mit fremden Ländern behindert."

Diese stolze und kluge Adresse, die ein glänzendes Zeugniß für den praktischen Verstand und die anständige Gesinnung der dänischen Landwirthe ablegt, wurde an den König, an den Kronprinzen und an die dänischen Kammern geschickt. Dies geschah im Jahre 1902, während sich in Deutschland der Bund der Landwirthe nach höheren Agrarzöllen heiser schrie.

II.

Man hat nun wohl gemeint, Dänemark könne sich den Luxus des Freihandels schon gestatten; denn dort seien die Voraussetzungen für einen erfolgreichen landwirthschaftlichen Betrieb viel günstiger als in Deutschland, und insbesondere spiele dort der Getreidebau überhaupt keine erhebliche Rolle. Daß dies Argument nicht beweiskräftig ist, wird durch nichts deutlicher dargethan, als durch die Thatsache, daß, während sowohl die klimatischen Verhältnisse wie die Bodenbeschaffenheit zwischen Jütland und Schleswig ungefähr die gleichen sind, jenseits der Königsau Herr Westenholz seine Berufsgenossen zu bewegen vermag, am völligen Freihandel festzuhalten, diesseits der Königsau dagegen der Graf Reventlow als einer der rabiatesten Agrarier sein Wesen treibt und den Untergang der deutschen Landwirthschaft prophezeit, wenn nicht die extremsten Forderungen des Bundes der Landwirthe verwirklicht werden. Nur die platte Unkenntniß kann außerdem davon sprechen, daß in Dänemark der Getreidebau keine erhebliche Rolle mehr spiele. Vielmehr hat Dänemark unter der Herrschaft des völligsten Freihandels in Agrarprodukten, in allen Zweigen der Landwirthschaft sich fortgesetzt günstig entwickelt. Auch seine Getreideproduktion ist seit dem Jahre 1875 nicht zurückgegangen, sondern beständig gestiegen. Um einen Vergleich speziell mit amerikanischen Verhältnissen zu erleichtern, gebe ich nachstehend einige Zahlen, bei denen amerikanische Maße zu Grunde gelegt sind. Danach hat sich die der landwirthschaftlichen Kultur unterworfene Fläche des Landes in Dänemark Jahr für Jahr gesteigert, und zwar in den Jahren 1875 bis 1896, für welchen Zeitraum der ausgezeichnete dänische Volkswirth A. Peschke-Koedt in einer

Digitized by Google

seiner neuesten Publikationen genauere Zahlen angibt, von 3 770 000 Acres auf 4 459 000 Acres; und in demselben Zeitraum hat sich eine fortgesetzte Steigerung der Getreideproduktion vollzogen von rund 75 Millianen auf rund 90 Millionen Bushels. Während Peschke-Koedt ferner konstatirt, daß in der Periode von 1875 bis 1896 die Produktion der Hackfrüchte van rund 24 Millianen Bushels auf nahezu 156 Millionen Bushels gestiegen sei. Auch die Praduktion von Heu hat eine sehr beträchtliche Steigerung erfahren.

Trotz dieser beständig wachsenden Produktion, namentlich auch der Getreideproduktion, hat der Import von ausländischem Getreide ebenfalls fortgesetzt zugenammen. So betrug schon am Ende der Periode, die im vorstehenden näher charakterisirt ist, z. B. der Import von Roggen nach Dänemark etwa 75 000 tons und ist bis zum Jahre 1900 auf rund 90 000 tons gestiegen. Die dänischen Landwirthe sind aber weit davon entfernt, in diesem rasch wachsenden Import ein Unglück zu erblicken. Sie sind selbst die größten Käufer des fremden Raggens, der in der dänischen Viehzucht stark Verwendung findet. Es handelt sich hier um eine Art Veredelungsverkehr. Fremdes Getreide wird eingeführt, verfüttert, und die Viehprodukte werden ausgeführt. Dieser Veredelungsverkehr ist um so vortheilhafter, je mehr die Preise für die Produkte der Viehzucht auf dem Weltmarkt gestiegen und die Getreidepreise auf dem Weltmarkt gesunken sind. Im Jahre 1871 weist Peschke-Koedt nach, waren noch 17 Pfund Butter nöthig, um damit den Preis einer dänischen Tonne Raggen (eine dänische Tanne ist ungefähr $1^1/_3$ Hektoliter) zu bezahlen, im Jahre 1900 dagegen nur nach 10 Pfund Butter.

III.

Die außerordentliche Leistungsfähigkeit der dänischen Landwirthschaft wird durch nichts besser charakterisirt als durch die Stellung, welche die dänischen Viehzüchter sich auf dem freien Weltmarkt errungen haben. Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher als die konstante Entwicklung des unter dem Freihandel aufgeblühten Exports dänischer Viehprodukte mit dem konstanten Rückgang des Exports aus dem zum agrarischen Protektianismus bekehrten Schweden zu vergleichen. Schweden hat heute einen Getreidezoll von 4 Mark für einen Doppelzentner und außerdem hohe Zölle auf Butter, Käse, Speck, Fleisch, Vieh, Pferde u. s. w. Was ist die Folge für den Export beider Länder gewesen? Das kleine Dänemark mit seinen nur etwa $2^1/_2$ Millionen Einwohnern hat den Expart van Eiern, von Speck, van Fleisch und var allem von Butter von Jahr zu Jahr gesteigert, während in all diesen Produkten der Export aus dem schutzzöllnerischen Schweden von Jahr zu Jahr zurückgegangen ist, so steigerte sich die Ausfuhr von Eiern aus Dänemark van 10 Millionen Stiegen (eine Stiege gleich 20 Stück) im Jahre 1896 bis auf 17 Millionen Stiegen (ein Werthobjekt von rund 20 Millianen Mark) im Jahre 1900; während der Eierexport aus Schweden von 0,8 Millianen Stiegen im Jahre 1896 bis auf 0,2 Millianen Stiegen im Jahre 1899 heruntergesunken vaar.

Der schwedische Expart van Speck betrug im Jahre 1895 noch 3500 tons, während im Jahre 1900 die überschüssige Einfuhr bereits bis auf 9550 tons (1 ton gleich 1000 kg) angewachsen war. Der Speckexport aus Dänemark dagegen ist fortgesetzt gestiegen und betrug im Jahre 1890 27 500 tons, 1895 schon 51 000 tons und 1900 bereits 63 500 (ein Werthobjekt von mehr als 65 Millianen Mark).

Noch überraschender ist die Entwicklung des Butterexparts aus den beiden zum Vergleich herangezogenen Ländern gewesen. Schweden hat einen Butterzall von ungefähr 9 Pfennig per Pfund, während Butter nach Dänemark frei eingehen kann. Der schwedische Butterexpart ist von 1896 bis 1900 ständig gesunken von rund 25 000 tons auf 19 000 tons, während der dänische Expart in derselben Zeit gestiegen ist, ebenfalls konstant, von 51 000 auf 61 500 tons (ein Werthobjekt von annähernd 135 Millianen Mark).

Dieselbe Erscheinung bei Fleisch. Konstantes Anwachsen des Imparts von Fleisch in Schweden von rund 800 tons im Jahre 1896 bis auf 1600 tons im Jahre 1900. Dagegen ein beständiges Anwachsen dänischen Exports van Fleisch von 7500 auf 21 500 tons.

Selbst bei Pferden ergibt sich dieselbe Erscheinung. In den Jahren 1896 und 1897 wurden aus Schweden noch 100 bis 200 Pferde ausgeführt, im Jahre 1900 schan mehr als 1000 eingeführt. Aus Dänemark dagegen wurden im Jahre 1896 11 327 Pferde ausgeführt, im Jahre 1900 15 200 Pferde.

Wie enarm die Exportfähigkeit Dänemarks an Produkten der Viehzucht heute geworden ist, kann man sich erst klar vergegenwärtigen, wenn man berücksichtigt, daß Deutschland zweiundzwanzigmal so viel Einwahner hat als Dänemark. Wenn deshalb Deutschland eine dem dänischen Expart an Viehprodukten ähnliche Ausfuhr entsprechend seiner Bevölkerung hätte, so müßten aus Deutschland allein an Butter für beinahe 3 Milliarden Mark ausgeführt werden und an Eiern für annähernd 450 Millionen Mark.

Es leuchtet aber auch ohne weiteres ein, daß ein enger Kausalzusammenhang besteht zwischen der graßen Konkurrenzfähigkeit Dänemarks auf dem freien Weltmarkte und seiner Freihandelspalitik. Ein Beispiel mag hier statt vieler genügen: die dänischen Eier erzielen auf dem englischen Markte die höchsten Preise. In der Hühnerzucht wird in Dänemark viel Mais verfüttert, und man rechnet auf ein Huhn pra Jahr etwa 20 kg Mais. In unserm neuesten Zolltarif ist ein Zollsatz von 5 Mark für 100 kg Mais vorgesehen. Dieser Zollsatz bedeutet für die Jahresration eines Huhnes eine künstliche Vertheuerung van einer Mark. Daß ein deutscher Hühnerzüchter unter solchen Umständen mit einem dänischen Hühnerzüchter, der den Mais zallfrei bezieht, auf dem freien Weltmarkte nicht zu konkurriren vermag, selbst wenn alle übrigen Bedingungen gleich sind, liegt auf der Hand. Die dänischen Landwirthe haben deshalb auch vollauf begriffen, daß gerade die vollständige Handelsfreiheit, unter der ihr Gewerbe sich befindet, ihnen vor allen anderen mit agrarischen Schutzzöllen bedachten Konkurrenzländern einen starken Varsprung gewährt.

IV.

Natürlich ist es nicht der Freihandel allein, der die dänische Landwirthschaft zur Blüthe gebracht hat. Das sehr entwickelte landwirthschaftliche Genossenschaftswesen, die hochentwickelten landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen, die Gewissenhaftigkeit bei der Auswahl der für den Export bestimmten Artikel — das alles hat wesentlich dazu beigetragen, um der dänischen Landwirthschaft zu einer so angesehenen Stellung auf dem Weltmarkt zu verhelfen. Aber alle diese Vortheile sind in letzter Linie der Selbsthilfe entsprungen, und die Selbsthilfe ist ein Kind der Handelsfreiheit. Die dänische Landwirthschaft ist in der scharfen Luft der internationalen Konkurrenz so gekräftigt und gestählt, daß sie in ganz Europa den ersten Platz errungen hat.

Und wir in Deutschland? Wir haben einen Tarif mit kolossal hohen Agrarzöllen, wir haben ein ewiges Wehgeschrei der Agrarier, und wir haben den Bund der Landwirthe mit seiner verwüstenden Demagagie. So sieht der Segen des Protektionismus aus.

Theodor Barth.

Das Manifest des Zaren.

„In unserer großen Betrübniß befiehlt uns Gottes Stimme, fest die Zügel der Regierung zu halten, in der Zuversicht auf die göttliche Vorsehung und in dem Glauben an die Kraft und die Wahrheit der selbstherrscherlichen Gewalt, welche wir berufen sind zu befestigen und zu bewahren vor jeder Anfechtung zum Wohle des Volkes."

So hieß es in dem äußerst charakteristischen, von Herrn Pobjedonoszeff verfaßten Manifest, das am 18. April 1881 vom Kaiser Alexander III. unterzeichnet wurde und die Bestimmung hatte, den liberalen Hoffnungen und Regungen der russischen Gesellschaft ein rasches Ende zu bereiten. Es war eine Kundgebung der unverhohlenen Reaktion, die mit allen Mitteln der staatlichen Gewalt einsetzte und die von den „getreuen Unterthanen" nicht nur unbedingten Gehorsam, sondern auch thätige Mitwirkung forderte.

„Indem wir uns unserer großen Aufgabe widmen" — hieß es weiter im Manifest, — „rufen wir alle unsere getreuen Unterthanen auf, uns und dem Staate in Treue und Wahrheit zu dienen zur Ausrottung der nichtswürdigen, aufrührerischen Bestrebungen, welche die russische Erde mit Schande bedecken, zur Befestigung von Sittlichkeit und Glauben, zu rechtschaffener Erziehung der Kinder, zur Vernichtung von Lüge und Veruntreuung, zur Herstellung von Ordnung und Recht . . ."

Wie man sieht, ließ das Manifest an Schroffheit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Und es waren keine leeren Redensarten, denn den Worten waren schnell auch Thaten gefolgt. In die von Alexander II. geschaffenen Institutionen wurde die konfessionelle Unduldsamkeit, die ständische Exklusivität und die bureaukratische Willkür hineingetragen. Die orthodoxe Kirche wurde von Staatswegen auf jede mögliche Weise unterstützt und begünstigt, eine große Anzahl von kirchlichen Schulen wurde errichtet, um die orthodoxe Geistlichkeit zur Erziehung der Jugend heranzubilden. Die politischen und religiösen Verfolgungen wurden weiter verschärft. Und so dauerte es bis auf unsere Tage — volle zwanzig Jahre lang. Zeit genug, um sich des Erfolges zu vergewissern. Dieser blieb jedoch vollständig aus.

Es gelang der Regierung nicht „die nichtswürdigen aufrührerischen Bestrebungen" auszurotten. Ganz im Gegentheil: trotz aller Unterdrückung, trotz allen Verfolgungen hat die oppositionelle Bewegung einen ungeahnten Aufschwung genommen. Höher als je schlagen die Wellen des Aufruhrs. Die Geistlichkeit hat eingestandenermaßen ihren Einfluß sogar auf dem Lande verloren. Der Staat ist so gut wie machtlos gegenüber dem Anwachsen der Arbeiterbewegung und der politischen Unzufriedenheit in den breiten Schichten der Bevölkerung; die Kirche ist machtlos gegenüber der Verbreitung des Dissidententhums. Und doch sind die Gefängnisse überfüllt, Polizei und Gendarmerie verlangen Verstärkungen und Vermehrung des Personals. Ist das nicht ein Bankerott der reaktionären Politik der Regierung? Ist das nicht eine vernichtende geschichtliche Verurtheilung ihres schulmeisterlichen Vorgehens?

Da erläßt nun der Nachfolger Alexander's III. ein neues Manifest, worin er sagt, daß er es für seine heilige Pflicht hält, die von Alexander III. begonnene Befestigung der Ordnung und Wahrheit entsprechend den Forderungen des Lebens des Volkes zu vollenden. Ist das etwa eine verschleierte Kursänderung? Aber nein: der junge Kaiser ist noch immer der Meinung, daß die Wirren, welche die Aufbesserung des Volkswohlstandes verhindern, „theils in staatsfeindlicher Absicht gesäet, theils durch Lehren, welche dem russischen Leben fremd sind, erzeugt wurden". Er ist also von demselben Geiste erfüllt, wie sein Vater. Und doch wagt er nicht mehr dieselben Forderungen an seine Unterthanen zu stellen, welche das Manifest vom 18. April 1881 formulirte. Vielmehr ist er bereit „zur Reife gelangte Bedürfnisse des Staates unverzüglich zu befriedigen" bei „festem Widerstand gegenüber jeder Beeinträchtigung des normalen Laufes des Volkslebens" und „ehrlicher Erfüllung der dienstlichen und Kommunalpflichten". Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß das mit den vorhin angeführten Worten des Manifestes von 1881 sich nicht deckt, sondern viel bescheidener klingt. Das ist, wie mir scheint, für den Geist des neuen Manifestes sehr bezeichnend. Und um diesen Geist in ein paar Worte zu fassen, kann man sagen: die Regierung bricht nicht mit der reaktionären Politik. Im Gegentheil, sie stellt sich ausdrücklich als Fahnenträgerin derselben hin. Sie hat aber etwas an ihrem Selbstbewußtsein eingebüßt und ist bereit, einige besonders exponirte Positionen aufzugeben.

Uebrigens sind diese Positionen, soweit das recht unbestimmt verfaßte Manifest ein Urtheil darüber gestattet, weder zahlreich, noch bedeutend. Von direkten Konzessionen an die freiheitliche Bewegung ist hier keine Rede, wenn auch der Zar sichtlich bemüht ist, den Wind aus den Segeln der Liberalen zu nehmen. Vielmehr sucht er, jede in Aussicht genommene Neuerung, die als liberal angesehen werden könnte, mit einer anderen zu decken, die entschieden reaktionär ist. An erster Stelle kündet das Manifest bekanntlich die „unabweisbare Beobachtung der Toleranzgebote" an, freilich nur in dem Maße, wie dies durch die russischen Grundgesetze vorgesehen ist. In dieser Form ist der Satz entschieden irreführend. Die jetzige russische Gesetzgebung kennt nur Religionsfreiheit „nach Maßgabe des Gesetzes und des Bekenntnisses der Väter" und verbietet den Austritt aus der herrschenden Kirche. Wenn diese Bestimmung, die doch zu den Grundgesetzen gehört, nicht abgeändert wird, so werden all die Raskolniken und Sektirer ebenso rechtlos bleiben, wie sie jetzt sind. Und darauf kommt es eben an. Inwieweit die Regierung geneigt ist, diese Bestimmung abzuändern, wissen wir nicht und können wir aus dem Manifest nicht ersehen. Dagegen ist ganz klar, daß der Zar die orthodoxe russische Geistlichkeit für jedes Opfer reichlich dadurch entschädigen will, daß er ihr eine Verbesserung ihrer materiellen Lage und ihres Einflusses verspricht — letzteres allerdings wohl nur platonisch. Ganz ebenso verfährt er auch hinsichtlich der projektirten, wirthschaftlichen Neuerungen. In der Hauptsache gelten sie dem Bauernstande. Es wird eine Revision der gesammten Bauerngesetzgebung in Aussicht genommen. Bestimmt zugesagt wird dabei jedoch die Erweiterung des Kredits. Die Erleichterung des Austritts aus der Gemeinde „und Abschaffung der kollektiven Haftpflicht der Bauern gegenüber der Steuerverwaltung". Diese letztere Reform steht mit dem Manifest in einem bloß zufälligen Zusammenhang, denn sie wurde schon vor Jahren von dem Finanzminister Witte angeregt und wird jetzt im Staatsrath erwogen. Wie die Regierung ihre Versprechungen hinsichtlich des Kredites erfüllen wird, bleibt dahingestellt. Jedenfalls aber beabsichtigt sie offenbar auch künftighin, die aufs äußerste getriebene Begünstigung des adligen Grundbesitzes mit Hilfe der staatlichen Adelsbank fortzusetzen, obgleich dieselbe bis jetzt keine Erfolge aufzuweisen hat. Endlich stellt das Manifest eine grundlegende Reform der Lokalverwaltung in Aussicht und zwar im Sinne der Zentralisirung, wobei jedoch hinzugefügt wird (dieser Passus wurde in dem offiziellen telegraphischen Text des Manifestes aus uns unbekannten Gründen weggelassen), daß die dezentralisirte Lokalverwaltung unter Aufsicht und Führung der örtlichen Vertreter der Regierungsgewalt stehen soll.

In der westeuropäischen Presse hat man großes Gewicht darauf gelegt, daß die Arbeiten zur Revision der Gesetze für die Landbevölkerung besonderen Gouvernements-Konferenzen zur Begutachtung vorgelegt werden sollen, „unter weitgehender Hinzuziehung der Personen, welche das öffentliche Vertrauen genießen". Einige Zeitungen sahen darin bereits die Anfänge einer Verfassung. Thatsächlich liegt der Fall ganz anders. Die landwirthschaftliche Konferenz, die offiziell ihre Arbeiten noch nicht beendet hat, mit ihren Gouvernements- und Bezirkskomitees, ist mit viel größeren Vollmachten ausgestattet, als diese Gouvernementskonferenzen. Sie selbst sowohl, wie auch ihre Lokalkomitees, dürfen beliebige Fragen

Digitized by Google

anregen und diskutiren; formell steht es ihnen frei, die Grenzen ihrer Arbeiten, so weit sie nur wünschen, zu ziehen. Dagegen werden die Gouvernementskonferenzen nur fertige Gesetzesvorlagen zu sehen bekommen und nur diese besprechen dürfen. Und was die Hinzuziehung der Personen anbetrifft, „die das öffentliche Vertrauen genießen", so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß nach den unangenehmen Erfahrungen mit den Bezirkskomitees der Landwirthschaftlichen Konferenz (mit den Gouvernementskomitees, die unter dem Vorsitz der Gouverneure stattfanden, hatte die Regierung übrigens allen Grund zufrieden zu sein) die Regierung sich hüten wird, Personen von oppositionellem Ruf zu den Konferenzen zuzulassen. Und dann wird wohl alles gut gehen — ganz nach dem Wunsch der Regierung und des reaktionären Adels.

Alles in allem ist das Manifest ein merkwürdiges Stück russischer Geschichte, ein sprechendes Zeugniß der politischen Unbeholfenheit der leitenden Männer in der russischen Regierung. Ein endgültiges Urtheil über die angekündigten „Reformen" ist vorläufig noch nicht möglich; wir werden es erst dann abgeben können, wenn wir sehen, wie der Hase läuft, um mit den Worten eines deutschen Staatsmannes zu reden. Aber so viel können und dürfen wir jetzt schon sagen: mit so wenig Geist, mit so großem Mangel an gutem Willen und mit so dürftigem Verständniß für die großen Fragen des Volkslebens tritt man nicht ungestraft vor die schweren und verantwortlichen Aufgaben der reformatorischen Gesetzgebung.

Zürich. N. Wolfschky.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Im Reichstag wie im preußischen Abgeordnetenhause werden die Etatsreste jetzt mit Nachdruck aufgearbeitet. Im Abgeordnetenhause hat man bereits zu einigen Abendsitzungen seine Zuflucht nehmen müssen. Von den Etatsdebatten in beiden Parlamenten gilt dabei das Wort: multa, non multum. Verbeißen sich die Redner einmal auf eine besondere Spezialität, so geht die Debatte endlos weiter. Andererseits werden gelegentlich, wie diesmal der Marine-Etat, die Regierungsvorschläge im Galopp angenommen.

Im preußischen Abgeordnetenhause bietet der Etat des Kultusministeriums mit seiner enormen Ausdehnung über das gesammte Kirchenwesen, Schulwesen und Medizinalwesen, sowie über alles, was für Kunst und Wissenschaft von Staats wegen aufgewandt wird, ein Terrain für zahllose Spezialdebatten. Konservative und Centrum bewähren sich dabei immer wieder als Verfechter alter Methoden und veralteter Einrichtungen. Im Grunde ist ihnen jeder Fortschritt auf dem Gebiete des Bildungswesens, insbesondere der Volksschuldildung, ebenso unerwünscht wie jede Verkehrserleichterung; aber selbst die eingefleischtesten Reaktionäre müssen im Zeitalter des Verkehrs manchen Fortschritt über sich ergehen lassen, so ungern sie es thun. Um so nachdrücklicher setzen sie sich zur Wehr, wo einmal etwas ganz Neues versucht werden soll, wie das z. B. bei den Mädchengymnasien der Fall ist. Das schöne Geld, das für die Ausbildung von Mädchen auf Gymnasien und nun gar auf Universitäten gebraucht wird, könnte so gut für eine höhere Mitgift verwandt werden. Besonders, wenn die Mädchen nothleidende Agrarier heirathen, so ist doch alles, was vorher für ihre Bildung ausgegeben wurde, geradezu weggeworfenes Geld. Wenn die deutsche Frau sich bemüht, dem Manne himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten und ihm daneben eine ordentliche Mitgift bringt, so hat sie ihren Lebenszweck vollauf erfüllt. Es ist doch eine unerhörte Neuerung zu verlangen, daß die Frauen auch für sich allein etwas zu bedeuten haben sollen. Die Debatte über die Mädchengymnasien wurde von den Rednern der Rechten und des Centrums auf Schildasche Höhen geführt. Glücklicher Weise hängt die Entwicklung der Welt nicht allein von parlamentarischer Weisheit ab.

Zu den Fragen, die im Abgeordnetenhause viel Staub aufwirbeln, gehört die Frage der sogenannten Ostmarkenzulage. Früher nannte man es „Polenpolitik", aber „Ostmarkenpolitik" klingt besser. Man läßt es sich kolossale Summen kosten um den Polonismus zu bekämpfen; die sichtbare Wirkung ist einstweilen nur die gewesen, daß das Polenthum wirthschaftlich, intellektuell und moralisch gekräftigt ist. Jetzt geht man nun auch daran, die deutschen Beamten, welche in den Dienst der Germanisirungsidee gestellt sind, durch Gehaltsaufbesserungen mit einer größeren Liebe für ihren Beruf zu erfüllen. Ob der eingeschlagene Weg zum Ziele führen wird, ist einigermaßen zweifelhaft. Sicher dagegen ist, daß die Gehaltsaufbesserungen in Posen und Westpreußen das nicht einmal ganz unberechtigte Verlangen der gleichen Beamtenkategorien in den Nachbarprovinzen nach ebensolchen Gehaltsaufbesserungen hervorrufen werden. Immerhin könnte man sich mit derartigen Maßnahmen noch befreunden, wenn nicht die Regierung darauf bestände, daß diese Gehaltszulagen jeder Zeit widerruflich sein sollen. Da es sich hierbei vornehmlich um Subalternbeamte und Lehrer handelt, so ist in dieser Widerruflichkeitsbestimmung zugleich ein Mittel gegeben, um diese Beamten politisch noch weit abhängiger zu machen, als sie es ohnehin sind. Was das in einer Provinz bedeutet, in der der Bund der Landwirthe selbst einen königlich preußischen Landrath, der ihm nicht gefällt, in den Tod zu treiben vermag, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Wird die Widerruflichkeitsklausel nicht beseitigt, so bekommt die Ostmarkenzulage einen höchst bedenklichen Charakter. Bei unserm kolossalen Beamtenapparat sind die Gefahren einer politischen Beamtenkorruption der ernstesten Beachtung werth.

Im Reichstag fand über die auswärtige Politik eine ausgedehnte Debatte statt, an der sich auch Graf Bülow betheiligte. Ausgedehnt war die Debatte, ergebnißreich durchaus nicht.

Proteus.

Zola's „Vérité".

Die „Vérité" ist als Roman, als Kunstwerk ziemlich belanglos, sie stellt eine Paraphrasirung der Dreyfus-Geschichte dar. Ein jüdischer Volksschullehrer Simon wird beschuldigt, seinen Neffen, den kleinen Zéphirin, vergewaltigt und ermordet zu haben, während der Thäter in Wirklichkeit ein Klosterbruder Namens Gorgias ist. Aber natürlich setzen die Kongregationen alles daran, die Spur zu verwischen; sie schrecken nicht vor Unehrlichkeiten, nicht vor Fälschungen, vor Verbrechen zurück. Sie mißbrauchen den Einfluß, den sie auf die Bevölkerung ausüben und machen sich die Gleichgültigkeit, die Feigheit, die Dummheit der Menge zu Nutze, die in geistiger Unmündigkeit hinvegetirt. Trotzdem kann es noch zweifelhaft scheinen, ob Simon verurtheilt werden wird. Da entschließt sich der Vorsitzende des Gerichtshofes, den Geschworenen unmittelbar vor der Abstimmung heimlich ein Schriftstück mitzutheilen, das angeblich in unzweideutiger Weise die Persönlichkeit des Mörders feststellt. Und nun wird die Schuldfrage bejaht, der unselige Mann zur Deportation verurtheilt. Die Kirche hat gesiegt, und sie darf sich zunächst ihres Vortheils freuen. — Jahre vergehen. Während der Unglückliche in einem fernen Erdtheil unter glühendem Himmel langsam hinsiecht, versucht daheim sein Bruder David, zusammen mit dem Advokaten Delbos und dem Volksschullehrer Marc Froment, eine Wiederaufnahme des Verfahrens herbeizuführen. Es gelingt ihm; der Kassationshof muß sich dazu verstehen, Simon nach Frankreich zurückkommen zu lassen. Doch weil die Stimmung der Bevölkerung noch zu ungewiß ist, wird der Gefangene bei Nacht an einem Punkte, wo niemand ihn erwartet, ans

Digitized by Google

Land gebracht. Der zweite Prozeß spielt sich in einer „ehemaligen Provinzhauptstadt," in Rozan, ab. Noch einmal weiß die Kirche, dank ihrer skrupellosen Machenschaften, das Aeußerste abzuwenden und den Freispruch zu verhindern. Simon wird wieder verurtheilt, aber seine Richter selbst dringen auf Gnade. Und alle Welt fühlt, daß diese Gnade nur Gerechtigkeit ist. Die Sieger stürzen über ihren Sieg; ihre moralische Autorität ist gebrochen. Der Tag kommt schließlich, da Delbos die Affaire zum dritten Male anhängig macht und der Kassationshof das Urtheil von Rozan aufhebt, „ohne den Angeklagten vor ein anderes Gericht zu verweisen. Es war nur mehr ein formaler Akt, seit langem in sich nothwendig geworden, und in drei Sätzen ward alles ausgestrichen, endlich Gerechtigkeit geschafft . . . . . So wurde ganz einfach, im Glanz der triumphirenden Wahrheit, die Unschuld Simon's erkannt und verkündigt, nach so viel Jahren der Lüge und des Verbrechens."

Als melodramatisches Effektstück steht diese Geschichte hinter ihrem Urbild, der Dreyfus-Affaire, weit zurück. Die Wirklichkeit hat hier die Phantasie um ein Unendliches überflügelt, und die Nachschrift ist schwächlich, wenn man sie mit dem Originale vergleicht. Wo wären hier Gestalten, wie jener Pandur, der Esterhazy, wie Du Paty du Clam, dieser groteske Dummkopf? Wo die verschleierte Dame, oder was sich sonst an Phantastisch-Barockem zusammenfand? Wo der Klang großer Namen und der Glanz der Uniformen? Nur eine Macht bleibt aufrecht in all ihrer Stärke — das ist die Kirche; und nur um ihre Machenschaften dreht sich alles. Ob sie die Volksschule in ihre Gewalt bringen, ob die Laienschule unterliegen wird, ist die schicksalsschwere Frage, die sich entscheiden muß. Und je nach dem sie sich löst, wird sich die Zukunft der Nation gestalten. So lange die Kongregationen bestehen, versuchen sie Frankreich zu verstricken und zu umgarnen, gerade wie Simon, der Volksschullehrer aus Maillebois, ihnen zum Opfer fällt. Aber tausend kleine Kräfte sind am Werke und arbeiten ihnen entgegen — jene Unscheinbaren, Namenlosen, die in Dorf und Stadt den Samen des Wissens ausstreuen, die Laienlehrer und -lehrerinnen, die mühsam, langsam neue Geschlechter dem Lichte entgegenführen. Dank ihnen reift ein Geist heran, der fähig ist, nach Erkenntniß zu ringen. Bald wird er stark genug, um jede Bevormundung abzuweisen und nur sich selbst zu vertrauen. Die Zeit der Wahrheit kommt, die Stunde der Gerechtigkeit, da Frankreich all sein Unrecht wieder gut machen kann und die Ehre des unschuldig Verurtheilten wieder herstellt. La vérité est en marche, et rien ne l'arrêtera. Der Laiengeist siegt, die Kirche wird überwunden. Die Wahrheit, welche vor nichts Halt macht, ist die sich ins Unendliche entwickelnde Intelligenz, die gesetzmäßig freie, persönliche Forschung, die Wissenschaft — rien ne l'arrêtera.

Und so betrachtet, in diesem Zusammenhange, erhält die Geschichte von dem armen Volksschullehrer doch ein anderes Ansehen. Sie wird zum „incident" — um mit dem Marquis de Galliffet zu reden — aber zu einem Zwischenfall, der je nach seinen verschiedenen Stadien eine symptomatisch wechselnde Bedeutung annimmt; der als Gradmesser dient für den jeweiligen Geistes- und Kulturzustand der Nation. Der Roman ist jetzt mehr als eine matte Kontrafaktur wahrer Begebenheiten; er ist eine Flug- und Streitschrift geworden, die in den Kampf der Geister eingreift und das Problem, welches die Zeit bewegt, dem Bewußtsein aller einprägen will. Ein historisches Vorkommniß, das blitzartig die Gegenwart aufgehellt hat, wird in seinen Ursachen ergründet, und um dieser Ursachen willen dehnt das Ringen an. Der Fall Dreyfus, als Beispiel für die nichtswürdige Herrschsucht der Priesterkaste, wird der Ausgangspunkt einer demokratischen Gegenwirkung. Nach rückwärts und vorwärts von dem einen Faktum aus eröffnet sich eine Perspektive — von dem Frankreich, wie es gewesen ist, hinüber zu dem Frankreich, wie es sein wird, sein soll.

Die Vérité ist ein Manifest in kulturkämpferischem Sinne, geboren aus dem Geiste, der heute in Frankreich weht, ein Dokument aus dem Zeitalter des Kongregationenstreites. Die Demokratie steht zunächst in der Defensive, der Klerikalismus war vorgegangen, versteckt und offen hatte er eine „katholische Renaissance" herbeiführen wollen. Die oberen Klassen waren ihm gewonnen. Das „alte libérale Bürgerthum, cette bourgeoisie pourrie hâtivement par cent années de négoce et de jouissance", war widerstandsunfähig geworden. Da drängt der vierte Stand herauf. Die Republik ruft den Beistand der breiten Massen an. Ein Staatsmann koalirt sich mit ihnen, um die Freiheit zu retten. Sie stellen „die unerschöpflichen Reserven an Energie, Intelligenz und Willenskraft". Und auf der place de la Concorde bricht sich an ihren Reihen die Woge der Klerisei. Ist es wundersam, wenn dieser Stand da zum Bewußtsein seiner Bedeutung gelangt? wenn er es laut verkündet, daß er allein das Weiterbestehen Frankreichs gewährleisten kann? Und so regenerirt sich denn auch bei Zola die Nation von unten auf. Sie wächst aus den tiefsten, armseligsten Schichten dem Tage entgegen. Die Sicherheit öffentlichen Wesens verlangt es, daß alle sich durch Wissen und Denken selbständig machen. Und der bescheidene Diener dieser unendlichen Entwicklung ist draußen, in Flecken und Dorf, der schlechtbesoldete Volksschullehrer im abgetragenen Rocke. Er ist es, welcher die Wahrheit verbreitet, der nichts widersteht.

Die Bildung wird zur Panacäe alles Uebels; und eine rein verstandesmäßige Erziehung leitet ein neues, besseres Weltalter ein. Die Menschheit streift das Unklar-Stimmungshafte ab und schreitet vorwärts nur in der Einsicht dessen, was sie verstehen und beweisen kann. Sie darf sich nur noch auf die Kräfte ihres Räsonnements verlassen. — Wir, die wir älter sind durch Verordnung und Zweifel, haben nicht mehr diesen naiven Glauben an die Allheilkraft des Wissens und meinen, daß es, wie alles Menschliche, nur eine begrenzte Gültigkeit hat. Wir sehen es an als das vornehmste Agens zu unserer Entwicklung; aber es vermag weder unser Gemüth zu erfüllen, noch den Drang nach dem Unendlichen zu befriedigen. Und darum bleibt es ein Theilwerk, neben dem immer andere Kräfte sich regen. Und wer die Welt nur nach dem Verstande sich zurechtlegen will, der überspannt und verkennt den Charakter der Intelligenz; der beschwört nach einer rationalistischen Aera unfehlbar nur eine Reaktion des Gefühlsüberschwanges herauf.

So, wie gesagt, meditiren wir, die wir nicht mehr den Ehrgeiz haben, die Welt von vorn anzufangen. Aber für die Klassen, zu deren Wortführer sich Zola gemacht hat, und für ihren Bildungsgrad ist es bezeichnend, daß sie noch nicht an solcher Bedenklichkeit tragen. Sie vermeinen die Zukunft vor sich zu haben und im Sturmschritt ihre Position zu erringen. Mit einer brutalen Zuversicht treten sie in die Geschichte ein.

Sie sind die militirende Demokratie, gesäugt im Hasse gegen alles, was ihnen ihr Existenzrecht verkürzen will. Kein Feind aber ist ihnen so gefährlich, wie die Kirche, die sie in geistiger Abhängigkeit festhalten möchte. Darum bei ihnen der instinktive Haß gegen Katholizismus und Priesterregiment; die krasse Ueberzeugung, daß man den Glauben ausrotten muß, wenn der Geist der Forschung gedeihen soll. Und sie wird siegen, die vérité en marche, dessen sind Zola und seinesgleichen gewiß. Die letzte Kapelle wird leer stehen oder zusammenfallen, wenn von den Schulhäusern, den Pflanzstätten des Laiengeistes, sich Licht und Freiheit durchs Land ergießen.

Der Kampf gegen den Klerikalismus ist ein aktuelles französisches Motiv. Das hindert nicht, daß er zugleich ein europäisches Motiv ist, eine Tendenz, die jetzt durch viele Staaten hin ihre Wellen schlägt. Unsere Zeit kennt kein größeres Thema, keines, welches tiefer das sittliche Bewußtsein der Nationen aufregt. Und Zola bleibt der Ruhm, diesen gewaltigen Vorwurf mit epischer Breite aufgegriffen und in all seiner Bedeutung veranschaulicht zu haben.

Als er auftrat mit seinen ersten Meisterwerken, mit „Assommoir" und „Germinal", erzählte er vom Elend

Digitized by Google

der arbeitenden Klassen und von ihrem wirthschaftlichen Nothstand. Als er starb, auf der Höhe seines Ruhmes, war er für alle Welt, soweit sie Sinn für sittliche Größe hat, ein Vorkämpfer der bürgerlichen und geistigen Freiheit. Erst hatte er dem extremen Materialismus gehuldigt, jetzt einem fliegenden Idealismus, so daß die Gestalt von einem Höhenpunkte der modernen Entwicklung hinüberschreitet zum anderen. Sie überbrückt die Wandlung, welche der Zeitgeist durchgemacht hat. Nach der Epoche der materiellen Interessen ist eine andere angebrochen, da man wieder um ideale Güter ringt. Ein Kampf der Systeme setzt ein. Die Welt erfährt wieder, daß die Ideen eine reale Macht sind, ein bestimmender Faktor im Gange des Getriebes. Die politische Gegenwart und Zukunft resumirt sich in der Frage, welcher Geist, welche Weltanschauung durchdringen wird. So steht es heute. Und wenn die freie Menschlichkeit zum Siege gelangt, wie man es hoffen und wünschen mag, hat Emile Zola dazu sein gut Theil beigetragen, als der ungestüme Vorfechter für Recht und Wahrheit.

G. Ranschoff.

Wandlungen der atomistischen Anschauungen.

(Schluß.)

In jüngster Zeit, während des vergangenen Jahrzehnts, sind eine Reihe neuer Thatsachen bekannt geworden, welche gestatteten, die Frage nach den Uratomen von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Die Eigenschaften verdünnter Lösungen, sofern diese Lösungen den elektrischen Strom zu leiten im Stande sind, führten die Physiker zu einer Vorstellung über die Konstitution der Materie in diesen Lösungen, die von chemischer Seite anfangs als widersinnig und den chemischen Thatsachen widersprechend abgelehnt wurde, sich aber im Laufe sehr weniger Jahre durch eine Reihe von Erfolgen auch unter den Chemikern ziemlich allgemein Anerkennung erworben hat. Diese Anschauung läuft darauf hinaus, daß in den verdünnten Lösungen nicht die Moleküle sondern zum Theil die Atome eine selbständige Existenz haben. Um ein Beispiel zu wählen: Das gewöhnliche Kochsalz ist eine Verbindung der beiden Elemente Chlor und Natrium, weswegen auch der chemische Name des Kochsalzes Chlornatrium ist. Es besteht demnach ein Molekül Kochsalz aus einem Atom Chlor und einem Atom Natrium. Löst man nun Kochsalz in Wasser, so müssen trotz der feinsten Vertheilung des Salzes doch eben immer noch in den Räumen zwischen den Molekülen des Wassers Moleküle des Salzes sich befinden. Nach der neuen Anschauung nun bleiben nicht alle Moleküle des Salzes als Moleküle erhalten, sondern ein Theil der Moleküle zerfällt in seine Bestandtheile Chlor und Natrium, sodaß also eigentliche Atome von Chlor und Natrium im Wasser enthalten sein würden. Freilich entsteht hier die Frage, wie es denn möglich sein soll, daß z. B. freies Natrium im Wasser enthalten sei, da ja Natrium mit Wasser zusammengebracht, sofort eine Zersetzung des Wassers hervorruft. Aber diese Natrium- und Chloratome sind eben andere Stoffe als das gewöhnliche freie Natrium- oder Chlormolekül, und zwar ist ihr Verhalten vor allem deswegen ein anderes, weil sie mit elektrischen Ladungen versehen sind. Es ist ja bekannt, daß jede Flüssigkeit, welche den elektrischen Strom leitet, dabei eine Zersetzung erleidet. Diese sogenannte Elektrolyse besteht in dem Falle der Kochsalzlösung in einer Zersetzung des Kochsalzes in Chlor und Natrium, wobei das Chlor an der positiven Elektrode, der sogenannten Anode frei wird, während das metallische Natrium an der negativen Elektrode, der sogenannten Kathode, frei wird. Es wurde nun die Anschauung ausgebildet, daß das frei werdende Chlor und Natrium auch schon, ehe der Strom durch die Lösung geht, mit elektrischer Ladung versehen, sich in der Lösung befinde, und daß durch den Strom die Bewegung der freien Chlor- und Natriumatome so beeinflußt werde, daß das Chlor zur Anode, das Natrium zur Kathode gehe, wo das erstere seine negative, das letztere seine positive elektrische Ladung an die Elektrode abgebe und nunmehr als gewöhnliches freies Chlor resp. Natrium erscheine. Von dieser Vorstellung ausgehend ist nun die Anschauung weiter ausgebildet worden, daß die elektrischen Erscheinungen überhaupt hervorgerufen seien durch zwei Stoffe, die in ihrer Struktur sich genau so verhalten wie alle andere Materie. Schon vor 150 Jahren suchte man ja die elektrischen Erscheinungen durch die Existenz zweier sogenannter elektrischer Fluida zu erklären, das positive und das negative Fluidum, welche in unbegrenzter Menge, aber gewichtslos in allen Körpern vorhanden sein sollten. Die elektrischen Ladungen, welche den in Lösungen enthaltenen Atomen oder Jonen, wie man diese Bestandtheile seit Faraday nennt, zukommen, sind von ganz bestimmter Größe, und man hat versucht, für die elektrischen Fluida eine atomistische Konstruktion anzunehmen, indem diese Ladungen elektrische Atome sein sollten. Demnach würde ein Jon aufzufassen sein, als eine chemische Verbindung eines Atoms des betreffenden Körpers mit einem elektrischen Atom. Nach dieser Anschauung würde man also den 70 Elementen noch zwei neue Elemente beizufügen haben, das positive und das negative elektrische Fluidum, deren Atomgewicht eln so außerordentlich kleines wäre, daß es für alle unsere Meßinstrumente überhaupt nicht in Betracht käme; ja es fehlt jede Möglichkeit, dieses Atomgewicht zu bestimmen, da ja das Gewicht der Jonen, in denen die elektrischen Atome immer mit anderen Stoffen verbunden auftreten, sich nicht in erkennbarer Weise von dem Gewicht dieser anderen Stoffe unterscheidet.

Ein weiterer Ausbau dieser Anschauungen würde also vollkommen in den Rahmen unserer sonstigen Vorstellungen vom Bau der materiellen Welt passen, wie sie uns durch die Thatsachen der Chemie aufgenöthigt werden. Aber noch von einer ganz anderen Seite her ist ein Licht auf die kleinsten elektrischen Theilchen gefallen, und zwar von einer Seite aus, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Die elektrischen Entladungen in verdünnten Gasen sind Vorgänge, welche den Physikern seit langer Zeit außerordentlich viel zu schaffen machten, ohne daß es doch gelang, sich klare und deutliche Vorstellungen von dem Wesen dessen zu bilden, was in den Gasen eigentlich vor sich geht. Verdünnte Gase gerathen während der Entladung in lebhaftes Leuchten und die Pracht der Erscheinung nimmt mit zunehmender Verdünnung noch zu. Wenn aber die Verdünnung außerordentlich weit getrieben wird, etwa bis zum Drucke von $^1/_{1000}$ Millimeter Quecksilber, dann hört das Leuchten des Gases in der Entladungsröhre auf, und man könnte fast meinen, daß eine elektrische Entladung überhaupt nicht mehr vor sich geht. Merkwürdigerweise aber gerathen die Stellen der Glaswand, welche der Kathode gegenüberliegen, in eine lebhafte Fluoreszenz. Die Entladungsröhre kann dabei beliebig gestaltet sein, die Anode braucht durchaus nicht der Kathode direkt gegenüberzustehen, immer werden diejenigen Stellen der Glaswand fluoresziren, welche gerade gegenüber der Kathode sich befinden. Es geht also offenbar nicht eine Entladung von der Kathode zur Anode vor sich, trotzdem aber findet eine Entladung statt, wobei irgend ein wirksames Agens von der Kathode ausgeht und sich in gerader Richtung fortpflanzt. Diese Erscheinung der sog. Kathodenstrahlen wurde schon vor 30 Jahren von Goldstein und Crookes näher studirt, es wurde eine Reihe von eigenthümlichen Besonderheiten ihrer Wirkungen entdeckt, doch gelang es nicht, sich eine klare Vorstellung von dem Wesen der Kathodenstrahlen zu verschaffen. Man fand eben nur, daß von der Kathode in gerader Richtung, also nach Art von Strahlen, ein Agens ausgeht, daß diese Strahlen Wärmewirkungen hervorrufen, daß sie Fluoreszenz erzeugen, daß sie vom Magneten ab-

Digitized by Google

gelenkt werden, aber ihrem Wesen konnte man nicht näher kommen.

Auch mechanische Wirkungen glaubte Crookes bei den Kathodenstrahlen nachweisen zu können, und dies gab ihm Anlaß zur Ausbildung der Hypothese, daß diese Strahlen aus Gasmolekülen beständen, die an der Kathode negativ geladen und dann von ihr abgestoßen und in den Raum der Röhre hinausgeschleudert würden. Eine Reihe von Erscheinungen ließ sich aus dieser Annahme ganz gut erklären, aber neuere zahlenmäßige Untersuchungen erwiesen sie als unhaltbar; sie wurde daher fallen gelassen, ohne daß man im Stande war, eine andere Anschauung an ihre Stelle zu setzen. Je mehr Thatsachen in Bezug auf die Kathodenstrahlen gefunden wurden, um so geheimnißvoller wurde das Wesen der Strahlen selbst, um so mehr widerstanden sie einer theoretischen, quantitativen Behandlung, so daß in den achtziger und Anfang der neunziger Jahre viele Physiker die Beschäftigung mit dieser räthselhaften Erscheinung aufgaben. Andere freilich verfolgten sie um so zäher, und ihre Bemühungen wurden von unerwartetem Erfolge gekrönt. Lenard hatte versucht, die Kathodenstrahlen aus der Röhre, in welcher sie erzeugt wurden, herauszubekommen und in die Luft austreten zu lassen. Er hatte das durch ein sog. Platinfensterchen erreicht, ein kleines Platinstückchen von außerordentlicher Feinheit, etwa $^1/_{1000}$ Millimeter dick, das in die Röhre der Kathode gegenüber eingeschmolzen war. Thatsächlich gingen die Strahlen, welche auf dieses Fensterchen trafen, durch das Platin hindurch und traten in den freien Luftraum aus, wo sie unter anderm auf eine photographische Platte Wirkungen ausübten. Bei einer Wiederholung und Prüfung dieser Lenardschen Versuche entdeckte Röntgen die berühmt gewordene, nach ihm benannte Strahlenart, welche von den Kathodenstrahlen erzeugt wird. Da wo die Kathodenstrahlen auf die Glaswand auftreffen und sie zum Fluoresziren bringen, ist die Geburtsstelle der Röntgenstrahlen. Von dieser Stelle gehen nach allen Seiten neue Strahlen aus, die sich weithin verbreiten und ungehindert die meisten für andere Strahlen undurchlässigen Körper wie Holz, Pappe u. s. w. durchsetzen. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen gab der Forschung einen ganz neuen und ungeahnten Anstoß. Zu ihnen gesellten sich sehr bald noch andere Strahlen, die sog. Becquerelstrahlen, welche von Uransalzen ausgehen, ohne daß eine äußere Einwirkung in erkennbarer Weise stattgefunden hat. Neben den Uranverbindungen fand man bald eine Reihe anderer Körper, welche in gleicher Weise Strahlen aussenden, und es scheint, daß die Eigenschaft der Strahlung durch einen besonderen Stoff, ein bisher unbekanntes Element, hervorgerufen wurde, welchem man eben deshalb den Namen Radium, das Strahlende, beilegte. Anfangs hielt man diese Becquerelstrahlen für nahe verwandt mit den Röntgenstrahlen, da sie wie diese viele undurchsichtige Körper ungehindert durchsetzen und in gleicher Weise auf die photographische Platte wirken. Man fand aber bald, daß sie durch den Magneten beeinflußt werden, während die Röntgenstrahlen gerade in ihrer Unempfindlichkeit gegen den Magneten einen besonderen Unterschied von den Kathodenstrahlen zeigen. Die Becquerelstrahlen sind also weit eher mit den Kathodenstrahlen in eine Parallele zu stellen als mit den Röntgenstrahlen.

Unter dem Einfluß der Entwicklung der Optik in den letzten hundert Jahren sind wir gewöhnt, bei Strahlen und Strahlungen stets an Wellen zu denken. Die Erscheinungen des Lichtes wurden früher durch die Annahme erklärt, daß von dem leuchtenden Körper kleine Theilchen ausgeschleudert würden, die ihren Weg geradlinig mit ungeheurer Geschwindigkeit verfolgen. Eine große Reihe von Erscheinungen — wir erinnern nur an die Interferenz und Beugung, sowie die Polarisation des Lichtes — führten im Gegensatz mit dieser Anschauung zu der Annahme, daß die Fortpflanzung des Lichtes auf einer Wellenbewegung beruhe, deren Substanz der sogenannte Weltäther oder Lichtäther sei. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde von Faraday und im weiteren Verlauf von Maxwell eine Anschauung über die elektrischen Erscheinungen ausgebildet, durch welche es gelang, die Annahme von Fernwirkungen zu beseitigen und zur Erklärung der elektrischen Erscheinungen eine Wirkung von Theil zu Theil einzuführen. Ein weiterer Ausbau dieser Anschauung, der namentlich durch Maxwell geschah, führte zu der Folgerung, daß in dem Medium, welches die elektrischen Erscheinungen vermitteln mußte, auch wellenförmige Schwingungen vorhanden seien. Maxwell zog bereits die naheliegende Schlußfolgerung, daß dieses Medium identisch sei mit dem Aether, der die Lichterscheinungen vermittelt, und war der Meinung, daß auch die Lichtschwingungen auf solchen elektrischen Wellen beruhten. Im Jahre 1888 gelang es Heinrich Hertz, elektrische Wellen unmittelbar durch das Experiment hervorzurufen und nachzuweisen, und von dieser Zeit an gewann die elektromagnetische Lichttheorie außerordentlich schnell an Boden. Die ältere Hypothese über die Lichtschwingungen hatte annehmen müssen, daß es sich um elastische Schwingungen im Aether handle; dem Aether war demnach die Eigenschaft der Elastizität zuzuschreiben. Da aber die Schwingungen quer gegen die Fortpflanzungsrichtung erfolgen — zu dieser Annahme zwingen die Erscheinungen der Polarisation des Lichtes — so konnte der Aether nicht in ähnlicher Weise beschaffen sein, wie die Luft oder eine Flüssigkeit, sondern man mußte ihm die Natur eines festen Körpers zuschreiben. Für die Vorstellung ergaben sich hieraus ganz ungeheure Schwierigkeiten, über die man jedoch angesichts der außerordentlichen Erfolge der elastischen Schwingungstheorie des Lichtes hinwegsah. Diese Schwierigkeiten verschwanden mit einem Schlage, sobald man annehmen konnte, daß es sich im Aether um elektromagnetische Schwingungen handle, und dieser Umstand verschaffte der neuen Theorie sehr bald das Uebergewicht über die alte, nachdem die Thatsächlichkeit der elektromagnetischen Schwingungen durch Hertz experimentell erwiesen war. Danach unterscheiden sich die Lichtwellen von den Hertz'schen Wellen in gar keiner Weise, sie sind mit ihnen vollständig wesensgleich und haben lediglich eine kürzere Wellenlänge. Hertz operirte mit Wellen von einigen Metern bis herunter zu einigen Centimetern. Seinen Nachfolgern gelang es, elektrische Wellen von nur wenigen Millimetern Länge hervorzurufen. Die Länge der Lichtwellen dagegen beträgt nur einige Zehntausendstel eines Millimeters. Zwischen den kürzesten elektrischen Wellen und den längsten Lichtwellen dehnt sich also noch ein großes Gebiet aus, das bis jetzt nicht erfüllt ist. Die einfachen Lichtwellen rufen in unserem Auge den Eindruck der Farbe hervor, und zwar sind die längsten sichtbaren Wellen die rothen, d. h. diejenigen, welche wir als roth empfinden, und die kürzesten die violetten. Nun gibt es aber zu beiden Seiten der sichtbaren Wellen noch Aetherwellen, für die unser Auge unempfindlich ist. Jenseits des violetten Theiles des Spektrums haben wir noch unzweifelhaft sogenannte ultraviolette Strahlen, welche zwar das Auge nicht mehr erkennt, die sich jedoch durch andere Wirkungen — Hervorrufen von Fluoreszenz, Wirken auf die photographische Platte — deutlich bemerkbar machen. Ebenso gibt es jenseits des rothen Theiles ultrarothe Strahlen, die sich hauptsächlich durch ihre Wärmewirkungen nachweisen lassen. Die ultrarothen Wärmewellen konnte man in letzter Zeit bis zu Wellenlängen von $^6/_{100}$ Millimeter verfolgen. Immerhin ist von diesen Wellen bis zu den kürzesten elektrischen von 4 Millimeter Wellenlänge noch ein Raum, der akustisch gesprochen etwa 6 Oktaven umfaßt. Die sichtbaren Aetherschwingungen erstrecken sich über eine Oktave, die unsichtbaren über 10 Oktaven. Von ihnen bis zu dem Beginn der nachweisbaren elektrischen Schwingungen befindet sich also noch eine Lücke von 6 Oktaven, deren vollständige Ueberbrückung nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse ziemlich unwahrscheinlich erscheint.

Es lag nun der Gedanke recht nahe, auch die vielen neuentdeckten Strahlen auf Aetherschwingungen zurückzuführen, die sich lediglich durch eine andere Wellenlänge von den bekannten Strahlen unterscheiden. Daß der Unterschied der Wellenlänge ein ganz fundamentaler für unsere

Digitized by Google

Empfindung und für die Eigenschaften der Wellen ist, war ja durch die verschiedene Färbung der sichtbaren Strahlen sowie durch die verschiedenen Eigenschaften der unsichtbaren bewiesen. Man konnte also annehmen, daß die Röntgenstrahlen von derselben Natur seien wie die Lichtstrahlen, nur von anderer Wellenlänge, und zwar mußte man sie in das ultraviolette Gebiet hinüberlegen, ihnen also ganz außerordentlich kleine Wellenlänge zuschreiben, um die bei ihnen auftretenden merkwürdigen Erscheinungen — Durchdringen dicker Schichten von undurchsichtigen Körpern ohne Brechung, Mangel der Reflexion ꝛc. — zu erklären. Diese Annahme schien um so wahrscheinlicher, als man eine Zeit lang glaubte, Beugung von Röntgenstrahlen nachweisen zu können. Es scheint jedoch, als habe es sich bei den betreffenden Erscheinungen um merkwürdige optische Täuschungen gehandelt.

Wir haben schon erwähnt, daß die bald nach Röntgen entdeckten Becquerel- oder Uranstrahlen, die in ihren Wirkungen den X Strahlen so ähnlich sind, durch ihre sonstigen Eigenschaften — z. B. Ablenkbarkeit durch den Magneten — weit eher in eine Reihe mit den Kathodenstrahlen zu setzen sind. Für die letzteren zeigten nun neuere Untersuchungen, die gleichzeitig von einer Reihe der verschiedensten Physiker angestellt wurden, übereinstimmend, daß man zu einer widerspruchsfreien Erklärung fast aller Erscheinungen gelangt, wenn man die Kathodenstrahlen als elektrisch geladene Massentheilchen betrachtet, die viel kleiner sind, als die gewöhnlichen Atome. Zwar waren die Resultate im Einzelnen etwas verschieden. Die Massen von einem Gramm zeigten eine Ladung, die zwischen 7 und 19 Millionen elektromagnetischer Einheiten schwankte, jedoch ergab sich die Größenordnung dieser Ladungen bei allen Beobachtern als dieselbe. Dabei ist noch zu erwähnen, daß auch von der elektromagnetischen Lichttheorie her man zu der Annahme kleiner, elektrischer, mit träger Masse verbundener Ladungen kam, wobei sich ebenfalls dasselbe Verhältniß ergab, nämlich 17 Millionen elektromagnetischen Einheiten für jedes Gramm.

Diese Zahl ist um so merkwürdiger, als sie auf Grund einer Erscheinung berechnet wurde, die aus der elektromagnetischen Lichttheorie sich als logische Folgerung ergab, die Faraday bereits 1862 vergeblich gesucht hatte, und die 1896 von Zeeman gefunden wurde, das sogenannte Zeeman'sche Phänomen: Bringt man einen leuchtenden Dampf, etwa eine Natriumflamme in den Bereich eines starken Magneten, so zeigen Spektrallinien des Dampfes eigenthümliche Veränderungen, die im Wesentlichen in der Verdoppelung oder Verdreifachung der Linien bestehen.

Es führte also sowohl die elektrische Lichttheorie wie die Betrachtung der Kathodenstrahlen zu denselben elektrischen Elementartheilchen, elektrischen Atomen oder Elektronen, zu denen man durch die Elektrolyse gekommen war, und zwar haben wir in den Kathodenstrahlen die Elektronen, die bis dahin ein mehr verborgenes Dasein in unserer Vorstellung geführt hatten, sozusagen leibhaftig vor uns. Die Geschwindigkeit, mit der ein solches Elektron von der Kathode ausgeschleudert wird, beträgt je nach der Größe der angewandten elektrischen Kraft 1/3 bis 1/5 der Lichtgeschwindigkeit; wenn ein solches Elektron mit dieser ungeheueren Geschwindigkeit (die Lichtgeschwindigkeit beträgt 300 000 Kilometer per Sekunde) auf einen festen Körper aufprallt, so muß es nothwendig eine explosionsartige elektrische Welle in den Raum hinaussenden, ähnlich wie ein aufschlagendes Projektil eine Schallwelle erzeugt. Es liegen eine Reihe von Gründen zu der Annahme vor, daß die Röntgenstrahlen, deren Entstehungsstelle ja immer dort ist, wo die Kathodenstrahlen auf feste Körper treffen, solche explosionsartige elektrische Wellen sind. Wenn ferner die Elektronen aus dem Metall der Kathode herausfliegen, so müssen sie doch auch im Innern des Metalls sich bereits an die Oberfläche herangewegt haben, das heißt aber, auch die elektrische Leitung in einem Metalle besteht in einer Wanderung von Elektronen.

Unter den zahlreichen Gründen zur Stütze dieser Annahme wollen wir nur erwähnen, daß durch Bestrahlung einer Metallfläche mit ultraviolettem Licht dieselbe in einen Zustand versetzt werden kann, daß sie Elektronen aus ihrer Oberfläche aussendet, die sich ganz so verhalten, wie die gewöhnlichen durch elektrische Ladung erzeugten Kathodenstrahlen. Auch bei Gasen, die durch Bestrahlung mit Röntgenstrahlen oder ultraviolettem Licht leitend werden, kann man die Resultate durch die Annahme wandernder Theilchen im Gase erklären. Dabei ergibt sich aus gewissen Erscheinungen, daß die negativen Theilchen hauptsächlich freie Elektronen sind, während die positiven Theilchen aus dem Molekül bestehen, das nach Abspaltung des negativen Elektrons übrig bleibt. Auch durch die Erscheinungen der Leitung von Gasen ist es gelungen, die Ladung eines einzelnen Jons direkt zu messen, wobei sich ebenfalls eine gute Uebereinstimmung mit den auf anderem Wege gefundenen Werthen ergab. Neuerdings hat auch noch Planck auf einem ganz anderen Wege, nämlich aus den Strahlungsgesetzen des sogenannten schwarzen Körpers, einen nahezu gleich großen Werth für das Elektron gefunden.

Die Elektronen bilden also die kleinsten bisher bekannten Bestandtheile unserer sichtbaren Welt, die bei allen elektrischen und optischen Vorgängen, in sämmtlichen Aggregatzuständen, bei festen, flüssigen und gasförmigen Körpern eine sehr wichtige Rolle spielen. Wir haben schon erwähnt, daß die Uranstrahlen, die von Becquerel entdeckt wurden, sich als wesensgleich mit den Kathodenstrahlen ergaben. Ebenso erwähnten wir bereits, daß die Ursache der Strahlung in kleinen Beimengungen eines fremden Stoffes, des muthmaßlichen Elementes Radium, gefunden wurde. Dem Ehepaar Curie gelang es, die strahlenden Beimengungen vom Uran zu trennen und so zu konzentriren, daß sie fünfzigmal stärker strahlen als das Uran. Freilich ist damit noch nicht bewiesen, daß gerade dieses neue Element, das Radium, der Ausgangspunkt für die Strahlung ist, aber immerhin haben wir in den Radiumsalzen Körper vor uns, die im Stande sind, ohne jede äußere Einwirkung von selbst Elektronen auszuschleudern. Der ganze Mechanismus dieser Erscheinung, speziell die Quelle, aus welcher die Energie stammt, sind für uns noch in vollständiges Dunkel gehüllt, zumal Radiumpräparate Monate lang Energie aussenden, ohne in einer für uns erkennbaren Weise an strahlender Kraft zu verlieren. Jede Vorstellung darüber, woher ein Ersatz der ausgestrahlten Energie genommen wird, fehlt uns zur Zeit noch gänzlich. Dabei handelt es sich bei den ausgeschleuderten Elektronen um Geschwindigkeiten, die fast gleich sind der Lichtgeschwindigkeit, Geschwindigkeiten also, die wir bei den Kathodenstrahlen nur durch gewaltige elektrische Kräfte nach Ueberwindung außerordentlicher Schwierigkeiten erreichen können. Das Verhalten der Elektronen bei solch ungeheuren Geschwindigkeiten ist aber vielleicht geeignet, einigen Aufschluß über die Frage nach ihrer Konstitution zu geben. Vor allen Dingen kann man durch direkte Messungen nachweisen, daß die Masse der Elektronen mindestens zu einem beträchtlichen Bruchtheil nur eine *scheinbare* d. h. nur eine durch elektrodynamische Wirkungen vorgetäuschte ist, und damit kommen wir zu der Frage, ob es nicht überhaupt möglich ist, alle Masse nur als scheinbar zu betrachten. Es ist in den letzten 50 Jahren immer von neuem versucht worden, die elektrischen Vorgänge auf mechanische zurückzuführen, die Elektrodynamik als Mechanik aufzufassen; alle diese Bemühungen haben zu dem gewünschten Ziele nicht geführt. Es drängt sich gerade durch die Betrachtung der Eigenschaften der Elektronen die Frage auf, ob es nicht möglich sein würde, umgekehrt die mechanischen Erscheinungen auf elektrische Vorgänge zurückzuführen, die Masse, wie gesagt, als eine scheinbare, die materiellen Atome als Konglomerate von Elektronen zu betrachten. Eine sehr wichtige Stütze für eine solche Anschauung würde der Nachweis sein, daß die Gravitation zu ihrer Fortpflanzung Zeit braucht, resp. daß sie nicht nur abhängig ist von der Lage, sondern auch von der Geschwindigkeit der gravitirenden Körper. Bislang sind allerdings alle Versuche, die in dahin.

Digitized by Google

gehender Richtung angestellt worden sind, ohne Ergebniß geblieben.

Bei einer solchen Anschauung wären die Elektronen also vielleicht die so häufig gesuchten Uratome, die durch verschiedenartige Gruppirung die chemischen Elemente bilden. Freilich erscheint bei dieser Anschauung vieles noch sehr hypothetisch. Das aber kann mit Sicherheit heute schon gesagt werden, daß die Elektronen einen der wichtigsten Bestandtheile des gesammten Weltgebäudes bilden.

Bruno Borchardt.

Gaston Paris.

Mitten aus voller Gelehrtenthätigkeit im 64. Lebensjahre starb am 6. März zu Cannes der allgemein geachtete Gelehrte, feinsinnige Kritiker und edeldenkende Mensch, der Akademiker Gaston Paris, der berühmtere Nachfolger seines Vaters Paulin Paris auf dem Lehrstuhl für französische Sprache und Litteratur im Pariser Collège de France. Strenge Methode, Vielseitigkeit und Bedeutsamkeit der gewonnenen Resultate zeichnen alle seine Arbeiten aus. Dazu gesellte sich die Gabe klarer, künstlerisch abgerundeter Darstellung. So verstand er es denn auch, neben seinen streng wissenschaftlichen Forschungen durch zahlreiche im guten Sinne populär oder elementar gehaltene Vorträge und Bücher weitere Kreise für die ältere französische Litteratur, für französische oder romanische Volkskunde zu interessiren, wie auch Themata ganz allgemeiner Art erfolgreich zu behandeln, ja auch in die Tageskämpfe mit männlicher Entschlossenheit einzugreifen und unbeirrt um bisherige Freundschaftsbande sein gewichtiges Wort für Wahrheit und Recht mit in die Wagschale zu legen. Unvergessen wird ihm bei allen Freunden wahrer Menschlichkeit sein unerschrockenes Auftreten in der traurigen Dreyfus-Affaire und sein Protest gegen die von seinem Freunde und Kollegen Albert Sorel mitbegründete „Ligue de la Patrie française" bleiben.

„Im Manifest der Liga", so schrieb er in einem am 2. Januar 1899 im „Figaro" veröffentlichten offenen Brief an Sorel, „versichert man lediglich, daß le glorieux dépôt der Lebensinteressen Frankreichs in den Händen des nationalen Heeres liege. Ich bin weit entfernt das zu bestreiten. Aber warum verschweigt man, daß ein nicht minder geheiligtes Depot sich in den Händen der Justizbehörden und vor allem in denen der höchsten derselben befindet? Gerechtigkeit ist für jedes Land genau ebenso nothwendig wie die nationale Vertheidigung. Vergißt man die erstere, so erregt man den Verdacht, sie der zweiten opfern zu wollen .... Im ganzen Manifest der Liga steht kein Wort, weder von Gerechtigkeit noch auch vom unparteiischen Suchen der Wahrheit. Und gerade auf diesem Boden hätte ich erwartet, daß Männer wie Sie alle Franzosen aufgefordert hätten sich zu verständigen. Gerechtigkeitsliebe ist das beste und wichtigste Kennzeichen der Zivilisation."

Und wie edel, hochgesinnt und zugleich von wie wahrem Patriotismus durchglüht hat er sich schon in der Rede bei seiner Aufnahme in die französische Akademie am 28. Januar 1894 ausgesprochen:

„Die Wissenschaft beschränkt ihre sittliche Einwirkung da, wo sie geschätzt und verstanden wird, nicht auf die Gelehrten allein, sie verbreitet vielmehr in sich immer erweiternden Kreisen die Liebe zur Wahrheit und die Gewohnheit, sie ohne vorgefaßte Meinung aufzusuchen, sie nur nach vollgiltigen Beweisen anzuerkennen und sich ihr dann willig zu unterwerfen. Ich glaube, daß keine höhere und werthvollere Tugend einem Volke eingeimpft werden könnte, und bitte Sie mit dem Freimuth, den mir die eben dargelegten Ansichten gebieten, es aussprechen zu dürfen, daß, wie ich glaube, sie keinem Volke zu größeren Nutzen gereichen würde, als dem unseren. Oder wirft man uns etwa so ganz mit Unrecht vor, daß wir allzuleicht über der äußeren Form den Inhalt, über dem Gefühl den Verstand vernachlässigen, daß wir an vorgefaßten Meinungen kleben und uns weigern, den Ausgangspunkt derselben einer Nachprüfung zu unterziehen, daß wir Genauigkeit geringschätzen und gern als Pedanterie verschreien, daß wir Uebertreibungen, so selbst Lügen, welche Wasser auf die Mühle unserer Bosheit führen oder unseren Leidenschaften fröhnen, willig unser Ohr leihen, kurz, daß wir stets geneigt sind, an Sachen zu glauben, lediglich weil wir ihre Existenz wünschen? Ich denke: nein, und glaube, daß diese Anlagen, welche gefährlich sind, verhängnißvoll werden könnten, und sich theilweise aus der geringen Verbreitung, die wissenschaftlicher Sinn unter uns gefunden hat, erklären."

Gaston Paris hat sich aber nicht etwa auf derartige allgemeine Darlegungen beschränkt, er hat vielmehr überall kräftig selbst mit Hand angelegt, um insbesondere im höheren Unterrichtswesen Frankreichs gründliche Besserungen herbeizuführen. Gemeinsam mit einer kleinen Schaar Gleichgesinnter wagte er, nachdem er in Göttingen und Bonn deutsches Universitätsstudium kennen und schätzen gelernt hatte, bereits Anfang der 60er Jahre einen kräftigen Vorstoß. Mehrere Jahre hindurch bliesen sie in allen Tonarten in die Sturmtrompete, die Mauern Jerichos ließen sich aber dadurch nirgends ins Wanken bringen. Endlich, als schon mancher Mitstreiter verzagt den Kampf aufgegeben hatte, gelang es namentlich dem Einflusse M. Bréal's bei dem Minister Duruy die Gründung der „Ecole pratique des hautes études" durchzusetzen. Es sollte damit, wie Franzosen sich mir gegenüber damals ausdrückten, eine Art höherer Universität geschaffen werden, eine Gruppe von Seminaren zur Einführung in philologisch-historische Forschung jedweder Art. Die Ecole trat Ende 1868 ins Leben, und G. Paris wurde von Anbeginn mit der Leitung der romanischen Abtheilung betraut. Ich hatte das Glück, an seinen ersten Konferenzen über die altfranzösische Alexiuslegende theilzunehmen, ja, die erste Seminararbeit über das Metrum des alten Alexiusliedes dafür anfertigen zu können. Eine solche rein wissenschaftliche Anweisung hatte im französischen Universitätsbetrieb bis dahin gänzlich gefehlt; kein Wunder, daß die Pariser Studenten zunächst wenig Verständniß und Interesse dafür bekundeten, um so weniger, als der Ecole jeder Zusammenhang mit den staatlich vorgeschriebenen Prüfungen fehlte. So wurde sie denn auch vorwiegend von den immer zahlreicher Paris aufsuchenden Neuphilologen anderer Länder frequentirt. G. Paris gewahrte es mit Trauer.

„Bei Beginn einer der Uebungen", sagt er in einer auch sonst pessimistisch gefärbten Broschüre, „fand ich vor einigen Jahren ungefähr 20 Studirende vor. Ich fragte, wie üblich, jeden nach Herkunft und Vorbildung. Da fand ich unter ihnen Schweizer, Deutsche, Schweden, Rumänen, Amerikaner, aber — keinen Franzosen. Darüber war ich so deprimirt, daß ich beim Verlassen des Auditoriums ernstlich überlegte, ob ich die Uebungen wirklich fortsetzen sollte, da die Ecole doch nicht lediglich dazu geschaffen war, jungen Ausländern eine Vervollkommnung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zu gewähren. Ich hielt die Uebungen — sie betrafen wohlgemerkt einen Gegenstand aus der französischen Philologie — gleichwohl ab, wenn auch mit einigen Herzbeklemmungen. Seit dieser Zeit bin ich zufrieden, wenn ich unter einer großen Zahl Ausländer wenigstens zwei bis drei meiner Landsleute erblicke. Bei mehreren meiner Kollegen an der Ecole liegen die Verhältnisse ganz ähnlich."

Immerhin haben sich unter den wenigen Franzosen, welche die hier gebotene, ausgezeichnete Gelegenheit zu gründlicher wissenschaftlicher Schulung benutzt haben, eine ganze Reihe hervorragend begabter Leute befunden, junge Männer, welche durch die Ecole zu vollgiltigen Gelehrten herangebildet wurden und heute in immer wachsender Zahl die Lehrstühle an den verschiedenen Universitäten Frankreichs besetzen. Sie sind ihrerseits dazu berufen, die in der Ecole erlernte Methode in immer weitere Kreise zu tragen, sie haben auch schon jetzt nicht unwesentlich veränderte Anschauungen im französischen Universitätsunterricht zum Durchbruch gebracht. So wird der Hauptzweck, den man bei Errichtung der Ecole im Auge hatte, die Hebung des wissenschaftlichen Niveaus der französischen Studien und Arbeiten auf philologisch-historischem Gebiete, wenn auch nicht so schnell, nicht so durchgreifend, wie der vorwärts drängende Paris geglaubt hatte, doch offensichtlich erreicht. Wollte man daran zweifeln, so genügte eine Vergleichung der einschlägigen Pariser Doktordissertationen neuerer Zeit

Digitized by Google

mit denen älteren Datums. Nicht zu unterschätzen ist auch der nachhaltige Einfluß, welchen die Ecole auf ihre ausländischen Besucher ausgeübt hat und fortwährend ausübt; ein Einfluß, der bereits in verschiedenen Dankeskundgebungen gerade auch für G. Paris deutlichen äußeren Ausdruck gefunden hat.

Schon seit 1866 hielt der Verstorbene zunächst als Vertreter, seit 1872 als Nachfolger seines Vaters auch dem Collège de France Vorlesungen über die ältere Sprache und Litteratur Frankreichs, welche sich stets eines lebhaften Zuspruchs gerade seitens ausländischer Romanisten zu erfreuen hatten. Auch hier führte er die in Deutschland übliche Vortragsweise durch. Selbst die Kriegsereignisse von 1870 führten keine längere Unterbrechung seiner Lehrthätigkeit herbei. Am 8. Dezember begann er einen neuen Vortragscyklus. Den Eröffnungsvortrag hat er später drucken lassen.

„Im vergangenen Jahre", heißt es darin, „ahnte ich nicht, daß ich diese Vorlesung inmitten eines eisernen Ringes, welchen Deutschlands Heere um uns geschlagen haben, würde eröffnen müssen. Welch' sonderbare Ereignisse haben sich doch seit Ende Juni zugetragen, seit ich mich von meinen damaligen wohlwollenden Zuhörern verabschiedete. Nur sehr wenige von ihnen, die fast zu meinen Freunden geworden waren, sind auch heute noch in diesem Saale. Die einen betheiligen sich an der Vertheidigung der Stadt, andere, die dazu außer Stande sind, haben eine andere ruhigere Stätte aufgesucht, noch andere, auch das darf ich nicht vergessen, finden sich vor unseren Mauern in den Reihen der Belagerer."

Die engen Beziehungen zu seinen deutschen Fachgenossen, zu seinen ehemaligen deutschen Schülern vermochten die Kriegsereignisse kaum oder doch nur vorübergehend zu lockern, bald nachher war das gegenseitige Verhältniß wieder hergestellt, und junge Deutsche fanden wie zuvor bei ihm freundliche Aufnahme und bereitwillige Unterweisung. Wohl aber verdoppelte Paris jetzt seine Anstrengungen, auch eigene Landsleute für seine Studien zu interessiren und zu eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete anzuregen und anzuleiten. Einen wichtigen Hebel hierzu mußte, das hatte er schon lange erkannt, das Erscheinen einer eigenen Fachzeitschrift liefern. Bisher besaß die aufstrebende französische Gelehrtengeneration, und auch erst seit Mitte der sechziger Jahre nur ein einziges gemeinsames historisches Organ zur Besprechung neuerscheinender philologischer und historischer Arbeiten, die noch jetzt bestehende „Revue critique". Eine romanische Fachzeitschrift, in welcher vorwiegend selbständige wissenschaftliche Arbeiten Aufnahme finden konnten, existirte damals nur in Deutschland, das von F. Wolf und A. Ebert begründete und später von V. Lemcke fortgeführte „Jahrbuch für romanische und englische Litteratur". Hierhin hatte auch Paris Beiträge geliefert, aber er empfand ebenso wie der mit ihm befreundete Paul Meyer das Bedürfniß nach einer eigenen in Paris erscheinenden Zeitschrift, die von ihm und Paul Meyer unter dem Titel „Romania" seit 1872 herausgegeben wurde und es seitdem auf 31 äußerst gehaltvolle Bände gebracht hat. Um jeden Verdacht einer feindseligen Gesinnung gegenüber dem Jahrbuch zu zerstören, machte Paris noch vor Veröffentlichung des Prospektes Professor Lemcke in einem Schreiben vom 23. September 1871 von seinem Plane Mittheilung. Dieser bisher noch ungedruckte Brief ist mit Lemcke's Briefwechsel in den Besitz der Wolfenbütteler Bibliothek übergegangen. Ich habe ihn noch vorher kurz nach Lemcke's Tod in Händen gehabt und ebenso wie drei weitere Paris'sche Briefe abgeschrieben. Ich theile, da er allgemeines Interesse hat, hier wenigstens den Schluß des Schreibens in der Originalfassung mit:

„Maintenant vous comprenez, je n'en doute pas, que les derniers événements nous excitent à développer de plus en plus chez nous les études nationales, et que nous ayons désiré encore plus vivement que par le passé que le seul journal consacré aux langues romanes ne fût pas un journal allemand. Tel est le point de vue auquel je vous demande de considérer notre entreprise, et je pense qu'en s'y plaçant les esprits impartiaux trouveront que nous n'avons été guidé que par de bonnes raisons. Nous espérons — est-ce un rêve? — que les études ne souffriront pas trop chez nous de nos désastres; peut-être même trouverons-nous dans nos malheurs une salutaire leçon. Je sais que pon de personnes en Allemagne pensent ainsi; on nous regarde comme irrévocablement perdus. Vous nous permettrez d'en appeller de cette décision, et de faire, chacun dans notre humble ephère ce qui dépendra de nous pour le démentir."

Außer der Gründung und der bis zuletzt gemeinsam mit P. Meyer geführten Redaktion der „Romania", von der jeder einzelne Band mehrere oft höchst bedeutsame Aufsätze und Besprechungen aus seiner Feder enthält, hat sich der Verstorbene, wo immer es galt in und außerhalb Frankreichs das Interesse für romanische Philologie zu wecken und zu heben, stets an erster Stelle bethätigt. So rief er insbesondere nach dem Muster der Early English Text Society bereits 1875 die Société des Anciens Textes français ins Leben, deren Leitung wiederum bis jetzt vorwiegend in seiner Hand lag und zu deren Publikationen er selbst eine stattliche Anzahl Bände beigesteuert hat. Damit war seine schriftstellerische Thätigkeit aber noch keineswegs erschöpft. Theils selbständig, theils in anderen Sammelwerken sind noch eine ganze Anzahl andere Arbeiten von ihm erschienen. So gehörte er seit längerer Zeit zu den besten Mitarbeitern an der großen „Histoire littéraire de la France" und am „Journal des Savants". Für weitere Kreise interessant sind die drei Sammlungen seiner bei verschiedenen Anlässen gehaltenen Vorträge und Vorlesungen, wie insbesondere seine meisterhaft geschriebene Biographie des französischen Vagabondendichters Villon aus dem 15. Jahrhundert. Bekannt und geschätzt ist ferner seine knappe Darstellung der französischen Litteratur im Mittelalter, von welcher zwei Auflagen und kürzlich auch eine englische Uebersetzung erschienen sind. Sie bildet den ersten Band des leider unvollständig gebliebenen „Manuel d'ancien français". Gleiche mehr pädagogische Ziele verfolgen seine auch in Deutschland stark verbreiteten „Extraits de la Chanson des Roland", seine „Récits extraits de prosateurs et poètes du moyen âge mis en français moderne", seine mit E. Langlois herausgegebene „Chrestomathie du moyen âge" und die von ihm und Jeanroy zusammengestellten „Extraits des chroniqueurs français". Sie alle sind auf die Bedürfnisse französischer Schüler und Studierenden zugeschnitten und bekunden, was doch so selten der Fall ist, wie bei Gaston Paris sich eine vorzügliche Begabung zu selbständiger Forschung paarte mit einem seltenen Lehrgeschick, und wie er überall bedacht war, nicht nur selbst immer neue Pfade aufzufinden, sondern ebenso anderen behilflich zu sein, dieselben zu verfolgen und selbst weiter auszubauen. Unermüdlich ist er bis in die letzten Wochen hinein nach beiden Richtungen hin thätig gewesen, und er hatte noch neuerdings eine Reihe weiterer Arbeiten angekündigt, die nun anderen zur Ausführung überlassen bleiben. Sein Tod reißt eine gewaltige Lücke in die noch heute nicht allzugroße Phalanx der Romanisten, insbesondere Frankreichs. Wie schwer sein Verlust auch in Deutschland empfunden wird, spiegeln am besten die Worte eines Kollegen wieder, der mir eben schreibt: „Es ist mir, als wenn mir etwas wie ein Vater gestorben wäre. Wir Deutschen werden den Verlust nicht am wenigsten schwer empfinden."

Sein vierzigjähriges Ringen hat große Erfolge erzielt. Als G. Paris angeregt durch die verdienstliche Arbeiten seines Vaters über die altfranzösische Litteratur sich Ende der 50 er Jahre des vergangenen Jahrhunderts ähnliche wissenschaftliche Ziele steckte, war die romanische Philologie in Frankreich noch eine unbekannte Wissenschaft. Die Grammatik und das Wörterbuch der romanischen Sprachen von Friedrich Diez in Bonn fanden dort erst weit später Eingang und Verständniß, aber Paris' Vater kam doch auf den glücklichen Gedanken seinen Sohn behufs Vervollständigung seiner französischen Universitätsstudien nach Göttingen und Bonn zu schicken. Hier lernte dieser schnell die deutsche Forschungsart kennen und hochschätzen und wurde im persönlichen Verkehr mit Diez bald mit dessen solider Methode vergleichender Sprachforschung vertraut. Alsbald war er

Digitized by Google

entschlossen, sie gleichfalls zu handhaben und nach Kräften in seiner Heimath zu verbreiten. Bezeichnend genug erschienen seine ersten Aufsätze über die Oberonsage und über das Rolandslied und die Nibelungen 1861 und 1862 in der „Revue Germanique"; seine streng philologische Dissertation, auf Grund welcher ihm von der Pariser Ecole des Chartes das Diplom eines „archiviste-paléographe" ertheilt war, eine Studie über die Bedeutung des lateinischen Accentes in der französischen Sprache (Paris 1862) trug die ehrerbietige Widmung an Diez, als Versuch eines seiner Schüler. In der Einleitung beklagte Paris, daß die Zahl der Freunde französischer Philologie eine noch gar kleine sei und die meisten sich überdies nur aus Liebhaberei damit beschäftigten, und erklärte, er würde sich glücklich schätzen, wenn er mit dazu beitragen könnte, daß auch dieses Forschungsgebiet gerade so wie die klassische und orientalische Philologie als eine Wissenschaft angesehen würde, welche feste Prinzipien, ernste Arbeit und strenges Denken beansprucht.

Heute ist dieser Wunsch längst zur Wahrheit geworden, ja, die jüngere Generation der Romanisten begreift kaum mehr, wie er vor vierzig Jahren noch geäußert werden konnte, so vorgeschritten ist heute der Bau, so festgelegt sind die Pläne für seine Weiterführung, so selbstverständlich sind die strengen Anforderungen, die an jeden gestellt werden, der sich berufen hält, an der Fortsetzung des Werkes, geschweige denn an seiner Umgestaltung, mitzuwirken. Daß wir in verhältnißmäßig kurzer Zeitspanne so weit gelangt sind, ist selbstverständlich nicht das Verdienst eines Einzelnen; dazu sind viele Hände und nicht zum mindesten die der nächsten Erben des Bonner Altmeisters der deutschen Romanisten fleißig gerührt worden. Alle aber, dessen bin ich gewiß, werden freudig bekennen, daß das Hauptverdienst dabei Gaston Paris gebührt, und zwar sowohl hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Leistungen, wie hinsichtlich seiner pädagogischen und organisatorischen Thätigkeit. Daß die romanische Philologie heute in Frankreich in hohem Ansehen steht, daß sie an einer größeren Zahl französischer Universitäten nach hartem Kampf Eingang und vollgültige Vertreter gefunden hat, ist fast ausschließlich ihm zu verdanken. Auch in Deutschland hat sich in der gleichen Zeit die Stellung der romanischen Philologie ganz wesentlich gebessert. Nachdem nun auch in Tübingen eine ordentliche Professur dafür geschaffen ist, hat sie das volle Bürgerrecht an allen Universitäten erlangt. Aehnlich groß sind die Fortschritte, welche unsere Wissenschaft und ihre akademische Vertretung in anderen Ländern, insbesondere in Oesterreich, Italien, der Schweiz, den nordischen Ländern und Amerika gemacht hat. Zurückgeblieben ist sie bisher vornehmlich noch in England und Spanien. Ich hoffe, daß auch in Zukunft unter den Romanisten aller Nationen ein ehrlicher Wettkampf darüber ausgefochten werden wird, wer am thatkräftigsten den Riesenbau unserer Vorgänger fördert. Daß dieser Wettstreit bisher die Kämpfenden, trotz aller nationalen Streitigkeiten, trotz 1870, statt sie in feindliche Heerlager zu trennen, zu enger Waffenbrüderschaft, zu treuen Arbeitsgenossen, zu persönlich treuen Freunden geeint hat — auch das ist großentheils Paris' Verdienst; auch in dieser Hinsicht hat er im Geiste unseres Altmeisters Diez weitergewirkt. Mögen der romanischen Philologie alle Zeit geistige Führer wie Diez und Paris beschieden sein, Menschen, deren Seelenabel in vollster Harmonie mit ihrer wissenschaftlichen Bedeutung steht!

Greifswald. E. Stengel.

Ohne Familie.

Ein Dialog.

Adrienne, 28 Jahre.
Vera, 26 Jahre.

Beider Gatten sind Nachbaren auf dem Friedhofe zu Montparnasse. An deren Gräbern haben sich die beiden Frauen gesehen, kennen gelernt und nun seit Jahresfrist Freundschaft geschlossen. Heute, wie schon oft, besuchten sie gemeinsam die Oper und fahren in Adriennes Wagen heim. Ein kleiner Umweg führt durch die Straße, in der sich Veras Wohnung befindet.

Adrienne: Nun, zufrieden, meine Liebe?

Vera: So halbwegs. Ich liebe diese Art Musik nicht; sie ist mir zu süß.

Adrienne (lächelnd): Schon wieder „zu süß". Ja, meine Liebe, kann denn im Leben irgend etwas zu süß sein? Soll man denn überhaupt ein Ding erstreben oder ersehnen, daß nicht süß ohne Einschränkung, süß in seiner Vollkommenheit, süß bis zur Verzückung ist? Was heißt denn das immer Gewünschte, immer Verlangte: glücklich und zufrieden sein? Doch nur: frei von Bitterniß und erfüllt von der Süße des Lebens.

Vera: O, meine liebe Freundin, Sie wissen, daß ich in diesem Punkte ein wenig anderer Ansicht bin.

Adrienne: Das weiß ich, weiß ich recht gut. Ich entsinne mich noch genau der Erklärung des Wortes „Glück", die Sie mir gegeben haben. Wie lautet sie doch? (Mit ein wenig Pathos): „Glücklich sein, heißt seine Seelenruhe gefunden haben; und diese ist dem beschieden, der nicht unnütz ist, der seinen Lebenszweck zur That werden läßt."

Vera: Sie haben ein vorzügliches Gedächtniß!

Adrienne: Sa charmante und so geistreiche Worte vergißt man nicht leicht! Im übrigen sind ja Ihre Worte vollkommen auf mich und meine Art gemünzt. Ich bin glücklich, weil ich meine Seelenruhe gefunden habe, und meine Seelenruhe ist ungetrübt, weil ich mich nicht unnütz fühle, weil ich meinen Lebenszweck — das Glück und die Süße des Lebens im größtmöglichsten Maße zu genießen — redlich zur That werden lasse. Sie sehen also, daß Ihre Theorie nicht gegen meine Praxis spricht.

Vera: O, das soll sie auch gar nicht! Sie soll nicht gegen Sie, wohl aber für mich sprechen. Ich will nur nicht immer als das naive, gutmüthig-beschränkte Geschöpf angesehen werden, wenn ich meine Ueberzeugung ausspreche, daß der Lebenszweck einer Frau auch außerhalb der eigenen Person liegen kann.

Adrienne (mit leichter Ironie): Zum Beispiel: in der Familie, in der Fürsorge für den Gatten und für die Kinder?

Vera: Sie wissen recht gut, liebe Freundin, daß ich keine von jenen bin, die darin ihr einzig Heil und Glück suchen! Ach nein! Und dann . . die Kinder, o die stören manchmal so arg!

Adrienne: Da stimme ich Ihnen wieder einmal vollkommen bei! Ich bewahre meinem Gatten ein recht, recht freundliches Gedenken, dafür, daß er mich davor bewahrt hat.

Vera: Sa meine ich das nicht. Ich finde, daß ein eigenes Kind uns manchmal engherzig, ungerecht und sogar grausam macht. Nein, lächeln Sie nicht. Ich will es Ihnen beweisen. Sie wissen, ich hatte ein Töchterchen. Es war kränklich und — was mir besonders wehe that — von durchaus geringer Intelligenz. Mein Gott, ein Würmchen, das Mitleid, Aufopferung und Liebe verdiente. All' meine Zeit, alle Mühe und alles Denken verschwendete ich daran, das Kindchen zu kräftigen. Ich wollte es schön, stark, gesund und klug haben. Aber es blieb so, wie es seit seiner Geburt war. Verkümmert. Und wenn ich irgendwo ein Kind sah, das so war, wie ich das Meine wünschte, wenn ich es gesundheitstrotzend und mit klugen Augen in die Welt blicken sah, da überkam mich zuerst Wehmuth, dann Neid und schließlich Haß. All das Gesunde und Frische reizte mich. Warum mußte es immer meine Wege kreuzen und

mich daran erinnern, was mein Kind ist?! All diese glücklichen Kinder erschienen mir nur dazu da, um mich an das armselige Geschöpf zu erinnern, das mein Kind war. Und ich wich ihnen aus. Ich wich ihnen aus, weil ich sie zu hassen begann. Da war namentlich ein Kind, das mich bis zur Raserei brachte. Das Kind unserer Portiersfrau. So oft ich das Haus verließ, kraddelte der dreijährige Blondkopf in dem Treppenflur, hob das Köpfchen, musterte mich mit seinen klugen, lieben Aeuglein und schmetterte ein vergnügtes „bon schur, madam'" vor sich hin. Manchmal auch noch irgend eine andere kindliche Bemerkung. Und dieses liebe, kluge, frische Wesen — ich haßte es! Wenn ich die Treppen hinunterstieg und es unten kauern und spielen sah, erfaßte mich Wuth. Oft hat es mir in den Füßen gezuckt, es bei Seite zu stoßen. Weshalb kroch es mir immer unter die Augen? Um mich zu mahnen, an das, was ich eben verlassen? O, ich haßte dieses Kind! Ich erwiderte seinen Gruß nicht, war unfreundlich und fast brutal. Ich herrschte es barsch an, wenn es nicht rasch genug auswich, suchte nach allerlei Chikanen, um dann endlich die Wohnung zu kündigen und das Haus zu verlassen. Nur damit ich dieses Kind nicht mehr sähe! In der Zwischenzeit starb mein Töchterchen. Als ich am Sterbetage das Haus verließ und die Treppen hinabstieg, da hörte ich ein kindliches Lachen, schallend, jubelnd, vergnügt. Natürlich, war es mein Quälgeist, der da unten sein Wesen trieb. Und jetzt hörte ich es rufen: „Mama! Mama! Schnell! Guck, wie schön!" und in diesem Augenblick durchzuckte es ganz plötzlich mein Hirn: warum mußte mein Kind sterben, mein Kind, das ich zu etwas Großem erziehen wollte, warum nicht lieber dieses da, das nichts ist und nichts wird?! Warum lebt das, wenn mein Kind todt ist!" In diesem Augenblick war ich unten, an der letzten Treppe, und da sah ich . . . sah zwei Paar glücksstrahlender Augen, zwei Paar im Lachen verzerrter Lippen, die sich immer wieder vom neuen jubelnd aneinander preßten, sah eine glückliche Mutter, sah ein glückliches Kind . . . und . . . und schämte mich. Ich wagte es nicht, den Gruß der beiden zu erwidern, wagte es nicht, der Mutter, deren Kind ich eben den Tod gewünscht hatte, in die Augen zu sehen, und eilte fort, so schnell als möglich. Aber nun hatte ich das Bewußtsein, daß ich — mindestens in Gedanken — schlecht und häßlich gehandelt, hatte das Gefühl, daß ich an dem Kinde etwas gut zu machen hätte. Und ich zog die Kündigung zurück, blieb in dem Hause, blieb als Freundin des kleinen Conciergekindchens, brachte ihm Geschenke und nahm es zu mir hinauf, um mit ihm zu spielen. Allmählich wurde ich gewahr: es ist gar nicht nöthig, ein eigen Kind zu haben, um Mutter zu sein. O, nein: nur die Wärme und die Zärtlichkeit, die in uns lebt, nicht eintrocknen lassen, mit ihr jeden, der dessen bedarf, überhäufen und überschütten. Das ist alles! Das, was gut in uns ist, in die Welt hinausspenden. Nicht für sich behalten, nicht nur für jene, die uns am nächsten stehen, nein, so viele als möglich erfreuen, Freude, Freude, Wärme und Herzlichkeit in die Welt bringen, in vielen Seelen, in vielen Herzen, in vielen Hirnen weiterleben, in seinen Thaten den Tod überdauern — o, das ist Ersatz für Kinder! Ein, zwei, drei Kinder — was sind die? Sie können sterben, und mit ihnen vergeht unser Name. Aber wenn ich zwanzig, dreißig, vielleicht Hunderten weiter geholfen, wenn diese wissen, daß ich ihnen zwar nicht das Leben gegeben, aber es ihnen erleichtert, vielleicht sogar erhalten habe — wie sollte ich da je ungeliebt, jemals unglücklich oder unzufrieden sein können? Meine liebe Freundin, wir sterben, unsere Kinder sterben, aber unsere guten Thaten, die leben in ihren Wirkungen Generationen hindurch weiter.

Adrienne: Also deshalb widmen Sie Ihre ganze Zeit und Ihre ganze Kraft dem „Verein für verlassene Kinder und Mütter?"

Vera: Ja, deshalb. Ich will nicht unnütz sein.

Adrienne: Das macht Ihrem guten Herzen alle Ehre! Und wenn wir schon vom Herzen reden — sagen Sie einmal, liebe Freundin, Sie haben vorhin einen Satz gesprochen, der mir gut gefallen hat. Wie sagten Sie nur? Richtig! „So viele als möglich erfreuen, Freude, Freude, Wärme und Herzlichkeit in die Welt bringen!" Dieses „So viele als möglich erfreuen" — das gilt doch auch für die Liebe? Oh, nur nicht wieder dieses verächtliche Nasenrümpfen! Nein, nein — ich meine es ernst. Wir kennen doch beide die Ehe. Wir wissen, was das heißt, nur an einen die Liebe verschwenden zu müssen. Was halten Sie da für besser: den einen oder die vielen?

Vera: Darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben. Es wäre denn die: nie sich wegwerfen.

Adrienne: Ja, meine liebe Freundin, da müssen Sie meiner Fassungsgabe schon ein wenig nachhelfen! Bitte, etwas deutlicher.

Vera: Nun denn: nie in die Lage kommen, lieben zu müssen.

Adrienne: Da haben Sie Recht, liebe Freundin! Ja, ja, dieses lieben müssen, das ist das Fürchterlichste! Und sehen Sie, deshalb ziehe ich es vor, nicht wieder in den „heiligen Ehestand" zu treten. Ist es so nicht viel schöner und besser? Wenn ich mich in einem Freund getäuscht sehe, oder wenn er mich zu langweilen beginnt, kann ich ihm immer ohne Zwang Adieu sagen und mein Glück — nun ja, lächeln Sie nur: mein Glück! — bei einem anderen suchen. O, es ist so schön, frei zu sein!

Vera: Ich lächelte nur, weil wir uns noch nicht verstanden haben; wenn ich sagte: nie in die Lage kommen lieben zu müssen, so meine ich, so zu wählen, daß wir immer lieben können — den Erwählten! Das war meine Antwort auf Ihre Frage: Einer oder viele.

Adrienne: Ja, wenn diesem Wählen nur nicht die Enttäuschungen folgen wollten!

Vera: Schelten Sie mir nicht die Enttäuschungen! Die sind es, die uns reif machen.

Adrienne: Die Enttäuschungen? Sagen wir lieber: Die Erfahrungen.

Vera: O nein, die Erfahrungen bleiben im Kopfe haften. Nur dort. Enttäuschungen aber durchwühlen Herz und Seele — und läutern uns.

Adrienne: Ja, aber wenn nun das erste Mal eine Enttäuschung eingetreten ist?

Vera: Dann wartet man eben; wartet still und ruhig.

Adrienne: Warten? Ist es nicht besser auf die Suche zu gehen.

Vera: Nein, meine Liebe, ich glaube nicht. Wer sucht, wünscht zu finden, und wer zu finden wünscht — ei, der nimmt bald mit irgend etwas am Wege Liegendem vorlieb, nur weil er nicht länger suchen will! Warten können: das ist alles!

Adrienne: Aber wenn man bei all dem Warten alt und grau wird! Dann hat man überhaupt nie geliebt!

Vera: Fürchterlich! Fürchterlich! Sagen Sie, liebe Freundin, glauben Sie nicht, daß die Liebe einem Lotteriespiel gleicht?

Adrienne: Gewissermaßen allerdings!

Vera: Und kann da jeder das große Loos gewinnen?

Adrienne: Nun ja . . . .

Vera: Muß es nicht auch einige geben, die leer ausgehen?

Adrienne (ganz bestürzt): O — was sollen die dann anfangen!

Vera (lächelnd): Darf ich wieder ein Gleichniß dem Spiele entnehmen? Wer sein ganzes Vermögen — im Spiele — auf eine Karte setzt, gilt als leichtsinnig oder verrückt. Und warum unser ganzes Vermögen, unser ganzes Lebensglück auf eine Karte ins Spiel setzen? Warum denn alles von der Liebe erwarten? Warum nur die eine Karte? Wie leicht wird man da dankerott! Und um das zu verhüten, ist es gut, im Spiele um das Leben viele Karten im Auge zu behalten, viel Interessen, viel — sagen wir: Ideale zu besitzen. Stürzt der eine Altar zusammen, dann hat man noch immer andere, vor denen man beten und sich Stärkung holen kann.

Digitized by Google

Adrienne: Wenn das wirklich so gescheidt ist, wie es klingt . . . . . .

Vera: Ich vergaß zu erwähnen, daß dieser Vergleich von Freund Borinow stammt.

Adrienne: Ach, von Ihrem Freund Borinow! (Belustigt.) Sagen Sie, liebe Freundin, haben Sie den „gefunden“ oder „erwartet“?

Vera: Sie glauben doch nicht! . . .

Adrienne: Aber, liebe, liebe Freundin! Wozu denn dies Versteckspiel! Ich werd' Ihnen doch keinen Vorwurf daraus machen!

Vera: Nein, aber Sie irren sich. Wirklich!

Adrienne: Ei, ei, ei! Also am Ende ist er gar nicht täglich bei Ihnen; ist es auch nicht richtig, daß, wenn man Sie, liebe Freundin, besucht, man unfehlbar auch Herrn Borinow die Hand zu drücken Gelegenheit findet!

Vera: Das schon. Wir arbeiten eben zusammen. Führen die Bücher des Vereins — Sie wissen, er ist zweiter Sekretär — erledigen die Korrespondenz, machen, wenn uns Zeit erübrigt, Uebersetzungen für unsere Jugendbücher. Aber dazu kommen wir leider selten. Wir haben so viel zu thun!

Adrienne (lächelnd): Und der arme Herr Borinow findet nicht einmal Zeit, Ihnen ein klein wenig den Hof zu machen?

Vera: Fällt ihm gar nicht ein!

Adrienne (erstaunt): Wirklich?

Vera: Er hat es noch nie versucht. Sie wissen, ich lüge nicht.

Adrienne (immer mehr verwundert): Und das lassen Sie sich gefallen?!

Vera: Ja, aber warum denn nicht?

Adrienne: Nein, hören Sie, das ist mir unverständlich! Daß Sie das so hinnehmen! Ich würde es als Beleidigung empfinden.

Vera: Weshalb denn?

Adrienne: Aber erlauben Sie! Sie sind jung, Sie sind schön, haben eine wunderbare Erscheinung — bitte, bitte! es ist so! — und da kommt täglich ein junger Mann zu Ihnen, der all dies gar nicht zu beachten und zu empfinden scheint? Der es nicht der Mühe werth findet, Ihnen zu zeigen, daß Sie auf ihn Eindruck gemacht haben, daß er sie bewundert? Der keine Miene macht, Ihrer Schönheit den schuldigen Tribut zu Füßen zu legen, keinen Versuch Ihre Aufmerksamkeit und Ihr Wohlwollen zu erringen? Empfindungslos dort sitzt, wie vor einem alten, verrunzelten Bauernweibe? Das ist für eine junge und schöne Frau, wie Sie, doch beleidigend! Wirklich beleidigend!

Vera: O, nicht doch! Ich empfinde es als Beleidigung, wenn jeder Mann, der uns naht, sofort das ganze Arsenal jener Waffen spielen läßt, die ihm unser Wohlwollen sichern, uns „erobern“ sollen. Ja, ja — dieses „Erobern-Wollen“, dieses hoffnungsfreudige oder schüchtern-hoffende uns die Cour machen, das empfinde ich als Beleidigung. Daß man uns als Gimpel ansieht, die auf den süßen Leim fliegen sollen, oder als Freiwild, als Allerweltsbeute! Das beleidigt mich! Ich will nicht von Courmachern „erobert“ werden!

Adrienne (lächelnd): Sie vergessen, daß man auch selbst erobern kann.

Vera: Ach was, um Adler oder Edelwild zu jagen, taugen Eure Künste nicht! Und wenn sie schon verfangen, dann ist's um den Adler schade. Nein, nein, in dem Punkte einigen wir uns nie! (Der Wagen hält.) So, da bin ich schon zu Hause. Adieu, liebe Freundin! Auf Wiedersehn — Mittwoch!

Adrienne: Adieu, liebe Freundin, adieu! Und nichts für ungut! Eigentlich ist es komisch — manchmal kommt's mir vor, als ob unsere Charaktere sehr ähnlich wären — aber sie sind doch grundverschieden.

Vera: Das mag schon sein. Ich glaube das Verhältniß liegt so: wir beide haben keine Familie, und haben keine Sehnsucht danach. Das haben wir gemeinsam. Was an uns verschieden, ist nur das, was wir an die Stelle der Familie gesetzt haben. Sie zogen den Kreis enger, so enge, daß er nur Ihre Person umfaßt, ich habe ihn erweitert, sehr, sehr erweitert — all die, die ohne Familie sind, sind meine Familie geworden. Voilà tout! — Adieu, liebe Freundin!

Adrienne: Adieu, adieu, meine Liebe! Also auf Wiedersehn, am Mittwoch!

Sie drücken sich die Hände, Vera entsteigt dem Wagen und geht an das Hausthor, um dem Concierge zu läuten. In dem gleichen Augenblicke denken:

Adrienne und Vera: Ein gutes Herz! Aber wie man nur so dahinleben kann! . . . . .

Genf. C. Morburger.

(Nachdruck nicht gestattet)

C. A. Nallino: Le odierne tendenze dell islamismo. Firenze 1902.

Von Haus aus ist der Islam eine national-arabische Religion und hat ganze Stücke arabischen Heidenthums „unverdaut“ in sich aufgenommen. Man hat ihn deshalb aus dem Kreise der Weltreligionen ausschließen wollen und gemeint, Koran und Tradition widerstrebten durch ihren Inhalt der Verwirklichung ihres eigenen Ideals, der Verbreitung des Islam unter allen Menschenkindern. Lange hat es ja auch wirklich gedauert, ehe die kosmopolitische Gesinnung der Theologen, die alle Bekenner des Islam, welcher Nationalität sie auch angehören mochten, als gleichwerthig betrachteten, über den Stammesstolz der Araber, die sich die vornehmste Rasse dünkten, den Sieg davontrug. Die Herrscher aus dem Hause der Umajjaden waren bis auf wenige Vertreter der Traditionen des arabischen Heidenthums und kümmerten sich herzlich wenig um die Religion, deren höchste Spitzen sie doch sein wollten. Mit der Thronbesteigung des ersten Khalifen aus dem Abbasidengeschlecht war das Araberthum von seiner Höhe gestürzt, und die kosmopolitisch-religiöse Richtung hatte das Uebergewicht erlangt. Von allem Anfang an, schon von Muhammed selbst, war die neue Religion als eine „richtige Leitung“ für alle Völker betrachtet worden; alle Muslims sollten eine Gemeinschaft bilden, in der nur der Adel der Frömmigkeit gelten sollte. Die Nachfolger des Propheten, die Khalifen, sind Leiter des religiösen Gemeinwesens, und thatsächlich bildeten, wenigstens nominell, die Länder des Islam im wesentlichen ein Reich bis zur Zerstörung Bagdads durch die Mongolen 1258; von da an spaltete sich das Khalifat in zahlreiche von einander unabhängige Staaten, an deren Spitze nicht mehr Khalifen — das bedeutete ja Oberhaupt der ganzen Glaubensgemeinde — sondern Sultane, weltliche Herrscher standen. Einige Glieder des Hauses der abbasidischen Khalifen waren der Verfolgung durch die Mongolen entkommen und nach Egypten geflohen. Die Mamelukendynastie erkannte sie theoretisch als Inhaber des Khalifats weiter an, ohne ihnen einen wirklichen Einfluß auf die Staatsleitung zuzugestehen. Und als Selim I, der Sultan der Türkei, 1516 Egypten eroberte, nahm er, da er Erbe der abbasidischen Macht sei, die Würde des Khalifats für sich in Anspruch; dabei setzte er sich freilich in Widerspruch mit dem muhammedanischen Recht, das als conditio sine qua non zur Erlangung dieser Würde die Abkunft aus Muhammed's Stamm Kuraisch aufstellt. Da aber die Einheit des Islam damals nur auf dem Papier stand, so dachte niemand daran, dem Sultan einen Titel streitig zu machen, der praktisch längst bedeutungslos geworden war, und später konnte der Sultan von Marokko ebenfalls, ohne Widerspruch zu finden, sich die Würde des Khalifen beilegen, die ihm als Nachkommen von Muhammed's Tochter Fatima zustamme.

Seit dem Wiedererwachen des Islam im 19. Jahrhundert ist es anders geworden; heute ist die Türkei, in deren Gebiet ja auch die heiligen Städte Mekka und Medina liegen, die einzige muhammedanische Macht, von der die Muslims der ganzen Erde die Verwirklichung ihrer Hoffnungen erwarten. Um 1870 bildete sich in Centralasien ein Bund, der die alte Macht des Khalifats wieder aufrichten wollte und mit dem Sultan Verhandlungen anknüpfte. Aber die panislamische Bewegung drohte ganz zu verfallen, als Abdulhamid 1876 eine liberale Verfassung gab und ein Parlament schuf, an dem auch Andersgläubige theilnehmen konnten; damit gab er jeden Anspruch auf das Khalifat auf. Diese liberale Aera dauerte nur einige Monate, und Abdulhamid ließ sehr bald die Reformpläne fahren, verbannte Midhat Pascha, der sie ins Werk gesetzt hatte, und durch Hilfe der Häuptlinge einiger weit ver-

Digitized by Google

breiteter Orden gelang es ihm, in weiten Kreisen wieder seine Anwartschaft auf die Khalifenwürde anerkannt zu sehen. Die Propaganda, die bei der Wallfahrt nach Mekka gemacht wird, wo Muslims aus aller Herren Länder sich treffen, und die eege Aebeit der Zeitungen leisten für die Verbreitung dieses Gedankens das Uebrige. Seit dem Erstarken der panislamischen Bewegung werden in der ganzen muhammedanischen Welt die Schicksale der Türkei mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt; während des griechisch-türkischen Krieges veranstaltete die einzige Zeitung, die in Südarabien erscheint, eine Subskription zu Gunsten der türkischen Armee, und bis nach Java wurden die Nachrichten von den türkischen Siegen mit dem größten Jubel aufgenommen. Der Jahrestag der Thronbesteigung des Sultans ist ein religiöses Fest für die indischen und malaiischen Muslims geworden, und das Bild Abdulhamid's fehlt heute in keinem arabischen Café von Tunis und Algier. Unmittelbar nach dem griechisch-türkischen Krieg fanden in mehreren europäischen Kolonien mit muhammedanischer Bevölkerung Aufstände statt, und die Zeitung „Molumat" brachte so europafeindliche Artikel, daß die holländische Regierung ihren Vertrieb in den malaiischen Kolonien verbot. Selbst der erbitterte Haß zwischen Sunniten und Schiiten kann vergessen werden, wie die Aufnahme des Schah von Persien in Konstantinopel im Oktober 1900 gezeigt hat, und der Kommissar Persiens bei der Pariser Weltausstellung versuchte in einer Scheift die Europäer davon zu überzeugen, daß Sunniten und Schiiten von brüderlicher Liebe gegen einander erfüllt seien. Nur Marokko, dessen Sultan ja selbst das Khalifat für sich in Anspruch nimmt, hat bisher alle Werbungen der panislamischen Bewegung abgewiesen.

Die muhammedanische Einheit zu festigen trägt sehr viel das Vordringen der arabischen Sprache bei, die für den Islam dasselbe bedeutet, wie das Lateinische für das Christenthum im Mittelaltee und bei den Berberstämmen des Atlas, in Senegambien, im Sudan und den Somaliländen immer mehr die einheimischen Sprachen verdrängt; selbst in China richten die chinesischen Muslims Schulen ein, in denen Arabisch gelehrt wird. Und wo die arabische Sprache nicht gesprochen wird, da wird wenigstens die arabische Schrift, die Schrift des Koron gebraucht; selbst für die Muhammedaner in Südafrika, die holländisch sprechen, hat mon holländische Gebetbücher in holländischer Sprache mit arabischer Schrift drucken lassen.

In seinem inhaltsreichen Vortrag hat Professor C. A. Nallino das Erstarken der panislamischen Bewegung gewürdigt und namentlich auch die Bedeutung der religiösen Orden für die Provogonda aufgezeigt. Diese Bewegung ist es durchaus werth, daß ihr in Europa mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird; man braucht nur an die Ueberraschungen zu denken, die die mahdistische Erhebung denen bereitete, die den Islam von der Ruhe des Friedhofs umfangen glaubten. Aber nicht nue die fanatischen Massen sind in Bewegung; auch in dem aufgeklärten Theil der Bevölkerung gährt es und werden Träume erdacht von einer Verschwisterung des Islam mit Kulturerrungenschaften der Neuzeit. Wer die Geschichte des Islam in den ersten Jahrhunderten verfolgt, wird in ihr einen „katholischen Instinkt" wirksam finden, dem es gelingt auch Elemente, welche dem Inhalt des Islam eigentlich widerstreben, so umzugestalten, daß er sie aufnehmen kann; es ist also nicht ausgeschlossen, daß er auch europäische Kultureinflüsse, die unaufhaltsom in den muhammedanischen Orient einströmen werden, sich wird assimiliren können.

J. H.

Ludwig Jacobowski: Im Lichte des Lebens. Mit Beiträgen von Herm. Friedrich, R. M. Weener, Georg Brandes, R. Steiner, A. K. T. Tielo u. a. herausgegeben von Marie Stono. Breslau, S. Schottlaender, 1902.

Den Lesern dieser Wochenschrift ist der hochbegabte, allzufrüh dahingeroffte Dichter durch seine überaus beachtenswerthen Beiträge in so gutee Erinnerung, daß ihnen das angegebene Büchlein sicherlich erwünscht sein wird. Einem hübschen Herzenszuge folgend, hat die ihm befreundete österreichische Schriftstellerin, auf deren Wirken auch in diesen Blättern gelegentlich hingewiesen worden, oudere ihm befreundete Schriftsteller, drei Damen und acht Herren, zu gemeinsamer Ehrung seines Gedächtnisses zu vereinen verstandea. Sechs von ihnen haben in gebundener Form ihrer Anhänglichkeit und Verehrung für den Dahingeschiedenen Ausdruck gegeben, die übrigen in mehr oder weniger ausführlichen Aufsätzen ein Bild seines Lebens und Strebens gebracht. Bemerkenswerth und erfreulich ist die Anerkennung, die ihm seitens eines auswärtigen Kritikers von hohem Ruf hier geworden: Georg Beandes' sympathischer Artikel gibt eine treffende Würdigung des jungen Dichters, indem er ihn als Lyriker zuhöchst schätzt und daneben seinem ersten Roman, „Werther der Jude", die größte künstlerische Bedeutung zuerkennt. Dem das Buch eröffnenden, geschickt und liebevoll zusammengestellten Ueberblick von Jacobowski's leidvollem Lebenslauf schließen sich, seine Kulturbedeutung näher ins Aage fassend, ergänzend an: R. M. Werner mit einer überaus lehrreichen Analyse seiner Lyrik, R. Steiner mit einer eigeas dem Romon „Loki" gewidmeten Abhandlung, A. K. T. Tielo mit einer vortrefflichen Beleuchtung seiner volksthümlichen Bestrebungen, während die Herausgeberin mit ihren „Erinnerungen" die liebenswürdige Persönlichkeit des Dichters lebendig und anziehend zu schildern vermocht hat. Wer den bescheidenen, durch sein schlichtes, prunkloses Wesen aamuthenden jungen Mann gekonnt, wird ihn hier genau wieder erkennen; daß die Darstellerin kleine Schwächen und minder ansprechende Eigenthümlichkeiten nicht verschwiegen, verleiht ihrem immerhin von wahrer Freundschaft eingegebenen Bilde das feine Lebenstreue erhöhende Relief. Wie peinlich auch die Wehmuth ist, von der man beim Gedanken an dies so schroff abgerissene, werthvolle Dasein ergriffen wird, man staunt zugleich erfreut über das viele Tüchtige, das innerhalb eines bloßen Jahrzehnts geleistet worden. Die eigentliche dichterische Thätigkeit Jacobowski's liegt nun, auf manche unerfüllt gebliebene Erwartung hinweisend, abgeschlossen da und gehört der Litteraturgeschichte an. Aber eine andere Seite seines Wirkens und Strebens kann und soll fernerhin in lebendigstee Weise fortbestehen: sein nicht hoch genug zu veranschlagendes Bemühen um Verbreitung der gediegenen Dichterwerke unter das Volk im weitesten Sinne, unter alle Klassen, die auf harten Tageserwerb angewiesen sind und auch ein Recht auf die Welt des Schönen und eine wirkliche Empfänglichkeit dafür haben. Diese feine Thätigkeit weiter fortzuführen, ist das Vermächtniß, das er seinen Freunden hinterlassen and das sie zweifellos im Herzen tragen werden.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Auguft Snuer: Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Litteratur in Oesterreich und Deutschlnnd. — C. Fromme, Wien und Leipzig 1903.

Grillparzer und Roimund stehen im Mittelpunkt der schönen Sammlung, mit bee einee der gelehrtesten und sorgfältigsten Kenner deatschee Litteratur uns beschenkt; und die ihnen geltenden Aufsätze bilden auch den bedeutsamsten Theil des stattlichen Bandes. Zwae muß ich arger Ketzer gestehn, daß ich den „Treuen Diener seines Herrn" auch nach Sauer's beredtem Plaidoner von der Anklage wegen allzu loyaler Gesinnung nicht freizusprechen vermöchte; was aber füe den „Heros des Servilismus" vorgebracht werden kann, läßt sich gewiß nicht besser begründen. Unumschränkte Bewunderung verdient die Stoffbeherrschung, Darstellungskunst und Feinheit des grundlegenden und gleichzeitig auch sost erschöpfenden Artikels über Ferdinand Raimund, der aus der Allgemeinen Deutschen Biographie neu abgedruckt ist. — Aber in einigen andeen Studien rächt es sich doch, daß S. der litteraehistoeischen Darstellung der Gegenwart das Recht abspricht, zu existiren. Es ist selbst für den aufrichtigsten Bewunderer anserer verehrten Frau von Eschenbach ein provozirender Superlativ, wenn der Verfosser ihre letzten Schöpfungen „schlechthin tadellos und vollendet" nennt (S. 386). Aus solchen zu sehr menschlich liebenswürdig gehaltenen Anschauungen erfließt dann auch (S. 397) die Bezeichnung einer fast von der gesammten neueren Kritik längst ratifizirten Beurtheilung R. Hamerling's als „Verunglimpfung" — übrigens in einem Aufsatz, der in interessunter Weise einen charakteristischen Typus aus der Lesewelt vorführt. — Am stärksten scheint uns unter zu viel Wohlwollen die Festrede auf Scheffel zu leiden. Wae es wirklich nöthig zu Gunsten des Zeitgenossen einen Dichter wie Freiligrath (der obendrein Scheffel noh verwandt ist) so tief herunterzusetzen (S. 324)? Und darf mon wirklich von der „unverwüstlichen Fröhlichkeit" (S. 331) des Mannes sprechen, in dem eine grämliche Unfähigkeit, Glück oder Unglück zu ertragen, so früh alle ursprüngliche Produktivität zerstört hat?

Aber der treffliche Litteraehistoriker selbst hat mit seiner schönen Gade gewiß das Recht erstritten, daß wir uns vor allem des vielen Gelungenen und Dauernden in seinen Betrachtungen freuen!

Berlin. R. M. W.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 26. Berlin, den 28. März 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5480 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation", Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *.*.

Gesammtliberalismus und Fraktionsliberalismus. Von Theodor Barth.

Hammurabi. I. Von Julius Lippert (Aussig).

Parlamentsbriefe XX. Von Proteus.

Die Muse des Aretin. Von Siegfried Samosch.

Napoleons I. Stellung in der Geschichte. Von Prof. M. Philippson.

Somnium breve . . . Von Felix Poppenberg.

Berliner Theater: „Timandeo". Von Sigmor Mehring.

Gebetserhörung. Skizze. Von Anatole France (Paris).

Eine Zuschrift: Die Strafbarkeit des Eigenthums.

Bücherbesprechungen:

H. Schurtz: Altersklassen und Männerbünde. Bespr. von Th. Achelis (Bremen).

Max Meyerfeld: Von Sprache und Art der Deutschen und Engländer. Bespr. von Prof. Leon Kellner (Wien).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Konservativen in Posen feiern Herrn Endell; sie bezeugen ihm ihre Hochachtung und Verehrung, und sie wissen sich nicht genug zu thun in Beweisen, die ausdrücken sollen, wie außerordentlich sie den Genannten schätzen.

Ueber diesen Mann, der die Konservativen zur Begeisterung entflammt, laufen die allerungünstigsten Gerüchte um. Die Gerüchte besagen, daß er in sehr bedenkliche Geldaffairen verstrickt war, daß er sich vor dem finanziellen Zusammenbruch nur durch Manipulationen rettete, die — sagen wir — halsbrecherisch waren, und die das Licht der Oeffentlichkeit durchaus nicht vertragen. Gerüchte können falsch sein, und man wird den Stab über einen Mann auf Gerüchte hin erst dann brechen, wenn sie sich zu klaren und unwiderleglichen Thatsachen verdichtet haben. Dies letztere kann man im Falle des Herrn Endell noch nicht behaupten. Fest steht nur, daß er die zahlreichen Angriffe, die sich gegen ihn richten, in einer Weise abwehrt, die zeigt, daß es mit seiner Vertheidigung sehr übel bestellt sein muß. Und fest steht ein zweites, das noch unvergleichlich stärker ins Gewicht fällt. Ein Offiziersgericht hat über Herrn Endell abgeurtheilt; es hat ihm die Uniform aberkannt; dieser Spruch bedeutet, daß nach der Ansicht des militärischen Gerichtshofes Herr Endell nicht jene moralischen Qualitäten besitzt, die für den Offizier als erforderlich erachtet werden.

Es ist richtig, daß der Monarch im Gnadenwege das Urtheil aufgehoben hat; eine Begnadigung schafft freilich die Folgen eines Rechtsspruches aus der Welt, doch nicht die Thatsachen, die zu dem Rechtsspruch geführt haben. Nicht das Urtheil ist in einem neuen Verfahren umgestoßen, sondern die zu Recht bestehende Verurtheilung gelangt in gewisser Richtung nicht zur Ausführung. Die Gnade des Monarchen ist eine persönliche Wohlthat für Herrn Endell; aber Wohlthaten sind Geschenke, und eines kann man jedenfalls nicht schenken: eine einwandfreie Vergangenheit.

Wie es in dieser Beziehung um Herrn Endell bestellt ist, das hat eben das Militärgericht in seinem Spruche festgelegt; und dieser Spruch wurde durch den Monarchen geradezu bestätigt, indem der oberste Kriegsherr nicht ein neues Verfahren anordnete, sondern das Ergebniß des ersten Verfahrens als so berechtigt anerkannte, daß das Urtheil nicht durch einen neuen Richterspruch, sondern nur durch einen Gnadenakt in seiner Wirkung paralysirt werden konnte.

Daß dieser begnadigte Herr Endell nicht in der Stille die königliche Wohlthat genießt, sondern daß er leitend an der Spitze der agrarischen Konservativen der Provinz Posen verbleibt, und daß diese agrarischen Konservativen ihn beglückt an ihre Spitze wieder stellen, ist im höchsten Grade charakteristisch. Diese Thatsache bringt mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck: Die moralischen Qualitäten des Herrn Endell sind uns gleichgiltig; unser Mann ist er, weil er für unsere Interessen rücksichtslos eintritt, und wir sind bereit, alles

freudig an — höhere Agrarzölle zu setzen. Zur Zeit des unmodernen Schiller hieß es — an die Ehre.

Graf Caprivi war es, der im Reichstag mit starkem Nachdruck darauf hinwies, daß die konservative Partei ihren Charakter vollständig verändere. Sie ist eine Interessenvertretung geworden mit bezahlten Agitatoren, und das Handwerk dieser bezahlten Agitatoren ist die Demagogie. Die Zeit ist erfüllt, da auf Tivoli der konservative Parteitag einem Redner zujubelte, der ausrief: Man müsse demagogisch handeln. Es ist erreicht. Wir haben eine demagogische Agrarbewegung, die die konservative Richtung in sich aufgesogen hat.

Die Kämpfe auf der Balkanhalbinsel dauern fort. Bulgarische Banden tauchen bald hier, bald dort auf; sie werden von den türkischen Truppen zersprengt; Todte und Verwundete gibt es auf beiden Seiten. Wenn dieser Zustand lange Zeit anhält, beginnt er bedenklich zu werden. Solche Zusammenstöße entflammen die Leidenschaften auf beiden Seiten immer stärker; politische Leidenschaft heißt aber in diesen Gegenden blutige Rachsucht, und Scenen blutiger Rachsucht hinwiederum sind geeignet, auch im zivilisirten Europa die Volksleidenschaften aufzuregen; es wachsen alsdann die Sympathien mit jenen Volksschichten auf der Balkanhalbinsel, die die türkische Herrschaft abwerfen wollen; und die Rückwirkung solcher Sympathien ist schließlich, daß die Zahl der Aufständischen in der Türkei wächst. Das ist ein gefährlicher Kreislauf, und für die Regierung in Konstantinopel wird alles darauf ankommen, die Bewegung schnell zum Stillstand zu bringen; den Zustand chronischer Metzeleien erträgt Europa nicht.

Herr Castro hat die Präsidentschaft niedergelegt; er hat diesen Staatsakt vor der Oeffentlichkeit durch ein großsprecherisches Manifest motivirt. Und nachdem diese theatralische Handlung vollzogen war, hat die Volksvertretung die Annahme seiner Demission verweigert, und Herr Castro geruht, weiter Präsident zu sein. Castro wollte augenscheinlich seine Position durch ein Votum der Volksvertretung stärken. Hoffentlich benutzt er diese Stärkung nicht, um seine internationalen Verpflichtungen von neuem zu brechen.

* * *

Gesammtliberalismus und Fraktionsliberalismus.

Der berüchtigte Antrag Kardorff, der in so brutaler Weise sowohl das Rechtsgefühl wie die Interessen der breiten Masse der Bevölkerung verletzte, hat den Charakter einer politischen Demarkationslinie bekommen. Wer es über sich gebracht hat, für diesen Antrag Kardorff zu stimmen, natürlich mit Ausschluß derjenigen, die nur deshalb nicht für ihn stimmten, weil er ihnen noch nicht weit genug ging, hat damit den Beweis geliefert, daß er unter Umständen für jede reaktionäre Maßnahme und für jeden Rechtsbruch zu haben ist. Wenn der Sinn für das Wesentliche in der Politik bei uns stärker ausgebildet wäre, so hätte der Antrag Kardorff zwei große Heerlager schaffen müssen, die bei den bevorstehenden Wahlen zum Reichstage gegen einander zu kämpfen hätten. Davon ist nun allerdings bei uns keine Rede. Die um den Antrag Kardorff vereinigten Reaktionäre sind bereits längst wieder verunreinigt, und ein Kartell der Linken ist ebenfalls nie aus dem Rahmen rein theoretischer Betrachtungen herausgetreten. Eine Kooperation zwischen den entschieden Liberalen und der Sozialdemokratie, wie sie in Frankreich unter der Führung des großen liberalen Staatsmannes Waldeck-Rousseau erfolgte und zur Niederdrückung der klerikal-konservativen Reaktion — man kann sogar sagen: zur Rettung des französischen Staates — führte, ist in Deutschland noch nicht möglich. Dazu reicht bei uns in beiden Gruppen die Einsicht und Vorurtheilslosigkeit bisher nicht aus.

Anders liegt die Sache betreffs eines Zusammengehens aller entschieden liberalen Gruppen. Auch dabei sind allerlei Vorurtheile, Animositäten und Eifersüchteleien zu überwinden. Aber es besteht unzweifelhaft in den Wählerkreisen, die einen entschiedenen Liberalismus bethätigen möchten, eine lebhafte Strömung zu Gunsten eines einheitlichen Zusammenwirkens aller liberalen Elemente. Mögen die Fraktionen getrennt bleiben, wenn nur in den einzelnen Wahlkreisen die liberalen Elemente zusammenwirken, um einen Abgeordneten durchzubringen, der entschlossen und befähigt ist, die Reaktion nachdrücklich zu bekämpfen. Diese Stimmung ist in den meisten Wahlkreisen die vorherrschende. Zu welcher unter den zahlreichen liberalen Gruppen des Parlaments sich der Kandidat, wenn er schließlich gewählt ist, rechnet, oder ob er wildliberal bleibt, ist den liberalen Wählern meistens recht gleichgiltig und würde ihnen noch viel gleichgiltiger sein, wenn nicht von den Fraktionsfanatikern der „Fraktiönli"-Geist so sorgfältig gepflegt und den lokalen Führern immer aufs neue eingeimpft würde.

Diesen „Fraktiönli"-Geist zu überwinden, ist vorzugsweise deswegen so wünschenswerth, weil für große Theile der liberalen Bevölkerung die Ueberwindung der Fraktionseifersucht die Voraussetzung dafür ist, daß sie sich selbst wieder ernsthaft an der Politik betheiligen. Sie argumentiren so: Wenn die schwierige Lage, in der sich der Liberalismus befindet, bei denjenigen, in deren Händen die Wahlleitung liegt, nicht das Verständniß dafür geweckt hat, daß es noch größere politische Tugenden als die Fraktionstreue gibt, so lohnt es sich gar nicht, aus der bequemen Gleichgiltigkeit herauszutreten, in der Zehntausende liberaler Männer dahinleben. An einem politischen Kampf großen Stils würde man sich gern betheiligen; an einem kleinlichen Gerauf um ein einzelnes Mandat nimmt man kein Interesse.

Zu den verschiedenen Gruppen des Liberalismus, die sich innerlich so nahe stehen, daß sie den Kampf gegen die reaktionären Parteien gemeinschaftlich führen können, gehören die Süddeutsche Volkspartei, die Freisinnige Volkspartei, die Freisinnige Vereinigung und die Nationalsozialen. Letztere, insbesondere ihr Führer Naumann, haben sich in den zollpolitischen Kämpfen des vorigen Jahres in Wort und Schrift so energisch bethätigt, daß sie innerhalb des Gesammtliberalismus heute einen unbestreitbaren Platz einnehmen. Man braucht nicht mit allem einverstanden zu sein, was die Nationalsozialen anstreben, aber daß sie heute in allen wesentlichen Beziehungen auf dem Standpunkt des entschiedenen Liberalismus stehen, ist unverkennbar, und der Liberalismus kann sich nur freuen, wenn so begabte Männer wie Naumann, der jedem Parlament als Redner wie als politischer Charakter zur Zierde gereichen würde, zu seiner Fahne schwören. Der Liberalismus befindet sich in einem Neubildungsprozeß, bei dem es gilt, aus der Bevölkerung neue Elemente heranzuziehen, und nicht solche, die geneigt sind, sich ihm aus aufrichtiger Ueberzeugung zuzuwenden, abzustoßen. Bei den bevorstehenden Wahlen kommt es in erster Linie darauf an, die Stellung des Gesammtliberalismus zu befestigen. Gegenüber dieser Aufgabe erscheint es von untergeordneter Bedeutung, ob der Gewählte sich dieser oder jener Gruppe des entschiedenen Liberalismus zurechnet. Hat man die Auswahl zwischen mehreren entschieden liberalen Kandidaten, so sollte die größere oder geringere Aussicht, über die Reaktion zu siegen, und nicht in letzter Linie die größere persönliche Tüchtigkeit den Ausschlag geben.

Theodor Barth.

Hammurabi.

Zur Stellung Hammurabi's in der Gesellschaftsgeschichte.

Mit berechtigtem Staunen haben die Veröffentlichungen des Gesetzwerkes des altbabylonischen Königs Hammurabi die Kulturmenschheit erfüllt. Diese Zusammenfassung von Rechtsgrundsätzen, welche im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung im Volke von Altbabylon in dem Maße zur Geltung gelangt waren, daß sie einen erfolgreichen Gesetzgeber hervorbringen konnten, deutet auf Kulturanfänge in einer Zeit zurück, an welche der Mythus die „Schöpfung der Welt" heranrückt. Solche Zeiträume müßten wir in Anschlag bringen, wenn wir ein Zeitmaß für die ersten Fortschritte der Menschheit in ihren primitiven Entwicklungsstadien von dem Vergleiche mit uns bekannt gewordenen Völkern niedriger Organisation abnehmen wollten. Der Kulturstandpunkt, auf welchem ein Hammurabi sein Volk repräsentirt, überragt denjenigen, auf welchen die weit jüngere Repräsentation eines Moses das seine gestellt wissen wollte, insoweit wir den Dekalog als den in Wirklichkeit ältesten Bestandtheil der betreffenden Ueberlieferung betrachten, und ein Vergleich mit unseren wenig über tausend Jahre alten „Leges barbarorum", der durch die Sache selbst in vielen Punkten hervorgerufen wird, fällt sehr zu Gunsten der Altbabylonier aus.

Wer die Erziehung der Menschheit einer von außen wirkenden Kraft zuzuweisen gelernt hat, mag wohl darüber staunen, daß sich so von Jahrtausend zu Jahrtausend scheinbar doch an einen Faden Perlen reihen, die in sich von gleichem Stoffe, doch von immer geringerem Werthe erscheinen, da wir doch vielmehr fortschreitende Erziehungserfolge an denselben Faden gereiht erwarten müßten. Freilich, wer im babylonischen Polytheismus, dem altjüdischen Henotheismus und dem jüngeren Monotheismus mit einer vermittelnden Form des Christenthums die einzigen Schrittsteine, die den gesammten menschlichen Fortschritt über den Sumpf der Barbarei hinüberzuführen geeignet sind, erkennen gelernt hat, den stört jene Erscheinung nicht in seiner Auffassung. Ihm mag der verabscheuungswürdigste Merowingerkönig immer noch als Christ über dem Heiden Hammurabi stehen; aber das Bild des Gesellschaftslebens, wie es uns Gregor von Tours für seine Zeit gezeichnet, und jenes, das uns aus dem ehrwürdigen Gesetzeswerke Babylons entgegentritt, muß in seiner Gegensätzlichkeit den Kulturhistoriker auf einen anderen Maßstab hinweisen: die Art der Vorstellungen vom Außer- und Uebermenschlichen, vom Uebersinnlichen und Ueberirdischen kann nicht sein Gradmesser der Kulturhöhe sein. Es ist die Erbsünde unserer Schule, daß sie das Urtheil der Heranwachsenden in dieser Richtung planmäßig vergiftet; und dieses Gift wirkt im Manne fort. Aber auch von einem freieren Standpunkte aus fällt es uns recht schwer, die Jahrtausendstufe von Hammurabi bis zu einem Chilperich — oder wer sonst gleich jenem die Rechtsgrundsätze seiner Zeit in der Schrift festlegen ließ — nicht aufwärts steigen zu können, sondern von der Höhe abwärts verfolgen zu müssen, weil wir nun einmal vom Kindheitsunterrichte, vom Mythus von Adam und Eva angefangen, gewöhnt sind, die Menschheitsgeschichte an einen Faden reihen zu wollen. Und doch hat uns dabei unsere Erziehung mit Widersprüchen erfüllt. Einmal gedenken wir unseres Planeten als der „Welt" und des Mittelpunktes ihres Zweckes mit kindischer Uebertreibung; dann wieder tritt er uns als der Schauplatz der Erziehung eines Menschengeschlechtes als viel zu klein vor die Augen. Ja, mit welchem Rechte sprechen wir nicht nur natur-, sondern sozialgeschichtlich von einem „Menschengeschlechte"? Ein solches kennt vielleicht schon, wenn man seinen Lebewesen diesen Namen geben darf, der kleine Planet Mars. Seine in früher Alterung ausgeglichene Landfläche trägt vielleicht seit Jahrtausenden in Wahrheit ein Geschlecht, und was man als Schöpfungen seiner „Menschheit" betrachten zu können glaubt, deutet auf dessen organische Einigung. Unsere Erde ist weit entfernt von solchem Ziele. Die Größe und Zertheilung ihrer Wohnflächen, ihre Scheidung durch Berge, Wüsten und Meere hat erst in den vorgeschrittensten Gruppen ihrer Bewohner in ganz idealer Weise den Schulbegriff einer „Menschheit" schaffen lassen; die Geschichte der Thatsachen aber weiß bisher nur von Menschheitsgruppen und deren Erziehung durch das ihnen allen, doch jeder in anderem Maße, aufgedrängte Gesetz der Lebensfürsorge.

Ueberall, in jeder Gruppe, sie mag wie immer begrenzt und beeinflußt sein, schimmert oder scheint mehr oder weniger deutlich durch die jeweilig gewordenen Zustände ein wesentlich gleicher Urzustand hindurch, und überall ist es derselbe natürliche Erhaltungs- und Fürsorgetrieb in freilich sehr mannigfaltiger Entfaltung, den wir im Kampfe mit äußerem Drucke sehen, und überall führt er die im wesentlichen gleichen Uranlagen des Menschen dieselben Wege zu seiner Entwicklung als Gesellschaftswesen: der Weg ist überall derselbe, aber keineswegs die Rast, auf der wir die einzelnen Gruppen halten sehen. Das ist es, was unsere Voreingenommenheit verleitet hat, die Erfolge nach ihrem Werthe als Fortschritt der „Menschheit" über einander zu reihen, überall Erbgang oder Entlehnung zu suchen, wo nur das Walten gleicher Kräfte, der Kampf mit gleichen Widerständen die Analogie der Erscheinungen erklärt. Und wieder sind es äußere, aber doch irdische Gewalten, die da früher dort später den Hemmschuh an die rollende Entwicklung legen, wodurch uns der scheindare Widerspruch verständlich wird, wie das Vollkommenere von dazumal dem Unvollkommenen von heute der Zeit nach voranzustellen ist.

König Hammurabi hat im 3. Jahrtausend v. Chr. nach glücklichen Kriegen das altbabylonische Reich zusammengekittet. Dessen Kultur erhebt sich auf der älteren der Völker von Akkad und Sumer. Schon dieser Fall gestattet uns an das Ordnungsbedürfniß zu denken, das seinerzeit bei den germanischen Stämmen eintrat, als auch sie sich auf dem Boden einer älteren Kultur einzurichten begannen, und ähnlich haben die Juden als ein eroberndes Volk den Boden einer älteren Kultur in Besitz genommen, als ihnen die neue Gesetzgebung zu Theil wurde. Die aber mußte nothwendig von außen und von oben gekommen sein, denn sie datirt nicht wie in Babylon und den Germanenstaaten aus der Zeit, da das Bedürfniß in der Verschmelzung hervorgetreten war, sondern sie sollte vorausschauend vor jenem Ereignisse gegeben sein; das charakterisirt den Bericht.

Hammurabi nennt sich — immer unter der Voraussetzung, daß wir der Uebersetzung glauben dürfen*) — einen „Stadtkönig", Friedensfürsten und „König der Gerechtigkeit". Durch den Zusammenschluß von herrschenden Städten hat er das Reich neu begründet. Die Bewohner dieser Städte bauten auf künstlich bewässertem Boden Getreide und Oel — Sesam — und die Dattelpalme, entferntere Landgüter mit Pächtern und Farmern bewirthschaftend. Vor dem Thore der Stadt umschloß ein Pferch das Herdenvieh, das der Hirt von da zur Weide trieb. Handwerke verschiedener Art wurden betrieben, und solche Fertigkeiten durch die Anzucht von Lehrlingen vererbt. Der oft erwähnte Schiffbau diente einem blühenden Handel. Schiffe und Lastthiere wurden vermiethet und große Mittel in Unternehmungen gesteckt, die fremde Hände durchführten — alles Zeugnisse dafür, daß eine tausendjährige Vergangenheit und Vorgeschichte an diesem Volke seine Erziehung geübt haben muß, ehe von den herrschenden Städten aus eine Vereinigung zu Stande kommen konnte, die nach drohendem Zerfall der orientalisch ruhmredige König von seiner im Norden gelegenen Vaterstadt Sippar aus wieder herstellte. Wie so oft, von da her, woher die neue Herrschaft kam, entstammte nicht auch die frühere Kultur; sie hatte ihre ältere Heimath im Süden, im unterworfenen Lande.

*) Wir beziehen uns auch in den Zitaten der Paragraphen auf Dr. Hugo Winckler's „Gesetze Hammurabi's", Leipzig 1903.

Digitized by Google

Wie alt diese Kultur gewesen sein muß, darauf deutet neben anderem der Reichthum der Tempel der Städte. Jede Stadtbevölkerung mochte eine Komposition von Stämmchen oder Gentilverbindungen irgend welcher Art sein; doch das tritt zur Zeit Hammurabi's nicht mehr hervor; sie alle sind bereits in die Einheit eines Tempels und eines Gottes oder Götterpaares verschmolzen; nur vereinzelt deuten mehrere Kultzentren noch auf die ehemalige Komposition. Wohl wurden manche dieser Stadtgötter überragt von jenen, die dereinst Götter vorherrschender Städte gewesen waren, aber eine Ueberordnung mit der Konsequenz der Konfiskation der kleinen durch die großen hat nicht stattgefunden, was einen Rückschluß auf die politische Verfassung des Staates zuläßt. Weder hat eine Priesterschaft sich dazu aufgeschwungen, noch auch hat das Reich die Tempelschätze der Einzelkulte an sich gezogen, um die kleinen Götter in ein dienendes Verhältniß zu den großen oder sie wohl ganz umzubringen. Vielmehr blieb der einzelne Tempelschatz immer noch in gewisser Hinsicht ein Schatz der betreffenden Tempelgemeinde. Noch lastete auf ihm die Verpflichtung, den Betrag für den Loskauf eines kriegsgefangenen Ortsangehörigen zu ersetzen, wenn dazu das Haus des Losgekauften, ohne auf das Familientammgut von Feld, Garten und Haus zu greifen, nicht die Mittel besaß. War auch der Tempelschatz leer, so fiel die Pflicht auf den Hofhalt des Herrschers (§ 32).

Noch tragen die Gemeinden des Landes ein Merkmal an sich, das genau wie bei altslawischen Gemeinden auf ein Herauswachsen aus familienhaften Organisationen hinweist: die Gemeinde haftet für die Beschädigung durch Raub, wenn der Räuber nicht ergriffen wird (§ 237), und sie tritt auch anderweitig für den Schuldigen ein, der sich aus der Schuld nicht zu lösen vermag (§ 256). Das erinnert an jene „Gemeinbürgschaft", welche auch in den slawischen, aus alter Familienverfassung hervorgegangenen Gemeinden Böhmens bis ins 12. Jahrhundert sich erhielt, hier aber nicht in jener weiten Beschränkung wie im alten Babylonien. Dort hatte die erstarkte Fürstenmacht in Ausübung der richterlichen Gewalt die „Gemeinbürgschaft" zu einer unerträglichen Ausdehnung der Gemeinden benutzt; in Babylon blieb die Pflicht auf den Ersatz des Schadens beschränkt.

Was die angedeutete Verwandtschaft der Gesetze Hammurabi's mit einzelnen unserer „Leges barbarorum" so überraschend augenfällig macht, das ist die beiden gemeinsame reiche Kasuistik, in welcher sie Diebstahl, Einbruch und Raub behandeln. Auch das weist aber nur wieder auf die gleiche Wurzel ihrer Entstehung zurück. Das Wesentliche aller Organisation ist das Friedensband, das die an sich einander fremden und in nichts gegenseitig verpflichteten Familien und Familiengruppen zu einem Staatsgebilde irgend welchen Formats verbindet. Erst durch die Gegenseitigkeit der Verpflichtung erhält jedes Besitzverhältniß innerhalb dieser Genossenschaft Frieden gegenüber jedem Genossen, und der Schirmherr dieses Friedens ist der Träger der sittlichen Gewalt. Hammurabi stellt sich mit vieler Betonung in dieser Eigenschaft vor.

Die Strafe des Diebes ist in seinem Gesetz, wie in unsern „Volksrechten" von gleicher, wie uns scheinen mag, unverhältnißmäßiger Härte, ja eigentlich dort noch härter: „der Dieb wird getödtet" (§ 9 f.; 14 ff.). Aber diese Härte ist verständlich: nicht um die Buße für den angerichteten Schaden handelt es sich, sondern das Volksbewußtsein ahndet gerade im Diebe den hervorstechendsten, gewissermaßen repräsentativen Fall des frevelhaften Friedensbruches. In slawischen Idiomen führt heute noch der Dieb den Namen des „Uebelthäters" schlechtweg. Was wir „Raub" nennen, richtet sich der Regel nach auf den „Ungenossen", Mord ist zumeist ein Affektverbrechen; aber Diebstahl und Einbruch sind die gemeinen Repräsentanten des Friedensbruchs.

Im Friedensschutze steht ferner nach der Auffassung der Zeit als Besitz des Mannes auch dessen Weib und Kind. Was wir Ehebruch nennen, fällt darum in dieselbe Kategorie. Der Frieden schützt natürlich auch — dem Genossen gegenüber — das Leben des Mannes selbst, seinen Leib und seine Gesundheit. Doch ist letztgenannter Schutz — der von Leib und Gesundheit — gegenüber dem Stande unserer Leges schon bedeutend abgeschwächt. Allerdings gilt als Grundsatz das auch in der Bibel aufgestellte jus talionis — Aug' um Aug', Knochen um Knochen, Zahn um Zahn — (§ 196 ff.), und für Schläge erscheint eine Art Wehrgeld festgesetzt (§ 203 f.); aber das alles, so hart es scheint, kennzeichnet doch eine wesentlich höhere Entwicklungsstufe, als sie aus jenen Volksrechten uns entgegentritt. In diesen ist die staatliche Organisation des Friedensschutzes noch so wenig entwickelt, daß die Grundlage der Selbstrache, die von jeder Art Friedensbruch hervorgerufen werden muß, noch überall hindurchblickt. Wir erkennen beim Vergleiche der Volksrechte unter einander noch die Stufen, die von dem Grundsatze, daß der Verletzte zwischen Selbstrache und Wehrgeldannahme frei wählen kann, zu jenem führen, nach welchem der erstarkende Staat ihn zwingt, die von der Allgemeinheit als zureichend anerkannte Buße — das Wehrgeld — entgegenzunehmen, und von der Verfolgung der Rache, die zu immer neuem Friedensbruche in immer weiteren Kreisen führen müßte, abzustehen. Dieser Prozeß, der in unsern Leges dem Wehrgelde einen so breiten Raum zumißt, ist in Babylon abgeschlossen und verlassen; der Staat als Richter verhängt und vollzieht die festgestellte Strafe.

Im engsten Zusammenhange damit erhielten sich bis in unser Mittelalter hinein Rudimente des Volksbrauchs, welche uns andeuteten, daß es dereinst Sache des Geschädigten war, das gefällte Urtheil selbst zu vollstrecken, und auf der Balkanhalbinsel leben heute noch christliche Stämme, die es noch vorziehen, den Weg der Selbstrache auch ohne nachgesuchtes Urtheil zu betreten. Ueber diesen Standpunkt mußte das Volk von Altbabel auch vor Hammurabi längst hinausgekommen sein. Nirgends findet sich mehr eine Spur des Ankämpfens gegen die allen Frieden stets aufs neue gefährdende Selbstrache; überall tritt der Richter vor, und Organen des Staates scheint aller Vollzug zugedacht zu sein. Alles vollzieht sich in Frieden und Ordnung, alle Verträge werden schriftlich beurkundet, und außer den Keilschrifttäfelchen der Urkunde sind die Aussagen zugezogener Zeugen, wie unserer Litkaufleute, Totbeitleute — Winckler übersetzt wohl irrig „Besitzer" —, der Eid und das Ordal des Wassers gebräuchliche Rechtsmittel.

Es ist wohl klar, daß einen solchen Bestand hochentwickelter Verhältnisse kein Einfall eines Gesetzgebers schaffen konnte. Oder glaubt man denn, daß den Eid — die Anrufung des Dämons — und das Ordal — die Gelegenheitsschaffung für seine Aeußerung — jemand erfunden habe oder erfinden mußte? Oder daß es dazu einer außermenschlichen Eingebung bedurfte?

Auf ähnlich hoher Stufe sehen wir das Eherecht von Altbabel; aber auch das kann nicht eine „Gesetzgebung" geschaffen haben, wie ja diese Gesetzgebung selbst noch das Zeugniß der Entwickelbarkeit der Verhältnisse erbringt; alles hat sich vielmehr allmählich auf der Idee des Friedens aufgebaut, diesem fruchtbarsten Keime aller Civilisation. Die Ehe in Altbabel ist im Wesen monogamisch, und nur aus einer freigeborenen Hauptfrau kann der Mann freigeborene Kinder zeugen. Als Nebenfrau scheint das Gesetz nur je eine zu gestatten, und auch dann nur, wenn die Hauptfrau kinderlos bleibt. Es kam dann vor, daß die Hauptfrau selbst dem Manne eine Magd als Nebenfrau schenkte, ein Fall, der so wie ihn die alten Traditionen der Juden erwähnen, auch heute noch bei niedern Völkern, die außer jedem Zusammenhange mit jenen alten Kulturkreisen stehen, vorkommt. In beiden Fällen sucht die Hauptfrau, indem sie einen Theil ihres Peculiums zur Anschaffung einer solchen Gehilfin verwendet, sich von sentimentalen Empfindungen ihre Stellung zu verbessern und zu erleichtern. Bei dem entwickelten Kultwesen in Babylon kam gewiß auch noch das Absehen auf die Kultpflege hinzu, die unter gewöhnlichen Verhält-

nissen nur in den Händen eines Sohnes gesichert sein konnte. Nur sehr reiche Leute konnten dafür eine Priesterschaft stiften.

Die Form des Eheschlusses ist über die der Kaufehe hinausgeschritten; aber rudimentär gewordene Formen der letzteren weisen deutlich auf diese zurück. Kein aus sich oder seinem Offenbarungsgeiste schöpfender Gesetzgeber würde wohl Formen erfinden können, die in sich selbst eine ganze Geschichte der Entwicklung enthalten, wenn letztere nicht wirklich vorangegangen, nicht wirklich die Mutter des Geltenden wäre. Das jüngste Glied dieser hohen Entwicklung ist der Ehevertrag mit der freien Frau selbst. Er ist nach dem Gesetze Hammurabi's schon wesentlich und unentbehrlich für die wirklich gültige Ehe (§ 128). Zeugniß und Schrift müssen wir uns nothwendig als Erforderniß hinzudenken. Das hindert aber noch nicht, daß schon Kinder durch die Eltern einander zur Ehe versprochen werden (§ 130), und ebenso wenig, daß der Ehewerber dem Vater des Mädchens einen Kaufpreis ins Haus bringt (§ 159 f.). Bei den in glücklicher Wohlhabenheit lebenden Hausvätern von Babel war es indeß Sitte geworden, den Kaufpreis für die Tochter, nach dem noch der homerische Grieche gar berechnend ausschaute, derjenigen zu schenken, deren Liebreiz ihn ins Haus gebracht hatte. Ja er fügte diesem Schatze noch aus der eigenen Haushaltung ein Geschenk — die alte Mitgift — hinzu. Beides brachte dann die Braut in das Haus ihres Gemahls, der es seinerseits wieder durch eine Art Morgengabe vermehrte (§ 137 ff.; § 171). Das alles wurde urkundlich festgestellt und es entwickelte sich auch hier eine Art unserer „Gerade" der Frauen, deren Sonderstellung im Erbgange hervortritt (§ 167).

Die Unterscheidung von Freien und Sklaven, sowie Freigelassenen des Königshofes als Mittelstellung, von echten Hausfrauen, Nebenfrauen und Mägden, von Adoptiv- und Lehrkindern, von zur Verheirathung bestimmten und von einem Gotte oder dem Dienstdienste geweihten Töchtern machte eine Ordnung von Rechtsverhältnissen nöthig, die mit eingehender Kasuistik nach Rechts- und Billigkeitsmomenten durchgeführt ist.

Wie seltsam gemahnt es nicht, um nur ein Beispiel anzuführen, an eine verwandte Bestimmung unseres deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches, wenn Hammurabi bestimmt, daß eine Braut, deren Verlöbniß durch die Verleumdung eines Zweiten zerstört worden ist, nun zwar wieder frei sei, aber den Nebenbuhler, der die Störung verursacht, nicht heirathen dürfe! (§ 161).

Mit Ehrfurchtsgefühl durchblättern wir unser deutsches Statutarrecht der alten Stadt Prag aus dem 13. und 14. Jahrhundert; wie fremdartig sieht da manche Bestimmung aus der Staubdecke von sieben Jahrhunderten hervor.

Auch unser babylonisches Gesetz enthält ein solches, zum Theil aus ganz ähnlichen Verhältnissen hervorgegangenes Statutarrecht, und es ist um rund 3600 Jahre älter als jenes; aber fremdartiger als in jenem erscheint uns nichts in diesem, ob es nun die Deichpflicht der Anwohner oder ähnliches regelt oder die Lohntarife für die Arbeiten am Haus- oder Schiffbau, für Schiffsmiethe oder allerlei Art von Heimarbeit oder für landwirthschaftlichen Lohndienst je nach der Art der verwendeten Zugthiere und ähnliches bestimmt. Ja ganz allermodernst muthet ein Honorartarif für Aerzte und Chirurgen an, und selbst des Thierarztes ist nicht vergessen. Ganz wie bei uns ist der Taglohn der Feldarbeiter verschieden während der fünf Sommermonate und der übrigen, und Babylons Neujahr muß darnach ungefähr mit unserem volksthümlichen „Georgitermin" zusammen gefallen sein.

Wie die Bestimmungen solcher Statutarrechte entstehen, darüber ist wohl kaum noch zu sprechen: das Präzedens und seine Wiederholung schafft das für die Niederschrift reifende Gesetz, und nur eine weltfremde Schulweisheit bemüht dazu den „Sonnengott". In Streikzeiten freilich müßte ein solcher Glauben werthvoll sein; es käme nur darauf an, daß er sich auf der rechten Seite befände.

Wir haben bisher mit Umgehung räumlich und zeitlich näher liegender Parallelen in deider Hinsicht fernstadliegende herangezogen. Zu Zeit und Raum, die zwischen Hammurabi und unseren Volksrechten liegen, tritt ja auch noch die Scheidung von semitisch und arisch. Was will für soziale Urforschung diese Scheidung bedeuten? Dort sind Arier die Zerstörer jener schönen, früherblühten Kultur gewesen, hier haben Arier die Grundlagen für eine allmählich ähnlich erblühende gelegt. Wenn es der Raum gestattete, ließen sich noch die überraschendsten Vergleichspunkte zwischen da und dort herausstellen; aber deiderlei in einen genetischen Zusammenhang zu bringen, dazu gehört ein wahrhaft blinder Glauben. Wo aber liegt die gemeinsame Urquelle, aus der in Zeit und Raum und Art so weit entfernt so Gleichartiges fließen konnte?

An Uebereinstimmendem und Anklängen fehlt es nur bei jenen Völkerschaften, deren Organisation über das dem Bewußtsein nach Blutsverwandte nicht hinausgelangt ist. Wo dagegen Familiengruppen ohne das Bewußtsein dieses Bandes aus Rücksichten erweiterter Lebensfürsorge sich aneinander schließen, da ist es das Band des gegenseitig zu wahrenden Friedens, das sie zusammenhält oder vielmehr, das durch die winkenden Vortheile ihres Zusammenhalts geschaffen wird. Dieses Band ist künstlich; das Natürliche in der Welt ist der Unfrieden. Jener Frieden aber, das Bedürfniß seiner Wahrung und die aus diesem heraus erwachsenden Veranstaltungen, das sind die Keime aller Rechtsentwicklung, und in der Gemeinsamkeit dieser Quelle und in der Identität der dem Friedenszwange widerstrebenden Instinkte im Menschen liegt die Erklärung des Uebereinstimmenden, das uns überrascht. In einem ist der Mensch überall gleich, daß er das Widerstrebende in sich vereinigt: den Wunsch nach den Segnungen des Friedens mit dem, für seine Person seinem Zwange sich zu entziehen. Die Folgen dieses Widerstreits spiegelt jede höhere Kulturstufe wieder, und damit ist die Grundlage jeder gesellschaftlichen Gesetzgebung ein und dieselbe: du sollst nicht tödten, nicht stehlen! Auch das Weib ist ein Besitz, und so heißt es explicite: du sollst nicht ehebrechen, nicht dem Weibe, nicht dem Gute des „Nächsten" — d. i. des Friedensgenossen — mit deinen Wünschen nachstellen, und wenn es zur Wiederherstellung des gestörten Friedens deiner Aussage bedarf: nicht falsches Zeugniß geben!

Aussig. Julius Lippert.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Parlamentsbriefe.

XX.

Sowohl der Etat des Reichs wie der des Königreichs Preußen sind rechtzeitig zur Erledigung gebracht. Der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus konnten die Etatsberathung am 24. März abschließen. Die Berathungen selbst boten, abgesehen von dem tempo accelerato, kein besonderes Interesse.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat sich die üble Praxis eingebürgert, bei der Etatsberathung selbst in der dritten Lesung allerlei Quisquilien vorzubringen, die nur ein sehr entferntes öffentliches Interesse darbieten. Die Formel für diese Art von parlamentarischer Erörterung ist die, daß die Mitglieder des sogenannten „Hohen Hauses" dem betreffenden Minister ihre Angelegenheit zur „gefälligen wohlwollenden Berücksichtigung" unterbreiten. Diese Selbsterniedrigung der Abgeordneten zu Petenten macht gerade keinen stolzen Eindruck. Bei der diesmaligen dritten Berathung des Haushaltplans stellte ein Centrumsabgeordneter sogar eine neue Sicherheitslampe auf den Tisch des Hauses

Digitized by Google

und legte die nöthigen Reklamen dazu. Wenn diese Praxis sich weiter einbürgert und die Reklameinserate der Zeitungen durch parlamentarische Reden ersetzt werden, so kann der Parlamentarismus noch einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Es wird dann voraussichtlich demnächst auch über Zacherlin und über die Verdienste von Zunft sel. Wittwe eingehend gesprochen werden müssen.

Dem Reichstage ist jetzt die Bundesrathsverordnung über die bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses zugegangen. Dieselbe wird in der ersten Sitzung nach den Ferien am 21. April zur Verhandlung kommen. Wenngleich diese Bundesrathsverordnung hinter den Forderungen des Reichstages nach dem Antrage Rickert-Barth in einigen wesentlichen Punkten zurückbleibt, so sind doch nicht unbeträchtliche Verbesserungen des gegenwärtigen Wahlverfahrens vorgesehen. Die amtlichen Wahlkuverts gelangen zur Einführung, desgleichen ist das Prinzip des Isolirraums, in dem der Wähler den Wahlzettel in das Wahlkuvert steckt, eingeführt. Der Begriff des Isolirraums ist jedoch in der Verordnung nur ungenügend charakterisirt, indem derselbe auch durch einen bloßen Nebentisch ersetzt werden darf, an dem der Wähler seinen Stimmzettel unbeobachtet in den Umschlag zu legen vermag. Daß diese Vorschrift in der Auslegung widerwilliger Wahlvorstände die sonderbarste praktische Handhabung erfahren wird, ist mit einiger Sicherheit vorauszusehen. Wollen die Regierungen aber ernsthaft das Wahlgeheimniß schützen, so kann es ihnen nicht schwer fallen, den Verwaltungsbehörden eine loyale Handhabung auch dieser Vorschrift einzuprägen. Das Verfahren, um das es sich hier handelt, ist bekanntlich aus Australien importirt und seit Jahrzehnten in zahlreichen Ländern in konstanter Uebung. Bei auch nur einigermaßen gutem Willen seitens der Wahlvorstände funktionirt es tadellos. In manchen Theilen Preußens ist unter dem demagogischen Einfluß des Bundes der Landwirthe die Beamtendisziplin aber so stark gelockert, daß man nicht mit Sicherheit darauf rechnen darf, daß die Verwaltungsbeamten sich mit Eifer die loyale Handhabung dieser Vorschriften, die bekanntlich den konservativen Parteien ein Dorn im Auge sind, angelegen sein lassen. Die Wähler selbst und die Wahlkomitées der Parteien werden deshalb gut thun, ein wachsames Auge auf die Ausführung der Bundesrathsverordnung zu richten.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat seinen ersten Vizepräsidenten, Herrn von Heeremann, durch den Tod verloren. Er war ein eifriges Mitglied des Centrums und hat auch in den Parlamenten die Kulturkampfzeiten mit erlebt. Ohne besondere parlamentarische Begadung, hat er durch seine Charaktereigenschaften einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Centrumspolitik ausgeübt. Seines Amtes als Vizepräsident des Abgeordnetenhauses hat er mit lobenswerther Unparteilichkeit und in schlichter Würde gewaltet.

Prateus.

Die Muse des Aretin.

Wie verfehlt es auch erscheinen muß, durch „Rettungen" höchst zweifelhafte Charaktere der Vergangenheit in eine rosige Beleuchtung zu rücken, kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß die Anschauungen unserer Zeit vielfach von den früheren abweichen, so daß eine Umwerthung der litterarischen Urtheile nicht lediglich einer veränderten Geschmacksrichtung entspricht. Dies gilt unter anderem in Beziehung auf Pietro Aretino, der Jahrhunderte hindurch von den Litterarhistorikern in die tiefste Hölle verdammt wurde. Joseph Victor Widmann, der feinsinnige Dichter, der niemals der Schablone sich fügende Kritiker, hat nun in seinem Drama: „Die Muse des Aretin" (Frauenfeld, 1902. J. Huber) auf eigene Forschungen gestützt, nicht bloß eine wirksame Theaterdichtung verfaßt, sondern auch die „Geißel der Fürsten", den kunstverständigen Freund Tizian's, ohne Pietro Aretino's große Mängel zu beschönigen, in unverfälschter Darstellung zur Erscheinung gebracht.

Vor Jahren bereits unterzog ich mich in einer Schrift: „Pietro Aretino und Italienische Charakterköpfe" (Berlin, B. Behr) derselben Aufgabe und gelangte genau zu dem gleichen Ergebnisse. Joseph Victor Widmann war in der Lage, in seinem Drama die Hauptfigur plastisch zu gestalten, weshalb es gar nicht nöthig gewesen wäre, daß er gleichsam zur Rechtfertigung in einer besonderen Beilage seine Auffassung des Charakters Aretino's aus dessen Briefen begründete. Durchaus zutreffend darf Pietro Aretino als der erste Journalist bezeichnet werden. Nicht ohne ausgeprägtes Selbstvertrauen, aber auch nicht ohne Schwulst schreibt er:

„Seitdem ich unter die Aegide der Größe Venedigs und dessen Freiheiten flüchtete, brauche ich nichts mehr zu mißgönnen. Weder der Gifthauch des Neides noch der Schatten der Bosheit vermag meinen Ruf zu verdunkeln oder mein Ansehen zu vernichten. Ich bin durch die Gnade Gottes ein freier Mann; ich mache mich nicht zum Sklaven der Pedanten. Man sieht mich weder den Spuren Petrocco's noch denen Boccaccio's nachgehen. Mir genügt mein unabhängiger Geist. Anderen überlasse ich, närrisches Zeug über die Reinheit des Stils, die Tiefe der Gedanken zu schwatzen, anderen auch die Thorheit, sich zu quälen, sich umzubilden, indem sie sich selbst verändern. Ohne Lehrer, ohne Kunst, ohne Muster, ohne Führer, ohne Leuchte schreite ich fort, und der Schweiß meiner Tinte trägt mir Glück und Ruhm ein. Was könnte ich mehr wünschen? Mit einer Feder und einigen Blättern Papier verspotte ich die ganze Welt. Man sagt, ich sei der Sohn einer Kurtisane; dies gereicht mir nicht zur Unehre; dessenungeachtet besitze ich die Gesinnung eines Königs. Ich lebe frei, vergnüge mich und kann mich deshalb glücklich nennen."

An Kühnheit der Bilder wie „der Schweiß meiner Tinte" fehlt es in den Briefen Aretino's nicht, der sich zugleich die Gesinnung eines Königs zuschreibt. Damit soll vor allem auf die von ihm errungene Unabhängigkeit angespielt werden, die er allerdings nicht immer den lautersten Mitteln verdankte. Die Art, wie er Fürsten und Künstler brandschatzte, ist unzweifelhaft der bedenklichste Zug dieser problematischen Natur. Und doch konnte er sich als der zuverlässigste Freund erweisen. Giovanni de' Medici, der Führer der „schwarzen Banden", und Tizian haben dies im intimen Verkehr mit Aretino in vollem Maße erfahren. Für uns vorbildlich darf dieser auch durch seine Begadung für treue Naturbeobachtung, durch seine Schilderung des Milieu sein; Licht und Farbe sowie die Luftstimmung gelangten, wie in einem Gemälde Tizian's, zum künstlerisch vollendeten Ausdruck. Wer jemals vom Ampezzothale aus nach Pieve di Cadore, dem Geburtsorte Tizian's, pilgerte, vermochte in manchem Gemälde des unsterblichen Meisters die Scenerie seiner Heimath wiederzufinden. Das meiste verdanken Tizian's Bilder jedoch der Dogenstadt. Wie anschaulich schildert nun Pietro Aretino dieses Milieu in einem an Tizian gerichteten Briefe! An ein Fenster seines am Canal Grande gelegenen Palastes gelehnt, betrachtet er das bunte Treiben, das auf dem Rialto, dem Wasser, dem Fischmarkt und der benachbarten Uferstraße sich abspielt, und fährt dann fort: „Während die Volksmenge frohen Muthes und lärmend dahinfluthet, wende ich, wie ein Mann, der, sich selbst zum Ueberdrusse nicht weiß, was er mit seinen Gedanken beginnen soll, die Augen zum Himmel, der, seitdem Gott ihn erschaffen hat, niemals durch ein so anmuthiges Gemälde von Schatten und Lichtern verschönt war. Die Luft war gerade so, wie sie diejenigen darstellen möchten, die dich beneiden, weil sie nicht du sein können; was nimmst du nun aber wahr: zunächst die großen Bauwerke, die, obgleich sie von Stein sind, aus künstlichem Material angefertigt zu sein scheinen. Du blickst dann in die Luft, die mir hier rein und klar, dort aber trüb und düster vorkam."

Das Farbenspiel der Wolken wird nicht minder entzückend geschildert als die malerischen Lufteffekte. „Einige Stellen", heißt es, „zeigten eine grünblaue Färbung, andere

Digitized by Google

wiederum ein Blaugrün, das in der That von der Laune der Natur, dieser Meisterin der Meister gemischt war. Mit ihrem Hell und ihrem Dunkel vertiefte und hob sie hervor, was ihr nothwendig erschien, so daß ich, der ich weiß, wie in deinem Pinsel Geist von ihrem Geiste waltet, zu drei und vier Malen ausrief: „Tizian, wo weilst du nun?" Würdest du doch auf mein Wort, falls du das, was ich dir berichte, gemalt hättest, die Welt in dasselbe Erstaunen versetzt haben, das mich verwirrte."

Nur ein echter Künstler kann die feinsten Reize der Natur so scharfäugig erfassen, und wir begreifen, daß Tizian sich einem so tief eindringenden Kenner in inniger Freundschaft verbunden fühlte. Daß Aretino auch für Michelangelo große Bewunderung hegte, wird durch seine Briefe — mir lag die in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindliche Ausgabe von 1609 vor — deutlich bekundet. Freilich ersucht er ihn zugleich um eine Skizze, indem er versichert, daß er einen Brief Buonarotti's in dem ihm vom Kaiser Karl V. verliehenen Privileg aufbewahrt habe, da er nicht wie Alexander der Große ein mit Smaragden verziertes Gefäß besitze, in dem dieser die Werke Homer's barg. In einem Briefe an Bandinelli fordert er gleichfalls seinen Tribut; nur hatte er sich wohl bereits eine Ablehnung von Seiten dieses Künstlers zugezogen. Er beendet seinen Brief deshalb mit dem Epigramme, Bandinelli sei ebenso undankbar wie anmaßend, so daß er in seiner phantastischen Verwegenheit sogar wähne, er könne Michelangelo als Künstler übertreffen. Es empfiehlt sich auf diese Schreiben hinzuweisen, weil in J. V. Widmann's Drama der Pamphletist tragisch schuldig wird, indem er den unsterblichen Meister des „Jüngsten Gerichts" in der Sixtinischen Kapelle in einem offenen Briefe als Nuditätenmaler denunzirt. Durch ein ironisches Schreiben Michelangelo's fühlt Aretino in seiner Eigenliebe sich aufs tiefste verletzt, und sein ebenso neidischer wie hämischer Privatsekretär Niccolo Franco unterläßt nicht, zu schüren. So heißt es in dem offenen Briefe:

„Die Heiden selbst verhüllten einst Diana.
Und Ihr, ein Christ, verletzt an Mäthyrern
Und heil'gen Jungfrau'n so Schamhaftigkeit,
Daß Ihr ein Schauspiel malt, in üpp'gen Bädern
Nur abgewandten Blicks scheu zu betrachten —
Da was in die fudlimste der Kapellen
Der Christenheit mit kecker Hand gepinselt!"

Sogar auf ein Gesetz über die „moralische Zensur zu nackter Bilder" wird angespielt. Wie gern hätte Aretino später die Veröffentlichung dieses zugleich eine Denunziation enthaltenden Pamphlets verhindert; allein der Pfeil war von der Sehne geschnellt und traf den Schützen im innersten Herzen. Die von ihm wahr und aufrichtig geliebte Pierina Riccia, die durch ihre Krankheit bereits dem Tode geweiht ist, findet das Pamphlet und bricht, nachdem sie es gelesen, im Garten, jäh vom Schlage getroffen, zusammen. Dort erblickt Aretino sie als Leiche und klagt dann:

„Die Taube ohne Galle! —
Sie kam nicht her.
Warf mir den Feyen nicht ins Angesicht.
Sie ging nur — still — wie Engel scheiden,
Lautlos — inmitten ihrer Rosen."

Stimmungsvoll schließt die Szene mit der Aufforderung an die Mädchen im Hause Aretino's:

„Geht — alle. — Bettet mir sie sanft auf Rosen
So viele blüh'n. Hier — in den Euganeen
Sei ihr waldumrauschte Ruhestatt."

Ueber die Beziehungen Pietro Aretino's zu Pierina Riccia ertheilen uns die Briefe in der bereits erwähnten Ausgabe (Parigi; appresso Matteo il maestro, nella strada di S. Giacomo, alla Insegna dei quattro elementi) werthvolle Aufschlüsse. J. V. Widmann führt diese Mädchengestalt sogleich im ersten Aufzuge ein. Mit einem jüngeren Liebhaber ist sie aus dem Hause Aretino's geflüchtet, und nun verzehrt sie sich in Sehnsucht nach einem verlorenen Glück. Es ist ein fein psychologischer Zug des Dichters, daß er Pierina's Entzücken schildert, als sie den bei einem Ausrufer auf der Straße gekauften „Brief des göttlichen Pietro Aretino an unseren unvergleichlichen Meister Tizlano," einen Abdruck des Briefes über das Abendroth am Canal Grande, liest. So bringt der Dichter die magische Anziehungskraft zum Ausdruck, die Pietro Aretino nicht bloß durch seine ganze Persönlichkeit, sondern auch durch seine Schriften auf jedermann und nicht zuletzt auf die weibliche Jugend ausübte. Wie Pierina Riccia — im Drama heißt sie Perina — dann in das Haus Aretino's zurückkehrt, wie dieser die an einer unheilbaren Krankheit Leidende liebevoll pflegt, wie sich dann die Katastrophe vollzieht — alles dies wird vom Dichter zum rührenden und ergreifenden Ausdruck gebracht. Ein Jahr nach ihrem Tode beklagt Aretino seine Pierina noch aufs tiefste, und ganz kurze Zeit vor seinem eigenen Hinscheiden wehklagt er: „Ich habe sie geliebt, liebe sie und werde sie lieben, bis am jüngsten Tage über unsere Eitelkeit gerichtet wird." („Finchè la sentenza dol dì novissimo giudicherà la vanità nostra")

Diese uneigennützige Herzensneigung für Pierina Riccia hat etwas ungemein Versöhnliches; das Charakterbild Pietro Aretino's gewinnt dadurch in noch höherem Maße als durch die innigen Freundschaftsbündnisse, unter denen das mit Tizian an erster Stelle in Betracht kommt Manchen intimen Zug hat der Dichter bei der Zeichnung der verschiedenen Figuren in seine Darstellung verwebt, so daß sie plastisch und lebendig hervortreten. Während Tizian und Sansovino selbst redend eingeführt werden, müssen wir auf Michelangelo verzichten. Eduard Grisebach, der Dichter des „Neuen Tanhäuser" und selbst ein ausgezeichneter Litterarhistoriker, der der Eigenart Pietro Aretino's in seinem Weltlitteratur-Katalog durchaus gerecht wird, machte mich auch auf einen von Michel Angelo an Aretino gerichteten Brief aufmerksam, in dem es heißt: „Vol che sete unico di virtù al mondo." Hiernach sündigte also nicht bloß Aretino durch Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, und daß das Schreiben vom November 1538 ernst gemeint war, ergibt sich sogleich aus der Anrede: „Magnifico messer Pietro, mio signoro e fratello." Joseph Victor Widmann darf jedoch geltend machen, daß Pietro Aretino sich dann um so mehr in tragische Schuld verstrickte, da er trotzdem die unsterblichen Werke eines Michel Angelo begeiferte.

Ein Meister des Verses, fesselt der deutsche Dichter uns auch durch die Schönheit der Sprache, die jedoch niemals in Schönrednerei verfällt. Auch liegt es ihm durchaus fern, Pietro Aretino, wie es in dem Briefe Michelangelo's heißt, gleichsam als vollkommen hinzustellen. Vielmehr legt er gerade der Pierina Riccia eine ebenso scharfe wie treffende Kritik Pietro Aretino's in den Mund:

„Daß dir Tragödien nicht steh'n,
Noch feierliche Hymnen. Masken sind es,
Vor denen scheu die Muse sich verkriecht.
Die will, hierin uns ird'schen Mädchen gleich,
Die freie Stirn, den unverhüllten Mund,
Will des Geliebten offnes Antlitz seh'n;
Auf kalter Larve stirbt ihr warmer Kuß.
Wie du im Traume dieser Nacht dich schautest,
Bewußt der Stärke, die dir innewohnt,
Von froher Laune deine Brust geschwellt,
Doch auch begrenzend deines Wesens Art
Und nichts begehrend, was Natur dir weigert,
So zeige dich den Musen, so der Welt!"

Hier erweist Pierina sich in der That als die „Muse des Aretino", indem sie ihm den richtigen Weg für die Bethätigung seines Talents zeigt. Vor allem mußte er natürlich sein, und deshalb ergreift er uns auch jedesmal, wenn er echte Herzenstöne vernehmen läßt oder, wie in dem berühmten Briefe an Tizian, durch die koloristische Treue seiner

Digitized by Google

Naturschilderungen überrascht. J. V. Widmann hat es nun vortrefflich verstanden, die ganze Eigenart Pietro Aretino's nicht im echten Rahmen einer litterarhistorischen Würdigung, sondern in dramatisch belebten und wirksamen Bildern vorzuführen. Wie seltsam es daher zunächst im Hinblick auf das immer noch bestehende Vorurtheil erscheinen mag, daß Pietro Aretino in den Mittelpunkt eines Dramas gerückt wird, hat der Dichter doch seine Aufgabe in glücklicher Weise gelöst.

Siegfried Samosch.

Napoleons I. Stellung in der Geschichte.

Die Gegenwart hat erkannt, daß die historischen Vorgänge nicht mehr als eine Reihe zufälliger Ereignisse, ja nicht als durch bloßen äußerlichen Zusammenhang pragmatisch mit einander verknüpft zu betrachten sind, sondern in ihrem innersten Wesen, ihrem tiefsten und letzten Kausalverbande erforscht werden müssen. Das ist zweifellos ein bedeutender Fortschritt der Auffassung, der der ganzen wissenschaftlichen Anschauungsweise unserer Zeit entspricht. Leider stoßen wir bei der geschichtlichen Untersuchung von Beginn an auf große Schwierigkeiten. Den Geisteswissenschaften ist nicht, wie den Naturwissenschaften, durch das unfehlbare Hilfsmittel des planmäßig angelegten und wiederholten Experimentes beizukommen, und so geschieht es, daß gleich die ersten bestimmenden Grundprinzipien dem Zweifel unterworfen sind, die Entscheidung über sie ebenso sehr Sache des Gefühls wie des Wissens ist. Wie lebhaft ist der Streit darüber entbrannt, ob der entscheidende Faktor der menschheitlichen Entwicklung in der großen Persönlichkeit oder vielmehr in der allmählichen inneren Evolution bestehe, die die maßgebenden Individuen gleichsam als ihre nothwendigen Erzeugnisse hervorbringe. Von Herder an über Buckle bis zu den heutigen materialistisch- und sozialhistorischen Schulen hat die letztere Ueberzeugung geistvolle und gelehrte Vertreter gefunden, und auch Ranke neigt ihr im Grunde seiner ganzen Betrachtungs- und Darstellungsweise zu. Die Heldenanbetung dagegen erhielt in Carlyle's und Treitschke's Schriften, sowie in dem ganzen modernen Bismarckkultus begeisterten Ausdruck. Da scheint die Geschichte ihre Führung und auch ihren Werth nur durch die großen leitenden Geister zu bekommen, durch Riesen, denen gegenüber die sonstige Menschheit als Pygmäen dasteht und lediglich die armselige Rolle der gemeinen Achäer neben den Königen der Ilias spielt — der Untergrund, von dem sich die Großen und Herrschenden um so glänzender abheben.

Wie aber, wenn es sich nun herausstellt, daß selbst die Mächtigsten und Genialsten in überraschendem Umfange unter der Herrschaft der Ideen und Bestrebungen ihrer Zeit, ihrer Vorgänger und ihrer Umgebung stehen? daß sie nur durch die außergewöhnliche Kraft ihres Denkens und Wollens diejenigen Ansichten und Empfindungen in die Wirklichkeit übertragen, die vor ihnen und um sie herum bereits gehegt worden sind? daß das Schöpferische ihres Thuns theils in dieser Realisirung des bisher nur ideell Vorhandenen besteht, theils in den weiteren Wirkungen, die sich aus der thatsächlichen Ausführung zeitgemäßer Tendenzen mit Nothwendigkeit entwickeln? Das Talent, ja sogar das Genie zeigt sich in der Geschichte nicht sowohl in dem Hervorbringen neuer Ideen als vielmehr in der richtigen Auswahl und der angemessenen, zweckmäßigen und umfassenden Verwirklichung derjenigen unter den überlieferten und zeitgenössischen Ansichten und Bestrebungen, die sich hierzu eignen, und die zugleich die menschheitliche Entwicklung weiterzuführen im Stande sind. Das ist wahr für einen Richelieu, einen Cromwell, einen Friedrich den Großen und Bismarck, wenn man unparteiisch, kühl und ernsthaft genug ist, den Dingen auf den Grund zu gehen. Für den gewaltigsten und genialsten unter allen, für Napoleon, hat es jetzt Albert Sorel in seinem jüngsten Buche „Bonaparte und das Direktorium" mit bewundernswerthem Scharfsinn und eindringendster Sachkenntniß nachgewiesen.*)

Sorel bemüht sich nicht darum, neue Thatsachen herauszufinden und ins Licht zu stellen. Er gibt die schon unzählige Male erzählte Geschichte der Erhebung des jungen Napoleon Bonaparte von seinen ersten mächtigen Erfolgen in Italien bis zu dem Staatsstreiche des 18. Brumaire auf Grund der neuesten und zuverlässigsten Forschungen, ohne selber Wesentliches hinzuzufügen. Das unvergleichliche Verdienst Sorel's liegt auf einem andern Felde: er hat als erster die Stärke des inneren Zusammenhangs dargethan, der Napoleon mit der politischen Denkweise derjenigen, die unmittelbar vor ihm Frankreich regierten, ja mit der vielhundertjährigen Ueberlieferung der französischen Monarchie verknüpft. Das ist der hauptsächliche Unterschied zwischen Sorel's Buch und dem in Nummer 16 dieser Zeitschrift besprochenen Werke Vandal's über „Das Emporkommen Bonapartes": letzteres geht auf alle Einzelheiten ein und schildert solche mit Hilfe umfassenden neuen Materials in geistvoller, freilich oft parteiischer Weise; Sorel dagegen bedient sich des Details nur, um die großen allgemeinen Gesichtspunkte zu erörtern. Vandal stellt Napoleon als den gewaltigen Neuerer hin, der einige Ueberreste der Vergangenheit heranzog, um selbständig ein Gebäude zu errichten, das er schließlich durch „die Verhängnisse und Verrücktheiten seiner äußern Politik wieder zerstörte" (Vandal, S. 2); er setzt die „neue Ordnung" der „alten Ordnung" in allen Stücken entgegen. Sorel aber weist mit überlegenem Verständniß nach, wie sehr diese „neue Ordnung" aus der „alten" hervorgegangen ist, allerdings mit veränderten Formen und unter dem Einflusse eines mächtigen, feurigen Genius, der in kürzester Zeit zu dem Ziele gelangen will, das früher in vielhundertjährigen Anstrengungen erstrebt wurde. Wer Sorel's gedankenreichen, auf genauester Sachkenntniß beruhenden, von echt historischem Geiste erfüllten Darlegungen mit Aufmerksamkeit folgt, kann nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß dieser Schriftsteller sich im Rechte befindet: Napoleon hat nur in seiner Weise das aufgenommen und weiter geführt, was Vergangenheit und Gegenwart ihm überlieferten.

Schon der Konvent hatte bei seinem Scheiden (1795) der neugestalteten Republik, die im Direktorium sowie in den Räthen der Fünfhundert und der Alten gipfelte, ganz bestimmt die Aufgabe gestellt, die „natürlichen Grenzen" Frankreichs: Rhein, Alpen, Pyrenäen, zu erwerben und zu behaupten, das heißt, den Eroberungskrieg fortzusetzen. Außerdem hatte er durch eine Reihe von Vorschriften, die das Stimmrecht der Nation willkürlich einschränkten, den künftigen Regierenden den Weg vorgezeichnet: weder den Willen des Volks noch den Bestand der Republik als ihre Richtschnur zu betrachten, sondern lediglich die Behauptung persönlicher Macht durch alle Mittel der List und der Gewalt. Beide Punkte dieses Programms waren mit wahrhaft republikanischen Gesinnungen und Einrichtungen unvereinbar, entsprachen aber vollkommen den Traditionen der alten Monarchie seit Philipp August, Philipp dem Schönen, Ludwig XI., Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. Das Direktorium täuschte sich darüber nicht. Unter andern Vorwänden geführt, erfüllt von neuen Leidenschaften, war doch unter ihm der Krieg derselbe, den noch im achtzehnten Jahrhundert das französische Königthum betrieben hatte; er verlief auf den gleichen Schauplätzen und mit den gleichen Zielen: den Niederlanden, dem Rhein, der Lombardei, Venedig, bald auch Neapel, dem Mittelmeer; mit den gleichen Versuchen einer Diversion in Irland und des Umsturzes des Deutschen Reiches. Die Hauptgegner blieben

*) L'Europe et la Révolution française; cinquième partie: Bonaparte et le Directoire, 1795—1799. Paris, Plon, 1903.

Digitized by Google

England und das Haus Habsburg, gerade wie im spanischen und österreichischen Erbfolgekrieg. Die rücksichtslose finanzielle Ausbeutung der eroberten und besetzten Länder, die Verachtung jedes fremden Rechtes, die kühle Mißhandlung der andern Völker, die alleinige Geltung der „großen Nation" bildeten in eben dem Umfange die selbstverständliche Anschauungs- und Handlungsweise des Direktoriums, wie einst der Monarchie — nur daß man sie mit den schönen Worten „Befreiung", „Demokratie" umgab. „Die Völker sind von diesen Revolutionären zu befreien und zu zerreißen, wie sie für Herren und Könige zinsbar und dienstbar waren," sagt Sorel (S. 69). Für die Juristen des monarchischen Rechts war das Königthum die allmächtige Staatsraison gewesen; für die Juristen der „Menschenrechte" war es die Revolution. Die andern Völker waren dazu bestimmt, das Piedestal für die Größe des revolutionären Frankreich abzugeben; diejenigen unter ihnen mußten sich glücklich schätzen, die dieser großen Nation einverleibt wurden. Es war Rebellion, der Einverleibung und Ausbeutung Widerstand zu leisten. Wie Ludwig XIV. in Straßburg den Schlüssel zu Süddeutschland beanspruchte, so das Direktorium in Mainz den Schlüssel zu Mitteldeutschland. Wie das „alte Regime" um Frankreich einen Gürtel von abhängigen Staaten zu bilden suchte, die ihm als Wälle und Basteien dienen sollten, so das Direktorium in Holland, der Schweiz, Piemont, Toskana. Ganz Italien sollte dem französischen Einfluß unterworfen, das Mittelmeer in einen französischen See verwandelt werden. Das waren die politischen Ziele, die das Direktorium unter neuer Begründung verfolgte, wie unter anderer einst das französische Königthum sie angestrebt hatte; nur wurde der Kampf jetzt mit größerer Eilfertigkeit und Schneidigkeit geführt.

Für beide Zwecke: die gewaltsame Aufrechterhaltung seiner Macht im Innern und den Krieg nach außen, mußte das Direktorium sich vor allem auf das Heer stützen. Da es nicht auf Grund der öffentlichen Meinung und ihres gesetzlichen Ausdrucks in der Volksvertretung regieren konnte, sah es sich nothwendiger Weise zu wiederholten Staatsstreichen gezwungen, die es nur mit Hilfe der Dazwischenkunft des Heeres auszuführen vermochte. Staatsstreich und Vorwiegen der bewaffneten Macht — das ist die Signatur der Direktorialherrschaft im Innern, und damit bereitete es das Emporkommen des Cäsarismus in folgerichtiger Weise vor; selbst die Komödie nachträglicher Billigung der Gewaltthaten durch allgemeine Volksabstimmung fehlte nicht. In allen diesen Dingen hat Bonaparte lediglich das Handeln des Direktoriums nachgeahmt. Wie sehr solches Verfahren in der Luft lag, wie selbstverständlich es erschien, wird durch die Thatsache erwiesen, daß sogar ein so entschiedener Republikaner, wie Hoche es war, sich zu militärischen Gewaltakten gegen die Versassung bereit zeigte. Die Thorheit und Verderbniß der bürgerlichen Machthaber ließ im Heere überall das rettende Prinzip, den Hersteller und Bürgen der Ordnung und der Gerechtigkeit erblicken, ohne die das Volk nicht leben kann noch will. Um dem Heere die nöthige Popularität zu erhalten und zugleich um es zu beschäftigen und an der Ausübung einer Prätorianerherrschaft zu verhindern, muß das Direktorium beständig Krieg führen; so bleiben die Soldaten fern an den Grenzen und greifen nur insoweit in die innern Vorgänge ein, wie es den Regierenden nützlich dünkt.

In diesen Verhältnissen kommt Bonaparte empor. Er erscheint als der Repräsentant, der Vertheidiger, die Verkörperung der Revolution. Er verhindert die Rückkehr zu den Zuständen der vorrevolutionären Zeit, er stellt zugleich das Bedürfniß nationaler Ausbreitung und Hegemonie, den Geist königlicher Größe und Herrlichkeit dar, die die Einbildungskraft des französischen Volkes erfüllen und diesem von seiner Vergangenheit überliefert sind. Er, der Fremde, der Korse, bemächtigt sich, für die Zwecke seines unermeßlichen Ehrgeizes und seiner grenzenlosen Herrschsucht, dieses Frankreichs und dieser Revolution, ihrer Empfindungen und Ziele — wie die große Katharina, die Deutsche, sich Rußlands, der russischen Orthodoxie, der russischen Volksseele bemächtigt hatte. Und wie er im Innern an dem festhält, was die Nation von der Revolution bewahrt wissen will: der vollen bürgerlichen Gleichheit, der Zerstörung der gewerblichen Schranken, dem Besitz der Emigrantengüter, so auch an der traditionellen Politik, die Frankreich seit Jahrhunderten befolgt hatte.

„Es scheint ihm ebenso natürlich, mit der und für die Revolution die Völker anzugreifen, zu unterwerfen, zu brandschatzen, zu zerschneiden und zu zergliedern, wie Ludwig XIV., die Erbtheile der Könige zu beanspruchen, zu zerstückeln und zu vertheilen. Die mittelmäßigen Fürsten und die in der Routine einherkriechenden Minister seiner Zeit werden von Bonaparte abgeschätzt mit der ganzen Ueberlegenheit der französischen Monarchie, die sie blendet, und der französischen Revolution, die sie erschreckt, und besonders seines eigenen Eroberungsgenies und seiner Unternehmungskraft."

An sich neues hat er nicht erdacht. Die Eroberungs- und Weltherrschaftspläne des Direktoriums machen das Wesen seiner eigenen Entwürfe während des Konsulats und Kaiserreiches aus. Seine gewaltige Ueberlegenheit besteht vielmehr darin: während die Direktoren alles in Verwirrung, auf einmal, ohne vordedachten Plan und ohne politische und militärische Begabung unternehmen, legt er seinem Vorgehen den Maßstab seines unvergleichlichen Genies auf; er verfährt zielbewußt, stückweise, in fest geregelter Ordnung und Methode und mit den Mitteln seiner beispiellosen administrativen und militärischen Fähigkeiten. Er klärt das Chaos und verleiht ihm bestimmte und lebensfähige Gestaltung.

Als letztes Ziel seiner Thätigkeit erscheint ihm die Unterwerfung Englands. Sorel ist keineswegs der Ansicht der gegenwärtigen unbedingten Bewunderer Napoleons in Frankreich und Deutschland: als sei dieser Herrscher durch das historische Fatum zum Kampfe gegen England gezwungen worden. Er weist nach, daß Bonaparte schon als General den Plan hegte, den britischen Staat zu zerstören; „ist dies geschehen," schreibt Bonaparte am 18. Oktober 1797, „dann liegt Europa zu unsern Füßen." Und nicht allein Europa, auch der Orient. Nichts weniger als die Weltherrschaft strebt der junge Soldat an — ganz wie die französischen Könige des Mittelalters mit ihren Kreuzzügen, ganz wie Ludwig XIV. und das Direktorium. Erst das Kundwerden solcher Entwürfe hat die englischen Liberalen von ihren Hoffnungen auf ein gemäßigt republikanisches Frankreich zurückgebracht und ihnen den festen Entschluß eingeflößt, die Republik und dann die Napoleonische Herrschaft bis aufs Messer zu bekämpfen. Nur die universalmonarchischen Absichten Bonaparte's haben Pitt die Diktatur in England verschafft.

Aber auch in der innern Politik befolgt Bonaparte das Beispiel, das ihm das Direktorium gegeben hat, nur mit unvergleichlich stärkerer Planmäßigkeit und Begabung. Das ihm von der royalistischen Partei immer wieder angebotene Bündniß weist er weit von sich. „Ich will gern," sagt er im Januar 1797, „eines Tages die republikanische Partei schwächen, aber ich will, daß dies zu meinem Nutzen geschehe. Bis dahin muß ich mit der republikanischen Partei gehen." Er wünscht den Frieden, aber nur einstweilen, „um den Pariser Schwätzern Genüge zu thun. Ich muß den Frieden schließen, denn wenn ich einem andern dieses Verdienst überließe, würde solche Wohlthat ihn höher in der öffentlichen Meinung stellen, als alle meine Siege." Er erkannte sehr wohl, welche Nothwendigkeit sich aus der bisherigen Entwicklung für seine eigene Stellung ergebe: er wollte die bürgerliche Gewalt darstellen, die vom Heere getragen und durch dieses allmächtig sei, aber doch dem Heere überlegen durch die Sanktion der Volksabstimmung und den volksthümlichen Charakter seiner Herrschaft.

Die damalige Stimmung der Nation begünstigte seine Pläne durchaus. Sie war gleichgültig geworden gegen die abstrakte politische Freiheit, mit der die Terroristen so fürchterlichen Mißbrauch getrieben, und die die Direktoren dann, wenn auch mit mehr Mäßigung, gleichfalls verhöhnt und in ihr Gegentheil verkehrt hatten. Sie erschien als

Digitized by Google

eine leere Utopie, als Vorwand für Gewaltthat und Unterdrückung. Aber woran die Nation hing, das war die allgemeine Gleichheit, die Unterdrückung der Vorrechte, die Befreiung des Bodens von allen adligen und kirchlichen Lasten, die Auffaugung des adligen Grundbesitzes durch den bäuerlichen, die Beseitigung der Schranken für Gewerbe und Handel. Sie verlangte eine starke, sei es auch willkürliche Regierung, die jene Errungenschaften der Revolution schütze, dabei die Staatsfinanzen ordne, die nüchternen und fleißigen Elemente des Volkes fördere — mit einem Worte: Ordnung, Gewerbefreiheit, Gleichheit.

Das Heer selber stellte sich den Absichten Bonaparte's gern zur Verfügung. Es sah in der Revolution nur noch zweierlei: den Sieg über die in den Banden der „Tyrannei" befindlichen Völker; und die Möglichkeit für jeden Soldaten, zu den höchsten militärischen Würden aufzusteigen, dabei gut und vergnügt zu leben und sich zu bereichern. Dem Feldherrn, dem Machthaber, der ihm solche Aussichten eröffnete, hing es mit Begeisterung an — vor allem dem stets siegreichen General, der den ganzen Ruhm und Glanz revolutionären Soldatenthums in sich verkörperte: Bonaparte. Immer neue Siege davontragen, immer andere „Sklavenvölker" demüthigen, immer glänzendere Erwartungen auf Orden und Avancement: das waren die Träume dieses Heeres. Man erkennt, daß, abgesehen von der starken demokratischen Färbung, solcher Geist nicht sehr verschieden von dem ist, der die Armeen eines Ludwig XIV. erfüllte.

Der Staatsstreich zu Gunsten eines beliebten und thatkräftigen Generals lag gewissermaßen in der Luft. Früher hatte Hoche daran gedacht; während Bonapartes Abwesenheit, in Aegypten, Pondert; beide verhinderte ein früher und jäher Tod an der Ausführung. Gerade die bürgerlichen Politiker, unter ihnen Sieyès und Talleyrand, dachten daran — wie Vandal dies S. 113 ausgeführt hat — „die Gewalt der Weisheit zu Hilfe zu rufen".

So gelang dem Korsen der 18. Brumaire, lediglich durch die Macht der Thatsachen. Nie war ein Staatsstreich schlechter ausgedacht, nie einer mangelhafter ausgeführt worden. Alle Voraussetzungen erwiesen sich dabei als irrig, alle Projekte als nichtig, und alle Theilnehmer — Bonaparte an erster Stelle — blieben weit hinter ihrer Aufgabe zurück. Wiederholt erschien das Unternehmen als verzweifelt. Und doch ist es zuletzt geglückt, weil die Zeiten erfüllt waren. Die Soldaten wagten es, nach so vielen ähnlichen Vorgängen, für ihren General die Hand an die Volksvertretung zu legen, und diese fand sich von der Nation verlassen, mit Gleichgültigkeit aufgegeben. Frankreich wollte von den Zänkereien kläglicher Politikaster nichts mehr wissen, es erblickte in Bonaparte seinen Retter, Helden und Führer. —

Schon diese gedrängte Betrachtung wird die Bedeutung der schönen Darlegungen Sorel's erweisen. Der nationalistischen Partei, der er sich leider in der Tagespolitik angeschlossen, opfert er lediglich durch deutliche Hinneigung zum Antisemitismus. Sonst zeigt er als Historiker allerorten vollkommene und der Wissenschaft würdige Unparteilichkeit und hat sich von der chauvinistischen Denkweise ganz frei gemacht. Man gewinnt durch seine Auseinandersetzungen eine richtigere, tiefere und überzeugendere Auffassung von der Stellung, die Napoleon I. in der weltgeschichtlichen Entwicklung einnimmt, von der Rolle, die er darin spielt, von den Bedingungen und der Richtung seines Wesens und Thuns. In solchen Werken, wie dem Sorel's, liegt die wahre Philosophie der Geschichte enthalten.

M. Philippson.

Somnium breve . . .

Mit einer Sehnsucht um die ganze Erde
Und großer Träume Laubdach überm Haupt.
Ibsen.

Zwei sibyllinische Bücher hat Ricarda Huch geschrieben, den Ludolf Ursleu und die Geschichten aus der Triumphgasse. Schicksale fügte sie hier, und aus den Gesichten ringender Menschenseelen, die durch die Leiblichkeit der Körper hindurch ihr geheimnißvolles, unersättliches, purpurnes Leben schimmern ließen, stieg ihre eigene Gestalt überragend: die Augen tief und weit romantisch schauend, mit „Träumen ganz beladen", der Mund im strengeren, herben Zug einer antiken Gottheit, und die Rechte in der „griffelhaltenden Geberde" Conrad Ferdinands. Eine Mischung visionären Schwelgens und gebändigten, meisterlichen Maßes. Sie wandelte im Höhenschein großer, selbstherrlicher Kunst, und diese Kunst zwang mit edelster Nothwendigkeit.

Nun stehen wir vor einem neuen Werk, dem äußerlich umfangreichsten der Dichterin, dem Roman „Vita somnium breve",*) und zum ersten Mal will das Gefühl vom tiefen Klang und großer, reiner Form nicht kommen. Die Gestalten haben hier nicht das tiefwurzelnde Sein; sie *sind* nicht, sie müssen nicht so sein; sie sind nicht Träger einer Menschlichkeit, sie dienen künstlerischen Spielen. Und mögen diese Spiele — wie könnte es bei Ricarda anders sein — auch erlesene Zeichen tragen, unser menschliches Fühlen revoltirt und will sich diesmal nicht von der Magie der Farben und Töne widerstandslos überschauern lassen.

In diesem Roman fügt Ricarda Huch nicht Schicksale, sie spinnt nicht unlöslich ihren Geschöpfen den Faden, sondern sie läßt nur Schicksalsstimmung ahnen. Sie greift abgerissene Akkorde, oft von starken, tiefen Harmonien, von momentanem Bann. Aber was so aus einzelnen Lebensaugenblicken im Zwielicht aufklingt und im Dunkel verhallt, das sammelt sie wahllos und schwankend und gibt es als eine Lebenssymphonie aus. Ihre Götter leiteten sie dabei nicht, und die sonst so sichere Hand tastet.

Sucht man nach Schönheit in den allzu breit gerathenen Büchern, so wird man sie nur im Einzelnen finden, ja eigentlich nur im Sekundären, im Ornamentalen, im Schmuck der Darstellung: in Bildern, lyrischen Inkrustationen, im Hintergrund der Situationen, in der Beleuchtung der Scenen voll translucider Koloristik. Doch die „Beauté intérieure", die aus der großoffenbarten Anschauung menschlicher Charaktere, aus dem seelisch verbundenen Gemeinsamkeitsschreiten durch Gärten und Wildnisse des Fühlens kommt, jene organische, vom eigenen Blut ernährte Schönheit will sich hier nicht wirksam erweisen. Und gerade sie sollte hier ein und alles sein, denn ein Wilhelm Meisterbuch wollte Ricarda Huch schreiben. Nicht Lebensstimmung nur, nein Lebenswege wollte sie erleuchten. Wanderschaft der Suchenden ist ihr Thema, Ausfahrt und Heimkehr der Seefahrer, die ihre Abenteuer und Gefahren nicht wie die lachenden Helden der Sage im äußeren Wechsel bestehen, sondern verborgen in der innern Existenz.

Wie in Ludolf Ursleu wachsen die Begebenheiten aus dem Schoß eines alten, hanseatischen Patriziergeschlechts, aus einer Familie königlicher Kaufleute, schöner, herrischer Menschen, die das Haupt hochtragen und dem Leben befehlen. Doch das Geschlecht steht am Ende, und die letzten Sprossen müssen seine Todeskämpfe am eigenen Leib und eigener Seele erfahren. Und gerade der schönste und herrlichste von den drei Brüdern, die die Namen der Erzengel tragen, Michael, muß den schwersten Weg gehen. Einen Weg schmerzlichen Beginns, lockender, leuchtender Ziele, mürben, todten, leeren Heimgangs.

Michael Unger verläßt als reifer Mann alles, was

*) Leipzig. Im Inselverlag. Zwei Bände. Geschmückt von Heinrich Vogeler-Worpswede.

Digitized by Google

ihm bis dahin etwas war, sein Weib und sein Kind, seine Eltern, das Haus seiner Väter.

In dem ihm vorgezeichneten Leben der Tradition — er ist der Leiter des großen Geschäfts — war in vieler Jahre Reihe die quälerische Unruhe langender und bangender Jugendsehnsüchte zur Ruhe gekommen. Nur selten flüsterten in ihm aus verschütteten Gründen leise Stimmen die alten Worte, die ihm einst an Frühlingsabenden die Pappeln vor dem alten Hause zugerauscht haben: O Leben, o Schönheit, o Leben, o Schönheit. Nur selten spürt er in sich das Gefühl der Starre, des Vereisten, der trocken gewordenen Augen. Und seiner schönen Frau Verena, in der auch Sehnsucht ist, aber ohne starkes, schaffendes Fluten, wehrt er ruhevoll, wenn sie ihn in ihre Träume ziehen will. Ihrem schwankenden, vibrirenden Sein gegenüber empfindet er seine beschwichtigte Art als Stärke, und er freut sich seiner „geistigen Kraft, die ihm möglich macht, die Trockenheit des Lebens zu erkennen und bewußt auf sich zu nehmen, anstatt wie sie, die Schwächere, sich ein phantastisches Dasein in Nebel und Wolken zu erschleichen, und dabei strauchelnd und unsicher stets der hilfreich stützenden Hand zu bedürfen."

Aber die ohnmächtige Sehnsucht, die nach etwas Unbeschreiblichem, Hinreißendem, Steigerndem sich verzehrt, ist gleichermaßen in ihm, wenn sie auch im Gleichmaß der Tage durch eine trügerische, dichte Hülle erstickt wird, daß sie sich nicht zu regen wagt. Sie wird sofort entdunden, jäh springen alle Reifen, die sie halten, als ein Mensch der Fülle, aus dem ein volleres Leben leuchtet, erregend, aufrührerisch in Michaels Kreis tritt. Das ist Rose, die Malerin; ihr Wesen legt sich „wie Goldgrund um die Bilder des alltäglichen Lebens;" sie ruht in sich selber und faßt die ganze Welt in ihre bildende Seele; Kraft und Feuer, eine nährende Flamme, brennt heiß und schön in ihr; ihr Thun ist voll stiller, fester Selbstverständlichkeit eigener Natur. Ein herrlich geschaffenes Elementarwesen geht sie unter den Unfreien auf. Und der Anblick ihrer stolzen, uredelen Freiheit erweckt in Michael alle verborgenen und angeketteten Sturmgeister. Er will auf die Suche nach seinem Leben gehen, seine Sendung zu finden. Nach schweren Konflikten und Krisen löst er, was ihn zu Haus bindet; er genießt einmal den Einklang mit Rose voll Erfüllung und geht dann, fern von ihr, an das Werk, sich eine neue Zukunftswelt zu gründen. Lehr- und Wanderjahre zugleich rollen sich auf in der Schilderung der Studienzeit des erwachsenen Mannes, der — es weckt Goethische Vorstellungen — Medizin und Naturwissenschaften studirt, um „in Mensch und Leben näher einzudringen". Bildungs- und Kulturwerthe kommen hier zur Erörterung; Berührung mit den Tendenzen der Zeit in mannigfachen besonderen Menschenexemplaren verkörpert, ergibt sich im bunten Wechsel; Idylle und Landschaftsstimmung klingt hindurch an den wenigen Feiertagen, wenn sich Rose und Michael, die Getrennten, in einem Winkel der Welt, am Meer, im Gebirge oder in einer dämmernden italienischen Stadt zu einem kurzen, heißen Feste finden.

Der Vollendung nahe — Michael hat sich seine neue Welt erobert und glaubt sicher gegründet in ihr zu stehen; auch äußerlich ist sie ihm wohl befestigt, ein Ruf nach Amerika an eine biologische Station ergeht an ihn; er kann sich mit Rose nun ganz vereinigen — stürzt das ganze Gebäude zusammen. Michael hielt das Thun dieser Zeit für das wahrhaft Wirkliche und das erweist sich im entscheidenden Moment als Trug, somnium breve. Da er sich ganz lösen will, umspinnt ihn eine neue Macht. Sein und Verenas Kind, Mario, das nun als aufblühender Knabe, strahlend wie ein Liebling der Götter ihm begegnet, macht ihn unfrei. Er kann von ihm nicht los, die fassungslose Trauer in diesem Kindergesicht vergällt, vergiftet ihm die Leidenschaft. Als ein Verarmter mit leeren Händen steht er öde verzweifelt vor Rose, die er auf Flügeln zu den Wundern der Welt tragen wollte. Und nun ist Elend und Asche, Verwüstung und Trümmer um sie beide.

Und einen anderen Boten schickt das Leben an Michael. Keinen glänzenden, mit Rosenkränzen ums Haupt. Einen bestaubten Werktagsgesellen, mühfalgedückt; er bringt nicht Kunde neuer Küsten, sondern eine Heimsuchung. Das Haus der Unger wankt in seinen Grundfesten; die es verwalten sollen, seine Brüder, sind morsche, apathische Existenzen. An Michael ergeht der Ruf. Und er folgt ihm als einer, der nichts zu verlieren hat. So zieht er da ein, wovon er, wähnend, er sei ein Befreiter, ausgezogen war. Und wieder kommt das schwere Gleichmaß der freudlosen Arbeit. Er stützt noch einmal das wankende Gemäuer und rettet den Besitz der Väter. Selten stellen sich aus der Unterwelt der Seele Bilder der Vergangenheit ein; wenn sie kommen, sieht er ihnen in die weiten Augen ohne Schmerz und Groll; ihm dämmert „was Du verloren nur ist ewig Dein", und daß kein Eigenthum der Seele abhanden geräth, daß in ihren Schluchten fruchtbar ein Auferstehungsacker wächst. Als Geprüfter des Lebens geht er seinen alten Weg und blickt in Sinnen auf das, was um ihn aufwächst, auf die neue Generation, die nun, wie er „den Weg der Sehnsucht in das Thal der Träume und der Thränen" wandern wird.

Das sind, behutsam nachgezogen die thematischen Linien der Dichtung. Die Linien, die Ricarda Huch leider nicht zu Körpern ausgewachsen sind.

Bedeutungsvoll ist ihr tief erfaßtes Vorstellen: was sind wir? was wissen wir von uns? was können wir thun? Da sie aber diese Lebensfragen nicht in einer lyrischen Stimmung als Ahnungsklang nur verschweben lassen, sondern sie von Schicksalshöhen übersehen, an reich ausgemalten Menschenpfaden sichtbar machen wollte, war eine hellseherisch geschaute und plastisch zur Erscheinung gebrachte Charakteristik höchstes Ziel. Doch dies ward nicht erreicht.

Schicksal und Gemüth sind Namen eines Begriffes, an dies Novaliswort muß man immer wieder denken. Die Möglichkeiten, die die Mosaik unseres Lebens bilden, liegen in uns, wartend, daß sie erweckt werden, harrend auf den fruchtbaren Moment. Beziehungen und Berührungen schaffen diese neuen chemischen Gefühlsverbindungen, Wahlverwandtschaften, Lösungen, Vereinigungen.

Die Beziehungen der Menschen, die zu bestimmter, Neubildung schaffender Aktion und Reaktionen geeignet sind, dis auf die versteckteften Wurzelfasern zu durchleuchten und sie in diesem wesenhaften Licht zu zeigen, das, was in der Dunkelheit verworrener Wirklichkeit uns so selten wird, das ist die feinste Aufgabe solcher Schicksalsdichtung. Aber gerade das Beziehungsfluidum hat Ricarda Huch hier nicht gebannt. Mehr kommentirt als offenbart wirken die Proportionen. An den Entscheidungsstellen des Buches, da sich Michael von Verena losmacht und in das neue Leben unter dem Zeichen Roses geht, und an der andern, da er auf den Lohn aller mit Härte geführten Kämpfe um zweier traurigen Kinderaugen willen verzichtet und heimgeht, fühlen wir nur den künstlerischen Willen der Dichterin wirksam, aber nicht als den Zwang der Naturen, die hier charakterisirt werden sollen.

Ja, diese Menschen werden, vor allem in ihrem Liebesfühlen, manchmal zu wesenlosen Gebilden. Ricarda Huch findet nicht die Uebergänge, das Gleitende in menschlichen Metamorphosen. In ihrer weit ausgesponnenen Darstellung sehen wir oft die Personen nach längeren Zwischenräumen so wieder, wie es uns im Leben geht, befremdet, verändert. Und es bleibt bei diesem äußeren Eindruck, keine Transparenz läßt durchscheinen, wie sie so geworden. Die Dichterin ließ sie hinter der Scene einfach die Kostüme der Seele wechseln. Man empfängt den Eindruck, als wüßte sie selbst nicht in allen Winkeln ihrer Herzen sicher und genau Bescheid. Ein Dichter muß aber von seinen Menschen noch viel mehr wissen, als was er verräth. Erst dadurch strömt aus seinen Bildern die latente Fülle. Die „assez haute visse", von der Millet spricht, vermißt man verstimmt. So kommt es, daß Ricarda Huch in Mißverständniß und Widerspruch mit den eigenen Gesichten geräth; daß ihr die Gestalt anders aus der Hand kommt, als sie sie innerlich zu sehen meint; daß sie unter ein Portrait einen Spruch setzt, der vielleicht zu dem paßt, was sie machen wollte, aber gar nicht zu dem Gesicht, wie es uns von dem Blatt aus ansieht.

Digitized by Google

Das wird beim Abschied von dem Buch besonders deutlich. Wie Michael hier am Ende steht, wirkt er als ein Resignirter, der karge Lebenstrümmer gerettet und als ein Geleerter. Sein Sohn Mario, der schöne, ästhetische Egoist und verzärtelte Genießer, um den er Rose ließ, wendet sich von seinem absteigenden Alter und sucht im Süden seines Glückes Klimo; Verena, die Frau seiner Jugend, ist ihm fremd und fern; seine Mühe und Arbeit für das alte Haus ist ohne Lust; und das ihm von der Dichterin eingeredete Glück der Erinnerungen kann im Grunde nicht ohne quälende Bitterniß sein, zumal Rose die freie Gefährtin eines Störkeren geworden. Auf ausgebrannter, dürrer Erde rastet eines alternden Mannes müder Fuß — so wirkt Michaels indirektes Bild; zusammengesetzt aus den Einzelzügen, seine wirkliche Bilanz. Ricarda Huch aber bringt es nicht über sich, so von dem entgötterten Bilde sich zu trennen, und sie schreibt darunter ein Wort, das schön klingt, aber keine Bedeutung mehr dafür haben kann: „Er war erwacht; und wenn ihn auch der bange und süße Wahn des Lebens noch wie dünner Nebel umflorte und nur zuweilen zerriß und unsterbliche Gipfel entschleierte, ging er doch froh und in Zuversicht auf seiner Bahn wie einer, den unsichtbare Götter führen."

Nicht wie leibhaftige Menschen, sondern wie Scheinwesen, Triumphtrophäen lebentäuschender Kunst, berühren uns diese Gestalten, die Rose vor allem; sie sind nicht Prometheus-, sie sind Hephästosgeschöpfe. Sie gerathen dadurch in ein schiefes Licht, daß ihre Dichterin sie bald in der romantisch-exotischen Atmosphäre ihrer artistischen Lebensvisionen sich tummeln läßt, in seltsam-gespenstischen Festen, bald sie wieder den Bedingungen der alltäglichen Wirklichkeit aussetzt. Und das geschieht durchaus nicht mit künstlerischer Absicht, um etwa das Motiv tragischer Zwittergeschöpfe zu gewinnen; Ricarda Huch merkt das Zwitterhafte darin gar nicht; aus einem gewissen Hochmuth heraus, — der sie im übrigen gut kleidet und den ein sonst Verehrender ihr wohl auch einmal anmerken darf, — hat sie nie an diesen Gestalten ihrer Gedankenwelt gezweifelt. Daß sie im Schein einer Schönheit ihr erschienen, genügte ihr zu voller Existenzberechtigung. Imaginäre Porträts zu malen, dünkt sie künstlerisches Glück, und in romantischer Willkür rahmt sie sie mit Bruchstücken aus Phantasie und Wirklichkeit.

Ein Wort eines dieser imaginären Porträts aus dem Roman, ist aus ihrer Seele gesprochen: „die Erinnerung muß erst Fleisch und Knochen von der Seele wegschmelzen und Traumgewänder darüber hängen, damit die Menschen und Dinge so schön werden, wie wir die längstvergangenen sehen."

Niemand schenkte uns berauschendere Traumblumen als Ricarda Huch. Aber den Wilhelm Meister kann man nicht mit Träumen und Sehnsucht allein erschaffen.

Felix Poppenberg.

Theater.

Berliner Theater. „Timandra". Trauerspiel in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Ein rechtschaffener Bürger wird im Staate allgemein geachtet. Wenn er aber nichts weiter als rechtschaffen ist, dann wehe ihm! Der Befähigte drängt ihn zurück, nicht nur derjenige, der auf ehrliche Weise klug und gewandt zum Ziele kommt, sondern auch mancher, der verschmitzt und wahllos zu den niedersten Mitteln greift, um sich durchzusetzen. So ist es im Leben und so auf der Bühne. Was nützen einem Dichter die vornehmsten Gesinnungen, wenn er nicht geschickt genug ist, das Publikum in seinen Bann zu zwingen? Er muß es erleben, daß die urtheilslose Menge gleichgültig an ihm vorübergeht und den geistlosen und frivolen Darbietungen eines theaterkundigen Geschäftsmanns vernarrt zujubelt. Besonders schlimm steht es, wenn die Kritik nicht einmal in der Lage ist, den Dichter zu trösten und ihm zu versichern, daß nicht seine Unzulänglichkeit, sondern die mangelnde Einsicht des Publikums den Erfolg seines Dramas hemmte.

Adolf Wilbrandt ist ein rechtschaffener Bürger im Reiche der Dichtkunst, aber die siegende Kraft ist ihm versagt. Er hat es wohl selbst, so oft er der Bühne sich zuwandte, empfunden, daß er keiner von den großen Helden ist, die eine Welt, sei es auch nur die Scheinwelt der Bühne, allein zu bezwingen im Stande sind, er hat sich stets gern nach einem Bundesgenossen umgesehen, richtiger noch einer Bundesgenossin, nach der Trägerin einer großen Rolle, und zweimal ist es ihm gelungen, an der Hand einer tüchtigen Künstlerin durch die Pforte des Ruhmes zu schreiten. Sein Trauerspiel „Arria und Messalina" hat Charlotte Wolter, einst der leuchtende Stern des Burgtheaters, sein Drama „Der Meister von Palmyra" Agnes Sorma, einst der leuchtende Stern des Deutschen Theaters, ins blendende Licht des Erfolgs gerückt. Nun hat Agnes Sorma wiederum den Dichter zur Wohlstatt des Kulissenreichs geleitet, sie kehrten aber beide ohne Siegestrophäen zurück.

Das neue Trauerspiel „Timandra" führt uns nach dem alten Hellas. Eine leidenschaftliche Athenerin verläßt ihren Gatten und die eigenen Kinder aus blinder Liebe zu dem schönen jüngeren Bruder ihres Gatten. Um mit ihm zusammen zu sein, verkleidet sie sich als Jüngling und läßt sich zu einem Gastmahl führen, dem ihr Geliebter beiwohnt. Diese Tollkühnheit wird ihr Verhängniß. Ein abgewiesener Verehrer entdeckt sie, Timandra schwebt in Gefahr, der öffentlichen Schande preisgegeben zu werden, und sie findet keinen anderen Ausweg, als mit ihrem Schwager zu entfliehen. Da tritt ein weißbärtiger Freund des Jünglings, ein Greis, der in dem Rufe eines Weisen steht, warnend dazwischen und hält den Verliebten von dem unbedachten Schritte zurück. Timandra ist nun gänzlich verlassen, Verzweiflung packt sie, und ein grimmer Haß gegen den Zerstörer ihres Liebesglücks erfüllt ihren Busen mit so wilder Rachsucht, daß sie dem Alten Vernichtung schwört. Sie eilt zu seinen Feinden, zu denen auch der früher von ihr mißachtete Verehrer zählt, und verheißt ihm süßestes Gewähren, wenn es ihm gelingt, den verhaßten Greis zu demüthigen. Durch die niedrigste Verleumdung wird das Opfer vor Gericht geschleppt und zum Tode verurtheilt. Jetzt — zu spät — erwacht in Timandra die Reue, sie kann das Verhängniß von dem Alten nicht mehr abwenden, aber sie stirbt mit ihm den gleichen Tod, den sie über ihn heraufbeschworen, den Tod durch Gift.

Es ist nichts durchaus Griechisches in diesem Drama. Ein Weib von so zügelloser Leidenschaft wie Timandra kann in allen Ländern und zu allen Zeiten gelebt haben. Die erschütternden Beispiele liegen zu nahe, um hier als Homeis zu gelten. Ein starker Dichter würde das Thema vielleicht gerade von dem altklassischen Hintergrunde losgelöst haben, etwa wie Lessing seine „Emilia Galotti" aus den Römertagen in die moderne Zeit rückte. Wilbrandt glaubte aber umgekehrt seiner Liebestragödie einen festeren Boden zu schaffen, wenn er sie an einen historischen Vorgang knüpfte. Der Greis, der Timandras Rache zum Opfer fällt, ist Sokrates, der Jüngling, in den sich die Schwägerin verliebt hat, ist Platon. Wird Timandra zur Riesin, weil sie neben diese großen Philosophen gestellt ist? Ach nein! Sokrates und Platon schrumpfen zusammen, der eine zu dem immerhin klugen, aber doch nicht weltbewegenden Berather eines verliebten Jünglings, der andere nur zu einem ganz unweisen, naiven Liebhaber, der sich nicht eben ritterlich benimmt, da er erst mit der Frau seines Bruders einen gefährlichen Flirt beginnt und sie dann, gerade wo ihrer Buhlerei Verrath droht, von sich stößt.

Wilbrandt nennt sein Drama „Timandra", er war zu zag, es „Sokrates" zu nennen, obgleich er uns eigentlich den Tod des Sokrates vorführt, freilich nicht jenen erhabenen Tod, den der edle Weltweise nach den Berichten Platon's starb, sondern einen wilbrandtisch modifizirten Tod durch die Rache eines gekränkten Weibes.

Digitized by Google

Man wird an das kürzlich bekannt gegebene Urtheil des Oberverwaltungsgerichts erinnert, das an Heyse's „Maria von Magdala" u. a. auch deshalb Anstoß nahm, weil — nach der allerdings mißverstandenen Auffassung des Gerichts — in dem Drama die Möglichkeit erwogen wird, daß Christus gerettet werden könne, wenn Maria sich dem einflußreichen Flavius hingebe. Heyse dachte nicht daran, das Schicksal seines Christus von einem solchen Liebeshandel abhängig zu machen. Wilbrandt hat aber in der That den Tod des Sokrates mit der Herzensangelegenheit einer lockeren Athenerin in Verbindung gebracht. Wenn diese Dame sich statt in Platon in den Dichter und Volksredner Meletos, ihren minder glücklichen Verehrer, verliebt hätte, so wäre Sokrates am Leben geblieben. Gewiß, Sokrates wird auch in Wilbrandt's Drama öffentlich angeklagt, daß er die Götter verleugne und die Jugend verführe. Aber dem Dichter entschlüpft die herrliche Gelegenheit, das sokratesfeindliche Athen zu zeigen und den grandiosen Kontrast zwischen dem überlegenen Weltgenie und der spießbürgerlichen Gesellschaft plastisch darzustellen. Man hört Rede und Gegenrede, das Volk jedoch bleibt in der Statistenrie versteckt.

Wilbrandt's Sokrates erscheint durchaus würdig, er redet wirklich weise, aber eine solche Weltgröße läßt sich nicht in die Kulissenenge zwängen. Auch ein französischer Dichter, der ähnlich wie Wilbrandt eine Vorliebe für griechische Gewänder hatte, ließ Sokrates in einem seiner Stücke auftreten, sogar in einer Posse. In dem kleinen Reimspiel: „Socrate et sa femme" von Théodore de Banville wird mit dem Weisen noch unzarter umgesprungen, als in „Timandra"; sein eigenartiges Verhältniß zu Xantippe bildet hier den drastischen Mittelpunkt, und wir lernen den weltberühmten Philosophen als wahrhaftigen Pantoffelhelden kennen. So respektlos war der deutsche Dichter doch nicht!

Während er aber die Jamben des Sokrates mit sokratischer Weisheit schmückte, läßt er Platon und die anderen Schüler in Versen reden, die nichts von dem Geiste der althellenischen Philosophie verrathen. Platon, von dem man vergessen muß, daß er beim Tode seines großen Lehrers schon 28 Jahre zählte, ist in Wilbrandt's Drama noch ein unerfahrener Jüngling, stürmisch verliebt und kindlich lenkbar, er gibt zwar hinter den Kulissen dem Sokrates Dichtungen zu lesen, die den künftigen Philosophen ahnen lassen, aber er spricht und führt sich auf der Bühne wie ein junger Beaufekopf, der auch nicht mit einem Worte an ernstere Dinge denke als an die Kosestunden, die er bei seiner Timandra verleben darf.

Hätte diese Timandra selbst aber nur mehr Seele und innere Wahrheit, so würde man um ihretwillen auf den geistigen Werth, den der Träger eines großen Namens schuldet, wohl verzichten können. Sie aber rührt uns nicht, sie weckt weder unsere Sympathie, noch unser Mitleid. Ihre Leidenschaft für Platon dünkt uns leere Koketterie, ihr Haß gegen Sokrates und ihre schnelle Reue äußern sich nur in wenigen, oberflächlichen Worten, da wo sie das innerste Wesen der Heldin aufwühlen sollten.

An der Klippe der Oberflächlichkeit scheiterte auch die Kunst der Sorma. In den Liebesszenen war sie von bestrickendem Zauber. Das girrende Lächeln, der Wohllaut ihres Organs, die Lieblichkeit ihrer Erscheinung zeigten noch all den Reiz, der von jeher gefesselt hat. Aber in den tragischen Szenen blieb die erwartete Wirkung aus. Hier ließ sie der Dichter allzu sehr im Stich und leider auch an manchen Stellen ihre eigene Kraft. Den Sokrates gab Pitschau so echt, wie es Wilbrandt's Dichtung gestattete. Der Platon wurde von Walden, Meletos, der Ankläger des Sokrates, von Wehrlin mit wohlthuender Sicherheit dargestellt.

Sigmar Mehring.

Gebetserhörung.*)

Firmin Pisdagnel war seit zwei Jahren für das Seminar die Ursache unaufhörlicher Sorgen.

Einziger Sohn eines Schuhflickers, der seine Krambude zwischen zwei Strebepfeilern von St. Exupère hatte, war er durch seine glänzende Intelligenz einer der besten Schüler der Anstalt geworden.

Er war außerordentlich ruhig und friedliebend und wegen seines Betragens gut angeschrieben.

Sein schüchternes Charakter und zarte Hautfarbe schienen seine Sittenreinheit zu bestätigen.

Aber er hatte weder Sinn für Theologie noch Beruf zum Priester. Sogar sein Glaube war unsicher.

Als großer Seelenkenner fürchtete der Abbé Lantaigne für den jungen Leviten durchaus nicht heftige, oft heilsame Krisen, die durch die göttliche Gnade gemildert würden.

Was ihn erschreckte, war vielmehr die starre Indolenz dieses unlenkbaren Geistes.

Er verzagte fast über eine Seele, die dem Zweifel zugänglich war, ja sogar einen natürlichen Hang zur Religionsverneinung hatte.

Denn so zeigte sich der begabte Sohn des Schuhflickers. Der Abbé Lantaigne war eines Tages durch einen feinen heimlichen, listigen Ueberfälle auf den wahren Grund dieses Charakters gedrungen, der sich offenbar nur aus Höflichkeit verstellte.

Mit Entsetzen hatte er wahrgenommen, daß Firmin bei dem Unterricht im Seminar nur sein elegantes Latein, großes Verständniß für Sophismen und eine Art mystischer Sentimentalität erworben hatte.

Von da ab erschien ihm dieser Zögling als ein schwaches, bedenkliches, beklagenswerthes und schlechtes Wesen.

Und doch liebte er den Knaben und empfand eine wahrhaft zärtliche Schwäche für ihn.

Sich selbst zum Verdruß freute er sich noch darüber, daß Firmin der Stolz und die Zierde des Seminars war.

Er liebte seinen aufgeweckten Geist, seine sanfte, graziöse Ausdrucksweise und selbst die zarten, blassen Augen unter den flatternden Lidern.

Er wußte wohl, Firmin war zu schwach, um der Kirche je einen jener mächtigen Pfeiler zu geben, deren sie so bedarf, aber unter sorgfältiger, wachsamer Leitung würde vielleicht aus ihm einer jener guten Seelensorger, die unter ihrem ernsten Kleid das liebevolle Herz einer jungen Mutter tragen.

Aber der Abbé Lantaigne gab sich nicht lange diesen falschen Hoffnungen und Selbsttäuschungen hin — bald sah er in dem Knaben einen Guycoult — einen Renan.

Angstschweiß bedeckte seine Stirn.

Entsetzen erfaßte ihn bei dem Gedanken, daß er mit einem solchen Schüler der Wahrheit einen furchtbaren Feind erzog.

Denn er wußte: im Tempel selbst wurde der Hammer geschmiedet, der den Tempel erschütterte.

Er pflegte zu sagen: „Das eben ist die Kraft der theologischen Disziplin, daß nur sie im Stande ist, die großen Gotteslästerer zu zeugen. Ein Ungläubiger, der nicht durch unsere Hände gegangen, ist ohne Kraft und Waffen für das Uebel. In unsern Mauern allein lernt man alle Wissenschaften — selbst die Gotteslästerung."

Von seinen unbegabten Schülern verlangte er nichts weiter als — Fleiß und Aufrichtigkeit, und er war gewiß, gute Priester aus ihnen zu machen.

Bei den Elitegeschöpfen hingegen fürchtete er Neugier, Hochmuth, verhängnißvolle Geisteskühnheit — ja, alle Tugenden, die selbst Engeln zum Verderben werden.

Lantaigne ging zum Studienaufseher — „Abbé Perruque," sagte er ungeduldig, „ich möchte die Notizen über Pisdagnel sehen."

*) Autorisirte Uebersetzung von Gertrud Savić, Paris.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Perruque netzte seinen Daumen an den Lippen und blätterte im Register, dann zeigte er mit dem schwarz geränderten Nagel seines Zeigefingers auf die Randbemerkungen in dem Heft.

„Firmin Piédagnel macht unbesonnene Aeußerungen."

„Piédagnel neigt zur Melancholie."

„Piédagnel weigert sich an den körperlichen Uebungen theilzunehmen."

Er wandte das Blatt um und las weiter:

„Piédagnel hat eine schlechte Aufgabe über die Einheit des Glaubens gemacht."

Nun brach Abbé Lantaigne in helle Entrüstung aus:

„Wird er denn das niemals begreifen!

Ein Priester muß doch vor allen Dingen von der Einheit des Glaubens durchdrungen sein. Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß dieser Gedanke von Gott selbst stammt." Er heftete auf den Abbé Perruque seine schwarzen fanatischen Augen und fuhr fort:

„Dreimal habe ich von der Kanzel dies Thema von der Einheit des Glaubens behandelt, und ich sage Ihnen, ich bin noch ganz verwirrt von der Mannigfaltigkeit des Stoffes."

Dann nahm er die Lektüre wieder auf:

„In dem Pult von Piédagnel wurde ein Buch gefunden, worin er mit eigener Hand Auszüge aus verschiedenen Dichtungen niedergeschrieben hat. Dichtungen von Leconte de l'Isle und Paul Verlaine wie von andern freigeistigen Schriftstellern, und die Wahl dieser Stücke deutet auf eine ungeheure Ausschweifung des Geistes und der Sinne."

Lantaigne schloß das Heft und warf es heftig nieder.

„Woran es heut zu Tage fehlt," sagte er, „das ist weder Wissen noch Intelligenz — das ist der theologische Sinn."

„Herr", sagte der Abbé Perruque, „der Herr Verwalter läßt fragen, ob sie ihn empfangen können. Der Vertrag mit Lafolie für Fleischwaaren läuft am 15. d. M. ab, und da er für die Anstalt sehr wenig vortheilhaft war, will man ihn nicht ohne Ihre Entscheidung erneuern. Sie müssen zugeben, daß die Qualität des Rindfleisches, welche Lafolie uns liefert, sehr minderwerthig ist."

„Der Herr Verwalter mag kommen," bestimmte Lantaigne.

Als er dann allein war, nahm er den Kopf zwischen beide Hände und seufzte:

„Fern von dir, mein Gott, sind wir nichts als irrende Schatten.

Es gibt keine schwereren Verbrechen, als die gegen die Einheit des Glaubens.

Herr, mein Gott, führe die Welt gnädig zurück in den Schoß deiner allein selig machenden Kirche."

Als der Herr Rektor nach dem Frühstück in der Erholungspause über den Hof schritt, spielten die Seminaristen eine Partie Fußball.

Auf dem großen, freien Platz drängten sich die Köpfe, die wie auf schwarzen Messerstielen saßen, aufgeregt durcheinander — hölzerne Hampelmannbewegungen und ein Stimmengewirr von ländlichen Dialekten der ganzen Diöcese.

Der Studienaufseher, Herr Perruque, hatte seinen langen Rock aufgeschürzt und, berauscht von der Luft und der freien Bewegung, mischte er sich in die Spiele mit dem ganzen Ungestüm eines eingesperrten Bauern, und wie ein Athlet schleuderte er den riesigen Lederball mit seinem Schnallenschuh in die Höhe.

Als sie den Herrn Superintendenten erblickten, hielten die Spielenden inne, aber er machte ihnen ein Zeichen fortzufahren.

Er schritt durch die magere Akazienallee, welche den Hof auf der Seite der Felder und Wälle einsäumte.

Auf halbem Wege kamen ihm drei Zöglinge entgegen, die Arm in Arm plaudernd auf und ab wandelten. Weil sie in der Regel die Erholungsstunde auf diese Weise verbrachten, hatte man sie die Peripatetiker genannt.

Der Abbé Lantaigne rief den einen Knaben an, den kleinsten unter ihnen, einen bleichen, gebückten Jüngling mit feinem, etwas mokantem Mund und schüchternen Augen.

Er hörte es nicht sogleich, und sein Nachbar mußte ihn erst mit dem Ellbogen stoßen:

„Piédagnel", sagte er, „der Herr Rektor ruft Dich." Der Knabe näherte sich dem Vorgesetzten und grüßte ihn mit einer beinahe graziösen Unbeholfenheit.

„Mein Kind," sagte der Abbé, „ich wünsche, daß Du morgen bei meiner Messe ministrirst."

Piédagnel erröthete. Es war eine beneidete Ehre, bei der Messe des Herrn Rektors ministriren zu dürfen.

Der Priester schritt mit dem Gebetbuch unterm Arm durch die kleine Pforte, welche auf die Felder führte. Er schlug seinen gewohnten Spaziergang ein, einen staubigen, von Nesseln und Disteln umsäumten Pfad, der an den Wällen entlang führte.

Er sann:

Was wurde aus diesem armen Knaben, wenn er sich plötzlich ausgewiesen sah? Er hatte kein Handwerk gelernt und war schwach, kränklich und schüchtern. Und welche Trauer in der kleinen Krambude des Vaters!

Lantaigne schritt den steilen, steinigen Weg hinan. Als er zu einem Kreuze gelangt war, trocknete er den Schweiß von seiner Stirn und sagte mit leiser Stimme:

„Herr, erleuchte meine Seele, daß ich nach deinem Willen handle, wie auch mein väterliches Herz darunter leide."

Am folgenden Morgen um sechs Uhr las der Abbé Lantaigne das Ende der Messe in der einsamen, kahlen Kapelle.

Nur ein alter Sakristan war an einem Seitenaltar damit beschäftigt, Blumen in die Porzellanvasen zu stellen, zu Füßen der vergoldeten Statue des heiligen Joseph.

Ein grauer Regentag blickte durch die trüben Fenster. Stehend las der Geistliche zur Linken des Hauptaltars das Evangelium.

„Et verbum caro factum est," sagte er, indem er niederkniete.

Und mit ihm zugleich sank Firmin Piédagnel, der bei der Messe ministrirte, auf der Stufe, wo die Klingel lag, in die Knie, dann erhob er sich, und nach dem letzten respondum folgte er dem Priester in die Sakristei.

Der Abbé bedeckte den Kelch mit dem Meßtuch, dann wartete er, daß der Diener ihm beim Ablegen der Kirchenkleider helfe.

Firmin Piédagnel, der sehr empfänglich für mysteriöse Einflüsse war, stand ganz unter dem Zauber dieser einfachen und doch heiligen Scene.

Seine junge Seele war durchdrungen von Andacht und Weihe, noch nie hatte er wie an diesem Morgen so voll Inbrunst den Wunsch gefühlt, selbst Priester zu werden und im heiligen Amte zu celebriren.

Nachdem er das Chorhemd und Meßgewand fromm geküßt und sorgfältig zusammengelegt hatte, verneigte er sich vor dem Abt, ehe er sich zurückzog.

Der Rektor, der eben im Begriff war seine warme Weste anzuziehen, machte ihm ein Zeichen zu bleiben, und er sah ihn mit so viel edler Sanftmuth an, daß der Jüngling den Blick wie eine Wohlthat, wie einen Segen empfand.

Nach langem Stillschweigen sagte der Abbé:

„Mein Kind, während dieser Messe habe ich Gott gebeten mir Kraft zu verleihen, Dich fortzuschicken.

Mein Gebet ist erhört worden. Du gehörst nicht mehr zu diesem Hause."

Firmin war von diesen Worten wie betäubt.

Der Boden unter seinen Füßen schien zu schwanken.

Mit weitgeöffneten, thränenschweren Augen starrte er vor sich hin. Wie in einem Nebel sah er die öde verregnete Straße, ein ganzes Leben voll Elend und Arbeit, das

Schicksal eines ausgesetzten Kindes, und ihn packte Entsetzen bei diesem Gedanken.

Verstört blickte er auf den Abbé.

Die entschlafene Sanftmuth, die unerschütterliche Seelenruhe dieses Mannes empörten ihn.

Und plötzlich erwachte in dem Knaben ein Gefühl, wuchs mächtig an, stützte und stärkte ihn — der Haß gegen die Priester, ein unendlicher, furchtbarer, fruchtbarer Haß, ein Haß, um ein Menschenleben auszufüllen.

Und wortlos stürzte er aus der Sakristei.

Paris. Anatole France.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Die Strafbarkeit des Eigenthums.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Redakteur!

Hoffentlich werden Sie mir Ihren Rath, um den ich bitte, nicht versagen.

Ich bin Diabetiker, soll anstatt des Zuckers Saccharin genießen und habe im Jahre 1900 — der ich weder Händler, noch Apotheker bin — zu meinem persönlichen Gebrauch 500 Gramm davon gekauft. Als das Gesetz vom 7. Juli 1902 über Süßstoffe erschien, welches bekanntlich diejenigen, in deren Besitz oder Gewahrsam Süßstoff in Mengen von mehr als 50 Gramm nach dem 31. März 1903 vorgefunden wird, mit der Einziehung der 50 Gramm übersteigenden Menge nebst Geldbuße bis zu 1500 Mark und Gefängniß bis zu sechs Monaten oder mit einer dieser Strafen bedroht, habe ich nach Maßgabe des bis dahin gehabten Verbrauches befürchten müssen, am kommenden 1. April mehr als die erlaubten 50 Gramm übrig zu haben. Und wie ich sehe, kommt das wirklich so. — Was nun thun?

Es widersteht mir, das Zeug wegzuwerfen, welches mich um Geld und ins Gefängniß bringen kann. Wie leicht kann jemand es finden und sich aneignen, — mit der Gefahr, Geld und Freiheit zu verlieren. Ich könnte es in angemessenen, kleinen Dosen verschenken, — aber auch dagegen sträubt sich mein ökonomisches Gefühl. Denn ich halte es für zu unsinnig, mich meines ehrlich erworbenen Eigenthums zu entäußern, lediglich wegen eines Gesetzes, das viel später gegeben wurde, als ich mich in den damals ganz harmlosen, jetzt so gefährlichen Besitz brachte.

Ich stieß auf Art. 9 der Preußischen Verfassung:

> „Das Eigenthum ist unverletzlich. Es kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohles gegen vorgängige, in dringenden Fällen wenigstens vorläufig festzustellende Entschädigung nach Maßgabe des Gesetzes entzogen oder beschränkt werden."

Das müßte mir helfen. — Aber wenn ich auch anerkennen wollte, daß das öffentliche Wohl erfordert, den Zuckerfabriken keine Konkurrenz zu machen und mir aus diesem Grunde mein Eigenthum wegzunehmen, so vermisse ich doch die mir durch die beschworene Verfassung meines Vaterlandes zugesagte Entschädigung, da ich als solche doch nicht die angedrohte Gefängnißstrafe ansehen kann, bei der ich vielleicht neben freiem Logis soviel Kost bekäme, — noch viel weniger die in Aussicht gestellte Geldbuße. Allerdings würde mein Anspruch auf Entschädigung erst dann eintreten, wenn mir das Eigenthum entzogen wird, also erst dann, wenn meine Strafbarkeit eingetreten wäre. Ich müßte demnach den Anspruch mit meiner Straffälligkeit erkaufen, — was doch immerhin eine recht ernste Sache ist.

In der Reichsverfassung habe ich vergeblich nach einer Heiligsprechung des Eigenthums gesucht. Vermuthlich hielt man bei Begründung des Deutschen Reiches eine solche Bestimmung für überflüssig, weil sie sich von selbst verstand. In den verflossenen wenigen Jahrzehnten scheinen sich bei den staatserhaltenden Elementen andere Anschauungen eingefunden zu haben, da das Gesetz die Frage der Entschädigung überging.

Können Sie mir sagen, wie es anzufangen, daß ich zu einer Entschädigung komme, ohne Gefahr zu laufen, daß ich eingesperrt werde?

Besten Dank im voraus!

D.

Antwort der Redaktion:

Da im vorliegenden Falle „den Umständen nach anzunehmen" ist, daß der in Ihrem Besitz befindliche Süßstoff nicht „verbotswidrig hergestellt oder eingeführt" wurde (er wurde ja von Ihnen erworben, als die betreffenden Verbote noch garnicht existirten), so würden Sie nur der Fahrlässigkeitsstrafe ausgesetzt sein, nämlich einer Geldstrafe bis zu 150 M. oder Haft. Ihr Eigenthum an Saccharin über 50 gr würde man allerdings ohne Entschädigung einziehen.

Sie fragen, was Sie dagegen thun können. Wir haben nur einen Rath gegen unsinnige Gesetze: Reden Sie dahin, daß die Zahl jener Gesetzgeber, die solcher Weisheit verdächtig sind, bei den nächsten Wahlen möglichst vermindert werde.

Die Redaktion.

H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Faßt man die Soziologie als die Lehre von den sozialen Formen des menschlichen Zusammenlebens, so leuchtet es ein, weshalb dieselbe durch die Wechselwirkung mit der modernen Völkerkunde einen so erheblichen Aufschwung gewinnen mußte. Denn gerade durch die ethnographischen Untersuchungen wurde ein so überraschend vielseitiges Material zu Tage gefördert, daß die Wissenschaft hierzu, wollte sie sich nicht mit bloßen metaphysischen Gespinsten begnügen, nothgedrungen Stellung nehmen mußte. Ebenso lebhaft ist umgekehrt naturgemäß der Konstruktionseifer im Lager der Ethnologen gewesen, so daß manches schöne Gebäude bereits über Nacht prasselnd zusammengestürzt ist. Dahin gehört, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bachofen'sche Hypothese von der schrankenlosen, überall auf Erden auf den niederen Gesittungsstufen vorkommender Promiscuität u. a. Es wird öfter deshalb geboten sein, in weiser Zurückhaltung sich mit einer bloßen Vermuthung zu begnügen oder streng objektiv verschiedenen Erklärungsversuchen den widerspenstigen Thatsachen gegenüber zum Ausdruck zu verhelfen. Nach einer recht verhängnißvollen Meinung glaubt man nämlich, die verschiedenartigsten Erscheinungen nur aus einer einzigen Anschauung ableiten zu müssen, während uns die Wirklichkeit stets eine Fülle von einzelnen, gegeneinander schwingenden Motiven zeigt. Auch in der Völkerkunde muß besammenes Denken die mangelnde Erfahrung ergänzen, in der Hauptsache durch zutreffende psychologische Analyse, und die beiden extremen Standpunkte, vorschnelle Verallgemeinerung und bloße Sammlung von Material, richten sich für eine höhere wissenschaftliche Auffassung von selbst.

Der bekannte Verfasser des vorliegenden Buches, an das wir unsere Betrachtung anlehnen, stellt sich deshalb auch auf einen ganz anderen Standpunkt, indem er fordert: Man muß vor allem nach den großen, dauernden Kräften und Bedingungen suchen, die der Geschichte der Menschheit zu Grunde liegen und immer wieder bestimmend hervortreten; dann erst wird es möglich sein, auch die Geschichte jedes einzelnen Bruchtheils der Menschheit in ihrem tiefsten Wesen zu erfassen und in ihrer wahren Bedeutung für das Ganze zu würdigen. Die wirkliche Entwicklung auch nur der kleinsten Menschengruppe werden wir niemals ganz überblicken; denn trotz aller Theorien von der Gesellschaftsseele setzt sich das Schicksal einer Gruppe doch wieder aus den Schicksalen der einzelnen Mitglieder zusammen, von denen keines den anderen völlig gleicht, und wer vermöchte, alle diese genau zu erkennen und zu schildern, da ja seinerseits wieder der einzelne eng verbunden ist mit anderen Gruppen und mit vergangenen Geschlechtern, die sein Wesen bestimmen? (S. 9). Sowohl die Rousseau'sche Ueberschätzung des Individuums mit all ihren verhängnißvollen Konsequenzen im Contrat social als auch die jetzt beliebte Verkennung seines Werthes durch die kollektivistische Schule (am schärfsten wohl bei Gumplowicz ausgeprägt) verträgt sich nicht mit den nüchternen Thatsachen, die uns in der menschlichen Gesellschaft zwei unverrückbare, durch die Natur selbst begründete Unterschiede und Abstufungen zeigen, die des Geschlechts und des Alters.

Digitized by Google

Aus ihrem Gegensatz und Widerspiel ergeben sich in organischer Folge alle weiteren sozialen Differenzirungen, welche den Inhalt des eigentlich geschichtlichen Lebens der Menschheit bilden. Aus der Beziehung der Geschlechter zu einander entstehen sämmtliche verschiedene Gruppen und Bildungen, die wir in der menschlichen Familienentwicklung zu unterscheiden vermögen, aus der (selbstredend sehr relativen) Bestimmung der Altersgrenzen die sozialen Organisationen und Verbände sei es zu kriegerischen, zu polizeilichen oder anderen Zwecken. Unser Gewährsmann erklärt: Zwei Hauptarten der menschlichen Gesellschaft lassen sich ohne Weiteres unterscheiden, solche, die auf Blutsverwandtschaft, also im Grunde auf geschlechtliche Fortpflanzung zurückgehen und der bewußten Wahl des einzelnen nicht unterliegen, und solche, denen sich der einzelne Mensch mehr oder minder freiwillig beigesellt. Man kann diese Arten der Kürze halber als natürliche und künstliche unterscheiden, obwohl der zweite Ausdruck nicht sehr glücklich ist; besser wären vielleicht die Bezeichnungen Geschlechtsverband und Geselligkeitsverband. . . Wie so oft auf dem Gebiet der Völkerkunde sind wohl die extremen Formen klar bestimmbar, aber die Mischzustände überwiegen. . . Als ein solches Extrem läßt sich eine kleine Familie eines unsteten Völkchens, etwa der Buschmänner, betrachten, die ganz aus Blutsverwandten besteht und zu anderen Menschengruppen nur äußerst oberflächliche Beziehungen unterhält. Hier ist von Wahl keine Rede, das Verbleiben in dem gegebenen Verwandtschaftsverbande fast selbstverständlich. Auf der anderen Seite kann man sich eine kaufmännische Gesellschaft vorstellen, die irgend einen Zweig des überseeischen Handels betreibt und zu der Angehörige verschiedener Völker und Rassen gehören, Engländer, Russen, Chinesen, Perser und dergleichen. Aber eine solche Handelsgesellschaft kann sich sehr eng zusammenschließen, die einzelnen Mitglieder können ihr ganzes Sinnen und Denken den gemeinsamen Unternehmungen zuwenden und andere, ursprünglich stärkere Gesellschaftspflichten darüber vernachlässigen oder selbst ihnen entgegen handeln (S. 13). Für diese letzteren sozialen Schöpfungen, die eben auf gewisse sympathetische, durch natürliche Beziehungen gleichfalls begründete Instinkte zurückgreifen, wenn man sie auch im Uebrigen unbedenklich als Ordnungen menschlicher Willkür auffassen mag, ist selbstredend das Uebergewicht und die Vorherrschaft des männlichen Geschlechts, wie es uns, häufig recht hart, die patriarchalische Zeit erkennen läßt, entscheidend. Der Zusammenschluß gleichaltriger, wehrfähiger Männer wird mindestens durch gewisse sich im sozialen Leben von selbst entwickelnde wechselseitige Neigungen zwischen einzelnen Personen gefördert und befestigt. Im Uebrigen bleibt die Untersuchung und Erklärung der betreffenden ethnographischen Thatsachen, wie bereits zu Anfang angedeutet, der psychologischen Zergliederung der etwa in Betracht kommenden Beweggründe überlassen, wo wir nach Lage der Sache vielfach nicht über ein gewisses Maß der Wahrscheinlichkeit hinauskommen werden. Auch solche Momente, die wohl arglos in der Begründung angeführt werden (so auch von Schurtz), wie der Instinkt, sind unzweifelhaft genau genommen selbst wieder psychologische Probleme und zwar recht schwierige. In sehr seltenen Fällen ist ja eine unmittelbare Kontrolle durch die Erfahrung möglich, wozu noch als erschwerender Umstand hinzukommt, daß uns nicht selten ein Brauch und eine Vorstellung von den Eingeborenen selbst ganz verschieden erklärt wird. Wir wagen sogar die Behauptung, daß eine solche abweichende Deutung durchaus nicht zufällig, sondern geradezu nothwendig ist, — sie entspricht eben dem wahren Sachverhalt. Es ist, wie schon erwähnt, unseres Bedünkens ganz verkehrt, nur immer einen einzigen Beweggrund für das Entstehen einer Sitte oder einer Anschauung anzunehmen, schon deshalb weil sowohl in unserem individuellen Dasein als auch vollends im großen Völkerleben Entschlüsse und Handlungen den vielseitigsten Antrieben nachweislich entspringen, obschon häufig nur eins von diesen Motiven uns klar zum Bewußtsein kommt. Aus diesem Grunde können wir auch nicht der Ansicht unseres Gewährsmannes beitreten, daß die Religion als solche nur ausnahmsweise und mit Vorsicht zur Erklärung bestimmter Sitten herangezogen werden kann, daß vielmehr religiöse Gebräuche in der Regel auf älteren Sitten und Ueberlieferungen beruhen, die nachträglich einen heiligen oder mystischen Charakter angenommen haben (S. 199). Auch die metaphysischen Erörterungen über den Kraftbegriff (besonders über die angeblich in der Zeit wirkenden und deshalb freien Kräfte im Gegensatz zu den an die Materie gebundenen) halten wir in jenem Abschnitt, der über die Bedeutung der Geschlechtsunterschiede handelt (abgesehen von ihrer sonstigen Anfechtbarkeit) für recht entbehrlich. Im Ganzen kann das Buch aber Laien und Fachgenossen — die ersteren werden sich vielfach mit den allgemeinen soziologischen Erörterungen begnügen — nur dringend empfohlen werden, schon deshalb, weil es mit manchen ererbten Wahngebilden gründlich aufräumt.

Bremen. Th. Achelis.

Max Meyerfeld: Von Sprache und Art der Deutschen und Engländer. Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 8°. 112 S.

Der Titel ist nicht sehr glücklich gewählt, schon deswegen nicht, weil er ein klein wenig an ein berühmtes Schriftchen aus der Sturm- und Drangperiode des achtzehnten Jahrhunderts erinnert; auch die Zugabe „Kritische Worte und Wortkritik" wären besser weggeblieben, weil sie von dem Stile des Verfassers eine falsche Vorstellung geben könnten. Meyerfeld schreibt sonst sehr einfach, sehr natürlich; ich habe im ganzen lesenswerthen Büchlein keine zweite Redensart von so gekünstelter Form gefunden. Alle sechs Plaudereien (English spoken — Deutsche Anleihen; — Historische Lehn- und gefügelte Wörter; — I. Ein Beitrag zum Nationalegoismus der Engländer; — Englische Eigennamen in Uebersetzungen; — Englische Anleihen) belehren in unterhaltender Weise über allerlei wissenswerthe Dinge und kommen jetzt, da in Deutschland Leidenschaft und Vorurtheil bezüglich Englands und der Engländer ihr Unwesen treiben, sehr gelegen. Besondere Freude macht mir an dem Büchlein der Umstand, daß es ein Geschulter ist, der volksthümlich über englische Sprache plaudert. Es ist ganz unglaublich, wie das Selbstverständliche sich so schwer durchsetzt. Es würde wohl keinem Menschen einfallen, als Autodidakt der Schusterei einen Schuhmacherladen zu eröffnen, noch weniger würde jemand bei einem solchen selbstmade man Schuhe bestellen. Nicht als ob es eine Unmöglichkeit wäre, aus eigener Kraft ein guter Schuster zu werden, sondern weil es hirnverbrannt wäre, Zeit und Kraft auf das Erlernen der zünftigen Handgriffe zu verschwenden, die einem ein Meister am leichtesten und in der kürzesten Zeit beibringt. Nur in Bezug auf das Erlernen der Sprachen, namentlich aber in Bezug auf die schwere, vielgeübte Kunst des Uebersetzens sieht es niemand ein, daß es einer gewissen Schulung bedarf. Jeder kann englisch, jeder übersetzt — die Uebersetzungen sind danach. Jammerschade, daß Meyerfeld nicht einen Aufsatz geschrieben hat: „Wie man aus dem Englischen übersetzt". Er hält sich darüber auf, daß die Eigennamen nicht gut wiedergegeben werden: ja, was wird denn gut wiedergegeben? Die heutigen Uebersetzungen aus dem Englischen sind — von Ausnahmen abgesehen — ein schreiender Skandal. Vielleicht gibt mir die „Nation" einmal ein paar Spalten, um diesen Uebelstand nach Gebühr zu schildern.

Wien. Leon Kellner.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 27. Berlin, den 4. April 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Anträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Eine Wahlparole. Von Theodor Barth.

Eine „Berichtigung" von Herrn Professor Ruhland. Von P. R.

Parlamentsbriefe XXI. Von Proteus.

Hammurabi. (Schluß). Von Julius Lippert (Aussig).

„Was siehst du aber den Splitter . . ." Von Anselm Heine.

Die Slawen in Deutschland. Von Eugen Holzner (Prag).

Deutsches Theater: „Auf Stormhove". Von Ernst Heilborn.

Königliches Schauspielhaus: „Die Schlossherrin". Von Sigmar Mehring.

Was der Simele nicht weiß —. Eine Tiroler Geschichte. Von Helene Raff (München).

Bücherbesprechungen:

Prof. Dr. Adolf Mannheimer: Geschichte der Philosophie. Bespr. von A. M.

Paul Heyse: Novellen vom Gardasee. Besp. von Professor Wilh. Bolin (Helsingfors).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Am 16. Juni finden die Reichstagswahlen statt; rund zehn Wochen trennen uns noch vom Wahltage. Diese Zeit muß von den Gegnern der politischen und wirthschaftlichen Reaktion auf das Eifrigste ausgenutzt werden, wenn nicht die Zusammensetzung der kommenden Vertretung Deutschlands zu einem Unglück für das Reich werden soll. Materielle Hilfe für die Parteien der Linken und persönliche Antheilnahme an der Agitation können jene Männer verlangen, die die Sache des Liberalismus unter so schwierigen Umständen schon seit Jahren im Parlament führen, sie selbst in ihrer Gesammtheit nur ein kleines Häuflein, das sich trotz der erdrückenden Ueberzahl der Gegner stets noch Achtung und parlamentarische Berücksichtigung zu erzwingen gewußt hat. Mögen die Liberalen sich ein Beispiel nehmen an der Opferwilligkeit der Sozialdemokraten und der Agrarier. Und noch eins thut noth, worauf immer wieder hingewiesen werden muß; fort mit den kleinlichen Zänkereien zwischen Freisinnigen und zuverlässigen Liberalen der verschiedenen Richtungen. Die Wählerschaft muß sich ausschließlich von dem Gesichtspunkt leiten lassen, daß wichtiger als das Eintreten für eine einzelne Fraktion die Verstärkung der gesammten Linken ist; nur wenn die Angehörigen der einzelnen Fraktionen der Linken bereit sind, je nach Lage der Verhältnisse auch mit aller Energie für eine aussichtsvolle Kandidatur eines Angehörigen der nächststehenden politischen Gruppen einzutreten, nur dann wird es gelingen, erhebliche Erfolge zu erzielen. Kleinliche Rivalitäten auf der Linken bedeuten eine unmittelbare Förderung der Gegner des Liberalismus. Hoffentlich erhält diesmal die Rechte diese Wahlhilfe nicht.

Die Berliner „Volks-Zeitung" konnte ihr fünfzigjähriges Bestehen feiern; für eine Zeitung eine lange Lebensdauer, während der die Volks-Zeitung" mit selbständigem Programm stets der Sache des Fortschritts gedient hat.

Zwei verdiente Männer sind gestorben, der Abgeordnete Knörcke und der frühere liberale Abgeordnete und Stadtrath Kochhann in Berlin. Sie beide haben in langen Jahren der Sache des Liberalismus gedient; Knörcke gehörte zur freisinnigen Volkspartei; Kochhann zur freisinnigen Vereinigung. Jeder hat an seinem Platze der Sache des deutschen Bürgerthums und des modernen Staates einen erheblichen Theil seiner Kräfte geopfert.

Anna Rothe, das Blumenmedium, das „Geister" Plattheiten auf Sächsisch sagen ließ, ist wegen Betruges verurtheilt worden. Daran ist nichts verwunderlich. Die Dummheit ist ein Ausbeutungsobjekt, das seit ältesten Zeiten seine Früchte den Klügeren geliefert hat; der eine beutet die Dummheit aus, der andere den Leichtsinn, der dritte die geschäftliche Unerfahrenheit. Ueberraschend ist nur eines, der Zulauf, den Anna Rothe hatte, und nicht nur aus jenen Kreisen, deren mangelhafte Bildung eine Entschuldigung für ihre Kritiklosigkeit bildet, sondern auch aus sozialen Sphären, die gegen die Narrenspossen einer Rothe durch ihre Erziehung geschützt sein sollten. Es fehlten in der Zahl der Genasführten weder die Aristokraten noch — leider — jene, die regelrecht ihre Universitätsbildung zum Abschluß gebracht haben. So oft an dem Auge des denkenden Beobachters solche Erscheinungen vorüberziehen, muß man schaudern vor dem Meer von Kritiklosigkeit und Unbildung, das nur durch dünne Dämme, die in mühseliger Kulturarbeit aufgeworfen wurden, verhindert wird, die Menschheit immer von neuem zu überfluthen.

Der deutsche Kaiser hat sich nach Kopenhagen begeben, um seine Glückwünsche dem hochbetagten Könige von Dänemark zum Geburtstag abzustatten. Dieser Besuch

wird sicher nicht zu unmittelbaren politischen Abmachungen führen. Solcher Abmachungen bedarf es auch nicht zwischen Berlin und Kopenhagen; aber diese Zusammenkunft ist ein Beweis guter politischer Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark; dessen freuen wir uns aufrichtig. Und der Besuch ist zugleich ein Symptom, daß die deutsch-russischen Beziehungen zur Zeit ungetrübte sind; bei den engen Verbindungen zwischen den Höfen von St. Petersburg und Kopenhagen wäre sonst eine Annäherung zwischen Deutschland und Dänemark nicht erfolgt. Auch dieses Symptom ist Deutschland willkommen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Rußland wegen der Entwicklung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel es sich besonders angelegen sein lassen muß, mit Berlin gut zu stehen. Da die Gefahren auf der Balkanhalbinsel beständig wachsen, muß Rußland mit der Möglichkeit einer Verwicklung im Südwesten rechnen — so friedlich man augenblicklich auch in St. Petersburg offensichtlich gesinnt ist —, und Gefahren im Südwesten zwingen Rußland, seine Grenze im Nordwesten durch gute Beziehungen zu Berlin zu sichern.

Die Zustände in der Türkei verschlechtern sich zusehends. Nicht nur die Bulgaren erheben sich gegen die Türkei, sondern nunmehr stehen auch die mohamedanischen Arnauten gegen die Christen auf, um zu verhindern, daß im Interesse der letzteren Reformen durchgeführt werden. Das Todtschlagen herüber und hinüber wird immer eifriger betrieben, und wenn nicht schleunigst die Bewegung auf beiden Seiten zum Stillstand gebracht wird, so wird der Augenblick plötzlich da sein, wo die aufständische Bewegung erst den einen, dann den anderen Staat der Balkanhalbinsel mit in den Strudel reißt, und alsdann kann ebenso schnell Rußland und Oesterreich-Ungarn nachzufolgen gezwungen sein. Der Ausblick ist also düster genug.

Diese politische Entwicklung scheint gleichzeitig die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich zu trüben. Rußland ist wahrhaft friedliebend und aus erklärlichen Gründen. Zunächst ist der Zar gegen den Krieg; aber alsdann gebieten auch die russischen Finanzen den Frieden; den Frieden gebietet ferner die Gährung in Rußland und die russischen Aufgaben in Asien. Frankreich hingegen scheint einen Brand auf der Balkanhalbinsel zu wünschen; vielleicht um alsdann in Nordafrika ungestörter seine Pläne durchführen zu können, und jedenfalls wünscht man in Paris, den christlichen Völkern auf der Balkanhalbinsel als ein Protektor zu erscheinen, der seines Amtes hingebender waltet als Rußland. Diese französische Politik, die immer stärker zu Tage tritt, verstimmt Rußland in hohem Grade, und diese Verstimmung kommt unverhohlen in russischen offiziösen Preßäußerungen zum Ausdruck.

Unsere deutsche Politik ist klar vorgeschrieben; wir wollen mit Rußland aufrichtig den Frieden, und ist der Friede nicht zu erhalten, so können wir zunächst abwarten, welche Gestaltungen aus den kriegerischen Ereignissen hervorgehen. Deutschland mit seinen ungeschwächten Kräften wird alsdann immer in der Lage sein, einer Entwicklung Halt zu gebieten, die für unsere Interessen im Orient abträglich wäre, und unsere Interessen im Orient sind keine ersten Ranges.

Kaum weniger bedenklich wie in der Türkei sieht es in Marokko aus. Bemerkenswerther Weise meldet der Telegraph, daß auch Angriffe auf Karawanen, die von französischem Militär eskortirt waren, stattgefunden haben, und daß französische Soldaten bei dieser Gelegenheit geblieben sind. Der Anlaß zu einer Strafexpedition ist also da; wo eine solche Strafexpedition alsdann Halt machen würde, ist nicht zu berechnen.

Der König von England ist zum Besuch in Lissabon. England sucht in Portugal seit langem einen Stützpunkt für seine afrikanische Politik.

* * *

Eine Wahlparole.

In der konservativen Presse ist vielfach in jüngster Zeit ein Bedauern darüber ausgesprochen worden, daß es an einer rechten Wahlparole für die bevorstehenden Reichstagswahlen fehle. Man hat es dabei der Regierung zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht für eine solche Wahlparole sorge. Im Gegensatz dazu hat der Liberalismus unter so vielen Wahlparolen zu wählen, daß für ihn nur die Schwierigkeit entsteht, welche er zur obersten Wahlparole machen will. Mir scheint, die wichtigste Frage, um die der nächste Wahlkampf sich drehen muß, ist die der Erhaltung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts. Daß dasselbe ernsthaft bedroht sei, werden zwar alle Parteien, auch die der äußersten Rechten, mitsammt der Reichsregierung offiziell bestreiten; nichtsdestoweniger handelt es sich hier um eine ernste politische Gefahr.

Man nimmt allgemein an, daß die Sozialdemokratie beträchtlich verstärkt aus den nächsten Wahlen hervorgehen wird. Sie besitzt jetzt bereits 58 Mandate, daß sie es auf 70 bis 80 bringen wird, ist nicht unwahrscheinlich. Die Reaktionäre aller Parteien werden unter dem Eindruck dieses erneuten Anwachsens der Sozialdemokratie die Sozialistenfurcht der politischen Philister sicherlich für ihre Zwecke zu fruktifiziren versuchen, und da die Aussicht, ein neues Sozialistengesetz oder ein Umsturzgesetz zu Stande zu bringen, sehr gering ist, so wird der Gedanke einer Einschränkung des gegenwärtig herrschenden Reichstagswahlrechts ernsthaft in Betracht gezogen werden. Im Beginn einer fünfjährigen Legislaturperiode wird für eine Rückwärtsrevidirung des allgemeinen Wahlrechts leichter Stimmung zu machen sein als später. Daß die beiden konservativen Parteien für eine Einschränkung, ja selbst für eine Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts sofort zu haben sind, sobald die Aussicht auf das Zusammenbringen einer parlamentarischen Majorität für einen solchen Zweck deutlich hervortritt, bedarf keines besonderen Nachweises. Aber ohne die Mitwirkung des Centrums und der Nationalliberalen läßt sich die Sache nicht machen, und man nimmt bisher noch immer an, daß in diesen beiden Parteien die Neigung, einen solchen verwegenen reaktionären Akt durchzusetzen, nicht vorhanden ist.

Was aber speziell von den Nationalliberalen auf diesem Gebiete zu erwarten steht, das haben die Vorgänge in Sachsen bei Einführung des Dreiklassen-Wahlsystems vor sieben Jahren gezeigt. Eine skandalösere Entrechtung der Arbeiterklasse ist niemals geschehen, als sie die Majorität des sächsischen Landtages Anfang 1896 im Handumdrehen vorgenommen hat. Die sächsische Regierung erschien dabei mehr als die Getriebene denn als Treiber. Aber der sächsische Nationalliberalismus ist in vollstem Umfange mit verantwortlich für dies politische Attentat gegen die Arbeiterklasse.

Sehr zur rechten Zeit ist vor kurzem eine Broschüre*) aus der Feder des Leipziger Rechtsanwalts Hermann Martin erschienen, in der das in Sachsen begangene politische Unrecht uns ins Gedächtniß zurückgerufen und in eindringlicher Klarheit die weittragende Bedeutung des sächsischen Vorgangs dargelegt wird. Das sächsische Wahlgesetz vom 28. März 1896 ist, wie Martin zutreffend ausführt, nichts anderes als ein sächsisches Sozialistengesetz. Das sächsische Wahlrecht, gegen das sich dieses Gesetz richtete, bestand seit dreißig Jahren. Von dem Zeitpunkt an, wo das Königreich Sachsen in den Norddeutschen Bund eingetreten war, besaßen alle Sachsen, die mehr als einen Thaler Staatssteuern bezahlten, gleiches Wahlrecht. Abgesehen von dieser Thalergrenze, durch welche allerdings im Jahre 1895 noch rund 150 000 Lohnarbeiter bei 500 000 Landtagswählern vom Wahlrecht ausgeschlossen waren, war das vor 1896 in Sachsen herrschende Wahlrecht ein allgemeines,

*) Das Wahlrecht in Deutschland und das Unrecht in Sachsen von Hermann Martin, Rechtsanwalt in Leipzig, Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Digitized by Google

gleiches und direktes. Unter der Herrschaft dieses Wahlrechts waren allmählich 14 Landtagsmandate unter 82 von der Sozialdemokratie erobert worden. Es galt, die Sozialdemokratie im Wege eines neuen Gesetzes um ihre Mandate zu bringen. Als sicherstes Mittel, um dies zu erreichen, erschien die Einführung des „elendesten aller Wahlsysteme", des preußischen Dreiklassenwahlsystems. Die Nationalliberalen Sachsens gaben sich dazu her, dies politische Attentat mitzumachen, und im Galopp wurde eine entsprechende Regierungsvorlage durch beide Kammern gejagt, noch bevor die Opposition der Intellektuellen in Sachsen sich zur vollen Stärke entwickeln konnte. Es war ein reaktionärer Staatsstreich in des Wortes verwegenster Bedeutung, allerdings unter Innehaltung der äußeren Formen einer regulären Gesetzgebung. Der Zweck dieser Entrechtung der Arbeiterklasse ist voll erreicht: Es gibt heute im sächsischen Landtage keinen sozialdemokratischen Abgeordneten mehr. Ohne die Mitwirkung der Nationalliberalen hätte dies politische Verbrechen nicht begangen werden können.

Die Erbitterung, die ob dieses Vorganges in den breiten Massen des sächsischen Volks sich festsetzte, ist in äußeren Spuren nicht sehr deutlich bemerkbar geworden. Aber es klingt überzeugend, wenn Martin meint, eine Folge des begangenen Unrechts sei darin zu suchen, daß die Liebe zum sächsischen Vaterlande sichtbar abnehme und die Sympathien der Menge von Sachsen auf das Reich übergingen, woselbst für die sächsische Arbeiterbevölkerung nunmehr noch die einzige Möglichkeit einer politischen Bethätigung bestehe. Daß auch die sächsische Dynastie an Anhänglichkeit der Bevölkerung unter solchen Umständen nicht gewinnen konnte, leuchtet ohne weiteres ein. Es wäre eine interessante völkerpsychologische Aufgabe einmal zu prüfen, inwieweit die ungünstige Stimmung gegen die Dynastie des Landes, wie sie in dem gegenwärtigen Ehekonflikt im sächsischen Königshause seitens der sächsischen Bevölkerung bethätigt wird, auf den Umstand zurückgeführt werden kann, daß die Krone nichts gethan hat, um im Jahre 1896 der Entrechtung der Arbeiterbevölkerung entgegenzuwirken.

Angesichts dieses Vorgangs in Sachsen, der von den preußischen Konservativen mit Jauchzen begrüßt wurde, erscheint es gewiß nicht angezeigt, die Möglichkeit einer Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts im Deutschen Reich als bloße Gespensterseherei von der Hand zu weisen. Dieselben Argumente, die die Mehrheit der Nationalliberalen in Sachsen zu Vertheidigern der Entrechtung der Arbeiter gemacht haben, könnten sehr wohl auch einmal auf die Nationalliberalen im Reichstage einen entscheidenden Einfluß ausüben. Was aber das Rechtsgefühl der Centrumspartei anlangt, so ist die Führung des Herrn Spahn in dem Kampfe um den Antrag Kardorff, der ja ein ganz klarer Bruch der Geschäftsordnung des Reichstages war, noch in zu deutlicher Erinnerung, als daß man sich über die Haltung des Centrums beruhigt fühlen könnte. Dasselbe parlamentarische Syndikat, das sich bildete, um die künstliche Lebensmittelvertheuerung im Wege eines Bruchs der Geschäftsordnung zu erzwingen, könnte sich vielleicht wieder bilden, wenn einmal das größere Ziel der Vertreibung der Sozialdemokratie aus dem Reichstage durch eine Wahlrechtsverschlechterung in sächsischer Manier erreicht werden soll. Daß die politischen Folgen einer solchen Nachahmung des sächsischen Beispiels im Deutschen Reiche unberechenbare sein würden, darüber werden auch unsere Reaktionäre nicht im Zweifel sein. Aber sie werden sich auch sagen, daß für die Verwirklichung der weittragendsten ihrer reaktionären Pläne, speziell auch auf dem Gebiet der Wirthschaftspolitik, nur dann eine Aussicht besteht, wenn es ihnen gelingt, die Krone durch ein großes politisches Verbrechen mit der Reaktion so eng zu ihren und deraßen in einen Gegensatz zur Arbeiterbevölkerung zu bringen, daß sie aus der Verquickung mit der Reaktion nicht wieder herauskommt. Der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Herr von Kröcher, hat bei Berathung des Antrages Kardorff verrathen, daß sein politisches Ideal darin bestände, die Sozialdemokratie nur noch zu Objekten der Gesetzgebung zu machen. Das ist nur eine Umschreibung für die Forderung auf Beseitigung des gegenwärtigen Reichstagswahlrechts. Ob sich im Reich ein verantwortlicher Staatsmann finden wird, der zu einer so revolutionären Abänderung der Reichsverfassung die Hand bieten würde, mag heute noch fraglich erscheinen; aber die kavaliere Manier, mit welcher der gegenwärtige Reichskanzler bei Berathung des Antrags Kardorff seine Mitschuld an jener Rechtsverletzung einräumte — noch dazu ohne Noth — zeigt, daß man auch auf den Widerstand des Grafen Bülow verwegenen Anschlägen der Reaktion gegenüber keine allzu hohe Hypothek nehmen darf.

Bei den bevorstehenden Reichstagswahlen wird es deshalb dringend erforderlich sein, die Reichstagskandidaten u. a. auch sehr eingehend auf ihre Haltung dem herrschenden Reichstagswahlrecht gegenüber zu prüfen. Wer in Bezug auf diesen wichtigsten Punkt nicht in der Lage ist, die klarsten und bündigsten Zusicherungen zu geben, muß auf das Energischste bekämpft werden. Die geringste Zweideutigkeit muß schon verdächtig machen. Gegenüber der Frage der Aufrechterhaltung des allgemeinen, geheimen, gleichen und direkten Wahlrechts treten alle andern politischen Fragen an Bedeutung zurück. Martin hat in seiner Broschüre sehr mit Recht an die warnenden Worte Rudolf von Bennigsen's in der Reichstagssitzung vom 10. Januar 1895 erinnert, die da lauteten: „Abgeschafft kann dieses Wahlrecht nur werden, wenn eine furchtbare Revolution ausgebrochen und niedergeschlagen ist und man sich mit ganz anderen Einrichtungen befassen will". Martin erinnert ferner an die sehr beachtenswerthen Ausführungen des Nationalliberalen Georg Meyer in dessen „Parlamentarischem Wahlrecht", woselbst es an einer Stelle heißt:

„Nur eine Betheiligung der arbeitenden Klassen an den politischen Rechten ist geeignet, einen ruhigen und friedlichen Verlauf der staatlichen Entwicklung zu sichern. Sie befördert nicht den Umsturz, sondern verhütet ihn. Wir haben heutzutage in Deutschland eine starke sozialdemokratische Bewegung. Aber würde dieselbe nicht vorhanden sein, wenn das allgemeine Stimmrecht nicht bestände? Hat das beschränkte Wahlrecht, welches in Belgien bis 1894 bestand, dieses Land vor dem Eindringen sozialistischer Lehren zu bewahren vermocht? Und würde die Sozialdemokratie weniger gefährlich sein, wenn sie nicht im Parlament vertreten wäre? Zur Zeit sind in Deutschland keineswegs alle Arbeiter Sozialdemokraten. Wer weiß, wie es in dieser Beziehung stehen würde, wenn wir nicht das allgemeine Stimmrecht hätten? Ob dann nicht auch ein großer Theil der gutgesinnten Arbeiter den demagogischen Agitationen zum Opfer fallen würde? Die Zulassung der Arbeiter zu den politischen Rechten bewirkt immerhin, daß in den Kreisen derselben eine, wenn auch nur relative, Zufriedenheit entsteht. Sie kann deshalb als ein Schutzmittel gegen revolutionäre Erhebungen angesehen werden. Unsere Arbeiterbewegungen haben niemals einen so bedrohlichen Charakter angenommen, wie dies in anderen, hochentwickelten Industrieländern, z. B. in Belgien und den Niederlanden, welche das allgemeine Stimmrecht nicht hatten, der Fall gewesen ist. Und der Ausschluß der arbeitenden Klassen vom Wahlrecht kann leicht noch eine andere schlimme Folge haben: die Vernachlässigung ihrer Interessen im Parlament. Vertretungen, welche aus einem beschränkten Stimmrecht hervorgehen und in denen lediglich die besitzenden Stände repräsentirt sind, werden stets geneigt sein, die Interessen der letzteren zur ausschließlichen Richtschnur ihres Handelns zu machen und deshalb zu einer Ausbeutung der arbeitenden Klassen die Hand zu bieten."

Wie man sieht, hat es in den Reihen der Nationalliberalen zu keiner Zeit an angesehenen Männern gefehlt, welche die schweren Gefahren einer Wahlentrechtung zu erkennen wußten. Das hat die Parteigenossen des Herrn von Bennigsen dennoch nicht gehindert, sich in Sachsen desselben politischen Vergehens schuldig zu machen, vor dem Bennigsen ein Jahr vorher in so beredter Weise gewarnt hatte. Man kann deshalb den Wählern nicht genug einschärfen: „Achtet auf Euer Wahlrecht! Nur wenn Ihr es rücksichtslos vertheidigt, wird es Euch erhalten bleiben!"

Theodor Barth.

Eine „Berichtigung" von Herrn Professor Ruhland.

Wir erhalten nachstehende Zuschrift, die wir mit freudiger Bereitwilligkeit veröffentlichen. Die Zuschrift lautet:

„An
die Redaktion der Nation
hier.

Unter Bezugnahme auf die Politische Wochenübersicht in Nr. 25 Ihres Blattes vom 21. März 1903 ersuche ich Sie auf Grund des § 11 des Preßgesetzes um Aufnahme nachstehender Berichtigung in der nächsten zum Druck noch nicht geschlossenen Nummer Ihrer Zeitung:

1. Es ist unrichtig, daß ich 1885 oder aber jemals prinzipieller Gegner des Agrarschutzes war;

2. es ist unrichtig, daß ich jemals Gegner der Verbilligung des ländlichen Realkredits war;

3. es ist unrichtig, daß ich unter Protektion der „Frankfurter Zeitung" oder überhaupt eine antiagrarische Liga bilden wollte;

4. es ist unrichtig, daß die Angaben des „Landwirthschafts- und Handelsanzeigers" über mich unwidersprochen geblieben sind;

5. es ist unrichtig, daß ich dem Herrn Kommerzienrath Frentzel oder andern Herren des Berliner Handelsstandes gegenüber mich bereit erklärt habe, meine früheren Aeußerungen über den Zwischenhandel zu widerrufen. Ein Widerruf ist von keiner Seite zur Sprache gebracht worden.

Berlin, den 26. März 1903.

Dr. G. Ruhland."

Unsere freudige Bereitwilligkeit hat folgenden Grund: Die Zuschrift ist für uns eine gelegene Veranlassung, Professor Ruhland nochmals in der Oeffentlichkeit so zu charakterisiren, wie dieser Herr es verdient. Wir beschränken uns auf das Wesentlichste, aber dieses Wesentliche genügt vollauf.

Im Jahre 1894 hat Professor Ruhland einen „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik" veröffentlicht. Dort ist Folgendes auf Seite 28 zu lesen:

„Man mißt den Vortheil einer jeden einzelnen landwirthschaftlichen Maßnahme ganz allgemein an dem Einfluß auf die Preissteigerung der Grundstücke, mit anderen Worten, jeder Zuwachs am Einkommen der Landwirthe erhöht in dem entsprechenden Maße den Grundpreis. Und da nach dem übereinstimmenden Urtheil sämmtlicher landwirthschaftlichen Erhebungen mit dem Grundpreis mindestens gleichmäßig fortschreitend die Verschuldung wächst, ist die letzte Wirkung all dieser einkommensteigernden Maßregeln eine entsprechende Erhöhung der Schuldenlast des landwirthschaftlichen Besitzes. Wir sind also voraussichtlich in der nächsten Generation genau so weit, wie heute. Und wenn die Schutzzöllner konsequent sein wollen, so müssen sie dann eine abermalige verstärkte Auflage ihrer Mittel fordern. Ist auch diese Quote der Einkommenssteigerung von den Grundverpflichtungen verschluckt, dann wäre eine dritte Verstärkung der gleichen Mittel vorzunehmen u. s. w. ohne Ende. Man sieht, die Logik der Thatsachen führt hier ad absurdum."

Und sodann an gleicher Stelle:

„Für die Schutzzölle ist seit dem Dezembervertrag von 1891 die Zeit vorbei, wo man an eine Erhöhung denken konnte . . ."

„Die Verstaatlichung des Hypothekenkredits ist ein zweischneidiges Schwert, denn der Bauer würde sofort seinen vollen Kredit ausnützen, und wenn dann magere Jahre kommen, steht der allgemeine Bankerott vor der Thüre. Selbst gegen die mit Recht so viel gerühmten Raiffeisen'schen Darlehnskassenvereine bestehen unter den heutigen Verhältnissen Bedenken allgemeiner Art . . ."

Näheres lese man nach in „Ruhland, Kähler-Langsdorf & Co." von Prof. Biermer.*) So viel über Nummer eins und zwei der Berichtigung.

Was sodann die Behauptung des Herrn Prof. Ruhland anbelangt, daß er niemals eine antiagrarische Liga habe bilden wollen und in dieser Angelegenheit niemals mit der Redaktion der „Frankfurter Zeitung" in Verbindung getreten sei, so ist Folgendes zu erwidern.

Am 2. Juli 1901 schrieb die „Frankfurter Zeitung":

„Insbesondere wiederholen wir, daß Ruhland vor dem Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages — das genaue Datum können wir nicht mehr feststellen — auf der Redaktion der „Frankfurter Zeitung" erschien, um uns für eine Liga zu gewinnen, die etwa das Gegentheil von dem sollte, was der Bund der Landwirthe will. Das kann jederzeit vor Gericht erhärtet werden, und wenn Herr Ruhland es ableugnet, so sagt er eben auch hier die Unwahrheit."

Auf eine persönliche Anfrage bei dem Chefredakteur der „Frankfurter Zeitung", Herrn Abg. Oeser, bestätigte dieser ausdrücklich die Angaben seines Blattes und fügte hinzu, daß die in Betracht kommende Unterredung zwischen ihm und Prof. Ruhland stattgefunden habe.

Endlich die neueste Evolution des Herrn Prof. Ruhland, seine Anbandelung mit den Vertretern der Berliner Getreidebörse.

Herr Siegfried Sobernheim, den wir um eine Aufklärung baten, ist so freundlich, uns über diesen Punkt das Nachstehende zu schreiben:

„Zu mir ist Herr Professor Ruhland, wie sich bei Beginn der Unterhaltung herausstellte, angeblich deshalb gekommen, weil er meinte, ich sei Vorstandsmitglied des Vereins Berliner Getreidehändler. Ich sagte ihm, das wäre ich nicht.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung, deren Sinn ich natürlich nur wiedergebe, soweit meine Erinnerung reicht, machte ich Herrn Prof. Ruhland darauf aufmerksam, daß sein mir dargelegter Plan nach meiner Ansicht bei dem gedachten Verein nur dann diskutirbar erschiene, wenn Sicherheit dafür geboten würde, daß nicht einseitige agrarische Interessen, sondern die aller Betheiligten, also auch der Getreidehändler und Müller in ganz objektiver Weise gefördert werden sollten. — Ich stellte schließlich Herrn Prof. Ruhland anheim, das erklärliche Mißtrauen auch bei Herrn Leop. Badt, Vorsitzenden des Vereins Berliner Getreidehändler, durch eine entsprechende Erklärung von vornherein zu beseitigen, und war Herr Ruhland damit einverstanden."

Und Herr Leopold Badt, zu dem sich Herr Professor Ruhland gleichfalls begab, schreibt in einem Brief an uns:

„ . . . Auf meine Bemerkung, daß er die Steine, welche er zwischen Landwirthschaft und Handel geworfen habe, erst forschaffen müsse, wenn die von ihm gewünschte Thätigkeit ausgeübt werden solle, erklärte Ruhland, daß das jetzt nicht ginge, daß er aber glaube, daß gerade die gemeinsame Arbeit die Trennung aufheben würde."

Welch' eine Pikanterie, daß dieser „wissenschaftliche" Agitator des Bundes der Landwirthe und Aspirant für eine von Bauernbündlern, Agrariern und Antisemiten patronisirte Professur an der Universität Gießen zugleich mit dem Verein der Berliner Getreidehändler wegen Unterstützung verhandelt. Diese Pikanterie wird aber noch durch den Umstand gesteigert, daß gleichzeitig Herr Prof. G. Ruhland in den „Gießener Neuesten Nachrichten" am 7. Februar 1903 einen Artikel veröffentlichte, in dem es heißt:

„Wenn der selbständige deutsche Mittelstand in Stadt und Land vom modernen Kapitalismus vernichtet zu werden droht, und in einem solchen Falle nur mit „relativen" Lösungen vorgegangen werden soll, so beweist man eben damit nur, daß man in den einfachsten Prinzipien nicht mehr Bescheid weiß."

Augenscheinlich wird die „Trennung" zwischen Landwirthschaft und Handel aufgehoben, wie Professor Ruhland Herrn Badt in Aussicht stellte, wenn derselbe Mann eine Subvention von dem Verein Berliner Getreidehändler annimmt und gleichzeitig „absolute" Lösungen verlangt.

*) Gießen, J. Ricker, 1903.

um im Sinne der Agrarier zu verhindern, daß „der moderne Kapitalismus den selbständigen deutschen Mittelstand in Stadt und Land vernichtet".

Man wird annehmen dürfen, daß die uns zugesandte Berichtigung des Herrn Prof. Ruhland in einem Punkte ganz unangreifbar ist. Ohne Nachprüfung glauben wir ihm, wenn er behauptet, daß er den Angaben, die der „Landwirthschafts- und Handelsanzeiger" über ihn brachte, widersprochen hat. Nach den Erfahrungen, die wir mit den Berichtigungen des Herrn Professor Ruhland gemacht haben, ist er zweifellos bereit, auf jede Gefahr hin jeder Angabe zu widersprechen, die ihm unbequem ist; ja selbst dann, wenn der Gegenbeweis sich ohne jede Schwierigkeit aus seinen gedruckten Schriften erbringen läßt.

Wir wünschen dem Bunde der Landwirthe sowie den Dominikanern in Freiburg, die diesem Protestanten mit anerkennenswerther Vorurtheilslosigkeit den Professorentitel verliehen haben, daß sie sich dieser unschätzbaren Kraft — unschätzbar für die Gegner der wirthschaftlichen Reaktion — noch recht lange und ausgiebig bedienen mögen.

P. N.

Parlamentsbriefe.

XXI.

Der Reichstag hat Osterferien gemacht, auch das preußische Abgeordnetenhaus hat sich am Dienstag bis zum 21. April vertagt; nur das Herrenhaus ist noch thätig. Da diese Pairskammer aber das Arbeiten nicht recht gewöhnt ist, so hat sie den Haushaltetat in der Woche, die zwischen der Verabschiedung desselben im Abgeordnetenhause und dem 1. April liegt, mit welchem Datum das neue Etatsjahr beginnt, noch nicht durchberathen. Das Herrenhaus scheint wenigstens dadurch seine Existenzberechtigung nachweisen zu wollen, daß es nach Möglichkeit die Etatsberathungen verschleppt.

Im Abgeordnetenhause erschien nach Abschluß der Etatsberathung noch die Sekundärbahnvorlage auf der Tagesordnung. Das ist eine Vorlage, die auch die sonst schweigsamsten Abgeordneten und gerade diese beredt zu machen pflegt. Es sollen gegen 60 Abgeordnete zu dieser Vorlage das Wort genommen haben, um in beweglicher Weise den Eisenbahnminister zu weiteren Sekundärbahnbauten aufzumuntern. Da ist der Herr Abg. A., der sich rednerisch während der ganzen Dauer der Session geschont hat und nun mit unaufhaltsamer Beredsamkeit die Nothwendigkeit nachweist, daß der Kreis, den er zu vertreten die Ehre hat, eine neue Sekundärbahn haben muß; Recht und Billigkeit erfordern das. Und dann kommt der Abg. B., der dasselbe betreffs seines Wahlkreises für eine andere projektirte oder noch zu projektirende Bahn nachweist. Ihm folgt der Abg. C., der zum Reichstage in einem Kreise kandidirt, dem er seine lebhafte Antheilnahme dadurch bezeugen will, daß er stürmisch eine Bahn für einen Kreis fordert, den er zwar nicht im Abgeordnetenhause vertritt, den er aber gern im Reichstage vertreten möchte. Und so geht das dann mehrere Tage weiter, bis endlich der Herr Eisenbahnminister sich erhebt und eine Zusammenstellung aller vorgetragenen Wünsche zum Besten gibt, aus der ersichtlich ist, daß, wenn man jeden Wunsch erfüllen wollte, man in einem Jahre so viel Eisenbahnen bauen müßte, wie man höchstens beabsichtigt, in den nächsten zehn Jahren herzustellen; aber selbstverständlich wird das Ministerium alle vorgetragenen Wünsche auf das Ernsthafteste prüfen u. s. w., u. s. w. Der biedere Landbote aber reist vergnügt in die Osterferien und weist aus dem stenographischen Bericht des Abgeordnetenhauses seinen Wählern nach, was er für ein Kerl ist, und wie er sich um die Interessen des Wahlkreises bekümmert.

Es soll damit selbstverständlich nicht gesagt sein, daß nicht manche der vorgetragenen Wünsche durchaus berechtigt, ihre rasche Erfüllung manchmal sogar dringend geboten ist; aber trotzdem stellt diese Defilirkour der Eisenbahnpetenten vor dem Herrn Minister stets ein höchst unerfreuliches Schauspiel dar.

Bevor das Abgeordnetenhaus in die Ferien ging, hat es auch noch den Antrag Langerhans-Barth auf Einführung der fakultativen Feuerbestattung berathen und verworfen. Es war diesmal nur eine sehr knappe Mehrheit, die den Antrag niederstimmte. Neben den Freisinnigen und Nationalliberalen stimmte auch der größte Theil der Freikonservativen dafür. Bezeichnend für den reaktionären Eigensinn der gegenwärtigen preußischen Regierung war es, daß ein Regierungskommissar die ablehnende Haltung der Königlichen Staatsregierung gegen den Antrag mit dem Aergerniß zu begründen suchte, das die christliche Bevölkerung des Staates an der Feuerbestattung nehme. Eine eigenthümliche Art von Christenthum ist es in der That, die verlangt, daß, um die eigenen Gefühle zu schonen, die Gefühle anderer verletzt werden. Es erinnert das durchaus an jene Zeiten, in denen man den Anhängern einer in der Minderheit befindlichen Konfession verwehrte, Kirchen zu errichten und den Gottesdienst in den Formen ihrer Konfession abzuhalten, weil dadurch die Gefühle der in der Mehrheit befindlichen Konfessionsgenossenschaft verletzt würden. Dabei hat sich in zahlreichen deutschen Bundesstaaten die Feuerbestattung längst durchgesetzt. Alljährlich werden die Leichen im Leben höchst angesehener Persönlichkeiten durch Feuer bestattet. Nur darf das nicht in Preußen geschehen, sondern man muß mit der Leiche aus Preußen auswandern, nach Gotha oder nach Offenbach, oder nach Hamburg, oder nach einem der andern jetzt bereits zahlreichen Orte, wo ein Krematorium in Thätigkeit ist. Die preußische Regierung scheint einen großen Werth darauf zu legen, die Vormacht der Reaktion in Deutschland zu bleiben. Das beweist die Theaterzensur, welche ein Werk wie „Maria von Magdala" auf den Index setzt, das beweist die Opposition der Regierung gegen die Feuerbestattung, die in Baden, in Hessen, in Sachsen-Weimar, in Gotha, in Hamburg anstandslos vollzogen werden kann. Glückliches Preußen!

Proteus.

Hammurabi.

Zur Stellung Hammurabi's in der Gesellschaftsgeschichte.

II.

Eine Berührung Babylons und Kanaans auch in frühen Jahrtausenden braucht nicht in Frage gestellt zu werden; aber so alt sie sei, noch älter ist jenes Gemeinsame in der Natur der Menschengesellschaft. Wenn die Judenlegende ihre Urgebote auf zwei Tafeln vertheilt, folgt sie einer sehr begründeten Unterscheidung. Die drei Gebote der ersten Tafel sind nicht von derselben Art der Begründung. Wie sie sich von jenen anderen wesentlich schieden, so lag für lange in ihnen und was mit ihnen zusammenhing der Grund der merkwürdigen Scheidung der Juden von anderen Völkern.

Sie brachen mit jener Kultentwicklung, deren Spuren wir in Babylon finden. Sie entsprachen einer zur theokratischen Alleinherrschaft aufstrebenden Priesterkaste mit einem Kult, einem Tempel und einem Gott.

Aber auch auf der anderen Tafel, auf der Volkstafel, wie wir sagen möchten, fehlt uns noch das in seiner Fassung merkwürdigste der Gebote, das wir als das

Digitized by Google

„vierte" bezeichnen. Auf der Volkstafel verdient es mit Recht die Stellung des ersten. Alle vorgenannten sind, als gegen die Störung des Friedens gerichtet, verbietend, dieses ist positiv befehlend. Schon die andere Art weist auf eine andere Herkunft. Ihm allein ist eine Sanktion und zwar eine von besonderer Art beigefügt; allen anderen Geboten fehlt eine solche — wenigstens in ihrer für die Tafeln bestimmten Formulirung. Wie müßte das Gebot verbietend lauten? Eine griechische Anekdote erinnert uns daran. Man habe einst den griechischen Gesetzgeber gefragt, warum er keine Sanktion auf den Mord in der Familie als das schwerste Verbrechen gesetzt habe, worauf er geantwortet hätte, er glaube nicht, daß ein solches in seinem Volke vorkommen könnte. Das letztere ist natürlich Raisonnement einer jüngeren Zeit, der die ältere unverständlich war; das erstere beruht auf Wahrheit. Der Mord innerhalb der Familie fällt nicht unter den Friedensschutz der Familien unter einander; die Gesammtheit hat ihn — vor weiter erstreckter Fürsorge — nicht zu rächen; in der Familie herrscht und strost ein älteres Gesetz. Daher entstammt unser in seiner Art und Stellung immer noch die Merkmale dieser Herkünfte tragendes viertes Gebot. In dem der anderen Hauptgebote steht als Sanktion das Eingreifen der Gesammtheit, der richterlichen Gewalt zur Seite, Diebstahl, Mord, Ehebruch werden von Staatswegen verfolgt; dem aber, der sich innerhalb der eigenen Familie vergeht, und wäre es auch in der schlimmsten Weise, drohte keine solche Sanktion. An ihrer Stelle tritt vielmehr die uralte der Familie hervor: der Herrschergeist des Hauses wird ihm das Leben kürzen und ihn mit Ungemach heimsuchen. Nicht immer war in Juda auch an die Stelle dieses Geistes Jahve getreten.

In gewissem Sinne erscheint auch hierin die Gesetzgebung Babels vorgeschrittener; hier hat der Friedensschutz des Staates auch bereits den Weg zum Eindringen in die Burg und das Heiligthum der Familie gefunden: dem Sohne, der den Vater schlägt, wird mit dem Abhauen der Hände gedroht (§ 195); das Recht des Verstorbenen auf seine Witwe wird auch gegen seinen Sohn und andere Hausgenossen mit strenger Sanktion geschützt (§ 157 f.), desgleichen aber auch das Recht des Sohnes auf seine Verlobte dem eigenen Vater gegenüber (§ 155) und schließlich in gewissem Sinne auch das Recht der „Genossen" als eines Konnubialverbandes auf die freigeborene Tochter als Werbungsobjekt gegenüber dem eigenen Vater (§ 154). Doch scheint die verhältnißmäßig milde Strafe für einen solchen Inceſt — Ortsverbannung — nicht dafür zu sprechen, daß Blutschande an sich als Ungeheuerlichkeit betrachtet worden sei; vielmehr dürfte auch hier die jüngere Auffassung die Frucht einer anders gearteten Entwicklung gewesen sein.

Mir selbst wirft sich die Frage nach einer anderen Quelle für die Gesetzgebung Hammurabi's nicht auf; aber unser Schulsinn sucht eine solche. Ich meine die Frage nach einem Offenbarungsursprunge derselben, oder richtiger formulirt die Frage: hat Hammurabi sein Gesetz als ein von einem Gotte ihm geoffenbartes verkündet, oder hat es bei seinem Volke für ein solches gegolten? Der letzteren Form der Frage läßt sich nur mit großer Vorsicht näher treten, denn daß ererbte Einrichtungen und überkommene Gesetze, weil von den Urvätern, als von den Göttern stammend betrachtet wurden, das ist eigentlich eine gemeine Erscheinung. Daß aber die Babylonier diesen Glauben und zwar in einer gewissen plastischen, anschaulichen Form gerade auch auf die Gesetzgebung Hammurabi's übertragen hätten, dafür ist mir keine Ueberlieferung bekannt.

Was aber letzteren selbst angeht, so ist es positive Thatsache, daß er in dem ganzen Berichte, den er seinen Gesetzen voranstellt und nachfolgen läßt, wie in jenen selbst kein Wort ausspricht, das ohne Gewalt auf eine Offenbarung irgend welcher Art gedeutet werden könnte: Anu und Bel, die höchsten Götter „haben ihn berufen", sagt Hammurabi und er, der erhabene Stadtkönig mit dem großen Titel aller seiner Groß- und Gutthaten, „der das Recht verkündet, das Gesetz leitet", er, der „mächtige König, die Sonne von Babylon" habe, als Marduk, der die Menschheit regierende Gott, ihn entsandte, „Recht und Gerechtigkeit in den Mund der Leute gelegt". So lautet seine Einführung des Gesetzes. Und der nicht minder ruhmredige Epilog schließt sich an das Gesetz mit den Worten an: „Rechtsbestimmungen, welche Hammurabi, der weise König, festgesetzt", und fährt fort: „meine Worte sind wohl überlegt, meine Weisheit hat nicht ihres Gleichen".

Worauf man die Offenbarungsmeinung allein stützen könnte, das ist eine gewisse Auffassung des Reliefbildes, das dem Gesetze vorangestellt ist. Das soll nach seiner Einführung in die Litteratur den thronenden „Sonnengott" darstellen, wie er dem Könige nach bekannter Analogie die „Tafel" des Gesetzes überreicht. Aber dieser angebliche Sonnengott ist in meinen Augen der thronende König Hammurabi selbst und was er in der Hand hält, das kann nach der Fingerstellung gar keine „Tafel" sein, sondern ist ein Stab, und wenn etwa das unbestimmbare Zeichen über seinem Haupte die Sonne darstellen soll, so kennzeichnet das eben unseren König, der sich selbst „die Sonne von Babylon" nennt, so wie den „Hirten, dessen Stab gerade ist", der im Epilog ganz ausdrücklich von diesem Bilde sagt, daß es sein Bildniß „als des Königs der Gerechtigkeit" sei. Und der vor ihm steht, ist nicht der König, sondern ein Kläger oder Beklagter oder ein anderer Repräsentant des Volkes, dessen Anwesenheit eben den „König der Gerechtigkeit" in seinem Amte charakterisirt. Es ist der „Bedrückte, der eine Rechtssache hat", von dem der König sagt: er „soll vor mein Bildniß als König der Gerechtigkeit kommen, die Inschrift lesen, meine kostbaren Worte vernehmen".

Eine Parallele zu dem biblischen Berichte ist also hier nicht zu finden; sie war aber sachlich hier auch gar nicht zu suchen. Hammurabi führt uns selbst in die Zeit, in der ein aus verschiedenen Stämmchen zusammengefügtes Volk nach drohender Zerrüttung aufs neue in Frieden verbunden worden war; er steht mitten drin in den Verhältnissen, die er durch bestimmte Festsetzungen festigt, die Materie seiner Gesetzgebung liegt vor ihm, sie ist älter als sein Gesetz und er braucht sie nicht zu schaffen; da reicht Menschenarbeit und seine „Weisheit ohne gleichen" hin; der biblische Bericht aber führt uns, wie schon angedeutet, zu einem Volke, das ein Gesetz über eine Materie erhalten soll, die erst in ferner Zukunft in sein Bewußtsein treten soll; alles, was dieser ordnet, soll erst geschaffen werden, kein menschliches Auge sieht das voraus, ein Volk auf der Wüstenwanderschaft soll über Rechtsverhältnisse belehrt werden, die dereinst nach erlangter Seßhaftigkeit in einem Lande, das keiner je gesehen, an dasselbe herantreten sollen: wie man von einer „poetischen Gerechtigkeit" spricht, so kann man da wohl auch von einer „Nothwendigkeit" verwandter Art sprechen, die an diesen Bericht herantreten mußte; er mußte an eine Offenbarung appelliren.

Hierfür also erwarten wir umsonst von der epochalen Entdeckung neue Aufschlüsse. Aber in einer andern Richtung ist die Ausbeute nicht gering; für die Geschichte des babylonischen Olymps ist unser Werk eine neue Fundgrube. Die alte „vergleichende Mythologie" hätte vermuthen müssen, durch einen Blick in so ungeahnt' Zeittiefe endlich einmal zu klaren Quellen ihrer vorausgesetzten ureinheitlichen „Naturreligion" gelangen zu können. Sie sollte ihre Enttäuschung eingestehen. Gerade in dieser Zeittiefe, in der sie noch ihren ursprünglichen Charakter bewahrt haben müßten, lernen wir eine Menge Götter kennen; aber sie alle erscheinen keineswegs als Personifikationen von Naturerscheinungen, sondern sie alle sind an je einen bestimmten Tempel gebunden oder gehen von einem solchen aus, und dieser Tempel gehört mit seinen Schätzen, die dem Gotte und seinem Verwalter den Unterhalt gewähren, je einer bestimmten Stadt oder einem bestimmten Volkstheile, und

Digitized by Google

auch, wenn sein Ruhm und Name hoch gestiegen und weit verbreitet ist, kehrt die Erinnerung seines Ausgangs zu jener Stelle zurück. Freilich können mehrere Stämmchen ihr Stammhaupt mit einem und demselben Gemeinnamen dafür bezeichnen, oder ihm in demselben Himmelsfetisch seinen überirdischen Wohnsitz anweisen, so daß es dann wohl einen Sonnengott oder eine Mondgöttin in mehreren Tempeln geben könnte, so wie es etwa eine „Muttergottes" von Lourdes und eine von Czenstochau gibt. Aber diese Parallele würde dann nur ganz äußerlich passen; im wesentlichen findet dort das umgekehrte Verhältniß statt. Hier — im Marienkult — ist die eine ideale Figur an verschiedene Orte versetzt mit verschiedenen Emblemen bekleidet worden; dort aber — im Götterkult — erwuchs erst aus der Gleichheit der Embleme und Benennungen für eine thatsächliche Vielheit der Personen die Idee einer Einheit ihres Wesens.

Es ist ein recht vergebliches Bemühen, diesen in einem großen Reiche nothwendig großen Götterreichthum, z. B. auch nur diese verschiedenen „Sonnengötter" an eine „Hochsommersonne", „Wintersonne" u. s. w. auftheilen und so mit Anlehen bei wildfremden Mythologien zu einer Art System gelangen zu wollen. Aber auf einen andern Weg, auf welchem — von der überall üblichen genealogischen Verbindung abgesehen — das Volksbewußtsein zu Babylon allmählich anfing Ordnung und System in diesen glücklichen Ueberfluß und Ueberschuß zu bringen, führt uns Hammurabi selbst, indem er den freundlichen Göttern in seinem Reiche, deren lokalen Ausgangspunkt er recht wohl kennt, zu seinem Schutze getrennte Thätigkeiten und Wirkungskreise zuweist. Gott Bel, dessen Herkunft auf Nippur hinweist, ist ihm Oberherr von Himmel und Erde, König der Götter; er „bestimmt das Geschick" und hat Hammurabi die Menschen als Unterthanen „geschenkt"; er muß auch als Richter der Könige gedacht sein, vor dem Baltis, die „große Mutter" deren Sache führt. Marduk, dessen Kultur im Tempel Saggil in Babylon seine Heimstätte hat, ist der Herrscher über die Menschheit auf Erden; er ist es, der dem Könige das Regiment anvertraut und ihm Weisheit verliehen. Ea, jenem als Vater zugewiesen, verlieh dem Könige den Scharfblick; er ist der „Denker der Götter", der „alles weiß" und erleuchtet den Verstand der Könige. Gott Sin aus Ur stammend mit dem Fetisch des Mondes nennt Hammuradi seinen Schöpfer; er wälzt Schuld und Vergehen auf die Menschen. Auch Dagon, nach den Erklärern eine kanaanäische Gottheit, nennt der König seinen Schöpfer. Die nicht benannte Gottheit des Tempels von Harsag-Kalama, als dessen Verwalter sich der König einführt, ist ihm Helfer zum Siege. Bei jenem Tempel liegen erschlagene Feinde begraben; so entstand wohl die Beziehung. Zamama von Kisch spricht der König als seinen Bruder an; er hat ihm siegreiche Waffen verliehen. Gott Adad zu Hallab ist ein „Krieger" und gebietet als Herr der Fruchtbarkeit dem Regen. Istar ist die Herrin von Schlacht und Kampf und leiht dem Könige siegreiche Waffen. Shamash ist der göttliche „Richter", der Hammuradi das Gericht geschenkt; er ist überdies „Herr des Lebensmuthes", der alle Lebewesen aufrecht erhält. Nin-tu verleiht und versagt den Fürsten Nachkommenschaft; Nin Karak schickt schwere Krankheiten, die wie der „Biß des Todes" das Leben treffen.

Es ist ersichtlich, daß diese beginnende Auftheilung des Himmels zu unseres Königs Zeiten noch kein gefestigtes System darstellt; aber sie gewährt uns einen interessanten Einblick in eine echte Werkstätte der Mythologie.

Aussig. Julius Lippert.

„Was siehst du aber den Splitter . . ."

Wer von uns hat sich nicht irgend einmal mit genußreichster Schwermuth in die Lage von Heinrich Heine's trauerndem Fichtenbaum versetzt? Der Gedanke, daß zwei Wesen, durch Raum und Art von einander geschieden, sich verlangend zu einander neigen, hatte etwas Trauriges und Süßes für unsern jungen Geist, der noch schmerzgierig war und jede Unabänderlichkeit wollüstig als Vergewaltigung empfand.

Nun, Fichtenbaum und Palme können nicht ihre Wurzeln aus dem Heimathsboden ziehen und zusammenkommen, aber Menschen aus verschiedensten Seelenzonen machen sich auf und verbinden sich einander. In der Ehe.

Axel Halck, in Karl Larsen's Roman „Was siehst du aber den Splitter . . .",*) ist der Sohn eines Juristen in Kopenhagen, des Richters Halck, der neben seinem Berufe ein feiner und eifriger Kunstkenner ist; „Kunstsammler von Gemüth", nennt ihn der Sohn in seinen Aufzeichnungen. „Nach außen hin war er bestrebt, Gerechtigkeit zu erzeigen, nach innen in einer Phantasiewelt zu leben." Es ist charakteristisch für Vater und Sohn, wenn der Sohn es empfindet, daß „Mutters Tod über Vaters Land der Kunst einen glücklichen Himmel gewölbt hatte". Er ließ ihr umberührtes Zimmer malen mit einer stillen Vormittagsbeleuchtung über all seiner Wehmuth. „Es wurde ein feines Blatt!"

Axel, der Sohn, hat vom Vater Lust und Talent zum Sammeln geerbt. Er wird durch die andächtigen Männer, die bei der Betrachtung eines Kupferstiches leise sprechen und still begeistert lächeln, in die Freimaurerschaft dieser subtilen Genießer aufgenommen. Weder mit Knaben noch Mädchen seines Alters weiß er viel anzufangen. Andächtig von ferne liebt er dann eine junge Schönheit, die ihm eine Verdichtung aller jungen Liebesgefühle bedeutet. Ihre Verlobung, die er inmitten eisrigster Examenarbeit erfährt, läßt ihn aber kalt. Einer Nichte der Halck'schen Hausdame, einem schönen, etwas zweifelhaften jungen Mädchen ist es vorbehalten, dem jungen Studenten ihre Erfahrungen in der Leidenschaft deutlich und ausführlich mitzutheilen. Ein Jahr etwa vermag ihre Schönheit und irdische Sicherheit den vom Studiren Ermatteten zu fesseln, dann erschrickt er, daß er sich so verstrickt hat in die Fesseln dieser „Frau des Erdenlebens", und macht sich kräftig los.

In dieser Zeit ist er der kameradschaftliche Berather eines jungen, klugen, noch unschönen Mädchens, Thora Bium. Thora ist die Tochter des im kirchlich korrekten Dänemark als Freigeist bekannten Professors Bium. Ihre Mutter ist eine schöne, sinnliche Frau, die weder Mann noch Tochter versteht und sich bald nach dem Tode des Professors Bium mit einem erfahrenen Cyniker verheirathet. Thora, die ihrem Vater, als er lebte, französische Liebesgedichte machte, „weil französisch die feinste, vornehmste Sprache war, und weil ich es auf dänisch nicht wagte," widmet dem Todten einen fanatischen Kultus. Sie will studiren, um seine Schriften recht verstehen zu lernen, und sie dann in fremde Sprachen übersetzen, um seine Werke einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Das sind ihre Pläne. Mit Axel Halck bespricht sie alles. Ihm, der von einer Betty Brandt herkommt, scheint sie der Inbegriff der Frau einer neuen Zeit, ein Kind der Freiheit und des Individualismus, „die Frau der kommenden Renaissance", die Frau der Zukunft, seiner Zukunft.

Nach Frau Bium's Wiederverheirathung zieht Thora zu den Freunden. Einem Heirathsantrage Axels begegnet sie verständnißlos, zerstreut, ganz in ihre Pläne versenkt. Auf einer Reise in die Schweiz, die Vater, Sohn und Pflegetochter nach Thoras Abiturium gemeinschaftlich unternehmen, kommt dann die Verlobung dennoch zu Stande. Sehr fein macht uns Karl Larsen das verständlich. Thora,

*) Axel Junkers Verlag. Berlin und Stuttgart.

Digitized by Google

gewöhnt viel von Lehrern erklärt zu bekommen und darauf einzugehen, folgte, obgleich sie eigentlich nichts für Kunst empfand, willig Axels Kunsterklärungen. Nur soweit sie Wirklichkeit vermittelt, liebt sie die Kunst. Der Luzerner Löwe, dem sie historisch, also konkret beikommen kann, versetzt sie, durch Axels künstlerisch geschulte Augen gesehen, in einen Rausch des Entzückens. Auf Axels Wunsch kleidet sie, die bisher niemals auf Toilette hielt, sich in der Art einer schönen Florentinerin nach dem Bilde einer Gemäldegallerie, die sie besuchen, seinetwegen nimmt sie ihre Klavierstunden wieder auf, und er nennt sie zärtlich „kleiner Grenadier", wenn sie taktfest und unmusikalisch ihm vorspielt.

Ganz im Anfange seiner Aufzeichnungen erzählt Axel Halck eine Scene, die seine Mutter charakterisiren soll, eine der reizendsten des Buches und zugleich vordeutend wichtig.

Richter Halck hatte seine Frau in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre portraitiren lassen. Nun hatte er mit dem Maler zusammen einen geschnitzten Rahmen für das Bild ausgesucht und die beiden Männer waren beschäftigt, es aufzuhängen. Dies sollte eine Ueberraschung werden für Frau Halck.

„Draußen aber wurde Mutter ungeduldig. Sie ballerte gegen die Thür, kam herein und fing an zu sprechen, faßte Vater unter den Arm und führte ihn von einer Stelle zur andern, um das Bild zu besehen.

Da hielt der Maler sie fest: ‚Wissen Sie, gnädige Frau, Sie müssen immer still sitzen, wenn Sie hier drinnen sind. Sonst kleiden Sie das Bild schlecht. Bei all den Bewegungen wird Ihr Ausdruck wirklich ganz zufällig.'"

Zum ersten Male im ganzen Buche deutet hier der Autor mit dem Finger auf eine Stelle seiner Psychologie. Er läßt den Sohn sich fragen: ob der Künstler oder der Vater wohl verstanden hätten, was hinter diesem artistisch aufgegriffenen Oberflächenworte liege? „Verstand Vater den Wink in dem Worte zufällig? Begriff er, daß darin der Trotz einer lebenden Frau gegen die Auffassung, die andere Menschen von ihr hatten, lag?"

Und dies eben ist es, was Thora Vium gegen Axel Halck erbittert bis zu jener verständnißlosesten Ungerechtigkeit, die den Balken nicht sehen läßt im eigenen Auge. Axel will in seiner Frau nichts Zufälliges, gleichsam Stilloses haben, gerade so, wie jener Künstler nicht leiden wollte, daß ihm das Original sein zu Mödeln und Tapeten fein abgestimmtes Bild verderbe, dem er eine erstaunlich feine und treffende Aehnlichkeit gegeben hatte mit jener Frau, die er genau seit ihrer Kindheit kannte, über deren Gesammtwesen er nun dieses Gedicht komponirt hatte.

Und Thora ist wirklich, sie ist durchaus nicht abstrakt. Sie hat, wie die Mehrzahl der Frauen, keine Phantasie. Sie bedarf eines Verhältnisses zu etwas Körperlichem, Persönlichem. Zuerst hat sie ihren Vater geliebt, dann lernte sie für ein pietätvolles Ziel schulmäßig treu, dann — durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen von erregenden Situationen und behaglichen Zuständen — verliebt sie sich in Axel. In ihm aber tritt ihr zum ersten Male ein Weicher, Untersuchender und Träumender entgegen, wo sie mit harter Hand erfaßt und in einen Rausch energischer Handlungen hineingeführt werden wollte. Dann bekam sie ihr Kind. Da rafften mit einem Male alle ihre Bemühungen, sich in Axels, ihrem Gefühle gänzlich fremde Kunstwelt zu versetzen, in einem einzigen Augenblicke zusammen, und nichts hat Wirklichkeit, als eben dieses Kind. Sie vertieft sich in allen kleinen Weiberklatsch über Kinderstuben, nimmt aber zu gleicher Zeit an den Bestrebungen Theil, die ein Verein zur Unterstützung unverheiratheter Mütter verfolgt, dem sie angehört. Sie fühlt es als Grausamkeit, als Axel sie wieder der Geselligkeit und der Kunst zuführen will, und faßt nur Interesse an einem Madonnenbilde, weil es eben eine Mutter mit dem Kinde darstellt. Dieses Interesse bildet wieder eine Brücke zur Kunst und damit zu ihres Mannes Lieblingswelt hinüber. Thora legt sich jetzt auf das Sammeln von Madonnenbildern, glaubt wohl eine Zeit lang selbst, in ihrem geschmackvollen Hause, neben dem aufmerksam liebenswürdigen, feinsinnigen Gatten und mit dem Kinde glücklich zu sein. Aber da wächst ihr in dem kleinen Ejnar eine Ursache wahren Kummers heran. Ejnar gleicht in Anlage und Neigungen ganz allein dem Vater. Und er liebt auch nur diesen, schließt sich ganz an Axel an. Das wird für Thora die große Sinnlosigkeit ihres Daseins. Verstört, mit stummen Vorwürfen gegen die beiden, die so einträchtig ihr gegenüber leben, fühlt sie sich einsam werden mitten unter ihnen, die in anderem Klima athmen. Thora nimmt ihres Vaters Bücher wieder auf. Bei dieser Gelegenheit kommt ihr die letzte Schrift eines Schülers ihres Vaters in die Hand, der am Ende seines Lebens gläubiger Christ wurde. Der bekehrte Freigeist bekehrt nun, nach seinem Tode, auch diese einsam Suchende, der das Leben alle Wirklichkeiten unter den Händen in Abstrakta verflüchtigt hat. In ekstatischer Wirksamkeit zwischen Kranken und Elenden fühlt sie sich als eine Thätige und eine, mit der Gott sich beschäftigt. Ihr Mann und ihr großer Junge aber wissen, daß ihnen Gattin und Mutter todt ist, und daß sie gegen den Menschen, der an ihrer Stelle durch das Haus geht, gut sein müssen, wie gegen eine Kranke.

Geschrieben ist diese Geschichte von zwei Gesichtspunkten aus und in zwei Theilen. Der erste Theil besteht aus Thoras Brief an ihre Freundin, der zweite aus Axels Tagebuch. Nicht ganz und immer ist die Verschiedenheit des Tones gewahrt. Sie, die Frau, klagt leidenschaftlicher an. Er, der feinere Psychologe, versteht besser. Scene für Scene fast sehen wir in dieser Doppelbeleuchtung. Romanische Kunst würde hier plastischer geworden sein, eindeutiger; der Skandinavier scheint nichts weiter zu thun, als uns ein Fenster zu öffnen. „Nun seht hinaus!"

Solche Schriftsteller erziehen bessere Leser, als die Lateiner.

Und es wird, glaube ich, viele geben, die aus dem subtil individualisirten Einzelfall die Meinung des Verfassers herauslesen: Die Frau sucht Wirklichkeiten, der Mann Ideale. Wo Mann und Frau zusammenkommen, kämpfen Geschöpfe aus verschiedenen Seelenzonen ihren unheildrohenden Kampf miteinander.

Wohl dem Fichtenbaume und der Palme, daß sie ihre Wurzeln nicht aus dem eigenen Erdreich herauszuziehen vermögen und zusammenkommen können. In der Ehe.

Anselm Heine.

Die Slawen in Deutschland.

Gerade in unseren Zeiten, in denen die Wogen der polnischen Bewegung im deutschen Reiche hochgehen und wirksame Abwehr gegen Polonisirungsbestrebungen erwogen wird, gewinnt ein Buch besondere Bedeutung, das auf Grund unmittelbarer, persönlicher Beobachtung, mit Thatsachensinn und ohne jede tendenziöse Färbung ein Bild des Slawenthums innerhalb der Grenzen Deutschlands vor uns aufrollt. Der Leipziger Kulturhistoriker und Ethnologe Prof. Dr. Fr. Tetzner, der weiteren Kreisen durch sein prächtiges Werk „Geschichte der deutschen Bildung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen" bekannt ist, gibt in seinem jüngst erschienenen Buche „Die Slawen in Deutschland"*) zum ersten Male eine ausführliche Darlegung all der slawischen Völker und Volkssplitter, die heute im Rahmen des deutschen Reiches wohnen. Er behandelt das Thema geschichtlich und kulturgeschichtlich, zieht die Linien historischer Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegen-

*) Braunschweig, F. Vieweg. 1902.

Digitized by Google

wart und fügt andererseits bei jedem einzelnen Volke eine bis ins Detail gehende Sittenschilderung bei, die alle Regungen des privaten und Familienlebens, die Aeußerungen volksthümlicher Poesie und die überkommenen Volksbräuche umfaßt.

Die Deutschen haben zweimal mit fremden Völkern in intimer Wechselwirkung gestanden, mit den Romanen und mit den Slawen. Als die romanischen Einflüsse in Deutschland ihr Ende fanden, setzten die slawischen ein, und bis heute wirken sie in gewisser Beziehung noch fort. Die Beurtheilung der Slawen in Deutschland aber zerfällt in zwei von einander geschiedene Theile: in dem ersten handelt es sich um solche Völkerschaften und Sprachen, die in Wirklichkeit schon fast ausgestorben sind und nur noch in kümmerlichen Resten vorhanden sind. Diese Reste sind Gegenstand eifrigsten Studiums seitens der Kulturhistoriker. Hier gilt es also, noch rasch vor dem vollen Erlöschen einer Reihe von Ueberlieferungen, von Sitten und Herkommen, alles Erreichbare festzuhalten und sich so den Dank kommender Kulturhistoriker zu sichern. Im zweiten Theile aber spielen lebendige, aktuelle Interessen eine Rolle: die Polen, das einzige Slawenvolk innerhalb der deutschen Reichsgrenzen, das in großer Zahl, in kompakten Massen vorhanden ist, muß als ernster Faktor gewürdigt und in seiner Stellung im Gesammtstaate in Erwägung gezogen werden . . .

Karl der Große war es bekanntlich, der zuerst der slawischen Ueberfluthung Deutschlands ein Ende machte: die Geschichte seiner Nachfolger, der sächsischen, salischen und staufischen Regenten, ist dann voll von Kämpfen mit den Slawen. Im Laufe der Jahrhunderte vollzog sich nunmehr — stark gefördert vom Deutschen Orden — ein allmähliches Aufgehen der Slawen im Deutschthum. Innerhalb der Reichsgrenzen bewahrten nur eine Anzahl slawischer Stämme ihre Eigenart und Lebenskraft. Im Allgemeinen zerfallen die Slawen in Deutschland in eine baltische und eine westslawische Gruppe. Die baltische Gruppe umfaßt die Preußen, die Litauer und Letten. Die westslawische bilden die Masuren mit den Philipponen, die Czechen, Mähren, Sorben, Polaben, Slowinzen, Kaschuben und die Polen.

In ausführlicher Weise zeigt uns nun Tetzner die geschichtliche Entwicklung aller dieser slawischen Stämme: von besonderem Interesse dünkt uns das Bild, das er uns von den alten Preußen entwirft. In die alte heidnische Zeit spielt da sagenwebende Phantasie vielfach hinein: wir hören, wie das Heidenthum der Preußen in dem freiwilligen Feuertod der beiden verbündeten Führer Widewuto und Pruteno sozusagen seinen Höhepunkt erlebt. Unter Blitz und Donner fahren die beiden Hundertjährigen zum Himmel und lassen ihren zwölf Söhnen zwölf Gaue zurück. Wo diese Gaue waren, wissen wir nicht. Dann kommt der erste christliche Missionär, der heilige Adalbert von Prag, den die Preußen am 23. April 997 erschlagen. Und nun beginnt ein jahrhundertelanger Bekehrungskampf, an dem sich Czechen, Polen, Sachsen und dann der deutsche Ritterorden betheiligen. Nach der Bekehrung eignen sich die Preußen deutsche Bildung an und besuchen deutsche Schulen. 1525 ist ihr Widerstand gebrochen. Ihre alte Sprache aber lebt damals noch in gewisser Beziehung fort. Nach Einführung der Reformation erhalten sie 1545 einen Katechismus in „undeutscher preußischer" Sprache. Noch 1561 erscheint in Königsberg ein kleiner Katechismus „Teutsch und Preußisch". Aber das Preußische ging dann schnellem Verfalle entgegen. Hundert Jahre später meinte Comenius, es gebe nur noch ein einziges preußisches Dorf. 1684 berichtet ein Historiker Hartknoch, daß es kein Dorf mehr gebe, in welchem alle Leute Preußisch verständen, hie und da verständen es noch einige. Um 1701 war die Sprache ganz erloschen. Erhalten haben sich nur ein paar deutsch-preußische Katechismen, ein Vokabular und ein paar versprengte Wörter.

Gerade so wie die Vergangenheit der Preußen, so schildert Tetzner uns nun die Geschichte der Litauer, die sich heute auf Deutschland und Rußland vertheilen, und würdigt namentlich die großen Verdienste, welche sich, von Friedrich I. an die Könige von Preußen um die Entwicklung Litauens erworben haben. Ein Brief Friedrichs des Großen an Voltaire erörtert im Besonderen den Antheil, den sein Vater am Aufblühen Litauens genommen hat, der „es nie an Versprechungen und Belohnungen fehlen ließ, um das Glück einer halben Million denkender Wesen zu sichern, die nun ihm allein ihren Wohlstand und ihre gute Lage verdanken". In den Litauern lebt diese Erinnerung fort und bei aller Treue gegen ihre Ueberlieferungen und ihre Sprache gehen sie doch mit vollem Bewußtsein im Deutschen auf und feiern in ihren Liedern die preußischen Könige. Sie haben, was ihre Nationalität betrifft, kein anderes Verlangen, als daß ihre Kinder in den untersten Schulklassen litauisch unterrichtet werden. Nach und nach tritt dann der deutsche Unterricht an die Stelle des litauischen. Jahr für Jahr wird das litauische Sprachgebiet kleiner, und der Sprachgelehrte wenigstens sieht diesem Absterben trauernd zu.

Nur in flüchtigem Ueberblicke können wir die anderen slawischen Volkssplitter streifen. Die Letten (oder Kuren) — im Ganzen etwa noch 1000 — wohnen in Ostpreußen am Kurischen Haff in den Orten Nidden, Schwarzort, Deutscherottingen, Memel, Rossitten und Sarkau; die Masuren (260 000) im südlichen Ostpreußen, zumeist im Königsberger und Gumbinner Regierungsbezirke.

Aber auch sonst finden sie sich zerstreut: in Westfalen leben ihrer 1800, in Westpreußen 236, in Berlin 207, die übrigen vereinzelt.*) Die Philipponen, heute nur mehr in der Zahl von 500 Köpfen vorhanden, bewohnen das Kirchspiel Eckertsdorf bei Johannisburg in Ostpreußen. Sie haben ihren Namen von dem Geistlichen Philipp Pustosja, einem Russen, der um 1700 eine eigene Sekte gründete. Diese wanderten aus Rußland 1824—1832 nach Preußen ein, nachdem ihren Bekennern der preußische König unter Erlaß des Kriegsdienstes für die erste Generation die Erlaubniß zur Ansiedlung in Ostpreußen gewährt hatte. Die Mährer (57 000) bewohnen in Oberschlesien im Regierungsbezirke Oppeln die Kirchspiele Stenderwitz, Hultschin und Katscher. Die Sorben, (110 000) auch „Wenden" genannt, bewohnen vorzugsweise die Ober- und Niederlausitz (Betschau, Kottbus, Löbau, Bautzen 2c.). Die Polaben oder Eldslawen sind seit 1800 vollständig germanisirt. Sie wohnten im Lüneburger Bezirk, in der Gegend von Lüchow, Wustrow und Dannenberg. Von ihrer Sprache sind nur noch ein paar Wörter erhalten. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts redeten noch einzelne Bauern in jener Sprache. Eccard, der Bibliothekar Leibnizens, berichtet, die Polaben seien wegen ihrer Sprache verspottet worden; der Kurfürst Georg Ludwig — seit 1714 englischer König — habe sie zur Pflege ihres Idioms ermuntert. Seither hat sich nichts Litterarisches von ihnen gefunden. Nicht einmal durch die Reformation, die sonst dem kleinsten slawischen Völkchen in Deutschland einen Katechismus in dessen Muttersprache vermittelte, ist etwas in polabischer Sprache auf uns gekommen. Hier scheint kein polabischer Pastor gewirkt zu haben, und die Reformation kam ihnen vielleicht in sorbisch wendischem Gewande zu. Im Jahre 1901 hat die Jablonowski'sche Gesellschaft als Preisaufgabe für 1903 eine Ausgabe der polabischen Sprachreste ausgeschrieben. Vielleicht führt das zu neuer Zusammenfassung oder Neuentdeckung von Sprachmaterial. Die Slowinzen (nur mehr 200 an Zahl) wohnen in Pommern und zwar in Klücken und Garde bei Stolp. Nur wenige von ihnen erinnern sich heute noch vollständig ihrer Muttersprache; für die sinnfälligsten Dinge fehlen ihnen die Ausdrücke. Zusammenhängende Sätze können nur wenige bilden, meistens mengen sie deutsche Wörter bei. Ihre Muttersprache erlosch als Kirchensprache im Jahre 1845 in ihrem letzten Kirchspiel Garde. Die Kaschuben (137 000) leben in Westpreußen

*) Das Leben der Masuren hat Sokworonnek in seinen Novellen „Masurenblut" 1899 sehr anschaulich geschildert.

Digitized by Google

und zwar in den Kreisen Danzig, Putzig, Neustadt, Karthaus, Konitz ꝛc. Die Czechen in Deutschland zerfallen in drei Theile. Der erste von ihnen besteht aus solchen Czechen, welche zerstreut in Deutschland wohnen. Es sind in Preußen allein über 76000, in Berlin z. B. 719, in Brandenburg 665. In Schlesien gibt es 13369 Czechen. Den zweiten Theil der czechischen Bevölkerung bildet die alte katholische Einwohnerschaft der Grafschaft Glatz. Sie besteht aus 5000 Köpfen. Den dritten Theil bilden die alten schlesischen Kolonien, die ehemals hussitisch waren, heute aber evangelisch sind. Es sind die Kirchspiele Großfriedrichstabor, Friedrichsgrätz, Straußeney, Hussinetz, Petersgrötz. Sie zählen zusammen etwa 7000 Personen.

Damit hätten wir in flüchtiger Umschau bis auf die Polen alle die slawischen Völkerreste durchgegangen, die in Deutschlands Gemarkungen leben. Sie sind alle mehr oder weniger schon von ihrer deutschen Umgebung aufgesogen: und wo sie in zäher Widerstandskraft noch sich der fortschreitenden Germanisation bisher widersetzt haben, dort kann man mit Genauigkeit — auf Grund des bisherigen Abbröckelungsprozesses — vorhersagen, wann ihr völliges Aufgehen im Deutschthum erfolgen wird. Prof. Tetzner hat überall, bei allen den verglimmenden Fünkchen nationalslawischen Sonderlebens, die noch vorhandene Leuchtkraft untersucht, er hat die Kinder, die aus den slawischen Schulen kamen, abgefangen und sie auf ihre deutschen Sprachkenntnisse hin geprüft: er hat festgestellt, wie viele von ihnen nur deutsch, und wie viele auch deutsch sprechen. Er hat aber überall auch die ältesten Greise aufgesucht, von ihnen die noch lebendigen nationalen Ueberlieferungen sich mittheilen lassen und sie dann sorgfältig verzeichnet. Ueberall, bei allen den Volkssplittern, die wir bisher besprachen, zeigt sich ein unbedingt williges Aufgehen in ihrer deutschen Umgebung. Hie und da äußert sich noch der Wunsch, die Reste der alten Sprache womöglich vor vollem Untergang zu bewahren: aber der Erkenntniß, daß das gesammtstaatliche Interesse das Aufgeben von nationalen Sondertendenzen verlangt, verschließt sich keiner der slawischen Stämme. Erleichtert wird ihnen dieser Uebergang dadurch, daß ihre Bräuche, ihre volksthümlichen Trachten und ihre Spiele sich auch im deutschen Gewande weiter erhalten: hier gibt es ja nichts zu übersetzen, und die slawische Volksseele macht ohne Widerstreben die Wandlung in deutsches Volksthum mit.

Im Gegensatz zu den bisher genannten Völkersplittern slawischer Abstammung stehen die Polen: sie bilden in Deutschland große, kompakte Bevölkerungsmassen, sind auf mehrere Provinzen vertheilt und schöpfen aus ihrer jahrhundertelangen Geschichte zähe Widerstandskraft.

In Posen machen sie etwa eine Million der $1^3/_4$ Million betragenden Gesammtbevölkerung aus, in Schlesien 973000 (gegen 4 Millionen Einwohner), in Westpreußen 430000 (1443000 Einwohner), in Ostpreußen 200000 (2 Millionen Einwohner), in Brandenburg 25000 (4 Millionen Einwohner), in Westfalen 25000 ($2^1/_2$ Millionen Einwohner), in Sachsen 20000 ($2^1/_2$ Millionen Einwohner) und in Pommern 10000 ($1^1/_2$ Millionen Einwohner).

Abgesehen aber von der ständigen Bevölkerung bildet die alljährlich in rein deutsche Provinzen einwandernde Menge von polnischen Arbeitern einen gewichtigen Faktor. Man rechnet ihre Zahl auf etwa 100000. Von ihnen bleibt der größte Theil in den deutschen Städten zurück. Dort sondern sie sich von der übrigen Einwohnerschaft ab, bilden Kolonien, welche die alljährlich Zurückbleibenden aufnehmen. Bald gründen sie Zeitungen, Schulen, Vereine und werden so seßhaft. Auf diese Weise erhielt Berlin seine 16000 Polen, Hannover 7000, Schleswig-Holstein 5000, Hessen-Nassau 1000 u. s. w. u. s. w.

Die Arbeiter, die aus Polen herüberkommen, sind Hänbier, Gänsetreiber, Land- und Fabrikarbeiter. In Kempen findet jedes Jahr ein wahrer Menschenmarkt statt: die Vermittler, die die Polen bringen, erhalten 3 Mark für den Kopf. Einzelne Gutsverwalter engagiren 400 Polen auf einmal. Natürlich sind um diese Zeit die polnischen Städte wie verödet. Aus Kottowitz allein gehen jährlich 300 Landarbeiter in die Magdeburger Gegend, 1000 Maurer in andere deutsche Städte.

Ein Blick auf die Vergangenheit zeigt, was die Polen den Deutschen verdanken. Schon im XII. Jahrhundert kamen die Deutschen nach Polen, im XIII. Jahrhundert sind sie dort als Rathsherren und Bürgermeister thätig. Die Posener Bischöfe begünstigen ihre Einwanderung, denn die Deutschen führen das Handwerk ein und begründen Städte. Der Pole Lukaszewitz sagt, die Deutschen hätten nicht nur das Handwerk, sondern auch die Bildung nach Polen gebracht. Nach kurzen Unterbrechungen feiert, nach der Reformation, der deutsche Einfluß wieder seine Triumphe: deutsche Bauart, deutsches Handwerk, deutsche Gelehrsamkeit blühen auf, polnische Fürsten dichten in deutscher Sprache, polnische Stadtrechte werden deutsch bestätigt. Martin Opitz findet an einem polnischen Hofe Aufnahme, und die großen polnischen Städte sind der Hort des Deutschthums. Dieser innige Kontakt geht auch an der Sprache nicht spurlos vorüber: 6000 deutsche Wörter stehen im polnischen Vokabelschatz . . .

Die Polen haben allerdings längst vergessen, was sie der deutschen Kultur verdanken, jener Kultur, welche auf den Ruf ihrer Vorfahren die Deutschen ins Land gebracht haben. Heute muß Deutschland deutschen Boden gegen Polonisirungsbestrebungen schützen und durch weitausgreifende Kolonisation den deutschen Bauernstand zu stärken suchen.

Aus dem großen, umfangreichen Tetzner'schen Werke, das von einer Fülle historischer und kulturgeschichtlicher Details geradezu übersättigt ist, konnten wir nur weniges in flüchtigen Auszügen wiedergeben. Wir können jedem, der sich für diese Materie interessirt, angelegentlich rathen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen; mit echt deutscher Gründlichkeit hat der Verfasser eine ganze Reihe von fremden Nationen in ihren intimsten, volksthümlichen Regungen belauscht, und alle Erscheinungen auf ihre Herkunft und auf ihre Verwandschaft mit deutscher Eigenart hin geprüft. So bringt das Buch auch, abgesehen von seiner materiellen Bedeutung für die Geschichte des Slawenthums in Deutschland, der vergleichenden Volkskunde außerordentlich werthvolle Bereicherung.

Prag. Eugen Holzner.

Theater.

Deutsches Theater: „Auf Storhove". Drama in 3 Akten von Björnstjerne Björnson.

„Ein Arbeitsleben mit einem Märchen darin!" Björnson sagt: Fort mit dem Märchen. Laboremus!

„Auf Storhove" ist in der That nichts als eine Wiederholung des „Laboremus"-Dramas, das Björnson im vorigen Jahr gegeben. Man hat den Eindruck, als hielte ein alter Mann Rückschau über sein Leben — er sieht die Irrthümer, die Illusionen, die Träume scharenweise an seinen müden Augen vorübergleiten, und er klammert sich an die eine Wahrheit, die er probat erfunden, er klammert sich krampfhaft daran und wiederholt sie immer wieder denen, die ihn hören wollen: Arbeitet! Arbeitet, liebe Kindlein! Ihr sollt arbeiten, ohne irgend welchem Märchen nachzugehen.

Gewiß, ein recht beherzigenswerthes Sprüchlein. Als letztes Wort einer Lebensweisheit aber dürfte es dennoch etwas schwach sein, die Pforten der Ewigkeit zu sprengen.

Hier ist ein Arzt, der seinem Kranken ein Tränklein verschreibt, von dem er ihm Wunderwirkung vorhersagt. Aber Björnson weiß nicht, daß diesem Kranken in seinem

Digitized by Google

Jahrhunderte währenden Leiden alle zehn Jahre zum mindesten einmal ganz dieselbe Medizinflasche mit ganz dem gleichen Etikett vorgesetzt worden, und daß er niemals daran gesundet ist.

Sei es, daß die Medizin zu bitter schmeckte, und daß er sie nicht pünktlich einnahm, sei es, daß die kranke Menschheit nicht in Björnson's Sinn gesunden will, sei es — und das glauben wir — daß der Wundertrank nur ein ganz gewöhnliches Purgirmittel für übersättigte Mägen ist.

Ja, wäre es der faustische Thätigkeitsdrang, den Björnson verherrlichte! Aber Björnson predigt die Arbeit nur, als Schutzmittel gegen dumme Streiche. Er predigt. So sehr herrscht das Moralisiren vor, daß man darüber die dramatische Form seines dreiaktigen Sermons ganz vergessen kann.

Auch stofflich wird das „Laboremus"-Drama wiederholt. Ein Weib ist das Schädliche. Und sie gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Sie verräth Fabrikgeheimnisse. Sie sät den Haß zwischen Verwandte. Sie ist Brandstifterin. Sie zerschneidet zuvor die Schläuche der Feuerlöschapparate. Sie lenkt den Verdacht ihrer Thaten gehässig auf Unschuldige. Sie verleumdet. Sie trägt sich ihrem Schwoger an und spiegelt ihrem Mann gleichzeitig vor, daß dieser Schwager, sein Bruder, ihr Nachstellungen bereite — sie will damit den eigenen Gatten zum Brudermord aufreizen! Ihr Ideal ist, nach Paris zu gehen, und da ganz liederlich zu leben. Oh weh! sie hat gewiß niemals gearbeitet.

Ein zwiefaches, ganz modernes Mäntelchen wird dieser alten Spukgestalt aus der Sakristei des Rationalismus umgehängt. Zunächst wird sie pathologisch eingekleidet. Ohne das geht es ja heut nicht mehr. Sie hat keine Kinder, versichert Björnson mit gewichtiger Miene, und er deutet an, daß auch sonst manches bei ihr nicht ganz in Ordnung sei. Und über diesen psychopathischen Mantel kommt noch ein poetisches Cape. Diese Frau verkörpert das Phontastisch-Wunderbare, vor dem diese Norweger immer gewarnt haben; sie weckt die Sehnsucht, die sie nie befriedigt; sie ist das Märchen in dem Arbeitsleben des Mannes, ein Hauch des Unergründlichen ist um sie, — versichert Björnson.

Mehr als der Gatte und der Schwager, zwischen denen sie Haß sät, erfährt ein alter Mann die unheilvoll-dämonische Macht ihres Wesens: ihr Schwiegervater. Der wird böse wie sie. Er beginnt seine armen, alten Verwandten zu mißhandeln. Er äußert den herzlichen Wunsch, seine beiden Söhne ein für allemal los zu sein. Er „experimentirt" mit ihnen. Er hetzt die Verderbte auch seinerseits zu unheilvollen Thaten auf. Freilich, wie der Gealterte, der noch dazu arbeitet, in solchem Maße unter den Bann des jungen Weibes kommen konnte, zeigt Björnson nicht. Genug, es ist so.

Dafür wird der Zuschauer staunend Zeuge, wie die unheilvolle Einwirkung von ihm abfällt. Der ganz Bösen ist in diesem Drama nämlich Gott sei Dank! eine ganz Gute gegenübergestellt: die ist niemand anderes als des sittlich gefährdeten alten Mannes eigene Frau. Wie die Tugendreiche ihre ganze Güte in Leiden offenbart, wendet auch er sich wieder stracks zum Guten. Er verspricht alles, was er vorher abgeschworen. (In ganz ähnlicher Weise zerstiebt später der Haß der beiden entzweiten Brüder.) Der wahrhaft Guten aber ist es vorbehalten, die Böse schließlich zu ewiger Verbannung zu begnadigen.

Wer predigt, braucht nicht zu motiviren. Von diesem Recht hat Björnson weitgehenden Gebrauch gemacht. Was eintritt, geschieht von Zufalls Gnaden. Das Unbegreifliche, hier wird's Ereigniß. Die Böse hat den Schwager zu einem Rendezvous an einen abgelegenen Ort bestellt: das Mädchen, das jenen wirklich lieb hat, trifft ihn eben da, um ihn zu warnen, und diese Warnung ist für den Ausgang des Dramas entscheidend. Wie, frage ich mich, konnte sie von der Verabredung Kenntniß erhalten? Sie hat an der Thür gelauscht! Ein anderer Verwandter tritt der Verbrecherin schließlich entgegen und sagt ihr, daß er Beweise all ihrer Unthaten besitze. Er ist zwar eine Untersuchungsrichternatur, aber woher, frage ich mich, mag er die Beweismittel haben?

Björnson hat sich in dem Nachwort zu seinem neuen Drama gegen eine mystische Deutung dieser seiner beiden letzten Werke ausgesprochen. Aber der Mangel an Motivirungen, das Zusammenhangslose, Ueberraschende alles Geschehens in Verbindung mit der dem greisen Ibsen nachempfundenen Stilisirung des Dialoges gibt auch „Auf Storhove" ein durchaus mystisches Ansehen. Darüber kommt man nicht hinweg. Und eben dies Zusammen von Mystik und Predikantenthum scheint mir das schwer Erträgliche an dem altersschwachen Werke.

Die Aufführung des Deutschen Theaters ließ die Mängel zurücktreten. Mit sicherer Kunst hieß Irene Triesch in der Gestalt der Verderbten, Perversen all das Fleisch und Blut gewinnen, was der norwegische Dichter vergrämt zusammentheoretisirt hatte. Der Schwiegervater, den die Böse infizirt, wurde durch Bassermann zum galligen Sonderling, aber einem voll Leben. Charakteristisch war das Brüderpaar von Friedrich Kayßler und Kurt Stieler (dessen Können sich bewährt) verkörpert. Otto Sommerstorff bot in kurzer Episodenrolle Vortreffliches.

Die Predigt aber —? Es ist lange her, da zog ein anderer Prediger, der von dem, was Menschen Noth thut, wohl auch etwas wußte, seine steinige Straße. Der hat gesagt: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht."

Um solcher Irrlehren willen möchte Pastor Björnson jenen nun abermals kreuzigen.

Ernst Heilborn.

Königliches Schauspielhaus: „Die Schloßherrin". Schauspiel in 4 Aufzügen von Alfred Capus. Uebersetzt von Theodor Wolff.

Als der Vorhang im dritten Akt aufging, sah man in einen duftigen, blumenübersäten Garten, den links die prunkvolle Fassade eines alten Schlosses aus dem 16. Jahrhundert und im Hintergrunde die wundervolle Landschaft der Loire begrenzte. Das war der Glanzpunkt des Stückes. Dem Regisseur gebührt indeß nicht alles Lob allein, denn in diesem dritten Akt gab es eine Szene, die auch den Dichter des Dramas hervorzuheben mahnt.

In dem herrlichen Park sitzt eine junge Mutter in höchster Noth und Verzweiflung. Der ungeliebte Gatte, an dessen Seite sie sieben schmachvolle Jahre verloren hatte, war durch Spekulationen und fremde Weiber ruinirt, ihre ganze große Mitgift war dahin, und nun blieb nichts anders als die Scheidung. Beide Theile waren einverstanden, da, im letzten Augenblick, besann sich der Ehemann und versuchte erst durch Drohungen und dann durch Entführung des Kindes die Frau wieder an sich zu fesseln. Das arme Weib jammerte unter der schrecklichsten Seelenfolter, es konnte von dem einzigen Kinde nicht lassen und war nahe daran, dem Vater in die alte Sklaverei zu folgen. Frauenloos! Das Gericht anzurufen, wäre vergebens gewesen, denn es urtheilt nach Gesetzen, die Männer geschaffen haben und das Frauenherz nicht kennen. Das arme Weib schien verloren.

Aber der Dichter hat ein gutes Herz. Er sandte der Heldin einen Retter, verjänglicher Weise einen in Gestalt eines liebenswürdigen, unheimlich reichen, erfahrenen und ledigen Mannes. Er war kein Jüngling und hatte bereits

eine ereignißvolle Vergangenheit hinter sich: in zahllosen Nächten einer sorglosen Jugend hatte er ein reiches Erbe bis auf den letzten Heller verspielt; dann kehrte er den Weibern und den Karten den Rücken und begann zu arbeiten. Er erfand einen Elektromotor, kam zu hohem Ansehen und gewaltigem Vermögen. In der Nähe des Landgutes seiner Schwester wollte auch er sich ankaufen. Das Schloß, dessen Fassade wir im dritten Akt bewundern durften, bildete den letzten Besitz, der unserer Freundin, die mit ihrem Gatten in Scheidung lebte, verblieben war. Sie bot es aus. Man bewerthete es, da es im Innern ganz zerfallen und außerdem mit Hypotheken belastet war, auf etwa 100 000 Francs. Der edle Retter aber bot sofort das Dreifache und dazu noch seine Liebe. Beides wurde nach einigem Sträuben angenommen.

Nachdenklichen Leuten mag es vielleicht ein bischen unvorsichtig oder doch voreilig erscheinen, wenn eine junge Frau, die von ihrem Ersten noch gar nicht geschieden ist, sich schon mit dem plötzlich aufgetauchten Nachfolger verlobt. Sie vergißt alle schlimmen Erfahrungen, die sie mit dem Einen gemacht hat, und schmiegt sich selig an den Neuen. So sind die Weiber!

Wo aber gibt's ein ungetrübtes Glück? Zwischen die Verliebten tritt eine böse Stieftante, die in ihrem Hause gewohnt ist widerspruchslosen Gehorsam zu finden und ihre Herrschgelüste auch auf die weitere Verwandtschaft ausdehnen möchte. Sie wehrt drei Akte lang den neuen Bund ab, um im vierten sich urplötzlich dafür zu erklären, das eine Mal so unbegründet, wie das andere Mal. Vielleicht hat sie sich zuerst von moralischen Grundsätzen leiten lassen, vielleicht war sie der Meinung, daß ihre Nichte den Mann jetzt, da er arm ist, nicht verlassen dürfe, um einen Reichen zu ergattern, vielleicht sagte sich die Stieftante, daß der Neue ja auch einmal so weit herabgekommen war, wie jetzt der Verlassene, und daß doch auch dieser sich wieder emporraffen könne. Vielleicht dachte sie das alles, ausgesprochen hat sie's nicht.

Daß der Dichter nicht daran dachte, ist schade. Denn die junge Frau, die Schloßherrin, die ihren Besitz so vortheilhaft verkauft und nur an ihre Zukunft und an ihr Glück denkt, wäre uns dann wohl sympathischer erschienen, und wir hätten uns über die endliche Zustimmung der Stieftante und den endgültigen Verzicht des ersten Ehemannes herzlicher gefreut.

Dem Schauspielhauspublikum war übrigens der ganze Liebes- und Scheidungshandel Nebensache, denn es freute sich mit schlichtem Verständniß für altbewährte Possenfiguren, vor allem über die energische, eigensinnige Stieftante und ihren gemüthvollen, nachgiebigen Ehegatten, es lachte recht unparteiisch im ersten Theile des Stückes über ihn, so oft er geduckt wurde, im zweiten gleichermaßen über sie, so oft ihre gehässigen Pläne durchkreuzt wurden.

Die Vertreter dieser beiden Rollen gewähren ja auch die Garantie der Lustigkeit: Nuscha Butze in diesem Falle als komische Alte und Vollmer als ihr Partner. Sie haben sich beide über die Absichten des Dichters nicht sehr den Kopf zerbrochen und ihre Gestalten längst erprobten Mustern aus andern Possen nachgebildet. Fräulein Wachner als Schloßherrin sah liebenswerth genug aus, um als raschumworbene Ergattin zu gelten, ihr allzu bereitwilliges Lächeln stimmte aber nicht zu den tragischen Momenten des Stückes. Individuell und wahr hat nur Ferdinand Bonn den ruinirten und verabschiedeten Ehegatten gestaltet, er war der einzige glaubhafte unter den Darstellern.

Sigmar Mehring.

Was der Simele nicht weiß —

Eine Tiroler Geschichte.

Der Pongratz-Simele und die Schalderer-Stasi waren keine heurigen Häslein mehr, als sie zusammen heiratheten. Durch ihr dunkles Haar zog sich schon mancher silberige Faden, und das seine war mehr grau als blond. Trotzdem oder deswegen fand jedermann in der kleinen tirolischen Ortschaft, wo die beiden lebten, daß das Paar vortrefflich zusammen passe, und vor allem fand das der Simele selbst.

Der Simele war ein beweglicher, mittelgroßer Mann von vielen Worten und mit einer strammen, militärischen Haltung begabt, die er als eine liebe Erinnerung bewahrte. Es hatte ihm nämlich einstmals bei den Kaiserjägern so wohl gefallen, daß er hatte kapituliren und Soldat werden wollen. Man hätte ihn auch wahrscheinlich behalten, wäre ihm nicht das Unglück begegnet, während einer daheim verbrachten Urlaubszeit von einem hochgeladenen Heuwagen zu fallen und den Arm zu brechen. Da der Arm steif blieb, so mußte Simele seinem Zukunftstraum entsagen, that sich jedoch zeitlebens auf den Beruf, den er beinahe ergriffen hätte, etwas zu gut und warf gern Redensarten hin wie: „Unsereins, der wo gedient und a Manier gelernt hat" — „Beim Militär kriegst halt a Schneid und an Ehrgefühl" — und dergleichen mehr. Als der Nachtwächterposten im Dorfe frei und ihm angetragen wurde, nahm er ihn bereitwillig an, weil es doch gewissermaßen eine staatliche Anstellung mit dem Recht auf Bewaffnung war. Zeit hatte er auch dazu, denn die Bebauung des Stückchens Land, das er neben seinem Häuschen besaß, nahm ihn wahrhaftig nicht groß in Anspruch.

Fügte es nun das Geschick, daß der Simele des Nachts die Dorfstraße auf und nieder wandeln mußte, so hatte die Stasi dafür bei Tage die Landstraße fleißig unter die Füße zu nehmen; denn die Stasi war Botin. So lösten sich die Gatten gewissermaßen ab, wie Sonne und Mond am Himmel — und nur karge Stunden des Zusammenseins waren ihnen gegönnt. Das hinderte sie aber nicht, so glücklich zu sein, wie jedes von ihnen unter wärmster Lobpreisung des andern Theiles versicherte.

„Dös sag' ich", sprudelte der Simele heraus, wenn er gelegentlich unter Freunden und Nachbarn am Wirthstische saß, „sein derraten hab' ich's mit der Stasi, dös ischt amal a richtig's Weib. Freilich derfet's bei mir net anderste sein; dafür ischt unsereins beim Militär g'west und versteht keine G'spaß. Aber die Stasi hat schon von alleinig den Verstand, daß an Mann 's Regiment gehört, und fleißig ischt s' und häuslich, ah, ah, die Knödel, die wo s' mir macht! Ja, ja, recht gut ankemma bin i schon." — Alle nickten zustimmend zu solchen Reden, und die Stasi hielt den Gevatterinnen derweil eine ähnliche.

„Nix besser's", sagte sie bedächtig — sie war eine schlanke Frau von milder, vorsichtiger Redeweise — „nix besser's, als wenn man ein' gesetzten Mann kriegt, der a Vernunft un a Rücksicht hat. Mein Simele, das ischt einer, nie thut er streiten mit mir, und schier alleweil an guten Hamur (Humor) un so viel gemüthvoll! Ein Gottessegen, daß ich mich gehalten hab' un auf kein' andern hineintappt bin — die Versuchung war wohl groß. Allen heiligen Nothhelfern sei's gedankt: wir leben in recht ein' gesegneten Ehstand."

Die Worte der Stasi wirkten noch überzeugender, weil sie weniger redselig war, als ihr Mann und für eine kluge Frau galt. Man erfuhr nur nicht viel von ihr, denn der Simele, ohne sich dessen bewußt zu sein, ließ sie nicht recht zu Worte kommen — doch gereichte alles, was man von ihr gesehen und gehört hatte, ihr zur Ehre. Sie hatte es im Leben nicht leicht gehabt. Aus dem Dörfchen gebürtig, aber früh verwaist, hatte sie eine Zeit lang als Sennerin auf einer Alm gedient, welche gerade damals im Ruf stand, ein Lieblingsaufenthalt der Pütze (Gespenster), Wilderer und Schmuggler zu sein. Mancher von Stasis

Altersgenossen entsann sich noch, wie selten sich jemand in später Stunde zu ihr hinaufgetraut hatte, und daß aus ihren zurückhaltenden Andeutungen auch genug betreffs der Schwierigkeiten ihres Daseins zu entnehmen war; der Muth, mit dem die Dirne trotzdem aushielt, hatte ihr rings in der Umgegend eine gewisse Achtung verschafft. Später war sie auswärts in Dienst gegangen, unter fremden Leuten herumgestoßen worden und erst als gesetztes Mädchen heimgekehrt, wo alsdann der Simele sie heirathete. Von einer alten, irgendwo verstorbenen Base war ihr eine kleine Erbschaft zugefallen, welche, im Verein mit des Simele Gütchen, den Beiden ein mäßiges Auskommen sicherte.

Als allmählich im Laufe der Jahre das Haupt des Simele schneeweiß und das der Stasi eisgrau geworden war, den Mann der Rheumatismus plagte und die Füße der Frau nicht mehr recht voran wollten, da gaben beide ihre Aemter auf, um sich ganz in ihre vier Pfähle einzunisten. Der Simele polterte und regierte noch tüchtig in und außer dem Hause herum, damit man ja nicht denke, er sei nicht mehr der ledfrische Mann wie vordem. Die Stasi kochte ihm seine Leibspeisen und schaltete stillzufrieden in ihrer Wirthschaft. Da sie keine Kinder hatten, ja suchte die Frau ihre Mütterlichkeit anderwärts, namentlich an jungen Leuten, zu bethätigen, denen sie manche weise Lehren spendete. Besonders nahm sie sich mit Rath und That eines jungen Burschen an, der im Hause des Laubmüllers, den Pongratzischen gerade gegenüber, auferzogen wurde. Der Toni — so hieß er — war ein gefundenes Kind, das vor Jahren zur Nachtzeit an des Laubmüllers Thürschwelle gelegen und aus Barmherzigkeit Aufnahme gefunden hatte. Es ging ihm auch bei seinen Pflegeeltern nicht schlecht, doch gab seine Abkunft und Verlassenheit dem Simele, der dem Burschen gleichfalls wohl wollte, häufigen Grund, sich entrüstet zu äußern.

„Eine nette Rabenmutter, dem Toni die seinige", eiferte er im Gespräch mit dem Laubmüller, „daß die nie nix hör'n laßt un sich net um ihr'n Buben umschaugt!"

„Mein!" sagte der Laubmüller beschwichtigend, „die ischt leicht schon verstorben oder hat höchstens gehen athet." — „Dös muß nachher a der richtige Lump sein, der sich so eine nimmt", begehrte der Simele auf, „a Mann, wo an Anstand un Charakter hat, thut so was net". Aber der andere blieb gleichmüthig. „Schaug, die vom Pointner hat gleich em' Buben mit neun un a Madl mit sechs Jahr in die Eh' bracht. Ueberhaupts, dös weißt, daß dös öfter vorkimmt. Un a lediges Kind ischt's Schlimmste net, dös derspart nachher an Knecht oder a Magd." — Das gefiel dem Simele übel, er hastete zu seinem Weibe hinüber und klagte bei ihr über die sittlich lauen Ansichten des Nachbars. Die Stasi seufzte, streichelte ihm beschwichtigend den Arm und sah ihn freundlich an aus ihren sehr schon gewesenen, noch immer glänzenden Augen.

Die Zeit ging ihren steten Gang; der Toni, mittlerweile völlig erwachsen, kam zum Militär und stand bei den Kaiserjägern ein. Als er das erste Mal auf Urlaub in seiner schmucken Uniform nach Hause kehrte, hatte die Stasi zu seiner Begrüßung einen goldig-braunen Guglhupf gebacken, und der alte Pongratz detaillkommunete ihn mit förmlicher Rührung, denn in dem Burschen schien seine eigene Vergangenheit aufzuerstehen. Ereignet hatte sich während des Toni Abwesenheit nicht viel, mit Ausnahme eines betrübsamen Geschehnisses. Die alte Dorfkirche nämlich, die Generationen lang mit dem Leben der Pfarrkinder aufs engste verknüpft gewesen, an deren Altar auch Simele und Stasi vor nunmehr zwanzig Jahren miteinander getraut worden, war schon seit geraumer Zeit baufällig. Nun drohte sie den Einsturz; daher war sie bis zur Aufbringung der für einen neuen Dachstuhl erforderlichen Gelder geschlossen worden. Die Dorfbewohner wurden angewiesen, ihren religiösen Bedürfnissen in der Wallfahrtskirche einer hochgelegenen, größeren Ortschaft zu genügen, in die man sie vorläufig eingepfarrt hatte. Den sonst nicht allzu gefühlvollen Aelptern war um ihre alte Kirche weher zu Muth als um einen lebenden Menschen, aber sie schickten sich in das Nothwendige, und das wurde ihnen erleichtert dadurch, daß der Seelenhirt der oberen Gemeinde in ungewöhnlichem Maße die Gabe besaß, sich das Vertrauen seiner neuen Schäflein zu erwerben.

Eines Tages nun war Kirchweih droben zu Sankt Josef, und erklärlicherweise zog sich die Feststimmung ins Thal hinab. Die Boller krachten, und fette Nudeln wurden in jedem Hause gebacken. Die Stasi ward auf der Straße von einer Bekannten angehalten, die sie aufforderte, bei ihr einzukehren und ihr Gebackenes zu versuchen. Die Stasi hatte Bedenken; sie vertraute der anderen, es sei ihr schon ein paar Tage nicht recht extra: sie spüre einen Wehdam (Schmerz) in den Seiten und im Magele, und jetzt eben sei ihr wieder so g'spaßig, daß sie, statt nach oben in die Predigt, wie sie gewollt, lieber direkt heimgehen möchte.

„Sei net so aerzagt!" redete die Nachbarin ihr zu. „Wirst es sehn: a paar Nudeln un a Viertele Röthel richt't Dir Dein Magele g'schwind zusamm. Un frische, warme Nudeln seiu sa viel g'sund. Geh nur eini; der Deine ischt eh schon drinnen, der Meine hat mir ihn mit heimbracht."

Die Stasi gab sich überwunden; sie ging mit der Gastfreundlichen in deren Wohnung. Dort sprachen alle vier den aus schwimmendem Fett herausgebackenen Nudeln tapfer zu, tranken Wein, und die beiden Männer dampften dazu aus ihren Pfeifen wie die Schornsteine.

Beim Heimgehen befand sich der Simele, der ein kleines Räuschchen erwischt hatte, in rosigster Stimmung; er war zufrieden mit seinem Weibe, sich und der ganzen Welt.

Mitten in der Nacht jedoch ward er durch Stasi's lautes Stöhnen und Wimmern aus dem Schlafe geweckt. „O Jesus, was ischt doch das? Ich mein: 's Ingreisch (Eingeweide) derreißt mir's. Au weh, au! Simele, ditt' schön, mach Licht! Heilige Mutter Anna, ich muß sterben!"

Anfänglich war Simele ungehalten über die Störung seiner Nachtruhe, dann aber gerieth er in ernstliche Besorgniß und machte Licht. Seine Frau sah todtbleich aus; auf ihrer Stirne perlte kalter Schweiß. Voll Schrecken schlug er nun Lärm, und über ein Kleines war die Stube von einem Trüpplein aufgeregter, hilfsbereiter Menschen erfüllt, die sich in Fragen überstürzten und von denen jeder etwas anderes rieth.

Weder heißes Hasenschmalz, noch geweihter Wunderbalsam, noch ähnliche Mittel schienen fruchten zu wollen; so verlief die Nacht unruhig und trübselig. Allmählich entfernten sich die mitleidigen Nachbarn; nur eine davon blieb zum Beistand des geängstigten Simele zurück.

Gegen Morgen ging es Stasi etwas besser, und sie entschlummerte ein Stündchen. Als sie wieder erwachte, wandte sie den Kopf, sah ihren Mann matt an und sagte: „Sei so gut, Simele, lang mir den Kittel her! Ich möcht' beichten gehen." — Der Simele widersetzte sich solchem Verlangen: Er leide das nicht, daß sie in ihrem elenden Zustand nach Sankt Josef hinausfraxte; man könne um den Herrn Kuraten schicken, und dergleichen mehr. Die Stasi aber blieb dabei, sie wolle selbst hinauf; mit dem Schicken vertrage man Zeit, und ein wenig Mühsal sei ihr heilsam zur Abbüßung ihrer Sünden. „Ich trau mir die Stärken schon zu", meinte sie, „und ein alter Mensch, dem der Tod so en Deuter geben hat, braucht nix so nothwendig als Beicht' un Absolution."

Noch stritt der Simele — da legte sich die Nachbarin, die am Bette saß, ins Mittel und gab ihm zu bedenken, ob es nicht eigentlich heidnisch sei, ein Krankes an einem frommen Werk, das ihm zur Seligkeit helfen solle, zu hindern. — Es war nämlich die gastliche Nudelspenderin von gestern; und weil sie im Grund ihres Herzens nicht sicher war, ob sie das Uebelbefinden der Stasi nicht mitverschuldet hätte, so wollte sie gegen deren Seelenheil sich wenigstens nichts vorzuwerfen haben.

Also ward des Simele Widerstand gebrochen, dach erklärte er, sich in die Brust werfend, natürlich geleite und beschütze er sein Weiberl. So machten die beiden Alten, nach langsamer Vorbereitung und unter verschiedenen Seufzern sich auf den Weg. Derselbe führte anfangs über

sonnbeschienene Halden in langsamen Windungen aufwärts, dann ging es in stärkerer Steigung durch hochstämmigen Nadelwald, zwischen Knorren und Felsblöcken hindurch. Die Stasi, welche mit Simele's Hilfe bisher sacht aber stetig vom Flecke gekommen war, fühlte hier plötzlich das Herannahen eines neuen Schmerzanfalls, und jählings versagten ihr die Kräfte.

„Ich kann nimmer", ächzte sie, indem sie auf den moosigen Walddoden zwischen Wurzeln und Farrenkräutern niederglitt. „Dasmal isch's für gewiß mein Letztes!"

Der Simele schrie nach Hilfe zu allen Heiligen und allen in Hörweite befindlichen Menschenkindern; aber niemand erschien. Voll Herzensangst wetterte er nun auf die unvernünftigen Weiber, welche ihren Willen durchsetzen müßten, gleichviel was darnach komme. Während seines Scheltens wälzte Stasi sich jammernd am Boden; noch lauter als ihre Leiden beklagte sie die Unmöglichkeit, weiter zu gehen, und daß sie nun doch ihr Gewissen vor der Sterbstunde nicht entlasten könne.

Ganz rathlos blickte Simele umher, zaghaft schlug er vor, schnell hinauf zu laufen und den Kurat zu holen; doch sah er selbst ein, daß er die Frau, die sich mit beiden Händen an ihn klammerte, unmöglich allein lassen könnte. Da hatte er vor lauter Erbarmen einen glänzenden Gedanken. „Kränk Dich net, Stasi!" rief er erleichtert, „weißt, Du thust jetz mir beichten, und ich merk' mir alles un verzähl's an geistlichen Herrn."

Der Stasi bedünkte zwar solche Stellvertretung sonderbar und fast vermessen, jedoch der Stolz auf seinen Einfall machte den Simele halsstarrig. „Du beichtst mir, ich verzähl's un bring' Dir die Absolution", beharrte er, bis die gequälte Frau sich zögernd hinein ergab. Sie faltete die braunen Hände und ermahnte ihn, sie nicht zu unterbrechen und einzuschüchtern, weil er doch nur an des Herrn Kuraten, gewissermaßen an Gottes Statt ihr Beichte höre. Der Simele, der sich erwartungsvoll auf einen Baumstumpf niedergehockt hatte, versprach's. „Also, Stasi, fang an!"

Ohne ihn anzusehen, begann die Stasi kläglich: „Gott sei's geklagt: eine grausliche Sünderin bin ich g'west all meiner Lebtag. Vorab die Lügen, meine schrecklich vielen Lügen!"

„Was? Gelogen hascht?" fuhr Simele empor, verhielt sich aber sogleich, um nicht aus seiner weihevollen Rolle zu fallen, mit den Fingern den Mund.

„Ja, ja, au weh, mein Leib! Auf meiner Aim, da hat's nie keine Pützen un keine Räuber oder Wildschützen gegeben, das waren lei so Geschichtln, die ich aufdracht had, damit mir keins heraufgeht, mein Bauer schon gar net."

„Zwegn was hascht denn alleinig sein mög'n?" fragte Simele finster und ahnungsvoll. Die Stasi krümmte sich wie ein Wurm. „O die Mannsleut!" stöhnte sie, „die verflixten Mannsleut!"

Der Simele saß wie vom Donner gerührt, noch ein paar Fragen, und er wußte auch, wer die besonders verflixten Mannsleute gewesen waren. — „Der Aukenthaler Sepp und der Bärndacher Anderl und der Sixtl Kardauner und —"

„Hör' auf, mir g'laugt's!" — Er fuhr sich verzweiflungsvoll mit den Händen nach den Ohren. Aber die Stasi, so schien es, mußte, nun sie einmal angefangen, die ganze Last vom Herzen haben. „Ja, und der Toni, oh oh, ich muß hinwerden! — Der Toni beim Laubmüller g'hört mein!" — „Hätt' mir's denken können", murmelte ihr Beichtiger ingrimmig.

„A Madl hätt' ich aa g'habt", ergänzte sie verschämt, „halt, daß 's g'storben isch. Un 's Geld, wo ich kriegt had', war net von der seligen Mahm, ich hab' kei Mahm nte net g'habt, sondern von 'n Madel sein' Vadern".

Simele schnappte nach Luft, die plötzliche Erkenntniß benahm ihm die Worte. — Noch blieb ihm eine Hoffnung. „Als a Junge scheinst a nette Schlampen g'west zu sein", knurrte er, „aber im Ehstand wirst Dich doch ordentlich g'halten haben?" — Stasi würgte und wimmerte. „Heraus, wie war's damit?!"

„In die ersten Jahr aa net", stieß sie rasch und leise hervor. Da schnellte Simele wie ein Blitz von seinem Baumstumpf in die Höhe. „Weißt", schrie er, „dich thät ich rein derschlagen, wann ich net an Gottes Statt da säß!"

Aber die Stasi antwortete nicht mehr: ihre Kraft war erschöpft, und ihr Zustand verschlimmerte sich zusehends. Unter abgerissenem, undeutlichem Wehklagen wand sie sich im Moose; und trotz seines tobenden Grolls empfand Simele ein Verlangen nach menschlicher Hilfe. Da erschien diese, gleichsam vom Himmel geschickt, in der Gestalt zweier stämmiger Holzknechte, die den Abhang heruntergepoltert kamen, beim Anblick der Alten stehen blieben und sich erkundigten, ob es der Frau „letz" sei. Als sie die Bestätigung gehört, erboten sie sich gutmüthig, eine Trage aus Baumästen herzustellen und die Kranke darauf zu Thale zu schaffen.

Der Simele ergriff begierig dies Anerbieten; an nichts war ihm mehr gelegen, als daß die Ursache seines Grimms und Grams ihm möglichst schnell aus den Augen käme. Er beschrieb den Holzknechten, wo er wohnte, desgleichen wo sie die pflegebereite Nachbarin zu finden hätten, und fügte hinzu, er selbst müsse gleich hinauf, den Herrn Kuraten zu holen. Das fanden die beiden sehr selbstverständlich und nothwendig; sie machten sich ungesäumt ans Werk; und der Simele, ohne seine Frau noch eines Blickes gewürdigt zu haben, trennte sich von ihnen, nachdem er ihnen tausendmal Vergelt's Gott gewünscht.

„Sein Wort muß a Ehrenmann halten, gleichviel, wem er's geben hat!" knirschte er in sich hinein; dann klomm er, während der Krankentransport mit der Stasi sich langsam bergab bewegte, eilfertig die Höhe hinan, strauchelnd und stolpernd. Er schwankte wie ein Trunkener, so hatten die hereingebrochenen Enthüllungen ihn überwältigt.

„So ein scheinheiliges Weibsbild! Wie fein sie sich hergestellt hat: wie die Kron von alle Eheweiber! Und ich Depp, ich Gischpl, ein jedes Jurament hätt' ich abgelegt für sie! Jessas: wenn die Geschicht umeinander käm, keinem Menschen im Dorf kunnt man mehr ins Gesicht schauen! Aber wart, mei Liebe, länger hältst mich net für 'n Narren! Ich laß mich scheiden von ihr! Ich laß mich scheiden! — Diesen Vorsatz prägte er sich innerlich fest ein und stieß dabei wüthend den Stock in den Boden. Unwillkürlich sann er hierauf, wie es wohl bei einer Ehescheidung zugehn möchte; er hatte keine Ahnung davon, denn auf Gebirgsdörfern ist dergleichen nicht Brauch. Die Laufereien zu Gericht, die das geben würde, und wie die G'studirten einen anschaun würden! Gleich den meisten Bauern hatte Simele eine Scheu vor allem, was mit Gerichtssachen zusammenhing; und durch der Stasi ihre Schlechtigkeit sollte er nun mitten hineinspringen, nach zwanzig Jahren! Wie es wohl mit der Gütertheilung würde? Die Stasi müßte ihr Eingebrachtes auf alle Fälle zurückerhalten; ah, das verstand sich von selbst! Er möchte ja kein Kreuzerle von dem Schandgeld behalten; nachwerfen würde er es ihr! Leider hatte er schon zu lange davon mitgezehrt; förmlich wild machte ihn die Erinnerung an so manches Pfündlein Schnupf- oder Rauchtabak, manche Halde Wein, die er sich hatte wohlbehagen lassen unter Lobpreisung der seligen Mahm. — Unwirsch den Kopf herumwerfend, wie ein Roß, das scheut, drummte er für sich: „Also, da hilft kein Herrgott nimmer: was geschluckt isch, isch geschluckt."

Nunmehr lichtete sich der Hochwald. — Auf breitem Bergrücken lag Sankt Joseph, die stattliche Ortschaft, im Sonnenglanze friedlich da. Vom Kirchthurm läutete es eben Mittag. — Der Simele, während er das letzte Wegende zurücklegte, bedachte, daß der geistliche Herr wohl gerade beim Essen sitzen werde und daß es nicht schicklich sei, ihn darin zu stören. Da ihn selbst zudem nach Ruhe und Speise verlangte — denn auf die Erregung fühlte er sich etwas elend und zitterig, so kehrte er in einem kleinen Gasthaus am Anfang des Dorfes ein. — Eine unsaubere Kellnerin trat zu dem alten Manne, der sich erschöpft auf

Digitized by Google

die Ofenbank hatte fallen lassen, heran und fragte nach seinem Begehr. Während sie das Bestellte zu besorgen ging, hatte der Gast in der rauchgeschwärzten Stubenecke wieder alle Muße, seinem Verdruß nachzuhängen, denn die paar wildfremden Gesichter, die noch da und dort herumhockten, störten ihn nicht darin. — So ein Betrug! So was auf die alten Tage zu erleben! Daß sie sich nicht schämte, die Stasi! — Wie es ihr wohl jetzt ging? — Und indem er schadenfroh hoffen wollte, es werde ihr auch miserabel zu Muth sein, überfiel ihn plötzlich eine Unruhe —: wenn sie nun wirklich starb? Wenn er sie gar nicht mehr lebend sah und das vorhin der Abschied gewesen war? — Der Gedanke umschwirrte ihn wie eine zudringliche Mücke; — und so schroff er ihn im Bewußtsein gerechter Kränkung abwehren wollte, dennoch empfand er den seinen, scharfen Stachel dieses Gedankens.

So, da kam die Suppe! Hastig und hungrig fuhr Simele mit dem Blechlöffel hinein, um einen der darin schwimmenden Knödel zu zertheilen, aber sogleich spritzte die Brühe nach allen Seiten. Der Knödel hatte einen harten Kern, seine Genossen desgleichen; und das hernach aufgetragene Kraut war so strohig, daß der enttäuschte Simele die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: „Sagispän' und Kraut kenne er noch auseinander; und die Knödel seien wohl etliche von die neumodischen Sprenggeschoß!" Darauf schlürfte er den Rest seines sauren Weines vollends aus, zahlte und trottete auf müden Beinen langsam dem Widum (Pfarrhof) zu. — Die Wirthin zu Sankt Josef mochte eine sehr tugendhafte Frau sein; vom Kochen aber verstand sie nichts.

Das mußte man der Stasi lassen: die konnte kochen trotz einer! Und zugleich mit diesem Zugeständniß mußte Simele der Wahrheit getreu einräumen, daß ihr überhaupt von allen hausfraulichen Tugenden nicht eine mangle. Wie hatte sie ihn gehegt und gepflegt! Nicht eine ungute Stunde vor dieser hatte sie ihm gemacht. Nun sollte es aus und vorbei sein damit — der Simele seufzte schwer.

„O, Stasi, Stasi — warum bischt gar so a üppige Person gewest!"

Da war er am Widum. Zaghaft zog er die Klingel, wurde eingelassen und von der Hauserin in des Herrn Kuraten Gemach geführt. — Die Wände der nicht großen aber sehr hellen Stube waren mit Heiligenbildern geschmückt; inmitten stand der Herr Kurat, ein schlank und hoch gebauter Mann in mittleren Jahren und begrüßte würdevoll freundlich den Eintretenden.

Einigeschüchtert vom Anblick der ragenden Erscheinung im schwarzen, langen Priestergewand, stotterte der Alte sein Anliegen hervor: wie es seinem Weibe so steinübel geworden, daß er ihre Beichte gehört und nun komme, dieselbe auszurichten.

„Das ist unzulässig", unterbrach ihn der Geistliche bestimmt, „kein Laie darf einem anderen Beichte hören, noch darf jemand den Beichtenden vertreten." — Ein Etwas aber in dem verdutzten, ängstlichen Gesichte seines Besuchers veranlaßte ihn, in milderem Tone hinzuzusetzen: da offenbar keine Anmaßung, sondern ein Versehen aus Unkenntniß vorliege, so wolle er ihn ausnahmsweise anhören.

Also konnte der Simele endlich seine eigene Schande auskramen, was er in möglichster Geschwindigkeit und mit verbissener Gereiztheit that! — Ein paarmal zuckte es während seiner Rede um den bartlosen Mund des Kuraten; als Simele jedoch geendigt hatte, erwiderte ihm jener ganz ernst und amtsmäßig: es sei gut, er werde sogleich mit dem höchsten Gut hinabkommen, der Frau des Simele nochmals Beichte zu hören und ihr das Abendmahl zu reichen.

Nun hätte der Simele gehen können, allein er that es nicht.

„Hochwürden, verzelhn S'", preßte er hervor, „ich — ich hätt' noch an Wunsch. Ich — möcht' mich scheiden lassen."

„Was?" — Der Priester wandte ein paar kluge, scharf blitzende Augen auf des Bauern Gesicht. „Unsinn", sagte er kurz, „unsere Kirche scheidet nicht — das weißt Du. Das sind so neumodische Unformen, die die Stadtleute aufgebracht haben — die werden bei uns nicht eingeführt. Wie lang seid denn Ihr zwei verheirathet?" — „Zwanzig Jahre", murmelte der Alte mit versagender Stimme. Der Ton bestätigte dem Pfarrer, was sein menschenkundiger Blick ihm schon vorhin gesagt hatte: daß hier zuerst eine Lossprechung noth thue. „Was hättest überhaupt für einen Grund?", warf er ruhig hin.

Ganz verblüfft fuhr der Simele zurück, die Augen weit aufreißend. „Hochwürdiger, ich mein' doch: die saubere Beicht von eben, die wär' Grund genug."

„Welche Beichte?" — Des Kuraten ohnedies gebietende Gestalt reckte sich bei der Frage noch höher. — „Du weißt von keiner Beichte, hast mich verstanden? Ich hab' Dir schon gesagt: Niemand als der Seelsorger darf einem Neuigen Beichte hören, und bei ihm muß sie begraben sein, wie ein unverletzliches Geheimniß. Geschieht aber je einmal durch Irrung das, was nie geschehen soll, daß ein anderer an des Geistlichen Stelle die Beichte entgegennimmt, dann darf er sich nur als Sprachrohr betrachten, durch das die Worte gegangen sind; er darf nie Gebrauch davon machen, muß sie vergessen. Kurzum: die Beichte der Stasi Pongratz ist bei mir, dem einzig Befugten, gut aufgehoben; keine Seele sonst, am wenigsten der Ehemann der Stasi, hat darum zu wissen; so und nicht anders ist es."

Während dieser Rede hatte Simele das Gefühl, als ob ihn jemand an den Haaren in die Höhe zöge, oder als würde er plötzlich in zu hohe, dünne Luft versetzt.

Er wußte nichts mehr zu sagen. Mit einem unzusammenhängend hervorgestotterten Gruß nahm er Urlaub von dem Pfarrer, der, unmerklich lächelnd, nochmals verhieß, ihm sogleich zu folgen. — Deshalb beschleunigte Simele seinen Heimweg und suchte, im eiligen Dahinstolpern seine Gedanken zu sammeln.

„Jetzt kenn ich mich nimmer aus! Ich weiß's und darf's doch net wiss'n. Es wird schon a so sein, denn was die hirnrissigen Geschichten un gar was Gewissenssachen sein, das müssen die geistlichen Buben doch verstehn. Wofür hätten denn die studirt? Kreuzdividomini: aber die Streich von der Stasi hab' ich doch genau g'hört; die sein doch Thatsach! Thatsach!", wiederholte er und focht mit den Armen in der Luft. Da fiel ihm ein, daß die zwanzig Jahre des Zusammenlebens und Aneinanderhängens auch eine Thatsache wären, eigentlich eine noch gewichtigere. Und er meinte selbst, man müsse sich an das Mehrere halten, wenn man christlich denke; je mehr er dieser Meinung Raum gab, desto freier ward ihm ums Herz.

Es war also Pflicht, das Gehörte zu vergessen, der Herr Pfarrer hatte es gesagt; schließlich, wenn er ohnehin nicht geschieden wurde, half es nichts, daß er sich halb zu Tod kränkte und die Stasi plagte, die jetzt eben in Schmerz und Pein ihre Sünden abbüßte. Wegen lauter vergangenen Geschichten!

Mit jedem Schritt war des Simele griesgrämige Miene lichter geworden; nun holte er aus tiefster Brust Athem und gab den Kampf auf. „Also abgemacht ischt's: ich weiß von nix. Und was ich net weiß, macht mir net heiß, aus ischt's." Flinker als man seinen Jahren zugetraut hätte, trollte Simele den Berg hinab seinem Heim zu.

Er fand die Stube wiederum voller Menschen und die Kranke vergraben unter einem Berg von Federbetten, denn die rathschlagenden Nachbarn hatten sich dahin geeinigt, daß sie vor allem tüchtig schwitzen müsse. Die Stasi, die nur mit der Nasenspitze hervorlugte, sah ihren aus Bett tretenden Mann ängstlich an. Als er ihr aber die Hand bot und sagte: „No Stasi, wie thut's? Der Herr Kurat kommt gleich hinter meiner, da gingen die Augen in ihrem runzligen Gesicht über, und sie sagte leise: „Vergelt's Gott tausendmal, daß Du so sein mit mir bischt." — Der Simele schnitt wunderliche Gesichter, um mannhaft zu bleiben; er schneuzte sich geräuschvoll in sein rothkarirtes Sacktuch und wisperte ihr hinter diesem zu: „Weißt, Stasi, ich weiß von nix." — Da wurde der Stasi so leicht trotz der sie bedrückenden Federnlast, daß sie ihre Beschwerden fast vergaß und sich zufrieden anschickte, ein wenig zu ruhen.

Digitized by Google

Die kluge Nachbarin Agnes, die dies bemerkte, trieb die anderen hinaus und sagte draußen zu ihnen: „Habt's g'sehgn: jetzund ischt es ihr besser word'n, weil der Simele so brav war und hat ihr gleich 'n Kuraten g'holt; wann sie nachher versieh'n ischt, das beruhigt sie noch völlig, und leicht dermacht sie's dann."

Inzwischen langte der geistliche Herr wirklich an, begleitet von dem Meßner, der das Allerheiligste trug. Da wurde auch der Simele hinausgeschafft, weil der Kurat allein bleiben wollte mit der Kranken. Er hörte ihr nun richtig Beichte und spendete ihr die Adsolution und das Sakrament, doch erst, nachdem er ihr ein wenig den Text gelesen und sie ermahnt hatte, für den Fall ihrer Genesung dem Simele ein noch braveres Weib zu sein als bisher.

Die Voraussagung der klugen Agnes traf ein: von Stund an desserte es sich mit der Stasi, und nach einer Woche etwa konnte sie schon wieder im Hause herumhatschen, denn ein richtiger Gebirglerinnenmagen läßt sich nicht unterkriegen von einer Verkühlung und einem halben Dutzend Schmalznudeln.

Als sie im Stande war, dem Simele zum ersten Mal wieder sein Leidgericht: Knödel mit Kraut zu kochen, da dankte er Gott, der ihm diese Hausfrau erhalten. Und er brachte eine schöne, rothe Opferkerze in die Kirche zu Sankt Josef hinauf. So lebten sie eine Weile weiter wie zuvor, bis eines Tages der Simele zu seinem Weibe sagte: „Eigentlich wär's schon fein, einen Buben zu haben; er geht uns ab, im Haus und sonst auch. Ich had' mir denkt: wenn wir den Toni vom Laudmüller an Kindesstatt annehmen thäten, was meinst?"

Die Stasi meinte wenig; sie nickte bloß. Aber sie that ihrem Manne nun erst recht, was sie ihm an den Augen absehen konnte. So kam der Toni ins Haus der Pongratzischen und hatte von da ab zwei rechte Eltern, gegen die er sich auch als ein rechter Sohn bewies. Und der Simele dachte kaum noch an das, was er vergessen sollte; nur manchmal, wenn das Gliederreißen ihn in bissige Laune versetzte, so daß es ihn gelüstete, der Stasi ein wenig ihre Vergangenheit hinaufzureiben, brach er mitten im Satze ab und schlug sich auf den Mund. — „Ja so: ich weiß ja von nix!"

München. Helene Raff.

(Nachdruck nicht gestattet)

Geschichte der Philosophie. Von Professor Dr. Adolf Mannheimer. Erster Theil. Zweite Auflage. Preis 1,50 Mk. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts schien es eine Zeit lang, daß die zu nie geahntem Aufschwung gelangten Naturwissenschaften die Oberhand über die Geisteswissenschaften im engeren Sinne gewinnen könnten. Es falle die Philosophie zwar nicht mehr wie im Mittelalter die Magd der Theologie, dafür aber einer andern, stolzeren Herrin dienstbar gemacht werden.

Erfreulicher Weise ist in den letzten Jahren hierin ein Umschwung eingetreten. Es ist nicht zum geringsten Theile das große Verdienst Wilhelm Dilthey's auf die selbständigen Grundlagen der Geisteswissenschaften hingewiesen zu haben. Daß das Interesse an der Philosophie selbst in den niederen Vollsschichten groß ist, dürfte jedem unbefangenen Beobachter der geistigen Entwicklung der ärmeren Volksklassen bekannt sein.

Schon in kurzer Zeit ist eine Neuauflage des vorliegenden Buches nöthig geworden, das nunmehr eine wesentliche Erweiterung erfahren hat. Es ist das Resultat von Lehrgängen, die der Verfasser im Auftrage des „Ausschusses für Vollsvorlesungen" in Frankfurt a. M. gehalten hat, und es bezweckt eine Einführung in die Probleme der Philosophie auf geschichtlichem Wege und in gemeinverständlicher Darstellung. In der Einleitung wird das Wesen und die Aufgabe der Philosophie erläutert. In der Darstellung des geschichtlichen Verlaufs der Philosophie kam es dem Verfasser darauf an, ihr Verhältniß zu den andern Wissenschaften, Religion und Kunst zu skizziren, sowie den Zusammenhang der Philosophie mit dem sozialen Problem und den wirthschaftlichen Verhältnissen einer Würdigung zu unterziehen. Dem Verfasser ist seine Aufgabe in hohem Grade gelungen.

Das Buch ist wissenschaftlich und doch in bestem Sinne populär, die Sprache elastisch, die Darstellung klar und verständlich ohne den üblichen Schwulst der technischen Schulausdrücke. Wir können das Buch allen nach philosophischer Erkenntniß Strebenden als Einführung in diese Disziplin aufs wärmste empfehlen.

Dem ersten Theil wird in Bälde der zweite Theil folgen, der die Geschichte der Philosophie des Mittelalters und der Neuzeit bis Kant behandeln wird.

A. M.

Paul Heyse: Novellen vom Gardasee. Stuttgart und Berlin. 1902. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Seit einigen Jahren im Besitz einer Villa am Gardasee, hat Paul Heyse auch dort seine Erzählungskunst gepflegt. Es sind ihrer sechs Novellen, mit je einem der hübschen Orte am Seeufer als Schauplatz. Die erste und die letzte Erzählung betreffen unmittelbare Erlebnisse dortiger Küstenbewohner. Die vier übrigen behandeln Vorgänge unter angereisten Besuchern, wobei Herzensknoufilte in der dem Dichter eigenen Weise zur Darstellung gelangen. Zwei davon spielen sich unter Eheleuten ab, bei dem einen Paare kommt es zum Ausgleich, während das andere dem über sich heraufbeschworenen tragischen Verhängniß erliegt. Ans Tragische streift auch ein nur die beiden Hauptbetheiligten berührender Vorgang, der das dem Novellengebiet besonders eigenthümliche „Wunderbare" mit großem Geschick zur Anschauung bringt. Von den bei dieser Erzählung elementar schonungslos in die Geschicke einer jungen Deutschamerikanerin eingreifenden Detonationen von Schußvorrichtungen dürfte man nur bei der allerersten eine Erklärung des Vorfalles vermissen, da eine solche bei allen Wiederholungen gegeben wird; indem sie das erste Mal ausbleibt, geräth die Novelle in eine Spukhaftigkeit, deren sie zu ihrer künstlerischen Wirkung keineswegs bedarf. Daß die Umstände in ihrer Verkettung bei gewissen Entscheidungslagen allemal die betreffende Detonation ermöglichen, ist schon wunderbar genug, ohne daß der Ansatz zu dieser Verkettung wie aus der „vierten Dimension" stammend behandelt werden müßte. Vielleicht liegt hier nur ein kleines Kompositionsversehen vor, das bei einer Neuauflage Abhilfe finden kann. Die vierte und umfangreichste der Novellen trägt sich unter deutschen Besuchern der Seegestade zu. Ihr Hauptinteresse liegt wohl weniger in der Liebesangelegenheit, obwohl auch dies alles trefflich erzählt wird, sondern in den darin berührten ethischen Fragen, die letzter Zeit zu aktueller Bedeutung gekommen. Die Hauptfigur ist nämlich ein jugendliches Prachtexemplar jener schneidigen Herren, die in Deutschland nach immer eine Hauptrolle spielen. Das hier vorgeführte Subjektchen sehen wir seine Plattherzigkeit, seine Selbstsucht und Eitelkeit in jener schnöden Gelassenheit entwickeln, womit er als Angehöriger der „Harmlosen" das elterliche Vermögen zu einer „standesgemäßen" Lebensführung ausbeutet. Auch seine Devotion für den Duellstisch zu betennen, findet er Gelegenheit, die ihm jedoch auf eine höchst sinnige Weise von einem weiblichen Wesen ausgeredet wird, dem gegenüber das elegante Herrchen sich edleren Regungen nicht unzugänglich zeigt. Irren wir nicht, so hat der Dichter damit einen Hinweis geben wollen, wieviel Frauen gegen althergebrachte Vorurtheile ausrichten könnten. Doch dies nur beiläufig, denn die Novelle mit ihren lebendigwahren Gestalten hat ihre eigene künstlerische Bedeutung. Besonders fesselt sie durch stimmungsvolle Verwendung des landschaftlichen Elements, das hier in den Verlauf der Begebenheiten bestimmend eingreift, während es bei allen übrigen Erzählungen nur den Hintergrund abgibt. Alles in allem: Heyse behauptet auch weit ins zweite Menschenalter hinein den Ehrenplatz in der deutschen Erzählungskunst.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 28. Berlin, den 11. April 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *.*.

Politische Osterbetrachtungen. Von Theodor Barth.

Priester und Volk in Irland. Von M. v. Brandt (Weimar).

Lorenzo de' Medici und Savonarola in ihrem Verhältniß zur Kunst. I. Von Professor C. Aldenhoven (Köln).

Arzt contra Bakteriologe. Von A. Gottstein.

Emile Verhaeren als Lyriker. Von Otto Hauser (Wien).

Der Armenball.. Eine Skizze. Von Wilhelm Schmidt (Bonn).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Wir vernehmen aus konservativem Munde immer wieder, daß die einzigen getreuen und gehorsamen Diener der Krone die Konservativen sind. Sie sollen es sein, die die Autorität des Monarchen und seiner berufenen Vertreter, der Minister, aufrecht erhalten, und wenn die Parteien der Linken wagen, über die Absetzung oder über die Nichtbestätigung von Beamten oder gar über den Ausschluß ganzer Klassen von den hohen politischen Stellungen im Staate kritisch sich zu äußern, so wird das als der Versuch einer Antastung des freien Bestimmungsrechts der Krone ausgegeben, denn der Monarch soll zu politischen Beamten unbehindert jene Männer wählen können, die sein Vertrauen genießen. Das ist die Theorie und auch die Praxis, — wenn sich diese gegen die Parteien der Linken verwerthen läßt.

Ganz anders steht natürlich die Sache, wenn auf Grund jenes Rechtes der Krone einmal ein Konservativer aus dem Staatsdienst hinausgedrängt wird. Dann entsagen die Herren einer Kritik durchaus nicht.

Herr von Brandenstein ist grollend abseits getreten, als er nur veranlaßt wurde, den Posten eines Regierungspräsidenten in Hannover mit dem magdeburgischen zu vertauschen, und Herr von Arnstedt, der bisherige Regierungspräsident in Magdeburg, frondirt ganz nachdrücklich, indem er in einem offenen Schreiben seine Verehrer darauf hinweist, daß der Herr Ressortminister ihn aus dem Amte gedrängt habe, und daß zu viele ihm wegen seiner Verabschiedung in Wort und Schrift ihre aufrichtige Theilnahme bezeugten, als daß er jedem einzelnen danken könne.

Vom Standpunkt der Linken aus läßt sich gegen solche Haltung nichts einwenden. Auch der Beamte verliert nach liberaler Anschauung nicht das Recht, frei seine Entschlüsse zu fassen; er ist nicht verpflichtet, ein stummer und willenloser Diener zu sein, wie die Konservativen es verlangen, wenn es sich darum handelt, eine unbequeme Kritik der Liberalen mundtodt zu machen und vor der Krone als umstürzlerisch zu denunziren. Aber neben allen andern Vergünstigungen im Staate haben die Konservativen auch das Recht, „umstürzlerisch" zu verfahren, wenn es ihnen nützlich erscheint, und so handeln denn auch Herr von Brandenstein und Herr von Arnstedt im vorliegenden Falle durchaus nach dem Grundsatz der freien Kritik, diesem verpönten liberalen Grundsatz.

Verpönt ist nach der Ansicht der Konservativen dieser Grundsatz nur in seiner Verallgemeinerung. Daß alle Welt nach ihm soll handeln dürfen, ist als umstürzlerisch zu bezeichnen. Staatserhaltend dagegen bleibt es, wenn ein Konservativer öffentlich der Krone und dem Minister seine gallige Mißbilligung darüber ausdrückt, daß der Monarch von seinem Rechte Gebrauch macht, einen politischen Beamten aus seiner Stellung zu entfernen. Steht es auch nicht in der Verfassung, so ist doch danach zu handeln: Unantastbar ist das konservative Junkerthum, und wird nicht demgemäß verfahren, so erlaubt sich das konservative Junkerthum ganz nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß auch die Krone und ihre Handlungen sehr wohl kritisch angetastet werden dürfen — natürlich nicht von den Parteien der Linken.

Der Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, der das sechste schlesische Armeekorps kommandirt, hat einen trefflichen Erlaß gegen Soldatenmißhandlungen veröffentlicht. Solch ein Vorgehen hat noch eine weitertragende Bedeutung als die allein, der scheußlichen barbarischen Unsitte der Soldatenmißhandlungen entgegenzutreten. Die Abneigung breiter Bevölkerungsschichten, auch nothwendige Bewilligungen für die Armee gut zu heißen, hat ganz wesent-

Digitized by Google

lich ihre Wurzel in der berechtigten Antipathie gegen die Auswüchse des Militarismus. Je rücksichtsloser die berufenen Stellen mit eigener Hand diese Auswüchse beschneiden, um so vorurtheilsloser wird das deutsche Volk Fragen der Wehrhafterhaltung des Vaterlandes zu prüfen geneigt sein.

Kaiser Wilhelm hat Kopenhagen verlassen, und wie es scheint, hat seine Reise gute Früchte getragen. Verstimmungen, die politisch erklärlich genug waren, dürfen als beseitigt gelten, und wir hoffen, daß nunmehr zwischen Deutschland und Dänemark sich ein freundschaftliches Verhältniß guter Nachbarschaft herausbilden wird zum Segen für beide Staaten.

Die Anwesenheit des Kaisers in Kopenhagen hat zu einem beachtenswerthen Zwischenfall geführt. Dem Kaiser wurde auch der Bürgermeister der dänischen Hauptstadt, Herr Jensen, von der Kronprinzessin von Dänemark präsentirt, und Herr Jensen ist bekanntlich Sozialdemokrat. „Politiken", das liberale Blatt Kopenhagens, berichtet über den Vorfall folgendes:

„Allgemeines Aufsehen erweckte es, als sie mit dem Bürgermeister Jensen zum Kaiser kam und ihn bat, den neuen Bürgermeister zu begrüßen. Der Kaiser begrüßte Jensen und sprach lange und freundlich mit ihm über das neue Rathhaus und dessen Architektur."

Das dänische sozialdemokratische Organ aber fügt dann folgende Worte hinzu:

„Das muß eine ganz eigenthümliche Zusammenkunft gewesen sein — zwischen dem Monarchen, der sich sogar geweigert hat, die Wahl eines liberalen Bürgermeisters für Berlin zu bestätigen, und dem dänischen Sozialdemokraten, dem Unbetitelten und Undekorirten, der seine verantwortungsvolle und einflußreiche Stellung lediglich dem Vertrauen der Bevölkerung der Stadt verdankt. Der deutsche Kaiser hat die schärfsten Worte gegen die Sozialdemokraten gebraucht. Nun stand er Angesicht zu Angesicht einem sozialdemokratischen Arbeiter gegenüber, der mehr als einmal an den Kongressen der deutschen Arbeiter theilgenommen hat und fortgesetzt als Sozialdemokrat für den Fortschritt und Sieg des internationalen Sozialismus wirkt, trotz aller Monarchen. Welche persönlichen Gefühle die beiden Männer gegeneinander hegen, hat indeß nichts zu thun mit der gegenseitigen Präsentation bei dieser Gelegenheit. Wilhelm II. ist hier als Chef des Deutschen Reiches, J. Jensen war eingeladen als Repräsentant der dänischen Hauptstadt, die ebenso wie unser ganzes Land auf das stärkste interessirt ist an einem beständig sich verbessernden Verhältniß zwischen Deutschland und Dänemark. Als dänische Staatsbürger und als Antimilitaristen freuen wir uns darüber, daß des deutschen Kaisers Besuch in Kopenhagen diesmal — im Gegensatz zu seinem letzten Besuch im Jahre 1888 — ohne irgendwelche antideutsche Demonstration verlaufen ist. Dazu hat der Geist, den die Sozialdemokratie in der Kopenhagener Bevölkerung verbreitet hat, unzweifelhaft beigetragen, und wir wissen, daß das seitens der verantwortlichen Kreise in Kommune und Staat verstanden wird."

Also der Großherzog von Hessen hat einen Nachfolger gefunden, und zwar keinen geringeren als den deutschen Kaiser; und auch die vorurtheilslosen Sozialdemokraten finden Nachfolger; sie lassen sich von Kronprinzessinnen gekrönten Häuptern präsentiren und laufen doch nicht Gefahr, „hinauszufliegen". Das alles ist äußerst vernünftig, und es beweist, daß stärker als Programme und Vorurtheile die Realitäten des Lebens sind. Die Realität des Lebens aber verlangt, daß auch Monarchen und Sozialdemokraten mit einander auskommen, und beide sind auf dem Wege das zu lernen. Diese gegenseitige Bekehrung wird für die Völker von Segen sein.

Der Chefredakteur der „Nationalzeitung", Ernst Köbner, ist gestorben. Er ist einer der ausgezeichnetsten politischen Journalisten Deutschlands gewesen, und er war einer der politisch zuverlässigsten Charaktere, die heute die nationalliberale Partei noch aufzuweisen hat. Die Wege Köbner's und die Wege der Freisinnigen Vereinigung sind gewiß nicht immer die nämlichen gewesen, aber eines muß Köbner nachgerühmt werden; seine Wirksamkeit gehörte der Aufgabe, eine starke liberale Partei zu schaffen, für das liberale Bürgerthum in Deutschland jenen Platz zu erkämpfen, der ihm gebührt. Dieses Ziel hat der Todte mit großer Energie und großem Talent unermüdlich verfolgt. Sein Blatt war bis zuletzt das Gewissen der nationalliberalen Partei, und sein Tod ist für die Sache des Liberalismus, wenn man über die Enge der eigenen Fraktion hinwegsieht, ein großer Verlust.

Seine eigenen Parteigenossen wollten Jaurès verhindern, die Dreyfus-Angelegenheit nochmals in der französischen Deputirtenkammer zur Sprache zu bringen. Jaurès that es doch mit jener Ueberzeugungstreue, mit jener Kraft, mit jener fortreißenden Beredsamkeit, die ihm eigen sind, und sein Talent führte die gute Sache nochmals vortrefflich. Die ganze Erbärmlichkeit und Verlogenheit der Generalstädler, Cavaignac's und seiner Helfershelfer enthüllte er von neuem. Wozu? fragten die Aengstlichen. Dreyfus ist ja gerettet, also lassen wir die unerquickliche „Affäre" begraben sein. Allein es handelt sich nicht um eine einzelne Person bei diesem Kampfe; es handelt sich darum, der Infamie den Kopf zu zertreten; écrasez l'infâme. Die gewissenlosen Abenteurer, die Frankreich moralisch an den Rand des Abgrundes gebracht haben, müssen völlig vernichtet werden, damit für absehbare Zeit durch sie der Republik keine Gefahr mehr droht. Das ist die große Aufgabe, die Jaurès sich gestellt hat, und die zugleich eine moralische Renaissance für Frankreich bedeutet. Er ist der Mann zu siegen, wenngleich das mehrdeutige Kammervotum den endgültigen Sieg noch nicht verbürgt.

Als der Dreyfusprozeß sich abspielte, konnten auch nüchterne Beobachter an eine endgültige Dekadence des Landes glauben. Eine kleine Anzahl Männer, vor allem Picquart, Bernhard Lazare, Zola, Waldeck-Rousseau und nunmehr vor allem Jaurès, bahnten die Wiedergeburt Frankreichs an, und Jaurès hat jetzt einen neuen großen Erfolg errungen nicht nur über die Schuldigen, sondern auch über die Lauen und Feigen. Männer wie Jaurès sind es, die durch ihr Vorbild den Niedergang aufhalten, die besten Eigenschaften eines Volkes wecken, neu beleben und entwickeln.

In Holland sind die Angestellten der Eisenbahnen in einen Generalstreik getreten; einzelne andere Arbeitergruppen sind gefolgt. Der Bahnverkehr im Lande ist unter diesen Umständen in hohem Grade eingeschränkt worden, und die allgemeine Kalamität ist eine große. Zu diesem äußersten Schritt entschlossen sich die Arbeiter, weil nach ihrer Ansicht ihr Koalitionsrecht durch einen der Kammer vorliegenden Gesetzentwurf der Regierung ernstlich bedroht ist.

Die Erfahrung lehrt bisher, daß der sogenannte Generalstreik ein Mittel von sehr zweifelhafter Brauchbarkeit für die Arbeiter ist. Je größer die Zahl der streikenden Arbeiter, um so schwieriger, sie und ihre Familien zu ernähren, und um so größer daher die Gefahr, daß der Streik zusammenbricht. Die holländische Regierung scheint anzunehmen, daß die Entwicklung in Holland nach diesem Schema sich vollziehen wird.

Der König von Serbien hat zwei Staatsstreiche an einem Tage gemacht; er hob die Verfassung auf; nahm die ihm nöthig scheinenden Personalveränderungen vor, und nachdem das geschehen, rief er durch einen neuen Staatsstreich die abgeschaffte Verfassung wieder ins Leben. Das Vorgehen hat wenigstens den Reiz der frivolen Originalität; aber selbst in Serbien könnten solche Handlungen der Frivolität schließlich den morschen Thron umstürzen.

Inzwischen dauern die Kämpfe auf der Balkanhalbinsel an, und ihre Rückwirkung auf Europa bleibt nicht aus. Zwischen Rußland und Frankreich scheinen sich die Gegensätze in Bezug auf die orientalische Frage stärker herauszubilden, und es hat den Anschein, daß sich eine neue Gruppirung der Mächte entwickelt. Da der König von England nach Paris gehen wird, so darf man annehmen, daß Frankreich und England in der orientalischen

Digitized by Google

Frage Hand in Hand gehen wollen. Diese Verschiebung hat für Rußland, aber nicht unmittelbar für Deutschland eine Bedeutung.

In Marokko dauert der Aufstand fort, und die Kämpfe eröffnen nach wie vor die nämlichen Perspektiven für die internationale Politik.

* * *

Politische Osterbetrachtungen.

Der Auferstehungsgedanke, der dem Osterfest seine Bedeutung gibt, beherrscht die ganze schaffende Natur. Lebendige Kräfte gehen nicht verloren; nur die Erscheinungsformen wechseln. Dies Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt auch in der politischen Welt. Eine gesunde Idee kann wohl zeitweilig, aber nie dauernd unterdrückt werden. Es kommt immer der Moment, da sie ihre Auferstehung feiert. Pessimismus in der Politik ist ein Zustand moralischer Schwäche. Nur Optimisten können es in der Politik zu Erfolgen bringen, Optimisten, die auch inmitten des tollsten Unsinns und in scheinbar hoffnungsloser Minorität nicht an dem endlichen Siege der Vernunft verzweifeln.

Geschichte wird von hoffnungsfreudigen Minderheiten gemacht. Vor fünfzig Jahren hätte selbst die ausschweifendste Phantasie es nicht für möglich gehalten, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika zehn Jahre später die Emanzipation der Sklaven proklamirt sein würde, und daß in noch nicht zwanzig Jahren Italien geeinigt und aus dem Kinderspott des Deutschen Bundestages ein mächtiges Deutsches Reich mit Kaiser und Reichstag hervorgehen würde.

Nur nicht verzweifeln! In dem Falle Dreyfus hatten sich nahezu alle Mächte der französischen Republik zur Beschützung des Unrechts zusammengefunden. Die nationale Phrase, der Degen und die Kutte wirkten zusammen, um einen persönlich unsympathischen Juden zu vernichten. Und doch erlebte das Rechtsgefühl eine Auferstehung. Das Opfer der Justiz erwies sich mächtiger als der ganze Apparat der Staatsgewalt. Die Zola, Picquart, Jaurès und Scheurer-Kestner führten ein Unternehmen siegreich zu Ende, das ursprünglich nur den Spott der Witzblätter und das Hohnlächeln aller Dignitäre des Staats hervorgerufen hatte.

Wie oft durfte man in den letzten Jahrzehnten ausrufen: Unsinn, du siegst! Die ganze Kette von protektionistischen Maßregeln, die unserer Volkswirthschaft und den Volkswirthschaften anderer Länder angelegt ist, wird späteren Geschlechtern vermuthlich als das Erzeugniß einer schwer verständlichen Ideenverwirrung, wie eine Art volkswirthschaftlicher Spiritismus erscheinen. Daß man das Heil der Welt in künstlichen Preissteigerungen erblickt und Theuerung als einen Segen betrachtet, ist gewiß etwas Seltsames, und doch ist es die herrschende Krankheit der Zeit.

Vor einigen Jahren noch grassirte eine andere geistige Krankheit, der Bimetallismus, der dasselbe Ziel wie die Schutzzöllnerei verfolgte, nur aus einer andern Richtung kommend. Ob im Wege der Schutzzollpolitik die Preise der Waaren künstlich gesteigert, oder im Wege des Bimetallismus die Kaufkraft des Geldes künstlich herabgedrückt wird, kommt im Effekt ganz auf dasselbe hinaus. Ob der Arbeiter sein Brot doppelt so theuer bezahlen muß wie ohne Schutzzölle auf Getreide, oder ob er den Lohn in Geld ausbezahlt bekommt, das nur noch halb so viel Kaufkraft besitzt, kann ihm gleich sein. Die Schädigung ist für ihn in beiden Fällen dieselbe. Die Bimetallisten vom Schlage der Mirbach, Kardorff und Genossen haben deshalb, sobald sie anfingen, verständlich über Bimetallismus zu sprechen, auch stets deutlich erkennen lassen, daß die Geldentwerthung für sie das Entscheidende sei. Dieser Bimetallismus bedrohte Deutschland viele Jahre hindurch in der allerernstesten Weise. Gegen die Schädigungen, die eine Einführung des Bimetallismus im Gefolge gehabt hätte, verschwänden selbst die Schädigungen einer Schutzzollpolitik, die sich nach den Rezepten des Bundes der Landwirthe vollziehen würde. Die Zeiten liegen noch nicht lange hinter uns, da einflußreiche Staatsmänner, wie z. B. Herr von Miquel, ernsthaft mit der Einführung des Bimetallismus kokettirten, und da für die Einführung desselben eine große Mehrheit zu haben war, sobald die Reichsregierung sich in das Abenteuer stürzte. Heute ist der Bimetallismus, der noch im Jahre 1896 eine Weltgefahr war, mausetodt, so todt, daß selbst Dr. Arendt nicht mehr davon spricht.

Braucht man deshalb daran zu verzweifeln, daß auch einmal wieder auf dem Gebiete der Zollpolitik der gesunde Menschenverstand Siege erficht? Der Liberalismus ist gegenwärtig stark bedroht. Die zahllosen Kräfte, die er geweckt hat, haben auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens Reaktionserscheinungen hervorgerufen, während andererseits die Arbeitermassen, die er politisch befreit hat, über die vom Liberalismus gesteckten Grenzen hinausgestürmt sind. Aber der ganze politische Kampf dreht sich doch um das Programm des Liberalismus, um seine Einschränkung oder seine Erweiterung. In diesen Kämpfen wird auch der Liberalismus schließlich eine Wiederauferstehung erleben.

Theodor Barth.

Priester und Volk in Irland.

Vor nicht langer Zeit ging durch die deutschen Zeitungen die Nachricht, daß eine katholische Hebeamme im Regierungs-Bezirk Trier in eine schließlich auch durch das Kammergericht bestätigte Geldstrafe genommen worden sei, weil sie sich aus religiösen Gründen geweigert habe, bei der durch zwei Aerzte für nothwendig befundenen Perforation des Schädels eines lebenden Fötus Beistand zu leisten. Die religiöse Seite der Frage ist bei dieser Gelegenheit unerörtert geblieben, wohl weil man der nicht unrichtigen Ansicht war, daß, wenn eine katholische Frau annehme, ihre Kirche verbiete ihr als Hebeamme gewisse Dinge, die sie im ärztlichen Interesse thun müsse, sie davon Abstand nehmen solle, Hebeamme zu werden. Daß die Frage aber nicht so einfach liegt, mag man aus folgendem Vorfall ersehen. Bei einer Sitzung des Armenvorstands in Tullamore (Irland) am 4. Februar 1902 sollte die Wahl eines fünften Armenarzts vorgenommen werden; die vier bereits angestellten Aerzte waren Katholiken, der von zweien der Mitglieder des Vorstands, selbst Katholiken, vorgeschlagene fünfte, Protestant, gegen den persönlich und ärztlich nichts einzuwenden war und von dessen Vater in der betreffenden Sitzung, ohne Widerspruch zu erwecken, erzählt wurde, daß er bei einem vor Jahren in Tullamore eingetretenen großen Nothstande Arm in Arm mit dem Bischof durch die Straßen gegangen sei und rechts und links reiche Gaben vertheilt habe; kein Haus habe er damals unbesucht gelassen, und kein Armer sei ungeschenkt geblieben. Trotzdem wurde der protestantische Arzt nicht gewählt (er erhielt 14 Stimmen gegen 34, die auf den katholischen Kandidaten fielen) und zwar auf Grund des nachstehenden, an eins der Mitglieder des Armenvorstands gerichteten Schreibens des Pfarrers der Gemeinde:

„Mein lieber John, Ich hoffe, Sie und Ihre Amtsgenossen werden heute ihr Bestes thun, um einen katholischen Arzt zu wählen. Erstens, weil in protestantischen ärztlichen Schulen gelehrt wird, daß es manchmal erlaubt sei, die Kraniotomie (Perforation des Schädels beim Fötus) vorzunehmen. In anderen Worten, wenn ein Arzt eine Frau im Kindbett in Todesgefahr durch das Kind in ihrem Leibe findet, so ist den protestantischen Aerzten gelehrt worden, daß es in einem solchen Falle erlaubt sei, das Leben des Kindes zu nehmen, um das der Mutter zu retten; und ich weiß, daß solches geschehen ist. Selbstverständlich, wenn ein Priester bei solcher Gelegenheit gegenwärtig wäre, würde es nicht versucht werden. Es ist überflüssig zu sagen, daß die katholische Kirche ein solches Verbrechen nicht duldet. Dann aber kommt es häufig

Digitized by Google

vor, daß Kinder unmittelbar nach der Geburt sterben. Wenn dann ein katholischer Arzt gegenwärtig ist, wird das Kind getauft werden, während, wenn ein protestantischer anwesend ist, das Kind überhaupt nicht getauft werden wird, oder, wenn der Arzt versuchen sollte, dies doch der Mutter zu Gefallen zu thun, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach doch etwas ausgelassen oder falsch gemacht werden, welches das Sakrament ungültig macht, weil die Protestanten nicht an die Nothwendigkeit der Taufe zur Erlösung glauben. Diese Gründe für das Stimmen gegen einen Protestanten verpflichten nicht nur Priester, sondern alle Katholiken. Möge Gott Euer heutiges Werk segnen. Ihr ergebener J. Bergin, Gemeinde-Pfarrer."

Dieser Brief und die ganze Erzählung, die für sich selbst sprechen, sind einem vor kurzem gleichzeitig in Dublin und London erschienenen Werke: „Priests and People in Ireland" (Priester und Volk in Irland) von Michael J. F. Mc Carthy*) entnommen. Der Verfasser ist Irländer und Katholik und hat schon in einem früheren Buche „Fünf Jahre in Irland" den Beweis für seine eingehende Kenntniß von Land und Leuten geliefert. Er stellt in seiner neuesten Arbeit die Behauptung auf, daß „priesterliche Einmischung und Herrschaft, die in der Kinderschule beginne und mit Vermächtnissen für Messen nach dem Tode endige, die wahre und allgemeine Ursache für die allgemeine Entartung sei, derenwegen wir, d. h. die Irländer, uns selbst so bemitleiden". Daß in einer Arbeit, die bei der Behandlung eines solchen Themas nur eine Streitschrift sein kann, Licht und Schatten nicht immer ganz gleichmäßig vertheilt sein werden, liegt trotz der von dem Verfasser beabsichtigten und beobachteten Objektivität auf der Hand, es soll daher hier auch hauptsächlich auf die statistischen Angaben Bezug genommen werden, die seinen Schlüssen zu Grunde liegen; dieselben verdienen um so mehr vollen Glauben, als sie nicht allein staatlichen, sondern auch kirchlichen Quellen entnommen sind. Für uns Deutsche wird es von ganz besonderem Interesse sein, an der Hand eines guten Führers zu sehen, was Priesterherrschaft aus einem von der Natur reich gesegneten Lande gemacht hat, da auch bei uns eine auf konfessioneller Grundlage beruhende Partei begonnen hat, als solche einen maßgebenden Einfluß in anderen als zum religiösen Gebiet gehörenden Fragen auszuüben.

Einige einleitende Worte dürften zum Verständniß der Vorgänge, die zu der heutigen Lage der Dinge in Irland geführt haben, nothwendig sein. Wie bekannt, waren die Katholiken im Vereinigten Königreich gesetzlich von jeder Theilnahme an der Regierung resp. Verwaltung des Landes ausgeschlossen und die öffentliche Ausübung ihres Kultus ihnen nicht gestattet. Diese Bestimmungen stammten zum Theil aus den Zeiten der Reformation und der puritanischen Herrschaft, sie wurden aber, aus politischen Gründen, nach der Revolution von 1688—91 verschärft, bis endlich in der ersten Hälfte der Regierung Georgs III. eine mildere Handhabung der Gesetze eintrat. Die berühmte „Roman Catholic Relief Bill", welche am 13. April 1829 Gesetzeskraft erhielt, räumte dann mit vielen der gegen die Katholiken gerichteten Bestimmungen auf, und unter der Königin Viktoria wurden die meisten noch übrig gebliebenen aufgehoben. Das Jahr 1869 brachte am 26. Juli unter einem Gladstone'schen Ministerium die Entstaatlichung der Kirche in Irland, und die spätere Gesetzgebung überlieferte die dortigen Schulen angeblich der Bevölkerung, in Wirklichkeit der katholischen Geistlichkeit, der zugleich durch staatliche Zuschüsse zu den Schulen reichliche Geldmittel zur Verfügung gestellt wurden. Ein von den Konservativen gemachter Versuch, die katholischen Priester aus Staatsmitteln zu besolden, mißlang wegen des Widerstands der Liberalen. Wie die völlige Lehrfreiheit der katholischen Priesterschaft so oft den Grad ihrer Bildung herabdrückt, so ist dies auch in Irland der Fall gewesen. Zahlreiche Zeugnisse von katholischen Irländern können keinen Zweifel darüber lassen, daß, während unter dem Druck feindlicher Gesetze und Beschränkungen und bis zur Entstaatlichung der Kirche in Irland der Stand der einzelnen katholischen Priester und damit der der Gesammtheit nach Abstammung, Bildung und Haltung ein sehr hoher war, derselbe seitdem immer mehr und mehr hinuntergegangen ist, so daß der irische Priester heute, mit einzelnen Ausnahmen, nach allen drei Richtungen hin, auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Die Folgen dieses Niedergangs sind in dem Mc Carthy'schen Buch anschaulich geschildert.

Der Verfasser beginnt damit auszuführen, daß weder die Politik oder eine vorhandene Neigung zu Gesetzeswidrigkeiten, noch die in dem irischen Charakter vielleicht (käme „unzweifelhaft" der Wahrheit nicht näher?) vorhandene Trunksucht, noch das, was die geistigen und sonstigen Leiter des irischen Volks als die Ungerechtigkeit der Gesetzgebung bezeichnen, an dem Niedergang Irlands die Schuld trügen; dieselben und ähnliche Verhältnisse beständen nicht allein bei andern Völkern, sondern auch in andern Theilen des Vereinigten Königreichs ohne gleiche Folgen hervorzurufen; dagegen sei die Gewalt der Priester nirgends so allgegenwärtig wie in Irland, und diese Macht lasse auf eine dem Charakter des Volks innewohnende Schwäche schließen, die zu erhalten und zu vermehren im Interesse der Priester liege. Der Verfasser sagt:

„Ich verdamme die Politik, auf die unsere Priester sich in der Fülle ihrer Macht in Irland eingelassen haben. Es ist das keine Politik der Mäßigung, sondern der religiösen Unduldsamkeit und Bigotterie, die sich schließlich zur religiösen Verfolgung entwickeln muß und bestimmt ist, entweder in einer Revolution oder, was wahrscheinlicher sein dürfte, in der Untergrabung individueller und korporativer Moralität, der Entnervung des Charakters unseres (des irischen) Volks und der verbitterten Abzehrung nationalen Niedergangs auszulaufen ... Unsere römisch-katholische Kirche in Irland ist, was die Geldfrage anbetrifft, eine auf freiwilligen Beiträgen beruhende, und doch sind wir, das Laienelement, nur Stöcke und Steine in ihrer Konstitution. Wir sind keine lebenden Mitglieder. Wir nehmen mit schweigendem Mißvergnügen eine Einrichtung an, die uns von jeder Stimme bei der vollstreckenden Thätigkeit ausschließt. Wir haben zugegeben, daß die Erziehung unserer Kinder ein Zweig der theologischen Verwaltung geworden. Wir müssen sogar fürchten, daß unsere Regierung, getäuscht durch unser Schweigen, eine neue Landesuniversität schaffe, die mit öffentlichen Geldern ausgestattet wird und in der die Stellung unserer Priester als unfehlbare Diktatoren in der weltlichen Erziehung eine gesetzliche Anerkennung finden könnte. Das ist das Problem der Probleme in Irland heute."

Ganz besonders auffallend und bezeichnend ist das Zurückgehen der Bevölkerung und die gleichzeitige Zunahme der dem geistlichen Stande angehörigen Personen. Die Provinz Münster ist die katholischste der ganzen Insel. Ihre Bevölkerung ist von 2 404 460 Seelen im Jahre 1841 auf 1 075 075 im Jahre 1901 zurückgegangen, von denen 1 007 243 Katholiken sind, während die andern auf die verschiedenen protestantischen Sekten entfallen. Dagegen waren in Münster 1871 2222 Priester, Mönche und Nonnen, deren Zahl 1891 bei einer Abnahme der Bevölkerung um 318 410 Seelen in den 20 Jahren auf 4704 hinaufgegangen war. Rechnet man dazu die Studenten und sonstigen Hülfskräfte, so kommt man auf mindestens 8000, eine Zahl, die mit den Lehrern auf 12 226 steigt. Aehnlich verhält es sich, mit Ausnahme der wenigen Grafschaften, in denen die Protestanten überwiegen, fast überall. Die nachstehende Tabelle zeigt, wie groß die Verschiedungen oft sind:

Grafschaft	Bevölkerungszahl	Priester, Nonnen und geistliche Studirende	Bevölkerungszahl	Priester, Nonnen und geistliche Studirende
	1871		1901	
Sligo	107 479	140	84 083	214
Carlow . . .	51 650	121	37 748	327
Kildare	83 614	599	63 566	852
King's County	75 900	154	60 187	257
Longford . . .	64 501	48	46 672	127
Louth	84 021	171	65 820	273
Meath	95 558	131	67 497	193
Westmeath . .	78 432	116	61 629	192
Wexford . . .	182 666	293	95 435	535
Wicklow . . .	78 697	107	60 679	227

*) Dublin, Hodges, Figgis & Co.; London, Simplin, Marshall, Hamilton, Kent & Co.

In der Stadt Dublin lebten 1901: 279 Priester, 177 Mönche, 216 geistliche Studirende und 479 Nonnen, zusammen 1421, ohne die Hilfskräfte zu rechnen, während in der Grafschaft, aber außerhalb der Grenzen der Stadt, weitere 232 Priester, 152 Mönche, 110 geistliche Studirende und 977 Nonnen, also zusammen 1471 lebten. Die von geistlicher Seite zugegebene Gesammtzahl in Stadt und Grafschaft betrug also 1891 ohne Hilfskräfte (Lehrer, Küster u. s. w.) 2892 gegen 1511 im Jahre 1871. Noch stärker tritt das Mißverhältniß ganz besonders auch in der Zahl der höheren Geistlichen hervor, wenn man Irland mit Belgien, gewiß ebenfalls ein katholisches Land par excellence, vergleicht. 1901 hatte Belgien bei einer Bevölkerungszahl von 6,8 Millionen Einwohnern 1 Erzbischof und 5 Bischöfe, während Irland 1891 bei einer Bevölkerung von 4,6 Millionen, von denen 3,5 Millionen Katholiken waren, 4 Erzbischöfe und 26 Bischöfe besaß.

Den Niedergang der Bevölkerung schiebt der Verfasser nicht allein auf die Auswanderung, sondern zum Theil auch auf die Zunahme der Zahl der Personen, die das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen. So verlor die Grafschaft Wicklow in Munster von 1891 bis 1901 5376 Seelen und davon durch Auswanderung nur 3708; Kildare in derselben Zeit 6640, von denen nur 2113 auswanderten; Meath 8614 bei 4358 Auswanderern, Carlow 4216 bei 2160 Auswanderern u. s. w. Die höchste Geburtszahl in Irland mit 28,4 pro Tausend weist das protestantische Antrim auf; die niedrigsten mit 18,7 pro Tausend die katholischen Roscommon, Meath und Westmeath. Noch schärfer tritt der Gegensatz in den Städten hervor. Das zu drei Vierteln protestantische Belfast hatte 1821 37 117 Einwohner, 1861 121 602 und 1901 348 876; und der steuerpflichtige Besitz in der Stadt wor in den letzten vierzig Jahren von 279 807 Lstr. auf 1 192 485 gestiegen, d. h. hatte sich vervierfacht; in dem zu fünf Sechsteln katholischen Cork ist die Bevölkerung von 80 121 im Jahre 1861 auf 75 978 im Jahre 1891 herabgegangen und der Werth des steuerpflichtigen Besitzes in dieser Zeit von 75 978 Lstr nur auf 152 070 Lstr. gestiegen; dafür hat aber die Grafschaft Cork, von der die Stadt des Namens der Hauptort ist, einen geistlichen Generalstab von 3 Bischöfen, 381 Priestern, 150 Mönchen und 926 Nonnen, zu denen noch ungefähr 540 Studenten, Laienbrüder, Novizen u. s. w. kommen, d. h. ungefähr 1100 mehr als 1871, da die Bevölkerungszahl um 112 263 größer wor.

Noch schlimmer stellen sich die Zahlen, wenn man zu den Ergebnissen der klerikalen Erziehung kommt. In Connaught z. B., dos seit 1871 196 578 Einwohner verloren hot, betrug die Zahl der Analphabeten 26,4 Proz. (in den fünf Grafschoften der Provinz schwankte dieselbe zwischen 20,6 und 33,1 pro Hundert) bei 3767 Priestern, Mönchen, Nonnen und Lehrern (mit Studenten u. s. w. 4825). Die Zahl der Priester und Nonnen allein ist von 930 im Jahre 1871 auf 1482 im Jahre 1901 hinaufgegangen. Die Schuld der mangelhaften Erziehung liegt nicht om Staat, der den geistlichen Schulen u. s. w. die reichlichsten Geldmittel zur Verfügung stellt. In Monoghan hotten die Schwestern vom Heiligen Ludwig 1901 eine sogenonnte Gewerbeschule, in der 69 kleine Landstreicherinnen erzogen wurden, wofür der Staat jährlich 1367 Lstr., d. h. pro Kopf 19 Lstr. 8 sh zablte; in einer von denselben Schwestern dort geleiteten Besserungsanstalt befanden sich 17 Mädchen, für die der Stoat 431 Lstr. 15 sh zohlte, d. h. pro Kopf über 25 Lstr. 2 sh. In Newtownsorbes unterhalten die Barmherzigen Schwestern eine Gewerbeschule für 113 Vogabondinnen, für die der Staat 2788 Lstr. 6 sh ausgibt, d. h. 23 Lstr. 18 sh pro Kopf jährlich. In the king's County haben die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria eine Besserungsanstalt, in der 254 Jungen sind, für die der Staat jährlich 5844 Lstr. 5 sh bezahlt, d. h. pro Kopf 22 Lstr. 19 sh; in einer Gewerbeschule in Birr, die von den Barmherzigen Schwestern geleitet wird, befinden sich 72 Mädchen; jährlicher Staatszuschuß 1431 Lstr. 18 sh oder pro Kopf 20 Lstr. 7 sh und so fort ad infinitum.

Fast überall steigt die Zahl der Almosenempfänger. In the king's County waren dieselben 1891: 1 in 44, 1901: 1 in 32, bei einer Bevölkerung von 60 187 (146 857 im Jahre 1841) und 135 Priestern, Mönchen und Stubirenden, 122 Nonnen und 168 kotholischen Lehrern. Nur 85 Knaben, darunter 38 katholische theologische Studenten und 54 Mädchen genießen eine sogenonnte höhere Bildung. Nach einer von dem Pater M'Loughlin am 7. Februar 1902 öffentlich gemachten Angabe würde die Zahl der Almosenempfänger in ganz Irland vor fünfzig Jahren 52 in 1000 betragen haben, während sie heute 95 in 1000 betrüge. — Nach den statistischen Angaben sind 1900 485 896 Armenunterstützungen bewilligt worden, was erheblich mehr als 10 Proz. der Bevölkerung ergeben würde. In Sligo, einer der am wenigsten rückständigen katholischen Grafschaften mit 84 083 Einwohnern, von denen 76 146 Katholiken sind, betrogen die Analphabeten 24 pro Hundert, die Almosenempfänger 1 in 56. Ein Bischof, 66 Priester, 7 Mönche, 1 theologischer Student, 140 Nonnen, 167 weibliche und 144 männliche katholische Lehrer sind die geistliche Macht in der Grafschaft; in den dortigen Kommunalschulen, die ganz unter geistlichem Einfluß stehen, befanden sich 1901 10 944 Kinder, während 35 protestantische Knaben gegen 109 katholische eine höhere Erziehung erhielten, und von den letzteren befonden sich 107 in einer geistlichen Schule und dürften zum größten Theil für den geistlichen Stand bestimmt sein. Dasselbe dürfte für die 113 Mädchen zutreffen, welche eine höhere Erziehung erhielten. Die Gesomutzahlen für Irland geben ein erschreckendes Bild von den Summen, die der Staat der Kirche für Zwecke der Erziehung und Krankenpflege zahlt und von der Macht, die er dadurch in die Hände des Bischofs gelegt hat. Und es ist unter der konservativen Regierung Lord Solisbury's, doß diese Beträge und der Einfluß der Kirche sich so vermehrt haben.

Die Verwaltung der konfessionellen Schulen befindet sich ganz in der Hond der katholischen Priester, die in der Minderzahl befindlichen protestantischen Schulen ausgenommen. Wie die nochstehende Tabelle beweist, sind die Kosten stetig gestiegen, während die Zahl der Schüler ebenso stetig abgenommen hat.

Jahr	Zahl der Schüler	Ausgaben Lstr.
1895	1 018 408	1 138 088
1896	808 939	1 186 187
1897	798 972	1 276 560
1898	794 818	1 304 734
1899	785 139	1 209 117
1900	745 861	1 387 508

Also ein Zurückgehen der Zahl der Schüler um 25 Prozent bei einer Vermehrung der Ausgaben um 249 415 Lstr., d. h. um mehr als 5 Millionen Mark. Von den 8651 Elementarschulen hatten 5893 ausschließlich katholische Lehrer und 5726 standen unter geistlicher Aufsicht, so daß die Priester die monatlichen Gehaltslisten gegenzeichnen müssen. Außerdem bestonden 287 Klosterschulen, die einen bestimmten Zuschuß pro Kopf der Schüler erhielten. Für die Mittelschulen zahlte die Regierung 1900 53 093 Lstr., wovon an Priester 27 639 Lstr., an Nonnen 5931 Lstr. und an andere 19 523 Lstr. gingen. Besserungsanstalten und Gewerbeschulen erhielten in dem Jahre 172 382 Lstr., weniger ca. 10 000 Lstr. für Arbeitsverträge, davon Priester 54 866 Lstr., Nonnen 81 865 Lstr., andere 15 954 Lstr. Die Ausgaben für die 22 Distrikt-Irrenanstalten, die mit Ausnahme von 4 ganz unter priesterlicher Leitung stehen, beliefen sich auf 557 115 Lstr.; die Zahl der registrirten Irren in Irland war von 18 357 im Jahre 1895 auf 21 169 im Jahre 1900 gestiegen, eine um so bemerkenswerthere Thatsache, als die Bevölkerung gleichzeitig stetig abnimmt. Die Kosten für die in den Anstalten untergebrachten Irren belaufen sich auf 31 Lstr. 12 sh 2 d pro Kopf. Wenn man die Zuschüsse betrachtet, welche die Regierung für die in den Arbeitshäusern, Gewerbeschulen, Irrenanstalten u. s. w. untergebrachten Per-

Digitized by Google

sonen zahlt, die zwischen £8 Lstr. und 3£.12 schwanken, und dann findet, daß die katholischen Präparanden-Anstalten Interne zu 8 bis 12 Lstr. aufnehmen, daß das Kloster der Maria in Wexford (Leinster) sich erbietet Mädchen für 9 Lstr. jährlich aufzunehmen und 52 Lstr. für eine herumziehende Lehrerin für die Anfertigung irischer Spitzen von katholischer Seite als durchaus genügend bezeichnet werden, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob von den staatlichen Zuschüssen recht viel zu andern als den ursprünglichen Zwecken Verwendung fände.

Die Art und Weise, wie der Klerus sich die Herrschaft über die Schulen verschafft, ist oft sehr charakteristisch. So bestanden in fünf der zu Ulster gehörigen Grafschaften, Armagh, Tyrone, Donegal, Cavan und Fermanagh, königliche Schulen, die aus den Zeiten Jakobs I. und Karls I. stammten und je mit £600 Lstr. jährlich dotirt waren; die Schulen leisteten Gutes, aber £885 verlangten die Bischöfe, daß eine Kommission zur Untersuchung derselben eingesetzt würde, und £891 überwies das Ministerium Gladstone die Hälfte dieser Zuschüsse katholischen Schulaufsichtsbehörden. In Fermanagh spielte sich die Sache so ab, daß der Bischof von Clogher erklärte, er habe den katholischen Kindern der Grafschaft und von Enniskillen den Besuch der königlichen Schule von Portora verboten, da dieselbe eine protestantische Schule sei; für die Katholiken habe dieselbe also keinen Zweck, er wolle aber, wenn man ihm die Hälfte der Stiftung überweise, eine Mittelschule einrichten, deren Besuch seitens der Knaben von Enniskillen er nicht allein gestatten, sondern ermuntern werde. Das Geld hat er bekommen, aber die Schule ist in Monaghan, ca. 48 Kilometer von Enniskillen per Bahn, eingerichtet und ist eine geistliche Präparandenanstalt.

Und was sind nun die Folgen der katholischen Erziehung in Irland? Bischof O'Dwyer, der das Wort für die katholischen Bischöfe führte, hat vor der königlichen Untersuchungskommission über die Universitätserziehung die folgenden Erklärungen abgegeben: 1. Fast die ganze weltliche Erziehung befindet sich in den Händen der Geistlichkeit. 2. Die Geistlichkeit, die lehrt, hat nie eine wirkliche Erziehung erhalten. Laien, die fähig seien zu lehren, gibt es überhaupt nicht. 3. Die Priester kommen aus Maynooth (dem geistlichen £795 gegründeten katholischen Seminar in der Nähe von Dublin, das 500 Schüler enthält) vollständig mangelhaft ausgebildet in allen klassischen, wissenschaftlichen und mathematischen Fächern. 4. Es fehlt ihnen an jenem undefinirbaren Etwas, das nicht Wissen, sondern Kultur ist, ein Etwas, das man nicht mit Händen greifen kann, das aber ein Gefühl von Ehre und eine richtige Beurtheilung der Dinge des Lebens entwickelt. 5. Was die jungen irischen Leute anbetrifft, die aus den priesterlichen Mittelschulen hervorgehen, so sagte der Bischof: „Ich will nur dies im allgemeinen sagen, daß neun Zehntel von ihnen verloren sind, und daß sie jetzt die Zahl derjenigen vermehren, die man als Deklassirte bezeichnet, ohne eine Erziehung, die für jeden praktischen Zweck auch nur einen Pfifferling werth wäre." — Der von der Royal Commission on University Education erstattete Bericht, der vor kurzem veröffentlicht worden ist, bestätigt, wenn auch in sehr vorsichtiger Weise, diese Auffassung des römisch-katholischen Prälaten durchaus und läßt keinen Zweifel darüber, daß eine in Irland zu gründende Universität vollständig von dem Willen und der Entscheidung der Bischöfe abhängig sein müsse, wenn man wolle, daß sie den Katholiken den Besuch derselben gestatteten, und daß jeder Versuch, eine freie Universität zu gründen, von vornherein als aussichtslos bezeichnet werden müsse.

Daß die Jesuiten eine nicht unbeträchtliche Rolle in Irland spielen, ist selbstverständlich; sie scheinen sich aber mit ihren geistlichen Brüdern, namentlich den Dominikanern, nicht besonders zu vertragen, wenigstens machen sie sich mit ihnen eine scharfe Konkurrenz in der Gründung von Jünglings- und anderen christlichen Vereinen. Als Kuriosum soll hier aus der Predigt eines Jesuiten, des Paters Kane, die derselbe im Februar £902 in Dublin gehalten, ein Satz angeführt werden. Er hatte längere Zeit über die Reformation und, wie man sich denken kann, nicht in der schmeichelhaftesten Weise gesprochen und schloß mit den Worten: „Und warum das alles? Weil ein abtrünniger Mönch, der mit einer weggelaufenen Nonne lebte und sich rühmte, von jedem Bier in Deutschland sagen zu können, wo es gebraut sei, nicht nur schlecht, sondern auch rebellisch sein wollte, und weil in England ein König, Ehebrecher und Mörder, sein Weib los sein und seine Maitresse heirathen wollte."

Weimar. M. von Brandt.

Lorenzo de' Mediri und Savonarola in ihrem Verhältniß zur Kunst.

Lorenzo de' Medici war ein häßlicher Mensch. Medaillen aus seiner Zeit zeigen uns eine wahre Verbrecherphysiognomie. Das beste Bild von ihm war allgemein bekannt, aber wohl von niemandem recht gesehen, denn es befindet sich in der Cappella Sassetti in Santa Trinita in großer Höhe und mangelhaftem Licht. Diese Kapelle ist von Domenico Ghirlandajo mit Gemälden aus dem Leben des heiligen Franciscus geschmückt; auf dem mittleren ist dargestellt, wie der Papst die Ordensregel verleiht. Rechts steht Francesco Sassetti mit seinen Verwandten, neben ihm Lorenzo, der seine drei Söhne mit ihren Erziehern herankommen sieht. Das Ganze ist von A. Warburg in guter photographischer Nachbildung mit einer geist- und gehaltvollen Abhandlung veröffentlicht.*) Da sehen wir zum ersten Mal die Züge dieses merkwürdigen Menschen in überzeugender Klarheit: wir vergessen die Jahrhunderte, die uns von ihm und seiner Sphäre trennen, und glauben den lebendigen Hauch seines Wesens zu spüren. Das also ist der Mann, der im Mittelpunkt einer Welt von Geist und Schönheit stand, der, wie man sagt, die Künste wie kein anderer gefördert hat, um das Volk zu verweichlichen, das er beherrschen wollte. Also doch ein häßlicher Mensch, nicht bloß äußerlich! Prüfen wir noch einmal, was wir von ihm wissen.

Lorenzo trat in das Leben ein wie in den prachtvollen Palast, den sein Großvater Cosimo gebaut hatte, als der Sohn des ersten Bürgers in der reichsten, schönsten und gebildetsten Stadt der Welt. Von dem Geschlecht, das ihm vorausgegangen war, zeugten die Kuppel des Domes, die Schöpfungen Brunellesca's, Masaccio's und Donatello's. Drei Jahre nach seiner Geburt — im Jahre £452 — war die Herrlichkeit der Ghibertiischen Thüren am Battisterio aufgedeckt. Das Vertrauen der Bürgerschaft, die umsichtige Pflege der Kunst sah er von Cosima auf seinen Vater übergehen. Er war der Erbe. Wie sollte er nicht die eigene Höflichkeit vergessen, da der tägliche Verkehr mit Kunstwerken und Dichtern ihn gelehrt hatte, das reiche Leben, das sich vor ihm aufthat, künstlerisch zu gestalten. Wenn er, ein Meister aller ritterlichen Uebungen mit Perlen und Edelsteinen geschmückt zu Ehren der Geliebten in die Schranken ritt, so genoß er die Freude auch im glänzenden Schein den Traum der Jugend zu verkörpern. Auch er war ein Dichter. Ueber der alltäglichen Wirklichkeit, über Liebeshändeln und Ehebund schwebte ihm die selbstgeschaffene Gestalt der Geliebten. Jenes Turnier hatte er der Lucrezia Donati versprochen, als er sie um den Veilchenkranz in ihrer Hand gebeten, und es fand statt an dem

*) A. Warburg: Bildniskunst und Florentinisches Bürgerthum. I. Domenico Ghirlandajo in Santa Trinita: die Bildnisse des Lorenzo de' Medici und seiner Angehörigen. Mit fünf Lichtdrucken und sechs Textbildern. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

Digitized by Google

Tage seiner Verlobung mit der Römerin aus dem Geschlecht der Orsini. Von Lucrezia haben wir kein Bild. Aber wir kennen das Ideal jener Tage. Sandro Botticelli hat es gemalt in seiner Venus auf der Muschel. Da enthüllt er die geheime Schönheit der Florentinerin, wie die Göttin liebeathmend in holder Scham und selbstbewußter Anmuth aus den Wogen steigt.

Die glückliche Küste, an der sie landet, der Boden der Antike, hatte im fünfzehnten Jahrhundert nach den frischen Reiz des neuentdeckten Zauberlandes. Lorenzo war in diesem Gedankenkreise aufgewachsen. In seinem Vaterhause häuften sich die antiken Statuen, Gemmen, Münzen. In der Stadt wetteiferten Marmor- und Branzearbeiter die edlen Formen, die den alten Denkmälern entnommen waren, über Kirchen und Paläste auszubreiten. Mit sicherem Urtheil hat Lorenzo den Ersten unter diesen Künstlern, den Andrea Verrocchia berufen, das Grabmal seines Vaters auszuführen. Auch der reizende Knabe mit dem Delphin, der jetzt im Hof der Signoria steht, war für den Brunnen der Villa zu Careggi geschaffen.

Die antike Poesie hatte auch für die erste Quelle aller künstlerischen Empfindung, für die Natur, die Augen geöffnet. In ihren Landhäusern genossen die Florentiner wie die vornehmen Herren im alten Rom den Wechsel der Jahreszeiten und die köstliche Einsamkeit, aus der sie mit frischen Seelenkräften zurückkehrten in den Wirbel des großstädtischen Lebens, mit frischen Augen für die großstädtische Kunst. Die schönste Villa ließ sich Lorenzo von Giuliano da San Gallo zu Poggio a Cajana bauen. Dort suchte er, durch Wald und Wiesen streifend, vergebens Heilung für sein Liebesleid. Wie die Cikade in den Zweigen der Olive, singt der Toskaner, sobald die Sonne durch die Wolken bricht. So auch Lorenzo. Er war ein feiner Beobachter. In seiner Falkenjagd malt er den thaufrischen Morgen und die goldigglühenden Gipfel der Berge. In dem Idyll Corinto tritt der Hirte früh in seinen kleinen Garten, darin weiße und rothe Rosen blühen. Die einen entfalten sich Blatt für Blatt unter den Strahlen der Morgensonne, andere halten die Knospen noch geschlossen, wieder andere färben den Boden, wie die Blätter müd' und bleich zur Erde fallen. Da kommt ihm in den Sinn, wie eitel die Jugendblüthe ist, und er ruft der Geliebten zu:

Cogli la rosa, o ninfa, or ch' è bel tempo.

Pflücke die Rose, weil der Frühling dauert.

In diesen Gedichten erscheinen denn auch die antiken Göttinnen und Nymphen, wie es damals Sitte war. Während aber die gelehrten Zeitgenossen wie Angelo Poliziana die Sprache und Darstellungsform der Alten zu erneuern suchten, hat Lorenzo die großen Ueberlieferungen von Petrarca und Boccaccio wieder aufgenommen und die schönen Laute seiner Heimath in modernen Reimstraphen zur Geltung gebracht. Es ist begreiflich, daß ein vielbeschäftigter Staatsmann nicht die Zeit hatte, Ausdruck und Versbildung in alle Feinheiten auszuarbeiten. Aber Lorenzo gehört trotzdem zu den Dichtern, welche die wunderbare Plastik und Melodik der italienischen Poesie begründet haben. Polizian's lateinische Gedichte sind ja von einem Glanz und Fluß, daß man antike Marmorwerke zu sehen glaubt, allein sie bleiben kalt. Lorenzo's Nymphen haben warmes Blut, und ihre schlanken Glieder leuchten hell im Schatten der Frühlingsbüsche und im Wellenspiel des Flusses. Einmal vergröbert er sogar die Wirklichkeit. Die Nencia di Barberino ist eine Burleske. In der Form gleicht sie den populären Liebesliedern, aber wenn der Bauer seine Nenciuccia preist, die so weiß ist wie ein Ferkel und so schön wie der Papst, so ist er kein echter, feinfühliger Toskaner Bauer mehr. Sanft irrt der Dichter einsam durch die Berge, und die ganze Natur spiegelt ihm seine wehmüthige Stimmung wieder.

Dazwischen klingt wie frommes Glockenläuten die Erinnerung an seine Mutter. Lucrezia Tornabuani hatte in schlichten Liedern ihren Glauben ausgesprochen. Sie schildert die Ankunft der heiligen drei Könige und die Engelschaaren in der Christnacht, wie sie Benozzo Gozzoli in ihrer Hauskapelle gemalt. Wenn der Sohn ihrem Beispiel folgte und Lauden dichtete, die von den frommen Brüderschaften auch öffentlich gesungen wurden, so könnte man glauben, er sei von seiner Mutter dem Glauben der Kirche zugeführt wie Bismarck von seiner Frau, und er singt allerdings von der Verzweiflung des Sünders und der Gnade des Heilandes, aber in den leidenschaftlich schmerzlichen Versen trifft uns kein Ausdruck persönlichen Gefühls. Auch ein Marienlied hat nur den schönen Klang:

Quanta è grande la bellezza
Di te, Vergin santa e pia,
Ciascun laudi te, Maria,
Ciascun canti in gran dolcezza.

Gewiß hat Lorenzo zu jeder Zeit die Pflichten gegen die Kirche erfüllt. Das war in seiner Stellung selbstverständlich, und die Medici haben sich immer auf den Klerus gestützt. Unter der Ordensgeistlichkeit fanden sich die Hauptträger der humanistischen Bildung, und ihre Prediger waren am ersten befähigt, die Strömungen und Stimmungen im Volke zu kennen und zu lenken. Lorenzo war ein Verehrer des eleganten Kanzelredners Fra Mariana da Genezzano, und auf dem Todtenbette küßte er das mit Perlen und Gemmen besetzte Kruzifix. Aber welche Bedeutung hatte für ihn der christliche Glaube im praktischen Leben?

Als Einundzwanzigjähriger hatte er die Herrschaft, die ihm angetragen wurde, übernommen. Da seine Macht keinen gesetzlichen Boden hatte, mußte er dafür sorgen, daß alle Geschäfte, schließlich selbst die großen Heirathen, durch seine Hände gingen. Es begann das Spiel mit den Menschen: die einen wurden durch Vermögensvortheile oder Ehrenämter gewonnen, die andern niedergehalten oder ruinirt, bis alle Bürger, die irgend welchen Einfluß hatten, durch ihr eigenes Interesse an das Haus Medici gefesselt waren. Dabei mußte der Schein gewahrt werden, als ob der Wille des Volkes in der verfassungsmäßigen Form zum Ausdruck käme, und das Volk selbst sollte die Gegner des Mannes hassen, unter dessen sicherer Hand der Wohlstand wuchs, Friede und Freude herrschte. Denn das stand fest, daß Lorenzo allein im Stande sei, in den widerstreitenden Interessen der italienischen Mächte das Gleichgewicht zu erhalten. So hatte er mit allen Mitteln einer bestrickend liebenswürdigen Persönlichkeit, eines unerschöpflich reichen Geistes und des größten Bankhauses in Europa sich die Menschen dienstbar gemacht. Wie er auf dem Bilde Ghirlandajos vor uns steht, ist das Merkwürdigste der Blick: vorsichtig prüfend — das obere Lid ein wenig niedergezogen — und doch wohlwollend sieht er die Menschen an. Wenn wir den tiefen Zug am Mundwinkel hinzunehmen, so wissen wir nicht: ist der Ausdruck spöttisch oder mitleidig. Auf alle Fälle spricht aus diesem Auge ein überlegener Geist. So stand er vor seinen Mitbürgern, als Sixtus IV. im Bunde mit dem Könige von Neapel die Republik bedrohte, und sagte ihnen, daß er selbst in die Höhle des Löwen nach Neapel gehen werde. So wandelte er dort an der Chiaja mit der gelehrten Prinzessin Ippolita Maria, die den König Ferrante überzeugen sollte, daß er in Lorenzo den besten Bundesgenossen haben werde. So verkehrte er auch mit Schriftstellern und Künstlern.

Die Dichter und Gelehrten, die er reichlich unterstützte, bezeugen ihm ihre herzliche Verehrung, und er ist gegen alle gleich liebenswürdig, ohne sich einem ganz hinzugeben. Er wußte, daß ein Fürst gebildete Leute am ersten gewinnt, wenn er sich nicht zu ihnen herabläßt, sondern als geistig Gleichgestellter mit jedem über das redet, was er am besten versteht. Und was verstand Lorenzo nicht! Unter anderm war er ein eifriger Freund der Musik und Mitglied eines Vereins, der sich nach einer Osterie „das Veilchen" nannte. Da nahm er trotz seiner rauhen Stimme am Gesange theil, und Marsilia Ficino erzählt, wie er eines Abends dort eine

Rede über die Mysterien der Liebe hielt. Unter den Mitgliedern war auch der treffliche Orgelbauer Antonio Squarcialupi, der verschiedene Lieder Lorenzo's komponirt hatte. Da einer die Lebensweise dieses Mannes tadelte, sagte Lorenzo: „Wößtet ihr, was es heißt, in irgend einem Fach das Höchste leisten, ihr würdet milder und bescheidener über ihn urtheilen." — Auch in diesen Kreisen bleibt er immer, wie er seinem ältesten Sohne einschärfte — ein Florentiner Bürger. Aber sein Urtheil gilt, seine Anerkennung ist entscheidend. Denn jedermann hat Respekt vor seiner Einsicht. Wie sollte er sich auch anders behaupten unter einer Bürgerschaft, deren vornehmste Mitglieder in Litteratur und Kunst gerade so bewandert waren wie in Handel und Politik? Wie er die geschichtliche Grundlage seiner Macht, das Emporkommen seines Hauses mit politischem Scharfsinn ergründete, schrieb er als Siebzehnjähriger für den Prinzen Friedrich von Neapel eine Abhandlung über die älteren Dichtungen in toscanischer Sprache von Guittone da Arezzo und Guido Cavalcanti bis Cino da Pistoja. Von den Malern und Bildhauern hat er die ältere Generation zum Theil noch gekannt, so Donatello und Luca della Robbia. Das Andenken Fra Filippo Lippi's hat er durch ein prächtiges Denkmal in Spoleto geehrt. Jetzt stand er unter den Erben einer großen Zeit, die doch, wie er selbst als Dichter, Neugeschautes zu verkünden hatten. Unter den Bildhauern schätzte er besonders den Antonio Pollajuolo. In den graziles Formen dieses Künstlers fesselte ihn das feine Lebensgefühl ebenso wie bei den Malern Botticelli und Filippino Lippi. In ihren Werken fand er die heimathliche, die eigentlich Florentiner Empfindung seiner Zeit ausgesprochen, und er war ein echtes Kind seiner Stadt und seiner Zeit. Da steht er auf einem Holzschnitt vor seinem Palast unter den Karnevalsmasken, die ihm Brezeln anbieten. Sie verstanden sich nur zu gut, die ausgelassenen Florentiner und ihr geliebter Lorenzo. Verdorben hat er sie nicht, wenn er ihnen an Stelle der eintönigen Späße des alten Karnevals seine lustigen Tanzlieder gab mit den neuen Melodien des Deutschen Heinrich Isaak. Merkwürdig, daß ein deutscher Jude auch dem Paris Napoleons III. die Karnevalsmusik seines Orpheus in der Unterwelt geschaffen hat. — Höchst unanständig konnte Lorenzo sein und mit Behagen. Doch wie steht es damit in anderen Ländern gerade in jener Zeit? Wenn aber die großen Trionfi, wenn Bacchus und Ariadne unter vielstimmigen Chören durch die Straßen fuhren, so war ihm doch gelungen, auch die Faschingstollheit in künstlerischen Formen zu vergeistigen und zu veredeln.

Von dem, was man sonst den Mäcenen zuschreibt, von Aufträgen und Unterstützungen hören wir nicht viel. Als einmal davon die Rede war, daß Künstler für Mosaiken fehlten, und Lorenzo meinte: Wir haben Geld genug, Meister zu bekommen, antwortete ihm ein Maler: Eh, Lorenzo, i danari non fanno i maestri, ma i maestri fanno i danari. Nicht das Geld schafft die Meister, sondern die Meister schaffen das Geld. Gebaut hat Lorenzo nur ein Kloster und eine Villa. Als fürstlicher Dilettant machte er auch selbst architektonische Entwürfe; wenigstens gab es von ihm einen Plan für die Façade der Kathedrale, der später beim Einzug seines Sohnes Leos X. provisorisch ausgeführt ist. Wie solche großen Herren einen sicheren Blick gewinnen für alles, was das Leben schmückt, war er ein großer Kenner und Liebhaber von Teppichen und Mosaiken, Gläsern, Gemmen und Medaillen und, wenn der Malatesta von Rimini ihm Fayencen schickte, so wußte er die Raritäten höher zu schätzen, als wären sie von Silber. Der königliche Reichthum seiner Sammlungen, in denen Masaccio und Jan van Eyck, Mantegna und Signorelli vertreten waren, wurde zu einer unerschöpflichen Quelle künstlerischer Bildung. Welch kostbaren Besitz bildeten allein die geschnittenen Steine, auf denen wir den Namen Lorenzo's eingegraben sehen! Von den antiken Skulpturen im Kasino bei San Marco hat die ganze jüngere Generation unauslöschliche Eindrücke empfangen, und Michel Angelo hat sein Leben lang die dankbare Erinnerung an die Zeit bewahrt, da er, ein Knabe noch, täglicher Gast am Tische des Hauses Medici gewesen ist. Viel genützt hat Lorenzo den Künstlern durch Empfehlungen nach außen. Räthselhaft oder bleibt, daß er selbst den Mann der Zukunft, Lionardo da Vinci, zu Ludovico Moro nach Mailand geschickt hat.

Die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war eine Uebergangszeit, die Großes vorbereitet hat. Lorenzo's Günstling, Giuliano da San Gallo, der die reizende Madonna delle Carceri in Prato gebaut hat, war ein sehr gebildeter Künstler, aber kein Genie. Botticelli und Filippino haben im Magnifikat und im heiligen Bernhard Reizvolles geschaffen, aber nur zu oft wird in ihren Werken die reine Wirkung getrübt durch ein kränkliches, unruhiges Wesen. Denselben Zug finden wir in Lorenzo. Als ihn Ghirlandajo malte, war er erst 34 Jahre alt. Auf dem Bilde sieht er viel älter aus. In die Wange ist eine tiefe Furche eingegraben, die nicht allein von dem Gichtleiden herrührt, das er von seinem Vater geerbt hatte.

Schon in den ersten Jahren seiner Herrschaft erfuhr er, wie theuer die Welt sich ihre Güter, Reichthum und Macht, bezahlen läßt. Die Gemeinde von Volterra widerrief einen ungünstigen Vertrag mit den Pächtern ihrer Alaungruben. Zu diesen gehörte eine Florentiner Handelsgesellschaft. Man beschloß den Eigenwillen der unruhigen Stadt zu brechen und schickte ein Heer gegen sie unter dem berühmten Feldherrn Federigo von Montefeltro. Nach der Einnahme Volterras empörten sich die Söldner beider Parteien, und die unglückliche Stadt erfuhr die Schrecken einer barbarischen Plünderung. Lorenzo war unschuldig daran, allein er hatte zum Kriege getrieben, und die Erinnerung an diesen in Italien damals unerhörten Frevel blieb ein dunkler Flecken auf seinem Namen. Tiefer noch mußte ihn die Verschwörung der Pazzi erschüttern. Anstifter waren die Glieder einer befreundeten Adelsfamilie, deren Name durch ein Juwel der Baukunst mit dem Aufgang der modernen Bildung verknüpft ist, Helfershelfer ein Nipote des Papstes, den Lorenzo mehrfach gereizt hatte, und der Erzbischof von Pisa. Als beim Hochamt in der Kathedrale der Priester die Hostie erhob, wurde der jüngere Bruder Giuliano niedergestochen. Lorenzo entkam nur, weil die eherne Thür der Sakristei von Angelo Poliziano hinter ihm zugeworfen wurde. Dann raste die Volkswuth gegen die Mörder. Der Erzbischof und Francesco de' Pazzi wurden in der Signoria zum Fenster hinaus gehängt. Lorenzo hielt eine schöne Rede zur Beruhigung des Volkes, aber doch erst, nachdem über sechzig Menschen getödtet waren; Verbannungen und Konfiskationen thaten das Uebrige. Den Purpur hat Lorenzo nicht gewollt, aber sein bürgerliches Kleid war geröthet von Blut.

Grenzenlos waren der Jubel und die Verehrung des Volkes, als Lorenzo aus Neapel zurückkam. Er kannte dieses Volk. Ein Fehler in der äußeren Politik würde seine Bewunderung in Haß verwandeln. Und was war diese Politik anders als eine Reihe von Augenblickserfolgen in einem immer neuen Spiel von List und Bosheit. Fast schlimmer noch als die Feinde waren die Freunde, der grausame und falsche Ferrante von Neapel und der gewissenlose und eifersüchtige Ludovico il Moro. Mag der geborene Diplomat in der Intrigue selbst Genuß finden, am Ende der Rechnung muß er doch bekennen, wie Lorenzo in einem geistlichen Schauspiel den Kaiser Konstantinus zu seinen Söhnen sagen läßt:

> Ihr werdet's fühlen, wie viel Noth und Schmerzen,
> Die Herrschaft bringt, die euch so sehr am Herzen.
>
> Voi proverete quanto affanno e doglia
> Dà il regno di che avete tanto voglia.

Dazu war Lorenzo wie jeder, der das Leben genießen will, ein Verschwender. Wie er seine Lebenskraft in ungezügelter Liebesleidenschaft vergeudete, hat er auch mit dem ungeheuren Vermögen seines Hauses schlecht gewirthschaftet. Die Banken in Lyon und Brügge wankten, und es konnte nicht verborgen bleiben, daß er die Staatsgelder für seine

persönlichen Interessen verwendete. Die große Depositenbank für die Aussteuer der Bürgertöchter hatte ihre Zahlungen einschränken müssen. Das machte böses Blut. Die öffentliche Kontrole zu vermeiden war schon 1480 eine Verfassungsänderung durchgeführt, nach welcher alle, die nicht der mediceischen Partei angehörten, thatsächlich von der Verwaltung ausgeschlossen waren. Es war der erste Schritt zur Alleinherrschaft. Im Jahre darauf wurde ein neuer Mordanschlag entdeckt, und das Haupt des Staates erschien von nun an im schützenden Geleite von Freunden und Klienten gleich einem Tyrannen.

Als er ein Knabe war, hatte Lorenzo zugehört, wie Marsilio Ficino mit seinem Großvater über das höchste Gut disputirte, und als junger Mann war er stolz auf seine antike Seelenruhe; sie sollte ja die schönste Frucht antiker Weisheit sein. Als Angelo Poliziano ihm die Krankheit seiner Kinder schonend mittheilen ließ, tadelte er ihn, daß er ihn für so schwach hielte. Aber als seine Mutter starb, schrieb er an die Herzogin von Ferrara: Ich habe nicht Geisteskraft genug, um einen solchen Fall in Ruhe zu ertragen, da ich nicht bloß die Mutter verloren habe, sondern die einzige Zuflucht in meinen vielen Sorgen und Bedrängnissen, die einzige Helferin. — Da versagte die antike Weisheit. Auch die Schönheit der Antike konnte ihn nicht trösten. Die Pallas, die Sandro Botticelli malte mit den Zeichen der Medici auf dem Gewande, war nicht die Göttin von Athen und, wenn Bacchus mit seinen Satyren im Karneval erschien, was war es anders als ein Maskenzug! Die Schwärmerei für das Alterthum war bei den Menschen des fünfzehnten Jahrhunderts doch nur ein Spiel der Phantasie. Wie bei einem der großen Sonnenuntergänge des Südens, die Himmel und Erde in Purpurgluthen tauchen, blickte man durch goldene Thore in eine fremde wunderbare Welt. Aber die Feuer verglühen, ein kühles Blau umhüllt die fernen Berge und nur die Sehnsucht bleibt nach dem erträumten Glück. — Und war es anders mit der Gegenwart? Auch jene tolle Karnevalslust klingt immer wieder aus in den klagenden Refrain: di doman non è certezza — niemand weiß, was morgen ist!

In einem ergreifenden Hymnus ruft Lorenzo Gott an als das höchste Gut, ihn, den allein er sucht und den er nimmer findet.

O dio, o sommo bene, or come fai,
Chè te sol cerco e non ritrovo mai.

In allen Dingen sucht er ihn, denn jedes Ding ist gut und schön durch Gott. Gott ist an allen Orten und er findet ihn an keinem. Er spricht zu ihm: „du hast mit deiner Liebe mir das Herz entzündet, dann bist du entflohen und ich seh' dich nimmer." Endlich sagt er zu seiner betrübten Seele:

anima trista, — cerchi
Beata vita, onde la morte viene.

Glückselig Leben suchst du da, woher der Tod uns kommt!

Und der Tod kam bald. Noch nicht dreiundvierzigjährig lag Lorenzo auf seinem Landgut zu Careggi im Sterben. An seinem Bette stand ein kleiner hagerer Mann mit einer Adlernase und dunkelglühenden Augen, der Prior von San Marco, Girolamo Savonarola. Zur Buße mahnend, hob er die feine durchsichtige Hand, dann segnete er den Sterbenden. Die Absolution hat er ihm nicht ertheilt.

Cöln. C. Aldenhoven.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Arzt contra Bakteriologe.

Dem Wunsche einiger Freunde und auch seinem eigenen nachgebend, hat es jüngst Ottomar Rosenbach unternommen, seine im Laufe von fast zwei Jahrzehnten erschienenen Arbeiten über bakteriologisch-klinische und hygienische Probleme den Fachgenossen gesammelt vorzulegen. Der Verfasser, als Denker, Forscher und Arzt gleich hervorragend, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt durch einige Aufsätze über Tagesfragen, die in dem vorliegenden Bande ebenfalls wiedergegeben sind. Der Titel, den Rosenbach seiner Sammlung gegeben hat, „Arzt contra Bakteriologe", kennzeichnet seine Abhandlungen sofort als Streitschriften; er wird die Leser fremdartig berühren, weil er auf einen Gegensatz hinweist, der unter Vertretern rein exakter Wissenschaften immerhin auffällig ist.

In zahlreichen Artikeln ist zur Genüge betont worden, daß die Fortschritte der Medizin im verflossenen 19. Jahrhundert hauptsächlich deren Anlehnung an die Methode der Naturwissenschaft zuzuschreiben sind. Dadurch, daß die Medizin sich von der Spekulation abwandte und nur das Experiment und die auf sinnliche Wahrnehmung gestützte Beobachtung gelten ließ, sei der Aufschwung der einzelnen Sonderzweige erzielt worden. Die Methodik der Naturwissenschaft beschränkt sich aber durchaus nicht, wie noch heute viele medizinische Forscher irrthümlich behaupten, nur auf den Versuch und die Beobachtung, auf die Induktion; die auf diesem Wege gewonnenen Ergebnisse erhalten vielmehr erst Werth und Bedeutung durch die Deduktion aus der von den Experimenten abgeleiteten Theorie. Die Geringschätzung der rein deduktiven Verstandesthätigkeit ist vielen Vertretern der experimentellen Medizin eigen; sie wird aber von Physikern und Chemikern, die gerade ihr so viele schöne theoretische und praktische Ergebnisse verdanken, durchaus nicht getheilt.

Die Beschränkung der Forschung auf das Laboratoriumsexperiment unter bewußter Ablehnung jeder anderen Methodik, vor allem jeder deduktiven Kritik, mußte nothwendig zu Gegensätzen führen, deren einen besonders augenfälligen der Titel des Werkes von Rosenbach scharf hervorhebt.

Eins der erfolgreichsten Gebiete moderner Forschung ist die von Pasteur und Koch neu geschaffene Lehre der Bakteriologie, welche sich lediglich auf den Laboratoriumsversuch stützt und hierbei zunächst die praktische Medizin außerordentlich förderte, dann aber auch manche Zweige der experimentellen Hygiene überhaupt neu begründete. Die schönen Ergebnisse dieses jüngsten Zweiges der Medizin aus den letzten zwei Jahrzehnten sind ja auch in Laienkreisen genügend gewürdigt.

Der Titel, den Rosenbach für seine Abhandlungen wählte, deutet nun einen Gegensatz zwischen Arzt und Bakteriologie an. Noch auffälliger dürfte es den Lesern erscheinen, daß Rosenbach sogar den Sieg dieser Opposition gegen die Bakteriologie in dem Vorwort zu dem vorliegenden Werke ankündigt. Thatsächlich hat diese Opposition schon seit fast anderthalb Jahrzehnten eingesetzt, wenn auch nicht gegen die Methoden der Bakteriologie und die mit ihnen gewonnenen Ergebnisse, sondern gegen die Schlußfolgerungen, die aus diesen Ergebnissen vielfach gezogen wurden, und gegen das Bestreben der Vertreter dieser Richtung, allein in allen Fragen praktischer Medizin die Entscheidung zu beanspruchen. Es zeigte sich bei der Entwicklung der Bakteriologie die in der Geschichte der Wissenschaften häufige Erscheinung, daß gerade besonders erfolgreiche Methoden nur dann zu Fortschritten der Erkenntniß führen, wenn eine gesunde Skepsis ihnen gegenübertritt. Die Träger einer solchen Opposition werden zwar im Anfang aufs Härteste befehdet oder als Schwärmgeister ignorirt, und nicht immer waren sie es, denen die Verdienste um den endlichen Sieg ihrer Lehren zuerkannt wurden. Heute wird nicht mehr bestritten, daß das Schlagwort Rosenbach's berechtigt ist, daß wirklich mit der Zeit ein tiefer Gegensatz zwischen den Auf-

Digitized by Google

gaben des Arztes und den Forderungen der Bakteriologen hervortrat, ein Gegensatz, der auch jetzt noch nicht ganz ausgeglichen ist. Augenblicklich ist nur der größere Theil der Streitpunkte zur Erledigung gelangt, und zwar zu Ungunsten der ursprünglichen bakteriologischen Dogmen. Es ist von allgemeinem Interesse, die einzelnen Phasen dieses Kampfes in ihrer historischen Entwicklung hier darzustellen.

Die Theorie, daß die Mehrzahl der ansteckenden Krankheiten ihre Ursache dem Eindringen mikroskopischer Lebewesen verdankt, deren Uebertragung vom Kranken auf den Gesunden stets das gleiche Krankheitsbild wieder erzeugt und so durch Ansteckung die Weiterverbreitung der Krankheit hervorruft, diese Theorie, deren Anfänge bis ins Alterthum zurückgehen, ist schon vor fünfzig Jahren von Jacob Henle als Hypothese ausführlich begründet worden und sie war durch weitere zwei Jahrzehnte ein Lieblingsgebiet der Forschungen zahlreicher Aerzte. Der Beweis für diese Theorie scheiterte anfangs an dem Fehlen beweisender Untersuchungsverfahren. Erst Pasteur und vor allem Koch bewiesen durch Einführung neuer brauchbarer Methoden experimentell die Richtigkeit der Hypothese. Koch ging von künstlich erzeugten Thierkrankheiten aus, von denen er Schlüsse auf die Wundinfektionskrankheiten des Menschen zog; er und seine Schüler erforschten mit Hilfe der von ihm angegebenen Methoden die Ursachen zahlreicher menschlicher Infektionskrankheiten.

Die erste Periode dieser an wichtigen Entdeckungen so reichen Zeit schloß mit dem Nachweis, daß den meisten spezifischen Infektionskrankheiten des Menschen auch spezifische Krankheitserreger entsprechen, daß diese Krankheiten niemals ohne Uebertragung und ohne das Eindringen ihrer Krankheitserreger zu Stande kommen können. Man lernte das Vorkommen jener Keime in der Außenwelt, ihre Lebensbedingungen und die Wege der Uebertragung vom Kranken auf den Gesunden kennen. Mit dem Abschluß dieser Periode war das System der strengen Kontagionslehre zur siegreichen Herrschaft bei Hygienikern und Aerzten gekommen. Die Resultate des Laboratoriums-Thierversuches galten als unanfechtbar, denn die Methodik war so zuverlässig wie kaum eine andere auf diesem Gebiete der experimentellen Medizin. Aber die Uebertragung der Resultate auf den Menschen enthielt doch einen schwerwiegenden Fehler, dessen Auffindung und Widerlegung aber fast anderthalb Jahrzehnte beanspruchte, obgleich dieser Fehler durch Deduktion verhältnißmäßig leicht aufzudecken gewesen wäre. Er lag in einem irrthümlichen Analogieschluß vom Thier auf den Menschen. Wenn man ein bestimmtes Versuchsthier mit einer bestimmten Menge rein gezüchteter Krankheitserreger infizirte, so war das Ergebniß des Versuches, wie groß auch immer die Zahl der Versuchsthiere war, ein stets gleichartiges. Das Thier zeigte entweder keine Krankheitserscheinungen, es war immun oder es erlag dem Eingriff stets unter den gleichen Erscheinungen. Im Interesse der Reinheit des Versuches arbeitete man nämlich stets mit absolut sicheren, in der Praxis meist gar nicht vorkommenden Uebertragungsmethoden des Ansteckungsstoffes und an den für ihn als besonders empfänglich erkannten Thierarten. Das Eindringen des Krankheitserregers galt nun auch beim Menschen, wie im künstlich abgeglichenen Thierversuch als gleichbedeutend mit der Erzeugung typischer Erkrankung. Dieser Schluß hätte, ehe er angenommen wurde, nothwendig erst der Kontrole durch andere Methoden der Forschung bedurft. Die klinische Beobachtung und die Untersuchung mit Hilfe der Methoden der pathologischen Anatomie, die epidemiologische Statistik sind solche gleichwerthigen Untersuchungsmethoden, und sie hätten ergeben, daß die Verhältnisse beim Menschen eben ganz anders liegen als bei dem für den jedesmaligen Versuch passend gewählten hinfälligen Versuchsthier. Aber die experimentellen Ergebnisse der Bakteriologie waren durch zehn volle Jahre so blendend, daß eine Kritik überhaupt kaum vernehmbar war, es sei denn von Leuten, denen zuweilen genügende Sachkenntniß fehlte.

Die erste Seuche, die seit dem Herrschen der bakteriologischen Aera Europa überfiel, die Cholera von 1892, machte die Probe auf das Exempel mit dem Ergebniß, daß der Ansatz falsch war. Die bakteriologische Durchforschung der Cholerakranken führte zu dem Aufsehen erregenden Befunde, daß der Choleradazillus sich bei zahlreichen Menschen ansiedelte, ohne daß sie je Krankheitserscheinungen zeigten. Die Opposition gegen die herrschende orthodox-bakteriologische Schule, die bei dieser Thatsache zum ersten Male stärker einsetzte, wurde damals souverän abgethan als Widerspruch von Männern, die wissenschaftlich reaktionär seien, die sich die verantwortungsvolle Rolle anmaßten, über Dinge zu reden, von denen sie nichts verstünden, und so die Maßnahmen störten, die im Interesse des Volkes erforderlich seien. Aber die Opposition erstarkte an den immer neuen Feststellungen, die den Gegensatz zwischen der Lehre und den Ergebnissen der Beobachtung am Menschen verschärften. Bei der Diskussion der Tuberkulose und Diphtherie ergab sich der gleiche Unterschied zwischen Experiment und Wirklichkeit. Immer mehr zeigte sich, daß der Mensch gegenüber den spezifischen Krankheitserregern der einzelnen Krankheiten sich ganz anders verhielt, als das passend ausgesuchte Versuchsthier. Neben der im allgemeinen ziemlich konstanten Größe des Krankheitserregers kam als gleichwichtiger Faktor die im einzelnen Falle außerordentlich wechselnde Höhe der Widerstandskraft des vom Krankheitserreger befallenen Individuums in Betracht. Während der Bakteriologe lange nur zwei Zustände gelten ließ, die absolute, durch schwere Erkrankung oder Tod gekennzeichnete Hinfälligkeit des Versuchsthiers oder die absolute Immunität, zeigte sich, daß beim Menschen das Verhältniß des Organismus gegenüber dem Krankheitserreger innerhalb dieser beiden Grenzen individuell erheblich schwanken konnte, und daß der Grad der Widerstandsfähigkeit abhängig war von angeborenen oder erworbenen Zuständen verschiedener Art, daß dabei Alter, Lebensweise, soziale Verhältnisse eine große Rolle spielten. Die Thiere verhielten sich überdies nicht einmal anders; die der herrschenden Lehre zu Grunde gelegten Versuche stellten nur den einen Sonderfall einer besonders großen Gattungsempfänglichkeit dar, ein Verhältniß, das zwar für die Reinheit der Versuche besonders geeignet war, nicht aber für verallgemeinernde Schlußfolgerungen. Gegenwärtig ist diese Auffassung von dem Zustandekommen der Infektionskrankheiten des Menschen fast allgemein anerkannt. Auch die Vertreter der bakteriologischen Methodik haben sich zu einem erheblichen Theil ihr angeschlossen. Vereint ja diese Auffassung allein die Ergebnisse der verschiedenen Forschungsmethoden, ohne sich in Widerspruch mit Thatsachen zu setzen. Zum Siege der Opposition trug nicht zum wenigsten gerade die Richtung bei, welche die bakteriologische Methodik im letzten Jahrzehnt eingeschlagen hat, indem sie nicht mehr einseitig die Lebenseigenschaften der Krankheitserreger, sondern die Reaktion der Gewebe des befallenen Körpers gegen die Eindringlinge zum Gegenstand ihres Studiums machte und hierbei eine Reihe hochinteressanter theoretisch und praktisch wichtiger Ergebnisse auf dem Gebiete der Immunitätslehre erzielte. Von besonderem Interesse ist hierbei, daß Emil von Behring, einer der Hauptführer dieser Richtung, für zwei besonders häufige Krankheiten, Diphtherie und Tuberkulose, neuerdings im wesentlichen zu ganz gleichartigen Auffassungen gekommen ist, wie sie die „Antibakteriologen" solange in der Opposition vertraten. Robert Koch allerdings, der Hauptbegründer der bakteriologischen Methodik, hält im Gegensatz hierzu fast durchweg noch an dem alten orthodox-kontagionistischen Standpunkt fest.

Für die Praxis ist es von der größten Bedeutung, welcher der beiden entgegengesetzten Standpunkte zur Grundlage für Abwehrmaßregeln gegen die Seuche gemacht wird. Der rein kontagionistische Standpunkt, welcher nur den Krankheitserreger berücksichtigt, kennt als Abwehrmaßregeln ausschließlich die Vernichtung der äußeren Feinde und die Verhinderung ihrer Ausbreitung vom Erkrankten auf die bisher Verschonten. Der Standpunkt der Gegner, welchen

man kurz als den der Dispositionslehre bezeichnen kann, geht von viel weiteren Gesichtspunkten aus. Er berücksichtigt im Einzelfalle daneben noch diejenigen Ursachen, welche unter normalen Verhältnissen und zur Zeit des Herrschens von Seuchen die Empfänglichkeit des Individuums und der Gesellschaft für Krankheitserreger steigert oder herabsetzt, und zieht sie ebenfalls in den Bereich seiner Maßnahmen, unter Umständen in erster Linie.

Der erste Standpunkt führte zu jener bleichen Bakterienfurcht, welche die Krankheitserreger als die Feinde an sich auffaßte, und den Kranken nicht als Gegenstand des Mitleids und der Pflege, sondern nur als Ausgangspunkt einer Gefahr ansehen ließ. Er ist auch heute nicht ganz überwunden, und die orthodoxen Bakterialagen appelliren immer wieder an die Bakterienfurcht, wenn sie die Nothwendigkeit der von ihnen vorgeschlagenen, oft harten Maßnahmen begründen. Sie setzen damit ihre Gegner nicht ins Unrecht; denn diese bestreiten die Nothwendigkeit, auch die Krankheitserreger zu bekämpfen, ganz und gar nicht. Sie aber wollen die Abwehrmaßnahmen nicht auf diesen rein symptomatischen Gesichtspunkt beschränkt wissen. Im allgemeinen kann man sagen, daß jetzt die Vertreter der Dispositionslehre den Sieg errungen haben. Aber der Kampf war kein leichter, und wenn auch die Anhänger ihrer Richtung jetzt zahlreich genug sind und glänzende Namen in ihrer Mitte sehen, so war dies im Anfang nicht der Fall; vor zehn Jahren war die Zahl der Vertreter der Opposition eine sehr geringe, und es gehörte großer Muth dazu, gegen den Strom zu schwimmen. Ottomar Rosenbach war nicht der einzige Vorkämpfer; neben ihm müssen unter den Ersten vor allem Virchow, Huepne, P. Grawitz, Liedreich und Gläser, unter den Späteren D. v. Hansemann, A. Gottstein, Schleich und Martius genannt werden. Aber er war einer der vordersten und unermüdlichsten Gegner, und wenn jetzt von allen Seiten erklärt wird, nachdem einmal die Lösung des Problems erreicht ist, daß der Ausgang des Kampfes von vorn herein doch kaum zweifelhaft habe sein können, so muß man Rosenbach Recht geben, wenn er in dem Vorwort zu seinen gesammelten Abhandlungen hervorhebt, daß es werthvoll ist, einmal rückblickend darauf hinzuweisen, wie schwierig die anfängliche Lage der Opposition gewesen ist. Ein besonderes Moment der Beweisführung von Rosenbach ist noch die eigenartige Auffassung der Aufgaben des Arztes. Immer und immer wieder betont er mit starken Gründen, wie durch die einseitige Infektionslehre der Bakteriologie die Aufgabe des Arztes, individuelle Krankheitszustände zu beurtheilen, zu bekämpfen oder wenigstens zu lindern, verhindert oder verkürzt wird. Immer wieder hebt er hervor, daß ein offener Gegensatz zwischen den Zielen, die sich die vorbeugende Hygiene in der Fassung der reinen Bakteriologen stellt, und den Aufgaben, die dem Arzte zugewiesen sind, klafft; immer wieder gibt er die Wege an, zu Gunsten des Arztes und des leidenden Patienten eine Lösung zu finden. Heute besteht auch hier Einverständniß in Bezug auf die Hauptrichtung der Abwehr gegen die Seuchen. Mit Ausnahme einiger hygienischer Heißsporne, die ungedenk der Schwierigkeiten der Praxis, ihr ganzes Können nur in Absperrung, Desinfektion und Krankenhauszwang erschöpfen, hat die soziale Richtung unserer Zeit zwar für die ersten Anfänge eingeschleppter Seuchen die Nothwendigkeit dieser Maßnahmen zugestanden, für unsere endemischen Krankheiten aber ihre Aufgaben durch humanere Gesichtspunkte erweitert.

Ein einziger Gegensatz zwischen Bakteriologie oder, richtiger hier ausgedrückt, zwischen Seuchenbekämpfung und ärztlicher Thätigkeit wird über den jetzt entschiedenen Kampf hinaus fortbestehen, weil er begründet ist in den ganz verschiedenen Aufgaben, die den seuchenbekämpfenden Behörden und dem Arzte zustehen, der lediglich individualistisch thätig ist. Die bakteriologische Forschung hat uns unwiderleglich davon überzeugt, daß nicht bloß kranke, gleichviel ob leicht oder schwer befallene, sondern daß auch ganz gesunde Menschen Träger des spezifischen Ansteckungsstoffes sein können, ja daß sogar in Seuchenzeiten, in denen nur ein Bruchtheil von wenigen Prozent wirklich erkrankt, dennoch eine große Zahl auch der Verschontgebliebenen den Krankheitskeim aufgenommen hat, ohne zu erkranken, und daher ihn weiter verbreiten kann. Auch mit diesen Gesunden hat daher der praktische Hygieniker zu rechnen, sobald an ihn die Forderung herantritt, die Verbreitung des Infektionsstoffes möglichst zu beschränken. Für den Arzt kommen selbstverständlich diese gesund gebliebenen Ansteckungsträger nicht in Betracht; seine Fürsorge erstreckt sich nur auf solche Individuen, die auf die Infektion mit Krankheitserscheinungen reagiren. Seine Aufgabe ist es dann, den Grad dieser Reaktion zum Gegenstand seiner Beobachtung und Behandlung zu machen. Der Hygieniker kennt also beim Herrschen von Seuchen die zwei Kategorien der Bakterien-Träger und Bakterien-Freien, der Arzt dagegen die zwei Kategorien der Gesunden und der Kranken. Beide Gruppen decken sich nicht, und insofern wird, undeschadet der Einheitlichkeit der Auffassung von der Krankheitsentstehung, ein Gegensatz zwischen Arzt und Bakteriologe bestehen bleiben, der sich aber lediglich durch die Verschiedenheit ihrer praktischen Ziele erklärt.

Ein oft leidenschaftlicher Kampf um die Auffassung über das Zustandekommen der menschlichen Infektionskrankheiten ist gegenwärtig im wesentlichen zum Abschluß gekommen. Von dem erreichten Ruhepunkt aus gewährt es dem Betheiligten ein besonderes Interesse, auf die einzelnen Phasen zurückzublicken, und hierfür sind in hervorragendem Maße die anziehenden Aufsätze Rosenbach's geeignet. Auf jenen Kampf hat Rosenbach einen großen Theil seiner Arbeitskraft durch Jahre hindurch verwendet, er hat seiner Ueberzeugung persönliche Opfer gebracht; viele Früchte seines Kampfes haben spätere Forscher mit leichter Mühe geerntet, sie haben nur in gangbarere Münze umgesetzt, was er zuerst geprägt. Viele zündende Schlagworte jenes Kampfes sind von ihm zuerst angewendet worden, viele Definitionen von ihm zuerst gegeben. Die Schärfe und Lebhaftigkeit der Darstellung, die Humanität der Gesichtspunkte lassen es wünschen, daß die Herausgabe der gesammten Abhandlungen auch ihren Zweck erreicht. Der Kampf gegen die Einseitigkeit der bakteriologischen Schule ist übrigens nicht der einzige, den Rosenbach innerhalb des gleichen Zeitraumes geführt hat. Ihm gebührt das fernere Verdienst, auf einem allgemeineren Gebiete der Medizin als dem der Bakterienerkrankungen ganz neue Gesichtspunkte über die Auffassung des Zustandekommens von Krankheitsvorgängen in die Pathologie eingeführt zu haben. Der Kampf gegen die Ueberschätzung des Symptoms und gegen die ausschließliche Berücksichtigung von solchen Krankheitserscheinungen, die zu anatomischen Veränderungen geführt haben, ursprünglich von Rosenbach allein geführt, beginnt seit wenigen Jahren ebenfalls weitere Kreise zu betheiligen. Der anfänglich recht einsame Denker, der die „funktionelle Diagnostik" und die Verwerthung der Betriebsstörungen ohne anatomische Grundlagen zum Gegenstand zahlreicher, oft nicht leicht verständlicher und darum wenig populärer Abhandlungen gemacht hat, kann heute mit Befriedigung eine Strömung anwachsen sehen, die auch diesem Gebiete seiner Lehren eine große Anhängerschaft verheißt. Noch weniger als im Kampfe gegen die Bakteriologie wird es hier möglich sein, die schöpferische Bedeutung Rosenbach's zu übersehen. Aber seine Verehrer dürfen den Wunsch aussprechen, daß er als Gegenstück zu dem oben besprochenen Werke baldigst auch seine Abhandlungen auf dem letzteren Gebiete gesammelt herausgibt.

A. Gottstein.

Digitized by Google

Emile Verhaeren als Lyriker.

Die französische Litteratur, lange Zeit fast ganz auf Paris beschränkt, ethnisch der Ausdruck der gallischen Volksseele, wurde im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts durch das reichere Einströmen germanischer Elemente eine andere, als sie ursprünglich gewesen. Man lernte die Engländer, die Deutschen und Skandinavier verstehen und schätzen, und als Dichter auftraten, die, wenn auch nicht ihre Nachahmer, so doch in ihrem Sinne schufen, lehnte man sie nicht mehr ohne weiteres ab, wie es in früheren Jahren wohl geschehen wäre, wurde doch selbst Musset einiger metrischer Besonderheiten wegen, die er sich erlaubt hatte, von der Kritik befehdet und noch Paul Verlaine aus ähnlichen Gründen außer Acht gelassen und todt geschwiegen, bis der neue Geist seinen Einzug hielt. Schritt für Schritt erfiegte sich die Moderne das ganze Gebiet; ja selbst die Revue des Deux Mondes, die sorglichste Hüterin des klassischen Geschmacks, erschloß den Versifexisten und Symbolisten ihre Pforten als Künstlern, an denen man um ihrer Bedeutung willen nicht mehr vorübergehen könne. Aber nicht nur dies. Wenn man von Henri de Régnier absieht, sind alle namhaften französischen Lyriker unserer Zeit ihrem Stamme nach Fremde, Germanen, die meisten Belgier, Francis Vielé-Griffin und Stuart Merrill Amerikaner.

Die eigenartigste, bedeutendste Persönlichkeit dieser neuen französischen Lyrik ist unzweifelhaft Emile Verhaeren, in England ebenso berühmt wie in Frankreich und Belgien, in Deutschland fast unbekannt. Er hat der Wucht der Sprache auch noch jene innere Fülle, jenes tiefe Leuchten verliehen, die ihr bei Victor Hugo, seinem Vorgänger in der großen Lyrik — enfant sauvage de Victor Hugo nennt ihn Albert Mockel, als Dichter selbst ein enfant sauvage de Verhaeren — noch fehlten, die aber schon aus Verlaine's O mon Dieu, vous m'avez blessé d'amour herauszuahnen waren. Seine Gedichtsammlungen, bisher zu drei Bänden vereinigt von der Société du Mercure de France herausgegeben, zuerst einzeln erschienen, zeugen von einer monumentalen Kraft, die an Jef Lambeaux erinnert, den großen belgischen Plastiker, oder an Rodin selbst, der ja seinerseits den Belgiern viel von seinem Besten verdankt und in ihrer Kunst nicht so vereinzelt dastünde wie in der französischen.

Emile Verhaeren ist 1855 zu Saint-Amand in der Nähe von Antwerpen geboren und verlebte seine Jugend in Flandern auf dem Lande, an den Ufern der Schelde. Auf Studien in Brüssel und Löwen folgte eine kurze Thätigkeit im Barreau zu Brüssel, an dessen Neuer Universität Verhaeren nun seit einigen Jahren als Professor wirkt. Ryssel-berghe hat ihn in seiner bizarren Manier gemalt: ein kleiner Kopf mit jenen stark modellirten Zügen, die man von Meunier kennt, nichts Lyrisches im gewöhnlichen Sinne, aber Kraft.

In seinen ersten Bänden war Verhaeren noch Parnassianer, schloß sich aber dann den Versifexisten an; und erst im vers libre fand er sein tiefstes, innerstes Ich, seine ganze Fülle. Er begann 1883 mit der Sammlung Les Flamandes, die völlig im Zeichen des Naturalismus der achtziger Jahre steht, doch in strengen Alexandrinern geschrieben, Sonetten und vierzeiligen Strophen, schon diese echt belgisch, ganz in des Dichters heimathlicher Erde wurzelnd, von ihrem starken Dufte überall durchzogen. Er schildert hier — ich bediene mich der Worte André Beaunier's in dessen Studie über Verhaeren (Revue bleue, 1900) — „heiße Ställe mit reihenweise stehenden Kühen und summenden Fliegen, Höfe mit fetten, grunzenden, rosigen Schweinen, die mit dem Rüssel in Abfällen wühlen, kühle Milchkeller mit beschlagenen Steingutkrügen, helle Küchen mit flackerndem Herdfeuer, Trinkstuben mit langen Tischen und herumsitzenden Zechern, Schinken- und Speckessern, dralle Dirnen mit frischen Farben und lebhaften Geberden, Tanz und Gesang, Trunk und Schmaus und Bettlerpack . . . .“ Es ist das derbkräftige Flandern eines Tenier's, nur mit dem Pinsel von Rubens gemalt. Ein Sonett in meiner Uebersetzung stehe als Probe hier:

Brotbacken.

Für Ostern gab es Brot zu backen für die Dirnen
Aus gelber voller Milch und Mehl wie Schnee so weiß.
Die nackten Arme standen spitz, von allen Stirnen,
Beim Kneten vorgebeugt, troff in den Trog der Schweiß.

Hände und Finger, ja die ganzen Körper dampften,
Die Mieder platzten fast, offen stand jeder Mund,
Wie wechselnd in den Teig die großen Fäuste stampften
Und ihn dann wirkten, Laib für Laib, wie Brüste rund.

Das Backhaus rauchte schon in allen Bauernhöfen,
Da schoben sie das Brot in die geheizten Oefen,
Geschickt je zwei und zwei vom Ende eines Bretts.

Die Flammen schlugen jäh heraus, die lohendheißen,
Brandrothen Hunden gleich, die, rasend vom Gehetz,
Anspringen, ihnen die Gesichter zu zerreißen.

Ein anderes Flandern, ein mystisches, schilderte die folgende Sammlung, Les Moines (1886), ebenfalls in Alexandrinern gedichtet, ein Seitenstück zu Les Flamandes. Hier zeigt er uns „Mönche von sanftem Sinne, naive Anbeter unsrer lieben Frau, beschauliche Gemüther, deren Leben unbeachtet und einsam dahinfließt, kampflustige Männer, deren rauhe Hand das Kreuz wie ein Schwert führt, düstere Büßer, die sich in die Furcht vor einem rachsüchtigen Gotte hineinbohren, ritterliche Gestalten, die das Kloster als Schloß ansehen und wie Ritter in starrer Rüstung als Gerichtsherren im Charstuhl sitzen — allesammt strenge Hüter todter Ueberlieferungen, leidenschaftlich aus übertriebener Demuth, hochmüthig vor gequältem Stolze“ (Beaunier). Und selbst die Natur ist hier mystisch geworden.

Ein Abend.

Der Sonnenuntergang legt wie ein Büßerhemd
Aufs Land den Frieden und die Ruh der Abendstunde,
Scharf heben sich auf byzantinisch-goldnem Grunde
Die Dinge alle ab, doch räthselhaft und fremd.

Der Hagel ließ ein Schlossenheer die Luft durchziehen,
Nun glänzt der Himmel wie der Platz vor einem Dom;
Im Westen allgemach erlischt der Feuerstrom,
Wo Tagesgold und Silberlicht der Nacht sich mischen.

Leer ist der Horizont und öd; es zieht sich bloß
Durch Brachgefilde, hie und da bestockt mit Ginster,
Eine Allee von Eichen, riesig, starr und finster,
Weithin bis zu den nächsten Farmen, endelos.

Die Bäume gehn, sie gehn — wie Mönche wohl als Tröster
Im Leichenzuge gehn, von Abendgram erfüllt,
Wie einst die Büßer zogen, ganz in Schwarz gehüllt,
Bis ihnen fern der Friede winkte alter Klöster.

Und wie die nackten Bäume so im Dämmerflor
In langer Doppelreihe auf zum Westen schreiten,
Wo blutroth ein Päonienfeld sich scheint zu breiten,
Ist es, als zögen sie zu ihrem Gott empor,

Die schwarzen Mönche mit den obendtrüben Herzen;
Doch im Azur weit über ihrem ganzen Pfad
Erblinkt schon hell von goldnen Sternen eine Saat,
Gleich Flammen ihrer hohen unsichtbaren Kerzen.

Dies ist das Flandern, wie es Johannes Ruysbroeck, zubenannt Admirabilis, gesehen haben mag, das Auge stets jener Sonne zugekehrt, „die das Herz aus der Vielheit der irdischen Dinge zieht“, wie er selber sagt, ein erster Zeuge für den mystischen Kern der flandrischen Seele.

Digitized by Google

Die drei folgenden Sammlungen Verhaeren's, Les Soirs (1887), Les Débacles (1888) und Les Flambeaux noirs (1889), bilden eine Trilogie. „Sie athmen die Ueberspanntheit der Krankenstube, die Wollust der künstlichen Zerrüttung kranker Nerven und die fieberheiße Phantasie einer von furchtbaren Halluzinationen gepeinigten Seele, die ihre Krankheit beobachtet, ihr Fortschreiten verfolgt und sich dadurch erst recht zermartert" (Beaunier). In Les Débacles entfaltete sich Verhaeren's Gewaltigkeit in Sprache und Vision zum erstenmal ganz frei von allen fremden Einflüssen, auch von der hergebrachten Metrik befreit, und hier liest man Verse, die in ihrer Bildlichkeit des Ausdrucks und Klanges wohl mit jenen bekannten onomatopoetischen Hexametern aus Homer verglichen werden können, so in dem Stück Le Départ:

La mer choque ses blocs de flots contre les rocs
Et les granits du quai; la mer spumante
Et ruisselante et détonnante en la tourmente
De ses houles montantes . . .

und weiter:

Et — ses hauts mats craquants et ses voiles claquantes,
Mon navire d'à travers tout casse ses ancres
Et, cap sur le zénith,
Il hennit de toute sa tête
Vers la tempête —
Et part, bête d'éclairs, parmi la mer.

Die Gesichte selbst sind oft bizarr, Ausgeburten einer kranken Phantasie — wie denn die Gedichte in einer seelischen und körperlichen Krisis entstanden — doch immer großartig. Immer wilder und toller werden die Gesichte. Zahlen führen ihren unsinnigen Reigen auf, ein goldener Katafalk erscheint ihm, in dem der Leichnam seiner Vernunft zur ewigen Ruhe bestattet werden soll. Die Seele flüchtet sich bewußt in den Wahnsinn, wie in ein Asyl des völligen Friedens, wo sie sicher ist vor ihren Qualen, sicher vor ihren Gedanken, die eisern über sie dahinschreiten.

Wie ein Intermezzo steht zwischen dieser Trilogie und der nächsten die Sammlung Les Apparus dans mes chemins (1891). Sie setzt in ihrem Beginn die Halluzinationen von Les Débacles und Les Flambeaux noirs fort, sogar noch phantastischer, aber nicht mehr so krank. Es ist das letzte Fiederglühen eines Hirnes, das seine Genesung nahe fühlt. Der Geist des Horizonts (Celui de l'harizan) erscheint ihm, wie er, im Grauen vor sich selbst, den Weg in ein anderes Dasein sucht, ein Dasein von Mysterien magisch durchleuchtet in einer Felsenöde, wo Orakel ertönen, die Eiche redt und dem Erze Sprache gegeben ist; dann der Geist der Müdigkeit, des Ueberdrusses an dem Guten wie dem Bösen, an allem was ist (Celui de la Fatigue). Im Gewande todter Jahrhunderte kommt er daher, nicht mehr im Leben und noch nicht todt, ohne sterben und ohne leben zu können, ganz allein, der Ahnherr aller Denker.

Seit er auszog, die Sonne zu fassen,
— O seine arme Menschenhand! —
Fiel Ur und Memphis und Rom erstand,
War Babel öde und Theben verlassen,
War Rom ein Paris, Paris ein London
Und London versunken schon im Meer . . .

Und wieder eine andere Vision: der Geist des Nichts (Celui du Rien), ein König im Reiche der Fäulniß, wo König Learś Herz verdorrt, wo um den schwarzen melancholischen Hamlet die Raben als Hofstaat schwärmen, wo am seichten Strande Ophelia's Hände leuchten, zwei weiße Blumen, von Schimmel bedeckt, wo alles nur seinem Gesetze sich beugt, Laster und Tugend, Muth und Furcht, Glauben und Gottlosigkeit. Und er bringt dem Dichter die Trostesfackel und fordert ihn auf, vor diesem Weltengrab in dasselbe bitter ironische Lachen auszubrechen wie er.

In dieser Stimmung kommt eine Todessehnsucht über ihn.

Setzet Kreuze die Straßen hin,
Setzet Kreuze auf dem Wall,
Setzet Kreuze überall!
Alle, alle werden sagen:
Hier liegt eine Hoffnung begraben . . .

O käme doch der Tod!

Endlich aber weicht die Nacht und ein goldener Blitzregenbogen leuchtet im Osten auf. Nun erscheint ihm Sankt Georg:

Ein schöner Bote dahergesandt
Aus dem weißen marmorhellen Land,
Wo im Lustgefilde, am Meeresstrand
Am Baum des Guten wächst die Milde . . .
In lichter Brünne flammeneilig,
Jung und glaubensschön und heilig,
Kam er daher im Morgenschein
Und drang mir bis in die Seele ein;
Tiefer noch neigte er sich zu mir,
Da er mich sah auf den Knien hier;
Wie ein heilender Trank, golden und rein
Erfüllt er mich ganz
Mit seinem Glanz
Und leise mit süßem Schauer;
Und von dem hehren Anblick gebannt
Gab ich in seine stolze blasse Hand
Die Blumen voll Trauer,
Die Blumen meiner Schmerzen;
Und dann zeichnete er
Mit seinem Speer
Ein goldenes Kreuz mir auf die Stirn,
Daß Muth und Stärke erfülle mein Hirn,
Und ging zu Gott zurück — mit meinem Herzen.

Verhaeren's zweite Trilogie umfaßt die Sammlungen Les Campagnes hallucinées (1893), Les Villages illusoires (1895) und Les Villes tentaculaires (1895). In ihnen kehrt er zur Schilderung seiner flandrischen Heimath zurück, nur ist sie jetzt symbolisch und philosophisch vertieft, nicht zum wenigsten auch von sozialen Gedanken getragen, denen er zwar niemals fremd gewesen, aber erst jetzt sich thätig widmete. So gründete er 1892 zusammen mit Georges Eekhoud, dem trefflichen Bauernnovellisten, neuerdings wegen seines Romans Escal Vigar, der ihn auf die Anklagebank brachte, viel genannt, eine besondere Kunstabtheilung in der Volksbildungsanstalt zu Brüssel.

Les Campagnes hallucinées schildern das Elend des Landvolkes. Die Pachthöfe stehen öde, die Weiden sind verlassen, das Ackergeräth liegt auf dem undebauten Boden herum. Die Aermsten sind zur Auswanderung gezwungen; in Regen und Wind wandern sie auf der Heerstraße dahin, nichts vor sich als die Unendlichkeit des Weges, über der Schulter an ihrem Stecken, in das blaukarrirte Taschentuch gebunden, „ihrer Hoffnung vernutztes Linnenzeug" — le linge usé de son espoir, die Weiber mit Kindern an den Rockschößen, alle demüthig, ohne daß sich etwas in ihnen aufbäumt, selbst nicht Liebe mehr in ihren Herzen, so wurmstichig wie altes Holz, und in ihren zehn Fingern nicht einmal die Kraft, sich zu Fäusten zu ballen in Anklage wider das Schicksal und den grausamen Tod. So wandern sie dahin in ihrem unendlichen Elend, keine sentimentalen Auswanderer, wie sie ein Freiligrath sah, nein, unerbittliche Wirklichkeit von jener Art, die Meunier's Arbeiter aus den belgischen Kohlendistrikten an sich tragen. Am ergreifendsten kommt dieses Elend in den stammelnden, man möchte fast sagen unartikulirten „Liedern des Dorftölpels" (Chansons du fou) zum Ausdruck, die sich wie ein Zwischenspiel zwischen die größeren Bilder schieben.

Les Villes tentaculaires ist den Städtern gewidmet, die polypenarmig — daher das Epitheton — das Land aussaugen, mit ihren tausend Versuchungen das bäurische Volk an sich locken und dann verderben und vernichten. Da ragt

Digitized by Google

die Börse auf, ein viereckiger Riesenbau, das Monument des Mammons, dort breiten glänzende Geschäftsläden vor lüsternen Blicken ihre Diamanten, ihre kostbaren Stoffe aus. Das Theater blendet durch seine Lichteffekte, berückt durch seinen falschen Schimmer, weckt die Begierden durch seine üppigen Ballette, aber in den äußeren Stadttheilen qualmen und dunsten die Schlote, stampfen und stöhnen die Maschinen Tag und Nacht. Und wie anders war, der die Stadt gegründet haben soll, dessen verwitterte Statue neben dem romanischen Portal steht und der in der ächzenden Brust der Thürme die schweren Glocken dumpf gen Himmel schreien hört!

Er sprach in Wundern, damit man ihn höre,
In goldenen Lichtungen nachts im Hain,
Wo, selbst ein Symbol, das ragende Felsgestein
Ihm donnernd sang seine mystischen Chöre.

Er war das Erbarmen mit allen Schmerzen,
Auf Knien gekommen von Golgatha
Zu den Menschen her, die es leiden sah,
Zu ihrem Herzen.

Er sammelte durch sein Wort die Schwachen
Und lehrte sie glauben sein Paradies
Und in der Wanne, die er verhieß,
Entschlief er, die Stirn auf der Bibel, um nie zu erwachen.

Im dritten Theil dieser zweiten Trilogie entwirft dann Verhaeren Bilder eines wenn auch nicht arkadisch sorgenlosen, so doch freieren Lebens in einer rauhen, aber nicht böswilligen Natur. Viel vergebliches Bemühen auch hier. Der alte Schiffer (Le passeur d'eau) kämpft in seinem Boote gegen die Strömung und rudert und rudert, um zu ihr zu gelangen, die auf dem anderen Ufer im Nebel nach ihm ruft; zwischen den Zähnen hält er ein grünes Schilf. Aber das eine Ruder bricht und wird von der Fluth weit in die See getragen, dann bricht auch das Steuer.

Doch er, wie aus Erz gegossen,
Festgebannt im fahlen Sturmgebraus,
Mit dem einen Ruder,
Das noch seine Hände umschlossen,
In trotzigem Muth
Schlug er, zerbiß er die Fluth
Und die alten Blicke sahn
In ihrem Wahn
Wie durchzuckt von Sternen
Die Fernen,
Aus denen nach immer
Im eisigen Schimmer
Klagend die Stimme kam.

Da brach das letzte Ruder jäh,
Und weit in die See,
Wie einen Strohhalm, trieb es die Fluth.

Mit schlaffen Armen sank
Der Schiffer auf seine Bank,
Von vergeblicher Mühe die Lenden lahm;
Plötzlich fuhr auf der Kahn.
Da sah er, zurückgewandt:
Er war noch stets am Strand.

Die Fenster und Uhren ringsum,
Frömmelnde Augen groß und stumm,
Sie sahn
Vernichtet ihn durch seinen Wahn,
Der Alte jedoch
Hielt immer, und Gott weiß, wie lange noch,
Zwischen den Zähnen das grüne Schilf.

Andere Stücke von Les Villages illusoires schildern die Fischer, den Müller, den Schreiner, den Glöckner, den Todtengräber, den Schmied bei ihrer Arbeit oder in ihrem Wesen, wieder andere sind Naturbilder von unvergleichlicher Kraft und starker Schönheit. So La Pluie, das mit den Zeilen beginnt:

Lang wie endlose Fäden, der lange Regen,
Unaufhörlich, den ganzen grauen Tag,
Ueber grüne Felder und grünen Hag
Zieht er seine langen grauen Fäden,
Der Regen, der nicht enden mag,
Der lange Regen,
Der Regen.

Und dann „Der Wind":

Ueber unendlich weiten Haiden
Trompetet der Wind November aus,
Ueber unendliche Haiden
Mit Saus und Braus
Weht der Wind,
Mit schweren Flügelschlägen
Stürmt er den Städten entgegen,
Der Wind,
Der wilde Novemberwind.

Großartig ist das Bild der brennenden Schober (Les meules qui brûlent), wie einer nach dem andern Feuer fängt und in der Nacht hochauf lodert, daß die Luft roth wird und das Firmament wie erstorben scheint. Man findet dieses Gedicht und die meisten anderen der ausführlicher besprochenen in meiner Anthologie „Die belgische Lyrik von 1880–1900" verdeutscht; ich verweise auf sie.

Die dritte Trilogie Verhaerens umfaßt die Bände Les Heures claires (1896), Les Vignes de ma muraille, 1897 vollendet, doch erst 1899 in den Poèmes IIIe série erschienen und Les Visages de la Vie (1899). In ihnen hat der Dichter Frieden und Versöhnung gefunden, sein Auge, lange nur schrecklicher Bilder gewohnt, sieht wieder die Schönheit der Welt, nun um so leuchtender, um so heller, als jene Nacht so dunkel war. Les Aubes betitelt sich ein Drama Verhaeren's, das jener zweiten Trilogie anzugliedern ist; auf das Morgenroth folgte hier der Tag. Zum erstenmal erscheint hier auch Liebeslyrik, die in allen anderen Bänden fehlte:

Der Himmel entfaltete sich in Nacht
Und nur der Mond bewacht
Das schlummernde Schweigen . . .

Ich aber halte Deine Hände in den meinen,
Und meine Augen sehn in Deinen
So sichre, süße Gluth,
Ich fühle Dich so sehr im Frieden allerwegen,
Kein leisestes Bangen kann sich regen,
Und nichts verstört uns, feindlich gesinnt,
Den heiligen Muth,
Der in uns ruht
Wie ein schlafendes Kind.

Les Heures claires, denen dieses Fragment entnommen ist, sind eine Reihe entzückender Liebeslieder in „freien Versen", die einen Vergleich mit jenen Francis Viélé-Griffin's nicht zu fürchten brauchen, wenn sie auch weniger geschmeidig, weniger reinmusikalisch sind als diese. Les Vignes de ma muraille enthalten als köstlichste Perle das Stück Au Nord, den Bericht von zwei alten Matrosen, die an einem herbstlichen Abend in ihren Nord zurückkehren, an Bord ein Volk von Sirenen, die sich in den Tauen wiegen und die welligen Linien ihrer Glieder weich an die Seile schmiegen.

Das Boot, es glich einem silbernen Korbe
Voll Fleisch und Früchten und zitterndem Golde,
Auf Flügeln des Schaumes getragen.

Die Sirenen sangen oben
Im Tauwerk über dem Boot,
In Leiern die Arme erhoben,
Die Busen wie Feuer, das loht.

Aber die wetterharten Männer am Strande lassen sie vorüberziehen, sie hören das Singen nicht.

Digitized by Google

Und sie erkannten in dem Nebel
Die Freunde nicht aus ihrem Land
Und nicht das Boot von ihrem Strand,
Die Maste nicht und nicht das Segel,
Das einst unter ihren Fingern entstand;
Begriffen den Traum nicht, so wunderbar,
Weil er dieselbe Lüge nicht war,
Die man berichtet an ihrem Strand,
Und das Boot, so nahe dem Port,
Mit dem lockenden Wunder trieb es fort,
Ohne daß einer der Schiffer
Die Früchte von Fleisch und Gold
Pflücken wollt'.

Les Visages de la Vie behandeln in der gleichen versöhnenden Stimmung moralische Probleme. In ihnen „sucht Verhaeren in das Herz der Menschheit einzudringen und seine göttlichsten Wünsche zu belauschen. Milde, Güte, Liebe und all die holden Tugenden des Friedens sind der Gegenstand seines tiefen Sinnens. Er glaubt an eine Entfaltung der Kraft ohne Brutalität und Zügellosigkeit, aber in fruchtreicher Bethätigung. Die endgültige Verzichtleistung auf die Freude verleiht ihm eine wehmüthige Heiterkeit" (Beaunier).

In jüngster Zeit hat sich Verhaeren dem Drama zugewandt, sein lyrischer Werdegang scheint abgeschlossen zu sein. Er führte einen stolzen Geist voll eigener Kraft, eine Feuerseele, die, wenn sie leidet, die Leiden der ganzen Welt in sich trägt, einen edlen Kämpfer, der sich selbst bezwang, durch Nacht zum Licht, per aspera ad astra.

Wien. Otto Hauser.

Der Armenball.

Der große Saal warf aus seinen vielen, erleuchteten Fenstern lange gelbe Streifen auf das nasse Pflaster hinaus.

„Was ist denn los?" fragten die alten Herren, die von ihrem Abendspaziergang zurückkehrten und an den weitgeöffneten Thürflügeln stehen blieben, durch die sie auf die breite, mit einem Teppich belegte und mit Bäumen umstellte Treppe sahen.

„Armenball — bitte weitergehen!" sagten die beiden Diener, die in blaue Röcke mit silbernen Knöpfen gesteckt waren und genug zu thun hatten, um bei jedem Wagen, der anfuhr, herbeizuspringen und den Schlag zu öffnen.

Es theilten aber auch große, rothe Plakate mit, weshalb die Lichter brannten, und weshalb die festlich gekleideten Damen und Herren mit dieser fröhlichen Erwartung auf den Gesichtern die breite Treppe hinaufstiegen. An allen Straßenecken waren sie angeschlagen. Auch in den Zeitungen hatte es natürlich gestanden. Sogar die vielen Gänge des Essens, das der Gäste wartete, waren da aufgezählt, um recht vielen Lesern den Mund wässerig zu machen und sie zur Theilnahme zu bewegen.

Un warum nicht? Alle Städte hatten längst ihre Armenbälle — es war Zeit, daß auch hier einmal der Anfang gemacht wurde. Der Winter war ja kalt und naß genug gewesen, um die Armuth nicht aussterben zu lassen. Und wahrhaftig — eine glänzendere Reihe von Namen als die, die hier das Komitee bildeten, war anderswo auch nicht zu finden. Es waren nur wenige nichtadelige Namen dabei, und sogar der nur adeligen waren nicht zu viele. Erst ein Freiherr oder eine Generälin vermochte sich mit einigem Ansehen zu behaupten.

Jetzt schoben die beiden Diener mit plötzlichem Eifer die Frauen und Kinder bei Seite, die in zwei Reihen standen, um die aussteigenden Herrschaften zu bewundern.

Der Fürst und die Fürstin fuhren vor — die zwei leuchtenden Spitzen der Stadt. Die Fürstin war in blendendes Weiß gekleidet. Sie sah, ehe sie ausstieg, schnell nach dem Himmel, der trübe und regnerisch war. Sie konnte aber unbesorgt sein, da man ein Zeltdach aus weiß und roth gestreiftem Leinen über den Bürgersteig ausgespannt. Das Komitee hatte mit rührender Sorgfalt an alles gedacht — galt doch alles nur dem einen, guten Zweck.

Der Fürst und die Fürstin wurden von einer Reihe vornehmer Herren empfangen, die alle zum wenigsten einen Orden auf ihre schwarze Fräcke geheftet hatten, und alle seltsam ernste und feierliche Gesichter machten, bis der Fürst allen die Hand gedrückt hatte und einen Scherz machte. Dann lachten alle mit einem Mal.

Nach dem fürstlichen Wagen kamen nur noch wenige. Jetzt fing drinnen die Musik an. Man hörte Teller klirren und Gläser klingen. Es sprach eine Stimme, alles rief dreimal Hoch! und die Musik begleitete dies mit einem Tusch.

Trotzdem nun nichts mehr zu sehen war, wenig zu hören und nur ganz wenig zu riechen — es kam aus der Küche vom Garten her — blieben die Leute stehen. Arbeiter, die mit ihren blechernen Eßgeschirren von der Fabrik kamen, gingen schweigsam und mit schnellen Schritten vorüber.

Endlich, als es schon wirklich etwas langweilig da draußen wurde, kam aus der schmalen Gasse vom Rhein her ein Mann. Ein ärmlicher Mann. Er hatte die Hände in den Hosentaschen, den Rockkragen hochgeschlagen und kam in einem schwankenden Gang daher. Man sah wohl, er hatte getrunken. Sie kannten ihn alle, die Leute, die da standen. Fröhliche Zurufe empfingen ihn. Und als er näher kam, sah man, daß unter dem schiefgesetzten Hut ein wohlgenährtes, rothes Gesicht steckte, in dem man erst nur den buschigen, weißen Schnurrbart, dann auch die kleinen blauen, kugelrunden Augen sah. Es waren zwei lustige Augen, die immer auf dem Weg hierhin und dorthin waren, und doch, wenn sich einmal die dicken, faltigen Lider hoben, glänzten sie mit einem Mal tief und starkwillig.

„Na, ihr Lüt, warum staoht ihr hier vor der Thür?" Der Mann machte mitten auf dem freigehaltenen Platz vor dem Eingang Halt, kurz, breitschulterig, mit weit auseinander gesetzten Beinen, und die Hände immer in den Taschen. Man sah, da die Hose zu kurz war, wenn er so da stand, daß seine Füße nackt in den Schuhen steckten. Sein sonstiger Anzug war aber nirgendwo zerrissen. Im zweiten Knopfloch von oben hatte er sogar ein paar weiße Blumen stecken, und aus der Brusttasche sah, nicht anders als bei irgend einem der feinen Herren, ein sogar reines Taschentuch hervor.

„'n Avend, Dei!" riefen die Leute.

„Warum staoht ihr vor der Thür?" wiederholte Dei. „Gaoht doch herein."

„Nä, dat ist nur für die feinen Lüt."

„Ach, wat, dat ist für die Armen. Dao steht et jao." Er zeigte auf das Plakat neben dem Eingang.

Lautes Lachen antwortete ihm. Die Leute drängten vor.

Die beiden Diener liefen die Stufen hinunter und schoben sie zurück, indem sie ihre Amtsmiene ablegten und vertraulich in der Sprache der Leute redeten, mit denen sie, wenn sie ihre Röcke ausgezogen hatten, in denselben Gassen der Altstadt zusammen wohnten. Mit einem Mal aber drehten sie sich gleichzeitig um: wo war Dei?

Der hatte die Gelegenheit benutzt und war, indem er den würdevollen Schritt eines Festgastes annahm, in das Haus hineingegangen. Schon hörte man drinnen laute Stimmen, zwischen denen Deis gemüthlicher Baß, der durch das genossene Bier locker und bruchig geworden war, herausklang.

Drinnen stand Dei an der Glasthür, die Kellner um ihn herum, die ihn an den Armen hielten.

„Wohin Freund?"

Dei behielt immer seine guthmüthige, lachende Ruhe. „Ich bin geladen", sagte er und verstellte zwinkernd seine Augen. Dabei nahm er den Thürgriff in die Hand.

„Zum Teufel mit dem Kerl! Der Kerl ist besoffen!" riefen die Kellner und zogen an ihm.

Digitized by Google

„Gang nach Haus, Dei," sagte einer, der ihn kannte, ruhig.

Dei aber ließ den Thürgriff nicht los, und da die Thür nach außen aufging und die Kellner an ihm zogen, standen plötzlich alle angesichts des erleuchteten Saales. Herren erhoben sich von ihren Stühlen und kamen heraus, um nachzusehen.

Dei ließ sich aber durch gute Worte so wenig wie durch harte Fäuste bewegen, den Thürgriff loszulassen. „Meine Herren, ich bin arm, hier ist Armenball, ich gehöre hierher," wiederholte er.

Der Fürst, ein junger, gutmüthiger und neugieriger Mann, schickte um Auskunft, was vorging. Erst war er betroffen, als ihm die Sache erzählt wurde, dann lachte er laut auf und schlug sich auf die Knie. Er schickte wieder: man solle den Mann zu ihm bringen.

Dei faltete seinen Hut zusammen, dem diese Prozedur nichts mehr schaden konnte, steckte ihn in die Rocktasche und ging mit ganz geraden Schritten, unbefangen und den Gästen zuzwinkernd, an den langen Tischen vorbei zum Fürsten hin.

Der Fürst besah den Mann, während ihm vor Lachen ein Stück Fleisch in die Kehle kam, ließ einen Stuhl bringen und hieß den Mann, sich neben ihn setzen. Dann brachte er sein Gesicht mit Gewalt wieder in ernste, vernünftige Falten, dem Ausdruck von Deis Gesicht entsprechend. „Das ist recht, daß Ihr kommt, Mann. Wir haben schon auf Euch gewartet. Ihr kommt noch gerade zur Zeit — sonst hätten wir Euch alles aufgegessen."

Dei machte eine tadellose Verbeugung, zwinkerte und sah über den Tisch hin. Dann machte er eine zufriedene Handbewegung: zu essen war da noch genug.

Der Fürst ließ ihm von allen Schüsseln, die schon vorüber waren, vorsetzen. Dei aß mehr, als er sonst in acht Tagen aß, abgesehen davon, daß es Speisen waren, die er überhaupt noch nicht Gelegenheit gehabt hatte zu kosten.

Der Fürst bat die Umsitzenden durch Winke mit den Augen um Verzeihung. Im ganzen Saal war eine Stille eingetreten. Erst war man empört, dann neugierig. Dann merkten einige den Humor der Sache und konnten nicht verhindern, daß ihr Mund sich ein wenig breiter zog. Schließlich, als man sah, daß dem Fürsten die Sache Spaß bereite, lachte man mit und wetteiferte darin, dem Mann gute Schüsseln hinaufzuschicken.

Es folgte ein Hoch auf den Bürgermeister der Stadt. Dei stand genau wie die übrigen auf, nahm sein Glas und stieß mit an, mit den Damen und den Herren. Bei den Damen machte er jedesmal seine Verbeugung, so gut wie einer, und zwinkerte einer jeden vertraulich zu, mit der verständnißvollen Vertraulichkeit, die sich ein älterer Mann so jungem Weibervolk gegenüber herausnehmen darf. „Der Bürgermeister ist ein tüchtiger Mann," sagte er dann zum Fürsten gewandt, mit einem beifälligen Kopfnicken.

„So?" fragte der Fürst. „Sperrt er Euch nicht hin und wieder ein?"

„Hin und wieder, jawohl. Wir machen 't aber auch darnach, Herr Fürst."

Dei versäumte nicht, jedesmal, wenn ihm einer zutrank, sein Glas ohne Zaudern zu leeren. Er suchte sich auch hier und da eine Dame aus, der er zutrank, worauf er jedesmal seinen Schnurrbart am Rockärmel abwischte.

Ueber die Weine äußerte er sich im großen und ganzen recht beifällig. Einen aber, von dem er einige Tropfen auf der Zunge zergehen ließ, schob er weit von sich.

Nach dem Essen kamen die Süßigkeiten. Darauf verzichtete er. Er war wohl auch so vollgestopft, daß nichts mehr in ihn hineinging. Er zog aber seine Pfeife heraus, stopfte sie und zündete ein Streichholz an der Rückseite seiner Hose an.

Der Fürst ließ die umsitzenden Damen eine Zeit lang in der peinlichen Erwartung, bald den fürchterlichsten Qualm athmen zu müssen, denn Pfeife und Tabak konnten in dieser Hinsicht gewiß so wenig Vertrauen wie der Raucher selber erwecken. Dann aber nahm er Dei die Pfeife aus dem Mund und hielt ihm seine Cigarrentasche hin.

Dei zögerte nicht, mit einer bescheidenen Bewegung zuzugreifen. Dann erzählte er dem Fürsten allerlei Geschichten aus den Gassen der Stadt und vom Rheinufer, wo Dei seine Tage damit verbrachte, daß er ausspuckend auf dem Geländer saß und auf Arbeit wartete.

Dem Fürsten liefen vor Lachen die Thränen über die Backen in seinen schönen, schwarzen Bart hinunter.

Besonders galant war Dei gegen die Fürstin. Er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten gegen sie, gab Acht, wenn sie ausgetrunken hatte, rief den Kellnern, wenn sie keine Nüsse mehr auf dem Teller hatte und lehrte sie, zwei Nüsse zwischen den hohlen Händen gegen einander zu drücken und so zu öffnen.

„Wo nur die andern Armen blieben?" sagte er und sah sich an den Tischen um. „Die Leute sind zu ungebildet, Herr Fürst. Sie begreifen dat nit. Ich will aber nix gegen die Volksschule gesagt haben. Im Gägendeel: die Einrichtung ist gut."

„Na, Dei," fragte der Fürst, der ihn um seinen Namen gefragt hatte, „wie lebt Ihr denn so? Ihr seid gewiß so ein Gefährlicher, so ein Sozialist, was?"

„Nä, Herr Fürst! Sehn Sie" — und dabei zwinkerte er ihn so recht von der Seite an — „et muß Arme und Reiche geben. Wovon sollten sonst die Droschenkutscher leben? Aber eins können mir Arme verlangen: so ein Armball soll öfter sein, jedes Vierteljahr einer."

Dei hielt auch, als es schon spät geworden, eine Rede. Alle standen in einem halben Kreis um ihn. Er sprach im Namen der Armen seinen Dank aus für die gute Bewirthung und versprach, sich, wo es ging, zu revanchiren.

Dann hielt er, wie es sich gehörte, zuerst der Fürstin, dann dem Fürsten die breite Hand hin und sagte: „Goode Nacht".

Man wollte ihn zurückhalten, aber er ging auf nichts ein und blieb fest. Er schritt, nachdem er noch der Fürstin die weißen Blumen aus seinem Knopfloch geschenkt, mit geraden Schritten aus dem Saal hinaus. Draußen zwinkerte er den Kellnern und Kutschern zu, die schon standen und warteten, die Arme um den Leib schlagend und mit den Füßen stampfend.

Dann überließ er sich seinem Schwanken — es ging schon ein Guttheil mehr noch den Seiten hin, als wie er gekommen war — und verschwand wieder in der schmalen Gasse nach dem Rhein zu.

„Wo kommst Du her?" fragte ihn einer seiner Freunde, der mit einem Strick unter dem Arm vom Rhein heraufkam.

„Vom Armenball", sagte Dei und zwinkerte lustiger als je mit seinen kleinen Augen. In diesem Augenblick hatte er ein wahres Galgengesicht. Dabei leckte er mit der Zunge die letzten Weintropfen vom Schnurrbart ab, schloß seine Hausthür auf und ging hinauf, um auszuschlafen. —

Der Fürst aber war, als er im Wagen mit seiner Frau nach dem Schloß zurückfuhr, schlecht gelaunt und einsilbig.

„Was hast Du?" fragte die Fürstin.

„Der Kerl! Man hätte ihn besser hinauswerfen sollen."

„Du hast doch Deinen Spaß mit ihm gehabt?"

„So? Ich weiß doch nicht. Vielleicht hat im Gegentheil er — —"

Der Fürst sprach nicht weiter. —

Bei dem nächsten Armenball tischte das Komitee Dei aber doch ein kleines Abendessen in seinem einfenstrigen Zimmer daheim auf, um ihn von dem Armenball fern zu halten. Er paßte doch nicht so recht dahin.

Bonn. Wilhelm Schmidt.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 29. Berlin, den 18. April 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (8 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W., Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5429 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Handelspolitik und Sozialpolitik. Von Paul Arndt (Frankfurt a. M.).

Deutsch-dänische Beziehungen und nordschleswigsche Zustände. Von Alexander Riepa (Kiel).

Lorenzo de' Medici und Savonarola in ihrem Verhältniß zur Kunst. II. Von Professor C. Aldenhaven (Cöln).

Wo bleibt der Goethe-Tag? Von Max Osborn.

Ghetto-Töne. Von Lazarus Barth (Heegermühle).

Ihr Fenster. (Erzählung.) Von George Moore (Dublin).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Mit einer gewissen Malice schreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" über die Stellung der Konservativen zur Abänderung der Reglements für die Reichstagswahlen das Folgende:

„So oft in früheren Jahren davon die Rede war, z. B. als Gegengewicht für die Gewährung von Diäten die geheime Stimmabgabe wieder aufzuheben und durch öffentliche Abstimmung zu ersetzen, haben alle Parteien ohne Ausnahme sich beeilt, zu versichern, daß ihnen nichts ferner läge, als das bestehende Wahlrecht zu ändern oder eine Aenderung zuzulassen. Die Konservativen werden sich daher mit einer Maßnahme abfinden müssen, die nur eine Konsequenz des ja auch von ihnen für unantastbar erachteten bestehenden Wahlrechts ist, und jedenfalls den praktischen Zweck haben wird, jedem Wahlterrorismus nach menschlichem Ermessen ein Ende zu machen."

Die Konservativen berührt es augenscheinlich sehr unangenehm, daß ihre geheime Liebe für den „Wahlterrorismus" seitens des offiziösen Regierungsorgans so gar nicht respektirt wird; und noch verdrießlicher ist es ihnen, daß sie zu Vertheidigern des heutigen Reichstagswahlrechts — als eines „unantastbaren" — gestempelt werden sollen. Die „Kreuzzeitung" ist so unvorsichtig-aufrichtig gegen diese Behauptung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Verwahrung einzulegen. Das führende Organ der konservativen Partei schreibt:

„Diese Ausführungen sind zunächst nicht logisch. Denn wenn wirklich die Konservativen das bestehende Wahlrecht für „unantastbar" hielten, würden sie auch eine Verschärfung des Wahlgeheimnisses nicht billigen."

In diesem Satz ist zunächst das Eingeständniß registrirenswerth, daß die Konservativen „eine Verschärfung des Wahlgeheimnisses" nicht wollen. Und die „Kreuzzeitung" geht denn auch folgerichtig weiter. Die Konservativen betrachten das Wahlgeheimniß überhaupt als ein Uebel. Erklärlicherweise. Das Blatt schreibt:

„In den achtziger Jahren wurde im preußischen Abgeordnetenhause darüber verhandelt, ob sich nicht die geheime Stimmabgabe auch für die Landtagswahlen empfehle. Der Minister v. Puttkamer gab die Erklärung ab, die Regierung .... erwäge sogar, ob nicht im Reichstagswahlrecht auch die öffentliche Stimmabgabe statt der geheimen einzuführen sei. Die Konservativen haben damals gegen eine solche Aenderung des Reichstagswahlrechts keinerlei Einspruch erhoben. Wenn konservative Reichstagsabgeordnete sich mehrfach anders ausgesprochen haben, so haben sie doch niemals gesagt, daß das gegenwärtige Reichstagswahlrecht für sie „unantastbar" sei. Sie haben in der Regel auf Anfragen nur erklärt, daß sie zur Zeit eine Abänderung desselben nicht herbeigeführt sehen wollen."

Das ist anerkennenswerth deutlich und anerkennenswerth wahrhaftig. Diese Ausführungen bestätigen, was alle Welt wußte, aber solche Bestätigung gerade jetzt vor den Wahlen ist wichtig und für die Zwecke des Wahlkampfs wird daher folgendes Eingeständniß des konservativen leitenden Organs zu notiren sein.

Muß noch zur Zeit nach dem bestehenden Reichstagswahlrecht gewählt werden, so darf doch nichts geschehen, damit das verfassungsmäßige Recht der Wähler zur vollen Wahrheit werde. Der „Wahlterrorismus" — vor allem auf dem Lande — darf nicht behindert werden, sondern muß in seinem bisherigen Umfang konservirt bleiben. Und auch dieser Wahlterrorismus ist nach „Kreuzzeitungs"-Grundsätzen noch nicht ausreichend; vielmehr behalten sich die Konservativen vor, sobald sie können, die geheime Stimmabgabe bei den Reichstagswahlen zu beseitigen; das Reichstagswahlrecht ist für sie keineswegs „unantastbar"; sie sind nur Willens, es so lange zu ertragen, wie sich seine Antastung mit Aussicht auf Erfolg nicht wird ausführen lassen.

Mit andern Worten, wenn die Zusammensetzung des künftigen Reichstages die Möglichkeit bietet, ist Deutschland seines heutigen Wahlrechtes ledig; dann fall die Axt an die Wurzel der bestehenden parlamentarischen Zustände gelegt werden; dann gehen wir den ernstesten Erschütterungen und inneren Verwicklungen entgegen.

Hoffentlich bleibt diese Eröffnung auf die Wähler nicht ohne Wirkung.

Wir in Deutschland sind ja leider nur allzusehr gezwungen, das Junkerthum und seine Bestrebungen ernst zu nehmen. Im Auslande macht man es sich dagegen bequem und geht über die politische Weisheit der Osteldier einfach zur Tagesordnung über. So geschah es dem Grafen Schwerin-Löwitz, als er auf dem internationalen Landwirthschaftskongreß, der in Rom abgehalten wurde, einen Antrag stellte mit der Tendenz, eine europäische Zallunion gegen die Vereinigten Staaten in die Wege zu leiten.

Der Antrag wurde von allen Seiten recht von oben herab kritisirt und dann durch eine Vertagung bis zu den griechischen Kalenden begraben. Und das bezeichnendste war, daß die Kritiker Leute wie Herr Méline waren, der agrarische und industrielle Hochschutzzöllner Frankreichs, der Beglücker der Republik mit dem Doppeltarif, diesem Ideal für unsere Junkerstaatsmänner. Aber selbst Herr Méline fand den Plan des Herrn Grafen Schwerin-Löwitz gänzlich indiskutabel.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder, daß wir in Deutschland mit den politisch und volkswirthschaftlich rückständigsten Elementen Westeuropas gesegnet sind. Ein französischer Reaktionär wie Herr Méline ist gegenüber dem Grafen Schwerin-Löwitz noch ein Bannerträger der Aufklärung, und nur bei uns in Osteldien betrachtet man es als ein Uebel, daß Columbus die neue Welt entdeckt hat, ein Uebel, das durch gesetzgeberische Adderitenstreiche nach Möglichkeit wieder gut gemacht werden muß.

Die Niederlage, die sich Graf Schwerin-Löwitz und die deutschen „Kreuzzeitungs"-Agrarier in Rom zugezogen haben, ist eine wohlverdiente. Daß man aber in den überalen Kreisen Deutschlands über diese Niederlage „Schadenfreude" empfände, wie die „Kreuzzeitung" behauptet, ist ein Irrthum; dazu ist der Schaden, den das Agrarierthum uns im Innern und durch Minderung unseres Ansehens im Auslande zufügt, denn doch ein allzu erheblicher. Diese Richtung führt immer nach Olmütz, und bei solchem Ausblick muß jedem Deutschen die Freude vergehen, auch die Schadenfreude.

August Munckel ist gestorben; er war Rechtsanwalt und Parlamentarier, und zweifellos einer der feinsten, geistreichsten Köpfe in den deutschen Parlamenten. Auch unsere Leser kennen August Munckel durch zahlreiche, ausgezeichnete Beiträge.

Munckel war kein Politiker großen Stils und nicht im eigentlichen Sinne ein politischer Führer. Die politische Initiative war nicht seine Sache; aber er wird fortleben in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus als ein Meister des Wortes. Die vernichtende Satire stand ihm für den Angriff zur Verfügung und durchsichtige Klarheit für die sachliche Diskussion; er verfügte nicht über Pathos, und er wirkte nicht fortreißend; doch im höchsten Grade fesselnd durch seinen Witz und seine Schärfe im Zergliedern politischer und juristischer Probleme. Munckel war durch seine geistigen Fähigkeiten eine Zierde des deutschen Parlamentes, und sein Tod bleibt für den Freisinn in hohem Grade schmerzlich, obgleich der Verstorbene schon in den letzten Jahren seine politische Thätigkeit stark eingeschränkt hatte.

Auf dem Kongreß der Sozialisten Frankreichs zu Bordeaux sollte über die Ausstoßung Millerand's aus der Partei berathen werden. Jaurès war gegen den Ausschluß, und Jaurès siegte, nachdem auch Millerand, der frühere Minister, in eigener Sache wiederholt das Wort genommen hatte.

Was Millerand zur Vertheidigung seines „opportunistischen" Standpunktes anführte, ist charakteristisch genug und läßt sich in wenig Worte zusammenfassen. Ist es denkbar, fragte er, daß der sozialistische Staat eines Tages und ganz plötzlich, fix und fertig an die Stelle des heutigen Staates gesetzt werden kann? Wer das annimmt, der hat ein Recht zu behaupten, daß ein Sozialist, der als politischer Mitarbeiter seine Kräfte dem heutigen Staate zur Verfügung stellt, ein Abtrünniger sei. Wer aber nicht daran glaubt, daß eine Gesellschaftsordnung an die Stelle einer anderen in der Art gesetzt werden kann, wie ein Regisseur eine Kulisse fortnimmt und eine andere auf die Bühne hinstellt, wer da glaubt, daß in dieser Welt die Zustände sich organisch auseinander entwickeln, statt unorganisch einander abzulösen, der ist verpflichtet, an dieser Entwicklung mitzuarbeiten, an die bestehenden Zustände anzuknüpfen, die Zustände, wie sie einmal sind, in ihrer Existenz anzuerkennen, um so für ihre Fortentwicklung thätig sein zu können. Und der Kongreß stellte sich auf den Standpunkt Millerand's und Jaurès'; auch durch das Datum des Kongresses wurde der Grundsatz proklamirt: Evolution, nicht Revolution, sicherlich sehr zum Mißvergnügen der Reaktionäre aller Länder.

Unter dem Zeichen der Abstimmung von Bordeaux wird in der That die Arbeiterbewegung zwar nicht zum Zukunftsstaat, aber doch zu einer steten Besserung der Lage der weniger Bemittelten gelangen; und dieses Ziel verfolgt die Arbeiterbevölkerung nicht allein.

Wie vorauszusehen war, ist der Generalstreik in Holland zusammengebrochen; die Kammern haben das sogenannte Antistreikgesetz angenommen, und der Ausstand hat nur für die Arbeiterbevölkerung schlimme Folgen gehabt. Genau das Schicksal der belgischen Arbeiter hat nun auch die Arbeiterpartei in Holland ereilt. Auf die Ueberschätzung der eigenen Kraft folgte die Niederlage. Hoffentlich geht die Lehre für die gesammte Arbeiterbevölkerung der zivilisirten Länder nicht verloren.

Es ist ein gefährlicher Irrthum anzunehmen, daß die Arbeiter nur zu wollen brauchen, um der Gesellschaft die Gesetze vorschreiben zu können; diese phantastische Ueberschätzung der eigenen Kraft hat ihr Gegenstück in der phantastisch gesteigerten Philisterfurcht vor den Arbeitern auf der anderen Seite. Die Wahrheit ist, daß die Gesellschaft und der heutige Staat sich noch immer stark genug erwiesen haben, um Ansprüche, die sich wie eine gewaltsame Erpressung darstellten, siegreich abwehren zu können.

Die Arbeiter sollten nicht vergessen, daß ihr bester Bundesgenosse im Ringen um bessere Lohnbedingungen die Sympathie der aufgeklärten öffentlichen Meinung ist, und so oft die Arbeiterbevölkerung sich diese Sympathien verscherzte, unterlag sie auch. Wenn die Arbeiter isolirt sind, gehen sie der Niederlage entgegen; wenn die Arbeiter aber die Unterstützung der Unbetheiligten, der vorurtheilslos Urtheilenden erhalten, können sie fast jedesmal auf einen Erfolg rechnen.

In dieser Erfahrung liegt die Erkenntniß für die zukünftige Entwicklung eingeschlossen. Je ausgiebiger diese Erkenntniß allseitig beachtet wird, um so besser für alle Theile. Auch hier zeigt sich aus Anlaß eines praktischen Problems des Wirthschaftslebens, wie nothwendig es ist, daß die Jaurès und Millerand die Wegweiser für die Arbeiter bleiben.

Die Grundlagen für den Bau der Bagdadbahn sind geschaffen; die Verträge mit der Pforte sind abgeschlossen, und ein gewaltiges Kulturwerk wird in kurzer Zeit in Angriff genommen werden. Dieser Bahnbau, der vor allem von deutscher Seite betrieben worden ist, bedeutet doch zugleich eine That im Dienste der Weltkultur, und ein solches Werk gefördert zu haben, dürfen wir Deutsche uns ganz besonders freuen.

Auf der Balkanhalbinsel und in Marokko bleiben die Zustände so bedrohlich wie bisher. Der Prätendent von

Marokko breitet seine Macht siegreich aus, und mit den macedonischen Banden ist die Türkei bisher nicht fertig geworden; zwei internationale Gefahren, die um so bedrohlicher sind, da die nordafrikanische und die orientalische Verwicklung in ihrer Rückwirkung auf die Großmächte die internationalen Beziehungen auf das Aeußerste komplizirer und durcheinander schieben — glücklicher Weise zunächst nicht für Deutschland.

* * *

Handelspolitik und Sozialpolitik.

Seitdem H. Dietzel in seiner Schrift „Kornzoll und Sozialreform" (Berlin 1901) für die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Handelspolitik und Sozialpolitik eine neue wissenschaftliche Grundlage geliefert hat, ist die Erörterung der sozialpolitischen Bedeutung der Schutzzölle und des Freihandels sehr lebhaft geworden. Das entschiedene Eintreten Dietzel's für eine freihändlerische Politik hat manchen zum Widerspruch gereizt. Bisher ist es jedoch keinem gelungen, die Grundlage der Beweisführung Dietzel's zu erschüttern. Ueber den durchaus mißlungenen Versuch K. Diehl's, die genannte Schrift Dietzel's zu widerlegen, habe ich früher in der „Nation" (vom 22. Februar 1902) berichtet. Diehl schloß in der Kontroverse, wie der Kornzoll die Sozialreform beeinflusse, mit einem „ignoramus". Dagegen ist von andern die Handelsfreiheit aus sozialpolitischen Gründen verworfen worden. Der Hauptvertreter dieser Richtung, überhaupt der bedeutendste, wissenschaftliche Wortführer der agrarstaatlichen, nationalwirthschaftlichen und daher schutzzöllnerischen Partei ist noch immer Adolf Wagner. Die Kritik der Gründe Wagner's war deshalb besonders nothwendig. Dieser Aufgabe hat sich wieder hauptsächlich Dietzel unterzogen, und zwar in zwei Schriften, von denen die eine, „Sozialpolitik und Handelspolitik" (Berlin, Verlag von Leonhard Simion) im Sommer 1902, die andere, „Das Produzenteninteresse der Arbeiter und die Handelsfreiheit" (Jena, Verlag von Gustav Fischer), im Februar 1903 erschienen ist. Diese Schriften sind eine wichtige Ergänzung der zuerst erschienenen Abhandlung „Kornzoll und Sozialreform". Was in der ersten Schrift an einem besonderen Falle, allerdings dem wichtigsten, dargelegt war, wird hier allgemeiner gefaßt und erheblich erweitert vorgetragen.

Eine Skizze des Inhalts der beiden Schriften wird zeigen, daß in denselben eine Besprechung der wichtigsten Probleme zu finden ist, die der deutschen Wirthschaftspolitik in den letzten Jahren gestellt worden sind. Mancher mag glauben, daß über diese Fragen nichts Neues mehr gesagt werden kann. Aber wer Dietzel's Art zu denken und zu schreiben kennt, seine Virtuosität in der Auffindung neuer Gesichtspunkte, sein Bestreben, die Theorien immer bis zu ihren letzten Konsequenzen zu verfolgen, und seine Unerschrockenheit in der scharfen Formulirung der Ergebnisse seiner Forschung, wird nicht im Zweifel darüber sein können, daß von ihm eine eigenartige und neue Behandlung der Probleme zu erwarten ist. Diese Erwartung wird nicht getäuscht.

Dietzel stellt gleich zu Anfang seiner Betrachtungen mit größter Bestimmtheit den Satz auf, daß eine Reform des Zolltarifs im Sinne des Liberalismus, des „Manchesterthums", „ein Stück Sozialreform" wäre. Er zerstört die von manchem wohlmeinenden Sozialreformer geglaubte und von manchem eigennützigen Interessenten verbreitete Legende, daß Zollschutz und Arbeiterschutz im innersten Wesen verwandte Dinge, „dem gleichen patriotischen und humanitären Empfinden entsprossen" seien. „Man kann nicht nur", so schreibt Dietzel, „sondern muß als Sozialpolitiker Freihändler sein — muß es sein, wenn man die sozialpolitischen Wirkungen des Freihandels richtig erkennt und würdigt".

Zunächst handelt es sich darum, sich über den Begriff „Sozialreform" zu verständigen. Dietzel unterscheidet Sozialreform im weiteren und im engeren Sinne. Unter ersterer versteht er den „Inbegriff alles dessen, was den sozialen Frieden festigt, indem es den Klassenkampf der Gegenwart, der vornehmlich um materielle Güter sich dreht, zu beschwichtigen vermag," unter letzterer den „Inbegriff alles dessen, wodurch die untere, gegen die herrschende Ordnung erbitterte Klasse, die dreite Masse der Handarbeiter, zufriedener gemacht und so die Gefahr der sozialen Revolution gemindert wird".

Von der „Sozialreform im weiteren Sinne" handelt Dietzel's „Sozialpolitik und Handelspolitik", von der „Sozialreform im engeren Sinne" die Schrift über das „Produzenteninteresse der Arbeiter".

Wagner hatte behauptet, die „industriestaatliche und weltwirthschaftliche Entwicklung", also auch die internationale Handelsfreiheit, führe zu einer Gefährdung des sozialen Friedens durch Verschärfung des Gegensatzes zwischen Reich und Arm, Stadt und Land; die nothwendigen Begleiterscheinungen dieser Entwicklung seien eine Menge wirthschaftlich, sozial, ethisch, politisch bedenklicher Erscheinungen: „Plutokratie, Pleonexie, Profitgier, spekulatives Treiben, Proletariat, Neid, Wühlerei, Unzufriedenheit". Demgegenüber zeigt Dietzel in seiner „Sozialpolitik und Handelspolitik", daß diese Erscheinungen theils mit der Verflechtung in die Weltwirthschaft und mit dem Freihandel gar nichts zu schaffen haben, theils im Zeichen nationalwirthschaftlicher Entwicklung, unter der Herrschaft von Schutzzöllen, sich noch kräftiger entfalten würden.

Die Beweisführung Dietzel's, in der sich eine Fülle von scharfsinnigen theoretischen Erwägungen, historischen Vergleichen und statistischen Studien auf knappem Raume zusammendrängt, kann hier nicht genauer wiedergegeben werden. Nur die wichtigsten Sätze seien kurz, meistens in der Fassung, die ihnen Dietzel selbst gegeben hat, zusammengestellt.

Die modernen Klassenkämpfe, die auf der Ausbreitung des Großbetriebs beruhen, sind nicht erst in Folge der Verflechtung der Volkswirthschaften in die Weltwirthschaft entstanden, sondern schon überall da, wo sich einheitliche nationale Wirthschaftsgebiete gebildet hatten. Hätten die Nationen allgemein ihre hohen Zollmauern beibehalten, so hätte sich die Fehde zwischen Fabrik und Handwerk, Eisenbahn und Karren, Dampfschiff und Segelschiff nur auf engerem Raume abgespielt; milder wäre sie dadurch nicht geworden.

„Millionäre und Proletarier ständen sich genau so gegenüber wie jetzt. Der Unterschied läge nur darin, daß, wenn die großen Nationen bei einer rigorosen Schutzzollpolitik im Stile des XVIII. Jahrhunderts verblieben wären, die Individuen im Durchschnitt heute minder wohlhabend sein würden — die Millionäre weniger reich, die Proletarier ärmer." (S. 13.)

Wenn aber eines der beiden Handelssysteme als „antisozial", als „kapitalistisch" zu bezeichnen ist, so ist es das Schutzzollsystem. Denn unter letzterem geht die durch die Fortschritte der Technik bedingte wirthschaftliche Umwandlung mehr „ruckweise" vor sich als unter dem System der Handelsfreiheit. Ein Land des Schutzzolles ist, wie die Geschichte lehrt, immer ein Land ökonomischer Ueberraschungen; beständig werden Aenderungen der Zölle vorgenommen oder wenigstens versucht. „Fortwährendes Hin- und Herzerren an den Zollsätzen, ewige Unrast der Zollschraube ist die natürliche Folge dieses den Appetit aller reizenden, niemandes befriedigenden Systems." (S. 14.) Jeder Tarifwechsel schlägt aber nothwendigerweise zu Gunsten des Großbetriebes aus; denn die kapitalkräftigen Unternehmer können eine durch Zollmaßregeln künstlich herbeigeführte Preishausse besser ausnutzen und auch eine ebenso entstan-

Digitized by Google

dene Preisbaisse besser aushalten als ihre kleingewerblichen Konkurrenten. Ferner wirkt das Schutzzollsystem insofern „kapitalistisch“ und „antisozial“, als es die Bildung monopolistischer Kartelle erleichtert. Bei Fernhaltung des ausländischen Wettbewerbs ist die Gefahr größer, daß Unternehmerverbände ihre Macht zu Preistreiberei im Inlande und zu Preisschleuderei im Auslande mißbrauchen; so kann aus dem angestrebten „Schutz der nationalen Arbeit“ ein „Schutz der fremden Arbeit“ werden, das Schutzzollsystem also auch antinational wirken.

Eine Verstärkung des Agrarschutzes würde den Zug zum Großbetriebe nicht verlangsamen und den Klassengegensatz nicht mildern; das Gegentheil würde eintreten. Zunächst wäre nicht eine Einengung, sondern eine Erweiterung des Kartellwesens zu erwarten. Namentlich würde in den in Folge des Agrarschutzes geschädigten Exportgewerben die Tendenz zur Kartellirung verstärkt werden; auch würde diese Tendenz in der Landwirthschaft zunehmen. Ferner führt eine Erhöhung der Agrarzölle nothwendig zu einer ungleichmäßigeren Gütervertheilung, einer Gefährdung des Mittelstandes und einer Erweiterung der Kluft zwischen Arm und Reich. Denn die Steigerung des Agrarschutzes kommt zweifellos zumeist den Großagrariern zu Gute, weniger, wenn überhaupt, den Bauern; auch ist die Folge dieses Schutzes eine Steigerung der Grundrente, d. h. des Besitzeinkommens auf Kosten des Arbeitseinkommens. Eine weitere unerwünschte Wirkung des höheren Agrarschutzes ist möglicherweise eine Zunahme des „Bauernlegens“. „Bei sinkender Rente ist“, wie bereits Lotz betont hat, „der Großgrundbesitz geneigt, zu parzelliren; bei steigender Rente kauft er zu allen Zeiten gern Bauern aus.“ (S. 35.)

Auch die von Wagner beklagte Tendenz zur „Entvölkerung des platten Landes“ und zur „Hypertrophie der industriellen Gegenden“, die zu einem „Wasserkopfthum der großen Städte“ führt, ist nicht erst durch den internationalen Freihandel erzeugt worden; sie hat in allen national begrenzten Wirthschaftsgebieten bestanden und ist heute der ganzen Kulturwelt gemeinsam, gleichgültig ob der Zollschutz stark oder gering ist. Die Klagen über die „Landflucht“ sind allgemein; und es läßt sich auch statistisch nachweisen, daß überall, wo die moderne Technik sich Bahn bricht, jene Tendenz herrscht.

Uebrigens kann eine Steigerung des Agrarschutzes ein verhältnißmäßiges Emporgehen der agrikolen, ein verhältnißmäßiges Sinken der industriellen Volksquote nur herbeiführen, wenn dadurch eine Auswanderung deutscher Unternehmer und Arbeiter veranlaßt, und damit nicht nur die Volksziffer, sondern auch das soziale Niveau herabgedrückt wird. Die Steigerung des Agrarschutzes gewährleistet ja auf die Dauer keineswegs eine Steigerung der Agrarproduktion. Und wer würde ein Nachlassen der sozialen Spannung erwarten, wenn in Folge einer partiellen Rückbildung Deutschlands zu einem Agrarstaate die Dörfer sich mit verbitterten, in den Städten brotlos gewordenen Proletariern füllten! Die sozialrevolutionären Ideen würden so von den agrarischen Schutzzöllnern selbst mit Gewalt auch in die ländlichen Gegenden getrieben.

Das Schutzzollsystem hat immer neue Störungen des sozialen Friedens im Gefolge. Immer von neuem entzündet es den Kampf aller gegen alle um materielle Güter: Berufsgruppe stellt sich gegen Berufsgruppe, Klasse gegen Klasse.

„Das Protektionssystem adoptiren,“ heißt, von Staatswegen die ‚Pleonexie‘ stacheln, ‚Profitgier, Neid, Wühlerei‘ züchten, ‚Unzufriedenheit‘ zwischen den Berufsgruppen wie den Klassen schüren, den Ofen der sozialrevolutionären Propaganda heizen.“ (S. 77.)

„Ein Staat, welcher den Landwirthen eine Minimalrente, den Industriellen einen Minimalprofit zu sichern bestrebt ist, ruft, als logisch nothwendige Folge, im Kreise der Löhner die Forderung des Minimallohnes wach.“ (S. 84.)

Die Gefahr gewaltsamer Störung des sozialen Friedens ist da am größten, „wo in der Treibhausluft der Protektion monopolistische Kartelle großen Stils aufwuchern“ (S. 85); hier droht der Ausbruch des Bürgerkrieges. „Vereinen kann nur“, wie schon Prince-Smith gesagt hat, „das Gerechte“ — das System der Handelsfreiheit.

„Es kann zwar die Geister des Umsturzes nicht bannen; aber indem es da, wo es festen Fuß gefaßt, den Arbeitgebern die Hoffnung nimmt, daß, wenn sie nur laut genug schreien, der Staat ihr bisheriges Einkommen wie ein ‚noli me tangere‘ schirmen werde, und die Auffassung bei ihnen zerstört, als ob der Staat die Pflicht dazu habe, wirkt es gleicher Hoffnung und Auffassung bei den Arbeitern entgegen; eine Ursache der Verschärfung des Klassengegensatzes verschwindet. Es kann den ‚verdammten Hunger nach Gold‘ nicht aus der Welt schaffen; aber durch Verschluß der Zollkrippe sperrt es ihm den politisch und sozial bedenklichsten Weg der Befriedigung. Auch unter ihm bleiben der Anlässe zu Fehden zwischen den Berufsgruppen und Klassen genug; aber ein Moment, das solche Fehden in Permanenz erklärt, ist ausgeschaltet. Auch unter ihm kommen Kartelle empor; aber gegen deren Mißbräuche bildet die fremde Konkurrenz das einfachste Präventiv.

Der soziale Hader waltet weiter. Während aber das Protektionssystem ständig die Sonderinteressen zur Beugung des Staatswillens unter ihre Begehren verlockt, wirkt das System der Handelsfreiheit als Schule der Unterordnung unter das Gemeininteresse. Eine Schule, in welcher alle Berufsgruppen und Klassen dazu erzogen werden, die Wechselfälle ihrer ökonomischen Lage, ihr Auf und Ab auf der sozialen Stufenleiter, als ein Nothwendiges zu begreifen und zu ertragen — als ein Nothwendiges, weil ein dem Gemeininteresse Entsprechendes, da ohne solche Verschiebungen kein Fortschritt in der Volkswirthschaft feil ist, jeder Fortschritt hier zum Segen, dort zum Fluch wird.“ (S. 88 f.).

Nachdem Dietzel so in seiner „Sozialpolitik und Handelspolitik“ zu dem Ergebniß gelangt ist, daß eine „protektionistische Handelspolitik Oel in das Feuer gießt, welches die Sozialpolitik löschen soll“ (S. 85), widmet er seine folgende Schrift, das „Produzenteninteresse“, der genaueren Untersuchung der Frage, welches Interesse der Arbeiter als Produzent an der Handelspolitik habe. Es wird ja immer wieder behauptet, daß der Arbeiter, wenn er auch als Konsument unter den Folgen des Schutzzollsystems zu leiden habe, als Produzent für diese Nachtheile entschädigt werde und sogar aus dem „Schutze der nationalen Arbeit“ Vortheil ziehe. Wagner hatte die Ansicht vertreten, daß bei Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande die Kontinuität des Erwerbslebens und damit des Arbeitsmarktes durch Konjunkturschwankungen und Krisen bedroht sei, und daß das Niveau des Arbeitslohns zufolge des sich Unterbietens der Nationen behufs Hebung ihrer Ausfuhr herabgedrückt werde. Dietzel beweist nun, daß es sich umgekehrt verhält: Das Risiko von Störungen des Arbeitsmarkts wächst desto mehr, und der Arbeitslohn muß desto mehr hinter dem möglichen Maximum zurückbleiben, je höher der Zollschutz und je „verselbständigter“ die Volkswirthschaft ist.

Die Schrift Dietzel's zerfällt in zwei Hauptabschnitte; der erste handelt von der Stetigkeit des Arbeitsmarktes, der zweite von der Höhe des Arbeitslohns. Vorausgeschickt wird eine höchst interessante kurze Charakteristik der Stellung von Engels, Marx und anderen Arbeiterführern zu den handelspolitischen Streitfragen. Eine sehr ausführliche Inhaltsangabe erleichtert wesentlich das Verständniß des Ganges der Argumentation.

Die wichtigsten Gedanken des ersten Abschnittes sind folgende: Die unter den deutschen Sozialpolitikern herrschende Meinung, daß bei Freihandel der Arbeitsmarkt Konjunkturschwankungen in höherem Maße ausgesetzt sei als bei Schutzzoll, geht fehl. Zwar wird bei freiem Verkehr das Inland durch die das Wirthschaftsleben des Auslandes störenden Ereignisse häufig in Mitleidenschaft gezogen; es hat z. B. unter Schwankungen der Handelspolitik fremder Staaten zu leiden. Aber erstens hat dieses Uebel die Tendenz, kleiner zu werden, je weiter ein Volk auf der Bahn weltwirthschaftlicher Entwicklung fortschreitet; denn je umfassender und mannigfacher der Weltverkehr ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß schlechte Chancen durch gute wettgemacht werden. Zweitens wird durch das

Digitized by Google

Ertragen dieses Uebels ein größeres Uebel verhütet; bei Absperrung vom Weltmarkte würde die Gefahr der Konjunkturschwankungen im Inlande größer werden, da die inländischen das Wirthschaftsleben störenden Ereignisse mit um so schwererer Wucht wirken und auch den Arbeitsmarkt mehr desorganisiren werden. Vor allem kommen hier die Schwankungen der Ernteergebnisse in Betracht, die bekanntlich um so größer sind, je kleiner das Wirthschaftsgebiet ist. Vom Ausfall der Ernten hängt die Konjunktur in allen Wirthschaftszweigen in hohem Maße ab. Je vollkommener sich die Verschiedenheit der Ernteergebnisse in den einzelnen Ländern ausgleichen läßt, desto ruhiger gestaltet sich das Erwerbsleben im allgemeinen. Wägt man das Risiko der von Inlands- und Auslandsereignissen zu erwartenden Störungen ab, so wendet sich die sozialpolitische Bilanz zu Gunsten des Freihandels. Die Rückschläge fremder Krisen auf das nationale Wirthschaftsleben werden meistens überschätzt. Wenn behauptet wird, daß sich bei einer Ueberproduktion im Auslande die Ueberschußwaare dem durch Zölle nicht geschützten Inlande zuwende und hier die nationale Arbeit schwer bedränge, so läuft dabei ein wesentlicher Irrthum unter. Die überschüssig gewordenen Waaren haben, ohne Rücksicht auf das Handelssystem, die Neigung, dahin abzufließen, wo jeweilig der höchste Preis zu erzielen ist; dies wird in der Regel in Freihandelsgebieten, wo die Konkurrenz ungehemmt schalten konnte, nicht der Fall sein. Hier wird der Tiefstand des Preisniveaus als Schutz gegen die „Ueberschwemmung" mit Ueberschußwaaren anderer Länder dienen. Die praktische Erfahrung hat diesen Satz durchaus bestätigt. Irrig ist ferner die von hervorragenden Vertretern des „wissenschaftlichen" Sozialismus und des Kathedersozialismus aufgestellte allgemeine Behauptung, daß an der Entstehung von Krisen vor allem die weltwirthschaftliche Entwicklung Schuld trage. Wenn man zur Begründung dieser Auffassung auf die Unübersichtlichkeit der Weltwirthschaft verwiesen hat, die den Produzenten beständig verleite, den Bedarf zu über- oder zu unterschätzen, und ihn bald zu einer Ueberspannung seiner Kräfte verlocke, bald zum Feiern verurtheile, so ist darauf zu entgegnen, daß dieser Hinweis nur für die Anfänge der weltwirthschaftlichen Entwicklung treffend ist. In der „Kindheit des Welthandels" waren allerdings die fremden Märkte nicht so leicht zu übersehen; man hat vielerlei fehlerhafte Berechnungen angestellt und die Folgen derselben, zum Theil in den allgemeinen Krisen, tragen müssen. In der Gegenwart aber ist der Weltmarkt auf Grund der früher gemachten Erfahrungen und in Folge einer weitgehenden Arbeitstheilung im Handelsgewerbe und der Vervollkommnung der Verkehrsmittel für diejenigen, welche berufen sind, Welthandel zu treiben, wohl ebenso übersichtlich geworden wie der nationale und lokale Markt für die auf einem kleineren Wirthschaftsgebiete thätigen Kaufleute. Da sich die Wechselfälle im Wirthschaftsleben, namentlich die verschiedenen Ernteergebnisse, auf dem größten Markte am besten ausgleichen lassen, so liegt gerade in der Größe des Weltmarktes ein Mittel zur Verhütung von Krisen. Demgemäß ist unter dem Schutzzollsystem die Gefahr, daß Krisen entstehen und einen hohen Grad von Intensität annehmen, größer als unter dem System der Handelsfreiheit. Jedes Anziehen der Zollschraube beschwört die Gefahr einer Ueberproduktion herauf, wenigstens für die Industrie. Ebenso besteht unter dem Schutzzollsystem die Tendenz, die Krisen zu verlängern; es verzögert sich der Abschluß von zu viel importirten oder zu viel produzirten Waaren, und zwar um so länger, je mehr die Inlandspreise die Auslandspreise überragen.

In dem zweiten Abschnitt von Dietzel's „Produzenteninteresse", der die Ueberschrift „Die Handelssysteme und der Arbeitslohn" trägt, werden zuerst das Argument der „reichlicheren Arbeitsgelegenheit" in Folge von Zollschutz und das Argument der „Hungerlöhne" in den Ausfuhrgewerben kritisirt; dann folgt eine allgemeinere Darlegung des Lohngesetzes unter Berücksichtigung der Einwirkung der Handelssysteme.

Das Schutzzollsystem bewirkt, wie Dietzel ausführt, keine Vermehrung der nationalen Gütererzeugung, sondern nur eine Verschiebung innerhalb derselben. Die Arbeitsgelegenheit nimmt daher nicht zu. Es vermindert sich dabei der Ertrag der Arbeit, da die Vortheile der internationalen Arbeitstheilung weniger ausgenutzt werden.

Die Bedeutung der Exportindustrien, in welchen „Hungerlöhne" bezahlt werden, ist nicht so groß, wie manche Sozialpolitiker behauptet haben. In unseren wichtigsten Exportindustrien besteht die Tendenz des Steigens der Löhne und der Verkürzung der Arbeitszeit. Den Nährboden der „parasitischen" Exportbranchen bietet nicht „das sich Unterbieten der Unternehmer im Auslande, sondern das Ueberangebot von Arbeitskräften an gewissen Orten des Inlandes" (S. 81).

„Das Lohnniveau steht nicht deshalb tief, weil exportirt wird, d. h. die Konkurrenz des Auslandes zu überwinden ist; sondern es wird exportirt, es kann bezüglich dieser Waaren die Konkurrenz des Auslandes überwunden werden, weil das Lohnniveau tief steht.

Daß es aber so tief steht, hat — was die Konfektionsindustrie betrifft — seine Ursache in den lokalen Verhältnissen der Großstadt. Darin, daß es hier eine Masse von weiblichen Arbeitskräften gibt, welche um jeden Preis etwas Geld verdienen wollen, vor allem: es verdienen wollen durch Thätigkeit im Hause — keineswegs immer durch Noth gezwungen, sondern vielfach, um einige Groschen für Putz u. s. w. sich zu erwerben" (S. 80).

Besonders bemerkenswerth und wichtig sind Dietzel's Ausführungen über das Lohngesetz. Er gibt hier die in seiner Schrift „Kornzoll und Sozialreform" angekündigte genauere Darlegung der „Produktivitätstheorie". Nachdem er davor gewarnt hat, die dauernde Bewegung des allgemeinen Lohnniveaus und die zeitweise Bewegung der speziellen Lohnraten zu vermengen, woraus sich die gröbsten Irrthümer ergeben würden, formulirt er das Lohngesetz knapp und scharf folgendermaßen: „Der Lohn steigt und fällt mit der Produktivität" (S. 86).

„Die Bewegung der Produktivität der Volkswirthschaft, die reflektirt in der Bewegung des Preisniveaus, bildet die oberste Ursache der Bewegung des nationalen Lohnnioeaus, der durchschnittlichen Lohnrate.

Steigerung der Produktivität bewirkt auf die Dauer und allgemein Erhöhung des Arbeits-, Erniedrigung des Besitzeinkommens. Minderung der Produktivität bewirkt auf die Dauer und allgemein Erniedrigung des Arbeits-, Erhöhung des Besitzeinkommens" (S. 86).

Das Gesetz kann man auch so ausdrücken: „Der Lohn bewegt sich umgekehrt wie der Preis der Arbeitsprodukte."

Der Beweis Dietzel's für die Richtigkeit dieses von vielen Lohntheoretikern anerkannten, aber wohl noch nie so präzis formulirten Gesetzes, das eine Umkehrung des „ehernen Lohngesetzes" bedeutet, scheint mir durchaus zwingend zu sein. Auf die Einzelheiten der Argumentation, in der u. a. auch die Einwände Diehl's gegen Dietzel's „Konträrtheorie", die mit der „Produktivitätstheorie" identisch ist, zurückgewiesen werden, kann hier nicht näher eingegangen werden; sie sollten von jedem, der sich für Sozialreform interessirt, aufmerksam studirt werden.

Erkennt man die „Produktivitätstheorie" als richtig an, so ist die Folgerung unabweislich, daß die Handelsfreiheit, welche die Produktivität der nationalen Arbeit steigert, die Tendenz hat, das Lohnniveau zu erhöhen. Mit Recht betont Dietzel, daß die Wirkung des Systems der Handelsfreiheit auf die Lohnbewegung mit der Wirkung des Maschinensystems zu vergleichen sei: beide wirken als Kausalmomente der Lohnhausse, da sie die Produktivität der Volkswirthschaft heben und den Preis der Produkte erniedrigen.

Die vorstehende Skizzirung des Inhalts der beiden Schriften ist bei weitem nicht erschöpfend. Zahlreiche gelegentliche, übrigens wohl motivirte, Abschweifungen Dietzel's vom Hauptgedankengange bieten des Interessanten und Lehrreichen sehr viel. Besonders fesselnd und werthvoll sind Dietzel's Bemerkungen über die wirthschafts-

politischen Theorien der Vertreter des „wissenschaftlichen Sozialismus".

Mit den beiden Abhandlungen wäre nunmehr wohl der Cyklus der Schriften, in denen Dietzel die handelspolitischen Theorien der Schutzzöllner zu bekämpfen gedachte, abgeschlossen. Die gesammten Schriften stellen ein Stück Gelehrtenarbeit dar, auf das Deutschland und die nationalökonomische Wissenschaft stolz sein können. Daß die Essays „sine ira et studio" geschrieben seien, wird niemand behaupten können. Nein, sicherlich haben Zorn über die Kampfesweise der Gegner und Eifer für das wahre Wohl des Vaterlandes den Autor auf den Kampfplatz getrieben. Aber in der Hitze des Kampfes ist er selbst ganz kühl. Er führt die Klinge mit unübertrefflicher Ruhe, Sicherheit und Zähigkeit. Die Verdienste von anderen Vertretern der Wissenschaft, namentlich von Brentano, Lotz und Schäffle, in diesem handelspolitischen Feldzuge will ich gewiß nicht verkleinern; aber es scheint mir doch, daß Dietzel sich durch die Schärfe seiner Waffen, die Sicherheit seiner Angriffe und seine Unermüdlichkeit im Kampfe vor allen ausgezeichnet hat. Und was ist das Ergebniß dieses Kampfes? Haben die „geistigen Waffen" der Schutzzöllner den Angriff abwehren können? Sie liegen zerbrochen am Boden. Der schutzzöllnerische Appell an „Vernunft und Wissenschaft" ist vollkommen mißlungen. Allerdings sind „Vernunft und Wissenschaft" nicht die stärksten Mächte in der Politik. Aber der wissenschaftliche Sieg hat auch parlamentarische Folgen gehabt. Zweifellos sind die parlamentarischen Führer der freihändlerischen Minderheit im Reichstage mit „frischerem Muth" in den schweren Kampf um den Zolltarif gezogen und haben entschlossener in ihm ausgeharrt, als ihnen aus dem Lager der Wissenschaft ein so kräftiger Sukkurs erwuchs.

Um rechtzeitig in den Streit der Parteien eingreifen zu können, hat Dietzel nicht gewartet, bis er die gesammten Ergebnisse seiner handelspolitischen Studien in einem größeren Werke niederlegen konnte, sondern die einzelnen Theile einer großen Schrift einzeln erscheinen lassen. So dankenswerth dies auch war, so würde es sich nunmehr wohl empfehlen, die Einzelabhandlungen, denen sich noch einige kleinere Aufsätze anschließen könnten, zu einem größeren Bande zu vereinigen. So würden sie auf die Dauer leichter zugänglich bleiben und daher auch besser wirken können.

Ueber die in Dietzels „Weltwirthschaft und Volkswirthschaft" entwickelten Grundgedanken, die in seinen späteren Schriften nur weiter ausgeführt worden sind, hat sich Gustav Schmoller (in seinem Jahrbuch 1901, S. 1606) folgendermaßen geäußert:

„Das waren große und beherzigenswerthe Wahrheiten, als es 1760 bis 1860 galt, die alten maßlosen Uebertreibungen des Merkantilismus zu bekämpfen; es sind Wahrheiten, die man auch heute wieder gegenüber einer extremen Schutzzollagitation, einem gehässigen und überspannten Neomerkantilismus und Imperialismus ins Gedächtniß zurückrufen, welche man gewiß den Anfängern in der Volkswirthschaftslehre zuerst einprägen muß. Aber es sind Sätze, welche nicht die ganze Wahrheit enthalten; es sind Formeln, welche optimistisch den Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung im größten Umriß skizziren, aber alle möglichen Kehrseiten und Hemmungen desselben Prozesses verschweigen." *)

Gewiß beansprucht Dietzel nicht, die „ganze Wahrheit" zu enthüllen; das vermag überhaupt kein Sterblicher. Bei allen wirthschaftspolitischen und wirthschaftshistorischen Untersuchungen müssen wir mit einer Menge von unbekannten Größen rechnen, und wir verrechnen uns daher auch so oft. Um so wichtiger ist es aber, wenigstens mit den bekannten Größen richtig zu rechnen. Und dazu leiten Dietzel's Schriften an. Dietzel will, wie ich schon Diehl gegenüber (in der „Nation" vom 22. Februar 1902) besonders hervorgehoben habe, und wie Dietzel selbst gerade in seiner letzten Schrift immer wieder betont, nur Kausalformeln geben, die aber äußerst werthvolle Hilfsmittel bei politischen und historischen Erwägungen bilden. Leider haben nur allzu wenige Wirthschaftspolitiker das nationalökonomische „Isoliren" zur Aufdeckung wichtiger Kausalzusammenhänge, jenes „Rechnen mit bekannten Größen", gelernt. Offenbar versäumen viele Dozenten der Nationalökonomie, die „Anfänger in der Volkswirthschaftslehre" zur Handhabung dieser Methode anzuhalten und ihnen nach Schmoller's Rath jene Grundwahrheiten „einzuprägen". Aber gerade weil die Zahl der nationalökonomischen Stümper, welche die Elemente ihrer Wissenschaft nicht bemeistert haben, so entsetzlich groß ist, fühlen sich hervorragende Vertreter der Volkswirthschaftslehre immer wieder veranlaßt, die elementaren Vorgänge des Wirthschaftslebens von neuem klarzulegen. Die Hauptarbeit besteht ja nicht in der Erklärung der Elementarerscheinungen, sondern in der Beseitigung von zahllosen falschen Erklärungen, in der Kritik der Schlagworte der Parteien, in der Vervollständigung einseitiger Beobachtungen und Auffassungen. Wo der Irrthum immer wieder so üppig ins Kraut schießt, wie das auf einem Gebiete, das zahllose Dilettanten beackern, unvermeidlich ist, da muß die Arbeit der Ausrodung immer von neuem beginnen. Man kann sich nur freuen, daß so hervorragende Gelehrte wie Dietzel sich nicht für zu gut halten, die populären Irrthümer nachdrücklich zu bekämpfen, selbst wenn sie Gefahr laufen, Dinge vorzutragen, die jedem „Anfänger in der Volkswirthschaftslehre" geläufig sein sollten.

Dietzel's Schriften enthalten nun allerdings nicht etwa eine so leichte Nahrung, daß sie jeder Anfänger verdauen könnte. Sie sind nichts weniger als „populär". Ihr Verständniß erfordert ein aufmerksames Nachlesen und ein intensives Mitdenken. Wenn Dietzel an einer Stelle („Produzenteninteresse" S. 114) selbst bemerkt, er habe hier „dem Leser etwas harte Kost vorgesetzt", so gilt dies fast allgemein von jedem Abschnitt seiner Schriften. Das liegt natürlich zum größten Theil an der Schwierigkeit des Gegenstandes, die selten ganz begriffen wird. Die Schwierigkeit, sich ohne eingehendes Fachstudium über die komplizirten wirthschaftlichen Verhältnisse, um die es sich hier handelt, klar zu werden, ist so groß, daß Dietzel in ihr das Haupthinderniß des handelspolitischen Fortschritts sieht, wie mir scheint, mit Recht. Ich stimme ihm rückhaltlos bei, wenn er schreibt:

„Oft ist gesagt worden, daß das Peaceklassystem seinen besten Verbündeten an den Sonderinteressen habe; an den egoistischen Instinkten derjenigen Berufsgruppen, welche von einer Herabsetzung der Tarifschranken eine Minderung ihres Einkommens befürchten, auf dessen bisherige Höhe sie ein jus quaesitum zu besitzen glauben. Mir scheint: die stärksten Wurzeln seiner Kraft zieht es aus der Thatsache, daß die große Mehrzahl derer, die über die handelspolitische Kontroverse mitreden und die Stellung des Staates zu ihr als Wähler mitbestimmen, unfähig ist, über ökonomische Vorgänge, die ein wenig verwickelt liegen, sich klar zu werden." (S. 114 f.)

Hoffentlich schrecken diese Bemerkungen über die Schwierigkeit der Lektüre der Schriften Dietzel's niemanden von dem Versuche ab, an der Hand dieses Autors zum Verständniß jener Probleme vorzudringen. Ich wünsche den Schriften recht viele nachmerksame Leser. Kein Student der Nationalökonomie darf sie ignoriren. Möchten auch die vielen, die praktisch an der Wirthschaftspolitik theilnehmen und jetzt in der Hitze des handelspolitischen Kampfes stehen, wenn die Wahlschlacht einmal geschlagen ist, Zeit zum ruhigen Studium der Schriften Dietzel's finden! Sie werden ihnen eine Fülle von „geistigem Kapital" entnehmen können, das sich in der praktischen Wirthschaftspolitik gut rentiren wird.

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

*) Auf eine Reihe von Einwänden Schmoller's hat Dietzel in seinen letzten Schriften selbst geantwortet.

Digitized by Google

Deutsch-dänische Beziehungen und nordschleswigsche Zustände.

Die entscheidende Wendung in der Stellung Dänemarks zu Deutschland ist im Sommer 1901 eingetreten, als König Christian das parlamentarische System anerkannte, indem er die Führer der freisinnigen Mehrheit der Volkskammer in die Regierung berief. Damit war die von den Konservativen so zähe festgehaltene Idee der bewaffneten Neutralität gefallen. Die auswärtige Politik der freisinnigen Dänenregierung ist von dem Lebensinteresse Dänemarks diktirt. Ihr Grundgedanke läßt sich in einem einzigen Satze ausdrücken: „Unter keinen Umständen Krieg mit Deutschland!" Es ist ein Verdienst des zu früh dahingegangenen Journalisten und späteren Ministers Hörup, dieser Auffassung in der trüben Zeit der Provisorien und des Befestigungsrummels im Volke mit unermüdlicher Kraft Bahn gebrochen zu haben. Heute herrscht zwischen dem Volke und der Regierung die vollkommenste Uebereinstimmung darüber, daß es viel besser sein würde, im Nothfall Deutschland nur passiven Widerstand entgegenzustellen, als einen Widerstand zu leisten, der die Gefahr einer Vernichtung der staatlichen Selbständigkeit in sich schließt.

Regierung und Volk in Dänemark treiben in erster Linie eine Politik der Selbsterhaltung. Daraus folgt, daß diese Politik nicht bestimmt werden kann durch die Neigung der 130 000 dänischen Nordschleswiger oder durch die Behandlung, welche die dänischen Unterthanen in Nordschleswig erfahren. Wie innig auch die Wünsche des dänischen Volkes für die sprachverwandten Nordschleswiger sein mögen, die Rücksicht auf das eigene Geschick gebietet Dänemark, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Aufgabe der preußischen Staatskunst blieb es, dahin zu wirken, daß diese tüchtige und charakterfeste nordschleswigsche Bauernbevölkerung sich mit den bestehenden Zuständen aussöhnt und jeden Gedanken an eine Vereinigung mit Dänemark aufgibt.

Wie hat Preußen diese Aufgabe erfüllt?

Seit dem Tode Friedrich's VII., des letzten Königs-Herzogs, sind im kommenden November 40 Jahre verflossen. Seitdem haben sich die nationalen Gegensätze in Nordschleswig — man muß es leider bekennen — nicht vermindert, sondern verschärft. Die Nordschleswiger, ob Deutsche oder Dänen, fühlten sich vor der Annexion als Schleswiger, und ihr ganzes politisches Streben war darauf gerichtet, Schleswiger zu bleiben. Seit Jahrhunderten hatten Deutsche und Dänen in Nordschleswig friedlich nebeneinander gelebt. Die Gerichtssprache war deutsch bis in die vierziger Jahre hinein, und das dänische Patois wurde von Dänen und Deutschen gesprochen. Das ist geblieben, sonst ist der Riß zwischen Deutschen und Dänen größer als je. Es ist eine viel verbreitete, aber ganz irrige Ansicht, daß die preußische Verwaltung in Schleswig unter der Leitung der Herren v. Bötticher und Steinmann sich durch ein zu großes Maß von Duldsamkeit gegen das Dänenthum ausgezeichnet habe. Nicht nur der oft so kleinliche Kampf gegen den Ausdruck dänischer Sympathien wurde mit allen polizeilichen Mitteln geführt, sondern auch die dänische Sprache mehr und mehr aus der Volksschule verdrängt. Die dänische Bevölkerung hatte Ursache zur Beschwerde; aber ihren gesetzestreuen Sinn hat sie nie verleugnet. Die Gesetze und Anordnungen der Obrigkeit wurden erfüllt, die Militärpflicht geleistet und die Steuern prompt bezahlt.

Je größere Fortschritte die polizeilichen Vexationen machten, desto stärker wurde die Werthschätzung der dänischen Sprache, Freiheit und Kultur. Als die Kinder den Gebrauch des Dänischen in der Schule nicht mehr erlernen konnten, entstand der Verein zur Bewahrung der Muttersprache, der bald ganz Nordschleswig umfaßte, Bibliotheken stiftete, in jedes Bauernhaus dänische Volks- und Kinderschriften brachte. Als Herr v. Steinmann bei seinem Scheiden aus dem Amte die Folgen des in Berlin gewollten Druckes erkannte, sprach er das mahnende Wort, daß bei allen Kämpfen das Ziel, die Aussöhnung der beiden Nationalitäten, nicht außer Acht gelassen werden dürfe. Er hatte viele Jahre hindurch die Entwicklung der nordschleswigschen Dinge mit stets wachsamem Auge verfolgt, und er ist mit der Ueberzeugung gegangen, daß widerstrebende Elemente mit Gewalt nicht zu gewinnen sind.

Sein Nachfolger, Herr v. Köller, gebrauchte nur eine kurze Zeit, um sich über die verwickelten nordschleswigschen Verhältnisse zu orientiren. Mit weithin schallendem Fanfarenklang wurde dann verkündet, daß er die dänische Bevölkerung gegen die angeblichen Friedensstörer und Unruhestifter schützen wolle, die diese Bevölkerung selbst zu ihren Wortführern bestimmt hatte. Dies Köller'sche Unternehmen schlug vollkommen fehl. Der Versuch, die dänische Presse in Nordschleswig zu diskreditiren und aufs Trockene zu setzen, hatte die gegentheilige Wirkung. Die Zahl ihrer Abonnenten steigerte sich von Quartal zu Quartal. Ebenso unglücklich endete der Versuch, die Bevölkerung in einen Gegensatz zu den Führern zu bringen. Sie bewies bei jeder Gelegenheit, daß die Führer die Werkzeuge ihres Willens sind. Jessen, der vielgeschmähte Herausgeber von „Flensborg Avis", wurde an Johannsens Stelle in den Reichstag gewählt. Hanssen, mit unerhörten Verdächtigungen überschüttet, behauptete seinen Platz im Abgeordnetenhause; ja, die Führer vergaßen ihre Differenzen, und niemals war die dänische Partei in Nordschleswig einiger und besser organisirt als nach dem Abschluß der Köller-Periode. Dabei muß man sich die Mittel vergegenwärtigen, welche zur Niederbeugung des Oppositionsgeistes in Anwendung gebracht wurden. Das Versammlungsrecht war so gut wie suspendirt. Noch bei der Reichstagsersatzwahl im ersten Kreise waren die Wirthe so eingeschüchtert, daß dänische Wahlversammlungen in Sonderburg, in Norburg, Augustenburg, Christiansfeld, Rödding, Gramm, Tostlund und Scherrebek nicht abgehalten werden konnten, weil kein Wirth sich bereit fand, sich der Gefahr auszusetzen, den Dänen sein Lokal zur Verfügung zu stellen. Und welche Gefahren sind nicht selbst heute noch mit dem Besuche einer politischen Versammlung oder mit der Zugehörigkeit zu einem dänischen Verein verbunden!

Da die dänischen Nordschleswiger bei all' ihren Bestrebungen den gesetzlichen Boden nicht verließen, so war es sehr schwer, ihnen mit gesetzlichen Mitteln beizukommen. Eine besondere politische Moral kam an der Nordgrenze zur Geltung. Die Gesinnung wird bei den Dänen verfolgt, und das Mittel der indirekten Bestrafung, der wirthschaftlichen Schädigung des Gesinnungsverdächtigen, von Herrn v. Köller in Kurs gebracht, ist noch heutigen Tags in Umlauf. Nichts hat dem Ansehen Deutschlands in dem ganzen skandinavischen Norden mehr geschadet, darin hat Björnstjerne Björnson vollkommen recht, als diese plumpe und demoralisirende Methode, und nichts hat in Nordschleswig das Vertrauen auf die Gerechtigkeit so sehr erschüttert, als diese Ausweisungen von ganz unschuldigen Menschen, die oft Jahrzehnte lang dem Lande die Kraft ihrer fleißigen Arme geliehen hatten. Und wer ist durch die Ausweisungen denn geschädigt? Die Dänen, welche man treffen wollte, waren preußische Staatsbürger. Die Polizei konnte ihnen das dänische Gesinde vom Hofe jagen, aber sie konnte nicht hindern, daß die Nachbarn sofort Hilfe leisteten. Schließlich litten die deutschen Besitzer mehr als die dänischen unter dem Mangel an Arbeitskräften. Ueberdies mußte sich das Mittel der Massenausweisungen schnell verbrauchen, wenn es kein dänisches, schwedisches oder norwegisches Gesinde mehr in Nordschleswig gab.

Inzwischen hatten die Köller'schen Maßnahmen auf die dänische Bevölkerung genau so gewirkt, wie das Sozialistengesetz auf weite Kreise der deutschen Arbeiterbevölkerung gewirkt hatte. Die Agitation, von der Oberfläche verdrängt, wurde um so eifriger in der Stille, von Dorf zu Dorf, von

Haus zu Haus betrieben. Die laute Versicherung der Germanisirungseiferer, daß Sitte und Sprache der dänischen Bevölkerung nicht bedroht seien, fand bei den Dänen nirgends Glauben. Die Kluft zwischen Dänen und Deutschen, zwischen Regierung und Regierten, erweiterte sich. Die protestlerische Strömung gewann wieder die Oberhand. Der Artikel V des Prager Friedens wurde heraufbeschworen, um die fast verjährten Hoffnungen neu zu beleben. Immer enger und fester wurde das Verhältniß zwischen Führern und Geführten in der dänischen Bevölkerung.

Alle Anstrengungen, ihren passiven Widerstand zu brechen, scheiterten. Diese braven Bauern ließen sich durch die drohende Gefahr wirthschaftlicher Schädigung und polizeilicher Chikanen nicht schrecken. Um dem Ziele doch wenigstens etwas näherzukommen, gingen die Verwaltungsbehörden in der Anwendung von Ausnahmemaßregeln immer weiter. Es blieb nicht mehr bei der Ausweisung dänischer Dienstboten, man machte sich an die Optanten heran. Leute, die zum Theil Jahrzehnte lang als Inländer behandelt und sogar in der Armee ihre Dienstpflicht gethan hatten, wurden des Landes verwiesen. Ja, es ist vorgekommen, daß alte Invaliden, die auf deutscher Seite den Krieg 1870/71 mitgemacht und in der Schlacht bei Gravelotte gefochten, dreißig Jahre später zum Verlassen der Heimath gezwungen worden sind, ohne daß sie selbst politisch irgend etwas sich haben zu schulden kommen lassen. Endlich hat der Minister des Innern im September vorigen Jahres ein Einsehen gehabt und eine Anweisung dahin ergehen lassen, daß zur Beseitigung so grausamer Härten Renaturalisationsanträgen von solchen Optanten, die auf Grund der Regierungsverfügung von 1867 als Preußen behandelt sind, namentlich wenn sie im preußischen Heere gedient haben, in der Regel stattgegeben werden solle. Diese Bestimmungen sollen sich auf die Optanten sowohl wie auf die Optantenkinder beziehen. Die nordschleswigsche Bevölkerung ist in ihren Ansprüchen so bescheiden geworden, daß sie diese so selbstverständliche ministerielle Anordnung als eine Wohlthat betrachtet hat, als das erste Anzeichen, daß die Rückkehr zu normalen Verhältnissen erstrebt wird. Hoffentlich geht Herr v. Hammerstein einen Schritt weiter und löst das schon vor dreißig Jahren in der Apenrader Konvention gegebene Versprechen einer gesetzlichen Regelung der Optantenfrage ein. Wenn dann weiter mit dem System der indirekten Züchtigung und der Ausweisung Unschuldiger gebrochen ist, dann wird es auch keiner subventionirten Presse mehr bedürfen, die die Ausnahmemaßregeln der Regierung zu vertheidigen hat, und die Dänen nur durch immer neue Provokationen reizt.

Wenn man beruhigen und erobern will, dann gibt es ein unfehlbares Mittel: Man soll Schleswig nach denselben Grundsätzen verwalten wie die Provinz Brandenburg. Es bedarf ebenso wenig der Ausnahmemittel für die dänischen Schleswiger wie für die wendischen Spreewälder.

Anstatt die dänischen Schleswiger wirthschaftlich zu schädigen, soll man sie in einen lebendigeren Verkehr mit Deutschland bringen. Man soll sie strenge anhalten, ihre Pflicht und Schuldigkeit gegen den Staat zu erfüllen, wie Gesetz und Recht es vorschreiben; man soll ihnen aber auch die Rechte und Freiheiten preußischer Staatsbürger zutheil werden lassen und sie genau so behandeln wie die preußischen Unterthanen deutscher Zunge.

Dann wird Friede in Nordschleswig sein, und Deutschland wird die Stimmung des ganzen skandinavischen Nordens für sich haben.

Kiel. Alexander Niepa.

Lorenzo de' Medici und Savonarola in ihrem Verhältniß zur Kunst.

II.

In seiner letzten Noth hatte Lorenzo den gerufen, der ihm und seinem Treiben immer Feind gewesen war, den einzigen, der es gewagt hatte, ihm zu widersprechen. Schon vor Jahren hatte er geklagt: ein Fremdling ist in mein Haus gekommen und gibt mir nicht die Ehre, mich zu begrüßen. Denn in dem Kloster, das sein Großvater gestiftet hatte, sammelten sich die Unzufriedenen und lauschten den unheimlichen Weisssagungen des Mönches: ich bin ein Fremder und Lorenzo ein Bürger dieser Stadt, aber er wird gehen und ich werde bleiben. — Ja, wohl war er ein Fremder im Florentiner Festesjubel, dieser Ferrareie mit der rauhen, unheildrohenden Beredsamkeit. Auch ihm war in seinen Jugendträumen eine Idealgestalt erschienen, eine Jungfrau, welche ihm die Wunden zeigte, die ihren wunderschönen Leib entstellten — die christliche Kirche. Das Verderben kam von Rom, und leidvoll rief der Jüngling aus:

So romper si potria queste grandi ale!

O, daß ich diese großen Flügel brechen könnte!

In seiner Heimath fand er ringsum Knechtschaft und Laster, und ihn jammerte des Volkes. Als er dann in die Hauptstadt des modernen Geistes kam, sah er in all dem Glanz der Medicеerherrschaft, in der Erneuerung der antiken Philosophie und Kunst nur Sittenlosigkeit und Abfall vom christlichen Glauben. Die weiten Räume der Kathedrale hallten wieder von seiner Verkündigung des Strafgerichtes: Gladius dei super terram cito et velociter. Bald und schnell wird das Schwert Gottes über die Erde kommen. Als dann seine Prophezeihungen sich erfüllten, als Lorenzo, der Papst und der König von Neapel starben und die Franzosen unter Karl VIII. in Italien einbrachen, da erkannte das Volk in ihm den Mann Gottes und unterwarf sich seiner Leitung, und er selbst zweifelte nicht mehr an den göttlichen Offenbarungen, die ihm seine Aufgabe für Gegenwart und Zukunft gewiesen hatten, auch nicht, daß er selbst als Opfer fallen würde. Die Noth der Zeit machte den Mönch zum Politiker. Die neue demokratische Verfassung, die mit seiner Hilfe zu Stande kam, sollte nach seinem Willen gegründet sein auf eine Erneuerung der Sitten, und es ist ja wunderbar, wie das lebenslustige Florenz mit einem Schlage sich verwandelte. Gerade in den edleren Geistern weckte er das Gewissen, namentlich auch unter den Künstlern. Zu seinen Anhängern gehörten die della Robbia, die in zahllosen schlichtanmuthigen Thonreliefs die heitere Frömmigkeit der alten Florentiner verkörpert hatten, zu ihnen kamen Sandro Botticelli und Lorenzo di Credi, der Atelliergenosse Lionardo's, ferner der Bildhauer Baccio da Montelupo, der berühmte Gemmenschneider Giovanni delle Corniole, der Miniaturist Bertuccio, der Architekt Simone Cronaca, der den Palazzo Strozzi vollendet hat, endlich Michelangelo. Sie alle mochten fühlen, daß mit der neuen Bildung, welche die Formen der alten Heidenwelt erneuerte, ein Geist eingezogen war, der dem innersten Wesen des Christenthums widersprach. Wir sehen heute die Größe jener Zeit darin, daß sie zurückgegangen ist auf die Natur, daß sie in ihr den einzig festen Grund für alle Kunst gefunden hat. Aber die Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts war nicht frei: sie stand im Dienst der Religion. Und da müssen wir doch fragen, ob die Formen der Wirklichkeit genügen, die religiösen Ideen auszudrücken — jedenfalls nicht alle. Ein hübsches Florentiner Bürgermädchen im Sonntagsstaat ist noch keine Mutter Gottes. Savonarola sagte: „Glaubt ihr, daß die Jungfrau Maria gekleidet war, wie ihr sie darstellt? Ich sage euch, daß sie einfach gekleidet war, wie eine arme Frau, und daß sie kaum ihr Gesicht sehen ließ. Ihr aber habt der heiligen Jungfrau die Kleidung einer Courtisane gegeben." Ein

ander Mal: „Sobald die Frauen ihre Töchter verheirathet haben, müssen sie sie überall zeigen, und zuerst bringen sie sie, aufgeputzt wie Nymphen, in den Dom. Das sind die Götzen, die ihr in meinen Tempel gebracht hat. Die Figuren die ihr in der Kirche malen laßt, sind die Bilder dieser Götter, und die jungen Leute sagen nachher, wenn sie dieser oder jener Frau begegnen: das ist die heilige Magdalena, das ist der heilige Johannes." — Savonarola sieht in den kirchlichen Gemälden, wie es das ganze Mittelalter gethan hat, die Lehrer der Ungebildeten; ihnen sollen sie das Leben Christi und der Heiligen erzählen. Doch ist er weit entfernt davon, nur den Gegenstand zu beachten. Man soll keine Bilder zulassen, sagt er, die durch ihre Mittelmäßigkeit zum Lachen reizen. Nur ausgezeichnete Künstler sollen in den Kirchen malen. Er berichtet auch von der heiligen Jungfrau, daß alle Menschen, die sie sahen, über ihre Schönheit staunten. — In seinem Kloster hat er eine Zeichenschule eingerichtet und den Nonnen von S. Caterina in Siena empfiehlt er das Malen und Modelliren. Was er bekämpft, sind die Nuditäten in den Häusern, um der Kinder willen, wofür er sich auf Aristoteles beruft. Solche Bilder gehörten auch zu den Vanità, den Eitelkeiten, die in den Karnevalstagen des Jahres 1498 von den Kindern gesammelt und auf dem Markte verbrannt wurden. Savonarola hatte mit diesem Scheiterhaufen eine rohe Sitte verdrängt, nach der die Kinder abends um einen brennenden Holzstoß tanzten und sich mit Steinen warfen. Wenn jetzt Dominikanernönche im Verein mit Engeln den Reigen führten, so gab das nur ein lebendes Bild nach Fra Angelico. Nun erzählt Vasari, es seien so viel nackte Gemälde und Skulpturen, viele von ausgezeichneten Meistern, dazu Manuskripte, Lauten, Liederbücher vernichtet, daß es ein großer Schaden gewesen, besonders für die Malerei. Er sagt: „Baccio della Porta brachte alle seine Studien nach dem Nackten herbei, ihm folgten Lorenzo di Credi und viele andere. — Was der Geschichtschreiber sich unter den verbrannten Skulpturen gedacht hat, ist schwer zu sagen. Gerade das erste Bild, das Baccio della Porta nach dieser Zeit malte, ein Weltgericht, ist angefüllt mit nackten Figuren und zu dem nächsten, einer heiligen Anna selbdritt, ist eine vollständig ausgeführte Studie ohne Bekleidung vorhanden. Allerdings berichtet der Biograph Savonarola's, Burlamacchi triumphirend, daß ein Venezianer Händler für den ganzen Scheiterhaufen 22000 Gulden geboten habe. Aber wer jemals Bilder kaufen wollte, weiß, wie viele Tausende von wie viel unbekannten Juden stets geboten, aber nie bezahlt sind. Der Historiker Guicciardini erwähnt nur Würfel, Karten, Schminktöpfe und unzüchtige Bücher und Bilder. Nein, so wenig Lorenzo mit seinen Karnevalsliedern das Ball verdorben, so wenig hat Savonarola mit seinem Scheiterhaufen die Kunst vernichtet. Sein Verhältniß zu ihr war ein tieferes.

Umsonst versuchte er das überquellende Leben einer Großstadt zurückzudämmen in die Sittenregeln eines Klosters, und als er es unternahm die Kirche gegen Alexander Borgia zu erneuern, mußte er erkennen, daß auch diese Welt sich nicht ohne ein δός μοι ποῦ στῶ aus den Angeln heben läßt. Der Glaube an die ihm von Gott gesandten Visionen hatte ihn über alle Erdenschranken weggetragen. Als er dann von der Stadt dem Papste geopfert und unmenschlichen Folterqualen unterworfen wurde, da schwanden vor der grausamen Wirklichkeit die Wahngebilde seiner aufgeregten Phantasie. Wie er sein Haupt dem Henker darbot, rief eine Stimme: Prophet, der Augenblick ist da, nun thue das Wunder! Er hatte das Volk gelehrt, auf ein Wunder zu hoffen. Jetzt fluchte es dem falschen Propheten.

Aber seine Stimme ist nicht verhallt. Drei Jahre nach dem Tode Savanarola's vollendete der junge Michelangelo Buonarrotti seine Pieta. Ihn hatte das Schicksal des Mönches tief ergriffen. Jetzt schuf er in seinem Geiste. Seine Maria ist eine schlichte Frau aus dem Volke, aber ihre Klage ist mehr als die Klage einer irdischen Mutter. Vor der ganzen Gemeinde hält sie den Leichnam des Sohnes auf ihrem Schoße, die linke Hand nach oben öffnend, als riefe sie Himmel und Erde an: Seht, das haben sie aus ihm gemacht! Das war ein Werk, wie es die Zeit Lorenzo's nicht gesehen hatte. Mochte der Mediceer alle Lust und allen Schmerz der Erde gekostet haben, eins war ihm versagt: die reine Hingabe an das ewige Gesetz, das über diesem Leben waltet. Das aber ist es, was die Kunst verlangt. Wie er als Staatsmann nichts Dauerndes geschaffen; so hat Lorenzo auch von seiner Förderung der Kunst kein großes Denkmal hinterlassen.

Savonarola war kein Aesthetiker, aber der Mann, dessen Träume sich zu körperlichen Erscheinungen verdichteten, hatte ein lebhaftes Verständniß für das Spiel der Phantasie, auch in der Kunst. In einer Predigt spricht er einmal von der Liebe zum Heiland, die uns dessen Leben und Leiden so lebendig macht, daß wir alles andere darüber vergessen. Denn die Liebe, sagt er, ist gleich einem Maler. Die Werke eines guten Malers bezaubern uns so, daß wir in Entzückung gerathen und uns selbst vergessen. Ebenso malt die Liebe uns ein hübsches Zimmer, in welchem sie alles schildert, was die Person angeht, die man liebt. Fragt einen Menschen, der für eine Frau schwärmt, was die Liebe in dem Zimmer seiner Einbildung malt. Er wird sagen: das Gesicht der Frau, ihre Augen, ihre Gesten, ihre Kleider und andere ähnliche Dinge. Die Liebe malt so gut, daß der Liebende mit allen Kräften der Seele an solchen Bildern hängt, er kann keine anderen sehen und sich nicht davon frei machen. Ladet ihr ihn zur Jagd, wird er absagen, weil er ganz von diesen Bildern hingenommen ist, ladet ihr ihn zum Frühstück oder Diner, wird er andere Beschäftigungen vorschützen. Wenn dies die körperliche Liebe vermag, was thut dann erst die geistige!

Wir haben hier zugleich eine Probe von der Beredsamkeit des Mönches, der als erste künstlerische Tugend die Einfachheit empfahl. Mit dem Begriff der Schönheit beschäftigte er sich so gut, wie die gelehrten Humanisten. Oft wiederholt er: die Kunst ahmt die Natur nach, aber sie erreicht sie nicht, denn ihr fehlt das Leben, die Seele. Todte Dinge aber sind nicht schön. — Ein ander Mal sagt er: Die Schönheit des Menschen besteht nicht in den Farben, sondern in den Körperverhältnissen: eine Frau finden wir nicht schön, wenn sie eine schöne Nase oder schöne Hände hat, sondern nur dann, wenn alles bei ihr wohlproportionirt ist. — Einmal heißt es: wenn ihr euch die Schönheit von Florenz in der Phantasie vorstellt, ist sie größer als in der Wirklichkeit, denn ihr werdet alles unterdrücken, was sie entstellt, ihr werdet sie um so vollkommener machen, je mehr ihr sie idealisirt. Je weniger körperlich die Schönheit, desto größer ist sie.

Aber dies alles sind Gedankengänge, die er der von ihm sonst so gering geschätzten heidnischen Philosophie entnommen hat, um das Eine zu beweisen, das ihm am Herzen liegt: die Schönheit kommt aus der Seele.

In einer Fastenpredigt von 1496 sagt er: Die Schönheit des Gesichtes kommt auch aus der Schönheit und Reinheit der Seele. Denn die Seelenzustände spiegeln sich im Körper. Nehmt zwei Frauen von gleicher Schönheit, die eine gut und tugendhaft, die andere nicht: ihr werdet finden, daß in den Zügen der Ersten eine fast engelhafte Schönheit glänzt, die Andere wird trotz aller Reize den Vergleich nicht aushalten. Denn die gute Seele nimmt Theil an der Schönheit Gottes, welche alle andern übertrifft.

Im folgenden Jahre zitirt er Sokrates, der gerne die Schönheit junger Leute betrachtete, um durch die körperliche Schönheit die geistige zu sehen. Aber, fügt er hinzu, ich rathe euch nicht ihm nachzuahmen und eine schöne Frau aufzusuchen, um die Schönheit Gottes zu betrachten. Das hieße Gott versuchen. Es war nur ein Beispiel.

Dann heißt es: Frauen, rühmt euch nicht eurer Schönheit! Ihr seid alle häßlich. Wollt ihr die Schönheit der Seele schauen, seht eine fromme Person an, sei es Mann oder Frau, in welcher der Geist die Sinne beherrscht; sehet sie an, wenn sie betet oder wenn sie ihr Gebet beendet hat. Ihr werdet die Schönheit Gottes auf

ihrem Antlitz glänzen sehen, ihr werdet das Gesicht eines Engels sehen.

Für die Künstler zieht Savonarola den Schluß: Jeder Maler malt sich selbst, denn er verwirklicht nur seine Eingebungen. Mögen die Gegenstände verschieden sein, seine Werke tragen alle das Gepräge seines Gedankens. Darum gehört es zum Amt eines Predigers die Maler zu bekehren, die sich mit Werken abgeben, die nicht die Werke Christi sind, sodaß sie große Kraft und großen Trost gewinnen und der Dienst des Herrn ihnen leichter wird als zuvor, wie der Prophet Amos sagt: Domine in voluntate tua praestitisti decori meo virtutem. Herr, nach deinem Willen hast du meiner Schönheit Kraft verliehen. — Also die Gesinnung ist es, die Savonarola bei den Künstlern erneuern will.

Die Werke eines großen Malers hatte er täglich vor Augen in den Sälen, Gängen und Zellen seines Klosters: dort fand er die von reiner Empfindung beseelten Formen, die von keinem Erdenstaub getrübten Farben des Fra Angelico da Fiesole. Bei dem strahlenden Gold und Weiß seiner Bilder mochte er die Lehre bestätigt finden: Sehet die seligen Geister, ihre Schönheit besteht im Licht. Sehet Gott, der das Licht ist, er ist die Schönheit selbst. — In Fra Angelico fand er auch das Vorbild eines Künstlers, der aus reiner Seele seine Werke in Gebet und Andacht schuf.

Wie Michelangelo haben um diese Zeit auch andere die Beweinung Christi geschildert: Perugino, Botticelli und Filippino Lippi, Sansovino und Giovanni della Robbia, und es ist mit Recht bemerkt, daß Savonarola's Einfluß darin zu erkennen ist. Ein Seelenmaler war ja auch Botticelli: er hat Illustrationen zu dem Hauptwerke des Mönches, dem Triumph des Glaubens, entworfen, und noch im Jahre 1500 malt er auf der „Christnacht" in London die drei Dominicaner-Märtyrer von Engeln umarmt. Allein ihn hatte das große Ergebniß innerlich gebrochen. War die Madonna schon früher von ihm und anderen sinnend und ernst gemalt, als wenn sie eine Ahnung von dem Schicksal ihres Kindes hätte, so erscheint sie nun auf seinen letzten Bildern — es sind nicht viele mehr — wie sie Savonarola geschildert, von traurigen Gedanken ganz erfüllt. Der weiche krankhafte Zug seiner Kunst gewinnt die Oberhand. Er hatte nicht die Kraft, den Geist des großen Predigers in einer neuen Formengebung zu verkörpern. Das war einem Jüngeren vorbehalten.

An jenem Schreckensabend, als die Feinde San Marco stürmten, war der Maler Baccio della Porta unter den Begleitern des Dominicaner's, und in dem wilden Handgemenge am Altare that er das Gelübde Mönch zu werden. Er hat das schöne Bildniß mit dem Heiligenschein gemalt, das wir heute in San Marco sehen. Erst vollendete er noch das jüngste Gericht in der Friedhofskapelle von Santa Maria Nuova. Dann trat er als Fra Bartolommeo in das Kloster ein, und nun folgt jene lange Reihe großer Altarbilder, deren tiefe feierliche Töne, deren würdevolle Anordnung, Bewegung und Gewandung uns zur Andacht stimmen. Da ist die herrliche Madonna della Misericordia in Lucca, die machtvolle Gestalt des Auferstandenen und die wundervolle tiefbewegte „Klage" im Palazzo Pitti. Man hat den akademischen Zug dieser Werke getadelt, man hat sie kalt genannt. Sie athmen die Ruhe eines tiefen Gemüthes, das die Welt überwunden. Wenn Fra Bartolommeo nicht selbst im Stande war, diese großen schönen Formen mit natürlichem Leben ganz zu erfüllen, so hat er sie einem Größeren übertragen, von dem er dann wieder gelernt hat. Wie schon das „Weltgericht" auf Raphael wirkte, sehen wir in dem Fresco, das dieser 1505 in San Severo zu Perugia malte, und in Rom stand ihm das Vorbild seines Florentiner Freundes noch vor Augen, als er die Disputa entwarf. Um dieselbe Zeit malte Michelangelo die Decke der Sistina, und in seinen Mußestunden fand er Trost und Erbauung in den Schriften Savonarola's.

In Florenz ist die Erinnerung an den Dominikaner lebendig geblieben. Als der Tag seiner Hinrichtung wiederkehrte, fand man die Stelle auf dem Markte mit Blumen bestreut, und heute noch bedeckt das Florentiner Volk in der Nacht zum 23. Mai mit Frühlingsblumen die Todesstätte des Propheten.

Cöln. C. Aldenhoven.

Wo bleibt der Goethe-Tag?

Die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft erhielten in diesen Tagen vom Vorstand und von dem geschäftsführenden Ausschuß in Weimar folgendes seltsame Rundschreiben:

„Der Einzug Ihrer K. K. Hoheiten des Großherzogs und der Großherzogin nach der Vermählung findet in Weimar in der Woche vor aber nach Pfingsten statt. Da diese Feierlichkeit zahlreiche Gäste aus dem Lande und von außerhalb hierher führen wird, so hat der Vorstand dem Antrage des geschäftsführenden Ausschusses, die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft unter diesen Umständen nicht wie üblich am Sonnabend nach Pfingsten stattfinden zu lassen, zugestimmt. Der Gedanke, sie auf eine spätere Zeit zu verschieben, erwies sich als unausführbar, weil während der Sommerferien das Großherzogliche Hoftheater geschlossen ist, im Herbst aber das Kaiser-Manöver Weimar voraussichtlich erheblich mit Einquartirung belasten wird. In dem einen wie in dem anderen Falle wäre die gewohnte gastliche Aufnahme der Mitglieder ausgeschlossen. Das gänzliche Ausfallen der Versammlung aber, das überhaupt mit den Satzungen nicht in Einklang zu bringen ist, kann um so weniger in Erwägung gezogen werden, als die dreijährige Amtszeit des Vorstandes am 31. Dezember d. J. abläuft, zur Fortführung der Geschäfte nach diesem Tage aber ein neuer Vorstand aan der Generalversammlung gewählt werden muß. Auf Grund dieser Erwägungen ist beschlossen worden, die diesmalige Versammlung auf

Sonntag, den 24. Mai, Mittags 12 Uhr

anzuberaumen und ihr einen rein geschäftlichen Charakter zu geben. Denn, wenn wir auch glauben, der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, daß die Mitglieder im Interesse der Gesellschaft pflichttreu in gewohnter Weise sich an den Berathungen betheiligen werden, so können wir uns doch der Erwägung nicht verschließen, daß die Vorrückung des Tages in eine Zeit kurz vor den Pfingstferien eine Erschwerung für viele bedeutet und den Besuch der Versammlung vielleicht beeinträchtigen wird. In Folge dessen haben wir geglaubt, von einem Festvortrag absehen zu müssen und Dr. Freiherrn von Berger, der gütigst den Vortrag übernommen hatte, gebeten, denselben in der Generalversammlung des nächsten Jahres halten zu wollen.

Falls Anmeldungen in genügender Zahl eingehen, ist wie alljährlich ein gemeinsames Mahl und Abends der Besuch des Großherzoglichen Hoftheatres vorgesehen."

Als ich dies wunderliche Zirkular gelesen hatte, las ich es noch einmal, stützte meinen Kopf in beide Hände und überlegte mir gründlich, was es wohl zu bedeuten habe. Nur eins war mir klar: der Goethe-Tag, d. h. das, was man in Deutschland seit nunmehr siebzehn Jahren darunter versteht, wird in diesem Frühjahr nicht stattfinden. Denn was der Vorstand an Stelle der gewohnten Veranstaltung gesetzt hat, diese Versammlung „rein geschäftlichen Charakters", wird ihn unmöglich ersetzen können. Ich möchte das Mitglied der Gesellschaft sehen, das angesichts dieser eiskalten Sätze: der Vorstand könne sich der „Erwägung nicht verschließen", daß die Verschiebung „den Besuch der Versammlung vielleicht beeinträchtigen wird", man habe darum den üblichen Festvortrag aufgegeben, und dieses Schlußabsatzes: „Falls Anmeldungen in genügender Zahl eingehen ...." — ich möchte, sage ich, das Mitglied der Goethe-Gesellschaft sehen, das sich durch solche Worte zur Reise nach Weimar ermuntert fühlt! Man hat bei der Lektüre dieser gewundenen Perioden vielmehr das ganz bestimmte Gefühl, der Vorstand und der geschäftsführende Ausschuß hätten am liebsten geschrieben: „Kinder, kommt gar nicht erst her! Es wird zum Sterben langweilig. Bleibt dies Jahr ruhig zu Hause. Wir werden die Neuwahl des Vorstandes mit Hilfe eines geringen Aufgebots leicht zu beschaffender Mitglieder aus der Nähe, etwa aus Weimar

Digitized by Google

und ans Jena, rasch und schmerzlos erledigen und haben damit unsere statutenmäßigen Pflichten erfüllt. Auf Wiedersehen bis 1904 — wenn dann nicht etwas anderes dazwischen kommt!"

Das also ist klar: der Goethe-Tag wird in der gewohnten Form in diesem Jahre nicht stattfinden. Aber warum? Weil der Einzug des jungen Großherzogs und seiner jungen Gemahlin, die in der allernächsten Zeit Hochzeit feiern und dann ihre Flitterwochen im lauschigen Frieden eines stillen Schlosses verbringen werden, „in der Woche vor aber nach Pfingsten" stattfindet und weil „diese Feierlichkeit zahlreiche Gäste aus dem Lande und von außerhalb" nach Weimar führen wird? Hol mich der Teufel, das verstehe ich nicht. Mein beschränkter Unterthanenverstand reicht dazu nicht aus. Wenn der Einzug vor Pfingsten stattfindet, warum soll dann nicht in der Woche nach dem Fest die südliche Versammlung stattfinden? Findet der Einzug aber nach Pfingsten statt — mein Gott, er dauert doch nicht acht Tage long! Sollte sich da nicht in der ganzen Woche ein Tag finden, wo eben die Goethe-Gesellschaft ihre Zusammenkunft abhalten könnte? Man kommt beinahe auf den unsinnigen Gedanken, der junge Großherzog walle von den „Goethe-Onkels", wie man in Weimar gern sagt, nichts wissen und habe seine Willensmeinung dahin kundgegeben, er sähe es am liebsten, wenn die Versammlung ausfiele. Das ist natürlich undenkbar. Aber um so räthselhafter wird die ganze Angelegenheit.

Freilich, es wäre immerhin möglich, daß der Einzug just auf den Sonnabend oder den Sonntag nach Pfingsten angesetzt würde. Aber, lieber Himmel, ist es denn ganz undenkbar, daß in Weimar auf eine mit dem Andenken Goethe's in Verbindung stehende Sache Rücksicht genommen würde? Zumal bei einer Gelegenheit, wo es so leicht ist, diese Rücksicht zu üben! Man möchte seine Hand ins Feuer dafür legen, daß es unter der Regierung des alten Großherzogs Karl Alexander geschehen wäre. Warum sprechen die Vertreter der weimarischen Regierung ihrem jugendlichen Souverain gegenüber nicht die Bitte aus, den Tag des Einzugs jetzt schon in Aussicht zu nehmen und ihn so festzusetzen, daß sich die Zusammenkunft der Goethe-Gesellschaft irgendwie ermöglichen läßt? Ja, wäre es nicht vielleicht besonders schön, diese Versammlung gewissermaßen in die Festlichkeiten des Einzugs einzubeziehen? Von all den zahlreichen kleineren Bundesstaaten hat Sachsen-Weimar das Glück, durch seine litterarischen Traditionen eine Stellung in Deutschland einzunehmen, die einzig dasteht. Weimar ist unser Mekka. Es schwebt um diese liebe Stadt der Ruhm einer unvergleichlichen Vergangenheit. Und mit dem, was sie uns bedeutet, ist das Herrscherhaus aufs innigste verbunden. Es hat schon im vergangenen Jahre, wie ich damals an dieser Stelle in einem Bericht über den Goethe-Tag aussprach, einen höchst befremdlichen Eindruck, daß der Großherzog und der Hof, zum ersten Male seit der Begründung der Gesellschaft, der Versammlung fern blieben. Der weimarische Hof gehört, so schien es immer, heute zur Goethe-Gesellschaft, wie er einstens zu Goethe gehörte. Es fehlt der Versammlung etwas, wenn sich nicht mit den Verehrern des Dichters auch die Nachkommen und Nachfolger Anna Amalias und Karl Augusts zusammenfinden. Das gehört zum Stil dieser Goethe-Tage, und Karl Alexander und Großherzogin Sophie, auch der Erbgroßherzog Karl August, so lange er lebte, und seine liebenswürdige Gemahlin haben niemals eine dieser festlichen Sitzungen versäumt. Selbst im hohen Greisenalter erschien Karl Alexander stets pünktlich im Saale der „Erholung", hielt auch bei Vorträgen, die ihn weniger interessirten, tapfer und mit militärischer Korrektheit aus und hatte beim Cercle, den er darauf abhielt, für jeden ein freundliches Wort. Gäbe es für den jungen Großherzog Wilhelm Ernst eine schönere Gelegenheit, sich mit seiner Gattin seinem Volke und dem weiteren Kreise der deutschen Goethe-Gemeinde zuerst zu zeigen, als die Generalversammlung dieses Jahres? Wäre es nicht sehr hübsch, wenn der Enkel Karl Alexanders seiner jungen Gemahlin die Fürsorge für die großen geistigen Angelegenheiten des Landes übertrüge, daß sie die Erbin der heimgegangenen Großherzogin Sophie würde, der Goethe's letzter Enkel vor achtzehn Jahren seines Großvaters gesammten Nachlaß vermachte? Könnte es für die junge Fürstin einen besseren Tag geben, sich in dem Lande und der Stadt, der sie nun für alle Zukunft angehören soll, einzuführen, als den Goethe-Tag? . . . . . Wie wenig verstehen es die verantwortlichen Räthe Weimars, ihrem Herrn die Dinge in der richtigen Beleuchtung darzustellen.

Aber rechnen wir einmal mit den gegebenen Verhältnissen, warum läßt der Vorstand der Goethe Gesellschaft denn nun so ganz resignirt die Hände in den Schooß sinken? Ich glaube doch bestimmt, daß sich im Herbst ein geeigneter Tag hätte finden lassen. Wie schön ist Weimar, wie herrlich namentlich der Park an der Ilm, wenn die Blätter gelb und braun und roth erglühen! Der Verzweiflungshinweis des Rundschreibens auf das Kaiser-Manöver und die für Weimar zu erwartende Einquartirung ist von ungeheurer unfreiwillig-komischer Wirkung. Aber selbst in sommerlicherer Jahreszeit hätte man den „Tag" abhalten können; so bedauerlich es gewesen wäre, wenn man auf die Festesgabe des Hoftheaters hätte verzichten müssen, das hätte nimmermehr einen ausschlaggebenden Hinderungsgrund abgeben dürfen, wenn kein anderer Ausweg blieb. Und schließlich, wenn sich denn wirklich von allen Sonntagen des Jahres nur der vor Pfingsten als brauchbar ermes, der thatsächlich der ungeeignetste ist, den man finden konnte, — warum in aller Welt mußte dann von vornherein auf das ganze, seit anderthalb Jahrzehnten allen lieb gewordene Arrangement verzichtet und die Einladung in eine Form gekleidet werden, die einer Warnung nahr kommt? Man hat die Empfindung, wenn nicht die Statuten im Wege ständen und wenn nicht gar noch ein neuer Vorstand gewählt werden müßte, wäre selbst dieser dürftige Rest des Goethe-Tages auch nach fortgefallen.

Ist das der Anfang vom Ende? Sollen wirklich diejenigen Recht behalten, die nach dem Tode Karl Alexanders prophezeiten, nun sei die Weimarer Goethe Freude zu Ende? Wir wollen es nicht hoffen. Aber wenn es wirklich der Fall sein, wenn Weimar der deutschen Goethe Gemeinde wirklich in Zukunft nicht mehr die Gastfreundschaft gewähren sollte, die es ihr bisher so freudig erwiesen, und mit der es sich so viel Dank erworben hat, dann wird die Gesellschaft ihre Statuten ändern und aus dieser Stadt ausziehen müssen, die ihrer glorreichen Traditionen plötzlich leichten Herzens vergißt.

Man lächle nicht darüber, daß ich diese Dinge so ernst nehme. Man glaube nicht, es handle sich hier um eine „Vereinsangelegenheit", wie es deren viele andere in Deutschland gibt. Die Goethe-Gesellschaft hat das Problem durchaus gelöst, trotz jahrelangen Bestehens kein „Verein" geworden zu sein. Und mag hundertmal ein etwas trockenerer Gelehrtengeist in ihr mächtiger sein, als gut ist — sie stellt dennoch eine Gemeinde dar, die in heiligter Liebe sich der Pflege der größten und theuersten Erinnerungen unserer geistigen Welt hingibt. Ihre Weimarer Versammlungen aber, so viel offenbare Mängel sie aufwiesen, waren für alle die, die ihre treuen Besucher waren, eine wundersame Erquickung. Jeder, der an ihnen Theil nahm, hat sich über allerlei kräftig geärgert — das ist auch an dieser Stelle wiederholt zum Ausdruck gekommen —, aber jeder hat auch stets aufs neue die Gelegenheit froh empfunden, wieder einmal in gleichgestimmter Gesellschaft zwei Tage lang Goethe-Luft zu athmen und die Stätten zu besuchen, wo der größte Deutsche gelebt und gewirkt hat. Es wäre für viele ein Schmerz, wenn diese Pfingstfeiern im Zeichen Goethe's aufhören sollten zu existiren. Aber weit über diesen immerhin begrenzten Kreis hinaus würde es empfunden werden, wenn zugleich mit ihnen das feinsinnige Verständniß, das man in Weimar bisher jenen Bestrebungen gegenüber an den Tag gelegt hat, nach und nach verschwände. Das ist es, was drohend im Hintergrunde steht. Und darum ist es letzten Endes durchaus nicht nur eine interne Frage der Goethe-Gesellschaft, die hier brennend geworden

ist, sondern jeder, der sich als Mitglied der größeren, die ganze Welt umfassenden, nicht statutenmäßig begründeten „Goethe-Gesellschaft" fühlt, kann hier sagen: mea res agitur! Noch braucht man ja nicht alle Hoffnung aufzugeben. Aber an dem Vorstand, der die wunderliche Festsetzung dieses Jahres getroffen und die noch wunderlichere Begründung hinzugefügt hat, ist es jetzt, mit Energie die Interessen der Goethe-Sache zu vertreten und am Hofe des jugendlichen Großherzogs den Einfluß zu gewinnen, der ihm gebührt!

Max Osborn.

Ghetto-Töne.

Ghetto-Töne? — Etwa ein Sang aus längst entschwundenen Tagen, als religiöser Fanatismus in die Judenviertel einbrach und mordete und plünderte? Aus Spanien zur Zeit des Torquemada? Aus Deutschland zur Zeit der Kreuzzüge?

Nein. Lieder aus unserer Zeit sind's, von denen ich sprechen will.

Aus unserer Zeit? Aber haben wir nicht längst die Ghetti geschleift? Und gar aus Amerika klingen die Töne herüber, aus dem Lande der Freiheit?

Ja. Die Ghettomauern sind dahin, aber nicht der Geist, der sie einst aufgerichtet hat. Und deshalb lebt der Jude des Ostens, der russische, rumänische, galizische, persische Jude im Ghetto, und wie die Schnecke ihr Haus, so schleppt er überall sein Ghetto mit sich.

Vor einiger Zeit wurde in dieser Zeitschrift von Henrik Glicenstein, dem Ghettokinde und Bildhauer gesprochen. So möchte ich von Morris Rosenfeld, dem Dichter, erzählen.

Die äußeren Lebensumstände sind denen Glicenstein's ähnlich. In einem kleinen Orte Russisch-Polens geboren, wandert er in seiner Kindheit mit den Eltern nach Warschau, lernt dort Talmud mit der Inbrunst, mit der sich seine dortigen Glaubensgenossen in dies Studium vertiefen. Mit achtzehn Jahren heirathet er, und nun beginnt unter dem Drucke der Judenverfolgungen seine Wanderung von Land zu Land, von Rußland nach Holland, nach England, nach Amerika — von Fabrik zu Fabrik, immer dem Hunger Aug' in Auge. Jetzt ist in dem Wust und der Hast und der Arbeit an den Maschinen seine Kraft verbraucht. Und er, der in der Nacht nach des Tages Qualen flammende Lieder der Noth geschrieben hat, geht unter die Journalisten, unter die pennyaliners.

Die Gedichte aber, die er in jenen Nächten geschrieben, wenn er erschöpft und zerschlagen aus der Fabrik heimgekehrt war, liegen in deutscher Uebersetzung vor*). Uebersetzt nicht aus dem Russischen oder dem Englischen, sondern aus dem Jüdischen. Und dieses „Jüdisch" (engl. yiddish) ist nicht etwa das Hebräische, sondern der Jahrhunderte alte „Jargon", die verachtete und doch so unendlich reiche, ausdrucksvolle Sprache des Ghetto. So reich und schön sind diese Jargon-Laute, daß es keine falsche Bescheidenheit des Uebersetzers ist, wenn er in der Einleitung die Unzulänglichkeit einer jeden Uebertragung aus dem Jüdischen betont.

Denn dieser Jargon verfügt dadurch, daß er sich aus Worten verschiedener Sprachstämme heraus entwickelt hat, über eine solche Fülle von Synonymen, daß es unmöglich ist, sie in einer anderen Sprache wiederzugeben. Und dann reizt das „Jüdische" zur Tonmalerei, so daß man in der Uebersetzung beinahe nothwendig den Fehler begehen muß, den auch Fulda in seinen prächtigen Molière-Uebersetzungen nicht immer vermeiden kann. Die Sprache wird geistreich und gesucht, wo das Original schlicht und natürlich ist. Dem Uebersetzer Rosenfeld's, dem als Lyriker bekannten Berthold Feiwel, ist es im allgemeinen gut gelungen, sich zwischen diesen Klippen hindurchzulotsen und der Uebersetzung den poetischen Zauber zu lassen.

Wenn ein Dichter seine Schaffensjahre in dem öden, aufreibenden Einerlei der Fabriken verbringt, wenn seine schönsten Träume und auch sein häusliches Glück in den Maschinen gleichsam zerstampft und zerrissen werden, dann ist es nur natürlich, daß in seinen Liedern immer wieder der Schrei gegen seine Unterdrücker laut wird. Wir hatten an solchen Volksdichtern in der letzten Zeit wahrlich keinen Mangel; aber ich glaube, niemand hat für die Noth und den Jammer dieser Proletarier so herzergreifende Töne gefunden wie Rosenfeld.

Wie hört man in diesen „Liedern der Arbeit" das ewig gleichmäßige Stampfen der Maschinen, die schwirrenden Drehungen der Räder! Man sieht eine endlos lange Reihe gebückter Gestalten da sitzen, und jeder webt in den Stoff seine Seufzer und Thränen, seine Flüche mit hinein.

Bis in die tiefste Seele hat mich ein Vers erschüttert. Er gilt einem Arbeiter, der an der Nähmaschine sitzt, sein Leben lang:

„Wer kündet graufe Zukunft mir?
Wie lange der bleiche Mann
Wach jagen mag das furchtbare Rad?
Wer weiß das Ende, sagt an?

Ich weiß es nicht. Doch weiß ich wohl,
Wenn den — ob früh, ob spät —
Die Arbeit erschlägt, sitzt ein anderer da
Und näht und näht und näht ..."

Und dies Gefühl des Erstickens unter dem Wust der Brotarbeit weiß auch der Illustrator E. M. Lilien darzustellen. In den Randleisten, die jede Seite umrahmen, umschlingt er alles mit Metermaßen, Fäden, aufgeklappten Scheeren, so daß man empfindet: Hier gibt es kein Entrinnen. Und unter dem oben zitirten Gedichte zeigt er ein vollgespicktes Nadelkissen, und dieses Kissen ist ein menschliches Herz.

Wie ein sozialer Dichter zu seinen Schöpfungen inspirirt wird, ist ohne Weiteres klar. Nicht Apollo reicht ihm die Leier, und nicht die Musen nennen ihm den Mann, von dem er singen soll:

„O glaubt, kein goldenes Instrument
Stimmt meine Leier zum Singen.
O glaubt, kein Wink von oben läßt
Meiner Saiten Lieder erklingen,
Doch der Sklave, der seufzt, und der Sklave, der stöhnt,
Der wecket in mir die Lieder,
Und flammend erwacht in mir der Sang
Für meine armen Brüder."

Der Begriff dieser „armen Brüder" wird allerdings enger gezogen; Rosenfeld ist nicht so international gesinnt, wie man es von einem Dichter der sozialen Noth erwarten sollte. „Lieder des Ghetto" ist der Titel seiner Gedichte, und Kadosch leami, „meinem Volke geweiht", heißt ihre Widmung. Denn sein Leid ist tiefer, tiefer und schmerzvoller als das des gewöhnlichen Proletariers. Er ist Jude, heimathloser Jude. Sein Geburtsland Rußland hat ihn vertrieben, ein neues ihn nicht als Bürger aufgenommen. Von seinen Schicksalsgenossen ist gesagt worden, sie seufzten unter einer dreifachen Geißel, unter der des Absolutismus, Kapitalismus und Antisemitismus. Und daß Rosenfeld unter den Schlägen der letzteren am meisten leidet, das gibt seinen Poesien dieses jüdische Element. Man hat die Mauern des Ghetto niedergerissen, aber er sieht nicht, daß ihm nunmehr eine goldene Freiheit winkt: ihm scheint nun auch das letzte Bollwerk genommen, hinter das er sich hätte flüchten können. So sucht er denn seine ganze Hoffnung auf sein Judenthum aufzubauen; er denkt an die Freuden-

*) Lieder des Ghetto von Morris Rosenfeld. Autorisirte Uebertragung aus dem Jüdischen von Berthold Feiwel. Mit Zeichnungen von E. M. Lilien. Zweites Tausend. Verlag von E. Calvary & Co., Berlin.

tage des Ghetto, an das Laubhüttenfest, wenn die Frommen freudig betend in der Synagoge stehen, den Palmzweig und den Granatapfel (Esrog) in der Hand. Aber auch hier ist seine Freude nicht rein; wie ein Schreckgespenst steht das Morgen vor ihm, wenn das Laubhüttenfest vorbei ist.

„Der Esrog verschrumpft, der Palmzweig zerbröckelt.
Der Tempeldiener fegt den Vorhof
Und fegt hinaus
Frucht und Laub und Staub ....
Es weht ein Wind.
Wie ein Pfeil aus dem Bogen
Ist alles verflogen."

Alles ist verflogen. Alles ist aus. Die freudigen Beter sind wieder blasse Arbeiter geworden. Und die dreifache Geißel läßt ihre Spuren auf diesen abgearbeiteten Gestalten zurück.

Als der Repräsentant dieser Aermsten fühlt sich Rosenfeld. Und indem er das thut, wächst er über sich hinaus. Nicht er ist der Verachtete, Geschmähte — wenn er dahin ist, sitzt ja ein anderer auf seinem Platze und näht und näht und näht. Wenn er in einem unbewachten Augenblick sein Haupt an der Nähmaschine hob, dann konnte er sie sehen, deren Gefühlen er Ausdruck gab.

Und wie trotzdem der Dichter dies rein persönlich empfindet und ausspricht, sehen wir z. B., wenn er in der Dämmerung mit seinem Elend Zwiesprache hält. Wie Sudermann in „Frau Sorge", so hat auch Rosenfeld das Elend als ein altes, häßliches und — treues Weib personifizirt, und wenn er ihr für diese Treue dankt, dann schließt er:

„Mein Lohn dafür? Wir bleiben Brüder.
Ich zahle mit Münze von eigenem Klang:
Mein krankes Herz will ich dir weihen,
Und dir nur weih' ich meinen Sang . . ."

Viel Schmerz klingt aus dem Buche, viel Thränen fließen darin. Und wer sagte doch, daß nur der ein wahrer Dichter sei, der von tiefstem Leide und höchster Lust zu singen wisse? — Dann wäre also Rosenfeld kein Dichter?

Er hat uns eine Welt der Klage gezeigt, er läßt uns diesen Schmerz mitempfinden. „Höchste Lust?" — „Freude?" — Er fragt: „Und dann — wie lacht denn ein Jude, sprecht?"

Wie ein Jude lacht? Wir wissen es, wir, die wir Heine gelesen haben. Daß auch unser Ghetto-Dichter für die Freude keine Töne findet — keine Töne sucht, das liegt auch bei ihm an seinem Judenelend. Wie kann er, der das Schicksal seiner Stammesgenossen so in sich mitfühlt, noch heitere Lieder singen? Er hat einmal eine Unterhaltung belauscht, die er in dem Gedichte „Der Sturm" schildert. Da liegen zwei auf einem Auswandererschiff, zwei aus Rußland vertriebene Juden, die von Amerika wieder nach diesem ihrem Geburtslande zurückgeschickt werden. Und Lilien hat ein Bild dazu gemalt: Die zwei, die in das Nichts hineinstarren, und als Dritten im Bunde den Tod.

Nur ganz vereinzelt klingt ein Schimmer der Hoffnung hindurch, und es ist charakteristisch, daß auch dieser vom Judenthume ausgeht:

„Wieder wird dein Esrog grünen,
Deine Myrthen werden blühn,
Wieder wird dein Land erwachen,
Und dein Gott, er bringt dich hin.
Wieder klingen Hirtenlieder,
Und dein Weinberg dehnt sich weit,
Leben wirst du, leben wieder
Bis in alle Ewigkeit ...."

Und Lilien hat ein Bild dazu gemalt: segnende Priesterhände.

Heegermühle. Lazarus Barth.

Ihr Fenster.*)

Vier Monate hatte sie wegen eines Rückenleidens im Krankenhaus gelegen und, nachdem sie es verlassen, noch fast ein Jahr in einer engen Kammer bei ihrer Tante, der Zimmervermietherin: es war wenig Hoffnung auf Genesung. Während der Zeit waren die Schritte auf der Treppe ihre einzige Zerstreuung, die Geranien am Fenster ihre einzige Freude. Aber mit einem Mal ging es ihr besser. Als sie achtzehn Jahre alt war, hatte sie sich beinah ganz erholt, war auf und half im Haus mit. Zur Festigung ihrer Gesundheit ging sie zu Freunden, die im Bergdorf Kilmore lebten.

Es war Oktober. Das köstliche Herbstwetter hüllte die Berge in tiefes Blau, die Schwalben flogen hoch im windstillen Abend; da vergaß Bridget der engen Kammer und der verblühenden Geranien und blickte nach den verschwimmenden Umrissen der Hügel. Wie herrlich war doch das Leben! Mit jedem Tag wurde die Landschaft schöner, und Bridget verbrachte lange Nachmittage beim Brombeersuchen. Mit den Dorfkindern ging sie hinaus; auf dem Heimweg trugen sie die schweren Kannen bald in der einen, bald in der andern Hand. Kamen sie nach Hause, so waren Essen und Schlafengehen ihre einzigen Gedanken: die Erinnerung an die Mauern mit den hohen Brombeersträuchern und die blaue Ferne nahmen sie in ihren Schlaf hinüber. Eines Tages schrie ein Mädchen laut auf, das Gras sei heut zu naß. Ein blonder Junge lachte über das Mädchen, das Angst hatte, seine Beine könnten naß werden, und sagte zu Bridget, er wolle die nassen Farnkräuter zur Seite halten, damit sie hindurch könne. Er zeigte ihr die Stellen, wo die Beeren am dichtesten standen, und wenn sich ein Dornenzweig in ihrem Rock verfing, machte er sein Messer auf und schnitt ihn heraus. Wortlos gingen sie dahin, ihre Gedanken schienen von etwas Neuem erfüllt. Den ganzen Tag blieben sie beisammen; so oft sie die andern aus den Augen verloren, ließ sie ein überwältigendes Glückseligkeitsgefühl die Schritte hemmen und sie wagten nicht, sich anzublicken.

In dieser Nacht lag Bridget wach im Bett und dachte an ihn: was wird er mir morgen früh sagen? ist's mir bestimmt, ihn zu heirathen? wie wird das alles werden? — Er hätte auch vielleicht um sie angehalten, hätte ihn seine Schwester nicht beim Abendbrot ausgelacht. Eine Buckellieje hatte sie Bridget genannt. Er antwortete ihr zwar, Bridget's Rücken sei ebenso gerade wie ihrer, aber ein Zweifel hatte ihn beschlichen. Am nächsten Morgen konnte er an nichts anderes als an ihre Schultern denken. Sie waren ein bischen höher als bei seiner Schwester, sie hatte lange, dünne Arme und ein spitzes Gesicht mit braunen, hervorstehenden Augen. Wie gern hatte er die gehabt! Doch als sie am Abend ums Herdfeuer saßen, ließ er sich sagen, Bucklige hätten immer solche Augen: da begann er zu hassen, was er einst geliebt. Und als sie sich das nächste Mal begegneten, sagte er, er habe keine Lust, Brombeeren zu suchen, es gäbe jetzt keine Beeren mehr in den Bergen; er sprach nur ein paar Worte, daran konnte sie merken, daß es mit dem Heirathen vorbei sei.

Als sie nach Kilmore gekommen, hatte sie geglaubt, ihr Rücken sei geheilt. Sie argwöhnte lange nicht, warum der junge Mann nicht mehr mit ihr Brombeeren pflücken wollte. Sie hatte auch nur einen Spiegel in ihrer Kammer und konnte bloß sehen, daß ihre Schultern ein bischen hoch waren. Erst als sie nach Dublin zurückkehrte, entdeckte sie, daß sich ihre Figur, von der Seite gesehen, etwas seltsam ausnahm. Mißgestaltet war sie nicht, doch es wäre besser gewesen, dann wär' ihr die Marter des Zweifels erspart geblieben.

Bridget's Eltern waren todt. Ihre einzige Verwandte (oder doch nahezu die einzige) war die Tante, und sie wußte nicht, ob die sie bei sich behalten würde. Keinem wollte sie

*) Aus dem Manuskript übersetzt von Max Meyerfeld.

zur Last fallen, die Krankheit konnte sie ja wieder niederstrecken. An den Burschen, der ihr so weh gethan, dachte sie nicht mehr, sie wußte jetzt, daß er sie so wenig wie irgend ein anderer heirathen würde; ein freudloses Dasein lag vor ihr. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als zu arbeiten, so lange ihre Kräfte reichten. Mit ihrer Gesundheit ging es jetzt leidlich; die Tante meinte, sie könne in der Wirthschaft mithelfen, aber Bridget war seelisch gebrochen. Sie fürchtete, sie werde nie mehr im Stande sein, dem Leben so viel abzugewinnen, um ihre Arbeit leisten zu können. Machte sie ein Zimmer rein, dann ruhte sie oft aus, setzte sich hin und versank in dumpfes Brüten. Der Gedanke verließ sie nicht mehr: mich wird ja doch nie einer gern haben.

Als sie eines Tages in der Kirche ein Bild Christi sah, der unter der Last des Kreuzes zusammenbrach, ward sie inne, daß sie Gottes Gerechtigkeit in Zweifel gezogen, weil ihr nicht das Geschick zugefallen, das ihr thöricht Herz erträumt hatte. Sie betete eine Zeit lang, und einer Eingebung folgend, ging sie zum nächsten Beichtstuhl. Sie habe sich gegen Gott aufgelehnt, erzählte sie dem Greis, und dann bereut angesichts des Christusbildes. Er sprach ihr Muth zu und brachte sie auf den Gedanken, Nonne zu werden. Im Kloster, sagte sie sich, würde keiner von ihr geringer denken, weil ihr Rücken nicht ganz gerade sei; da wäre sie immerdar von Freunden umgeben, mit denen sie die Liebe zu Gott verband.

Es bedurfte noch einiger Vorbereitung, und der alte Priester rieth ihr zu warten. Fortan ging sie täglich zur Messe, fehlte bei keinem Gottesdienst, der Rosenkranz war ihr stetiger Begleiter, und die Tante überraschte sie manchmal beim Gebet, wenn sie die Betten hätte machen sollen.

„Ich kann Dich nicht umsonst behalten. Wenn Du hier bleiben willst, mußt Du arbeiten. Gleich kommt die Dame nach Hause, und dann ist das Bett noch nicht gemacht."

„Ach, Tante, es will nicht so recht gehen mit der Arbeit, ich will Nonne werden."

„Mein liebes Kind, meinst Du, im Kloster sei nichts zu thun?"

„Das ist was anderes," sagte Bridget, „im Kloster arbeitet man gern."

Ein paar Wochen später trat sie ins Kloster ein, nur auf Probe, denn die Oberin fürchtete, sie sei der Arbeit nicht gewachsen. Bridget hatte sich eingeredet, alle Klassenunterschiede hörten auf, wenn man der Welt entsage. Es verletzte sie deshalb, daß die Chornonnen mehr darauf sahen, daß die Laienschwestern ihre Arbeit als ihr Gebet verrichteten. Sie hatte kaum Zeit, ihr Gewissen vor der Beichte zu prüfen, und wenn die Chornonnen zur Kapelle gingen, wurden die Laienschwestern hinausgejagt, damit das Essen zur rechten Zeit fertig sei. Bridget's Vorstellung vom Kloster bestand in Gebet und Kasteiung. Als man den Grund ihrer Lahmheit entdeckte — sie hatte sich Kiesel in die Schuhe gelegt —, fürchteten die Nonnen, bei dem einen Streich werde es nicht sein Bewenden haben, und als sie gestand, daß sie ihres Rückenleidens wegen im Krankenhaus gewesen, wurde sie endgültig abgelehnt.

Da kehrte sie zu ihrer Tante zurück. Sie wusch, scheuerte, brachte den Miethern das Essen, wichste die Stiefel. Von sieben Uhr Morgens bis elf Uhr Nachts war sie thätig. Nun schien ihr einerlei, was aus ihr werden würde. Lohn bekam sie nicht, obgleich ihr die Tante zehn Pfund versprochen hatte. Brauchte sie Kleider, so bezahlte sie die Tante. So vergingen zehn Jahre. Da erzählte Bridget einem Miether, der immer freundlich zu ihr war, in ihrer Jugend sei sie in den Bergen Brombeeren suchen gegangen. An die Zeit schien sie sich mit Freuden zu erinnern, und doch nicht ohne Bitterkeit, aber der Miether war zartfühlend genug, sie nicht weiter danach zu fragen. Er errieth, daß ihr Leben eine Enttäuschung gewesen. Wenn sie alt wäre, erzählte sie, wolle sie sich ein Häuschen auf dem Land nehmen und Geflügel ziehen. Nach abermals fünf Jahren starb die Tante. Bridget erbte etwa so viel, wie sie verdient hätte, wenn ihr der Lohn ausgezahlt worden wäre. Hundert Pfund legte sie auf der Bank auf Zinsen an, dreißig hatte sie zur Bestreitung laufender Ausgaben nöthig. Dazu gehörte eine Hütte im Dorf Kilmore und ein halber Morgen für ihr Geflügel.

Der Fleiß, den sie sich im Pensionat angeeignet, kam ihrem Geflügelhof zu gute. Jeden Morgen war sie um sechs Uhr auf den Beinen, um ihr Federvieh zu füttern, ehe sie zur Messe ging, denn in Kilmore hatte sie reichlich Zeit zur Bethätigung ihrer Frömmigkeit. Am Nachmittag konnte man sie oft in ihrem Hühnerhof hin- und hergehen und beten sehen, die gackernden Minorca-Hennen und die Plymouth-Tauben hinter ihr drein. Ihre Frömmigkeit und ihr Fleiß waren außergewöhnlich, deswegen war sie bei dem Priester gut angeschrieben. Er nahm es jedoch etwas übel auf, als ihm Biddy*) einmal versicherte, ihre gute Pflege mache es nicht, sie verstünde nur wenig davon, aber sie hätte Gott angefleht, Gott erhöre einen immer, und ihre besten Hennen legten durchschnittlich 180 Eier im Jahre. Der Priester, der nicht zu dem Glauben neigte, daß Gott bis zu dem Grad unsere Geschäfte leite, bemerkte darauf, Gott hasse die Sünde des Müßiggangs, wandte sich den Bauern zu und sagte, er kenne keine zweite Frau, die so arbeite wie Biddy, und wenn Gott ihr Gebet erhöre, so verdanke sie das ihrer schweren täglichen Arbeit.

Sie war nach Kilmore übergesiedelt ein paar Wochen, ehe Vater Magnire nach Amerika ging, um Geld zum Ausbau seiner Kirche einzutreiben. Als er zurückkehrte, hatte er noch alle Hände voll zu thun. Unlängst erst war ihm zu Ohren gekommen, sie hätte eine große Summe Geld auf der Bank (wobei die Phantasie der Bauern ihr Vermögen gehörig vergrößert hatte) und daß sie hätte Nonne werden wollen. Als er sie einmal besuchte, erzählte sie ihm, die Nonnen hätten sie nicht genommen, weil sie nicht stark genug für die Arbeit gewesen. Das erregte sein lebhaftes Mitgefühl; wie wär' es ihm wohl ergangen, dachte er, wenn ihn Krankheit verhindert hätte, in den geistlichen Stand zu treten.

„Nun komm'," sagte er, „und zeig' mir Deine Hühner."

Aber Biddy interessirte sich mehr für die neue Kirche, und er erwartete jeden Augenblick, sie werde ihm eine hübsche Summe einhändigen. Sie kamen dann auf die Freigebigkeit der nach Amerika ausgewanderten Irländer zu sprechen, sie hörte ihm ruhig zu, zeigte indeß nicht das geringste Verlangen, ihm Geld zu geben. Schließlich ging er sie darum an, zu seinem Erstaunen war sie aber nur für einen Sovereign zu haben, sagte jedoch, sie beabsichtige, ihm noch viel mehr zu geben.

„Ich werde was Großes für die Kirche thun, ist's heute nicht, ist's morgen, wenn Sie es erlauben."

Er dachte, sie wolle einmal ihr Geld der Kirche vermachen. Das war jedenfalls ein ausgezeichneter Gedanke — aber sie war ja erst fünfunddreißig Jahre alt, da konnte sie noch fünfzig Jahre am Leben bleiben. Er hätte doch gern gewußt, was sie damit hatte sagen wollen, und es ging ihm nicht aus dem Kopf. Da kam sie eines Tages zu ihm und fragte, wann die Kirche fertig wäre.

„Jetzt wird sie mit der Sprache herausrücken," dachte er und legte sich eine gescheite Antwort auf ihre Frage zurecht.

„Siehst Du, Biddy, da sind welche, die überhaupt kaum etwas für die Kirche gezeichnet haben, und gerade denen ist, wie ich merke, am meisten daran gelegen, daß sie fertig wird."

„Wir alle möchten sie gern fertig sehen, Hochwürden; wenn Sie wieder nach Amerika gehen, werden Sie eine Menge Geld heimbringen, dann wird die Kirche fertig. Das ist doch 'ne große Ehre für Sie!"

„Du glaubst wohl, das sei gar nichts für mich, so nach Amerika hin- und herzufahren, damit Ihr eine Kirche bekommt, wo Ihr nicht zu fürchten braucht, daß die Wände einstürzen."

*) Koseform von Bridget (gleich Brigitte).

Digitized by Google

Biddy hörte gespannt zu.

„Woran denkst Du nun?"

„Ich hab' nur daran gedacht, Hochwürden, was das für 'n schöner Platz ist. Wundervoll! Die halbe Grafschaft Dublin geht hinein. Daneben nimmt sich die protestantische Kirche wie 'ne kleine Hütte aus."

„Danke sehr, Biddy Mc Hale, aber mit freundlichen Worten baut man keine Kirche."

„Sie werden ja das Geld dazu in Amerika kriegen; dann hat die Sache ihre Richtigkeit."

„Und ist das alles, was Du mir zu sagen hast?"

Der Priester war mit einem Mal ärgerlich geworden, Biddy wich zur Thür zurück, doch da war ihm auch der Aerger nicht mehr anzumerken, und er ward versöhnlich gestimmt.

„Also was willst Du, Biddy? Was kann ich für Dich thun?"

„Hochwürden sollen mir erlauben, ein buntes Glasfenster zu stiften."

Sie stand an der Thür, die Hände in einer Haltung, wie man sie an gothischen Figuren sehen kann. Dem Priester leuchtete es ein, daß sie den Gedanken lange mit sich herumgetragen.

„Wie kommst Du gerade auf ein buntes Fenster, Biddy? Die Kirche ist doch noch gar nicht fertig. Wär's nicht klüger, mir die Stuckarbeiten und die Malerei bezahlen zu helfen?"

Biddy schwieg . . . Der Priester blickte sich nach seinem Hut im Zimmer um und bat sie, mit in die Kirche zu kommen.

„Wo möchtest Du nun Dein Fenster hinhaben? Hier über den Altar?"

„Ja, Hochwürden."

„Und warum gerade da?"

„In dem Theil der Kirche möcht' ich gern knien. Da bin ich nicht im Weg, und ich kann mein Fenster sehen, wenn ich vom Gebet aufblicke."

„Gut, Biddy. Wird die Kirche je fertig, dann sollst Du da Dein Fenster haben. Gott hat Dir einen schönen Gedanken eingegeben. Alle sollen's wissen, daß Du das Fenster gestiftet hast, Dein Name soll auf einer Kupferplatte darunter stehen."

Es gab eine Zeit, da hätte er Biddy für ein altes, eigensinniges Weib gehalten (trotz ihrer fünfunddreißig Jahre sah sie wie fünfzig aus), da hätte er ihr klar zu machen gesucht, daß es thöricht sei, ein Fenster zu stiften für eine Kirche, die noch nicht fertig war und es vielleicht nie wurde — doch die Kämpfe mit der Welt hatten Vater Maguire vieles verstehen gelehrt, und er begriff, warum diese alte Frau, der so vieles im Leben schief gegangen, lieber etwas Schönes als etwas Praktisches zu stiften wünschte. Das ging ihm zu Herzen, und er sagte sich: wir trachten nach Besitz, weil er für unsere weltliche Identität zeugt. Da ward es ihm klar, daß er Biddy besser verstand als sie sich selbst. Mit einer gemüthlichen Hütte war ihr nicht gedient; besaß sie etwas Schönes, so mußte sie es der Kirche schenken; ging auch das Fenster in den Besitz der Kirche über, es war doch ihr Fenster. Wie der Priester so in der Kirche hin- und herging, dachte er: hier wird Biddy beten, ihr Fenster vor Augen, und den Himmel offen sehen; das Fenster wird das erste Glück ihres Lebens sein. Wie lange hatte sie darauf gewartet! Beim Anblick der ungetünchten Wände fürchtete er, sie werde noch recht lange darauf warten müssen. Noch waren die Stuckarbeiten und die Malerei unvollendet, und es fehlte das Geld. Posten für Posten hatte er die Rechnungen geprüft und war überzeugt, daß nichts verschwendet worden; billiger konnte man keine Kirche bauen. Und es fiel ihm ein, daß Biddy gesagt hatte, daneben sähe die protestantische Kirche wie eine Hütte aus: da fühlte er sich erhoben und beschloß, wieder nach Amerika zu gehen.

Eben wollte er mit einem Maurer verhandeln — einer war noch immer an der Arbeit —, da sah er einen Mann in hellgelben Hosen und schwarzem Rock, mit blondem Bart und einer blauen Künstlerschleife; der hatte kaum den Mund aufgethan, da erkannte Vater Maguire auch schon den Deutschen. Er war Reisender für eine deutsche Glasfabrik. Unterwegs war ihm eine Frau begegnet, die ihm gesagt hatte, der Priester sei in der neuen Kirche zu finden.

„Es ist uns in München zu Ohren gekommen, daß Sie Geld in Amerika gesammelt haben; da wollt' ich mir denn erlauben, Ihnen einige unserer neuesten Muster vorzulegen."

„Es thut mir leid," sagte der Priester, „doch, wie Sie sehen, hab ich kein Geld für die Kirche. Ich schreibe Ihnen, wenn ich von Amerika zurückkomme. Ihre Firma ist mir nicht unbekannt, Sie haben ja für fast alle unsere Kirchen Lieferungen gehabt. Uebrigens — es ist merkwürdig, daß Sie gerade heute vorgesprochen haben."

„Wie meinen das Hochwürden?"

„Die Frau, die Sie hierher gewiesen, will ein Fenster stiften."

Der Deutsche bemerkte, die Frau mache doch einen sehr ärmlichen Eindruck.

„Sie ist arm, doch nicht so arm, wie sie aussieht. Sie hat etwas Geld geerbt und besitzt einen Hühnerhof."

„Dann hat sie sich sicher 'n hübsches Sümmchen gespart. Geflügelzucht kann sich unter Umständen sehr rentiren, wenn man nichts weiter zu thun hat und seine ganze Zeit darauf verwenden kann."

Der Priester wollte nichts mehr hören von den Hühnern und dem Preis für die Eier und sagte deshalb:

„Die moderne Hast ist die Ursache all der schlechten Bauerei, die wir in Irland haben."

„Geben Sie einmal Acht," sagte der Deutsche, „das Fenster wird viel Aufsehen machen, und das ist die Hauptsache, wenn man die Leute zum Zahlen kriegen will. Ist es erst mal bekannt, daß 'ne arme Frau 'n schönes, gemaltes Glasfenster Ihrer Kirche gestiftet hat, dann werden die andern nicht auf sich warten lassen. — Sagten Sie nicht, die Frau wohne im Dorf?"

„Ja, Sie gehen an ihrem Haus vorbei auf dem Weg zum Bahnhof."

„Dann werd' ich sie aufsuchen und ihr einige von meinen Mustern vorlegen."

Hastig verließ er die Kirche.

Ein Vorübergehender zeigte ihm Biddy's Hütte, und er sah schon von weitem, wie sie von einem Nest zum andern ging und die Eier ausnahm. Er rief ihr über den Zaun zu, er sei Reisender für eine Münchener Glasfabrik, der Priester habe ihn hergeschickt, sie solle sich einmal die Muster zeigen lassen. Biddy traf es ganz unerwartet, daß jemand von ihrem Dasein und ihrer Stellung in der Welt Notiz nahm; ihr ganzes Leben lang war ihr ja das bloße Daseinsrecht verkannt oder abgesprochen worden. Das war herrlich, so angeredet zu werden; da kam Farbe in diese armselige, verkümmerte Blume, die ihr Leben im Dunkel gelebt. Der Reisende verfäumte nicht, „Madame" zu ihr zu sagen, und war ganz ihrer Ansicht, daß die vier Evangelisten kein passender Gegenstand für die Dorfkirche in Kilmore seien, überhaupt nicht für das Geschenk einer Frau. Wie lachte ihr das Herz, als er ihr sagte, er sähe ihr Fenster lieber in etwas leichterem Stil ausgeführt, und er zeigte ihr ein Bild der heiligen Cäcilie, das sie lange entzückte. Er ließ sie gewähren, um sie nicht in ihrer Andacht zu stören, doch die Zeit drängte, und da schlug er ihr eine Figurengruppe vor.

Hoch oben auf dem Bild, wo das Fenster spitz zulief, saß der Heiland auf dem Thron, und die Jungfrau kniete vor ihm. Sie trug einen schönen, blauen Mantel, und der Heiland setzte ihr eine goldene Krone aufs Haupt. Wunderbar schön schien das der alten Frau, wie die Jungfrau vor ihrem Gott niederkniete, der zugleich ihr Sohn war. Der Deutsche belehrte sie, diese Figuren seien nach einem Bild des Fra Angelico bearbeitet. Was er ihr von dem Leben des Heiligen erzählte, spornte noch ihren Eifer; sie fühlte, sie müsse das Bild haben, das der Mönch gemalt — der Mönch, der von Kloster zu Kloster wanderte und schöne Bilder malte. Zur Linken des Bildes stand eine Gruppe schöner Frauen, mit dem Blick auf den Heiland, den sie ihr

ganzes Leben geliebt hatten; sie waren Christi Bräute. Dabei fiel der alten Frau ein, daß auch ihr Leben rein gewesen. Sie konnte mit gutem Gewissen versichern, daß sie nie eine Sünde begangen. Christus, hoffte sie, werde nicht schlechter von ihr denken, weil sie nicht im Kloster gelebt. Sie fragte nach dem Namen der Instrumente, die die Heiligen spielten; wie schön hörten sich die Namen an! Nun wünschte sie sehnlich, allein zu sein, um auf die Knie fallen und Gott danken zu können, dafür, daß sie dieses Fenster zu seiner Ehre und seinem Ruhme stiften dürfe.

Darauf sagte ihr der Deutsche, das Fenster sei vorräthig, ihr Künstler habe es vor drei Monaten vollendet, es könne gleich geschickt und in einem Monat in der Kirche angebracht werden. Mit Entzücken vernahm sie das.

Und als er sie verlassen, saß sie lange da und dachte über das Gehörte nach, über den Mönch und besonders darüber, was er ihr von den Farben auf dem Bild erzählt hatte. Sie hatte nur behalten, daß blau die Keuschheit bedeutet, darum war der Mantel der Jungfrau blau. Schließlich weckten sie die Hühner aus ihren Träumen auf. Sie ging hinaus und fütterte sie; währenddessen waren ihre Augen auf den Himmel gerichtet, einen blassen, wolkenlosen Sommerhimmel, der sich über der Welt ausbreitete wie ein straff gespannter Baldachin aus blauer Seide, nur an den Außenrändern war er rosa gesprenkelt. Die Krone des Himmels war blau wie der Mantel der Jungfrau; sie hoffte, das blaue Glas werde ebenso schön und noch dauerhafter als das Himmelsblau sein.

Früher hatte sie ein blaues Band getragen, wenn sie Brombeeren suchen ging, das holte sie aus ihrem Kasten hervor und band es am nächsten Morgen um den Hals. In ihren Gedanken beschäftigte sie sich immer wieder mit dem Mönch, der das Bild gemalt (denn Biddy machte keinen Unterschied zwischen dem Original und der Bearbeitung); so viel wie möglich wünschte sie von dem Heiligen zu erfahren. Vater Maguire vermochte ihr nur sehr wenig von ihm zu erzählen. Da ging sie zu Vater Stafford; der lieh ihr eine kurze Lebensbeschreibung des Heiligen. Biddy konnte mit ihren schwachen Augen den engen Druck nicht lesen; deshalb hielt sie die Schulkinder unterwegs an und bat sie, ihr daraus vorzulesen. Die thaten es auch, und sie jagte ihnen einen Schreck ein, als sie auf die Knie sank und ausrief, Gott sei immer gut zu ihr gewesen.

Ein paar Tage danach schloß sie ihre Hütte ab und traf mit einem Nachbar das Abkommen, er solle während ihrer Abwesenheit das Geflügel füttern. Es dauerte noch einen Monat, bis ihr Fenster kam. Es wurde ihr klar, daß sie die Zeit irgendwie hinbringen müsse. Deshalb ging sie über Land und besuchte verschiedene Kirchen; davon interessirte sie die am meisten, für welche die Münchener Fabrik die blauen und gelben Fenster geliefert hatte. Sie soll sogar in Dublin gewesen sein. Doch kehrte sie zur rechten Zeit nach Kilmore zurück, um der Ankunft ihres Fensters beizuwohnen.

An diesem Tag wartete sie schon um sieben Uhr an der Kirchenthür. In ihrer Ungeduld lief sie manchmal bis zum Feldweg, weiter wagte sie sich aber nicht, um ja nicht die Ankunft des Lastwagens zu verpassen. Als er in Sicht kam, schien ihre Freude grenzenlos.

Den nächsten und den darauf folgenden Tag und fortan alle Tage verbrachte sie in der Kirche. Allmählich entglitt ihr die sinnliche Wirklichkeit des Lebens; was sie auf dem Fenster sah, das war ihre Wirklichkeit. Längst hatte sie es aufgegeben, ihre Hühner zu füttern; die waren ihr daher zum größten Theil gestorben oder weggeflogen. Sogar die Mahlzeiten hatte sie vergessen und wäre verhungert, hätten ihr nicht die Nachbarn eine Kartoffel oder Brotkruste in die Hand gedrückt. Sie lebte rein von der Luft, sah immer seltsamer und schmutziger aus, und ihre Gegenwart in der Kirche wurde für den Priester ein Aergerniß. Er machte sich seine Gedanken, wie das enden würde. Sie trug jetzt einen hellblauen Mantel, das graue, schmutzige Haar hing ihr ins Gesicht, und sie störte häufig die Messe. Am letzten Sonntag hatte sie in dem Augenblick, da die Hostie gezeigt wurde, geschrien: „Gott kommt, mir die goldene Krone aufs Haupt zu setzen."

Der Gemeinde bemächtigte sich große Unruhe, doch der Priester schwieg, weil er hoffte, so etwas werde nicht wieder vorfallen. Am Sonntag darauf betete aber Biddy plötzlich laut, und als er sich umwandte, das ‚Pax vobiscum' zu sagen, sah er sie mit erhobenen Armen mitten in der Kirche stehen. Er wollte nach der Messe mit ihr sprechen, ließ sich aber von seinem Aerger so hinreißen, daß er in der Predigt eine Anspielung auf Biddy's Gebahren machte. Die Arme war außer sich; der Vorwurf war ihr mehr zu Herzen gegangen, als es in seiner Absicht lag, und als er die Sakristei verließ, warf sie sich ihm auf der Straße zu Füßen und versprach thränenden Auges, es nicht wieder zu thun. Doch sie hatte die Selbstbeherrschung verloren, denn kurze Zeit darauf spielte sich ein ähnlicher Vorfall ab.

So könne das nicht weiter gehen, dachte der Priester; wenn sich die Sache verschlimmere, müsse sie aus Kilmore fortgeschafft werden. Das hatte aber seine Schwierigkeit, denn die Kunde von ihrer Frömmigkeit war bis nach Dublin gedrungen. Biddy war eine Art Lokalheilige geworden. Ihretwegen strömten Besucher herbei, wodurch es Vater Maguire ermöglicht wurde, seine Kirche in gutem Zustand zu erhalten. Der Baumeister hatte ihn nämlich zu einer viel zu großen Kirche überredet, die Leute aus seinem Sprengel konnten die Unterhaltungskosten nicht decken.

Als er eines Tages einem jungen Mann seine Kirche zeigte und ihm gerade seine Ansicht über die Pflicht der Geistlichkeit gegen die Kunst auseinandersetzte, wurde sein Freund unangenehm überrascht, da sich ihm plötzlich eine Hand auf die Schulter legte; fast hätte er aufgeschrien.

„Der gnädige Herr bedauert es gewiß nicht, mein Fenster zu betrachten. Ich werde dem gnädigen Herrn sagen, was mir die Heiligen mittheilen. Gestern Nacht waren sie bei mir, ich habe jedes Wort verstanden . . . Ja, wirklich, wenn's der Priester auch nicht glauben will. Warum sollt' ich Hochwürden etwas vorlügen?"

„Biddy, wenn Du nicht auf der Stelle fortgehst, laß ich Dich morgen nicht in die Kirche."

Erstaunt über diese Strenge, sah der junge Mann den Priester an.

„Kommen Sie hier diesen Weg, ich werd' Ihnen von ihr erzählen," sagte der Priester.

Und er erzählte ihm, wie Biddy hatte Nonne werden wollen, wie sie bei ihrer Tante, der Zimmervermietherin, fast ihre Religion vergessen hatte, aber wie die Liebe zu Gott, als sie nach dem Tod ihrer Tante nach Kilmore gekommen, wieder in ihr erwacht war.

„Sie glauben doch nicht, daß sie unter Umständen entfernt werden muß?"

„Ich hoffe nicht. Wollte man sie von ihrem Fenster trennen, es wäre sicher ihr Tod."

„Das scheußliche deutsche Glas!"

„Das ist Geschmackjache — aber sie sieht Dinge darauf, die wir nicht sehen. Stundenlang sitzt sie da, ja ich kann sagen, sie verbringt den ganzen Tag in der Kirche mit Beten und blickt dabei ihr Fenster an."

„Wo wohnt sie denn?"

„Sie schläft in einem Hinterhaus. Aber Sie brauchen kein Mitleid mit ihr zu haben. Gestern Nacht haben ihr die Heiligen etwas vorgesungen; ganz plötzlich seien sie aus dem Dunkel gekommen, erzählte sie, und hätten gesungen."

„Und Sie glauben das?"

„Ja, es ist ihre Wahrheit — und ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen."

Dublin. George Moore.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 30. Berlin, den 25. April 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (8 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder dem Weltpostvereinn bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107 108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Wann kann der neue Zolltarif frühestens in Kraft treten? Von Theodor Barth.

Zur inneren Kolonisation. Von Georg Gothein, M. d. R. (Breslau).

Parlamentsbriefe XXII. Von Prateus.

Die Lage in Finland. I. Von Fenno.

Ludwig Tieck. Von Professor Richard M. Meyer.

Der Gedanke an sich selbst — als Theil der Krankheit. Von Arthur Sperling.

Phantasien auf hohem Seil. Von A. Bettelheim (Wien).

Am Grabe Oscar Wilde's. Von Robert H. Sherard (Vernon).

Bücherbesprechung:

Paul von Gizycki: Der neue Adel. Bespr. von Professor Rothenbücher (Charlottenburg).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Freisinnige Vereinigung tritt mit folgenden Aufrufen in die Wahlkampagne ein:

„Das Deutsche Reich kann eine geistige und wirthschaftliche Großmacht nicht bleiben, wenn es Wissenschaft und Kunst, wenn es seine Schulen der konfessionellen Herrschaft, seine Volkswirthschaft einer einseitigen Interessenpolitik unterwirft.

Nach beiden Richtungen drohen ernste Gefahren.

Der Geist des Ultramontanismus in enger Verbindung mit protestantisch-orthodoxer Unduldsamkeit macht sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bemerkbar und findet in der agrarischen Interessenpolitik eine wirksame Stütze. Die Vorgänge bei der Berathung des Zolltarifs im Reichstag haben gezeigt, daß die konservativ-klerikale Koalition weder vor den schwersten Verletzungen der wirthschaftlichen Interessen der großen Masse unserer Bevölkerung noch auch vor einem offenbaren Bruch des parlamentarischen Rechtes zurückschreckt. Auch die nationalliberale Fraktion hat, unter Verleugnung liberaler Grundsätze, diese Koalition unterstützt. Was anläßlich des Antrags Kardorff geschehen ist, kann sich in einem Reichstag, in dem jene Parteien einen ebenso großen Einfluß haben wie in dem gegenwärtigen, auch bei jeder anderen wichtigen Frage wiederholen.

Zur Sicherung ihrer Herrschaft würden die reaktionären Parteien nicht zögern, auch das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht anzutasten. Als erwünschter Vorwand dient ihnen dabei das fortgesetzte Anwachsen der Sozialdemokratie, das nicht zum wenigsten die Folge einer rückständigen Wirthschaftspolitik ist. Diesen reaktionären Plänen arbeitet die Sozialdemokratie in die Hände durch die unablässige Verketzerung aller derjenigen Bestrebungen zur Besserung der Lage der arbeitenden Klassen, welche von nichtsozialistischer, insbesondere auch von liberaler Seite ausgegangen und nicht ohne Erfolg geblieben sind.

Deutschland steht mitten in der Weltwirthschaft. Es darf seine Industrie und seinen Handel mit ihren weitverzweigten Ausfuhrinteressen nicht durch eine Handelspolitik gefährden lassen, welche langfristige, den Warenaustausch erleichternde Handelsverträge unmöglich macht.

Der neue Zolltarif hat die handelspolitische Lage Deutschlands wesentlich verschlechtert. Er droht, dem Handwerk durch höhere Verzollung der Hülfsstoffe und Werkzeuge den Betrieb zu erschweren, der Viehwirthschaft die Futtermittel zu vertheuern, den Beamten eine Mehrbelastung zuzuwälzen, für die sie keinen Ausgleich finden, den Arbeitern die Lebenshaltung herabzudrücken.

Die schweren Schädigungen, welche die agrarische Schutzzollpolitik über alle Gebiete unseres gewerblichen Lebens heraufbeschwört, werden noch verschärft durch die Börsengesetzgebung, die ohne Verständniß für die Wichtigkeit des Geldmarkts im heutigen Verkehrsleben erlassen ist und die Begriffe von Treu und Glauben tief erschüttert hat.

Die Mittelstandspolitik der Großgrundbesitzerpartei ist lediglich darauf berechnet, Anhänger aus den Kreisen des Kleingewerbes zu gewinnen, hat aber den Betheiligten nur Lasten, keine Vortheile gebracht.

Demgegenüber verlangen wir größere Pflege des gewerblichen und kaufmännischen Unterrichtswesens sowie eine Unterstützung aller Bestrebungen, die sich darauf richten, dem Kleingewerbe die Vortheile moderner Technik zuzuführen.

Ferner erstreben wir:

Gleichberechtigung der Arbeitnehmer mit den Arbeitgebern, Durchführung und Sicherung der Koalitionsfreiheit, energische Fortführung der Sozialreform;

Gerechtigkeit im Steuerwesen, keine weiteren indirekten Steuern, die vorzugsweise von den minder Wohlhabenden getragen werden müssen, keine höhere Belastung von Bier und Tabak, dagegen im Bedarfsfall Heranziehung der Wohlhabenden zu direkten Reichssteuern;

Digitized by Google

Erhaltung unserer Wehrkraft zu Wasser und zu Lande, Fortdauer der zweijährigen Dienstzeit, Bekämpfung jedes Militarismus, der die Zivilbevölkerung von der Militärbevölkerung durch Standesvorurtheile und gesonderte Ehrbegriffe trennen will;

Volle Gleichberechtigung aller Staatsbürger, einerlei, welcher Konfession, welcher Volksschicht, welcher Partei sie angehören, nicht bloß auf dem Papier, sondern auch in der Praxis;

Hebung der wirthschaftlichen Lage der bäuerlichen Bevölkerung unter Stärkung ihres Einflusses auf die Verwaltung des platten Landes;

Neueintheilung der Wahlkreise, entsprechend der seit Gründung des Deutschen Reiches eingetretenen Verschiebung der Bevölkerung.

Der von uns seit mehr denn 12 Jahren verlangte Schutz des Wahlgeheimnisses ist bis zu einem gewissen Grade endlich erreicht, der Wahldruck ist gemildert. Jetzt gilt es, durch eine rege Wahlbetheiligung dafür zu sorgen, daß die Zahl der liberalen Stimmen und Mandate wächst.

Gegenwärtig haben die Volksschichten, in denen der liberale Gedanke vorzugsweise wurzelt, in der Politik nicht entfernt die Stellung, die ihnen nach ihrer geistigen und wirthschaftlichen Bedeutung zukommt. Den Einfluß des Gesammtliberalismus zu stärken, muß deshalb das Ziel der ganzen Wahlbewegung sein.

Damit dienen wir dem Vaterlande, das seine Stellung unter den Kulturmächten der Erde nur dann behaupten kann, wenn seine Gesetzgebung und Verwaltung ein freiheitlicher Geist durchdringt.

Der Geschäftsführende Ausschuß des Wahlvereins der Liberalen.

Th. Barth. M. Braemel. G. Gothein. P. Jonas. K. Mommsen. H. Pachnicke. K. Schrader.

Geldaufruf.

Die Entwicklung der Wahlbewegung hat gezeigt, daß es diesmal besonders großer Anstrengungen bedarf, soll die parlamentarische Stellung des Liberalismus in dem nächsten Reichstage eine stärkere werden, als sie es heute ist.

Zur nachdrücklichen Führung des Wahlkampfes sind beträchtliche Geldmittel erforderlich.

Die Freisinnige Vereinigung hat Kandidaten in einer größeren Anzahl von Wahlkreisen aufgestellt, die sich gegenwärtig in den Händen konservativer Agrarier befinden. Allein in der Provinz Pommern, wo selbst sie drei Mandate gegen Agrarier zu vertheidigen hat, bedroht sie die Eroberung von vier weiteren, jetzt konservativ vertretenen Wahlkreisen. Ebenso ist sie in anderen Gegenden des Reiches am Wahlkampf stark betheiligt. Sie bittet ihre Freunde, mit der finanziellen Unterstützung nicht zu kargen und Beiträge zum Wahlfonds zu senden

an den Schatzmeister des Wahlvereins der Liberalen Herrn Reichstagsabgeordneten Mommsen, Berlin W., Behrenstraße 2, Mitteldeutsche Kreditbank.

Namens des Geschäftsführenden Ausschusses des Wahlvereins der Liberalen:

K. Schrader."

Die Wahlbewegung setzt in den einzelnen Kreisen noch immer nicht mit jener Lebhaftigkeit ein, wie der Ernst der politischen Lage es erforderte, und wie es im vaterländischen Interesse zu wünschen wäre. Immerhin gibt es eine Reihe von Anzeichen, die beweisen, daß die Größe der zur Entscheidung stehenden Fragen die Vorurtheile auf allen Seiten zurückgedrängt hat. Bisher — hoffentlich bleibt es so — sind unüberbrückbare Gegensätze zwischen den Freisinnigen der verschiedenen Richtungen nicht zu Tage getreten; die Gegner erfreuen sich noch nicht des Vortheiles, daß freisinnige Kandidaten gegen einander kämpfen mit dem alsdann unausbleiblichen Ergebniß, einem Gegner der Freisinnigen den Sieg zu erleichtern und fast zu garantiren.

In Bayern ist man einen Schritt weiter gegangen, der allseitig Billigung verdienen muß. Bei Freisinnigen und Nationalliberalen ist die Ueberzeugung zum Durchbruch gelangt, daß der gefährlichste Gegner beider in dem größten süddeutschen Bundesstaat das Centrum ist, und demgemäß haben Freisinnige und Nationalliberale beschlossen, zusammen zu wirken, so weit sich dies ermöglichen läßt, und sie wollen jedenfalls eine Führung des Wahlkampfes gegen einander vermeiden, die das Eintreten bei der Stichwahl für einander erschweren oder gar gänzlich verhindern würde. Das ist ein für bayerische Verhältnisse sehr verständiger, politisch gebotener Beschluß, und es bleibt nur zu bedauern, daß in so vielen Wahlkreisen des Reiches ein Zusammenwirken der Linken mit den Nationalliberalen eine Unmöglichkeit ist, weil die Nationalliberalen zwar auch dort dem Namen nach sich von den Konservativen und Agrariern unterscheiden, aber nicht in ihrer Politik.

In Bezug auf die bayerischen Verhältnisse macht der „Fränkische Courier" folgende Mittheilungen über eine Konferenz zwischen Führern der Freisinnigen und Nationalliberalen, die in Nürnberg stattgefunden hat:

„Man kam zu der Ueberzeugung, daß in der Mehrzahl der in Betracht kommenden Wahlkreise die Wahlvorbereitungen schon zu weit fortgeschritten seien, als daß noch wesentliche Aenderungen herbeigeführt werden könnten, war aber darin vollkommen einig, daß den Anhängern beider Parteien dringend zu empfehlen sei, da, wo es noch möglich ist, sich über die Aufstellung gemeinsamer Kandidaten zu verständigen und schon bei der Hauptwahl vereint vorzugehen. Da aber, wo dies nicht mehr möglich oder die Herbeiführung einer Stichwahl vielleicht sogar wünschenswerth ist, möge die gegenseitige Unterstützung bei der Stichwahl in die Wege geleitet werden. Auch wurde die Erwartung ausgesprochen und einmüthig getheilt, daß die Anhänger beider Parteien in Wahlkreisen, wo nach Lage der Verhältnisse das Zusammengehen bei der Hauptwahl nicht möglich oder nicht rathsam ist, den Wahlkampf gegen die andere liberale Partei mit solcher Mäßigung und Sachlichkeit führen werden, daß jede Verbitterung zwischen den beiden Parteien verhütet und das spätere Zusammenwirken bei der Stichwahl nicht gefährdet wird."

Würde im politischen Leben Deutschlands das Selbstverständliche immer gethan, so brauchte man dieses Beschlusses überhaupt nicht Erwähnung zu thun. Allein daß das Gebotene geschieht, ist bei uns leider im höchsten Grade ungewöhnlich, und wenn es geschieht, verdient es daher Zustimmung und Ermunterung zu finden.

Dabei kann man auch diesen Beschluß nicht lesen, ohne eine Empfindung des Bedauerns. Aus dem Bericht des „Fränkischen Courier" geht klar hervor, daß man zu diesem verständigen Zusammenwirken sich leider für eine Anzahl Wahlkreise allzu spät entschlossen hat. Der politische Takt muß nachträglich gut machen, was das enge politische Fraktionsvorurtheil zunächst zu verderben drohte. Hier in Bayern hat die richtige Erkenntniß wenigstens schließlich gesiegt.

Was aber, so muß man fragen, wäre zu erzielen gewesen, wenn Vorurtheilslosigkeit die einander nahe stehenden Elemente der Linken — gleichgiltig, mit welcher Etiquette der offizielle Fraktionstrank deckelt ist — schon seit Beginn der Wahlbewegung so stark beseelt hätte, um sie zu einem gemeinsamen Wahlaufruf zu veranlassen, der die großen Gesichtspunkte des Kampfes klargestellt hätte. Es ist unzweifelhaft, daß ein solches Vorgehen die demokratisch-freisinnig-liberale Bevölkerung elektrisirt hätte, und daß damit die Aussichten des Wahlkampfes in hohem Grade verbessert worden wären.

Allein seien wir bescheiden. Mit der Misere früherer Wahlkämpfe verglichen, ist es schon ein Zeichen stark gewachsener politischer Einsicht, daß die Linke nicht ihre Kräfte in erheblichem Umfange aufbraucht, um den Nebenmann auf der Linken zu bekämpfen, mit dem gemeinsam der Reaktion entgegenzutreten, beide verpflichtet und gezwungen

Digitized by Google

sind. Diese politische Strategie echten Abderitenthums ist noch nicht zu beklagen, so sehr sich die Agrarier und die konservativen Reaktionäre bemühen, durch Erregung von Eifersüchteleien die einzelnen Bestandtheile der Opposition gegen einander aufzuhetzen. Also die politische Einsicht wächst in Deutschland; sie wird auch einmal dahin gelangen in der Unterdrückung offener Feindschaft gegen den politischen Nebenmann noch nicht den Gipfel staatsmännischer Einsicht zu erblicken. Man wird dann zu thatkräftiger politischer Kooperation schreiten zwischen allen jenen politischen Richtungen, die über die hauptsächlichsten der zur Entscheidung stehenden Fragen einig sind; und diese thatkräftige politische Kooperation, sie kann auch heute schon in einzelnen Wahlkreisen Platz greifen, und sie sollte es, ganz gleichgültig, ob der einzelne Wähler in jedem Punkte mit dem Kandidaten übereinstimmt; wenn er es nur in den entscheidenden Fragen thut. Was in Bayern geschieht, sollte, den lokalen Verhältnissen angepaßt, überall in Deutschland geschehen.

Kanada hat gegen Deutschland den Zollkrieg eröffnet oder, besser sollte man sagen, Kanada hat den Zollkrieg gegen Deutschland verschärft durch weitere Erhöhung seiner Zölle und Differenzirung der deutschen Waaren. Zu diesem unerfreulichen Ergebniß mußte man gelangen, wenn zwei Länder sich auf einer politischen Linie bewegen, wie Deutschland und Kanada andererseits, das beeinflußt erscheint durch die chauvinistische Strömung in England. Das schutzzöllnerische Deutschland reizt natürlich das Ausland; und das englische Bestreben, durch Zollvereinbarungen die fremden Staaten aus den Kolonien zum Vortheil Großbritanniens hinauszudrängen, führt natürlich gleichfalls zu handelspolitischen Zusammenstößen. Zu untersuchen, welche Seite in höherem Grade daran schuld ist, daß dieser Zollkrieg sich entwickelt, bleibt müßig; erstrebenswerth ist nur eines: die Anbahnung normaler Zustände durch Rückkehr zu den bewährten Grundsätzen einer verständigen Politik der Handelserleichterungen. Diesen Grundsätzen verdankt England seine Größe, und diese Grundsätze haben sich unter Caprivi zum Segen Deutschlands entwickelt. England und die englischen Kolonien werden jeden Versuch, zu einer Zollunion mit Vorzugszöllen zu gelangen, schwer büßen müssen, wie es Deutschland zu büßen haben wird, wenn es seinerseits die wirthschaftliche Engherzigkeit zum Leitstern seiner Politik macht.

Zu dem Vorgehen Kanadas wird englische Ermunterung beigetragen haben; zu den kleinen Verdrießlichkeiten, die immer wieder zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auftauchen, tragen gleichfalls englische Intriguen — voraussichtlich nicht solche der englischen Regierung aber doch englischer Politiker ganz wesentlich bei. Wir begrüßen es unter diesen Umständen mit besonderer Freude, daß Präsident Roosevelt einen neuen Anlaß benutzt hat, um unzweideutig seinen Willen zum Ausdruck zu bringen, gute, freundschaftliche Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland aufrecht zu erhalten.

Solches Vorgehen findet volle Würdigung in Deutschland, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die öffentliche Meinung bei uns derart und willens ist, alles zu thun, um ein inniges Verhältniß zu den Vereinigten Staaten fest zu begründen. Es gibt zwischen den beiden Ländern keine politischen Gegensätze, aber ungezählte Bande des Kultur- und Wirthschaftslebens, die beide aneinander ketten.

Die Pflege guter Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ist aber für Deutschland nicht nur an sich in hohem Grade erwünscht, sondern überdies um so gebotener, da es immer deutlicher wird, daß starke politische Faktoren in England planmäßig und zielbewußt eine Deutschland abträgliche, intriguante Politik verfolgen. Man konnte eine Zeit lang glauben, daß auch zwischen Deutschland und England nur Mißverständnisse obwalten; heute wird man zu einer anderen Ueberzeugung gelangen müssen. Es gibt in England eine einflußreiche Richtung, die im Interesse des eigenen Landes mit klarem Bewußtsein gegen Deutschland glaubt arbeiten zu sollen. Mit dieser Thatsache, die wir bedauern, aber die Deutschland nicht aus der Welt schaffen kann, hat man bei uns nunmehr zu rechnen. Sie ist unerfreulich. Daß sie für Deutschland eine unmittelbare Gefahr birgt, glauben wir nicht; sie bringt Rußland Vortheil und Erleichterung; ob das für das Vereinigte Königreich ein Gewinn ist, muß man in London entscheiden.

In Finland ist nunmehr die russische Diktatur ohne weitere Verhüllung proklamirt worden. Die Diktatur kann man freilich unter Bruch der beschworenen Verfassung leicht einrichten; aber damit ist nur die russische Regierungsmethode, die sich nicht einmal im eigentlichen Zarenreich bewährt, eingeführt; aus der finnischen Bevölkerung sind auf diese Weise nicht loyale Russen gemacht; die gegentheilige Wirkung wird man erzielen.

Auf der Balkanhalbinsel Kämpfe, die glücklicher Weise einen ernsteren Charakter noch nicht tragen; aber wird man es bleibend verhindern können, daß aus den kleinen Bränden ein großer Brand entsteht?

In Marokko wird die Lage des Sultans immer gefährdeter; der Prätendent macht siegreiche Fortschritte, und die Großmächte warten noch vorsichtig, welche bleibende Gestaltungen sich aus dem Umsturz ergeben werden, und es ist nicht abzusehen, ob sie schließlich sich nicht veranlaßt fühlen werden, einzugreifen.

* * *

Wann kann der neue Zolltarif frühestens in Kraft treten?

Bekanntlich ist durch den § 12 des Zolltarifgesetzes festgestellt worden, daß der Zeitpunkt, an dem der neue Generalzolltarif in Kraft zu setzen sei, durch eine kaiserliche Verordnung unter Zustimmung des Bundesraths bestimmt werden müsse. Auf diese Vorschrift hat die Reichsregierung in allen Stadien der Verhandlungen über das Zolltarifgesetz großen Werth gelegt, und sie hat deshalb auch der von der Zolltarifkommission beschlossenen Bestimmung, nach der die Inkraftsetzung spätestens am 1. Januar 1905 zu erfolgen habe, lebhaft widersprochen. Als wesentlicher Grund für diesen Widerspruch diente der Hinweis auf die Möglichkeit, daß bis zum 1. Januar 1905 die Abmachungen über neue Handelsverträge noch nicht zu einem gesetzmäßigen Abschluß gelangt sein würden.

Diese Verbindung des Einführungstermins mit dem Abschluß neuer Handelsverträge hat in weiten Kreisen die irrige Vorstellung erweckt, als ob bei einer Kündigung der gegenwärtigen Handelsverträge und der Nichterneuerung derselben der neue Generalzolltarif ohne weiteres in Kraft gesetzt würde. In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß, selbst wenn der Fall der Nichterneuerung der Handelsverträge nach erfolgter Kündigung eintreten sollte, damit durchaus noch kein zwingender Anlaß für die Inkraftsetzung des zum Gesetz gewordenen neuen Generalzolltarifs gegeben ist. Dieser neue Zolltarif ist — glücklicher Weise kann man beinahe sagen — in zahlreichen Positionen so absurd gestaltet, daß ein Bundesrath, in dem die zollpolitische Frivolität nicht völlig herrschend geworden ist, garnicht daran denken kann, dies gesetzgeberische Monstrum in Kraft zu setzen. Der Bundesrath ist aber ferner nicht im Stande, etwa nur einen Theil dieses gesetzgeberischen Werkes in Wirksamkeit treten zu lassen. Er muß das ganze Zolltarifgesetz mitsammt dem ganzen neuen Zolltarif, wie er aus den Berathungen des Reichstages hervorgegangen ist, unverändert in Kraft setzen, oder will er eine Aenderung bei einzelnen Positionen durchführen, so muß er dazu erneut die Zustimmung des Reichs-

Digitized by Google

tags einholen, der nicht gehindert ist, dann auch eine völlige Revision zu beschließen.

Gar mancher Reichstagsabgeordnete, der den neuen Generalzolltarif trotz seiner ungeheuerlichen Mängel annahm, gab sich der Hoffnung hin, daß die unvermeidliche Abänderung vieler Einzelbestimmungen vor dem Inkrafttreten des neuen Zolltarifs dadurch herbeigeführt werden würde, daß die neu abzuschließenden Handelsverträge die betreffenden abändernden Bestimmungen enthalten, und diese in den neuen Handelsverträgen enthaltenen Abänderungen wenigstens für den Verkehr mit den Vertragsstaaten einen haltbaren Zolltarif schaffen würden. Den Nichtvertragsstaaten gegenüber glaubte man aber den absurdesten Zolltarif ruhig in Kraft setzen zu dürfen. Die Aussicht, auf diese Weise der vorhandenen Schwierigkeiten Herr zu werden, ist aber im Laufe der Zeit immer geringer geworden. Die Wahrscheinlichkeit, daß neue Handelsverträge mit allen bisherigen Vertragsstaaten wieder zu Stande kommen werden, ist nicht mehr groß. Damit ist aber jetzt folgende Situation geschaffen:

Gesetzt den Fall, der Abschluß neuer Handelsverträge stellt sich als unmöglich heraus, dann bleiben die alten Handelsverträge so lange in Kraft, bis sie von einem Paciscenten gekündigt werden. Sie können jetzt an jedem Tage gekündigt werden und treten dann ein Jahr später außer Kraft. Dieses eine Jahr, vom Tage der Kündigung bis zum Tage des Außertrafttretens der Verträge kann durch Vereinbarung zwischen den Mächten, die den betreffenden Handelsvertrag seiner Zeit abgeschlossen haben, verkürzt werden. Die deutsche Reichsregierung kann einer solchen Verkürzung aber nicht einseitig zustimmen ohne den Konsens des Reichstages. Der Reichstag muß zu jeder neuen Abänderung der alten Handelsverträge verfassungsmäßig seine Zustimmung geben, folglich auch zu einer Abänderung der Vorschriften über die Kündigungsfrist. Daß es irgend eine der Vertragsmächte so eilig haben sollte, auf eine Abkürzung dieses Kündigungsjahres zu dringen, ist, nebenbei bemerkt, nicht sehr wahrscheinlich. Nur wenn die Abmachungen der Regierungen über neue Handelsverträge erfolgreich sein sollten, wird man in diesen neuen Handelsverträgen vielleicht einen Einführungstermin vorsehen, der vor dem Ablauf des Kündigungsjahres liegt. Mit der Annahme solcher neuen Handelsverträge würden die Parlamente dann zugleich die Abkürzung der in den alten Verträgen vorgesehenen Kündigungsfrist genehmigen.

Nehmen wir nun den ferneren Fall an, daß eine Kündigung erfolgt und ein Jahr nach der ausgesprochenen Kündigung der betreffende Handelsvertrag außer Kraft getreten ist. Auch dann würde keineswegs ohne weiteres der neue Generalzolltarif in Kraft treten, sondern der alte Generalzolltarif bliebe in Kraft, unter dessen Herrschaft die früheren Handelsverträge abgeschlossen wurden. Aber auch wenn nun Handelsverträge zu Stande kommen sollten, so könnten diese neuen Verträge in Kraft gesetzt werden, ohne daß gleichzeitig den Nichtvertragsstaaten gegenüber der neue Generalzolltarif in Wirksamkeit träte. Vielmehr würde auch in diesem Falle der alte Generalzolltarif so lange den Nichtvertragsstaaten gegenüber Gültigkeit behalten, bis der neue Generalzolltarif durch eine ausdrückliche kaiserliche Verordnung unter Zustimmung des Bundesraths an die Stelle des alten Generalzolltarifs gesetzt wäre.

Man ersieht daraus, daß die Inkraftsetzung des unter Bruch der Geschäftsordnung des Reichstages zu Stande gekommenen Zolltarifs noch gute Wege hat, und daß es nahezu ausgeschlossen erscheint, diesen neuen Generalzolltarif in Kraft zu setzen, ohne für eine Reihe nothwendiger Abänderungen vorher die Zustimmung des Reichstags eingeholt zu haben. Nicht bloß betreffs der neuen Handelsverträge, sondern auch betreffs des Generalzolltarifs hat daher der neu zu wählende Reichstag noch ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Das ist bei den bevorstehenden Reichstagswahlen ernsthaft mit in Rechnung zu ziehen.

Theodor Barth.

Zur inneren Kolonisation.

Mit welch schönen Worten wird nicht von den agrarischen Parteien der deutsche Bauer gefeiert, diese Grundlage des monarchischen Staatswesens! Um den Bauernstand zu erhalten, will man die hohen Agrarzölle, in erster Linie die Getreidezölle, denn der Getreidebau ist das Rückgrat der deutschen Landwirthschaft. Was haben wir vor Herrn von Poddielski von den verschiedenen Landwirthschaftsministern nicht alles gehört über die Nothwendigkeit, die innere Kolonisation zu fördern, namentlich im Osten, wo der Großgrundbesitz in ungesunder Ausdehnung vorherrsche; hat man doch dazu eigens das Gesetz über die Bildung von Rentengütern geschaffen, ist die Ansiedlungskommission in Posen und in Westpreußen mit Hunderten von Millionen Mark bestrebt, eine deutsche bäuerliche Bevölkerung anzusiedeln. Und doch, wenn man einmal eine genaue Statistik darüber aufstellen könnte, ob und in welchem Umfang in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Großgrundbesitz sich auf Kosten des Kleingrundbesitzes vergrößert habe, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach erschreckende Ziffern zu Tage kommen. Die heut ab und zu zur Veröffentlichung gelangende Statistik, welche auf den Umschreibungen im Grundbuch beruht, beweist nach dieser Richtung hin rein nichts, denn daraus läßt sich nicht ersehen, wieviel Grundstücke in der Hand eines Besitzers vereinigt sind. Der vom Großgrundbesitzer aufgekaufte Bauernhof oder die Büdnerstelle werden eben mit der alten Grundbuchnummer weitergeführt. Hier einmal eine ordentliche Statistik aufzumachen, ist ein lang gehegter, immer vergeblich gebliebener Wunsch von liberaler Seite.

Wie nothwendig aber die innere Kolonisation in Ostelbien ist, das hat kürzlich erst wieder der nichts weniger als liberalen Wirthschaftsprinzipien huldigende Professor der Nationalökonomie Gerlach in Königsberg i. Pr. an den von der Landwirthschaftskammer für Ostpreußen ermittelten Zahlen über die ländliche Abwanderung erwiesen. Danach sind im Jahrfünft 1886—1890 aus dem Regierungsbezirk Gumbinnen 50 000 Bewohner abgewandert, im folgenden Jahrfünft 40 000; aus dem Regierungsbezirk Königsberg im ersteren Jahrfünft 81 000 im zweiten 59 000. In den Kreisen Gumbinnen, Lötzen, Darkehmen, Johannisburg, Oletzko hat die Abwanderung im ganzen Jahrzehnt mehr als 12 Proz., in den Kreisen Mohrungen, Gerdauen, Preuß. Holland und Friedland, sowie Angerburg 15—18 Proz., in Braunsberg 18,4 Proz. und in Preuß. Eylau 20 Proz. der Bevölkerung betragen. Das sind die Kreise, in denen der Antheil des kleinen Grundbesitzes bis zu fünf Hektar Betriebsgröße nur 2—3 Proz., der des mittleren (bis zu 20 Hektar) nur 3—10 Proz. des gesammten landwirthschaftlich benutzten Areals ausmacht. Gerlach kommt selbst zu dem Schluß, daß es unumgänglich nothwendig ist, in umfangreichem Maße mittlere und kleine Bauern- und Büdnerstellen zu schaffen, wenn man der Landflucht einigermaßen Einhalt thun will.

Bemerkenswerth ist es hierbei, daß die Abwanderung in den Jahren der höchsten Getreidezölle wesentlich stärker war, als in denen nach Abschluß der Handelsverträge; würde man sechsjährige Perioden zur Vergleichung wählen und in die erstere das letzte Jahr vor den Handelsverträgen, das Jahr der höchsten Getreidepreise und noch des 5 Markzolls hineinrechnen, die zweite Periode aber aus den Jahren 1892—96 bilden, so würde der relative Rückgang der Abwanderung noch viel schärfer zum Ausdruck kommen.

Ich selbst habe bereits früher in dieser Zeitschrift (Jahrgang XV Nr. 11 und 12) nachgewiesen, wie die Zeiten der hohen Getreidepreise stets die der stärksten Landflucht in Ostelbien gewesen sind, wie eine Besserung mit der Zollermäßigung durch die Handelsverträge eingetreten ist, wie gerade die Kreise, in denen der Großgrundbesitz vorherrscht, die sind, wo die Abwanderung der ländlichen Bevölkerung am größten ist, ohne freilich damit mehr zu erreichen, als

Digitized by Google

daß Agrarier und der preußische Landwirthschaftsminister mit vermehrter Kraft alle Mittel anwenden, die geeignet sind, die Abwanderung zu verstärken.

Herr von Podbielski unterscheidet sich von seinen Amtsvorgängern im wesentlichen freilich nur dadurch, daß, was diese in der Praxis thaten, er auch in Worten für sein Programm erklärt. Er sucht durch ein neues Gesetz über die Fideikommisse ebenso wie durch die Schaffung neuer Domänen in Ostelbien die Ausdehnung und Erhaltung des Großgrundbesitzes in jeder Weise zu fördern. Ob er sich darüber klar ist, daß er damit der Entvölkerung des platten Landes im deutschen Osten in jeder Weise Vorschub thut, wird man freilich bezweifeln können.

In der Praxis haben aber die Vorgänger des heutigen Landwirthschaftsministers vor allem die Domänenabtheilungen bei den preußischen Regierungen in Ostelbien schon lange dieselbe Agrarpolitik getrieben. Der Entwurf des Fideikommißgesetzes stammt schon aus früherer Zeit, und der Segen und Senf Miquel's werden ihm nicht gefehlt haben. Und wie die Domänenabtheilungen unter den Vorgängern des Herrn von Podbielski die innere Kolonisation betrieben haben, dafür einige wenige Beispiele:

In Vorpommern und Rügen ist schon vom Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, ganz besonders aber vor, während und nach dem dreißigjährigen Kriege unter den schwachen pommerschen Herzogen, welche auf Drängen der Stände diesen die Bauern auslieferten, später unter der schwedischen Herrschaft, welche dem Bauernlegen so gut wie gar keinen Widerstand entgegensetzte, der Bauernstand fast ganz verschwunden, noch mehr sogar als in den übrigen Theilen des ostelbischen Deutschland. Kamen doch daselbst 1876 von allem Kulturland 80,90 Prozent auf 694 große Güter, nur 14,51 Prozent auf 185 Landgemeinden und 4,59 Prozent auf 14 Stadtfluren; weist doch selbst die Mark Brandenburg relativ keinen so großen Domänenbesitz auf, wie gerade der Regierungsbezirk Stralsund. Die vielen kleinen Landstädte desselben, welche früher in der Kaufkraft eines gesunden Bauern- und Büdnerstandes ihr wirthschaftliches Fundament hatten, führen, sofern es ihnen nicht möglich war sich industriell zu entwickeln, seitdem ein kümmerliches Dasein. Wie hier vielfach heute der Boden gegeben ist für eine Auftheilung in Kleinbesitz, das beweist drastisch die Entwicklung der Kolonie Trantow im Osten der zirka 4000 Einwohner zählenden Stadt Loitz. Dieselbe war bis 1848 Domäne und wurde, als der damalige Pächter Konkurs machte und sich die Regierung zu ihrer Parzellirung entschloß, zunächst in 17 Bauernhöfe und eben so viel Büdnereien zerlegt; bald wurden auch die Bauernhöfe zerschlagen und heut ist das Feld Trantow besät mit kleinen Gehöften; dieselbe Scholle, auf welcher sich früher kaum 100 Menschen zu ernähren vermochten, ist heut von 900 bewohnt. Auf der anderen Seite von Loitz liegt die Domäne Schwinge, bei der man mit dem gleichen Erfolg für die Besiedlung eine Zerschlagung herbeiführen könnte, aber freilich, wir zählen nicht mehr 1848; heut ist ja die Aufgabe, den Domänenbesitz im Osten Preußens zu vermehren. Dabei würde der Staat mit solchen Auftheilungen ein glänzendes Geschäft machen; so beträgt jetzt die Pacht für die dortigen Domänen Schwinge und Schmiedkow etwas über, für die Domäne Poggendorf noch unter 6 Mark, während die Pacht für die Dienstäcker der Pastoren in dortiger Gegend nie unter 20 ja bis zu 30 Mark pro Morgen beträgt.

Dabei besteht in ganz Vorpommern bei den kleinen Leuten geradezu ein Landhunger. Vor mir liegen eine ganze Reihe von Petitionen aus den verschiedensten Dörfern des dortigen Bezirks, worin um Auftheilung von Domänen zu Rentengütern, um Abverkauf größerer Flächen, um Verpachtung von Parzellen an kleine Leute gebeten wird; namentlich in den Fischerdörfern macht sich bei dem Rückgang der Ergiebigkeit des Fischfanges das Bedürfniß nach erweiterter Landnutzung von Jahr zu Jahr zwingender geltend.

Da ist das Fischerdorf Lobbe auf Rügen, neben welchem sich das Domänenvorwerk Lobbe von zirka 75 Hektar Größe befindet, das mit der Domäne Philippshagen zusammen verpachtet ist. Im Juli 1889 wurden die dortigen Einwohner wieder einmal vorstellig, ihnen doch dieses Domänenvorwerk käuflich oder pachtweise zu überlassen. Es wurde ihnen geantwortet, daß ihre Wünsche eingehend geprüft werden würden, wenn Johannis 1902 das Domänenvorwerk Lobbe pachtfrei werden sollte. Die Lobber Fischer und Büdner scheinen zur Domänenverwaltung nicht allzuviel Vertrauen zu haben, denn schon im Juni folgenden Jahres richteten sie eine Immediateingabe mit derselben Bitte an den Kaiser, um unterm 12. November desselben Jahres durch die königliche Regierung zu Stralsund den Bescheid zu erhalten, daß die Domänen Lobbe und Philippshagen auf weitere 18 Jahre zur Verpachtung gelangten; erneute Eingaben vom Januar 1892 und August 1899 erzielten nur die Antwort, daß die Domänen bis Johannis 1910 fest verpachtet seien.

Ganz fruchtlos war allerdings die Immediateingabe nicht gewesen; eine Gesammtfläche von 15 Hektar war in 43 Parzellen zur meistbietenden Verpachtung auf je 6 Jahre gelangt; die Folge war, daß, da das Bedürfniß damit nicht entfernt befriedigt werden konnte, die Pachtpreise durch Ueberbieten furchtbar übertrieben worden sind, so daß die Pacht für diese 15 Hektar — so wird wenigstens von deren Pächtern behauptet — nahezu so hoch ist, wie die, welche der Domänenpächter für die restirenden 60 Hektar des Vorwerks Lobbe zahlt. Damit ist natürlich den armen Fischern nicht geholfen; der Fischfang bringt nichts, und Land können sie nicht bekommen; es bleibt ihnen nichts übrig als abzuwandern.

Das ist nicht etwa ein einzelner Fall, sondern ein typischer, das System charakterisirender. Genau in derselben Weise sind die Bewohner des Fischerdorfs Hollendorf im Kreise Greifswald erst mit halben Zusagen hingehalten, dann mit winzigen Brocken abgespeist worden. Seit Jahrzehnten bitten sie, ihnen den 200 Morgen großen Raubeberg, ein Vorwerk der ca. 2000 Morgen großen Domäne Carrin, zu verkaufen oder zu verpachten; darauf hat man ihnen im vorigen Jahr erklärt, daß man ihnen ganze 11½ Morgen verkaufen oder verpachten wolle; und auf eine Beschwerde an den Minister erklärt dieser, daß eine Absplitterung von der Domäne nicht angängig sei. In einem kürzlich ergangenen Bescheid verweist der Minister die Petenten darauf von dem näher gelegenen Gut Hollendorf — das Fideikommiß ist und dessen Pächter jede Abverpachtung verweigert — zu pachten, auf den Pfarracker zu Crösslin, — aber die Crösliner petitioniren auch seit langem lebhaft um käufliche oder pachtweise Ueberlassung von Domänengrundstücken, — auf die Wiesen Wolgasts, die ebenso von allen Seiten begehrt sind. Am Schluß des Bescheids heißt es:

„Um indessen denjenigen Unterzeichnern der vorliegenden Eingabe, deren wirthschaftliche Verhältnisse nach nochmaliger eingehender Prüfung durch die königliche Regierung zu Stralsund die Zupachtung von Ackerparzellen auf dem Raubenberge als zweckmäßig und nothwendig erscheinen lassen, nach Möglichkeit entgegenzukommen, habe ich die königliche Regierung zu Stralsund angewiesen, bei der Neuverpachtung der Domäne Carrin dem Pächter der Domäne die Verpflichtung aufzuerlegen, den von der Regierung als begründet erachteten Anträgen der Hollendorfer Büdner nach Afterverpachtung für einen von der Regierung festzusetzenden Pachtzins zu entsprechen."

Da im Eingang des Ministerialbescheides ein dringendes Bedürfniß der Hollendorfer Büdner und Fischer, ihnen Land zu verkaufen oder zu verpachten, nicht anerkannt wird, so ist nicht anzunehmen, daß ab Johannis 1904 die Neigung zur Abverpachtung bei der Regierung zu Stralsund gestiegen sein wird, ganz abgesehen davon, daß das Verhältniß der Unterverpachtung die Unterpächter in ein unerwünschtes Abhängigkeitsverhältniß vom Domänenpächter bringt.

Ganz ähnliche Schilderungen und Wünsche liegen mir aus Crösslin und aus Alt-Reddevitz vor von Leuten, die ich niemals gesehen habe.

Neuvorpommern und Rügen gehören zu denjenigen ostelbischen Gebieten, in denen die Landflucht am stärksten

Digitized by Google

ist. Die Regierung ist hier in der Lage durch Auftheilung von Domänen, durch parzellenweise Verpachtung an kleine Leute ohne jedes finanzielle Risiko einen gesunden Bauernstand zu schaffen; statt dessen steht sie dem völlig ablehnend und hindernd im Wege.

Gewiß nicht jede Domäne eignet sich zur Zerschlagung; manche werden in absehbarer Zeit nur im Großbetrieb zweckmäßig bewirthschaftet werden können, bei manchen wird es nicht leicht halten, sofort geeignete Ansiedler heranzuziehen; hier aber schreien die Verhältnisse nach Auftheilung, sind die kauflustigen, mit den Verhältnissen Vertrauten an Ort und Stelle vorhanden. Statt dessen errichtet man auf diesen Gütern lediglich für den Großbetrieb verwendbare Wirthschaftsgebäude, erschwert und vertheuert damit auch für die Zukunft die Zerschlagung.

Das Verfahren der Domänenverwaltung ist ein um so unbegreiflicheres, als diese Domänenvorwerke ganz vorwiegend erst im 18. Jahrhundert durch ein die Rechte der alten Domanialbauern aufs Flagranteste verletzendes Bauernlegen, d. h. ein die Bauern ohne Entschädigung besitzlos machendes Verfahren entstanden sind, um so unbegreiflicher als Gustav IV. Adolf von Schweden 1806 bei Aufhebung der Leibeigenschaft die Wiederauftheilung der so geschaffenen Ackerwerke an die früheren bäuerlichen Besitzer, Kossäthen und Kathen im Wege der Erbpacht dekretirt hatte, was unter den folgenden kriegerischen Ereignissen leider nicht zur Ausführung gekommen ist. Schon Mitte des 18. Jahrhunderts war man übrigens klar darüber, daß der Großgrundbesitz die Entvölkerung des Landes befördere, daß das Bauernlegen die Menschen aus dem Lande treibe.

Und wie hier, so ist die Politik der Domänenverwaltung auch anderwärts: Die Riesendomäne Soran umringt diese gewerbreiche Industriestadt wie ein Festungsgürtel, hemmt deren Entwicklung; auch in sozialer Beziehung würde dort die Auftheilung, bei der der Staat außerdem ein glänzendes Geschäft machen würde, hoch erwünscht sein; man hat sie trotzdem vor einigen Jahren wieder auf achtzehn Jahre verpachtet.

Bei der ganzen heutigen Agrarbewegung führt man den Bauern im Munde und meint nur den Großbesitzer und den großen Domänenpächter; man bangt, daß die Bauerngemeinden im Kreistag zu große Bedeutung erlangen, daß damit der politische Einfluß des konservativen Großgrundbesitzes und seiner Gefolgschaft, der Domänenpächter, geschwächt werden könne. So lange die agrarische Bewegung bei uns die herrschende ist, so lange wird man mit allen künstlichen Mitteln den Großgrundbesitz aufrecht erhalten und damit die Landflucht befördern, den Landhunger der breiten Schichten der ländlichen Bevölkerung ungestillt lassen.

Breslau. Georg Gothein.

Parlamentsbriefe.

XXII.

Reichstag und preußischer Landtag sind am Dienstag aus den Ferien wieder zur parlamentarischen Arbeit zurückgekehrt. Der Reichstag erledigte gleich am ersten Tage die Vorlage des Bundesraths über die bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses. Die Konservativen hätten gar zu gern gesehen, daß die übrigen Parteien durch Stellung von Verbesserungsanträgen die Verschleppungsgeschäfte der Konservativen besorgten; aber zu solch einem thörichten Streich fand sich keine der Parteien, welchen die Sicherung des Wahlgeheimnisses am Herzen liegt, bereit. Vielmehr wurde in einer verhältnißmäßig kurzen Sitzung alles erledigt und obendrein eine Resolution angenommen, in der der Reichskanzler ersucht wird, bei Ausführung der Bundesrathsbekanntmachung zugleich Anordnungen zu treffen, wonach die Wahlgefäße so herzustellen sind, daß die Umschläge durch eine Oeffnung (Spalt) im Deckel des Wahlgefäßes zu stecken sind, der Deckel selbst jedoch bis Schluß der Wahlhandlung geschlossen gehalten wird. Auch diese Resolution wurde mit großer Mehrheit angenommen.

Die Konservativen spielten bei den Verhandlungen eine jämmerliche Rolle. Die Deutschkonservativen hatten einen Redner dritter Ordnung vorgeschickt, der durch allerlei kasuistische Späße das Mißvergnügen der konservativen Wahlbeeinflusser zum Ausdruck brachte. Seine Rede verfiel dem verdienten Geschick des Ausgelachtwerdens. Außerdem versuchte nur noch Herr Gamp, die Konservativen herauszureden und die neue Verordnung schlecht zu machen. Das Bild, das die Konservativen bei diesen Verhandlungen gewährten, glich dem Anblick von Schiffspassagieren, die sich seekrank fühlen und durch Gesichterschneiden und den Versuch, Witze zu machen, über ihre Katerstimmung hinwegtäuschen möchten. Der Staatssekretär des Innern war malitiös genug, den Konservativen, die von dem Muthe der öffentlichen Stimmabgabe redeten, anzurathen, dann möchten sie doch auch den Muthes bethätigen und einen Antrag auf Abänderung der betreffenden Verfassungsbestimmungen über die Geheimhaltung der Reichstagswahlen stellen. So kurz vor den Wahlen möchten die Konservativen aber doch nicht offenbaren, was sie im Innern ihres Herzens wünschen; n a c h den Wahlen würden sie dazu schon eher geneigt sein. Augenblicklich übt der Muth in der konservativen Männerbrust noch nicht seine Spannkraft.

Der Reichstag beschäftigte sich außerdem mit einigen wichtigen sozialpolitischen Reformen, wie sie in der Krankenkassennovelle und in dem Gesetzentwurf zur Unterdrückung der Fabrikation gesundheitsschädlicher Phosphorwaaren enthalten sind. Die Phosphornekrose ist eine so entsetzliche Krankheit, daß ein gesetzgeberisches Verbot von Fabrikationszweigen, die von der Entwicklung dieser Krankheit untrennbar sind, als ein unabweisbares Gebot sozialpolitischer Fürsorge erscheint. Das Verdienst, eine solche Reform in die Wege geleitet zu haben, gebührt in erster Linie dem Staatssekretär des Innern, Grafen von Posadowsky. Derselbe vertrat auch die Maßregel im Reichstage mit überzeugender Beredsamkeit. Indem er gleichzeitig die grundsätzlichen Bedenken gegen die Bewilligung von Entschädigungen für die Unterdrückung derartig schädlicher Fabrikationsmethoden eindringlich hervorhob, errang er für die Regierungsvorlage einen vollen Erfolg.

Das Schicksal der Krankenkassennovelle ist noch nicht zu übersehen. Der Selbstverwaltung der Krankenkassen drohen Gefahren, die unter Umständen die Sozialdemokratie veranlassen werden, trotz mancher zweifellosen, durch die Novelle geschaffenen Verbesserungen der Verabschiedung des ganzen Gesetzentwurfs Schwierigkeiten zu bereiten.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurden fleißig gesetzgeberische Reste aufgearbeitet. Mit dem Näherrücken des Termins für die Reichstagswahlen tritt die Neigung zu eingehender parlamentarischer Berathung zurück. Selbst wichtigere Vorlagen werden kurz erledigt.

Proteus.

Die Tage in Finland.

I.

Bis zum Herbst 1902 konnten naiv optimistische Politiker unter den Finländern noch mit scheinbarem Rechte glaublich zu machen suchen, das durch die Promulgation des Februar-Manifestes im Jahre 1899 angefangene neue Regime verfolge keine umstürzenden Ziele, sondern erstrebe nur eine von den Verhältnissen bedingte und vom Standpunkt des großen östlichen Nachbarn aus begreifliche „Annäherung“ im Namen des Reichsinteresses. Bis dahin

Digitized by Google

waren die Hauptpunkte der Zerstörungsarbeit noch die in jenem Manifeste, in der Sprachoerordnung vom Sommer 1900 und in dem Wehrpflichtukase vom Juli 1901 festgelegten Bestimmungen; es wurden lauter solche Fragen behandelt, denen gegenüber Rußland in der That noch behaupten konnte, daß seine eigenen Interessen gewissermaßen mitspielten. Es war jedoch nicht schwer einzusehen, daß die wiederholten Versicherungen aus dem Munde des Kaisers, daß man „die innere Verwaltung Finlands“ in Ruhe lassen wolle, nichts als Redewendungen waren. Und obgleich einige klügelnde Diplomaten Nachgiebigkeit predigten, um das zu sichern, was uns noch übrig blieb, brauchte man nur alle immer deutlicher werdenden Zeichen zu beobachten, um prophezeien zu können, daß der Sturm nicht nur über unsere politische, sondern auch über unsere administrative und kulturelle Selbständigkeit dahinbrausen würde.

Die im August 1902 erschienenen Verordnungen über die Ernennung und Entlassung von Beamten, über den Zutritt der Russen zu allen Aemtern, über die Einschränkung der Macht des Senats und die Erweiterung derjenigen des Generalgouverneurs waren nicht das erste, wohl aber das gröbste und deutlichste Dementi der Versprechungen von der „ungestörten Integrität in der inneren Verwaltung“. Sie legten eine fast unbegrenzte administrative Machtvollkommenheit in die Hand des Generalgouverneurs und machten aus ihm eine Art Selbstherrscher über Finland, der nur in großen Fragen, und zwar nur um dessen Unterschrift zu erhalten, sich an das höchste Oberhaupt zu wenden brauchte. Somit hatte das neue System auch dem Schein entsagt, Harmonie zwischen zwei verschiedenen Theilen des Reichskörpers herbeiführen zu wollen; man hatte seinen Fuß auf den Nacken des kleineren Volkes gesetzt in der Absicht, jede eigene Lebensäußerung in ihm zu unterdrücken.

Es war schon lange davon die Rede gewesen, daß der Minister-Staatssekretär Plehwe und der General Bobrikow nicht in ganz gutem Einvernehmen stünden, und in der That soll jener, während er noch Minister für Finland war, bis zu einem gewissen Grade bestrebt gewesen sein, diplomatischer und eleganter vorzugehen als der Generalgouverneur. Allein seitdem er russischer Minister des Innern und die leitende Seele in der Regierung des ganzen Reichs ist, hat Plehwe an wichtigere Dinge zu denken, als an das Bewahren einer Art von „Decorum“ bei der Russifizirung Finlands; er läßt daher Bobritow frei schalten und walten. Diesem Umstand sind wohl theilweise die Brutalitäten in den genannten August-Verordnungen zuzuschreiben, sowie die Thatsache, daß die Zerstörungsarbeit seitdem mit einer vorher ungekannten Schnelligkeit vorgerückt ist.

Die Gouverneursämter wurden das erste Feld der Thätigkeit der russischen Administratoren in Finland. Der Leser wird sich vielleicht einiger Thaten des nyländschen Gouverneurs Kaigorodow erinnern, namentlich des von ihm veranstalteten Kosakenvorgehens gegen Frauen und Kinder am 18. April vorigen Jahres. Weniger bekannt außerhalb der Grenzen der Provinz und des Landes ist der Gouverneur Mjäsojädow — sein Name bedeutet „Fleischfresser“ und ist im Munde des Volkes in „Kannibalow“ verändert worden. — Er ist der Typus eines russischen Provinzgouverneurs, wie man ihn aus den Erzählungen der russischen Satiriker kennt. Seine Dienstbeflissenheit ist unbegrenzt, sein Urtheil hält aber nicht gleichen Schritt mit seiner Phantasie. Mit Hülfe seiner rechten Hand, eines Gensdarmerieoffiziers, bespäht und beschnüffelt er die allerprivatesten Angelegenheiten der Finländer, während er zu gleicher Zeit mit unglaublicher Frechheit seine Landsleute gegen Strafe für ihre Missethaten sichert. Ein Gesangverein tritt bei einem Feste auf, und er will Bobrikow die Namen der Mitglieder vorlegen; da zeigt es sich, daß der Polizeimeister und einige Russen dabei gewesen sind, und die Sache wird sogleich aufgegeben. Eine Gesellschaft von jungen Leuten veranstaltet eine Schlittenpartie; der Gouverneur läßt den Polizeimeister rufen und befiehlt ihm, die strengste Untersuchung vorzunehmen, da die Schlittenpartie der Vorwand für eine politische Zusammenkunft und die Damen verkleidete Herren gewesen seien! Ein Tatar wird überführt, eine Mütze im Amtslokal des Gouverneurs gestohlen zu haben; der Gouverneur läßt ihn mit Gewalt aus dem Gefängniß herausholen und auf freien Fuß setzen, weil er ein Agent der Gensdarmen ist. Ein russischer Priester hat seine Stadtsteuern nicht bezahlt und eine Pfändung wird angeordnet, der Gouverneur schützt ihn mit Hülfe des Militärs vor dem Gerichtsdiener. Tüchtige Länsmänner (Polizeibeamte auf dem Lande) werden in Folge blutzer Gensdarmenberichte verabschiedet und russische Telegraphenbeamte an ihrer Stelle ernannt. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie der Gouverneur eines zivilisirten Landes im Jahre des Heils 1903 aussieht. Was für eine Ordnung in der Administration herrscht, ist demnach leicht zu errathen.

Die vier letzten loyalen Gouverneure sind verabschiedet worden, nachdem sie auf cynische Rundschreiben Bobrikow's mit dem Gesuch geantwortet hatten, er möge dem Kaiser die Bedenken vorlegen, die sie in Bezug auf die Durchführbarkeit der diesjährigen Gestellung hegen. An ihrer Stelle sind ein Kreisprokuratoradjunkt aus Irkutsk in Sibirien und ein russischer General, der bei Bobrikow angestellt gewesen, ernannt worden, und als Stellvertreter in zwei Provinzen ein finischer Amtsrichter und ein Direktor der Landesvermessung, die sich als genügend geschmeidig erwiesen haben. Ein Finländer behauptet außerdem als „ordinarius“ seine Gouverneurstelle; er hat aber seine Karrière in St. Petersburg gemacht und bestrebt sich noch russischer als die Russen zu sein.

Eine Provinz kann indessen einen erfahrenen Gouverneur entbehren, wenn nur die Verwaltung selbst im übrigen eine gute ist. Noch schädlicher als jene Ernennungen ist daher der Umstand, daß rein juristische Aemter mit russischen Offizieren besetzt werden. So ist z. B. ein russischer Artilleriehauptmann zum Vortragenden Rath in der Provinzialverwaltung von Nyland ernannt worden. Man braucht nur zu bedenken, daß dieser Beamte für die ganze juristische Verwaltung der Provinz verantwortlich ist, um ohne weitere Erläuterungen die ganze Bedeutung dieser Maßregel zu verstehen und einzusehen, was für ein Schimpf dadurch einem Volk angethan wird, das uralte Ansprüche darauf hat, daß seine Angelegenheiten mit Sachkenntniß und Unbefangenheit behandelt werden. In derselben Weise dringt ein Russe nach dem anderen in die Provinzialverwaltungen ein, und es wird nicht lange dauern, bis alle Finländer daraus entfernt sind. Das bis jetzt Geschehene ist nur das Signal . . . .

Im Herbste wurden, wie bekannt, je drei Hofgerichtsräthe von jedem der drei Hofgerichte in Abo, Wasa und Wiborg abgesetzt. Diese Maßregel wurde durch die Wehrpflichtfrage, und zwar durch die Weigerung der Hofgerichte, sich gewissen neuen Geboten zu fügen, veranlaßt. Einige der tüchtigsten Vortragenden Räthe des Senats haben aus einem ähnlichen Grunde dasselbe Schicksal theilen müssen. Ein Lehrer der Religion, zugleich Rektor einer Schule im inneren Lande, ist abgesetzt worden, weil er bei einer politischen Zusammenkunft als Vorsitzender fungirt hatte, und sein Bildniß darf nicht mehr im Festsaal der Schule hängen!

Die größte Abschlachtung fand jedoch vor einiger Zeit statt, als *sechsundzwanzig* Mitglieder der Hofgerichte zu Abo, Wasa und Wiborg und sämmtliche Bürgermeister in den Provinzen Nyland und Wiborg ohne alle Umstände und ohne Pension entlassen wurden. Charakteristisch für die gegenwärtig in Finland herrschende Art der Rechtspflege ist der Umstand, daß diese Entlassungen in einer Weise geschahen, die direkt gegen die oben erwähnten Augustverordnungen verstößt, und dies ist ja zugleich für die Art und Weise bezeichnend, wie die Spitzen der Behörden das, was sie selber Gesetz und kaiserliche Verordnung nennen, betrachten und behandeln. Die Ursache zu dieser einzig in ihrer Art dastehenden Maßregel ist, daß die Hofgerichte sich

Digitized by Google

dem ebenfalls im August ausgefertigten Befehl, alle fiskalischen Klagen gegen Beamte einzustellen, nicht gefügt und daß die Bürgermeister die Verzeichnisse der Wehrpflichtigen nicht ausgeliefert haben. Der Zweck des erstgenannten Befehls war, einige wegen grober Amtsverbrechen angeklagte Personen, u. a. den Gouverneur Kaigorodow und einige Polizeidiener aus Helsingfors, vor schimpflicher Verurtheilung zu bewahren. Die Handlungsweise jener Hofgerichtsbeamten und Bürgermeister ist ein Ausdruck für den unbegrenzten Idealismus und das unerschütterliche Festhalten an dem beschworenen Gesetze, die den allergrößten Theil unserer Richter beseelt und ihre einzige Richtschnur ist, obgleich sie ihre ganze materielle Existenz dadurch zum Opfer bringen. An die Stelle der Abgesetzten sind junge und untangliche Leute ernannt worden. Für alle Streber ist ein Paradies eröffnet.

Seit einiger Zeit fungirt als Postchef an der Stelle des zurückgetretenen vorzüglichen Generaldirektors Lagerborg ein junger Beamter der Kanzlei des Generalgouverneurs, der wohl selber nie von einer derartigen Beförderung geträumt hat. Seine erste Maßregel war etwas zu thun, wozu Lagerborg trotz ganz unerhörten Druckes nie zu bewegen war. Er unterzeichnete nämlich ein Zirkular, durch welches das Briefgeheimniß der Gendarmennengier und allerlei Willkür preisgegeben wird: Briefe an gewisse als verdächtig angezeigte Personen werden zurückgehalten und nur in Gegenwart des Adressaten geöffnet, der jedes Mal einen Spaziergang nach dem Postamt machen muß. Nun kommt es allerdings noch darauf an, irgend einen finischen Postbeamten zu finden, der zu bewegen wäre, auf Befehl seines Chefs einen Privatbrief zu öffnen. Vorläufig wird dos wohl nicht gelingen, wenn man nach dem Umstand urtheilen darf, daß niemand — nicht einmal ein ehemaliger Zensor — zu bewegen war, das Rundschreiben des Generaldirektors zu kontrasigniren, zu welchem Zweck daher ein Beamter von der Provinziolverwaltung herangezogen werden mußte.

Die zukünftigen russischen Beamten in Finland werden in der Kanzlei des Generalgouverneurs gedrillt, eine Institution, die plötzlich eine große Bedeutung gewonnen hat und deren Ziel ist, dereinst den Senat völlig in Schatten zu stellen und der wahre Centralherd für die Administration Finlands zu werden. Vorläufig ist eine ganze Menge Russen, theils Juristen, theils Offiziere, hinkommandirt worden, welche der Reihe nach an die Provinzialverwaltungen gesandt werden, um sich — u. a. als stellvertretende Vortragende Räthe — in den Mechanismus einzuarbeiten. Bodrikow hat aber, wie gesagt, weitergehende Pläne mit dieser Kanzlei. Sie soll ungefähr um das Dreifache ihres jetzigen Bestandes vergrößert werden und außer dem Direktor und den Sektionschefs sollen nicht weniger als achtzehn Sekretäre dort angestellt werden — alles mit einem Jahresbudget von 300 000 Mark.

Die jungen Beamten, die jetzt ihr Probestück an der Kanzlei machen, brennen vor Begierde, sich ihre Rutensporen im Dienste der russischen Idee zu verdienen. Ihrem Diensteifer gegenüber ist Bobrikow zu lau und gegen die Finländer zu sanftmüthig. Sie hegen keinen größeren Wunsch, als aus diesem Lande ein zweites Polen zu machen, und in ihren Augen ist der Wiborg'sche Gouverneur „Kannlbalow" das Ideal eines Vorkämpfers für die Russifizirung Finlands. Ihre Ansichten sollen in jeder Hinsicht vom Adjunkten Bobrikow's, Dentrich, getheilt werden. Dieser hofft auf die Thronfolge, wird aber noch lange warten müssen, denn nicht einmal die großen Widerwärtigkeiten bei den Wehrpflichtaufgeboten scheinen die sichere Stellung des Petersburger Günstlings erschüttert zu haben.

Dies sind in wenigen Zügen die Hauptumrisse der Situation, wie sie sich uns in der allergreifbarsten Form darstellt — und dennoch habe ich die Russifizirung der Schulen, den bevorstehenden Wechsel des Vizekanzlers an der Universität, das unerhörte Censur-Regime und eine Menge Details, denen man im tagtäglichen Leben begegnet und die allmählich die Fähigkeit uns aufzuregen verloren haben, garnicht erwähnt. Ein Leser, der in sicheren, normalen Verhältnissen lebt und der dem oben Erwähnten einen Augenblick der Erwägung schenkt, kann sich wohl nicht der Frage erwehren, welche Empfindungen wohl eine Nation mit abendländischer Kultur und uralten germanischen Rechtsbegriffen dem allen gegenüber hegen muß.

Fenno.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Ludwig Tieck.

Gestorben am 28. April 1853 in Berlin.

Wir sprechen gern von einem Wiedererwachen der Romantik, und nicht mit Unrecht; sowohl die Tendenzen der Romantiker als auch das Interesse an ihnen scheinen immer weitere Kreise zu erfüllen. Merkwürdig ist es nur, daß diese Theilnahme den Vertretern jener Kunst- und Geistesrichtung keineswegs gleichmäßig zu gute kommt. Novalis genießt der größten Gunst, daneben E. Th. A. Hoffmann, allenfalls noch das Dreigestirn Arnim-Brentano-Bettina; für die eigentlichen Väter der Schule aber, für die beiden Schlegel und Tieck, bleibt nach wie vor das Interesse auf die Gelehrten und Schriftsteller beschränkt.

Vielleicht zeigt sich hier wieder einmal jene Erscheinung, die ich als die ausgleichende Ungerechtigkeit bezeichnet habe. Früher hat man jene Männer über Gebühr gefeiert und über den Theoretikern die größten Künstler der Gemeinschaft zurückgeschoben; jetzt geht's umgekehrt.

Ludwig Tieck gehört obendrein so gut zu den besten „Schaffenden" als zu den hervorragendsten Kritikern der Romantik. Aber freilich hat er einen Fehler, der heut als unverzeihlich gilt — er ist ein Berliner.

Der arme Sohn des Berliner Seilermeisters hat nun zwar gar nichts, aber auch gar nichts von jener vielberufenen „Berliner Nüchternheit"; und wenn er den Witz sehr geliebt hat, so war es in der eigenthümlichen Färbung, die der Hannoveraner Schlegel und der Frankfurter Brentano in ebenso hohem Maße einer seltsamen Doktrin und der Nachahmung Shakespeares abgezwungen haben. Früh kam der vom äußern Schicksal jederzeit Begünstigte in vornehme Kreise, in denen er ganz anders festwurzelte als der echte Berliner, Theodor Fontane aus Neu-Ruppin; seine politischen Ansichten entsprachen denen der Adels- und Hofgesellschaft, und von der Berliner Aufklärung hat er sich um so heftiger losgesagt, als äußere Beziehungen den jungen Schriftstellerlehrling vorübergehend in die Werkstatt des Verlegers Friedrich Nicolai gebannt hatten. Die Großstadt als solche — wenn man denn die bescheidene Residenz Friedrich Wilhelms III. so nennen will — hat auf den Knaben viel weniger gewirkt, als auf den Jüngling die Universitätsstädte Halle und Göttingen oder gar das mit dem Herzens- und Verstandesfreund Wackenroder (auch einem Urberliner, über dessen Wappen der Roland sein Schwert präsentirt) bereiste Nürnberg. Später lebte er in Jena im Zigeunerlager der Romantiker; in Dresden unter den litterarischen Feinschmeckern, deren höchste Autorität er war; auf dem Gut Ziebingen, bei der gräflichen Familie Finkenstein, deren Tochter er später, ein moderner Graf von Gleichen, neben der Mutter seiner beiden Töchter gleichsam als Gattin zur zweiten Hand in seinem Hause wohnen ließ. Als ihn Friedrich Wilhelm IV., der Gönner aller mittelalterlichen Tendenzen, nach Berlin zurückberief, bildete sich vollends zwischen der Stadt und ihrem berühmten Sohn kein anderes Verhältniß als das einer ironisch sich äußernden Antipathie. Ist also Tieck nicht wirklich nur Zufallsberliner? dürfen wir

uns eines Landsmannes rühmen, der nicht einmal unsere eingestandensten Fehler besitzt?

Und dennoch — in seinen größten Vorzügen verleugnet er die Heimathstadt so wenig wie in seinen Mängeln. Und daß die Gegenwart gerade diese Schwächen heut sehr streng beurtheilt, ist die Ursache für Tieck's Unbeliebtheit so gut wie für die unfreundliche Stimmung gegen Berliner.

Das Größte an Tieck ist seine tiefe und leidenschaftliche Sehnsucht nach Schönheit. Nach einer Welt, deren Geheimniß die Schönheit sei, begehrte er glühender noch als Platen, von dem dies Bekenntniß stammt. Einzelne Schönheiten, die im Strom der Welt schwimmen wie eine Rose auf der Fluth, konnten ihm nicht genügen; schöne Frauen, herrliche Bildsäulen, anmuthige Verse, liebliche Landschaften — ihm waren sie bloß Mittel, sein Begehren noch mehr anzustacheln, seinen Haß gegen all das Häßliche zu steigern. Alles sollte vollkommener werden, jeder Tag ein Fest den Augen. Gerade das Alltagsleben sollte erhoben werden, jede Mahlzeit ein kunstvolles Drama in wohlgeregelten Gängen mit dem Wein feinsinnig angepaßter Tischgespräche; jeder Spaziergang im Garten ein romantisches Lustspiel mit reizvollen Ueberraschungen; eine Kunst sollte das Reisen, sollte selbst das Betteln werden. Und in jede dieser Künste sollte sich der Geist, um sie ja recht auszukosten, so andächtig versenken, daß die Bemühung zur Religion würde.

All das haben die Schlegel dann aufgenommen und zum Theil auch unabhängig von ihm gefordert; all das hat die jungdeutsche Schule von neuem verlangt, wenn auch mit andern, demokratischen Unterlagen. Aber bei ihnen allen war das erdacht; erlebt war es höchstens noch bei Heinrich Heine, und auch bei ihm nicht mit der verzehrenden Leidenschaftlichkeit Tieck's.

Denn diesen hatten zwei starke Mächte erzogen: das Leben und Shakespeare. Das Leben gerade dadurch, daß es seiner Phantasie, seiner Sehnsucht nach Idealen zu wenig bot. Gewiß war das Berliner Philisterium nicht schaler und die stumpf gewordene Orthodoxie der Aufklärung hier nicht unerträglicher als anderswo. Wenn gerade unsere Philister und Aufklärer sprichwörtlich wurden, so danken sie das großentheils gerade dem Umstand, daß in Berlin ganz besonders lebhaft feurige Gemüther gegen ihren Druck revoltirten. Und insofern, durch die Macht der Reaktion, ist gerade Tieck so recht ein Sohn der aufgeklärten Stadt, ganz wie andere bedeutende Feinde der herkömmlichen Bildung, wie der Leipziger Richard Wagner oder der Berliner Paul de Lagarde. — Und auf diesen durstigen Sandboden fiel nun wie ein erquickender Regen die Poesie Shakespeare's gerade damals, als er am aufnahmefähigsten war. Die Wirkung war zu groß. Shakespeare hat seine Augen für immer geblendet. Sein ganzes Leben jagte er dem Phantom eines ungeschriebenen, „großen Buches über Shakespeare" nach, und seine kritischen Schriften sind eigentlich (wie die von Otto Ludwig) alle Fragmente aus diesem opus magnum; und was er Dankenswerthes für das Altenglische Theater leistete, war das Vorwort zu jenem Werke. Die unsterbliche Uebersetzung, die nach ihm und Schlegel heißt, hat er durch keine einzige That gefördert: A. W. Schlegel, Dorothea Tieck, Graf Baudissin haben sie geschaffen; dennoch verdient sie, nach dem zu heißen, der der lebendige Geist der vollen Einbürgerung Shakespeare's in Deutschland war. Denn auch sein Dichten war großentheils nichts anderes — als Shakespeare-Uebersetzung.

Wir sind über das Wesen der Phantasie noch wenig im Klaren; doch lassen sich unter den Dichtern zwei Typen deutlich scheiden: die Manier der schaffenden und der umformenden Phantasie. Eine produktive Phantasie, die aus bloßen Andeutungen neues schafft, war den Größten eigen, Dante, Shakespeare, Goethe; aber auch von den kleineren geboten ihr viele, wie z. B. die Märchendichter Andersen und Mörike. Die niedere Form ist die einer Phantasie, die nicht aus geringen Keimen lebende Organismen hervorruft, sondern nur wandelt, überträgt, die Masse und die Farben ändert. Schiller studirte den Wirbel, in den sein Taucher sich stürzt, an einem Mühlbach; Goethe besaß für vieles, was er meisterhaft malte, so geringe Anhaltspunkte in der Erfahrung, daß er ganz aus einer „Vorausnahme der Kenntniß" geschildert zu haben glaubte. — Tieck nun besitzt nur die umformende Phantasie; und vielleicht ist hier wirklich eine Schwäche des Stadtbewohners gegenüber einem Landkinde wie Hölderlin zu erkennen. (Freilich, E. Th. A. Hoffmann war auch ein Städter!) Seine Vorstellung war nicht stark genug, um den Weg von einem innern oder äußern Eindruck zur poetischen Gestaltung unmittelbar vorzunehmen. Vielmehr brauchte er ein Muster, dem er gleichsam die Technik des Poetisirens ablernen konnte. Denn verschönert sollte ja die arme Welt, die Wüste mit ein paar Oasen der Schönheit, werden. Das aber gelang ihm nur bis zu dem Stadium des innern Idealisirens, der umformenden Stimmung. Und so erwuchs ihm aus persönlicher Erfahrung das hochberühmte, unzählige Mal glossirte Programm der Romantik:

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

Die Töne gehören noch ihm, der unmittelbare Ausdruck der Stimmung, der poetischen Erregung in Wonne, Freude — und am liebsten, weil am stärksten, in Schrecken und Grauen. Die Gedanken, die deutlichen Anschauungen — sie stehen fern. Da muß Shakespeare helfen.

Tieck's poetische Welt gehört nicht ihm, wie Goethe, wie den Hölderlin, Brentano, Heine ihre dichterischen Welten gehören. Tieck's poetische Welt ist die Wirklichkeit in Shakespeare übersetzt. Oder, wie Grillparzer es ausdrückte: er kann nur etwas leisten, wenn er die Brille Shakespeare's auf der Nase hat.

Tieck's Dichten zerfällt in drei Perioden: die der Romane (1789—92), die der Dramen (1797—99) und der Novellen (1822—53). In den Romanen sucht er noch ungewiß nach Mustern: der gefährliche Franzose Restif de la Bretonne wird so gut wie die orientalischen Märchenerzähler zu Hilfe genommen; denn eigentlich hat Tieck immer auf fremde Kosten gelebt. Aber er entwickelt sich hier bereits eine eigene Technik: die des halbdramatischen Märchens; und sie wird in den berühmten romantischen Dramen, den parodistischen („Der gestiefelte Kater", „Die verkehrte Welt", „Prinz Zerbino") wie den feierlichen („Genoveva", „Kaiser Octavian") nur weiter ausgebildet. Wie geht er nun aber bei diesen dramatischen Märchen und Märchendramen vor? Nie einfach als schaffender Künstler, sondern immer so, daß er den Genuß des Dichtens und des Lesens zugleich auskosten möchte. Er stellt das Medium einer litterarischen Kennerschaft zwischen seine Stimmung und das Werk. Will er etwa das Grauen ausdrücken, das die unheimliche Gewalt der einsamen Natur in uns erregt, so verdeutlicht er es sich nicht unmittelbar, wie Goethe, in der Gestalt des Fischers, den die Nixe herabzieht; sondern er vergegenwärtigt sich, wie etwa ein Dichter diesen Eindruck empfinden und wiedergeben würde — und übersetzt die eigene Stimmung in die Sprache dieses abstrakten Dichters. Das ist allerdings dem feinen Nachempfinder einmal geglückt, als er in der Erzählung „Der Runenberg" mit verhältnißmäßig schlichten Mitteln zu wirken suchte. Und seiner so gern in formloser Stimmung verweilenden Art ist überhaupt die Prosa ein günstigeres Ausdrucksmittel als die strengen Formen des Verses. Als er nun ein ander Mal jene grausige Stimmung in metrisch gebundener Form wiedergeben wollte — welche Künstelei ward ihm da Bedürfniß! Er übersetzt zunächst in spanische Assonanzen, und dann noch einmal so zu sagen in die U-Sprache: weil der Tonmalerei und Lautpsychologie der Romantik feststeht, daß dieser dumpfe Vokal in dem Hörer einen dumpfen Widerhall erweckt, führt er ihn paarweise durch das endlose Labyrinth seiner „Zeichen im

Digitized by Google

Walde" durch, auf die Gefahr hin, daß eine Strophe mitläuft wie die:

Also war mein Freund erblichen.
Also starb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der schönen Kunigunde . . .

Oder er übersetzte ein Herbstlied in Vogelgesang, damit wir aus dem nachgeahmten Gezwitscher wieder Herbststimmung empfangen; oder er bildet den Posthornschall nach. „Ein Werk der Phantasie," lehrt er einmal, „soll zwar keinen bittern Nachgeschmack zurücklassen, aber doch ein Nachgenießen und Nachtönen;" und dies Nachtönen schmeckt er deshalb dem Hörer in Echoklängen und andern metrischen Spielereien vor. Ueberall so der Versuch, in dem eigenen Werk auch die Freude der Kennerschaft zu empfinden — ein Zug, der es uns begreiflich macht, daß bei aller Tiefe der Gegensätze Tieck und Hebbel sich ganz gut verstanden. Und so ist es denn auch ganz dasselbe, ob er in den satirischen Märchenspielen das Publikum mit auf die Bühne zerrt, oder in den mittelalterlichen Mysterien die Romanze als eine Theaterfigur die Ansicht des Dichters über Poesie und Drama verkünden läßt: nirgends bringt es der Dichter fertig, einen Augenblick lang hinter dem litterarisch hochgebildeten Leser zurückzustehen. Er scherzte wohl, daß er ein unverbesserlicher Büchernarr sei, und meinte dabei nur seine Passion für Bücherkaufen und Lesen; aber er war in schlimmerem Sinn im Bann der Bücher: nie ist er über den litterarischen Standpunkt hinweggekommen. Er nahm später gern zu politischen wie früher zu religiösen Fragen Stellung — aber doch immer nur als Litterat: diese Staatsverfassung, diese Glaubensart ist der Poesie gesund, jene nicht. Und wie jene Künsteleien und Spielereien hat er, stark durch den großen Erfolg seiner frühen Werke, auch diese Auffassung fast auf die ganze Romantik vererbt. Heinrich v. Kleist freilich verstand die Politik seiner Zeit etwas unmittelbarer, aus dem patriotischen Herzen heraus; aber auch der gute Patriot Arnim war Dichter nur, wenn er von der Litteratur ausging.

Jener Umweg hatte bei Tieck eine doppelte Ursache. Er war mit einem seltenen mimischen Talent ausgestattet, das nicht nur seinen unvergleichlich interpretirenden Vorlesungen Shakespeare'scher Dramen zu gute kam. Er spielte damit; er änderte etwa, um in Rom einem lässigen Schwätzer zu entgehen, seine Züge so vollständig, daß der Hinzutretende den Hut zog und ihn mit der Entschuldigung verließ, er habe sich in der Person geirrt. So mimt er also auch den mittelalterlichen Dichter, oder den von Grauen übermannten Erzähler. Aber der andere Grund war eben — Shakespeare. Zu ungeheuer hatte der Riese auf ihn gewirkt. So sah er immer in Shakespeare's Bühne hinein, wenn er in die poetische Welt blicken wollte. Ihre Buntheit, ihre Ueberraschungen, die Weisheit ihrer Narren und die Thorheit ihrer Helden wurden ihm ohne weiteres die Grundzüge jener schöneren Wirklichkeit, die seine Dichtung aufbauen wollte. Und weil er neben seinem Drama eine Historie Shakespeare's sah und neben seinem Scherz einen Spaß der Clowns, deshalb kam er vor lauter Uebersetzen nie dazu, etwas im Urtext zu sagen. Außer in seinen Gesprächen — und für die mußte er Novellen schreiben, die wieder shakespearisirten.

Neben Shakespeare tritt freilich auch ein zweiter Vorsänger der Tieck'schen Dichtung auf: Hans Sachs. Mit der Verstaubesaskese der übergeistreichen Romantiker habe er den Schusterpoeten so begeistert verehrt wie den freilich viel originelleren Schusterphilosophen Jakob Böhme. Von Goethe — sein Verhältniß zu Goethe charakterisiren am besten dessen Verse: „sie lassen mich alle grüßen und hassen mich bis in den Tod" — hat ihm eigentlich nur das Hans Sachs'sche zugesagt. Das Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" blieb für Tieck's Dichtung verwandten Inhalts maßgebend; und als Bernhardi, der Tagebuchvirtuos, seinen alten Onkel besuchte, setzte der dem Jüngling auseinander, seit dem „Götz" habe Goethe eigentlich nichts Rechtes mehr geschaffen — denn im „Götz" trafen Shakespeare's Muster und Hans Sachsens Zeitton zusammen. Aber Hans Sachs war ihm eben — wunderlich genug — Shakespeare ins Altdeutsche übersetzt.

Natürlich war Tieck ein zu sicherer Kenner, um aus dem trefflichen Berufsdilettanten — denn etwas anderes sind doch die Meistersinger als solche nicht — ein Dichtergenie vom ersten Rang zu machen; dies blieb der Geniefischerei unserer Tage vorbehalten. Aber Hans Sachs wie Jakob Böhme vertraten ihm das Ideal, das im höchsten Sinn freilich nur der große Brite verkörpert: eine zugleich originelle und durchaus volksthümliche Anschauung, eine poetische Stimmungskunst auf gemeinverständlicher Anlage. Hier war, was er wünschte: unmittelbare Wiedergabe des Erschauten; hier, was ihm nicht gelang: ausgedehnte Belesenheit populär verarbeitet. Es war wieder eine spezifisch städtische Regung, diese Tendenz nach Ueberbrückung des Gegensatzes zwischen der Bildung, die man nicht preisgeben, und der Einfachheit, die man dazu haben möchte; es war die Stimmung, aus der heraus Herman Grimm der Johanna Ambrosius Lobeshymnen sang oder soeben Adolf Wilbrandt den trefflichen „armen Mann aus dem Tockenburg", Ulrich Bräcker, zu einem kleinen Goethe gestempelt hat.

So finden wir auch hier das Beste und das Bedenklichste bei Tieck verschwistert — und auf beiden Seiten den berlinischen Ursprung. Die große Sehnsucht erwächst hier, in der Einsamkeit der Großstadt, in der Unschönheit des eingepferchten Lebens; aber für sie hat unsere mit den abgestempelten Hausprodukten der „Heimathskunst" zufriedene Leserwelt keine Dankbarkeit. Aber hier gedeiht am schwersten unmittelbares Dreingreifen, frische Unbefangenheit, die wir heut so lieben. Die Erfolge des „Jörn Uhl", die wir vollkommen begreifen und (mit Abstrich der Uebertreibungen) freudig billigen, scheuchen den Tieck der zweiten Periode von unserer Schwelle — jener Periode, in der er doch das Eigenthümlichste und im litterarhistorischen Sinne Bedeutendste gab.

Viel näher steht uns der Tieck der Novellenperiode. „Kaiser Octavian" und „Genoveva" ruhen im ästhetisch-litterarischen Museum, kunstvolle Petrefakte, und zum guten Theil auch als Monstra interessant; „der gestiefelte Kater" vermag litterarische Gourmands noch zu belustigen, zumal wenn sie in der alten Feste der Tieck-Verehrung, der ehrwürdigen Schulpforte, erzogen sind, wo August Koberstein einem Erich Schmidt und einem Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff die Freude an den Litteraturkomödien nahe brachte. Aber wenn wir Tieck lesen, ist es aus seiner älteren Zeit doch höchstens ein Märchen aus dem „Phantasus". Der eigentliche ganz echte Ludwig Tieck, der Vater der Romantik, ist früh erloschen; und so auch seine Nachwirkung. War es doch das Verhängniß der ganzen Gruppe, daß Aelterwerden für sie nicht, wie für Goethe oder Molière oder Shakespeare, Reifen hieß, sondern Verfallen. Die ganze Romantik ist die herrliche Vorrede eines nie geschriebenen Werkes; und so sind Tieck's Dichtungen und Kritiken Einleitungen zu dem großen Buch, in dem alles Schöne und Große zum Bilde des einen Meisters hätte zusammengefaßt werden sollen, und das etwa „Shakespeare als Erzieher" hätte heißen mögen. Und jener „Phantasus" selbst, der 1812—17 in drei Bänden nur 12 von 49 in eine Rahmenerzählung einzuschließenden Dichtungen brachte, er ist wieder solch ein Torso, liebevoll begonnen als ein Gesprächbuch geistreicher Freunde — auf die Tieck die Eigenheiten seiner persönlichen und ästhetischen Natur vertheilt —, fällt es zuletzt ganz ab und wird nur ein leblos zusammengeschnürtes Bündel unzusammenhängender Einzelstücke. Man hätte damals auf den vor einem halben Menschenalter so viel bejubelten Poeten die Verse aus seiner „Genoveva" anwenden können:

Vielleicht war er, was er nur werden konnte,
Dann war es gut, er hörte zeitig auf.
Denn nichts Betrübteres gibt es auf der Welt,
Als wenn ins Niedersinken kommt ein Held.

Aber er stand noch einmal auf; und glücklich. Eine Weile hatte er nur seiner Kennerschaft gelebt und Vorlesungen gehalten, im wörtlichen oder im bildlichen Sinn: dies, wenn er Dichter, denen er sich verwandt fühlte, mit stark subjektiven Einleitungen herausgab. Seine Wahl traf die Minnesinger (1803), für deren Neubelebung er so viel that, wie kein anderer; dann den originellen „Maler Müller" (1811), Heinrich v. Kleist (1826), Lenz (1823) — drei Neuere, alle mit einem Stich ins Pathologische, wie ihn den Minnedichtern die Fiktion des Frauendienstes auch zuweilen gibt. Er selbst war krank; ungewöhnlich früh hatte den Lebenskünstler die angebliche Nemesis des Wohllebens, die Gicht, geschlagen und seinen Körper gekrümmt; nur die leuchtenden Augen verriethen noch die einstige Schönheit des Jünglings. Doch konnte er 1804 das Vaterland Shakespeare's besuchen; und vor allem: unermüdlich konnte er lesen, lesen, er, der die Schönheit der Welt ja doch nur litterarisch zu erfassen verstand.

Und so bekehrte er sich — zwar nicht, wie man damals munkelte, zum Katholizismus, wie sein berlinischer Landsmann und Mitromantiker Adam Müller; aber zur Novelle. Bisher hatte er in Märchen und Dramen eine unwirkliche, überwirkliche Schönheit erschaffen wollen; jetzt begnügte er sich damit, von der Wirklichkeit zu erzählen. Freilich — dem Ueberwirklichen mußte seine Realität immer verwandt bleiben; mit einer Spitze mußte sie hineinragen in das Unwahrscheinliche. Einen „sonderbaren, auffallenden Wendepunkt" forderte seine Theorie der Novelle, „ein Unauflösbares". „Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch an Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch — alle diese Charaktere läßt die echte Novelle zu; nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen anderen Gattungen der Erzählung unterscheidet." Die Geschichte der Novelle unterstützt dies Dogma nicht; sie zeigt nur, daß eine auffallende Situation verlangt wird, die der Silhouette der Erzählung die nöthige Schärfe gibt. Paul Heyse hat dies meisterhaft aufgewiesen und erläutert. Daß aber der springende Punkt gerade ein merkwürdiger Wendepunkt sein müsse, war Zusatz Tieck's; erst recht, daß die Novelle das Abenteuerliche bevorzuge und das Unmoralische dulde. Hier korrigirte ihm wieder sein großes Idol das Konzept. Solche Novellen will er schreiben, wie Shakespeare sie liebte; Novellen, wie der Dichter des Shylock und des Romeo sie dramatisirte. Seine Novellen sollte er gleichfalls in ein Drama wandeln können. Deshalb die Betonung des auffallenden, d. h. dramatisch wirksamen Wendepunktes: man denke an den „Kaufmann von Venedig"! Deshalb die Toleranz für das Bebeutliche: man vergesse „Maß für Maß" nicht! Tieck's Novellen sind Textbücher zu ungeschriebenen Dramen, Didaskalien zu breiten Historiengemälden im Stil Shakespeare's; und ihren vollen Werth bekommen sie erst, wenn man sie so betrachtet. Dann erhalten die breiten Gespräche, in denen der Dichter sich nicht nur „ausspricht", sondern geradezu „auslebt", eine mehr als subjektive Berechtigung: „Gesprächsmimen" nannte Otto Ludwig die um ihrer selbst willen, nicht bloß im Dienst der Handlung breit ausladenden Gesprächscenen Shakespeare's. Dann wird der jähe Umschwung, den die epische Kunst Tieck's nicht genügend zu motiviren versteht, begreiflich: er sieht die Handlung auf der Bühne vor sich und läßt seiner schwachen Psychologie die Virtuosen des Schauspiels zu Hilfe kommen. Dann versteht man ganz die Freude an breiter Milieuschilderung, die durch die Fabel selbst selten gefordert wird: der Regisseur des geahnten Dramas ist hier an der Arbeit, dem jeder Scenenwechsel (wie einst in „Genoveva" und „Octavian") ein dankbares Bild schaffen muß.

Doch bedürfen viele der Novellen dieser „Uebersetzung" nicht, um heute noch genossen zu werden. Wohl urtheilte man mit Recht über sie, ihr rein menschlicher Gehalt sei gering. Aber jene Zustandsschilderungen sind oft von höchstem Interesse, mag er nun das Burgund Philipps des Guten in dem „Hexensabbath" oder das adelige Preußen seiner Zeit in der „Verlobung" schildern. Und aus ihnen wachsen, oft freilich nur Arabesken des Dichters, zuweilen aber doch auch geistige Zustandsschilderungen von wirklicher Feinheit, jene Gespräche heraus, in denen der größte Reiz dieser Dichtungen liegt: Dialoge und auch Massengespräche, in denen Paradoxien, Aphorismen, Tiefsinn, Satire, Mimik der verschiedensten Art kunstvoll zu Symphonien über ein bestimmtes Thema abgestimmt sind. Von jener berühmten Gesprächskunst der Romantiker, über der sie weiteres Schaffen fast vergaßen, geben „die Gemälde", „die Reisenden", „der Wassermensch", „der Hexensabbath" ein besseres Bild als sonst irgend zu erreichen ist. Jede Kunst und jede Seite des geselligen Lebens, dichterische Individualitäten und völkerpsychologische Eigenheiten, Religion und Philosophie werden zu eigentlichen Helden der Novelle; und so rundet sich der umfangreiche Kranz zu einem Cyklus zusammen, wie einst Novalis und vor ihm Heinse alle Aspekten des Lebens in gesonderten Romanen behandeln wollten. Die Fabel wird gern übers Knie gebrochen; die Psychologie ist nirgends tief; Parodie und Anspielung überwuchert oft (wie im „Jahrmarkt") die bei aller Buntheit dürftige Handlung. Der Zufall bleibt König. Aber so eben sahen die Romantiker die wirkliche Welt an: als ein kunstloses Spiel des Zufalls; als eine unzusammenhängende Reihe von Impromptus, von den Charakterrollen der menschlichen Schauspielergesellschaft aufs Gerathewohl aufgeführt — geadelt eigentlich nur durch jene souveräne Kunst darüberschwebender Betrachtung, die sie Ironie nannten und die ihnen die höchste Würze wie des Gesprächs so des Lebens war. Und so verschönerte Tieck seine Welt, in dem er sie zum Rang eines Shakespeare'schen Dramas voll Witz und Ueberraschung erhob.

Allmählich aber erwuchs ihm aus dem geistreichen Spiel der Ernst, und zweimal versuchte er, zu wirklicher Epik aufzusteigen: in der „Vittoria Accorombona", und dem unvollendeten „Aufruhr in den Cevennen". Es sind in Wirklichkeit historische Romane, nicht bloß zufällig aus jenen Epochen geholt, die Conrad Ferdinand Meyer so glücklich bevorzugte: das Italien der Renaissance, das Frankreich des Roi Soleil. Aufgeregte Zeiten voll Pracht und Glanz und voll ungebundener Lebenskraft; Perioden der Gesprächskunst und daneben der stammelnden Divination; Zeiten des Hochstandes des katholischen Prälatenthums bei sinkender Höhe der Kirche — das waren so recht Schaubühnen für seltsame Wendepunkte, für das Unlösbare. Paradoxien des Geschicks, das die vielbegehrte Italienerin den elendesten Tod sterben, den prophetischen Hirtenknaben wohlgeschulte Heere schrecken läßt — das waren Momente, in denen die „Ironie der Weltgeschichte" der romantischen Ironie begegnete. Hier hat er vielleicht das Höchste geleistet, was seine Kunst vermochte; aber der eigenthümliche Zauber der unreifen, vielversprechenden Ambivalität zieht den Kenner immer wieder in die mondbeglänzte Zaubernacht, in die Waldeinsamkeit der Phantasus-Dichtungen.

Tieck ist so wenig wie irgend einer der älteren Romantiker dazu gekommen, all sein Wollen und Können in einem Werke zu verdichten. Wer den „Taugenichts" kennt, kennt Eichendorff; wer „Undine" gelesen hat, hüte sich, mehr von Fouqué zu lesen. Für Tieck muß man zusammensuchen: das große Wollen und die leidenschaftliche Stimmung der Dramen, die Virtuosität der Novellen, die Feinheit der kritischen Schriften — das zusammen gibt erst den ganzen Tieck. Zweimal konnte er der deutschen Litteratur einen mächtigen Anstoß geben: Anregungen seiner Jugenddichtung dauern durch die ganze Romantik, und seine Novelle hat unsere Novellendichtung lange Zeit beherrscht. Das muß Ersatz bieten für die begreifliche Ungerechtigkeit einer Nachwelt, die frische Unmittelbarkeit, feste Form, tiefere Psychologie bei ihm vermißt. Alles dies hätte er bei seiner großen Begabung und der Gunst der Umstände vielleicht erreicht — wenn er nicht an seiner großen Liebe gescheitert wäre.

„Shakespeare hat Euch ganz verdorben," schrieb Herder an den Dichter des „Götz". Der aber verstand es, sich frei zu machen von der bindenden Verehrung; Tieck nicht, so

wenig sonst zu viel Verehrung die Schwäche seiner Gruppe war.

Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen
Des großen Donnerers — nur ein Mensch!

Berlin. Richard M. Meyer.

Der Gedanke an sich selbst — als Theil der Krankheit.

Es gibt einen krankhaften Zustand, welcher als Hypochondrie bezeichnet wird. Jedermann weiß, was das bedeutet: der Hypochonder klagt über diese und jene Leiden; heute sind es andere als morgen; der untersuchende Arzt findet keine Grundlage für seine Schmerzen und Beschwerden; Herz, Lungen, Magen, Darm sollen gesund sein; er nennt ihn nervös und meint, er solle sich die Hypochondrie abgewöhnen; er wäre kerngesund und solle sich nicht eindilden, daß ihm etwas fehle. In derselben Tonart sucht meistens auch die Umgebung auf den vermeintlich Kranken einzuwirken.

Der Hypochonder selber ist anderer Meinung über seinen Zustand; er hält sich für wahrhaft krank und wird meist ärgerlich über die, welche ihm nicht glauben wollen und seine Krankheit leicht nehmen. Für ihn sind Unlustgefühle, Schmerzen, Beschwerden Thatsachen.

Wie liegt nun ein solcher Fall? Welches ist die Thatsache, von der wir auszugehen haben? Müssen wir in Anerkennung einer unfehlbaren ärztlichen Autorität von vornherein mit der Feststellung des Arztes, daß alle Organe dieses Hypochonders wirklich „gesund" sind, — als Thatsache rechnen? und dürfen wir nicht einem instinktiven Skeptizismus gegen unser Wissen soweit Raum geben, daß wir uns sagen müssen: des Arztes Augen sind keine Röntgenstrahlen; auch der Beste kann sich irren, kann übersehen, kann von seinen Sinnesorganen und von seinen Instrumenten im Stich gelassen werden, so daß ihm trotz eingehendster Untersuchung die seinen krankhaften Prozesse entgehen, die sich in dem Organismus eines Hypochonders abspielen! Ganz sicherlich darf man soweit Skeptiker sein, um die ärztliche Feststellung eines nicht vorhandenen Leidens in diesem und in anderen Fällen anzuzweifeln.

Es bleibt dann die andere Thatsache übrig, daß der Mensch, den man Hypochonder nennt, lebhafte Klage darüber führt, daß er von Unlustgefühlen und Beschwerden geplagt wird. Mit dieser Thatsache muß ernstlich gerechnet werden. Es geht doch nicht an, einen jeden, welcher für einen Hypochonder gehalten wird, als mitleidsbürftigen, sich selbst quälenden, faulen und arbeitsscheuen Simulanten zu kennzeichnen. Sicherlich gibt es unter den sogenannten Hypochondern doch recht viele, welche manches darum gäben, wenn sie von der Zwangslage, über allerhand Beschwerden klagen zu müssen, befreit würden, und wenn sie sich anstatt für krank für gesund halten könnten.

Es verlohnt sich deshalb, der Frage näher zu treten, welches der innere Vorgang ist, der sich in dem Organismus eines Hypochonders abspielt, und welches der innere Grund dafür ist, daß er stöhnt und klagt und sich selbst und seiner Umgebung das Leben verbittert.

Ein unablässiges Klagen über allerhand Leiden ist jedenfalls ein krankhafter Zustand an und für sich, und es ist gar nicht denkbar, daß ein solcher Zustand ohne körperliche Veränderungen im Organismus bestehen könnte. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß solche Veränderungen im Bereich der Organe oder Organtheile existiren, daß sie aber bisher noch nicht entdeckt worden sind. Warten wir doch bisher auch immer noch vergebens auf die Enthüllung einer „anatomischen" Unterlage für jenes ungemein schmerzhafte und hartnäckige Leiden, das wir als Neuralgie bezeichnen, und an dessen Realität doch kein vernünftiger Mensch zu zweifeln wagt — trotzdem es noch niemandem gelungen ist, sichere anatomische Ursachen dafür nachzuweisen.

Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß auch in dem Organismus des Hypochonders sich anatomische Veränderungen vollzogen haben, die entweder, obwohl sie grob genug sind, unserer Aufmerksamkeit entgangen sind, oder die zu fein sind, um durch unsere bisherigen Untersuchungsmethoden erkannt zu werden. Aber es wäre thöricht, solche Veränderungen zu leugnen, weil wir sie mit Augen, Ohren und allen unseren Instrumenten nicht nachweisen können.

Vielmehr zwingt uns die Beobachtung des Nervenlebens der Menschen geradezu das Zugeständniß ab, daß wir hier etwas anzunehmen gezwungen sind, dessen Vorhandensein uns die wissenschaftliche Untersuchung noch nicht gelehrt hat:

Wir wissen durch Erfahrung und Beobachtung, daß gesunde Nerven still und geräuschlos arbeiten — ähnlich wie gute und pflichtgetreue Beamte, welche ihre Pflicht thun, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Sobald aber ein Organ krank wird, so telegraphiren die gleichzeitig mit ihm erkrankten Nerven sofort an das Centralorgan, das Gehirn, um es von der Betriebsstörung in Kenntniß zu setzen; damit ist das Bewußtsein für die krankhafte Störung geweckt, und da der Mensch eben ein Mensch ist, so setzt er auch sehr bald die ihm bewußt gewordenen Schmerzen in Klagen, Stöhnen und Weinen um. Daraus können wir den Schluß ziehen, daß — im allgemeinen — einer jeden Klage auch eine körperliche Störung zu Grunde liegen muß.

Es verlaufen also hier zwei Vorgänge neben einander: ein körperlicher und ein geistiger.

Die körperliche Störung sitzt bei Hypochondern sehr häufig in den Verdauungsorganen, im Magen und Darm, sei es in Gestalt von Auftreibungen, Blähungen, Erweiterungen des Verdauungskanals oder in Form von katarrhalischen Prozessen, Veränderungen seiner Wand und abnormen Gährungen des Inhalts. Nehmen wir einmal an, es läge darin, wie so oft, zu drei Vierteln die Ursache der Hypochondrie. Dann leiden unter den geschilderten Zuständen die Nerven der Verdauungsorgane, zuerst ihre äußersten Endigungen, welche hier wahrscheinlich mit der innern Auskleidung des Verdauungskanals identisch sind, dann die feinen Nervchen, vom Vagus und Sympathikus herstammend, welche die kleinen Lymph- und Blutgefäßchen begleiten, dann die Nervchen der Darmmuskulatur u. s. w bis zu den größeren und dickeren Stämmen. Von einer mangelhaften Funktion der Verdauungsorgane werden auch die großen Blutgefäße des Bauches und selbst das Herz auf verschiedenen Wegen, die wir hier nicht schildern können, beeinflußt. Auch Herz und Blutgefäße sind reichlich mit Nerven versorgt, und sie alle wirken mit in dem Konzert verstimmter Nervenapparate, die auf das Gehirn ihren verstimmenden Einfluß übertragen. Das will soviel sagen, daß die krankhafte Störung, welche die erkrankten Organe in den Nervenendigungen hervorgebracht haben (auf dem Wege des Vagus und Sympathikus) zum Gehirn fortgeleitet werden, wo sie sich in bewußte Empfindungen umsetzen; und zwar haben diese Empfindungen, weil sie sich auf kranke Prozesse innerhalb des Körpers beziehen, selber einen krankhaften Charakter.

Drücken wir den hier stattfindenden Vorgang durch physiologisch-physikalische Bezeichnungen aus, so ist in den Ganglienzellen der Hirnrinde eine Molekularbewegung eingeleitet worden, welche im Gegensatz zu der bisherigen als krank bezeichnet werden muß. Und wenn diese kranke Molekularbewegung durch verschiedene Umstände eine mehr oder weniger dauernde wird, so entsteht daraus ein Zustand, welchen wir psychologisch als ein Denken an das eigene

Ich bezw. als ein krankhaftes Denken an das eigene kranke Ich bezeichnen müßten. Und dies ist der psychologische Zustand, welcher dem Hypochonder eigen ist.

Was geschieht nun weiter?

Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie kann der von den krankhaft erregten Nerven aus immer von neuem auf die Ganglienzellen als Kraftquelle wirkende Reiz nicht verloren gehen, und die darin „ausgelöste Empfindung", das Bewußtsein vom Kranksein, ist nicht der einzige Effekt, wodurch sich die aufgespeicherte Energie äußert. Es ist dies gewissermaßen nur der passive Theil des sich vollziehenden psychologischen Vorganges, nur der erste Theil des Reflexbogens, den wir jetzt eben bis zu der in den Ganglienzellen liegenden Centralstelle verfolgt haben. Weiterhin setzt sich die molekulare Wellenbewegung auf verschiedene Nervencentren und Nervenbahnen fort, so daß Gemüthsbewegungen einerseits, Weinen und Klagen andererseits dadurch hervorgerufen werden. Wie aber auch die Aeußerung des Gehirns auf den Reiz der erkrankten Nerven beschaffen sein mag — die Grundlage dafür, die Quintessenz aller Aeußerungen, das Charakteristische, das ihnen allen gemeinsam ist, liegt in dem auf das eigene kranke Ich gerichteten Gedanken.

Thatsächlich lebt und webt der Hypochonder in dem Gedanken an sich selbst; sein ganzer Ideenkreis beschränkt sich auf seine eigene Person. Alles, was er sieht, hört und liest, erzeugt ihm eine Ideenassociation bezüglich seines eigenen Leibeszustandes, gefolgt von einer Kette von Gedankenbildern, welche wiederum sein eigenes Ich und sein besonderes Leiden zum Gegenstand haben. Für die Außenwelt ist sein Interesse verblaßt. Er selbst ist sein Traum bei Tag und bei Nacht. Natürlich leidet seine Arbeit, die er zu Gunsten der Mitwelt verrichten soll. Je mehr sich aber der Gedanke auf den leidenden Körper konzentrirt, um so fester haftet er in den Gehirnzellen und dirigirt deren Molekularbewegung in falscher, krankhafter Richtung. Der Schmerz, welcher im Bewußtsein als Schmerz genährt und gepflegt wird, potenzirt sich in gleichem Maße, als ihm die Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der Hypochonder mag körperlich krank sein, aber das körperliche Moment tritt zurück gegen das geistige, und der Gedanke der Krankheit beherrscht den Menschen und wird zur Hauptsache.

An diesem Beispiel sehen wir deutlich, daß es nicht gut thut, seine Gedanken dem eigenen Körper zuzuwenden, und besonders nicht krankhafte Gedanken, — denn die Gedanken an das eigene kranke Ich müssen wir natürlich selber als krankhaft bezeichnen. Es macht den Eindruck, als wenn ein jeder solcher Gedanke die bedauernswerthe Energie besäße, seine Vorgänger zu potenziren, und so häuft sich Potenz auf Potenz zu einem riesigen Bauwerk krankhafter Ideen auf, welches sich häufig leider gegen den Sturmwind gesunder Ideen gar zu wetterfest erweist. Es sieht so aus, als ob der Gedanke der Krankheit denselben Theil des Reflexbogens, auf welchem er dem Gehirn zugeleitet wurde, rücklaufig wieder verfolgt und das in ihnen entfachte Feuer anbläst. Aus zwei Quellen, gleichzeitig einer centralen und einer peripheren, scheint der krankhafte elektrische Strom gespeist zu werden, der sich in einer solchen krankhaft erregten Nervenbahn etablirt; jeder neue periphere Reiz und jeder neue central entstehende krankhafte Gedanke schafft neue Energie herbei, welche den Gedanken der Krankheit steigert. Die Raketen, welcher der irgendwo im Körper bestehende Krankheitsprozeß in das Gehirn geschleudert hat, sie verpuffen im Körper selbst und richten dort Verheerungen an; in richtiger Weise nach außen abgeleitet würde ihre Energie von Nutzen gewesen sein.

* * *

Ganz genau so wie wir es für die Hypochondrie geschildert haben, müssen wir für jede Krankheit, ganz gleich, ob es sich um eine Lungenentzündung, einen Zahnschmerz oder einen schmerzhaften Schnitt in den Finger handelt, zwei parallel verlaufende Vorgänge annehmen: einen physischen und einen psychischen. Zu der Krankheit selbst, als welche wir für gewöhnlich nur das körperliche Leiden ansehen, gehört ganz nothwendiger Weise auch der Gedanke der Krankheit, nur daß seine Bedeutung für die verschiedenen menschlichen Individualitäten eine verschiedene ist.

Als einen Hypochonder müssen wir einen Menschen bezeichnen, welcher in ganz individueller Weise von der Natur mit der Fähigkeit begabt ist, dem Gedanken an das eigene kranke Ich vor allen anderen Gedanken den Vorzug zu geben. Unter den gesunden Menschen würde er in der mit Eitelkeit und Selbstvertrauen begabten Individualität sein Analogon finden.

Auf den hypochondrisch angelegten Menschen wirkt ein Schnitt in den Finger wie eine lebensgefährliche Verletzung. Aber auch jeder andere Mensch empfindet dabei Schmerzen, von denen seine Gedanken mehr oder weniger in Anspruch genommen werden. Je schwerer die Erkrankung, um so intensiver wird im allgemeinen die psychische Beschäftigung damit sein. Je weniger die Gedanken von der Krankheit in Anspruch genommen werden, um so günstiger ist im allgemeinen die Aussicht auf schnelle Heilung.

Je nach der Individualität ist auch der psychische Antheil an einer Krankheit verschieden groß, und diejenigen Menschen, die an hypochondrischen Krankheitserscheinungen, an hysterischen und neurasthenischen Beschwerden kranken, sind solche Individuen, bei welchen die Schaale der Waage, welche mit dem psychischen Anteil der Krankheit belastet ist, sinkt, zu Ungunsten der anderen, welche den physischen Antheil trägt. Aus diesem Grunde ist es auch für den Arzt so außerordentlich wesentlich, solchen Individuen gleichzeitig mit der körperlichen auch eine seelische Behandlung zu Theil werden zu lassen.

Dieses Zusammenhanges von Idee und Krankheit muß sich der Arzt bewußt bleiben, so oft er es unternimmt, einen Kranken von seiner Krankheit zu befreien. Aus dem vorher Gesagten geht hervor, bei welchen Kranken er die psychische Behandlung in den Vordergrund treten lassen wird.

Der Hauptgedanke, der dieser psychischen Behandlung zu Grunde gelegt werden muß, ist nach den bisherigen Erörterungen leicht anzugeben: es muß die Idee sein, den Kranken zu verhindern, daß er an sich selbst denkt, daß er seine Gedanken auf seine Schmerzen und Beschwerden, auf sein eigenes krankes Ich, richtet. Das ist nun freilich leichter gesagt als gethan.

Die einfache Mahnung: Denke nicht an deine Krankheit, und du bist gesund! — glaube, daß du gesund bist, und du bist es! — ist nicht immer von Erfolg begleitet.

Kant hat einmal eine kleine Schrift herausgegeben mit dem Titel „Ueber die Macht des Gemüths oder die Kunst, seiner kranken Gefühle Meister zu werden". In dieser sehr zu empfehlenden kleinen Schrift wird ebenfalls das Rezept empfohlen: Denke nicht an deine Krankheit und du bist gesund.

Es wäre dies der Weisheit höchster Schluß, dieses Rezept, wenn es überall anwendbar wäre. Aber leider ist das Gehirn der Menschen keine Telegraphenstation, bei der durch verschiedene Stöpselung dem elektrischen Strom beliebige Wege geöffnet werden können, und auch kein Klavier, worauf der Mensch nach Belieben diese oder jene Taste anschlägt. Es ist ein billiger Rath: Denke nicht nicht an deine Krankheit. Aber können! können! — Es ist anzunehmen, daß es in Krankheitsfällen ebenso schwer ist, an seinen leidenden Organismus nicht zu denken, wie etwa im gesunden Zustand einen positiven Gedanken zu fassen: eine Erfindung oder eine Entdeckung zu machen. Ebensowenig wie sich das letztere zwangsweise herbeiführen läßt, so gelingt es auch nicht in allen Fällen, dem Gedanken genau die gewollte Richtung zu geben. Der leidende Theil des Organismus wirkt wie ein Magnet, der die Gedanken weckt und unaufhörlich anzieht, und es ist immerhin schwer, die Gegenmagnete zu schaffen, die dem Gedanken die gesunde Richtung wiedergeben.

Digitized by Google

Aber in der richtigen Erkenntniß, daß der Kranke, der unaufhörlich an seinen Schmerz denkt, Oel ins Feuer gießt, werden die verschiedensten Veranstaltungen getroffen, um eine „Ablenkung" zu erzielen, d. h. ganz richtig, um die Gedanken von dem eigenen Körper abzulenken und sie Dingen zuzuwenden, welche außerhalb des Körpers liegen. Es soll vermieden werden, daß den bereits krankhafte Impulse leitenden Nerven neue in dem gleichen Sinne schädlich wirkende Impulse — in der vorhin erörterten Bedeutung — zugeführt werden; vielmehr soll die Energie der Ganglienzellen nach außen gerichtet werden, und die Gedanken sollen an Aufgaben arbeiten, welche mit dem eignen Ich nichts zu thun haben.

Deshalb werden Kranke dazu veranlaßt, ihre Häuslichkeit zu verlassen und auf Reisen geschickt; Leute, die keine Arbeit haben, werden in einen Beruf hineingezwängt; in leichteren Fällen genügt schon ein häufigerer Spaziergang, der Besuch von Gesellschaft und Theater oder eine Wasserkur, um den gewollten Zweck zu erreichen.

* * *

Wenn nun aber die Idee der Krankheit, welche sich in einem kranken Menschen festsetzt, thatsächlich bei allen Krankheiten eine so große Rolle spielt, so dürfte es doch angezeigt sein, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht möglich ist, den Menschen so zu erziehen, daß der Gedanke an sich selbst von vornherein möglichst wenig Raum gewinnt, mit der stillen Hoffnung, daß dann auch in Krankheitsfällen der Gedanke an das eigene Ich möglichst wenig gebahnte Wege vorfindet. Thatsächlich ist diese Möglichkeit vorhanden. Insbesondere in der Jugend finden wir das brauchbare Material, das sich für die Erziehung in diesem Sinne dankbar erweist.

Arthur Sperling.

„Phantasien auf hohem Seil."

In dem herzbewegenden, herzgewinnenden Vorwort zu dem Buch eines Anfängers „Die Geschwister" von Hugo Bertsch erzählt Adolf Wilbrandt, daß ihm der Verfasser, ein Brooklyner, aus Schwaben nach Amerika eingewanderter Fabrikarbeiter vor Jahr und Tag Proben seiner nach saurester Frohn in mühsam abgekargter Feierzeit versuchten Schriftstellerei übers Meer geschickt hatte. Die Erstlinge wirkten auf den Kenner wie unförmliche Gesteinsmassen, in denen da und dort unverkennbar edle Erzadern sich eingesprengt fanden. Wilbrandt's Antwort war von reinstem Wohlwollen und reinster Wahrhaftigkeit erfüllt. Unter dem Eindruck dieses erst auf kommende Leistungen vertrauenden Urtheils wollte Bertsch zunächst die Feder ein für allemal beiseite legen. Stärker als alle Vorsätze war und wurde indes die Naturkraft des Aufstrebenden. Ein halbes Jahr, nachdem Bertsch seinem Berather versichert hatte, es sei seinem krainerischen, halb oder ganz mißglückten Drama „Der Dieb" und seiner aphoristischen Weltschau „Phantasien auf hohem Seil" bewenden zu lassen, war er zu seiner eigenen Verwunderung, triebartig, unwillkürlich und unaufhaltsam das erste Drittel einer Geschichte aufgeschossen, der Beginn des jetzt von Cotta verlegten Bandes „Die Geschwister". Wilbrandt nahm sich auf den Wunsch seines Schützlings der „Geschwister" als Wegweiser, an einer entscheidenden Kreuzung sogar als Generalstädler eines grundmäßig geänderten Feldzugsplanes an. Der Entwurf von Bertsch, die Leidens- und Leidensgeschichte eines unversehens zum Krüppel geschlagenen und dadurch arbeitslos gewordenen Musterman nes und -Hausvaters „entartete zuletzt ins Schwarze, Erbarmungs- und Hoffnungslose, Weltverneinende"; wie Wilbrandt behauptet: „gegen die eigentliche Natur des Dichters, der mit germanischer Gesundheit und Freudigkeit Gott und das Leben bejaht. Ich berieth ihn: kehr' um. Geh' einen andern Weg! Er ließ das Werk eine gute Weile liegen, dann begann ein neuer Anlauf. So gab er dem Buch die Form, in der ich es nun der Welt übergebe".

Das in hohem Maße lesenswerthe Buch eines Vielgeprüften, der mit sehenden Augen dies- und jenseits des Ozeans, in seiner katholischen schwäbischen Dorfheimath und als Farmer, Bergmann, Matrose, Ziegelbrenner u. s. w. in den Vereinigten Staaten Hantirungen und Menschenkinder aller Art geschaut hat, und als gedankenreicher, selbständiger Kopf angesichts der ungeheuren Widersprüche, Räthsel und Ungerechtigkeiten der heutigen geistlichen und menschlichen Gesellschaftsordnung in äußerst leidenschaftlichen „Phantasien auf hohem Seil" sich ergeht.

Diese Anklagen gegen den Cant der Kirche und die Herzenshärtigkeit des Mammonismus, Ausdrücke eines im Kerne durchaus edlen, unter dem Druck grausamster Noth gotteslästerlichen und anarchistischen Lehren sich zuneigenden Arbeiters machen für mich die eigentliche Bedeutung des Buches aus. Im Ton an den jungen Schiller und den Prophetenzorn des alten Testamentes gemahnend, geben sie Zeugniß von einer nicht alltäglichen Gewalt eines lichterloh aufbrennenden Entrüstungs-Pessimismus.

Die Fabel der „Geschwister" ist, wie Wilbrandt selbst ehrlich andeutet, nicht für überreizte Sensationsgier. Die Form, ein anspruchslos umrahmter Briefwechsel zwischen dem durch die Stahlzähne der Bandsäge zum Einarm verkrüppelten, ungläubigen Fabriksarbeiter und seiner fernen, frommen Schwester, dem allzu kinderreichen Weib eines bärenhaften, halb verthierten Bergmannes, primitiv. Die Charakteristik der Hauptgestalten hält sich — mit Ausnahme des sehr individuellen Helden — in einfachen Umrißlinien. Manche Grundmotive der Geschichte — die völlige Mittellosigkeit des „von der fauchenden Natter" heillos verwundeten Fabriksarbeiters — sind wohl nur auf amerikanischem Boden glaubwürdig; hier zu Lande müßte solchem Jammer gegenüber, wenn auch noch so bescheiden, die Unfallversicherung ein Scherflein beitragen. Statt der von Wilbrandt angeregten optimistischen Schlußwendung — der sonst rettungslos Verlorene hilft sich und den Seinigen durch ein plötzlich entdecktes und, wie bei Mark Twain und Wilbrandt's Romanhelden Bernhard Lenz „Ein Mecklenburger", wohlbezahltes, litterarisches Talent — hätte vielleicht die erste, pessimistischer ausgehende Fassung zu der Anlage des Werkes und der zweifelerischen, verzweifelnden Sinnesart des Dulders, eines neuen Hiob im Arbeiterkittel, glaubwürdiger gestimmt.

Allein mit und trotz all diesen Vorbehalten bleiben die „Geschwister" ein Buch, das — so wenig wie seiner Zeit Paul Göhre's „Drei Monate Fabrikarbeiter" — bloß als stilistische Leistung betrachtet werden kann. Es erschließt uns Stimmungen und Empfindungen von Schichten, die sich nur selten, ja mitunter nicht einmal durch den Wahlzettel vernehmlich machen können. Es bringt Laute aus der Seele der Massen, die echte Kenner und Liebtinge des Volkes, von Dichtung und Sage verklärte Fürsten, Harun-al-Raschid, Shakespeare's Heinrich der Fünfte und Kaiser Joseph nicht müde wurden, in immer neuen Verkleidungen zu belauschen. In markiger Prosa Klänge von einer Zartheit und Wildheit, die bisweilen an Trutzlieder und Genrestücke der gebundenen Rede von Robert Burns erinnern.

Wien. A. Bettelheim.

Digitized by Google

Am Grabe Oscar Wilde's.

Bis zu allerletzt sollte des Schicksals Ironie Oscar Wilde verfolgen.

Der Mann, dessen Genie, dessen Anlagen und Leistungen ihn in vollem Maße zu den höchsten jener armseligen Ehren berechtigt hätten, die die Menschheit ihren erlauchten Todten bezeugen darf — der Mann liegt da begraben, wo seine Bewunderer ihn am wenigsten suchen würden. In Bagneux. Unter Dichtern sollte er liegen: er ist von den Kleinbürgern der Pariser Vorstädte umgeben. Hätte er sich die Todtenfeier rüsten können, er hätte eher die fosse commune gewählt, wo sich sein glorreicher Staub mit dem jener anderen vermengt hätte, für die sein großes Herz schlug: mit den Armen, den Dieben — gleich ihm nicht selten Opfern einer grausamen Gesellschaftsordnung. So liegt er mitten in einer Phalanx von ehrenwerthen Leuten; sicher haben sie sich bei Lebzeiten durch eben jene Tugenden ausgezeichnet, auf Grund deren sie ihm nach seinem Fall das kleinste Krümchen Mitleid verweigerten.

Sein Grab ist das elfte in der siebenten Reihe der siebzehnten Abtheilung. Es liegt auf einem unermeßlichen Friedhof. Dessen Häßlichkeit harmonirt mit seiner Größe. Alle die Züge mangeln ihm, die man mit der letzten Ruhestätte eines Dichters verbindet. Bäume sind dort nicht zu finden; keine Vögel, die ihm das Schlummerlied singen könnten.

Eine weite, ebene Fläche ist dieser Kirchhof in Bagneux; so dicht und so eng stehen die Grabsteine bei einander wie die Aehren auf einem Weizenfeld in Beauce. Die Abtheilungen in ihrer mathematischen Regelmäßigkeit strömen Langeweile aus. Nur wenig natürliche Blumen liegen auf den Gräbern — auf seinem lagen bis vor kurzem aber nur zwei jener geflochtenen Drahtkränze, die durch Dauerhaftigkeit ersetzen, was ihnen an Schönheit abgeht. Auch hier hat die Kunst in ihren gräßlichsten Erscheinungen die Natur verdrängt. Noch eine Tücke des Geschicks!

Wie Wordsworth sollte er auf einem schönen Dorfkirchhof liegen, wo rings die Berge Wache halten und ein sanfter Bach vorübermurmelt. Oder wie Keats, in so vielem sein Bruder, auf jenem Friedhof in Rom: wie gern würde man sich ihn da vom Weltenweh ausruhen denken. Oder man hätte seine Asche wie die Shelley's in das unvergängliche Blau des flutlosen Mittelländischen Meeres versenken sollen.

. . . Er liegt in Bagneux. Sein Grab ist das elfte in der siebenten Reihe der siebzehnten Abtheilung.

Bagneux ist so entlegen, daß es sich nur mit Schwierigkeiten erreichen läßt. In Begleitung zweier Engländer, die ihre Verehrung für den todten Dichter eigens zu dieser Wallfahrt nach Paris geführt hatte, machte ich mich neulich dahin auf. Wir kamen durch Montrouge, dann hinaus zum Thor von Orléans und durch eine ungeheuere Vorstadt, die des Nachts von den Hilferufen der Angefallenen widerhallen muß. Unterwegs hielten wir vor einem Blumenladen; meine Freunde kauften hier weißen Flieder und gelbe Blumen. Mir fiel auf, daß sich der Laden an der Ecke der rue Alphonse Daudet befand, und mir fiel wieder ein, daß Daudet, der im Frühling des Jahres 1895 gerade in London weilte, kein Wort des Mitleids für Oscar Wilde übrig hatte.

Lange suchten wir nach ihm. Unser Führer, der Wirth des Gasthofs, in dem Wilde gestorben, kannte zwar die Lage des Grabes, aber die Geographie dieser Stätten wechselt mit erschrecklicher Geschwindigkeit. Neue Gemarkungen kommen beständig hinzu, und die alten verschwinden ebenso schnell. Erst mit Hilfe einer Karte im Bureau machten wir ihn ausfindig. Seine Nachbarin heißt Bienfait. Ein dranner Stein erhebt sich auf der Gruft. Außer seinem Namen und Alter hat er einen Vers aus Hiob als Inschrift. Sein Leben war so voll Lachen — im Tode mußte man sich an Hiob wenden, um sein Dasein zu erschöpfen.

Das Grab sah vernachlässigt aus, Unkraut wucherte auf dem Erdhügel. Nur ein blaues Blümchen hatte sich just diese Stelle erkoren, um sein kleines Leben zu fristen. Die blaue Blume auf dem Dichtergrab! Einer der Engländer grub sie aus, um sie in England neu einzupflanzen, aber vielleicht wird die blaue Blume trauern und vor Heimweh sterben.

Die Konzession für das Grab läuft in zwei Jahren ab. Da sie nur auf fünf Jahre lautete und er im Dezember 1900 beerdigt wurde, wird man seine Asche mit Ablauf des Jahres 1904 der fosse commune übergeben — wofern seine Freunde ihm nicht eine „concession à perpétuité" erkaufen. Der ältere meiner englischen Begleiter war dafür, sich dies Recht sogleich zu sichern: „Wollt Ihr etwa", sagte er, „daß Oscar ausgegraben wird?" Der Preis beträgt ungefähr 500 Mark. Ich gab ihm zu verstehen, daß die Freunde des Dichters gewiß den Wunsch hätten, dieser Pflicht zu genügen. Vielleicht darf man aber hoffen, daß in einer späteren Zeit England seine Ungerechtigkeit zum Bewußtsein kommen und daß es ihn mit offenen Armen aufnehmen wird. Dann wird die kleine blaue Blume wieder glücklich werden und viele Schwestern mit ihr.

Es war mein erster Besuch auf dem Grabe. Es gibt Dinge, die man nicht wissen will, deren Kenntniß man gern vermeidet. Die bittere, unbarmherzige Wahrheit drängte sich mir bei Betrachtung seines Grabsteins auf. Doch Schlimmeres stand uns noch bevor.

Nachdem wir in das Hôtel d'Alsace in der rue des Beaux-Arts zurückgekehrt waren, suchten wir das Sterbezimmer Oscar Wilde's auf — ein kleines Schlafzimmer im ersten Stock mit der Aussicht auf einen feuchten Hof. Vom Bett aus blickten seine Augen auf eine graue Mauer, von der das Wasser herabtröpfelte. Die Bettvorhänge und die Fensterdraperie waren von der Farbe des abgestandenen Weines. Alles verblichen und fadenscheinig. Der Eindruck einer als Komfort maskirten Armuth herrschte vor. Chatterton's Dachstübchen in Brooke Street kann kaum einen schmerzlicheren Anblick dargeboten haben. . . .

„Da lag er", sagte der Wirth, indem er auf das Bett deutete, „mit dem Eisbeutel auf dem Kopf und verfluchte im Delirium seine Schmerzen. Die Hände hielt er immerwährend gegen den Kopf, als ob es seine Qual lindern könnte. Und da starb er, in meinen Armen. Es war um zwei Uhr Nachmittags."

Er erzählte uns, daß Wilde, bevor ihn die tödtliche Krankheit ereilte, viel arbeitete. Was er schrieb, schenkte er oft anderen, die es für ihr eigenes Werk ausgaben.

„Er pflegte Nachts zu arbeiten, die ganze Nacht hindurch. Gewöhnlich kam er um 1 Uhr Morgens nach Hause, setzte sich an seinen Tisch, und in der Frühe zeigte er mir dann, was er geschrieben hatte, und pflegte zu sagen: Ich habe heute Nacht hundert Francs verdient. Das schien ihm Freude zu machen; er war stolz darauf, hundert Francs verdient zu haben. Aber der Herr, für den er thätig war, zahlte unzuverlässig. Das beunruhigte Monsieur Wilde sehr, und er war immer ärgerlich, bis der Check kam; manchmal hat er auf seinen Prinzipal geschimpft. Das Schreiben wurde ihm, als er dem Ende zuging, sehr schwer, deshalb pflegte er sich mit Cognac aufzupeitschen. Eine Literflasche hat er dann in der Nacht geleert. Ah oui, il se soignait bien lorsqu'il le pouvait. Il se soignait au vin de Champagne et il lui fallait du Veuve Clicquot à huit ou dix francs la bouteille."

Man wird den Wirth dieses Gasthofs im Gedächtniß behalten müssen. Er war sehr gut zu dem armen Dichter. Anfänglich war er, da die Rechnung nicht bezahlt wurde, argwöhnisch gewesen und hatte Wilde gezwungen, sein Haus zu verlassen. Später traf er ihn einmal auf der Straße und hörte, er hätte sein neues Absteigequartier nothgedrungen aufgeben müssen, weil er nicht bezahlen könne, und sei jetzt ohne Obdach. Daraufhin bat ihn der freundliche Mann, er möge in Gottes Namen sein altes Zimmer wieder beziehen. Ja noch mehr: er ging hin, bezahlte in dem andern

Gasthof die Rechnung und holte seine Sachen ab. Er hat die Quittung noch und zeigt sie nicht ohne Genugthuung.

Als Wilde starb, war er schwer in der Schuld dieses Mannes, und die Schuld besteht noch. (In der Zwischenzeit machen die Menschen Geld, indem sie mit Wilde's Namen und Werken handeln. So hat man kürzlich in Paris, angeblich als eine von Wilde verfaßte Uebersetzung, einen obscönen französischen Roman veröffentlicht. Im Stil gleicht ee den Veröffentlichungen gewissee Buchhändler in Amsterdam oder aus der Umgegend des Leicester Square in London. Nicht einmal die Grammatik ist fehlerlos. So beschimpft man das Andenken des Dichters, indem man ein solches Buch unter seinem Namen herausgibt. Wilde wäre der letzte gewesen, dee ein einziges Wort geschrieben hätte, das einen unsauberen Gedanken erwecken könnte. Ich kenne kein gemeineres Verbrechen, als den Namen eines Todten zu mißbrauchen. Es hat etwas vom Greuel einer Gräberschändung an sich!)

Mein englischer Freund fragte den Wirth, ob er irgend einen kleinen Gegenstand besitze, der Oscar Wilde gehört habe und den er ihm als Andenken verkaufen möchte.

„Ich habe etwas Interessantes", sagte der Wirth und kam mit einem Päckchen in der Hand zurück. Er öffnete es: es enthielt des Dichters falsche Zähne. Sie waren in Gold gefaßt und nicht mit beerdigt worden. Sonst hatte er nur wenig Habe hinterlassen, die irgend einen Werth hatte; sein Kleidervorrath war fast gelichtet. Seine falschen Zähne und ein Dutzend Meisterwerke — das war seine ganze Hinterlassenschaft.

Einzig das Tintenfaß, das er benutzt hatte, war noch da, ein werthloses Porzellanding, drei Flaschen, die wie Schnecken aussahen — gern zahlte der Engländer einen Louis dafür.

Von vielen schlimmen Tagen werde ich mich an diesen stets als den allerschlimmsten erinnern. Es gibt Dinge, die man nicht wissen sollte, nicht wissen dürfte. Lüftet man trotzdem den Schleier, so bleibt die Strafe nicht aus. Aber sie ist nur zu sehr verdient.

Vernon. Robert H. Sherard.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Paul von Gizycki: Der neue Adel. Rathschläge und Lebensziele für die deutsche Jugend. Berlin 1902, Dümmler.

Der Stadtschulinspektor von Gizycki widmet sein herrliches Buch seinen Söhnen Erwin und Roland. Es ist aber allen heranwachsenden Jünglingen als ein hochgesinnter Führer auf dem dornenvollen, gefahrenbesäten Wege des Lebens zu empfehlen. Er wendet sich nicht an die Naturen, welche nur in der Atmosphäre der Demuth und Unterwürfigkeit gedeihen, sondern an diejenigen, welche diese Erde als eine Stätte tapferen Ringens und hoffnungsfroher Arbeit betrachten; an sie, deren Herzen höher schlagen, wenn sie in alten Liedern von Helden und Heldenthaten lesen, denen die Biographien großer Männer die Geheimnisse ihrer eigenen starken Seele offenbaren; an dich, welche eine Spur ihrer Arbeit und ihres Kampfes als Keim neuen, gesegneten Lebens bei dem Scheiden von dieser schönen Erde zurücklassen wollen. Möge der große, hohe Sinn des Verfassers in die bildungsfähige Seele deutscher und ausländischer Jünglinge einströmen. Das Buch ist von höherer, unvergleichlich angenehmerer Gesinnung getragen, als ähnliche Bücher wie „Hilf Dir selbst" von Smiles, oder Gratian, von Schopenhauer aus dem Spanischen übertragen. Möge es sich reichen Absatzes erfreuen!

Der Verf. stellt als den „Neuen Adel" den Gentleman, den Adligen der Arbeit auf. Er vereint manche der vorzüglichen Tugenden der früheren Ideale in sich: Die Hingabe des Heiligen an ein großes Ziel und seinen Glauben an die Wunderkraft der Begeisterung, das Vertrauen des Weisen auf den Sieg der Erkenntniß und die unbezwingliche Willenskraft seines mannhaften Charakters, den ritterlichen Kampf für die Sache der Schwachen und Unterdrückten; oder er fügt zu diesen Vollkommenheiten älterer Ideale die neuen Elemente der ausdauernden und unternehmenden Arbeit und den durchaus modernen Glauben an das materielle und ideelle Fortschreiten des Menschengeschlechtes hinzu.

Als Beispiel führt der Verf. Garfield, den Präsidenten der Vereinigten Staaten an, der sich durch schwere Arbeit am Tage, durch Studiren bei Nacht und Sparsamkeit aus den Fesseln der Armuth befreit hat. Die Konsequenz in der Verfolgung des Zieles ist mehr werth als vererbter Reichthum. Wollt ihr etwas Großes leisten, setzet euer Leben dran. Wer mit lässiger Hand arbeitet, verarmt, aber der Fleißigen Hand schafft Reichthum. Arbeit und Erholung müssen von einander getrennt werden. Erfolg haben heißt nicht so viel wie Glück haben. Erfolg ist durch eigene Anstrengungen errungenes Glück, wohl verdientes Gelingen bei einem guten Werke. Die Nachfrage nach wirklich tüchtigen Kräften ist stets und auf allen Gebieten größer als das Angebot. Ein Ziel haben und festen Kurs halten, das heißt ein Mann sein. Voraus denken, heute auf morgen und noch auf viele Tage! Zur Vorsicht müssen sich Sorgfalt und Genauigkeit in Kleinigkeiten gesellen. An Ordnung muß man sich gewöhnen. Große Werke werden nicht an einem Tage geschaffen. Natürlich gibt es auch Leidensstationen der Enttäuschung. Beispiel Demosthenes. Eine der sichersten Grundlagen eines selbständigen Charakters ist ein regelmäßiges, festes Einkommen aus eigener Arbeit. Wer von anderen unterhalten wird, und seien dies auch Eltern, gute Freunde oder wohlwollende Verwandte, bleibt selbst mit grauen Haaren ein unreifer Bursche. Sparen, arbeiten! sei die Devise. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Nicht Geld verleihen! Keine Schulden machen! Einer der Hauptvortheile der Lebensversicherung ist die Heiterkeit des Gemüthes, mit welcher sich der fürsorgliche Hausvater auf sein Krankenbett oder sein Sterbelager strecken darf. Alle Lotterien sind unsittliche Einrichtungen. Gefährlicher ist das Kartenspiel; man denke an die Spielerprozesse. Jeder Groschen, den wir zurücklegen, ist ein Stück Freiheit, ein Stück Charakter. Borsig gründete seine Lokomotivfabrik vor dem Oranienburger Thor in Berlin mit einem ersparten Kapital von 5000 Thalern. Bedürfnißlosigkeit ist eine vortreffliche Waffe im Kampfe ums Dasein. Von zwei Leuten mit den gleichen Aussichten, Anlagen und Fähigkeiten wird der Mann mit den geringeren Bedürfnissen in kurzer Zeit den anderen überflügelt haben. Für den charaktervollen Mann wird das Streben nach Geld nicht die herrschende Leidenschaft. Geld wird ihm nur das Mittel zum Erwerb höherer Güter. Wieviel Segen kann er damit stiften! Der Werth der Zeit ist nicht hoch genug anzuschlagen. Verliere keine Minute! Die Abendstunden können zu Lektüre in der Familie ausgenützt werden. Höchstes Gut für die Menschen ist die Gesundheit; man vergrüble sie nicht! Man sei enthaltsam! Auch der Geist leidet unter Zügellosigkeit, ebenso das Herz und die Nächstenliebe. Kraft und Schönheit flößt Männern Bewunderung ein und Liebe den Frauen. Arbeiten, Turnen, Fußwandern geben gesegneten, anspruchslosen Appetit und gute Verdauung. Auch die Jagd und das Kriegshandwerk stählen den Körper; ebenso das Radfahren in nicht zu schnellem Tempo. Auch die Gefälligkeit im Benehmen findet sich leicht dazu. Die Höflichkeit ist eine Vorschule der höchsten sittlichen Vollkommenheit. Dazu gehört auch saubere und für den besonderen Zweck ausgewählte Kleidung. Den Gast soll der Wirth nicht viel nöthigen. Besuche sollen kurz sein. Gebildete Frauen sind Erlöserinnen der Männer von roher Gemüthlichkeit im Trinken und Rauchen. Höflichkeit des Herzens erleichtert den Verkehr. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Wer viel redet, wird Unsinn nicht vermeiden können, sagt man in Berlin. In Gesellschaft soll man nie einen anderen verspotten, nie Klatschereien erzählen. Man soll nichts Verletzendes vorbringen: „Im Hause des Gehenkten soll man nicht vom Stricke sprechen." Menschenkenntniß beruht auf Selbsterkenntniß.

Endlich bespricht der Verf. die Erziehung und den Entwicklungsgang der starken, heroischen Natur, den die große Menge der Herdenmenschen nicht begreifen kann. Der Mann von Charakter wird zum Magnetstein für alle Herdennaturen, welche eines neuen Führers, eines neuen Herrn bedürfen. Dieser heroische Mann hat seine tiefe Religion; die großen Fragen von Gut und Böse werden von dem unbestechlichen Gerichtshofe seines durch ernste Prüfung geläuterten Gewissens in höchster und letzter Instanz entschieden.

Charlottenburg. Rothrnbücher.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 31. Berlin, den 2. Mai 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–3 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*

Unsere Kanadier. Von Theodor Barth.

Parlamentsbriefe XXtII. Von Proteus.

Die Lage in Finland. II. Von Fenno.

Präsident Roosevelt und der „Rassenselbstmord" der Amerikaner. Von R. Kuczynski (Nürnberg).

Agnes Miegel. Von Harry Mayne (Leipzig).

Eine Kleist-Biographie. Von S. Lublinski.

Wie ich beinahe einmal einen Rubens entdeckt hätte. Von A. Fitger (Horn bei Bremen).

Bücherbesprechungen:

Dr. juris Gustav Schirmeister: Die englische Aktiennovelle vom 8. August 1900. Bespr. von Heinrich Dove.

Ernst Zahn: Der Jodelbub und anderes. Besprochen von E. Heerdegen.

Emil Koeppel: Lord Byron. Bespr. von Professor Wilh. Bolin (Helsingfors).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Sessionen des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses kommen voraussichtlich in dieser Woche zum Abschluß, und damit hat auch die gegenwärtige Legislaturperiode bei beiden parlamentarischen Körperschaften ihr thatsächliches Ende erreicht. Hoffentlich sehen der kommende Reichstag und das kommende Abgeordnetenhaus besser aus als ihre Vorgänger.

Die politischen Beziehungen des Deutschen Reiches zu Großbritannien sind nicht so freundschaftlicher Natur, wie man es wünschen muß. Zwar, die Regierungen beider Länder verkehren durchaus korrekt miteinander; aber die öffentliche Meinung Englands ist sichtlich verstimmt gegen Deutschland, und die mannigfachen unsinnigen Preßäußerungen gegen England, die wir während der letzten Jahre zu verzeichnen hatten, tragen langsam ihre Früchte. Es gibt jetzt auch in England eine mächtige deutschfeindliche Clique, die einen starken Halt in der Presse hat und die ungünstige Stimmung gegen Deutschland geschäftig verschärft. Charakteristisch für diese Stimmung ist die Ablehnung der Theilnahme Englands an dem Bau der Bagdadbahn. Diese Ablehnung ist in England heute populär, obgleich es schwer ist, vernünftige Gründe für diese Ablehnung ausfindig zu machen. Wenn unsere alldeutschen Radaubrüder und die mit ihnen geistesverwandten, zollkriegslüsternen Agrarier bei uns größeren Einfluß gewinnen sollten, so würde die absurde Verzankung zwischen England und Deutschland sicher auch auf andere Staaten übertragen werden.

Zu diesen nationalistischen Wütherichen, die mit ihren taktlosen Rodomontaden uns fortgesetzt kompromittiren, gehört auch die „Schleswigsche Grenzpost" in Hadersleben, ein regierungsseitig subventionirtes Preßorgan, das die Hetze gegen die Preußen dänischer Nationalität in Nordschleswig berufsmäßig betreibt. Die deutliche Beleuchtung dieses Treibens, wie sie Alexander Niepa vor vierzehn Tagen in diesen Blättern vorgenommen, hat die „Schleswigsche Grenzpost" ganz aus dem Häuschen gebracht. Die elendesten Verleumdungen gegen die „Kieler Zeitung", deren Chefredakteur Alexander Niepa ist, sind von jenem subventionirten Organ losgelassen. Verleumdungen, die zugleich so plump und dumm waren, daß sie im Handumdrehen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit bloßgelegt werden konnten. Nach solchen Leistungen muß man billig fragen: Wie kann eine preußische Regierung eine Presse, die die deutschen Interessen in einer so ungeschickten und gemeinen Weise vertritt, mit dem Gelde der Steuerzahler unterstützen? Werden nicht die Dänen triumphirend darauf hinweisen können, daß solche berufsmäßigen Vertreter des Deutschthums in Nordschleswig, die sich nicht schämen, deutschen Patrioten derartige verleumderische Artikel an den Kopf zu werfen, alles rechtfertigen, was die Dänen gegen solche Feinde des Friedens in der Nordmark sagen? Diese Leute kompromittiren die deutsche Sache auf das Schwerste. Je schneller die Regierung solche Elemente von ihren Rockschößen abschüttelt, um so besser für das Deutschthum in Nordschleswig.

Der Präsident der Berliner Handelskammer Wilhelm Herz hat seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert, ein Anlaß, der zu einer Reihe ehrender Ovationen für den verdienten Mann geführt hat. Herz ist das Muster eines ehrenwerthen Kaufmanns, der sich nicht damit begnügt, seine eigenen kaufmännischen und industriellen Geschäfte mit Um-

sicht und Geschick zu führen, sondern der auch die Verpflichtung fühlt, einen Theil seiner Zeit und seiner Kräfte den öffentlichen Dingen zu widmen. Seit vielen Jahren hat Herz den Anforderungen, welche das öffentliche Leben an ihn stellte, mit großer Opferwilligkeit Genüge geleistet. Er hat dabei stets auf der Seite derjenigen gestanden, die in Volkswirthschaft und in Politik freiheitlichen Anschauungen huldigen. Deutschland hat Ursache, auf solche Männer stolz zu sein.

Herr von Keudell, der diplomatische Gehilfe Bismarck's, ist gestorben. Neben der Sonne Bismarck erschien Keudell als kleines Licht am diplomatischen Firmament. Als selbständiger Staatsmann oder Politiker ist er nie hervorgetreten. Aber die Geschichte wird sein Gedächtniß dennoch bewahren, da er im Gefolge Bismarck's einen bevorzugten Platz einnahm.

Die Staatsoberhäupter sind auf Reisen, die gekrönten und ungekrönten. Präsident Loubet ist in Algier, König Eduard VII. in Rom, von wo er demnächst nach Paris kommen wird, um die Probe darauf zu machen, wie stark der Einfluß nationalistischer Hetzer in Paris noch ist, und der Kaiser von Deutschland wird sich demnächst nach Rom begeben. Seitdem die Potentaten so häufig reisen, haben die üblichen Empfänge mit den zugehörigen Triumphpforten und der landesüblichen Begeisterung an sensationellem Reiz stark eingebüßt. Denn nichts erfreut als das, was selten kommt, um mit Shakespeare zu reden.

* * *

Unsere Kanadier.

Das Deutsche Reich befindet sich gegenwärtig mit Kanada in einem Zollkriege. Die Vorgänge, welche zu diesem Zollkriege geführt haben, sind lehrreich. Kanada ist bekanntlich eine Kolonie Großbritanniens; aber eine Selbstverwaltungskolonie, die in handelspolitischer Beziehung volle Autonomie in Anspruch nimmt. Das Mutterland bestreitet Kanada diese Autonomie nicht, und so ist diese Kolonie in der Lage, mit fremden Ländern handelspolitische Abmachungen zu treffen, ohne daß die großbritannische Regierung oder das Parlament in Westminster dreinzureden haben. Die handelspolitische Autonomie wird sogar so konsequent aufgefaßt, daß Kanada in der Lage sein würde, das Mutterland bei der Bemessung der Einfuhrzölle schlechter zu stellen als andere Länder. Zunächst aber hat es seine Autonomie dazu benutzt, die Waaren aus dem Mutterlande Großbritannien nicht einem Zollzuschlage, sondern einem Zollabschlage in der Höhe eines Drittels der normalen Einfuhrzölle zu unterwerfen.

Dieser beträchtliche Zollnachlaß hat übrigens dem Waarenaustausch zwischen Kanada und Großbritannien keinen Aufschwung gegeben, während Deutschland, obwohl seine Waaren dem normalen Zollsatz bei der Einfuhr in Kanada unterworfen sind, trotzdem in den letzten Jahren eine Steigerung seiner Waarenausfuhr nach Kanada zu verzeichnen hatte. Der ganze Waarenverkehr zwischen Deutschland und Kanada ist übrigens nicht sehr bedeutend. Kanada führt gegenwärtig nur für etwa 1½ Millionen Dollars Waaren nach Deutschland aus, während der Export deutscher Waaren nach Kanada etwa fünfmal so groß ist.

Es sind nun Differenzen zwischen der kanadischen und der deutschen Regierung darüber entstanden, ob das Deutsche Reich für sich beanspruchen kann, seine Waaren bei der Einfuhr ebenso günstig behandelt zu sehen wie englische Waaren. Ein Zoll- und Handelsvertrag zwischen Kanada und Deutschland besteht nicht. Kanada hat sich geweigert, Deutschland das Recht der Meistbegünstigung in dem Sinne einzuräumen, daß es ebenso günstig behandelt werde wie das Mutterland England. Darauf hat Deutschland den kanadischen Erzeugnissen bei der Einfuhr nach Deutschland ebenfalls die Rechte der Meistbegünstigung versagt, und nun hat seit dem 17. April die kanadische Regierung die deutschen Waaren einem Zollzuschlage unterworfen, und zwar in Höhe von einem Drittel der normalen Sätze des kanadischen Zolltarifs. Thatsächlich haben zollpflichtige deutsche Waaren, die nach Kanada eingeführt werden, somit jetzt einen Zoll zu zahlen, der gerade doppelt so hoch ist wie der Zoll, den englische Waaren zu entrichten haben, und um ein Drittel höher als der Zoll, den französische, belgische 2c. Waaren bei der Einfuhr nach Kanada entrichten müssen. Diese Differenzirung deutscher Erzeugnisse ist einstweilen einseitig von der kanadischen Regierung verfügt; das kanadische Parlament hat noch die Zustimmung zu ertheilen, doch ist an dieser Zustimmung kaum zu zweifeln. Auf diesen Schritt der kanadischen Regierung werden wohl weitere Repressalien seitens der deutschen Regierung nicht ausbleiben, und wenn einmal die Repressalienschraube in Bewegung gesetzt ist, so läßt sich ein Ende nicht absehen.

Dieser Zollkrieg ist, wie jeder Zollkrieg, höchst bedauerlich. Der Anspruch Deutschlands, von Kanada die vollen Rechte der Meistbegünstigung zu erhalten, wenn es seinerseits Kanada für seine Waaren ebenfalls die Meistbegünstigungsrechte einräumt, ist gerecht und billig. In unserm Zolltarifgesetz gibt es ferner ausreichende Bestimmungen, um den Zollkrieg gegen Kanada nachdrücklich weiterführen zu können. Schon das gegenwärtig gültige deutsche Tarifgesetz gibt bekanntlich die Ermächtigung, bei einem derartigen Zollkriege nicht bloß zollpflichtige Waaren fremder Länder mit bedeutenden Zollzuschlägen zu versehen, sondern es ermöglicht auch, zollfreie Waaren mit einem Zolle bis zu 20 Prozent des Werthes zu belegen, während Kanada zollfreie Waaren, auch wenn sie aus Deutschland kommen, nach wie vor zollfrei einläßt. Unser neues Zolltarifgesetz läßt sogar eine Zollbelastung zollfreier Waaren bis zur Hälfte des Werthes zu. An sogenannten „Waffen", um den Zollkrieg mit der nöthigen Energie führen zu können, fehlt es uns somit nicht.

Ob es aber einen Zweck hat, einer so minimalen Einfuhr, wie es die Einfuhr kanadischer Waaren nach Deutschland ist, gegenüber von diesen Zollkriegswaffen Gebrauch zu machen, ist eine andere Frage. Jedenfalls ist Deutschland, da sein Export nach Kanada fünfmal so groß ist wie der Export Kanadas nach Deutschland, wirthschaftlich in einer ungünstigeren Lage als Kanada, wenn das Ende dieses glorreichen Zollkrieges die völlige Aufhebung eines Waarenaustauschs zwischen Kanada und Deutschland sein sollte. Auch in diesem Fall stellt sich heraus, daß Zollkriege zu den größten wirthschaftspolitischen Eseleien gehören, die es gibt. Daß sich Kanada bei diesem Zollkriege seinerseits ins Unrecht gesetzt hat, ist für Deutschland nur ein recht mäßiger Trost. Unsere Anglophoben machen für dies Verhalten Kanadas die englische Regierung und insbesondere den Kolonialminister Chamberlain mitverantwortlich, indem sie voraussetzen, daß er die kanadische Regierung zu ihrem Vorgehen gegen Deutschland unter der Hand ermuthigt habe. Für diese Unterstellung liegt nicht der geringste sachliche Anhalt vor. Die englische Regierung hat sich in diesen Dingen bisher, soweit sich die Sache kontroliren läßt, durchaus korrekt verhalten. Daß in der englischen Regierung die freihändlerischen Meinungen noch immer die Oberhand haben, zeigt die Ankündigung, daß man den vor nicht langer Zeit aus fiskalischen Gründen eingeführten kleinen Kornzoll bereits in diesem Sommer wieder fallen lassen wolle. Die englische Regierung ebenso wie die öffentliche Meinung in England stehen noch immer auf dem Prinzip des Freihandels auch ohne Reziprozität. Die herrschende Meinung in England geht noch immer dahin: wenn sich andere Staaten mit unsinnigen Schutzzöllen belasten wollen, so mögen sie es thun; es ist das

Digitized by Google

kein Grund für England, dieselbe Dummheit nachzumachen aus Zorn darüber, daß andere Staaten in protektionistischen Wahnvorstellungen leben. Unsere Schutzzöllner haben deshalb gar keinen Anlaß, sich bei ihren Klagen über das kanadische Vorgehen an die Adresse Englands zu wenden. Sie müssen ihre Beschwerden direkt gegen die kanadischen Protektionisten richten. Aber auch das wird ihnen nicht ganz leicht. Denn dieselbe Politik, über die sie sich beklagen, seitdem Kanada sie gegen Deutschland zur Anwendung bringt, haben sie uns selbst seit Jahr und Tag als der handelspolitischen Weisheit letzten Schluß empfohlen. Der Freiherr Heyl zu Herrnsheim, Graf Kanitz und andere agrarisch-schutzzöllnerische Größen haben gegen die kompensationslose Meistbegünstigung gewettert. Wenn wir, so argumentirten sie, mit anderen Staaten Tarifverträge abgeschlossen haben, so wollen wir nicht einfach im Wege von Meistbegünstigungsverträgen die unsererseits zugestandenen Zollermäßigungen auch dritten Staaten einräumen; wir verlangen vielmehr, daß diese dritten Staaten ihrerseits auch noch besondere Konzessionen machen und durch diese besonderen Zugeständnisse das Recht der Meistbegünstigung gleichsam erkaufen. Genau auf diesen Standpunkt hat sich Kanada bei dem vorliegenden Streit gestellt. Die dortigen Protektionisten wollten die dem Mutterlande England gemachten Zollzugeständnisse nicht ohne besondere Zugeständnisse seitens Deutschlands auch dem deutschen Import gewähren. Das war ein unkenisches Ansinnen, aber es war die Politik der deutschen Agrarier. Unsere Kanadier sind nicht besser, im Gegentheil, noch viel rabiater als die Kanadier, die an den Ufern des Sankt Lorenz-Stromes wohnen.

Dieser kleine Zollkrieg zwischen Deutschland und Kanada ist wie dazu geschaffen, um als Paradigma für die Unsinnigkeit der handelspolitischen Rathschläge unserer Agrarier zu dienen. Sollte er dazu beitragen, unserer Regierung die Augen noch weiter darüber zu öffnen, was sie an ihren agrarischen Bundesgenossen für bedenkliche handelspolitische Rathgeber hat, so würde der wirthschaftliche Schaden, welcher Deutschland aus diesem kleinen Zollkriege erwächst, nicht ohne politischen Nutzen sein.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XXIII.

Aus den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses in der verflossenen Woche ist eigentlich nur ein Ausspruch beachtenswerth, nämlich der Ausspruch des Ministers Freiherrn von Hammerstein, wonach es der unvermögende preußische Adel gewesen ist, „mit dem die großen Könige den preußischen Staat gezimmert haben". Es hat eine Zeit gegeben, in der man von dem preußischen Schulmeister sprach, der die Schlacht von Sadowa gewonnen habe. Heute ist es der unvermögende Adel, der das jetzige Preußen geschaffen hat. Gewiß hat der preußische Adel zahlreiche Offiziere und Verwaltungsbeamte geliefert, die in schweren Zeiten ihre Schuldigkeit gethan haben, aber die Scharnhorst, Blücher, Stein und Hardenberg waren weder Preußen noch waren sie sämmtlich von adliger Geburt, und in der großen Reihe hervorragender Verwaltungsbeamten, die das Königreich Preußen aufzuweisen gehabt hat, haben die bürgerlichen Elemente den Vergleich mit den adligen wahrlich nicht zu scheuen. Außerdem gibt es auch so etwas wie Wissenschaft, Kunst, Handel und Industrie, die bei der Zimmerung großer Reiche in Betracht kommen, und das Kontingent, das der preußische Kleinadel zu diesen Zimmerleuten gestellt hat, ist verzweifelt gering. Unter solchen Umständen davon zu sprechen, daß der preußische Staat ein Produkt der Zimmermannskunst preußischer Könige sei unter Benutzung des Kleinadels als Handlanger, ist eine Geschichtsauffassung, die man kaum einem Subalternbeamten verzeihen kann, geschweige denn einem Minister des Innern. Aber das Wort ist charakteristisch für den Chef unserer Antikanallandräthe und Censurbehörden. Zu dieser Geschichtsauffassung paßt denn auch die Verherrlichung unseres Korpsstudententhums, die wir der gleichen Autorität verdanken. Wir werden wohl nächstens einmal hören, daß der preußische Staat von seinen großen Königen mit Hilfe der Korpsstudenten gezimmert ist, und daß die Institution des Frühschoppens und der Bestimmungsmensuren von ungleich größerer Bedeutung für die Existenz des Staates sei als etwa das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht.

Die Krankenkassennovelle drohte im Reichstage noch in letzter Stunde an der Beschlußunfähigkeit zu scheitern. Die Sozialdemokratie hatte in der zweiten Lesung bei einer wichtigen Bestimmung, die das Selbstverwaltungsrecht der Kassen betraf, eine namentliche Abstimmung beantragt und damit sich zum Herrn der Situation gemacht. Sie konnte nun die Mehrheitsparteien vor die Alternative stellen: Entweder berücksichtigt ihr wenigstens den wesentlichen Theil unserer Wünsche in Bezug auf die Selbstverwaltung, dann verzichten wir auf die namentliche Abstimmung und lassen die ganze Novelle auch in dritter Lesung ungehindert passiren, oder wir benutzen die Gelegenheit, um durch wiederholte namentliche Abstimmungen das ganze Gesetz zu Fall zu bringen. Die Sozialdemokraten haben denn auch alles Wesentliche ihrer Wünsche erreicht, ein Ausgang, mit dem die Freisinnigen ebenfalls einverstanden sein konnten, weil sich das zum Zweck der Erledigung der Krankenkassennovelle abgeschlossene Kompromiß durchaus auf der Linie bewegte, die durch den Abgeordneten Roesicke-Dessau namens der Freisinnigen Vereinigung wiederholt befürwortet war.

Während so die Verhandlung über die Krankenkassennovelle schließlich noch einen befriedigenden Abschluß nahm, platzten kurz vor dem Auseinandergehen des Reichstags die Geister anläßlich der konservativen Interpellation, wann der Reichskanzler die bestehenden Handelsverträge zu kündigen gedenke, noch einmal kräftig auf einander. Die Interpellation war eine kaum begreifliche Ungeschicklichkeit der Agrarier. Die Interpellanten hätten sich leicht vorher vergewissern können, daß die Regierung nicht gewillt war, auf die gestellte Frage zu antworten. Eine Partei, die bei den Wahlen so stark auf die Unterstützung der Regierungsorgane rechnet, hatte, sollte man meinen, gewiß kein Interesse daran, vor dem Lande zu konstatiren, daß diese Regierungsfreunde eine Politik treiben, auf die selbst eine derartig stark agrarische Regierung wie die gegenwärtige so wenig eingehen kann, daß sie sich nicht einmal zur Diskussion über diese Politik bequemen will.

Nun brachte es aber obendrein der Sprecher der Konservativen, Graf Limburg-Stirum, mit einer politischen Unvorsichtigkeit, wie sie nur alten, ausgedienten Diplomaten eigen ist, fertig, die Hintergedanken der Interpellanten und deren Sehnsucht nach Zollkriegen in einer so kompromittirenden Weise zum Ausdruck zu bringen, daß die schroff ablehnende Haltung der Regierung nur allzu berechtigt erschien. Die Freisinnigen, und insbesondere der Abg. Barth, ließen es sich nicht nehmen, die Herren Interpellanten mit ätzender Lauge zu waschen. Sie legten noch einmal vor dem ganzen Lande klar, wie verhängnißvoll es sein würde, wenn die handelspolitischen Geschicke des Landes jemals in die Hände waschechter Agrarier gelegt werden sollten.

Die Ueberagrarier haben mit dieser Interpellation den Freunden der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik einen großen Gefallen erwiesen. Wir nehmen von diesen agrarischen Meistern parlamentarischen Ungeschicks deshalb nicht ohne Dankbarkeit Abschied und hoffen, wenigstens die Ungeschicktesten von ihnen im nächsten Reichstage wiederzusehen.

Proteus.

Die Lage in Finland.

II.

Horte Schicksalsschläge pflegen entgegengesetzte Willen und Gedanken zu verbünden, und wenn theure Lebensinteressen auf dem Spiele stehen, werden Verschiedenheiten in den persönlichen Ansichten leichter getilgt. Die Reform in der Verwaltung Finlands begann zu einer Zeit, als der Streit zwischen den Sprachenparteien schon die schäumende Heftigkeit der achtziger Jahre verloren hatte. Daher jene großen, gemeinsamen Anstrengungen, in denen die Volksseele zu einer starken, hellen, erwärmenden Flamme aufloderte: die Massenadressen an den Zaren 1899 und 1901 und die einträchtigen Landtagsbeschlüsse in der Wehrpflichtfrage. Aber die Kluft war doch zu groß, um damit überbrückt zu werden. Es dauerte nicht lange, bis das große, sich immer erweiternde Schisma begann, da die Anhänger der Nachgiebigkeitspolitik des Senats und die Anhänger des passiven Widerstands der konstitutionellen Partei einander gegenüber traten.

Die Gruppirung hat sich verändert, aber die Grundursache zu diesem Schisma bildet doch die Sprachenfrage. Seit der Zeit der politischen Auferstehung in Finland, d. h. seit mehr als einem halben Jahrhundert, waren die Führer der finnischen Nationalitätsbewegung dafür eingetreten, man solle den russischen Forderungen so weit wie möglich entgegenkommen, während die Vertheidiger der ererbten schwedischen Kultur in jeder Nachgiebigkeit dem östlichen Nachbar gegenüber eine Gefahr nicht nur für diese Kultur, sondern auch für die politische Selbständigkeit des ganzen Landes sahen. Die erstere Anschauungsweise war ja die in politischer Hinsicht klügere, wenigstens für den Augenblick, und ihre Anhänger konnten auf Gegendienste in der Form von Unterstützungen für ihre finnisch-nationalen Bestrebungen hoffen. Die andere Ansicht vertrat die Ueberlieferung, die freisinnigen, abendländischen Kulturansichten und die konstitutionelle Staatsverfassung in ihrer reinsten Form. Und doch wäre am Ende ein Zusammengehen in rein politischer Hinsicht nicht ganz unmöglich gewesen, wenn nicht die im Grunde so berechtigten Bestrebungen für die finnische Sprache oft in Gehässigkeit gegen die schwedisch sprechende Bevölkerung und ihre Interessen übergegangen wären, und wenn nicht diese ihrerseits durch ihre Unverträglichkeit und ihre Unfähigkeit die finnische Bewegung zu verstehen eine Annäherung erschwert hätte.

Indessen hatten sich die Zeiten allmählich verändert. Die „Altfennomanen", die einst in der Bresche standen, als es noch scharfe Hiebe setzte, waren noch immer da und hatten weder ihre brennenden Wunden vergessen noch sparten sie ihre bittere Galle bei der Polemik. Aber neben ihnen war ein jüngeres Geschlecht von Fennomanen entstanden, zu dessen Vertretern u. a. einige talentirte Schriftsteller und Forscher gehörten, welche einsahen, daß die Nationalitätsfrage nicht die einzige Nahrung für das finnische öffentliche Leben sein konnte. In ihren eifrigen und erfolgreichen Kulturbestrebungen näherte sich diese junge Gruppe immer mehr der jüngeren Generation der schwedisch Gesinnten, welche auch ihrerseits die Exklusivität ihrer Sprachenbestrebungen aufgegeben hatte. Und in einer Frage war die sogenannte jungfennomanische Partei mit den schwedisch Gesinnten vollkommen einig: sie sah, wie diese in dem Konstitutionalismus unser kostbarstes Palladium und die sicherste Garantie für die zukünftige Entwicklung unseres Volkes und verdammte nicht weniger hart als diese die Inkorrektheit der Altfennomanen, namentlich als sie sogenannte petersburgische Wege gingen.

Als das Februar-Manifest erschien, war es bekanntlich der Chef der Altfennomanen, Yrjö Koshinen, der die Promulgation zu Stande brachte. Einzelne Promulgannten gehörten allerdings der schwedischen Partei an, aber sie wurden theils durch juristische Spitzfindigkeiten, theils durch Einschüchterung zu der Promulgation bewogen. Es ist nicht in Zweifel zu ziehen, daß der schlaue, altfennomanische Chef in diesem Manöver und in der späteren Politik, die er, obgleich selber vom Schauplatz der Oeffentlichkeit verschwunden, hinter den Kulissen leitet, ein vorzügliches Mittel sieht, um seiner Partei eine herrschende Stellung in der Administration des Landes zu verschaffen. Seine Hoffnungen sind nicht getäuscht worden. Die schwedisch gesinnten Beamten wurden bald durch Verwandte und Freunde der leitenden Politiker ersetzt, und Yrjö Koshinen konnte seinen Anhängern einreden, daß eine neue, glückliche Zeit über Finland heranbreche, daß die Gewalt der anti-nationalen Bureaukratie vernichtet sei und diejenigen, welche allein das Glück der untersten Schichten befördern konnten, an der Spitze der Verwaltung stünden. Er konnte mit solchen Einreden seine Bewunderer vollständig berauschen. Es gab jedoch wohl unter den „Vorsichtspolitikern" auch ruhigere Männer, welche, ohne von der Rücksichtslosigkeit Yrjö Koshinen's und ohne von seinem Haß gegen alle Svekomanen beseelt zu sein, der Ansicht waren und noch sind, daß jeder Widerstand nur reize, daß die jetzige Situation keine ideellen Gesichtspunkte, sondern nur solche praktischer Art zulasse, und daß ein gutwilliges Eingehen auf die schon gestellten Forderungen gewaltsamen Maßregeln vorbeuge.

Die Anhänger des passiven Widerstandes hielten vor allem daran fest, daß alle die neuen Verordnungen im Widerspruch mit dem vom Regenten beschworenen Gesetz entstanden waren, daß das Volk durch sein Auftreten dem Regenten über diesen Rechtsbruch die Augen öffnen sollte, und daß eine Unterwerfung den russischen Forderungen gegenüber zu moralischer Schlaffheit führe. Je mehr man nachgebe, desto mehr werde verlangt, und die einzig mögliche Rettung liege nur in einer etwaigen veränderten Denkweise des Großfürsten von Finland und einem veränderten Regime in seinem Reiche. Wenn man sein kostbarstes Gut freiwillig hergäbe, würde man es bei einer künftigen Besserung der Lage nicht mehr zurückgewinnen.

In einem Punkte sind die Prophezeiungen der Widerstandspartei schon in Erfüllung gegangen. Die Nachgiebigkeitspolitik hat keine Grenzen gefunden und der jetzige Zustand kann als moralische Depravation bezeichnet werden. Nicht einmal diejenigen, welche im Jahre 1877 am eifrigsten die Politik der Promulganten vertheidigten, hätten sich denken können, daß Finlands Senat zu der erbärmlichen Rolle eines Handlangers des Generalgouverneurs sinken würde, nach daß das Justizdepartement, unser oberstes Gericht, größtentheils aus untauglichen, im Richteramt gänzlich unerfahrenen, ehemaligen administrativen Beamten zusammengesetzt werden würde, noch auch daß der Prokurator bei der Durchführung gesetzwidrig entstandener, konfuser und mit einander in Widerspruch stehender Verordnungen seinerseits energisch mitwirken würde. Und die aus reiner Ueberzeugung handelnden „Vorsichtspolitiker" müssen sich wohl einmal über das andere fragen, ob es nicht zu weit geht, wenn ihre Zeitung darüber jauchzt, daß die eigenen Landsleute massenhaft verabschiedet werden, wenn die unfähigsten Glücksjäger habe Aemter erhalten und wenn ein Prediger mit großem Ruf als Seelsorger und Redner umherreist und sowohl die Massenadresse als den Landtagsbeschluß in der Wehrpflichtfrage desavouirt.

In welchem Grade die Widerstandsidee von der Nation empfunden wird, zeigt das Beispiel der Beamten und die Weigerung der Bevölkerung an so vielen Orten, den Wehrpflichtverordnungen Folge zu leisten. Der allergrößte Theil der Beamten huldigt dem Prinzip des Gehorsams gegen das alte Gesetz, ohne einen Gedanken an die etwaigen Folgen. Alle Bürgermeister im ganzen Lande haben sich geweigert, Verzeichnisse für die Gestellung zu liefern, und diejenigen Beamten des Aboer Hofgerichts, die noch nicht ihren Abschied erhalten haben, sind freiwillig um ihre Entlassung eingekommen, mit der Versicherung, daß sie den Standpunkt ihrer Kollegen theilen — sogar die Diener haben nicht schlechter sein wollen.

Unter dem Volke ist das Schisma natürlich größer. Unsere Bauern denken langsam, es fällt ihnen schwer, selb-

Digitized by Google

ständig Stellung zu nehmen, aber um so leichter folgen sie der Ueberredung. Wenn dem Finländer jedoch etwas klar einleuchtet, so hält er eigensinnig daran fest. Die vielen, die jetzt von der Berechtigung und Nothwendigkeit des passiven Widerstandes überzeugt worden sind, werden ihn ganz gewiß nicht aufgeben, aber andererseits ist es wohl zu befürchten, daß die wütende und um die Mittel unbekümmerte Agitation der Altfennomanen viele Schwankende in ihr Lager führen wird.

Auch unter der Jugend ist die Stimmung getheilt. Man sollte glauben, daß Verhältnisse wie die jetzigen alles wachrufen müßten, was die Jugend an Idealismus und an patriotischer Begeisterung in sich trägt, und man hat auch in der That glänzende Beispiele von solchen Eigenschaften gesehen. Aber andererseits scheint ein so langsames und bedächtiges Volk wie das unsrige schon in der Wiege mit altkluger Weltweisheit beschenkt zu werden, und daher ist es nicht zu verwundern, wenn es vorkommt, daß Studenten eine praktische Diplomatie predigen, die einem hart geprüften, vom Leben enttäuschten Politiker ziemen würde. Sogar auf der Schulbank wird politisirt. Als ein wegen seines politischen Standpunkts berüchtigtes Mitglied der Schul-Inspektion dieser Tage eine Privatschule inspizirte, beantwortete kein einziger von den Schülern die von ihm gestellten Fragen, obgleich dem Lehrer unmittelbar darauf Antworten auf dieselben Fragen bereitwilligst gegeben wurden. Die Knaben und Mädchen — es war eine gemischte Schule — wurden allerdings gezwungen, Abbitte zu thun, aber dies geschah nur mit der Erklärung, daß sie gegen die Achtung, die sie einem „Mitglied der Schul-Inspektion" schuldig waren, verstoßen hätten.

Ganz gewiß ist es ein Glück, daß das Volk sich so ruhig verhalten hat, und es ist zu gleicher Zeit eine Enttäuschung für diejenigen, welche nur auf eine Gelegenheit warten, um mit Waffengewalt einzuschreiten. Aber es gehört wirklich die Gelassenheit eines Finländers dazu, um solche Verhältnisse ertragen zu können.

Die Aussichten für diejenigen, die sich der Russifizirung nicht fügen wollen, werden immer schlechter. Es gibt schon eine Menge verabschiedeter Beamte, denen es schwer fällt, Arbeit zu erhalten, viele gebildete junge Leute im Wehrpflichtalter sind ausgewandert, und der größte Theil der aufwachsenden Generation wird einst die Wahl haben zwischen der Laufbahn eines Beamten nach russischem Muster oder der Auswanderung. Es ist allerdings wahr, daß es eine Menge privater Laufbahnen gibt. Man muß aber bedenken, daß Finland in hohem Grade der natürlichen Hilfsmittel entbehrt, die z. B. Polen zur Verfügung standen, daß der Ackerbau in unserem Klima und bei der harten Bodenbeschaffenheit sehr wenig ergiebig ist, und daß wir in allen Zweigen industrieller Thätigkeit so sehr von den unsicheren Zollverhältnissen Rußland gegenüber abhängig sind. Es bedarf allerdings Jahrhunderte, bis eine Nation vollständig in eine andere, zumal in eine weniger zivilisirte, aufgeht; aber dies ist ein geringer Trost für diejenigen, welche die ihnen früher so hell erscheinende Zukunft Finlands plötzlich in undurchdringliche Nebel gehüllt sehen.

Fennо.

Präsident Roosevelt und der „Kassenselbstmord" der Amerikaner.

I.

Im vergangenen Jahre veröffentlichte eine Dame der „New-Yorker" Aristokratie, Frau John van Vorst, in einer Reihe von Aufsätzen die Ergebnisse ihrer Beobachtungen in einigen Fabriken, in denen sie zum Zweck ihrer Studien als Arbeiterin thätig gewesen war. Mit Bezugnahme auf die Zustände in der Fabrikstadt Perry, N. Y., schrieb sie*):

„Die Amerikanerin ist ruhelos, unbefriedigt. Die ‚Gesellschaft', und zwar gilt dies für die obersten wie für die untersten Klassen, hat sie auf eine Bahn getrieben, die nicht normal ist. Die Fabriken, die Hochschulen, die Ballsäle in den weltlichen Centren, sie alle sind voll von alten Mädchen. An die Stelle von natürlichen Pflichten sind die eingebildeten Verpflichtungen von Klubs, Versammlungen, Kommissionen, Vereinen, Verbänden getreten, ein Tausend unweiblicher Beschäftigungen."

Nach Kenntnißnahme dieser Ausführungen richtete Präsident Roosevelt an die Verfasserin jenen Aufsehen erregenden Brief, dessen Inhalt in der deutschen wie in der amerikanischen Presse so häufig unrichtig wiedergegeben worden ist. Das Schreiben lautete wörtlich:**)

Weißes Haus, Washington, den 18. Oktober 1902.

Verehrte Frau van Vorst!

Ich muß Ihnen nur kurz schreiben, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihren Aufsatz „Die Frau als Arbeiterin" schätze. Aber für mich besitzt er eine höchst melancholische Seite, wenn Sie das berühren, was von Grund aus unendlich wichtiger ist als irgend eine andere Frage in unserem Land — es ist die Frage des vollständigen oder partiellen Rassenselbstmords. Ein bequemes, gutartiges Naturell und der Wunsch nach „Unabhängigkeit" — das heißt, sein Leben rein nach seinen eigenen Wünschen auszuleben — bilden in keinem Sinne einen Ersatz für die grundlegenden Tugenden, für die Bethätigung der tüchtigen Rasseeigenschaften, ohne die es keine richtige Rasse geben kann — die Eigenschaften des Muthes und der Entschlossenheit bei Männern wie bei Frauen, der Verachtung für das was kleinlich, niedrig und selbstsüchtig ist, des eifrigen Wunsches je nach den Umständen zu arbeiten oder zu kämpfen oder zu leiden, vorausgesetzt, daß das zu erringende Ziel groß genug ist, und der verächtlichen Hintansetzung von bloßer Bequemlichkeit, bloßem schalen Vergnügen, bloßer Vermeidung von Mühen und Sorgen.

Ich weiß nicht, ob ich den thörichten und selbstsüchtigen Menschen, Mann oder Frau, tief bedauern oder tief verachten soll, der nicht begreift, daß die einzigen Dinge im Leben, die es sich wirklich zu besitzen lohnt, diejenigen sind, deren Erlangung im allgemeinen Kosten und Mühen bedeutet.

Wenn ein Mann oder eine Frau ganz ohne ihr Verschulden durch das Leben gehen muß, während ihnen die höchsten aller Freuden versagt bleiben, die ihnen einzig und allein das Familienleben, das Bekommen und die Aufziehung vieler gesunder Kinder verschaffen kann, so empfinde ich für sie tiefe und achtungsvolle Sympathie — die Sympathie, die man dem tapfern Jüngling entgegenbringt, der beim Beginn des Feldzugs fällt, oder dem Mann, der schwer arbeitet und durch die Schuld Anderer zu Grunde gerichtet wird.

Aber der Mann oder die Frau, die mit Ueberlegung die Ehe meiden, deren Herz so kalt ist, daß sie keine Leidenschaft kennen, und deren Hirn so seicht und selbstisch, daß sie keine Kinder haben wollen, ist thatsächlich ein Verbrecher an der Rasse und sollte den Gegenstand der Verachtung und des Abscheus für alle gesunden Menschen bilden.

Natürlich macht nicht eine einzige gute Eigenschaft einen guten Bürger aus, und eine Eigenschaft allein wird ein Volk nicht retten können. Aber es gibt gewisse große Eigenschaften, die durch keine Anhäufung von Intelligenz und sprühendem Geiste oder von äußerem Reichthum oder Annehmlichkeit des Lebens ersetzt werden können. Ihr Fehlen ist ein Zeichen für den Verfall und die Verderbtheit einer Nation, und zwar ebenso sehr, wenn es durch Selbstsucht und Kälte, Bequemlichkeit und Faulheit unter vergnügtsüchtig armen Leuten, wie wenn es durch lasterhaften oder frivolen Luxus unter den Reichen verursacht wird.

Wenn die Männer einer Nation nicht bestrebt sind, auf viel verschiedene Arten mit ihrer ganzen Macht und Kraft zu arbeiten und bereit und fähig sind, im Bedarfsfalle zu kämpfen, und bestrebt sind, Familienväter zu werden, und wenn die Frauen nicht begreifen, daß es das Höchste für eine Frau ist, eine gute Gattin und Mutter zu sein, dann wahrlich hat diese Nation Ursache, um ihre Zukunft besorgt zu sein.

Bei uns Amerikanern handelt es sich nicht um einen körperlichen Defekt. Die Wurzel des Mißstandes, den Sie darlegen, ist im Charakter zu suchen, und deshalb können wir seiner Herr werden, wenn wir nur wollen.

Ihr ergebener

Theodore Roosevelt.

*) Nach dem Chicago „American" vom 11. Februar 1903.

**) Nach dem Sterling, Ill. „Standard" vom 12. Februar 1903.

Digitized by Google

Dieser Brief des Präsidenten drang erst in der zweiten Februarwoche 1903 an die Oeffentlichkeit. Er erschien als Vorwort zu den nunmehr in Buchform vorliegenden Aufsätzen von Frau van Vorst.*) Gegenüber vielfachen Ausführungen in der Presse verdient hervorgehoben zu werden, daß weder Frau van Vorst in der angezogenen Stelle noch Präsident Roosevelt in seinem Briefe die Abneigung gegen die Ehe oder gegen den Besitz von Kindern, als irgend einer Bevölkerungsgruppe, etwa den Gebildeten oder den Wohlhabenden eigenthümlich, bezeichnet.

Wenige Tage vor der Veröffentlichung des Briefes des Präsidenten, am 31. Januar, erschien in dem „Medical Record" in New-York ein kurzer Artikel des Herausgebers der Zeitschrift, Dr. George F. Shrady, in welchem er, der Anregung eines in einem englischen Organ**) veröffentlichten Aufsatzes folgend, der Meinung Ausdruck gab, die Fruchtbarkeit der eingeborenen Amerikaner habe seit der Landung der Puritaner in Neuengland ganz erheblich abgenommen.

„Die vergleichsweise Sterilität der Amerikanerin," so schloß er, „ist eine ernste Angelegenheit, die sich der Kenntnißnahme denkender Menschen aufgezwungen hat. Hierzulande ist die Frau, deren Vorfahren schon hier geboren wurden, im allgemeinen dem Gebären von Kindern abgeneigt. Sie ist in der Regel zart gebaut, von nervösem Temperament und weit intellektueller als die Frauen anderer Nationen. Aber mit dem Wachsthum ihrer geistigen Fähigkeiten ist sie körperlich herabgekommen, und die Mutterschaft ist für sie eine Plage, die sie fürchtet, und die sie, wenn möglich, vermeidet. So kommt es wahrscheinlich, daß der Geburtenkoefficient der eingeborenen Amerikaner ständig abnimmt."

Amerikanischen Berichten zufolge hätte Dr. Shrady im Anschluß daran die folgende Aeußerung gethan, die namentlich in ihrem Hinweis auf die Scheu der Amerikaner, derartige „private" Angelegenheiten zu erörtern, Beachtung verdient:

„Die fashionable Frau von heutzutage will keine Kinder haben. Wenn sie sie aber geboren hat, so zieht sie sie nicht ordentlich auf, sie werden kränklich und sterben. Daß diese Abneigung gegen Kinder sich gegenwärtig schnell in allen Gesellschaftsklassen ausbreitet, wird von der Aerzteschaft allgemein anerkannt. Sie findet sich unter den Wohlhabenden überall, auf dem Lande, wie in den Städten. Wir folgen rasch auf der Bahn Frankreichs, wo der Gegenstand die Aufmerksamkeit von Staatsmännern und Gesetzgebern seit Jahren beschäftigt, und von der Regierung Prämien auf große Familien gesetzt werden. Aber hierzulande wird unsere angelsächsische Prüderie jedwedem allgemeinen Erziehungsfeldzug auf diesem Gebiete im Wege stehen. Aerzte können hier wohl einiges durch Aufklärung ihrer eigenen Patienten thun, aber ihre Bemühungen werden für das große Ganze nicht viel bedeuten. Die Anforderungen der Gesellschaft und das Wohnen in einzelnen Stockwerken (anstatt in Einfamilienhäusern), wo der Säugling unwillkommener ist als ein Hund, sind für diesen Zustand mitverantwortlich, und ich habe keine Hoffnung für die Zukunft."

Diese Aeußerungen Dr. Shrady's fanden in den Zeitungen vom 4. Februar allgemeine Verbreitung und wurden in den folgenden Tagen in der Presse lebhaft erörtert. Hierbei gerieth die Thatsache, daß auch Dr. Shrady zunächst von der eingeborenen Amerikanerin im allgemeinen gesprochen hatte, bald in Vergessenheit, und binnen kurzem wurden seine Ausführungen als ausschließlich gegen die fashionable Frau gerichtet aufgefaßt.

Am 9. Februar erschien dann der Jahresbericht des bekannten Präsidenten der Harvard-Universität Charles W. Eliot, in dem er im Anschluß an eine Erörterung der Dauer der Schul- und Universitätsjahre darauf hinwies, daß unter den bestehenden Verhältnissen den amerikanischen Studenten zu spät Gelegenheit gegeben werde, sich die zu einer Ehe erforderliche Lebensstellung zu erringen. Der junge Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur oder Baumeister sei heute glücklich zu schätzen, wenn er mit 28 oder 29 Jahren heirathen könne, während er mit 25 oder 26 Jahren hätte heirathen sollen. Eliot suchte bei dieser Gelegenheit statistisch nachzuweisen, daß von den sämmtlichen Studenten, die in den 6 Jahren 1872—77 die Harvard-Universität absolvirt hätten, 28 Prozent ledig geblieben seien, und daß die übrigen durchschnittlich nur zwei überlebende Kinder hätten, daß demnach zwar die verheiratheten Studenten sich genau aus sich selbst heraus ergänzen könnten, die Gesammtheit aber in Folge der großen Anzahl Unverheiratheter dem Aussterben verfallen sei. Er zog daraus die allgemeine Schlußfolgerung, „daß der gebildetste Theil des amerikanischen Volkes nicht nur die Bevölkerung nicht vermehrt, sondern umgekehrt sich nicht selbst zu ergänzen vermag". Diese Ausführungen Eliot's wurden in Verbindung mit denen Dr. Shrady's am 10. Februar eingehend in den Morgenzeitungen erörtert. Am gleichen Tage verkündete der Telegraph den Brief Roosevelt's an Frau van Vorst in alle Städte der Union.

Bei dem ungeheuren Einfluß, den die Presse auf die Bildung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten ausübt, und bei der großen Macht, die ihrerseits die öffentliche Meinung in der Union auf das private Leben des einzelnen wie auf die Gesetzgebung und die Verwaltung hat, ist es nicht ohne Interesse, die Aufnahme des Roosevelt'schen Briefes, sowie die der Ausführungen Dr. Shrady's und Eliots in der amerikanischen Tagespresse einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Was zunächst die Art der Behandlung in der Presse angeht, so mag betont werden, daß nur ganz ausnahmsweise der Versuch hervortritt, die vorgebrachten Behauptungen und Vermuthungen statistisch zu belegen. Nur in einer Minderheit von den etwa hundert Zeitungsartikeln, die mir aus den verschiedensten Gegenden der Vereinigten Staaten für die Zeit vom 4. Februar bis zum 2. März vorliegen, finden sich überhaupt irgend welche zahlenmäßige Angaben. Davon wären noch alle die auszuschalten, die entweder nur ganz allgemeine Daten enthalten oder als Beispiele nur eine oder mehrere Familien anführen; die übrigen beziehen sich zwar auf mehr oder weniger umfassende statistische Aufnahmen; die Ergebnisse derselben können aber entweder an sich oder in der Art, in der sie benutzt werden, für die einschlägige Frage nichts bedeuten. Die wenigen vorhandenen, wirklich brauchbaren Untersuchungen der Frage in der amerikanischen wissenschaftlichen Litteratur sind in keinem der Artikel herangezogen. Diese Thatsache dürfte die Wirkung der betreffenden Ausführungen kaum beeinträchtigt haben. Nur verdient sie Beachtung, weil sie das allen diesen Artikeln mit ihren zahlreichen eingeflochtenen Interviews mehr oder weniger gemeinsame Charakteristikum zur Geltung bringt: sie geben nicht mehr und nicht weniger wieder als die Ansichten des Arztes, des männlichen wie des weiblichen, des Landarztes und des Stadtarztes, die jeder aus den Erfahrungen in ihrer Praxis schöpfen, des Richters, der seine Meinung über die numerische Bedeutung und die Schatten- und Lichtseiten fruchtbarer Ehen aus seinen Beobachtungen im Gerichtssaale aufbaut, des Geistlichen, der das Wünschenswerthe und Verdammungswürdige aus den Lehren seiner Religion ableitet, der begeisterten Frauenrechtlerin, die in der völligen Emanzipation der Frau, und des nicht minder fanatischen Philisters, der in der Rückkehr zur guten alten Zeit die Vorbedingung alles Heils erblickt, der Schriftsteller aller Schattirungen, der berufsmäßigen wie der Einsender, jederlei Geschlechts, jederlei Alters, jederlei Temperaments.

Daß gegenwärtig in gewissen Kreisen des amerikanischen Volkes seltener zur Ehe geschritten wird als in anderen, wurde nun von den verschiedensten Seiten behauptet. Insbesondere wurde dies für die ehemaligen Besucher von Universitäten ausnahmslos zugegeben. Auch die Behauptung Eliot's, daß dies an der langen Dauer der Ausbildung der Studenten liege, fand Zustimmung. Ausschließlich wirthschaftliche Gründe seien es, die den ehemaligen Studenten abhielten, zu heirathen. Einmal sei das Verantwortlichkeits-

*) Mrs. John Van Vorst and Miss Marie Van Vorst, The Woman who Tails. New York, Doubleday, Page & Co. 1903.

**) „The Nineteenth Century and After", December 1902.

Digitized by Google

gefühl in ihm besonders stark. Er opfere sich für das allgemeine Wohl auf und setze seine eigenen Wünsche hintan, da er sich bewußt sei, daß unüberlegte Eheschließungen die Quelle der meisten Armuth, Sünden und Leiden seien. Dann aber erhöhe gerade die Universitätsbildung die Ansprüche an das Leben, man wolle nicht heirathen, bevor man nicht ein Einkommen habe, das ausreiche, um ein ordentliches Heim zu gründen. Die Konkurrenz der weiblichen Arbeit aber, die die Gehälter herabdrücke, und die Ueberfüllung der liberalen Berufe durch die Männer selbst hätten zur Folge, daß der Zeitpunkt, an dem ein solches Einkommen erreicht werde, häufig ein so später sei, daß der Betreffende dann nicht mehr an eine Heirath denke. Als Heilmittel wurde neben der Verkürzung des Hochschulstudiums die des Elementarschulbesuches in Vorschlag gebracht. Von anderer Seite aber wurde die Stichhaltigkeit dieser Erklärung angezweifelt. Nicht das mangelnde Einkommen sei schuld an dem Cölibate so vieler ehemaliger Studenten. Jeder durchschnittlich begabte Mann, der seine Studien an der Harvard-Universität absolvirt habe, sei zeitig genug fähig, eine Frau zu ernähren. Wenn er nicht heirathe, liege das an seinem mangelnden guten Willen. Er wolle die Bequemlichkeit und die Freiheit, die das Junggesellenleben mit sich führe, nicht aufgeben. Den heutigen gebildeten Männern sei das Gefühl, das ihre Vorfahren zur Zeit der Kolonisation Amerikas besessen hätten, abhanden gekommen, daß der gesunde Mann, der nicht heirathe, nicht seine ganze Pflicht gegenüber dem Staate erfülle. Dieses Pflichtgefühl müsse wieder erweckt werden. Eine dritte Gruppe schließlich behauptet zwar, daß das Studium die Schuld an der häufigen Ehelosigkeit der Männer, die die Universität durchgemacht hätten, trage, ein Heilmittel dafür aber gebe es nicht, für gewisse Naturen sei eben das Eheleben mit hoher geistiger Bildung unvereinbar. Stärker aber noch als die der ehemaligen Studenten wurde die geringe Heirathshäufigkeit der früheren Hochschulbesucherinnen betont. Unter diesen, so wurde behauptet, sei die Ehelosigkeit nämlich noch erheblich größer als unter ihren männlichen Kollegen. Daran, meinten die einen, seien aber nicht die Eigenschaften des Mädchens selbst schuld. Die ehemaligen Studentinnen seien vielmehr ihren Mitschwestern weit überlegen. Nicht nur in geistiger Beziehung, sondern auch in Bezug auf Gemüth und körperliche Schönheit stellten sie eine Elite dar. Ihre Erziehung und ihr Wissen machten sie für wahrhafte Männer nur noch anziehender und für die Ehe ganz besonders geeignet. Nur eitle, unbedeutende Männer schreckten vor der Ehe mit einem solchen Mädchen zurück. Daß die Studentin vergleichsweise selten heirathe, liege daran, daß sie von ihrem siebzehnten bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr, in denen sie die Hochschule besuche, nur wenig mit Männern zusammenkomme, daß sich in dieser Zeit ihr Geschmack und ihr Urtheil derart bilde, daß sie nach Verlassen der Hochschule nicht mehr in dem Maße wie ihre Schwestern Gefahr laufe, den ersten besten Narren zu heirathen, sondern sich nur mehr einem ihr überlegenen Manne vermählen wolle, endlich, daß die Hochschule sie befähigt habe, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, und daß daher die Versuchung für sie nicht so groß sei zu heirathen, um eine Versorgung zu finden. Wenn sie ledig bleibe, so thue sie es aus freien Stücken. Die Schuld daran trage die Qualität der Männer. Von anderer Seite wieder wurde behauptet, nicht die Länge der Studienjahre des Mädchens, nicht ihr hochgeschraubtes Ideal trage die Schuld an ihrer Ehelosigkeit, sondern die mangelnde Lust seitens der Männer, sie zu heirathen. Im ganzen wurde aber von allen denen, die ausschließlich die geringe Heirathshäufigkeit der Studenten und Studentinnen betonten, und sich zu dem Punkte äußerten, inwieweit darin eine Gefahr für die Zukunft der Nation bestehe, behauptet, daß diese Erscheinung für die Allgemeinheit nur von ganz geringer Bedeutung sei. Weniger leicht nahmen einzelne derjenigen die Frage, welche der Meinung Ausdruck gaben, daß nicht nur die höchstgebildeten, sondern im allgemeinen die wohlhabenden Klassen eine geringe Ehehäufigkeit aufweisen. Auch von solchen, die diese Ansicht vertraten, wurde behauptet und bestritten, daß die Frau die Schuld daran trage. Auf der einen Seite hieß es, die luxuriösen Gewohnheiten des jungen Mädchens, ihr Wunsch, elegant gekleidet zu gehen, ihre Vergnügungssucht, ihr Verlangen, schon bei dem Beginn der Ehe mit all dem Komfort und all den Bequemlichkeiten umgeben zu sein, an denen sie in ihrem elterlichen Hause theilgenommen habe, müßten den Mann von der Eheschließung abschrecken. Andere warnten vor einer Ueberschätzung dieses Umstandes; dieses selbe Mädchen werde, wenn ihr Herz spräche, alle materiellen Erwägungen in den Hintergrund stellen. Eine bekannte Schriftstellerin scheint den Standpunkt zu vertreten, die Schuld liege weder an den Männern, noch an den Frauen, sondern an den Eltern des Mädchens, die vielfach aus Thorheit und Selbstsucht ihre Pflicht vernachlässigten, ihren Töchtern Gelegenheit zu bieten, mit Männern zu verkehren.

Von erheblicherer Tragweite für das Wohl des Volkes erschien naturgemäß der Gegenstand den Wenigen, welche die Ueberzeugung hegen, daß die Ehelosigkeit sich gegenwärtig mehr oder weniger häufig in allen Gesellschaftsklassen finde. Vereinzelt wurden auch für die Allgemeinheit der Männer und Frauen, neben der Sucht ihre Unabhängigkeit zu bewahren, ihre zu hohen Ansprüche an die materielle Seite des Lebens als Erklärung herangezogen und eine Rückkehr zu einfacheren Sitten empfohlen. Häufiger aber wird betont, das thatsächliche wirthschaftliche Unvermögen des Mannes, die Unsicherheit, eine dauernde Stellung zu finden, hielten ihn von der Ehe ab. Schließlich findet sich aber auch die Ansicht vertreten,*) nicht die Furcht der Männer, sie könnten mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln ihren Frauen nicht die gewünschte Häuslichkeit bieten, nicht die Oberflächlichkeit der jungen Mädchen sei ausschlaggebend. Der wahre Grund liege vielmehr in einem fundamentalen Mißgriff der menschlichen Gesellschaft, in dem wahnsinnigen Bestreben der letzten zwanzig Jahre, Männer und Frauen in die gleiche Form zu pressen.

„Wir haben die Mädchen aus ihrer Zurückgezogenheit herausgezerrt und haben sie die Dinge gelehrt, die zur Erziehung des Mannes gehören. Unter dem fadenscheinigen Vorwand, die „Gleichheit" der Geschlechter herzustellen, haben wie Rechtsanwälte, Aerzte, Buchhalter und Telegraphisten, ja sogar Techniker aus ihnen gemacht. Der Schlachtruf war, „den Mädchen die gleiche Chance wie den Knaben zu geben", weil die Mädchen Gehirn und Lunge, Hände und Augen wie die Knaben hätten, und daher berechtigt wären, sich auf jedem Gebiete zu bethätigen, auf dem der Mann wirke. . . . Diese „Gleichheit" hat die Tauglichkeit des Weibes zur Gattin vermindert, indem sie einmal den Wunsch und den Eifer des Mannes es zur Frau zu gewinnen verringert hat, und weil ferner die Frau selbst nicht mehr begreift und glaubt, um mit den Worten des Präsidenten zu reden, daß es das Höchste auf Erden ist, eine gute Gattin und Mutter zu sein.

„Aber was sollen wir denn anfangen, wenn wir keinen Mann finden und doch keine Möglichkeit haben, unser Leben zu fristen?" fragt uns klagend das beruflich thätige Mädchen. Wir wissen keine Antwort darauf. Die Schuld liegt nicht an dem Mädchen, das die Arbeit eines Mannes verrichtet. Es liegt vielmehr ein grundlegender Fehler in der Organisation der Gesellschaft vor, der nur durch eine radikale Neubildung unserer Gedanken und Handlungen wieder gut gemacht werden kann."

Der eben zitirte Artikel scheint mir aus verschiedenen Gründen besondere Beachtung zu verdienen. Einmal ist er der einzige unter den mir vorliegenden, in dem die Ehelosigkeit als ein unter den Amerikanern allgemein verbreiteter Zustand bezeichnet und zugleich als eine große Gefahr für die Nation angesehen wird. Dann aber ist er auch darum interessant, weil sein Verfasser andererseits in Bezug auf die Fruchtbarkeit der Ehen gänzlich verschiedener Ansicht als Präsident Roosevelt ist. Der Verfasser tritt für die Ehe als Selbstzweck ein. Die Ehelosigkeit beklagt er als einer gesunden Gesellschaft zuwider. Kinderreiche Ehen aber seien von keinem Standpunkt aus wünschenswerth.

*) Vergl. Kansas City, Mo. „Journal" vom 26. Februar.

Digitized by Google

Mit der letzteren Ansicht steht nun der Verfasser keineswegs vereinzelt da, und dies führt uns zu der Beurtheilung der eingangs erwähnten Aeußerungen über die Unfruchtbarkeit der amerikanischen Ehen.

Nürnberg. R. Kuczynski.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Agnes Miegel.

Ich solt ein nonne werden,
ich hatt kein lust darzu,
ich eß nicht gerne gerste,
wach auch nicht gerne frw;
gott geb dem klöffer unglück vil
der mich armes mägdlein
ins kloster haben wil!

Das temperamentvolle alte Volkslied kam mir in den Sinn, als ich hörte, daß die im Anfang der zwanziger Jahre stehende, die lebensdurstige, anmuthige, stolze Agnes Miegel als Diakonissin in dumpfen Krankensälen dem Alter, dem Siechthum, dem Lebensüberdruß dient. Wie konnte das geschehen? Daß sie mit ihrer unbegrenzten Liebesfähigkeit einen einzelnen geliebten Kranken zeitlebens freudig pflegen und in solchem Opfer ein Glück finden könne, das glauben wir ihrem edlen Herzen, wie ihre Dichtung es offenbart, gern; aber eine Schar gleichgültiger Menschen, die ihr nichts sind und nichts waren? Sie ist viel zu sehr Individualistin, um als dienendes Glied in sozialer Arbeit aufgehen zu können. In der Fülle ihrer weiblichen Gemüthskraft, ihres starken Menschenthums neigt sie weder zu Marias anbetender Demuth noch zu Marthas schlichter Selbstlosigkeit. Wenn also Agnes Miegel in ihrem schweren, entsagungsvollen, ja lebenverneinenden Berufe wirklich Genüge zu finden meint, so kann sie ihn, will's uns scheinen, — und auch ihre Dichtung spricht durchaus dafür — nur als eine Zuflucht gewählt haben, wie solche ein schwer getäuschtes Menschenherz sucht; so hat sie als Protestantin gefunden, was ihr als Katholikin das Nonnenkloster gegeben hätte. Aber schwer ist es allerdings, Agnes Miegel sich in ihrer Ordenstracht als „Nönnchen schwarz und weiß" vorzustellen. Im Purpur könnten wir uns dies Königskind, dies Vollblutweib weit eher denken.

Aus ihren Versen spricht die Freude an Prunk und an Pracht, die Freude am Leben und an der That. Ein tiefer, dunkler Glanz, ein blitzendes Leuchten, ein schweres, süßes Düften liegt über ihrer Dichtung. Ein echtes, reifes Weib, reif als Mensch und reif als Künstlerin, so sehen wir sie vor uns, ein Weib voll Adel und Hoheit, und zugleich von starkem Fühlen und Begehren. Sie ist ein gluthvolles, sinnenfrohes Mädchen und eines, das frei und unbefangen kündet, was ihre Seele erfüllt und was sie ersehnt. Sie hat nichts zu schaffen mit der raffinirten Hysterie einer Marie Madeleine. Ihre Sinnlichkeit, an die nichts Niedriges hinanreicht, ist vielmehr von köstlicher Gesundheit. Laut preist sie die Mannesminne als das Natürlichste, Höchste, Einzige im Leben des Weibes, aber diese Liebe ist nicht Schwäche, sondern Kraft, kein willenloses Sich-Hingeben, sondern ein königliches Gewähren dem, der ihr ebenbürtig ist:

Den kein andrer noch berührt,
Nimm den Mund, den rothen, reifen —
Denn es ist dein Gotterecht,
In mein Leben einzugreifen.

Der, dem sie ihr Alles, auch ihren Stolz darbringt, muß ein großer Mensch sein, wie der, von dem ihre „Legende" sagt:

Was ich dir geben konnte, ist gegeben,
Auf Knien dankend, daß du es genommen,
Küßt' ich die Hände dir, mein süßes Leben,
Denn meines Abschieds Stunde ist gekommen.

Die arme Seele, Lieb, der du gewesen
Ein heiliges Bild voll Wunden und voll Gnaden,
Wird die Legende deiner Liebe lesen
Auf ihres Lebens dunklen Pilgerpfaden.

In reiner Nacktheit steht dieser Dichterin Seele und Kunst vor uns da, und ein schlechter Mann, der ihrer heilig ernsten Sehnsucht nach einem Kinde lachen und spotten könnte. Es ist der höchste Instinkt des groß und zum Schaffen angelegten Menschen, sich in einem Wesen seines Blutes fortzusetzen; ein Trieb, der mit allem Hohen und Ewigen in uns eng verwandt ist. Drei Dinge sehnte sich der unselige Heinrich v. Kleist vor seinem Tode zu schaffen: ein Kind, ein schön' Gedicht und eine große That. So schreit es in Agnes Miegel nach Erlösung:

Ich bin ein Händchen, weich und rund,
Das oft schon deine Träume küßten,
Ich bin ein rof'ger Kindermund,
Der dürstend sucht noch deinen Brüsten.
. . . . . .
Sieh nicht, wie hell die Sonne scheint,
Sieh nicht, wie sich die Blüthen heben,
Hör', wie in deinem Schoße weint
Bittend das ungeborne Leben.

Das tiefe Leid des Mädchens, dem seine Bestimmung, sein höchstes Ziel — die Mutterschaft versagt ist, kommt hier zu ergreifendem Ausdruck. „Ach, daß ich dir kein Kind geboren habe!" klagt die Dichterin immer wieder ihrem Geliebten.

Annette von Droste-Hülshoff ist groß in ihrer Dichtung, aber diese Dichtung ist nicht frauenhaft; sie ist herb und spröde, und nicht der Mensch, sondern die unbeseelte Natur empfängt alle ihre Liebe. Hier kündet sich eine wahrhaft weibliche Dichterin in echten Tönen; hier athmet die heiße Leidenschaft des weiblichen Menschen für den Menschen des anderen Geschlechts. Man mag auch an Anna Ritter denken, die für ihr freilich einziges Motiv, das entbehrende Leid der zu früh zur Wittwe gewordenen, in reifer Blüthe prangenden Frau, zuweilen wirklich schöne Töne gefunden hat, aber an Ursprünglichkeit steht Agnes Miegel entschieden höher. Auch sie bedeutet keine lyrische Offenbarung, etwas ungeahnt Neues. Die „rothe Rose Leidenschaft", die so voll bei ihr duftet, ist in Theodor Storm's Garten erblüht. Keinem steht Agnes Miegel näher als ihm. Eines ihrer gelungensten Gedichte ist:

Kypris.

Die Tauben gurren auf der Schloßterrasse,
Verschlafen streicht der heiße Mittagswind,
Die Luft ist schwer von Sonnenschein — nun losse
Mir deinen Mund, schwarzhaarig Südlandskind.

Die Tauben gurren und die Tauben fliegen,
Die Rosen blühn — dies ist der Kypris Hain,
Ich seh' das Leuchten deine Stirn umschmiegen —
Du bist die Göttin selber — und bist mein.

Das könnte von der ersten bis zur letzten Zeile auch Storm gedichtet haben. Mit Storm theilt Agnes Miegel das volle Auskosten satter Stimmungen, und zwar verschleierter Stimmungen, gedämpften Glücks, über dem halbe Schatten liegen. Sie ist eine purpurdunkle Rose, in deren Schoße die Thräne eines schweren Thautropfens blinkt. Kein seliges Lachen ertönt bei ihr, nicht strahlend helle Wonne blendet den Blick. Ein Hauch von Schwermuth umscheiert auch den süßesten Genuß; Sinnen und Lieben ist dieser Dichterin heiliger Ernst, fast Gottesdienst. Und selbst wenn sie ihrem großen Sehnen nach berauschendem Glück, nach heißer Liebe und großem Erleben Ausdruck leiht, immer scheucht eine

Digitized by Google

strenge Weihe den Profanen zurück: Sie dichtet für sich und ihres Gleichen.

Agnes Miegel ist ein starkes Talent, aber kein lyrisches Genie. So sehr sie innerlich eine eigene ist, in der äußeren Formgebung bedeutet sie keinen Fortschritt. Storm vor allen ist, wie gesagt, ihr Lehrmeister gewesen, und von jüngeren Dichtern hat sie, nach der Art ihrer poetischen Anschauungen und Ausdrucksmittel zu schließen, vermuthlich von Carl Busse und Ludwig Jacobowski Anregung erfahren. Aber sie ist niemals bloße Nachahmerin, sondern ihren Stempel trägt doch ein jedes ihrer Gedichte. Sie gehört nicht zu denen, von denen Richard Wagner's Meistersinger Hans Sachs sagt: „Der Leuz, der sang für sie." Nicht in ungehemmter Fülle sprudelt der Born des Liedes bei ihr, wie es jauchzender Jugend sonst wohl eigen ist, sondern ihr Schaffen geht in spröder Sparsamkeit vor sich. Ihre bisherige Ernte beträgt denn auch kaum neunzig Gedichte*), unter denen sich dafür aber kaum ein leeres Blatt befindet. Es ist ihr die unschätzbare Gabe der Selbstkritik, des untrügbaren Schönheitsempfindens verliehen, denen es unmöglich ist, ihr Kapital statt in Edelmetall, in zahllosen Stücken kleiner lyrischer Scheidemünze auszugeben. Die nur dem großen Genie gegebene Schlichtheit des bloßen Sich-Aussprechens freilich, wie wir sie an Goethe, Mörike, Eichendorff, Uhland und an Heine's reinstem Schaffen bewundern, die ist ihr nicht erreichbar. Ein Gedicht wie „Wanderers Nachtlied" oder „Früh, wann die Hähne kräh'n" trifft man bei ihr nicht an. Sie bedarf der Fülle der Sprache und der Bildlichkeit, aber einfach und ungekünstelt bleibt sie dabei doch, weil es ihr eben so natürlich ist. Ihre Poesie neigt wie etwa die Conrad Ferdinand Meyer's mehr der Schwesterkunst der Plastik zu als der Musik. Herb und selbst ungelenk ist heut noch oft ihre Rhythmik, die nicht immer über die innerlich nothwendige, die „mitgeborene" Form verfügt. Es fehlt ihrer Sprache und ihren Versen nicht an Ecken und Flecken. Ohne über jeden Hiatus zu stolpern: bei ihr empfindet man dessen Häufigkeit doch zuweilen störend. Goethe mied den Hiatus bewußt, und Theodor Fontane ging sogar so weit, ihn selbst in seinen Prosawerken planmäßig auszutilgen. Eduard Mörike dagegen stand ihm ganz sorglos gegenüber und ist doch einer der größten Lyriker. Es wäre also kleinlich, eine Schönheitsregel der antiken Sprachen, für die sie eine ganz andere Bedeutung hatte, für die unsrige zu überschätzen; aber vielleicht thut Agnes Miegel doch gut daran, nach dieser Richtung hin künftig etwas mehr auf sich zu achten. Ihre Versmaße sind charakteristisch für ihr Wesen. Da spürt man kein leichtes Hüpfen und freies Singen, sondern schwere Rhythmen, langausklingende Verse sprechen von der Dichterin persönlicher Eigenart, die auch ein spezifisch niederdeutsches Element der Schwerflüssigkeit und Zähigkeit aufweist.

Wenn die kleinen Härten und Mängel in Agnes Miegel's reiner Lyrik gerade wegen der Geschlossenheit und Harmonie der Anschauung auffallen, so übersieht man sie in ihrer epischen Lyrik fast völlig. Vortrefflich meistert sie den altertümlichen Balladenstil, der auf der einen Seite knapp und streng, und auf der anderen, eben durch diese Knapphelt, durch dieses Auslassen von Zwischengliedern, dunkel und phantastisch wirkt. Hier wird ihr selbst ihre etwas starre Rhythmik zu einer Schwinge. Das klirrende Versmaß des unübertrefflichen „Tailleser" Ludwig Uhland's paßt ihr vorzüglich in die Hand, und besonders in der kurzen, nur aus zwei Langzeilen bestehenden und stumpf reimenden Strophe ist sie sehr glücklich. Ist sie in der lyrischen Lyrik ganz Weib, in der epischen ist sie ganz Mann. Hier schließt sie sich an Uhland an, nur daß bei ihr eine individuelle, rein lyrische Oberstimme die kühle Objektivität des schwäbischen Balladenmeisters durchbricht, und noch mehr vielleicht ist sie abhängig von den Großthaten des Heine'schen „Romanzero". Mit Heine berührt sie sich auch oft in der Stoffwahl, in dem Zurückgehen auf die alte jüdische und allgemein orientalische Geschichte, deren reichen epischen Gehalt noch ein anderer lebender Balladendichter, Börries von Münchhausen, mit Erfolg auszuschöpfen unternommen hat. Aber Agnes Miegel's Stoffkreis ist nicht beschränkt, und überall, wo die Geschichte am lautesten und machtvollsten spricht, da fällt sie mit tönendem Harfenschlag ein. Doch greift sie gleich Strachwitz und Fontane, gleich Felix Dahn und Detlev v. Liliencron vor allem in die deutsche Vorzeit zurück. Sie singt von uralten düsteren Volkssagen und Mären, vom Elfkönig und von der Griseldis, die obwohl nicht deutschen Ursprungs uns doch ganz in Fleisch und Blut übergegangen sind, aber hauptsächlich kündet sie von denen, die wirklich ihres eigenen Blutes sind, von den heidnischen Preußen, deren markig-adliger Stamm der ihre ist. Auch Heinrich von Treitschke hat in seinen Balladen von diesem Gebiet dichterisch geerntet, ehe er als Historiker die ihm gemäßeste Form fand, vom alten Ordenslande da oben zu künden. Um den stolzen Herzog Samo erhebt Agnes Miegel erschütternde Todtenklage; sie berichtet von dem gewaltigen Litthauerfürsten Kynstudt und seinem gewaltigeren Bezwinger: von Marschall Henning Schindekopf, dem Manne mit dem harten Herzen und dem harten Namen (wie Treitschke sagt) und dem schlichten und doch so monumentalen Wahlspruch: „Deck sülost".

Stammverwandtes Blut lockt sie nach dem merry old England und nach Alt-Schottland hinüber, wo uns Theodor Fontane so wunderbar heimisch gemacht hat, dem Lande der Stuarts und der Douglas. Anna Bullen und Madeleine Bothwell zeugen von ihrem finsteren Geschick, und der letzteren Mutter zumal, die schöne, die schlimme, die verführerische Mary Stuart ersteht leibhaft vor uns in ihrer dunklen Pracht, mit ihrem heißen Herzen und ihrem furchtbaren Büßertod. Wie singt doch Fontane:

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Blick auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuartleben!

So hat auch Agnes Miegel jene Maria erfaßt: mit ihrem hellen, süßen Lachen ihrem verbuhlten Leichtsinn, ihren stolzen Lippen, brennend wie Blut so roth, mit der von Küssen bebenden schmalen Hand und mit der königlichen Ergebung in das blutige Schicksal:

Ich weiß, daß der Herr meine Sünden vergibt,
Denn ich liebte, wie nur eine Stuart liebt.

Auch in der Antike findet die Dichterin solche Frauen; wie Max Klinger der Psyche, so läßt sie der Aphrodite Christus freundlich sich neigen und zum Segnen ihrer Schönheit zitternd die bleiche Hand mit blutigem Mal erheben, und in den „Kindern der Kleopatra", einem Gedicht von glühendem Stimmungszauber, gibt Agnes Miegel ihr Meisterstück.

Ueber die Bretagne, deren üppige Königsstadt Ys sie vor unseren Augen von weißschäumenden Wogen begraben werden läßt, gelangt die Dichterin auf französischen Boden, wo sie die blonde Margarete von Valois grüßt. Und weiter zieht sie's in den romantischen Süden, nach Italien, wo ihre geliebten Staufer ihr Glück und Ende fanden. König Manfred, der dlauängige Freund des Lebens, sinkt aus sieben klaffenden Wunden blutend in den Staub, und im schönen Napoli muß der blondlockige Königsknabe Konradin auf dem Schaffot sein Leben lassen:

Da sind noch heute die Fliesen feucht
Von der deutschen Sehnsucht Weinen,
Nie trocknet der Südlandssonne Geleucht
Die Thränen von jenen Steinen.

Aber nicht nur in blauen Fernen weilt der Dichterin phantastischer Blick; gerade im Lichte des schlichten Alltagslebens von heut bewährt sie die gemüthstiefe Echtheit ihres

*) J. G. Cottasche Buchhandlung. Stuttgart, 1901.

Digitized by Google

Könnens. Zwischen dem „Ruch von Theer und von Getreidesäcken", der sich mit dem Aroma des Seewindes mischt, weiß sie ergreifende Menschenschicksale zu entrollen. In dem patrizischen Milieu der alten Hansastädte ist sie völlig zu Hause. Hier, in Danzig, in Hamburg, da leben die alten Zeiten und Sitten noch heut, da ist die Stammeseigenart noch bewahrt; da fließt Blut von ihrem Blut, schweres, zähes, aber heißes und starkes, und wenn in der Regel auch ernst und gehalten: zu Zeiten glüht es empor, und dann erwächst auch hier im frostigen Nebel tiefste menschliche Tragik.

Ich schlage Agnes Miegel's Gedichte zu. Vielleicht gehe ich zu rasch daran, von ihnen zu künden, noch ehe ich mich zu der wohltemperirten Objektivität des Kritikers abgeklärt habe. Vielleicht habe ich die Akkorde zu voll gegriffen. Aber diese Dichtungen haben mich wirklich warm gemacht, und so soll denn auch, vom Herzen zum Herzen, ihr warmes, ungebrochenes Lob hinausgehen.

Leipzig. Harry Mayne.

Eine Kleist-Biographie.

Die Biographie einer Persönlichkeit, die sachliche Wirkungen ausstrahlte, trägt etwas wie einen Widerspruch in sich selbst. Der Biograph weiß nicht recht, wohin er den Hauptton verlegen soll: auf den Gegenstand oder auf die Persönlichkeit? Was ist wichtiger: die diplomatische Werkthätigkeit des Ministers Bismarck oder die erschütternden geistigen Schlachten, die sich in seinem Gehirn und seiner Seele abspielten, wobei es sehr gleichgültig erscheinen mag, ob sich dieses Innenleben auch in die Außenwelt projizirte — was ist wichtiger? Der Historiker hat sich natürlich nur mit dem Minister zu beschäftigen und zieht den Menschen Bismarck erst dann zur Erklärung heran, wenn sich weiter kein urkundlicher Quellennachweis erbringen läßt. Aber auch der Biograph? Man könnte wohl fragen, ob ihn der Minister überhaupt etwas angeht, ob er es nicht vielmehr als sein stolzes Vorrecht gegenüber dem Historiker empfinden darf, daß er den Gewaltigen ganz intim-persönlich kennt und nicht nur in seinen Wirkungen. Freilich beantwortet sich diese theoretische Frage in der Welt der Wirklichkeit von selbst: kein Mensch würde eine Bismarck-Biographie schreiben, wenn Bismarck nicht das Deutsche Reich begründet hätte. Wir wollen auch in der Biographie die sachliche Leistung nicht vermissen, obgleich wir freilich vom Biographen noch etwas mehr verlangen als vom Historiker: nämlich Innenleben, Psychologie. Den gemeinsamen Ausgangspunkt für das Sachliche und Persönliche mit Sicherheit zu treffen, ist das Problem des Biographen und oft genug sein Kreuz und seine Qual.

Die Kleist-Biographie von Franz Servaes, die kürzlich im Verlag von E. A. Seemann erschienen ist, sah sich schon aus einem äußerlichen Grund gewaltsam darauf hingedrängt, im eigentlichsten Sinn Biographie zu bleiben und nicht allzuweit in das Gebiet des Litterarhistorikers hinüber zu schweifen. Das Buch gehört zu dem von Rudolf Lothar herausgegebenen Sammelwerk „Dichter und Darsteller"; es darf darum einen knappen Raum nicht überschreiten und soll weiteren Kreisen das Bild des seltsam großen Dichters und Menschen übermitteln. Eine solche Nöthigung, populär und ohne Schulausdruck zu schreiben, führt oft genug zu Verflachung, aber manchmal auch zu Vertiefung des Stoffes: der neue Gesichtswinkel ergibt neue Probleme und läßt alte in ungeahnter und reizvoller Beleuchtung erscheinen. Etwas von diesem Reiz, wenigstens eine starke Anregung zu frischer und voraussetzungsloser Betrachtung, gibt uns die Biographie von Servaes.

Als der junge Kleist seinen Abschied aus der Armee nahm und nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurückkehrte, um die Universität zu besuchen, da handelte er wohl unter einem übermächtigen Zwang, in dem sich der künftige Dichter sehr dringlich ankündigte. Aber davon wußte er nichts. Er hatte schlechterdings keinen litterarischen Ehrgeiz und keine Ahnung, wohin seine innerste Natur ihn trieb. Nach Frankfurt aber brachte er ein sehr großartiges und fest formulirtes Programm mit: Wahrheit, Bildung, Vervollkommnung! Er zweifelte damals noch nicht daran, daß der Mensch durch eifriges Studium von Mathematik und Philosophie erfahren könnte, was die Wahrheit wäre, und die skeptische Frage des Pilatus hat er im Grunde Zeit seines Lebens verabscheut. Damals war diese Skepsis überhaupt noch nicht an ihn herangetreten, und so warf er sich mit jener unbedingten und vorbehaltlosen Heftigkeit, die seine Grundeigenthümlichkeit geblieben ist, der Wissenschaft in die Arme. Aber nicht der Wissenschaft um ihrer selbst willen, sondern weil er von ihr seine eigene und die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes erwartete. Denn es lag in seiner Natur, und er brauchte es nicht erst von seinem Freund Louis von Brockes zu erlernen, daß Handeln besser wäre als Wissen. Daher sein ungestümer wilder Trieb, alles, was er gelernt hatte, sofort auch in andere Menschen zu verpflanzen. Beinah könnte man sagen, daß er sich nur verlobte, um für seine gewaltthätigen Experimente einen völlig willenlosen Menschen zur Verfügung zu haben. Seine Thatnatur, seine Herrschsucht und seine Naivetät, die gleich beim ersten Schritt das letzte Ziel ergreifen wollte, tobten sich an der armen Wilhelmine von Zenge gründlich aus — und außerdem noch der versetzte Dichtertrieb. Er wollte Menschen schaffen nach seinem Bilde, die ihm gleich wären und sich freuten oder weinten wie er. Noch wußte er nicht, daß er diese seine wahrhaftige Lebensaufgabe durch die Macht des Dichterwortes erfüllen sollte. Es ist eine psychologisch prächtige Leistung, wie Servaes diesen dumpfen Seelenzustand des werdenden Genies ohne Aufdringlichkeit analysirt. Mit diskreter Hand entschält er die pedantisch-pädagogische Puppenhülle, in die sich der junge Kleist voll spröder Scham verkapselte, und wir wohnen dem reizvollen Schauspiel bei, wie etwas Großes in einem Menschen geboren wird, ohne daß er es ahnt.

Kleist's Dichterthum wurde entbunden, als er erkannte, daß Pontius Pilatus mit seiner skeptischen Frage recht hatte: was ist die Wahrheit? Von Kant lernte er, daß es für uns Menschen eine absolute Wahrheit nicht gibt, und diese Erkenntniß hob seinen Lebensplan aus den Angeln. Servaes betrachtet den furchtbaren Schmerz, den Kleist dabei empfand, gewissermaßen als ein Kuriosum, als einen Beweis seiner merkwürdig unlitterarischen Naivetät. Die Kantische Philosophie befreite ihn von der Wissenschaft und entfesselte seine Dichternatur — er aber verzweifelte. Gewiß, dieser Beweis dafür, wie wenig Kleist ursprünglich daran dachte, ein Dichter zu werden, kann gar nicht zwingender geführt werden. Er war frei und rein von litterarischem Ehrgeiz geblieben. Seine feine Scham hatte es noch nicht über sich gebracht, den Schleier von den Geheimnissen seiner Seele zu ziehen, und er fügte sich schließlich nur einem übergewaltigen Naturgebot. Es ist ein Verdienst von Servaes, daß er die Befreiung, die Kleist der Kantischen Philosophie verdankte, ohne daß er es merkte, mit Entschiedenheit betont. Dennoch sollte man die vielberufene Kehrseite der Medaille gerade hier nicht übersehen. Thatsächlich war Kleist's Verzweiflung nicht ganz ohne Grund, und völlig hat er sich von diesem Schlage nicht mehr erholt. Es liegt hier auch, wie wir sehen werden und sehen müssen, seine Grenze nicht nur als Mensch, sondern auch als Dichter. Wenn er, wie sein Erbe Friedrich Hebbel, die Kantische Philosophie zu Ende gedacht hätte, so wäre ihm als Lohn die moderne Formulirung des tragischen Fatums in den Schooß gefallen. Er dachte aber die Kantische Philosophie eben so wenig zu Ende, wie Schiller, ohne sich freilich, gleich diesem, auf eine bedenkliche Kompromißlerei einzulassen. Dazu war Kleist zu gewaltthätig

und zu groß, und so schleuderte er den unbequemen Gast kurzer Hand über Bord.

„Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik", so taufte Friedrich Nietzsche seine Erstlingsschrift und wollte damit die Bestrebungen des damals noch hochverehrten Bayreuther Meisters auf die Antike zurückverweisen. Wie die hellenische Tragödie aus dem Dionysischen Chorlied geboren wurde und diesen Boden niemals verließ, so verpflanzte, nach Nietzsche, das Gesamtkunstwerk Richard Wagner's die entwurzelte Tragödie auf diesen Mutterboden wieder zurück. Wie aber, wenn Nietzsche und Wagner die „Musik" ein wenig zu äußerlich verstanden hätten? Es gibt doch auch eine Musik ohne Noten, Instrumente und Sänger, eine, die zwischen den Zeilen des Dichterwortes zittert und rauscht. So sind die Volksscenen des „Robert Guiskard" nicht nur realistisch mächtige Volksscenen, als wären sie von Shakespeare, sondern dieses Volk ist zugleich ein rechtschaffener und veritabler Chor von nicht geringerer Wucht und Großartigkeit als bei Sophokles und Aeschylus. Denn die Kunst Kleist's, des großen Charakteristikers, ist auf der Grundlage eines durch und durch musikalischen Temperamentes erwachsen. Er hing von Jugend auf an der Musik und bezog, nach seinem eigenen Geständniß, alles, was er dichtete, auf Töne. Und er hat es offen ausgesprochen, daß für ihn im Generalbaß alle Geheimnisse der Poesie enthalten seien. Die Anfänge der produktiven Stimmung waren bei ihm von üppigen Gehörshalluzinationen begleitet, die ein ganzes Konzert mit allen Instrumenten darstellten, von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Kontra-Violon. Wohl verflüchtigte sich diese Musik beim Herannahen der Gedanken und Gestalten. Aber sie blieb unterirdisch wirkkam und bedingte den ganzen Aufbau seiner Dichtung. Hier gibt Servaes eine sehr ergebnißreiche Analyse, deren Resultate unbedingt in eine Kleist-Aesthetik einzureihen sind. Das Volk im „Guiskard" stellt ein ganzes Orchester dar mit einzelnen individualisirten Stimmen: nämlich die Krieger und der Greis, die das Volk beschwichtigen. Dann stellen sich in Robert, Abälard, Helena und in Guiskard selbst dem Orchester die menschlichen Stimmen gegenüber, und das alles, in kontrastirendem Wechsel und wohlschattirtem Gegensatz, zielt durchaus auf eine große Harmonie hin, die die gesonderten Theile zu verbinden hat. Es soll also ein Drama geschaffen werden, das auf einer musikalischen Grundempfindung beruht. Ein Gleiches erstrebte aber Wagner und nach Nietzsche auch die Antike.

Und damit stehen wir recht im Zentrum der Kleistischen Welt und rühren zaghaft an das Geheimniß seines Künstlerthums und wohl auch seiner tief verschlossenen Natur. Er knüpfte wieder an die Antike an, wie ja auch Goethe und Schiller in ihrer Blüthezeit. Aber er empfand nicht nur das Apollinische, sondern auch das Dionysische der Antike: nicht nur ihre Architektur und Plastik, auch ihr wirres Chaos und ihre dumpfe, grollende Musik. Die wollte er bändigen, organisiren, zu einem gewaltigen Kunstwerk zusammenzwingen: kurz, auch seine Tragödie sollte aus dem Geist der Musik geboren werden. Dabei kam ihm, gegenüber den Klassikern, zu Gute, daß er auf Shakespeare, den großen Individualisten, nicht zu verzichten brauchte. Die architektonisch starre Linie, wie die Antike sie pflegte, kann eben nur dann ohne Gefahr für das Kunstwerk durchbrochen und mannigfach individualisirt werden, wenn alles doch wieder in einem gewaltigen Rhythmus brausend zusammenklingt. Das war bei Kleist der Fall, und zwar nicht nur, wie Servaes andeutet, im „Guiskard", sondern reichlich eben so sehr in der „Penthesilea", obwohl freilich im Jugendwerk die gesammte Linienführung herber und starrer erscheint, also, wenn man durchaus will, antiker nach dem gewöhnlichen Wortsinn. Aber das Stilproblem als solches ist dort wie hier mit gleicher Meisterschaft bewältigt, und nur einer, den Servaes hätte nennen sollen, ist auf diesem Gebiet in glücklicher Stunde Kleist's Erbe geworden: Friedrich Hebbel im „Moloch". Diese beiden waren im gewissen Sinn die Vorläufer, aber auch die Ueberwinder Richard Wagner's, indem sie durch die That bewiesen haben, daß ein „musikalisches" Drama auch im schlichten Dichterwort sehr wohl möglich ist.

Aber warum hat Kleist die glücklich angetretene Bahn später wieder verlassen? Wohl blieb jene architektonisch-musikalische Grundempfindung der geheime Herzschlag seiner Kunst, der manchmal, zum Beispiel in einigen Scenen der Hermannsschlacht, mit großer Gewalt zum Durchbruch kam. Und zumal seine so ganz aparten, großzügigen Novellen sind nur von hier aus völlig zu verstehen und zu genießen. Immerhin ist er später dem Stilproblem des Guiskard und der Penthesilea eher aus dem Wege gegangen und hat sich begnügt, ein „Realist" zu werden. Die Syntheje zwischen Shakespeare und Sophokles, zwischen Chaos und Architektur, jene Zukunftstragödie mit einem Wort, die wir ersehnen, hat er nicht geschaffen; er teilt sich nur zusammen mit Hebbel in den Ruhm, sie machtvoll angekündigt zu haben. Warum aber hat er sie nicht geschaffen? Wer einen „Guiskard" und eine „Penthesilea" erzeugte, bei dem versagte schwerlich die Dichterkraft, und auf diese Frage vermisse ich in der Biographie von Servaes, wie übrigens in jeder anderen, eine zutreffende Antwort, während es für mich feststeht, daß es eben nur die eine Antwort gibt: Immanuel Kant.

Wer Kleist und Hebbel als Männer von gleichem Stammbaum empfindet, fast wie Begründer und Erbe, der wird unwillkürlich neben den „Guiskard" den „Moloch" stellen: diese beiden Fragmente gehören zusammen, nicht zum wenigsten in dem, worin sie sich unterscheiden. Etwa die Frage, wie wohl Hebbel das Guiskard-Motiv abgewandelt hätte, ist deshalb keine müßige Frage, weil sie sich auch dahin formuliren läßt: worin unterscheidet sich der tragische Schicksalsbegriff dieser beiden Heroen des deutschen Dramas? Ohne Zweifel hätte Hebbel gerade die Vorfabel der Guiskard-Tragödie eifrig aufgegriffen, diese unheimliche Vergangenheit, die wieder auflebt und sich rächt. Guiskard hat die Krone geraubt, indem er die Vormundschaft über seinen jungen Neffen benutzte, diesen um sein Erbe zu bringen. Der Rechtsbruch wurde ihm durch das höhere Recht seiner souveränen und schöpferischen Natur diktirt, die zum Herrschen geboren war und darum herrschen wollte. Er zwingt das Volk und den Neffen selbst mit der Löwenkraft eines furchtbaren Willens in seinen Bann hinein und zu sich hinüber — bis die Wunde plötzlich aufbricht. Eine mißglückte Expedition, Krankheit und Unglück bei der Belagerung einer Stadt, und das abergläubige, in seinem Rechtsgefühl verwirrte Volk beginnt an Vergeltung zu glauben, an irgend einen Gottesfinger, an eine Strafe des Himmels. Natürlich hat der ehrgeizige und grollende Neffe nur darauf gewartet, und so kommt es zur Katastrophe, die den Führer und sein Volk verschlingt. Diese tragisch-kausale Verflechtung von Fabel und Vorfabel hat zweifellos auch Kleist einigermaßen im Sinn gehabt, und man müßte sich wundern, wenn ihm die effektvolle Wirkung eines solchen artistischen Kunstgriffs entgangen wäre. Aber freilich handelte es sich dabei nicht um einen wohlfeilen Effekt, um ein geschicktes und spannendes Intriguenstück, sondern außerdem und vor allem um ein Symbol für unser Nothwendigkeitsempfinden. Wir müssen fühlen, daß das Verhängniß des Guiskard über jedem Staubgeborenen lastet, und daß wir, wie er, an unzerbrechbaren Schranken zerschellen. Die Zufälligkeit seiner politisch-historischen Existenz kann uns nur dann etwas angehen, wenn sie zur Hieroglyphe wird, die unser aller Fatum enträthselt. Hier aber ist Kleist offenbar von der Fabel abgebogen und hat das Schicksal an einer ganz anderen Stelle aufgespürt. Hebbel dagegen, wie seine Formel dafür lautete, hätte die Dialektik in die Idee selbst verlegt. Nämlich, in diesem Fall, in die Rechtsidee. Der große Gewaltmensch hat Recht, weil er eine Kraft ist, ohne die es keine Höhen und Tiefen gäbe, kein Leben, welches werth wäre, gelebt zu werden. Aber auch das Recht im engeren Sinn ist ein nothwendiger Bestandtheil der menschlichen Gemeinschaft schlechthin, und so hat freilich auch das Volk

Digitized by Google

Recht. Und wenn sich etwa der Volksempörung niedrigere Motive hinzugesellen sollten, Rachsucht und kleinlicher Neid gegen den Großen, so wäre es nur eine tragische Ironie mehr in diesem verworrenen Getriebe. Es gibt eben kein absolutes Recht und auch kein Unrecht, das sich nicht irgendwie rechtfertigen ließe. Guiskard hat gehandelt, wie er mußte, und darin hatte er Recht; und doch hat auch das Volk, wenn es sich gegen ihn empört, nicht Unrecht, und die Tragödie liegt darin beschlossen, daß keiner das Absolute, das schlechthin Unbedingte zu sich hinüberzuzwingen und dadurch den anderen zu überwinden vermag: sie sind gleich mächtig und vernichten sich gegenseitig. Ueber sie hinweg flutet das unausschöpfbare Leben, vor dem Menschen und Völker auch in ihrer Vollkraft und mit ihren gewaltigsten Rechtsideen eben ein Nichts sind. So darf jeder Kenner vermuthen, daß Friedrich Hebbel die Fabel und die Schicksalsidee innig mit und durcheinander verflochten hätte. Bei Kleist aber ist das Schicksal ganz etwas Anderes, nicht das flutende Leben selbst, sondern nur eine bestimmte Form des Lebens — die Krankheit, die Pest im Körper des Guiskard. Dieser Heroe wehrt sich mit Bergen voll aufgespeicherter Willenskraft gegen die tödliche Krankheit, weil er, bevor er sinkt, Konstantinopel erobern und in seinem Heer nicht die Empörung und Verzweiflung emporwuchern lassen will. Es sind zwei ebenbürtige Gegner, dieser Guiskard und seine Krankheit, die sich da aneinander zu Schanden ringen, und dieser Schicksalskampf ist herausgestaltet von einer Dichterkraft, die in der That Elemente von Shakespeare und Sophokles in sich zusammenklammert. Aber was alsdann? Mit der Fortentwicklung der dramatischen Fabel hat dieser Kampf nichts zu thun. Im Gegentheil, die Fabel würde gegenüber diesem ungeheuren Schauspiel bald genug als ein sehr dürftiges und gleichgültiges Anhängsel erscheinen. Guiskard könnte im legitimen Sinn ein rechtmäßiger König sein und dabei eben so wohl von der Pest ergriffen werden. Es wäre genau das gleiche Schicksal, der gleiche furchtbare Kampf und alles andere wäre uns schrecklich gleichgültig. Darum, und darum allein, blieb jenes Werk, das einen Goethe überbieten wollte, schließlich Fragment, und Kleist mußte sich eingestehen, daß sein heroisches Beginnen gescheitert war — für ihn wenigstens, nicht für uns. Aber er irrte, wenn er die Schuld auf das Versagen seiner dichterischen Naturkraft abgewälzt hat. Daran lag es nicht, sondern der Fehler von Anfang her steckte im Geistigen, in der starr einseitigen Auffassung seines Schicksalsgedankens. Eine Krankheit ist etwas sehr Relatives, eine zufällige Einzelerscheinung des Lebens überhaupt, eben so gut wie irgend ein soziales Milieu oder eine sogenannte moralische „Idee". Wer diese vorübergehenden und wechselnden Formen zu Schicksalsmächten erhöhen möchte, der muß zu diesem Experiment passive Schwächlinge wählen, während Naturen vom Riesenmaß eines Guiskard nur am grenzenlosen Leben schlechthin zu messen sind. Ohne jeden Zwang wäre Kleist selbst zu dieser Anschauung gelangt, wenn er es gewagt hätte, sich allen Konsequenzen der Kantischen Philosophie unbedingt anzuvertrauen. Denn für einen, der auf der Suche nach der Urtragik ist, bedeutet es kein Schreckniß, sondern eine Erlösung, daß es keine absolute Wahrheit gibt. Sondern die Wahrheit von heute ist morgen eine Lüge und ist steht Wahrheit gegen Wahrheit — und das ist dann unsere Tragödie, unser Schicksal, das in Millionen Formen immer wiederkehrt. Aber gerade vor dieser Urtragödie verschloß Kleist die Augen und wehrte sich gegen dieses Antlitz der Medusa. Er ist, als Denker, trotz alledem ein Sohn des moralistisch-dogmatischen achtzehnten Jahrhunderts geblieben, obwohl sein Unbewußtes auf ganz andere Bahnen hindrängte. Aber er brauchte eine absolute „Wahrheit" und eine absolute „Sittlichkeit", und er hätte ohne diesen Glauben freilich nicht „Michael Kohlhaas" und die „Hermannsschlacht" gedichtet.

Der verdienstvolle Kleist-Philologe Reinhold Steig theilt in seinem jüngsten Buche „Neue Kunde zu Heinrich von Kleist" (Verlag Georg Reimer) ein interessantes Urtheil Jakob Grimm's mit, der nur den Erzähler und nicht den Dramatiker Kleist gelten lassen möchte. Dieses, wie Steig es nennt, „unbegreifliche" Urtheil mag ja hauptsächlich davon bedingt gewesen sein, daß man damals trotz aller Opposition, im Bann der Technik Schiller's stand. Aber etwas wie ein innerer Instinkt wird bei einem Jakob Grimm schon mitgesprochen haben. Kleist war gewiß der geborene Volldramatiker, der aber später freiwillig, und nicht ohne Grund, vom Gipfel seiner Kunst um ein paar Schritte herabstieg. Die grandiose und chaotische Musik in seiner Seele hätte eben nur ein einziges Schicksalssymbol kennen dürfen: das grenzenlose Leben selbst. Jede Einzelerscheinung, die er herausgriff, konnte nur durch künstliche und gewaltthätige Mittel zu einer, zu seiner Unendlichkeit emporgereckt werden. Eine Krankheit, wie die des Guiskard, und übergeniale Konstruktionen, wie in der „Penthesilea" und im „Amphitryon", ließen sich eben nicht wiederholen, und so verzichtete er auf den berauschenden Traum seiner Anfänge, obgleich ihm nicht die Begabung dazu fehlte, sondern lediglich jene volle und revolutionäre Geistesfreiheit, die noch sehr viel Zeit brauchte, um den moralistisch-ästhetischen Dogmatismus des Jahrhunderts, in dem er geboren war, gänzlich zu überwinden. Daher griff Kleist zur Form der Novelle, in der sich, unbekümmert um ein absolutes Fatum, seine musikalisch-architektonische und zugleich individualisirende wundervolle Begabung glorreich entfalten durfte. Sein „Käthchen", sein „Prinz von Homburg" und die „Hermannsschlacht" sind in gewissem Sinn dramatisirte Novellen, nicht weil die dramatische Handlung fehlt, die reichlich vorhanden ist, sondern weil das Ganze nicht um eine Urnothwendigkeit kreist und mehr einen reizvollen und ergreifenden Einzelfall bedeutet. Dafür aber könnte man seine Novellen als verkappte Tragödien bezeichnen, weil der gewaltig hindurchklingende Akkord den Stoff himmelhoch emporreißt, so daß er weit über den Horizont einer Einzelerscheinung hinauszuwachsen scheint. Das ist ein Großes, und wenn man dazu an „Guiskard", „Penthesilea" und „Amphitryon" denkt, wo er auf etwas wunderlichen Schleich- und Umwegen bis dicht an sein heiß ersehntes Ziel gelangte, so könnte man wohl zufrieden sein. Aber hier gerade, nach dem danalen und wahren Sprichwort, kommt mit dem Essen der Appetit. Es ist ein Jammer um den dramatischen Dichtertraum seiner Jugend, und die Begegnung mit Kant war deshalb ein Verhängniß, weil er die Hand des berufenen Führers heftig zurückstieß. Es ist undenkbar, daß ein Kleist nicht stark genug gewesen sein sollte, den umwälzenden und erschütternden Konsequenzen der Kantischen Philosophie ins Auge zu sehen. Wir stehen hier geradezu vor einem Räthsel, vor dem eigentlichsten Problem jeder Kleist-Biographie. War es vielleicht, wie bei Bismarck, ein verbissener Individualitätstrotz, der sich dem unfaßbaren und über die Einzelform wegflutheuden Leben nicht unterwerfen wollte, sondern dann lieber noch irgend einem selbstgewählten Gott oder Fetisch, den man nach Belieben wieder zertrümmern konnte? Vielleicht war gerade die Willenszucht mehrerer Generationen von Soldatenfamilien das Element, welches einerseits den Dichter hoch über das Drama seines Zeitalters hinausriß und dennoch zugleich die hoffnungsreichen Konsequenzen seiner eigenen Thaten rücksichtslos verwüstete. Er war ein Genie, aber sein Wille war noch größer als sein Genie und hat es schließlich zertrümmert. Das ist meine Hypothese, die richtig oder falsch sein mag, die aber ein Problem berührt, das schlechterdings im Mittelpunkt jeder Kleist-Biographie stehen sollte. Das habe ich noch nie so sehr empfunden, wie bei der Lektüre des Buches von Servaes, und fast bin ich dafür dem Verfasser am meisten dankbar, obgleich er freilich selbst über diesen wichtigen Punkt ziemlich eilig hinweghuscht.

* * *

Dem Buch ist ein von Rudolf Lothar kürzlich aufgefundenes Kleist-Bildniß beigefügt. Dieses neue Porträt, das für eine authentische Aufnahme gehalten wurde, zeigte

einen viel charaktervolleren Ausdruck und entspricht weit mehr dem geistigen Wesen des Dichters, als das bisher allem bekannte Medaillon-Bildniß mit den knabenhaft weichen und glatten Zügen. Aber Reinhold Steig in seinem schon erwähnten Buch hat unwiderleglich nachgewiesen, daß hier offenbar das Medaillon-Porträt als Vorlage diente. Demnach darf uns dieses Bild willkommen sein, weil sich der Künstler mit intimer psychologischer Kenntniß in die Seele des Dichters versenkt und manchen glücklichen Zug heraufgeholt hat.

S. Lublinski.

Wie ich beinahe einmal einen Rubens entdeckt hätte.

Zwischen Oldenburg und meinem Heimathstädtchen Delmenhorst lag eine Poststation mit Namen Sandersfeld, ein einsames Haus, lediglich zum Wechsel der Postillons und Pferde und allenfalls zur Bereitung eines Grog für durchfrorene Reisende berechnet, die hinter den kleinen, von zahlreichen eingekratzten Inschriften fast undurchsichtig gewordenen Fensterscheiben des Gastzimmers sich ein wenig die Füße warm treten wollten. Auf der geräumigen Diele hingen Oelgemälde, die ersten Oelgemälde, die ich im Leben gesehen hatte, und in dem sandigen Garten, der eigentlich nur eine Anpflanzung von Kiefern war, standen Statuen; neben dem Roland auf dem Markte zu Bremen gleichfalls meine ersten Statuen. Diese Kunstschätze stammten aus dem Besitz eines früher sehr reich gewesenen mecklenburgischen Edelmannes, der sich in unserer Gegend angekauft hatte; er sollte in seinen glänzenden Jahren toll darauf losgelebt haben; als markantes Beispiel erzählte man, er sei mit vier silberbeschlagenen Pferden nach dem Wiener Kongreß gefahren. Nun jedoch war Hab und Gut längst in alle vier Winde gegangen, und seine künstlerische Hinterlassenschaft erregte in dem kleinen Posthause mein allerglühendstes Interesse; wenn ich auf meinen Ferienreisen vom Oldenburger Gymnasium selig nach der Heimath und minder selig wieder zurück nach dem Schulkerker fuhr, unterließ ich es nie, die zehn Minuten Aufenthalt zum Studium zu verwenden. Die Statuen freilich erkannte ich bald als ziemlich grauenvolle Mißgeschöpfe, rohe, ganz proportionslose und wunderlich verdrehte Sandsteinweiber, denen mit einer Kalktünche der Anschein von Marmor hatte gegeben werden sollen, weit entfernt von den Götterbildern, deren Umrisse ich mit der Zeit in meinem Lieblingsbuche „Der Olymp" von Petiskus und den Flaxman'schen Zeichnungen in meinem Homer kennen gelernt hatte. Auch der Nimbus der Oelgemälde verdunkelte sich nach und nach. Das eine war ein Porträt des kuriosen Gauls des Grafen Anton Günther, der Kranich genannt, welcher mit einer bis auf die Hufe reichenden Mähne und einem etwa drei Meter langen Schweif geschmückt war, das andere sollte die sagenhaft berühmte Jungfrau aus den Ofenbergen darstellen, die dem Grafen Otto auf der Jagd mit verführerischen Worten das sog. Wunderhorn reichte. Sie war übermäßig prachtvoll gekleidet, mit walnußdicken Edelsteinen und Perlen bedeckt; und vielleicht, um von diesem Vorbilde möglichst abzuweichen und auch einmal originell zu sein, habe ich fünfzig Jahre später, als auch mir die Aufgabe zufiel, diese Dame zu malen, sie ganz nackt und nur leicht von einem dünnen Schleier umflattert, dargestellt. Diese beiden Bilder ließen mich von einer Ferienreise zur anderen immer gleichgültiger; ich sah ein, daß sie gewöhnliche Anstreicherarbeiten waren; um so mächtiger dagegen fesselte mich das dritte. Ich hätte fast einmal die Abfahrt der Post darüber versäumt, weil ich mich von seinem Anblick nicht losreißen konnte.

Es stellte eine augenscheinlich orientalische Scene dar: eine fürstliche Frau, von Damen ihres Hofes begleitet, war aus einer pompösen Säulenhalle getreten und blickte auf einen Sklaven nieder, der bereit war, einen abgehauenen Männerkopf in ein goldenes Becken zu legen, während eine Anzahl bewaffneter oder reich gekleideter türkischer Männer ihn umstanden. Ein kleines Hündchen kläffte den abgeschlagenen Kopf an. Es lag etwas Furchtbares in dem Bilde. Die gewaltige Pracht der fürstlichen Dame, deren hermelinverbrämtes Schleppkleid von Pagen getragen wurde, die eisige, lächelnde Zufriedenheit auf ihrem Gesichte, die fühllose Gleichgültigkeit ihrer ganzen Umgebung, die sich doch mit nichts anderem als dem blutenden Kopfe beschäftigte, ergriff meine Seele; zugleich aber trat mir aus dem Ganzen eine Harmonie entgegen, wie ich sie nie zuvor geahnt hatte. Daß die Scene Herodias und das Haupt Johannes des Täufers darstellen sollte, schien mir nicht zweifelhaft. Auch wußte ich bereits (denn ich war mittlerweile Sekundaner geworden, und mein Oldenburger Pflegevater, der Baurath Lasius war ein weitgereister, höchst gebildeter und in Kunstgeschichte wahl unterrichteter und gern belehrender Mann), daß die alten Meister es mit Kostümtreue und dergl. nie genau genommen hätten, vielmehr biblische Stoffe aller Anachronismen ungeachtet, mit Vorliebe im Charakter ihrer Zeit dargestellt hätten. Sodann hatte mich mein gutes Glück in die von kaum einem Menschen beachtete, und von einem verdrehten Kustoden gehütete, großherzogliche Gemäldesammlung geführt, wo sich mein Auge für malerische Schönheit nach und nach zu öffnen begann. Diese, mit einigen Perlen ersten Ranges, mit dem schönsten Snyders der Welt, mit ein paar unschätzbaren Rembrandts und einem wundervollen St. Franciscus von Rubens gesegnete Sammlung, die jetzt in einem, wenn auch nicht völlig ihrem Werth entsprechenden, so doch immerhin leidlichen Galeriegebäude aufgestellt ist, war zu meiner Schulzeit in einem entlegenen Hintergebäude des großherzoglichen Marstalles untergebracht und wöchentlich eine oder zwei Stunden geöffnet. Aber auch diese zwei Stunden waren schon zu viel; denn so lange ich denken kann, bin ich stets der einzige Besucher gewesen, und der alte Kustode hätte sie selbst meinem Eifer beinahe verleidet; denn kaum, daß ich eintrat, so machte dieser sich, um sich die tödtliche Langeweile zu vertreiben, an mich, und bewies mir, daß ein von ihm gemaltes Porträt den Vergleich mit einem ganz vorzüglichen von der Helst sehr wohl aushalten könne. Ich nahm dann, wohl oder übel den Alten mit in den Kauf und suchte mich mit Hülfe eines damals noch sehr dürftigen Kataloges zurechtzutasten.

Meine begeisterten Erzählungen im elterlichen Hause, die sich nicht genug thun konnten, die Wunderwerke jenes Marstallhintergebäudes zu schildern, brachten meinen Vater auf die Idee, mir ein Empfehlungsschreiben an einen uralten Sonderling von Gemäldesammler in Bremen, einen Herrn Dr. Thumjener, zu geben, ob auch dieser vielleicht mich würdigen wolle, mir seine „Galerie" zu zeigen. Ich selber hatte diese Ehre mir in einem Musterbriefe knabenhafter Devotion ausgebeten und machte mich, als eine zustimmende Antwort eingetroffen war, hochklopfenden Herzens auf den Weg nach Bremen. Wohl war es mir ein wenig befremdlich, als ich erfuhr, der alte Herr wohne in einem keineswegs fashionablen Gäßchen, der „kleinen" Schützenwallstraße; allein sobald ich die Hausthüre öffnete, und in ein wahres Depôt von staubigen Goldrahmen und schwarzen Leinewänden blickte, sagte ich mir: Intraite, et hic dii sunt.

Meine Vaterstadt Delmenhorst war, weiß Gott! nicht arm an Originalen; fast jeder dritte Mann und jede sechste Frau war ein Original, wie nur je eines von Jean Paul's Feder gezeichnet warden; und ich beklage es bitterlich, daß mir die karge Natur neben vielen anderen, auch die Gabe des Romanschreibens versagt hat; ich könnte über Modelle erster Güte in unerschöpflicher Fülle verfügen, wenn ich nur im Stande wäre, nach ihnen zu zeichnen oder zu malen! Doch dieser Bremer Kunsteiferer hätte hinter keinem

Delmenhorster Koryphäen zurückzustehen brauchen, weder hinter jenem uralten, langhaarigen, schneeweißen Advokaten, der des Nachts auf Landwegen zu tanzen liebte, weil er es für erforderlich hielt, die gar zu gleichmäßige Bewegung des Spazierengehens durch anderweitige Motionen von Zeit zu Zeit zu unterbrechen, noch hinter jenem, seit fünfzig Jahren pensionirten, Postoren, der sich mit seinem Nachbaren vice versa jenseits des Hofzaunes die Hühner zu vergiften pflegte, weder hinter dem kleinen Kleiderjuden, der behauptete, er wäre der eigentliche Erfinder der Armstrongkanonen, noch hinter dem armen Jon Duiendploiseer, dem stets betrunkenen Arbeitsmann, der als Hose einen Steinkohlensack benutzte, sintemal er durch zwei Löcher in der unteren Naht die Füße herauszustrecken wußte. Dr. Thumsener, dem mein Vater mal, Gott weiß welche, kleine Gefälligkeit erzeigt hatte, empfing mich sehr freundlich, greisenhaft redselig, aber keineswegs gönnerhaft; ja, er erzählte mir — augenscheinlich um sich dadurch in Respekt zu setzen — mit Behagen, daß er einer jener Jenenser Studenten gewesen sei, denen seiner Zeit Goethe im Weimarer Theater aus seiner Loge das olympische Wort: „Mon lache nicht!" zugerufen habe, als sie den Alarcos von Friedrich Schlegel ausgelacht hätten. Das war denn in meinen Augen wahrlich kein Kleines: einen Mann zu sehen, der seinerseits Goethe gesehen hatte und sogar von diesem zur Ordnung gerufen war. Noch ein anderes, Wichtiges erzählte er mir: er sei der letzte Referendar an dem, 1805 aufgelösten, Reichskammergericht zu Wetzlar gewesen, gewissermoßen ein Nachfolger Werther's. Werther's Leiden hatte ich trotz meiner Sekundanerjahre und trotz der prophylaktischen Aeußerung meiner Mutter, sie verböte mir dos Buch nicht gerade; allein es sei sehr langweilig, bereits gelesen, und es war mir schier märchenhaft, von diesem uralten Mann zu dem jungen Werther irgend eine geistige Brücke hinüberzuschlagen. Als nun aber vollends von seinen welken Lippen sich ein Redestrom über die Schätze seiner Sammlung ergoß, war ich wie bezaubert. „Dies ist ein „Ruysdael, das ist ein Swoanefeld aus der besten Zeit, den die Italiener Orizonte nannten, dies ein Rembrondt, dies ist ein sehr kostbarer Lionardo da Vinci (!) dies ist ein Meister, von dem selbst die Dresdener Gallerie nichts besitzt, ein Dominichino. So ging es unaufhaltsam weiter, von Stube zu Stube, von Kammer zu Kammer; in großen Haufen standen die Bilder, die nicht mehr aufzuhängen waren, stoßweise an den Wänden umher. Mir schwindelte. Da fiel mein Auge auf ein Gemälde, welches mir fast das Blut stocken machte; auf meine Sandersfelder Prachtdame und den blutenden Menschenkopf. „Dos da", hub der Alte an, „dos da hat eigentlich keinen Werth. Es stellt die Geschichte der skythischen Königin Tomyris dar, die den Kopf des Cyrus in eine Schale voll Blut werfen ließ: satias te sanguine! — Sie erinnern sich der Sache?" — „Ja, ja, ich erinnerte mich; das Haupt des Cyrus also und nicht dos Haupt des Johannes, Königin Tomyris und nicht Herodias." — „Es ist nur eine Kopie, eine Kopie nach Rubens, aber insofern interessant, als das Original verloren gegangen ist. Die letzten Spuren weisen auf Norddeutschland, vielleicht auf Mecklenburg hin; allein Gott weiß, was ihm in den Stürmen der französischen Zeit begegnet sein mag." Nun schlug mir das Herz, daß es mir fast den Athem versetzt hätte, und ich bewundere noch heute meine Selbstbeherrschung; denn es brannte mir auf der Zunge, loszubrechen: „Dos Original verschwunden? Nein! Ich weiß, wo es ist!" Allein ich klemmte meine Zähne aufeinander und schwieg; den Ruhm, einen echten, höchst bedeutenden Rubens entdeckt zu haben, wollte ich dem geschwätzigen Alten nicht einräumen, sondern mir selbst vorbehalten. Maler zu werden, war schon seit lange der Traum meiner Seele; aber sogleich mit solcher That auf den Plan treten, das überstieg doch alle Träume. Ich verabschiedete mich also so schnell wie möglich von dem alten Sammler und eilte, da die nächste Post erst nach Stunden abging, sofort die kurzen zwei Meilen zu Fuß nach Hause, um meinem Vater Mittheilung von diesen unerhörten Dingen zu machen.

Und nun fiel es auch dem wie Schuppen von den Augen; hatte er doch seit lange die Pracht bewundert, mit der das goldene Becken gemalt war, den Mantel der Königin, den dicken Türken in der Mitte des Bildes. Er klagte sich an, so lange gedankenlos über all diese Vortrefflichkeiten weggesehen zu haben, die immer noch trotz Staub- und Rußschichten das Bild als ein Meisterwerk gekennzeichnet hätten. Viel hundert Mol sei er daran vorübergegangen, ohne sich des vollen Werthes bewußt zu werden. Und in Mecklenburg sei das Original zuletzt gesehen? Das stimmte nun vollends.

Daß ich sofort das Bild kaufen solle, stand fest, kaufen à tout prix, d. h. bis zu einem Preise von hundert Thalern; um jedoch den alten Posthalter, wenngleich er keinen Passagier in seinem Hause einen Grog trinken ließ, ohne einen mitzutrinken, nicht unvorsichtiger Weise auf den Werth des gehüteten Schatzes aufmerksam zu machen, sollte ich nicht, wie ich gewünscht hatte, sofort in eigenem Wagen nach der ersehnten Stätte fahren, sondern die regelmäßige Post abwarten, die mich ja schon so oft des Weges geführt hatte, da konnte ich denn ganz unauffällig den Handel in Gang bringen. Mit dem Alten gälte es überhaupt vorsichtig sein, scherzte mein Vater, denn nicht nur, daß er der beste Haferkenner im Lande wäre, und diese Wissenschaft durch beständiges Käuen von Haferkörnern, die er stets in der Hasentasche bei sich trug, auf dem Laufenden hielte, er sei auch ein großer Hellseher und habe schon längst, bevor in Deutschland von Eisenbahnen die Rede gewesen, die feurigen Wagen ohne Pferde durch die Felder laufen sehen; auch rühme er sich übernatürlicher Gebetskräfte, indem er einen feindlichen Nachboren todt, und ein lahmes Pferd wieder gesund gebetet habe. Ich möge also aufpassen, ob er nicht etwa auch betreffs seines Rubens hellsehend geworden sei.

Noch nie hatte ich den mir sonst so verhaßten Postwagen in Richtung nach Oldenburg mit solcher Sehnsucht erwartet; noch nie waren meine Gedanken so beflügelt den alten Gäulen vorausgeeilt, noch nie hatte ich das Trompetensignal: Sandersfeld! mit solchem Enthusiasmus begrüßt. Ich stürmte aus der heißen Polsterkarrete in das Haus, um mich an dem Anblick meines Rubens zu erlaben — — und fand die Stätte leer. — Leer! Mir war, als wenn mich der Schlag gerührt hätte. Leer! Nur Massen von Spinnweben und gebräunten Tünchekrusten markirten den Raum, do es gehangen hatte. „Ein Herr aus Oldenburg, der alte Sachen sammle, habe das Bild gerade gestern gekauft, versicherte mir die gute Posthalterin. Schade! Sie hätte es eben so gern mir gegeben! Schade! Und erst gestern! Ich könne wohl sehen, die Wand sei noch nicht mal reingemacht. Fünf Thaler habe er dafür bezahlt." Ein Kartenhaus fällt nicht trostloser zusammen, als meine Hoffnungen. Solch raffinirte Bosheit des Geschickes wollte mein Vater kaum glauben, als ich traurig, wie ein nasses Huhn, mit der nach Delmenhorst zurückfahrenden leeren Beichaise wieder ankam. Zeit seines Lebens hatte er dos Bild an seiner Stelle gesehen, und nun in der neunundfünfzigsten Minute der elften Stunde war es verschwunden.

Die Spur weiter zu verfolgen hatte keinen Zweck; der neue Besitzer hatte es einem berühmten Restaurator übergeben, und dieser hatte es, wie ich später hörte, alsbald als eine mittelmäßige Kopie erkannt. Zum Ueberfluß hörte ich auch noch, daß das Original keineswegs, wie mein Dr. Thumsener gemeint hatte, verschwunden wäre, sondern sich ganz wohl behalten als Hauptstück und Juwel erster Ordnung in einer Galerie in England befinde. Für mich aber war die Zeit gekommen, auf der Akademie in München meine Probezeichnung zu machen, und diese genügte, mir, wenn ich auch ohne einen neuentdeckten Rubens auftrat, die Aufnahme in die Antikenklasse zu sichern.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Dr. juris Gustav Schirrmeister: Die englische Aktiennovelle vom 8. August 1900 (The Companies Act 1900). Berlin 1901. Puttkammer u. Mühlbrecht.

Bei dem Abschluß der deutschen Civilrechtskodifikation tauchte hier und da die Befürchtung auf, die deutsche Rechtswissenschaft werde, des Antriebs zu einer über die kommentatorische Behandlung des geltenden Gesetzesstoffs hinausgehenden wissenschaftlichen Durcharbeitung allgemein gestellter Probleme entbehrend, der Gefahr handwerksmäßigen Betriebes ausgesetzt sein. Man wird schon jetzt sagen dürfen, daß diese Gefahr vermieden werden wird. Wohl mag die Fortführung von Arbeiten, wie die der Glück'schen Pandekten, deren zusammen 63 Bände seit dem Beginne des Erscheinens im Jahre 1790 immerhin den seitdem gedrängt bei der Stange gebliebenen Abnehmern einen nicht unbeträchtlichen Theil der Justinianischen Kompilation in der Form systematischer Darstellung in erblichen Familienbesitz geliefert haben, an Reiz verloren haben, seit dem Pandektenrecht in Deutschland nur noch historischer Werth beiwohnt. Aber das Schicksal allmählicher Abspannung des Publikums theilen sie mit anderen sogen. „Werken deutschen Fleißes" wie z. B. dem Grimm'schen Wörterbuch, die man besser als „Werke deutscher Geduld" bezeichnen möchte, da sie diese Tugend bei Mitarbeitern, Verlegern und Abnehmern zu einem modernen Ueberbegriff zu steigern geeignet sind. Zeigt doch andererseits die Kipp'sche Neubearbeitung der Windscheid'schen Pandekten, daß es möglich ist, den Schatz, der auf das als Grundlage fortgesetzt bedeutungsvolle römische Recht verwandten Geisteskraft auch für die neue Situation unmittelbar nutzbar zu erhalten. Aber weiterhin kommt ein anderes Moment, neue Bahnen eröffnend und neue Anregungen bietend, in Betracht: der gesteigerte Weltverkehr zwingt geradezu, die Rechtsinstitutionen anderer Völker zum Gegenstande eingehenden Studiums zu machen, da es eben rechtliche Beziehungen sind, in welche er die Angehörigen der verschiedenen Nationen mit einander bringt. Aus dieser Erweiterung des Stoffes aber ergibt sich die vergleichende Gegenüberstellung. Und eben diese führt, da mit der Vereinheitlichung der wirthschaftlichen Verhältnisse sich die gleichen gesetzgeberischen Probleme ergeben, zu gegenseitiger Anregung und befruchtendem Austausch. Als Endziel aber ergibt sich das Postulat eines neuen jus gentium, welches im Gegensatz zu dem von den Römern dem unterworfenen orbis terrarum auferlegten entsprechend der gegenwärtigen Gleichberechtigung der Kulturnationen auf den Weg internationaler Verständigung angewiesen ist. Ein Blick in die moderne Rechtsliteratur zeigt, daß es sich hier nicht um weltpolitische Träumerei handelt, sondern daß man eifrig an der Arbeit ist, das Material zusammenzutragen. Nicht nur, daß die im Entstehen begriffenen Civil- und Strafrechtskodifikationen natürlich die gleichartigen Werke der andern Kulturnationen aufs eingehendste berücksichtigen, daß die Sozialgesetzgebung der verschiedenen Industrieländer die fremden Vorbilder überträgt: in der von der internationalen kriminalistischen Vereinigung herausgegebenen, bei Otto Liebmann erscheinenden „Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung" tritt uns ein bedeutungsvolles wissenschaftliches Unternehmen zur Förderung vergleichenden Rechtsstudiums entgegen, dem bald ein civilistisches Gegenstück auf Veranlassung der „internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft" an die Seite treten dürfte.

Merkwürdigerweise ist die Beschäftigung mit dem englischen Privatrecht bei uns bisher verhältnißmäßig gering gewesen, recht im Gegensatz zur nationalökonomischen Wissenschaft, die bis auf den heutigen Tag in dem klassischen Lande der Wirthschaftstheorie ihre eingehendsten Studien zu machen pflegt. Der selbständige Weg, welchen die Rechtsentwicklung des Inselreichs gegangen ist, dürfte hier Ausschlag gebend gewesen sein. Aber der stetig wachsende Handelsverkehr mit dem britischen Weltreich weist immer gebieterischer auf die Nothwendigkeit hin, bisher Versäumtes nachzuholen. Es ist deshalb mit Dank zu begrüßen, daß Schirrmeister, der einen längeren Aufenthalt in England zu gründlichem Rechtsstudium verwendet hat, ein für das moderne Wirthschaftsleben so besonders bedeutungsvolles Gebiet wie das des Aktienrechts zum Gegenstande einer gründlichen Darstellung gemacht hat. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß das englische Recht im Gegensatz zu dem unsrigen nicht den Umfang, sondern die Art der Haftung für die Gesellschaftsverbindlichkeiten zum grundlegenden Eintheilungsprinzip der Gesellschaftserscheinungen gemacht hat. Entscheidend für den Begriff der incorporated Companies ist die Mittelbarkeit der Haftung für die Gesellschaftsschulden: dagegen kann die Haftung gegenüber der Company aber ihrem Liquidator beschränkt oder unbeschränkt sein, ähnlich, wie bei unseren Genossenschaften nach neuerem Rechte beschränkte und unbeschränkte Haftung ohne Wesensänderung neben einander hergehen. Die großartige Entwicklung des Gesellschaftswesens in der Epoche seit dem Beginne der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts spiegeln die 13 seit der grundlegenden Companies Act vom Jahre 1862 bis 1898 ergangenen Novellen wieder. Auch die neueste Regelung der Materie hat nach eingehenden Erwägungen abermals die Novellenform gewählt, ausgehend von dem Gesichtspunkt, daß zu einer neuen Kodifikation erst dann mit der Hoffnung auf dauernden Bestand geschritten werden solle, wenn die einschneidenden Neuerungen die Probe der praktischen Bewährung bestanden hätten. Die demnach wiederum als Novelle erscheinende Companies Act vom 8. August 1900 (63 and 64 Vict., Chapter 48) hat Schirrmeister nach einer orientirenden Einleitung zum Gegenstande der Darstellung in Form fortlaufender Kommentirung gemacht. Einzelnen Abschnitten sind Vorbemerkungen vorausgeschickt, in welchen insbesondere das durch die Novelle ergänzte und abgeänderte bisherige englische Aktienrecht zur Darstellung gelangt. In diesen Vorbemerkungen wie in den die einzelnen Paragraphen der Novelle erläuternden Anmerkungen ist auf die so überaus wichtige englische Rechtsprechung Rücksicht genommen; auch findet sich nicht selten Gelegenheit zur Vergleichung mit den entsprechenden deutschen Vorschriften.

Bei dieser Vergleichung wird man sich die prinzipiellen Unterschiede der Konstruktion stets vor Augen halten müssen. Der Gegensatz der Haftungsprinzipien ist schon oben berührt. Während ferner bei uns die Inhaberaktie die Regel bildet, wodurch der Zusammenhang zwischen Aktionär und Gesellschaft gelockert, die Aktie in höherem Grade Gegenstand der Spekulation wird, sind in England die share warrants to bearer und die stock warrants to bearer Ausnahmen, welche sich bei dem Publikum und der Londoner Börse keiner Beliebtheit erfreuen. Eben damit hängt es wohl auch zusammen, daß die durch die Prospektveröffentlichung beabsichtigte Aufklärung des Publikums in beiden Rechten in ein verschiedenes Stadium verlegt ist. In Deutschland beruht die Prospekttheorie wesentlich auf der auf unseren Rechtsbildung des Berliner Börsenkommissariats als der zulassenden Marktaufsichtsbehörde. Demgemäß ist auch das Prospekterforderniß zum Bestandtheil des Börsenrechts als Voraussetzung der Zulassung zum Börsenhandel gemacht. Dagegen knüpft das englische Recht die Aufklärung des Publikums über die Verhältnisse der Gesellschaft an den Augenblick der Zeichnungsaufforderung, der Aufsuchung des Publikums zur Betheiligung an dem Unternehmen. Dadurch wird u. a. die komplizirte Gestaltung der Emittentenhaftung bei uns auf Grund des B. G. B.s und des Börsengesetzes vermieden. Die Prospekterfordernisse der englischen Novelle gehen recht weit, die Haftung ist scharf ausgestaltet. Wie eine freie und verständige Rechtsprechung es aber versteht, den Mißbrauch solcher Schutzbestimmungen durch angeblich getäuschte Ehrenmänner zu verhindern, zeigt die von Schirrmeister mitgetheilte Entscheidung des Hauses der Lords, daß die Klage auf Auflösung bei Vermeidung des Verlustes unverzüglich nach Kenntniß des Prospektmangels zu erheben ist und die Entscheidung über ihre Erhebung nicht von dem Gange des Unternehmens abhängig gemacht werden darf.

Ein Eingehen auf weitere Einzelheiten ist an dieser Stelle nicht thunlich, so sehr die Bestimmungen über die ständige Revision der Gesellschaften dazu einladen. Die sehr praktisch angelegte Schirrmeister'sche Arbeit ist um so lebhafter zu begrüßen, als die in der Wirthschaftskrise zu Tage getretenen Schäden Stimmen für eine Aenderung des Aktienrechts auch bei uns wieder zu Gehör bringen. Da diese sich der derzeitigen Konstellation und dem Niveau des wirthschaftlichen Verständnisses entsprechend in Deutschland in der Form gehäufiger Verfolgung und kleinlichen Tantièmeneides geltend zu machen pflegen, während doch für die schmählichen Erscheinungen der letzten Wirthschaftskrise in den gemeinrechtlichen Strafvorschriften über Betrug, Urkundenfälschung und Untreue die einzig zutreffenden Repressivmittel gegeben sind, ist das Studium des Aktienrechts eines Volkes, bei welchem diese Rechtsform sich schon seit längerer Zeit in großartiger Weise entwickelt hat, sehr wünschenswerth. Die vorliegende Schrift kann dabei als guter Wegweiser dienen.

Heinrich Dove.

Ernst Zahn: Der Jodelbub und anderes. Verlag von Huber & Co, Frauenfeld 1902.

Zwei kleinere epische und ein dramatisches Gedicht hat der den Lesern der „Nation“ wohlbekannte Schweizer Dichter Ernst Zahn zu einem freundlich ausgestatteten Bändchen vereinigt. Gedanklich am werthvollsten erscheint der mittlere Sang „Veronika“. Der orthodoxgläubigen, kräuterkundigen Schmiedin zu Göschenen stellt der Verfasser den freisinnigen, von Menschenliebe erfüllten Arzt von Steg gegenüber und bringt die beiden todfeindlichen Parteien dadurch in Beziehung, daß er den Arzt in Liebe zu dem blühenden Töchterlein der Schmiedin entbrennen läßt. Der Ausgang ist kraß, aber psychologisch einwandfrei. Die Schmiedin, die in jeder Krankheit eine Strafe Gottes sieht und die Gewährung ihrer Hilfe von der bußfertigen Gesinnung des einzelnen abhängig macht, verweigert bei Ausbruch einer Pest ihre Hilfe, weil sie damit in eine höhere Machtsphäre einzugreifen fürchtet. In der Verzweiflung ruft man den Arzt von Steg herbei: er heilt nicht nur die Klienten, sondern auch das eigene Töchterlein seiner Gegnerin, das von der Seuche ergriffen worden. Die Veronika läßt sein Einschreiten zu; im Gefühl aber, daß sie ihrem Wesen untreu geworden ist — man hat ihr ihre Lebenslüge genommen — stürzt sie sich in den Wildbach. — Früher hat man derartige dämonische Figuren zu letzten Ausläufern des Heidenthums gemacht. Schon aus diesem Grund ist diese christliche Ortrud, diese streng-gläubige Hexe, von Interesse.

Aus wohllautenden, formgewandten Versen besteht das erste Gedicht, das dem Buch seinen Titel gegeben hat: Der Jodelbub. Zwei ziemlich heterogene Sagen, das Märchen von dem halbstummen und blöden Sennerknaben, der drei noemenähnliche Gestalten trifft und von ihnen die Gabe wundervollen Jodellauts erhält, und die gleichfalls dem St. Gotthardsgebiet angehörige Sage von dem Einsiedler zu St. Niklausen hat der Verfasser nicht ungeschickt in Eins verschmolzen. Tiefsinnig, in mystischem Halbdunkel klingt das Gedicht aus: der Künstler, der nicht schweigen kann, der den erhabenen Ursprung seiner Begoodung freventlich ousplaudert, verliert nicht nur die Wundergode seines Talents, sondern auch alle irdischen Vortheile, mit denen man ihn überhäuft hat. Genesen kann er nur, wenn er ergebenen Sinnes alles dahinfahren läßt: droben in der Bergeswüste eingt sich dann dem Entsühnten jubelnder Laut aus der Brust: der Künstler hat sich selbst wiedergefunden, den Thalbewohnern aber „ging er verloren im Erse“.

Wieder mit dem Arztproblem befaßt sich der Einakter: „Der Arzt“. Der Doktor Alessandro, der irgendwo in Italien lebt, ist von faustischem Drang beseelt. Es genügt ihm nicht, Kranke zu heilen; den Tod selbst will er überwinden. Er schränkt seine ehrgeizigen Wünsche schließlich soweit ein, daß er nur ein einziges Mal „der Menschenohnmacht Ketten zerreißen will“, um sein eigenes Kind dem drohenden Tod zu entwinden. Da tritt ihm der Tod selbst in einer neuen, würdigeren Gestalt entgegen und belehrt ihn, daß es für das Mädchen besser sei zu sterben, da sie — von einem Wüstling verführt — sonst der Schande verfallen sei. Die Idee dieses dramatischen Todtentanzes ist nicht eben neu, die Sprache oder stellenweise von hoher poetischer Schönheit.

E. Heerdegen.

Emil Koeppel: Lord Byron. (Bd. 44 der „Geisteshelden“). Berlin 1903, Ernst Hofmann u. Co.

Seiner vor wenigen Jahren in die nämliche Sammlung aufgenommenen Biographie über Tennyson hat der verdienstvolle Verfasser nun eine Byronbiographie angereiht, die ihm besonders gut gelungen ist. Den schon vorhandenen tüchtigen Byronbiographien auch deutschen Ursprungs eine neue folgen zu lassen, dazu bot das letzter Zeit vielfach hinzugekommene Material an Briefen und Mittheilungen von Byron nahestehenden Lebensgenossen ausreichenden Anlaß. Es ist keine leichte Aufgabe, diese Dichterpersönlichkeit wahrheitstreu und doch für den Leser anmuthend zu schildern. Byron's widerspruchsvolles Wesen, das allerdings den Zeit- und Kulturverhältnissen entspricht, übt nicht jenen überwältigenden und doch herzgewinnenden Zauber aus, wie das seines größeren und bedeutenderen Vorgängers aus der Zeit des vorpuritonischen Englands, dem man über die Bewunderung seiner Werke auch eine entschiedene persönliche Hingebung entgegenbringt, so dürftig auch die ihn betreffenden verbürgten Lebensdaten sind. Die Theilnahme für Byron's Lebenslauf, den man nun fast lückenlos überblicken kann, bleibt eine zurückhaltende, so stiefmütterlich er vom Geschick behandelt worden, das ihm früh die rechte Mutterliebe versagte und ihn schließlich im griechischen Freiheitskampfe nicht feindlichen Geschossen, sondern einer schleichenden Krankheit erliegen ließ. Trotz harter Prüfungen bringt er es zu keiner harmonischen Klärung. Wie im Leben hat er auch in seiner dichterischen Thätigkeit immer viel zu viel mit sich selbst zu schaffen, so sehr es ihm auch darum zu thun ist, von sich selbst loszukommen. Aber die Größe seiner Kraft und die Redlichkeit, mit der er für die theuersten Menschheitsideale eingt, geben seinem Wirken etwas Unwiderstehliches. Man möchte ihn fast als die Verkörperung des Gewissens seiner Zeit ansehen, die zwischen entgegengesetzten Anschauungen und Strebungen, zwischen entschiedener Freiheit und gefühlsseliger Anhänglichkeit an längst Ueberlebtes hin und herschwankte, so der unmittelbaren Eigenwelt sich fremd vorkam und volle Befriedigung nur in entlegenen Ländern zu finden glaubte, um auch dort bitterer Enttäuschung nicht zu entgehen. In Byron tritt die Romantik aus der Zeit der heiligen Allianz leibhaftig an uns heran, mit ihrer Vorliebe für den Süden und das Morgenland, mit ihrem Ungenügen an der gegebenen Wirklichkeit; und damit es ihm zum echten Romantiker auch an dem I-Punkt nicht fehle, neigt er bei zuoehmender Lebensreife sogar dem Katholizismus zu, nachdem er, der geborene Skeptiker, vom Ringen um äußere und innere Freiheit müde geworden. In diesem Widerstreit von Gegensätzen liegt der Hauptreiz von Lord Byron's Leben und Wirken. Der Verfasser bringt dies alles mit großer Anschaulichkeit zur Geltung; daß er bei all seinem warmen Interesse für den Dichter und seine Schöpfungen deren Schwächen offen darlegt, muß ihm ebenso zum Verdienst angerechnet werden, wie daß er Byron's Abhängigkeit von äußeren, oft gewaltsamen Anregungen nicht übersieht, und nicht verschwiegt, daß seine Stoffe und Charaktere keine erfinderische Phantasie bekunden. Er war mehr empfänglich und zu packender Wiedergabe lebendigen Fühlens geeignet, als eigentlich schöpferisch gestaltend beanlagt.

Für eine voraussichtlich nicht ausbleibende Neuauflage möchten wir eine Kleinigkeit zu geneigter Beachtung empfehlen. Bei der dem Verfasser eigenen Schreibweise, die Partikel „wie“ da zu brauchen, wo richtiger ein entschiedenes, zeitbestimmendes Umstandswort — als, nachdem, sobald — hingehört, wäre eine dementsprechende Aenderung rathsam. Auch dürfte mancher unter den bibliographischen Notizen einen Hinweis auf Otto Gildemeister's vollendete Byronübersetzung vermissen, zumal die recht mittelmäßige Uebersetzung von Ad. Böttger, allerdings nur im Vorbeigehen, Erwähnung gefunden. Doch dies nur beiläufig und in aufrichtigem Wohlwollen für das lehr- und gehaltreiche Buch, dem wir einen durchaus verdienten Erfolg herzlich wünschen.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 57.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 88.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 32. Berlin, den 9. Mai 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 13 Mk. jährlich (3¼ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *,*.

Die hinterpommersche Landgemeinde Schwessin, die Lage ihrer Landwirthe und ihr Interesse an den Getreidezöllen. Von Georg Gothein, M. d. R. (Breslau).

Präsident Roosevelt und der „Rassenselbstmord" der Amerikaner. II. Von R. Kuczynski (Nürnberg).

Malwida von Meysenbug. Von Sigmund Münz (Wien).

Die Herzogin von Assy. Von Monty Jacobs.

Carnegie Triumphator. Von Max Meyerfeld.

Von der Opernwalstatt. Von Heinrich Welti.

Nach dem Mittagessen. (Skizze.) Von Hjalmar Söderberg (Stockholm).

Zeitschriften:

„Deutsche Juristenzeitung": Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Theaterzensur? Von Prof. L. von Bar.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Auf den Besuch des Königs Eduard von England in Paris ist der Besuch des deutschen Kaisers in Rom gefolgt. Leider ist noch kein exakt arbeitendes Instrument erfunden worden, das es ermöglicht, die Grade des Enthusiasmus und der politischen Sympathie abzumessen, die von der Spalier bildenden Bevölkerung entwickelt werden, wenn ein fremder Souverän, von heimischem Militär eskortirt, durch die Straßen einer Hauptstadt dahinfährt. Es wäre allmählich an der Zeit, daß ein solches Instrument geschaffen würde. Von Jahr zu Jahr würde sein Gebrauch sich ausdehnen, wie die Monarchenreisen mit offiziellen Freundschaftsbetheuerungen gleichfalls unaufhörlich zahlreicher werden.

Inzwischen versagen wir es uns als subtile Völkerpsychologen zu ermitteln, welches politische Gewicht den Hurras in Paris und den Hurras in Rom beizumessen ist. Man wird sich damit begnügen müssen, festzustellen, daß die Monarchen sich redlich bemühen, die Animositäten zwischen den Nationen zu beschwichtigen und die Bande der Freundschaft zwischen ihnen enger zu knüpfen; der Wille ist gut und in hohem Grade löblich. Ob aber das Mittel probat ist, erscheint trotz allem Festjubel, der sich bei solchen Gelegenheiten zu entwickeln pflegt, in hohem Grade zweifelhaft. Und eines ist sicher, das Mittel verliert um so mehr an Bedeutung, je häufiger es zur Anwendung gelangt. Auch die Souveräne sollten sich daran erinnern, daß Wallungen im Gefolge feierlicher Empfänge schnell verschlungen sind von der mächtigen Strömung, die die bleibenden, großen, realen Interessen erzeugen. Monarchenbegegnungen können bei besonders feierlichen Anlässen wirkungsvoll die Uebereinstimmung der Interessen der Staaten zum sinnlichen Ausdruck bringen; aber diese Uebereinstimmung schaffen werden solche Begegnungen nicht, und über die mangelnde Uebereinstimmung hinwegtäuschen wird auch kein jubilirendes Trompetengeschmetter.

So wird man denn den Monarchenreisen eine erhebliche Bedeutung nicht beimessen können. Wir in Deutschland werden es mit aufrichtiger Genugthuung begrüßen, daß unser Verhältniß zu Italien, entsprechend dem Bündniß, ein gutes, ein intimes geblieben ist, und in England und Frankreich kann es befriedigen, daß auf beiden Seiten der Wille besteht, gute Beziehungen zu unterhalten. Aber dieser gute Wille ändert nichts daran, daß die Engländer in Aegypten bleiben und in Nordafrika und in Hinterindien argwöhnisch Engländer und Franzosen die gegenseitigen Schritte beobachten. In Frankreich scheint denn auch die Neigung nicht groß, sich über die Realität der Thatsachen Täuschungen hinzugeben. In Frankreich überwiegt das Bedürfniß, zu betonen, daß der feste Untergrund der französischen Politik das Bündniß mit Rußland sei. Hingegen herrscht in England die Neigung vor, der Reise König Eduards nach Paris eine möglichst große politische Bedeutung beizulegen. Ob England politische Vortheile auf diese Weise erringt? Eher Frankreich, für das Rußland um so entgegenkommender sein wird, je stärker die Werbungen Englands in Paris sind. Deutschland kann dem Schauspiel zusehen.

Konservative und Nationalliberale sind nunmehr auch mit ihrem Aufruf für die Reichstagswahlen hervorgetreten. Der Aufruf der Konservativen ist gänzlich nichtssagend. Die Konservativen finden nicht den Muth schlechtweg langfristige Handelsverträge zu verwerfen; aber sie wollen nur solche langfristigen Verträge, die ihnen gefallen, und die sind nicht zu haben, oder sie werden doch nicht Verträge für den Handel sondern gegen den Handel sein, Handelsverträge zur Verhinderung des internationalen Waaren-

Digitized by Google

austausches. Im Aufruf der Nationalliberalen findet sich eine Anzahl liberaler Bemerkungen, und es wird die Nothwendigkeit hervorgehoben, den Reaktionären und den Ultramontanen entgegenzuarbeiten. Gegen das Programm ist nichts einzuwenden; aber was nützt ein Programm, wenn die Thaten einer Partei dazu führen, beständig den Einfluß des Centrums und der Rechten zu erhöhen. Als die Nationalliberalen für den Antrag Kardorff eintraten und den Rechten des Parlamentes vorübergehend den Garaus machten, schufen sie die Voraussetzungen für den Triumph der Reaktion, und sie veradschiedeten einen Zolltarif, der für den Abschluß von nützlichen Handelsverträgen so heilsam ist, wie Petroleum für die Löschung eines Brandes. Das sind die Thaten, die vor dem Wahlaufruf liegen; wir würden es freudig begrüßen, wenn die Thaten, die auf den Wahlruf folgen, andere wären; aber wer kann es hoffen?

Die Zustände auf der Balkanhalbinsel werden immer bedrohlicher. Die Bulgaren greifen jetzt zu verbrecherischen Mitteln; sie haben durch Verwendung von Dynamit eine Panik in Saloniki erzeugt; Häuser demolirt, Menschen getödtet; in einzelnen anderen Städten haben gleichfalls Dynamitattentate stattgefunden und der Bandenkrieg dauert überdies fort. Diese Methode der Bulgaren für die Freiheit zu kämpfen ist nicht geeignet, ihnen die Sympathie von Europa zu sichern; diese Freiheitskämpfer unterscheiden sich nicht von anarchistischen Verbrechern und die Anarchisten begegnen allgemeinem Abscheu. Die Bulgaren haben ihrer Sache einen außerordentlichen Schaden zugefügt, indem sie mit der Methode der Anarchisten zu arbeiten begannen.

Die Frage bleibt, ob die Türkei diese Lage auszunutzen vermag, ob sie die Kraft hat, der Aufrührer Herr zu werden, und ob sie alsdann im Stande ist, Zustände zu schaffen, die erträglich sind und geeignet, neuen nationalen Erhebungen vorzubeugen. Es gehört viel Optimismus dazu, um das zu hoffen, und es bleibt möglich, daß die bulgarische Bewegung trotz dem Widerstreben aller Großmächte die europäische Politik in ihre Strudel mit hineinreißt.

In Finland arbeitet die russische Despotie mit den rücksichtslosesten Mitteln: Ausweisung, Deportation der angesehensten Personen; kein Mensch ist seiner Freiheit und auch nur seines Besitzes noch sicher. Rußland ist am Werke, alles in Finland zu vernichten, was dort die bisherige Entwicklung an Kultur und an Rechtsgütern geschaffen hat. In Kischeneff ist es der Pöbel, der Besitz, Freiheit und Leben vernichtet; in Finland die hohe Staatsautorität. Armes Finland; armes Rußland, das seine politische Aufgabe in der Verbreitung der Barbarei erblickt.

* * *

Die hinterpommersche Landgemeinde Schwessin, die Lage ihrer Landwirthe und ihr Interesse an den Getreidezöllen.*)

In Hinterpommern, eine Meile von Köslin, liegt die Gemeinde Schwessin; dort wohnt der Bauer Rubow, kein Großbauer, der es den adligen Rittergutsbesitzern in Pferd und Wagen und im Klagen über die Noth der Landwirthschaft gleich thun will, sondern ein Mann, der mit fester Hand den Pflug führt, der dem Vieh selbst das Futter streut, der aber nicht bloß arbeiten, sondern auch wirthschaften kann; da fiel es ihm denn auch nicht schwer, seinem Sohn die Mittel das für Universitätsstudium zu gewähren und heut ist der ein angesehener Doktor der Staatswissenschaften. Aber er ist stolz ein Bauernsohn zu sein; sein Herz hängt an seiner Heimath und am Beruf seiner Väter.

Als es nun Mode wurde, über die Noth der Landwirthschaft zu klagen, wovon Dr. Rubow in seinem Heimathsdorf bis dahin nichts gemerkt hatte, und als man als Mittel gegen diese Noth mit den hohen Zöllen auf Getreide und Futtermittel kam, da hielt er es für seine Pflicht statt in das allgemeine Geschrei einzustimmen, sorgfältig zu prüfen, wer denn eigentlich Noth leide und wen man mit der Zollmedizin kuriren könne.

Das hat er an seiner Heimathgemeinde, wo er jeden Bewohner persönlich kennt, denn sorgfältig untersucht; er hat sich nicht auf sein Urtheil allein verlassen, sondern alles mit den erfahrensten Wirthen des Dorfes besprochen, geprüft und ermittelt und hat das Ergebniß in einem höchst lesenswerthen Büchlein: „Die hinterpommersche Landgemeinde Schwessin, die Lage ihrer Landwirthe und ihr Interesse an den Getreidezöllen“*) niedergelegt.

Es ist kein besonders gesegneter Boden, den die Schwessiner bebauen. Nach dem Grundsteuerkataster gibt's Land I. Klasse dort gar nicht, von II. und III. Klasse nur wenige Morgen Wiesen und Weiden; noch nicht $^1/_6$ des Ackerlandes ist Boden IV. Klasse, über $^3/_5$ solcher V. und VI. Klasse, der Rest noch geringer. Seit Anfang der sechziger Jahre, wo die Bonitirung erfolgte, hat sich freilich manches gebessert; aus sumpfigem Unland und Hütungen sind werthvolle Wiesen geworden, aber von Natur ist nun einmal der Boden arm; es gehört rühriger Fleiß dazu, ihm Schätze abzugewinnen.

Von den 205 Besitzern haben nur drei mehr als 120 Morgen, der größte 670 Morgen, wovon aber noch nicht 200 Morgen landwirthschaftliche Fläche sind, sieben haben Besitzungen von 80—120 Morgen, vier solche von 60—80 Morgen, 21 nur 40—60 Morgen, 66 nur 20—40 Morgen, 73 nur 8—20 und 31 weniger als 8 Morgen; durchschnittlich kommen auf einen Besitzer nur 24 Morgen landwirthschaftlicher Betriebsfläche; es ist also eine mittel- und kleinbäuerliche Gemeinde; für Pommern freilich, wo der Großgrundbesitz 55 Proz. des Kulturlandes einnimmt, eine Seltenheit.

Die Betriebe bis 80 Morgen kommen meist ohne fremde Arbeitskräfte aus. Wenn auch die Bevölkerung gegen die sechziger und siebziger Jahre etwas zurückgegangen ist, besteht doch kein Arbeitermangel; früher wohnten die Arbeiter der umliegenden Rittergüter und die in den Forsten und beim Bahnbau beschäftigten zum Theil in Schwessin, was heut weniger der Fall ist. Gibt es doch dort nur 21 landlose Arbeiter. Industrie ist gar nicht vorhanden, die ganze 1270 Seelen zählende Dorfgemeinde hat rein landwirthschaftlichen Charakter; neben den Landwirthen leben nur die nothwendigen Handwerker dort, von denen 21 auch Grundbesitzer und nur zehn ganz ohne Land sind. Auch die zwei Krämer, die zwei Gastwirthe und die beiden Viehhändler sind im Hauptberuf Landwirthe.

Je geringer die Fläche, welche ein Landwirth besitzt, um so intensiver ist der Betrieb; bei den größeren Besitzern kommt wohl noch bisweilen Schwarzbrache und zweijähriger Klee als Weide vor, bei den kleineren verbietet sich das wegen der größeren Viehhaltung, die viel Futteranbau erfordert. Die Stalldüngerwirthschaft ist noch verdesserungsfähig; trotz der großen Viehhaltung wird mit Erfolg viel Kunstdünger — Kainit und Thomasmehl — verwendet, werden die Erträge damit gesteigert. Durch Düngungsversuche unter Leitung wissenschaftlich gebildeter Fachmänner und belehrende Vorträge würde eine zweckmäßigere Verwendung der künstlichen Düngemittel zu erzielen sein. Hier bietet sich ein reiches Arbeitsfeld für Staat und Landwirth-

*) Anmerkung der Redaktion: Dieser Artikel wird auch im Separatabzug als Flugblatt zur Verbreitung gelangen. Wer das Flugblatt zu beziehen wünscht, wende sich an das Bureau des Wahlvereins der Liberalen Berlin SW., Dessauerstraße 1.

*) „Volkswirthschaftliche Zeitfragen“ Heft 195/96. Berlin 1903. Verlag von Leonh. Simion.

schaftskammer; jedenfalls aber ist die Technik des Ackerbaues in erfreulichem Aufschwung begriffen.

Die ganze Wirthschaft ist auf eine möglichst große Viehhaltung zugeschnitten; die Ställe sind überall erweitert, um- oder neugebaut worden; immer höherer Werth wird auf vermehrte Futtergewinnung gelegt. Von 1883—1902 ist die Zahl der im Dorf gehaltenen Pferde von 125 auf 177, des Rindviehs von 531 auf 665, der Schafe von 208 auf 211, der Schweine von 690 auf 1453 gestiegen; der Werth der drei Hauptviehgattungen ist in 18 Jahren von 153 000 auf 248 000 Mark gewachsen.

Das Ziel des Kleinstellenbesitzers ist, seinen Betrieb so auszudehnen, daß er ein Pferd halten kann, um mit der Bestellung von den größeren Besitzern unabhängig zu werden. Pferdezucht findet nicht statt; der enorm erhöhte Pferdezoll belastet demnach diese sämmtlichen Landwirthschaftsbetriebe.

Die früher übliche Verwendung des Rindviehs als Zugvieh hat aufgehört; trotzdem hat die Haltung sehr zugenommen; es findet viel Mast von Bullen und jungen Stieren statt, die gegen früher erheblich schwerer geworden sind. Die größeren Betriebe treiben Zucht, die sich bei den stark gestiegenen Preisen namentlich guter Milchkühe sehr gut rentirt. 400 Mark und mehr werden jetzt nicht selten für eine gute Milchkuh vom Händler bezahlt, der dabei noch ein gutes Geschäft macht. Die kleinen Besitzer, die selten ein Kalb aufziehen, leiden natürlich unter den hohen Preisen der Kühe. Die Milch wird verbuttert oder zur Kälbermast verbraucht; bei letzterer verwerthet sie sich wesentlich höher; eine Genossenschaftsmolkerei besteht noch nicht, sie würde — namentlich für die kleineren Besitzer vom größten Vortheil sein, aber auch den größeren nützen; außer den direkten Vortheilen würde sie auf verbesserte Viehhaltung, auf vortheilhafteste Fütterung, auf vermehrten Futterbau und damit auf bessere Behandlung des Bodens hinwirken.

Die Schweinehaltung — mehr die Mast als die Zucht — ist für Schwessin die Haupteinnahmequelle; der Bedarf an Ferkeln wird durch die Zuchtsauen des Dorfes kaum gedeckt; bei der Zucht ist das Risiko zu groß, freilich auch der Gewinn recht bedeutend. Im Alter von 7—10 Monaten erreichen die Schweine ein Gewicht von 100—125 Kilogramm; bei den hohen Schweinepreisen der letzten Jahre ergibt sich ein erklecklicher Reingewinn, der sich nach sechsmonatlicher Fütterung auf mindestens 23 Mark für das Schwein berechnet, wobei der Roggen oder die zugekauften Futtermittel sich mehr als doppelt so hoch (mit 14,67 Mark statt mit 7 Mark Marktpreis) als beim Verkauf des Getreides verwerthen. Der Bauer erhält also seine Erzeugungskosten gut bezahlt und hat obendrein den Dung, der fehlen würde, wenn er Korn und Kartoffeln direkt verkaufte.

Da beim Verkauf solch kleiner Mengen Getreide natürlich nicht dieselben Preise wie für große Quanten erzielt werden, da der Bauer beim Verkauf sowohl wie beim Einkauf von Futtermitteln doppelte Spesen hat, — der Händler muß beim einen wie beim andern verdienen, der Bauer verbraucht Zeit und Gespann zur Fahrt nach der Stadt, — so thut er eben viel besser das selbstgebaute Korn zu verfüttern, als es zu verkaufen, auch wenn die Analyse der Kraftfuttermittel einen höheren Nährwerth ergibt.

Dringend nothwendig erweist sich der Schutz gegen Viehseuchen, namentlich gegen den Rothlauf der Schweine durch Schutzimpfung und Viehversicherung; für letztere werden der unumgänglichen Kontrolle wegen örtlich begrenzte Vereine mit Rückversicherung bei einer Privatgesellschaft oder einem Verbande vorgeschlagen.

Die Geflügelhaltung ist noch unbedeutend; bei genossenschaftlicher Organisation des Eierverkaufs würde sie gewinnbringend werden; Gänse und Enten werden kaum gezüchtet, im Hochsommer werden von Händlern Magergänse gekauft, diese zunächst auf die Stoppeln getrieben, später gemästet und hauptsächlich im eigenen Haushalt verbraucht. Der enorme Zoll von 75 Pfennig pro Stück würde eine empfindliche Belastung der bäuerlichen Betriebe darstellen.

Die Grundstückspreise sind ständig gestiegen; sie haben eine ungesunde Höhe erreicht. 1898 wurde ein Bauerngut zerschlagen; dabei erzielte schlechtester Acker 1740 Mark, bester, d. i. in Schwessin auch nur Mittelboden, 2200 Mark, schlechte Wiesen 1000 Mark, gute 2400 Mark per Hektar.

Diese hohen Preise werden durch den Landhunger der kleinsten Besitzer hervorgerufen, die ihren Besitz ständig zu erweitern trachten. Nachdem von einem benachbarten Rittergut 82 Hektar Außenschläge zugekauft, von einem andern 15 Hektar zugepachtet sind, fehlt es an der Möglichkeit weiteren Grunderwerbs, wenn nicht benachbarter Großgrundbesitz parzellirt wird, was dringend wünschenswerth wäre, sollen die Grundstückpreise nicht noch weiter ungesund steigen; schon jetzt sieht man ein, daß man auf viel zu theuerem Grund und Boden wirthschaftet; die Leute wandern ab und erwerben anderswo eine größere Fläche, als ihnen zu Haus für dasselbe Geld möglich ist.

Die Baarlöhne sind seit 20 Jahren um 50—60 Proz. gestiegen; so berechnet sich die Arbeitskraft eines Knechtes auf 464 Mark, die einer Magd auf 404 Mark jährlich einschließlich des Unterhalts. Gegenüber der Steigerung der Löhne fällt die Belastung durch die soziale Gesetzgebung gar nicht ins Gewicht. Leutenoth besteht nicht, ebensowenig ist über Unbotmäßigkeit oder Kontraktbruch zu klagen; die weitgehende Zersplitterung des Grundbesitzes führt zu einem Ueberschuß an Menschen, der zum Theil auch die umliegenden Güter mit Arbeitskräften versorgt; als Nachtheil wird es empfunden, daß dadurch die Landgemeinde in weitem Umfang die Schul- und Armenkosten für die umliegenden Gutsbezirke mit tragen muß.

Die Staatseinkommensteuer, welche Schwessin aufbringt, weist einen ständigen Rückgang auf; es würde aber grundverkehrt sein, daraus auf einen Rückgang der Erträgnisse der Landwirthschaft zu schließen; abgesehen davon, daß die Einschätzung im Lauf der Jahre eine sehr viel mildere geworden ist, wurden ein Bauerhof und ein Halbbauerhof zerschlagen, von verschiedenen andern sind Parzellen abverkauft worden, sodaß die Zahl der großen Einkommen sich wesentlich verringert hat; während aber bei diesen die Steuer 3 Proz. des Einkommens beträgt, macht sie bei den kleineren nur 1, ja bei den kleinsten Staatseinkommensteuerpflichtigen nur $^1/_3$ Proz. aus; der Gesammtwohlstand der Gemeindeangehörigen kann sich also trotz rückgängigen Steuererträgnisses sehr wohl gehoben haben; nur die Unterschiede sind geringer geworden. Ganz ähnliche Ergebnisse zeigt die Ergänzungssteuer. Die Verschuldung beträgt 24,4 Proz. des Grundvermögens, 23,1 Proz. des Gesammtvermögens der 63 staatssteuerpflichtigen Landwirthe, wobei die Werthe sehr niedrig angesetzt sind. Die Verschuldung ist also eine ganz undedenkliche; hat doch auch seit 1880 nur eine Zwangsversteigerung stattgefunden, die in der Trunksucht und liederlichen Wirthschaft des Besitzers ihre Ursache hatte.

Der Hypothekenzinsfuß beträgt fast überall noch $4^1/_2$ Proz., ist also hoch; würde der landschaftliche Kredit auch auf die bäuerlichen Besitzungen ausgedehnt, so würde hier bald Besserung eintreten; dagegen sträubt sich aber die Ritterschaft; die Einführung einer Verschuldungsgrenze würde gerade die kleinsten Besitzer am schwersten treffen, ihnen den Zukauf von Parzellen großentheils unmöglich machen.

Trotz des Rückganges der Bevölkerung seit Mitte der 80er Jahre haben sich die Gebäude vermehrt und verbessert; das Strohdach weicht der feuersichern Bedachung, das Fachwerk mit Lehmfüllung dem massiven Ziegelbau; in mehr und besseren Wohnräumen wohnen weniger Menschen als früher; die alten Schlafwinkel sind verschwunden; selbst in den Häusern kleinerer Besitzer sind 2—3 Wohnzimmer. Kleidung und Ernährung haben sich wesentlich gehoben; der Fleischkonsum hat zugenommen; auch der kleinste Landwirth und Arbeiter schlachtet mindestens ein Schwein, dazu kommen noch einige Gänse; Sonntags wird frisches Fleisch gekauft. Bei den Bauern, welche Dienstboten halten, ist die Ernährung noch erheblich besser, wird täglich — in

der Ernte sogar zwei- bis dreimal am Tage — Fleisch genossen.

Alles sind Zeichen, daß es der landwirthschaftlichen Bevölkerung in Schwessin nicht schlechter, sondern wesentlich besser geht als in früheren Zeiten, daß von einer Nothlage dort garnicht die Rede sein kann.

Welches Interesse hat nun diese große Dorfgemeinde an den Getreidezöllen? Nur ein einziger Besitzer, der bei 37 Hektar Fläche 24 Hektar Ackerland und 6 Hektar Wiesen hat, verkauft regelmäßig 40—60 Centner Getreide; nach seiner eigenen Aussage würde auch er besser thun, seinen Viehstand zu vergrößern und den Körnerüberschuß zu verfüttern; dazu müßte er aber bauen und einen Dienstboten mehr anstellen; er will aber bequem leben. Einige wenige größere Landwirthe verkaufen wohl nach einer besonders günstigen Ernte etwas Getreide, durchschnittlich alle zusammen aber nur 150—200 Centner jährlich; sonst werden von Erzeugnissen des Ackerbaus nur Kartoffeln verkauft, alles andere wird in der eigenen Wirthschaft verbraucht.

Das selbstgebaute Getreide reicht nicht aus, um den eigenen Bedarf zu decken. Geerntet werden

auf 315 ha Anbaufläche	à 28 Ctr.	=	8 820 Ctr.	Roggen,
„ 165 „ „	à 32 „	=	5 280 „	Hafer,
„ 5 „ „	à 32 „	=	160 „	Gerste,
zus. auf 485 ha Anbaufläche			14 260 Ctr.	

Davon gehen ab

1. für Aussaat:	=	1 683 Ctr.	
2. für menschliche Ernährung (nur 200 kg pro Kopf angenommen) für 1269 Einwohner . . .	=	5 076 „	Brotgetreide,
3. für 177 Pferde rund 3 kg täglich oder 22 Ctr. pro Pferd jährlich	=	3 894 „	
4. für Rindvieh 2 Ctr. pro Haupt bei 665 Stück	=	1 330 „	
5. für Schweine 4 Ctr. für das Schwein bei 1453 Stück .	=	5 812 „	
6. für Gänse und sonstiges Geflügel ꝛc.	=	700 „	
Gesammtkörnerverbrauch		18 495 Ctr.,	

so daß also ein Fehlbedarf von 4235 Centnern Körner zu decken übrig bleibt; in Wirklichkeit wird derselbe sogar erheblich höher sein.

Diese rein landwirthschaftliche Gemeinde würde also durch die Mindestzölle auf Getreide um allermindestens 10 700 Mark, wahrscheinlich um 12 bis 14 000 Mark belastet werden, während die gesammten Kommunallasten einschließlich Schul- und Armenlasten nur 4136 Mark ausmachen, dabei werden 250 Prozent der Einkommensteuer und 200 Prozent der Grund- und Gebäudesteuer als Kommunalzuschläge erhoben. Die Belastung durch die Getreidezölle beträgt also für diese Bauerngemeinde dreimal so viel als die gesammte Steuerlast einschließlich Staatssteuern.

Der Ertrag des Getreidezolls fließt aber nur zu ungefähr ein Achtel in die Reichskasse, zu ungefähr sieben Achtel in die Taschen des einen Getreideüberschuß verkaufenden Grundbesitzes.

Viel größer als die direkte Belastung der Gemeinde Schwessin durch die Getreidezölle ist die indirekte: die Beeinträchtigung der Kaufkraft der breiten Schichten für thierische Nahrungsmittel durch die Vertheuerung des Brotes, die künstliche Konservirung, ja Ausdehnung des Großgrundbesitzes und damit die Preissteigerung von Grund und Boden, die Verhinderung der Ansiedlung kleiner Besitzer; statt dessen Rittergüter mit polnischen Arbeitern.

In Pommern steigt, wenn die Großgüterpreise mit den Getreidezöllen hinaufgetrieben werden, die Polonisirungsgefahr durch polnische Arbeiter. Der Staat fördert durch die Generalkommissionen die Rentengutsbildung und erschwert sie durch den hohen Zoll.

Daß die Zölle auf Vieh und thierische Produkte dem kleinen Landwirth nur in den seltensten Fällen etwas nutzen können, daß mit den höheren Preisen von Getreide und Futtermitteln kein Steigen der Viehpreise Hand in Hand geht, ist tausendmal nachgewiesen: der Viehpreis bildet sich überwiegend lokal, er ist adhängig von Angebot und Nachfrage und letztere steigt und sinkt mit dem wirthschaftlichen Wohlergehen des Volkes. 1891, dem Jahr vor den Handelsverträgen, wo Handel und Wandel darnieder lag, kosteten Schweine 33 bis 34 Mark pro Centner, 1901 dagegen 46 bis 47 Mark; 1891 war die Zeit der höchsten Getreidepreise der letzten zwanzig Jahre; und damals kostete Futtergerste 8 bis 8,50 Mark pro Centner, 1901 dagegen nur 6 Mark. Der viehzüchtende Bauer hat also ein direktes Interesse an niedrigen Getreidepreisen, an niedrigen Futtermittelpreisen, an niedrigen Preisen alles dessen, was er in seiner Wirthschaft, in seinem Haushalt braucht und was ihm durch die Zölle vertheuert wird.

Dr. Rubow ist zu vorsichtig, die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Landgemeinde Schwessin zu verallgemeinern; er schließt sich nur den Forderungen nach einer gründlichen Untersuchung des Vorhandenseins der Ursachen und der Mittel zur Abhilfe eines Nothstands in der Landwirthschaft an. Aber das Resultat seiner sorgfältigen Arbeit stimmt so vollständig mit denen der Mitte der 80er, Anfang der 90er Jahre veranstalteten amtlichen Untersuchungen überein, daß man wohl berechtigt ist, hierin einen weiteren Beweis dafür zu erblicken, daß die Viehzucht der Hauptarbeitszweig des Bauern ist, daß der Getreidezoll in den meisten Fällen den kleinen und mittleren Landwirth schädigt und nur dem derzeitigen Großgrundbesitzer durch Steigerung der Großgüterpreise Nutzen verschafft.

Je mehr derartige sachverständige Kleinarbeit geleistet, je mehr Klarheit in die landwirthschaftlichen Kreise über den Nutzen der Getreidezölle getragen wird, um so rascher wird die agrarische Gefahr überwunden werden.

Breslau. Georg Gothein.

Präsident Roosevelt und der „Rassenselbstmord" der Amerikaner.

II.

Daß die ehemaligen Studenten nur wenige Nachkommen haben, wurde in der amerikanischen Presse im allgemeinen zugegeben, und hierfür theilweise dieselben Beweggründe angeführt wie für ihre Zurückhaltung gegenüber der Ehe: absolut zu geringes Einkommen, relativ zu geringes Einkommen im Vergleich zu den durch die höhere Bildung gestiegenen Ansprüchen. Das Motiv des größeren Verantwortlichkeitsgefühls unter den verheiratheten Studirten wirke aber nicht nur dahin, die wirthschaftlich Schwachen von der Kinderzeugung abzuhalten. Die Universitätsbildung, insbesondere das Verständniß für die Gesetze der Vererbung, ließe auch körperlich Schwache vor der Gefahr der Uebertragung ihrer eigenen Veranlagung auf etwaige Nachkommen zurückbeben. Der fatalistische Gesichtspunkt, der bei Behandlung der Ehelosigkeit der Studenten schon in dem Ausspruch gestreift wurde, eine hohe geistige Bildung vertrage sich häufig nicht mit dem Eheleben, findet bei der Behandlung der Kinderarmuth der Ehen von Studenten zahlreiche Vertreter. Es liege nun einmal im Wesen der Zivilisation, daß die Höchststehenden dem Aussterben verfallen seien. Eine Klage über die

Digitized by Google

geringe Fortpflanzung der verheiratheten Studenten findet sich nirgends, und dasselbe gilt für die ehemaligen Studentinnen, deren Unfruchtbarkeit ebenfalls fast allgemein anerkannt wird. Auch diese wird vielfach auf das Wirken der Zivilisation zurückgeführt und als eine Naturnothwendigkeit hingestellt. Wo dies nicht geschieht, wird die Unfruchtbarkeit der früheren Hochschulbesucherinnen in der gleichen Weise erklärt wie die der reichen Frauen insgemein: Vergnügungssucht, Eitelkeit, Bequemlichkeit, die Anforderungen der Gesellschaft, die Wohnverhältnisse, die Dienstbotenfrage. Nicht selten findet sich betont, der Grund für die Kinderlosigkeit so vieler gebildeter und wohlhabender Amerikanerinnen sei, daß ihr eheliches Leben auf einer Geldheirath beruhe, in die sie häufig von ihren Müttern gehetzt würden. Die unausbleibliche Folge einer ohne Liebe seitens der Frau geschlossenen Ehe sei die Kinderlosigkeit. In gesellschaftlichem und pekuniärem Ehrgeiz erblickt ein Letzter*) die vornehmlichste Ursache:

„Unglücklicherweise krankt die amerikanische Gesellschaft an einer Schwäche, an dem allgemein verbreiteten Ehrgeiz, die eigene Lage bessern zu wollen. In diesem demokratischen Land, wo es keine Kasten gibt und jeder Mann und jede Frau freie Gelegenheit haben, aus sich selbst zu machen, was individuelle Fähigkeiten erreichen können, besteht fast allgemein die Neigung unter den gebildetsten und wohlhabendsten Klassen, alles um eines trügerischen Ideals von gesellschaftlichem und pekuniärem Vorrang willen zu opfern. Dieser Ehrgeiz mag Gutes vollbringen, indem er die Fähigkeit jedes Individuums entwickelt, aber er bedeutet den Tod für die Kinder. Sie sind unerwünscht entweder, weil sie eine Erhöhung der häuslichen Ausgaben mit sich bringen würden, oder weil man fürchtet, daß man sie nicht mit all dem Komfort, geschweige denn all dem Luxus umgeben könnte, den man doch selbst als Kind nicht gehabt hat."

Aber es fehlt auch nicht an Stimmen, die dahin gehen, es sei ein Irrthum, anzunehmen, daß die Ehen der Gebildeten und Wohlhabenden wenige Kinder hervorbrächten, und selbst die, die es behaupten, erblicken darin im allgemeinen keine Gefahr. Gelegentlich wird wohl bedauert, daß infolgedessen die so wünschenswerthe Auftheilung der großen Vermögen verhindert werde. Im ganzen wird häufiger dem Gedanken Ausdruck gegeben, unter den Kindern der Gebildetsten fänden sich zahlreiche körperliche Schwächlinge, ihre Eltern seien keineswegs die besten Erzieher, das Aufwachsen in wohlhabenden Verhältnissen aber sei der Entwicklung eines Kindes nicht zuträglich, und daher die Unfruchtbarkeit der Ehen der Gebildeten und Reichen im Interesse der Allgemeinheit freudig zu begrüßen. Nur selten wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, die Einschränkung der Kinderzahl möchte ihren Eingang in die ärmeren, ungebildeten Volksschichten finden. Gar wenige endlich gehen so weit, zu behaupten, diese Sitte bestehe schon daselbst. In der Regel wird es direkt bestritten. Und, was besonders beachtenswerth ist, die meisten, die die Ansicht vertreten, daß kinderlose Ehen unter den ärmeren Schichten der Bevölkerung eine große Seltenheit, und daß die Ehen der Armen in der Regel sehr fruchtbar seien, beklagen dies. In der ergreifendsten Weise wird das Elend des Kinderreichthums dargestellt. Zwei Angeklagte stehen vor einem Gericht in Chicago. Es war am 12. Februar, am Tage, nachdem der Brief des Präsidenten bekannt geworden. Beide sind desselben Vergehens beschuldigt: sie haben ihre Kinder in hilflosem Zustande verlassen. Im Anschluß an die Verhandlung bemerkt der Richter: „Es ist meine ehrliche Ueberzeugung, daß es für Hunderte und Tausende von kleinen Kindern besser wäre, sie wären nie geboren." Das Wort macht die Runde. Es geht durch die Zeitungen. Unter dem Schlagwort, daß manche Geburten ein Verbrechen seien, findet es Verbreitung und Anklang. Eine Autorität auf dem Gebiete des Wohlthätigkeitswesens in amtlicher Stellung erklärt: „Ich möchte behaupten, daß die große Familie eine ebenso schwere Gefahr bedeutet, wie die mit nur einem oder zwei Kindern gesegnete." Er stimme mit dem Richter vollkommen überein. Eine große Familie in die Welt setzen, sei nicht an sich und unter allen Umständen ein Unrecht. Aber die Kinderzeugung seitens der Bewohner von ärmlichen, ungesunden Bezirken sei eine Sünde. Eine andere Autorität äußert sich ähnlich: „Was die großstädtische Bevölkerung angeht, so besteht eine viel größere Gefahr in den großen Familien als in den kleinen." Der unselige, vielen Armen angeborene Glaube, die Erzeugung zahlreicher Kinder sei ein Gott gefälliges Werk, mache sie zu Fatalisten, mache sie hilflos gegenüber ihrem Elend, dessen Quelle ihnen doch bewußt sein müßte. Der Verfasser eines Artikels berichtet, wie er einem Feste in einer Kirche in Chicago beigewohnt habe, an dem 400 arme Kinder theilgenommen hätten. In seiner Begleitung habe sich ein Arzt befunden, ein Kinderfreund, der Dirigent einer der größten Polikliniken der Stadt. Die Kinder seien beim Verlassen der Kirche einzeln an ihnen vorbeidefilirt, und der Arzt habe erklärt: „Es ist zu schade, daß nicht ein Erdbeben sie alle verschlingt. Unter ihnen allen befindet sich nicht ein einziges gesundes Kind. Die Thatsache, daß sie existiren, spricht nicht günstig für die Zukunft der Nation." Bei fast jedem habe er Anlage zu Skrophulose entdeckt. Unter gewissen Umständen, mit ordentlichem Sonnenlicht und gesunder Luft, sei es möglich, diesen Tendenzen erfolgreich entgegenzuarbeiten. Bei diesen Kindern könne dies niemals geschehen. Sie könnten nur zu körperlichen Schwächlingen heranwachsen. „Wer kann voraussagen, wie viele moralische Schwächlinge werden?" fügt der Schreiber des Artikels hinzu. — In Jersey City predigt ein Geistlicher über die „Rechte der Ungeborenen". Er erklärt, eine Menge verfehlter Existenzen gebe es auf der Welt, die nie hätten geboren werden sollen, Menschen, die nie einen fair start gehabt hätten, die durch die Schwächen, Laster und Krankheiten ihrer Vorfahren von vornherein benachteiligt worden seien. Bei einem Mann, der, wie der Präsident, ein Gehalt von 50 000 Dollar bezöge, sei die Sachlage eine andere als bei dem, der niemals in seinem Leben mehr als 2 Dollar am Tage verdienen könnte. Unter den zahlreichsten Variationen wurden diese Aussprüche immer und immer wieder zitirt und besprochen.

Vergleichsweise gering ist demgegenüber, wie bereits angedeutet, die Zahl derjenigen, die auch für die ärmeren Klassen das Bestehen der Sitte der Einschränkung der Kinderzahl anerkennen. Am häufigsten findet sich die Ansicht noch unter der Aerzteschaft vertreten. Von den 10 Aerzten, deren Meinungen ich in einigen Chicagoer Zeitungen wiedergegeben fand, erklärt aber immerhin noch etwa die Hälfte, daß die Einschränkung der Kinderzahl die Ausnahme, nicht die Regel bilde. Eine hervorragende Newyorker Autorität meinte, es sei kein Zweifel, daß die Furcht vor der Elternschaft allgemein verbreitet sei. Natürlich sei dies in höherem Maße bei den sogenannten besseren Klassen der Fall, aber sie finde sich bis zu einem gewissen Grade in allen Bevölkerungsschichten. Ein Chicagoer Arzt meint, die Einschränkung der Kinderzahl finde sich vorwiegend in den Städten und da insbesondere in dem smart set. „Die Reichen haben große Familien, und jedermann weiß, daß die Armen viele Kinder haben. Schuldig ist die fashionable künstliche Mittelklasse." Ein anderer Chicagoer Arzt, ein Gynäkologe, läßt die Frage, inwieweit die Sitte auf dem Lande bestehe, offen:

„Die eingeborenen Amerikanerinnen vermeiden die Mutterschaft... Ich habe keine Erfahrung auf dem Lande und bin nicht im Stande zu behaupten, daß dieses Uebel auch außerhalb der Stadt grassirt. Was ich weiß, ist, daß es in den großen Städten in Besorgniß erregender Weise herrscht und daß seine Verwüstungen am größten unter den mittleren Klassen sind. Die Folgen dieses Lasters sind über alle Beschreibung traurig. Gewöhnlich wenn der Wunsch nach Nachkommenschaft übermächtig stark wird, ist die physiologische Möglichkeit der Mutterschaft bereits für immer vernichtet."

Ein Dritter erklärt direkt, die Sitte bestehe auch auf dem Lande:

„Manche Leute haben die Vorstellung, daß die Amerikanerinnen, die fern von den großen Städten leben, anders und besser sind, aber ich stehe in Fühlung mit der ländlichen Bevölkerung und meine Meinung

*) Vergl. St. Joseph, Mo. „Preß" vom 1. März.

ist, daß die Frauen auf dem Lande in dieser Beziehung genau so schuldig sind wie die Stadtfrauen. Ich will zugeben, daß das Uebel am schlimmsten in dem smart set ist, das kein Geld hat und den äußeren Schein zu wahren sucht."

Alle diese drei Chicagoer Aerzte geben also dem Gedanken Ausdruck, daß die Sitte am verbreitetsten in den mittleren Klassen sei.

Außer den letztgenannten Aerzten haben sich nur vereinzelt Stimmen dahin vernehmen lassen, die kinderarme Ehe finde sich ganz allgemein unter den eingeborenen Amerikanerinnen. Eine Gefahr für die Nation wird aber in der Regel nicht darin erblickt. Auf die Qualität der Kinder komme es an, nicht auf die Quantität. Sei es denn etwa besser, die Bevölkerung um 100 unbedeutende Menschen zu vermehren, als der Republik einen intelligenten, gebildeten, tüchtigen Bürger zu schenken? Ein Edison sei mehr werth, als zehntausend Preisfechter. Die Vereinigten Staaten litten ohnehin schon eher an Uebervölkerung. Andererseits weist ein Artikel darauf hin, die geringe Fortpflanzung der Eingeborenen gebe insbesondere in Verbindung mit der Verschlechterung in der Qualität der Einwanderer zu ernsten Erwägungen Anlaß. Der Verfasser fügt hinzu:

„Zweifelsohne ist die kleine Familie in demselben Maße ein charakteristisches Merkmal für die eingeborenen Amerikaner wie für das französische Volk. Es ist eine Tendenz, die möglicherweise durch klimatische und sicherlich durch soziale Verhältnisse gefördert wird."

In einem anderen Artikel wird nicht weniger unklar und ebenso allgemein der fortschreitenden Civilisation die Schuld gegeben, die dasselbe Ergebniß überall zeitige. Ein dritter Artikel endlich*) — es ist der einzige derartige Artikel, der mir vorliegt — gibt nicht nur die Thatsache zu, sondern sucht sie auch historisch zu begründen. Er erschien am selben Tage, an dem der Brief Roosevelt's in die Oeffentlichkeit drang, und mag hier in seinem ganzen Wortlaute folgen:

„Wenn Präsident Roosevelt beabsichtigen sollte, an der kleinen Familie der Amerikaner zu rütteln, so wird er an ihr einen viel fester verschanzten Gegner finden, als an den Trusts. Right or wrong, die kleine amerikanische Familie stellt eine Evolution dar. Die Frau des amerikanischen Pioniers gebar 10 oder 12 Kinder, zog etwa die Hälfte davon auf, kochte, nähte, wob und wusch für sie. Ihre Tochter hatte nicht mehr so viele Kinder wie sie, und ihre Enkeltöchter hatten im allgemeinen zu zerrüttete Nerven, waren nicht für die Ehe oder sonst einen anderen nützlichen Beruf geeignet. Damals nahm die kleine Familie ihren Anfang. Es war das einfachste Mittel, die Last, die auf der Frau des Haushalts ruhte, zu erleichtern. Ungefähr um dieselbe Zeit setzte die Verbreitung wirklich höherer Bildung unter den Amerikanern ein, während die Dampfschiffe Horden von Einwanderern heranzuschaffen begannen, die die schweren Arbeiten übernahmen, welche die Einheimischen bis dahin selber hatten verrichten müssen. Dann folgte die soziologische Vertheidigung der kleinen Familie. Sie stützte sich auf den Grundsatz, daß es besser sei, einige wenige Kinder aufzuziehen, die man für die höchsten Stellen im gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Leben heranbilden könne, als ein Dutzend Kinder in die Welt zu setzen, deren Bildungsgang sie nur dazu befähigen würde, einen geringen Lohn irgendwo an der Basis der Pyramide zu beziehen. Natürlich fand diese Lehre unter den Minderbemittelten Anklang, denen die bessere Erziehung von mehr als drei Kindern eine Last, wenn nicht eine Unmöglichkeit war. Besondere Bekräftigung erfuhr sie in Neuengland, wo die kleine Familie durch eine Generation von Frauen, die unfähig waren, mehr als zwei oder drei Kinder mit genug Lebenskraft auszustatten, um sie irgendwie nützlich zu machen, am festesten Fuß faßte. Das Zusammenwirken dieser beiden treibenden Kräfte gestaltete die kleine amerikanische Familie zu einem Typus in demselben Maße, wie sie eine Institution in Frankreich ist.

Eine nationale Sitte wie diese, die so offen im Druck wie in privaten Unterhaltungen vertheidigt wird, ist nicht leicht zu ändern. Die amerikanische kleine Familie hat denn auch in eine Zeit hinübergedauert, wo das Geld viel reichlicher geworden ist, und wo bessere Ernährung und Sport eine Generation von amerikanischen Mädchen mit einer herrlichen körperlichen Entwicklung hervorgebracht haben. Zweifellos machen sich bei dieser Klasse die Einwände gegen eine große Familie geltend, die Präsident Roosevelt in seiner vielfach citirten Vorrede zu einem Buche hervorhebt — der Wunsch nach Unabhängigkeit und Vermeidung von Unbequemlichkeiten, und zwar gegenwärtig bei Männern und Frauen, die physisch und finanziell fähig wären, große und gesunde Familien aufzuziehen und geistig heranzubilden. Aber diese Leute haben die Tradition einer Zeit geerbt, wo die Einwände gegen eine große Familie Berechtigung hatten, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie unter das alte Joch mit seiner Mühe und seiner Verantwortlichkeit zurückkehren werden. Hunderte und Tausende von ihnen leben in der Stadt, und die Verhältnisse des städtischen Lebens vom Portier des Etagenhauses an bis zum Baumeister sind großen Familien feindlich gesinnt."

*) Vergl. Brooklyn, „Eagle" vom 11. Februar.

Zum Schluß sei noch ein anderer Artikel*) hervorgehoben, der unabhängig von dem eben citirten einen Tag später in Chicago erschien. Auch der Verfasser dieses Artikels meint, daß die Frauen der Pioniere eine zahlreichere Nachkommenschaft gehabt hätten, und daß, nachdem das Land einmal urbar gemacht und besiedelt war, die Fruchtbarkeit der amerikanischen Familien nachließ. Nur ist er der Ueberzeugung, daß die geringe Kinderzahl der Ehen bloß eine vorübergehende Erscheinung gewesen sei und einen heute bereits überwundenen Standpunkt darstelle:

„Bis vor ungefähr 25 Jahren hatte das amerikanische Volk nie recht Zeit, sich zur Ruhe zu setzen und zu überlegen, in welcher Weise es den materiellen Wohlstand, den es erlangt hatte, nutzbar verwenden könne. Um diese Zeit begannen viele Tausende sich von dem Zwange schwer zu arbeiten gewissermaßen befreit zu fühlen und empfanden den Wunsch „in Kultur zu machen". Ungefähr um die gleiche Zeit brach sich ein Gedanke Bahn, der bis dahin nur einige wenige Schwächlinge und Sonderlinge beherrscht hatte, daß nämlich Männer und Frauen mehr Zeit auf die Entwicklung ihrer eigenen Persönlichkeit verwenden müßten, und daß große Familien in die Welt zu setzen nicht nur in vielen Fällen unklug, sondern auch kulturwidrig und vulgär sei. Daß diese Auffassung die Wirkung hatte, die von Soziologen jetzt in der Statistik van eingeborenen Familien festgestellt wird, mag zugegeben werden. Aber alles spricht dafür, daß es nur eine vorübergehende Verirrung war, an die der intelligentere Theil der Nation heute nicht mehr glaubt . . . Ein zahlenmäßiger Beweis dafür kann nicht leicht erbracht werden, aber kein genauer und unbefangener Beobachter seiner wirklich gebildeten Mitmenschen bezweifelt die Thatsache.

Eine Untersuchung der angezogenen Artikel der amerikanischen Presse ergibt etwa folgendes:

Die Behauptung Roosevelt's, daß die eingeborene Bevölkerung der Vereinigten Staaten die Ehe und die Erzeugung einer zahlreichen Nachkommenschaft meide, fand im allgemeinen wenig Zustimmung. Im großen und ganzen wurde behauptet, es träfe dies nur für die Höchstgebildeten oder auch für die Reichsten zu. Daß ihnen daraus ein Vorwurf zu machen sei, wurde vielfach bestritten. Theils wurden äußere Umstände zu ihrer Entschuldigung angeführt; theils wurde ihre Handlungsweise sogar direkt als der Ausfluß eines feineren Verantwortlichkeitsgefühls gepriesen. Was die Ehelosigkeit angeht, so wurden in der Regel die Männer als der entscheidende Theil bezeichnet. Immerhin fand sich auch die Meinung vertreten, daß zahlreiche Mädchen aus freien Stücken ledig blieben. Auf der anderen Seite wurde die geringe Fruchtbarkeit der Ehen, soweit sie für gewisse Klassen der Bevölkerung oder, was höchst selten geschah, für die Allgemeinheit als thatsächlich bestehend anerkannt wurde, fast durchweg auf den Willen der Frauen zurückgeführt, gelegentlich auch ausdrücklich erklärt, die Männer wünschten sich Kinder. Nur ganz ausnahmsweise wird den Männern die Initiative zugeschrieben. Die Meinung, daß die Unfruchtbarkeit der Ehen vielmehr überhaupt eine unfreiwillige sei, fand ich nur zweimal vertreten.

Die Verfasser, die den Gegenstand ernsthaft behandeln, wenden sich also in der Regel gegen die Ausführungen des Präsidenten. Dabei konnten hier eben nur die ernsthaft gemeinten Artikel Berücksichtigung finden. Darum darf aber der starke Einfluß der mir zahlreich vorliegenden, theilweise außerordentlich witzigen, humoristisch gehaltenen Leitartikel nicht unterschätzt werden, deren Verfasser die Befürchtungen des Präsidenten lächerlich zu machen suchten. Auch die Ausführungen, die lediglich eine Beendigung der Diskussion

*) Vergl. Chicago „Inter-Ocean" vom 12. Februar.

bezweckten, mit dem Hinweise, es gebe doch wirklich wichtigere Dinge zu erörtern, das Ganze sei ein Lärm um nichts, dürften als ein Ausdruck der öffentlichen Meinung ins Gewicht fallen. Ganz verschwindend erscheint dem gegenüber die Zahl der Artikel, die, wie der Brief des Präsidenten, dem Gedanken Ausdruck geben, daß die Fernhaltung von der Ehe und die Einschränkung der Kinderzahl einer unter den eingeborenen Amerikanern thatsächlich allgemein verbreiteten Sitte entspräche. Und nicht ein einziger Artikel ist mir zu Gesicht gekommen, der in dieser Erscheinung wie der Präsident die wichtigste Frage für die Vereinigten Staaten erblickte.

Da wirft sich nun naturgemäß die Frage auf: ist denn thatsächlich die Fortpflanzung der eingeborenen Amerikaner so besonders gering, und gilt dies auch für die unteren Schichten der Bevölkerung? Eine umfassendere Statistik der Geburten nach Wohlhabenheits- und Gesellschaftsklassen gibt es für die Vereinigten Staaten nicht. Wir müssen daher zu den Erhebungen unsere Zuflucht nehmen, welche sich auf die Gesammtbevölkerung beziehen, und uns von vornherein eins vergegenwärtigen: Welche Ergebnisse wir auch immer finden mögen, wir werden daraus nichts für die Fortpflanzung der ehemaligen Hochschuldesucher und der Reichen entnehmen können. Ihr Antheil an der Gesammtbevölkerung ist so gering, daß sie einen erheblichen Einfluß auf die Ergebnisse für die Nation nicht haben können. Aus den Zahlen der allgemeinen Statistik werden wir nur etwas für die Massen ersehen können. Einen Einblick in die Fruchtbarkeit der eingeborenen Amerikaner werden wir aber nicht durch eine Untersuchung der Volkszählungsresultate gewinnen können, wie dies in der amerikanischen Presse sehr häufig und auch letzthin in deutschen Tageszeitungen gelegentlich versucht worden ist. Einmal nimmt die im Sinne der Statistik „eingeborene" amerikanische Bevölkerung unausgesetzt durch die Nachkommen der Fremdgeborenen zu, und dann erscheint eben dadurch auch die natürliche Vermehrung der Eingedorenen größer, als sie thatsächlich ist, indem gerade die zeugungs- und gebärfähigen Altersklassen in der eingeborenen Bevölkerung stark übersetzt sind. Die thatsächliche Fruchtbarkeit der eingeborenen Amerikanerinnen läßt sich daher am besten durch einen Vergleich der Geburten mit der Zahl der in gebärfähigem Alter stehenden Frauen erkennen. Eine solche Berechnung ist aber bei dem gegenwärtigen Stande der amerikanischen Geburtenstatistik nur für einige wenige Staaten, insbesondere für die beiden Neuenglandstaaten Massachusetts und Rhode Island möglich. Eine Gegenüberstellung der Fruchtbarkeit der in diesen beiden Staaten lebenden eingedorenen Amerikanerinnen, der Fremdgeborenen, und der Bevölkerung der wichtigsten Länder Europas ergibt nun folgendes:

In den meisten europäischen Ländern entfallen auf 1000 im gebärfähigen Alter (15—50 Jahre) stehende Frauen jährlich zwischen 115 und 150 Geburten. Im Deutschen Reiche waren es 144 und ähnlich unter den Fremdgeborenen in Massachusetts und Rhode Island 141, bezw. 135. Weniger waren es in Irland mit 91 und Frankreich mit 86 Geburten. Die eingeborenen Frauen von Massachusetts wiesen nur 65, die von Rhode Island nur 63 Geburten auf. Die Fruchtbarkeit der Eingedorenen der beiden Neuenglandstaaten ist demnach nur halb so groß wie die der meisten europäischen Länder. Sie ist nur drei Viertel so groß, wie die der Bevölkerung von Frankreich!

Inwieweit die geringe Fortpflanzung der eingeborenen Amerikanerinnen auf einen großen Antheil Unverheiratheter unter ihnen zurückzuführen ist, ergibt sich aus einem Vergleich der ehelichen Geburten mit den in gebärfähigem Alter stehenden verheiratheten Frauen. In allen Ländern Europas, für die Zahlen vorliegen, mit Ausnahme Frankreichs, und ebenso für die Fremdgeborenen von Massachusetts und Rhode Island schwankte das Verhältniß der ehelich Geborenen zu den unter fünfzigjährigen verheiratheten Frauen zwischen 227 und 283. In Frankreich betrug es nur 143, in den beiden Neuenglandstaaten war es noch um einige Prozent geringer! Nur bis zu einem gewissen Grade läßt sich die geringe Fruchtbarkeit der eingeborenen Amerikanerinnen auf den Antheil gebärfähiger Frauen, die dort nicht in der Ehe leben, zurückführen. Das Ausschlaggebende ist die Unfruchtbarkeit der bestehenden Ehen. Und dies gilt nicht nur für Massachusetts und Rhode Island, gilt nicht nur für das industrielle städtereiche Neuengland mit seiner Jahrhunderte alten Kultur. Daß sich auch ähnliche Verhältnisse in dem agrarischen und noch weniger besiedelten Westen der Union zeigen, ergeben die sorgfältigen Untersuchungen des Bevölkerungsstatistikers des Staates Michigan, der zu dem Schlusse kommt, „daß die eingedorene Bevölkerung von Michigan nicht genug Kinder per Ehe erzeugt, um ihren Bestand aufrecht zu erhalten". Nur die Fremdgeborenen und die Neger zeigen überall eine gewaltige Fruchtbarkeit.

Wir sehen, Präsident Roosevelt hatte mit seiner Voraussetzung Recht. Die Fortpflanzung der Weißen eingeborenen Amerikanerinnen ist außerordentlich gering. Es ist zweifelhaft, ob sie genügt, um das Volk in seinem Bestande zu erhalten. Bedeutet dies nun eine Gefahr für die Vereinigten Staaten, wie der Präsident annimmt?

Um diese spezielle Frage zu beantworten, ist es nicht nothwendig die allgemeine Frage zu erörtern, ob eine Zunahme der Bevölkerung an sich und unter allen Umständen wünschenswerth sei. Es genügt, sich zu vergegenwärtigen, daß die Vereinigten Staaten ihre hervorragende Stellung unter den Weltmächten erst erlangten, als sich ihre Bevölkerungszahl mit der der zivilisirten Länder Europas messen konnte, und daß die Völker, deren Wachsthum während des letzten Jahrhunderts wesentlich hinter dem anderer zivilisirten Nationen zurückgeblieben ist, ihre Rangstellung verloren haben. Für den Krieg gilt das Wort Montecuccoli's, um ihn zu führen brauche man Geld, Geld und nochmal Geld. Das haben auch die Amerikaner vor nunmehr fünf Jahren bewiesen. Die Werke des Friedens aber erheischen etwas anderes. Und dies gilt insbesondere für ein Land, wie die Vereinigten Staaten, das so unermeßlich reich an ungehobenen Schätzen ist, das erst am Beginne seiner wirthschaftlichen Entfaltung steht. Die Vereinigten Staaten brauchen Menschen, Menschen und nochmal Menschen. Präsident Roosevelt hatte wohl mit seiner Schlußfolgerung ganz Recht: Die wichtigste Frage für die Vereinigten Staaten ist — der „Rassenselbstmord" der Amerikaner.

Nürnberg. R. Kuczynski.

Malwida von Meysenbug.

„Es ist ja schön, die Welt kennen zu lernen, zu beobachten und zu schauen, wie sich das Leben in verschiedenen Ländern und Völkern entwickelt . . . . aber zuletzt muß man sich doch die heimathliche Stelle finden, von der aus das Erwerben nun zum ruhigen Besitz und fruchttragend wird."

So schrieb die jüngst in Rom Entschlafene von diesem Orte aus am 3. Januar 1892. Ihr ward Rom nach langem Wanderleben zur heimathlichen Stelle. Ihre Wanderschaft ist sowohl in örtlichem wie in seelischem Sinne aufzufassen. Von Cassel, wo sie geboren war, fand sie past tot discrimina rerum ihren Weg über Hamburg und Berlin, wo sie vorübergehend lebte, London, wo sie viele Jahre zubrachte, Paris und Florenz nach Rom, wo sie nach einem Vierteljahrhundert ununterbrochenen Aufenthalts vor kurzem ihr Leben beschloß, das 87 Jahre währte. Aber eine noch komplizirtere Wanderschaft, als ihrem Leib beschieden war, hatte ihre Seele zurückzulegen.

Als Tochter einer in Formen erstarrten Hofwürdenträgerfamilie im Jahre 1816 geboren, ward sie nach einer unglücklichen Neigung zu einem jungen Pastor in die demo-

Digitized by Google

kratische Bewegung verstrickt, die Deutschland und Europa durchfluthete und in dem schicksalsschweren Jahre 1848 ihren Höhepunkt fand.

Dann wanderte sie, als über Deutschland wieder die Reaktion gekommen war, nach England aus, und in London lebte sie als Emigrantin unter den Emigranten, in stetem Verkehr mit jener internationalen fine fleur der Geister, deren Mittelpunkt Alexander Herzen und Giuseppe Mazzini bildeten. Und dann gab es noch eine längere Station in Bayreuth bei Richard und Cosimn Wagner, bis sie nach solcher inhaltsreichen Odyssee im Hafen römischen Lebens landete, wo Geister wie Liszt, Fürstin Sayn-Wittgenstein, Minghetti, Lenbach und Bülow noch ihrem Lebensabend leuchte en.

Sie hat viel geschrieben, doch noch ungleich mehr gelebt. Was ihre Werke anbelangt, so ist das Kernstück derselben „Die Memoiren einer Idealistin". Ihre anderen Schriften, wie die „Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau", der Roman „Phädra", die „Gesammelten Erzählungen" und die „Erzählungen aus Legende und Geschichte" sind theils nach der Richtung der selbstbiographischen Stimmung, theils nach der Phantasieseite hin Ergänzungen zu ihrem Hauptwerk, das noch in ihren letzten Jahren in dem Bande „Der Lebensabend einer Idealistin" einen Abschluß und in dem Buch „Individualitäten" einen allerletzten Nachklang fand.

Erlebniß und Buch decken sich bei ihr. Sie hat eine seltene Gabe besessen, ihre Erlebnisse darzustellen, wenn auch ihre letzten Bücher in Hinsicht auf Stil und Komposition tief unter ihren ersten stehen. „Der Lebensabend einer Idealistin" ist das Werk des Alters. Doch auch in hohen Jahren noch wußte sie sich ein wunderbar frisches Empfinden zu wahren.

Der Drang nach Vergeistigung ihres Ichs machte sich bereits frühzeitig in ihr bemerkbar. Sie war wohl nie schön, war vielleicht von der Natur eher dürftig ausgestattet, und so wurde sie durch einen eisernen Willen zur Siegerin über die Natur. Ein eiserner Wille! Alle Sinnlichkeit und alle Materialität lagen weit hinter ihr. Die Gläubigen allerdings würden diese Frau, die sich selbst stets „eine Idealistin" nannte und unter dieser Flagge ihre anonymen Memoiren in die Welt hinausflattern ließ, eine Materialistin nennen, denn sie war Gegnerin der positiven Konfession. Zu dem Schönsten, was sie geschrieben, gehört das Kapitel „Von ihr" in den, in mehrfacher Auflage erschienenen „Stimmungsbildern". „Von ihr!" Wer ist sie? — Olga Herzen ist es, von der dieses Kapitel handelt: Die spätere Gemahlin Gabriel Monod's, des französischen Historikers, der sich auch in der Affäre Dreyfus als Anwalt des unglücklichen Kapitäns rühmlich hervorgethan. Olgas, des Kindes, das sie einstens erzogen, gedenkt die Meysenbug in dieser zu pädagogischen Zwecken geschriebenen Rückerinnerung. Ihrer eigenen Ueberzeugung und dem Geiste Herzen's entsprechend, der Freidenker war, glaubte sie das Kind ohne Dogma, nur im Zusammenhange mit allem Schönen und Guten, in Freiheit und Natürlichkeit aufwachsen lassen zu sollen. Sie hätte es für frivol erachtet, dem Kinde als Wahrheit hinzustellen, was sie selbst nicht Wahrheit dünkte. Ungläubig gegenüber der Vorstellung eines persönlichen Fortlebens nach dem Tode, antwortete sie der kleinen Olga, als diese sie beim Tode einer Freundin fragte, was denn aus dem Menschen, wenn man ihn in das Grab legte, würde: Aus den Gräbern wüchsen schöne Pflanzen und Blumen. Die Wirkung war, daß die Kleine einige Zeit darauf ein Testament schrieb, in welchem sie die Anordnung traf, es möchte ein großer Weinstock auf ihr Grab gepflanzt werden, „um eine Laube darüber zu bilden, unter der ein Sessel von weißem Marmor die das Grab besuchenden Freunde zum Ausruhen und zur Erquickung an den Früchten des Weinstocks einladen solle". Die Meysenbug knüpft an dieses liebliche Testament den Ausspruch: „Dieser heitere, heidnische Gedanke war nicht die einzige Veranlassung, welche mir Gelegenheit gab zu bemerken, wie oft Kinder, überließe man sie ihrer Natur, heidnischen Anschauungen sich nähern und die poesievolle Seite der Geschichte der Menschheit wiederholen würden."

Und so pflanzte die Erzieherin in die Seele der heranwachsenden Jungfrau, sodald die Rede auf kirchliche Momente kam, die Lehre, das wäre die wahre Religion und die wahre Kirche, wenn ein jeder sich zum Priester machte, d. h. zu einem Vertreter des Ideals auf Erden, wenn ein jeder „sich selbst ordinirte, um in jungen Seelen die heilige Flamme zu schüren und sie der geistigen Gemeinde der Großen und Guten zuzuführen".

Madame Monod blieb den ihr von der Meysenbug gepredigten Grundsätzen treu, ließ ihre Kinder nicht taufen, um ihnen nicht an Stelle der Wahrheit eine Form zu geben, „welcher der allein lebendigmachende Sinn entflohen".

Der Meysenbug, die zeitlebens unverheirathet blieb, hatte das Zusammenwachsen mit dem Hause Herzen, an das sich dann das Haus Monod schloß, die Familie ersetzt. Der russische Revolutionär ragt als ein Höhepunkt aus dem Dasein unserer Idealistin heraus, das sich an einige der ersten Individualitäten des vergangenen Jahrhunderts anlehnte. Die Mitte ihrer Existenz fällt in eine sehr kosmopolitisch gestimmte Zeit, und dieser weltbürgerlichen Stimmung, der sich die Besten hingaben, kam auch das Londoner Milieu in hohem Grade zu gute.

Einige der ersten Vertreter der großen Nationen Europas wurden ihr zu Freunden. Allen voran Alexander Herzen, von dessen Schriften sie, das polyglotte Wesen, manche ins Deutsche übersetzt hatte. Eine ganze internationale Korona von Kapazitäten der Revolution war es, mit denen sich Herzen an der Themse fand, als auch die Meysenbug dort lebte. Das Offene, Kühne, Geistvolle, Kritische und zugleich Ideale an dem voltairianischen Verfasser des Buches „Vom anderen Ufer" hatte sie mächtig angezogen, und nun stand sie von Angesicht zu Angesicht dem radikalen Aristokraten, dem aristokratischen Radikalen aus Moskau gegenüber, dessen revolutionäres Schriftthum, wenn auch weit von der russischen Heimath geübt, sich zu einer dem despotischen Zarenthum gefährlichen Macht entwickelt hatte.

Wie kam Herzen zu jener Stellung als Verdammer des Regierungssystems in Rußland, das ihn durch die Entrüstung, die es ihm einflößte, zum großen politischen Publizisten erzog? Die Entwicklung einer Denkerkraft läßt sich selten bis zu ihren Anfängen zurück verfolgen. Doch, wie die Meysenbug in ihren Erinnerungen an Herzen ausführt, habe ein Ereigniß, das in seine Knabenzeit fällt, unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht und seine Richtung bestimmt. Fünf Männer Rußlands, die nicht die Letzten dieses großen Reiches waren, wurden, angeklagt Führer einer Geheimgesellschaft zu sein, die das Zarenreich von der Knechtschaft erlösen wollte, zu Beginn der Regierung Kaiser Nikolaus' I. hingerichtet. Der Knabe Alexander, tief getroffen durch diese furchtbare Post, schwur zusammen mit seinem Altersgenossen Ogareff bei Sonnenuntergang auf einem Hügel bei Moskau, die fünf Märtyrer ihrer Ueberzeugung zu rächen. „Was damals in noch halb kindischer Empörung durch die junge Seele blitzte, entzündete sich bei dem Jüngling zur hellen Flamme, als er in den Kreis der studirenden Jugend an der Universität zu Moskau kam."

In Herzen's Hause war es, wo die Meysenbug an einem Abend des Jahres 1853 einem Manne von feiner, hagerer Gestalt mit bis unter das Kinn zugeknöpftem schwarzen Rocke begegnete, den man auf den ersten Blick für einen Professor hätte halten können. Um seine Mundwinkel ward ein herber Zug sichtbar, und von tiefen Furchen war sein edles Antlitz durchwühlt, das Sorge und Schmerz verrieth. „Wer ihn damals in England gekannt hatte, konnte nicht aufhören von dem Zauber seiner auch äußerlich so edel-schönen Persönlichkeit zu reden."

Es war Giuseppe Mazzini.

Bald trat sie in nahen Verkehr mit ihm. Er erschien ihr als eine Figur von michelangelesker Tragik. Er offenbarte sich ihr in einer allen Versuchungen unzugänglichen

Größe, in der Herbheit einer stolzen Seele, in der catonischen Unbeugsamkeit eines politischen Denkers mit in den Himmel ragenden Idealen. Die Geschichte der Meister, die Großes wollten, war fast immer eine Historia calamitatum, eine Chronik des Elends, und nur wenigen Führern der Menschheit war es gegönnt, sich in behaglichen und harmonischen Verhältnissen zu entwickeln; gewiß aber hat niemand so geringen Lohn für sein Wirken geerntet wie dieser Feuergeist der italienischen Revolution, der verbannt wie Dante und verlassen wie Leopardi war. Damals, als die Meysenbug ihm nahe kam, mußte er schon auf allerhand äußerlich verfehlte, kühne Aktionen in Italien zurückblicken, und die Rachsucht der Machthaber ganz Europas hatte sich über dem Haupte dieses dämonischen Mannes zusammengeballt, ohne den Italien vielleicht bis auf den heutigen Tag ein geographischer Begriff wäre.

Ein Abgott der Männer der Aktion und der Ideologen zugleich, gab er sich der Meysenbug gegenüber als Schwärmer für die That und für die Idee zu erkennen. Er war tief durchdrungen von dem Gedanken, sein Leben wäre nicht werth gelebt zu werden, könnte er nicht Tag und Nacht dem Beruf des Apostels für die Befreiung Italiens nachgehen. Bloße Negation des Bestehenden, bloßer Skeptizismus erschien ihm als etwas Demoralisirendes; er predigte „die heilige That". Glaube ohne That bedeutete ihm nichts. „Hätte er," so sagt die Meysenbug von ihm, „die Bibel übersetzt, er hätte geschrieben: Im Anfang war die That." Er sammelte Fonds zu revolutionären Zwecken. Damals schrieb er an die Meysenbug: „Glauben Sie, daß wir nur vierzig deutsche Unterschriften haben würden? Nein! Das ist das größte Argument, welches ich gegen Deutschland habe. Diese Thatsache beweist, daß Deutschland den Gedanken haben kann, aber daß die That, die Inkarnation des Gedankens in die Handlung, ihm nicht eigen sind. Deshalb bleibt es hinter seinen Pflichten und seiner Mission zurück. Das ist alles, was ich gegen Deutschland zu sagen habe." Derjenige, in dem die Welt den rücksichtslosesten Verschwörer und Prediger des politischen Mordes sah, trat ihr im persönlichen Verkehr als Mann voll Güte und Zartgefühl entgegen. Sie bewahrte stets für ihn die Erinnerung als an einen heiligen Mann. Sie blieb ihm treu über den Tod hinaus. Als sie später nach Italien kam, pilgerte sie zu seinem Grabe auf dem Friedhof von Staglieno zu Genua, wo er neben seiner Mutter ruht. Und da schrieb sie: „Sie liegt da, wie um ihn, welchen ihre aufopfernde Mutterliebe im Leben nicht vor der tiefsten Tragik des Schicksals schützen konnte, wenigstens im Tode vor der Tücke des Hasses und Neides sicherzustellen."

Glücklicher als Mazzini, harmonisch abgerundet in seiner schlicht wohlwollenden Natur, erschien ihr Garibaldi, dessen Expedition nach Sizilien wie sie so schön bemerkt, eher ein Gesang des Homer als ein moderner Feldzug gewesen sei.

Mit Garibaldi jedoch traf sie nur einmal im Leben zusammen. Desto vertrauter war sie mit Marco Minghetti. Er galt ihr als der bedeutendste in der „zweiten Schicht" der hervorragenden Politiker Italiens im vergangenen Jahrhundert. (Unter zweiter Schicht verstand die Meysenbug die Männer der Praxis und des Erfolges, der klugen, berechneten That, im Gegensatz zu jener ersten Schicht von Emigranten, die für das Ideal eines einigen großen Vaterlandes von strahlender Herrlichkeit gelebt hatten und zum Theil in Enttäuschung und Armuth gestorben waren.)

Auf seinem Tusculum Mezzaratta bei Bologna insbesondere lernte sie Minghetti in seiner patriarchalischen Würde schätzen. Von der bewegten Politik in Montecitorio ausruhend, war er hier ganz Mensch. Schon am frühen Morgen begegnete sie ihm im Garten in einen lateinischen Klassiker vertieft. „Es ist gut", sagte er, „den Tag mit etwas Poesie zu beginnen." Lateinisch war ihm so geläufig wie Italienisch. Noch in den letzten Tagen seines Lebens pflegte sie ihn als schwerkranken Mann zu sehen. Auch an seinem Sterbelager stand sie. Ein Hasser aller Schablone und alles Theatralischen, hatte er einige Tage vor seiner letzten Stunde seinen Freund, den Kammerpräsidenten Biancheri, gebeten, es möchten ihm nach seinem Ableben die üblichen Nachrufe im Parlament erspart bleiben. Am Vorabend seines Todes speiste die Meysenbug bei Minghetti's Gemahlin, als das Königspaar, das den edlen Patrioten noch einmal sehen wollte, seinen Besuch ansagen ließ. Als die Majestäten an das Lager des Sterbenden traten, nahm dieser mit letzter Kraft das Mützchen ab, das sein weißes Haupt bedeckte, und sagte: „Ich hätte noch gern meinem Lande und meinem König gedient."

Minghetti's Haus war ein Centrum römischer Geselligkeit und blieb es auch nach dem Tode des Hausherrn, dank den ausgezeichneten, geselligen Gaben seiner Gattin, der nun seit anderthalb Decennien verwittweten Donna Laura Minghetti. Dem Minghetti'schen Kreise hatte in früheren Jahren, als er Gesandter am Vatikan war, auch Graf Harry Arnim angehört, der unglückliche Staatsmann, dessen Ehrgeiz so jäh von dem allmächtigen Blitzstrahl des Fürsten Bismarck getroffen ward. Als Todtkrankem begegnete ihm die Meysenbug in Sorrent, wo sie im Frühling 1881 in Frau Minghetti's Gesellschaft weilte. Der Diplomat, der einst so zuversichtlich aufgetreten, war nun ein gebrochener Mann. Saß man des Abends auf der Terrasse des großen Hotels und blickte man auf das Meer, das der Frühlingshauch kose, so entlud sich die nun gefallene Größe in Gegenwart der beiden Damen in den herbsten Invektiven, in den Ausdrücken unversöhnlichsten Hasses gegen den Fürsten Bismarck. „Er konnte nichts thun, sich zu rächen," schreibt die Meysenbug, „und das Gefühl seiner Ohnmacht lastete schwer auf ihm. Zuweilen kamen aber auch mildere, fast mystische Stimmungen über ihn. So sagte er eines Abends, es sei sicher, daß wir von einer unsichtbaren, besseren, ätherischen Welt umgeben seien, daß aber unsere Sinne nicht fähig wären, sie zu erkennen. — „Wie wunderte es mich", bemerkt die Meysenbug dazu, „diesen Gedanken bei dem verbitterten Aristokraten zu finden, und wie leid that es mir, daß er in solchen Gedanken nicht den versöhnenden Trost fand für die tiefe Kränkung, die ihm in dieser unvollkommenen, von Eitelkeit und Herrschsucht erfüllten Welt zu theil geworden war."

Das Studium der Schopenhauer'schen Philosophie, dem sich die Meysenbug hingegeben, hatte sie mit deren musikalischem Verfechter, Richard Wagner, zusammengeführt. Der Meister von Bayreuth verklärte sich ihrer schwärmerischen Natur zu dem Inbegriff deutscher Kunst, und Bayreuth, wo sie viel in Cosimas Hause weilte, ward ihr eine Zeit lang zur zweiten Heimath. In Wagner fand ihr enthusiastisches Bedürfniß alles vereinigt: „Kindliche Heiterkeit, überströmendes Mitleid, gewaltige Leidenschaft, Forscherblick des allsehenden Intellekts, weltverachtende Ironie und tiefe Schmerzfähigkeit."

Sie war viel in Richard Wagner's Familienkreis und erzählte, wie ergreifend der Meister vorzulesen wußte. Unvergleichlich reizvoll habe er namentlich Shakespeare gelesen. Scherzend sagte sie einmal zu ihm, er hätte seinen Beruf verfehlt, er hätte Schauspieler werden und Shakespeare spielen sollen. Und so las er auch die großen spanischen Dichter vor und kommentirte sie mit seinen Bemerkungen.

Bei ihm war sie Nietzsche begegnet, der die Anwesenden durch sein meisterhaftes Klavierspiel, zumeist freie Improvisationen, zu erfreuen pflegte. „Nietzsche, Sie spielen zu gut für einen Professor", sagte Wagner zu dem Philosophen, der damals an der Universität Basel dozirte.

Es dauerte, wie bekannt, einige Zeit, ehe Nietzsche zur Geltung kam. Schopenhauer war es aber weit ärger ergangen. Schopenhauer's Verleger, der Leipziger Buchhändler Brockhaus, ein Verwandter Richard Wagner's, erzählte einmal in Frau Malwidas Gegenwart in Bayreuth, die Werke des Frankfurter Philosophen hätten viele Jahre hindurch auf dem Dachboden als unverkaufbar gelegen, und schon wäre er daran gewesen sie als Makulatur zu verwenden, als endlich doch eines Tages der Stern des großen Pessimisten aufgehen sollte. Auch die „Memoiren einer Idealistin" blieben lange, sehr lange ziemlich unbeachtet.

Erst am Abend des Lebens der Verfasserin feierten sie durch das Interesse, das ein neuer Verleger dem Werk entgegenbrachte, eine Auferstehung. Nietzsche war von der ersten Stunde an, da er das Buch gelesen hatte, ein Verehrer der Verfasserin.

Don Quijote bildete eines Abends den Gegenstand einer Auseinandersetzung zwischen Nietzsche und der Meysenbug. Der Philosoph tadelte, daß Cervantes „den Menschen mit idealem Streben zum Spott der Alltagswelt werden lasse, statt des Gegentheils". Seine Partnerin, unsere Idealistin, wollte den alten Roman so verstanden wissen, daß „der Mensch mit idealen Bestrebungen, wenn er sie in einer anachronistischen Form vorbringt, ganz natürlich in der Alltagswelt, welche die idealen Absichten überhaupt nicht versteht, zum Narren und zur Karikatur werde".

Wie sie ihr eigenes ideales Streben verstanden wissen wollte, das hat sie sehr schön in dem nachfolgenden Bekenntniß ausgedrückt:

„Ja, ich bin eine Idealistin', antwortete ich einst den Freunden, die mich in gutmüthigem Spott so nannten; aber was heißt das? Es heißt: Die Ideen nicht bloß abstrakt lassen, sondern sie verwirklichen, also doch auch im edelsten Sinne praktisch sein, während die anderen, die sogenannten praktischen Menschen, neben den Ideen herlaufen und sie bloß als Schmuck betrachten oder mit ihnen spielen. Aeußerlich behalten die letzteren meist Recht, aber die Welt der ersteren ist auch eine Wirklichkeit, sogar eine höhere Realität."

Eine unverbesserliche Idealistin, die sie war, faßte sie einmal die Gründung einer Art Missionshauses ins Auge, „um erwachsende Menschen beiderlei Geschlechts zu einer freien Entwicklung edelsten Geisteslebens zu führen, damit sie dann hinausgingen in die Welt, den Samen einer neuen vergeistigten Kultur auszustreuen". In Sorrent, dem Paradies voll südlicher Pracht, sollte die neue Hochschule erstehen, und Nietzsche, der von seinem Nervenleiden zu genesen für den Winter hierher an den Golf von Neapel gekommen war, sollte helfen ihren Traum verwirklichen, und er wieder hatte nach zwei Freunde, Ree und Brenner mitgebracht, die an dem gemeinsamen Werke arbeiten sollten.

Kopf- und Augenschmerzen jedoch, an denen krankend er den Süden betreten hatte, nahmen mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit in Sorrent zu, und oft wand er sich ganze Tage und Nächte in endlosen Qualen im Bette. „Sein Vertrauen auf den Süden erlosch", erzählte die Meysenbug, „und mit derselben Inbrunst der Zuversicht, wie er dieser Reise entgegengesehen hatte, sah er nun der Rückkehr in die Eisregionen der Alpenwelt entgegen und beschleunigte seine Abreise."

So zerrann denn dieser ideale Vierbund von Sorrent wie ein Traumbild. Mit der Absicht, der Professur in Basel, wo er Philologie lehrte, ganz zu entsagen, um, frei von jedem Zwange, nur den innersten Neigungen zu leben, worin ihn die Meysenbug bestärkte, hatte er Sorrent verlassen. Doch bald wechselte er seinen Entschluß. Unter dem Einfluß seiner Schwester klammerte er sich wieder an sein Gelehrtenamt. Er wollte nun, da er meinte, durch Grübeln und Philosophiren krank geworden zu sein, als Gelehrter wieder gesund werden und im akademischen Handwerk untergehen. „Sehen Sie", schrieb die Meysenbug an Dr. Ree, „das ist wieder das seltsame Schwanken zwischen den beiden Naturen, die in seiner Brust kämpfen."

Die Freundin, die Enthusiastin, blieb kühl genug, die Philosophie Nietzsche's nicht zu hoch einzuschätzen.

Am 18. März 1900 schrieb sie mir von Rom:

„. . . . . Der edlen Persönlichkeit des Armen habe ich ja mehrfache Erinnerung geweiht, und die war das Bedeutende an ihm; seine Philosophie war noch gar kein System und wär es auch nie geworden, dazu waren seine Ideen viel zu paradoxal. Doch will ich, wenn ich Zeit habe, die Briefe nachsehen, ob ich noch etwas Neues daraus mittheilen kann."

Den Abfall Nietzsche's von Wagner hatte sie zu Ungunsten des ersteren beurtheilt. Sie blieb dem Meister des „Parsifal" treu, treu über den Tod hinaus.

Im Sommer 1882, dem letzten in Wagner's Leben, hatte sie in Bayreuth den Proben zum „Parsifal" beigewohnt. Mit Entrüstung wendete sie sich gegen die Annahme, als ob der Parsifal die Rückkehr Wagner's zur orthodoxen dogmatischen Kirche bedeutete, wie dies vielfach geäußert worden war.

Den Winter nach dieser Aufführung verbrachte Wagner mit seiner Familie im Palazza Vendramin in Venedig. Die Meysenbug, die in Rom war, empfing häufige Berichte über sein Befinden. Nie schien es dem Meister wohler zu ergehen als damals. Wie tief bestürzt mußte daher die alte Freundin sein, als sie am frühen Morgen des 14. Februar 1883 von einer der Familie Wagner's nahestehenden Seite aus Venedig die Hiobspost bekam: „Wagner gestern plötzlich entschlafen." Ihren Augen nicht trauend, begab sie sich eilends zu Frau Minghetti's Tochter Maria, nunmehrigen Gemahlin des deutschen Reichskanzlers Bülow. Die schöne Frau, eine Dame von ungewöhnlicher musikalischer Bildung, war dem Meister von Bayreuth und seiner Kunst unendlich zugethan. Die Meysenbug erzählt darüber:

„Ich fand sie in Thränen, sie hatte es auch erfahren. Wir theilten den gemeinsamen Schmerz, der nur darin Trost fand, daß es gerade nach der vollendeten Aufführung jenes Werkes der erhabensten Versöhnung und des reinsten Friedens (Parsifal) hatte sein müssen — ein Abschluß der irdischen Erscheinung, wie er nicht verklärter und — ich gebrauche das verpönte Wort mit vollster Ueberzeugung — metaphysischer gedacht werden konnte."

Um zwanzig Jahre sollte sie ihren Heros überleben. Sie sah noch viele Menschen kommen und gehen. Aber Accente der Begeisterung wie für einen Mazzini oder Richard Wagner wußte sie für die Späteren nicht mehr aufzubringen. Sie lebte fortan desto inniger im geistigen Zusammensein mit jenen Großen.

Nun ist auch sie nicht mehr.

Allen aber, die sie kannten, wird sie immerdar ein Gegenstand heiliger Erinnerung bleiben.

Wien. Sigmund Münz.

Die Herzogin von Assy.

Der Verfasser des Roman-Cyklus „Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy"*) muß sich schon oft über die Vergleichung seiner Kunst mit Gabriele D'Annunzio's Art geärgert haben. Denn in einer Selbstcharakteristik erklärte Heinrich Mann jüngst öffentlich: „Ich kenne D'Annunzio gar nicht und vermeide es, ihn zu lesen, so lange ich dem Verdacht der Abhängigkeit noch nicht entwachsen bin. Wenn D'Annunzio eine verwandte Persönlichkeit zu rechtfertigen hat, wenn er bei den nämlichen Meistern seiner selbst inne geworden und auf gleichen Wegen hergekommen ist, werden wir wohl ähnlich schreiben."

Selbst ein sanftmüthiger Kritiker muß eine solche Erklärung als offene Empörung gegen die souveräne Rezensentenherrlichkeit übel vermerken. Doch, da in diesen schlechten Zeiten das Aufmucken der unterjochten Autoren Mode geworden ist, so thut er gut daran, ihnen bis zu einem gewissen Grade das Selbstbestimmungsrecht zuzugestehen. Es sei also feierlich zu Protokoll genommen: Heinrich Mann kennt den Schöpfer der „Gioconda" nicht und beansprucht mehr Originalität als Belesenheit.

Indessen, ein ernst zu nehmender Künstler wie Heinrich Mann hat es nicht nöthig, bei derartigen Vergleichen den thörichten Plagiatvorwurf zu wittern. Wer ein Kunstwerk vom Range der „Göttinnen" zu schaffen vermag, der hat seine Lehrjahre hinter sich. Er darf verlangen, mit anderen

*) Drei Bände: Diana, Minerva, Venus. München, Albert Langen.

Maßstäben gemessen zu werden, als die Tastenden und Suchenden, als die Schüler und Nachahmer.

Unter solchen Voraussetzungen wird selbst dieser streitbare Poet nichts dagegen haben, wenn er von den Feuilletonisten zu anderen epischen Talenten anmuthig gesellt wird. Nicht als Kapist, sondern als Verwandter. Als ein Verwandter nicht des heißblütigen D'Annunzio allein, sondern der gesammten romanischen Phantastik. Denn, seltsam genug, in diesem hanseatischen Erzähler, dessen Bruder Thomas den grunddeutschen Roman „Die Buddenbrooks" schrieb, steckt ein verkappter Andalusier oder Sizilianer. Zwar wird niemand so vermessen sein, das grenzenlose Reich der Phantasie pedantisch in Provinzen und Bezirke eintheilen zu wollen. Aber gewisse nationale Erbunterschiede lassen sich auch hier andeuten. Etwa auf der einen Seite die große, gewaltige Traumkunst der Germanen, die mit bedächtiger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle wandelt. Auf der anderen Seite die phantastische Kunst der Romanen, die aus den Sinnen quillt und rauschend, brausend, in einem Meer von Tönen und Farben die Empfänglichkeit überfluthet. Jene gleicht einem verträumten Gesellen, der unbekümmert, unbefangen in einen dichten Zauberwald hineinwandert, das Herz voll Sehnsucht nach unbekannten Wundern. Diese aber gleitet dahin wie eine staize Barke, die scheinbar der Wind in blaue Fernen entführt und die doch von fester Faust zum sicheren Ziel gesteuert wird.

Den Romanen verwandt erscheint Heinrich Mann's Kunst im Prunk und Glanz ihrer Farben, in Rausch und Schwüle ihrer Stimmung, in der freien, schrankenlosen Ekstase ihrer Sinnlichkeit. Aber auch in der steten, wachsamen Zügelung der phantastischen Gewalten durch den Intellekt, der keine Seitensprünge, kein Schwerlieren zuläßt, der in straffer Disziplin die Befolgung einer vorbestimmten Marschroute erzwingt.

Dieses strenge Eindämmen der Einbildungskraft verräth sich bereits in der äußeren Anlage des Roman Cyklus. Eine bis ins kleinste durchgeführte Dreitheilung bestimmt den Bau des Ganzen. Drei Gefühlsmächte gewinnen nach einander die Herrschaft über das Dasein jener stolzen Frau, die für Heinrich Mann's Kunstwerk die Erfüllung eines Zeitenschicksals bedeutet, der Herzogin von Assy. Sie selbst wird sich am Abend ihres Lebens darüber klar: „Drei Göttinnen waren es, die mir eine nach der andern, und grausam war Zärtlichkeit, ihre hahe Brunst ins Herz stießen, nach Freiheit, nach Kunst und nach Liebe." Klar und deutlich erhellt dieser Ausspruch Titel und Gliederung des Werks. Dem Kampf um die Freiheit ist das Buch Diana geweiht: es führt in ein modernes Fabelkönigreich Dalmatien, und zeigt die junge, frühverwittwete Herzogin als Haupt antidynastischer Verschwörungen und Volksaufstände. Das Dasein in der Kunst spiegelt das Buch Minerva wieder: als verständnißreiche Mäcenatin läßt die Herzogin in Benedig ein Reich der Bilder und Statuen erstehen, in dem sich eine bunte Fülle Schaffender und Genießender tummelt. Die volle, schrankenlose Hingabe an die Liebe aber jauchzt und jubilirt im Buche Venus: im alten Lieblingsreich der Lust, in Capua, tönt das Finale eines stürmischen Bacchantenlebens aus.

Diese Dreizahl zu symbolisiren wird der Roman nicht müde. Violante von Assy's venezianischer Palast enthält drei große Prunksäle. In ihnen feiern Friese und Fresken in verschwenderischer Farbengluth das Wirken der drei Gottheiten. Ein Raisonneur führt die Herzogin hindurch und erklärt ihr, sie sei einst Diana gewesen, jetzt aber zur Pallas geworden. „Der dritte Saal liegt noch in wüsten Träumen und wartet auf Sie. Venus ist nach abwesend." Oder die kranke Herzogin will ihr Hab und Gut in drei große Vermächtnisse zerlegen, für die Freiheitskämpfer aller Völker, für traumgleiche Kunstwerke, für wunderbare Inseln der Lust. Im Sterben selbst irrt Violantes entfliehender Geist nach einmal durch die Reiche ihres Lebens. Sie löscht die Kerzen eines dreiarmigen Kandelabers aus. In jeder einzelnen Flamme aber erblickt sie das huschende Bildniß der schlanken Jägerin mit dem Silberbogen, der Aufrechten mit Helm und Speer, der üppigen Gewährerin mit schwellenden Gliedern.

Salch ein wohlbedachtes Schematisiren läßt mitten in Schilderungen voll unerhörten, orgiastischen Schwunges, voll trunkener Ekstase und taumelnder Brunst immer wieder das Walten eines kühl rechnenden Verstandes entdecken. Wohl gibt es kaum ein zweites deutsches Buch der modernen Litteratur, aus dem die Gluthen einer so heißen, südlichen Leidenschaft sprühen wie aus dem Lebens-Roman der Herzogin von Assy. Und doch drängt sich an vielen Stellen dem Leser die Ueberzeugung auf, als sei das Werk mit einer Art innerer Unbetheiligung, mit kaltem Sinn geschrieben. Als liege dem Autor die Siedehitze all jener Affekte so fern wie die gute Stadt Lübeck, die Heimath der beiden Dichter Mann, dem ragenden Vesuv.

Dieser Zwiespalt zwischen Empfindung und äußerer Geberde macht sich am stärksten in jenem Theil der Erzählung geltend, der die Herzogin im Bann der Freiheitssucht zeigt. Das ist kein Zufall. Denn die ehrliche, unverhüllte Aestheten-Weltanschauung, die Heinrich Mann nirgends verleugnet und die ihn am innigsten mit D'Annunzio verbindet, verträgt sich schlecht mit solchen Aufwallungen politischen Empfindens. Ihm wie seiner Heldin setzt sich das Soziale ohne weiteres in das Aesthetische um. Wenn die Herzogin von Assy an ihre dalmatinischen Landsleute denkt, so erscheinen ihr „einige Dutzend Hirten, Bauern, Banditen, Schiffer . ., hagere, feine Leiber. Sie waren dunkel, starr, ihr Schweigen war wild, Fell und Glieder bildeten eine einzige Linie aus Bronze." Sie betrachtet diese „thiernahen Halbgötter, übriggebliebene Bildsäulen heroischer Zeiten" ebenso unbefangen wie die steinernen Gebilde ihrer Freundin, der Bildhauerin Properzia Panti. Wohl weidet sie sich an den Worten: Freiheit, Gerechtigkeit, Aufklärung, Wohlstand. Aber sie empfindet diese neuen Ideale nur als ungewohnte, interessante Sensationen, die ihr beim Herabsteigen aus der aristokratischen Isalirung ihrer Jugend zum ersten Mal ans Ohr tönen. So kommt in die Darstellung dieses Lebenskreises etwas Spielerisches. Die beiden Gewalten, die im Königthum Dalmatien um die Herrschaft ringen, werden beide gleichermaßen komisch genommen. Das Pathos des Volksredners, der sich in seiner Eitelkeit spiegelt, wird ebenso drastisch ironisirt, wie die Degeneration der Machthaber, die der ergötzlich trottelhafte Operettenprinz Phili vertritt. Als echter Aesthet bringt der Autor den Problemen ringender sozialer Weltanschauungen wenig Interesse entgegen. Wohl wird beiläufig die Gründung eines Jugendbundes für Freiheit und Recht der Persönlichkeit gegen den sozialistischen Feind erwähnt, die den jungen Nino, den Liebling der alternden Violante, beschäftigt. Aber diese Feindschaft greift nicht sehr tief in das Lebensinteresse ein. Als einzig verhaßte Widersacher erscheinen vielmehr die „Bürger", nach der Definition der Herzogin „alle, die häßlich empfinden und ihre häßlichen Empfindungen obendrein illgenhaft ausdrücken". Hier offenbaren sich die Fäden, die unsere künstlerische Jugend mit ihren Ahnen, den deutschen Romantikern, verknüpfen. Der Feind ist der gleiche geblieben, wenn er auch nicht mehr Philister, sondern Bourgeois genannt wird.

Gilt diesen Freiheitskämpfen im Reich Dianas nur das lässige, zerstreute Interesse des Dichters, so steigert sich seine innere Antheilnahme beim Eindringen in die Welt des Kunstgenießens, des Liebe-Mysteriums, in die Welt Minervas und Aphrodites. Der blasirte, ironische Zug verschwindet. Die Leidenschaft wirkt echt und ungekünstelt. Sie weiß nicht nur zu überzeugen, sondern auch fortzureißen. Fortzureißen in jene reichere, wärmere, schwungvollere Empfindungswelt, in der die Männer und Frauen des Assy'schen Kreises athmen und wirken. Sie alle leben bewußt in einer Sphäre des Rausches und Taumels, die mit der Nüchternheit des Alltags nichts gemein hat. Ihr Lebenswille hat die höchste, letzte Steigerung gefunden. Ihre leidenschaftliche Hingabe an Kunst und Liebe streift alle Fesseln der Konventian ab. Ihr Temperament flammt

Digitized by Google

leicht auf und macht sie zu Gefangenen, die keine Erbenmacht entrinnen lassen kann. Wie im immerwährenden Fieber leben sie dahin.

Wohl wirkt diese brünstige Ekstase des Begehrens, diese Ueberheizung des Gefühls zuweilen einförmig und ermüdend. Sehnsucht nach Ruhepausen der Leidenschaft mag hie und da den Leser überschleichen. Auch hier tritt jene Uebersättigung an Gluth und Farbe ein, die einst ein norddeutsches, kühleres Temperament wie Gustav Falke vor Heinrich Mann's Geistesverwandten D'Annunzio empfand: „Er füttert einen zu Tode. Man schenkt eine Rose, einen Strauß, aber man schüttet einem nicht einen Waschkorb voll Rosen über den Kopf, wenn man nicht die Absicht hat, einen angenehm zu ersticken." Doch trotz solcher Monotonie der Leidenschaft bleibt der Reichthum einer Kunst bewundernswerth, die immer wieder den Empfänglichen in ihren Bann zu schlagen weiß. Denn bei aller Exoltation wirken die Gestalten, die sich in Brunst und Sucht verzehren, nicht eigentlich verstiegen und blutlos. Gestalten, wie jener fanatische Sammler, der im Sterben seine Kunstschätze mit letzter, aufflackernder Kraft verbrennt. Gestalten, wie die Bildhauerin Properzia, die am Zwiespalt zwischen robuster, männlicher Schaffenskraft und zarter, sentimentaler Frauensehnsucht zu Grunde geht.

Alle diese Maler und Bildner werden nicht bloß zu Dekorationszwecken für Künstler ausgegeben. Sie empfinden als Künstler, und oft genug entschlüpft ihnen ein Wort, das in die letzten Gründe ihrer Lebensmission hineinleuchtet. Etwa, wenn Properzia unter der Despotie der Neigung zu einem Unwürdigen nur noch das Bild des Gecken zu gestalten weiß und resignirend spricht: „Der rohe Stoff enthält immer schon das Bild, das glückliche oder qualvolle. Ich kann nichts daran ändern, ich muß es einfach herausholen aus dem Stein. Und in allen Steinen verbirgt sich nur noch der eine." Oder wenn ein Maler, der von der tyrannischen Kunst ins simple Bauernleben geflüchtet ist, das zwecklose Genießen der Natur preist: „O wenn du wüßtest, was das für eine Angst ist, kein Ding ansehen zu können ohne die Frage: muß ich das malen?"

Alle diese Genießer der Kunst und der Liebe sind einer schwelgerischen, unerschöpflichen Macht phantastischer Gestaltung unterthan. Eine erstaunliche Fülle poetischer Visionen steht diesem neuen Meister deutscher Erzählungskunst zu Gebote. Ob er die bunte Pracht der italienischen Renaissance heraufbeschwört, eisenharte und doch feinnervige Kavaliere in Purpur und Damast, oder ob er die Traumwelt der Antike mit glitzernden Nymphen und humpelnden Faunen auferstehen läßt — stets scheinen seine Bilder zum Greifen lebendig, echt in Ton und Licht. Nur ein Stilkünstler hohen Ranges weiß solche Wirkungen zu erzielen. Nur eine Sprache, die ihre eigenen Quellen aus den Felsen schlägt und die großen Cisternen stolz verschmäht, führt zu solchen Triumphen der Schilderungskunst. Triumphe wie jene Darstellungen, die das Problem bemeistern, die Natur zu beseelen, die Landschaft zu symbolisiren. Wie sich die Kunde von Properzia's Tod im Raunen der Menge über die Gassen und Kanäle Venedigs fortpflanzt oder wie der Wind des Liebeswahnsinns am neapolitanischen Golf Gier und Orgien entfacht, das sind solche Höhepunkte der Erzählung.

Ein wahrhaft dionysischer Rausch waltet im Roman der „Göttinnen", dessen südliche Gluth so seltsam von der Nüchternheit unserer landläufigen Belletristik absticht. Wahre Orgien der Nacktheit werden gefeiert, doch ohne Blinzeln und Zwinkern, ohne unfreie Scheu. Mitten durch diesen Hexensabbath aber wandelt kühl, überlegen, skeptisch, mit prinzessinhafter Grazie die Herzogin von Assy zu den Altären der drei Göttinnen, zu den Altären der Freiheit, der Kunst, der Liebe.

Monty Jacobs.

Carnegie Triumphator.

Mr. Carnegie, der amerikanische Krösus in der xten Potenz, beschränkt sich mit seinen Wohlthaten seit einiger Zeit nicht mehr auf die neue Welt, sondern denkt auch an das ärmere Europa. So hat er jetzt der holländischen Regierung sechs Millionen Mark zur Verfügung gestellt, auf daß das Schiedsgericht im Haag ein würdiges Gebäude nebst Bibliothek besitze.

Ueberhaupt liegen Bibliotheken Mr. Carnegie am Herzen. Die Amerikaner haben auf diesem Gebiet, das praktischen Sinn erheischt, wirklich Bedeutendes geleistet. Die „Lenox Library" in New-York (abgesehen von dem gar zu kastenmäßigen Aeußeren) und die „Public Library" in Boston (mit den schönen Fresken Puvis de Chavannes') dürfen sich im Punkte leichter Zugänglichkeit, bequemer Handhabung und musterhafter Räumlichkeiten getrost mit den berühmten Büchereien des alten Kontinents messen, deren Reichhaltigkeit sie freilich einstweilen noch nicht gleich kommen. England besitzt ja im Britischen Museum das unübertroffene Vorbild einer Bibliothek, deren Schätze uns stets aufs neue mit Bewunderung erfüllen und deren Konsort wir mit geheimem Neide anstaunen. Es ist also nicht recht abzusehen, warum Mr. Carnegie seine Millionen gerade dem mit Glücksgütern gesegneten England zuwendet.

Bekanntlich hat er Stratford on-Avon, dem lieblichen Heimathstädtchen Shakespeare's, eine „Free Library" geschenkt. Ein seltsamer Fehlgriff. Mehr noch als die Wahl des Landes muß die Wahl dieses Ortes befremden. Was sollen die guten Stratforder, die eifrig Kleinhandel treiben und im übrigen von dem Ruhm eines großen Namens leben, mit einer Freibücherei? Im dortigen Museum ist alles beisammen, was sich auf den herrlichsten Sohn der Stadt bezieht; das Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft kann man da finden und (erinnere ich mich recht) sogar eine Studie über den Hamlet Sarah Bernhardt's. Oder wollte der Milliardär seinen Namen an die Sterne heften; wollte er ihn in unlösliche Verbindung mit Shakespeare bringen; wollte er, daß alle Besucher Stratfords — und sie strömen aus der ganzen Welt zusammen — den Dollarkönig neben dem Dichter rühmten? Hat er darum angeordnet, daß sich sein moderner Prunkbau in unmittelbarer Nähe von Shakespeare's Geburtshaus erheben solle? Man müßte das bedauern.

In England herrschte von Anfang an über diese Stiftung eine gemischte Freude. Man gönnte zwar den Stratfordern solche Auszeichnung — wen der Herr lieb hat, dem gibt er es im Schlafe —, verheimlichte sich aber nicht die Schattenseiten der amerikanischen Freigebigkeit. Schon einmal hat ein Yankee Shakespeare's Vaterstadt beglückt mit einem Standbild, an das mich unser Roland immer wieder gemahnt: so ist es von allen guten Geistern der Kunst verlassen und steht überdies an so exponirter Stelle, daß es die Blicke jedes Besuchers auf sich lenken muß — ein rechtes do, ut videas-Monument. Diesmal schien es aber den Engländern mit ihrer Opposition gegen das amerikanische Geschenk ernster zu sein. Es regnete Proteste in den Zeitungen. Aufruf nach Aufruf erfolgte. Die Gebildeten schlossen sich zu einer Trutzliga zusammen. Marie Corelli, die Kolportageromanschreiberin, der es aber der Neid lassen muß, daß sie über Temperament und Streitlust verfügt, war eine nimmermüde Agitatorin. Sogar der ehrwürdige Meister Swinburne zögerte nicht, seinen erlauchten Namen auf die Liste der Mißvergnügten zu setzen. Mit Recht wurde hervorgehoben, daß sich Stratford seine Alterthümlichkeit erhalten müsse; daß es moderner Vandalismus sei, ein Stückchen Alt-England amerikanischen Eroberungsgelüsten zu opfern; daß Mr. Carnegie die ganze Welt für die Bethätigung seiner Absichten offen stünde — nur möge er Shakespeare's Vaterstadt verschonen.

Was half es? ... Kopfschüttelnd liest man jetzt in den Blättern, am Geburtstag des Dichters habe man begonnen,

die hübschen, niedrigen Fachbauten einzureißen, die die geweihte Stätte umgaben und der ganzen Straße einen so einheitlichen Charakter verliehen. Wer je in Stratford war, wird ob solcher Barbarei empört sein; und wer nicht dort war, kann doch den Schmerz ermessen, der sich deswegen aller Gebildeten bemächtigt. In Shakespeare's zweiter Heimath, die wir bald sein geistiges Vaterland nennen müssen, wird man trauern wie über den Einsturz des Campanile in Venedig. Und man wird erbittert sein, daß man sich von den dreihundertfünfundsechzig Tagen des Jahres just den unpassendsten ausgesucht, um mit dem Zerstörungswerk zu beginnen. An demselben Tag übrigens, als ob die Duplizität der Ideen noch eines Beweises bedürfte, kam das Lyceum-Theater in London, dessen ruhmreiche Vergangenheit sich auf die Pflege des Shakespeareschen Dramas gründete, unter den Hammer. Sir Henry Irving, der hier im Bunde mit Ellen Terry seine glänzendsten Siege davontrug, allerdings auch sein Geld zusetzte, wird nächstens seine Kraft dem einträglicheren Ausstattungsstück eines Sardou widmen.

Das Alte stürzt, doch das neue Leben, das aus den Ruinen blüht, ist nicht immer das bessere.

Mr. Carnegie triumphirt. Die Engländer aber haben einen neuen Beleg für die amerikanische Gefahr erhalten.

Max Meyerfeld.

Von der Opernwalstatt.

Als letzte Gabe dieser arbeitsreichen Spielzeit bot uns am fünften Mai das Opernhaus die erste Aufführung der Volksoper „Till Eulenspiegel" von Emil Nikolaus von Reznicek. Die Hörerschaft folgte der gebotenen Unterhaltung zunächst sehr freundwillig und freundlich, im Laufe des langen Abends aber erlahmte die Theilnahme mehr und mehr und am Schluß war wohl kein Einsichtiger im Saale darüber im Zweifel, daß auch das Werk dieses böhmischen Komponisten nicht vermag den kärglichen Ertrag der ablaufenden Opernsaison zu mehren. Was haben wir, den Titeln nach zu schließen, nicht alles seit vergangenem Herbst vernommen: eine „heitere Oper", dann eine „épisode lyrique" (Massenet's Navarraise) und ein „opéra comique" (Ulrich's Glockenspiel), des weitern ein „Singgedicht", eine historisch-patriotische Festoper („Anno 1757" von Bernhard Scholz) einen „Musikroman", ein Dorfidyll und nun auch noch eine „Volksoper". Welche scheinbare Mannigfaltigkeit künstlerischer Gestaltung, und doch, bei näherem Zusehen, welche Gleichheit und Einheit der Erscheinungen! Zumer und überall viel Gescheer um wenig Wolle, viel Musik über winzige, windige, windschiefe Dramen und in den Partituren selbst: ein Schwall von Tönen, eine rauschende und berauschende Fluth von Klängen und darin als einzige, vereinsamte Lebewesen hie und da eine Grundel von einem Gedanken oder ein armseliges Goldfischchen aus dem vermoorten Bassin der alten Opernkunst. Allerlei kleine, feine Fertigkeiten aber wenig schöpferisches Vermögen, viel Geist aber verdammt wenig Natur.

Es ist bemühend, eine solche Schilderung vom Stand der zeitgenössischen Opernproduktion geben zu müssen, allein das trostlose Bild einer unfruchtbaren Dürre und Oede prägt sich dem Sinne gerade bei einem Rückblick auf eine so kurze, äußerlich reich bewegte und doch an Gehalt so arme Zeitspanne mit besonderm Nachdruck ein. Von den acht Opernwerken, die unsere Künstler während der letzten sieben Monate mit heißem Bemühen auf die Bühne brachten, sind fünfe bereits unrühmlich im Massengrab des Archivs versunken und von den drei übrigen wird schwerlich eine das Kalenderjahr überdauern. Solchen Gebilden gegenüber, die kaum geboren aus Mangel an Lebenskraft dahin sinken und trotz aller aufgewendeten Scheinmittel, modisch geschminkter Schönheit, künstlichst nachgeahmter Wirklichkeit nicht über die Dauer eines Theaterabends lebendige Wirkungen vortäuschen können, ist keiner in so übler Lage wie der berufsmäßig bestallte Kritiker. Er ist zur unfruchtbarsten und unerfreulichsten Thätigkeit verurtheilt: Todtenscheine auszustellen. Das hilft dem Leben und der Kunst wenig. Der sorgfältigste und geistreichste Krankheitsbefund wird nicht hindern können, daß auch in Zukunft Mißgeborene und Schwächliche dem Tode verfallen, ehe sie dem Leben auch nur die bescheidenste Frucht getragen.

Gern möchte ich darum denn auch der Pflicht enthoben sein, über die neueste Oper zu berichten, denn es reizt mich nicht, das Civilstandsregister ihrer Gattung zu führen und zu einer tiefgründigen Abhandlung über die Kardinalfrage, worin die Lebenskraft einer musikalischen Komposition bestehe, reicht weder Zeit noch Raum. Kurz andeutend vermag ich nur zu sagen, daß die Schwäche des Wirkungsvermögens bei dieser Art Musik mehr noch auf einem Mangel der empfangenden als der gestaltenden Einbildung beruht. Reznicek's Phantasie erweist sich durchweg als überaus leicht beweglich, aber die Bilder, die sie uns in Tönen vorzaubert, haben nicht die Lebensfrische und bezwingende Bestimmtheit einer aus den tiefsten, unwiderstehlichen Impulsen zur Erscheinung gedrängten inneren Vorstellung. Manche dieser Melodien sind gefällig, einzelne der charakterisirenden Motive auch geschickt erfunden, aber nirgends empfindet man den Formausdruck dieser Musik als naturnothwendig. Es kann so sein, aber es muß nicht so sein!

Und wie im Einzelnen und Primären Willkür und Zufall bestimmend erscheinen, so ist das Ganze weniger aus dem inneren Gesetz des vorliegenden Stoffes als aus äußerlichem Bedürfniß und überkommenen Theaterregeln gebildet. Bunte Stillosigkeit ist Trumpf. Schlichte Volksweisen aus dem alten Erbschatz des deutschen Volkes und pompöse Opernstücke nach dem Formelrezept der „großen Oper", moderne Orchesterbehandlung und altmodische Chor- und Ensembleſätze. Geistreich und geschickt ist daran alles, was sich erarbeiten läßt, aber wo der Bühnenvorgang statt äußerlicher Schilderung oder übertreibender Charakteristik den Naturlaut der Empfindung heischt, da versagt das künstlerische Vermögen und auch der künstlerische Takt des Komponisten. Er vergreift sich an den köstlichsten Blüthen mittelalterlicher Lyrik, wie Walther's „Tandaradei" und dem Liebesreim aus Tegernsee, indem er sie psychologisch unrichtig verwendet und mit einer Musik versieht, deren Gedunsenheit ihnen übel ansteht, und auch wo er Liebesverse eigener Mache vertont, verräth sich im dröhnenden Tongeprunke und häufigem Anklingen fremder Weise der Grundmangel seiner Begabung.

Und nun das Musik-Dramatische! Soll ich die Charakterverweichlichung des Helden beklagen, da doch, zumal in Deutschland, auch ein Schalksnarr sein Recht auf Sentimentalität hat? Soll ich das Mißverhältniß der Haupthandlung zu den vielen Episoden erörtern oder mich über die unpassenden Liedereinschiebsel ereifern? Soll ich den Lesern der „Nation" auseinandersetzen, warum „Till Eulenspiegel" kein dramatischer Vorwurf ist und warum insbesondere sein Wesen einer Wiedergeburt in der Musik sich widersetzt? Ich glaube, die Müh' darf ich mir sparen. Nur eines noch. Herr von Reznicek wollte eine „Volksoper" schreiben. Wer und wie kann man das überhaupt? Wer kann sich vornehmen, ein Volkslied zu dichten? eine Volksweise zu erfinden? So was bescheeren uns nur Genie und Glück zu guter Stunde. Dem strebsamen und kunstgewandten Verfasser des „Till Eulenspiegel" stand jedenfalls das Glück nicht zur Seite, vielleicht aber reift ihm mit der Zeit noch ein Werk, das seine Begabung vollwerthiger erweist als sie heute erscheint. Eine „Volksoper" dürfte es ja schwerlich werden, aber ein artig Maskenspiel wäre wohl von so feinem Talente zu erwarten.

Heinrich Welti.

Nach dem Mittagessen*).

Das grüne Kabinett lag in halber Dämmerung zwischen dem Salon, der von elektrischem Licht funkelte, und dem dunklen Rauchzimmer, wo eine einzige grüne Lampe auf der hervorgezogenen Chiffonièreklappe brannte. Im Salon sang ein distinguirter Opernsänger „Quando cadràn le foglie". Im Rauchzimmer saß der Hausherr in einem kleinen intimen Kreis von Herren um die Chiffonière, deren blankes Mahagonyholz das grüne Dreieck des Lampenschirms spiegelte, und zeigte seine berühmte Sammlung von Photographien nach der Natur, aus der hervorzugehen schien, daß die Natur zuweilen unnatürlich ist. Im Kabinett saß ein blasser Herr und flüsterte in einer Ecke mit einer Dame in Roth, auf dem Sopha saßen drei alte Frauen und nickten, und in einem Fauteuil mit vergoldeter Armlehne schlummerte ein kleiner, dünner, weißer Professor, der ein Menschenalter hindurch Außerordentlicher gewesen war. Durch die halboffenen Balkonthüren strömte die Februarluft herein, kühl und doch unnatürlich lau, und in der Thüröffnung stand ein junges Mädchen in Weiß.

Die Hausfrau ging durch das Zimmer.

„Sie frieren doch nicht?" sagte sie. „Sie sind doch schon alt, Herr Professor, aber haben Sie je anfangs Februar solch ein Wetter erlebt?"

„Meine Gnädige", der alte Mann schlug das eine Augenlid ein wenig auf, das andere war gelähmt, „ich habe ein so schlechtes Wettergedächtniß. Ich entsinne mich an das Wetter in vergangenen Jahren nur, insofern es mit irgend einer besonderen Ideenassociation verknüpft ist. Das Jahr Achtundvierzig zum Beispiel. Ich weiß noch sehr wohl, wie das Wetter an dem Tage war, an dem die Februarrevolution ausbrach — wie milde die Luft und wie die Sonne auf die Häuserreihe gegenüber schien — ich saß in einem Café am Boulevard des Capucines. . . ."

„Mein lieber Freund", die Hausfrau steckte eine unwillig gerunzelte Nase ins Herrenzimmer, „Du machst Dich lächerlich mit Deinen unanständigen Photographien. Ah, Musik, Musik! Gibt es etwas auf der Welt, das sich mit Musik vergleichen läßt, Professor?"

„Ich weiß nicht. Ja, vielleicht — die Quelle selbst, aus der sie entspringt. Die gemeinsame Quelle des schönen Gesangs dieses Herrn und der häßlichen Photographien Ihres Mannes."

Der Mund der Generalkonsulin lächelte noch ebenso verbindlich, aber ihre Augen starrten. Als der Professor das merkte, ließ er auch das lebendige Augenlid wieder zufallen.

„Die Liebe, meine gnädige Frau. Die Schweden", fügte er hinzu, „sind dafür bekannt, daß sie Musik lieben und Gedanken hassen. Ich für mein Theil bin leider unmusikalisch."

Ein glatzköpfiger Herr kam aus dem Entrée. Es war ein hervorragender Politiker und Mitglied der ersten Kammer.

„Nun, was gibt es Neues im Reichstag?" fragte die Hausfrau.

„Große Neuigkeiten, Cousinchen. Die Welt geht vorwärts, daß es eine wahre Freude ist, es anzusehen. Nach unserem heutigen Beschluß haben wir es so weit gebracht, daß wir uns alle jederzeit aufhängen können und doch ein gentiles Begräbniß bekommen. Kannst Du der Versuchung widerstehen?"

Der Hausherr trat in die Thüröffnung und reichte dem Senator die Hand:

„Na, und die Diskussion? Hatte sie irgendwelche Pointen?"

„Kaum. Die Minorität sammelte sich um die Parole: der Schmerz der Kirche. Einer oder der andere war zu Thränen gerührt. Aber der Bischof zitterte vor Wuth, als er den Schmerz der Kirche ausdrücken sollte. Er hat ein etwas heftiges Temperament, der Bischof."

Die drei alten Frauen warfen verwirrte und erschrockene Blicke um sich.

„Ist es wirklich möglich", sagte die Mittlere, „daß die erste Kammer die Selbstmörder in Schutz nimmt?"

„Ach, durchaus nicht . . . Die Kammer war natürlich darüber einig, daß der Selbstmord immer etwas Unmoralisches ist. Das betonte auch der Justizminister."

„Der Bischof", sagte der alte Professor, „scheint Mangel an historischem Sinn zu leiden. Die Theorie, daß die Kirche ihren Schmerz über den Selbstmord durch ein Begräbniß in der Stille ausdrückt, ist ganz unhistorisch. Früher sagte die Kirche zu der trauernden Wittwe: Dein Mann ist in der Hölle, gehorche mir, sonst kommst Du auch dahin! Das sagte sie immer, so lange sie es konnte und wagte und man ihr gestattete, es zu sagen. Und wenn es auf sie ankäme, würde sie es noch jetzt sagen. Das war in den guten Tagen der Kirche, als sie noch in der Lage war, aufrichtig zu sein. Jetzt muß sie ja versuchen, Schritt mit der Zeit zu halten. Ja, ja, das ist für uns Alte manchmal recht schwer."

„Ah, Herr Professor", — die Hausfrau lächelte liebenswürdig — „Sie scheinen sich doch auf jeden Fall an der Tête zu halten, trotz Ihrer Jahre."

„Ich habe ja nichts zu thun", sagte der Professor. „Darum habe ich Zeit zu denken. Und wenn ich in der Kammer gewesen wäre, glaube ich, daß ich der Kuriosität halber eine kleine Vertheidigungsrede für den Selbstmord gehalten hätte."

Das junge Mädchen in Weiß wandte sich erstaunt um.

„Der Kuriosität halber? Großvater, meinst Du denn nicht immer, was Du sagst?"

„Doch, mein Kind. Aber es gibt Meinungen, die es nicht der Mühe lohnt anders als als Kuriositäten vorzubringen."

„Aber, lieber Professor", — die Augen der Hausfrau hatten wieder jenen starrenden Ausdruck, der den alten Herrn die seinen schließen ließ — „Sie meinen doch wohl auf jeden Fall nicht, daß wir hingehen und uns das Leben nehmen sollten?"

„Nein, meine Gnädige, wir nicht — wenigstens Sie nicht. Ich halte mich nur an die Selbstmorde, die faktisch begangen werden. Und ich meine, daß die allermeisten Selbstmorde relativ gute und richtige Handlungen sind. Ich meine, daß der Selbstmord beinahe immer die beste Handlung ist, die die betreffende Person unter diesen und diesen gegebenen Umständen begehen kann, und daß es in der Regel weit verbrecherischer von ihr wäre, weiter zu leben. Die Natur hat nämlich dafür Sorge getragen, unseren Willen so lange auf die Erhaltung des Lebens zu richten, als dies den geringsten Werth für uns selbst oder für andere haben kann, und oft viel, viel länger. Und es kommt doch schließlich keinem anderen als dem Individuum selbst zu, die Frage zu entscheiden, ob es leben oder sterben soll. Im alten Massilia gab es ein eigenthümliches Gesetz: jeder, der sterben wollte, hatte vor dem Senat Gründe für seinen Wunsch anzuführen, und wenn der Senat die Gründe triftig fand, gab er ihm ein schmerzlos tödtendes Gift — cigué, glaube ich, hieß es. Ein Selbstmordversuch auf andere Weise wurde mit dem Tode bestraft. Nun, was der Senat mit der Sache zu thun hatte, ist unbegreiflich, aber das Gift war gut. Die Wahrheit ist, daß nur in einigen äußerst seltenen Ausnahmefällen der Staat oder eine Gruppe von einzelnen in Wirklichkeit unter einem Selbstmord leidet; wenn man dies glaubt, so ist es, weil man die Handlungsweise, die meistens zum Selbstmord führt, mit der Handlung selbst verwechselt, und das oft sehr berechtigte Urtheil über das Leben des Selbstmörders gegen ein ganz unberechtigtes Urtheil über seinen Tod vertauscht. Es ist leicht zu sagen: Er hätte sich bessern sollen, ein neues Leben beginnen, das sühnen, was er verbrochen

*) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Digitized by Google

Aber das ist in der Regel unmöglich. Für einen Mann, der z. B. aus einer Kasse Geld genommen hat und der sieht, daß es entdeckt werden muß, ist es ganz unmöglich. Er kann weder seine Familie versorgen, noch seine Schuld dadurch bezahlen, daß er im Gefängniß sitzt, und wenn er herauskommt, wird er für seine Angehörigen eine Last sein, anstatt einer Stütze. Und in tausend anderen Fällen wird ihm ein „neues Leben" ebenso unmöglich sein. Wer sterben will, ist immer krank, mag es nun der Körper, der Verstand, der Wille oder der Charakter sein, der erkrankt ist. Und wenn der Wille zum Tode über den Willen zum Leben siegt, so ist das, weil die Krankheit eine tödtliche war. Dann ist es sein Recht zu sterben. Es kann auch seine Pflicht sein. Seine Pflicht gegen das Leben und die Lebenden."

Es war still im Zimmer. Man war sich so allmählich klar geworden, daß der alte Herr es ernst meinte.

„Ja", der Senator stand mit dem Rücken gegen den Kachelofen, die Hand in der weißen Weste, „ja von rein heidnischem Gesichtspunkt gestehe ich, daß gegen das Räsonnement des Herrn Professors nichts einzuwenden ist. Aber Herr Professor vergessen, daß wir in einer christlichen Gesellschaft leben."

„Es ist Grund vorhanden, das zu bezweifeln", antwortete der Professor mit einem Lächeln, das eine Reihe außerordentlich schöner falscher Zähne zeigte. „Aber ich kann ja immerhin auf die Fiktion eingehen. Und ich gestatte mir deshalb, daran zu erinnern, daß das abergläubische Grauen, mit dem der Volksglaube den Selbstmord betrachtet, weder in dem Christenthum, wie Christus es lehrte, noch in dem, das nun in unseren Kirchen gepredigt wird, irgend einen Grund hat. Es beruht ausschließlich auf einer ganz speziellen und sehr kuriosen Religionsansicht, die nun von allen Gebildeten und den meisten Ungebildeten aufgegeben, ja beinahe vergessen ist: nämlich, daß das Schicksal eines Menschen im anderen Leben hauptsächlich von seinem mehr oder weniger erbaulichen Hinscheiden abhängt."

„Nein, aber das wäre doch seltsam", — die alten Damen auf dem Sopha riefen so im Chorus — „es steht doch wenigstens im Katechismus, daß der Selbstmord — —"

„Ja", sagte der Professor, „es wäre wirklich angenehm, einen Katechismus zur Hand zu haben. Ich kann die Bibel ja nicht auswendig; aber wenn es wirklich eine Bibelstelle gibt, die den Selbstmord ausdrücklich verdammt, so findet man sie wohl im Katechismus wieder. Haben Herr Generalkonsul nicht zufälliger Weise einen Katechismus in Ihrer Bibliothek?"

Der Hausherr, der verbindliche Generalkonsul, drückte sogleich auf einen Knopf an der Wand. Ein zierliches Stubenmädchen in schwarzem Kleide und weißer Spitzenschürze zeigte sich in der Thür.

„Wollen Sie so gut sein, Hanna, und in die Buchhandlung an der Ecke gehen und ein Exemplar von Doktor Martin Luther's kleinem Katechismus kaufen?"

„Dja", sagte der alte Bankdirektor Israel, der sich als letzter von allen Herren von den Photographien des Generalkonsuls losgerissen hatte, „dja, Verzeihung, ich bin ja in der Religion der Herrschaften nicht besonders bewandert. Aber ich glaube doch mittheilen zu können, daß Jahve wenigstens vor Beginn der christlichen Zeitrechnung kaum den Selbstmord als ein so unerhörtes Verbrechen betrachtete. Höchstens als eine Dummheit. Unter all den Gesetzen und Vorschriften über alles Mögliche, Große und Kleines, die Jahve meinem Volke gab, kann ich mich nicht an ein einziges Wort über den Selbstmord entsinnen, oder darüber, wie ein Selbstmörder begraben werden soll. Er fand es vermuthlich überflüssig. Er wußte, daß er den Kindern der Menschen eine solche Liebe zum Leben eingepflanzt hatte, daß sie sich nicht beeilen würden, sich desselben zu entäußern. Außerdem hatte er ja keine Hölle zu seiner Verfügung. Er kannte keine schwerere Strafe als den Tod und stand daher den Selbstmördern so ziemlich machtlos gegenüber."

„Aber etwas anderes", während wir nun auf Herrn Luther's Katechismus warten — der Bankdirektor ließ sich in einer Ecke neben der Dame in Roth nieder und wandte sich an sie — „ist es wirklich wahr, daß man in Ihren Kirchen Gott dankt, wenn jemand gestorben ist? Wenn ein Familienversorger in seinen besten Jahren stirbt — dankt da der Geistliche Gott im Namen der Wittwe und der Kinder?"

„Ich weiß nicht", antwortete die rothe Dame. „Ich gehe niemals in die Kirche. Und wenn ich bei einem Begräbniß war, habe ich etwas anderes zu thun gehabt, als dem Geistlichen zuzuhören."

„Ja", sagte das junge Mädchen in Weiß, „ja, das ist wahr."

„Ah . . . und das erregt keinerlei Anstoß unter den Zuhörern?"

„Ach ja, bei den wenigen, die weiter darüber nachdenken."

„Das ist doch seltsam. Hiob war ein frommer Mann. Der frömmste seiner Zeit. Er sagte: ‚der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt'. Aber ich glaube nicht, daß er es meinte. Und es ist übrigens noch ein sehr weiter Schritt bis dahin, direkt für den Schlag zu danken."

„Aber", sagte das junge Mädchen in Weiß, „eigentlich dankt der Geistliche wohl im Namen des Todten und nicht in dem der Ueberlebenden Gott."

„Dja . . na so . . . freilich, der Todte muß doch selbst die beste Gelegenheit haben, zu beurtheilen, ob er Grund zum Danken hat."

Das Stubenmädchen kam mit dem Katechismus.

„Bitte", sagte sie, „hier ist er".

Und sie überreichte ein kleines Büchlein, das mit seiner weißen Etiquette auf dem Deckel am ehesten einem Einschreibebuch glich.

Der Professor nahm es, schlug es auf und betrachtete es erstaunt.

„Ja", sagte er schließlich, „ja, es ist schon das richtige, obgleich ich es nicht sofort erkannte."

„Ja", fuhr er fort, nachdem er ein wenig in dem Buche geblättert hatte, „ja, hier findet sich wirklich ein kleiner Bibelspruch gegen den Selbstmord. ‚Thue dir nichts Uebels'."

Er saß einen Augenblick da, als suchte er etwas in seiner Erinnerung.

„Nein, das ist nicht möglich," rief er schließlich aus, „das ist großartig! Das ist beinahe zu stark! Aber ich erinnere mich jetzt ganz genau, daß der Spruch in meiner Kindheit ganz an derselben Stelle stand. Wissen Sie, wie der Zusammenhang ist, meine Herrschaften? Das sind ja Paulus' Worte an den Kerkermeister Silas, als er in Philippi im Gefängniß saß. Als der Kerkermeister erwachte, sah er die Thür weit offen stehen — ein Engel hatte sie wohl geöffnet — und da glaubte er natürlich, daß die Gefangenen alle fort wären. Der Mann machte Miene, sich aus Verzweiflung zu tödten, aber da sagt Paulus: ‚Thue dir nichts Uebels, denn wir sind alle hier!' Und das figurirt nun im Katechismus als ein Verbot gegen den Selbstmord im allgemeinen — offenbar das Einzige, was man in der ganzen Bibel auffinden konnte!"

Das Staunen war allgemein. Die alten Frauenzimmer sagten, dies wäre ein falscher Katechismus.

Das junge Mädchen in Weiß, das erst kürzlich eingesegnet war, sagte:

„Großpapa, gib mir den Katechismus!"

Und als sie ihn bekommen hatte, nahm sie ihn und warf ihn mit einer Bewegung von unendlich weicher Anmuth durch das offene Balkonfenster hinab auf die Straße.

„Brr, es fängt doch an, hier kalt zu werden," sagte die Hausfrau und schloß die Balkonthür.

„Na", es war die tiefe, sonore Stimme des distinguirten jungen Opernsängers, „eine Feigheit bleibt es doch immer, sich das Leben zu nehmen."

Digitized by Google

Die alten Damen auf dem Sopha fuhren entzückt empor: „Ja, nicht wahr, es ist so feige, sich das Leben zu nehmen!“

„Dja“, sagte der Bankdirektor Israel, „dja, drum lernen wir ja auch schon in der Schule zum abschreckenden Beispiel von der feigen Lucretia, von dem elenden Feigling Hannibal und von der alten Memme Cato — kurz gesagt, all diesen, die zu feige waren, dem Leben in die Augen zu sehen und sich hinterlistig von der ganzen Geschichte fortdrückten.“

„Ja“, es war die rothe Dame, die einfiel, „ja, um nun gar nicht von Judas Ischarioth zu reden, der feige hinging und sich aufhängte, obgleich er für seine Silberlinge ganz gut einen Ackerantheil kaufen und durch ein achtungswerthes Leben sein Verbrechen sühnen . . .“

Der distinguirte junge Opernsänger hatte diese Nutzanwendungen nicht erwartet, er glitt in ein anderes Zimmer, indem er eine Arie aus den „Bajazzi“ summte.

„Na“, sagte der alte Professor, „es ist natürlich wahr, daß es vielleicht keines besondern, übermenschlichen Muthes bedarf, um sich des Lebens zu berauben. Es sind Fälle denkbar, in denen es muthiger ist zu leben, obgleich es lockend sein kann zu sterben. Aber so viel sehen wir doch mit unsern Augen, daß der Muth, der erforderlich ist, um ein elendes, zweckloses Dasein fortzusetzen, unvergleichlich allgemeiner verbreitet ist, als der Muth, der erforderlich ist, um zu sterben.“

Der alte Herr saß mit geschlossenen Augen da, während er sprach, und er achtete nicht darauf, daß einer nach dem andern des unerquicklichen Themas müde zu werden begann und in die anstoßenden Zimmer verschwand.

Endlich war das junge Mädchen in Weiß allein da.

„Großpapa“, sagte sie, „Du hast so viele kuriose Ideen. Es ist nur schade, daß sich darunter einige befinden, die richtig sind, und die das Leben größer und freier und höher machen könnten, wenn die Menschen sie ernst nehmen wollten. Aber wie sie Ernst riechen, machen sie sich ja aus dem Staube.“

Stockholm. Hjalmar Söderberg.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Zeitschriften.

Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Theaterzensur?

(„Deutsche Juristenzeitung“.)

In der letzten Nummer der „Deutschen Juristenzeitung“ hat der unsern Lesern wohlbekannte Rechtslehrer Prof. Dr. von Bar-Göttingen die Frage nach der Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Theaterzensur einer sehr scharfsinnigen Erörterung unterzogen und kommt dabei zu einer in allem Wesentlichen negativen Beantwortung der von ihm aufgeworfenen Frage. Von ganz besonders aktuellem Interesse ist das, was Prof. von Bar im Anschluß an das Zensurverbot der „Maria von Magdala“ ausführt. Er schreibt:

„Das neuerdings so viel besprochene Urtheil des Oberverwaltungsgerichts, durch welches das Verbot von Paul Heyse's „Maria von Magdala“ bestätigt wurde, muß juristisch als unhaltbar betrachtet werden. Angenommen selbst, daß, wie die Entscheidungsgründe darzulegen unternehmen, die dichterische Umrahmung der Passionsgeschichte einen „Angriff auf die christliche Religion“ enthielte — was übrigens mit treffenden Gründen mehrfach bestritten ist, insbesondere von Kohler —, so ist jener die Aufrechterhaltung des polizeilichen Verbotes begründende Satz doch deshalb unzutreffend, weil der völlig unbestimmte, durch irgend einen Zusatz nicht näher bezeichnete Begriff des Angriffes von Staatseinrichtungen oder der öffentlichen Ordnung bis jetzt in unserem Strafgesetzbuch keinen Platz gefunden hat.

Was ferner die Berliner Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 betrifft, so ist dagegen, daß das Polizei-Präsidium sich das Prüfungsrecht beilegt, „ob nach den hierüber bestehenden Bestimmungen sicherheits-, sitten-, ordnungs- oder gewerbepolizeiliche Bedenken einer beabsichtigten Vorstellung entgegenstehen“, vom Rechtsstandpunkte aus in thesi nichts einzuwenden. Es kommt nur auf die Auslegung der Verordnung an, und die bestehende Praxis dieser Auslegung ist freilich eine viel zu weit gehende. Statt die Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und deren Verletzung, oder eine vermuthliche Störung der Ruhe und Sicherheit des Publikums lediglich als Voraussetzung eines Verbotes zu betrachten, erscheint in der Praxis die Censur der Polizei als Hüterin von Ordnung, Sitte, Religion u. s. w. nach einem durchaus unbestimmten Ermessen.

Außerdem verstößt u. E. die Polizeiverordnung in einem wichtigen Punkte auch gegen die Reichsgewerbeordnung. Sie macht jede einzelne Aufführung, die für das betreffende Theater neu ist, von einer vorgängigen besonderen polizeilichen Erlaubniß abhängig. Eine solche Abhängigkeit kommt bei keinem anderen Gewerbe vor. Der Theaterunternehmer bedarf freilich der Konzession; so lange er sie aber besitzt, steht ihm nach der Gewerbeordnung dieselbe Freiheit wie anderen Gewerbetreibenden zu, und das Erforderniß jedesmaliger spezieller Erlaubniß läßt sich auch nicht dadurch begründen, daß ohne dasselbe die Polizeibehörde von der Aufführung vorgängige Kenntniß nicht erhalte, welche doch nöthig wäre, um unzulässige Aufführungen zu verhindern. Die Sache liegt vielmehr so! Nach der Gewerbeordnung § 32 ist vorauszusetzen, daß nur „zuverlässige“ Personen die Konzession als Schauspielunternehmer erhalten. Ein zuverlässiger Unternehmer aber wird im Zweifelsfalle im eigenen Interesse die Polizeibehörde zu Rathe ziehen, namentlich wenn etwa von der Aufführung unmittelbare Anregung zur Störung der Ordnung im Theater zu erwarten wäre, da durch solche Störungen das Unternehmen geschädigt wird. Und das eigene Interesse und eine nicht geringe strafrechtliche Verantwortlichkeit wird den Unternehmer auch darauf achten lassen, daß mittels der Aufführung strafbare Handlungen nicht vorgenommen werden.

So ist die Theaterzensur eine zwar nothwendige Schutzwaffe des Staates und der allgemeinen Ordnung; aber sie wird nur äußerst selten hervorgeholt und gebraucht werden müssen, und daraus erklärt sich, daß man sie an vielen Orten nicht kennt, daß man sie als besonderes Institut z. B. in Belgien und Spanien ausdrücklich beseitigt hat.

Wie die Sache einmal zur Zeit im Deutschen Reiche und insbesondere in Preußen liegt, wäre wohl eine gesetzliche Deklaration in Form eines Zusatzes zu § 32 der Reichsgewerbeordnung wünschenswerth, etwa in folgender Fassung:

„Ein Schauspielunternehmer, der im Besitz der allgemeinen Erlaubniß sich befindet, bedarf für einzelne unter dieser allgemeinen Erlaubniß begriffene Aufführungen irgend welcher Art einer vorgängigen Erlaubniß nicht, unbeschadet jedoch des Rechtes der Polizeibehörde, einzelne Aufführungen zu verbieten, mittels welcher strafbare Handlungen begangen werden würden oder bei welchen eine unmittelbare Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung mit Grund zu befürchten wäre.“

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 33. Berlin, den 16. Mai 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *_*.

Politik und Frauenbewegung. Von Alice Salomon.

Die Judenhetze in Kischinew. N. Walschsky (Zürich).

Die Aufhebung des Getreideterminhandels und ihre Wirkung auf die Getreidepreise. Von C. Wildrandt (Blankenhagen).

Luise von Weimar. Von Alexander Meyer.

Die Kölner Malerschule. Von Walther Gensel.

Wenn man etwas findet. Von Papagena.

Praktische Aesthetik. Von Alfred Gald.

Paulinzelle. (Aus einem Reisetagebuch.) I. Von Karl Emil Franzos.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Das Bezeichnende dieser Wahlbewegung ist, soweit sie in öffentlichen Kundgebungen zu Tage tritt, eine gewisse Mattheit und Flauheit, eine gewisse Kraftlosigkeit und Schüchternheit, mit der im allgemeinen die Gegensätze aufeinander prallen. Und doch sind die Fragen, die zur Entscheidung stehen, für die Zukunft der Nation bedeutungsvoll genug. Ueber die wirthschaftliche Zukunft spricht der nächste Reichstag sein entscheidendes Urtheil, und niemand kann bezweifeln, daß auch der politischen, der geistigen und religiösen Freiheit Fesseln angelegt werden, wenn die Reaktion die Macht zu solchem Vorgehen haben sollte. Ist gleichwohl die Bevölkerung, zunächst ohne Elan in die Wahlbewegung eingetreten, so liegt eine der wesentlichsten Ursachen hierfür in dem Umstand, daß die Rechte sich auf das Aeußerste befleißigt, das zu verschleiern, was sie erstrebt.

Sie wagt nicht offen zu behaupten, daß sie die Absicht hat, den Abschluß neuer Handelsverträge, wenn möglich, zu verhindern; sie besitzt nicht den Muth, zu erklären, daß sie die erste sich bietende Gelegenheit benutzen würde, um das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für die Volksvertretung des Reiches abzuschaffen; sie hütet sich, die letzten Ziele der katholischen und protestantischen Orthodoxie offen zu bezeichnen, und diese Ziele sind auch die ihrigen. Die Reaktion behauptet, nicht einmal gegen Handelsverträge zu sein; freilich wären diese Verträge für den Handel und Verkehr unbrauchbar; sie betheuert, auch zur Zeit gegen die parlamentarische Verfassung des Reiches nichts im Schilde zu führen; aber wenn die Zeit günstig sein sollte, ist diese Betheuerung bedeutungslos, und mit der politischen Reaktion wird auch die Reaktion des Pfaffenthums zu weiterer Entfaltung gelangen.

Auf diese Verschleierung der Gegensätze, auf diese Versuche die Gefahren möglichst herabzumindern, die uns bedrohen, muß immer wieder hingewiesen werden, und es muß auch immer wieder hervorgehoben werden, daß Centrum, Bund der Landwirthe und Konservative, mögen sie auch hier und dort in Gegensatz gerathen, in den großen Zielen einig sind, wie sie einig waren, als es galt, dem Antrag Kardorff zur Durchführung zu verhelfen. Die wirthschaftliche Reaktion läßt sich nicht durchführen, ohne daß die Bevölkerung durch die politische Reaktion gleichzeitig geknebelt und mundtodt gemacht wird, und die politische Reaktion wird immer gezwungen sein, sich der Hilfe der pfäffischen Reaktion zu bedienen.

Diese politische Entwicklung wird sich im gegebenen Falle wie eine naturgesetzliche Nothwendigkeit bewahrheiten, und es wird dabei auch zu Tage treten, daß die Richtung und das Tempo der Bewegung durch die stärksten und energischsten Kräfte bestimmt werden; das sind in diesem Falle der Bund der Landwirthe und das katholische Pfaffenthum. Gleichgültig, ob einzelne Konservative dem Bunde der Landwirthe nicht gern bis ans Ende folgen möchten; gleichgültig, ob einige Protestanten der mittleren Linie sich im Hinblick auf das Bündniß mit Rom bedrückt fühlen; — gelingt es der Koalition noch mächtiger in den Reichstag zurückzukehren, als sie schon gewesen ist, so wird ganz unzweifelhaft die kommende politische Entwicklung ihren Charakter aufgeprägt erhalten durch die Fanatiker des Katholizismus und durch die Fanatiker des agrarischen Junkerthums. Das sind die Feinde, denen sich das Deutsche Reich jetzt gegenübersieht, und eines ist zweifellos, weder das Centrum noch die Kreuzzeitungspartei sind die Mächte gewesen, die die Geister für die Gründung eines einigen Deutschland vorbereiteten und die dem neugeborenen Reiche helfend und fördernd an der Wiege gestanden haben. Wie sie damals im Innersten Feinde des neuerstandenen modernen Staatswesens waren, so sind sie auch heute Feinde der Lebensbedingungen des modernen Staates, und ihr Sieg bedeutet Er-

Digitized by Google

schütterung der Fundamente des deutschen Lebens auf allen Gebieten.

Die Gefahren sind gewiß große, aber warum sollte der unpolitische deutsche Michel nicht weiter mit gleichgültiger Passivität zuschauen, wenn versucht wird, ihm eine Zukunft des Fortschritts und der modernen Entwicklung zu vermauern.

Fürst Ferdinand ist nach Sofia zurückgekehrt; das pflegt politisch dieselbe Bedeutung zu haben, wie wenn der Laubfrosch im Glase auf der höchsten Sprosse der kleinen Leiter sitzt. Fürst Ferdinand sucht immer dort zu sein, wo Gefahren nicht sind; das ist sehr vorsichtig, und man wird somit folgern können, daß auch diesmal ihn seine Vorsicht nicht verlassen hat, und daß er erst nach Sofia zurückgekehrt ist, nachdem er die Gefahr für beseitigt erachtete. Seine Anwesenheit zeigt gutes Wetter an; hoffentlich hat er die Sachlage richtig beurtheilt, und hoffentlich ist die aufständische Bewegung auf der Balkanhalbinsel in der That im Erlöschen begriffen. Reale Erfolge hat sie bisher nicht erzielt, reale Erfolge stehen ihr auch nicht in Aussicht, so lange die Großmächte den Frieden wollen — unter diesen Umständen mag es zutreffend sein, daß der Brand im Verglimmen ist. Das wäre ein Glück, und Trauer empfindet man nur über die in den Schluchten des Balkan nutzlos geopferten Menschen, Bulgaren wie Türken.

In Marokko ist die Lage des Sultans hingegen von neuem außerordentlich bedroht; die Rebellen haben sehr erhebliche Erfolge erzielt, und noch ein Ereigniß von Bedeutung ist eingetreten; die Franzosen behaupten, daß Karawanen, die von Soldaten der Republik begleitet waren, durch räuberische Stämme aus Marokko überfallen und vernichtet worden sind. Die Nachrichten von solchen Ueberfällen, die manchmal nicht einmal stattgefunden haben, pflegen die Einleitung zu größeren nordafrikanischen Unternehmungen der Republik zu sein. Vielleicht stehen sie jetzt wiederum bevor.

Ueber die Metzeleien in Kischenew liegt jetzt ein Regierungsbericht vor. Er sucht die staatlichen Behörden, so weit möglich zu entlasten. Aber wie ist eine solche Entlastung in dem entscheidenden Punkte denkbar? Und dieser entscheidende Punkt ist doch der, daß zwei Tage lang der Mob von Kischenew, ohne daß die Regierungsgewalt einschritt, hausen konnte wie die Hunnen. Damit ist die Schuld der lokalen Behörde klar; aber etwa nur die Schuld dieser? Kischenew liegt nicht außerhalb der Welt; die Nachricht von den Vorgängen war sofort in Odessa, und wenn sie in Odessa war, war sie natürlich auch in Petersburg, und auch der Minister des Innern hielt es nicht für nothwendig, den Barbarein unmittelbar Einhalt zu gebieten.

Staatsrechtlich ist in Rußland ein Minister nicht der verantwortliche Träger der Politik. Die politische Gewalt ruht nach der „Verfassung" in der Hand des autokratischen Zaren; er trägt vor der Geschichte die Verantwortung für die Zustände, wie sie heute in Rußland herrschen; für die Greuelthaten in Kischenew, wie für das jeder Gerechtigkeit und Menschlichkeit hohnsprechende Regiment, das über die deutschen Ostseeprovinzen und jetzt über Finland geübt wird. Und der Zar, der solche Entwicklung in seinem Lande schwachmüthig zuläßt, glaubt der Welt mit seinem Haager Konferenzgetändel den Frieden geben zu können.

Ueber Ostasien heitert sich der politische Himmel wieder auf. Die Russen versichern, daß sie in der Mandschurei nichts Schlimmes treiben, und die betheiligten Mächte erfreuen sich befriedigt dieser Versicherung. Thatsache aber ist, daß die Russen noch immer in der Mandschurei stehen geblieben sind, und sie werden der Ansicht sein, daß ihre Versprechungen und ihr Bleiben sich so gut mit einander vertragen, wie die Versprechungen und das Bleiben der Engländer in Egypten. Und für die Zivilisation dürfte schließlich das Verhalten der Engländer und in viel beschränkterem Umfang gleichfalls das der Russen noch immer ein Gewinn sein. Freilich der Unterschied zwischen chinesischer und russischer Herrschaft ist leider kein zu großer.

* * *

Politik und Frauenbewegung.

Bei der großen Bewegung, die alle Klassen und Parteien des deutschen Volkes zur Zeit erfaßt hat, müssen die Frauen zur Seite stehen. Sie können bei den Wahlen ihre Stimmen nicht mit in die Wage werfen; denn der Besitz des „allgemeinen" Wahlrechts ist den Geisteskranken, Verbrechern und Frauen nicht zuerkannt. Wer mit starken politischen Instinkten begabt ist, muß diese erzwungene Passivität angesichts der schweren Konflikte, die das letzte Jahr im parlamentarischen Leben gezeitigt hat, doppelt schmerzlich empfinden. Aber nicht bei allen Gelegenheiten wird den deutschen Frauen im öffentlichen Leben das thatenlose Zuschauerdasein zudiktirt. Man hat es als Tugend gepriesen und als Pflicht gefordert, daß sie in Kriegszeiten ihre Kraft und ihr Vermögen für den Dienst an den Verwundeten, für das Wohl des Vaterlandes einsetzten.

Die Noth unserer Zeit hat den Frauen andere Aufgaben gestellt. Für sie gilt es, soziale Klassengegensätze zu mildern, soziale Reformen durchführen zu heisen, den Frauen der bürgerlichen Kreise das Recht auf Bildung und freie Berufsthätigkeit zu sichern, die proletarischen Volksgenossinnen vor Unterdrückung und Rechtlosigkeit zu schützen. Es gilt mitzukämpfen, überall wo die geistige Freiheit des Volkes, wo seine wirthschaftliche Macht bedroht erscheint; wo es sich darum handelt, für alle Glieder des Volkes Gleichberechtigung im wirthschaftlichen oder politischen Leben zu erlangen.

Bei all diesen Bestrebungen können die Frauen aber des Interesses und der Unterstützung des Parlaments nicht entrathen. Das sollte sie veranlassen, den Wahlvorbereitungen nicht theilnahmlos und gleichgültig gegenüber zu stehen. Können sie auch nicht direkt — durch Stimmabgabe am Wahltag — für Kandidaten eintreten, mit deren politischen Ideen sie übereinstimmen, so können sie doch bei der Agitation ihren Einfluß geltend machen. Und in kritischen Zeiten sollte auch die unscheinbarste Arbeit nicht zu gering erachtet werden.

Bisher hat in Deutschland nur die sozialdemokratische Partei sich in erheblichem Umfang um die Unterstützung und Anhängerschaft der Frauen bemüht. Daß sie dabei erfolgreich gewesen, beweist die große Zahl von Frauen, die man in den Versammlungen der Partei — nicht nur in den Großstädten — antrifft, und die aufopfernde Thätigkeit von viel beschäftigten Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen bei der Vertheilung von Flugblättern, bei den Wahlvorbereitungen, bei der Sammlung von Geldern u. dergl. m. Sicherlich dürfte das lebhafte Interesse der Frauen dieser Kreise dazu beitragen, manchen lauen, gleichgültigen Wähler zur Erfüllung seiner politischen Pflichten zu veranlassen. Die bürgerlichen Parteien Deutschlands haben sich — von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen — um die Mitarbeit der Frau bisher nicht bemüht. Nur zu festlichen Veranstaltungen hat man sie hier und da zugelassen. Die beschränkenden Bestimmungen des Vereins- und Versammlungsrechtes mögen in einer Reihe von Bundesstaaten dafür mitbestimmend gewesen sein. Ausschlaggebender sind aber wohl traditionelle Anschauungen über die Grenzen der weiblichen Sphäre; die in Deutschland ganz besonders stark ausgeprägte Furcht vor dem Eindringen der Frau in neue Wirkungskreise, vor ihrer Antheilnahme am öffentlichen Leben. Schließlich mag auch das bisher wenig zu Tage getretene Interesse der bürgerlichen Frauen an politischen Vorgängen dazu bei-

Digitized by Google

getragen haben, daß man sie als quantité négligeable einschätzte. Die mangelnde Initiative der Frauen selbst erklärt sich aber aus der Stellung der deutschen Frau. Zu lange ist sie allein auf die Thätigkeit im eigenen Haus angewiesen worden, und als sie dieses Gebiet zu erweitern strebte, mußte sie sich naturgemäß um die Eröffnung neuer Erwerbszweige, höherer Bildungsmöglichkeiten bemühen, ehe sie sich sozialen und politischen Bestrebungen zuwenden konnten.

Erst allmählich konnte die Frauenbewegung breitere Frauenschichten zu der Erkenntniß führen, daß Frauenwohl und Gemeinwohl untrennbar miteinander verknüpft sind. Ein politisches Interesse beginnt zu erwachen, nicht nur aus dem Gedanken heraus, daß die besonderen Forderungen der Frauen zunächst nur durch die Volksvertretung Erfüllung finden können; sondern auch weil die Frauen erkannt haben, daß alle politischen Fragen auch Frauenfragen sind; daß die Frauen als Bürgerinnen an allem, was die Wohlfahrt des Landes betrifft, mitbetheiligt sind. Von der Stellungnahme der bürgerlichen Parteien zu diesem erwachenden politischen Geist der Frauen, von ihrer Förderung wird es abhängen, in welcher Richtung sich das politische Leben der deutschen Frauen im nächsten Jahrzehnt bewegen wird.

Verschiedene Möglichkeiten sind — nach den Erfahrungen im Ausland — dafür gegeben. Wird der Gedanke an die gemeinsamen Interessen der männlichen und weiblichen Bürger von einigen politischen Parteien aufgegriffen, so werden die Frauen für die Vertretung und Verbreitung der verschiedenen Parteibestrebungen gewonnen werden. Erkennen die Parteien als solche die Nothwendigkeit politischer Bethätigung der Frauen nicht an, so dürften die Frauen dazu gedrängt werden, ihren politischen Einfluß da geltend zu machen, wo sie Förderung der Frauenbestrebungen davon erhoffen können.

Das Eintreten der Frauen für das Programm verschiedener politischer Parteien hat besonders in England zu eigenartigen Organisationen geführt. Die politischen Frauenvereine in England arbeiten ganz unabhängig von der Frauenbewegung, wenn auch vielfach eine Personalunion der Führerinnen besteht. Allerdings sind sie auch entstanden, um die Frauen zur Antheilnahme am politischen Leben zu erziehen, für die Ausübung des Stimmrechts vorzubereiten; und insofern sind sie doch als Frucht der Frauenbewegung zu bezeichnen.

Diese Vereine wurden in den achtziger Jahren gegründet, damit die Frauen an der nationalen Politik Theil nehmen können. Sie sind durchaus Parteiorganisationen. Die Women's Primrose-League, die ein Zweig der konservativen Partei ist und ausschließlich deren Zwecke durch Versammlungen und durch Unterstützung der Wahl konservativer Kandidaten verfolgt, umfaßt mehr als 1½ Million Frauen. Ihre Bedeutung für die Wahlagitation soll sehr groß und allgemein anerkannt sein.*)

Nicht ganz so ausschließlich hat sich die Women's Liberal Federation in den Dienst der liberalen Partei gestellt. Sie verfolgt die Vertretung und Verbreitung liberaler Grundsätze. Neben den Hauptforderungen der Partei (allgemeines Stimmrecht, Reform des House of Lords) vertritt sie die Forderung einer „gerechten Gesetzgebung für Frauen und Kinder". Hier handelt es sich also um eine selbständige Bethätigung der Frauen, die sich aber an parteipolitische Bestrebungen anschließt. Aus diesem Vorgehen haben sich allerdings allerlei Schwierigkeiten ergeben, die den Frauen aller Länder bei einem unabhängigen Eintreten für politische Fragen nicht erspart bleiben können. Es ist seit der Gründung der Liberal Federation ein strittiger Punkt geblieben, wie weit die besonderen Frauenforderungen für die politische Agitation maßgebend gemacht werden sollen. Namentlich wird immer wieder erörtert, ob man für einen Kandidaten eintreten soll, auch wenn man weiß, daß er gegen das Frauenstimmrecht ist.

Bisher hat die Forderung „women's suffrage a test question" noch nie die Mehrheit in der Frauenliga gefunden. Wohl sind die Mitglieder derselben persönlich alle Anhänger des Frauenstimmrechts und Mitglieder der Stimmrechtsvereine; aber als Partei, aus taktischen Gründen will man das Eintreten für einen liberalen Kandidaten nicht davon abhängig machen, trotzdem die liberale Föderation der Männer schon mehrmals Resolutionen zu Gunsten des Frauenstimmrechts gefaßt hat. Um die Geschlossenheit des Vorgehens zu wahren und zu sichern, soll überhaupt „keine einzelne Frage im Programm der Women's Liberal Federation zur „test question" dafür gemacht werden, ob ein liberaler Kandidat die offizielle Unterstützung erhalten solle oder nicht". Die Begründung für diesen auf einer der letzten Generalversammlungen gefaßten Beschluß ist charakteristisch für die politische Reife und den Gemeinsinn der in der Föderation organisirten Frauen. Es heißt darin:

„Viele von uns haben ein starkes Interesse für irgend eine besondere Reform, aber unsere Hingebung an den Liberalismus sollte so stark sein, daß wir uns weigern, einen Kurs einzuschlagen, der den Erfolg unserer liberalen Kandidaten schwächen würde. — — Als treue Anhänger unserer liberalen Prinzipien müssen wir uns gegen alles verwahren, was dazu führen könnte unsere Sache zu schwächen, und ich frage die hier versammelten Frauen, ob es je eine Zeit in der Geschichte unserer Politik gegeben hat, wo es nöthiger war, daß wir das ganze Gewicht unseres Einflusses in die Wagschale werfen zu Gunsten der Männer, die wir wahre und eifrige Liberale nennen können, selbst wenn sie nicht in jedem Punkte mit uns übereinstimmen."*)

Erst wenn keine brennende Frage, die für das Wohl und Wehe des Landes ausschlaggebend ist, die Wahlen beherrscht, soll das Eintreten für das Frauenstimmrecht als Bedingung für die Unterstützung der Kandidaten von Seiten der Frauenvereinigung aufgestellt werden. Aber über den allgemeinen Interessen werden die besonderen Fraueaforderungen nicht vergessen. Sie werden in durchaus selbständiger Weise von der Föderation propagirt, die dauernd bemüht ist, ihnen Anhänger und Vertreter im Parlament zu gewinnen.

Den entgegengesetzten Weg hat die junge österreichische Frauenbewegung eingeschlagen, als sie sich vor den letzten Wahlen (1900/1901) zu politischer Bethätigung und zur Theilnahme am Wahlkampf gedrängt sah. In Wien ist die Frau im politischen Leben keine neue und ungewohnte Erscheinung. Seit langem hat die christlich-soziale Partei sich von allen konservativen Bedenken gegen die Emanzipation der Frau frei gemacht, d. h. soweit diese Emanzipation dazu dienen kann, die Zwecke der Partei zu fördern. Sie hat eine kräftige Frauenorganisation geschaffen, für deren öffentliches Eintreten absolut keine konservativen Grundsätze gelten. Hier bestätigt sich die alte Erfahrung, daß reaktionäre Gewalten zu Zeiten fortschrittlicher auftreten als aufgeklärte und moderne Korporationen; allerdings um durch diesen „Fortschritt" ihre reaktionäre Position zu stärken. Mit welchem Eifer die klerikalen Parteien in Oesterreich die Frauen für ihre Zwecke dienstbar zu machen versuchen, das geht aus einer Rede hervor, die der Wiener Bürgermeister Lueger in einer der christlich-sozialen Frauen-Wahlversammlungen bei Gelegenheit der letzten Reichsrathswahlen hielt.

„Daraus, daß ich kaum mehr Männerversammlungen abhalte" — so sagte Lueger — „sondern fast nur Frauenversammlungen einberufe, können Sie ersehen, was für einen großen Werth ich auf Ihre Agitation im Wahlkampf lege. Daß ich Bürgermeister von Wien geworden bin, verdanke ich Ihnen, und es hängt wieder nur von Ihnen ab, daß ich jetzt wieder in den Reichsrath gewählt werde. Sie müssen täglich und stündlich agitiren, nicht nur bei Ihren Bekannten, sondern auch in der Früh beim Einkaufen; und da darf der Herr Gemahl nicht bös sein,

*) Vergl. Gertrud Bäumer im Handbuch der Frauenbewegung. Verlag W. Moeser, Berlin, 1901.

*) Vergl. Gertrud Bäumer in „Die Frau", Februar 1901.

wenn Sie auch eine halbe Stunde länger ausbleiben. Und da müssen Sie den Kaufleuten sagen, bei denen Sie einkaufen, daß sie die christlichen Abgeordneten wählen müssen, sonst entziehen Sie ihnen die Kundschaft und Sie werden schon aufpassen im Wahllokal, ob sie wirklich christlich wählen, müssen Sie ihnen sagen. Und am Wahltag, da gibt's überhaupt kein Kochen, da gehört die Frau nicht ins Haus, da gehört sie einzig und allein der Agitation."

Angesichts dieses Liebeswerbens von Seiten einer Partei, die für die wirthschaftliche und rechtliche Befreiung der Frau aber auch gar nichts übrig hat, die mit aller Macht gegen jede Besserung der Lage der Frauen arbeitet, ist es begreiflich, wenn die österreichische Frauenbewegung das Eintreten der Frauen in die Arbeit einzelner politischer Parteien überhaupt ablehnt und den Versuch macht, als unabhängige feministische Gruppe sich in den Dienst bestimmter Kandidaten zu stellen, die sich verpflichten — gleichviel welcher Partei sie angehören — für die Forderungen der Frauenbewegung einzutreten.

Dieses Vorgehen, das vom Standpunkt der Frauenbewegung auf den ersten Blick etwas außerordentlich Verlockendes hat, muß zu schweren Konflikten führen. Das haben die Wahlversammlungen, zu denen die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen Oesterreichs vor der letzten Wahlkampagne eingeladen hatten, gezeigt. Die Sozialpolitiker und die Liberalen zeigten wenig Interesse und Entgegenkommen für die Frauenforderungen, und so wurde denn nur in einem Kreis das Eintreten der Frauen für den sozialpolitischen Kandidaten, in einem anderen für den sozialdemokratischen beschlossen.

Hier steht die politisch denkende Frauenrechtlerin vor einem Zwiespalt. Soll sie — um ihren Wünschen für die Frauenbewegung zur Erfüllung zu verhelfen — ihre politische Ueberzeugung unterdrücken, „an den Meistbietenden verkaufen", oder in einer für ihr Vaterland kritischen Situation sich versagen, an ihrem Theil für das Wohl des Staates mitzuwirken? Soll sie darauf verzichten, den Frauenlnteressen im Parlament eine Vertretung zu sichern?

Auch die deutschen Frauen werden in einer oder der anderen Weise sich in dieser Frage entscheiden, vielleicht zunächst nur vereinzelt, aber sicherlich in einflußreicher Zahl im Laufe der nächsten Jahre. Werden sie sich zu bedingungslosen Mitläufern und Handlangern machen lassen wie die christlich-sozialen Frauen Oesterreichs? Sollen die Anhängerinnen der Frauenbewegung als geschlossene Gruppe denselben Weg beschreiten, den die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen Oesterreichs zu gehen versucht haben, oder wollen sie wie die Frauen Englands für das Programm einzelner Parteien unter Wahrung ihrer Sonderinteressen eintreten, jedoch ohne diese in schwierigen Zeiten in den Vordergrund zu stellen?

Der letzte Weg scheint mir nicht nur der beste, er scheint auch unter deutschen Verhältnissen der gegebene zu sein.

Die Gefahr, daß die Frauen sich zu allzugefügigen, bedingungslosen Instrumenten einer Partei machen lassen, ist nicht allzu groß. Haben doch selbst konfessionelle Vereinsbildungen, wie der deutsch-evangelische Frauenbund, dessen Mitglieder sich ganz vorwiegend aus konservativen Kreisen rekrutiren, dank einer klugen und energischen Leitung die Stellung maßgebender Persönlichkeiten dieser Kreise zur Frauenfrage erheblich beeinflußt. Sie haben gezeigt, daß sie eigene Wege einzuschlagen im Stande und entschlossen sind. Das Eintreten der organisirten bürgerlichen Frauenbewegung für einzelne Kandidaten, die Bildung einer unabhängigen politischen Frauenpartei zur Unterstützung von Kandidaten, die sich auf das Programm der Frauenbewegung verpflichten, dürfte aber in Deutschland, wo die Frauenbewegung viel verbreiteter und gefestigter ist als in Oesterreich, wenig Aussichten haben. Der Bund Deutscher Frauenvereine zählt Mitglieder wohl aus allen politischen Kreisen, und zwar viele Mitglieder, deren starke politische Instinkte durch ernste Arbeit im öffentlichen Leben sich zu gefestigten politischen Ueberzeugungen entwickelt haben. Diese Frauen werden bei aller Hingebung für die Frauensache keinen Pakt mit politisch Andersgläubigen schließen können. Und deshalb würde ein solcher Versuch eine Gefahr für die deutsche Frauenbewegung bedeuten. Die organisirte Frauenbewegung als solche muß sich meines Erachtens den Wahlvorbereitungen gegenüber passiv verhalten; die einzelne Anhängerin der Bewegung kann und sollte aber für ihre politischen Ueberzeugungen eintreten. Dabei braucht sie auf die Vertretung weiblicher Sonderinteressen nicht zu verzichten; nur wird es von dem Grad ihres Verständnisses für die politische Situation abhängen, wie weit sie damit im Augenblick zweckmäßiger Weise gehen kann. Ihre Bewerthung von Gemeinwohl und Frauenwohl wird ihr dabei die Wege weisen.

Diese Einordnung der deutschen Frau in die Parteiarbeit bei voller Betonung ihrer selbständigen Interessen ist kein Zukunftsbild. Sie hat sich in der sozialdemokratischen Partei eingebürgert, und hier — wo man den Frauen volle Gleichberechtigung für die politische Arbeit zubilligt, wo man seit Jahren einen Platz im Parteivorstand einer Frau einräumt, haben die Frauen volles Verständniß dafür gezeigt, wie weit sie mit der Vertretung ihrer Sonderinteressen gehen dürfen, ohne die Gesammtinteressen des Proletariats zu gefährden. Auf der letzten Konferenz der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands wurde eine Resolution angenommen, die nachdrücklich verlangt, daß die Forderung des Frauenwahlrechts in Staat und Gemeinde in der Agitation der Partei betont werde. Aber es heißt weiter: „Die Forderung kann jedoch nur als ausschlaggebender Punkt des jeweiligen Aktionsprogramms in diesen Kämpfen mit in den Vordergrund gestellt werden, wenn dadurch die Erweiterung und Sicherung des politischen Rechtes der Arbeiterklasse nicht gefährdet wird."

Mit diesem Vorgehen haben die sozialdemokratischen Frauen dieselbe Richtung eingeschlagen, wie die liberale Frauenföderation Englands.*) Einzelne bürgerliche Frauenrechtlerinnen scheinen gleichfalls sich für die Taktik entschieden zu haben, sich ihren Ueberzeugungen entsprechend einzelnen Parteien zur Verfügung zu stellen.**) Wie weit sie ihr Eintreten von Zugeständnissen der Parteien an die Frauenbewegung abhängig machen, ist meines Wissens noch nicht bekannt geworden. Aber es ist wahrscheinlich, daß die Mehrzahl dieser Frauen nicht mit einem großen Verzicht auf die Frauenforderungen rechnen muß. Ist doch die Frauenbewegung das Produkt einer individualistischen, liberalen Zeitströmung; eine Bewegung mit durchaus fortschrittlichen Tendenzen, die nur aus einer modernen Weltanschauung erwachsen kann. Es ist der Glaube an das Recht der Seldstbestimmung, an den Segen der individuellen Freiheit, der die Frauen seit vier Jahrzehnten die Befreiung von geistigen, wirthschaftlichen und rechtlichen Fesseln anstreben läßt. Die Frauenbewegung ist auf demselben Boden entsprossen, aus dem auch der politische Liberalismus ursprünglich seine Nahrung sog; und diese Beziehung in den Grundlagen und Tendenzen, die Aehnlichkeit der Weltanschauung wird naturgemäß die Anhängerin der Frauenbewegung auch zumeist den liberalen Parteien zuführen. Nicht, weil sie dort vor allem Förderung für die Frauensache erhoffen kann, aber weil die Weltanschauung, die sie sich im Kampf für das Recht der Frau erworben hat, sie auch in politischer Beziehung nur auf fortschrittliche Bahnen drängen kann. In den liberalen Parteien aber wird ein Verzicht auf die Verfolgung der modernen Frauenlnteressen der politisch thätigen Frau nicht aufgenöthigt werden. Es würde den Grundsätzen des Liberalismus Hohn sprechen, wenn er nicht auch in Bezug auf

*) Das wird durch die Thatsache von der soeben erfolgten Gründung eines „Sozialdemokratischen Wahlvereins der Frauen für Berlin und Umgegend" bestätigt. Zweck des Vereins ist die Agitation für die Reichstagswahl 1903.

**) Der deutsche Verein für Frauenstimmrecht (Vorsitzende Fräulein Dr. Augspurg) hat einen Aufruf veröffentlicht, in dem er die Frauen zur Mitarbeit bei den politischen Parteien auffordert.

die Stellung der Frau die von unserer Zeit bedingten Fortschritte erstrebte. Und wenn es auch in diesen Kreisen sicherlich noch nicht an der Zeit ist, das Frauenstimmrecht zur „test question" zu machen, so wird doch der Konflikt zwischen Politik und Frauenbewegung auf das geringste Maß beschränkt werden, wenn die Antheilnahme der Frauen am politischen Leben die Entwicklung nimmt, die sich aus dieser Betrachtung als die wahrscheinliche ergeben hat. Dann wird der Kampf um einen freiheitlichen moderneu Geist in Gesetzgebung und Verwaltung unseres Landes nicht nur von Mitarbeitern ohne Unterschied des Berufs, des Standes, der Religion geführt werden, sondern auch von Anhängern ohne Unterschied des Geschlechts. Dann wird Interesse und Beachtung für das Wohl der Gesammtheit, des Staates nicht nur im Bierhaus gepflegt werden, sondern im Haus wird Platz dafür geschaffen werden, und die Familie wird in allen ihren Gliedern den Sinn dafür wecken, daß höher als das Wohl des einzelnen das Gedeihen und das Glück des Ganzen steht. Und das heranwachsende Geschlecht wird zu einer neuen Form der Vaterlandsliebe, der Hingabe an nationale Aufgaben und Pflichten erzogen werden!

Das erscheint heute als ein Zukunftstraum! — — „Aber die Zukunft ist kein Traum."

Alice Salomon.

Die Judenhetze in Kischinew.

Es erweist sich, daß die furchtbaren Judenkrawalle, die am 19. bis 21. April in der Hauptstadt Bessarabiens stattgefunden haben, die größten sind, die jemals in Rußland vorgekommen. Ueber fünfzig Menschenleben sind ihnen zum Opfer gefallen. Eine große Anzahl von den etwa siebzig Schwerverwundeten wird für das ganze Leben zu Krüppeln geworden sein. Etwa vierhundert sind „weniger schwer" verletzt, was jedoch durchaus nicht ausschließt, daß viele von diesen „Leichterverletzten" arbeits- und erwerbsunfähig werden oder gar hinsiechen können.

Die zahlreichen, grausam Verstümmelten sind dabei noch theilweise unter die leichter Verwundeten gerechnet. Dazu kommen noch Hunger und Obdachlosigkeit, die als Nachlaßverwalter des rohen Mobs ihr Amt bereits angetreten haben. Wie viel Verwundete und Kränkliche, besonders kränkliche Kinder, werden sie noch hinwegraffen! Und wie viele, deren ganze wirthschaftliche Existenz durch die Krawalle vernichtet ist, werden noch in Noth verkümmern! Siebenhundert jüdische Häuser sind zerstört, etwa sechshundert Geschäfte ausgeplündert. Was das für die jüdische Bevölkerung der Stadt bedeutet, kann der Leser sich leicht vorstellen.

Nicht nur die größten waren diese Krawalle, sondern wohl auch die typischsten. Noch ist die Sache nicht gerichtsreif, und doch liegen die Verhältnisse schon ganz klar vor uns. Wir können schon die Gründe und die treibenden Kräfte, die zur Katastrophe geführt haben, feststellen. Nichts bleibt dunkel, nichts problematisch. Es ist nur das erfolgt, was unbedingt erfolgen mußte, was sorgfältig vorbereitet war, und was jeder, der die Lage der Dinge kannte, mit steigender Unruhe vorsah.

Wie so viele russische Provinzstädte — besonders im Süden — wird Kischinew von einer tief korrumpirten Beamtenklique verwaltet. Die „Verwaltung" besteht in der Anwendung eines raffinirten Systems von bezahlten Begünstigungen derjenigen, die es verstanden haben, sich den Schutz der Gouverneurs und seiner edlen Sippschaft zu sichern. Die Juden werden natürlich als wichtigste Einnahmequelle angesehen, denn sie sind ganz rechtlos der Behörde gegenüber, und nur der Dumme unterläßt es, sie gehörig zu scheeren. Grattez le juif et vous trouvez de l'argent — könnte als Motto gelten. Alle Vertreter der Provinzialbureaukratie, — vom Gouverneur selbst bis zum letzten Polizeischreiber — Lehrer, Steuerbeamte, Offiziere, Kommunalbeamte, Aerzte und sogar Justizbeamte, die gestrengen Staatsanwälte nicht ausgeschlossen, alle nippen von dem jüdischen Geld. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß alle Beamte ausnahmelos bestechlich sind und ungesetzliche Einnahmen haben. Nein: es gibt viele, die nicht bestechlich sind, sie können aber dem Uebel, das sich so tief eingefressen hat, nicht steuern. Sie müssen sich gefallen lassen, daß ihre Kollegen, ihre Vorgesetzten und ihre Untergebenen freiwillige und unfreiwillige Gaben annehmen, ohne sich einem allzu großen Risiko auszusetzen, vor Gericht gestellt zu werden.

Es wird nicht geduldet, daß jemand über diese Erpressungswirthschaft Enthüllungen macht. Bekanntlich ist die russische Provinzpresse noch mehr unterdrückt, als die hauptstädtische. Die Zeitungen sind gewöhnlich dem Vizegouverneur unterstellt, der seines Amtes ganz unkontrolirt waltet. Er kann streichen, was er will, und es gibt keine Instanz, an die die Provinzblätter mit ihren sei es noch so berechtigten Beschwerden mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg sich wenden könnten. Außerdem werden die Zeitungskonzessionen nur an Personen verliehen, die vom Standpunkt der Lokalbehörden aus zuverlässig und ungefährlich sind, und auch an diese in recht beschränkter Zahl.

In Kischinew wird von der Behörde nur eine Zeitung geduldet — der antisemitische „Bessarabez". Und zwar nicht nur geduldet, sondern auch auf alle mögliche Weise begünstigt. Er wird sogar subventionirt. Er ist ein Hetzblatt etwa von der Art französischer nationalistischer Blätter: verlogen, gewissenlos und korrumpirt. Ihre Berliner „Staatsbürger-Zeitung" ist mit ihm verglichen beinahe ein unschuldiges Kind. Sein Herausgeber, Herr Kruschewan, trägt sich seit Jahren mit dem Gedanken, daß die Juden ihn ermorden wollen. „Es wird jedoch viel Blut fließen", sagte er wiederholt in seiner Zeitung, „bis sie an mich herankommen werden." Ja, er mahnte sogar die Behörden von Kischinew daran, daß sie für seine persönliche Sicherheit vor angeblichen jüdischen Attentaten verantwortlich seien. Nöthig war das eigentlich nicht. Denn Herr Kruschewan steht mit den Vertretern der Regierung auf dem besten Fuße. Viele von ihnen sind sogar seine Mitarbeiter, wie etwa sein Zensor, der Vizegouverneur; andere sind fleißige Leser.

Jahre lang hat er in seiner Zeitung Tag aus Tag ein die Juden beschuldigt, daß sie die Christen arg ausbeuten und bedrücken. Das hatte jedoch keine durchschlagende Wirkung. Endlich hat er zum alten, erprobten Mittel gegriffen, um das Volk gegen die Juden aufzuhetzen. Er hat einen selbsterfundenen Bericht über den angeblichen Ritualmord in Dubossary veröffentlicht und die betreffende Nummer unentgeltlich unter dem Mob verbreiten lassen. Später war er gezwungen, seinen lügnerischen Bericht zu widerrufen. Seine Wirkung hat jedoch dieser Bericht nicht verfehlt. Das war im letzten März, gerade vor dem russischen Osterfest. Unter dem Volk verbreitete sich eine solche Aufregung, daß die Juden selbst auf die Gefahr aufmerksam wurden. Sie sandten zum Gouverneur eine Deputation ab mit der Bitte, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Der aber antwortete gelassen: „Ach was, es wird nichts passiren. Ich kann nichts thun." Und er kam von solcher „Zurückhaltung" auch dann nicht ab, als die Krawalle begannen. Ruhig sah die Polizei zu, wie die Juden verfolgt, verstümmelt und erschlagen wurden. Der Gouverneur und der Polizeimeister ließen sich nicht sehen. Alle Augenzeugen, deren Angaben kein die Verhältnisse und Personen kennender Russe in Zweifel zieht, sind darüber einig, daß irgendwie energisches Eingreifen der Polizei oder des Militärs vollständig genügt hätte, um den Ausschreitungen ein Ende zu machen. Aber die Plünderer wurden nicht nur von niemand zurückgehalten, sondern auch von Ge-

Digitized by Google

bildeten und, wie Augenzeugen berichten, sogar von Staatsbeamten in Uniform, angespornt und aufgemuntert. Elegante Damen durchfuhren in eigenen Equipagen die Straßen der Stadt, um sich an den furchtbaren Scenen der Judenhetze zu ergötzen. Sie sahen mit an, wie die jüdischen Mädchen und Frauen vergewaltigt wurden, wie mehreren von ihnen die Brüste abgeschnitten und die Leiber aufgeschlitzt wurden. Ein schönes Kulturbild aus meinem von der Despotie in Roheit erhaltenen Vaterland, nicht wahr?

Erst am dritten Tage des Osterfestes hörte die grauenerregende Judenhetze auf, ohne daß von der Behörde besonders energische Maßnahmen getroffen worden wären. Als dann die Verhaftungen begannen, wunderte sich der städtische Pöbel: hatte denn die Behörde uns nicht freigegeben, die Juden während der Ostern zu plündern?, fragte mancher Verhaftete beim Verhör. Und es lief in der Stadt das Gerücht um, daß die Behörden nachträglich doch von den Juden „gekauft" worden seien. Man darf sich darüber nicht wundern.

Das dunkelste Rußland liegt vor uns, das Land der rohen Beamtenwillkür, der unverständigen Schauermärchen und des brutalen Pöbels. Unglücklicher, verführter Pöbel! Er wird für seine Schreckensthaten hart büßen in schmutzigen Gefängnissen und auf dem eisigen Sachalin. Diejenigen aber, die ihn verführt und angestachelt haben, wie auch diejenigen, die die Ausschreitungen wohl verhindern konnten und dies hätten thun müssen ihrer Pflicht gemäß, sie bleiben unbestraft und unversehrt. Und sie werden auch künftighin die rechtlosen Juden und die Masse der Bevölkerung bedrücken und die gedankenlose Menge gegen ihre Opfer, Finländer, Polen, Juden, Protestanten, Katholiken, Dissidenten, mit allen Mitteln der politischen Agitation und der polizeilichen Provokation hetzen. Das dunkelste Rußland! ...

Zürich. N. Wolfschsky.

Die Aufhebung des Getreideterminhandels und ihre Wirkung auf die Getreidepreise.

Die Agrarier werden nicht müde in der Behauptung, daß durch die Caprivi'schen Handelsverträge die Landwirthschaft arg geschädigt sei. Weil nach Abschluß derselben die Brotkornpreise noch weiter zurückgegangen sind, soll die Ermäßigung der Zölle auf Weizen und Roggen von 50 Mark auf 35 Mark die Ursache davon sein. Die Herren haben dabei nur das kleine Mißgeschick, daß bereits vor Jahren der unwiderlegliche Beweis geliefert worden ist, daß dieser erneute Rückgang der Preise einer Ursache entstammt, die sie selbst verbrochen haben, nämlich dem famosen, durch ihre jahrzehnte lange Agitation hervorgerufenen Börsengesetz.

Vor 1½ Jahren brachte die „Zeitschrift für Sozialwissenschaft" eine kurze Mittheilung über eine Verhandlung in der Königlichen Statistischen Gesellschaft in London, in der die Frage nach der Wirkung des Terminhandelsverbots in Deutschland erörtert worden war. Der Referent, Mr. Hooker, hatte sich der ihm gestellten Aufgabe in sehr sinnreicher Weise erledigt, indem er die Berliner Weizen- und Roggenpreise in den drei Jahren 1897 bis 1899 mit den Preisen aller anderen Weltgetreidemärkte verglichen hatte, und war dabei zu dem Ergebniß gekommen, daß die deutschen Landwirthe in diesen drei Jahren durch dieses Verbot nicht allein nichts gewonnen, sondern durch einen Rückgang der Preise auf dem Berliner Markte vielmehr das artige Sümmchen von 120 Millionen Mark verloren haben. Das wäre für das Durchschnittsjahr ein Verlust von 40 Millionen Mark oder, auf die Menge des noch Abzug des Saatguts von der Landwirthschaft produzirten Roggens und Weizens berechnet, ein Verlust von vier Mark pro Tonne.

Nach Mr. Hooker's Meinung, der wohl allseitig zuzustimmen ist, kann die Ursache nur in dem völligen Fehlen eines regelmäßig organisirten Getreidemarktes in Deutschland gefunden werden. Die Verkäufer kennten nicht genau die Lage des Marktes und die Preise auf den Weltmärkten, während jene Käufer, welche wieder zu verkaufen beabsichtigten, aus Unkenntniß der genauen Weltmarktpreise nur einen niedrigeren Preis bieten könnten, um ihr Risiko möglichst zu vermindern.

Diese kurze Mittheilung der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft" ist von außerordentlichem Interesse. Wir haben hier einen der sehr seltenen Fälle, in denen sich die Wirkung von volkswirthschaftlichen Maßnahmen durch Vergleichung feststellen läßt, während wir in der Regel wegen des gleichzeitigen Eingreifens anderer unberechenbarer Faktoren auf Schlußfolgerungen angewiesen bleiben. Wäre die Abschaffung des Getreideterminhandels auch nur vom geringsten Nutzen für die Landwirthe gewesen, so hätte er garnicht anders zum Ausdruck kommen können, als durch eine Steigerung der deutschen Preise für Roggen und Weizen gegenüber den Preisen auf den übrigen Weltgetreidemärkten, hätte aber hierdurch auch nothwendig zum Ausdruck kommen müssen, während umgekehrt der Nachtheil im verhältnißmäßigen Sinken der Preise sich zeigen mußte.

Man könnte einwenden, daß die Vergleichung der Preise, wie Mr. Hooker sie angestellt, nicht mit voller Sicherheit zu führen war, weil durch das Börsengesetz Aenderungen in der Preisnotirung hervorgerufen sind, durch welche nach Einführung derselben das Verhältniß der Berliner Preise zu denen der übrigen Weltmärkte anders gestaltet wurde, als es vorher gewesen. Dieser Einwand wäre richtig, insofern das Ergebniß des Vergleichs den wirklichen Sachverhalt nicht mit derselben Genauigkeit und Schärfe zum Vorschein bringen konnte, wie man sie etwa bei einem exakten Versuche erstrebt, aber da die Börsennotirungen abgeschafft worden sind, weil sie den Agrariern für das Interesse der Landwirthe zu niedrig erschienen, und sie darum an deren Stelle höhere Notirungen gesetzt haben, so bleibt trotzdem das Resultat der Hooker'schen Berechnung, daß die deutschen Landwirthe, einen sehr namhaften Verlust erlitten haben, unanfechtbar. Man wird aus diesem Grunde nur gut thun, um dem wahren Sachverhalt näher zu kommen, die Größe des Verlustes noch um einige Mark höher einzuschätzen, als sie sich nach den Hooker'schen Vergleichungen pro Tonne berechnet, und jeder Landwirth, der sich einmal klar zu machen wünscht, wie große Nachtheile er durch das Börsengesetz gehabt hat, wird für jede Tonne Weizens und Roggens, die er seit Einführung desselben verkauft hat, nicht, wie oben berechnet, vier Mark, sondern mindestens sieben Mark Verlust zu rechnen haben.

Mit derselben Sicherheit wird man nach wenigen Jahren, sobald die Steuerkredite abgeschafft sind — ebenfalls eine Meisterleistung der Agrarier — durch Vergleichung der deutschen Preise mit denen der übrigen Weltmärkte in Zahlen berechnen können, mit wie großen Verlusten auch hierdurch unsere Landwirthe beglückt sein werden. Denn daß der Verlust der Steuerkredite den importirenden Getreidehändlern große Schwierigkeiten in der Beschaffung des Geldes, namentlich bedeutende Unkosten verursachen wird, und daß sie, um sich vor diesen Verlusten zu schützen, wiederum zu billigeren Preisen einkaufen und durch Verminderung der Preise für eingeführtes Korn unwillkürlich dahin wirken werden, daß in demselben Maße, wie dieses, auch das im Inlande gebaute Getreide im Preise sinkt, ist so sonnenklar, daß es keiner weiteren Ausführungen darüber bedarf.

Noch etwas später wird sich auch jeder Landwirth, welcher einsichtsvoll genug ist, von dem zu Fütterungszwecken weniger geeigneten Roggen zu verkaufen und dafür den viel brauchbareren Mais einzukaufen, mit vollster Genauigkeit in Mark und Pfennigen berechnen können, um welche Summen

Digitized by Google

sein Reingewinn dadurch geschmälert worden ist, daß die agrarische Weisheit es fertig gebracht hat, ihm diesen seinen nützlichen Rohstoff durch einen Zoll von 50 Mark pro Tonne zu vertheuern.

Und sollte die preußische Regierung noch einmal den Muth gewinnen, trotz des agrarischen Widerstandes das großartige Kanalnetz auszubauen, dessen Bestimmung sein soll, den ackerbautreibenden Osten mit dem industriereichen Westen zu verbinden und die Preise der Frachten herabzudrücken, so wird nicht lange darauf jeder Landwirth des Ostens sich in Zahlen berechnen können, wie große Gewinne ihm entgangen sind in all den Jahren, in welchen dieses von echtem volkswirthschaftlichem Verständniß zeugende Projekt verhindert worden ist von den Agrariern, denen durch die kurzsichtige und oberflächliche Art, die Vorgänge in dem großen Weltgetriebe mit allen seinen Wechselwirkungen von agirenden und reagirenden Kräften zu betrachten, die Fähigkeit zur Unterscheidung des Nützlichen vom Schädlichen nachgerade abhanden gekommen zu sein scheint.

Blankenhagen. C. Wilbrandt.

Luise von Weimar.

Sachsen-Weimar hat hinter einander vier Fürstinnen gehabt, die über das Durchschnittsmaß sich erhoben, neben ihrem Gemahl oder denselben überragend eine Rolle spielten und durch beinahe anderthalb Jahrhunderte der Geschichte des Landes ihr Gepräge aufdrückten. Es waren Anna Amalie, die Mutter und Luise, die Gemahlin Karl Augusts und Maria Paulowna, die Mutter, und Sophie, die Gemahlin des letzt verstorbenen Großherzogs Karl Alexander. Da Sachsen-Weimar seit einigen Wochen wiederum eine Großherzogin hat, ist wohl der Wunsch am Platze, daß sie sich ihren vier Vorgängerinnen anschließe und die Gefahr von dem Ländchen abwende, die ihm dem Anschein nach augenblicklich droht, die Gefahr, daß der Kultus des Genius, den ihre Vorgängerinnen gepflegt, eine Vernachlässigung erfahre.

Ein zusammenhängendes Lebensbild der Herzogin, späteren Großherzogin Luise liegt in dem unten bezeichneten*) Werke vor. Die Verfasserin hat viel Glück gehabt; eine Anzahl von Archiven hat sich ihr geöffnet und ihr Schätze gespendet, deren Bekanntschaft sie dem Leser vermittelt. Die Verfasserin hat aber auch von diesem Glück den besten Gebrauch gemacht; sie hat das ihr zu Gebote gestellte Material in vortrefflicher Weise verarbeitet und ein Werk geliefert, das von Anfang bis Ende fesselt.

Luise von Weimar war ursprünglich eine Prinzessin von Darmstadt. Am 30. Januar 1757 wurde sie als die jüngste Tochter der Landgräfin Karoline, die man die große Landgräfin nannte, geboren. In ihrer Jugend hatte ihr die Aussicht auf den russischen Kaiserthron gewinkt, aber die Wahl des Zarewitsch Paul fiel auf ihre Schwester Natalie und diese starb, ehe ihr Gatte den Thron bestieg.

Mit siebzehn Jahren verlor die Prinzessin ihre Mutter und blieb verwaist zurück, denn zu ihrem Vater, der noch lebte, aber eine Sonderlingsexistenz führte, hatte sich nie ein herzliches, nicht einmal ein kindliches Verhältniß gebildet. Bald darauf lernte sie Karl August kennen, den man wunderlicher Weise damals allgemein den Erbprinzen von Sachsen-Weimar nannte, obwohl er von den Kinderschuhen an auf den Titel eines Herzogs Anspruch hatte und nur durch seine Minderjährigkeit von der Regierung entfernt gehalten wurde.

Karl August warb um sie, und sie nahm die Bewerbung an; der Verlobung folgte sehr schnell die Vermählung. Karl August hatte das achtzehnte Lebensjahr um vier Wochen überschritten, seine Gemahlin war um sieben Monate älter als er. Von beiden Seiten beruhte die Ehe auf freiem, unbeeinflußtem Entschluß. Man kann nicht erkennen, daß auf einer von beiden Seiten leidenschaftliche Zuneigung obgewaltet hätte, aber jeder von beiden Theilen war von den hervorragenden Eigenschaften des anderen Theils aufrichtig überzeugt und hoffte dadurch sein Glück zu finden. Beide hatten sich in der Beurtheilung der Vorzüge des anderen nicht geirrt, und doch wurde die Ehe eine unglückliche, denn bei beiden stellten sich neben ihren Tugenden auch andere Eigenschaften heraus, deren man bei den Ehepakten nicht gedacht hatte.

Karl August war ein vortrefflicher Mensch und ein vortrefflicher Fürst. Aber er hatte eine schwache Seite; er war, wie man sich heute auszudrücken pflegt, durchaus nicht monogamisch veranlagt. Er scheute weder das Unrecht noch dessen Schein. Durch seine Sorglosigkeit sind Dinge bekannt geworden, die so sorgfältig hätten verborgen bleiben müssen, daß auch der sorgfältigste Forscher sie nicht aus dem Staube der Archive hätte hervorgraben können.

Die Herzogin war in ihren Gefühlen als Frau tief verletzt und zum Unglück fehlte ihr die Kunst, den Gemahl an sich zu fesseln ganz und gar. Sie hatte einen hohen Begriff von der Pflicht; ohne Kant gelesen zu haben, folgte sie dem kategorischen Imperatio. Und unter den Pflichten hatten die Standespflichten ihren Platz. Zu den fürstlichen Pflichten gehörte es, fürstliche Sitte, höfische Sitte aufrecht zu erhalten. Und hier vermißte sie in Weimar viel.

Anna Amalie hatte an die Stelle der in feste Formen geschnürten Etikette in dem Kreise, den sie um sich gebildet hatte, menschlich-natürlichen Verkehr eingeführt. Die Zusammensetzung des Hofstaats ließ zu wünschen übrig; die Einsiedel, Seckendorff, Görbhausen hatten mehr litterarisch-künstlerische, als höfische Interessen. Wichtige Stellen waren ganz unbesetzt. Mehr als das verletzten Luisen die kraftgenialischen Formlosigkeiten des Gemahls, und darüber kam es zur Entfremdung.

Goethen bereiteten diese Verhältnisse ernstliche Sorgen. Er erkannte die hervorragenden Eigenschaften beider Theile. Er liebte Karl August, wenn er auch seine Fehler nicht verkannte, von denen ihn zu befreien, er sich bestrebte. Er hatte für Luise Empfindungen, die in den Schranken der Verehrung zu halten ihm einige, obwohl leicht überwundene Mühe verursachte. Es war sein rastloses Bestreben, die zwischen ihnen bestehenden Mißverhältnisse zu beseitigen und aus beiden Theilen ein glückliches Paar zu machen.

Die Verfasserin hat eine Entdeckung unberücksichtigt gelassen, die dem Scharfsinn von Max Morris gelungen ist. In dem räthselhaften Märchen, das die Unterhaltungen der Ausgewanderten beschließt, hat Goethe die Herzogin Luise unter der Figur der schönen Lilie dargestellt. Hier hat er zusammengefaßt, was er über die Persönlichkeit der Fürstin im Laufe der Jahre gedacht und empfunden hatte. Das aber geschah zwanzig Jahre später, nachdem er zum ersten Male sie zum Gegenstande einer Dichtung erwählt hatte.

Als Frau war Luise tief verletzt; als Fürstin empfand sie die Verpflichtung, ihrem Schmerze Zügel anzulegen. Niemals, auch in den Briefen an die Vertrautesten, auch nicht an den über alles geliebten Bruder, den Erbprinzen Christian, hat sie ein Wort der Klage über den Gemahl ausgestoßen. Auch empfand sie den Antheil der Schuld, den sie an dem eingetretenen Mißverhältniß hatte. Sie wußte, daß die Gehaltenheit ihres Wesens eine Annäherung an sie erschwerte; sie fühlte, daß sie isolirt war, und dieses Wissen trug dazu bei, ihre Isolirung noch zu vermehren. So verfiel sie dem Trübsinn.

Goethe versuchte es, diesen Trübsinn zu heilen, indem er ihm einen Spiegel und zugleich den Spiegel der mög-

*) Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtentheils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften von Eleonore von Bojanowski. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin 1908. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

lichen Heilung vorhielt. So entstand die wunderliche Gelegenheitsdichtung Lila. Niemals ist einem fürstlichen Paare in seinem eigenen Hause von den weltbedeutenden Brettern herab in so schonungsloser Weise die Wahrheit gesagt worden, wie in diesem Stück. Aber die heroische Kur mißlang vollständig.

Erst viel später und von einer anderen Seite her sollte die Andahnung eines besseren Verhältnisses zwischen den beiden Gatten erfolgen. Luise war eine politisch veranlagte Natur; es mochte ein Erbtheil ihrer Mutter sein. Sie hatte früh die Folgen vorausgesehen, welche die französische Revolution für Deutschland haben müsse. Sie war von jeher die Gegnerin der Revolution gewesen und hatte sich dabei in Gegensatz befunden zu den Personen ihres Umgangskreises, namentlich zu dem von ihr hochgeschätzten Herder, von dem sie sich aus dem Kreise engen Konfessionalismus zu einer freieren, humanen Auffassung des Christenthums herüberführen ließ. Sie hatte nicht etwa kontrerevolutionäre Gesinnungen, denn als der Sturm der französischen Invasion über Deutschland dahingebraust war, war sie mit den liberalen Maßregeln, die Mork August ergriff, vollständig einverstanden. Aber sie hatte früh begriffen, daß Deutschland einst seine Unabhängigkeit gegenüber Frankreich zu behaupten haben werde.

Und als der schwere Augenblick eintrat, zeigte sie sich der Aufgabe, die ihr gestellt war, vollkommen gewachsen. Die Schlacht von Jena war geschlagen; der Herzog von Weimar befand sich bei der flüchtigen Armee, der er seine Dienste gewidmet hatte. Mit trotziger Resignation hatte er die Worte gesprochen: „Herzog von Weimar bin ich einstweilen gewesen." Napoleon war in das Schloß der geplünderten Stadt Weimar eingezogen.

Die Herzogin empfing ihn auf der Treppe, und jetzt kam es ihr zu Statten, daß sie ihr ganzes Leben lang fürstlichen Gebrauch und fürstliche Formen hochgehalten hatte. Sie imponirte durch ihre Haltung dem Imperator. Wohl war er am ersten Tage mit einem kurzen, eher verletzenden als theilnehmenden Wort an ihr vorübergegangen: Je vous pleins, Madame. Aber als sie am nächsten Tage eine Unterredung begehrte, empfing er sie.

Und nun führte sie die Sache ihres Landes und ihres Gatten ohne Demüthigung und ohne Trotz, mit fürstlichem Anstande in überzeugender, verstandesklarer Sprache. Sie gewann die Bewunderung Napoleons. Sie setzte es durch, daß dem bedrückten Lande sofort Erleichterungen zu Theil wurden; sie erhielt das Versprechen, daß das Herzogthum Weimar, wenn auch als Rheindundstaat erhalten bleiben solle.

Man hat ihr Verhalten mit dem einer anderen Luise, der Königin von Preußen, in derselben Zeit oft verglichen. Ich habe schon früher die Ansicht gehegt, daß die Vergleichung zum Vortheil der Weimarerin ausfällt, und bin in dieser Ueberzeugung durch die jetzt vorliegende ausführliche Schilderung befestigt worden. Es ist nicht nöthig, dies im einzelnen auszuführen; jedenfalls war die Herzogin von Weimar die glücklichere; sie hat keine einzige Fehlbitte gethan.

Ihre Stellung zu dem Volk hatte sich mit einem Schlage geändert. Bisher hatte sie im Schatten gestanden; jetzt wurde sie als die Retterin des Landes erkannt und bei öffentlichem Erscheinen stürmisch begrüßt. Aber auch das Verhältniß zum Gatten war ein anderes geworden. Sie standen beide im funfzigsten Lebensjahr und konnten sich gegenseitig ausschließlich unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß sie den Beruf hatten, gemeinsam für das Wohl des Volkes zu arbeiten und einander treue Gefährten zu sein. Ihrerseits war auch die Herzogin mit dem politischen Verhalten des Herzogs, mit seiner deutschen Gesinnung, mit seiner treuen Hingebung an die deutsche Vormacht, die sie beide im preußischen Staate erkannten, durchaus einverstanden.

Die Sorge, die sie trug, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, die Wohlthätigkeit, die sie öffentlich und im Stillen übte, ließen erkennen, daß sich hinter ihrer kalten Außenseite, ihrer gemessenen Zurückhaltung ein warmschlagendes Herz verbarg.

So gestaltete sich ihr langer Lebensabend um vieles freundlicher als ihre Jugend, die anfänglich so viel Glück zu verheißen schien. Charlotte von Kalb sagte einst von ihr, daß sie nie den Muth zur Freude habe gewinnen können, so viel Muth sie auch im übrigen gezeigt habe. Aber ein Jahr vor ihrem am 14. Februar 1830 erfolgten Tode hat sie auch den Muth zur Freude gewonnen. Es war, als ihre Enkelin Augusta vom Prinzen Wilhelm von Preußen umworben wurde und ihm die Hand vor dem Altar reichte. Anfänglich hatte sie Bedenken gegen diese Verbindung gehegt, aber das verständige Wesen des Prinzen beseitigte allmählich diese Bedenken. Welche Ehre der Enkelin an der Seite dieses Fürsten zu Theil werden würde, konnte sie freilich nicht ahnen.

Sie ist die Urgroßmutter des jetzigen deutschen Kaisers, und er darf mit Stolz auf diese Ahnfrau zurückblicken. Sie war eine Frau von hohen Gedanken und edlen Gesinnungen.

Dem Großherzog Alexander gebührt Dank dafür, daß er die Hand geboten, ihren Lebensgang klar zu stellen, und der Verfasserin des Werkes gebührt Dank für die sorgfältige und durchaus fesselnde Arbeit.

Alexander Meyer.

Die Kölner Malerschule.

Im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln hängen im selben Saale zwei Bildchen, die sich vor allen andern dem Besucher unverlöschlich einprägen. Das eine ist ein Flügelaltärchen. Von leuchtendem Goldgrund hebt sich in der Mitte das Brustbild unserer lieben Frau mit dem Christkindlein auf den Armen ab, das mit dem rechten Händchen nach dem vollen Kinn der mit gesenkten Lidern recht still beglückt vor sich hin blickenden Mutter greift. Daumen und Zeigefinger ihrer zierlich gespreizten linken Hand halten eine Bohnenblüthe, nach der das Bild seit Alters seinen Namen führt. Auf den Flügeln sind die überschlanken Gestalten zweier heiliger Frauen gemalt. Auf dem andern Bilde sitzt die kronengeschmückte Maria auf einer grünen Wiese vor einer Rosenlaube und hält mit ihren langen, schlanken Fingern das nackte auf ihrem Schoße sitzende Kind. Anmuthige Englein musiziren dazu oder blicken vergnügt auf die beiden hin. Darüber haben zwei andere Engel einen Vorhang zurückgezogen, zwischen dem der freundliche Kopf Gottvaters und der heilige Geist wie aus einem Bildrahmen heraus erscheinen.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert liegt zwischen den beiden Bildern, das macht sich in der Technik auf den ersten Blick bemerkbar. Solche schlimme Verzeichnungen, wie sie Meister Wilhelm bei dem Christuskind passirt waren, ließ sich Stephan Lochner nicht mehr zu schulden kommen. Und doch sind die Bilder eng verwandt. Es ist dieselbe Mischung von Beschaulichkeit und Verlangen nach dem Uebersinnlichen, die aus ihnen spricht, dasselbe Behagen an warmen, leuchtenden Farben und allerlei zierlichem Beiwerk, und dieselbe ein wenig spielerige Frömmigkeit, wie sie der Zeit eigen war und in den mystischen Schriften eines Heinrich Suso ihren beredtesten Ausdruck gefunden hatte. Der Himmel ist eine grüne Halde, auf der die Englein einherspazieren, Gott Vater wird wohl der „vil zarte" genannt, „ein Geklingel von liebiichen Formen, wie die gleichzeitige Dichtung mit Worten klingelte; jene Weltflucht aus dem Reich des Handelns in das des Spielens mit leidendem, andetendem Gefühl." Man hat viel hinein und herausgedeutelt, was wohl ursprüngiich nicht darinnen war. Allerdings fanden die Mystiker in einem gelunden Körper das schwerste

Hinderniß zur Vergottung, allein die schlanken Gestalten fast ohne Brüste bildeten, wie gleichzeitige rein weltliche Schilderungen beweisen, überhaupt das Ideal der vornehmen Welt. Und wenn unsere Romantiker besonders für die gesenkten Lider und den herben Mund schwärmten, so fanden diese in dem rundlichen Hals, dem fleischigen Kinn und den zwar spitzen aber vollen Lippen doch ein Gegengewicht, so daß ein zwar ein wenig manierirter aber schließlich doch eher porträtmäßiger als überirdischer Eindruck entsteht. Das empfand denn auch schon Heinrich Heine ganz richtig:

Es schweben Blumen und Englein
Um unsere liebe Frau.
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau.

Auch mit dem Wörtchen „naiv" hat man jetzt so ziemlich aufgeräumt. Naiv erscheinen uns wohl manche recht unhistorische Zusammenstellungen, manches genrehafte Beiwerk, aber die Empfindung einer Zeit kann doch nicht naiv genannt werden, in der die Spekulation über die tiefsten göttlichen und menschlichen Dinge alle Kreise ergriffen hatte. Eher kann man hin und wieder etwas Ueberreifes und Verzärteltes darin finden.

Von den beiden kleinen Bildern schweifen dann die Gedanken hinüber zu den großen Werken im Dom, die — das eine wenigstens zum Theil — unsern Meistern zugeschrieben werden, dem Claren-Altar mit seinen innig empfundenen, oft mit liebenswürdigem Humor gewürzten Darstellungen aus dem Leben Jesu und dem großartigen, festlichen Dombild mit seiner Fülle charaktervoller, kräftiger oder zarter Gestalten, die sich der Madonna huldigend nahen. Wenn man diese Bilder mit dem vergleicht, was in andern Ländern damals geschaffen worden war oder geschaffen wurde, so wirken sie ein wenig klein. In Italien war der gewaltige Giotto längst zu Grabe getragen, als Meister Wilhelm zu malen begann; Masaccio schuf seine von ganz neuen Raum- und Formgedanken erfüllten Werke, als Lochner sein gothisches Dombild malte. Und in den nahe gelegenen Niederlanden malten in der gleichen Zeit die beiden van Eyck ihr Altarwerk, das die ganze nordische Kunst der Zeit überragt und beinahe erdrückt. Aber wir dürfen nicht ungerecht sein. In deutschen Landen entstand noch lange nichts, was mit der kölnischen und der benachbarten westfälischen Schule hätte in Wettbewerb treten können. Und wir können deshalb Cornelius Gurlitt, den wir oben schon einmal zitirt haben, nicht beipflichten, daß diese Kunst immer nur auf Nervenmüde, Abgespannte gewirkt habe.

Wieder ein halbes Jahrhundert später hat sich die Lage in Deutschland wesentlich verändert. Kölns künstlerische Vorherrschaft ist gebrochen. Neben Martin Schongauer in Kolmar, Hans Multscher und später Bartholme Zeitblom in Ulm, dem älteren Holbein in Augsburg und Michel Wolgemuth in Nürnberg können sich die niederrheinischen Meister nur mit Mühe behaupten. Doch sind es weniger süddeutsche als niederländische Einflüsse, die in Köln Eingang gefunden haben und nun dominiren. Uebrigens handelt es sich hier nicht mehr um einzelne beherrschende Persönlichkeiten, wie es Meister Wilhelm und Lochner waren, sondern um eine Anzahl Meister, deren Namen wir nicht kennen und die wir darum nach ihren Hauptwerken zu bezeichnen gewohnt sind. Zwei treten unter ihnen am meisten hervor: der Meister vom Marienleben und der Meister der heiligen Sippe. Sie bedeuten gewissermaßen Gegenpole, wie sie wohl auch verschiedenen Generationen angehören. Die Freude an heitern, genrehaften Zügen, (z. B. bei der bekannten Geburt der Maria), die schlanke, mädchenhaft anmuthige Bildung des weiblichen Körpers, die leuchtenden Farben bei dem ersteren weisen auf Dierick Bouts hin, bei dem er wahrscheinlich in Löwen gelernt hatte, während wieder anderes in seiner etwas gezierten und schüchternen Art an die ältere kölnische Schule erinnert. Auch hier ist es wieder ein kleines Madonnenbildchen, das uns von seinen Kölner Werken am lebhaftesten vor Augen steht: die Madonna, die dem heiligen Bernhard die Milch zuspritzt. Andere Bilder wie die Klage um Christus aus seiner späteren Zeit erinnern mehr an Rogier van der Weyden, nur daß der Ausdruck gemildert ist, wie der Künstler denn überhaupt eine weiche, etwas empfindsame Natur ist. Außerordentlich schön und ergreifend ist der verhaltene, wort- und beinahe thränenlose Schmerz in den Gestalten der Maria und des Johannes auf der Kölner Kreuzigung dargestellt. Der wesentlich jüngere Sippenmeister ist eine kraftvollere, leidenschaftlichere Natur, die vor den äußersten Folgerungen des Realismus selbst in lebensgroßen Darstellungen nicht zurückschreckt und in seinen phantastischen Erfindungen an Hieronymus Bosch gemahnt; in der Form zuweilen roh, in der Farbe grell, sind seine Werke doch immer packend. Von dem Frauenideal Meister Wilhelms ist nun nichts mehr vorhanden; hochgewachsen, breitschultrig, vollbrüstig, etwas leer im Ausdruck, sind seine Frauen die Vertreterinnen eines kräftigen Geschlechts, das nicht mehr im Mystizismus sein Heil sucht sondern die materiellen Freuden des Daseins wohl zu schätzen weiß. Allerhand Charakterbilder aus allen Ständen werden mit kräftiger Hand, wenn auch nicht immer fehlerfrei, vor uns hingezeichnet. Reizende landschaftliche Scenerien schließen die perspektivisch recht fortgeschrittenen Bilder ab. Noch imponirender als die Werke dieser beiden Meister aber ist die Kreuzabnahme im Louvre, „eine Ueberraschung auch für den, der die ganze Kölner Malerschule kennt". Schon Waagen hatte sie dem Meister des Münchner Bartholomäusaltares zugeschrieben, was aber nicht hinderte, daß sie noch lange unter dem Namen Quentin Massys ging. Alles ist in diesem Werke vereinigt: die denkbar höchste Steigerung des Kolorits, ausgezeichnete Modellirung, vollste Lebenswahrheit, innerlichster Ausdruck des Schmerzes, dabei eine hohe Verfeinerung im Auftreten und der Körperbildung der Gestalten. Allein die Führung hatte — wie gesagt — die Schule damals schon lange aufgegeben. Und nun waren in Basel Holbein, in Nürnberg Dürer erstanden und hatten die deutsche Malerei auf die höchste Stufe geführt, die sie überhaupt erreicht hat. Dagegen mußten dann selbst unser Meister und seine Nachfolger wie der Meister der Ursulalegende, Bartholomäus de Bruyn u. s. w. zurücktreten. Aus der ganzen zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aber sind überhaupt höchstens einige Bildnisse erwähnenswerth.

* * *

Schon lange hatte sich das Bedürfniß geltend gemacht, diese hier mit ein paar Strichen skizzirte kölnische Malerschule, die wohl ein Jahrhundert lang die erste in deutschen Landen gewesen war und sich noch ein weiteres halbes Jahrhundert mit Ehren behauptet hatte, ausführlich und im Zusammenhang behandelt zu sehen. Diesem Bedürfniß ist jetzt von dem berufensten ihrer Kenner, dem Direktor des Wallraf-Richartz-Museums, Carl Aldenhoven, in unübertrefflicher Weise abgeholfen worden. Nicht weniger als 131 photographische Tafeln begleiten den auch einzeln käuflichen, bei Röhring in Lübeck erschienenen stattlichen Oktavband mit seinen durch mehr als 600 Anmerkungen und Quellennachweisen ergänzten 360 Seiten Text.

Nachdem die Kunstwissenschaft eine Zeitlang wie soviel andere Wissenschaften sich allzu sehr zu spezialisiren gedroht hatte, ist in neuster Zeit ein Umschwung ins Gegentheil eingetreten: Jeder möchte am liebsten die gesammte Kunstgeschichte von der Steinzeit an bis zum 20. Jahrhundert schreiben. Da hält denn unser Buch die rechte Mitte. Ein zeitlich und landschaftlich umschränktes und doch reiches und vielgestaltiges Gebiet wird vollkommen ausgeschöpft, indem alles, was zu ihm gehört, mit unendlicher Mühe zusammengetragen, sorgfältig gegliedert und übersichtlich geordnet und dann feinsinnig vorgetragen und erörtert wird. Freilich ist es kein amüsantes Lesebuch für die Laien, dafür ist es zu streng wissenschaftlich und zu nahrhaft. Zuviel einzelne

Digitized by Google

Bilder werden beschrieben, zu viele ihm unbekannte Namen tauchen auf. Und doch bietet es auch für den Kunstfreund im weiteren Sinn einen werthvollen Besitz. Ihm dürfte es vielleicht zu empfehlen sein, zunächst das anregende letzte Kapitel zu lesen, das die Ergebnisse in schwungvoller Weise zusammenfaßt. Aus ihm wird er dann die Lust schöpfen, die einzelnen Meister noch näher kennen zu lernen. Es ist ein grundlegendes Buch. Das Haus wird mit ihm gemauert und gezimmert, und wenn dann andere kommen und neue Schmucktheile anbringen oder im Innern manches verändern, es bleibt doch immer das Werk des ursprünglichen Baumeisters. Und es ist ein gerechtes Buch. Wenn auch hier und da der Ton ein wenig wärmer wird, als das besprochene Werk ganz streng genommen zu verdienen scheint, so hält sich doch der Verfasser von Ueberschwänglichkeiten frei und weiß immer den Maßstab den Werken anderer Völker und Zeiten gegenüber innezuhalten.

Staunenswerth ist zunächst die Kenntniß des einschlägigen Materials. Von Lyon bis Budapest, von Edinburgh bis Florenz werden die Bilder aus allen Sammlungen, und nicht nur den öffentlichen, sondern auch den privaten, zusammengetragen. Immer wieder kehrt dann der Verfasser freilich heim zum alten heiligen Köln, das in den Schätzen seines Doms und seines Museums denn doch die charakteristischsten Werke der Schule birgt. Jedes aus dieser unendlichen Fülle von Bildern wird dann von ihm genau beschrieben. Er erörtert die Bedeutung der einzelnen Farben und ihr Zusammenspiel, den Typus, die Haltung und die Bewegung der Figuren, ihren Ausdruck und ihre Gruppirung, die Raumgliederung und die landschaftlichen Hintergründe. Aus den Bildern heraus aber entwickelt sich dann die Charakteristik der Meister. Wenn man weiß, mit welchen Schwierigkeiten es oft verknüpft ist, ein Bild zu datiren und attribuiren, so wird man die Fülle der Arbeit ermessen, die hier zu bewältigen war, wo über so unendlich viele die Meinungen noch auseinandergehen. Aldenhoven verfährt induktiv, d. h. er macht sich nicht aus einem Werk das Bild eines Meisters und weist ihm dann die anderen zu, sondern er faßt die Werke zusammen, die nach stilkritischen Merkmalen zusammengehören und auf einen Meister weisen und entwickelt aus ihnen heraus dann dessen wahrscheinlichen Werdegang und Charakterstock. Aus den Lebenswerken der einzelnen Meister heraus, ihren Unterschieden und Fortschritten ergibt sich dann die große geschichtliche Entwicklung. Besondere Aufmerksamkeit verwendet er darauf, das spezifisch Kölnische nachzuweisen, das jedem angeboren ist oder ihm durch das Milieu mitgetheilt wird. „So stark und mannigfach die Einwirkungen sind, welche der Kölner Kunst von außen kommen, aus Italien und Byzanz, aus Frankreich und Burgund, Westphalen und Schwaben, den Niederlanden und Holland, jederzeit bleibt der Genius loci mächtig und, was in Köln entsteht, nimmt seine Züge an. Denn wie Plutarch sagt, eine Stadt ist eine geschichtliche Einheit wie ein lebendes Wesen, das durch die Wandlungen der verschiedenen Altersstufen nicht sich selbst entfremdet oder mit der Zeit zu etwas anderem wird."

Es ist selbstverständlich, daß die Geschichte und Kulturgeschichte in den Rahmen einbezogen werden, daß der Zusammenhang mit dem ganzen politischen und Geistesleben immer wieder betont wird. Aber der Verfasser legt sich Beschränkungen auf in dem Bewußtsein, daß es sich für ihn in erster Linie darum handelt, ein kunstwissenschaftliches Buch zu schreiben und kein Kulturgemälde zu entwerfen. Auch schreibt er eben für ein Publikum, bei dem er das Wichtigste voraussetzen darf. Am ausführlichsten behandelt er deshalb auch immer die kulturgeschichtlichen Fragen, die mit der Kunstwissenschaft in engerem Zusammenhang stehen. So werden (S. 147) die Lage des Kunsthandwerks im 14. Jahrhundert die Bedingungen und Regeln der Gilde, die Vermögensverhältnisse der einzelnen geschildert. Noch interessanter ist (S. 117 ff.) die Schilderung ihres Ausbildungsgangs: wie die Lehrknechte vier Mark kölnisch und ein Viertel Weins „mit den Meistern zu vertrinken" zahlen müssen und zunächst ganz und gar zur Familie gehören und wohl mancherlei in ihrer strengen Zucht zu leiden haben. „Er klopft und wird geklopft, er richtet und wird gerichtet, ja hart mitgenommen. Des Meisters Faust fliegt ihm in den Nacken, die flache Hand auf seine Backe; die Finger zwicken seine Ohrläppchen und reißen die Haare aus, der Mund füllt sich mit Schelten und schwillt von Schimpfworten." Dann folgt die Meisterschaft, die Wanderjahre, die Niederlassung als Meister, der „dem andern syn werck nicht upsetzlich lesteren noch straffen darf, dat ime hinderlichen sy", und ihm auch nicht die Gesellen und Lehrlinge abwendig machen; der ferner nichts machen oder malen darf „dat schemlichen of schentlichen sy, jemantz sin ehr antreffende, as up kagen zo maelen of ander derglichen stucken".

Doch wir wollen uns hier nicht in Einzelheiten einlassen. Unsere Aufgabe war es ja nur auf das Werk hinzuweisen, das dem deutschen Fleiße und der deutschen Gründlichkeit zur Ehre gereicht wie wenige, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind.

Walther Genfel.

Wenn man etwas findet.

Ich bin außerordentlich kurzsichtig, trotzdem habe ich mit Hülfe einer scharfen Brille zweimal in meinem Leben etwas gefunden. Die Erfahrungen, die ich bei diesen Funden gemacht habe, veranlassen mich jetzt, stets die Brille abzusetzen, wenn ich zu meiner Erholung spazieren gehe. Der erste Fund ereignete sich im Thiergarten. Zartes Frühlingsgrün zeigte sich an den Bäumen, es war so recht ein Tag zum Umherschlendern. — „Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn." Da sehe ich plötzlich auf dem Wege vor mir etwas blinken, bücke mich instinktiv und hebe einen Thaler auf. Drei Mark ist eine hübsche Summe, und ich will das Geldstück gerade in meine Tasche versenken, als mir noch rechtzeitig einfällt, daß es ja nicht mein Geld ist, daß wir in einem Rechtsstaat leben unter einer wohlorganisirten Polizei, und daß gefundene Werthobjekte auf dem sogenannten Fundbureau abzuliefern sind. Das Fundbureau ist aber so weit entfernt, daß um hin- und herzugelangen beinahe 3 Mark für eine Droschke aufzuwenden gewesen wären, außerdem wäre ich um meinen Spaziergang im Thiergarten gekommen. Ich überlegte, ob es unter diesen Umständen nicht rathsamer sei, den Thaler wieder dorthin zu werfen, von wo ich ihn genommen hatte. Während ich noch darüber nachgrübele, ob ich unter den Gesetzen des preußischen Staates berechtigt sei, ein einmal gefundenes Werthobjekt einfach wieder fortzuwerfen, kommt ein Schutzmann des Weges. Ich fliege diesem Retter in der Noth entgegen und will ihm freudestrahlend meinen Thaler in die Hand drücken. Er lehnt dies Danaergeschenk aber ebenso höflich wie entschieden ab, indem er mich darauf aufmerksam macht, daß er nicht legitimirt sei, solche Fundstücke kurzer Hand entgegen zu nehmen; ich müsse damit aufs Fundbureau nach dem Alexanderplatz. Jetzt war für mich das Schicksal des Thalers entschieden. Ich warf ihn wieder auf die Stelle, wo ich ihn gefunden hatte und forderte den Schutzmann auf, ihn nun seinerseits zu finden. Dazu hielt dieser sich aber ebenfalls nicht befugt, denn es war ja mein Fund, dessen ich mich in dieser etwas rücksichtslosen Art entledigt hatte. Glücklicher Weise kam jetzt ein zweiter Schutzmann, mit dem der erste Wächter des Gesetzes sich eingehend berieth, was in dieser schwierigen Angelegenheit zu thun sei. Inzwischen kamen weitere Spaziergänger vorbei, sahen die Ansammlung von Polizei und glaubten, daß irgend ein großes Verbrechen begangen wäre. Ein richtiger Berliner Schusterjunge, der ein Paar

Digitized by Google

Stiefel auszutragen hatte, gesellte sich zu den Gaffern, sah den Thaler am Boden liegen und stürzte sich wie ein Habicht auf diese Beute; die Schutzleute aber rissen ihn energisch zurück und machten ihm deutlich begreiflich, daß es nicht sein Geld sei, das da liege, er solle sich gefälligst nicht an fremdem Eigenthum vergreifen. Nach diesem dramatischen Höhepunkt verließ ich die Szene. Was aus dem Thaler geworden ist, das entzieht sich meiner Kenntniß. Ich vermuthe aber, daß ein starkes Aufgebot der Schutzmannschaft den Thaler vor den Griffen Unbefugter treu und ehrlich bewacht hat. Ich nahm mir aber vor, so bald nichts wieder zu finden.

Diesem guten Vorsatz wurde ich nach einiger Zeit doch wieder untreu, und das kam so:

Ich stehe am offenen Fenster und sehe meinem Jungen nach, der vergnügt in die Schule pilgert. Noch im Vorgarten bleibt er plötzlich stehen und ruft mir zu: „Hier sitzt ein wunderschöner, bunter Vogel; komm doch herunter und fang ihn; ich habe keine Zeit mehr, ich muß in die Schule." Während er davonläuft, marschire ich in den Garten und sehe einen reizenden Wellensittich, der aus irgend einem Bauer sich in die Oeffentlichkeit geflüchtet hatte. Mit einiger Mühe gelingt es mir, den Vogel zu erhaschen. Ich trage den Gefangenen ins Haus und setze ihn in einen Käfig. Das reizende Thierchen erwirbt sich sofort die Sympathie der ganzen Familie, wird getränkt, mit Spitzsamen, Hanf und Hirse gefüttert und befindet sich in der neuen Haft augenscheinlich ganz wohl. Nachdem alle die menschenfreundlichen, in vorliegendem Fall muß man wohl sagen, vogelfreundlichen Handlungen vorgenommen waren, erwachte in mir abermals das Polizeigewissen. Der Vogel war das Eigenthum eines andern, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Es blieb nichts übrig, als ihn polizeilich anzumelden. Ich nahm deshalb eine zwei Pfennig Postkarte und zeigte schriftlich dem Polizeibureau meines Reviers unsern neuen Gast an. Die Wirkung war, daß am nächsten Tage ein stämmiger Schutzmann in meiner Wohnung vorsprach und meiner Frau eingehende Verhaltungsmaßregeln gab, was nunmehr geschehen müsse. Zunächst schärfte er ihr mit erhobenem Zeigefinger ein, sie dürfe den Vogel unter keinen Umständen wieder fliegen lassen. Vielleicht hatte er die Geschichte von dem Thaler vernommen und dachte mit Schrecken an den Gewissenskonflikt, in den alle Betheiligten bei jenem Anlaß gerathen waren. Nachdem ihm versichert war, man werde nach Möglichkeit dafür Sorge tragen, daß der Vogel nicht entwische, wurde die Frage aufgeworfen, was dann geschehen würde, wenn der Vogel sterben sollte. Ueber diesen Punkt war der Schutzmann nicht genügend orientirt, er zuckte nur mit den Achseln und fügte hinzu, es werde ein volles Jahr verstreichen müssen, ehe wir den Vogel als unser Eigenthum betrachten dürften. Bis dahin hätten wir ihm Kost und Logis zu gewähren; damit der rechtmäßige Eigenthümer, wenn er sich melde, das Thier auch in guter Gesundheit wieder vorfinde. Damit verschwand der Mann vom Revier. Was machen wir nun mit unserm Pflegling? Der Wellensittich gehört bekanntlich zu den Inseparables; wir müssen fürchten, daß er jetzt, wo er „endlich allein" ist, vor Sehnsucht stirbt. Bin ich nun, nachdem die Polizei mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut hat, diesen Vogel seinem rechtmäßigen Herrn unversehrt zu erhalten, genöthigt, für meine Rechnung einen zweiten Vogel anzuschaffen. Und wenn er sich mit diesem nicht vertragen kann, einen dritten und vierten, bis der passende Gefährte gefunden ist? Das scheint mir über die zu verlangende Sorgfalt eines bonus et diligens pater familias doch hinaus zu gehen. Wir haben deshalb auf Rath meines Jungen, der uns zuerst auf diesen kostbaren Vogel aufmerksam gemacht hatte, an das Gitter des Käfigs einen Spiegel gehängt, in dem unser Wellensittich sich jetzt erstaunt beschaut. Diese Vorspiegelung einer Lebensgefährtin dürfte gerade bei Wellensittichen um so eher durchzuführen sein, als nach Brehm, den wir natürlich ebenfalls sofort zu Rathe gezogen haben, bei diesen interessanten australischen Vögeln die beiden Geschlechter kaum von einander zu unterscheiden sind. Augenscheinlich ist übrigens die Stimmung unseres Gefangenen seit Anbringung des Spiegels eine wesentlich gehobene. Aber wer bürgt dafür, daß sich diese Täuschung auf die Dauer aufrecht erhalten läßt? Jedenfalls haben wir uns mit diesem neuen Funde eine Ruhe gebunden, und wir sehnen den rechtmäßigen Besitzer herbei, der uns von diesem mit Mühe gefangenen Vogel wieder befreit.

Papageno.

Praktische Aesthetik.

Daß in unseren Tagen eine neue Art Aesthetik geboren wurde, beginnt man allgemein zu erkennen. Eine Aesthetik, die nicht von Begriffserklärungen ausgeht, sondern von unmittelbarer Kunstbetrachtung und konkretem Kunstgenuß. Im Sinn ihrer konkreten Grundlagen und ihres Zwecks — nämlich: zum Kunstgenuß aufschließend zu verhelfen! — hat man diese moderne Kunstlehre mit Recht praktisch genannt; und man kann unser ganzes heutiges Kunstforschen dem früheren rationalistischen nicht schärfer gegenüberstellen, als eben durch den Ausdruck: Praktische Aesthetik. Dieses Wort, das augenscheinlich auf mehreren Seiten zu gleicher Zeit geprägt wurde, bekommt durch die kunstkritische Litteratur des Tages immer mehr Verbreitung. Gerade jetzt liegen ein paar Bücher vor, die neuerdings dazu beitragen werden.

Ein Leipziger Schriftsteller, Dr. Ludwig Volkmann, spricht dieses Wort und diese Absicht klar genug aus in der Vorrede seiner Schrift: „Naturprodukt und Kunstwerk".*) Eine der wichtigsten Fragen der künstlerischen Thätigkeit wie des künstlerischen Genusses will er „an der Hand greifbaren Anschauungsmaterials dem allgemeinen Verständniß näher bringen: die Frage nach dem Verhältniß zwischen Natur und Kunst". Es ist eine nicht geringe Aufgabe, die er sich damit stellt, und dadurch allein schon, daß er sie überhaupt nur anpackt, hat er unser Interesse. Mit dem Aufwerfen des Themas hat er uns schon gewonnen. Wir blättern vorkostend in seinem wunderschönen, prächtig gedruckten Quartband und sehen zu unserer Freude genauer, worauf es ihm ankommt. Er stellt in mehreren dem Buch beigegebenen Bildertafeln Modelle von Kunstwerken — seien es Menschen, Thiere, Blumen oder Landschaften — und Kunstwerke einander gegenüber. Er konfrontirt sie gleichsam, um auf diese Art festzustellen, worin und wohl auch warum sie sich unterscheiden. Er ist also wirklich auf dem besten Weg, die Aesthetik „praktisch", konkret zu machen, so sehr, daß sie fast schon zum einfachen Rechenexempel wird. Auf der einen Seite haben wir, so könnte man nach dieser Methode sagen, das Naturprodukt A, auf der andern das Kunstwerk A_1. In dem, was die beiden unterscheidet, liegt das eigentlich Künstlerische, liegt das ästhetische Geheimniß. Stellen wir diese Differenz fest, erklären wir sie, und wir haben die Lösung . . . Es gibt nichts, das verlockender und mehrversprechend wäre.

Wir empfinden sofort, daß damit nicht bloß eine der wichtigsten Fragen, wie der Verfasser vorsichtig sagt, sondern das entscheidende Problem der Kunstforschung überhaupt aufgedeckt werden könnte. Denn man darf schließlich, wenn man von Natur und Kunst spricht, die „Natur" nicht nur im beschränkenden Sinn der Modellvorlage des strenggläubigen Naturalisten verstehen. Natur ist alles, was uns zur Kunst anregt, alles, was wir sehen, hören und empfinden. Der Fall in der Malerei oder Bildhauerei, daß ein Modell und die Arbeit im Material einander gegenüberstehen, ist mehr als ein Einzelfall. Er ist ein Beispiel, das man deuten und verallgemeinern kann. Um „Natur" und „Kunst"

*) Dresden, Gerhard Küstmann's Verlag, 1902.

und ihr Verhältniß zu einander dreht sich, rund herausgesagt, unser ganzes ästhetisches Denken und Forschen heute, und wenn uns jemand jenes Beispiel aus der bildenden Kunst, betreffend die Naturvorlage und das danach entstehende Kunstprodukt, richtig aufzuklären vermag, so müßte er damit thatsächlich an die letzten Geheimnisse der artistischen Thätigkeit rühren. Die Physiologie und die Psychologie der Kunst, von denen man heute so viel spricht, müßten mit dadurch Aufklärungen erhalten. Alles dies liegt im Thema.

Schade, daß nicht alles dies auch im Buch des Herrn Volkmann liegt, sondern nur einiges wenige davon.

In der Einleitung scheint er sich noch klar darüber gewesen zu sein, um was es sich eigentlich handle. Sehr richtig heißt es da: „Beim Betrachten von Kunstwerken werden wir fortwährend an die Natur erinnert, und unser Sehen in der Natur wiederum verschafft uns jenen Schatz von Erinnerungsbildern, der vor den Kunstwerken in uns lebendig wird und einen wesentlichen Theil der geheimnißvollen Quelle des künstlerischen Genusses bildet." Von diesem gut formulirten Satz ausgehend, gibt Herr Volkmann vornächst einen kurzen Abriß der wechselnden Ansichten, welche die älteren Aesthetiker über diese Frage ausgesprochen haben. Plato sah im Kunstwerk nichts als die getreue Nachahmung einer Wirklichkeit, die ihrerseits wieder nur werthlose Scheinbilder der Ideen enthält. Daß gerade durch diese künstlerische „Nachahmung" die Wirklichkeit ihrem Urbild, der Idee, nähergebracht und gereinigt wird, diesen naheliegenden Schluß zog der Akademiker nicht. Erst Aristoteles that dies und bahnte damit eine unsterbliche Kunsttheorie an, die später bei Schopenhauer und Taine ihre feinste philosophische Blüthe fand. Es ist merkwürdig, daß Volkmann diese beiden Namen überhaupt nicht, auch nicht an späterer Stelle, citirt. Dagegen gräbt er ein bezeichnendes Wort des Plotin aus, der eben im aristotelischen Sinn die Kunst über die Natur stellt, sofern jene „die Mängel der Naturdinge meidet". Allerdings mußte gerade dieses Wort gefährlich und mißverständlich werden, da man unter seinem Schutz nur zu leicht das wohlfeile Idealisiren und Korrigiren der Natur begünstigen kann. Um so klarer und erfrischender wirken darnach die Bekenntnisse der Renaissancekünstler über ihr eigenes Verhalten zur Natur. Cennini lehrte, „daß die vollkommenste Führerin das Studium der Natur ist". Dürer schrieb ein Jahrhundert später seine wunderbare Abhandlung „Von menschlicher Proportion", in der es heißt: „Geh nit von der Natur in dein Gutgedunken, daß du wöllest meinen das besser von dir selber zu finden; dann du würdest verführet. Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Dieses Künstlervermächtniß ist unser bestes Leitwort geblieben bis auf den heutigen Tag; wie sehr es sich bei näherer Betrachtung des Verhältnisses zwischen Natur und Kunst vertieft, wird die weitere Erörterung des Volkmann'schen Buchs noch ergeben.

Mittlerweile führte über Leonardo, der im Gegensatz zu den Früheren auch das Zeichnen nach Gedächtnißbildern und nach der Einbildungskraft dem Schüler anempfiehlt, der Weg der Kunstbetrachtungen in die flache Ebene des 17. Jahrhunderts. Erst Herder befreit uns von der Stubenluft eines magisterhaften Klassizismus, in die sich selbst noch Lessing mit allen seinen feinen Kunsterörterungen eingeschlossen hatte, und nun entwickelt sich fortschreitend von Kant an über Karl Philipp Moritz, Schelling und Schlegel die Forschung über das „Verhältniß der schönen Kunst zur Natur". Daß gerade in dieser Frage der Mittelpunkt der Kunstforschung überhaupt gegeben ist, scheint also zumindest seit Beginn des 19. Jahrhunderts festzustehen. Und daß gerade die bildende Kunst die besten und beweiskräftigsten Beispiele dafür liefert, wußte man auch schon. Von solchen Erkenntnissen nun angefeuert, hat die Aesthetik sich heute, in moderner Gestalt, zu neuem Leben bekannt. An der Eingangspforte steht Friedrich Theodor Vischer, der in seiner geistreichen Weise das Kunstwerk als „von dieser Welt und nicht von dieser Welt" charakterisirt. Und wenn man, um ein vorläufiges Ende zu kennzeichnen, unter unseren Zeitgenossen Umschau hält, so böte sich auch als ein Vertreter Arno Holz dar, dessen jüngstdeutsche Kunstlehre mit großartiger, naiver Einfachheit sagt: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein." Das Wort klingt barbarisch. Aus der jüngstdeutschen Entwicklung selbst wissen wir freilich, daß es trotz seiner scheinbaren Vierschrötigkeit nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Dies eine Staffelleiter mehr oder weniger subjektiver Kunstbekenntnisse. Zu ihnen tritt, mit ganz andern Absichten, Volkmann's eigene Ausführung. Es ist augenscheinlich, daß er objektiv und wissenschaftlich sein will; und mit den Beispielen und Gegenbeispielen in Illustrationsbeilagen, die er, einem sehr zeitgemäßen Einfall folgend, anheften ließ, verstärkt er für den ersten Blick diesen Eindruck. Aber, wie schon angedeutet, im weiteren Verlauf rechtfertigt er ihn nicht auch wirklich. In drei Kapiteln spricht sich der Verfasser aus, aber es ist im Grund ein einziger Satz, den er darin an der Hand der Bildinterpretationen variirt: „Kunst ist nicht Abschrift, sondern Uebersetzung, freie schöpferische Umwerthung der Natur auf Grund einer inneren, künstlerischen Vorstellung." Diese Selbstverständlichkeit wird er nicht müde, zu wiederholen, zu beweisen, zu verfechten. Dadurch erhält sein Buch nicht nur eine gewisse Armseligkeit, sondern es wird auch einseitig. Es liest sich, je weiter man kommt, desto mehr, als eine Tendenzschrift gegen den Naturalismus, und das soll und will es in Wirklichkeit gar nicht sein. Es ist, als wäre dem Verfasser sein eigener Vorsatz ob seiner Schwere völlig entglitten. Im Nachwort rafft er sich noch einmal auf und sagt sehr richtig: „Die Art, wie ein Künstler die Natur zum Kunstwerk umschafft, bedeutet den eigentlichen, innersten Mittelpunkt seiner künstlerischen Persönlichkeit, und die Kunstgeschichte ist nichts anderes als die Geschichte dieses Problems." Aber er selbst ist auf die wechselnden Möglichkeiten dieses Problems nicht eingegangen. Er hat festgestellt — für jene, die es noch nicht wissen sollten — daß Naturmotiv und Kunstwerk sich von einander immer unterscheiden. Auf die Fragen, warum, inwiefern und mit welch wechselndem Erfolg, sucht er keine Antwort. Zu den Bildbeispielen gibt er Erläuterungen, die übrigens theilweise sehr anfechtbar sind. Und er unterläßt es leider, sie unter irgendwelchen Gesichtspunkten — physiologischen oder psychologischen — zusammenzufassen.

Dieser letztere Mangel ist der fühlbarste. Denn nichts liegt näher, als in der Betrachtung der Unterschiede zwischen Naturerscheinung und Kunsterscheinung nach äußern und innern, körperlichen und seelischen Gesetzen zu suchen. Die körperlichen Gesetze sind in diesem Fall die der Optik, und sie sind es vor allem, die zwischen Natur und bildender Kunst Gemeinsamkeit und Verschiedenheit regeln. In der Optik und speziell der Perspektive findet der Künstler Vorschriften, die ihn unter allen Umständen — und wäre er auch der höchstfliegende Phantast — an die Wirklichkeit binden; andererseits zwingen ihn eben diese Rücksichten jederzeit — und wäre er auch der gründlichste Naturkopist — zur Wirklichkeit als umformender Gestalter Stellung zu nehmen. Dies genauer zu verfolgen, an der Hand etwa der Arbeiten von Helmholtz und Georg Hirth, würde hier selbstverständlich zu weit führen. Volkmann streift diese Seite im Vorübergehen mit einem zufälligen Citat, das er Adolf Hildebrand's „Problem der Form" entnimmt. Gerade bei Hildebrand mußte er an andern Stellen die stärksten Anregungen dafür finden. Dies in physiologischer Hinsicht. In psychologischer ist die Sache auch nicht so einfach, wie man nach Volkmann glauben könnte. Daß selbst der strengste Naturalist, daß etwa der Impressionist Liebermann die Natur nicht einfach wiederholen kann, ist selbstverständlich. Wenn man daraus die Unvermeidlichkeit der „Phantasie" folgert, so hat man damit nicht viel Neues gesagt. Viel merkwürdiger und bezeichnender ist es, daß andererseits eben jene Phantasie doch wieder niemals der Natur entrathen kann. Irgend etwas muß sie ihr in der bildenden Kunst immer entlehnen, wenn sie überhaupt seelisch wirksam sein will: sei es die Schönheit der Fern- und Raumvorstellung oder einen Zug sinnlichen Reizes oder

Digitized by Google

ähnliches. „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Das Wort Dürer's, das wir oben angeführt, erhält erst damit seine tiefere Bedeutung.

Volkmann wird, kurz gesagt, der Natur und dem, was sie für die Kunst bedeutet, nicht gerecht, so sehr gerade das für sein Buch wesentlich wäre. Eben dasselbe ist einer zweiten Arbeit nachzusagen, die jetzt in deutscher Ausgabe neu vorliegt: Walter Crane's „Grundlagen der Zeichnung".*) Crane ist heute der bekannteste Führer der dekorativen Kunstbewegung, und sein Buch ist aus Vorträgen entstanden, die er als Vertreter dieser Richtung in einer Kunstschule gehalten hat. Daraus erklärt sich der Gedankengang, den er einhält.

Es ist schon charakteristisch, daß er das Wort „Zeichnung" in anderem Sinn, enger und zugleich weiter, nimmt, als uns geläufig ist. Es bedeutet für ihn den Formenstil, der auf allen Gebieten ornamentaler Kunst sich wechselnd ausdrückt. Diesem Stilwechsel gräbt er nach, und er findet folgende Wurzeln, folgende Bedingungen dafür: die Erfordernisse der Architektur, die des praktischen Gebrauchs, des Materials, der klimatischen und völkischen Eigenart, der symbolischen Bedeutung, der Naturnachahmung, der individuellen Künstlerphantasie und endlich der Gesammt- und Zeitstimmung. Welch seltsame Gleichordnung der verschiedenartigsten und verschiedenwerthigsten Gesichtspunkte! Das fällt dem Leser zuerst an diesem Buch auf, und es stellt sich damit die unabweisliche Empfindung ein, daß mit allen diesen aneinander gereihten Kapitelüberschriften eine ziemlich willkürliche Art der Analyse erzielt wird. Zu viel Selbstverständliches und Nebensächliches läuft dabei mit. Wenn man mit Unterdrückung dessen die Crane'sche Auffassung rein herausschält, so besagt sie: „Die allgemeine Richtung in der Kunstentwicklung eines Volkes scheint von dem formalen, monumentalen und symbolischen Typus der Darstellung und Zeichnung (die noch in strenger Beziehung stehen zu architektonischer Konstruktion und Dekoration) zu freierem Naturalismus, individueller Porträtähnlichkeit und einem ungezwungenen graphischen Stile zu führen." Also nicht das Naturvorbild steht am Eingang der Kunstentwicklung, sondern das Bedürfniß nach Wohnungsschmuck und Ornament. Dieselbe Frage wird damit berührt, die uns aus dem Vollmann'schen Buch entgegenklang: wie verhalten Kunst und Natur sich zu einander? Und die Art, wie sie hier behandelt wird, macht einen ähnlichen Eindruck von Tendenz. Allerdings wendet Crane sie ins Historische, er urtheilt nach den Anfängen der darstellenden Kunst, und eben die glaubt er als frei von naturalistischen Absichten bezeichnen zu dürfen. Man könnte darüber mit ihm rechten. Auf in Stein geritzte Thierbildnisse der prähistorischen Kunst, die er selber erwähnt, oder auf die Naturvorbilder der ersten Architektur könnte man aufmerksam machen. Aber im Grunde kommt es darauf garnicht an. Selbst wenn man zugeben müßte, daß geschichtlich nicht die naturalistische, sondern die typische und symbolische Zeichnung, das Ornament, an erster Stelle steht, so wäre damit für eine ästhetische Beurtheilung der verschiedenen Arten, zu formen und zu zeichnen — hie allegorisch, hie naturalistisch — noch immer nichts bewiesen. Was für den Künstler heute praktisch an erster Stelle steht, ist unabhängig von der Entwicklungsgeschichte der Kunst zu entscheiden: es ist das Naturstudium! Alles, was dem einzelnen noch darüber hinaus an Symbolik, an Phantasie und Ornamenten nothwendig erscheint, mag ihm auf der Grundlage des unerschöpflichen Naturstudiums dann immerhin als Frucht zweiten Grades von selber erblühen. Lehren muß und kann man das nicht. Wenn man es trotzdem thut, was stellt sich als Erfolg ein? Alle „stilisirten", „sezessionistischen" Ornamentvorlagen, die heute von Hand zu Hand die Runde machen, beweisen es. Nichts anderes als eine kokette, gespreizte Absichtlichkeit ist dadurch aufgekommen, die aller wirklichen Kunst erzfeind ist. Crane, der dies merkwürdigerweise nicht betont, obwohl er nicht bloß praktischer Aesthetiker ist, sondern sogar praktischer Zeichenlehrer, wird es nicht bestreiten können.

So spitzt sich das Problem „Natur und Kunst" am Ende zu einem pädagogischen zu. Neben dem Crane'schen Buch habe ich zufällig gerade ein zweites liegen, das mit für diese Frage in Betracht kommt: Otto Grautoff's „Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland".**) Da wird die Springquelle aller neuen deutschen Ornamentkunst, die dekorative Graphik, in einen geschmackvollen Rahmen gefaßt und in ihrer ganzen bunten Lebhaftigkeit gezeigt. Otto Grautoff bringt dazu nicht nur viel Kenntniß mit, sondern auch ein fein auswählendes Urtheil. Er schätzt die großen Individualitäten, die an der Spitze der neuen Buchgraphik stehen, richtig ein: die Aubrey Beardsley und Th. Th. Heine. Und er hält die nacheifernden Schüler, deren es im Gefolge der neuen Mode nicht wenige gibt, in der gebührenden Entfernung. Ueber Einzelheiten kann man mit ihm in Widerspruch sein. Die pathetischen Masken von Fidus scheint er zu hoch zu stellen, die Eigenart der Belgier Minne und Lemmen zu niedrig. Völlig einwandfrei dagegen ist in dem empfehlenswerthen Buch, was für uns hier in Betracht kommt, der sich durchziehende, wenn auch nirgends eigentlich ausgesprochene Grundgedanke: daß nämlich mit der Verbreitung eines neuen „Stils", neuer Phantasieformen noch nichts gethan ist.

Sehr richtig sagt Grautoff: „Es war kein Glück für den neuen Stil, daß er so schnell Schule machte. Wie man ehedem maschinen- und schablonenmäßig Ornamente produzirt hatte, so machte man jetzt in neuem Flächenstil." Allen Reindekorativen, für die Walter Crane leider allzu einseitig das Wort ergriffen hat, müßte man dies Memento vorhalten. Zufällig drang gerade jetzt auch das Wort eines Künstlers an die Oeffentlichkeit, welches lautet: „Nur nicht phantasievoll sein wollen! Nur nicht geistreich, sondern einfach, nicht künstlerisch, sondern natürlich!" Wer ist es, wird man fragen, der die Phantasie so in die Ecke drückte, daß sie nur unbewußt und ungewollt sich aufrichte? — Ein nüchterner Naturalist wohl? Nein, sondern — bei Flörke kann man es nachlesen — Arnold Böcklin.

Aber wir wollen nicht selber in Tendenz verfallen. Wir sind selbstverständlich weit davon entfernt, der Ornamentkunst ihre Bedeutung abzusprechen, vor allem ihre historische. Auch dafür können wir zum Schluß noch ein neues Buch als Anregung zitiren: „Vorderasiatische Knüpfteppiche aus älterer Zeit" von Wilhelm Bode.**) Zu einer Sammlung von „Monographien des Kunstgewerbes" gehörig, gibt diese Abhandlung unter bescheidenem Titel und in bescheidener Form ein sehr beachtenswerthes Kapitel praktischer Aesthetik: eine kritische Beschreibung der persisch-sarazenisch-türkischen Knüpfarbeiten, die man in Europa als echte Altperser-Teppiche sammelt und sehr hoch bezahlt. Direktor Bode hat die besten dieser Stücke in öffentlichen und privaten Sammlungen zu Wien, Berlin, London, Paris und in anderen Städten studirt und in technisch glänzenden Schwarz-Weiß-Blättern seines Buchs abbilden lassen. Das ist an sich ein Verdienst. Dazu lese man noch seine Erläuterungen. Er geht nicht nach technischen, sondern nach ästhetischen Gesichtspunkten auf das Material ein und ordnet es nach der Verschiedenheit der Zeichnungsmuster, der „Decors". Manche dieser Kategorien sind bekannt: die Jagd- und Thierteppiche, die wollenen Polenteppiche, die Vasen- und Gebetteppiche. Selbstverständlich gibt es für diese wechselnden Formen der Ornamentik entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge. Und ebenso selbstverständlich, daß auch diese Ornamentik in letzter Linie auf Anregungen durch die Natur zurückgeht. Die Streitfrage des Volkmann'schen und des Crane'schen Buchs, fast taucht sie auch hier wieder auf. Hic et ubique. Aber gerade hier gibt

*) Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger (die deutsche Fassung liest sich stellenweise zu unklar).

*) Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.
**) Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Digitized by Google

diese Frage, wie man aus Bode ersieht, nicht viel Möglichkeit zu gründlichem Eingehen. Denn erstens stammen die uns bekannten persischen Teppiche aus einer schon sehr vorgeschrittenen, raffinirten Zeit, dem 15. und 16. Jahrhundert n. Chr. Und zweitens spielen in ihrer dekorativen Eigenart fremde Faktoren mit, wie der Einschlag Chinas und dessen religiöser Symbole, die für uns nahezu unentwirrbar sind.

Alfred Gold.

Paulinzelle.*)

Aus einem Reisetagebuch.

I.

Der Weg von Schwarzburg nach Paulinzelle über die Berge soll sehr hübsch sein, und ich hätte gewiß gestern nur meinen Koffer auf die Bahn gesetzt und nicht auch mich selber, wenn nicht die Wolken so niedrig herabgehangen hätten. Aber kaum, daß das Züglein abgedampft war, brach draußen die Sonne durch, während im Coupé ein Platzregen über mich niederging. Mir gegenüber saß nämlich ein Ehepaar, das sichtlich erregt war. „Das gehört in die Zeitung," sagte er, und sie: „Ein Roman, Max!" Zeitungsromane sind ja sehr einträglich, dennoch widerstand ich der Versuchung, da billig einen Stoff einzuheimsen und schwieg. Sie aber begannen mir trotzdem ihre Schwarzburger Erlebnisse mitzutheilen. Sie waren dort in einer Pension, wo es nach ihrer Darstellung „herrliche Bilder, sogar Landschaften," aber sehr schlechtes Essen gab — „ist das nicht ein Roman?" Man muß auch mündlich immer zur Klärung über die wichtigsten Lehren der Poetik beitragen und so erwiderte ich bescheiden, mir persönlich wären in einer Pension schlechte Bilder und gutes Essen lieber, aber ein Roman sei das eigentlich nicht. „So?" rief die Dame. „Und was mir dort mit dem Zimmermädchen passirt ist? Das ist ein Roman, das müssen Sie hören!" Sie hatte sich nämlich mit dem Mädchen gezankt, weil die Museums-Assistentin die Gemälderahmen sauberer hielt als anderes, was allerdings nicht mit der Kunst zusammenhing. Nun, anhören mußte ich diesen thüringischen Pensionsroman allerdings, denn das Bahnchen hat keine Durchgangs-Coupés, und so behaglich sein Tempo ist, so muß man sich doch das Aussteigen während der Fahrt überlegen. Als die beiden jedoch in Oberrottenbach — das letzte Kapitel der Dichtung war noch lange nicht in Sicht — gleichfalls ausstiegen, und mir zu meiner freudigen Ueberraschung mittheilten, daß sie auch nach Paulinzelle wollten, da ließ ich sie in den neuen Zug klettern und stieg dann im letzten Augenblick in ein anderes Coupé.

Nun war ich allein, und während vor meinem Aug' die sanften Hänge des Rottenbachsthals und die Hütten von Milbitz vorbeiglitten, aus deren gedrücktem Häuflein die Kirche mit der seltsamen Schweifkuppel hoch emporragt, konnte ich mich endlich darüber freuen, daß ich eine Stätte betreten sollte, deren Anblick ich mir schon so lange gewünscht hatte. Nicht deshalb, weil sie in allen Reisebüchern den Stern hat und „eine der schönsten Kirchenruinen Deutschlands" genannt wird; ich gehe diesen Sternen, wenn ich mich sachte zu meinem Vergnügen durch die Welt schiebe, weder aus dem Weg, noch jage ich ihnen nach, und „eine der . . . ." das weckt keine Sehnsucht. Aber da hatte mir vor Jahrzehnten einer gesagt: „Paulinzelle, das müssen Sie sehen. Der bröckelnde Wunderbau im einsamen Waldthal — mir war ehrfürchtig zu Muth, es ist wie ein steingewordenes Gebet aus dem alten deutschen Volksgemüth. Ich bin kein Kunstmensch; Italien hat wenig auf mich gewirkt, die großen Dome schon gar nicht; ich hatte nur immer die Empfindung der kalten, dumpfen Luft und den Gedanken: die dies gebaut haben und nun drin Messe lesen, sind gegebene Männer, fremdem Willen so knechtisch unterthan, daß sie nicht einmal aus der eigenen Seele heraus richtig fromm sein können. Paulinzelle aber — nächst der wackeren Hrosvitha von Gandersheim, deren Dramen ich in meiner Doktor-Dissertation so fürtrefflich traktirt habe, hat mir keine andere Nonne der Welt so imponirt wie die „Beata Paulina de Schraplau", obwohl sie ihrem wackeren und geduldigen Eheherrn das Leben schwer genug gemacht hat." Es war Gustav Freytag, der mir das sagte. Dann ein Eindruck, den ich selbst empfangen hatte: Ich war zu Hirsau in Schwaben und sah mir die Ruinen des Klosters an, aus denen die Ulme wächst, die Uhland besungen hat; der Mordbrenner Melac hat hier noch viel gründlichere Arbeit gethan als im Heidelberger Schloß — aber wie schön sind diese romanischen Säulenbogen! „Wenn Sie sich dafür interessiren," hatte mir der Pfarrer gesagt, „müssen Sie nach Paulinzelle gehen; das Hirsauer war sein Mutterkloster, auch für den Stil maßgebend, aber die Tochter hat die Mutter an Schönheit weit übertroffen . . . . . " Gespannt lugte ich aus dem Coupéfenster, eine Biegung der Bahn, nun ein tiefgrünes Waldthal und mitten drin, wie Riesen über den höchsten Wipfeln aufragend, ein herrliches Portal und gewaltige Mauern, aber nur eine Sekunde lang; die Bahn tritt dicht an den Wald, biegt wieder, dann geht der Zug langsamer: die Station.

Außer meinem Dichterpaar stieg noch ein großer Haufe Menschen aus, denn wer durch Thüringen kommt, hält hier an und bleibt von einem Zug zum andern; dagewesen sind sie dann und gesehen haben sie's in ihrer Art, und die meisten von ihnen würden nicht mehr sehen, wenn sie drei Wochen dort blieben; die Leute haben also recht. Aber auch ich schien mir nicht thöricht, wenn ich den Troß den Dauerlauf auf der staubigen Straße antreten ließ und gemächlich hinterdrein ging. Ein Kirchhöflein liegt am Wege, klein und armselig; seit Jahrhunderten begraben die Dörfler dort ihre Todten, und es ist noch sehr viel Platz. Denn Paulinzelle „Ort: Paulinzelle, Bezirk: Stadt Ilm, Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt" hat nur „24 Häuser, 117 Seelen un etliches Viechzeug," wie mir ein stattlicher, alter Bauer sagte, der desselben Weges ging. „Vom Viechzeug", fügte er bei, „wäre no mehr zu gebrauchen, aber Menschen sind g'rad genug" — es war eine individuell nicht unrichtige Meinung, denn er hatte „bis heut' elf lebige Kinder, aber morgen sind's zwölfe". Ehrfürchtig besah ich mir den Mann, der ein Zehntel der gesammten Bevölkerung des Dorfs geleistet hatte, und fragte dann, wovon die Leute in Paulinzelle lebten. „Dieses", erwiderte er mit jener halb ernsten, halb schalkhaften Lehrhaftigkeit, die man unter den Bauern dieses Gaus so häufig findet, „is verschieden. Der Herr Friedrich Schulze" — er deutete auf ein stattliches Haus abseit vom Wege — „lebt von dene Orgeln, die er bauet, das hochfürstliche Oberforstamt aus unserm Steuersäckelein un wir andern — nor der Herr Menger noch — wir müssen so in Nöthen vom bischen Acker un bischen Viechzeug un einigem Torfstechen leben dhun. Früher," fuhr er fort, „hat's o (auch) no etwas Weindau gegeben, aber das hat die Pol'zei verboten, denn die armen Essighändler, die wollen o leben". Ja, sagte ich, schon Luther habe in ähnlichen Worten den Wein von Paulinzelle gerühmt. Worauf er: „Mit Verlaub, aber wenn Se solches wissen, dann sollten Se „la" sagen un noch „le", Paulinzella. So steht's im Kirchenbuch und o an der Statschon un is so richtig. Nämlich: erstens Paulina un zweitens Zella. Die Paulina, das war nu also so'ne Gadhol'sche, da ist nichts weiter zu sagen. Aber Zella, das heißt Se in einer alten Sprache — ob's un lateinisch is oder römisch oder gar Klostersprache — 'ne Kirche. Paulinzella". Ich dankte und fragte dann, wovon der Herr Menger lebe. „Von der Ruine", war die Antwort. „Denn er is der Gastwirth hier, der hat was von der Sach, wir noch!" Nun, meinte ich, den Stolz und Ruhm hätten sie doch alle. Er lächelte. „Mich machets noch stolz, mich machets demüthiglich. Wenn ich se so seh, wie se laufen un schwitzen, un wenn se dort sind, sagen se „Ah" un schau'n auf d' Uhr un jagen

*) Nachdruck nicht gestattet.

redhur, beim Menger ä Würstchen un wieder schwups in'n Zuch, da denk ech immer zu: „Herre Gott, du bist gerecht! Uns hast du d' Arbeit zugetheilet un dene die Narrheit!“ Ob denn nicht welche, fragte ich, über Nacht blieben? „Ja“, erwiderte er, „Geschäftsreisende“, worunter er aber Leute verstand, die einen verständigen Zweck verfolgten, z. B. Künstler, die Wald und Ruine malten und Sommerfrischler, die hier „billich rodhe Backen“ kriegen. „Ohne Geschäft“, fügte er bei, „wär's do gar zu närr'sch“, und holte mich dann aus, was ich hier wollte, denn hinter mir her brachte der Stationsbote mein Kofferchen. Ich war aber dunkel, wie ein Diplomat, der nach etwas gefragt wird, was er selber nicht weiß, denn ob ich „zu nörr'sch“ war oder aus „G'schäft“ die Ruine in Worten abmalte, stand noch nicht fest, das hing davon ab, wie sie auf mich wirkte. Diese Zurückhaltung machte den Mehrer von Paulinzelle sehr nachdenklich, und er musterte mich nun scharf, bis wir vor dem Gasthof Abschied nahmen.

Ich ließ mir ein Zimmer anweisen, dann im Garten vor'm Haus ein Frühstück rüsten und sah nun zu, welche Schatten der bevorstehende Rückmarsch der Fremdenarmee vorauswarf. Der Karle, der Kellnerbursch, zog über seine sauberen Hemdärmel einen schmierigen Frack, auch Minchens Erscheinung — sie trägt aber diesen niedlichen Namen schon recht lange — gewann durch eine vorgebundene Schürze nicht sonderlich, dann brachten sie Bier, Kaffee, Schinkenbrode und warme Würstchen herbei; es ist die Sorte, die man in ganz Mitteldeutschland „Wiener“, in ganz Oesterreich aber „Frankfurter“ nennt, denn so ist der Mensch: selbst die Würste müssen einen Namen von weither haben, sonst schmecken sie nicht. Alles wie auf einem Bahnhof; auch Photographien und Ansichtskarten werden ja jetzt ins Coupé gereicht. „Wir haben zwanzig Arten Grüße aus Paulinzelle,“ sagte der Karle stolz; die Ruine ist auf allen, nur ist sie hier gelb, dort blau und hier wieder roth bemalt; auf einer bildet sie sogar einen grünen Klecks, weil das Mondschein ist. Auch die Sprüche sind verschieden, einige blitzen nur so von Witz, eignen sich aber eigentlich mehr zur Versendung in geschlossenem Couvert, denn es ist kaum zu sagen, wieviel Zartgefühl und keuscher Humor bereits im Dienste dieser noch jungen Industrie stehen.

Nun aber kam das Heer gezogen. . . .

Als alles still war, ging ich zu der Ruine. Rechts vom Gasthof führt der Weg ins Waldthal hinein. Zunächst trifft man auf eine niedrige, zerfallene Mauer, die Grenzmauer des Klosters. Dann geht es, sacht ansteigend, am Amtshaus vorbei und wie man um seine vorspringende Ecke biegt, da steht's vor einem, wie aus der Erde gewachsen: das herrliche, säulengetragene Westportal in einer reich gegliederten Giebelwand und ein gewaltiger Thurm. Tritt man durchs Portal ins Mittelschiff, mit den ragenden, hohe Mauern tragenden Säulen, so steigert sich nur der Eindruck, aber das schönste Bild bietet sich erst dem entzückten Auge, wenn man von der Ostseite her das ganze überschaut. Hier erst vermag man die edlen Verhältnisse der Säulen wie der ganzen Anlage recht zu erkennen. Es ist alles so licht und schön, stolz und schön, ernst und schön; ich wiederhole immer dasselbe Wort, ich weiß hier kein anderes. Die klare Schönheit ist's, die einen vor allem fesselt, doch nein, in noch störkeren Bann zwingt die Stimmung, die der Raum athmet, das Gemüth: der feierliche und doch lichte Ernst, die weihevolle Anmuth. Und was diese Stimmung noch mehrt: rings tiefste Stille und kein Laut des Lebens, kein Haus, nur überall der Wald, der ernste, ernste Tannenwald. Es ist wie im Märchen: da stehst du allein im tiefen Forst, und was du hörst, ist nur das leise, klingende Rauschen seiner Nadeln, aber was du siehst, ist ein Wunderbau an Wucht und Schönheit. Freilich bröckelnde Wucht, versehrte Schönheit. Aber weil du selbst nur ein armer, schwacher Mensch bist, so greift dir vielleicht gerade dies am tiefsten ins Gemüth . . . Ehrfürchtig ward auch mir zu Muth, als säh' ich einen Herrlichen, der sich aus der Welt geflüchtet hat, in der Stille zu verbluten . . . Ich werde den Eindruck dieser ersten Stunden nie vergessen; nur eine Ruine auf deutscher Erde hat so tief auf mich gewirkt; sie ist reicher, schöner, interessanter; sie beschwört ganz andere Erinnerungen herauf, gewiß — aber so einheitlich, so das Herz aufwühlend ist die Wirkung nicht — dort ist's eben eine Symphonie, und hier ein Choral . . . Die Sonne rückte höher, zuweilen klang der Hall eines Uhrglöckchens durch die große Stille, zaghaft und leise, als wüßte es, daß man hier die Zeit nicht nach Stunden mißt — ich achtete nicht darauf . . . Erst als von fern ein leises Donnern an mein Ohr schlug und dumpf anwuchs, horchte ich auf — nun ein langgezogener, gellender Pfiff; seufzend erhob ich mich — der zweite Zug, diesmal von Arnstadt her, bald waren sie da. Ich bin kein Menschenfeind, kein Menschenverächter — hier hätte ich das fröhliche Schwatzen nicht vertragen. Ich ging heim; nah dem Gasthof begegneten sie mir, diesmal ein noch größerer Haufe, wohl Amerikaner unter Cook'scher Führung; „make haste, if you please“, mahnte der Leithammel und dabei lief die arme Heerde ohnehin schon im Trab . . . .

So habe ich es in diesen beiden Tagen gehalten; ich kam, wenn die andern gingen und ging, wenn sie kamen. Viele Stunden, aber sie waren mir reich ausgefüllt. Nun, wo das Gesammtbild feststand, suchte ich die Einzelheiten zu erfassen, nun, wo ich die Stimmung unvertilgbar im Gemüth trug, zu erkunden, woher sie rühre. Das ist nur bei Falschem und Kleinem gefährlich, bei Großem und Echtem erhöht es die Freude.

Nie ist — Gottlob! — der Gedanke aufgetaucht, die Ruine wieder auszubauen, nie hat meines Wissens auch nur ein Maler dies mit dem Pinsel versucht, aber das erste wäre mögliche, wenn auch thörichte, das letzte unschwere Arbeit, so viel ist erhalten, so bewunderungswürdig klar ist die Anlage des Ganzen. Eine dreischiffige Säulenbasilika mit Querhaus, also in Kreuzesform; das Chor mit dem Hauptaltar gegen Osten gestellt, also das Hauptportal gegen Westen; hier schloß sich eine Vorkirche an. Einiges nun liegt in Trümmern, vieles ist spurlos verschwunden, aber es steht mehr aufrecht als an den anderen Kirchenruinen Deutschlands und jedenfalls so viel, um der Phantasie die reizvolle Arbeit des Ergänzens und Aufbauens zu ermöglichen. Die Vorkirche war von zwei wuchtigen Thürmen, Wehr- und Glockenthürmen zugleich, flankirt und durch zwei auf Pfeilern ruhende Rundbogen-Reihen ebenfalls in drei Schiffe getheilt, wie das Langhaus der Kirche. Hiervon ist genau die Hälfte erhalten: ein Thurm, eine Pfeilerreihe und die südliche Hauptwand; der Maler oder der Architekt — aber nein! mit diesem Gedanken sollte man in Tagen wie den unsrigen, da man die schönsten Ruinen durch Ausbau verschimpfiren will, nicht einmal spielen — der Maler also brauchte auf der Nordseite nur zu kopiren, was er auf der Südseite nach der Natur malen kann. Noch besser steht es um das Hauptportal; es ist ganz erhalten; die Giebelwand, die sich darüber erhebt, mußte vor etwa zwanzig Jahren abgetragen werden, ist aber dann sorglich wieder aufgemauert worden. Das Wichtigste und Erfreulichste aber ist, daß das Langhaus fast unversehrt dasteht; wer im Südschiff steht, darf sich, was den Bau an sich betrifft, genau desselben herrlichen Bildes freuen, wie der Pilger vor achthundert Jahren; noch ragt die Doppelreihe schöner stolzer Säulen, die das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen und über kühnen Rundbogen die Scheidewände tragen, noch die nördliche Außenmauer; nur die südliche, die der Pilger im Rücken hatte, ist verschwunden. Das Bild des Baues, sagt' ich, ist dasselbe, nur liegt es heut im vollen Licht, während der Dom einst trotz der zahlreichen Fenster etwas dämmrig gewesen sein muß. Denn über den gewaltigen Mauern, die in voller Höhe erhalten sind, blinkt nun das Blau des Himmels; einst spannte sich eine flache Decke darüber, wie über allen Bauten streng romanischen Stils jener frühen Zeit. Völlig erhalten ist ferner der Querbalken des Kreuzes; dies Querhaus hat auch noch beide Außenmauern mit ihren Giebeln. Nur das Chor ist bis auf Mauerreste, die seine Anlage zeigen, verschwunden; ein unersetzlicher Verlust für das Auge des Genießenden

Digitized by Google

wie für unsere Kenntniß alter deutscher Baukunst, denn gerade die Ostfassade mit ihren fünf mächtig ausladenden Apsiden, die im Innern Altäre bargen, war offenbar die schönste des Doms. Immerhin hat die Phantasie auch hier Stützpunkte genug, um nachzuschaffen und gewiß liegt auch darin eine Erklärung für den Zauber, den die Ruine übt. Räthselhafte, scheinbar regellose Trümmerstätten athmen auch schwächere Stimmung; die Wehmuth, die uns Ruinen einflößen, ist um so stärker, je klarer wir erkennen, was wir verloren haben.

Der stärkste Zauber freilich, den Paulinzelle übt, liegt nicht in der Wehmuth über das Verlorene, sondern in der Freude an dem Erhaltenen. Der Dom gehört, wie zu den ältesten, so zu den schönsten und größten Werken romanischen Stils auf deutscher Erde und verbildlicht die reinste Zeit dieses Stils, den Hochromanismus. Schon die Maße imponiren an sich, wie sie durch ihr Verhältniß zu einander das Auge laden; an so kühnen, schlanken Formen darf es sich selten erfreuen. Der Hirsauer Mönch, der den Bauriß entwarf — keine Urkunde nennt seinen Namen — war ein eben so trefflicher wie wagemuthiger Künstler. Das Langhaus ist fast doppelt so hoch als es breit ist, selbst das Querhaus (Kreuzschiff) noch immer etwas höher als breit, der ganze Bau vom Hochaltar bis zur Eingangspforte der Vorkirche etwa viermal so lang als breit, und nur wenig über das Doppelte länger als er hoch ist. Zur Vergleichung ziehe ich einen gleichfalls herrlichen, allbekannten Dom an, St. Stefan zu Wien, und zwar eben deshalb, weil schon er im Innern den Eindruck kühn und leicht aufstrebender Maße macht. Das Innere von St. Stefan ist um etwa zwei Meter niedriger als das von Paulinzelle, hingegen um 28 Meter länger; die Breite des Kreuzschiffs übertrifft die Höhe um nahezu das Dreifache. Bei dieser ungemeinen Neigung des Paulinzeller Künstlers zum Schlanken und Hohen wäre der Eindruck seines Werkes ein minder feierlicher, wenn nicht der Säulenbau ein so wuchtiger wäre; das stellt die Harmonie wieder her.

Diese Sandsteinsäulen — sie mußten wie in ihrer Höhe, so im Querschnitt gewaltig sein, weil sie die ungeheure Last der über ihnen aufsteigenden Quadermauern der Scheidewände tragen — sind der schönste Schmuck der Ruine. Wie sie so aufragen, über ihnen von Säule zu Säule gespannt, die hohen Rundbogen der Mauern — fallen sie selbst dem stumpfen Blick durch das feine Ebenmaß der Dimensionen auf. Ein Bauer, der, einen Sack Kartoffeln auf dem Rücken, durch die Ruine ging und mich zu den Säulen emporblicken sah, blieb stehen und theilte meine Freude: „Nech zu dicke, nech zu dinne, 's is doch gar zu scheene!" Aber schön ist auch der Schmuck jeder einzelnen Säule; durchweg in demselben streng romanischen Stil gehalten, zeigen doch Basen und Kapitelle innerhalb dieser Grenze große Abwechslung. Löwen-, Drachen- und Menschenköpfe in Relief, namentlich jene Fratzen, die vielleicht nur Kinder der Künstlerlaune sind, während man sie als absichtsvolle Verbildlichungen der Laster aufzufassen pflegt; dazu Eckblätter und eingemeißelte Ornamente von reicher Erfindung; nur das Schachbrett wiederholt sich oft. Selbst die plumperen Pfeiler, an denen es auch hier nicht ganz fehlt, während sie bekanntlich an Bauten derselben Zeit ausschließlich angewendet wurden, sind mit solcher Zierde reich bedacht. Wer sie nachzeichnen wollte, bekäme die schönste Musterfammlung der Kleinkunst dieses edlen herben Stils zusammen. Wie vor mancher Fassade der Renaissance beschäftigte mich auch hier der Gedanke: Wie kommt's, daß unsere neuen Monumentaldauten, auch die reichsten, keinen solchen individualisirten Kleinschmuck aufweisen? War damals die Welt an Talenten reicher oder hatten diese Talente mehr Zeit, oder mußten sich damals Talente mit so bescheidenen Aufgaben begnügen, die sich heute an größeren bethätigen können?! Es kommt einem Wunder gleich, wenn man erwägt: das haben in einer rohen, armen, dunklen Zeit Steinmetzen in einem abgelegenen Winkel der Erde vollbracht, wo es so gut wie völlig an Vorbildern fehlte!

Der größte Schmuck der Kirche aber, zugleich nächst dem Triangel am Erfurter Dom das stolzeste Werk deutscher Baukunst in Thüringen, ist das Hauptportal. Es ist in der Anlage einfach und klar wie der ganze Bau: vier nach innen sich verjüngende Rundbogen, die zur Rechten und Linken auf je vier Säulen aufstehen: das ist alles. Aber wie schön sind auch hier die Maße, wie feierlich und anmuthig zugleich der Gesammteindruck; wahrlich, durch eine solche Pforte mochte man gern treten. Statuen, wie sie schon eine etwas spätere Zeit gern an den Eingang der Gotteshäuser stellte, fehlen hier noch; doch sind die Säulen (hier attische, in Langhaus jonische) an Schaft und Fuß besonders reich geschmückt; ein kräftiges Gesims über den Säulen bindet sie untereinander und mit den Bogen schön zusammen. Im Giebelfeld über dem Eingang, also vom innersten Bogen rund umschlossen, sind Spuren eines Wandgemäldes zu sehen; andere haben hier noch vier Figuren unterschieden, ich trotz eines vortrefflichen Glases nur eine Maria mit dem Jesuskind.

Auch sie werden wohl bald verschwunden sein. Alles andere aber bleibt sicherlich für viele Geschlechter aufrecht — das Wort „ewig" sollte sich ja der Mensch überhaupt abgewöhnen und in Ruinen kann es einem vollends nicht über die Lippen treten: für ewige Zeiten war ja hier einst alles erbaut .... Das Ländchen ist arm, das Fürstenhaus gewiß nicht reich — was sind in heutiger Zeit hunderttausend Thaler Civilliste für einen regierenden Herrn! — aber für die Ruinen geschieht das irgend Mögliche. Immer wieder werden eiserne Tragpfeiler eingezogen, Drahtseile gespannt, wankende Mauern abgetragen und mit demselben Material neu aufgeführt. Diese Sorgfalt entfernt auch alles Gesträuch von den Mauern; hier gibt's keinen uralten Epheu, selbst die Bäume werden in respektvoller Entfernung gehalten. Mit Recht, man weiß, welche Schädlinge Epheu und Wurzelwerk für bröckelnde Mauern sind. Stimmungsvoll bleibt die Ruine trotzdem, sogar — die Angebetete des geölten Meyer soll Recht behalten — romantisch.

Ein Wunderbau im einsamen Waldthal — das war mein erster Eindruck. Aber auch er vertiefte sich mir nur, je näher ich den Bau kennen lernte, je genauer ich Zeit, Ort und Menschen erwog. Noch heute ist das Rottendachthal ein rauhes, abgelegenes, spärlich bewohntes Thal mitten zwischen unabsehbaren Forsten; die wenigen Bewohner, die das Dörfchen einst hatte, danke es nur dem Kloster, wie es heute die Bahnstation nur der Ruine verdankt. Und nun erwäge man vollends, was Thüringen um 1100 war: eine schwach besiedelte, nicht allzulange den Slaven entrissene Mark, um die von Erfurt aus Mainz, von Meißen aus Sachsen mit den einheimischen Grafen blutig stritten, gerade in jenen Tagen die Stätte schlimmster Rechtlosigkeit in Deutschland und gewiß auch mit der geringsten Kultur. Und in einem dergigen, waldigen Winkel dieser Landschaft, die erst kurz vorher aufgehört hatte Grenzmark zu sein, erstand ein Dom, dessen gleichen es damals wenige gab Monreale in Sizilien, Cluny in Frankreich waren, wie seine Vorbilder, so seine Rivalen, die Hirsauer Kirche konnte sich mit ihm nicht messen. Und sagt man sich: der Plan sei aus Hirsau gekommen und hier eben nur viel prächtiger ausgeführt worden, so ist's doch zwischen Hirsau in Schwaben, damals dem reichsten und kultivirtesten deutschen Lande, und Paulinzelle in Thüringen, damals dem ärmsten und rohesten, ein Abstand und eine Kluft, die zu überbrücken scheinbar wieder ein Wunder nöthig ist.

Karl Emil Franzos.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 34. Berlin, den 23. Mai 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–3 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *_*.

Die dänische Landwirthschaft. Von A. Peschke-Ködt (Kopenhagen).

Ein Zusammenschluß der evangelischen Kirchen in Deutschland. Von F. Holdermann (Roetteln, Baden).

Der Zollkrieg zwischen Deutschland und Canada. Von R. Bach (Montreal).

Der Uebergang. Von Vincenz Chiavacci (Wien).

Vom alten Sebastian Bach. Von Anselm Heine.

Ein merkwürdiger Lebenslauf. Von Prof. E. P. Evans (München).

Paulinzelle. (Aus einem Reisetagebuch.) II. Von Karl Emil Franzos.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

In der gegenwärtigen Wahlbewegung gehört das Verhältniß der entschieden Liberalen zur Sozialdemokratie zu den interessantesten Problemen des Wahlkampfes. In den zoll- und handelspolitischen Fragen, welche im Vordergrunde stehen, müssen die Sozialdemokraten mit dem entschiedenen Liberalismus zusammengehen. Der Gegensatz, den man versucht hat, betreffs der Behandlung kommender Handelsverträge zwischen den beiden Richtungen zu konstruiren, ist nur ein scheinbarer. Auch für die Liberalen kann nicht im entferntesten daran gedacht werden, daß sie gewissermaßen in Blanko jeden Handelsvertrag gutheißen, den die Reichsregierung etwa abschließen sollte. Ein Handelsvertrag ist ein bloßes Portemonnaie; es kommt ganz darauf an, was darinnen steckt. Eine Befestigung des unsinnigen Schutzzollsystems, wie es in dem unmöglichen neuesten Zolltarif zu Tage tritt, müssen freihändlerische Liberale ebenso höflich wie entschieden ablehnen, auch wenn die Gabe ihnen in der Form von sogenannten Handelsverträgen präsentirt werden sollte. Das ist übrigens im Reichstage schon wiederholt durch Abgeordnete der freihändlerischen Linken, u. a. durch den Abgeordneten Barth, der Reichsregierung gegenüber klipp und klar ausgesprochen worden.

Ueber das Verhältniß des entschiedenen Liberalismus zur Sozialdemokratie hat sich derselbe Abgeordnete vor wenigen Tagen in einer von mindestens 2000 Wählern besuchten Versammlung in Kiel ausgiebig geäußert. In Kiel ist zwischen der Sozialdemokratie und den Freisinnigen ein sehr lebhafter Wahlkampf entbrannt. Herr Dr. Barth hat diesen Anlaß benutzt, die Gegensätze zwischen dem Freisinn und der Sozialdemokratie ohne jede kleinliche Rancune und zugleich mit vollster Offenheit darzulegen. Der enthusiastische Beifall, den diese Ausführungen gefunden haben, zeigt, daß die Haltung, welche der Abgeordnete Barth gegenüber der Sozialdemokratie eingenommen hat, in der freisinnigen Wählerschaft vollauf gewürdigt wird.

Chamberlain hat in Birmingham eine Rede gehalten, die große Beachtung gefunden hat, und die Beachtung verdient. Wenn diese Rede in politische Thaten umgesetzt werden sollte — was trotz allem nicht sehr wahrscheinlich ist — so würde die Folge eine tiefgreifende Umwälzung der wirthschaftlichen Beziehungen aller Staaten zu England und bei der engen Verknüpfung von Wirthschaftsleben und Politik wohl auch der internationalen Gruppirung der Mächte sein.

Chamberlain verfolgt mit großer Energie den Plan eines engeren politisch-militärischen Zusammenschlusses des britischen Weltreichs. Das ist begreiflich und vom englischen Standpunkt aus auch gewiß erstrebenswerth. Das Vereinigte Königreich zählt nur 40 Millionen Seelen; England, Irland, Schottland ist also gegenüber den andern großen Staaten — Deutschland eingeschlossen — schon in die zweite Reihe gerückt, was die Bevölkerungszahl anbelangt. In den Kolonien wohnen weitere 10 Millionen Engländer; sie fester an das Mutterland zu knüpfen, ist der Plan der Imperialisten. Aber auch mit diesen weiteren 10 Millionen wäre das britische Reich noch im Hintertreffen. Ganz anders gestaltet sich dagegen das Bild, wenn man die Besiedelungsmöglichkeiten der Kolonien ins Auge faßt; wenn man an die künftigen Generationen denkt, für die dort noch Raum ist, und wenn das Problem so gefaßt wird, daß heute die Grundlagen geschaffen werden sollen, damit die immer wachsende Anzahl der Bewohner dieses Riesenreichs dereinst sich zu einer festen Einheit zusammenschließen.

Ein solches Bild vermag, die politische Phantasie in der That stark zu erregen. Und auf die Phantasie der Hörer und Leser mußten wirklich die Ausführungen Chamberlain's wirken; man darf hinzufügen, nur auf die Phantasie und

Digitized by Google

zwar auf die Phantasie der Massen, deren Kenntniß der Weltlage gering und deren kritische Fähigkeiten noch geringer sind.

Chamberlain sagte:

„Das Reich .... ist neu, das Reich steckt noch in den Kinderschuhen. Jetzt können wir dieses Reich noch formen, jetzt ist die Zeit, wo wir und unsere Zeitgenossen die Grundlagen legen für sein zukünftiges Schicksal. Laßt uns nun sehen, wie dieses Reich beschaffen ist. Ich will heute Abend nicht zu Ihnen sprechen von diesen Millionen, diesen Hunderten von Millionen unserer indischen und eingeborenen Mitunterthanen, für die wir verantwortlich sind. Davon werde ich vielleicht ein anderes Mal reden, denn auch das sind wichtige Fragen wegen der enormen Verantwortung, die sie uns auferlegen. Heute Abend aber will ich nur unsere Beziehungen zu unseren eigenen Landsleuten betrachten, zu der weißen Bevölkerung, welche die Mehrheit in den autonomen Kolonien ausmacht. Wie stehen wir zu dieser?"

Chamberlain geht alsdann dazu über, die Mittel zu untersuchen, durch die die Kolonien fester an das Mutterland gefesselt werden können. Nach seiner Ansicht gibt es ein Mittel vor allem; die Handelsbeziehungen zwischen England und den Kolonien müssen immer engere werden; es koste, was es wolle. Er sagte:

„Es ist die Aufgabe eines britischen Staatsmannes, selbst unter Opfern alles zu thun, was in seiner Macht steht, um den Handel der Kolonien mit Großbritannien stark und kräftig zu erhalten, ihn weiter zu entwickeln, selbst wenn wir darum auf dem Weltmarkt weniger konkurrenzfähig werden sollten. Thun wir nun gegenwärtig alles, um die Strömung, die ich nicht nur in unserer Heimath, sondern auch in allen Kolonien konstatiren konnte, in den richtigen Kanal zu lenken? Thun wir alles, um die Reichs-Union herbeizuführen, oder treiben wir einer Trennung zu? Das ist die kritische Frage. Meiner Ansicht nach liegen die Keime einer förderativen Union, welche das britische Reich mächtig und einflußreich machen sollen, im Boden. Aber es ist eine feine und empfindliche Pflanze, der wir unsere Fürsorge angedeihen lassen müssen. Es sind in der Vergangenheit große Fehler gemacht worden, aber noch ist es Zeit, das Reich zu konsolidiren. Wir haben es in unserer Macht, die große Idee, den großen Gedanken Früchte tragen zu lassen, oder ihn ein für alle Mal auszuschalten."

Das große Mittel die Früchte zu zeitigen, sind Vorzugstarife, und damit gelangt Chamberlain zu dem konkreten Fall der Vorzugszölle, die Canada England gewährt hat und die uns veranlaßt haben, die Benachtheiligung der deutschen Einfuhr in Canada durch eine entsprechende Belastung der canadischen Einfuhr in Deutschland zu beantworten.

Es ist in England heute populär, mit einiger Rücksichtslosigkeit Deutschland zu behandeln. Chamberlain gemeßt überdies den Ruhm, der Erfinder der neuen Diplomatie zu sein, und seine Erfindung besteht darin, ausländische Mächte seit jeher frisch und frank, wie das Bedürfniß der Agitation es erfordert, anzukrakehlen. Wir haben also keine Veranlassung, uns besonders zu beklagen.

Chamberlain möchte die Vorzugszölle, die Kanada an England gewährt hat, als eine „Familienangelegenheit" hinstellen, die das Ausland nichts angeht, und er reizt den englischen Chauvinismus durch folgende Worte:

„Es handelt sich also nicht nur um eine Bestrafung Kanadas durch Deutschland, sondern auch um eine Drohung Deutschlands an die Adresse von Südafrika, Australien und Neuseeland."

Es handelt sich weder um eine Drohung, noch um eine Bestrafung, noch kann man die Gewährung von Vorzugszöllen an England als eine Familienangelegenheit ausgeben, die das Ausland nichts angeht. Wenn Canada staatsrechtlich die Befugniß hat, die Bestimmungen für seine Einfuhr und Ausfuhr zu regeln, und das hat es, so hat das Ausland natürlich auch das Recht, entsprechend mit canadischen Produkten zu verfahren. Das ist geschehen und nichts weiter, und das sollte geschehen nach den nüchternen Gesichtspunkten der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit, ohne zu drohen und ohne bestrafen zu wollen. In wirthschaftlichen Fragen soll man nicht an die Leidenschaft appelliren, sondern an den kaufmännischen, rechnerischen Sinn, und wenn Herr Chamberlain den Chauvinismus anzufachen versucht, so haben wir in Deutschland gewiß allen Grund, unsere kühle Besonnenheit zu bewahren.

Wie stellen sich die Verhältnisse aber nun dem ruhigen Beobachter dar. Was haben wir zu befürchten, und was zu hoffen? Welche Aussichten bestehen für die Pläne Chamberlain's?

Der in Deutschland so viel verlästerte Cobden-Klub hat im Juni vergangenen Jahres ein kleines Flugblatt „The Canadian Preferential Tariff by Harold Cox" herausgegeben, das zahlenmäßig und mustergiltig klar die Sachlage auseinandersetzt. Es können hier nur die letzten Folgerungen mitgetheilt werden.

Wenn England dazu übergehen sollte, Vorzugstarife mit den Kolonien festzusetzen, so würden, wie der Weltlauf ist, die benachtheiligten Länder ihrerseits sich zu Repressalien gegen England entschließen. Was würde das nun für das Vereinigte Königreich bedeuten? England hatte im Jahre 1901 aus fremden Ländern einen Import im Werthe von 417 615 000 Lstr., das sind 80 Proz. des gesammten Imports; von den verbleibenden 20 Proz. entfallen 7 Proz. auf Ostindien und nur 12 Proz. auf Australien, Canada und Südafrika. Entsprechend sind die Ziffern des englischen Exportes; 63½ Proz. des gesammten Exportes gehen in fremde Länder; 14 Proz. nach Indien und nur 18½ Proz. nach Australien, Canada und Britisch-Südafrika. Gegenüber Ostindien können Vorzugszölle aber nicht Platz greifen, da die Zollverhältnisse des indischen Kaiserreiches entsprechend den englischen fast durchgängig auf der Basis des Freihandels aufgebaut sind. Vorzugszölle hätten also nur Bedeutung für den Verkehr mit Canada, Australien und Südafrika; das heißt zu Gunsten von 12 Proz. des englischen Importes, und 18½ Proz. des englischen Exportes soll England Vertheuerungen und Gefahren über 88 Proz. seines Importes und über 81½ Proz. seines Exportes verhängen. Oder in eine politische Formel gefaßt: Um die schwachen selbständigen Kolonien auf eine immerhin noch sehr problematische Weise zu stärken, soll sich das Mutterland, das Centrum und die Quelle der Kraft für das gesammte Reich, aufs Aeußerste schwächen und sehr großen politischen und wirthschaftlichen Gefahren aussetzen.

Wenn man diese Thatsachen ins Auge faßt, so begreift man, daß ein besonnener Staatsmann wie Herr Balfour den Chamberlain'schen Standpunkt nicht nur nicht theilt, sondern daß er in der Oeffentlichkeit die entgegengesetzten Anschauungen vertreten hat. Auf solche Pfade kann sich ein Politiker mit starkem Verantwortlichkeitsgefühl nicht drängen lassen; hier ist eine Frage angeregt, zweifellos geeignet, ein Kabinet zu sprengen. Wir glauben nicht, daß es irgendwo in der Welt einen Politiker in Amt und Würden gibt, der ein Problem von dieser immensen Tragweite mit einem Redefeuerwerk von so oberflächlichen und chauvinistischen Phrasen würde abzuthun wagen, wie das Herr Chamberlain unternommen hat. Nur unsere „Alldeutschen" lösen auf gleiche Weise die schwierigsten Probleme.

Immerhin darf man die Macht der chauvinistischen Phrase nicht gering veranschlagen und die Energie des Herrn Chamberlain auch nicht. Wie groß die Anziehungskraft des vagen imperialistischen Gedankens in England ist, geht auch aus der Thatsache hervor, daß Lord Rosebery, freilich zahmer, blut- und kraftloser, seinem Temperament entsprechend, Gedanken in einer Rede ausgesprochen hat, die verwandt klingen; er hat freilich sehr schnell behauptet, mißverstanden zu sein.

Wir zweifeln vorläufig nicht, daß die Besonnenheit in England den Sieg davontragen wird, und die Kolonien werden auch nicht geneigt sein, für eine ziemlich utopische Verbrüderung ihre wirthschaftliche Entwicklung zu gefährden. Die Nachrichten aus den großen selbständigen Kolonien deuten darauf hin, daß die Tiraden des Herrn Chamberlain mit einer gewissen Nüchternheit beurtheilt werden. Und ein Artikel in dieser Nummer der „Nation" aus Montreal in Canada ist auch ein Beweis dafür, daß, wenn unsere Regierung geschäftsmäßig und sachlich zu Werke geht, sich

eine Verständigung anbahnen lassen wird, zum großen Mißfallen unserer Agrarier wie des Herrn Chamberlain und zum Vortheil des die Kultur fördernden, möglichst freien internationalen Waarenaustausches.

Maria von Magdala, die viel umstrittene, ist nun auch in Berlin durch Vermittlung des Goethe-Bundes vor einem „geladenen Publikum" aufgeführt worden. Da alle Welt Mitglied des Goethe-Bundes werden kann, und da jedes Mitglied des Goethe-Bundes Anrecht auf Zulassung zur Vorstellung der Maria von Magdala hatte, so kann, um den Preis einer Beisteuer zum Goethe-Bunde, die nicht größer ist als der Betrag eines Theaterbillets, jedweder das Heyse'sche Stück von der Bühne her auf sich wirken lassen. Das Zensurverbot hat also keinen anderen Zweck wie den, die Nichtigkeit der Zensur mit äußerster Deutlichkeit vor aller Welt zu erweisen.

Die Aufführung am Dienstag bestätigte alles, was über das Stück und über die Zensur bisher von Liberalen gesagt worden ist. Das Stück konnte wahrlich niemanden verletzen, und man darf sagen, daß es von der Bühne herab von sehr viel geringerer Wirkung ist, als beim Lesen, wo die Schönheit der einzelnen Gedanken stärker hervortritt. Erklärlicher Weise verdietet die Zensur, die dazu verurtheilt ist, immer das Allerungeeignetste und Unwirksamste zu thun, nicht die Lektüre des Stückes, aber seine Aufführung, und die Vorbereitungen für eine solche Aufführung vor „geladenem Publikum" gestaltete man damit zu einer kleinen Sensation, während sicherlich die freie Aufführung gänzlich sensationslos, recht still und ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen, verlaufen sein würde.

Die makedonische Bewegung kommt langsam zum Erlöschen, und auch mit den Albanesen wird die Türkei fertig. Es scheint, daß wieder einmal die Ruhe auf der Balkanhalbinsel für ein weiteres Jahr gesichert ist.

Ueber die Ereignisse in Kischinew bringt der vortrefflich geleitete „Européen", dieses Blatt, das sich der Verfolgten jeder Nationalität und jeder Konfession so hingebend annimmt, einen äußerst interessanten Artikel von einem Russen.

Man mußte sich immer wieder fragen, wie konnten die Zivil- und Militärbehörden diese Massakres, die einem Kurdenstamm alle Ehre gemacht haben würden, ruhig Tage lang zulassen. Allmählich werden jetzt Beweggründe bekannt, die wenigstens einigermaßen die Haltung der Beamten erklären.

Die Beamten rührten sich nicht, weil, wie zuverlässig versichert wird, die Juden nicht rechtzeitig sich die Protektion der Gewaltigen durch eine entsprechende Anzahl Rubel erkauft hatten. In einzelnen Gegenden Kleinasiens und Arabiens reist man gleichfalls, indem man zuvor durch Geld sich von den einzelnen Stämmen Sicherheit erkauft. Auf dieser Höhe standen leider die Zustände in Kischinew. Dazu kommen aber allgemeine, erklärende politische Erwägungen. Auf sie wirft eine Aeußerung Licht, die der Graf Schuwalow, seiner Zeit Gouverneur von Odessa, zu jüdischen Arbeitern gethan hat. Er rief die Führer der jüdischen Arbeiter im April vorigen Jahres zu sich und erklärte ihnen: „Wenn Ihr den ersten Mai feiert, lasse ich Exzesse gegen die Juden organisiren." Um die Arbeiterbewegung zu lähmen, wirft man dem Mob die Juden als Beute zum Zerfleischen vor. Wenn solche Grundsätze in der Regierung vorhanden sind, so hört die Haltung der Behörden in Kischinew auf, unbegreiflich zu sein.

Uebrigens hat die russische Regierung jetzt eines gethan: Der Gouverneur von Kischinew ist entlassen worden. Eine Verurtheilung, wie sie Tolstoi und Gorki in öffentlichen Schreiben mit bewundernswerther Kraft und Kühnheit ausgesprochen haben, scheint nicht ohne Wirkung geblieben zu sein.

* * *

Die dänische Landwirthschaft.*)

I.

Nach genauer Durchsicht des mir übersandten Artikels in Nr. 25 der „Nation" über den Segen des Freihandels in der Landwirthschaft finde ich in Ihrer Darstellung der dänischen Vorgänge keinen einzigen Punkt, gegen dessen Richtigkeit man von schutzzöllnerischer Seite einen begründeten Einwand erheben könnte.

Ein jedes Bild hat Licht- und Schattenseiten, und man findet in Dänemark wie in anderen Ländern weiten Raum für wirthschaftliche Verbesserungen und die Steigerung in der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen. Die Zollfreiheit allein ist, ähnlich wie die Befreiung von Handschellen, nicht ausreichend, um dauernd lohnende Arbeit und einen gesunden Entwicklungsgang zu sichern.

Dennoch läßt sich ohne Uebertreibung die Behauptung aufstellen, daß die dänische Landwirthschaft in den letzten Jahrzehnten ohne Zollschutz so erstaunliche Resultate erreicht hat, daß schutzzöllnerische Angriffe auf das dänische Freihandelssystem immer wirkungslos an den erfreulichsten, vor aller Welt offen daliegenden Thatsachen abprallen.

„Die Klarheit in der Beurtheilung wirthschaftlicher Erscheinungen, die Tüchtigkeit in der praktischen Ausnützung wechselnder Chancen des Weltmarktes, die beständige Steigerung der Lebenshaltung, die Weite des geistigen Horizonts und das unter emsiger Arbeit gestählte Selbstvertrauen der dänischen Bauern ist von keiner zollbeschützten Landwirthschaft des Kontinents erreicht worden.

Die in verschiedenen, erfindungsreichen Organen deutscher Schutzzöllner ausgesprochenen Urtheile über die wirthschaftlichen Wirkungen des dänischen Freihandels stehen, was die kühnen Schlußfolgerungen betrifft, im flagrantesten Widerspruch mit dem Leben und der Wirklichkeit. Wir unterbreiten dem Leser folgende, der „Deutschen Tageszeitung" entnommene Probe der schutzzöllnerischen Polemik:

„Rentabilität der dänischen Landwirthschaft.

Von den deutschen Manchesterleuten, besonders von denjenigen Liberalen, die nur Gegner der Agrar-, nicht solche der Industriezölle sind, wird unseren Landwirthen u. a. immer die angeblich günstige Lage ihrer dänischen Berufsgenossen als Beispiel dafür vorgehalten, wie intelligente und fleißige Landleute auch ohne Schutzzoll vorwärts kommen könnten. Niemand wird bestreiten, daß die dänischen Bauern in ihrem Berufe sehr tüchtig sind, andererseits aber sollte man auch nicht außer acht lassen, daß die Produktionsverhältnisse in Dänemark wesentlich andere und günstigere sind als bei uns. Die insulare Lage zwischen Nord- und Ostsee hat, ebenso wie es in England der Fall ist, die

*) Anmerkung der Redaktion: Der Artikel über den Segen des Freihandels für die Landwirthschaft, den der Herausgeber dieser Zeitschrift vor einigen Wochen in der „Nation" veröffentlichte, hat zahlreiche agrarische Preßorgane und Agitatoren veranlaßt, sich polemisch mit diesen Ausführungen zu befassen. Unsere agrarischen Schutzzöllner waren von der Darstellung des Segens, den der Freihandel der dänischen Landwirthschaft bereitet hat, so unangenehm betroffen, daß sie zu den sonderbarsten logischen Kapriolen ihre Zuflucht nahmen. Dr. Barth hatte seine Darstellung aber auf Thatsachen gestützt, die schlechterdings nicht zu bestreiten waren. Diese Thatsachen waren vornehmlich zwei Publikationen des weit über Dänemarks Grenzen hinaus bekannten hervorragenden praktischen Volkswirths A. Peschke-Ködt entnommen: Le régime économique libéral du Danemark (Paris 1902) und Why Danish Farmers are Freetraders (London 1903). Die Einwendungen unserer bündlerischen Presse gegen die in der „Nation" gegebene Darstellung haben nun Herrn Dr. Barth veranlaßt, Herrn Peschke-Ködt um eine direkte Widerlegung jener Einwendungen zu ersuchen. Der dänische Volkswirth hat sich freundlichst bereit finden lassen, unseren Agrariern in dem vorliegenden Artikel eine Antwort zu geben, die an Deutlichkeit und Ueberzeugungskraft nicht das mindeste zu wünschen übrig läßt. Unsere Leser werden aus dieser, von einem der kompetentesten Beurtheiler der landwirthschaftlichen Verhältnisse Dänemarks stammenden Darstellung ersehen, wie begründet unsere Meinung ist, daß unsere deutschen Landwirthe keinen schlimmeren Feind haben als den Bund der Landwirthe.

Vorbedingungen für Ausdehnung der Viehzucht und Weidewirthschaft auf Kosten des Körnerbaues geschaffen. Dadurch wird natürlich der ganze Wirthschaftsbetrieb wesentlich billiger, es braucht weniger Arbeit aufgewandt zu werden, es finden aber dementsprechend natürlich auch relativ weniger Menschen ihren Lebensunterhalt als auf dem Ackerboden. Die dänischen Landwirthe haben ferner keine Großindustrie im Lande neben sich, welche sie der nothwendigsten Arbeitskräfte beraubt, wie es bei uns in Deutschland der Fall ist. Trotz dieser günstigen Situation und trotz der wirklich hervorragenden Tüchtigkeit der dänischen Landwirthe besonders auf dem Gebiete des Meiereiwesens kommen sie in ihrem Gewerbe aber keineswegs vorwärts, sondern sie gehen zurück. Nach Ausweis der seit dem Jahre 1885 sorgfältig durchgeführten Statistik über die bei allen freihändigen Verkäufen von Bauerngütern erzielten Preise sind dieselben in den 13 Jahren bis 1898 um nicht weniger als 22½ Prozent gesunken. Die dänischen Bauern haben also mit allem Fleiß und aller Intelligenz ihr Vermögen nicht nur nicht vergrößern können, sondern sie haben nach Caprivi'schem Rezept nahezu ¼ davon abschreiben müssen. Also fortschreitende Entwerthung der Bauernhöfe und damit fortschreitende Verminderung des dänischen Nationalvermögens, das sind die offen zu Tage tretenden Segnungen des fehlenden Agrarschutzzolles in Dänemark."

II.

In Dänemark ist diese Trauermelodie abgespielt. Unsere Bauern haben ähnliche Klagen von unsern eigenen, unter den dänischen Landleuten sparsam vertretenen Schutzzöllnern mit Erstaunen angehört und mit überzeugenden Gründen abgewiesen. Die kritische Darstellung leidet an dem vom Schutzzollsystem aller Länder und aller Zeiten unzertrennlichen Grundfehler. Man verwechselt in der Berechnung des wirthschaftlichen Fazits Plus und Minus.

Ein intelligenter dänischer Landmann würde seinen deutschen Berufsgenossen die von der „Deutschen Tageszeitung" mißverstandene Lage der dänischen Bauern in folgender Weise schildern:

In der Periode 1828—1845 stiegen die Verkaufspreise der dänischen Landgüter langsam und mäßig, aber ununterbrochen. In den folgenden 30 bis 35 Jahren nahm die Steigerung, wie nachstehende Zahlen zeigen, einen nie gekannten, fieberhaften Aufschwung:

	Preis pro Tonne „Hartkorn" *) in Kronen
1845/50	2268
1860/64	4374
1865/69	4732
1870/74	5845
1875/79	7259
1880/84	7292

Im Jahre 1884 erreichten die durch Spekulation im An- und Verkauf von Landgütern hervorgerufenen abnormen Preise ihren Höhepunkt. Man hatte in 30 Jahren mehr als die dreifache Höhe der Preise in der Periode 1845/50 erreicht. Die Steigerung betrug, wie die obige Tabelle zeigt, ca. 221 Prozent.

Von 1884 an gingen die Preise anfangs schneller, später langsamer zurück. Die rückgängige Bewegung ergibt sich aus folgenden, von hundert als Grundwerth des Jahres 1885 ausgehenden Zahlen:

	Preis
1885	100
1885/89	89
1890/94	85
1895/99	79

Die „Deutsche Tageszeitung" verschweigt den abnormen Aufschwung der Preise um 221 Prozent in drei Dezennien, nimmt den höchsten Preis von 1885 zum Ausgangspunkt und zieht aus dem Rückgang der Grundwerthe um 21 Proz. in den folgenden 14 bis 15 Jahren den ganz irrigen Schluß, daß die dänischen Bauern sich aus Mangel an Schutzzöllen wirthschaftlich verbluten.

*) Die Tonne „Hartkorn" ist ein nach der Güte des Bodens für Steuerzwecke und Werthschätzungen berechnetes, elastisches Flächenmaß von durchschnittlich 10 Hektaren. 89 Kronen gleich 100 Mark.

III.

Die hier angeführten nackten Zahlen geben jedoch nur ein ganz einseitiges und bei oberflächlicher Beurtheilung von irrigen Folgerungen begleitetes Situationsbild der dänischen Landwirthschaft. Der Versuch der „Deutschen Tageszeitung", ein belehrendes Urtheil über die steigende und sinkende Rentabilität der Landwirthschaft auf der Basis der wechselnden Güterpreise aufzubauen, zeugt von unklarem Denken und falschen Grundbegriffen.

Im Jahre 1884, unter den höchsten Güterpreisen, verzinsten sich die dänischen Landgüter nur mit 1½ bis 2 Proz. vom Kaufwerthe. Es war eine traurige Zeit für die neu zutretenden Besitzer unter den arbeitenden Landleuten. In den vorhergehenden 30 Jahren hatten wechselnde Grundbesitzer und Grundspekulanten halb schlafend einen weit über die zunehmende Ergiebigkeit des Bodens hinausragenden Gewinn buchen können. Um die Landwirthschaft wieder auf einen gesunden Fuß zu bringen und die Bodenarbeit lohnend zu machen, war ein Preisfall unumgänglich nothwendig. Besonnene Volkswirthe hatten diese Entwicklung klar vorausgesehen und warnend angemeldet.

Unter jeder starken Aufgangsperiode in den Güterpreisen mit leicht erworbenem Reichthum der Besitzer entwickeln sich krankhafte Zustände, gegen welche die peinlichen Abschreibungen der folgenden Zeit das natürliche und sichere Heilmittel sind. Im Laufe von 20 bis 25 Jahren geht die weit überwiegende Anzahl von ländlichen Grundbesitzen erfahrungsmäßig in neue Hände über. Bei jedem Verkauf und jeder Uebertragung durch Todesfall u. s. w. wurde es nach 1885 in Dänemark dem neuen Besitzer leichter, die mit weniger Zinsen belastete Wirthschaft lohnend zu machen. Jeder Versuch seitens der Gesetzgebung nach stark steigenden Konjunkturen den Preisrückgang durch künstliche Mittel zu hindern, muß die krankhaften Folgen des Aufschwungs erweitern und verschlimmern.

In Dänemark haben wir mit ausgezeichneten Resultaten die heilende Medizin getrunken. Seit zwanzig Jahren ist bei uns jeder neue Besitzer ein freierer und für die Produkte der Industrie kauftüchtigerer Bürger geworden. In Deutschland und anderen Ländern hat man sich von schutzzöllnerischen Quacksalbern irre leiten lassen. Nach jeder neuen Dosis von Schutzzöllen und dadurch erhaltenen oder erhöhten nominellen Güterpreisen wird es dem neuen Besitzer schwerer, die Wirthschaft lohnend zu machen. Er hat von Termin zu Termin größere Mühe, seine Schulden zu bezahlen; die Lebenshaltung verschlechtert sich; das Kaufvermögen sinkt; die Industrie leidet nach innen und nach außen an den Folgen der schutzzöllnerischen Fehlgriffe; der „beschützte" Bauer krümmt sich unter dem Druck der Konkurrenz des Weltmarktes — und des kleinen, unbeschützten dänischen Nachbarlandes. Darum die endlose agrarische Schraube und das Angstgeschrei der deutschen Landwirthe: Mehr Schutz!

Und wenn nun die Hülfe und Heilung in der entgegengesetzten Richtung zu suchen wäre? Wenn der Schutzzoll nicht die Förderung, sondern die Rückstauung der volkswirthschaftlichen Entwicklung bewirkte? Welche schwere Verantwortung trägt dann der deutsche Reichstag und die leitende Staatsgewalt!

IV.

In Dänemark ist trotz der sinkenden Bewegung der Preisfall übrigens keineswegs so allgemein, wie es nach der Kritik der „Deutschen Tageszeitung" den Anschein hat. Die Statistik, nach welcher man den Rückgang berechnet, umfaßt 75 000 Betriebe in Größen über 1 Tonne Hartkorn (ca. 10 Hektare). Dagegen sind alle kleinen Besitze, ca. 150 000, unter 10 Hektaren nicht berücksichtigt. Der Preisfall trifft bei uns wie in Deutschland weit mehr die großen Betriebe als die kleinen. Die Preise dieser letzteren haben

Digitized by Google

sich bei uns lange recht konstant gehalten und sind in der Periode 1895/99 größtentheils um 5—6 Prozent gestiegen. Der Rückgang in den größeren Betrieben hat sich im selben Zeitraum verlaufen.

Die Preise waren 1899 dieselben wie 1895. Wir stehen jetzt in Dänemark auf einer durchaus gesunden Preislage, und die Landwirthschaft lohnt sich ohne Zollschutz so gut, daß unser Minister der Landwirthschaft, der selbst Bauer ist und sein Leben lang unter Bauern gelebt und gewirkt hat, wie in der „Nation" schon erwähnt, mit Recht öffentlich erklären konnte, daß die große Mehrzahl der dänischen Bauern n i e bessere Zeiten gekannt hätte als in den letzten fünf Jahren.

Zum Vergleich diene folgende, einem neu erschienenen deutschen Werke entnommene Mittheilung über die Rentabilität landwirthschaftlicher Betriebe in Deutschland:

„Der deutsche Landwirthschaftsrath hat bei 1425 landwirthschaftlichen Betrieben (darunter 1171 kleinen und mittleren Betrieben) Erhebungen veranstaltet, die sich auf die fünfjährige Periode 1893/94 bis 1897/98 erstrecken. Die durchschnittliche Verzinsung des Gesammtwerthes aller ermittelten Betriebe beträgt 2,1 Proz., die höchste 3,6, die niedrigste 1,1 Proz."

Wenn diese erschreckende Schilderung im weiteren Sinne auch nur annähernd wahr ist, dann steht zu befürchten, daß das Schutzzollsystem, wenn man nicht rechtzeitig das Rohr umlegt, den deutschen Bauer trotz allen Fleißes vom Strohsacke zum ökonomischen Ruin führen wird.

V.

Die Kritik der „Deutschen Tageszeitung" endet mit der folgenden erschütternden Erklärung:

„Fortschreitende Entwerthung der Bauernhöfe und damit fortschreitende Verminderung des dänischen Nationalvermögens, das sind die offen zu Tage tretenden Segnungen des fehlenden Agrarschutzzolles in Dänemark."

Antwort:

Der Fortschritt des Nationalvermögens läßt sich nicht einseitig nach den zu verschiedenen Zeiten waltenden Konjunkturen in den Preisen der Bauerngüter berechnen. Eine weit bessere Grundlage für die Beurtheilung des Fortschritts hat man in dem quantitativ und qualitativ zunehmenden Produktionsvermögen des Bodens und der verbesserten Lebenshaltung der Bauern.

Wenn ein Bauerngut, welches bei hohen Güterpreisen durchschnittlich einen Ernteertrag von 300 Tonnen Korn oder deren Aequivalent produzirte, bei niedrigeren Güterpreisen bei gleicher Bearbeitung 400 Tonnen abwirft, dann ist im wirthschaftlichen Sinne trotz aller Preisfluktuationen keine Entwerthung, kein Minus, sondern ein Plus zu buchen, so wahr als 400 Tonnen einen größeren Bedarf decken als 300 Tonnen.

Als die dänischen Verkaufspreise der Bauerngüter zwischen 1845/50 und 1880/85 mehr als die dreifache Höhe erreichten, trat, wie vorher angedeutet, ein für die Landwirthschaft sehr störendes Mißverhältniß zwischen Güterpreisen und Ernteerträgen ein, weil die langsam zunehmende Ergiebigkeit des Bodens mit der krankhaft forcirten Werthsteigerung in den Preisen der Bauerngüter nicht Schritt halten konnte. In Dänemark haben sich die Verhältnisse unter der heilsamen Wirkung der Zollfreiheit und der genossenschaftlichen Arbeits-Methoden später in gesunder Weise entwickelt. Unser anfangs in vielen Gegenden magerer Boden ist durch die blühende Meierei-Wirthschaft und den damit stark erweiterten Viehstand besser gedüngt und progressiv ergiebiger geworden. Nicht nur ist das produzirte Quantum ganz bedeutend gewachsen, sondern auch die Verkaufssumme der Ernte-Erträge (hier ist nicht von den veredelten Meierei- und Wirthschaftsprodukten die Rede) ist trotz der sinkenden Preise, a u c h i n G e l d a u s g e d r ü c k t, wie folgende Zahlen zeigen, sehr viel höher als 1885:

	Gesammtwerth der Ernte (ohne Stroh)
1885	272 Mill. Kronen
1890	304 „ „
1900	320 „ „
1901	338 „ „

Wie schon in der „Nation" zahlenmäßig bewiesen, zeigt neben den von keinem andern Lande erreichten Reiultaten der landwirthschaftlichen Veredlungs-Produktion jede Branche der dänischen B o d e n k u l t u r die erfreulichsten Fortschritte. Der zunehmende Stand von Hornvieh, Schweinen und Hühnern ergibt sich aus folgenden Zahlen:

	Hornvieh	Schweine	Hühner
1866	1 194 000	382 000	
1888	1 460 000	771 000	4 592 000
1898	1 743 000	1 179 000	8 748 000

Unsere durch den wachsenden Import und Export in landwirthschaftlichen Produkten begünstigte Dampfschiffs-Flotte zeigt folgenden Zuwachs:

	Reg.-Tons
1866	9 617
1878	46 623
1888	95 577
1898	245 447

Die in unseren Sparkassen deponirten Summen zeigen folgenden Zuwachs:

1858 . . .	44 Mill. Kronen
1868 . . .	112 „ „
1878 . . .	201 „ „
1888 . . .	462 „ „
1898 . . .	658 „ „

Durchschnittlich rechnen wir in den Sparkassen unseres kleinen Ländchens mit seinen 2½ Mill. Einwohnern mit einem jährlichen Zuwachs von 20 Mill. Kr.

Alle diese Fortschritte sind ohne agrarische Erziehungs- und Schutzzölle erreicht. Und wenn deutsche Schutzzöllner, mit solchen Thatsachen vor Augen, von einer f o r t s c h r e i t e n d e n V e r m i n d e r u n g d e s d ä n i s c h e n N a t i o n a l v e r m ö g e n s aus Mangel an Agrar-Schutzzöllen fabeln, dann muß das B e g r i f f s v e r m ö g e n dieser biederen Bürger in einer für die Wohlfahrt ihres eigenen Landes sehr bedenklichen Weise Plus und Minus verwechseln.

Wer die hier entwickelte Grundauffassung theilt, dem scheint es, vom wirthschaftlichen Gesichtspunkt aus beurtheilt, recht gleichgiltig zu sein, ob man in dem neuen deutschen Tarif die Kornzölle auf 5, 10 oder 20 Mark pro 100 Kilogramm fixirt. Solche politische Arbeit gleicht dem eifrigen Bestreben der deutschen Agrarier, unter fortgesetztem parlamentarischen Klappern neue Sprossen an eine Leiter zum Monde zu zimmern.

So ungefähr denkt sich ein klar denkender dänischer Bauer die wirthschaftlichen Erscheinungen, welche den deutschen Agrariern ein unlösbares und d a r u m drohendes Räthsel sind, und welche die Mehrzahl der deutschen Gesetzgeber unter dem Druck einer mißverstandenen Interessenpolitik in ein Labyrinth von wirthschaftlichen Irrgängen geführt haben.

VI.

Agrarische deutsche Schutzzöllner, welche die Lage ihrer unbeschützten dänischen Standesgenossen betrauern, können sich die sympathischen Thränen abtrocknen, wenn sie ihr eigenes bürgerliches Auftreten und ihre eigenen Forderungen an die Gesetzgebung und die Gesellschaft mit der folgenden, im Laufe von 14 Tagen von mehr als 30 000 jütländischen Bauern unterschriebenen und darauf an unsern alten, ritterlichen König, den Kronprinzen und den Reichstag adressirten Erklärung zusammen halten:

Digitized by Google

„Wir dänischen Bauern verlangen keinen Schutz auf Kosten unserer Mitbürger. Wir wünschen nicht, daß die nothwendigen Lebensbedürfnisse unserem Volke durch künstliche Mittel vertheuert werden.“

Man spricht in Deutschland sehr viel vom Adel. Aber der echte Adel zeigt sich nicht in der Geburt, sondern in den Handlungen. Der bessere und führende Theil der dänischen Bauern erkennt aus wirthschaftlichen, humanen und religiösen Gründen, daß das innere Volksleben sich um so kräftiger entwickelt, je leichter der Kampf ums Dasein den arbeitenden Klassen von oben herab gemacht wird. Wo die breiten Schichten des Volkes ein helles Heim haben, da wurzelt die Vaterlandsliebe am tiefsten.

Es gibt hart arbeitende dänische Bauern — und in nicht geringer Anzahl —, denen die Schamröthe in das Gesicht steigen würde, wenn sie von Mitgliedern des deutschen „Bundes der Landwirthe“ als Gesinnungsgenossen angeredet würden.

Kopenhagen. A. Peschcke-Koedt.

Ein Zusammenschluß der evangelischen Kirchen in Deutschland.

Anläßlich der dreihundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Ernst des Frommen von Gotha, die vor etwas über einem Jahr im Beisein des Kaisers gefeiert worden ist, hat das Oberhaupt des Reiches dem Gedanken eines engeren Zusammenschlusses der evangelischen Kirchen Deutschlands lebhaften Ausdruck gegeben. Der Gedanke ist nicht neu; er ist von Zeit zu Zeit immer wieder hervorgeholt worden; er lebt als eines jener Ideale, die sehr schön sind, für die sich leicht schwärmen läßt, von denen aber die Wenigsten sich klar machen, wie sie in die Wirklichkeit umgesetzt werden sollen. Nun scheinen wir dieser Wirklichkeit doch etwas näher kommen zu sollen. Durch die Presse gehen „Vorschläge für die Beschlußfassung der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz“, d. h. eine Anzahl Propositionen, welche eine im letzten Jahr konstituirte Kommission von Vertretern der evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands ausgearbeitet hat. Dieselbe hat ihr Mandat von der sogenannten Eisenacher Konferenz erhalten, einer alle zwei Jahre in der Stadt der Wartburg tagenden Versammlung, zu der jede der deutschen evangelischen Landeskirchen beziehungsweise deren Kirchenregiment seine Vertreter ad hoc delegirt, und deren definitiver Beschlußfassung die erwähnten Vorschläge nunmehr unterbreitet werden sollen. Dieselben lauten im Wesentlichen:

„Der Ausschuß, welcher sactan den Namen ‚Deutschee Evangetischer Kiechenausschuß‘ fuhrt, hat wie bisher die Aufgabe, die Konferenz in der ihr obliegenden Förderung einer einheitlichen Entwicklung der Zustände der evangelischen Landeskirchen zu unterstützen. Er hat ferner das gemeinsame Interesse dee deutschen evangelischen Landeskirchen nach außen zu vertreten, insbesondere in Bezug auf: 1. deren Verhältniß zu anderen demschen und auserdeutschen Kirchengemeinschaften wie zu nichtchristlichen Religiansgesellschaften, 2. die kirchliche Versargung der Evangelischen in den deutschen Schutzgebieten, 3. die Forderung kirchlicher Einrichtungen füe die evangelischen Deutschen im Auslande, sowie der Seetsaege unter deutschen Auswandeiern und Seeleuten.

II. Auf dem Bekenntnißstand und die Verfassung der einzelnen Landeskirchen erstreckt sich die Thätigkeit des Ausschusses nicht. Ebenso bleiben die kirchenregimentlichen Rechte dee Landesherren unberührt.

III. Zur Erfüllung seiner Aufgaben hat sich der Ausschuß zu unterrichten, was in Anlaß dee in den vorhergehenden und in den früheren Tagungen gefaßten Beschlüsse der Kanferenz geschehen ist, und ist befugt, sich behufs des darüber nathwendigen Gedankenaustausches mit den einzelnen Kiechenregierungen in Verbindung zu setzen. Der Ausschuß hat ferner die Entwicklung dee Gesetzgebung sowie die Handhabung der Gesetze auf den das kirchliche Leben berührenden Gebieten im Auge zu behalten, etwaige Anträge von Kirchengemeinden in Behandlung zu nehmen, das zur Befriedigung wichtiger gemeinsamer Bedürfnisse dee evangelischen Landeskirchen sowie das zur Abhilfe etwaiger Uebelstände Erforderliche an den zuständigen Stellen anzuregen, insbesondere Namens der Gesammtheit dee evangelischen Landeskirchen mit den Behörden des Reichs und gegebenen Falls durch Vermittlung der Kirchenbehörde mit den Landesbehörden in Verbindung zu treten, auch unter besonderen Umständen öffentliche Kundgebungen zu erlassen.

V. Der Sitz des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses ist in Berlin. Die Leitung der Geschäfte wird dem Peäsidenten des Evangetischen Obertiechencaths in Berlin übertragen. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte einen Stellvertreter des Geschäftsleiters . . .“

Es ist bezeichnend für das Maß von Vertrauen, das dem in der größten evangelischen Landeskirche, der preußischen, herrschenden Geist entgegengebracht wird, daß schon gleich nach Auftauchen der ganzen Idee die Aussicht auf eine Leitung von Berlin her in den verschiedensten Lagern sehr erhebliche Abkühlung bewirkt hat; links wie rechts. Zwar verhehlt man sich nicht, daß ein gemeinsames, ständiges Organ der so und so vielen deutschen Landeskirchen der Sache der evangelischen Kirche Deutschlands und des deutschen Protestantismus ersprießliche Dienste leisten könnte; daß in gewissen Fällen, angesichts namentlich der Erstarkung der römischen Kirche, die Stimme einer das evangelische Deutschland repräsentirenden gemeinsamen Instanz ins Gewicht fallen würde; daß für praktisch kirchliche Zwecke, wie die Versorgung der evangelischen Deutschen im Ausland, jenseits der Meere und dergleichen ein solches Organ uns bisher geradezu fehlt; daß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der in ihren Einrichtungen sehr verschiedenen evangelischen Kirchen Deutschlands, des oft leider nur zu sehr zersplitterten Protestantismus dadurch gestärkt und geweckt werden könnte. Aber die schwersten Bedenken werden in weiten Kreisen aufsteigen, sobald man sich dieses zu schaffende Organ von Berlin aus dirigirt denkt. Wenn irgend etwas gegen den beabsichtigten Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen Mißtrauen wecken und diesen Zusammenschluß geradezu in Mißkredit bringen kann, so ist es die Aussicht auf ein Berliner Kirchenregiment, mit dem man die evangelischen Kirchen beglücken möchte. Das Mißtrauen gegen dieses Kirchenthum ist ein tief eingewurzeltes und nur zu sehr begründetes. Oder kann da, wo man einer ungestörten Freiheit der theologischen Wissenschaft, einer weitherzigen, liberalen Praxis gegenüber den verschiedensten Richtungen im geistlichen Amt sich erfreut, Vertrauen vorhanden sein zu einer Leiterin der gemeinsamen Angelegenheiten des evangelischen Deutschlands, welche der freien religiösen Anschauung seit Menschengedenken das Leben so sauer wie möglich macht, welche die Vertreter freier Anschauungen, wenn es irgend angeht, von den Kanzeln fern hält oder ihnen den Weg zu denselben durch alle möglichen Mittel oft genug versperrt, mögen die Befehdeten noch so sehr das Vertrauen der Gemeinden gefunden haben? Kann man Vertrauen haben zu einem Kirchenthum, dem die Freiheit der theologischen Wissenschaft ein Dorn im Auge ist, das Kirche und Christenthum für sich zu Gunsten der unduldsamen Herrschaft einer Partei in Beschlag nimmt, und dessen Geist dazu angethan ist, weite Volkskreise, und nicht die schlechtesten, dem kirchlichen und religiösen Leben zu entfremden?

Von dieser Beurtheilung irgend etwas zurückzunehmen, gibt auch der jetzt wehende Wind, der aus der Richtung von Babel und Bibel herkommt, leider keinerlei Anlaß. Im Gegentheil! Die Freiheit, die dem rein wissenschaftlichen Forschen und Denken von so einflußreicher Stelle zugebilligt worden ist, erscheint, sobald es sich um die Anwendung seiner Resultate und das Ziehen der Konsequenzen, also auf der Kanzel oder im Unterricht handelt, nun erst recht wieder versperrt. Einer, der gewiß in der Lage ist, darüber unterrichtet zu sein, wie oben der Wind weht, Oberhofprediger Dryander, hat in der bekannten Debatte des preußischen Herrenhauses neulich ausdrücklich erklärt, daß er alles, was geschehen kann, um freiere Richtungen, beispielshalber diejenige Harnack's, in ihrem Einfluß auf die Kanzel,

auf die Vorbildung der Geistlichen zu begrenzen, als berechtigt anerkenne, und daß seine ganze amtliche Thätigkeit sich in dieser Richtung bewege, und dieser Herr ist einer der obersten Würdenträger der evangelischen Kirche Preußens, er ist Generalsuperintendent. Diese Seite der Drynnder'schen Rede ist über dem Wohlgefallen an den guten Worten, die er für das wissenschaftliche Forschen hatte, nur allzusehr übersehen worden. Damals hat Oberbürgermeister Struckmann mit Recht festgestellt, daß der Gegensatz zwischen Forschen und Lehren, den der orthodoxe Wortführer im Herrenhaus, Herr v. Dürant, für den Lehrer und Pfarrer aufstellte und dem auch der Herr Oberhofprediger trotz seiner schönen Worte für die Freiheit der Wissenschaft recht nahe steht, zur Heuchelei führe; daß es eine große Lüge in die evangelische Kirche einführen heiße, wenn man die Freiheit des Forschens, aber nicht die des Lehrens gestatte. Ein Kirchenthum, das an dieser Unwahrhaftigkeit krankt und es für nöthig hält, die Gemeinden religiös, mit einer Theologie *seines* Stempels, zu bevormunden, kann in Deutschland kein Vertrauen finden; wie soll es Vertrauen wecken, wenn der liberale Prediger Heyn aus Greifswald für St. Petri in Berlin nicht bestätigt wird, nachdem für diese Nichtbestätigung ein einundhalbjähriges konsistoriales Kopfzerbrechen charakteristischerweise stattgefunden hat?

Allerdings: „auf den Bekenntnißstand und die Verfassung der einzelnen Landeskirchen erstreckt sich die Thätigkeit des Ausschusses nicht" — so heißt es in der zweiten der eingangs mitgetheilten Propositionen. Aber, wo ist die Gewähr, daß nicht der preußische Einfluß dank dem ungeheuern Uebergewicht, das er in einer Vereinigung der evangelischen Kirchen besitzen würde, auf indirekte Weise sich Eingang verschaffen, daß er „moralische" Eroberungen machen würde. Die Analogie auf politischem Gebiet stellt hier drei- und vierfache Warnungstafeln auf. Auch politisch ist ja Preußen zu keinerlei Eingriff in die Sphäre der Einzelstaaten berechtigt. Aber wie stark mußten wir im Süden auf den verschiedensten Gebieten die Wirkung empfinden, welche die Herrschaft des konservativen Geistes von Preußen her ausübt. Welchen Rückhalt empfingen die bei uns zu Land unbedeutenden reaktionären Kräfte durch die gewaltige Position, die sie in Preußen einnehmen! Wie haben die Bestrebungen auf freiheitliche Ausgestaltung der politischen Verfassung in den süddeutschen Staaten mit zu leiden unter dem überstarken Widerstand der reaktionären Tendenzen in Preußen gegen jeden kleinsten Fortschritt. Da soll man doch nicht meinen, mit einem papiernen Paragraphen gegen derartige Einflüsse auf kirchlichem Gebiet sich schützen zu können! Nur ein Exempel! Ich erinnere an den noch nicht aus dem Gedächtniß geschwundenen Fall Weingart, an ein Nachspiel dazu. Als der vom hannoverschen Konsistorium unter stärkster Mißbilligung aller liberalen Kreise aus seinem Amt getriebene Osnabrücker Prediger endlich in einem Thüringer Dorf wieder eine Existenz zu finden hoffte — der Patron hatte ihn unter freudiger Zustimmung der Gemeinde erwählt —, da hat der weimarer Kultusminister, zu dessen Landeskirche jene Pfarrei gehört, die Bestätigung versagt, und zwar mit der Begründung, daß das in *einer* Landeskirche ausgesprochene Urtheil auch für die anderen verbindlich sei. Das war möglich, schon ohne Zusammenschluß der deutschen Landeskirchen unter preußischer Leitung; am dürren Holz; wie würde es nun erst am grünen werden!

Das geplante Organ würde, wie aus den Vorschlägen nicht anders zu entnehmen ist, sich zusammensetzen lediglich aus Vertretern der verschiedenen Kirchenregierungen, die in die Eisenacher Konferenz delegirt sind. Mit anderen Worten: Es würde völlig fehlen eine Vertretung auch des *synodalen* Elementes, der Körperschaften, welche die evangelische Bevölkerung repräsentiren, welche die Vertretung der Gemeinden bilden.

Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Zusammensetzung des Ausschusses eine durchaus einseitige wäre, daß sie keinen Anspruch darauf erheben könnte, die wirkliche Vertretung der evangelischen Kirchen, der evangelischen Gemeinden und Bevölkerung zu sein — denn das sind doch wohl nicht die verschiedenen Konsistorien und Oberkirchenräthe, die Herren Prälaten und Konsistorialräthe. Erwägt man, daß die Mitglieder der Kirchenregierungen, die den Ausschuß bilden würden, durchweg ohne Mitwirkung der Synoden, ihr Amt übertragen erhalten, und zwar durch den Landesherrn, beziehungsweise die Regierungen und staatlichen Behörden, so würde dieser Ausschuß im wesentlichen also nichts anderes sein als ein aus den Konsistorien ganz Deutschlands destillirtes weiteres Konsistorium, mit jenem Geist des heiligen Bureaukratus, an dem man niemals viel Geschmack findet, aber nirgends weniger, als wenn er im geistlichen Gewand auftritt. Es würde jener Ausschuß ein Extrakt der in den oberen Regionen herrschenden kirchenpolitischen Anschauungen sein; es würde ein auf diese Einflüsse nur zu leicht reagirendes Instrument sein, eine Mischung von Hofprediger und Konsistorialrath, aber keine Vertretung des evangelischen Volkes, kraftvoll, unabhängig, mit eigener Meinung, volksthümlich.

So viel ist sicher, der geplante Weg fordert gewichtige Einwände, schwere Bedenken heraus, die nicht verschwiegen werden dürfen; um so weniger, als es mit Rücksicht auf die Stelle, von der die Anregung ausging, nicht an Eifer fehlen wird, dem Plane gerecht zu werden. Aber wir nehmen an, daß die öffentliche Meinung, die synodalen Vertretungen in den evangelischen Kreisen, auch noch ein Wort dabei mitzureden haben, und daß sie sich Gehör verschaffen werden.

Das Kennzeichen des Protestantismus ist das Recht der Individualität. Sein Wesen ist nicht die Uniformirung, sondern die Mannigfaltigkeit; seine Einheit ist nicht eine äußere, sondern eine innerliche, geistige. Das bedingt eine gewisse Schwäche, äußere Unansehnlichkeit, und es gibt Protestanten genug, die der Vergleich mit der römischen Kirche mit Neid und Sehnsucht erfüllt. Aber jenes Wesen des Protestantismus ist doch auch zugleich die Quelle seiner besten Kraft und eines unerschöpflichen Reichthums. Es ist geboten, sehr vorsichtig zu sein, wenn jene Quelle nicht getrübt werden soll, und alle Mittel, die darauf abzielen, den großen Antipoden, die römische Kirche zu kopiren, sind Quacksalbereien und können nicht nachdrücklich genug bekämpft werden. Wir würden um ein Linsengericht das Recht der Erstgeburt veräußern, ganz abgesehen davon, daß wir es im Vergleich zum Original nie über eine elende Kopie hinaus bringen würden.

Roetteln in Baden. F. Holdermann.

Der Zollkrieg zwischen Deutschland und Canada.

Als im Juni des Jahres 1897, gelegentlich der Londoner Jubiläumsfestlichkeiten, der canadische Premierminister, Sir Wilfrid Laurier, dem englischen Kolonialminister Chamberlain den Vorschlag machte, zwischen der Kolonie und dem Mutterlande eine Art von Handelsvertrag abzuschließen, der *beiden* Vortheile vor anderen Ländern bringen solle, da ließ sich Chamberlain nicht lange nöthigen, sondern griff schnell zu und begann die Aera dieser neuen imperialistischen Politik damit, daß er schon am 30. Juli 1897 den seit 1865 zwischen England (inkl. Canada ꝛc.) und Deutschland bestehenden Handelsvertrag kündigte, so daß dieser mit dem 30. Juli 1898 außer Kraft trat und für England und Canada nun freie Bahn geschaffen war. Canada bewilligte Anfangs 25 Proz. und vom 1. Juli 1900 ab 33⅓ Proz. Zollrabatt auf alle von England kommenden *englischen* Produkte, mit Ausnahme von Wein, Bier, Spirituosen, Tabak, Zigarren und Zigaretten, welche Artikel hier einem speziellen Revenuetarife unterliegen.

Es ist heute mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß Sir Wilfrid sich beim Abschluß des Vertrages in einer Art von Jubiläumstaumel befunden haben muß und vom klugen

Digitized by Google

Chamberlain tüchtig übers Ohr gehauen wurde, denn Canada wollte natürlich den Vorzugstarif nicht einseitig geben, sondern dafür substantielle Gegenleistungen von England bewilligt erhalten; aber Laurier kehrte nach Canada zurück, ohne etwas anderes, als einige schöne Versprechungen mitzubringen und es mag gleich hier vorweg bemerkt werden, daß es bei diesen Versprechungen bis heute geblieben ist, und daß in Folge dessen die Proteste bei uns gegen diesen famosen Vorzugstarif immer energischer werden; vielleicht wird er nach den kürzlichen Andeutungen des canadischen Finanzministers Fielding weit früher wieder begraben werden, als man dies je erwartet hat.

Deutschland genoß während der Zeit vom 30. Juli 1897 bis zum Eintritt des Vorzugstarifes dieselben Vortheile wie England bei uns, als aber dann Canada sich weigerte, der deutschen Einfuhr in gleicher Weise wie der englischen den Zollrabatt zu gewähren, belegte man drüben in Deutschland die canadischen Produkte mit dem Maximaltarife; Canada war für Deutschland als eine meistbegünstigte Nation gestrichen worden.

In Canada rief damals diese „willkürliche" Handlungsweise Deutschlands eine tiefgehende Entrüstung hervor; man schimpfte, und man drohte in allen möglichen Tonarten schwere Rache an; die Canadier stellten sich — die meisten wohl aus Ueberzeugung — auf den erklärlichen, aber schwerlich legalen Standpunkt, daß irgend welche Vortheile in kommerzieller und anderer Beziehung, die eine britische Kolonie dem Mutterlande oder vice versa gewährt, das Ausland absolut nichts angehen, das sei eine häusliche Affäre und da habe niemand dreinzureden; hätte Canada einem fremden Lande, z. B. den Vereinigten Staaten, Frankreich ꝛc., besondere Vortheile bewilligt, dann wäre Deutschlands Vorgehen vollkommen berechtigt; unter den vorliegenden Umständen müsse dasselbe in jeder Weise als ungerecht, ja brutal bezeichnet werden.

Von diesem nun einmal eingenommenen Standpunkt ist der Canadier nicht abzubringen; es ist ganz nutzlos, mit ihm darüber in ruhiger Weise zu diskutiren, der Schluß ist doch jedesmal der alte: „Mutter und Tochter können untereinander thun, was sie wollen; das sind Familienangelegenheiten!"

Deutschland blieb natürlich ebenfalls bei seiner Auffassung; in erster Linie wollte es wohl das Prinzip festhalten, und in zweiter dachte man auch möglicherweise in Berlin, daß es eben bei dem Drohen sein Bewenden haben würde. Anscheinend hatte man darin Recht, denn trotz aller regelmäßig im Parlament wiederkehrenden Anzapfungen blieb die Regierung doch zurückhaltend und weigerte sich den Aufforderungen des Hauses, Repressalien gegen Deutschland zu ergreifen, nachzukommen.

Am 16. April d. Js. hielt nun der Finanzminister Fielding im Parlament seine Budgetrede; dieselbe wird stets mit großer Spannung erwartet, da in derselben etwaige Zollveränderungen, die sofort in Kraft treten, angekündigt werden; in diesem Jahre machte man sich, bei der günstigen Finanzlage Canadas, nur auf einige kleinere Tarifrevisionen gefaßt, und deshalb war man denn auch ganz allgemein auf das höchste erstaunt, als Herr Fielding kurz und bündig erklärte, Deutschland beharre auf seinem alten Standpunkt, und da habe denn die canadische Regierung gedacht, es sei am besten, von Deutschland zu lernen: alle deutschen Eingänge würden in Zukunft mit einem Zuschlagszoll in der Höhe von einem Drittel des jeweiligen betreffenden Tarifsatzes belegt werden und nur diejenigen deutschen Waaren, die von Canada aus bis zum 16. April in Deutschland schon bestellt worden seien, sollen von diesem Zuschlagszoll befreit sein, wenn sie bis zum 30. Juni d. J. in Canada abgefertigt worden sind. (Der Termin ist hinausgerückt. D. Red.)

Wie eine Bombe schlug diese Nachricht bei unserer Geschäftswelt ein; an eine solche Radikal-Repressalie hatte man nicht im entferntesten gedacht, und alle Welt fragte sich, was denn die Regierung zu einem solchen Schritte so plötzlich veranlassen konnte. Die jetzt vorliegenden amtlichen Papiere, betitelt: „Correspandence In Connection with German Tarift" geben einigermaßen Aufklärung, und wir wollen die wichtigsten Angaben dieser interessanten Publikation auszugsweise erwähnen.

Schon unterm 27. Juni 1898 fragte Lord Strathcona, der „High Commissioner for Canada" bei der englischen Regierung, in Ottawa telegraphisch an:

„Soll ich gegen Deutschlands Vorgehen Protest einlegen? Setze voraus, daß wir Deutschland nach dem 1. August genau wie andere fremde Länder behandeln und daß wir von ihm eine gleiche Behandlung zu erwarten berechtigt sind. Unser Tarif betreffs England und Kolonien ist lediglich häusliche Politik und von fremder Politik ganz verschieden. Habe Chamberlain gesprochen und glaube, die britische Regierung würde unsern Protest unterstützen."

Die Antwort der canadischen Regierung darauf lautete:

„Sie haben die Lage ganz genau geschildert; wenn Chamberlain einverstanden ist, legen Sie Protest ein."

Dies ist denn ja auch durch die „Foreign Office" geschehen; in einem Briefe an das Londoner Kolonialministerium (11. Juli 1898) weist Lord Strathcona darauf hin, daß nach seiner Information Frankreich, Spanien und Portugal ihren Kolonien Vorzugszölle gewähren, daß aber Deutschland Eingänge aus diesen Kolonien auf Grund der meistbegünstigten Klausel zuläßt; jedenfalls will er damit auf eine Inkonsequenz der deutschen Regierung Canada gegenüber anspielen. Die übrige, ziemlich langweilige Korrespondenz Strathcona's können wir überschlagen; der edle Lord mag als Präsident der „Canadian Pacific Bahn" und der „Hudson Bay Company" an seinem Platze sein, als Diplomat mit seinen 82 Jahren ist er es jedenfalls nicht, und es ist anzunehmen, daß die Karre gar nicht so weit in den Sumpf gerathen wäre, wenn eine jüngere, tüchtige Kraft die Sache in die Hand genommen hätte.

In Ottawa hat man vielleicht auch diese Ansicht gehabt die sich so träge dahinziehenden Verhandlungen konnten in Canada nicht befriedigen, und deshalb setzte sich der Premier, Sir Wilfrid Laurier, mit dem deutschen Konsul in Montreal (dem einzigen Berufskonsulate in Canada) in direkte Verbindung. Am 12. November 1901 fand in Ottawa die erste Besprechung über die Lage zwischen dem Premier und dem Konsul statt; sie muß letzteren nicht sehr befriedigt haben, denn in seinem Briefe vom 13. November spricht er dem Premier seine persönliche Ansicht dahin aus, daß, so erwünscht auch ein Gegenseitigkeitsvertrag sein würde, derselbe doch niemals einseitig, d. h. zu Ungunsten Deutschlands sein könne. Es ist in Ottawa jedenfalls die Rede davon gewesen, mit Deutschland einen Vertrag auf der Basis des französischen Vertrages abzuschließen, aber die in Canada zollgünstiger behandelten französischen Artikel bestehen aus Waaren, die Deutschland, mit Ausnahme von etwa 12 000 Dollars Werth Wein, überhaupt gar nicht exportirt, und dem Weinexport wird bei der Vorliebe für französische Produkte auch durch billigere Zölle nicht viel geholfen werden können.

Laurier antwortet auf diesen Brief am 20. November und sagte darin:

„Sobald Sie in der Lage sind, einen Handelsvertrag abschließen zu können, werden wir Ihnen gern entgegenkommen. Aber da Sie dies nicht vor 1903 werden thun können, bleibt uns nur übrig, auf der vorgeschlagenen Basis vorzugehen, und indem wir dies thun, können wir vermeiden, Maßregeln zu ergreifen, welche Ihre Regierung als sie schädigende auffassen könnte. Seien Sie aber versichert, daß, sobald Ihre Regierung bereit ist, einen Handelsvertrag zu diskutiren, wir Ihnen sehr gern auf dem freundschaftlichsten Wege entgegenkommen werden."

Unterm 21. November 1901 sandte Laurier dem deutschen Konsul ein Memorandum des Finanzministers Fielding zur Weiterbeförderung an die deutsche Regierung: Dasselbe gibt genaue statistische Zahlen über den deutsch-canadischen Handel, hebt hervor, daß Canada bei weitem mehr von Deutschland kauft, als dieses von Canada und sagt, daß angesichts dieser für Deutschland so günstigen Zahlen es vielleicht am besten sei, wenn bis nach Abschluß

eines Handelsvertrages, welcher nach 1903 in Kraft treten würde, ein freundschaftliches temporäres Abkommen getroffen werden könnte, demzufolge von Deutschland den canadischen Importen einstweilen wieder das Recht der Meistbegünstigung zugestanden wird, wogegen Canada solchen deutschen Importen, die unter den französischen Vertragsbedingungen ermäßigte Zölle genießen, dieselben Vorzugssätze zugestehen wird.

Dieses in versöhnlichem Sinne gehaltene Memorandum wurde inhaltlich vom Konsulate der deutschen Regierung am 8. und 10. Dezember 1901 übermittelt; das Konsulat bemerkte aber nach Ottawa, daß z. B. Oesterreich, Dänemark, Rußland, Schweden, die Schweiz, welche noch Handelsverträge mit England inkl. der Kolonien haben, unter Umständen Vortheile in Canada genießen würden, die Deutschland nicht erhält. Der Premier antwortet auf diese Bemerkungen unterm 9. Dezember 1901, daß die Deduktionen des Konsulates ihm denn doch als recht gezwungene erscheinen müßten, Canada sei durch wenige alte Verträge noch etwas gebunden, doch würde es sich diese bei der ersten Gelegenheit vom Halse schaffen; wenn dies nicht vorher geschehen ist, so liegt der Grund darin, daß der Handel mit genannten Ländern sehr unbedeutend ist. „Wir sind aber entschlossen, in Zukunft nach dem Grundsatze zu handeln: Gunst um Gunst." heißt es am Schlusse dieses Briefes.

Unterm 12. Februar 1902 frägt der Premier an, ob im Konsulat eine Antwort auf das Memorandum von Berlin eingetroffen sei; er möchte es gern wissen, weil das Parlament am 13. Februar wieder zusammentreten würde.

Die vom Konsulat gegebene Antwort lautete verneinend, mit dem Hinzufügen, daß ein Bescheid ohne Zweifel sehr bald kommen würde; aber er kam nicht, denn am 3. November 1902 mußte, auf eine neue Anfrage von Ottawa wieder geantwortet werden, daß noch keine Mittheilung von Berlin da sei, und der Herr Konsul gab seiner persönlichen Ansicht dahin Ausdruck, daß bei der ungewissen Lage der Handelsvertragsgesetzgebung in Deutschland die Regierung aus Mangel einer soliden Basis nicht geneigt sein dürfte, neue Abkommen zu treffen.

Damit schließt die amtliche Korrespondenz. Man fragt sich unwillkürlich, warum hat es die deutsche Regierung nicht der Mühe werth gehalten, eine Antwort zu geben, welcher Art sie auch sein mochte; an einem Entgegenkommen der canadischen Regierung konnte wohl nicht gezweifelt werden; unser Herr Konsul hat es an Bemühungen, ein Arrangement, vielleicht nur einen vorläufigen „modus vivendi", herbeizuführen, ganz sicherlich in keiner Weise fehlen lassen. Warum also diese Ignorirung der canadischen Vorschläge seitens Berlins? Dachte man wirklich in Berlin, es würde hier alles beim Alten bleiben, und das sich in seinem Rechte glaubende Canada niemals reagiren? Nun, die Entscheidung ist am 16. April in recht unangenehmer Weise gefallen; in Ottawa mußte man nach dem 11 monatlichen Schweigen annehmen, Deutschland wolle von keiner Verständigung etwas wissen, keine Antwort ist in diesem Falle doch eine Antwort, ergo muß Canada handeln; daß der canadischen Regierung der Schritt sehr schwer gefallen ist, darf mit Sicherheit behauptet werden, und das beweist auch die Hinziehung der Sache über vier Jahre.

Und nun, nachdem Canada zu einem energischen Vorgehen entschlossen ist, ergreift man in Deutschland auch wieder Repressalien.

Cui bono? Aus Prinzip? Nun ja, das klingt ja ganz schön, aber wer leidet darunter? Canada kann bei seinem jetzigen kleinen Export nach Deutschland nur noch sehr wenig geschädigt werden!

Es steht zu hoffen, daß die deutsche Regierung auch ihrerseits auf das Zustandekommen eines Handelsvertrages mit Canada hinarbeiten wird; die günstigsten Vordedingungen sind gegeben; die canadische Regierung wird, wie ich glaube, ihr Bestes zu einem Abschlusse beitragen, und so manche Hindernisse, die heute noch im Wege zu liegen scheinen, werden sich bei gegenseitig gutem Willen ohne besonders große Schwierigkeiten beseitigen lassen.

Canada importirte im vorigen Jahr rund neunmal mehr von Deutschland, wie dieses von Canada bezog (10 920 000 resp. 1 300 000 Dollars) und angesichts der großen Zukunft, welche dieses Land in seinem so fruchtbaren Nordwesten besitzt, wird seine Kaufkraft innerhalb kurzer Jahre ganz gewaltig zunehmen. Auch Deutschland wird davon Vortheil haben.

Natürlich wäre ja der ganze Streit mit einem Schlage erledigt, wenn der englische Vorzugstarif aufgehoben wird. Wir haben darauf hingewiesen, daß dies früher der Fall sein könnte, als man sich hat träumen lassen, aber die Chamberlain'sche Kolonialpolitik ist unberechenbar, und wenn dieser sieht, daß Canada Ernst macht, wird er der Dominion vielleicht doch ein paar kleine Zugeständnisse finanziellen Werthes, z. B. bei der Einfuhr von lebendem Vieh oder dergleichen, erwirken, und dann wird Canada einstweilen, als die bescheidenere Partei, wieder zufrieden sein. Deshalb sollten, unbeschadet der Möglichkeit einer Aufhebung des Vorzugstarifes, Verhandlungen betreffs Abschlusses eines Handelsvertrages zwischen Canada und Deutschland angebahnt werden.

Montreal. R. Bach.

Der Uebergang.

Andere Verhältnisse bedingen andere Menschen. Sie greifen nicht nur in das Einzelschicksal ein, sondern sie verändern auch Lebensweise, Sitte und Gewohnheiten ganzer Volksklassen. So ging der Umwandlungsprozeß, in dem Wien allmählich zur Weltstadt wurde, nicht ohne Kampf und Widerstreit vor sich. Die Kleinbürger von Groß-Wien konnten von ihrer erbgesessenen Eigenart nicht lassen. Mit der Zähigkeit und Ausdauer der Bewohner einsamer Alpenthäler vertheidigten sie ihre traditionelle Art in Handel und Wandel gegen die hereinfluthenden großzügigen Neuerungen. Nur ganz allmählich ging der Assimilationsprozeß vor sich — Wien streckte und reckte sich und dehnte seine Riesengliedmaßen bis an die Hänge des Wiener Waldes und bis an den regulirten Donaustrom aus, es nahm die vierunddreißig Vorstädte und später die zahlreichen Vororte in sein Gemeindegebiet auf, es stellte zwischen die Altstadt und die vierunddreißig Riesendörfer, die Vorstädte, ein wunderbares architektonisches Stadtgebilde mit einer Riesenstraße, die mit ihren Prunkpalästen so ganz etwas anderes war, als das alte, gemüthliche Wien.

Die Menschen in diesem Riesenkonglomerat von Gemeinden und Pfarreien und auf den sogenannten Gründen fühlten sich fürs Erste durch die Kinderkrankheiten der Weltstadt nur wenig in ihrem Behagen gestört. Dort, wo sich Stadtgräben und Glacis dehnten, wurde jetzt freilich eine neue Stadt hineingebaut, aber auf den „Gründen" rührte sich nichts.

Man mußte diese „Gründe" des vormärzlichen Wien gekannt haben, um ihre eigenartige Individualität würdigen zu können. Im Mittelalter waren es zumeist Domänen einzelner Adeliger, unter deren Schutz sich eine Gemeinde bildete, die dann auch eine Kirche bekam. Auf den „Gründen" dehnten sich Weingärten und Felder aus, und ihre Bewohner unterhielten einen lebhaften Handel und Wandel mit der von Mauern umgürteten Stadt. Nach der zweiten Türkenbelagerung erstanden die zerstörten Vorstädte bald wieder, und auf den Gründen wuchsen allmählich Städte empor, die endlich hart aneinander grenzten und von denen einige sich in Bezug auf Einwohnerzahl und Betriebsamkeit fast mit der inneren Stadt messen konnten.

Digitized by Google

Aber in gewissem Sinne hatte jede dieser Vorstädte ihre eigene Physiognomie, die soweit ging, daß die einzelnen „Gründe" sich sogar im Dialekt nicht unwesentlich unterschieden, so daß man lange Zeit noch von einem „Liechtenthaler"- und einem „Lerchenfelder"-, ja sogar von einem „Thury-Brückler"-Dialekt sprechen konnte.

Der konservative Hang der Bevölkerung brachte es mit sich, daß sich in allen diesen Vorstädten eigene Mittelpunkte für die Gewerbe, Fabriksbetriebe und Industrien bildeten. Der reichste und angesehenste von diesen war der „Brillantengrund" in der Vaterstadt Schottenfeld, der seinen Namen von den vielen reichen Fabrikanten herleitete, die dort ihre Seidenzeugfabriken, ihre Goldspinnereien und Webereien hatten. Die Fabrikantensöhne dieses Brillantengrundes bildeten eine eigenartige Patriziergilde, die durch fabelhaften Aufwand und extravagante Lebensführung vor allen anderen hervorragten und mitunter nachahmenswerthe Beispiele von Verschwendungssucht und Uebermuth lieferten.

Auch in anderen Vorstädten hatten sich blühende Gewerbe angesiedelt. In Mariahilf und auf der Wieden die Meerschaumpfeifenindustrie, die lange Zeit hindurch den europäischen Markt versorgte. Die Bronzewaarenindustrie auf dem Neubau, die Möbelwaarenerzeuger auf dem Spittelberg, die Lederfabrikanten in der Leopoldstadt waren ebenfalls auf einzelne Bezirke zusammengedrängt.

Das war die sogenannte gute alte Zeit, in der man noch mit dem bekannten Silberzwanziger eine Landpartie unternehmen konnte, in der von dem wüthenden Konkurrenzkampf unserer Tage noch nichts zu spüren war und da selbst der Kleingewerbetreibende bei den billigen Lebens- und Wohnungsverhältnissen noch sein leidliches Auskommen fand.

Wie die Auster auf dem Meeresgrund, saßen die Autochthonen dieser Vorstädte fest auf dem Boden, wo ihre Wiege stand. Es galt als eine Katastrophe, wenn solch eine erbgesessene Familie genöthigt war, in eine andere Vorstadt zu übersiedeln. So sehr waren sie mit ihren Lebensgewohnheiten in den Boden verankert, daß sie sich entwurzelt fühlten, wenn sie den Schauplatz ihrer Jugendfreuden und ihrer Erinnerungen verlassen sollten. Die Pfarre, in der ihre Eltern, Großeltern und Urgroßeltern getauft worden, war ihre Heimath; alles andere galt ihnen als Fremde.

Das patriarchatische Regiment aus der Zeit des Kaisers Franz wirkte noch lange nach, und als der Flügelschlag einer neuen Zeit über der alten Kaiserstadt rauschte, wollten die Alten von den geänderten Verhältnissen nichts wissen. Sie saßen in ihren altväterischen Behausungen mit den geräumigen Höfen, die oft wieder ein Gemeinwesen für sich bildeten, suchten Abends ihren Stammtisch in den gemüthlichen, rauchgeschwärzten Gaststuben auf und sprachen von den guten alten Zeiten, von Strauß und Lanner, vom Lerchenfeld mit seinen Heurigenschenken und gingen Sonntags noch immer „aufs Land", wenn dieses „Land" auch mittlerweile verschwunden war. Denn statt der Felder und Weingärten waren mächtige Vororte erstanden, Städte mit sechzig bis achtzigtausend Einwohnern und in den Hauptstraßen der Riesenstadt fluthete mächtiges, geräuschvolles Leben, erhoben sich kolossale Häuserfronten und die Straßenbahnen vermittelten einen neuen, ungeahnten Verkehr.

Das war der große Uebergang, den sie nicht sehen wollten, dem sie kein Tüpfelchen von ihren patriarchalischen Gewohnheiten in Handel und Wandel, in Lebensweise und Lebensansprüchen opfern wollten. Sie wollten sich nicht anpassen und warteten in ihren alten, stillen Stadtvierteln den Uebergang ab; denn sie hielten das Neue für den Uebergang, der bald wieder dem bewährten Alten weichen würde.

Viele lenkten noch rechtzeitig ein. Ueber manche ging die Hochfluth des neuen Zeitalters hinweg. Große Industrien brachen zusammen. Der Brillantengrund hatte längst seine Bedeutung verloren, und die Nachkommen der stolzen Patriziergeschlechter versanken in Armuth und Verkommenheit.

Diesen Uebergang*) schildert J. J. David in seinem neuesten gleichnamigen Roman. Er wählt hiezu den Rahmen eines alten vorstädtischen Patrizierhauses und zeigt uns in meisterhafter Weise die Verheerungen, die das Hereinfluthen einer neuen Zeit auf die Repräsentanten eines Geschlechtes ausübt, das den Kampf mit dem Leben scheut und während des großen Umwandlungsprozesses nichts gelernt und nichts vergessen hat.

In der Familie des Franz Mayer stellt der Dichter das Paradigma eines solchen Wiener Geschlechtes hin, das den geänderten Zeitverhältnissen nicht gewachsen ist, und in dem die sybaritischen Gewohnheiten des vorstädtischen Patrizierthums die immer lauter werdenden Stimmen einlullen, die zur Ein- und Umkehr mahnen.

Dieser Franz Mayer, das Haupt der Familie, ist das Urbild des Wiener „Spieß". Gutmüthig und mittheilsam, solange seine Eitelkeit nicht verletzt wird, hochfahrend und höhnisch, wenn er glaubt, daß ein überlegener Kopf seine Beschränktheit belächelt. Das hat er noch aus der Zeit, wo des alten Adam Mayer, seines Großvaters, Fabriken standen, wo noch die Tüchtigkeit des Ahnherrn nachwirkte und die Bewohner des ganzen Grundes der Familie Mayer eine Ausnahmestellung einräumten.

Obwohl der Reichthum schon längst zersplittert und zerflattert war und obwohl von der Adam Mayergasse nur mehr das starkverschuldete Eckhaus im Besitze des Enkels verblieb, lebte in diesem noch ungeschwächt die große Vorstellung von der Tüchtigkeit, dem Rufe und der Bedeutung seines Geschlechts, die er als unerschütterliches Erdtheil betrachtete: „Mir san mir!" war sein Wahlspruch, wenn von den aufstrebenden Konkurrenten gesprochen wurde, und ihre Geschäftskenntniß war in seinen Augen elender Krämergeist, ihre Erwerbsthätigkeit Schmutzkonkurrenz. Mit solchem Pack möchte doch der Nachkomme eines Adam Mayer nicht in einem Athem genannt werden!

Und obgleich es mit ihm und seinem Haus rapid abwärts geht, so weist er doch immer wieder die Einwendungen seiner tüchtigen Gattin mit solch billigen Phrasen zurück.

Und genau so wie er ist sein Bub, der Adam, geartet. „Sehen S'", sagt er zu dem Lehrer seines Jungen, „da ist zum Beispiel gleich mein Bub, der Adam. A g'scheiter Bub, hört man allgemein, und durchg'wixt wie der Teufel, kann ich Ihnen sagen. Aber lernen hat er niemals net wollen. Net, weil er zu dumm ist. Er kapirt alles. Aber zu fad ist's ihm immer gewesen, über die Bücher sitzen. Er hat halt sehr früh Streich' im Kopf g'habt. Was soll ich denn da thun? Soll ich ihm eppa den Kopf 'runterreißen? No also, had' ich ihn halt laufen lassen. Wenn er einmal keck war, so had' ich's ihm schon gesagt oder ihm ein paar ganz tüchtig hinter die Ohren gegeben. Aber die jungen Leut' sind halt laut. Ich war's auch, und ich bin doch wer geworden."

Mit diesen Erziehungsprinzipien und einem Stück Familien-Erdtheil bringt es der Adam recht weit. Getreu seines Vaters Prinzip ist ihm „A Hetz' und a Gaude" die eigentliche Lebensbestimmung. Hochmüthig und arbeitsscheu, treibt er sich schon frühzeitig in verrufener Gesellschaft herum, sitzt halbe Tage bei den „Greißlerischen" und unterhält mit der Köchin des Hauses, der Marie, ein unfauberes Verhältniß. Schließlich wird er als „Gemeiner" assentirt, da er die Prüfung für den Einjährigen nicht bestehen kann.

Beim Militär wird er seiner Familie zur Geißel. Er brandschatzt Mutter und Geschwister und sogar seine Geliebte, die Marie, bei jeder Gelegenheit. Die Mutter, die mit Bangen den Zusammenbruch des Hauses kommen sieht, wehrt sich nach Kräften gegen die tolle Selbstzerstörung der beiden Männer. Doch sie ist zu müde und abgerackert, zu entmuthigt und hoffnungslos, um diesen Gewaltmenschen stand halten zu können. Und während Franz Mayer, der Vater, immer stärker abwirthschaftet, versinkt Adam Mayer,

*) Der Uebergang. Roman von J. J. David. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Digitized by Google

der Sohn, immer tiefer in den Sumpf des Lasters. Böse Keime senkt der eigene Vater in die Brust seines moralisch haltlosen Jungen. Und eines Tages geht der zur Großmutter hinauf mit dem festen Vorsatz, von ihr Geld zu holen und sei es mit Gewalt.

Die alte Großmutter ist wie das lebendige Gewissen des Hauses Mayer. In ihr lebt noch die ganze Tüchtigkeit und strenge Rechtlichkeit der Familie, die einst durch diese Eigenschaften groß geworden war. Und darum blickt sie mit unsäglicher Verachtung auf die entnervten und dekadenten Häupter ihres Hauses, die dem sichern Ruin zusteuern. Sie wohnt im dritten Stockwerk desselben Hauses. Keines der Urenkelkinder hatte die Wohnung jemals betreten. Sie hatte jeden Verkehr mit ihnen abgebrochen. Sie wußte, der „Uebergang" konnte hier nur das Ende bedeuten. Und weil sie dieses Ende für unaufhaltsam und selbstverschuldet hielt, so zog sie die Hand von ihnen ab und überließ sie ihrem Verderben.

Und dieses Verderben kam rascher als man dachte. Adam hatte die Großmutter hassen gelernt, die den leichtsinnigen Enkeln den Weg zu ihren Schätzen verwehrte. Und eines Tages, als ihm die Mittel zu seinen gewohnten Orgien fehlten, da stieg er zu ihr hinauf und verlangte ungestüm Geld. Hart und unerbittlich verweigert ihm die Greisin jede Unterstützung.

„Weil Dir in Ewigkeit net zum helfen ist."

„Und warum denn net, Ahndel?"

„Weilst D' ein Fallot bist."

Ein besinnungsloses Röcheln der Wuth. Eine Waffe, zum Stich gesenkt, in der Luft aufblitzend. Ein jäher Schritt zum Divan, auf dem die alte Frau saß, ruckweise gethan, mit steifen Knien, als risse etwas den Adam vorwärts . . . „Adam . . ., A . . .", hauchte der Mund der Greisin. Und dann Todtenstille.

Der Schreck hatte die Ahnfrau getödtet und dadurch ihren Urenkel vor der Greuelthat bewahrt. Er rafft jedoch zusammen, was er an Geld bekommen kann.

Und Abends, in einem verrufenen Lokal, wo er mit dem geraubten Geld den großen Herren spielt, wird er in einem Eifersuchtshandel erschlagen.

In einer furchtbaren, nervenzerrenden Szene hält Frau Kathi Mayer, die Dulderin, am Sarge ihres Sohnes Abrechnung mit dem verlotterten Gatten. Kein Erbarmen, kein Mitleid bei dieser endgültigen Abrechnung; das Haupt der Medusa starrt ihm entgegen. Gepeitscht von Verzweiflung und Reue stürzt er fort und erhängt sich.

In diesen beiden Personen, Vater und Sohn, hat der Dichter das Bild der Dekadence mit packendster Charakteristik und intimster Detailschilderung hingestellt. Da fehlt auch nicht einer von den kleinen Zügen, die uns diese eigenartige, absterbende Spezies mit Leben und Blutwärme erfüllen. Sie mögen anderswo ähnlich sein, die „Biz" Vater und Sohn; aber ganz so sind sie nur im Wiener Boden und unter den besonderen Verhältnissen, wie sie der Autor mit meisterhafter Beobachtungsgabe für Wiener Art und Sitte in der bildlichen und plastischen Form des selbstschöpferischen Dialektes darstellt.

Das Gemälde dürfte aber nicht „Uebergang" heißen, wenn nicht aus dem Untergang des Untüchtigen und Faulen neues, kräftiges Leben sprießen würde.

Die reiche, bildsame, lebens-, kunst- und sangesfrohe Volkskraft des Wienerthums, dieses kräftigen deutschen Stammes, der an der Donau durch vielfältigen Einschlag romanischen, magyarischen und slawischen Volksthums mannigfach differenzirt wurde, leidet durch solche degenerirte Schößlinge keinen Abbruch.

Das zeigt der Autor in seinem packenden Kulturbild durch weise Vertheilung von Licht und Schatten. In der Familie Franz Mayer's selbst leben die Keime, die berufen sind, den „Uebergang" siegreich zu bestehen. Die älteste Tochter, die Kathi, ist zwar durch Anlage und Vererbung dem Fluch der Verweichlichung und inneren Haltlosigkeit verfallen, und ihre Schönheit macht es ihr leicht, dem engen Leben und der gefürchteten Arbeit zu entfliehen und dem vergoldeten Laster in die Arme zu sinken.

Aber da ist die zweite Tochter, die Rosel, bei der der Hochmuth keine Wurzel schlägt. Sie sehnt sich aus dem Vaterhause mit seinen wackeligen Verhältnissen hinaus und heirathet einen ehrsamen Handwerker, an dessen Seite sie, schaffend und sparend, ein neues blühendes Haus gründet. Und da ist die Linnerl, die Jüngste, ein heller Kopf und ein goldiges Gemüth; sie wird ein Kind unserer Tage mit unstillbarem Wissensdurst und dem Drang, das ganze große Leben zu durchdringen, um es endlich zu meistern.

Und so lebt die große Tradition der Mayerischen, die in der Urahne verkörpert war, wieder auf, und neues Leben blüht aus den Ruinen.

So schließt der Ring harmonisch und befriedigend und der Zeiger des „Uebergangs" weist auf bessere Tage.

Die großen Vorgänge des Romans bestehen nicht nur in der Erfindung spannender Ereignisse und in der dem Dichter eigenen glänzenden Diktion. Sie sind vielmehr in der kulturschildernden Arbeit gelegen, die das Schwindende festzuhalten, das Schwankende und Werdende zu erklären versteht. Mit scharfem Blick hat J. J. David die Eigenart des Wiener Volkes studirt und ist seinen Schwächen und Vorzügen gerecht geworden.

Mit Liebe und Verständniß gräbt er in dem ergiebigen Schacht unserer Volkssprache und weiß durch ein gut geprägtes Wort, durch eine sprichwörtliche Redensart, ein treffendes Bild, seiner Diktion stets Licht und Farbe zu geben. Das Kulturbild wird von der Intuition des Dichters durchleuchtet.

Wien. V. Chiavacci.

Vom alten Sebastian Bach.*)

Wenn Georg Ebers über Aegypten dichtete, so war das eine Sache der Philologie und hatte nichts mit seiner eigenen Wesensart zu thun; wenn aber Karl Söhle sein neustes Buch Anfang des 18. Jahrhunderts spielen läßt, so muthet uns das beinahe an, als sei der Verfasser damit in seine eigentliche Heimath gekommen, aus der er nur manchmal zu Besuch reiste in unser Dampf- und Elektrizitätsjahrhundert hinein.

Wer ihn sieht, wie er, andachtsvolle Verzückung auf dem altmodischen Gesicht das Tropfengeräusch eines Springbrunnens behorcht, wer eindringt in seine stille, sonnige, grünumwachsene Arbeitsstube, wo zahme Waldvögel ihn vertraulich umzwitschern, während er „mit Treue, Fleiß und Unverdrossenheit" seine Arbeit betreibt, wie selber einer aus der alten, ehrsamen Musikerfamilie der Bache, der begreift augenblicklich, daß da keine prickelnden Gyp-Novellen oder anklagenden Hauptmann-Dramen aus seiner Feder fließen. Man hat ihn wohl mit Raabe verglichen, vielleicht aber ist dessen absichtlich begrenzte Welt immer noch moderner als die ganz aus dem Kleinen, Begnügsamen herausschauende Karl Söhle's. Raabe's Stil ist sauber ciselirt, weitläufig, aber voll Nüancen, Söhle gefällt sich in einer gewissen rhythmischen Volltönigkeit, die oft ins Pathetische geräth; Raabe's Gestalten bekämpfen die moderne Kultur und stellen ihr das Idyll, das Behelfen gegenüber, Söhle's Figuren lieben und bewundern sie von Ferne, wie einer, der noch nicht gelitten hat durch sie. Schon in seinen beiden ersten Bänden**), den Musikantengeschichten, tritt das deutlich zu Tage. Die Kultur ist da überall eine schwer erreichbare Freundin, die vor den Pforten steht und winkt. Selbst der

*) Sebastian Bach in Arnstadt von Karl Söhle. B. Behr's Verlag, Berlin.

**) Karl Söhle, Musikantengeschichten. Ebda.

Heldentenor aus Strulleborn, der als erfolgreicher, in der Großstadt vergötterter Mr. William Boldini seine ehemaligen Mitbürger und Gönner verleugnet, wird ohne besondere Entrüstung mit einem gutmüthigen Lachen abgethan. All die andern Menschen in den Musikantengeschichten tragen einen Zug rührender kleinstädtischer Sehnsucht nach der Welt da draußen, verbunden mit einem ebenso rührenden, ebenso kleinstädtischen Behagen am Selbstgeschaffenen und Mühsam-Erreichten; ob es nun ein neues Violoncell ist, das der Amtsgerichtsrath seinem Quartettgenossen, dem alten Subalternen Harkort schenkt, der früher Waldhorn blies und erst, als ihm die Zähne ausfielen, zum Cello griff; oder ob es Schorse Timm's Trete-Trommel ist, die er für einen Thaler und acht gute Groschen in Salzwedel auf der Auktion erstanden hat.

Ergreifend ist dieser Stolz des Ringenden, der zum ersehnten Ziele kommt, in der „Orgelweihe" zum Ausdruck gebracht, jener Erzählung, die dem ersten Bande der Musikantengeschichten das Titelblatt liefert. Der alte Kantor Conring im Dorfe Fichtenhagen, hat dreißig Jahre lang die widerspenstigen Kirchenvorsteher und die sparsame Gemeinde bearbeitet, bis die sieben neuen Pfeifen und der neue Blasebalg in die Orgel kamen. Jetzt sitzt er, der größte Orgelspieler des ganzen Kreises, auf seiner Bank „Wind, Sühmann, Minna mein Kind, hilf ziehen! So hab' ich die C-Dur noch nie herausgebracht, all mein Lebtage nicht! Was die Posaune aber auch Ton gibt und das vorzügliche neue Prinzipalregister, oh und Lieblich Gedackt — der wahre Engelsgesang! —"

„Noch einen Achtfüßer mehr heraus. Jetzt auf dem G-Orgelpunkt schnell Violon 8 wieder weg, Subbaß dafür." Söhle schwelgt in technischen Ausdrücken hier wie überall, wo von Musik die Rede ist. Und von Musik ist bei Söhle immer die Rede. Niemand wie er versteht es überdies, Töne in beschreibende Worte umzusetzen. In seiner „Eroica" genießen wir mit dem armen Dorfschulmeister zusammen, der zu Fuß fünf Stunden gewandert ist, um Bülow Beethoven dirigiren zu hören, das ganze Konzert, Ton für Ton.

„Abermals erklingt das Motiv in schwelligen Horntönen. Ein Crescendo entwickelt sich. Nun ein Stoß, und dahin fliegt das Schiff, gebauschte Segel, flatternde Wimpel. Weit, majestätisch thut sich auf der Ozean."

Und direkt Tonübersetzung versucht er in der Geschichte vom Trommelschläger Hannjochen, der den großen Königswirbel schlägt:

Rabedomm,
Rabadomm,
Rabadabadabadabadomm,
Dommoabadabadabadomm,
Brrrrrromm.

* * *

Alle diese selben Eigenschaften nun kommen Söhle's neuem Buche „Sebastian Bach in Arnstadt" zu Gute.

Es beginnt mit der Schilderung eines Bach'schen Familientages, der in Arnstadt abgehalten wird. „Die Bache" waren eine durchaus musiktreibende Thüringer Familie, deren Mitglieder Kantoren, Organisten und Kunstpfeifer waren im Lande. Selbst als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keiner des Namens mehr dort das Gewerbe betrieb, behielten die Stadtmusikanten noch den Namen „Die Bache". In Erfurt, Arnstadt oder Eisenach kamen sie jährlich zusammen, begrüßten einander und trieben Musik zur Erhöhung der Festfreude.

Söhle verlegt einen solchen Familientag zu Arnstadt in die Zeit, da der junge Sebastian dort Organist ist. Vom Dach der Kirche aus hält der Umschau nach den von allen Seiten Herankommenden. Da oben, müde vom fleißigen Orgeiüben in nächtlicher Frühe, hat er ein musikalisches Traumgesicht, Vorboten künftiger großer Tonschöpfungen. Er sieht im Nebel über Schutt und rauchende Trümmer die Hatzfeld'schen Reiter durch Thüringen wüsten, dunkle Aengste, dann endlich Licht, Gott lebt, er ist nicht gestorben, das All jauchzt auf, und Sterne, Wolken und Winde stimmen in den Hymnus:

„Wo warst Du, da ich die Erde gründete?"

Aber der Träumer wird herabgerissen von seinem Thron, da er Ewigkeiten leitete, und nimmt seinen Platz bescheidentlich im Kreise der älteren Verwandten ein. Hier überall läßt Söhle seiner Freude an alterthümelnder Redeweise die Zügel schießen.

„Freuen alle Bache sich herzlich des Wiedersehens."

„Es sind des ferneren gekommen. . . ."

Lebendig und würdig sitzen sie vor uns da, alle, in Ehren ergraute Meister, flotte Gesellen und „schon gewachsene Musici" bis hinunter zu den kleinsten Lehrjungen. In der goldenen Henne läßt man sich's bei Trunk und Gespräch wohl sein, dann wird ein Choral angestimmt, und endlich theilt Herr Aegidius in wohlgesetzter Rede die Chronik der Familie mit. Hier ist in Kürze ein charakteristisches Zeitbild gegeben. An wen im vergangenen Jahre der „große mordus getreten nach Gottes Willen" berichtet er, und von dem „über die Maßen großen Segen" der 28 ehelichen Geburten, darunter fünf Zwillinge. Dann aber hält er strenges Gericht über die Konduite eines jungen Verwandten, der Ringle gewechselt hat mit einer nicht sehr tugendsamen Dame und sie dann sitzen lassen.

Und ein Thürmer klagt um sein verbrieftes Privileg auf zwei Drittel der Sporteln, das die Stadtpfeifer nicht mehr anerkennen wollen.

Und so wird allerlei Stadtstreit und Handel hineingetragen in den festen, rechtlichen Kreis, Beschwerdeschriften werden formulirt und unterschrieben, Beschlüsse gefaßt.

Von einem der Bache heißt es gar im Kreise, es gebrächen ihm zum Ambt immer noch die erforderlichen Requisita, und die Saalfelder hätten deshalb Beschwerde eingelegt.

Der arme Sünder weiß nicht, wo er mit den Augen hin soll, vor Scham.

Und vor diesen strengen Kritikern soll nun der junge Sebastian spielen. Wieder erleben wir, hören wir gleichsam die Musikaufführung in der Kirche mit allen kleinsten Einzelheiten. Von schweren, grimmen Tatzenakkorden ist da die Rede, und es wird berichtet, wie die Instrumente schweigen und die Chorbässe dann dumpf, geheimnißvoll flüsternd, voll verhaltener Angst erzählen, was geschrieben steht Offenbarung Johannis.

Selig sitzt er droben, spielt nach dem großen Werk seines berühmten Oheims Johann Christoph eine eigen komponirte Fuge, aber als er geendet hat und stolz und gespannt hinunterlugt in das Gestühle, erschrickt er ob der vielen langen „Bähgesichter" da unten.

Die gestrengen Richter vermissen „die Reguln". „Erdüffelt" scheint ihnen die Fuge, hochmüthig der Spieler. Ein Wohlwollender gibt ihm den Rath, nach Lübeck zu gehen und dort beim Meister Buxtehude zu lernen.

Nach dieser ernsthaften Scene wird uns nun das Divertissement geschildert. Wieder in Musikmalerei die Allemande und Courante. Man staunt, wo der Verfasser die charakteristischen Schilderungswörter in solcher Fülle hernimmt. Mitten drin erklingen alte Lieder, witzige, schlagfertige Reime, die jeder auf den Wink des lustigen, alten Meister Thomas dem Quodlibet anreihen muß. Und zuletzt arrangiren die Erfurtischen, die Schelme, für sich extra einen frechen Zeidlertanz, daß die Röcke der Weiblein sausen.

Nun in Lübeck! Johann Sebastian hat vier Wochen Verlaubniß bekommen zu mehrerer Perfektionirung im Lautenschlagen. Aus den vier Wochen aber werden vier Monate; die große Hauptorgel der Marienkirche mit ihren siebenundfünfzig klingenden Stimmen hat's ihm angethan. Und er könnte Nachfolger werden des alten, vielbewunderten Lübecker Meisters; aber die alte Organistenbestallung hat die Klausel, daß „nur mag choisiret und bestellet werden ein Subjekt, so mit dem Ambt unweigerlich zum Weib will

nehmen seines Herrn Präantecessoris Wittib alias Jumfer älteste Tochter."

Und diese Orgelbraut ist 37 Jahre alt, häßlich, ein Grenadier. Und der junge Thüringer liebt daheim ein junges, schönes Bäschen! Mit großer Macht tritt der Versucher an ihn heran. Der fetteste Organistenposten in deutschen Landen, des großen Buxtehude Nachfolger, die herrliche Orgel! Ein fürstlich Salarium! So gar viel Reputation!

Aber er denkt der Heimath. Und als er jetzt an der Orgel sitzt in seiner Seelennoth, quillt aus seinem Innern ungeahnte Macht herauf. Er ist ein anderer geworden, hat das Bedürfniß sich in Tönen auszusprechen und die Kraft es zu können in gewaltigem Gefüge. Er spielt seine Heimath, spielt seine liebe Marie Barbara, spielt zuletzt ein heiliges Versprechen.

Und wie eine Symphonie selber mit Scherzo und Adagio und Andante vor dem Schlußsatze folgt nun das gemächliche, humoristische Spiel einer Gerichtsverhandlung in Arnstadt gegen den säumigen Johann Sebastian. Straks von der Gerichtsstube dann in die Arme seiner Maria Barbara.

Und dann der Schlußsatz mit dem Motiv des Anfangssatzes, Bach'scher Familientag in Eisenach. Wieder spielt Sebastian, der neue wohlbestallte Organist in der freien Reichsstadt Mühlhausen, den Kopf voll starker Kantaten, Sonaten, Toccaten, Choräle, Präludien, Fugen.

Und diesmal gilt der Prophet auch im Vaterlande.

Mit einem gewaltigen Alleluja endet das Buch.

Motto und Schluß in Notenschrift. Und Noten in Worten jede Zeile des ganzen Bandes. Es ist eine eminent musikalische Erzählung dieser Sebastian Bach von Söhle und voll getreuen Gefüges, wie es die Musik selber ist. Gesetzmäßig und doch dabei weich geöffnet allen Tönen der Gnade, die den Schritt des Tages unterbricht mit lieblichem „Gedackt".

In markigem Rhythmus beginnt das Buch. Humor und Kampf und weich hinschmelzende Empfindung lockern das Gebinde, bis wieder der alte ehrenfeste Organistenschritt erklingt. Verhalten aber lockt und pocht die junge Kraft des Meisters Sebastian zu neuem, künftigem Werke durch den Takt.

Mehr ein Buch für begeisterungsfähige, friedensuchende Gemüther, als für grübelnd angelegte oder schaudegierige. Ein Buch aus der guten, langsamen und getreuen Zeit der alten Bache.

Anselm Heine.

Ein merkwürdiger Lebenslauf.

Während der letzten dreißig Jahre hat George Francis Train an öffentlichen Angelegenheiten wenig Antheil genommen und überhaupt nicht viel Redens von sich machen lassen, sondern ein recht ruhiges, zurückgezogenes Leben geführt. Nun hat seine soeben in der fünften Auflage erschienene Selbstbiographie [My Life in Many States and in Foreign Lands. New-York: D. Appleton & Co. 1902. pp. XXI, 348] die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf ihn gelenkt und seine frühere rege Thätigkeit und wirklich epochemachenden Leistungen auf den Gebieten des Handelsbetriebs und des in- und ausländischen Verkehrs ins Gedächtniß zurückgerufen. Seine Laufbahn, obwohl in mancher Hinsicht eigenartig und öfters in hohem Grade excentrisch, dürfte im ganzen als „echt amerikanisch" bezeichnet werden. Train's Großvater von mütterlicher Seite war George Pickering, ein Sklavenhalter in Baltimore, der aus Gerechtigkeitsliebe seine sämmtlichen Sklaven auf einmal befreite und sich dem Berufe eines Methodistenwanderpredigers mit einem Jahresgehalt von nur 300 Dollar widmete. Durch den Verkauf eines einzigen der von ihm ohne die geringste Vergütung freigelassenen Neger hätte er leicht drei- oder viermal so viel Geld erhalten können. Solche Vortheile zog er gar nicht in Erwägung; er horchte der Stimme seines Gewissens und ließ sich seinen mit so großer Selbstaufopferung gefaßten und mit unerschütterlicher Willenskraft durchgeführten edelmüthigen Entschluß niemals reuen. Zum Glück trat er später in den Ehestand mit einer reichen Gutsbesitzerin zu Waltham in der Nähe von Boston und sah sich hinfort auf Lebenszeit aller materiellen Sorgen enthoben.

Mit der ältesten Tochter dieses Ehepaares vermählte sich Oliver Train in Boston, wo das erste Kind, George Francis, am 24. März 1829 geboren wurde. Bald nachher ließ sich der Vater als Kaufmann in New-Orleans nieder. Dort brach 1833 eine heftige Epidemie aus; das gelbe Fieber raffte in kurzer Zeit die ganze aus fünf Personen bestehende Familie hin, außer George Francis, der auf Wunsch der Großmutter zu ihr nach Waltham unter dem Schutz eines Schiffskapitäns geschickt und aus der gräßlichen Gefahr mit genauer Noth gerettet wurde.

Psychologisch interessant und recht bezeichnend für seine ganze Lebensführung ist es, daß die strenge Gewissenhaftigkeit, die seinen Großvater kennzeichnete, sich als Familienerbstück frühzeitig bei ihm geltend machte und auf seine moralischen Anschauungen und Entschließungen bestimmend einwirkte. Eines Tages nahm die Tante den sechsjährigen Jungen in einen Laden mit, um ihm einen Anzug zu kaufen. Während sie damit beschäftigt war, sah er ein schönes Taschenmesser in dem Schaukasten, hob den Deckel auf und steckte das stark begehrte Messer in die Tasche. Aber das Gewissen ließ ihm keine Ruhe, bis er es wieder zurückgelegt hatte. Bald aber gewann die Versuchung wieder die Oberhand, er nahm das Messer nochmals an sich, konnte es jedoch auch diesmal nicht behalten. Dies geschah dreimal, ohne daß die Tante oder der Ladendiener den Vorgang wahrgenommen hätten. Er verließ den Laden ohne Taschenmesser, aber mit reinem Gewissen.

Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr arbeitete der Knabe auf dem Landgut zu Waltham, besuchte auch gelegentlich die dortige Volksschule, erhielt aber nur Elementarunterricht, der sich auf die Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens beschränkte. Die fromme Großmutter wünschte, daß er in die Fußstapfen ihres Gatten treten und Prediger werden sollte; davon wollte er jedoch nichts wissen, da er eine starke Vorliebe für den Handelsbetrieb hatte. Als er sechszehn Jahre alt war, wurde er in einer unter der Leitung seines Verwandten, Enoch Train, stehenden Seehandlungsgesellschaft in Boston angestellt und machte sich bald durch Treue, ungewöhnliche Fähigkeiten und kühnen Unternehmungsgeist bemerkbar. Namentlich für die Entwicklung der Meerschiffahrt hat er Außerordentliches geleistet. Er ließ mehrere Kutter bauen, welche alle bisherigen Fahrzeuge dieser Art an Größe und Schnelligkeit weit übertrafen und die Fahrt von Boston um Kap Horn nach San Francisco in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurücklegten. Als Train diesen in Europa wie Amerika großes Aufsehen erregenden und für die Beförderung des internationalen Verkehrs wichtigen Erfolg erzielte, war er nur neunzehn Jahre alt.

Er war kaum mündig, als er nach Liverpol geschickt wurde, um die Führung der dortigen Filialhandlung der Bostoner Firma zu übernehmen, und zwei Jahre später erhielt er den Auftrag, ein ähnliches Geschäft zu Melbourne in Australien zu gründen. Nicht nur zur Ausdehnung und kräftigen Beförderung des Handelsverkehrs, sondern auch in mancher andern Beziehung hat seine scharfe Beobachtungs- und geniale Erfindungsgabe zum Fortschritt der Kultur wesentlich beigetragen. Es wäre leicht, viele Fälle anzuführen, doch wir begnügen uns hier mit dem Folgenden. Bekanntlich hat Sir Rowland Hill, der Reformator des englischen Postwesens, die Briefmarken erfunden und am Anfang der vierziger Jahre eingeführt. Um die mit der Scheere abzuschneiden, wurden viele Mädchen in seinem

Bureau angestellt, ein Verfahren, das viel Zeit in Anspruch nahm. Eines Tages machte Train ihn darauf aufmerksam, wie leicht es wäre, diese Arbeit durch die Durchlöcherung der Ränder der Briefmarken zu ersparen. Herr Hill ging unverzüglich auf diesen Gedanken ein, und in dieser Weise ist die jetzt überall gebräuchliche und äußerst bequeme Form der Briefmarken entstanden. Am Ende der fünfziger Jahre baute er die ersten Tramways für den Personenverkehr in England, anfangs in Liverpool und gleich nachher in London. In beiden Städten begegnete er dem heftigsten Widerstand von Seiten der Omnibusgesellschaften und besonders der adligen und vornehmen Klassen, die fürchteten, die Gleise würden das Fahren mit Equipagen gefährden. Er ließ sich jedoch nicht abschrecken und führte den das Gemeinwohl in so hohem Grade befördernden Plan mit glänzendem Erfolge durch.

Auf eine eingehende Würdigung der Verdienste des Herrn Train um die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in verschiedenen Ländern müssen wir verzichten und uns mit der Erwähnung einiger großartigen Unternehmungen, an denen er als Urheber und Ausführer den Hauptantheil nahm, begnügen. Als er den Entwurf einer die Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ozean vermittelnden Eisenbahn einigen hervorragenden New-Yorker Finanzmännern vorlegte, sagte einer derselben: „Train, Sie stehen in dem Rufe eines tüchtigen Geschäftsmannes. Warum wollen Sie etwas thun, um diesen Ruf zu verderben? Man kennt Sie in der ganzen Welt als den ‚Clipper-Ship King'. An diesem Ruhm sollte ein Mann sich genügen lassen. Wenn Sie aber versuchen, eine Eisenbahn quer durch die Wüste und über die Felsengebirge zu bauen, so wird jedermann Sie für verrückt erklären." Durch diese etwas schroffe und wenig ermuthigende Meinungsäußerung ließ er sich jedoch von seinem Vorhaben nicht abschrecken, sondern drang desto energischer auf die Verwirklichung und ergriff ohne Verzug die zur Herstellung des Riesenwerks nöthigen Maßregeln. Zu diesem Zweck gründete er den „Crédit Mobilier of America", das Vorbild der jetzt in den Vereinigten Staaten üppig emporwachsenden, den Spielgeist großziehenden und die Grundlagen einer fortschreitenden Entwicklung der Industrie manchmal untergrabenden sogenannten „Trusts". 1863 reiste er nach dem Westen und hielt in Omaha eine Rede, in der er behauptete, der Bau der Eisenbahn würde vor dem Jahre 1870 vollendet werden. Dazu bemerkte der „Hongkong Herald", Train sei schon als ein Sonderling allgemein bekannt, aber diese zuversichtliche Voraussagung stelle ihn als einen Schwärmer und Tollkopf dar. In der That wurden die letzten Schienen am 10. Mai 1869 zu Ogden in Utah mittelst eines goldenen Nagels feierlich befestigt und die Bahn fünf Tage später dem Betrieb übergeben. Auf seiner Reise um die Welt im Jahre 1870 trat er in die Redaktionsstube dieser Zeitung und ließ sich den betreffenden Leitartikel zeigen. „Kennen Sie den Train?" fragte der Redakteur und erhielt die Antwort: „Ich bin der Train und habe soeben die Fahrt durch die Felsengebirge mit der nur in der Phantasie eines Tollkopfes vorhandenen Eisenbahn gemacht." Diese seine zweite Reise um die Welt hat achtzig Tage in Anspruch genommen und gab den Anlaß zu dem von Jules Verne zwei Jahre später veröffentlichten Roman: „La Tour du Monde en Quatre-vingt Jours." 1890 machte er diese Tour in siebenundsechzig und 1892 sogar in sechzig Tagen; eine bis jetzt unübertroffene Leistung. Schon 1855, als er noch in Australien war, nahm er sich vor, eine große Seehandlung in Yokohama zu gründen, und um die dortigen Zustände genauer kennen zu lernen, besuchte er Japan, China, Indien und andere Theile des Morgenlandes, aber das kühne Unternehmen wurde durch das Mißtrauen des Hauptes der Bostoner Firma vereitelt.

Herrn Train's Selbstbiographie ist ungemein reich an abenteuerlichen Erlebnissen, die zur Beleuchtung einer stark ausgeprägten, wunderlichen Individualität dienen, aber auf die wir hier nicht näher eingehen können. Als höchst charakteristisch in dieser Beziehung weisen wir auf die Geschichte seiner Liebeswerbung und Verlobung, seine Betheiligung an der französischen Kommune im Jahre 1870, sein Auftreten als unabhängiger Präsidentschaftskandidat gegen Grant und Greeley in dem Wahlfeldzuge vom Jahre 1872, und schließlich auf die Art und Weise, wie er die Einzelheiten seines buntscheckigen Lebenslaufes im Gedächtnisse aufbewahrte und als 74jähriger eine frische und flotte Darstellung derselben in 35 Stunden (2—3 Stunden täglich) einem Stenographen diktirte. Recht bezeichnend auch ist seine jetzige einfache Lebensweise in Mills Hotel zu New-York, wo er nur drei Dollar wöchentlich verbraucht, im Gegensatz zu dem von ihm früher getriebenen Luxus in seiner prachtvollen Villa bei Newport, wo er die vornehmste Gastfreundschaft mit einem wöchentlichen Kostenaufwande von 2000 Dollar übte. Bei dieser auffallenden Umwandlung handelt es sich nicht um Verarmung und Noth, sie entspringt lediglich dem Wesen eines Sonderlings. Es dürfte ferner den Leser dieser bestens zu empfehlenden Lebenserinnerungen kaum überraschen, zu erfahren, daß der durch Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit ganz besonders ausgezeichnete Train fünfzehn Male im Gefängnisse gesessen, ohne je ein Verbrechen begangen zu haben, und einmal bei völlig gesundem Verstand für wahnsinnig erklärt worden ist.

München. E. P. Evans.

Paulinzelle.*)

Aus einem Reisetagebuch.

II.

Der eiserne Wille einer brünstig frommen Frau von verzehrendem Ehrgeiz hat Kloster Paulinzelle ins Leben gerufen. Nur achtzehn Jahre nach ihrem Tode hat ein Mönch ihres Klosters, Sigeboto ihre „Vita" geschrieben; die Zeit war für eine richtige Legendenbildung noch zu kurz, so sind es erst wenige Wunder und Visionen, die der Wackere berichten kann; durch dies Gerank der Phantasie vermögen wir die Gestalt zu erkennen, wie sie wirklich war, und das ist hier gut, denn diese Wirklichkeit ist, recht besehen, interessanter, als es alle Dichtung wäre. Die Tochter reicher und vornehmer Eltern — ihr Vater Moricho, vermuthlich aus dem Geschlecht der Schwarzburger, war Truchseß an Kaiser Heinrich IV. Hofe — fühlt sich das begabte, freilich, wie es scheint, unschöne Mädchen, früh von aller Weltlust angewidert und will in ein Kloster gehen. Der Wille der Eltern zwingt die Sechzehnjährige zur Ehe mit einem weitaus älteren Gatten, dem sie nur eine kalte, freudlose Genossin wird; all ihre Sehnsucht ist die Nonnenzelle. Zu fromm, seinen Tod zu erflehen, fühlt sie doch wohl ihre innigsten Wünsche erfüllt, als er nach kurzer Ehe bei einer Feuersbrunst verunglückt. Wieder gelingt es, nicht dem Zuspruch, aber dem Zwang der Eltern, die neunzehnjährige, noch unmündige Wittwe zu einem neuen Ehebunde zu bestimmen; ihr zweiter Gatte ist gleichfalls ein Vornehmer, Ulrich von Schraplau. Weltlichen Sinns, minder schwach als sein Vorgänger, zwingt er die jungfräuliche Wittwe zur Erfüllung ihrer Pflichten; sie gebärt ihm in sechs Jahren zwei Söhne und drei Töchter. An ihrer Denkweise ändert auch die Mutterschaft nichts; in ihren Augen ist sie sündhaft und sie thut dafür Buße, indem sie all ihren Schmuck an Kruzifixe und Reliquien-Kästchen wendet, nur von Aschenbrod und Wasser lebt und sich unmäßig geißelt.

*) Nachdruck verboten. Im ersten Aufsatz ist leider durch ein Versehen eine Stelle ausgefallen, wodurch eine andere am Schlusse desselben unverständlich geworden ist. Der Autor erzählt, wie sich ein Herr Meyer mit gelben Locken die Verehrung der von ihm verehrten Dame, die Ruine sei „im romantischen Stil" erbaut, entzückt ins Notizbuch notirt. Darauf bezieht sich die Stelle am Schlusse des vorletzten Absatzes S. 526: „. . . sogar — die Angebetete des gelben Meyer soll Recht behalten — romantisch."
Die Redaktion.

Was nun in und zwischen den Zeilen der „Vita“ zu lesen steht, ist psychologisch höchst merkwürdig. Die fanatische Asketin, durch die Geißelungen und die schlechte Ernährung in ihren Nerven zerrüttet, in ihren häufigen, hysterischen Anfällen ihrer Sinne nicht mächtig, ist andererseits eine überaus lebenskluge Frau von seltener Menschenkenntniß, die jedermann ihrem Willen zu beugen weiß. Aus dem tapferen, fröhlichen Gatten macht sie allmählich einen zerknirschten Büßer, obwohl der Biedere nichts zu bereuen hat als seine bescheidenen legitimen Ehefreuden; zwar ihrem Drängen, sie ins Kloster zu entlassen, bleibt er auch nun taub, weil er den fünf Kindlein die Mutter erhalten will, lebt aber nun neben ihr wie ein Bruder, steuert willig für Mönche und Nonnen und begleitet Paulina auf ihrer Wallfahrt nach Rom. Noch mehr, auch ihren einst durchaus weltlich gesinnten, zudem makellosen Eltern bringt sie die Erkenntniß der Sündhaftigkeit ihres einstigen ehelichen Verkehrs bei, obwohl die Kirche ohne diesen um eine Wohlthäterin ärmer wäre, die einst sicherlich eine „Beata“, vielleicht gar eine „Sancta“ sein wird.

Dies Ziel ihres leidenschaftlichen Ehrgeizes tritt immer klarer hervor; sie sucht sich in Rom beim Papste durch Stiftungen, die das Erbe ihrer Kinder arg schmälern, in Gunst zu setzen; von dort dürfen die Eltern heimkehren, der Gatte muß sie zur Wallfahrt nach San Jago in Spanien begleiten. Nun völlig ihr Sklave, setzt er gleichwohl ihrem Wunsche, Nonne zu werden, auch jetzt noch Widerstand entgegen, stirbt aber bald. Damit ist das letzte Hinderniß ihrer ehrgeizigen Pläne hinweg geräumt. Sie wendet sich zum zweiten Mal nach Rom, weiht den Papst in ihren Plan, ein großes Kloster in Thüringen zu begründen, ein und erhält von ihm Empfehlungsbriefe an die schwäbischen Aebte. Heimgekehrt, findet sie die Mutter todt und bestimmt den Vater, als Mönch im Hirsauer Kloster seine Tage zu beschließen, offenkundig in der Absicht, dadurch an diesem Kloster einen Rückhalt zu gewinnen. Dann geht sie ans Werk und begründet in einem wilden, gänzlich unbewohnten Waldthal, von dem die Sage geht, daß dort der Teufel hause, an der Stelle, wo sich heute der Dom erhebt, eine der heiligen Maria Magdalena geweihte Kapelle; ringsum werden Zellen für Klausnerinnen, aber auch für Klausner errichtet. Natürlich will der Teufel aus seinem Stammsitz nicht gutwillig weichen; zweimal deckt er das Dach der Kapelle ab — noch heut' braust der Nordoststurm im Thal gewaltig —, als aber Hirsauer Mönche, die ihr der dortige Abt zur Hilfe gesendet, das Dach kunstgerecht festigen und der Bischof von Merseburg den Bau weiht, kam der Teufel nicht mehr aus Dach. Mit Vorliebe zieht Paulina bußfertige Adelige heran; vielleicht, weil sie glaubt, daß ihr Seelenheil am meisten bedroht sei, wahrscheinlicher, weil sie nun alles daran setzt, die nöthigen Mittel für den geplanten Prachtbau zusammenzuscharren: wer hier Aufnahme finden will, muß sein irdisch Gut dem Kloster vermachen. Dem gleichen Zweck dient es, wenn sie ihre Kinder, denen Ulrich's Güter zufallen — sie selbst hat ihren stattlichen Besitz ungetheilt dem Kloster verschrieben — nach Paulinzelle zu ziehen sucht. Anfangs ohne Erfolg, aber allmählich gelingt ihr auch dies. Von ihren Töchtern wird zuerst die Aelteste, Engelsind, Nonne, die Jüngste, Gisela, weigert sich hartnäckig und will heirathen, stirbt aber früh; die Dritte, Bertrad, heirathet trotz der Abmachungen der Mutter, aber nun wühlt diese so lange, bis sie den Gatten verläßt und nach seinem Tode gleichfalls Profeß ablegt. Von ihren Söhnen wird der Aeltere, Friedrich, ermordet, der Jüngere, Werner, ein Liebling des Kaisers, ist von heftiger Abneigung, ja von Grauen vor der Mutter erfüllt und weist sie von sich; da verfällt er in eine tiefe Erschütterung des Gemüths — er hat an den Mördern seines Bruders grausame Blutrache genommen — und als Paulina diese benutzt, folgt er ihr als Mönch ins Waldthal. So ist nun Ulrichs ganzes Erbe im Besitz der Siedelei, aber noch mehr: bald auch das ganze reiche Gut Morichos, des Vaters der Paulina; sie weiß ihre drei Geschwister zur Weltflucht und Enterbung ihrer Kinder zu bestimmen. Schwerer als mit ihren Kindern und Geschwistern hat es die unheimliche Frau mit den zugezogenen Fremden; sie trägt ihnen harte Arbeit auf; die Männer müssen unter Leitung der aus Hirsau zugewanderten Benediktiner den Wald roden, den Acker bestellen, die Frauen aber kostbare Gewänder sticken, die Paulina dann, auf einem Eselchen durchs Land ziehend, selbst verkauft, „also daß man sie,“ berichtet Sigeboto, „für eine ärmliche Händlerin hielt“. Schon diese harte Frohnde paßt nicht allen, zudem verweist Paulina in der Erkenntniß, „daß den Männern, die Gott wahrhaft suchen, das Zusammenleben mit Frauen sehr viel schadet,“ die Klausner in sehr entlegene Wohnstätten, was weder diesen noch den Klausnerinnen gefällt; viele ziehen davon. Aber ihre Verschreibungen können sie nicht zurücknehmen, und so ist ihr Ausscheiden nur eine Förderung des frommen Werkes. Nach zehn Jahren ist endlich das Vermögen beisammen, das für eine Stiftung im geplanten Umfang nöthig ist.

Nun thut Paulina die letzten Schritte. Zum dritten Mal pilgert sie nach Rom und erkauft vom Papst große Privilegien für das künftige Kloster. Eine Siegerin, die alles erreicht hat, was sie angestrebt, kehrt sie heim, die Stiftung in aller Form zu errichten und unter den Schutz der Grafen von Käverndorf zu stellen. Aber dies Letzte vollbringt sie bereits als Schwerkranke; sie ist beim Ritt über die Alpen vom Pferd gestürzt und hat einen Beinbruch erlitten, der nimmer heilen will. Gleichwohl zieht sie noch einmal in die Welt, nach Hirsau, dort aus den Brüdern den Abt und den Baumeister selbst zu erwählen. Auf halbem Wege, in Franken, erkrankt sie so schwer, daß sie im Kloster Münsterschwarzach bleiben muß; ihr Sohn Werner aber eilt nach Hirsau, wählt dort an ihrer Stelle die künftigen Leiter und Erbauer des Klosters, nimmt sie mit sich und eilt zu der Todtkranken zurück. Auf ihrem Sterbelager trifft Paulina die letzten Bestimmungen und stirbt (14. März 1112) im stolzen Gefühl, ihr Lebensziel erreicht zu haben. Paulinzelle wird erstehen, nach der Regel und dem Bauplan von Hirsau, aber viel schöner und gewaltiger als das Vorbild. Und sie selbst wird sicherlich eine „Beata“, eine „Selige“ der Kirche sein, vielleicht eine „Sancta“, eine „Heilige“.

Dies ist die Geschichte der Gründung von Paulinzelle. Wem sie die Freude an dem herrlichen Bau verdürbe, wäre kaum irgendwo vor Enttäuschung sicher. Alles Gewaltige wird nur durch Macht geschaffen und Macht ist immer rauh .... Noch ein anderes aber will nicht vergessen sein: wir können die Paulina von Schraplau nicht mit den Augen ihrer Zeit ansehen, auch wenn wir wollten, aber außer Acht lassen dürfen wir nicht, daß sie die Tochter eines rohen Jahrhunderts war, dessen herbe Askese den natürlichen Gegenschlag gegen wüsten Sinnentaumel bedeutete. Freilich, bei allem Aufgebot unseres historischen Sinns werden wir vor der Gestalt an sich nicht jenen Respekt empfinden, wie der Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Aber gerade sein Urtheil hätte ja sicherlich anders gelautet, wenn damals — 1886 — die Aufzeichnung des Sigeboto bereits bekannt gewesen wäre; sie ist erst drei Jahre später ans Licht getreten.

Unruhvoll war das Leben der seltsamen Frau und selbst ihren Gebeinen keine Rast beschieden. Auf den Schultern trugen die Mönche den Sarg wochenlang durchs Waldgebirg aus Franken bis Paulinzelle und begruben ihn hier. Aber die einsame, rauhe Waldwildniß schreckte die Hirsauer; sie übersiedelten in die Nähe von Querfurt und wollten den Bau dort aufrichten; den Sarg gruben sie aus, trugen ihn wieder viele Tagereisen nordwärts und bestatteten ihn an der neuen Wohnstelle. Da erschien, wie Sigeboto erzählt, Paulina ihrem treuesten Diener im Traum und klagte, daß man ihren Willen nicht geachtet, ihre Grabesruhe verletzt habe; dies bewog, sagt er, die frommen Mönche zur Rückkehr. Die Historiker aber verweisen auf eine Urkunde, den Drohbrief des Vogts des Klosters, Sizzo von Käverndorf, an die Mönche, das gesammte Klostergut einzuziehen, wenn sie den Bestimmungen des Stiftsbriefs nicht entsprächen. So kehrten sie zurück; abermals wurde

Digitized by Google

der Sarg gehoben, nach Paulinzelle befördert und dort (1128) bestattet. Aber da begann 1130 der Bau, und da die fromme Sitte erheischte, die Gebeine der Stifterin einer Kirche unter dem Hochaltar zu bestatten, so wurde der Sarg unter großem Pomp 1132 wieder dorthin übertragen. Und wie die früheren Male erklang es auch nun über ihrem Grabe: „Requiem aeternam dona ei!“ Etwa sieben Jahrhunderte blieb nun auch ihre Ruhe ungestört, da fand man 1804 bei Nachgrabungen in der Ruine den Sarkophag und öffnete ihn. Aus dem Befund wissen wir, daß die starke Seele in einem kleinen, dürftigen, dünnknochigen Körper gewohnt hat. Der damals regierende Fürst ließ den Sarg an derselben Stelle wieder eingraben, aber viel tiefer, um ihr nun die Ruhe für immer zu sichern. Für immer?! . . . . Mehrere Grabsteine, die man im Trümmerwerk fand, sind nun im Nordschiff der Kirche aufgestellt; der verwitterte Sandstein zeigt neben stolzen Epitaphien Wappen und Gestalten: Aebte mit dem Krummstab in der Rechten, der Bibel in der Linken; Schutzvögte in reisigem Gewand, die Rechte am Dolch, die Linke aufs Schwert gestützt; dann opferfreudige Donatoren, er im Wams, die Hände über den lang herabwallenden Vollbart auf der Brust gefaltet, sie mit faltig bauschendem Gewand und Kopftuch. Sie haben vielleicht all ihr Gut geopfert, an dieser begnadeten Stelle schlummern zu dürfen, bis die Posaune klingt — und wo modert nun ihr Gebein? Der Bauer mit dem Kartoffelsack führte mich zu einem solchen Stein. „Mei Weib“, sagte er, „meinet immer, wenn die von oben hinunderschaun, so halden sie sech für bedrogen und 's dhut ihne wehe.“ — „Und Sie?“ fragte ich. — „Mei Bruder,“ erwiderte er ausweichend, „meint wieder: drüben is nix, gar nix.“ Dann aber, nach einem langen Blick auf mich, ganz zaghaft: „Ich aber dhu meinen: drüben is was, aber ganz was Anneres als hier, drüben is kein Leid; Leid un Grab — das is irdische Sach'.“ Wie gesagt, es war nur ein Bauer mit einem Kartoffelsack.

Hat er Unrecht, empfindet drüben die abgeschiedene Seele Sorge und Leid um ihr irdisch Werk, so hat die Stifterin dieses Klosters sie reichlich hegen müssen. Dank den gewaltigen Reichthümern, mit denen sie ihre Stiftung ausgestattet hatte — es waren neunzehn Dörfer, dann Zinsen und Zehnte aus über hundert Ortschaften, endlich eine Fülle einzelner Höfe, Wälder, Wiesen, Aecker, Gärten, Teiche u. s. w. —, dank der gesunden Einsicht, die sie Hirsau als Muster wählen ließ, aber auch dank dem glücklichen Zufall, der ihr in dem ungenannten Hirsauer Mönch einen großen Künstler zuführte, wurde die Kirche so schön und prächtig, als sie es irgend geträumt hätte, auch das Kloster stattlicher als irgend eines jener Tage; dies beweisen die bewundernden Berichte der Zeitgenossen, dies die Nachgrabungen, welche die Grundlagen eines gewaltigen Baues freilegten. Auch wurde Paulinzelle ihrer Bestimmung gemäß ein Doppelkloster, Mönche und Nonnen unter getrennten Dächern, aber unter dem Krummstab desselben Abts, nach der Regel des heiligen Benedikt, eines der wenigen Doppelklöster dieses Ordens. Aber was nun Paulina ferner anordnete: eine strenge Zucht, welche die von Hirsau an Askese noch überbot, und rege geistige Thätigkeit, blieb unerfüllt. Die drei ersten Aebte, sämmtlich Hirsauer Schwaben, hielten zum Mindesten leidliche Zucht, ließen auch ab und zu einen Psalter mit kunstvollen Initialen fertigen; seit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts war von beidem nicht mehr die Rede. Der Grund ist offenkundig der allzugroße Reichthum; der thüringische Adel versorgte hier dauernd seine jüngeren Söhne und seine unhübschen Töchter; die Aebte wurden den edelsten Geschlechtern des Landes entnommen. (Käfernberg, Schwarzburg, Hettstedt u. a.) Während das nächste Kloster derselben Regel, das auf dem Petersberg zu Erfurt, ein Mittelpunkt der geistigen Kultur Thüringens wurde, dem Lande seine ersten Geschichtsschreiber und Dichter gab und durch die treffliche Schule weithin wirkte, begnügten sich die Aebte von Paulinzelle mit dem Glanz, den ihnen ihr Reichthum gab, und der Auszeichnung, die „Mitra“, die Bischofsmütze zu tragen; die Zucht wurde lässig gehandhabt, dem braven Sigebota erstand kein Nachfolger in der Schriftstellerei; der Posten des Schulmeisters war eine Sinecure. Man wollte gar keine Schüler, wie man nicht zuviel Mönche und Nonnen wollte: für beide war sechzehn der „numerus clausus“, der möglichst herabgedrückt wurde. So rächte sich die unheimliche, selbst in jenen Tagen fast beispiellose Gier Paulinas nach Schätzen für ihre Stiftung, indem diese gerade darum nie zu rechter Bedeutung kam. Noch mehr, war es, wie nach den Quellen nicht zu bezweifeln, die stärkste Triebfeder Paulinas, einst die Heiligsprechung zu erringen, so erreichte sie dies Ziel eben deshalb nicht, weil sie zu viel dazu that. Aermere Klöster boten alles auf, ihre Stifterin zur „Sancta“ erhaben zu sehen; es regnete nur so Mirakel und Bittschriften an den Papst, bis das Ziel erreicht war, denn die Erhöhung der Patronin füllte die Kassen; die Paulinzeller Aebte rückten keinen Finger für sie und die arme Paulina blieb nur eben eine „Beata“! Um 1400 begann auch hier, wie in so vielen Klöstern, der Verfall; Bedrückungen des Mainzer Bisthums, üppiges Leben, schlechte Verwaltung, wohl auch allzu große Bauthätigkeit brachten die einst so blühenden Finanzen arg herab, und da das Klosterleben nicht mehr wie früher als sashionable galt, so zog sich der Adel zurück. Im XV. Jahrhundert gab es nur noch bürgerliche Aebte; zuerst wohlhabende Bürgerssöhne aus den Nachbarflecken, so aus Königssee, dann gar nur Bauernsöhne aus Singen, Mildiz und andern Dörfern. Das Gleiche galt von den Nonnen; in den Aufnahme-Registern findet sich kein vornehmer Name mehr. Das Schlimmste aber war, daß die Klosterzucht immer mehr verfiel; war schon einst die Beziehung zwischen den adeligen Mönchen und Nonnen eine so freundnachbarliche, daß der Mainzer Erzbischof und der Petersberger Abt Anstoß daran nahmen, so trugen nun vollends die Bürger- und Bauernsprossen im Mönchs- und Nonnenhause die hereindrechende Noth in so treuer Gemeinschaft, daß sie um alle Achtung kamen und das herrliche Kloster derbe, in unsern zahmen Tagen nicht druckfähige Beinamen erhielt. Zwar die „dreihundert und drei“ Kindesgerippe, die sich, wie mir das ältliche, aber unschuldige Minchen mit Grauen erzählte, beim Nachgraben im Nonnenhause gefunden haben sollen, sind eine Sage, aber wüste Dinge allerdings beglaubigte Thatsachen. Der reinigende Sturmwind der Reformation fegte das Unwesen hinweg. Während des Bauernaufstands von 1525 zog ein Haufe von Königssee her auch nach Paulinzelle und trieb es hier arg wie anderwärts: Mönche und Nonnen wurden „zum Beichten gebracht“, Vieh und Pferde weggetrieben, der Hausrath geplündert oder zerstört, aus der Kirche die Monstranzen, Kelche und Reliquienkästchen vertheilt und mitgenommen. Bezeugt ist ferner, daß auch einzelne Altäre zertrümmert wurden, aber ebenso, daß die Stürmenden an den Bau nicht rührten, auch niemand ums Leben brachten. Das Gleiche gilt vom ganzen Thüringer Wald; schlimmer war's gegen den Kyffhäuser zu, wo der finstere Thomas Münzer hauste. Als seine Scharen bei Frankenhausen niedergemetzelt waren, brach auch über die Bauern dieser Waldthäler ein furchtbares Strafgericht herein, und die Mönche wurden auch in Paulinzelle wieder eingesetzt. Doch kamen nicht alle wieder und die Nonnen trauten sich vollends nicht heim. Schon 1534 wagte es Graf Heinrich XXXIV. von Schwarzburg, das Kloster zu säkularisiren; zwar stellte es ein Machtgebot Karl V. 1541 wieder her, aber die Urkunde war das Pergament nicht werth, auf dem sie geschrieben war — was sollte das entweihte, entwürdigte Kloster im evangelisch gewordenen Lande? Nachdem der letzte Abt, ein Milbitzer Bauernsohn, gestorben war, stand der Bau verödet.

Karl Emil Franzos.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 30. Mai 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 13 Mk. jährlich (3¼ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Unter der Herrschaft des Kapitalismus. Von Hjalmar Schacht.

Oesterreich, Ungarn und Kroatien. Von Rudolf Springer (Wien).

Die I. Wagenklasse und ihr Defizit. Von Arved Jürgensohn (Berlin-Friedenau).

Minister Plehwe und Kischinew. Mittheilungen aus Petersburg.

Willem Hamel. Otto Hauser (Wien.)

„Freiheit". Von M. Kronenberg.

Paulinzelle. Aus einem Reisetagebuch. (Schluß.) Von Karl Emil Franzos.

Bücherbesprechungen:

Alfred Moulet: Pioniere des sittlichen Fortschritts. Bespr. von Louis Katzenstein.

Paul Oskar Höcker: Es blasen die Trompeten. Bespr. von E. Heerdegen.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Es ist sehr erfreulich, daß der Bund der Landwirthe auch seinerseits nun mit einem Wahlaufruf hervorgetreten ist. Das langathmige Schriftstück ist zwar für die Agrarier selbst undrauchbar im Wahlkampf; es wird mit seinen steifbeinigen, akademischen Ausführungen in ländlichen Kreisen den allergeringsten Eindruck machen, aber es ist trefflich zu verwerthen für die Gegner des Bundes der Landwirthe.

Den Kernpunkt des Schriftstückes bilden folgende Sätze:

„Dauernde und gesicherte Arbeitsgelegenheit bieten . . . vor allem und in erster Linie die Betriebe derjenigen Produktion, welche von der Absatzmöglichkeit auf dem Inlandsmarkte ausgeht und sich dieser anpaßt. Wirthschaftliche Thätigkeit aber, die zur Befriedigung des Bedarfs des Inlandsmarktes ausgeübt wird, wird neben der gesunden Industrie vor allem in der Landwirthschaft, dem Handwerk, dem kleinen und mittleren Gewerbe, sowie in dem mit dem Inlande arbeitenden Kaufmannsstande angetroffen."

Mit andern Worten, der Schlachtruf soll lauten: „Gegen den Export und gegen die gewaltige industrielle und kaufmännische Entwicklung Deutschlands", und diese Politik soll dann getauft werden: „Eine wirklich nationale Wirthschaftspolitik." Der Name ist Schall und Rauch, auf das Wesen kommt es an. Dem Wesen solcher kleinbürgerlichen Wirthschaftspolitik, die überdies undurchführbar wäre, würde natürlich ein kleinbürgerlicher Staat entsprechen. Das gewaltige Deutsche Reich verlangt dagegen erklärlicher Weise eine wirthschaftliche Weltpolitik; die „wirklich nationale Wirthschaftspolitik" des Bundes der Landwirthe bedeutet also zugleich den Verzicht auf unsere politische Weltstellung.

Die „nationale Politik" des Bundes zertrümmert unsere nationale Größe — und zwar nicht nur in wirthschaftlicher Hinsicht. Glücklicher Weise wird in dem Kampf zwischen Deutschland und dem Bunde der Zerschmetterte schließlich der Bund sein; aber charakteristisch bleibt es, daß für solche Bundespolitik die „Stützen des Thrones" zu haben sind und selbst Nationalliberale, deren Vorgänger im politischen Leben die hingebendsten Arbeiter für die Fundamentirung der deutschen Weltmacht gewesen sind.

Der Seekadett Hüffener, der den angetrunkenen Soldaten Hartmann ohne zwingenden Anlaß mit seinem Dolchmesser niedergestochen hatte, so daß Hartmann auf der Stelle todt liegen blieb, ist vom Kieler Kriegsgericht verurtheilt worden. Die Verurtheilung zu vier Jahren und einer Woche Gefängniß schließt die Degradation in sich.

Der Fall beweist eines: welche Gefahren es bringt, wenn das starke Selbstbewußtsein, das in unserem Offizierkorps gepflegt wird, im Kopfe eines unreifen Menschen sich mit prahlerischer Selbstüberhebung und Anmaßung mischt und so bis zum krankhaften, zuchtlosen Größenwahn gesteigert wird. Unsere Militärbehörde muß mit der Thatsache rechnen, daß auch Elemente mit solchen Anlagen sich der Offizierslaufbahn widmen, und es muß daher mit allem Nachdruck gerade für solche Individualitäten klar gestellt werden, wo die strafbare Zuchtlosigkeit, die den Offizier diskreditiren muß, beginnt. Wir Liberalen wollen, daß die Armee populär sei; sie wird es aber nur dann sein, wenn Persönlichkeiten, wie dieser Hüffener, bei Zeiten erkennen, daß die Uniform kein Freibrief für Anmaßung und Ueberhebung ist, die schließlich so tragische Folgen haben können.

Auch in diesem Falle hat sich die Oeffentlichkeit des militärischen Gerichtsverfahrens als ein großer Segen im Interesse der Armee erwiesen. Mögen die Ansichten auch über das Urtheil auseinandergehen, — dieses Verfahren vor aller Welt hat doch das eine Gute gehabt, zu zeigen, daß zwischen den Rechtsbegriffen der Bevölkerung und eines militärischen Gerichtes glücklicherweise nicht eine unüber-

Digitized by Google

brückbare Kluft vorhanden ist. Das Urtheil, wie es vorliegt, mag kritisirt werden wie jedes andere Urtheil, aber weil es in voller Oeffentlichkeit gefällt wurde, ist es nicht geeignet, als Beitrag zum Sündenregister des Militarismus und des militärischen Kastengeistes zu dienen. Die wahren Freunde des Heeres als eines Instrumentes unserer nationalen Unabhängigkeit können dessen froh sein; denn der ärgste Feind des Heeres ist der Militarismus mit seinem Kastengeist.

Zu den alten nationalen Misèren Oesterreich-Ungarns sind jetzt blutige Krawalle in Kroatien, Slawonien und Istrien hinzugekommen. Daß auch sie sich einstellten, ist nicht so wunderbar, wie daß dieses Reich all diesen inneren Kämpfen zu trotzen, doch immer noch wieder in der hergebrachten Art fortzuleben vermag.

Die reaktionären Feinde der französischen Republik haben wiederum einen Verleumdungsfeldzug gegen das Ministerium unternommen, diesmal gegen den Marineminister Pelletan. Auch dieser Ansturm endete kläglich für die Angreifer.

Der Aufstand auf der Balkanhalbinsel wird, wie es scheint, nunmehr in allerkürzester Zeit niedergeschlagen sein. Eine bulgarische Bande nach der anderen wird zusammengeschossen und zersprengt. Schade um das vergossene Blut. Nach Lage der Weltverhältnisse muß man aber wünschen, daß die Türkei Sieger bleibt, und sie wird es zunächst bleiben.

Eine Automobil-Wettfahrt von Paris nach Madrid hat einem Dutzend Menschen und mehr den Tod oder schwere Verwundungen gebracht. Gleich der erste Renntag lieferte dieses Ergebniß, worauf die französische Regierung wie die spanische die Fortsetzung der Fahrt verboten hat. Solche Ausartungen des modernen Sports sind schließlich im innersten Wesen von demselben Triebe beseelt wie das römische Gladiatorenunwesen. Der Unterschied liegt darin, daß die Automobilfahrer freilich alle aus eigenem Antrieb sich ihrem Metier widmen, aber der Reiz steckt am Ende doch in diesem frivolen Spiel mit dem eigenen Leben und mit dem Leben anderer. Dabei ist das wilde Thier in unserem Maschinenzeitalter durch die genial erfundene Maschine ersetzt. Solch modernen Gladiatorensport zu protegiren, liegt kein Anlaß vor.

* * *

Unter der Herrschaft des Kapitalismus.

Eine reizvolle Entwicklungsgeschichte der deutschen Volkswirthschaft im 19. Jahrhundert hat Werner Sombart bei Georg Bondi in Berlin erscheinen lassen, reizvoll nicht nur, weil die Darstellung die ganze geistreiche, scharfblickende, phantasievolle, stets pointirte und darum nicht selten bizarre Eigenart ihres Verfassers in interessanter und klarer Weise widerspiegelt, sondern vor allem, weil Sombart nicht in bloßen Zahlengegensätzen zeigt, was war und was ist, sondern mit seinem Empfinden den viel verästelten und verschlungenen Kräften nachgeht, die jene erstaunliche heutige Wirthschaftsentwicklung gestaltet haben, die das letzte Jahrhundert in einen Gegensatz zu allen vorhergehenden setzt. Wir wollen versuchen, einem Theil der Sombart'schen Gedankengänge Anregung schöpfend nachzugehen, ohne urtheilslos zu sein.

Reizvoll schon ist es, wenn Sombart zu Beginn seines Buches in der Form einer Reisebeschreibung ein allgemeines Bild gibt von dem Bau des Wirthschaftslebens zu Beginn des 19. Jahrhunderts, dessen hauptsächliches Merkmal die allgemeine Dürftigkeit war. Reiche Leute gab es wenig. Das Wirthschaftsniveau der breiten Massen war ein viel gleichmäßigeres als heute. Der größte Theil der Güter wurde in eigener Produktion, d. h. in ein und derselben Wirthschaft hergestellt. Die gewerbliche Thätigkeit war auf dem Lande noch fast völlig ein Theil der Bauernwirthschaft, in der Stadt, wenigstens zu einem großen Theil, Nebenbeschäftigung. Städte gab es wenige, da auch die Bevölkerungsvertheilung eine wesentlich gleichmäßigere war. In ganz Preußen gab es um 1800 herum 18 Städte, die mehr als 10 000 Einwohner hatten. Die Landwirthschaft zeichnete sich durch große Zersplitterung des bebauten Areals aus, die Gemengelage der Aecker bewirkte den Flurzwang und eine überall gleichmäßig zurückgebliebene Produktionsweise. Die dauerliche Bevölkerung verwandte den größten Theil ihrer wirthschaftlichen Kräfte zu Nutz und Frommen der Grundherrn. Soweit ein selbständiges Handwerk sich herausgebildet hatte, war sein Streben darauf gerichtet, in möglichst vielen Sätteln der Gewerbethätigkeit gerecht zu sein. Dieser Universalität entsprach mit Nothwendigkeit die Mittelmäßigkeit. Im übrigen mußte das Handwerk seinen Mann „nähren", d. h. ihm ein sogenanntes anständiges Auskommen sichern. Auf dieses Bestreben ist die Zunftverfassung zurückzuführen, die alle Konkurrenz auszuschließen suchte und jeden Trieb, der über diese Mittelmäßigkeit hinausstrebte, lähmte. Industrie war kaum vorhanden, sie beschränkte sich auf das hausindustrielle Verlagssystem, d. h. auf die kaufmännische Organisation einer großen Anzahl handwerksmäßiger Betriebe durch einen Unternehmer.

Dieser flüchtigen Skizze läßt Sombart später eine eingehende Schilderung des heutigen Wirthschaftslebens im Vergleich zu den früheren Zuständen folgen. An die Spitze dieser Schilderung stellt Sombart die neuen Mittelpunkte der Welt: Neu-Sanssouci, Neu-Versailles, jene Gebilde, in denen sich gleichsam der Geist der neuen Wirthschaft rein verkörpert, die Zwingburgen des Kapitalismus, die Banken. Die Banken sind in Wahrheit eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts, denn die alte Zeit hat sie kaum gekannt. Zwar im Jahre 1765 begründete Friedrich der Große die königliche Bank in Berlin, aber sie befaßte sich in der Hauptsache nur mit der Ausgabe von Banknoten und Kassenscheinen. Die Banken als Institute der privaten Kreditvermittlung gehören der neueren Zeit an. Die früheren Banken waren Wechselbanken im primitivsten Sinne, die von der Buntscheckigkeit des deutschen Münzwesens Nutzen zogen. Das Diskontiren von Wechseln kannte man kaum, der Effektenmarkt war noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts beschränkt, der Depositen- und Kontokorrent-Verkehr lag in den Windeln. Heute hat das Wechslergeschäft kaum noch Bedeutung, die Wechseldiskontirung ist eine der Hauptthätigkeiten unserer Banken geworden, das Giro- und Abrechnungswesen hat sich zur Vollkommenheit entfaltet; weitere Zweige des Bankwesens sind neu geschaffen worden, die Ertheilung von Produktionskredit und das Emissionsgeschäft.

Der Handel war bis ins 19. Jahrhundert hinein Lokohandel, d. h. Handel mit bereitliegender, sichtbarer Waare. Die Zusammenballung größerer Waarenposten an einem Ort und zu bestimmten Zeiten war fast immer die Konsequenz dieses Lokohandels, der seinen typischen Ausdruck im Markt- und Meßverkehr fand. Das Anwachsen der Waarenmassen unter der Herrschaft der kapitalistischen Industrie hat dem alten Lokohandel ein Ende gemacht. An seine Stelle trat der Lieferungshandel nach Probe, nach Mustern. Voraussetzung hierfür war die Verbesserung der Technik, welche eine gleichmäßige Herstellung der Waaren ermöglichte, und die Stärkung der kaufmännischen Moral, welche Bestellungen genau in der Weise ausführen ließ, wie sie der Käufer auf Grund der Probe gewünscht hatte. Eine weitere Voraussetzung war die Vervollkommnung des Personen-, Güter- und Nachrichtenverkehrs. Die Folge der neuen Verkehrs- und Handelsorganisation waren regelmäßigere Preisbekanntmachungen und damit eine größere Gleichmäßigkeit der Preise, die mit einer Verbilligung gleichbedeutend war. Schließlich ist in vielen Handelszweigen an die Stelle des Lieferungsgeschäftes auf Probe der Kauf nach Standards, d. h. nach bestimmten Typen getreten, welcher selbst die Versendung von Proben und Mustern überflüssig macht. Die großen Handelsartikel Baumwolle, Petroleum, Kaffee, Zucker, Spiritus, amerikanisches Ge-

Digitized by Google

treide werden heute in Deutschland nach Typen gehandelt. Diese Entwicklung des Handels hat für die im Handel beschäftigten Personen Folgen von großer Tragweite gehabt. Zunächst trat an die Stelle des Eigenhändlers, der mit seinen Waaren in ständigem, persönlichem Zusammenhang war, der Kommissionshändler, und die neueste Entwicklung geht dahin, auch diese Kommissionshändler, wie überhaupt jeden Zwischenhandel, so weit wie möglich auszuschalten. Der Detailhandel hingegen hat sich entsprechend der gesteigerten Konsumkraft der Bevölkerung stark vermehrt. Neuerdings wird er bedroht durch den Zusammenschluß der Konsumenten zum Ankauf und durch die Bemühungen der Produzenten, vermittels ihrer Geschäftsvertreter direkt an den letzten Konsumenten heran zu gelangen. Während der Detailhandel früher zu einem großen Theil Wanderhandel war, ist er heute seßhaft geworden. Seine früher üdliche Universalität hat einer weitgehenden Spezialisirung Platz gemacht; er muß sich bemühen, die Kunden heranzuziehen, die früher auf ihn angewiesen waren. Die Mittel, sich in der Konkurrenz zu halten, sind vielgestaltig. Allen voran steht die Reklame, in ihrem Gefolge die Koulanz. Aber auch besondere neue Geschäftsformen haben sich gebildet, das Versandgeschäft, das Auktionsgeschäft, das Abzahlungsgeschäft. Zwei verschiedenartige Bestrebungen machen sich heute im Detailhandel geltend, die eine sucht durch qualitative Differenzirung mit möglichst großem Nutzen und Lieferung feinster Waaren zu bestehen, die andere durch Lieferung möglichst billiger Waare bei möglichst geringem Nutzen, aber möglichst gesteigertem Absatz. Aus den letzteren Bestrebungen heraus sind die modernen Waarenhäuser erstanden, jene kapitalistischen Großbetriebe des Detailhandels.

Ihre eigentlichen Triumphe feiert die neuzeitliche Entwicklung in der gewerblichen Produktion. Ihr hervortretender Charakterzug liegt in der Zurückdrängung des Handwerks. Nicht als ob das Handwerk überhaupt ausgeschaltet würde, aber wir sehen heute nach Sombart kaum irgendwo eine Grenze, die der modernen kapitalistischen Entwicklung in der Eroberung der bisher handwerksmäßigen Gewerbethätigkeit gesteckt ist.

Die Entwicklung unserer Industrie brauchen wir hier nicht zu belegen. Die rasch anwachsende Stärke des Kapitalzuflusses, die Tendenz zur Kapitalkonzentration, die Vergesellschaftung des Unternehmerthums betrachtet Sombart als ihre Hauptmerkmale. Mit der kapitalistischen Konzentration Hand in Hand geht die technische Massenerzeugung und Spezialisirung. Die neueste gewerbliche Entwicklung berührt Sombart nur kurz, die Tendenz zur Kombination einer Reihe von Betrieben und zum großzünftlerischen Zusammenschluß in den Kartellen.

Ein ganz anderes Bild als Handel und Gewerbe bietet nach Sombart die Landwirthschaft. Sie ist weniger als die genannten auf eine Verkehrswirthschaft angewiesen, sondern im Stande, sich zeitweilig oder dauernd auf sich selbst zu stellen, und während Handel und Gewerbe deshalb in immer ausgedehnterer Gestaltung des Verkehrswesens ihre Zukunft sehen, fühlt sich die Landwirthschaft hierdurch bedroht.

Was Sombart über den landwirthschaftlichen Großbetrieb sagt, ist durchweg nicht einwandsfrei. Die Landwirthschaft, so ist sein Leitmotiv, widerstrebt ihrer Natur nach kapitalistischer Organisation. In die kleinbäuerliche Wirthschaft hat der Kapitalismus nach Sombart nur insofern Eingang gefunden, als er die Bauern einer wucherischen Ausbeutung des Kapitals ausgesetzt hat. Erst in neuerer Zeit seien diese Zustände beseitigt durch das Aufkommen des ländlichen Genossenschaftswesens. Das ganze Verhältniß des Bauern zur modernen kapitalistischen Wirthschaft, wie es sich in den Absatzbeziehungen äußert, läßt Sombart völlig außer Betracht.

Die in ihren großen Zügen zumeist bekannte, von Sombart hier ausführlich geschilderte Entwicklung haben wir nur kurz berührt, um bei ihren Konsequenzen etwas länger zu verweilen. Unter den beiden Schlagworten Masse und Wechsel faßt Sombart die Signatur des geschaffenen Zustandes zusammen; das erstere bezeichnet die wirthschaftlichen, das letztere die sozialen Konsequenzen. Es ist alles ins Riesenhafte gewachsen, die Bevölkerung hat sich in dem verflossenen Jahrhundert mehr als verdoppelt, riesige Städte sind entstanden, der Nationalwohlstand hat eine ungeheuere Steigerung erfahren, alle wirthschaftlichen Güter haben zugenommen.

Der Wechsel aber macht sich in dem rasch veränderlichen Besitzverhältniß des Ganzen zur Güterwelt geltend. Sombart wirft die Frage auf, ob die Existenzunsicherheit während der letzten hundert Jahre zugenommen habe, und beantwortet sie mit „ja". „Die Sicherheit der sozialen Existenz der einzelnen Bürger des Gemeinwesens während des verflossenen Jahrhunderts hat sich verringert." Dies wird von Sombart als eine Folge der gesteigerten Verkehrswirthschaft überhaupt hingestellt; solange die Einzelwirthschaft ökonomisch auf sich allein gestellt ist, so lange ist sie sicher ihres wirthschaftlichen Erfolges. In der Verkehrswirthschaft aber wird sie abhängig von anderen und damit unfreier und unsicherer. „Nun geht das Gespenst des wirthschaftlichen Ruins in den entlegensten Alpenthälern um, es hockt bei dem kleinen Krämer hinter dem Ladentische, auf der Hobelbank des Handwerkers und schreckt den ostelbischen Gutsbesitzer, wenn er zur Jagd ausreitet."

Einen prägnanten Ausdruck findet die gesteigerte Verkehrswirthschaft in der fortdauernden Differenzirung der verschiedenen Berufe. Eigentliche Berufsstände, wie sie früher vorhanden waren, kommen kaum noch vor, die Ausübung eines bestimmten Berufes verliert unausgesetzt an gesellschaftbildender Kraft. Sombart erinnert an die fast mystische Verschleierung, deren beispielsweise die alten Baugewerbe theilhaftig wurden, derartiges ist heute nicht mehr möglich. „An die Stelle des mit den Schauern der Mystik umkleideten Berufsgeheimnisses tritt das ordnungsgemäß ertheilte D. R. P. Nr. . . ."

Damit sind wir bei der Kritik unserer heutigen Zustände angelangt. Wir werden sie nur dann richtig ausüben können, wenn wir die Triebkräfte verstehen, die unsere Wirthschaftsentwicklung bis hierher gebracht haben. Sombart nimmt einige nach seiner Meinung minder ins Gewicht fallende Triebkräfte vorweg, das Eindringen physiokratischer und Adam Smith'scher Ideen in die preußische Bureaukratie mit der Stein-Hardenberg'schen Reformgesetzgebung im Gefolge und die Schaffung des deutschen Zollvereins. Dasjenige Element aber, welches Sombart als das eigentlich treibende ansieht, ist jene unbestimmte Kraft, die wir unbeabsichtigt schon haben nennen müssen, und die mit dem Schlagwort Kapitalismus verständlich wird.

Wie soll man das kapitalistische Unternehmerthum mit wenigen Worten definiren? Es genügt, die Eigenart des Zweckes der kapitalistischen Unternehmung zu präzisiren, der nicht durch Beziehung auf eine lebendige Persönlichkeit bestimmt wird, sondern in der bestmöglichen Verwerthung des Sachvermögens, des Kapitals, liegt. Die Zwecke der kapitalistischen Unternehmung sind abstrakt und darum unbegrenzt. Nicht mehr das individuelle Können des Wirthschafters entscheidet über den Erfolg der Produktion, sondern die durch die Nutzung des Kapitals ausgelösten Kräfte und Fähigkeiten beliebiger anderer Personen. „Das Symbol dieser kapitalistischen Wirthschaftsform", sagt Sombart, „ist das Hauptbuch, ihr Lebensnerv liegt in dem Gewinn- und Verlustkonto." So wird die Produktion unabhängig von der Person, und es ist nur die natürliche Konsequenz, wenn in Folge dieser kapitalistischen Entwicklung an die Stelle des persönlichen Unternehmers vielfach die Gesellschaft tritt, und wenn an Stelle zahlreicher kleiner Unternehmer der kapitalistische Großbetrieb seinen Platz einnimmt. „Die Aktiengesellschaften", so sagt Sombart, „sind recht eigentlich das Mittel, kapitalistisches Wesen allgemein zu machen. Sie bedeuten eine Demokratisirung und endgültige Stabilisirung des Kapitalismus, nicht etwa, wie man irrthümlich annimmt, dessen Ueberwindung, denn mit

Hilfe des Aktienantheils, den im Nothfall auch der mäßig wohlhabende Mann erwerben kann, ziehe ich die breiten Massen in das Getriebe der kapitalistischen Wirthschaft hinein, fessele sie an das Interesse kapitalistischer Organisation, verbreite vor allem jene Grundstimmung, die ich als kapitalistischen Geist bezeichne, über die Zeiten der Extase hinaus dauernd in alle Poren des Volkskörpers."

Wie eine Scheinengestalt steht der Kapitalismus im Mittelpunkt des Sombart'schen Buches. Er stellt den Kapitalismus als etwas selbstthätig Wirkendes hin, aber man weiß nicht recht, ob er dieses Segen oder als Fluch betrachtet. Im ganzen liegt jedoch über der Sombart'schen Darstellung eine gewisse resignirte Sehnsucht nach etwas Verlorenem, was uns keine Weiterentwicklung der kapitalistischen Zeit wiederbringen kann. Diese ganze Auffassung vom Kapitalismus ist Sombart's Eigenart, und in der Weise, wie Sombart es darstellt, sicherlich einseitig. Eine Frage, die doch so naheliegt, beantwortet Sombart überhaupt nicht, nämlich die, woher diese Macht „Kapitalismus" stammt, und doch gibt sich die Antwort hierauf viel leichter als es den Anschein hat. Die kapitalistische Entwicklung ist lediglich eine Folge der Erfindungen auf technischem Gebiete, welche die früher handwerksmäßige Produktion auf eine ganz andere Basis gestellt hat. Sombart gibt nun zwar eine wirklich geistvolle Darlegung derjenigen Grundprinzipien, welche in der modernen Technik ihren Ausdruck gefunden haben, aber den sachlichen Zusammenhang zwischen Technik und Kapitalismus zeigt er nicht auf. Wir wollen indessen, indem wir die Sombart'sche Darstellung der Technik, das weitaus beste Kapitel des ganzen Buches, kurz rekapituliren, diesen ursächlichen Zusammenhang hervorheben.

Der Nothwendigkeit, die großen technischen Erfindungen der Neuzeit einzeln aufzuführen, entgeht Sombart, indem er das unterschiedliche Prinzip aufdeckt, welches allen technischen Errungenschaften der neueren Zeit gleichermaßen zu Grunde liegt. Er gibt, wie er selbst sagt, die Grundzüge einer Prinzipienlehre der modernen Technik. Das erste Prinzip, auf dem die moderne Technik aufgebaut ist, beruht in der Anwendung der Naturwissenschaft auf die Technik und in der Umwandlung des bloß empirischen Verfahrens in das wissenschaftliche oder rationelle Verfahren. Bis dahin wurden die technischen Handwerksgriffe vom Vater auf den Sohn vererbt, und als glückliche Fügung pries man es, wenn jemandem der Zufall ein Verfahren wies, das rascher und vollkommener zum Ziele führte. Die Neuzeit setzte das kühn herausfordernde „ich weiß" an die Stelle des bescheiden stolzen „ich kann". Man kann deutlich wahrnehmen, wie die Etappen der modernen Technik bestimmt werden durch die großen epochemachenden Ereignisse im Gebiete der naturwissenschaftlichen Erkenntniß. Die Entdeckung des Sauerstoffes, die Synthese des Harnstoffes, die Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft u. s. w. sind die Triebfedern unserer stufenweisen technischen Entwicklung. Was die moderne Naturwissenschaft anstrebt, formulirt Sombart als die Ersetzung der Qualität durch die Quantität. Wo ehedem lebendiges Wirken angenommen wurde, da wird jetzt ein Wechselspiel todter Körper aufgedeckt. Es ist die Tendenz zur praktischen Emanzipation von den Schranken des organischen Lebens. An die Stelle der menschlichen und thierischen Triebkräfte treten Wasserdampf und elektrischer Strom, an die Stelle von Holz und Pflanzen treten Eisen und Kohle, chemische Präparate u. s. w.

Die der Technik gegebene wissenschaftliche Basis hat die gewerbliche Thätigkeit zu einem großen Theil unabhängig gemacht vom Menschen. Während früher die gewerbliche Thätigkeit nur durch Verpflanzung von Menschen an andere Orte getragen werden konnte, hat die Neuzeit die gewerbliche Kenntniß allgemein gemacht. Sie hat ferner den Prozeß der Herstellung vervollkommnet und von aller menschlichen Unzulänglichkeit befreit. Sie hat die Produktion emanzipirt von Raum und Zeit, die im organischen Leben eine große Rolle spielen. Man braucht nicht mehr zu warten, bis der Mastbaum im Walde achtzig oder hundert Jahre alt geworden ist, man schmiedet ihn aus Eisen in wenigen Wochen. Man braucht nicht Straßenbahnzugpferde Jahre hindurch aufzuziehen, bis sie leistungsfähig werden, man baut einen Motor in wenigen Monaten.

Auf die Einzelheiten der Geschichte der Erfindungen brauchen wir nicht einzugehen, sobald das Prinzip klargestellt ist. In diesem Prinzip aber haben wir gleichzeitig den Schlüssel für die Kraft des Kapitalismus. Wenn eine Spinnmaschine erfunden ist, die in der gleichen Zeit das hundert- und mehrfache leistet wie der Handarbeiter, so ist der unwiderstehliche Zwang zur kapitalistischen Entwicklung gegeben, und wenn die Eisenbahn zum ersten Mal als praktisch brauchbar erfunden ist, so hilft alles Sträuben nichts, die Tage der Fuhrleute sind gezählt; das treibt den Menschen vorwärts und fragt nicht wohin, und fragt nicht, ob er will. Was Sombart als Kapitalismus hinstellt, ist doch nichts anders als dies. Von einem besonderen kapitalistischen Geist sprechen, der unsere Zeit durchzieht, kann man nur in dem Sinne, als wir uns heute dessen bewußt sind, was wir mit dem technischen Fortschritt wollen, während die ersten Erfindungen der neuen Zeit in den Erfindern oft kaum eine Ahnung erweckten, welche Revolution durch sie heraufbeschworen werden würde. Denn sind erst einmal die ersten technischen Erfindungen in der Produktion erprobt, so entsteht die wirthschaftliche Idee von der Ausnutzung aller Produktionsmöglichkeiten ganz von selbst auf Grund der technischen Idee von der Leistungsfähigkeit der Maschine. Diese eigentliche Inhaltsformel des Kapitalismus, auch bei kleinsten Ausnutzungen Leistung und Gegenleistung mit einander in Einklang zu bringen, ist eine selbstverständliche Folge der technischen Idee von der Vervollkommnung der maschinellen Einrichtungen.

Aber ich glaube, wir können noch einen kleinen Schritt weiter gehen und auf einen Zusammenhang hinweisen, den Sombart völlig außer acht läßt. Nämlich auf den Zusammenhang von Kapitalismus, wenn wir dieses Wort als Schlagwort beibehalten wollen, und Bevölkerungsziffer. Es steht fest, daß niemals in geschichtlicher Zeit Europa und damit auch Deutschland eine solche Bevölkerungsziffer aufgewiesen hat, wie im letzten Jahrhundert. Die Konsequenz der erstaunlichen Bevölkerungsvermehrung ist aber ein gewaltiges Anwachsen der Arbeitskräfte, die Nahrung und Thätigkeit suchen. Dies drängt mit Naturnothwendigkeit auf Ausdehnung der landwirthschaftlichen Produktion von Nahrungsmitteln. Werden dabei die übrigen Produkte der Landwirthschaft, Flachs, Waide, Holz u. s. w. zurückgedrängt, so muß für diese organischen Stoffe ein anorganischer Ersatz gefunden werden. Und weigern sich die Zünfte, neue gewerbliche Kräfte in größerer Zahl in ihre Organisation aufzunehmen, so mehrt sich die Menge der Bönhasen und Störer, bis schließlich die ganze Zünftlerei zusammenbricht. Und reicht schließlich die gewerbliche Erzeugung in Folge ihrer Zeit- und Kraftverschwendung nicht mehr zur Befriedigung des Bedarfs aus, so treten vollendetere Handwerkszeuge und Maschinen in die Produktion ein. Das Wachsen der Bevölkerung und das Wachsen des Bedarfs sind die eigentlichen Triebkräfte für die Erfindungen. Sie haben zu der landläufigen Vorstellung geführt, daß stets, wenn ein Bedürfniß vorhanden ist, auch das Mittel zu seiner Befriedigung gefunden wird. Eine starke Volksvermehrung vor dem 19. Jahrhundert erlebte Deutschland bereits zur Zeit der Reformation, und auch hier sehen wir einen lebhaften gewerblichen Aufschwung, dem eine Reihe von Erfindungen vorausgehen. Der dreißigjährige Krieg zerstört mit einer großen Menge Volkes auch das gewerbliche Leben wieder. Aber auch heute wieder haben uns Volksvermehrung und Bedarfssteigerung die technische und damit kapitalistische Entwicklung gebracht.

Sind die Folgen dieser kapitalistischen Entwicklung nun so entmuthigend und seelisch herabstimmend, wie sie Sombart zum Theil darstellt? Nur zum Theil freilich, denn er findet begeisterte Worte für die eine große That des Kapitalismus, die er in den Mittelpunkt stellt, die Hebung des wirthschaft-

Digitized by Google

lichen Niveaus der gesammten Bevölkerung. Der Kapitalismus hat für die Elenden und Elendesten der früheren Zeiten Nahrung geschaffen. Ja, er hat die Bevölkerung unendlich vermehrt, ohne irgend jemand dem Hungertode preis zu geben. Die folgenden Worte Sombart's geben seine Auffassung wieder: „Ich kann mir denken, daß man ohne viel Mühe ein Sündenregister des Kapitalismus zusammenstellt, groß genug, um gegen dieses Wirthschaftssystem in manchem Herzen Abscheu und Haß zu erzeugen. Der Kapitalismus hat uns die Masse beschert, er hat unser Leben der innern Ruhe beraubt, er hat uns der Natur entfremdet, er hat uns den Glauben unserer Väter genommen, indem er die Welt in ein Rechenexempel auflöste und eine Ueberwerthung der Dinge dieser Welt in uns wachrief, er hat die große Masse der Bevölkerung in ein sklavenartiges Verhältniß der Abhängigkeit von einer geringen Anzahl von Unternehmern gebracht. Aber dafür hat er eines gerade in bewundernswürdiger Weise geleistet: Er hat eine riesig angewachsene Menschenmenge auf das beste mit Unterhaltsmitteln zu versehen vermocht, er hat gerade das Futterproblem meisterhaft gelöst, besser als irgend eine Wirthschaftsverfassung vor ihm. Stellt man sich auf den Standpunkt der reinen Quantität, so ist der Kapitalismus thatsächlich mit einem Glorienscheine umgeben, aus dem sich mit flammender Schrift die Worte abheben: Dreißig Millionen Menschen mehr!"

Nicht nur die Lösung des Futterproblems, das muß nun aber gesagt werden, hat der Kapitalismus erreicht. Wenn es das bloß wäre, so wäre ja vielleicht die Vermehrung der Schweine in der Zeit des Kapitalismus eine kaum minder große That; nein, daß diese dreißig Millionen Menschen auch wirklich zu Menschen geworden sind, daß sie eine Bildung, daß sie ein Gefühl von Menschenwürde haben, daß sie ein Dasein führen, welches werth ist, gelebt zu werden, sei es auch noch so mit Sorgen und Plagen behaftet, daß diese dreißig Millionen nicht nur futtern können, sondern daß sie auch arbeiten können, sich bethätigen können, mitschaffen können, und sei es auch zu einem noch so kleinen Theile, am Bau der Welt, das ist das große, das unauslöschliche, das ewige Verdienst unserer Zeit, das ist die Signatur des 19. Jahrhunderts. Es ist eine Befreiung des Menschen eingetreten. Was war vor der sogenannten kapitalistischen Zeit? Wo war denn die Glückseligkeit in jenen Jahrhunderten, da die große Masse dem Bettelstab und Hunger preisgegeben war, da der größte Theil der Bevölkerung stumpfsinnig, wie heute kaum noch das Ackervieh, im Joch des Grundherrn pflügte? Wo war denn damals in der großen Masse auch nur ein Schimmer von jener Individualität, die Sombart heute durch den Kapitalismus erstickt glaubt? Wer nicht damals zu jener kleinen Schaar der in Folge ihrer Geburt zufällig Auserwählten gehörte, stand doch auf kaum höherer Stufe als das Hausgethier. Nicht ertödtet hat der Kapitalismus die Individualität, geboren hat er sie! Freilich an die Stelle der Individualität von wenigen Auserwählten hat er die Individualität einer breiten Masse gesetzt. Die Demokratisirung alles menschlichen Lebens ist das eigentliche Stigma unserer kapitalistischen Zeit, die allmähliche Ausgleichung der wirthschaftlichen und sozialen Gegensätze.

Es gibt nichts Thörichteres, als von unsern kapitalistischen Großbetrieben immer anzunehmen, sie arbeiteten wie eine Maschine, wo ein Rad vom andern nichts wisse und mechanisch ineinander greife. Hat je ein Individuum der breiten Masse in früherer Zeit aus sich selbst heraus Gelegenheit gehabt, emporzukommen? In dem heutigen industriellen und kommerziellen Großbetrieb hat auch der geringste Arbeiter, wenn er klug und fleißig ist, die Möglichkeit in der sozialen Stufenleiter aufzusteigen. Jeder hat Gelegenheit, sich zu bethätigen und sich hervorzuthun, und unsere kapitalistische Zeit ist so dürstend nach tüchtigen Kräften, daß sie jeden emporzieht, der die Fähigkeiten und den Willen dazu hat. Die Möglichkeit des sozialen Aufsteigens ist etwas ganz Neues, was frühere Jahrhunderte nicht gekannt haben. Und im Zusammenhang hiermit und als eine ihrer Ursachen steht die ungeheuere Verbreiterung des Bildungsniveaus. Leicht ist es zu spötteln, aber ganz unermeßlich hoch ist doch die Bedeutung, welche allein die Verbreitung unserer heutigen Volksschulbildung besitzt, von allen weiteren und höheren Fortbildungsanstalten ganz zu schweigen. Leicht ist es zu spötteln oder resignirt zu klagen über die Asphaltkultur und den Verlust der Verbindung mit der Natur. Wann hat denn jemals in früherer Zeit die ungebildete breite Masse ein Verständniß für die Natur gehabt? Heute aber hat sie es.

Der soziale Wechsel unserer Zeit ist vom ethischen und philosophischen Gesichtspunkt aus die größte Errungenschaft, die je eine Epoche erreicht hat, und je weiter wir heute vielleicht in praxi von der Bethätigung der christlichen Religion in der großen Masse unserer Bevölkerung entfernt sind, um so mehr haben wir praktisches Christenthum geschaffen. Niemand ist heute zeitlebens verdammt, in Verständnißlosigkeit für die Aufgaben der Menschheit, im Hunger nach Brot und, was mehr ist, im Hunger nach Arbeit, nach Bildung, nach individueller Freiheit dahin zu brüten. Wer arbeiten will und kämpfen will, den hindert nichts mehr. Und wenn je von einem Jahrhundert das Wort Ulrich von Hutten's wahr gewesen ist, so gilt es von diesem: „Es ist eine Lust, zu leben!"

Hjalmar Schacht.

Oesterreich, Ungarn und Kroatien.

Die Habsburgische Monarchie, deren beide namenlosen Staatstheile die politisch-journalistische Kunstsprache nach dem kleinen Grenzflüßchen Leitha Zis- und Transleithanien genannt hat, gleicht in ihrem politischen Leben wahrhaftig einem Schaukelbrett, das über ein festes, sicheres Felsstück mitten in einem Sumpfe gelegt worden ist: Als wir Leute „Zis" unter Baden uns tief in den Sumpf niederschwangen, stiegen die Magyaren „Trans" stolz in die Lüfte — nun hat uns Körber „diesseits" hinaufgehoben, und also sitzt Szell drüben mit dem ungarischen Parlament in der Tunke. Wir geborenen Sanguiniker freuen uns baß und reiben uns schadenfroh die Hände; wir gönnen's in unserm Leichtsinn dem Bruder Magyar und vergessen eine Weile, daß wir in der nächsten Stunde wieder hinunter müssen — juvat sacios habuisse malorum: Der Bruder im Pech — ist auch ein Vergnügen.

Und der Fels im Sumpf? — Das unverwüstliche Donaureich!

Die ungarische Obstruktion ist freilich ein ganz ander Ding als die österreichische. Bei uns obstruirt man aus nationalem Kleinmuth, dort aus nationalistischem Hochmuth, bei uns zur völkischen Abwehr, dort zur staatlichen Eroberung, hier im Namen der Nation gegen den Staat, dort im Namen des Nationalstaats gegen das habsburgisch-internationale Heer: Wir obstruiren alles — nur nicht Wehrvorlagen, unser Parlament hat sich die ganze Nacht hingesetzt und bewilligt, bewilligt bis zum Morgengraun und Hähnekrähn; ein Redner meinte, wir müssen dem Kaiser — er ist als Frühaufsteher bekannt — die Rekruten zum Frühstück serviren. Drüben aber obstruiren sie nichts ernsthaft als eben Wehrvorlagen. Bei uns kämpft im Parlament Nation mit Nation, der Staat ist mit seinem § 14 sozusagen neutraler Zuschauer; drüben aber haben sie zwar auch etliche Nationchen im Land, aber fast nur Magyaren im Parlament, es scheint also, daß dort Magyare gegen Magyaren kämpft. In Wahrheit aber kämpft die Opposition gegen Wien.

Was fürchtet sie von Wien? wird man fragen. Wien ist machtlos. Seit mehr als dreißig Jahren unterschreibt Wien, was Pest vorlegt. Wenn der Hof eine ungarische Exzellenz

Digitized by Google

beim Hofball heute übersieht, muß er ihr morgen eine einstündige Audienz gewähren. Wien ist bescheiden geworden. Und doch ist Wien von den Magyaren gefürchtet, weil es im Ungarlande, im magyarischen Globus selbst eine zähe Macht ist. Die transleithanischen Nationalitäten gravitiren nach Wien und nicht nach Pest.

Ein Europäer macht sich von dem Nationalstolz und der Herrschsucht der Magyaren keine Vorstellung. Nationalismus ist eine lobenswerthe Sache, wenn er sich auf irgend einen Titel stützt. Der Deutsche, der einen kleinen Volksstamm entnationalisirt, nimmt ihm sein Idiom und gibt ihm eine Weltsprache, nimmt ihm sein Volkslied und gibt ihm eine Weltlitteratur, nimmt ihm die Selbständigkeit der Ohnmacht und gibt ihm den Schutz einer Weltmacht. Der Magyare vertauscht einen Provinzialismus mit dem anderen, eine Halbkultur mit der anderen, eine unmittelbare Abhängigkeit mit der schlimmeren mittelbaren. Sein Herrschaftstitel ist Null, aber historisch. Dabei zählt der Magyare nur die Hälfte der Ungarn, er ist im eigenen Stammlande beinahe noch Minorität und präsentirt die Oberhoheit über 2 Millionen Deutsche. Diesen zum mindesten kann er nur nehmen und nichts geben. Außerdem aber beherrscht er zwei kroatische Königreiche, Kroatien und Slawonien, außerdem streckt er seine Hand nach Bosnien aus. Und er glaubt wirklich, daß sein Machthunger Länder und Völker verzehren und verdauen kann. Der Bewohner der Pußta, die ein Wall von Bergen ebenso schützt wie abschließt, übersteigt den Karst, bißt an der Adria seine Fahne und wird Seefahrer. Sein Ehrgeiz kennt keine Grenzen.

Aber auf seinem Wege liegt ein breiter Wall. Südlich der Drau und Donau wohnt in einem geschlossenen Viereck eine europäische Nation, die Serbokroaten. Man schlage eine Nationalitätenkarte Europas auf und vergleiche die Wohnsitze der Völker: Kein Volksstamm wohnt so ungemischt in einem so wohl arrondirten Gebiet. Zieht man vom Hafen Pola nach Barasdin an der Drau, von Antivari an der Adria zum eisernen Thor je eine Linie, so bilden diese mit der Küste der Adria einerseits und der Drau und Donau andererseits ein regelrechtes Oblong, das von Menschen einer Sprache bewohnt ist, einer Sprache, deren Dialekte sich von einander nicht mehr unterscheiden als das Fränkische und Schwäbische. Dieses Oblong umfaßt vier Königreiche (Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Serbien) und außerdem Bosnien, die Herzegowina, Montenegro und einen Theil von Istrien. Aus diesem Gebiete haben die römischen Cäsaren, die byzantinischen Kaiser, Venedig und Oesterreich ihre besten Soldaten und Matrosen gezogen. Das Volk ist ethnisch eine Einheit und nur durch die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses, des katholischen und orthodoxen Ritus, in zwei annähernd gleiche Theile gespalten.

Was derart von Natur aus eins ist, zerfällt politisch in viele Theile: Diese Nation steht unter sechs Herren. Kroatien und Slavonien wird von Pest, Dalmatien und Istrien von Wien, Bosnien und die Herzegowina vom österreich-ungarischen gemeinsamen Finanzminister verwaltet, der Sandschak vom Sultan; die Montenegriner haben noch ihren Staatsfürsten, und den Bewohnern Serbiens beliebt es, sich von den Obrenovic regieren zu lassen. Nationen von dieser Geschlossenheit des Wesens und Wohnsitzes sind Thatsachen der Jahrhunderte, Regierungen und Staatsformen nur solche der Jahre. Wer an die Macht der nationalen Einheitsidee glaubt — man muß an sie glauben, wenn man sie auch nicht theilen mag — der wird zugeben, daß jede weitschauende Politik mit diesem Sprachgebiet mehr rechnen muß, als mit den ministeriellen und parlamentarischen Phrasen, die der Pester Parlamentarismus täglich produzirt.

Die Kroaten scheinen sich mit ihrem Loose zu bescheiden. Sind nicht alle Gerüchte von der revolutionären Bewegung in Kroatien offenbare Lüge, da doch die gesetzliche Vertretung des Landes, der kroatische Landtag und die 40 Delegirten Kroatiens, die im ungarischen Abgeordnetenhaus sitzen, schweigen? Wer an irgend eine österreichisch-ungarische Repräsentation einen europäischen Maßstab anlegt, irrt natürlich. Nichts beweist bei uns weniger, als der offizielle Schein. Kroatien hat ein Wahlrecht, an dem drei, sage drei Prozent der Bevölkerung theilnehmen. Neben diesen Vertretern des „Volkswillens" sitzen aber noch 10 Bischöfe und Aebte, 18 Fürsten, Grafen und Freiherren, 8 königliche Obergespane! Das Wahlrecht ist in den Landgemeinden indirekt. Diese „Repräsentanz" entsendet erst aus ihrer Mitte 40 Delegirte in das Pester Unterhaus. Man begreift, daß Deputirte und Delegirte schweigen und zufrieden sind, während das Landvolk magyarische Beamte mit Knütteln erschlägt.

Man wird nun auch die magyarische Obstruktion begreifen: In ihr mischt sich gar sonderbar die Besorgniß mit dem starken Selbstbewußtsein.

Der Gründer der ungarischen Krone, der heilige Stephan (1000—1038) hat an seinen Sohn eine staatsmännische Epistel gerichtet, die uns erhalten ist und nun das große ungarische Rechtsbuch, das corpus juris Hungarici eröffnet. Darin schreibt er, der Stifter des Reiches, das in allen alten Urkunden „inclytum regnum Hungariae" „das ruhmreiche Königreich Hungarn" genannt wird: Unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est. (Ein Reich mit einer Sprache und Sitte ist schwach und gebrechlich). Darum möge jener die Fremden im Lande in Wohlwollen nähren und in Ehren halten, auf daß sie lieber mit ihm zusammensein als anderswo wohnen. „Wenn du versuchst, niederzureißen, was ich gebaut, oder zu zerstreuen, was ich um mich geschart, dann wird dein Reich ohne Zweifel den größten Schaden nehmen."*) Nach dieser Maxime haben alle ungarischen Könige gehandelt, sie haben den ins Land gerufenen Deutschen ihre Sprache, ihr Recht und volle Selbstverwaltung gelassen, sie haben Kroatien, Slawonien und Dalmatien in der Regel durch ihren zweiten Sohn in voller Unabhängigkeit regiert. Diese Autonomie war die werbende und erhaltende Kraft der Stephanskrone, war die Ursache, warum die Deutschen 1848 mit den Magyaren gegen Wien zu Felde zogen, sie gab in Kroatien in allen entscheidenden Momenten den Ausschlag für Pest und gegen Wien.

Es ist viel Wahres in dem Leitsatz: Staaten erhalten sich durch dieselben Mittel, durch die sie gegründet worden sind. Trifft er auch sonst — aus tausend Gründen — nicht mehr immer zu, hier gilt er ganz. In der nationalstaatlichen Epoche muß der Magyare versuchen, aus dem Königreich „Hungarn" ein magyar arszag zu machen. Um dies zu vermögen, muß eine Nation, die knapp die Hälfte des Landes ausmacht, alle nationale Leidenschaft im eigenen Lager aufpeitschen und lebendig erhalten, um durch die Macht der Leidenschaft die Ohnmacht der Ziffer wettzumachen, muß sie die anderen Nationen an die Wand zu drücken suchen. Aber wie die einen geigen, tanzen die andern. Und so weckt der Lärm in Pest das Echo in Agram, so weckt das hohe Eisen in Pest das tiefe Murren der Banater und Siebenbürger Deutschen. Ist Nation Trumpf, so ist eine Nation so gut wie die andere, und der feste Stock der Südslawen stärker als die zerrissenen, von Feinden durchsetzten magyarischen Haufen.

Es ist das unentrinnbare Fatum der Magyaren, daß sie nicht national sein können, ohne alle ihre Gegner im eigenen Hause aufzupeitschen, daß sie zugleich nicht aufhören können, alle extremsten Mittel nationaler Politik spielen zu lassen. Und das in demselben Moment, da Zisleithanien allen Nationen Autonomie einzuräumen beginnt, da in Wien Nord-Südslawen, Deutsche und Italiener sich allmählich vertragen lernen, da sie in Wien jeder Nation eine Bahn, jeder einen Kanal, jeder Flußregulirungen, jeder Investitionen zuwenden, während sie in Pest alle nationalen

*) Sancti Stephani lex I, cap. 6 § 3—4.

Digitized by Google

Gebiete verwahrlosen und finanziell ruiniren*) — verwahrlosen und ruiniren müssen.

Entspringt aus der Situation der Magyaren ihre leidenschaftliche Sucht zu herrschen, sich zu behaupten, so zugleich ihre steigende Angst vor den Nationalitäten, die als Angst vor Wien in die Erscheinung tritt. Es genügt ein bloßes Dekret von Wien — dieser Monarch wird es ja nicht erlassen —, das auf Grund eines breiten Wahlrechts einen kroatischen Landtag einberuft, und dieser Landtag vollzieht den Abfall von Pest. Es genügt ein Dekret von Wien, und das von Oesterreich verwaltete Dalmatien ist — im österreichischen Parlament kräht ihm kein Hahn nach — mit Kroatien vereinigt. Ebenso Bosnien und die Herzegowina. Es genügt ein Wink von Wien, und die ungarischen Nationalitäten sind mobilisirt. Die Magyaren können dagegen resolutioniren, aber sie haben nicht das Heer. Ihre Herrschaft ist ein Traum ohne Heer. Darum der leidenschaftliche, unerstickbare, heisere Schrei nach dem magyarischen Kriegsheer. Die magyarische Rasse kann es auf einer gewissen Höhe der Entwicklung nicht entbehren, aber kann es Wien geben?

Das ist der innerste Kern der Obstruktion im ungarischen Parlament, das auch schließlich die Raison der Mäßigung, die weitschauende Politiker, wie Szell, vertreten. Niemand in der Welt bedarf so sehr der kühlen Verstandespolitik wie die Magyaren, niemand ist durch Charakter und Lage mehr zur Leidenschaft getrieben als dieser Stamm. Seine hohe Staatskunst, sein politischer Instinkt werden ihn wohl über diese Klippe führen. Eine andere Frage aber ist es, ob er auf die Dauer den ethnischen Thatsachen, dem Schicksal der Ziffern trotzen kann.

Wien. Rudolf Springer.

*) Kroatien = Slawonien hat nicht eine Zuckerfabrik, nicht eine Petroleumraffinerie, die Save wird nicht regulirt, während Ungarn eine Industrie künstlich züchtet, Kanäle und Bahnen baut, Flüsse regulirt u. s. w., u. s. w.

Die I. Wagenklasse und ihr Defizit.

Wenn die Freunde einer Eisenbahnreform, d. h. Fahrpreisverbilligung, ihre Wünsche geltend machen, so wird von der gegnerischen Seite mit Vorliebe immer die schlecht bewiesene allgemeine Behauptung aufgetischt, daß der ganze Personenverkehr ohnehin längst nicht mehr die Kosten decke, daß die Tarife wohlfeil genug seien und die Eisenbahnüberschüsse überhaupt nur dem Güterverkehr zu verdanken wären. Eine Klärung dieser praktisch wichtigen und wissenschaftlich zwar schwierigen, aber reizvollen Frage könnte nur erwünscht sein.

Nach dem neuesten Betriebsbericht für 1901 betrugen die Einnahmen der preußischen Staatsbahn mit ihren 31 843 km (einschließlich 1027 km hessischer Bahnstrecken) im ganzen 1353,7 Millionen Mark, wovon allerdings 884 auf den Güterverkehr und 383,4 auf den Menschenverkehr fielen. Die Gesammtausgaben, leider nicht getrennt nachgewiesen, beliefen sich auf 836 Millionen. Der Betriebsüberschuß ergab demnach 517,7 Millionen (gleich 6,48 Proz. des Anlagekapitals von 8078 Millionen). Davon sind aber noch die Zinsen für die Eisenbahnanleihen u. a. abzuziehen.

Die Einnahmen aus dem Menschenverkehr vertheilten sich nun folgendermaßen auf die einzelnen Wagenklassen: die I. Klasse brachte nur 16,3 Millionen, die II. 82,4, die III. 145,2 und die IV. 118,4 Millionen. Die Militärbeförderung trug 7,6, das Gepäck 10,4 und verschiedene Nebeneinnahmen 2,8 Millionen ein.

Wieviel Personenwagen gibt es nun wohl in ganz Preußen mit seinen 34 Millionen Einwohnern? 1901 waren es 23 948 Stück mit 57 871 Achsen oder 115 742 Rädern; 1902 (Ende März) 24 303 Wagen mit 58 967 Achsen. Der Anschaffungswerth betrug 260 Millionen Mark; dazu kommen noch 6396 Gepäckwagen mit 14 498 Achsen im Werthe von 45,6 Millionen. Ist das viel oder wenig? Nun, solche statistischen Zahlen sagen einem nichts, wenn sie nicht besonders beleuchtet, wenn sie nicht in Beziehung mit andern gesetzt und verglichen werden. Versuchen wir das einmal. Oder fragen wir zunächst: wieviel Plätze in den Personenwagen stehen den 34 Millionen bewegungsbedürftiger Preußen zur Verfügung? Die Antwort lautet: im ganzen 1 135 091 Plätze. Das würde heißen: auf je 30 Preußen kommt durchschnittlich ein Eisenbahnwagenplatz. Dafür, daß das ganze Volk nicht auf einmal mobil werden kann, ist also gesorgt. Von jener Gesammtzahl der Wagenplätze kommen aber auf die III. Klasse 573 963, auf die IV. 355 687, auf die II. 174 829 und auf die I. 30 612. Ist das viel, sofern die I. Klasse in Frage kommt? Ohne Heranziehung von Vergleichen läßt sich das wieder nicht beantworten.

Wer gehört in die I. Eisenbahnklasse? Der Standesherr? Der hohe Adel? Der höhere Beamtenstand? Oder wer? Je nun, die Eisenbahn antwortet darauf bloß: „Jeder, der das Geld hat, mich zu bezahlen!“ Die I. Klasse kostet ja auf jeden Personenzugkilometer 8 Pfennig; die andern Klassen nur 6, 4 und 2 Pfennig. Also 100 km I. Klasse oder knapp zwei Bahnstunden kosten schon 8 Mark, 500 km 40 Mark, 1000 km 80 Mark, ohne die Schnellzugszuschläge.

Die Frage, wer die I. Wagenklasse benutzt, kann also am besten aus der Einkommensteuerveranlagung beantwortet werden. Da dürften die folgenden Zahlen sehr beachtenswerth sein. Unter den 34 Millionen Preußen gab es 1901 im ganzen nur 80 000 Personen, die über 9500 Mark Einkommen hatten; bloß 75 740 Censiten hatten über 6000 bis 9500 Mark; 279 935 über 3000 bis 6000 Mark, aber 3 210 831 konnten über 900 bis 3000 Mark verzehren. Nur ein Theil jener zuerst genannten Gruppe (darunter nur 16 000 Menschen mit über 30 500 Mark jährlich) kann also wohl in der Regel als Benutzer der I. Klasse in Frage kommen. Wenn man denen zu Liebe täglich 30 000 Eisenbahnplätze bereit hält und regelmäßig spazieren fahren läßt, so ist das doch sehr viel. Ja, es erscheint geradezu als eine Verschwendung von Betriebsmitteln, weil eine auch nur annähernd lohnende Benutzung dieser Plätze durch so wenige, im Lande weit zerstreute Menschen von vornherein ausgeschlossen erscheint. Auch bei der II. Klasse ist das anzunehmen. Thatsächlich ist denn auch ihre Ausnutzung verblüffend gering. Leider werden in der preußischen und deutschen Eisenbahnstatistik die betreffenden wichtigen Zahlen seit etwa fünf Jahren fortgelassen und geheimgehalten. 1897/98 sind sie zuletzt veröffentlicht worden. Danach war ein beladener preußischer Güterwagen durchschnittlich mit 65,77 Proz. des Ladegewichts ausgenutzt; die Leerfahrt eingerechnet aber mit 45,36 Proz. In einem Personenwagen wurden die Plätze durchschnittlich nur zu 25 Proz. besetzt, und zwar in der IV. Klasse zu 34,97 Proz., in der III. zu 22,67 Proz. (1895/96: 25,25 Proz.), in der II. zu 19,22 Proz., in der I. aber nur zu 10,32 Proz. Am kläglichsten jedoch war, nicht ohne Mitschuld des Tarifs, die Ausnutzung der Gepäckwagen, nämlich bloß 2,65 Proz. Daß man bei diesen ein Betriebsdefizit von etwa 70 Millionen berechnet hat (in der Schrift „Zur Reform des Packetportos“, Leipzig 1898), sei nur beiläufig hier erwähnt.

Also von den 30 000 Wagenplätzen der I. Klasse fahren täglich nur 3000 besetzt und 27 000 sind leer. Horribile dictu! Aber in Wirklichkeit steht es noch schlimmer. Man muß nämlich berücksichtigen, daß ein Wagenplatz I. Klasse doppelt so geräumig ist, wie einer der dritten Klasse, und daß die todte Last eines Wagens die Menschenlast um das fünf- bis fünfzehnfache überwiegt. Ein moderner Wagen I. Klasse, etwa 25 Schritt lang, wiegt weit über 30 000 kg, hat etwa 7 Abtheile zu 4 Plätzen (auf jeder Bank nur zwei) und meist etwa 28 Plätze auf. Ein gleich großer Wagen

Digitized by Google

II. Klasse hat 42 Plätze (je drei auf jeder Bank), ein solcher Wagen III. Klasse aber hat 80 Plätze; und IV. Klasse hat er gut 110 Plätze und wiegt nur rund 20 000 kg. Somit kommt auf einen Wagenplatz IV. Klasse ein todtes Gewicht von rund 200 kg, III. Klasse etwa 360 kg, II. Klasse 750 kg und I. Klasse 1100 kg pro Platz. Oder, wenn voll besetzt, bringt bei den jetzigen Personenzugstarifen ein Wagen IV. Klasse 2,20 Mark pro Kilometer, einer III. 3,20, einer II. 2,52, einer I. Klasse 2,24 Mark ein. Berücksichtigt man aber die erwähnte Durchschnittsausnutzung der Plätze, so bringt ein Wagen IV. Klasse etwa 75 Pfennig, einer III. ebenfalls etwa 75 Pfennig, einer II. knapp 50 Pfennig und ein Wagen I. Klasse sogar bloß 22 Pfennig auf je ein Kilometer. So ungefähr ist das Verhältniß! Wenn also von einem Defizit beim Personenverkehr die Rede ist, so weiß man jedenfalls, welche Wagenklassen am meisten dazu beitragen. Das Defizit der I. Klasse schätze ich auf fast 35 Millionen Mark jährlich.*) Vier Wagen I. oder II. Klasse in der erwähnten Größe wiegen rund 120 000 kg; vier gleiche Wagen III. Klasse nicht viel weniger. Dagegen können bei einem solchen Zuggewicht schon 6 Wagen IV. Klasse angehängt werden. Bei 120 000 kg Wagengewicht erzielt man also pro Kilometer und bei voller Besetzung in der IV. Klasse 13,20 Mark, in der III. 12,80, in der II. 10,28, in der I. 8,96, oder nach Maßgabe der wirklichen Platzausnutzung: IV. Klasse 4,50 Mark, III. 3, II. 2 Mark, I. 90 Pf.

Welche Wagenklassen die gewinndringenden Arbeitsbienen und welche die den gesammelten Honig nur aufzehrenden Drohnen sind, wird hieraus wohl klar werden. Also fort mit den faulenzenden Drohnen! Oder Einschränkung auf ein Mindestmaß! Auf Luxusschnellzüge, aber solche mit drei Klassen oder dritter und erster, wie in England. Die belgische Staatsbahn hat die I. Klasse längst auf internationale Luxuszüge beschränkt und sie im übrigen ganz aufgehoben.

Wenn die Blätter neulich meldeten, der Eisenbahnminister Budde gedenke wenigstens in den Personenzügen Preußens die I. Klasse ganz abzuschaffen, wie sie ja im Stadt- und Vorortverkehr Berlins abgeschafft worden ist, so würden alle guten Gründe dafür sprechen. Und wenn die Nachricht auch wieder bezweifelt wurde, sie muß über kurz oder lang wahr werden. Denn ein zweckloses Spazierenfahren leerer Eisenbahnwagen ist volkswirthschaftlich eine Vergeudung von Nationaleigenthum, und auf die ganz kleine Minorität einiger zehntausend Menschen brauchen die Steuerzahler eines Volkes von 34 Millionen nicht weiter so kostspielige Rücksichten zu nehmen, zumal in Zeiten geminderter Prosperität.

Berlin-Friedenau. Arved Jürgensohn.

*) Es worden nämlich 223,4 Millionen Personenkilometer, aber wohl das Zehnfache an Platzkilometern I. Klasse gefahren, da die Ausnutzung der Plätze nur 10 Proz. beträgt. Auf eine Achse kommen etwa 7 Plätze I. Klasse, und ein Achskilometer kostet 14 Pfennig (vergl. S. 170 des Buches: „Zur Reform des Packetportos"), ein Platzkilometer also etwa 2 Pfennig. Bei 2234 Millionen Platzkilometern I. Klasse jährlich ergeben sich fast 45 Millionen Mark Betriebsausgaben, ebenso berechnet, wie sie der Reichspost in Anrechnung gebracht werden. Die preußische Eisenbahnverwaltung berechnet nämlich (vergl. S. 90 des Betriebsberichts für 1901) für Beförderung der Postwagen die Achskilometerkosten von Personenzügen, die doppelt so hoch seien, wie die Güterzugskosten. Im Jahre 1901 kostete ein Wagenachskilometer aller Art durchschnittlich etwa 6,5 Pfennig. Der Post wird ungefähr das Dappelte davon angerechnet, nämlich 14,3 Pfennig (38 Millionen Mark — die Postwagenrechnung — dividirt durch 251 Millionen Postwagenachskilometer im Jahre 1901; vergl. S. 143 des Betriebsberichts). Diese 14,3 Pfennig sind also die Kosten eines Personenzugachskilometers. Nun leisteten aber 1901 (vergl. S. 143 des Berichts) die preußischen Personenzüge 2255 Millionen Wagenachskilometer, die Schnellzüge jedoch leisteten daneben 926 Millionen Achskilometer. Die I. Klasse aber ist in den Schnellzügen besonders stark vertreten. Und ein Schnellzugachskilometer ist noch erheblich theurer, als ein Personenzugachskilometer, wegen der theureren, schwereren Wagen und Lokomotiven sowie wegen des viel stärkeren Kohlenverbrauchs. Der Toeilzuschlag für preußische Schnellzüge beträgt ja etwa 10 bis 16 Proz., in der I. Klasse aber 12,5 Proz. Wir können also zu den obigen 45 Millionen Betriebsausgaben der I. Klasse noch gut 5 Millionen hinzurechnen, zusammen demnach 50 Millionen Ausgaben. Da die I. Klasse 1901 nur 16 Millionen einbrachte, bleibt ein Defizit von 34 Millionen übrig.

Minister Plehwe und Kischinew.

Von einem Petersburger Freunde in hervorragender Stellung, der uns als völlig zuverlässig und in seinem Urtheil unabhängig bekannt ist, erhalten wir folgende Schilderung des politischen Hintergrundes, vor dem sich die Tragödie von Kischinew abgespielt hat. Die Darstellung lautet:

Ueber die Ereignisse selbst, die sich in Kischinew ereignet haben, sind wir in Petersburg vollkommen unterrichtet. Eine ganze Reihe von Korrespondenzen in den Zeitungen sowie mündliche Mittheilungen von Personen, die den Massakres beiwohnten, haben allen denen, die sich für die Angelegenheit interessirten, gute Berichte zur Verfügung gestellt, und diese einzelnen Berichte ließen sich unter einander auf ihre Glaubwürdigkeit kontroliren. Auf die gräßlichen Vorgänge selbst einzugehen, versage ich mir. Die Scenen, wie man Kinder vor den Augen ihrer Eltern, die festgehalten wurden, an die Wand schleuderte, bis sie regungslos waren; wie man einem alten Mann den Bauch aufschlitzte und den Bauch alsdann mit Federn vollstopfte; wie man junge Mädchen schändete und Arbeitern Hände und Beine abfägte — alles das findet sich bei uns sogar in den Zeitungen und ist in der Presse Westeuropas alsdann mit trauriger Deutlichkeit abgedruckt worden. Diese Ereignisse veranlaßten Sie, mir folgende Frage vorzulegen: Wie sind solche Ereignisse möglich, nicht in einem abgelegenen Dorf, sondern in einer bedeutenden Handelsstadt, die entsprechend ihrer nahen Lage an der Grenze mit Polizei wohl versehen und mit Militär ständig vollgepfropft ist? In der That, die Erörterung dieser Frage ist so bedeutungsvoll, daß sie weit hinausgreift über die lokalen Ereignisse, so schrecklich diese gewesen sind, und die Beantwortung dieser Frage wirft zugleich Licht nicht allein auf die Zustände einer russischen Provinzstadt, sondern auf die gesammte russische innere Politik, soweit sie vom Ministerium des Innern, insonderheit von Herrn Plehwe abhängig ist.

Die offizielle Darstellung, durch die sich die betheiligten Behörden zu decken suchen, ist die folgende: Die Juden in Kischinew sind bei der christlichen Bevölkerung unbeliebt. Diese mangelnde Beliebtheit ist auf drei Gründe zurückzuführen: auf religiöse, auf wirthschaftliche und auf politische Gründe. Der Gegensatz der Religionen, die Konkurrenz im Erwerbe nähren die Feindschaft, und dazu soll neuerdings noch der Umstand hinzu kommen, daß der rechtgläubige und loyale Russe den Juden hasse, weil dieser als Sozialist gegen den Zaren wühle und die alte Ordnung des Reiches bedrohe. Der Zündstoff, der damit angehäuft worden, wäre leider — so sagt man — zur Explosion gelangt. Die Hefe der Bevölkerung habe sich schließlich bei den Tumulten, an denen die Juden durchaus nicht unschuldig gewesen seien, betheiligt, die lokalen Behörden hätten vorübergehend den Kopf verloren, sobald aber die Nachrichten an die höheren Behörden in Moskau, wo der Kaiser war, gelangten, sei Ruhe und Ordnung wieder hergestellt worden.

An dieser Darstellung ist zutreffend, daß in gewissen Kreisen sowohl religiöse wie wirthschaftliche Antipathie gegen die Juden herrscht. Aber diese Antipathien würden die im innersten Kern gutartige Bevölkerung bei uns niemals veranlassen, eine Emeute zu inszeniren. Der Gedanke zur Emeute wie der Gedanke, daß der Zar gegen die sozialistischen Juden vertheidigt werden müsse, wurde unserer Bevölkerung von außen eingeimpft.

Ist das auch in Sonderheit in Kischinew der Fall gewesen?

Digitized by Google

Von der Kischinewer Zeitung „Bessarabetz" ist im Auslande schon viel gesprochen worden. Der Besitzer dieses Blattes ist ein Herr Kruschewan. Dieses Blott betreibt seit Jahren die Judenhetze systematisch. Da wir unter der Zensur leben, so bedeutet dies: Die Regierung hat gegen die Judenhetze nichts einzuwenden.

Wir haben zwar in Rußland eine ganze Reihe antisemitischer Organe, aber ein Seitenstück zum „Bessarabetz" gibt es kaum. Das Blatt verbreitete Märchen über die Juden, die die Bevölkerung im höchsten Grade aufregen mußten, und allmählich erhielt diese Hetze eine immer deutlichere politische Spitze. Die Juden wurden zugleich als diejenigen hingestellt, die den Zaren entrechten und das ganze Reich unterminiren wollten. Die Wirkung dieser unter den Augen der Regierung betriebenen Propoganda blieb nicht aus. Der Fanatismus wurde einerseits erregt, aber der Fanatismus ist bei den breiten Schichten unserer Bevölkerung nur dann eine gefährliche Macht, wenn der gemeine Mann annimmt, daß das, was er thut, vom Zaren befohlen sei. Und nun ereignete sich dasselbe, was sich im Jahre 1881 ereignet hatte. Die Bevölkerung von Kischinew und Umgebung glaubte wie damals an ein goldenes Manifest des Zaren, dos in den Gemeindekanzleien eingetroffen sei und das befähle, die Juden zu Ostern zu erschlagen.

Den Juden waren diese Gerüchte wohl bekannt, und sie haben daher wiederholt und dringend den Gouverneur v. Roaben gebeten, die Unwahrheit dieser Gerüchte öffentlich zu erklären und Vorkehrungen gegen Ausschreitungen zu treffen. Herr v. Raaben thot aber nichts; er wies die Juden ab, oder er gab ihnen leere Versprechungen. Bedeutete diese Haltung für die Masse der Bevölkerung eine Bestätigung der umlaufenden Gerüchte, so war es für die Intelligenz gleichfalls von entscheidender Bedeutung, daß der Gouverneur in seiner Indolenz verharrte, während der Vizegouverneur Ustrugow als Mitorbeiter des „Bessorabetz" und gleichzeitig als Zensor dieses Blattes der ganzen Bewegung zu allem Ueberfluß noch die unmittelbare behördliche Genehmigung aufzudrücken schien. Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, daß schließlich die Krawalle mit einer gewissen Planmäßigkeit sich abspielten. Die ungebildete Bevölkerung glaubte im Namen des Zaren zu handeln, und die gebildete Bevölkerung nnhm berechtigterweise an, daß die Regierung den Krawall wolle. Durch die Einmischung des Verbrechertums und Pöbels, das bei der Passivität der Behörden, der Gensdarmen und des Militärs immer kühner wurde, erhielt die Bewegung ihre eigentliche Färbung, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß man bei uns in Petersburg im Ministerium des Innern dem Gouverneur nur eins verdenkt: daß er auch träge blieb, als den Ausschreitungen der Stempel kurdischer Barbarei aufgedrückt worden ist. Krawalle — ja; aber nicht so sensationelle Krawalle, die die ganze Welt bis Amerika in Empörung bringen mußten.

Die „Times" haben einen Geheimerlaß des Ministers Plehwe vom 25. März an den Gouverneur von Bessnrabien veröffentlicht, der folgenden Wortlaut hat:

„Ich habe erfahren, daß in der Ihnen anvertrauten Gegend ausgedehnte Unruhen gegen die Juden, die hauptsächlich die lokale Bevölkerung ausbeuten, vorbereitet werden. Mit Hinblick auf die allgemeine Aufgeregtheit, die sich zu bethätigen sucht, und auch mit Hinblick darauf, daß es zweifellos nicht wünschenswerth ist, durch strenge Maßnahmen regierungsfeindliche Gesinnungen einer Bevölkerung einzuflößen, die bisher von der revolutionären Propaganda noch nicht berührt worden ist, wird Eure Exzellenz nicht verfehlen, zur Verhütung etwaiger Unruhen beizutragen durch Ermahnungen der Bevölkerung, ohne jedoch irgendwie zu Waffengewalt Zuflucht zu nehmen."

Ich habe diesen Erlaß nicht zu Gesicht bekommen. Daß seine Existenz offiziell dementirt worden ist, beweist natürlich nichts. Ob er existirt, ob er nicht existirt, mag dahingestellt bleiben. Aber ist er nicht vorhanden, so ist er ausgezeichnet erfunden, und er kann nur erfunden sein von einer Persönlichkeit, die mit den Vorgängen innerhalb der Regierung außerordentlich vertraut ist.

Die Protektion, die Krnschewan genießt, ist nämlich nicht nur eine lokale. In Kischinew selbst ist das Blatt Kruschewans durch die Behörden zu einem führenden gemacht worden. Ich erwähnte, daß der Vizegouverneur und Zensor der Zeitung, Ustrugow, Mitarbeiter an dem Blatte unter dem Pseudonym „Dreizwonzig" war und daß andere Beamte, Richter ꝛc. an dem Blatte mitarbeiteten — es wurde überdies durch die Behörden eine andere Zeitung des Ortes, der „Bessarabski Westnik", beseitigt; es wurden alle Gesuche wegen Herausgabe einer zweiten, anständigen Zeitung abgeschlagen, und es wurde schließlich der nichtoffizielle Theil der offiziellen Zeitung abgeschafft, so daß dns Organ des Herrn Kruschewan für die Zeitungsleser allein bestehen blieb. Alles dies betrifft Kischinew. Herr Kruschewan erhielt aber auch die Erlaubniß, in St. Petersburg eine Zeitung herauszugeben, „Suamja" mit Namen; er wurde, was ich verbürgt mitzutheilen in der Lage bin, nus Staatsgeldern von dem Minister Plehwe mit 25 000 Rubeln subventionirt, und in einem Ministerkonseil verlangte Herr Plehwe eine weitere Subventionirung, die nur dadurch verhindert wurde, daß der Minister Witte erklärte, Staatsgelder ständen für diesen Zweck nicht zur Verfügung. Unter diesen Umständen erhielt Herr Kruschewan, der hoch verschuldet ist, durch die Protektion des Ministers Plehwe den gewünschten Betrag von der Staatsbank auf Solawechsel, die Herr Kruschewan einzulösen nicht in der Lage sein würde.

Zu welchem Zweck protegirt nun Herr Plehwe Herrn Kruschewnn?

Man muß sich der Thatsache erinnern, dnß der Minister Plehwe zur Zeit der großen Judenverfolgungen in Rußland im Jahre 1881 der Gehülfe und Vertreter des Ministers Ignatiew als Chef des Polizeidepartements gewesen ist, und dieselben politischen Ziele, die damals Ignatiew verfolgte, verfolgt heute der Minister Plehwe.

Diese Ziele lassen sich kurz folgendermaßen charakterisiren: Das Interesse der Bevölkerung soll durch Judenkrawalle von der Erörterung wahrhaft brennender politischer Fragen abgelenkt werden. Die unruhige Arbeiterpartei, unter der sich auch Juden befinden, soll gespalten werden, indem die Rechtgläubigen gegen die Juden ausgespielt werden, die Unzufriedenheit der hungernden Massen soll auf die Juden gelenkt werden, und der Kniser soll in der Ueberzeugung verbleiben, daß bei den Zuständen des Reichs, wie sie sich vor seinen Augen abspielen, daß im Augenblick barbarischer Ausschreitungen irgend welche politischen Aenderungen, wie sie die gebildete Bevölkerung wünscht, ein Ding der Unmöglichkeit wären. Das Volk sei hierfür nicht reif.

Ob ein Erlaß, wie ihn die „Times" publizirt haben, existirt, ist gleichgiltig. In jenen Regierungskreisen, die den Willen des Ministers Plehwe kennen, ist man jedoch überzeugt, daß ein derartiger Erlaß seine Intentionen wiedergeben würde, und die charakterlosen Streber innerhalb der Regierungsmaschinerie sind bereit, entsprechend solchen Plönen zu handeln.

Es ist daher auch keineswegs ausgeschlossen, daß auf die Ereignisse in Kischinew verwandte Ereignisse nn anderen Orten folgen. Treten sie ein, so ist der Minister Plehwe für sie verantwortlich; denn sie entstehen nur, wenn er sie will.

Ein Umstand mag diese Entwicklung verhindern. Die Exzesse in Kischinew waren allzu programmwidrig barbarisch. Sie haben den Zaren empört, und es ist dem Minister Plehwe nur mit Mühe gelungen, den Zaren zunächst von einem Schritte abzuhalten, der nicht nur für die Kischinewer lokalen Behörden hätte verhängnißvoll werden können.

Der Zar hatte die Absicht, einen Adjutanten zu Zwecken seiner persönlichen Information nach Kischinew zu entsenden. Das wußte der Minister des Innern glücklich zu hintertreiben, und er seinerseits schickte nunmehr an den Ort der Tragödie als seinen Beauftragten Herrn Lopuchin, eine seiner Kreaturen, einen noch jungen Mann, der bis vor kurzem Staatsanwalt in Petersburg gewesen ist.

Die Meldung dieser Reise verbreitete zunächst in Kischinew eine Panik unter den intellektuellen Leitern der

Digitized by Google

Krawalle. Herr Lopuchin wußte gemäß den Instruktionen des Herrn Plehwe die beunruhigten Gemüther jedoch schnell zu beruhigen.

Als Lopuchin dann in Petersburg schließlich seinen milden schriftlichen Bericht erstattete, erschien auch dieser Bericht Herrn Plehwe noch zu düster, und er veranlaßte — es steht dies fest — daß die Farben gänzlich verändert wurden.

Nichts ist also irrthümlicher als die Kischinewer Ereignisse als ein Zeichen revolutionärer Anarchie im Volke anzusehen. Die Ereignisse in Kischinew bedeuten vielmehr, daß Herr Plehwe die wilden Instinkte der ungebildeten Bevölkerung und die Gemeinheit des gebildeten Pöbels in seine Dienste genommen hat, um das Regime, wie es besteht, noch eine Zeit lang fortvegetiren zu lassen, und um seine eigene Unentbehrlichkeit in so unruhigen Zeiten dem Kaiser zu erweisen.

Die Arbeiter- und Bauernunruhen, die hier und dort sich zeigen, sollen hinübergeleitet werden in Unruhen gegen die Juden, und den Zaren sucht man von jeder Intervention, die ihm seine humanen Gefühle diktiren könnten, obgleich er kein Judenfreund ist, dadurch abzuhalten, daß man ihm die künstlich erzeugte antisemitische Stimmung als ureigenste Empfindung des loyalen russischen Volkes hinstellt und ihn warnt, dieses loyale russische Volk durch eine Beschützung der Juden zu verletzen und zu entfremden.

Um die Revolution und die Unzufriedenheit zu bekämpfen, sucht überdies der Minister Plehwe — allerorten unter hoher behördlicher Protektion — eine loyale Arbeiter- und Kleinbürgerpartei ins Leben zu rufen; und diese Partei soll zusammengehalten werden durch das Programm: eine Schutzwache für den Zaren zu sein, der von den Juden bedroht werde.

Alle einsichtigen Beurtheiler sind sich darüber einig, daß dieses Programm zwar neues Unglück und neue Schmach über unser Land bringen kann, aber einen politischen Erfolg, der länger dauert als von heute bis übermorgen, wird es nicht haben und kann es nicht haben.

Ich meinerseits glaube für absehbare Zeit nicht an die Möglichkeit des Konstitutionalismus und Parlamentarismus in Rußland. Dafür fehlen uns noch zahlreiche Vorbedingungen. Uns kann zur Zeit nur eines retten: eine ehrliche Verwaltung — Sie im Ausland sind ja vielfach anderer Ansicht und viele jüngeren Elemente bei uns auch; mein Standpunkt wird hingegen von nicht wenigen Personen in ausschlaggebender Stellung bei uns getheilt, und diese alle sind in Folge dessen Gegner des Herrn Plehwe, dessen intrigante und gewissenlose Politik uns Katastrophen näher bringt, und diese Katastrophen werden dann nicht nur die Juden treffen.

So sind denn die Ereignisse von Kischinew der Exponent auch für starke Gegensätze innerhalb der regierenden Kreise.

Die Stellung des Herrn Plehwe wird daher von sehr starken Personen berannt, aber sie ist heute noch nicht erschüttert, und sein Einfluß auf den Zaren, den er beständig mit der Revolution und mit Attentaten zu erregen sucht, und dem er sich stets von neuem als unentbehrlich hinzustellen weiß, ist zur Zeit als fest noch zu bezeichnen. Sie wird auch fest bleiben, solange Herr Plehwe in der Lage ist, an jedem Tage, an dem es ihm beliebt, persönlich mit dem Zaren zu sprechen. Dann ist es so, wie er in vertrautem Kreise pantomimisch zu erkennen gab, indem er bei Erörterung der Frage seiner Zukunft sich als Kapellmeister hinstellte und die Bewegung machte, als ob er den Taktstock für ganz Rußland schwänge.

Bei aller Empörung über die Bestialitäten, die in Kischinew verübt worden sind, soll man doch im Ausland nicht vergessen, daß unser Volk an diesen Scheußlichkeiten weit weniger schuld ist, als unser Minister des Innern und seine Kreaturen. Und auch das darf man nicht außer Acht lassen. Was in Kischinew dramatisch zusammengedrängt sich in wenigen Tagen und auf einem einzigen Schauplatz abgespielt hat, das spielt sich in ähnlicher Weise bei uns in Rußland tagtäglich ab — nur freilich nicht in einer einzigen Stadt, sondern zerstreut über das ganze riesige Reich, und immer unter Anführung von korrupten und streberischen Behörden. Wenn es den Polizeiorganen paßt, schlägt man hier und dort Menschen todt, überall nur ein paar; man schleppt Unschuldige in den Kerker, Beamte plündern uns aus; hoffnungsvolle junge Menschen gehen in Sibirien zu Grunde. Diese Chronik würde tagtäglich aus allen Richtungen des Reiches mit Thatsachen angefüllt werden können, und addirte man die Posten, — die Summe wäre schwerlich geringer als in Kischinew.

Die Tragödie von Kischinew ist die Tragödie des russischen Volkes, nicht nur der Juden, und inscenirt wird sie von einer verkommenen und kurzsichtigen Bureaukratie, deren mächtigster Vertreter heute Herr Plehwe ist. Diese Bureaukratie, die uns im Innern schwächt und mehr und mehr demoralisirt, schändet uns vor Europa.

Die Zahl derer, die das in Rußland empfinden, ist keine kleine. Ueber die Mittel zur Heilung gehen die Ansichten wohl auseinander. Ich glaube nur an eine einzige Heilung. Der Zar muß über die Sachlage aufgeklärt werden, er muß in der Lage sein, festes Vertrauen zu denen zu gewinnen, denen er diese Aufklärung verdankt, und er muß sich alsdann mit ehrlichen Männern umgeben. Die gibt es, das soll man im Auslande nicht vergessen, in unserem Adel und in unserer Intelligenz.

Die Worte liberal und konservativ im landläufigen Sinne Westeuropas passen auf unsere Verhältnisse nicht. Was wir brauchen ist eine Bureaukratie, die es dem Volk ermöglicht, menschenwürdig zu leben, sich menschenwürdig zu entwickeln, und die dem Zaren ergeben ist.

Für eine Entwicklung in dieser Richtung ist Herr Plehwe in diesem Augenblick das stärkste Hinderniß.

. . . .

Willem Hamel.

Ein holländischer Maler unserer Zeit.

Man darf wohl die Niederlande mit Recht die Heimath unserer modernen Malkunst nennen. Dort war es, wo man zuerst Oelfarben anwenden lernte, um die Gemälde vor den zerstörenden Einflüssen der immer feuchten Luft zu bewahren, und mit dem neuen Material beginnt eine neue Kunst. Sie erreicht unter dem starken Einwirken der zurückgewonnenen Antike in Italien eine der höchsten Höhen, die sie je erreichen sollte, aber als sie dann in Italien wieder zu sinken begann, wurde Holland noch einmal das Stammland einer neuen Art. Während in allen anderen Ländern die Landschaft von den Malern mehr oder minder nur als Staffage benutzt wurde, entdeckte man in Holland ihren Eigenreiz. Es ist ein großer Unterschied zwischen den konstruirten Landschaften auf den italienischen Bildern und jenen der holländischen Landschaftsrealisten. Die Natur in ihrer großen Stille, die den einsamen Wanderer stärker ergreift, als ihn das bunte Marktgetriebe zu fesseln vermag, wird hier zum ersten Mal selbständiges Motiv. Wohl sind nur wenige Namen von bleibender Bedeutung zu nennen, die Bilder der meisten sind mehr von historischem als durchaus künstlerischem Werth, und auch von Jakob Ruisdael, der sie alle überragt, sind nicht viele Landschaften erhalten, die mehr als das Gegenständliche wiedergeben. Eines dieser kostbarsten Stücke besitzt das Wiener Hofmuseum, eine Waldstraße mit alten Bäumen zu ihren Seiten und dem Glanz von stehendem Wasser in ihrer Mulde. Jenes „Mehr", hier finden wir es: Stimmung. Nahezu zwei Jahrhunderte mußten vergehen, ehe man wieder die Schönheit der realen Natur erfassen und wiedergeben lernte. Aus der tiefsten Niederung erhob sich dann

in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Landschaftsmalerei auf einmal zu einem neuen Höhenpunkt, der heute vielleicht schon erreicht, vielleicht schon überschritten ist. Daß die Versuche eines Ryffelberghe und anderer, wenn sie mehr sind als passagere Erscheinungen, eine Dekadenz bedeuten, Dekadenz im Sinne der Erschöpfung aller bisher gebrauchten Mittel, wird jedem klar sein, der einmal Gelegenheit hatte, diese von gelben, rothen, blauen und violetten Punkten flirrenden Bilder zu betrachten. Nun ist es aber eigenthümlich, daß Holland neben diesem übermodernen Pointillisten und gleichzeitig mit ihm einen Maler hervorgebracht hat, der uns als der eigentliche Fortsetzer der altniederländischen Tradition gelten kann. Es ist Willem Hamel, geboren 1860 zu Rotterdam, von dem in unseren Landen kaum einige wenige Kunstfreunde Kunde haben; auf unseren großen Ausstellungen fehlen seine Bilder, und erst in jüngster Zeit wanderte eine kleine Kollektion von Gemälden und Skizzen durch die Kunstsalons einiger Städte — auch sie blieben unbemerkt. Anders in Frankreich. Paris hat schon mehrere Male Willem Hamel mit den höchsten Preisen ausgezeichnet. Dies freilich ist das gewöhnliche Loos holländischer Künstler in Deutschland, und wohl am besten dadurch zu erklären, daß sie uns einerseits zu nahe verwandt sind, um uns ethnisch zu interessiren, andererseits uns aber doch zu fern stehen, durch ihre Sprache und ihre ganze geschichtliche Entwicklung von uns getrennt. So bleiben uns unendliche Schätze von Schönheit verborgen, auf dem Gebiete der Malerei ebenso wie auf dem der Litteratur, denn neben Willem Hamel schafft noch eine ganze Reihe von holländischen und vlämischen Malern, die in ihrer Art ebenso bedeutend sind wie er. Einzig die vlämische Plastik hat — über Frankreich — den Weg zu uns gefunden, und die Namen Meunier, Lombeaux und van der Stappen sind vielleicht jedem Kunstliebhaber gleich geläufig. Und doch ist es neben der holländischen Lyrik die holländische Landschaft, in der sich in unserer Zeit die künstlerische Seele Hollands am innigsten offenbart; diese wie jene ihr getreuester Ausdruck. Es besteht eine tiefe Wechselbeziehung zwischen dem Volk und dem Lande, das es bewohnt, nicht zwar in der Art, wie es die älteren Ethnologen sich vorstellten, daß nämlich das Klima seine Bewohner auch äußerlich im Laufe der Zeit verändere, ja umwandle, sondern darin, daß jedes Volk, zumal jedes, das Eroberzüge unternahm, eben dort sich endgültig ansiedelte, wo es die ihm entsprechendsten Lebensbedingungen fand. Die Besiedler Hollands mochten sich wohl fühlen in der steten Nähe des Meeres und in einer Luft, die von seinem Athem geschwängert war. Sie liebten die Natur in ihren grünen Wiesenflächen und von silbernen Wasseradern durchzogen, und dieses Land mehr und mehr zu einem blühenden Garten zu machen, war von altersher ihre Sorge. Sie sind vielleicht am meisten und ausschließlichsten Lyriker von Natur. Ihr starker Handelsgeist, der sich Jahrhunderte lang in den größten Unternehmungen auswirkte, vermochte dem keinen Abbruch zu thun. In den Künstlern zu einem kräftigen Sinn für die Wirklichkeit ungebildet, mußte er ihre Schöpfungen auch wahr machen, da andere in anderen Ländern erst nur Schönes schaffen wollten. Aus dieser Mischung ergibt sich Rembrandt's unvergleichliches Genie. Dies auch ist es, was man den vlämischen Plastikern nachrühmen muß, dies wollte die Dichtergeneration noch 1880, deren Hauptvertreter Willem Kloos ich bereits in einem Essay behandeln konnte, und in ganz gleichem Sinne schafft Willem Hamel als echt holländischer Künstler.

Hamel ist einer der wenigen modernen Maler, denen kein Gebiet fremd ist, ausgenommen das der bewußten oder unbewußten Unwahrheit. Er hat nie einen historischen Vorgang gemalt, niemals eine Genrescene mit novellistischem Hintergrund, niemals Allegorien oder sonst symbolische Gestalten, sondern nur, was sein Auge sieht; hier aber unterscheidet er sich sehr von gewissen deutschen Realisten, die — nach dem Vorbilde einiger Franzosen — sich vor den banalsten hinterpommerischen Schweinekoben setzen, um ihn für ewige Zeiten festzuhalten; er mag malen, was er will, immer muß es eine Stimmung sein, um deretwillen er, was er sah, festhält. Er gleicht darin dem guten Erzähler, der nicht in lächerlicher Kleinkrämerei jedes Detail aufzählt, sondern es nur erwähnt, wenn ihm ein künstlerisches Moment innewohnt. Er ist ein Storm, ein Jacobsen der Malerei. Charakteristisch ist hiefür sein offenes Bekenntniß, daß er nicht im Freien malt, sondern ganz wie die ältere Malergeneration vor der plein-air-Zeit in seinem Atelier. Wie die großen Plastiker der Vergangenheit und heute noch der greise George Frederick Watts ganz ohne Modell ihre mächtigen Bildwerke schufen, so beherrscht er das Technische seiner Kunst vollkommen genug, um nicht stets das Vorbild vor Augen haben zu müssen. Hiedurch wird er der Wirklichkeit gegenüber frei und kann seine Eindrücke reiner wiedergeben, weniger gestört von Nebensächlichkeiten als andere, die sich von ihr nicht loszumachen vermögen. In dieser Art gab auch Goethe auf seinen Skizzen die Landschaften wieder, und in seinen ästhetischen Schriften findet man mehrfach Bemerkungen über das Verhältniß des Malers zu seinem Vorbilde, die sich eben dahin aussprechen. Es mag scheinen, daß der absolute Realismus mit einem solchen Verfahren unvereinbar ist, Hamel's Werke aber bezeugen das Gegentheil. Auch haben wohl nur die aus Mangel an eigener Poesie völlig konsequenten Realisten jeden Schein, als habe während des Malens ein ordnender Sinn gewaltet, vermieden wissen wollen. Aehnlich ist auch Hamel's Technik nicht die jeweilig allerneueste. Er malt sogar sorgfältiger, als es die meisten Modernen sich meinen erlauben zu dürfen, unbekümmert um die herrschende Mode, klar, wenn sein Auge klar sieht, nebelhaft, wenn ihm die Umrisse verschwimmen. In seinen Landschaften unter wolkenfreiem Himmel erinnert er am meisten an die Alten, die auch so sorgfältig malten, aber mehr als die glashelle Luft liebt er die von zartem, lichtem Duft erfüllte. Und das ist die eigentliche Luft Hollands; die holländische Sprache selbst benennt sie „lijn". Diese Luft in ihren verschiedenen Tagesfarben zu malen, ist sein Hauptbestreben, sie verleiht seinen Bildern den großen Stimmungszauber, sie gibt ihnen diese plastische Wirklichkeit, die kaum durch irgendwelche anderen Mittel zu erzielen ist. Darin aber kam er weit über die Alten hinaus. Ihre Art, so bewunderungswürdig sie in vielen Fällen sein mag, hatte hier ihre Grenzen; selbst Ruisdael's Landschaften dehnen sich in eine luftlose Leere aus und nicht anders die Landschaften und Seestücke anderer aus jener Zeit. Segantini's Bilder sind um dieser Luftfülle willen berühmt. Und doch, um wie viel künstlicher ist sein Verfahren und wie oft versagt es! Der Beschauer muß bei Segantini, die richtige Beleuchtung vorausgesetzt, erst mühsam die Stelle suchen, von der aus die zahllosen Farbenstrichelchen zu einem Gesammtton verschwimmen. Hamel kennt solche Listen nicht, und doch erzielt er die gewünschte Wirkung in noch viel höherem Maße, so sehr zwar, daß noch die Photographie nach seinen Gemälden häufig die unmittelbare Wiedergabe der Natur und also der photographische Apparat selbst sogar betrogen scheint. Es soll dies nicht eine moderne Fassung der bekannten Zeuxis-Anekdote sein, sondern der thatsächliche Eindruck, den solche Photographien auf mich machten.

Hamel's Gebiet, nur wie oben angedeutet beschränkt, ist ein sehr großes. Vor allem die unbelebte Landschaft. In ihr ist er vielleicht einer der größten Meister. Am liebsten schildert er die fast baumlose, unendliche holländische Haide mit ihrem großen Himmel über sich, rothblühend oder dürrbraun, still oder im Nachwehen des Sturmes oder nur vom Regen feucht, der dort häufiger als irgendwo sie mit seinem feinen Sprühschauer benetzt. Der Himmel ist meistens grau mit einem unendlich zarten Uebergang in ein rosiges Violett. Dies sind die Haidestimmungen aus der verlassenen Provinz Drenthe, wo Willem Hamel einige Jahre verbrachte, um Erholung von einem schleichenden Brustleiden zu suchen, das ihn in letzter Zeit zwang, Holland ganz zu verlassen. Von dort schrieb er dem holländischen

Digitized by Google

Dichter Edward B. Koster einen Brief, von diesem in einem mir vorliegenden Essay über Willem Hamel abgedruckt, einen Brief, in dem er selbst jene Gegenden schildert:

„Ein prächtiger Landstrich (denn mehr ist es nicht), öde Gründe, etwas hügelig, so wie nirgends in Drenthe, und dazwischen, hie und da, das große Dach eines Haidebewohners. Bei dem wüsten Wetter (woeste weder), das wir hatten und heute wieder zu bekommen scheinen, ergreifend schön, für nichts gemacht als vielleicht nach für etwas Sonne. Auf meinem Spaziergang kam ich in ein Wäldchen, nicht von hohem oder dichtem Bestand; aber hier voll, da wieder schütter bepflanzt mit Birken und dann prächtige Lichtungen, idyllisch zart und fein oder wild mit enormen Sandblöcken und Höhen, auf denen die prächtigen, tiefgrünen Tannen so stolz dastehen. Man ist da ganz allein. Man fühlt sich Meister durch die Freiheit, gering und klein durch die Größe der Natur. Neulich nun an einem grauen Regentag; mehr als entzückend! einfach nicht zu beschreiben! Diese herrlichen, blauen Töne, darauf einzig die Herbstpracht der Bäume! Das Kreischen auffliegender Krähen ist das einzige Leben. Göttlich!"

Gern aber belebt Hamel seine Landschaften auch mit jenen scharfkantigen, wetterharten Gestalten der Haidebewohner, zeigt sie bei ihrer Arbeit oder wie sie mit ihrer Herde heimkehren oder ausziehen oder sie in heller Mittagsgluth, die in Holland manchmal fast südlich sein kann, auf dem weiten Grasland hüten. Da steht der Hirte mit seiner Kappe auf dem Kopf, die „Klompen" an den Füßen, den Schirm quer über den Rücken gehängt, auf seinen hinter sich gestreckten Stock gestützt, und seine Herde von langwolligen Schafen ist weit um ihn zerstreut; sein Hund sitzt neben ihm. Der Horizont ist eine gerade Linie über das ganze Bild und nichts, nichts als Haide so weit man blickt, und der helle Himmel, in dem einige Wolken zerflossen scheinen. (Silence salennel, im Besitz des Großherzogs von Sachsen-Weimar.) Und dann wieder Abendbilder (Jo La fin du jour), die an des jungverstorbenen Holländers Jacques Perk Sonett gemahnen:

Ein Purpursee, der athemlos, verschwiegen
Sich dehnt, als wär' er jäh erstarrt im Tod,
Weit überflammt vom großen Abendroth, —
Seh ich die blüthenreiche Haide liegen,

Wo schon die Honigsammler heimwärts fliegen
Mit ihrer Abendlast, von Nacht bedroht,
Und im Gesent, das ihnen Weide bot,
Die weißen Schafe sich zusammenschmiegen.

Ein Wolf, der aber keinen Wolf verschont,
Leckt Stab und Hände zärtlich dem Begleiter;
Die Schafe sind in beider sich'rer Hut.

Mit einem Blick, in dem die Liebe wohnt,
Treibt er die weißgewollten Wölkchen weiter
Hin durch die Haide und die Abendgluth.

An diese Haidebilder reihen sich andere aus gesegneteren Landstrichen mit Bauern, die im Felde arbeiten, säen oder ernten. „Fatigué" mit dem Bauernburschen, der mit gespreizten Beinen, die Arme auf den Knien, mitten zwischen zwei Schwadenreihen auf der Erde sitzt, das große bartlose Gesicht ermüdet ins Weite gerichtet, den Horizont hoch über sich, ist vielleicht das bezeichnendste. Dann auch der Sensendengler (Le Faucheur), der seine Sense dabei so ganz anders hält als unsere Schnitter, und „L'Heure do récolter pour les pauvres": eine arme, runzlige Frau, die auf der Erde kniet und, ganz gegen den Beschauer gerichtet, ihre kleine Kartoffelernte in einen schadhaften Korb klaubt; auch hier liegt der Horizont sehr hoch, und das ganze Land hinter ihr ist fast baumlos. Und wieder L'Hiver mit den beiden weit vorgebeugten Gestalten, Mann und Frau, die den Wasserlauf entlang ein Boot ziehen, diesmal ein verschneites Dorf im Hintergrund und vorn einsame Krähen auf dem Schnee. Dies ist nicht das anmuthige Holland mit den pausbäckigen Kindern und den zartfarbigen Mädchen in so niedlich unkleidsamen Häubchen, die sich die Hollandgänger unter unseren Malern von dort holen, dies ist ein ernstes, fast düsteres Land, in dem das Leben unter Mühen und Entbehrungen eintönig, endlos dahinschleicht. Vielen wird es neu sein, denn man kennt Holland als eines der reichsten Länder der Welt; und doch, neben diesem Reichthum herrscht dort in einigen Provinzen und zumal in dem nördlichen Drenthe die größte Armuth. Hier wird die trostlose Oede, sonst poesielos vermeint, zu größerer, weil ergreifender, Poesie als jenes Leben auf blanken Dielen zwischen Butzenscheiben und Kachelofen mit Delfter Geschirr auf den Borden. In diesen Schilderungen berührt sich Hamel mit den Worpswedern und den Dachauern, ohne doch darum in eine besondere Manier zu verfallen wie etwa die Worpsweder in ihren Röthelzeichnungen.

Von Hamel's Interieurbildern ist vor allem die Bauernfrau am Waschtrog zu nennen und der Bauer, der sein Kind füttert; das erste besonders ausgezeichnet durch das sein zerstäubte Licht, das durch ein großes, unverhängtes Fenster voll auf die Wäscherin fällt. Die Technik, bei großen Landschaften breit, ist hier fast minutiös wie die eines Mieris in alter Zeit, nur daß auch jenem noch die Luft fehlt.

Zum Schluß muß man auch der Porträts von Hamel gedenken. Sie reihen sich seinen Interieurbildern an, sind mit derselben Innenraumluft gemalt wie diese, nur daß das Beiwerk auf einiges wenige beschränkt ist. Sein Selbstporträt zeigt jene typisch holländischen Züge, die man schon von den Bildern der Primitiven kennt, nur verfeinert und schon etwas leidend; das Bild seines Knaben in ganzer Gestalt, wie van Dyck seine Fürstensöhne zu porträtiren liebte, auch in einer Tracht, die an Hollands Ruhmeszeit erinnert, die eine Hand auf einer Geige, die neben ihm auf dem Tisch liegt, in der andern den Bogen, mag für ein Bild des Vaters in gleichen Jahren gelten. „Ein Amerikaner" zeigt uns den holländischen Handelsmann, der jenseits des Ozeans die dort übliche Barttracht angenommen hat und stolz sein mag auf die zahlreichen ersten amerikanischen Familien, die gleichfalls holländische Namen tragen. Aber sein schönstes Porträt ist doch jenes der Frau Doktor Somers in Rolde, einem kleinen Dorf in der Provinz Drenthe, in dem ihr Mann vielleicht die erste Standesperson ist. Sie trägt die friesische Tracht ihrer Landsgenossinnen, die noch etwas ans Spanische erinnernde Taille und die friesische Haube mit dem Goldreif über die Stirne und den Goldrosetten an den Schläfen, ganz aus Spitzen und mit einem Spitzenkragen auch um den Hals, unter dem Kinn mit blühweißen Bändern zusammengebunden. Das Gesicht in dieser Umrahmung ist groß, scharfgeschnitten, mit tiefliegenden, großen Augen, schmalem Mund und starkem Kinn. Das ist noch eine Frau aus echtem Friesenschlag, aus gleichem Stamme wie jener müde Schnitter und die einsame Kartoffelleserin, durch ein günstigeres Geschick vor der Armuth bewahrt, aber gewiß im Ertragen der Lebensmühen ebenso stark wie sie.

Willem Hamel hat selbst mit dem Leben kämpfen müssen. In einem reichen Hause aufgewachsen, sah er mit zwölf Jahren die Armuth hereinbrechen, und da drei Jahre später sein Vater starb, blieb eine Mutter mit sieben Kindern mittellos zurück. So sollte er Zimmermaler werden und besuchte eine Fachschule, in der freien Zeit aber malte er eifrig nach der Natur. Seiner Mutter gute Stube war sein erstes Atelier. Seine Farben rieb und brannte er sich selbst, und aus Hemdenstoff präparirte er sich seine Leinwand. Späterhin ermöglichte ihm eine Erbschaft, die seine Mutter machte, das Studium an der Antwerpener Kunstakademie, und im Jahre 1885 schon stellte er im Pariser „Salon" aus. Er malte von allem Anfang nur, „was er sah und schön fand" — so sagte er selbst —, seine besten Motive aber fand er erst in Drenthe. Hier ward er zu jenem ganz holländischen Maler, als den ich ihn in dieser Skizze zu schildern versuchte.

Wien. Otto Hauser.

„Freiheit."

Es ist innerhalb der modernen Litteratur ein breiter Strom von Romanen, Novellen, Dramen und auch theoretisch-philosophischen Exkursen, in denen das Problem der Wahlverwandtschaften abgehandelt und in vielfachen Variationen abgewandelt wird. Der beherrschende Gegensatz, der die Probleme hervortreibt und die Konflikte erzeugt, ist dabei überall der nämliche: es ist der Gegensatz von Freiheit und Konvention, Selbstbestimmung und Bindung durch die Sitte oder sittliche Normen, Naturbedingtheit und Abhängigkeit von den sozialen Ordnungen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Und so gut wie überall wird Partei ergriffen für die eine Seite dieses Gegensatzes: durchweg wird die Freiheit auf den Thron gehoben, das unbeschränkte Recht der Selbstbestimmung proklamirt gegenüber allen beengenden Schranken von Konventionen und sittlichen Forderungen. Es gilt fast als Axiom für den „modernen" Menschen, daß, wenn zwei Individualitäten, wenn Mann und Weib aus einander oder zu einander streben, sie frei dem inneren Drange zu folgen haben, welche Bindungen auch dem entgegen stehen, welche Hemmungen der Konvention, welche Schranken der Sittlichkeit auch vorhanden sein mögen. Bedingungslos vor allem müsse der Kampf der Freiheit gegen die konventionelle Moral geführt werden.

In alledem kommt sicherlich sehr viel Berechtigtes und Vernünftiges zur Geltung — aber auch wieviel Unberechtigtes und Unnatürliches mischt sich ein! Der abstrakte Freiheitsdrang, der nur in der Negation von überlieferten Schranken sich äußert, mag als Anfang jeder Art von Freiheitsstreben gelten gelassen werden — aber sicher nur als Anfang. Denn die bloße Negation schafft nur das Leere, mit ihr kann man nirgends weit kommen, am wenigsten auf dem Wege zur Freiheit, welches Wort einen viel tieferen Inhalt umschließt, als die meisten Menschen auch nur zu ahnen vermögen. Und so ist auch der Kampf gegen die konventionelle Moral nur dann auf die Dauer berechtigt, wenn er bei der bloßen Negation nicht stehen bleibt, sondern an ihrer Stelle eine andere höhere, feiner entwickelte und tiefer motivirte soziale Norm aufzustellen sucht. Denn darin besteht eben der Werth und die Bedeutung aller konventionellen Moral, daß sie gegenüber der individuellen Willkür die soziale Begrenzung, gegenüber der Freiheit des einzelnen die gesetzmäßige Gebundenheit, auf welcher alles Gemeinschaftsleben beruht, zum Ausdruck bringt — in wie verkehrter, einseitiger, trivialer und verzerrter Art es auch im einzelnen Fall geschehen möge.

Nietzsche, und mit ihm natürlich die große Schaar seiner schöngeistigen Anhänger, ist bereit, Ethik und konventionelle Moral durchaus zu identifiziren. Er sagt in der „Morgenröthe":

„Sittlichkeit ist nichts anderes (also namentlich nicht mehr) als Gehorsam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen. Sitten aber sind die herkömmliche Art zu handeln und abzuschätzen. In Dingen, wo kein Herkommen befiehlt, gibt es keine Sittlichkeit."

Das ist eine grundverkehrte Auffassung. Sittlichkeit ist überhaupt immer, wie Kant treffend sagt, „Gesetzlichkeit ohne Gesetz", und sie kann niemals in bloßem Gehorsam und der Befolgung irgend eines Gebotes bestehen. Die konventionellen Normen der Moral auf der andern Seite sind freilich ursprünglich alle aus sittlichen Anschauungen hervorgegangen, aber aus zeitlich bedingten, aus denen dann, wenn sie durch Tradition fortgepflanzt wurden, der ursprüngliche Geist entwich, die in den vielen Köpfen, durch die sie hindurch mußten, platt gedrückt, verflacht, vergröbert und trivialisirt wurden, aber auch im besten Fall doch zum mindesten erstarrten und eben dadurch zum Hemmschuh sittlicher Freiheit wurden. Darum ist allerdings der fortdauernde Kampf gegen die konventionelle Moral unerläßlich — aber so, daß an ihrer Stelle das soziale Gemeinbewußtsein zu einem reineren und vertiefteren Ausdruck kommt. Ohne jenen fortdauernden Kampf gegen die Konvention würde das soziale Leben erstarren und in sich absterben; aber es muß anderseits sich auflösen und in sich zerfließen, zur Anarchie und zum Chaos führen, wenn man bei der bloßen Negation stehen bleibt und jede Art von sozialer Begrenzung verwirft und verachtet. — —

Zu Reflexionen solcher Art gibt ein vor kurzem erschienener Roman Anregung, auf den ich darum in diesem Zusammenhang hinweisen möchte: „Pilgerfahrt" von Adele Gerhard.*) In dichterischem Gewande und mit den Mitteln dichterischer Darstellung werden hier die eben berührten Probleme behandelt, und die Frage nach dem Gegensatz und den Grenzbeziehungen von individueller Freiheit und sittlich-sozialer Bindung der Einzelschicksale wird beziehungsreich in den Mittelpunkt einer spannend entwickelten Handlung gerückt.

Eine begabte Schriftstellerin, Magdalena Witt — das ist in kurzem der Inhalt der Haupthandlung — die immer bemüht gewesen ist, ihr Leben nach eigenem Gesetz zu gestalten und deren höchstes Ziel ist, auf Grund freier Selbstbestimmung sich „auszuleben", hat sich einem Manne hingegeben, den sie auf einer Reise nach dem Süden kennen und lieben gelernt hatte. Sie hat sich ihm im höchsten Sinne hingegeben, obwohl sie nicht im konventionellen Sinne sein Weib war. Dennoch löst sie sich von ihm vollständig los, als er nun die Forderung stellt, die formellen Ansprüche dieser äußerlichen Konvention erfüllt zu sehen, um so mehr, da sie bereits ein Kind von ihm unter dem Herzen trägt. Ihr abstraktes Freiheitsbewußtsein empört sich gegen diese äußerliche Bindung wie gegen jede Forderung der Anpassung an eine andere Individualität, deren fremdartige und selbst abstoßende Eigenschaften sie nun zu erkennen glaubt und nach dem Maßstab ihrer selbst prüft und richtet. Schließlich wird jedes Band zerschnitten, und sie glaubt ihre Freiheit und ihr Selbst bis zu dem Grade wahren zu müssen, daß sie auch an ihrem Kinde niemandem, auch dem Vater nicht, irgend ein Anrecht zugestehen will. Zu spät muß sie erkennen, daß dies eine Verirrung ist, und daß die letzte Hingabe von Mann und Weib etwas Unlösliches darstellt, das nicht gewaltsam von einer Seite ausgelöscht werden kann: sie sieht im Kinde den Vater wiedererstehen, von dem sie sich vollständig, auch innerlich, losgelöst zu haben glaubte, und jenes stirbt schließlich an derselben Krankheit, der auch dieser kurz vorher in fernen Landen erlegen war.

Parallel dieser Haupthandlung, aber geschickt mit ihr verwoben, geht eine andere, die ihr als Folie dient: hier sehen wir eine Ehe, die im Sinne der äußeren Sitte wie der konventionellen Moral durchaus einwandsfrei ist und die doch zu Grunde gehen muß, weil sie eben nur dies ist und sich nicht auf die letzte freie Hingabe gründet. Eine solche hatte den Mann einstmals mit einem anderen Weibe verbunden, und indem er das aus diesem Verhältnisse entsprungene Kind adoptirt, ragt die wahre Liebe gleichsam von fern und von außen her in die Ehe hinein, ohne diese selbst zu beseelen. So erweist sich auch hier die letzte Hingabe reifer Menschen als etwas in gewissem Sinne Unlösliches, als eine absolute Schranke individueller Freiheit.

Die hier kurz skizzirte Handlung wird mit Geschick und reifer künstlerischer Technik entwickelt, die einzelnen Figuren sind volle Menschen, die plastisch vor uns hintreten, und alles ist eingetaucht in eine kontinuirliche Folge fein und diskret abgetönter Stimmungen. Durch diese letzteren vor allem erhebt sich das Ganze über den „Roman" im üblichen Sinne dieses Wortes zur Höhe eines wirklichen Kunstwerks.

Nur ein wesentlicher Einwand, scheint mir, muß erhoben werden, ein Einwand, der freilich weniger den Roman in seiner jetzt vorliegenden Gestalt als in seiner ursprünglichen Konzeption trifft: der Konflikt zwischen abstraktem Freiheitsstreben und sozial-ethischer Bindung ist zu sehr nach außen verlegt, erscheint zu wenig verinnerlicht. Die Wahrheit, daß in jeder letzten Hingabe zweier Menschen etwas

*) Berlin, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

Unlösliches liegt, drängt sich der Heldin des Romans nur von außen her auf, sie erscheint gleichsam nur in symbolischer Form, dadurch daß in dem Kinde allmählich wesentliche Züge seines Vaters hervortreten. So kann natürlich auch der tragische Konflikt im Innern der Heldin kein sehr tiefgehender sein; sie kommt über ihr Leiden allzu rasch hinweg. Nach der ursprünglichen Idee des Ganzen konnte das freilich nicht wohl vermieden werden, aber darum weist es auch über sich selbst hinaus, auf eine neue künstlerische Behandlung eben desselben Problems, bei der der Konflikt ganz und ausschließlich innerlich gefaßt wird — und alsdann handelt es sich um das sehr tiefgehende Problem der Treue. Mit den Mitteln und den hergebrachten Anschauungsweisen des „modernen" psychologischen Romans ist freilich dieses Problem nicht zu behandeln und darum wurde es auch noch fast nirgends behandelt oder vielmehr, es tauchte gar nicht auf. Denn Treue ist eben keine psychologische, sondern eine ethische Kategorie, die also da eigentlich gar nicht hervortreten und in den Gesichtskreis der Menschen eingehen kann, wo alles Empfinden und Wollen nur als individuelle Naturbestimmtheit gefaßt wird, wo der Werth und die Bedeutung einer sozial-ethischen Begrenzung individueller Willkür von vornherein nicht zum Bewußtsein kommt. Dagegen liegt die künstlerische Behandlung dieses Problems, innerhalb dessen gerade die moderne Denk- und Empfindungsart ganz neue Seiten erschließen kann und wird, ganz in der Richtung des Weges, den Adele Gerhard mit ihrem Roman „Pilgerfahrt" betreten hat.

M. Kronenberg.

Paulinzelle.*)

Aus einem Reisetagebuch.

(Schluß.)

Paulinzelle verfiel, als es nicht mehr erhalten wurde; dann beschleunigte Habsucht das Zerstörungswerk. Ein Blitz traf das Nonnenhaus; der Dachstuhl ging in Flammen auf, das Gemäuer barst; da freuten sich die Dörfler auf mehrere Meilen im Umkreis des billigen Steinbruchs, der ihnen hier durch Gottes Gnade beschieden war, und machten sich auch sachte ans Mönchshaus. Die Schwarzburger Fürsten thaten's ihnen nach; noch im XVI. Jahrhundert erstand auf dem Untergrund des Abtbaues das Amtshaus, im wesentlichen so wie es noch heute dasteht: im Erdgeschoß wurde der alte Steinbau möglichst beibehalten, darüber zwei Fachwerkgeschosse gesetzt. Ich bin dringewesen; deutlicher als anderwärts — denn man sah auf Billigkeit der Herstellung und änderte nur, was man mußte — kann man hier die Bauthätigkeit von sieben Jahrhunderten unterscheiden: dicke Mauern mit romanischen Fenstern aus dem XIII., dünnere mit gothischen Spitzbogen aus dem XVI., ganz dünne mit nüchternen Lichtöffnungen aus dem XVIII. Jahrhundert. Auch die Thüren, Schlösser und Oefen sind aus derselben armseligen Zeit, nur ein Ofen aus dem XVI. Jahrhundert ist erhalten, aber er ist sehr schön und lohnt allein den Besuch. Der Untersatz ist schmucklos, aber der Aufsatz zeigt eine Reihe stehender weiblicher Heiligen, darüber Engelgestalten von großer Schönheit. Renaissanceöfen sind ja heut wieder so modern; wer was besonders Schönes haben will, lasse sich diesen Aufsatz aus dem „Nonnenstübchen" nachbilden, aber Nonnen haben hier nie gehaust, nur Amtsvorsteher und Oberförster. Aehnlich entstand etwas später das schmucklose „Schloß". Hier in der Waldeinsamkeit verbrachten die Schwarzburger Grafen ihre Flitterwochen, aber es muß, obgleich es dem Menschenfreunde schmerzlich ist, hinzugefügt werden, daß sie sich dann nach einigen Jahren mit Damen einfanden, die nicht ihre Gemahlinnen waren; das Paulinzeller Schloß war so eine Art schwarzburgischer „Hirschpark", aber ganz im Kleinen, man möchte schier sagen: in Ehren; denn mehr Maitressen, als eben die Mode unbedingt gebot, hatten diese braven Herren nie. Uebrigens sind die Räume mit spartanischer Einfachheit eingerichtet.

Länger als das Kloster blieb die Kirche aufrecht. Auch hier machte gleichsam der Himmel den Anfang; als 1602 der Blitz das Dach der Kirche entzündete und die südliche Mauer beschädigte, nahm man die Balken und dann das Gestein, soweit es zu lockern war. Um 1680 wurde die Vorkirche dürftig in Stand gesetzt, nicht aus Pietät, sondern aus Sparsamkeit; die Dörfler und der Hof, der ja häufig hier verweilte, bedurften eines Gotteshauses; da wollte man auf diese Weise billig dazu kommen. Als aber die Erhaltung mehr kostete, als man dachte, da stand zwanzig Jahre später der Entschluß fest: der Dom sollte abgebrochen, das Gestein zur Erbauung einer Kirche nach Rudolstadt gebracht werden. Damals sank das Chor mit den stolzen fünf Apsiden in Staub; das Langhaus aber wurde durch die Festigkeit seines Mörtels gerettet; von Sprengungen durch Pulver mußte man absehen, weil Amtshaus und Schloß so nahe lagen .... Ja, die Zeit um 1700 war in jeder Hinsicht ein Höhepunkt unserer Kultur! Drei Menschenalter später kam man zu besserer Einsicht, schämte sich des Geschehenen und suchte zu erhalten, was noch aufrecht stand. Im Jahre 1848 aber drohte wieder einmal dem schönen, vielgeprüften Bau der Untergang; im Rudolstädter Landtag saß ein Radikaler, der war so radikal, daß er beantragte: „Der ganze Krempel wird in die Luft gesprengt und dann als Steinzeug zum Bau von Chausseehäusern verwendet" — denn die Straßenzölle aufzuheben, dazu war er wieder nicht roth genug. Da aber Roth damals gerade die Lieblingscouleur war, so schien das Schicksal der Ruine besiegelt. Jedoch kam dann, wie man weiß, rasch eine andere Couleur auf ... Seit etwa dreißig Jahren wird die Erhaltung planmäßig und verständig betrieben.

Zu den Pausen, wo die Fremden die Ruine besahen, war ich im Wald oder guckte nur die Häuser von Paulinzelle an. Ein merkwürdiger Anblick, denn es ist fast keines darunter, das nicht auf Quadern ruhte oder mitten zwischen Ziegeln und Fachwerk Steine mit eingemeißeltem, romanischem Ornament aufwiese. So namentlich auch das Haus des Mehrers von Paulinzelle; als ich es gestern bei sinkender Sonne besah, trat der Besitzer hervor. Er begrüßte mich freundlich und entschuldigte sich sogar, daß er mich nicht eintreten bitte, doch sei eben das Zwölfte angekommen. Dann fragte er, was ich den Tag über gemacht hätte. Die Ruine angesehen, war meine Antwort, sie sei ja so schön. Nun er, wie lang ich bleiben wolle, etwa zur Erholung beim Herrn Menger, dabei fiel mir wieder, wie am Morgen, der prüfende, lauernde Zug in seinem Gesicht auf. Neu, sagt' ich, Sommerfrische wollt' ich hier nicht halten, aber wie lang ich bliebe, wüßt' ich noch nicht. Da löste sich die Spannung in seinem Gesicht und er nickte mit so vergnügtem Schmunzeln vor sich hin, als wollt' er sagen: „Nun hab' ich dich; es ist also so, wie ich gedacht habe." Was er meinte, wußte ich aber nicht und kam auch noch nicht ins Klare, als er nun die Rede auf die verschiedenen Konfessionen brachte und plötzlich fragte, wie ich über die „Ghadolschen" dächte; alle Leute sagten, und auch in seiner Zeitung stehe es, man thue ihnen jetzt sehr, sehr viel zu Liebe. Worauf ich: dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur andern dabei kein Leid geschehe. Er räusperte sich, setzte zum Reden an, schwieg aber wieder. Dann gab er mir das Gelet zur Ruine zurück, die ich noch im Licht der Abendsonne sehen wollte, und meinte dabei: „Es is do sehre wunderbar: jetzt sind't sie jeder scheene. Immer war das nech so." Sein Großvater, sein Vater hätten noch Herren gekannt, die gesagt hätten: „Schade um die schönen Steine!" Und ob nicht

*) Nachdruck nicht gestattet.

Digitized by Google

wieder solche Zeiten kommen könnten? — Möglich, sagte ich, und meinte das ernst. Darauf er: „Nu ede drum! Nu ede drum! Da muß man sich so was do sehre überlegen dhun, eh' man's anfangen dhut!“ — „Was?“ — Da lachte er wieder schlau und empfahl sich. Was ich nach seiner Meinung in Paulinzelle vor hatte, sollte ich erst heute erfahren.

Es ist möglich, daß wieder Zeiten kommen, die für die Schönheit dieser Ruine blind sein werden, denn auf die Römer folgten die Hunnen und auf die Renaissance das XVII. Jahrhundert. Aber wie ich sie so im Roth der Abendsonne vor mir liegen sah, da hielt ich's für undenkbar, so schön, so traumhaft schön war das Bild. Anmuthvoll und feierlich zugleich, so recht herzerhebend, ist sie ja immer, aber nie mehr, als wenn dies warme, satte Licht sie überfluthet. Wie Flammen heben sich die Säulen in den Himmel hinein, denn das Westportal wirft nur kurzen Schatten, und dies Portal vollends steht in dem verklärenden Licht so jung und herrlich da, als wär's eben geschaffen .... Still stand ich da und schaute und wurde traurig, als die Schatten wuchsen, wie aus der Erde empor, immer höher und höher, und das Licht verschlangen. Schließlich lag nur noch auf dem Giebel des Portals ein schwacher, röthlicher Schimmer und nun verblaßte auch er, und es wurde Nacht, dunkle Nacht, denn es ist jetzt Neumond. Sonst hätte ich die neue, wohl noch größere Freude gehabt, zu sehen, wie hier das Mondlicht waltet. Aber auch so war's schön genug und ich werde es nie vergessen ....

Des Abends nahm ich mir auf meiner Stube zwei Bücher über Paulinzelle vor, die ich mitgebracht hatte, und las in ihnen. Und da traf ich auf zwei Stellen, die mich in neues Grübeln darüber hineinlockten, wie verschieden sich die Geschlechter der Menschen zu derlei Ruinen stellen. Zunächst etwas, was mich sehr enttäuschte. Auch Goethe war einmal hier; der Autor jenes Buches zieht die Stelle (aus den „Tag- und Jahresheften“ von 1817) aus; begierig griff ich danach; was hat dieser größte Dichter, dieser größte Mensch, der einem immer mehr wächst, je älter man wird, über Paulinzelle gesagt? Da stand's:

„Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd, war ich niemals nach Paulinzelle gekommen; obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewegend. Es war damals noch nicht Mode, diese kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; endlich aber mußte ich so viel davon hören, die einheimische und reisende junge Welt rühmt mir den großartigen Anblick, daß ich mich entschloß, meinen diesjährigen Geburtstag, den ich immer gern im Stillen feierte, einsam dort zuzubringen. Ein sehr schöner Tag begünstigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundschaft ein unerwartetes Fest. Oberforstmeister von Fritsch hatte mir von Ilmenau her mit meinem Sohne ein frohes Gastmahl veranstaltet, wobei wir jenes von der schwarzburg-rudolstädtischen Regierung aufgeräumte, alte Bauwerk mit heiterer Muße beschauen konnten. Seine Entstehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der Haldzirkeldogen stattfand. Die Reformation versetzte solches in die Wüste, worin es entstanden war; das geistliche Ziel war verschwunden, aber es blieb ein Mittelpunkt weltlicher Gerechtsame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerstört ward es nie, aber zu ökonomischen Zwecken theils abgetragen, theils entstellt; wie man denn auf dem Brauhause noch von den uralten Kotosalziegeln einige hart gebrannt und glasirt wahrnehmen kann; ja ich zweifle nicht, daß man in den Amts- und andern Angebäuden nach einiges von dem uralten Gebälke der flachen Decke und sonstiger, ursprünglicher Kontignation entdecken würde.“

Die Hefte enthalten auch sonst kein Wort heißer Empfindung, aber so viel ist gewiß: das „aufgeräumte, alte Bauwerk“ hat Goethe kalt gelassen. An seinem Alter kann's nicht liegen; wie jung war Goethe mit 68 Jahren! Konnte er nur mit den Augen seiner Generation sehen? Es spricht vieles dagegen. Oder erwartete er bei der Schwärmerei von dem „großartigen Anblick“ gar zu viel und fand sich enttäuscht?!

Paulinzelle hatte kein Glück mit unsern Klassikern. Auch Schiller war dort und schrieb ins Fremdenbuch ein Gedicht, aber das Gedicht lautet:

Einsam steh'n des öden Tempels Säulen,
Epheu rankt am unverschlossenen Thor,
Sang und Klang verstummt, des Uhu Heulen
Schallet nun im eingestürzten Chor.
Weg sind Prunk und alle Herrlichkeiten,
Schon enteilt im langen Strom der Zeiten
Bischofs Hut mit Siegel, Ring und Stab
In der Vorwelt ewig offnes Grab.
Nichts ist bleibend, alles eilt von hinnen,
Jammer und erhörter Liebe Glück;
Unser Streben, unser Hoffen, Sinnen,
Wichtig nur auf einen Augenblick;
Was im Lenz wir liedevoll umfassen,
Sehen wir im Herbste schon erblassen,
Und der Schöpfung größtes Meisterstück
Sinkt veraltet in den Staub zurück.

Gewiß ein sehr schwaches Gedicht; man wäre versucht, es nicht einmal Matthison, sondern irgend einem Schwächling seiner Schule zuzuschreiben. Aber bezeichnend ist es dafür, wie man vor vier Menschenaltern — es ist 1788 geschrieben — ein solches Bauwerk anschaute und was man dabei empfand, und darum theile ich es hier mit, da es nur in wenigen Schiller-Ausgaben zu finden ist. Denn Schiller's Autorschaft ist erst seit 1885 genügend beglaubigt. Für ein anderes Verschen aus derselben Zeit, das er dem nahen Schwarzburg gewidmet haben soll, ist die Beglaubigung noch nicht erbracht. Möge dies auch nie gelingen, denn es lautet:

Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich, freundliche Natur, ja dich!

Von andern Gedichten über Paulinzelle sind mir, eine Ballade von Bechstein abgerechnet, nur diejenigen aus jüngster Zeit bekannt, die sich an den Wänden der Ruine angekritzelt finden. Von einem Zug zum andern! — wie schnell können heutzutage die Menschen dichten! Und dazu noch unter Gefahren, denn es steht ja überall angeschrieben, daß das Beschmieren der Wände mit „150 Mark Geldstrafe oder 14 Tagen Gefängniß“ geahndet wird. Viele begnügen sich auch nur mit dem Namen; daneben findet man Angebote zum Tausch von Ansichtskarten, aber auch viele, recht viele Zoten .... Man kann ganz traurig werden, wenn man diese menschlichen Dokumente auf den Wänden der Ruine gewahrt.

Aber dann sah ich mir die Ruine selbst an und wurde wieder still und bewegt im Gemüth. Man wird mit der Freude gar nicht fertig und erlebt zudem an den Einzelheiten immer neue Entdeckerwonnen. Ich hatte so die Empfindung, als müßte ich hier wochenlang bleiben und dachte zwischendurch — so ist der Mensch — wohin ich nun gehen wolle. Ich hatte ja nach Westen gewollt, aber ein bestimmtes Ziel tauchte mir nicht auf. Dann ging ich wieder umher und entdeckte an einer der Säulen abermals ein neues Ornament, so einfach und dabei so schön! Ich zog mein Notizbuch hervor und zeichnete es mir ab wie andere vorher. Mit meinem Zeichnen ist's ja nicht weit her, aber mir erhöht's die Freude des Genießens — für den Augenblick und in der Erinnerung.

Wie ich aber so kritzelnd dastand, hörte ich Schritte — es war der Mehrer von Paulinzelle. Ordentlich triumphirend guckte mich der alte Mann an. „So, jetzt hab' ich dich, jetzt kannst du nicht mehr lengnen!“ Er trat auf mich zu: „Immer fleißig, Herre! Ja, das is viel zu dhun!“ Ich: es sei nur so Spielerei zu meinem Vergnügen. „Na! na!“ Warum er mir das nicht glaube? Darauf er, man habe ja schon lange davon gesprochen und es kommen sehen und nun sei es da. Natürlich, wenn man alles ansbaue, sogar „alde pohlsche un französ'sche Schlösser“, warum Paulinzelle nicht. Nun, wenn es nur nicht aus dem Steuerjäckel gehe, so habe auch kein Mensch was dagegen. Freilich, für die Arbeit würden wohl wieder viel Welsche beigezogen werden, und da seien wüste Kerls drunter, das wisse er noch vom Bahnbau her. Aber nur eins sei wirklich schlimm: natürlich schenke man dann das Kloster den „Ghadolschen“, die kriegten ja jetzt alles — und was die dann in der evangelischen

Gegend damit anfingen? So also reflektirte sich in diesem Hirn die Kunde von der Restaurirung der Marienburg und der Hohkönigsburg im Verein mit der Devise: „Centrum ist Trumpf!“ Nun, ich konnte ihn beruhigen, ich war kein Baumeister und nicht dazu hier. Und zum Beweis nahm ich auch gleich Abschied von ihm. Ich muß sagen, er wünschte mir recht freudig glückliche Reise.

Auf dem Heimweg überdachte ich mir die Sache. Die Marienburg, das geht an; ob's überall recht gemacht wird, ist eine andere Frage, aber im ganzen kann man — ich hab's ja gesehen — Ja und Amen dazu sagen. Und von der Hohkönigsburg, die ich nicht kenne, will ich gern das Gleiche annehmen. Aber Paulinzelle? — um Himmelswillen, das wäre ja fast so thöricht und frevelhaft wie der Aufbau des Heidelberger Schlosses, mit dem jetzt immer wieder gedroht wird. Und wie ich dran dachte, stieg der herrliche Bau vor meinem Aug' auf und ich stand wieder im Schloßhof vor dem Ottheinrichs-Bau und schaute wieder von der Terrasse ins Neckarthal nieder. Mein Herz schwoll vor Sehnsucht .... Und was spricht dagegen? Heut Paulinzelle und morgen das Heidelberger Schloß — weiß Gott, so Kluges ist mir nicht immer im Leben eingefallen

Und dabei bleib' ich nun. Noch heut' fahre ich nach Heidelberg.

Karl Emil Franzos.

Pioniere des sittlichen Fortschritts. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen: „Le mouvement éthique“ par Alfred Moulet. Von Dr. R. Penzig. Berlin 1902.

Die ethische Bewegung ist zwar von den Vereinigten Staaten ausgegangen, doch ist sie eine Frucht vom Baume deutscher Philosophie. Ihr Ursprung geht zurück auf „die Kritik der praktischen Vernunft“. Bemerkenswerth aber ist es, daß die deutsche Idee auf amerikanischem Boden zur That wurde. Je großartiger und je gewaltiger sich das wirthschaftliche Leben eines Volkes entfaltet, um so nothwendiger ist es, daß die Entwicklung seines sittlichen Lebens damit Schritt halte. Sonst findet die Rücksichtslosigkeit des geschäftlichen Sterberthums nirgends eine Schranke, und sie korrumpiet die Organe des Staats und der Gesellschaft, die höheren Zwecken dienen sollten. Während die wirthschaftliche Macht des Volkes der Vereinigten Staaten stetig wuchs und sich immer mehr konzentrirte, war das religiöse Leben, dem hauptsächlich die Pflege der sittlichen Kräfte oblag, in zahlreiche, kleine Sekten verzettelt und zersplittert. Einen Einfluß auf die Massen konnte es nicht gewinnen, einer großen That war es nach vollbrachter Sklavenemanzipation nicht mehr fähig. Die Nothwendigkeit wurde immer dringender, eine Organisation zu schaffen, die all die zerstreuten sittlichen Kräfte sammeln würde, um die ihnen allen gemeinsame Aufgabe zu lösen: Die erfolgreiche Bekämpfung der Korruption auf sozialem und politischem Gebiete. Felix Adler gründete zu diesem Zweck im Jahre 1876 in der Stadt New-York die erste Gesellschaft für ethische Kultur. In dieser Organisation wurde alles, was die Menschen trennt und verhetzt, ausgeschaltet; deshalb fragte man nicht nach ihrer Konfession, sozialen Stellung und politischen Parteinahme. Betont wurde lediglich das Streben nach dem sittlichen Ideal, an dem alle Menschen das höchste Interesse haben, und das sie alle vereinigend umschlingt. Es galt große Widerstände zu überwinden; denn in Amerika war das Sektenvorurtheil zu stark ausgebildet, als daß man ungestraft ethische Kultur, losgelöst vom Dogmenglauben, öffentlich betreiben durfte. Nach hartem Kampf ist es der starken Persönlichkeit Felix Adler's gelungen, alle, welche für den sittlichen Fortschritt eintreten, ohne Unterschied des Glaubens und des Standes, von der Nothwendigkeit und Heiligkeit seines Werkes zu überzeugen und sie um sein Banner zu scharen. In allen Kreisen hat er die ihm gebührende Anerkennung gefunden. Bezeichnend hierfür sind folgende Worte, die einem Briefe, den Andrew D. White vor sechs Jahren über Felix Adler an mich richtete, und dessen Veröffentlichung er mir damals gestattete, entnommen sind:

„. . . I often attend his services in New-York and never without increasing admiration and respect for him .... I do not think that for some time past there has been any opposition to his work, on the contrary I have been greatly pleased to find that such leading men on the Christian side as Bishop Potter of the Episcopal Church and Mr. Charles Butler of the Presbyterian Church have expressed their admiration for it and their willingness to cooperate with it ....“

Jetzt hat man einen Lehrstuhl der sozialen und politischen Ethik an der Columbia-Universität in New-York für Felix Adler geschaffen, vor allem „um ihm den Dank seiner Mitbürger darzubringen für die erfolgreiche Thätigkeit, die er im Kampfe gegen die politische Korruption entfaltet hat“. (Elfter Bericht über die ethische Bewegung von Dr. Fr. W. Förster.)

Seit 1892 hat die ethische Bewegung, nachdem sie vorher schon in England festen Fuß gefaßt hatte, sich fast über den ganzen europäischen Kontinent verbreitet. Die Schrift Moulet's, die Dr. Penzig in vortrefflicher Weise übersetzt hat, bespricht das Verhältniß der ethischen Kultur zum religiösen Glauben, zur Erziehung, Politik, sozialen Frage, Friedensbewegung und Frauenfrage. Moulet bietet dann einen guten Ueberblick über die einzelnen nationalen Organisationen und ihre Wirksamkeit, über ihren Zusammenschluß zu einem internationalen ethischen Bund, der im Jahre 1896 vollzogen wurde, und er gibt zum Schluß einen hoffnungsberichen Ausblick auf die Gründung einer völkerverbindenden, ethisch-sozialen Akademie.

Allen denen, die sich leicht und gut über das Wesen und die Ausdehnung der ethischen Bewegung orientiren wollen, kann die Schrift Moulet's in der Uebersetzung Penzig's warm empfohlen werden.

Charlottenburg. Louis Katzenstein.

Paul Oskar Höcker: „Es blasen die Trompeten!“ Eine Reitergeschichte. Leipzig, Verlag von Paul List.

Mit einer innerlichen Befriedigung, wie sie nur ein echtes Dichtwerk erweckt, legt man diesen Roman aus den Händen. P. O. Höcker versucht, die übliche Soldaten- und Manövergeschichte psychologisch zu vertiefen, und man muß sagen, daß es ihm auf diesem Wege gelungen ist, prächtige Wirkungen zu erzielen, Wirkungen auf einem Gebiet, das bisher die fast unbestrittene Domäne von Familienblattschriftstellern war. — Eine Art „Glück im Winkel“ ist es, das sich der frühere Kürassieroffizier, der „tolle Sekkingen“, in der Bürgermeisterei eines kleinen ostpreußischen Städtchens aufgebaut hat. Seinem Eheglück zur Liebe hat er auf den Reiterberuf verzichtet, nach dem seine ganze Natur lechzt. Eine wundersam verlockende Frau, ein weiblicher Rockwitz, tritt in dieses Idyll. Und gerade ist Manöver, die alten Kameraden kommen in das Städtchen gesprengt und suchen den Freund auf. . . . Da „blasen die Trompeten“, die Weckfanfaren der Jugend und der Reiterlust schwellen hinreißend an. — Aber vergebens: Resignation ist der Schlußakkord, die Versucherin wird zurückgewiesen, anfangs mit schwerem Herzen, endgültig aber und freudigen Muthes, als in dem bisher so stillen Bürgermeisterhaus der erste Schrei eines kleinen Erdenbürgers erklingt. Nun erst ist Sekkingen wahrhaft zum Mann geworden, die Jugendlust aber und das Reiterherz wird er in seinem Sohne pflegen. Der soll einst an seiner Stelle bei dem geliebten Regiment eintreten. — Die Schilderung des Spazierritts im Walde in ihrer schlichten, adeligen Schönheit wird gewiß niemand ohne Ergriffenheit lesen; jeder Freund des Reitsports aber wird sich eins mit dem Verfasser fühlen, wenn er das tolle Wettrennen Sekkingen's über das Manöverfeld — diesen Paroxismus plötzlich ausbrechender Lebenslust — miterlebt. Beide Episoden sind Glanzleistungen schriftstellerischen Könnens.

E. Heerdegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 36. Berlin, den 6. Juni 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Inseratenpreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Chamberlain's Experimente und Deutschlands Politik. Von Paul Nathan.

Die deutsche Freihandelspartei. Von Alexander Meyer.

Der Kampf um die Borsäure und die Konservirung von Nahrungsmitteln. Von A. Gattstein.

Martyrologium eines Volkes. Von Raman Sembratowycz (Wien).

Mirabeau's Liebeskorrespondenz. I. Von Ola Hansson (München).

Das Akademische. Von Eduard Plaßhoff-Lejeune (La Tour-de-Peilz).

Niedertupfers Wahlrecht. (Skizze.) Von Helene Raff (München).

Bücherbesprechungen:

Wahllitteratur: August Flemming: Beiträge zur Handwerkerfrage.

Heinrich Nicolai: Von Bismarck bis Bülow. Bespr. von —i.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Was vorauszusehen war, tritt ein. Aus einer ganzen Reihe von Wahlkreisen wird berichtet, daß die lokalen Anordnungen für die Sicherung des Wahlgeheimnisses derartige sind, um die erlassenen Bestimmungen der Regierung vollständig illusorisch zu machen. Aus einem zweifachen Grunde wird es nothwendig sein, daß hier das Ministerium mit Ernst eingreift. Die Disziplinlosigkeit der unteren Behörden ist schon bisher immer häufiger zu Tage getreten; es ist schon oft genug vorgekommen, daß der lokale Einfluß der junkerlichen Großgrundbesitzer und des Bundes der Landwirthe sich als stärker auf die niederen Beamten erwiesen hat, als der Einfluß der Berliner Centralinstanz. Jeder weitere Schritt auf diesem Wege ist an sich im höchsten Grade bedenklich, und jeder solcher Verstoß bei den Wahlen muß die Zahl der Wahlproteste steigern. Uebersteigt die Zahl der Wahlproteste aber einen gewissen Prozentsatz, so werden sich die Gegner der neuen Vorschriften über die Sicherung des Wahlgeheimnisses gewiß die Folgerung aneignen, daß die erlassenen Bestimmungen sich als ein völliger Mißgriff erwiesen haben, ein Mißgriff, für den die Regierung die Verantwortung trage. Es wird alsdann die Lage ergiebig gegen die Regierung ausgenutzt werden. Gewiß verdient diese alsdann auch die Angriffe, aber nicht, weil sie den Anträgen des Reichstages auf bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses zugestimmt hat, sondern, weil sie nach Erlaß der Vorschriften nicht die Energie hatte, die sachgemäße Ausführung derselben mit starker Hand von ihren eigenen Beamten zu erzwingen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" behandelt in einem offiziösen Artikel unsere zollpolitische Kontroverse mit Canada. Die ruhige Sachlichkeit dieses Artikels entspricht durchaus den deutschen Interessen. Der Artikel konstatirt, daß Deutschland formal im Recht war, als es die Einfuhr Canadas mit Zuschlagszöllen belegte. Diese Behauptung wird in Deutschland auf keiner Seite bestritten werden, auch von jenen nicht, denen die wirthschaftliche Opportunität dieser nach dem formalen Recht durchaus zulässigen Behandlung zweifelhaft erscheint.

Der Artikel schließt mit den Worten:

„Deutscherseits wurden . . . die Verhandlungen nicht abgebrochen, vielmehr lediglich vorläufig vertagt. In keinem Stadium der Angelegenheit hat die deutsche Regierung an irgendwelche Einmischung in die Gestaltung der inneren Verhältnisse Großbritanniens zu seinen Kolonien gedacht, sondern lediglich die Vorschriften des bestehenden Zollgesetzes ausgeführt. Wohl aber hat die englische Regierung bei verschiedenen Anlässen betont, daß die Kolonien Großbritanniens als Gebiete mit eigenem Zollsystem zu betrachten seien, und daß es ihrer Wahl vorbehalten bleiben müsse, ob sie einem Abkommen des Mutterlandes über Handels- und Zollangelegenheiten beitreten wollen oder nicht. Diesem grundsätzlichen Standpunkt der großbritannischen Regierung entspricht es, daß Deutschland Canada als eigenes Zollgebiet behandelt."

Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß diese offiziöse Note nur von einer Vertagung der Verhandlungen mit Canada spricht, nicht aber von einem Abbruch der Verhandlungen. Hoffentlich werden die Verhandlungen demnächst wieder aufgenommen und führen alsdann zu einer Verständigung.

In Kroatien dauern die Unruhen an, und um die Verlegenheiten für Oesterreich-Ungarn noch weiter zu steigern, demonstriren italienische Studenten nunmehr für ihre Stammesgenossen in der habsburgischen Monarchie. Diese Bewegung in Italien ist glücklicherweise schon fast zum Stillstand gekommen. In ihrer bisherigen Aus-

dehnung bedeutet sie nichts; in ihrer Fortentwicklung müßte sie dem Dreibund unbequem werden.

Auf der Balkanhalbinsel noch immer Gefechte der türkischen Truppen mit einzelnen Bulgarenbanden. Von politisch weittragender Bedeutung werden diese Ereignisse nicht mehr sein.

Der Sultan hat den Plan für die Unifizirung der türkischen Staatsschuld genehmigt. Damit ist ein erheblicher Schritt zur wirthschaftlichen Kräftigung der Türkei und damit zur Konsolidirung der politischen Verhältnisse im Orient geschehen.

Ein ernster Grenzzwischenfall zwischen Frankreich und Marokko liegt nunmehr vor. Der neue Gouverneur Algeriens, der sich nach der Oase von Figig begab, wurde von marokkanischer Seite beschossen, einige seiner Begleiter verwundet und getödtet. Die Folge ist, daß Frankreich eine Expedition ausrüstet, die Räuber zu bestrafen. Die Absicht, marokkanisches Gebiet zu erwerben, liegt nicht vor nach offiziösen französischen Versicherungen. Wird sie auch nicht vorliegen, wenn die französischen Waffen siegreich sind?

Eine Anzahl Ortschaften, die den Juden in Rußland bisher verschlossen waren, sind ihnen jetzt geöffnet worden. Diese Bestimmung ist eine Erleichterung für sie. Die Juden waren in Rußland durch gesetzliche Bestimmungen über das Niederlassungsrecht derartig zusammengepfercht, daß ganze Scharen aus Mangel an Arbeitsgelegenheit in Elend zu Grunde gingen. Es scheint, daß der Minister Plehwe das Bedürfniß empfindet, durch eine verständige Maßregel, das scheußliche von ihm verschuldete Massakre von Kischinew vergessen zu machen.

* * *

Chamberlain's Experimente und Deutschlands Politik.

Es mag sein, daß Chamberlain, um eine gute Wahlparole zu erlangen, die Frage eines Zollbundes zwischen dem Mutterlande und den Kolonien zur Erörterung gestellt hat; es ist auch zweifellos, daß er die wirthschaftliche Kontroverse, die zwischen Deutschland und Canada besteht, benutzen möchte, um durch Verabreichung einer starken Dosis Chauvinismus seine Pläne bei der Bevölkerung zu fördern. Das sind die offensichtlich zu Tage liegenden Motive. Der weittragenden Bedeutung der Erörterungen kommt man aber nur näher, wenn man fragt, aus welchen Gründen jetzt Chamberlain voraus, daß Perspektiven, wie er sie eröffnet hat, seinen Absichten zu Hilfe kommen werden; wie kann er hoffen, daß jenes England, dessen freihändlerische Traditionen wir kennen, geneigt ist, in die Bahnen des Schutzzolles einzulenken; und wie kann er voraussetzen, daß jenes England, dessen Politik souveräner Sachlichkeit sich, von geringen Zwischenfällen abgesehen, ein Jahrhundert hindurch bewährt hat, heute nicht mehr gefeit erscheint gegen die Verlockungen chauvinistischer Kurzsichtigkeit.

Die Wahrheit ist, daß in dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts sich tiefgehende Aenderungen in England vollzogen haben und in der Stellung Englands zu den andern Staaten. Nur wenn man diese Thatsache im Auge behält, wird man die Bedeutung der Chamberlainschen Politik richtig zu würdigen vermögen. Sie ist zwar die Politik eines Agitators, aber eines sehr gescheiten Agitators, der sich völlig klar darüber ist, daß das heutige England einen Boden bietet, in dem die von ihm ausgestreuten Keime wohl aufgehen könnten. Vielleicht irrt er schließlich; aber es wäre das ein Irrthum, in den auch ein gewiegter agitatorischer Kopf verfallen könnte.

Bis tief in das letzte Drittel des abgelaufenen Jahrhunderts war die politische und dementsprechend auch die wirthschaftliche Lage Englands eine glänzende. Die Staaten des europäischen Kontinents hielten sich gegenseitig in Schach, schwächten sich gegenseitig von Zeit zu Zeit durch Kriege, deren Ausgang England stark zu beeinflussen in der Lage war, während England sich selbst und seine Kolonien so gut wie gänzlich unangreifbar erachten konnte. Die Wirkung dieser Entwicklung war ein immenses Wachsthum des englischen Wohlstandes bei verhältnißmäßig sehr geringen Aufwendungen für Zwecke der militärischen Vertheidigung der eigenen Stellung.

Die Lage änderte sich, als im Centrum Europas eine starke Friedensmacht entstand. Jetzt wurden die aggressiven Kräfte der europäischen Staaten in höherem Grade als früher für Unternehmungen auf dem Kontinent außer Thätigkeit gesetzt und für koloniale Unternehmungen frei; die Fortschritte der Technik im Schiffbau, im Telegraphenwesen, im Eisenbahnbau förderten die Ueberseepolitik, die nach zwei Richtungen auf England drückte. Der Friede hob die handelspolitische Entwicklung auch anderer Staaten, die nunmehr neben England in den Wettbewerb eintraten, und die kolonialen Eroberungen dieser selben Staaten gaben England in den überseeischen Gebieten stark gerüstete und bedrohliche Nachbarn, die es bisher nicht besessen hatte. Das englische Uebergewicht im Handel blieb nicht völlig unangefochten und seine Stellung war angreifbarer geworden. Die Lage Englands war also handelspolitisch und politisch, so stark sie auch allen Pessimisten zum Trotze ist, gefährdeter, und diese Gefährdung steigerte die englische Politik noch durch einen Umstand. Zur Zeit als alle europäischen Mächte Kolonialbesitz sich aneigneten, griff England, um den anderen zuvorzukommen, besonders stark zu. Sir Robert Giffen schätzt den Besitz Englands auf 13 Millionen englische Quadratmeilen mit etwa 400 Millionen Einwohnern und hiervon sind ein Drittel an Land, über 4 700 000 Quadratmeilen, und ein Viertel an Menschen, über 88 Millionen Menschen, in den letzten dreißig Jahren erworben worden.

Hält man die angeführten Thatsachen zusammen, so ergibt sich, daß, während die natürliche Entwicklung das britische Volk einer sich verstärkenden wirthschaftlichen Konkurrenz und stärkeren internationalen Gefahren in jedem Falle ausgesetzt hätte, durch die englische Expansions-Politik diese Verantwortlichkeiten um ein Vielfaches gesteigert worden sind, und doch kann der Kern und die Achse des Reiches mit seinen 40 Millionen Einwohnern auf seinen 120 000 Quadratmeilen zwar noch an Reichthum, aber nicht mehr an Bevölkerungszahl mit den anderen großen Nationalstaaten rivalisiren.

Das Problem, das sich mithin für England darstellt, ist dieses: Wie kann das Reich so gestärkt werden, um den neuen Weltverhältnissen gewachsen zu bleiben, gewachsen wirthschaftlich und politisch-militärisch.

Die veränderte Lage Englands ist der Bevölkerung des Vereinigten Königreiches im allgemeinen und in den Details gewiß nicht klar; aber sie macht sich gleichwohl unter den verschiedensten Formen fühlbar, dem einen in dieser und dem anderen in jener Form. Das ruhige, starke Selbstgefühl früherer Zeiten ist nicht mehr im gleichen Maße vorhanden; die Bevölkerung ist nervöser geworden, und die Folge dieser Nervosität sind chauvinistische Regungen. Die berechtigten und unberechtigten Stimmungen und Verstimmungen des Kontinentes wie die Taktlosigkeiten fremder Nationen beachtete man früher kaum; jetzt thut man es, und die Folge dieses nervösen Mißbehagens ist eine Zugänglichkeit für Pläne, die vor noch nicht allzu langer Zeit als undiskutirbar erschienen wären.

Es ließ sich nicht vermeiden, daß England bei seiner Expansionspolitik, bei der wachsenden Exponirtheit seiner Lage, seine militärischen Rüstungen außerordentlich verstärken mußte. Im Jahre 1875 gab England für Armee und Marine weniger als 24½ Millionen Pfund aus; 1884 noch nicht 28 Millionen Pfund und 1898 über 40 Millionen

Pfund und nach dem Voranschlag von 1903 fast 61 Millionen Pfund nur im Ordinarium, wobei die Extraaufwendungen für Kriegszwecke mit weiteren rund 60 Millionen Pfund nicht eingerechnet sind. Diese Lasten trägt aber fast ganz ausschließlich das Mutterland; im Jahre 1899 betrug der Flottenetat des Vereinigten Königreichs fast 25 Millionen Pfund und der der selbständigen Kolonien nicht 200,000 Pfund, obgleich die Flotte für die Vertheidigung der Kolonien vor allem in Betracht kommt.

Wie sollen diese Kosten, die sich noch weiter steigern werden, aufgebracht werden, und wie soll der Handel des englischen Weltreiches entsprechend gehoben und vor jeder Konkurrenz geschützt werden, damit die Bevölkerung des Mutterlandes die Lasten um so leichter zu tragen vermag?

Der Plan der „Imperial federation" soll das Heilmittel sein, um England und die Kolonien sowohl wirthschaftlich wie politisch-militärisch zu stärken. Das Mutterland mit seinen 40 Millionen Engländern will vor allem die weiteren 10 Millionen Engländer in den Kolonien militärisch und dann auch die gesammten Kolonien wirthschaftlich näher an sich heranziehen.

Nichts wäre thörichter und nichts wäre politisch auch unbedachter, als wenn die deutsche Politik den Versuch machen wollte, englischen Bestrebungen, die dieses Ziel verfolgen, hindernd und mißgünstig in den Weg zu treten; einen Fehler, den Frankreich im Jahre 1870 Deutschland gegenüber gemacht hat. Es gibt glücklicherweise nicht das geringste Anzeichen, daß die deutsche Politik in den gleichen Fehler verfallen wird.

Eine Erklärung unserer Regierung im Hinblick auf die handelspolitische Kontroverse mit Canada ist völlig sachlich, nüchtern und geschäftsmäßig gehalten, und die deutsche Presse nimmt genau dieselbe Stellung ein.

Es kann uns in Deutschland nicht einfallen, die englischen Bestrebungen zur Konsolidirung des britischen Reiches durchkreuzen zu wollen; im Gegentheil, ein starkes England ist eine stärkere Stütze für den Weltfrieden und die Kultur als ein schwaches England. Was wir zu beobachten haben, ist ausschließlich die Rückwirkung, die diese Bestrebungen in günstigem oder ungünstigem Sinne auf uns haben können. Und ehe derartige Betrachtungen am Platze sind, ist zu fragen, welchen Grad von Wahrscheinlichkeit hat es, daß zur Verwirklichung der Pläne Chamberlain's geschritten werden wird.

In einem Buch, voll von anregenden Gedanken, die anregend bleiben, obgleich man ihnen vielfach nicht wird zustimmen können, erörtert J. A. Hobson*) die Chancen einer wirthschaftlichen Vereinigung des britischen Weltreiches.

Kann England zu Gunsten seiner Kolonien seinen Welthandel gefährden, der den Kolonialhandel unvergleichlich an Bedeutung übertrifft? Werden aber auch nur die selbständigen Kolonien geneigt sein, ihre Schutzzollpolitik zu Gunsten Englands aufzugeben, da auf dieser Schutzzollpolitik ihr Finanzsystem beruht? Oder werden sie dem Vorbild Canados folgen und ihre Schutzzollpolitik zwar beibehalten, aber zu Gunsten Englands differenziren?

Besonders interessant wird die Sachlage durch die Entwicklung der canadischen Zollgesetzgebung beleuchtet. Gewiß, Canada hat England Vorzugszölle gegeben. Im Jahre 1897 betrug der Durchschnittszoll auf britische Güter in Canada 21,1 Proz. und im Jahre 1901 nur 18,3 Proz., aber der Durchschnittszoll auf Güter aus den Vereinigten Staaten sank in der gleichen Zeit von 14,3 Proz. auf 12,4 Proz., und die Folge war daher, daß die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten immer weiter gewachsen, die Einfuhr aus England immer weiter zurückgegangen ist. Dieses Beispiel zeigt deutlich, daß bei aller Loyalität gegen das Mutterland die englischen Kolonien doch wirthschaftlich kühle Rechner bleiben, und es ist bisher nicht abzusehen, wie bei dem Chamberlain'schen Plan die Rechnung für das Mutterland und für die Kolonien zum vortheilhaften Stimmen gebracht werden soll. Zahlenmäßig gewiß nicht; höchstens könnte der Fehler der Rechnung durch Entfachung des Chauvinismus verdunkelt werden.

Rhodes hat einmal gesagt, daß es sein Prinzip sei: „To combine the commercial with the imaginative". Man könnte etwa auch Mathematik und Dichtung kombiniren wollen. Das Ergebniß würde für den Handel und für die Mathematik schwerlich ein erfreuliches sein. Eine andere Frage bleibt es, ob nicht eine solche Mischung gerade auf das englische Volk, in der Geistesverfassung, in der es sich zur Zeit befindet, wirkt.

Das Gefühl für die Nothwendigkeit, die nationale Existenz auf eine neue Basis zu stellen, gewinnt an Ausbreitung, und Chamberlain bietet einen Plan, der an den Patriotismus appellirt, der die Phantasie erhitzt, und der überdies der erhitzten Phantasie, freilich nicht dem kühl rechnenden Verstande neue wirthschaftliche Perspektiven zu eröffnen scheint. Solch ein Trank, von geschickter Hand kredenzt und von einer kleinen, aber starken interessirten Gruppe laut angepriesen, ist in modernen Demokratien nicht ungefährlich. Wir kennen das in Deutschland aus der Geschichte der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik.

Wie England seine weitere und durchaus berechtigte nationale Konsolidirung vornimmt, das ist für Deutschland von höchstem Interesse; die Versuche dieser Konsolidirung werden unsere Gegnerschaft aber gewiß nicht herausfordern. Geht England gemäß den Vorschlägen Chamberlain's voran, so wird sich Deutschland nur in derselben Lage befinden wie die Vereinigten Staaten, wie Frankreich, wie Rußland, deren Absatzmöglichkeiten alsdann auch unter Umständen starken Verschiebungen ausgesetzt sind, und die sich alsdann ergebenden wirthschaftlichen Fragen wird man in Deutschland mit dem Rechenstift in der Hand prüfen, doch ohne jede chauvinistische Erregung.

P. Nathan.

*) Imperialism. A Study. London. James Nisbet & Co. 1902.

Die deutsche Freihandelspartei.

Ein Sozialpolitiker, der Schüler eines Katheder-sozialisten, hat der deutschen Freihandelspartei den Nekrolog und die Grabschrift geschrieben. Aus dem Seminar des Herrn Johannes Conrad in Halle ist ein starker Band hervorgegangen, der den Titel führt: „Die deutsche Freihandelspartei zur Zeit ihrer Blüthe" von Dr. Ludolf Grumbkow (Jena, Gustav Fischer, 1903).

Der Verfasser gibt uns alles dasjenige zu, auf dessen Feststellung wir besonderen Werth legen. Zuerst also: Die deutsche Freihandelspartei ist von jeher eine patriotische Partei gewesen. Sie hat einen starken, mächtigen Staat haben wollen; aus vielen Gründen, unter andern auch aus dem Grunde, weil ohne einen kräftigen Staat ein gesundes, volkswirthschaftliches Leben undenkbar ist. Die sogenannten Manchestermänner sind sämmtlich kräftig für die preußische Hegemonie eingetreten, wiederum aus vielen Gründen, unter andern auch aus dem Grunde, weil ihr jeder Versuch, Deutschland anders als unter preußischer Hegemonie zu einigen, hoffnungslos, nur nicht zu sagen thöricht erschien. Das Gerede von dem vaterlandslosen, internationalen Manchesterthum ist zu albern, als daß es möglich wäre, sich lange Zeit darüber zu ärgern.

Zum zweiten erkennt der Verfasser an, daß die Manchesterpartei große, praktische Erfolge erzielt hat. Als der Norddeutsche Bund geschaffen wurde, war der wichtigste Satz seiner Verfassung eine große Forderung. Der Artikel 4 der Verfassung schrieb vor, in welchen Punkten ein einheitliches Recht in Deutschland bestehen solle, aber wie dieses

Recht zu schaffen wäre, das war die offene Frage. Wo fand man Vorarbeiten, wo Entwürfe, als bei dem kleinen Häuflein der Männer, die man Manchestermänner nannte! Wenn die Michaelis, Braun und Bamberger mit ihren festen Anschauungen nicht dagewesen wären, und ihrem Talent, diese Anschauungen zur Geltung zu bringen, so wäre das Jahrzehnt von 1866 bis 1876 nicht in fruchtbarer Gesetzgebung, sondern in ödem Gezänk dahingegangen.

Und drittens erkennt der Verfasser an, daß die deutsche Freihandelspartei nicht eine Sekte war, die sich auf ein gewisses Dogma verpflichtet hatte, sondern daß sie jeder Anregung und jedem Grunde zugänglich war. Wenn zwei oder drei von der Gesellschaft versammelt waren, so fehlte es ihnen nie an einer Frage, über die sie hätten diskutiren können. Und gerade daran, daß ihre Anschauungen in beständigem Flusse blieben, erkannten sie, daß Leben in ihrer Mitte war. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß die Lust an der Dialektik sie zuweilen bewog, eine Sache auf die Spitze zu stellen, eine kühne Behauptung auszusprechen, nur um aus Freundes Munde zu erfahren, wie diese Behauptung am besten widerlegt werden könne.

Das ist die Anerkennung, die der Verfasser für die Freihandelspartei hat, und diese Anerkennung genügt uns, und wir sind dankbar dafür. Und wenn er hinterher noch viel mehr tadelte, als er es thatsächlich thut, würden wir ihm nicht gram sein.

Das Streben der Freihandelspartei war darauf gerichtet, praktisch zu wirken. Der volkswirthschaftliche Kongreß war nicht dazu in das Leben gerufen, neue wissenschaftliche Wahrheiten zu verkünden, sondern dazu, längst feststehende, aber nicht genug bekannt gewordene Wahrheiten zu verbreiten. Und demselben Streben diente im allgemeinen auch die Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft. Nur für Michaelis allein möchte ich den Ruhm in Anspruch nehmen, daß er durch scharfsinnige Untersuchungen das Wissen wirklich vertieft hat.

Vom Jahre 1859 ab bis zum Jahre 1877 waren die Verhältnisse dem Bestreben der Freihandelspartei, ihre Ansichten zu verbreiten und ihnen in der Gesetzgebung Folge zu geben, günstig. Dann trat ein Umschwung ein, der bis auf den heutigen Tag anhält. Niemand hat diesen Umschwung klarer vorhergesehen als Michaelis, der im Jahre 1877 im Kreise seiner Freunde prophezeite, wir ständen vor einer langen Periode wirthschaftlicher Reaktion.

Derartige Wandlungen finden sich in der ganzen Weltgeschichte; sie beruhen auf einer Nothwendigkeit. Es ist dafür gesorgt, daß die Menschheit fortschreitet, aber es ist auch dafür gesorgt, daß der Fortschritt ein langsamer ist. Nach jeder gewaltigen Anstrengung stellt sich Ermüdung ein. Und eine gewaltigere Anstrengung, als die deutsche Nation in der Zeit von 1866 bis 1877 zu machen hatte, ist selten einer Nation zugemuthet worden.

Man verbreitet die kindliche Anschauung, der ganze Umschwung hätte vermieden werden können, wenn die Freihandelspartei nicht eigensinnig darauf bestanden hätte, die Abschaffung der Eisenzölle sofort zu fordern. Wenn sie in eine mäßige Verlängerung der dafür gestellten Frist gewilligt hätte, wäre alles gut gegangen. Eine solche Behauptung zu widerlegen, wird nicht eher lohnend sein, als bis der Nachweis geführt ist, daß Bismarck die Gewohnheit hatte, auf hohe Forderungen, die er stellte, mit geringen Zugeständnissen sich zufrieden zu geben.

Der eingetretene Umschwung ist nicht der letzte. Es wird wiederum eine Zeit kommen, in der die Forderungen der freihändlerischen Partei sich mit Erfolg geltend machen werden. Wiederum wird vermuthlich nur halbe Erfüllung eintreten, da der Widerstand der stumpfen Welt sich geltend macht. Aber erlöschen wird keine einzige der freihändlerischen Forderungen jemals.

Von allen den Mächten, die in der geistigen Welt walten, ist die mächtigste die Intelligenz und der Wille des Menschen, des einzelnen, individuellen Menschen. Alle die „substantiellen Mächte", wie Hegel und Savigny sie genannt haben, Staat, Sitte, Sprache verdanken ihre Entstehung selbst dem Anstoß, den hervorragende Individuen gegeben haben. „Vieles Gewalt'ge lebt und nichts ist gewaltiger, als der Mensch," sagt Sophokles. Begabte Menschen schreiten schnell vorwärts, und die minder Begabten bilden Koalitionen sie zurückzuhalten. Das ist das Geheimniß aller schutzzöllnerischen und zünftlerischen Bestrebungen. Daß aber die Freiheit siegt, ist ein Glaube, den man nicht aufgeben kann, ohne daß das Leben seinen Werth verliert.

Alexander Meyer.

Der Kampf um die Borsäure und die Konservirung von Nahrungsmitteln.

Seit geraumer Zeit beschäftigt eine wichtige Streitfrage die ärztliche Welt. Sie wird ausschließlich mit Beweisgründen medizinischen, besonders pharmakologischen Inhalts ausgefochten, ist aber nicht nur von ärztlichem, sondern ganz besonders auch von volkswirthschaftlichem Interesse und entbehrt auch nicht eines politischen Beigeschmacks. Es handelt sich um die Frage der Zulässigkeit der Konservirung von Nahrungsmitteln durch Zusatz von Borsäure und Borsäuresalzen.

Es ist vielleicht gut, von vornherein zu betonen, daß ein merkantiles Sonderinteresse an der zur Konservirung dienenden Substanz, etwa ein Schutz des Konservirungsverfahrens durch Patente, nicht mitspielt. Dazu sind die in Betracht kommenden Mengen doch zu unbedeutend. Auch das Vorgehen der Interessenten ist einwandsfrei, denn die chemischen Fabriken haben in Liebreich einen Gutachter über die gesundheitliche Seite der Frage acceptirt, der von vornherein erklärte, daß er in dem geforderten Gutachten die Ergebnisse seiner Versuche, auch wenn sie für die Fabrikanten ungünstig ausfielen, mit veröffentlichen würde. Die seit etwa zwei Jahren in wissenschaftlichen Blättern geführte Diskussion, die bisher schon von großer prinzipieller Bedeutung war, wurde dadurch brennend, daß von amtlicher Seite die Gesundheitsschädlichkeit der Borsäure proklamirt und auf Grund dieser Erklärungen der Zusatz derartiger Konservirungsmittel von Reichswegen bekanntlich als unzulässig und strafbar erklärt wurde. Erst ganz kurz vor der Veröffentlichung dieses bundesräthlichen Verbotes wurden die wissenschaftlichen Gutachten, die ihm zur Unterlage dienten, in Fachblättern veröffentlicht, so daß die Möglichkeit ausgeschlossen war, die Stichhaltigkeit der Beweisgründe in rein wissenschaftlicher Form rechtzeitig zu erörtern.

An dieser Stelle sollen die medizinischen Gründe, die für oder gegen das Verbot sprechen, an der Hand des in Fachblättern veröffentlichten Materials besprochen und was nicht zu umgehen ist, die sozialhygienischen Gesichtspunkte, die sich aus der Streitfrage ergeben, betont werden, da sie volkswirthschaftlich und politisch von großer Bedeutung sind. Die Parteien in dem Streit, die ihre Sache, wie schon oben gesagt, ausschließlich mit den der Medizin zu Gebote stehenden Methoden führen, sind auf der einen Seite die fachwissenschaftlichen Beamten des Reichsgesundheitsamts, die theils auf eigene Versuche, theils auf eingeholte Gutachten anderer Forscher ihre Folgerungen stützen. Auf der anderen Seite steht als Führer der berühmte Pharmakologe Professor Liebreich, der unermüdlich im Kampf für die Zulässigkeit geeigneter Konservirungsmittel und des Borsäurezusatzes eintritt. Der ersteren Partei steht die ganze Macht des Staates zur Seite; die andere stützt sich auf ihre erfolgreiche Lebensthätigkeit und auf eine durch Jahrzehnte lange Arbeit gerade auf dem Gebiete der Nahrungsmittelkonservirung gewonnene Erfahrung.

Digitized by Google

Liebreich tritt nicht zum ersten Mal in den Kampf gegen die Grundsätze der Reichsregierung bei der Beurtheilung der Nahrungsmittelfrage ein. Schon im Jahre 1879 bekämpfte er in einer Broschüre das Gesetz vom 12. Februar 1879, indem er hinsichtlich der praktischen Durchführung auf die technischen Schwierigkeiten der Materie mit sachlichen Gründen hinwies, wie solche sich später auch vielfach der Ausführung des Gesetzes entgegenstellten. Als er jetzt von den Interessenten als Gutachter in der speziellen Frage über die Gesundheitsschädlichkeit der Borsäure herangezogen wurde, konnte er sich auch hier wieder auf frühere eigene Untersuchungen stützen; denn schon vor Jahren hatte er auf Veranlassung von Virchow die Frage studirt, ob es möglich sei, Fische durch Zusatz von Borsäure zu konserviren, und war damals zu positiven Ergebnissen gelangt, welche einen breiten Eingang in die Praxis gefunden hatten. Im gegenwärtigen Streit kannte er sich auf mehrjährige, nach allen Seiten hin lediglich in Bezug auf diese Frage angestellte Versuche und auf ein umfassendes kritisches Studium der Weltlitteratur stützen; ferner auf das Vorgehen eines anderen Staates, dessen Ergebnisse in umfangreichen Parlamentsakten schon vorlagen. Denn die Boraxfrage tauchte gleichzeitig nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England auf. Dort waren es scharfpuristische Hygieniker, welche auf Grund von Theorien und vorgefaßten Meinungen von vornherein jeden Zusatz von chemischen Konservirungsstoffen zur längeren Erhaltung von Nahrungsmitteln verwarfen und somit auch das Verbot des Borsäurezusatzes verlangten. Dieses Vorgehen ist von allgemeinem Interesse, und es erscheint dem Laien vielleicht sehr einleuchtend, daß jeder fremdartige Zusatz zu Nahrungsmitteln bekämpft werden muß. Die Praxis kann sich aber von solchen Stimmungen nicht beeinflussen lassen, angesichts der Thatsache, daß ohne Konservirungsverfahren viele Nahrungsmittel ungenützt verderben müssen, und wir sehen, daß seit Jahrhunderten unbeanstandet viele Methoden als zulässig gelten, mit deren Hilfe es gelingt, dem Verderben ausgesetzte Nahrungsmittel lange genußfähig zu erhalten. Der richtigere Weg ist doch wohl der, an der Hand der Erfahrung festzustellen, ob derartige Zusätze jemals gesundheitsschädliche Einwirkungen gezeigt haben, und dann mit Hilfe der experimentellen Methode den vermutheten Zusammenhang zu beweisen.

Glückt später die Auffindung eines Konservirungsverfahrens, das die Weglassung chemischer Zusätze gestattet, so wird die ältere Methode von selbst wegfallen.

Nun aber ging die puristische Richtung der Hygieniker umgekehrt vor. Sie setzten die Schädlichkeit des Zusatzes von vornherein voraus, suchten sie experimentell zu unterstützen und dann das Verbot herbeizuführen. Mit einem derartigen Verfahren identifizirte sich die englische Gesetzgebung nicht. Sie berief eine königliche Kommission ein, deren Veröffentlichungen als mustergiltig hingestellt werden können; denn sie enthalten bei sehr unbefangenem Vorsitz die eidlichen Vernehmungen einer großen Zahl von Sachverständigen, in denen sich neben den ruhigsten Ansichten die extravagantesten mitgetheilt finden. Das Ergebniß der staatlichen englischen Enquête war, daß der Borax nicht als schädliche Substanz betrachtet werden könne, und daß mit Ausnahme der Milch der Zusatz zu Nahrungsmitteln für die Konservirung als zulässig erachtet wurde.

Wenn der medizinischen Prüfung der gleiche Weg vorgeschrieben sein soll, zunächst die Beobachtungen, wie sie die Erfahrung uns darbietet, zusammenzufassen und sie dann erst durch experimentelle Thierversuche zu ergänzen, so liegt für die vorliegende Frage die Sachlage, wie dies Liebreich in mehreren veröffentlichten Schriften klar gestellt hat, folgendermaßen:

Borax und Borsäure werden als Konservirungsmittel seit etwa 50 Jahren angewendet. Es steht zunächst fest, daß niemals ein Todesfall nach dem Genuß boraxhaltiger Speisen zur Kenntniß gekommen ist. Zwar wurde einmal in England ein Fall von Erkrankung nach Genuß von borsäurehaltigem Blanc Mangé beobachtet, es stellte sich aber heraus, daß nicht die Borsäure, sondern andere Bestandtheile, die verdorben waren, die Schuld an der Gesundheitsschädigung trugen.

Nach der medizinischen Einverleibung größerer Dosen von Borpräparaten in Körperhöhlen zeigten sich zuweilen intensivere Krankheitserscheinungen. Daraus ist aber kein Schluß auf die Wirkung bei Einverleibung durch den Darmkanal zulässig; denn auch ein Theil unserer landläufigen Nahrungsmittel wirkt, unter die Haut gespritzt, giftig. Gelegentlich kommen auch bei Personen mit individueller Ueberempfindlichkeit schädliche Nebenwirkungen zur Beobachtung, wie dies bei vielen anderen Substanzen ebenfalls vorkommt. Andererseits haben bewährte Kliniker lange Zeit Borsäure innerlich ohne jeden Schaden angewendet. Es ergibt sich also aus dieser Zusammenstellung, daß nach allen üblichen Prüfungsmethoden die Borsäure nicht als ein giftiger Körper anzusehen ist, und daß selbst bei jahrelangem Gebrauch von Borpräparaten als Konservirungsmittel von Nahrungsstoffen niemals irgend eine schädliche Wirkung zur Kenntniß der Aerzte gelangt oder seitens des Publikums beobachtet worden ist.

In Deutschland nun hat plötzlich auf Grund des Fleischschaugesetzes der Bundesrath die Borpräparate als schädliche und darum unzulässige Präparate erklärt. Die Verordnung stützt sich hierbei in erster Linie auf die Thierversuche, die der Regierungsrath im Reichsgesundheitsamt Dr. med. E. Rost angestellt hat, und zweitens auf eine Reihe von Stoffwechselversuchen, die auf Veranlassung des Reichsgesundheitsamtes von anderen Forschern, wie Rubner, unternommen worden sind. Herr Rost kommt auf Grund seiner Versuche zu dem Ergebniß, daß die Borverbindungen gesundheitsschädlich seien. Er stützt diesen Schluß auf Versuche an kleinen Thieren, Versuche, welche Liebreich in mehreren Veröffentlichungen und einem Vortrag in der medizinischen Gesellschaft von verschiedensten Gesichtspunkten aus einer außerordentlich scharfen und eindringlichen Kritik unterworfen hat. In der That staunt man an der Hand der Liebreich'schen Gegengründe über die Unsicherheit und Schwäche der Beweismittel, die Herr Rost für die Schädlichkeit eines Stoffes anführt, der unbeanstandet seit vielen Jahrzehnten in Nahrungsmitteln aufgenommen worden ist und der als Arzneipräparat seit geraumer Zeit als eins unserer mildesten und bewährtesten Heilmittel sich des weitesten Vertrauens der Aerztewelt erfreut. Wenn Herr Rost Kaninchen von 3 kg Gewicht Borsäure in wässeriger Lösung bis zu einem Liter Wasser einflößte, und wenn diese Kaninchen dann schwere Krankheitserscheinungen zeigten, so hat, wie jeder Laie einsehen wird, Liebreich Recht, daß er einen solchen Versuch nicht als einen Beweis für die Schädlichkeit der Borsäureverbindungen gelten läßt, sondern ihn in Vergleich setzt mit der Wasserfolter, bei der den Verbrechern solange Wasser eingepumpt wurde, bis sie zu Grunde gingen. Aber den Rost'schen Versuchen erstanden Helfer in einem Stoffwechselversuch von Rubner, allerdings nur an drei Personen angestellt, und in den Aeußerungen einiger weniger Aerzte, welche zuweilen bei der Verabreichung von Borsäure in größerer Quantität und zwar in wässeriger Lösung Verdauungsstörungen beobachtet haben wollen.

Diese Berichte sind mindestens mehrdeutig. Schlimmsten Falls beweisen sie, daß Schwerkranke gelegentlich nach dem Genuß von Borpräparaten, die in großen Mengen Wassers aufgelöst sind, subjektive Beschwerden zeigen ohne wirkliche Gesundheitsschädigungen. Der unwillkommenste Helfer aber im Höhepunkt des Kampfes um die Borsäure wird wohl für Herrn Rost der Leipziger Hygieniker Hoffmann gewesen sein. Dieser setzte Fische in Lösungen von 0,25 Proz. Borsäure und fand, daß sie unter Erkrankungen ihrer Haut ziemlich schnell abstarben. Er erklärte daraufhin die Borsäure für ein Zellengift. Liebreich hatte es leicht, zu zeigen, daß dieselben Thiere viel schneller in 0,01 Proz. Essigsäure zu Grunde gehen. Wenn Hoffmann aus seinen Versuchen harmloser Weise folgerte, daß die Borsäure als Zusatz zu Nahrungsmitteln bei der Aufnahme durch den Verdauungs-

Digitized by Google

kanal verboten werden müsse, so muß folgerichtig auch der Essig verboten werden. Von besonderem Interesse ist, daß derselbe Autor Hoffmann im Jahre 1880 mit energischen Worten für den Borsäurezusatz eingetreten ist. Er sagte damals wörtlich:

„Der Gedanke, jeglichen Borsäurezusatz zu Lebensmitteln prinzipiell als verderblich und unzulässig hinzustellen, wäre ebenso verkehrt, als wenn man den Verkauf von Tabak und alkoholischen Getränken mit hohen Strafen belegen wollte, weil sie schädliche und sogar giftige Stoffe, wie Alkohol und Nikotin, enthalten."

Und dabei handelt es sich bei den Borpräparaten nicht annähernd um Stoffe von so heftiger Wirkung, wie es Alkohol und Nikotin gelegentlich sein können.

Als Ergebniß des lebhaften Streites um die Giftigkeit oder Ungiftigkeit der Borsäure oder vielmehr bei der Abwehr gegen den ungerechtfertigten Angriff hat es sich also herausgestellt, daß es gewaltsamer und nicht eindeutiger Thierversuche bedurfte, um die Behauptung von der schädlichen Wirkung des Präparates zu stützen. Wenn man nach demselben Verfahren und mit denselben Mengen Versuche mit unserem Kochsalz oder dem zu Pökelzwecken benutzten Salpeter angestellt hätte, so würde man auch diese Mittel als gesundheitsschädlich haben proklamiren können. Die Stoffwechselversuche, nach denen boracirte Nahrungsmittel nicht ganz so voll für den Körper ausgenutzt werden sollen und aus denen hervorgehen soll, daß unter längerem Gebrauch mittlerer oder größerer Dosen eine Abmagerung stattfinden kann, sind noch nicht so umfangreich und eindeutig, um einschränkungslos zu gelten. Jedenfalls stützen die wenigen bisher angestellten klinischen Versuche diese Behauptung nicht. Andererseits ist kürzlich eine sehr eingehende Arbeit von Vorwerk über den therapeutischen Werth der Borsäure bei Skorbut erschienen. Nach dem Verfasser, der in zahlreichen oft schweren Fällen das Mittel zu Heilungszwecken mit hervorragendem Erfolg anwandte, ist sogar unter dem Gebrauch bei der eintretenden Genesung der Kranken eine schnelle und große Gewichtszunahme beobachtet worden. Aber, angenommen, die Beobachtungen über die geringe Fetteinschmelzung bei Genuß der Borsäure ständen wirklich einwandsfrei bewiesen da, so wäre das dann eben auch der einzige Punkt, in dem man vom pharmakologischen Standpunkt aus die Borsäure anschuldigen dürfte. Eine schädliche Substanz oder ein Gift im ärztlichen Sinne ist sie aber auch dann nicht. Denn der gezwungenen Deutung der Rost'schen Thierversuche stehen tausendfältige ärztliche Beobachtungen des Gegentheils sowie der langjährige Gebrauch als Zusatz zu Nahrungsmitteln entgegen.

Vom sozialhygienischen Standpunkt aber ist selbst die als erwiesen angenommene Thatsache der geringeren Ausnutzung der boracirten Nahrungsmittel relativ wenig ins Gewicht fallend, falls es feststeht, daß eine Reihe von Fleischkonserven nur durch den Zusatz der Borsäure bei dem heutigen Stande unserer Konservirungstechnik der Volksernährung zugänglich gemacht werden kann. Die Ernährung des deutschen Volkes mit Fleisch und Eiweißstoffen ist, wie neuerdings besonders Finkler, Grotjahn und Gollmer betont haben, eine vielfach recht ungenügende. Ja Gollmer, der den Lesern dieser Zeitschrift durch eine vor kurzem veröffentlichte Arbeit über die Lungenheilstätten bekannt ist, hat kürzlich den Muth gehabt, eine Frage zu behandeln, der manche anderen Hygieniker vorsichtig aus dem Wege gehen. In einer Besprechung*) über den Ersten Tuberkulosekongreß zu Berlin kritisirt er die dort vorgeschlagenen Bekämpfungsmaßregeln. Er sagt:

„Um die ererbte Schwindsuchtsanlage abzuschwächen, bedarf es in erster Linie einer guten Volksernährung. Zur Realisirung dieser Hauptforderung bedarf es aber bei uns in Deutschland, zumal bei dem jetzigen Mißverhältniß zwischen dem Verdienst der breiten Volksmassen und den hohen Preisen für die Nahrungsmittel, namentlich für Fleischprodukte einer Verbilligung der letzteren; das ist jedoch so lange nicht zu erreichen, als auf den Hauptnahrungsmitteln Zölle und Steuern ruhen. Es ist daher unausbleiblich, daß an Stelle der Tuberkulösen, die durch das hygienisch-diätetische Heilverfahren vielleicht gerettet werden, in Folge der ungenügenden Ernährung immer wieder neue gezüchtet werden. Das wird erst mit Erfolg bekämpft werden, wenn die für die überwiegend industrielle Bevölkerung so wichtige Magenfrage gelöst sein wird. Es wäre ein großes Verdienst gewesen, wenn man auf dem Kongresse die maßgebenden Faktoren im Deutschen Reich auf dieses große Fragezeichen hingewiesen hätte; aber auch nicht ein Wort nach dieser Richtung ist gefallen."

Es wird von niemand bestritten, auch nicht von Oskar Liebreich, daß es vorzuziehen wäre, wenn wir Konservirungsverfahren besäßen, die das Fleisch auch ohne Zusatz von chemischen Substanzen längere Zeit genußfähig bewahren könnten. Solange uns aber solche Verfahren fehlen, ist es im Interesse der Volksgesundheit besser, Nahrungsmittel billig dem Volke zu bieten, selbst wenn sie nicht ganz so voll ausgenutzt werden sollten wie z. B. auch das Pökelfleisch, aber erschwinglich sind, statt die ärmeren Schichten der Bevölkerung durch Ausschluß der billigeren Substanzen des Fleischgenusses noch mehr zu berauben, als dies jetzt schon der Fall ist.

Vom Standpunkt der Medizin ist die Frage der Gesundheitsschädlichkeit der Borsäure vollkommen aufrechtbar, vom Standpunkt der Sozialhygiene aber ist, selbst wenn der eine oder der andere Einwand sich später bestätigen sollte, der Genuß boracirter Speisen beim gegenwärtigen Stande der Konservirungstechnik als das erheblich kleinere Uebel anzusehen, und es wird jetzt und in späterer Zeit Liebreich als großes Verdienst angerechnet werden müssen, daß er, oft alleinstehend im Kampfe, mit rein fachlich medizinischen Gründen unermüdlich für die Verbilligung der Nahrungsmittel weiterkämpft.

A. Gottstein.

*) Aus der Praxis der Gothaer Lebensversicherungsbank, Jena, Fischer, 1902.

Martyrologium eines Volkes.

Eine Politik der rücksichtslosen nationalen Unterdrückung hat noch niemals gute Früchte gezeitigt, denn ihre untrennbaren Genossinnen sind Demoralisation in den Reihen der Bedrücker und die — oft maßlose — Erbitterung seitens der Bedrückten. Letztere wird oft von den Machthabern ausgenutzt, um die Miene einer verfolgten oder zumindest bedrohten Unschuld aufzusetzen. Wenn nun die Einschränkung der Freiheit eines fremden Volksstammes von Seiten des Nationalstaates wenigstens den Schein der Notwendigkeit — an diese glauben wirklich viele und entschuldigen das Vorgehen der regierenden Kreise durch die Staatsraison — hat und schließlich die Erhaltung des einheitlichen nationalen Charakters des Staates bezweckt, so ist doch die nationale Unterdrückung eines Volkes durch eine ihrer politischen Existenz beraubte Nation fast unverständlich. Denn der bevorrechtete Theil sollte in solchem Falle schon aus Opportunitätsgründen, um mit ruhigem Gewissen sein gutes Recht verlangen zu können, zumindest den Schein der Gerechtigkeit und Objektivität wahren. Deshalb ist die nationale Unterdrückung in solchem Falle vor allem unmoralisch, denn sie entbehrt jeder, sogar der scheinbaren Begründung, sie kann sich nicht einmal hinter der Staatsraison verbarrikadiren — deshalb muß hier die Politik des Chauvinismus zu einer Politik der Heuchelei werden, die um so korrumpirender wirkt.

In was für Orgien der nationale Kampf ausarten, zu welcher Verwirrung der Begriffe er führen kann, zeigt uns Galizien. Das größte und ärmste österreichische Kronland wird von zwei slawischen Völkern, Polen und Ruthenen,

bewohnt. Die ersteren bevölkern hauptsächlich Westgalizien, die letzteren den östlichen Landestheil. Absolute Mehrheit besitzt keines der genannten Völker. Deshalb muß das herrschende Element, um zum mindesten eine fiktive Mehrheit zu erlangen, viele deutsche Kolonisten und Juden annektiren. Galizien hat bekanntlich 810 000 Juden, sie geben also den Ausschlag. Diese sprechen aber meistens deutsch, wenn auch im jüdisch-deutschen Jargon, sie können somit nicht als Polen betrachtet werden.*)

Doch das wäre noch kein großes Uebel, wenn man sich damit begnügen und den Kampf um die Mehrheit nicht zu einem Vernichtungskampf auf der ganzen Linie machen würde. Daß dies Letztere der Fall ist, möge auf Grund einiger positiver Thatsachen nachgewiesen werden.

Der Epilog jener verzweifelten Bauernbewegung, deren Schauplatz Ostgalizien im vorigen Sommer war, spielt sich nun vor den Gerichtshöfen ab. Die Verhandlungen, die Stellung der Richter sowie der betheiligten Parteien, charakterisiren — wie es besser kaum möglich wäre — die galizische Wirthschaft. Der ostgalizische Feldarbeiterstreik dessen Vorgeschichte, dessen Begleiterscheinungen, sowie der nunmehr sich abspielende Schlußakt beweisen, daß hier verschiedene Faktoren mitwirkten, daß der in Frage stehende Ausstand dem Unwillen des ruthenischen Volkes sowohl über seine wirthschaftliche wie über seine politische Lage entsprang. Das bestätigt das Verhalten der Streikenden sowohl als auch der Großgrundbesitzer und der galizischen Behörden.

Wir werden uns nur auf die kurze Skizzirung einiger Episoden des Ausstandes beschränken.

Die ganze Leidensgeschichte der Streikenden deutet darauf hin, daß es sich hier nicht um den Klassenantagonismus allein handelt.

Zuerst bemühte man sich, einen Ausnahmezustand in Ostgalizien einzuführen. Ein Bezirkshauptmann erließ ein Rundschreiben, in welchem er alle Versammlungen „bis auf Widerruf" verbot. Es handelte sich natürlich nur um Schaffung eines Vorwandes, um Zuwiderhandelnde chikaniren und einkerkern zu können, denn der Bezirkshauptmann kann die Verfassung nicht suspendiren. Es begann auch eine allgemeine Hetze gegen die ruthenischen Richter. Das Lemberger Oberlandesgericht hat sogar den Landesgerichtsrath Boeiurkiw von Amt und Gehalt suspendirt — diese Maßregel wurde jedoch vom Wiener obersten Gerichtshof als unbegründet aufgehoben. Der als Statthaltereikandidat gewählte Prof. Dr. Glombinski trat ferner im Parlament mit Anschuldigungen gegen ruthenische Richter in Sambor hervor und berief sich dabei auf das Zeugniß des Herrn Wanat — eines Polen. Wegen dieser Aeußerung, die Herr Wanat nach der Behauptung des Prof. Dr. Glombinski in einer öffentlichen Versammlung gethan haben soll, verklagten die beleidigten Richter Herrn Wanat. Dieser erbrachte nun vor Gericht den Beweis, daß er eine abfällige Aeußerung über die Richter ruthenischer Nationalität niemals gethan habe, und erklärte noch nie dazu Anlaß gehabt zu haben. Das hinderte aber den Abgeordneten Glombinski nicht, seine diesbezügliche Thätigkeit unter dem Schutze der Immunität fortzusetzen. Denn er, als Chef der allpolnischen Partei in Galizien, muß vor allem dafür sorgen, daß die Söhne des vergewaltigten Volkes völlig aus dem Justizdienst verdrängt werden. Es ist ja schon oft vorgekommen, daß gesetzwidrig — auf den Befehl des Bezirkskommissärs — verhaftete Wähler vom ruthenischen Richter freigelassen wurden, also zur Urne gehen konnten. Aehnliches passirte auch während der genannten Streikbewegung. Solche „Ungehörigkeiten" müssen künftighin um jeden Preis abbestellt werden!

Diese patriotischen Bestrebungen der galizischen Machthaber traten noch deutlicher bei der Errichtung und Zusammensetzung der Streikfenate zu Tage. Man hat nämlich in Galizien eigene Streikfenate — und zwar in der Weise errichtet, daß zu jeder Verhandlung ein eigener Senat gebildet wurde — als wenn das Standrecht proklamirt wäre. Diese Streikfenate wurden so gebildet, daß bei der Verhandlung drei polnische und ein ruthenischer Richter fungirten. Der polnische Abgeordnete Breiter sagte im Parlament während der Streikdebatte ausdrücklich: „Bei der Zusammensetzung der Streikfenate wurde auf zwei Umstände Rücksicht genommen. Erstens mußte ein Mitglied durch Roheit und Strenge bekannt sein, zweitens mußte es unbedingt ein Pole sein". . . Es wurden Untersuchungsrichter entsendet, die garnicht ruthenisch verstehen. Viele ruthenische Namen wurden verdreht, sodaß sie ganz anders lauteten, als die der Angeklagten. Die meisten Aussagen der bestellten Zeugen und der Denunzianten haben sich als unwahr erwiesen. In den meisten Fällen war die Untersuchungshaft die eigentliche Strafe. In Tarnopol wurde beispielsweise A. Skwarok 3 Monate in Untersuchungshaft gehalten, dann aber nur zu 14 Tagen Arrest verurtheilt. Mit den Namen ganz unschuldiger Untersuchungshäftlinge — die schließlich nur, um der polnischen „Gerechtigkeit" Genüge zu thun, zu geringen Arreststrafen verurtheilt wurden — könnte man ganze Bände ausfüllen. Gegen diejenigen aber, gegen die nur ein Schein vorgelegen, wurde mit aller Strenge vorgegangen. Bis zum 8. November o. J. wurden 682 Personen wegen der Streikbewegung vor Gericht gestellt. Verurtheilt wurden:

97 Bauern zusammen zu 240 Monaten Kerker
408 „ „ „ 216 „ Arrest

Freigesprochen wurden
177 Bauern.

Alle Freiheitsstrafen betrugen somit 456 Monate. Die Angeklagten wurden aber 921 Monate in der Untersuchung gehalten. Das waren diejenigen „Verbrecher", gegen welche die Staatsanwaltschaft eine Anklage erhoben hat, viel größer war aber die Anzahl jener „Protektionskinder", die nach einer kürzeren oder längeren Untersuchungshaft entlassen wurden, ohne daß man gegen sie die Anklage erhoben hätte. Die meisten Streikprozesse wurden aber erst nach unserer Zusammenstellung durchgeführt — manche wurden bis jetzt noch nicht abgeschlossen. So fand z. B. der große Prozeß gegen 232 angeklagte Bauern, darunter Kinder zwischen dem 8. und 14. Lebensjahr, in Tarnopol am 6. bis 12. Dezember 1902 — der Prozeß gegen die Bauern aus Mylatyn in den Tagen vom 27. bis 29. Januar 1903 statt u. s. w. Im Ganzen wurden über 4000 Personen wegen der Streikbewegung verhaftet und über 1200 abgeurtheilt. Mit welchen Wohlthaten eine Verhaftung in Galizien verbunden ist, davon hat ein Westeuropäer keinen Begriff. Zuerst passirt der Verhaftete die Hände eines Gendarmen oder Polizisten, von dem er in der Regel tüchtig durchgeprügelt und gefesselt ins Gefängniß eingeliefert wird. Dazu kommt die barbarische Behandlung der Verhafteten im Gefängniß. In Ostgalizien sind noch die Torturen üblich. Bei einem diesbezüglichen Prozeß in Sambor wurden alle aus der Geschichte des Mittelalters bekannten Folterwerkzeuge produzirt, mit denen die Samborer Sicherheitswache ihre Opfer bearbeitete. Vor einigen Wochen starb in Przemysl ein Sträfling (ein gesunder Mann) in Folge einer unmenschlichen „Amtshandlung" der Polizei. Die Verhafteten werden auch sehr schlecht beköstigt; die jedem Menschengefühl hohnsprechenden Verhältnisse in den ostgalizischen Gefängnissen haben die Schreckensherrschaft der Tuberkulose und anderer Krankheiten zur Folge. Während z. B. in allen österreichischen Strafanstalten für Männer 24,4 Proz. der Sträflinge krank waren — waren in den ostgalizischen Strafanstalten: in Lemberg 42,5 Proz., in Stanislau 30,6 Proz. in Wysnicz (Westgalizien) dagegen 10,3 Proz. der Sträflinge krank. — Besonders „zart" werden selbstverständlich die politischen „Verbrecher" behandelt, aus denen sich gewöhnlich — nach allerlei Wahlen und Streikbewegungen — die Bewohner der Zuchthäuser in Ostgalizien zum großen Theil rekrutiren.

*) Darüber habe ich ausführlich in der „Nation" Nr. 48 vom 30. August 1902 berichtet.

Digitized by Google

Auffallend ist der Unterschied in der Behandlung der Schlachzizen und der Bauern vor Gericht. Die Schlachzizen, als Zeugen — wie der Herr v. Czerkawski — hielten vor Gericht förmliche Vorlesungen, belehrten die Richter sowie die Geschworenen über Revolte, Aufstand, Mordbrennerei, Revolution u. s. w., obwohl der Zeuge nur über die Thatsachen berichten soll und der Gerichtshof seine Agitationsreden nicht anhörrn darf. Ganz anders ergeht es den Bauern. Der Landesgerichtsrath Waltenberger in Tarnopol pflegt jede für die Angeklagten günstige Aussage mit den Worten „er lügt" zu begleiten. Während des großen Streikprozesses unterbrach er am 6. Dezember v. J. den Bauer Melnyk mit den Worten: „Schweige, Du dummer Kerl! Du wirst nicht gefragt!" Als ein — wie sich später herausgestellt hat — blödsinniges Mädchen alle seine Fragen blindlings bejahte, rief er voll Freude aus: „Diese sagt die Wahrheit!"

Das ist ein Beispiel für Tausende. Dieselbe Objektivität der polnischen Justizbehörden sehen wir auch in anderer Hinsicht. Wiederum ein Beispiel: M. Barbach wurde in einem Streikprozeß zu 30 Kronen Strafe verurtheilt. Er rekurrirte — das erste Urtheil wurde jedoch bestätigt. Da sich nun Herr Barbach das in polnischer Sprache verfaßte Urtheil anzunehmen weigerte (er verlangte nämlich ein ruthenisches), wurde ihm dasselbe zwangsweise zugestellt.

So scheinen sich die galizischen Behörden zu ihrer Aufgabe gemacht zu haben, zwischen den beiden Galizien bewohnenden Völkern eine unüberbrückbare Kluft zu schaffen.

Der nationale Hader auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens führte zu einer merkwürdigen politischen Konstellation. Der radikale Volksparteiler Stapinski, der Allpole Dr. Glombinski, der konservative Graf Pininski, der klerikale R. v. Kozlowski reichen sich die Hände, gründen Siedlungskommissionen und Banken und arbeiten mit steigender Nervosität an der Kolonisation Ostgaliziens durch polnische Bauern. Gegen sie erhebt sich keine einzige polnische Stimme, und selbst diejenigen, die zum Chauvinismus am allerwenigsten berechtigt sind, die vom deutschen Sozial-Hakatismus gerne reden (die reichsdeutschen Sozialdemokraten werden in den Organen der polnischen Sozialdemokratie oft als „Sozial-Hakatisten" bezeichnet), beobachten eine wohlwollende Passivität.

Das Ausland darf selbstverständlich über die galizischen Zustände nicht unterrichtet werden, besonders nicht über den nationalen Kampf. Man ist der Ansicht, daß familiäre Zwistigkeiten im Lande, im ärgsten Fall jedoch im österreichischen Parlament ausgetragen werden müssen, es wäre hingegen sehr vom Übel, das französische, englische oder gar das deutsche Publikum hierüber aufzuklären. Da aber unangenehme Nachrichten doch ins Ausland dringen, hat man ein journalistisches Vehmgericht gebildet. Dasselbe bezweckt, unangenehme Publikationen zu verhindern oder, wenn dies nicht möglich ist, zu bekämpfen. Die proskribirten Journalisten sollen um jeden Preis unschädlich gemacht werden. Es werden daher an die ausländischen Blätter theils anonyme, theils von Revolverjournalisten gezeichnete Briefe verschickt, deren Zweck ist, die Redaktion vor ihrem Berichterstatter in Galizien zu warnen. Einige österreichische und reichsdeutsche Blätter haben den Empfang solcher Briefe öffentlich bestätigt und die deutsche Presse vor dem patriotischen Verleumdungsfeldzug gewarnt.) Dennoch läßt sich die Wahrheit nicht todtschlagen, und sie lautet, daß in Galizien die Ruthenen gegen die polnische rücksichtslose, vor keinem Mittel zurückschreckende Vergewaltigung einen Verzweiflungskampf zu führen haben.

Wien. Roman Sembratowycz.

Mirabeau's Liebeskorrespondenz.

Bei Plon hat Paul Cottin soeben eine Auswahl der bisher unveröffentlichten Briefe Sophie de Monnier's an Mirabeau herausgegeben.*) Die Originale, zuerst bei einem Herrn Dupeyron in Neuchâtel, einem Freunde J. J. Rousseau's, deponirt und dann nach den Weisungen Mirabeau's einem Perrückenmacher Namens Bourrier als Pfand für geliehenes Geld übergeben, wurden schließlich vom Adoptivsohne Mirabeau's, Lucas de Montigny, erworben und befinden sich gegenwärtig im Archiv seines Großsohnes gleichen Namens in Aix. Die Korrespondenz erstreckt sich über den Zeitraum 1776—1781 und umfaßt ungefähr 125 Briefe in der Handschrift Sophie's und ebensoviele Kopien, deren Originale verloren gegangen sind. Den Briefen ist eine Monographie über Sophie de Monnier vorangeschickt, in der die traurige Lebensgeschichte der Geliebten Mirabeau's in anschaulicher und eingehender Weise geschildert wird.

Gleichzeitig mit diesem Buche hat Dauphin Meunier in demselben Verlag die ebenfalls unveröffentlichten und im Montigny'schen Archiv befindlichen Briefe herausgegeben, welche Mirabeau aus dem Gefängniß von Vincennes 1780—1781 an jene Julie Dauvers schrieb, die die nächste Veranlassung und den Vorwand zu seinem Bruch mit Sophie de Monnier abgeben sollte**). Auch diese Korrespondenz ist mit witzigen und verblüffenden Kommentaren des Herausgebers versehen. Das Cottin'sche Werk ist vorzugsweise ein überaus lebendiges Interieur aus dem Leben des höheren französischen Provinzadels der Provence und der Franche-Comté. Das Buch Meunier's wirft ein grelles Licht über die Hinter- und Untergründe der gesellschaftlichen Pariser Höhen mit ihrer Zersetzung und Fäulniß am Vorabend der Revolution. Beide Arbeiten bereichern das zusammengesetzte und unzusammenhängende Bildniß des großen Volkstribuns mit neuen und entscheidenden Zügen; und Meunier dürfte es mittelst seiner scharfen und weitausholenden Analyse sowie durch seine plastische und derbe Gestaltung gelungen sein, dasselbe recht einheitlich in der bunten Mannigfaltigkeit und recht abgerundet fixirt zu haben.

I.

Ende des Jahres 1775 war Mirabeau im Schlosse Joux bei Pontarlier internirt, — kraft einer lettre de cachet und wegen der handgreiflichen Zurechtweisung, die er einem Baron Villeneuve-Mouans ertheilt, der seine Schwester, die Marquise de Cabris, auf offener Straße beleidigt hatte. Es war ihm aber erlaubt, sich in die Stadt zu begeben und Einladungen zu Gesellschaften nachzukommen. Bei den Festlichkeiten, die bei der Krönung Ludwig's XVI. vom Gouverneur de Saint-Mauris gegeben wurden, traf er zum ersten Mal mit Sophie de Monnier zusammen.

Marie Thérèse Sophie Richard de Ruffey war am 9. Januar 1754 zu Dijon geboren, wo ihr Vater, ein Mann mit litterarischen und wissenschaftlichen Interessen, der viel mit Buffon verkehrte und mit Voltaire eifrig korrespondirte, den Posten eines Präsidenten der Chambre des Comptes bekleidete. Mit 17 Jahren war sie mit dem Marquis de Monnier, — erster Ehrenpräsident der Chambre des Comptes in Dôle und Herr mehrerer Besitzungen —, verheirathet worden. Obgleich schon ein 65jähriger Greis, hatte sich der Marquis entschlossen, eine zweite Ehe einzugehen, um seine Tochter aus der ersten Ehe, die sich gegen

*) Paul Cottin: Sophie de Monnier et Mirabeau d'après leur correspondance secrète inédite (1775—1789). Paris, Plon, 1903.

**) Mirabeau: Lettres à Julie, écrites du donjon de Vincennes, publiées et commantées d'après les manuscrits originaux et inédits par Danphin Meunier, avec la collaboration de Georges Leloir. Paris, Plon, 1903.

seine Einwilligung und nach skandalösen Gerichtsverhandlungen mit einem Musketier Valdahon, der sie verführt, verheirathet hatte, ihrer Erbschaft zu berauben. Im Hause Monnier — jetzt in Pontarlier — ging es lustig zu; für das, was der strenge und geizige alte Herr seiner jungen und lebenslustigen Frau, die in die Ehe eingewilligt, um der Langeweile im elterlichen Heim zu entschlüpfen, nicht verschaffen konnte, suchte sie Ersatz in Empfängen, Mittagen und Abendunterhaltungen, wo sie Theater mit den jungen Löwen der Stadt spielte, von denen der eine nach dem anderen ihr den Hof machte, bis Mirabeau sie alle aus dem Felde schlug. Statt ins Gefängniß zurückzukehren, hielt Mirabeau sich während der Monate Januar und Februar 1776 bei Freunden in Pontarlier versteckt und hatte sogar die Frechheit, sich für mehrere Tage in das Monnier'sche Haus einzuschleichen.

Als endlich der Gouverneur gegen ihn einen Einsperrungsbefehl ausfertigte, verschwand er; nach acht Tagen tauchte er in Dijon auf, wohin sich Sophie nach seinen Weisungen zum Besuch ihrer Mutter begeben und wo er trotz der strengen Ueberwachung durch die Ruffey'sche Familie mehrere Rendezvous mit ihr hatte, bis er nach einigen Wochen wieder in Joux eingesteckt wurde. Ende Mai entkam er auf schweizerisches Gebiet; die Versuche Sophies jedoch, ihn dort zu treffen, mißlangen. Während er jetzt den ganzen Sommer in der Schweiz und in der Provence umherstreift mit der Polizei auf den Hacken, denkt sie nur daran, der elterlichen und ehelichen Tyrannei zu entrinnen. Die Forderungen ihres Gatten scheinen sich indessen auf eine Partie Whist dann und wann beschränkt zu haben; die eheliche Intimität verweigert sie ihm entschieden; als äußerste Nachgiebigkeit theilt sie mit ihm das Schlafzimmer. Ihre eigene Familie ist ihr unbequemer; ihre Mutter fordert den Marquis de Monnier auf, die Fenster seiner Gattin mit Gittern zu versehen und eine lettre de cachet für ihre Einsperrung ins Kloster auszuwirken. Die junge Frau, die sich übrigens ihre Zeit mit Reittouren und Gesellschaften, mit der Lektüre von Young's „Nächten" und der Korrespondenz mit ihrem Gabriel sehr gut zu vertreiben weiß, wittert überall Spione und Giftmischer. Die Briefe ihres Geliebten bieten ihr übrigens auch kein ungemischtes Vergnügen; er ist äußerst eifersüchtig, schimpft über jeden Besuch, den sie gemacht und den er mißbilligt, macht ihr Vorwürfe über einen erwarteten Brief, der ausbleibt, oder einen angekommenen, der zu kurz ist, und überhäuft sie sogar zuweilen mit brutalen Drohungen. All das zusammen macht sie immer bitterer und mißvergnügter.

Am 23. August ist Mirabeau in der schweizerischen Grenzstadt Verrières angekommen; und am folgenden Tage, 9 Uhr Abends, während das Hausgesinde sich zum Vespergebet um den Hausherrn versammelt, kleidet sich die Hausfrau in Mannstracht und Mantel, schleicht in den Garten hinaus, klettert auf einer Leiter über die Mauer und besteigt ein gesatteltes Pferd, das ein Bote Mirabeau's in Bereitschaft hält. An der Grenze wird sie von ihrem Geliebten empfangen; und das Paar nimmt in Verrières bei einer Krämerin Frau Bolle sein Absteigequartier. Mitte September brechen sie von dort auf nach Holland, und Anfang Oktober nehmen sie als Graf und Gräfin de Saint-Mathieu in Amsterdam ihren Wohnsitz. Die acht Monate, die Sophie hier mit ihrem Gabriel verlebte, bezeichnen den einzigen glücklichen Abschnitt ihres traurigen Liebesromans. Und ungemischt glücklich war auch diese kurze Spanne Sonnenzeit nicht. Ihr Wirth in der Kalverstraat, der Schneider Le Quesne, ein französischer Hugenotte, war ein wahrer „fripon" und sein Haus „effroyable"; unter dem Vorwand, Freimaurersitzungen beiwohnen zu müssen, läßt Mirabeau sie oft bis tief in die Nacht hinein allein zu Hause sitzen; oder er amüsirt sich in Rotterdam auf den Trinkgelagen seiner holländischen Freunde. „Du hast gut gethan", schreibt ihm Sophie, „Dir hier das Trinken anzugewöhnen, da Dein Magen in Rotterdam auf so viel Proben gestellt werden sollte! Wirst Du vielleicht sogar über Petton den Sieg davontragen? Das würde Dir einen großen Ruf unter den Trinkern verschaffen! . . . Findest Du nicht, daß es zu kalt ist, um allein zu schlafen? Ich finde es. Ich hatte eine Manier erfunden, um mein Bett ganz allein zu wärmen; es fiel mir ein, Feuer anzulegen; die Betttücher sind ganz angebrannt!" Die materielle Lage des jungen Paares ist ziemlich schwierig und gestaltet sich immer schlechter; Mirabeau arbeitet für die Verleger, Sophie ist seine Sekretärin und gibt außerdem italienische Sprachstunden. Dies idyllische Kleinleuteleben nahm indessen ein rasches Ende, da der Neuchâteler Verleger Mirabeau's, Fauche — aus derselben Buchhändlerfamilie wie der aus der „Pichegru'schen Verschwörung" berüchtigte Fauche Borel (siehe „Die Nation, Nr. 27 und 28 1902") — den Wohnort des Paares dem Marquis de Monnier denunzirte. Dieser wandte sich, nachdem ein paar Versuche, die Angelegenheit in gütlicher Weise zu regeln, mißlungen waren, an den Minister des Auswärtigen, Vergennes, der den Oberpolizeimeister Le Noir beauftragte, einen mit einer lettre de cachet versehenen Beamten, Bruguières, nach Holland zu schicken, wo er sich über das Weitere mit dem französischen Gesandten, dem Herzog de la Vauguyon, zu verständigen hätte. Letzterer unterbreitete die Angelegenheit den holländischen Behörden mit dem Resultat, daß Mirabeau und Sophie am 14. Mai 1777 Abends in ihrer Wohnung verhaftet und ins Gefängniß gebracht und am folgenden Tage in die Hände Bruguières' übergeben wurden, der sie ein paar Wochen später nach Paris brachte. Mirabeau wurde im Gefängniß von Vincennes, Sophie in der unter Polizeiaufsicht stehenden „maison de discipline" von Fräulein Douay, rue de Charonne, untergebracht, nachdem der königliche Befehl, sie in der „Sainte Pélagie", einem Hause für Frauen von unsittlichem Wandel, einzusperren, durch ihren Protest und die Vorstellungen Vauguyon's und Bruguières' bei Le Noir fallen gelassen war. Sie sollte dort ihre Niederkunft abwarten, um dann in ein Kloster einzutreten.

II.

Vom Hause Douay, wo sie nach einem Gute ihres Gatten als Madame de Courvière eingeschrieben ist und gewöhnlich Madame Sophie genannt wird, gibt sie in ihren Briefen eine sehr anschauliche und wenig erbauliche Schilderung. Sie wohnt mit vier anderen Frauen in einer ziemlich engen Kammer; die Thür ist von außen zugeriegelt und die Fenster mit Gittern versehen. Die Aufseher haben eine weitgehende Macht über die Pensionäre; sie begleiten sie während ihrer Spaziergänge im Garten und können Nachts in ihre Zimmer eindringen, wo sie sie mit der äußersten Brutalität behandeln, wenn sie nicht schlafen gegangen sind. Sophie, die ja außerdem in Umständen ist, leidet in dieser ersten Zeit entsetzlich unter der Hitze, den Fliegen, den Flöhen, und nicht am wenigsten unter der fragwürdigen Gesellschaft ihrer Unglücksschwestern. Die Mehrzahl besteht aus Dirnen und Verrückten, — sanften Liebestollen und wahren Furien, die sich vom Morgen bis Abend mit großem Lärm zanken. „La crême de la pensian" bezeichnen die Frau eines Konditors, die das halbe Jahr verrückt ist, die Mutter einer Modehändlerin und die Dienerin Sophies. Die übrigen sind beispielsweise zwei Frauenzimmer aus der „Sainte-Pélagie", eine Person, die drei Jahre lang im Hôpital im „l'habit" zugebracht, die wahnsinnige Gattin des königlichen Malers Vernet, Näherinnen, Kleinkrämerinnen, Nachtwächterfrauen u. s. w. Die Vorsteherin selbst wird von Sophie ziemlich sympathisch dargestellt. Die Pensionäre sind ja gut wie gänzlich von der Welt abgesperrt; sie dürfen höchstens vier Mal jährlich in Briefen an ihre Verwandten Lebenszeichen von sich geben. Durch die Protektion des Polizeichefs Le Noir genoß Sophie große Freiheiten und Begünstigungen. Sein Untergeordneter Bruguières wird der Vermittler der Korrespondenz zwischen Sophie und Mirabeau, wozu er sich übrigens schon verpflichtet hatte, als er in Holland das Paar verhaften ließ und ihr das Opium, womit sie sich das Leben nehmen

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

wollte, aus den Händen riß. Le Noir selbst verspricht ihr, sich des zu erwartenden Kindes anzunehmen und die Sache so zu ordnen, daß nicht ihre Familie es in die Hände bekomme, wovor sie eine große Angst hat. Sie vertreibt sich die Zeit mit der Lektüre der Bücher Mirabeau's oder mit kleinen Handarbeiten, wie einem Geldbeutel und ein paar Manschetten, die sie ihm verehren will. Die Briefe an ihn schreibt sie auf einem auf ihren Knieen liegenden Buch oder am Morgen hinter den vorgezogenen Bettgardinen; als Tinte braucht sie Kaffee oder Essig in den sie Nägel gelegt. Mit ihrer Mutter steht sie in Korrespondenz sowohl direkt wie durch Fräulein Douay; sie weigert sich entschieden ins elterliche oder ins eheliche Haus zurückzukehren; sie kann es ihrer Mutter nicht vergessen, daß sie sie in der „Sainte-Pélagie" hat einsperren und sie also als eine Prostituirte behandeln lassen wollen.

Am 7. Januar 1778 gebar sie ein Mädchen, das den Namen Sophie-Gabrielle erhielt; und sechs Wochen später siedelte sie nach dem Kloster Sainte-Claire in Gien über. Die Korrespondenz zwischen ihr und Mirabeau spaltete sich jetzt in zwei Gruppen: eine offene, die erst an Boucher, den ersten Sekretär der Geheimpolizei, ging, um von ihm gelesen zu werden und dann dem Adressaten zugestellt wurde, um zuletzt in den Fächern der Polizei aufbewahrt zu werden; und eine geheime, die sich der Kontrole der Behörden entzog und theilweise in einer Chiffreschrift geschrieben ist, wozu erst jetzt der Herausgeber der Briefe den Schlüssel gefunden. Die vertrauten Briefe Mirabeau's an Sophie wurden „wegen ihrer Anstößigkeit" von seinem Adoptivsohn Montigny zum größten Theil vernichtet. Die Briefe Sophies spiegeln ihr einförmiges Leben im Kloster wieder, wo der eine Tag dem anderen gleicht und das neue Jahr das vergangene wiederholt. So lange ihr kleines Mädchen lebt, kreisen ihre Gedanken um sie; sie grämt sich darüber, von ihr getrennt zu sein und sie fremden Leuten überlassen zu müssen; sie sucht durch Handarbeit und testamentarische Bestimmungen für die Zukunft der Kleinen zu sorgen, hat aber eine bange Ahnung, daß sie sie nie wiedersehen werde. Nur selten erhält sie Nachrichten, wie es der Kleinen geht; und mit einem Male theilt ihr Mirabeau mit, daß sie in Folge von Krämpfen gestorben ist (Mai 1780). Der Tod des Kindes bezeichnet den ersten Bruch in derrasch zerbröckelnden Liebe Mirabeau's; und der Zukunftstraum Sophies, mit ihm allein, weitentfernt, in irgend einer Provinzecke Englands, von einer zahlreichen Kinderschaar umgeben, zu leben, erblaßt immer mehr den sehr realen Aspirationen Mirabeau's gegenüber. Den einzigen Umgang, den sie hat — abgesehen von den Nonnen und den paar Damen aus der Aristokratie der Gegend, die sie zuweilen besuchen — verleidet er ihr durch seine zänkische Eifersucht; er wütherte — ernstlich oder gespielt — in jedem Manne, der ihr naht, einen Rivalen.

Schon in der ersten Liebeszeit in Holland, als es anfing, ihnen materiell schlecht zu gehen und sie denuncirt waren, hatte es Mirabeau einleuchtend gefunden, daß — unter angemessenen Bedingungen selbstverständlich — Sophie nach Pontarlier zurückkehrte. Sophie dagegen empfing nicht einmal den treuen Familiendiener, den Marquis de Monnier mit Brief und Geld nach Amsterdam abschickte. Nach seiner Freilassung aus Vincennes rieth Mirabeau ihr dringend, die Angelegenheit der Rückkehr an den ehelichen Herd ordnen zu lassen; er war schon lange der ganzen Geschichte überdrüssig: ihm winkten ganz andere Ziele, und er wollte freie Hände haben. Sie weigerte sich anfangs energisch; da sie wohl aber sah, daß er für sie verloren und sie ihm nur eine unbequeme Last war, gab sie schließlich nach und brachte ihm das Opfer der Einwilligung. Während die Verhandlungen sich in die Länge ziehen, bereitet Mirabeau den definitiven Bruch mit ihr vor; er wird immer nachlässiger in der Korrespondenz, die Zwischenräume zwischen seinen Briefen werden immer länger und seine Entschuldigungen immer schlechter; die Briefe selbst bekommen einen immer dunkleren Sinn und riechen nach Moschus; zuletzt erfährt sie aus dritter Hand Neuigkeiten über ihn. Ihre Briefe spiegeln die ganze Skala ihrer Empfindungen und Seelenzustände wieder; da ist Unruhe, beißende Ironie, scheue Klagen, bittere Worte, Traurigkeit, Zornausbrüche, zuletzt Thränen, wieder Zornausbrüche. Als Mirabeau Ende Mai 1791 die Frechheit hatte, ins Kloster einzudringen und fünf Tage in ihrer Stube geheim zuzubringen, wurde er von dem sehr prosaischen doppelten Zweck geleitet, seinem Gläubiger Dauvers zu entrinnen und mit solch fragwürdigem Trost von Sophie Abschied zu nehmen.

Im Februar 1782 begibt sich Mirabeau nach Pontarlier, um die Sache endgültig zu erledigen. Im August wird zwischen den Betheiligten eine Uebereinkunft getroffen, wodurch Sophie de Monnier „de corps et de biens" von ihrem Gatten geschieden wird, auf die ihr durch den Ehekontrakt stipulirten Vortheile verzichtet, ihre Mitgift zurückbekommt und bis zum Tode ihres Gatten im Kloster von Gien verbleibt. Schon nach einem halben Jahre stirbt Marquis de Monnier, und Sophie übersiedelt nach einem Häuschen, das sie sich in der unmittelbaren Nähe des Klosters hat dauen lassen. Mit ihrer wiedererlangten Mitgift und der Pension von 3000 Livres, die ihr die Familie Ruffey ertheilt, wird sie jetzt eine wohlthätige Dame, die in einem von einem Esel gezogenen Wägelchen und von einem jungen Diener begleitet, in der Gegend herumfährt und ihre Gaben austheilt.

Unter den umliegenden Adelsschlössern, wo die Marquise de Malleroy — unter diesem Namen war Sophie de Monnier ins Kloster aufgenommen worden — von Zeit zu Zeit Besuch machte, befand sich auch das dem ehemaligen Kavalleriekapitän de Poterat gehörige Schloß Thon. Poterat, ein Wittwer in den dreißiger Jahren, war sehr brustkrank; und nachdem seine Schwester und seine Nichte ihn hatten verlassen müssen, siedelte er nach Gien über, wo er ein Haus bezog, das gegenüber dem Häuschen Sophies lag. Zwischen den beiden Unglücksgefährten entwickelte sich ein zärtliches Verhältniß; die Hochzeit war schon festgesetzt, und das Schloß wurde eben für die neue Hausherrin eingerichtet, als Poterat am 8. September 1789 plötzlich starb. Als der Diener Sophies am folgenden Morgen in ihr Zimmer trat, fand er ihr Bett leer und sie selbst im Nebenzimmer todt in einem Lehnstuhl sitzend, mit an denselben gebundenen Armen und Füßen. Der Bote, der dem von einem Krankenbesuch heimkehrenden Dr. Isabeau, Klosterarzt und langjährigem vertrauten Freund Sophies, die Nachricht überbrachte, meldete ihm, die Marquise de Malleroy sei ermordet. Die zwei im Todtenzimmer vorgefundenen, mit verbrannten Kohlen gefüllten Behälter deuteten jedoch auf Selbstmord. Bei einer sofort vorgenommenen Autopsie wurde auch von den Aerzten und den gerichtlichen Behörden Selbstmord festgestellt. Die Beerdigung der beiden so schnell nach einander Verstorbenen fand in aller Eile schon am selben Tage statt — abends, beim Fackelschein und in Anwesenheit der ganzen Stadt.

III.

Sophie de Monnier wird von ihren Zeitgenossen als eine großgewachsene und starkgebaute Frau geschildert, mit schwarzen, etwas rothgeränderten Augen fast ohne Wimpern, Stumpfnase, dicken Lippen und kurzem Kinn. Ihre Gesichtsfarbe war sehr frisch, Arme und Busen schön und weiß, die Taille nicht ganz fehlerfrei; den Kopf hielt sie ein wenig auf die eine Schulter geneigt, welche dadurch höher erschien als die andere. Das Porträt von ihr, das das Buch bringt, — nach einem Oelgemälde von Heinsius — stellt sie im Alter von ca. 30 Jahren dar. Sie trägt eine sehr eigenthümliche Frisur, damals in der Mode: das Haar ist wie Wolle gekreppt und bildet einen kolossalen, weißgepuderten, halbmondförmigen Heiligenschein um den Kopf. Von Natur kräftig, siechte sie während der langen Haft unter allerlei Gebresten hin und alterte rasch; als Mirabeau sie im Jahre 1781 wiedersah, hatte sie einen großen Theil ihres Haarwuchses verloren, und was übrig geblieben, war ergraut.

Digitized by Google

Wenn man in ihrem Porträt nach dem herrschenden Zug des Gesichtsausdrucks und dem darin sich enthüllenden Charakter sucht, tritt einem bald der Eigensinn entgegen, — eine feste, harte Starrköpfigkeit, die selbstbewußt lächelt: mich kriegst Du nicht so leicht herum! Sie stellte in allem eine sehr gerade Linie dar, in ihrer Liebe wie in ihrem Haß. Sie bog selbst nie ab, und sie war nicht zu biegen; und in den Händen Mirabeau's, dem sie nichts entgegensetzen wollte, zerbrach sie nur. „Mauvaise tête et bon coeur", sagte sie von sich selbst; eins soll man von ihr nicht erwarten, schreibt Mirabeau irgendwo: „le moment de l'ivresse". Die zuverlässige und aufrechte Anhänglichkeit, die opferwillige und zähe Zärtlichkeit bilden in der That den Mittelpunkt in ihrem Liebesempfinden. Sie war stolz gegen Uebergeordnete, fügsam gegen Untergeordnete. Ihr Prinzip war: „s'expliquer de tout, tout de suite, avec tout le monde"; „les incertitudes, les peut-être sont tuants", ruft sie aus. Sie mag es nicht leiden, daß Briançon seine Geliebte, Madame de Cabris, geprügelt hat, fügt aber erklärend hinzu: „je veux bien, qu'on la tue, mais non pas qu'on la batte!" Sophie war ausgeprägt antireligiös in ihrer Gesinnung wie in ihren Handlungen: sie liest die „Nouvelle Héloise" während der Messe und ißt am Charfreitag Schinken, nachdem sie am Abend vorher ihre Osterbeichte abgelegt hat; und ihrem Geliebten verfertigt sie ein Taschenbuch aus einem Kirchenzierrath, den sie in der Kapelle entwendet, und entledigt sich deswegen der „Herzen von Maria und Jesus", die ihr die Aebtissin gegeben hat, — unter dem Vorwand, daß die beiden einzigen Herzen, die sich verstehen, die ihrigen sind.

München. Ola Hansson.

(Schluß folgt.)

Das Akademische.

Vor Monaten erhielt Schreiber dieses von einer Zeitschriftenredaktion den angebotenen Aufsatz mit dem Bemerken zurück, er sei zu „akademisch". Das hat ihn zum Nachdenken über das Problem des Akademischen veranlaßt.

Etymologisch ist dem Begriff nicht beizukommen. So wäre wenigstens zu untersuchen, was man unter Akademie und akademisch in andern Ländern versteht. Für „Universität" ist das Substantivum heute nur noch selten gebräuchlich; meist versteht man darunter eine Schule für bildende Kunst oder eine regelmäßige Vereinigung von Gelehrten zum Zweck der Besprechung wissenschaftlicher Fragen und zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Werke; den gleichen Namen trägt darum auch das bekannte englische Diskussionsorgan. Akademisch wäre also, was mit dem gelehrten Betrieb irgend in Beziehung steht: die akademischen Sitten, das akademische Viertel und — vor allem — die akademische Würde!

Wenn das Wort akademisch auch gelegentlich einem Franzosen oder Engländer als prägnantes Charakteristikum einer wissenschaftlichen Leistung entschlüpft, so muß man doch sagen, daß es in keiner Sprache eine so große Rolle spielt, als im Deutschen, und in keinem Lande so häufig gebraucht wird, als gerade im Deutschen Reich. Das hat seine Gründe, denen nachzugehen sich lohnen dürfte. Ein Schlagwort hat doch nur dann seine Berechtigung, wenn man Bestimmtes darunter versteht, und wenn man sich seiner mehr oder weniger scharfen Bedeutung bewußt ist.

I.

Das Prädikat des Akademischen wird von Fernerstehenden meist im Tone des Vorwurfs angewandt; die Akademiker selbst pflegen nur sein Gegentheil, das „Unakademische" vorwurfsvoll in den Mund zu nehmen, wenn bestimmte Traditionen, die eben den ungeschriebenen Kodex des Akademischen bilden, verletzt werden. — Es ist z. B. unakademisch, Vorlesungen über einen Philosophen oder Künstler zu halten, der noch lebt, kaum gestorben ist, oder dessen Werke von der öffentlichen Meinung heftig diskutirt werden. Wie denn überhaupt die Diskussion brennender Tagesfragen in Form von Vorlesungen oder Seminarien gegen die akademische Sitte verstößt. Als vor fünfzehn Jahren ein Student der Philosophie im Seminar den Namen Nietzsche aussprach, runzelte der Professor die Stirn und bemerkte trocken: „Sie können nicht verlangen, daß ich solche Sachen lese". Als Heinrich von Stein im Jahre 1886 eine Vorlesung über Richard Wagner in Berlin ankündigen wollte, „erfolgten mißverständige, nachdrückliche Abmahnungen mit einem Hinweis darauf, daß diese Vorlesung seine ganze Stellung zur Universität gefährden würde".*) Als Berthold Litzmann 1891 seine Bonner Vorlesungen über Ibsen, Hauptmann und Sudermann hielt, in denen er viel Richtiges, aber wenig Bahnbrechendes sagte, gab es einen wahren Sturm des Erstaunens und der Entrüstung über den „kühnen" Mann, der „eine Entfremdung der Vertreter der wissenschaftlichen Betrachtung vergangener Litteraturepochen von den die Dichter der Gegenwart bewegenden Fragen" zu beklagen gewagt hatte.**) Und noch vor kurzem sagte mir ein deutscher Titularprofessor, er könne eine Vorlesung über moderne Stücke nur unter dem verhüllenden Titel einer Geschichte des Dramas im 19. Jahrhundert „wagen". Sonst — wird er eben nicht „befördert". Und wenn man, wie Richard Muther, den ich nicht gerade als sündlosen Heiligen hinstellen möchte, das Glück hat, als „ordentlicher" solche „Kühnheiten" zu wagen, so bringt man sich eben um seinen „wissenschaftlichen Kredit" und wird von akademischer Seite als ein todter Mann behandelt, so energische Lebensbeweise man auch von sich geben mag.

Nicht viel anders als mit den Vorlesungen steht es mit den Büchern der Akademiker. Es gilt als unakademisch, ausschließlich Themata zu behandeln, die dem neunzehnten Jahrhundert oder gar seiner zweiten Hälfte angehören; der gleiche Vorwurf trifft häufig Werke, die nicht durch reichliche Citate und lange Anmerkungen, von der Belesenheit des Verfassers Zeugniß geben, mag diese auch noch so deutlich aus dem Text sprechen. Als unakademisch wird es ferner ausgegeben, in wissenschaftlichen Büchern Affekt zu zeigen, Partei zu ergreifen, Vergleiche mit anderen Erscheinungen zu wagen, Bilder und Metaphern anzuwenden, überhaupt mit Geschmack und Temperament zu schreiben. Das Werthlegen auf Form und Stil wird nicht selten als Effekthascherei gedeutet und die Berücksichtigung so „nebensächlicher" Dinge als eine Vernachlässigung des Hauptsächlichen empfunden. Es gilt direkt für unanständig in manchen akademischen Kreisen, viele Leser oder Zuhörer zu haben: man setzt sich dem schrecklichen Verdacht der „Popularität" aus und wird entsprechend nicht mehr ernst genommen. Ein Privatdozent, der über hundert Hörer hat, kann ein verlorener Mann sein. Besonders die Gegenwart von Damen wird als äußerst kompromittirend empfunden; sie ist der deutlichste Beweis für das außerordentlich niedere Niveau einer Vorlesung.

„Außerhalb der Kirche kein Heil", sagt der Katholizismus heute noch, und unsere Hochschulprofessoren sind gewiß über die Rückständigkeit solcher Grundsätze einig; nur fehlt es in ihren Kreisen nicht an solchen, die die Parole: „außerhalb der Universität kein Heil" ausgeben. Sie gilt für Studenten sowohl, wie für Gelehrte. Wer außerhalb der akademischen Kreise wissenschaftlich Hervorragendes leistet, sei's als Autodidakt oder Privatmann, sei's als Lehrer oder gar Journalist, wird meist nicht für voll angesehen. Er steht mindestens um eine Stufe tiefer als der „anstrebende"

*) Aus dem Nachlaß von H. v. Stein, Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1888. S. 5.

**) „Das deutsche Drama ꝛc." von Berthold Litzmann. 4. Aufl. Hamburg. 1897.

Privatdozent. Man hat wohl gesagt, in Deutschland fange der Mensch erst beim Doktor an; in akademischen Kreisen fängt er erst beim Privatdozenten an. Für ihn gilt jetzt, was ein alter Theologe einem neugebackenen, selbstbewußten doctor philosophiae lächelnd entgegenhielt: „Nun, weniger kann man doch nicht wohl sein!“ Wer nicht „die akademische Laufbahn einschlägt“, auch wenn er so wenig innere Befähigung als äußere Chancen dazu mitbringt, ist nur ein „Privatgelehrter“ oder ein „Schriftsteller“. Er spielt die Rolle, die in militärischen Kreisen dem „Bezirksmajor“ oder dem „Zahlmeister“ zufällt. Der jüngste Leutnant fühlt sich sozial über den gebildetsten Civilisten erhaben, auch wenn dieser pensionirter Militär ist: Der jüngste Privatdozent steht manchem Vertreter der Wissenschaft über dem Privatgelehrten, auch wenn dieser einmal Professor war.

Woraus erklärt sich diese scheinbare oder wirkliche Ueberlegenheit des Akademikers über den Nichtakademiker? Gewiß, ein tüchtiger Dozent, der zugleich ein guter Redner und ein kluger Erzieher ist, wiegt einen gelehrten Schriftsteller auch dann wohl auf, wenn er nur eben so viel geschrieben hat, als zur Oeffnung der akademischen Pforten unumgänglich nöthig war. Der Dozent wirkt intensiver und persönlicher auf einen kleinen Kreis; der Schriftsteller wendet sich an ein größeres, ihm unbekanntes Publikum. Leider ist aber die größere Hälfte unserer Dozenten weder als Erzieher, noch als Redner hervorragend. Bethätigen sie sich nicht schriftstellerisch, so ist wahrhaftig nicht einzusehen, warum sie einem originalen Nichtakademiker überlegen sein sollen. Es ist leichter, eine Vorlesung auszuarbeiten und mit geringen Aenderungen in einem regelmäßigen Turnus das Manuskript jungen Anfängern zu diktiren, als etwa alle fünf Jahre sich mit einem Buche dem Feuer der Kritik auszusetzen. Dort wird oft nur zusammengetragen und wiederholt; hier wird oft Neues geboten und Originales geschaffen. Ich sage oft, denn der Dozent kann in seinen Vorlesungen original, der Schriftsteller in seinen Büchern ein Plagiator sein, obwohl man die Originalität des ersteren nur als erfreuliche Zugabe, die des letzteren als selbstverständliche Pflicht anzusehen pflegt.

Es muß die Auffassung verschwinden, daß der Akademiker als ruhmloser Angehöriger seiner Kaste ohne weiteres über dem nichtakademischen Geistesarbeiter stehe. Man sollte hier nur persönliche Verdienste, nicht aber soziale Stellungen werthend vergleichen. Man hat ja wohl eingewendet, durch seine Eingliederung in den akademischen Organismus sei der Dozent dem Privatgelehrten überlegen; aber man weiß leider, wie es um den Gedankenaustausch der Akademiker und ihre persönlichen Beziehungen bei der zunehmenden Spezialisirung und räumlichen Trennung der Fakultäten steht. Ein Nichtakademiker kann sich heutzutage ebenso leicht geistigen Verkehr und Austausch verschaffen, wenn er nur will, wie ein Akademiker.

II.

Man verstehe die Tendenz dieser Zeilen recht. Sie beabsichtigen keineswegs, die immer zahlreicheren Klagen gegen den Hochschulbetrieb zu vermehren; sie möchten aber doch eben diese Klagen zu verstehen suchen und in ihrem berechtigten Kern anerkennen. Die Universitäten, heißt es wohl in modernen Blättern verschiedener Richtung, haben alle Beziehungen zum Leben verloren. In völliger Unkenntniß der Tagesfragen lehren sie eine versteinerte Wissenschaft, stopfen die jungen Gehirne mit Daten und Formeln voll, die sie in jedem Buche besser finden. Nachdem die Professoren sich in Gesellschaft des bekannten vergilbten Manuskripts ein bequemes Dasein geschaffen, tödten sie auch in den ihnen anvertrauten Zöglingen die Originalität, die sie erst in sich selbst zu Grunde gerichtet haben — wenn sie eine besaßen — und nehmen ihnen zu weiteren Studien alle Lust. Der Staat wendet diesen Anstalten ungeheure Summen zu, obschon es weltbekannt ist, daß die wahrhaft großen geistigen Leistungen zu allen Zeiten außerhalb der Hochschulen zu Stande kamen.

Dies die Karrikatur, wie sie meist Leute entwerfen, denen die zu hoch hängenden Trauben sauer zu sein scheinen: Gelehrte, denen die Habilitation nicht glückte, oder die als Privatdozenten weder ein Publikum fanden, noch eine Professur in greifbarer Nähe sahen — von denen nicht zu reden, die schon vor dem Doktor gescheitert sind. Aber man thut diesen Leuten sehr unrecht, wenn man über sie zur Tagesordnung übergeht, ganz abgesehen von der Thatsache, daß sich unter ihnen auch Füchse befinden, die die Trauben erlangt haben und sogar solche, die sie noch fressen und gleichwohl sauer finden. — Die Jeremiaden auf den akademischen Betrieb fänden kein Gehör und dürften nicht stets von neuem laut und lauter werden, wenn ihnen nicht ein gut Stück Wahrheit innewohnte, für welches diese kleine Apologie contra domum um Gehör bittet.

Man wird den Vertretern des status quo unbedingt zugestehen müssen, daß die Universitäten den Beruf haben, durch die liebevolle Pflege der Vergangenheit der immer mehr zunehmenden Ueberschätzung des Gegenwärtigen kräftig entgegenzuarbeiten. So vieles, was der Tag bringt und womit sich die Mehrheit denkender Menschen mit Daransetzung ihrer besten Kräfte beschäftigt, verweht der Wind in einem Augenblick in das Reich des Vergessens. Da brauchen wir Institutionen, die den Blick auf die bleibenden Denkmale großer Zeiten lenken, die, vom Parteilärm fern, allen Nützlichkeitserwägungen abhold, billigen Erfolg verschmähend, unbekümmert um das erfreuliche oder bedauerliche Ergebniß, in strengem Fleiß und lauterer Gesinnung der Erforschung der Wahrheit obliegen. Man wird den Universitäten deutscher Zunge das hohe Lob nicht versagen können, daß sie diesem Ziel treu und eifrig sich zu nähern bemüht sind. Nur sollte es, wenn auch ihr vornehmstes, so doch nicht ihr einziges Ziel sein. Die Hochschule ist nicht nur eine Vereinigung von Forschern, sie ist auch eine Gemeinschaft von Erziehern und Zöglingen. Unsere jungen Leute pflegen gerade im Anfang ihres Studiums von den Tagesfragen mächtig erfaßt zu werden. Die Gefahr, diese heilsame Begeisterung fruchtlos erlöschen zu sehen, ist ebenso groß wie jene andere, die mit dem Untergang des unkundigen Schiffers im Strudel der Ungewißheit endet: der gleichgültige Philister ist ebenso widernatürlich, wie der haltlose Zweifler traurig ist. In beiden Fällen schaut der junge Mensch nach seinem natürlichen Führer, nach dem erlösenden Worte des Lehrers aus. Und dieses Wort wird nicht gesprochen. Der Professor bleibt stumm oder wird ungehalten. Man lernt alles auf den Hochschulen, nur meist nicht das, was den Studenten nun einmal gerade am lebhaftesten interessirt. Jungen Dozenten aber, die noch aus eigener Erinnerung wissen, wie führungsbedürftig, wie geistig regsam und leicht zu beeinflussen, wie dankbar ein Studentenherz ist, verbietet man durch moralischen Druck, diesen Bedürfnissen entgegen zu kommen. Man straft sie durch Uebergehung für diese Kapitalsünde, man schweigt ihre Bücher todt und zuckt die Achseln über ihren guten Willen. Wie viele unter ihnen, die da wissen, woher der Wind weht, hängen ihr Mäntelein danach, steuern wieder gehorsam ins Mittelalter hinein und siehe da, die Gesichter der Vorgesetzten erhellen sich und die Beförderung rückt wieder in den Bereich der Möglichkeiten.

Der Vorwurf, daß viele unserer Hochschullehrer die Fühlung mit dem wirklichen Leben verloren haben, ist leider nicht ungerechtfertigt. Das wird erst mit dem Tage sich ändern, da sie aufhören werden, eine Kaste zu bilden, die ihres gleichen nur im Offiziersstand findet. In keinem andern Lande gähnt ein solcher Abgrund zwischen dem akademischen und beispielsweise dem gymnasialen Unterricht. In Frankreich, England und der Schweiz rekrutiren sich die akademischen Lehrkräfte vorzugsweise aus Gymnasiallehrern. In Deutschland aber sondert sich schon unter den Studenten der künftige Privatdozent von dem künftigen Lehrer oder Pfarrer und es „wird zwischen ihnen eine große Kluft befestigt“, wie es im Gleichniß vom reichen Mann und armen Lazarus heißt.

Man hört hier und da, reiche Leute müßten durch Wohlthätigkeit sich ihren Reichthum verzeihen lassen. Das

Digitized by Google

gilt nicht zum mindesten von den Akademikern. So lange sie nur auf ihren eigenen Kathedern reden, für ihre Fachgenossen in ihren eigenen Zeitschriften schreiben, wird alles beim alten bleiben. Erst wenn sie sich nicht mehr für zu gut halten, auch häufig zum Volk zu sprechen und sogar oft in Zeitungen zu schreiben, wird es besser werden. Ist es nicht auffallend, daß die französischen und englischen Sammlungen populärer Biographien Men of Letters, Men of Action, Great Writers, Les Grands Ecrivains français meist von akademischen Spezialisten geschrieben sind, während man in deutschen Landen noch vor zehn Jahren für dergleichen („Geisteshelden", „Männer der Zeit" ꝛc.) nur ausnahmsweise einen Hochschulprofessor gewinnen konnte? Und lassen sich die akademischen Mitarbeiter unserer großen Zeitungen deutscher Zunge nicht an den Fingern abzählen, während über dem Rhein oder jenseits des Kanals sich keiner für zu gut hält, seine besten Gedanken auf Zeitungspapier drucken zu lassen? Statt über die Presse zu klagen und sich vor dem Journalisten zu bekreuzen, wäre es an ihrer Stelle entschieden besser, durch eigene Anstrengung das Niveau der Zeitungen und der Zeitungsschreiber zu heben. Die Presse ist eine gewaltige, unüberwindliche Macht geworden; es kommt nur noch darauf an, sie zu einer wohlthätigen, nutz- und segenbringenden Macht zu gestalten.

Das Wort „akademisch" wird den ironischen Beigeschmack nicht eher verlieren, als bis die Akademiker den Dienst in der größeren Gemeinschaft für eine Ehre halten! Daß vieles in deutschen Landen in dieser Beziehung besser geworden ist, soll gewiß nicht verkannt werden. Aber es sind doch kaum drei Jahre her, daß ein angesehener Universitätsprofessor erklärte: „Ein jährlicher Artikel in der „Neuen Freien Presse" — das ist alles, was wir in dieser Richtung thun können." Dieses geistige Mandarinenthum kann und muß verschwinden. In demokratisch regierten Ländern konnte es nie zu solcher Blüthe reifen, es ist dort in unseren demokratischen Zeiten doppelt unmöglich. Das Volk merkt gar bald, daß die hohe Summen verbrauchenden Universitäten ihm, wenn überhaupt, jedenfalls nur ganz indirekt zu Gute kommen und es verweigert einfach in den Parlamenten jede Erhöhung des Kredits. Wollen also die Akademiker ihre Institute auf der Höhe der Wissenschaft halten, wollen sie die Zulassungsbedingungen auch in Zukunft lieber verschärfen als erleichtern — ein bei der Ueberfüllung der freien Berufe unbedingt nötiges Verhalten —, so müssen sie auf andere Weise dem Volke ihr Existenzrecht und die praktische Bedeutung der von ihnen vertretenen Fächer beweisen. Mit aus diesem Grunde hat die Einrichtung von Volkshochschulen z. B. in Frankreich eine solche Ausdehnung genommen. Immer mehr kommt man dabei zu der Ueberzeugung, daß es in der Wissenschaft zahlreiche Gebiete gibt, die auch einer wenig vorgebildeten aber lerneifrigen Arbeiterintelligenz sehr wohl zugänglich und zuträglich sind; Gebiete, über die ein akademischer Spezialist besser als ein Gymnasiallehrer oder Litterat zu unterrichten befähigt ist. Falls er nämlich überhaupt unterrichten *kann* und Phantasie genug besitzt, sich in die Seele eines Individuums zu versetzen, das nicht beabsichtigt, sich zum Vertreter des gleichen Fachs heranzubilden, sondern einfach eine allgemeine Orientirung wünscht. Dieser Kontakt mit dem Leben, diese Nothwendigkeit, auf eine Weite das Allgemeine ins Auge zu fassen und das eigene Arbeitsgebiet in seiner Bedingtheit und Beschränktheit zu erkennen, wirkt außerordentlich wohlthuend und anregend auf die Herren vom Katheder. Die Gefahr, daß sie über diesen neuen Aufgaben die Rückkehr zu ihren Büchern und Studenten vergessen, daß sie an der Vollendung ihrer großen Werke gehindert werden, ist wirklich nicht so groß, wie man zu glauben scheint, zumal der geistige Gewinn eines solchen zeitweisen Berufswechsels für eben jene großen Werke nicht mißachtet werden darf.

Dazu kommt ein Zweites. In kleinen Ländern wie in Belgien und der Schweiz sind die Professorengehälter so niedrig bemessen, daß die Akademiker wohl oder übel sich nach einem kleinen Nebenberuf umsehen müssen. Da bietet sich denn von selbst außer dem Unterricht an höheren Schulen die populärwissenschaftliche Thätigkeit durch Vorträge oder in Zeitschriften und Zeitungen. Dieser heilsame Zwang macht nicht nur die Hochschulen im Volke beliebt, er verbreitet auch in allen Schichten reiche Bildungsmittel und macht aus den Akademikern praktische Leute, die über den wissenschaftlichen Problemen die Lebensfragen nicht vergessen, an deren Beantwortung sie doch in letzter Linie alle mitzuarbeiten haben. Unleugbar hat eine zu ausgedehnte, populärwissenschaftliche Thätigkeit schwere Nachtheile im Gefolge, die wir in der Schweiz hier und da schmerzlich verspüren, aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf und eine mäßige Bethätigung zum Wohl der Gesammtheit ist ein entschiedener Gewinn.

So lange die Akademiker im Glaskasten ihres Spezialistenthums sitzen bleiben, müssen sie sich nicht wundern, wenn eine spottlustige Menge über „das Akademische" ihre boshaften Glossen macht. Wagen sie sich aber zuweilen in die frische Lebensluft hinaus, so wird sie das stärken und erfrischen. Die Neugierigen um den Glaskasten werden verschwinden, und sie selbst — werden ihn besser zu schätzen wissen.

La Tour de-Peilz.

Eduard Platzhoff-Lejeune.

Niedertupfers Wahlrecht.

Der Niedertupfer saß vor seinem Hof in der Sonne, in Hemdsärmeln, die Pfeife im Munde, aus der er bisweilen große Züge that. Ihm war wohl, denn er hatte die scheckige Kuh, die kaum noch Milch gab, zu recht ansehnlichem Preise verkauft. In Folge dessen kniff er seine ohnedies kleinen Aeuglein, die mehr wie Knopflöcher wirkten, behaglich ein, so daß sie in dem runden, bläulichrothen Gesicht fast verschwanden.

Aus der Küche hallte die scheltende Stimme der Bäuerin, die sich mit den Dirnen herumzankte und über die Nichtsnutzigkeit des Gesindes von heutzutage zeterte. Der Bauer horchte auf, rief auch einmal dazwischen: „Wird bald a Ruh da drin?!" Dann versank er wieder in die wohlgefällige Betrachtung des Niedertupferhofes.

Der Hof war wirklich ein reputirliches Amaesen, das Dach des einstöckigen Gebäudes neu ausgebessert, die Aecker ringsum in gutem Stand und die Wiesen desgleichen. Schräg über, an der Berglehne, sah man das Stück Wald, das auch noch dazu gehörte; dagegen blieb ein Hauptheil des Besitzes, das zahlreiche und wohlgenährte Vieh, in den Ställen verborgen.

Wenn der Spruch wörtlich wahr wäre, daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die Gott lieben, so hätte man annehmen müssen, daß der Niedertupfer Gott zärtlich liebe. Aber nach allgemeiner Ansicht liebte der Niedertupfer nichts als sein Geldkistl, und daß ihm dennoch alle Dinge zum Besten geriethen, kam daher, daß er mit seinem runden Köpflein und der kurzbeinigen, robusten Gestalt ein rechter Fuchs und mit allen Hunden gehetzt war.

Er wußte selbst am genauesten, wie mancherlei er auf dem Kerbholz hatte; und deshalb verursachte es ihm eine höchst lästige, beklemmende Ueberraschung, als er den Herrn Pfarrer des Dorfes quer über die Felder her auf sich zuschreiten sah.

Zum Wundern war keine Zeit. Mit abgezogener Mütze ging der Niedertupfer seinem Seelenhirten entgegen. Der geistliche Herr bedeutete dem Bauern, wieder auf dem Bänkchen vor dem Hause Platz zu nehmen und setzte sich selbst neben ihn. Er zog sein rothes Sacktuch hervor, trocknete sich ein paar Mal die feuchte Stirn und begann hierauf eine leutselige Unterhaltung.

Digitized by Google

„Ein schöner Feierabend, Niedertupfer! Es muß Dich schon gefreuen, daß heuer 's Gras so schön steht und der Weizen dazu. Das is doch alle Mal erhebend, wenn der Bauer die Früchte seines Fleißes so belohnt sieht durch unseren gütigen Schöpfer." Der Niedertupfer stimmte bei, meinte aber, der Hader tauge nicht viel und überhaupt bleibe immer genug zum Sorgen übrig: sein bester Ziehgaul zum Beispiel sei nicht recht beieinander, und er befürchte die Rotzkrankheit.

„Vertrau es dem Herrn!" rieth der Geistliche. Der Niedertupfer schaute drein wie ein Kind. „Meinen Hochwürden, ich brauchet net um an Viehdoktor schicken?" „Doch, das schon, aber ich sage: Du sollst Dein Vertrauen auf Gott setzen. Das is ja das Elend heutzutag, daß die Leut nicht bei allem, was ihnen widerfährt, gläubig nach oben schaun mögen. Der neumodische Unglauben und die weltliche Hoffahrt, bereits jeden Tag wird's ärger damit." Der Herr Pfarrer gerieth in Eifer. „Sie werden nicht den Sieg davon tragen, denn der Herr wird seine Schafe nicht dem Wolf überantworten. Aber es thät halt schon noth, daß die Leut, die ein bißl was sind und auf die 's ankommt, sich zusammennehmen und ein gutes Beispiel geben."

„O weh", dachte der Niedertupfer, „jetz is's gefehlt." Sein in der Eile befragtes Gewissen ließ ihm die Wahl zwischen einigen mißliebigen Dingen, auf die der Pfarrer vielleicht zu sprechen kommen wollte. Dieser jedoch hub mit verdoppelter Wärme an. „Mir geht allemal's Herz auf, wenn ich auf so einen richtigen Hof komm' und mit Leuten vom alten Schlag rede, die 's Herz noch am rechten Fleck haben. Du bist von jeher ein ordentlicher Bauer gewest, Niedertupfer, ganz wie Dein Vater und Großvater. Du haltst was drauf, daß der Bauernstand in Ehren bleibt, und daß Deine Kinder christlich auferzog'n werden — hast ja auch so ein liebes, braves und frommes Weib, eine eifrige Kirchgängerin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib" . . . Die Vollendung des preisenden Schriftwortes ward übertönt durch einen Heidenlärm, der sich in der Küche erhob. Es klang, als ob ein blecherner Gegenstand mit Macht nach jemand geworfen würde; ein empörtes Aufkreischen gellte hinterdrein. Der Niedertupfer kniff die Aeuglein ganz klein zusammen und bekräftigte freundlich: „Ja, ja, brav is die Kuni schon, besonders recht häuslich. Mein Madl is die nämliche, darf ich sagen, und der Bub" . . . „Den sehe ich selten", bemerkte gedehnt der geistliche Herr, „und höre leider bisweilen, daß er dafür fleißig den Madeln nachsteigt. Auch soll er geäußert haben, er glaube an keine Hölle, das seien so Geschichten von die Pfaffen, mit denen sie ihm den Buckel hinaufsteigen könnten'."

„Ah woher doch!" protestirte der Niedertupfer, „dös gibt's net, daß der Vest'l so was sagt. Oder wenn — nachher sind's so Sprüch', die wo s' ihm beim Militär beibracht haben." Das wollte der Pfarrer gern glauben, überhaupt werde der Sohn schon pariren, wo solch ein braver Vater das Regiment führe. „Und weil wir schon vom Regieren reden — Niedertupfer — hm — ja — wen wirst Du eigentlich wählen?"

Also darauf ging's hinaus! Der Niedertupfer fühlte sich mächtig erleichtert. „Ich han noch net drauf denkt, daß die Wahlen schon so in der Näh sein", gestand er, „ich woaß selber net, wen?"

„Ich hoff doch: den unsrigen, den Verlacherhies! Du wirst wohl ein Einsehen haben, Niedertupfer, und wissen, wer's gut mit Euch Bauern meint! Treu zum Thron und zur Kirch' und zu unseren alten, geheiligten Sitten, steht auf unserer Fahne geschrieben, der Mensch muß sein zeitliches und vor allem sein ewiges Wohl bedenken, mein lieber Niedertupfer. Unsere Kandidaten werden eintreten für die Rechte des Bauernstandes und für niedrige Steuern und für ein christliches Schulwesen und, und" . . . Dem geistlichen Herrn ging vor der Fülle lockender Verheißungen der Athem aus, während sein Nebenmann ihm mit beflissener Andacht zuhörte und in einem fort beifällig mit dem Kopfe nickte. „So sag was!" drängte der Geistliche aufs neue, „es wird doch ein Verlaß sein auf Dich, Du wirst wohl kein Rother nicht sein oder gar ein Lauer, einer von denen, wo die Schrift sagt: ‚ich will sie ausspeien aus meinem Munde?'"

„Ich? Beileib net! So was werden doch Hochwürden net denken von mir? Bei mir wird a jeder Fasttag fest gehalten, und's Vieh und Feld, und was nur dazu gehört, kriegt rechtzeitig seine Weih, und von kein' Bittgang bleib' ich zu Haus. Das müssen doch Hochwürden selber wissen", des Niedertupfer's Stimme bebte weich und gerührt, „was für ein treuer Christ und Baier, daß ich bin?" „Also nachher", meinte der Pfarrer freundlich, „wirst Du's auch am Wahltag beweisen, gelt? Jeder Einzelne muß seine Schuldigkeit thun, damit wir bei unserem alten Glauben und unserem alten Rechte bleiben! Die Hand drauf, Niedertupfer!" Der Bauer schlug eilfertig in die dargebotene Hand ein und wischte sich mit dem Rücken der anderen die Augen, zum Zeichen seiner inneren Ergriffenheit.

Als der Herr Pfarrer befriedigt davongewandelt war, machte der Niedertupfer ein schiefes Gesicht nach der Richtung der Küche. „Ich kenn Dich schon, mein' liebe Kuni; ich hör' Dich gehen! Dös hab's Ihr zwei miteinand abgehandelt in der Beicht; z'weg'n dem ist er heut daherkommen."

Der Bauer wollte der gehabten Unterredung noch ein wenig nachstudiren und setzte seine kaltgewordene Pfeife wieder in Brand. Da sah er ein Wägelchen ziemlich eilig über den staubigen, holprigen Fahrweg auf sich zu gerollt kommen. „Ja, was net gar — krieg' denn ich heut noch mehr Besuch?"

Wirklich, so war es; das Gefährt hielt vor dem Hause. Der junge Mann, der heraussprang, war der Assessor des im nächsten Städtchen befindlichen Kreisgerichts. Er wurde vom Niedertupfer nicht viel weniger respektvoll begrüßt als vordem der Pfarrer; mit den Herren vom Gericht hieß es, sich möglichst gut stellen.

„Na, Niedertupfer, alte Hütten, wie thut's?" Höchst kordial schüttelte der Assessor dem Bauern die Rechte und ließ sich aufathmend auf die Bank neben diesen niederfallen. Einen scheußlichen Weg hat's da zu Euch heraus."

„Warum auch der Herr Assessor sich dis daher bemühe? erkundigte der Niedertupfer sich mitleidig. Der Assessor räusperte sich und zwiebelte sein blondes Schnurrbärtchen. „Hm, ja, ein bißl Bewegung braucht doch der Mensch."

Dann musterte er die Umgebung und begann, gleich dem Pfarrer, alles zu loben, was er sah: den Hof, die Wiesen, das Feld, worauf der Roggen so schön stehe. „Werden entschuldigen: ein Weizen ist's", verbesserte der Niedertupfer und dachte, indem er einen Seitenblick auf des Assessors goldgeränderten Kneifer warf: „Mit sammt seine vier Augen sieht er net gescheidt."

„Richtig: Weizen! Sie, Niedertupfer, ist denn Ihr Sohn daheim?" „Leider nein", beeilte der Alte sich zu erwidern, voll Furcht, sein Bub könne etwas vor Gericht Mißliebiges angestellt haben. Der Assessor bedauerte höchlich des Vest'ls Abwesenheit. „Ein intelligenter Burich ist Ihr Sohn, ein schneidiger Bursch. Und wenn man seiner Aussage glauben kann" — Dafür verbürgte der Vater sich also gleich; denn es fiel ihm bei, daß der Vestl erst kürzlich in einer Raufereiverhandlung hatte Zeugen machen müssen. Folglich schilderte er seines Sohnes Glaubwürdigkeit in überzeugender Weise.

„Wenn man also seiner Aussage glauben darf," fuhr der Assessor freudig fort, „so sind Sie ganz der Gleiche: ein intelligenter, aufgeklärter, nach Fortschritt strebender Mann."

„Oh, passirt!" schmunzelte der geschmeichelte Niedertupfer.

„Nun sehen Sie," der junge Rechtskundige rückte vertraulich näher, „da hätten Sie jetzt die rechte Gelegenheit, sich als solcher zu bewähren; die Wahlen stehen vor der Thür."

Digitized by Google

Herrgott, der auch! Dem Niedertupfer ward ganz bänglich. Er überlegte sich, wie er loskommen könnte, und gedachte dabei der verschiedenen Fälle, wo er beim Kreisgericht zu thun gehabt und noch zu thun haben würde. Nein, vor den Kopf stoßen durfte er den Herrn Assessor nicht!

Der hatte indessen die Schleusen seiner Beredtsamkeit weit geöffnet und sprach sich immer mehr in wirkliche Begeisterung hinein. „Wir sind überzeugt, daß dem Bauer bitteres Unrecht geschieht, wenn man ihn für beschränkt, für am Althergebrachten klebend, ansieht. Wünschen Sie nicht für Ihre Kinder und Enkel verbesserte Schulen, einen erweiterten Gesichtskreis, die Ausbreitung der modernen Kulturfortschritte auch auf dem Lande? Sehen Sie nicht, als einsichtiger Mann, die gedeihliche Entwicklung unserer Zustände nur im einträchtigen Zusammenwirken von Ackerbau und Industrie, sowie in freiheitlicher Gesetzgebung? Das aber ist es, was meine freidenkenden, politischen Freunde wollen; und ich bin sicher, Sie werden für uns stimmen — nicht wahr?"

Der Niedertupfer begann eine etwas unklare Antwort. Natürlich sei er für den Fortschritt — erst kürzlich habe er eine neue Maschine zum Buttern angeschafft, die schwer Geld koste, dort hinten stehe sie. Und überhaupt —

„Und überhoupt," setzte der andere wieder ein, „ist der Bauer von heutzutage kein Höriger mehr von Klöstern oder sonstigen geistlichen Machthabern, sondern ein Staatsbürger wie jeder andere mit offenem Blick und dem Recht einer freien Ueberzeugung. Er bebaut seine Scholle für sich selbst, und wir wollen alles einsetzen dafür, daß er auch die Früchte davon ernte. Nicht wahr, Niedertupfer, Sie glauben mir und sind sich Ihrer Pflicht als freier Bürger bewußt!"

Dem freien Staatsbürger war sehr elend zu Muthe, doch zwang er sich zu einem gerührten, heroischen Lächeln. „No, dös is doch ganz klar. Der Herr Assessor meinen's alleweil gut, dös weiß ich schon. Und unserems is doch auch kein Dummkopf net."

„Nicht wahr, Sie sind keiner!" jubelte der Assessor. „Kurzum, ich habe Ihre Zusage, das heißt Ihre Stimme. Schlagen Sie ein — ein Wort, ein Mann!"

Was wollte der Niedertupfer machen? Er grinste und schlug ein.

Froh der gewonnenen Seele fuhr der Assessor seines Weges. Der Niedertupfer aber hockte kleinlaut auf seiner Bank mit einem tüchtigen Gift im Herzen gegen sein bigottes Weib und seinen liberalisch gefärbten Vetter.

Dem Pfarrer darf ich net absagen, der tränkt mir's ein bei nächster Gelegenheit. Mit 'n Assessor is 's bereits die nämliche Geschicht! Und wann ich keinem von die zwei meine Stimme geben that, und sie spannen's, daß sie die Eingegangenen sind, nachher hab' ich sie alle zwei gegen meiner. Da heißt's schon aufschauen und geschert sein.

Einige Zeit ging der Niedertupfer mit höchst versonnener Miene herum, hielt sich auch eingezogen daheim und vermied ängstlich, mit einem Menschen ins Gespräch zu kommen. Sein Weib suchte ihn auszuholen, ob er denn gezieuender Weise dem hochwürdigen Herrn Pfarrer willfahrtet habe. „Ganz einig sind ma worden," antwortete er ihr, und etwas Aehnliches dem Vetter, dem neumodisch gesinnten Stammhalter, als dieser seines Erzengers Meinung zu erfahren strebte.

Kurz vor dem Wahltage selbst heiterte des Niedertupfers Antlitz sich auf, und am Vorabend desselben ward er so aufgeräumt, daß er auf ein paar Maß ins Wirthshaus zu gehen beschloß. Er achtete kein Murren der Bäuerin, zog trotz des warmen Sommerwetters eine dicke Joppe an und schlenderte dem Wirthshaus zu.

„He Du, is frisch anzapft? Hockt eppa mein Bub drin bei Dir?" schrie er dem Wirth entgegen, den er im Hausflur antraf. Dieser verneinte die letztere Frage, zählte aber die sonstigen in der Stube Anwesenden auf. Bei der Namensnennung sah der Niedertupfer scheel und scheeler drein. „So, so," sagte er gedehnt, „da hast nachher ein paar Leut bei Dir, auf die ich schon lang häßlich bin."

Der verblüffte Wirth wollte natürlich wissen, ob der Lengmuoser, der Bachleitenhuber oder ein anderer den Dorn im Auge seines neuen Gastes bilde; aber der Niedertupfer ließ sich auf keine Erklärung ein, sondern betrat mit hinterhaltigem Gesichtsausdruck die Stube. Draußen besprach sich der Wirth mit seinem Knecht über die offenbar nicht günstige Stimmung des Niedertupfers. „Er is sonst friedfertig, muß man sagen, aber halt a weng ein Heimtücker is er schon. Gibst doch Achtung auf ihn — 's is besser."

Anfänglich saß der Niedertupfer still bei seinem Krug frisch angezapften Biers. Die Nachborn und Bekannten, mit denen er sich kurz begrüßt, unterhielten sich über dörfliche, dann auch über politische Angelegenheiten, wozu der Niedertupfer nichts sagte, aber sein spöttischstes Gesicht aufsetzte und manchmal überlegen vor sich hinlachte. Das ärgerte die andern nicht wenig. Endlich fragte ihn einer geradezu, was das bedeuten solle?

„O nix, Leutln! Mich g'freut's bloß, daß a jeder so stolz auf das bißl is, was er sich aus'n Blattl außi geklaubt hat! Denn was die Herrn san, die lossen sich doch net von die Bauern in die Karten schaug'n."

„Von Dir aa net," ward er übertrumpft. Damit wandten sie sich unwirsch von ihm ab, und fuhren fort in ihrem Diskurs, der sich nunmehr um die Wahlen drehte. Aber der Niedertupfer ließ nicht ab, den Geist der Verneinung zu spielen.

„Mein, die Wahlsach! Ees werdt's halt zum Wählen nausgetrieben wie die Küh zur Alm; die, wo die rechten Einsichten ham, schon'n Euch doch bloß als Stimmvieh an."

„Saxendi, jetzt red' amal: was bist Du bessers?" schrie der Nächstsitzende ihm gereizt entgegen. „Bist aus an andern Teig?" sekundirte ein Zweiter. „Er meint, er is der Bismarch," spottete jemand aus der hintersten Stubenecke. Der Erste war jedoch der lauteste und hartnäckigste; er rückte dem Niedertupfer ganz nah und forderte ihn auf, sich auszusprechen, wenn er so viel mehr verstehe. Der Niedertupfer blieb kalt und vornehm. „Ich sag: die Leut, was die Talenten zu so einem Ding haben, die weiß man zu finden und redt dmuit; aber auf der Bierbank nuanand ziehn, was ich versteh oder net, is meine Sach net."

Je mehr des Niedertupfers Hochmut und ausfallendes Wesen gegen seine sonstige Bedächtigkeit, ja Geschmeidigkeit abstach, desto mehr wurden die andern dadurch entrüstet.

„Entweder hat er an Rausch oder er thut's uns mit Fleiß, damit er uns ausstratscheln kann. Leicht is er a heimlicher Freimaurer!"

„Oder a Jesuiter!" „Daß i net lach," schaltete der Bearguöhnte ein. „Ees Fretter wißt's nix wie schimpfen, wenn ma Euch net nach'm Maul redet." Nun erhob sich verworrener Lärm: „So, aufdrahn willst aa noch?" — „Dich kauf' ich lang aus!" — „Dich blas' ich über's Joch 'nüber." — „Die Halbscheid von Deiner Wies'n g'hört eh mein — Du hast falsch geschwor'n dazumal, Dich mach' ich meineidig!" tobte es durchemander. Der Niedertupfer stand auf und sagte, sich der Thür zuwendend: „Ich werd' mich net erst herumschimpfen mit Euch grobe Lackeln — Rindviecher, die Ihr seid's."

Da hatte er schon eine Watsche sitzen, der eine zweite folgte, ehe er die erste zurückgezahlt. Ein Knäuel bildete sich um den mißliebig gewordenen Gast — Stühle knackten, die Maßkrüge klapperten in geschwungenen Fäusten. — „Wirth! Sie rausen!" schrie der Knecht, der alles beobachtet, in die Schänke hinein; und alsbald kam dieser gerannt.

„Wollt's a Ruh geben! Rausen, wo net amal Sonntag is! Auslassen, sag' ich!" Mit Hilfe des Knechts griff er gewaltsam in den Haufen hinein und langte vor allen nach dem Niedertupfer, dessen kugelige Gestalt die Zielscheibe der Feindseligkeiten bildete. Das beste und rascheste Mittel zum Frieden war, jenen hinauszuwerfen — und so that der Wirth. — —

Des andern Morgens, da der Wahlakt stattfinden sollte, pilgerten die meisten Mannen des Dorfes zur Erfüllung ihrer Bürgerpflicht. Der Niedertupfer dagegen lag im Bett und machte Ueberschläge auf das eine zugeschwollene

Digitized by Google

Auge, klagte auch über Wehthun in Schulter und Kreuz, obschon er, wie der herbeigerufene Bader konstatirte, zum Glück nichts gebrochen hatte.

„Du bist's Raufen halt net gewohnt, deszwegen bist so wehleidig," tröstete ihn der Heilkünstler im Davongehen. Der Niedertupfer aber sagte ächzend zu seinem Weibe: „Gelt, Kuni, Du gehst's 'n Herrn Pfarrer ansag'n, daß mich die groben Flegel so z'sammg'hant haben, daß i net wähl'n kann. Ich mein' alleweil: z' Fleiß haben s' mir's than, die Rothen nämlich, denn zuweg'n der Wahlsach is die Streiterei angangen." — Die Kuni hätte dies schon ohnehin bestellt, damit der Hochwürdige an ihrem eigenen Eifer für die gute Sache nicht zweifle.

Hinter ihrem Rücken aber rief ihr Mann seinen Buben, den hoffnungsvollen Jüngling Vestl, und hieß ihn, dem Herrn Assessor ausrichten, daß er (der Alte) gestern Abends bei einem Diskurs über die Wahlen Händel bekommen und wegen der Schläge nun das Bett zu hüten habe. „Ich mein' alleweil: die damischen Tröpf, die Klerikalen, stecken dahinter, sag' des auch! Aber gib fein Acht, daß die Mutter nix spannt!" — Das versprach der Vestl und auch, daß er seines Vaters Angreifer oder deren Söhne dafür am nächsten Sonntag tüchtig verwichsen wolle. Als Ersatzmann zur Wahl konnte er sich leider nicht stellen, denn er zählte noch nicht volle fünfundzwanzig.

Nun lag der Niedertupfer allein da und schmunzelte vergnügt ins Kopfkissen hinein. „Gut is's gang'n; net viel is geschehn. Die Wix warn net gar so arg; grad um mein derdrucktes Hütl is schad. Und die Nachbarn denken a so nimmer, auf die Geschicht' — die Mehrern wissen nie net, was s' bein' Bier gered't haben. D' Hauptsach is: daheim hab' ich an Frieden, und mit die zwei Herrn bleib' ich Freund. Sie haben ja so schön verzählt, wie gut sie's unsereinem vermeinen; aber ich kenn mich aus und weiß doch, wer mir der Allerliebere is." — Wie ein Igel, dem wohl ist, rollte er sich in den gewürfelten, dick gestopften Kissen zusammen. „Mein allerbester Freund is mein Bett; deszweg'n hab' ich das gewählt."

* * *

Der Herr Pfarrer und der Herr Assessor waren beide gutherzige Menschen. Als sie, jeder für sich, von des Niedertupfers Weib und Sohn erfuhren, daß der Bauer der Wahlsache wegen verprügelt worden, glaubten sie an die Heldenrolle, welche die Kuni und der Vestl dem verhinderten Wähler in ihrem Bericht zuertheilten. Und so sehr sie die Abwesenheit eines so gesinnungstüchtigen Mannes bedauerten, so war es ihnen doch tröstlich, daß er um seiner Ueberzeugung willen nicht ernsteren Schaden genommen. Sie beschlossen, es ihm in gutem zu gedenken und wurden nie irr in ihrer Meinung, denn der Herr Pfarrer und der Herr Assessor verkehrten aus politischen Gründen nicht zusammen.

München. Helene Raff.

[Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.]

August Flemming: Beiträge zur Handwerkerfrage. Berlin 1903. Parisius & Schurich.

Die Hohlheit und Aufgeblasenheit der reaktionären Handwerkerpolitik wird in dieser kleinen Schrift, die aus der Feder eines wirklichen Handwerkerfreundes stammt, der als Herausgeber einer Handwerkerzeitschrift ein kompetentes Urtheil über die einschlägigen Fragen besitzt, mit erfrischender Deutlichkeit festgestellt. Besonders das Kapitel über „Die Bilanz der reaktionären Handwerkerpolitik" erscheint jetzt kurz vor den Wahlen sehr beachtenswerth und sehr verwendbar für liberale Redner.

„Anfangs der 80er Jahre hatte der ‚Bund deutscher Innungen' im Restaurant Buggenhagen zu Berlin seinen Tag. Der Schreiber dieser Zeilen hatte ihm als Berichterstatter einer Fachzeitung beizuwohnen. Damals war die Handwerkerbewegung erst in den Anfängen und wurde ihr, wie allem neuen, hier und dort noch einige Bedeutung beigelegt. Und doch wußten von den ca. 4000 Tischlermeistern Berlins die meisten nichts von dem Tischlertage und waren mittags kaum zwanzig Personen auf ihm anwesend! Wer die Dinge kennt, weiß, daß die meisten Innungsverbände und ihr „Zentralausschuß" nur auf dem Papier stehen und der ganze „Rummel" von einigen Personen gemacht wird. Man spricht nicht gern von der Komödie; da sich aber auch viele liberale Reichstagskandidaten davon beeinflussen lassen und der Meinung sind, was da gespielt wird, sei eine Kundgebung des gesammten Handwerks, mußte sie, die Komödie, einmal als das bezeichnet werden, was sie ist: Fälschung der öffentlichen Meinung.

Es läßt sich nichts Kläglicheres denken als die Bilanz der reaktionären Handwerkerpolitik. Der ärgste Feind des Handwerks könnte nichts ersinnen, was diesem so viel geschadet hat wie sie. Aller Orten, in Städten aller Art, und auf dem Lande gibt es viele Handwerksmeister, die frohgemuth schaffen, ihr gesichertes, reichliches Auskommen haben und in jeder Beziehung besser leben denn je zavor ihre Vorfahren. Durch jene Politik ist die Meinung verbreitet worden, das Handwerk bestehe in der Hauptsache aus lauter Hungerleidern und sei verloren. Wie entsetzlich hat allein dadurch sein soziales Ansehen gelitten, wie sehr ist es naturgemäß zugleich wirthschaftlich geschädigt worden! Wenn noch ca $1^1/_2$ Millionen selbständiger Handwerker existiren und die Zahl der Alleinbetriebe abnimmt, derjenigen mit drei bis sechs Hilfskräften aber zunimmt, allerdings auch die Großbetriebe anwachsen, so bedeutet das doch nur einen Um- und Neubildungsprozeß des Handwerks, nicht seinen Untergang. Das ist doch Aufstieg, Leben! Und dabei ist doch auch in Betracht zu ziehen, daß die Lebenshaltung der meisten Gesellen nun besser ist, als die der Meister im Durchschnitt früher war. Es ist in wirthschaftlicher Beziehung **besser** geworden in **allen Ständen, auch im Handwerk**. Was soll denn da das fortwährende Lamento der reaktionären Mittelstandspolitiker? Bekämen sie ihren Willen, so ginge es in Deutschland nicht bloß wirthschaftlich bald rückwärts, würden wir das Gespött aller anderen Kulturvölker, und müßte zuletzt auch unsere äußere Politik eine durchaus reaktionäre werden. Mag einer die Sozialdemokratie für so schlimm halten, wie er will, schlimmer, viel schlimmer ist die reaktionäre Handwerkerpolnik. Die Bilanz derselben ergibt eine Zersetzung edeler, ethischer und wirthschaftlicher Kräfte der Nation, die denkbar geistloseste Verhetzung des Volkes, groben Unfug schlimmster Art."

Wir empfehlen diese Broschüre liberalen Politikern als vortreffliches Campagnematerial.

Heinrich Nicolai: Von Bismarck bis Bülow. Ein Wort zu den Reichstagswahlen. Verlag von Max Hoffschläger (F. Sommer), Berlin W. 35, Potsdamerstr. 115a.

Diese soeben erschienene 32 Seiten starke Broschüre, die in der Mahnung „Auf zum Kampf für die Caprivi'sche Handelspolitik!" gipfelt, schildert die haadelspolitische Hinterlassenschaft des Fürsten Bismarck, zeigt, weshalb der Abschluß der Verträge durch den Grafen Caprioi eine „rettende That" war, weist den großen Nutzen dieser Politik für das Deutsche Reich nach, erörtert die handelspolitischen Vorgänge unter dem Fürsten Hohenlohe sowie endlich das Zustandekommen des neuen Zolltarifs unter dem Grafen Bülow. Außerdem bietet das Büchlein werthvolles Material gegen den Bund der Landwirthe. Da die Broschüre in einem besonderen Abschnitt auch die großen Verdienste Caprioi's im Kriege 1870—71 behandelt und mit einem wohlgelungenen Bild des Grafen aus der Zeit seiner Reichskanzlerschaft geschmückt ist, sowie in einem facsimilirten Brief eine Probe seiner charakteristischen Handschrift bietet, so dürfte sich die Schrift, die bei Abnahme größerer Posten zu einem äußerst niedrigen Preise geliefert wird, zur Vertheilung besonders auch in solchen ländlichen Kreisen eignen, denen vorgeredet zu werden pflegt, daß die Stimmberechtigten als Patrioten konservativ zu wählen hätten. Wir machen deshalb die Wahlkomitees auf die Broschüre, die ein praktisches Agitationsmittel sein will, aufmerksam.

—i.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 37. Berlin, den 13. Juni 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (4 Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 18 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W., Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5130 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * * *.

Die Wahl. Von Paul Nathan.

Autokratie und Konstitution in Rußland. Von Arkadij Leontjewitsch.

Ein Fall von Lungenpest in Berlin. Von Arthur Sperling.

Die Zukunft des Männergesanges. Von Heinrich Welti.

Vom V. Internationalen Kongreß für angewandte Chemie zu Berlin. Von Hugo Michaelis.

Theaterabende am Camersee. Von Adalbert Meinhardt (Hamburg).

Mirabeau's Liebeskorrespondenz. (Schluß) Von Ola Hansson (München).

In Trastevere. (Erzählung.) Von Oscar Levertin.

Bücherbesprechung:

A. Hauschner: Daatje's Hochzeit. Bespr. von E. Heerdegen.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Am 16. Juni finden die Wahlen zum deutschen Reichstag statt. Wäre es möglich, aus der Hingebung und Aufopferung, mit der die freisinnigen Kandidaten und vor allem die bekannten freisinnigen Parlamentarier den Wahlkampf geführt haben, einen Schluß auf den Erfolg zu ziehen, dann könnte man die Aussichten als sehr gute bezeichnen. Hoffentlich entspricht das Ergebniß den Anstrengungen; so wird es sein, wenn nunmehr die Wähler ebenso ihre Pflicht thun, wie die Führer sie gethan haben. Genug steht jedenfalls auf dem Spiel, so daß auch der lässigste Liberale sich veranlaßt fühlen könnte, sein Stimmrecht auszuüben.

Die parlamentarische Lage in England, die Chamberlain durch seine Rede geschaffen hat, ist im höchsten Grade verworren. Eines steht fest, daß Chamberlain sowohl einen erheblichen Bruchtheil, vielleicht die Majorität der ministeriellen Partei im Parlament, wie auch sicherlich die Majorität seiner Ministerkollegen gegen sich hat. Die Debatte im Unterhaus hat dies bewiesen. Während dieser Debatte ergriff der Schatzkanzler Ritchie das Wort; er erklärte sich gegen Chamberlain, er empfahl aber zugleich eine eingehende Prüfung der Chamberlain'schen Pläne und er setzte alsdann hinzu:

„Er seinerseits würde jedoch überrascht sein, wenn die Untersuchung irgend ein praktisches Mittel ergäbe, diese Politik auszuführen."

Also auch Ritchie hält die Pläne Chamberlain's für gänzlich undurchführbar, und er ist nur für eine Prüfung, weil er überzeugt ist, daß diese Prüfung gegen Chamberlain's Absichten ausfallen wird. Das Kabinet ist augenscheinlich nur dadurch zusammengehalten worden, daß man die Entscheidung über Chamberlain's Pläne vertagte; zur Motivirung der Vertagung empfiehlt man die Untersuchung. Bei dieser Sachlage sah sich Balfour veranlaßt, eine philosophische Rede zu halten, in der er ausführte, es müsse den Ministern freistehen, verschiedener Ueberzeugung zu sein. Gewiß; nur nicht in Fragen von fundamentaler Bedeutung.

Daß sich ein Gottesfriede wird aufrecht erhalten lassen, erscheint recht unwahrscheinlich. Nachdem eine Frage von dieser Bedeutung angeregt ist und zur öffentlichen Diskussion gestellt wurde, kann man nicht mehr öffentliches Schweigen gebieten, bis aus der Studirstube der Experten ein Resultat vorliegt. Die liberale Opposition wird nicht schweigen, und es ist ebenso wenig anzunehmen, daß Chamberlain schweigen wird. Er wird wissen, warum er gerade jetzt diese Frage zur Lösung gestellt hat. Also man darf erwarten, daß der Kampf weiter geht, ein Kampf, dessen Chancen für Chamberlain bisher nicht günstig zu sein scheinen; aber Chamberlain ist ein Kämpfer, zäh und geschickt genug, um auch auf ungünstigem Terrain schließlich noch zu siegen.

Verfügt das englische Volk noch über seinen alten Schatz an wirthschaftlicher Einsicht und Nüchternheit, dann wird Chamberlain ganz gewiß unterliegen; sind diese Eigenschaften zurückgedrängt und hat neumodischer Chauvinismus und leichtfertiger, vager, imperialistischer Patriotismus die Oberhand, dann steht das Vereinigte Königreich vor einer überaus folgenschweren Wendung seines Schicksals.

Die Ermordung des Königs und der Königin von Serbien ist ein politisches Ereigniß von erheblicher Tragweite. Die Person des Königs war zwar ohne Bedeutung, aber die Thatsache, daß der serbische Thron nicht vakant war, fiel politisch sehr stark ins Gewicht. Jetzt ist dieser Thron frei; thronfolgefähige Kinder sind nicht vorhanden, und damit

Digitized by Google

entsteht die Frage, wer wird an die Spitze des Staates treten. Es scheint der Prätendent Peter Karageorgiewitsch.

Zweifellos kann Oesterreich-Ungarn in Serbien keine Entwicklung zulassen, die ihm für die eigene Zukunft bedrohlich erscheint; und gibt es eine Lösung der Frage, die Oesterreich-Ungarn genehm ist, die sich in Serbien durchführen läßt, und mit der auch Rußland einverstanden ist? Dieser Mord kann die gesammte orientalische Frage ins Rollen bringen, und wenn man bedenkt, wie zu dem makedonischen Aufstand Unruhen der slawischen Elemente in Oesterreich-Ungarn hinzugekommen sind, und wie hierauf schließlich der gewaltsame Tod des Königs von Serbien folgte, so kann man sich von dem Argwohn nicht frei machen, daß von langer Hand die Veranstaltungen getroffen worden sind, um die Balkanfragen zur Lösung zu treiben, und zwar zu einer Oesterreich-Ungarn ungünstigen Lösung.

Die Franzosen haben in Figig den ersten und leichtesten Theil ihrer Aufgabe erfüllt. Ihre Kanonen haben die Einwohner der Oase gelehrt, daß Frankreich stark genug ist, um jede Beleidigung rächen zu können; die Mauern und Häuser der Marokkaner sind ein Schutthaufen; die Bewohner haben sich unterworfen. Was nun? Es scheint nur fraglich zu sein, in welcher Form Frankreich die Einverleibung schließlich eintreten läßt, und hoffentlich wird mit diesem französischen Vorgehen nicht zugleich die ganze marokkanische Frage zur Erörterung für Europa gestellt.

* * *

Die Wahl.

Wir stehen unmittelbar vor der Wahl. In wenigen Tagen werden die Hauptwahlen zum Reichstage vollzogen sein, und die nachfolgenden Stichwahlen können dem Ergebniß dann noch leichte Korrekturen, aber grundlegende Aenderungen nicht mehr bringen.

Die politische Lage des deutschen Volkes ist eine völlig klare. Wir haben eine Regierung, deren Zusammensetzung einheitlich nicht ist; wir haben eine Regierung, die dem entsprechend mit einem festen Programm nicht vor das Land trat, und in dieser Regierung gibt es auch keine Persönlichkeit, deren stark ausgeprägte und stark sich bethätigende Individualität ein Programm zu ersetzen im Stande wäre. Es kann nicht bezweifelt werden, daß im gegebenen Fall die Reichsregierung in ihrer Haltung ganz erheblich beeinflußt werden würde durch eine nachdrücklich zur Geltung gebrachte Willensmeinung des deutschen Volkes. Hierüber ist man auf der Rechten wie auf der Linken einig, und die Ansichten gehen nur insofern auseinander, als es zweifelhaft erscheint, ob die heute leitenden Persönlichkeiten sich bei stärkstem Druck nicht sogar dazu verstehen würden, eine Parteiregierung im schlimmsten Sinne, eine Vollstreckerin des politischen Willens der rücksichtslosen Reaktion zu werden. Bis zu welchem Grade die Regierung es zulassen würde, daß das allgemeine Staatsinteresse zu Gunsten der reaktionären Parteien zurückgeschoben wird, das läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; ganz zweifellos aber ist es, daß die Regierung unvergleichlich weiter und leichter sich nach rechts als nach links würde drängen lassen.

Also: Wenn das deutsche Volk klar und offensichtlich seinen politischen Willen bei den Wahlen zum Ausdruck bringt, so wird diese Manifestation auf die Regierung in dem einen oder in dem anderen Sinne nicht ohne Eindruck bleiben. Dies vorausgesetzt, wird die Regierung immer willfähriger dem Drucke von rechts als dem Drucke von links nachgeben.

Die Wahlen werden mithin die politische Zukunft Deutschlands diesmal in weit höherem Grade beeinflussen, als es zu Zeiten gewesen ist, da eine willensstarke und herrschensgewohnte Persönlichkeit die Leitung der Geschäfte Deutschlands in der Hand hatte. Das schlaffe Wort aus den Bismarck'schen Zeiten: Es hilft ja doch nichts, ist heute in jedem Falle unzutreffend. Es kann geholfen werden. Und die Hilfe ist nothwendig für Fragen, deren Bedeutung auch politischen Analphabeten klar gemacht werden kann.

Der Kampf dreht sich zunächst um die wirthschaftliche Zukunft Deutschlands: brauchbare Handelsverträge oder unbrauchbare oder gar keine Handelsverträge — das ist aber nicht allein eine Frage von Mark und Pfennigen für das Volksvermögen. Die wirthschaftliche Frage birgt die Entscheidung über den sozialen Frieden. Starke wirthschaftliche Erschütterungen bringen Lohnkämpfe, Herabsetzung des Einkommens, vor allem auch der am wenigsten Bemittelten; die Verschärfung der Gegensätze im Innern, den inneren Unfrieden und damit eine Zersetzung der Volkskraft in Deutschland. Eine gedeihliche wirthschaftliche Entwicklung mildert die Gegensätze im Lande, hebt die Kultur, stärkt das Volk in seiner Gesammtheit, und zweckentsprechende Handelsverträge erleichtern überdies die Beziehungen zu fremden Staaten. Die wirthschaftliche und soziale Entwicklung ist untrennbar, und wenn die Masse des Volkes wirthschaftlich und sozial vergewaltigt wird, dann müssen ihm auch die vorhandenen politischen Freiheiten genommen werden. Dem wirthschaftlichen und sozialen Rückschritt können nur durch die Reaktion auf politischem und geistigem Gebiet die Wege geebnet werden.

Jene ablehnende, arrogante Vornehmheit, die selbstgefällig erklärt: Um Politik kümmere ich mich nicht, und daher wähle ich nicht, — sie bedeutet äußerst kurzsichtig, sehr unvornehm und höchst gemein: Um die Zukunft Deutschlands bekümmere ich mich nicht. Und wie viele Tausende, die ihrer ganzen Entwicklung nach zu den Liberalen gehören müßten, gibt es, die sich aus Bequemlichkeit, aus Lässigkeit, aus Aengstlichkeit ihrer Wahlpflicht, ihrer Pflicht gegen das Vaterland, gegen ihre Mitmenschen und auch gegen sich selbst entziehen.

Ihre Antipoden sind jene Liberalen, die sagen: Der liberale Trumpf ist uns nicht hoch genug; soll Wandel in Deutschland geschaffen werden, dann müssen die stärksten Trümpfe ausgespielt werden, und darum wählen wir sogleich sozialdemokratisch, obgleich wir keine Sozialdemokraten sind. Dieser geistreichelnde Radikalismus ist nicht viel ungefährlicher als jene sich für vornehm ausgebende politische Indolenz.

Gewiß muß heute in Deutschland der Kampf vor allem nach Rechts geführt werden, und gegenüber einem Reaktionär ist der Sozialdemokrat bei weitem das kleinere Uebel. Der Zukunftsstaat ist sehr fern und sehr ungefährlich; aber die Reaktion ist gar nicht fern; sie steht vor der Thür und hat mit einem Fuße die Schwelle schon überschritten; sie ist die Gefahr. Diese Erwägung muß für die politische Stellungnahme entscheidend sein, wenn es sich um den Gegensatz Reaktionär oder Sozialdemokrat handelt. Aber man bringt die freisinnige Richtung doch wahrlich nicht dadurch in die Höhe, daß man auch ohne solchen realen Anlaß ihr aus Verstimmung und Verärgerung Kräfte entzieht und sie damit schwächer erscheinen läßt, als sie thatsächlich ist, während man durch eben jene Taktik einer anderen Partei, zu der man nicht gehört, den Anschein einer Kraft verleiht, die sie in diesem Umfang thatsächlich nicht hat.

Die Machtverhältnisse, wie sie in der Zahl der bei den Wahlen abgegebenen Stimmen sowie in der Stärke der parlamentarischen Fraktionen zu Tage treten, sind schließlich in entscheidender Weise der Maßstab für die Berücksichtigung der einzelnen politischen Richtungen in einem Volke. Wer dieses Bild zu Ungunsten seiner eigenen Partei ohne Noth fälscht, handelt zweifellos politisch falsch, und für die Entwicklung Deutschlands wird es nicht gleichgültig sein, ob zwischen Sozialdemokratie und Reaktion sich Berücksichtigung erheischende liberale Gruppen einschieben, oder ob es den Anschein hat, daß der Kampf thatsächlich nur zwischen Reaktion

Digitized by Google

und Sozialdemokratie zur Entscheidung steht. Ganz unzweifelhaft schädigt jener die Zukunft des Liberalismus und die Aussichten für eine ruhige Entwicklung, der als Liberaler ohne genügenden realen Anlaß, nur seinen Verstimmungen folgend, sogleich sozialdemokratisch wählt.

Und endlich jene Liberalen, die liberal wählen möchten, und die liberal wählen würden, wenn nur der Kandidat bei dieser Gelegenheit sich nicht so und bei jener Gelegenheit sich nicht anders benommen hätte, aber wenn er nur zwei Zoll weiter nach rechts oder zwei Zoll weiter nach links sich stellen wollte. Dies Verhalten ist auch ein Gipfelpunkt politischer Unreife. Gewiß ist die Persönlichkeit des einzelnen Kandidaten nicht bedeutungslos, aber da es zu den Unmöglichkeiten gehört nach dem individuellen Geschmack des Herrn Alle-Welt einen Kandidaten zu finden, so gehört wirklich nicht viel Einsicht dazu, um die Kritik im einzelnen zurückzustellen, wenn die großen politischen Ziele des Kandidaten nur mit den eigenen Wünschen zusammenfallen oder ihnen doch sehr nahe kommen.

Auf jene noch einwirken zu wollen, die einen festen politischen Standpunkt schon gewählt haben, dazu ist es heute zu spät; aber wie groß ist die Masse derer, die weder zu den reaktionären Parteien noch zur Sozialdemokratie gehören, und die irgend ein Strohhalm zurückhält, ihren Zettel für den zuverlässigen Liberalismus in die Wagschale zu legen.

Der Anlaß ist von außerordentlicher Wichtigkeit für das deutsche Volk. Die Möglichkeit, die zukünftige politische Entwicklung Deutschlands zu beeinflussen, ist gegeben. Die seltene Aufopferung, mit der sich die parlamentarischen Führer des entschiedenen Liberalismus in den Wahlkampf gestürzt haben, verdient es wahrlich, daß die freisinnigen Massen ihnen folgen. Das Ergebniß wird in kurzem vorliegen. Gebrauchen ganze Schichten der liberalen Wähler das Instrument, das ihnen die Verfassung in die Hand gibt, überhaupt nicht, oder gebrauchen sie es falsch, so wird auch das geheime, gleiche und direkte Wahlrecht schließlich in immer stärkere Anfechtung gerathen. Die Nation, die ihre verfassungsmäßigen Rechte nicht zweckentsprechend zu nützen weiß, bringt diese Rechte in Gefahr und schließlich zur Verkümmerung.

P. Nathan.

Autokratie und Konstitution in Rußland.

Fürst Grigorij Wolkonskij, einer der Führer des gemäßigten Liberalismus in Rußland, hat in diesen Tagen eine Broschüre erscheinen lassen, von der es im Interesse des deutschen politischen Publikums zu bedauern ist, daß sie einstweilen nur in russischer Sprache vorliegt: „Ein Blick auf die gegenwärtige Lage Rußlands.“*) Das Thema der Arbeit läßt sich in die Frage: Autokratie oder Konstitution? zusammenfassen.

Der Autor hat Recht, wenn er dem von Seiten der Autokratie immer und immer wiederholten Argument, Rußland sei für eine Konstitution „noch nicht vorbereitet genug“, mit dem Hinweis begegnet, daß es ja bereits mehrere Male nahe vor der Ertheilung einer solchen gestanden habe, und daß in höherem Grade Zufälligkeiten als eine innere Nothwendigkeit den Gang der Ereignisse schließlich anders gelenkt hätten. Lassen wir selbst die Absichten bei Seite, die man Alexander I. vor der Periode der verhängnißvollen Beeinflussung durch den Grafen Araktschejew und Alexander II. in den sechziger Jahren unmittelbar nach der Bauernbefreiung zuschrieb, so bleibt doch die — beide Male aktenmäßig zu belegende — Thatsache übrig, daß sowohl Alexander II. unmittelbar vor seiner Ermordung als auch sein Nachfolger Alexander III. in den ersten Tagen seiner Regierung den Entschluß, Rußland eine Konstitution zu geben, bereits gefaßt hatten! Das Wesentliche über diese Dinge wissen wir dadurch, daß Loris Melikow, Minister des Innern und quasi Diktator in der letzten Zeit Alexander's II., dafür Sorge getragen hat, daß sowohl seine Antheilnahme an den Ereignissen als auch die wichtigsten Thatsachen selbst bald nach seinem Tode zur Kenntniß der Zeitgenossen gelangten.

Loris Melikow, der sich bis zum letzten Augenblick ein starkes, ja, leidenschaftliches Gefühl dafür bewahrte, daß Alexander II. ihn zum Gehilfen für die Hinüberleitung des russischen Lebens in modern-konstitutionelle Formen gewählt hatte, starb am 24. Dezember 1888 in Nizza. Gleich darauf erschien ein Mitglied der russischen Botschaft aus Paris, um die Siegel an die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu legen. Alle Papiere von staatlicher Wichtigkeit wurden von der Botschaft ausgesondert und nach Petersburg gebracht. Der Graf hatte aber bereits bei Lebzeiten von allen wichtigeren Dokumenten Abschrift genommen und sie einem Freunde mit der Bitte übergeben, sie bei geeigneter Gelegenheit zu publiziren. Das geschah im Jahre 1893 durch die Londoner Stiftung „Fund of the Russian free press“. Dort haben die Dokumente zur Vorgeschichte jenes russischen Konstitutionsprojekts ein bisher ziemlich unbekanntes Dasein geführt. Sie sind aber angesichts der heutigen von Tag zu Tag wachsenden Aufregung in Rußland interessant genug, um wenigstens in den wichtigsten Stücken wieder hervorgezogen zu werden.

Das bedeutsamste Dokument unter den Loris Melikow'schen Akten ist ohne Zweifel der Immediatbericht des Grafen vom 6. März*), fünf Tage nach der Ermordung des Kaisers Alexander II., an den neuen Zaren. Er hat, mit einigen, minder wesentliche Dinge betreffenden Kürzungen, folgenden Inhalt. Der Minister des Innern (eben Loris Melikow) habe dem verstorbenen Kaiser gewisse Erwägungen vorgetragen betreffs weiterer Regierungsmaßnahmen auf dem allerhöchst vorgezeichneten Wege der „Rückleitung des staatlichen Lebens in regelmäßige und gesetzliche Bahnen“. Er und der Kaiser seien sich dabei in der Ueberzeugung begegnet, daß der anarchistische Wahnsinn der letzten Periode politischer Attentate nicht bis in die Tiefen der russischen Gesellschaft und des russischen Volkes habe eindringen können, das vielmehr in diesen Schichten eine zuverlässige Stütze der staatlichen Ordnung in Rußland sei. Aus diesem Grunde sei es auch möglich, dem Gedanken näher zu treten, „mit den lokalen Bedürfnissen und Verhältnissen vertraute Persönlichkeiten“ zu einer außerordentlichen Berathung über die Lage des Reiches und die nothwendigen inneren Reformen heranzuziehen. Dabei präsentirten sich als die wichtigsten der von dieser Nationalvertretung zu erörternden Fragen folgende: 1. Die Reform der lokalen Verwaltung in den Gouvernements zwecks genauer Bestimmung des Umfangs der Rechte und Pflichten der Administration und Herstellung der nöthigen Uebereinstimmung zwischen den gerichtlichen und gesellschaftlichen Institutionen auf der einen, der Verwaltung auf der anderen Seite; 2. Ergänzung der Verordnungen vom 19. Februar 1861 u. s. w. (Bauernbefreiung!) entsprechend den mittlerweile ans Licht getretenen Bedürfnissen der bäuerlichen Bevölkerung; 3. Durchsicht der Land- und Städteordnung zwecks Vervollständigung und Verbesserung nach den Fingerzeigen der letztvergangenen Epache. 4. Organisation des Systems der Volksverpflegung. Wie man sieht, umfaßte dieses Programm, über das Alexander II. und Loris Melikow mit einander einig waren, fast alle Grundfragen des innerpolitischen Lebens Rußlands: das Verhältniß von Justiz und Verwaltung; die Bauernfrage; die Reform der Semstwos — Reform natürlich in dem Sinne der Erweiterung ihrer Kompetenzen und Zu-

*) Stuttgart. Verlag von Dietz Nachf.

*) Die Daten durchgängig nach russischem Stil!

sammenfassung zu einer ständischen Vertretung für das gesammte Reich.

Loris Melikow fährt dann in seinem Referat an den neuen Herrscher fort:

Der verstorbene Kaiser sei der Meinung gewesen, daß zur Verwirklichung dieser Absichten „temporäre vordereitende Kommissionen", darnach aber eine große „allgemeine Kommission", nach St. Petersburg zu berufen seien, bestehend aus Vertretern des Landes und der Städte, mit der Aufgabe, die dem Reichsrath vorzulegenden Entwürfe für die Reformgesetzgebung auszuarbeiten. Bereits am 17. Februar habe Kaiser Alexander II. angeordnet: 1. alles auf die Reformfragen bezügliche Material aus den verschiedenen Ministerien zu sammeln und zu sichten; 2. nach Erledigung dieser Aufgabe diejenigen Fragen zu bestimmen, die im Laufe des Herbstes der vordereitenden Kommission vorgelegt werden sollten; 3. die vordereitenden Kommissionen aus Mitgliedern der Regierungsbehörden und allerhöchst berufenen beamteten und nichtbeamteten Experten zu bilden; 4. die Gesetzesvorlagen, welche durch diese vordereitenden Kommissionen ausgearbeitet sind, vor ihrer Einbringung in den Reichsrath der „allgemeinen Kommission" zur Berathung vorzulegen.

Die „allgemeine Kommission" solle, unter dem Vorsitz einer „unmittelbar durch die allerhöchste Gewalt erwählten Persönlichkeit", gebildet werden aus: a) durch allerhöchsten Befehl zu dauernder Theilnahme an ihren Arbeiten designirten Personen, die bereits an den Arbeiten der vordereitenden Kommissionen theilgenommen hätten; b) gewählten Abgeordneten derjenigen Gouvernements, in denen die Semstwoverfassung eingeführt sei, sowie Abgeordneten einiger größerer Städte; c) aus auf eine besondere Weise designirten Vertretern derjenigen Gebiete, in denen die Semstwoverfassung nicht in Wirksamkeit sei. In denjenigen Gouvernements, in denen die Semstwoverfassung eingeführt sei, sollten je nach der Bevölkerungsziffer 1—2 Mitglieder für die allgemeine Kommission gewählt werden; die Wahl habe durch die Gouvernementssemstwos zu geschehen; die Abgeordneten der Städte sollten durch die Stadtverordnetenversammlung gewählt werden, in den Residenzen je zwei, in den übrigen Städten je ein Vertreter. Sowohl den Gouvernementssemstwos als auch den Stadtverordnetenversammlungen bliebe es überlassen, die Mitglieder der allgemeinen Kommission sowohl aus ihrer eigenen Mitte als auch aus der übrigen Bevölkerung des Gouvernements oder der Stadt zu wählen.

Die Arbeiten der „allgemeinen Kommission" sollten berathende Bedeutung haben; durch ihre Errichtung würde die bestehende Entscheidung legislativer Fragen nicht geändert; die in der „allgemeinen Kommission" bearbeiteten Gesetzesvorlagen würden nach der gesetzlichen Ordnung durch die zuständigen Minister dem Reichsrath vorgelegt werden.

Noch am selben Tage habe dann der verstorbene Kaiser Loris Melikow die Ordre zugestellt, eine Mittheilung über die getroffene Entscheidung in Form einer offiziellen Kundgabe im Regierungsanzeiger zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Den Entwurf dieser Publikation legte der Graf dem verstorbenen Kaiser alsbald vor und erhielt ihn am 1. März, Vormittags 12½ Uhr, also unmittelbar vor der verhängnißvollen Ausfahrt Alexanders II., zurück mit der Weisung, die Sache nochmals in einer Sitzung des Ministerkomitees am 4. März vorzubringen. Zwei Stunden später war Kaiser Alexander II. eine Leiche, und Rußland stand vor der Frage, wie sich sein Nachfolger zur Verfassungssache stellen würde. „In den ungeheuchelten Erscheinungen des allgemeinen Kummers im Volke," schreibt Loris Melikow, „erblickte Kaiser Alexander III. den sicheren Beweis des festen Bandes, das in Rußland den Herrscher mit seinen Unterthanen vereint, und geruhte zu erklären, daß die schändlichen Verbrechen einer Handvoll Auswürflinge der russischen Erde nicht im Stande seien, in seinem Herzen die Entschlossenheit zu erschüttern, das väterliche Testament genau zu erfüllen. Kraft seiner Entscheidung geruhten Seine Kaiserliche Majestät Allerhöchst zu befehlen, der vorstehend dargelegte geheiligte, väterliche Wille solle genau zur Ausführung gebracht werden. Es beliebte Seiner kaiserlichen Majestät hierbei dem Minister des Innern zu befehlen, daß die Ordnung in der Publikation des Allerhöchsten Befehls in dieser Sache dieselbe sein möge, wie sie der Kaiser Alexander II. vorgeschrieben hatte." Mit diesen Worten schließt der Immediatbericht des Grafen an den neuen Zaren Alexander III., und von der Hand des Selbstherrschers geschrieben, findet sich auf dem Aktenstück die Notiz: „sehr gut abgefaßt!"

Am siebenten Tage nach dem Tode des ermordeten Zaren fand der von ihm ursprünglich auf den 4. März angesetzte Ministerrath unter dem persönlichen Vorsitz Alexanders III. statt. Der Kaiser ließ über die Frage abstimmen, ob das von Loris Melikow verfaßte und von dem Verstorbenen zur Veröffentlichung bestimmte Manifest publizirt werden solle oder nicht. Das Stimmenverhältniß war sieben (ja) zu fünf (nein), und zunächst herrschte unter den Theilnehmern der Sitzung der Eindruck, daß die Entscheidung positiv zu Gunsten der Publikation gefallen sei. Jedenfalls faßte auch Alexander III. die Sache so auf, denn er äußerte noch am selben Tage nach der Sitzung zu seinem Bruder, dem Großfürsten Wladimir, nach der Abstimmung sei ihm zu Muthe gewesen, als habe sich ein Berg von seinen Schultern gewälzt. Diese Aeußerung hat der Großfürst Wladimir nachher Loris Melikow selbst mitgetheilt.

Nach dieser Sitzung vom 8. März begann aber die unterlegene Partei der Reaktion, Pobjedonoszew an der Spitze, den Kaiser nachträglich auf das Aeußerste zu bearbeiten und ihn namentlich mit der Vorstellung zu schrecken, daß innerhalb der kaiserlichen Familie selbst Persönlichkeiten vorhanden seien, die daran dächten, sich mit Entschlossenheit an die Spitze der liberalen Bewegung zu stellen und mit deren Hilfe selbst sich des Thrones zu bemächtigen. Die Insinuation zielte in erster Linie auf den Großfürsten Konstantin, den Bruder des verstorbenen Kaisers Alexander II. und früheren Vorsitzenden des Reichsraths, ab. Diese Seite des Feldzuges wurde vornehmlich durch Katkow geführt, der in seiner „Moskauer Zeitung" sogar bis zu kaum verhüllten öffentlichen Andeutungen über die vermeintlichen Anschläge gegen Alexander III. innerhalb der kaiserlichen Familie ging; Pobjedonoszew bearbeitete während dessen den neuen Herrscher, seinen früheren Zögling, mit religiösen, historischen und staatsrechtlichen Argumenten. Er brachte schließlich Alexander III. so weit, daß ihn vor der Verantwortung, die er durch seine endgültige Unterschrift unter die „Konstitution" Loris Melikow's für die weitere Entwicklung des russischen Staatswesens auf sich nehmen müsse, ein Grauen überkam. Zunächst sollte noch eine neue Ministersitzung zu abermaliger Berathung des Entwurfes einberufen werden, doch ist es nicht mehr dazu gekommen; statt dessen erfolgte dann jenes Edikt, durch das der Kaiser seine Entschlossenheit aussprach, an der absolutistischen Regierungsform als an der von Gott für Rußland gewollten und durch die historische Entwicklung des Reiches allein vorgezeichneten festzuhalten.

Allerdings dauerte der Kampf lange. Erst am 27. April hatte der Kaiser das von Pobjedonoszew verfaßte Manifest über die Beibehaltung des autokratischen Systems in Händen und übergab es dem Minister Nabokow zum Druck mit dem Befehl sofortiger Veröffentlichung. Die ganze Nacht hindurch arbeitete die Druckerei des Regierungsanzeigers; am folgenden Tage brachte Nabokow das bereits publizirte Aktenstück in die Sitzung des Ministerkomitees und las es der Versammlung vor. Als er geendet hatte, erhoben sich Loris Melikow, der Finanzminister Abasa, der Kriegsminister Miljutin und der Justizminister Kachanow und verließen die Sitzung, um ihren Abschied einzureichen.

Digitized by Google

Minister des Innern wurde an Stelle Loris Melikow's der erzreaktionäre, antiwestliche Graf Ignatiew.

Wie sehr Alexander III. in den nächsten zwei Monaten nach der Ermordung seines Vaters politisch umgestimmt oder, besser gesagt, wohl überhaupt erst unter Pobjedonoszew's und Katkow's Einfluß zu eigenen Vorstellungen über das Problem der Autokratie gelangt war, geht aus dem Briefe hervor, den er am Tage vor dem Rücktritt Loris Melikow's, den 27. April, an seinen Bruder, den Großfürsten Wladimir, richtete:

„Ich schicke Dir, lieber Wladimir, den von mir gebilligten Entwurf eines Manifests, das ich am 29. dem Tage meiner Ankunft in der Residenz, veröffentlicht zu sehen wünsche. Ich habe lange darüber nachgedacht, und die Minister versprechen mir alle, das Manifest durch ihre Handlungen zu ersetzen: aber da ich eben keinerlei entschiedene Handlungsweise von ihrer Seite erreichen kann und während dessen die Verwirrung der Gemüther unausgesetzt fortdauert und viele etwas Ungewöhnliches erwarten, so entschloß ich mich, mich an K. P. Pobjedonoszew zu wenden: er möge mir den Entwurf eines Manifests verfassen, in dem deutlich gesagt werden solle, welch eine Richtung ich den Dingen zu geben wünsche und daß ich niemals eine Beschränkung der autokratischen Gewalt, die ich im Interesse Rußlands für nothwendig und nützlich halte, zulassen werde . . ."

Dieser Hergang der Dinge zeigt deutlich, daß, wenn nicht an jenem verhängnißvollen Märztage der Kaiser Alexander II. verblutet wäre, Rußland unmittelbar danach die Bahn konstitutioneller Entwicklung beschritten hätte. Wolkonskij bringt zwei ausdrückliche Zeugnisse dafür vor, daß der Kaiser, obgleich der großen Loris Melikow'schen Kommission zunächst nur eine berathende Stimme zugedacht war, durchaus darüber im Klaren war, daß, wenn einmal eine gewählte Vertretung der einzelnen Provinzen und Städte zusammengetreten war, der weitere Gang der Entwicklung kein anderer als der zu einer wirklichen Verfassung sein konnte. Alexander II. hat hiernach im vertrauten Kreise von der bevorstehenden Einberufung der großen Kommission selbst als vom Zusammentritt der Etats-généraux gesprochen, und in den 80er Jahren hat seine zweite, morganatische Gemahlin, die Fürstin Jurjewskaja, in einer Unterhaltung mit dem Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch in Paris es ausdrücklich bestätigt, daß die Absicht des Monarchen auf die Ertheilung einer Konstitution gerichtet war.

Welches sind nun heute in Rußland — soweit die Regierung in Betracht kommt — die Aussichten auf eine Verfassungsänderung im damaligen Sinne? Man kann diese Frage nicht anders beantworten, als im engsten Zusammenhang mit den persönlichen Eigenschaften des gegenwärtigen Kaisers Nikolaus II., und die bringen in das ohnehin schwierige und verwickelte Problem noch ein neues und besonders starkes Element der Unsicherheit hinein. Der gegenwärtige Kaiser ist vor allen Dingen, unbeschadet einer Reihe menschlich sympathischer Eigenschaften des Temperaments und Charakters, eine politisch durch und durch unselbständige Persönlichkeit. Von seiner Gemüthsart mag ein Vorfall Zeugniß ablegen, den Wolkonskij erzählt. Ein Provinzialgouverneur hatte Audienz beim Zaren gehabt, und man fragte ihn, ob er jenem etwas über die in seinem Gouvernement wüthende Hungersnoth erzählt habe? „Nein", antwortete er, „sobald das Gespräch auf die Lage der Bauern kam, traten dem Kaiser die Thränen in die Augen und ich wagte nicht, den Bericht über diese Angelegenheit fortzusetzen!" Mit solch einem Gemüth mag man ein guter Mensch sein, aber man kann Rußland damit nicht regieren. Trotz seines Mitgefühls mit den Bauern ist der Kaiser übrigens über die wirkliche Ausdehnung der speziell bäuerlichen Agrarnoth gar nicht unterrichtet; er hält vielmehr den grundbesitzenden Adel für den eigentlich nothleidenden Theil, wie das deutlich aus seiner im vorigen Jahr nach den Manövern von Kursk an die Vertreter der Bauernschaft und des Landadels gerichteten Ansprachen hervorgeht. Wer nur eine Vorstellung von der ungeheuren, verzweifelten Last des Elends hat, das fast auf dem ganzen großrussischen Bauernthum ruht, wird sich danach nicht wundern, wenn die Stimmung selbst in den breiten Schichten der Bevölkerung gerade unter dieser Regierung der Person des Kaisers gegenüber eine so kritische, ja feindselige zu werden anfängt, wie das bis jetzt in Rußland noch nie der Fall gewesen ist.

Die mangelnde Orientirtheit des Kaisers tritt fast bei jeder Gelegenheit in geradezu erstaunlicher Weise zu Tage. Zusammen mit seiner abnormen Beeinflußbarkeit durch die amtliche und nichtamtliche Umgebung erhellt hieraus, daß von einer persönlichen Initiative Nikolaus' II. in der Frage der Verfassungsänderung so wenig wie in einer anderen etwas zu erwarten ist. Als im Spätherbst des vorigen Jahres in Livadia die große Ministerkonferenz stattfand, um den Antagonismus zwischen den Ministern des Innern und der Finanzen, Plehwe und Witte, zum Ausgleich zu bringen, gab der Kaiser nach Petersburg telegraphischen Befehl, Plehwe solle den Entwurf der Loris Melikow'schen Konstitution, auf der sich, von seines später so autokratischen Vaters Hand selbst geschrieben, jene denkwürdigen Worte finden: „Sehr gut abgefaßt", aus St. Petersburg nach der Krim mitbringen. Das Telegramm wurde in der Residenz bekannt und erregte eine Zeitlang die ausschweifendsten Hoffnungen. Bekanntlich handelt es sich bei dem Streit Plehwe-Witte darum, daß Witte, wenngleich prinzipiell Opportunist, doch aus praktischen Gründen den Liberalen einige Scheinkonzessionen machen will, während Plehwe als seine Aufgabe allein die starre Vertheidigung der Autokratie mit allen Mitteln ansieht und außerdem mit dem Finanzsystem seines Kollegen, das den Bauernstand ruinirt, nicht einverstanden ist. Als Resultat der Konferenz entstand dann nach mancherlei weiteren Wechselfällen das bekannte Februarmanifest des Kaisers, das in Europa zunächst fälschlich als eine Wendung zum Liberalismus angesehen wurde und lediglich das Resultat einer vorläufigen Verkleisterung der Gegensätze zwischen Plehwe und Witte repräsentirt.

So verschwommen und wenig versprechend es ist, so gefährlich erschien es doch bereits dem Synodalprokureur Pobjedonoszew. Sofort nach dem Erscheinen des Dokuments fuhr er zum Kaiser und erlangte von ihm durch die Vorstellung von der „das Volk aufregenden" Wirkung des Erlasses, daß die Verlesung in den Kirchen verboten wurde! Natürlich ist auf diese Weise der größeren, des Lesens unkundigen, Hälfte des russischen Volkes überhaupt nur eine ganz unbestimmte und daher umso aufregendere Kenntniß von dem Erlaß des Kaisers geworden. Den ganzen Widersinn der Handlungsweise wird man ermessen, wenn man weiß, daß Nikolaus II. in seiner naiven Unkenntniß der Lage diesen ganzen Akt ursprünglich als eine Art freundlich väterlicher Beruhigung des aufgeregten Volkes, als ein Kaiserwort, das bis in die letzten Winkel des Reichs seine beruhigende Wirkung ausüben sollte, sich vorgestellt hatte.

Es ist durchaus möglich, daß, wenn eines Tages aus irgend welchen Gründen die Personen wechseln sollten, die den Kaiser umgeben und informiren, seine Ueberzeugungen in politischen Dingen sehr schnell das Gegentheil von denen werden, die er heute hegt, und ihm eine Konstitution, wie sie sein Großvater geplant und sein Vater in den ersten Tagen seiner Regierung als überkommenes Vermächtniß hatte ausführen wollen, für Rußland als die natürlichste und nothwendigste Sache von der Welt erscheinen wird. Solch ein Wechsel ist bei Nikolaus II. keineswegs ausgeschlossen. Er hat eine gewisse Vorstellung davon, daß er im Grunde von den Dingen selbst nichts Rechtes weiß, sondern nur durch seine Umgebung hört und sieht, und ist daher darauf gekommen, gelegentlich private Vertrauensleute im Lande umherzuschicken, damit sie ihm über das im Volk Gesehene und Gehörte Bericht erstatteten. Die erste dieser Persönlichkeiten war ein gewisser Klopow, ein kleiner Beamter, der im Jahre 1898 aus zufälliger Veranlassung Gelegenheit hatte, den Kaiser zu sehen und mit ihm ein Gespräch über die Schäden der russischen Bureaukratie anzufangen. Das Resultat war, daß Herr Klopow ein Freibillet I. Klasse für

Digitized by Google

die russischen Eisenbahnen erhielt, monatelang im Reiche umherfuhr und „die Wahrheit für den Zaren" über die Bureaukratie und verwandte Dinge suchte. Er hat auch eine Reihe konfuser Berichte abgestattet, die alle darauf hinausliefen, daß „der Zar betrogen werde", er verschwand dann von der Bildfläche. Danach kam ein „Meteorologe" Namens Demtschinski an die Reihe, ein ebenso „zufälliger" Mensch wie Klopow, von dessen aus verrücktem Byzantinismus, politischer Konfusion und Offenherzigkeit gemischten Berichten Struve in seiner „Befreiung" einiges veröffentlicht hat. Jetzt hat auch Demtschinski seine Rolle ausgespielt, und es heißt, ein buddhistischer Burjate vom Baikalsee, „Professor" Badmajew, sei vom Kaiser nunmehr als neuer Vertrauensmann ausersehen. Dergleichen Dinge zeigen, wie unmöglich es ist, auf die Persönlichkeit des gegenwärtigen Zaren irgend welchen politisch haltbaren Kalkul zu bauen.

Arkadij Leontjewitsch.

Ein Fall von Lungenpest in Berlin.

Am Sonnabend und Sonntag, den 6. und 7. Juni, berichteten die Zeitungen, daß ein Dr. Sachs aus Wien, der sich im hiesigen Institut für Infektionskrankheiten mit dem Studium der Pestbakterien beschäftigte, ein Opfer seiner Forschungen geworden ist.

Dr. Sachs, ein dreiundzwanzigjähriger junger Arzt, war von der österreichischen Regierung zur Vollendung seiner bakteriologischen Ausbildung nach Berlin geschickt worden. Trotz seiner Jugend war er bereits ein fertiger Gelehrter. Eine längere Arbeit in dem berühmten Koch'schen Institut schien ihm wünschenswerth, bevor er sich auf seinen Posten als leitender Arzt der bakteriologischen Forschungen in der Bukowina begab, für den er ausersehen war. Hier in Berlin studirte er die Einwirkung des Pestbazillus, von welchem in verschlossenen und versiegelten Schränken des Instituts Reinkulturen vorräthig gehalten werden, auf Thiere, insbesondere Ratten, die neben Mäusen, Katzen und Affen für den Pesterreger am meisten empfänglich sind.

Dr. Sachs erkrankte in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch (2. zum 3. Juni) an einer Halsentzündung. Am Donnerstag, den 4., wurde er, bereits besinnungslos, in das Krankenhaus von Charlottenburg überführt, wo man zuerst glaubte, es mit einer Lungenentzündung zu thun zu haben. Bald wurde jedoch durch bakteriologische Untersuchung „Pest" festgestellt und die Ueberführung nach dem Institut für Infektionskrankheiten vollzogen. Am Freitag, den 5., Nachmittag, ist er gestorben. Die Sektion ergab Lungenpest.

Der Bazillus der Pest scheint für den Menschen einer der virulentesten Stoffe zu sein, die wir kennen — eines der furchtbarsten Gifte, dem selbst die stärkste Konstitution zum Opfer fällt. In welcher Weise sich der junge Arzt die Infektion zugezogen hat, ob durch Einathmung oder durch die Pforte einer kleinen Verletzung der Hände, ist unaufgeklärt und wird es wohl auch bleiben. Jedenfalls ist ein Pestkranker als ein Infektionsheerd zu betrachten, als ein Objekt höchster Gefährlichkeit für alle lebenden Wesen, die mit ihm in Berührung kommen. Der Auswurf des Pestkranken ist es im besondern, der die Uebertragung der Bazillen vermittelt.

Durchdrungen von dieser Einsicht und getrieben von dem Gefühl höchster Verantwortlichkeit mußte natürlich seitens der Behörden nicht nur die Desinfektion der Wohnung des Erkrankten und der von ihm benutzten Transportmittel verfügt werden, sondern es mußten auch alle, die mit ihm in Berührung gekommen waren, die Familie, bei der er gewohnt, der Wärter, der ihn gepflegt, der Arzt, der ihn untersucht, selbst der Pförtner, der ihn aufgenommen, in Quarantäne gelegt, d. h. in einem besondern, vollkommen von der Außenwelt abgeschlossenen Pavillon des Instituts für Infektionskrankheiten isolirt werden. Mittlerweile ist leider auch die Kunde zu uns gedrungen, daß der eine der Wärter des Dr. Sachs unter leichten Fiebererscheinungen an Pest erkrankt ist. Die Untersuchungen haben ergeben, daß im Magenschleim sich lebende, virulente Pestbakterien befinden.

Unter den Betrachtungen, zu welchen dieser traurige Fall anregt, steht natürlich obenan das lebhafte Bedauern, daß ein junger, talentvoller, unerschrockener und selbstloser Forscher ein Opfer der gefahrvollen Versuche geworden ist, die er zum Wohl der Menschheit unternahm. Aber so geht's ja häufig den Pionieren der Forschung auf allen Gebieten. Die ganze Menschheit legt ihnen einen Ruhmeskranz auf ihr Grab!

In zweiter Reihe werden wir uns die Frage vorlegen, ob nicht nothwendiger Weise Maßregeln getroffen werden müssen, die das Vorkommen eines ähnlichen Falles für alle Zeiten verhindern — wohlverstanden, nicht etwa in dem Sinne, daß das Arbeiten und Forschen mit so schrecklichen Giften durch die Behörden ein für alle Mal verboten werden sollte. Ein solches Verbot wäre unserer Ansicht nach ein unverzeihlicher Eingriff in das Recht und die Freiheit der Forschung. Aber von einem andern Gesichtspunkt aus ist es nothwendig, diese gefährliche Forschung einzuschränken, und zwar im Interesse der allgemeinen öffentlichen Gesundheit und Sicherheit. Die Möglichkeit, daß ein mit diesen giftigen Stoffen arbeitender Forscher für seine Mitmenschen ein Ansteckungsheerd wird, muß ausgeschlossen werden. Wer sich so mit Leib und Seele dem Teufel verschreibt und täglich sein Leben bedroht sieht — aus reinem Interesse zur Wissenschaft und in Verfolgung des idealen Zieles, der Menschheit zu helfen, der kann getrost auch noch das weitere Opfer bringen, daß er für die Zeit seiner Arbeit in dem Institut, in dem er beschäftigt ist, Wohnung nimmt und ein isolirtes Leben führt. Wenigstens sollte diese Vorschrift für alle diejenigen gelten, von denen man nicht ebenso, wie von den ständigen Assistenten des Instituts, die absolute Sicherheit hat, daß sie nicht nur mit der größten Vorsicht, sondern auch mit der größten Geschicklichkeit mit diesen gefährlichen Giften hantiren und dadurch die Garantie bieten, daß ihnen nichts passirt. Wir wollen lieber sagen: annähernd die Garantie bieten; vergessen wir doch nicht, daß das Experimentiren mit den gefährlichsten Stoffen, wenn es täglich geübt wird, alsbald den Eindruck der Gefährlichkeit in unserm Hirn verschwinden läßt. Aus diesem psychologischen Moment ist es zu erklären, daß nicht nur ungeübten Forschern und Anfängern, sondern auch alten Praktikern einmal etwas Menschliches begegnet. Wir werden also eine absolute Garantie gegen das Vorkommen einer Infektion bei solchen gefährlichen Arbeiten nicht erzielen, aber die Möglichkeit, daß noch andere darunter leiden, können wir einschränken, indem wir die Forscher für die Zeit ihrer Arbeit isoliren und mit ihrem ganzen gefährlichen Material aus der Nähe menschlicher Wohnungen verbannen. Ein einziges, für diese Zwecke eingerichtetes Institut dürfte genügen. Die Errichtung von weiteren Forschungsstätten müßte durch die Regierung untersagt werden.

Und noch eins.

Mit Erstaunen haben wir vernommen, daß die Leiche des Dr. Sachs in gleicher Behandlung (?) wie alle andern Leichen auf einem unserer Friedhöfe beigesetzt worden ist. Man hat sich also nicht gescheut, die Pestleiche, diese Reinkultur von Pestbazillen, dem Erdboden zu übergeben. Besitzt man die vollkommene Sicherheit, daß die Pestbazillen allmählich dort umkommen? Sollte nicht eine nach einem Jahr angestellte Untersuchung ergeben, daß die Bazillen leben und sich besten Gesundheitszustandes und der gefähr-

Digitized by Google

lichsten Eigenschaften erfreuen? Für solche Fälle wäre die Verbrennung der Leiche der einzig richtige Weg der Bestattung, durch die eine absolute Vernichtung der gefährlichen Krankheitsträger gewährleistet wird. Es lehrt uns dieser Fall wiederum, was wir für Berlin nothwendig brauchen: ein Krematorium.

Arthur Sperling.

Die Zukunft des Männergesanges.

Die eigenartige Entwicklung, die der deutsche Männergesang seit etwa zwei Jahrzehnten genommen hat, erfüllt schon seit geraumer Zeit aufrichtige Freunde dieser unserer volksthümlichsten und daher überaus wichtigen Art der Musikpflege mit ernster Sorge. In diesen Blättern habe ich bereits 1893 auf Grund der Eindrücke, die ich am vorletzten schweizerischen Sängerfest empfangen hatte, auf die Gefahren hingewiesen, die dem Männerchor künstlerisch wie sozial aus der wahrnehmbaren Verirrung ins Virtuosenthum erwachsen. Meine Ausführungen fanden damals in der Schweiz viel werthvolle Beistimmung, aber auch den erbitterten Widerspruch derjenigen, welche hofften, durch eine aufs Höchste verfeinerte Technik des Satzes den Männerchor über die ihm von Natur gesetzten Schranken hinaus zu heben. Inzwischen ist auch in Deutschland die Entwicklung des sogenannten Kunstgesanges im Männerchorwesen bei dem bedenklichen Punkte angelangt, wo die Unnatur und Unzweckmäßigkeit des Vorhabens auch die achtungswerthesten Fertigkeiten und kunsttechnischen Errungenschaften zu nichte macht. Die Berichte aus Frankfurt am Main, wo eben der zweite große deutsche Sängerwettstreit stattgefunden hat, lassen alle erkennen, daß die unerhörte, aller Schwierigkeiten spottende Verfeinerung und Mehrung der chorischen und harmonischen Wirkungsmittel doch nicht im Stande war, die Ausdrucksfähigkeit des Männergesanges auf die Höhe zu heben, die zur glücklichen Lösung der höheren Aufgaben erforderlich wäre. Ein allgemeines Unbehagen wurde, wie es scheint, durch die Vorführung so vieler Männerchar-Kompositionen wachgerufen, in denen Form und Zweck sich widersprechen und trotz eines großen Aufwandes an Mitteln keine entsprechende Wirkung erzielt wird.

Diesem Unbehagen hat der deutsche Kaiser in der bemerkenswerthen Ansprache, mit der er den Sängerkrieg abschloß, entschiedensten Ausdruck gegeben und damit die Frage nach dem Wesen und der Bestimmung des Männergesanges in den Mittelpunkt öffentlicher Erörterung gestellt. Das ist jedenfalls dankenswerth und kann der Sache des Männerchars nur förderlich sein. Der Kaiser, dem die dreiausgeführten, die Texte in Stimmungsdarstellung untermalenden und in charakteristischen Tonzeichnungen ausführenden balladenhaften Chorwerke eines Hegar, Brambach u. a. sehr mißfallen, weist die Sänger begeistert auf den großen herrlichen Schatz des deutschen Volksliedes. Er verheißt uns eine neue umfängliche Sammlung der besten Volkslieder und erwartet für den Männergesang aus der innigen Berührung mit der schlicht-volksthümlichen Weise Heilung von der krankhaften Verkünstelung.

Das klingt recht schön und freut jedwedes deutsche Herz, im Grunde aber ist wohl damit nicht viel gewonnen. Zunächst muß bemerkt werden, daß auch jetzt schon das Volkslied in der Musikübung unserer Chorvereine keine unbeträchtliche Rolle spielt. Es gibt kaum ein Programm solcher Vereinigungen, auf dem nicht eine oder die andere Volksweise figurirte, und wenn die Mannen unter sich sind, singen sie zweifelsohne auch öfters „Im tiefen Keller sitz' ich hier" und „Komm Liebchen, komm" als etwa Hegars „Todtenvolk". Ja, es liegt wohl hauptsächlich mit im glänzenden Charakter des von ihm angeregten Preiswettfestes, daß der Kaiser so viele äußerlich prunkende, gemüthsarme Chorgesänge über sich ergehen lassen mußte. Um goldene Ehrenketten und fürstliche Auszeichnungen wagt der Deutsche nicht mit schlichten Volksliedern zu werben. Auch zeitigt der Charakter des Wettbewerbes ja naturgemäß das Streben nach größtmöglicher Steigerung der Wirksamkeit und völligster Kundgebung der mühsam errungenen Kunstfertigkeiten. Des weiteren aber ist bei der Beurtheilung des Verhältnisses, in dem der Männergesang zum Volkslied steht oder stehen soll, zu erwägen, daß die Empfindungswelt des Volksliedes noch enger begrenzt ist, als das Ausdrucksvermögen der vereinigten und mehrfach getheilten Männerstimmen. Das Wirkungsfeld des gemeinsam gesungenen Wortes würde bei einseitiger Bevorzugung der Liedform noch mehr eingeengt als bisher und die Versuchung, auf fremdes Gebiet abzuschweifen, müßte die Tonsetzer noch stärker bedrängen als jetzt.

Darüber nämlich kann kein Zweifel sein, die vielberufene Abirrung der Männerchorkunst aus dem Gebiete der natürlichen, einfachen Lyrik männlicher Empfindung in den Bereich geistvoller tonmalerischer Erzählungs- und Schilderungskunst ist nur eine nothgedrungene Folge der völligen Ermattung, der die poetische Lyrik von allgemeinmenschlichem Gehalt und typischer Fassung verfallen ist. Noth lehrt beten, Begeisterung lehrt singen. So ist in den Zeiten der napoleonischen Schmach und des Aufschwungs zu den Befreiungskämpfen der „deutsche Männerchor" entstanden. Gemeinsame Noth und allgemeine Willenserhebung gaben dem Dichter das Wort, dem Musiker den Ton ein und führten die Sänger zusammen. Heute und seit längerer Zeit schon fehlen diese Vorbedingungen. Wir haben eine seinnervige Lyrik vom allerpersönlichsten Schlag, die in ihrer Eigenart und geistigen Sublimation kaum die festen melodischen Linien eines Liedes für den Einzelsänger erträgt. An Gemeinsamkeitsgefühlen aber sind wir erheblich ärmer geworden, und diese selbst haben durch die bindende und regelnde Thätigkeit des Staates, seines Heeres und seiner Schule jene Schwungkraft eingebüßt, die sie allein in die höhere Sphäre der Kunst emporzuheben vermag. Was künstlich und verstandesmäßig in Litteratur und Tonkunst als Ersatz dafür aufgebracht wurde, trägt den Stempel der gemachten und nicht erlebten Kunst und ist als „Liedertafelei" gerade bei den aufrechten und gesund empfindenden Chorsängern in Verruf. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Friedrich Hegar's durch sein Schaffen zur Ueberwindung dieser Pseudo-Volkslyrik mit ihrem unechten Patriotismus und ihrer Theaterreckenhaftigkeit das Meiste beigetragen zu haben. Sein ernstliches Streben nach Charakteristik des Ausdrucks und seine geistreiche Behandlung des Details lenkten die Theilnahme der Komponisten, Sänger und Hörer für eine gute Weile von der damals beliebten empfindsamen und gesinnungstüchtigen Männerchorlyrik und Sängerfestrhetorik ab. Und wenn nun heute auch ersichtlich ist, daß der Weg, den er beschritten, keine Landstraße für jedermann, der Gipfel, den er zu erreichen hoffte, unersteigbar sei, so bleibt ihm doch der Ruhm, seine Kunst im Technischen mannigfach gefördert zu haben, und die Musikgeschichte wird es preisend erzählen, daß er das deutsche Philisterium aus seinen liebsten Schlupfwinkeln, den Liedertafeln und Männerchören, aufgescheucht hat.

Was aber wird die Zukunft des deutschen Männergesangs sein? Umkehr wird die Parole fürs Erste wohl lauten müssen, aber daraus braucht ja nicht ein völliger Rückzug zu werden. Die Ueberwundenen von vorgestern werden in der Geschichte zwar öfter die Entdeckten von übermorgen, der deutschen Kunst und dem deutschen Volke wollen wir aber wünschen, daß sich dies historische Phänomen hierin nicht zeige und Franz Abt, mit dessen Nennung der Kaiser gewiß die meisten und die besten deutschen Künstler erschreckt hat, nimmermehr fröhliche Urständ feiere. Von Grund auf helfen kann dem Männergesangwesen kein Komponist und kein Kaiser. Das vermöchte nur das Schicksal, das uns ähnlich bedeutsame Verhältnisse schüfe und edle Kräfte auslöste, wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahr-

Digitized by Google

hunderts. Will aber der Männergesang sich künstlerisch selbst erlösen, so gibt es nur eines: er muß in der Verbindung mit dem Frauenchor aufgehen. Der gemischte Chor wird das chorische Ausdrucksmittel der neuen Zeit sein.

Heinrich Welti.

Vom V. Internationalen Kongreß für angewandte Chemie zu Berlin.

Seiner offiziellen Bezeichnung nach sollte der Kongreß nur der angewandten Chemie im Gegensatz zur rein wissenschaftlichen Chemie gewidmet sein, aber, charakteristisch genug, im Vordergrunde des allgemeineren Interesses standen Fragen, welche in rein spekulativ theoretischer Weise das Wesen des Stofflichen behandelten.

Die Ergebnisse neuerer Forschung über das Wesen der Materie sind so fundamentaler Natur und beginnen so stark an den Grundvesten der atomistischen Theorie zu rütteln, daß heutzutage keine Zusammenkunft von Naturforschern denkbar wäre, welche sich gänzlich der Erörterung dieser Fragen entzöge. Sir William Crookes' phantasievoller Vortrag „Modern views on matter, the realisation of a dream" trug dem Bedürfniß, diese Fragen von kompetenter Seite diskutirt zu hören, Rechnung. Strahlende Materie, Jonen und Elektronen sind die Schlagworte der neuen Phase chemischer Forschung. Crookes glaubt die Möglichkeit näher gerückt, daß die chemischen Elemente in einfacher Formen aufgelöst werden, und daß man ihre Mannigfaltigkeit nur als differenzirte Aetherschwingungen oder als Ausdruck elektrischer Energie erkennen werde. Man hat früher wohl Crookes einen Vorwurf aus seinem Phantasiereichthum gemacht. Aber ganz ohne Phantasie kommt auch der Naturforscher nicht aus. Daß er darüber nicht zum Phantasten werde, dafür bietet das exakte Experiment und die objektive wissenschaftliche Beobachtung den sichersten Rückhalt. — Es liegt nicht im Rahmen dieses Berichtes auf die Probleme, welche Crookes vortrug und welche augenblicklich die Naturforscher jeder Disziplin in hohem Grade beschäftigen, näher einzugehen. Nur eines mit Crookes' Ausführungen eng zusammenhängenden Experimentalvortrages von Professor Markwald über Radioaktive Stoffe sei hier noch gedacht.

Markwald ist es vor einiger Zeit gelungen, aus der Pechblende eine Substanz abzuscheiden, welche ähnlich dem Radium und dem Polonium eigenthümliche Strahlen aussendet, die den, von den Röntgenstrahlen her bekannten Bariumplatincyanürschirm zum Leuchten bringen. Diese Substanz, welche als Radiotellur bezeichnet wurde, zeigt auch die dem Radium und einigen anderen Körpern eigenthümliche Fähigkeit die Luft zu ionisiren, d. h. für elektrische Wellen leitend zu machen. In einer Reihe sehr geschickt erdachter Versuche führte Markwald einer andächtig lauschenden Zuhörerschaft den neuen Körper vor, der nicht viel anders aussah, als wie ein dunkler Schmutzfleck auf einem Papierfilter.

Woher diese neue Art von Körpern ihre Energie hernehmen und dauernd und ohne wahrnehmbare Minderung Strahlen aussenden, ist eines jener oben erwähnten Probleme, welche die Frage nach dem Wesen der Materie überhaupt berühren.

Aus der großen Fülle an Material — es waren etwa 500 Vorträge angemeldet, die in sechs Tagen erledigt werden mußten, — bieten selbstverständlich nur einige wenige auch für weitere Kreise Interesse dar. Die meisten Mittheilungen waren naturgemäß nur für den Fachmann bestimmt. Wirklich Epochemachendes ist kaum vorgetragen worden. Selbst das Wenige, über das hier berichtet werden soll, war chemischen Kreisen nicht mehr völlig neu.

Ein auch für Laien interessantes Thema behandelte Dr. Frank, Charlottenburg. Seine im wahren Sinne des Wortes aus der Luft gegriffenen Untersuchungen über die „Nutzbarmachung des freien Stickstoffs der Luft für Landwirthschaft und Industrie" sind von eminenter volkswirthschaftlicher Bedeutung und rechtfertigen wohl ein näheres Eingehen auf dieselben.

Einer der wichtigsten Stoffe für die Pflanzenernährung ist der Stickstoff, der gewöhnlich in Gestalt animalischer Düngung dem Boden zugeführt wird. Gesteigerte Anforderung an die landwirthschaftlichen Produkte in Folge zunehmender Bevölkerung hat nothwendiger Weise dazu geführt, die natürlichen Düngemittel durch künstliche, mineralische Substanzen zu ergänzen oder völlig zu ersetzen. Liebig's unauslöschliches Verdienst ist es, zuerst auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Verwendung künstlicher Düngemittel hingewiesen zu haben.

Von den für die Bodenkultur wichtigen stickstoffhaltigen Substanzen kommt nur der Salpeter fertig gebildet in der Natur vor. Für ihn ist aber die ganze Welt dem Lande Chile tributpflichtig, und zwar mit einer Summe, die sich für Europa im Jahre 1900 auf etwa 250 Millionen Mark belief, wovon fast $^1/_3$ allein auf Deutschland entfiel. Nach Schätzungen wird diese Salpeterquelle aber in etwa dreißig Jahren erschöpft sein.

Man begreift aus den angeführten Thatsachen leicht, warum seit längerer Zeit die größten Anstrengungen gemacht worden sind, sich von der Westküste Südamerikas zu emanzipiren. Nun besitzen wir in unserer Atmosphäre eine thatsächlich unversiegbare Stickstoffquelle. Es galt nur den Weg zu finden, diesen gasförmigen Stickstoff in einer chemischen Verbindung zu fixiren. Die Versuche zur Lösung des Problems reichen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Im Jahre 1785 hatte bereits Priestley mit Hilfe des elektrischen Funkens Stickstoff und Sauerstoff zu Salpetersäure vereinigt. Später gelang die Bindung des Stickstoffs an Kohlenstoff und Alkali in Form von Cyan und auf synthetischem Wege die Herstellung von Ammoniak, in welchem Stickstoff mit Wasserstoff verbunden ist.

Auf all' die zahlreichen Versuche, den Luftstickstoff chemisch zu binden, kann natürlich hier nicht eingegangen werden. In eine neue Phase traten die Versuche mit der Entdeckung des Dynamoprinzips durch Siemens. Die praktische Möglichkeit der Umwandlung von mechanischer Energie in Elektrizität zeitigte, wie auf so vielen anderen Gebieten, auch auf dem der Chemie, Erfolge von ungeheurer Tragweite.

Das Calciumcarbid, eine Verbindung von Kalk und Kohle — bekannt als das Ausgangsprodukt für Acetylen — erwies sich trotz der zunächst negativen Resultate von Moissan fähig, im feuerflüssigen Zustand Stickstoff zu binden. Frank ging später einen Schritt weiter, indem er unter Umgehung des Carbids Kalk und Kohle im elektrischen Ofen zusammenschmolz, während er gleichzeitig Stickstoff der flüssigen Masse zuführte.

Auf die chemischen Details näher einzugehen, so interessant sie im übrigen auch sind, würde hier zu weit führen. So viel sei nur bemerkt, daß die erwartete Reaktionssubstanz, das Cyankalium, nur in kleinen Mengen erhalten wurde, dagegen bildete sich vollkommen unerwartet in der Hauptsache eine ungiftige Substanz das Kaliumcyanamid.

Dieser Körper, welcher den technischen Namen „Kalkstickstoff" erhalten hat, stellt nun die langgesuchte Form dar, in welcher Luftstickstoff der Landwirthschaft und der Technik zugeführt werden kann. Sein Stickstoffgehalt beträgt zwischen 14—22 Proz., nähert sich also dem des Chilisalpeters. Es liegen bereits Bodenkulturversuche mit Kalkstickstoff vor, deren nunmehr zwei jährige Ergebnisse günstige sind. Ein abschließendes Urtheil wird naturgemäß erst nach Verlauf längerer Zeit gefällt werden können.

Der Preis des Kalkstickstoffs hängt wesentlich von dem Preise der Energiequelle ab, welche die erforderlichen großen

Mengen Elektrizität zu erzeugen hat. Billige Wasserkräfte sind daher Lebensbedingung für das neue Produkt.

Zur Exploitirung des Verfahrens hat sich Dr. Fruk mit der Firma Siemens & Halske A.-G. zu einer besondern Gesellschaft, der Cyanidgesellschaft, vereinigt.

Hat die Herstellung des „Kalkstickstoffs" eine weitgehende praktische Bedeutung für die angewandte Chemie, so möchte ich jetzt eine Neuerung erwähnen, welche vorläufig mehr das Gebiet der wissenschaftlich chemischen Forschung interessirt, indem es ihr Handwerkzeug vermehrt.

Bekanntlich arbeitet der Chemiker meistens mit dünnwandigen Glasgefäßen, und die Vielgestaltigkeit dieser Gefäße und die Kunst alle nur wünschenswerthen, komplizirten Formen aus Glas herzustellen ist geradezu staunenswerth. Während jedoch in Bezug auf Form jeder Wunsch befriedigt werden kann, läßt die Qualität des Glases oftmals viel zu wünschen übrig. Erst vor einigen Jahren konnte Professor Carl Liebermann darauf hinweisen, daß die meisten, damals im Handel befindlichen Reagenzgläser zum Theil wasserlöslich waren. Sie gaben, wenn man destillirtes Wasser in ihnen erhitzte, alkalische Substanz an dasselbe ab, so daß oftmals die schönsten Reaktionen vorgetäuscht wurden, indem man sie Substanzen zuschrieb, die im Reagenzglase auf einander einwirkten. Inzwischen hat man es wohl verstanden, einwandsfreiere Glasmischungen herzustellen. Den gläsernen Gefäßen haftet aber sämmtlich in mehr oder weniger hohem Grade der Nachtheil an, daß sie keine starke Erhitzung vertragen, ohne weich zu werden, d. h. zu schmelzen.

Dr. Heräus, Hanau, ist es nun gelungen eine neue Art Glas, das „Quarzglas", herzustellen. Im Hörsaal des Chemischen Universitäts-Laboratoriums demonstrirte er dasselbe einem großen Auditorium, welches sich aus Mitgliedern aller Sektionen des Kongresses zusammensetzte.

Das von ihm benutzte Rohmaterial ist Bergkristall, und die Schwierigkeit, aus diesem Material Gefäße zu blasen, liegt in dem hohen Schmelzpunkt der reinen Kieselsäure, etwa 1700°. Das Schmelzen geschieht im elektrischen Ofen, und die Verarbeitung der geschmolzenen Masse stellt hohe Anforderungen an die Hand und besonders an die Lunge des Glasbläsers. Das Blasen der sehr zähen Masse und die hohe Temperatur lassen ein längeres Arbeiten als 4—5 Stunden pro Tag nicht zu.

Welche Vortheile besitzen nun Gefäße aus Quarzglas gegenüber denen aus gewöhnlichem Glase?

In erster Linie kommt der hohe Schmelzpunkt der Quarzgefäße in Betracht, welcher etwa 800° höher ist als derjenige gewöhnlichen Glases. Dadurch ist man in der Lage in Quarzgläsern chemische Operationen auszuführen, welche nur bei hoher Temperatur vor sich gehen. Hierzu kommt die Unangreifbarkeit des Quarzglases durch Säuren. Beide Eigenschaften — die Säurefestigkeit und die Widerstandsfähigkeit gegen hohe Temperaturen — hat das neue Material mit Platingefäßen gemein, eines aber hat das Quarzglas vor dem Platin voraus, die Durchsichtigkeit.

Die Möglichkeit, bei hohen Temperaturen vor sich gehende Reaktionen direkt mit dem Auge beobachten zu können, ist ein außerordentlicher Fortschritt, und er bedeutet für die Laboratoriums-Apparatur und damit für die chemische Forschung eine werthvolle Errungenschaft.

Schon jetzt zeigt sich der Nutzen dieser neuen Erfindung. So berichtet F. Krafft über das „Verdampfen und Sieden von Metallen im Quarzglas und im elektrischen Ofen beim Vakuum des Kathodenlichts". Es ist ihm gelungen, in evakuirten Quarzröhren Metall wie Zink, Blei, Kupfer, Silber, ja sogar das schwerflüchtige Gold sichtbar zu destilliren.

Zu den bereits angeführten Eigenschaften des Quarzglases kommt noch eine hinzu, welche jeden, der sie zum ersten Male sieht, in Erstaunen setzt.

Dr. Heräus erhitzte ein Reagenzglas aus Quarz zur Weißgluth, und tauchte es dann sofort in kaltes Wasser, ohne daß es irgendwie beschädigt wurde. Diese merkwürdige Eigenschaft läßt die Ausführung von Versuchsbedingungen zu, welche bisher für unmöglich galten: zwei unmittelbar benachbarte Stellen eines Quarzrohres können einem Temperaturunterschied von mehr als 1000° ausgesetzt werden, ohne zu zerspringen!

Von großer Bedeutung ist das neue Material schließlich für die Herstellung von Thermometern für Temperaturen bis 1000°. Solche Thermometer müssen natürlich mit hochschmelzenden Metallen an Stelle von Quecksilber gefüllt werden.

Der Preis des Quarzglases ist vorläufig noch hoch. Ein gewöhnliches Reagenzglas stellt sich auf etwa 15 Mark.

Auf dem Gebiete der Fettindustrie verspricht eine von Dr. Connstein gefundene neue Methode der Fettspaltung, über die er auf dem Kongreß berichtete, von großer Bedeutung zu werden. Während gewöhnlich die Spaltung der Fette durch Verseifung geschieht, d. h. dadurch, daß flüssige Fette bei hoher Temperatur mit Alkalien gekocht werden, benutzt Connstein die Wirkung sogenannter Enzyme aus Oelsamen zur Spaltung der Fette in ihre Komponenten Fettsäure und Glycerin. Das Wichtige und Neue dabei ist der Umstand, daß dieser Prozeß bei gewöhnlicher Temperatur, also ohne Erhitzung vor sich geht. Auf diese Weise werden Produkte von außerordentlicher Reinheit erzielt, da sowohl die ungünstige Einwirkung der hohen Temperatur, als auch der schädigende Einfluß des Alkalis an die Spaltungsprodukte fortfällt. Dazu kommt, daß durch Fortbleiben der Erhitzung das Verfahren billiger arbeitet, als solche, bei denen Anwendung hoher Temperaturen erfordert wird. Die „Vereinigten Chemischen Werke, Charlottenburg" befassen sich mit der Ausführung dieser sehr interessanten und wichtigen Neuerung.

Sicherlich ließe sich noch manches andere Neue aus den Arbeiten der 13 Sektionen des Kongresses berichten, aber es ist zur Stunde unmöglich, sich ein treues Gesammtbild seiner Leistungen zu machen. Der später erscheinende Generalbericht wird darüber erst Aufschluß geben können.

In der letzten Plenarsitzung gelangten die Beschlüsse der einzelnen Sektionen zur Kenntniß des Kongresses. Einige von den Sektionsbeschlüssen wurden zu Kongreßbeschlüssen erhoben. Darunter befanden sich Vorschriften über den Transport und die Behandlung von Gefäßen mit komprimirten und verflüssigten Gasen, ferner Vorschläge zu einer gleichmäßigen internationalen Bezeichnung der Abkürzungen für Maßeinheiten, ferner allgemeingiltige Regelung der Behandlung von Carbid und Feststellung gleichmäßiger Methoden und Normen für Acetylen. Die internationale Analysenkommission, der die Aufgabe zufällt, eine einheitliche Gestaltung analytischer Methoden herbeizuführen, wurde zur Vollendung ihrer sehr wichtigen Arbeiten in Permanenz erklärt. Die Vorschläge der bereits 1898 in Wien ernannten internationalen Kommission zur Aufstellung einheitlicher Grundsätze für Dung- und Futtermittel wurden ebenfalls im Plenum receptirt. Dagegen wurden die Leitsätze der „Sektion für Rechts- und wirthschaftliche Fragen in Verbindung mit der chemischen Industrie" über Marken-, Patent- und Arbeiterschutz, Kartelle sowie über das Verbot der Anwendung weißen Phosphors bei der Herstellung von Streichhölzern nicht zu Kongreßbeschlüssen gemacht, da sich der Kongreß nusser Stande erklärte, sich über diese Fragen schlüssig zu machen. Diese Beschlüsse werden vielmehr durch die ständige Kommission den einzelnen Regierungen als schätzbares Material zu legislatorischen Zwecken unterbreitet werden.

Aus den angeführten Beschlüssen geht schon hervor, welche Bedeutung den Arbeiten des Kongresses innewohnt.

Zum Schluß noch einige Worte über den Kongreß, soweit er äußerlich in die Erscheinung trat.

Schon der Umstand, daß das Reichstagsgebäude für seine Berathungen zur Verfügung gestellt war, gab ihm etwas Distinguirtes, und Männer wie der temperament- und

humorvolle, klugängige Franzose Moissan, der tiefgründige, mathematisch abwägende Holländer van't Hoff, der vornehm verschlossene, gedankenreiche und spekulative Engländer Crookes waren Charakterköpfe, die gerade in ihren Gegensätzen zu beobachten man nicht müde wurde, und denen zu lauschen einen exquisiten Genuß gewährte.

Dem Präsidenten Geheimrath Witt aber, der den Kongreß so weltmännisch, so umsichtig und taktvoll dirigirte, und den der innerlich und äußerlich glänzende Verlauf des Kongresses in der Hauptsache zu danken ist, gebührt uneingeschränktes Lob.

Erinnerte doch die Art seiner Leitung manchmal lebhaft an vergangene Tage, wo noch A. W. Hofmann in seiner liebenswürdigen und dabei doch superioren Art Naturforscherversammlungen präsidirte.

Hugo Michaelis.

Theaterabende am Comersee.

Neben dem großen, eleganten Hotel von Cadenabbia, in dessen strahlend erleuchteter Halle schlanke Amerikanerinnen mit weißen Schleppen den Boden fegen, blasirte Pariser in den Strohlehnstühlen gähnen und deutsche Touristen in vielgetragenen Sportkostümen am Skattisch sitzen, führt eine schmale Gasse bergauf. Eine dunkle, holperige Gasse, ungepflastert, nicht besonders aromatisch; erst Stufen, dann ein Stück der Steile, und wieder Stufen. Nun rechts ein Haus, — ob Wirthshaus oder was sonst, verräth uns das trübe Oellämpchen nicht, das, schwelend, vom Regen halb verlöscht, im Eingang brennt. Wir erklimmen die drei hohen, hölzernen Treppen und finden uns oben in einem langen, niedrigen Zimmer. Da sitzen dichtgedrängt auf Bänken die Zuschauer, Gondolieri vom See, Verkäufer der hier fabrizirten seidenen Decken und Schildpattsachen. Mit vertraulichem Nicken grüßen sie uns als gute Bekannte. Die Kinder und Mädchen, die alten Frauen, mit dem schlafenden Enkel im Arm, der tanzenden Spindel in beiden Händen, sie machen uns Platz. Daß Fremde in die erste Reihe auf die Stühle gehören, welche die reservirten Plätze vorstellen, das versteht sich von selbst. Ein leises Scharren der groben Stiefeln, ein vorsichtiges Rücken der Bönke — kein lauter Ton. Denn der Vorhang wird soeben aufgezogen, und die andächtige Zuhörerschaar will von dem Drama auch nicht eine Silbe verlieren. Das Stück, das gegeben wird, heißt „Arlecchino e la Comare" und behandelt das altbekannte Märchen vom armen Mann, der für sein siebentes Kind einen Pathen sucht und, nachdem alle reichen Nachbarn ihn abgewiesen, den ersten Besten, den er auf der Straße trifft, zu Gevatter bittet, in sein Haus lädt und als Freund bewirthet, wofür ihm alsdann von dem Unbekannten hohe Wissensgabe zu Theil wird. Dieser erste Beste nämlich, den er getroffen, den man jeden Tag und zu jeder Minute an einer jeden Straßenecke bereit finden kann, — es ist der Tod! Italienisch weiblich „La Morte" geheißen, erschien die Frau Gevatterin Tod als eine lange, dürre Hopfenstangengestalt in schwarze Kleider ganz verhüllt, daß neben ihr sich Arlecchino, klein, dick, dunkelfarbig, mit vergnügtem Gesicht und weinrothem Näslein possirlich ausnimmt. Wohl verstanden: beide sind Puppen, Marionetten, an deutlich sichtbaren Drähten, und ihre Gliedmassen bewegen sich, wenn sie mit den Köpfen wackeln, die Finger spreizen, gehen, sitzen, essen, reden, im Takte, wie der Puppenspieler sie lenkt. La Morte spricht mit unheimlich dumpfer Grabesstimme, Harlekin im behaglichen Bierbaß, Harlekin's Frau, wie seine Kinder in immer dünneren Fistelstönen, das Neugeborene, der Rolle angemessen, natürlich nur in quälenden, piepsenden Schreilauten. Trotzdem vermögen wir die Stimme, stets dieselbe des einen Akteurs, hinter der Scene wohl zu erkennen. Er drückt sich in reinem Italienisch höchst gewählt aus, mit einem Pathos, das für den Tod, für Harlekin und das Baby, für die Prinzessin und die Minister sich immer gleich bleibt.

Ganz prächtig sind die Dekorationen, erst die Straße am Winterabend, dann Harlekins, des armen Holzhackers bescheidene Hütte und darauf die Säle im Schlosse. Und gar erst die Kostüme bei Hofe!

Das Pathengeschenk der Frau Gevatterin besteht darin, daß sie von Stund an ihrem lieben, guten Gevatter Arlecchino die Fähigkeit verleiht, sie zu sehen und zu erkennen, wo immer sie naht. Erblickt er sie zu Füssen eines Kranken bettes, so ist der Leidende zu retten; steht sie dagegen am Kopfe des Lagers, da hilft kein Arzneitrank, hilft kein Mittel, der Patient ist dem Tode verfallen. Kraft dieser geheimen Wissenschaft, die ach! so manchem Arzte abgeht, wird nun der Holzhacker im Handumdrehen ein Wundermann und Heilkünstler ersten Ranges, dem alles zuströmt, die Leute, die seines Rathes begehren, wie das Geld in seinen Beutel. Und nun will's sein Glück (oder auch sein Unglück), daß die Königstochter schwer krank liegt. Trotz alles Warnens seiner klugen Gattin, die fürchtet, er könne sich dort am Ende blamiren, geht der gute Arlecchino, nachdem er in einer längeren Rede auseinandergesetzt, es sei seine Pflicht, dem Lande die Thronerbin zu erhalten, ins Schloß, um seine Kunst zu zeigen.

Die Scene, in welcher er mit den gelehrten Leibmedici gemeinsam berathschlagt, war die schönste des schönen Stückes. Schon die Art, wie der würdige Hofarzt sich in den Sessel sinken läßt, hübsch langsam, gerade von oben herab, daß die Gelenke nicht anstoßen, und wie er dann graoitätisch ein Bein über das andere legt, den Stock mit dem goldenen Knopfe aufhebt und wieder hinsetzt — es läßt sich nicht schildern. Und der kleine behäbige Doktor, der „ja" sagt zu allem, was beide anderen behaupten, immer näher zu ihnen heranrückt, zuletzt fast auf der Stuhllehne des Kollegen hockt! Und Harlekin selber, der ungeduldig, weil jene so lange, mit so vielen lateinischen Worten, die er nicht versteht, sich unterhalten, zu trampeln anfängt, erst mit einem Fuß, dann mit dem anderen, vorsichtig die Kniee hebend und niedersetzend, alles so ein bischen eckig, wie eben die hölzernen Gelenke es gestatten. Dazu ihre Reden, so feierlich ernsthaft!

Athemlos lauscht das Publikum, angstvoll beißen wir uns die Lippen, Lachen jetzt wäre ein Sacrilegium. Bis ganz zuletzt die beiden Gelehrten über den armen Stegreifdoktor herfallen und in einer regelrechten, gründlichen Prügelei ihm eindläuen, daß ohne zunftmäßiges Formelwesen alles Wissen dieser Welt dem Armen nichts nützt. Da darf man denn lachen! . . .

Harlekin hatte sich vermessen, er werde die Prinzessin am Leben erhalten. Aber als er nun zu ihr eintritt, muß er zu seinem ärgsten Schrecken die Gevatterin erblicken, wie sie starr und schwarz und drohend zu Häupten des Bettes steht. Was thun? Sie fangen schon an zu spotten, die Hochgelehrten. Da entschließt er sich schnell und kurz, packt das Bett mit beiden Fäusten und — dreht es herum, so daß der Tod zu Füßen zu stehen kommt!

Diese Art der Krankenbehandlung gelingt nun nicht gleich. Erst marschirt die schwarze Gestalt, tik tak, tik tak, im Tragödienschritt um die prinzeßliche Lagerstatt an das Kopfende zurück. Dann gibt es eine bewegliche Szene, in welcher Arlecchino ihr vorwirft, ihn mit der verhängnißvollen Wissensgabe nur ins Verderben stürzen zu wollen. Einmal fleht er, dies eine Mal nur, möchte sie ihm weichen! Dann werde er auch nicht mehr Medicus spielen, sondern gemüthig als guter Bürger bei Weib und Kindern daheim sitzen bleiben, das allzu glatte Parkett des Hofes und die Zunft der Gelehrten meiden. Sie wiederholt ihm, was sie von Anfang an ihm gesagt: einmal ihrem Gesetz widersprechen, das heißt für immer Verlust seines Wissens.

Und hierauf der Schluß: da er abermals das Bett herumdreht, nickt die Frau Gevatterin ihm Gewährung, marschirt mit schweren Geisterschritten, tik tok, tik tak, zum

Zimmer hinaus, seufzt noch tief schmerzlich und entschwindet seinen sterblichen Augen.

Die schöne Prinzessin richtet sich auf, ist plötzlich genesen. Der Prinz, der sie liebt, kniet vor ihr nieder, die Königin weint, der König segnet, die Hofmedici bekommen hohe Orden. Arlecchino aber, nachdem er noch einen schweren Geldsack und eine Tracht Prügel zum Abschied erhalten, kehrt ohne die ihm höchst ungewohnte Bürde des Wissens heim in seine Hütte.

Wie er so mit Weib und Kindern von der Bühne abzieht, macht das siebente Kind, eben jenes Pathenkind des Todes, im Steckkissen, mit rosenrothen Wickelbändern, hüpfend an seinem Draht gezogen, den Beschluß. Und die Spaanung des Publikums löst sich in rauschendem Beifallssturm, Lachen, Weinen, Bravorufen.

Wozu geht man eigentlich in die großen Theater? In Wien und Paris, Berlin, Rom und Hamburg sehen sie einander, sieht das Publikum sich so ähnlich! Solche Aufmerksamkeit, solche Rührung wie hier in der Marionettenkomödie fand ich dort nie. Und so gute Akteure nicht viele, so ganz ohne Eitelkeitsmätzchen und Ziererein wie dieser Arlecchino, der Holzhacker mit dem dummdreisten Gesicht und dem Erstaunen über die eigene plötzliche Weisheit.

Ein anderes Puppentheater sahen wir an einem anderen Regen-Herbstabend. An schönen Tagen begreiflicher Weise lockten uns Sonnen- wie Mondschein immer wieder hinaus auf den See. Da gleitet man im schnell geruderten kleinen Boote so traumverloren, so still beglückt über die glänzend glatte Fläche und weiß nicht einmal, daß in der zivilisirten Welt draußen es sogenannte Vergnügungen gibt, daß man zur Erheiterung seines Geistes anderes braucht, als sich rudern lassen, Luftathmen und Nichtsthun.

Es hatte also in Menaggio geregnet. Die hübsche Wirthstochter schlug uns vor, da noch schwere Wolken drohend von allen Bergen niederhingen, den Abend uns ins Theater zu führen. Wenn sie nicht mitginge, um uns Dolmetscherdienste zu leisten, meinte sie, so würde es uns nicht sehr unterhalten, weil das Stück, das für diese Woche auf dem Programm stand, im schwer verständlichen Dialekt der Bergamasken gespielt werde. Das Stück dieser Woche! Es zog sich nämlich über drei ganze Abende hin, gleich den großen Feierdramen der klassischen Griechen. Wir haben von den vier Akten des zweiten Abends nur etwa anderthalb gesehen. Deshalb will ich mich nicht vermessen, nach der Art mancher Kritikaster über das Ganze ein Urtheil zu fällen, darf nur berichten, was ich sah.

Vom Platz mit dem Café und der großen Seidenhandlung an der Ecke ging es auch hier hinauf in die engen, von Fremden sonst selten betretenen Gassen des Städtchens. Unsere Führerin steigt voran die Treppen hinauf zu einem dunklen offenen Hofraum. Man setzt uns wieder Stühle hin. Vor uns rund um das Kastengestell des kleinen Marionetten-Theaters hockt, steht und kniet auf der feuchtschwarzen Erde eine dichte Reihe von Kindern aller Alter, Buben und Mädchen. Die übrigen Zuschauer hinter uns vermögen wir nicht zu unterscheiden. Vier gelbtrübe Petrolenmlampen leuchten an der kleinen Bühne; vom Winde getrieben hellt der flackernde Schein von Zeit zu Zeit die gespannten Kindergesichter auf. Sonst alles schwarz, kein Ton, kein Licht, feierlich, beinahe wie Bayreuth. Es wurde denn auch ein großes Drama aufgeführt, das ähnlich der Nibelungen-Tetralogie alle Leidenschaften und Triebe, alle Schmerzen und alle Freuden des Menschendaseins umfaßt und darstellt.

Ein Räuberstück: „Pacin Paciana, il padron della Val Brembana“ lautete alliterirend der Titel. Das Brembanathal zieht sich nordwärts von Bergamo hinauf, die Bewohner sind Hirten, die, wie bekannt, ihre Heerden Sommers auf die Schweizer Almen führen, und die in ihren zottigen Schafpelzbeinkleidern, Faunen nicht unähnlich, im Engadin uns oft genug begegnet waren. Wann unter diesem armen Volk der große berühmte Räuber gelebt hat, dessen Epopöe uns hier vortragirt wurde, kann ich nicht sagen. Sein Ruhm scheint über sein Heimathsthal nicht weit hinausgedrungen zu sein. Um desto bekannter ist auf allen Puppentheatern ganz Italiens Giuppino, der bergamaskische Bauerntolpatsch, mit dem dreifachen Kropf, hier der Diener des Helden, der jenen für fremde Ohren gänzlich unverständlichen Dialekt kauderwälschte. Ohne die Hülfe unserer liebenswürdigen Begleiterin hätten wir nicht errathen können, um was es sich überhaupt handelte, weshalb die junge Zuschauerschaar, die da vor unseren Knien lagerte, bald lachte, bald schrie, bald so wüthend klatschte.

Pacin Paciana, der Räuberhauptmann ist ein Held wie Karl Moor, schön, klug und vornehm, von Edelmuth triefend, der natürlich die Reichen nur ausraubt, um durch ihre Schätze die Armen und Hirten seines Bergthals zu bereichern. Was aber die jugendliche Bande der Zuschauer so besonders begeistert, das ist vor allem der Kampf des vogelfreien Räubers mit den Häschern, die ausgesandt sind, um ihn zu fangen. Das Herz des Volks, in Italien mehr als bei uns noch, fühlt mit dem Gesetzlosen gegen die Hüter des Gesetzes.

Der Räuber also ist von einem Freunde zur Mahlzeit auf einen Hasen geladen, doch soll er ganz allein hinkommen. Giuppino, der Bote, der ihm die Einladung überbringt, stellt sich so dumm an, daß sein Patron sofort merkt, der gute Tolpatsch habe noch einen zweiten, für ihn bestimmten Brief erhalten. Den zieht er ihm ohne weiteres aus der Tasche und liest darin, das Wirthshaus an der Brembobrücke, in welchem das Gastmahl stattfinden sollte, werde den Abend mit Wachen umstellt sein. Denn Brighella, der schlaue Venetianer, ist Wirth dort und er gedenkt sich den Preis zu verdienen, der auf des Räuberhauptmanns Kopf steht. Nun wird also Giuppino geschickt, um den Brighella auszuhorchen. Daß die zwei, der Venetianer und der Bergamaske sich nicht verstehen, ist selbstverständlich. Daß wir von dem, was beide reden, nur eine sehr blasse Ahnung besitzen, erst es begreifen, wenn sie zu Thätlichkeiten kommen, ist auch leicht denkbar. Aber Pacin Paciana, der Räuber, ist klüger als sie und wir und alle. Giuppino berichtet ihm ungefähr so: der Wirth werde das Fenster oder den Balkon zum Schnupftuch hinaushängen — mettere la balustrosa sul fazzolet! — sobald der Räuber kommen solle. Daraus begreift Pacin, der Weise, klar wie Tageslicht, erst wenn der Räuber dort sein würde und die Sbirren kommen sollten, wollte Brighella sein Taschentuch hinauswehen lassen. Und so geht Pacin Paciana zur Brembobrücke, geht in die Falle, vor der ihn seine Genossen warnen, stolz und muthig tritt er auf. Brighella, schon bei seinem Anblick vor Angst halb todt, versteckt sich im Keller. Die vier schwarzhutigen Sbirren kommen auf das verabredete Taschentuchzeichen, das ihnen nun der Räuber selber gegeben, hereinmarschirt, — Pacin schießt einen nach dem anderen wie Spatzen ab, Giuppino schlägt zur besseren Bekräftigung ihres vollständigen Todtseins, die hölzernen vier Köpfe noch aneinander und trägt darauf mit behender Grazie Leiche auf Leiche zum Fenster hin, sie in die Fluthen des Brembo zu schleudern.

Daß sich bei diesem Extrakunststück die Drähte nie verwickeln, beweist die gar nicht genug zu bewundernde Geschicklichkeit des Regisseurs und Puppenspielers.

Nun wird noch Brighella, wie sich das so gehört, von Giuppino tüchtig verhauen. Und mit einer schönen Tirade, in der er erklärt, heut nur sein Wort gehalten zu haben, da er allen Sbirren den Tod geschworen, verläßt Pacin Paciana die Scene, um ferner als Herr und Patron des Thales Heldenthaten zu verrichten. Welche? Leider kann ich es nicht sagen, weiß auch nicht, was ihm nach dem Morde aller Sbirren noch im letzten Akte dieses Abends zu thun übrig bleibt und noch viel weniger, was er in weiteren vier Akten am folgenden Tage leisten und erdulden wird.

In dem halbdunklen Hof, in den zwischen schweren, sich ballenden Wolken manchmal ein Stern auf uns niederblinzelt, manchmal ein paar Regentropfen fallen, inmitten der schweigenden, andachtsvoll lauschenden Kinderschaar klingen uns die Heldenthaten des edlen Räuberhauptmanns so wundersam märchenhaft und gruselig, halb zum Beneiden,

Digitized by Google

halb nur zum Lachen. Und bei dem gelbröthlichen Flackerscheine der Petroleumlampen tragiren die Holzpuppen da auf der winzigen Bühne mit solcher Lebendigkeit, der fonore Baryton des Puppenspielers trägt seine Tiraden mit so überzeugendem Pathos uns vor, daß wir, fast wie die Ortskinder selber, in ihrem Banne stehen, so lange wir dort sind.

Nun muß man nicht meinen, es gebe an dem schönen See, der für heitere Sonntage genug der abwechselnden Schauspiele bietet — Segel- und Ruderregatten, Wohlthätigkeitsfeste, malerische Prozessionen — an Regenabenden gar nichts anderes, außer den schrecklichen Taschenspielern der Hotelsalons, als solche volksthümliche Marionetten. Wir sind dort auch einmal in einem sehr regelrechten, richtigen Theater gewesen. Das war an einem Ostermontag, der Regen strömte, nach dem strahlend schönen Tage, so wie er hier jetzt im Norden herabgießt. Das Theater von Bellagio liegt oberhalb des Grand-Hotel an der Straße, die sich zur Villa Serbelloni hinaufzieht, ein hübscher Bau, eine Rampe mit weißgestrichenen Säulen draußen, innen aber Holztreppen, die knacken, wenn ein Schritt sie berührt. Die Raumvertheilung in Parkett und Rängen ist nicht gerade glücklich. Von den ersten Plätzen aus, die man uns anwies, sahen wir gar nichts. Auf den zweiten roch es derartig nach Gas, daß wir zu ersticken befürchten mußten. Und in der Prosceniumsloge, die schließlich uns aufnahm — noch ein weiteres Mal umzuziehen, schien uns nicht recht schicklich — saßen wir gerade über dem Orchester. Und zwar hatte dieses Orchester am Morgen schon oben in Serbelloni geblasen, wo an dem Tage die Frühjahrssaison eröffnet wurde, dann Mittags am Hafen, Nachmittags, glaube ich, beim Grand-Hotel. Die Musiker waren überall freudig begrüßt worden, applaudirt und — gelabt. Es mußte sich so im Laufe des langen Osterfeiertages begreiflicher Weise ein hoher Grad der Begeisterung dieser braven Künstlergemüther bemächtigen. Jeder hatte neben sich jetzt noch sein Gläschen stehen, sie wischten sich mit viel benutzten Taschentüchern den Schweiß von den Stirnen und bliesen mit der ganzen Kraft ihrer südlich kräftigen Lungen in die Trompeten und Blechinstrumente, daß es schallend, überwältigend, lärmend, dröhnend den kleinen Holzbau erschütterte, und uns, die gerade über ihnen sitzen mußten, nach nicht sehr langer Zeit in die Flucht schlug. So kann ich auch hier, wie bei dem edlen Paem Paciana, nicht über das Ganze ausführlich berichten, sondern muß mich damit begnügen, von dem Bruchtheil des Theaterabends nur ein Kritik-Bruchtheilchen zu geben. Das schadet um so weniger, als das Stück nicht neu war, sondern auch großstädtischen Theaterbesuchern wohlbekannt. Man gab „La Santarellina“ (die kleine Frömmlerin), in modernerer Sprache verständlicher „Ste Nitouche“ geheißen. Aber man gab die Operette denn doch in ländlich oder hier vielmehr seemäßig origineller Fassung — nämlich ohne Gesang. Die Heldin wurde von einer mageren, häßlichen Schauspielerin dargestellt, die, wie alle italienischen Schauspielerinnen auf kleinen und kleinsten Bühnen, lebenswahr, temperamentvoll spielte: Singen war aber nicht ihre Sache. Daß sie im ersten Akte Pensionsschülerin sei, das markirte sie durch eine blauweiße Hausstandsschürze. Und weil die Truppe nicht über sehr viele junge, weibliche Mitglieder verfügen mochte, hatte sie die sämmtlichen Repliken ihrer Pensionsmitschülerinnen auch auf sich genommen und rezitirte den Text für alle ganz allein, dabei so geschickt, daß man wahrhaftig alle Laster und Tugenden des ganzen Pensionats in dem einen lamischen Dämchen verkörpert glaubte. Leider flohen wir, wie schon erwähnt, vor dem erneuten Ausbruch der Zwischenaktsmusik. So kann ich's nicht sagen, ob im Verlaufe des Stückes das Kasernentreiben gleichfalls nur durch einen einzigen Offizier und die Scene hinter den Coulissen vielleicht ebenfalls durch einen Akteur allein dargestellt wurde.

Der Regen hatte aufgehört. Als wir vom Theater durch die Bogengänge am Hafen heimwanderten, spiegelte sich der Mondschein im Wasser und blinkende Lichter in Städten und Villen säumten den See und zogen sich hinauf an den Bergen.

Ueber all jenen vergangenen Theaterabenden liegt für mich etwas von diesem Mondschein der klaren Nächte, von dem Sonnenglanz der Tage, die nicht mehr sind, ein Hauch von Rosen und Glycinen, von Oleander und Olea fragrans.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Mirabeau's Liebeskorrespondenz.

(Schluß.)

IV.

Mirabeau genoß in Vincennes in ganz anderer Weise sein Dasein als seine unglückliche Geliebte bei Fräulein Donay und bei den Clarissinnen in Gien. Er scheint in der That eine Art maitre de plaisir an dem finsteren Orte gewesen zu sein, nach dessen Zauberflöte alle tanzten, vom Kommandanten bis zu den Thürhütern. Am Abend versammelten sich die letzteren in seiner Zelle zur gemeinsamen und gemüthlichen Unterhaltung; und der gefürchtete Kommandant Rougemont theilte mit ihm nicht nur die besten Weine seines Kellers und die schönsten Gerichte seiner Küche, sondern auch seine administrativen und häuslichen Sorgen. Vincennes bestand aus einem Staatsgefängniß, das eine Filiale der Bastille war, und einer königlichen Residenz, wo noch vornehme Personen aus der Hofgesellschaft ihre Wohnungen hatten. Das Gefängniß und das Schloß waren nur durch einem Graben getrennt; und wenn der Gefangene aus seinem Käfig seine schöne Gesangstimme ertönen ließ, lauschten ihr entzückt zwei schöne und leichtfertige Damen im Schlosse, die Gräfin Sparre und Madame Ruault, die Schwägerin des Kommandanten. Wie weit der Flirt zwischen Mirabeau und diesen Damen führte, ist eine offene Frage geblieben. Madame Ruault erkundigte sich mehrere Male täglich nach seiner Gesundheit, wenn er im Garten spazieren ging, was er zu jeder beliebigen Stunde thun durfte, oder im Quartier herumritt, was ihm auch erlaubt war; und wenn er sang, stand sie unter seinen Fenstern und mischte ihre Stimme mit der seinen. Noch größer scheint seine Intimität mit ihrer Freundin, der Gräfin Sparre, gewesen zu sein: Herr Rougemont wurde sogar einmal durch das, was er gesehen, derart skandalisirt, daß er sie fluchend bis zu ihrer Thür begleitete, und als sie sie vor seiner Nase zuriegelte, dieselbe sprengen ließ, mit drei bewaffneten Fusilieren in das Zimmer drang und der Widerspenstigen die Bestimmungen des Reglements vorlas. Die Gräfin beklagte sich bei Mirabeau, dieser bei Boucher; und der Minister Amelot ließ durch Le Noir dem allzu pflichteifrigen Kommandanten eine Nase ertheilen; er mußte sich auch bei der beleidigten Dame bestens entschuldigen.

Woher kam diese Macht eines Gefangenen? Zu seinen Briefen an Julie Dauvers behauptet Mirabeau, die Prinzessin Lamballe sei seine Geliebte und er könne ihr und ihrem Liebhaber La Fage durch diese einflußreiche Dame eine glänzende Zukunft verschaffen. Mirabeau und die Prinzessin Lamballe waren durch die Familie Noailles leibliche, obgleich entfernte Verwandte; sie waren aber außerdem freimaurerisch Bruder und Schwester durch drei Mal drei. Die Prinzessin Lamballe, die 1781 zur Großmeisterin der schottischen Adoptivmutterloge erwählt wurde, hatte ein paar Jahre vorher auf ihren Reisen in Holland die dortigen einflußreichen Freimaurerverbände kennen gelernt, mit denen ja auch Mirabeau verkehrt und die den französischen Grafen so hoch schätzten, daß sie ihn veranlaßt hatten, einen Plan zu einer allgemeinen Reform des Ordens zu entwerfen. Seit seinem zwanzigsten Jahre war Mirabeau in die Geheimnisse der Freimaurerei eingeweiht und führte ohne Grausen „le passage de la voûte d'acier et le saut du cadavre symbolique de Hiram“ aus; und er blieb von Paris aus immer in Verbindung mit seinen aus-

Digitized by Google

wärtigen Brüdern. Auch der Polizeichef Le Noir und der erste Sekretär der Geheimpolizei Baucher, „le bon ange“ Sophies und Mirabeau's, waren Würdenträger der Lage. Unter solchen Umständen war es ja nicht zu verwundern, daß ganz Vincennes Monsieur Honoré, wie Mirabeau dort hieß, unentbehrlich und unwiderstehlich fand.

V.

Unter den Mitgefangenen Mirabeau's befanden sich zwei remarkable Persönlichkeiten: Marquis de Sade und der ehemalige maître des requêtes, Baron Baudouin du Guémadeuc. Letzterer, dessen Frau — Tochter und Schwester der beiden Generalpächter Prevost d'Arlineaurt — u. a. auch den preußischen Gesandten von Goltz zum Liebhaber hatte, war der Vertrauensmann, Rathgeber und Kundschafter des Siegelbewahrers Miromesnil. Er dinirte fast täglich bei diesem; und der Hofmeister machte die Beobachtung, daß jedesmal das silberne Couvert des Barons verschwand. Bei der von Le Noir veranstalteten Untersuchung erklärte Baudouin unverfroren, Miramesnil habe ihm bei seinem Amtsantritt mitgetheilt, daß es an seinem Tisch für ihn immer ein Couvert geben sollte, und er, Baudouin, habe deswegen gemeint, er könne dasselbe ohne Indiskretion einstecken. So wurde jedenfalls überall in Paris erzählt, und man wollte darin den Anlaß zu dem plötzlichen finanziellen Zusammenbruch Baudouin's sehen, der Ende 1779 erfolgte und von dem alle Pariser Gesellschaftskreise, die Finanz- und Advokatenwelt der rue Saint-Honoré wie das Louvreviertel, die Großtieferanten wie die kleinen und kleinsten Leute gleich stark betroffen wurden. Baudouin, der mit seinen Riesseneinnahmen und mit seinen mannigfaltigen Verbindungen im In- und Ausland in dem Mittelpunkt des Schwindelgetriebes vor der Revolution gestanden hatte, wurde in Vincennes eingesperrt.

Gleich nach seiner Einsperrung entdeckte sein Wärter Bertrand, der zum Unterschied von seinen Kameraden noch nicht unter die Leitung Mirabeau's gerathen war, daß er die allmächtige Güte des Monsieur Honoré zur Regelung seiner pekuniären Angelegenheiten nicht länger entbehren könnte. Zum Ersatz bot er Mirabeau an, ihn mit dem neuen Gefangenen in Verbindung zu setzen; eine solche schien in der That Baudouin wie Mirabeau gleich erwünscht; und bald übermittelte Bertrand seinem und aller Wohlthäter Briefe und Manuskripte Baudouin's, worin dieser ihm seine Angelegenheit auseinandersetzte, ihn bat, seinen Einfluß bei Le Noir zu seinen Gunsten geltend zu machen, und die Begabung seines Sekretärs La Fage sowie die Reize der Geliebten desselben, Julie Douvers, so enthusiastisch schilderte, daß Mirabeau sich bereit erklärte, auch ihnen beiden und zwar durch seine hohe Gönnerin zu helfen. Julie Douvers richtete einen Brief an ihn, und die Korrespondenz fing an.

La Fage war ein Schöngeist und homme à femmes. Jean-Jaques Rousseau, mit dessen neuer Héloïse ja seine Geliebte den Namen Julie trug, hatte ihn mit mehreren Widmungen seiner Werke beehrt; selbst machte er nette Reime „de frondeur et de libertin“. Er hatte die berühmte Schauspielerin Arnould mit einem Prinzen, die berühmte Tänzerin Guimard mit einem Bischof und „leurs pareilles avec la meilleur compagnie“ getheilt; und er prahlte damit, die Rose Bertin zuerst gepflückt zu haben, was freilich eine Sache von Bedeutung war, da diese die vertraute Beratherin Marie-Antoinettes in Toilettensachen war, welcher die Königin nie etwas verweigerte. Vater Douvers war Zahnarzt und hatte die allervornehmste Kundschaft in Versailles und Paris, mit der Mutter des Königs, der Gräfin d'Artais und andern Mitgliedern des königlichen Hauses voran. Mutter Douvers hatte einen Vertrauensposten bei der Herzogin von Parma (der ältesten Tochter Ludwigs XV.) bekleidet. Die Tochter war erzogen worden, um in die Fußtapfen ihrer Eltern zu treten, und sie wurde auch als ganz junges Mädchen Kammerjungfer bei Madame Louise, der jüngsten Tochter Ludwigs XV. Als diese hohe Dame den Schleier nahm, kam die fünfzehnjährige Julie in das bürgerliche Elternhaus zurück, wo sie sich so sehr langweilte, daß sie — in die Familien Prevost d'Arlineaurt und Baudouin eingeführt — den schönen La Fage Hals über Kopf zum Liebhaber nahm.

Was veranlaßte Mirabeau mit Julie Douvers und La Fage in Verbindung zu treten? Was bezweckte seine Korrespondenz mit ihnen? Ob Mirabeau Sophie de Monnier blaß oder nur hauptsächlich aus Liebe entführte, bleibt zweifelhaft; daß in seinem Verhältniß zu Julie Douvers die Liebe nur ein Deckmantel war, ist gewiß. Seine Briefe an Julie enthalten alles Mögliche, beschäftigen sich mit den verschiedensten Sachen, erörtern eingehend die praktischen Angelegenheiten und stellen eine ganze Theorie sensueller Philosophie à la Rousseau auf; wo er aber seinen persönlichen Gefühlen ihr gegenüber Ausdruck geben will, hat er nur den hohlen Brustton. Schon den ersten Brief leitet er damit ein, daß er sich für sie (die er nicht gesehen) in die Flammen stürzen könnte; und es ist kein Wunder, daß die nüchterne und erfahrene Person, die Julie Douvers war, sich nach einigen Monaten so skeptisch zeigte, daß Mirabeau, wie ein gekränkt Ertappter, sie ärgerlich und emphatisch ersuchte, ihn lieber geradeaus zu fragen: „Sind Sie ein Gauner? Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie kein Gauner sind!“ Am ehesten scheint er die Bürgerstochter mit den höheren Aspirationen als eine Art Pradirmamsell vervollkommnet zu haben, wie die adlige Provinzdame Sophie de Monnier ihm als eine Etappe diente, wie sogar auch die in der Lage und am Hofe so einflußreiche Prinzessin Lamballe, mit der er eine wirkliche Verbindung und eine Verbindung, die nur in seiner Phantasie und in seinen brieflichen Prahlereien bestand, hatte, ihm eine Etappe war, um an die allerhöchste Dame Frankreichs zu gelangen, wohin er ja auch zuletzt gelangte, um bald darauf zu sterben.

München. Ola Hanssson.

In Trastevere.*)

Domenico war ein kleiner Krüppel, lahm von Geburt an, Cesare hatte man das rechte Bein im Kriege fortgeschossen, aber einander gerade gegenüber saßen sie im Vestibüle van Santa Maria in Trastevere, als die privilegirten Bettler der alten Basilika. Mit seinem bleichen Gesicht und seinen schmachtenden Augen sah Domenico wie ein verstümmelter Märtyrerknabe eines Barockbildes aus, wenn er da auf einen Säulenschaft gestützt saß; Cesare, der einstmalige Soldat hingegen lag in seinem Mantel in der Stellung eines verwundeten Kriegers da und streckte nachlässig seinen breiten Rücken und seine ungleichen Beine auf der in den Steinboden eingemauerten Grabplatte der Claudia Rutilia, einer römischen Gastwirthswittwe, die, vom Geiste erfaßt, sich zum Christenthum bekehrt hatte und unter dem Bilde des aus der Asche auferstandenen Vogel Phönix begraben worden war.

Domenico hatte seinen Bettlerposten durch Familienverbindungen mit einem Kaplan an der Kirche erhalten, Cesare den seinen durch eine Abmachung mit dem früheren Inhaber, einem kleinen Blinden, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, nachdem es ihm gelungen war, seine drei Töchter mit anständiger Mitgift zu verheirathen. Nun theilten die beiden Bettler die Einkünfte aus der Mildthätigkeit der Kirchenbesucher. Sobald nur einige herankamen, setzten sie sich in Bereitschaft. Domenico wandte mit einem doppelt schmerzlichen und thränenvollen Glanz seiner braunen Augen den Kopf im Dreiviertelprofil zur Seite, Cesare

* Aus dem Manuskript übersetzt von Francis Maro.

legte sein wettergebräuntes Marodeurgesicht in fromme Falten. Das war eine Pantomime, die mit den Jahren zur Natur geworden . . . Sie klapperten und rasselten mit ihren Sparbüchsen. Wenn der Besucher in die Vorhalle trat, erklang auf einmal von einer hohen Kinderstimme und einem drüchigen Baß: „Gott segne Euch; die heilige Jungfrau und alle Heiligen segnen Euch! Willkommen in Santa Maria di Trastevere!"

Das klang wie ein Satz aus dem Rituale, und leichtgerührte Fremde spürten es bis ins Portemonnaie. Die beiden Bettler gehörten mit zu der Kirche und zu dem Platze. Domenico lebte mit seiner ganzen Seele in dem Schatten der alten Basilika, unter dem Façaden-Mosaik mit den klugen Jungfrauen um Marias Königinthron. Jeden Morgen sah Domenico zu den pflichtgetreuen Mägden auf, die ihr Licht nicht verlöschen ließen, und er lächelte so vielsagend, als hätte er selbst mitgeholfen, die Dochte der goldenen Lampen zu putzen, die sie alle mit derselben schrägen Armbewegung aus den blauen Mänteln dem Bräutigam entgegenstreckten.

Stillsitzen und Kränklichkeit hatten Domenico zu einem Träumer gemacht, und der Verkehr mit Mönchen und Geistlichen ließ ihn seine Würde als unseres lieben Herrgott Krüppel verstehen und achten. Domenico konnte alle heiligen Männer und Frauen an seinen fünf Fingern herzählen und sprach von ihnen, so wie Arme von reichen, vornehmen Verwandten sprechen — mit Vertraulichkeit und Ehrfurcht zugleich. Nie konnte er müde werden, in die Kirche hineinzublicken, die zu gegebenen Stundenschlägen von brausendem Gesang durchströmt wurde, so wie ein Wald vom Sturme; und vom dem klaren Lichte der Vorhalle gesehen, schien auch das Innere der Basilika mit ihrer sinkenden Tempeldämmerung wie ein versteinerter römischer Herbstpark, wo Marmorkolonnen und Mosaik gleich gelben Bäumen und goldgrünem Laub leuchteten.

Cesare hingegen war eine weltliche Natur, die alle ihre Gedanken auf dem Markte hatte und dessen Scenen und Akteure verfolgte. Da kamen alte Bäuerinnen, zahnlose Sybillen mit düster gerunzeltem Kinn, und die weißen Fenchelköpfe über ihren Schultern waren die Flachskunkeln der Parzen. Da spielten Haufen von Kindern. Ein Viergespann von kleinen Jungen zog ein Knäblein, das mit seinem kleinen, bronzebraunen Medaillengesicht unter der schwarzen Stirnmähne in seiner Holzkiste wie in einem Triumphwagen thronte. Junge Frauen holten Wasser aus dem Springbrunnen. Sie beugten den Scheitel so tief über den Brunnenrand, indem sie die Kupfereimer senkten, daß die Tropfen der Springfluth in einem Glitterregen an ihren Wangen versprühten. In unbewußter Lust lachten sie, während die Kannen sich füllten und in ihren Händen schwer wurden, und wenn sie sie hoben, spannten sie die Lenden wie junge Zugthiere. Dann wanderten sie sachte mit ihren gefüllten Wasserkrügen durch die Sonnenfluth des Marktplatzes. Aber in diesem Augenblicksleben schritten genessen und beamtensteif ein paar von Roms siamesischen Zwillingen, die immer zwei und zwei auftretenden Polizisten, beide frisch rasirt und behandschuht, mit dickem bis in die Halsgrube zugeknöpftem Rock, mitten unter diesen halbbekleideten oder lose eingehüllten Menschen.

„Siehst Du, Giacomo und Daniele, unzertrennlich wie die böse That und die Gewissensqual," sagte der immer erbauliche Domenico. Cesare wollte mit einem Fluch antworten, als der Schatten einer Frau einen Strich auf dem Steinboden zwischen den beiden Bettlern in der Vorhalle bildete. Es war eine lange Engländerin mit einer Nase wie die Punchs unter dem Matrosenhut, im übrigen ohne Weltlichkeit vorne oder hinten, aber sehr intelligent. Sie studirte Kunstgeschichte nach der neuen, streng wissenschaftlichen Methode durch Vergleichung der Form der Nägel, Ohren, Beine und Füße der dargestellten Figuren und wollte die Körpertheile des jungen Johannes in einer der Kapellen der Kirche untersuchen.

„Gott segne Euch, die heilige Jungfrau und alle Heiligen segnen Euch! Willkommen in Santa Maria in Trastevere!" Aber die Engländerin, die Prinzipien hatte, gab nichts. Cesare schlug erbittert mit dem Stelzfuß an Claudia Rutilias Grabstein, als sie in der Kirche verschwand.

So verging der Tag. Aber wenn es Abend wurde, erhob sich Cesare und wurde, wenn er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete, eine Hünengestalt, die trotz des Stelzfußes zu jeder schweren Arbeit fähig schien, obgleich er das beschauliche, von keinerlei Marthasorgen beunruhigte Leben des römischen Kirchenbettlers vorzog. Er trat hinaus auf den Markt, der in der Abenddämmerung blau und stumm geworden war, und wo die Tauben ungestört zwischen den Steinen einnickten, mit ihren rothen Aeuglein blinzelnd. Cesare schüttelte sich, als wollte er die Kirchenstimmung und die viele Heiligkeit von sich abwerfen. Er schritt schräg über den Marktplatz einem nicht sehr gut beleumundeten Gäßchen zu.

Vor einem alten, schwarzen, eingebuchteten Hause, das aussah, als stünde es da und hielte den Athem an, blieb er stehen und pfiff, während das Holzbein gegen die Thürschwelle trommelte. Nach einer Minute hörte man Schritte und Stimmen aus der dumpfen Treppenwölbung, und aus dem Dunkel des Thorwegs stürzten zwei breite, braune Mädchen ohne Kopfbekleidung, das schwarze Haar war lose um den Kamm im Nacken gewickelt, und ein paar bunte Seidentücher flatterten von den Schultern. Sie stürzten sich zugleich auf Cesare, küßten ihn mit einem Entzücken, das keinen Raum für gegenseitige Eifersucht ließ, und mit einem der braunen Mädchen an jeder Seite, die schwarzen Schnurrbartspitzen in die Luft gesträubt, und stolz in seinen Mantel gehüllt, schritt der Bettler von Santa Maria in Trastevere zu einer der fröhlichen Weinschenken am Tiber hinunter.

Domenicos Abzug war ganz anders. Geduldig mußte er warten, bis es dem Pförtner von San Cosimatos Armenhaus beliebte, ihn zu holen, und dieser hob den kleinen Krüppel nicht eher in den Schiebkarren, als bis er die Hälfte von Domenicos Tageseinnahme erhalten hatte — die andere Hälfte wagte er seines Hauskreuzes halber nicht zu nehmen, die sie als Entgelt für Domenicos Schlafstelle und Essen forderte. Der Pförtner war ein kleines farbloses Guttaperchamännchen, das am politischen Leben theilnahm — der „onorevole" des Viertels, der Reichstagsabgeordnete drückte ihm einmal im Jahre bei einer Wahlversammlung die Hand — und das sich in langen verwickelten Sätzen über die „Korruption" ausließ. Er war im übrigen Freidenker und bestrebt, Domenico in seinen heiligsten Gefühlen zu verletzen, während er ihn über die dunkel werdenden Gäßchen zog. Aber im Pförtnerzimmer der Stiftung erwartete das Eheweib des Pförtners ihre Ankunft. Ihr blatternarbiges Gesicht und ihre verschrumpften Finger zitterten vor Habgier. Sie untersuchte den Krüppel bis auf den bloßen Körper, um sich zu überzeugen, daß er ihr keinen Soldo vorenthielt. Es konnte manchmal ein bitteres Gefühl sein, so bis auf die Haut gerupft zu werden. Aber die Noth hatte Domenico die Tugend der Geduld gelehrt, und es lag außerdem in diesem großen Kinde, das die Zeit im Schatten der Basilika verträumte, berauscht von deren Andacht und Musik, etwas von der südländischen Singvogelnatur, die so viele von Italiens Heiligen besessen haben und deren fromme Verzückung das Grübeln über das Zeitliche ausschließt und die Lebensbedürfnisse auf das unumgänglichste einschränkt. Domenico hatte seine Pritsche zum Schlafen und seine Suppe zu essen. So empfand er es fast als eine Erleichterung, daß ihm alles genommen wurde und er ohne eine Sorge willenlos in sein religiöses Staunen vor den Wundern der Welt versinken konnte — das frohe Staunen eines Kindes vor dem Marktzelt. Die Bresthaftigkeit, die ihn von dem bewegten Leben fernhielt, die Armuth, die ihm zu rechnen verbot, machte es ihm möglich, sich selbst in eine lebendige Legende einzuspinnen, deren entzückte Schwärmerei nie zu erlöschen brauchte. Mit dem harmonischen Instinkt eines Thieres erwachte und entschlummerte der klein Bettler leichten Herzens, gerade weil

Digitized by Google

jeder Gedanke an Arbeit, Unternehmung oder Gewinn aus seiner Seele ausgeschlossen war.

Das Versorgungshaus, bei dessen Pförtner Domenico seine Zuflucht hatte, lag in dem übelberüchtigten Fremdenquartier, in dem die ersten Christen einstmals unter griechischen Handelsreisenden, orientalischen Komikern und Tänzerinnen aus Alexandria gelebt hatten. Ein syrischer Kaufmann, der dadurch reich geworden war, daß er den Heiden in Gallien Parfümerien, Lederwaaren und andern Kram verkauft hatte, hatte auf dem leeren Platze eine christliche Basilika gebaut. Noch konnte man den Grundplan der alten Anlage entdecken, wenn man die Gärten des Viertels, die Wohnungen und die kleinen Kapellen durchstreifte, obgleich die alte Kirche nun nach mancherlei Schicksalen in ein Armenhaus verwandelt war, und der alte Vorhof, wo die Katechumenen und Büßer in weißen Gewändern in dem Reinigungsbrunnen die Sünde von ihrem Antlitz gewaschen hatten, nun ein Garten mit Obstbäumen und Küchenpflanzungen für die alten Armenhäusler geworden war. Ergraut und zusammengekrümmt sonnten sie sich hier wie müßige Hausthiere. Die Pfeifen erloschen von selbst zwischen ihren Lippen. Vorsichtig näherten sie sich einander zu höflichen Gesprächen, aber gingen meist für sich selbst auf genau begrenzten Gebieten hin und her. Es war, als hätte der ganze Garten eine unsichtbare Eintheilung, die genau eingehalten wurde. Domenico fühlte sich wohl unter diesen alten Herren mit den seltsamen Redewendungen und Erinnerungen. Sein Herzensfreund war ein ehemaliger Bandit und Mörder, der nach langer Gefängnißzeit begnadigt worden war und nun einen höchst erbaulichen Wandel führte, umgeben von zahmen Vögeln, die er fütterte, und die zwitschernd auf seinen Schultern um seinen Apostelkopf spazirten.

Aber frühmorgens wurde Domenico wieder nach Santa Maria in Trastevere gezogen. Ein kühler Nordwind fegte von der Campagna her und brachte in die Gassen einen Geruch von weiten, bethauten Feldern, während zwischen den Häusern der Grasduft von den großen Ochsenfuhren aufstieg. Die graugländzenden Tauben hatten von dem leeren Markt Besitz ergriffen, nur widerwillig und ganz niedrig flogen sie auf, wenn der Wanderer ihnen ganz nahe kam. Der Wasserbogen des Springbrunnens schimmerte in der Morgensonne. Domenico blickte zu der Mosaik der Kirchenwand auf. Maria saß schon auf ihrem Throne, in all ihren Staat von Gold und Perlen gekleidet, und die Hofdamen hatten das Jesuskind in ihren Schoß gelegt, aber sie hielt es mit der Linkischkeit einer Königin. Die klugen Jungfrauen in ihren blauen Mänteln waren schon auf den Beinen, und ihre Lampen leuchteten in der Sonne wie Gold.

Domenico fühlte sich selbst der Kirche und dem Heiligen zugehörig. Er war unseres Herrgotts Krüppel, der als Thorhüter an der Schwelle des Gotteshauses saß und dessen Mißgestalt das gute Herz der Besucher weckte und zu ihrem Seelenheil beitrug. Das Almosen war eine wichtigere Wohlthat für den, der es gab, als für den, der es empfing, und das Herz von der Aufgabe seines Daseins voll, begann der kleine Bettler seinen Tag. Sein Kamerad, Cesare, langte erst später an — blaß und mit rothgeränderten Augen. Er warf sich auf Claudia Rutilias Grabstein nieder, strahlend wie ein Sieger und erzählte mit großem Wohlbehagen, während die Schnurrbartspitzen sich immer mehr in die Luft sträubten und das Holzbein mit kleinen Trommelschlägen das Interessanteste unterstrich, die Abenteuer seiner Nacht. Domenico lauschte mit einer Mischung von frommem Grauen und Spannung. Cesare war ein lebender Zeitungsroman, es fehlte nicht an Messerstichen, Weibern und Wein. Seufzen konnte man wohl mit Fug über eine so bodenlose Verderbtheit, aber gefesselt wurde man doch von seinen Geschichten. Domenicos Trost war, je größer der Sünder, desto größer die Freude unter den himmlischen Heerschaaren über seine Bekehrung. Maria in Trastevere würde ihren Tempelbettler nicht verderben lassen. Wenn der Becher bis zur Neige geleert war, würde sie ihn ihm aus der Hand schlagen und Cesare würde der bußfertige Räuber werden. Darum konnte Domenico ohne allzu große Betrübniß das stets wachsende Sündenregister seines Kameraden anhören.

Auf diese Weise hatten die Jahre für die beiden Bettler zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit kommen und gehen können. Doch so sollte es nicht bleiben. Ein Dritter sollte die Verwicklung bringen. Das war Melchisedek, der Antiquitätenhändler gegenüber der Kirche. Melchisedek war ein kleiner Jude, so um die Fünfzig, der aber viel älter, ja, unendlich alt aussah. Er trug das lange Haar eines altmodischen Pianisten, das sich in ergrauenden Locken auf den Rockkragen aus abgetragenem Hundsfell ringelte, und hatte eine blaßgelbe Pergamenthaut, in der die Gesichtszüge wie eine düstere, geheimnißvolle Schrift standen. Die Augen waren groß, still und schwarz, so wie man sie manchmal aus einem Fenster auf sich geheftet sieht, wo ein Kranker sitzt, der jahrelang ein regungsloser Betrachter des Lebens gewesen ist, Augen, die jedes Vorhaben und alle Wege von vornherein zu kennen scheinen und die die Wiederholung des Alls konstatiren, ohne Glück noch Schmerz wiederzuspiegeln. Aber Melchisedeks Augen schienen so tief und starr und schwarz, als wären sie die Ahasvers selbst, des ewigen Lebensbetrachters. Staub, Rost und Schimmel von den Gegenständen in seinem kellerähnlichen Laden schillerten auf seinen Rockärmeln, und seine Hände leuchteten gelbbraun. Aber wenn jemand gefragt hätte, warum diese absolute Verachtung der Reinlichkeit?, würde Melchisedek sein innerliches, lautloses Lachen gelacht haben, das keinen Schein auf das Antlitz warf.

„Der Mensch rein! Aus dem Schmutze ist er gekommen, und Schmutz wird er wieder werden. Gibt es etwas, das sein Geist nicht befleckt, seine Lippen nicht befudeln, seine Finger nicht beschmutzen? Woher fällt der Dunst auf die Scheibe, der Fleck auf das Glas, die Trübung in den Quell und die Lehmspuren in das Gras? Empfangen in Unreinlichkeit, verbreitet und zeugt er Unreinlichkeit wie die Maschine Rauch und Dampf. Der Schmutz ist seines Wesens Signatur. Von Kindesbeinen an nagt der Geist der Vermoderung an ihm. Das zeigen die Falten in seinem Gesicht, der Weinstein an seinen Zähnen und die kleinen Schuppen, die aus seinem Haar fliegen. Der Staub fällt über das Buch, noch während er die Blätter wendet, und wenn auch die Deckel bestaubt sind, ist das Leben vergangen, und die Weisheit des Menschen stinkt schon nach Fäulniß."

So hätte Melchisedek geantwortet und wieder sein innerliches, lautloses Lachen gelacht, ohne zu lächeln, und hätte eine seltsame Freude am Untergang kalt über sein Rückgrat laufen gefühlt. Zwischen den Dielen in seinem Laden wuchs der Bodenschwamm. Unter all den Alterthümern auf den Regalen entstand grauer Schimmel. Der Rost fraß seine Flecken gleich geronnenem Blut in das Metall. Aus einem Meßgewand aus karmoisinrother Seide mit einem Kreuz in Goldstickerei und aus silberdurchwirkten Altartüchern flogen die Motten schimmernd mit vergoldeten Flügeln durch den Sonnenstreif, der aus der Fensterluke einfiel. Melchisedek betrachtete die bunten Kuriositäten in dem Laden. Es waren beinahe ausschließlich kirchliche Gegenstände, kunterbunt durcheinander aufgestellt, und absolut ohne Vorliebe für irgend einen besonderen Kult. Da standen siebenarmige Leuchter aus Messing, so wie Melchisedek sie auf dem Titusbogen gesehen, von seinen Vorfahren aus Zions zerfallenem Tempel getragen und wie sie in den Synagogen mit rothen Flammen Israel verheißen, daß die sieben Zeitalter der Ungerechtigkeit zu Ende gehen und der Sabbat des Messias kommen werde. Da waren Opferschalen mit einer aufbrechenden Rose auf dem Grunde und Räucherdosen aus erbsengrüner Bronze, an halbzerrissenen Kettchen hängend; aus einem römischen Venustempel konnten sie wohl stammen, diese einstmaligen Behälter für Blut und Duft, des ewigen Triebes Elemente. Da standen Monstranzen aus Silber, deren Sockel den Calvarienberg vorstellte, und in deren Glas, umgeben von goldenen Dornen, wie von den Strahlen eines Sonnenuntergangs über einer Felsenplatte, den Erlösten die Hostie gezeigt ward. Aber

Digitized by Google

alles war durcheinander gemischt, ägyptische Skarabeen und kleine phallische Amulette, die römische Hetären unter der Brust getragen, Flaschen für Heiligenblut aus den Katakomben, die Silberzierrathen jüdischer Bibelrollen und alte Reliquienkapseln, die an den Gürteln frommer Bischöfe gehangen hatten und in denen die Ueberreste unbekannter Heiligen wie brannes Harz festklebten. Der ganze Laden war eine Rumpelkammer mit dem Erbe todter Götter und verwitterter Tempel. Jedes Gefäß hatte seine Bekenner und Verhöhner gehabt — für den einen ein Fetisch, mit bebenden Fingern berührt, Spielzeug und Spott für den anderen. Melchisedek betrachtete diese groteske Mischung von verstaubter Heiligkeit und glaubte auf neue Weise die alte Erzählung vom Babel zu verstehen. Den Babelthurm der Religionen sah er in die Lüfte ragen, eine seltsame Pyramide verschiedenartig geformter Tempel. Aus Tabernakel und Zelle, Chor und Moschee drang zum Himmel ein Sturmesdrauen von Jubel und Gebet, von Lästerung und Gesang, wilder als das des Ozeans. Das war die Verwirrung von Babel. Melchisedek nahm ein großes, altes Stundenglas und drehte es. Und während er die Sandkörner sachte, aber untrüglich sicher sinken und in den Laden mit all den abgedankten Andachtsgeräthschaften die Dämmerung einfallen sah, fühlte er wieder, wie das kalte, tiefe Glück der Allvernichtung sein Herz erfüllte. Er gedachte der welken Blätter auf einem herbstlichen Kreuzweg. Wie sie in der klaren Luft wirbelten und tanzten, wie angstvoll sie raschelten, wie rastlos sie durcheinander flogen, bis der Abendwind endlich eines nach dem anderen in den Schmutz des Bodens zur Ruhe legte.

Dieser Melchisedek war es, der in das Dasein der beiden Kirchenbettler eingreifen sollte. Da sein Laden dicht neben Santa Maria in Trastevere lag, war die Bekanntschaft natürlich. An sonnigen Morgen, wenn der Antiquitätenhändler trotz all seines Pessimismus das Bedürfniß nach fröhlicheren Stimmen empfand, ging er mit seinem schleppenden Gang hinaus auf den Marktplatz, plauderte mit Bekannten und landete gewöhnlich bei Domenico und Cesare. Melchisedek stand in der Sonne draußen auf dem Platze, an die Außenbalustrade gelehnt, während die beiden Bettler ihren gewöhnlichen Platz in der Vorhalle von Santa Maria di Trastevere einnahmen.

„Guten Tag, ungläubiger Hebräer! Stets auf dem geraden Wege zur Verdammniß," begann Cesare. Das war gar nicht unfreundlich gemeint. Er wollte bloß andeuten, daß er als Kirchenbettler zur Geistlichkeit gehörte und offiziell deren Lehren huldigte, obgleich er privat die Vorurtheilslosigkeit eines Weltmannes besaß. Was Melchisedek persönlich betraf, der mehr als einmal eine Flasche Genzano oder Aleatico gespendet, so hatte Cesare nichts gegen ihn, ausgenommen seine düstere Laune und seine Gradesbetrachtungen, die nicht einmal der gute Wein zu zerstreuen vermochte.

Domenico hingegen nahm diese Unterredungen sehr ernst. Es erschien ihm als eine fast unglaubliche Verstocktheit, wie Melchisedek neben Santa Maria in Trastevere zu leben und dennoch in halsstarriger Irrlehre und Dunkelheit zum ewigen Unheil zu verharren. Domenico unterließ nie einen kleinen Bekehrungsversuch, mit natürlichen Priesteranlagen vorgebracht und mit Anwendung all der verwirrten Weisheit, die er auf den Kirchenstufen und im Verkehr mit Mönchen erworben.

„Melchisedek", sagte Domenico mit seiner melodischen Stimme, die er selbst gerne hörte, „sieh in die Kirche hinein. Es ist Festtagmorgen. Siehst Du, wie Vater Giuseppe herumgeht und alle Lampen löscht, so daß es stockfinster wird. Das bedeutet, daß das alte Gesetz, das Gesetz der Juden aufgehört hat zu leuchten und aufgehoben ist. Nun sollst Du sehen, wie er an einem Steine Feuer schlägt — Christus ist der Eckstein der Welt — und das Licht des neuen Gesetzes strahlen läßt."

Melchisedek lauschte wie einem Kindermärchen. Er hatte immer das Gefühl, uralt zu sein, und es schien ihm, daß alle andern im Vergleich mit ihm nie die Kinderschuhe austreten würden. Aber Domenico versenkte sich in die Ausmalung, wie viel Wunderbares Melchisedek zu Theil werden würde, wenn er — am Charsamstag — dem Tage der Propheten — die Taufe empfing. Nicht weniger als zwölf Stellen im alten Testament spielten auf den heiligen Akt an — so, um nur zwei zu nennen — die Sündfluth, diese Welttaufe, und der Zug der Juden durch das Rothe Meer. Und die Osterkerze dann, die unentzündet die dunkle Säule bedeutete, die am Tage die Wüstenwanderung die Juden leitete, aber entzündet, die Feuersäule, die ihnen nachts leuchtete, die unentzündet Moses' Lehre war, aber entzündet die Auferstehung!

Das letzte Wort wirkte auf Melchisedek wie ein Peitschenhieb. „Auferstehen zu noch einem Leben — mit diesen selben Augen!" Er schüttelte in einer Art Ekel sein langes, ergrautes Haar. „Und auferstehen, wie? Wird Cesare dort auferstehen, wie er vor oder nach dem Kriege war? Mit zwei Beinen oder mit einem? Oder vielleicht mit einem Stelzbein?"

„Pah, wenn man kaput ist, ist man kaput, und das Lied hat ein Ende. Darum lasset uns leben. Eine Flasche Genzano und ein römisches Mädel ... das ist der alte und der neue Bund. Komm, Melchisedek, gehen wir in die Schenke."

Der Soldat, der immer vor Lebensdurst heiße Wangen bekam, wenn die Gedanken den Tod streiften, richtete seine Hünengestalt auf, schlug den kleinen grauen Alten auf die Schulter, und neben diesem mit seinem schleppenden Gang wirkte er trotz des Stelzbeins wie ein taktfester, römischer Centurio. In der Vorhalle von Santa Maria blieb Domenico allein zurück. Sein Blick suchte im Innern der Kirche einen Engel in Mosaik, mit stolz in die Luft gestreckten Flügeln. Der kleine, lahme Krüppel schüttelte über die andern den Kopf. Immer die Erde, immer gehen. Konnten sie nicht einmal wünschen, zu fliegen ...

Doch nicht solche kleine religiöse Scharmützel, sondern ein besonderes Ereigniß sollte in dem Leben der drei verhängnißvoll werden.

Oscar Levertin.

(Schluß folgt.)

A. Hauschner: Daatje's Hochzeit. Kleine Bibliothek Langen, Band 52, München 1902.

Das stumpfsinnige Dahinleben armer Fischerleute, ihre fatalistische Ergebung in das Schicksal, ihr stetes, einziges Sorgen: ob guter Heringsfang oder nicht — das wird hier mit einer Meisterschaft geschildert, die an die Bilder Max Liebermann's aus der Armeleutewelt erinnert. Und doch nicht nur elendes Verdämmern der Tage — mancher kindliche Zug, manche kleine humorvolle Episode durchbricht das Einerlei, wie an einem stürmischen Regentag ein Eckchen blauer Himmel hervorlugt. Traurig freilich geht es der armen Daatje, deren Bräutigam Jan draußen auf dem Meer umkommt, und die nun mit seinem Kind unter dem Herzen einen „andern" heirathen muß — am traurigsten, weil dieser andere, dem das kernige, frische Mädchen gefällt, ein Bösewicht alten Stils mit rothen Haaren und schielendem Blick ist, der nichts weniger als das Leben Jans auf dem Gewissen hat. Aber dies traurige Schicksal hat in A. Hauschner eine künstlerische Gestalterin gefunden. Zumal die Schilderungen des enggassigen holländischen Fischerdorfs, des Lebens und Treibens auf dem Heringsschiff und vor allem des am Sonntag losbrechenden Gewitters sind von prachtvoller Anschaulichkeit.

E. Heerdegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Graß Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 38. Berlin, den 20. Juni 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Die Reichstagswahl. Von Theodor Barth.

Die russische Gesellschaft und die Konstitution. Von Arkadij Leontjewitsch.

Die Salzburger Ferienkurse. Von Alfred Weber.

Aus Briefen und Dichtungen Sainte-Beuve's. Von G. Ranschoff.

Biographische Falschmeldungen. Von Helene Bettelheim-Gabillon (Wien).

Der Mythus von dem Eselskultus bei Juden und Christen. Von M. Friedländer (Wien).

In Trastevere. Eine Erzählung. (Schluß.) Von Oscar Levertin.

Bücherbesprechung:

Paul Heyse: Ein Wintertagebuch. Bespr. von —l—m—n.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Das Ergebniß der Wahlen zum deutschen Reichstag liegt insofern völlig klar vor, als ein Zweifel darüber, was die Majorität der Bevölkerung auf politischem Gebiet nicht will, ausgeschlossen ist. Die Wahlen sind ein Votum gegen den Zolltarif und gegen die Mittel, wie der Zolltarif zur Verabschiedung gelangt ist. Der Zolltarif und die Art seiner Durchberathung im Reichstag sind die letzten und die stärksten politischen Eindrücke, die das deutsche Volk erhalten hat, und diese Eindrücke haben es bewirkt, daß die Opposition im Reichstag und zwar die rücksichtsloseste Opposition die stärksten Erfolge errungen hat. Das Wachsthum der Sozialdemokratie sowohl an Stimmenzahl, als auch an Mandaten ist das Charakteristische für den Ausgang der Wahl.

Scheidet man dieses Ergebniß aus, so sinken alle weiteren Verschiebungen fast zur Bedeutungslosigkeit herab. Und dieses Resultat wird noch durch den Umstand unterstrichen, daß die Führer der Bündler, die Roesicke, Hahn und die ihnen Nächststehenden ihre Mandate verloren haben; Herr Oertel aber von der „Deutschen Tages-Zeitung" steht in einer Stichwahl, die ihn einer recht unsichern parlamentarischen Zukunft entgegenführt. Also Schwächung des Bundes — Stärkung der Opposition gegen das Agrarierthum.

Im Königreich Sachsen verdichten sich die Erscheinungen zu ganz besonderer Anschaulichkeit. Hier hat die Reaktion, der sich auch sogenannte liberale Kreise angeschlossen haben, durch eine Verschlechterung des Wahlrechts jegliche Opposition aus dem sächsischen Landtag entfernt, und für die Reichstagswahlen hatten sich alle jene rückschrittlichen Elemente wiederum zu einem Kartell zusammengeschlossen. Die Wirkung ist, daß das Königreich Sachsen möglicher Weise im nächsten Reichstag ausnahmlos durch Sozialdemokraten vertreten sein wird.

Will man die Sozialdemokraten in ganz Deutschland in gleicher Weise fördern, so hat man nur nöthig, nach sächsischer Methode auch im Reiche zu regieren. Daß man sich der sächsischen Methode schon in allzu hohem Grade angenähert hat, führte auch in den andern Bundesstaaten den Sozialdemokraten Hunderttausende und Hunderttausende zu, die sogenannte zielbewußte Genossen ganz gewiß nicht sind, und die vielfach überhaupt nicht zur Sozialdemokratie gehören.

Ein Regiment, das geneigt war, der Reaktion zahlreiche Konzessionen zu machen, das keine politische Richtung befriedigte, und das schließlich den Zolltarif vorlegte und der Vergewaltigung der parlamentarischen Rechte zustimmte, hat die Antwort von der Bevölkerung erhalten.

Die Antwort besagt erklärlicherweise nichts über Monarchie oder Republik; nichts über Zukunftsstaat oder Gegenwartsstaat. Wer mitten in der Wahlbewegung gestanden hat, der weiß, daß diese Fragen in den Erörterungen gar keine, aber auch nicht die geringste Rolle gespielt haben. Diskutirt wurde nur, ob man mit den bestehenden Zuständen im heutigen Staate zufrieden sein könne, ob junkerlich-agrarisch, ob ultramontan regiert werden solle, oder ob gegen alle diese Richtungen mit einem Protest geantwortet werden müsse, und ob als Zeichen eines Protestes die Wahl von Freisinnigen oder erst die Wahl von Sozialdemokraten ausreiche; wobei ein solcher Protest mit der besonderen Nüance vielfach versehen wurde, daß ein sozialdemokratischer Kandidat das Vertrauen der weniger Bemittelten ganz besonders verdiene.

Was vorauszusehen war, trat ein. Politische Unzufriedenheit stärkte jene Partei, die am rücksichtslosesten die Opposition vertritt, und so hat die Fluthwelle das Schiff der Sozialdemokratie mächtig vorwärts getragen. Die

Freisinnigen hingegen haben Verluste zu beklagen und zwar alle drei Richtungen, die süddeutsche Volkspartei, die freisinnige Volkspartei und auch die Freisinnige Vereinigung. Vielleicht wäre dieses Verhängniß abzuwenden gewesen, wenn alle freisinnigen Fraktionen in den Debatten über den Zolltarif geschlossen aufgetreten wären; jedenfalls ist das Verhängniß in seiner Wirkung dadurch herabgemindert worden, daß wenigstens Freisinnige gegen Freisinnige diesmal in den Wahlkreisen sich nicht gegenüberstanden. Aus der papiernen Polemik, zu der einige Zeitungen sich verstanden, wurde kein offener Kampf.

Die Freisinnige Vereinigung hat den Verlust einiger ausgezeichneter Parlamentarier zu beklagen. Vor allem ist schwer zu verschmerzen, daß Karl Schrader dem nächsten Reichstag nicht angehören wird. Daß für eine Kraft wie Professor von Liszt ein Sitz nicht erobert werden konnte, ist sehr zu bedauern.

Die Freisinnige Vereinigung ist sicher an 12, vielleicht noch an zwei weiteren Stichwahlen betheiligt, und wenn alle Kräfte angespannt werden, ist zu hoffen, daß die Partei fast in alter Stärke in den Reichstag zurückkehrt. Das ist kein Trost, und das kann über die Thatsache nicht hinwegtäuschen, daß immer größere Schichten der Bevölkerung in ihrer Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, in ihrer Auflehnung gegen die wirthschaftliche, politische und geistige Reaktion ihre Stimmen der Sozialdemokratie geben.

Unzweifelhaft wird die gesammte Linke im kommenden Reichstag stärker sein als im alten Reichstag; aber diese Stärkung kommt ausschließlich der Sozialdemokratie zu gute. An dieser Thatsache ist eins erfreulich, daß der Widerstand gegen die Reaktion im Volke wächst; an dieser Thatsache ist eins bedauerlich, daß die Kräfte des Widerstandes in der Bevölkerung der Sozialdemokratie zuwachsen und nicht den Freisinnigen.

Die Ursachen, die diese Erscheinung gezeitigt haben, sind offenkundig. Ein Freisinn, der sich in Nuancen zersplittert, entbehrt starker werbender Kraft bei den Massen. Er behauptet sich am leichtesten dort, wo starke Persönlichkeiten als Kandidaten auftreten; er verliert dort immer mehr an Boden, wo die Reputation der Partei zu ersetzen hat, was der einzelne Kandidat an faszinirender Kraft nicht besitzt. Es ist nicht das geistige Fundament, auf dem der Liberalismus aufgebaut ist, das umgestaltet werden muß. Die Methode, wie diese Grundsätze bethätigt werden, wird über kurz oder lang zu ändern sein.

Dazu ist in diesem Augenblick der Zeitpunkt nicht da. In diesem Augenblick gilt es, von freisinnigen Mandaten zu behaupten, was zu behaupten ist, und die Kraft auf das Aeußerste für die Stichwahlen anzuspannen. Wenn die süddeutsche Volkspartei, die freisinnige Volkspartei und die freisinnige Vereinigung mit dreißig bis vierzig Mandaten in den Reichstag zurückkehren, so bleibt dies ein fester Stützpunkt, der dem Liberalismus seinen Einfluß auf das politische Leben sichert, und eine Basis, auf der für die Zukunft weiter gebaut werden kann.

Scheuerfrauen und Handwerker haben die Blutflecken und die Spuren roher Demolirung im Konak zu Belgrad beseitigt. Die Todten sind beerdigt, und die serbische Volksvertretung hat mit Hurrah Peter Karageorgiewitsch als König ausgerufen. Es gibt nun einen König, und Seine Majestät, die bis jetzt in Genf als Privatmann lebten, haben mit äußerster Behendigkeit sich unmittelbar den Stil gekrönter Häupter angeeignet. Ob König Peter andere Qualitäten zum Herrschen besitzt, muß dahingestellt bleiben; aber er spricht in seiner Proklamation bereits tadellos von seiner getreuen Armee, seinem treuen Volke, und daß er durch Gottes Gnade nunmehr sich auf den Thron setzen könne, von dem man soeben das Blut seines niedergeschossenen Vorgängers, Alexander, nothdürftig abgewischt hat. Daß die neue Majestät sogar bei solchem Anlaß den lieben Gott bemüht, zeugt freilich vom Studium des höfischen Stils, aber weder von Frömmigkeit noch von Geschmack.

Es ist heute vollkommen offensichtlich, daß diese „Revolution" eine Offiziersemeute war, sonst nichts; einige Offiziere wirkten als Henker und Vandalen, und Serbien hatte einen neuen geliebten Monarchen. Alexander und Draga genossen gewiß keiner Sympathien, aber diese Mörder in Offiziersuniform können auch nicht als Vaterlandsbefreier posiren. Es sind Prätorianergestalten, wie man sie aus der römischen Kaiserzeit kennt.

Für den nationalen Egoismus unserer Zeit ist es charakteristisch, daß Völker und Regierungen sich beeilen, die vollzogene Thatsache gelten zu lassen. Der Zar von Rußland ist mit gutem Beispiel vorangegangen und hat den, der die Früchte des Mordes pflückte, beglückwünscht andere Staaten sind gefolgt. Soweit wir sehen, haben sich nur England und Deutschland bisher zurückgehalten. In dieser Zurückhaltung liegt politischer Takt. Gewiß haben wir nicht die Aufgabe, das serbische Volk zur politischen Moralität zu erziehen; aber ein großes Reich soll auch nicht die Haltlosigkeit üben, die öffentliche Moralität noch weiter zu untergraben, indem auch der Anstand dem „Geschäftsinteresse" untergeordnet wird. „Das Geschäft und nur das Geschäft" ist ein schlechter Grundsatz im geschäftlichen wie im staatlichen Leben.

In Ungarn ist die parlamentarische Maschine vollständig ins Stocken gerathen; die Opposition brachte dies zu Werke, und die Folge war, daß das Ministerium zurücktreten mußte. Die Bildung des neuen Ministeriums unter Tißa stößt auf wohl unüberwindliche Schwierigkeiten, und es ist noch nicht abzusehen, wie die weitere politische Entwicklung sich in Ungarn vollziehen wird.

* * *

Die Reichstagswahl.

Nach dem charakteristischen Merkmal der Reichstagswahl vom 16. Juni 1903 braucht man nicht lange zu suchen. Die Sozialdemokratie ist der Sieger, der alleinige Sieger. Alle andern Parteien haben sich mit Mühe und Noth behauptet oder verloren. Daß dies der schließliche Ausgang einer die große Masse der Bevölkerung in ihrer gesammten Lebenshaltung schädigenden Zoll- und Handelspolitik sein würde, war unschwer vorauszusehen, nur über das Mehr oder Minder der mit Sicherheit zu erwartenden Wahlerfolge der Sozialdemokratie konnte man verschiedener Meinung sein. Es wäre kleinlich und thöricht, wollte man diesen sozialdemokratischen Sieg als das Resultat einer skrupellosen Agitation bezeichnen. Gewiß ist die Sozialdemokratie in ihrer Agitation nicht wählerisch gewesen; sie hat jedes Zugmittel angewandt, mit dem man Massen in Erregung und in Erbitterung versetzen kann; aber der Bund der Landwirthe gab der Sozialdemokratie in diesem Punkte nichts nach, stützte sich obendrein fast durchweg auf den gesammten Verwaltungsapparat der Kreise, verfügte über außerordentlich große materielle Mittel und hat doch keine Lorbeeren geerntet, sondern die Mandate seiner Führer nahezu sämmtlich eingebüßt.

Die sozialdemokratische Bewegung, darüber darf man sich nicht täuschen, ist eine elementare Volksbewegung, die allmählich so gewaltig geworden ist, daß ein nur halbwegs verständiger Staatsmann heute jeden Gedanken aufgeben muß, sie mit kleinen Polizeimitteln, Ausnahmegesetzen und dergleichen Verwaltungskünsten eindämmen zu wollen. Jede reaktionäre Politik muß der Sozialdemokratie neue Nahrung und neuen Schwung verleihen. Nur eine den materiellen und geistigen Interessen der Massen weit entgegenkommende liberale Regierungskunst hat Aussicht, diese Fluth einzudämmen.

Digitized by Google

Daß ernsthafte sozialreformatorische und aufrichtig liberale Bestrebungen den Siegeszug der Sozialdemokratie aufzuhalten vermögen, ist wenigstens in einem Beispiel bei den diesmaligen Wahlen deutlich zu Tage getreten. Der Fall Roesicke in Dessau-Zerbst ist in gewissem Sinne typisch. Richard Roesicke ist der Vertreter der fortgeschrittensten Sozialreform und der entschiedenste Gegner aller Repressivmaßregeln gegenüber der Sozialdemokratie. Die sozialdemokratische Partei sah in ihm einen Konkurrenten um die Gunst der Arbeitermassen und bekämpfte ihn deshalb rücksichtslos. Die Nationalliberalen, die ihn früher unterstützt hatten, stellten ihm andererseits einen Kandidaten entgegen, zusammen mit allen Reaktionären, weil Roesicke's Liberalismus ihnen zu arbeiterfreundlich war. Und das Resultat ist, daß Roesicke gegenüber der Wahl von 1898 mehrere tausend Stimmen gewonnen, die Sozialdemokratie die Stimmenzahl aus der Stichwahl des Jahres 1898 nur um vierhundert überschritten und die Reaktionäre, trotz der Mitwirkung der Nationalliberalen, eine klägliche Niederlage erlitten haben. Wenngleich man aus einem einzelnen Fall nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen darf, so ist doch dieser Vorgang signifikant genug, um aus ihm Folgerungen für die beste Art der Bekämpfung der Sozialdemokratie herzuleiten.

Es ist nicht unwichtig, darauf schon jetzt hinzuweisen, denn es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß angesichts der kolossalen Erfolge der Sozialdemokratie sich die Scharfmacher alsbald ans Werk machen werden, um die Bestürzung der bürgerlichen Elemente im reaktionären Sinne auszubeuten. Die schon lange drohende Gefahr eines ernsthaften Angriffs auf das Reichstagswahlrecht wird bald akut werden. Die Spekulation der Reaktionäre wird darauf gerichtet sein, selbst das entschieden liberale Bürgerthum mit dem rothen Gespenst zu schrecken, um es für reaktionäre Maßnahmen zu gewinnen, oder wenigstens seinen Widerstand gegen solche Maßnahmen zu lähmen. Gelingt es dem liberalen Bürgerthum nicht, seine in vieler Beziehung gewiß gerechtfertigte Verstimmung gegenüber der Sozialdemokratie hinter nüchterne politische Erwägungen zurücktreten zu lassen, so ist die Rolle des Liberalismus als politische Partei ausgespielt.

Hart bedrängt von der Sozialdemokratie auf der einen und den reaktionären Parteien auf der andern Seite, hat der Freisinn sich trotz der größten Anstrengungen nur unter Verlusten in dieser Wahl behaupten können. Aber seine Bedeutung als Damm gegen die Reaktion ist heute größer als je zuvor. Wenn er in der Schicksalsprobe, die uns bevorsteht, den liberalen Grundsätzen ohne Wanken die Treue hält, seine politische Besonnenheit bewahrt und allen reaktionären Verlockungen gegenüber standhaft bleibt, so wird er in den bevorstehenden politischen Kämpfen, trotz seiner numerischen Schwäche, vielleicht eine entscheidende Rolle zu spielen haben. Von seiner Haltung wird es wahrscheinlich abhängen, ob die Reaktionäre es riskiren werden, zu einem Gewaltstreich gegen die Sozialdemokratie auszuholen. Da ein solcher reaktionärer Gewaltakt der Beginn einer sehr ernsten inneren Krisis sein würde, so ist die politische Verantwortung des entschiedenen Liberalismus nicht gering zu veranschlagen. Der Freisinn, der sich im Kampfe gegen die Reaktion nicht bewährt, hat seinen Beruf verfehlt. Das wird man sich auch angesichts der bevorstehenden Stichwahlen zu vergegenwärtigen haben. Der Hauptfeind steht nach dem 16. Juni rechts, wie er vor dem 16. Juni rechts stand. Die Gefahr reaktionärer Ausschreitungen ist aber heute größer als je zuvor. Man kann sie nicht dadurch bannen, daß man die Zahl der Mandate der reaktionären Parteien vermehren hilft, sondern nur dadurch, daß man unerschrocken jeder parlamentarischen Verstärkung der Reaktion entgegenarbeitet.

Theodor Barth.

Die russische Gesellschaft und die Konstitution.*)

Sowohl Kaiser Alexander II. als auch Alexander III. während der ersten Tage seiner Regierung hatten sich gleich einer großen Anzahl führender russischer Staatsmänner und Politiker vollkommen mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die Ertheilung einer freiheitlichen Verfassung an die russische Nation nicht weiter hinauszuschieben sei. Das Urtheil an der verantwortlichen Stelle ging also damals dahin, daß die politische Reife des Volkes für einen solchen Wechsel vorgeschritten genug sei. Auch das alte Rußland hatte, wenigstens in einer bestimmten Periode seiner Geschichte, bereits eine Art Volksvertretung neben dem Zaren gekannt: die Landesversammlung, russisch „Semskij Ssobor" genannt. Der Semskij Ssobor war kein gewähltes Parlament, sondern eine Vertretung der Stände, zu deren Anhörung sich der erste Zar aus dem Hause Romanow, Michael, vor seiner Wahl im Jahre 1613 ausdrücklich verpflichtet hatte. Der grundbesitzende Adel und die damals in Rußland allerdings noch sehr wenig entwickelten Städte hatten Michael Romanow gewählt und ihm in einer besonderen Wahlkapitulation die Bedingung auferlegt, den Semskij Ssobor auch fernerhin zu hören — aber die Institution besaß keine Regelmäßigkeit, insofern keine Bestimmungen darüber existirten, wann und unter welchen Umständen die Landesversammlung zusammentreten sollte. Man stellte sich mehr im allgemeinen vor, daß der Zar nichts Wichtiges thun solle, ohne sich mit den Ständen zu berathen. Thatsächlich ist denn auch der Semskij Ssobor sowohl unter Michael als auch unter seinem Nachfolger Alexei mehrmals zusammenberufen worden, namentlich in Zeiten großer staatlicher Kalamitäten, aber eine Reihe politischer Umstände, auf die hier nicht näher einzugehen ist, begünstigten fortgesetzt die Erstarkung der zarischen Autokratie bis zu dem Grade, daß am Ende des 17. Jahrhunderts der Semskij Ssobor überhaupt in Vergessenheit gerieth. Vollends Peter der Große und seine Nachfolger haben nie mehr an seine Einberufung gedacht.

Man kann sagen, daß sich bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts kaum irgend ein Mensch in Rußland noch an die alte Landesversammlung erinnerte, ja von der früheren Existenz dieser Einrichtung auch nur etwas Näheres wußte. Erst die historische Forschung unter Alexander I., vor allen Dingen Karamsin's großes Werk, brachte allmählich die Kenntniß der Zustände Rußlands in der Zeit nach dem Tode Iwans des Schrecklichen und die Rolle, welche der Semskij Ssobor damals zu spielen begonnen hatte, wieder zum Bewußtsein der gebildeten russischen Gesellschaft. Unter Alexander II. wurde dann die Forderung: „Semskij Ssobor!" geradezu das Schlagwort, unter dem sich die liberale oder konstitutionelle Partei sammelte. Die sogenannte Loris Melikow'sche Konstitution, das Projekt jener großen „allgemeinen Kommission", wurde, soweit in den oberen Sphären der Gesellschaft die Kenntniß von dem Bevorstehenden reichte, ganz allgemein als Einberufung des Semskij Ssobor bezeichnet. Nach dem Plan Loris Melikow's und Alexander's II. sollten die Gouvernements je 1—2, die beiden Residenzen 2, die übrigen bedeutenden Städte je einen Vertreter wählen; außerdem wollte sich der Kaiser das Recht vorbehalten, noch eine Anzahl Mitglieder aus eigener Machtvollkommenheit zu ernennen. Die Gesammtzahl der Vertreter hätte also mindestens hundert betragen und auch äußerlich weniger den Charakter einer „Kommission" als den einer faktischen Volksvertretung gehabt.

Der Semskij Ssobor ist auch die Forderung, in der die jetzt vor unseren Augen sich mit stärkerer Gewalt als je erhebende liberale Bewegung in Rußland gipfelt, und zwar denkt man sich die Landesversammlung durchgehends aufgebaut auf der Grundlage der bereits vorhandenen Pro-

*) Vergl. „Nation" Nr. 37 Artikel von Leontjewitsch.

vinziallandtage, der Semstwos*). Was ist nun die Semstwo? Man muß zunächst unterscheiden Gouvernementssemstwos und Kreissemstwos. Ein russisches Gouvernement (das europäische Rußland ohne Polen, Finland und den Kaukasus zählt 50 Gouvernements) ist eine Verwaltungseinheit von durchschnittlich 50 000 qkm Oberfläche und zwei Millionen Einwohner; an Kreisen kann man im Durchschnitt zehn auf jedes Gouvernement rechnen.

Die Gouvernementssemstwos gehen aus den Kreissemstwos hervor. Beide Stufen der Institution waren in der Reformgesetzgebung Alexanders II. gedacht als Körperschaften für die Selbstverwaltung des flachen Landes, mit Ausschluß des Bauernstandes, der selbständig in den Gemeindeverwaltungen organisirt war und innerhalb derselben sogar ziemlich weitgehende Autonomierechte erhielt. Eine Zusammenfassung der Gemeinden zu Selbstverwaltungskörpern höherer Ordnung, respektive ihre Eingliederung in das Semstwosystem, sollte einen der Hauptgegenstände der Berathung und Beschlußfassung der allgemeinen Kommission Loris Melikow's und Alexanders II. bilden. Praktisch sind also die Semstwos Versammlungen des ländlichen Großgrundbesitzes, d. h. in erster Linie des Landadels, denn die Zahl der Großgrundbesitzer ohne adlige Standesrechte ist in Rußland mit Ausnahme einzelner bestimmter Gebiete, in denen andersartige Verhältnisse herrschen, noch sehr gering. Der russische Adel seinerseits entbehrt aber selbst in seinen höheren und höchsten Schichten fast vollständig aller „feudalen" Charakterzüge, sodaß also nach dieser Seite hin der Vergleich mit abendländischen, insbesondere deutschen Verhältnissen aus dem Urtheil über den gegenwärtigen Stand und die zukünftige Entwicklung der russischen Verfassungsfrage ausgeschaltet werden muß. Mit Ausnahme einer Anzahl alter Geschlechter, die meist den Fürstentitel führen, und einer zweiten Gruppe ursprünglich aus dem Auslande zugewanderter Familien, ist der russische Adel durchweg Dienstadel von geringem Alter. Das Vorrücken im Staatsdienst brachte und bringt mit der Erreichung einer allmählich allerdings immer höher hinaufgesetzten Stufe in dem Schema der sogenannten Rangklassen an sich die Verleihung des Adels mit sich. In früherer Zeit war mit dem Begriff des Adels so gut wie untrennbar auch der des ländlichen Grundbesitzes verbunden; das russische Wort für „Adel" bedeutet „Hofbesitzer". Seit den Zeiten der Bauernbefreiung unter Alexander II. und der in ihrem Gefolge eintretenden rapiden Verschuldung und Verminderung des adligen Grundbesitzes haben sich diese Verhältnisse freilich sehr geändert. In Massen strömte bereits die erste, vollends aber die zweite Generation des damaligen Adels in die bürgerlichen Berufe, in die neuen staatlichen, kommunalen und landschaftlichen Aemter ein. Gegenwärtig gehört nicht nur, wie schon früher, fast ausnahmslos das mittlere und höhere Beamtenthum, sondern auch ein großer Theil der Aerzte, Rechtsanwälte, Schriftsteller, Ingenieure u. s. w. zum Adel. Die eigentliche Grenzlinie zwischen Adel und Bürgerthum liegt in Rußland beim Kaufmannsstande, der sich auch in seinen modernisirteren und großkapitalistischen Typen fast ausschließlich aus den ursprünglich städtischen oder ursprünglich ausländischen resp. sonst fremden Elementen, Deutschen, Franzosen, Holländern, Schweden, Juden, Armeniern, Tataren, Griechen rekrutirt.

Alexander II. hatte von Anfang an die Semstwoverfassung auf die Basis des in der Provinz ansässigen grundbesitzenden Adels aufgebaut; waren doch auch fast ausnahmslos die Helfer und Mitarbeiter des Kaisers aus diesem Stande hervorgegangen. Die Reform des „Zarbefreiers" hatte der Selbstverwaltung der Semstwos keinen allzu eng beschränkten Wirkungskreis gezogen, namentlich die wirthschaftlichen Verhältnisse, aber darüber hinaus auch z. B. ein so wichtiges Gebiet wie das Schulwesen, waren ihr ganz oder theilweise überwiesen. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß bei der hier und da doch recht mangelhaften intellektuellen und moralischen Vorbereitung zahlreicher Elemente des russischen Adels eine Reihe unerfreulicher Erscheinungen im Semstwoleben hervortrat, aber im großen und ganzen wäre es eine Ungerechtigkeit zu bestreiten, daß sich seitdem allmählich sehr vieles gebessert hat und daß die Kreise, auf denen das System der Semstwos vorzugsweise beruht, in den letzten vierzig Jahren einen großen inneren Fortschritt gemacht haben. Nach wie vor liegt die Hauptstütze des „gemäßigten" Flügels der russischen Liberalen bei den Semstwoleuten, und was von wirklich intelligenten, opferfreudigen und uneigennützigen Kräften in ihm vorhanden ist, gehört so gut wie ausschließlich dort hinein. Bekanntlich begann aber schon vor dem Tode Alexanders II. die Rückwärtsrevidirung der liberalen und auf Weiterentwicklung nach dieser Richtung hin zugeschnittenen Semstwoverfassung — ein Prozeß, der dann während der Regierung Alexanders III. immer schärfere Formen annahm und jetzt im Grunde nur noch Trümmer des ursprünglichen Zustandes hinterlassen hat. Der Geist der liberalen Aera hatte aber von vornherein zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß die Semstwos sich diese fortgesetzte Verkürzung ihrer ursprünglichen Rechte schweigend hätten gefallen lassen sollen. Namentlich mit dem Heranwachsen der jüngeren Generation verbreiterte und verschärfte sich die theils stillschweigende, theils trotz des von oben her ausgeübten Druckes nach Möglichkeit laut werdende Opposition immer mehr und mehr. Beim Regierungsantritt Nikolaus II. hoffte man in den Semstwos auf eine neue Wendung zu freiheitlicheren Prinzipien, und eine Deputation des Adels von Twer wagte es, den neuen Herrscher direkt um die Anbahnung verfassungsmäßiger Prinzipien zu bitten. Nikolaus, von Anfang an ohne das geringste eigene Urtheil über die inneren politischen und sonstigen Verhältnisse seines Reiches, ließ sich von der absolutistischen Partei jene berüchtigte Antwort an die Twerer, von den „sinnlosen Phantasien" soufflirt — ein Wort, das eine unbeschreibliche Erbitterung in den Kreisen der Semstwos erzeugt hat.

Einen neuen und charakteristischen Zug hat das Gesicht des russischen Liberalismus aber durch den Hinzutritt zahlreicher Elemente, ja geradezu der Mehrheit der gebildeten Jugend zu der auf Ertheilung einer Konstitution hin gerichteten Bewegung erhalten. Von hier aus rekrutirt sich ihr linker radikaler Flügel. Die unglückseligen russischen Universitätsverhältnisse in erster, die geistlichen Seminarien und die übrigen Mittelschulen (das Wort im österreichischen Sinn gebraucht) in zweiter Linie vermehren die Zahl der auf dieser Seite Kämpfenden in rascher und steigender Progression. Es ist ein Widersinn in sich selbst, der heranwachsenden Jugend höhere und vollends akademische Bildung darbieten zu wollen und zugleich ihre Beschäftigung mit den Wissenschaften von Staats- und Polizeiwesen so zu reglementiren, daß dabei keine politisch „unzuverlässigen" und „gefährlichen", gegen den Absolutismus und die Bureaukratie gerichteten Regungen entstehen. Die russische Regierung hat das Denkbare und Undenkbare versucht, um die Aufgabe doch zu lösen — mit welchem Erfolge, das lehren die fortgesetzten Studentenrevolten an sämmtlichen Hochschulen des Reiches. Der Staat und die Gesellschaft brauchen, um zu existiren, Professoren, Lehrer, Juristen, Aerzte, Naturwissenschaftler, Techniker; es ist nicht möglich, sie zu erzeugen, ohne daß die Schüler und Studenten sich außer mit der rein handwerksmäßigen und mechanischen Seite auch mit dem geistigen, d. h. unter russischen Verhältnissen mit dem revolutio-

*) Das Wort „Semstwo" ist schwer mit einem einheitlichen Ausdruck zu übersetzen. Man könnte es etwa wiedergeben mit „Landschaft", natürlich nicht im ursprünglichen Sinne, sondern in dem abgeleiteten der politischen und sozialen Korporation. Alles Städtewesen gehört im Prinzip außerhalb der Semstwo. Das Wort ist im Russischen Neutrum; man müßte also korrekterweise sagen: das Semstwo. Wir folgen aber dem eingebürgerten Sprachgebrauch, der in Anlehnung an die Begriffsbezeichnung im Deutschen die weibliche Form bevorzugt.

nirenden Prinzip der Wissenschaft befassen. Natürlich lodert bei der Jugend der Grimm gegen die geistige Knechtung durch die Staatsgewalt nur um so heftiger empor, je roher und wahnsinniger die Polizeimaßregeln werden, die darauf abzielen, die Studenten „in Ordnung zu halten". So erzählt Wolkonskij in seiner kürzlich hier erwähnten Broschüre als authentisch, daß die St. Petersburger Polizei im vorigen Jahre sehr wohl Kenntniß von der geplanten studentischen Demonstration auf dem Platz vor der Kasanschen Kathedrale besaß, daß sie aber die Dinge absichtlich sich entwickeln ließ, um bei der Gelegenheit die Anstifter herauszufinden. Als es dann zu Zusammenrottungen kam und die Studenten dabei die Hauptrolle spielten, ließ der Stadthauptmann von Petersburg, General Kleigels, die Kosaken mit ihren ledernen Reitpeitschen (Nagaikas) unter die jungen Leute reiten, mit dem ausdrücklichen Befehl, unbarmherzig darauf los zu prügeln, ohne Rücksicht, wo es hinträfe. Die Schreckensscene auf dem Kasanschen Platz, die nun folgte, hat sich dauernd nicht nur dem Gedächtniß der Studenten, sondern der ganzen gebildeten Gesellschaft Rußlands so tief eingeprägt, daß man noch jetzt grauhaarigen, mit Orden bedeckten Männern Thränen des Zornes und der Scham ins Auge steigen sehen kann, wenn die Rede auf jenen Vorfall kommt.

Schon die sogenannte Nihilistenbewegung der siebziger und achtziger Jahre war wesentlich durch den Anschluß der bis zur Verzweiflung und bis zur todesmuthigen Opferwilligkeit exaltirten gebildeten Jugend, zu der, wie auch jetzt, zahlreiche Frauen und Juden gehörten, bestimmt. Es ist sehr bemerkenswerth, wie sich in weiten Kreisen der russischen liberalen Gesellschaft das Urtheil über diese „Propaganda der That" geändert hat.

Wolkonskij schreibt:

„Die Unzufriedenheit mit der Regierung drückt sich naturgemäß auf ungesetzliche Weise aus, denn auf welche Art soll sie sich sonst bei unserem Regime entladen? Politische Morde erscheinen als Paroxysmen dieses chronisch erregten Zustandes der Gesellschaft. Man muß die Thatsache anerkennen, daß unsere ehemaligen Terroristen, obwohl sie verbrecherisch handelten, Leute waren, die ihre Heimath aufrichtig liebten; der Nihilismus erwuchs auf dem nationalen Boden historischen Selbstbewußtseins; er erschien als natürliche Form des Protestes gegen das bureaukratische System der Regierung, das seit dem Jahre 1864 dem regelmäßigen Lauf unseres nationalen Lebens entgegenwirkt. Die Liebe zur Heimath kann man auch der jetzigen, zur Schußwaffe greifenden Jugend nicht abstreiten. Balmaschew ist hingerichtet worden, aber wenn man sich daran erinnert, welch eine allgemeine Unzufriedenheit das Regiment des verstorbenen Ssipjagin hervorrief, wenn man hinzufügt, daß die Studenten eine Seelenmesse für Balmaschew hielten, so folgt daraus, daß Rußland diesem dankbar war, wenn auch nicht dafür, daß er den armen Ssipjagin umgebracht hatte, so doch dafür, daß er es von Ssipjagin befreit hatte. Wie man hört, ist der Jude, der den General von Wahl verwundete, gleichfalls hingerichtet; General von Wahl aber ist befördert worden. Aber Wahl hat in Wilna unschuldige Menschen prügeln lassen, d. h. eine Gesetzlosigkeit verübt. Jeder ehrenwerthe Mensch, wenn er nicht gerade die Frömmigkeit in Person ist, hätte auf eine solche Gesetzlosigkeit mit demselben Mittel geantwortet: mit dem Schuß auf die Obrigkeit."

Man bedenke, daß sich diese Urtheile in einer Schrift finden, die sich einer außerordentlichen Ruhe des Tones und Urtheils befleißigt und selbst Nikolaus II. gegenüber an keiner Stelle einen beleidigenden oder nichtachtenden Ausdruck bringt, vielmehr offensichtlich mit der Absicht, auf den Kaiser selbst zu wirken, geschrieben ist.

Sowohl die gemäßigte Semstwopartei als auch der radikale akademische Liberalismus (radikal übrigens nicht schlechthin im abendländischen Sinn, sondern vielfach bloß in Anschauung russischer Verhältnisse) richten ihren Haß übrigens nicht einmal so sehr gegen den prinzipiellen Absolutismus, wiewohl natürlich über die Schädlichkeit desselben für Rußland niemandem ein Zweifel besteht, wie vielmehr gegen die praktische Erscheinungsform dieses Absolutismus: die Bureaukratie. Die absolutistische Staatsform ist an sich ein fruchtbarer Nährboden des Bureaukratismus, und in Rußland ist sie es in besonders hervorragendem Maße. Was aber in früherer Zeit bei den engeren Formen und durchweg ungleich schwächeren Erscheinungen des politischen und sozialen Lebens halbwegs erträglich erscheinen konnte, ist heute auch in Rußland bei der mächtigen Verbreiterung und Verstärkung des wirthschaftlichen, sozialen und politischen Stromes innerhalb der Nation schlechthin nicht mehr erträglich. Die Bureaukratie umfängt, umschließt, reglementirt schlechthin alles, und je weiter ihre Aufgaben werden, desto weniger reichen ihre inneren Fähigkeiten zur Bewältigung derselben hin. Die Folge ist, daß der innere Widerspruch der Lage sich in steigender Brutalität, steigender Korruption, steigendem Cynismus der Bureaukratie auslöst. Das Wesen der russischen Bureaukratie ist die Verbindung von innerer Ohnmacht und äußerer Allmacht, die sich mit dem Prinzip des zarischen Absolutismus und der Person des angeblich selbstherrlichsten, in Wirklichkeit abhängigsten aller Menschen in Rußland, des Zaren, deckt.

Die unerträgliche Spannung der jetzigen Lage ist ein natürliches Produkt der Brutalität, mit der während der sechzehnjährigen Regierung Alexanders III. durch den Einfluß Pobjedonoszew's und seiner Partei alle freiheitlichen Regungen in der Nation niedergehalten wurden. Es ist durchaus möglich, daß die Oeffnung des Ventils jetzt, wo im Kessel schon lange ein gefährlicher Ueberdruck herrscht, zu gewaltsamen Ausbruchserscheinungen führen kann — wenn aber das Ventil geschlossen bleibt, so erfolgt sicher die Explosion. Unter den gegenwärtigen Machthabern, denen Nikolaus II. sein Vertrauen einstweilen schenkt, kann man drei Richtungen unterscheiden: die fanatisch doktrinäre, die prinzipiell opportunistische und die bewußt cynische. Zur ersteren gehört Pobjedonoszew, zur zweiten Herr v. Witte, zur dritten der Minister des Innern, v. Plehwe. Konstantin Petrowitsch würde eher sterben wollen, als ein konstitutionelles Regime mitmachen; der Finanzminister hat sich zu wiederholten Malen, und „zwischen den Zeilen" seiner Denkschriften und Unterhaltungen für jeden nicht Begriffsstutzigen deutlich genug zu lesen, als einen Mann bekannt, der das liberale Prinzip ebensogut zu schätzen wisse, wie das absolutistische und bereit sei, sich auch mit einem Systemwechsel einzurichten. Plehwe endlich ist der Typus der „starken Hand", der Brutalität um der Brutalität willen, ohne jedes Gefühl persönlicher und politischer Verantwortung. Gegen ihn richtet sich vor allen Dingen der allgemeine Haß, und es ist sicher zu erwarten, daß es auch ihm gegenüber mindestens zu dem Versuch gewaltthätiger Auflehnung kommt.

An eine Beruhigung der Gesellschaft ist jedenfalls nicht zu denken, solange Plehwe und Pobjedonoszew im Amt bleiben. Namentlich aber den letzteren zu entlassen, würde Nikolaus II. eine stärkere Willensanstrengung kosten, als er sie aufzubringen fähig ist. So wird man also voraussichtlich versuchen, auf die bisherige Art sich weiter zu helfen. Von woher die Katastrophe kommen wird, ist schwer zu sagen; daß sie aber unter den herrschenden Umständen dauernd ausbleibt, erscheint wenig wahrscheinlich. Sie kann selbst ein Gesicht bekommen, wie 1801 im Michaelpalais, denn auch innerhalb des Kaiserhauses gibt es Persönlichkeiten, die in der krankhaften Willensschwäche Nikolaus II. die größte und drohendste Gefahr der Lage erblicken, und wie manche zu erzählen wissen, steht selbst die Zarin dieser Auffassung nicht fern.

Arkadij Leontjewitsch.

Die Salzburger Ferienkurse.

Salzburg war von 1620—1810 Universität. Es ist der eigenartige Ruhm der kurzen bayerischen Herrschaft über die Alpenländer, ihm diesen Charakter genommen zu haben. Der Gedanke aber, daß zwischen den Kapuzinerberg und den Mönchsberg akademisches Leben gehöre, das ein Gegengewicht gegen die anders gestimmten Lokalgeister des vorderen Alpenlandes abgeben könne, ist in den gebildeten Kreisen Oesterreichs immer lebendig geblieben. Man hat es stets nur als eine Frage der Zeit angesehen, wann die Salzburger Universität wieder auferstehen würde.

Seit kurzer Zeit hatte sich die Situation dafür verschlechtert. Ein Verein, der zur Zeit schon über ein Vermögen von über 1 Million Kronen verfügt, will in Oesterreich eine „katholische", schreibe dogmengebundene Universität schaffen und hat Salzburg, merkwürdig, gerade Salzburg als deren Sitz auserwählt. Am Gängelbande gehende Verstandes- und Charakterdressur an Stelle der erhofften Verstärkung des freien geistigen Luftzugs, diese Aussicht hat die gebildeten österreichischen Kreise in Bewegung gebracht. Man hat einen Salzburger Hochschulverein konstituirt, der auf die Schaffung einer Staatsuniversität hinwirken soll; und man ist weiter im letzten Winter mit reichsdeutschen akademischen Kreisen in Verbindung getreten, um vorerst in freier Selbsthilfe eine Art Sommeruniversität in Salzburg zu schaffen.

Was man auf dem letzteren Weg erreicht hat, ist dies: Es haben sich eine Anzahl deutscher Universitätslehrer, theilweise Namen von recht weitem Klang, mit den österreichischen Kollegen zu einem Verein für wissenschaftliche Ferienkurse in Salzburg zusammengeschlossen. Man hat einen Ausschuß mit verschiedenen Sektionen geschaffen, der aus sich selbst und mit Heranziehung weiterer Kreise jeden Herbst Cyklen von 5—10stündigen Kursen veranstalten wird, die allgemeinwissenschaftliche Resultate der verschiedenen Fachdisziplinen einem Publikum von Studenten und älteren akademischen Hörern mittheilen werden. Man wird das Bedürfniß nach Kommunizirung unter den Disziplinen verwerthen, um zwischen den Beichtstühlen Oberösterreichs und Salzburgs auch einmal etwas frischere Winde hindurchwehn zu lassen. In den kommenden Herbstferien wird man vom 31. August bis 12. September mit einem ersten, diesmal noch auf Nationalökonomie und Sozialwissenschaften beschränkten 12gliedrigen Cyklus beginnen. Später will man sich auch auf Geschichte und Naturwissenschaften ausdehnen.

Vor einigen Wochen ist der Verein mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit getreten, der die deutschen und österreichischen Studenten — leider vielleicht ohne ausreichende breite Begründung und zu sehr im Tonfall des evangelischen Bundes — zum Eintritt in den Verein und zur Mitwirkung an der geplanten Aktion gegen die „drohende Zwingburg der freien Wissenschaft" in Salzburg einladet. — Mit konfessionellen Fragen im engeren Sinne und auch mit nationalen aber hat das Unternehmen, wie man ohne weiteres sieht, in Wahrheit nichts zu thun. Lehrer und Hörer verschiedener Konfession wirken daran unterschiedslos zusammen. Alldeutschthum ist nicht sein Geburtshelfer gewesen. Es ist vielmehr aus der eigenthümlichen Situation herausgewachsen, in der sich in unserem Kulturgebiet heute die Wissenschaft gegenüber den außerkirchlichen Aspirationen des hieratischen Autoritarismus befindet. Daraus und — aus der Einheit, die das akademische Leben der Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz historisch umspannt. Denn, um daran wenigstens zu erinnern: das Universitätsleben dieser drei Länder ist in der That eine Einheit; es ist in sich verwachsen, wie die interakademische Freizügigkeit der Studenten und die gegenseitige Anerkennung der Studienzeiten für die Erlangung der akademischen Würden und der Staatsprüfungen äußerlich deutlich bekunden.

Selten aber hat diese Einheit sich so ausgesprochen wie zur Zeit, da man sich in einer aufgedrungenen Vertheidigungsstellung für die Existenzgrundlagen befindet. Bedroht sind diese Grundlagen, denn bedroht ist wieder einmal das Prinzip, daß nur dogmenfreies Arbeiten wirkliches akademisches Arbeiten ist. Jeder weiß es im Grunde, der Ultramontanismus hat den ungeheuren Kraftzuwachs, den er in den letzten Zeiten zu verzeichnen gehabt, systematisch und von langer Hand dazu verwendet, um gerade gegen dieses Prinzip Bresche zu laufen. Er hat ihn benutzt, der Gelehrsamkeit seiner Perfektion, einer Gelehrsamkeit, die, man mag sich drehen, wie man will, eben auf Dogmen festgelegt ist, wieder ein akademisches Hausrecht zu schaffen. Und er wird ihn benützen zu dem Versuch, überhaupt die bisherige Einheit unseres akademischen Lebens zu sprengen. Von der konfessionellen Volksschule zur konfessionellen Universität, in diesem Weg aber liegt beschlossen, was unsere unglückliche politische Geschichte trotz alledem nicht zu Wege gebracht hat: die Zerstörung der letzten Bollwerke einer einheitlichen Kultur.

Wer für geistige Prinzipienfragen nur das übliche Achselzucken besitzt, spricht da natürlich von Schwarzseherei. Für andere Leute aber ist es nicht nöthig, das Betreiben von etwas, was sich katholische Universität nennt, ausdrücklich aufzuzeigen als das, was es ist: einen wohlüberlegten Schritt auf einem langen und gut geebneten Weg. Katholische Privatanstalt heute, konfessionelle Staatsuniversität morgen! Die politische Machtlage ist, daß dies und noch mehr diesseits und jenseits der Donau jeden Tag erreicht werden kann; es steht der geschlossenen Phalanx, die für derartiges eintritt, in den gesetzgebenden Körpern nirgends ein numerisch ebenbürtiger Gegner entgegen.

Die Situation rief also nach einer Vertheidigung, die sich außerhalb des politischen Rahmens bewegte. Sie forderte heraus, daß man die freien akademischen Kräfte zusammenzufassen versuchte, wo man sie fand, und sie bat sich mit einem Theil ihrer Arbeit auf einen gefährdeten Posten zu stellen. Dies will das Salzburger Unternehmen und weiter nichts. Es ist nicht recht verständlich, wie an entscheidenden Stellen und in der Presse an seinem streng akademischen Charakter überhaupt Zweifel zu entstehen vermochten. Vollends aber wäre es nicht recht zu begreifen, wenn ihm die akademischen Behörden nicht das volle Bürgerrecht gäben. Zwingburg der Wissenschaft nennen, was Zwingburg der Wissenschaft ist, ist am Ende doch höchstens ein diplomatischer Fehler. Und daß man auch heute noch deutsche und österreichische Kräfte zu gemeinsamer geistiger Arbeit aufrufen darf, dafür haben wir Gott sei Dank ja in einer ganz erklecklichen Zahl von Vereinen, die sich sogar zum Theil mit Gesetzgebungsfragen im speziellen befassen, Beispiele genug.

Auch heut noch gilt, das sollte man nicht vergessen, das Goethe'sche Wort, daß das gelehrte Deutschland beginnt, wo das politische aufhört.

Berlin. Alfred Weber.

Aus Briefen und Dichtungen Sainte-Beuve's.

Sainte-Beuve war seit langem auch in den Einzelheiten seines intimen Lebens für uns keine unbekannte Persönlichkeit mehr. Wir hatten seine Briefe, autobiographische Skizzen und Mittheilungen, dazu mancherlei Berichte von Leuten, die ihm nahe gestanden hatten. Seine Existenz war uns manchmal mit einer bis ans Indezente streifenden Genauigkeit bloßgelegt worden; ihr moralischer Werth, das Für und Wider leidenschaftlich erwogen worden. Nun will es das Glück, daß noch einmal ein ganz vertraulicher Beitrag zur Kenntniß seines Wesens an den Markt gebracht wird; es sind Briefe, die er mit einem Lyoneser

Gelehrten gewechselt hat, aus den Jahren 1839 bis 1853.*) Van neuem entwickelt sich da sein Bild vor uns in scharfen Einzelzügen, in interessanten, charakteristischen Aeußerungen. Einmal mehr lernen wir dieses fluktuirende wandlungsfähige Temperament kennen, das den Witterungseinflüssen offen steht, diese sensible und in sich so widerspruchsvoll erscheinende Organisation. Es war ein Geist, der es höchstens zu einem labilen Gleichgewicht brachte.

Er war in allem das Gegentheil Taine's, der in der klassischen Kritik des modernen Frankreichs die Richtung aufs Absolute vertritt. Taine war der philosophirende, abstrahirende Kopf; schon in der Ecole Normale hatte ein Lehrer ihm das Zeugniß ausgestellt, daß er sich gar zu gern und zu rasch auf allgemeine Formeln versteife. Er nahm leicht einen Anlauf ins Ideologische, und aus der Höhe dieser systematisirenden Betrachtungsweise vergaß er, was um ihn her vorging, isolirte er sich im Lande doktrinärer Selbstherrlichkeit. Als junger Gelehrter, einige zwanzig Jahre alt, schrieb er einmal:

„Mit Ideen zu plaudern, ist ein unendliches Vergnügen und eine leidenschaftliche Beschäftigung. Alle Fähigkeiten sind gespannt, man vergißt das Uebrige, die Tage fliegen wie ein Pfeil, und zum Schluß ist man zufrieden mit sich selbst, weil man eine wirkliche Anstrengung und eine männliche That vollbracht hat. Es ist selbst eine Art Trunkenheit, je mehr man getrunken hat, desto mehr will man trinken, und wie die Gewohnheit der Leidenschaft hilft, kommt man dahin, daß man nicht mehr aus seinem Zimmer heraus will. Ich begreife in diesem Augenblick die Leute, welche in ihrem Stuhl gelebt haben, in sich hinein blickend, ohne daran zu denken, den Kopf aus dem Fenster zu stecken, um zu sehen, was vorgeht. Keine private, keine praktische Sache scheint werth zu sein, daß man sich mit ihr befasse, ich hege nicht die geringste Neugier, die Zeitungen zu lesen; ich kümmere mich um Politik, wie um einen Strohhalm, ich habe meine Welt für mich, da will ich bleiben, und die, welche es wollen, mögen sich um Kleider, Regierung, Geld und Stellen u. a. zanken. Ist das keine glückliche Stimmung?"

Von solch einer starkgeistigen Abgeschlossenheit war bei Sainte-Beuve nichts zu spüren. Er war vielmehr eine sensitive Natur, eine von denen, die nie ein Gefühl der Leere los werden, die sich nie erfüllen können und sehnsüchtig aus der Gegenwart in die Ferne schweifen. Gleich der erste Brief, den wir von ihm haben, setzt mit einem wehmüthigen Rückblick ein auf die Zeit entschwundener Kindheitstage — elegisches Erinnern, Bedauern darüber, daß es so anders ist, als es einstens war! Und etwas später gesteht er, daß diese leidige Art, sich in die Vergangenheit zu flüchten, bei ihm schon zur Gewohnheit geworden sei.

„Ich selbst trage nicht genug Heiterkeit in mir, um in der Gegenwart zu leben, und da ich andererseits nicht so viel Hoffnung habe, um mich in die Zukunft zu versetzen, so werfe ich mich denn mit Vorliebe auf die Vergangenheit. Darin liegt, ich bekenne es, ein Ansatz zu vorzeitigem Altern, aber was thun? Wir, die wir mehr Ideen als sanft Glücksgüter in diese Welt haben, altern frühe; das Bedauern kommt mit der Klage, und so sehen wir immer das Glück in der vergangenen Zeit."

Für einen Zweiundzwanzigjährigen war das ein trübes Bekenntniß; doch mehr als das, dieser Hang, sich in schwermüthigen Empfindungen zu despiegeln, hatte etwas Ueberstiegenes, Unwahres an sich. Denn Sentimentalität ist ihrem Wesen nach eben nicht frei von Unredlichkeit; sie weidet sich an ihren Schmerzen und vergrößert sie dadurch; sie treibt den Kultus der Schmerzen, der so verstrickend ist, wie kein anderer. Wenn er nur leider nicht so giftig-süß und ungesund wäre und nicht gleich in uferlose Breiten austreten wollte! Bei Saime-Beuve hat die eigentlich sentimentale Periode ein halbes Jahrzehnt und länger gedauert. Sie erreichte oder sie überschritt vielleicht ihren Höhepunkt, als er 1829 einen Band weltschmerzlicher Gedichte unter dem Titel „Vie et poésies de Joseph Delorme" veröffentlichte. Der Träger dieses Namens sollte ein junger Student der Medizin sein, arm, unverstanden, einsam, unglücklich entsagend in seiner Liebe, ohne ein mitfühlendes Herz, und damit ihm gar nichts erspart bleibe, sterbenskrank. Die Schwindsucht rafft ihn dahin.

„Nein, eine unsichtbare Hand hat mich vom Glücke geschieden; ich trage so etwas, wie ein Zeichen auf der Stirn, und ich kann mich hienieden mit keiner Seele verbinden. Sagt dem abgerissenen Blatte, das mit den Winden und Fluthen treibt, daß es im Wald und in der Erde Wurzeln fassen und eine Eiche werden soll. Ich, ich bin dieses todte Blatt; ich treibe noch einige Zeit und der Herbst wird mich zum Faulen bringen."

So klagt Joseph Delorme. Und wer fühlt nicht das Ueberhitzte, Lyrisch-Hypertrophe dieser Stimmung heraus? An einer anderen Stelle schildert er seine Muse. Sie ist keine Schönheit, keine „Odaliske" mit nackten Brüsten und funkelnden Augen, keine Fee und auch keine hohe Schloßfrau — nein, vielmehr ein schwindsüchtiges Wäschermädchen mit heiserer, röchelnder Stimme, das sich mühsam nur aufrecht hält.

Elle file, elle coud, elle garde à la maison
Un père vieux, aveugle et privé de raison.
Si, pour chasser de lui la terreur délirante
Elle chante parfois, une toux déchirante
La prend dans sa chanson, pousse en sifflant un cri
Et lance les graviers de son poumon meutri.

Aber ob dieser „Fall" sich nicht doch mehr für die Klinik, als für die Poesie eignen dürfte?

Es fehlt dieser Dichtweise nur zu oft das überzeugende Maß, das Unvermittelt-Unreflektirte. Aber im Grunde steckt ein Kern von wahrhaft Seelsterlebtem. Das sind die Leiden einer fein besaiteten Natur, eines Menschen, der zu schwer an sich selbst trägt, der immer nur um seine eigenen Empfindungen kreist. Träumerisch, weich, zu viel mit sich selbst beschäftigt, sieht er alles nur durch die fließend lauen Nebel des Mißmuths. Eine âme souffrante, die mit ihrem Schicksal hadert, ein Werdender, der unbefriedigt verlangend die Arme ins Weite steckt; kurz einer, der sich erträumt, was er nicht ist, was er nicht besitzt; einer, der an der verzehrenden Sehnsucht eines ehrgeizigen und zu gefühlvollen Herzens krankt. Und so muß Sainte-Beuve gewesen sein. Hochfliegend in seinen Erwartungen:

partout vainqueur, amant, poète . . . .

nur daß er dann in der Wirklichkeit sich ganz anders wiederfand. Er kam nicht über die Schwäche des sentimentalen Charakters hinaus, der so gern im Widerstreit zu den bestehenden Thatsachen sich in sich selbst einspinnt. Natürlich konnte es dann nicht fehlen, daß er sich bedauerte und, wie der rührselige Stil das mit sich bringt, schließlich sich in einer schwelgerischen Entsagung gefiel. Die Geliebte, die er nie besessen, nie gesehen, von der er nur geträumt und gedichtet hat — ah, sie möge am Halse eines anderen glücklich werden! Er will nur über sie wachen, sie schirmen,

Comme, auprès du berceau d'une fille chérie,
Une veuve à genoux veille dans l'ombre et prie
La mère du Seigneur!

Der Liebhaber als Wittwe! Man sieht, es ist dafür gesorgt, daß die Sentimentalität immer mit einem falschen Tone abklingt.

Vom Ueberschwang des Gefühlslebens zum Mystizismus ist der Weg nicht weit, die Entwicklung nicht auffällig. Und wirklich war „Joseph Delorme" kaum erschienen, als Sainte-Beuve in einem Briefe an seinen Freund den Abbé Barbe schon etwas von Frömmigkeitsanwandlungen durchblicken ließ.

„. . . meine Ideen, die eine Zeit lang ins Philosophische gerichtet waren, und zwar ins 18. Jahrhundert, haben sich sehr verändert und eine Wendung genommen, deren guten Einfluß ich bereits zu verspüren meine. Kein Zweifel, wir würden in vielen Punkten und namentlich in der Orthodoxie, fürchte ich, noch nicht derselben Meinung sein; jedoch

*) Lettres inédites de Sainte-Beuve à Collombet. Publiées par C. Latreille et M. Roustan. Paris. Société Française 1903.

Digitized by Google

wir würden uns besser als je über viele Fragen verständigen, die bei weitem die wichtigsten im menschlichen Leben sind. . . .

Uebrigens muß ich Dir bekennen, daß, wenn ich aus ehrlicher Ueberzeugung und aus freiem guten Willen zurückgekehrt bin zu Ideen, die ich abgethan hatte, ehe ich noch ihre volle Tragweite und ihren ganzen Gehalt erkennen konnte, das weniger auf theologischem aber selbst philosophischem Wege geschehen ist, als auf dem Pfade der Kunst und der Poesie."

Beachten wir das: die Sinnlichkeit hat Antheil an dieser Bekehrung gehabt. Frömmigkeit war für Sainte-Beuve kein Verzicht aufs Weltliche, sondern vielmehr ein gesteigertes Empfinden, ein brünstig schwüler Zustand, wo Sinnliches mit Uebersinnlichem rang. Dieser Zwiespalt konnte gelegentlich zum Anstößigen entarten. Was sollte man sagen, wenn der Dichter in den Consolations sich zu höchster Extase erhob, um dann plötzlich von einem „sammetweichen Busen" zu schwärmen, von der Jungfrau, welche die Gnade des Herrn ihm zuführen möge, damit sie ihm „die Früchte ihrer Schönheit" zu pflücken gebe! Das war ebenso geschmacklos wie widerwärtig und leider ganz im Charakter jener schielenden Lüsternheit, über die er niemals völlig hinauszugelangen vermochte.

Doch kehren wir dahin zurück, wo wir standen. Seine Velleitäten zur Frömmigkeit, wie man es genannt hat, machten Fortschritte. Im Mai 1830 schreibt er an Barbe:

„Wir werden uns besser über die religiösen Ideen verständigen. Nach sehr vielen Ausschreitungen in Philosophie und Zweifel bin ich, hoffe ich, dahin gelangt, zu glauben, daß es hinieden wahre Ruhe nur in der Religion, in der katholisch orthodoxen Religion gibt, ausgeübt mit Verständniß und Unterwürfigkeit. Aber leider ist das für mich erst ein lediglich theoretisches oder innerlich erschautes Resultat, und ich bin weit davon entfernt, mein Leben und alle meine Handlungsweisen, wie es sich ziemen würde, danach einzurichten."

Im nächsten Jahre heißt es:

„Ich möchte nicht sagen, daß ich Fortschritte zu verzeichnen habe, aber immerhin doch keine unangenehmen Resultate. Ich bin immer auf dem Wege zu jenen Ideen, in denen Du Dich früh heimisch gemacht hast; meine Ueberzeugungen streben dahin und suchen sich mehr und mehr darin zu befestigen . . ."

So trieb er in einer neuen Krisis; und alles, was diese gewaltsam überspannte, widerspruchsvolle Regung an Ungesund-Verzücktem, an fleischlicher und geistiger Brunst umschloß, schlägt wie ein Dunstschwall uns aus Sainte-Beuve's einzigem Roman, der „Volupté" entgegen. Das Buch ist kunstvoll geschrieben, vom Salbungsvoll-Feierlichen wechselnd zum Sinnlich-Aufgeregten, bilderreich, weihrauchsüß und jugendlich schwül. Ein Priester erzählt darin, wie er allmählich aus den stürmischen Verirrungen der Jugend in den Hafen des Heils einläuft. Und das wird bis ins Kleinste mit allen Schwankungen und Schwingungen geschildert, heraus aus jener unendlichen Sehnsucht, die, verlangend und entsagend zugleich, zwischen Mystik und Leidenschaft auf- und niederwogt. Es ist Sinnenkultus bis zur höchsten Potenz, wo auch an den zartesten Stellen, um mit dem Dichter zu reden, „eine Melodie verschleierter Gefühle" klagt.

Noch ein anderes Werk ist in dieser Epoche konzipirt und begonnen worden, nämlich die Geschichte des Klosters Port-Royal.

„O, Winde," hatte Amaury, der Held der „Volupté" ausgerufen. . . „O, Winde, die ihr über Bethlehem kommt, die ihr in Pontus gerastet habt über der lachenden Einsamkeit des Basilius, die ihr Gluth gefangen habt in Syrien, in der Thebaide, in Oxyrinthus, auf der Insel Tabennesus, die ihr dann euren afrikanischen Hauch in Lerins und auf den Inseln des Mittelmeeres etwas gekühlt habt, ihr hattet noch einmal eure Düfte von ehedem in jenem Thale nahe bei Chevreuse und Bannurier vereinigt, ihr waret dort einen Augenblick stehen geblieben, als ein Heerd von Wohlgerüchen, als frische Oase, ehe ihr euch in den letzten Stürmen zerstreutet."

Port-Royal war überhaupt für die katholisch-liberalen Kreise, die sich um Lamennais schaarten, ein Gegenstand besonderer Zärtlichkeit. Sainte-Beuve erzählt in einem Gedicht aus den „Pensées d'août" wie man wohl daran gedacht habe, das alte mönchische Gemeinwesen im Dienste der modernen Ideen neu auferstehen zu lassen. Doch mag das nun dichterische Uebertreibung sein oder nicht — so viel ist jedenfalls sicher, daß die Kritik Sainte-Beuves sich hier am Lyrischen inspirirte und von dort ihre Anregungen bekam. Das ist interessant, weil es zeigt, bis zu welchem Grade das Stimmungshafte bei dem Schriftsteller vorherrschend war. Man wird ihn nie verstehen, wenn man den gefühlsmäßigen Antheil bei ihm unterschätzt.

Die Episode der Frömmigkeit kam gegen 1840 zum Abschluß und damit der letzte Versuch des Mannes, die widerstrebenden Kräfte in seiner Brust unter einander auszugleichen. Von nun an treten die Gegensätze immer schroffer hervor. Die Sinnlichkeit lebte sich rücksichtsloser aus, indessen die Intelligenz sich in eben dem Maße verfeinerte. Wie er selbst es gesagt hat mit einem trüben Blick auf seine eigenen Verhältnisse: „Wenn an einem bestimmten Zeitpunkt unseres Lebens unser Haus sich nicht mit Kindern bevölkert, füllt es sich mit Manien und Lastern an."

Er hatte den Zeitpunkt verpaßt und trug schwer an dieser Versäumniß. Das Tragische seiner Natur lag darin, daß sie nicht zur inneren Ruhe kommen, sich niemals befriedigt auf sich selbst zurückfinden sollte. Es fehlte ihm die intime Genugthuung, er fühlte sich immer als einsamen Mann. Die Bücher, die Arbeit waren, weil er nichts Besseres hatte, Betäubungsmittel, mit denen er sich über die Leere hinweg half. So konnte es geschehen, daß er als nahezu Fünfzigjähriger schrieb: „Mir scheint es, daß ich mein Leben verfehlt habe; mein Ideal war ein kleiner Schlupfwinkel vor der Stadt . . . und da einige Verse, etwas schöne Arbeit nach Wahl, auch von Zeit zu Zeit etwas Unterhaltung mit Dichtern, Einsiedlern, wie ich und Freunden . . . . . Mein einziges Vergnügen ist in meiner Arbeit, wenn ich mich kopfüber hineingestürzt habe, wie man sich in einen Brunnen stürzt . . . ."

G. Ranschoff.

Biographische Fallschmeldungen.

Vor vielen Jahren wurde in einer großen Stadt ein marmor- und goldstrotzendes Theater erbaut, dessen Ausschmückung ungeheuere Summen verschlang und unzählige Arbeitskräfte beschäftigte. Auch der historische Rückblick, sollte vertreten sein: im Zuschauerraum prangte eine Reihe schön ausgeführter Büsten berühmter Schauspieler, welche vor Zeiten in einem kleinen, düsteren Theatersaal den Ruhm jener Bühne ausgemacht hatten. Hinter jeder Büste erstrahlte in goldenen Lettern der Name des Verewigten. Da geschah es, daß der Steinmetz, einige Namen verwechselnd, dieselben bei den unrichtigen Köpfen anbrachte. Ein junger Schauspieler, ein feiner Kenner seiner künstlerischen Ahnherren, machte den Baumeister auf diesen komischen Mißgriff aufmerksam, erhielt aber die unerwartete Antwort, daß das ziemlich nebensächlich sei, — da im Publikum doch kein Mensch von den Leuten da oben etwas Näheres wisse, und daß es nur darauf ankomme, daß ihre Namen im Hause verzeichnet stünden, und die Skulpturen hübsch dekorativ wirkten!

Man hätte wohl Mühe dieses Histörchen für eine wahre Begebenheit zu halten, wenn man nicht wiederholt sähe, daß ganz und gar im Geiste dieses Baumeisters nun sogar Theatergeschichte geschrieben wird. Bühnenalmanache, Theaterlexika, Schauspielerbiographien über-

Digitized by Google

fluthen den Büchermarkt, aber wie wenige der Autoren gedenken jener Worte, mit denen Ed. Devrient vor einem halben Jahrhundert seine tiefgründige, weitumfassende Geschichte der deutschen Schauspielkunst, in die Welt hinausziehen ließ: „Es ist eine ernste Geschichte, die ich zu erzählen habe, so lustig es auch oft darin zugeht. . . . Ich schreibe im Interesse meiner Kunst und meiner Standesgenossen und weiß, daß ihnen eine geschminkte Geschichte nichts nützen würde." . . . Es ist auch ein überflüssiger Mahnruf geworden; die meisten der neuen Theaterhistoriker nehmen sich nicht einmal die Mühe, die Geschichte zu schminken. Sie lassen sie recht nachlässig einhergehen, nothdürftig mit einigen Fähnchen behängt, an denen hie und da etliche glänzende Flitter aufleuchten, die manchem schon oft benutzten Theaterrequisit wieder einmal entlehnt worden sind. — Als ob es nicht daran schon genug wäre, daß die Fama um die Person des Mimen mit besonderer Vorliebe ihr Gewebe von Lüge und Uebertreibung spinnen würde, konferviren die Schauspielerbiographen auch noch oft genug kritiklos solche Ueberlieferungen und gehen bei ihren eigenen Forschungen nicht gerade pedantisch vor.

Kürzlich ist die Theaterlitteratur wieder durch einen starken Beitrag (1200 Seiten) bereichert worden. Es ist: Ludwig Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert — „dem k. k. Hof-Burgtheater, der Meister- und Musterschule Deutscher Schauspielkunst, in größter Verehrung gewidmet". — Die pompöse Widmung und der ungeheuere Umfang der Publikation wirken wahrhaft imposant und erregen die größten Erwartungen. In Folge dessen will man sogleich im Namensverzeichniß Umschau halten, nach welchem Prinzip und welcher Abstufung diese reiche Auswahl der Bühnenmitglieder getroffen wurde; — aber in dem Lexikon, das der Verfasser selber ein Nachschlagewerk nennt, — ist von einem Index keine Spur. — So heißt es nun sich im Alphabet zu üben! — Gewiß ist es dankenswerth, daß alles, was da mimt, so weit die deutsche Zunge reicht, in diesem Buche verzeichnet steht, und mancher kommende Leser und Biograph sich dessen noch staunend erfreuen kann, — denn er wird daraus entnehmen, daß es allenthalben nichts als Talente gegeben hat! — Also, die lebenden Schauspieler werden durchaus ihre helle Freude daran haben, und das ist für das Buch gewiß in jeder Beziehung ein Gewinn. Aber darüber soll nicht der Todten vergessen werden, denn, die Armen, sie sind wehrlos! — Deshalb seien unter den Vielen, die ihre Berichtigungen einsenden würden, wenn sie es noch könnten, hier einige herausgehoben! — — Wie herzlich würde z. B. Amalie Haizinger lachen, erführe sie, daß Eisenberg ihr nachsagt, sie habe trotz der Erfolge, die sie bei ihren Gastspielen erzielt, in ihren Jugendjahren am Burgtheater kein Engagement gefunden! — „Da endlich bei ihrem Gastspiele im Jahre 1845 fiel den Leuten plötzlich die Binde von den Augen, man ließ sie — unter keiner Bedingung ziehen. . . ." Welch schlechtes Zeugniß, sowohl für das Burgtheater wie für die Haizinger — und darum sei zur Rechtfertigung beider gesagt, daß man es bei jedem Gastspiel auf das Heftigste anstrebte, die Künstlerin für die kaiserliche Bühne zu gewinnen, aber der Karlsruher Hof sie um keinen Preis frei geben wollte. 1845 galt es ein fast gewaltsames Losreißen von der Heimath. Uebrigens erfolgte ihr erstes Auftreten in Wien nicht 1825 und am Burgtheater, wie Eisenberg meint, — sondern 1820 am Theater a. d. Wien, worauf sie dann, noch im selben Monat, Ende Mai von Schreyvogel zum Gastspiel geladen wurde. Auch über ihre Tochte Luise Neumann, — die gottlob unter uns weilt und selber genaue Daten hätte geben können — liegt manche Unrichtigkeit vor. Festgestellt sei sogleich, daß ihr Geburtsjahr nicht 1817, sondern 1818 ist, und daß weder in ihrer noch in der Biographie ihrer Mutter hervorgehoben wurde, daß Laube's Ernennung zum Direktor der Anregung und dem sehr werkthätigen Einfluß beider Damen mit zu verdanken war.

Recht kurz wird Hermann Schöne abgethan und nicht einmal seiner großen schriftstellerischen Verdienste gedacht, deren Erwähnung in einem Bühnenlexikon um so unerläßlicher wäre, als die von ihm verfaßten Erinnerungen an seine Burgtheaterkollegen zu dem werthvollsten Besitz der deutschen Theatergeschichte gehören.

Hätten nicht auch einige Zeilen der Märtyerlaufbahn des Schauspielers L. Anzengruber gebührt?

In ziemlich verwischten Umrissen sind die Mitglieder des alten Hamburger Stadtheaters gezeichnet, der für die Entwicklung der deutschen Schauspielkunst größten und wichtigsten Bühne neben dem Burgtheater. Von den fünf Direktoren, denen L. F. Schröder 1798 die Bühnenleitung übertrug — Löhrs, Stegmann, Langerhans, Eule und Herzfeld — die sammt ihren Frauen und Nachkommen dem Theater angehörten —, sind nur die beiden letzteren genannt. Die Angaben über Herzfeld's Direktionsphasen sind irreführend und mangelhaft. Auch ist 1763 sein Geburtsjahr und nicht 1769, sowie das seiner Frau nicht 1766, sondern 1776 ist.

In Franz v. Holbein's Biographie hätte ein für ihn und für die Kunst sehr wichtiges Moment Erwähnung verdient, seine Direktionsführung von 1810—1812 am Bamberg-Würzburgschen Theater; die nur durch die hereinbrechenden Kriegsunruhen so bald ihr Ende gefunden. Wie bedeutend diese Unternehmung war, läßt sich an den mitwirkenden Kräften ermessen — E. T. A. Hoffmann war Musikdirektor und stellte auch seine malerischen Talente in den Dienst dieser Bühne, der ebenfalls anwesende junge Karl Maria v. Weber sein ganzes Interesse zuwandte, Mitglieder wie Mdme. Renner, Charakterspieler Leo, Karl Lebrun und Karoline Lindner bürgten für ein nicht gewöhnliches Ensemble. — Ebenso rathlos wie Eisenberg den verwickelten Schauspieler-Direktionen der deutschen Bühnen gegenüber steht, so wenig findet er sich in den heillos vielen Ehen, Scheidungen und Wiederverheirathungen der zu seinem Unglück allzu temperamentvollen Theaterleute zurecht. So z. B. war die berühmte Amalie Wolff, geb. Malcolmi, dreimal verheirathet, zum zweiten Mal mit Heinrich Becker (v. Blumenthal), der als Schauspieler und Regisseur bei Goethe hoch in Gunst gestanden und im Laufe seines vielbewegten Lebens ebenfalls dreimal vermählt gewesen ist. Eisenberg gestand dem Manne aber nur zwei Frauen zu und verschwieg uns seine zweite Ehe mit der geb. Malcolmi. Auch ist das Todesjahr von Becker's erster Gattin falsch angegeben, der früh geschiedenen, reizenden Schauspielerin Christiane Neumann, deren Name zugleich der Litteraturgeschichte angehört, da Goethe's Elegie „Euphrosyne" an sie gerichtet war. Sie starb 1797 und nicht 1799. Die Elegie erschien allerdings erst 1799 im Druck. — Ungenannt sind gar viele Künstler geblieben, die zu Beginn des XIX. Jahrhunderts lebten und wirkten, die einbezogen hätten werden müssen, wenn das Lexikon Anspruch auf nur einige Vollständigkeit erheben wollte, z. B. die Schauspieler Anton Steiger, Aresto (nebstbei ein vielgespielter Theaterdichter) Mdme Starke, Mdme Fiala Sänger Rau u. s. f.

Mit einer der feinsten Blüthen des Eisenberg'schen Forschergeistes seien diese Stichproben aus dem „Großen Lexikon" abgeschlossen: — dem Stegreifspieler Friedrich Wilhelm Weiskern schreibt der Verfasser eine an das Wunderbare grenzende Leistungsfähigkeit zu. Er läßt ihn nämlich einen der besten und ersten Darsteller des Odoardo Galotti sein — ungefähr fünfunddreißig Jahre vor dem Erscheinen von „Emilia Galotti", auf der deutschen Bühne, das er nicht einmal erlebte. So zeigt uns diese neue Auffassung von Weiskern's Maskennamen „Odoardo", den er seinem von ihm selbst geschaffenen Burleskencharakter beilegte, vielleicht eine späte Deutung von Klemm's berüchtigter Hanswurstkomödie „Der auf den Parnaß versetzte grüne Hut".

Uebrigens muß man es anerkennen, daß Eisenberg nicht der einzige ist, der frische Abwechslung in die alten zopfigen Ueberlieferungen theatergeschichtlicher Forschung

Digitized by Google

bringt, da er flottweg Biographien schreibt, ohne die allbekanntesten Quellenwerke dafür zu benützen — wie es die Gewohnheit der Philister ist! — 1902 erschien ein vielversprechendes Jahrbuch, die deutsche Thalia, herausgegeben von Dr. F. Arnold Mayer, das aktuelle Theaterfragen anregend und umfassend behandelte. Eröffnet wurde aber der Band mit einem größtentheils aus Briefen zusammengestellten Beitrag von Elisabeth Mentzel, den die Autorin mit der betrübten Betrachtung schloß, daß sie weder genau das Jahr wisse, wann die Fiala in ihr letztes Engagement zu Schröder nach Hamburg gekommen, noch was überhaupt fernerhin aus ihr geworden sei, und sie versichert: „. . . hier verliere sich Mdme Fiala's Spur im Dunkel unsicherer Vermuthungen.' Und doch hätte sich E. Mentzel mit „unsicheren Vermuthungen" nicht zu bemühen gebraucht, denn F. L. Schröder sowohl als F. L. Schmidt sowie manch andere noch geben in den verschiedensten Theaterpublikationen alle wünschenswerthe Auskunft. Die Fiala, die 1796 zuletzt nach Hamburg kam, verließ 1813 die Bühne, um nach Rellingen zu Schröder zu ziehen, den sie um sechs Jahre überlebte, da sie 1822 starb. L. Costenoble schreibt in seinem noch ungedruckten Hamburger Tagebuch unter andern Notizen über die alte Kollegin: „. . . 27. Mai 1813. Mdme Fiala beschloß ihre theatralische Laufbahn mit der Oberförsterin in den „Jägern". Die Einnahme war zu ihrem Vortheil bestimmt, sie bedurfte aber keines Lastträgers, um die Summe aus der Theaterkasse holen zu lassen. Tettenborn so wenig als Konsorten, wie die allarmirten Hamburger, denken jetzt an das Wohl einer alten Aktrice . . . ." — Also, man sieht daraus, die gute Mdme Fiala war lange nicht so verschollen, als E. Mentzel besorgte.

Das sachlichste und relatio verläßlichste Nachschlagewerk über das Wiener Burgtheater ist bis zur Stunde noch Wlassak's Chronik — die aber 1876 abbricht und noch immer keine Fortsetzung gefunden hat. — So besitzen wir trotz der Ueberfülle an Theaterlitteratur, die uns jetzt geboten wird, kein einziges durchweg brauchbares Hilfsbuch, wie es z. B. den Schriftstellern in Kürschner's Litteraturkalender geworden ist. Einen Anlauf dazu nahmen die Bühnenlexika von Reden-Esbeck und Flüggen. Ersteres ist aber unvollständig geblieben, letzteres ungemein lückenhaft, läßt an Genauigkeit manches zu wünschen übrig.

Daß die Darstellung von Theatergeschichte, insbesondere vergangener Tage, deren Spuren schon vielfach verwischt worden sind, die größten Schwierigkeiten bietet — wer mag das verkennen; aber darum müßte mit um so mehr Tüchtigkeit und Gründlichkeit ans Werk gegangen werden, denn sonst erweist man dem Bühnenwesen einen schlechten Dienst, das ohnedies schon allzuoft durch die reporterfixen Momentaufnahmen einer sensationslüstigen Tagespresse in der Meinung der ernsteren Elemente im Publikum diskreditirt wird. Die liebe Eitelkeit der Mehrzahl der Schauspieler und das Sensationsbedürfniß der Lesewelt kommen dem Reklamelärm und dem Interview-Unfug der Zeitungen nur allzu bereitwillig entgegen. Und wenn auch dergleichen flüchtiges Spiel so manchem, der nur unterhalten sein will, ohne nach dem wahren Sachverhalt zu fragen, als Würze des Augenblicks erscheint — so gilt doch, wo es sich um Rückblicke auf Jahrzehnte und Jahrhunderte handelt, immer wieder das Mahnwort:

„Es ist eine ernste Geschichte, so lustig es auch oft darin zugeht."

Wien. Helene Bettelheim-Gabillon.

Der Mythus von dem Eselskultus bei Juden und Christen.

Der Mythus von einem Eselskultus bei den Juden war im Alterthum weit verbreitet. Am meisten zu dieser Verbreitung hat der in den Zeiten des Tiberius und Caius Caligula lebende, vielgereiste Grammatiker Apion beigetragen, den Kaiser Tiberius die „Weltpauke" und Plinius propriae famae tympanum nannte.[1]) — Man weiß, welche verhängnißvolle Rolle dieser Mann in Alexandrien unter der Regierung des wahnsinnigen, sich selbst vergötternden Kaisers Caligula gespielt, wie dieser „Ochlagoge" die leicht erregbare alexandrinische Bevölkerung durch Brandschriften gegen die Juden in ihren Tiefen aufgewühlt hat. — Apion hat aber die Sage von dem Eselskultus nicht erdacht, sondern sie bereits in den Schriften seiner Vorgänger vorgefunden und sie in seiner Weise ausgeschmückt. Von diesen volksverhetzenden Schriftstellern sagt der jüdische Geschichtsschreiber Josephus Flavius in seiner Streitschrift gegen Apion:

„Daß sie lügen und über unsern Tempel die widerlichsten Blasphemien erdichten, das hatten sie für keine Sünde, obgleich es für freie Männer das Entwürdigendste ist, zu lügen, ganz besonders, wenn es einem Tempel gilt, der weit berühmt und in solcher Heiligkeit dasteht! In diesem Heiligthum, so wagt Apion zu behaupten, hätten die Juden den Kopf eines Esels aufgestellt, und diesen verehrten sie und hielten ihn einer solchen Anbetung würdig. Das sei, versichert er, an den Tag gekommen, als Antiochus Epiphanes den Tempel ausgeplündert und jenen aus Gold gearbeiteten, kostbaren Kopf gefunden hatte." [2])

Wie aber, darf man billig fragen, konnte ein solcher Mythus entstehen? Wie konnte man darauf verfallen, den Juden, welchen ihr Gesetz die bloße Anfertigung irgend eines Abbildes auf das allerstrengste verbietet, den Juden, die einen unüberwindlichen Abscheu vor Götzenbildern hatten, eine solche Absurdität zuzumuthen, wie jene, daß sie im Allerheiligsten ihres Tempels das Bild eines Esels anbeteten?

Betrachten wir die Sache ein wenig näher, so werden wir vor allem zugeben müssen, daß das mysteriöse Dunkel, welches dieses Allerheiligste des Tempels umschwebte, schon darum, weil ja der Zutritt dazu niemandem als dem Hohenpriester, und auch diesem nur einmal im Jahre und zwar an dem Versöhnungstage, gestattet war, Nichteingeweihten zu allen möglichen und unmöglichen Vermuthungen Veranlassung und der Phantasie unbegrenzten Spielraum für die ausschweifendsten Erdichtungen bieten konnte. Kommt noch dazu, daß ungeachtet des tiefen Geheimnisses, das über diesem Mysterium lagerte, dennoch einmal irgend ein Lichtschimmer daraus auf die Gasse drang, so genügte dies einer geschäftig arbeitenden Einbildungskraft vollständig, um mit Hilfe des empfangenen Scheins ein ganzes Gebäude aufzuführen. Und ein Scheingrund zum Aufbau eines Eselskultus im jüdischen Tempel war thatsächlich gegeben, und dieser ist auffindbar, sobald man sich den Mythus in seiner ältesten Gestalt, wie er in den Berichten der heidnischen Schriftsteller vor Apion umherspukt, vor Augen führt. In der ältesten Gewandung tritt er uns bei Diodor entgegen. Dieser schildert die Vorgänge bei der Belagerung Jerusalems durch Antiochus Sidetes (135 v. Chr.), der etwa ein Menschenalter nach Antiochus Epiphanes regierte, und erzählt, wie die Freunde des Königs diesem gerathen hätten, das ganze menschenfeindliche Geschlecht der Juden auszurotten, und wie sie ihm, um in ihm Abscheu gegen die Juden zu erwecken, vorgehalten hätten, von welch großem Hasse auch seine Vorfahren gegen dieses Volk erfüllt gewesen wären: Es habe nämlich Antiochus, genannt Epiphanes, als er die Juden unterjocht hatte, beim Eindringen in den Tempel, im Allerheiligsten, welches nur der Hohepriester betreten durfte, ein steinernes

[1]) Plinius, Hist. Nat. praefat.: Apion quidam grammaticus, hin quem Tiberius Caesar Cymbalum mondi vocabat, quem propriae famae tympanum potius videri posset. —

[2]) Josephus contra Apionem II, 7.

Digitized by Google

Bild eines Mannes gesehen, welches, auf einem Esel ruhend, ein Buch in der Hand hielt. Dieses Bild habe, nach der Vermuthung des Königs, Moses, den Gründer Jerusalems, dargestellt, welcher den Juden jene so menschenfeindlichen und gottlosen Gesetze gegeben habe. Der König sei nun in seinem Abscheu vor solchem Menschenhaß bemüht gewesen, diese Gesetze aufzuheben. Er habe daher auf dem steinernen Bilde und dem Altare ein großes Schwein schlachten und mit dem Blute auf diese Menschenhaß lehrenden heiligen Bücher sprengen lassen und den Priester und die übrigen Juden gezwungen von dem Fleische zu essen.[1])

Hier wird nun von einem steinernen Bilde gesprochen, welches im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem gestanden haben soll. War aber dortselbst in Wirklichkeit irgend etwas Aehnliches zu sehen, das zur Bildung der Sage von dem steinernen Bilde Veranlassung geben konnte? „Im Allerheiligsten des Tempels," sagt Josephus,[2]) „befand sich nichts, es war unzugänglich, unverletzbar, für jeden unsichtbar." Und im Neuen Testament wird das Allerheiligste wie folgt geschildert:

„Die Hütte, die da heißt das Allerheiligste; die hatte das güldene Räuchfaß und die Lade des Testaments allenthalben mit Gold überzogen, in welcher war der güldene Krug mit dem Himmelsbrot und die Ruthe Aaron's, die gegrünt hat und die Tafeln des Testaments. Oben drüben aber waren die Cherubim der Herrlichkeit, die überschatteten den Gnadenstuhl. — Da nun solches also zugerichtet war, gingen die Priester allezeit in die vordere Hütte und richteten aus den Gottesdienst. In die andere aber ging nur einmal im Jahr allein der Hohepriester, nicht ohne Blut, das er opferte für seine und des Volkes Versehen."[3])

Was also konnte hienach den Glauben erwecken, daß die Juden in ihrem Tempel das Bild eines Esels verehren?

Untersuchen wir einmal die Sache ein wenig näher. Thatsache ist, daß Antiochus Epiphanes den Tempel von Jerusalem geplündert und entweiht hat[4]), „daß er an der Opferstätte einen Götzenaltar errichten ließ, Schweine auf denselben schlachtete und so ein Opfer darbrachte, daß weder nach göttlichen noch menschlichen Gesetzen den Juden erlaubt war".[5]) Und als der Tempel nach den Siegen der Makkabäer wieder eingeweiht wurde, da „reinigten die frommen, dem Gesetz treu gebliebenen Priester das Heiligthum und trugen die befleckten Steine an einen unreinen Ort. Und sie berathschlagten über den entweihten Brandopferaltar, was sie mit ihm machen sollten. Und es fiel ihnen ein guter Rath ein, ihn zu zerstören, damit er ihnen nicht zum Schimpfe gereichen möchte, weil ihn die Heiden befleckt hatten. Und sie zerstörten den Altar. Die Steine aber legten sie auf dem Tempelberge an einen passenden Ort, bis ein Prophet kommen würde, um Aufschluß darüber zu geben".[6]) Ebenso berichtet eine alte talmudische Ueberlieferung, daß die Steine des Altars, „welche von den Griechen befleckt wurden, von den hasmonäischen Priestern bei Seite geschafft wurden".[7])

Altarsteine waren es also, auf deren Verunreinigung Antiochus Epiphanes es abgesehen hatte.

Und somit hätten wir einen, wenn auch vorerst nur schwachen Fingerzeig gewonnen, um der Genesis der Sage von dem „steinernen Bilde", das Antiochus Epiphanes im Allerheiligsten des Tempels von Jerusalem gesehen haben soll, nachgehen zu können.

Bei weiterem Nachforschen aber finden wir thatsächlich, daß im Allerheiligsten des Tempels ein geweihter Stein gestanden, auf welchen der Hohepriester am Versöhnungstage das Opferblut gesprengt hat. Hiermit wird uns auch eine sonst ganz unverständliche Stelle im vierten Sibyllenbuche klar. Der Verfasser dieses Sibyllengedichtes ist ein antinationaler Diasporajude, vom Schlage des Täufers Johannes. In seinen Augen sind die wahrhaft Frommen jene, „die Gott lieben und ihn vor jeder Mahlzeit preisen, Tempel und Thieropfer verachten, dafür aber in quellenden Strömen den ganzen Leib reinigen". „Denn", fügt er erklärend hinzu, indem er die Völker zur Verehrung des einzigen Gottes auffordert — „denn Gott hat als Haus nicht einen geweihten Stein im Tempel, ganz taub und stumm, einen schmerzvollen Schimpf und Schaden der Menschen, sondern den man von der Erde nicht sehen, noch messen kann mit sterblichen Augen, nicht gebildet von sterblicher Hand".[1]) Und abermals auf dieses Thema zu sprechen kommend, preist er jene glücklich, „welche frommen Sinnes alle Tempel (*νηοὺς μὲν ἅπαντας*), die sie sehen, und alle Altäre verleugnen, die nur sinnliche Gebilde aus stummen Steinen, befleckt mit dem Blute von Lebendem und den Opfern der Thiere".[2])

Da hätten wir den Stein, den wir suchen, den Stein, der im Allerheiligsten des Tempels stand, „mit dem Blute der Opferthiere bespritzt". Diesen Stein hat Antiochus Epiphanes bei seinem Eindringen in das Allerheiligste des Tempels in Wirklichkeit gesehen und ihn entweiht, indem er ihn zum Schimpfe mit dem Blute eines von ihm daselbst geopferten Schweines bespritzte.

Zum Ueberfluß finden wir im Talmud alte Ueberlieferungen aufbewahrt, welche nicht bloß die sehr frühe Existenz dieses Steines bezeugen, sondern auch über seine Herkunft und gottesdienstliche Bedeutung Aufschluß geben. Wir lesen in der Mischna: „Als die Bundeslade verschwunden war, gab es einen Stein aus der Zeit der ersten Propheten, Schethia genannt, drei Finger hoch von der Erde hervorragend, und darauf sprengte der Hohepriester am Versöhnungstage das Opferblut", welches nach der Vorschrift auf die Bundeslade gesprengt werden sollte.[3]) — Einen weiteren nicht mißzuverstehenden Wink über die Provenienz und den ursprünglichen Zweck dieses Steines gibt uns eine andere, sehr alte talmudische Quelle, indem sie uns eröffnet, „daß ursprünglich auf diesem Steine die Bundeslade geruht hatte, nach deren Entfernung man auf demselben Räucherwerk opferte".[4])

Unser mysteriöser Stein war also ursprünglich der Sockel der Bundeslade; in der Bundeslade aber waren die Gesetzestafeln aufbewahrt. Nach der Entfernung der Bundeslade erbte der Stein, auf dem sie geruht, die Heiligkeit derselben. Somit waren die Fäden für die Kombination des Steinbildes mit den Gesetzen Mosis gegeben.

Antiochus Epiphanes hatte also in Wirklichkeit mit der Schändung des „steinernen Bildes" auch das Gesetzbuch Mosis, „welches es in der Hand hielt", geschändet. Denn auf dem Steine ruhte ja vormals die Bundeslade mit den Gesetzestafeln. —

Uebrigens hängt diese ganze, gegenüber der Reinheit der mosaischen Gottesverehrung so sonderbar sich ausnehmende Dichtung, wie dies schon längst gezeigt wurde, mit der Identifizirung der Juden mit den Hykšos zusammen, die sich schon bei Manetho, einem im dritten vorchristlichen Jahrhundert lebenden ägyptischen Geschichtschreiber, findet. Die Hykšos verehrten nämlich den Esel, er war ein ihrem Nationalgott heiliges Thier.[5])

Interessant ist es zu sehen, wie Josephus diese von Apion vorgebrachten Erdichtungen widerlegt. „Wie sah", sagt er u. a. „Apion nicht ein, daß die Thatsachen ihn der unglaublichsten Lügen überführten? Denn wir bleiben ewig

---

[1]) Diodor. Sic. XXXIV, 1.
[2]) Bellum Jud. V, 5, 5.
[3]) Hebräerbr. 9, 3—8.
[4]) 1 Maccab. 1, 20, 38.
[5]) Joseph. Antiquitates XII, 5, 4; XIII, 8, 2; Bell. Jud. I, 1, 2.
[6]) 1 Macc. 4, 41—48.
[7]) Traktat Aboda zara 52 b.

[1]) Orac. Sibyll. IV, 8—12.
[2]) Orac. Sibyll. IV, 26—29.
[3]) Jer. Joma V, 2.
[4]) Tosephta Joma III, 6.
[5]) Vergl. Müller, des Flav. Joseph. Schrift gegen den Apion S. 238; ferner Studien und Kritiken 1843, S. 932 f.

Digitized by Google

bei denselben Gesetzen und verharren in denselben für alle Zeiten. Da nun verschiedene Unglücksfälle, wie über andere Städte, auch über unsere Stadt hereingebrochen waren, und Antiochus Theus, Pompejus Magnus, Licinius Crassus und jüngsthin Titus Cäsar den Tempel eroberten, fanden sie beim Betreten desselben nichts Derartiges vor, sondern die reinste und unaussprechbare Gottesverehrung. Antiochus aber plünderte weder in gerechter Weise den Tempel, sondern von Geldmangel getrieben, da er ja nicht unser Feind war, sondern vielmehr uns, seine Freunde und Bundesgenossen, angegriffen hatte; noch fand er in dem Tempel irgend etwas Verspottenswerthes. Dieses wird von vielen und ehrenwerthen Schriftstellern bezeugt, so von Polybius, dem Megalopolitaner, von Strabo, dem Kappadocier, von Nicolaus Damascenus, von Timagenes, von Castor dem Chronisten und von Apollodorus, welche sämmtlich erklären, daß Antiochus aus Geldmangel das Bündniß mit den Juden gebrochen und den von Gold und Silber strotzenden Tempel ausgeraubt habe. Dies hätte Apion beachten müssen . . . Wir aber erweisen den Eseln weder Ehre noch gestehen wir ihnen irgend welche Macht zu, wie die Aegypter den Krokodilen und Schlangen . . . . Bei uns dienen die Esel ebenso wie bei anderen vernünftigen Menschen zum Lasttragen, und wenn sie auf den Dreschplätzen fressen, oder die ihnen aufgelegte Arbeit nicht leisten, erhalten sie viele Schläge, da sie lediglich zur Verrichtung von Arbeiten und zum Ackerbau verwendet werden. Apion aber war im Erdichten von Lügen dermaßen geistlos, daß er selbst, wo er von Thatsachen ausging, seine Lügen nicht zu fördern vermochte, da keine seiner Verleumdungen uns etwas schaden kann."[1])

Gleichwohl haben ihm Tacitus und Plutarch die Sage von der Eselverehrung bei den Juden gläubig nacherzählt!

Eine weitere Beleuchtung erhält diese Sage von christlicher Seite. Denn auch dem Christenthum blieb der Vorwurf, daß es den Eselskultus pflege, nicht erspart. „Ich höre", sagt der Heide Cäcil bei Minucius Felix, „daß die Christen das Haupt des schändlichen Thieres, des Esels, verehren."[2]) Worauf Octavius: „Solche Lügen sind ein Werk der Dämonen und werden durch sie erhalten und fortgepflanzt. Daher hast du es, daß der Eselskopf bei uns ein Heiligthum sei? Wer sollte aber wohl so dumm sein, daß man diesen anbete; oder war der noch einfältiger, der da glaubte, daß so etwas wirklich geschehe? Doch ihr weiht ja gleichwohl ganze Esel, nicht nur Köpfe und verehrt Ochsen- und Schöpsenköpfe."[3])

Ausführlicheres lesen wir hierüber bei Tertullian; wir erfahren hier einmal, daß selbst noch zu Beginn des dritten christlichen Jahrhunderts die Sage von dem steinernen Eselsbild, die aber jetzt auf das christliche Heiligthum übertragen ist, lebendig war, und dann, daß man sie hier mit derselben Methode, ja mit denselben Worten abwies, wie vormals auf jüdischer Seite. Tertullian sagt:

„Gewisse Leute aus ihrer Mitte haben nämlich geträumt, der Kopf eines Esels sei unser Gott. Diese Vermuthung hat Cornelius Tacitus auf folgende Weise zum Ausdruck gebracht: Im fünften Buche seines Geschichtswerkes über den jüdischen Krieg geht er nämlich auf den Ursprung des besagten Volkes zurück, führt auch über den Ursprung sowohl als über den Namen und die Religion unseres Volkes willkürliche Dinge an und erzählt, daß die Juden, aus Aegypten befreit, aber, wie er glaubt, ausgewiesen, in wüsten und ganz wasserlosen Gegenden Arabiens von Durst ermattet, sich der Waldesel, von welchen sie vermutheten, daß sie nach der Weide zur Tränke liefen, zur Auffindung einer Quelle bedienten, daß sie wegen dieser Wohlthat den Obertheil eines verwandten Thieres zu ihrem Gott machten. Und daher, glaube ich, ist vermuthet worden, daß wir, als der jüdischen Religion nahe stehend, zum Dienste desselben Götterbildes eingeweiht wurden. Aber dieser selbe Cornelius Tacitus, jener Mann, der so redselig lügt (mendaciorum loquacissimus), erzählt doch selbst in demselben Werke, daß Cnejus Pompejus, als er Jerusalem erobert hatte und daher den Tempel betreten konnte, nun die Heimlichkeiten des jüdischen Kultus auszuspüren, dort kein Götterbild gefunden habe. Und doch, wenn etwas bildlich Darstellbares verehrt wurde, so hätte es sich gewiß nirgends eher, als in dem betreffenden Heiligthum vorgefunden, um so mehr, als jener Kultus, obwohl nichtig, doch keine fremden Zuschauer gefürchtet haben würde. Denn nur den Priestern war der Zutritt gestattet, den übrigen sogar das Sehen durch einen vorgespannten Vorhang verweigert."[1])

Hierauf bringt Tertullian die folgende, ebenso interessante als lehrreiche Mittheilung:

„Da hat jüngsthin wieder ein anderer ein neues Bild von unserm Gott produzirt. Er brachte nämlich ein Gemälde hervor mit der Ueberschrift: ‚Deus Christianorum Ononychites'. Diese Figur hatte Eselsohren mit der einen Klaue ein Buch haltend, in einen langen Rock gehüllt." „Dieses Bild", fügt Tertullian hinzu, „hätten sie nur gleich anbeten sollen; denn sie haben ja dergleichen Götter."[2])

Da hätten wir denn wieder die alte, dem Antiochus Epiphanes in den Mund gelegte Erzählung von dem steinernen Eselsbilde, mit dem Buche in der Hand, vor uns, in neuer Auflage und in nur wenig veränderter Gestalt. — Tertullian allerdings hält dieses nunmehr auf christlichen Boden verpflanzte Schmachbild für eine neue Erfindung. Es scheint ihm die Sage von dem steinernen Bilde eines langbärtigen, auf einem Esel sitzenden und ein Buch in der Hand haltenden Mannes, welches Antiochus Epiphanes im Tempel von Jerusalem gesehen haben soll, unbekannt gewesen zu sein. Das Bild ist jedoch das alte, der Schauplatz nur hat gewechselt. Nicht mehr sind es die Juden, die den Eselskultus pflegen, sondern die Christen. Im übrigen ist alles so ziemlich beim alten geblieben. —

II.

Genesis der Sage vom Blutritual.

Aber Apion weiß noch über eine andere, weit greulichere Entdeckung, welche Antiochus Epiphanes bei seinem Eindringen in den Tempel von Jerusalem gemacht, Bescheid. Antiochus habe nämlich daselbst einen auf einem Lager ruhenden Menschen gefunden, vor welchem ein Tisch voll köstlicher Speisen gestanden. Der Mann habe sich, kaum daß er den König erblickte, vor ihm auf die Knie geworfen und ihn flehentlich um Befreiung gebeten. Er sei, erzählte er, ein Grieche, sei auf seiner Wanderung durch das jüdische Land ergriffen und in diesen Tempel eingeschlossen worden. Abgeschnitten von jedem Verkehr, werde er hier mit aller Art Speise gemästet, um — wie er von den ihn bewirthenden Dienern vernommen — geopfert zu werden. Denn das schändliche Gesetz der Juden verlange solches, und das werde in jedem Jahre zur bestimmten Zeit so gehalten. Ein fremder Grieche werde da ergriffen, ein ganzes Jahr hindurch gemästet, dann in einen Wald geführt, wo er getödtet und geopfert werde, worauf die Juden von seinem Fleische essen. Bei der Opferung aber leisten sie den Eidschwur, die Griechen zu hassen.

Diese Fabel aber, meint Josephus, sei dem Antiochus Epiphanes zu Gefallen erdichtet worden, um seine Treulosigkeit und Tempelschändung zu bedecken, die er in Folge von Geldmangel gegen die Juden begangen; allein sie reinige ihn durchaus nicht von diesen Verbrechen. Habe er doch den Tempel, ohne etwas von dem Griechen zu wissen, betreten. Er sei somit aus Frevelmuth gottlos gewesen, keineswegs aber durch göttliche Fügung, wie es das Uebermaß jener Lüge bezeuge, die man aus der Sache selbst leicht beweisen könne. Stünde doch das jüdische Gesetz nicht

[1]) Jos. contra Ap. II, 7.

[2]) Minuc. Felix 9: Audio eos (sc. Christianos) turpissimae pecudis caput asini consecratum inepta, nescio qua ratione venerari.

[3]) Das. c. 28.

[1]) Tertull. Apolog. c. 16.

[2]) Das.: Nova jam Dei nostri editio publicata est, ex quo — quidam — picturam proposuit cum eiusmodi inscriptione: Deus Christianorum Ononychites. Is erat auribus asininis, altero pede ungulatus, librum gestans et togatus.

Digitized by Google

allein mit den Griechen in Zwiespalt, sondern mehr noch mit den Aegyptern und vielen anderen Völkern. Und seien etwa Leute aus diesen Gegenden niemals durch das jüdische Land gereist, daß wider die Griechen allein unter Blutvergießen die Verschwörung erneuert worden sei? Oder, wie wäre es möglich, daß sich alle Juden zu diesem Opfer versammelt, und daß jenes Fleisch für so viele Tausende ausgereicht hätte, wie Apion dies erzähle? Und warum und weshalb habe der König nicht den Gefangenen, wo er auch immer gewesen sein mochte, mit Feierlichkeit in sein Vaterland zurückgebracht, wodurch er sich doch nicht nur den Ruhm der Frömmigkeit und der Liebe zu den Griechen erworben, sondern auch gegen den Haß der Juden große Hilfe von allen Seiten hätte erlangen können? Doch davon genug: denn unvernünftigen Menschen dürfe man nicht mit Worten kommen, da müssen Thaten sprechen.[1]) — Und nun weist Josephus die ganze Absurdität dieser schandbaren Fabel damit nach, daß er ein Bild der Einrichtung des Tempels gibt, welche die Möglichkeit des von Apion verbreiteten Ereignisses vollständig ausschließt. Er schließt seine Schilderung:

„Was kann ich nun von Apion anders sagen, als daß er ohne jede Untersuchung unglaubliche Dinge vorgebracht hat? Allein schmachvoll ist es, wenn ein Grammatiker den wahren Sachverhalt der Geschichte nicht berichten kann, und obwohl er die Heiligkeit unseres Tempels kannte, sie dennoch verschwieg, dagegen die Gefangennahme eines Griechen, die schändliche Mästung, die Darreichung einer glänzenden Fülle von Speisen und das Betreten eines Ortes durch gemeine Leute, der selbst den Vornehmsten, wofern sie keine Priester waren, verschlossen blieb, ersann. Das ist doch wohl die ruchloseste Gottlosigkeit und bewußte Lüge, erdacht, jene zu verführen, welche die Wahrheit nicht untersuchen wollen. Durch solche unsagbaren Schmähungen suchten sie uns zu erniedrigen.“ [2])

Wie aber ist diese Fabel entstanden? Ganz einfach:

„Wie die Erzählung von der Eselsverehrung im Tempel zu Jerusalem ihren historischen Grund in der Identifizirung der Juden mit den Hyksos hat, so ist die älteste Quelle der hier erzählten Sage in einer ähnlichen Uebertragung eines vorderasiatischen und zwar indogermanischen Kultus. Oberasiatische Völker nämlich, Perser, Saken, Indoskythen, Armenier, Lydier pflegten, wenn auch erst seit ihrem Vorrücken in Vorderasien, der Göttin Anaitis zu Ehren das Fest der Sakäen zu feiern. Ein Gefangener wurde auf den königlichen Thron gesetzt, fünf Tage lang als König behandelt . . . . . und durfte in Speise und Trank so üppig leben, als ihm nur beliebte. Zuletzt wurde der Gefangene geopfert, und das Volk ahmte in allerlei Wollust denselben nach . . . . . Das Ganze beruht auf einem raffinirten Kannibalismus, der von rohen Völkern bei ihrem Uebergange zur Kultur beibehalten wurde und noch ganz deutlich den Zusammenhang der Anthropophagie mit den Menschenopfern erblicken läßt . . . . . Da kein einziger der alten Schriftsteller, die von den Juden berichten, von einer solchen Sache bei ihnen erwähnt, so ist anzunehmen, daß Apion entweder die Sache erdacht oder doch zuerst aus dem Volksmunde der seleuzidischen Griechen und Hellenisten aufgegriffen habe. Auch das Anbringen gerade eines Griechen scheint denselben Ursprung zu haben wie die Beziehung des Menschenopfers und der Anthropophagie auf die Juden. Man wollte die Juden namentlich den Griechen verhaßt machen, besonders zur Zeit des Antiochus Epiphanes.“ [3])

Und auch diese grauenvolle Anklage wurde von den Heiden gegen die Christen in den ersten Jahrhunderten erhoben. Zuerst lesen wir davon bei Justin Martyr (lebte um die Mitte des 2. Jahrhunderts). In seinem Dialoge mit dem Juden Tryphon sagt er einmal: „Ihr werfet uns nichts anderes vor, liebe Männer, als daß wir unsere Lebensart nicht nach dem Gesetze einrichten, daß wir weder uns beschneiden, noch den Sabbath mit euch halten. Ich will jedoch nicht sagen, daß auch ihr vielleicht von uns glaubt, daß wir Menschen essen und nach einer schwelgerischen Mahlzeit die Lichter verlöschen, um uns auf eine gesetzwidrige Weise zu vernichten.“ — Nein, die jüdischen Gegner des Christenthums glaubten derartige ungeheuerliche Verleumdungen nicht, und der Jude Tryphon erwidert: „Derlei Dinge verdienen keinen Glauben, weil sie wider die menschliche Natur sind.“ [1]) — Einige Jahrzehnte später vertheidigt Athenagoras die Christen gegen die Beschuldigung, daß sie Menschenfleisch essen. Wer wolle, sagt er, von Menschen, deren ganzes Leben Gott geweiht, glauben, daß sie auch nur in Gedanken solche Laster begehen könnten, von Menschen, die auf ein zukünftiges besseres Leben hoffen und die da wissen, daß Gott selbst ins Herz schaue und daß ihm die menschlichen Gedanken und Worte nicht verborgen bleiben? Wie wolle man glauben, daß Menschen von solchen Grundsätzen so leben könnten, wie man sie schildere?[2]) — Bei Minucius Felix sagt der Heide Cäcil von den Christen: Es ist ja bekannt, was man sonst sagt, daß sie ein Kind mit Mehl bestreuen, es mit vielen Wunden tödten, sein Blut trinken und sich durch dieses Opfer verbinden. Darauf erwidert Octavius: „Wie unbillig es sei, Beschuldigungen im Munde zu führen, die man nicht genug untersucht hat, das dürft ihr uns, die wir es jetzt genug bereuen, glauben. Denn auch wir haben vordem eben dasselbe von den Christen geglaubt, daß sie Mißgeburten verehren, Kinder essen, unzüchtige Mahlzeiten und Zusammenkünfte halten. Wir dachten nicht, daß dies so von jedermann immer in den Tag hinein nachgesagt werde, ohne daß es jemals untersucht oder bewiesen würde.[3]) — — Man gibt also vor, daß wir uns mit Ermordung und dem Blute eines Kindes entweihen? Und hältst du es wirklich für möglich, daß Menschen solches vollbringen? Eher noch würdet ihr es thun, da ihr nicht besser von euren Göttern belehrt worden seid. Sagt man doch beispielsweise von Saturn, daß er seine eigenen Kinder verzehrt habe. Bei uns aber ist es nicht einmal erlaubt, von einem Morde auch nur zu hören oder zu sehen, wir scheuen uns sosehr vor Menschenblut, daß wir nicht einmal das Blut von Thieren für genießbar halten.“ [4]) — „Man beschuldigt uns“, klagt Tertullian, „daß wir Kinder umbringen und sie verzehren, daß wir ferner bei unseren Zusammenkünften die Lichter durch Hunde auslöschen, um im Finstern Unzucht zu treiben. Seit der Zeit des Tiberius — denn der allgemeine Haß fing sogleich an — werden derartige Dinge über uns ausgestreut, und bisher ist noch nicht eines derselben gerichtlich erwiesen worden. — Die Natur selbst streitet für uns wider solche Gerüchte, die ja solche Schandthaten in allen Menschen aufs höchste verabscheut. Oder sind etwa die Christen weniger Menschen als andere? Freilich ist es euch leichter, solche Frevel von uns zu denken, weil unter euch manche ähnliche Verbrechen begangen werden. Wir aber halten das Blut überhaupt nicht für eßbar und enthalten uns daher auch des Erstickten.“ [5])

Diese historischen Rückblicke zeigen, auf welche Weise Sagen und Fabeln, wie die hier besprochenen, entstehen und fortwuchern, und zu welch verheerenden Waffen sie in den Händen gewissenloser und rühriger Agitatoren, vom Schlage des „Ochlagogen“ Apion, werden können.

Wien. M. Friedländer.

---

[1]) Contra Ap. II, 8: Sed haec relinquo; insensatos enim non verbis, sed aperibus decet arguere.

[2]) Daf.: . . . . . Haec erge pessima est impietas utque mendaciam spontaneam, ad eorum seductionem, qui noluerant discentere veritatem, per ea siquidem mala ineffabilia, quae praedicta sunt, nobis detrabere tentavere.

[3]) Müller, des Flav. Joseph. Schrift gegen Apion, S. 263 f.

[1]) Dial. c. Tryph. c. 10: . . . . . *ἐγὼ δὲ Τρύφων· περὶ δὲ ὧν οἱ πολλοὶ λέγουσιν οὐ πιστεύειν ἄξιον, πόθεν γε τεκμήρασθε τῆς ἀνθρωπίνης φύσεως.* Cf. Justin. Apol. I, 26; II, 12.

[2]) Athenag. Legatio pro Christianis, 3, 32, 35.

[3]) Minuc. Fel. 9, 28: Nec intelligebamus, ab his fabulas istas semper ventilari et nunquam vel investigari vel probari, nec tanto tempore aliquem existere, qui proderet, non tantam facti veniam, verum etiam judicii gratiam consecutarum.

[4]) Daf. c. 28, 31.

[5]) Tertull. Apol. c. 7 sqq.

Digitized by Google

In Trastevere.*)

(Schluß.)

Es war ein klarer frischer Märzmorgen.

Man spürte es, daß frischgefallener Schnee auf den Bergen rings um die Kampagna lag, denn auch in der Stadt war die Luft rein und hoch mit kühlem Schatten. Die Sonne lag mit durchsichtiger Freudigkeit auf Gassen und Gesichtern, und die Bauwerke zeichneten sich mit scharfen Konturen in lichtem Glanze vom Himmel ab. Das Wasser in den Springbrunnen rieselte mit einem Klirren wie Krystall. Es war ein römischer Märzmorgen. Melchisedek stand auf seinem gewohnten Platz an der Außenbalustrade von Santa Maria in Trastevere, mit den Bettlern im Vestibüle von den Gebräuchen im Karneval und in den Fasten sprechend.

„Früher einmal," sagte Cesare und sah Melchisedek schadenfroh in die Augen, „mußten die Juden im Karneval nackt bis zur Mitte mit den Pferden um die Wette laufen ... Aber nun hat auch dieser kleine Spaß ein Ende."

Davon ging das Gespräch zu andern Fastnachtsbräuchen über. Melchisedek sagte: „Heute ißt ganz Rom Artischocken, nach Judenart zubereitet. Selbst große Herren von Adel und vornehme Damen fahren Morgens ins Ghetto, um sie in den jüdischen Küchen richtig zubereiten zu lassen. Denn es ist ein Geheimniß beim Schmoren, das nur wir kennen."

Melchisedek sagte das mit wirklichem Stolz. Es war inkonsequent von einem solchen Nichtigkeitsprediger, für den alles eitel war und Kaiserkronen und Papstmitren werthloser Staub, mit gebratenen Artischocken eine Ausnahme zu machen. Doch so ist der Mensch.

„Bravo, dann spielen Domenico und ich heute Abend große Herren und essen Artischocken, auf jüdische Art zubereitet, bei unserm Freunde, Melchisedek."

Dieser, der noch immer in gehobener Stimmung war, fühlte sich stolz, dewirthen zu können und hieß sie willkommen.

Aber als er wieder in seinem Laden war, schüttelte er sein düsteres Haupt. Gäste pflegten niemals sein Heim, die beiden kleinen Hofzimmer hinter dem Laden zu betreten. Melchisedek verbarg nämlich hier eine gefährlichere Inkonsequenz als altjüdische Gerichte. Es war natürlich ein Weib, Agatha. Agatha war ein ganz junges Mädchen, das Melchisedek durch einen Glücksfall gefunden, so wie er seine Kuriosa fand, und die er dann behalten hatte. Eines Abends hatte er in einem der kleinen Gäßchen, an der Piazza Navona ein Mädchen mit einem großen Korbe stehen sehen. Sie wartete offenbar auf jemanden, der nicht kam. Die Stunden waren vergangen, aber sie wagte sich nicht von der Stelle zu rühren. Das Bauernmädchen in der groben, dunkelblauen Tracht der Abruzzen stand unbeweglich da, an einen Laternenpfahl gelehnt, dessen Flamme im Regenwind irrlichtartig flackerte. Ihr Gesicht mit der rothblonden Mähne zeigte eine in sinnesstumpfe Müdigkeit übergegangene Angst, und all ihre Willenskraft lag in dem krampfhaften Griff, mit dem sie ihren Weidenkorb an die Brust gepreßt hielt.

Es dunkelte. Melchisedek konnte die Augen nicht von ihrem Haar wenden und begann sie auszufragen. Nach und nach bekam er eine verwirrte Erzählung zur Antwort, von einer Tante, bei der sie wohnte und mit der sie Aquila verlassen hatte, um in Rom Lemen zu verkaufen.

Melchisedek empfing den Eindruck, daß die Tante das Mädchen mit Absicht in die Welt hinausgestoßen hatte, und er überredete sie, erfroren und verhungert wie sie war, mit ihm nach Hause zu kommen.

Dies hatte sich vor nun bald zwei Jahren begeben, aber von dieser Stunde an war Agatha Melchisedek's ein und alles geworden, sein Brot und sein Bett theilend, und hatte nur selten die dunklen Hofstuben hinter dem vollgepropften Laden verlassen. Die Ursache davon war nicht Zuneigung zu dem kleinen, düsteren Juden, obgleich er ein gutherziger und freigebiger Mann war, der ihr mehr Fürsorge widmete und größere Portionen von den Gütern des Lebens gab, als dem armen Mädchen bis dahin zu Theil geworden. Aber Agatha wagte ganz einfach nicht, ihn zu verlassen. Sie fühlte sich an Bett und Stuhl mit nicht sichtbaren, aber unzerreißlichen Ketten gefesselt. Denn sie empfand vor Melchisedek den panischen Schrecken des abergläubischen, eingeschüchterten Naturkindes vor einem Beschwörer und Zauberer, der sie mit seinen Künsten verhexen und peinigen konnte, wenn sie sich nur im geringsten auflehnte. Wie nur der Gedanke zu fliehen, in ihr erwachte und sie unwillkürlich zur Thüre gehen wollte, fühlte sie schon, daß der kalte Schweiß von ihrer Stirne perlte, und ihre Kniee einknickten. Ein Angstschrei erstickte in ihrer Kehle. Machtlos sank sie auf einen Sessel, in tödtlicher Angst, daß Melchisedek ihre Gedanken lesen könnte. Diese Angst stammte von dem ersten Abend in seinem Heim. Durch ein Labyrint von dunklen Gassen hatte er sie an diesem schwarzen Regenabend geführt, bis sie in seinem Laden stand und sprachlos vor Schreck Stundenglas und Kruzifix, blutrothe Mäntel und Beile mit blitzender Schneide, im Scheine der Oellampe funkeln sah. Dann hatte Melchisedek in dem inneren Zimmer zum Abendbrot gedeckt. Es war Freitagabend, und er beobachtete trotz allem getreulich die alten Bräuche. Hierauf trat er an den Tisch, in schwarzer Sammtkappe und weißem Gebetmantel, dessen Seidenfransen über den Boden schleiften. Wie ein paar offene schwarze Quellen leuchteten seine großen Augen in dem pergamentgelben Antlitz, als er die Sabbatkerzen in den Silberleuchtern anzündete. In einer seltsamen Sprache, die klang, wie wenn Schlangen in der Sommersonne zischen, oder wie wenn man Kugeln im Feuer gießt, sprach er die Sabbatgebete, während seine grauen Locken über den Silberkragen des Mantels wehten. Agatha starrte ihn an wie ein Gespenst und hielt sich an der Lehne des alten Armstuhls fest, um nicht vor Schreck zu Boden zu gleiten; und als Melchisedek ihr dann weißes Brot von einem Laibe schnitt, der unter einem mit seltsamen Zeichen bestickten Tuche lag, war es ihr, als gäbe sie sich mit jedem Bissen, den sie schluckte, immer unrettbarer in seine Gewalt und würde so die blind gehorsame Sklavin des Zauberers.

Melchisedek merkte bald, welche Macht er über Agatha hatte, und er erhöhte sie durch seltsame Ceremonien und Kniffe. Er erzählte ihr grausige Geschichten von Vampyren und Wehrwölfen. Seine Stimme und sein Antlitz wirkten gleich unheimlich und seltsam, wie er da in der Dämmerung saß. Das Dunkel umwob ihn, so daß nur die gelbe Haut und der Emailglanz seiner Augäpfel leuchtete. Die gelben Hände bewegten sich in der Luft, im leeren Raume. Die Worte fielen dumpf wie Erdschollen auf einen Kirchhof. Eines Nachts, als Agatha in seinen Armen lag, biß er ein rothes Zeichen in ihre rechte Brust. Gerade da würde die Fledermaus mit dem Hundekopf ihren kalten Saugemund ansetzen und ihr Herzblut aussaugen, wenn sie ihn oerließ.

Es war nämlich so, daß Melchisedek von einer Leidenschaft für das junge Mädchen mit der goldrothen Haarmähne und der weißen Haut ergriffen war, die mit jedem Tage heftiger und eifersüchtiger wurde. Er schämte sich selbst seiner Thorheit, er, der Lebensverächter. Doch auch Juda's große Könige hatten ja, nachdem sie recht alt und weise geworden waren und dem Tode ins Auge sahen, junge Frauen geliebt, die sie mit ihrer Jugend erwärmten und sie noch ein letztes Mal einen tiefen Trunk aus dem Becher des Lebens trinken ließen. Wie der, der sich entschlossen hat, all sein Eigen zu lassen und fortzugehen, doch noch eine Weile das letzte Goldstück in seiner Hand wägt, drückten sie am Scheidewege zum Tode diese strahlenden Früchte von Fleisch und Blut noch eine gierige Minute an Augen und Lippen, um dann stille und ohne Wehmuth in das Nichts einzugehen. So dachte Melchisedek, und wenn an Winterabenden der Schein von der Gluth des Feuerfasses

*) Aus dem Manuskript übersetzt von Francis Maro.

am Boden während des langsamen Verkohlens mit ungleichmäßigem und grellem Licht auf Agathas gelöstes Haar und ihre weißen Schultern fiel, legte Melchisedek seine Hand auf ihr Haupt und fühlte sich wie einer der weisen, alten Könige von Juda. Seine Hand wurde heiß, und heiß drängte der Blutstrom zum Herzen. Aber er fuhr fort, in tiefsinnigen Worten und Bildern zu sprechen, als wäre er Salomo selbst, der weiseste der Herrscher, und das Mädchen, dem er die Räthsel deutete, Salomos junge Base von Saba . . .

Als Melchisedek an diesem Karnevalstag bei Agatha eintrat, um von den Artischocken und seiner übereilten Einladung zu erzählen, saß das junge Weib, wie sie es zu thun pflegte, an dem kleinen Fensterchen und starrte durch das Gitterwerk der kleinen Scheiben gedankenlos hinaus in den Hof. Es war ein alter, feuchter, römischer Hof, mit einer Menge von zerschlagenen und verwitterten Fragmenten antiker Friese. Auf einem sah man im Bas-Relief den Torso einer Amazone, in eine fliegende Draperie gehüllt. Längs gespannter Wäscheleinen flatterte gewaschenes Leinenzeug rings um einen kleinen plätschernden Springbrunnen mit einem dünnen Strahl aus dem Rachen eines Delphins, dessen Schwanz eine vom Alter moosgrüne Nereide umklammert hielt. Die Musik des kleinen Wasserstrahls war Agathas Freude. Er brachte ihrem Ohr Erinnerungen von all den weißen Bergdächlein in der Heimath mit dem Silberton des eisigen Wassers, und die Thränen kamen ihr in die Augen.

„Guten Tag, Agatha!"

„Guten Tag, Herr!"

Melchisedek erzählte von den beiden Bettlern, und das Mädchen heftete neugierig ihren unsicheren Blick mit unbestimmter Erwartung auf ihn.

Pünktlich Schlag acht fanden sich auch Cesare und Domenico ein, letzterer von seinem Pförtner gezogen. Man begrüßte sich feierlich, mit steifer Höflichkeit. Der Krüppel wurde hineingetragen und gleich an den Eßtisch gesetzt. Verstohlen sah er auf die Silberleuchter, wie auf einen bedrückenden Reichthum, der ihn hinderte, sich heimisch zu fühlen. Cesare war auch einen Augenblick ungewöhnlich wortkarg. Melchisedek sah hier ganz anders aus, als wenn er in seinem schmutzigen Rock mit dem mottenzerfressenen Kragen vor der Kirche bei ihnen stand und plauderte. Hier glich er einem wirklichen Patriarchen mit seiner Sammetmütze, und er bewegte die Hände mit großer Würde. Nun zeigte sich das Mädchen auf der Küchenschwelle.

„Das ist Agatha", sagte Melchisedek ohne weitere Erklärung. Domenico senkte, ganz erschreckt von dieser schimmernd weißen Haut und dem herrlichen rothen Haar, die Augen auf den Zinnteller. Cesare krähte wie ein Hahn, zog sein blaues Halstuch in einen großen Knoten, sah Melchisedek von der Seite an und prüfte dann das Mädchen mit den Augen eines Kenners. Dann wurde schweigend gegessen und getrunken. Es gab Ziegenkäse und Polenta aus Mais, gebratenen Kadeljau, die berühmten Artischocken und zwei große strohumsponnene Flaschen Wein von dem rothen, kalten aus Genzano, auf deren Oberfläche die Oeltropfen schimmerten, und von dem gelben aus Fraseati, der etwas von der frischen Säuerlichkeit des Sauerampfers hat. Der Wein floß durch Cesares Kehle so stetig und unbehindert wie durch den Glastrichter eines Weinzapfers. Nachdem man lange über die Artischocken hin und her geredet hatte, wobei Melchisedek eine feierliche Miene zurückhaltender Eingeweihtheit beibehielt, begann die Traube allmählich den drei Herren zu Kopf zu steigen. Agatha horchte erstaunt den lauten Stimmen und dem Lachen.

Diese Heiterkeit war wie eine Befreiung nach der öden Eingeschlossenheit in der Einsamkeit mit Melchisedeks dumpfer Stimme und seinen Liedkosungen ohne Freude. Ein aufrührerischer Drang nach frischer Luft und starken, fröhlichen Umarmungen erfüllte ihre Brust. Cesare war wie die Soldaten und Hirten aus ihrer Heimath, die übers ganze Gesicht lachend, die Weiber auf ihren starken Armen in den Wald hinaustrugen, und sie begann hinter Melchisedeks Rücken seine Blicke zu erwidern.

Nun schien Domenico die Zeit gekommen, um seinen gewöhnlichen kleinen Angriff auf Melchisedeks Religion zu unternehmen, und er begann vorsichtig: „Heute Nacht hatte ich arge Zahnschmerzen, aber glücklicherweise entsann ich mich der guten lieben Sankta Apollina und rief sie an. Die heidnischen Büttel zerbrachen ihre Kinuladen, und seither heilt sie das Zahnweh."

„Und es half?" sagte Melchisedek trocken.

„Gewiß half es, aber da mußte ich daran denken, wie verlassen Du sein mußt, Melchisedek — — —"

„Ja, wie viele Heiligen hast Du denn für Deine privaten Bedürfnisse? Es geht wohl schon auf ein Dutzend?"

Domenico merkte den Hohn nicht. „Ja, das will ich meinen. Da ist zuerst — er rechnete an den Fingern — mein Schutzpatron, nach dem ich den Namen habe — Domenico — und nie vergesse ich, an seinem Tage eine brennende Wachskerze für seine Kirche an der Torre del Grillo zu geben. Weiter ist da der heilige Lazarus, der der Freund der Armen ist und ihnen die Brosamen vom Tische der Reichen verschafft — wie ich sie heute bei Dir bekomme, Melchisedek, und die heilige Fina, die die Krüppel heilte. Aber sage mir, haben die Juden wirklich keinen einzigen Heiligen?"

„Nein, nur einen einzigen Gott," sagte Melchisedek, „einen einzigen, der aller Anfang und Ende ist!" Er streckte den Zeigefinger aus und sagte mit einer Art Fanatismus: „Einen, einen, einen!"

Diesmal hielt Cesare es mit Domenico. Ein Gott konnte nicht alles selbst besorgen, er brauchte Helfer. Zu Tode gequält würde er ja werden, wenn er allein wäre. Wollte man schon beten und anrufen, dann war es besser, mehrere verschiedene zu haben, an die man sich wenden konnte! Wenn etwas nicht klappte, lief man ja auch nicht gleich zum Sindaco selbst.

„Die Heiligen sind meiner Seel und Treu noch das beste, was wir in der ganzen Religion haben," sagte er. „Zum Beispiel Medardus, der die Weingärten vor dem Froste schützt. Wäre er nicht da, so säßen wir hier mit trocknen Kehlen."

Bei dem Gedanken an diese Möglichkeit goß Cesare noch ein volles Glas Genzano hinab. Sein wettergebräuntes Landsknechtgesicht war kupferroth geworden. Er begann die Armmuskeln zu spannen. Er hatte den händelsüchtigen Rausch des Raufbolds.

Aber Melchisedek, der auch heiß geworden war, zuckte überlegen die Schultern und fuhr fort, „einen" zu rufen, als faßte dieses kleine Wörtchen unermeßliche Weisheit.

„Ach, halts Maul, wer begnügt sich mit einem Mädel, einem Kuß, einer Flasche Wein und einer Messe!"

„Merke, daß einmal eins eins ist. Das gilt von keiner andern Zahl. Eins ist die erste aller Zahlen und hat alle andern bis in die Unendlichkeit gezeugt. In der Eins ruht die Million, wie alle diese Artischockenblätter in ein und demselben Grunde."

„Ich pfeife auf Deine mosaische Artischocken," und Cesare riß keuchend seinen Rock auf, so daß seine behaarte Brust durch das Hemd hervorsah.

„Einer allein zeugen! Was sagst Du dazu, Agathchen?" fuhr Cesare fort. „Eins bleibt eins und kann niemals in alle Ewigkeit mehr werden. Anders ist es mit zwei. Komm mein kleines Rosenschnutchen!"

„Agatha bleibt!" schrie Melchisedek heiser und fuhr vom Tische auf, während Domenico mit flehenden Augen und zappelnden Händen Frieden zu stiften suchte. Aber das Mädchen, das im andern Zimmer mit dem Spülen des Geschirrs beschäftigt gewesen war, näherte sich Schritt für Schritt mit starrem Blick, die Hand an der Brust. Ein dunkler Trieb führte sie vorwärts, trotz Angst und Beben. Jetzt oder nie konnte sie aus der Gewalt des Hexenmeisters entrinnen.

Digitized by Google

„Wage ich's?" fragte sie mit verschleierter, ferner Stimme. „Er verhext mich, stürzt mich ins Unglück .... das ist ein Zauberer."

„Melchisedek ein Simon Magus!"

Cesare lachte so, daß die Thränen ihm über die Backen liefen, so übermüthig und ansteckend, daß das Mädchen sich mit halbgeschlossenen Augen in seine Arme stürzte.

Als Melchisedek dies sah, wurde es vor seinen Augen schwarz. Tief drinnen im Dunkel glaubte er Agathas Körper mit seiner schimmernd weißen Haut wie eine große weiße Blume leuchten zu sehen, und Cesare löste ihr Haar, das gold- und sonnenschimmernde, der Königin von Saba weiches, wunderbares Haar. Das Bild flog wie ein vergifteter Pfeil durch sein Herz. Er stöhnte auf, tastete nach einer Waffe und fand ein langes, schmales, spanisches Messer, mit dem das Brot geschnitten worden war, und stürzte besinnungslos auf Cesare los. Dieser hielt sich, vom Weine taumelnd, an der Tischkante fest, aber wich mit Soldateninstinkt der blinkenden Schneide aus.

„Beschnittener Hund," rief er und entwand noch lachend das Messer der zitternden Hand des Greises. Aber Melchisedek biß die Zähne zusammen, schrie wie ein Rasender und stürzte sich besinnungslos auf Cesare. Da blitzte wieder das schmale Messer durch die Luft, und als Melchisedek auf dem weinglatten Boden vorwärts glitt, drang die Klinge tief in seine Brust.

Mit einem seltsamen Röcheln fiel Melchisedek rücklings. Seine zitternden, gelben Hände flogen über der Brust zusammen, so wie bei einer Papierpuppe, wenn man an der Schnur zieht, und während das Blut aus der Wunde strömte, schlug er mit einem leisen Aechzen auf dem Boden auf.

„Heiliges Herz Jesu!" rief Domenico schreckgelähmt. Agatha und Cesare standen sprachlos. Noch einmal regte sich Melchisedek. Er hob den Kopf mit dem langen von Blut und Wein triefenden grauen Haar ein wenig gegen den Tischfuß und flüsterte leise, aber hörbar: „Ich verfluche, Jerusalem verflucht Rom!"

Das Antlitz war bleich wie weißer Stein, die Augen schwarz wie die Finsterniß. Ein prophetischer tödtlicher Haß lag über dem wie von den unzähligen Sorgen eines unendlichen Daseins gefurchten Ahasverkopfe. Aber dieser Ausdruck währte nur eine Minute. Als der Kopf wieder hinab auf die Schultern fiel, auf den dejudelten Boden, und die weißen, kalten Augenlider sich für immer schlossen, milderten sich alle Züge. Der Schatten des Lächelns, das nie im Leben auf seinem Antlitz erschienen war, schimmerte nun dort in der Wollust der Vernichtung, die mit ihrem Frieden alle Spannung des Begehrens und der Heimathlosigkeit löst und stillt.

Nun strömten, von dem Lärmen und Schreien herbeigelockt, Menschen herzu. Nachbaren und Nachbarinnen füllten die Räume mit Rufen und verwirrter Geschäftigkeit. Cesare stand isolirt mitten im Zimmer. Niemand wagte, sich ihm zu nähern, außer Agatha, die seine Hand hielt, als wollte sie seine Schuld theilen, und ihn starr und unverwandt ansah, mit Lüsternheit und Glück im Blick. Auf die beiden machten die Schimpfworte und Drohungen der Menge keinen Eindruck. Cesare starrte auf Melchisedeks Leiche ohne Mitgefühl oder Reue, nur mit der harten Miene eines Mannes, der sieht, daß er eine Dummheit begangen hat, für die er büßen muß. Mit einem kalten Achselzucken ließ er sich von dem Polizisten fortführen. Agatha folgte ihm blotzhäuptig, im Dunkel funkelte ihr goldrothes Haar. Während man auf die Träger wartete, die die Leiche in die Todtenkammer bringen sollten, wurde der Eßtisch abgeräumt und Melchisedek darauf gehoben. Eine alte Frau, die vermuthlich irgend einmal in einer Synagoge gewesen war nnd darum die Kopfbedeckung als zur Religion des Todten gehörig ansah, drückte die Sammetkappe auf sein graues Haar. Wie der kleine Alte dalag im Scheine der Wachskerzen, die in den von seinen Vätern ererbten Silberleuchtern steckten, sah er selbst wie ein wunderbares, altes Kuriosum aus, nicht wie ein Mensch, der eben noch lebendig gewesen. Es wurde allgemach leer im Zimmer. Domenico, der vergessen und hilflos auf seinem Stuhle saß, nahm die kalte Hand des Todten in die seine, und es kam über ihn, der all das Entsetzen und die Einsamkeit, die sein Herz erstarrte, sich selbst nicht zu deuten vermochte, fast die Zärtlichkeit eines Sohnes. Unter vielen Thränen betete der kleine Krüppel zu der heiligen Jungfrau und vielen andern Heiligen, daß der alte Jude nicht in die Hölle zu kommen brauchte.

Oscar Levertin.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Paul Heise: Ein Wintertagebuch. Gardone 1901—1902. Stuttgart und Berlin, 1903. J. G. Cotta.

Nachdem Paul Heyse erst kürzlich einen Novellenkranz von den Gestaden des Gardasees in die Welt gesandt, überrascht er seine Freunde nun durch eine neue Gedichtsammlung, die gleichfalls seinem dortigen Aufenthalt entstammt. Freilich heißt es darin ein wenig spöttisch: „man kennt ja der Deutschen Art, Verse werden nicht gern gelesen." Immerhin wird ein Einblick in diese Herzensergüsse und Betrachtungen über Erlebtes und Gefühltes denen erwünscht sein, die ein Verlangen tragen, zu wissen, wie es dem Dichter dort zu Muthe ist, wo er nunmehr alljährlich weilt: „die Welt zu meiden winterlang, um länger auf der Welt zu sein". Mit ihm wird man sich freuen, daß er „nicht zu den Götterlieblingen gehört", die diese Gunst durch frühen Tod zu entgelten gehabt; daß ihm vielmehr, nach einem in reichem, vielseitigem Kunstwirken verbrachten Leben ein schönes, friedsames Alter beschieden ward, daß er seine treue Lebensgefährtin zur Seite haben darf und ihm überdies „die holde Muse auch winters das Geleite gibt". Zeitweise flüstert sie ihm auch hier Lieder zu, gefühlswarm und lebensfroh wie in jüngeren Tagen, zum Zeichen, daß sein Herz nicht gealtert und seine Leyer ihren Vollklang behalten hat. Doch bleibt der Gedanke an das unabwendbar Bevorstehende nicht aus; in wehmüthigem Erinnern an bereits Dahingeschiedene tritt es zu Tage, sei es, daß der Tod sie erst kürzlich ereilte, wie die jüngst ihm entrissenen Freunde **Wilhelm Herz** und **Ernst Wichert**, sei es, daß ihnen die letzte Stätte vor Jahrzehnten bestellt wurde und anmuthige Gedenkbilder aus der Berliner Jugendzeit mit ihrem Gedächtniß erstehen. Dankbaren Sinnes genießt Heyse die ihm nun vergönnte stille Abgeschiedenheit in der herrlichen Natur, der er manche prächtige Schilderung abgewinnt. Sein Alltagsleben in der eigenen Häuslichkeit, das Lesen liebgewordener Autoren, die vielen schönen, wechselreichen Spaziergänge, alles gelangt zu poetischem Ausdruck. Man versteht es ja gut, wie bei aller Befriedigung hierüber der Wunsch sich einstellt, daß „die letzte Ruh', die ewige, nicht zu bald" ihm zu Theil werden möge. Rührend wie diese dankbare Anhänglichkeit an die liebe Daseinsgewohnheit sind auch die Geständnisse der Sehnsucht nach heimischen Zuständen, Beziehungen und Schicksalen, die ihn auch inmitten italischer Naturpracht es fühlen lassen, daß er dort doch immer nur Gast sei, während seines „Wesens tiefste Wurzeln zäh gesenkt in die deutsche Erde" sind. Dem für Formschönheit empfänglichen Ohr bieten alle diese Dichtungen einen ausnehmenden Reiz; die metrische Gewandtheit zeigen die das Heft abschließenden **Ghaselen** in staunenswerther Vollendung. Ein reiches Gedankenleben tritt uns in Formpracht entgegen, ein starker Persönlichkeitszug führt dem Leser den Dichter freundschaftlich nahe.

—l—m—n.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Baeth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilbaen, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Hellborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 39. Berlin, den 27. Juni 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (5 Mk vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation", Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von * * *.

Reaktion, Freisinn, Sozialdemokratie. Von Theodor Barth.

Die Frau und die Gewerkschaftsbewegung. Von Elisabeth Gottheiner.

Rußland als Vorbild für Galizien. Von Roman Sembratowycz (Wien).

Der Sohn des großen Napoleon. Von Prof. M. Philippson.

Im Feiertagskleide. Aus einem Briefe. Von Juhani Aho.

Die serbische Litteratur. Von Otto Houser (Wien).

Die eiserne Jungfrau. Eine Erzählung. Von Ango Coch (Wien).

Bücherbesprechungen:

Siegfried Trebitsch: Weltuntergang. Bespr. v. A. G.

Elisabeth Siewert: Bajowo. Bespr. von E. Heedegen.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Fast völlig abgeschlossen liegen im Augenblick, da dies geschrieben wird, die Ergebnisse der Stichwahlen zum Reichstag vor. Die Freisinnige Vereinigung hat Stettin verloren, so daß Broemel leider nicht wieder in den Reichstag zurückkehrt. Auch Barth scheint unterlegen zu sein. Zusammen werden Süddeutsche Volkspartei, Freisinnige Volkspartei und Freisinnige Vereinigung voraussichtlich über rund 35 Mandate verfügen. Das ist eine Macht — wenn sie zu benutzen verstanden wird. Die Sozialdemokraten sind auf mehr als 80 Mandate gekommen. Die weiteren Veränderungen sind ohne Bedeutung, ausgenommen, daß der Bund der Landwirthe parlamentarisch vernichtet ist.

Unter den charakteristischen Erscheinungen des diesmaligen Reichstagswahlkampfes tritt in ganz besonders bemerkenswerther Weise die Anwendung der unerhörtesten Wahlbeeinflussungen und selbst Wahlbetrügereien hervor. Die durch Wahlkuverts und Isolierräume geschaffene bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses hat insbesondere in Ostelbien die Konservativen dazu veranlaßt, auch vor den skandalösesten Wahlmanövern nicht zurückzuschrecken, um die Wirkung einer besseren Wahrung des Wahlgeheimnisses zu paralysiren. Was insbesondere die Provinz Pommern anlangt, von der bereits früher einmal ein Minister des Innern im Abgeordnetenhause erklärte, daß er über die Auslegung der Wahlgesetze seitens der konservativen Machthaber daselbst geradezu erschrocken sei, so sind diesmal alle früheren Ungesetzlichkeiten noch weit in den Schatten gestellt.

Namentlich in dem Wahlkreise Kolberg-Köslin, wo der den Konservativen besonders verhaßte Dr. Barth, der Herausgeber dieser Zeitschrift, kandidirte, ist in unglaublicher Weise gewirthschaftet worden. Es sind konservative Flugblätter gegen Dr. Barth losgelassen worden, die von Lügen und Verleumdungen geradezu strotzten. Solche Flugblätter sind nach der „Kösliner Zeitung" vom Landrathsamt aus versandt worden. Telegraphische Proteste gegen diese agitatorische Wirksamkeit des königlichen Landrathsamts beim Minister des Innern haben keine sichtbare Wirkung gehabt. An der Spitze des konservativen Wahlkomitees stand ferner der Erste Staatsanwalt in Köslin. Wegen eines besonders nichtswürdigen Flugblatts, das dazu bestimmt war, am letzten Tage vor der Stichwahl verbreitet zu werden, das aber dem liberalen Wahlbureau schon einen Tag früher in die Hände fiel, hat Dr. Barth sofort telegraphisch bei eben demselben Ersten Staatsanwalt, der an der Spitze des konservativen Wahlkomitees stand, die strafrechtliche Verfolgung der anonymen Verleumder im öffentlichen Interesse beantragt. Sollte diesem Strafantrage nicht Folge gegeben und etwa Dr. Barth auf dem Weg der Privatklage verwiesen werden, den er selbstverständlich nicht beschreiten wird, so wird gegen diesen Ersten Staatsanwalt, der das Amt des öffentlichen Anklägers und des Vorsitzenden des konservativen Wahlkomitees in Personalunion vereinigte, durch alle Instanzen Beschwerde erhoben werden.

Digitized by Google

Daß zahlreiche Wahlvorsteher auf dem Lande sich über die klarsten Bestimmungen des Wahlreglements hinweggesetzt und durch Einführung der sogen. „Mogelurnen" sich zweifelloser Umgehung der gesetzlichen Vorschriften schuldig gemacht haben, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Die agrarische Interessenpolitik hat allmählich die sogenannten Edelsten der Nation dermaßen auch moralisch korrumpirt, daß diese Stützen der Staats- und Gesellschaftsordnung sich vielfach heute keinen Deut mehr um die bestehenden Gesetze kümmern. Es wird Wahlproteste regnen, und im Reichstage werden die Verhandlungen über beanstandete Wahlen ein erbauliches moralisches Genrebild darstellen.

Die Stadt Bremen hat das Unglück gehabt, an einem Tage zwei ihrer hervorragendsten Bürger zu verlieren, den Oberbaudirektor Franzius und den Bürgermeister Albert Gröning.

Franzius war einer der genialsten Wasserbautechniker unserer Zeit. Sein Hauptwerk, die Unterweserkorrektion von Bremen abwärts, hat sich technisch und wirthschaftlich außerordentlich bewährt. Diesem großen Kulturwerk stellten sich, als Franzius es zuerst empfahl, die größten Bedenken und Vorurtheile entgegen. Mit überzeugender Energie wußte er aber alle Schwierigkeiten nach und nach zu überwinden, und das kleine bremische Gemeinwesen zu bestimmen, 30 Millionen Mark für dies Werk zu opfern. Mit diesem Wagemuth eines kleinen städtischen Gemeinwesens vergleiche man den Kleinmuth, mit dem im Großstaat Preußen an die Verwirklichung des Mittellandkanals herangegangen wird. Franzius war auch einer der wärmsten Befürworter dieses Projekts, an dessen Verwirklichung sich weitausschauende Pläne zur gründlichen Verbesserung der Oberweser anschlossen. Nicht bloß Bremen, sondern ganz Deutschland hat mit Franzius' Tode einen schweren Verlust erlitten.

Der andere Todte des 23. Juni, Bürgermeister Albert Gröning, war der ideale Rathsherr eines freien bürgerlichen Gemeinwesens; von einer Redlichkeit des Herzens, von einer Aufopferungsfähigkeit, von einer Ueberzeugungstreue, wie sie nur den besten Bürgern eigen sind. Mit allen Fasern seines Lebens wurzelte er in den Interessen seiner Vaterstadt, für deren öffentliche Angelegenheiten er vier Jahrzehnte, viele Jahre an oberster Stelle, gewirkt hat. Aber er betrachtete sein geliebtes Bremen immer nur als einen Theil des großen deutschen Ganzen, und es würde ihm nie in den Sinn gekommen sein, Sondervortheile für dies Bremen zu verlangen, wenn er die Ueberzeugung hätte haben müssen, daß die bremischen Interessen mit den Interessen des gesammten deutschen Reichs in Widerspruch ständen. Er war ein Freihändler von echtem Schrot und Korn, von peinlicher Gewissenhaftigkeit, und deshalb auch immer erneut prüfend, ob diese freihändlerischen Grundsätze auch unter veränderten Verhältnissen die Probe aushielten. Aber diese immer erneute Prüfung befestigte bei ihm wie bei dem anderen bedeutenden Bürgermeister, den Bremen vor nicht langer Zeit verloren hat, bei Otto Gildemeister, nur die Ueberzeugung von dem Segen des Freihandels.

Albert Gröning war ein treuer Freund unserer „Nation" vom Anfang ihres Bestehens an, wie ihn auch ein enges Freundschaftsverhältniß mit dem Herausgeber der „Nation" seit jenen Tagen verband, da die beiden Männer vor einem Menschenalter sich bei der Gründung des Bremer Konsumvereins zusammenfanden. Solange Deutschland so echte Bürger wie Albert Gröning aufzuweisen hat, wird es nicht verloren sein.

König Peter I. ist unter den Ceremonien, die bei gekrönten Häuptern üblich zu sein pflegen, in Belgrad eingezogen. Ein gekröntes Haupt ist er zwar noch nicht; da die Plötzlichkeit der Umwandlung Peter Karageorgiewitsch's in Peter I. von Gottes Gnaden es mit sich gebracht hat, daß der Pariser Goldschmied die Krone für den in jedem Falle erhabensten Theil des Monarchen noch nicht fertig zu stellen in der Lage war. Jubel, Kanonenschüsse, Ansprachen der beglückten Staatsbeamten und Bürger, huldvolle Erwiderungen des acht Tage alten Königs folgten aufeinander, und es ging erklärlicher Weise auch ohne Krone. Darauf zog Peter I. in den Konak ein, der wenige Schritte von demjenigen Gebäude entfernt liegt, in dem Alexander von Gottes Gnaden, König von Serbien, unter den Händen der Soldateska seines getreuen Serbenvolkes kläglich sein dürftiges Leben ausgehaucht hatte. Das Vorspiel ist also beendet — zu einer neuen politischen Komödie oder zu einer neuen Tragödie?

Auf dem Bahnhof zu Belgrad waren anwesend, als König Peter I. aus Genf eintraf, der Vertreter Seiner Majestät des Zaren und der Vertreter Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn. Es ist anzunehmen, daß diese beiden Vertreter ihrer kaiserlichen Herren mit dem Rockärmel an den Obersten Maschin gestreift haben, der Alexander von Serbien mit einigen guten Freunden vor acht Tagen abgemurkst hat, und die gemeinsam den Sturm ihrer patriotischen Empfindungen alsdann auch an der Leiche des Königs und seiner erschlagenen wehrlosen Frau sowie an Möbeln und Bildern des Königsschlosses ausgelassen hatten. Da Herr Maschin jetzt Minister in Serbien ist, so empfing er selbstverständlicherweise gemeinsam mit den Gesandten von Rußland und Oesterreich-Ungarn das neue geliebte Landesoberhaupt, und um dieser Situation die echteste Würze zu geben, verlangen nun Rußland und Oesterreich-Ungarn, daß die Mörder bestraft werden sollen durch jenen Peter I., für den sie den Weg zum Throne freimachten, und den sie als Minister und als vom Volk und der Volksvertretung gefeierte und beförderte Offiziere mit Enthusiasmus empfingen. Armer Peter von Gottes Gnaden, es ist schwer, sich in solchem Wirrwarr zurechtzufinden. Und wenn in Peter I. noch ein wenig von dem Geiste Peter Karageorgiewitsch' steckt, so wird er ausrufen: Oh! la comédie humaine!

Die Politik diktirt Rußland und Oesterreich-Ungarn als Richtschnur ihres Verhaltens: Wir acceptiren Peter I. als König von Serbien; das läßt sich begreifen. Ihre Aktivität in Serbien gegen einander veranlaßt sie, in der Tiefe der Verneigung vor dem Monarchen von ehegestern sich womöglich den Rang abzulaufen; für einen großen Staat ist diese Beschäftigung nicht gerade übermäßig erbaulich. Nimmt man hinzu, daß Monarchen berechtigterweise für Königsmörder Sympathien nicht zu haben pflegen, so hat man alle Elemente bei einander, die Peter I., den Meuchelmörder Maschin und die Vertreter Rußlands und Oesterreich-Ungarns zu gegenseitigen freundlichen Verbeugungen zusammenführten und die diese Harmonie wiederum störten durch das Verlangen Rußlands und Oesterreichs, daß Peter I. Seine Exzellenz den dewillkommnenden Minister Maschin vom Henker als Königsmörder abthun lassen solle. Peter hat übrigens bereits erklärt, diesem freundlichen Rath werde er nicht folgen.

Was in Serbien sich ereignete, ist orientalisch und daher dem Orte durchaus angemessen; was Rußland und Oesterreich-Ungarn thaten zeigt, in wie schwächlichen Händen dort die Politik ruht. Ohne monarchische Grundsätze und ohne die Grundsätze menschlich anständiger Empfindungen gehorcht man nur dem Opportunismus des Augenblicks. Die Belgrader Empfangsscene ist somit ein äußerst charakteristisches Symptom für die Politik, die sowohl in Oesterreich-Ungarn wie in Rußland bleibend die herrschende ist. Man ist hier wie dort, unbekümmert um die Konsequenzen nach irgend einer Richtung, zufrieden der neuen Schwierigkeiten von heute bis übermorgen einigermaßen Herr geworden zu sein.

Die Ministerkrisis in Ungarn ist noch nicht beendet; es scheint jedoch, daß der bisherige Banus von Kroatien an die Spitze des künftigen ungarischen Ministeriums treten wird. Die Vorbildung, die er als Despot gegenüber den Kroaten empfangen hat, ist für den Minister eines freiheitlich regierten Landes — sagen wir — ungewöhnlich.

Das französische Ministerium Combes hat einen neuen Sieg gegen den Klerikalismus errungen; es ist den Mitgliedern der Kongregationen nunmehr auf das Aeußerste erschwert, durch ein Hinterthor ihre Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen. Hätte man die Gewähr, daß diese Gesetzgebung in Frankreich ein Menschenalter nicht nur zu Recht bestände, sondern auch im Geiste der heutigen Gesetzgeber ausgeführt würde, dann wäre auf ein Zurückdrängen des Klerikalismus in Frankreich zu rechnen; allein, nicht nur, wie es in der Oper heißt, die Frau, auch die französische Politik ist wandelbar.

* * *

Reaktion, Freisinn, Sozialdemokratie.

Das Ergebniß der Stichwahlen ist noch nicht zu überschauen, während diese Zeilen gedruckt werden. Aber der Grundcharakter der diesjährigen Juniwahlen wird sich nicht verändern, einerlei, ob die Sozialdemokratie eine Anzahl Mandate mehr oder weniger erringt, und ob die entschieden Liberalen ein paar Mandate mehr oder weniger behaupten. Die Sozialdemokratie ist unter allen politischen Parteien heute die bei weitem stärkste. Mit den drei Millionen Stimmen, welche bei der Hauptwahl auf ihre Kandidaten entfallen sind, ist sie beinahe doppelt so groß geworden, wie es die nächststärkste Partei, die Centrumspartei, bei den Wahlen von 1898 war. Auch die Centrumspartei hat diesmal einen Stimmenzuwachs zu verzeichnen. Gegenüber den rund 900 000 Stimmen, um welche die Sozialdemokratie gewachsen ist, fällt der Zuwachs in der Centrumspartei aber kaum ins Gewicht.

Man muß sich diesen riesigen Stimmenzuwachs der Sozialdemokratie vergegenwärtigen, um richtig ermessen zu können, welche oppositionellen Früchte die agrarische Interessenpolitik und der Gewaltakt des Antrags Kardorff gezeitigt haben. Man hat vielfach mit Recht hervorgehoben, daß in den drei Millionen Stimmen, die auf sozialdemokratische Kandidaten entfallen sind, ungezählte Scharen von Mitläufern stecken, die nur das Bedürfniß empfunden haben, einen möglichst nachdrücklichen politischen Protest gegen die herrschende klerikal-konservative Regierungsmethode zum Ausdruck zu bringen. Das aber verstärkt nur die Wucht des Protestes selbst, denn es zeigt, daß die Angst vor dem rothen Gespenst im Weichen ist.

Daß die Bedeutung der ins Riesenhafte gestiegenen Entwicklung der Sozialdemokratie auf die gesammte Gestaltung des politischen und parlamentarischen Lebens in Deutschland eine weitreichende sein wird, muß ein Kind begreifen. Bisher hielten die drei freisinnigen Gruppen im Reichstage der sozialdemokratischen Fraktion numerisch ungefähr die Waage. Jetzt wird die sozialdemokratische Fraktion mehr als doppelt so groß. Der Schwerpunkt der Opposition der Linken liegt nunmehr unbestritten bei der Sozialdemokratie. Dadurch erwachsen derselben ganz neue politische und parlamentarische Verpflichtungen. Eine Partei, die so groß geworden ist wie die sozialdemokratische, kann nicht länger eine bloße Politik der Demonstrationen treiben. Die Sozialdemokratie wird jetzt in viel höherem Grade als früher genöthigt sein, zu zeigen, was sie kann, was sie insbesondere auch an positiven politischen Leistungen hervorzubringen vermag. Die Zeit der revolutionären Jugendeseleien, die in mancher Beziehung so bequem für die Sozialdemokratie war, ist nunmehr vorüber. Wenn sich bei uns Staatsmänner finden, die, anstatt das unfruchtbare und blöde Programm des bloßen „Nieder mit der Sozialdemokratie!" zu verfolgen, der Sozialdemokratie positive Nüsse zu knacken geben, so werden die Führer der Sozialdemokratie vor eine ungewöhnlich schwierige Aufgabe gestellt werden.

Aber wie immer auch die Regierung sich zu diesem so wesentlich veränderten Problem stellen mag, interessant und bedeutsam für die gesammte politische Entwicklung Deutschlands wird die Evolution jedenfalls werden, die sich in den nächsten Jahren vollziehen muß. Die politische Stellung der Freisinnigen jeder Richtung wird dabei wesentlich bestimmt werden durch die Haltung, welche sie der sozialdemokratischen Partei gegenüber einnehmen. Die Nationalliberalen des nächsten Reichstages werden zweifellos noch weniger liberal sein, als die Nationalliberalen des vorigen Reichstages. Für Kombinationen, wie sie bei dem Antrage Kardorff zu Tage traten, wo Konservative, Centrum und Nationalliberale sich zu einem parlamentarischen Gewaltakt vereinigten, wird die Neigung unter den Nationalliberalen des kommenden Reichstags sicher wiederum stark vorhanden sein. Der reaktionäre Ruf der Sammlung aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie wird in ihren Reihen den lebhaftesten Widerhall finden, und der Versuch, auch freisinnige Elemente des Bürgerthums in diesen Ring der sogenannten Ordnungsparteien hineinzuziehen, wird gewiß gemacht werden. Ob und in welchem Grade er Erfolg haben wird, hängt von vielerlei Umständen ab, nicht zum wenigsten auch von dem politischen Verhalten der Sozialdemokratie.

Das eine erscheint mir aber völlig sicher, daß der Freisinn, der den Verlockungen der Reaktion gegenüber nicht Stand hält, politisch gänzlich verloren ist. Die Existenzberechtigung des Freisinns beruht heute mehr als je in seinem Kampfe gegen die Reaktion. Kann er diesen nicht bestehen, zeigt er sich dieser Aufgabe nicht gewachsen, oder tritt er auch bloß mattherzig an sie heran, so schwemmt ihn die nächste sozialdemokratische Fluthwelle hinweg. Eine Regeneration des entschiedenen Liberalismus ist nur möglich bei kräftigerer Bethätigung im Kampfe gegen die reaktionären Elemente. Verfügt der Freisinn auch nicht über solche Scharen von Wählern wie die Sozialdemokratie, so ist doch auch die Gesammtzahl der auf die drei freisinnigen Gruppen entfallenen Stimmen immerhin noch recht respektabel. Was aber weit darüber hinaus ins Gewicht fällt, sind die wirthschaftlichen und geistigen Kräfte, die hinter diesen freisinnigen Wählern stehen. Dabei stützt sich der Freisinn nach wie vor auf eine große Anzahl weitverbreiteter und einflußreicher Preßorgane. Die Vorbedingungen für eine politische Wiedererstarkung des entschiedenen Liberalismus sind deshalb in hohem Maße vorhanden, sobald nur die Ueberzeugung erst eine allgemeine geworden ist, daß die energische Bekämpfung der Reaktion die Daseinsberechtigung für den Freisinn verbürgt.

Theodor Barth.

Die Frau und die Gewerkschaftsbewegung.

„Gewerkschaften", definirt Sombart, „sind Verbände von Lohnarbeitern, welche durch Zusammenschluß möglichst günstige Arbeitsbedingungen für sich erkämpfen wollen. Als Mittel hierzu dienen ihnen die gegenseitige Versicherung, die Regelung des Arbeitsmarktes, die Arbeitseinstellung und die Vereinbarung der Arbeitsbedingungen."

Die bewußte Erfassung dieser großen Ziele, sowie die planvolle Verfolgung der verschiedenen Wege, die dahin führen, erfordern selbstverständlich eine lange Schulung der Arbeiterklasse. Denn sie bedeuten nichts anderes, als das Hintenansetzen der eigenen Bequemlichkeit zu Nutzen der Gesammtheit und die Hingabe von Gegenwartsgütern für ungewisse Vortheile in der Zukunft.

Es ist daher ganz natürlich, daß der Gewerkschaftsgedanke zuerst bei der Elite der Arbeiterschaft auf fruchtbaren Boden fiel, und daß ihm die große Masse der ungelernten Arbeiter, „die über den Sorgen von heute gar nicht

dazu kommt, an die Sorgen von morgen und übermorgen zu denken," zunächst und noch ziemlich lange feindlich gegenüberstand.

Vielleicht wird dies manchem befremdlich erscheinen; denn rein theoretisch sollte man denken, daß dort, wo die Noth am größten ist, man auch am ehesten auf ein Abhilfemittel sinnen würde. Es kann ja kein Zweifel darüber herrschen, daß die schlechter gelohnten und nicht mit der Aussicht auf lange Anstellung engagirten Arbeiter des Zusammenschlusses noch viel dringender bedürfen, als diejenigen Arbeiter, deren Lohn hoch und deren Energie groß genug ist, um sie zu veranlassen, auch ohne die zwingenden Einrichtungen des Gewerkvereins wöchentlich einen kleinen Sparpfennig zurückzulegen.

Nun ist es aber eine feststehende Thatsache, daß gerade die wirthschaftlich Schwächsten, d. h. die Ungelernten und die Heimarbeiter am allerschwersten für die Organisation zu gewinnen sind. Und zu dieser schwer organisirbaren, aber organisationsbedürftigsten Klasse gehört die große Mehrzahl der weiblichen Arbeiterschaft.

Sehen wir uns die Stellung der Frau auf dem Arbeitsmarkt einmal etwas näher an, und wir werden verstehen lernen, daß der Arbeiterin mit der Staatshilfe allein nicht gedient ist, daß sie auch zur Selbsthilfe erzogen werden muß, wenn sie nicht der Spielball auf dem Arbeitsmarkt bleiben will, der sie heute noch ist.

„Wer die Geschichte der proletarischen Frauenarbeit im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben unternehmen wollte," sagt Lily Braun, „müßte zugleich die Geschichte der Maschine schreiben". Sie war es, welche die Frau hinauslockte aus dem engen Rahmen ihres Hauses, sie in die Fabrik trieb und sie dort in das Joch spannte, dem sie bis heute noch nicht entronnen ist. Die immer größer werdende Arbeitszerlegung und die Mechanisirung des Arbeitsprozesses, welche die maschinelle Großindustrie mit sich brachte, führte mehr und mehr zu der Ersetzung der Kraft und Handfertigkeit des gelernten Mannes durch die Anstelligkeit der ungelernten Frau, der man einen ungleich geringeren Lohn zu zahlen brauchte, und die man aus diesem Grunde dem Manne vorzog. Ueberall da, wo die Benutzung der Maschine am weitesten um sich gegriffen hat, findet man auch das stärkste Anwachsen der Frauenarbeit. Wo früher ein geübter Handweber 45 bis 50 Meter wöchentlich produzirt hatte, fertigt jetzt die von einem ungelernten Mädchen beaufsichtigte Maschine 360 Meter wöchentlich, d. h. sie schafft die gleiche Arbeit, die früher sieben Männer in Anspruch nahm. Und das wiederholt sich mit einigen Variationen in zahlreichen Industrien.

Wie die Arbeiter sich anfänglich gegen die Maschine gewandt hatten, die ihnen ihre Arbeit und somit ihr Brot raubte, so traten sie jetzt in einen erbitterten Kampf gegen die Frauenarbeit ein, die nun auch die ihnen noch verbleibende Arbeit zu entwenden drohte.

Der Vorwurf, welchen die Männer gegen die Frauen erhoben, war nicht etwa der, daß sie überhaupt zur Arbeit griffen — denn dazu zwang sie häufig gerade die Arbeitslosigkeit oder das geringe Verdienst des Mannes — sondern der, daß sie durch ihre geringeren Ansprüche ihnen Konkurrenz machten. Der Wunsch, ihre und ihrer Kinder höchst bescheidenen Bedürfnisse für den nächsten Tag zu befriedigen, ließ die Frauen ihre Arbeitskraft tief unter dem Preise verkaufen, den die Männer für die ihrige forderten, und auf diese Weise wurden sie zu sogenannten „Schmutzkonkurrenten" ihrer männlichen Arbeitsgenossen; denn selbstverständlich drückten sie dadurch auch die Männerlöhne herunter, und jede neu eintretende Industriearbeiterin trug dazu bei, die Lage zu verschlimmern.

Der Grundsatz, „gleicher Lohn für gleiche Arbeit", der auch heute noch unerfülltes Postulat ist, war den Arbeiterinnen ganz unbekannt. Sie hatten überhaupt keine Grundsätze in dieser Beziehung, denn es fehlte ihnen an jeglichem Solidaritätsgefühl unter einander sowohl, als mit ihren männlichen Kollegen. Sie bekamen häufig nicht nur den halben Lohn für gleiche, sondern auch geringeren Lohn für bessere Arbeit, als die männlichen Arbeiter.

Im allgemeinen können wir behaupten, daß Industrien, in denen besonders zahlreiche Arbeiterinnen beschäftigt sind, die niedrigsten Lohnsätze aufweisen; und selbst in solchen, in denen männliche und weibliche Arbeiter gemeinsam arbeiten, verdienen beide zusammen nur wenig mehr, als ein Mann allein in den gut gelohnten ausschließlich männlichen Industrien, wie z. B. in der Maschinenindustrie und im Schiffbau.

Die Gründe dafür sind zahllos. Ein sehr schwer ins Gewicht fallender Grund ist zweifellos der, daß die Frauen sowohl was Kraft, als was Handgeschicklichkeit anbetrifft, weniger leisten als die Männer, welche die gleiche Arbeit thun. Es ist ja eine ganz bekannte Thatsache, daß selbst eine scheinbar so einfache Verrichtung, wie das Annähen eines Knopfes von einem männlichen Schneider viel fester und dauerhafter besorgt wird, als von einer Schneiderin. Feinschmecker bevorzugen das von einem Koch zubereitete Essen der von der Köchin hergerichteten Kost. Es ist, wie man sieht, also selbst auf dem ureigensten Gebiet der Frau eine gewisse Minderwerthigkeit der Leistung bis heute festzustellen.

Ein anderer vielleicht noch wichtigerer Grund für die Niedrigkeit der Frauenlöhne liegt in dem dilettantischen Charakter der Frauenarbeit. Dem Mädchen mangelt es an dem nöthigen Berufsernst, denn sie sieht in ihrer Arbeit nicht, wie der Mann, den „Lebensberuf", sondern nur ein Provisorium bis zur Zeit der Ehe. Diese Anschauung ist es, die vor allem die Schuld trägt an der mangelhaften beruflichen Vorbildung der Frau, welche wiederum ihre minderwertige Stellung auf dem Arbeitsmarkt und alle damit in Verbindung stehenden Uebelstände im Gefolge hat.

Noch schlimmere Lohndrückerinnen aber sind eine andere Art dilettantischer Arbeiterinnen; die große Zahl derer nämlich, die, um einen kleinen Zuschuß zu dem Familieneinkommen zu verdienen, eigentlich nur für ein Taschengeld arbeiten. Der Unternehmer, der solche Frauen beschäftigt, erhält so zu sagen einen Zuschuß von den männlichen Familienangehörigen der betreffenden Arbeiterin — d. h. von der Industrie, in der diese thätig sind — der ihm einen wirthschaftlichen Vortheil allen denen gegenüber einräumt, die den vollen Arbeitslohn zahlen. Natürlich vergrößern solche Unternehmer, so oft es möglich ist, die Zahl ihrer weiblichen Arbeiter auf Kosten der Männer. Auf solche Weise zwingen sie dann die Arbeiter, entweder gleich ungünstige Bedingungen anzunehmen, wie die Frauen oder die Industrie zu verlassen.

Wenn wir nun, von dem gewonnenen Standpunkt aus, diese Lage rückblickend überschauen und uns fragen: „kann die einzelne Arbeiterin zur Verbesserung der geschilderten Verhältnisse etwas thun?" so müssen wir ohne weiteres mit „nein" antworten. Die Weigerung einer einzelnen, sich stillschweigend in ihr Los zu fügen, würde einfach ihre Ausschaltung aus dem Arbeitsprozeß und die Einstellung einer anderen gefügigeren Person zur Folge haben. Das Mittel der Staatshilfe reicht hier ganz und gar nicht aus; es vermag, selbst da, wo es wirksam ist, immer nur die gröbsten Uebelstände abzustellen und dies nur in ziemlich summarischer Form. Wenn die Arbeiterin aber wirklich den festen Willen hat, sich aus ihrer elenden Lage zu erheben, so gibt es für sie nur ein einziges Mittel, die Selbsthilfe durch Organisation!

Ist die Arbeiterin aber organisationsfähig? Diese Frage ist in erster Linie psychologisch zu betrachten; einmal insofern, als es sich um die Natur und Anschauung der Frau überhaupt, der arbeitenden Frau insbesondere handelt, dann aber auch nach der Seite hin, mit welchen gedanklichen Fähigkeiten, Wünschen und Neigungen die Frau jeder Vereinsorganisation näher tritt. Zweifellos besteht eine verschiedene Auffassung über den Zweck der Arbeit in dem Urtheil von Mann und Frau. Die Auffassung von der Arbeit als dem letzten Inhalt des Berufslebens ist zwar auch bei dem Manne nur ein historisches Produkt, aber es kann doch gar keinem Zweifel unterliegen,

Digitized by Google

daß auf der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung die arbeitende Frau in der Erwerbsarbeit außerhalb des Hauses Zwangs- und Lastmomente erblickt, die gar kein Recht haben ihre Persönlichkeit auf die Dauer zu erfüllen. Auch die junge Arbeiterin, die mit 14 Jahren in die Fabrik eintritt, wartet auf das „Wunderbare", das sie erlösen soll von dem öden Einerlei ihres freudenarmen, entbehrungsreichen Daseins, sie hofft auf den Tag, da sie ein eigenes Heim gründen und ihr Mann ein genügendes Einkommen haben wird, um die Familie ohne Beisteuer der Frau erhalten zu können. Da kann es kaum Wunder nehmen, wenn sie der Organisation wenig Interesse entgegenbringt und kein Opfer für eine Sache auf sich nehmen mag, die sie im späteren Leben nicht mehr nöthig zu haben glaubt.

Die verheirathete Arbeiterin wird aus anderen Gründen zur minderwerthigen Gewerkschaftlerin. Es liegt in ihrem zweifachen Berufe, in der Theilung ihrer Energie und ihres Interesses zwischen häuslicher und gewerblicher Arbeit begründet, daß sie schwer für die Organisation zu haben, noch schwerer darin zu halten sind.

Mit welchen Schwierigkeiten die Durchführung der Frauenorganisation gerade aus psychologischen Gründen noch immer zu kämpfen hat, schildern in sehr anschaulicher Weise die Berichte verschiedener englischer Gewerkschaftssekretäre, welche das englische Frauengewerkschaftsblatt vor einigen Jahren veröffentlichte. Es sind dies Antwortschreiben auf eine von der englischen Frauengewerkschaftsliga veranstaltete Umfrage über die Erfahrungen einzelner leitender Gewerkschaftsbeamten bei der gewerkschaftlichen Organisation der Frauen in verschiedenen Industriezweigen und Landestheilen.

Wir greifen nur den geradezu typischen Bericht einer sehr erfahrenen Organisatorin heraus, in dem es u. a. heißt:

„Die große Mehrzahl der Frauen organisirt sich nicht, und dies ist zurückzuführen auf Ueberlieferung und Erziehung, die sie beide darin verhindern, ihren Beruf so ernst zu nehmen, wie der Mann den seinigen nimmt. Sie betrachten ihn nur als eine zeitweilige Beschäftigung, die mit der Ehe aufhören wird. Sie sehen garnicht ein, warum sie sich über die Lohn- und sonstigen Verhältnisse in ihrem Industriezweig unterrichten sollen! Erst wenn unsere Mädchen ihre Unabhängigkeit und ihren Beruf ganz anders schätzen gelernt haben, als sie es heute thun, werden wir Frauen auf dem Arbeitsmarkt besitzen, die ebenso gut wie die Männer die Macht gemeinsamen Vorgehens zu benutzen verstehen. Bis dahin aber müssen die Frauen im großen und ganzen da stehen bleiben, wo sie heute stehen — außerhalb der Reihen der Berufsorganisation."

Gelingt es einmal in der Frau der arbeitenden Klasse den Berufsernst zu wecken und ihr die gleiche berufliche Vorbildung angedeihen zu lassen, wie dem Manne, so werden auch die größten Schwierigkeiten, die sich der Berufsorganisation der Frauen heute noch entgegenstellen, aus dem Wege geräumt sein. Denn die Frauen, deren Fähigkeiten unter richtiger Leitung zu ihrer vollen Ausbildung gelangt sind, werden einsehen gelernt haben, daß eine große Anzahl wirthschaftlicher und industrieller Fragen nur durch solidarisches Vorgehen gelöst werden kann.

* * *

Die Frage nach der Berechtigung weiblicher Sonderorganisationen ist in letzter Zeit in Gewerkschaftskreisen sehr lebhaft diskutirt worden. Es ist daher wohl angebracht, sie auch hier etwas näher zu beleuchten. Wir blicken jetzt in Deutschland auf über 15 Jahre, in England auf fast 30 Jahre gewerkschaftlicher Organisationsbestrebungen unter den Frauen zurück. Es ist also einiges historische Material schon vorhanden, nach dem wir uns ein Urtheil bilden können. Betrachten wir dieses ganz objektiv, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß wirklich große Erfolge auf gewerkschaftlichem Gebiet nur die Frauen zu verzeichnen hatten, die mit Männern gemeinsam organisirt waren. Das klassische Beispiel hierfür sind die Organisationen der englischen Baumwollenindustrie in der Grafschaft Lancashire, denen 80 Proz. aller in der Baumwollenindustrie beschäftigten Frauen angehören. Hier hat sich im Laufe der Jahre auf Grund eines ungemein fein differenzirten Stücklohnsystems eine Arbeitstheilung zwischen den beiden Geschlechtern ausgebildet, welche verhinderte, daß die Frauen von ihren männlichen Kollegen als „Schmutzkonkurrenten" angesehen wurden. Friedlich arbeiten Männer und Frauen neben einander, die Stücklohnsätze sind für beide die gleichen, aber im allgemeinen verrichten die Frauen die leichtere, die Männer die schwerere Arbeit. Diese Gleichheit der Arbeitsbedingungen führte denn auch ganz von selbst dazu, daß die Männer von Anfang an die Frauen ohne Schwierigkeiten in ihre Organisationen aufnahmen.

Das Ideal, das hier dank der ungewöhnlich günstigen Verhältnisse erreicht ist, kann aber in anderen Industrien zu erreichen kaum gehofft werden.

Die Mehrzahl aller Frauen sind ungelernte Arbeiter und verrichten in allen Industrien, denen sie angehören, die untergeordnetsten Arbeiten, für die sie auch entsprechend niedrig entlohnt werden. Nun ist es aber eine alte Erfahrung, daß Leute mit sehr verschiedener Lohnhöhe und entsprechend verschiedener Lebenshaltung in gemeinsamen Organisationen nicht zu halten sind.

Vereinigt man sämmtliche Angehörige einer Industrie ohne Rücksicht auf die Lohnhöhe in einer Gewerkschaft, so sind die höher Entlohnten immer die Leidenden. Entweder muß der Mitgliedsbeitrag so niedrig angesetzt werden, daß er auch von den am schlechtesten Gelohnten aufgebracht werden kann, dann können auch die Leistungen der Gewerkschaft nur unbedeutende sein; oder aber die schlechter Gelohnten müssen niedrigere Beiträge zahlen, wodurch sie von vornherein zu minderwerthigen Mitgliedern gestempelt werden.

Diese Thatsachen haben auch die ursprünglich vereinigte Gewerkschaft der Berliner Wäscheindustrie, die sich aus gelernten und hoch gelohnten Zuschneidern und aus ungelernten oft elend entlohnten Wäscherinnen und Plätterinnen zusammensetzte, veranlaßt, sich in drei Fachvereine zu spalten, die unter einander wohl noch in loser Verbindung stehen, aber die gemeinsame Organisation aufgegeben haben. Auch anderwärts sind ähnliche Erfahrungen gemacht worden, aus denen klar hervorgeht, daß Versuche, hoch und niedrig entlohnte Arbeiterkategorien gemeinsam zu organisiren, von vornherein zu scheitern verurtheilt sind. In solchen Industrien, in denen die Frauen- und Männerlöhne weit differiren, ist daher eine Sonderorganisation der Frauen wohl gerechtfertigt; und von diesem Gesichtspunkt aus muß auch die statutarische Ausschließung der Frauen aus dem Hirsch-Duncker'schen Metallarbeiterverband als durchaus richtig anerkannt werden.

Ueberall aber, wo keine große Differenz zwischen den Löhnen herrscht, muß eine gemeinsame Organisation gefordert werden.

Wir haben in Berlin in der Buchbindergewerkschaft, der 75 Proz. aller Berliner Buchbinderinnen angehören, das beste Beispiel dafür. Ein solcher Fachverein ist nicht nur von großem Vortheil für seine weiblichen Mitglieder indem er ihnen die Unterstützung der Männer sichert, sondern mehr noch für seine männlichen Mitglieder, indem er die Frau aus der Stellung einer Schmutzkonkurrentin zu der einer Arbeitsgenossin und Kameradin erhebt.

Leider sind die meisten männlichen Arbeiter selbst unter den Sozialdemokraten — die ja offiziell behaupten, für die Gleichberechtigung der Geschlechter einzutreten — noch weit entfernt von einer solchen Auffassung und drängen daher die Frauen, wenn sie überhaupt eine Interessenvertretung haben wollen, zum Theil selber in die Sonderorganisationen.

Noch auf dem letzten Gewerkschaftskongreß sagte die bekannte sozialdemokratische Organisatorin, Frau Ihrer:

„Die Arbeiter behandeln die Arbeiterinnen, mit denen sie arbeiten, meist nur wenig besser als die Meister. Sie betrachten diese Arbeiterinnen nicht als Kolleginnen; da kann man sich auch nicht wundern, wenn die Arbeiterinnen kein Vertrauen zu ihren Kollegen haben. Sie müssen endlich einmal die Theorie in die Praxis übersetzen und die Arbeiterinnen

Digitized by Google

praktisch als gleichberechtigt anerkennen. Wenn es passiren kann, daß bei einer Tarifverhandlung die Arbeiter selbst einen Tarif vorschlagen, der verschiedene Akkordsätze für Männer- und Frauenarbeit enthält, so stößt man dadurch die Arbeiterinnen geradezu ab."

Sonderorganisationen für Frauen sind also zum Theil heute noch eine Nothwendigkeit. Sie sind das kleinere der beiden Uebel, das es zu wählen gilt, wenn wir vor die Frage gestellt werden: „Nur Frauenorganisation oder überhaupt keine Organisation?"

Wir müssen sie aber lediglich als eine Vorstufe betrachten, um die Arbeiterinnen reif zu machen für die eigentliche Berufsorganisation. Sobald die Frauen in die Reihen der gelernten Arbeiter aufsteigen, sobald ihre Löhne sich denen der Männer auch nur einigermaßen nähern, ist die gemeinsame Organisation das allein richtige.

Die Fragen der praktischen Wirthschaftspolitik lassen eben keine absolute Antwort zu. Sie stehen im Flusse der Geschichte, und ihre relativen Lösungen stellen immer nur die beste Form aus dem überhaupt Denkbaren vor.

* * *

Die Erziehung der Frau zur Erkenntniß ihrer Pflichten gegen sich selbst und ihre Geschlechtsgenossinnen, zur Erkenntniß der Thatsache, daß ihr Wahl in Wechselwirkung steht mit dem Wohl der Gesammtheit, sollte die erste Aufgabe aller derer sein, welche die Lage der Arbeiterinnen wirklich verbessern wollen. Die Frauen müssen lernen, nicht immer auf Hülfe von außen oder auf bessere Zeiten zu warten, sondern ihr Schicksal selber in die Hand zu nehmen und mit vereinten Kräften danach zu streben, sich aus der minderwerthigen Stellung auf dem Arbeitsmarkt zu erheben.

Auch eine rein weibliche Gewerkschaft sollte es sich zur Pflicht machen, finanziell und in der Verwaltung ein selbständiger Körper zu sein. Das Einkommen sollte aus den Beiträgen der Mitglieder bestehen und die Unterstützungsgelder aus den vorhandenen Mitteln, nicht mit Hülfe von außen kommender Wohlthätigkeit bestritten werden.

Nur so können die Frauen sich ihrer eigenen Kraft bewußt werden, nur so die wirklichen Bedürfnisse der betreffenden Arbeiterkategorie energisch und mit praktischer Kenntniß vertreten werden. Nur wenn die Frauen eines Landes die Macht der Organisation zu benutzen verstehen und den festen Willen haben, die sie umgebenden widrigen Bedingungen niederzukämpfen, werden sie auch die Gesetzgebung zu ihren Gunsten beeinflussen können, werden die Frauenlöhne steigen und die Arbeitsbedingungen sich verbessern.

Dr. Elisabeth Gottheiner.

Rußland als Vorbild für Galizien.

Es gehört einiger Muth dazu auf eine Agitation hinzuweisen, wie sie jetzt in Galizien anzufachen versucht wird und die gleich verhängnißvoll für uns Ruthenen wie für die Juden in Galizien werden kann. Der Terrorismus der Polen und Antisemiten ist bekannt genug, wie ihre Methode, die Gegner einzuschüchtern und unschädlich zu machen. Wer den Muth hat, gegen die kulturfeindlichen Bestrebungen jener aufzutreten, wird als Stipendiat der Alliance Israelite bezeichnet — ja es wird ganz genau angegeben, wieviel er jährlich angeblich bekommt. Es ist dadurch erklärlich, daß viele ehrliche Männer bei uns, die das Pöbelhafte in den heutigen Kämpfen verabscheuen, sich von dem politischen Leben zurückziehen und viele schwache Charaktere — meistens indifferente Elemente — sich der antisemitischen Bewegung halbwiderwillig angliedern lassen. Dieses Treiben vollzieht sich in ganz Oesterreich, besondere Aufmerksamkeit aber verdient die neueste Wendung in Galizien.

Zwei Drittel der österreichischen Juden (810 000) wohnen in Galizien, wo sich Handel und Industrie zu erheblichem Theil in ihren Händen befinden. In diesem Lande haben die Jesuiten und die von ihnen beeinflußte Schlachta seit jeher für die antisemitischen Bewegungen den Boden vorbereitet. Und hier vor allem könnte der Antisemitismus nach russischem Vorbild verhängnißvoll werden, sowohl für die Juden, wie auch für dieses arme Land, welches nur im Frieden sich aus dem jetzigen Zustande erheben kann — und nur durch das Mitwirken aller ehrlichen Elemente, ohne Unterschied der Konfession.

Nach Galizien kamen die Juden unter der Herrschaft Kasimir's. Diesen König, der mit dem Spottnamen „Bauernkönig" bezeichnet wurde, haßte die Schlachta ob seiner Humanität, und sie kann ihm bis heute „die Verpestung des Vaterlandes mit der jüdischen Seuche" nicht vergessen. Uebrigens galt die Gunst des Königs Kasimir, wie historisch erwiesen, weniger den Juden als den schönen Töchtern Israels. Wie dem auch sei, die Juden waren da und jeder Unbefangene wird zugeben müssen, daß sie in ganz Polen viel zur Hebung der Industrie und des Handels beigetragen haben. Der polnische Adel hat trotzdem die Juden immer als minderwertig behandelt, als ein Mittelding zwischen Mensch und Thier, und dies wurde von den Jesuiten und von dem polnischen Klerus öffentlich gepredigt und in den Schulen gelehrt. Die Ermordung eines Juden wurde daher gewöhnlich als nicht strafbar angesehen. Die Traditionen haben sich in Galizien bis heute erhalten. Trotzdem haben es die Schlachzizen verstanden, sich den Juden zu einem gefügigen Werkzeug umzuschaffen, was ihnen gelingen mußte, da der Jude rechtlos und die Schlachta allmächtig war. Um die Interessen der Juden mit denen der Schlachta zu verbinden, wurde der polnische Jude zum typischen Wirthshauspächter erzogen, während der Schlachziz — Eigenthümer der Schenken blieb.

Der Wirthshauspächter war verpflichtet, über jede Bewegung, ja selbst über jedes Gespräch der Bauern die Herrschaft genau zu unterrichten. Er wurde überdies sehr oft zum Vollstrecker der Befehle seines Herrn gemacht. Deswegen kehrte sich der Unwille der bedrückten Bevölkerung immer vor allem gegen die Wirthshauspächter, also gegen die Juden. Von dem Bauer gehaßt, von der Schlachta drangsalirt, mußte der polnische Jude mit der Zeit jedes Gefühl der Selbständigkeit und der Menschenwürde verlieren. Er war angewiesen, sich an die Mächtigeren zu halten und für jeden Preis ihre Gunst zu erwerben, dadurch steigerte sich aber der Haß der Menge gegen ihn. Das wollte eben die Schlachta — sie hat planmäßig unter den breiteren Volksschichten den Antisemitismus gezüchtet und sich das Judenthum zum historischen Sündenbock gemacht.

Die Lage „eines polnischen Juden" war somit immer und ist noch jetzt sowohl für ihn selbst wie auch für die breiteren Volksschichten unerträglich. Der in Galizien allmächtige Schlachziz verachtet den Juden, unterdrückt ihn, läßt sich durch ihn in verschiedenen unlauteren Angelegenheiten vertreten, und anerkennt im Juden einen Menschen bloß dann, wenn er von ihm Geld braucht, was das historische Sprichwort der Schlachzizen trefflich erläutert: „In Verlegenheit gehe zum Juden, ist die Verlegenheit vorbei, dann schaue Jude, daß du weiter kommst!" Der Bauer wiederum haßt den Juden als den Helfershelfer der Schlachta bei Wahlschwindeleien und so fort. Es bedarf somit keiner großen Agitation, um antisemitische Exzesse in Galizien herbeizuführen. Deshalb ist die Rolle der Schlachta sehr leicht: Wenn sie mit ihrer Unterdrückung der ruthenischen Bauern zu weit gegangen ist, so daß sich eine Gährung unter der Bevölkerung bemerkbar macht, dann bestellt man antisemitische Unruhen, läßt anfangs die Juden ruhig prügeln, hierauf unterdrückt man die Bewegung mit Gewalt. Der Schlachziz schmunzelt dann vergnügt, denn er konnte sich dem Juden gegenüber als „Beschützer" aufspielen und ihm beweisen, daß der Bauer der gemeinsame Feind ist, und der Bauer seinerseits fühlt um so schwerer die Hand des Schlachzizen.

Digitized by Google

Ich weiß mich sehr gut an einen derartigen typischen Fall im Bezirke Ciesżanowo zu erinnern. Damals war ich an Ort und Stelle. Es war im Jahre 1884 oder 1885. Zwischen der k. k. Bezirkshauptmannschaft und der schlachzizischen Bezirksvertretung einerseits und den Gemeindevertretungen andererseits kam es zu einem Konflikt. Wenn mich das Gedächtniß nicht irre führt — dandelte es sich um Erhaltung und Bau der Straßen, wobei man von den Dorfgemeinden verhältnißmäßig viel größere Leistungen verlangte als von den gutsherrlichen Besitzern. Kurz und gut, manche Gemeinde — besonders Lubliniec und die umliegenden Dörfer — protestirten energisch, ja revoltirten sogar. Manche „Bezirksgrößen“ haben damals unumwunden erklärt, man müsse einen Vorwand finden, um „die freche Bewegung“ rücksichtslos zu unterdrücken. Eines Morgens erhielten nun die Gemeindevorsteher Aufforderungen, versehen mit einer amtlichen Stampille, die Bauernschaft zu versammeln und zu veranlassen, gegen die Juden loszuziehen, damit dieselben aus dem Lande vertrieben würden. Es ist damals merkwürdigerweise — obgesehen von einigen kleineren Prügeleien — zu keinem Unglück gekommen.

Die Juden sind aber der Angelegenheit nachgegangen und haben eine strenge Untersuchung verlangt. Zu vertuschen war die Sache nicht mehr — umsoweniger, als sie sehr ungeschickt inszenirt war. Es war allgemein bekannt, daß hinter dieser Aktion eine ganze Anzahl bekannter Personen stand, es wurde oder nur ein Sündenbock gesucht. Ein junger Mann, namens Bolsiewicz, nahm die Schuld auf sich, er wurde verhaftet und zu einer mehrwöchentlichen Arreststrafe verurtheilt.

Das war Bezirkspolitik. Viel vorsichtiger verfahren aber die Landespolitiker. Diese nehmen Agitatoren an, die auf eigenes Risiko das Land bereisen. So war es auch vor fünf Jahren, als nach den berühmten „polnischen Wahlen“ der Unwille der breiten Volksschichten immer lauter wurde. Eine ähnliche Geschichte wiederholt sich nun jetzt in Ostgalizien. Man möchte nämlich die ruthenische Bauernschaft — die bereits während der letzten Streikbewegung eine ungewöhnliche Solidarität sowie Organisation zeigte — mit den Juden „beschäftigen“, andererseits aber die Bauern, die sich zu Exzessen gegen die Juden verleiten lassen, durch Verhängung des Ausnahmezustandes oder gar des Standrechtes ihrer Organisation berauben sowie ihre Opposition für längere Zeit überhaupt ersticken. In verschiedenen Gegenden Ostgaliziens treiben sich nun thatsächlich in letzterer Zeit von der Schlachta bestellte Subjekte herum, die zu Judenmassakres die Bevölkerung aufreizen. Das ruthenische Tagblatt „Dilo“ berichtete vor kurzem über solche Agitationen in den Bezirken Kolomea und Rohatyn.

Ueber das gleiche Thema schrieb auch der bekannte ruthenische Schriftsteller Dr. Iwan Franko in der Wiener „Zeit“. Der Lemberger (zionistische) „Wachod“ bestätigt diese Nachrichten und berichtet über ähnliche Agitationen in den Bezirken Tarnopol und Zbaraz.

Aus dem Bezirke Kolomea wird im weiteren gemeldet, daß die Agitatoren, die sich recht ungenirt benehmen, polnisch-ruthenisch radebrechen. Welcher Nationalität diese Subjekte angehören, ist schließlich gleichgiltig, daß sie jedoch im Interesse der Schlachta handeln und von derselben bestellt sind — liegt auf der Hand.

Die ruthenische Presse erfüllt nur ihre Pflicht, indem sie das ruthenische Volk vor dem unwürdigen Streiche rechtzeitig warnt und die öffentliche Meinung der zivilisirten Welt auf diese Vorbereitungen aufmerksam macht. Die Schlachta bedarf wiederum eines Blitzableiters, deshalb müssen alle ehrlichen Elemente auf der Hut sein, damit nicht Kischinew sich in Galizien wiederholt mit der besonderen Wirkung, daß der Jude und vor allem auch die verführten Ruthenen für lange Zeit die Zeche zu bezahlen haben.

Wien. Roman Sembratowycz.

Der Sohn des großen Napoleon.

Es ist für einen Menschen die schwerste Aufgabe, als Sohn eines genialen Mannes in die Welt gestellt zu sein, einem Maßstabe genügen zu sollen, der einem riesenhaft großen Vorbilde entnommen ist. Aber diese Aufgabe wirkt geradezu erdrückend, wenn der damit Belastete sich durch die äußeren Umstände in seiner Bewegungsfreiheit gänzlich gehemmt und an Hand und Fuß mit Ketten gefesselt sieht, deren Wucht und Unzerreißbarkeit nur ihm selber wahrnehmbar werden.

In dieser verzweifelten Lage befand sich der Sohn des ersten Napoleon, der Herzog von Reichstadt, und an ihr ist er zu Grunde gegangen. Kein bisheriger Biograph des unglücklichen Nachkommen zweier Kaiserfamilien, auch der Dichter Rostand nicht, hat dieses psychologische Problem in seiner vollen Schärfe und in seinem mächtigen Interesse erfaßt und dargestellt. Es dämmert zum ersten Male in seinem ganzen Umfang in dem Werke hervor, das ein rühmlich bekannter Spezialforscher, Eduard Wertheimer, neuerdings dem Herzog gewidmet hat.*) Rein historisch beurtheilt, ist dieses Buch dessen endgültige Lebensbeschreibung; sie ist aus den intimsten und zuverlässigsten Quellen geschöpft, mit ruhiger Parteilosigkeit, scharfem Urtheil, voller Sachkenntniß und doch mit herzlicher Antheilnahme geschrieben. Es mangeln nur eindringende psychologische Betrachtung und Intuition.

I.

Napoleon II. verdankte sein Dasein einer wunderbaren, beispiellosen Verbindung: der Vater, der geniale korsische Emporkömmling, der seine revolutionsgeborene Dynastie durch die Vereinigung mit dem vornehmsten unter den alten legitimen Herrschergeschlechtern zu adeln und zu befestigen wünschte; die Mutter, eine an Geist und Charakter gleich schwache, oberflächliche und gefühlsarme, von allen sozialen und kirchlichen Vorurtheilen ihrer Familie erfüllte Erzherzogin, die sich lediglich als Opfer betrachtete, von der Politik auf dem Altare des teuflischen Moloch dargebracht. Freilich, der unvergleichliche Glanz, der sie dann als Gattin des Weltherrschers umgab, und die beflissenen Huldigungen, die ihr der mächtigste und gefürchtetste Mann seiner Zeit darbrachte, haben Marie Luise derart überrascht, geblendet und berauscht, daß sie thatsächlich während ihres kurzen Kaisertraumes meinte, Zärtlichkeit für ihren Gatten, für den Vater ihres von ganz Europa bewunderten und wie göttlich angebeteten Kindes zu empfinden. Aber als nach wenigen Jahren das Unglück hereinbrach, als der stolze Cäsarenthron zertrümmert am Boden lag, als Napoleon selber gedemüthigt und geächtet war, da zeigte sich, wie unecht diese Gattenliebe Maria Luisens war, ja wie diese Frau jedes Adels der Empfindung, jedes Pflichtbewußtseins, jeder wahren Sittlichkeit ermangelte. In ihrer kalten und kleinlichen Seele fanden nur zwei Regungen Platz: obergläubische Hingebung an ihren Vater als das Oberhaupt ihrer hochkaiserlichen Familie und die Erotik.

Nichts kann widerwärtiger sein als die Behandlung, die der „gute Kaiser“ Franz seinem großen Schwiegersohn angedeihen ließ. Er schmeichelte ihm, zeigte sich begeistert, ergeben, liebevoll, so lange Napoleon das Schicksal der Reiche in Händen hielt; er blieb dem Bündnisse mit ihm treu — sogar gegen des sonst bei ihm allmächtigen Metternich Ansicht — wie er noch an den Sieg des Cäsar über die Verbündeten von 1813 glaubte; er wünschte selbst nach der Schlacht bei Leipzig ihm die Krone zu bewahren, um ihn gegen die drohende Uebermacht Rußlands ins Feld führen zu können. Aber sobald der Sturz Napoleons entschieden war, hegte Franz gegen den noch vor kurzem so demüthig von ihm Umworbenen nur den Grimm des sich geistig

*) Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild. Stuttgart und Berlin, Cotta's Nachfolger.

minderwerthig Fühlenden und die Verachtung des Hocharistokraten gegen den sich überhebenden Plebejer. Er wollte es den Wehrlosen düßen lassen, daß er seine Tochter, die Nachkommin so zahlreicher Kaiser, ihm hatte ausliefern müssen. „Bonaparte" existirte nicht mehr für den Habsburger. Jede Verbindung zwischen dem Gefangenen von Elba und St. Helena und seiner Gattin, sowie seinem zärtlich geliebten Sohn wurde mit kalter Grausamkeit zerrissen. Keine Wünsche, keine Klagen des schwer getroffenen Verbannten fanden Beachtung. Sein Name durfte nicht erwähnt werden. Der kleine Napoleon II. hieß nur „der Sohn Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin Marie Luise," als sei deren Ehe mit dem Usurpator unrechtmäßig gewesen; man scheute sich nicht, auf die Erzherzogin die Schmach eines illegitimen Verhältnisses, auf ihr Kind den Schimpf des Bastardthums zu übertragen, nur um das Gedächtniß des gefallenen Helden zu vernichten.

Und Marie Luise? Sie besaß nicht den Schatten eines Verständnisses für die unvergleichliche Ehre, die ihr zu Theil geworden als Gattin eines Napoleon, noch für die Pflichten, die ihr diese Thatsache auferlegte, noch für die geschichtliche Rolle, die sie zu eigenem unvergänglichen Ruhm zu spielen hatte — ganz abgesehen von der Treue, die sie ihm durch ihren Schwur am Altar und als dem Vater ihres Sohnes schuldete. Zwar machte sie im Beginn, wie Napoleon noch als unabhängiger Fürst, von einem Abglanz kaiserlicher Herrlichkeit umgeben, in Elba residirte, einige schwache Versuche, sich wieder mit ihm zu vereinigen. Aber bald verzichtete sie gänzlich darauf: zunächst unter dem Einflusse der Autorität ihres Vaters, dann aber und besonders unter der Wirkung ihrer schnell erwachten Liebe zu dem offiziellen Aufseher, den ihr Franz I. und Metternich gegeben hatten, dem General Neipperg. Wertheimer zerstört das zumal von gehässigen und sensationslüsternen französischen Schriftstellern aufgebrachte Märchen, als habe Metternich den als Don Juan bekannten Grafen der Erzherzogin in der teuflischen Absicht beigeordnet, daß er sie verführe und damit gänzlich von ihrem Gemahl trenne. Nein, ganz von selbst, unter der Einwirkung ihres hingebungsbedürftigen Naturells, aus eigenstem Liebesempfinden hat sie sich Neipperg in die Arme geworfen. Sie ahnte nichts von der Schmach, daß sie, die Gemahlin des größten aller Sterblichen, diesen Heros einem liebenswürdigen aber ruhmlosen und mittelmäßigen Höfling aufopferte, daß sie hierdurch von dem hohen, welthistorischen Range, der ihr zu Theil geworden, zu kläglicher Gewöhnlichkeit hinabstieg. Ein Neipperg entsprach diesem schwachen, sinnlichen Seelchen besser als ein Napoleon!

Keine Anwandlung der Reue über ihren Verrath an dem Gatten, kein Hauch der Erinnerung an den, der ihr den Sohn geschenkt, berührte sie. Marie Luise zeigte eine Gleichgültigkeit, ja einen Abscheu gegen Napoleon, die selbstverständlich bei ihr noch viel wiederwärtiger wirken, als bei ihrem Vater. Sie, die einst von Zuneigung und Dankbarkeit für ihren Gemahl überfloß, antwortete nun auf keine seiner zärtlichen, besorgten und dringenden Briefe, die sie vielmehr dem österreichischen Hofe auslieferte; sie vermied grundsätzlich jeden Verkehr mit den Mitgliedern der bonapartischen Familie; sein Tod selber entlockte ihr nur die kühlen Worte:

„Obwohl man glücklich darüber sein kann, daß er sein unglückliches Dasein in christlicher Weise beendigt hat, würde ich ihm trotzdem noch viele Jahre der Wohlfahrt und des Lebens gewünscht haben, vorausgesetzt, daß er sich weit von mir befände."

Das war alles, was das Hinscheiden eines solchen Gatten der Geliebten Neipperg's abpreßte.

Und wie den Gemahl, so opferte sie ihrer Neigung auch den Sohn. Sie widersprach, nach der zweiten Abdankung Napoleons im Juli 1815, am eifrigsten und entschiedensten dem Plan, unter ihrer Regentschaft ihr Kind auf den Thron Frankreichs zu setzen — sie hätte sich ja dann von ihrem geliebten General trennen müssen. Sie ging ohne langes Widerstreben darauf ein, daß der bisherige „König von Rom" zuerst zum „Prinzen von Parma" degradirt, dann auch dieses Titels und der Nachfolge in dem ihr übertragenen Herzogthum Parma beraubt, ja aus der Zugehörigkeit aus der habsburgischen Familie gestoßen und als Privatmann mit einigen böhmischen Gütern und dem Namen eines Herzogs von Reichstadt abgefunden wurde. Sie ließ es sich gefallen, daß sie dauernd von ihrem Sohne getrennt ward, der unter der Aufsicht des Großvaters und seines Metternich in völliger Abgeschlossenheit, in glänzender aber liebeleerer Gefangenschaft zu Schönbrunn bei Wien lebte, während sie in Parma an der Seite Neipperg's die Rolle einer souveränen Herrscherin spielte. Sie gab ihr Kind der kühlen und herzlosen Staatskunst des Wiener Hofes, seinem Abscheu gegen jede Erinnerung an den genialen Feldherrn der Revolution preis. Wäre doch die Anwesenheit dieses Sohnes in ihrer Nähe eine stete Mahnung an den von ihr so schmählich verrathenen Vater gewesen!

II.

So meinten Franz I. und Metternich endgültig über den großen Napoleon triumphirt zu haben. Und doch, sie hatten ihr Ziel nicht ganz erreicht. Der Widersacher ihrer Vernichtungspläne gegen die lebendige Hinterlassenschaft des großen Kaisers erwuchs ihnen in dieser selbst, in dem „Herzog von Reichstadt".

Vergebens hatten sie ihm sogar seinen Namen Napoleon genommen, hatten sie diesen in den habsburgisch klingenden „Franz Karl" umgewandelt. Sie hatten gerechnet ohne die lebhaften, wenn auch unbestimmten Erinnerungen des Kindes an die Größe und Pracht, die es bis zu seinem vierten Jahre umgeben hatte, ohne die französische Beamten- und Dienerschaft, die es noch während der ersten Zeit in Schönbrunn beeinflussen konnte. Diese hat den Knaben planmäßig mit dem Gedächtniß an seine glänzende Vergangenheit, mit den Ruhmesthaten seines Vaters unterhalten, seine ohnehin lebhafte Einbildungskraft mit solchen Bildern erfüllt, ihm geradezu als dem berechtigten, zukünftigen Kaiser gehuldigt. Sie lehrte ihn, daß sein gegenwärtiges Unglück von den Deutschen verschuldet sei, daß diese Deutschen seine Feinde seien, die ihm sein Recht vorzuenthalten und seine Zukunft zu zerstören trachteten. Sein wahres Vaterland sei Frankreich, Oesterreich nur sein Kerker. Je weniger der fünfjährige Knabe sich diese Dinge klar zu machen vermochte, um so sicherer, um so unausrottbarer setzten sie sich in seiner Phantasie als unbestreitbare Wahrheiten fest. Immer wieder kam er auf die Zeit zurück, „wo ich noch König war", „als ich noch Pagen hatte" — eine Zeit, die er doch vorzugsweise aus den Erzählungen seiner ersten Erzieherinnen und Dienerinnen kannte. Als ihm dann die französische Umgebung genommen und durch Vertrauensmänner des Kaisers Franz ersetzt wurde, schloß er sich gegen diese, in denen er lediglich Feinde erblickte, mit Haß und Mißtrauen ab. Seine ganze glänzende Vorstellungswelt, die schimmernden und verheißungsvollen Träume einstiger Größe, Pracht und Ehre verbarg er sorgfältig in seinem Innern. Das Bewußtsein des erlittenen und ihm noch täglich bereiteten Unrechts, die stille aber unerschütterliche Hoffnung auf spätere Wiedereinsetzung, die Abneigung gegen alle Oesterreicher, gegen seine Leiter und Lehrer raubten dem armen Kinde die Unbefangenheit und jene sorglose Heiterkeit, die sonst das glückliche Vorrecht seines Alters ausmacht. Er weigerte sich hartnäckig, deutsch zu lernen, und hielt an der französischen Sprache fest als derjenigen seines Vaters und seines Vaterlandes.

Es wäre irrthümlich anzunehmen, daß seine habsburgischen Angehörigen ihn mit Abneigung behandelt, seine körperliche Pflege oder seine seelische und geistige Ausbildung vernachlässigt hätten. Gerade das Gegentheil war der Fall. Da man ihn unschädlich gemacht zu haben glaubte, gab man einigen Regungen des Mitleids für diesen beider Eltern durch die Politik beraubten Knaben Raum. Er erhielt einen vorzüglichen Gouverneur, treffliche und stets um ihn bemühte Erzieher und Lehrer. Allein sie gewannen keinen Einfluß

Digitized by Google

auf seine gegen sie verschlossene Seele. „Ich will kein Deutscher sein", rief er aus, „ich ziehe es vor — ach, ich wage es nicht zu sagen — ich will Franzose sein". Er setzte seiner ihm verhaßten Umgebung hartnäckigen Widerstand und stete Opposition entgegen, die sich in kindischem Trotze, dem Wunsche, sie zu ärgern, der Verweigerung des Lernens aussprach. Es ist nicht wahr, daß seine Erzieher seinen Vater mit Schmähungen überhäuft, seine Erinnerungen systematisch bekämpft oder gar durch Anleitung zu früher Unsittlichkeit seine körperliche und geistige Gesundheit untergraben hätten. Vielmehr sorgten sie für beide mit ehrlichem Bemühen. Es ist einer jener meuchlerischen Keulenschläge, mit denen Heinrich von Treitschke alles zu erschlagen sucht, was seinem einseitig borussischen Empfinden mißfällt, wenn er „die Erziehung Reichstadt's ein würdiges Seitenstück zu jener wohldurchdachten Mißhandlung der Gefangenen des Spielbergs" nennt, „welche der väterliche Kaiser (Franz) in eigener Person leitete". Aber der junge Herzog sah in jenen Männern lediglich Vertreter des verhaßten Oesterreicherthums, Gegner seiner Nation und seines großen Vaters, Widersacher seiner ehrgeizigen Entwürfe für die Zukunft. Der Zwang zum Deutschlernen erbitterte ihn; der Religionsunterricht, durch den man sein Herz zu zähmen suchte, ließ ihn gleichgültig. Nur der Gedanke an seine Abstammung und an seine hohe Bestimmung bewegte den heranwachsenden Knaben. Er zeigte aller Welt eine kühle, abweisende Haltung, interessirte sich für niemanden, stand selbst der Mutter kalt gegenüber, während sein Geist sich Tags und Nachts mit dem Vater beschäftigte — allein er sprach von diesem fast nie. Wie geistesabwesend wandelte er unter den ihm fremden Menschen. Ihm, der unaufhörlich an die gewaltigen Thaten dachte, die er, nach dem väterlichen Vorbilde, einst vollbringen werde, war der Traum das Leben, waren die Dinge der Wirklichkeit Träume. Dem trockenen Unterricht gewann er keinen Geschmack ab und zeigte sich ihm ganz unzugänglich. Nur die Geschichte interessirte ihn, da er ihre Vorzüge beständig mit den Thaten und Erlebnissen seines Vaters zu vergleichen suchte. Mit leidenschaftlicher Begier haschte er nach jedem Wort, das sich auf das Zeitalter Napoleons, auf dessen Anhänger, Rathgeber und Soldaten bezog. Absichtlich gab man ihm eine Darstellung der Geschichte seines Vaters, in der man dessen Genius volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, seinen Sturz wahrheitsgemäß als die Folge seiner übermäßigen Herrschsucht schilderte. Aber darüber lachte der Jüngling — gerade die ungemessene Weite der väterlichen Pläne und Unternehmungen zog das unerfahrene, phantastische und ruhmeslüsterne Wesen des Sohnes an. Einst entschlüpfte ihm das Geständniß: „Das Hauptziel meines Lebens muß sein, des väterlichen Ruhmes würdig zu bleiben." Auf Befehl des Kaisers setzte kein geringerer als Metternich dem Herzog die Geschichte Napoleons auseinander, in durchaus ehrerbietiger Weise, aber selbstverständlich in der Absicht, das Verfahren Oesterreichs gegen jenen Herrscher zu rechtfertigen. Allein das alles machte auf den jungen Prinzen keinen Eindruck. Er hing mit schwärmerischer Gluth an den glorreichen Ueberlieferungen des Vaters, und der leidenschaftliche Wunsch, es diesem gleich zu thun, erfüllte sein ganzes Sein. Als Neunzehnjähriger sagt er zu seinem Lehrer, Baron Obenaus: „Ich betrachte mich öfters im Spiegel und denke: dies Haupt hat schon eine Krone getragen, und jetzt ist es alles Glanzes beraubt."

Seinem verzehrenden Ehrgeize sollten sich thatsächlich hohe Ziele zeigen, aber nur um sogleich sich als unerreichbar zu erweisen. Dieser eisige Wassersturz auf sein erhitztes Gemüth hat den Tod des unglücklichen Jünglings herbeigeführt.

III.

Das Jahr 1830 brachte die Julirevolution in Frankreich, die Umwälzungen in Belgien und Polen. Sofort bemächtigte sich der rege, unruhige Geist des Prinzen dieser Ereignisse, um an sie Hoffnungen königlicher Größe zu knüpfen. Schon vom Beginn des Widerstandes in Polen an, also bereits seit dem Jahre 1828, gedachte man in diesem Lande seiner als Herrschers eines weiten, unabhängigen Reiches. Der Herzog war bereit, sich hierzu den Polen zur Verfügung zu stellen: „Wenn sie mich zum Könige wählen", sagte er voll Selbstbewußtsein, „so will ich das Gleichgewicht zwischen Rußland und Polen erhalten." Auch unter den Führern des siegreichen Aufstandes in Belgien wurde sein Name genannt. Aber am lebendigsten war begreiflicher Weise sein Andenken in Frankreich. Die Mißherrschaft der Bourbonen hatte dort den Bonapartismus wieder sehr volksthümlich gemacht: man erinnerte sich nicht mehr des schrecklichen Despotismus, den das Kaiserreich geübt hatte, sondern erblickte in ihm nur die Verkörperung der großen Revolution und den unvergleichlichen Ruhmesglanz, den es ausgestrahlt. Der österreichische Botschafter in Paris, Apponyi, mußte sogleich nach der Julirevolution zugeben, daß der Herzog von Reichstadt Herr Frankreichs sein würde, falls er jetzt in Paris erscheinen könnte. „Wenn der junge Napoleon", schrieb noch einen Monat später ein hoher französischer Offizier, „sich an der Grenze zeigt, wird er Kaiser und Besitzer der Tuilerien sein." In allen Kreisen der französischen Bevölkerung machte sich eine übermächtige bonapartistische Propaganda fühlbar. Selbst die Legitimisten waren bereit, den Napoleoniden dem ihnen so tief verhaßten Orleans vorzuziehen.

Aber wiederum wurden Kaiser Franz und Metternich, trotz des persönlichen Wohlwollens des Großvaters für seinen Enkel, dessen böse Genien. Vergeblich stellte man ihnen vor, der Herzog sei allein noch im Stande, der herrschenden Anarchie ein Ende zu bereiten, und seine Person biete die einzige Bürgschaft für die Erhaltung der europäischen Kronen gegenüber der immer gewaltiger anschwellenden Revolution. Sie fürchteten mehr als diese einen neuen Napoleon auf dem Thron des waffenmächtigen Frankreich. Als der Herzog von Padua den Kaiser um Unterstützung der Anwartschaft seines Enkels auf Frankreich bat, antwortete Franz: „Ich kenne keinen Sohn Napoleons, sondern nur den Marie Luisens." Oesterreich, meinte er, würde einen politischen Selbstmord begehen, falls es ihm einfallen sollte, den Herzog, dieses Instrument der Wirren und des Umsturzes, als Werkzeug gegen Frankreichs Ruhe zu benutzen. „Gesetzlich", erklärte der Kaiser, „hat der Herzog aufgehört, Franzose zu sein, er ist nur noch der erste Unterthan Oesterreichs." Und ebenso war die Gesinnung Metternich's. Umsonst bestürmte man diesen Staatsmann von allen Seiten, den Herzog zum Kandidaten Oesterreichs für den französischen Thron zu machen. Umsonst ging ihn selbst Gneisenau an, er solle sich des jungen Napoleon bedienen, um einen Bürgerkrieg in Frankreich hervorzurufen, dessen Zerstückelung herbeizuführen und es dadurch für die Sicherheit Europas unschädlich zu machen. Metternich benutzte die Persönlichkeit Reichstadt's nur, um Ludwig Philipp zu schrecken, als dieser es sich einfallen ließ, der österreichischen Politik in Italien entgegen zu wirken. Vielmehr wurde durch seinen militärischen Mentor, den General Grafen Hartmann, der Herzog strengster Ueberwachung unterworfen, von allen nicht als unbedingt zuverlässig bekannten Personen abgeschlossen; die vergoldete Gefangenschaft, in der er sich seit fünfzehn Jahren begraben fand, wurde härter und drückender als je.

Das hat der Unglückliche auf das schmerzlichste empfunden. Sein ganzes Wesen stürmte auf Befreiung von dem Zwange, auf Bethätigung in der Welt. Er hoffte, nach Polen, nach Belgien, nach Frankreich eingeladen zu werden; besonders sah er von Stunde zu Stunde einem einmüthigen Rufe des französischen Volkes entgegen — er, der nie vergessen, daß seine Geburt ihn zum Erben Frankreichs gemacht. Aber die schreckliche, eherne Mauer, die der österreichische Hof um ihn zog, zeigte sich undurchdringlich. Keine verheißende Stimme vermochte sich über sie hinweg verständlich zu machen. Er mußte sehen, daß Polen unterworfen, Belgien und vor allem sein Frankreich, unter Begünstigung durch seinen eigenen Großvater, sich andere Herrscher wählten. Wa blieben die Hoffnungen, die Rechte,

von denen er geträumt? wo die Möglichkeit, es seinem großen Vater gleich zu thun? Entmuthigung, Verzweiflung erfüllten seine Seele.

Der ungewöhnlich hoch aufgeschossene, engbrüstige Prinz hatte schon längst mit schweren und drohenden Leiden der Athmungsorgane zu kämpfen gehabt. Was hat man nicht alles gesagt, um sein frühes Hinscheiden zu erklären! Der Kaiser und Metternich hätten ihn absichtlich verkommen lassen. Sie hätten ihn auf die Bahn wilder Ausschweifungen geführt, die seine Krankheit hervorgerufen oder doch verstärkt und beschleunigt hätten. Das alles ist in das Bereich der Fabel zu verweisen. Nein, seine unglückliche Lage, seine Zwitterstellung, der gegen ihn geübte Zwang, die Unterdrückung seines glühenden und berechtigten Ehrgeizes zehrten an seinem Lebensmark und machten das Uebel, das Befriedigung, Thätigkeit, Hoffnung, Glück möglicher Weise im Keime erstickt haben würden, zu einem unheilbaren. Er wußte, daß er ununterbrochen beobachtet und belauscht wurde, daß er der Gegenstand des regsten Mißtrauens war. Er spielte den Gleichgültigen, den Kalten, den Kommißsoldaten, dessen höchster Ehrgeiz es sei, die Sterne des österreichischen Stabsoffiziers zu tragen — während es in ihm wühlte und wetterte, Enttäuschung, Ingrimm, Verzweiflung seine Seele verbrannten. So machte in seiner mühsam athmenden Brust die Lungenschwindsucht rapide Fortschritte.

Erst in den letzten Tagen seines Lebens ließ sich Marie Luise, die damals in Triest weilte, dazu herbei, sich an das Sterbelager ihres längst von ihr vergessenen Sohnes zu begeben. Auch hier zeigte sie sich kühl und theilnahmlos und weilte so wenig wie möglich unter den peinvollen Eindrücken eines hoffnungslosen Krankenzimmers. Ohne Liebe, unter kalten und gleichgültigen Menschen ist der unselige Sohn des großen Napoleon gestorben — eine aus jener langen Reihe geschichtlicher Persönlichkeiten, deren herzzerreißende Tragik jedes Trauerspiel dichterischer Erfindung weit übertrifft.

M. Philippson.

Im Feiertagskleide*).

Auszug aus einem Brief.

September 1901.

. . . . So fuhr ich denn dem Ufer entlang und kam zum Dorf „Nivala", das, von Wiesen und den, endlosen Mooräsen abgerungenen, fruchtbaren Feldern umgeben, zu beiden Seiten des Flusses dalag. Ich hielt vor dem ersten Hause und trat ein.

Es war um die Erntezeit und nur die alte Bäuerin zu Hause, denn der Bauer mit all seinen Leuten war draußen im Feld. Um noch am selbigen Abend die anderen Häuser besuchen zu können, wünschte ich die Unterschriften so bald als möglich, und nachdem ich der Alten meinen Auftrag in ein paar Worten mitgetheilt, bat ich sie, die Leute von meiner Ankunft zu benachrichtigen.

„Müssen sie alle kommen", fragte sie, „auch die Knechte und Mägde? Sollen denn auch die Weiber ihre Namen schreiben?"

„Diese Angelegenheit betrifft alle finischen Mitbürger, Männer und Weiber, alle gleich", gab ich zur Antwort.

„Ja, freilich — natürlich gilt sie allen", versetzte sie mit einer Stimme und einem Ausdruck, als wolle sie mich davon überzeugen, daß sie vollkommen verstanden, worum es sich handelte.

Ich blieb allein zurück. Die Strahlen der Abendsonne fielen schräg herein in die große Stube. Mit der eigenthümlichen Intensität, welche ernste Stunden im Leben unseren Eindrücken verleihen, prägten sich alle Gegenstände im Zimmer mir scharf ins Gedächtniß — die vom Rauch geschwärzte Ofenöffnung, der Kessel auf dem Herd, die Kufen oben auf den Sparren unter der Decke, das Wandbrett mit Eimern und Schüsseln, das geräumige, wandfeste Bett, der alte Morastander und die Lotbüchse an der Wand nebenan. Dies alles schien mir so heimlich und traut und doch so fremd; so voller Zuversicht und dabei doch so trostlos. Oder war es vielleicht nur das eintönige, gedämpfte Ticken der Uhr, das mich so seltsam stimmte? — Dieser wohlhabende Bauernhof, das Ergebniß einer alten, jahrhundertelangen Kultur, die sich im Schutze ungekrönkter Gesetze entwickelt hatte, — Stück für Stück, Stein für Stein, Stock für Stock, Furche um Furche und Ackerbeet um Ackerbeet, war er von derselben Familie von Vater auf Sohn aufgebaut und bearbeitet worden, und hier stand er nun auf eigenem Grund und Boden fertig, fest und getrost unter all den anderen, deren Dächer hie und da zwischen Wiesen und Feldern hervorragten.

Darin lag doch kein Grund zu dem beklemmenden Gefühl, das mich überfiel. War es vielleicht nur der letzte Schein der kühlen Herbstsonne, die sich immer tiefer senkte, oder sollte es in dem Antrag liegen, der mich hergebracht? Würde denn nicht alles abermals umsonst sein? Würde dies alles auch nur im geringsten nützen?

Ich warf einen Blick durchs Fenster und sah eine lange Reihe von Männern und hinter ihnen eine Anzahl Weiber den Ackerrain entlang auf das Haus zukommen. Ruhig und sicher näherten sie sich, gleichsam im Takt, diese hochgewachsenen, stämmigen Männer Oesterbottens, und als sie um die Hausecke bogen, fühlte ich den Fußboden leicht zittern. Schwere Tritte im Flur, und alle traten herein, der alte Bauer an der Spitze.

Eine seltsame Befangenheit und Unsicherheit ergriff mich vor diesen Leuten, von denen mir kein einziger bekannt war, trotzdem wir aus demselben Kirchspiel stammten. Würden sie auch verstehen, was es galt? Hatten sie die Begebenheiten der letzten Zeit verfolgt? Wußten sie überhaupt, wovon die Rede war? Oder war es anderen schon gelungen, ihnen vorzureden, alles sei gut, sei wie es sein müßte, aller Widerstand sei vergebens und nichts mehr zu thun?

Ich hatte anfangs beabsichtigt, ihnen die Sache mit meinen eigenen Worten zu erklären, ihnen den wahren Gehalt der letzten Ereignisse vorzuführen und auseinanderzusetzen, ihnen klar zu legen, zu welchem Zwecke die Unterschriften gesammelt wurden. Nun aber beschloß ich, die Adresse für sich selber reden zu lassen.

Am oberen Ende des langen Tisches stehend, begann ich denn, sie laut vorzulesen. Der Hausvater stand mir gegenüber und die Leute hatten sich, gleichwie es beim alljährlichen Pfarrbesuch die Sitte war, an der Wand aufgestellt, die Männer rechts, die Weiber links. — — —

„Bestürzung und Kummer — — eine durchgreifende Krönkung der Grundgesetze des Großfürstenthums — —"

„Das finische Volk hat um keine Linderung seiner jetzigen Militördürde gebeten — — —. In dem neuen Wehrpflichtgesetz kommen Ausdrücke vor, die es verneinen, daß das finische Volk ein eigenes Vaterland hätte — —. Das finische Volk kann nicht aufhören ein Volk für sich zu sein — —."

Während ich los, konnte ich nicht umhin, ab und zu über das Papier einen Blick auf den mir gegenüberstehenden alten Bauer zu werfen. Er erschien mir etwas unruhig, fast nervös, und über seine Züge flog hin und wieder ein kummervoller Ausdruck; je länger ich las, je ernster und feierlicher die Worte klangen, um so unbehaglicher schien ihm zu Muthe. Er fuhr mit der Hand über die

*) Das vorliegende Bruchstück schildert eine Episode aus dem waffenlosen Kampfe, der in Finland gegen die unerbittliche Russifizirungspolitik von den besten Mitbürgern des Landes geführt wird — Hier gilt es das Sammeln von Unterschriften unter eine Adresse, die dem Monarchen die bedrängte Lage der Nation der neuen, gesetzwidrigen Wehrpflichtverordnung gegenüber klar machen sollte.

Digitized by Google

Stirn, zupfte am Hemdkragen herum, rückte seine Weste zurecht, schob bald den rechten, bald den linken Fuß vor und zog sich immer weiter ins Zimmer zurück. Jetzt sah ich ihn seiner Frau etwas zuflüstern, und derselbe kummervolle Ausdruck legte sich auch über ihre Züge. Plötzlich wandte sie sich zur Thür und verließ die Stube, und die anderen Weiber folgten ihr, die eine nach der anderen.

Als ich geendigt hatte, theilte ich den Anwesenden mit, daß ein jeder, der da nur wollte, jetzt die Gelegenheit hätte, die Adresse zu unterschreiben.

Niemand rührte sich außer dem Hausvater, und auch dieser nur, um zur offenen Thür hinauszugehen. „Kommt 'mal her auf einen Augenblick," sagte er den andern Männern zugewandt beim Weggehen.

Alle folgten ihm.

Dieses war also die Antwort, die man mir gab! Sie zogen sich alle zurück; sie wollten nicht dabei sein; auch sie waren von der Vorsichts- und Nachgiebigkeitspolitik angesteckt worden!

Mir blieb also weiter nichts übrig, als meine Papiere zusammenzulegen und zu gehen.

Ehe ich es aber noch gethan, trat der Bauer wieder herein und mit ihm alle seine Knechte, hinter ihnen die Bäuerin mit den Weibern. Und der Alte trat an den Tisch heran, ergriff die Feder und schrieb seinen Namen, langsam, umständlich und feierlich, und die andern thaten desgleichen, erst die Männer, dann die Weiber, alle der Reihe nach, und die, welche ihren Namen nicht selber schreiben konnten, baten mich, es zu thun und hielten während dessen zwei Finger auf dem Papier.

Als es gethan war, kam die Wirthin an mich heran und flüsterte mir leise ins Ohr:

„Er wollte ja nicht in seinen Arbeitskleidern schreiben." —

Mein Herz aber klopfte laut vor Jubel, denn schon als sie wieder in die Stube traten, hatte ich bemerkt, daß sie alle miteinander Feierkleider angezogen hatten.

Die Abendsonne, die noch durch das Fenster hereinfiel, schien mir einer Morgenröthe gleich zu leuchten, und alle meine Zweifel waren verscheucht. — — —

Juhani Aho.

Die serbische Litteratur.

Unter den südslawischen Litteraturen ist es die serbische, die zuerst, wenn auch nur im Volksgesange, eine bewundernswerthe Höhe erreichte und von der aus dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Erneuerung der südslawischen Sprache und ihres Schriftthums ihren Ausgang nahm. Den Ruhm, in der Kunstdichtung das Bedeutendste geleistet zu haben, muß sie in der älteren Zeit der dalmatinischen, in der neueren der kroatischen Litteratur überlassen. Als im Jahre 1901 die Kroaten das vierhundertjährige Bestehen ihrer Litteratur begingen, war es jener dalmatinische Dichterkreis im 16. und 17. Jahrhundert, auf den sie zurückwiesen, Marko Marulić (Marulli mit seinem italienischen Namen), dessen Epos „Judith", von Vaterlandsliebe eingegeben, 1501 erschienen war, Ivan Gundulić (Gondola), der ein Jahrhundert später in seinem Epos „Osman" mit Tasso um die Palme zu ringen wagte, Gjore Držić und Schischko Menčetić (Sigismondo Menze), die beiden Lyriker, die zum ersten Mal die Sonettform anwendeten, Hannibal Lucić, der Dramatiker, und die andern, die in ihrer Gesammtheit Kunde geben von dem überaus regen nationalen Geistesleben, das, befruchtet von dem nahen Italien, in jenen südlichsten Slawenprovinzen herrschte. Aber eine größere Epoche liegt noch weit hinter dieser Zeit: es ist die des Volksgesanges. Mögen diese Heldenlieder auch erst sehr spät aufgezeichnet worden sein — wie alle Volksdichtungen, die man erst dann niederschreibt, wenn sie nahe daran sind, mit ihren letzten Barden für immer dahinzusterben — die Zeit ihres Entstehens ist gewiß nicht um vieles später anzusetzen als die der Ereignisse, die sie besingen. Im 14. Jahrhundert war Serbien zu einer Großmacht auf der Balkanhalbinsel geworden, Stück für Stück entrissen seine Könige dem ohnmächtigen Byzanz seine Länder, Makedonien, Albanien, Thessalien und selbst Theile von Griechenland, und endlich nahm Stephan Duschan den Titel Zar (Cäsar, Kaiser) an. Es war die Zeit des höchsten Glanzes der serbischen Macht, aber schon der Sohn des ersten Zaren verlor einen großen Theil des Besitzes und dessen Nachfolger, Zar Lazar, schlug jene unglückliche Schlacht auf dem Amselfelde (1389), die ihm den Tod und seinem Lande den Verlust der Selbständigkeit brachte; fortan ist Serbien unter der Botmäßigkeit der Türken, die in raschem Siegeszuge das frühere byzantinische Reich in Umfang und Macht wiederherstellen sollten und noch erweitern. Die Jahrhunderte bis zur endlichen Befreiung von dem Joche der Türken sind voll von Kämpfen der Serben mit ihren Oberherren. Die serbische Geschichte ist eine der blutigsten, dabei um so tragischer, weil all das heldenhaft vergossene Blut vergeblich floß; nicht wie in andern Ländern düngte es den Boden für die Kultursaat, vielmehr alles, was da wachsen wollte, wurde von neuen Strömen Blutes erstickt. Nichts wuchs als die blutige Blume des Heldengesanges in jenen Tagen und später, da die türkische Herrschaft länast geschwächt war, hie und da die zarteren Blüthen der Liedespoesie, auch diese noch voll von Angst vor den Türken, glücklicher und unglücklicher Flucht. Um Zar Lazar gruppirt sich der eine Theil der historischen Heldenlieder, der andere um den Königssohn Marko (Marko Kraljević) und dieser ist der bedeutendere. Was die serbische Seele an Grimm gegen den Erbfeind, an Hoffnung auf endlichen Sieg, an Kampfmuth und Traurigkeit bewegte, in diesen Liedern finden wir es ausgesprochen, und nicht wild und wirr, wie man vermuthen möchte, sondern in Versen, die mit denen der homerischen Gesänge an Formvollendung zu vergleichen sind, auch mit ihren stereotypen Wendungen, nur lyrischer im Ton. Und da dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, darauf aufmerksam zu machen — der Wissenschaft entging das bisher — daß in dem Verse der serbischen Heldenlieder die Spentamanyuzeile der Zend-Avesta, dieses älteste arische Versmaß, noch fortlebt, viel reiner als in irgend einem andern Volk, mit demselben charakteristischen Einschnitte nach der vierten Silbe, den man in den ersten Zeilen der goethischen Uebertragung des „Klaggesangs von der edlen Frauen des Asan Aga" — durch Zufall, denn weder Goethe noch ein anderer Uebersetzer erkannte dieses Gesetz — festgehalten findet:

Was ist Weißes | dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl | oder sind es Schwalben?

Marko Kraljević ist der eigentliche Nationalheld der Serben, all ihre Hoffnungen knüpfen sich an seine Wiederkehr. Nicht aber wie andere Helden, eines frühen Todes durch Meuchlerhand oder im Schlachtgetümmel, starb Marko Kraljević, sondern nach einem langen Leben voll Kämpfen und Abenteuern fast wie ein indischer Fakir, der die Stunde seines Todes weiß und sich zu ihm bereitet. Früh am Morgen eines Sonntags „vor der hellen Sonne" stand einst Marko auf, erzählt der letzte Gesang des Heldenliedes, und da sah er, daß sein Scharatz, sein Schecke, zu wanken begann, zu wanken und Thränen zu vergießen. Da spricht er zu ihm:

„Munter, Schecke, munter du mein Guter!
Sieh, wir beide, hundertsechzig Jahre
Miteinander sind wir treu gezogen
Und noch nimmer sah ich, daß du wanktest.
Aber heute fängst mir an zu wanken,
Mir zu wanken, Thränen zu vergießen.
Gott mag's wissen, das ist nicht zum Guten.
Einem wird es heut um seinen Kopf gehn.
Dir, mein Schecken, oder deinem Herren."

Digitized by Google

Darauf ruft ihn eine Vila (Fee) aus den Bergen an und sagt ihm, daß sein Roß wanke und weine, weil es seinen Herrn verlieren werde, und so verkündet sie ihm seinen Tod: er möge nur höher ins Gebirge gehen und dort in einen Brunnen blicken, der zwischen zwei schlanken Tannen steht, da werde er sein Antlitz schauen und sehen, wann er sterbe. Auf der Vila Geheiß sucht Marko diesen Brunnen auf, bindet seinen Scharatz an eine der Tannen und blickt in das Wasser:

Und da Marko nun sein Antlitz schaute
Und nun wußte, wann er sterben werde,
Thränen weinte Marko da und sagte:
Lügnerische und doch schöne Erde!
„Wohl ergeh dir's, ich muß von dir scheiden,
Von dir scheiden nach dreihundert Jahren!
Meine Stunde, heut ist sie gekommen."

Und Marko zieht seinen Säbel aus der Scheide und tödtet erst sein Roß, „daß es nicht den Türken in die Hände falle, daß es ihnen nicht dienen müsse, nicht Wasser tragen müsse noch Kupferkrüge," und dann begräbt er es selbst.

Seinen Säbel bricht er in vier Stücke,
Daß der Säbel nie des Türken werde,
Daß der Türke nie mit ihm sich brüste,
Wie von Marko selbst er ihn erhalten,
Daß die Gheisten Moeko nicht verfluchen;
Bricht die Lanze dann in sieben Splitter,
Wirft empor sie in der Tannen Zweige;
Seine Keule, rings besetzt mit Federn,
Seine Keule nimmt er in die Rechte
Und er schleudert sie vom Berg Urvino
In das blaue, tiefe Meer hinunter,
Und dem Kolben rief er nach die Worte:
„Wirst du wieder aus dem Meer gezogen,
Wird ein solcher Bursche wiederkommen."

In einem Briefe ordnet er zuletzt noch alles für sein Begräbniß an, bindet den Brief an die Tanne, „breitet seinen grünen Dolman auf die Erde, bekreuzt sich, setzt sich auf den Dolman, drückt den Zobel-Kalpak in die Augen, legt sich nieder, um nicht wieder aufzustehen." So wird Marko von einem greisen Mönch gefunden und bei der „weißen Kirche" des Klosters Hilandar begraben.

Zu dieser einfachen Darstellung hat der Volksglaube im Laufe der Zeiten noch manches hinzugedichtet und heute ist es Marko Kraljević selbst, der wiederkommen wird. Ein neuerer Dichter, Jovan Sundečić (geboren 1825), überliefert die Sage in einer dieser Gestaltungen:

Auf Urvinas Bergeshöh
In dem tiefen Höhlengrund
Sind in dem lebend'gen Stein
Wie drei Becher ausgehöhlt;
Ueber ihnen scheidelos
Hängt des Marko Säbel da
Und von ihm hernieder fällt
Tropfenweise still und stet
Dunkelrothes Heldenblut. —
Zwei der Becher sind bisher
Mit den Tropfen angefüllt
Und im dritten Bechee reicht
Auch das Blut zur Hälfte schon. —
Aber ist der dritte dann
Bis zum Rande angefüllt:
Dann wird unser Kroljević
Auferwachen aus dem Schlaf,
Aus dem Grabe springt er dann,
Und der Löwenherzen drei
Trägt er in der Heldenbrust.

Immer wieder von Zeit zu Zeit geht die Kunde durch das Volk, nun endlich sei Marko Kraljević wieder erwacht, und auch im Frühling dieses Jahres berichtete man wieder davon . . .

Die Zeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts lag die serbische Litteratur, von jenem Volksgesange abgesehen, so gut wie brach; man kann Namen nennen, aber von Bedeutung sind sie nicht. Langsam vollzog sich erst die Herausbildung einer serbischen Schriftsprache auf der Grundlage des gesprochenen Dialekts, eine Emanzipation von dem Kirchenslawisch, das bis dahin Geltung gehabt. Im Jahre 1794 erschien die erste Grammatik dieser neuen Sprache, von Mrazović geschrieben, den man darum einen Vorläufer des großen Vuk Stefanović Karadžić nennen darf. Vuk (1787—1864) war es, der den Südslawen die Gesetze ihrer Sprache gab, ihren Wortschatz in einem mustergültigen serbisch-lateinisch-deutschen Wörterbuche niederlegte, ihre volksthümlichen Lieder zu grundlegenden Sammlungen zusammenstellte. Das Interesse, das Jakob Grimm seinen Bestrebungen entgegenbrachte — die beiden Forscher begegneten sich 1815 auf dem Wiener Kongresse —, das Vorbild des deutschen Gelehrtenbrüderpaars wirkten bestimmend für ihn und fünfzig Jahre unermüdlicher Thätigkeit widmete er dem Sprachgebiete, das er sich erobert hatte und auf dem jene, die nach ihm kamen, nur wenig mehr zu thun fanden. Man weiß aus Goethe's Werken, wie lebhaften Antheil auch er an dem Wirken Vuk's und namentlich an der serbischen Volkslitteratur, die durch ihn aufgezeichnet worden war, nahm; ihm lagen hauptsächlich die lyrischen Gedichte in deutscher Uebersetzung vor — ein episches, den erwähnten „Klagegesang", hatte er selbst nach dem Italienischen mit richtiger Ahnung des Tones und des Versmaßes übersetzt — und über diese schrieb er:

„Die Liebeslieder sind von der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden aneinander; zugleich werden sie geistreich, scherzhaft, anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder beiden Seiten, überrascht und ergötzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene, unheildare Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt."

In zahlreichen Auswahlen sind viele dieser Lieder in Deutschland bekannt geworden, der Schwede Johan Ludvig Runeberg hat sie in sehr hübsche schwedische Verse übertragen, Thor Lange in dänische. Nur eines von ihnen, das in den bekannteren Anthologien fehlt, sei hier als ein Beispiel übersetzt:

Mädchen, o mein Seelchen, Du mein goldner Apfel,
Laß von Deiner Liebe, laß von meinem Herzen.
Denn ich bin ein Jüngling wohl aus fernem Lande,
Werde weiter wandern, werde Dich verlassen;
Wenn ich dann erkranke, wirst es Du nicht wissen,
Und wenn ich dann sterbe, wirst es Du nicht hören;
Aber wenn Du hörtest, daß ich hingegangen,
Scheue nicht die Mühe, komm zu meinem Grabe.
Aller Welt dann klage: „Hier liegt mein Geliebter,
Den mein Herze liebte, den mein Arm umschlungen;
Wehe mir, nun liebt ihn nur die schwarze Erde,
Und umschlungen ist er nur vom grünen Grase.
O Du schwarze Erde, sei nicht schwer dem Liebsten,
Und, o grüner Rasen, sei ihm Du nicht bitter!"

Mit Vuk Stefanović Karadžić begann die eigentliche serbische Litteratur; von seinen Volksliedersammlungen nimmt sie ihren Ausgang. Sie bewahrte darum den volksthümlichen Charakter weit länger und weit getreuer als die kroatische Litteratur, die ihren Beginn in der von Italien beeinflußten dalmatinischen Kunstrichtung hat und die auch im 19. Jahrhundert ihre Anregungen stets wieder vom Auslande empfing: Stanko Vraz (1810—1851), Petar Preradović (1818—1872) und August Senoa (1838—1881), sie alle waren deutsch gebildet, ja, waren sogar gewöhnt, sich im Umgange des Deutschen zu bedienen, das zu ihrer Zeit die allgemeine Verkehrssprache Kroatiens war. Zudem war Vraz geborener Slowene, der sich in richtiger Erkenntniß, daß das Slowenische nur ein Dialekt des südslawischen Idioms sei, der „illyrischen Bewegung" angeschlossen hatte, Preradović ein österreichischer Offizier, der als General in Wien starb, Senoa jedoch französischer Abkunft, ein Graf Saint Génois. Dadurch erhielt die kroatische Litteratur

Digitized by Google

das kosmopolitische Gepräge der deutschen Litteratur der ersten Hölfte und Mitte des 19. Jahrhunderts, um dann, ebenfalls durch ihre Vermittlung, gegen seinen Schluß den Symbolismus der Franzosen und die Seelenkunst Ibsen's aufzunehmen. Obwohl sprachlich zwischen Serben und Kroaten gar kein oder doch nur minimale Unterschiede bestehen, obwohl die beiden Völker auch ethnisch zusammengehören, sind doch ihre Litteraturen durchaus von einander verschieden. Es ist bekannt, daß zwischen ihnen auch ein unseliger Nationalhaß besteht, der durch die Angehörigkeit zu zwei verschiedenen Bekenntnissen — die Kroaten sind Katholiken, die Serben Griechen — noch verschärft wird, aber mehr als das scheinen die verschiedene geschichtliche Entwicklung, die verschiedene Kultur in den beiden Ländern die tiefen Unterschiede in ihren Schriften zu bedingen. Schon äußerlich: die Kroaten wenden fast durchweg den Reim an, die Serben selten oder sie verschmähen ihn ganz. Jedenfalls ist die serbische Litteratur bodenständiger als die kroatische, aber diese hat die größeren dichterischen Talente.

Aus der ersten Zeit nach Vuk's Auftreten sind zu nennen Jovan Sudotić (1817—1886), Jovan Sundečić (geb. 1825) und Zmaj Jovan Jovanović (geb. 1833). Subotić war als Dramatiker, Epiker und Lyriker thätig und überaus fruchtbar, aber doch kann man nicht verkennen, daß ihm die Dichtkunst mehr oder minder stets nur Sprachübung ist. Sundečić ist ein kräftiger, etwas herber Dichter, der gerne im Volkstone schreibt und ihn nicht selten glücklich trifft. Er neigt am meisten von den dreien zur Epik. Zmaj Jovan Jovanović ist zweifellos der bedeutendste von allen. In ihm kommt auch der Humor zur Geltung, der in den Südslawen allen steckt und schon in den Volksliedern sich neckisch auszusprechen weiß. So läßt er einen Zigeuner sein Roß loben — er will es dem Gutsverwalter verkaufen —: jeden Graben nehme es, nicht der Breite, sondern der Länge nach, sehe zur Nachtzeit wie am Tage. Aber warum er es dann verkaufen wolle? Weil kein Fehler an ihm zu finden und so gute Rosse nicht für Zigeuner sind. Zuletzt erzählt er noch ein Stücklein, wie er auf seinem Roß einem Gewitter entwich:

Kam der Regen drohend näher,
Lief mein Braunet jäh und jäher
Doch er schien den Gaul zu hassen,
Wollt' ihn fassen:
Er — er schielte nur zur Seite
Und — ins Weite.
Endlich hat er sich entladen,
Wollt' uns beide tüchtig baden,
Doch als wir erreicht die Zelte,
Der Zigeuner „Burgenkranz", —
War am Braunen alles trocken,
Nur ein wenig naß — der Schwanz.

Sehr zart sind Zmaj's Liebesgedichte und als hervorragend wird seine Uebersetzung von Arany's, des ungarischen Dichters, Epos „Toldi" bezeichnet. Sein schönstes, empfindungstiefstes Gedicht ist jenes auf den Tod seiner Frau, die er sterben sieht, ohne daß er mit seiner ganzen Kunst — Jovanović ist Arzt — ihr helfen kann:

Alles Schönste sagte ich ihr gern:
„Siehst Du, Herz, der Frühling ist nicht fern."
Und ihr dämmert's: „Frühling ist nicht fern . . ."
„Neuen Glanzes wird der Himmel glänzen,
Das Gebirg mit frischem Kranz sich kränzen,
Und die Sonne strahlt wie lange nicht."
Und sie haucht: „Das schöne Sonnenlicht . . ."
Und die Lieder junger Nachtigallen,
Werden wieder Berg und Thal durchhallen."
Und sie flüstert: „O die Nachtigallen!" — —

Neben seinen Gedichten und Uebersetzungen schuf Zmaj auch Erzählungen, aber als Erzähler muß er vor Milan Milićević (geb. 1831) zurückstehen, der in seinen „Sommerabenden und Winterabenden" ein in Serbien und Kroatien gleich beliebtes Buch gab. Ein dritter Erzähler der älteren Generation, Milorad Popović Šapčanin (1841—1895), hat sich seiner Zeit große Verdienste um das Belgrader Nationaltheater erworben, dessen Dramaturg er war. Er schrieb selbst auch Dramen und übersetzte eine Reihe von Stücken, namentlich aus dem Deutschen; unter seinen Gedichten ragen die religiös gefärbten hervor.

Den Uebergang zur serbischen Moderne bildet Branislav Nušić (geb. 1864), der als Erzähler wie als Dramatiker das Volksthum durch die Gesellschaft ersetzte. In seinen „Ramadanabenden" ist er ein Nachfolger des Milan Milićević; sie schildern die Zustände unter den serbischen Muslimen und sind von hohem ethnographischen Werthe. Durch übermäßige Produktion schädigt Nušić sein Talent, läßt es vielfach oberflächlich, seicht erscheinen, wozu eine saloppe, vom Naturalismus siderkommene Schreibweise noch das Ihre beiträgt.

Der Symbolismus, der sich in den zwei letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu Beachtung und Bedeutung durchdrang, blieb auch in den südslawischen Litteraturen nicht ohne Nachhall. In der kroatischen ist es Mihovil Nikolić, der seine Harfe auf den Ton der jüngsten Belgier und Franzosen zu stimmen wußte, in der serbischen Jovan Dučić und in etwas anderer Art Milan Ćurčin. Es ist hier wohl die Frage, ob nicht die Dekadenzpoesie nur in solchen Ländern ihre Berechtigung hat, die auf einem Gipfelpunkte der Kultur angelangt sind, der nun in den Geistern all die müden Stimmungen, all das Bangen vor dem gewissen steten Niedergange erweckt. Die Flucht vor der Banalität treibt sie in Gedanken und Gefühlen zur Unwahrheit, die aber für sie persönliche Wahrheit ist. In Serbien und nicht anders in dem kulturell weit höher stehenden Kroatien erscheint darum die Moderne in diesem Sinne als etwas Fremdes und deutlich merkt man, daß sie sich des Ausdruckes ihrer fremden Vorbilder bedient. Die Gedichte lesen sich wie aus dem Französischen übersetzt, wie dies auch bei den Versen der tschechischen Symbolisten, vor allem bei Ottokar Březina der Fall ist. Mit Vorliebe bedienen sie sich des südslawischen trochäischen Alexandriners, der im Volksliede seine Wurzeln hat (vergl. das citirte Lied „Mädchen, o mein Seelchen, Du mein goldner Apfel") und deshalb bei den natürlicheren unter ihnen noch immer einen gewissen nationalen Ton wahrt. Eines der Gedichte von Jovan Dučić mag als Probe serbischer Symbolistik eine Stelle finden, unschwer läßt sich Baudelaire als Inspirator erkennen:

Wollust.

Leer die Himmelsweite; mit dem letzten Strahle
Geht der Tag zur Rüste. Nur in stiller Größe
Steht ein Baumsbildniß regungslos im Thale,
Steht wie schambefangen da in weißer Blöße.

Wie zum kühlen Bade mag die Luft sie streifen
Mit dem thaufeuchten Hauch der Blüthendolden,
Und der Reif mit Silber ihr das Haar bereifen,
Der entwölkte Mond ihr leicht die Stirn vergolden.

Und sie harrt, und lodernd in dem Brand der Lüste
Fleht ihr Aug' vom Himmel alle Wannen nieder,
Vor Begehren zittern ihre vollen Brüste
Und in Wollust schauern ihre nackten Glieder.

Doch die Nacht vollendet achtlos ihre Bahnen.
Mondenglanz und Schweigen auf der grünen Halde,
Schweigen; und im ganzen weiten All kein Ahnen
Dieser grausen Liebe in dem todten Walde.

Mag man nun auch aus prinzipiellen Gründen den Einschlag des Symbolismus in die serbische Litteratur als etwas Verfehltes erklären, in ihm den Feind der nationalen Eigenart sehen, — und in dieser eben liegt für uns der Werth aller slawischen Litteraturen, die polnische vielleicht ausgenommen —, so wird man doch in den Bestrebungen der serbischen Jüngsten einen lebenskräftigen Faktor anerkennen müssen: sie wollen dem sogenannten Klassizismus

eines Sundečić und Zmaj Jovanović, deren Kunst im wesentlichen Formkunst war, eine Seelenkunst gegenüberstellen. Der Symbolismus kann nur ein Uebergang sein zu einem sich frei auf der Grundlage des Volksthums entwickelnden Schriftthum. Zeigt sich dieses stark genug, so wird es die fremden Anfänge leicht überwinden und eine künftige serbische Litteratur mag, wie es die Volksdichtungen sind, ein getreueres Spiegelbild dieser eigenthümlichen Volksseele sein, in der neben brutalen Barbareninstinkten so viele Keime wahrhaft großer und zarter Empfindungen ihrer Entfaltung entgegenharren.

Wien. Otta Hauser.

Die eiserne Jungfrau.

So schnell sie nur konnte, nahm Frau Gladick den Kühen die Melke. Sie schwitzte dabei und war voll Ungeduld.

„Jesus," seufzte sie, „so ein Tag! Brünle wird schon am Weg sein und ich bin noch nicht fertig. Geh, Alte, halt nicht, ich krieg sie ja doch, Deine Milch."

Gich, gich, gesch.

Als Frau Gladick die ganze Melke hatte und abgefüttert war, wechselte sie den Ueberrock und die Bluse, warf den alten Hut vom Kopf und strich sich das Haar zurück. Dann lieferte sie die Milch dem Oekonom ab.

„Seid Ihr schon fertig, Meirin? Die Sonne ist ja noch da!"

„Freilich, aber Hände und Füße waren in Arbeit. Es ist ja wegen Brünle, wenn er nur nicht schon da ist."

„Richtig, Meister Sepp ließ ihm heute den Freibrief in der Stadt geben. Ei der Tausend, das ist freilich ein Tag, ich gratulire."

„Besten Dank! Ich bin so stolz, ich glaube, ich werde noch eine königliche Frau."

Der Oekonom lachte herzlich.

„Herr Reß, Sie verstehen das nicht. Haben Sie eine Ahnung, was das heißt, daß ich Brünle soweit gebracht habe? Ich, mit meinen zwei Litern Milch und sechzig Kreuzern täglich? Aber die Freude hält mich nimmer, ich muß fort. Gute Nacht."

„Ebenfalls, gute Nacht."

Der Oekonom sah Frau Gladick lächelnd nach, wie sie eilig über den Hof lief. Er war sehr zufrieden mit ihr, sie war eine wackere Arbeiterin.

Durch das große Thor der Meierei trat Frau Gladick auf die Straße, und vor ihren Blicken lag das Oertchen, wie eine Kugel, mitten durchgeschnitten von der Landstraße. Einige Häuserl waren ringsherum auf die Anhöhen gestiegen und saßen da so gemüthlich, als wollten sie sich Jahrhunderte ausruhen. Im Hintergrund ernste Felder, liebliche Wiesen und Wald, ein Kraitgeschlecht von einem Wald. Er schien sich auf die Zehen zu stellen, um ins Oertchen zu gucken. Ueber dem allen ein blaues Dach, durch das eine Feuerrose des Paradieses gewachsen war — die Sonne.

Frau Gladick trippelte den Hügel hinab, freudig erregt. Ihre Augen leuchteten, in diese hatte sich die grandiose Schönheit versenkt, sie trug sie mit, ohne daß sie es wußte.

Als sie auf die Landstraße kam, sah sie Brünle mit einem Freund schon vor sich gehen. Am liebsten hätte sie ihn rufen mögen, aber sie war still und hörte beglückt auf die Leute, die vor den Häusern standen und Brünle zuriefen. Jeder hatte Wünsche und gute Worte und Brünle schwenkte nach links und rechts sein Hütchen.

„Sie mögen ihn alle gut," dachte Frau Gladick. „Aber springt er nicht überall bei? Und mit lachendem Gesicht."

Wie sie gesehen wurde, grüßte man sie, und sie dankte wie eine königliche Frau.

Je näher sie Brünle kam, desto schneller wollte sie bei ihm sein.

„Wie groß er ist, ein wahres Riesenkind!"

Sie schüttelte bei diesen Gedanken vor Bewunderung den Kopf. Jetzt konnte sie sich nicht mehr halten, sie rief ihn.

Brünle drehte sich um. Er war ein kräftiger Junge, aber biegsam wie eine Weidenruthe. Kein Härchen im Gesicht, dafür einen blonden Pelz am Kopfe. Doch seine Augen waren köstlich! Es schaute sich so tief hinein, und aus ihnen glühte und sprühte es, sie lachten, diese Augen mußten sich zu Tode lachen. Das machte sein schmales Gesicht ungemein lieblich.

„Grüß Dich Gott!"

Frau Gladick kam schnell athmend zu ihm und er schlang den Arm um ihre Mitte, wie um das schönste Mädchen.

„Gut ist es gegangen, Mutterl Herr Gott, ich bin so glücklich!"

„Ja, ja, erzähl zu Hause."

Bei diesen Worten warf sie Brünles Freund einen mißgünstigen Blick zu, nein, den mochte sie nicht leiden. Der verstand sie und empfahl sich.

„Brünle, ich habe diese Gesellschaft nicht gern. Der Mensch hat eine Nase wie ein Dolch!"

„Das ist eine Gaudie, wie Du alles siehst. Aber sei nur gut, der Polzer ist ein braver Kerl."

Sie hatten die letzten Häuser der Landstraße passirt und bogen in einen Wiesenweg ein, an dem mitten im Grünen, wie ein Maulwurfhaufen, ein strohgedecktes Häuschen lag.

„Schau, Brünle, es raucht, die Lisi hat schon eingeheizt. Sie glaubt Dich recht hungrig, und dann sollst Du überrascht werden heute."

„Mit was?" lächelte Brünle.

„Die Lisi hat um ihr Erspartes junge Tauben gekauft."

„So was! Das ist freilich eine Leckerei, und ich werde sie nicht versäumen."

Bei der Hausthür schon rief Brünle:

„Lisi, Tauben sind durch den Rauchfang gekommen, sie müssen in der Pfanne liegen!"

„O, Du, grüß Dich Gott!"

Lisi faßte seine großen Hände und zog ihn in die Stube.

Das Mädchen war im letzten Jahrgang der Volksschule, aber sie war sorglich wie eine Frau.

„Mutter, schau zum Ofen. Nun Brünle, wie wars?"

Brünle hatte sich beim Tisch niedergelassen.

„Köstlich war es! Der Meister hat Bier und Kartoffelkäse gezahlt, famos!"

„Mutter, was sagst Du," rief Lisi freudig. „Und den Freibrief hast Du bei Dir?"

„Da habe ich ihn. Du wirst aber spitzen."

Umständlich zog Brünle den Brief aus der Rocktasche und breitete ihn sorgfältig auseinander. Alle drei steckten die Köpfe zusammen.

„Wunderbar," sagte Lisi, „das Lob! siehst Du Mutter?"

Die Frau nickte und murmelte:

„Sehr ehrlich und besonders fleißig und geschickt."

„Sehr schön," meinte die Mutter.

Brünle wurde roth vor Freude, und er legte seine Hand auf die seiner Mutter.

„Glaubst Du nicht auch, daß ich daraufhin bald was kriegen werde?"

„Das schon Aber in der ganzen Umgegend braucht kein Uhrmacher einen Gesellen, ich habe durch die Postkutscher nachfragen lassen. Und weiter fort schicken kann ich Dich auch nicht, mir und Dir nichts. Dann hast Du kein einzig gescheidtes Anzügl."

„Eine Hose muß er haben," sagte Lisi. „Vielleicht schenkt Dir der Herr Reß eine, Mutter."

„Was?" schrie Brünle, „ich soll von diesem Schmalzfaß eine Hose anziehen? Da müßt ich ja zusammenklappen wie ein Taschenmesser, den Kopf in den Bauch stecken, und Ihr müßtet mir statt des Kopfes einen Kürbis aufsetzen."

Digitized by Google

Er machte sofort die Pose und dann lachten sie alle, daß sie sich schüttelten.

„Brünle," stieß die Mutter hervor, „Brünle, Du wirst nichts essen können."

Er schnellte zum weiteren Spaß sofort empor.

„Mach, Lisi, deck auf, dann wollen wir weiter reden," sagte er.

Herzensvergnügt setzten sie sich um ihr Mahl.

* * *

Es war Abend und einige Wochen nach Brünles Freisprechung, als dieser langsamen Schrittes von zu Hause weg ging. Die Mutter und die Lisi hatten Waschtag, was sollte er thun? Die Hände in den Taschen, den Kopf gesenkt wie von etwas niedergedrückt, schlenderte er weiter.

„Die Leute sind dumm," dachte Brünle.

„Jetzt, weil ich ganz frei bin, wollen sie meine Hilfe nicht mehr. Dem Lehrbuben haben sie halt ein paar Kreuzer gegeben, jetzt meinen sie, müßte ich mehr kriegen. Das bleibt sich doch gleich."

Wie gern hätte er beim Priz Felder aufgeworfen oder beim Lambert Holz gemacht wie früher, um Brot, um was immer für Kleinigkeit. Auch umsonst hätte er es gemacht, aber die Kaufleute trugen ihm nichts mehr auf.

„Dumm sind sie und abscheulich! Wenn ich nur wüßte, warum sie so akkurat sind, wie eine Uhr?"

Solche Gedanken kamen ihm jetzt öfter. Die Noth, nicht die Noth des knappen Essens und der Armuth, sondern die Noth des Müßiggehenmüssens entlockte sie seinem Hirn. Und seine Eitelkeit war jetzt so ganz und gar unbefriedigt, jetzt, wo sie an Größe seinen Kopf erreicht hatte. Nun wollte er nicht mehr allein durch seine Verwendbarkeit, sondern auch durch sein Aeußeres gefallen. Die Weiberröcke begannen ihn zu beirren, obwohl er sie noch von der Seite, wie etwas Verdächtiges anblinzelte. Nur hie und da schaute er ein Mädchen voll und erstaunt an, und seine Augen lachten mehr denn je.

„Das Mädel könnte ich stehlen!" schoß es ihm durch den Sinn. Dann an sich herunterschauend sagte er sich: „Herrgott sakra, diese Fetzen leide ich nicht mehr länger am Leib, wer schaut mich denn an?"

Brünle ließ das Oertchen links liegen und schlug einen Feldweg ein, auf dem Polzer von der Mühle kommen mußte. Er war noch nicht weit, als er angerufen wurde. Brünle riß seinen Kopf empor, es war sein Freund. Sie begrüßten sich lächelnd.

„Mir scheint, Du bist traurig, Brünle."

„Nein," sagte Brünle und seine Augen straften ihn nicht Lüge, „nein, aber diese leere Zeit nimmt kein Ende, das macht mir blöd."

„Es wird schon wieder anders werden, mein Lieber. Da," er reichte Brünle eine Zigarre hin, „rauchen wir eine, und setzen wir uns am Rain nieder."

Sie rauchten sich an, und machten sich's am Rain bequem. Bei Brünle war wieder der alte Frohsinn.

„Du Brünle, ich habe mir was ausgedacht."

„Heraus damit!"

„Es wäre eine große Hetze."

„Nun?"

„Wir könnten die alte Schoschek um ihr Kleingeld bringen. Wie es finster wird, suchen wir mit geschwärzten Gesichtern und eingemummt ihren Laden auf, und wenn sie auf das Läuten in den Laden kommt, schreien wir sie an: „Das Geld her, Du Teufelszeug!"

Brünle schaute seinen Freund erstaunt an, dann sagte er einfach:

„Thomas, Du bist ein Narr."

„Aber es ist ja gar nichts dabei. Der alte Filz wird verdammt erschrecken, das ist die Gaudie, und sie wird uns obendrein das Schlüsserl mit dem Geld in den Hut leeren. Es wird ja nicht viel sein, aber vielleicht reicht es, daß wir von hier fortkommen, denn ich möchte gern mit Dir gehen."

„Ich thue es nicht, und rede mir kein Wort mehr darüber."

„Es ist gut. Aber wer weiß wie lange Du noch zu Hause sitzen mußt, und es hätte Dir nur einen Spaß gekostet, auf die Beine zu kommen."

Beide schwiegen und starrten in die Dämmerung, die sich immer mehr verfinsterte, und die Brünle mit einem bösen Weib verglich. Und plötzlich begann er unbändig zu lachen.

„Was hast Du?"

„Nein, Thomas, aber erschrecken würde sie schon gewaltig. Das Gesicht — wenn ich an das denke, hu, ha, ha, ha, hu, könnte — ich — vor — Lachen auslöschen."

„Wenn ich Dir sage, es wäre eine Hetze. Kein Mensch wird uns sehen, und sie kennt uns nicht."

„Es gilt," rief Brünle, ihn hatte wie ein Kind eine wilde Lust gepackt.

„Dann gehn wir's gleich an. Du richtest Dich daheim her, ich mich bei mir zu Hause, und da treffen wir uns wieder."

Brünle stutzte.

„Thun wir es morgen oder übermorgen Abend, warum denn augenblicklich?"

„Weil's mich freut, und Dich doch auch?"

Brünle kitzelte es wieder verdächtig im Hals und er sagte: „Von mir aus, es ist ja nichts dabei. — Die Mutter und die Lisi werden jetzt ohnehin beim Nachbar sein."

„Und in einigen Tagen sind wir über alle Berge, Brünle."

„Es gilt, ich bin dabei."

Sie trennten sich und Brünle lief, wie von einer Peitsche getrieben, seinem Häuschen zu. Er sah sofort, daß niemand zu Hause war, suchte den Schlüssel aus seinem Versteck hervor und stürmte in die Stube. Hier fuhr er wie ein Teufel herum, und nach einer Weile war er angezogen und eingeschwärzt. Ohne daß er es wußte, war er beim Verlassen des Hauses und am Wege zu seinem Freunde recht vorsichtig. Er hatte das Gefühl, das er als ganz kleiner Junge beim Versteckenspiel gehabt hatte, wenn er immer das unvorhergesehene Hervorstürzen der anderen erwartete.

Es war schon ganz finster, als die zwei Freunde vermummt in den Laden der Frau Schoschek traten. Im Augenblick darauf erschien die Frau und sie schrien.

„Das Geld her, Du Teufelszeug!"

Frau Schoschek hielt sich an der Budel, sie hatte den Mund weit aufgerissen und die Augen traten ihr aus den Höhlen. Kein Laut kam aus dem weit geöffneten Mund, sie war entsetzlich anzusehen, und Brünle war gar nicht zum Lachen. Da hob sie unvermittelt ihre mageren Arme empor, fuchtelte herum und umfaßte Brünles Hals. Jetzt bekam er Angst. Mit aller Kraft riß er ihre Arme los, gab ihr einen Stoß, daß sie zu Boden stürzte und rannte wie besessen davon. Wie ein Sturmwind flog er ins Feld, ohne sich um seinen Freund zu kümmern. Dort kauerte er sich einen Moment zusammen, sein ganzer Leib bebte. Dann kroch er zum Bach, riß die Vermummung herunter, warf sie hinein und wusch sich das Gesicht.

„Der Thomas," dachte er, „ist ein Vieh! Sie wird doch vor Schreck nicht sterben?"

Mit dieser Angst im Herzen begann er langsam heimzugehen.

„Himmel, wie konnte ich bei so einer Dummheit mithalten. Der Teufel muß in mich gefahren sein."

So quälte er sich. Als er bei sich eintrat, spähte er ängstlich umher, alles war finster.

„Bist Du es, Brünle?" fragte die Mutter.

„Ja," würgte er heraus und schlich in seine Kammer. Er ging sofort ins Bett, aber er konnte vor Qual über das Geschehene nicht einschlafen. Es war, als löse sich sein ganzer Körper in wütendes Blut auf.

„So ein verdammter Unsinn! Was ist mir da eingefallen?" fragte er sich immer und immer wieder. — — —

Spät morgens stand Brünle mit schwerem Kopf auf, ihm war elend und traurig. Er wusch sich gar nicht,

Digitized by Google

sondern drückte sich in eine Ecke und blieb hier in Gedanken sitzen. Alles Mögliche wirbelte in seinem Kopf und alles kam ihm dumm vor. Dann überfiel ihn eine Schlafsucht, es war ihm, als müsse er sich todtschlafen.

Aus diesem Zustand rüttelte ihn das Erscheinen des Gendarmen auf.

„Jesus, Maria," schrie Frau Gladick, was gibt es?"

Brünles Herz sprang, aber es fiel ihm nicht ein, was kommen würde. Als er hörte, daß er mitkommen müsse, die Schoschek hätte eine Anzeige gemacht, faltete er bittend die Hände. Die Mutter und die Lisi jammerten und weinten.

„Kommen Sie, Brünle," sagte der Gendarm, „ich kann Ihnen nicht helfen, es wird ja nicht viel werden."

Brünle wollte sprechen, aber es würgte ihn derart, daß kein Laut aus seiner Kehle konnte. Er fiel auf die Knie nieder und bat stumm. Aber der Gendarm redete ihm zu, bis er schließlich aufstand, zitternd seinen Hut suchte und mitging. Mutter und Schwester schwankten hinter ihm nach, wimmernd und mit Hilfe suchenden Blicken.

Brünle wurde verhört, und stockend erzählte er, wie es gewesen war. Dann bat er, man möge ihn nach Hause lassen.

„Das geht nicht," sagte man ihm, „er müsse vorläufig in Gewahrsam bleiben" und damit wurde er abgeführt und in eine Zelle gebracht.

Voll Entsetzen stand Brünle im halbdunklen Raum. Es war dasselbe fürchterliche Entsetzen, das er einmal als Kind gehabt hatte, als er beim Nachbar mit einem gleichalterigen Jungen auf den Boden gekrochen war. Dort tauchte vor seinen Augen ein Riesenweib auf, das über den Schultern einen blutrothen Mantel hatte, dessen Innentheile voll scharfer Dolche waren. Es war ein Alterthum, das Abbild eines Justizwerkzeuges, das die ganze Bretterwand einnahm, aber Brünle glaubte es lebendig.

„Die eiserne Jungfrau," sagte der andere und deutete auf das Bild. Doch Brünle war schon fortgesprungen, und mit einem Schrei über die Stiege gestürzt. Damals glaubten alle, er sei todt. Die Narbe von der Wunde hatte er noch über dem rechten Auge. Brünle war nie mehr auf des Nachbars Boden gegangen, obwohl man ihm versicherte, daß das Weib nichts thun könne, weil es nicht lebendig sei.

Jetzt stand durch den gleichen Schrecken das Kindererlebniß vor ihm, und er forschte mit den Augen in allen Ecken des Raumes, ob nicht irgendwo das Weib hervorkomme. Als er nichts sah, konnte er andere Gedanken fassen. Er sah sich alles an und dachte:

„Die Mutter hat nicht viel mehr in der Stube, aber das ist arm, das da ist imsam."

Bei dieser Erkenntniß packte ihn etwas neues, die Verzweiflung. Er drückte die Fäuste auf die Augen und aus seiner Brust kam ein Aechzen, und er weinte bitterlich. Unter Schluchzen stieß er hervor:

„Was hat man mir gethan, was hat man mir gethan! Allmächtiger, barmherziger Gott, hilf mir!"

Und Brünle kniete sich nieder, legte seine großen Hände zusammen und betete das Vaterunser. Mit jedem Wort fiel ein Tropfen Blut aus seinem Herzen.

* * *

Nach fünfmonatlicher Untersuchungshaft wurde Bruno Gladick wegen Raubanfalles zu vier Jahren und Thomas Polzer wegen Mitschuld zu einem Jahr schweren Kerkers vom Gerichtshof verurtheilt.

Als die Klägerin Schoschek das Urtheil vernahm, wurde ihr so übel, daß ihr alles vor den Augen zu schwinden drohte und sie murmelte:

„Barmherzigkeit, ich hab ja nur ein kleines Sträferle gemeint, für den Schrecken ein kleines Sträferle."

Und Brünle wankte wie ein durchgeschnittener Baum. Seine zwei Wächter nahmen ihn schnell zwischen sich und führten ihn fort. Er hörte nicht, wie seine Mutter, auf den Knien ihm nachrutschend, schrie:

„Gnade für mein Brünle, mein, mein einziges Brünle!"

Er ging wie auf Luft, sein Hirn brannte, und dieses Feuer drodelte in einem fort:

„Die eiserne Jungfrau lebt."

Als man Brünle in den Kerker gebracht hatte, warf er sich zu Boden und blieb regungslos liegen. Er war wie ein angeschossenes Wild, das im verworrenen Gestrüpp seine Wunde leckt.

Wien. Anga Coch.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Siegfried Trebitsch: Weltuntergang. Novellen. Berlin 1903. S. Fischer's Verlag.

„Weltuntergang" ist der Titel der ersten und größten Novelle dieses Buchs, und von ihr lohnt es, hier zu reden. Sie ist in ihrer Art ein kleines Meisterstück. Erzählt wird, wie ein Kaufmann, der mit bescheidenen Mitteln und großem Fleiß sein Geschäft betreibt und seine Frau und sich gerade noch ernähren kann, eines Sonntags den ganzen Inhalt seiner Geschäftskasse zum Rennen trägt, das Geld verliert und vor dem unvermeidlichen Bankrott steht; wie er sich in der Nacht darauf das Leben nimmt. Dieses fait divers, das an sich noch sehr wenig interessant wäre, erhält eine überaus eigenartige seelische Beleuchtung. Aus keinem anderen Motiv heraus als aus dem entnervenden Gefühl der Zwecklosigkeit seines gedrückten Daseins verfällt Herr Hilfekil dem traurigen Umschwung seines Schicksals; und das, was diesem schlichten und soliden Bürgersmann die „Zwecklosigkeit" wie eine grinsende Fratze vor Augen hält, so daß er verzweifelt, das sind gerade die Ruhepausen seiner tristen Alltagsarbeit, die Sonntage. Einen Märtyrer der Sonntage — der Tage, an denen er nichts anfangen kann als den Sinn seines mühseligen Lebens überdenken — nennt ihn der Verfasser. Man könnte ihn auch, wenn der deutsche Ausdruck so viel besagte wie der französische „ennui", ein Opfer der Langeweile nennen. Eine überraschende Motivirung! Litterarisch überraschend und menschlich überraschend, vielleicht sogar auf den ersten Blick seltsam und kleinlich erscheinend! Und doch wirkt gerade diese Erklärung der dummen, verzweifelten That und des verzweifelten Lebensendes auf den Leser der Trebitsch'schen Darstellung sehr überzeugend. Von einer ungewöhnlichen, packenden Geschlossenheit in all ihren reichen und mühelos an einander gefügten Details ist diese Darstellung, und ohne daß man es merkt, folgt man ihr gläubig bis zu dem fast grandios gemalten Schlußbild: der Rückkehr vom Rennplatz, die dem ruinirten Mann alle möglichen Bilder des „Weltuntergangs" vorgaukelt. Es ist eine Art Verzweiflungsrausch, in dem der Unglückliche sein Ende sich bereitet. In der Schilderung ist etwas, das einen Dichter verräth.

A. G.

Bajowo. Roman von Elisabeth Siewert. Berlin, Richard Taendler's Verlag.

„Roman" ist eine etwas anspruchsvolle Bezeichnung für diese harmlose kleine Erzählung, die das Leben und Treiben auf einem verschuldeten westpreußischen Gutshof zum Gegenstand nimmt. Die Arbeit trägt noch die Spuren der Anfängerschaft an sich; trotzdem wird man gewahr, daß es nicht ganz an anschaulichen und selbst warm empfundenen Schilderungen fehlt; so ist die allmählich in einem spröden Mädchenherzen sich regende Liebe, die nach und nach fast zur Leidenschaft wird, recht hübsch zur Geltung gebracht.

E. Heerdegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 40. Berlin, den 4. Juli 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Politische Prophezeiungen. Von Paul Nathan.

Was uns noth thut. Eine Zuschrift aus Süddeutschland.

Was in Hinterpommern möglich ist.

Ein Arbeiterleben. Von J. J. David (Wien).

Juniwochen in Südrußland. Tagebuchblätter. Von Ernst Heilborn.

Das Zerrbild als Erzieher. Von Sigmar Mehring.

Die schwarzen Brote. Skizze. Von Anatole France (Paris).

Bücherbesprechung:

Arthur Achleitner: Das Schloß im Moor. Bespr. von E. Heerdegen.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Erfolge der Sozialdemokratie und auch ihre Mißerfolge an einigen Stellen werden erklärlicher Weise jetzt unter den verschiedensten Gesichtspunkten zu analysiren versucht. Diese Analysen verdienen zum Theil Beachtung.

Sehr beachtenswerth ist es, was das sozialdemokratische „Volksblatt für Anhalt" über die Wahl Richard Roesicke's schreibt. Daß sich dieses Organ der Sozialdemokratie mit dem Mißerfolge schließlich abzufinden sucht, ist erklärlich, und daß es den künftigen Sieg prophezeit, ist selbstverständlich.

Halten wir uns an die heutige Lage; über sie schreibt das „Volksblatt":

„Unsere Wähler sind nie alle konsequente und klare Sozialdemokraten, sondern ein Theil derselben, eine Art Grenzbevölkerung, gibt uns die Stimme nur, um ihrer Unzufriedenheit und ihrem Oppositionsgefühl einen möglichst markanten Ausdruck zu geben. Zu diesen ist insbesondere alles das zu zählen, was zum unzufriedenen Kleinbürgerthum gehört. Dasselbe stimmt, wenn ihm kein noch mehr genehmer Kandidat geboten wird, sehr leicht sozialdemokratisch. . . . . Bis an die alleräußersten Grenzen, die einem bürgerlichen Abgeordneten überhaupt möglich ist, ohne Sozialdemokrat zu werden, ist Roesicke gegangen und hat uns dadurch die Wähler genommen bezw. vorenthalten, welche noch nicht soviel Klassenbewußtsein haben, um in der Sozialdemokratie die einzig mögliche und konsequente Vertretung ihrer Interessen zu erblicken. Sein Kampf gegen die Zuchthausvorlage an der Seite der Sozialdemokratie, sein ähnlicher Kampf gegen die Zolltarifvorlage, sein Auftreten gegen die die Sozialreform bekämpfenden Scharfmacher à la Stumm, Gamp, Kardorff u. s. w., endlich der von ihm beeinflußte Kampf seiner intimeren Dessauer Anhänger nach rechts bei Stadtverordneten- und Landtagswahlen, alles dies hat ihn bei jener Grenzbevölkerung, die nicht aus Ueberzeugung und Klassenbewußtsein sozialdemokratisch wählt, sondern um möglichst demonstrativ ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu geben, einen Anhaag finden lassen. . . . . Man denke ferner an die zahlreichen Beamten, Lehrer u. s. w., die, falls ein echter Reaktionär auf der Gegenseite stände, sofort einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgäbe, nunmehr an einem Roesicke vorläufig Genüge finden."

Und gegen diesen Mann, der allein im Stande sein konnte, das Mandat gegen die Sozialdemokratie zu halten, hat der nationalliberale Parteiführer Herr Sattler in Dessau gesprochen. Das zeigt, was von Nationalliberalen im Parlament an Liberalismus und politischer Einsicht zu erwarten ist.

Das „Volksblatt für Anhalt" zieht aus seinen Darlegungen die Konsequenz:

„Vermuthlich wird jetzt vom „Anhaltischen Tageblatt" darauf hingewiesen werden, daß nur eine Roesicke'sche Politik unseren Siegeslauf aufhalten könne. Das zeige ein Vergleich der Wahl hier mit dem Resultat im Reiche. Eine Binsenwahrheit, die bestreiten zu wollen doch keinem logisch denkenden Menschen einfallen kann."

Wir fürchten, daß zum Vortheile der Sozialdemokratie diese „Binsenwahrheit" selbst unter den Liberalen noch immer recht vielfach angefochten werden wird. Vielleicht, daß dieses sozialdemokratische Zeugniß, das durch die Realität des Erfolges verstärkt wird, einigen Eindruck macht.

Nicht weniger bezeichnend ist, was die sozialdemokratischen Abgeordneten Heine und Bernstein in den „Sozialistischen Monatsheften" schreiben. Heine sagt über die Ziele seiner Partei:

„Immer klarer tritt ihre Aufgabe hervor, die liberalen Parteien nicht einfach abzusetzen, sondern zu ersetzen, indem sie es übernimmt, die Ideen der staatsbürgerlichen und geistigen Freiheit nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen. Unter diesem Zeichen hat die Sozialdemokratie einen erheblichen Theil ihres diesmaligen Stimmenzuwachses errungen. Die sozialdemokratische Partei wird es als ihre stolze Pflicht betrachten, sich diese ihr zugefallene Führung im öffentlichen Leben der Nation zu erhalten."

Und Heine fordert:

„Das brüderliche Zusammenwirken (in der Fraktion) ist nur möglich, wenn kein unbrüderlicher Zwang die Freude an unserer Sache

Digitized by Google

stört. Einigkeit heißt nicht Einheit; eine Partei, deren Anhänger rund drei Millionen zählen, darf nicht engherzig sein, muß die Freiheit der Grundsätze anerkennen und sich neuen Aufgaben gegenüber fähig erweisen, ihre Praxis fortzubilden. Wodurch wir so große Erfolge errungen haben, das müssen wir uns bewahren: Einigkeit im Handeln, Freiheit im Denken."

Und Bernstein fordert gleichfalls Fortentwicklung:

„Es ist nicht einzusehen, warum der für das Reichstagspräsidium Regel gewordene Gebrauch, dem Reichsoberhaupt bei gewissen Anlässen einen Besuch abzustatten, für die Sozialdemokratie ein Grund sein soll, den Gegnern einen Vorwand für die Uebergehung der Partei bei der Zusammensetzung des Präsidiums zu liefern. Durch solche Formalitäten werden die politischen Grundsätze der Sozialdemokratie in keiner Weise berührt. Sie haben ganz unbestreitbar viel weniger auf sich, als die Treueide zu Gunsten des Monarchen und der monarchischen Verfassungen, welche in den verschiedenen Staaten Deutschlands von den Abgeordneten bei Eintritt in die Landesvertretung geleistet werden müssen und sozialistischerseits auch geleistet worden sind und noch geleistet werden. Die betreffenden Eidesformeln gehen in der Anerkennung der monarchischen Regierungsform als einer gesetzlichen Thatsächlichkeit meist noch weit über das hinaus, was etwa ein Pflichtbesuch beim Monarchen zu dieser Hinsicht bedeuten würde."

Also hinein in das Reichstagspräsidium sagt Bernstein, und Kautsky endlich, einer der Extremen der Partei, kommt zu folgenden Schlüssen:

„Schwieriger, aber auch wirksamer ist es, wenn man durch große politische und ökonomische Konzessionen ganze Arbeitergruppen, die im Vorkampf der Arbeiterbewegung stehen, so zum Beispiel die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, in eine begünstigte Sonderstellung über die Masse des Proletariats hinaus erhebt und dadurch ihren Zusammenhang mit dieser lockert, ihnen das Bewußtsein beibringt, einer privilegirten Klasse anzugehören und sie dadurch konservativ und engherzig macht. Das ist die Methode, die seit Jahrzehnten in England und Amerika mit bestem Erfolg angewendet wird, die jüngst auch in Frankreich und in Italien versucht wurde, freilich bisher mit zweifelhafterem Erfolg. Die Methode des zivilisirten Westens, die proletarische Bewegung zu hemmen, steht gegenüber die des barbarischen Ostens: die Anwendung von Gewaltmitteln, die jede Bewegung unmöglich machen sollen. Diese Methode ist einfacher und erfordert nicht viel Gehirn; mit dem Belagerungszustand kann bekanntlich jeder Esel regieren. Aber die Erfahrung hat auch gelehrt, daß sie dem industriellen Proletariat gegenüber in einem Lande entwickeltes Großindustrie nicht dauernd wirken kann, daß sie dort früher oder später stets Bankrott macht — welcher Bankrott nur zu leicht den Sturz des bestehenden Regierungssystems und eine politische Katastrophe noch sich zieht. Kein Zweifel, wenn unsere Gegner klug wären, würden sie die erste Methode wählen; sie ist, wenigstens in der verfeinerten Form, die für uns gefährlichste. Die modernen Regierungen scheinen das auch immer mehr zu erkennen, je mehr die Großindustrie wächst und das Proletariat sich entwickelt."

Die „National-Zeitung" aber, die diese sozialdemokratischen Aeußerungen bespricht, fügt hinzu:

„Die Verhältnisse werden es mit sich bringen, daß die „verrammelte Thür nach links" sich öffnen muß", und die „National-Zeitung" stellt für den Liberalismus der Zukunft folgendes Programm auf:

„Entschiedene Betonung der liberalen Grundsätze in geistiger, politischer und wirthschaftlicher Beziehung, aber entschlossene, positive Mitarbeit an der Lösung der staatlichen Aufgaben, an der sozialen Reform, an der Erhaltung und Stärkung der Wehrkraft, an der Wahrung und Förderung der überseeischen Interessen, an der Sicherung günstiger Handelsbeziehungen — nur mit einer solchen Haltung kann der Gesammtliberalismus sich thatkräftig behaupten und den Sozialdemokraten die großen Schaaren der Mitläufer wieder entziehen, zumal wenn ein liberales und vorsichtiges Regiment der oppositionellen Kritik nach Möglichkeit den Boden entzieht."

Das ist zweifellos richtig; aber wir wissen, daß noch starke Kräfte innerhalb des Liberalismus solcher Entwicklung entgegenstehen — und zwar ganz abgesehen von der offiziellen Vertretung der nationalliberalen Partei —, und wie steht es mit dem „vorsichtigen und liberalen Regiment", das der oppositionellen Kritik möglichst geringe Gelegenheit zur Bethätigung geben soll?

Ein Geschwader der Vereinigten Staaten hat Kiel besucht und ist gastlich und mit Herzlichkeit unter Betheiligung des Kaisers in Kiel aufgenommen worden. Jede Gelegenheit, die sich bietet unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten besser und intimer zu gestalten, wird in Deutschland stets mit Freuden ausgenutzt werden.

Chamberlain ist einen ganz kleinen Schritt vorwärts gekommen. Das Kapparlament hat mit 42 gegen 42 Stimmen, wobei die Stimme des Sprechers den Ausschlag gab, beschlossen, England eine wirthschaftliche Vorzugsbehandlung zuzubilligen. Das ist ein Sieg, aber ein Sieg, der fast eine Niederlage geworden wäre. Und man darf doch nicht vergessen, daß der Vorschlag Chamberlain's für die Kolonien Vortheile bringen soll, nicht für England.

Wenn aber auch die Kolonien nur wenig Neigung zeigen, auf Chamberlain's Vorschläge einzugehen, so zeigt dies, wie schwankend bisher die ganze Grundlage ist, auf der der Kolonialminister sein Gebäude aufzuführen gedenkt.

In Ungarn ist die Ministerkrisis überwunden. Graf Khuen hat das Ministerium gebildet; sein Debüt im Parlament war kein glückliches, und während neue ministerielle Wirren in Ungarn drohen, scheint auch die Stellung des Ministeriums Körber in Oesterreich erschüttert, und auch hier steht eine Umbildung bevor. Aus der Krisis in die Krisis und so fort.

Die neuesten Nachrichten aus dem Orient lauten wieder bedrohlicher. Bulgarien rüstet versteckt und die Türkei gleichfalls. Grenzüberschreitungen der Truppen finden statt und Kämpfe. Man ist ernsteren Verwicklungen jedenfalls wieder näher gekommen.

* * *

Politische Prophezeiungen.

Im Schein des elektrischen Lichtes ist die Neigung zum Prophezeien immer mehr geschwunden, und der kluge, skeptische Grundsatz „es kommt immer anders" hat im modernen Leben gewiß seine Berechtigung. Aber es handelt sich auch nicht darum, ergründen zu wollen, was politisch im soeben gewählten Reichstag kommen muß, sondern darum, was kommen kann, und was in Rücksicht auf die realen Thatsachen voraussichtlich kommen wird.

Die Lage ist die: Der Bund der Landwirthe hat eine Niederlage erlitten insofern, als eine Anzahl Vertreter des Bundes ihre Mandate verloren haben; aber die junkerlich-agrarische Reaktion kehrt etwa in gleicher Stärke in den Reichstag zurück. Nicht das Agrarierthum ist also geschwächt, sondern nur die Akteure einer bestimmten Taktik innerhalb der agrarischen Parteien. In den Zielen stimmen Bund und Konservative überein, und nur um dieses gemeinsame Ziel um so eher zu erreichen, operirte man nach verschiedenen taktischen Grundsätzen. Die Bündler hatten die Unversöhnlichen zu spielen, und die Konservativen konnten alsdann auf diese Unversöhnlichen hinweisen, und so die Unmöglichkeit demonstriren, daß sie selbst nachgiebig sein könnten. Der Bund war dazu da, damit die agrarischen Junker mit gouvernementalen Aspirationen zu sagen vermöchten: Das erregte konservative Volk will es nicht anders, folglich müssen wir, seine Führer, ihm folgen.

Voraussichtlich ist es den Konservativen sogar angenehm, daß der Bund eine Lektion erhalten hat. Diese bündlerischen Doktoren mit bürgerlichen Namen fingen hin und wieder an, den Junkern unbequem zu werden; sie vergaßen, daß sie nichts als Instrumente sein sollten. Diese Instrumente sind für den Reichstag jetzt unbrauchbar. Das hat vom taktischen Gesichtspunkt aus sein Gutes und sein

Uebles für das Junkerthum; aber das Ueble kann in jedem Augenblick beseitigt werden. Denn das Junkerthum ist in der Lage, die bündlerische Flamme sofort wieder anzublasen, wenn das nöthig sein sollte, und die neue bündlerische Flamme von konservativen Gnaden wird alsdann nur genau in jener Stärke emporzüngeln, wie das Junkerthum es wünscht.

Die agrarische und die reaktionär-konservative Gefahr ist also im innersten Wesen die alte; die Form, in der sie zum Ausdruck kommt, wird höchstens zunächst ein wenig gouvernemental stilisirt erscheinen — das ist alles und das bedeutet nichts für die schließlichen Entscheidungen. Höchstens etwas Böses.

Das Centrum kommt fast in alter Stärke und keineswegs geschwächt zurück. Es wird nach wie vor nicht nur einer agrarischen, reaktionären Politik geneigt sein, sondern auch die Regierung auf dieser Bahn mit einer besonderen Abzweigung auf die katholischen Ziele vorwärts zu drängen suchen.

Ist die nationalliberale Partei aus den Wahlen verändert hervorgegangen? Ihre Stärke ist etwa die alte, und die Fraktion im Reichstage wird höchstens noch schwächlicher gegenüber einer reaktionären Entwicklung sein, als die Partei es in der abgelaufenen Legislaturperiode gewesen ist. Die Personen innerhalb der Partei sind liberaler gewiß nicht geworden. Nur ein entgegenwirkendes Anzeichen macht sich bemerkbar, das in seiner Tragweite sich freilich noch nicht abschätzen läßt. Der Kartellgedanke ist nämlich diskreditirter als je, wenigstens bei den Wählern.

Im Königreich Sachsen hat das Kartell seinen größten Triumph gefeiert. Das Kartell der sogenannten staatserhaltenden Parteien hat es dort durch die Verschlechterung des Wahlrechts zu Wege gebracht, daß die Sozialdemokratie aus dem sächsischen Landtage verschwunden ist, und es hat es nicht weniger zu Wege gebracht, daß für das Königreich Sachsen die Sozialdemokratie die gesetzgeberische Vertretung im Reichstage stellt. Diese Erfahrung ist an den sächsischen Nationalliberalen doch nicht spurlos vorübergegangen. Sie verlangen Loslösung von den Konservativen und Rückkehr zu liberalen Grundsätzen für Sachsen. Wird diese Wandlung Bestand haben, wird sie auf das Reich zurückwirken und in welcher Stärke? Diese Bewegung wird voraussichtlich nur dann etwas bedeuten, wenn die Regierung es will. Und will sie? Die heutige sächsische Regierung ganz und gar nicht. Dies wäre noch nicht entscheidend; aber die Reichsregierung? Hier hört das Prophezeien gänzlich auf.

Ueber die Gestaltung der Opposition bedarf es keiner Auseinandersetzung. Das Uebergewicht liegt heute unbestritten bei den Sozialdemokraten, und die innere Stärkung des Freisinns findet heute ihre Behinderung genau durch dieselben Faktoren wie seit Jahren und Jahren. Die Erkenntniß der Ursachen für den Niedergang wächst in der Bevölkerung zweifellos; aber von der Erkenntniß bis zu politischen Thaten ist der Weg lang und in Deutschland recht sehr lang.

So ergaben die Reichstagswahlen ein sehr starkes Anwachsen der Opposition in der Bevölkerung und eine Zuspitzung der Gegensätze im Reichstage; aber eine Regierung nur Nachgiebigkeit gegen die Reaktion wird mit diesem Reichstage noch leichter auszukommen vermögen, als mit dem abgeschiedenen Parlament. Rechte, Centrum, Nationalliberale stellen eine Majorität für eine reaktionäre Politik, und die Regierung hat sich nur darüber schlüssig zu machen, in welchem Tempo sie dem reaktionären Drängen wird nachgeben wollen. Diese bequeme Bahn, die freilich die Regierung mit der schwersten Verantwortung belastet, liegt vor dem Reichskanzler. Oder der Reichskanzler kann die Regungen auflebenden liberalen Geistes innerhalb der nationalliberalen Partei des Landes benutzen, um auf die Entwicklung der Politik im Reichstage zurückzuwirken. Dies ist nur einer offenen, klaren und willensstarken Politik möglich, und bisher war die Politik des Grafen Bülow weder willensstark noch auf ein klares Ziel direkt losgehend.

Von den reaktionären Kräften des Reichstages sich beschleunigter oder langsamer vorwärts schieben zu lassen, ist die bequemere Politik, eine Politik, die froh ist, von heute auf morgen zu leben. Ein politischer Routinier wird sich hiermit begnügen. Ein Staatsmann wird sich nicht damit begnügen, sein Auskommen mit den Reaktionären des Reichstages nothdürftig zu suchen; er wird auf die lebendigen Volkskräfte blicken, die heute die Fraktionen stützen, auf das gewaltige Anwachsen der Opposition, und er wird sich sagen müssen, daß diese Opposition bei der Königlich sächsischen Regierungsmethode zu ihrem höchsten Triumph gelangt ist.

Der Routinier hat eine verhältnißmäßig recht leichte Aufgabe vor sich, wenn er von dem Grundsatz sich leiten läßt, „mich und meinen vorgesetzten Metternich trägt's noch"; der Staatsmann eine große. Nimmt man an, daß die Erfahrungen der Vergangenheit bereits ausreichen, um die zukünftige Entwicklung zu charakterisiren, dann muß man prophezeien: Was gewesen, wird wieder sein für weitere fünf Jahre; das Hinabgleiten auf der Bahn der Reaktion.

Um so nothwendiger, daß die Bevölkerung wenigstens ihre Pflicht erkennt, und ihre Pflicht ist es, den Kampf gegen die Reaktion außerhalb des Parlaments zu organisiren.

P. Nathan.

Was uns noth thut.

Eine Zuschrift aus Süddeutschland.

Von einem Mitglied der freisinnigen Volkspartei in Süddeutschland erhalten wir nachstehende Zuschrift.

Da es geboten ist, daß jetzt vor allem auch die Wähler sich äußern, so bringen wir gern diese Ausführungen zum Abdruck, deren Zielpunkt der unsere ist, und dieses Ziel wird auch einmal erreicht werden, wenngleich die Schwierigkeiten, dorthin zu gelangen, bekanntermaßen ganz außerordentliche sind. Die Zuschrift lautet:

Was haben nach der Niederlage bei diesen Wahlen die freisinnigen Parteien zu thun? Das ist die Frage, welche jetzt gestellt werden muß; sofort, aufs nachdrücklichste, so lange, bis eine thatsächliche, befriedigende Antwort darauf erfolgt. Denn daß etwas geschehen muß, etwas anderes als bisher, etwas Entscheidendes, daß es so nicht weiter gehen kann, weiter abwärts, daß wir von den Erfahrungen der Wahlen von 1903 nicht vorübergehen kann und so thun, als ob nichts Besonderes geschehen wäre — darüber ist in weiten Kreisen derer, die hinter den freisinnigen Parteien stehen, heute kein Zweifel mehr. Oder wollen wir warten, bis wir noch etwas kleiner geworden sind? Ich denke, wir sind gerade klein genug, um uns alles Ernstes darauf zu besinnen, wie wir es anzustellen haben, um schließlich das nächste Mal nicht ganz zu verschwinden.

Zweierlei erscheint nöthig. Zunächst und am dringendsten eine Verständigung zwischen den einzelnen drei Fraktionen, welche heute auf der bürgerlichen Linken stehen, zwischen jenen Kräften, welche links von den Nationalliberalen und rechts von den Sozialdemokraten die liberale Position, um es kurz, aber nicht ganz zutreffend zu sagen, vertreten. Wir rechnen übrigens dazu auch die Nationalsozialen. Diese Kräfte im Parlament und bei Wahlen, wo der Oeffentlichkeit kooperirend, repräsentiren auch heute noch, unter den sehr ungünstigen Verhältnissen, in der schwierigen Lage, in der sie sich mitten zwischen starken Bewegungen wie Sozialismus, Klerikalismus, Agrarierthum befinden, eine ganz respektable Macht. Diese Macht kommt aber durch feindliche Zersplitterung in verschiedene kleine und kleinste Fraktionen nicht so zur Geltung, wie sie es könnte, weder im Reichstag noch bei den Wahlen. Diese kleinen Formationen sind überdies bei dem Gros der Wähler von vornherein ein Nachtheil gegenüber den großen Parteien, die an und für sich schon durch ihre Stärke, und dementsprechend ihren politischen Einfluß mehr werbende Kraft besitzen. Es gilt eben auch hier einigermaßen das Wort: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden. Man mag das weniger empfinden, wo die freisinnigen Anschauungen von größeren zusammenhängenden Massen der Wählerschaft getheilt werden; um so mehr aber entmuthigt die Freisinnigen das

Gefühl ihrer Kleinheit dart, wo, wie in Süddeutschlood, mit Aasnahme von Württemberg, in die paar tausend freisinnige Stimmen sich ein paar Fähnlein theilen müssen.

Die Sonderbündelei, das Heransbilden der Individualität, das Uneinigsein liegt uns Deutschen zu im Blut; es hat zu Zeiten seine Vorzüge, aber unsere Geschichte erzählt auch genug aon den schweren Nachtheilen, welche uns diese Eigenart gebracht hat. Das traurige Schauspiel, wie es frühere Wahlen zeigten, daß freisinnige Parteien gegen einander kämpften, ist nns glücklicherweise diesmal erspart geblieben. Aber das war auch das Mindeste, und der Ernst der Situation verlangt heute mehr. Die verschiedenen freisinnigen Richtungen müssen heute in ganz Deutschland alle Eifersüchteleien und Reibereien unterlassen, allen alten und jungen Zwist hinter sich werfen, nein, sie müssen sich Seite an Seite stellen, sie müssen zu gemeinsamer Abwehr der übermächtigen Reaktion schreiten, die jetzt erst recht vam Sprungbrett des sozioldemokratischen Wahlerfolges aus weiter aorwärts zu kommea vesuchen wird. Wenn wir das nicht können, wenn wir diese Seldstüberwindung im Interesse unseres Volkes and der ihm drahenden Gefahr nicht üben, verdienen wie nichts anderes nls daß mon über uns zur Tagesordnung übergeht.

Die Möglichkeit eines loyalen Zusammenarbeitens der freisinnigen Kräfte ist füe dieselben in einem höheren Grad vorhanden, als bei irgend einer der bestehenden großen Parteien, welche die verschiedenartigsten Elemente in sich schließen, ohne deswegen ihre äußere Einheit aufzugeben, wohl wissend, daß ihnea dieselde oan unersetzbarem Werth ist. Was zwischen Soziolbemokratie nnd Nationalliberalismus steht, befindet sich auf dem Boden derselben wirthschaftlichen, kulturellen, politischen Weltanschauung. Die programmatischen Differenzpunkte, die z. B. in der mehr oder weniger storken Betonung des sozialen Momentes zwischen einzelnen Freisinnigen und dee süddeutschen Volkspartei vaehanden siod, spielen in der praktischen Politik, in der Palitil, um die es sich auf der großen Bühne des Reichstages *heute* handelt, gae keine Rolle. Ebensowenig sollten Verschiedenheiten der taktischea Beurtheilung ein Hinderniß sein, wenn in der Sache, auf die es für absehbare Zeit dei nns in Deutschland ankommt, in der Nothwendigkeit der Bekämpfung der Reaktian, Einverständniß herrscht.

Ist das die nächstliegende Aufgabe, welche die Wahlen an die freisinnigen Parteien stellen, so ist die andere, die wir zu lösen haben, noch bedeutungsvoller.

Ich meine die *Stellung zur Sozialdemokratie*, and ich finde das Urtheil, das der Herausgeber dieses Blattes in dem „Reaktion, Freisinn, Sozialdemokratie“ überschriebenen Artikel der letzten Nummer abgab, durchaus zutreffend:

„Aber wie immer nuch die Regierung sich zu diesem wesentlich veränderten Problem stellen mag, interessant nnd bedeutsom für die gesammte politische Entwicklung Deutschlands wird die Evolntion jedenfalls werden, die sich in den nächsten Jahren vallziehen muß. Die *politische Stellung der Freisinnigen jeder Richtung wird dabei wesentlich bestimmt werden durch die Haltung, welche sie der soziolbemokratischen Partei gegenüber einnehmen.*“

Sehr richtig ist in demselben Artikel zagleich betant, daß die große Bedeutung, zu welcher die Sozialdemokratie jetzt auch parkamentarisch angewachsen ist, auf ihre eigene Haltung und Entwicklung ihre Wirknogen ousüben wird.

Es ist ein schweres Gepäck, das uns Deatschen unser nach so junges politisches Leben anflodet, die Last einre großen lonfessiaaellen Partei; dieser Pfohl steckt nns tief im Fleisch. Aber das wäre zu überwinden; wir wüeden leichter damit fertig werden, und noch dazu auch mit dem Junker- nnd Agrarierthum, überhaupt mit der ganzen Reaktion, wenn nicht freisinniges Bürgerthum und Arbeiterpartei so heillos onseinnnder greifsen würeo. *Dieser Riß ist das Verhängniß unserer ganzen politischen Lage.* Arbeiterpartei und freisinniges Bürgerthum neben einander kämpfend in der Erkenntniß der gemeinsomen Aufgaben für die nächste absehbare Zeit, — nnd die Reaktion der Junker und der Pfaffen würde in Deutschland sehr bald ihr Spiel verlaren haben. Die Reaktion weiß das auch sehr wohl und sie wied daher gerade jetzt mit dem Hinweis anf die Wahlen alles versuchen, nm die Freisinnigen weiter zu spalten und mit den Arbeitern zu verhetzen, am dadurch den Riß zwischen diesen Kräften, deren Kombination sie allein zu fürchten hat, weiter und weiter und wamöglich unheilbar zu machen.

Daß das nicht geschieht, weil es ein Unglück nicht nur für den deutschen Liberalismus, ouch für die deutschen Arbeitre, aae allem aber für das ganze Voterland wäre, hierauf bedacht zu sein, das ist die erste, die allererste Vaaussetzung, van der aus allein eine Bewegung nach vorn erfalgen kann. Es ist wohr, auch die Sozialdemakratie nnd ihre Vereine erschweren das ungemein, machen es vielen unmöglich, an dieses Ziel zu glanben und das Eestreben dieses Zieles zu wönschen. Aber an dieses Ziel nicht mehr glauben nnd seine Verwirklichung nicht herbeisehnen, heißt geradezu den Glauben an eine bessere Zulunft in dee inneren Politik Deutschlands für absehbore Zeit aufgeben.

Es ist dringend nöthig, daß man sich dies durchaus ruhig und nüchtern llor macht. Dos Bürgerthnm, zerrissen durch die Interessenpalitil, abforbirt zu einem Drittel durch die llerikale Palitil einer lonfessionellen Partei, in vielen Kreisen stuapf, bequem, zu „vornehm“ für die „anlgäre“ politische Bethätigung, geschäftlich tüchtig, nder politisch iodifferent — es ist in seinem libeealen Rest heute nicht stark genug gegenüber der Reaktion. Die „große liberale“ Partei, die daon nnd wann wiedee umgeht, wird nie wiedee lammen, in dem Sinne wie sie einst war, als der Liberalismus vor 30 aber 20 Jahren; sie wied als etwas Verändertes oder Neues lammen müssen. Die Parteilonstellation der Zulunft wird eine falche Basis hoben müssen, daß darouf Arbeiterpartei, freisinniges und liberales Bürgerthum Platz haben, nnd ob wir es nun wollen oder nicht, ein sehr erhebliches Gewicht wird in jedeot Fall die Arbeiterpartei haben, um so erheblicher, je aneinger Freisinn and Liberalismus ist. Freilich auch die Sozialdemokratie wird nicht immer sein, wie sie heute ist, diese gährende, so viel Badensatz emporspritzende Masse; das Gesetz der Entwicklung wird auch sie in die Knr genommen haben.

Wie die Dinge heute liegen, ist es nöthig, daß die freisinnigen Parteien sich darüber llar werden, wie viel für sie, und nicht nur für sie, füe Deutschland von einer ruhig überlegten, aan Leidenschaftlichkeit sich freiholtenden Stellung gegenüber der Sazialdemokratie, von einem tieferen, unbefangenen Verständniß derselben abhängt. Ist man sich dessen bewußt, dann wird man auch gegenüber soziolbemokratischen Ungezogenheiten die überlegene Beherrschung festholten können, die auf der Erkenntniß ruht, daß den Gewinn einer Verschlimmerung des Verhältoisses zwischen Freisinn nnd Sozialdemokratie der gemeinsame Feind trägt, nnd daß diese Feind rechts steht.

Die Anfgabe der Freisinnigen, ihre Mission gegenüber der Sazialdemokratie, nnd gegenüber der Reaktion war nie so bedeutungsvoll wie jetzt. An den Freisinnigen liegt es, diese Aufgabe zu verstehen, und sie zu lösen, um eine bessere Zeit heraufzuführen.

Was in Hinterpommern möglich ist.

Wir haben in der vorigen Nummer der „Nation“ unseren Lesern bereits davon Kenntniß gegeben, wie in dem Wahlkreise Kolberg-Köslin-Bublitz seitens der Konservativen die Wahlmache betrieben wurde. Eine Episode aus dem Wahlkampf in diesem hinterpommerschen Wahlkreise verdient aber noch eine eingehendere Würdigung, da sie Zustände aufdeckt, wie sie wohl schwerlich in einem anderen Lande mit parlamentarischen Institutionen denkbar sind.

Ein Hauptcoup der bündlerischen Konservativen, welche die Kandidatur Malkewitz betrieben, war ein anonymes Flugblatt, welches gegen den freisinnigen Kandidaten Dr. Barth die schlimmsten Verdächtigungen erhob. In diesem Flugblatt waren zwei Fragen an Dr. Barth gerichtet, nämlich die: ob es nicht wahr sei, daß die Freisinnige Vereinigung für die Stichwahl die sozialdemokratischen Stimmen um einen größeren Betrag gekauft habe; und ferner: ob es nicht richtig sei, daß Dr. Barth sich im Geheimen den Sozialdemokraten gegenüber verpflichtet habe, jede etwa an den Reichstag kommende neue Wehrvorlage abzulehnen. Diese Fragen hatte man nun nicht etwa dem Beschuldigten zur Kenntniß gebracht, sondern sie vor ihm sorgfältig verheimlicht, weil dieses Flugblatt erst am letzten Tage vor der Stichwahl zur Vertheilung kommen sollte. Statt dessen war in dem Flugblatt selbst gleich behauptet worden, daß man „aus absolut sicherer Quelle“ wisse, daß

diese beiden Fragen von Dr. Barth garnicht verneint werden könnten.

Durch Zufall fiel ein Flugblatt verzeitig in die Hände des liberalen Wahlbureaus in Köslin und kam am Morgen des 24. Juni zur Kenntniß des in Berlin weilenden Dr. Barth. Derselbe telegraphirte daraufhin sofort an den Ersten Staatsanwalt Herrn Rhode in Köslin und beantragte ein strafrechtliches Einschreiten gegen die anonymen Flugblattverleumder. Das Telegramm an den Ersten Staatsanwalt konnte noch an demselben letzten Tage vor der Stichwahl in Köslin und Kolberg, aber nicht in den entfernteren Theilen des Wahlkreises, zur Kenntniß der dortigen Wählerschaft gebracht werden.

Inzwischen wurde bekannt, daß dieses verleumderische Flugblatt vom Landrathsamt in Köslin aus zur Versendung gelangt war. An der Spitze des konservativen Wahlkomitees stand andererseits derselbe Erste Staatsanwalt Rhode, den Dr. Barth telegraphisch um Einschreiten gegen das verleumderische Flugblatt ersucht hatte. Daß Herr Rhade seine Stellung an der Spitze des konservativen Wahlkomitees nicht etwa als die eines bloßen Ehrenvorsitzenden, sondern zugleich als die eines aktiven Leiters angesehen hat, geht unter anderem auch aus einem gedruckten Schreiben hervor, das unter dem 6. Juni an eine Anzahl von Kösliner Bürgern gerichtet war und folgenden Wortlaut hatte.

> Köslin, den 6. Juni 1903. Geehrter Herr! In der heutigen Versammlung des konservativen Vereins wurden Sie zum Vertrauensmann der konservativen Partei gewählt. Wir bitten Sie, dieses Amt anzunehmen und am Dienstag, den 9. d. Mts., abends 8 Uhr, im Saale des Hotels „Deutsches Haus" zur näheren Besprechung zu erscheinen. Der Vorstand des konservativen Vereins in Köslin. Rhade, Erster Staatsanwalt.

Nicht wenige der Bürger, an welche dieses Schreiben gelangte, waren auf das Aeußerste verwundert, daß sie so in contumaciam zu Vertrauensmännern der konservativen Partei verurtheilt waren, obgleich ihnen bis dahin das Bewußtsein, konservativ zu sein, vollständig gemangelt hatte. Aber die Einladung eines Herrn, der sich als Erster Staatsanwalt unterzeichnet, abzulehnen, erschien vielen von ihnen doch nicht rathsam.

Es entstand nunmehr die interessante Situation, daß ein Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, das von konservativen Gegnern in der schamlosesten Weise verleumdet war, sich an einen Ersten Staatsanwalt zwecks strafrechtlicher Verfolgung der Verleumder wenden mußte, der zugleich der Vorsitzende des konservativen Wahlkomitees war, unter dessen Geschäftsführung die verleumderische Aktion sich ereignet hatte, und das anscheinend auch nicht das Mindeste gethan hat, um das Flugblatt zurückzuhalten, nachdem Dr. Barth telegraphisch das Einschreiten der Staatsanwaltschaft erbeten hatte. Vielmehr berichtet die „Kösliner Zeitung", daß an dem Wahltage selbst, nachdem Dr. Barth's Strafantrag in Köslin bereits bekannt war, eine Anzahl Männer an langen Stangen Plakate durch die Straßen getragen haben, in denen die Beschuldigungen, welche den Gegenstand des Strafantrags bildeten, erneut erhoben waren. Es ist nicht bekannt geworden, daß die Staatsanwaltschaft das Mindeste gethan hätte, um gegen diese weitere Verbreitung des verleumderischen Flugblatts durch Herumtragen auf Plakaten einzuschreiten.

In Ergänzung seines telegraphisch an den Ersten Staatsanwalt Herrn Rhade gerichteten Strafantrages sandte Herr Dr. Barth an die Königliche Staatsanwaltschaft zu Händen des Ersten Staatsanwalts Herrn Rhode in Köslin unter dem 25. Juni folgendes Schreiben:

> Wie mir glaubhaft mitgetheilt und durch die „Kösliner Zeitung" vom Mittwoch, den 24. Juni, Nummer 145, bestätigt wird, ist im Wahlkreise Kolberg-Köslin-Bublitz zur Unterstützung der konservativen Kandidatur Malkewitz ein Flugblatt hergestellt und zur Verbreitung gelangt, das gegen mich die schwersten Beleidigungen enthält. In diesem Flugblatt wird, angeblich aus „absolut sicherer Quelle", über die Gründe berichtet, weshalb das dortige sozialdemokratische Wahlkomitee die sozialdemokratischen Wähler aufgefordert hat, bei der Stichwahl am 26. Juni für mich einzutreten. In Form einer Fragestellung hat man in diesem Flugblatt die Gründe dahin formulirt:
>
> 1. daß seitens der freisinnigen Vereinigung direkt oder indirekt ein größerer Betrag an die sozialdemokratische Agitations- bezw. Parteikasse gezahlt worden sei oder in Kürze gezahlt werden solle, und
>
> 2. daß ich den Sozialdemokraten versprochen habe, oder durch dritte Personen habe versprechen lassen, daß ich gegen jede dem Reichstage etwa zugehende Wehrvorlage stimmen würde.
>
> Man kann gegen einen im politischen Leben stehenden Mann keine schlimmeren Verdächtigungen erheben als die des Stimmenkaufs und die geheimer Zusicherungen, welche mit öffentlich abgegebenen Erklärungen in direktem Widerspruch stehen.
>
> Da für beide Beschuldigungen auch nicht der Schein einer Berechtigung vorliegt, so erhebe ich gegen die Verfasser und Verbreiter dieses Flugblatts die Anklage böswilliger Verleumdung und habe deshalb gestern bereits an die Königliche Staatsanwaltschaft nach Köslin telegraphirt, um es derselben zu ermöglichen, durch schleuniges Einschreiten der Weiterverbreitung dieses verleumderischen Flugblatts Einhalt zu thun.
>
> Ich wiederhole nunmehr auch auf diesem schriftlichen Wege meinen Antrag auf strafrechtliche Verfolgung aller derjenigen, die sich bei der Abfassung, Drucklegung und Verbreitung jenes Flugblattes betheiligt haben, und zwar beantrage ich im öffentlichen Interesse, daß seitens der Staatsanwaltschaft die öffentliche Klage gegen die Verleumder erhoben wird. Das öffentliche Interesse sehe ich in dem Umstande, daß die Verleumdung gegen einen mitten im politischen Leben stehenden Mann und ein Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses gerichtet ist, daß die Verleumdung inmitten eines politischen Wahlkampfes seitens politischer Gegner und in besonders perfider Weise ganz kurz vor der Stichwahl, wo eine rechtzeitige Erwiderung kaum noch möglich war, gegen mich vorgebracht worden ist.
>
> Sollte es nachweisbar sein, was die „Kösliner Zeitung" vom Donnerstag, den 25. Juni berichtet, daß die Versendung des verleumderischen Flugblattes vom dortigen Landrathsamt erfolgt ist, so würden sich die bei dieser Versendung betheiligt gewesenen Beamten und eventuell bei Mitwissenschaft der Königliche Landrath selbst strafrechtlich zu verantworten haben. Damit würde ein weiterer Grund für die Erhebung einer öffentlichen Klage gegeben sein.
>
> gez. Dr. Barth, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses.

Was hat nun die Staatsanwaltschaft in Köslin auf diesen Strafantrag geantwortet? Der erste Staatsanwalt (gez. in Vertretung Lenke) lehnt unter dem 27. Juni den Strafantrag einfach ab und zwar mit folgender Begründung:

> „Selbst wenn man annehmen wollte, daß in den inkriminirten Fragen der Thatbestand der Beleidigung enthalten ist, so würde eine Strafverfolgung im Hinblick auf den § 193 Strafgesetzbuchs aussichtslos sein, da aus der Form der Aeußerungen und aus den Umständen, unter welchen sie geschehen, die Absicht zu beleidigen, nicht erkennbar ist."

Der angezogene § 193 handelt bekanntlich von der Wahrnehmung berechtigter Interessen, die unsere Staatsanwälte bei Preßdelikten den Angeschuldigten nur selten zugestehen. Sie erkennen beinahe regelmäßig aus der Form der Aeußerung und aus den Umständen, unter welchen sie geschehen, die Absicht zu beleidigen. Im vorliegenden Falle, sollte man nun annehmen, lag die Absicht zu beleidigen handgreiflich vor. Das ganze Flugblatt war ja eigens darauf berechnet, zu beleidigen. Die Beleidigung des freisinnigen Kandidaten Dr. Barth, die Herabwürdigung desselben in der öffentlichen Meinung war geplant, um Herrn Malkewitz, der auf normalem Wege nicht durchzubringen war, unter Täuschung der Wähler, zum Siege zu verhelfen. Aus den „Umständen, unter welchen die Beleidigung geschehen ist", ergibt sich ferner nahezu mit absoluter Sicherheit, daß die Verfasser und Verbreiter des Flugblatts ganz genau wußten, daß die Beschuldigungen gegen Dr. Barth von Anfang bis zu Ende erlogen seien. Worauf die Kösliner Staatsanwaltschaft ihre verblüffend milde kriminalistische Auffassung jenes Schurkenstreiches im einzelnen stützt, ist aus ihrer Antwort nicht erkennbar. Die sofort erhobene Beschwerde an den Oberstaatsanwalt in Stettin wird zeigen, ob diese milde Auffassung auch in höheren Instanzen getheilt wird.

Digitized by Google

Es mag manchen vielleicht schließlich auch noch die Frage interessiren, welche Wirkung dieses Flugblatt anscheinend auf den Ausgang der Wahl, bei dem bekanntlich der konservativ-bündlerische Kandidat Malkewitz mit wenigen Stimmen Sieger geblieben ist, gehabt hat. In der Stadt Köslin selbst, wo das Gegengift sofort applizirt werden konnte, war die Gegenwirkung eine vollständige. Der konservative Kandidat, der mit solchen Mitteln empfohlen wurde, erhielt dort bei der Stichwahl 33 Stimmen weniger als bei der Hauptwahl (542 gegen 575), während Dr. Barth bei der Stichwahl mit 2834 Stimmen noch 154 Stimmen mehr erhielt, als auf ihn und den sozialdemokratischen Kandidaten bei der Hauptwahl zusammen entfallen waren. In diesem Stimmenverhältniß kommt offenbar die Empörung der Wählerschaft von Köslin über dies perfide Wahlmanöver der Konservativen zum Ausdruck. Ein paar Dutzend Konservative haben sich ersichtlich aus Ekel vor dieser konservativen Kampfesart von jenem Kandidaten abgewandt, den sie nach bei der Hauptwahl unterstützt hatten. Anders war die Wirkung auf dem Lande, wo das Gegengift nicht hinkam oder zu spät wirkte. Auf dem Lande haben augenscheinlich jene verleumderischen Behauptungen, von denen ein einfacher Landbewohner nur schwer glauben konnte, daß sie völlig aus der Luft gegriffen waren, gegen Dr. Barth gewirkt. In einer ganzen Reihe von Orten sind nachweisbar Dutzende von Stimmen, die bei der Hauptwahl Dr. Barth zugefallen waren, auf den Konservativen übergegangen.

Der naive Wähler wird sich gesagt haben, daß unter der Herrschaft eines konservativen Wahlkomitees, an dessen Spitze ein Erster Staatsanwalt stand, nicht Flugblätter in die Welt gesetzt werden könnten, die bloß auf schamlosen Verleumdungen beruhten. Da in diesem Flugblatt von einer „absolut sicheren Quelle" die Rede war, wird mancher Wähler vielleicht sogar geglaubt haben, daß diese Quelle eine amtliche sei, und wenn dieser selbe naive Wähler dann noch obendrein in Erfahrung gebracht hatte, daß solche Flugblätter vom Landrathsamte aus zur Versendung gelangt seien, so ist es begreiflich, daß er zu der Ueberzeugung kommen mußte, es werde doch wohl etwas Wahres an diesen Behauptungen sein. Diesen Punkt wird der Reichstag bei der Kassirung der Wahl noch näher zu erörtern haben. Hier kann es sich einstweilen nur darum handeln, ein kleines moralisches Kulturbild aus dem Rechtsstaate Preußen zu zeichnen.

Ein Arbeiterleben.

Mitten in die jüngsten, großen Wahlsiege der Arbeiterpartei hinein kommt ein merkwürdiges Buch.

Es erinnert an die Anfänge der ungeheueren Entwicklung des Deutschen Reiches zur Gewerbemacht, an einen höchst eigenthümlichen Uebergang zum Großbetrieb, dessen Bedingungen man noch nicht kannte.

Herausgegeben hat's Paul Göhre, nun Reichstagsmitglied. Verlegt hat's Eugen Diederichs in Leipzig. Verfaßt hat's ein alter Arbeiter, Karl Fischer, der jetzt bei armen Verwandten seine letzten Tage verbringt.

Es ist ein sonderbares Buch. Höchst eintönig in allem, in der Darstellung, die dennoch nicht ohne Kraft ist, in den Begebenheiten, und dennoch zwingend durch seine große Wahrhaftigkeit. Die Würde eines Kulturdenkmals, die der Herausgeber dafür in Anspruch nimmt, kommt ihm unter allen Umständen zu, und also mag es bleiben. Eine Hiobstimmung weht durch und bricht einmal erschütternd aus.

Eine sehr traurige Jugend. Der Vater ein Bäckermeister und in seinem Beruf sehr tüchtig. Keineswegs ohne geistige Interessen. Er liest gern und hält auch den Jungen dazu an. Aber ein unruhiger Geist steckt in ihm. Er läßt sich gern in Spekulationen ein, die immer mißrathen und die Familie weiter und weiter herunterbringen. Er spielt gern und über seine Verhältnisse und ständig unglücklich.

Dabei herrscht eine unendliche Rohheit im Hause. Die Frau, aus einer besseren Familie und eine Dulderin, leidet unsäglich darunter. Der Mann reizt sie, nur um einen Anlaß zu haben, sein Müthchen an ihr zu kühlen, da er's nicht verzeihen kann, daß sie hoch über ihm steht. Es hallt von dumpfen Schlägen, die wahllos auf Weib und Kinder niederfallen, durch die ganze Jugend dieses armen Buben. Und auch die Feigheit der Tyrannen ist an seinem Vater; tritt ihm ein Stärkerer entgegen, so duckt er und läßt ab von seinen Mißhandlungen.

Frühzeitig wird der Junge zum Geschäft des Vaters genommen. Angelernt kaum. Er muß mit Bretzen hausiren gehen. Eine Erholung wird ihm kaum gegönnt, ein Vergnügen kennt er kaum. Ein Sparhafen steht allerdings für ihn da. Ist er einigermaßen gefüllt, so entleert ihn der Vater für seine Passionen. Dann der Anblick der immer mißhandelten Mutter, der ihr sauberer Gatte in einer Laune sogar die Thür zur Wohnung sperrt, so daß sie, ihr Jüngstes im Arm, unter Beihilfe des eigenen Vaters wie eine Diebin durch das Fenster einsteigen muß!

Nicht einmal darum, daß er sein Handwerk ordentlich lerne, kümmert man sich. Der Vater gehört zu denen, die nicht begreifen, es könnte einer nicht können oder von selber fassen, was ihnen im Griff ist. Man kehrt sich nicht daran, daß der Bube kurzsichtig ist, also zur Arbeit vor dem Backofen wenig taugt. Trotzdem wird er freigesprochen. Die Gesellenprüfung ist allerdings die reinste Komödie. Nicht einmal das Zeichen, woran man erkennt, ob das Brot gar sei — am Klang nämlich — weiß der Kandidat. Er hat sein Handwerk niemals ausgeübt und nichts davon gehabt, als den Anspruch auf die Bäckerzehrung von $2^1/_2$ Groschen.

Bei alledem erwächst mit ihm eine tiefe Gläubigkeit, die sich in der letzten, schlimmsten Krisis seines Lebens bis zum Seherischen, bis zum persönlichen Verkehr mit seinem Gott fast von Angesicht zu Angesicht steigert. Er hat Sinn und Freude zur Natur. In all seiner mühseligen Arbeit ist es ihm eine Erquickung und er vermerkt es immer, kann er sie in einer freundlichen Gegend thun. Dazu war ihm reichlich Gelegenheit; denn er schachtet mit an den Bahnen, mit denen sich Deutschland damals immer dichter und engmaschiger bedeckte. Er liebt die geruhige und nachdenkliche Erholung des Angelns. Das thun nur betrachtende Menschen oder völlig gedankenlose. Dabei vermerkt er frühzeitig einen Unterschied: die Bauern gönnen dem armen Teufel in ihren Flußlünsen sein bischen Spaß und Erholung. Die Adligen hüten ihr Fischwasser gar streng und drohen gleich mit Strafe und Ahndung.

So liebt er sie nicht und sie und die „Bürgermeisters", mit denen er manchmal in unliebsame Berührung kommt, sind seine Feinde. Gegen die Pastöre hegt er ein Mißtrauen von Jugenderfahrungen her. Aber ein Umstürzler ist der Fischer Karl darum nicht. Im Gegentheil! Er macht sich kaum Gedanken über sein Los und die Gründe davon; er ist, kommt es nur nicht gar zu dick, damit zufrieden und ist ordentlich betrübt, daß er seinem Könige nicht dienen, daß er seinen Rock nicht tragen konnte.

In jenen Jahren, da er mit der Schippe und, mit einem andern zusammengespannt, hinter dem Zoddelkarren sein Werk that, ergeben sich große Umwälzungen, die in ihren Nachwirkungen immer noch kaum abgeschlossen sind. Er hört von der Schlacht bei Langensalza. Die Kämpfe des großen Krieges werden geschlagen. Aber sie finden kaum Erwähnung; nichts von jener Lohe, die sie in der Brust des deutschen Volkes entzündet haben, ist in der Seele dieses Proletariers oder seiner Arbeitsgefährten. Denn sonst stünde wohl etwas davon vermerkt. So allgemein kann also die Hurrahstimmung nicht gewesen sein.

Er war noch mit dem Basse gereist, in den man ihm in Hanau einen häßlichen Wischer gemacht hatte, der ihn

lange verdrossen, wohl Bettelns halber. Das galt bis 1869; alsdann wurde ja wohl im Reich die Freizügigkeit gestattet. Er erlebt die ersten, direkten Wahlen in den Reichstag von 1871 und verwundert sich gar nicht darüber, was alles sich begeben haben mußte, damit er das Wahlrecht bekäme, ahnt nicht, welche Waffe ihm und seinen Schicksalsgefährten damit in die Hand gedrückt wird. Er will zur Wahl gehen. Es war in Osnabrück; die Katholischen und die welfisch Gesinnten, zu denen er sich nicht zählt, stehen zusammen. Aber die Wirthin, bei der er sein Glas Bier trinken will, sagt über Miquel: „Ach, wählen Sie doch den Schweinehund nicht", und nachdem er überdies Bürgermeister ist und dem Arbeiter „die Bürgermeisters" im Magen liegen, so läßt er sich abhalten und geht spazieren.

„Da war ich schnell meine Beklommenheit wieder los und wunderte mich nicht wenig über mich selber und wie ich auf die Gedanken gekommen wäre, daß ich hatte wählen wollen, und wollte mich in Zukunft nicht wieder mit solchen Gedanken befassen."

Es ist da in einem Menschenalter ein großer, ein kaum glaublicher Wandel geschehen, und es ist tief ins Bewußtsein seiner Kaste gedrungen, wie ungeheuer ihr Interesse an allen öffentlichen Angelegenheiten sei. Es ist da eine große, eine rastlose erzieherische Arbeit vollendet worden.

Es kommen Krankheiten. So überfällt ihn auf der Wanderschaft ein schwerer Strichregen und erkältet ihn zum Tode. Er schleppt sich nach Hanau und sucht Aufnahme ins Spittel zu erlangen. So übel ist ihm, daß er auf allen Vieren zum Oberarzt kriechen muß, der ihn dennoch abweist. Es sei kein Raum. Und nun macht er sich auf seine wunden Füße. Ein Gendarm, derselbe, der ihn einmal dingfest gemacht, begegnet ihm, erkennt seinen Zustand und gibt ihm einen Wink: er solle betteln, alsdann werde er ihn verhaften und seine Aufnahme ins Krankenhaus wäre hernach gesichert. Der gute Rath wird befolgt. Nun findet er mitleidige Seelen, eine Frau, die ihm eine große Tasse Kaffe und noch eine und dazu ein mächtiges Brot mit Schweineschmalz gestrichen, schenkt, was er so gerne hat und so selten kriegt. Er verweilt sich bei ihr und wie er wiederkommt, ist der Samariter fort. Sein Rath aber bleibt nicht ungenutzt; der nächste Schutzmann erweist dem Siechen denselben Liebesdienst. Man muß also etwas Verpöntes begangen haben, um die nothwendigste Pflege zu finden!

Er ist eine durchaus ehrliche Natur. Kleinigkeiten kommen vor, so, daß er, außer Stande, eine Schuld zu bezahlen, sich mit seinen Sachen drückt. Ein einzig Mal läßt er sich zu etwas Strafbarem verführen. Ein Kamerad, dem er späterdin die Krätze dankt, beredet ihn, bei einem Kaufmann allerhand Nothwendigkeiten aufs Abzahlen zu nehmen, während sie schon entschlossen sind, den Arbeitsort zu wechseln und idm das Nachsehen zu lassen. Davon bekommt man bekanntlich Augenschmerzen. Er ist noch ohne Neid und ohne Haß gegen die Besitzenden. Sechzehn Jahre seines Lebens arbeitet er in einem Stahlwerk bei Osnabrück, in der Chamotteerzeugung. Es ist errichtet, ohne daß einer eine klare Vorstellung von den Bedingungen eines solchen Betriebes noch hätte, so daß die gröbsten Fehler in der Erzeugung und wohl auch in den Berechnungen unterlaufen. Es gehört einem Hamburger Unternehmer.

„Aber etwa nach neun Uhr schon kam der Herr Direktor mit ihm an, sie machten einen Gang durch die sämmtlichen Räume, und damit war die Sache für die Steinfabrik abgethan. Aber den alten Herrn hatte ich schon ein paar Mal gesehen, denn er war seit Anfang des Werks schon einige Mal da gewesen, um sich den Stand der Dinge anzusehen. Aber diesmal habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Da ging er hin, hochgewachsen, und trotz seiner Jahre noch fast aufrecht, und, wie sanft, in seinem blauen, bis oben zugeknöpften Ueberrock und Zylinderhut, anspruchslos und fast stübebedürftig, und flößte wider Willen Respekt ein. Aber Jahre darnach hörte man, da war der Mann bankrott gegangen, denn sein Geld stak alles in dem Werke fest und das Werk brachte nichts ein. Die Maurer sind daran nicht schuld gewesen und haben das Geld nicht verfaulenzt und nicht verwüstet, denn sie haben normal gearbeitet, und die Maurerarbeit ist billig und gut gewesen. Aber bei der Betriebsarbeit, da ging das Geld zum Teufel."

Ich meine, eine ähnliche Gesinnung wird heute schon selten, sehr selten sein.

Er kommt in eine böse Zeit. Angelernt wird der Arbeiter noch kaum. Jeder hilft sich, so gut er kann und sucht dem andern seine Griffe abzuspicken, und unser Held hilft sich in der Bearbeitung der Thonmasse mit Mitteln aus seiner Bäckerzeit. Es sind noch Prämien für regelmäßige Arbeit und Fleiß, die ihm denn fast nie entgehen. Aber die Löhne sinken; der Gewandtere drückt auf den Ungelenkeren, von dem man die gleiche Leistung begehrt. Jede neue Fertigkeit frommt nur ganz kurz dem, der sie hat, um bald nur dem Unternehmer zu gute zu kommen. Dasselbe hundert Steine, das beim Eintritt von Karl Fischer ins Stahlwerk mit einem Thaler bezahlt ward, erbringt bei seinem Ausscheiden nur noch neun Groschen. Hatte er vordem in einem besonders guten Monat vierzig Thaler gemacht, so ist nun sein Verdienst auf 55 Mark herabgemindert, während zugleich die Kaufkraft des Geldes geringer ward. Der vordem nicht auf alles Behagen, nicht auf allen Genuß verzichten mußte, der, bei einigem guten Willen, sogar erübrigen konnte, der ist nun, während seine Arbeitskraft aufs Aeußerste angespannt ist, der ist nun der richtige Lumpenproletar, spürt die Umwälzung, deren Opfer er geworden, bis in die immer mürderen Knochen, ohne doch ihre Gründe zu begreifen, ohne, bei allee seiner Begadung, auch nur darüber nachzudenken. Wer hätte ihn derlei gelehrt? Und, während er so dahin schwindet, hält er mit einem zähen Eigensinn daran fest, nicht nur zu vollbringen, was man von ihm fordert, sondern es tadellos zu machen.

Er sieht mancherlei Korruption. Da ist ein Meister, der einem armen Teufel von Bauern für die Sandlieferungen ein Darleben von dreihundert Thalern abzwackt. Ein anderer preßt einem kinderreichen Bahnwärter, der sich eine Kuh hält, einen täglichen Tribut von einem Liter Milch ab dafür, daß er seinem Sohn im Werk zu thun gibt. Der Gegensatz der Konfessionen macht sich fühlbar. Die Katholischen halten zusammen, fördern einander, sind den Evangelischen gegenüber nicht eben freundschaftlich. Sie scheinen im Stahlwerk mehr und mehr die Ueberzahl gewonnen zu haben. Einmal kommt das Fischer zu passe, er geräth bei einer seiner Krankheiten durch Zufall ins evangelische Hospital und wird da in einer Weise gehätschelt und gut verpflegt, die er am andern Ort nie und nimmer gefunden hätte.

Er erlebt allerhand. Einen Fall von unerhörter Thierquälerei. Einem alten Roß, einem Fuchs, ist eine Last weit über sein Können aufgedürdet. Alle schlagen auf das arme Geschöpf los: mit Stecken, selbst mit Eisenröhren, das ganz still hält und nur an allen Gliedern zittert. Ein Kamerad, ein Pommer, wird neben ihm fast bei der Erdarbeit erdrückt und er selber nimmt aus einem ähnlichen Anlaß einen lange währenden Schaden. Er haust in einer Bretterbude, die er sich selber zurecht geschlagen und muß ein ander Mal wohl aar zu Dritt in einem Bette schlafen. Dies ist fast das Einzige, das ihm hart fällt, denn in allem Elend, derlei war ihm zu Hause erspart geblieben. Noch ist man auf plötzlichen Zufluß Arbeitsuchender nicht eingerichtet; man läßt sich davon überraschen, begegnet ihm wohl gar mit Mißtrauen. Und er erfährt, was denn eigentlich für den Arbeiter das Schlimmste ist. Insolang einer zu reden hat, der vom Wesen und der Art seinee Thätigkeit einen richtigen Begriff hat, kann er immerhin existiren. Der Teufel ist erst los, wenn das reine Rechnungswesen die Oberhand gewinnt, wenn der Buchhalter das entscheidende Wort hat. Man will neuerdings ähnliche Erscheinungen in ganz andern Betrieben auch schon demerkt haben. Und es war das die Zeit, in der die Arbeiterschaft eigemlich noch völlig wehrlos war.

Er erlebt das Siechthum, das mit seinem Erwerb verbunden ist: ein frühzeitiges Altern. Der Schlaf erquickt ihn nicht.

„Denn man hatte sich in den letzten Jahren mit der harten Masse die Arme vollends kaput geworfen und wußte des Nachts nicht,

Digitized by Google

wo man sie hinstrecken sollte, und konnte vor Reißen nicht in den Schlof kommen."

Die sanitären Verhältnisse sind schlecht, die Inspektion noch eine reine Posse. Unter seinen Füßen geht die Feuerungsanlage, und er muß den ganzen Tag in Holzpantoffeln auf den heißen Eisenplatten stehen. Die im Kollergang arbeiten, die sterben jung an dem vielen Staub, den sie schlucken müssen. Der Arbeiter, der Familie hat, ist vollends verloren. Da ist der schwarze Rümke, der bei Cambridge gestanden hatte, die Langensalzamedaille trägt und „Kemdritscher" gerufen wird. Dem buckt man alles auf, die schwerste Arbeit und den mindesten Verdienst und er kann sich nicht helfen und stirbt in guten Jahren an der Ueberarbeit und seiner Wittwe wird gedacht, wenn die Strafgelder und die Unterstützungen vertheilt werden. Kleinbauern lockt der bare Groschen und sie drängen herzu, ergattern mit allerhand Mittelchen, auch der Bestechung, die besseren Schichten, und der alte Arbeiter muß zusehen, wie die Dinge, an denen für einen müden Menschen etwa noch was zu holen wäre, immer an andere gerathen. Und es gibt kein Entrinnen. Denn allenthalben sind die Verhältnisse gleich schlimm oder, wo die Industrie schon älter ist, noch ärger. Man frägt nach Westfalen — dort steht es gar trostlos. Dort ist die reine Knochenfabrik. Und das Häßlichste beginnt: das Wegekeln der altgedienten, der nicht mehr vollends Leistungsfähigen, damit man der Sorge um sie enthoben sei.

Und so kommt das Ende. Er steht am Sonntag früh auf, wäscht sich kaum ein wenig Hände und Gesicht.

„Und zog keine andern Kleider an und los den ganzen Tag bis zum späten Abend bald in der Bibel, bald im Gesangbuch, bald im Gebetbuch; aber sobald ich aufhörte, ging die Angst wieder los. Da schrie ich diese Nacht abermal zum Herrn aber da hörte er und ich vernahm seine Stimme: „Was fehlt Dir?" Da sprach ich: „Herr, hilf mir, denn ich verderbe." Da sprach der Herr zu mir: „Verderben ist besser, als nicht glauben, weil Du nicht glaubst, darum verdirbst Du; ich habe Dich auserwählt und Dir Deinen Namen offenbart und noch willst Du nicht glauben. Sa Du der sein willst, der Du bist, so werde ich sein, der ich sein werde. So säume nun nicht länger und mache Dich auf und werde Licht. In diesem Zeichen wirst Du siegen." Da sprach ich: „Ach Herr, wie soll ich das anfangen?" da antwortete Gott der Herr und sprach: „Wenn Du heut' noch der Arbeit kommst und siehest den Meister, so spreche seinen Namen aus und nimm die Form und haue sie auf den Tisch und rufe laut aus: Hier Schwert des Herrn und Gideon! Ich will monatlich über hundert Mark verdienen! Hier ist keine Ordnung! Hier muß man so bei der Arbeit verrecken! Wenn Du solches thust, so will ich mit Dir sein." Da tröstete ich mich, als ich das gehört hatte, und schlief bald ein."

Eine der wunderlichsten und erschütterndsten Extasen der Lebensangst, von denen ich je gehört. Die naivste Gläubigkeit, die im Augenblick der letzten, schlimmsten Noth mit aller Macht zu dem schreit, der allein noch helfen kann.

Er handelt nach dem Gebot des Herrn. Er wird gekündigt und geht. Sechzehn Jahre, die Zeit seiner besten Kraft, hat er hier versessen und vertrotzt und, da er scheidet, hat er das Gefühl, ein persönliches Eingreifen seines Gottes habe ihn gerettet, es sei nothwendig gewesen, damit er vor dem schlimmsten und trostlosesten Ende bewahrt bleibe. Sein Versuch, bis zu dem vorzudringen, dem er die Kündigung dankt, mißglückt. Er aber dünkt sich erlöst.

Ich bin am Ende. Und ich gestehe es nochmals: das Buch hat mich mächtig bewegt und mit neuen Erkenntnissen begabt.

Man meint sich im Leben mit offenen Augen umgethan zu haben. Und nun merkt man: es gibt Bedingungen, gültig für Millionen, und wir haben nicht einmal eine Ahnung von ihnen. Und wir erschrecken und es ist wie eine Regung von Schuld in uns, hören wir von ihnen mit aller Wahrheit.

Da ist ein Mensch von einer ungemeinen Begabung. Denn er sieht richtig und weiß mit wenigen Strichen eine Gestalt sicher und fest zu zeichnen, ob es nun ein fahriger Ingenieur, ob es sein Genosse, der arme Rümke Karl ist, in seinem langen, altmodigen Harzer-Oberrock, an dem die Langensalzamedaille baumelt; mitten in der Kultur, in Deutschland lebt er und hat keinen, nicht den fernsten Antheil an allen ihren Genüssen, die er sicherlich vor vielen würdigen und empfinden könnte.

Und kein Wort über sein Geschlechtsleben! Ist das nicht sonderbar? Auf fast vierhundert Seiten wird kein Frauenname genannt, hören wir nichts über diese Partie, die denn doch wichtig und bemerkenswerth wäre. Ist das Schamhaftigkeit, die darüber nicht reden will? Ich meine nicht, daß Göhre Censur geübt. Aber, man empfindet eine Lücke.

Und also scheiden wir von Karl Fischer. Er ist ein Mann des Ueberganges gewesen. Denen ergeht es immer übel. Ein Vorläufer, wie sie in die Pfanne gehauen werden. Die hinter ihm marschiren in geschlossenen, in immer wachsenden Reihen und sie wissen sich zu wehren und ihre Haut immer besser zu verkaufen. Am Eingang einer unabsehlichen Bewegung, ohne Ahnung, daß sie schon begann, steht er und man wird oft und oft nach ihm blicken.

Wien. J. J. David.

Juniwochen in Südrußland.

Tagebuchblätter.

I. Odessa.

Leise schwellt der Wind die Segel meines kleinen Bootes. An Schiffen, deren schwarze Leiber nun riesengroß erscheinen, gleiten wir vorüber. Fast ausschließlich russische Namen, die diese zur Rast neben einander gebetteten Ungethüme tragen. Nur ganz von fern grüßt einmal die deutsche Flagge.

Auf hochgelegenem Strande baut sich Odessa auf. Niedrige Häuser, nur hier und da von einem Glockenthurm überragt. Man blickt zur Säulenhalle des Stadthauses auf. Ein fein geschwungener Bogen, schließt der Wellenbrecher den Hafen ab. Die einzige ruhige Linie in diesem Gewirr der Schiffsleiber, Schornsteine, Masten. Am Ende des Bogens der Leuchtthurm.

Wie wir den umsegelt, weitet sich der Blick. Noch kommen und gehen Schiffe, aber sie bleiben fernab. Möwen fliegen auf und ruhen auf dem Wasser; diese leuchtenden, weißen Möwen. Und die Wellen tollen heran, ziehen den Bug tief in ihren Schoß und heben ihn wieder hoch auf. Und hier und da schütteln sie weiße Mähnen.

Die Sonne brannte auf Odessa all diese Tage ganz unbarmherzig; eine erschlaffende, sengende Dürre. Hier endlich ist Kühlung.

Die Ufer der weiten Bucht entschwinden allmählich. Das Meer vereinsamt.

Das „gastliche Meer" nannten dich die Griechen, mißtrauisch schmeichelnd, weil sie dich gar so ungastlich erfunden. Wie mochten sie die farbigen Reflexe ihrer heimischen Gewässer beim Anblick dieser farblosen, graugrünen, nordisch anmuthenden See vermissen! Und doch, nicht das Meer ist ungastlich, ungastlich sind die Ufer. Diese baum- und strauchlosen, weiten, ebenen Gestade, die der Schnellzug stundenweit durchquert, ohne daß sie ihr Ansehn ändern. Felder, Steppen und wieder Felder.

Man hat in Odessa und in der nahen Umgegend, nach Lansherön zu, Bäume gepflanzt und gezogen, und die Odessaer sind auf ihre Bäume stolz. Sie machen dennoch einen kümmerlichen Eindruck, als hätte man eine Grunewald-Dekoration hierher versetzt. Nein! die Natur wollte diese Gestade an diesem Meere baumlos, hügellos und öde, und es ist vergebliches Bemühen und im Grunde ein

thörichtes Unterfangen, die Linien ihres Bildes abzuändern.

Nicht allzuweit von hier hat Iphigenie gestanden und sehnende Arme nach der fernen Heimath ausgestreckt! Und das Meer hat ihre Klagen übertönt. Die Küste des Heimwehs könnte man diese Gefilde nennen.

Von Zeit zu Zeit wechseln die beiden Schiffer in meinem Boote ein paar Worte mit einander. Ich vermag mich ihnen, und sie sich mir nicht verständlich zu machen. Bedeutungs- und klanglos schlagen ihre Worte an mein Ohr. Und es ist mir gerade recht so.

Griechenfahrzeuge haben diese Küsten gesucht und ihre Ruder haben dies Meer geschlagen. Was mag sie hierher getrieben haben? Welche Schätze barg dieses kahle Land für sie?

So ungriechisch ist hier alles, und doch habe ich nie lebhafter, nie so innerlich bewegt an Griechenthum gedacht.

Der Mann am Steuer bedeutet mich, daß es Zeit ist umzukehren. Ich mag nicht. Weiter!

Das Meer hat eine wundersame Kraft. Alles Kleinliche wäscht es aus der Seele. Es verdiente wahrlich in jeder Ethik sein eigenes Kapitel. Vielleicht geberden sich Seeleute, wenn sie ans Land kommen, nur deshalb so roh und so brutal, weil ihre niederen Instinkte nun gegen die großen Eindrücke da draußen aufbegehren.

Das Meer ist das Vertrauen. Ich bin mit zwei Schiffern zusammen, die ich nicht kenne und deren Sprache ich nicht verstehe. Sie könnten mich berauben und ins Meer werfen, und niemand würde nach mir fragen. Dennoch steigt nicht der leiseste Argwohn in mir auf.

Odysseus muß auch dieses Meer durchkreuzt, auch diese Ufer betreten haben! Ich will es so. Und wahrlich, hier konnte er seine edle Duldenschaft bewähren. Und wie nun die Sonne sinkt, ist es mir, als nahten die Griechenschiffe, ich höre den Schlag der Ruder und fröhlichen Gesang. Die Boote werden ans Land gezogen, — und der Gesang verstummt.

Wieder das Zeichen, daß es Zeit ist umzukehren, und wieder deute ich: weiter!

Die Sonne ist nicht mehr fern vom Meeresspiegel, und wie ich mich umsetze, kann ich die breite, goldene Straße sehen, die von unserem Steuer bis zu ihr hinführt.

Es fällt mir auf, wie gut unser Boot ausgerüstet ist. Drei Fässer mit Trinkwasser, Fischereigeräth, Mundvorrath, eine Laterne und zwei Rettungsgürtel. Was will man mehr?

Reisen muß man allein. Wo zwei zusammen sind, und wären es die vertrautesten Freunde, da ist die Vernunft mitten unter ihnen. Aber nur die Unvernunft vergoldet das Leben. Und ich will weiter, weiter!

Ich wechsle wieder meinen Platz. Was frage ich nach der untergehenden Sonne. Ich muß den Bugspriet sehen, wie er mit seinem ständigen Hin und Her ins Unbestimmte, ins Weite deutet.

Das ist es wohl auch, was Griechenherzen keine Ruhe ließ und sie weiter, immer weiter trieb, bis an die Gestade des ungastlichen Meeres. Ist es doch letzt allerletzt auch die Ursache meiner Reise.

Und dennoch muß ich nun das Zeichen zur Umkehr geben. Die Wellen haben sich gelegt und unsere Segel werden müde.

Wie schnell es dunkelt. Zwei Lichter erwachen an der Küste, das eine ständig, das andere aussetzend und wiederkehrend; von den beiden Leuchtthürmen rühren sie her.

Das Meer will schlafen gehen, und seine Ruhe theilt sich mit. Es ist, als rückten die eigenen Gedanken ferner und ferner. Nirgends mehr die weißen Wellenköpfe, nirgends mehr die weißen Möwen. Als schwämmen dunkle Seehundsrücken rudelweis dahin . . .

Auch der Wind ist schlafen gegangen. Der eine Schiffer greift zum Ruder, und ich nehme das andere. Ein schweres, unbehilfliches Meerschiffruder. So vergehen Stunden.

Vor uns, immer deutlicher werdend, der Lichtschein des Leuchtthurms. Ein rothes und ein weißes Licht wechselnd. Und der Scheinwerfer in der Runde.

Hinter Odessa beginnt es zu wetterleuchten. Unsere kleine Laterne wird angezündet und am Mast befestigt, und sie sendet nun gleichfalls ihr grünes und ihr rothes Licht. Und unzählige Lichter sind in Odessa erwacht, und der hohe Strand schmückt sich mit leuchtender Krone.

Vom Hafen tönen die Sirenenrufe.

Wir kreuzen hin und her und haben schließlich den Leuchtthurm erreicht.

Unheimlich drängen die dunklen Schiffsleiber auf uns ein. Man hört das Stampfen der Maschinen. Man sieht die warnenden Lichter, aber es fehlt die Uebung, die Entfernungen abzuschätzen. Ein Dampfer steuert gerade auf uns zu. An einem andern, der unter Dampf liegt, fahren wir entlang, und er scheint sich weiter und weiter zu strecken. Und durch die dunkle Nacht nichts als die vielen, kleinen Lichter.

Es ist elf Uhr geworden, da ich auf dem Landungssteg stehe.

Im Kohlenhafen hier und da schwarze Gestalten, die vorüberhuschen, auch Schläfer, die sich auf Kohlen gebettet. Ein Gendarm weist mich zurecht. Ich komme durch Straßen, die ich nicht kenne, in denen die Hafenbevölkerung haust. Betrunkene taumeln mir entgegen, andere liegen dutzendweis auf dem Pflaster und schlafen. Streit und Zanken, aber keiner, der mich belästigt. Durch die offenen Fenster sieht man in den trüben Unrath der Wohnungen hinein.

Draußen das schlafende, heilige Meer und hier das grelle Elend der in Schmutz und Armuth und Laster Verkommenen. Und dies Elend feiert Feste.

* * *

Am Sonntag Vormittag in der russischen Kathedrale.

Diese russischen Kirchen sind fast durchgehends architektonisch bewunderungswürdig. Breit gefügt und kraftvoll der Aufbau, edel die Verhältnisse, großzügig die Linien. Die goldenen oder grünen Kuppeln heben sich wirksam von diesem blassen Himmel ab.

Aber man fröstelt, sobald man das Innere betritt. Fröstelnd betrachtet man die kühl komponirten, nachempfundenen Gemälde, und es geht ein kalter Hauch von diesem Gottesdienst aus. Der Priester vor dem Altar in seiner goldgewirkten Stola sieht aus, als beginge er das Leichenbegängniß seines Gottes.

Ich weiß nicht, was es ist, aber all diese russischen Kirchen erinnern mich an die Kacheleleganz moderner Badestuben.

Man nehme dem Katholizismus seine Farbenpracht und seine Mystik, auch seiner sinnlichen Inbrunst beraube man ihn, — was übrig bleibt, das ist der Gottesdienst der griechisch-orthodoxen Kirche.

Diesen russischen Popen wollen die goldglänzenden Gewänder nicht stehen; sie gleichen darin Museumsständern. Man muß sie in ihren talarartigen Röcken auf der Straße sehen, mit dem langen Haar, das auf die Schultern fällt. Christusköpfe unter ihnen. Andere wiederum mehr wie Asketen aus der egyptischen Wüste. Und ist ihnen kein Versucher genaht, der ihnen gerathen, Steine in Seife zu wandeln.

Nur im Gesange erwacht das Leben dieses Gottesdienstes. Im Gesang und nachher, wie sie alle zum Bild der lieben Gottesmutter drängen, um es zu küssen.

Kluge Kaiserin Theodora, die Du nach dem verzehrenden Streit den Gläubigen ihre Bilder wiedergegeben! Du wußtest, was Du thatest.

Ich habe lange an den Pfeiler gelehnt und den Küssenden zugeschaut. Es gibt wohl nichts, das die Inbrunst der Seele so rückhaltlos entschleiert wie ein Kuß. Man liest in diesen Herzen. Es waren da zwei blasse

Digitized by Google

Lippen, die preßten sich auf das Glas. Ich wähnte, das Bild müsse erröthen.

Viele zogen auch ihr Taschentüchlein heraus, das Glas über der lieben Gottesmutter zu säubern, ehe sie ihren Mund darauf legten. Konnt's ihnen nicht verdenken. Aber ich fand keinen, der das Glas gereinigt hätte, nachdem er selbst es geküßt.

Und doch sagt man, daß die Religion das altruistische Moment im Leben der Menschen bedeute.

* * *

Odessa ist eine Stadt ohne Vergangenheit. Nur wenig über hundert Jahre sind verstrichen, seit es von Katharina II. gegründet worden. Man merkt ihm seine Jugend an. Einförmig alles. Es bleibt sich gleich, ob man die im Baedeker namhaft gemachten Bauten und Standbilder gesehen hat oder nicht; man kennt sie ohnedies. Es ist mit den Städten wohl wie mit den anderen Wesen weiblichen Geschlechtes auch: durch ihre Vergangenheit werden sie interessant.

Odessa wäre eine langweilige Stadt, wenn nicht die Armuth und das Elend in langen Gossen eng gepfercht dort hausten. Ein Markt in diesen Armenvierteln! Männer und Frauen in Lumpen feilschen um irgend welches Grünzeug. Aber diese Lumpen haben etwas Malerisches und geben den verkümmerten Gestalten phantastisches Ansehn. Mehr Asien als Europa. Und diese Gesichter haben eigenthümlichen Schnitt, alle Rassen scheinen da zusammengekommen, alle Völkerstämme vereint. Dazu die charakteristischen Kreuzungen. Nur alle gekleidet in die gleichmäßige Livree der Armuth. Nur alle erlahmt an dem ständigen Druck russischer Apathie.

Es ist, als hätte ein großer Künstler, der nichts nach Gut und Böse, nichts nach Glück und Unglück fragte, diese russische Welt erschaffen. Nur auf starke Gegensätze kam es ihm an, auf brutalen Farbenwechsel, auf groteske Charakteristik. Und er übte seinen phantastischen, grausamen Humor. Und siehe, es war alles „schön".

Die Schönheit des Elends. Ist diese Welt wirklich nur als Kunstwerk zu begreifen, und bedeuten die Leiden von Millionen nichts als Farbenschatten?

Auf dem Nicolai-Boulevard wandeln die Odessaer Schönen. Aber steigt man die vielen Stufen zum Hafen hinab, so sieht man sich von geschwärzten Gestalten umgeben, und hochauf ragen die schwarzen, endlosen Kohlenbaufen. Und schwarz die Leiber der Schiffe. Der Kohlenstaub hüllt alles gleichmäßig ein, er bestimmt die Färbung, die Eigenart dieses Hafens.

Und ich wünschte mir den Anblick nicht anders. Denn die Kohle ist das Symbol der Kraft, durch die wir die Erde erobert.

* * *

In Odessa ist ein kleines Museum. Es birgt die Funde griechischer Alterthümer, die man an den Küsten des Schwarzen Meeres gemacht. Kleine Gegenstände zumeist, die man leicht mit sich nahm, ein Heimathsgruß für schönheitdürstende Griechenherzen.

Aber wie edel die Form dieser Vasen, wie zart die Färbung der Gläser!

In dem kleinen Museum zu Odessa steht eine kleine Gruppe, nur eben etwa zehn Zentimeter hoch. Ein Liebespaar, die beiden Oberkörper entblößt. Sie halten sich zärtlich umschlungen und blicken einander in die Augen.

Die Gattin gab es dem scheidenden Gatten, ehe er das schwarzruderige Schiff bestieg.

Er kehrte ihr nicht wieder. Sei es, daß sie ihn an den Ufern des ungastlichen Meeres erschlugen, sei es, daß er in den Armen einer wilden Schönen seines Weibes vergaß.

Wie die kleine, verwaiste Gruppe in dem kleinen Museum zu Odessa mir die eigenen Heimgedanken weckt!

II. Kischinew.

Ueber Kischinew brütet die Junisonne. Eine ausgedehnte Stadt, deren Areal nach unseren Begriffen in gar keinem Verhältniß mehr zu der Einwohnerzahl steht. Niedrige Häuser. Große freie Plätze mit den grünen Kuppeln russischer Kirchen. Auf den schlechtgepflasterten Straßendämmen sieht man braunborstige Schweine führerlos umherschnüffeln. Schmutzige Gestalten vor den Hausthüren stehend, liegend.

Aber man sieht auch elegante, graue Schuhe auf zierlichen Damenfüßchen. Ein paar Offiziere fahren über das holprige Pflaster auf Rädern mit Freilauf. In einigen Läden modernes Kunstgewerbe, Jugendstil. Made in Germany. Freilich immer nur die mißverstandene Moderne! In allen besseren Geschäften und in vielen Privatwohnungen Telephon.

Ich sitze in dem Speisesaal meines Hotels. Mir gegenüber an einem kleinen Tisch ein Ehepaar, der Mann alt und gelähmt, die Frau jung und lebenslustig. Und als dritter Partner ein junger Pole mit genialen Allüren, eine jener Künstlerfiguren, die man sieht, um alsobald zu fürchten: er spielt Violine. Und die Augen der jungen Frau ruhen in denen des jungen Polen. Mein Gott! wie typisch ist doch alles in der Welt.

An einem anderen Tisch ein Herr, offenbar den besten Ständen angehörig. Er liest den „Bessarabetz". Ich beobachte ihn. Man sieht es ihm an, kein Zweifel steigt in ihm auf. Das alles ist wahr, weil es gedruckt ist. Und ihn beängstigt offenbar diese schmerzliche Wahrheit der „Christenverfolgung durch die Juden". In vielen dieser russischen Augen schläft die Melancholie der Dummheit.

Das ist der Eindruck, der sich immer wiederholt, in gesteigertem Maße bei den unteren Volksschichten natürlich: hinter diesen Stirnen wohnt die Gedankenträgheit, die Apathie, der Mangel jedweden Urtheils. Diese Menschen haben alle etwas Bewegungsloses. Hat sich aber einmal eine Ueberzeugung hinter den dicken Stirnen eingenistet, dann wehe! Diese Leute waren überzeugt, daß es nothwendig sei, die Juden zu tödten, sie werden, wenn Gott sie am Leben läßt, in fünfzig Jahren dieselbe Ueberzeugung hegen — sie werden am jüngsten Tage fröhlich und wohlgemuth damit vor ihren Schöpfer treten.

Man mag sich gegen Leidenschaft zur Wehr setzen und gegen Laster. Aber gibt es einen Kampf gegen die Dummheit?

* * *

Ich sitze im jüdischen Gemeindehause am Komiteetisch und sehe zu, wie die Gelder vertheilt werden. Kaum möglich zu athmen, so drängen die Elenden und die Darbenden auf uns ein. Und doch darf hier das Mitleid keine Stimme finden, nur auf Grund sorgfältiger Untersuchung wird gegeben, und in Anbetracht der solchen Verlusten gegenüber arg beschränkten Mittel.

Groteske Figuren, aber auch Gestalten von patriarchalischer Größe. Bärtige Greise, in deren Gesicht der Kummer um die erschlagenen Anverwandten mit eisernem Griffel tiefe Züge gegraben. In jedem Leid ist Hoheit. Und es ist Hoheit in einzelnen dieser Gestalten, man denkt an Abraham, da er auszog seinen Sohn zu opfern, an Hiob, den der Herr geschlagen.

Elender, verkommener die Weiber. Doch habe ich auch Ruth gesehen. Nicht jene Ruth, die auf den Feldern des Boas Aehren sammelt, sondern eine andere, moderne Ruth, in Lumpen gehüllt, den mageren Arm verschämt nach einer Gabe ausgestreckt.

Nur eine Thür ist zu öffnen, und man blickt in die Volksküche hinein. Da brodeln die großen Kessel, deutscher Nase verfängliche Düfte zuführend, es kocht darin das Freitagsgericht der polnischen Juden. Diese kleine Küche aber hat sich in jenen ersten Tagen der großen Noth bewährt, da es Tausende zu speisen galt. Und auch heute drängt die lange

Digitized by Google

Reihe der Wartenden vor dem Schiebefenster, viel Halbwachsene darunter; in der Hand die Schüssel, in den Augen das Darben.

Auf dem Hof liegt ein alter Mann und schläft. Er ist dicht mit Fliegen bedeckt. Kischinew ist die Stadt der Fliegen. Jener großen, schwarzen, nicht zu scheuchenden Fliegen.

Weiterhin ein Raum mit großen Kisten bestellt. Darin alte Kleidungsstücke, zum Theil ganz unbrauchbare Lumpen, von allen möglichen jüdischen Gemeinden im weiten Rußland gesandt. Wie ich diesen Raum betrete, diese üble Luft athmen muß, da, ich gesteh' es, denk' ich nicht mehr an das große Elend der vielen, sondern nur an meine eigene, kleine, erbärmliche Person. Und ich sende ein Stoßgebet gen Himmel: Herr Gott, bewahre mich vor Ungeziefer!

* * *

Auf Kischinew brütet unbarmherzig die Junisonne. Ich besteige mit meinem Begleiter eine jener kleinen, hastenden russischen Droschken mit dem Krummholz über der Deichsel. Es gilt die Fahrt in ein Inferno. Mein Führer ist Redakteur eines kleinen Blattes — mein Virgil.

Eine stumme Fahrt. Von Zeit zu Zeit hebe ich den Arm und zeige auf verkommene Gestalten, die auf der Straße kauern, und frage, ob das Juden?, und fast immer lautet die Antwort verneinend. Meist sind es Rumänen, die ich für Juden halte. Nur der blonde Russe unterscheidet sich durch auffallende Rassenunterschiede von dem Rest dieser zusammengewürfelten Bevölkerung. Der Antisemitismus in Kischinew ist rein religiöser Natur.

Ich habe unzählige Drohbriefe gelesen. Sie liefen alle darauf hinaus: Jud! laß Dich binnen 14 Tagen taufen, oder wir schlagen Dich todt.

Man schämt sich zuweilen in Kischinew, Christ zu sein.

Darum, um naheliegenden Irrthümern vorzubeugen, die vielen Kreuze an den Häusern. Kreuze mit Kohle gemalt oder aus Stöcken zusammengebunden. Es muthet seltsam an: das Zeichen dessen, der sein Leben für die Menschen hingab, feig verwandt, um sich den Leiden seiner Mitmenschen zu entziehen.

Das ist das Christenthum in Kischinew.

Die Kreuze an den Thüren als ein Zeichen der Abwehr, da man den Juden in Kischinew das blutige Passah bereitete. . . .

„Der Herr aber sprach zu Mose und Aaron in Aegyptenland: Am zehnten Tage dieses Monats nehme ein Jeglicher ein Lamm, wo ein Hausvater ist, je ein Lamm zu einem Hause. Und sollt seines Bluts nehmen und beide Pfosten an der Thür, und die oberste Schwelle damit bestreichen, an den Häusern, da sie es innen essen. Denn ich will in derselben Nacht durch Aegyptenland gehen, und alle Erstgeburt schlagen in Aegyptenland, beides unter Menschen und Vieh. Und das Blut soll Euer Zeichen sein an den Häusern."

Gestern den Aegyptern, heute den Juden. Aber der Würgengel des Herrn wird nicht müde, durch die Straßen zu gehen, da Menschen wohnen.

* * *

Eine schweigsame Fahrt in der drückenden Junihitze. In der Vorstadt vor einem kleinen Hause hält unser Gefährt. Die Thüren und die Fenster sind zerschlagen.

Innen nur eben die kahlen Wände. Auf dem Boden Trümmerhaufen. Federn, Fetzen hebräischer Gebetbücher, Metallstücke, alles durcheinander. Die Möbel zu Spähnen zerhackt, die Oefen abgetragen.

Hinten, über den Hof hin, in einem Stallgebäude fand das Gemetzel statt. Eine zerrissene, blutige Matratze liegt da, auf der wurde ein vierzehnjähriges Mädchen geschändet, dann gemordet. Vier Männer wurden hier erschlagen. Eine Schmiede war in dem Stallgebäude, und die Radtheile liegen noch da herum, zum Theil mit Blut bedeckt. Und Blut an den Wänden. Es sieht sich seltsam an, solch brauner Fleck getrockneten Menschenblutes.

Der Gutsbesitzer von nebenan war es, der den Pöbelhaufen hierher geführt. Ich sehe auf sein Grundstück hinüber. Die Blumen in seinem Garten blühen, und seine Saaten sind gesegnet.

Eng und niedrig ist der Eingang zu diesem Stallgebäude, und ich sage mir Eines: Einen Schmiedehammer in der Faust, und die ersten vier oder fünf hätten die Hamletfrage vor mir gelöst. Und das ist es eben, was so vielen dieser jüdischen Männer fehlt.

Vielen, nicht allen. An zwei Stellen der Stadt hatten sich die Juden zusammengethan, und wo sich Fäuste ballen, da hat sich auch immer noch Eisen hineingefunden. Einen Tag lang währte der Kampf, und es gelang ihnen, die Angreifer trotz der Uebermacht zurückzudrängen. Dann rückte das Militär an. Die Juden wurden aufgefordert, ihre Hämmer und Zangen und Knüttel abzuliefern; sie thaten's. Das Militär zog sogleich ab, und der Pöbel drang ungehindert in die Häuser.

Ein anderes Gebäude, diesmal im Innern der Stadt. Niedrig ist es, und da die Bewohner auf den Boden flüchteten, hat man das Dach abgedeckt. Keine Fenster, keine Thüren mehr. Trümmerhaufen überall. Die Federn aus den zerschnittenen Betten kleben auf dem Hof an den Wänden. Die Holztheile zerkleinert, als gälte es Brennholz zu bereiten. Trümmer, nichts als schmutzige Trümmer. Und unter diesem Schutt erkenne ich ein Stück Geflecht von einem Kinderwagen.

Ich weiß nicht, was mich an diesem armseligen Restchen Kinderwagen so ergreift. Wohl nur das Eine, daß Mutteraugen hoffend darauf geruht.

An einer niedrigen Decke sieht man deutlich, wie sich der Mörder die blutigen Finger abgewischt. Drei Finger, lang gezogen.

Wie viele sind doch hier ums Leben gekommen? Ich hab es vergessen. Es gilt auch gleich.

Und während wir das alles betrachten, findet sich ein kleiner jüdischer Knabe zu uns mit hellen Augen und zeigt uns dies und das mit der Wichtigthuerei des Kindes. So spielen Kinder Begräbniß, denen der Vater gestorben.

Wieder ein anderes Haus. Hier wohnten wohlhabende Leute. Derselbe Anblick. Nichts ist übrig geblieben als die kahlen Mauern, und auch aus denen sind zum Theil die Wasserrohre herausgerissen. Mit besonderer Bestialität aber sind überall die Oefen zerstört. In irgend einem hatten sie Geld gefunden, nun haben sie überall die Oefen danach durchsucht, — diese Christen.

Zerrissene hebräische Gebetbücher liegen auf dem Boden umher. Nun blättert der Wind in diesen seit Jahrtausenden nicht erhörten Gebeten.

Man weist mir auch ein paar Seiten der Jeremiade. Ich hebe sie auf, um sie mitzunehmen, aber ich lege sie doch wieder zurück. Ich mag nicht Kuriositäten sammeln an diesen Stätten der Qual.

Im Hof. Wieder die Trümmerhaufen, die einander so verzweifelt ähnlich sehen, wieder diese hebräischen Gebetbücher. Der Wind blättert darin.

Hier Reste von einem Klavier. Ein Stück von dem metallenen Resonanzboden mit zerrissenen und verrosteten Saiten. Ich lese die Firma eines Berliner Hoflieferanten darauf.

„Also will ich mit dem Getöne deines Gesanges ein Ende machen, daß man den Klang deiner Harfen nicht mehr hören soll."

In den zerrissenen Gebetbüchern blättert der Wind, und diese Menschen lassen nicht ab von ihrem Glauben! Und hätten es doch so billig, sich taufen zu lassen!

So wurden Häuser zugerichtet, während das Militär zusah, und die Gendarmen und die Polizisten.

Weiter? Ich winke meinem Führer ab: nicht weiter! Ich habe genug gesehen und zuviel; zuviel für mein gepeinigtes Herz.

* * *

Digitized by Google

Wieder das Rasseln meines Gefährtes auf dem holprigen Pflaster. Diesmal reden wir doch mit einander, mein Führer und ich. Er thut des Zionismus Erwähnung, und es kommt ein Leuchten in seine Augen. Nur im Zionismus sei Rettung. Der Zionismus sei die Erlösung.

Wellhausen hat einmal in seiner Geschichte des jüdischen Volkes seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß die Juden nie abgelassen hätten von ihrem Glauben, obwohl ihre Zuversicht doch ganz sichtbarlich zu Schanden geworden. Derselbe Gedanke gibt mich in Kischinew nicht frei. Und dabei diese tiefe, ergreifende Frömmigkeit!

Und nun gar noch der Zionismus als messianische Hoffnung!

Was glauben denn die Menschen? Nur eben — den Glauben.

* * *

Das jüdische Krankenhaus liegt an der Peripherie der eigentlichen Stadt. Bau und Einrichtung zeigen deutlich, daß hier in Kischinew die Juden noch am ehesten wirkliche Kultur besitzen. Das alles entspricht den Anforderungen moderner Hygiene.

Zwei der Opfer des blutigen Osterns weilen noch in diesen Mauern.

Ein alter Mann sitzt da, die Binde vor den Augen. Er war einäugig, sie haben ihm das andere, sehende Auge ausgestochen. Er flehte sie an, ihn zu tödten. Lebe und quäle dich, lautete die Antwort.

An einem Tisch sitzt der Blinde, und die Fliegen kommen und lassen sich schaarenweise auf ihm nieder. Immer fährt er mit der Hand über den Tisch, immer die eine, ewig gleiche Bewegung. Als wollte er sich versichern, daß der eine, letzte Halt ihm geblieben.

Und das zu sehen hat etwas Furchtbares. Immer diese hilflos ausgestreckte Hand, die an der Platte des Tisches tastet.

Auf ihrem Bett hockt ein junges Weib. Sie hat die Arme um die Kniee geschlungen. Man hat sie geschändet und ihr alle Zähne ausgeschlagen.

Mir ist als wäre in diesen beiden braunen Augen alles Leid der Welt. Das heißt nicht Kummer und nicht Verzweiflung, das heißt Am-Ende-Sein. Es sind die Augen des Todes, in die ich blicke.

Ich werde ihn nicht mehr los, den Ausdruck dieser braunen Augen. Mir ist, als hätte ich etwas gesehen, das Menschen niemals sehen dürften. Als hätt' ich einen Blick in das Jenseits gethan.

Und zugleich ist etwas anderes in diesen Augen. Etwas, das ich nicht zu nennen weiß. Noch Gottergebenheit in dieser ewigen Verdammniß? Ja das, und etwas Besonderes: etwas Christliches.

Ich weiß es selbst nicht, wie ich dazu komme bei dieser Jüdin, an der Christen gefrevelt haben, von Christenthum zu reden? Aber ich grüble immer wieder über den Ausdruck dieser braunen Augen und wähne recht gesehen zu haben.

Jawohl, etwas, das an die Bilder von Märtyrern und an die Pietà erinnert. Und was ist daran so verwunderlich? Ist nicht aus den Leiden des Judenthums, da sie am höchsten gestiegen, das Christenthum geboren worden? — —

— Weiter hinaus aus der Stadt und Vorstadt, an den letzten Häusern vorbei! Einen sandigen, ansteigenden Weg knirscht mein Gefährt hinan. Das Thor des jüdischen Kirchhofs öffnet sich uns.

Weit sieht man von hier auf das unselige Kischinew hinab, weit hinüber zu den jenseitigen Hügeln.

Hier liegen sie beieinander, die fünfundfünfzig Opfer dieses blutigen Osterns, Männer, Weiber, Kinder. Ein Mädchen darunter, das man an den Beinen packte und zerriß. Die Sonne brütet auf dem Sande, und phantastisch sehen einen die hebräischen Inschriften auf diesen Grabsteinen an.

In diese Erde hat man den Mord gesät.

* * *

Ich sitze bei trübe flackernder Kerze in meinem Gasthofzimmer und schreibe. Ein Freund bat mich, ihm einiges statistische Material mitzubringen. Ich schreibe die lange Liste der Todten, ihr Alter, die Zahl ihrer Familienangehörigen.

Flüchtig gleitet meine Feder über das Papier. Doch plötzlich stockt sie.

Das alles nimmt plötzlich furchtbares Leben an —

Ich sehe sie vor mir, den langen Zug dieser Todten, sehe die verglasten Augen, die klaffenden Wunden — ich sehe das fließende Blut.

Die Kerze flackert, und ringsum das Blut.

Es ist Blut, in das ich meine Feder tauche, ich schreibe Blut.

Wahrlich, ich wollte, es wäre Blut, das ich schreibe, die Menschen aus ihrer trägen, gleichgiltigen Ruhe aufzuscheuchen!

* * *

Man sagt, Blut fordert Blut. Ich fürchte, dieses unschuldig vergossene Blut wird noch mehr unschuldig Blut erheischen.

Die Leiden der Juden in Kischinew mögen ihren Höhepunkt erreicht und überschritten haben, beendet sind sie nicht.

Es war ein russischer Notar, der die Thorflügel eines Hauses weit aufriß und dem Pöbel wies: hier wohnen Juden.

Es waren russische Offiziere, die die Zerstörer in ihr eigenes Kasino riefen und sagten: das Haus gehört einem Juden.

Zehntausende von russischen Soldaten, Gendarmen, Polizisten standen und sahen zu, da man die Häuser zerstörte, die Mädchen schändete, die Männer erschlug.

Ein Dr. Daroschewski, der einen Artikel in einem Petersburger Blatt für die Juden in ihrer Bedrängniß geschrieben, wurde von der Regierung bedeutet, zu widerrufen und, da er es nicht that, seines Amtes am städtischen Krankenhause entsetzt.

Jener berüchtigte Davidowitsch, der ständige Mitarbeiter des „Bessarabetz", ist mit der Untersuchung jener Mord- und Greuelthaten betraut. Wie er sie führt? So, daß eine christliche Schwester im Krankenhause, die seiner Protokollaufnahme beiwohnte, ihm jenes Wort zurief, daß sich jedem Christen in Kischinew auf die Lippen drängen muß: „Man schämt sich, Christ zu sein."

Es ist kein Zweifel: die russische Regierung allein, nicht das arme, blinde, irregeleitete Volk trägt Schuld an dem, was vorgefallen. Das ist nicht neu, und man hat in Deutschland längst auf den Minister Plehwe als den Hauptschuldigen mit Fingern gewiesen. Er brauchte die Judenkrawalle als ein Ablenkungsmittel für seine Ohnmacht und für seinen Ehrgeiz. Aber selbst wenn die Regierung jetzt das Verbrecherische ihres Thuns eingesehen und bereut, ich zweifle, ob sie die Macht hat, das einmal entzündete Feuer zu ersticken. Militär und Polizei sind nunmehr allzusehr vom Judenhaß durchseucht. Dies Volk geht dumpf auf dem einmal beschrittenen Wege weiter.

Und hat die Regierung wirklich jetzt die Absicht, weiteren Ausschreitungen vorzubeugen? Ich glaube es nicht.

In Kischinew ist das Standrecht proklamirt, und wer Waffen führen will, bedarf dazu der polizeilichen Erlaubniß. Einem jüdischen Arzt, der stets ein Gewehr in seiner Wohnung gehabt, versagte man sie.

Der „Bessarabetz" — und soweit ich sehe, lesen ihn alle, alle — bringt nach wie vor seine antisemitischen Hetzartikel. Und was der „Bessarabetz" verschweigt, das schreit das andere Blatt — „Die Fahne" — des Herrn Kruschewan in die Welt hinaus.

Ein antisemitischer „Hilfsverein" Bessarabetz ist gegründet und sammelt Geld für die in Untersuchungshaft gehaltenen Exzedenten.

Juden, die sich zur Wehr setzten, hat man zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt.

Digitized by Google

Und eben trifft die Kunde in Kischinew ein von dem Attentat, das ein jüdischer Student auf den Redakteur des „Bessarabetz", den vielberüchtigten Kruschewan, verübt. Kein Mensch wird diese That eines Wahnwitzigen billigen, nur neues Unheil kann sie heraufbeschwören. Doch notire ich, was der „Sjwet", eine der großen russischen Zeitungen dazu schreibt:

„Wir haben den ruhmvollen P. A. Kruschewan auf dem Krankenbett gesehen. Wie? — fragt man sich — weil es einem verthierten Juden gefällt, die Gesetze, die Rechte und die Ordnung des Landes, das ihm ein ‚Asyl' gewährt hat, mit Füßen zu treten, sollen unsere besten Männer ständig in Todesfurcht schweben? An wen von uns kommt jetzt die Reihe? Und als intolerante Vergewaltiger des Wortes, die es nicht erlauben, daß man seine Gedanken ausspricht, erscheinen angebliche Liberale, welche diejenigen, die wenig von der Politik verstehen, versichern, daß sie für die Freiheit des Wortes arbeiteten! Welch ein böser und grober Hohn!"

Und wenn das der „Sjwet" schreibt, dann unterschreibt es die Regierung.

Ich könnte die charakteristischen Anzeichen über die Haltung dieser Regierung häufen, ich halte nur noch das eine fest. Ein Vorfall, der sich erst kürzlich ereignet. Ein Knabe, dessen Eltern Drohbriefe zugegangen, wird von zwei Männern auf der Straße überfallen und mit Messerstichen verwundet. Er entkommt den Mordgesellen. Die Sache wird vor den Untersuchungsrichter gebracht. Der erklärt kategorisch: der Knabe habe sich die Verwundungen selbst zugefügt, aus Angst vor irgendwelchem „Examen".

So die Regierung und so ihre Organe.

Ich habe so viel des Elends in Kischinew gesehen, und kann die Augen dennoch nicht gegen die schweren Wolken verschließen, die sich am Horizont zusammenballen.

Ich sehe aus dem allen keinen Ausweg. Häuser werden wieder aufgebaut und zerstört, Menschen werden geboren und hingemordet werden.

Und das alles heißt ganz friedlich „Politik".

Salve Plehwe, morituri, morituri te salutant.

* * *

Ein Zuschauer, wenn auch gewiß mit menschlicher Antheilnahme, habe ich den Boden von Kischinew betreten. Kühl objektiv wähnte ich mir mein Urtheil bilden zu können. Ich verlasse es, den Abscheu und die Empörung im Herzen.

Ernst Heilborn.

(Weitere Tagebuchaufzeichnungen „Warschau" folgen.)

Das Zerrbild als Erzieher.

In der Ethik kindlicher Völkerschaften spielen Engel und Teufel eine hervorragende Rolle. Die Uebertreibung in der Darstellung von Tugend und Laster ist das beste Hilfsmittel der Sittenlehre, und die geborenen Erzieher des Menschengeschlechts, die Dichter des Worts und der Farbe, haben zu allen Zeiten das Mittel der Uebertreibung als wesentlichen Bestandtheil ihrer Kunst betrachtet. Die Wirkung eines Kunsterzeugnisses geht um so tiefer, je energischer *das* hervorgehoben worden ist, was sein Schöpfer zum Ausdruck bringen wollte. Dabei gibt es freilich eine unendliche Reihe von Abstufungen, es hängt von der Begabung des Künstlers ab, ob er zur Erreichung seines Zwecks: durch sein Werk gewisse Eindrücke hervorzurufen, — seiner oder grober Mittel bedarf.

Wenn das Kind mit ungeschulten Händen den Griffel führt und eine Zeichnung von menschlichen Gestalten entwirft, so stellt es Körper und Gliedmaßen in den einfachsten Linien dar. Kopf und Rumpf bilden je einen Kreis, Arme und Beine werden durch vier grade Striche gekennzeichnet. Das Kind nimmt diese Wiedergabe durchaus ernst und hält sie für das vollkommene Abbild der Wirklichkeit, wir Großen aber lachen darüber, denn uns erscheint diese naive Darstellung eines Menschen als Karikatur. Das Kind hat in der That richtig gesehen, seine Beobachtung richtig verwerthet, es zeichnet Kopf, Rumpf, Arme, Beine, aber die Unzulänglichkeit seiner Auffassungsgabe gestattet ihm nur das Festhalten der oberflächlichsten Merkmale. Der gewaltige Abstand zwischen Absicht und Gelingen wirkt komisch. Dies ist die unbewußte Karikatur.

Goethe gibt von dieser Darstellungsform in seinen Anmerkungen zu „Diderot's Versuch über die Malerei" eine treffende Erklärung:

„Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen, und dann bringt man das Charakteristische hervor; geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, so entsteht die Karikatur, die endlich Farce und völlige Disharmonie wird, und wovor sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte."

Hier wird also zwischen unbewußter, aus Ungeschick entstandener, und beabsichtigter, aus der gewollten Uebertreibung des Charakteristischen entstehender, Karikatur unterschieden. Die beabsichtigte Karikatur setzt somit ein höheres Können, eine Ueberwindung der Formtechnik voraus. Goethe's Warnung an den Künstler zielt zwar auf beide Fälle: er möge sich nicht nur vor der Abweichung aus Mangel am Gefühl und Ueberlegung, sondern vor jeder Abweichung hüten, also auch vor der bewußten. Das hängt mit Goethe's Anschauung von der Kunst zusammen, die vor allem tendenzlos sein soll.

Wenn man dem Begriff der Kunst weitere Grenzen gibt und auch die tendenziöse gelten läßt — eine feste Absonderung läßt sich ohnedies kaum erreichen — dann wird man den Karikaturisten nicht von der Gemeinschaft der Künstler ausschließen dürfen. In der That haben unsere größten Meister von Michel-Angelo bis auf unseren Adolf Menzel sich nicht gescheut, zu Zeiten auch karikaturistische Darstellungen zu schaffen, wie andererseits Künstler, die ihre Begabung ausschließlich in den Dienst der Karikatur stellten, Malereien und Zeichnungen von hohem künstlerischen Werth erzeugten.

In einem umfangreichen, breit angelegten und anziehend durchgeführten Werke „Die Karikatur der europäischen Völker" von Eduard Fuchs*) erhalten wir Aufschluß über die erstaunliche Fülle der Kunstschöpfungen auf diesem Gebiete.

Schon das reichliche Material, das hier zusammengetragen ist, und die lange Reihe glänzender Namen, die man unter den Karikaturisten antrifft, zwingen uns Achtung ab vor dieser eigenartigen Kunst. Man hat ihren Werth oft genug verkannt. Spottet doch selbst ein so freier Geist, wie Karl Gutzkow, dieser Kunstform und will ihr Ketten anlegen. In seinen Distichen findet sich das Epigramm:

Am unrechten Ort.

Freiheit der Karikatur ist Karikatur nur der Freiheit.
Narren bedürfen des Zwangs, Weise bezwingen sich selbst.

Wieviel klüger bewerthet da Shakespeare den Narren mit den fein pointirten Versen, die er seine „Viola" (in „Was ihr wollt") sprechen läßt:

Der Bursch ist klug genug, den Narr'n zu spielen.
. . . . . Dies ist ein Handwerk,
So voll von Arbeit als des Weisen Kunst.

Es ist eine ungerechtfertigte Kritik, wenn man von der Karikatur, von der Kunst der närrischen Zeichnung, des Zerrbildes, wegwerfend spricht. Von ihr gilt, was Lessing in seinen „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm" von der epigrammatischen Kunstübung lehrt:

*) Verlag von A. Hofmann & Co., Berlin.

„Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellectueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist; aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann."

Die Karikatur ist das gemalte Epigramm. Soll sie wirken, so muß sie vor allem die Vorzüge des Epigramms aufweisen, muß knapp und klar sein. Die Tendenz der Karikatur muß wie die des Epigramms zu einer scharfen Pointe herausgearbeitet sein.

Allerdings behauptet Fuchs in seinem schon angeführten Werke: Die Karikatur ist an sich tendenzlos. Er will aber damit dem weitverbreiteten Vorurtheil entgegentreten, daß die Karikatur nur dem einen Zwecke diene, den behandelten Gegenstand lächerlich oder verächtlich zu machen. Diese einseitige Neigung hat die Karikatur so wenig wie das Epigramm, wenn sie auch beide vorherrschend das Bestreben haben, Heiterkeit zu erregen, den Gegenstand ihrer Betrachtung in einer Situation zu zeigen, die uns zum Lachen bringt. Immerhin ist der Spott von der Karikatur unzertrennlich, nur verwendet sie ihn nicht ausschließlich zu hämischem Angriff, sie bedient sich seiner auch zur Lobpreisung.

Es ist deshalb nicht ganz richtig, wenn Fuchs dem Karikaturisten die Fähigkeit zuweist, daß er „ebenso, wie er das Lächerliche und Verabscheuungswürdige einer Person hervorholen und grotesk steigern kann, auch das Sympathische und menschlich Große und Schöne zu behandeln vermag". Als Beweis wird eine Zeichnung von André Gill angeführt, die den französischen Staatsmann Thiers verherrlicht. Wir sehen einen mächtigen Folianten, dessen aufgeschlagene Seiten die Ueberschrift: Histoire de France tragen. Darüber steht ein drolliges Figürchen, Thiers in Lebensgröße, mit den kleinen kurzen Beinen die beiden Seiten des Buches wie ein Briefbeschwerer auseinanderdrückend. Als Lesezeichen dient ein Lorbeerzweig. Wohl ist dies Bild eine schöne Huldigung für den bedeutenden Staatsmann. Als Karikatur erweist es sich aber doch nur dadurch, daß es eben diesen großen Geist in seiner körperlichen Kleinheit verspottet. Der Spott kann hier freilich vermöge seiner Harmlosigkeit nicht kränken, er dient im Gegentheil dazu, die geistige Bedeutung Thiers' desto kräftiger zu veranschaulichen. Würde dieser Spott aber wegfallen, so wäre die Zeichnung eben keine Karikatur mehr. Der Spott ist das wichtigste Merkmal der Karikatur. Aus diesem Grunde deckt sich auch der deutsche Ausdruck „Zerrbild" unter allen Umständen mit jenem der italienischen Sprache entlehnten Fremdwort.

Fuchs legt Werth darauf, daß die Urbedeutung des Wortes Karikatur auf das italienische caricare (belasten, übertreiben) zurückzuführen ist, um zu erweisen, daß die Karikatur mit der Satire an sich noch nichts zu thun hat. Er wendet sich gegen Schneegans, der in seinem Buch über die groteske Satire des Rabelais die Karikatur kennzeichnet als „Uebertreibung eines nach der Meinung des karikirenden Nichtseinsollenden, zum Zwecke der Verspottung desselben". Diese weniger formschöne als zutreffende Auslegung bestreitet Fuchs und übersieht wohl, daß schon im Italienischen caricare auch die übertragene Bedeutung von karikiren hat und daß die Redensart caricarla ad uno auf gut deutsch: „einem einen Possen spielen" heißt.

Das stattliche Werk von Fuchs ist mit 560 Illustrationen in Schwarz- und Buntdruck geschmückt, — sie alle bestätigen, daß der Kern jeder Karikatur im Spott liegt.

Darin überflügelt die Karikatur das Epigramm, daß sie nicht an Volk und Zeit gebunden ist, sondern sich allen Kulturvölkern und allen Jahrhunderten unmittelbar verständlich machen kann. Das ist eben der Vorzug des Bildes vor dem Wort. Diesem zieht das Sprachgebiet eine enge Grenze, sowohl räumlich, als auch zeitlich. Der Karikatur kommt sehr zu statten, was Ludwig Pfau in seinen „Freien Studien" vom Bilde an sich rühmt:

„Durch die Gewalt seiner Sinnlichkeit reizt es die Augen und fesselt die Aufmerksamkeit, erregt die Einbildungskraft und packt das Gedächtniß, befruchtet das Bewußtsein und weckt den Gedanken. Es ist von allgemeiner Wirksamkeit und versteht die der Denkarbeit abholdesten Geister zu erobern."

Darauf beruht die werbende Kraft der Karikatur, sie prägt sich mühelos ein, sie verlangt keine geistige Anstrengung, sie bereitet nur Behagen und Vergnügen, und indem sie in frohe Laune versetzt, belehrt sie unmerklich.

Wir lernen die Karikatur als eine unterhaltende Gesellschafterin kennen, aber sie ist mehr: sie leitet und erzieht; und dies durchaus nicht im trockenen Schulmeisterton, sondern in der allerangenehmsten Form der lachenden Lebensweisheit. Wer das stattliche Werk von Fuchs zur Hand nimmt, wird eine unerschöpfliche Quelle sprudelnden Witzes entdecken, aber auch ein weites Feld kulturgeschichtlicher Belehrung. Rascher, lebhafter und eindrucksvoller als manches bändereiche Geschichtswerk erzählen diese lose aneinandergereihten Blätter aus dem ungeheuren Archiv der Karikatur den Entwicklungsgang der Menschheit, sie führen uns, nicht ohne Pathos, aber immer lachend, die großen historischen Ereignisse in ihren kritischen Momenten vor Augen, sie verrathen uns kichernd die Hohlheit der Tagesberühmtheiten, sie flüstern uns cynisch die Geheimnisse obsiegender Sitten zu, sie entschleiern schonungslos alle Narrentheien bürgerlicher Eitelkeit.

Unendlich verschieden wie die Zeitepochen, die jene Bilder und Zeichnungen hervorriefen, ist auch die Manier der Karikaturen, ihr Kunstwerth, ihre kulturelle Bedeutung und ihre Ausdrucksform.

Das Ideal einer Karikatur besteht darin, daß sie durch sich selbst wirkt, ohne jede textliche Erklärung. Die großen Meister haben dies alle erstrebt; ohne eine Ueber- oder Unterschrift sind sie aber doch selten ausgekommen. Ein textloses Bild kann nur einen Gegenstand zum Vorwurf haben, der von allen Geschichtsereignissen unabhängig ist oder Kulturzustände schildert, deren innerer Charakter sich zu allen Zeiten gleich bleibt. In dieser Art hat der große englische Karikaturist William Hogarth seine drastischen Satiren geschaffen. Je unzulänglicher aber der Künstler seiner Aufgabe gegenübersteht, desto mehr wird er zu dem Hilfsmittel des begleitenden Textes greifen. Manche Karikaturisten gehen darin so weit, daß sie ihr Unvermögen oder auch die Unmöglichkeit, irgend eine Situation durch zeichnerische Mittel auszudrücken, eingestehen und auszugleichen suchen, indem sie aus dem Munde der dargestellten Person eine Fahne hervorwachsen lassen, die die Pointe in Worten wiedergibt.

Die Abstufungen der Karikatur nach der kulturellen Bedeutung richten sich nach dem Thema des Künstlers. Die harmlosesten und zugleich die zahlreichsten Zerrbilder beschäftigen sich mit der Tagesmode. Sie können sehr lustig sein, eine tiefere Wirkung üben sie aber kaum auf die Zeitgenossen, geschweige denn auf die späteren Generationen aus. Anders steht es mit den Bildern, die das moralische Niveau der Gesellschaft geißeln. Sie haben einen nicht zu unterschätzenden Antheil an dem Aufschwung zu höherer Sittlichkeit. Am tiefsten aber ist der Eindruck der Karikatur, die in die politischen Kämpfe eingreift. Hier wird sie zur gefährlichsten Angriffswaffe gegen die Hohen und Mächtigen. Ihr lachender Spott schwillt zum vernichtenden Hohn und gibt die aufgeblasensten Götzen dem Gehänsel der Menge preis.

Der malerische Werth stimmt nicht immer mit der sozialen Wichtigkeit der Karikatur überein. Was sie uns bedeutungsvoll macht, liegt nicht in dem künstlerischen Reiz, sondern in der überzeugenden Schlagkraft ihrer Tendenz. Wie es Karikaturen gibt, die beides harmonisch vereinigen, so begegnet man doch einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Karikaturen, in denen hier die Kunst, dort die Tendenz überwiegt.

Digitized by Google

Muther will solche Bilder, die moralisirenden Zwecken dienen, nicht als Kunstwerke gelten lassen. „Ob die Kunst Kunst bleibt, wenn sie zur pädagogischen Hilfswissenschaft sich herabwürdigt, ist eine Frage für sich", erklärt er in seiner „Geschichte der Malerei", und in Anknüpfung an diesen Ausspruch deurtheilt er den populärsten Karikaturisten, den schon erwähnten Hogarth:

„Da er nicht für feine Marquis und zarte Komtessen, sondern für betrunkene Engländer arbeitete, konnte er sein Ziel nur erreichen, wenn er seine Gedanken plump unterstrich. Keine schonende Rücksicht war angebracht. Fanstdick ist alles aufgetragen. Ueber menschliche Bestien schwingt er den derben Knüttel der Moral als handfester Policeman und puritanischer Bourgeois. Auch keine Pforte für sentimentale Reue läßt er offen. Er zeigt das Laster in seiner ganzen Gemeinheit, taucht es in den Schmutz, schleppt es zur Bestrafung. Rad und Galgen ist im Hintergrund jedes seiner Werke errichtet. Und da die neue plebejische Welt von der Kunst noch nichts anderes als gemalte Wochenpredigten verlangte, wurde er nicht nur als „Erzieher", auch als großer Maler gepriesen."

Dieses herbe Urtheil über den englischen Sittenschilderer des 18. Jahrhunderts trifft vielleicht den Maler, aber nicht den Karikaturisten. Als solcher nimmt er ohne Zweifel die hervorragendste Stelle ein, und man begreift es, daß ihn seine Verehrer, wie Fuchs angibt, als einen Komödiendichter mit dem Pinsel, als den Molière der Malerei priesen.

Was Fuchs in seinem lehrreichen Werke von der Entwicklung der Karikatur berichtet, geht über das begrenzte Gebiet dieser Kunstgattung weit hinaus, es wird zu einer Kunst- und Kulturgeschichte Europas, deren an sich schon ausführlicher Text in der Masse der beigegebenen Zeichnungen eine bedeutungsvolle Ergänzung findet.

Wir erfahren, wie die Karikatur den „Ausgang aller Kunst bildet", und überzeugen uns davon durch zwei charakteristische Bilder: Darstellung eines reitenden Mannes (nach einer Bleifigur aus der ersten Eisenzeit) und ein holzgeschnitztes Frauenbildniß vom Stamm der Bango-Neger. In diesem primitiven Zustand ist die Kunst nichts als Karikatur.

Das erste bewußte Hervortreten karikirender Kunst zeigt sich an den Fresken und Vasen der Griechen, später in plastischer Form an Kapitälen und Balustraden der Kirchen. Die nächste Entwicklungsstufe bilden die Flugblätter; erst im Jahre 1701 erscheint die erste periodische Zeitschrift mit Bildern politisch-satirischen Inhalts, ein holländisches Witzblatt unter dem Titel „Aesop in Europa". Aber schon hundertfünfzig Jahre früher wirkt der Niederländer Pietro Bruegel als satirischer Chronist seiner Zeit. Das Zeitalter der Reformation stellt Lucas Cranach an die Seite Luther's im Kampfe gegen den Papst. Luther mußte es sich dann freilich selbst gefallen lassen, Zielpunkt der Karikatur zu werden. Fuchs macht uns wie mit Hogarth mit dem witzigen Callot und dem harmlosen Chodowiecki bekannt. Wir werden in die unruhvolle Epoche der großen französischen Revolution eingeführt, bezeichnenderweise zuerst durch anonyme Karikaturen, die sich gegen Marie Antoinette, gegen Ludwig XVI. und gegen den Papst richten. Nach dem Umschwung übernimmt der rasch berühmt gewordene Engländer James Gillray die Führung und geißelt in sarkastischen Zeichnungen die Auswüchse der Revolution und die Eroberungsgelüste Napoleon's I. Unter den späteren Karikaturisten ragt noch der Spanier Goya hervor. In stilleren Zeiten beschäftigt sich die Karikatur immer wieder mit der simplen Verspottung der Modenarren. Aber sie verfolgt auch allmählich das Kleingetriebe der Diplomatie, stichelnd, hänselnd und höhnend. Mit dem Jahre 1848, das uns Deutschen — nicht zum wenigsten mit Hilfe der litterarischen und bildlichen Karikatur — den großen politischen Umschwung bescherte, erreicht das amüsante, lehrreiche Werk seinen vorläufigen Abschluß.

Nicht immer sind es kulturfördernde Tendenzen, die die Karikatur verfolgt. Wie jeder Lehrmeister ist auch sie nicht unfehlbar. Manchmal treffen wir sie auf der Seite der Kulturgegner, im Lager derer, die gegen den Fortschritt kämpfen und der Entwicklung des menschlichen Geistes Hemmnisse in den Weg legen. Wie Luther und später Voltaire nicht verschont blieben, taucht auch im reaktionären Deutschland der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts das antisemitische Zerrbild auf; es fehlt nicht an Karikaturen gegen die Frauenemanzipation.

Um ihrer wenigen Irrungen wegen sollte niemand der Karikatur gram sein. Ihre Verdienste um die befreiende Heiterkeit sind zu groß. Wer ihr Wesen recht erfaßt, wird zu der dankbaren Anerkennung gelangen, die Vischer's „Auch Einer" in das Merkwort prägt: „Eine Welt, wo so viel gelacht wird, kann so schlecht nicht sein."

Sigmar Mehring.

Die schwarzen Brote.*)

Nikolaus Nerli war dazumal Bankier in der edlen Stadt Florenz. Wenn es drei Uhr schlug, saß er an seinem Pult, und wenn es neun schlug, saß er noch da und schrieb Tag aus Tag ein Zahlen auf seine Tafeln.

Dem Kaiser und dem Papst lieh er Geld, und wenn er dem Teufel keins lieh, so that er das nur, weil er fürchtete schlechte Geschäfte mit dem zu machen, den man den Bösen nennt, und der erfahren ist in allerlei Listen.

Nikolas Nerli war verwegen und mißtrauisch.

Er hatte große Reichthümer erworben und viele Leute ausgeplündert, darum war er sehr geehrt in Florenz.

Er bewohnte einen Palast, wo das Licht, welches Gott erschaffen hat, nur durch enge Fenster drang und das war weise, denn die Wohnung der Reichen muß wie eine Festung sein, und die, welche große Güter besitzen, thun klug, wenn sie mit Macht vertheidigen, was sie durch List erworben haben.

So war denn auch der Palast von Nikolas Nerli mit Gittern und Ketten versehen. Drinnen waren die Mauern von geschickten Künstlern bemalt, sie hatten die Tugenden dargestellt in holden, weiblichen Gestalten, die Patriarchen, die Propheten und die Könige Israels. Die Teppiche an den Wänden der Zimmer boten dem Auge die Geschichten von Alexander und Tristan, wie sie in den Romanen erzählt werden.

Nikolas Nerli ließ in der Stadt seinen Reichthum erstrahlen in frommen Stiftungen.

Außerhalb der Stadtmauern hatte er ein Hospital errichten lassen, in dessen Fries alle großen, edlen Handlungen seines Lebens eingehauen und gemalt waren.

Zum Dank für die Geldsummen, die er zur Vollendung von Sankta-Maria-Novella gegeben hatte, war sein Bild in dem Chor der Kirche aufgehängt.

Dort sah man ihn oft knieen, die gefalteten Hände um die Füße der heiligen Jungfrau geschlungen. Er war leicht erkennbar an seiner rothen Wollmütze, seinem verbrämten Wams und an seinem fettigen, gelben Gesicht mit den lebhaften, kleinen Augen.

Seine Frau — Mona Bismantova, mit ihrer ehrlichen und traurigen Miene und so reizlos, daß man nicht begreifen konnte, wie nur irgend jemand je an ihr Gefallen gefunden hatte, kniete an der andern Seite der Jungfrau in demüthigem Gebet.

Dieser Mann war einer der ersten Bürger der Republik. Da er sich nie gegen die Gesetze aufgelehnt hatte und sich weder um die Armen kümmerte, noch um die, welche die Großen des Tages zu Strafe und Verbannung verurtheilten, so hatte nichts die Achtung vermindert, die er sich in den Augen des Magistrats durch seine Reichthümer erworben hatte.

*) Autorisirte Uebersetzung von Gertrud Savić.

Digitized by Google

Als er an einem rauhen Winterabend später als gewöhnlich in seinen Palast zurückkehrte, wurde er an der Schwelle von einer Schar halb nackter Bettler umringt, die flehend die Hände erhoben.

Er stieß sie mit harten Worten zur Seite, aber der Hunger machte sie wild und wagemuthig wie die Wölfe. Sie bildeten einen Kreis um ihn und bettelten mit klagenden, heiseren Stimmen um Brot.

Nikolas hatte sich schon nach einem Stein gebückt, um die Zudringlichen zu werfen, als er einen seiner Diener kommen sah, der auf dem Kopf einen Korb mit schwarzen Broten trug, die für die Diener in den Ställen, in der Küche und in den Gärten bestimmt waren.

Er winkte den Träger zu sich heran, griff mit beiden Händen in den Korb und warf den Elenden die Brote zu.

Dann trat er in sein Haus, ging zu Bett und schlief ein. Im Schlafe aber wurde er von einem Schlaganfall betroffen und starb so plötzlich, daß er noch in seinem Bett zu sein wähnte, als er den Erzengel Michael vor sich sah in einer strahlenden Helle, die von seinem Körper ausging.

Der Erzengel hielt eine Waage in der Hand und war eben im Begriff, die Schalen zu füllen.

Als Nikolas Nerli auf der herabsinkenden Seite die Edelsteine der Wittwe erkannte, die er als Pfand behalten, und viele andere kostbare Gegenstände und seltene, werthvolle Goldmünzen, die er durch Wucher und Betrug erworben hatte, begriff er, daß es sein eigenes Leben war, welches Sankt Michael in diesem Augenblick vor ihm abwog.

Er wurde aufmerksam und ängstlich.

„Messer San Michele," sagte er, „wenn Ihr auf die eine Seite den ganzen Gewinn legt, den ich mir in meinem Leben erworben habe, so stellt bitte auf die andere Seite die großartigen Stiftungen, durch die ich meine Frömmigkeit in hervorragender Weise bethätigt habe. Vergeßt weder den Dom von Sankta-Maria-Novella, zu dem ich ein gutes Drittel beigetragen habe, noch mein Hospital vor den Mauern der Stadt, das einzig und allein aus meinen Mitteln erbaut wurde."

„Fürchte nichts, Nikolas Nerli," erwiderte der Erzengel, „ich werde nichts vergessen."

Und mit seinen glorreichen Händen stellte er in die leichtere Schale den Dom von Sankta-Maria-Novella und das Hospital mit seinem ausgehauenen Fries. Aber die Schale senkte sich nicht.

Der Bankier war darüber lebhaft beunruhigt.

„Messer San Michele," sagte er, „sucht wohl nach, Ihr habt auf diese Seite der Waage weder meinen schönen Weihkessel von Saint-Jean gelegt, noch die Kanzel von Saint-André, an welcher die Taufe unseres Herrn Jesus Christus in Lebensgröße dargestellt ist. Das ist aber doch ein Werk, welches ich theuer bezahlt habe."

Der Erzengel legte den Weihkessel und die Kanzel noch zu dem Hospital in die Schale, aber sie senkte sich noch immer nicht.

Nikolas Nerli fühlte, wie seine Stirn sich mit kaltem Angstschweiß bedeckte.

„Messer Erzengel," fragte er, „seid Ihr sicher, daß Eure Waage richtig wägt?"

Sankt Michael antwortete lächelnd, daß es seiner Waage nicht an Genauigkeit fehle, wenngleich sie nicht nach dem Modell sei, das den Wucherern und Wechslern von Venedig zum Wägen diene.

„Was!" seufzte Nikolas Nerli, bleich vor Schreck, „dieser Dom, diese Kanzel, der Weihkessel und mein Hospital mit den vielen Betten, das alles wiegt nicht mehr als ein Strohhalm oder ein Federflaum?"

„Wie Du siehst, Nikolas," sagte der Erzengel, „bisher überwiegen Deine Härte und Ungerechtigkeit bei weitem Deine guten Werke."

„Ich komme also in die Hölle!" klagte Nikolas und seine Zähne klapperten vor Angst und Entsetzen.

„Geduld, mein Freund, Geduld!" ermuthigte der himmlische Wäger, „noch sind wir nicht am Ende, sieh, das bleibt uns noch . . . ."

Und mit diesen Worten ergriff der gütige Michael die Brote, die der Florentiner am Vorabend den Armen zugeworfen hatte.

Er legte sie in die Schale der guten Werke und siehe da, sie senkte sich augenblicklich, während die andere emporstieg, und dann blieben die Schalen in der Schwebe stehen. Der Waagebalken zeigte weder nach rechts, noch nach links, und der Zeiger bestätigte das absolute Gleichgewicht der beiden Schalen.

Der Bankier traute seinen Augen nicht.

Aber der glorreiche Erzengel sprach:

„Du siehst Nikolas Nerli, Du taugst weder für den Himmel, noch für die Hölle. Geh! . . . Kehre nach Florenz zurück, vermehre in Deiner Stadt die Zahl dieser Brote, die Du nachts, da niemand Dich sehen konnte, mit eigenen Händen vertheiltest, und Du wirst gerettet werden. Denn es ist nicht genug, daß der Himmel sich dem Räuber öffnet, der bereut, und die weinende Dirne aufnimmt; die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich, sie wird selbst einen Reichen erretten! . . . . Sei Du es, Nikolas Nerli! Vermehre die Brote, Du siehst, sie wiegen schwer . . . . Geh! . . . ."

Nikolas Nerli erwachte in seinem Bett.

Er beschloß dem Rathe des Erzengels zu folgen und das Brot der Armen zu vermehren, um ins Himmelreich einzugehen.

Während der drei Jahre, die er noch nach seinem ersten Tode lebte, war er mildthätig und hatte ein Herz und eine offene Hand für die Unglücklichen und Armen.

Paris. Anatole France.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Arthur Achleitner: Das Schloß im Moor. Roman. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin, 1903.

Wer eine Zeitlang von modernen Geisteskrämpfen nichts hören, sondern seinen Sinn in gesunder, schlichter Natur gesund baden will, dem ist Arthur Achleitner's neues Werk: „Das Schloß im Moor" warm zu empfehlen. Nervenberuhigend, wie die ländliche Einsamkeit des Milieus, nicht aufregend und doch anregend, fließt die Erzählung dahin: den fesselnden Fabulirton und die eindringende Kenntniß des bayerischen Voralpenlandes braucht man bei Arthur Achleitner nicht noch besonders zu rühmen. Der Ammersee scheint es ihm diesmal angethan zu haben, diese noch wenig erschlossene, endlose Wasserfläche mit den weitgedehnten Nachbarmooren, dem nickenden Riedgras und den altberühmten Brauereien auf den Uferhöhen, in denen ein vorzügliches Braunbier verschänkt werden soll. Ein Duft von Malz und Hopfen zieht sich durch das ganze Buch, und der vierschrötige Braumeister Hafer-Diesl ist die gelungenste Figur des Romans. Ein Ausflug nach der farbenfrohen Adria steht in wirksamem Gegensatz zu den einfachen Geschehnissen im Moordistrikt.

E. Heerdegen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 87.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 41. Berlin, den 11. Juli 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (4 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*

Politische Renaissance. Von Paul Nathan.

Leo XIII. Von Sigmund Münz (Wien).

Willensfreiheit und Recht. Von A. Thiesing (Burgdorf i. H.).

Juniwochen in Südrußland. Tagebuchblätter. Von Ernst Heilborn.

Heine in Paris. I. Von Hans Bloesch (Bern).

„Peter, das darfst nicht thun!“ Erzählung. Von Richard Bredenbrücker (München).

Bücherbesprechung:

Ernst Borkowsky: Turgenjew. Bespr. von Professor Wilh. Bolin (Helsingfors).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

In dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, athmet Papst Leo XIII. noch; aber der schwache Greis kämpft, wie es scheint, hoffnungslos mit dem Tode. Sein Herz schlägt und der Kranke mag noch Stunden oder Tage ringen; als politischer Machtfaktor, als Oberhaupt der Kirche ist der Papst bereits todt trotz den Legenden, die von der übernatürlichen Geisteskraft des Kranken verbreitet werden. Sein Leben liegt abgeschlossen da; man kann auf sein Pontifikat zurückblicken, und man kann die Chancen des nächsten Konklaves erwägen, gleichgiltig, ob es sogleich oder etwas später stattfinden wird.

Zweifellos hat Leo XIII. Erfolge errungen, und zweifellos war er eine ungewöhnliche Erscheinung. Aber auch er vermochte nicht der katholischen Kirche das wiederzugeben, was ihr die moderne Entwicklung unaufhaltsam raubt. Leo XIII. verzögerte die Entwicklung; er errang hier flüchtige diplomatische Erfolge, wie er auch diplomatische Niederlagen über sich ergehen lassen mußte. Das alles ändert nichts an der Thatsache, daß das Papstthum seinen weltgestaltenden Einfluß unwiederbringlich verloren hat.

Die großen Mächte des modernen Lebens entwickeln sich jenseits des Schattens der Kirche; nicht die Kirche beherrscht Wissenschaft, Technik, Handel, Industrie, sondern die Kirche muß immer erneut Anstrengungen machen, um sich mit den Giganten der Neuzeit auseinander zu setzen. Leo XIII. hat das mit weit größerer Umsicht und mit größerem Geschick gethan, als sein Vorgänger, aber auch er konnte natürlich eine Entwicklung nicht meistern, die ihre beherrschenden Kräfte aus Quellen zieht, die vorläufig unversiegbar erscheinen.

Das Papstthum als Potenz der Herrschaft über die Menschen ist auch unter Leo XIII. seinem Ziele nicht näher gekommen. Leo war nur klug genug, diplomatisch zu verhüllen, daß die Erreichung dieses Zieles heute immer unmöglicher wird. Er vermied einsichtsvoll die allzu gewaltthätigen Zusammenstöße, und er förderte dadurch eins: die freiere Entfaltung des Katholizismus als Befriediger religiöser Herzensbedürfnisse von Millionen. Man kann die Behauptung aufstellen, die wie ein Paradoxon klingt und doch zutreffend ist, daß die Ohnmacht des Papstthums, die modernen Lebensäußerungen herrisch zu vernichten, seine Macht über die Herzen gestärkt hat. Es ist heute möglich, gläubig zu sein, ohne aus seiner Gläubigkeit allzu unsanft durch römische Gewaltthätigkeiten aufgescheucht zu werden.

Für solche Lage war Leo XIII. der gegebene Papst; ohne der Kirche etwas zu vergeben, war er doch milde und weitherzig genug, um die Schaaren des Katholizismus den vollen Gegensatz, der zwischen römischem Dogma und modernem Leben klafft, nicht in verhängnißvoller Weise empfinden zu lassen. In dem Sinne, daß er diese schwierige, fast unlösbare Aufgabe zu lösen suchte, war Leo XIII. ein hervorragender Papst.

Und auch der kommende Papst wird den bisherigen Lauf der Entwicklung nicht zu ändern vermögen. Das Konklave kann uns einen Papst bringen, der wie Leo XIII. seines Amtes waltet oder wie Pius IX.; der die Gegensätze zwischen Papstthum und moderner Welt verschleiert oder der die Schleier rücksichtslos herabreißt; die päpstliche Politik mag sich diplomatisch still fortentwickeln oder dramatischer gestalten, — daß sie nochmals schicksalentscheidend in die Weltentwicklung einzugreifen vermag, bleibt unwahrscheinlich.

Der Präsident der französischen Republik war in London als Gast des Königs von England. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat den Präsidenten Loubet begleitet, und es kann nicht bezweifelt werden, daß dieser Besuch auch politischen Erörterungen diente.

Es gibt genug politische Gegensätze, die zwischen England und Frankreich auszugleichen wären und genug

französisch-englische Probleme, über die eine vorsichtige Aussprache erwünscht sein muß, um vorzubeugen, daß aus ihnen nicht neue Gegensätze erwachsen. Und auch wir in Deutschland werden Befriedigung darüber empfinden, wenn eine Anzahl Ursachen, die den Frieden bedrahen, und die Frankreich und England angehen, beseitigt sind.

Soll die Zusammenkunft darüber hinaus Ergebnisse zeitigen?

England hat gewiß den Wunsch, Frankreich van Rußland loszulösen. Diese Loslösung wäre im jetzigen Augenblick, da neue düstere Wolken im äußersten Osten aufziehen, um so erwünschter; oder wenn eine Abwendung Frankreichs von Rußland nicht zu erzielen ist, so wäre es für England wenigstens gut, wenn sich die französische Republik gebrauchen ließe, um auf das Zarenreich mäßigend einzuwirken. Wohl möglich, daß solche Haltung gegen entsprechende Konzessionen von Frankreich zu erlangen ist. Und vielleicht schwebt hinwiederum Frankreich eine Entwicklung vor, die darauf abzielt, durch solche Maklerschaft zwischen Rußland und England beide an sich zu fesseln, und England mit seiner Deutschenfeindschaft wie Rußland alsdann gegen Deutschland zu gebrauchen. Diese Kombination ist jedenfalls noch fernliegend und schließlich allzu künstlich, um für ernste Unternehmungen auszureichen. Zwischen Deutschland und England gibt es Verstimmungen, die sehr unbequem sind, aber die Besonnenheit braucht sie nicht klaffende Risse werden zu lassen; zwischen Rußland und England hingegen gibt es reale Interessengegensätze, die große diplomatische Geschicklichkeit vorübergehend zurückzuschieben vermag, aber die auch der größte Staatsmann in eine Harmonie der Interessen nicht umschaffen könnte.

Eines ist sicher; mit großer Geschicklichkeit hat Delcassé das internationale Ansehen Frankreichs gehoben, und er wird seine Lage sicher auszunutzen wissen, um von England und von Rußland Vortheile zu erlangen. Das alles braucht Deutschland nicht zu beunruhigen. Eine internationale Wendung gegen Deutschland bleibt unwahrscheinlich, denn die Vortheile, die Frankreich zu bieten vermag, wiegen für die in Betracht kommenden Staaten die guten internationalen Beziehungen zu Deutschland doch nicht auf.

Deutschland ist nicht durch seine Interessen gezwungen, in schroffen Gegensatz zu irgend einer Macht zu treten. Wir können ruhig abwarten, wie die Interessengegensätze bei den Mächten auszugleichen versucht werden, oder wie sie sich zuspitzen. Im ersten Falle ist unsere Intervention nicht von Nöthen und im letzten Falle werden wir immer eine gesuchte Hilfe sein. Solange Deutschland sich ruhig hält und sich nicht in Verwicklungen einmischt, die seine vitalen Interessen nicht berühren, können wir ohne Unruhe zuschauen, wie Frankreich seine Position zwischen Rußland und England ausnützt, um klug von beiden Nutzen zu ziehen.

Vorläufig kann man annehmen, daß diese französische Politik den gefährdeten Frieden in Ostasien retten wird. Frankreich würde sich schwerlich so tief mit England einlassen, wenn in Ostasien ein Zusammenstoß unvermeidlich sein sollte. Denn dieser Zusammenstoß zwischen Rußland hier und Japan und England dort, müßte entweder Frankreich an die Seite des Zarenreiches führen und damit der jungen englischen Freundschaft den Garaus machen; oder Frankreich müßte seinen mit Rußland für Ostasien geschlossenen Vertrag brechen, und die Allianz mit Rußland hätte damit ihr Ende erreicht.

Wenn Delcassé es zu Wege bringt, in Ostasien den Frieden, der im Augenblick schwer bedroht erscheint, zu wahren, so hat er sich damit in jedem Falle ein großes Verdienst erworben. Wie das freilich gelingen soll, wie das Verlangen Rußlands nach der Mandschurei und die Ansprüche Japans auszugleichen sind, das läßt sich noch nicht überblicken. Aber China ist groß, und seine Größe gestattet am Ende hinreichende Kompensationen für alle.

Wie in Ostasien, so bleibt auch die Lage auf der Balkanhalbinsel sehr gespannt. Bulgaren und Türken stehen drohend an der Grenze einander gegenüber, und auch hier kann der Friede über Nacht durch ernste Zusammenstöße verscheucht sein.

Der Marinefähnrich Hüssener, der den Soldaten Hartmann erstochen hat, ist von der oberen Instanz, dem Oberkriegsgericht, zu zwei Jahren sieben Tagen Festung verurtheilt worden. Das ist eine äußerst milde Strafe; eine Strafe, der vor allem jeder entehrende Charakter genommen ist, und dem steht nun gegenüber, daß der Angeklagte einen Menschen erstochen hat ohne einen Anlaß, der bürgerlicher Urtheilsfähigkeit als ein zwingender erscheinen könnte. Sollte in der That nach militärischem Kodex ein solcher Todschlag zwar strafbar aber nur recht milde strafbar sein, dann würde ein solches Urtheil die schwerste Anklage gegen die bestehenden militärischen Vorschriften enthalten; eine Anklage, wie sie jetzt bereits die Sozialdemokratie formulirt. Warten wir ab, wie die höchste Instanz urtheilen wird.

* * *

Politische Renaissance.

Wie kann dem Liberalismus geholfen werden? Diese Frage taucht erklärlicherweise immer wieder in den Erörterungen der freisinnigen Presse auf, und es ist besonders beachtenswerth, daß sich auch die größten und angesehensten Organe der nationalliberalen Partei an diesen Erörterungen lebhaft betheiligen.

Am überraschendsten ist es wohl, daß selbst die „Kölnische Zeitung" in die Diskussion eingreift, und zwar indem sie sogleich einen konkreten Vorschlag macht, um der Misere des Liberalismus zu steuern.

Die genannte Zeitung schreibt:

„Kein Aufgehen der liberalen Gruppen in eine große liberale Fraktion wird nöthig oder auch nur möglich sein, aber wenn es jetzt sogar in Oesterreich gelungen ist, die vielen deutschen Gruppen, die doch oft genug wie Hund und Kahe zu einander gestanden haben, zu einheitlichem Handeln zusammenzuschließen, warum soll eine ähnliche Operation nicht im reichsdeutschen Liberalismus möglich sein? Können nicht von allen liberalen Gruppen Vertreter zu einem Ausschuß zusammentreten, um, unbeschadet des getrennten Handelns in allerlei anderen Fragen, ein gemeinsames Vorgehen bei all den Gelegenheiten zu erzielen, wo Reaktion oder Radikalismus von neuem dem Liberalismus Schaden zuzufügen drohen? . . . Wenn der letzte Wahlkampf einen inneren Zusammenschluß des Liberalismus und eine für bestimmte Fälle wirksame äußere Einigung seiner Parteien zur Folge hätte, wäre es von Stund an mit seinem Niedergang vorbei, und der Liberalismus könnte sich den ihm immer noch verenthaltenen Einfluß auf unser politisches und staatliches Leben erzwingen."

Dieser Vorschlag ist ganz ausgezeichnet, und er ist im höchsten Grade lobenswerth, und er wäre möglicherweise auch durchzusetzen, wenn eine kleine Voraussetzung vorhanden wäre.

Solch ein Vollzugsausschuß setzt nämlich voraus, daß die verschiedenen betheiligten Parteien darüber einig sind, was vollzogen werden soll.

Es befinden sich nun in der nationalliberalen Fraktion Abgeordnete, die soweit irgend möglich die Forderungen des Bundes der Landwirthe zu befriedigen bereit sind, und die den Standpunkt des Bundes in Bezug auf den Inhalt neuer Handelsverträge in hohem Grade diskutirbar erachten.

Die handelspolitischen Fragen sind aber heute von der größten politischen Bedeutung; sie greifen auf das Tiefste ein in die wirthschaftliche Zukunft der Nation; und auch für die Verschärfung oder Milderung der sozialen Gegensätze sind sie von geradezu ausschlaggebender Bedeutung, und schließlich: die

eigentlich politische Politik des heutigen Tages kommt zugleich klar zum Ausdruck in der Behandlung der sozialen Fragen. Wie soll nun ein Vollzugsausschuß arbeiten, der auf Fraktionen und Mitglieder dieser Fraktionen Rücksicht zu nehmen hat, die die Forderungen des Bundes der Landwirthe mit größerem oder geringerem Wohlwollen und Entgegenkommen in Erwägung zu ziehen bereit sind, und auf andere Fraktionen, die in diesen Forderungen wirthschaftlich und politisch das größte Unglück für Deutschland erblicken.

Der Knoten ist nicht gerade leicht zu entwirren. Dieses Räthsel von centraler, höchster Bedeutung für die politische Entwicklung zu lösen, ist vielmehr gänzlich unmöglich, und zwar in solchem Grade, daß man es sich versagen kann, die Undurchführbarkeit des Gedankens nach durch weitere Ausführungen zu erweisen.

Und doch sind die Ausführungen der „Kölnischen Zeitung" ein sehr beachtenswerthes Symptom. Das Gefühl des Unbehagens selbst in der nationalliberalen Partei ist so groß, die Befürchtungen für die Zukunft sind so erhebliche, daß man auch dort nach Mitteln sucht, um eine bessere Zukunft anzubahnen. Daß das vorgeschlagene Mittel als zweckmäßig und verwendbar nicht erscheinen kann, ist von geringerem Belang; das Bedeutungsvolle bleibt, daß nach diesen Mitteln Ausschau gehalten wird, von den Nationalliberalen in Sachsen und von der „Kölnischen Zeitung"; und von den Freisinnigen der verschiedenen Richtungen ebensogut, wie von den angesehensten nationalliberalen Organen, als da sind die „National-Zeitung", der „Hannoversche Courier", die „Magdeburger Zeitung" und eine ganze Reihe anderer.

Man kann eines feststellen: es gährt bei den Nationalliberalen wie bei den Freisinnigen. Die Stimmung weiter Kreise ist: So geht es nicht weiter; was nun?

Wenn man die Thatsache ins Auge faßt, daß viele Tausende und viele Tausende von Wählern und zwar Wähler, von denen die einen nach ihren politischen Anschauungen den Nationalliberalen, die andern dem entschiedenen Freisinn näher stehen, alle gleichwohl diesmal sozialdemokratisch gewählt haben, so tritt hierin dieselbe Stimmung in die Erscheinung. Auch diese Massen der sogenannten sozialdemokratischen Mitläufer wollten laut erklären: So geht es nicht weiter. Aber sie wollten zugleich noch eines zum Ausdruck bringen: Es fehlt uns das passende Instrument, durch das wir hoffen könnten, unsere politischen Anschauungen der Verwirklichung näher zu bringen; wir begnügen uns damit, durch unseren sozialdemokratischen Stimmzettel einen summarischen Protest einzulegen. Aber man täusche sich nicht darüber; dieser Protest richtet sich sowohl gegen die heute in Deutschland herrschende Politik wie gegen jene liberalen und freisinnigen Parteien, die die herrschende Politik bekämpfen. Die ungezählten sozialdemokratischen Mitläufer rekrutiren sich aus jenen Kreisen, denen die vorhandenen Parteien der Linken ungeeignet erscheinen, die eigenen politischen Ideen zu vertreten, und die sich daher mit einer generellen Absage sowohl gegen die Politik des Staates wie gegen die Fraktionspolitik der Linken begnügen. Die sozialdemokratischen Mitläufer sind nach der einen wie nach der anderen Richtung solche Protestler.

Begreiflich ist dieser Standpunkt nur allzu sehr. Die entschiedene Linke in rivalisirende Fraktiönchen aufgelöst, ruinirt sich nicht selten durch gehässige Polemiken gegen einander nach weiter; sie verekelt wohl auch klar denkenden und überzeugten Freisinnigen die Politik, aber die Zeiten sind heute leider noch nicht da, um die flottante Masse der Unzufriedenen, die *keine* Sozialdemokraten sind, mit der Hoffnung zu erfüllen, daß die großen Aufgaben des entschiedenen Liberalismus wieder siegreich in Angriff genommen werden können. Und welche Bürgschaften für die Durchführung irgend eines politischen Programms bietet die nationalliberale Partei? Fast kann man sagen, jegliche politische Anschauung hat in der nationalliberalen Partei Platz, wenn sie sich bescheidet, auch die entgegenstehende Ansicht in derselben Fraktion zu dulden. Auch mit solchem Programm der unbegrenzten Möglichkeiten fesselt man keine unzufriedenen Wählermassen, die eine *starke* und eine *zielbewußte* Opposition verlangen. Die Fraktionen des Freisinns und des Liberalismus sind entweder nicht stark und sie drohen durch innere, kleine und kleinliche, latente und offene Gegensätze noch schwächer zu werden, oder sie sind von einer zielbewußten einheitlichen Politik so weit entfernt, wie nur möglich.

Die parlamentarischen Fraktionen der Linken, wie sie sind, bieten daher schwerlich die Voraussetzungen für das Erblühen einer liberalen Renaissance. Keine mechanische Kombination und kein Vollzugsausschuß wird die noch immer fortwirkenden Sünden der Vergangenheit unschädlich zu machen vermögen.

Das Schwergewicht für die Umbildung liegt, darüber kann man nicht im Zweifel sein, heute bei der Bevölkerung. Aber nicht dadurch, daß Freisinnige und Liberale in frondirender Erbitterung sozialdemokratisch wählen, kann diese nothwendige Umbildung gefördert werden, sondern nur dadurch, daß in wachsender Anzahl sich kompetente Personen wieder am politischen Leben betheiligen — so unbequem das ist —, daß sie energisch und laut Front machen gegen illiberale Unduldsamkeit, gegen jene satte Zufriedenheit, die nach jeder neuen Niederlage die Schuld immer bei den anderen entdeckt, und gegen jene „taktische" und „staatsmännische" Prinzipienlosigkeit, die, um Sitze für die Fraktion oder um den äußeren Zusammenhalt der Fraktion zu retten, hier die Bewegungsfreiheit der Fraktion lähmt und dort die festen Grundsätze aus der Fraktion überhaupt herausdestillirt. Nicht der stumme Protest mit dem sozialdemokratischen Stimmzettel ist gegen solche Gepflogenheit ein geeignetes Mittel der Abwehr, sondern ein lautes Geltendmachen des entgegenstehenden Standpunktes, und für diese Aufgaben ist natürlich auch die freisinnige und liberale Tagespresse ganz unentbehrlich. Und darum ist es auch ein beachtenswerthes Symptom, daß gleichfalls die nationalliberalen Zeitungen jetzt immer nachdrücklicher fragen: wie kann dem Liberalismus sein Einfluß wieder erobert werden?

Die Renaissance des Liberalismus wird heute nicht durch Vollzugsausschüsse herbeigeführt werden, denen zu vollziehen nichts obliegen würde, da aus kleinen persönlichen und großen sachlichen Gegensätzen sich eine gemeinsame Politik nicht ergeben kann. Wenn die Bevölkerung in Versammlungen und die freisinnige und liberale Presse durch ihre rückhaltlose Kritik dessen, was ist, die alten Widerstände gebrochen haben wird und den Raum geschaffen hat für eine Politik, die die Thür zur Sozialdemokratie offen läßt, wie zu jenen Nationalliberalen, die in den alten liberalen Traditionen wurzeln, dann erst sind die Voraussetzungen für einen Vollzugsausschuß gegeben und für die Wiedergeburt des Liberalismus.

Ist die Unzufriedenheit die große Umgestalterin, so mag es sein, daß wir uns im ersten Stadium einer heilsamen Entwicklung befinden.

P. Nathan.

Leo XIII.

Man darf sagen, daß in die Epoche Gregors XVI. die Wanderjahre und in jene Pius IX. die Meisterjahre Pecci-Leos XIII. fallen. Ein ganzes Menschenalter wirkte dieser in der Hauptstadt Umbriens, bis er eines Tages die Würde eines Bischofs von Perugia mit der eines Bischofs von Rom vertauschen sollte. Der Kardinal-Bischof von Perugia war kein übertrieben liberaler Mann. Aber liberaler und nationaler gesinnt als der spätere Papst Leo XIII. war der Bischof Pecci von Perugia immerhin. Aus den Hirtenbriefen des Bischofs spricht auch mehr Weichherzigkeit als aus den Encykliken des Papstes. Einen fein gebildeten

Digitized by Google

Geist verrathen jene Hirtenbriefe. Dem Bischof war es lieb, der Welt zu zeigen, daß ein Montesquieu und ein Jouffroy, ein Cousin und ein Foscolo, ein Jules Simon und ein Taine auch für ihn gelebt; freilich hätte sich die Vorsehung solche geistvolle Instrumente ausgesucht, um gerade durch diese „Irregeführten" zu verkünden, wie der Mensch nicht denken und nicht handeln sollte. Mit Demaistre urtheilte Bischof Pecci über Voltaire und Rousseau: „Flüsse voll trüben Wassers, die einige Edelsteine mit sich führen."

Höher als die Theorien moderner Denker, die ihm mehr als Gymnastik des Geistes denn als moralische Thaten erscheinen, stellt er die modernen Erfinder. Warme Töne weiß er anzuschlagen, wenn er jener Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts gedenkt, die den Raum verengt, das Leben schöner und bequemer gemacht haben. Sendboten der göttlichen Vorsehung sind ihm Dampf und Elektrizität.

Daß der moderne Mensch sich nicht genug sein läßt an der materiellen Ausbeutung der Naturkräfte, sondern von den Fortschritten der Technik auch zu naturwissenschaftlichem Denken angeregt wird, ist freilich nicht nach dem theologischen Sinne des Papstes. Eines aber soll zu seinem Lobe gesagt werden: Leo XIII. hat nicht ganz vergessen, daß Bischof Pecci von Perugia einst die modernen Erfindungen und sogar die Naturwissenschaften gepriesen. Fünfundzwanzig Jahre war er als Papst am Ruder und hat kein einziges neues Dogma verkündigt, ganz im Gegensatz zu Pius IX., der, indem er durch neue Dogmen das Lehrgebäude der Kirche bereicherte, die moderne Zeit des allgemeinen wissenschaftlichen Strebens schwer herausforderte. Auch die Hoffnung mancher Zeloten, die da erwarteten, Leo XIII. werde jenes vatikanische Konzil, das sich vor nun einem Menschenalter unter Pius IX. vertagt, wieder zusammenrufen, ist unerfüllt geblieben. Leo XIII. hat es weise unterlassen, auf einem Konzil in die Schranken mit der Wissenschaft zu treten, die naturgemäß die Gegnerin der Dogmen ist. Der Syllabus, die unbefleckte Empfängniß Mariä, die Unfehlbarkeit des Papstes — es sind Werke, die der kurzsichtige Pius IX., nicht der kluge Leo XIII. geschaffen.

Papst Leo XIII. hat vielmehr seine Regierungszeit weise ausgenützt, um sich diplomatisch auseinander zu setzen mit den Fürsten der Erde, die sich angesichts der drohenden sozialen Umwälzung auf Glauben und Kirche stützen wollen, um mit Hilfe dieser übernatürlichen Mächte ihren eigenen Besitzstand zu wahren. Und Leo XIII. hat, indem er sich ganz der Politik widmete, große Erfolge erzielt.

Ein Erfolg freilich ist ihm versagt geblieben. Er verstand es nicht, sich in ein irgendwie freundliches Verhältniß zu seinem italienischen Vaterlande zu setzen. In allen seinen Kundgebungen äußerte sich die arge Verstimmung über die Undankbarkeit des offiziellen Italien. Wohl begreiflich, daß Leo XIII. verstimmt war. Er war ein Italiener, und Italien glich zeitweilig einem Kriegslager, von dem aus man den Vatikan beschoß. Der Papst fragte nicht viel nach Popularität; aber es war ihm doch unlieb, daß er von den Italienern nicht nach seinem hohen Werthe angesehen ward. Die Nation schätzt eben jedermann nach dem, was er ihr gibt; nach seinen anderen menschlichen, intellektuellen und moralischen Eigenschaften fragt sie nicht viel. Leo XIII., ein tüchtiger Diplomat, ein Reformator der vatikanischen Institutionen, ein geistlicher Friedensfürst, wenn man ihn in seinem Verhältnisse zu dem übrigen Europa, Italien ausgenommen, betrachtet — ein Schätzer und Förderer kirchlicher Gelehrsamkeit, willensstark und ethisch als Mensch und Geistlicher, nicht unbedeutend als Schriftsteller und ein sehr verständnißvoller Administrator der Kirche, also mit so vielen guten Eigenschaften ausgestattet, war doch, weit entfernt national zu sein, von Zeit zu Zeit italienfeindlich, antinational gestimmt. Gleich seinem Vorgänger Pio Nono empfand er sogar das Bedürfniß die europäischen Mächte gegen sein eigenes Vaterland anzurufen. That dies aber Pius, so geschah es unter dem unmittelbaren Eindrucke gewisser die Kirche demüthigender Ereignisse.

In spontaner unglücklicher Leidenschaft nannte Pius den Kaiser Wilhelm I. einen neuen Attila, und war der Papst — im ganzen ein Mann von psychopathischem Habitus — von dem ihn beherrschenden bösen Geiste erfüllt, so setzte er etwa den Bevollmächtigten des gewaltigen deutschen Kaisers, seinen eigenen einstigen Schützling, den Kardinal Fürsten Hohenlohe, vor die Thüre. So war Pius IX. . . . Anders Leo XIII. Er war maßvoll, überlegt, taktvoll, diplomatisch. Was ihm aber völlig fehlte und was sein Vorgänger reichlich besaß, das war die spontane Leidenschaft, die sich als Haß oder als Liebe zu geben pflegt. Bei Pio Nono äußerte sich der dem Papste innewohnende Impuls zuweilen auch als nationale Leidenschaft, und so verstand es dieser Papst sogar einen Augenblick, im Anfange seines Pontifikats, die Herzen der Italiener mit sich fortzureißen. Bei Leo XIII. sprudelte diese nationale Leidenschaft nie hervor.

Er war Italien gegenüber stets kühl. Er konnte nur über den Verlust Roms an Italien Klage führen, aber er wußte nicht diese ewigen Jeremiaden aufzuwiegen durch ein mit den Ideen, mit dem Streben, mit den Freuden der Nation mitfühlendes Wort über die Einheit des italienischen Nationalstaats, soweit sie eben fragmentarisch bestand, ehe ihr durch Rom die Krone aufgesetzt ward.

Wenn Leo XIII. von Italien als Italiener zu sprechen kam, sprach er mehr als Gegner denn als Sohn des Landes. Auch er, der Italiener, kennt ein Italien, auf das er stolz ist. Allein es ist nur das kirchliche Italien — das Italien, das die Basiliken und die Dome aufgebaut, die warmgestimmten religiösen Bilder gemalt, die religiösen Hymnen des Mittelalters gesungen, die Schlachten des heiligen Stuhls geschlagen, den Apostaten Scheiterhaufen aufgerichtet und die Reformation von sich abgewehrt hat.

Aber nie preist er jenes Italien, das sich gegen die Fremden erhoben, — jenes Italien, von dem Kurzsichtige meinen, daß es nur durch glückliche Abenteuer und durch die Gunst der launischen Fortuna, nicht aber durch die Verdienste seiner Söhne, durch deren heldenhafte Selbstverleugnung, durch seine Märtyrer auf den Schlachtfeldern, in den Gefängnissen und im Exil, durch die moralische, intellektuelle und diplomatische Arbeit eines ganzen Menschenalters geworden.

Der Schmerz über die Nationalitätslosigkeit eines großen Volkes, der einen Garibaldi sein legendäres Schlachtenroß besteigen ließ — der Schmerz, der einem Mazzini eine Prophetensprache eingab, die so rein menschlich klang wie die Sprache Jesajas und dabei metallen-national — der Schmerz, der einen Leopardi das leidende Antlitz bis zu jenem Wahnsinne verzerren läßt, der aus der Kluft zwischen dem feurigen nationalen Dichterideal und der persönlichen Willensohnmacht hervorgeht; — der Schmerz, der einen Cavour, den herkulischen Sohn Piemonts, sich frühzeitig in vielseitiger und genialer, dem zu begründenden Vaterlande gewidmeter wirthschaftlicher, politischer, publizistischer Arbeit verbrauchen läßt; — der Schmerz, der einen Victor Emanuel II., den Erben einer Hof spielenden, oberflächlichen, mit den Insignien der Macht tändelnden Dynastie zum verständnißinnigen Beschützer bürgerlicher Arbeit und zum Paladin einer begeisterten nationalen Erhebung machte . . . . dieser Schmerz, dieser große nationale Schmerz der Edelsten in Italien hatte sogar manchem Priester das Breviar aus den Händen genommen, um es ihn mit dem Schwerte oder mit der ins Herzblut getauchten Feder vertauschen zu lassen . . . dieser Schmerz hatte die geistlichen Denker Gioberti und Rosmini zu Gegnern des Jesuitismus und der weltlichen Herrschaft des Papstthums erzogen . . . . dieser Schmerz hatte alle redlich gesinnten Italiener in den Ruf Dante's, den Schlachtenruf gegen den mit weltlicher Herrschaft ausgestatteten Papst ausbrechen lassen: „O Konstantin, wie großen Uebels Mutter war jene Schenkung, die von Dir empfing der erste reiche Papst." . . . doch all dieses universelle nationale Weh ließ einen Pecci kalt.

Digitized by Google

Diejenigen, die päpstlicher sind als der Papst, behaupteten freilich, der Papst wäre italienischer als die Italiener und darum sein Grimm über das Italien, das so unitalienisch geworden.

Er wird in der Geschichte nie neben jene impulsiven Figuren gestellt werden, als die ein Gregor VII. oder Innocenz III. oder Julius II. im Andenken der Menschen fortleben. Von der großen Leidenschaft, die jene Heroen beseelte, ist nichts in ihm. Und doch, welch' ein Meister gerade in seiner Leidenschaftslosigkeit ist er! Die Barke Petri, die, als Leo XIII. sie bestieg, in allen Theilen leck schien und in den stürmischen Wogen der politischen und geistigen Kämpfe des Tages zu versinken drohte, hat dieser politischste unter den Päpsten des vergangenen Jahrhunderts von neuem widerstandsfähig gemacht und durch eine schwere Zeit glücklich gesteuert.

Er ist ein vielgesuchter Verbündeter geworden: Geschätzt von Deutschland in dem letzten Dezennium der Regierung Wilhelms I. und nicht minder geschätzt von dessen Nachfolger Wilhelm II., begehrt von dem despotischen, die katholischen Polen knechtenden Moskowitismus, dessen Heilige andere sind, als die Heiligen in dem Rom jenseits der Engelsbrücke; umschmeichelt bis zur Aera Loubet-Waldeck-Rousseau von dem republikanischen Frankreich, das nach einem Strahle päpstlicher Gnade lechzte, um damit seine Sümpfe, den Sumpf von Panama und den Dreyfus-Sumpf zu verklären; gehätschelt von England, das aus der Wunde Irland blutete, jenes Land, in dem der Papst noch mächtiger ist, als der König von Großbritannien; respektirt von Amerika, dessen Sternenbanner sich vor einer Macht verneigt, deren Anhänger sich auch jenseits des Ozeans, wo der Glaube gleichberechtigt ist mit der Gewissensfreiheit, in den letzten Dezennien des Jahrhunderts ein bedeutendes Terrain erobert haben.

Diese Erfolge des Papstthums, die so manche seiner Mißerfolge wettmachen, waren persönliche Erfolge Leos XIII., der, als er 1878 den Stuhl Petri bestieg, das Programm des Friedensfürsten in seiner Brust trug. Leo XIII. hat es insoweit verwirklicht, als es ein Papst zu verwirklichen vermag, der nicht nur er selber ist, sondern auch der Träger einer die Welt umspannenden Institution. Mächtiger als der Papst aber ist das Papstthum. Möchtiger als jener Leo, der einst der Bischof Gioacchino Pecci gewesen, war der Leo XIII., welcher der Nachfolger Pius IX. geworden.

Immerhin wird er der Geschichte angehören, nicht nur weil er lange gelebt und gewirkt, sondern auch weil er vieles geleistet, weil er eine Aera wahrhafter Staatskunst im Vatikan inaugurirt hat. Die Staatskunst hatte seit den Tagen Consalvi's keine Triumphe mehr im Reiche St. Peters gefeiert. Während der fünfzig Jahre zumal, seit Leo XII. bis auf Leo XIII., folgte nicht nur auf dem päpstlichen Stuhle, sondern auch in der päpstlichen Staatskanzlei Fanatiker auf Fanatiker. Wenn Staatskunst ohne Erfolg undenkbar ist, so steht ein Lambruschini oder Antonelli nicht weniger ruhmlos da als ein Gregor XVI. oder Pius IX. Wenn aber diese beiden Päpste mehr durch ihre Staatssekretäre gelenkt wurden als etwa diese durch jene, so änderte sich mit dem Einzuge Leos XIII. in den Vatikan die Sachlage ganz gewaltig. Der Papst diktirte fortan dem Staatssekretär, nicht dieser jenem. Leo XIII. hat in dem ersten Dezennium seines Regimes nicht weniger als drei Staatssekretäre verbraucht: die Kardinäle Franchi, Nina und Ludovico Jacobini — über dem zweiten und dritten Dezennium seiner Herrschaft schwebt der Name Rampolla del Tindaro. Auch dieser war während der ersten Hälfte seiner sechzehnjährigen Regierungsthätigkeit, von 1887 bis in die ersten neunziger Jahre, mehr Kreatur als Diktator — erst die letzten Jahre haben Wandel geschaffen. Die Aera Leos XIII. hatte sich zur Aera Leo-Rampolla modifizirt.

Rampolla war ziemlich ohnmächtig, als Fürst Bismarck noch in Amt und Würden stand. Da dem Papst Leo XIII. das staatsmännische Ideal einer Kooperation mit Bismarck in Europa vorschwebte, so war anfangs der Einfluß Rampolla's lahm, der weder Sympathien für Deutschland noch für den großen Kanzler hegte, sondern in die Staatskanzlei mit dem doktrinären Programm eingezogen war, eine kirchenstaatlich-französische Politik zu machen. Erleichtert athmete Se. Eminenz auf, als im Jahre 1890 der Sturz Bismarck's erfolgte. Seither war der Stern Rampolla's im Aufsteigen begriffen. Wie das Scheiden Bismarck's von der Leitung der deutschen Politik eine Baisse der internationalen Autorität Deutschlands zur Folge hatte, so sank der deutsche Einfluß namentlich bei der Kurie. „Wenn Bismarck nur auf einen Knopf drückte, so klingelte es in ganz Europa", hörte man später Dr. von Schlözer sagen, den vieljährigen preußischen Gesandten am Vatikan. Und er fügte hinzu: „Zur Stunde, als der Fürst aus dem Amte schied, hatte ich das Gefühl, als ob ich nicht mehr mit demselben Nachdrucke wie früher im Vatikan auftreten könnte — sprach ich doch nicht mehr wie einst im Namen eines Gewaltigen, vor dem sich auch der eiserne Wille des Papstes beugte."

Die intime Allianz Deutschlands mit Italien verstimmte nach und nach den Papst auch gegen Deutschland. All sein Sinnen war eben auf die wenigstens moralische Rehabilitirung des Dominium temporale gerichtet. Wenn aber das Papstthum heute wieder in den Besitz Roms käme, das Leo XIII. immer und immer von neuem reklamirte, so könnte es desselben unmöglich mehr froh werden. Die staatliche Macht Italiens ist es, die dem spirituellen Walten des Papstes jene Sicherheit verbürgt, die ihm in den letzten Jahren, da der Kirchenstaat noch bestand, gefehlt hatte. Wenn Papst Leo XIII. eine Messe in St. Peter las, so waren es italienische Karabinieri, die den Petersplatz flankirten und jede Gefahr von dem Souverän des Katholizismus fernhielten. Es ist nicht Zufall, daß in unserem Zeitalter sporadischer Anarchie, in welchem frevle Hände mit Dynamit und anderen Explosivstoffen so geschickt hantiren, gerade vom Vatikan jedes Attentat ferngeblieben ist. Man hat manchmal gehört, daß vor dem Quirinal Bomben platzten. Dem Vatikan ist nichts Aehnliches widerfahren. Wie kommt das? Die weltlichen Gewalten Roms behüten mit unsagbarer Wachsamkeit den Vatikan. Den Regierenden Italiens war und ist es eben peinlich, immer und immer wieder von dem klerikalen Europa des Vergehens geziehen zu werden, daß sie dem Oberhaupte der Kirche nicht jenen Respekt angedeihen ließen, auf den es Anspruch hätte. Und so verdoppelt und verdreifacht die italienische Regierung ihre Sorgfalt für das Wohlergehen des Papstes. Leo XIII. freilich ignorirte vornehm alle jene Maßregeln der italienischen Regierung, die seiner persönlichen Sicherheit und der Integrität der kirchlichen Institutionen in Rom zu Gute kamen, und er hatte es sich nicht einmal abgewöhnt, zu lamentiren, daß er von der profanen Staatsgewalt in seinen heiligsten Gefühlen verletzt würde.

Und doch ist es schon lange, sehr lange her, daß der Pöbel Roms die Leiche Pio nonos insultirte; seither hat sich keine eklatante Verletzung lebender oder todter kirchlicher Machtträger in Rom ereignet.

Wie alle Gegensätze, wenn sie zu lange andauern, an Schärfe verlieren, so ist es auch dem Papstthum in seinem Verhältniß zum italienischen Königthum ergangen. Wenn es nicht Papst Leo XIII. selbst gewesen wäre, der von Zeit zu Zeit in seinen üblichen Tiraden der Welt verkündigte, daß er in dem Rom, wie es jetzt ist, nicht leben, nicht mit Würde seines Amtes walten könne, man möchte von den thatsächlichen Verhältnissen keineswegs ablesen, daß dem so sei. Hat das Papstthum nicht seit den letzten fünfundzwanzig Jahren gewaltig an Prestige gewonnen? Konnte nicht Papst Leo XIII. sogar als Prätendent auf das dominium temporale in aller Freiheit zu den Gläubigen der ganzen Welt sprechen? Gerade unter dem Schutze der weltlichen Macht durfte sich der Papst sicher fühlen. Macaulay empfahl vor mehr als einem halben Jahrhundert dem Papstthum, sich aller äußeren Attribute zu entkleiden, und dem Papste, um ein Zeichen der Demuth zu geben und

Digitized by Google

doch stolz zu zeigen, wie sehr er, wenn auch der äußeren Mittel entblößt, durch die Idee allein wirkte, sich in einem Mansardenzimmer irgend eines Pariser Zinshauses anzusiedeln, um von dort aus die Welt zu beherrschen. Das Papstthum hat sich mit dem geistvollen Paradoxon Macaulay's noch immer nicht befreunden gelernt. Ein Mansardenraum ist es noch immer nicht, auf den es sich zurückgezogen. In den angeblich 11 000 Gemächern, die der Vatikan enthält, bewegten sich in aller Freiheit der Papst und seine Mannen. Doch die ideelle Wahrheit des Macaulay'schen Ausspruches empfindet derjenige, der da sah, wie das des Kirchenstaates „berandte" Schiffein Petri dadurch, daß es unter Pius IX. so viel materiellen Ballast über Bord geworfen hatte, unter Leo XIII. flotter dahinsegelte und den Stürmen der Zeit Stand halten konnte.

Die letzten Jahre des Papstes blieben nicht unberührt von den der Kirche in Frankreich bereiteten Niederlagen. Die Frage trat an den Papst ernstlich heran, ob sein Staatssekretär gut gethan habe, die Kurie zu sehr an Frankreich zu fesseln.

Wenn sich der Vatikan nach Bismarck's Sturze und nach dem Ausscheiden des preußischen Gesandten v. Schlözer aus der diplomatischen Laufbahn von Deutschland entfernte und sich Frankreich zuneigte, so war dies in erster Linie das Werk des deutschfeindlichen und dem Jesuitenthum gewogenen Kardinal-Staatssekretärs. Die Jahre, in denen unter der Präsidentschaft Felix Faure's das Kabinett Méline in Frankreich am Ruder war, bedeuteten das intimste Einvernehmen zwischen Vatikan und Elysée. Die Reaktion in Frankreich vollzog sich unter dem Patronat des Kardinal-Staatssekretärs, der nun dem Papste diktirte.

Noch flammte ab und zu ein Funke von Selbständigkeit auch aus der Seele des greisen und physisch schwachen Papstes auf. Doch war der Leo XIII. des letzten Dezenniums nicht mehr derselbe, der er früher gewesen. Und so war denn auch die Staatskunst der Kurie, über welcher der Geist Rampola's schwebte, nicht mehr so glücklich in ihren Erfolgen, wie früher, als Leo XIII. das Ruder noch fest in Händen hielt. Wie viel Mühe gab sich die Kurie, den Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten von Amerika hintenanzuhalten, um sich der Königin-Regentin Christine gefällig zu erweisen! Alle Intervention des Vatikans, alle Arbeit des Madrider Nuntius einerseits und des amerikanischen Bischofs Monsignore Ireland von St. Paul in Minnesota andererseits war vergeblich. Auch als der Krieg schon ausgebrochen war, bemühte sich der Papst umsonst für seinen Schützling Spanien.

An dem Versuche, einen regelmäßigen diplomatischen Verkehr mit England und der Hohen Pforte herzustellen, scheiterte gleichfalls die Kurie. Ein gewisser Unstern waltete in den letzten Jahren des Papstes über der Staatskunst der Kurie.

Allein, waren auch die letzten Jahre des Papstes nicht mehr so ruhmgekrönt wie seine frühere Regierungszeit, in welcher er Erfolg auf Erfolg erntete, so blieb doch das Renommee seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit unangetastet. In ununterbrochener Arbeit gingen seine Tage dahin. Er arbeitete bis zur jüngsten Gegenwart vom Morgen bis zum Abend, auch als seine Kräfte infolge der Krankheit zu sinken begannen. Man erzählt Wunder von seiner Mäßigkeit in Hinsicht auf Speise und Trank, und auch des Schlafes bedurfte er bis vor kurzem nicht viel. So mußte es kommen, daß die Person Leos XIII. nicht nur den Anhängern, sondern auch den Gegnern der Kirche Achtung einflößte. Sein Pontifikat ist das bedeutendste im neunzehnten Jahrhundert gewesen.

Wien. Sigmund Münz.

Willensfreiheit und Recht.

Daß das Prinzip der Arbeitstheilung auch im wissenschaftlichen Betriebe immer mehr zur Herrschaft gelangt ist und ein weitgehendes Spezialistenthum hervorgebracht hat, ist eine Thatsache, die man beklagen mag, die aber bei dem ungeheuren Anwachsen des wissenschaftlichen Stoffes auf allen Gebieten als etwas Unabänderliches hingenommen werden muß. Gibt es heutzutage keine universellen Geister mehr, die das gesammte gelehrte Wissen ihrer Zeit umfassen, so übersteigt sogar innerhalb einer einzelnen Wissenschaft die Fülle des Materials das Maß der menschlichen Leistungsfähigkeit, so daß sich auch hier die Spezialisirung in stets zunehmendem Grade als nothwendig erwiesen hat. Die großen und schweren Nachtheile dieser Entwicklung liegen auf der Hand und sind oft und laut genug betont worden. Das Bedürfniß, ihnen ein Gegengewicht zu schaffen, hat denn auch, sobald es gefühlt wurde, die Anregung zu mannigfaltigen Bestrebungen gegeben, die, zu praktischer Ausgestaltung gelangt, manchen Nutzen gestiftet und Werthvolles zu Tage gefördert haben.

Diesem Bedürfniß ist auch ein Plan entsprungen, der im vorigen Sommer in Göttingen in die Wirklichkeit umgesetzt wurde. Je ein Mitglied der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät der dortigen Universität haben sich zusammengethan und einen Verein ins Leben gerufen, dem sie den Namen „psychologisch-forensische Vereinigung" beilegten. Ihm gehören nicht nur zahlreiche Dozenten aus den genannten Fakultäten an, sondern auch eine große Anzahl von Männern, die ihre Wissenschaft im praktischen Berufe ausüben, wie Aerzte und Anwälte, Richter und Staatsanwälte. Selbst der juristische Nachwuchs der Referendare ist vertreten und zeigt damit wieder einmal, daß er besser ist, als vielfach sein Ruf. Die Aufgabe, die sich die Vereinigung gestellt hat, besteht darin, durch Vorträge und freien persönlichen Gedankenaustausch, eventuell durch Veröffentlichung von Aufsätzen und späterhin durch Gründung einer eigenen Zeitschrift im Interesse gegenseitiger Anregung und Belehrung die Erörterung und Klärung von Fragen zu fördern, die das psychologische, medizinische und juristische Gebiet oder doch wenigstens zwei dieser Gebiete gleichzeitig berühren.

Derartige auf den Grenzgebieten liegende Fragen gibt es aber in Menge. Ganz besonders an den praktischen Juristen treten Probleme heran, derer er mit dem juristischen Handwerkszeug allein nicht Herr werden kann. Schon die bloße Würdigung der Zeugenaussagen im Zivil- und Strafprozeß, die Ermittlung der Wahrheit und die Beurtheilung der Persönlichkeit des Angeklagten im letzteren setzen psychologische Kenntnisse voraus. Gewiß können solche durch langjährige Erfahrung in der Praxis erworben werden, aber eine auf wissenschaftlichen Studien beruhende psychologische Durchbildung ist höchst wünschenswerth, sie schärft den Blick und erleichtert die Aneignung dessen, was man Menschenkenntniß nennt, ganz ungemein. Wie sehr die Beschäftigung mit psychologischen Problemen für den Juristen geboten ist, zeigen die vielbesprochenen experimentellen Versuche über den Werth oder Unwerth der Zeugenaussagen, wie sie neuerdings besonders von dem Privatdozenten Stern in Breslau angestellt sind.

Wenn auch die im Anschluß an die Stern'schen Beobachtungen geäußerte Ansicht, daß der Zeugenbeweis nahezu gänzlich unbrauchbar für die Rechtsfindung sei, sich als erhebliche Uebertreibung darstellt, so haben sie doch andererseits gezeigt, daß der Richter bei Werthung der Aussagen allen Anlaß zur Vorsicht und kritischen Sichtung hat, und daß das bequeme Verfahren, ein eidliches Zeugniß stets und solange, als nicht ganz besondere Umstände dagegen vorliegen, als der Wirklichkeit entsprechend anzusehen, durchaus nicht am Platze ist.

In noch höherem Maße, als psychologische Bildung zur Beurtheilung normaler Seelenzustände, sind psychiatrische Kenntnisse dem Richter von Nöthen, wenn er es mit patho-

Digitized by Google

logischen Erscheinungen auf geistigem Gebiete zu thun hat. Ich erinnere z. B. an das Entmündigungsverfahren, in dem der Richter zu entscheiden hat, ob die zu entmündigende Persönlichkeit in solchem Grade geisteskrank oder geistesschwach ist, daß sie ihre Angelegenheiten nicht mehr zu besorgen vermag. Steht dem Richter dabei auch das Gutachten des Psychiaters zur Seite, so darf er, wie übrigens von den deutschen Psychiatern überwiegend anerkannt wird, dem Gutachten sich doch nicht blind unterwerfen, vielmehr ist die Würdigung desselben seine Sache, da er allein für den schweren Eingriff in die Rechtssphäre des Entmündigten, der in der Entziehung der Handlungsfähigkeit liegt, die Verantwortung trägt. Wie soll er das mit gutem Gewissen können, wenn er nicht bis zu einem gewissen Grade psychiatrische Kenntnisse besitzt, um dem Gutachten nicht völlig hilflos gegenüberzustehen! Ja, selbst wenn eine kritische Stellungnahme nicht seines Amtes wäre, dürften ihm zum Verständniß des Gutachtens diese Kenntnisse nicht fehlen. Und daß eine — selbstverständlich mit größtem Takt und in dem Bewußtsein, trotz allem nur Laie zu sein, ausgeübte — kritische Thätigkeit erforderlich ist, läßt sich um so weniger leugnen, als zum Sachverständigen vielfach, ja, nach einer kürzlich ergangenen Verfügung des preußischen Justizministers sogar regelmäßig, der Kreisarzt hinzugezogen werden muß. Nun tritt man wohl den Kreisärzten trotz des neuerdings auf ihre psychiatrische Ausbildung gelegten größeren Gewichts gewiß nicht zu nahe, wenn man annimmt, daß sie es mit dem Irrenarzt, dem eine so viel größere klinisch-psychiatrische Erfahrung zur Seite steht, nicht aufnehmen können. Bei dem großen Arbeitsfeld des Kreisarztes, der in den verschiedensten Fragen der Sozialhygiene, der Sanitätspolizei u. dergl. Bescheid wissen soll, ist es nicht zu verlangen, daß er unter allen Umständen in den Schwierigkeiten des Entmündigungsverfahrens völlig auf der Höhe steht. Dazu kommt noch, daß es sich nicht bloß um die Feststellung der geistigen Erkrankung handelt, sondern um die Frage, ob der Erkrankte in Folge derselben an der Besorgung seiner Angelegenheiten völlig oder bis zu einem gewissen Grade gehindert ist. Daraus folgt zugleich, daß umgekehrt auch der Mediziner zur Erstattung eines derartigen Gutachtens eines gewissen juristischen Wissens nicht entbehren kann.

Eine noch größere Rolle spielt die Ermittlung des Geisteszustandes, wenn es in Frage steht, ob jemand für die Folgen seiner Handlung aufzukommen hat oder nicht. Vorwiegend handelt es sich da um strafrechtliche Folgen, wenngleich es auch auf zivilrechtlichem Gebiete für die Haftung auf Schadenersatz oder aus abgeschlossenen Rechtsgeschäften häufig genug praktisch wird. Das Strafgesetzbuch sowohl, wie ihm folgend das bürgerliche Gesetzbuch stellen den Satz auf, daß die Verantwortlichkeit eines Menschen ausfällt, wenn er sich zur Zeit der Handlung in einem „die freie Willensbestimmung" ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand. Steht dies fest, so zieht die Handlung weder zivilrechtliche noch strafrechtliche Konsequenzen nach sich. In allen diesen Fällen tritt also an den Richter sowohl, wie an den medizinischen Gutachter, der sich über die Zurechnungsfähigkeit eines Menschen äußern soll, die Nöthigung heran, sich mit einem Begriffe abzufinden, der nun einmal als gesetzliches Erforderniß aufgestellt ist, wenngleich um ihn in der Wissenschaft noch immer ein heftiger Kampf geführt wird. Durch Aufstellung dieses Erfordernisses hat das positive Recht zum Kriterium für die Zurechnungsfähigkeit das Vorhandensein, für die Unzurechnungsfähigkeit das Fehlen der Willensfreiheit bei dem betreffenden Individuum gemacht und sich damit auf den Standpunkt des Indeterminismus gestellt, wonach der menschliche Wille an sich frei und nicht, wie alles übrige in der Welt der Erscheinungen, kausal bedingt sei. In der Praxis allerdings, wenn es gilt, die Unzurechnungsfähigkeit in einem konkreten Falle festzustellen, ist mit der theoretischen Formel des Gesetzes nicht viel anzufangen. Ob die Freiheit des Willens, die der Mensch an sich besitzen soll, ausnahmsweise ausgeschaltet ist, kann praktisch doch nur dadurch erkannt werden, daß eine geistige Störung festgestellt wird, die einen gewissen Stärkegrad erreicht hat. Nimmt man nun, wie es das Gesetz thut, als Maßstab für den Grad der Störung, bei dem die Unzurechnungsfähigkeit eintritt, das Aufhören der Willensfreiheit an, so setzt man als Merkmal ja gerade diejenige Größe ein, die man erst suchen will. Stellt man nach dem Wortlaut des Gesetzes einen „die freie Willensbestimmung" ausschließenden geistigen Defekt fest, so muß man eben nothgedrungen vorher nach bestimmten sachlichen Momenten einen gewissen erheblichen Grad desselben ermittelt haben, aus dem man den Schluß zieht, daß der Thäter im Sinne des Gesetzes nicht über die freie Willensbestimmung verfügt. Die freie Willensbestimmung selbst aber kann niemals ein praktisch verwerthbares Kriterium abgeben.

Es ist daher erklärlich, daß bei der Entscheidung das subjektive Ermessen einen weiten Spielraum einnimmt, natürlich vor allem bei den sogenannten Grenzzuständen. Während die Psychiatrie dank ihrer großen Fortschritte viele Erscheinungen als auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten liegend erkennen gelernt hat, ist der Laie, also auch der Richter, der mit der schnellen Weiterentwicklung jener Wissenschaft nicht hat Schritt halten können, nur zu sehr geneigt, diese Erscheinungen so zu bewerthen, wie sie „der gesunde Menschenverstand" von jeher bewerthet hat, als sittliche Mängel, Verfehlungen und Verkehrtheiten. Beispiele davon haben wir in verschiedenen Sensationsprozessen der jüngsten Zeit erlebt. Gewiß werden derartige Differenzen zwischen Sachverständigen und Richtern nicht gänzlich verschwinden, da die Psychiatrie nicht in dem Maße eine exakte Wissenschaft ist, daß alles nach fester Erfahrungsweise verliefe, so daß die Möglichkeit des Zweifels ausgeschlossen wäre. Aber je mehr der Richter sich mit dem Arbeitsgebiet des Psychiaters vertraut gemacht hat, desto eher wird er ihm und seinen Ausführungen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Dagegen würde die Beseitigung des Begriffes der Willensfreiheit aus dem positiven Recht praktisch von keiner Bedeutung sein, da er, wie erwähnt, für die Scheidung zwischen Zurechnungsfähigkeit und Unzurechnungsfähigkeit eine verwendbare Handhabe nicht bietet. Demnach könnte der Streit zwischen Determinismus und Wahlfreiheit als eine Angelegenheit betrachtet werden, die auf rein philosophischem Gebiete zum Austrag zu bringen sei. Und in der That kümmert sich auch der Zivilrechtler sehr wenig um dies Problem. Mag sich die Philosophie für oder gegen die Willensfreiheit entscheiden, er zweifelt nicht an der Möglichkeit des zivilrechtlichen Verschuldens, der zivilrechtlichen Verantwortlichkeit. Anders im Strafrecht! Hier hat man allerdings die Grundbegriffe: Verantwortlichkeit, Schuld, Zurechnungsfähigkeit, Vergeltung und Strafe mit der Frage der Willensfreiheit oder -unfreiheit in engste Verbindung gebracht. Man hat ausgeführt, daß sie nur vom Standpunkt der Willensfreiheit haltbar seien und daß, wer diese leugne, auch jene aufgeben und zu einer von unseren heutigen Anschauungen weit abweichenden Gestaltung des Strafrechts kommen müsse.

Der Widerlegung dieser Meinung war ein Vortrag gewidmet, der unter dem Titel: „Willensfreiheit und Strafrecht" in der einga gs erwähnten psychologisch-forensischen Vereinigung von dem Strafrechtslehrer Professor v. Hippel in Göttingen gehalten wurde.*) Der Vortragende, der sich als überzeugter Determinist bekannte, kam zu dem Ergebniß, daß „der Determinismus unsere heutigen strafrechtlichen Grundbegriffe nicht nur nicht verwerfe, sondern daß er sie bestätige und allein befriedigend zu erklären vermöge". Seine interessanten, in vieler Hinsicht durchaus zutreffenden und beifallswürdigen Ausführungen erscheinen nur allerdings gerade in dem entscheidenden Punkte nicht überzeugend.

*) Abgedruckt auch in der Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft.

Digitized by Google

Ausgehend von der Feststellung des Begriffes „Willensfreiheit“ als der Fähigkeit des Menschen unter genau denselben Verhältnissen sowohl so, wie er gehandelt, als auch anders wollen und handeln zu können, und der Lehre des Determinismus, wonach derselbe Mensch in der gegebenen Situation nur so wollen und handeln konnte, wie er gehandelt hat, aber nicht anders, betont er, daß beiden Meinungen weder die Bedeutung von Weltanschauungen noch von Lebensregeln zukomme, sondern daß sie lediglich als verschiedene Auffassungen über das Zustandekommen der einzelnen menschlichen Handlungen anzusehen seien. Er unterzieht dann die bekannten, für das Vorhandensein der Willensfreiheit angeführten Beweisgründe, insbesondere das dem Menschen innewohnende Freiheitsgefühl, einer Kritik, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, ebenso wenig wie auf die weiteren mit der wissenschaftlichen Begründung des Determinismus sich beschäftigenden Darlegungen. Dagegen interessirt hier die Argumentation, mittelst deren die strafrechtlichen Grundbegriffe mit dem Determinismus in Einklang zu bringen versucht werden.

Die Anhänger der Willensfreiheit haben diese Vereinbarkeit nämlich mit folgenden Erwägungen bestritten: da die strafrechtliche Verantwortlichkeit grundsätzlich ein Verschulden voraussetzt, ja bedeutet das Schuldurtheil einen Vorwurf gegenüber dem Thäter. Fehlt nun dem Thäter die Möglichkeit des Andershandelnkönnens, mußte er auf Grund des Kausalitätsgesetzes rechtswidrig handeln, so kann man ihm so wenig einen Vorwurf machen, wie dem Ziegel, der vom Dache fallend einen Menschen verletzt; zugleich entfällt der Unterschied zwischen zurechnungsfähigen und unzurechnungsfähigen Personen und die Möglichkeit, Vergeltung zu üben und zu strafen, weil es sich um ein dem Satze vom zureichenden Grunde unterliegendes, also um ein kausalnothwendiges Geschehen handelte. Daraus folgt, daß sich ein strafrechtliches Einschreiten nur von dem Gesichtspunkt der Sicherung der Gesellschaft gegen ihr gefährliche Individuen rechtfertigen läßt, wobei es thöricht wäre, erst die wirkliche Begehung von Straſthaten abzuwarten, statt durch Präventivmaßregeln gefährliche Personen dauernd oder bis zur Ungefährlichkeit unschädlich zu machen.

Daß derartige Konsequenzen, denen bekanntlich thatsächlich das Wort geredet ist, unter keinen Umständen zu praktischer Geltung gelangen dürfen, ist ja klar. Auch v. Hippel betont dies und erklärt es für absolut ausgeschlossen, „daß wir irgend einer Behörde die Befugniß verleihen könnten, ad libitum zu erklären, was sie für gefährlich und deshalb der Unterdrückung für würdig hält und was nicht. Denn wir würden damit Vermögen, Ehre, Freiheit und Leben der Bürger der staatlichen und beamtlichen Omnipotenz ausliefern. Deshalb können polizeiliche Präventivmaßregeln, welche in die Rechtssphäre des einzelnen eingreifen, stets nur in bestimmt begrenzten Fällen gestattet werden. Und deshalb kann auch die Strafe als Reaktion auf begangenes Unrecht nur in denjenigen Fällen eintreten, in welchen das Gesetz sie ausdrücklich zuläßt.“ Wenn er hinzufügt, daß diese rein politischen Erwägungen mit dem Problem der Willensfreiheit überhaupt nichts zu schaffen hätten, so ist dies ein Standpunkt, dem man nur beipflichten kann; wenn er dagegen, wie bereits angedeutet, die strafrechtlichen Grundbegriffe durch den Determinismus sogar erklären will, so kann ich ihm nicht folgen.

Er acceptirt die Anschauung der Vertreter der Wahlfreiheit, daß die strafrechtliche Verantwortlichkeit ein Verschulden voraussetze, und daß das Schuldurtheil einen Vorwurf bedeute, und führt aus: der Determinismus entnehme den Vorwurf gerade daraus, daß die That das nothwendige Produkt der Eigenart des betreffenden Menschen unter bestimmten äußeren Verhältnissen war.

„Dieser Mensch war es, bei welchem eine gegebene Situation bestimmte Vorstellungen erzeugte; er war es, für den diese Vorstellungen einen bestimmten seiner Eigenart entsprechenden Gefühlswerth erlangten, derart, daß in dem Kampf der Gefühle pro et contra die zur That drängenden schließlich überwogen. Deshalb ist die That ihm gegenüber nichts Zufälliges, sondern der Ausdruck seiner Gesinnung. Und deshalb lautet der durchaus berechtigte Vorwurf, welchen der Determinismus erhebt: Du bist ein schlechter oder ein unbesonnener Mensch, weil du das gethan hast Und weil du schlecht oder unbesonnen gehandelt hast — nicht weil du auch umgekehrt hättest handeln können — deshalb strafen wir dich.“

Hiernach sei es unbestreitbar, daß der Determinismus die Bestrafung von einem Schuldurtheil im Sinne eines Vorwurfs abhängig mache, von dem Vorwurf nämlich eines schlechten oder unbesonnenen Verhaltens, und es sei auch weiter klar, daß sich dieser Vorwurf nur bei vorsätzlichen oder fahrlässigen Handlungen zurechnungsfähiger Menschen, also gerade da, wo das positive Recht Verschulden annehme, erheben lasse. Es bleibe also auch der Unterschied zwischen Zurechnungsfähigen und Unzurechnungsfähigen, und Sicherungsmaßregeln gegen letztere unterschieden sich für den Determinismus von der Bestrafung ersterer grundsätzlich und wesentlich dadurch, daß sie kein abfälliges ethisches Werthurtheil, keinen Schuldvorwurf zum Ausdruck brächten. Auch die Vergeltungsstrafe bleibe für den Deterministen aufrecht erhalten, da das menschliche Vergeltungsbedürfniß ein Ausfluß des Selbsterhaltungstriebes sei, welcher zu gewaltsamer Selbstbehauptung gegenüber gewaltsamen Verletzungen dränge.

Letzteres ist gewiß richtig, und es läßt sich die Vergeltung, nimmt man den Begriff lediglich im objektiven Sinne, durchaus mit dem Determinismus vereinigen, weil man dann von einem Verschulden des Thäters absehen und ihm ein Uebel lediglich nach Maßgabe der objektiven Bedeutung der That zufügen kann. Anders steht es dagegen mit den übrigen Darlegungen. Wie man auf deterministische Erwägungen gestützt jemandem den Vorwurf schlechten oder unbesonnenen Verhaltens machen will, ist schlechterdings unerfindlich. Daß die That das nothwendige Produkt der Eigenart des betreffenden Menschen unter bestimmten äußeren Verhältnissen war, wie v. Hippel sagt, rechtfertigt doch nicht, sie ihm zum Vorwurf zu machen. Denn die Eigenart des Thäters ist ja ebenso kausal bedingt, d. h. das nothwendige Schlußglied einer in den Einzelheiten unübersehbaren Kausalkette, wie jedes Ding in der Erscheinungswelt. Kommt nun die That durch das Zusammenwirken zweier gleichwerthiger Faktoren, nämlich der äußeren Situation und der individuellen Eigenart des Thäters zu Stande, so können wir aus der letzteren, da sie ja ebenfalls eine durch das Zusammenwirken vieler Ursachen nothwendig erwachsene Wirkung darstellt, ebenso wenig einen Vorwurf für den Thäter herleiten, wie aus der ersteren. Ein ethisches Werthurtheil ist also auf deterministische Gründe nicht zu stützen.

Man muß demnach ebenso wie die Willensfreiheit auch den Determinismus zur Erklärung der strafrechtlichen Grundbegriffe ganz aus dem Spiele lassen. Die menschliche Gesellschaft bedarf, um ein gedeihliches Zusammenleben überhaupt zu ermöglichen, eines Schutzes gegen die ihre Interessen störenden Individuen. Diesen Schutz gewährt die Rechtsordnung und zwar das Strafrecht durch das besondere Mittel der Androhung und des Vollzugs eines Uebels, der öffentlichen Strafe. Weil dieses Mittel unentbehrlich zur Aufrechterhaltung des menschlichen Gemeinschaftslebens ist, strafen wir. Allerdings bestrafen wir nur den normalen, d. h. den geistig reifen und geistig gesunden Thäter. Stellen wir fest, daß die That lediglich einem krankhaften Seelenzustand entsprungen ist, so strafen wir nicht, ebenso wenig wie wir grundsätzlich zivilrechtliche Folgen an solche Handlungen knüpfen. Denn das praktische Bedürfniß erfordert eine derartig verschiedene Behandlung. Das Recht zu strafen ist eben, unabhängig von dem Problem der Willensfreiheit oder -Unfreiheit, ein Postulat der praktischen Vernunft.

Burgdorf i. H. A. Thiesing.

Digitized by Google

Juniwochen in Südrußland.

Tagebuchblätter.

III. Warschau.

Wie schnell man sich an das Zurücklegen der weiten Entfernungen gewöhnt! Es scheint mir bereits unter meiner Würde, den Zug zu einer Fahrt, die weniger als vierundzwanzig Stunden währte, zu besteigen.

Es ist etwas Grausames um die Ankunft in Rußland. Der lange Bahnhof plötzlich von der geschlossenen Linie weißrockiger Gendarmen umstellt. Der Paß rüde abgefordert. Man sieht sich in einen Raum gedrängt, aus dem es zunächst kein Vorwärts und kein Rückwärts gibt. Die Kofferjagd beginnt. Jedes Buch wird einzeln durchblättert.

Ihr Thoren, die ihr im Koffer sucht! Sogar den lieben, alten „Oncle Benjamin", in dem ich auf der Fahrt gelesen, hab' ich der K. K. österreichisch-ungarischen Eisenbahnverwaltung als Angebinde hinterlassen.

Aber ist das überstanden, so reist es sich sehr angenehm in Rußland. Diese Wagen sind bequem, luxuriöser eingerichtet als die unseren, und namentlich die Toilettenzimmer sind vortrefflich. Für einen Rubel schon wird Bettwäsche geliefert. Und es schläft sich gut in diesen russischen Schlafwagen, wie in allen russischen Betten. Mich dünkt, es wäre für die Russen besser, ihre Betten wären schlechter.

Nicht einer in diesem Salonwagen, in dem ich Kischinew verlasse, — und es befindet sich ein General mit seinem Stabe unter den Mitreisenden, der nicht den „Bessarabetz" aus der Tasche zöge.

Das aber ist das Charakteristische für dies Rußland: betritt man nur den Speisewagen, in dem man mit den Reisenden der 2. Klasse zusammenkommt (und es gibt ihrer vier wie bei uns), so trifft man auf ganz unwahrscheinliche Gestalten. Exzentrisch die Kleidung, undeutbar die Züge des Gesichts. Als wären 's Ausgeburten E. Th. A. Hoffmann'scher Phantasie! Automaten, denen es beliebt hat, Fleisch und Blut anzunehmen und nach Warschau zu reisen. Männer und Frauen bei dieser sinnbethörenden Hitze in dicke Wintermäntel eingehüllt. Ja, was für Temperaturen sind diese Menschen denn gewöhnt? Oder sind sie ganz unempfindlich?

Ich bekomme hier in Rußland zum ersten Mal einen Eindruck von dem, was Asien ist.

* * *

Ich stehe in der Kuppellaterne der evangelischen Kirche. Warschau liegt zu deinen Füßen. Das breite, graue Band der Weichsel und die beiden stolzen Brücken, die darüber führen. In greifbarer Nähe die goldenen Kuppeln der Alexander-Newskij-Kathedrale, ein majestätischer Bau. Gothische Thürme ringsum, die Häuser überragend. Renaissance-Paläste und brettgefügte, moderne Sandsteinbauten. Die Häuser eigenartig, zum Theil ganz pittoresk anmuthend. Diesem Warschau wirklich sieht man es an, daß es eine Vergangenheit hat, und daß diese Vergangenheit stolz war.

Hier in Warschau hat man einem Dichter ein Denkmal errichtet, in dem es zum Ausdruck kommt, daß man in ihm den Nationalheros ehrt.

Welch Leben und Treiben auf den Straßen! Viel Eleganz und sehr viel Armuth, und beides scheinbar unvermittelt nebeneinander. Nackte Füße und elegante Stiefeletten treten dies Pflaster unterschiedlos. Herren und Damen ganz chic gekleidet, und daneben Juden in ihren langen Röcken, und Uniformen aller Art dieses uniformenseligen Rußlands. Um die Abendstunde lange Züge seltsam gekleideter Landarbeiterinnen, die wie Eskimos aussehen. Gefährte aller Art durcheinander, Equipagen des Adels, Karren der Landbevölkerung und die vielen schnellen, glöckchenbehangenen Droschkenpferde. Eleganz und Elend buntgemischt.

Sieht man aber genauer zu, so wird man gewahr, daß dies Elend echt, diese Eleganz aber unecht ist. Man flanirt in Warschau in der Mode von gestern.

Ich studire die Warschauer Läden. Immer wieder muß man sich überzeugen: .made in Germany. Wo sind die unverkäuflichen kunstgewerblichen Gegenstände der achtziger Jahre geblieben? In Warschau, in Rußland. Wo die unverkauften Stoffe, Gardinen, Tapeten? Ebenda. Dies Rußland erscheint in industrieller Hinsicht wie ein breiter Strom, dessen heilige Fluthen alles mit sich führen, was sich in Deutschland überlebt hat.

Ich kaufe für meinen Jungen ein Spielzeug und wähle eine Scheibe, die russische Schriftzeichen trägt. Ich packe sie in meinem Hotel noch einmal aus und gewahre — die deutsche Preisauszeichnung. Das nimmt mir die letzte Illusion. Ein Glück, daß ich dieses räudige, verlorene Schaf aus deutscher Herde wenigstens nicht zu verzollen brauche, da ich es seiner Heimath wiedergebe.

Die Welt wird uniform: der Clou der polnischen Operette im Nowosei-Theater ist der cake-walk. Original ist nur der Beifall, dieser nicht endende, dröhnende Applaus, von dem sich deutsche Theatergänger nichts träumen lassen.

Die Warschauer Lebewelt fährt Nachmittags in der Aleja Ujazdowska spazieren, sie gibt sich Abends mit der Halbwelt im „Schweizerthal" das Stelldichein. Aber selbst das Talmi scheint mir in Warschau schwächer vergoldet als anderswo. Es gibt keine Herrenschneider in Warschau. Und zeigen diese Polinnen vielfach schöne, schlanke und dabei volle Figuren, so scheinen die Köpfe von ganz minderwerthigen Künstlern zu diesen Figuren modellirt. Einst war das anders.

Eine Weltstadt, die Provinz geworden. Ein Königssitz, dessen Vergangenheit nur eben wie in wüstem Traume gaukelt.

* * *

Die Romantik des alten Polens — in Warschaus Kirchen muß man sie suchen.

Das freilich ist etwas anderes, als die kühle Pracht der russischen Kathedrale! Das Dunkel feierlicher Gothik, farbentiefe Gemälde, weihrauchschwere Luft. Das Mysterium des Gottesdienstes und die Verzückung der Beter. Alles vereint, was die Sinne gefangen nimmt und ewige Glorie ganz nahe zu rücken scheint. Alles durchtränkt von dieser lebensmüden, todeslüsternen Mystik, die ganze Völker zu Grunde gerichtet.

Zwischen ganz künstlerischen Gemälden kindlich farbige Bildchen. Blumen, viel frische Blumen vor den Altären der lieben Heiligen. Flackernde Kerzen, flackernde Herzen.

Am Eingang die lange Reihe der Bettler, zu beiden Seiten der Thüren, bis in das Innere hinein. Stehend, sitzend, kniend, liegend. Als wäre ihnen von dem geschicktesten Regisseur ihre Stellung angewiesen, so bilden sie Gruppen und Pendants.

Ich kann mich nicht satt sehen an diesen Bettlern. Denn das alles ist nicht Wirklichkeit, es ist Traum, ist lebende Romantik. Wundersame Gestalten, in ihr Elend drapirt. Man käme in Warschau als Bettler nicht weit, nur etwa mit einem fehlenden Arm oder einem verkrüppelten Bein. An diesen Bettlern bettelt alles. Die Kleidung zu ihren Leiden komponirt, die Gesichter in diesem einen Ausdruck lebend.

Gegen diese polnischen Bettler ist alles deutsche Bettlerwesen Dilettantismus. Generationen scheinen darauf gezüchtet, solch einen Bettler hervorzubringen.

Sie bilden einen Theil des polnischen Gottesdienstes, sie predigen das „Selig sind die Barmherzigen"; es ist das ihr Beruf, und sie sind stolz darauf.

In ihnen lebt das alte Polen fort. In ihrem Elend seine Herrlichkeit.

So oft und zu welcher Stunde immer ich diese Kirchen betrete, ich finde sie jedesmal dicht gefüllt. Und zuweilen will es mir scheinen, als wären all diese Beter Bettler. Ist dieser Himmel so reich, oder ist diese Erde so arm?

Digitized by Google

Es ist in der St. Johann-Kathedrale, einer der schönsten und ältesten Kirchen Warschaus. Vor dem Beichtstuhl kniet ein junges Weib. Lange hat sie geflüstert und geflüstert, nun zieht sie das graue Tuch, das ihre Schultern deckte, über den Kopf und schluchzt. Und unter dem grauen Tuch sieht man das Beben ihres Körpers.

Man spricht von dem Geheimniß der Ohrenbeichte. Wo aber bleibt hier das Geheimniß?

Niemand, der glauben möchte, daß sie etwas gestohlen. Sie hat wohl nur etwas verschenkt.

Ich beobachte den Priester. Ein junges, scharfgeschnittenes, ruhiges Gesicht. Seltsam bewegungslos für diese Beichte.

Es muß schwer fallen, Mensch sein und doch richten. Und fast scheint es, er empfindet das selbst. —

In einer dieser Kirchen Warschaus ist das Herz seines liebsten Sohnes, das Herz von Chopin, beigesetzt.

* * *

Ich notire den Namen Szymanowski. Er war mir nie ganz fremd, nun dünkt er mich ganz vertraut. Ein großer Saal der Warschauer Kunstausstellung ist mit seinen Gemälden behängt. Seine Entwicklung ist darin.

Eine seltene Plastik zeichnete seine frühen Bilder aus. Gestalten, als lösten sie sich ganz von ihrem Hintergrunde ab. Und dann lernt Szymanowski das Sonnenlicht malen. Das ist bei ihm nicht eine Mode, die er mitmacht: man fühlt es, seine ganze Seele lebt darin. Und in dem Sonnenlicht wird seine Welt eine andere.

Merkwürdig: er entdeckt sich sogar die Mystik des Sonnenstrahls in einem Kirchenbilde. Aber das ist bei ihm nicht wesenhaft.

Ein Bild vor anderen prägt sich ein, es ist „sein" Bild. Auf weiter Wiesenfläche stehen zwei Gestalten, ringsum Sonne. Etwas Millet'sches ist darin, nur lyrischer gibt er sich, weicher.

Der junge Bauer zieht das Mädchen an sich. In ihm die Sinnlichkeit des Begehrens, in ihr die Sinnlichkeit der Abwehr. Was aber an diesem Bilde nächst der künstlerischen Schlichtheit so stark ergreift, das ist der Ausdruck tiefer Reinheit in dieser Sinnlichkeit. Und das hat ein Pole gemalt.

Oder ist es nicht vielmehr merkwürdig, daß man die Sinnlichkeit zumeist im Gegensatz zu Reinheit empfindet?

* * *

Hinter dem Krasinski Garten beginnt das Ghetto Warschaus. Es stellt die verwegene Komödie nach der großen Tragödie von Kischinew dar.

Was einem zunächst auffällt: die Bevölkerung dieser Straßen scheint sich verzehn-, verzwanzigfacht zu haben. Ein schwarzer Strom, der auf den Pflastern hin und wieder rieselt. Alles Leben spielt sich vor den Häusern ab. Lebhaft gestikulirende Gruppen, Händler, die ihren Trödel ausbieten, Frauen, die ihre Kinder stillen, Halbwachsene, die vor den Auslagen lungern.

Ein Tohuwabohu grotesker Gestalten. Alles Komödie, durchaus Komödie. Nicht hat das Leid diese Gesichter gezeichnet, Armuth heißt hier noch nicht darben. Ganz anders das Ghetto von London; da war das Elend der Verbannung. Hier ist das Zuhause, das Sich heimisch fühlen.

Warschaus Ghetto hat keine Mauer. Es ist ein gewolltes Sich zusammendrängen.

Ich schiebe mich durch die bewegte Menge. Die Männer alleſammt im langen Rock, den Kopf von der Schirmmütze bedeckt; nirgends aber erspähe ich die charakteristischen Löckchen. Doch scheinen auch zahlreiche besser Situirte darunter. Die Frauen ohne rechte Figur und ohne Reiz, wenn sie auch im Gegensatz zu den meisten Polinnen Augen haben; aber schlumpfig, sehr schmutzig.

Auf einem Balkon eine Frau, die offenbar in einem Gebetbuch liest. Seltsam dies Hin und Herwiegen des Körpers.

Armuth heißt in diesem Ghetto Schmutz. Es ist, als hätte eine dicke, graue, fette Schmutzschicht alles gleichmäßig überzogen: die Häuser, die Gegenstände in den Läden, die Menschen. Das Auge muß sich erst eingewöhnen, um irgendwelche Farben zu unterscheiden.

Am schlimmsten die Fleischerläden; die haben in ihrem Schmutz etwas von höllischen Visionen. Satan selbst scheint hier vor der Hackmaschine zu stehen und breitgrinsend den Kurbel in Bewegung zu setzen. Und ich trete durch einen schwarzen, glibbrigen Thorweg in einen Hof; auf dem wird Markt gehalten. Die Groteske eines holländischen Gemäldes ins Phantastisch-Absurde gesteigert. Und wiederum etwas Infernalisches in diesem Durcheinander der Gerüche.

Mein Gott, daß Menschen in solchem Schmutze leben müssen!

Ich suche das Leiden auf diesen Gesichtern; ich will es sehen; aber ich finde es nicht. Vielmehr entdecke ich überall geschäftige Zufriedenheit. Dies Ghetto von Warschau ist die Komödie.

Einige, und garnicht so ganz vereinzelte Silbergeschäfte fallen auf. Nach Silber muß ein Bedürfniß bestehen. Auch Stoffe; aber sie treten ihr Erdenwallen gleich schmutzfarben an. Sonst denkbar werthlosester Trödel. Altes Eisen, verrostet, verbogen, sehr viel altes Eisen. Und was dem gleich ist.

Ich beobachte die Handelnden. Und da geht es mir auf: es muß ein ungeheurer, phantastischer Reiz darin liegen, diesen Werthlosigkeiten das Ansehen irgendwelchen Werthes zu geben. Dem Todten für Augenblicke den Schein des Lebens zu verleihen. Das ist der Lebensreiz dieser Menschen. Alles in diesem Ghetto ist phantastisch. Wie im Grunde das ganze Polen phantastisch ist.

Wie ich diese Menschen näher beobachte, erkenne ich freilich, daß dies Leben noch andere Wurzeln durch die Schmutzschicht in die Tiefe sendet: sie heißen Familie und Gott. Und trotz allem ruht hier viel aufgespeicherte Kraft.

Es ist auch nicht alles Handel in diesem Ghetto. Man blickt in die Keller der niedrigen Häuser und hört das Pochen der Hämmer. Und unter dem Hobel färbt sich das Holz auf einen Augenblick weiß.

Es ist um die Abendstunde, da ich wieder durch diese Straßen gehe. Plötzlich kommt Hast in die immer bewegte Menge, alles drängt in einer Richtung, Schreien, Rufen, Laufen. Ein seltsames, phantastisches Schauspiel.

Ich frage einen der Umstehenden, was es gebe, und er antwortet mir zunächst mit einer Gegenfrage: „Verrückte Menschen?"

Ich bejahe aus voller Ueberzeugung, und nun erst, nachdem auf Grund der gleichen Weltanschauung das Vertrauen hergestellt ist, sagt er mir: „In dem Geschäft da drüben ist 'ne Pleite."

Und dieses an sich gewiß nicht vergnügliche Ereigniß wird hier wie eine Art frohen Volksfestes begangen! Es trägt zur allgemeinen Erheiterung bei. Es ist „eine Hatz", wie man in Wien sagen würde. Und da ich nicht nur die Worte, sondern auch den vertraulichen Ton deute, in dem sie gesprochen, weiß ich: hier war vor vier Wochen ein Bankrott, er ist heut fällig, er kehrt in einem Monat wieder. Komödie ist alles.

Doch will es mich dünken, daß das Mitansehn dieser allzu humoristischen, allzu grotesken Komödie nicht viel weniger peinigend, nicht viel weniger schmerzhaft ist, als das jener großen Tragödie. In dem allen ist Erniedrigung.

Ich steige zum Ufer der nahen Weichsel hinab und sehe ihrem raschen Fließen zu.

Und nun tritt ein anderer Gedanke zwingend und erlösend vor meine Seele: der Gedanke an die, die Kraft und Ausdauer und Klugheit genug besitzen, sich diesem stagnirenden, schmutzigen Pfuhl zu entringen. Ein Leichtes dürfte das nicht sein. Und es gibt ihrer viele.

Es ist wohl dennoch auch hier, in diesem Warschauer Ghetto ein Ruhm, Mensch zu sein.

* * *

Digitized by Google

Im alten, verlassenen Königsschloß zu Warschau herrscht kühle Pracht. Schlösser haben alle in ihrer inneren Einrichtung etwas von jener Aehnlichkeit, die der Tod gibt. Nur fällt es auf, wie diese schwächlichen Könige es liebten, sich mit den Büsten großer Römer zu umgeben. Immer blinzelt Schwäche nach Kraft. Gar wehmüthig blickt einen Scipio Africanus im Warschauer Königsschlosse an.

Man muß nach Lazienki hinausfahren, um sich zu überzeugen, daß die polnischen Könige es wenigstens verstanden, sich ihr Leben angenehm zu machen. In einem Weiher spiegelt sich das Schloß. Ueppig die Einrichtung, wollustathmend. Kleine Räume, zu galanten Schäferstunden gemacht, der leicht verführbaren polnischen Schönen die gemalte und gemeißelte Schönheit in holder Entblößung vor Augen führend.

An den Wänden hängen sie in langer Reihe die berühmten Damen des alten, königlichen Warschau. Und sie waren schön diese Polinnen!

Weiterhin ein kleiner Prinzenpalast. Die Besuchszeit ist vorüber, doch poche ich an. Ein alter Lakai öffnet mir, und mehr als auf die gleichgültigen Zimmer blick ich auf seine zitternden Kniee und die vorsichtigen Füße, mit denen er den leinenen Läufer tritt.

Es fällt mir auf, wie gut der Mann deutsch spricht, und ich befrage ihn. Er erzählt von seiner deutschen Mutter, die einen Polen geheirathet habe. Und wie der alte Mann seiner deutschen Mutter gedenkt, da treten ihm die Thränen in die Augen.

Sind es die Zauber der Abendstunde? Auch mich umfängt es wie Heimweh, da dieser alte Diener mit seinen zitternden Händen mir die bescheidenen Gegenstände zeigt, die der alte Kaiser Wilhelm, als Prinz noch, zum Manöver nach Warschau gekommen, hier benutzte. Seine schlichte, soldatische Gestalt muß sich seltsam ausgenommen haben in dieser phantastisch liederlichen, polnischen Umgebung.

In diesem Prinzenpalast steht ein Schreibtisch, von Stanislaus Poniatowski, dem letzten Könige Polens, mit eigener Hand gefertigt. Ganz saubere Arbeit, an der nichts den Dilettanten verräth. Die Kästen richtig gefügt, die Politur ohne Tadel. Wie seltsam das Schicksal mit manchen Menschen spielt! Dieser Stanislaus Poniatowski war dazu auserkoren, bei dem Fanfarensignal des „Masken ab!“ die Krone Polens zu verlieren. Und wäre ein so tüchtiger Tischler geworden!

Den Tischen ward, so scheint es, in der Geschichte Polens eine eigene Rolle. Drüben im Königsschloß stehen zwei Tische, König August dem Starken vom Papste geschenkt. Ich habe diese Tische lange betrachtet. Nicht weil sie sonderlich schön wären, sondern weil man sich sagen muß, daß niemals Tische in der ganzen Welt, zu allen Zeiten, theurer bezahlt worden, als diese vom Papste August dem Starken geschenkten.

Und so denke ich im Königsschloß zu Warschau wieder der Kischinewer Juden. Die gaben ihren Glauben nicht daran, nicht einmal für ihr Leben.

Und wieder sehe ich die beiden braunen todten Augen vor mir. Sie klagen an! —

Ernst Heilborn.

Heine in Paris.*)

I.

In den „Briefen aus Helgoland“ schildert Heine den freudigen Taumel, in den ihn, wie alle Gesinnungsgenossen, der Ausbruch der Julirevolution versetzte. „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise ... Ich bin wie berauscht. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß ...“ Als braver Soldat mitkämpfen in der vordersten Reihe für die Rechte der Menschheit. — So wenigstens glaubte Heine, habe das Leben ihm seine Aufgabe gestellt; daß er Dichter, und vor allem andern Dichter sei, das ließ ihn der Strudel der Zeitereignisse auf Jahre hinaus vergessen.*) Heine war Dichter, durch und durch Künstler, ein echtes Kind der Romantik, aber ein spätgeborenes Kind, und seine Zeit fing schon an der Romantik zu entwachsen. Sie war durch stürmische Jahrzehnte gereift, nahm das Leben ernst; ihr war es nicht mehr darum zu thun, das Leben in Poesie zu wandeln, ihr vielmehr mußte selbst die Poesie dazu dienen, sich mit dem Leben und zwar dem wirklichen Leben mit allen seinen ephemeren politischen und sozialen Fragen auseinanderzusetzen. Heine ließ sich von der Zeitströmung tragen und griff mit jugendlichem Uebermuthe ein in die beginnende Schlacht, redete eifrig mit in den Debatten, die sich um die Tagesfragen entspannen. Aber er war weder Politiker noch tiefer Denker, die Streitigkeiten um prinzipielle Fragen ließen ihn im Grunde unberührt, es waren vielmehr die kleinen Quälereien, die der Poet in ihm von der spionirenden Polizei und der unleidlichen Zensur zu erdulden hatte, die ihn in die Reihen der Opposition trieben. Die Phantasie des Poeten entzündete sich an den neuen Idealen und keck schwang er sich zum Führer der revolutionären Partei auf.

Aber es war nicht die unbedingte Hingabe, wie sie Börne zeigt; Heine war eine zu individuelle Persönlichkeit, um sich einer Idee unterzuordnen. Er wollte über allen Parteien stehen, die Unabhängigkeit des Genies sich wahren; als echter Romantiker folgte er nur dem Belieben seines eigenen Ich, erkannte er nur die Gesetze seines eigenen Gefühls an.**) Der Witz, und dieser ist die glänzendste Seite seines Talentes, duldet keine Autorität und nach allen Seiten hin theilt denn auch Heine seine Hiebe aus. Die Sentimentalität, das Philisterthum, die verknöcherte Wissenschaft und die pietistische Strömung einerseits, auf der anderen Seite die schwärmerisch phantastische Deutschthümelei, deren Ziellosigkeit er durchschaute, die unzeitigen freiheitlichen Bestrebungen, den blutigen Jakobinismus, alles übergoß er mit der scharfen Lauge seines Witzes — nicht zum wenigsten auch seine eigenen Gefühle und Illusionen, nur um zu zeigen, daß er sich ihrer bewußt sei und über ihnen stehe. Da brach die Julirevolution aus und die zeigte ihm, daß es doch Ideale gebe, die hinreißen können; etwas das nicht mit Händen zu greifen ist und doch reale Bedeutung haben kann. Hier fand er etwas, ein Ideal, dem er sich hingeben konnte und Heine war es Ernst, wenn er nun den freiheitlichen Gedanken zündende Worte verlieh. „Die Julirevolution hat unsere Zeit gleichsam in zwei Hälften auseinander gesprengt.“

*) Dieser Aufsatz ist ein ungedruckter Theil aus einer größeren Arbeit, die „die Beziehungen des jungen Deutschland zu Frankreich“ zum Gegenstand hat, und deren Hauptergebniß als Heft I in O. F. Walzel's „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Litteraturgeschichte“ 1903 bei A. Francke in Bern erscheinen wird.

*) Erst in seinen letzten Jahren kam ihm sein wahrer Beruf wieder zum Bewußtsein und es klingt wehmütig, wenn er 1855 in der Vorrede zu der französischen Ausgabe seiner Gedichte sagt: „C'est un beau nom (le nom de poète) et il vaut bien celui de grand tribun dont j'ai également goûté pendant quelque temps; j'en ai encore la bouche amère. Werke Elster, (I. 499.)

**) Vergleiche dazu in seinen Gedichten:

Ich will mein volles Freiheitsrecht!
Find' ich die g'ringste Beschränkniß,
Verwandelt sich mir das Paradies
In Hölle und Gefängniß.

Zeitgedichte 2. (I. 302.)

oder in den hebräischen Melodien:

Solchen Dichter von der Gnade
Gottes nennen wir Genie:
Unverantwortlicher König
Des Gedankenreiches ist er.
Nur dem Gotte steht er Rede,
Nicht dem Volke — in der Kunst,
Wie im Leben kann das Volk
Tödten uns, doch niemals richten. —

Jehuda ben Halevy 1. (I. 443.)

Digitized by Google

Dies gilt auch für den Dichter Heine selbst. Der Ausbruch der Julirevolution hat Heine ganz der Politik in die Arme geworfen. Mit dem „Neuen Frühling" nimmt der Poet Abschied, um dem Tagesschriftsteller den Platz zu räumen.

Er kam nach Paris und hier wurde ihm auch dieses Ideal gleich wieder zertrümmert.

„Er sah, wie Louis Philippe ‚die beste Republik' zu kehren und zu wenden wußte, und nun war er wieder für lange Zeit vom Idealismus kurirt."*)

Wie hätte ihn auch ein Regiment der Bourgeoisie befriedigen können. Er hatte in Hamburg bei seinem Onkel Salomon einen zu tiefen Einblick erhalten in diese Vertreter des dritten Standes, um eine Herrschaft des Geldadels wünschenswerth zu finden. Die einzige Rücksicht auf das materielle Wohl, wie es unter dem Julikönigthum herrschend war, mußte den Poeten erbittern, seine Begeisterung bedenklich abkühlen.

Dies allein erklärt uns aber die Wandlung in Heine's Schaffen noch nicht. Auch diesmal muß den kleineren persönlichen Eindrücken die größere Bedeutung zugeschrieben werden. Eine sensitive Poetennatur, waren für Heine immer die momentanen, ihn direkt berührenden Eindrücke bestimmend. Der Empfang, der Heine in Paris zu Theil ward, übertraf alle seine Erwartungen. Durch einige Empfehlungen eingeführt, sah er sich bald mitten im schwer zugänglichen Leben der höchsten Gesellschaft. Aus allen Darstellungen erhält man den Eindruck, als ob Heine nun im intimsten Verkehr mit den Parisern gelebt habe:

„Mais, remarquons-le bien, les personnes avec lesquelles Heine se trouve en rapporte pouvaient porter de grands noms ou posséder de grands talents, jamais elles n'appartinrent à la société moyenne, à celle, qui forme le noyau de notre pays. Henri Heine fréquenta des salons littéraires, le club des Saint-Simoniens, les Rothschild et la plupart des écrivains et des artistes de son temps; mais il vit tout ce monde dans des réunions d'apparat, et très rarement dans l'intimité . . . Comme presque tous les étrangers qui passent chez nous, il ignora jusqu'à sa mort ce qu'est l'intimité d'une famille française."

Diese treffende Bemerkung Jules Legras'**) wirft ein ganz neues Licht auf die Entwicklung Heine's und kann nicht scharf genug betont werden. Bekannt ist ja, mit welcher Liebe Heine bis an sein Lebensende seiner Mutter und Schwester anhing, wie oft taucht nicht in seinen Schriften eine Erinnerung auf an seine Jugend und den häuslichen Kreis, die er zu den reizendsten Bildern zu verdichten weiß. Selbst in Hamburg fand er bei seinem Onkel Salomon und in Berlin bei Rahel Varnhagen Anschluß an ein intimeres Familienleben. In Paris nun sieht er sich ganz allein; gewohnt immer jemanden zu haben, dem er sein Herz ausschütten konnte, zwingt ihn hier nicht nur die fremde Sprache, sondern auch der Mangel wahrer Freunde alles in sich selbst zu verarbeiten. Wie oft mußte ihn da ein furchtbares Gefühl der Vereinsamung überkommen. Gewiß werden ihn die geistreichen, witzsprühenden Gespräche in den Salons, die litterarischen Debatten mit seinen Geistesverwandten angesprochen und befriedigt haben; aber damit war das Geistesleben eines Menschen wie Heine nicht erschöpft. In die behagliche Häuslichkeit war ihm, als einem Fremden, der Zugang verschlossen, so schaute er sich natürlich nach denen um, die für jeden offene Arme bereit halten, die ihn doch für einen Augenblick der gedrückten Stimmung entreißen konnten. Heuchlerische Zeloten und Philister, die nie ihre vier Wände verlassen haben, werden nie aufhören, ihn wegen seiner Gedichte an „Verschiedene" mit Koth zu bewerfen -- lassen wir sie. Wir wollen ihm bedauernd seine damalige Stimmung nachfühlen, aber ihm danken für die poetischen Perlen, die er aus diesem trüben Meere zu heben vermochte.

*) A. Ruge, Werke. 1847. II. 51.

**) J. Legras, Henri Heine poète. Paris. 1893. p. 175.

Denkst Du der Dame, die so niedlich
Mit kleinem Zürnen Dich ergötzt?
Oft zürntest Du, dann ward sie friedlich,
Und immer lachtet Ihr zuletzt.

Denkst Du der Freunde, die da saaken
An Deine Brust, in großer Stund'?
Im Herzen stürmten die Gedanken,
Jedoch verschwiegen blieb der Mund.

Denkst Du der Mutter und der Schwester?
Mit beiden standest Du ja gut.
Ich glaube gar es schmilzt, mein Bester,
In Deiner Brust der wilde Muth!

. . Es ist schon spät. Die Nacht ist helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun schnelle
Und in Gesellschaft gehn. O weh!

(An der Fremde.)

* * *

„Heine hing seine Liebesharfe über die Schulter und kam mit zersprungenen Saiten in Paris an." So unrecht hat Mundt nicht mit diesen Worten. Das Jahrzehnt von 1830—1840 zeitigte nur wenige Lieder und auch diese sind meist von untergeordneter Bedeutung. Die politischen Ereignisse drängten die Aussprache seines Gefühlslebens in den Hintergrund. Die Prosa schwang sich damals zu ungeahnter Bedeutung empor und Heine folgte auch hierin seiner Zeit. Im „Salon" vereinigte er seine reifsten Prosawerke.

In Paris fand er auch einen Ersatz für die Zertrümmerung der Hoffnungen, die die Julirevolution in ihm geweckt hatte: den Saint-Simonismus, allerdings nicht den wahren nationalökonomisch bedeutungsvollen Saint-Simonismus, sondern das neue Evangelium, die religiös-moralische Wendung der Lehre, die sie durch Saint-Simon's Jünger erhielt. Von diesem neuen Evangelium wurde der Demokrat und der Romantiker in ihm befriedigt. Der Saint-Simonismus bot Raum für das Schöne und für das uninteressirte Forschen darnach, er war auch nicht Vertreter der von Heine so gefürchteten Gleichheitstheorie, sondern lehrte, daß aller Fortschritt nicht von der Masse, sondern stets von einzelnen, alle andern überragenden Persönlichkeiten ausgegangen sei. So konnte Heine beweisen, daß man zugleich ein guter Demokrat und doch ein Verehrer großer Männer sein kann, zugleich ein Mann des Fortschritts und doch ein Feind der absoluten Gleichheit. Am wichtigsten aber wurde für Heine die Geschichtsphilosophie der Saint-Simonisten: die Idee eines kontinuirlichen Fortschritts in sozialer und religiöser Hinsicht, die Idee eines beständigen Kampfes zwischen Geist und Materie. Die Lehre von den drei großen Geschichtsperioden: der sensualistisch-heidnischen, da die junge Menschheit sich dem freien Sinnengenuß hingab, der asketisch-christlichen Periode, wo der Geist den Körper unter die Füße trat und zu negiren suchte, und endlich der modernen pantheistischen Periode, die eine Aussöhnung der beiden Prinzipien herbeiführen soll, die Geist und Körper als gleichwerthig nebeneinander stellen, beiden gleiche Berechtigung zusprechen will. Hier fand Heine die Formel von Spiritualismus und Sensualismus, Nazarenismus und Hellenismus, wie er sie umprägte, die unter seiner Feder zu so eminenter Bedeutung gelangen sollte, die wir in allen späteren Schriften wiederfinden, ja auf deren Gegensatz er seine größeren Werke wie die „romantische Schule" und die „Geschichte der Philosophie" geradezu aufbaute.

Heine warf sich nun zum begeisterten Apostel einer neuen hellenischen sensualistischen Zeit auf. Was ihn am Saint-Simonismus besonders anzog, war die Lehre, daß nicht der Reichthum, sondern die Armuth bekämpft werden soll, daß man die Armen nicht auf einen fernen Himmel, ein fragliches Jenseits vertrösten solle, wie dies das Christenthum thut, sondern daß man den Himmel schon auf Erden einrichten, jedem das größtmögliche Glücksgefühl zusichern

Digitized by Google

solle. Dies wurde der Lieblingsgedanke Heine's, dem er bei jeder Gelegenheit in flammenden Worten Ausdruck leiht:

. . Sie sang vom irdischen Jammerthal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenseits, wo die Seele schwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint
Das Volk, den großen Lümmel . . .

. . Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten . . . .

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrthen, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder . . .

(Deutschland I.)

An anderer Stelle (N. G. N. I. 279) faßt er seine Geschichtsphilosophie in die Form eines reizenden Gedichtchens „Psyche“:

In der Hand die kleine Lampe,
In der Brust die große Glut,
Schleichet Psyche zu dem Lager,
Wo der holde Schläfer ruht.

Sie erröthet und sie zittert
Wie sie seine Schönheit sieht —
Der enthüllte Gott der Liebe,
Er erwacht und er entflieht.

Achtzehnhundertjähr'ge Buße!
Und die Aermste stirbt beinah!
Psyche fastet und kasteit sich,
Weil sie Amorn nackend sah.

Wir wundern uns daher nicht, daß Heine in enge Beziehungen zum Saint-Simonismus trat, die bedeutendsten Vertreter der neuen Lehre zu seinen persönlichen Freunden zählte. Er besuchte fleißig die öffentlichen Versammlungen und beschäftigte sich eingehend mit dem neuen Evangelium, über das er selbst ein Buch zu schreiben beabsichtigte. Er war sich wohl bewußt, wie viel von Enfantin's Lehre in seinem Buche „de l'Allemagne“ steckte, und widmete es daher dem Haupte der Saint-Simonisten, das ihn auch zu dem Werke angeregt hatte. Enfantin antwortete ihm von Aegypten aus in einem langen Schreiben. Denn die neue Sette war schon wieder zerfahren und die Einzelnen hatten sich andern praktischen Zielen zugewendet. Dies lockerte die Beziehungen, die Heine mit den neuen Heiligen anknüpfte. Wie schon angedeutet, hatte sich Heine nicht bemüht, den Saint-Simonismus in allen Theilen zu studiren, geschweige denn, ihn als Ganzes anzunehmen. Er ist auch nie Saint-Simonist gewesen. Er suchte sich nur heraus, was seinen persönlichen Ansichten entsprach, und dies war gerade das neu Hinzugekommene, das Religiöse, das, ins Extrem ausgebildet, die ganze Bewegung dem Fluche der Lächerlichkeit überantwortete und sie auseinander sprengte. Der Kern der Lehre, der noch von Saint Simon herrührte, der Industrialismus aber trug nun seine Früchte, die aber Heine, als nicht demselben Stamme entkeimend, nicht anerkannte; weshalb er die dem Praktischen sich zuwendenden Jünger als Abtrünnige lächerlich machte und von sich fern hielt. Nach einer Seite hin erwies sich die alte Lehre als außerordentlich fruchtbar, als Anregerin zu großen industriellen Unternehmungen: Kanalbauten und Eisenbahnprojekten, und gerade in diesem Punkte fand sich Heine noch einmal mit seinen alten Freunden zusammen. „Das Eisenbahnwesen, dem meine Freunde (z. B. alle ehemaligen Saint-Simonisten, mit Enfantin an der Spitze) die merkwürdigste Thätigkeit widmen, hat auch mich in finanzieller und geistiger Hinsicht beschäftigt. Für die Folge erwarte ich große Vortheile davon,“ schreibt er am 31. Oktober 1845 an Campe. Diese Hoffnungen scheinen sich aber nicht erfüllt zu haben, „meine unglücklichen industriellen Affären haben mich in Finanznoth gestürzt,“ muß er zwei Jahre später am 7. April an Lumley schreiben, und dies Fehlschlagen seiner Spekulationen dürfte auch sein Theil beigetragen zu haben zu der heftigen Weise, in der Heine seinen alten Freunden später den Rücken wendet.

Bern. Hans Bloesch.

(Ein Schlußartikel folgt.)

„Peter, das darfst nicht thun!“

Erzählung aus Südtirol.

Peter hießen beide. Dem einen, dem älteren, kostete es eine Bitte und vielleicht noch einige Kreuzer, und der Meßner wies Neugierigen, daß Peter vor dreißig Jahren am Sebastianitage als Täufling und ehelicher Sohn des nunmehr verstorbenen Otto Norz und dessen Weib, Maximiliana, ins Kirchenbuch der dem heiligen Erzmartyrer Stefanus geweihten Kirche in Villanders eingetragen worden war; der andere dagegen wußte nichts von Vater und Mutter und hatte, entsann er sich recht, niemals in eine Kirche geschaut.

Weshalb hätte der jüngere Peter das auch thun sollen! Was er zur Leibesnahrung brauchte, bekam er reichlich von seiner Pflegemutter, der nun alten Marxl, und gelüstete es ihn ab und zu wirklich einmal nach einer Maus, so wußte er, daß diese im Keller oder in der Scheune des Norzhofes, falls man es halbwegs geschickt anstellte, jeder Zeit leicht zu fangen war.

Um seine Vergangenheit kümmerte er sich nicht die Spur. Hätte er es jedoch gethan, dann wäre gewiß die Stunde wieder vor seinen Augen gestanden, wo er in einem Küchenwinkel des Flederbacherhofes auf Lumpen gebettet zwischen sieben Geschwistern sich liegen sah, die ebenso dumm und verwundert wie er die Tage lang blind gewesenen Aeuglein anfrissen. Auch hätte er alsdann der anderen sich entsonnen, wo der Bauer die Bäuerin anfuhr: „Heut noch ertränkst die jungen Katzen! Die Muina brauchten wir eigentlich auch nicht. Mein, wir haben sie aber jetzt bereits drei Jahr' — da mag sie so lang' bei uns bleiben, bis einer sie fängt und aus ihr sich 'nen Hasenbraten macht.“

„Christl, die Katzeln fressen ja so gut wie nix,“ wagte die Flederbacher einzuwenden.

„Ich mag sie aber nimmer schauen! Damit basta!“ schnitt er ihr das Wort ab.

„Vater, wenigstens den Kater laßt uns behalten!“ bettelte nun Karolina. „Ist er nicht zum Abmalen schön? 's wär' Sünd', ihms junge Leben wieder zu nehmen.“

„Papperlapapp! Hast Du erst 'nen Mann, kömmt der Dir feiner wie der Kater vor.“

„Haha! Die Männerleut' haben kein so feines Fell wie Peter. So leicht wie er, rath' ich, werden Sie sich auch nicht ziehen lassen.“

„Und er wird ins Wasser geworfen!“

„Und er bleibt am Leben!“

„Hast bis heut Abend keinen anderen Platz für ihn gefunden, erschieß' ich ihn!“

Da band denn Lina wohl oder übel Peter in ein Sacktuch und fragte bei in der Nähe des Flederbacherhofes am Berghange wohnenden Nachbarn an, ob jemand von ihnen ihn geschenkt haben wolle.

„Wir sind uns gerad' selbst genug Leut'!“ wurde ihr überall Bescheid.

So blieb ihr nichts übrig, als nach Villanders hinüber zu gehen, um ihr Glück bei der Norz-Marxl zu versuchen.

Die Alte liebte Thiere über die Maßen. Spöttelte jemand vor ihr darüber, so belehrte sie ihn flugs, im Paradiese habe es Adam und Eva nur deshalb gut gefallen,

Digitized by Google

weil dort ihre Augen am Gethier, das um sie herum gesprungen sei, sich nicht satt hätten schauen können. Wer in der Gegend ein Thier besaß, das ihm lieb geworden, das er aber aus irgend einer Ursache weggeben mußte, der schaute zu, bevor er sich entschloß, das Leben des Lieblings mit einer Kugel, mit Gift oder durch Ertränken zu enden, ob es nicht möglich sei, es Marxl aufzuhalsen. Weil die meisten der ihr übergebenen Köter nicht nur alt waren, sondern auch an den Keim des Todes in sich dergenden Krankheiten litten, trat in der Menagerie der Alten von Zeit zu Zeit ein Wechsel ein.

„Da hätt' ich halt den Kater da. So wunderwundernett wie er, mein' ich, wirst noch keinen geschaut haben," sprach Lina Marxl an.

„Freilich bist Du nett," kicherte der Norz-Peter in einer Ecke der Stube. „Aber 'ne Katz' bist, und zwar eine von der allerfalschsten Gattung."

Lina drehte sich nach ihm um. „Wann wär' ich denn falsch gegen Dich gewesen?" fragte sie schnippisch.

„Kram' Dein Gedächtniß zusammen, dann weißt Du's."

„Mehr, wie ich weiß, kann ich mich nicht erinnern."

„So so! Hast nicht am Sonntag vor vierzehn Tagen in der Früh' zu mir gesagt, Du müßtest daheim bleiben?"

„Ist meine Red' so gegangen, wird's wohl an dem gewesen sein."

„Nachmittags aber bist mit dem Zaneter-Karl nach Sankt Florian zum Tanz gegangen. Und mit mir hättest zum gleichen Zweck nach Sankt Magdalena gehen sollen."

„Hihi, der heilige Flor löscht's Feuer! Vom Beten zur Magdalen' wachsen einem bloß die Haar' — haha, das braucht's aber, Gottlob, bei mir nicht!"

„Geh geh, 's gibt keine Ausred', mit der Du Deine Falschheit ganz demänteln kannst!"

Lina würdigte Norz keiner weiteren Antwort, sondern wandte sich aufs neue an Marxl: „Gelt, mein Peter ist lieb?"

„Wir brauchen nicht noch 'nen Peter — mein Schutzpatron hat mit mir bereits Arbeit genug!" lachte Norz in der Ecke.

„Peter, das darfst nicht thun! In anderer Leut' Diskurs mischt man sich doch nicht?" kanzelte die Mutter ihn ab. Dann rühmte sie ein Weilchen die Zeichnung des Katers, obgleich sie bei ihrem Lobe betante, es sei schade, daß er arg jung sei.

„Er wird hurtig wachsen," versicherte Lina. „So gescheit wie seine Mutter, die Muina, wird er gewiß auch werden."

Unter Schütteln des Kopfes widersprach die Alte: „So lang' Du seinen Vater nicht kennst, kannst in der Sach' nix Gewisses sagen. Mit den Untugenden vom jungen Volke weißt auch nicht so gut Bescheid wie ich. Mein, Peter, bis man Dich zimmerrein hat — großer Peter, Dir gilt meine Red' bei Leibe nicht! — hat man Mordsarbeit. Lina, schau' dir's Wandgesims bei mir nicht groß an! Jesses, was red' ich dem Matz, Pips und Pitpit vor, sie sollten, sobald sie die garstige Verrichtung durchaus abmachen müssen, in ihre Steige fliegen! Nicht im Traum fällt's ihnen ein! Meinst etwa, sie nähmen sich's zu Herzen, wenn ich wegen ihrer Unart 'ne Weil' nimmer mit ihnen red'? Kein Schein! Zustaunet wie die Wildbäch' sind sie: je mehr Freiheit man ihnen läßt, desto frecher werden sie .... Ja, jetzt möcht' ich Dich aber doch fragen, weshalb Du den Kater eigentlich daherschleppst."

„Der Vater will ihn ins Wasser werfen."

„Was? Hat er etwa plötzlich keine Religion mehr im Leibe?"

„Schau, deshalb möcht' ich halt 's liebe Vieh bei Dir unterbringen."

„Nix da! Weißt, bei mir geht's so schon zu wie damals in der Arche Noahs. Schau, und mein Viehzeug jetzt ist viel zu alt, als daß es vom Umgange mit so 'nem Nestpatzer, wie Deinem Peter, noch 'nen Vortheil hätt'."

„Nehmt ihr den Kater nur ab!" erklang Norzens Stimme. „Dann, hoff' ich, hör' ich nicht alle Tag' Eure Klag', daß der Seppl vor vier Wochen verreckt ist."

Marxl faltete die Hände. „Seppl, das war ein Kater! Hundertmal klüger als der gescheiteste Mensch war er!" seufzte sie. „Nicht mal vor so 'nem oberklugen Vieh hat der Sensenmann Respekt! Zu seiner Gescheitheit wächst sich Peter beim besten Willen nicht aus."

„Da werd' ich's Luder halt 'nem Buben geben, damit der's in den Bach wirft," meinte Lina, übers Sträuben der Alten verdrossen.

„Ich geb's nicht zu!" schrie diese nun. „'nen jungen Engel nennt man nicht ‚Luder'! Gut, ich werd' ihn behalten."

„Gott lohn' Dir's!"

„Versteh' mich aber nicht falsch — selbstverständlich nur für 'ne Weil'."

Linas Gesicht wurde lang. „Nur für 'ne Weil'?" kam die Enttäuschung über ihre Lippen.

„Weißt, er kriegt halt bei mir 'ne Art Sommerfrisch'. Nach dem Kalender rechne ich bei ihr nicht: so lang' die Tugend beim Peter noch nicht bis zur Schwanzspitz' gekommen ist, laß ich ihn natürlich nicht aus der Hand. Komm halt ab und zu schauen, wie er sich macht."

„Dazu laß' ich mich nicht zweimal laden."

„Und wenn Du uns heimsuchst, laß Deine Falschheit gegen mich fein daheim!" rief der große Peter.

„Geh, wirf mir's bissel Tanzen in Sankt Florian nicht alleweil vor!" bat Lina.

„Hör', was ich Dir vorschlag'! In drei Wochen ist Kirchweih in Sankt Josef. Gingst mit mir hin?"

„Ich tanz' nicht ungern. Weißt, aber zuviel tanzen wär' ungesund, meint meine Mutter."

„So red't sie nur aus Jux!"

„Bei Leibe nicht. Wie die Missionar' voriges Jahr da waren, hat einer gepredigt, 's Tanzen wär' 's Nämliche wies Pfeifen nach dem Teufel."

„Wettst, daß er's nicht gelernt und darum nur heruntergerissen hat? Hat der Teufel keine schlimmere Angel wie's Tanzen, ist er nicht bald so schlecht, wie man ihn hinstellt!"

„So zu reden!" rief Marxl. „Peter, das darfst nicht thun!"

Er hörte nicht auf sie, sondern plauderte weiter mit Lina, die inzwischen ihm näher getreten war.

Was, den Burschen, die nach Sankt Josef zur Kirchweih gingen, traute sie nicht über den Weg? Hoho, die hielten all miteinander etwas auf Anstand! Er verbürgte ihr sein Wort, daß keiner von ihnen mehr rausen würde, als es eben für eine richtige Kirchweihgaudi sich gehöre.

„Schau, der heilige Josef war ein ganz Sanftmüthiger," belehrte er sie. „Daran denkt an seinem Ehrentag jeder wisse Bursch. Wer's demnach nicht thut, den verhauen wir Villanderer halt tüchtig."

Mit dem Versprechen, zu thun, was in ihren Kräften stünde, um von den Eltern die Erlaubniß zu erbetteln, in Sankt Josef tanzen zu dürfen, schied sie von ihm.

Weil man in Villanders vom Norz-Peter nur Gutes sprach und er nach Uebernahme des Hofes der Mutter keine übele Partie für ein heirathslustiges Mädchen war, widersetzten sich Vater und Mutter nur anfangs der Form halber Linas Bitte. . . . . .

Beim Kirchweihtanze in Sankt Josef schlang der lose Schelm, dessen Hauptvergnügen ist, die Herzen des jungen Volkes mit seinem Liebespfeil zu ritzen, unsichtbare Ketten um den Norz-Peter und die Fleiderbacher Lina.

Nun däuchte sie ihm das schmuckste Mädchen der Gegend, und sie hatte fortan für andere Burschen keinen freundlichen Blick mehr.

Wie schade aber, daß er an schnelles Heirathen vorerst nicht denken konnte! Anders würde die Sache ausgeschaut haben, falls Marxl sich entschlossen hätte, ihm ihr Anwesen zu übergeben und ins Ausgeding zu gehen. Allein darüber hörte sie nur ungern reden.

„Schau, nach großer Bequemlichkeit frag' ich nicht, aber mein Viehzeug verlangt sie," war ihr Bescheid, als einige Tage nach der Kirchweih der Sohn ihr wieder einmal mit der Angelegenheit kam. „Die Gewohnheit ist halt

'ne Zwangsjacke: was lebt, steckt in ihr — Menschen wie's Vieh. Meinst etwa, Dein Namensvetter würd' in 'nem Kammerl sich so wohl fühlen wie jetzt in der großen Wohnstub'? Mit dem Glauben wärst auf dem Holzwege!"

Norz verzog den Mund zu spöttischem Lächeln. „Ich mein', vor ihm komm' ich tausendmal."

„Freilich, freilich. Schau, aber Deine Seel' ist im Menschenleib eingesperrt, der auch auf andere Weis' sich helfen kann. Mein Lieber, komm' mal als Kater auf die Welt: dann wirst höllisch froh sein, wenn eins Dir's Leben im haarigen Felle leicht macht."

Nach einer Pause fuhr die Alte fort: „Ueberhaupt hätt' die Uebergab' vom Hofe keinen Werth. Dir eilt's doch noch nicht mit dem Heirathen?"

„Das weiß ich nun besser wie Ihr!" brummte ihr Sohn.

„Geh, in Villanders paßt kein Mädchen für Dich! .... Hab' ich nicht recht? .... Reb', wenn's anders ist."

Statt der Mutter etwas zu antworten, babbelte Peter ärgerlich etwas Unverständliches. Gern hätte er jetzt vor ihr Farbe bekannt; allein Lina hatte ihm das Wort abgenommen, ehe sie mit ihrem Vater, dessen guten Tag sie abwarten wolle, nicht geredet habe, gegen jedermann über ihre Liebe zu schweigen. „Sackerlot, wunbernett hätt' ich's Mutterl heut auf dem Amboß — nicht breitschlagen darf ich's!" knurrte er im geheimen.

„Was hättest Du denn auch vom Heirathen?" lachte Maxl plötzlich. „Mein, bis Du Deine Kinder in die Schul' brächst, hättest vielerlei Aerger mit ihnen auszustehen. Mit Dir hab' ich's durchgemacht, und Du warst nicht der böseste Bub'. Mein Lieber, 's Zahlen vom Schulgeld und von neuen Hosen — die Schulbänk' sind schlimmer wie Mörder für die Gesäß'! — ist Eltern 'ne zuwidere Sach'; weil keiner zuvor weiß, ob all' die Auslagen Verstandeszins tragen."

„Pah, die Schulzeit ist keine verfäumte!"

„Nicht zu hastig mit dem Urtheil! In ihr muß man hunderterlei Posel lernen, wofür man im Leben keine Pris' Schnupftabak kriegt. Ich hab' mal mit 'nem Stadtherrn — er hat damals im Sommer beim Tschugguel gewohnt — lang' über die Schul' gereb't. Weißt, was er gesagt hat? Viele Lehrer lernten den Schülern nur ihre Steckenpferd' reiten und schauten die Kinder für nix anderes als 'ne Art von Mastvieh an, in das Jahr für Jahr 's vorgeschriebene Maß Grempel gestopft werden müßt', gleichviel, ob's leicht hineinging oder nicht. Ob die Kur den Schülern anschlüg', wär' ihnen gleich; sie dächten halt: ‚Verdau' oder stirb!' Ueber die Examen, und wie's dabei zugeht, hat er mich auch belehrt. Junge Leut', die ihr Brot nicht im Schweiße ihres Angesichtes verdienen wollten, hat er erzählt, müßten sie machen, damit ihnen so was wie ein Heiligenschein als gutes Geschäftsschild wüchs' und sie mit dem großen Löffel in des Staats Suppenschüssel langen dürften. An den Examen, wie sie heutzutag sind, hat er wenig Gutes gelassen. Er hat sie 'ne Reis' zu zweien durch 'ne fremde Gegend genannt, wo der eine ein geprüfter Fremdenführer mit Kompaß und Landkart' in der Hand wär', und wo der andere, der Guckindiewelt, der Weg und Steg nur aus Büchern kenne — damit er auch zur Erlaubniß käm', die Welt auf nobele Weis' abzugrasen — über Hals und Kopf dem alten Häuter jeden Gangsteig weisen müßt', nach welchem der auf seine Weisheit Geachtete ihn frage, um als Neunmalgescheiter vor ihm dazustehen."

„Mir ist's gleich, ob's so oder anders ist! Schenkt unser Herr mir Kinder, schlag' ich sie todt, falls sie mehr wie ein Bauer werden wollen. Zu dem Stand braucht man gute Augen, kräftige Arm', ein paar Kilo Schlauheit, und nix weiter."

„Hihi, wenn Deine Buben Pfarrer werden wollen — die müßten beim Examen die ganze heilige Schrift von vorn und von rückwärts am Schnürchen aufsagen können, hat die Strohkopf-Trina erzählt — mein Lieber, dann packt die Eitelkeit Dich beim Schopfe und Du sagst einfach ‚Amen'."

„Zu solchem Begehren wären sie von selbst viel zu gescheit."

Eine geraume Weile schwiegen Mutter und Sohn.

„Peter, ich mein', ich weiß was, was Dir's Heirathen als 'ne für Dich ganz überflüssige Sach' erscheinen lassen würd'," nahm Maxl nach ihr aufs neue das Wort. „Du räthst nicht, was ich mein'. Thätest Du's, hätt' auch ich 'ne Freud'."

„Was Ihr in der Sach' redet, ärgert mich!" knurrte er. „Du, kauf' Dir 'nen Affen —"

„— Was?"

„'nen Affen sollst Dir kaufen. Vor zwei Jahr' ist ein Leierkastenmann mit einem durch Villanders gekommen. Er hätt' ihn gern und wohlfeil hergegeben. Ich würd' ihn genommen haben, hätten damals vier Hund' und drei Katzen mir nicht genug Arbeit gemacht. Weißt, die Geschehniß' kommen oft unsern Wünschen entgegen. Darum wär's leicht möglich, daß bald wieder mal ein Aff' nach Villanders schneite. Den Preis, mein' ich, kannst dann Du machen; denn die Leut' da droben gönnen nicht mal ihrem alten Vieh 's Gnadenbrot, geschweige denn gar 'nem Affen."

Peter, der, während die Mutter so sprach, sie groß angeschaut, pusterte nun: „Ja, was thät' denn ich mit dem Mistvieh?"

„Halt aufziehen," schmunzelte Maxl. „Zwei Arm', zwei Füß' hat ein Aff'. Ich wett', dächtest Dir seinen Schwanz weg und gäbst Dir ein wenig Müh, würdest Du ihn bald für Deinen Buben anschauen. Betracht' ich mein Viehzeug nicht auch fast wie meine Kinder?"

„Was Euch nicht alles einfällt!" lachte Peter krampfhaft.

„Daß ich mich des Affen auch annähm', ist selbstverständlich. Als General würd' ich ihn übers andere Viehzeug setzen — der Kaiser blieb natürlich ich weiter ..... Hör'! Ist ein Kind, eh's recht zu Verstand kömmt, etwa mehr wie ein Aff'? Weißt, aufs Lob der Mütter darfst nicht viel geben: hätt' eine von ihnen dem dümmsten Ungeheuer 's Leben gegeben, würd' sie's dennoch als die gescheiteste und größte Schönheit loben, damit den Leuten gleich's Sprüchlein einfiel: ‚Der Apfel fällt allweil nahe beim Stamme' .... Dein Vater — Gott tröst' ihn! — hat mich nicht ungern gehabt. Trotzdem, mein' ich, hat er mich ab und zu zum Kuckuck gewünscht, sobald ich in der ersten Zeit unserer Eh' ihm unter die Nas' gerieben hab', 's müßt' nicht alles auf dem Hofe nur nach seinem Kopfe, sondern ein bissel was auch nach meinem geschehen. Darauf hat er gern 'ne Weil' mit mir gebrummt. Ich hab's ihm flink nachgemacht. Schau, solchem zuwideren Handel entgingst ganz und gar mit 'nem Affen."

„Gut ist's!" schrie Peter jetzt, mit der Faust auf den Tisch schlagend, an dem Maxl saß. „Ich werd' Euch den Willen thun und nicht heirathen! Natürlich gilt die Red' nicht als Schwur — freie Hand muß ein Bursch' in Liebessachen alleweil behalten. Aber wenn ich auf Euren Trotz hin was Dummes anstell', dann dürft ihr's mal vor unserm Herrn auf Eure Kappe nehmen!"

Damit ging er aus der Stube.

Uebers Gesicht der Alten glitt ungläubiges Lächeln.

Wie wenig Peter seines guten Kernes sich bewußt war! Hihi, er was Thörichtes anstellen — er, ihr Sohn! Haha, das Unrecht, was er that, trug ihr vorm Richterstuhle Gottes nicht mal ein Tätzlein, wie es Schulkinder bei kleinen Unarten vom Lehrer bekommen! Ah was, über derartiges Geschnätz sann sie nicht weiter nach: das ließ sie zum einen Ohre hinein und zum andern flugs wieder hinausgehen!

Sie holte ihr Strickzeug und setzte sich mit ihm wieder nieder.

Bald kamen Matz, Pips und Pitpit, die eine Weile droben auf dem Wandgesimse sich herumgetrieben, herbeigeflogen und spazirten entweder keck auf der Tischplatte umher oder pickten am Wollknäuel in Maxls Strickkorbe. Fanden sie dabei kein Ende, wurde ihnen von der Alten bedeutet, Wesen, die keine Strümpfe zu tragen verstünden, hätten besseres zu thun, als das Material zu solchen zu verschandeln. Bei Brumm dagegen, dem Hunde, der aus einem Winkel daherhinkte und zu seiner Pflegerin Füßen sich legte, erkundigte sich Maxl eingehend, wie ihm heute

Digitized by Google

das Leben varkäme. Während er mit dem Schweife wedelte, schaute er sie unaerwandt an. Nun bekam er erzählt, ein köstliches Suppendein läge draußen in der Küche und nach vollständigem Auskochen werde er es bekommen und es ihn wunderbar kräftigen. Zur rechten Ruhe kam Brumm nie; denn Hansl, die Krähe, stelzte beständig in seiner Nähe und wartete nur darauf, daß er die Augen schloß, um ihn alsdann sofort in den Schnaanz zu picken. Mochte Marl, die das Strickzeug keinen Augendlick aus der Hand legte, Hansl nach sa aft ermahnen, sich gesitteter zu betragen, sa ließ er sie dach ihre Warte an ihn in den Wind sprechen. Mehr noch als über seine Unart ereiserte sich die Alte über die des Katers. Seit Peter in ihr Haus gekommen, war er bedeutend gewachsen. Als sei alles einzig für ihn da, that er. Eins, zwei, drei sprang er auf Marls Schoß und aon da auf ihre Schulter. Eine Weile rieb er schnurrend seinen gekrümmten Buckel an ihrem Kopfe. Allein bald dünkte das ihm langweilig, und er begann, an ihrem Haar zu spielen.

„Peter, das darfst nicht thun!" schrie sie sofort.

Weil er jedoch daran sich nicht kehrte, bekam er schließlich einen Klapps, warauf er auf die Tischplatte sprang. Matz, Pips und Pitpit beachteten ihn nicht, und er anscheinend sie ebenso waenig. Auf den Hinterfüßen sitzend, schaute er fortwährend zur Pflegemutter; man konnte wähnen, für ihn gäde es nichts Anziehenderes als deren Stricken. Als sie aber nach einem Weilchen Maschen löste, die sie in Zerstreutheit und im Eifer, Hansl durch Schelten Anstand beizubringen, falsch gestrickt hatte, da wandte Peter flugs den Blick van ihr und holte mit der rechten Pfote zum Schlage gegen Matz aus. Dach ehe er diesen traf, flogen die drei Vögel zum Wandgesims.

„Peter, das darfst nicht thun!" schrie Marl. „Was fällt denn Dir auf einmal ein? Bist Du etwa mehr wie sie? Weißt, Du bist bei mir bloß in der Sommerfrisch': sie aber gehören zum Hofe. Du Erzlaster, laß Dir die Untugend nicht noch einmal einfallen! Für so ein ungebildetes Vieh, wie Du eins, hab' ich keinen Platz mehr! Sobald Lina kömmt, wirst ihr mitgegeben! . . . . Hansl, falls Du nicht geschwind in dessere Federn schlüpfst, wird Dein Valet gleichfalls bald gefeiert! Deine Ureltern haben den Prophet Elias gespeist und getränkt — aber Du hast an nix Freud' als am teuflischen Schadernack. Schäm' Dich hundert Klaftern unter die Erde! . . . Du Brumm, brauchst Dich nicht alleweil so dreit vor meinen Füßen zu machen! Wär' ich nicht arg gutmüthig, wärst Du schon lang' im Hundeparadiese. Für die Plag', die ich hienieden mit meiner Arche Noahs hab', darf unser Herr mir 'nen besondern Lohn in der ewigen Freud' geben! . . . . Matz, Pips, Pitpit, meint der Leibe nicht, Ihr wäret wie Engel! Müßt Ihr gerad' da herumspazieren, wo Peter hockt? Ihr wißt doch, daß er fürs Federvieh wenig Lieb' hat? Er kann nix dafür: 's liegt halt mal sa in seiner Natur. Ihr Schafsköpf', hebt nicht gleich zu zwitschern an, wenn ich red'! Weideln, wie Ihr, dringen's Singen nie fertig! Vom Peter könnt Ihr alle drei noch viel lernen — 's ist schon sa, wie ich sag'. Schaut Hansl an! Der stelzt nicht alleweil auf dem Wandgesims herum; nein, er bleibt fein am Stubendoden, weil er weiß, daß ich, um den zu scheuern, keine Staffel brauch'. Und tander Brumm ist kein Sterbenswörtchen zu sagen. Liegt er nicht immer still da, als kenn' er kein größeres Vergnügen, als meine Füß' zu wärmen? Wartet, Euch drei Todsünden schlacht' ich! Damit jeder erfährt, wie schlecht Ihr seid, lad' ich ganz Villanders zum Matz-, Pips- und Pitpit-Braten ein!"

Wenige Minuten später war der Zorn der Alten verraucht. Selbst das ‚Peter, das darfst nicht thun!' welches sie noch ab und zu ertönen ließ, glich mehr einem verschleierten Kosen als einer Warnung . . . . . .

München. Richard Bredendrücker.

(Schluß folgt.)

Ernst Barkawsky: Turgenjew. (Bd. 43 der „Geisteshelden".) Berlin 1908. Ernst Hofmann & Co. 218 S. 8°.

Unter den der bekannten Biographiensammlung bereits einverleibten Heroen der Weltlitteratur durfte Turgenjew nicht fehlen. Ein echter Goethejünger, mit den Idealen des höchsten Menschenthums als Leitstern seines ganzen Seins und Wesens, überdies von deutscher und französischer Bildung wie nur je Einer durchdrungen, einen großen Theil seines Lebens in Deutschland und Frankreich unter freundschaftlichen Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen verbringend, nimmt der russische Dichter einen wohlberechtigten Ehrenplatz in der Litteratur des neunzehntea Jahrhunderts ein. Odwohl er seine vornehmsten Leistungen in seiner Muttersprache verfaßt, wurden jene bald durch Uebersetzungen zum Gemeingut gebildeter Leserkreise. Schon deshalb ist ein Einblick in den Lebenslauf und Wedegang des Autors überaus erwünscht. In seiner harmanisch geklärten Persönlichkeit wie in seinen Werken vertritt Turgenjew die russische Bildung in ihrer bewußten und berechtigten Angliederung an die allgemeine Weltkultur. Was den meisten seiner Dichtungen ihren besonderen Reiz verleiht, ist aber seine innige Liebe zu seinem Volk und sein unverdrossenes Einstehen füe dessen Recht auf eine höhere Gesittung. Seine dichterische Bedeutung steht im engsten Zusammenhang mit dea gewichtigen Umschwung seiner heimathlichen Verhältnisse, der mit der Abschaffuag der Leibeigenschaft anhod. Selbst dem begüterten Landadel angehörend, lernt er von Kindheit auf die Abscheulichkeit jener Institution keanen und beurtheilen. Die eigene Mutter, ein basbaftes herrisches Weib, mit dem jüngeren Gatten in Unfrieden lebead, sah ee die ihr zuständige Gewalt an den Untergebenen schonungslos ausüben. Hiergegen bäumte sich sein redliches Gemüth um so entschiedener auf, als er von ihr nicht eine Spue von Liebe jemals erfahren. Die Weihe seines Dichterberufs empfing Turgenjew aus dieser seiner herzlichen Theilnahme füe die Mühseligen und Beladenen, die ohne jedes Verschulden dem härtesten Daseinslaos preisgegeben waren. Nach etlichen in ausgefahrenen Geleisen sich bewegenden Jugendarbeiten begründete er seinen Ruf als Schriftsteller mit dem 1852 veröffentlichten „Tagebuch eines Jägees", einee Reihe Bilder aus dem Leben jener Enterdten; die ohnehin schon vielfach erwogene Emanzipationsangelegenheit wurde dadurch ins schärfste Licht gerückt. Neun Jahre nach Erscheinen diesee eindringlichen Mahnung wurden ihre anabweisbarea Forderungen zu einer vollzogenen Thatsache. Den hieran sich knüpfenden Folgeerscheinungen im sozialen Leben seiner Heimath entnahm Turgenjew alsdann dea Stoff zu den wichtigsten seiner späteren Meisterwerke; in jedem behandelte er einen kalminativen Zeitmoment im Entwicklungsverlauf, wie dieser seither in raschem Wechsel der vielfachsten Konflikte sich noe seinen kundigen und theilnahmsvallen Augen abgespielt hat. Neben seinen ganz richtig als Dokumente der eussischen Kulturentfaltung bezeichneten sozialen Romanen hat aber der Dichtee seine Schaffenslust auch ohne jede Rücksicht auf Aktualitäten an Werken bethätigt, deren Daseinsberechtigung lediglich in der sie auszeichnenden Schönheit aber in der poetischen Stimmungsverklärung liegt.

Großentheils aus selbstbiographischen Partien seiner Dichtungen geschickt zusammengestellt, enthält das Buch reichliche Belehrung über die neueren litteraeischen und die gleichzeitigen sozialen Verhältnisse im Zarenerich.

Einige Einwände möchten wie voelegen. Die mit Turgenjew selbst ohne jede Beziehung stehende Zola-Anekdote, S. 189, müßte gestrichen werden; ebenso die vom Verfasser ausdrücklich als unbegründet bezeichnete Episode mit einer „allerhöchst" ihm gewordenen Einladuag zum Kaffer (S. 198). Zwei Angaben russischer Bräuche sind ungenau: auf S. 11 wird eine häusliche Feier auf den Geburtstag statt auf den Namenstag verlegt, den die Bekenner der byzantinischen Konfession vorwiegend festlich zu begehen pflegen; der Seite 89 erwähnte Osterbrauch besteht nicht in gegenseitigem Bekreuzen, sondern im Austausch dreier Küsse. Beiläufig sei auch auf dea Druckfehler, S. 83 Mitte, hingewiesen: die Ortschaft heißt Kalnga, nicht Kagula. Schließlich wäre dem hübschen und verdienstvollen Buch ein Namensregister überaus wünschenswerth. Möge zu dessen Anfertigung der nicht ausbleibende Erfolg des Buches den geeigneten Anlaß bieten.

Helsingfors. Wilh. Balin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 42. Berlin, den 18. Juli 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (8 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *,*.

Sachsen. Von Paul Nathan.

Sozialismus und Konstitutionalismus. I. Von Hugo Preuß.

Die Anwendung der Fabrikgesetzgebung im Jahre 1902. Von Alice Salomon.

Richard Rothe. Von Dr. theol. M. Schwalb (Heidelberg).

Heine in Paris. II. Von Hans Bloesch (Bern).

Hugo Salus. Von Sigmar Mehring.

„Peter, das darfst nicht thun!" Erzählung. (Schluß.) Von Richard Bredenbrücker (München).

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Papst athmet noch; sein Ableben scheint aber nunmehr in die allerunmittelbarste Nähe gerückt zu sein. Jede Hoffnung auf Genesung ist geschwunden.

Die Krankheit des Papstes hat zu einem charakteristischen Zwischenfall geführt. Aus Neapel brachte man dem sterbenden Oberhaupt der katholischen Kirche die Mitra des heiligen Januarius, und katholische Blätter behaupteten, daß der Papst sich sogleich besser fühlte, als diese Kopfbedeckung in die Nähe seines Lagers gebracht worden war. Auch aus Lourdes sandte man dem Papst Wasser, und das Trinken dieses Wassers soll ihm gleichfalls gut gethan haben. Bei allen diesen Behauptungen ist nichts überraschend. Die katholische Kirche verzeichnet zahllose Heilerfolge, die durch den Knochen eines Todten oder das Kleidungsstück eines Todten, wenn er heilig gesprochen war, herbeigeführt worden sind.

Das Interessante ist, daß auch das Oberhaupt der katholischen Christenheit und seine Umgebung sich nicht genügen lassen mit jenen wunderthätigen Medizinen, die die Kirche herzuleihen vermag, sondern daß man der größeren Sicherheit wegen zu dem Wasser aus Lourdes und zu der Mütze aus Neapel modern gebildete Aerzte hinzunimmt und zwar, wenn römische Blätter richtig berichten, sogar Aerzte, die dem Freimaurerorden angehören. Welch ein Bild für den modernen Kulturhistoriker, wenn der greise Papst auf seinem Schmerzenslager daliegt, vor ihm die Mitra des heiligen Januarius und über ihm der freimaurerische Arzt, der mit der feinen Spitze einer allermodernsten Spritze, fast schmerzlos den Brusthöhlenstich macht und dem Leidenden wenigstens für kurze Zeit Erleichterung verschafft.

Il y a des accommodements avec les cieux.

Wie heilig und wunderthätig die Mitra des heiligen Januarius nach katholischer Auffassung immer sein mag, die allermodernste Wissenschaft macht ihr Konkurrenz selbst in den Gemächern des Oberhauptes der katholischen Christenheit. Auch das ist ein Beweis für den Siegeszug des modernen Geistes.

Dem englischen Parlament ist ein Blaubuch vorgelegt worden, das den Schriftwechsel zwischen Deutschland und England-Kanada über die entstandenen zollpolitischen Differenzen enthält. Diese Aktenstücke bestätigen nur, was einer Bestätigung kaum bedurfte, daß nämlich vom formalen Standpunkt aus sich gegen das Vorgehen Deutschlands nichts einwenden läßt. Wenn man in England den Versuch gemacht hat, den Chauvinismus gegen uns aufzuregen, so geschah dies aus taktischen Rücksichten, es geschah aus Gründen der inneren englischen Politik, aber die deutsche Stellungnahme bot keinen Anlaß, das englische Selbstgefühl zu reizen. Es ist anzunehmen, daß die vorurtheilslosen Politiker in England zu der nämlichen Ueberzeugung gelangen werden, und dies um so mehr, da die deutsche Regierung in einer Note vom 27. Juni dieses Jahres den theoretischen Streitpunkt auf sich beruhen läßt, und die Frage auf das Terrain praktischer Zweckmäßigkeit und nüchterner Ausgleichsmöglichkeiten hinüber spielt.

Es heißt in dem Schriftstück:

„Wenn sich aber hiernach auch theoretisch der Standpunkt auf der einen und anderen Seite noch unvermittelt gegenüberstehen, so dürfte doch der Versuch einer praktischen Lösung der bestehenden Meinungsverschiedenheit zu machen sein.

Von diesem Gesichtspunkte geleitet, erklärt die kaiserliche Regierung sich gern bereit, in einen Meinungsaustausch über einen Weg zur Beseitigung der gegenwärtigen Differenz einzutreten, und stellt anheim, im Falle des Einverständnisses hierfür geeignete Vorschläge zu machen."

Diese Haltung der deutschen Regierung wird bei uns allseitig Beifall finden, jene reaktionären Kreise ausgenommen, die durch ihre Thaten zu behaupten scheinen, daß Zollkriege ein Heil für Deutschland sind. Hoffentlich läßt sich ein Ausgleich finden und in jedem Falle ist dieses Aktenstück der deutschen Regierung geeignet, Herrn Chamberlain sein politisches

Spiel zu erschweren. Es ist jetzt nicht mehr ganz leicht, dem englischen Volke einzureden, daß Deutschland das Vereinigte Königreich provociren und die Kolonien vergewaltigen wolle.

Der österreichisch-ungarische Reichsfinanzminister von Kallay ist gestorben. Er war einer der bei weitem bedeutendsten Staatsmänner der Nachbarmonarchie, und da dies positio heute nicht allzuviel besagt, so muß man hinzusetzen, er war ein wirklich hervorragender Mensch. Er hat Bosnien und die Herzegowina der Kultur erschlossen er hat dort geordnete Verhältnisse geschaffen, und während der gesammte europäische Orient jetzt in revolutionären Zuckungen liegt, wußte er in den von Oesterreich-Ungarn okkupirten Landern so gefestigte Zustände zu schaffen, daß sie eine ruhige Insel in dem orientalischen Chaos bilden.

Während der innere Zerfall in Oesterreich fortschreitet, und die äußere Machtstellung der Monarchie Erschütterungen erfuhr, führte Kallay dem Reiche neue Kräfte zu. Seit Jahrzehnten war er der einzig erfolgreiche Staatsmann Oesterreich-Ungarns.

* * *

Sachsen.

Im Königreich Sachsen bahnt sich ein Umschwung an, der für ganz Deutschland seine erzieherische Bedeutung hat.

Bis zum Jahre 1896 bestand in Sachsen das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zum Landtag. Nur eine einzige Einschränkung hatte dieses Wahlrecht, das seit drei Dezennien in Kraft war. Ausgeschlossen vom Wahlrecht waren jene, die weniger als drei Mark Staatssteuern bezahlten; immerhin betrug die Zahl dieser Ausgeschlossenen bei 500 000 Landtagswählern im Jahre 1895 noch 150 000 Personen. Auf Grund dieses ziemlich demokratischen Wahlrechts waren in der sächsischen Kammer unter 82 Landtagsmandaten 14 allmählich von der Sozialdemokratie erodert worden. Dieses Landtagswahlrecht beseitigte man zu Beginn des Jahres 1896. Das Ziel war, die Sozialdemokraten aus dem sächsischen Parlament zu entfernen, und dieses Ziel ließ sich auf die einfachste Weise erreichen, indem an die Stelle des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts mit dem ganz kleinen plutokratischen Fleckchen der drei Mark-Beschränkung das Dreiklassenwahlsystem nach preußischem Muster gesetzt wurde. Die Opposition im sächsischen Landtag wurde ohne jede Schwierigkeit überwältigt, und das Ergebniß war das gewünschte. Wie im preußischen Landtag, so gab es auch in der sächsischen Kammer hinfort nicht einen Sozialdemokraten mehr. Das Experiment, das von den Konservativen, den Nationalliberalen und der Regierung in Sachsen gemeinsam angestellt worden war, hatte jenen Erfolg gehabt, den man erstrebt hatte.

Das Gegenstück zu jenem Erfolge zeigte sich alsdann bei den letzten Reichstagswahlen; zweiundzwanzig sächsische Reichstagssitze wurden von den Sozialdemokraten in Besitz genommen und nur ein einziger Sitz verblieb den „Stützen von Thron und Altar". Im sächsischen Landtag nicht ein einziger Sozialdemokrat und im Reichstag nur ein einziger königlich sächsischer Vertreter, der nicht Sozialdemokrat war. Eine eindringlichere Lehre ließ sich nicht ertheilen.

Ueber die Gesinnung der Bevölkerung im Königreich Sachsen konnte sich weder die Regierung in Dresden noch die konservative und nationalliberale Partei im Lande täuschen. Die Wirkung war, daß nunmehr die offizielle Ankündigung erfolgt ist, das revidirte Wahlrecht werde zurückrevidirt werden. Wir wollen hoffen, daß diese neue Revision nicht wiederum von jener politischen Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, jenem kleinlichen beschränkten reaktionären Geiste diktirt ist, der sächsischer „Staatskunst" eine ganz unbestrittene Stellung in deutschen Landen zugewiesen hat. Befürchten freilich muß man, daß auch dieser neue Anlauf schließlich nur zu einem halben Ergebniß führen wird, denn reaktionärer Hochmuth und reaktionäre Mißgunst gegen eine moderne demokratische Entwicklung sitzt als Erdübel allzutief Regierung und privilegirten Klassen in diesem industriell fortgeschrittensten Lande Deutschlands, das gerade seiner industriellen Entwicklung wegen nicht e i n e einzige Vorbedingung für einen bleibenden Sieg des politischen Rückschritts bietet.

Wir zweifeln nicht, daß die zuverlässigen Freisinnigen in Sachsen — und sie beginnen sich in neuerer Zeit wieder erfreulich zu regen — den Anlaß benutzen werden, um mit allem Nachdruck für eine durchgreifende Reform des Wahlrechts einzutreten.*)

Es ist völlig klar, welche Gründe in Sachsen dazu geführt haben, um die Regierung und die herrschenden Parteien zum Nachdenken zu bringen. Das herrschende Landtagswahlrecht macht zwar die Sozialdemokraten in Sachsen machtlos, aber nicht diese allein, sondern auch alle jene weniger bemittelten Kreise, die in der dritten Abtheilung wählen. Und diese nichtsozialdemokratischen Elemente, die gleichfalls für den sächsischen Landtag entrechtet wurden, nahmen gegen die nationalliberalen und konservativen Entrechter mittelst des Reichstags-Stimmzettels ihre Revanche, und wählten nicht mehr konservativ und nationalliberal, sondern sozialdemokratisch. Die Revision des Wahlrechtes in Sachsen hatte sich außerordentlich geeignet erwiesen, um die Zahl der sozialdemokratischen Stimmzettel zu vermehren, und gleichfalls dazu, den Reichsgedanken im Königreich Sachsen zu fördern. Der politisch machtlose Sachse wird ein umso treuerer Anhänger des deutschen Reiches geworden sein, weil er dort nicht in Bezug auf sein Wahlrecht ein Höriger ist. Fürst Bismarck wußte, was er that, als er das demokratische Reichstagswahlrecht einführte, und im sächsischen Königsschloß wird man liberalen Anschauungen in dem Augenblick zugänglicher geworden sein, da auch jenseits des Kreises der Sozialdemokratie die Anhänglichkeit an das eigene Vaterland, das die Massen entrechtete, zurückging und sich dem weiteren Vaterland zuwandte, das den Massen die Theilnahme an den parlamentarischen Geschäften ermöglicht.

Nachdem die Reaktionäre in Sachsen diese üblen Erfahrungen gemacht haben, wird es den Reaktionären in anderen deutschen Staaten schwerer sein, Parlamente und Regierungen auf die gleiche abschüssige Ebene zu drängen.

Nur größte politische Kurzsichtigkeit kann der Ansicht sein, daß mit einer Aenderung des Wahlrechtes sich eine Aenderung der politischen Gesinnung in Deutschland erzwingen läßt. Ist aber das Wahlrecht schließlich wirkungslos gemacht, so kommen die politischen Gesinnungen in der Presse zum Ausdruck; mithin muß man auch diese knebeln; und sodann in Versammlungen; so muß man auch das Versammlungsrecht beseitigen, und wenn alle Ventile verstopft sind, dann kommt man zu russischen Zuständen, und ob es einen deutschen Monarchen gibt, der mit dem Zaren von Rußland tauschen möchte?

Wer den modernen Großstaat will, muß, wie die Weltlage heute ist, die modernen Großstaatheere wollen, und die modernen Großstaatheere lösen nur ihre Aufgabe, wenn der Schulmeister von Königgrätz ein ganzes Volk erzogen hat. Und alsdann; die Kosten für die modernen Großstaatheere lassen sich nur aufbringen, wenn Handel und Industrie zu hoher Entfaltung gekommen ist. Ein Volk aber, dessen Millionen die allgemeine Volksschule durchgemacht haben, dessen Millionen durch ihren Aufenthalt in Fabriken und Geschäftshäusern und auch in fortgeschrittenen landwirthschaftlichen Betrieben an dem gewaltigen nationalen wirthschaftlichen Leben Antheil haben, und die sich im Soldaten-

*) In der „Nation" war schon am 4. April d. J. auf die treffliche Broschüre des freisinnigen Rechtsanwalts H. Martin „Das Wahlrecht in Deutschland und das Unrecht in Sachsen" hingewiesen worden

Digitized by Google

rock der allgemeinen Wehrpflicht als Träger des nationalen Staatsgedankens fühlen, sie kann man dauernd nicht hindern, auch Träger der nationalen politischen Gedanken sein zu wollen. Der moderne Staat kann nur aufrecht erhalten werden bei einer relativen Mündigkeit seiner Bevölkerung, und wenn diese Mündigkeit im wirthschaftlichen Leben und bei der nationalen Vertheidigung im Interesse des Staates selbst unentbehrlich ist, so kann man diesen mündigen Staatsbürgern nicht plötzlich wieder zumuthen, daß sie gutwillig sich politisch zur Unmündigkeit sollen verurtheilen lassen. Der moderne demokratische Parlamentarismus ist keine ausgeklügelte Erfindung einiger radikalen Theoretiker, sondern eine unabwendbare Konsequenz der modernen Entwicklung in ihrer Totalität.

In Sachsen handelte man daher so weise wie jene Aerzte, die eine Krankheit behoben wähnen, wenn sie ein Symptom unterdrückt haben. Man entfernte den Pegel und war — unter Zustimmung aller Reaktionäre Deutschlands — überzeugt, daß die Gefahr einer Ueberschwemmung gemindert oder beseitigt sei.

Dieses sächsische Experiment, das mißglücken mußte, ist vielleicht ein Glück für Deutschland.

P. Nathan.

Sozialismus und Konstitutionalismus.

I.

Die zahlreichen Epiloge zur Juniwahlschlacht, die in den letzten Wochen durch die Presse gingen, haben sich vorwiegend mit dem Verhältniß zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie beschäftigt, wie dies ja auch dem markantesten Phänomen dieser Wahl entspricht, dem fortschreitenden Wachsthum der Sozialdemokratie und dem noch immer fortschreitenden Verfall — hoffentlich ja nicht des Liberalismus, aber doch unzweifelhaft — der liberalen Fraktionen. Begreiflicher Weise waren alle diese Betrachtungen wesentlich praktisch politischer Art, indem sie die demnächst zu befolgende Taktik der Fraktionen im Parlament und der Parteien im Lande erörterten. Dabei treten auf liberaler wie auf sozialistischer Seite je zwei Richtungen deutlich hervor. Die Unentwegten auf beiden Seiten finden natürlich, daß der bisherige Kurs sich „voll und ganz" bewährt habe und weiter zu steuern sei. Nach dem äußeren Erfolg ist es bei den Sozialdemokraten ebenso begreiflich, wie bei den Liberalen unbegreiflich, daß sie sehen, was sie gemacht haben, und finden, daß es gut sei. Dagegen entnehmen die Entwicklungsfähigen auf beiden Seiten aus Erfolg wie Mißerfolg den Anlaß zur Selbstprüfung und inneren Läuterung. Bei den Sozialdemokraten äußert sich das in einer verstärkten Betonung des Evolutionsgedankens, den der politische Jargon hier als Mauserung zu bezeichnen pflegt; bei den Liberalen in dem Rufe: es muß anders werden! Wie? — das sagen die Redaktionen der verschiedenen Blätter vorläufig noch in verschiedener Weise. Bei alledem wird der Skeptiker den Gedanken nicht los, daß wie bisher auch demnächst nicht die Recht behalten werden, die Recht haben; aber er mag die Gründe dieser skeptischen Meinung füglich für sich behalten.

Vielleicht ist die gegenwärtige Situation nicht ungeeignet, einer rein theoretischen Betrachtung ein wenig Raum zu gewähren, die sich von den taktischen Fragen der Tagespolitik zu den prinzipiellen Problemen hinwendet. Ach, Theorie! Für manchen freundlichen Leser hört wohl hier die Freundlichkeit und das Lesen auf. Und es ist doch eine merkwürdige Sache, welche Rolle die Theorie im Leben der politischen Parteien spielt. Einstmals waren die Liberalen recht eigentlich die politischen Theoretiker; man hat sie deshalb viel gescholten und verhöhnt; und bei der Abwehr solcher Angriffe hat, wenn ich nicht irre, Bamberger einst das hübsche Wort geprägt: Theorie nennt man, was man nicht widerlegen, und Praxis, was man nicht beweisen kann. In Wahrheit hat die liberale Theorie die Blüthezeit des praktischen Liberalismus vorbereitet und ermöglicht, in dem bescheidenen Sinne freilich, in dem man von einer solchen Blüthezeit bei uns zu Lande überhaupt sprechen kann. Erst unter dem vorherrschenden Einfluß einer von keines theoretischen Gedankens Blässe angekränkelten taktischen Routine haben wir es dann so herrlich weit gebracht, wie der gegenwärtige Stand der liberalen Sache zeigt. Und sollte es wirklich nur ein zufälliges Zusammentreffen sein, daß gerade diejenige Partei im praktisch politischen Leben den Liberalismus beerbt, die auf dem Felde der politischen Theorie seine Erbschaft angetreten hatte? Daß seit geraumer Zeit die theoretische Bethätigung aller andern politischen Parteien zusammengenommen gegenüber derjenigen der Sozialdemokratie verschwindend gering ist, läßt sich doch nicht bestreiten. Man denke nur an die im Zusammenhang mit der Bernstein-Debatte erwachsene Litteratur. Wie man auch über deren Werth urtheilen mag, die Thatsache allein, daß inmitten des politischen Indifferentismus unserer Zeit eine solche Litteratur entstehen und lebhaftes Interesse anregen konnte, ist imposant genug, um so imposanter, als sich diese Litteratur doch nicht in erster Linie an die Kreise wendet, die vor allem das Publikum für theoretische Erörterungen stellen sollten, die sogenannten Kreise von Besitz und Bildung. Wer sich jedoch mit derartigen Erörterungen an diese Kreise wenden wollte, der fände wahrscheinlich keinen Verleger, sicherlich aber kein Publikum. Man mußte jede Schätzung für die Macht geistiger Faktoren im sozialen Leben eingebüßt haben, um nach jenen literarischen Erfolgen durch die Wahlerfolge der Sozialdemokratie überrascht zu werden.

Innerhalb der sozialistischen Litteratur macht sich nun jetzt ein neues Element geltend, dessen Hervortreten unverkennbar in Kausalnexus mit den Erfolgen der Sozialdemokratie in der parlamentarischen Praxis steht, und das doch zugleich den Zusammenhang mit der älteren liberalen Litteratur herstellt. Der ältere Liberalismus hatte ein zugleich verfassungs- und wirthschaftspolitisches System ausgebildet. Von der wirthschaftlichen Selbständigkeit des Individuums ausgehend, wollte er durch die verfassungspolitische Organisation den Einfluß der wirthschaftlich selbständigen Individuen auf die Staatsgewalt nach Möglichkeit steigern, zugleich aber den Einfluß der Staatsgewalt auf die wirthschaftliche Selbständigkeit der Individuen nach Möglichkeit verringern. Der erfolgreiche Angriff gegen den Liberalismus geschah in Theorie wie Praxis auf wirthschaftspolitischem Boden, und zwar bekanntlich von zwei Seiten her, von rechts durch die Betonung der materiellen Interessen und die Förderung staatssozialistischer Tendenzen, von links durch die theoretische und praktische Agitation der Sozialdemokratie. Dem wirthschaftlichen Individualismus trat die Hervorhebung der sozialen Zusammenhänge als bestimmende Faktoren des Wirthschaftsprozesses entgegen. Der Einzelne sollte nicht mehr als wirthschaftliches Individuum, sondern als organisches Glied der wirthschaftenden Gemeinschaft in Betracht kommen. Damit erhielten alle wirthschaftlichen Probleme eine starke sozialpolitische Färbung. Und da der Sozialismus diese Gedanken am konsequentesten und prinzipienreinsten vertritt, so fiel ihm durchaus die Führung zu. Die Anschauungen der Sozialreformer mußten jedenfalls der populären Auffassung als theilweise Konzessionen an den Sozialismus erscheinen; und der Liberalismus ward hier völlig in die Defensive gedrängt.

Um diese Probleme dreht sich seit länger als einem Menschenalter hauptsächlich die populär-politische Litteratur, also die politische Theorie, soweit sie nicht eine fachwissenschaftliche ist, sondern ihr Publikum auch außerhalb der Berufsgenossen ihrer Spezialwissenschaft sucht. Die Erörterung verfassungspolitischer Probleme dagegen hat sich in eben dieser Zeit fast vollständig auf den Kreis der staatsrechtlichen Fachwissenschaft zurückgezogen und hier einen rein technisch-juristischen Charakter angenommen. Man

Digitized by Google

drückt dies gewöhnlich so aus: Nicht politische, sondern wirthschaftliche und soziale Fragen seien heute zeitgemäß! Diese Abkehr des öffentlichen Interesses von der konstitutionellen Entwicklung war es gerade, was eine sogenannte Realpolitik mit ihrer starken Betonung der wirthschaftspolitischen Gegensätze anstrebte. Denn alle die Richtungen, die in verschiedenen Erscheinungsformen sich als „unpolitisch" oder „parteilos" zu geben lieben, sind innerlichst unwahr; sie ergreifen stets thatsächlich Partei für die Politik der jeweiligen Machthaber.

Die Sozialdemokratie andererseits übernahm zwar, sozusagen mit Stillschweigen und als etwas Selbstverständliches, die verfassungspolitischen Anschauungen des demokratischen Radikalismus, die in der Lehre von der Volkssouveränität wurzeln und die Republik als die einzige vernünftige Staatsform anstreben; sie ließ jedoch im übrigen gleichfalls die konstitutionellen vor den wirthschaftspolitischen Fragen völlig in den Hintergrund treten. Denn für den Marxismus sind die Produktion und der Austausch der Produkte, also die wirthschaftlichen Verhältnisse die Grundlage aller Gesellschaftsordnung; nach ihnen bestimmt sich die soziale Gliederung der Klassen, während die Institutionen von Recht und Staat wesentlich nur Folgeerscheinungen jener wirthschaftlichen und sozialen Machtverhältnisse sind. Aenderung oder vielmehr im Sinne von Marx nur Förderung der naturnothwendigen Fortbildung der Produktions- und Austauschverhältnisse in kollektivistischer Richtung, das ist danach die praktisch allein wichtige Aufgabe der Sozialdemokratie innerhalb der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Ist diese erst einmal in den Kollektivismus der Produktion und Vertheilung umgeschlagen, so werden dann die neuen wirthschaftlichen und sozialen Machtverhältnisse den ihnen entsprechenden rechtlichen und verfassungspolitischen Ueberbau aus sich selbst erzeugen. Die Wirthschafts- und Sozialpolitik also, nicht die Verfassungspolitik ist im Sinne des orthodoxen Marxismus das wahre Bethätigungsfeld der Sozialdemokratie; um konstitutionelle Fragen des kapitalistischen Staates mögen sich in erster Reihe die kapitalistischen Parteien, diese verschiedenen Gruppen der einen reaktionären Masse, unter einander herumbalgen.

Der erste Schritt, mit dem die deutsche Sozialdemokratie als politische Partei unter Führung Lassalle's ins Leben hinaustrat, bedeutete nun freilich schon einen Schritt vom Wege dieses Prinzips; sie stellte nämlich eine rein verfassungspolitische Forderung, das allgemeine und gleiche Wahlrecht, an die Spitze ihres Programms. Was man auch zur Erklärung oder Wegdeutung dieses Widerspruchs beigebracht hat, die marxistische Orthodoxie dürfte konsequenter Weise hier höchstens zu einem ‚tolerari potest' gelangen. Das schließt allerdings nicht aus, daß der praktische Marxismus den Werth dieser schneidigen Waffe im politischen Kampfe nach Gebühr würdigt. Und je mehr und mächtiger sich die Sozialdemokratie nunmehr auf Grundlage des allgemeinen und gleichen Wahlrechts als politische Partei entwickelt hat, desto deutlicher mußte die Abweichung von der ursprünglichen Richtungslinie hervortreten. Gewiß wurzelt dieses Anwachsen der Sozialdemokratie in der Entwicklung der wirthschaftlichen und sozialen Machtverhältnisse; aber daß sie in dieser Art und Gestalt zum Ausdruck kommen, das beruht doch auf dem konstitutionellen Institut des Wahlrechts, das eben seinerseits auch eines der konstituirenden Elemente der sozialen Machtverhältnisse ist. In seinem vielerwähnten Artikel über das Ergebniß der Reichstagswahl in der letzten Nummer der „Sozialistischen Monatshefte" erzählt Eduard Bernstein, wie einst Gladstone einem Sozialisten antwortete, der seine Rede über Wahlrechtsreform mit dem Rufe nach sozialen, nicht politischen Reformen unterbrach: „Mein lieber Herr, ich kenne keine sozialere Reform, als die Wahlreform." Die kleine Geschichte ist sehr bezeichnend, nicht am wenigsten auch für die Anschauung des Erzählers.

Je größer die Stellung der Sozialdemokratie als parlamentarische Partei geworden ist, desto wichtiger mußte auch für sie die Frage nach der Stellung des Parlaments zu den andern verfassungsmäßigen Faktoren der staatlichen Organisation werden; damit betritt sie den Boden der konstitutionellen Probleme. Diese Probleme haben nun aber die gegenwärtige Gestaltung der wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse zur Voraussetzung; die Sozialdemokratie als große politische Partei der Gegenwart kann die Stellungnahme zu ihnen unmöglich vertagen, bis die Evolution zum Kollektivismus der Produktion und Vertheilung andere wirthschaftliche und soziale Voraussetzungen geschaffen haben wird. Bei der Unfertigkeit des deutschen Konstitutionalismus ergab sich für die praktische Tagespolitik das Resultat, daß die Sozialdemokratie im großen und ganzen in diesen Fragen denselben Faden spann, wenn auch eine etwas andere Nummer, wie der entschiedene Liberalismus, der den Ausbau des Verfassungs- und Rechtsstaats in Deutschland anstrebt.

Daraus folgt nun aber auch für die sozialistische Theorie die Nothwendigkeit, die bisher völlig in den Hintergrund geschobenen Probleme der Verfassungspolitik in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen; insonderheit zu erwägen, welche Konsequenzen sich aus einer kollektivistischen Wirthschaftsordnung und der sozialen Herrschaft der breiten Masse für die Organisation des Staates in Verfassung und Verwaltung ergeben. Aus dieser inneren Nothwendigkeit ist neuestens eine litterarische Erscheinung hervorgegangen, die überaus bezeichnend ist für das gegenwärtige Entwicklungsstadium der sozialdemokratischen Staatsanschauung; bezeichnend nicht nur durch die Aufgabe, die sich das Buch stellt, sondern eben so sehr durch die Art, wie es die Lösung dieser Aufgabe — versehlt. Es ist die „Neue Staatslehre" von dem Wiener Professor Anton Menger.*) Daß dieses Buch Aufsehen erregt, ist begreiflich, zunächst schon im Hinblick auf die persönliche Stellung des Verfassers, da bei uns zu Lande wohlbestallte Professoren als rückhaltlose Bekenner der Sozialdemokratie noch keine gewöhnlichen Erscheinungen sind. Und diese Rückhaltlosigkeit des Bekenntnisses, der moralische Muth, mit dem Menger ausspricht, was wohl noch mancher andere denkt, aber lieber nicht sagt, muß auch dem Inhalt des Buches Beachtung verschaffen.

II.

Neu freilich ist diese Staatslehre nur in sehr bedingtem Sinne. Menger selbst findet das Neue seines Werkes im Gegensatz zur bisherigen sozialistischen Litteratur darin, daß diese einen überwiegend kritischen Charakter zeige, die Aufgabe der Kritik aber im wesentlichen gelöst sei, und es sich daher „gegenwärtig, wo die sozialistische Weltanschauung sich allmählich ihrer Verwirklichung nähert", um die Ausgestaltung ihrer positiven, organisatorischen Seite handelt; diese will die neue Staatslehre bieten. Trotzdem wird mancher geneigt sein, auch noch in diesem Buche die Seiten, welche der Kritik der bestehenden Verhältnisse gewidmet sind, so z. B. des ewigen Zwiespalts, in dem sich der Staat bei seiner doppelten Aufgabe befindet: Erhaltung der Religion und Förderung der Wissenschaft, für die stärksten und wirkungsvollsten zu halten. Den Glauben an das baldige Herannahen des sozialistischen Staates schöpft Menger nicht sowohl aus der wirthschaftlichen als vielmehr aus der politisch-militärischen Entwicklung.

„In dem Gegensatz zwischen dem patriotischen Militärstaat und der internationalen Richtung, welche den ärmeren Volksklassen durch ihre Interessen vorgeschrieben wird, erblicke ich das wichtigste Moment, welches die Kulturwelt des zwanzigsten Jahrhunderts unaufhaltsam Katastrophen entgegentreibt. Denn die fortschreitende Steigerung der militärischen Anforderungen und der damit Hand in Hand gehende

*) Jena 1903, Gustav Fischer. — Eine eingehende fachwissenschaftliche Erörterung des Werkes gebe ich in meiner Abhandlung: „Ein Zukunftsstaatsrecht", die demnächst im „Archiv für öffentliches Recht" erscheinen wird. Hier soll wesentlich die politische Seite beleuchtet werden

Polizeidruck haben die unteren Volksklassen in ganz Europa allmählich in weit höherem Maße revalutionirt als die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise, in der manche ökonomische Sozialisten die Hauptursache des revalutionären Sozialismus erblicken. In den nationalen Militärstaaten wird eben den kräftigsten Proletariern während ihres besten Lebensalters fortwährend die Ueberzeugung aufgedrängt, daß sie in Krieg und Frieden wegen fernliegender Interessen die größten persönlichen Opfer bringen müssen; wogegen das Bewußtsein und die richtige Beurtheilung der verwickelten ökonomischen Zusammenhänge den breiten Volksmassen fern liegt. Dort, wo der Militär- und Polizeidruck fehlt (z. B. in England), hat deshalb selbst eine hundertjährige außerordentliche Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise keine sozialistisch-revolutionäre Arbeiterpartei von irgend welcher Bedeutung hervorzubringen vermocht." Der alte Absolutismus mit seinen Soldheeren sei noch verständig genug gewesen, „die Sicherung des Staates gegen äußere und innere Feinde nicht denjenigen anzuvertrauen, die mehr an dem Umsturz als an der Aufrechterhaltung der Staatsordnung betheiligt sind". Erst das revolutionäre Frankreich habe den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht propagirt. „Und der Ziffernwahnsinn der militärischen Kreise trachtet unsere ungeheuren Proletarierheere noch immer zu vermehren, und wird in diesem Bestreben kaum eher innehalten, als bis das gesammte thatkräftige Proletariat in der Armee versammelt sein wird. Da derjenige, welcher das Schwert führt, erfahrungsgemäß seine politischen und sozialen Interessen zuletzt immer durchgesetzt hat so erscheint dadurch der schließliche Triumph des volksthümlichen Arbeitsstaates besiegelt, wenngleich die überlieferten militärischen Ordnungen die alten Herrschaftsverhältnisse noch lange Zeit aufrecht erhalten werden." (Seite 52, 53.)

Dieser Passus ist für Menger's ganze Anschauungsweise durchaus charakteristisch. Höchst moderne Gedanken verbinden sich in seltsamer Weise mit höchst reaktionären; ganz ähnlich argumentirten ja im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Anhänger des ancien régime und Gegner der allgemeinen Wehrpflicht wie des ganzen modernen Staatswesens. Ferner zeigt sich hier deutlich der prinzipielle Gegensatz, in dem sich Menger zum Marxismus und seiner materialistischen Geschichtstheorie befindet; und dieser Gegensatz beherrscht das ganze Buch. In den rechtlichen und staatlichen Einrichtungen sieht Menger keineswegs nur Folgeerscheinungen der wirthschaftlichen Verhältnisse; er sucht vielmehr ihre Ursache in der Geistesanlage eines Volkes und betont umgekehrt den Einfluß der rein politischen Faktoren auf die wirthschaftliche Gestaltung.

„Würden in den deutschen Fabriken Neger oder auch chinesische Kulis arbeiten, so wäre gewiß selbst beim Vorhandensein aller wirthschaftlichen Voraussetzungen eine Sozialdemokratie niemals entstanden."

Wiederholt weist er auf England hin, das nach der materialistischen Theorie dem Umschlag in den Sozialismus am nächsten stehen müßte, weil seine Volkswirthschaft kapitalistisch am weitesten entwickelt sei; das jedoch gerade umgekehrt die schwächste sozial-revolutionäre Partei habe, weil es die freieste politische Verfassung besitze.

„Nichts wäre irriger, als mit Marx und Engels anzunehmen, daß die Rechtsordnung bloß der rechtliche Ueberbau, der juristische Ausdruck der jeweiligen wirthschaftlichen Verhältnisse ist. Auf dem Gebiete des Rechts entscheidet vielmehr in erster Reihe die Macht, erst in zweiter das wirthschaftliche Bedürfniß, so weit dieses von den Machthabern überhaupt erkannt und anerkannt wird. Mit einem verläßlichen Heer und einer guten Polizei kann man Rechtsordnungen begründen und durch Jahrhunderte aufrecht erhalten, die mit den wirthschaftlichen Verhältnissen in schroffstem Widerspruch stehen."

Offenbar ist die Emanzipation von der strengen marxistischen Theorie die unumgängliche Voraussetzung für ein System, das die zukünftige Staats- und Rechtsordnung darstellen will; denn vom marxistischen Standpunkte aus ist dies genau so unmöglich, wie — nach Liebknecht's Ausdruck — die Prophezeiung des Wetters, das im Zukunftsstaat herrschen werde. Menger geräth jedoch in einen überaus verhängnißvollen logischen Grundfehler, indem er nicht nur die Identifizirung von wirthschaftlicher Macht und sozialer Macht zurückweist, sondern darüber hinaus die Begriffe Wirthschaft und Macht als Gegensätze faßt. Er sagt nämlich:

„Der Staat und das Recht ist die Ordnung der Machtverhältnisse, die Volkswirthschaft die Ordnung der Erzeugung und Vertheilung von Sachgütern und Dienstleistungen."

Auch wer durchaus nicht Marxist ist, muß die Unmöglichkeit dieser Antithese sofort erkennen. Denn mag die Ordnung von Produktion und Vertheilung, also die Wirthschaftsordnung, auch nicht die einzige Quelle originärer Machtverhältnisse sein, so ist sie doch ganz unzweifelhaft auch eine, und zwar eine der wichtigsten Machtquellen. Demgemäß geht denn auch die Staats- und Rechtsordnung niemals und nirgends an der Wirthschaftsordnung ohne Berührung vorüber; vielmehr stehen beide stets in innigster Wechselwirkung. Vollends der sozialistische Staat charakterisirt sich ja gerade durch die ganz besondere Intensität, mit der er die wirthschaftlichen Verhältnisse ergreifen will, und durch die ausschlaggebende Bedeutung, die innerhalb seiner Rechtsordnung der Wirthschaftsordnung zukommen soll. Das gilt auch von Menger's „volksthümlichem Arbeitsstaat". Indem aber Menger trotzdem an seinem begrifflichen Gegensatze von Machtordnung und Wirthschaftsordnung festhält, geräth er gerade bezüglich der Verfassung und Verwaltung, die er dem Zukunftsstaate geben will, mit logischer Nothwendigkeit völlig in die Brüche.

Das Wesen des heutigen „individualistischen Machtstaates" bestehe darin, daß die individuellen Interessen der Mächtigen fast ausschließlich, dagegen die der Schwachen nur in sehr geringem Maße den Gegenstand der staatlichen Thätigkeit bilden. Dies sei nun aber nicht, wie der Marxismus lehrt, die Folge, sondern vielmehr die Ursache der kapitalistischen Wirthschaftsordnung. Denn der heutige Staat überlasse das wirthschaftliche Leben eben deshalb zumeist der freien Bethätigung der einzelnen innerhalb der Schranken der Privatrechtsordnung, weil dadurch die wirthschaftlichen Interessen seiner Machthaber, der Besitzenden, in der Regel mehr als durch jedes staatliche Eingreifen begünstigt würden. Daraus folgt, daß Menger die Besserung nicht sowohl von der wirthschaftlichen Evolution erwarten kann, als vielmehr von einer Umgestaltung der Staats- und Rechtsordnung, und zwar in dem Sinne, „daß die individuellen Interessen der großen Volksmassen das Hauptziel der staatlichen Thätigkeit bilden". Das ist dann das Wesen des „volksthümlichen Arbeitsstaats". Diese Interessen der breiten Masse seien nun aber durchaus nicht vorherrschend politisch; dies anzunehmen, sei noch der große Fehler der französischen Revolution gewesen.

„Die Theilnahme an der Leitung des Staates kann für die besitzlosen Volksklassen nur als Mittel zum Zwecke in Betracht kommen. Die wahren und ursprünglichen Lebensziele jedes einzelnen sind vielmehr die Erhaltung und Förderung des individuellen Daseins, die Fortpflanzung der Gattung, endlich die Sicherung von Leben und Gesundheit."

Diese wichtigsten individuellen Interessen der großen Masse überlasse der heutige Staat der freien Bethätigung der einzelnen auf ihre eigene Gefahr innerhalb der Schranken des Privatrechts, während gerade ihre Ordnung von Staats wegen, d. h. die Verwandlung des heutigen Privatrechts in öffentliches Recht die weitaus wichtigste Aufgabe des volksthümlichen Arbeitsstaats sei.

„Es ist deshalb als ein Zeichen wachsender Einsicht zu betrachten, wenn die rein politische Demokratie in den Gedanken und Wünschen der Kulturnationen immer mehr in den Hintergrund tritt."

Die Umwandlung des bisherigen Privatrechts in öffentliches Recht verfolgt Menger Schritt für Schritt durch alle Gebiete des Rechtssystems. Wir wollen ihm hier nicht in die Einzelheiten folgen, für die ich vielmehr auf meine oben erwähnte juristische Abhandlung verweise. Die Grundlagen der neuen Wirthschaftsordnung bilden das Recht auf Existenz und die Arbeitspflicht, die eventuell durch Kriminalstrafen zu erzwingen ist. Diese Pflicht wie jenes Recht hat jeder Bürger — natürlich auch jede Bürgerin — des volksthümlichen Arbeitsstaats; jedoch soll weder das Maß der geleisteten Arbeit für das Maß der gewährten Existenzmittel unmittelbar und allein entscheidend sein, noch sollen Arbeit und Existenzmittel jedem in gleichen Portionen zugewiesen werden. Das erste System verwirft Menger im Gegensatz zu vielen anderen Sozialisten, weil es dem Staat

Digitized by Google

die unlösbare Aufgabe stellen würde, nach durchschnittlichen Arbeitsstunden alle Sachgüter und Dienstleistungen zu tarifiren und in derselben Weise ein Arbeitsgeld zu schaffen; schließlich aber ebenso wie das zweite, das eigentlich kommunistische System zu einer unmöglichen und verhängnißvollen Gleichmacherei führen müßte. Eine völlige wirthschaftliche Gleichstellung aller Staatsbürger werde aber auch im volksthümlichen Arbeitsstaate unmöglich bleiben, indem der Gegensatz von Regierenden und Regierten, ferner die Unterschiede der Bildung sowie die Verschiedenheit der Menge und Tüchtigkeit der Arbeit auch zu ökonomischen Ungleichheiten führen müssen.

„Wer der Ansicht ist, daß nach Einführung der sozialistischen Gesellschaftsordnung das Gefühl der Brüderlichkeit die bisherigen egoistischen Triebfedern ersetzen wird, mag freilich diese Ursachen der ökonomischen Ungleichheit zurückweisen; wer aber an eine solche wunderbare Wirkung des Sozialismus nicht glaubt, der muß erkennen, daß jene Momente thatsächlicher Ungleichheit auch im volksthümlichen Arbeitsstaat sehr bald zur ökonomischen Ungleichheit zurückführen müssen, selbst wenn in einem Augenblick heroischer Erregung die wirthschaftliche Gleichstellung aller Staatsbürger beschlossen werden sollte . . . Man muß sich deshalb den volksthümlichen Arbeitsstaat als eine hierarchische Organisation aorstellen, etwa nach der Art der heutigen großen Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften."

Eine solche hierarchische Organisation ermögliche die durchaus nothwendige Ungleichheit der Arbeitsvertheilung, namentlich bezüglich der besonders gefährlichen und lästigen Arbeiten, wie auch die Ungleichheit bei der Zutheilung der Genußmittel, namentlich der nur in geringer Menge vorhandenen. Vor allem aber beseitige sie die Gefahr, welche durch den Wegfall der Möglichkeit für den einzelnen, seine wirthschaftliche Lage zu verbessern, in Folge der ökonomischen Gleichstellung nahe gerückt würde, die Gefahr nämlich,

„daß die breiten Volksmassen einem vollständigen Quietismus verfallen und der volksthümliche Arbeitsstaat selbst in einen Mast- und Futterstaat ausartet".

Aus einer ganz analogen Erwägung heraus will Menger auch die Pflicht der Eltern beibehalten, die Kosten für die Kindererziehung zu tragen, die der Staat eventuell durch Erhöhung ihrer Arbeitspflicht oder Verringerung ihrer Genußmittel betreiben soll. Denn anderenfalls dürfte sich die Zahl der Existenzberechtigten in einer für den volksthümlichen Arbeitsstaat recht unbequemen Progression vermehren.

Da also wirthschaftliche Ungleichheit, wenn auch immerhin in milderer Art und Form besteht, jedoch nicht mehr durch den privatrechtlichen Wettbewerb, sondern von Obrigkeits- und Amtswegen bestimmt werden soll, so erhält die Organisation der Obrigkeit und der Aemter offenbar eine ganz gewaltig erhöhte Bedeutung. Um so unhaltbarer wird freilich der von Menger behauptete Gegensatz der Machtordnung zur Wirthschaftsordnung; die Verfassung seines volksthümlichen Arbeitsstaates schlägt atavistisch in die des eudämonistischen Polizeistaates zurück. Damit wollen wir uns in einem folgenden Artikel näher befassen.

Hugo Preuß.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Anwendung der Fabrikgesetzgebung im Jahre 1902.

Wohl aus keiner Quelle kann man bessere Kenntnisse über die industrielle Lage Deutschlands schöpfen, als aus den Berichten der Gewerbe-Aufsichtsbeamten. Durch den regen Verkehr mit den Arbeitgebern, den Arbeitern und ihren Verbänden gelingt es den Gewerbe-Aufsichtsbeamten mehr und mehr, ein umfassendes Bild der Ausführung der deutschen sozialpolitischen Gesetzgebung zusammenzustellen. Im allgemeinen hat die Ausführung der Gesetze in den letzten Jahren ganz erhebliche Fortschritte gemacht. Aus den einzelstaatlichen Berichten für das Jahr 1902, die fast vollzählig vorliegen, geht hervor, daß die Nothwendigkeit des Arbeiterschutzes allgemein anerkannt zu werden beginnt. Die Beamten werden als Träger einer wünschenswerthen Institution gewürdigt und als Vertrauenspersonen von Unternehmern und Arbeitern gleichermaßen angesehen. Immer stärker tritt die Ueberzeugung hervor, daß die Beamten nicht nur zur Ueberwachung der Fabriken, zur Aufsicht über die Durchführung der Gesetze berufen sind, sondern daß sie auch an der Fortbildung des Arbeiterschutzes mitarbeiten und ihre Berichte zu einer authentischen Quelle für das Studium der Entwicklung der deutschen Sozialpolitik gestalten sollen.

Den größten Widerstand hat ihre Thätigkeit bisher sowohl bei Arbeitgebern als auch in Arbeiterkreisen selbst in Bezug auf die Durchführung der Kinderschutzvorschriften gefunden. Fast in allen Berichten über das Jahr 1902 wird hervorgehoben, daß immer wieder Bestrafungen wegen unzulässiger Beschäftigung schulpflichtiger Kinder vorgenommen werden mußten; aus Württemberg sogar in Betrieben, die bereits im Vorjahre deswegen mit Strafen belegt worden waren. Allerdings sind die verhängten Geldstrafen in der Regel so niedrig, daß dadurch ein Abschreckungsmittel kaum gegeben ist, und manche Arbeitgeber zahlen lieber die Strafen, als daß sie auf die Kinderarbeit verzichten. Vielfach sehen auch die Arbeiter selbst ihre Kinder als ein Kapital an, aus dem ein Theil des Familieneinkommens fließen soll. So wird beispielsweise im badischen Bericht mitgetheilt, daß ein Vater seinen zehnjährigen Knaben in einer Sägemühle Bretter aufstellen ließ, während er selbst unterdessen im Wirthshause zechte. Ueberhaupt wurde in den Sägewerken des Schwarzwaldes die Beschäftigung von Kindern im Alter von 10 bis 14 Jahren häufig angetroffen, besonders an den schulfreien Nachmittagen. Diese Thatsache gelangte dadurch zur Kenntniß der Gewerbeaufsicht, daß die Schulbehörde über Vernachlässigung der Schularbeiten Klage führte. Dem Verbot der Kinderbeschäftigung, auf das hierauf die betreffenden Eltern ausdrücklich aufmerksam gemacht wurden, setzten sie aber unter dem Hinweis Widerstand entgegen, daß andere Kinder in der Landwirthschaft und insbesondere durch Dungtragen in den steilen Weinbergen weit mehr angestrengt würden. In solchen Gegenden ist denn auch die Zahl der in körperlicher und geistiger Entwicklung zurückgebliebenen Leute auffallend groß. Auch die Beschäftigung von Kindern in Ziegeleien wird noch immer in erschreckendem Umfange ausgeübt. So wurde in einer pfälzischen Feldziegelei eine Frau mit Schlagen der Ziegel beschäftigt, und ein schulpflichtiger Sohn trug die Steine ab. Auf die Unzulässigkeit dieser Beschäftigung hingewiesen, gab die Frau zur Antwort, daß sie diese Arbeit verrichten müsse, ihr Mann sei krank und ihre acht Kinder wollten zu essen haben. In einer kleinen Hütte fanden sich denn auch sechs der Kinder vor, die zweifellos nach Weggang der Beamten mit Abtragen, Sand holen u. s. w. beschäftigt wurden. Vielfach dürfte gerade im letzten Jahre die schlechte Lage des Arbeitsmarktes, die den Verdienst der Familienväter geschmälert hat, Veranlassung zu einer vermehrten Beschäftigung der Kinder gewesen sein. Es herrschte eben der Wunsch vor, auf diese Weise den Ausfall des Verdienstes wett zu machen. Häufig suchen gerade die als Akkordarbeiter beschäftigten Männer durch solche Hilfeleistung jugendlicher ihren Verdienst in die Höhe zu schrauben. So verdiente beispielsweise der 14jährige Sohn eines Meisters in einer fränkischen Steinschleiferei bei ungesetzlicher täglicher Arbeitszeit wöchentlich 12 bis 15 Mark, während bedeutend ältere Lehrlinge nur 6 bis 7 Mark verdienten. Hier wird das neue Kinderschutzgesetz hoffentlich eine segensreiche Thätigkeit entfalten. Vor allem handelt es sich auch darum, weiteste Volkskreise von der Unzulässigkeit der Ausnutzung der kindlichen Arbeitskraft zu überzeugen.

Digitized by Google

Aehnlich gleichmäßig sind die Klagen über ungenügende Gesetze und über eine mangelnde Handhabe zu ihrer Ausführung in Bezug auf die Arbeitsverhältnisse in Schneider- und Konfektionswerkstätten. Ueberall wird über ungewöhnlich lange Arbeitszeit geklagt, Nachtarbeit ist ganz allgemein in der Saison und vor den Feiertagen eingeführt. Der preußische Jahresbericht sagt hierzu, daß eine Kontrole über die Durchführung der Gesetzesbestimmung hinsichtlich Einhaltung der Arbeitszeit und der Pausen, insbesonde hinsichtlich der für 60 Tage gestatteten Ueberarbeit nahezu unmöglich sei. Die Arbeitszeit und die Pausen werden ganz nach Belieben innegehalten, verlegt, überschritten, wie die zur Zeit gerade vorhandene Arbeit es erfordert, und Eintragungen der Ueberarbeit werden vielfach fortgelassen. Die Beamten geben der Ueberzeugung Ausdruck, daß in vielen Betrieben an weit über 60 Tagen Ueberarbeit gemacht wird, und in diesen Betrieben ist ein Innehalten der Fristen um so nöthiger, da sehr oft auch über mangelhafte Lüftung, ungenügende Reinigung und Ueberfüllung der Arbeitsräume zu klagen ist*).

Auch aus Putzmacherateliers wird dieselbe Klage laut. Vor den Festen wird häufig bis zu 16 Stunden täglich gearbeitet und bis tief in die Nacht hinein. Es muß als eine dringende Aufgabe des neuen Reichstages bezeichnet werden, diesen immer von neuem aufgedeckten Mißständen durch Einbeziehung derartiger Werkstätten in die Gewerbeordnung ein Ende zu bereiten.

Die übermäßige Arbeitszeit in rein weiblichen Gewerben ist nur ein Beweis dafür, daß die Frauen den Arbeitgebern gegenüber überhaupt widerstandsunfähiger sind, und daß gerade einer Regelung der Frauenarbeit um so eher das Wort geredet werden darf, weil die Frauen sich nicht durch kräftige Organisation dieselben Vortheile wie männliche Arbeiter selbst zu verschaffen im Stande sind. So werden denn auch aus den verschiedenen Bezirken lebhafte Klagen über unangebrachte und gesundheitsschädliche Beschäftigung von Frauen laut, und die Herabsetzung der Arbeitszeit wird gerade auch aus diesem Grunde als nothwendig bezeichnet. In Breslau wurden Frauen an Ziegelöfen bei Trockenanlagen und über denselben beschäftigt. Beim Entleeren von Ofenkammern fond man Frauen bei einer Temperatur von 70°. In einer Porzellanfabrik wurden sie beim Entleeren von Brennöfen beschäftigt, wo eine so hohe Temperatur herrschte, daß der Celluloidkamm einer Arbeiterin sich im Haar entzündete, das Haar in Brand setzte, wodurch ein Unfall herbeigeführt wurde, der die Arbeiterin für viele Wochen arbeitsunfähig machte. In einer Verzimmerei in Trier wurden selbst wenig kräftig entwickelte, jugendliche Arbeiterinnen damit beschäftigt, Weißblechpackete im Gewicht von 35 bis 40 kg von einem Raum zum anderen zu tragen. In Oberbayern wurden Frauen bei der Bedienung der Kesselfeuerung angetroffen, und der Transport von Kohlen mittelst Karren auf unebener Bohn durch eine hochschwangere Frau mußte verboten werden. In Oberfronken wurde die Bedienung eines Kalkofens durch eine 74jährige Greisin untersagt!

Auch in Bezug auf die Entlohnung zeigen sich die Frauen in weit schlimmerem Maße als die Männer vollständig widerstandsunfähig. So meldet der badische Bericht, daß in der Heimindustrie für Militärbekleidung im Kreise Konstanz für das Annähen von 32 Knöpfen und das Herstellen von 32 Knopflöchern 80 Pfg. bezahlt werden, wovon noch 8¾ Pf. für den Faden abgehen. Das betreffende Geschäftshaus erklärte, aus Rücksicht auf noch niedriger zahlende Konkurrenzunternehmungen keine höheren Preise geben zu können. Eine Firma in Kassel soll für dieselbe Arbeit sogar nur 45 Pf. zahlen. Die Gewerbeaufsicht spricht hierzu den Wunsch aus, daß die Militärverwaltung bei Vergebung solcher Arbeiten einer derartig ungenügenden Entlohnung durch eine Vertragsklausel vorbeugen möchte.

*) Jahresbericht der Kgl. Preuß. Regierungs- und Gewerbeaufsichtsbeamten 1902 S. 59.

Bei der Aufdeckung derartiger Mißstände haben sich die weiblichen Gewerbeaufsichtsbeamten durchaus bewährt. Es liegen nunmehr in fast allen deutschen Staaten Erfahrungen über die Anstellung von weiblichen Beamten vor; aus den süddeutschen Staaten sogar bereits über eine vierjährige Thätigkeit, so daß mit einem Urtheil über die Anstellung weiblicher Beamten nicht mehr zurückgehalten zu werden braucht. Es ist erfreulich, daß die vorgesetzten Behörden immer mehr zu einer vollen Würdigung der weiblichen Mitarbeit auf diesem Gebiete gekommen sind. Allgemein wird hervorgehoben, daß den Assistentinnen großes Interesse von den Arbeiterinnen entgegengebracht wird, und daß man ihnen mit Vertrauen begegnet. Auch bei den Unternehmern haben sie sich Achtung erworben, und die anfänglich hier und da gegen sie bestehende Mißstimmung ist einem die Sache fördernden Entgegenkommen gewichen. So beginnen die Arbeiterinnen auch mehr und mehr, sich mit Anfragen und Beschwerden an die weiblichen Aufsichtsbeamten zu wenden. Im allgemeinen hat sich jedoch gezeigt, daß der Schwerpunkt der weiblichen Thätigkeit und der Werth der Anstellung von Frauen nicht gerade darin liegt, daß sie solche Klagen aus dem Kreise der Arbeiterinnen entgegennehmen. Während man ursprünglich die Forderung nach Anstellung von Frauen vielfach damit begründete, daß den Arbeiterinnen Gelegenheit gegeben werden sollte, sich rückhaltlos über Dinge auszusprechen, die sie ohne Scheu den männlichen Beamten gegenüber nicht vorbringen könnten, hat sich nun herausgestellt, daß überhaupt eine freie Aussprache der Arbeiterinnen nur durch jahrelange Beziehungen zu erzielen ist, und daß sie sich nur in den seltensten Fällen werden entschließen können, Klagen direkt vorzubringen, da sie leicht dadurch ihre Stellen einbüßen. Die bisherige badische Fabrikinspektorin Frl. Dr. von Richthofen hat sich darüber ausgesprochen, daß Arbeiterinnen sich selten ohne vorherige Anregung an die Beamten wenden. Sie fährt aber fort:

„Sobald ich jedoch Fragen an sie richtete, die die Hygiene des weiblichen Organismus betrafen, waren die Arbeiterinnen dankbar, daß darauf das Augenmerk gerichtet wurde. So haben sich Weberinnen über die nachtheiligen Folgen des Stehens während der Schwangerschaft ausgesprochen und hinzugefügt, „so etwas fragen die Herren eben nicht". Der Schwerpunkt der Wirksamkeit einer Frau im Gewerbeaufsichtsdienst liegt nicht darin, daß sie Klagen entgegennimmt, sondern herausfindet, wo Schädigungen der Gesundheit der Frauen zu erwarten sind, und dann fragt. Auf diese Weise ist werthvolles Material zu gewinnen, und man kann in vielen Fällen die Arbeiterin auf die Durchführung hygienischer Einrichtungen, z. B. auch auf die Schäden zu früher Wiederaufnahme der Arbeit nach dem Wochenbett hinweisen. Nur eine Frau, der naturgemäß diese Dinge näher liegen, ist geeignet, sie mit den Arbeiterinnen zu besprechen; sobald Arbeiterinnen sehen, daß die Beamtinnen sich für ihre Gesundheitsverhältnisse interessiren, reden sie auch darüber, was sie einem Manne gegenüber nicht immer thun würden."

Die Assistentinnen klagen auch häufig darüber, daß die Wöchnerinnen ihre Arbeit nach vier Wochen wieder aufzunehmen pflegen, um das gewohnte Einkommen nicht länger zu entbehren. Der Schutz der arbeitenden Mütter kann freilich nur durchgeführt werden, wenn den Frauen für die Zeit der Arbeitsunterbrechung auch ein angemessenes Entgelt gewährt wird. — Von einem gewissenlosen Versuch zur Umgehung des gesetzlichen Wöchnerinnenschutzes wird aus einer badischen Fabrik berichtet, in der von der Fabrikkrankenkasse einer Wöchnerin die Auszahlung der Unterstützung mit der Begründung verweigert wurde: „Die Frau habe sich ihre Krankheit (!) selbst zugezogen."*)

In Bezug auf die Lage der männlichen Arbeiter sind in den Berichten besonders auffallend die Mittheilungen, die sich auf die Schädigung des Volkslebens durch übermäßigen Alkoholgenuß beziehen. Hierfür stellt namentlich ein bayrischer Sonderbericht über das Bierbrauergewerbe beachtenswerthe Thatsachen fest. Das

*) Jahresbericht der Badischen Inspektion 1902, Karlsruhe 1903, S. 23.

Einkommen der in den Brauereien beschäftigten Arbeiter besteht fast überall in baarem Lohn und Freibier. Letzteres wird oft so reichlich bemessen, bis zu 8 Liter pro Tag und Kopf, daß dadurch fraglos gesundheitliche und sittliche Schädigungen namentlich der jüngeren Arbeiter entstehen, während die Familienväter zu einer unwirthschaftlichen Verwendung ihres Einkommens geradezu veranlaßt werden. Mehrere Brauereien fangen damit an, das Freibier einzuschränken und statt dessen den baaren Lohn zu erhöhen. Es kommt aber vor, daß in solchen Betrieben einzelne Arbeiter noch Zahlungen für Bier leisten, da sie von früher her, als das Freibier in solchen Mengen gewährt wurde, an ein zu großes Bierquantum gewöhnt sind. In den meisten Fällen jedoch ist der Bierkonsum durch diese Reform erheblich, bis auf ein Viertel des früheren Quantums, verringert worden. Welchen Prozentsatz des Einkommens die Arbeiter bisher — und eigentlich auf Veranlassung ihrer Arbeitgeber — vertranken, geht daraus hervor, daß bis zu 7,20 Mark den Braugehülfen für Ablösung des Freibieres in einzelnen Betrieben gezahlt wird, und an Tagelöhner mit einem Wochenlohn von 20 Mark fünf Mark. Gewöhnlich ist auch verboten, das Freibier mit nach Hause zu nehmen, so daß die Arbeiter einen Theil ihrer Entlohnung einbüßen, wenn sie diesem übermäßigen Bierkonsum nicht fröhnen. Es wird in den Berichten verschiedentlich als ein bedeutender Fortschritt bezeichnet, wenn in einem Betriebe gestattet ist, daß ein Theil des Freibieres mit nach Hause genommen werden darf. In Freiburg hatte sich der Unfug eingebürgert, daß Fortbildungsschüler wiederholt betrunken zum Unterricht erschienen. Es stellte sich heraus, daß sie mit Flaschenabfüllen in Brauereien beschäftigt waren, wo das Freibier in solchen Mengen gewährt wurde, daß ihr körperliches und sittliches Wohl in hohem Maße geschädigt werden mußte. Ein jugendlicher Arbeiter trank täglich 4 Liter Bier; es wurde durch die Bezirksämter daraufhin veranlaßt, daß höchstens 2 Liter an jugendliche Arbeiter gegeben werden durften. Mit Erfolg wurde dem übermäßigen Bierkonsum von männlichen und weiblichen Arbeitern innerhalb einer großen Spinnerei und Weberei durch eine Einrichtung für das Wärmen von Kaffee und Milch begegnet. Der Erfolg war außerordentlich günstig. Der größte Theil der Arbeiterinnen ist daraufhin vom Bierverbrauch wieder abgekommen.

Der preußische Bericht bringt aus dem Berliner Bezirk eine sehr interessante Erhebung über die Lebenshaltung der unverheiratheten Fabrikarbeiterinnen. Es wird versucht, eine Vorstellung davon zu schaffen, was diese mit dem verdienten Gelde anfangen, wie sie wohnen, sich nähren, was zu ihrem Ausgabeetat gehört, wie sie ihre arbeitsfreie Zeit verbringen u. dergl. m. Diese Erhebung ist mit den Untersuchungen über die Zweckmäßigkeit der Verkürzung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen verbunden worden, deren Ergebniß von den meisten Staaten erst demnächst in Sonderberichten erscheinen wird.

Aus Frankfurt a./M. wird über die im Winter 1901/02 von der städtischen Verwaltung und der Zentrale für private Fürsorge getroffenen Vorkehrungen zur Beschäftigung Arbeitsloser berichtet. Es ist hier infolge eines energischen und planmäßigen Vorgehens gelungen, den größten Theil der durch die Krise brotlos gewordenen Arbeitswilligen zu beschäftigen, wenn auch nicht immer mit Arbeit, die ihren Anlagen und Fähigkeiten, so doch wenigstens mit solchen, die ihren Kräften entsprachen. Neue Bauten für die Straßenbahn, die für spätere Jahre geplant waren, wurden sofort in Angriff genommen. Ein Platz zum Steinklopfen wurde errichtet und in einer Schneiderwerkstätte wurden für den Bedarf der öffentlichen Anstalten, Spitäler, Waisenhäuser und dergleichen Wäsche und Kleidungsgegenstände auf Vorroth gearbeitet. In der Lungenheilstätte wurden die schon lange von den Kranken gewünschten Garten- und Wegeanlagen geschaffen. Es ist damit zweifellos werthvolle und mustergiltige soziale Arbeit geleistet worden, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß so umfassende Maßregeln im allgemeinen nur von einer so wohlhabenden Stadt durchgeführt werden können. Im Berichtsjahr hat sich dann allmählich das Arbeitsverhältniß so gehoben, daß das Angebot von gelernten Arbeitern nicht außergewöhnlich stark war; Arbeiterinnen waren sogar gesucht. Aehnlich scheinen die Verhältnisse in einzelnen Theilen Badens zu liegen. So wurde hier von einem Arbeitgeber gegen die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen geltend gemacht, daß das eine Mehranstellung von Frauen nothwendig machen würde und schon heute Mangel an weiblichen Arbeitskräften vorherrsche.

Thatsächlich scheint trotz der schwierigen Lage der Industrie, die im Jahre 1902 noch vorhanden war, die Einstellung arbeitsloser Männer in die für Frauenhände besonders geeignete Industrie nicht leicht zu ermöglichen gewesen zu sein, denn auch aus dem badischen Oberlande, wo allerdings über den Mangel an Arbeiterinnen beständig Klagen laut werden, wird wieder berichtet, daß in der Textil- und in der Bürstenindustrie dem Bedürfniß nach Arbeiterinnen so wenig entsprochen werden kann, daß ein Arbeitgeber sich ernstlich mit dem Gedanken trägt, Japaner einzuführen, die zu diesen Arbeiten besonders geeignet sein sollen.

Im ganzen kann man wohl aus den diesjährigen Berichten die Thatsache entnehmen, daß die soziale Gesetzgebung nicht nur auf die Lage der Arbeiter, sondern auch auf die der ganzen Industrie einen günstigen Einfluß gewinnt, daß Verfehlungen gegen die Gesetze seltener werden und Arbeitgeber und Arbeitnehmer mehr und mehr die Gemeinsamkeit ihrer Interessen anzuerkennen beginnen.

„Eine konsequente und bedeutsame Entwicklung, die — ebenso entfernt von stürmischem Voreilen als von lahmem Nachhinken — auf wohl vorbereitetem Felde den greifbar gewordenen Gedanken zur That werden läßt, hat niemals die Industrie an Wurzel, Stamm und Zweigen geschädigt, sondern sie gefördert und gekräftigt. Aufgeklärte Arbeitgeber haben die Leistungen und Beschränkungen, welche ihnen die sozialpolitische Gesetzgebung auferlegt, niemals als Opfer, als Gabe ohne Gegengabe betrachtet, sondern deren werbenden Werth anerkannt. Die gesetzlichen Anforderungen drängen die Unternehmer zu höchster Intelligenz und Leistungsfähigkeit; die ihnen auferlegten Lasten sind zur Lehrmeisterin der deutschen Industrie geworden und haben Förderungen gebracht, die nicht bloß kompensirend wirken." *)

Auch die Gewerbeaufsichtsbeamten beginnen anzuerkennen, daß die von der sozialen Gesetzgebung ausgehende Stimulation einen nicht zu unterschätzenden Antheil an der großartigen Organisation der industriellen Betriebe in Deutschland gewonnen hat.

Alice Salomon.

Richard Rothe.**)

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Diesen Goethe'schen Spruch hat Professor Hausrath in seinem neuen Buche reichlich bewährt. Nicht nur Geistliche und solche, die es werden wollen, sondern jeder höher Gebildete, der für geistiges Leben ein ernstes Interesse hegt, wird mit Nutzen und Freude das hier mit Meisterhand gezeichnete Bild des großen Theologen Richard Rothe betrachten, und den Scharfsinn bewundern, mit welchem uns der Ursprung und das allmähliche Werden seines aus sehr heterogenen Elementen, aus Romantik, Hegel'scher Spekulation, Pietismus und Theosophie, entstandenen und doch sehr originellen Lehrgebäudes dargestellt wird. Und der Charakter dieses hervorragenden Denkers war, wie sein intellektuelles Leben, auch eine wunderbare Mischung sehr verschiedener

*) Jahresbericht der Badischen Gewerbeinspektion 1902, Karlsruhe, S. 83/84.

**) Adolf Hausrath: Richard Rothe und seine Freunde. Erster Band. Berlin. Grote.

Eigenschaften, die, wenn sie in gewöhnlichen Menschen in so starkem Maße wie in ihm vorhanden sind, sich gegenseitig ausschließen. Ein klares, scharfes Urtheil verband sich in ihm, wenigstens in seinen reifen Jahren, mit einer beharrlichen Milde und Freundlichkeit, ein richtiges Bewußtsein seiner reichen Begabung mit einer ungeheuchelten Demuth, eine starke, unumwunden sich äußernde Ueberzeugung mit einer rückhaltlosen Anerkennung entgegengesetzter Ueberzeugungen, des Schwärmers Ernst, nicht bloß mit dem Blicke, sondern auch mit der Klugheit und der gesellschaftlichen Kunst des feinsten Weltmanns. Richard Rothe war — dies Wort habe ich einmal aus seinem eigenen Munde gehört — „sich selbst ein Knäuel von Widersprüchen". Diese „Widersprüche" nun, diese Antithesen zeigt uns Hausrath alle in ihrer ganzen Schärfe und auch in ihrer harmonischen Mischung, so daß jener „Knäuel", der manchmal Rothe's Wehmuth und Verwunderung erregte, vor unsern Augen — wie soll ich sagen? — allständig entwirrt oder zu einem bewundernswerthen Gewebe verarbeitet daliegt.

Aber nicht bloß Rothe wird uns hier dargestellt, sondern auch im weitesten Sinn dieser Worte „seine Freunde". Und von jedem dieser Freunde wird uns mit geschickter Auswahl charakteristischer Züge ein lebensvolles Bild gegeben. Wir sehen und hören seinen ehrwürdigen Vater, den Breslauer „Geheimen Oberregierungsrath", seine rationalistisch fromme Mutter; einige seiner — schon in seiner frühesten Jugend ihm bekannten — Lieblingsautoren, namentlich Jean Paul, Zacharias Werner, Friedrich und Wilhelm Schlegel; seine Heidelberger und Berliner Universitätslehrer, Schlosser, Paulus, Creuzer, De Wette, Daub, Abegg, Hegel, Schleiermacher, Neander; einige seiner Kommilitonen, Thaluck, Stier; seine Schwäger Heubner und Hahn; den Baron von Kottwitz, dessen pietistische Atmosphäre er kräftig einathmete; Karl Josias Bunsen, der ihn von dieser Bezauberung befreite, und mit dem er einen Bruderbund schloß. Diese Männer alle sind sehr originelle und denkwürdige Erscheinungen, und Rothe's Verhältniß zu einigen von ihnen ist für ihn und für sie ein in das Innerste eingreifendes Schicksal gewesen. Für uns ist es in Hausrath's Darstellung ein spannendes, ergreifendes Drama, zum Theil auch eine sehr gehaltvolle Charakterkomödie geworden. Die Pietisten nämlich, wie sie uns hier dargestellt werden, hätten einem Molière den schon mehr als halb fertigen Stoff zu einem dem unsterblichen Tartüffe ebenbürtigen Meisterstück geliefert.

Ein besonderes Interesse aber gewinnt dieses Drama — in seinen tragischen sowohl wie in seinen sozusagen komischen Theilen — durch seinen Schauplatz und durch einige darin mitspielende Nebenpersonen. Es gibt uns nicht bloß Scenen aus dem Leben Rothe's, sondern ein gut Stück der geistigen Geschichte Deutschlands.*) Die Stürme des dreihundertjährigen Reformationsfestes, die fünfundneunzig Thesen des gewaltigen Lutheraners Klaus Harms, die der Burschenschaft und allen liberal gesinnten Deutschen so verhängnißvolle Wartburgfeier, die „Demagogenhetze", die Ermordung Kotzebue's, die Absetzung De Wette's, die von Friedrich Wilhelm III., mit mehr Eifer als Erkenntniß betriebene Neugestaltung der protestantischen Kirchen, der von ihm hervorgerufene Unions- und Agendenstreit, der Widerstand der Altlutheraner, der durch Absetzungen und Gefängnißstrafen, sogar einmal durch eine förmliche von preußischer Infanterie und Kavallerie bewerkstelligte Dragonade nicht eigentlich besiegt, wohl aber niedergeschlagen wurde, der in Hengstenberg's „evangelischer Kirchenzeitung" durch Denunziationen gegen rationalistische Docenten, namentlich gegen Gesenius und Wegscheider, geführte Kreuzzug: diese und einige andere Episoden erregen hier unsere Theilnahme und könnten, wenn es nicht eine ziemlich feststehende Sitte wäre, aus der Weltgeschichte nichts zu lernen, besonders an maßgebenden Stellen, sehr nützliche Erwägungen veranlassen. Hausrath selbst macht an einigen Stellen seines Buches mit beredten Worten auf die Nutzanwendung dieser Erzählungen aufmerksam, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, von dem, was er hierüber sagt, wenigstens folgendes abzuschreiben:

„Ein König, der allen Predigern, die ihren Gemeinden die Agende nicht aufnöthigten, jede Zulage verweigerte, geheime Räthe, die ihre Briefe unterzeichneten: „Ihr ergebener Bruder in Christo", ein Adel, der ganz offen den Pietismus darum förderte, damit es ihm nicht auch ergehe, wie den französischen Baronen und Marquis, Pastoren, die in dem alten bequemen Rationalismus fortlebten, bis die Erfahrung sie belehrte, daß sie so nicht vorwärts kämen, worauf sie mit außerordentlicher Gelehrigkeit die Sprache Kanaans erlernten: das war die Physiognomie der Zeit, mit der Preußens traurigste Epoche begann . . . Gewiß wollte der Hof mit seiner Protektion des Pietismus das Beste, aber das Resultat war der Verlust des in den Freiheitskriegen gewonnenen Ansehens und statt der Austreibung des liberalen Geistes die Revolution." (S. 316—17.)

Aber nicht bloß in Deutschland, auch in Rom hat Rothe, als Gesandtschaftsprediger, vier in seinem Leben epochemachende Jahre, von 1824 bis 1828, verlebt. Unter dem Titel eines Gesandtschafts-Attachés, da ein evangelischer Geistlicher in der Hauptstadt des Kirchenstaates allzu anstößig gewesen wäre. Von seinem nunmehrigen Chef, dem damaligen preußischen Gesandten Karl Josias Bunsen, mit dem er sich damals verbrüderte, hat er viel gelernt und empfangen. Durch ihn wurde er von den beengenden Banden des Pietismus befreit. Sein Christenthum wurde — ohne von seiner Innigkeit und Kraft das Geringste zu verlieren, weltförmiger und universeller. Auch sein stetiger Verkehr mit den jungen, strebsamen und talentvollen Künstlern, aus denen fast seine ganze kleine Gemeinde bestand, trug viel bei zu dieser Befreiung und Fortbildung seines geistigen Lebens. Für seine Pfarrkinder aber, unter denen Schnarr von Karolsfeld, Ludwig Richter, von Maydell ihm besonders nahe standen, war er nicht bloß ein Seelsorger. Der Form und dem landläufigen Brauche nach war er dies — so könnte man fast sagen: sehr wenig. Desto mehr aber war er dies in Wirklichkeit. Er war für sie ein Freund, der ihre Leiden und Freuden, ihre Interessen und Bestrebungen theilte und sie in sein innerstes Leben, nach dem Maße ihrer Empfänglichkeit, hineinzog. Er war ihr religiöser und ethischer Erzieher und ließ sich auch von ihnen sehr gern belehren und bilden, sogar in ihre Kunst einweihen. Das Freundschaftsverhältniß, das sich so zwischen ihnen und ihm ausbildete, überdauerte lange Jahre die Zeit ihres Zusammenlebens und brachte in manchen Werken dieser Künstler sowohl wie in der Geistesarbeit Rothe's schöne, bleibende Wirkungen hervor.

An Rom und seinen Kunstschätzen, auch an den Naturschönheiten Italiens und den liebenswürdigen Eigenschaften der Italiener, hat Rothe damals — merkwürdiger Weise — wenig Wohlgefallen gehabt und noch weniger an der Pracht des römischen Kultus. Er war im Grunde seines Wesens zu sehr ethisch gerichtet und gar nicht fähig, sich durch äußerliches Blendwerk in seinen Urtheilen bestimmen zu lassen. Doch war er für das wirklich Schöne in keiner Zeit seines Lebens blind und in seinem Geschmack nichts weniger als ein Barbar oder auch nur ein Philister. So geschah es, daß, wie er in Italien sich manchmal nach einer echt deutschen Landschaft und nach gehaltvollerem Volksleben sehnte, er später, als er wieder nach dem profanischen Wittenberg, nach diesem „Drecklach (wie Luther es nicht unrichtig nennt)" versetzt wurde, manchmal etwas wie eine Sehnsucht nach Italien seinen Freunden zu beichten hatte.

Also: Biographie im genauesten Sinn des Wortes, d. h. wirkliche Lebensbeschreibung eines bedeutenden Denkers und außerordentlich guten Mannes, Charakterbilder einer ganzen Reihe von originellen und interessanten Menschen, denkwürdige Schilderungen des geistigen Lebens Deutsch-

*) Im vorliegenden ersten Band nur vom Jahre 1799 bis zum Jahre 1837. Der zweite in Aussicht stehende Band wird uns bis zum Todesjahre Rothes, 1867, führen und hoffentlich ein nicht minder gelungenes Werk sein als der erste.

Digitized by Google

lands auf den Gebieten der Kirche, der Universitäten, der Kunst, des Staates, in einem besonders wichtigen Zeitraum, sehr eigenthümliche Anschauungen und Schilderungen des italienischen Landes und Volkes: dies alles und noch einiges andere, das in dieser kurzer Rezension nicht Raum fand, bringt und bietet uns Professor Hausrath in dem vorliegenden Buche, von dem ich schließlich nur noch zu jedem für solche Gaben Empfänglichen sagen möchte: „Tolle lege!“

Heidelberg. M. Schwalb.

Heine in Paris.

II.

Die freiheitlichen revolutionären Bestrebungen hatten Heine in eine politische Strömung hineingezogen. Die Julirevolution und ihr über ganz Europa nachzitternder Wiederhall hatten ihm gezeigt, daß diese Regungen von allgemein menschlicher Bedeutung seien, und mit seinem ganzen impulsiven Idealismus hatte er sich zu ihrem Vorkämpfer aufgeworfen. Er war nach Paris geeilt, um für die „heilige Allianz“ der beiden vom selben Bedürfniß erfüllten Nachbarländer zu wirken. Alle diese Ideale waren in Folge der politischen Ereignisse und des auf Menzel's Denunziation hin 1835 erfolgten Bundestagsbeschlusses kläglich zusammengestürzt. Heine brauchte ein neues Ideal, für das er sich begeistern konnte, und er fand es in den Saint-Simonistischen Doktrinen, für die er nun in seinen Schriften kämpfen konnte mit all den blitzenden Waffen, die ihm zu Gebote standen.

Dieser Waffen bedurfte er aber auch, um sich nach allen Seiten hin zu vertheidigen, besonders gegen seine Landsleute, mit denen er bald nach seiner Ankunft in Paris zerfiel. „Die Deutschen in Paris sind ein Lumpenhaufen, womit ich nicht verkehren will, und die deshalb alle möglichen Niederträchtigkeiten gegen mich erheben,“ schreibt er am 10. Oktober 1835 an Campe.*) Diese Streitigkeiten zog ihm seine politische Stellung zu, und es ist deshalb hier am Platze, diese mit einigen Worten zu skizziren.

Heine wahrte peinlich seine Unabhängigkeit von allem Parteiwesen. Keine Partei konnte ihn für sich in Anspruch nehmen, und jede hütete sich vor ihm. Was aber heute keinem verübelt würde, ein parteiloser Standpunkt, das war damals in der Zeit der politischen Gährung etwas Unbegreifliches, etwas Unverzeihliches. Seine Gesinnung war liberal, und er stand auch stets tapfer für diese Ueberzeugung, die aber eine ganz subjektive Färbung hatte, ein; sein Gefühl aber sympathisirte mit den bevorzugten Menschenklassen, sein berechtigter Stolz bäumte sich vor der Zumuthung mit der großen Volksmasse identifizirt zu werden, mit der Partei, die jede Persönlichkeit hinter die Idee zurückdrängte. Der Dichter und Aesthetiker mußte sich von denen abgestoßen fühlen, mit denen er theoretisch einig ging. Wenn er sich selbst auch eines andern zu überzeugen suchte, ein Schwert auf seinen Sarg wünschte: Heine war mehr Dichter als Kämpfer. Deshalb seine tiefgegründete Abneigung gegen die einseitigen Kampfnaturen, die politischen wie Börne, und die litterarischen wie Gutzkow, die sich Dichter nennen und keine Gedichte machen. In seinem Buche über Börne hat er wohl am klarsten seiner Gesinnung Ausdruck verliehen:

„Da kommen zunächst die Radikalen und verschreiben eine Radikalkur, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchstens den gesellschaftlichen Grind vertreibt, aber nicht die innere Fäulniß. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menschheit auf eine kurze Zeit von ihren wildesten Qualen zu befreien, so geschähe es doch nur auf Kosten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben sind; häßlich wie ein geheilter Philister wird er aufstehen von seinem Krankenlager und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aschgrauen Gleichheitskostüm, wird er sich all sein Lebtag herumschleppen müssen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poesie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon nichts übrig bleiben als die Rumfordsche Suppe der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird sich kein Platz finden in dem Gemeinwesen unserer neuen Puritaner, und beide werden sterilirt und unterdrückt werden noch weit betrübsamer als unter dem älteren Regimente. Denn Schönheit und Genie sind ja auch eine Art Königthum, und sie passen nicht in eine Gesellschaft, wo jeder im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit alle höhere Begabniß herabzuwürdigen sucht bis aufs banale Niveau. Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter . . .“

Oder wie Heine denselben Gedanken anderswo auf seine Art scharf pointirt: „ein verwachsener, krummbeiniger Schustergeselle trat auf und behauptete, alle Menschen seien gleich . . .“ Sein Verhalten, so natürlich es uns heute scheint, zog Heine die gehässigsten Anfeindungen zu von seiten der Republikaner, die von seiner Ankunft in Paris sich so viel versprochen hatten, mit Spannung seinen Briefen aus Paris entgegensahen, und ihn nun der Abtrünnigkeit und der Indifferenz beschuldigten, als er, statt der erwarteten Pamphlete, Bücher über Litteratur, Geschichte und Philosophie herausgab, in denen er nicht ihre politischen Tagesfragen, sondern scheinbar fernliegende soziale Probleme erörterte. —

So sah sich Heine bald völlig isolirt; er war angesehen, geachtet und gefürchtet, dann und wann sogar geliebt, nirgends aber fand er das dem Dichter unentbehrliche verständnißvolle Entgegenkommen. Seine Landsleute feindeten ihn an und die Pariser verstanden an ihm auch nur den witzigen, geistreichen Satiriker, der romantische deutsch-empfindende Poet war und blieb ihnen fremd. Und nun entriß ihm der Tod auch noch die, bei denen er stets ein so warmes, mitfühlendes Verständniß gefunden hatte, Rahel Varnhagen und Ludwig und Friederike Robert.

Doch fand er auch in Paris eine Freundin, die mit feinsinnigem Verständniß sich des Dichters annahm. Wie Heine als Exilirte in Paris lebend, versammelte die italienische Fürstin Belgiojoso eine auserwählte Gesellschaft in ihrem Salon. Thiers, Mignet, Thierry, Musset, Liszt, Cousin, Ary Scheffer und eine Menge anderer fanden sich hier zusammen und Heine wurde bald zu einem der häufigsten Gäste. Leider war der Einfluß der Fürstin nur von kurzer Dauer, aber doch von einer Tiefe, wie sie Heine selten jemandem zugestanden hat. Die Briefe, die Jules Legras in seinem schon erwähnten Buche mittheilt (ich vertraue mich hier überhaupt seiner Führung an), sind dafür beredte Zeugen. Um einem andern Menschen einen so tiefen Einblick in sein zerrissenes Innere zu gewähren, wie dies Heine in seinem Briefe vom 30. Oktober 1836 aus der Provence thut, bedurfte es eines seltenen Vertrauens und einer rückhaltlosen Freundschaft. Und die edle Frau vergalt diese Freundschaft nicht nur in materieller Hinsicht (nach Legras war sie es, die ihm die so verschrieene Pension vermittelte), sie übte ihren wohlthuenden Einfluß auch auf Heine's damaliges Leben aus. Die gewählte Gesellschaft, in der sie Heine beständig hielt, mußte veredelnd auf seine Lebensweise wirken; sie war es auch, die mit feinem Takt das Verhältniß zu lösen suchte, das seit 1834 Heine an ein schönes aber ungebildetes Mädchen, seine spätere Frau Mathilde band. Ein Aufenthalt in Boulogne sollte dazu dienen, und um ihm einen Ersatz für die schmerzliche Trennung zu bieten, rief sie ihn noch für mehrere Monate in ihre Nähe in La Jonchère bei Bougival, wo sie den Sommer durch wohnte. Ihr Einfluß mag sich aber auch noch weiter erstreckt haben auf seine dichterische Thätigkeit.*) Wie in Berlin an Rahel, so fand er hier eine edeldenkende Richterin, die seine Schöpfungen vor all dem Gemeinen

*) Vergleiche meinen Aufsatz in der Beilage zur „Allg. Ztg.“ „Die Deutschen in Paris“ (1903, Nr. 103).

*) Das Gedicht „Die Engel“ (zur Ollea 10, I 297) und den „Tannhäuser“ möchte ich in Beziehung zur Fürstin bringen.

bewahrte, das so gern in seine Werke sich einschlich. Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an. Und wie fühlbar macht sich der Mangel eines solchen Urtheils nach der Entfremdung von der Fürstin Belgiojoso in der Produktion Heine's geltend.

Die Versuche der Fürstin, eine Trennung von Heine und Mathilde zu bewirken, waren fruchtlos, und Legros wird recht haben, wenn er gerade darin den Grund zum Erkalten des reizvollen Freundschaftsbundes sieht. Mathilde muß sich heute noch die widersprechendsten Beurtheilungen gefallen lassen, sicher ist jedenfalls, daß sie, abgesehen von ihrer plastischen Schönheit, des Dichters vollkommen unwürdig war. Dennoch soll man dem einsamen Heine keinen Vorwurf aus dieser Verbindung machen, war ihm doch gerade durch die Abgeschlossenheit von jedem intimen Familienverkehr die Aussicht auf eine ebenbürtige Gefährtin entzogen. Zweifellos aber war es der unglücklichste Schritt des Dichters, als er sich, durch das Erscheinen jenes Buches über Börne in ein Duell verwickelt, zu einer förmlichen Heirath entschloß. Dieser Schritt mußte ihn vollends ausschließen von jedem intimen gesellschaftlichen Verkehr, denn eine Mesalliance ist das letzte, was die Pariser Gesellschaft verzeiht. Ich mag mich nicht näher auf diese Seite in Heine's Leben einlassen, doch bin ich überzeugt, daß von den deutschen Biographen Mathilde meist überschätzt, ihre Ehe zu idyllisch aufgefaßt wird.*)

* * *

Trotz all der gehässigen Angriffe, die Heine in Paris und in Deutschland von seinen Feinden und sogenannten Freunden erdulden mußte, stand er in den Jahren von 1835 etwa bis zum Ausbruch seiner Krankheit auf der Höhe seines Ansehens, ein gern gesehener Gast in den Salons und bei der litterarischen Welt von Paris. Und wie freundschaftlich, liebenswürdig er diese seltene soziale Stellung ausnützte, dafür können neben so vielen anderen Richard Wagner und Heinrich Laube zeugen, die er überall einführte und denen er nützliche Verbindungen zu schaffen suchte.

„Alle, auch die verschlossensten Thüren öffneten sich ihm, und die George Sand, Balzac, de Vigny, Victor Hugo, Janin und wie sie weiter heißen, behandelten ihn wie einen Pair."

So äußert sich Laube in seinen Erinnerungen, und dieselbe Anerkennung spricht auch aus fast allen Berichten damaliger Besucher, ich nenne nur Mundt, Grillparzer und Hebbel.

Bis in den Anfang der vierziger Jahre ist Heine beseelt von zwei Haupttendenzen. Die „heilige Allianz der Völker" war die eine; es war „die Ueberzeugung seines ganzen Lebens" und sein „patriotisches Bedürfniß, die verblendeten Landleute über den treulosen Blödsinn der Franzosenfresser und Rheinliedbarden aufzuklären", ihnen beizubringen, „daß das aufrichtige und großmüthige Frankreich unser natürlicher und wahrhaft sicherster Alliirter ist". Die andere Tendenz, der er seine ganze Kraft zur Verfügung stellte, war die Saint-Simonistische Lehre, die seinen persönlichen Anschauungen am nächsten kam, ihn am reinsten befriedigte. Nun kam ein Neues dazu. Wie zur Reformationszeit Erasmus und Luther neben und gegen einander stehen, so tritt (mutatis mutandis) der Kommunismus dem Saint-Simonismus entgegen. Das „apostolat royal", wie es Enfantin und seine Genossen bevorzugten, hatte ein kurzes Leben. Die Kommunisten dagegen wandten sich an die Masse, an die Hunderttausende des vierten Standes, die den philosophisch ausgeklügelten, verwickelten Lehrsätzen der Simonisten kein Verständniß entgegenbringen konnten, den leichtverständlichen, jedem einleuchtenden Schlagworten der Kommunisten aber willig ihr Ohr liehen. In den verschiedensten Formen trat die neue Bewegung ins Leben und Heine ist einer der ersten, die mit scharfem Blick ihre weittragende Bedeutung erkannten.

„Ich berichtete oft und bestimmt über die Dämonen, welche in den unteren Schichten der Gesellschaft lauerten und aus ihrer Dunkelheit hervorbrechen würden, wenn der rechte Tag gekommen. Diese Ungethüme, denen die Zukunft gehört, betrachtete man damals nur durch ein Verkleinerungsglas, und da sahen sie wirklich aus wie wahnsinnige Flöhe — oder ich zeigte sie in ihrer wahren Lebensgröße, und da glichen sie vielmehr den furchtbarsten Krokodilen, welche jenseits aus dem Schlamme gestiegen."

Heine hatte immer der sozialen Frage größere Bedeutung zuerkannt, als der politischen, hatte immer größeres Gewicht gelegt auf das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen sozialen Klassen als auf das der verschiedenen Staaten. Er hatte muthig seine Stimme eingelegt für die Besserung der sozialen Lage, hatte aber doch immer mit Absicht sich weggewandt von den Lehren, die für alle ein „aschgraues Gleichheitskostüm" zuschneiden wollten, und gerade diese mußte er jetzt siegreich durchdringen sehen. Heine hatte im Saint-Simonismus die anbrechende Morgenröthe eines Tages zu erblicken geglaubt, eines neuen Tages, wo alles in Freude und Glanz strahlen würde, nun aber sah er die Zukunft düster und grau vor sich, alles was er am Leben liebte, Größe, Schönheit, Poesie, alles was in seinen Augen das Leben lebenswerth machte, sollte nun dahinsollen*). Die soziale Umwälzung nahm einen anderen Verlauf, als er geträumt, das Ideal, das er selbst mit heraufbeschworen hatte, wuchs ihm über den Kopf. Der aristokratische Sozialismus der Saint-Simonisten wurde überholt und verschlungen vom demokratischen Kommunismus, der praktischer und realer vorging.

Heine sah aber die Zukunft der Sozialdemokratie voraus und so suchte er mit ihr zu paktiren. Er erkannte in ihr auch einen mächtigen Bundesgenossen in seinen kosmopolitischen Bestrebungen, in seinem erbitterten Kampfe gegen die Teutomanen, die immer noch herumspukten wie lebende Fossile aus den Jahren der Gnade 1813—15 und ihre Hohlheit unter einem „sittlich-religiös-patriotischen Bettlermäntelchen" zu verbergen suchten; die ihren Patriotismus marktschreierisch zur Schau trugen und ihrer sogenannten Vaterlandsliebe nie anders Ausdruck zu geben vermochten als durch eine kindische Abneigung gegen das Ausland und die benachbarten Völker. Die innige Freundschaft, die ihn mit dem jungen Genie der neuen Partei, mit Ferdinand Lassalle, verband, brachte ihn dem keimenden Gedanken noch näher. Er mußte die große Bedeutung und Zukunft dieser neuen Weltanschauung ahnen, wenn solche, ihm ebenbürtige Geister ihre ganze Begeisterung und Thatkraft ihr zur Verfügung stellten.

Zeitweilig trat er selbst ein in die Reihen der neuen Macht („Die schlesischen Weber" u. a.), oft aber wandte er sich auch enttäuscht und skeptisch von aller Politik ab und suchte wieder die alten Töne auf seiner Leier hervorzuzaubern. Aus solcher Stimmung heraus entstanden Gedichte wie „Atta Troll", „das letzte freie Waldlied der Romantik", „Bimini" und sein letzter Liebesfrühling, die Lieder der letzten Zeit, da er, nur noch geistig der Erde angehörend, den Kämpfen um das materielle Glück nicht mehr nachfragte.

„Er fühlte sich als „der letzte und abgedankte Fabelkönig des tausendjährigen Reiches der Romantik"; Lassalle aber ist „so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchelnd in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen . . . Sie haben zugleich mit mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja wir haben sie zu

*) Ich verweise auch hier auf Legras, der der Wahrheit am nächsten kommen dürfte, der auch in dieser Frage ein kompetenteres Urtheil beanspruchen darf als ein Deutscher.

*) Vergl. Henri Lichtenberger, Les théories sociales de Henri Heine. Annales de l'Est. Nancy 1898.

Tage gefördert und erschrecken. — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!"

Mit diesen wehmüthigen Worten, mit denen Heine am 3. Januar 1846 seinen Freund Lassalle an Varnhagen empfiehlt, hat er seiner Stellung zum sozialdemokratischen Gedanken wohl am klarsten Ausdruck gegeben. —

Ich kann damit Heine verlassen, denn es war mir nicht darum zu thun, ein biographisches Bild zu umreißen, sondern nur einmal in leichten Strichen die Strömungen zu zeichnen, denen sein Geist während der Pariser Zeit folgte, und von denen er berührt wurde. Einen Punkt habe ich scheinbar vernachlässigt, auf den man meist ein großes Gewicht legt, das Gefühl seiner nationalen Zugehörigkeit. Die einen suchen ihn als einen wahren Patrioten darzustellen, die andern verschreien ihn als Verräther und Franzosenfreund, ja sogar eine französische Nationalisirung wurde und wird noch ernsthaft erwogen.*) Und doch erklärt sich sein Verhalten so leicht aus dem Dualismus, der Heine in allen Lebensphasen durchzieht. Er war ein begeisterter Anhänger der freiheitlich fortschrittlichen Bewegung und als solcher Kosmopolit, aber zugleich auch — und zwar vor allem — ein romantischer Dichter und als solcher wurzelte er tief im heimathlichen Boden, den er innig und aufrichtig liebte. Er hat sein Vaterland nie vergessen können, aber wenn er von Heimweh ergriffen wurde, war es stets nur der heimathliche Boden, nach dem er sich sehnte, nie aber dessen Bewohner.

Auf die traurige Zeit der letzten Jahre gehe ich nicht ein, ich habe nicht Lust, die Zahl derer noch zu vermehren, die nach Grund und Verlauf seiner Krankheit spüren, dem ertödteten Körper die regste Aufmerksamkeit widmen und darüber den lebendigen Geist vernachlässigen.**)

Bern. Hans Bloesch.

*) Es scheint dies eines der interessantesten Probleme der deutschen Heineforschung zu sein, denn unentwegt und mit einer bewundernswerthen Ueberzeugung von der ungeheuren Wichtigkeit dieser Frage wird darüber Tinte vergossen und Feder auf Feder abgestumpft. Zuletzt noch von J. Nassen, der in der Beil. zur Allg. Ztg. (1902, 9 Mai, Nr. 106) mit plötzlicher Schwenkung sich Treitschke in die Arme wirft.

**) Den Geist, der heute noch so lebendig ist, daß man ihn als todten Marmor noch ängstlich im Exil zu halten sucht, daß der ganze deutsche Reichsbaden kein Plätzchen übrig hat, um seinem Sohne ein Denkmal zu setzen, wie es jedem Todten solche aufstellt. Der Rheinliedbarde hat seines schon und Maßmann wird es nächstens erhalten — mit lateinischer Inschrift. Vielleicht wartet man, bis die freie Schweiz ihr Asylrecht geltend macht und dem todten Exilirten eine Stätte anbietet, wo in den Lauten seiner Mutter- und Dichtersprache seiner gedacht wird: im Glaronthal bei Thun, wo Heine im Juli 1846 gestorben — sein soll!

Hugo Salus.

Wer als Norddeutscher durch das Straßengewühl von Prag wandert, der wird sich eines sonderbaren Gefühls nicht erwehren können, eines Gefühls, das je nach dem Temperament des Wanderers von Unbehaglichkeit bis zu grimmigster Erregung anschwillt. Wie sehr ihn auch die reizvollen Eigenthümlichkeiten des Stadtbildes beschäftigen mögen, die historischen Denkmäler einer überlebten Kultur, die pomphaften Schätze des siegessicheren Katholizismus, die sonnige Schönheit der landschaftlichen Umgebung, immer wieder wird der Fremde aus seinen Träumen, aus seinem Staunen, seiner Freude an der Natur herausgerissen, sobald er mit der Bevölkerung in Beziehung treten will. Die tschechischen Straßenbezeichnungen lassen den Deutschen rathlos in der Fluth des Verkehrs. Eine deutsche Frage nach dem richtigen Weg oder gar eine Bitte um Aufklärung über irgend eine Statue, eine Kirche, einen Hügel wird mit verbissener Stummheit überhört oder begegnet einer Erwiderung in slawischen Lauten, deren Tonfall keinen Zweifel über die Gesinnung des Angeredeten aufkommen läßt.

Die Einheimischen deutscher Zunge haben es wahrlich nicht leicht, mit solcher Nachbarschaft sich einrichten zu müssen, zumal sie in der Minderheit sind und allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten verloren haben.

Man sollte meinen, daß solche Umgebung kaum den geeigneten Boden für einen deutschen Lyriker hergebe oder doch nur für einen, der hineingezerrt in den Kampf mit dem vordrängenden Slawenthum zu zornigen Liedern der Abwehr den Mund öffnet oder zu kriegerischen Gesängen, die sein Volk ermuthigen und zum Angriff stacheln. Daß auch die feine Blüthe zarter Gefühlslyrik hier gedeihen kann, wird man nur mit Verwunderung hinnehmen, etwa wie man eine weiße Primel auftaucht, die auf dem Bahndamm unberührt von den donnernden Wagen, die über sie hinwegrasen, ihre unschuldsreinen Blättchen entfaltet. So inmitten eines unruhvollen Kampfgeschreies lebt Hugo Salus, ein deutscher Lyriker aus der Nachkommenschaft Frauenlob's — lebt, liebt und dichtet, als wäre der Haß gegen andere und alles politische Gezänk auf Erden längst überwunden.

Wohl klagt der Dichter in jambenschweren Trimetern:

Mir aber ward das kampfgewohnte Prag zur Heimath,
Das hundertthürmige. Ach, die hundert spitzen Thürme,
Wie trotzige Schwerter höhnen sie empor zum Himmel,
Und meine Heimath dröhnt vom Haß und Grall des Tages.

... Ein Fremdling ward ich meinem herrisch dreisten Nachbar ...

Aber ein echter deutscher Träumer, verliert er sich in stille Waldwege und wähnt unter den friedlichen Brüdern jenseits der Grenze zu weilen.

Ich bin so tief im sichern Herzen deutsch,
Als stünde mein Häuschen irgendwo am grünen Rhein
Oder am sanften Hang des tannendunklen Harzes.

Und heiter wie ein Sohn des Rheines, manchmal auch ein wenig melancholisch, wie der Bewohner der spukverdächtigen Harzgegend, singt Hugo Salus seine Weisen. Sie spiegeln nichts von den Wirren des Tages wieder, und dennoch gehören sie ganz und gar in unsere Zeit. Der Dichter verschmäht es, durch die Maske des Sonderlings aufzufallen, er trägt nicht das geckenhafte Biedermeierkostüm, noch hält er die Larve einer deutungsreichen Mystik vors Antlitz, schlicht und einfach wie ein ehrlicher Bürger unseres Jahrhunderts wandelt er seine Straße.

In der modernsten der humoristischen Zeitschriften, im „Simplicissimus", las man zuerst seine kleinen satirischen Verse. Sie enthüllen uns aber nur die eine Seite seiner dichterischen Begabung, denn Tieferes und Wirksameres leistet Salus im ernsten Liede. Wenn man die stattliche Anzahl seiner bisher erschienenen Gedichtsammlungen durchgeht*), so erhält man das Bild eines glücklichen, des Glückes würdigen, schönheitsfreudigen und gütigen Mannes, den durch Lektüre zum Freund zu gewinnen sich wahrlich lohnt. Was Hugo Salus in seinen Reimen erzählt, ist keine Offenbarung eines neuen Denkers, aber doch oft genug die sinnige Kundgebung eines klugen Menschen. Wie er sich selbst einschätzt, zeigt das epigrammatische Gedichtchen:

Ich bin eine Stufe, die aufwärts führt,
Darüber der Priester zum Tempel schreitet;
Und bin eine Stufe, die abwärts führt,
Darüber sein Purpurmantel gleitet.

*) Von Hugo Salus erschienen bis jetzt sieben Bände: „Gedichte" — „Neue Gedichte" — „Reigen" — „Ernte" — „Susanna im Bade" (im Verlage von Albert Langen, München) — „Ehefrühling" (bei Eugen Diederichs, Leipzig) — „Christa" (im Wiener Verlag). — Ein Band Novellen soll im Herbst d. J. herauskommen.

Digitized by Google

Ich bin aus Marmor, weiß und rein,
Und höre oft meine Schönheit loben
Und weiß, aus dem gleichen Marmorstein
Ist auch der ewige Tempel da oben.

Und daß ich's weiß ohne Sehnsucht und Neid,
Das ist mein Glück und ist mein Leid!

Dichterschicksal! Auch Salus empfindet die Wonne der Zugehörigkeit zu dem Göttergeschlecht der Dichter und die Demuth des Bewußtseins, dennoch nicht zu den Göttern zu zählen. Aber sein Schönheitsdurst läßt ihn nicht qualvoll verschmachten, es ist ihm die Kunst gegeben, auch in irdischen Gefilden das Schöne zu schauen und sich daran zu laben. Den bunten Blumen im Walde spürt er vergnüglich nach und mit innigerem Wohlbehagen den holden Blumen der Stadt, den blühenden Jungfrauen. Frühlings- und Liebeslieder von schmeichelndem Klange stimmt er zu ihrer Huldigung an, keusch und heiter. In die Melodie mischt sich mitunter das leise Murmeln eines Gebetes. Es ist das Echo des beteifrigen Volkes, unter dem der Dichter aufgewachsen ist.

Salus' Dichtungen sind nicht so erdentrückt, daß sie nur von Lenz und jungen Mädchen plaudern. Der Prnger Großstadtbürger meldet sich und malt uns Bilder des Werktags, die Humor und Weltweisheit mit Anmuth überhauchen, wie etwa ein Lichtstrahl aus himmlischen Höhen ein reizloses Fleckchen Erde plötzlich durchsonnt und vergoldet. So weiß der Dichter die einem Großstädter sonst durchaus nicht angenehme Störung des geräuschvollen, staubaufwirbelnden Teppichklopfens poetisch zu verklären:

Ich hör' die Schläge in mein Zimmer dringen.
Ich seh' hinaus: ein freudiges Sammelbild!
Die nackten Arme, die die Stöcke schwingen,
Die rothen Wangen, drin das Leben quillt.

Die jungen Brüste unterem dünnen Jäckchen . . .

Der Schwärmer! Die nüchternsten Stadtbilder geben das Trittbrett ab für den Aufschwung seiner Phantasie. Das Namensschild eines gegenüberwohnenden Handwerkers zaubert ihm die Pracht Italiens her, eine alte zerbrochene Thurmuhr regt in ihm philosophische Vorstellungen an, ein Springbrunnen wird ihm zum Märchenerzähler.

Von seinen Reisen nach dem Süden bringt er die schönsten Schätze heim, kleine Ausschnitte aus den Erlebnissen unterwegs und Kulturbilder aus alter Zeit, die ihm die Heimath des Cinquecento lebendig machte. Stimmungsvoll, plastisch und graziös sind diese historischen Genrestückchen. Dazwischen streut Salus seine lebenswahren Satiren, seine losen Chansons und seine holden, balladenartigen Kinderliedchen. Das reizendste soll hier aus der Sammlung: „Reigen" gestohlen werden:

Ihr Kindee, es ist Essenszeit!
Hatt jedes seinen Mund bereit,
Ihr Großen, nehmt Löffel und Gabel,
Ihr Kleinen aber gebt mir acht,
Daß ihr das Kleid nicht schmutzig macht,
Und öffnet weit den Schnabel!

Was, Kindee, ist die Suppe fein?
Ich that ein gutes Ei hinein,
Das ist eine Kaisersuppe!
Die Henne machte gluck, gluck, gluck —
Du einen Schluck, du einen Schluck,
Und einen für die Puppe.

So, Kinder, wischt euch hübsch den Mund,
Ein Stückchen Fleisch macht Mädel rund
Und Buben zu Saldaten.
Ein Stückchen du, ein Stückchen du,
Und macht mir kein Gesicht dazu!
Es gibt nicht immer Braten!

Habt ihr auch alle den Teller leer?
Sonst gibt es keinen Kuchen mehr,
Kuchen und noch was Feines!
Wer nicht brav ißt und Mutter quält,
Bekommt nie mehr ein Märchen erzählt, —
Am besten pappt doch mein Kleines!

Das ist echtes deutsches Familienglück mit seiner naiven Heiterkeit und seiner traulichen Gemüthsstimmung, wie es nur an einem deutschen Herde gedeihen kann. Das Gedicht verdient in allen unseren Kinderstuben heimisch zu werden. Und das wird es auch!

Gerade das als philiströs verschriene bürgerliche Hausglück mit den Rosen thaufrischer Poesie zu schmücken verstehen die wenigsten Lyriker. Salus ist einer, der eine erfreuliche Ausnahme macht. Da, wo er von seinem Heim spricht, wird er am herzigsten. Deshalb ist auch ein Schatzkästchen unter den Gedichtsammlungen das Bändchen „Ehefrühling". In lieblichen, zierlichen Versen schildert uns der Dichter hier die Honigmonde seines Eheglücks, rührend einfach, ohne den leisesten Anflug geistreicher Mache, meist im schmucklosen, natürlich-anmuthigen Blankvers:

In diesee ernsten Stadt, darin wie leben,
Steht licht im Garten unser kleines Haus.

Ein günstiges Gelchick gewährt dem Dichter dieses Ruheplätzchen abseits vom Tumult des Marktes. Hier fängt er seine Liebste in Versen ein und läßt uns ihres Wesens Wunder schauen. Wir dürfen ihn auf die Hochzeitsreise begleiten und ihn im Spiel und bei ernsten Gesprächen mit seiner Ehefreundin belauschen. Auch wenn er den schweren Berufspflichten des Arztes nachgeht, denkt er ihrer:

Dies ist mein Glück: in allen Bitternissen
Das Seins daheim mein junges Weib zu wissen,
Das mädchenhaft und hold und lieb und rein
Nichts andres wünscht, als mein, nur mein zu sein;
Das weich ihr Haar anschmiegt an meine Wange
Und mir, vertrauend, wie ein feanmes Kind,
Mit feuchten Augen, die voll Güte sind,
Für Gaben dankt, die — ich empfange.

Das Geben und Nehmen der Liebe, kann es edler gekennzeichnet werden? Es versteht sich, daß uns auch einmal boccaccio-laxnige Sinnlichkeit entgegenkichert, wie aus dem „capriccio grazioso": „Der Rosenkranz des heiligen Antonius". Die Grundstimmung ist germanische Keuschheit. Salus malt so fein

Stilles Glück.

Wir sitzen am Tisch beim Lampenschein
Und sehn in dasselbe Buch hinein;
Und Wange an Wange und Hand in Hand,
Eine stille Zärtlichkeit uns umspannt.
Ich fühle ruhig dein Herzchen pochen:
Eine Stunde schon hat keines gesprochen,
Und keins dem andern ins Auge geblickt.
Wie haben die Wünsche schlafen geschickt.

Wohl dem Glückseligen, der seine Wünsche schlafen schicken kann. Zu solcher Ruhe sich emporzuringen, gelingt nur einem Mann von Seelengröße.

Man spürt es manchmal, daß sich der Dichter künstlerisch und menschlich an Goethe heranzubilden strebte. Selbst im Witzwort verräth er's. Die Goethe-Schwärmerei theilt sich auch seiner Frau mit, und sie ruft in ihrer weiblich-leidenschaftlichen Begeisterung:

Wenn Goethe noch lebte in unseren Tagen,
Goethe könnte ich nichts versagen . . . .

worauf der Dichter allerdings seufzend eingesteht:

„Heil mir, daß ich ein Enkel bin!"

Goethe's Einfluß zeigt sich einmal ganz direkt in den „Elegien", die Salus dem Bändchen „Reigen" einreihte. Salus berichtet mit goethischer Offenheit, nur die Distichen

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

sind nicht eben goethisch oder gar griechisch. Einen Dialog: „Frühling" verdankt er wohl der Erinnerung an Kleist's neckische Idylle: „Der Schrecken im Bade". Wie hier ein Mädchen die badende Freundin foppt, als überrasche sie ihr Liebster, so läßt Salus einen verliebten Jüngling durch seinen Freund mit der Täuschung hänseln, es bade die Angebetete in nächster Nähe.

An Kleist mahnt auch auf einen Augenblick die dramatische Skizze „Susanna im Bade". Wie im „Zerbrochnen Krug" wird der Missethäter gegen eine Unschuldige zum Richter, der, um seine Schuld zu verdecken, die Angegriffene frech verleumdet. Salus gestaltet die Verwicklung tragisch. Die Sprache ist edel und formschön, aber die Handlung allzu flüchtig skizzirt, ein hübsches Gedicht, kein Drama.

In ganz anderer Form gibt sich des Dichters neuestes Buch: „Cyrista". Ein Evangelium der Schönheit nennt es Salus, und im weihevollen Stile der Evangelien erzählt er die Geschichte eines Mädchens, das der Welt die Schönheit predigen will, wie Christus die Liebe. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Sendungen geht manchmal zu weit, so daß der schöne, leitende Gedanke oft verwischt wird. Man sieht es schon an den Kapitelüberschriften: „Verheißung der Geburt Christae", — „Andeutung der drei Blinden", — „Cyrista im Tempel" u. s. w. Als Christa zum ersten Mal in den Tempel geführt wird, flieht sie hinaus: „hier ist es dunkel und traurig, und draußen leuchtet der Frühling". Auf ihrer Wanderschaft lehrt sie ihren Schülerinnen: „Schönheit ist heilig", den stumpfsinnigen Arbeitern auf dem Felde verheißt sie: „euch wird die Arbeit Schönheit bedeuten, ... mein Reich ist das Reich der fröhlichen Arbeit". Den freiheitlüsternen Jägern hält sie entgegen: „Ich ziehe aus, das Reich des Gleichgewichts zu gründen". Aber auch ihr bleibt das Schicksal aller Weltbeglücker nicht erspart. „Kreuzigt die Buhlerin", ruft das verblendete Volk. An ihrem Kreuze aber weissagt der Seher zu den Verehrern Christae „von der andern Seite der Welt": „Wir sind durch Schmerzen geläutert worden zur Liebe; ihr aber durch Wonne zur Schönheit! Von unserm Kreuze zu euerem Kreuze, von Cyrissus zu Christa führt der Weg der Menschheit." Das Buch beginnt mit einer „Widmung an Futurus", dem „Herrn der kommenden Zeit", dem gegeben sein wird, „in Schönheit und Liebe zu wandeln".

Salus huldigt da einem überzeugten Optimismus, der freilich von einer sehr regen Phantasie in weltferne Höhen getragen wird. Es gehört viel Gläubigkeit dazu, an die Errungenschaften des Reiches Christi mit froher Zuversicht neue Erwartungen zu knüpfen. In der religiösen Gefühlsweichheit berührt sich Salus mit Maeterlinck.

Für die nächste Zukunft ist eine Sammlung kleiner Novellen des Dichters angekündigt, die uns wohl wieder in sein sonntägliches Heim zurückführt und uns weiter an der spielerischen Leichtigkeit seiner Verse Freude finden läßt. Einen werthvollen Einblick in des Künstlers Schaffen gibt uns Salus mit seinem Gedicht aus der Sammlung: „Die Ernte", das hier noch mitgetheilt sei:

Und eh ich die Zeile hinschreiben konnt:
„Durch den blühenden Kirschbaum flimmert der Mond" —
Da mußt ich erst tausend Kirschbäume sehn
In weißen, leuchtenden Blüthen stehn,
Und tausend Bäume in Schnee und Eis,
Und mich sehnen nach Blüthen, roth und weiß,
Und mußte durch tausend Mondnächte schreiten,
Wenn durch die Blätter die Strahlen gleiten,
Und tausend Bilder in meine Augen
Und tief, tief in die Seele saugen,
Und mußte dem Klange der Worte lauschen,
Ob sie von Mond und Blüthen rauschen,
Eh daß ich die Zeile hinschreiben konnt:
„Durch den blühenden Kirschbaum flimmert der Mond."

Es kann nichts schaden, wenn durch solch ein Dichterbekenntniß dem einigen Leser mehr Achtung vor der Kunst und ihrer Bethätigung eingeflößt wird.

Sigmar Mehring.

„Peter, das darfst nicht thun!"

Erzählung aus Südtirol.

(Schluß.)

Vor der Kirchweih in Sankt Josef hatte Lina nur einmal nach dem Kater geschaut; allein nach ihr kam sie nicht nur Tag für Tag zu Maxl, sondern manchmal am selben gar zwei- und dreimal.

Und seltsamer Weise saß zur nämlichen Zeit Maxls Sohn fast immer dreispurig in der Stube und gab vor, er habe zuvor so streng gearbeitet, daß ihm kurzes Rasten nunmehr ein Bedürfniß sei.

Traf es sich aber zuweilen, daß er daheim nicht herumlungerte, schnitt Lina sofort ein saures Gesicht. Ihre Griesgrämigkeit dann beschönigte sie durchweg mit dem gleichen Flausche, nämlich, ihr Vater sei mal wieder schrecklich schlecht gelaunt. Was, Maxl lachte sie aus und meinte, dann müsse Lina besseres Wetter bei ihm abwarten? Solch einfältiges Gerede! Fleiderdachers Gesicht glich eben dem der Welt bei einem Landregen, der kein Ende nahm. Eigentlich konnte man ihm sein Schimpfen über alles, was er erschaute, nicht einmal verargen. War ihm vor zwei Wochen nicht die schönste Kuh abgestürzt? Und gestern hatte er eine Wallfahrt zur Statue des heiligen Antonius Abt im Schlosse Wolkenstein über Wanddruck angetreten, damit dieser sein erkranktes Schwein schnell genesen lasse. Wiegte man sich einige Minuten im Hoffen, nun werde die Sonne wohl endlich mal wieder überm Fleiderdacher Hofe scheinen, alsdann stellte sich gewiß, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, neues Mißgeschick dort ein.

„Schau, Maxl, aus der Ursach' komm' ich nie recht dazu, mit meinem Vater ein gescheites Wort zu reden," endete Lina meist ihr Klagen. „Gibt es, leider Gottes, nicht Ding', die ich nicht thun darf, ohn' ihn zuvor um Erlaubniß zu fragen? Wie schwer's Leben in den jungen Jahren heutzutag ist, kannst Du Dir halt nicht vorstellen. Sei froh, daß Du bereits fünfundsechzig auf dem Buckel hast."

War jedoch Norz daheim, wurde von ihr kleines Ungemach auf dem Fleiderdacherhofe nicht breitgetreten; nein, dann scherzte und kicherte sie mit Peter um die Wette.

Auch der Peter mit dem grauen, schwarzgetigerten Felle war in solchen Stunden wie ausgewechselt. In ihnen ließ er all' seinen Ungezogenheiten freie Zügel. Bald belästigte er Brumm im Vereine mit der Krähe, bald schlich er dieser so lange nach, bis sie ein verzweifeltes ‚Krah krah!' ausstieß und darauf, so gut es ihre gestutzten Flügel erlaubten, aufs Gerathewohl einem überm Studenboden gelegenem Platze zuflatterte. Maxls: ‚Peter, das darfst nicht thun!' beachtete er bei solcher Gelegenheit wenig; höchstens veranlaßte es ihn, auf einige Augenblicke irgendwo hinter ihrem Rücken sich zu verstecken, um dort nachzusinnen, auf welche Weise und an wem er nun seinen Uebermuth kühlen solle. Matz, Pips und Pitpit aber flogen meist schnell aufs Wandgesims, sobald sie den Kater Hansl nachschleichen sahen.

Eines Nachmittags waren sie aus anderer Ursache geraume Weile droben auf der Heiligenlegende, den alten Gebetbüchern und Kalendern, den verstaubten Büchsen und Fläschchen mit Ueberbleibseln von Salben und Medizin, und auf dem, was sonst dort noch lag und stand, herumspaziert und eben vor Maxl auf den Tisch geflogen, als Lina in die Stube trat.

Obgleich der Norz-Peter nicht anwesend, spielte doch um den Mund der Fleiderdacher kein Zug des Unwillens. Im Gegentheil, ihr Gesicht strahlte vor Vergnügen. Nichts als Spatze kamen über ihre Lippen. Bald haschte sie den Kater, bald die Krähe. Der eine wie die andere mußten wiederholt sich gefallen lassen, ein Weilchen von ihr getätschelt und geküßt zu werden. Selbst über Brumm, den abscheulichen Köter, ergoß sie ihre Liebkosungen in reichem Maße.

Digitized by Google

„Weshalb bist heut gar so lustig?“ forschte Maxl. „Ist Flederbachers abgestürzte Kuh etwa von den Todten erstanden und hat gekalbt?“

„Der Witz ist gut!“ kicherte Lina. „Bin ich nicht alleweil lustig?“

„Das könnt' ich gerad' nicht sagen.“

„Du hast halt nie groß acht auf mich gegeben. Aus welcher Ursach' sollt' auch ich traurig sein? Krieg' ich nicht, was ich möcht', vom Vater, ohn' daß ich drum bitt'?“

„In der Weis' hast sonst nicht gereb't —“

„— Jetzt frag' aber ich Dich: ‚Warst Du etwa die ganze Zeit zuvor taub, daß Du mich in ihr falsch verstanden hast?‘ Weißt, anders kann ich mir nämlich Dein Reden jetzt nicht erklären.“

„Um mich zum Narren zu haben, bist Du noch zu jung! So, jetzt hast Dein Fett!“

„Aufs Foppen bin ich bei Leibe nicht aus.“

Als Maxl nun versuchte, durch Kreuz- und Querfragen Linas Fröhlichkeit zu ergründen, setzte die Flederbacher anfangs dem Forschen der Alten geheimnißvolles Schweigen entgegen.

Nach einer Weile jedoch begann sie, statt Maxl Rede zu stehen, aufzuzählen, wieviel nagelneue Hemden, wieviel ungebrauchte Bettwäsche, Leinwand und Lodenstoff sie daheim im Schranke liegen habe.

„Weißt, 's Heirathen fällt einer manchmal schnell ein,“ ergänzte sie ihr Plaudern. „Wer nicht bloß von heut auf morgen sorgt, ist darum bei Zeiten bedacht, seine Hochzeit nicht durch Nähen der Ausstattung aufzuhalten.“

„Ah so, nun begreif' ich Dein Fidelsein!“ lachte Maxl. „Ja ja, die Lieb' und der Husten lassen sich nicht verbergen. Hihi, der Lieb' bist in die Fall' gegangen!“

Lina wurde puterroth. „Du schießt baneben!“ versicherte sie hastig. „So weit bin ich noch nicht.“

„Gelt, aber auch nimmer weit weg davon?“

Lina versuchte durch allerlei Plausch ums Beantworten der Frage zu kommen. War es etwa damit abgethan, wenn junge Leute wirklich sich gern sahen? Ach, hunderterlei Widerwärtigkeiten stellten sich ihrer Liebe noch in den Weg! Da rieth heute einer dem Burschen ab, morgen eine andere dem Mädchen — selbstverständlich waren es Leute, denen der Handel der beiden nicht Mal soviel wie das Schwarze unterm Nagel anging. Und die beim Liebeshandel den Ausschlag gebende Stimme hatten leider Gottes die Eltern! Mit den Vätern ließ sich noch reden, allein die Mütter stellte Lina als in jeder Beziehung unklug hin.

„Die meine nehm' ich natürlich aus,“ betonte sie. „Aber bei vielen wär's nöthig, daß die Gemeinb' ihnen 'nen Vormund stellte, wenn eins ihrer Kinder sie ums Jawort angeht.“

„Hoho, die neue, die ganz alberne Mod' würb' ich mir schönstens verbitten!“ brauste Maxl auf.

„Hihi, Du bist auch nicht die beste Sort' Mutter!“

„Das darfst nicht sagen!“

„So so? Hast etwa Deinem Buben nicht gerathen, er sollt' sich 'nen Affen kaufen: dann brauch' er kein Weib?“

„Woher weißt Du's?“

„Halt erzählen hab' ich's gehört.“

„Der Peter, das Plappermaul! Hihi, da heißt's immer, die Weiber trügen jede Neuigkeit sofort zu Markte! Nicht wahr ist's: das Männervolk ist hunderttausendmal redseliger als wir!“

„Mit Deinem Rath, mein' ich, hast Du ihm was Böses eingebrockt.“

„Wischiwaschi!“

„Welches Mädel wird denn Deinen Buben jetzt mögen?“

„Das käm' nur just paß: dann behalt' ich ihn halt ganz allein.“

„‚Eine, die 'nen Affen ebenso gern wie 'ne Schwiegertochter schaut, mag ich um keinen Preis zur Schwiegermutter,‘ wett' ich, denkt jetzt jede in Villanders.“

„Papperlapapp!“

„Den ‚Affenpeter‘ wird man ihn überall nennen.“

„Meinst?“

„Du darfst ihm hurtig den Hof übergeben, sonst fährt er unbedingt im ledigen Stand zum Himmel. Schrecklich bauert er mich! Wegen dem Gespött über ihn wird er jetzt Sonntag für Sonntag mit den Burschen raufen. Verdenken kann man's ihm nicht: er muß halt durch seine Kraft seine Ehr' wieder reinzuwaschen suchen. Maxl, daß Du so unklug gewesen bist, ihm 'nen Affen an die Jack' zu nähen! Wer steht Dir denn gut, daß er nicht mal beim Raufen erschlagen wird? Geschieht's so, geschieht's allein wegen Deinem Affen.“

„Gut! Damit nicht so einfältig herumgeschwatzt wird, kömmt mir kein Aff' auf den Hof.“

„Papperlapapp, nur jetzt sprichst so! Hihi, schaust Du aber einen, den Du wohlfeil kriegst, kaufst ihn für Peter!“

„Nicht wahr ist's! Mein' Eid, nicht wahr ist's! Kömmt ein Aff' auf den Norzhof, so lang' ich leb', eß' ich mein Lebtag nix mehr als Maikäfer und Regenwürm', und nach dem Tode darf der Teufel mich in der allertiefsten Höll' mit Nattern, Glasscherben und verrosteten Schuhnägeln füttern! Das geb' ich Dir, falls Du's wünschst, noch einmal auf 'nem Stempelbogen! .... Du, Lina, glaubst mir jetzt?“

„Bleibt mir was anders übrig? Peters Schatz — ich weiß nicht, ob er einen hat — wird Dein Schwur gewiß freuen .... Mir würb' die Konkurrenz mit 'nem Affen auch nicht besonders behagen — aber arg fürchten thät' ich sie doch nicht.“

„Merk', was ich sag'! Ueberhaupt hab' ichs abscheuliche Vieh meinem Buben nicht als Braut vorgeschlagen. Ich hab' .... ich hab' .... halt gemeint hab' ich .... auf die Weis' .... ja, auf die Weis' käm' er auf anständige Art zu was .... zu was, was halt 'nem Buben einigermaßen gleich sieht.“

„Maxl, Maxl! Schämst Dich nicht wegen der Reb' tief unter die Erd'? Weißt, wär' ich nicht ledig, gäb' ich Dir jetzt 'ne böse Antwort.“

„Jesses, Maria, richtig, Du bist noch ledig! Heilige Dreifaltigkeit, daran hab' ich vor Aerger nicht gedacht! Entschuldig', daß ich von etwas gered't hab', was halt selbst in 'nem unta belhaft geführten Ehestand selten ausbleibt.“

„Geh, thu' nicht, als ob ich noch an den Kinderbrunnen glaubt'! .... Weißt, wenn ich mal heirath' und unser Herr legt' mir nix in die Wieg', wär' ich zu Tod unglücklich.“

Peters Kommen brachte das Plaudern der beiden ins Stocken.

Nun hatte Lina für Maxl nur noch wenige Worte. Bald stand sie bei Peter in einer Ecke der Stube und tuschelte eifrig in ihn hinein.

Je mehr sie ihm berichtete, desto vergnügter blickten seine Augen.

„‚Gar nix weiß ich wider ihn‘, hat er gemeint,“ flüsterte sie. „‚Vater‘, hab' ich gesagt, ‚aber seine Mutter, mein' ich, wird ihm den Hof nicht oder nur ungern schreiben. Und ohn' ein Gütel,“ sag' ich, „wär's halt für mich ein unkommodes Hausen im heiligen Ehestande'. ‚Dann werd' ich Dir so viel geben‘, sagt mein Vater nun, ‚daß ihr 'ne Anzahlung für ein Anwesen in Händen habt'. „‚Ist's wahr?‘“ hab' ich gesagt zu meinem Vater. ‚Ja‘, sagt er. ‚Und Norz soll nur hurtig zu mir kommen und Dich zum Weibe verlangen,‘ hat mein Vater gesagt. Und wie er das gesagt gehabt hat, hab' ich gar nix mehr gesagt. Was hätt' ich denn auch noch zu dem sagen sollen, was er gesagt gehabt hat?“

„Du bist 'ne Obergescheite!“ lachte Peter, indem er Linas Backe streichelte.

„Peter, das darfst nicht thun!“ rief Maxl, welche die beiden nicht aus dem Auge gelassen, hinterm Tische, an dem sie nähte. „Und wenn ich dabei bin, schon gar nicht!“

Ihr Sohn, im Wahne, ihr Ermahnen gelte dem haarigen Namensvetter, kümmerte sich darum nicht im geringsten, sondern forderte Lina auf, auf seinen Knien Platz zu nehmen. Wenige Augenblicke zierte sie sich, dann jedoch erfüllte sie seinen Wunsch.

Der Kater hatte beim Zurufe der Alten, weil er ausnahmsweise keines Unrechtes sich bewußt war, sie verdutzt

angeschaut. Da ihr Blick jedoch den Weg zu ihm nicht nahm, beobachtete er aufs neue Matz und Pitpit, die unfern seiner um einen Zeugschnippsel sich stritten.

„Also am Sonntage nach dem Amt red' ich mit Deinem Alten," raunte der Norz-Peter Lina zu, deren Hände seine Schultern faßten, indem er seine Arme um ihre Hüfte schlang.

„Deiner Mutter kannst aber doch nicht mit 'ner fix und fertigen Sach' kommen?" gab sie ihm zu bedenken.

Allein er tscherte: „Käm' ich sonst mit ihr zurecht? Schau, bin ich mit Deinem Vater im reinen, hab' ich mich und Dich sicher gestellt. Uebergibt mir meine Mutter dann den Hof, ist's gut. Will sie ihn aber durchaus behalten, laß' ich ihr auch in Gottes Namen ihren Willen. Hihi, meinetwegen darf sie dann sich ein Dutzend Affen kaufen und als Knecht' einstellen! Gelt, Herzkäferl, wir zwei brauchen keinen Affen? Gelt, wir sind uns Aff' genug?"

Während er so scherzte, bewegte sich sein Mund vor dem Linas hin und her. Näher und näher kam der seine dem ihren.

Plötzlich erklang ein kräftiger Schmatzer, dem sofort weitere folgten.

„Peter, das darfst nicht thun!" warnte Marl streng und wiederholte nach wenigen Augenblicken lauter: „Peter, Peter, das darfst unter keinen Umständen thun!"

Er, immer noch im Wahne, sie ärgere sich über den Kater, schrie: „So, schafft halt das Vieh hinaus, wenn es durchaus keinen Verstand annehmen will!"

Sie sprang auf und schritt auf ihn zu. „Dich mein' ich, allein Dich!" wetterte sie. „Küßt man etwa jedes Mädchen, das nach ihrem Kater zu schauen kömmt?"

„Hab' ich's gethan?" stotterte er, von dessen Knien Lina rutschte.

„Ja, Peter, ja! Peter, das darfst nicht wieder thun! Nie, nie darfst es wieder thun!" — Marl wandte sich nun an Lina — „Und Du kannst Dir meine Red' auch hinter die Ohren schreiben! In Dir, ja, in Dir steckt tausendmal mehr Falschheit wie in der falschsten Katz' —"

„— Die Red' beweist, wie schlecht Du mich kennst!" fiel die Flederbacher ihr ins Wort.

„Hihi, jetzt stellt sie sich ja als die zu Unrecht Angegriffene hin!" lachte die Alte spöttisch. „Wart', Dir lehr' ich den Katechismus! Wie ich vorhin von den Kindern ein winziges Bissel gered't hab', hast gleich arg schämig gethan. Gelt, abers Bussen verstehst Du bereits viel, viel besser als eine, die bereits ihre goldene Hochzeit gefeiert hat und noch immer verliebter Natur ist?"

Während Marl so polterte, fuhr des graufelligen Peters rechte Pfote blitzschnell auf Pitpit, der, mit Matz im Streite um den Zeugschnippsel, des Feindes Nähe vergessen hatte. Ebenso schnell biß der Kater ihm den Kopf ab.

Norz, der zufällig nach dem Schauplatz der Schreckensthat blickte, schrie: „Katzenvieh, schändliches!"

„Peter beträgt sich besser als Du!" fuhr seine Mutter ihm über den Mund. „Gelt, auf ihn möchtest Du meinen Zorn lenken, damit Du ihm auskömmst? Damit hast aber kein Glück!"

„Mutter, den Pitpit —"

„— Der ist ebenso einfältig wie Du!"

„Den Pitpit hat Peter — nicht ich, nein, 's Luder — umgebracht! Schaut, gerad' frißt er ihn!"

Marl erhob ein Zetergeschrei! Wehe, durchs Küssen Linas hatte ihr Sohn Pitpits Tod auf dem Gewissen! Meine Stunde litt die Alte den Kater länger im Hause! Sofort mußte die Flederbacher ihn heimtragen!

„Heim trag' ich ihn nicht!" lachte diese. „Ich werd' ihn halt nehmen und ins Wasser werfen."

Sofort schrie Marl: „Jetzt, wo ich ihm ein bissel Bildung beigebracht hab', mußt Du ihm den Rest von Untugend austreiben!"

„Hihi, ich brauch' den Peter mit vier Füß' nimmer: ich hab', Gottlob, einen mit zweien erwischt — der reicht mir. Schau nur groß, Marl! Ich und Dein Bub' heirathen uns nämlich."

Die Alte war anfangs sprachlos.

„Du — ihn? Er — Dich?" rang sie darauf nach Luft. „Er hat nicht mal 'nen Affen gemocht. Und da thät er Dich grundfalsche Katz' mögen?"

„Hihi, ein bissel Falschheit gehört als Gewürz an die Lieb'!"

„Falls Ihr mir Euren Hof nicht übergebt, rückt halt Flederbacher die Anzahlung für 'nen anderen heraus", meinte Peter.

Marls Augen thränten. „Peter, wenn Du von mir gehst, bleibt mir ja nix als mein Viehzeug, das unverträgliche?" schluchzte sie. Allein bald darauf erheiterten sich ihre Züge wieder. „Gelt, jetzt möchtest Du mir rathen, ich sollt' mir statt Dir 'nen Affen kaufen?" lächelte sie halb trüb, halb schelmisch. „Mein, der Lina — weil sie meine Schwiegertochter wird, muß ich sie halt in Gottes Namen ein ‚liebes Katzl' nennen — hab' ich's vorhin zugeschworen, daß mir keiner ins Haus kommen darf."

„Wie gesagt, Mutter, wegen dem Hof dräng' ich bei Leibe nicht."

„Und ich red' meinem Peter in seine Sachen nix drein," gestand Lina.

Marl setzte sich auf die Wandbank. Einige Minuten hatte sie dort nachdenklich und schweigend gesessen, da fuhr sie jäh auf und rief: „Jesses, Maria, jetzt hat der Peter, der Nixnutz — nicht Du, Peter, mein Bub' — den Pitpit bereits ganz gefressen! O das Unglück, das entsetzliche Unglück! Kann ich etwa beim Bussen und der großen Neuigkeit danach meine Augen überall haben? .... Pitpit, mein liebes Kanarienweibel, falls Du keine unsterbliche Seel' hast, ist's jetzt gerad' so, als wärst Du überhaupt nicht auf der Welt gewesen. Weißt, ich hätt' schon 'ne Cigarettenschachtel von meinem Seligen für Dich als Sarg gehabt. Mein, nun kriegen sie halt Matz oder Pips mal; denn Hansl, der Schlapps, geht in sie nicht hinein .... O Viehzeug, Viehzeug, wie bald ist's eitele Leben zu End'! Den Kater, den Sakramenter, schaut ihr nimmer an! Wär' er's werth, würd' ich ihn jetzt verfluchen! .... Gelt, Viehzeug, jetzt, wo mein Bub' sich 'nen neuen Hof kauft, sind wir nur noch unserer fünf? .... Mir hat's aber geahnt, daß heut ein Unglück geschieht, weil in der Früh' 'ne Spinn' über meine Bettdeck' gekrochen ist."

Wieder versank sie in Grübeln.

Nach einer Weile stand sie auf und schritt auf ihren Sohn und Lina zu. „Meine lieben Leut'", meinte sie sanft, der beiden Hände ergreifend, „wegen dem Hof kann ich Euch heut noch keinen endgültigen Bescheid geben — die Sach' muß ich halt beschlafen. Aber ich mein' fast, morgen früh wird mir an ihm nimmer viel liegen. Eins jedoch versprech' ich Euch heut schon heilig: ein neues Vieh — sei's alt oder jung — kömmt mir nimmer ins Haus. Die Bürd' mit Brumm, Hansl, Matz und Pips hab' ich mir aufgeladen. Wie lang werd' ich sie noch zu schleppen haben? Nimmer lang', mein' ich. Gelt, Bub, gelt, Lina, ihr betet fleißig, daß unser Herr die Wieg' bei Euch nicht zu lang' leer stehen läßt? Ich mein' nämlich, 's wär' Thorheit, Euch jetzt noch was in Euren Handel zu reden. Da möcht' ich halt gern versuchen, ob Enkel nicht leichter wie Viehzeug zur Tugend zu erziehen sind. Und den Kater, den elenden Mörder, schafft ihr mir schnell aus dem Hause! Schaut, ich hab's satt, alle Nasen lang nutzlos zu schreien: ‚Peter, das darfst nicht thun!'"

München. Richard Bredenbrücker.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 43. Berlin, den 25. Juli 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die anderen Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Garmond-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Richard Roesicke. Von K. Schrader.

Sozialismus und Konstitutionalismus. II. Von Hugo Preuß.

Der Papst und der moderne Staat. Von O. E. Scandi.

Die ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt. Von S. P. Altmann.

Ein anregendes Buch. Von Alexander Meyer.

Die Große Berliner Kunstausstellung. Von Walther Gensel.

Land! Land! Von Anselm Heine.

Die unsterbliche Stimme. (Skizze.) Von Max Hoffmann.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche ist todt. Aerztliche Kunst, die Mittel des Glaubens und des Aberglaubens haben die Nothwendigkeit des natürlichen Geschehens nicht beugen können. Der Papst, dem durch das katholische Dogma göttliche Eigenschaften vindizirt werden, war ein Mensch, allen Naturgesetzen unterworfen wie der geringste in seiner Herde.

Die Menschlichkeiten der Institution des Papstthums zeigen sich recht grell bei den Vorbereitungen für die Wahl eines Nachfolgers. Wir hören von großen und kleinen Intriguen, Vermuthungen und Berechnungen genau wie bei jeder anderen Wahl. Die bis ins kleinste vorgezeichneten Förmlichkeiten haben sogar einen Stich ins Allzumenschliche. Und doch soll aus der Wahl ein ins Göttliche potenzirter Mensch hervorgehen!

Demjenigen, der kein gläubiger Katholik ist, liegt folgende Frage recht nahe: Warum umgibt sich das Konklave, das der Welt den unfehlbaren Papst schenken soll, mit solchen kleinen Formalitäten, die nur den Zweck haben können, irrende Menschen, die Kardinäle, vor dem Irrthum zu bewahren? Kann denn die Unfehlbarkeit des einen Papstes eine andere als die eines anderen sein? Menschliche Logik ist freilich für die katholische Kirche niemals eine Fessel gewesen.

Der Tod hat noch ein zweites, uns besonders theueres Menschenleben zerbrochen. Freilich, welch ein Kontrast: dort der thronende Führer, der auf metaphysischem Wege in ein besseres Jenseits weist; hier Richard Roesicke, in seinem Wirkungskreis beschränkt, der moderne Mensch, der Führer zu rein diesseitigen Zielen, zu einem besseren Leben auf unserer Erde, auf klar erkannten Pfaden. Nicht ein müdes Leben erlasch mit ihm; mitten im thatkräftigsten Wirken, noch nicht einmal an der Schwelle des Alters sank er hin. Die hohe Achtung, die ihm sein makelloser Charakter, sein reines Streben, sein tapferer Kampf, seine geistige Bedeutung selbst bei seinen Gegnern erwarb, spiegelt sich in den Nachrufen der Blätter aller Parteien. Sein Tod ist ein herber Verlust für ganz Deutschland, für die Freisinnige Vereinigung, der der Todte angehörte, und insbesondere auch für den Herausgeber der „Nation“, der dem Todten in enger politischer Waffenbrüderschaft verbunden war, und den die gänzlich überraschende Nachricht vom Scheiden dieses unersetzlichen Freundes nunmehr in der Fremde erreichen wird.

Es ist bemerkenswerth, was der sozialdemokratische „Vorwärts“ über Richard Roesicke sagt:

„Mit Roesicke scheidet ein sozialpolitisch bedeutsamer und hoher Achtung würdiger Mann. Richard Roesicke bedeutete im Reichstage während der letzten Session eine eigene und interessante Rate. Er, der wohlhabende Mann und große Unternehmer, war der Sozialpolitiker unter den Unternehmern und gegen die Unternehmer. Er war ein guter Kenner der sozialpolitischen Gesetzgebung und setzte seine Kraft ein, die deutsche Sozialpolitik gegen mächtige Widerstände einigermaßen in Bewegung zu halten.

So wurde er einer der Bestgehaßten des Scharfmacherthums und des Feudalkapitalismus. Freiherr v. Stumm verfolgte einst mit ingrimmiger Wuth den Mann, der, auch ein großer Kapitalist, doch im Namen des Rechts gegen alle Ausnahmegesetze und alle Bedrückungsbestrebungen sich erhob und oft zu seinem Theil Erhebliches dazu beitrug, daß reaktionäre Maßnahmen gegen die Arbeiterklasse gemildert und vereitelt wurden.

Richard Roesicke knüpfte gern an die kaiserlichen Erlasse von 1890 an und suchte ihren Wortlaut aufs Aeußerste zu nutzen für die Verbesserung der sozialpolitischen Gesetzgebung. Er stand ganz innerhalb der Gedankenwelt des kapitalistischen Systems, aber alles, was unter diesem System den Arbeitern gegeben werden kann, dafür trat er ein. So sehr die sozialdemokratische Partei auch selbst auf diesem beschränkten Gebiete gegen ihn das Wort erheben mußte, weil er oft, um nur etwas zu erreichen, den Gegnern allzu weit entgegenkam und dadurch Besseres verscherzen half, so steht doch über allem Zweifel sein ehrliches und

tapferes Eintreten für die Ausgestaltung der Versicherungsgesetzgebung, für die Sicherung des Koalitionsrechtes, für die formale Gleichberechtigung der Arbeiterklasse."

Eines ist unzweifelhaft; die politische Richtung, die Richard Roesicke verfolgt hat, wird der Freisinn weiter verfolgen müssen, wenn je liberales Bürgerthum und Arbeiterbevölkerung zu einer Annäherung an einander gelangen sollen, und diese Annäherung muß im Interesse des Ausbaues der deutschen Kultur und im Interesse des Reiches erstrebt werden. Er, der „beste Freund der Arbeiter", betrieb „die Sozialpolitik des Möglichen", wie Barth während des letzten Wahlkampfes in einer Rede für Roesicke treffend gesagt hat. Diese Bahn mit nie rastender Energie gewiesen zu haben, ist das unvergängliche Verdienst von Roesicke.

Der Landtagsabgeordnete Krieger-Königsberg veröffentlicht in der „Vossischen Zeitung" einen Artikel, der sich mit Ausführungen von Konrad Haußmann über die Haltung der freisinnigen Presse beschäftigt. In den Darlegungen von Krieger findet sich auch folgende Stelle:

„Konrad Haußmann berührt schließlich die Frage der ‚großen liberalen Partei'. Treffend faßt er den Kernpunkt in die Worte, daß ‚vor einer Demokratisirung der Nationalliberalen kein praktischer Vorschlag gemacht werden kann'. Dieser Grund aber spricht nicht gegen ein festes Trutzbündniß der Freisinnigen Volkspartei mit der Deutschen Volkspartei und der Freisinnigen Vereinigung. Der Abstand der politischen Durchschnittsrichtung der einzelnen dieser drei Parteien von einander dürfte heute kaum größer sein, als die Spanne in den politischen Anschauungen innerhalb einer jeden der drei Parteien.

Ich halte im Gegensatz zu Haußmann ‚das Räsonniren' hierüber als den Keim zu weiterer Entwicklung nicht für ‚zwecklos'; ich sehe in dem Räsonniren überhaupt, wie die Dinge liegen, ein erfreuliches Zeichen zunehmenden politischen Interesses:

Daß persönliche Animosität dabei nicht das Wort führen darf, erscheint ebenso gebaten, wie die Erhaltung ‚der bestehenden starken Organisationen', bis es gelungen sein wird die Dreitheilung der linksliberalen Parteien in eine Einheit mit haftentlich stärkerer Werbekraft zusammenzufassen. Einer vorhandenen Unzufriedenheit aber Schweigen zu empfehlen, hieße weitere Wählerkreise der Sozialdemokratie zutreiben."

Krieger gehört bekanntlich der Freisinnigen Volkspartei an; das verleiht seinen treffenden Ausführungen für uns eine um so größere Bedeutung.

Die Länder, die durch ihre Währung oder durch ihre große Silberproduktion am meisten unter der Entwerthung des Silbers leiden, China, Mexiko, die Vereinigten Staaten, haben eine Kommission zu uns gesandt, die unter Mitwirkung deutscher Kenner und Fachmänner über die Herstellung eines festen Werthverhältnisses zwischen Silber und Gold wieder einmal berathschlagen soll. Schon oft haben Münz- und Silberkommissionen die Lösung dieses Problems, das so schwierig ist wie die Quadratur des Zirkels, versucht. Da die fremden Gäste keine neuen Gedanken zu einer Lösung mitbringen konnten, so sind die Berathungen ebenso wie die früheren resultatlos verlaufen; denn ein Resultat kann man die angenommenen Resolutionen nicht nennen, die Wünsche und Möglichkeiten, nicht Forderungen aussprechen. Beachtenswerth war nur, daß die auswärtigen Delegirten nicht mehr für den internationalen Bimetallismus, sondern für eine Regelung plädirten, die den Silberländern den Uebergang zur Goldwährung erleichtern sollte, und das einzig Neue, das die Berathungen brachten, ist der Vorschlag, das Verhältniß von Gold und Silber auf 1 : 32 zu fixiren. Allein dieser Antrag ist ebenso willkürlich wie das frühere Verlangen, ein Verhältniß von 1 : 15½ bleibend festzuhalten. Warum der neue Antrag sich bei den Schwankungen des Silberpreises besser bewähren sollte als der alte, ist gänzlich unerfindlich.

Dank der Widerspenstigkeit der Kanalrebellen ist die große wasserwirthschaftliche Vorlage der Regierung ins Wasser gefallen. In der Vorlage war nicht nur der Bau des Mittellandkanals, sondern auch die Regulirung der schlesischen Flüsse vorgesehen. Die Ablehnung der Vorlage rächt sich jetzt. Das Hochwasser in Schlesien hat Menschenleben und Werthe von Millionen vernichtet. Bei energischer Inangriffnahme der in die Kanalvorlage eingeschlossenen Arbeiten hätte ein Theil des großen Unglücks wohl verhütet werden können. Die Zahl der Betroffenen ist erschreckend groß — in einem Aufruf wird sie auf 20 000 angegeben.

Der dringendsten augenblicklichen Noth wird jetzt durch private Wohlthätigkeit begegnet. Eine Pflicht der Gesammtheit aber ist es, dazu beizusteuern, daß die verwüsteten Landstrecken der Kultur zurückerobert werden. An die Erfüllung dieser Pflicht scheinen die Behörden mit bedauerlicher Langsamkeit heranzugehen. Eine nachdrückliche Mahnung in dieser Hinsicht wird geboten sein, vor allem auch eine Mahnung, die wasserwirthschaftlichen Vorlagen wieder einzubringen und mit Energie gegen das Agrarierthum zu vertreten.

Der sogenannte „Pommernbankprozeß" ist zu einem überraschenden vorläufigen Abschluß gelangt. Nachdem die Angeklagten länger als zwei Jahre, seit dem 1. Mai 1901, in Haft gesessen hatten, und nachdem Monate lang, seit dem 1. Mai dieses Jahres, die Hauptverhandlung sich abgespielt hatte, erklärte der Gerichtshof in dem Moment, da das Urtheil erwartet wurde: Wir sind außer Stande ein Urtheil zu fällen; die Materie ist nicht genügend aufgeklärt; das Beweismaterial muß ergänzt werden; wir entlassen die Angeklagten aus der Haft, für deren Aufrechterhaltung ein genügender Grund nicht mehr vorliegt, und wir vertagen die Verhandlung, bis durch die neuen beizubringenden Beweismittel volle Klarheit geschaffen ist. Gegen diesen Beschluß ist nichts einzuwenden, denn ein Urtheil, sei es ein freisprechendes oder ein verurtheilendes, darf nur gefällt werden, wenn Zweifel, die beseitigt werden können, für die Richter nicht mehr bestehen. Ueberraschen muß es jedoch, daß das Richterkollegium diese Zweifel erst geltend macht, da dieser endlose Prozeß vor seinem Ende zu stehen schien; so wird seine Beendigung wieder in weite Ferne gerückt, während das rechtzeitige Verlangen weiterer Aufklärung den Abschluß nicht in gleicher Weise hätte verzögern müssen.

Das englische Königspaar hat sich nach Irland begeben. Der Empfang ist auch in Dublin ein wohlwollender gewesen, obgleich die Ergebenheitsadresse, die dem Könige dargebracht werden sollte, unter stürmischen Szenen von den Dubliner Stadtverordneten abgelehnt worden war. Die Stadtväter, die dafür gestimmt hatten, wurden beinah von der tobenden Menge gelyncht.

Die Reise zeigt jedenfalls, daß Monarch und Regierung den Iren gegenüber eine freundlichere Politik einzuschlagen ernstlich gewillt sind. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Wandels in der irischen Politik dringt in immer weitere Kreise des englischen Volkes. Dafür spricht auch die überraschend schnelle Erledigung der irischen Landbill, die die irischen Pächter zu Eigenthümern der von ihnen bebauten Scholle machen will, zum Theil auf Kosten des englischen Steuerzahlers und des englischen Grundherrn.

König Eduard scheint doch nicht, wie man bei seiner Thronbesteigung glaubte, die bedeutungslose Rolle spielen zu wollen, die ihm das englische Gewohnheitsrecht hinter seinem Kabinet zuweist. Und Anzeichen deuten darauf hin, daß er diese Rolle nicht schlecht spielt. Wenn es gelingt, England durch die Beseitigung des Haders mit den Iren im Innern zu kräftigen, so wird der König am Erfolge ebenso seinen Theil haben, wie an der durch die Besuche der beiderseitigen Staatshäupter dokumentirten Entente mit Frankreich in der auswärtigen Politik.

Eine große Debatte über die auswärtige Politik hat im englischen Unterhause stattgefunden. Aus den bisher nur vorliegenden telegraphischen Auszügen geht wieder

Digitized by Google

einmal hervor, daß die Stimmung gegen Deutschland bei allen Parteien eine schlechte ist.

Aus Spanien kommt eine beachtenswerthe Meldung. Eines der Mitglieder des letzten gestürzten Ministeriums motivirte die Forderungen für die Erhöhung der militärischen Leistungsfähigkeit des Landes damit, daß Spanien hierzu verpflichtet sei auf Grund seiner Vereinbarung mit Frankreich über die Zukunft Marokkos. Bestehen aber solche Vereinbarungen mit Frankreich, so können sie nur den Zweck haben, England, dem dritten Konkurrenten um die marokkanische Erbschaft, das Widerspiel zu halten. Die internationale Stellung Frankreichs ist damit weiter verbessert, und man wird in England nach dem Jubel beim Empfange des Präsidenten Loubet sich nunmehr fragen: Hat Frankreich, das sich ruhige Zurückhaltung auferlegte, oder das entzückte England größeren Anlaß zum Jubel?

* * *

Richard Roesicke.

Am 21. d. M., abends 7 Uhr, ist Richard Roesicke an den Folgen einer Operation, der er sich am 18. d. M. unterzogen hatte, sanft entschlafen. Völlig unerwartet. Er hatte sein Leiden anfänglich nicht ernst genommen; es hatte auch auf sein Befinden, anscheinend wenigstens, keinen Einfluß. Bis zum Tage vor der Operation hat er in gewohnter Weise seine umfangreichen Geschäfte besorgt; er war kurz vorher noch lebhaft thätig gewesen in politischen Angelegenheiten. Das „Berliner Tageblatt" veröffentlicht einen Brief von Roesicke vom 8. d. M., in welchem er sein politisches Programm entwickelt; am 11. und 12. d. M. nahm er in voller Frische und mit großer Lebendigkeit an politischen Besprechungen Theil! Der noch nicht 58jährige Mann von außerordentlicher Arbeitskraft dachte nicht daran, daß sein Wirken dem Ende nahe war; er wollte noch mitarbeiten an der Schaffung einer großen liberalen und arbeiterfreundlichen Partei und hoffte, noch lange in ihr für seine politischen Ideale thätig sein zu können.

Mitten in voller Lebensarbeit ist Roesicke abgerufen; ihm ist der Schmerz des alternden Mannes erspart geblieben, im Laufe der Zeit seine Kräfte schwinden zu sehen. Denen aber, die ihm nahe standen, die von ihm noch vieles und Großes erwarteten, ist es fast unbegreiflich, daß er nun mit einem Male ihnen entrissen ist.

Die Theilnahme an seinem Tode ist eine allgemeine schon wegen der ungemeinen Ausdehnung seiner Wirksamkeit, vor allem aber seiner Persönlichkeit wegen.

Durch Intelligenz, Energie und größte Ehrenhaftigkeit hat Roesicke einen hohen Rang unter Deutschlands Industriellen erworben. Schon als 19jähriger Jüngling ist er an die Spitze der Schultheiß-Brauerei getreten und in den fast 40 Jahren seiner Leitung hat er aus ihr eines der größten und blühendsten industriellen Etablissements Deutschlands gemacht. Das ist nichts Geringes, aber es ist nur e i n e der Ursachen des großen und eigenartigen Ansehens, das er genoß. Er hat verstanden, mit der unabläßigen, eingehendsten Leitung seines Unternehmens eine sich weit ausdehnende gemeinnützige und politische Thätigkeit zu verbinden und auch hierin Außerordentliches zu leisten. Diese Thätigkeit beruhte auf den Erfahrungen, die er in seinem Gewerbebetriebe gemacht hatte, wirkte aber auch wieder auf diesen zurück, indem die in der gemeinnützigen und politischen Thätigkeit gewonnenen Auffassungen auch auf den Betrieb angewendet wurden. So war alles, was er im Geschäft wie in öffentlichen Dingen that, von gleichen Ideen getragen, ein integrirender Theil einer ganzen, einheitlichen Lebensarbeit. Er selbst war ein Mann, der durch die Einfachheit, Einheitlichkeit und Geschlossenheit seines Wesens imponirte und überzeugte wie kaum ein anderer und dabei durch Güte und Liebenswürdigkeit die Herzen aller gewann, denen er näher trat, der Höchsten wie der Niedrigsten.

Es war natürlich, daß die öffentliche Thätigkeit Roesicke's sich hauptsächlich und mit jedem Jahre mehr den Arbeiterverhältnissen zuwendete. Er hatte ja täglich mit ihnen zu thun, hatte stets für die zahlreichen Arbeiter seines Betriebes auf das Beste gesorgt und mit ihnen manche, gute und schlimme Erfahrungen gemacht. Er sah, wo noch zu bessern war und wie geholfen werden mußte.

Im Reichstage, dem er seit 1890 ununterbrochen für den Dessauer Wahlkreis angehört hat, ist denn auch seine Arbeit ganz vorzugsweise diesem Gebiet zugewendet gewesen. Von dem im Jahre 1890 an den Reichstag gelangten Arbeiterschutzgesetz an bis zu den letzten Aenderungen im Krankenversicherungsgesetz hat er auf das Eifrigste an allen Gesetzen, die zum Besten der Arbeiter erlassen sind, im Plenum und in Kommissionen mitgearbeitet; mit jedem Jahre ist dabei sein Einfluß ein größerer geworden. Die Revision der verschiedenen Arbeiterversicherungsgesetze zeigt in hohem Maße die Spur seiner Thätigkeit; viele Anregungen und Initiativanträge tragen seinen Namen, die noch der Ausführung harren, und an der Durchführung der Gesetze, besonders des Unfallversicherungsgesetzes, hat er lange Jahre an erster Stelle mitgewirkt.

Roesicke's Thätigkeit in der Gesetzgebung war stets darauf gerichtet, das Interesse der Arbeiter zu wahren, und er that darin lieber etwas zuviel, als zu wenig, zumal es an Gegengewichten im Reichstage nicht fehlte. Daß er den Sozialdemokraten nicht weit genug ging, verstand sich von selbst, aber selbst sie mußten sein ehrliches Streben für die Arbeiter anerkennen. Freilich hinderte sie das nicht, ihn lebhaft und oft auch rücksichtslos zu bekämpfen. Er gehörte nicht zu den Sozialpolitikern, die, wie der Freiherr von Stumm, wohl bereit sind, den Arbeitern Wohlthaten zukommen zu lassen, aber dafür Unterwürfigkeit verlangen; er wollte den Arbeitern die ihnen gesetzlich zustehende Freiheit bewahren, sichern und erhöhen, insbesondere die Koalitionsfreiheit. Freilich zog ihm das gerade aus den Kreisen der ihm befreundeten Arbeitgeber manche Gegnerschaft zu, aber er ließ sich durch nichts in der Durchführung seiner Ueberzeugung beirren. Weil er in diesen Fragen sich vollständige Unabhängigkeit wahren wollte, hat er sich erst in allerletzter Zeit einer Partei, der Freisinnigen Vereinigung förmlich angeschlossen, obwohl er faktisch seit lange mit ihr zusammenging. Er mußte erst durch längere Gemeinsamkeit die Ueberzeugung gewinnen, daß auf diesem Gebiete keine Differenzen vorliegen.

Die Arbeiterfrage war mit jedem Jahre mehr eine politische Frage ersten Ranges geworden. Die Sozialdemokratie hatte es verstanden, sich als die beste, ja die einzige Vertreterin der Arbeiterinteressen darzustellen. Eine falsche Zoll- und Steuerpolitik, eine die Arbeiter zurücksetzende Handhabung der Gesetze und der Verwaltung, ungerechte Angriffe im Reichstage, Bedrohungen mit allerlei Ausnahmegesetzen hatten nur dazu beigetragen den Zusammenhalt und den Einfluß der Sozialdemokratie auf die Arbeiter zu stärken. Die Sozialdemokratie war faktisch die Vertreterin der Arbeiter geworden.

Roesicke hatte dies vollständig eingesehen. Die von der Sozialdemokratie befolgte Politik und ihre Ziele konnte er freilich nicht billigen, aber bei seiner verständigen und durchweg freiheitlichen Auffassung konnte er das Heilmittel weder in Ausnahmemaßregeln noch in einem allgemeinen Kampfe aller übrigen Parteien gegen die Sozialdemokratie sehen. Er hoffte, daß es möglich sein werde, allmählich die Arbeiter zu überzeugen, daß bei gerechter und ihnen entgegenkommender Gesetzgebung und Verwaltung die bestehende Gesellschaftsordnung auch ihrem Interesse entspreche. Aber dazu müßte freilich Gesetzgebung und Verwaltung andere als die zur Zeit befolgten Bahnen einschlagen, und müßte den

Digitized by Google

Arbeitern die Möglichkeit gegeben werden, nicht bloß im Reichstage, sondern auch in den Landtagen und Kommunalvertretungen mitzuwirken. Dazu bedarf es einer starken liberalen Partei, die selbstverständlich arbeiterfreundlich sein müßte, und einer solchen zunächst wenigstens den Boden zu ebnen, das war es, was die letzte Lebenszeit Roesicke's am lebhaftesten beschäftigte. Weil er einsah, daß die Zollpolitik der Regierung und der Reaktionäre durch neue große Schädigung der arbeitenden Klassen die Gegensätze schärfen müßte, hat er den scharfen Kampf gegen den Zolltarif und gegen alle die ungesetzlichen Mittel zu dessen Durchführung aus vollster Ueberzeugung mitgemacht, und gerade zu jener Zeit der Freisinnigen Vereinigung, als der einzigen nicht sozialdemokratischen Partei, welche dazu bereit war, sich angeschlossen. Daß die Sozialdemokratie ihm nicht dankbar sein würde, wußte er, und er hat es auch bei seiner letzten Wahl erfahren, aber das kümmerte ihn und seine Freunde so wenig, wie die Angriffe und Verdächtigungen von der anderen Seite. Es galt, das Rechte zu thun, und da gab es keine Rücksichtsnahme.

Der Erfolg ist der Politik, welche Roesicke mit seinen Freunden befolgte, nicht zu Theil geworden, aber das war nur ein Grund zum Festhalten an dem Bestreben eine Partei zu schaffen, welche eine liberale arbeiterfreundliche Politik mit besserer Aussicht führen könne; bis in seine letzten Tage hat er dafür gewirkt.

So ist Roesicke's Leben bis zum Ende in aufsteigender Linie verlaufen; seine Ziele, sein Wirken sind immer höhere geworden. Wenn er in den letzten Tagen auf seine Lebensarbeit zurückgeblickt hat, so wird er es mit einer Befriedigung gethan haben, wie sie nur wenige beim Abschluß ihrer Thätigkeit fühlen können.

Um mit wenigen Worten zu sagen, was Roesicke's Eigenart war: Er war der Typus eines hoch intelligenten Großindustriellen, der aus ehrlicher, uneigennütziger Hingabe einen großen Theil seiner Kraft dem Gemeinwohle widmet, und was mehr ist, ein ganzer Mann freien, edeln Sinnes, fähig zu herrschen, zu leiten, wo es am Platz war und bereit zu dienen und zu helfen, wie und wem er konnte.

Und solche Männer fehlen uns nur zu sehr.

K. Schrader.

Sozialismus und Konstitutionalismus.

III.

Alle für das Leben des Individuums entscheidenden Momente, Maß und Art der Arbeit, Inhalt des Berufs, ebenso wie Maß und Art der Bedürfnißbefriedigung hängen also von der Stelle ab, die dem einzelnen in der hierarchischen Ordnung des volksthümlichen Arbeitsstaates angewiesen wird; und diese Anweisung geschieht durch die „Wirthschaftsbehörden", die jedem einzelnen Umfang und Beschaffenheit der von ihm zu verrichtenden Arbeit vorzuschreiben und über die Zuweisung der Sachgüter und Dienstleistungen an jeden Staatsbürger zu entscheiden haben. Neben diesen Wirthschaftsbehörden würden sogenannte „Ordnungsbehörden" stehen, die ähnlich wie unsere heutigen Gerichte organisirt wären und neben der Thätigkeit dieser auch noch die Kompetenz der heutigen Verwaltungsbehörden mit Ausschluß der wirthschaftlichen Aufgaben zu übernehmen hätten. Jene grundfalsche Antithese von Wirthschaftsordnung und Machtordnung führt hier bei der Organisation dieses volksthümlichen Arbeitsstaates zu wahrhaft grotesken Konsequenzen. Die Ordnungsbehörden sollen die bestehenden Machtverhältnisse und damit die äußere Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten; und doch ist offenbar alle Macht in den Händen der Wirthschaftsbehörden, die eine Polizeigewalt ohne gleichen ausüben. Von den Funktionen der Ordnungsbehörden sprechend, meint Menger, die Polizei, die uns zu abhängigen, ewig des Staatsschutzes bedürftigen Schwächlingen herabgewürdigt habe, könne in seinem Staate zum großen Theile verschwinden. Ja, die Polizei der ohnmächtigen Ordnungsbehörden verschwindet vor der polizeilichen Allgewalt der allmächtigen Wirthschaftsbehörden. Und die Stellung, die Menger diesen Wirthschaftsbehörden nach unten wie nach oben gibt, entspricht in jeder Beziehung dem Geiste des extremsten Polizeistaates.

Der Gemeindesozialismus soll den Ausgangspunkt und die Grundlage für die Verwirklichung des ganzen Systems bilden; der Gemeinde gegenüber besteht das Recht auf Existenz und die Arbeitspflicht der einzelnen; sie ist Eigenthümerin der Produktionsmittel und der benutzbaren Sachen. Aber wie die einzelnen und die Arbeitergruppen in absoluter Abhängigkeit von der Gemeinde stehen, so diese von den vorgesetzten Wirthschaftsbehörden. Die taktische Einheit der Produktion ist die Arbeitergruppe; aber sie wird von der Gemeinde organisirt, und ihre Mitglieder haben keinen Anspruch auf den Ertrag ihrer Arbeit. Da die Gemeindeangehörigkeit die Grundlage des Existenzrechts wie der Arbeitspflicht ist, gibt es für den einzelnen keine Freizügigkeit gegen den Willen der Gemeinde. Aber in allen diesen Fragen wie in den Beziehungen der Gemeinden zu einander sind sie den Befehlen der vorgesetzten Wirthschaftsbehörden unbedingt subordinirt.

Freilich sollen Gemeinde und Staat „demokratisch organisirt" sein. Aber wie? Die Grundlage des modernen Rechtsstaats im Gegensatz zum absoluten Polizeistaat ist die Bindung der Verwaltung an das Gesetz. Menger betont, daß sich eine gewaltige Ausdehnung der „gesetzesfreien Thätigkeit" der Wirthschaftsbehörden mit Nothwendigkeit aus der Natur ihrer Funktionen ergibt. Auch in diesem prinzipiell wichtigsten Punkte also ein entscheidender Rückschritt zum Polizeistaat. Nur in ihren unteren Instanzen sollen ferner die Mitglieder der Wirthschaftsbehörden durch Wahl, in den höheren Instanzen dagegen durch Ernennung von oben bestellt werden. Und das parlamentarische Regierungssystem soll vollends nur für die Spitzen der ohnmächtigen Ordnungsbehörden Platz greifen, für die Spitzen der allmächtigen Wirthschaftsbehörden dagegen prinzipiell ausgeschlossen sein. Auch unter diesem Gesichtspunkte also: Wiederherstellung des absoluten Polizeistaats

„Kein volksthümliches Vorurtheil darf die Machthaber der neuen Staatsordnung davon abhalten, durch eine zweckmäßige Organisation der Staatsbehörden für eine starke Regierung Sorge zu tragen."

Ob jene Organisation zweckmäßig sei, mag zunächst noch dahingestellt bleiben; demokratisch oder „volksthümlich" ist sie jedenfalls nicht. Denn die Machthaber der neuen Staatsordnung sind danach offenbar die Spitzen der Wirthschaftsbehörden, aber nicht der Demos, das Volk.

Allerdings soll in diesem sonderbar volksthümlichen Arbeitsstaate auch ein Parlament bestehen; aber seine praktische Bedeutung ist nach dem vorher Gesagten weit geringer als in dem am wenigsten demokratischen Verfassungsstaate der Gegenwart. Es bedeutet daher auch nicht allzuviel, daß Menger hier zum Zweikammersystem zurückkehrt, indem er neben die aus allgemeinem und gleichem Wahlrecht — natürlich auch der Frauen — hervorgehende zweite noch eine erste Kammer stellt, die aus den Spitzen des Beamtenthums, der Kunst und Wissenschaft bestehen soll. Diese Spitzen sollen zu ihrer legislatorischen Stellung durch Wahl oder Ernennung berufen werden. Menger sagt freilich nicht von wem? Jedenfalls erhalten die schon in der Verwaltung allmächtigen Leiter der Wirthschaftsbehörden dadurch auch einen bedeutsamen Einfluß auf die Gesetzgebung, was wiederum keine sonderlich demokratische Idee ist.

Je mehr diese ganze Organisation alle entscheidende Macht in die Spitzen verlegt, um so bedeutungsvoller wird die Frage nach der Art der Bestellung für das höchste Amt, die oberste Spitze, d. h. die Frage: Republik oder Monarchie?

Digitized by Google

Hier wird nun Menger plötzlich zum Realpolitiker. Die Frage der Staatsform sei für den Sozialismus nicht wesentlich; ihre Beantwortung hänge vom politischen Temperament der verschiedenen Völker ab. Die Romanen würden ja sicherlich sämmtlich und zwar „spätestens bei Einführung des volksthümlichen Arbeitsstaats" nach dem Beispiel Frankreichs zur Republik übergehen. Die Germanen dagegen würden bei dem ihnen eigenen konservativen Sinn wahrscheinlich die Monarchie beibehalten. Vor allem werde England die wunderbare Rechtskontinuität seiner Verfassungsgeschichte auch beim Uebergang zum Sozialismus nicht verleugnen, denselben vielmehr in den Formen der parlamentarischen Monarchie vollziehen. Aber auch Deutschland, das zwar das konservativste Volk in Europa, jedoch im Gegensatz zu England gleichzeitig die zahlreichste und bestorganisirte sozial-revolutionäre Partei der Welt habe, werde in Anbetracht seines politischen Phlegmas wohl bei der Monarchie stehen bleiben, was freilich eine wesentliche Vereinfachung und volksthümliche Umgestaltung von Hof, Heer und Beamtenthum voraussetze. Möglich sei eine solche Verständigung zwischen Monarchie und Sozialismus ebenso, wie sie es zwischen Cäsarismus und Christenthum gewesen sei.

IV.

Daß der Unterschied von monarchischer und republikanischer Staatsform nicht in erster Linie für das Wesen des politischen Lebens entscheidend ist, in diesem Resultat stimmt die herrschende wissenschaftliche und politische Anschauung mit Menger überein. Aber diese Uebereinstimmung im Resultat darf nicht über die fundamentale Verschiedenheit der Grundanschauungen hinwegtäuschen, in Folge deren das gleiche Resultat im einen Falle logisch richtig, im andern ein unauflöslicher Selbstwiderspruch ist. Daß die praktische Bedeutung des Gegensatzes von Monarchie und Republik einigermaßen in den Hintergrund getreten ist, das ist das historische Produkt der konstitutionellen Entwicklung, die an die Stelle jenes Gegensatzes den des Verfassungs- und Rechtsstaats zum Absolutismus gesetzt hat. Es liegt auf der Hand, daß der Gegensatz zwischen der absoluten russischen und der parlamentarischen englischen Monarchie nach ihrer ganzen politischen Struktur ein unendlich viel größerer ist, als etwa der zwischen dem monarchischen Verfassungsstaat England und dem republikanischen Verfassungsstaat der nordamerikanischen Union. Indem aber Menger mit den Grundgedanken des Rechtsstaats und der konstitutionellen Entwicklung völlig bricht, gestaltet er seinen volksthümlichen Arbeitsstaat in der politischen Struktur zu einem getreuen Abbild des eudämonistischen Polizeistaats, das in der monarchischen Form im wesentlichen eine Restauration des aufgeklärten Despotismus darstellen würde. Daran ändert auch die Scheinexistenz eines Parlaments nichts, dessen Ohnmacht lediglich die Allmacht der Polizei, genannt Wirthschaftsbehörden, um so greller hervortreten ließe. Dieses Machtverhältniß würde nicht nur auf der weiten gesetzesfreien Kompetenz der Wirthschaftsbehörden beruhen, sondern vor allem darauf, daß alle Wähler dieses Parlaments wie seine Mitglieder in ihrer ganzen Existenz von dem freien Ermessen jener Behörden absolut abhängig wären. Aller Unterschied der Staatsform müßte sich daher im letzten Grunde auf die Frage konzentriren, ob der an der Spitze der Wirthschaftsbehörden stehende allmächtige Diktator durch Wahl oder kraft Erbrechts bestellt würde, d. h. eben auf die Frage: Republik oder Monarchie, die Menger für unwesentlich erklärt. Man sieht wieder einmal: idem non semper idem.

Daß Menger's Zukunftsstaat dem alten eudämonistischen Polizeistaat wie einem Zwillingsbruder ähnelt, das ist nun durchaus kein Zufall, sondern beruht auf der Gemeinsamkeit ihrer gedanklichen Grundlage. Das Charakteristikum seines Zukunftsstaates sieht Menger darin, daß derselbe die individuellen Lebenszwecke der breiten Volksmassen zum alleinigen Ziele habe; diese individuellen Lebenszwecke und demgemäß der oberste Staatszweck sei hinreichende Nahrung, Wohnung und Bekleidung, die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, ein geordnetes Familienleben und die Unversehrtheit des körperlichen Daseins. Das ist inhaltlich genau dasselbe, was vor hundertundfünfzig Jahren ein damals führender Staatsphilosoph kürzer ja formulirt hat: vitae sufficientia, tranquillitas et securitas aller einzelnen sei der oberste Staatszweck. Das lehrte Christian Wolff, der führende Theoretiker des eudämonistischen Polizeistaats und des aufgeklärten Despotismus! Und dieser aufgeklärte Despotismus unterschied sich vom allerunaufgeklärtesten lediglich durch die Zwecke, die der unumschränkte Despot wirklich verfolgte aber auch nur zu verfolgen erklärte. Das Glück, das er den einzelnen Unterthanen brachte, war denn auch von der Art, daß sich ihr Entzücken und ihre Dankbarkeit in der großen Revolution und deren Folgeerscheinungen Luft machen mußte. Die von Menger so geringschätzig behandelte politische Demokratie entnahm aus der bitteren Erfahrung vieler Generationen und vieler Staatsvölker die Erkenntniß der Nothwendigkeit, durch Rechtsnormen die Macht der Glücklichmacher zu beschränken, sich also mit ganzer Kraft den Verfassungsfragen, der konstitutionellen Staatsgestaltung zuzuwenden.

Menger selbst erkennt sehr wohl, daß alle die feierlich proklamirten Staatszwecke eine wächserne Nase sind, die man nach Belieben kneten kann; er weist selbst darauf hin, wie die denkbar verschiedensten Verfassungen: die erste kontinentale Konstitution von 1791, die jakobinische Verfassung von 1793 wie der Entwurf der Babeuf'schen Kommunisten-Verschwörung, die amerikanische und die deutsche Reichsverfassung in rührender Uebereinstimmung die gleichen Staatszwecke proklamiren. Er bekennt sich auch zur Lehre von der begrifflichen Zwecklosigkeit des Staates, obwohl er freilich den wahren Kern dieser Lehre, daß der Staat wie jeder Organismus Selbstzweck ist, nach seiner ganzen Grundanschauung nicht erfassen kann (vergleiche darüber meine oben erwähnte Abhandlung: „Ein Zukunftsstaatsrecht"). Anstatt nun aber aus seinen eigenen Prämissen den logischen Schluß zu ziehen, daß das Wesen jedes konkreten Staates nicht durch die Aufstellung irgend welcher Zwecke, sondern durch die thatsächlichen Machtverhältnisse und ihre rechtliche Organisation, d. h. durch die Verfassung und die reale Gestaltung des konstitutionellen Lebens bestimmt wird, gründet Menger doch wieder den Gegensatz seines und des heutigen Staates auf die Verschiedenheit der Zwecke. Allerdings sagt er: „Die Staaten als solche haben gar keinen Zweck, sondern nur ihre Machthaber". Trotz der Allgemeingültigkeit dieses Satzes soll sich dann aber sein „volksthümlicher Arbeitsstaat" vom heutigen „individualistischen Machtstaat" dadurch unterscheiden, daß hier die individuellen Interessen der Machthaber, dort die der großen Masse maßgebend seien. Aber immer und überall bestimmen doch die Machthaber im Staate, welchen Zwecken und Interessen der Staat dient. Die Voraussetzung für Menger's These wäre also, daß es in seinem volksthümlichen Arbeitsstaat keine anderen Machthaber gäbe als die isolirten Individuen der Volksmasse. Das wäre aber nichts anderes, als die Negation jeder staatlichen Organisation und Verfassung überhaupt, das Ziel des Anarchismus. Und doch bekämpft er diesen mit guten Gründen, ohne zu ahnen, daß er damit theoretischen Selbstmord begeht.

Der Anarchismus ist eben das letzte Wort und die schärfste Konsequenz jedes reinen, ökonomischen oder politischen Individualismus. Und Menger, der Sozialist zu sein glaubt, ist in seiner Staatsanschauung ein so krasser und schrankenloser Individualist, daß dagegen der radikalste Manchestermann alter Observanz in seinen wirthschaftlichen Anschauungen als gemäßigter Staatssozialist erscheint. Die „Neue Staatslehre" verwirft ausdrücklich den Grundgedanken der ganzen modernen Verfassungsentwicklung, die selbständige Persönlichkeit der politischen Gemeinwesen, wie die reine Ausgestaltung dieses Gedankens in der organischen Staatstheorie; ihr ist der Staat nichts als die einfache Summe der isolirten Individuen. Die logische Konsequenz

Digitized by Google

einer solchen kraß individualistischen Grundanschauung führt, wie gesagt, zum Anarchismus. Seit Jahrhunderten hat sich die politische Theorie bemüht, diese nothwendige Konsequenz zu vermeiden und auf jener individualistischen Grundlage doch den Bau einer staatlichen Organisation zu konstruiren. Dabei hat sie sich unter dem Zwange immanenter Logik stets zwischen zwei Polen hin und her bewegt. Entweder nämlich sah sie das einigende Band allein in dem gemeinsamen Zwecke der Eudämonia aller einzelnen, die gegen jeden Widerstand von einer unumschränkten Obrigkeit zu verwirklichen sei; das ergab den eudämonistischen Polizeistaat des fürstlichen Absolutismus. Oder es sollte die Gleichheit der isolirten Individuen auch in der staatlichen Organisation zum Ausdruck kommen; dann gelangte man zur absoluten Volkssouveränität im Sinne des Contrat social.

Indem Menger nicht nur den Anarchismus, sondern auch den Gleichheitskommunismus und das politische Gleichheitsprinzip der radikalen Demokratie verwirft, fällt er mit logischer Nothwendigkeit wieder in den eudämonistischen Absolutismus zurück. Sein Zukunftsstaat ist gar kein sozialistischer, sondern ein rein individualistischer, in welchem die obersten Wirthschaftsbehörden als unumschränkte Machthaber herrschen; nicht den Interessen der großen Masse, sondern dem, was jene Machthaber für dies Interesse halten oder auch nur erklären, muß dieser Staat dienen. Daß der Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten „im volksthümlichen Arbeitsstaat in noch schärferer Form hervortreten wird als in der heutigen Gesellschaftsordnung", gibt Menger selbst zu. Wo steckt dann aber die „Volksthümlichkeit" dieses Staates? Und wenn er meint: „Die Staats- und die Arbeitsverfassung müssen nach einem gänzlich verschiedenen Maßstab beurtheilt werden"; neben dem eudämonistischen Absolutismus seiner Wirthschaftsbehörden könne daher eine demokratische Organisation von Ordnungsbehörden bestehen, deren Art er freilich völlig im Dunklen läßt, so widerlegt sich dieser Gedanke selbst gegenüber einer Gesellschaftsordnung, deren Arbeitsverfassung ja eben eine staatliche sein soll. Hier wirkt wiederum jener Grundirrthum, daß wirthschaftliche Organisation nicht stets auch Machtorganisation sei.

Wie er in dieser Beziehung die marxistische Identifizirung von wirthschaftlicher Macht mit Macht überhaupt durch die weit fehlerhaftere Auseinanderreißung von Wirthschaft und Macht ersetzen will, so eliminirt er auch den wissenschaftlich fruchtbarsten Gedanken des ganzen Marxismus: die entwicklungsgeschichtliche Auffassung des sozialen Lebens, die Evolutionsidee. Mag die materialistische Geschichtsauffassung die wirthschaftliche Triebkraft allzu einseitig betonen und darüber die Ebenbürtigkeit und Selbstständigkeit anderer sozialer Entwicklungsreihen verkennen, immerhin ist dieser quantitative Fehler verschwindend gering gegenüber dem qualitativen Irrthum Menger's, der dem ganzen Entwicklungsgedanken mit absoluter Verständnißlosigkeit begegnet. Alles ist bei ihm gemacht und nichts geworden. Auch dies ist eine nothwendige Konsequenz seines krassen Individualismus. Denn eine soziale Entwicklung kann sich selbstverständlich nur im Lebensprozeß sozialer Gemeinwesen vollziehen; wer daher nur isolirte Individuen, keine sozialen Gesammtpersonen mit eigenem Gemeinleben und eigenem Gemeinwillen kennt, der kann auch keine soziale Entwicklung begreifen. Alles was geschieht, wird von Individuen gemacht, basta! Das ist einfach, so einfach wie jeder Köhlerglauben, und es ist auch in Wahrheit historischer Köhlerglauben.

So soll denn auch der volksthümliche Arbeitsstaat von Individuen gemacht werden, und zwar natürlich, da er ja nur aus dem gegenwärtigen Staate hervorgehen kann, und da der Staat nichts, die individuellen Machthaber alles thun, eben von den gegenwärtigen Machthabern. Menger gibt ihnen dafür etliche gute Rathschläge zu Uebergangsmaßregeln an die Hand, die wir auf sich beruhen lassen wollen. Nur auf die wichtigste und interessanteste Frage: weshalb die Machthaber auf die famose Idee kommen, den volksthümlichen Arbeitsstaat zu machen, gibt er keine Antwort. Oder sollte die Antwort in der oben zitirten Stelle von der fortschreitenden Proletarisirung der stehenden Heere enthalten sein, so wäre das Motiv der Machthaber die Furcht vor einer vom Heere begünstigten Revolution. Das kann's aber auch nicht sein; denn Menger betont ausdrücklich, daß die Einführung des sozialistischen Staates durch Revolution eine Unmöglichkeit sei. Sie könne überhaupt nicht vom Volke ausgehen; denn ihre nothwendige Vorbedingung sei die sittliche Wiedergeburt aller Individuen und diese nur als Ergebniß einer langen Volkserziehung möglich. Also die gegenwärtigen Machthaber des „individualistischen Machtstaates" als Erzieher zum „volksthümlichen Arbeitsstaate"! Aehnlich dachte vor mehr als zweitausend Jahren ein großer Weiser des Alterthums; auch Plato erwartete die Verwirklichung seiner Politeia nicht von der demokratischen Volksversammlung, sondern von einem erleuchteten Machthaber. Und glücklicher als Menger, kannte er einen solchen aufgeklärten Despoten persönlich; er ging zu Dionys von Syrakus — und kam nicht ganz freiwillig, aber ganz enttäuscht zurück. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, diese bittere Enttäuschung wohlmeinender Utopisten, die ihre Hoffnungen auf erleuchtete Individuen setzen.

Ja, utopistisch ist Menger's ganzes System, weil es individualistisch im Extrem ist. Freilich gibt es sich nicht in der dem Utopismus am meisten entsprechenden Form des Staatsromans, sondern als ein höchst nüchternes juristisches System. Aber gerade durch den Gegensatz zu der realistischen Formulirung tritt das utopistische Wesen des Inhalts nur um so schärfer hervor. Und so zeigt sich schließlich der durchgehends reaktionäre Charakter des Werkes, von dem sich freilich der höchst fortschrittlich gesinnte Verfasser nichts träumen läßt, auch in seinem Verhältniß zum Sozialismus selbst; es ist ein Rückschritt zum Utopismus, von dem Marx und die Entwicklungslehre die sozialistische Theorie gereinigt hatten.

V.

Trotzdem und alledem ist das Werk von Menger nicht nur ein grundehrliches und in vieler Hinsicht interessantes, sondern auch ein hochbedeutsames Buch. Seine Bedeutung ist auch keineswegs eine bloß litterarische, vielmehr eine ganz hervorragend politische. Obgleich es auf Schritt und Tritt in alte und veraltete Bahnen zurückfällt, ist es doch wiederum eine neuartige Erscheinung. Es bezeugt theoretisch die von der politischen Praxis empfundene Unmöglichkeit, daß Sozialismus und Konstitutionalismus ohne intensivste Wechselwirkung neben einander hergehen könnten; und es zeigt zugleich durch seine prinzipiellen Fehlgriffe, auf welchem Wege diese nothwendige innerliche Berührung von Sozialismus und Konstitutionalismus jedenfalls nicht zu erreichen ist.

Daß die wirthschaftlich soziale Entwicklung einerseits und die politische andererseits nicht im Verhältniß einseitiger Bedingtheit, sondern in dem der Wechselwirkung stehen, wird heute nicht zu bestreiten sein. Weil sich aber die marxistische Theorie gegenüber den konstitutionellen Problemen geflissentlich indifferent verhalten hat, glaubt der Sozialist, der sich diesen Problemen zuwendet, nicht nur die Ueberspannungen, sondern auch die solidesten Grundlagen der marxistischen Theorie über Bord werfen zu müssen. Kein Wunder dann, daß er in alle die Kinderthorheiten zurückfällt, die er auf wirthschaftspolitischem Boden längst überwunden hat. Und statt die hier bewährte Evolutionsidee auf das verfassungspolitische Gebiet zu übertragen, stellt er dem heutigen Verfassungswesen ein willkürliches Machwerk von extrem individualistischem Gepräge gegenüber. Und doch ruht der ganze moderne Konstitutionalismus gerade umgekehrt auf einem Grundgedanken von eminent sozialem Charakter.

Digitized by Google

Dieser Grundgedanke ist die organische Gesammtpersönlichkeit der sozialen Gemeinwesen im Gegensatz zur bloßen Summe der ihnen eingegliederten Individuen. Alle sozialen und insonderheit die politischen Gemeinwesen beseelt ein Gemeinwillen, der von dem Individualwillen ihrer Organe, der „Machthaber", spezifisch verschieden und ihm übergeordnet ist. Den sozialen Gemeinwillen in seiner Verschiedenheit und Ueberordnung gegenüber dem individuellen Eigenwillen der jeweiligen Machthaber zu rechtsverbindlichem Ausdruck zu bringen, das ist der ganze Inhalt der konstitutionellen Organisation. Diesem Berufe dient die Differenzirung der parlamentarischen Gesetzgebung von der Verordnungsgewalt, die Trennung der Justiz von der Verwaltung wie die Bindung der Verwaltung an das Gesetz und ihre Kontrole durch unabhängige Gerichte. An die Stelle dieser konstitutionellen Entwicklung des Rechtsstaates wiederum die undifferenzirte Machtenheit des absolutistischen Wohlfahrtsstaates setzen zu wollen, ist deshalb nicht nur ein reaktionärer, sondern vor allem auch ein ungeheuerlich antisozialer Gedanke. Der von Menger wiederholt herangezogene Unterschied des modernen Staates vom Patrimonialstaat besteht ja eben darin, daß an die Stelle des individuellen Willens der patrimonialen Machthaber die konstitutionelle Organisation des sozialen Gemeinwillens getreten ist; nicht aber in einer Verschiedenheit der Zwecksetzung.

Gewiß hat Menger darin Recht, daß dieser Prozeß einer Ausdehnung publizistischer Normen auf weitere Gebiete gesellschaftlicher Thätigkeit noch längst nicht zum Abschluß gekommen ist; wir befinden uns vielmehr inmitten dieses Prozesses. Aber wer Augen für die Eigenart dieser Entwicklung hat, der sieht, daß sich dieser fortschreitende Prozeß in der Form einer immer weiteren Ausdehnung konstitutioneller Gedanken auf die Arbeitsverfassung abspielt; nicht aber durch eine Rückkehr zu den Formen des eudämonistischen Polizeistaats. Vom Standpunkt Menger's aus ist es unbegreiflich, weshalb die Sozialdemokratie eine Arbeitsverfassung nach dem System Stumm so leidenschaftlich bekämpft; in seiner Zweckfetzung ist doch ein solches System überaus „volksthümlich".

Auf das Mutterland des Konstitutionalismus, das hochkapitalistische England, weisen nicht nur Sozialisten von der Färbung Menger's, sondern auch solche von marxistischer Observanz als den Staat hin, in welchem sich die soziale Evolution am gesündesten und ruhigsten vollzieht. Das erscheint nicht mehr wunderbar, sobald man die eminent soziale Natur der konstitutionellen Leitgedanken erkannt hat. Und wie die Grundlage des englischen Parlamentarismus die Selbstverwaltung ist, so ist dies Heimathland der sogenannten Manchesterdoktrin heute zugleich das Vorland eines für deutsche Liberale noch ganz erschreckenden Munizipalsozialismus. Die englischen Städte sind aber durchaus nicht nach dem Rezept Menger's von Obrigkeits- und Amtswegen sozialisirt, vielmehr wurzelt dieser Munizipalsozialismus in dem stark entwickelten Bewußtsein des sozialen Grundgedankens der Selbstverwaltung wie des Konstitutionalismus.

Wie die Dinge zur Zeit bei uns liegen, kann der Konstitutionalismus der rückhaltlosen Mitarbeit des Sozialismus in Theorie und Praxis nicht mehr entrathen; aber auch der Sozialismus müßte erstarren, wenn er sich nicht — nun sagen wir zum Schlusse einmal „voll und ganz" — auf den Boden der konstitutionellen Entwicklung stellte und sich den Existenzbedingungen des konstitutionellen Lebens anpaßte.

Hugo Preuß.

Der Papst und der moderne Staat.

Voraussichtlich wird die katholische Christenheit schon in kurzer Zeit ein neues geistliches Oberhaupt haben. Man nimmt an, daß die Wahl sich schnell vollziehen wird.

Erklärlicher Weise erwägt man heute bereits nach allen Richtungen die Chancen der Abstimmungen; und man berichtet wahre Hintertreppenromane von den Intriguen einzelner Kandidaten, um Nebenbuhler bei Seite zu schieben und um selbst auf den päpstlichen Thron zu gelangen. Ist alsdann die Wahl vollzogen mit sichtbaren Mitteln, die ebenso gut und ebenso schlecht sind, wie sie bei anderen Wahlen dieser profanen Erde zur Anwendung gelangen, so sagt der neue Papst, die dreifache Krone als Symbol deutend, wohl von sich: „Un Triregna, simbola della mia dignità reale, nel cielo, sopra la terra e nel Purgatorio"; die dreifache Krone, das Symbol dreifacher Macht und Herrschaft auf Erden, im Himmel und im Fegefeuer — das sagte Pius IX., und er glaubte daran. Mit der Herrschaft im Himmel und im Fegefeuer, die außerhalb der irdischen Kompetenzen liegen, könnte sich der moderne Staat noch abfinden; mit der Herrschaft über die Erde nicht.

Die Herrschaftsansprüche des Papstthums sind gänzlich unvereinbar mit dem modernen Staate und nicht nur mit diesem. Eine Entwicklung von anderthalb Jahrtausenden hat erwiesen, daß der Kampf zwischen Staat und katholischer Kirche ebenso alt ist, wie es eine festfundirte Kirche und eine konzentrirte Staatsgewalt gibt.

Dieser Kampf hat seine Unterbrechungen erfahren, aber eine friedliche Abgrenzung der beiden Machtsphären, durch die der Gegensatz prinzipiell geregelt worden wäre, ist nie gefunden worden und konnte nie gefunden werden. Wer Stellvertreter Gottes auf Erden ist, kann nicht auf irgend einem Gebiete menschlicher Bethätigung sich seiner Einwirkung für immer begeben. Er kann es unterlassen, diese Einwirkung zu üben, entweder weil er sie zur Zeit nicht für geboten erachtet, oder weil er außer Stande ist, sie wirksam eintreten zu lassen; aber was er nicht vermag, ist zu sagen: Meiner Einwirkung auf die Menschen sind irgend welche Schranken für immer gezogen.

Das Papstthum mußte daher von Anbeginn an dem Staat, und ganz besonders der Entwicklung des modernen Staats entgegentreten. Und mit jener Konsequenz und jenem Scharfblick, die Rom eigen sind, that es das vom Augenblick an der ersten Regungen moderner Staatsentwicklung. Der überragende Innocenz III. erklärte die Magna Charta, dieses Samenkorn für die Verfassungen aller heutigen Kulturstaaten, für null und nichtig, und er belegte ihre Urheber, die englischen Barone, mit dem Kirchenbann, und fast siebenhundert Jahre später, am 28. Juni 1868, erklärte Pius IX. in einer Allokution über die Verfassung Oesterreichs:

„Kraft unserer apostolischen Autorität verwerfen und verdammen wir die angeführten Gesetze im allgemeinen und im besonderen alles, was in diesen wie in anderen Dingen gegen die Rechte der Kirche von der österreichischen Regierung oder von untergebenen Behörden verordnet, gethan oder wie immer verfügt worden ist; kraft derselben Autorität erklären wir diese Gesetze sammt ihren Folgerungen als durchaus nichtig und für immer ungiltig."

Die Beispiele lassen sich vervollständigen; es gibt ihrer, so viele man will, aus der fernen Vergangenheit wie aus der neuen Zeit und für alle Länder, und es wurde nur das österreichische Beispiel herausgegriffen, weil dieser Vorgang gewissermaßen noch unter unseren Augen liegt.

Und wie die organisirte Staatsgewalt, so tritt der Katholizismus der gesammten modernen Entwicklung entgegen. Vor der Infallibilitätserklärung schrieb die „Civiltà":

Digitized by Google

„Die christlichen Staaten haben aufgehört, die menschliche Gesellschaft ist wieder heidnisch geworden und gleicht einem von Erde gebildeten Körper, welcher des göttlichen Hauches wartet. Aber bei Gott ist nichts unmöglich, er belebt nach dem prophetischen Gesicht des Ezechiel selbst dürre Gebeine. Dürre Gebeine sind die politischen Gewalten, die Parlamente, die Wahlurnen, die Zivilehen, die Munizipien. Nicht bloß dürre, sondern stinkende Gebeine sind die Universitäten, so groß ist der Gestank, welcher von ihren verderblichen und pestilenzialischen Lehren ausgeht. Aber diese Gebeine können wieder zum Leben gerufen werden, wenn sie auf Gottes Wort hören, d. h. das göttliche Gesetz annehmen, welches ihnen von dem unfehlbaren und höchsten Doktor, dem Papst, verkündet wird."

Diese Ueberzeugungen sind heute vorhanden, wie sie damals vorhanden waren, und sie werden auch heute ausgesprochen. Ossa aride, das ist der moderne Staat.

Döllinger, der das Papstthum als Katholik und als großer Gelehrter kannte und es unabhängig beurtheilte, charakterisirte die treibenden Kräfte im Vatikan einmal in dieser Weise:

„In den Augen der Kurie ist der Papst ihr Mandatar, berufen und verpflichtet, die große Verwaltungsmaschine nach Kräften in ihrem Bestand zu schützen, bei den herkömmlichen Prinzipien, Gebräuchen und Ueberlieferungen zu belassen; er verschwindet nach einigen Jahren, die Kurie aber ruht auf dem Ergebniß einer vielhundertjährigen Erfahrung und auf den Anordnungen seiner Vorgänger, die er wenigstens nicht direkt abrogiren darf. So ist es nur äußerst wenigen Päpsten, und auch diesen nur in ein paar Einzelfällen geglückt, ihren Willen im Widerspruch mit den Ansichten und dem Herkommen der Kurie durchzusetzen."

Welcher Papst auch auf Leo XIII. folgen mag, den modernen Staat und den Katholizismus wird er nicht aersöhnen, weil eine solche Versöhnung nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt; nicht für den Katholizimus und nicht für den Staat, das darf man nicht aergessen. Der päpstlichen Individualität ist nur ein engerer Spielraum gewiesen. Eine Entwicklung von Jahrhunderten und Jahrhunderten, die sich in der Kurie verkörpert, macht es unmöglich, die Grundlagen des katholischen Herrschaftssystems wesentlich zu verschieben. Auch die großen Päpste aermochten nicht mehr, als auf dieser Grundlage fußend, die inneren unüberwindbaren Gegensätze zwischen katholischer Kirche und Staat bis zum gefahrdrahenden Zusammenstoß herauszuarbeiten und hervorzukehren oder diese Gegensätze waeise zu ignoriren und nach Möglichkeit zu verhüllen.

Auf Pio IX. folgte Leo XIII. Pius IX. legte die Gegensätze bis in ihre letzten Konsequenzen bloß; Leo XIII. zeigte, daß trotz dieser unüberbrückbaren Gegensätze das Papstthum, so wie es war und sein wird, doch mit den modernen Staaten auskömmlich zu leben aermag. Die Individualität eines neuen Papstes ist bei solcher Alternatiae gewiß nicht bedeutungslos; aber wie sie auch sei, sie kann das moderne Leben aielleicht von neuem zum empörten Aufschäumen bringen und sie kann zahlreiche vorübergehende Gefahren heraufbeschwören; abzulenken aus seinem Bette, vermag kein Papst mehr das moderne Leben.

Vor siebenhundert Jahren verdammte der große Innocenz die Magna Charta, — Angilcanae Gentis Opprobrium —; diese triebkräftigen Gedanken haben sich die Welt gleichwohl erobert, auch die Welt des Katholizismus. Folgerichtig hat sich der moderne Staat entwickelt, und er steht jetzt als ein Riese da. Das, was in der Tagespolitik als Kulturkampf bezeichnet wird, mag in dem einzelnen Staat wechselnde Erfolge zeitigen. Diese Kämpfe, so wichtig sie sind in dem Augenblick, in dem sie geführt werden, bringen nicht die großen Entscheidungen. Die letzte Entscheidung liegt heute nicht mehr in Gesetzesparagraphen; in der nicht zu bändigenden Fülle moderner Lebensäußerungen, die die engen Bande jedes politischen wie jedes geistigen Despotismus schließlich sprengen müssen, ist der Sieg freier Anschauungen verbürgt.

Die Papstwahl hat daher heute in hohem Grade an Bedeutung verloren, wenngleich es gewiß nicht bedeutungslos für die stetige Entwicklung der Ziallisation ist, ab in Rom auf dem Stuhle Petri die kluge Anpassungsfähigkeit oder die aggressive Verknöcherung sitzt.

O. E. Scandi.

Die ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt.

Jene unglückseligen Ereignisse, die wir dem Zufall als einer überlegenen Macht zuschreiben, die wir Unfälle nennen, wird es geben, so lange es Maschinen gibt, und die Menschheit wird immer weiter sinnen müssen auf eine Ausbildung von Vorrichtungen, die dem Zufall eine immer geringere Macht über den Menschen einräumen. Das Streben nach Unfallverhütung ist ein Korrelat der Entwicklung der Technik, die immer neue Maschinen baut, wo einst die Hand schlecht und recht ihr Tagewerk vallbrachte.

Im Zeitalter der Industrie und der großen Arbeiteraraeen wissen wir, daß die Unfälle nicht aus den Fabriken fortzuschaffen sind, und unsere Sozialpolitik, die damit rechnen lernte, hat darum einen Zweig der Arbeiter-Versicherung geschaffen, den auch diejenigen anerkennen, die einer weitgehenden Arbeiterversicherung entgegenstehen.

Man kann die Zweige der Versicherung in zwei Hauptklassen scheiden, nämlich solche, die es mit einem unabwendbaren Ereigniß zu thun haben, wie die Lebensaersicherung, und eine zweite Kategorie, die sich mit Ereignissen befaßt, die nicht nothwendig, aber wahrscheinlich eintreten; wie die Feuer-, Kranken-, Unfallaersicherung und andere. Bei diesen Zweigen ist eine Vorsorge für den Fall des Eintritts eines Versicherungsfalles für den Versicherungsträger wie den Versicherungsnehmer möglich. — Wie der Hausbesitzer sein Haus möglichst feuersicher baut, so unterstützt die Versicherungsgesellschaft die Feuerwehr, um die Gefahr eines Brandes einzuschränken. Bei der Unfallaersicherung liegen die Dinge ähnlich. Der Arbeiter wird sich unter normalen Verhältnissen vor einem Unfall hüten, der Gesundheit und Leben bedroht. Die Versicherungsgesellschaft wird das Ihrige dazu thun, um ihr Risiko zu verringern. Bei uns in Deutschland sind die Berufsgenossenschaften Träger der Unfallversicherung, und es war eine kluge und für beide Theile förderliche gesetzliche Maßnahme, daß den Berufsgenossenschaften der Erlaß von Schutzvorschriften zugebilligt wurde; von den Berufsgenossenschaften des Gewerbes haben die meisten von diesem Rechte Gebrauch gemacht, von denen der Land- und Forstwirthschaft leider erst ein geringer Theil.

Die Fortschritte der Technik haben eine gewaltige Menge aon Schutzapparaten und Einrichtungen entstehen lassen, deren Anwendung in der Praxis einen großen Theil von Betriebsunfällen beseitigen oder über dieses Gebiet hinaus die Gewerbehygiene außerordentlich fördern würde. Aber der Weg aon der Entdeckung solcher Apparate und Vorrichtungen bis zu ihrer Einführung in die Praxis ist außerordentlich weit. Schon aus dem einfachen Grunde, weil nicht jede, wenngleich sehr wichtige Erfindung dem Arbeitgeber bekannt gemacht werden kann. Dazu kommt, daß die früheren Schutzapparate meist dem Betriebe außerordentlich hinderlich waren, von den Arbeitern wegen der Schmälerung des Verdienstes nicht angewendet wurden, und so eine Reihe von finanziellen Bedenken ihrer Einführung entgegen standen.

Ein Mittel, um die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Unfallverhütung und Gewerbehygiene den Interessenten aorzuführen, boten Ausstellungen, und bereits die Pariser Weltausstellung von 1855

Digitized by Google

zeigte eine Sonderausstellung in Art eines sozialen Museums, zu dem der Engländer Twining die Anregung gegeben hatte. Die Pariser Ausstellung des Jahres 1867 führte unter der Aegide Le Play's Dokumente, Modelle und Materialien vor, die sich auf Hebung der wirthschaftlichen und sittlichen Lebensbedingungen der Arbeiter erstreckten. Im Anschluß an die Pariser Ausstellung von 1889 entstand auf Anregung Léon Say's und dank der Wohlthätigkeit des Grafen Chambrun das Musée social als erste dauernde Einrichtung. Heute gibt es ständige soziale Museen in Wien, Amsterdam, Zürich, München und anderwärts. Jetzt auch in Berlin.

Die Entstehung des ständigen Museums für Arbeiterwohlfahrt in Berlin ist interessant. Bereits bei der Berliner Hygieneausstellung von 1883 tauchte der Gedanke auf, die Ausstellungsgegenstände zu einer dauernden Sammlung zu vereinigen. Dies geschah durch Gründung des hygienischen Instituts im Jahre 1885 und des Hygienemuseums im Jahre 1886, die zwar in erster Linie Universitätszwecken dienen sollten, aber auch Fabrikinspektoren und Fachleuten auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrt durch Vorträge Gelegenheit boten, sich auf dem Gebiete der Hygiene weiter zu bilden. Im Jahre 1889 wurde die „deutsche allgemeine Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin" abgehalten. An der Spitze standen zwei hervorragende Sozialpolitiker Dr. Boedicker, damals Präsident des Reichsversicherungsamts und der so plötzlich verstorbene Richard Roesicke. Bald nach der Ausstellung fand in München der fünfte Berufsgenossenschaftstag statt. Hier wurde beschlossen, eine dauernde Ausstellung von Mustern zur Unfallverhütung zu begründen. Am 6. Februar 1892 brachte der jetzige Handelsminister, Abgeordneter Möller-Brackwede, die Angelegenheit beim Budget des Reichsversicherungsamtes zur Sprache. Er plaidirte, da die geplante Sammlung nicht zu Stande gekommen war, für die Errichtung eines deutschen Unfallverhütungsmuseums, und der Staatssekretär von Boetticher sprach seine Sympathie für eine Stelle aus, „an der die Industrie von den meisten Vorgängen auf dem Gebiete der Herstellung von Unfallverhütungsvorrichtungen Kenntniß nehmen könne". Wenige Tage später, am 9. Februar, trat der Abgeordnete Roesicke lebhaft für dies Museum ein. Er wies auf Oesterreich hin, das auf die Schöpfung des Gewerbeinspektors Migerka stolz sein könne, und fand bei dem Abgeordneten Wurm warme Unterstützung, der hervorhob, daß Berlin und alle industriellen Centren solcher Museen bedürften, „damit die Unternehmer sehen könnten, was zu schaffen sei, andererseits die Fabrikanten der Maschinen sich Belehrung holen könnten und drittens vor allen Dingen, damit die Fabrikinspektoren praktisch Gelegenheit hätten, etwas zu lernen." Dennoch verweigerte das Reichsschatzamt die geforderten geringen Mittel von 10 000 Mark einmalig und 5000 Mark jährlich. Am 26. Februar 1897 kam der Abgeordnete Roesicke auf das soziale Museum zurück, auch diesmal wurde mit Rücksicht auf die Finanzlage des Reiches der Vorschlag zurückgewiesen. Nach zwei Jahren, am 28. Januar 1899, traten die Abgeordneten Roesicke und Möller zum dritten Mal für das Museum ein. Roesicke hob hervor, er hoffe, der Staatssekretär werde seine finanziellen Bedenken zurückstellen und anerkennen: „Daß es wünschenswerth ist, gerade auf diesem Gebiete neue Anregungen zu geben, um so mehr, als die fortwährend neu auftauchenden Erfindungen in der Industrie neue Gefahren für die Arbeiter mit sich bringen, und andererseits auch in Bezug auf die Sicherstellung der letzteren fortwährend Fortschritte gemacht werden, die man der großen Mehrheit der gewerbetreibenden Bevölkerung zugänglich machen sollte." Von einem „leichtsinnigen Dilettantismus auf dem Gebiete der Sozialpolitik" könne nicht die Rede sein, es handle sich um eine eminent praktische Politik. Nach ihm sprach der Centrumsabgeordnete Hitze, der darauf hinwies, daß dies soziale Museum sich über die Unfallverhütung hinaus auf das Gebiet der gewerblichen Hygiene erstrecken müsse. Der Staatssekretär von Posadowsky hielt auch jetzt noch die hohen Kosten entgegen, die es erfordern würde, ein Museum zu schaffen, das seinen Zweck erfüllen könnte. Freiherr von Stumm gab zu, daß bereits die Ausstellung für Unfallverhütung positiven Nutzen gebracht habe, und versprach sich von einer dauernden Ausstellung eine Förderung der Unfallverhütung.

Der einstimmige Wunsch aller Parteien fand seine Erfüllung im Etat des Jahres 1900. Dieser beanspruchte für die Begründung einer ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt einen Betrag von 568 000 Mark, welche Summe zum Ankauf des Grundstücks mit 478 000 Mark und mit 90 000 Mark als erste Baurate Verwendung finden sollte. Die Mittel wurden bewilligt.

Am 13. Juni d. Js. wurde die Ausstellung durch den Grafen Posadowsky eröffnet und am 18. Juni dem Publikum zugänglich gemacht. Auf Charlottenburger Boden, Fraunhoferstraße 11/12, erhebt sich der schöne Bau, dessen Kosten sich mit Einschluß von Grund und Boden auf 1 043 000 Mark belaufen. Die Baulichkeiten bestehen aus dem Verwaltungsgebäude und der Ausstellungshalle, die miteinander durch einen Vorraum verbunden sind, über dem sich im oberen Stockwerk der Hörsaal befindet. Der Hörsaal ist hauptsächlich für Vorträge aus dem weiten Gebiete der Arbeiterwohlfahrt bestimmt.

Die Ausstellung hat zur Aufgabe, immer neue Maschinen und Modelle vorzuführen. Die Maschinen werden von Arbeitgebern, Erfindern, Fabrikanten, Berufsgenossenschaften geliefert, denen von der Verwaltung der Raum unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird. Die zwei Haupttheile der Ausstellung stellen Unfallverhütung und Gewerbehygiene dar. Nur solche Einrichtungen sind vorgeführt, die bereits in der Praxis Verwendung finden, und soweit es durchführbar war, hat man die Apparate und Maschinen betriebsmäßig aufgestellt. Nur wo dies nicht anging, sind Modelle, Photographien und Zeichnungen beschafft worden. Die Maschinen füllen den Hauptausstellungssaal; auf der Gallerie haben etwa tausend Modelle und Zeichnungen ihren Platz. Sehr instruktiv ist für den Besucher, daß diejenigen Theile der Maschinen, die der Unfallverhütung dienen, roth gestrichen sind, während die hygienischen Vorrichtungen, die zur Ableitung von Staubtheilen, Gasen oder Dämpfen dienen, eine blaue Farbe haben. Die Schutzvorrichtungen sind an Maschinen aus allen Gewerben angebracht. Man kann diese eintheilen in solche, deren Aufgabe es ist, die Störungen oder Defekte an der Maschine selbst ungefährlich zu machen, wie die Sicherungen der Wasserstandgläser oder Kessel, und in solche, bei denen ein Versehen des Arbeiters etwa durch Müdigkeit oder Unvorsichtigkeit herbeigeführt, ungefährlich gemacht werden soll. Je vertrauter der Arbeiter mit der Maschine wird, desto leichter unterschätzt er ihre Gefahr. Geistreiche Kombinationen zeigen an den verschiedensten Apparaten, wie der Unvorsichtigkeit entgegengewirkt wird, einmal, indem die gefährlichen Theile, wie die Treibriemen oder Messer durch Gitter abgeschlossen werden, an andern Apparaten, z. B. einer Seifenpresse, müssen die beiden Hände an ungefährdeter Stelle je einen Hebel in Bewegung setzen, um den Stempel herabzulassen. Centrifugen, Knetmaschinen u. s. w. können nur geöffnet werden, wenn die beweglichen Theile völlig still stehen.

Die Gewerbehygiene hat es vor allem mit der Reinhaltung der Athmungsluft zu thun. Anatomische Modelle führen uns einige typische Berufskrankheiten vor. Kohlen-, Eisenoxyd-Lungen u. s. w. sind ausgestellt. Mit Exhaustoren, Staubabfängen, Gasabsaugungen sind diese Betriebe weitaus ungefährlicher zu gestalten. Eine andere Gruppe der Gewerbehygiene beschäftigt sich mit der Ernährung und der körperlichen Reinigung. Den Schädigungen, denen die Zigarrenarbeiter durch gekrümmte Körperhaltung ausgesetzt sind, soll ein Stuhl entgegenwirken, der von der badischen Fabrikinspektion ausgestellt ist. Einen Hinweis verdient der Pavillon für das Wohnungswesen mit den von Prof. Herwarth gemalten Dioramen von Musterstätten der Arbeiterwohlfahrt. Der Pavillon war 1900 auf der Pariser Weltausstellung.

Digitized by Google

Im oberen Stockwerk ist das Tuberkulose-Museum untergebracht, das alles enthält, was sich auf die Bekämpfung der Tuberkulose bezieht.

Ein Museum, wie die ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt kann, erklärlicher Weise bei aller Reichhaltigkeit nicht vollständig sein. So fehlt z. B. fast alles, was sich auf das Eisenbahnwesen bezieht (die Seeberufsgenossenschaft, Werften u. s. w. sind gut vertreten). Es bleibt noch viel zu thun übrig, aber die Namen der Männer, die an der Spitze des Unternehmens stehen, bürgen dafür, daß sie erfolgreich an dem begonnenen Werk weiterarbeiten werden. Roesicke leider wird fehlen.

Deutschland steht auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung an der Spitze; es ist zu hoffen, daß es ihm gelingen wird, auch auf dem der Unfallverhütung und Gewerbehygiene den anderen Kulturnationen ein nachahmenswerthes Beispiel zu geben.

S. P. Altmann.

Ein anregendes Buch.

„Briefe, die ihn nicht erreichten." So räthselhaft lautet der Titel eines Buches, das im Verlage der Gebrüder Paetel erschienen ist. Es enthält 65 Briefe einer und derselben Verfasserin und ein kurzes Nachwort eines Herausgebers, der uns mittheilt, daß die Briefe den Adressaten nicht erreichten, weil er gestorben war, ehe er an die Stelle kam, von wo er sie abholen sollte, und daß die Briefschreiberin ihm aus Kummer im Tode bald nachfolgte.

Es wird in der Weltlitteratur kaum noch einmal Briefe einer Unbekannten an einen Unbekannten geben, die einen solchen Reichthum an Gedanken, an treffsicheren Wendungen enthalten und einen solchen Reichthum an Lebenserfahrungen bieten. Bald wird über Fragen der Weltpolitik, die drei Welttheile in Aufregung versetzen, ein beachtenswerthes Urtheil ausgesprochen, bald werden Personen, welche die Oeffentlichkeit eigentlich gar nichts angehen, mit solcher Schärfe charakterisirt und uns vor die Augen geführt, daß jedermann, der von ihnen hört, sich für sie interessiren muß, bald werden fesselnde Betrachtungen angestellt, die das innere Leben betreffen.

Der Stoff an Thatsachen, die wir aus dem Werke erfahren, ist in verschiedenen Besprechungen, die ihm zu Theil wurden, ausgezogen worden. Ich will diesem Beispiele nicht folgen. Ich will den Lesern, die bisher weder das Buch selbst noch seinen Inhalt kennen, und meiner Empfehlung, es zu lesen, Folge geben wollen, nicht das Leid anthun, sie zu hindern, aus der Quelle zu schöpfen.

Wenn das Buch nur wirklich Erlebtes enthält, so ist der Inhalt traurig, ja trostlos. Zwei reich begabte Menschen, die für einander bestimmt zu sein scheinen, die aber bisher durch ein sittliches Band verhindert waren, sich darüber Rechenschaft zu geben, daß sie für einander bestimmt waren, werden frei. Es eröffnet sich ihnen die Aussicht, einander angehören zu dürfen. Aber ehe der eine Theil von dieser neu eröffneten Aussicht etwas erfahren, ehe der andere Theil dieser Aussicht hat froh werden können, rafft ein gewaltsamer, aber ehrenvoller Tod den einen dahin und der Gram tödtet die andere.

Unter dem ersten Eindruck, daß hier das Schicksal zweier Menschen wahrheitsgemäß beschrieben sei, gab ich mich dem Gedanken hin, was wohl eine Frau, die in der Stille ohne jeden Anspruch auf künstlerischen Ruhm so unvergängliche Briefe schreibt, hätte werden können, wenn sie aus einer trüben Jugend in einen Zustand des Glückes versetzt worden wäre. Es erfüllte mich mit Wehmuth, Keime zerstört zu sehen, die bestimmt waren, sich prächtig zu entfalten.

Bei nochmaliger Betrachtung aber überzeugte ich mich bald, daß hier kein authentisches Dokument eines Menschenschicksales, sondern das Erzeugniß einer künstlerisch schaffenden Phantasie vorliegt. Wie weit wirklich erlebte Thatsachen dem Buche zu Grunde liegen, darüber wage ich nicht zu entscheiden. So aber wie das Werk vorliegt, ist es eine Dichtung, eine Dichtung in einer sehr eigenthümlichen Form, eine Dichtung, die wie einst die Briefe des jungen Werther, das leidenschaftliche Verlangen erwecken können, zu erfahren, was eigentlich daran wahr ist.

Ich habe die frohe Zuversicht gewonnen, daß eine Lebende die Verfasserin ist, und daß wir darum die frohe Hoffnung hegen dürfen, mehr von ihr zu hören. Sie wird aus einem hoch begnadigten Dichtergeschlechte stammen, einem Geschlechte, auf dem die Hand des größten Dichtergenies segnend geruht hat. Sie wird in jüngeren Jahren heftige Stürme erlebt haben, wird dann Gelegenheit gehabt haben, in drei Welttheilen reichere Erfahrungen zu sammeln, als es Reisenden vergönnt ist, denen die Vortheile der Geburt fehlen, und wird endlich das Verlangen empfunden haben, die klaren Bilder ihrer Seele in poetischer Form auszumalen.

Wer sich von dem ältesten Volke der Welt und seinen Eigenthümlichkeiten eine klare Vorstellung verschaffen will, der wird nicht umhin können, nach allem, was in der jüngsten Zeit über China geschrieben ist, auch dieses Buch zu lesen. Und wer über den Argonautenzug, den die Völker Europas nach China veranstaltet haben, ein sicheres Urtheil fällen will, der wird manche Bemerkung, die die Verfasserin in sehr diskreter Form bringt, zum Gegenstande ernster Erwägungen machen.

Und wiederum, wer über das jüngste Volk der Erde und seine Zukunft, über die Amerikaner zutreffend denken will, der wird gleichfalls anhören müssen, was die Verfasserin darüber beobachtet und angemerkt hat.

Die Verfasserin begegnet gar klugen Personen und theilt uns mit, was sie von ihnen gehört hat; wir begegnen einem katholischen Missionar, der lange in China gelebt hat, und einer „russischen Amerikanerin" die gar keck über die Philippinen und den Imperialismus urtheilt; aber wir haben den Eindruck, daß alle diese Personen nur so klug sprechen können, weil die Verfasserin ihnen ihren reichen Geist geliehen hat.

Und wer einen Sinn dafür hat, die Heimath poetisch verklärt zu sehen, der wird, selbst wenn er den ganzen Theodor Storm mit der Aufmerksamkeit, die er verdient, gelesen hat, in der Schilderung gewiß Neues finden. Und wenn das Buch im ganzen auch einen schwermüthigen Eindruck hinterläßt, es fehlt doch an dem Kontrast durch humoristische Lichter nicht. Der betrunkene Koch Sam, der seiner Herrschaft die Austern entwendet, um sie vor Vergiftung zu bewahren, ist ein kleines Kabinettsstück.

Auch in der gewähltesten Hausbibliothek wird das Buch mit Ehren seinen Platz einnehmen.

Alexander Meyer.

Die Große Berliner Kunstausstellung.

Die diesjährige Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof hat uns eine große und freudige Ueberraschung gebracht. Wieviel ist in den letzten Jahren gegen diese großen Kunstmärkte mit ihrer kaum übersehbaren Fülle nichtssagender Bilder geschrieben worden! Nun kommt ein rühriger und geschmackvoller Ausstellungsleiter, macht mit den ganz minderwerthigen Werken schonungslos Kehraus, hängt die übrigen gut gruppirt und in gemessenen Abständen in die prächtig, vielleicht ein wenig zu prunkvoll hergerichteten Räume und erfreut uns außerdem mit einer Reihe interessanter ausländischer Bilder. Wir fühlen uns vom ersten Augenblick an behaglich und zum Genießen aufgelegt. Und

nur ein Bedenken beschleicht uns: werden die großen Erwartungen, in die man uns versetzt, auch ganz erfüllt werden?

Es hat bisher hauptsächlich drei Arten von Kunstausstellungen gegeben. Eine Vereinigung annähernd gleichen Idealen huldigender Künstler stellt unter Zuziehung ähnlich gesinnter auswärtiger Künstler aus — die Münchner und die Berliner Sezession. Oder eine Gruppe bewährter Kunstkenner bringt nach Möglichkeit eine Auswahl des Besten zusammen, was in einem gewissen Zeitraum geschaffen worden ist, ohne dessen Grenzen immer streng innezuhalten — die Karlsruher Ausstellung vom vorigen Jahre und die Dresdner Ausstellungen. Oder aber — und dies war bis vor kurzem das allgemein übliche — die Ausstellung wird eben als ein Markt betrachtet, auf dem jeder seine Waare produziren darf, wenn diese nur ein gewisses technisches Niveau erreicht. Auch diese Gattung hat ihre Berechtigung. Jeder „staatlich ausgebildete", also gewissermaßen „approbirte" Künstler hat, wie neulich schon von anderer Seite betont wurde, das Recht seine Werke öffentlich zu zeigen, und Publikum wie Kenner wollen über alle Tendenzen und Strömungen auf dem Laufenden gehalten werden. Ja ich muß sogar gestehen, daß es für mich eigentlich einen größeren Reiz hat aus hundert Belanglosigkeiten die eine Perle herauszusuchen als zwischen Bildern einherzugehen, von denen ich die gute Hälfte schon kenne. Beglücken mich doch z. B. die drei großen Segantini, die jetzt bei der Berliner Sezession ausgestellt sind, nun schon den vierten Sommer. Die Ausstellung am Lehrter Bahnhof ist ein Kompromiß zwischen den beiden Arten, das sollte ihr Vorzug sein und ist ihre Schwäche. Der große Quersaal, der das Einerlei der anderen Räume so angenehm unterbricht, bildet mit den anstoßenden Sälen in der That eine Art Museum, in dem man manche genußvolle Stunde zubringen wird. Dafür ist das Studium der übrigen Säle um so unfruchtbarer. Gibt es doch kaum etwas Ermüdenderes als eine lange Reihe von Kunstwerken zu sehen, bei denen die auszutheilenden Zensuren etwa zwischen „leidlich" und „ziemlich gut" schwanken würden und kein einziges, weder nach der guten noch nach der schlimmen Seite, aufregend wirkt. So wird, wenn der Rundgang beendet ist, die Freude — beinahe — zu einer Enttäuschung.

Beginnen wir mit den Ausländern, die entschieden das größte Interesse in Anspruch nehmen. Zwei Nationen treten unter ihnen diesmal besonders stark hervor: die Amerikaner und die Belgier. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die meist in Paris geschulten, aber ihre angelsächsische Herkunft nicht verleugnenden Amerikaner heute das Höchste an vornehmer Liebhaberkunst leisten. So distinguirt in der Haltung, so durchaus harmonisch und diskret im Ton, oft allerdings unter Einbuße der rechten Lebenswärme, malt kein anderes Volk. Ein aristokratisches Milieu scheint uns zu umgeben, wenn wir in die linke Hälfte des großen Quersaals treten. Da drängt sich nichts hervor, da will keiner den anderen überschreien. Und doch greift auch hier bald eine gewisse Enttäuschung Platz, wenigstens bei dem, der wirklich etwas von der modernen amerikanischen Kunst kennt. Ganz gut ist eigentlich nur der in England lebende J. J. Shannon vertreten. Sein im rothen Jagdanzug stehend gemalter Mr. Phil. May mit der dicken, rothen Nase, dem quadratischen Schädel und den Ponyhaaren ist zwar nichts weniger als einnehmend, aber vorzüglich charakterisirt und ganz wundervoll gemalt. Das Bildniß der Frau des Künstlers aber hat etwas seltsam Anziehendes, beinahe Faszinirendes, das man nicht so leicht vergißt. Dagegen steht Sargent's beinahe süßliches Herrenbildniß nicht nur unter den besten Werken, sondern selbst unter den Durchschnittsleistungen dieses gesuchtesten aller Londoner Porträtmaler. Von Chase gibt das junge Mädchen mit dem japanischen Bilderbuch einen ganz ungenügenden Begriff, Whistler und Alexander fehlen ganz. Des einstmals stark überschätzten Dannat Damenbildnisse, Childe Hassam's reizende, aber den französischen Impressionisten zum Verwechseln ähnliche Schneelandschaft, Hitchcock, Gari Melchers, Humphreys Johnston vermögen keinen vollgiltigen Ersatz dafür zu bieten, wenn man diesen Malern auch gern immer wieder begegnet, noch weniger Alexander Harrison, der von seinen mit so großem Beifall aufgenommenen von Sonnenstrahlen überrieselten Bildern mit nackten Figuren an stillen Weihern zu so manirirten Seestücken wie dem jetzt ausgestellten gekommen ist. Am bedenklichsten aber macht es, daß Leute wie Weeks, Bridgman, Stewart einen so großen Raum einnehmen. Zu zeigen, daß man auch in Amerika schlechte und rechte Verkaufswaare malt, lag doch nicht im Sinne der Ausstellungsleitung. Eine höchst angenehme Ueberraschung bietet dagegen das ungemein intime und durchgeistigte Herrenbildniß von Loed. Es ist ja ganz außerordentlich schwer, solche Kollektionen in wahrhaft zufriedenstellender Weise zusammenzubringen, weil die meisten der aufgeforderten Künstler keine Werke erster Ordnung, sondern solche schicken, die daheim schon lange vergeblich auf den Liebhaber gewartet haben. Trotzdem sollte man den Versuch bald einmal wiederholen, und dafür möchte ich schon heute einen ganz kleinen Wunschzettel schreiben. Fast alle diesmal vertretenen Künstler sind in Deutschland schon bekannt, einige davon mehr als genug. Sie leben ja auch zumeist in Paris, London oder Holland. Dagegen kennt man bei uns so gut wie nichts von den Malern, die jenseits des Ozeans den größten Ruhm genießen, wie John La Farge, von dem allerdings zwei kleine Aquarelle ausgestellt sind, Abbot Thayer, Dewing. Und dann könnte man vielleicht auch etwas von den großen, allerdings zum Theil schon verstorbenen Landschaftern mitbringen, die, ich glaube 1892, in München und 1900 in Paris so große Bewunderung erregten.

Näher kommt die belgische Abtheilung unseren Wünschen. Hier gelangen neben den alten Freunden auch weniger bekannte und jüngere Künstler voll zur Geltung. Ganz neu für Deutschland ist wohl der meines Wissens aus einer italienischen Künstlerfamilie stammende Ciamberlani, der mit seinem großen von Puvis de Chavannes beeinflußten Gemälde im vorigen Jahre in Paris zuerst auffiel, neu für Berlin wohl auch Eugène Laermans, der arme Taubstumme, der das Leben seiner Leidensgefährten in so eindringlichen, zuweilen allerdings auch etwas aufdringlichen Bildern schildert. Frédéric, dieser hochstrebende, ungemein begabte und darum auch in seiner Heimath sehr geschätzte Künstler, zeigt sich in dem besonders in der Farbengebung etwas befremdenden fünftheiligen Bilde „Die Natur" von keiner so günstigen Seite wie 1901 in Dresden mit seinem „Bach".

Die Landschaftsmalerei ist durch Angehörige dreier Generationen vertreten. Heymans ist Freilichtmaler und wandelt ganz in den Spuren Monet's, den er freilich an Kraft und Frische nicht ganz erreicht, Gilsoul ist vor allem Kolorist. Beide erscheinen „moderner" als der viel jüngere Mathieu, dessen zarte Frühlingslandschaften deutlich über den großen Hippolyte Boulanger weg auf die Barbizoner zurückweisen, und doch, glaube ich, liegt bei ihm die Zukunft. Wie die Gräser sich recken, wie die jungen Bäume die feuchtigkeitsschwangere Luft einathmen, wie die duftige Ferne sich in Sonnenlicht badet! Ob einer pastos oder fein, hell oder dunkel malt, alla prima oder mit vielen Lasuren, ist ja ganz einerlei. Was er uns über die Natur mitzutheilen hat, ist die Hauptsache, und von diesem Gesichtspunkt aus sind doch wohl Rousseau, Corot und Daubigny die größten Landschafter des 19. Jahrhunderts und nicht Monet, Pissarro und Sisley. Man kann jetzt sehr leicht darüber Betrachtungen anstellen, da in demselben Saale auch eine kleine Sammlung dieser französischen Impressionisten zu sehen ist: Bilder von Jongkind, Boudin und Lépine, die jetzt als Zwischenglieder zwischen Corot und den eigentlichen Freilichtmalern erst die volle Würdigung finden — besonders schön ist das große Seine-Bild von Lépine —, dann drei gute Monet, drei Pissarro, ein Sisley, ein vortreffliches Werk des eigenthümlichen Cézanne und zwei

Digitized by Google

ziemlich mäßige von dem etwas überschätzten Renoir. Vielleicht, ich möchte beinahe sagen hoffentlich, täusche ich mich, aber ich habe das Gefühl, daß der Ruhm der meisten dieser Männer jetzt den Zenith erreicht hat und bald ein wenig sinken wird. Die Bilder scheinen schon jetzt etwas von ihrer Leuchtkraft einzubüßen und trübe, beinahe schmutzig zu werden. Die Helligkeit aber war doch eines ihrer größten Verdienste. In Parenthese sei hinzugefügt, daß es natürlich, wie schon Böcklin bemerkt hat, in der Malerei immer nur auf die relative Helligkeit, auf das rechte Verhältniß zwischen Licht und Schatten, ankommt. Neulich las ich in einer Berliner Kritik, Impressionismus sei gleichbedeutend mit guter Malerei. Nun gute Malerei im eigentlichsten Sinne heißt haltbare Malerei, und da fürchte ich, daß die kleinen Meister um 1800, die Klein und Kobell, die ihre Farben noch selbst einrieben, weit bessere Maler gewesen sind.

Kennen die Berliner diese Männer schon einigermaßen von den Ausstellungen der Sezession und bei Cassirer her, so wird ihnen mit dem großen dekorativen Gemälde von Puvis de Chavannes etwas vollkommen Neues geboten. Wie oft, wenn ich über den verehrten Meister schrieb, habe ich den Wunsch ausgesprochen, dem Leser eins seiner Hauptwerke zeigen zu können! Dieses für Boston bestimmte, etwas müde Alterswerk ist nun allerdings nicht geeignet, den rechten Begriff von seinem Können zu geben, aber die anderen sind ja freilich nicht transportirbar. Und die Entwürfe zu den beiden Hälften seines herrlichen Ave Picardia nutrix in Amiens, „der Obstwein" und „der Fluß" (der Katalog übersetzt La Rivière mit Riviera!), sind auch nur recht zu verstehen, wenn man das Werk selbst kennt. Als ich vor sieben Jahren nach Amiens kam, war ich überwältigt von diesen Malereien, die ganz neue Perspektiven für die Monumentalmalerei eröffneten. Hier allein waren die rechten Elemente dafür vereinigt: die große, ruhige Linienführung, die vollkommene Harmonie der Farben unter sich und mit der Stimmung des Raumes, die unmittelbar verständliche und zu Herzen gehende Versinnlichung allgemein menschlicher Gegenstände. Allein auf den Propheten folgte kein Messias, und Puvis selbst als solchen zu betrachten, geht doch kaum an. Neulich konnte ich meine Eindrücke wieder nachprüfen. Die Farben schienen noch blasser geworden zu sein, die Mängel der Zeichnung traten noch schärfer hervor. Puvis ist eine hohe, edle, unserer Liebe und Bewunderung im höchsten Grade würdige Erscheinung, aber kein Gipfelpunkt der Kunstgeschichte.

Von den sonstigen Ausländern ist nicht viel zu erwähnen: ein paar Bilder des jetzt in seiner Heimath zu großem Ansehen gelangten jungen Holländers Gruppe, ein schönes großes Stillleben der neben ihrem Gatten immer noch nicht genug gewürdigten Frau Mesdag-van Houten, ein paar sehr sonnige und farbige Bilder des Spaniers Sorolla y Bastida, eine große Landschaft des Italieners Sartorelli und zwei Kinderbildnisse des in England lebenden Italieners Ginsti.

Bei den Deutschen fällt diesmal die geringe Betheiligung der Münchner zunächst auf. Nur die Luitpoldgruppe ist einigermaßen vertreten. Der stärkere Zuzug der Düsseldorfer, die obendrein in der Hauptsache ihre bereits voriges Jahr in der Heimath ausgestellten Bilder geschickt haben, vermag dafür keineswegs zu entschädigen. In einem verhältnißmäßig günstigen Lichte erscheinen die Berliner. Sie haben ihre Kerntruppen in den Sälen 16 und 25 hinter dem großen Quersaal ins Treffen gestellt, nächstdem verdient der Saal 8 mit den Werken der ehemaligen Sezessionisten besondere Beachtung. Das beste Berliner Gemälde ist nach so ziemlich allgemeinem Urtheil das Bild „die beiden Schwestern" von Arthur Kampf. Die rosa Farbe des einen, die graue des anderen Kleidchens sind köstliche Funde, und wie darauf nun silberne Bänder und rothe Schleifchen gesetzt sind, das ist von der allerentzückendsten Wirkung. Aber auch die unbeholfene Haltung der beiden kleinen Bänkelsängerinnen und der Ausdruck ihrer Köpfe — man meint die dünnen Stimmchen krähen zu hören — sind vollkommen gelungen. Leider ist der Hintergrund etwas schwer gerathen, was den Eindruck besonders in einiger Entfernung etwas beeinträchtigt. Bei Velazquez, dessen Name hier genannt worden ist, würde man sofort beim Eintritt in den Saal die vollste Illusion gewinnen. Und als etwas störend empfinde ich auch den Mandolinenspieler links unten, nicht nur weil er einen zu starken anekdotischen Zug hineinbringt, sondern weil er sich in seinem starken Realismus zwischen den Beschauer und die Dargestellten drängt. Jedenfalls ist das Bild nicht weit von dem Meisterwerk entfernt, das uns Kampf noch bescheren wird, „dieser geistvolle Mann, der so genau weiß, was schön ist", wie mir neulich ein Franzose sagte. Ludwig Dettmann und Otto H. Engel ähneln sich diesmal nicht nur in der Wahl ihrer Motive, sondern auch in deren Behandlung so, daß man sie beinahe verwechseln könnte. Man wird immer seine Freude an diesen sonnigen, gut gesehenen und breit gemalten Bildern haben, aber vollkommen befriedigen sie weder in der Komposition noch in der Durchführung. Wenn man einmal so breit malt, so muß auch jeder Pinselstrich, jeder einzelne, das Gefühl der unbedingten Nothwendigkeit und Richtigkeit geben, hier aber hat man oft nur das Gefühl des „Ungefähr", des à peu près, wie die Franzosen sagen. Der Dresdner Carl Bantzer bringt sich mit einigen kräftigen Bildnissen von Bäuerinnen in angenehme Erinnerung. Ein junger Berliner Künstler, Erich Eltze, erweckt mit seinen „Arbeiten" Hoffnungen, wenn auch diese Studie noch lange kein Bild ist.

Im Porträtfach tritt diesmals besonders Hugo Vogel mit seinen Herrenbildnissen hervor, unter denen das des Ministers Budde naturgemäß die größte Aufmerksamkeit erregt. Neben ihm sind Fritz Burger, der jetzt nach Posen berufene Karl Ziegler, besonders wegen seines guten Selbstbildnisses, der Dresdener Kießling und der Münchener Walter Thor, von weniger Bekannten etwa der Hannoveraner Tronnier und die Berliner Willi Schultze und Aenny Löwenstein zu nennen. Auch an guten Landschaften fehlt es nicht. Skarbina hat ein sehr schönes großes Nachtstück aus einer alten flandrischen Stadt und eine „Schloßterrasse" gesandt, Jernberg ein ungemein kräftiges Seestück: „Schiffe im Eis", Kayser-Eichberg ein umfangreiches Waldbild, das etwa die Mitte zwischen seinem Meister Bracht und Leistikow hält. Kallmorgen überrascht uns mit einer merkwürdigen kleinen sonnigen Winterlandschaft, wohl aus Rußland, mit sehr farbigen Figürchen, die von seiner sonstigen auch hier mehrfach vertretenen Art stark absticht. Ein höchst respektables, leider nur viel zu groß gerathenes Werk ist Binnens bereits von Düsseldorf her bekanntes „Mittagsbrüten". Einige Düsseldorfer und der Holsteiner Carl Schuldt, der in der schönen Raumwirkung wie in der Farbe lebhaft an Thoma erinnert, wären anzureihen. Daneben aber machen sich auch weniger willkommene Einflüsse bemerkbar. Ueber dem Streben nach Großzügigkeit, wie jetzt das Schlagwort lautet, nach dekorativer Wirkung sind einige Künstler in Gefahr, in die reine Manier zu verfallen. Man kann das z. B. bei Willy Hamacher, der so schöne Hoffnungen erweckte, und bei Hans Licht verfolgen, von Männern wie dem Münchener Urban ganz zu geschweigen. Zum Schluß dieser auf Vollzähligkeit natürlich nicht den geringsten Anspruch machenden Liste seien noch zwei Bilder erwähnt, die sich nirgends rubriziren lassen: Neuenborn's im Vorwurf wie im Kolorit gleich amüsante „Marabus" und Fehr's humorvoller „Spaziergang" im Biedermeierkostüm.

Bei der Plastik überragt wieder ein Ausländer alle andern um Haupteslänge, der Belgier Jules Lagae mit seinen Büsten. Er ist viel zu streng in seinen Anschauungen, als daß er z. B. die Pupille reliefartig erhöhen könnte. Das gibt seinen Köpfen zunächst etwas Ungewohntes, beinahe Kühles. An Kraft der Charakteristik steht er auch in der That wohl etwas hinter Robin zurück. Aber wie so eine Stirn modellirt ist oder die Umgebung des Auges oder die Wange, das macht ihm keiner nach. In Deutschland gibt es nur einen, der das — konnte:

Digitized by Google

Reinhold Begas. Lagae ist durchaus Plastiker (im Gegensatz zum Bildhauer wie Hildebrand), seine Hände gleiten wie liebkosend über den Thon. So arbeitete Houdon, so arbeitete auch unser großer Gottfried Schadow. Am höchsten ist vielleicht der träumerische Kopf des Malers Schönleber in seiner außerordentlichen Schlichtheit zu stellen, wenn auch der schöne Kopf des Bildhauers Dillens auf den ersten Blick noch mehr gefangen nimmt. Prächtig sind sie alle, z. B. auch die Mutter des Künstlers in ihrer einfachen Tracht. Daneben sind die verkleinerten Bronzenachbildungen der die Gilden darstellenden Statuen von Dillens ausgestellt; sie vermögen wenigstens einen kleinen Begriff von dem Talent dieses im Ausland fast unbekannten großen belgischen Dekorateurs zu geben. Von den deutschen Skulpturen darf man nur drei in einem Athem mit diesen Meistern nennen: Den „Fechter" von Hugo Lederer, der so gelassen in seiner herrlichen Nacktheit mit gesenkter Klinge dasteht, und die beiden weiblichen Figuren „Schwerttänzerin" und „Diana" von Adolf Brütt. Sie gereichen der Berliner Bildhauerkunst, die sich ja augenblicklich keines sehr guten Rufes erfreut, zu hoher Ehre. — Auf die Abtheilungen der Zeichnungen und der graphischen Kunst, von denen besonders die erste vieles Vortreffliche enthält, kann hier nicht eingegangen werden. Die Architekturabtheilung ist diesmal nur sehr klein. Den Vertretern der Innendekoration aber thut man geradezu einen Dienst, wenn man von ihnen schweigt.

Walther Gensel.

Land! Land!

Ideale deuten auf Mängel. In Zeiten kleinstädtischer Gebundenheit, da eine Reise noch Lebensereigniß war, erquickte man sich am Reiseroman, bewunderte sehnsüchtig den Vielgewanderten, der uns sein Kaleidoskop vorführte; heute, da alle Welt reist, überdies, befördert durch Dampf, Elektrizität, frohnbares Licht und andere geknechtete Naturkräfte, der Berg zu Mahomet zu kommen pflegt, verlangt man nach Festgewurzeltem. Adel und Bürgerthum sind keine abgeschlossenen Gebiete mehr, der Tag spült in ihre Gemarken hinein, nur der Bauer lebt noch im Unwandelbaren. Er kann seine ererbte Scholle nicht in der Welt herumtragen wie einen Adelsbrief oder ein Meisterzeugniß, und die ewig gleichen Bedingungen seines Gewerkes werden ihm zur ewig gleichen festen Gewohnheit, zur unantastbaren Sitte.

Land! ruft es darum heute aus den Mastkörben derer, die auf den Wellen schaukeln, Land! Land!

Der Bauernroman freilich ist keine neue Erfindung. Auch für unser letztes Jahrhundert nicht. Erschöpft vom jambischen Gedröhne des Kothurn hatte die Lyrik sich der Dialektdichtung zugewendet. Reuter ließ in seinem Hanne Nüte Menschen und Vögel durcheinander zwitschern nach Landesbrauch, und Klaus Groth sang von Kinderliebe und häuslichem Glück in den Tönen des platten Landes.

Die Novelle folgte. Zur gleichen Zeit während Knaus und Vautier ihre Tanzböden und Spinnstuben malten, führte uns Auerbach in den Schwarzwald, Immermann nach Westfalen, Heyse nach Italien und Wichert an die Ostsee zu den vielgeliebten niedern Bauernhütten.

Seither ist das ganze Land parzellirt worden; jeder Schriftsteller bekam seine Domäne. Mancher baute dort seinen Acker als ein gewissenhafter Arbeiter, die meisten aber zogen doch nur als städtische Sommerfrischler hinaus und brachten nicht viel mehr heim, als ein paar Kostüme, in die sie dann ihre Stadtleute verkleideten und sie für Bauern ausgaben.

Man braucht nicht einmal an die Hillern zu denken, deren aufgeregte Salongestalten sich unnatürlich genug ausnehmen in Joppe und Nagelschuhen. Auch Berthold Auerbach, der gewissenhaft beobachtet und bucht, was er sieht, bringt nur philosophirende Stubenleute, bestenfalls mit einigen aufgesetzten bäuerlichen Charakterzügen, und selbst der Verfasser des prächtigen Oberhofes betont dermaßen einseitig alles, was dem Stadtleben gegensätzlich ist, also dem Städter als merkwürdig auffällt, daß man kein Gesammtbild einer Wirklichkeit von ihm erhält. Noch einseitiger verfahren die Moralisten, tendenziöse Nachkommen der Idyllendichter. Ihre Bauern sind Muster von Sittenreinheit, Fleiß, Ehrlichkeit und Treue. Es finden sich große Künstler unter der Schar dieser Apostel des Landlebens, sogar ein Zola ist unter ihnen mit seinem, ländliche Gesundheit und Fruchtbarkeit idealisirenden Roman „Fecondité".

Der modernste Verismus aber verlangt nicht nach künstlerisch Gefärbtem. Es ist ein Bedürfniß des oft betrogenen Großstädters (und aus der Großstadt setzt sich die Hauptmasse des Lesepublikums ja zusammen), auch seine Bauernschilderung „garantirt echt" zu beziehen; er fordert gleichsam einen Befähigungsnachweis. Die Beobachtung zufällig Vorüberreisender oder flüchtig Angesiedelter, die nur von oben her mit Verwunderung und Rührung sehen, ist ihm nicht sicher genug. Nicht mehr Domäne soll dem Schriftsteller sein Land sein, sondern Heimath. Für den Abgehetzten, Rastlosen, der sich ins Enge sehnt, hat das Wort Heimath einen fremden, desto süßeren Klang. Die Heimathskunst ist der neueste Sport, den sich die moderne Hetzjagd nach der Ruhe geschaffen hat.

Es sind die besten Romane der letzten Zeit, die wir ihr verdanken, und ihr verdanken die besten Romane ein gut Theil Erfolg.

Bei uns hier in Berlin hat vor allem Clara Viebig es verstanden, uns die Welt ihrer Eifelheimath nahe zu bringen. Auch ihr neuester Roman „Vom Müllerhannes"*) spielt im Thal der kleinen Kyll zwischen den moorigen Wiesen und den Hügeln der Eifel, zwischen denen der Mosenkopf als Herrscher im Gewirr steht. Es gelingt Clara Viebig meisterhaft, uns die Gegend zu schildern: die herbe Luft, den Wind, der durch die Maarbinsen heult, die ganze kräftige und rauhe Natur, die Menschen zeugt mit überschüssigen Säften, zu denen der reichlich genossene Bernkastler noch des gefährlichen Ueberflusses mehr hinzugießt, so daß ein Allzustolzer da wohl in renommistisches Wohlleben gerathen und darin untersinken kann, wie ein Trunkener im schwarzen zähen Maar.

Schritt für Schritt wird uns das geschildert. Zuerst der Hillig (Verspruch) vom jungen Müllerhannes und der kleinen zierlichen Tina aus dem Trierschen, die bei den lieben Nönnchen in die Klosterschule gegangen war und nun in die Maarseldener Mühle hineinheirathen soll, wo alles nach Fülle und Sattsein riecht. In der Mahlstube nach nahrhaftem Mehl, in Keller und Ställen nach Vorrath und Vieh. Sie macht eine reiche Heirath die kleine, zarte Weinbauerntochter und, was ihr die Hauptsache ist, der Hannes ist der Schönste thalauf, thalab, den sie finden könnte. Es gefällt ihr, daß er so laut spricht und so lustig von allem, was er anschaffen wird, wenn er erst Herr ist in der Mühle. Die Fenster wären zu klein, die ließe er breiter machen, desgleichen die Thür, und ein Wagen müßte her, zweisitzig mit weichen Kissen und die Straße mit schönen weißen Steinen eingefaßt, daß man sicher führe mit übermüthigen Pferden, und im Garten gutes Obst, dazu Rosen und Lilien und brennende Liebe für die junge Frau. Wie der Mosenkopf zwischen den niederen Höhen, fühlt er sich unter seinen Mitbürgern, er, der reiche, der lustige Müllerhannes. Aber die arme, kleine Tina seufzt, wenn sie sieht, wie er auf der Dauner Kirmeß Bekannte und Unbekannte traktirt und sogar „Schaubannijer" spendirt, sie seufzt, wenn der Müller immer wieder den Wagen anspannen läßt am hellen Tage und zum Wirths-

*) Fontane 1903.

Digitized by Google

haus fährt, so daß auch die Knechte das Feiern lernen und die Mühle vor Abend stille steht. Die Holzversteigerungen geben die Ausrede, und die Kreissäge muß Futter haben. Deshalb fährt er hinunter an die Mosel, um Aufträge zu sammeln. Die Menge nutzlos aufgestapelten Holzes beunruhigt die junge, sorgende Frau. Sie selbst wird schwach und schonungsbedürftig nach der Geburt eines kleinen Mädchens, das sie, statt des mit Stolz erhofften Sohnes, zur Welt gebracht hat, und der Mann schreit sie an, wenn sie ihn so kummervoll ansieht: „Mach net e su en deierlich Wisasch, wie Maria am Kreiz."

Der Stein geht seinen Lauf. In Manderscheid wirft der Hannes aus Renommisterei die paar Silberthaler, die er eben einkassirt hat, für die Kinder auf die Straße und traktirt das ganze Dorf. Er nimmt Hypotheken auf die Mühle auf, preßt aus Schwiegervater und Vater die letzten Silbertropfen aus, und zuletzt muß er mit der Tochter bettelarm die Mühle verlassen und im ärmlichsten Unterschlupf, blind, verblödet, sein Leben durch Mildthaten anderer fristen. Die verängstigte, stumm gewordene Tina ist längst gestorben, nachdem sie ein todtes Söhnchen geboren. Elend und Jammer, wo früher Wohlleben geherrscht. Hochmuth kommt vor dem Fall! Aber mit so billiger Weisheit mag sich die Verfasserin nicht begnügen. Ganz zum Schluß zeigt sie uns noch einmal den blinden, verkommenen Bettler, wie er mit seiner in dürftige Kleider gepreßten Tochter auf der Landstraße sitzt und von dem ehemaligen Nebenbuhler Almosen nimmt. Aber der reiche Laufeld ist auch nicht glücklich geworden, sondern taub, schlecht behandelt von seinem verwöhnten Söhnchen, dem er das Seinige übergeben hat. Da kommt noch einmal der Uebermuth über den Hannes. Laut ruft er seinen Namen in die Berge, und die Berge geben ihn ihm stolz zurück: „Jao där Mosenkop kennt mech noch." — „Vater und Tochter gehen dahin, großragende Gestalten auf freier Eifelhöh."

Es ist kein besonderes Gewicht auf die psychologische Entwicklung gelegt worden in diesem Roman, die Verfasserin hat sich begnügt, das typische Vorkommniß mit breiten Strichen folgerichtig darzustellen, wie sie es vielleicht oft und wieder oft bei den Kindern ihrer Eifel beobachtet haben mag. Ihr kommt es in diesem Heimathsroman natürlich besonders auf allgemein gültige Züge an. Sogar mußte sie, um denen verständlich zu werden, denen ihr Land und seine Leute unbekannt sind, plakatartig deutlich werden. Wie der Maler, der etwa auf freskoartige Wirkungen ausgeht, jedem Stoff immer die Eigenschaft beilegen wird, die ihn als solchen bezeichnet, also den Sammet schillern lassen wird, das Wasser spiegeln, Glas über irgend einem Objekte schimmern, Eisen im Lichte blinken, so wird der Schriftsteller, dem es ums Demonstriren seiner Heimathsart zu thun ist, einige wenige, immer wiederkehrende Charakterisirungsworte für äußerliche wie seelische Vorgänge brauchen, die der Leser leicht behält und an denen er das Wesentliche des Typus erkennen kann. Der greise Pfarrherr, der Binsenruthen stiehlt, um seine selbstgeflochtenen Binsenkörbchen mit Gewinn verkaufen zu können, wird immer wieder in der Situation ergebener Dürftigkeit gezeigt, die Tina immer sorgenvoll, der Hannes immer verschwenderisch, weinfroh und Genießer aller guten Dinge des irdischen Lebens. Der Geizhals und Betbruder Laufeld ist der Einzige, der eine Ueberraschung bereitet dadurch, daß er bei allen diesen kränklichen Eigenschaften auch noch ein guter Faustkämpfer ist. Vielleicht aber ist er das einer Prügelszene zu Liebe, die in der bekannten kernigen und behaglichen Art, die die Biebig gern solchen Kraftproben zuwendet, geschildert wird. Eine sehr lebendige und von verhaltenem Humor vergoldete Scene ist die Schilderung, wie der Müllerhannes sich ein Klavier angeschafft hat, dem Laufeld zum Aerger, der seit längerem in seiner guten Stube mit solcher „Drahtkommode" prahlt. Vater, Frau, Tochter und Knecht stehen bewundernd umher, als das seltsame Ding in seiner Riesenkiste herangefahren kommt von Trier, woher der schon Tiefverschuldete das Wunderwerk hat kommen lassen. Der Hannes, der bis zum Mittag im Bett gelegen hat nach einer durchzechten Nacht, wird kreuzvergnügt, als der Deckel abgeschraubt wird und nun das Nußbaummödel zum Vorschein kommt. Mit beiden Händen paukt der Hannes auf den Tasten herum, jeder probirt, auch die Knechte dürfen einmal heran mit ihren derben Fäusten, und Nero, der Hund, heult jämmerlich in die falschen Akkorde hinein. Da kommt der Pfarrer vorbei, der einen Bittgang thun will in Manderscheid, sich aber mit seinem schäbigen Röckchen nur zagend zu seinem Vorgesetzten hintraut. Vor fünfzig Jahren im Priesterseminar hat er vorm Spinett gesungen und fromme Weisen geübt und vor dem lustigen Volke, das zum Tanz aufzuspielen begehrt, spielt er in verzückter Einfalt sein „O, sanctissima, o piissima". Umgekehrt wieder weiß er, als der Mathes in großer Noth und Reue ist, statt eines Chorals nichts hervorzubringen als ein zittriges „Freut euch des Lebens".

Mit bewußter Kunst ist jede Scene so auf starke Kontrastwirkung herausgearbeitet, fast dramatisch. Ein paar starke Gegensätze, gewaltsame Erregungen und Bewegungen, wie sie Land- und Bauernnatur dort in der Eifel eigenthümlich sein mögen. Dazu paßt der bald knorrig kurze, bald mit verdorbenem Französisch durchsetzte Dialekt vortrefflich. Alles ist mit Bedacht und ohne störenden Ueberfluß in großen Konturen hingelegt und verständlich gruppirt, wie etwa auf den figurenreichen Bildern irgend eines Historienmalers, der in den Nebengruppen die nothwendigen Abstufungen und Kontraste in Farbe und Ausdruck weise zu vertheilen weiß.

Mit weniger bewußtem Können tritt eine schon vielgenannte Heimathskünstlerin, Marthe Renate Fischer, mit einem Bande Thüringer Geschichten*) auf den Plan. Landschaft und Volk bilden einen deutlichen Gegensatz zum Eifelvolk und seinen schwarzen Moorwiesen zwischen den Hügeln. Auch der lässigere, weniger effektvolle Vortrag entspricht ganz gut Thüringer Eigenart. Denn das Völkchen da in all seinen liebtüchen Thalgründen an rauschenden Bächen und blühenden Wiesen, in kleinen Ortschaften gemüthlich angesiedelt, beredt in seinem beweglich singenden, immer wie fragenden Dialekte, hat durchweg etwas liebenswürdig Leichtlediges. Kein großes Pathos, dafür Schelmerei und Lust an harmlosem Necken. Jeder im Umkreise erhält seinen „Uebernamen", der Bursch, den seine Zukünftige allzulange hat schmachten lassen, rächt sich durch eine kleine Hartherzigkeitskomödie an ihr.

Dies ganze, kinderhaft anmuthige Völkchen bewegt sich anspruchslos und geschwätzig in Renate Fischer's Novellenbüchlein hin und her, will nicht kulturhistorisch wichtig auf sich weisen, nur ein wenig plaudern, sich zur Lust und uns nicht zur Last. Darum geht es da auch subjektiver zu als in Clara Viebig's Roman. Die Leutchen der Renate Fischer haben keine Mission weiter, als ihre Geschichte, in der sie reden und wandern und lachen und trauern, zu einem guten Ende zu führen.

Die erste der Erzählungen, die dem Buch den Namen gibt, spielt geographisch wie seelisch „auf dem Wege zum Paradiese", denn das Paradies in der Nähe der Uhlschlucht ist die Heimath der Witwe Veronika, die mit ihrem Kinde auf dem Arm vom Heuhäufeln heimwandert und mit „Zieglersch Oskar" bewegte Zwiesprach hält. Ein Hin und Her in ihren Wünschen, wie in jeder Frauenseele, wenn es ans Unterliegen gehen soll. Ihre erste Ehe hatte ihr viel Herzeleid gebracht, der Mann hatte sich zuletzt an ihr vergriffen, nun hatte sie ihr Kind und wollte keinen „Heimführer" mehr In der Einsamkeit schwatzt sie süße Kindersprache mit dem Kleinen, den sie im schneckenhausartig zusammengewickelten Tragmantel trägt. „Gelle, dist Du da? Gib Deiner Mutter ein Ei-ei. Wu is denn Dein Mondluchtchen?" Wir sehen das gewundene Saalthal mit seinen rothen Sandsteinschluchten, Fichten auf dem Gipfel der Hänge und drunten neben dem Flusse der Schienenstrang,

*) M. R. Fischer: „Auf dem Wege zum Paradiese". Grunow, Leipzig.

Digitized by Google

alte fleißige Leute, Klatschweiber, griesgrämige Neider und dazwischen der schalkhaft werbende Bursch, die stolzthuende und im Tiefsten so willige Frau im bräunlich-blonden Haar, mit schlichtgeschnittener Nase und grauen Augen. Man kann nicht viel davon erzählen, wie man von seinem Waldspaziergang nicht viel Redens heimbringt, höchstens ein paar bunte Blümchen an der Brust. Mag sein, mir gerade ist das alles dort so nahe, weil es meine eigene Heimathsgegend ist, die Frau Veronika da durchwandert; jedenfalls spüre ich Würze und Hauch Thüringer Erde in dem einfachen Geschichtchen, vom Suchen und Finden auf dem „Wege zum Paradies".

Ein graziös humoristisches Charakterbild hat die Verfasserin in der Gestalt der „Liebesüßen" geschaffen, die gar so häufig verliebt ist und jedesmal, wenn ihre Liebe durch das Machtwort des Vaters ein Ende nimmt, eine große, schwarze Trauerschürze umbindet, unbeschadet der Tanzschuhe zum Erntefeste, die sie in ihrem Korbe trägt. Der letzte Angebetete war ein Maler, der dem Schnakenschneider das Haus gestrichen, ganz grün: „Das sieht großartig!" Blaue Augen und gelocktes Haar hat der Künstler gehabt, aber sie hatte nichts von ihrer Liebe genossen. Kaum, daß sie sich hatte ein paar Mal verstohlen küssen lassen. Der Vater hatte gleich das „stupinige Ding", das Bertchen, hinterher geschickt. Der Maler hatte den Ausweg gefunden, dem Kinde Geld zu geben, damit es sich „Feuersteenchen"-hole, aber die kleine Unverschämte wollte anstatt eines Fünfers einen Groschen haben, und das — das war ihm zu theuer. Und nun erwartet die arme, zum so und so vielten Male Verlassene für das Tragen der schwarzen Trauerschürze vom Vater eine ebenso praktische, wie übelriechende Strafe. Sie muß nämlich die Butte mit „Sudde", dem unentbehrlichen, landwirthschaftlichen Naß, auf den Berg hinauftragen. Und der Vater füllt immer die Butte so erbärmlich voll, wenn sie da bloß einmal aus der Schwingung kommt, da fließt der Inhalt über den Kopf und das riecht grauenhaft. Die Liebesüße repräsentirt den dunkeln, heißen Typus des Landes, den mit dem runden Zigeunergesicht, braunen Haaren und heißen, schwarzen Augen. Ihr Mündchen steht immer ein wenig offen, und ein kleines Dummerchen ist sie auch, die trotz ihrer neunzehn Jahre jedem glaubt, was er ihr irgend vorreden mag. Die äußere Schürzung und Lösung des Verwicklungsknotens ist in allen diesen Geschichten durchaus konventionell, manchmal fast romanhaft. Unkenntniß des Nächstliegenden, Nichtaussprechen des lösenden Wortes, und ähnliche bewährte, hier doppelt überflüssige Requisiten. Denn nebenher läuft gesund, frisch und organisch gewachsen, die rechtschaffene seelische Entwicklung dieser Menschen hin und ist das Eigentliche am Buche. Nebenher aber entsprechen diese abgegriffenen Hebemittel nicht übel dem thüringischen Charakter. Denn gewaltsame Entschlüsse, große Umwälzungen, jede pathetische Konzentration ist ihm fremd, dagegen äußert sich bei feierlichen Anlässen sein Gefühl gern in schwungvollen, wie gedruckt klingenden und in Büchern vielvernutzten, etwas sentimental klingenden Phrasen. „Ich verbrenne vor Lied zu Dir. Ich will Dich anfassen, wie ein Blümchen, das ich ins Knopfloch stecke. Ich schnitzel mir ein schönes Bauerchen, und da sperr ich Dich nein, mein kleiner Vogel."

Die umfangreichste Erzählung der Sammlung „Heimkehr" schildert wiederum zwei männliche döuerliche Charakterköpfe, Freunde, deren einer nach dem Oderdruch hineingeheirathet hat und nun voll Sehnsucht nach seinem Heimathslande heimkehrt, alles verändert findet; was gut schien — böse, und was böse schien — gut; Freundschaft, wo er Feindschaft vermuthete, und umgekehrt. Alles mit dem scharfbeobachtenden Auge des Heimgekehrten gesehen. Auch hier ist die Komposition, die Verwicklung ein wenig dilettantisch vielleicht, gibt sich aber nun so mehr nur als Rahmen für die seelischen, in der Natur und der Menschenart seines Thüringen begründeten Vorgänge. Gefaßter, aber in der „gerade zur rechten Zeit" erscheinenden Hilfe durchaus romanhaft wirkend, ist die Geschichte vom verschuldeten Thomas, der sich erhängen will, nachdem er alles reinlich geordnet hat für seine Gläubiger und sich auch noch die Stiefel geputzt, um der Tochter, die ihn finden wird, keine Schande zu machen. Grad als er die Schlinge bereitet hat für seinen Hals, kommt die Tochter von auswärts und berichtet von ihrem Versprnch mit dem wohlhabenden Nachbarssohne, der den alten Vater zu sich nehmen will.

Völlig einwandsfrei in künstlerischer Beziehung dagegen ist die Geschichte vom alten Ewak aus dem Gemeindehaus und dem häßlichen kleinen Männe, der das neue rothe Taschentuch des Alten, dessen Stolz, geschenkt haben will, sich deshalb mit ihm, seinem bisherigen Hüter und freiwilligen Wächter, verzürnt und dadurch elend umkommt. Der alte Ewak gibt ihm seine kleinen Reichthümer in den Sarg. Ohne Sentimentalität, sachlich und knapp spielt sich das vor uns ab, wie etwas Nothwendiges, in der Gebundenheit und Kleinheit dieses Ideenkreises absolut Nothwendiges. Menschliche Art und Thüringer Sonderart liegt auch über dieser hinfälligen Altmännerfigur. Mit Bescheidenheit und Geduld schaut die Verfasserin ihre Leute an, ehe sie zeichnet. Was sie hinzuthut in Komposition und Verwicklung, ist ihrer Charakterisirungskunst wie ihrer Anmuth in der Schilderung nicht edendürtig.

Eine Litteraturgeschichte über Heimathskunst würde schon heute stattliche Bände füllen, und schon heute wird es uns offenbar, worin ihr künstlerischer Kulturwerth besteht: Sie erlaubt dem Künstler nicht mehr in frivol geschickter Beweglichkeit alle Stilarten anzupicken, sondern sie zwingt ihn, sich auf seine innerste, ihm von seiner Muttererde angeborene Art zu besinnen; die Tochter der Eifel auf das Großflächige, Herbe und Derbe, die Thüringerin auf Vereinzelteres, Intimes, mehr wechselvoll Nüanzirtes.

Und so kann auch der Künstler einstimmen in den verlangenden Ruf: Land! Land!

Anselm Heine.

Die unsterbliche Stimme.

Der Gesandtschaftsattaché Marquis de Neuilly war gleich nach dem plötzlichen, ganz unerwartet erfolgten Tode seiner jungen, bildschönen Gemahlin verreist. Jetzt in diesen einsamen Räumen seiner Villa zu weilen, die ganz nach ihrem erlesenen Geschmack ausgestattet war, wo jeder Winkel, jedes Eckchen den Hauch ihrer feinen Empfindung, ihres graziösen Wesens athmete, schien ihm unmöglich, und so war er ohne bestimmtes Ziel nach dem Süden geeilt. Aber mit unwiderstehlicher, magischer Gewalt hatte es ihn nach all den Stätten gezogen, die sie vor einem halben Jahr auf ihrer Hochzeitsreise berührt hatten. Und so hatte er das Vergessen, das er gesucht, am allerwenigsten gefunden und war ebenso schwermüthig und traurig, wie er bei seiner Abreise gestimmt gewesen, nach drei Wochen in sein stilles Heim zurückgekehrt. „Das ist unser Schmuckkasten", hatte sie einst scherzend bemerkt, und er hatte hinzugefügt: „Ja, und Du bist das köstlichste Juwel darin, liebe Lotti!" . . .

Jean, der alte, treue Diener, empfing ihn am Portal, geleitete ihn die mit dem dicken, bordeauxrothen, einst von ihr ausgewählten Plüschteppich belegte Marmortreppe hinauf nach dem Empfangszimmer und blieb mit fragender Miene an der Thür stehen.

„Es ist jetzt vier", sagte der Marquis, nach der Uhr sehend, „lassen Sie in zwei Stunden serviren, Jean! Ich habe noch einiges mit Madame zu sprechen."

Jean fuhr zusammen und sah seinen Herrn erschrocken an. Er war kreidebleich geworden; aber er sagte sich sofort, daß er sich von seinem schrecklichen Verdacht nichts merken lassen dürfe. Er verbeugte sich zitternd und entfernte sich mit einem leisen: „Zu Ihrem Befehl, Herr Marquis!" —

Digitized by Google

Der Marquis durchschritt den Salon, das Musikzimmer und gelangte nach ihrem Boudoir. Da wehte noch der Veilchenduft ihres Lieblingsparfüms, die bunten Seidenkissen auf Divan, Armsesseln und Schaukelstuhl schienen noch den sonsten Druck ihrer zierlichen Gestalt zu zeigen, und das silberhelle Ticken der kostbaren Standuhr schien ihr zuzurufen, daß es bald Zeit sei, sich zum Souper zu schmücken. Der Marquis ging auf den Zehen nach der Portiere im Hintergrund, schlug sie zurück und blickte in das Schlafzimmer. Seine Augen wurden feucht, und er wankte; aber er richtete sich gerade und fragte leise: „Bist Du da, Lotti?"

Der stille Raum verharrte in tiefem Schweigen.

„Ich werde immer um Dich sein", hatte sie noch auf dem Sterbebett zu ihm gesagt, „und wenn Du mich hörst, dann mußt Du nur antworten."

Noch mehrere Male flüsterte er ganz leise, als wenn ihr Geist zu zart für seine Stimme wäre, seine Frage. Flehentlich, zärtlich, schmerzlich, wie eine demüthige, inbrünstige Bitte kam es über seine bebenden Lippen; aber kein Laut antwortete ihm.

Er begab sich durch das Schlafzimmer nach ihrem Ankleideraum. Er öffnete die Schränke und berührte die Gewänder, die dort hingen. Er küßte die Spitzen, die kunstvollen Schleifen und schmiegte im Fieber sehnsüchtiger Erinnerung die Wange an die duftigen, schneeweißen Wolken, die ihren süßen Körper umhüllt hatten. Dann aber schloß er vorsichtig einen Schrank mit Butzenscheiben auf, der in der einen Ecke stand. Er war ganz angefüllt mit Hülsen, in denen Phonographenwalzen enthalten waren, und auf jeder stand die Angabe des Liedes, der Deklamation oder des Musikstücks verzeichnet. Er wählte sorgfältig sieben Walzen aus und trug sie nach dem Boudoir. Auch den Phonographen brachte er dorthin und stellte ihn auf. Dann holte er aus dem Salon ihr lebensgroßes Oelbild, das von einem berühmten Künstler gemalt war und sie in entzückender Gewandung darstellte, wie sie in ihrer meisterhaften Weise ein Lied sang. Hörte er nicht ihre Stimme? Nein, es war nichts!

Er stellte das Bild dem Divan gegenüber auf und seitwärts den Phonographen. Dann schloß er die Fenster durch dichte Rouleaux und Vorhänge, verriegelte die Thüren und brachte das elektrische Licht in den Glasblumen, die Decke und Wände zierten, zum Leuchten. Er näherte sich wie einem Heiligthum den Walzen. Diese kleinen Kunstwerke moderner Technik bewahrten das Schönste, was sie dereinst geleistet hatte, vier Lieder, eine Deklamation, ein Klavierstück und einen Choral auf dem Harmonium. „Deine Stimme soll unsterblich sein," hatte er bei der Aufnahme zu ihr gesagt, und sie hatte wie vorahnend wehmüthig hinzugefügt: „Ja, und wenn ich nicht mehr bin, wirst Du mich hören können."

In tiefer Melancholie nahm er eine Walze, schob sie auf den Cylinder und setzte das Werk in Thätigkeit. Sogleich klang es hell und klar aus dem Schalltrichter:

„Komm mit mir in das duftige Grün,
Wo die heimlichen Rosen glühn!"

Er betrachtete dabei starr ihr Bild, und, o Wunder! ihre Züge schienen sich zu beleben, ihre Lippen bewegten sich, und die Worte entströmten ihrem warmen Munde. Er war wie in einem Rausch. Die mechanische Arbeit des Abnehmens und Wiederaufsetzens einer Walze vollbrachte er ganz unbewußt. „Bravo! Herrlich, meine liebe Lotti!" rief er wiederholt und klatschte begeistert Beifall. Und er sah deutlich, wie sie sich leicht verneigte und ihm erröthend zulächelte. Als das letzte Stück, der Choral, beendet war, zog er schnell den seidenen Vorhang vor das Gemälde, drehte das Licht aus und begab sich nach dem Speisezimmer.

Der alte Diener blickte verstohlen besorgt nach ihm hin und war erstaunt über die ruhige Heiterkeit im Antlitz des Herrn. Er hatte für zwei gedeckt, denn er fürchtete sich davor, dem Marquis die unheimliche Illusion zu zerstören. Dieser verzog auch keine Miene und sagte nur ruhig, als wenn es sich um etwas Selbstverständliches handle: „Wie Sie wissen, ist Madame nicht recht wohl, Jean. Ich werde also allein speisen . . . ."

Nun begann für den Marquis ein merkwürdiges Doppelleben. Wo er es nicht vermeiden konnte, mit der Welt und der Gesellschaft zusammen zu kommen, zeigte er sich als der trauernde Gatte; aber er beschränkte solche Gelegenheiten so viel wie möglich. Zu Hause hingegen lebte er, als wenn die Abgeschiedene noch stets um ihn wäre, und ließ sich jeden Tag mit stillem Glücksgefühl stundenlang von ihrer unsterblichen Stimme unterhalten. Dabei wechselte er jedesmal mit der Reihenfolge der Stücke und schuf sich dadurch einen immer neuen Reiz.

Jean sorgte unbemerkt dafür, daß stets die Lieblingsblumen der Verstorbenen frisch in den Vasen steckten, und versäumte nicht, ab und zu den feinen Parfumduft zu erneuern. Mit heimlichem Grauen erwartete er den Zeitpunkt, wo der Wahnsinn seines Herrn offen und furchtbar zum Ausbruch kommen würde; aber er wagte es nicht, jemand etwas davon zu offenbaren. Stets deckte er für zwei, und stets hörte er dann von dem Marquis dieselbe Wendung: „Wie Sie wissen, ist Madame nicht recht wohl, Jean. Ich werde also allein speisen . . ."

Eines Nachmittags, im Winter, begab sich der Marquis, wie immer zu dieser Tageszeit, nach dem Boudoir. Er hatte sich in der letzten Zeit durch amtliche Arbeiten überanstrengt, eine eigenartige Mattigkeit lag ihm in den Gliedern, und eine dumpfe Schwere lastete auf seinem Geist. In diesem Zustand kam es ihm vor, als wenn das erste Lied, das Lotti sang, an einigen Stellen schwach und undeutlich klinge. Sollte das an seiner geringen Aufnahmefähigkeit heut liegen, oder sollten sich die Walzen allmählich abnutzen? Betroffen erhob er sich bei diesem Gedanken und nahm die Walze ab, um eine andere zur Prüfung aufzustecken. Er stellte die erste unvorsichtig auf den Tisch und merkte, daß sie ins Schwanken kam. Erschrocken griff er zu, um sie zu halten, war aber zu hastig und streifte dabei die Hülsen, in denen die anderen Walzen waren, mit dem Arm. Ehe er noch recht zur Klarheit über den ganzen Vorgang kam, rollten sie in raschen Sprüngen hierhin und dorthin und fielen krachend zu Boden, und dann folgte noch eine — es war die, die er eben hingestellt hatte. Eiskalter Schreck, ein furchtbares Angstgefühl überlief ihn. Zitternd hob er eine Hülse auf und öffnete sie — der Inhalt war zerbrochen. Er griff nach der zweiten — dieselbe Wahrnehmung. Und so entdeckte er, während er kaum zu athmen wagte, daß alle Walzen zerschmettert und Lottis Stimme auf ewig verloren war. Er wandte seinen entsetzten Blick dem Bild zu — es schien ihm steif, kalt, leblos . . .

Da sank er weinend vor dem Divan nieder, barg sein verstörtes Gesicht in die Kissen und schluchzte wie ein Kind.

Seine Lotti war ihm zum zweiten Mal gestorben . . . für immer.

Max Hoffmann.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 87.
Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.
Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 88.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 1. August 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¼–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk jährlich (4 Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 20 Mark jährlich (5 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Die Nationalsozialen. Eine Zuschrift. Von Fr. Naumann.

Jungliberale in Süddeutschland. Von F. Holdermann (Roettein, Baden).

A. E. I. O. U. Von Avanti.

Rußlands ostasiatische Politik. Von Arkadij Leontjewitsch.

Eine neue „Geschichte Italiens im Mittelalter". Von Professor Nino Tamassia (Padua).

Ilse Frapan-Akunian. Von Kurt Aram (München).

In Loyola. (Skizze.) Von Pierre Loti (Paris).

Bücherbesprechungen:

Sven Hedin: Meine letzte Reise durch Innerasien. Bespr. von Professor S. Günther (München).

E. Descamps: L'Afrique nouvelle. Bespr. von Professor L. v. Bar (Göttingen).

Der Nachdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Hilferufe der Schlesier haben nun doch noch das Ohr der Regierung gefunden. Zur Linderung des durch die Wasserschäden hervorgerufenen Nothstandes hat das Staatsministerium einen Kredit bis zur Höhe von zehn Millionen Mark, unter Vorbehalt der späteren Genehmigung des Landtages, zur Verfügung gestellt. Die dringlichen Mahnungen der gesammten Presse haben also gefruchtet. Es hat aber überdies noch eines kräftigen Stoßes von Seiten des Ministerpräsidenten bedurft, um die bedächtig rollenden Räder des Behördenapparates in der nothwendigen Weise zu beschleunigen. Graf Bülow hat selber die Höhe des Kredits vorgeschlagen und angeordnet, was das Wichtigste war, daß ein Theil sofort flüssig gemacht werden solle.

In dem Ueberschwemmungsgebiet besteht die Gefahr des Ausbruchs einer Typhusepidemie. Dagegen Vorbeugungsmaßregeln zu treffen, ist eine Aufgabe der Regierung, der sie sich hoffentlich mit größerer Eile und Energie unterziehen wird, als sie bisher bei der Heilung des materiellen Schadens entwickelte. Eine weitere, allerdings schwer zu lösende Aufgabe ist die möglichst gerechte Vertheilung der Unterstützungen. Unter keinen Umständen darf dabei etwa, wie es bei andern Gelegenheiten vorgekommen ist, die Parteizugehörigkeit oder die Konfession des Bedürftigen eine Rolle spielen.

In der Presse finden sich bereits die verschiedenartigsten Vorschläge, wer in dem bisherigen Wahlkreise von Richard Roesicke als dessen Nachfolger aufgestellt werden soll. Es wird im vorliegenden Falle nicht besonders schwer sein, den geeigneten Kandidaten zu finden, denn die Freisinnige Vereinigung hat leider eine ganze Reihe ihrer hervorragenden bisherigen Parlamentarier und auch neue Männer von Ansehen und großer allgemeiner Bedeutung in den Reichstag diesmal nicht hineinzubringen vermocht. Darüber aber kann wohl kein Zweifel sein, daß der Nachfolger eines Roesicke nur in der Zahl dieser Persönlichkeiten gesucht werden darf. Das Andenken von Roesicke verlangt es, wie die Lage im Wahlkreis und das parlamentarische Interesse der Partei, die durch die Qualitäten ihrer Parlamentarier ersetzen muß, was der Fraktion an zahlenmäßiger Stärke fehlt.

Von allen seltsamen Vorschlägen erscheint als der absonderlichste der, daß die Freisinnige Vereinigung auf diesen Wahlkreis zu Gunsten der Nationalliberalen verzichten möchte. Weil der nationalliberale Kandidat das letzte Mal nicht in die Stichwahl gekommen ist, sondern der freisinnige, darum soll diesmal ein Freisinniger überhaupt nicht aufgestellt werden. Damit würde jedenfalls das eine erzielt werden, daß nicht, wie das vorige Mal, der freisinnige Roesicke, sondern der Sozialdemokrat gewählt werden würde.

Eines ist sicher, dieser Wahlkreis kann nur dann gegen die Sozialdemokraten gehalten werden, wenn der neue Kandidat dem ausgezeichneten Todten so nahe kommt wie nur möglich; das heißt, wenn auch er eine hervorragende Persönlichkeit ist, und wenn auch er jene fortgeschrittenen politischen Ueberzeugungen theilt, deren hervorragender Repräsentant unser verstorbener Freund gewesen ist. Einen Nationalliberalen dieser letztern Art gibt es ganz gewiß nicht. Die Aufstellung einer nationalliberalen Kandidatur neben dem Freisinnigen — denn allein darum kann es sich handeln — wird also nur den Zweck erfüllen, die Wahl des Freisinnigen zu erschweren oder vielleicht auch unmöglich zu machen, so daß der Sozialdemokrat gewählt würde. Unter diesen Umständen müßten jene Nationalliberalen, für die ihr Liberalismus Bedeutung hat, wahrlich Bedenken tragen, im Wahlkreise Roesicke's eine Sonderaktion einzuleiten — zum Nutzen der Sozialdemokratie. Diese Sonderaktion sollte man den ausgesprochenen Reaktionären überlassen.

Digitized by Google

Die letzte Nummer der Naumann'schen „Hilfe" veröffentlicht folgendes Schreiben:

Berlin, den 27. Juli 1903.

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

Am 21. Juli haben Sie, im Auftrage der Mehrzahl der Mitglieder des Vorstandes des nationalsozialen Vereins, mir als dem Vorsitzenden des Wahlvereins der Liberalen mitgetheilt,

> daß Sie auf dem bevorstehenden Delegirtentage des nationalsozialen Vereins den Antrag stellen werden, auf eigene Parteithätigkeit zu verzichten, und bei uns anfragen, wir ich und die parlamentarisch thätigen Freunde uns zu einem etwaigen Anschluß Ihrer Mitglieder und Vereine an den Wahlverein der Liberalen stellen würden.

Darauf erwidere ich Ihnen ganz ergebenst, daß ich von meinen parlamentarischen Freunden, denen ich mich anschließe, ermächtigt bin, Ihnen folgende Erklärung abzugeben:

> Wenn die Mitglieder der nationalsozialen Partei unter Aufgabe ihrer Stellung als selbständige politische Partei sich dem Wahlverein der Liberalen durch Eintritt in denselben anschließen, so sind sie uns als vollberechtigte Mitglieder willkommen.

Dieser Erklärung haben ausdrücklich zugestimmt:

1. sämmtliche gegenwärtigen Mitglieder des Reichstages;
2. sämmtliche Mitglieder des Preußischen Abgeordnetenhauses der Freisinnigen Vereinigung mit Ausnahme der Herren Ernst und Pettasohn, die bisher, weil auf Reisen, nicht zu erreichen waren; ich hoffe aber deren Zustimmung noch eher zu erhalten, als Sie von vorstehender Erklärung Gebrauch zu machen haben werden.

Es steht selbstverständlich nichts entgegen, daß Sie die Namen der Zustimmenden mit der Erklärung bekannt geben.

Mit vorzüglichster Hochachtung ganz ergebenst

K. Schrader.

Herr Pfarrer Naumann setzt alsdann in einem besonderen Artikel der „Hilfe" seinen politischen Freunden auseinander, wie er sich die Ueberführung der Organisation der Nationalsozialen in den Liberalen Wahlverein denkt. Diese Darlegungen werden in folgenden Sätzen resümirt:

„Bei allen diesen Plänen ist meine Ansicht, daß für nicht das von uns gewünschte Ideal an sich sind, sondern nur das relativ Beste, was wir erreichen können. Selbstverständlich ist, daß der Anschluß an den Wahlverein der Liberalen von uns als endgültig aufgefaßt werde, und daß wir uns an die Grundsätze und praktische Politik dieses Vereins fest anschließen müßten."

Auf Seiten der Freisinnigen Vereinigung kann es nur mit größter Freude begrüßt werden, wenn Mitglieder der nationalsozialen Partei sich ihr anschließen. Wie groß die Zahl ist, das muß abgewartet werden.

Politische Gegensätze von irgendwelcher Erheblichkeit trennen die beiden Richtungen heute nicht mehr. Gewiß ist das nicht immer so gewesen; aber diese überwundenen Divergenzen können nicht ins Gewicht fallen Männern gegenüber, deren Loyalität und politische Offenheit niemals in Zweifel gezogen worden ist. Wollte man beständig mit dem Hinweis auf die Vergangenheit einen Zusammenschluß der getrennten Theile der Linken verhindern, so würde damit die Zersplitterung und die Machtlosigkeit der liberalen Opposition für alle Ewigkeit proklamirt werden. Denn die Zersplitterung konnte, ohne daß politische Gegensätze vorhanden waren, nie Platz greifen; auf der Ueberwindung solcher Gegensätze beruhen daher die Hoffnungen der Zukunft. So kann denn dieser Zusammenschluß Segen nach zwei Richtungen stiften. Der Zusammenschluß der nichtsozialdemokratischen Opposition ist wenigstens um einen kleinen Schritt gefördert, und eine Reihe bewährter und vortrefflicher rednerischer und schriftstellerischer politischer Kräfte der Nationalsozialen können in der neuen Verbindung hoffen, über den Kreis ihres bisherigen Einflusses hinaus ihre Wirksamkeit im Sinne der modernen freisinnigen Anschauungen zur Geltung zu bringen.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens erwähnt, daß die letzte politische Bethätigung Richard Roesicke's und zwar unmittelbar vor seinem Tode darin bestanden hat, an dieser Zusammenführung von Nationalsozialen und Freisinnigen eifrig und temperamentvoll, wie stets, mitzuarbeiten.

Friedrich Naumann ergreift in dieser Nummer der „Nation" selbst das Wort, um seine politische Stellung zu erläutern.

Die Sozialdemokratie hat bei der letzten Reichstagswahl 900000 Stimmen gewonnen. Ein ganz eklatantes Beispiel dafür, wie ein solches Wachsthum gefördert wird, bietet der Fall Richard Wagner. Dieser junge Mann hatte seine Arbeitskraft der Reichspost verschrieben, seine Examina glänzend bestanden und war Oberpostpraktikant geworden, mit der Aussicht, dereinst — sagen wir — Staatssekretär des Reichspostamts zu werden. Diese Aussicht wurde ihm durch den jetzigen Staatssekretär Krätke verrannt. Wie, sagt die „Frankfurter Volksstimme".

Wagner beging nämlich die Unvorsichtigkeit, sich aus Elementen der Lehren Darwin's, Haeckel's und Schopenhauer's eine eigene Weltanschauung zu formen, und die Thorheit, sie in einem satirischen „Evangelium der Verachtung" niederzuschreiben, und die Kühnheit, das Manuskript in den Druck zu geben. Es ist also festzuhalten, daß er nichts that, als ein philosophisch-litterarisches Werk zu veröffentlichen, das mit der Politik unmittelbar gar nichts zu thun hatte. Herr Wagner fand Interesse bei Professor Haeckel, aber auch bei Herrn Krätke. Dieser Gewaltige ließ seinem Untergebenen etwa Folgendes eröffnen:

> „Die Satire „Evangelium der Verachtung" des Verfassers sei so anstößigen und verwerflichen Inhalts und widerspreche so sehr den Grundsätzen der Moral und Religion, daß es angebracht gewesen wäre, das Disziplinarverfahren auf Entlassung gegen den philosophischen Beamten einzuleiten. Nur weil offenbare moralische Unreife vorliege, falle Abstand davon genommen werden. Der Uebelthäter werde jedoch von jeder Beförderung ausgeschlossen. Und bevor ihm wieder irgend eine Gehaltserhöhung nach dem Dienstalter gewährt werde, falle eingehend an das Reichspostamt berichtet werden, damit, wenn er wieder auch nur den geringsten Anstoß gegeben habe, auch die Erhöhung seines Gehaltes unterbleibe."

Kurz darauf erfolgte obendrein noch die Strafversetzung Wagner's aus Cassel an das kleinere Postamt Hanau.

Die „moralische Unreife" des Patienten ist aber unter dieser Heildehandlung soweit gediehen, daß er der Behörde seinen nunmehrigen Uebertritt zur Sozialdemokratie erklärt hat. Er wird selbstverständlich jetzt als unheilbar auf dem Disziplinarwege entlassen werden. Die Reichspost war unzufrieden, weil sie außer der Arbeitkraft des Beamten auch dessen philosophische und litterarische Ueberzeugungen glaubte mitgekauft zu haben; diese waren aber nicht geliefert worden.

Soll Haus Delbrück Recht behalten, der bei den Verhandlungen über die Lex Heinze schrieb: „Kunst und Wissenschaft müßten sich vor der Reaktion unter die Fittiche der Sozialdemokratie flüchten?" Der Liberalismus darf sich an Schärfe der sachlichen Kritik solcher Vorkommnisse von der Sozialdemokratie nicht übertreffen lassen, wenn er nicht will, daß die Intelligenzen ihn auf der Flucht von rechts nach links überspringen.

Wie der angeführte Fall aus der Verwaltungspraxis so wird auch das Urtheil im Bromberger Streikkrawallprozeß auf Züchtung von Sozialdemokraten hinwirken. Bei einem Ausstand der Bauarbeiter in Bromberg hatten sich die Streikenden gegen russische und italienische Streikbrecher, die bekanntlich von den Arbeitern als ehrlos angesehen werden, und dann auch gegen die die Streikbrecher schützende bewaffnete Macht Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen. Das Schwurgericht verurtheilte eine Anzahl Arbeiter zu schweren Zuchthaus- und Gefängnißstrafen mit Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht.

Die „Soziale Praxis" schreibt dazu:

> „Dies Urtheil erfüllt uns geradezu mit Schrecken und Grauen. Gewiß haben die Richter sich an das Gesetz gehalten und nach bester Ueberzeugung ihren Spruch gefällt. Aber kein fühlender Mensch wird

bestreiten können, daß die furchtbare Härte der Strafe in keinem Verhältniß zur That steht. Die unglücklichen Arbeiter haben in leidenschaftlicher Erregung gehandelt, die doch erklärlich war; sie haben nicht nur Gewaltthaten begangen, sondern sich auch in einer Zusammenrottung gegen die Staatsgewalt aufgelehnt — das verdient strenge Strafe. Aber es hat ihnen sicher das Bewußtsein der Schwere ihrer That gefehlt, Zorn und Grimm haben ihnen die Hand geführt, die begreifliche Erbitterung darüber, daß ihre friedlichen Vorschläge abgelehnt worden waren und ihnen eine Niederlage im Streik drohte. Gehören für einen solchen Augenblick der Verblendung eheliche Arbeiter und Familienväter wirklich ins Zuchthaus und in Ehrlosigkeit? Schreibt das ein Gesetzesparagraph vor, so muß er geändert werden, weil er dem modernen Rechtsgefühl widerspricht. Hängt es aber von dem subjektiven Ermessen des Staatsanwalts und der Richter ab, so können wir nur wünschen, daß sie sich mit sozialpolitischen Empfindungen erfüllen und in den Arbeiter gleichberechtigte Staatsbürger erblicken, die auf dasselbe Maß von Recht und Wohlwollen wie die Angehörigen anderer Klassen Anspruch haben. Wenn aus den Arbeiterkreisen solche Urtheile als „Klassenjustiz" angesehen werden, so vermögen wir leider nicht zu widersprechen. Hier ist Summum jus summa injuria, das tief in die Seele des Volkes brennt."

Die Sozialdemokraten verfügen über hervorragende Agitatoren in den Reihen ihrer Gegner. Die Arbeit wird ihnen wirklich unnöthig leicht gemacht.

In England waren vor acht Tagen 90 französische Deputirte, Friedensfreunde, um mit englischen Parlamentariern über den schönen Gedanken der internationalen Schiedsgerichte zu debattiren. Der Gedanke ist zu schön, als daß er schon heute in die Köpfe hineinginge. M. d'Estournelles de Constant, der Wortführer der Franzosen, kam zu dem resignirten Schluß: Sie müßten sich an das halten, was im Bereich der Möglichkeit läge, das heißt: Organisation und Einbürgerung des Schiedsgerichtsgedankens. Und in der That, jeder, der hierzu beiträgt, erwirbt sich ein Verdienst.

Von Tag zu Tag und beinahe von Stunde zu Stunde wechseln die Prophezeiungen über die Persönlichkeit, die zum Nachfolger Leos XIII. von den Kardinälen gewählt werden wird. Dieses Spiel des politischen Scharfsinns hat etwa ebenso viel reale Bedeutung, als wollte man versuchen, das Wetter des kommenden 1. April vorherzusagen.

Nachdem Jahr und Tag die Obstruktion die österreichische Volksvertretung zu Arbeitsunfähigkeit verdammt hatte, spielt sich nunmehr dasselbe Schauspiel im ungarischen Parlament ab, untermischt mit einer sehr häßlichen Bestechungsaffäre. Die Scene hat gewechselt; die Entwicklung bleibt aber in beiden Reichshälften die nämliche. Eine geordnete Führung der Staatsgeschäfte wird immer schwieriger.

* * *

Die Nationalsozialen.

Wir erhalten nachstehende Zuschrift, die wir mit besonderer Freude veröffentlichen:

Nachdem wir Nationalsozialen bei der letzten Reichstagswahl nur einen verhältnißmäßig geringen Erfolg gehabt haben, fragen wir uns, ob es politisch richtig ist, als besondere Partei weiterhin bestehen zu wollen. Die endgültige Entscheidung über diese Frage wird der bevorstehende Delegirtentag des nationalsozialen Vereins bringen müssen, aber schon heute kann gesagt werden, daß auf dem Parteitag nicht wenige von uns für Anschluß an den liberalen Wahlverein eintreten werden, der der Kern der Freisinnigen Vereinigung ist. Ich persönlich bin für diesen Anschluß und benutze deshalb gern die mir von der Schriftleitung der „Nation" gebotene Gelegenheit, die Anhänger der Freisinnigen Vereinigung mit dem bisherigen Arbeiten der Nationalsozialen bekannt zu machen. Erfreulicher Weise kann ich mich dabei von vornherein darauf berufen, daß die „Nation" uns immer freundschaftlich gegenübergestanden hat.

Der nationalsoziale Verein ist das politische Ergebniß der kurzen sozialpolitischen Aera im Anfang der Regierung unseres jetzigen Kaisers. Aus dem Geist der Erlasse vom Jahr 1890 stammt die Parole „Democratie und Kaiserthum". Was uns beschäftigt, ist das Problem: wie wird die sozialistische Bewegung zur staatsfördernden Macht? Die Unterfragen dazu sind folgende:

1. wie wird sich in der Sozialdemokratie der Umwandlungsprozeß vollziehen, den wir zeitiger als irgend eine andere Gruppe in unsere politische Rechnung eingestellt haben?

2. wie wird es möglich sein, daß der deutsche Imperialismus seine konservative Grundlage verläßt?

3. wie wird das liberale Bürgerthum es vertragen, die Sozialdemokratie als bedeutenden und zahlreichsten Faktor innerhalb des Gesammtgebietes des Liberalismus anzusehen?

Wir sagten also den Sozialdemokraten: ihr müßt national werden, den Liberalen: ihr müßt sozial werden, beiden zusammen: die Zukunft heißt nationalsozial. Das glauben wir auch heute noch. Der mangelnde Wahlerfolg hat weder bei mir noch bei meinen Freunden den Glauben an die Richtigkeit und Nothwendigkeit der von uns vertretenen Ideen erschüttert, was wir gelernt haben, ist aber ein zweifaches, einmal, daß es unmöglich ist, beträchtliche Arbeitermengen mit nationalsozialer Parole von der Sozialdemokratie abzuspalten, und dann daß es noch eine erhebliche Reihe von Jahren dauern wird, bis die Linke die Regierungspolitik in entscheidender Weise beeinflussen kann. Was wir vor uns haben, ist zunächst die Periode der Zentrumsherrschaft mit nationalliberaler und konservativer Hilfe. Diese Periode müssen wir ausholten und unter ihrem Druck die Kräfte sammeln, die dann Deutschlands Geschick bestimmend beeinflussen sollen. In dieser Grundauffassung fühlen wir uns unter den bestehenden Parteien der Freisinnigen Vereinigung am meisten verwandt.

Eine Anzahl von Stimmen sagt zu mir und meinen Freunden: geht zur Sozialdemokratie! Der Gedanke liegt an sich so nahe, daß man offen über ihn reden kann. Meine Ansicht ist, daß wir, so wie wir sind, nicht von der Sozialdemokratie aufgenommen werden können, selbst wenn wir das Opfer des Intellektes bringen könnten, das in der Ueberspringung der Programmschwierigkeiten liegt. Die Hinwendung zur nationalen Politik beginnt in der Sozialdemokratie so schüchtern und leise, daß sie sich bis jetzt mehr in der Ausschaltung alter antinationaler Töne zeigt als in der Einschaltung neuer nationalpolitischer Ideen. In diesem Zustand langsamer und zaghafter Umwandlung können Leute, die als „Flottenenthusiasten" und „Weltmachtpolitiker" bekannt sind, innerhalb der Partei nichts nützen, denn ihnen begegnet, selbst wenn sie schweigen wollten, ein erklärliches Mißtrauen. Man vergegenwärtige sich nur, wie schwer es vor 40 Jahren den bürgerlich Liberalen war, Anschluß an die preußisch-deutsche Reichspolitik zu finden! Und dabei denken Leute wie v. Gerlach und ich gar nicht daran, über die Nothwendigkeit einer großgedachten deutschen Industriepolitik und auswärtigen Politik zu schweigen. Wir stehen auf diesem Punkt genau wie es der von uns stets persönlich verehrte Rickert gethan hat: für Freiheit und deutsche Macht. Jede große Welle nationaler Fragen müßte uns wieder aus der Sozialdemokratie herauswerfen. Wenn man das aber vorher weiß, dann geht man nicht hinein.

Dazu kommt, daß die Mehrzahl unserer bisherigen Mitglieder den Weg zur Klassenpartei der Sozialdemokratie überhaupt nie gehen wird. Die Mehrzahl der Nationalsozialen ist nicht selbst proletarisch, sondern bürgerlich. Insbesondere die Bildungsschicht ist bei uns sehr stark vertreten. Das ist unsere Freude und gleichzeitig unsere Schwäche. Die Bildungsschicht existirt nirgends für sich allein in parteibildender Anzahl. Sie kann der vorzüglichste Bestandtheil für eine Partei sein, aber nicht selbst Partei formiren. Die weitere Beeinflussung der Bildungsschicht würden wir bei deutschen Verhältnissen durch Eintritt in die Sozialdemokratie völlig aufgeben. Sicher aber ist, daß diese Bildungsschicht in ihrem jungen Nachwuchs um vieles politisch gleichgültiger oder negativer wird, wenn wir die Fühlung mit ihr aufgeben. Das aber würde ein nicht wieder gut zu machender Verlust für die zukünftige deutsche Linke sein. Nur der nationalen Ideale willen und um mit der deutschen Bildungsschicht weiter zusammen arbeiten zu können, gehen wir also nicht zur Sozialdemokratie.

Die Freisinnige Vereinigung ist diejenige politische Gruppe, in der wir nach meiner Ueberzeugung am besten uns heimisch fühlen können. Daß das Aufgeben eigener Parteibestrebungen für uns alle nicht ohne Schmerzen ist, kann man uns nachfühlen und wird es denjenigen unserer Mitglieder, die etwas skeptisch oder zögernd kommen, nicht allzu

Digitized by Google

sehr verübeln. Es gehört Zeit dazu, bis die Erinnerung ausgeklungen ist. Diejenigen von uns aber, die wir bisher die Verantwortung für den nationalsozialen Verein getragen haben, können keinen Zustand der Haldheit zwischen dem Gewesene und Kommende einlegen. Unsere Mitglieder haben ein Recht, van nns zn erfahren, was wir thun wollen. Ja diesem Sinn müssen wir jetzt mitten in der durch die Wahlen herbeigeführten Krisis unseres Vereins klar Farbe bekennen. Mein Antrag heißt alsa: mit Barth, Roesicke, — er ist heute leider tadt — Schrader, Gothein, Pachnicke nnd ihren Freunden!

Was mich dabei leitet, ist der Eindruck der tapferen nnd tabellosen Haltung der Freisinnigen Vereinigung in dem Kampf für die Flattenvorlagen, gegen die Zuchthausvorlage und gegen den Zolltarif. Hier ist doch wenigstens nach wirklicher Liberalismus, hier ist Optimismus, hier ist politische Nervenkraft, die auch in stürmischsten Tagen aushält. Mit jedem Jahr ist bei uns die Hochachtung voe der politischen Führung der Freisinnigen Vereinigung gewachsen. Das soziale Programm, das im vorigen Dezember Roesicke und Pachnicke entwickelt haben, enthält alles, was innerhalb jetzt und dem Ende der Centrumsherrschaft überhaupt politisch in Frage tommen tann. Der Wahlaufruf, mit bem die Freisinnige Vereinigung in den Wahlkampf gezogen ist, tonnte mit wenigen kleinen Aenderungen als nationaalsoziales Flugblatt verwendet werden. Die sachliche Verwandtschaft ist da, und wo sie noch aicht ganz da ist, kann sie sich leicht vermehren.

Daß die Freisinnige Vereinigung kein großer politischer Körper ist, ist natürlich weder ihren eigenen Angehörigen noch uns nnbekannt. Wer absalat zum großen Körper gehören will, wird sich zur Sozialdemokratie schlagen müssen. Gedße allein ist aber doch nicht der einzige Gesichtspnnkt. Die Freisinaige Vereinigung ist immerhin eine Partei von zehnmal soviel Stimmen als der nationalsoziale Verein. Sie ist ein arbeitsfähigee politischer Körper, während unsere Organisation trotz großer Opferwilligkeit nnd Hingebung der Mitglieder za klein ist. Auch die Freisinnige Vereinigung wird in Zukunft keinen leichten Lebenskampf haben, aber das sind wir ja gewöhnt. Und wird nicht auch unser Beitritt dazu beitragen können, diese Ecke des deutschen Liberalismus zn stärken? Man hat nns viel vorgeworfen, aber daß wir nnthätig sind, niemals.

Natürlich gibt es auch auf Seite der Freisinnigen Vereinigung werthvolle Etemente, die unseren Anschlaß nicht mit nngetrübter Freude begrüßen. Das begreifen wir und achten die etwa vorhaadenen Bedenken. Wir hoffen, daß die gemeinsame Arbeit solche Bedenken vermindern wied. Höher als die kleinen Unterschiede in Stimmung und Aebeitsweise steht doch das, was uns gemeinsam ist: der Geist der neuen Zeit sucht nach patitischen Formen. Wir alle sallen dazu helfen. Das geht nicht ohne gewisse Opfer auf allen Seiten. Ich meinestheils bin der Aasicht, daß sie gebracht werden müssen, und danke denen, die ebenso denken, ihr Entgegenkommen von Herzen.

Fr. Nanmaan.

Jungliberale in Süddeutschland.

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß aus der Verstärkung, welche die Sozinldemokratie erfahren hat, ein schärferes Gefühl der Verantwortung für die Palitik, die sie treibt, erwachsen werde. In gewissem Sinn eröffnet sich hierzu eine Parallele bezüglich der natianalliberalen Partei, nachdem dieser rechte Flügel des Liberalismus in Folge der Schwächung der Linksliberalen ein erhebliches numerisches Uebergewicht gegenüber diesen erhalten hat.

Es fehlt nun neuerdings nicht an Zeichen, die erkennen lassen, daß die liberalen Tendenzen in der nationalliberalen Partei sich wieder stärker regen, daß das Bewußtsein jener gemehrten Verantwortlichkeit für das Schicksal des Liberalismus jetzt nach den Wahlen zu wachsen scheint — wenigstens bei uns in Süddeutschland. Schon in der Wahlbewegung haben die Nationalliberalen für die Hauptwahl in Bayern, in Württemberg, in der Pfalz, und da und dort vereinzelt, zum ersten Mal wieder seit langer Zeit den Anschluß nach links gesucht, sich zu einer generellen Kaaperatian mit den Linksliberalen zusammengefunden. Bei der Diskussian, welche in Sachen des Niedergangs des deutschen Liberalismus, der Verneinigung im freisinnigen Lager, der Nothwendigkeit einer Verständigung der Liberalen geführt wurde, haben die hervarragenden Organe natianalliberaler Richtung vielfach Verständniß für die gemeinsamen Interessen des Liberalismus an den Tag gelegt. Die ganze jungliberale Bewegung, welche in zahlreichen Vereinen innerhalb des nationalliberalen Parteiverbandes namentlich im Süden sich stark ausgebreitet, hat ihren Existenzgrund in der Forderung einer stärkeren Betonung des Liberalismus.

Eine bemerkenswerthe Strömung dieser Art läßt sich auch in Baden feststellen. Hier hat die natianalliberale Partei schon vor zwei Jahren unter dem Druck sich wieder mehr regender liberaler Tendenzen ihren langjährigen hartnäckigen Widerstand gegen das direkte Landtagswahlrecht aufgegeben und diese Forderung in ihr Programm aufgenammen. Die seit einiger Zeit zahlreich entstandenen jungliberalen Vereine und ihre lebhafte Thätigkeit sind für die Partei ein Antried zu stärkerer politischer Arbeit geworden; unleugbar aber zugleich auch ein Faktor, der neben einer schärferen Stellungnahme gegenüber dem Centrum — sie in den offiziellen Führern in dieser Stärke sogar unerwünscht — auf eine kräftigere Bethätigung der liberalen Grundsätze seitens der Partei drängt. Nach den Erfahrungen der Reichstagswahlen, die in Baden für den Liberalismus und für die natianalliberale Partei besser hätten ausfallen können, wenn die letztere einem Zusammengehen mit den Linksliberalen sich nicht verschlossen hätte, reden die maßgebenden nationalliberalen Blätter jetzt einer Koaperatian für die bevorstehenden Landtagswahlen das Wort. Für diese Strämung und zugleich für den Geist des nationalliberalen Nachwuchses, der in den jungliberalen Vereinen sich zusamuenfindet, — übrigens neben zahlreichen älteren Politikern, die mit dem verblaßten Liberalismus unzufrieden sind — ist eine Rede charakteristisch, die der Vorsitzende der jungliberalen Vereine des ganzen Landes, Landgerichtsrath Scherer in Karlsruhe, dieser Tage im dortigen jungliberalen Verein gehalten hat. Dieser Natianalliberale erklärte:

„Würden die politischen Verhältnisse in gleicher Weise wie bisher sich weiter entwickeln, so müßten wie damit rechnen, daß die nächsten Wahlen nns einen ähnlichen Verlust brächten; die links von uns stehenden Grnppea würden noch mehr geschwächt werden. Diese Erwägung zwingt alle liveralen Geuppen, in nahe Fühlnng mit einander zn treten; bei der Stärke der Rechten und dem Anwachsen der Sozialdemokratie hätte sonst der Liberalismus die Kraft der Existenz nicht mehr, und es wäre wahe, was da und dart behauptet wird: das Jahr 1903 ist das Todesjahr des Liberalismus. Und doch ist dem nicht so. Der Liberalismus hat die Kraft, eine mächtige Partei der Zukunft zu sein, wenn er nue seiaee Aufgabe, die liberaten Ideen überall nnd jederzeit dnrchzuführen, bewußt ist und vor allem der Kampf nnter den einzetaen lideeaten Grnppen aufhört. Jetzt ist keine Zeit mehr za Streitigkeiten im eigenen Lager; es heißt festen Fuß fassen zwischen der Rechten und der äußersten Linken . . . Sammeln wir alle liberalen Elemente in unserer Paetei, bieten wir aber auch den weiter linksstehenden Liberaten die Haad zne gemeinsamen Arbeit . . . . In unserem engeren Vaterland stehen die Landtagswahlen vor der Thur. Unsere Partei muß sich auf die eigene Kraft verlassen, dabei aber im Auge haben, daß unser Verhältniß zur freisinnigen, demokeatischen Partei nnr ein freandschaftliches sein kann."

Es ist bemerkenswerth, daß dieser Führer der badischen Jungliberalen den Muth hatte, gegen die gedankenlose Generalisirung der Wahlparole vom Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie zu protestiren, in derselben badischen Residenz, in der man kurz vorher dieses Rezept angewandt hatte; er wies auf das vollständige Fiaska hin, welches diese Parole ausnahmslos gerade in Baden, in Karlsruhe, in Mannheim, in Pforzheim gemacht, wa überall das Centrum versagte, die Sozialdemokratie mit Glanz durchdrang. Weiter führte der Redner aus:

„Sargen wir dafür, daß den sozialdemokratischen Agitatoren der Stoff zu ihren Agitatianen genammen taird; die Reichsregierung muß liberal und freiheitlich sein,

Digitized by Google

eine solche ist das beste Bollwerk gegen die Sozialdemokratie. Wenn man darauf hinwirkt, leistet man dem Vaterland einen besseren Dienst, als wenn man diese oder jene Partei vereinigt, um die Sozialdemokratie vorübergehend zu überwältigen. Sorgen wir aber auch weiter dafür, daß die Ausgaben für unser Militär künftighin von den Schultern des Volkes nach Verhältniß der Leistungsfähigkeit, also nicht durch indirekte Steuern, sondern durch eine Reichseinkommensteuer und eine Reichserbschaftssteuer getragen werden. Wir dürfen nicht nur sagen, daß wir hierfür nach unserem Programm zu haben sind; wir müssen mit aller Energie darauf dringen, daß der Reichstag diese liberale und gerechte Forderung erfüllt."

Ich gebe diese Ausführungen wieder, nicht weil sie etwas Neues enthalten. Aber neu ist, daß sie heutigen Tages aus dem Munde eines nationalliberalen Politikers kommen. Sie sind beachtenswerth, weil sie ein hervorstechendes Zeugniß einer liberalen Unterströmung sind, die in der nationalliberalen Partei im Gange ist. Sie boben, wie die Blätter berichteten, die lebhafte Zustimmung der äußerst zahlreich besuchten Versammlung gefunden, einer aus Mitgliedern der nationalliberalen Partei bestehenden Versammlung, und sie würden bei uns in Baden an Dutzenden anderer Orte dieselbe Aufnahme gefunden haben.

Es ist zweifellos, daß liberale Kräfte in der nationalliberalen Partei sich, wie seit langem nicht, regen, jetzt nach den Wahlen in verstärktem Maße. Und es wäre nicht nur ein Fehler, sondern auch ein Unrecht, wenn man dieselben als belanglos oder als ebenso illiberal wie einen gewissen landläufigen Nationalliberalismus hinstellen würde. Vielmehr sind diese Anzeichen einer wieder beginnenden liberalen Strömung bei den Nationalliberalen sowohl durchaus beachtenswerth als auch verdienen sie eine gerechte, von Illusionen ebenso wie von geringschätziger Gehässigkeit sich fernhaltende Beurtheilung.

Daß sie sehr bald schon eine wesentliche Aenderung in der Politik der Partei nach links hin werden bewirken können, ist wenig wahrscheinlich; ob überhaupt, ist fraglich. Parteigebilde gehören zu den allerkonservativsten Dingen, die es gibt, und nichts ist schwerer, als aus den alten Gleisen herauszukommen und diejenigen, die auf der Parteilokomotive stehen, die die Macht und die Routine haben und die Arbeit thaten, zu der Erkenntniß zu bringen, daß der Zug auf ein neues Gleis geführt werden muß.

Es sind im großen Ganzen die Städte, in welchen wir einstweilen eine Belebung des Liberalismus innerhalb der nationalliberalen Partei, ein Verlangen nach links, die Gründung dieser jungliberalen Vereine wahrnehmen, und ihre Mandate erhielten die Nationalliberalen vom Lande, wo Agrarierthum und hochschutzzöllnerische Tendenzen vielfach herrschen.

Die Frage ist, ob es den Jungliberalen gelingen wird, auch draußen auf dem flachen Lande wirklich Boden zu gewinnen. Leicht ist das nicht, und um so schwerer bei den Widerständen in der eigenen Partei. Läßt doch die „Kölnische Zeitung" der oben zitirten Aeußerung gegen eine Weiterführung der indirekten Steuerpolitik des Reichs in der vorhin erwähnten Rede eine klare Abfertigung zu Theil werden. Die wirthschaftliche Interessenpolitik ist es, welche den Liberalismus der Nationalliberalen aufgesogen hat, und es wird schwer sein, um diese Ecke herumzukommen.

Es liegt auf der Hand, daß es für das Schicksal des deutschen Liberalismus eine Frage von großer Wichtigkeit ist, ob es gelingen wird, die nationalliberale Partei wieder mehr mit liberalem Geist zu erfüllen oder wenigstens die liberalen Elemente in ihr so zu stärken, daß sie zu mehr Gewicht kommen, als das seit vielen Jahren der Fall ist. Die Kadres, aus denen die Partei sich rekrutirt, namentlich im Süden und Westen, stellen einen beträchtlichen Theil des deutschen Bürgerthums dar. Es sind Schichten, die von Natur aus einer liberalen Weltanschauung angehören, die einst in den besseren Zeiten des Liberalismus, bevor die wirthschaftlichen Fragen das Bürgerthum spalteten, ein gut Theil seiner Basis ausmachten. Die sogenannte jungliberale Bewegung will anscheinend zu den alten liberalen Traditionen zurücklenken. Es ist noch viel Unklares an ihr. Aber daß der Versuch wenigstens gemacht wird, daß aus der nationalliberalen Partei heraus das Verlangen nach mehr Liberalismus wieder laut wird, ist allein schon erfreulich. Man möchte nur wünschen, daß es nicht bei dem bloßen Versuch bleibt.

Roetteln (Baden). F. Holdermann.

A. E. I. O. U.

Außer Schulbuchschreibern und offiziösen Journalisten und ähnlichen Personen, zu deren Geschäft oder Amt es gehört, dürfte es heute nur noch wenige Männer der älteren Generation geben, die in Oesterreich den festen Glauben an die Auslegung der alten Prophezeiung haben, die da lautet: Austria Erit In Orbe Ultima. Denn worin man früher Symptome einer akuten Krankheit erblicken zu können meinte, das scheint nun schon in eine chronische Krankheit übergegangen zu sein, die den ganzen Organismus ergriffen hat, und, was das Schlimmste ist, die übliche symptomatische Behandlung hat gar keine Wirkung mehr auf den Krankheitsverlauf. Aerzte und Quacksalber müssen sich gestehen, daß ihre Kunst vergebens ist, da sie schon alle Kuren versucht haben.

Da die Dynastie — tu felix Austria nube! — der Vereinigungspunkt der verschiedenen österreichischen Länder war, schien der zentralistische Absolutismus das Natürliche; er suchte sich im Gegensatze zu aller modernen Entwicklung zu halten, wurde aber bei Magenta und Solferino und in seiner neuen Auflage bei Königgrätz aufs Haupt geschlagen. Zwischendurch kam der Schmerling'sche Zentralismus in Verbindung mit seinem Scheinkonstitutionalismus, der am Widerstande der Ungarn gegen den Zentralismus scheiterte. Dann kam der hinkende Zentralismus, genannt Dualismus, in Verbindung abermals mit Scheinkonstitutionalismus; das war die Zeit der sogenannten Liberalen. Da zwischendurch das Experiment mit dem Hohenwart'schen klerikalen Feudalismus auch gescheitert war, folgte auf die liberal-zentralistische Aera die Aera Taaffe, die weder liberal noch zentralistisch war, obwohl man sie auch im eigentlichsten Sinne weder klerikal noch auch föderalistisch nennen konnte. Als das Laviren nichts mehr fruchtete, warf Taaffe das allgemeine Wahlrecht zwischen die Parteien, die sich eine Weile in ihrem Hasse gegen diesen Fortschritt fanden und es in der dorniertesten Weise verstümmelten, aber dann das alte Spiel wieder begannen. Es folgte die große Krise, als die „starke Hand" des Grafen Badeni zur Kur verschrieben wurde, und als der Organismus auf diese Pferdekur doch gar zu stark reagirte, das Experiment mit dem verschämten Absolutismus des feudalen Grafen Thun. Als die Besserung nicht fortschritt, lenkte man ein, stellte den früheren sprachlichen Zustand wieder her und hoffte, daß nun, nach der Beseitigung der scheinbaren Ursache, der Organismus wieder bei Anwendung kleiner Mittelchen normal funktioniren würde. Die Täuschung hat sich nun vollständig herausgestellt. Auch Herr v. Körber, ein gewiß in seiner Art sehr geschickter Arzt, ist an diesem Patienten gescheitert. Es gibt kein normales Budget mehr, und der § 14, diese Aufhebung der Verfassung, ist chronisch geworden. Das wichtigste Organ des Staates, das Parlament, funktionirt nicht mehr; die Obstruktion ist zwar latent, die Krise ist latent, aber sie lassen sich nicht wegleugnen. Herr v. Körber hat zum Danke dafür, daß er in Oesterreich die Wehrvorlagen durchgebracht und den Ausgleich mit Ungarn in die Wege geleitet hat, erfahren müssen, daß man über seinen Kopf weg den Ungarn Zugeständnisse macht

Digitized by Google

und die Wehrvorlagen ihnen zu Liebe zurückzieht, kurz, ihn vollständig desavouirt, und er hat nicht einmal eine äußere Genugthuung oder eine Garantie gegen eine Wiederholung derartiger Vorgänge erlangen können. Er ist mit seinen wohlgemeinten Vermittlungsversuchen zwischen Deutschen und Czechen gescheitert, so daß der czechische Landsmann-Minister aus dem Kabinett ausschied, und er muß sich nun wohl gestehen, daß er selbst, der Vielgewandte, keinen Ausweg mehr hat, daß die Dinge genau da stehen, wo sie vor 3½ Jahren standen, als er die Regierung übernahm, ja, sogar vom Standpunkte des österreichischen Gesammtstaates noch schlechter.

Noch viel schlechter, weil sich die Verhältnisse in Ungarn unerträglich — vom Standpunkte des guten Oesterreichers aus — zugespitzt haben. Die zeitweise aus Opportunitätsgründen in Ungarn zurückgestellten nationalen Wünsche sind mit aller Wucht in den Vordergrund gestellt worden, vielleicht zum Theile deshalb, weil man von dem Thronfolger in Ungarn nichts Gutes erwartet und, wie einer der Obstruktionisten ausdrücklich sagte, sich noch bei Lebzeiten des jetzigen Kaisers der nationalen Armee versichern will, welche eine Waffe zugleich gegen österreichische Interventionen und gegen die Gelüste der slawischen Bewohner Ungarns sein soll, kurz gegen die Koalition, welche im Jahre 1849 die ungarische Revolution bekämpft hat. Es schlägt das schlechte Gewissen des ungarischen „Liberalismus", der die unteren Volksklassen und die Nichtmagyaren niedergedrückt hat, dessen wahres Verdienst aber zu allen Zeiten — im Gegensatze zum österreichischen Liberalismus — die Nackensteifheit gegen Oben gewesen ist. Niemand weiß, wie im Herbste die Rekruten ausgehoben, wie die rückständigen Steuern eingetrieben werden sollen, da sogar im Falle des Verfassungsbruches die autonomen Körperschaften in Ungarn beides verhindern könnten. Von Handelsvertragsverhandlungen kann ernstlich nicht die Rede sein, solange das gemeinsame österreichisch-ungarische Zollgebiet nur de facto, nicht de lure besteht, solange der Zolltarif nicht bewilligt und der Ausgleich nicht abgeschlossen ist. Die Möglichkeit einer Zolltrennung kommt immer näher; die Ungarn haben sich schon lange auf sie vorbereitet, wenn sie sie auch noch eine Weile zu verschieben gedachten; die Oesterreicher werden sich trotz des Jammerns ihrer Industriellen, denen der sichere und geschützte Markt verloren zu gehen droht, mit dem Gedanken vertraut machen.

Es hält eben gar nichts mehr zusammen. Die Entwicklung ist so weit vorgeschritten, daß der demokratische Vorsichtig zur Entwirrung der cisleithanischen Verhältnisse, der mit den Schlagworten: Allgemeines, gleiches Wahlrecht — und: Autonomie der Nationalitäten — umschrieben ist, sogar, wenn er in Anwendung käme, kaum noch auf die Dauer helfen würde. Es ist aber bezeichnend, daß die Patentösterreicher, als die sich Klerikale und Christlichsoziale geberden, schon nach der „starken Hand" rufen, auf eine Abdankung des Kaisers hindeuten und im Thronfolger, den sie als den Ihren ansehen, den Retter Oesterreich-Ungarns erblicken. Auch andere Stimmen lassen sich ähnlich vernehmen.

Der „starke Mann" hat aber Oesterreich immer Unglück gebracht, und es ist bezeichnend, daß trotzdem immer wieder nach ihm gerufen wird; denn dieser Ruf ist im Wesen Oesterreichs begründet. Da eben Oesterreich-Ungarn nur dynastisch geeinigt ist und da seine Völker keine genügend starken gemeinsamen Interessen haben, scheint jeder Vorstoß in moderner demokratischer Richtung gegen die Grundlagen des Staates sich zu richten. Andererseits ist es nicht mehr möglich in vormärzlicher Weise zu regieren, weil dadurch alle und namentlich die vorgeschrittensten Bestandtheile der Monarchie noch mehr das Interesse an dem Staate verlieren müssen.

Gleichwohl zeichnen sich schon die Grundlinien einer künftigen Regierung deutlich ab. Kampf gegen die ungarische Verfassung mit Hilfe der unterdrückten Slawen und des Klerikalismus; klerikal-feudales Regiment in Oesterreich mit Zurückdrängung jeden deutschen Einflusses, soweit er nicht die deutsche Kultur verleugnet, indem er klerikal wird. Die Regierungspartei in Oesterreich werden die Christlich-Sozialen, in Ungarn die Volksparteiler sein, und auf diese Weise wird der Protektor des katholischen Schulvereins, der Thronfolger, wie man sagt, die Stärke seiner Hand erweisen. Die Opposition wird aus allen denen bestehen, welche den Staat nicht vollständig feudalisiren und klerikalisiren lassen wollen.

Ob der Kranke dies letzte Experiment, wenn es mit ihm gemacht werden sollte, längere Zeit aushalten wird, ist abzuwarten.

Avanti.

Rußlands ostasiatische Politik.

In der öffentlichen Meinung Rußlands beginnt sich eine Wendung, von der andeutungsweise an dieser Stelle schon kürzlich die Rede gewesen ist, mit immer deutlicherer Schärfe zu vollziehen: zum Mißvergnügen an der ostasiatischen Politik. Bereits seit längerer Zeit herrscht in Bezug auf die auswärtigen Verhältnisse die instinktive Vorstellung: es gelingt nichts mehr! Ob und wie weit diese Idee berechtigt erscheint, ist eine andere Frage; sie ist aber da und nimmt an Stärke zu. Auch in Regierungskreisen rechnet man mit ihr so sehr, daß man zu Dingen bereit ist, die früher außerhalb des Gesichtskreises lagen. Man diskutirt mit dem Publikum. Schon im Frühjahre machte der, wie man weiß, vom Ministerium des Auswärtigen bestellte Artikel des Grafen Paul Tolstoi in der „Nowoje Wremja" Aufsehen. Er behandelte die Hauptprobleme der auswärtigen Politik Rußlands in der oben angedeuteten Weise und erfuhr darauf die ausführliche offiziöse Widerlegung, um deretwillen er geschrieben worden war. Das Manöver hat aber nichts geholfen. Selbst die bestimmte Direktive der Zensurverwaltung kann in der Presse nicht das Hervordrängen des Mißvergnügens darüber verhindern, daß der ferne Orient, Ostasien, fortgesetzt ungeheure Mittel adsorbirt, ohne daß einstweilen durchschlagende und unangefochtene Ergebnisse vorhanden wären, während darüber die historische Mission Rußlands im nahen Osten auf der Balkanhalbinsel vernachlässigt werde.

Fürst Uchtomski hat neulich in seiner Zeitung, den „Peterburgskija Wjedomosti", einen scharfen Vorstoß gegen die ganze ostasiatische Politik unternommen. Er konzentrirt seine Vorwürfe in den Satz: „China, Japan und sogar Korea sind gegen Rußland erbittert; in den letzten zehn Jahren haben wir im fernen Osten nur negative Resultate gehabt." Die Richtigkeit dieses Satzes ist höchst zweifelhaft; daß Uchtomski ihn aber ausspricht, ist trotzdem ein starkes Symptom, und der Fürst steht mit seiner Idee keineswegs allein. Vor allen Dingen haben die russischen Korrespondenten in Ostasien selbst, soweit sie über die Verhältnisse dort berichten dürfen, den Eindruck, daß sich die Position Rußlands, namentlich die wirthschaftliche, trotz der Okkupation der Mandschurei, trotz der Truppenanhäufungen und der Flottenkonzentration, verschlechtert. Die Resultate stehen in keinem Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln — das ist die Tonart, auf die alle Auslassungen gestimmt sind. Der Charkower Professor Migulin schreibt:

„Im fernen Osten wirft man das Geld (das der unter dem Joch der ökonomischen Krisis seufzenden Bevölkerung des europäischen Rußland ausgepreßt wird) buchstäblich weg. Man baut an öden Küsten ungeheure zukünftige Handelsstädte, die nach dem allgemeinen Urtheil der Ortsansässigen keinerlei Zukunft haben. Solch eine Stadt ist Dalnij, ein schlechter Hafen, für dessen Entwicklung man die Handelsbedeutung von Port Arthur verringert, der aber doch nicht im Stande ist, mit den benachbarten chinesischen Inkau (dem Hafen von Niutschwang) zu rivalisiren. Man hat für Dalnij schon 19 Millionen Rubel ausgegeben, und der Finanzminister versichert, daß diese Summe sich noch bedeutend

erhöhen wird. Man muß endlich dieser Verschwendung, die für das Innere Rußlands zum Verderben führt, ein Ziel setzen. Es ist höchst wünschenswerth, daß wir uns weniger um die chinesischen Interessen kümmern und nach Möglichkeit mehr um unsere eigenen. Wir verstehen noch nicht unsere Eisenbahn auszunutzen, und die Ausländer überschwemmen bereits die Mandschurei und Ostsibirien mit ihren Waaren, indem sie die russischen hinausdrängen. Wir haben bisher noch keinen Nutzen von unseren gewaltigen Unternehmungen gehabt, sondern bloß Ausgaben für die Errichtung und den Unterhalt von Verkehrswegen und Schutzwachen in jener von Räuberbanden wimmelnden Gegend. Für den russischen Handel ist dank der neuen Eisenbahn die Mandschurei verloren gegangen; die Japaner beherrschen ihn jetzt. Schade um die verlorene Arbeit, schade um die Steuern der armen russischen Bevölkerung, die für ein zweck- und sinnloses Unternehmen vergeudet worden sind, ohne daß man irgend welche Aussicht auf Erfolge in der Zukunft hätte."

In der That sind die Kosten der Mandschureibahn geradezu ungeheure geworden. Bereits die eigentliche sibirische Bahn ist weit kostspieliger ausgefallen, als ursprünglich projektirt war: 85 000 Rubel (ca. 180 000 Mark) pro Werst; aber die mandschurische Linie hat sie in dieser Beziehung noch weit hinter sich zurückgelassen.

Miguliu schreibt:

„Wenn, wie behauptet wird, keine Mißbräuche vorliegen, oder falls sich solche nur auf kleine Summen erstreckt haben — wodurch lassen sich dann die ganz enormen Baukosten dieser Bahn von 152 000 Rubel (325 000 Mark) die Werst erklären?"

Die Darlehen, welche die Staatskasse der Mandschureibahn bisher zur Verfügung gestellt hat, beliefen sich bis zum Mai dieses Jahres bereits auf 351 Millionen Rubel; dabei ist die Bahn mit billigen chinesischen Arbeitskräften und aus Amerika zollfrei eingeführtem Material an Schienen, Lokomotiven u. s. w. hergestellt worden.

Miguliu zieht aus dieser Situation kurzweg den Schluß, daß Rußland die Mandschurei vollkommen einverleiben müsse. Le vin est tiré, il faut le baire! Da Rußland einmal in der Mandschurei sitzt, so müsse es sie einstecken, selbst auf die Gefahr hin, den Japanern und Engländern eine „gesunde Lektion" geben zu müssen. Dieser bei der sonstigen Scharfsicht des Autors in ökonomischen Dingen etwas naive politische Chauvinismus findet sich noch an mehreren anderen Stellen seines Werkes und richtet sich auch gelegentlich mit großer Schärfe gegen Deutschland — aber davon ein anderes Mal. Hier ist die Frage die, ob die Russen überhaupt in der Lage sind, die von Herrn Miguliu vorgeschlagene „gesunde Lektion" zu ertheilen? Jedenfalls würde sie noch etwas mehr Geld kosten, als die mandschurische und die sibirische Bahn zusammen schon gebraucht haben.

Rußland befindet sich, wie in den letzten Monaten deutlich geworden ist, einem Zusammenwirken Englands, Japans und der Vereinigten Staaten gegenüber. Von diesen drei Mächten haben die Amerikaner in Ostasien keine anderen als Handelsinteressen, Japan dagegen verfolgt auch gewichtige politische und territoriale Ziele, und England ist, im Unterschied zu seinen beiden vorläufigen Mitspielern, nicht so sehr aktuell an Ort und Stelle in der Mandschurei und Korea interessirt, wie im allgemeinen daran, daß sich Schwierigkeiten für die russische Politik erheben. Es fragt sich, ob und wie Rußland sich mit seinen Gegnern verständigen kann. Ohne Zweifel ist es den Amerikanern gegenüber am leichtesten dazu in der Lage, indem es ihnen auf dem Wege der von ihnen gewünschten Konzessionen entgegenkommt. Es hat sie selbst herangelockt, indem es die großen Materialbestellungen für die mandschurische Bahn in Amerika machte und dadurch den amerikanischen Handelsagenten den Weg ins Land zeigte. Die kolossalen Ausgaben für den Bahnbau, von denen ein großer Theil der Bevölkerung der Mandschurei zu Gute kam und ihre Konsumtionskraft gegen früher vervielfachte, haben ein förmlich rapides in die Höhe schnellen der amerikanischen Importziffern verursacht. Ob diese Wirkung eine dauerhafte sein wird, steht dahin; einstweilen aber ist sie Thatsache, und die Energie, mit der die Amerikaner sich nun, da die Eisenbahn fertig ist, gegen die beabsichtigte Schließung des mandschurischen Marktes sträuben, sehr erklärlich. Erhalten sie, was sie wollen oder doch ein tüchtiges Theil davon, so werden sie politisch den Russen zunächst keine Schwierigkeiten mehr machen. Für Rußland freilich fällt dann der erhaffte wirthschaftliche Nutzen des neuen Besitzes theilweise dahin, denn mit dem amerikanischen industriellen Import können seine Fabriken nicht konkurriren, auch wenn, wie vorgeschlagen, russische Manufakturen in der Mandschurei oder im Amurgebiet selbst angelegt werden. Eine theilweise Entschädigung würde allerdings in den durch die fremde Einfuhr erhöhten Frachteinnahmen der mandschurischen Bahn liegen. Immerhin, wenn es selbst Opfer kostet: die Amerikaner können zufrieden gestellt werden, und es ist ja auch denkbar, daß sich über kurz oder lang auch die politischen Verhältnisse so ändern, daß Rußland die Schließung der Seegrenze gegen die freie fremde Einfuhr doch noch wagen kann.

Wie aber steht es mit Japan? Was die Japaner brauchen, ist im Gegensatz zu Amerika nicht nur Handelsfreiheit, sondern auch Ausdehnung ihres territorialen Besitzes auf das Festland von Ostasien, sei es auch nur in der Form der politischen Kontrole oder Interessensphäre. Im Frieden mit China hatten sie sich zu dem Zweck die Liautung-Halbinsel abtreten lassen, mußten sie aber auf die Intervention Deutschlands, Rußlands und Frankreichs wieder herausgeben und sich mit Formosa begnügen. Formosa indes ist, wenn auch als Besitz nicht zu verachten, so doch ein aus verschiedenen Gründen schwierig zu verdauender Bissen, dazu in seiner Produktion nicht übermäßig entwicklungsfähig. Japan muß aber ein Gebiet haben, das von Natur reich ist, dessen Bodenschätze leicht aufschließbar sind, dessen Bevölkerungsvermehrung in ein rasches Tempo gebracht werden und als Reservoir für den Unterhalt und die Bereicherung der dichten und wachsenden Volksmenge Japans selbst benutzt werden kann.

Ein sehr geeignetes Land hierfür ist Korea — schon vor Jahrhunderten ein Zielpunkt japanischer Kriegs- und Eroberungszüge. Im Frieden von Schimonoseki nahm man Liautung, um dadurch Korea zwischen den neuen japanischen Besitz auf dem Festlande und das Inselreich selbst zu bringen. Wenn Rußland jetzt darin willigt, Korea, sei es ganz, sei es theilweise, den Japanern als Sphäre ihrer bevorzugten Interessen zu überlassen, so ist auf dieser Basis ein Friede ohne Zweifel gleichfalls möglich. Ist die russische Politik dazu aber in der Lage? Unter Umständen ja, nämlich dann, wenn sie überzeugt sein kann, die Mandschurei als sicheres Eigenthum zu vollem Recht zu besitzen. So lange das nicht der Fall ist, muß Rußland das sogenannte Küstengebiet auf dem rechten Ufer des unteren Amur mit der Hauptstadt Wladiwostok als sein eigentliches Reduit in Ostasien betrachten. Ein japanisches Korea würde aber die Verbindung zwischen Port-Arthur und Dalnij auf der einen, Wladiwostok auf der andern Seite zur See absolut sperren. An sich sind Wladiwostok und das Küstengebiet nichts weniger als ein ideales Besitzthum. Ihre absolute Minderwerthigkeit verwandelt sich aber relativ in eine sehr schwerwiegende Wichtigkeit so lange die russische Macht in Ostasien nur hier wirklich zu Hause ist. Auch wenn die Rechtslage und die faktischen Verhältnisse sich eines Tages so gestaltet haben sollten, daß kein Kartenzeichner mehr Bedenken trägt, die ganze Mandschurei vom Amur bis an den Golf von Tschili grün anzustreichen, wird es für Rußland einigermaßen schmerzlich sein, in Korea eine fremde Macht auf dem Festlande unmittelbar vor seiner Thür zu haben, aber Wladiwostok würde dann so wie so auf seine natürliche und als solche nur geringe Bedeutung als Hauptstadt des dünn bevölkerten „Küstengebiets" beschränkt sein. Bietet also Rußland den Amerikanern Handelsfreiheit und den Japanern die Anerkennung der Kontrole über Korea an, so kann es von jenen beiden Stellen her mit großer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß man keine weiteren Einwendungen gegen die faktische politische Annexion der Mandschurei erhebt. Wahrscheinlich ist, daß dieses, soweit Japan berührt wird, auch die Basis der Vorschläge des Marquis Ito war, die

Digitized by Google

dieser im Herbst 1901 vor dem Abschluß des japanisch-englischen Vertrags nach Petersburg überbrachte. Damals glaubte man an der Newa noch stark genug zu sein, die Japaner zurückzuweisen; jetzt wird man sich nachgerade unter dem Druck der finanziellen Darlegungen des Herrn von Witte in der Reichsrathssitzung vom 12. Januar davon überzeugt haben, daß Konzessionen an Japan und Amerika unvermeidbar sind.

Thatsächlich scheint das Abkommen mit den Amerikanern bereits perfekt zu sein. Es wird darauf hinauslaufen, daß Rußland einwilligt, außer Niutschwang noch einen oder den anderen Hafenplatz unter die Zahl der „Treaty ports" aufnehmen zu lassen. Getreu ihrem Prinzip, den Amerikanern immer und unter allen Umständen zu schmeicheln, haben die Londoner „Times" den „großen Triumph" der amerikanischen Diplomatie und ihre „staatsmännische Korrektheit" auch bereits laut verkündet. Das der englischen Regierung selbst nahestehende Londoner Blatt, der „Standard", beurtheilt die Sachlage aber aufrichtiger und zutreffender, wenn es schreibt:

„Die Befriedigung, die Washington offiziös ausdrückt, werden Großbritannien und Japan nicht theilen. Die amerikanischen Staatsminister geben sich entweder mit einem scheinbaren Erfolg zufrieden, oder sie haben einfach auf eigene Hand gespielt und diejenigen, die ein gemeinsames Ziel mit ihnen verfolgten, im Stich gelassen."

Das ist für englische Publizistik gegenüber den Amerikanern merkwürdig offenherzig gesprochen, aber es dürfte richtig sein. „Standard", „Daily Graphic" und andere Blätter suchen die Amerikaner noch so viel wie möglich mit Zweifeln gegen die Ehrlichkeit der russischen Zugeständnisse zu erfüllen, aber die Absicht ist dabei doch wohl etwas zu deutlich. Auch daraus, daß mit keinem Wort mehr von der Ueberreichung der Kischinewpetition durch Vermittlung der amerikanischen Regierung die Rede ist, wird man schließen können, daß der Handel zwischen Washington und St. Petersburg perfekt ist. Mit Japan steht Rußland vorläufig noch auf dem Fuße des gegenseitigen Bangemachens vor den Konsequenzen des Bruches. Die „Nowoje Wremja" schreibt:

„Ein Krieg Japans gegen uns bedeutet seinen Selbstmord, den Schiffbruch aller seiner Hoffnungen, und deshalb sind wir der festen Ueberzeugung, daß die friedliche Strömung in Japan schließlich doch triumphiren wird. An der Macht des russischen Riesen sind die Heeresmassen Napoleons zu Grunde gegangen, und nach dieser Prüfung sind Rußland keine anderen mehr schrecklich. Rußland strebt nach der Wahrung des Friedens, aber nicht aus Furcht vor einem Krieg, sondern aus der Menschenliebe, die auf dem Bewußtsein seiner Kraft beruht. Alle fordern wir auf, gemeinsam mit uns für die Ideale der Wahrheit und der Zivilisation friedlich zu arbeiten, wenn aber jemand nicht denselben Weg wandeln oder ihn uns versperren will, so werden wir deshalb nicht auf einen Augenblick von der Erfüllung unserer historischen Aufgaben ablassen."

Das ist etwas reichlich ronommirt — aber die Japaner lassen ähnliche Töne hören. Auch die vielkommentirte Rede des russischen Kriegsministers Kuropatkin bei der Kathedralenweihe von Port Arthur wird nach diesem Schlüssel zu lesen sein.

Wie man auf deutscher Seite die Situation auffaßt, darüber gibt eine interessante Auslassung im neuesten „Nauticus" vielleicht Aufschluß. „Nauticus schreibt:

„Die Welt hat das Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit grundlos aufzuregen. So hat die Haltung Rußlands in der Mandschurei zu mancherlei, wie es scheint, unnützen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Daß in englischen sowie in japanischen Kreisen jede Erweiterung der russischen Machtsphäre mit Mißtrauen angesehen wird, liegt in der Natur der Sache. Daß sich ihnen neuerdings die Amerikaner angeschlossen, ist durch die Handelsbeziehungen der Vereinigten Staaten begründet, die in der Mandschurei ihr hauptsächlichstes Absatzgebiet auf dem chinesischen Markte erblicken. Man sollte dabei zweierlei im Auge behalten: 1. daß Rußland ohne einen militärischen Halt von der sibirischen Grenze bis zu den Küstenendpunkten in China die Sicherheit der dem Weltinteresse dienenden Eisenbahn nicht aufrecht erhalten kann; 2. daß es im Interesse Rußlands liegt, die Thüren der Mandschurei so offen wie nur irgend möglich zu halten. Der russische Handel allein würde kaum genügen, das mit so großen Opfern geschaffene neue Verkehrsmittel bezahlt zu machen. Die Politik der offenen Thür liegt so sehr im eigenen Interesse Rußlands, daß die dem amerikanischen Gesandten Mr. Cormick in Petersburg zugeschriebenen beruhigenden Nachrichten in der Natur der Sache wohl begründet zu sein scheinen. Rußland kann die Einfuhr amerikanischer Erzeugnisse in den mandschurischen Provinzen nur angenehm sein. Ist die Ruhe erst wieder hergestellt, so wird sich dieser Handelszweig unter dem Schutze von Kosaken so gut entfalten wie bei der Schutzlosigkeit der bisherigen chinesischen Mißwirthschaft."

Man wird darnach in St. Petersburg die deutsche Stellung zum Verbleiben der „Kosaken" in der Mandschurei hinreichend deutlich entnehmen können. Gesicherte Zustände und freier Handel können Deutschland in der russischen Mandschurei nur angenehm sein. Falls Rußland die Thür schließen wollte, so hält „Nauticus" das für kurzsichtig — auch für den Fall, daß die russische Politik stark genug zu sein glaubt, sie zuzumachen. Sie glaubt es aber garnicht mehr; sie thut nur noch so, und sie wird sich allmählich auch darüber klar werden, daß man sie anderwärts in diesem Spiel durchschaut.

Arkadij Leontjewitsch.

Eine neue „Geschichte Italiens im Mittelalter".*)

Im gegenwärtigen Zeitalter scheint unser Sinnen und Streben mit einer gewissen drängenden Angst nur auf Gegenwart und Zukunft gerichtet zu sein; und es ist auch so; gerade als ob die Vergangenheit viel von jener Anziehungskraft eingebüßt habe, die zu ausgedehnten und genauen Forschungen in ihr verlockte. — Ein Schriftsteller, ausgezeichnet durch Geistesschärfe und ein Freund von Paradoxen, sagte vor kurzem: Die Geschichte ermordet uns und das Genie blickt immer vor sich, ohne mit unnützem Zurückblicken Zeit zu verlieren. Und dennoch ist es Thatsache, daß, was die Sozialwissenschaften anbelangt, auch in den kühnsten Vorstellungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete ein weitgehender Einfluß der Geschichte zu bemerken ist, wie auch diese andererseits, nachdem sie zu größerer Sicherheit der Methode gelangt, ebenfalls empfunden hat, daß sie nicht mehr die Lehre oder Kunst der Erzählung von Ereignissen, die nur eine chronologische Folge oder die Einbildung des Erzählers verknüpft, ist. Die Geschichte will die soziale, politische und moralische Entwicklung enthüllen und offenbaren; diese Bewegungen haben in den bedeutendsten politischen Ereignissen ihren klarsten Ausdruck und auch den einzigen, den die Geschichtsschreibung der alten Schule erkannte und aufzeichnete. Man kann daher, ohne allzu kühn zu erscheinen, behaupten, daß die Sozialwissenschaften in diesem Sinne auch zur Geschichte wurden, wie diese andererseits eine Sozialwissenschaft, die die unerschütterlichste Grundlage aller andern bildet, ward.

Auf solche Gedanken führt die Lektüre von Ludo Moritz Hartmann's Geschichte Italiens im Mittelalter, welche schon ziemlich weit gediehen ist, und die nach ihrer Vollendung ein Werk von größter wissenschaftlicher Bedeutung darstellen wird. Wenige haben sich so gründlich wie Hartmann auf das nicht kleine Unternehmen, fast ein ganzes Jahrtausend italienischer Geschichte zu schreiben, vorbereitet. Hier genügt es, seine in Italien wohlbekannte

*) Ludo Moritz Hartmann: Geschichte Italiens im Mittelalter. I. Band: Das italienische Königreich. Vigand's Verlag; Leipzig 1897; II. Band 1. Hälfte: Römer und Langobarden bis zur Theilung Italiens. 1900; II. Band 2. Hälfte: Die Loslösung Italiens vom Orient. Perles Aktiengesellschaft; Gotha 1903.

Digitized by Google

Arbeit: „Untersuchungen zur Geschichte der byzantinischen Verwaltung in Italien“ (1889) zu erwähnen, die wir nun auch erweitert und von neuen Standpunkten aus behandelt, im größeren Werke, das uns vorliegt, einverleibt finden.

Die drei bisher erschienenen Bände umfassen die Zeit vom Untergang des weströmischen Reiches (476) bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums durch Karl den Großen; jenem großen Ereigniß, das die definitive Trennung Italiens vom Osten bedingte, die neue Lage der römischen Kirche im ganzen Westen bestimmte und vom Standpunkt der germanischen Geschichte, nach dem Verfasser „den Schlußpunkt der Entwicklung, die begonnen hatte, als die ersten Germanen als Föderirte im römischen Dienste, in den Bannkreis der römischen Zivilisation eingetreten waren“ ..... Was einem Athaulf, einem Odovakar, einem Theoderich und den Langobarden selbst zu erringen nicht gelungen war, das glückte Karl dem Großen, der „das Kaiserthum für die neuen Völker, für die Germanen in Anspruch nahm“.

Ohne dem Verfasser Schritt für Schritt in seinen gelehrten Auseinandersetzungen, die so manches Ereigniß in klarer und lebendiger Form darzustellen vermögen, zu folgen, ist es doch leicht, in großen Zügen den Plan seines Werkes zu zeichnen.

Er beginnt mit der Beschreibung der Lage Italiens am Vorabend des Sturzes des letzten Kaisers. Italien ist müde und gebrochen, wirthschaftlich vom Osten getrennt und erschöpft an Sachen und Männern. In Blüthe sind nur noch Fiskalwesen und Bureaukratie. Unter einem Himmel, dem die Natur so große Reize verlieh, welch ein Elend!

Das germanische Element, das seit Jahrhunderten ins römische Heer eingedrungen, gewinnt die Oberhand und triumphirt endlich im Reiche Odovakars und der Gothen. Es stehen einander gegenüber zwei Völker und zwei Zivilisationen, und die römische Kultur leuchtet nochmals auf, während zu Ravenna auf die Eleganz und Grazie lateinischer Dichtung, um Theodorich herum, der neue germanische Sang antwortet. Der große Theoderich, gleichsam ein Vorläufer Karls des Großen, der zu seinem deutschen Königsnamen den Patrizientitel hinzufügt! Die starke Wirkung der lateinischen Zivilisation, Gründe politischer und dynastischer Natur, gestatten ihm nicht, sich ganz vom Osten zu trennen, doch die Macht der Ereignisse, die wahre Lage seines Reiches machen ihn zum ersten unter den germanischen Fürsten, die ihren Thron auf den Ruinen des westlichen Reiches errichteten.

Andererseits steht dem großen König gegenüber die römische Kirche, und der, durch die eng mit der germanischen Abstammung verbundene heidnische Ketzerei, bedingte Gegensatz ist durch seine politische Gewandtheit, die ihn bis zu einem gewissen Grade tolerant und milde erscheinen läßt, gemäßigt; beides Eigenschaften, von denen in religiösen Angelegenheiten weder die eine noch die andere jener Zeit bekannt war.

Auf kurze Frist kehrt Italien durch Justinian unter byzantinische Herrschaft zurück; doch die durch lange Kämpfe erschöpfte Halbinsel fügt sich nicht allzu willig einer Regierung, deren Schwerpunkt naturgemäß weit abliegt, und ebenso zieht die römische Kirche keinen Vortheil aus dem rivalisirenden Papstthum des Kaisers von Konstantinopel.

Ein Ereigniß, das ungeheure Folgen für das ganze italienische Mittelalter nach sich zog, beschleunigt die Lösung des geheimen oder offenen Konfliktes zwischen Osten und Westen: es ist dies die Gründung des neuen langobardischen Reiches; ihr widmet der Verfasser sozusagen den Kerntheil seiner dreibändigen Arbeit; von der deutschen oder italienischen Litteratur ist ihm dabei kaum etwas entgangen. Während die Barbaren von Gallien und Hispanien die römischen Einrichtungen und das römische Recht ihrem Zivilisationsgrade angepaßt hatten, „beruht das Staatswesen der langobardischen Eroberer auf der vollständigen Vernichtung des feindlichen römischen Rechtes auf dem eroberten Territorium“. Erst nach und nach, als die deutsche Herrschaft in Italien festen Fuß faßte und durch Friedensverträge und Waffenstillstände die Zustimmung der Kaiser zur neuen Sachlage ausgedrückt wurde, zeigten sich die Sieger dem unterworfenen Volke gegenüber milder und näherten sich ihm; ja, sie nahmen sogar lebhaften Antheil an jener Revolution des griechischen Italiens, die direkt oder indirekt von der päpstlichen Politik unterstützt, danach trachtete, Italien dem Orient gegenüber autonom zu gestalten, ohne auf die allzu eigennützige Mithilfe des germanischen Elementes zu zählen. Bekanntlich führten diese Bewegungen zur Wiederherstellung des Kaiserreiches.

Das ist in großen Zügen eine Skizze des Inhaltes; es ist dies nicht der Ort für einige kritische Bemerkungen, die zwar wohl nicht unbegründet erscheinen würden, besonders in Bezug auf einige Voraussetzungen von volkswirthschaftlichem Charakter.

Soviel steht fest, daß der Plan des Werkes mit großer Klarheit angelegt ist, und bis jetzt zeugt die Durchführung von peinlichem Fleiße. Auch ist die Stilart glücklich getroffen, so daß die Aufmerksamkeit des Lesers gefesselt wird. Wer eine wunderbare Synthese so vieler Ereignisse sucht, die noch dazu durch eine gewisse politische und ökonomische Triebkraft, die der Verfasser von Zeit zu Zeit in seinem gelehrten Werke gleichsam zur Wirkung auslöst, aneinander gedrängt werden, der nehme dieses Buch zur Hand. Jedes Kapitel fließt klar und doch inhaltsreich von Anfang bis zu Ende ab. Die Anmerkungen sind am Schlusse eines jeden Kapitels zusammengefaßt; für den Fachgelehrten ein Ueberblick der Reichhaltigkeit der Quellen, aus denen der Verfasser schöpft.

Das ganze Werk verdient also auch seitens des gelehrtesten Publikums dies- und jenseits der Alpen eine begeisterte Aufnahme, und wir wünschen, daß auch alle nachfolgenden Theile der Arbeit der hohen Erwartung, die man nach den ersten drei Bänden hegen muß, entsprechen mögen.

Padua. Nino Tamassia.

Ilse Frapan-Akunian.

Wenn man seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unentwegt der modernen Litteratur nachgegangen ist, bald hierhin, bald dorthin eilte, weil es hieß, da sei soeben ein neues Talent erstanden, und wenn man nicht selten statt des Talents ganz etwas anderes fand, so wird man zu Zeiten der ‚Moderne‘ sammt all ihrem oft recht lauten Treiben ein wenig müde, sucht sich einmal ein ruhigeres Plätzchen und setzt sich für eine Weile etwas abseits. Bei einer solchen Gelegenheit kam mir zum ersten Mal ein Novellenband von Ilse Frapan in die Hand. Es waren ein paar alte Frauen in dem Buch und ein paar Kinder, die es mir anthaten. Trotzdem verlor ich die Schriftstellerin wieder aus den Augen, und erst ihr neuster Roman: „Arbeit“ zog mich aufs neue zu ihr hin wegen mancherlei dichterischer Vorzüge, seiner Tendenzen und auch seiner Fehler wegen; gibt es doch Kritiker, die es überhaupt nur der Fehler wegen zu einem Buche zieht. Außerdem fesselte mich die Persönlichkeit, die aus dem Roman spricht.

Ilse Frapan-Akunian ist nicht modern im Sinne irgend einer Richtung, und deshalb fand sie wohl auch noch nicht die Beachtung, die ihr Talent und die Zahl ihrer Bücher erwarten läßt. Sechzehn Bände liegen von ihr vor, darunter nur zwei Romane, alle bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienen.

Zwei Leute sind wohl vor allem für ihre ersten Schriften und ihre persönliche geistige Entwicklung von Be-

Digitized by Google

deutung gewesen: Fr. Th. Vischer, über den sie ein sehr warmes, persönliches Buch ‚Erinnerungen' geschrieben, und Storm. Auch Paul Heyse dürfte nicht ohne Einfluß geblieben sein. Es gab eine Zeit, da galt dies direkt als Schande. Jetzt steht Heyse, der Novellist, ja wieder an der rechten Stelle. Drei Städte mit ihrem Umkreis spielen in ihren Geschichten eine Hauptrolle: Hamburg, Stuttgart und Zürich. Vischer und Stuttgart hielten sie sicher nicht zum wenigsten von der Maderne fern. Hamburg, ihrer Heimath, verdankt sie viel für ihre Kenntniß der kleinen Leute mit ihren Ecken und Kanten, Besonderheiten und Absonderlichkeiten, das, was wir Originale nennen, die bekanntlich immer mehr aussterben. Dann faßte sie Zürich, zog sie immer stärker in den Ideen und Auffassungskreis der modernen Frauenbewegung, vor allem Studentinnenbewegung, und dies Zürich hält sie auch zur Stunde noch besonders fest.

Eine ihrer frühesten Novellen dürfte „Die Last" sein (in ‚Zwischen Elbe und Alster'). Ein Maschinenmeister sucht die Geliebte eines jungen Arbeiters zu kirren, der ihn aus Eifersucht tödtet und von der schweren Last seines bösen Gewissens, das ihm nun zu schaffen macht, erst befreit wird, als er, anderer Leben rettend, selbst ertrinkt. Die Geschichte hat in ihrem ganzen Aufbau manches Konventionelle. Es ist, wie man so sagt, eine tüchtige Arbeit, wie sie namentlich in der vornaturalistischen Zeit geschätzt wurde und ihrem Verfasser den Namen eines Dichters eintrug. Aber um zweier Dinge willen ist sie mehr als eine tüchtige Arbeit. Einmal wird der Hamburger Dialekt sehr kräftig und ohne die damals bei besseren Autoren beliebte Retouche verwendet. Das gibt dem Ganzen, das sonst oft etwas blaß wäre, viel Frische, Farbe und Bodenständigkeit. Zweitens fällt die Figur der Gesche, eben jenes junge Weib, um deßwillen der Arbeiter den Maschinenmeister tödtet, aus der Novellenschablone stark heraus, ist sehr lebendig gesehen und eigenartig wiedergegeben, mit kleinen psychologisch feinen Nuancen, für die man damals meist keinen Blick hatte. Die Arbeit fand Heyse's Beifall, und was Ilse Frapan wohl noch mehr bedeutete, auch den Vischer's, wie sie in ihren ‚Erinnerungen' erzählt. Man erkennt auch in der That schon hier ein Talent, das Eignes hat und seinen eigenen Weg bei größerer Reife sicherer gehn wird. Zwar die Handlung ihrer Novellen und Skizzen unterscheidet sich auch in späterer Zeit oft nur wenig von den konventionellen Novellenhandlungen. Im Unterschied zu Heyse und manchen älteren Novellisten, die sich gerade auf die Führung einer eigenartigen Handlung verstehen und gern an ihr die Menschen sich enthüllen und entwickeln lassen. Aber, daß Ilse Frapan derlei selten gelingt, ist, wenn man will, gerade ein moderner Zug an ihr, denn die modernen Dichter verstehen sich darauf überhaupt nicht sonderlich. Vielleicht können sie sich gar nicht darauf verstehen, weil ihre Kunstheorien und ihre Lebensanschauungen dem entgegen sind. Die Lust am Erzählen ist heute jedenfalls viel geringer als die Lust am Zerlegen und Zergliedern. Ein Stück Bourget steckt in uns allen. Nur bei Maupassant ist das anders. Ich halte ihn für den einzigen modernen Novellisten, der außer vielem andern auch gut zu erzählen weiß. Man kann daher zuweilen von seiner ‚altmodischen Novellentechnik' lesen und reden hören, was dafür spricht, daß wir uns glücklich wieder einmal aus der Noth eine Tugend, aus einem Mangel einen Vorzug heraustheoretisirt haben.

Wenn ein moderner Dichter wirklich einmal erzählen will, bekommt die Handlung, die er zu führen sich bemüht, leicht etwas Abruptes, in sich Uneinheitliches und damit Unwahrscheinliches, und zwar namentlich an den entscheidenden Stellen. Die Aelteren und Maupassant dagegen sehen es gerade darauf ab, auch das scheinbar Unerwartetste und gerade an den entscheidenden Punkten der Erzählung so zu bringen, daß es sich als ein innerlich nothwendiges Glied in der Reihe der Begebenheiten darstellt, durch das die Kette weder nach rückwärts noch nach vorwärts gesprengt wird. Je vollkommener das gelingt, um so größer erscheint ihre Kunst. Je mehr es mißlang, um so strenger ging auch die frühere Kritik mit einem solchen Werk ins Gericht. Wie sehr es mißlingen kann, und was dann aus dem ‚Erzählen' wird, zeigt wohl keine Erzählung so wie Hebbels: „Die Kuh". Wir urtheilen heute anders darüber. Sonst müßten wir auch gar zu viel verurtheilen. Auch bei Ilse Frapan finden wir Geschichten, deren Handlung an Brüchen und Rissen leidet, wo namentlich am Ende ein Trumpf ausgespielt wird, der die Erzählung sprengt. — So z. B. in „Abgründe" (in dem Band ‚In der Stille') und „Monika" (in ‚Bittersüß'). Gerade hier aber, will mir scheinen, hat sich die Schriftstellerin besonders um das spezifisch Novellistische gekümmert und bemüht. Der Schluß dieser Erzählungen ist gewiß unerwartet genug, aber nicht innerlich nothwendig. So sehr ich denn die Vorzüge dieser Novellen nicht eigentlich im Novellistischen, sondern in den Naturschilderungen und in der Menschendarstellung. Je weniger Novellistisches im gewöhnlichen Verstand sie haben, um so lieber sind sie mir. Vor allem finde ich einige kleinere Skizzen und Genrebilder ganz vortrefflich. Wenn sie z. B. eine Hamburger Kleinbürgerfrau selbst ihr Leben erzählen läßt, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, kommt ein prächtiges Charakter- und Lebensbild heraus. Besonders hoch stelle ich da: „Hab' ich Recht oder nicht?" (‚Zu Wasser und zu Lande') und „Aus der Theelaubenzeit" (‚In der Stille'). In ihrer Art meisterliche Sachen. So ganz aus dem Denken und Fühlen dieser Frauen zu schreiben, und sie selbst sammt all ihren Lebensperspektiven nur durch ihr eigenes Erzählen zu charakterisiren, dabei aber deutlicher und umfassender als durch eine weitläufige Umschreibung ihres Aeußeren und Inneren, dazu reichen exakte Beobachtung, gutes Gedächtniß und ein Notizbuch nicht aus, dazu gehört Intuition. Wenn auch keine heraische, weltumspannende, so doch eine echt künstlerische. So gut wie zu einem Bildchen von Mieris. Derartige kleine Kunstwerke verdanken wir ihr nicht wenige. Ich denke da noch an Mamsell Biene in der Geschichte gleichen Namens (‚In der Stille'), diese überbescheidene Näherin mit dem großen Herzen in dem engen Leben, deren Schicksal so rührend ist, ohne sentimental zu werden, was leicht hätte geschehen können, es brauchte nur ein wenig an künstlerischem und menschlichem Takt zu fehlen. Ferner an die Madame Bydekarken und Frau Alterding in „Hand in Hand Ausersteben" (‚Zu Wasser und zu Lande'), an die alte Frau Doktor Röslin in „Weiße Flamme" („Flügel auf!"). Ein künstlerisch überaus heikler Stoff, den zu bewältigen nicht leicht war. Frau Doktor Röslin ist nämlich eine alte, verwelkte, etwas überspannte Person, die sich in einen jungen Studenten verliebt, wie es von Natur nur einem Backfisch erlaubt ist. Wie Ilse Frapan diesen an sich fast widerlichen Stoff anfaßt und ausgestaltet, sei nicht verrathen. Man soll das selbst lesen. Mehr ins Humoristische schlägt „Phitje Ohrtens Glück" (‚Wehrlose'). Phitje Ohrten hat nämlich in der Lotterie gewonnen, was sie ‚Du'n Dodlachen' findet. Alles gibt sie her für ihre Hausgenossen, und als nichts mehr da ist, verdient sie ihr Brot rüstig weiter als Wäscherin, wie wenn gar nichts geschehen wäre. Wie niederländische Maler gemalt, bald derb und übermüthig, bald wieder etwas weicher und nachmüthig, aber immer voll Lebendigkeit und innerer Naturwahrheit, so erzählt uns Ilse Frapan diese Geschichten. Und neben den alten Frauen gelingen ihr, der Frau, ebenfalls sehr gut die Kinder. Kinder aller Art, frühreife Straßenjungens, all die niedlichen, kleinen Mädchen und insbesondere der kostbare, kleine Bengel „Thedche Bolzen" (‚Zwischen Elbe und Alster'). Manche ihrer Backfische sind mir freilich zu konventionell. Dafür entschädigen dann wieder andere wie das gar so ernsthafte, hausmütterliche Mariele in der schwäbischen Geschichte „Was Gottes Wille ist" (‚Enge Welt') und Annita, Adelheid und Adolf in der Hamburger Geschichte „Der erste Blick hinter die Coulissen" („Flügel auf!"). Nur eine Frau von scharfem Blick und starkem Mitempfinden vermag so lebendig und warm Kinder und alte, alleinstehende Frauen, die seit der Familienblattlitteratur sehr in Mißkredit kamen, uns nahe zu bringen. Kein Wunder, daß eine solche Frau Ohr und Stimme hat

Digitized by Google

für das, was man insbesondere sozial und Frauenfrage nennt.

Es gibt unter der Fülle ihrer Geschichten einige, die sich direkt und ausschließlich mit dem „Sozialen" befassen. Ich nenne hier nur eine, um nicht weitläufig zu werden und um für ihre Art der litterarischen Behandlung der Frauenfrage etwas Raum zu gewinnen: die ganz kurze und ergreifende Skizze „Wie steh'n wir?" (‚In der Stille'). Durch die Novellen und Skizzen, in denen irgendwie an die Frauenfrage gerührt wird, lernen wir Ilse Frapan nicht nur als Frau von scharfem Blick und starkem Mitempfinden, sondern auch als Frau von außerordentlich leidenschaftlichem Temperament kennen, das sie nicht immer so bändigen kann, wie es für den rein künstlerischen Werth dieser Erzählungen gut wäre. Es geht ihr da wie vielen ihrer Kolleginnen. Sowie dies Thema angeschlagen wird, verlieren sie das ruhige Blut und die künstlerische Contenance. Kein Wunder, denn das brennt ihnen am heißesten auf der Haut. Es müßte auch eine merkwürdige Frau von heute sein, der das Herz bei diesem Gegenstand nicht so in Wallung käme, daß die Feder zuweilen unsicher wird, leidenschaftlicher und schwärzer schreibt, als der gerade zu behandelnde Gegenstand verlangt. Außerdem gilt es hier, Zeitprobleme zu gestalten und nicht Menschen oder Zustände darzustellen. Es sind ihrer aber nie allzu viele gewesen, die so viel künstlerische Fülle und so starke Anschauungskraft besaßen, daß nicht hier und da das Gerippe durchsieht, daß man sich nicht ab und zu an nackten, dürren Knochen stößt, wenn sie Zeitproblemen sich hingaben. Vischer hat darüber zu Ilse Frapan einmal gesagt: „Der Dichter soll nur vergegenwärtigen, nichts erklären, nichts begründen und nichts lehren. . . . . Problem? Schon das Wort ist gefährlich und bezeichnet, daß hier kein Kunstwerk geplant ist, sondern eine psychologisch-philosophische Untersuchung. Das alles ist didaktisch. Halten wir uns an Aristoteles, der sagt, der Dichter solle baldmöglichst einen Mann vorführen, der statt seiner das Wort ergreift."

Daran ist gewiß etwas Richtiges, namentlich wenn es sich um Zeitprobleme und Zeittendenzen handelt. Selbst einer so starken dichterischen Natur wie Helene Böhlau ist es dabei im „Halbthier" nicht gut ergangen.

Nun, in den kleineren Erzählungen von Ilse Frapan, soweit sie an die Frauenfrage rühren, fällt dieser Mangel nur selten auf, kommt das meiste noch rund und voll Leben ohne dürre Abstrakta und Abstraktionen heraus. Am wenigsten behagt mir da „Abgründe" (‚In der Stille'). Senta, eine Sängerin, liebt Rudolf, der verlangt, daß sie der Ehe mit ihm ihre Kunst opfert. Mir scheint nun, der tragische Schluß der kleinen Geschichte, daß sich nämlich Senta in einen Abgrund stürzt und Rudolf dann hinterdrein, ist nicht in Art und Wesen der beiden Leute begründet, sondern durch die Tendenz, das Problem, wie es Ilse Frapan möglichst deutlich ad oculos demonstriren will und deshalb möglichst kraß hinpatzt. Gewiß, in der Situation der beiden können sich Abgründe aufthun, nur gehören zwei andere Leute dazu als diese Senta und dieser Rudolf, der ein so unselbständiger Gesell ist, daß im Grunde die Abgründe nur auf Meinungsverschiedenheiten hinauslaufen, die Senta leicht zu ihren Gunsten schlichten könnte bei diesem Mann, wenn es Ilse Frapan der Tendenz, dem Problem zu lieb nicht anders beschlossen hätte. Auch ist Senta — eine Sängerin, die also doch schon ein wenig vom Leben weiß — so blindwüthig, backfischmäßig verliebt, daß ihr Ende mehr wie ein dummer Streich aussieht, dem Menschen im Pubertätsalter zum Opfer fallen mögen, jedenfalls nicht wie eine That, wie etwas Großes. — Das, was wir für gewöhnlich Frauenemanzipation nennen, das Streben der Frau, gleiche Rechte für sich zu erlangen, also auch vor allem das Recht auf gleiche Bildung mit dem Mann, behandelt ohne falsche Bitterkeit, ja sogar mit einigem Humor die Geschichte „Symbiose" (‚Flügel auf!'). Durch den Briefwechsel zwischen Lisbeth Markwort und Axel Lorenzen, dem das Glück, studiren zu dürfen, einfach in den Schoß fällt, weil er ein Mann ist, während dies Glück für Lisbeth fast unerreichbar erscheint, bloß weil sie ein Frauenzimmer und noch dazu eine Pastorstochter, wird das Problem in einem individuellen Fall deutlich und in seiner Besonderheit aufgezeigt. Nur so weit, als es für diese beiden Menschen in Betracht kommt, und nur so, wie es diese zwei jungen, unerfahrenen Menschen fassen und fühlen können. Das wirkt künstlerisch echt und deshalb fesselt es. Am meisten unter diesen Novellen schätze ich „Sie" (‚In der Stille'), eine Ehegeschichte, psychologisch fein, wenn auch der Mann nicht immer ganz glaublich, ohne viel tendenziösen Lärm und doch tief ergreifend. Frau Sophie, die „Sie", meint gegen Schluß: „Kann man überhaupt den einzelnen Mann verantwortlich machen? Ihre Erziehung, ihre brutalen Gewohnheiten, ihre Herrenstellung überall — da liegen die Wurzeln unseres Frauenelends! Ach, und die Natur! ist nicht selbst die Natur gegen uns? . . ."

Man sieht, so ganz obenhin im üblichen Sinn stellt sich Ilse Frapan nicht zu ihrem Problem.

Von der Ehe handelt im Grund auch ihr Roman: „Die Betrogenen", der in Zürich unter Studenten und Studentinnen spielt. Ich halte das Buch höher, als es gemeinhin von der Kritik geschah. Es hat einen guten epischen Gang, wie es sich für einen Roman gehört und doch nicht immer gefunden wird; es stockt nicht und schweift nicht ab und besitzt doch auch den breiteren Fluß in Schilderungen und Begebenheiten. Es zeigt sich in ihm also, daß Ilse Frapan auch zum Roman Talent hat, das ausgesprochenen Novellisten häufig abgeht. Ich brauche nur an Heyse zu erinnern. Die zwei Hauptpersonen, Sibylle und Rudolf, die sich lieben lernen, versuchen zuerst, in freier Liebe zu leben. Aber sie sind nicht stark genug dazu. Am Ende verehelichen sie sich halt gut bürgerlich. „Sie hatten die alten Formen mit Füßen getreten, aber die neuen waren ihnen das Glück schuldig geblieben, auf das sie gehofft hatten . . . . Nun waren sie froh, in die alte, langgediente Hürde zu kriechen und stolz auf die Idee, als hätten sie das Funkelnagelneuste entdeckt. Wie weich, wie behaglich, wie gerade und licht der ausgetretene Weg vor ihnen lag!" Diesen Zettel läßt Ilse Frapan leider ihrem Roman zum Schluß aus dem Munde hängen. Das ist überflüssig und unkünstlerisch nach meiner Meinung. Frau Frapan wird mir freilich einwenden, daß man trotzdem die Tendenz des Romans mißverstanden hat und sie dahin auslegte, als ob das Buch in einer Verherrlichung der Ehe ende. So kann aber nur ein sehr flüchtiger Leser urtheilen oder eine Frauenrechtlerin, die so fanatisch und verrannt ist, daß ihr selbst dieser Zettel noch nicht heftig genug gegen die bürgerliche Ehe lockt. Diese Ehe gilt der Verfasserin als veraltet und deshalb für etwas, das überwunden werden muß. Weil nun Sibylle und Rudolf sie trotzdem eingehen, ärgert sie sich sozusagen über sie und hängt ihnen schnell noch eins an. Sie läßt Sibylle sagen: „Vergiß nicht, daß wir elektrische Klingeln haben müssen, besonders hinauf in die Mädchenkammern." Sie läßt dann das Buch schließen mit den Worten Rudolf's: „Was meinst Du, wir laden doch auch unsere Alten zur Hochzeit? Ich denke, das würde jedenfalls einen sehr soliden Eindruck machen." Dieser Schluß ist nicht nur überflüssig, sondern direkt schädlich und ein Unrecht gegen die beiden Hauptfiguren, denn wenn sie so trivial enden, sagt man sich, daß unter den beiden Löwenhäuten von jeher überhaupt nur zwei Fiel steckten. Hier spielt eben die Tendenz der Künstlerin einen üblen Streich, wie sie das gerne thut, wenn man sich von ihr zu sehr gefangen nehmen läßt. Trotzdem schätze ich den Roman hoch, und die Verfasserin erleichtert mir das, indem ich mir einfach die letzten anderthalb Seiten wegdenke.

In „Wir Frauen haben kein Vaterland, Monologe einer Fledermaus", berührt sich das Thema mit dem von „Symbiose". Nur ging Ilse Frapan inzwischen dabei der Humor aus, was man ihr nicht verdenken kann. Sie hat in Folge ihres Züricher Lebens deutlicher und tiefer hineingesehen in die Kämpfe mancher Studentin, die gegen den Willen ihrer Eltern und ohne ihre pekuniäre Unterstützung studiren ging, in all die äußeren und inneren Nöthe

Digitized by Google

einer solchen Existenz und die mancherlei Brutalitäten von Studenten und Dozenten. Man möchte der Verfasserin dieses Buches gar oft die Hand drücken für ihren tapferen Sinn und ihren hohen Idealismus. Man kann ihr auch die Hand drücken für manch ausgezeichnet Gestaltetes, künstlerisch Werthvolles. Aber man muß doch auch sagen: Wenn die Hamburgerin Lilie Halmschlag die bittere Erfahrung macht, als ihre pekuniäre Noth am höchsten, daß der Hamburger Staat weder private noch staatliche Stipendien für studirende Frauen zu vergeben hat, so ist es von Lilie Halmschlag und Ilse Frapan etwas sehr weit gegangen, dann gleich auszurufen: Wir Frauen haben kein Vaterland! Woher soll denn der Hamburger oder sonst ein deutscher Staat für solche Zwecke schon Stipendien bereit haben, da das Bedürfniß danach noch nicht gerade sehr alt ist? Daß das der Fall, bedauere ich für meine Person sehr, und meinetwegen soll auch der Teufel den Egoismus der Männer holen, die es nicht früher laut werden ließen. Aber wenn ein neues Bedürfniß kommt, gleich zu verlangen, daß auch schon Stipendien zu seiner Befriedigung da liegen, das heißt denn doch etwas reichlich die Historie verkennen. Ferner ist das Stipendiatenwesen im allgemeinen überhaupt kein Glück, weil es fast nie den Richtigen trifft, sondern fast nur das Universitätsproletariat fördert . . . Dafür sind die Frauen doch wirklich zu schade. Und drittens und letztens ist unsere Lilie, wenigstens nach ihren Aufzeichnungen zu schließen, kein solches Ingenium, daß es schade um sie ist, wenn sie der Wissenschaft verloren geht. Ein prächtiges, liebes Mädchen, aber kein großer Intellekt, scheint mir. Studirte Dummköpfe männlichen Geschlechts gibt es doch genug, muß es auch noch solche weiblichen Geschlechts geben nur der Gleichberechtigung zu liebe? Auch dazu sind mir die Frauen zu schade. Lilie Halmschlag wird Arbeiterin, geht zur sozialdemokratischen Partei. Gut. Hoffentlich heirathet sie dort. Noch besser. Denn sie kann einen Mann glücklich machen, und wenigstens in der sozialdemokratischen Partei gibt es gewiß noch Männer, die auch eine Frau glücklich machen können. So hat denn auch hier wieder, nach meiner Meinung wenigstens, die Tendenz der Künstlerin einen Streich gespielt. Wenn ihre Geschichte beweisen sollte, was sie beweisen will, mußte ihre Heldin keine Lilie Halmschlag sein, sondern eine George Sand, eine Stael oder dergleichen. Ich halte es für das einzige Glück der augenblicklichen Situation, was dieser aber keineswegs zum persönlichen Verdienst angerechnet werden soll, daß es wenigstens den Frauen noch erschwert ist, sich zum studentischen Proletariat heranzubilden. Männer ohne besonderen wissenschaftlichen Trieb sollten Bäcker und Brauer werden, Frauen derselben Art sollen heirathen Beides hat trotz allem noch einen goldenen Boden, wenigstens im Vergleich zu jenem Proletarierthum. Auch soll damit gegen keinen der drei Berufe etwas Abfälliges gesagt sein. So sehr ich persönlich zu der Tendenz dieses Buches stehe, so sehr bedauere ich es, daß Ilse Frapan hier die künstlerische Besonnenheit mit dem Herzen durchgegangen ist, wenn ich es auch rein menschlich nur zu verständlich finden muß. Es gibt halt nichts Vollkommenes auf dieser Welt und kaum ein Schriftsteller wandelt ungestraft unter solchen Zeitproblemen.

Etwas anders stellt sich ihr letztes und beachtenswerthestes Buch dar, der Roman: „Arbeit". Es ist zwar kein durchaus einheitlicher Organismus aus ihm geworden, trotzdem er nur einen Helden hat, sondern zerfällt in drei nach Stil und innerer Art leicht trennbare Theile, wo bei nur kleinen Veränderungen jeder für sich allein leben und wirken könnte, weil die Entwicklungen die die Heldin durchmacht, nicht so sehr in ihr selbst als in ihrer Dichterin liegen; aber diese drei Theile sind eben jeder für sich und auch in ihrem Nebeneinander werthvoll. Durch eines sind sie auch innerlich verbunden: durch die Persönlichkeit, die sie zusammengefügt. Der erste Theil ist die beste, künstlerisch reifste Novelle, die Ilse Frapan-Akunian bisher geschrieben, überhaupt eine der besten neueren Novellen. Josefinens Mann, den sie liebt, ist wegen Sittlichkeitsvergehens ins Zuchthaus gekommen. Auf fünf Jahre. In diesem Moment setzt der Roman ein, und diese schreckliche Situation enthüllt sich uns nach allen Seiten hin, in all ihren Wirkungen auf Josefa und ihre Umgebung im ersten Buch des Romans, dramatisch aufgebaut, fortreißend, ans Herz gehend. Der Charakter der Frau steht deutlich da. Auch den ihrer Kinder sehen wir schon im Keime. Und noch einen prächtigen Menschen lernen wir kennen: Josefinens Vater, den alten, wortkargen, seelisch und moralisch so grad gewachsenen Plattner, eine Prachtgestalt. Fünf Jahre Zuchthaus! Was thun während der Zeit? Und was wird werden, wenn sich das Zuchthaus Georges, ihrem Mann wieder öffnet, von dem sie sich nicht scheiden lassen will, nicht scheiden lassen kann? Nicht daran denken! Aber wodurch das erreichen? Arbeiten, studiren, einen Beruf ergreifen! „Arbeit, mein Opium" war der Roman überschrieben, als er zuerst in einer Zeitschrift erschienen. Als Betäubungsmittel gilt ihr die Arbeit zunächst. Josefa studirt in Zürich. Ihr Mann war Arzt. Sie studirt Medizin.

Hier beginnt der zweite Theil des Romans, der seinem Gegenstand nach viel Verwandtes mit „Wir Frauen haben kein Vaterland" besitzt. Nur ist in diesem, ihrem letzten Roman „Arbeit" alles weiter und tiefer angelegt, ein Kulturbild aus dem Universitäts-, besonders Studentinnenleben unserer Zeit. Dabei doch immer von der einen, tapferen Frau Josefa aus gesehen. Alle Schmerzen muß sie durchmachen, die eine solche Situation für eine Frau mit Kindern bringen kann. Alle Konflikte, die sich daraus ergeben, erduldet sie. Aber auch all das Schwere, das gerade das medizinische Studium für eine rechte Frau hat, bleibt ihr nicht erspart: Anatomie, Roheit, Schamlosigkeit und noch Schwereres: das Doktern am lebendigen, zuckenden Fleisch, die Kliniken. Und dann das allerschwerste: Der Zweifel am wahren, höheren Nutzen dieses ganzen medizinischen Betriebes. Schon Lilie Halmschlag wird ab und zu stutzig an dem sittlichen Werth ihres Studiums, der Jurisprudenz. Aber der kleinen Lilie glaubt man das nicht recht. Da redet Ilse Frapan statt ihrer. Frau Josefa aber glaubt man auch diese Schmerzen und fühlt sie mit ihr. „Die Humanität erforderte, daß die Glastiiche zum Abschneiden der zerschmetterten oder verfaulten Arme und Beine von Glas und Eisen seien, daß die Aerzte große Gehälter bekämen, und daß die guten, hoffnungslosen Pflegerinnen gestärkte Häubchen trügen, aber keinem fiel es ein, daß die Humanität eigentlich erforderte, daß man Mittel ausdächte, wie alle diese so außerordentlich human aussehenden, grausig-appetitlich sich darstellenden Dinge und Personen überflüssig zu machen seien."

Man glaubt, die Stimme des Tolstoi der „Auferstehung" zu hören. Nur tönt sie leidenschaftlicher, lauter aus diesen Seiten voller Klage und Anklagen einer in ihrem innersten sittlichen Empfinden schwer verletzten, enttäuschten Frau. Die Kreise, die von diesen Anklagen am nächsten betroffen werden, ärgern sich natürlich darüber. Man kann sich denken, daß bestimmte Gruppen in Zürich nicht sonderlich erbaut davon sind, um so weniger, als nur zu viel Berechtigtes daran ist. Man wird von Ueberspanntheit und Verdrehtheit reden und jeden Satz des Romans gegen die Verfasserin ins Feld führen, als handle es sich um eine Dissertation. Als solche wäre die ganze Sache natürlich verfehlt. Nun, es ist vielleicht der größte Segen, den weibliche Studenten dem Universitätsbetrieb bringen können: Kampf gegen das Spezialistenthum, gegen die Verwechslung von Mittel und Zweck, eine starke Reaktion des sittlichen Gefühls gegen all das durch Sitte und Gewohnheit fast sittlich gewordene Unsittliche. Dazu gehört Subjektivität und Idealismus, zwei Dinge, in denen die Frauen stärker sind als die Männer. Freilich dürfen die Studentinnen nicht auch so verfachsimpeln wie manche ihrer männlichen Kollegen. Dagegen ist dieser Theil des Buches eine treffliche Peitsche. Wohl bekomm's ihnen allen! — Und Josefinens Kämpfe gehen weiter. Die Mutter hat zu leiden unter der Art ihrer heranwachsenden Kinder, namentlich des Sohnes Herrmann, der dem Vater nachartet. Ihn und

Digitized by Google

seine Entwicklung hat die Dichterin vortrefflich gezeichnet. Die Gattin hat zu leiden unter der Art ihres durch das Zuchthaus völlig um alles Gleichtgewicht gebrachten Mannes. Auch er ist schauerlich wahr gesehen und wiedergegeben. Aber ein anderer Mann trat inzwischen in ihren Kreis: Hoaanneſſian, ein älterer armenischer Student. Er bestimmt Stil und Ton des dritten Theils von „Arbeit". Hier verläßt Frau Frapan-Akunian ein wenig diesen Globus und malt mit viel unirdischen, himmlischen Farben. Es kommt ein Idealbild heraus, das nicht mehr recht greifbar ist und sich beim näher Zusehen verflüchtigt wie ein schöner Regenbogen, den sie da zu Häupten ihrer Heldin als Trost und Stütze ausgespannt hat. Mir fällt der Idealmann im „Haldthier" ein, der einem auch unter den Fingern zergeht, so wenig Fleisch und Blut besitzt er. Künstlerisch gesehen, kann einem zuweilen angst und bange werden vor solchen Schwanenrittern, denen fast alles Irdische fremd ist. Psychologisch ist es doch sehr interessant, daß auch so moderne Frauen, wenn sie den Mann zeichnen, wie er ihrer Meinung nach sein oder werden soll, solche Abstrakta in die Wolken projiziren. Es liegt etwas Ergreifendes darin, um so ergreifender, wenn man annehmen muß, daß die Konkreta zu diesen Abstrakta unter uns wandeln. Dies Plus an Idealisirungsvermögen bei der Frau kann dem augenblicklichen Minus bei uns Männern nur wohlthun. In der Liebe zu diesem Havanneſſian lösen sich die Dissonanzen in Josefinens Seele. Das Vorhandensein dieses idealen Menschen läßt sie wieder an das Ideal glauben und gibt ihr die Gewißheit der Entwicklung zur Vollkommenheit trotz aller Mißklänge der Gegenwart.

Eine achtunggebietende Lebensleistung liegt in diesen sechzehn Bänden vor. Eine Frau von großem Talent spricht aus ihnen, eine moderne Frau, voll Impulsivität, idealistischem Schwung und zugleich doch scharfer Beobachtungsgabe. Man muß Respekt haben vor diesen Gaben und vor dieser Persönlichkeit.

München. Kurt Aram.

In Loyola.*)

I.

Mein baskischer Gefährte und ich haben den Expreß von Sankt Sebastian nach Madrid genommen und langen gegen Abend bei Sonnenuntergang in der kleinen Stadt Zumarraga an, wo wir eine Stunde verweilen müssen und auf den Wagen warten, den man für uns beschafft, um uns in das Land des heiligen Ignaz zu führen.

Laue, südliche Herbstluft, überall die Melancholie der sterbenden Natur.

Unmäßliche Traurigkeit beschleicht mich, wie ich in der Dämmerung des Oktaberabends durch diese alte, abgelegene, unbekannte Stadt wandele, wo man eine fremde Sprache spricht, und die, umgeben von hohen Bergen, abgeschieden ist von der übrigen Welt.

Ziellos irren wir umher. An einem Fenster in einer engen, dunklen Straße plappert ein brasilianischer Papagei.

„Ich wette, der spricht auch baskisch," sage ich zu meinem Gefährten.

„O! das ist sehr gut möglich," antwortet er und lauscht:

„Ja, in der That," bestätigt er lächelnd, ich höre, daß er sagt: „Jacquo ederra" (Jakob hübsch).

Zum zehnten Mal kommen wir an dem Kirchplatz vorüber. Ein viereckiger Platz, umgeben von alten, verfallenen Häusern, mit vorspringenden Dächern, reich mit Stuck verzierten Balkons und Wappenschildern.

Die Kirche ist aus röthlich braunem Gestein, riffig und verwittert.

Rings um den kleinen Ort ragen hohe, steile Berge aus demselben röthlichen Felsgestein wie die Kirche in den blassen Abendhimmel.

Auf dem freien Platz ist ein marmorener Brunnen. Von Zeit zu Zeit kommen junge Mädchen und füllen ihre Wasserkrüge. Auch eine Statue steht hier, deren weißer Marmor sich grell von der Umgebung abhebt: ein Greis mit begeisterter Miene, der in den Händen eine Guitarre hält — es ist Iparraguire, der seltsame, fahrende Musikant und Komponist vieler aufrührerischer Vaterlandslieder und Liebesgesänge.

Eine Inschrift in dieser tausendjährigen Sprache, die der Fremde niemals erfaßt, kündet, daß das baskische Land mit diesem Denkmal dem letzten ihrer Barden huldigt.

Dies Volk hat bis auf den heutigen Tag seinen Charakter bewahrt, weder Frankreich noch Spanien haben trotz der vielen Jahrhunderte vermocht, es sich völlig einzuverleiben.

In der Ferne beginnt eine schrille Flöte zu klagen, begleitet von einem Tambourin in abgerissenen, fast arabischen Rhythmen.

Es kommt näher — es ist eine Hochzeit, eine sehr bescheidene Hochzeit, die schnell, fast laufend, nach dem Takte der Musik daher kommt.

Auf dem Platz bleibt der kleine Zug stehen, und die Leute beginnen zu tanzen in dem Reigen des fallenden Laubes, das der Wind umherwirbelt.

Es sind ihrer fünfzehn, die da tanzen, und wir beide anfangs die einzigen Zuschauer.

Das Tambourin und die Flöte spielen eine schnelle, laute Weise, eine jener eigenartigen Weisen, die all unsere Begriffe von Rhythmus verwirren. Alle zusammen beginnen nun einen außerordentlich verwickelten Tanz mit wilden Sprüngen und Schreien — ein alter, alter Tanz, der bald vergessen sein wird.

Zwei oder drei Mädchen kommen vorbei mit ihren Krügen auf dem Kopf, um Wasser am Brunnen zu schöpfen; der Bräutigam, ein Bursch von achtzehn Jahren, lädt sie ein, am Tanze theil zu nehmen.

Kinder laufen herbei, einige Neugierige sammeln sich um die Tanzenden — der Kreis vergrößert sich, und dieses Fest der Armen erscheint jetzt weniger traurig in der sinkenden Nacht, inmitten dieser düsteren Scenerie.

Um fünf Uhr bringt man unseren Wagen, eine Halbchaise mit Lederverdeck und zwei Pferden bespannt, an deren Hals eine Unmenge kleiner Schellen lustig klingeln.

Wir sind sofort draußen auf weitem Felde und bald von dunkler Nacht umgeben — eine Nacht so lau wie im Sommer.

Anderthalb Stunden fahren wir in scharfem Trab durch die Thäler und Schluchten, vorbei an unzähligen Sturzbächen, die wir nicht sehen können, aber deren Gebrause das Schellengeläute übertönt.

Ein weicher Südwind wirft uns unablässig fallende Blätter ins Gesicht.

Endlich machen wir Halt vor einer monumentalen „fonda". Wir sind angelangt. Auf der andern Seite der Straße erhebt sich das mächtige Kloster des heiligen Ignaz — eine dunkle Masse in der Finsterniß. Kein Haus ringsumher; die „fonda" und das Kloster, weiter ist nichts in Loyola.

Die „fonda" ist sehr alt, mit schmiedeeisernen Treppen und Rampen wie bei einem Palast.

Wie in allen Gasthäusern in Spanien spürt man sofort beim Eintritt den durchdringenden Geruch der Speisen und des Oeles.

Die Leute dort verstehen weder spanisch noch französisch, nichts als die Sprache des Landes — baskisch.

Bei Tisch ist niemand als ein alter Priester gegenwärtig und wir. Aber es scheint, als man vor kurzem den neuen General der Jesuiten gewählt hat, waren all die

*) Autorisirte Uebersetzung von Gertrud Savić.

großen Säle gefüllt, von allen Seiten waren Fremde herbeigeströmt, selbst aus Rußland und Polen.

Die „fonda“ ist beinahe ein heiliger Raum. Fromme Bilder hängen an allen Mauern, und an den Treppengängen entlang verbieten große Inschriften „das Schwören und Fluchen“.

II.

Wie ich in Loyola erwache, dringen die Sonnenstrahlen durch die Fensterläden.

Das große Zimmer, in dem ich schlafe, ist mit Kalk geweißt, sehr kahl und leer, nur einige Heiligenbilder und ein kleiner Weihwasserkessel hängen an der Mauer.

Die ganze Nacht hindurch höre ich das seltsame silberne Läuten der Klosterglocken und das Geräusch eines Sturzbaches draußen in der Landschaft.

Heute Morgen weckt mich die Stimme einer Dienstmagd aus der „fonda“. Sie singt auf der Treppe eines dieser eigenartigen, baskischen Lieder von Yparraguire, dessen Standbild ich gestern auf dem melancholischen Platz in Zumarragua gesehen habe.

Weit öffne ich der Sonne mein Fenster: der köstliche Morgen eines südlichen Oktobertages. Wenn die goldenen und röthlichen Töne der Bäume nicht wären, nicht all dies todte Laub den Rasen bedeckte, so könnte man glauben, es sei ein sommerlich warmer Augusttag.

Die Lage ist wunderbar gewählt: eine kleine Ebene, die einzige, die man weit und breit in der Runde findet. Sie ist fruchtbar wie ein Garten, von einem sprudelnden Bach durchschnitten und geheimnißvoll eingemauert zwischen die hohen, wilden Berge, die dies Fleckchen Erde von der übrigen Welt abschneiden.

Das silberne Plätschern des Baches ist das einzige Geräusch in der feierlichen Stille ringsumher.

Vor meinen Blicken ragt das Kloster des heiligen Ignaz, das Nest der Jesuiten, wie ein mächtiger Herrscher empor — gigantisch und prächtig in dieser Einsamkeit.

Ein ungeheurer, imponirender Bau, grau und düster und eigenartig — von überwältigender Pracht in diesem Landstrich, der so einfach und primitiv geblieben ist.

Die Kapelle, von einer mächtigen Kuppel im Basilikastil gekrönt, liegt im Centrum der Hauptfassade, die sich zu beiden Seiten wie zwei große, düstere Flügel anschließt. Ein Säulengang erweitert sich zu einer prachtvollen Rotunde. Thüren und Säulen sind aus schwarzem und weißem Marmor; die breite marmorne Treppe, die hinanführt, ist mit Löwen und Statuen geschmückt. Davor herrliche Beete mit blühenden Chrysanthemen und friedliche Baumgänge. Seltsame Eigenheit: nirgends ein Verbot — nirgends eine Einfriedigung, man gelangt sogleich ins freie Feld auf die Landwege, wo die Bauern vorüberziehen.

Düstere Gedanken heften sich ungerufen an dies Nest des Jesuitenthums und der Inquisition. Beim Anblick dieses Klosters von Loyola, dessen Name allein etwas Bedrückendes hat, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, wieviel unerhörte Grausamkeiten früher hinter diesen Mauern in aller Stille dekretirt wurden, um dann nahe und fern und immer in größter Heimlichkeit und ohne Erbarmen ausgeführt zu werden.

Dieser ungeheure, prächtige Bau mit seiner schwerfälligen Architektur, seinem herrischen Aussehen, tief versteckt zwischen den Bergen, hat ganz die Physiognamie, die dem ursprünglichen großen Jesuitenthum entspricht.

Und dennoch — die trauliche Umgebung, diese Gärten, die aller Welt offen stehen, diese Blumen, die nicht einmal durch eine einfache Hecke geschützt sind, geben dem Ganzen ein einladendes, gastfreies Aussehen, das man nicht vermuthet hat.

Die Regel dieses Ordens ist sicher die erstaunlichste Verbildung des Christenthums, die je in einem menschlichen Gehirn entstanden ist, und so viel unendliche Liedlichkeit den Namen Jesu umgibt, so sehr klingt dieses Wort Jesuit, das davon abgeleitet ist, beunruhigend, eisig und hart ....

In den Baumgärten gehen die Arbeiter geschäftig ab und zu.

Durch die breiten Wege ziehen kreischende, schwere Holzwagen mit Ochsen bespannt und hochbeladen mit rothen und goldenen Cideräpfeln, die die Luft mit würzigem Duft erfüllen; Bauern gehen nebenher und singen ungenirt unter den hohen, grauen Fenstern ihre fröhlichen Lieder aus alter Zeit.

Wahrlich, rings um den Jesuitensitz athmet alles Wohlsein, Ueberfluß, Frieden und Sicherheit.

Wir verlassen die „fonda“, um im lachenden Sonnenschein durch die blühenden Beete des finsteren Klosters zu wandern.

Da öffnet sich eine Thür: es ist die Schulthür, wie es scheint, denn ungefähr dreißig kleine Knaben schlüpfen heraus, springen und schreien, und ein Alter im schwarzen Ordenskleid beeilt sich, über ihren Köpfen die Läden im ersten Stock zu schließen, damit die Knaben sich im traditionellen, baskischen Spiel „Mauer-Ballwurf“ belustigen können, ohne die Fensterscheiben zu gefährden.

Sie spielen einige Zeit, und ihre kindliche Fröhlichkeit klingt sehr reizvoll, angesichts dieser ernsten Mauern; dann zerstreuen sie sich im Freien, und die Stille kehrt zurück — die große, feierliche Stille der Felder. Niemand kommt mehr vorüber, denn es geht gen Mittag, die Sonne leuchtet immer glühender auf die Chrysanthemenbeete und die prachtvollen Marmortreppen.

Während ich auf diesen schönen, einsamen Rampen zur Kapelle hinansteige und meinen Blick bewundernd über den herrlichen Bau gleiten lasse, der in den leuchtenden, blauen Himmel ragt, spüre ich in tiefster Seele einen instinktiven Widerwillen — vielleicht den alten Hugenottengroll gegenüber dieser Gemeinde Jesu.

Nicht etwa, als ob ich all dem Bösen, dessen Fanatiker sie bezichtigen, Glauben schenkte — und übrigens, was wollte es besagen, wenn sie diese Verbrechen wirklich begangen hätten: eine menschliche Institution darf nur gerichtet werden nach dem Maß der Begeisterung, das sie in den Seelen geweckt hat, nach dem Maß von Trost und Illusion, das sie in der Welt verbreitet hat ... Aber diese Gemeinde Jesu, die nur vernichten kann, was sie in ihren strengen Schoß reißt — die ist in meinen Augen unfaßlich und fürchterlich zugleich in ihrer grausamen Unpersönlichkeit, die dem Ganzen zu Grunde liegt, und schrecklich in ihrer grenzenlosen Macht, in ihren finsteren, versteckten Handlungen ...

Die großen Thorflügel der Kapelle, die von unten bis oben mit Kupferornamenten beschlagen sind und reich verziert, sind so wohl geputzt, daß sie trotz ihres Alters einen Glanz der Neuheit haben. Keine Kirche der Welt hat so sorgfältig gepflegte Thüren.

Von vornherein empfängt man den Eindruck von „Reichthum, Beharrlichkeit und Dauer“.

Niemand ringsumher ... Wir versuchen sacht einen der geschnitzten Thürflügel aufzustoßen — er gibt nach und öffnet sich weit, es scheint selbst, als ob nichts ihn hielte, weder Schloß noch Riegel — und nun taucht vor unseren geblendeten Blicken die Pracht des Innern auf.

Eine ungeheure, runde Kirche. In der Mitte ein gewaltiger massiver, kreisförmiger Säulengang aus schwarzem Marmor, auf dem eine lichte Kuppel aus rosa und grauem Marmor ruht. Sie ist rund umher mit einer Reihe Wappenschilder geschmückt. Jedes liegt auf einem marmornen Königsmantel, dessen Außenseite ganz blasser rosa Marmor ist, während das Futter — wenn man so sagen darf — in einem sehr lebhaften rosa leuchtet. Das Ganze glänzt wie Porzellan, und über jeder der schwarzen Säulen, welche die Kuppel tragen, schwebt eine weiße Statue, die sich blendend abhebt von den prächtigen, entfalteten Königsmänteln.

Im Hintergrund der Kirche, dem Eingang gegenüber, ist das Allerheiligste, der Hochaltar — ein Wunderwerk aus braunem Achat. Um die mächtigen Säulenschäfte aus

Achat winden sich Guirlanden in Mosaik aus kostbaren Steinen. In der Mitte erhebt sich die Statue des heiligen Ignaz in Lebensgröße aus getriebenem, ziselirtem Silber.

Auch die Altäre in den Seitenschiffen aus grauem und braunem Marmor tragen wunderbare Statuen, deren vergoldete Gewänder sich herrlich abheben von dem weißen Marmor der Figuren. Nirgends eine Ueberladung. Ueberall strenges Maß bei all der Pracht. Ueberall natürliche Töne, Gold ist nur mit größter Diskretion angewandt in leichten Fäden und zarten Stickereien auf den Gewändern der Heiligen.

Und der ganze Raum ist in fast neuer Frische erhalten, unter der man dennoch das ehrfürchtige Alter der Dinge ahnt.

Alles glänzt, nirgends eine Spur von Staub, nicht einmal auf den dumpf schallenden Dielen, über die unser Fuß schreitet. Keine andere Kirche darf sich rühmen so in Stand gehalten zu sein wie diese, und schon diese üppige Sorgfalt allein gibt einen Begriff von dem Reichthum der Gemeinde.

Und immer noch niemand. Niemand achtete unserer, als wir durch die stets offene Thür in die Kirche traten. Die tiefe Ruhe, die Einsamkeit, der ganze herrliche Bau in dieser vergessenen Landschaft, hat etwas Geheimnißvolles, Märchenhaftes.

Sonderbar und unerklärlich erscheint mir vom rein menschlichen Standpunkt die Pracht der Klöster und Kirchen, deren Erbauung das Vermögen von Tausenden verschlungen hat, und deren Erbauer nicht mehr Genuß davon gehabt haben, als der Reisende, den der Zufall daran vorüberführt. . . .

Außer der Kapelle wollen wir gern das Kloster besichtigen, und als wir wieder im Freien angelangt sind, fragen wir einen der Bauern, wo wir klopfen müssen, um Einlaß zu begehren.

„O!“ sagt man uns, „das ist ganz einerlei, alle Thüren sind gut, denn überall kann man hineinkommen“, und damit stoßen sie die erste beste Thür auf, die sich sofort weit öffnet.

Ein wenig zögernd steigen wir, immer noch ohne jemand zu begegnen, bis in den ersten Stock. Hier stehen wir vor einem Saal, der an eine kleine asiatische Pagode oder an das Gemach einer Fee erinnert.

Die Decke ist außerordentlich niedrig, und um die mächtigen Balken, die wir mit der Hand erreichen können, winden sich kostbar vergoldete Akantusguirlanden. Der lange, niedere Saal erscheint wie ein Tunnel aus goldenen Blättern. Er ist in der Mitte durch ein goldenes Gitter getrennt — jenseits, vor den goldenen Reliquien, brennen zwei ewige Lampen in Rosenkuppeln verborgen.

Alles in dem Raum strahlt in sanftem, goldenem Glanz, und ein berückender Duft von Weihrauch erfüllt die Luft. . . .

Aber jetzt bewegt sich in einer Thür ein Guckloch — der „Judas“ — und zwei Augen schauen prüfend auf uns; dann wird die Thür geöffnet, und ein Jüngling von etwa achtzehn oder zwanzig Jahren mit angenehmem Gesicht im schwarzen Kleid der Jesuiten, den Fliegenwisch unterm Arm, einen Besen in der Hand, winkt uns lächelnd näher zu treten.

Er führt uns in ein prachtvolles, altes Gemach. Die Wände sind mit rothem Brokat ausgeschlagen, die Möbel sind aus Gold und geschnitztem Marmor. Er ist im Begriff, die Reliquien abzustäuben.

Er fragt uns, ob wir Franzosen seien.

Mein Reisegefährte, der in ihm einen Landsmann erräth, antwortet auf baskisch.

„Ja, ja,“ erwidert der Bruder, „Ihr seid Franzosen, aber aus der Euskual Herria“ (das baskische Vaterland). Er scheint sagen zu wollen: also sind wir Landsleute, und er wird sogleich zutraulicher.

Er erklärt uns, daß dies das eigene Gemach von Ignaz von Loyola war, und daß es ihm obläge, es in Stand zu halten.

Diese Knochen, die reich mit Edelsteinen ausgelegt sind, diese alten Stoffe in den Reliquienschreinen sind die Gebeine und Kleider des großen Heiligen.

Wenn wir das Kloster besichtigen wollen, — so sagt er immer mit demselben Vertrauen, das hier in der Luft zu liegen scheint, — so brauchen wir nur bis ins Erdgeschoß hinabzusteigen, uns zur Rechten zu wenden, dann zur Linken und an die zweite Thür zu klopfen, dort finden wir mehrere Patres, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, uns überall herumzuführen.

Wir gehen also hinunter und klopfen an die besagte Thür. Ein Bruder Pförtner schiebt den „Judas“ zur Seite, betrachtet uns ein Weilchen, dann öffnet er uns mit lächelnder Miene die Thür.

Wir betreten einen großen, hellen Raum.

Natürlich wird man uns alles zeigen, was wir zu sehen wünschen, — sagt er uns, — man wird sogar einen französischen Pater zum Führer wählen, wenn wir uns die Mühe geben wollen, uns zu setzen und einige Augenblicke zu warten.

Wahrhaftig! man kann sich kein gastfreieres Haus, keine liebenswürdigeren Wirthe denken!

Wenige Minuten darauf kommt der Pater, der uns führen soll, mit ausgestreckter Hand auf uns zu. Er hat ein gutes, offenes Gesicht, seine Augen haben einen freien, graden Blick, nichts, was man so landläufig unter „Jesuitenmiene“ versteht. Er ist herzlich, natürlich und vergnügt.

Das Kloster, in dem er uns ohne Ende umherführt, hat eine ungeheure Ausdehnung, ein wahres Labyrinth, in dem sich die jungen Novizen, wie er uns sagt, anfangs häufig verlieren. Mit seinen nackten, weißen Mauern gleicht es so ziemlich allen anderen Klöstern. Zu beiden Seiten der schier unendlichen Gänge befinden sich Zellen, mit einem herrlichen Ausblick auf die stille, wilde Umgebung. Ueber jeder Zellenthür steht der Name des Paters, der sie bewohnt. Viele französische, viele englische, viele russische Namen: Die Gemeinde Jesu erstreckt überall hin ihre mächtige, verborgene Hand.

Aber das Wunder des Ortes ist das alte feudale Schloß des heiligen Ignaz, wohin uns der Zufall zuerst geführt hatte.

Es ist eines dieser kleinen Geiernester aus dem spanischen Mittelalter, mit alterthümlichen Mauern, wunderlich aufgeführt aus Backsteinen und rothem Felsgestein. Es liegt eingefaßt wie ein kostbarer Edelstein in dem ungeheuren, unheimlichen Kloster, das daraus entsprossen ist.

Es wird so heilig gehalten, daß man in den Sälen, die daran gebaut sind, jene Mauern, welche noch zu dem alten Schlosse gehören, in ihrem ursprünglichen rohen Zustand gelassen hat, wie prächtig auch sonst die übrige Ausstattung des Zimmers sein mag.

Das große Alter des Schlosses läßt die Konstruktionen, die sich daran schließen, fast jung erscheinen, obgleich auch sie ein beträchtliches Alter besitzen. Inmitten dieses gigantischen Klosters erscheint es noch kleiner, als es in der That ist: es kommt einem vor wie ein Spielzeug, wie eine Kinderfestung.

Heilige Lampen brennen hier Tag und Nacht, und Weihrauchduft liegt unaufhörlich in der Luft. Die Jesuiten, die sich hier seit Jahrhunderten gesolgt sind, haben es sich zur heiligen Aufgabe gemacht, das Schloß von unten bis oben zu schmücken: Kapellen und Vergoldungen bis in die Ställe und fernsten Winkel. Der Saal mit der goldenen Lauddecke wie in einer Pagode, den wir zu allererst sahen, ist der frühere Ehrensaal des Schlosses, der wahrscheinlich einstmals sehr einfach war. Nun sind die alten, massiven Balken unter dem kostbaren Laudwerk verschwunden wie eine Reliquie in einem goldenen Schrein.

Loyola liegt zwischen zwei alten, baskischen, kleinen Städten, Azpeitia und Azcoitia. Beide typisch in ihrer starren Verschlafenheit, mit ihren alten, düsteren Häusern, ihren winzigen Läden und armseligem Handwerk. Beide haben Kirchen, die wie Loyola durch den irdischen Lauf des

Digitized by Google

großen Ignaz heilig geworden und selbst für spanische Verhältnisse mit ungeheurem Luxus ausgestattet sind.

Hinter dem Hochaltar in Aspeitia ist von der Diele bis hinauf in die hohe Kuppel alles mit goldenem Laubwerk bekleidet, das mit wahrhaft chinesischer Geduld tief in Holz geschnitzt ist.

In den beiden Städten, über denen heute eine heiße, drückende Herbstsonne brennt, scheint die Hauptindustrie zu bestehen in der Anfertigung von Alpargatos und Avarcas, Baskische Schuhe aus Schafleder, die nach alter Sitte wie Sandalen mit Schnüren um die Waden befestigt werden.

Besonders in Ascoitia ist es wirklich komisch anzusehen: überall längs der Straßen auf dem schmalen Trottoir sitzen in langer Reihe die „Alpargatiere" und arbeiten mit fieberhafter Hast, als ob die ganze Welt barfuß herumliefe und mit Ungeduld auf die Fertigstellung der Sandalen wartete. Die Leute nähen und klopfen mit wahrem Feuereifer, und die Riemenschuhe häufen sich um sie her zu kleinen Bergen an . . . . .

Dieselbe Kalesche, die uns in dunkler Nacht hierher geführt hatte, bringt uns heute bei herrlichem, warmem Sonnenschein nach Zumarragua zurück. Wir kommen an vielen schweren Ochsenkarren vorüber, die reich mit duftenden Aepfeln beladen sind und langsam dahinrollen auf ihren ächzenden, mächtigen, massiven Rädern. Unsere Pferde galoppiren unter lustigem Schellengeläute im goldenen Regen des fallenden Laubes dahin, durch lachende, liebliche Thäler, vorbei an frischen, brausenden Sturzbächen, die wir unablässig gehört hatten bei unserer nächtlichen Fahrt.

Paris. Pierre Loti.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Sven Hedin. Meine letzte Reise durch Innerasien. Halle a. S. 1903. Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H. XIV und 50 S. gr. 8°. Mit 1 Karte.

Im Brockhaus'schen Verlage wird noch vor Ablauf dieses Jahres Prof. v. Hedin's großes Reisewerk erscheinen. Die gegenwärtige Veröffentlichung verhält sich zu jenem, wie das Präludium zu einem gewichtigen Musikstücke. Der Autor hat nämlich das Manuskript, nach welchem er in einer Reihe von geographischen Gesellschaften Vorträge gehalten, an Prof. Dove in Jena übergeben, der es zum fünften Hefte seines periodischen Unternehmens „Angewandte Geographie" bestimmte und mit einer Einleitung versah. Diese orientirt im allgemeinen über den Charakter des Landes, innerhalb dessen sich der schwedische Entdecker den Ruhm eines der ersten Forschungsreisenden aller Zeiten erwarb, schildert dessen Steppencharakter, seine Wasserarmuth, sein Trockenklima und gewährt dem Leser so die Möglichkeit, sich von vornherein über die Schwierigkeiten ein zutreffendes Urtheil zu bilden, mit denen jede Reise in solch armen, dünn bevölkerten Gegenden zu kämpfen hat.

Ostturkestan besitzt nur einen einzigen diesen Namen ganz verdienenden, d. h. das ganze Jahr hindurch Wasser führenden Fluß, den Tarim. Auf ihm schiffte sich deshalb Hedin im September 1899 ein, um möglichst rasch sich seinem eigentlichen Explorationsgebiete zu nähern. Wochenlang ging es dahin durch die an den Ufern sich hinziehenden, dünnen Galeriewälder; anfangs sehr schnell, später nur langsam, weil Wasserfälle und Eisbildung die Fahrt verzögerten. Zu Ende November mußten die beiden Fahrzeuge, auf denen die Expedition mit ihrer ganzen Habe eingeschifft war, mit der Axt losgeeist werden, und am 7. Dezember wurde in Jangi-Köll das Winterquartier bezogen. Das bedeutete aber nicht etwa eine Zeit trägee Ruhe, sondern über vier Monate, vom 20. Dezember 1899 bis zum 8. Mai 1900, war Hedin auf einer Wüstenwanderung begriffen, auf der er durch Sandstürme und Wassermangel in große Gefahr gerieth, die aber auch zur Aufdeckung einer höchst merkwürdigen Ruinenstätte, voll von chinesischen Alterthümern, führte. Sobald der Strom die Schiffahrt ermöglichte, wurde auf ihm die Reise fortgesetzt, um die bislang gänzlich fehlende Kartirung des unteren Tarim durchzuführen. Mehr und mehr wird dessen Gerinne unsicher, indem er sein Wasser an die ihn zu beiden Seiten begleitenden Lagunen abgibt. Auf einem solchen See hätte ein furchtbarer Orkan um ein Haar den Untergang der ganzen Gesellschaft herbeigeführt. Bei dem Dorfe Tjeggelik aber hörte der Wasserweg endgiltig auf, mit größeren Booten befahrbar zu sein, und am 20. Juli trat man die Landreise durch das östliche Tibet an, die sich äußerst beschwerlich gestaltete, weil nicht weniger als vier parallele Gebirgszüge senkrecht zur Achsenrichtung überschritten werden mußten, und dabei waren Schnee und Hagel an der Tagesordnung. Nur gelegentlich konnte wieder ein Stück Wasserfahrt eingelegt werden. Die Reise setzte sich auch in das neue Jahrhundert hinein fort, und die Strapazen steigerten sich; kam es doch vor, daß die Kamele zwölf Tage ohne Wasser auskommen mußten. Die im Vorjahre aufgefundenen Ruinen wurden genauer untersucht. Der Reisende konnte durch seine mit seltener Thatkraft gepaarte Sachkenntniß der physischen Erdkunde einen wichtigen Dienst leisten, indem er quer durch die Wüste ein Nivellement legte und so das Vorhandensein charakteristischer Depressionen ermittelte. So kam man tief nach Tibet hinein, ohne zu wissen, daß man längst von Spähern beobachtet wurde, so daß auch die Verkleidung in die Tracht mongolischer Lamas, welche Hedin mit seinen Gefährten anlegte, nichts mehr helfen konnte. Der von der Ankunft der Fremdlinge benachrichtigte Bezirksbeamte („Bomba") behandelte diese sehr artig, erklärte ihnen aber im Auftrage des Dalai Lama, daß weiteres Vordringen unbedingt den Kopf kosten würde. Das Argument hatte durchschlagende Kraft, und so mußte auch Hedin sich zur Umkehr entschließen, ohne die Märchenstadt L'Hassa betreten zu haben. „Im Lande der heiligen Bücher", so lautete der Erlaß des Landesherrn, „ist es absolut nnöthig, daß Europäer hereinkommen und sich umsehen." So mußte denn an der Stelle der südlichen eine westliche Richtung eingeschlagen werden, und nach drei Monaten erreichte die kleine Kavalkade, stets von tibetanischer Reiterei eskortirt, glücklich die indobritische Grenzprovinz Ladak, wo Sven Hedin in der Herrnhuter-Mission das Weihnachtsfest des Jahres 1901 feiern konnte. Nach einem Abstecher an das Hoflager des Vizekönigs in Kalkutta trat unser Reisender den endgiltigen Rückweg über Jarkand und Kaschgar an.

Wer diese Reisebeschreibung liest, wird mit der höchsten Achtung vor solcher Großthat der erobernden Geographie erfüllt werden. Und auch der Wissenschaft sind viele neue Errungenschaften zu Theil geworden; die Eröffnungen über die Wanderung der tuckestanischen Seen und überhaupt über die Gewässer der hochasiatischen Zentralregion sind von bleibendem Werthe.

München. S. Günther.

L'Afrique nouvelle . . . . par E. Descamps, Sénateur, Professeur . . . . à l'Université de Louvain, Secrétaire général de l'Institut de droit international . . . . Paris, Hachette et Cie. Bruxelles, J. Lebègue et Cie. 1903.

In diesem Buche erhalten wir eine genaue, durchweg auf Aktenmaterial gestützte Darstellung der Entstehung, der völkerrechtlichen Verhältnisse und der Einrichtungen des Kongostaates, wie der Politik, welche die Regierung dieses Staates zum Zwecke der Kultur und Zivilisation des Landes befolgt. Neben einer Fülle von Fragen der Kolonisationspolitik finden wir behandelt wichtige allgemeine Fragen des Völker- und des Staatsrechts. Man gewinnt dabei den Eindruck, daß das von König Leopold II. unternommene Werk mit unverkennbarem Geschick und unter Wahrung des Rechtes und der Humanität begonnen und fortgeführt ist, und daß, wenn auch tadelnswerthe Handlungen untergeordneter Organe, wie bei allen Kolonisationen, vorgekommen sein mögen, die gegen die Centralregierung des Kongostaates erhobenen Anklagen mit Recht von Descamps als unbegründet bezeichnet werden. Juristische Schärfe, staatsmännisches Urtheil und elegante, fesselnde Sprache dürfen bei einer Arbeit Descamps' erwartet werden, und diese Erwartung wird nicht getäuscht.

L. v. Bar.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 45. Berlin, den 8. August 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jedes Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (4 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107-108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Die Zweifrontentheorie- und die preußischen Landtagswahlen. I. Von Theodor Barth.

Die nationalsozial-freisinnige Vereinigung. Von Professor Lujo Brentano (München).

Bildung und Aufgaben des Großkaufmanns. Von W. Rubow.

Ein französischer Vorgänger Nietzsche's. Von Ola Hansson (München).

Heats. Von Professor L. Kellner (Wien).

Der Freiwerber. (Erzählung.) Von Georg Frhr. von Ompteda (Dresden).

Bücherbesprechung:

L. Geiger: Aus Adolf Stahr's Nachlaß. Bespr. von Professor Richard M. Meyer.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Aus den Kabalen des Konklaves ist Giuseppe Sarto, der Patriarch von Venedig, als Papst hervorgegangen. Er nennt sich Pius X. Das neue Haupt der katholischen Kirche entstammt einer niederen sozialen Schicht. Sein Vater war ein venezianischer Kleinbauer. Dies Emporsteigen aus niederem Stande zu den höchsten Würden des Klerus ist in der katholischen Kirche keine Seltenheit. Auch unter den deutschen Bischöfen finden sich Beispiele dafür. Die Kirche demokratisirt sich und saugt gewiß daraus propagandistische Kraft. Harte Bauernköpfe, die das Seelenleben und die Bedürfnisse der Masse außerdem besser verstehen, werden die Sache der Kirche mit mehr Energie oder Fanatismus führen als Aristokraten, die den Schönheiten und Lockungen der Welt näher stehen. Die mittelalterliche Kirche nimmt ihre Offiziere, wo sie sie findet. Anders der moderne Staat. Der preußische Minister sucht den Nachwuchs für seine Verwaltung unter dem alten Herren der feudalen Korps, und wenn ein Unglücklicher zufällig auf den Namen Kohn — wie der Fürsterzbischof von Olmütz — hören und trotzdem den Ehrgeiz besitzen sollte, Landrath oder gar Reserveleutnant werden zu wollen, die Sünde eines fehlerhaften Stammbaums würde an ihm gerochen bis ins dritte und vierte Glied. Kein Wunder, daß, wenn Staat und Kirche aneinander gerathen, der Staat den Kürzeren zieht.

Es ist viel davon gesprochen und gemuthmaßt worden, wie Pius X. die Probleme, vor die er gestellt ist, anfassen wird, ob er ein politischer oder ein religiöser Papst, ob er intransigent oder liberal sein wird. Die Vermuthungen sind müßig, einmal, weil aus dem Vorleben des Patriarchen auf das zukünftige Handeln des Papstes zu schließen unmöglich ist, und dann, weil dem Papstthum von vornherein seine Stellung angewiesen ist. Will es sich nicht selbst aufgeben, so kann es nicht anders als die Gedankenfreiheit, die Souveränetät des weltlichen Staates, seine konfessionelle Neutralität, die Freiheit der Schule und des Kultus verdammen. Die Persönlichkeit des Papstes kann nur die Art und Weise des Kampfes modifiziren. Die Kampfstellung wird ihm aufgedrängt durch die neue Zeit, die ihrerseits nicht auf jene Forderungen verzichten kann. Sie wird ihn besiegen, nicht unter der Devise: Ecrasez l'infâme, sondern durch vertiefte Einsicht in die Natur und die Gesetze des staatlichen und sozialen Lebens.

Der „Vorwärts" hat eine unglaublich ungeschickte und darum ziemlich ungefährliche Verschwörung gegen das Reichstagswahlrecht ans Licht gezogen, die ein in weitesten Kreisen unbekannter Dr. Giesebrecht mit einer Reihe von Kommerzienräthen und einem konservativen Landtagsabgeordneten angestiftet hat. Die Sozialdemokratie soll durch Beseitigung der Gleichheit des Wahlrechts getödtet werden. Ein Pluralsystem soll die Wahlstimmen nach Bildung, Besitz und Alter abstufen. Die Arbeiter würden damit praktisch ihr Wahlrecht nahezu bis zur Bedeutungslosigkeit geschmälert sehen. Es ist unwahrscheinlich, daß der Reichskanzler darin eine Kompensation für eventuell zu gewährende Diäten an die Reichstagsabgeordneten sehen und diese Reform des Reichswahlrechts betreiben wird. Indessen ist die Veröffentlichung des Reformprojekts interessant als Symptom für die Stimmung im Lager der Reaktion.

Der Versuch, mit Rußland zum Abschluß eines neuen Handelsvertrags zu gelangen, wird jetzt ernsthaft unternommen. Dazu schreibt uns ein gut orientirter Freund unserer Zeitschrift aus Petersburg:

Die deutschen Delegirten für die Vorbesprechungen bezüglich des Abschlusses eines deutsch-russischen Handelsvertrages werden in diesen Tagen hier erwartet, aber daß diese Vorbesprechungen zu einem raschen

Digitized by Google

Resultat führen werden, erwartet hier niemand. Im Gegentheil, man ist davon durchdrungen, daß es sich als unmöglich erweisen wird, auf Grund des neuen deutschen Zolltarifes, d. h. unter Festhaltung der Mindestsätze desselben, einen Vertrag zu Stande zu bringen. Allerdings die sogenannten Industriepartei würde es nicht unangenehm sein, einen Vertrag mit noch höheren russischen Zöllen auf Industrieprodukte zu erhalten, während gleichzeitig der deutschen Industrie die Ernährung ihrer Arbeiter durch die höheren deutschen Nahrungsmittelzölle erschwert wird. Aber es ist wenig wahrscheinlich, daß diese ihren Willen durchsetzt; dagegen wird von der russischen Regierung die Forderung erhoben, daß sie nach dem neuabzuschließenden Vertrage berechtigt sein soll, die Zölle für alle diejenigen aus Deutschland ausgeführten Waaren entsprechend zu erhöhen, welche von den deutschen Fabrikanten, bezw deren Vereinigungen im Ausland billiger als im Herstellungsland verkauft werden. Die Frage der sogenannten Kartellklausel wird deshalb in den bevorstehenden Verhandlungen eine große Rolle spielen; auf sie legen die russischen Unterhändler erheblichen Werth, damit nicht der zum Schutze der russischen Industrieerzeugnisse als nothwendig erachtete Zoll durch die Exportprämien der Syndikate und Kartelle anderer Länder illusorisch gemacht werde.

Daß Herr von Witte sich dazu verstehen würde, die deutschen Mindestzölle auf Getreide zu akzeptiren, erscheint nahezu ausgeschlossen. Thäte er es, so würde er damit seine Entlassung besiegeln. Seine zahlreichen Gegner würden darin eine flagrante Preisgebung der Interessen der russischen Landwirthschaft erblicken, die ja weitaus der wichtigste Erwerbszweig der russischen Volkswirthschaft ist. Unter diesen Umständen nimmt man in maßgebenden hiesigen Kreisen an, daß ein Ausweg nur dadurch zu schaffen ist, daß der bestehende Handelsvertrag auf eine längere Reihe von Jahren hinaus verlängert wird, und man zweifelt nicht, daß auch der deutsche Reichstag schließlich einer derartigen Verlängerung zustimmen wird, wenn sich herausstellt, daß auf andere Weise eben zu einem Vertragsverhältniß nicht zu gelangen ist. Man nimmt hier an, daß der deutsche Reichskanzler im November v. J. durchaus dereit gewesen sei, auf eine derartige Verlängerung einzugehen, und der neue deutsche Zolltarif bildet ein Hinderniß für eine solche nicht, da der Bundesrath ja nicht nöthig hat, denselben jemals in Kraft treten zu lassen. Eine gewisse Schwierigkeit für eine solche, wie aber auch für jeden neuen Vertrag, bildet die Zuckerklausel der Brüsseler Konvention. Man gibt sich aber hier der Hoffnung hin, daß darüber eine Verständigung zu erzielen sein werde, wenn Deutschland auf dem Gebiete gewisser Eisenbahntarife Rußland Zugeständnisse macht.

So weit die Zuschrift. Sie ist eine interessante Illustrirung für die Aeußerungen jener bekannten Parlamentarier, welche im November und Dezember im Reichstage jedermann erzählten, daß der russische Handelsvertrag so gut wie fertig sei und noch dem damaligen Reichstage vorgelegt werden würde. Sie desavouirt aber auch die Vertrauensseligkeit jener weiten Kreise in Handel und Industrie, welche der Meinung waren, daß die deutsche Reichsregierung die Mindestzölle auf Getreide nur eingebracht habe, nachdem sie sich vorher darüber vergewissert habe, daß auch mit diesen Zöllen Handelsverträge mit unseren großen Nachbarstaaten zu Stande zu bringen seien. Jedenfalls werden die Verhandlungen sich so in die Länge ziehen, daß die deutsche Industrie auf die Fortdauer des bisherigen Vertragsverhältnisses auf mindestens zwei Jahre rechnen kann, denn in russischen, wie in deutschen Regierungskreisen besteht eine gleichmäßige Abneigung, das bisherige Vertragsverhältniß zu kündigen, bevor nicht an seine Stelle ein neues sicheres Vertragsverhältniß gesetzt ist.

Eine für den Freihandel gewonnene Schlacht bedeutet in Dänemark die Wahl des Gutsbesitzers R. A. Westenholz zum Vorsitzenden des dänischen Agrarvereins. In Nr. 25 der „Nation" wurde die Ausbreitung freihändlerischer Ideen unter den dänischen Bauern und der Segen des Freihandels für die Landwirthschaft Dänemarks ausführlich besprochen. Nun hat Westenholz in einer Erklärung ein weitergehendes freihändlerisches Programm der dänischen Landwirthe entwickelt, das auch die Abschaffung der Industriezölle fordert.

Die dänischen Bauern verstehen ihren Vortheil besser als die durch den Großgrundbesitz verführten deutschen Landwirthe.

Im ungarischen Abgeordnetenhause scheint die Bestechungsaffäre doch nicht die Demission des neuen Ministerpräsidenten zur Folge haben zu sollen, wie man allgemein annahm. Es scheint allerdings nur eine bodenlose Ungeschicklichkeit eines hohen Beamten vorzuliegen, der seinem Freunde, dem Grafen Khuen-Hedervary, die Obstruktion der Oppositionsparteien im Parlament mit einigen tausend Kronen vom Halse schaffen wollte. Diese Ueberzeugung hat offenbar auch der Kaiser gewonnen; denn der Ministerpräsident ist aus Hoflager nach Ischl gereist. Ob dann aber die Räder der parlamentarischen Maschine wieder laufen werden, ist zweifelhaft. Die Bestechungsaffäre bildete nur einen willkommenen Vorwand für die Obstruktion. Die auseinanderstrebenden Tendenzen in Oesterreich-Ungarn finden Nahrung auf vielen andern Gebieten der Politik.

* * *

Die Zweifrontentheorie und die preußischen Landtagswahlen.

I.

In den zahllosen Preßerörterungen über das Schicksal des entschiedenen Liberalismus, wie sie seit den für die Freisinnigen ungünstigen letzten Reichstagswahlen zur Veröffentlichung gelangt sind, ist mit ziemlich vollständiger Uebereinstimmung immer wieder hervorgehoben, daß nur Einigkeit stark mache, und daß deshalb eine größere Annäherung der drei freisinnigen Gruppen die erste Voraussetzung der Wiedergewinnung eines größeren politischen Einflusses für den entschiedenen Liberalismus sei. Die viel beachtete Kundgebung eines der freisinnigen Volkspartei angehörigen preußischen Landtagsabgeordneten verlangt aus diesen Erwägungen heraus ein „festes Trutzbündniß der freisinnigen Volkspartei mit der deutschen Volkspartei und der Freisinnigen Vereinigung". Daß es sich hier um ein wünschenswerthes Ziel handelt, wird wohl auch von denen nicht verkannt, die praktisch das meiste dazu beitragen, daß man diesem Ziele nicht näherkommt.

Man nimmt vielfach an, daß dieser wünschenswerthe engere Zusammenschluß in höherem Maße durch die Verschiedenartigkeit von Persönlichkeiten als durch die Verschiedenartigkeit der politischen Grundsätze verhindert wird. Das trifft nur in gewissem Grade zu. Ausgeprägte politische Charaktere pflegen auch sehr bestimmte politische Anschauungen zu haben; der Gegensatz der Persönlichkeiten ist deshalb auch durchweg ein Gegensatz der politischen Auffassungen. Von einer einheitlichen Auffassung der politischen Gesammtlage ist aber heute innerhalb des Gesammtliberalismus — auch wenn man die nationalliberale Partei von diesem Gesammtliberalismus ausnimmt — ernsthaft nicht zu sprechen. Dieser Gegensatz tritt übrigens durchaus nicht vorzugsweise in dem Verhältniß der freisinnigen Fraktionen zu einander hervor; es handelt sich vielmehr um Meinungsverschiedenheiten, die durch alle freisinnigen Gruppen hindurchgehen, und die alle anknüpfen an die Frage des politischen Verhältnisses der bürgerlichen Linken zu der in der Sozialdemokratie organisirten Arbeiterschaft. Für die praktische Politik der Gegenwart gibt es keine wichtigere Frage. Alle Hoffnungen der Reaktion beruhen auf dem Zwiespalt zwischen dem freisinnigen Bürgerthum und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. So lange diese beiden Gegner der Reaktion sich untereinander befehden, haben Konservative und Centrum gute Zeiten. Der Tag, an dem das liberale Bürgerthum mit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft sich zu einer gemeinsamen Bekämpfung der Reaktion zusammenfindet, wäre der Anfang vom Ende jeder reaktionären Herrschaft in Preußen wie in Deutschland.

Das weiß niemand besser als die Reaktion selbst. Deshalb verfolgen alle reaktionären Politiker und Publi-

Digitized by Google

ziften mit so gespanntem Interesse jedes Symptom der wachsenden Trennung oder Annäherung zwischen dem freisinnigen Bürgerthum und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Jeder Politiker wird heute von der reaktionären Presse mit Lorbeer bekränzt, dem es gelingt, die Trennung zu erweitern oder die Annäherung zu verhindern. Eugen Richter wurde Jahrzehnte long von den Reaktionären als der oppositionellen Teufel Oberster bekämpft und mit jeder nur denkbaren Schmähung bedacht. Seitdem man aber im reaktionären Loger erkannt hat, daß der Kampf gegen das rothe Gespenst von niemandem ernsthafter betrieben wird als von ihm, hat sich alle frühere Bitterniß in eitel Wohlwollen verwandelt, und dieselben reaktionären Blätter, die früher von Beschimpfungen gegen Richter überflossen, preisen ihn heute ob seiner unvergleichlichen oppositionellen Staatskunst. Sie sind bereit, ihm alle früheren Sünden zu vergeben, sie nehmen auch seine Opposition in Militär- und Marinefragen als vergleichsweise harmlose politische Ketzereien mit in den Kauf, — so lange er nur den Kampf gegen die Sozialdemokratie als oberste politische Aufgabe festhält.

Aus derselben Erwägung heraus erfreue ich mich seit Jahr und Tag in der reaktionären Presse einer ausgesucht schlechten Behandlung. Mein entgegenkommendes Verhalten bei Heeres- und Flottenvorlagen dient nicht einmal als mildernder Umstand bei der fortgesetzten Verurtheilung meines politischen Wirkens. Es ist das begreiflich genug; denn ich habe seit Jahr und Tag die Meinung vertreten, daß für den entschiedenen Liberalismus der Kampf gegen die Reaktion im Vordergrunde stehen müsse und der Kampf zwischen Freisinn und Sozialdemokratie eine Kraftvergeudung sei, die nur zur Erbauung und Stärkung der Reaktionäre diene. Ich habe auch mit voller Offenheit dafür plädirt, daß bei Stichwahlen zwischen Reaktionären und Sozialdemokraten die letzteren als das kleinere Uebel regelmäßig zu unterstützen seien. Das geschah nicht aus Neigung für die Sozialdemokratie oder gar für den Kollektivismus, zu dem ich heute noch genau so stehe wie vor zwanzig Jahren, sondern aus der wachsenden Ueberzeugung heraus, daß der freiheitlichen Entwicklung des deutschen Volks die sozialdemokratischen Programmforderungen in absehbarer Zeit nicht ernstlich gefährlich werden können, während uns die Reaktionäre tagtäglich bedrängen und bedrohen. Mit anderen Worten: In den praktisch politischen Kämpfen der Gegenwart stehen unsere Feinde rechts und unsere Konkurrenten links. Gegenüber der Sozialdemokratie gilt es, sich im Konkurrenzkampf zu behaupten; aber dieser Konkurrenzkampf ist zu führen *gegen* die Reaktion.

Insofern als ein Konkurrenzkampf mit der Sozialdemokratie, und zwar in manchen Wahlkreisen ein sehr erbitterter, stattgefunden hat und vermuthlich auch noch auf Jahre hinaus stattfinden wird, kann man danach wohl von einem Kampfe nach zwei Fronten oder mit zwei Fronten sprechen. Aber die Zweifrontentheorie, die das Entzücken der Reaktionäre bildet, ist etwas wesentlich anderes. Bei ihr handelt es sich nicht um einen Konkurrenzkampf mit der Sozialdemokratie, sondern um eine Fehde, bei der die Sozialdemokratie mindestens in demselben Grade als Feind behandelt wird, wie die verbündete reaktionäre Armee. Da nun aber in der praktischen Politik es auf die Dauer ganz unmöglich ist, Parteien, die links stehen, in derselben Weise als Gegner zu behandeln wie Parteien, die auf der Rechten sich befinden, so hat diese Zweifrontentheorie allmählich in der Praxis doch wieder dazu geführt, daß der eigentliche Kampf sich immer nur nach *einer* Seite richtet. Wer die „Freisinnige Zeitung" während der letzten dreiviertel Jahre mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird zugestehen, daß die Richter'sche Polemik sich in dieser Zeit unhezu ausschließlich gegen die Sozialdemokratie gerichtet hat, während dem Kampf gegen die Reaktion nur ein verhältnißmäßig bescheidener Kraftaufwand gewidmet war. Diese Empfindung ist auch innerhalb der freisinnigen Volkspartei selbst so lebhaft geworden, daß z. B. der volksparteiliche Abgeordnete für Königsberg, Ferdinand Krieger, derselben kürzlich in der „Vossischen Zeitung" offen Ausdruck verliehen hat.

„Die Kritik" — so heißt es wörtlich in seiner Kundgebung vom 18. Juli — „richtet sich dagegen, daß über den Kampf nach links der Kampf nach rechts zu sehr in den Hintergrund getreten ist, daß also schließlich vielfach nur nach einer Front gekämpft worden ist, und daß dadurch die scharfe Linie zwischen Freisinn und Reaktion mehr verwischt erschien, als es der Stellung der freisinnigen Volkspartei entspricht. Aus einem Kampf gegen den hohen Brotzoll wurde ein allgemeiner Krieg gegen die Sozialdemokratie. Gewiß hat die Kampfesweise der Sozialdemokratie diese Richtung gefördert, es kann aber links stehenden Parteigenossen nicht verargt werden, wenn sie in lebhafter Weise dem Wunsche Ausdruck geben, daß die Partei mit aller Entschiedenheit wieder in die alte Kampfesstellung gegen die Reaktion einrücken möge."

Krieger hat mit diesen Sätzen eine Frage berührt, die nicht bloß für die praktisch-politische Bethätigung der freisinnigen Volkspartei, sondern für alle entschieden liberalen Gruppen von entscheidender Bedeutung ist, eine Frage, die zugleich angesichts der bevorstehenden preußischen Landtagswahlen von unmittelbarer Aktualität ist. Sind die Freisinnigen in Preußen bereit, das einzige wirksame Mittel, welches eine Schwächung der Reaktionäre bei den nächsten Landtagswahlen verspricht, nämlich ein Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie im Kampfe gegen die Reaktion zur Anwendung zu bringen, oder wollen sie den Reaktionären die Gefälligkeit erweisen, von jeder Kooperation mit der Sozialdemokratie auch bei den preußischen Landtagswahlen Abstand zu nehmen? Geschieht letzteres grundsätzlich, so wird die Betheiligung der Sozialdemokraten bei den Landtagswahlen im wesentlichen auf eine agitatorische Demonstration hinauslaufen, die Freisinnigen beider Richtung aber werden im nächsten preußischen Abgeordnetenhause dann im günstigsten Falle etwa so stark bleiben, wie während der letzten fünf Jahre. Aber das wäre noch lange nicht das Schlimmste.

Theodor Barth.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die nationalsozial-freisinnige Vereinigung.

Der Fehler des Liberalismus war sein Dogmatismus. Er hat ihn illiberal gemacht — engherzig und intolerant. Dadurch trat er mit seinem innersten Wesen in Widerspruch, und daß er sich selbst negirte, brachte ihm Siechthum. Nur Siechthum? Heute gilt er ja in weiten Kreisen bereits als todt.

Und doch haben die letzten Wahlen gezeigt, daß es nicht der Liberalismus ist, der todt ist, sondern nur, daß jener Dogmatismus, der ihn sich selbst entfremdet hat, heute keinen Hund mehr hinter dem Ofen vorzulocken vermag. Wer dieses bestreiten wollte, den verweise ich auf die Wahlsiege der Sozialdemokratie. Denn warum hat die Sozialdemokratie so viele Siege errungen? Etwa auf Grund dieses oder jenes sozialdemokratischen Glaubensartikels? Das spezifisch Sozialdemokratische spielte in den Wahlreden der Sozialdemokraten eine äußerst geringfügige Rolle. Was ihre Redner predigten, war Liberalismus, aber nicht der Liberalismus derer, welche diese Welt für die schönste aller Welten halten, sondern der Liberalismus, der seit dem Abfall der Vereinigten Niederlande die fortschreitende Entwicklung der Staaten beherrscht hat, der Liberalismus derjenigen, welche gegenüber der engherzigen Exklusivität Privilegirter das Recht aller auf größtmögliche Entfaltung ihrer Anlagen und Fähigkeiten und auf eine dieser entsprechenden Betheiligung an den Segnungen der Kultur zur Geltung zu bringen suchten.

Diesen Liberalismus hat die liberale Partei in Deutschland verleugnet, als sie z. Zt. des Verfassungskonfliktes Lassalle ihre Reihen verschloß. Gewiß, es geschah

Digitized by Google

dies in gutem Glauben. Allein es war der gute Glaube der dogmatischen Intoleranz, der gute Glaube jener orthodoxen Protestanten, welche der Kritik fortschreitender wissenschaftlicher Forschung Ausschluß und Verfolgung entgegensetzen und, indem sie die Welt im Bannkreis historischer Formulirungen festzuhalten suchen, das Wesen des Protestantismus negiren. Dabei zeigte sich angesichts total veränderter wirthschaftlicher Verhältnisse das Unzulängliche gewisser ökonomischer Dogmen dieses Liberalismus auf Schritt und Tritt. Wie unzureichend war nicht vor allem die Lehre vom freien individuellen Arbeitsvertrag; in den Produktionsverhältnissen, wie sie geworden, war der einzelne Arbeiter zu einer fungidelen Person geworden; freier individueller Arbeitsvertrag hieß für ihn blinde Annahme der Bedingungen des Arbeitgebers oder Verhungern! So trat an die Stelle der früheren Exklusiaität auf Grund rechtlicher Prialegien eine neue auf Grund der Macht des Besitzes. Die unvermeidliche Folge war die Bildung einer besonderen Arbeiterpartei im Gegensatz zum liberalen Bürgerthum.

Diese Trennung war der Triumph der Reaktion. Auch hat diese selbst dies nicht nur erkannt, sondern bereitwilligst bei der Trennung Gevatter gestanden. Sehr begreiflich! Ohne Anhang der großen Masse war das Bürgerthum ungefährlich; und entbehrte die Arbeiterpartei des Kopfes der höheren Klassen, so konnte sie, mochte sie noch so sehr anschwellen, nie etwas anderes als Wahlerfolge erringen. So lange die Trennung dauerte, war die Herrschaft der reaktionären Kreise gesichert; weder das liberale Bürgerthum noch die Arbeiter konnten hoffen, etwas für sich zu erreichen. Dafür wurde dann freilich die Zukunft der deutschen Nation gefährdet. Es drohte ihr eine Versumpfung ähnlich der, wie sie im 16. Jahrhundert zur Zeit der Reaktion nach Niederwerfung der Bauern eingetreten: während Holland und England sich damals aus den aufsteigenden Klassen verjüngten, verlor Deutschland seine geistige Vorherrschaft und verfiel politisch und geistig der Herrschaft engherzigster Stupidität. Allein die Gefahr, die drohte, war diesmal noch größer. Eine steigende Masse Unzufriedener trat mit wachsender Erbitterung den Herrschenden gegenüber; die bestehende Ordnung im Innern, wie die Machtstellung des deutschen Volkes nach außen wurden dadurch in Frage gestellt.

Es ist ein Verdienst der Nationalsozialen, daß sie dies begriffen haben; und nicht nur dies: sie haben eine ungewöhnliche Menge von Talent in aufopfernder Selbstlosigkeit in den Dienst dieser Erkenntniß gestellt. Dabei haben sie freilich einen großen Fehler begangen, der ihren Erfolg nothwendig in Frage stellen mußte: sie wandten sich mit ihren Bestrebungen an die falsche Adresse. Statt das Bürgerthum für ihren sozialen Ideenkreis, suchten sie die Arbeiter für ihre nationale Denkweise zu gewinnen. Und gewiß müssen die Arbeiter, wenn sie selbst und das deutsche Vaterland einer neuen, großen Zukunft entgegengehen sollen, dieser gewonnen werden. Allein diese Evolution in der Denkweise der Arbeiter muß aus ihren Kreisen herauskommen; sie kann niemals durch Predigen seitens draußen Stehender oder gar durch Gründung einer nationalen Arbeiterpartei, die mit der bestehenden Sozialdemokratie in Konkurrenz tritt, herbeigeführt werden. Ja es wird die erstrebte Evolution der Sozialdemokratie durch alle solche Bemühungen geradezu hintangehalten; denn das Wirken derjenigen ihrer Angehörigen, welche die Nothwendigkeit solcher Evolution selbst erkennen, wird dadurch erschwert. Dabei kann diese Evolution in der Denkweise der Arbeiter um so weniger stattfinden, je länger das liberale Bürgerthum in seinem, die sozialen Aspirationen der Arbeiterklasse ablehnenden, intoleranten Dogmatismus verharrt. An die Adresse des Bürgerthums also hätten die Nationalsozialen vor allem sich wenden sollen statt an die Arbeiter. Was diese angeht, so mußte man es der wachsenden Anzahl einsichtiger Männer unter den Sozialdemokraten überlassen, ihre Parteigenossen zur Erkenntniß der nationalen Bedingungen eines Sieges ihrer Bestrebungen zu erziehen; Aufgabe der Nationalsozialen war es, im liberalen Bürgerthum die Erkenntniß der sozialen Bedingungen zu wecken, damit es jemals der Herrschaft der Reaktion entrinne und einen maßgebenden Einfluß im politischen Leben gewinne.

Der Ausgang der Reichstagswahlen hat den nicht genug zu begrüßenden Erfolg gehabt, sowohl den Nationalsozialen die Aussichtslosigkeit ihrer bisherigen Bestrebungen bei den Arbeitern als auch den Freisinnigen die Nothwendigkeit, die früheren Fehler des Liberalismus wieder gut zu machen, nachdrücklichst zu Gemüth zu führen. Die Vereinigung der beiden bisher getrennt Marschirenden, wenn sie zu Stande kommt, würde ich als eines der hoffnungsreichsten Ereignisse in unserem trübseligen politischen Leben begrüßen. Ich verhehle mir nicht, daß manche Schwierigkeiten im Wege stehen. Manchem Nationalsozialen wird es schwer werden, mit dem Bürgerthum sich zu verbinden. Manche unter ihnen haben sich nicht nur der spezifischen Arbeiterinteressen voll hochherzigen Eifers angenommen, sondern sich auch mit den die deutsche Arbeiterpartei beherrschenden Theorien gesättigt und die Welt ausschließlich vom Arbeiterstandpunkt anzusehen sich angewöhnt; dabei haben sie die sozialpolitische Engherzigkeit des Kleinbürgerthums während ihrer Wahlkampagne aus unmittelbarster Nähe bis zum Ekel kennen gelernt. Es kostet sie nun Ueberwindung, mit denen zusammen zu marschiren, unter denen sie viele wissen, die ihnen innerlich fern stehen. Allein dies wird überwunden werden, je mehr sie erkennen, daß die Freisinnige Vereinigung eine wirklich liberale Partei ist, die ohne eigenes dogmatisches Programm alle aufnimmt und alle duldet, sofern sie sich nur zu einem bekennen, zur rückhaltlosen Anerkennung der gleichen Berechtigung aller, ihre Anlagen und Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen, und welche die Verwirklichung hiervon erstreben zum Besten der gesammten deutschen Nation. Es ist ein Fehler der Nationalsozialen gewesen, daß sie auf ihren jährlichen Parteitagen, wie auf ökumenischen Konzilen allzuviel Einzelheiten über die Art und Weise, wie diese Verwirklichung stattfinden solle, beschlossen haben. Vielleicht war es eine nothwendige Begleiterscheinung ihres Strebens eine besondere politische Partei neben anderen Parteien zu begründen. Ich erachte es für nicht den unerheblichsten Vortheil, der ihnen aus dem Aufgeben ihrer besonderen Parteibildung erwachsen würde, daß sie diese vielen Programmbeschlüsse los würden. Damit könnten sich ihnen dann auch Männer anschließen, die in ihrem Herzen längst mit ihnen eins, sich unmöglich dazu verstehen könnten, alle auf ihren Parteitagen beschlossenen Dogmen zu unterschreiben. Hängt aber der eine oder andere Nationalsoziale an seinen Dogmen, so bleibt es ihm auch nach seinem Beitritt zur Freisinnigen Vereinigung unbenommen, ihnen privatim wie öffentlich zu huldigen. Ich weiß, es gibt manchen unter ihnen, der sich nicht bloß Sozialpolitiker, sondern Sozialist nennt; nun ist das, was heute unter dem Worte Sozialist verstanden wird, nicht bei zwei Menschen dasselbe; mag er sich also ruhig weiter Sozialist nennen und den verschiedensten sozialistischen Glaubensartikeln huldigen. Die Freisinnige Vereinigung wird ihn deshalb ebensowenig exkommuniziren, wie die liberale Partei in England einen John Burns oder Henderson exkommunizirt, wenn er nur in allen liberalen Fragen treu zu der Fahne hält. Im Gegentheil, seine Duldung zeigt der Sozialdemokratie, daß wenn einst der Tag kommt, wo auch sie reif sein wird zur Wiedervereinigung mit dem Bürgerthum ihr dabei kein sacrificio del intelletto zugemuthet wird; sie eröffnet die Aussicht auf die Wiedervereinigung der gesammten Linken, von der Sozialdemokratie angefangen bis zum Letzten, der in der Herrschaft der Reaktion die größte Gefahr für die Zukunft des deutschen Volkes erblickt.

Politisch aber gewinnen sowohl die Nationalsozialen wie die Freisinnigen unmittelbar durch ihre Vereinigung. Die Nationalsozialen gewinnen auf einmal eine Anzahl Vertreter im Reichstag, so zahlreich wie sie sie für lange nicht hätten erhaffen können, und hoffentlich eröffnet sich nunmehr bald die Aussicht, auch ihrem ausgezeichneten

Digitized by Google

Führer einen Sitz im Reichstag zu schaffen, dessen Zierde er sein würde. Die Freisinnigen aber erlangen eines wieder, was sie solange entbehrt haben: eine Gefolgschaft, die, indem sie selbst mit Idealen erfüllt ist, die Jugend mit Idealen auszurüsten im Stande ist. Wenn es ein großes Verdienst gibt, das sich Naumann vor allem erworben hat, so ist es dies, daß er die heranwachsende Jugend mit einem neuen Ideal erfüllt hat. Unmittelbar vor seinem Auftreten gab es unter der Jugend, abgesehen von frühzeitigen Strebern, nur reaktionär oder sozialdemokratisch Gesinnte. Naumann's Lehre, daß die Zukunft des deutschen Volkes und die der deutschen Arbeiter auf das innigste verbunden seien, daß es, um beide zu verwirklichen, notwendig sei, das deutsche Reich sozial und die deutschen Arbeiter national denkend zu machen, mit seinem alles bestrickenden Zauber vorgetragen, hat ein neues Ziel gesteckt, das heute die Besten der deutschen Jugend beseelt. Welcher Gewinn für die liberale Partei nunmehr wieder eine Jugend zu haben!

So erachte ich denn, daß die letzten Reichstagswahlen, wenn sie wirklich zur nationalsozial-freisinnigen Vereinigung führen sollten, doch ein Ergebniß gebracht haben, erfreulicher selbst, als wenn ein halbes Dutzend Reichstagssitze mehr der liberalen Partei zugefallen wären. Sie haben dann ein Ergebniß gebracht, daß die Fehler, welche mit der Trennung der Arbeiter von dem Bürgerthum gemacht worden, wieder gut zu machen verspricht. Sie eröffnen damit eine Aussicht auf das Ende der Herrlichkeit der Reaktion. Sie eröffnen eine noch größere Aussicht: auf ein gesteigertes Aufblühen des deutschen Volkes und des deutschen Reiches unter dem Einfluß der patriotischen Betheiligung der aufsteigenden Klassen. Jemand aber, der wie ich seit seinem ersten litterarischen Auftreten vor mehr als dreißig Jahren das, was sich jetzt hoffentlich vollziehen wird, trotz aller Widersacher von rechts und links unentwegt verfolgt hat, hat nur Gefühle des Dankes für die Männer beider Lager, welche endlich die Aussicht auf Verwirklichung seines Zieles eröffnet haben.

Lujo Brentano.

Bildung und Aufgaben des Großkaufmanns.

Wir haben keine Ursache, mit den Leistungen und Erfolgen unserer Kaufleute unzufrieden zu sein. Seit der wirthschaftlichen und politischen Einigung Deutschlands haben sie unter dem mächtigen Schutz des Reiches, getragen von der aufblühenden Industrie, der Welt ein glänzendes Zeugniß unserer materiellen Kultur vermittelt. Die Zahlen unseres Außenhandels, die Besorgnisse des konkurrirenden Auslandes zeigen das zur Genüge. Die Entwicklung ist so schnell vor sich gegangen, daß die gesellschaftliche Geltung ihrer Träger nicht in gleichem Maße wuchs. Einen Hauptgrund dafür hat man in der unzureichenden Ausbildung des Kaufmanns gesehen. Diesem Mangel ist in den letzten Jahren durch Errichtung von Handelshochschulen, so in Leipzig, Aachen, Köln und Frankfurt, begegnet worden. Demselben Zweck, der Begründung einer Handelshochschule in Hamburg, dient auch die glänzend geschriebene Broschüre von W. Breymann: Bildung und Aufgaben des Großkaufmanns.*)

Die Bildung des Großkaufmanns ist nach Breymann heute seinen Aufgaben nicht mehr gewachsen. Der Werdegang des deutschen Kaufmanns ist seit langer Zeit ungefähr der gleiche geblieben: Wissenschaftliche Ausbildung bis zum Einjährigen-Examen und drei- bis vierjährige Lehrzeit. Die Grenzen der Gebiete aber, die der moderne Großkaufmann überschen muß, haben sich beständig ausgedehnt. Die neuzeitlichen Verkehrsmittel haben die Völker näher aneinander gerückt. Ihre wirthschaftlichen und politischen Beziehungen durchdringen sich heute ganz anders als in der Zeit unentwickelter Weltwirthschaft. Der Kaufmann steht mitten inne zwischen Produktion und Konsumtion. Es ist heute viel schwieriger, den kolossal gewachsenen Bedarf an Gütern aller Art zu schätzen und unter tausend Möglichkeiten die wirthschaftlich beste Art seiner Befriedigung zu erkennen. Die produktive Arbeit des Kaufmanns erfordert ein immer steigendes Maß von Kenntnissen aller Art. Daneben muß ihm sein Charakter die nöthige Entschlußfähigkeit geben, den rechten Moment für seine Transaktionen zu erfassen. Immer hervorragendere Eigenschaften verlangt der Beruf des Großkaufmanns. Im sozialistischen Zukunftsstaat vollends müßte der Leiter der Produktion und Konsumtion ein Uebermensch an kaufmännischem Genie sein.

Wenn nun trotz der gewaltig gesteigerten Anforderungen bei gleichgebliebener Vorbildung des Kaufmanns der deutsche Handel einen so glänzenden Aufschwung genommen hat, so ist das allerdings ein schlagender Beweis dafür, daß die Praxis ein vorzüglicher Lehrmeister ist. Das mag auch der Grund dafür sein, daß eine Gruppe von Kaufleuten, die sich, wie Breymann sagt, vor „verbildeten Theoretikern" fürchtet, der Errichtung einer Handelshochschule auch in Hamburg noch immer widerstrebt. Und doch leuchtet ohne weiteres ein, daß die Theorie, die doch nur kondensirte Erfahrung ist, auch dem Praktiker durchaus nothwendig ist. Er muß sie sich sonst erst mühsam aus tausend Einzelfällen abstrahiren. Sie wird ihm nicht schaden, ihn nicht „verbilden", wenn immer der Ausblick auf das vielgestaltige Leben gewahrt wird. Und da ist gerade Hamburg der geeignete Standort für eine Handelshochschule. Denn es ist das Thor, durch das in ewig flutendem Strom heimische Arbeit hinaus-, fremde Arbeit hereindrängt — vortreffliche Gelegenheit zum Anschauungsunterricht. Freilich, machen kann den Großkaufmann auch die Hochschule nicht. Was ihn in erster Linie macht, das ist die natürliche Begadung, eine der des Künstlers, Politikers oder Staatsmanns ähnliche Imagination. Die Hochschulbildung kann ihm nur seinen Weg verkürzen, seine Arbeit erleichtern.

Es ist nun offenbar nicht das unmittelbar Nützliche, das Breymann zur Propagirung des Gedankens der Handelshochschule die Feder in die Hand gedrückt hat. Er wünscht die höhere Bildung für den Kaufmann auch deshalb, um ihm die seiner wirthschaftlichen Bedeutung entsprechende soziale Stellung und politische Macht zu verschaffen. Es gibt ja heute noch Leute, die von Pfeffersäcken und Gewürzkrämern in demselben Tone reden wie mittelalterliche Stegreifritter; nicht wenige sehen in einem ostelbischen Junker einen werthvolleren Bestandtheil des Staates als in dem Großkaufmann, der tausend Hände in Bewegung setzt, der nationalen Arbeit ihre Bahn weist und die Produkte des Auslands unserm Wirthschaftskörper zuführt. Als Steuerzahler wird der Kaufmann immer gewichtiger, und wenn es ein historisches Gesetz ist, daß, wer die Staatslasten trägt, schließlich auch das Mitbestimmungsrecht an der Staatsleitung erringt, dann muß auch die politische Macht des Handels wachsen. Heute entspricht die Zahl seiner Vertreter in den deutschen Parlamenten bei weitem nicht seiner Bedeutung. Für diese Thatsache Verständniß, für ihre Beseitigung Interesse hofft Breymann durch vertiefte Bildung des Kaufmanns in der Handelshochschule zu erwecken. Man braucht bloß an das Börsengesetz, an den neuen Zolltarif zu erinnern, um zu zeigen, wie bitter noth eine stärkere Vertretung dem Handel im Reichstage thut. Die ausgesprochene Feindschaft weiter Kreise und ganzer Parteien sollte den Kaufmann veranlassen, sich mit Rüstzeug, der Macht des Wissens, zu versehen, um ihnen zu begegnen. Seine Feinde soll er entwaffnen dadurch, daß er ihnen zeigt, daß er nicht nur seine eigenen, sondern auch die Interessen der Gesammtheit vertritt. Er soll sich an sozialen und gemeinnützigen Einrichtungen und Unternehmungen betheiligen — wieder Aufgaben, zu denen ihn seine Erziehung vorzubilden hat.

*) Hamburg 1903 bei Hermann Seippel.

Digitized by Google

Der Weckruf Breymann's ist in Hamburg sehr am Platze. Die auri sacra fames übertönt zu sehr die Stimmen, die idealerem Streben die Bahn frei machen wollen. Es müßte eigentlich für die Hamburger Handelsherren demüthigend sein, daß z. B. das an Einwohnerzahl kleinere, wirthschaftlich gewiß viel schwächere Mecklenburg sich eine Universität leistet, daß ihre Söhne auf die Gastfreundschaft anderer Bundesstaaten angewiesen sind, wenn sie Hochschulbildung erwerben wollen. Eine Vollumversität wird wohl mit Recht für Hamburg abgelehnt, weil in die Stadt des Verkehrs etwas Moderneres paßt als die zum Theil zopfige Organisation der Universität. Die Hochschule müßte allerdings zunächst die dem Großkaufmann wichtigsten Disziplinen aus den Wirthschafts-, Rechts- und politischen Wissenschaften lehren. Es ist aber garnicht zweifelhaft, daß, wie die geistige sich auf der materiellen Kultur aufbaut, das Bedürfniß nach Pflege des nicht unmittelbar nützlichen Wissens die anderen Fakultäten bald nach sich ziehen würde. Aus der in den letzten Jahren bethätigten Regsamkeit Hamburgs auf künstlerischem und litterarischem Gebiet darf man das wohl schließen.

Breymann hält mit seinem Urtheil darüber zurück, ob mit Rücksicht auf den Kostenpunkt die Universitas litterarum für Hamburg überhaupt möglich ist. In Preußen schwanken die jährlichen Zuschüsse des Staates zu den Universitäten zwischen etwa einer halben Million (Greifswald) und drei Millionen (Berlin). Die Mehrzahl der preußischen Hochschulen verfügt freilich über ein nicht unbeträchtliches eigenes Vermögen. Danach mag der Kostenanschlag für die hamburgische Universität mit 30 Millionen nicht zu hoch gegriffen sein. Sollte aber ein Appell an den Bürgersinn und den Stolz der reichen Kaufherren die Lust für den gemeinen Säckel nicht um ein Beträchtliches herabmindern können? Sollte nicht der Hinweis auf die amerikanischen Millionäre, die die Ausstattung wissenschaftlicher Institute im großen Stile betreiben, die Hamburger zur Nacheiferung anspornen? — Indessen zeigt Breymann einen billigeren Weg: Ausbau des bereits bestehenden Vorlesungswesens zu einer Handelshochschule. Daran mögen sich dann später die anderen Disziplinen auskristallisiren. Eine solche aus den besonderen Bedürfnissen der Seestadt herauswachsende Hochschule wäre von Bedeutung nicht nur für Hamburg.

Der Großkaufmann ist gleichsam der Fühler, den unsere Volkswirthschaft ausstreckt, um draußen festen Fuß zu fassen. Auf unbesetzte Gebiete trifft sie dabei nicht mehr; die Welt ist weggegeben. Ein königlicher Kaufmann wie Cecil Rhodes, der uns einen halben Welttheil eroberte, kann uns nicht mehr erstehen. Dafür erwächst dem deutschen Großkaufmann die viel schwierigere Aufgabe, mitten unter und neben Konkurrenten und oft politischen Gegnern der Arbeit von jährlich 800 000 Deutschen mehr die nothwendigen Absatzgebiete zu schaffen; er muß die Arbeit und sich selbst in fremde Nationen hineinfiltriren. Erfolg kann er nur haben, wenn sein Arbeitsprodukt und er selbst an Wissen und Charakter der Konkurrenz überlegen ist. Dabei haben wir das nationale Interesse, daß er in der Vereinzelung im Auslande dem Deutschthum nicht verloren geht und nicht nur anderen Völkern wie so häufig als Kulturdünger dient. Das läßt sich nur erreichen, wenn er nicht Ueberhebung, aber die tief innerliche Ueberzeugung von dem Werth der heimischen Kultur mitnimmt. Captains of commerce and industry von solchen Eigenschaften zu erziehen, das müßte das Ziel auch der hamburgischen Hochschule sein. Darum, kann man wohl sagen, gewinnt sie für ganz Deutschland Bedeutung; es knüpfen sich an sie deutsche Zukunftshoffnungen.

W. Rubow.

Ein französischer Vorgänger Nietzsche's.

I.

Ich weiß nicht, ob die Leser der „Nation" den Namen Gobineau gehört haben. Ich hörte ihn zum ersten Mal — durch ein Buch von Ernest Seillières: „Le comte de Gobineau et l'aryanisme historique", den ersten Band einer „Philosophie des Imperialismus" (Paris, Plon). Man erfährt darin, daß der Ruhm dieses in seinem Vaterlande relativ unbekannt gebliebenen Mannes durch Richard Wagner und seine Jünger begründet worden, und daß es sogar eine „Gobineau-Vereinigung" gibt, die 1901 gegen nur zehn französische hundertundfünfzig deutsche Mitglieder zählte. Unter den ersteren befindet sich Paul Bourget, unter den letzteren Fürst Philipp von Eulenburg, der Gobineau zuerst in Stockholm für den Wagnerianismus entdeckte, und der badensische Professor Schemann in Freiburg, der sein Verkünder geworden und über seine hinterlassenen Papiere verfügt. Seillières, der sich durch Aufsätze wie „La réaction contre le féminisme en Allemagne" sowie durch seine Werke über Lassalle und über „Littérature et Morale dans le parti socialiste allemand" als ein intimer Kenner deutscher Literatur und Geistesströmungen erwiesen, kritisirt an der Hand eingehender Analyse der vielen und verschiedenartigen Arbeiten Gobineau's in sachlicher und geistreicher Weise sowohl diese Arbeiten selbst wie auch die überschwenglichen und geschmacklosen Lobpreisungen seitens des Bayreuther Kreises.

Uebrigens ist Nietzsche — und der Nietzsche Apostata vom „Fall Wagner" — viel eher ein Schüler und Geistesvetter Gobineau's als Wagner selbst.

„Normann und Sachse
Das wär ein Bund,
Das blühe und wachse,
Was noch gesund,"

schrieb Wagner an Gobineau als Widmung seiner gesammelten Werke. Der Sachse aber, der neben dem normannischen Grafen einen Standard des „arischen Imperialismus" abgeben sollte, war nicht er, sondern der Verfasser von „Jenseits von Gut und Böse". Die beiden Dichter-Philosophen, die sich wohl in Bayreuth und im Salon des Fräuleins von Meysenbug in Rom getroffen haben, bieten in Temperament wie in Theorien überraschende Aehnlichkeiten. Die ganze soziale „nrische Herrenmoral" Nietzsche's finden wir schon bei Gobineau; die Eintheilung der Menschheit in „les drôles", „les imbéciles" und „les brutes" von Gobineau fällt vollständig mit der Eintheilung derselben in „die blonden Bestien" und die „Viel-zu-Vielen" von Nietzsche zusammen. Und jene Quintessenz arischen Blutes, die Gobineau durch die fortschreitende Vereinfachungslinie: die arische Rasse — die nrische Nation — die arische Familie herausdestillirte und mit kleidsamer Bescheidenheit in sich selbst als dem letzten Sprößling dieser arischen Familie, der Familie Gobineau, verkörpert hinstellt, ist eins mit der Nietzsche'schen Idealschöpfung: dem Zarathustra-Uebermenschen. Die Nietzsche'sche Aloë kann jedes hundertste Jahr blühen; Graf Joseph-Arthur de Gobineau bezeichnet aber die höchste Blume der ganzen menschlichen Evolution. Und noch eine Aehnlichkeit, nicht weniger verblüffend und nicht weniger amüsant, besitzen der französische Diplomat und der deutsche Professor: ihnen beiden war ihr idealer Rassentypus sehr wenig anzusehen. Gobineau, der seine Abstammung von Odin „genealogisch" nachwies und sich zur Kräftigung der Gründe ein altes Feudalschloß in der Normandie erworben hatte, entstammte einer bürgerlichen Gascognerfamilie aus Bordeaux und trug auch in seinem Aeußern den nach ihm selbst sehr unvortheilhaften und niedrig rangirenden Mischungstypus Südfrankreichs. Und wenn ich das Portrait Nietzsche's betrachte, gedenke ich gern der Worte, die mir Viktor Rydberg einmal schrieb — Rydberg, den ich vor einigen Jahren den Lesern der „Nation"

Digitized by Google

vorgestellt habe und der sich in seinen „Untersuchungen über die germanische Mythologie“ mit dem arischen Problem eingehend und selbständig beschäftigt hat. „Ist Nietzsche Arier?“ heißt es in seinem Brief. „Niemand kann die Frage beantworten, aber sein Portrait weist die Phantasie auf eine europäische Urrasse, die von den Ariern unterdrückt wurde. Will man dann die Sage, die Nietzsche gedichtet, weiterführen, so kann man ja phantasiren, daß der Sklave, den er aus der Zeit seiner unterdrückten Urväter in sich trägt, sich jetzt in unbewußter Rachgier in ihm aufgerichtet und das Bestien- und Verbrechergepräge dem Unterdrücker, dem arischen „Uebermenschen“, aufgedrückt hat.“ Rydberg führte weiter aus: „Der wirkliche arische Geist, jener Zarathustra, von dessen Stimme ein Echo aus der vorhistorischen Geschichte in die älteste iranische Litteratur gelangte, würde nie diese Erscheinung (den „Uebermenschen“) mit fliehender Stirn, vorstehenden Kinnbacken und den übrigen von den Anthropologen angegebenen physiologischen Kennzeichen für mangelndes Mitleid als die seine anerkennen. Selbst hat Nietzsche in dieser seiner Phantasiegeburt den Antichrist wiedererkannt, und die Wahrheit ist, daß weder Dante noch Milton im Stande gewesen wären, einen solchen Lucifer zu zeichnen wie er. Abgesehen von allen moralischen und religiösen Motiven verabscheue ich diesen Typus wegen seiner Häßlichkeit, die noch gemeiner wird durch den mißglückten Versuch, den Vornehmen zu spielen, und unerträglich, wenn er sich verdunkelnd vor den wirklich vornehmen Menschentypus stellt, den die Kunst instinktiv aus den „Sklaven“-moralischen Zügen in den Evangelien entwickelt und Jesus von Nazareth verliehen hat. Echt aristokratisch, wenn auch leider nicht immer wahr, ist der Satz aus dem Katechismus für Englands noble- und gentlemen, welcher lautet:

„Cowards are cruel, but the brave
Love mercy and delight to save.“

II.

Gobineau war am 14. Juli, dem Bastilletage, 1816 in Ville-d'Avray als Sohn eines Gardeoffiziers geboren. Bei seiner Erziehung und bei der Formung seines Geistes übten drei Faktoren den bestimmenden Einfluß aus. Die Familie Gobineau war streng legitimistisch und kirchlich gesonnen; seine einzige Schwester wurde Nonne im Benediktinerkloster von Solesmes, und bei seinem Onkel war das Konspiriren für die bourbonische Restauration eine fixe Idee geworden. Ueber die Grundformation von Erbschaftssympathien und Familieneindrücken lagerte sich eigenthümlicherweise eine überwiegend deutsche Ausbildung: sein Lehrer war ein ehemaliger Student der Universität Jena. als 14jähriger Knabe machte er mit seiner Mutter eine Reise durch das Großherzogthum Baden, und als Jüngling brachte er drei Studienjahre in Bienne in der Schweiz zu. Und schon von seiner Kindheit an waren die Sprachen und die Kultur des Morgenlandes die bevorzugten Gegenstände seiner Liebe gewesen.

Der junge Mann, der ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt gewesen, kam 1835 in das Haus seines Onkels in Paris, nachdem er einige Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit in der Bretagne zugebracht hatte. Er führte hier bei dem starrköpfigen und schrullenhaften Sonderling, an dessen sehr ungleiche Freigebigkeit er für sein Auskommen gewiesen war, ein dreizehnjähriges kummervolles und arbeitsames Dasein. Erst die Februarrevolution brachte eine Veränderung in dieses einförmige Bücherleben, und in den litterarischen Salons von Rémusat und Scheffer trat er mit Alexis de Tocqueville zusammen, der sein Freund wurde und ihn zu seinem Kabinettschef machte, als Prinz Louis Napoleon ihn selbst zum Minister des Auswärtigen ernannte. Seitdem verblieb Gobineau bis zu einigen Jahren vor seinem Tode in dem diplomatischen Dienst, der ihn im Laufe der Jahre durch alle Welttheile herumführte. Nachdem er in Bern, Hannover und Frankfurt thätig gewesen, wurde er erst 1854—58 erster Legationssekretär und dann — nach einem Aufenthalt zu Hause, worunter er mit einer Spezialmission nach New Foundland betraut wurde — 1861—64 bevollmächtigter Minister in Persien. 1864—68 war er Gesandter in Athen und die zwei folgenden Jahre in Rio de Janeiro. Er hatte von diesem letzten Posten, wo es ihm nicht gefiel, obgleich er Freund und Vertrauter des Kaisers Dom Pedro geworden, mit dem er später auch in regem Briefwechsel stand, eben Abschied genommen und sich nach seinem Schlosse Trye zurückgezogen, als der deutsch-französische Krieg ausbrach. 1872 trat er wieder in den aktiven Dienst und ging als Gesandter nach Stockholm. Seine Verbindung mit den Wagnerkreisen stammt, wie schon erwähnt, aus dieser Zeit. Er war aber schon jetzt ein von Alter, Krankheit und pekuniären Bedrängnissen ziemlich aufgeriebener Mann. 1877 wurde er plötzlich abberufen und lebte seitdem meistens in Rom, wo ein mit ihm befreundetes gräfliches Paar La Tour seinen Wohnsitz hatte. Auf dem Wege von ihrem Schlosse in Auvergne dorthin starb er plötzlich und einsam in Turin am 13. Oktober 1882.

Gobineau hat eine umfangreiche litterarische Produktion hinterlassen: wissenschaftliche Werke wie „Essay sur l'inégalité des races humaines“ und „Histoire des Perses“, novellistische Arbeiten wie „Nouvelles asiatiques“, „Pléiades“, „Sonvenirs de voyage“, Dichtungen in Versen wie „Amadis“ und in dramatischer Form wie „Renaissance, scènes historiques“, welche letztere den Gobineaukultus in Deutschland begründeten, obgleich sie nach Seillières das am wenigsten bezeichnende seiner Werke sind. So bunt diese Produktion aber der Form und der Art nach ist, ebenso einheitlich ist sie dem Inhalte, dem Hauptthema nach. Das Hauptinteresse und der Hauptgesichtspunkt Gobineau's, ob er nun als Gelehrter die Evolution des Menschengeschlechtes oder die Geschichte eines Volkes schrieb, oder ob er als Dichter Individualitäten und Gestalten formte, blieben immer dieselben: das Rassengepräge, die Völkerpsychologie. Seine diplomatischen Missionen in den verschiedensten Welttheilen gaben ihm eine überaus reichliche Gelegenheit, Land und Leute zu studiren und Material zu sammeln. Inkonsequent in seinen Theorien und willkürlich in seiner Methode, war Gobineau ein subjektiv veranlagter Geist mit konstruirender Phantasie und dichterischer Färbung, die sich, wenn es ihm so paßte, über unbequeme Thatsachen und objektive Hindernisse ohne weiteres hinwegsetzte.

III.

Das erste Werk, womit Gobineau in die Oeffentlichkeit trat, war sein „Essay sur l'inégalité des races humaines“. Es war dem König Georg V. von Hannover gewidmet; für den Verfasser bezeichneten ja die Angelsachsen die einzigen Arier, die sich ein bischen rein erhalten hatten. Dies Buch, das 1853 und 1855 erschien, dürfte das Hauptwerk unter den philosophisch-historischen Arbeiten Gobineau's geblieben sein; wissenschaftlich in eigentlichem Sinne ist es kaum; Seillières nennt es ein allegorisches Poem, und es hat ja auch dem Autor sichtlich als ein Drama der Weltgeschichte vorgeschwebt.

Die Ursachen des Fortschrittes oder des Rückgangs eines Reiches, führt er aus, liegen weder in den Institutionen, noch in den physischen Milieus, noch in den Religionen, noch in den ökonomischen Verhältnissen, sondern ausschließlich in der Rasse selbst. Die Hauptaxe der geschichtlichen Entwicklung ist die Rassenmischung, — einerseits als die Bedingung jeder Kultur, andererseits aber auch als ein Gift, eine fatale Neigung, die treibende Kraft zum Verfalle aufgefaßt: „ingrédient de civilisation et agent de décadence“. Von den drei ursprünglichen Rassen hatte die schwarze als Geburtsgabe die Leidenschaftlichkeit, die gelbe die Vernünftigkeit bekommen, während der weiße Bruder, — der Held im Drama, der sich nie in einem Zustand von Barbarei befunden, — die höhere Synthese der gedämpften Extreme und das glückliche Gleichgewicht zwischen ihnen

Digitized by Google

darstellte. In seinem Hause auf den Hochplateaux Zentralasiens gab es wieder drei Söhne: die Brüder Ham, Sem und Japhet. Erst wanderte Ham nach Assyrien aus, wo er die schwarze Bevölkerung unterwarf; als seine Nachkommen durch Mischung selbst bedenklich schwärzlich geworden, kamen seine zu Hause gebliebenen Vettern, die Söhne Sems, ihm zu Hilfe, reinigten das Blut, richteten das weiße Reich wieder auf und schufen Ninive, Tyrus u. s. w. Bald aber verdunkelten sie sich auch unrettbar, und von dem Augenblick ist die semitische Familie für Gobineau nur die Negerrasse mit zwei weißen Anschwemmungen, — die erste der drei einfachen Mischungstypen, die schwarz-weiße, wie der Kelte die weiß-gelbe und der Malaye die schwarz-gelbe ist. Die entarteten Nachkommen Ham's und Sem's bezeichnen von jetzt ab le fond corrupteur in der Geschichte; sie beherrschen die Länder um das Mittelmeer und bestimmen die Entwicklung der beiden antiken Völker, deren Charakter und Kultur Gobineau sehr niedrig schätzt. Die griechische Geschichte war ihm ein Drama der Rassenmischung; nur das alte homerische Griechenland taugte was; die sogenannte Blüthezeit des Hellenismus war nur eine Offenbarung der inneren, durch semitisches Blut bewirkten Zersetzung. Und das ursprüngliche Italien war ein einziges Sammelsurium von Mischungen aus allen drei Farben; die lateinische Welt inkl. Südfrankreich war von Anfang an das verhängnißvolle „Völkerchaos" gewesen, dessen Erbsünde die Fusion war.

Der Familie Japhet ging es nicht besser. Nachdem die Hamiten und die Semiten in das Schwarze und ein Theil der Japhetiden, die Kelten und die Slawen, in das Gelbe aufgegangen waren, gab es von der weißen Idealrasse nur noch die Arier. Und nachdem auch die meisten arischen Stämme ihre Reinheit verloren und sich gefärbt — gelb wie in China oder schwarz wie in Indien, Iran, Hellas — gaben die Germanen die einzige Rassenaristokratie ab, bis auch sie im Schlamme des vergelbten Keltismus und der geschwärzten Romanität untersanken.

Die Urkarte von Europa ist im ethnographischen Farbenschema Gobineau's gelb; die Basis, worauf der Völkerbau des jetzigen Europas ruht, finnisch. Die wichtigste weiß-gelbe Mischung stellen die Kelten dar. Nach der Auffassung Gobineau's entstammt die jetzige Landbevölkerung Frankreichs den gelben Ureinwohnern, welche bei der Eroberung — der Verschiedenheit in Abstammungswerth gemäß — Sklaven wurden und der überwiegend germanischen Kultur des Landes fremd geblieben sind. Die aktuelle Lage in Frankreich ist nach Gobineau jetzt noch: eine kleine Minderheit Zivilisirter im Schooße einer instinktiv feindlich gesonnenen Barbarenmasse. Die Slawen unterscheiden sich von den Kelten nur durch eine größere Portion gelben Bluts; sie verblieben wie die Semitenmassen in Asien der staguirende Sumpf, worin alle Rassenvorzüge ertranken.

Die Geschichtsphilosophie Gobineau's mündet darin aus, daß das langsame Aufsaugen der Germanen durch die unterliegenden Völkerschichten die Ursache und die Triebfeder aller sozialen Bewegungen ist. Jede Gesellschaft besteht nach ihm aus drei Klassen oder Kasten: dem Adel (die erobernde Nation), der Bourgeoisie (die Mischung) und dem Volk (die Urrasse; im Süden Neger, im Norden Finne). Die Jetztzeit ist die Epoche der Ausgleichung, alias des endgiltigen und vollständigen Rassenverfalls.

Das Ende des Weltdramas naht. Es gibt nur zwei Lichtpunkte in der finsteren Zukunftsperspektive der Menschheit: die beiden Nationen unter dem Haus Hannover (das Buch erschien in den 50er Jahren) und das Geschlecht derer von Gobineau.

IV.

Seillières unterscheidet drei Phasen im Leben und Schaffen Gobineau's; es zeigen sich aber im Manne selbst wie in seinen Erzeugnissen viel mehr Sprünge und Widersprüche als eine regelmäßige und gegliederte Entwicklung. Sein südlich-gascognisches Temperament lag stets im Krieg mit seinem nordisch-arischen Ideal; bei dem, was er selbst persönlich in Persien sah und erlebte, ließ er in seinen „Trois ans en Asie" die Theorien vom „Essay" oft im Stich, und sein Phantasiebild vom idealischen John Bull wurde von der harten Wirklichkeit in New-Foundland arg zersetzt. Seine „Histoire des Perses" gibt davon Zeugniß, wie schwierig es ihm wurde, seine Rassentheorien und seine persönlichen Sympathien für die sehr gemischten Perser unserer Tage zu vereinen. Gegen den Schluß seines Aufenthalts in Teheran erwachte der lange Zeit eingelullte Arier in Gobineau wieder, und das gute Verhältniß zwischen den beiden Parteien, Wirth und Gast, „nation semitisée et théoricien aryaniste" trübte sich. Gobineau bemüht sich jetzt, in seinem Buch alles, was ihn in Asien sympathisch berührt, zur arischen Quelle zurückzuführen. Das Buch ist, wie Seillières mit Recht sagt, eine willkürliche Auslegung der Geschichte, ein Werk seiner konstruktiven Einbildungskraft, ein Roman noch paradoxer als der „Essay". Derselbe Theoretiker Gobineau, der sich reuig und vergnatzt gebärdet, sintemalen er sich als Mensch hatte bestricken lassen, behauptet sich auch in dem dritten Werk aus der Diplomatenzeit in Teheran: „Nouvelles asiatiques", — nach seinem Biographen neben der Novelle „Akrivie Phrangopoulo" in „Souvenirs de voyage" die litterarisch vollendetste seiner Arbeiten. —

Als Gobineau eines Tages, erzählt in den „Bayreuther Blättern" Philipp von Hertefeld (nach Dr. Kretzer ein Pseudonym für Philipp von Eulenburg) mit ihm und einigen Freunden einen Ausflug in die Stockholmer Schceeren machte und auf dem damaligen öden, fichtenbewachsenen Djursholm, das jetzt eine hauptstädtische Villenstadt ist, wo auch Viktor Rydberg wohnte, ans Land gestiegen war, rief er beim Anblick einer alten Ruine plötzlich aus: „Da war die Burg Ottar's!" Und als sein Freund ihn fragte, wie er zu dieser Ueberzeugung gekommen, antwortete er: „Ich fühle es; von dieser Stelle leite ich meine Herkunft ab." Gobineau, der in schlechte pekuniäre Lage gerathen war und sich in Stockholm als Junggeselle sehr sparsam in einer bescheidenen Straße eingerichtet hatte, um seine zu Hause gebliebene Familie versorgen zu können, — die jungen Herren der Gesandtschaft machten sich gern über die Klingelschnur mit der Hasenpfote an der Thür ihres Chefs lustig —, Gobineau betrieb hier in ultima Thule an Ort und Stelle Studien zu seinem familiengenealogischen Werk: „Histoire d'Ottar-Jarl, pirate norwégien, conquérant du pays de Bray en Normandie, et de sa descendance". Wie er im „Essay" die Geschichte der arischen Rasse und in der „Histoire des Perses" die Geschichte der arischen Nation geschildert, schildert er in „Ottar-Jarl" die Geschichte der arischen Familie, d. h. der Familie Gobineau. Ottar-Jarl war ein norwegischer Häuptling, der, nachdem er an den Küsten des hohen Nordens viele Entdeckungs- und Handelsfahrten gemacht, unter Harald Harfager auswanderte, die Küsten Frankreichs heimsuchte, das Land Bray eroberte und das Feudalhaus de Gournay in der Ortschaft dieses Namens gründete. Die Herren zu Gournay verschwanden mit einem Hugues IV. schon im elften Jahrhundert aus der Geschichte. Drei Jahrhunderte später gab es in der von der Normandie ziemlich entfernten Stadt Bordeaux einen Strumpfhändler Namens Simon Gobineau, den Stammvater unseres Grafen. Durch allerlei vollständig unsinnigen Kram will dieser nachweisen, daß ein Blutsband von dem normannischen Feudalherrn zum gascognischen Händler hinunterleitet; und da Ottar-Jarl den schwedischen Königen der Ynglingadynastie entstammte, war er also selbst in direkter Linie ein Nachkomme des Hauptes der Walhallagötter, Odin.

In die Stockholmer Zeit Gobineau's fällt auch der Roman „Pléiades". Die drei Hauptpersonen des Buches sind Personifikationen der drei Hauptvölker Europas: der Engländer, der Franzosen und der Deutschen; der Inhalt, die Handlung der vielen Paare, welche ihre „liaisons

sentimentales" knüpfen und lösen, eine vergleichende Völkerpsychologie. Die „Pléiades" sind die Charakteraristokraten Europas — nach Gobineau's Schätzung 3000, höchstens 3500 an Zahl — die sich wie klare und leuchtende Sterne im gemeinen Chaos durch eine Art Wahlverwandtschaft gegenseitig suchen und finden. Neben diesem Nietzscheschen „guten Europäismus" zeichnet aber Gobineau zugleich in der Person Kasimir Bullet's, den freiwilligen Wilnaer Eremiten, jene asketische Tendenz, die sich zuerst aus ganz persönlichen Erlebnissen in Gobineau selber entwickelte, die er aber allmählich zu einem Charakteristikon des neuen spezifisch-angelsächsischen Ariers erweiterte. Sein ehemaliges arisches „Lebensbejahen" schlug in seinen letzten Schriften wiederholt um in ein „Lebensverneinen" schopenhauerisch-wagnerischer Färbung, wie umgekehrt Nietzsche später von dieser religiös-mystischen Zerknirschung zu seinem „Lebensbejahen" kam. Diese beiden Formen des Arianismus, „l'aryanisme brutal et l'aryanisme attendri", wie Seillières sie sehr gut charakterisirt, scheinen sich übrigens vom arischen Imperialismus gleich gut verwerthen zu lassen.

V.

H. St. Chamberlain erzählt, daß Wagner auf einer seiner italienischen Reisen zum ersten Mal mit Gobineau zusammentraf. Gobineau wurde dann oft sein Gast in Bayreuth und zählte in seinen letzten Jahren unter seine intimsten Freunde, wie Liszt, König Ludwig und Heinrich von Stein, und übte — nach Chamberlain — einen gewissen Einfluß auf Wagner aus bei der endgültigen Formulirung seines Lebensideals und seiner Hauptlehre: der religiös-künstlerischen Regeneration der Menschheit. Professor Schemann ist derselben Ansicht und behauptet, es sei vorzugsweise „Renaissance", die auf die Konzeption von „Religion und Kunst" bestimmend eingewirkt habe; in diesem Werk sei Gobineau ihm vorangegangen und habe ihn unterstützt auf dem Heilsweg, den er der verirrten Menschheit anwies. Seillières wendet aber ein, daß sich keine Spur von einer solchen Wagner'schen Regenerationsidee in dem Gobineau'schen Werke vorfindet, und daß ja eine solche Idee sich überhaupt in vollständigem Widerspruch mit der pessimistischen Auffassung Gobineau's über die Zukunft des Menschengeschlechts befindet.

Mit einem Aufsatz über den „Essay" in den „Bayreuther Blättern" stellte der Meister selbst seinem Kreise den französischen Freund als einen der geistreichsten Männer der Gegenwart vor. Er berichtete kurz über die Theorie Gobineau's von der Rassenmischung als der Ursache des Verfalls der Menschheit, die sich mit seiner eigenen Auffassung von einer kranken und heilbedürftigen Menschheit gut in Einklang bringen ließ. Damit trennten sich aber schon ihre Wege, indem Gobineau die durch die Mischung bewirkte Degeneration als unheilbar betrachtete.

Gobineau hat sich nur einmal als Mitarbeiter der „Bayreuther Blätter" bethätigt — im Jahre 1881, mit einer Abhandlung „Un jugement sur l'état actuel du monde", worin er der lateinischen und slawischen Welt arg zusetzt. Den schädlichen Einfluß des lateinischen Bluts, dessen Merkmal der revolutionäre Geist sei, hat er bis nach Norwegen verfolgt; und die Russen halten nach seiner Ansicht ihren gelben asiatischen Halbbrüdern die Thüren zu Westeuropa offen. Er schildert die gelbe Gefahr als unentrinnbar und die mongolische Invasion als unmittelbar bevorstehend.

Von besonderem Interesse und zwar als das Wagnerischste, was Gobineau geschrieben, hebt Seillières ein Kapitel aus dem Buche „Religions dans l'Asie centrale" hervor, das von dem persischen Theater handelt. Er schildert darin als Augenzeuge und mit Enthusiasmus eine nationale und religiöse Wiederbelebung der dramatischen Kunst in Persien, die große Aehnlichkeit mit den Bestrebungen Wagner's zur Reform der modernen Bühne hatte. Zwanzig Jahre später lernte Gobineau das Theater von Bayreuth kennen und wurde in den Wagnerbund aufgenommen. „Gobineau", schließt Seillières seine Bemerkungen über die Verbindungen zwischen den beiden Männern, „wurde Wagnerianer durch seine verfeinert künstlerische Sensibilität sowie durch seinen verspäteten Asketismus; er wurde es nicht durch seine theoretischen Ueberzeugungen." — Der Gobinismus ist für ihn die Antithese des Wagnerismus.

Der Verfasser hat sein Buch mit einer interessanten Einleitung über „Les origines de l'aryanisme historique" versehen.

München. Ola Hansson.

Yeats.

Er war mir aufgefallen, bevor ich eine Ahnung davon hatte, daß er selbst in dem Kreise von keltischen Originalmenschen als etwas ganz Besonderes angesehen wurde, und ich hatte mehr als einmal den dunklen Wunsch, von dem überschlanken, schlichthaarigen jungen Mann mit den großen, dunklen, tiefen Augen Näheres zu erfahren. Aber er war ein sehr unregelmäßiger Gast im Lesesaal des Britischen Museums, und so verlor ich ihn bald aus den Augen. Im Frühjahr 1899 wurde ich durch das begabte Ehepaar Ernest und Grace Rhys in die Geheimnisse und Widersprüche der „keltischen Bewegung" eingeführt. Man erzählte mir von dem Wiedererwachen des fast erloschenen Zusammengehörigkeitsgefühls in den keltischen Stämmen der Bretagne, Schottlands, Englands und Irlands, ich hörte mit fast ungläubigem Staunen, daß sich die protestantisch-methodistischen Walliser mit den katholisch-ultramontanen Iren in der gemeinsamen Sache der keltischen Wiedergeburt gefunden hätten, daß eine neue Zeit der keltischen Litteratur angebrochen sei, der die politische vita nuova bald folgen werde. Es wurden Dutzende von Namen genannt, aber keiner so oft und so nachdrücklich wie der von William Butler Yeats.

„Den sollten Sie kennen lernen", sagte Frau Rhys, und eine Zusammenkunft wurde vereinbart. Wie überrascht war ich, als mir in dem Chorführer der keltischen Bewegung die dunkeläugige Asketengestalt aus dem Britischen Museum entgegentrat!

Wir saßen recht lange gemüthlich beim Thee, und Yeats gab sich so natürlich und harmlos wie ein Kind. Er erzählte von den Eigenthümlichkeiten dieses und jenes Dichtergenossen, pries den vielgelästerten Lionel Johnson, der nur den einen Fehler habe, die Nacht zum Tage zu machen und umgekehrt, und versprach, mich mit diesem interessanten Manne zusammenzuführen. Das alles war ja ganz nett, aber ich war recht enttäuscht. Die Gestalt des jungen Dichters und die Meinung des Ehepaares Rhys hatten mich was anderes erwarten lassen als eine gemüthliche Plauderei. Die Zeit ist so kostbar in England!

Als ich mich zum Fortgehen anschickte, fragte er mich, welche Richtung ich einschlage.

„Gegen den Park", sagte ich.

„Ich gehe mit Ihnen."

Das war die erste ungewöhnliche, unenglische Aeußerung, die ich aus dem Munde des Kelten gehört hatte. Frau Rhys lächelte ein klein wenig, denn sie ist eine irische Protestantin, und die Wohlerzogenheit der englischen Mittelklasse ist stärker als ihre nationale Ueberzeugung. Der Dichter kam also mit mir, und wir blieben bis spät in den Abend beisammen. Das war wohl ein merkwürdiges Gespräch.

Am Anfang erkundigte er sich nach meinen Forschungen, befragte mich um meine Ansichten über Tagesfragen der Politik und Litteratur, und ging mit geschmeidiger Bereit-

Digitized by Google

willigkeit auf jeden Gedankengang ein. Aber wie er wärmer wurde und von Irland zu sprechen begann, kam ich nicht mehr zum Wort, ich glaube, er kümmerte sich auch gar nicht mehr darum, ob ich zuhörte; er sprach mit sich selbst. Ob ich zuhörte! Niemals vorher oder nachher habe ich einem so wunderlichen, so bezaubernden, so abstoßenden, so widerspruchsvollen Erguße gelauscht. Er sprach von Irlands glorreicher Vergangenheit und noch glorreicherer Zukunft, von der Sendung des irischen Volkes in der Geschichte, von dem Fluche und Segen der jetzigen Fremdherrschaft, von dem uralten Glauben des irischen Landvolkes, der auch der seine sei, von den Geistern des Wassers und der Luft, die er (Yeats) höre und fühle, wenn er in seiner irischen Heimath sei, und mit denen er sich in Stunden der Inspiration vollkommen eins fühle wie mit allem Erschaffenen; er nannte Namen aus der irischen Vergangenheit mit tiefster Ehrfurcht, wie ein Gläubiger Gottes Namen ausspricht. Angus, der Gott der Jugend, Schönheit und Poesie; Aedh, der Gatt des Todes; Deirdre und Grania, die Heldinnen der altirischen Sagen; Fergus und Oisin, die Dichter jener Sagenkreise — diese und andere Namen fielen von seinen Lippen, und ich hatte das Gefühl, daß er sie nannte, wie ein gutes Kind von seinen Eltern und Geschwistern erzählt. Er sprach von seiner Traumwelt wie im Traum, und es war überaus seltsam, fast unheimlich, mitten im Lärm des Westends von London, in der alltäglichsten, prosaischesten Umgebung von Kaufläden und Omnibussen, unten unter Häßlichkeit und Laster altirischen Legenden und utopistischen Zukunftsschwärmereien zu lauschen.

Yeats ist nicht von dieser Welt. Sein Innenleben ist ganz von Irlands Vergangenheit und Zukunft erfüllt. Das irische Elend von heute, die erschreckende Abnahme der Bevölkerung — über vierzigtausend Menschen verlassen alljährlich Irland, um sich in Amerika und den Kolonien niederzulassen! —, der allgewaltige Einfluß der katholischen Geistlichkeit, die Verwüstung des Bodens und wie alle die Uebel heißen, an denen das keltische Element Irlands leidet — alles das ist Yeats Nebensache, eine flüchtige Spanne Zeit in der irischen Geschichte. Das alles muß vorübergehen, so lautet seine Ueberzeugung, und wenn nur der keltische Geist lebendig bleibt, ist ihm um die Zukunft Irlands nicht bange.

Der Stern des gottlosen, groben, materialistischen Englands ist im Verblassen — die Sonne des frommen, dem Uebersinnlichen zugewandten Irlands geht auf.

Das ist dem Dichter Yeats ein undiskutirbarer Glaubensartikel wie seine Geisterwelt und sein Katholizismus, und das muß man festhalten, will man seine Dichtungen verstehen. Yeats ist, wie William Archer sagt, nicht die Inkarnation des irischen Keltenthums, sondern die Quintessenz des altkeltischen Geistes. Es ist, als hätte der Dichter Oisin, der Lieblingsheld unseres Dichters, in ihm seine Wiedergeburt erlebt — soweit sind seine Gefühle und Gedanken von unserer Zeit entfernt.

Nicht immer war er mir verständlich, und der Leser seiner Werke*) wird ebenfalls Mühe genug haben, dem „Sinn" seiner Gedichte zu folgen; aber es geht jedem mit seiner Poesie, wie es mir mit seinem Gespräche erging: man gibt sich dem Zauber der wundervollen Persönlichkeit hin, wenngleich der beleidigte Verstand dagegen Einspruch erhebt. Die Gedichte wenden sich ausschließlich an das Zarteste in der menschlichen Seele. Mit Phantasie allein kommt man dabei nicht aus, so taenia wie bei William Blake (einem Geistesverwandten von Yeats); sie entziehen sich daher auch einer zulänglichen Uebersetzung. Man müßte sich denn mit einer Interlinearversion begnügen. Eine und die andere Probe soll das Unwiderstehliche dieser ganz eigenartigen Poesie vorführen.

*) The Wind among the Reeds. 1900. — The Shadowy Waters. 1901. — Poems (Gedichte und Dramen). 1901. Fisher Unwin, London.

The Everlasting Voices.

O sweet everlasting Voices be still;
Go to the guards of the heavenly fold
And bid them wander obeying your will
Flame under flame, till Time be no more;
Have you not heard that our hearts are old,
That you call in birds, in winds on the hill,
In shaken boughs, in tide on the shore?
O sweet everlasting voices be still.

Die englischen Kritiker stehen dem Kelten und Mystiker in Yeats gerade so fremd gegenüber wie wir, und ihr Urtheil diesen Gedichten gegenüber lautet einstimmig: wir verstehen ihn nicht immer, aber wir fühlen, er ist ein echter, seltener Poet. Das fühlen auch wir bei dem Klange der mitgetheilten Probe. Sobald ich aber den Versuch mache, die Verse deutsch wiederzugeben, ist der Zauber weg, und nur das Unverständliche bleibt zurück. Man lese z. B. das Gedicht „An die Möwe", das sich übrigens liest wie eine Variante zu „The Everlasting Voices".

Möwe, a klag' in den Lüften nicht mehr,
Oder klag' nur den Wassern im Westen;
Denn es mahnt an leidenschaftsblinde
Augen Dein Ruf mich, an Haar so schön,
So schwer, das auf meinem Busen sich löste:
Leid genug weckt mir das Klagen der Winde.

Dabei sind diese Gedichte frei von jeder irischen Ueberlieferung, die im keltischen Gemüthe so viel Stimmung weckte, uns aber ganz kalt lassen muß.

Ich sagte oben, Yeats sei mit William Blake geistesverwandt; das bezieht sich nicht nur auf den mystischen Zug in ihrem Wesen, sondern auch auf das Naive, Kindliche, Elementare in ihrer Dichtung. Blake's „Tiger, tiger", ist in allen Lesebüchern der englischen Volksschulen zu finden und ist fast ein Volkslied geworden (wenn nur diese Gattung in England existirte!), und Yeats hat einige Kinderlieder, die einzig sind in der Litteratur.

A Cradle Song.

The angels are stooping
Above your bed:
They weary of trooping
With the whimpering dead.

God's laughing in heaven
To see you so good;
The Shining Seven
Are gay with His maad.

I kiss you and kiss you
My pigeon, my own;
Ah, how I shall miss you
When you have grown.

Die zwei dramatischen Dichtungen, die Yeats den Namen eines irischen Maeterlinck eingetragen haben, sind noch die verständlichsten seiner Werke und werden wohl dem Auslande zuerst zugänglich gemacht werden. „Gräfin Kathleen" ist einem irischen Märchen entnommen, das Yeats in seiner Märchensammlung „Irish Fairy and Folk Tales" (Walter Scott, London) erzählt. In einer Zeit der Hungersnoth kommen Abgesandte des Teufels, um in Irland Seelen zu kaufen. Die fromme und schöne Gräfin Kathleen verschenkt ihre ganze Habe, um die Armen vom ewigen Verderben zu retten. Aber die Noth ist noch nicht zu Ende, und Kathleen hat nichts mehr zu verkaufen. Zwölf Stunden verbringt sie in Trauer und Thränen, rauft ihr goldenes Haar und schlägt ihre schneeweiße Brust; dann erhebt sie sich in düsterer Entschlossenheit: sie verkauft ihre eigene Seele, um die Armen zu retten.

Nicht ganz so verständlich ist das zweite Drama „Das ersehnte Land" (The Land of the Heart's Desire).

Eine holde Maiennacht am äußersten Rande Europas, dort, wo die langgestreckten Wellen des Atlantischen Ozeans gegen die wilde Küste Westirlands branden. In der Küche der Bauernfamilie Brnin sitzen die Alten bei Tische; ein Pater ist als Gast in ihrer Gesellschaft. Der Sohn des

Digitized by Google

Hauses bedient heiter die Alten und den ehrwürdigen Gast; seine junge Frau Marie sitzt abseits, über eine vergildete Handschrift gebeugt. Auf dem Fenstersims eine Vase mit Himmelsschlüsseln. Brigitta, die Alte, schilt auf die Schwiegertochter, die so garnicht zu einem Bauernweib tauge. Statt zu waschen und zu scheuern, statt das Vieh im Stalle zu versorgen, statt auch nur den Tisch zu decken, liest sie den ganzen Tag das alte Zeug, das fünfzig Jahre irgendwo auf dem Boden versteckt war und jetzt von ihr aufgestöbert wurde. Der Urgroßvater, ein Thunichtgut, der seine Habe mit wandernden Sängern vergeudet, hat es geschrieben.

„Was liest Du, meine Tochter?" fragt der geistliche Herr.

„Ich lese von der irischen Königstochter Adene, die in einer Maiennacht, wie es die heutige ist, eine Stimme singen hörte, und als sie, halb wachend, halb im Schlaf, der Stimme folgte, kam sie in das Feenland, wo niemand alt wird, wo es keine berechnende Klugheit gibt, noch scheltende Zungen; dort blieb sie und dort ist sie noch, tanzend im thauigen Schatten des Waldes, oder wo die Sterne auf Bergesgipfeln einherschreiten, bis auf den heutigen Tag."

Der Pater ermahnt Marie, sie möge das Träumen lassen und sich mit der schönen Wirklichkeit bescheiden; aber ihr Mann läßt sie nicht schelten: sie habe so wenig Freude im Hause. Er ist viel auf dem Felde, und die Mutter hat eine scharfe, schneidende Zunge!

„Geh', Marie, streu Himmelsschlüsseln vor die Thür und mache den Geistern einen goldenen Pfad. Bedenke, es ist Maiennacht!" Marie (kommt träumerisch zurück): „Ich habe sie vor die Thür gestreut, da kam weinend der Wind und trug sie davon. Und dann kam ein Mägdlein mit dem Winde und fing sie zärtlich mit den Händen auf. Ihr Kleid war grün, von rothem Gold ihr Haar, ihr Gesicht blaß wie eine Wasserfläche in der ersten Dämmerung."

Der Pater warnt vor den bösen Geschöpfen, die in lieblichen Gestalten die Seelen der Menschen bedrohen. Da klopft es. Marie öffnet, dann holt sie einen Napf, füllt ihn mit Milch und reicht ihn zur Thüre hinaus, die sie wieder schließt. Ein altes, seltsames, grüngekleidetes Weiblein war's, das um Milch bat. Mutter Brigitta jammert: wer in der Maiennacht den kleinen Leuten Milch und Feuer reicht, begibt sich in ihre Gewalt. Der Pater und der Alte beruhigen sie — das schützende Kreuz hängt ja an der Wand! Wieder klopft's an die Thür. Marie öffnet, holt mit der Zange ein brennendes Torfstück vom offenen Herde und reicht es zur Thür hinaus, die sie wieder schließt. Mutter Brigitta schilt heftig, und Marie kann ihre Bitterkeit nicht länger verhalten.

„Kommt, ihr Geister, holt mich aus diesem öden Haus! Gebt mir die Freiheit, die ich hier verlor! Kommt, holt mich fort aus dieser öden Welt, denn ich will mit Euch im Winde reiten, auf der flatternden Mähne der Fluth dahineilen und wie eine Flamme auf den Bergen tanzen!"

Ihr Mann nimmt sie zärtlich in die Arme, und sie wird ruhig und bedauert ihre hastigen Worte. Da ertönt draußen Gesang, wie von einer Kinderstimme. Der Alte ist wie bezaubert und öffnet die Thür. Ein zartes, barfüßiges Kind kommt herein: es hungert und friert. Selbst Mutter Brigitta ist von der zarten Anmuth des Kindes entzückt. Sie wärmt es und gibt ihm Speise und Trank. Das Kind nimmt eine Krume wie ein Vögelchen und ist satt und glücklich; es will tanzen vor lauter Glück. Da erblickt es das Kruzifix an der Wand und schreit auf, mit den Händchen den Anblick abwehrend: „Nehmt es fort, das furchtbare, gemarterte Bild!" Der Pater selbst, von dem Kinde bestrickt, nimmt das Kreuz von der Wand und thut es ins andere Zimmer. Das Kind nimmt Himmelsschlüssel, streut sie zu einem Kreise, der Marie von den anderen abschließt, und umschlingt die junge schreckenstarre Frau mit den zarten Aermchen.

„Ich sendete meine Boten um Milch und Feuer, dann hörte ich, wie mich jemand rief, und kam."

Vergeblich sind jetzt die Beschwörungen und Bitten des Paters; das Kind lockt Marie mit Bildern aus dem „ersehnten Land", während draußen wilde Lieder wie von Wellen und Wogen erklingen — Marie stirbt, und das Kind verschwindet.

Wie armselig erscheint eine solche Inhaltsangabe, wenn man sich des feinen Duftes der Dichtung, ihrer Musik, ihrer wundervollen Traumwelt erinnert! Yeats ist eben einer jener Dichter, die sich nicht nur dem Uebersetzer, sondern auch dem Kritiker entziehen.

Wien. L. Kellner.

Der Freiwerber.

Herr Dumesnil sagte Anfang Dezember zu seiner Frau: „Nun müssen wir daran denken, Jeanne zu verheirathen."

Sie antwortete:

„Ja, ich habe auch schon daran gedacht."

Und die beiden Gatten setzten sich an den Kamin und begannen die Angelegenheit zu besprechen. Es schien eine ausgemachte Sache, daß Jeanne nicht gefragt werden sollte, da die Eltern mit ihrer besseren Weltkenntniß und Erfahrung ihr einen Mann auszusuchen hätten.

Sie sprachen also alle Bekannten durch. Einer war sehr nett und passend, aber er hatte nicht genügend Geld. Ein anderer war sehr reich, doch Herr wie Frau Dumesnil waren überzeugt, daß ihre Jeanne mit ihm unglücklich werden müßte. Der eine war zu alt, der andere zu kränklich und im Grunde genommen, kamen sie zu keinem Ergebniß.

„Es hat ja noch Zeit!" sagte Frau Dumesnil.

Aber in den nächsten Tagen kamen sie immer wieder auf das Gespräch zurück, es gab einen guten Stoff zur Unterhaltung, die zwischen Herrn und Frau Dumesnil sonst nicht allzu rege hin und herging. Und sie handhabten es wie eine Zerstreuung, sowie sie etwa früher mit einander täglich ihre Partie Ecarté gespielt hatten.

Da kam eines Tages Herr Dumesnil nach Hause und fragte nach seiner Frau. Sie war ausgegangen und er lief ungeduldig im Salon hin und her, bis sie erschien. Er stürzte ihr entgegen:

„Sind wir ungestört?"

Sie hatte noch ihre Pelzjacke an und den Hut auf dem Kopf, die Handschuhe an den Händen und etwas gemacht rief sie:

„Mein Gott, ist denn etwas geschehen?"

Er lächelte:

„Durchaus nicht! Ich wollte Dir bloß etwas mittheilen, vielleicht etwas ganz Glückliches."

Nun lief er an alle Thüren, überzeugte sich, ob sie auch richtig geschlossen wären, und dann flüsterte er:

„Ich habe eben mit Herrn Génolt gesprochen!"

Seine Frau sah ihn fragend an:

„Wer ist denn das?"

„Aber mein Gott, Pierre Génolt, mit dem ich auf der Schule zusammen war, der große Eisenindustrielle, kennst Du den wirklich nicht? Ich sehe ihn ja auch alle Jubeljahre bloß mal im Cercle, denn seine Werke liegen ja bei Lille, aber er hat doch hier und da in Paris zu thun."

Frau Dumesnil ward ungeduldig, das dauerte ihr schon zu lange und sie fragte, indem sie ihm mit der weißbehandschuhten Hand auf den Arm tippte:

„Also nun, was ist denn mit ihm? Was ist denn mit ihm?"

„Er hat einen Sohn!"

Frau Dumesnil machte große Augen:

„So, er hat einen Sohn?"

„Ja, er hat einen Sohn."

Digitized by Google

„Nun, was ist denn dabei?"

Herr Dumesnil ward ganz erregt:

„Aber um Gotteswillen meine Liebe, verstehst Du denn nicht? Er hat einen Sohn, einen einzigen Sohn, der die ganzen Werke mal erbt; verstehst Du denn immer noch nicht?"

Sie rief nur:

„Jeanne?" und ließ den Mund offen stehen.

Und der kleine beweegliche Mann rieb sich die Hände, tanzte im Zimmer umher und schien den Verstand verloren zu haben. Frau Dumesnil blieb ruhig, endlich sagte sie:

„Ja, weißt Du denn, ob es Herrn Génott recht ist, ob er überhaupt daran denken würde?"

Herr Dumesnil wollte sich ausschütten vor Lachen:

„Herrgott, ich habe doch schon mit ihm gesprochen, sonst würde ich es doch nicht sagen! Wir haben im Cercle gefrühstückt, eine wundervolle Idee von mir, daß ich heute nicht zum Frühstück nach Hause kam, denn ich hatte schon so eine Ahnung. Da haben wir über allerlei gesprochen, Jugenderinnerungen. Die Zeit vergeht, erwachsene Kinder, Sohn, Tochter, Tochter, Sohn und da hat er selbst gesagt, zuerst im Scherz:

„Na Ihre Jeanne könnte vielleicht etwas für meinen Maurice sein!"

Und ich habe geantwortet:

„Und Ihr Maurice könnte etwas für meine Jeanne sein!"

Na kurz und gut, jeden Augenblick kann Herr Génott kommen, er will sich Jeanne einmal ansehen; das hat er nicht gerade gesagt, aber ich denke es mir. Jedenfalls will er Dir seine Aufwartung machen. Und dann mache ich meinen Gegenbesuch und fahre vielleicht mal nach Lille. Uebrigens ist er Wittwer, im besten Alter, so wie ich, das ist das einzige, er kann ja noch dreißig Jahre leben, er hat sehr jung geheirathet.

Frau Dumesnil lockte zwar der große Reichthum und der einzige Sohn, von dem ihr Mann erzählte, aber da der Plan nicht von ihr selbst ausging, hatte sie doch einige Bedenken.

Die wurden jedoch abgeschnitten, denn es klingelte und das Mädchen meldete Herrn Génott. Eiligst verschwand Frau Dumesnil, um den Hut abzusetzen und Jeanne zu benachrichtigen. Auch Herr Dumesnil verließ das Zimmer und Herr Génott trat in den leeren Salon.

Er war groß und sah mit seinem kohlschwarzen, spitzgeschnittenen Vollbart nicht aus wie ein hoher Vierziger, der er war. Das dichte, borstenartig abgeschnittene Haar zeigte einzelne graue Fäden. Er trug einen schwarzen Gehrock und nachdem er in den Salon getreten, blickte er sich um, sah die Bronze auf dem Dahût an, betrachtete die Uhr auf dem Kamin, eine Arbeit des Bildhauers Frémiet, musterte dann die Wände, an deren Seidenbespannung je ein einzelnes Oelgemälde hing. Dann blieb er am Fenster stehen und sah auf den Park Monceau hinaus, hinter dessen goldenem Gitter man Kinderfrauen und Bonnen spazieren gehen sah.

Dabei schob er mechanisch an der Messingstange die brise-bisos hin und her; es dauerte und dauerte, niemand erschien. Frau Dumesnil hatte es für nöthig befunden, nicht nur den Hut abzusetzen und ihre Pelzjacke auszuziehen, sondern sich vollständig umzukleiden und Jeanne, die nicht wußte, was mit ihr vorgenommen werden sollte, mußte so lange warten.

Jeanne war ein mittelgroßes, schlankes Mädchen, mit kastanienbraunem Haar, graziös und elegant, von sehr hübscher Figur und angenehmen, wenn auch nicht besonders hübschen Zügen. Aber in ihrem Gesicht leuchteten ein paar nußbraune Augen von weichem, lieben Ausdruck.

Inzwischen hatte Herr Dumesnil den Salon wieder betreten und wartete dort mit seinem Jugendfreund. Nun kamen Mutter und Tochter herein; eine stumme Verbeugung erfolgte, sie setzten sich an den Kamin und Herr Génott erzählte.

Er erzählte von Lille, wie es bei ihm natürlich war, immer nur von Lille und den dortigen gesellschaftlichen Verhältnissen, von denen er übrigens eigentlich nicht viel wußte, denn wie er öfters betonte: er war ein Mann der Arbeit.

Dabei ließ er seine Blicke über Jeanne schweifen, während er zur Mutter sprach. Er wußte ab und zu das Mädchen am Gespräch zu betheiligen und Frau Dumesnil sagte sich, nachdem er aufgestanden und sich mit ein paar Worten empfohlen hatte:

„Das ist ja ein reizender Mann! Vielleicht könnte er nur etwas weniger von seinen Geschäften reden!"

Dann wurde Jeanne hinausgeschickt und Herr Dumesnil trat, sobald sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, auf seine Frau zu:

„Nun, meine Liebe, was sagst Du?"

„Sehr nett! Gefällt mir sehr gut! Es fragt sich bloß, wie der Sohn ist."

„Ja, den müßten wir doch erst mal sehen!"

Und sie war vorsichtig:

„Weißt Du denn bestimmt, daß es mit den Geldverhältnissen auch so ist?"

„Ich werde mich noch einmal erkundigen.

Damit war für heute die Sache erledigt.

Aber Herr Génolt kam wieder. Er hatte seinem Jugendfreunde Dumesnil erklärt, daß er noch einige Tage in Paris bliebe, und die Gelegenheit sollte benutzt werden, um näher bekannt zu werden und alles zu besprechen.

So luden sie ihn denn zu Tisch ein, da hatte er Gelegenheit, auch einmal allein mit dem jungen Mädchen zu reden und es zu beobachten; das hatte er gewünscht.

Kurz vor der Essenstunde kehrte Herr Dumesnil aus der Stadt zurück und ging ins Schlafzimmer, wo sich seine Frau mit Hilfe der Jungfer anzog. Er machte ein verschmitztes Gesicht und Frau Dumesnil merkte, er wolle ihr etwas sagen. Unter einem Vorwand schickte sie das Mädchen fort und nun platzte er sofort heraus mit strahlenden Augen:

„Meine Liebe, denke Dir, ich habe durch Richard, weißt Du der Agent de change, näheres über Génott's Verhältnisse erfahren, prima, prima! Der Mann ist kolossal reich! Wir wollen nur ja die Hände darüber halten, daß die Sache glückt."

Herr Génott erschien im Frack; er hatte Frau Dumesnil als zarte Aufmerksamkeit ein paar Blumen mitgebracht und überbot sich in Liebenswürdigkeit. Er trug wundervolle Wäsche, er verrieth in keiner Beziehung die Provinz, auch nicht das Arbeitsthier, wie er sich selbst genannt hatte, sondern machte eigentlich den Eindruck eines chiken Parisers.

Nur aus seinen Gesprächen klang sein Beruf heraus, denn immer ab und zu erzählte er wieder von Arbeitsverhältnissen, von seiner Thätigkeit, wie es bei einem Mann, der seit beinahe dreißig Jahren in diesen Geschäften stand, auch nicht anders zu erwarten war.

Von seinem Sohne sprach er mit keinem Ton und Frau Dumesnil sagte sich, als sie sich darüber klar ward, das ist sehr gut so, daß die Kleine nicht aufmerksam wird!

Als sie nach Tisch im Salon drüben saßen, redete er von den Schönheiten der Provinz und des Landlebens und, da die Pariser dazu ein etwas erstauntes Gesicht machten, sich zwar gern erzählen ließen, doch ziemlich ungläubige Mienen annahmen, schlug er wie von ungefähr vor, sie möchten ihn doch einmal besuchen, das wäre Gelegenheit, etwas anderes kennen zu lernen als Paris.

Herr Dumesnil zwinkerte seiner Frau mit den Augen zu, das war fein ausgedacht! Natürlich nahmen sie Jeanne mit, denn sie konnten sie doch nicht ganz allein lassen und er fragte:

„Na, mein Alter," er nannte sich wieder Du mit ihm, wie in den früheren Schulzeiten, „wäre es Dir denn recht, wenn wir meine Tochter mitbrächten? Du weißt, es ist so eine Sache; wir können doch nicht eine große Reise machen und sie ganz allein hier lassen!

Und diesmal zwinkerte er nicht bloß seiner Frau, sondern auch seinem Freunde zu, indem er mit lebhaftem Geberdespiel das Auge, das Jeanne abgewendet war, vollkommen schloß.

Der andere verstand und lachte laut auf:

Digitized by Google

„Aber natürlich, natürlich! Fräulein Jeanne ist ja die Hauptsache!“

Herr Dumesnil rieb sich die Hände. Sein Freund war doch ein einziger Kerl! Und er rief:

„In der That, in der That, Jeanne ist die Hauptsache!“

Nun lachte auch Frau Dumesnil:

„Ja, ja, das Kind ist die Hauptsache!“

Und Herr Génolt wendete sich zu dem jungen Mädchen, indem er es immer noch fortspann:

„Sehen Sie, Sie sind die Hauptsache!“

Ueber den Scherz begannen sie herzlich zu lachen, besonders Frau Dumesnils Heiterkeit wuchs in demselben Maße, als ihre zu enge Taille ihr eigentlich solche Gemüthsbewegungen verbot.

Dumesnil stand auf und ein echter Pariser, der früher auch seinen Spaß gemacht und immer noch lustig war, verbeugte er sich förmlich vor seiner Tochter und sagte zu ihr, mit dem leise anklingenden Tonfall eines gerade in Mode befindlichen Liedes:

„Sie ist die Hauptsache! Sie ist die Hauptsache!“

Jeanne hatte die ganze Zeit schweigend dabei gesessen, man ließ sie garnicht zu Worte kommen, die drei andern sprachen ja unausgesetzt, aber mit ihren klugen Augen betrachtete sie Herrn Génolt und das Gemisch Arbeitstüchtigkeit und doch Eleganz von gesetzten und vernünftigen Ansichten, schien ihr, die immer ruhig gewesen war und nie ein Wildfang, nie Unsinn im Kopf, die reifer war wie ihre Jahre, sehr gut zu gefallen.

Das Gespräch erlahmte und Herr Dumesnil kam nun auf den Gedanken, seinem Freunde die Wohnung zu zeigen; ein wenig leitete ihn dabei die Idee, Herrn Génolt recht klar zu machen, daß er reich war und als Kunstkenner ihm noch in mehreren Räumen Bilder guter Meister zu zeigen hatte; im Rauchzimmer, in dem sie noch garnicht gewesen, eine Bronze von Bartholomé und ein Marmorbruchstück von Rodin, auf das er besonders stolz war, obwohl es die ganze Familie scheußlich fand, und nur er und Jeanne Verständniß für den großen Meister zeigten.

Sie gingen in der Wohnung herum, Herr Génott mußte alles bewundern, aber dabei konnte Jeanne nicht ein Wort sprechen, und Herr Dumesnil überlegte, daß sein Freund doch gewünscht, sie auch näher kennen zu lernen. Darum sagte er, indem er einen Scherz daraus machte:

„Meine kleine Jeanne zeige mal Herrn Génolt den Rodin, aber Du mußt sprechen, Du mußt erklären, wir wollen mal sehen, was er dazu meint!“

Frau Dumesnil war ins Schlafzimmer gegangen, das man noch nicht besehen hatte, sie wollte erst sicher sein, daß sich dort alles in Ordnung befand. Herr Dumesnil aber ließ seine Tochter allein mit Herrn Génolt ins Rauchzimmer gehen und wartete im Salon. Er lief auf und ab und sagte sich dabei:

„Nun, wir wollen mal sehen, was der dazu meint, ob er eben so dumm ist wie die andern! Und dann kann er sich mal mit Jeanne unterhalten und dann wird er sehen, wie schlau das Mädel ist. Na, es ist ja auch bloß Formensache, aber immerhin soll er seinem Sohne gutes berichten; sie mögen sich nur aussprechen!“

Dabei kam ihm der Gedanke, während er die Hände in den Taschen seiner Frackhose, auf und niederschritt, und bei jedem Schritt die Spitze seiner glänzenden Lackstiefel betrachtete, jetzt wäre wohl die Gelegenheit, wo sein Freund drinnen mal von seinem Sohne spräche; an den Haaren durfte das nicht herbeigezogen werden, das Mädchen sollte nichts ahnen.

Herr Génolt war vor Bartholomés Bronce getreten, er sah die Arbeit an und sagte bloß:

„Das ist doch der, der das Monument aux morts auf dem Montmartre gemacht hat?“

Jeanne war ganz unbefangen, sie sagte ja; sie begann die Schönheit der Arbeit zu erklären, mehr, wie sie es von ihrem Vater gehört, aber doch auch nach eigener Ueberzeugung, und er hörte ihr mit Vergnügen zu, er sah nicht die Bronze, sondern er betrachtete das junge Mädchen, das ihm die Linien beschrieb.

Er ließ den Blick auf ihrem schweren, kastanienbraunen Haar ruhen, er überflog ihre hübsche Gestalt, und als sie geendet, war er so zerstreut, daß er sie immer noch ansah. Und wie ihre braunen Augen seine schwarzen trafen, war sie etwas verwirrt und schlug die Lider zu Boden.

Er sagte bloß:

„Wie Sie das fühlen! Wie Sie das ausdrücken!“

Sie ging weiter zum Rodin, aber jetzt war sie doch ein wenig verlegen und diesmal erklärte sie vielleicht nicht so gut, denn sie fühlte immer seine Blicke auf ihr ruhen. Aber er hörte auch garnicht zu, er schien in Gedanken zu sein; immer schweifte sein Auge über die Gestalt des Mädchens und er brach plötzlich ab, ohne sich um den Marmor zu kümmern, der ihn im Grunde genommen nicht interessirte, ebenso wenig wie die Bronze, denn er machte in seinen Eisenwerken Decken- und Brückenträger, Schienen und Laufstangen, aber keine Büsten und Statuen.

Da begann er mit ihr zu sprechen, während sie immer noch vor dem Marmor standen. Er fragte nach ihrer Erziehung, er ging auf ihre Interessen ein, er wollte wissen, wann und wie sie spazieren ging, was sie in Paris alles gesehen. Er fragte nach ihren Bekannten, nach ihren Ansichten vom Leben, er vertiefte sich ganz in sie, es war, als hielte er ein Examen ab, als wolle er jede ihrer Meinungen wissen.

Und das Mädchen verlor dabei die Befangenheit, erzählte und erzählte, gab auf jede Frage Rath und Antwort; ja sie ging weiter, sie setzte ihm ihre Mädchengedanken auseinander, nicht groß, nicht hoch, nicht weit, aber praktisch, vernünftig, viel praktischer und viel vernünftiger als er je geahnt, daß es in einem solchen Mädchenhirn sein könnte.

Sie war nicht versimpelt, nicht mit Scheuklappen erzogen, sie hatte über alles ihre Ansicht, sie hatte sich beinahe, ohne daß es die Eltern wußten, denn von denen wurde sie nicht gefragt, über jedes ein Urtheil gebildet. Sie sprach sogar über Verhältnisse der Republik, über Politik.

Sie fragte nach den Arbeiterzuständen, nach Strike und Sozialismus, aber nicht altklug, sondern manchmal ein wenig naiv, so daß er aus dem Entzücken nicht herauskam. Das war ja ein reizendes kleines Geschöpf, mit der konnte man sprechen!

Und er vergaß vollkommen Herrn und Frau Dumesnil er lehnte sich an den Sockel des Rodin'schen Marmors; er vertiefte sich ganz in sie, er sah ihr unausgesetzt in die braunen Augen, er las die Worte von ihren Lippen, die etwas bleich, aber ausdrucksvoll und energisch waren.

Er verfolgte die leisen Bewegungen ihrer Hand, mit denen sie ihre Worte begleitete, mit natürlicher Anmuth und angeborener Ausdrucksfähigkeit, und je weiter sie sprach in ihrer klugen und doch nicht altklugen Art, desto mehr war er von ihr entzückt.

In sein Herz, das so lange geschwiegen, auf dessen Schläge er nicht mehr gelauscht beim Rasseln der Ketten, beim Dröhnen des Dampfhammers, beim Klirren und Tönen der aufgestapelten hin- und hergeworfenen Schienen, zog ein jähes Gefühl der Hinneigung zu diesem reizenden, jungen Mädchen. Ein Staunen, wie so viel Liebreiz und doch Vernunft, so viel Herz und doch Verstand, in so einem kleinen Geschöpf stecken könnte, das er für eine Null gehalten, eine gleichgültige, mehr oder weniger nette Pariser Pflanze, die, wie er sich eingeredet, doch nichts weiter wissen könnte, als was man in den Familien an Klatsch erzählte, was in Paris geschehen, welche Hüte und welche Kleider man trüge.

Er war so vertieft, daß er nicht merkte, wie ab und zu seines Freundes Dumesnil Kopf vorsichtig in der Thür erschien, um zu sehen, was denn die beiden eigentlich so lange zu schwatzen hätten, und drüben lief Herr Dumesnil noch immer im Zimmer auf und ab vor seiner Frau, die am Kamin saß, etwas ärgerlich, etwas erregt die Achseln zuckte, weil sie sich langweilte und Herr Génolt nicht mit ihr sprach. Sie sagte:

Digitized by Google

„Das ist aber eine merkwürdige Art, er wird doch nun wissen, wie Jeanne ist! Und er könnte sich wahrhaftig doch nun einmal um uns kümmern!"

Herr Dumesnil zuckte die Achseln und meinte:

„Seien wir doch froh! Wenn er sich nicht dafür interessirt, wird er sie auch seinem Sohne nicht empfehlen. Uebrigens müssen wir den Sohn ja auch erst sehen. Eins aber kann ich Dir nur sagen: wenn er eben so nett ist wie mein Freund, dann kann Jeanne lachen!"

Aber schließlich begann die Sache komisch zu werden. Das Paar war jetzt wohl schon eine Stunde drüben allein und Frau Dumesnil war so schlechter Laune geworden, daß sie schon rief:

„Nun, wenn er sich um seine Wirthe garnicht kümmern will, dann brauchen wir uns um ihn auch nicht zu kümmern!"

Und ihr Mann mußte sie abhalten, daß sie in ihrem Aerger nicht einfach zu Bett ging. Sie sagte etwas, er scheine nicht gut erzogen zu sein, er müsse doch wissen, wie man sich Damen gegenüber benehme, und wenn der Sohn ähnlich wäre, dann brächten sie sich ja einen netten Schwiegersohn ins Haus.

Ihr Aerger wuchs mehr und mehr, denn sie mußte immer jemand haben, der sie unterhielt und bei ihr saß. Ja, sie begann jetzt schon fast eifersüchtig auf ihre Tochter zu werden und schließlich entschloß sie sich, einfach hineinzugehen und die beiden herüber zu holen.

Doch Herr Dumesnil stellte sich ihr, als sie schon aufgesprungen war, ängstlich in den Weg:

„Meine Liebe, so störe uns doch die Sache nicht, wer weiß, was sie besprechen!"

Frau Dumesnil zuckte die Achseln:

„Bist Du komisch! Was sollen sie denn besprechen? Mehr wie sein Bild zeigen kann er ihr doch nicht!"

Damit schob sie ihren Mann bei Seite und trat in das Rauchzimmer. In dem Augenblick ging eine Veränderung mit ihr vor und sie, die ein Gesicht gemacht, wie vierzehn Tage Regenwetter, lächelte plötzlich, ging ganz langsam über die Schwelle und sagte:

„Nun, was meinen Sie denn zu dem Rodin?"

Sie bekam keine Antwort. Ihre Tochter drehte ihr den Rücken, Herr Génolt wandte ihr zwar das Gesicht zu, aber schien so vertieft, daß er nicht mal merkte, daß sie eingetreten war, und jetzt sah Frau Dumesnil wie Herrn Génolts Augen an ihrer Tochter hingen, und sie räusperte sich und wollte ihre Frage noch einmal wiederholen, als Herr Génolt doch aufmerksam ward. Er sagte laut, so laut, als wollte er das junge Mädchen aufmerksam machen, daß sie nicht weitersprach:

„Ah, gnädige Frau!"

Und mit ungeheurer Zungenfertigkeit begann er zu erzählen, Jeanne erkläre ihm hier eben Rodin und sie hätten über vieles gesprochen und sie unterhielten sich sehr gut und sie hätten auch über die Bronze geredet und über Paris und über das ganze Leben hier, und er hätte ihr von Lille erzählt.

Das war eine solche Redeflut, daß ihn Frau Dumesnil ganz erstaunt ansah. Er ließ das junge Mädchen stehen, ging mit ihrer Mutter in den Salon hinüber, sagte, er hätte sich ungeheuer gut unterhalten heute Abend und es wäre reizend hier im Familienkreise und er danke seinem Geschick, das ihn mit seinem alten Freunde wieder zusammengeführt. Ueber seine Verlassenheit wären ihm hier erst die Augen aufgegangen, auf so einen Abend könne er sich seit Jahren nicht erinnern. Damit stand er auf, bedankte sich und empfahl sich und stürzte wie ein Trunkener davon, so schnell, daß er sogar Jeanne, die im kleinen Salon nebenan geblieben war, nicht mal Lebewohl sagte.

Das Ehepaar sah sich erstaunt an und sie sagte:

„Ja, was ist denn da geschehen, was hat er denn? Er war ja ganz gerührt! Hattest Du ihm zu viel Cognac gegeben? Denn Freund ist aber sonderbar!"

Auch Herr Dumesnil begriff nicht, was vor sich ging; er kam sogar auf den Gedanken, Jeanne möchte seinem Freunde nicht gefallen haben, er hätte die Absicht, die Beziehung nicht aufrecht zu erhalten, und hätte nicht gewußt, wie er sich da herausfitzen sollte; so wäre er einfach davon gelaufen.

In den nächsten Tagen wurde er noch in dieser Meinung bestärkt, denn Herr Génolt ließ nichts von sich hören. Der Weihnachtsabend rückte heran und Herr Génolt hatte weder geschrieben noch seinen Besuch wiederholt.

Da klingelte es am ersten Feiertag frühzeitig bei den Dumesnil und das Mädchen meldete, es wäre ein Herr da, der durchaus Herrn oder Frau Dumesnil zu sprechen wünschte. Das Ehepaar war aber nicht bereit; sie waren zur Mitternachtsmesse gewesen, waren müde, hatten länger als sonst geschlafen, Herr Dumesnil war mitten im Rasiren und Frau Dumesnil lag noch im Bett, gähnte, streckte sich und benöthigte mindestens einer Stunde zum Ankleiden.

Sie war wüthend, was denn das für eine Manier sei, zu so früher Zeit Besuche zu machen und sie ärgerte sich plötzlich über ihren Mann: er möge doch seine geschäftlichen Angelegenheiten, denn so etwas mußte es sein, zu einer andern Zeit abmachen.

Herr Dumesnil aber, der sich im Toilettenzimmer befand, dessen Thür nur angelehnt war, machte einfach zu, um nichts mehr zu hören. Und nun entlud sich der Aerger, der in ihrer Ruhe gestörten Frau, gegen das Mädchen, wie sie einen solchen Besuch überhaupt annehmen könnte! Am Weihnachtstage käme man überhaupt nicht, sie wäre nach müde von der Mitternachtsmesse. Erst nachdem sie ihre ganzen Nerven ausgeschüttet, kam sie auf die vernünftige Idee zu fragen, wer denn der Herr eigentlich sei? Dabei entdeckte sie, daß das Mädchen eine Karte in der Hand hielt und sie las:

„Maurice Génolt!"

Sie richtete sich im Bett auf, es fuhr ihr durch alle Glieder: Der Sohn! Um Gotteswillen, da war er! Und sie befahl schnell:

„In den Salon!"

Dann sprang sie aus dem Bett, nachdem das Mädchen gegangen, lief an die Thür des Toilettenzimmers, steckte den Kopf hinein und rief:

„Er ist da! Er ist da!"

Herr Dumesnil kehrte sein schaumbedecktes Gesicht herum und blieb stehen, das Rasiermesser wie eine Waffe zum Hiebe aushalend in der Luft:

„Wer ist da?"

„Der Sohn!"

„Génolt?"

„Maurice!"

„Maurice?"

Mit einem Mal fuhr sein Messer nieder und glitt über die Backe mit fürchterlicher Geschwindigkeit und er rief seiner Frau ins Schlafzimmer zu:

„Ich komme, ich komme sofort! Er soll nur warten!"

„Er wartet schon!" tönte zurück.

Herr Dumesnil gönnte sich kaum Zeit, einen Scheitel zu ziehen, wurde ganz nervös, als die Manschettenknöpfe nicht gleich in das Hemd passen wollten, und nach ein paar Minuten stand er fix und fertig da und sagte seiner Frau, die jetzt ihrerseits sich waschen ging:

„Ich werde ihn aufhalten, ich werde ihn herumführen! Ich werde ihm die Bilder zeigen!"

Frau Dumesnil rief, denn sie kannte, wenn es sich um die Bilder handelte, die Zerstreutheit ihres Mannes:

„Aber um Gotteswillen, nicht hier herein!"

Er machte ein ärgerliches Gesicht:

„Schließ doch zu, wenn Du Angst hast! Also paß auf: Ich werde ihn aufhalten, ich werde womöglich alles mit ihm besprechen und Du beeilst Dich ein bischen. So lange wird es schon noch dauern und dann ist es am besten, Du bringst gleich Jeanne mit."

Sie dachte nach:

„Wenn er Dir nun aber nicht gefällt?"

Aber er war entschlossen, er mußte ihm gefallen und er antwortete nur:

„So eine Partie finden wir so leicht nicht wieder!"

Digitized by Google

„Du hast recht!"

Dann ging Herr Dumesnil hinüber, wartete noch einen Augenblick ehe er in den Salon trat, öffnete die Thür und stand Herrn — — Génolt Vater gegenüber!

Er fühlte sich sehr enttäuscht. Herrgott, darum die Aufregung!

Der andere lächelte, und streckte ihm die Hand entgegen. Herr Dumesnil konnte nicht anders, sein erstes Wort war:

„Aber auf der Karte steht ja Maurice?"

„Nun ja, Maurice!"

„Ja, so, wir dachten Du sendest Deinen Sohn!"

Herr Génolt lächelte:

„Ich heiße Maurice."

Gedehnt antwortete Dumesnil:

„Ah, so, Ihr heißt beide Maurice!"

Herr Génott machte ein sehr erstauntes Gesicht:

„Beide?"

„Nun ja, Dein Sohn heißt doch Maurice!"

Da machte der Besucher ein etwas verlegenes Gesicht, schob den Arm in den seines Freundes, ging mit ihm vor dem Kamin ein paar Schritte auf und ab und sagte:

„Ja, deswegen bin ich nämlich gekommen! Ich muß Dir ein Geständniß machen und Du wirst Dich wundern, daß ich zu dieser Stunde komme, aber ich konnte absolut in diesen Tagen in Lille nicht fort. Es ist nämlich bei mir eine große Veränderung vor sich gegangen, etwas ganz Unerwartetes.

Herr Dumesnil machte ein erschrockenes Gesicht, denn sein Freund war sehr ernst geworden und er hatte nun Angst, es möchte sich um pekuniäre Schwierigkeiten handeln, man konnte es nie wissen bei so einem Fabrikanten.

Und seine Befürchtungen stellten sich im nächsten Augenblick als wahr heraus, denn Herr Génott begann:

„Es sind Veränderungen bei mir eingetreten, Veränderungen sehr schwer wiegender Art und ich bin hierher geeilt, um es Dir mitzutheilen, um keinen Augenblick falsche Gedanken aufkommen zu lassen, um Hoffnungen, die ich erweckt habe, möglichst schnell wieder auf das richtige Maß zurückzuführen.

Ich muß Dir nämlich etwas Schreckliches gestehen. Du weißt, es sind jetzt Schwierigkeiten gewesen mit den Kohlenpreisen; Du hast von den Ausständen in den Bergwerken gelesen; das Roheisen war nicht zu erschwingen. Ich hatte Lieferungen schon vorher abgeschlossen, es handelt sich um riesige Konventionalstrafen, kurzum, kurzum, ich kann meinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen und ich meine, dadurch hat sich die Sachlage vollkommen verschoben."

Herrn Dumesnil blieb der Mund offen stehen und halb im Schreck, halb als müsse er dadurch die veränderte Sachlage kennzeichnen, ließ er den Arm seines Freundes los und nun gingen sie nicht mehr untergehakt, denn von einer Vereinigung konnte doch wohl unter diesen Umständen keine Rede sein. So war denn Dumesnil's erstes Wort wie ein Trost und auch um die Sachlage zu kennzeichnen:

„Nun, die jungen Leute haben sich ja noch nicht gesehen!"

Herr Génolt blickte seinen Freund forschend an:

„Du willst damit sagen — —"

Dumesnil zuckte die Achseln:

„Ja, ich will damit sagen — —"

„Du willst damit sagen, unter diesen Umständen — —"

Er meinte:

„Ja, unter diesen Umständen — —"

Génolt stammelte:

„Unter diesen veränderten Umständen meinst Du?"

Dumesnil wurde ganz ernst:

„Ja allerdings, unter diesen veränderten Umständen!"

Nun platzte Herr Génolt los:

„Also Du meinst, wir lassen die Sache auf sich beruhen?"

Das war das erlösende Wort. Herr Dumesnil sagte:

„Na Gott sei Dank ist ja mit unseren Kindern noch nichts ausgemacht! Also ich meine auch, wir lassen die Sache auf sich beruhen!"

Nun ging Herr Génolt mit rasenden Schritten im Zimmer hin und her, man sah ihm die innere Erregung an, ein paar Mal blieb er stehen, dann sagte er:

„Das habe ich mir ja gedacht! Das habe ich mir ja gedacht!"

Dumesnil schämte sich ein wenig, aber mein Gott, er war doch vollkommen in seinem Recht, wenn er für seine Tochter zu sorgen sich bestrebte. Der Sohn eines verkrachten Industriellen .... mein Gott, da gab es doch vielleicht noch etwas Besseres zu finden!

Herr Génolt fragte:

„Und was wird denn Deine Gattin dazu sagen?"

Dumesnil antwortete sofort:

„Ich werde sie fragen!

Er freute sich eine Gelegenheit zu haben, nicht mehr seinem verkrachten Freunde gegenüberzustehen, öffnete die Thür und lief davon.

Herr Génolt aber blieb mitten im Zimmer stehen, die Hände in den Taschen und starrte auf den Teppich, indem er ein paar Mal nachdenklich den Kopf schüttelte.

Einen Augenblick, nachdem Dumesnil durch die eine Thür hinausgegangen, öffnete sich die andere und Jeanne erschien. Ihre Mutter, die zwischen drei Kleidern schwankte, die sie anziehen wollte, und immer noch nicht zum Entschluß kommen konnte, sah jetzt ein, daß ihr Erscheinen noch lange dauern mußte, und hatte Angst, der junge Génolt möchte etwa keine Zeit haben und fortgehen. So etwas aber durfte man nicht aus den Händen lassen. Nun, ihr Mann war ja mit ihm im Salon, da wollte sie Jeanne immer vorausschicken, daß er sie sähe.

Als Jeanne ihren Vater nicht erblickte, fragte sie, nachdem Herr Génolt ihr entgegengegangen und sie begrüßt:

„Ist denn Papa nicht hier?"

Der Industrielle meinte:

„Er wird wohl gleich wiederkommen!"

Aber in aller Eile, als wollte er den Augenblick benützen, flüsterte er:

„Gnädiges Fräulein, wir sind jetzt allein, darf ich Ihnen etwas sagen? Ich habe die Absicht gehabt, mich Ihnen zu nähern. Sie haben mir durch Ihr Wesen, durch das, was wir gesprochen mit einander, einen solchen Eindruck gemacht, daß ich Sie fragen wollte, ob Sie es mit einem nicht mehr ganz jungen Manne, wie ich doch bin, versuchen wollten.

Ich hatte diese Absicht, so lange ich ein reicher Mann war, und ich bin heute hier und habe eben Ihrem Vater erzählt, wie durch unglückliche Finanzverhältnisse ich ein reicher Mann nicht mehr bin. Ich werde vielleicht gerade zu leben haben, aber ich kann einer Frau nichts bieten. Und deswegen stelle ich diese Frage nicht . . ."

Jeanne sah ihn an, dann schlug sie die Augen nieder, darauf blickte sie ihm wieder ins Gesicht und plötzlich fragte sie, ganz entschieden, schnell:

„Bloß des Geldes wegen?"

„Des Geldes wegen!"

Da sagte das Mädchen nur:

„Da haben Sie mich ja recht niedrig beurtheilt. Ich danke Ihnen sehr!"

Sie nickte und wollte gehen. Aber er vertrat ihr den Weg, ein Leuchten ging über sein Gesicht, er fuhr sich nervös über die ergrauten Borsten auf dem Kopf und sagte:

„Nein, ich habe Sie nicht niedrig beurtheilt, sondern ich bin eben gekommen, um es Ihnen zu sagen. Und wenn Sie wollen, sage ich es Ihnen. Gut, ich sage es Ihnen, also ich sage Ihnen, ich bin hier, um Sie zu bitten meine Frau zu werden trotz der veränderten Vermögensverhältnisse. Wollen Sie das?"

Das Mädchen sah ihm offen ins Gesicht und sagte ganz ruhig:

„Ja!"

Digitized by Google

Da ward die Thür aufgerissen, und Herr Dumesnil stürzte herein. Er blieb starr stehen, als er die beiden gerade in dem Augenblick sah, als sie sich die Hand reichten, und er rief:

„Jeanne, wo steckst Du denn?

Herr Génolt trat zu seinem ehemaligen Freund und sagte lächelnd, indem er noch immer die Hand des jungen Mädchens hielt:

„Denke Dir mal diese Meinungsverschiedenheit! Fräulein Jeanne ist garnicht Deiner Ansicht, sie meint, wenn ich auch verkracht wäre, sie will doch . . . . .“

Herrn Dumesnil blieb der Mund offen stehen:

„Ach was! Ach was!“

Génolt fuhr fort:

„Und das hatte ich eigentlich nicht anders geglaubt, erwartet oder nein, wenigstens gehofft.“

Dumesnil aber meinte, indem er seine Tochter erschrocken ansah:

„Jeanne, Du weißt aber? Du bist Dir doch klar?“

Jeanne antwortete ruhig:

„Jawohl Papa, ich weiß es!“

„Nun, Du hast ihn aber doch noch garnicht gesehen! Das geht nicht, zuerst mußt Du ihn wenigstens sehen!“

Sie schaute ihn nichtverstehend an.

Herr Génolt aber meinte, indem er auf sich selbst zeigte

„Hier steht er ja!“

Er klopfte seinem Freund auf die Schulter, wobei jener immer erschrocken einen Schritt nach dem andern zum Kamin zurückrückte, und erklärte:

„Ich bin nämlich selbst der Maurice! Ich habe zwar einen Sohn, aber der denkt noch nicht ans Heirathen! Ich habe ihn nur etwas älter gemacht! Seinetwegen bin ich manchmal in Paris, er ist nämlich hier auf der Schule!“

Herr Dumesnil konnte sich von seinem Schreck kaum erholen:

„Da bist Du es selbst?“

„Ich bin es selbst!“

Herr Dumesnil schnalzte ein paar Mal mit der Zunge, schüttelte den Kopf, lief hin und her und rief:

„So so, so so! Nun ja, meine liebe Jeanne, mein Kind, Du mußt wissen, was Du thust, aber ich mache Dich aufmerksam, daß wir Dir immerhin bloß etwas Gewisses geben, und so wie Du jetzt gelebt hast, kurzum . . . kurzum . . .“

Aber Herr Génolt fing plötzlich an zu lachen, er lachte vor Freude über den ängstlichen Vater, er lachte vor Glück, daß das Mädchen seine Prüfung bestanden und plötzlich pflanzte er sich vor den wüthend hin und herrennenden Dumesnil auf und sagte:

„Mein Alter, so einem Mädchen, das nicht nach Aeußerlichkeiten geht, dem brauchst Du garnichts zu geben, das wird es auch nicht nöthig haben. Der Ausstand wird sich schon beilegen lassen, und ich habe in früheren Jahren Geld genug gewonnen! Auf ein paar hunderttausend Francs kommt es mir garnicht an!“

Dumesnil blieb stehen, machte kurz Kehrt, starrte ihn an, und dann rief er mit einem Mal als Ausdruck seines Schrecks, seiner Bekehrung, seiner Erleichterung, seines Glückes:

„Das ist ja ein zu dummer Witz!“

Herr Génolt aber meinte:

„Die nicht!“

Und er ging auf Jeanne zu, nahm ihre kleine Hand, zog sie an die Lippen und sagte:

„Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen von Herzen!“

Sie waren schon wieder im Zimmer allein. Herr Dumesnil war fortgelaufen. Wie ein Wirbelwind stürzte er ins Schlafzimmer. Auf das breite Bett waren ein Dutzend Taillen geworfen, Unterröcke lagen am Boden, ein paar Röcke über den Stühlen, seine Frau selbst stand halb angezogen mitten im Zimmer, während die Jungfer ihr das Kleid schloß, und sie rief immerfort:

„Machen Sie schnell! Machen Sie schnell!“

Herr Dumesnil aber sagte nur die Worte:

„Meine Liebe, Sie sind schon verlobt!“

Da erlahmte Frau Dumesnil's Eifer, die Hände sanken ihr schlaff herab, und weil sie nun ruhig stehen blieb, konnte das Mädchen ihre Toilette umso schneller beendigen.

Herr Dumesnil aber lief wieder in den Salon zurück, nahm seinen Freund beim Arm, zog ihn von seiner Braut fort in den kleinen Salon nebenan, schloß die Thür und flüsterte ihm bloß ins Ohr:

„Mein Alter, Du brauchst die Geschichte meiner Frau nicht zu erzählen!“

Georg Freiherr von Ompteda.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Aus Adolf Stahr's Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn von Bettine von Arnim, Gustav Freytag, K. Gutzkow, Th. B. Macaulay, Fr. Spielhagen, Fr. Th. Vischer, R. Wagner u. a., ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von L. Geiger. — Oldenburg 1903. Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Dies Buch enthält auf seinen 350 Seiten (mit 70 Seiten Einleitung) viele interessante Briefe; aber um das ganze Gericht verdauen zu können, muß man schon einen ziemlich stark litterarhistarisch ausgepichten Magen haben! Ich habe so oft Berlin gegen den Vorwurf des Nörglerthums vertheidigt; aber hier zuerst, bei diesem Uckermärker und seiner königsbergischen Gattin, trat mir so recht ein Kreis entgegen, der jenen Vorwurf begreiflich macht. Auch die bedeutenden Männer, die in die Nähe von Adalf und Fanny Stahr kommen, hören auf bedeutend zu sein; sie urtheilen, kritisiren — aufrichtiger und bezeichnender gesagt: sie räsonniren wie diese und lassen, wie mindestens er, den Hintergrund positiver Gedanken vermissen. Und wie kritisiren sie? ganz und gar nach dem Parteistandpunkt und dem der persönlichen Sympathie. Wer kann etwas aus dieser Verhimmelung Bruno Bauer's oder dieser Verschimpfirung H. Heine's lernen?

Es bleibt der kulturhistarische und der biographische Werth. Ein Zeitbild erhalten wir gewiß aus diesen politisch-ästhetischen Diskussionen zwischen Adalf Stahr, seinem Bruder Carl, dem immer liebenswürdigen (aber meist ach! sa weitschweifigen) Julius Mosen und dem trefflichen Robert Prutz — fast dem einzigen, der sich knapp ausdrücken kann. Wir hören das Motto: „Alle Bildung ist nur politisch!“; wir empfangen eine neue, nicht allzu lebensvolle Schilderung van L. Tieck's Vorleseabenden; wir sehen, wie all diese historischen Dramatiker, Gutzkow, Mosen, Prutz, Laube sich gegenseitig geringschätzen. Und zu den Lebensläufen all dieser Korrespondenten erhalten wir schätzenswerthe Beiträge — ist doch das Ehepaar Stahr eben darin unter ihnen einzig, daß es eine nicht rein litterarische Biographie hat, wie all die andern seit der Revolution. Aber verdient dies alles die große Mühe des verehrten Herausgebers? wären Referate mit Stichproben nicht annehmlicher gewesen?

Da hätte manch gutes Wort ausgestochen werden können, wie Mosen's über Uhland: „So ein schwäbischer Weinkrug, unansehnlich van außen, doch voll köstlichen Weines, den man freilich schon ausgetrunken hat;“ mancher Brief von Bettinen und manche Nachricht über sie; eine hübsche Improvisation M. Hartmann's in Distichen; ein bedeutender Brief Wagner's zum „Lohengrin“; ein charakteristischer Macaulay's über allgemeines Stimmrecht und Sozialismus. Willibald Alexis erläutert „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, Fr. Th. Vischer kritisirt Stahr's „Lessing“ eingehend, der Großherzog Carl Alexander entwickelt seine Pläne, Weimar von neuem zu einem deutschen Kulturcentrum zu machen. Oder wir hören Auerbach seine Dorfgeschichten vertheidigen und Spielhagen die „Problematischen Naturen“; erhalten von Garibaldi's Aufenthalt in Genf eine wirkungsvalle Schilderung; erfahren ein bezeichnendes Wort Bismarck's, warum er 1866 nicht mehr mediatisirt habe: „Sie kennen die Deutschen noch nicht — wenn die nur Geld genug hätten, die hielten sich gern jeder seinen eigenen König.“ Warum mußten sa reizvolle Perlen so tief versteckt werden?

Richard M. Meyer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 46. Berlin, den 15. August 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Die Zweifrontentheorie und die preußischen Landtagswahlen. II. Von Theodor Barth.

Die Lehre vom Gelde. Von Alexander Meyer.

Was in Hinterpommern möglich ist.

Arbeiterunruhen in Südengland. Von N. Wolfschky (Zürich).

Die Amerikanerin. I. Von Marie von Bunsen.

Griechische Schnodahüpfeln. Von A. Bettelheim (Wien).

1000 v. Chr. (Erzählung.) Von B. Cantee (Amsterdam).

Zeitschriften:

„Die christliche Welt": Protestantismus und Sozialdemokratie. Von W. R.

Bücherbesprechung:

Gustav Frenssen: Dorfpredigten. Bespr. von R. Piffin.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Herr von Levetzow ist im 76. Lebensjahre gestorben. Er war mehrfach Präsident des Reichstages und hat als solcher seines Amts mit Unparteilichkeit und nicht ohne Geschick gewaltet. Er war keine bedeutende Persönlichkeit, aber ein selbständiger Charakter. Er konnte von sich sagen: mon verre est petit, mais je bois dans mon verre. Sein Auftreten war schlicht, und gerade diese Schlichtheit gab ihm eine gewisse Haltung. Die einzige dramatische Aktion seines öffentlichen Wirkens im Reichstage veranlaßte ihn zu einem nicht wieder gut zu machenden politischen Fehler. Er legte, als die Mehrheit des Reichstags bei der Feier des achtzigjährigen Geburtstags Bismarck's den bekannten negativen Beschluß faßte, das Reichstagspräsidium mit Aplomb nieder, und damit dankte die konservative Partei zu Gunsten des Centrums, das seitdem den ersten Präsidenten stellt, ab. Statt des bekannten: Ein Talent, doch kein Charakter, läßt sich von Herrn von Levetzow sagen: Kein Talent, doch ein Charakter.

Die Sozialdemokratie wird bald in den letzten Zügen liegen, wenn erst die neue Centralstelle für ihre Bekämpfung geboren ist. Die „Kindereien und Ungeheuerlichkeiten" der Sozialdemokraten in den Parlamenten und Gemeindevertretungen, in Versammlungen und Presse sollen in der Centralstelle gesammelt und durch eine Zeitungskorrespondenz der Presse und dem Publikum als Gegengift gegen die Sozialdemokratie eingegeben werden. Die Sozialisten sind nach dem Cirkular des Gründerkomitees bisher in der günstigen Lage, „stets als Angreifer vorzugehen". Kann denn die geplante rein negative Kritik der sozialdemokratischen Agitation sie in die Vertheidigungsstellung drängen? Unsere heutigen Zustände bieten den Arbeiterführern ihrerseits so viel Angriffsflächen und so viel Stoff zur Kritik, daß selbst, wenn sie ihre Waffen ungeschickt führen, die Anhänger des Bestehenden vor allem ihre Blößen zu decken haben. Und die Kritik, nicht ihre utopistischen Träume, ist nun einmal die schärfste Waffe der Sozialdemokratie. Alle Parteien sind einig darüber, daß die sozialistischen Bataillone anschwellen durch das Heer der nur unzufriedenen Mitläufer. Die Waffe der Kritik ihr aus der Hand winden, positive Arbeit thut noth. Da liegen die Aufgaben des wirklichen Liberalismus; und darum ist es geradezu eine Beleidigung, wenn freisinnigen Politikern von dem scharfmacherischen Komitee die Theilnahme an seiner Arbeit angeboten und verlangt wird, ihre Namen neben die der Grafen zu Dohna, von Kanitz, von Schwerin zu setzen.

Aus Anlaß des Universitätsjubiläums haben die Heidelberger Fakultäten Ehrenpromotionen verkündet, die zum Theil überrascht haben. So hat die theologische Fakultät einige Damen, dann Gustav Frenssen, dessen Bedeutung gewiß nicht allein auf theologischen, sondern vorzugsweise auf dichterischen Qualitäten beruht, und ferner Friedrich Naumann zu Ehrendoktoren ernannt. Bei Naumann war auch nicht nur seine theologische Bedeutung maßgebend. Wir lesen als Begründung seiner Promotion:

> Friedrich Naumann, „frühee Pfarrer in Frankfurt, jetzt Berliner Bürger, Friedrich Ahlfeld's würdiger Enkel, der von der Liebe unseres Herrn Jesu Christi und vom Glauben entflammt und des seligen Joh. Heinrich Wichern Fußstapfen folgend, nicht für sich, sondern für die schwachen Brüder lebte und ferner ebenso sehr durch seine Predigten und Broschüren, wie durch sein Buch „Gotteshilfe" die Heilswahrheiten des alten Evangeliums unserer Zeit in neuer Sprache verkündigend, sich um Religion, Theologie, Kirche und Vaterland ausgezeichnete Verdienste erworben hat."

Es ist also auch seine öffentliche Wirksamkeit hauptsächlich in der Sozialpolitik für die theologische Fakultät mitbestimmend gewesen, ihm die Ehrung zu erweisen. Diese äußere Anerkennung ist erfreulich als Beweis für die un-

Digitized by Google

abhängige und liberale Gesinnung ihrer Urheber und die Ausdreitung Naumann'scher Gedanken. Heidelberg liegt in dem Musterländle Baden. Ob sich unter den preußischen theologischen Fakultäten viele finden würden, die Naumann zum Ehrendoktor machten?

In Dessau, dem Wahlkreis Roesicke's, haben die Verhandlungen der freisinnigen Vertrauensmänner beider Richtungen zur einstimmigen Nominirung Karl Schrader's als Reichstagskandidaten geführt. Schrader gehörte zu den nächsten persönlichen und politischen Freunden Roesicke's und hat wohl die gute Aussicht, die Stimmen der Wähler seines Freundes wieder auf sich zu vereinigen. Der Landtagsabgeordnete Arn'l, der selber die ihm zuerst angebotene Kandidatur abgelehnt hatte, hat sich besondere Verdienste um die Einigung aller Freisinnigen auf die Kandidatur Schrader erworben. Schrader hat den Wahlkreis gegen die Sozialdemokraten, die ihren gegen Roesicke unterlegenen Kandidaten wieder aufstellen, und gegen einen noch nicht gefundenen sogenannten „reichstreuen" Kandidaten der reaktionären Parteien zu behaupten.

Die Wahlen zum englischen Unterhaus werfen ihre Schatten voraus. Das Regiment Balfour's und Chamberlain's erzieht sich die Sozialdemokratie, ohne die, wie es scheint, kein Parlament auf die Dauer bestehen kann. Bisher waren 13 Arbeiterabgeordnete im Unterhaus, die bis auf wenige nicht als Sozialdemokraten gelten können. Das nächste Parlament wird aber gewiß viel mehr spezifisch sozialistische Abgeordnete zählen, denn es stehen jetzt schon hinter dem Labour Representation Committee, das einen starken Zug zum Sozialismus zeigt, fast eine Million Anhänger. Diese Thatsache verleiht einem Aufruf der 13 Unterhausmitglieder, der sich an die Arbeiter der englischen Kolonien Kanada, Australien und Neuseeland und gegen die Chamberlain'schen Schutzzollpläne richtet, erhöhtes Gewicht.

In dem Manifest heißt es:

„Aller rhetorischen Verzierungen entkleidet, geht Mr. Chamberlain's Plan dahin, unsere Nahrungsmittel zu Euren Gunsten zu besteuern. Wir in der alten Heimath wissen aus Erfahrung, daß die Besteuerung der Nahrungsmittel viel Elend unter der ärmeren Bevölkerung erzeugt, von dem Ihr mit Euren bedeutenden Hilfsquellen und geringerer Bevölkerung keine richtige Vorstellung haben könnt. Unsere Väter haben darunter gelitten, und es ist möglich, daß dir ältere Generation unter Euch sich noch an jene bitteren Zeiten erinnert.

Wir haben hier in der Heimath eine Bevölkerung, die die heimische Nahrungsmittelzufuhr weit übersteigt. Diese Bevölkerung wurde in den letzten fünfzig Jahren unterhalten durch eine stetig zunehmende Nahrungsmitteleinfuhr aus allen Gegenden der Welt. Bei Euch ist dies anders: Ihr erzeugt mehr Nahrungsmittel, als Ihr braucht, und seid auf die Ausfuhr derselben angewiesen. Wie führen so viel ein, um ein Dessizu zu decken, das auf drei Viertel unserer Konsumtion geschätzt wird. Schon diese einfache Thatsache zeigt die enorme Bedeutung, die eine Aenderung in unserer bisherigen Politik der freien Einfuhr für England haben kann. Der Unterschied zwischen verzollter und zollfreier Nahrung bedeutet für die Massen unseres Volkes einen Unterschied zwischen bloßer Existenz und wirklichem Mangel. Wir glauben deshalb, daß Ihr nie begriffen habt, was Nahrungsmittelsteuern bedeuten, oder aber Mr. Chamberlain thut Euch Unrecht, wenn er uns sagt, daß Ihr danach verlangt. Wir haben im 18. Jahrhundert die Hälfte unseres Reiches verloren, da wir das Recht beanspruchten, die Kolonien zu unseren Gunsten zu besteuern; jetzt aber sagt man uns, wir würden Euch verlieren, wenn wir uns nicht zu Euren Gunsten besteuerten. Unser Verlangen im 18. Jahrhundert war ungerecht gegen die Kolonien, und die Strafe blieb nicht aus. Soll nun das umgekehrte Verfahren gerechtes und von glücklicheren Folgen begleitet sein?

Auch in England können die Liberalen nichts Besseres thun, als die Arbeiter in diesem Kampf um ihre Lebenshaltung aufs energischste zu unterstützen.

* * *

Die Zweifrontentheorie und die preußischen Landtagswahlen.

II.

Vor einem Menschenalter bezeichnete Bismarck das preußische Landtagswahlrecht als das „elendeste aller Wahlsysteme". Wie soll man es heute bezeichnen, um es richtig zu charakterisiren? Als Bismarck jenen Ausspruch that, taugte das preußische Dreiklassenwahlsystem gewiß schon nicht viel; aber damals war es noch ein Muster von Logik und Gerechtigkeit gegenüber dem, was inzwischen aus ihm geworden ist. Heute liegen die Dinge so, daß in der ganzen, weiten Welt kein Wahlsystem existirt, welches an Absurdität und Unbilligkeit an das preußische Dreiklassenwahlsystem heranreicht. Selbst das sächsische Wahlgesetz von 1896, obgleich es sich das preußische Wahlsystem zum Muster genommen hatte, bleibt an brutaler Ungerechtigkeit noch hinter dem preußischen zurück; denn die Wahlkreiseintheilung ist in Sachsen nicht ganz so veraltet wie in Preußen. Nun ist alle Welt darüber einig, daß das sächsische Wahlrecht nicht bloß reformbedürftig ist, sondern sich als unerträglich herausgestellt hat. Selbst die gewiß nicht reformfreudige sächsische Regierung trifft Anstalten zu einer Aenderung, in der Besorgniß, daß sonst auch das dreiundzwanzigste und letzte Reichstagsmandat, das gegenwärtig noch von einem Antisemiten gerettet wurde, bei den nächsten Reichstagswahlen der Sozialdemokratie zufallen wird. Auch außerhalb des Königreichs Sachsen ist man darüber ziemlich einig, daß das sächsische Landtagswahlrecht gründlich geändert werden muß.

Aber was für das kleine Sachsen gilt, trifft in noch viel höherem Grade für den Großstaat Preußen zu. Das preußische Dreiklassenwahlsystem ist so morsch und faul geworden, daß es keiner Kritik, von welcher Seite sie kommen möge, stand zu halten vermag. Das Preußische Abgeordnetenhaus läßt sich nur ironisch als eine Volksvertretung ansprechen. Es ist eine Geldbeutelvertretung, aber obendrein eine solche, bei der die politische Macht ganz willkürlich unter die verschiedenen Steuerzahler vertheilt ist.

Der Grundgedanke des Dreiklassenwahlsystems ist aus der Vorstellung erwachsen, daß der Einfluß bei den Wahlen zum Landtage der Steuerleistung zu entsprechen habe. Die Dinge haben sich aber inzwischen so entwickelt, daß die steuerkräftigsten Theile des Staates, insbesondere die großen Städte, in einer wahrhaft skandalösen Weise gegenüber denjenigen Theilen des Landes, die am wenigsten Steuern aufbringen, bei den Landtagswahlen benachtheiligt sind. Innerhalb der einzelnen Wahlkreise wiederum kommt es nicht selten vor, daß ein Steuerzahler, der in einem Bezirk der dritten Klasse der Wähler zugerechnet wird, bei Zahlung des zehnten Theils der Steuern in einem anderen Wahlbezirk der ersten Klasse zugerechnet werden würde. In Berlin gibt es zahlreiche Bezirke, in denen nahezu alle Intellektuellen in der untersten Klasse wählen müssen, weil zufällig in demselben Bezirk eine Anzahl schwer reicher Leute wohnt. Der Kanzler des Deutschen Reichs und die Minister pflegen in Berlin ebenfalls in der untersten Klasse zu wählen. Endlich vollzieht sich die Wahl zum preußischen Landtage öffentlich und indirekt, durch Wahlmänner. Die öffentliche Wahl zwingt Millionen von Wählern, sich entweder von dem Wahlakt fern zu halten oder eine politische Ueberzeugung bei der Wahl zum Ausdruck zu bringen, die sie nicht haben. Die öffentliche Wahl erzieht Lügner und Heuchler, die indirekte Wahl vermindert das Wahlinteresse. Kurzum, man mag das preußische Dreiklassenwahlsystem betrachten von welchem Gesichtspunkte aus man will, wo immer man es packt, da ist es absurd, ungerecht, empörend.

Den Gipfelpunkt des Unsinns erreicht es aber dadurch, daß es die bei weitem zahlreichste Partei des Landes, die in der Sozialdemokratie organisirten Arbeiter, thatsächlich aus der sogenannten Volksvertretung ausschließt. Die Sozialdemokratie hat in Preußen in fünf Jahren bei den

Digitized by Google

Reichstagswahlen einen Stimmenzuwachs von rund einer halben Million aufzuweisen gehabt. Aber das preußische Dreiklassenwahlsystem ist so sinnreich angelegt, daß dieselbe Partei, deren Wähler mindestens doppelt so zahlreich sind wie die Wähler der konservativen Parteien, auch bei den bevorstehenden Landtagswahlen kaum darauf rechnen kann, allein aus eigener Kraft auch nur einen einzigen Vertreter in das Preußische Abgeordnetenhaus zu entsenden, woselbst sich die Konservativen in der Zahl von etwa 200 Vertretern breit machen.

Daß ein solcher Zustand, der allen Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit in einer so schamlosen Weise Hohn spricht, auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden kann, liegt auf der Hand. Aber ebenso gewiß ist es, daß eine Aenderung nur eintreten wird, nachdem eine energische Volksbewegung die Fortdauer des Dreiklassenwahlsystems unmöglich gemacht hat. Im Preußischen Landtage sitzt die Hausmacht der preußisch-deutschen Reaktion. Die stärksten Wurzeln der politischen Macht des preußischen Junkerthums befinden sich im Preußischen Landtage. Deutschland aber wird von Preußen aus regiert. So lange die Reaktion in Preußen nicht erschüttert ist, kann garnicht darauf gerechnet werden, ihr im Deutschen Reich die Zähne zu lockern. Hinzukommt, daß das preußische Junkerthum im Preußischen Landtage in allen wesentlichen Fragen heute beim Centrum auf sichere Unterstützung zu rechnen hat. Bei den letzten Landtagswahlen wurde es in liberalen Kreisen als ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, bezeichnet, daß nicht die beiden konservativen Parteien, denen zur Mehrheit im Abgeordnetenhause nur wenige Stimmen fehlten, diese wenigen Stimmen gewännen. Heute ist die politische Verbrüderung zwischen Konservativen und Centrum in Preußen eine so enge, und das preußische Centrum hat sich im reaktionären Sinne so emsig entwickelt, daß die Frage, ob die Konservativen beider Richtungen für sich allein im Preußischen Abgeordnetenhause eine Mehrheit erlangen, kaum noch von irgend welcher praktischen Bedeutung ist. Das Centrum wird alle reaktionären Dienste mit Vergnügen leisten und in allen Kulturfragen, die ja bei den Geschäften des Preußischen Abgeordnetenhauses im Vordergrunde stehen, sogar die Führung der Reaktion übernehmen.

Der Liberalismus sieht sich somit im nächsten Preußischen Abgeordnetenhause einer konservativ-ultramontanen Koalition gegenüber, deren gesetzgeberische Ausschreitungen nur in der Diskussion, aber nicht bei der Abstimmung ernsthaften Widerstand finden werden. Daran würde auch nichts geändert werden, wenn Freisinnige und Nationalliberale in geschlossener Front bei den nächsten Landtagswahlen gegen die Reaktion marschieren würden. Die sachlichen Vorbedingungen für ein solches Zusammenmarschieren wären ja in hohem Grade gegeben. Denn im Gegensatz zum Centrum, das im Preußischen Abgeordnetenhause sich viel reaktionärer gebärdet als im Reichstage, ist die nationalliberale Fraktion des Abgeordnetenhauses liberaler als die des Reichstags. In den politischen Fragen, um die es sich vorzugsweise im Preußischen Abgeordnetenhause handelt, ist auch viel leichter eine Meinungsübereinstimmung zwischen Nationalliberalen und Freisinnigen herbeizuführen, als das im Reichstage möglich ist. Ohne Zweifel würde eine Kooperation zwischen Nationalliberalen und Freisinnigen bei den Landtagswahlen auch dazu führen, den Reaktionären eine Anzahl Sitze abzunehmen. Aber die klerikal-konservative Mehrheit unter dem gegenwärtigen Wahlsystem ernsthaft zu erschüttern oder zu brechen, erscheint aussichtslos. Ja selbst wenn die Sozialdemokratie mit in die oppositionelle Kombination aufgenommen würde und sich mit ihrer ganzen numerischen Kraft an den Wahlen betheiligte, erscheint es ungewiß, ob auch nur die Bildung einer Mehrheit von Deutschkonservativen und Ultramontanen verhindert werden könnte, während es andererseits ziemlich sicher ist, daß die freikonservativen Scharfmacher sich bei einer solchen Konstellation mit Elan auf die konservativ-klerikale Seite schlagen würden. Bleibt das gegenwärtige Landtagswahlsystem unverändert, so ist deshalb in gar keinem Falle viel zu hoffen.

Jede ernsthafte politische Reform in Preußen, und damit indirekt auch in Deutschland, führt deshalb über das Dreiklassenwahlsystem. Hier muß angesetzt werden, und zwar rücksichtslos, schonungslos. Wir Freisinnigen haben uns in den letzten fünf Jahren Jahr für Jahr bemüht, wenigstens die schlimmsten Mißstände des gegenwärtig bestehenden Landtagswahlrechts zu beseitigen. Wir haben in den immer wiederholten Anträgen eine Neueintheilung der Wahlkreise und ferner das Wahlgeheimniß verlangt. Die Mehrheit hat in reaktionärem Uebermuth diese bescheidenen Forderungen schnöde abgelehnt, und die preußische Regierung war so schwächlich, dabei eine für die Reaktionäre wohlwollende Neutralität zu beobachten. Die Folge dieses reaktionären Unverstandes wird dieselbe sein, von der uns die Geschichte aller Zeiten und aller Völker berichtet, und die in der historischen Anekdote von den sibyllinischen Büchern klassisch dargestellt ist. Verbesserungen dieses verrotteten Dreiklassenwahlsystems im einzelnen hat man nicht gewollt, jetzt kann es nur heißen: weg mit dem ganzen System! Für eine populäre Agitation, die eine unerläßliche Voraussetzung für jede Reform des Wahlrechts geworden ist, braucht man eine einfache Formel, einen energischen Schlachtruf, und der kann nur in der Forderung bestehen: allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht auch für das Parlament des Großstaats Preußen! Diese Forderung wird und muß die politische Kardinalforderung in Preußen werden, sofern es der Sozialdemokratie wirklich ernst ist, nachhaltig sich an der preußischen Politik zu betheiligen. Ist der Freisinn in Preußen bereit, für diese Forderung in einen ernsthaften politischen Kampf einzutreten? Thut er es nicht, so wird der Kampf von der Sozialdemokratie allein geführt werden, und der Liberalismus darf hinterherhumpeln.

Die Freisinnigen haben bisher nicht allzu viel Kraft daran gesetzt, eine gründliche Reform des Landtagswahlrechts herbeizuführen. Sie konnten zu ihrer Entschuldigung anführen, daß, solange die Sozialdemokratie mit ihren großen Wählermassen abseits stand und die Landtagswahlen als etwas Nebensächliches behandelte, ein Generalsturm gegen das ganze Wahlsystem aussichtslos war. Man mußte sich deshalb damit begnügen, festzustellen, daß die Reaktionäre auch für die bescheidensten Reformbestrebungen nur Hohn und Spott hatten. Die Situation hat sich aber von Grund aus geändert, seitdem es feststeht, daß die Sozialdemokratie eine grundsätzlich andere Haltung gegenüber den Landtagswahlen einzunehmen entschlossen ist. Der ernsthafte Kampf gegen das Dreiklassenwahlsystem ist damit eine politische Nothwendigkeit ersten Ranges geworden. Der Freisinn muß sich an diesem Kampfe nachdrücklich betheiligen, wenn er seine Reputation als entschieden liberale Partei nicht einbüßen will. Ein quietistisches Fortwursteln ist bei dieser politischen Konstellation für den Freisinn unmöglich. Es wird sich jetzt entscheiden müssen, ob er eine Anlehnung an die sogenannten staatserhaltenden, in Wirklichkeit staatszerstörenden, reaktionären Elemente suchen oder mit der in der Sozialdemokratie organisirten Arbeiterschaft zusammen wirken will. Wie dies Zusammenwirken im einzelnen sich zu gestalten hätte, ist eine offene Frage, und die richtige Beantwortung dieser Frage ist sicherlich nicht leicht. Aber zunächst kommt es einmal darauf an, ein grundsätzliches Einverständniß darüber herbeizuführen, daß man zusammen gehen will, und daß man auch bereit ist, der Sozialdemokratie Landtagsmandate mit verschaffen zu helfen. Kommt es dazu nicht, nachdem die Sozialdemokratie sich ihrerseits grundsätzlich bereit erklärt hat, mit den Freisinnigen zusammen bei den Landtagswahlen gegen die Reaktion zu marschiren, so läge darin eine Kräftigung der Reaktion, die sich nicht bloß in den Mandatsziffern ausdrücken würde. Sollte der Freisinn aus Angst vor dem rothen Gespenst das Zusammenwirken mit den Sozialdemokraten bei den Wahlen ablehnen, oder dieses Zusammenwirken durch eine elende Mandatskrämerei unmöglich werden, so würde die klerikal-konservative

Digitized by Google

Reaktion das mit Recht als eine moralische Stärkung ihrer politischen Stellung betrachten. Denn dann wäre thatsächlich erwiesen, daß auch in einer Lage, bei der alle sachlichen Voraussetzungen für ein Zusammenmarschiren zwischen dem liberalen Bürgerthum und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gegeben sind, doch die vorhandenen Vorurtheile unüberwindlich waren. Die Reaktion brauchte sich dann keine grauen Haare wachsen zu lassen. Ihre Herrschaft stände fester als je.

Für die Freisinnigen handelt es sich deshalb um eine schicksalsschwere Entscheidung, um Entschlüsse, die für die ganze Zukunft der freisinnigen Richtung bedeutsam werden müssen. Sogar die Nationalliberalen fangen an zu begreifen, daß es für sie politisch gefährlich werden könnte, jede Kooperation mit der Sozialdemokratie speziell dem Ultramontanismus gegenüber von der Hand zu weisen. Die Jungliberalen, und aus ihrem Ideengange heraus die „Nationalzeitung", plädiren bereits für ein solches Zusammenwirken, wenn auch in einem beschränkten Umfange. Selbst in den mittelparteilichen Kreisen der protestantischen Kirche wächst die Neigung, den Zentrumsteufel durch den sozialdemokratischen Beelzebub auszutreiben. Die „Christliche Welt" hat in ihren drei letzten Nummern über das Thema des Verhältnisses zur Sozialdemokratie drei Aufsätze gebracht von einer Vorurtheilslosigkeit, wie ich sie in diesen Kreisen kaum für möglich gehalten hätte. In diesen, nebenbei bemerkt, zum Theil glänzend geschriebenen Artikeln kommt eine geistige Unabhängigkeit und Freiheit zum Ausdruck, die ich in Israel bisher nicht gefunden habe. Hut ab vor solchen Männern des christlichen Bekenntnisses! Wird der politische Freisinn an Unbefangenheit hinter diesen Kreisen zurückbleiben? Mir scheint, er ist politisch bankrott, wenn es sich herausstellen sollte, daß eine gemeinschaftliche Angriffsaktion gegen die Reaktionäre bei den bevorstehenden preußischen Landtagswahlen an dem Widerstande der Freisinnigen scheitert. Die Frage des Ob muß deshalb meines Erachtens bejaht werden. Bliebe dann noch die schwierige Frage des Wie zu erörtern. Davon in einem Schlußartikel.

Theodor Barth.

(Ein Schlußartikel folgt)

Die Lehre vom Gelde.*)

In der Zeit, als der Kampf um den Bimetallismus am lebhaftesten geführt wurde, bin ich namentlich von Juristen häufig gefragt worden, ob ich nicht ein Buch empfehlen könne, aus dem man sich über die Frage zwar kurz, aber doch erschöpfend unterrichten könne. Die Frage setzte mich jedesmal in Verlegenheit; die Streitschriften, welche erschienen, setzten gewisse Grundbegriffe als bekannt voraus und die theoretischen Werke, welche sich mit dem Wesen des Geldes beschäftigten, reichten nicht nahe genug an die Tagesfrage heran.

Karl Helfferich hat sich vor fünf Jahren durch seine Geschichte der Deutschen Geldreform in die erste Reihe unserer volkswirthschaftlichen Schriftsteller gestellt; er hat nicht allein eine umfassende Buchgelehrsamkeit entfaltet, sondern auch, was viel seltener ist, gezeigt, daß er es versteht, den Verkehr selbst zu belauschen. Seine Leistung ist in mehrfacher Weise lebhaft anerkannt worden, und zu den Zeichen dieser Anerkennung gehört es auch, daß ihm unmittelbar nach dem Erscheinen seines Werkes der Antrag gestellt wurde, für ein Sammelwerk, das die Staatswissenschaften umfassend behandeln soll, die Lehre vom Gelde und von den Banken zu bearbeiten.

*) Das Geld. Von Prof. Dr. Karl Helfferich, Kaiserlicher Legationsrath. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1903.

Der erste Theil seiner Arbeit liegt jetzt vor, und man wird nun jeden, der sich über die Grundfragen der Geldlehre unterrichten will, auf Helfferich verweisen müssen. Er wird voraussichtlich auf jede Frage, die sich ihm aufdrängt, hier eine Antwort finden. Es ist freilich ein Band von 531 Seiten engen Drucks geworden; aber daß auf diesem Raume die ganze Materie in der That erschöpft werden konnte, ist doch nur der vorzüglichen Ordnung zu danken, in die der Verfasser die Ergebnisse seiner Studien gebracht hat.

Das Geld ist eine anscheinend sehr einfache, aber doch sehr kunstvolle Einrichtung, die weder die Weisheit des Scharfsinnigsten, noch ein Gedot des Mächtigsten hätte in das Leben rufen können. Der Verkehr selbst hat es allmählich geschaffen. Sobald sich das Bedürfniß herausstellte, Tauschgüter zu besitzen, hat der Verkehr als Tauschgut jedes Gut benutzt, das als Tauschgut verwendet werden kann, also jedes Gut, das man als Gegenleistung für eine Leistung annehmen kann, weil man die Hoffnung hegt, es als Gegenleistung für eine zu machende Leistung wieder los zu werden. Die verschiedenen Arten von Tauschgütern sind freilich von verschiedener Zweckmäßigkeit. Im Laufe der Zeit hat dann das zweckmäßigste den Sieg über die minder zweckmäßigen davon getragen. Das Edelmetall hat über alle anderen Güter und zuletzt das Gold über das Silber gesiegt.

Das Geld als Tauschmittel und als Wertheinheit hat der Verkehr selbst geschaffen, und niemand anders als der Verkehr konnte es schaffen. Das Geld als Zahlungsmittel hat der Staat geschaffen, und niemand anders als er konnte es schaffen. Als der Staat sich seiner Aufgabe bewußt wurde, die Wirthschaftsordnung durch eine Rechtsordnung zu schirmen, mußte er das Geld als Zahlungsmittel schaffen. Formell ist die Willkür des Staates unbeschränkt. Wenn aber der Staat die Absicht hat, die vom Verkehr geschaffene Wirthschaftsordnung durch eine gute Rechtsordnung zu schützen, so muß er das vom Verkehr zum Tauschmittel und zur Wertheinheit erhobene Geld zum Zahlungsmittel erheben. Die Krankheiten des Geldwesens rühren davon her, daß der Staat ein Zahlungsmittel schafft, welches der Verkehr als Tauschmittel und Wertheinheit sich garnicht oder nur unter Einschränkungen will gefallen lassen.

Die Geschichte des Geldes bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist ein wüster Garten voll Unkraut; das neu Geschaffene verfällt sofort. In einem Lande wie England oder Frankreich hält ein neu geschaffenes Geldsystem kaum zehn Jahre vor. Das liegt daran, daß die Naturwissenschaft nicht die Mittel lieferte, ein Geldstück hervorzubringen, wie die Nationalökonomie es forderte. Die Chemie mußte die Mittel liefern, das Edelmetall zu raffiniren; die Physik mußte der Präzisionsmechanik die Mittel an die Hand geben, eine Gewichtsmenge innerhalb eng bemessener Fehlergrenzen herzustellen.

Aber noch ein zweites mußte hinzukommen. Der Staat mußte sich dessen bewußt werden, daß er die Aufgabe hatte, ein Geldsystem nicht allein zu schaffen, sondern auch zu erhalten. Er mußte dafür sorgen, daß Geldstücke nicht allein dem Bedürfnisse gemäß geschaffen, sondern daß auch unbrauchbar gewordene Geldzeichen aus dem Verkehr ausgeschieden werden. Die Festsetzung des Remediums und des Passivgewichts, die monnayage automatique, die Beschränkung des Scheidemünzumlaufs auf die Bedürfnisse des Kleinverkehrs, die Sorge für Einlösbarkeit der papiernen Geldzeichen wurden Aufgaben der Währungsgesetzgebung. Der große Schöpfer der modernen Naturwissenschaft, Isaac Newton, ist zugleich der Schöpfer der modernen Geldlehre.

Nur durch die Institution des Geldes, wenngleich in unvollkommener Form, konnte eine auf Arbeitstheilung, Privateigenthum und freier Selbstbestimmung des Einzelnen beruhende Wirthschaftsordnung entstehen; nur durch die Entwicklung der Geldinstitution zu der vollkommenen Form, die wir Newton verdanken, konnte sich diese Wirth-

Digitized by Google

schaftsordnung zu der heutigen Gestalt des Welthandels entwickeln.

Nur in der kürzesten Zusammenfassung konnten hier diese Dinge wiedergegeben werden. In dem Werke Helfferich's finden sich tiefer eindringende Untersuchungen über die Funktionen des Geldes, deren er außer den hier hervorgehobenen als Tauschmittel, als Werthmaß und als Zahlungsmittel noch solche als Mittel für Kapitalübertragung, für Werthberechnung und für Werthtransport annimmt. Im Anschluß daran finden sich Erörterungen über die Definition des Geldes, wobei nicht zu umgehen ist, vollkommenes Geld von unvollkommenem, von dem unterwerthigen Gelde und den papiernen Umlaufsmitteln zu unterscheiden. In früheren Arbeiten hatte Helfferich zum ersten Male darauf hingewiesen, daß ein Geldsystem, eine Einrichtung, in der die verschiedenen Geldstücke und Geldstoffe bis auf einen gewissen Grad einander vertreten können, ein Erzeugniß der neueren Entwicklung ist.

Die Lehre vom Inhalt der Geldschulden, von den verschiedenen Währungssystemen, vom internationalen Geldverkehr, insbesondere den ausländischen Wechselkursen und den Valutaschwankungen finden ihre eingehende Behandlung.

Die beiden Schlußkapitel behandeln besonders interessante Fragen. In dem einen wird die Bedeutung der Edelmetallproduktion für die Geldversorgung erörtert und daran anknüpfend die internationale Vertheilung des Edelmetalls untersucht. Indem die frühere merkantilistische Lehre von der Handelsbilanz kurz erwähnt wird, wird weiter hinzugefügt, daß auch die Zahlungsbilanz, welche an die Stelle der Handelsbilanz getreten ist, nicht ausreicht, um alle internationalen Bewegungen des Edelmetalls zu erklären. Es kommen hinzu die Kapitalinvestirungen, welche freiwillig im Auslande gemacht werden.

Endlich folgt der schwierigste Theil der ganzen Lehre, die Untersuchung über den Geldwerth. An dem Gelde soll der Werth aller Waaren gemessen werden, aber der Geldwerth selbst ist ein schwankender. Ohne Zweifel schwankt der Werth des Geldes bei weitem weniger als der irgend einer anderen Waare, aber ganz ist er den Schwankungen nicht entzogen, kann es nicht sein, weil, wie wir hinzufügen möchten, in dieser irdischen Welt nichts feststeht. Ist doch selbst die Richtung der Erdachse Schwankungen unterworfen. Daß diese Schwankungen des Geldwerths Uebelstände hervorrufen, ist unbestreitbar, und erklärlich ist es, wenn sich der Wunsch nach einem Gelde von unveränderlichem Werth regt, aber die Unerfüllbarkeit dieses Wunsches ist mit der unvermeidlichen Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen gegeben.

Ich würde nun ein Unrecht gegen den Verfasser begehen, wenn ich unterließe, an dem Schlusse dieser kurzen Anzeige festzustellen, daß ich von den vielen interessanten Fragen, die er berührt, nur wenige habe erwähnen können. Wer über irgend eine mit dem Geldwesen zusammenhängende Frage Belehrung sucht, wird sich nicht vergeblich an das Buch wenden.

Alexander Meyer.

Was in Hinterpommern möglich ist.

Unter dieser Ueberschrift haben wir in Nr. 40 der „Nation" vom 4. Juli ein politisches Kulturbild gezeichnet, das sich mit Vorgängen aus dem letzten Wahlkampfe im Wahlkreise Kolberg-Köslin-Bublitz befaßte. Unsere Darstellung behandelte die Geschichte eines verleumderischen Flugblattes, das zu Gunsten des bündlerischen Kandidaten Malkewitz gegen den freisinnigen Kandidaten Dr. Barth gerichtet war und unter anderem gegen letzteren die Beschuldigung erhob, daß er für die Stichwahl gegen baares Geld die sozialdemokratischen Stimmen gekauft habe. Dieses anonyme Flugblatt wurde den Wählern erst ganz kurz vor der Stichwahl in die Hände gespielt, um es den Freisinnigen unmöglich zu machen, die ländlichen Wähler noch rechtzeitig darüber aufzuklären, daß es sich hier um die denkbar frechste Verleumdung handelte. Das liberale Wahlbureau in Köslin erwischte jedoch ein Exemplar dieses Flugblattes und machte es so Herrn Dr. Barth möglich, am Tage vor der Stichwahl ein Telegramm an den Ersten Staatsanwalt in Köslin zu senden, in dem um die Erhebung einer öffentlichen Klage gegen die anonymen Flugblattverleumder gebeten wurde. Dieser Schritt entbehrte nicht einer gewissen politischen Pikanterie, da derselbe Erste Staatsanwalt, Herr Rohde, der Vorsitzende des konservativen Wahlkomitees war und in dieser seiner Eigenschaft auch sehr regen Antheil an dem Wahlkampf für den Bündler Malkewitz genommen hatte. Das telegraphische Gesuch um strafrechtliche Verfolgung der Verleumder machte, obgleich das Telegramm in Köslin noch am Nachmittage vor der Stichwahl durch Säulenanschlag bekannt gegeben werden konnte, auf die konservativen Drahtzieher aber so wenig Eindruck, daß sie am Stichwahltage selbst Leute in Köslin durch die Straßen marschieren ließen, die an langen Stangen ein riesiges Plakat in Regenbogenfarben trugen, auf dem das verleumderische Flugblatt nicht bloß wörtlich abgedruckt, sondern noch obendrein vermerkt war, daß die konservativen Gewährsmänner ihre Behauptungen strikte aufrecht erhielten. Zum Schluß hieß es dann: „Wir erwarten daher eine Antwort von Herrn Dr. Barth, über deren Ausfall wir nicht zweifelhaft sind."

Man hätte denken sollen, daß der telegraphische Strafantrag eine genügend deutliche Antwort war. Aber sie ist augenscheinlich nicht deutlich genug gewesen, und Herr Dr. Barth hat deshalb den Kampf ums Recht in diesem Fall mit allem Nachdruck aufgenommen. Als die Staatsanwaltschaft in Köslin (gez. i. V. Lenke) unter dem 27. Juni seinen Strafantrag mit der Begründung abgelehnt hatte, „daß eine Strafverfolgung im Hinblick auf den § 193 des Strafgesetzbuchs aussichtslos sein würde", erhob Dr. Barth Beschwerde bei dem Oberstaatsanwalt in Stettin. Dieser beantwortete die Beschwerde unter dem 14. Juli dahin, „daß die in dem verbreiteten Flugblatte erhobenen Beschuldigungen allerdings beleidigend und im wesentlichen gegen Dr. Barth gerichtet seien", daß ferner „die Verfasser und Verbreiter des Flugblattes diese Beschuldigungen anscheinend nur auf Grund von Gerüchten ohne genügende thatsächliche Grundlage aufgestellt haben", und daß zuzugeben sei, „daß mit Rücksicht auf die von Dr. Barth hervorgehobenen besonderen Umstände des Falles das öffentliche Interesse so weit berührt erscheine, daß im Falle genügenden Anlasses zum Einschreiten der Strafrichter und nicht der Privatklagerichter mit der Entscheidung zu befassen sein würde". Trotz dieser Feststellungen glaubte aber auch der Oberstaatsanwalt in Stettin, daß den Thätern der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches zur Seite stehe. Da Dr. Barth's Anklage ausdrücklich auf schwere Verleumdung, d. h. auf Beschuldigung wider besseres Wissen lautete, der oder die Verfasser des verleumderischen Flugblatts bisher aber noch nicht ermittelt waren, die Frage, ob man von der Wahrnehmung berechtigter Interessen bei ihnen sprechen könne, somit auch noch garnicht beantwortet werden konnte, mußte auch dieser Bescheid des Oberstaatsanwalts in Stettin als juristisch unhaltbar erscheinen. Die kriminalistischen Autoritäten, welche zu Rathe gezogen wurden, schlugen ob dieses Bescheides denn auch die Hände über dem Kopfe zusammen. Dr. Barth setzte deshalb den Beschwerdeweg fort, und zwar an den Justizminister, und erhielt von diesem unter dem 6. August den Bescheid, daß er die Einleitung eines Ermittelungsverfahrens angeordnet habe.

Damit ist der erste Akt dieses politischen Rechtsstreits beendet, und es wird sich jetzt darum handeln, diejenigen ausfindig zu machen, welche strafrechtlich als Verfasser und Verbreiter des betreffenden Flugblatts verantwortlich zu machen sind. Das Ermittelungsverfahren wird voraus-

Digitized by Google

sichtlich von dem Ersten Staatsanwalt in Köslin zu leiten sein. Dieser Erste Staatsanwalt, Herr Rohde, hat in einer Zuschrift an das „Greifswalder Tageblatt", welches von unserem Artikel „Was in Hinterpommern möglich ist" Notiz genommen hatte, hervorgehoben, „daß er vom 20. Juni bis zum 13. Juli dieses Jahres beurlaubt und von Köslin abwesend gewesen sei". „Ich bin", hieß es in diesem Schreiben dann wörtlich weiter, „daher weder bei der Abfassung und Verbreitung des von dem Reichstagskandidaten Dr. Barth angegriffenen Wahlflugblatts betheiligt noch mit dem Strafantrag des Dr. Barth irgendwie amtlich befaßt gewesen." Da es bisher niemand eingefallen war, gegen den Ersten Staatsanwalt in Köslin den Verdacht zu äußern, daß er bei der Abfassung und Verbreitung des verleumderischen Flugblatts betheiligt gewesen sei, so mußte dieser spontan angetretene Alibibeweis einige Verwunderung erregen, und zwar um so mehr, als derselbe keineswegs schlüssig ist. Denn da das bezügliche Flugblatt zwischen dem 22. und 24. Juni verbreitet wurde, konnte es sehr wohl vor dem 20. Juni verfaßt sein. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es vor diesem Termin verfaßt wurde. Aber wer wird überhaupt daran denken können, daß ein Erster Staatsanwalt an der Verfassung und Verbreitung eines so ungeheuerlichen, verleumderischen Machwerks irgendwie betheiligt ist? Eine solche Vermuthung wird niemand hegen, der davon überzeugt ist, daß wir in einem musterhaften Rechtsstaate leben. Andererseits wird es der Staatsanwaltschaft in Köslin sicherlich nicht schwer fallen, in dem Ermittelungsverfahren ausfindig zu machen, wo Verfasser und Verbreiter dieses Flugblatts zu suchen sind. Sie müssen im konservativen Lager stecken, und da auf dem Flugblatt unvorsichtigerweise auch der Drucker vermerkt ist, so ist der Ausgangspunkt, von dem die Untersuchung weiterschreiten kann, sofort gegeben.

Ein weiterer Anhaltspunkt für das Ermittelungsverfahren liegt in dem Umstande, daß vom Landrathsamt in Köslin aus das verleumderische Flugblatt zur Verbreitung gelangt ist. Die „Kösliner Zeitung" schrieb am Stichwahltage, am 25. Juni: „Das hiesige Landrathsamt hat trotz der Beschwerde an den Minister bis zur letzten Stunde mit ungeschwächten Kräften die Agitation für den regierungsfeindlichen Bundeskandidaten betrieben. Auch das letzte Flugblatt der Konservativen, ‚Eine gemeine That' (dies ist das inkriminirte Flugblatt), das in der Rosenberg'schen Druckerei hergestellt worden ist, wurde vom Landrathsamte aus verpackt und verschickt. Was sind das für Zustände!" Obgleich diese Mittheilung durch viele Zeitungen ging, ist seitens des Landraths v. Eisenhart-Rothe, der nebenbei bemerkt auch Wahlkommissar war, nirgends gegen diese Behauptung Einspruch erhoben. Das liberale Wahlbureau in Köslin ist aber außerdem in der Lage, einwandsfreie Zeugen dafür benennen zu können, daß der Kastenwagen des Landraths v. Eisenhart-Rothe, den der Kutscher des Landraths fuhr, und der mit den Pferden des Landraths bespannt war, unter dem Geleit des Kreisboten und eines Schreibers vom Landrathsamt ganze Stöße von Postsendungen zum Hauptpostamt in Köslin befördert hat, und daß in den betreffenden Postsendungen das verleumderische Flugblatt zusammen mit Stimmzetteln für den bündlerischen Kandidaten Malkewitz enthalten war. Es wird festzustellen sein, ob der Landrath v. Eisenhart-Rothe von diesem geschäftigen Treiben auf dem Landrathsamt nichts gewußt hat. Hatte er Kenntniß davon, so würde er als Hauptmitverbreiter des Flugblatts sich strafrechtlich zu verantworten haben. Hat aber irgend einer seiner Untergebenen die Verwegenheit besessen, hinter dem Rücken des Landraths und ohne dessen Wissen das Landrathsamt zum Tummelplatz für die Expeditionsarbeiten der Konservativen zu machen, so würden der oder die schuldigen Untergebenen des Landraths auf die Anklagebank gehören. Ferner steht es fest, daß der Hauptagitator für die Kandidatur Malkewitz, Herr v. Kameke-Biziker, sich die Verbreitung des verleumderischen Flugblatts persönlich hat angelegen sein lassen. Es wird an der Hand dieser Thatsachen der Anklagebehörde ein leichtes sein, auch den oder die Verfasser des Flugblatts ausfindig zu machen, und wir zweifeln nicht daran, daß es der Staatsanwaltschaft in Köslin gelingen wird, die ihr gestellte Aufgabe rasch und gründlich zu lösen. Es kann dabei natürlich nicht darauf ankommen, irgend ein paar untergeordnete Schelme, die an der Verbreitung theilgenommen haben, zu fassen. Das Rechtsgefühl verlangt, daß die leitenden Kräfte dieser verleumderischen Aktion, welche zu einem so „glänzenden" Resultat für den konservativen Kandidaten in der Stichwahl geführt hat, ermittelt und zur Verurtheilung gebracht werden. Da es Herrn Dr. Barth möglich sein wird, sobald die öffentliche Klage erhoben ist, als Nebenkläger beizutreten, ein Recht, von dem er sicherlich Gebrauch machen wird, so darf erwartet werden, daß auch die etwaigen Lücken bei der Voruntersuchung noch im Hauptverfahren ausgefüllt werden.

Vielleicht wirft mancher unserer Leser die Frage bei sich auf, weshalb in diesem Falle seitens des Verleumdeten, der allen Verdächtigungen seines öffentlichen Wirkens mit ziemlicher Gleichgültigkeit gegenüber steht, die strafrechtliche Verfolgung der Verleumder mit solcher Hartnäckigkeit betrieben wird. Der Grund ist darin zu suchen, daß sich hier eine günstige Gelegenheit bietet, um die ganze Methode, wie in Ostelbien konservative Wahlen gemacht werden, einmal in einem speziellen Fall durch gerichtliche Feststellungen vor der Oeffentlichkeit klarzulegen. Auch dürfte die Arbeit der Wahlprüfungskommission des Reichstages wesentlich vereinfacht werden, wenn beim Zusammentritt des Reichstages bereits vom Strafrichter die Hauptbeschwerdepunkte des Wahlprotestes festgestellt sind. Es hat sich ja in jenem interessanten Wahlkreise noch ein anderer Vorfall abgespielt, der den Strafrichter gleichfalls beschäftigen wird. Es sind in einem Wahldezirk Groß-Satspe für den freisinnigen Kandidaten Dr. Barth bei der Stichwahl nur fünfzehn Stimmen gezählt, während sechsunddreißig Wähler sich bereits schriftlich erboten haben, eidlich zu bestätigen, daß sie bei der Stichwahl Dr. Barth ihre Stimme gaben. Ueber diese eigenthümliche arithmetische Verschiebung wird das eingeleitete Strafverfahren vermuthlich ebenfalls genaue Auskunft bringen, noch bevor der Reichstag zusammentritt. Da die Wahlprüfungen des Reichstags sich nicht durch besondere Schleunigkeit auszuzeichnen pflegen, sondern durch Beweiserhebungen aller Art sehr viel Zeit zu vergehen pflegt, so kann sich die Kösliner Staatsanwaltschaft auch dadurch ein Verdienst erwerben, daß sie durch ihre Ermittlungen dem Reichstage seine Arbeit erleichtert. Vor allem aber kommt es darauf an, einmal das Gefühl zu zerstören, als ob in gewissen Theilen Preußens sich die Konservativen ungestraft alles herausnehmen dürften.

Arbeiterunruhen in Südrußland.

Imposante Generalausstände, wie es deren in Rußland noch nie gegeben hat, sind in einer ganzen Reihe von südrussischen Großstädten ausgebrochen. Baku, das Zentrum der russischen Naphtaindustrie, gab das Signal. Am 15. Juli entstand dort der Ausstand, und bis jetzt ist er noch nicht völlig beigelegt. Die Besitzer der Naphtaquellen erlitten riesigen Schaden, der nach einigen Schätzungen bereits 10 Millionen Rubel überschritten hat. Etwa zwölf Tage lang hatte in und um Baku der sonst so lebhafte Güterverkehr auf der Eisenbahn völlig geruht. Es gingen keine Dampfer ab. Die Straßenbahnen wurden nicht befahren. Fünf bis sechs Tage war die Stadt in der Gewalt der Ausständigen, denn die Lokalbehörden waren mit ihrer Handvoll Polizisten und 500 Soldaten gegenüber einer Arbeiterarmee von wohl 50 000 Mann ganz machtlos. Der Gouverneur selbst war in seinem Hause gleichsam belagert. Dann schlug die Bewegung nach Batum und Tiflis über, anscheinend ohne hier besonders drastische Formen anzu-

Digitized by Google

nehmen. Recht bald erreichte sie auch die Hauptstadt des russischen Südens Odessa, und von dort verpflanzte sie sich nach der Hafenstadt Nikolajew und nach dem Mittelpunkt der kleinrussischen Industrie Kiew. In allen diesen drei Städten gab es blutige Zusammenstöße zwischen der Arbeitermasse und dem Militär. Die Zahl der Opfer, die diese Zusammenstöße gefordert haben, läßt sich noch nicht feststellen. Allem Anschein nach ist sie aber außerordentlich groß und geht wohl in die Hunderte. Auch die Unternehmer haben schwere Verluste erlitten. Vielen sind Fabriken zerstört, der Handel und die Industrie liegen überall fast völlig darnieder. Aus Kiew wird berichtet, daß dort förmlicher Kriegszustand herrscht.

All diese Ereignisse kamen ganz unerwartet. Unerwartet nicht nur für die Regierung und das große Publikum, sondern — wie sich aus vielen Anzeichen schließen läßt — auch für die Leiter der sozialdemokratischen und revolutionären Komitees, die auf solches Anwachsen der Ausstandsbewegung offenbar nicht gefaßt waren und dadurch völlig überrascht wurden. Die Meldungen einiger auswärtigen Blätter über großartige, einheitliche Organisation der südrussischen Generalausstände beruhen auf reiner Erfindung ihrer Korrespondenten, die es nicht für nöthig erachten, sich über den wirklichen Stand der Arbeiterbewegung in Rußland zu orientiren. Man denke: Mechaniker und Matrosen, Setzer und Bäcker, Arbeiter auf den Naphtawerken und Straßenbahnschaffner — alle sollen nach einem einheitlichen Plan in den Ausstand getreten sein, und das nicht etwa in einer einzigen Stadt, sondern in einem Rayon, der von verschiedensten Völkerschaften besiedelt ist und an Ausdehnung ganz Deutschland übertrifft! Und das obendrein in Rußland! Nein, das wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Sicher hat es an der Betheiligung der sozialdemokratischen Propagandisten bei den jetzigen Arbeiterunruhen nicht gefehlt. Soweit es in ihrer Macht lag, gaben sie sich alle Mühe, die Bewegung zu leiten und die Arbeiter zu belehren, wie sie ihre Interessen vertheidigen sollten.

Man darf aber ihren Einfluß nicht überschätzen. Er machte sich vor allem darin geltend, daß die organisirten Arbeiter ihre Forderungen geschickt und präzise zu formuliren wußten, daß sie Gewaltthätigkeiten vermieden und hie und da wohl auch ihrer Bewegung eine politische Färbung gegeben haben. Die Bewegung selbst war aber zweifellos ganz spontan, ebenso spontan wie der vorjährige Bauernaufstand. Damit ist freilich die Aehnlichkeit zwischen beiden Bewegungen zu Ende. Denn so naiv und aussichtslos der Bauernaufstand war, so zielbewußt war die Arbeiterbewegung. Die Arbeiter wußten überall ganz gut, was sie wollten, und sie wählten zur Erreichung ihrer Zwecke den Weg, der sie zwar nicht zum sofortigen Siege führen kann, der aber nichts desto weniger trotz aller Opfer als aussichtsvoll anerkannt werden muß. Der wichtigste unmittelbare Erfolg der jetzigen Ausstandsbewegung besteht für die russischen Arbeiter darin, daß die Regierung, die die Ausstände als politische Verbrechen behandelt, ihre Machtlosigkeit erkennen muß, die riesigen südrussischen Ausstände zu unterdrücken und die Ausständigen so zu bestrafen, wie es das Gesetz erfordert. Selbst ein so rücksichtsloser Verfechter der selbstherrlichen, reaktionär-absolutistischen Staatsordnung wie der berüchtigte Fürst Meschtscherski kann nicht umhin, anzuerkennen, daß die Regierung bei den jetzigen Ausständen vollständig Fiasko gemacht hat. Und er hat Recht. Denn solange das bestehende Gesetz über die Arbeiterausstände, das nicht nur die Betheiligung am Ausstande, sondern auch die Verabredung und die Ueberredung zum Ausstand und selbst einfache Niederlegung der Arbeit vor Ablauf des Vertrags für strafbar erklärt, in Kraft bleibt, darf die Regierung keine Ausstände zulassen. Der Staat übernimmt offenbar die Verpflichtung, die Streiks zu ahnden und kann die Ausstände eigentlich ebenso wenig dulden wie etwa Aufstände und Friedensstörungen. Indessen ist die Regierung diesmal garnicht in der Lage, etwas gegen die Streikenden en masse vorzunehmen; selbst von ihrer nachträglichen Bestrafung kann eigentlich keine Rede sein. Das Gesetz wird von den Arbeitern sowohl wie auch von den Behörden mit Füßen getreten, trotzdem die Regierung erst im vorigen Herbst es für nothwendig erklärt und die Freigabe des Rechts, die Arbeit niederzulegen und in Ausstand zu treten, verweigert hat. Und das Gesetz wird sich kaum jemals von dieser Verletzung erholen, denn einmal straflos angewandt, werden die allgemeinen Ausstände zum furchtbaren Kampfmittel des russischen Proletariats. Dabei muß noch in Betracht gezogen werden, daß jeder größere Ausstand in Rußland fast nothwendig zu einem Mittel der politischen Demonstration wird und im Falle des Erfolgs den politischen Einfluß dem Streikenden sichert. Es wäre sogar kaum übertrieben zu sagen, daß der Generalstreik leicht ein Mittel der politischen und sozialen Revolution werden kann, ein Mittel, das vielleicht berufen ist, die alten Straßenkämpfe zu ersetzen.

Man sieht: es ist kein Zweifel, daß die russischen Arbeiter, ohne eine systematische Schule des Streikkampfes durchgemacht zu haben, sofort zum Generalstreik gegriffen haben. Sie werden dazu von der russischen Gesetzgebung geradezu verführt. Ein kleiner Streik, besonders in den staatlichen Betrieben, ist meist aussichtslos. Die Arbeiter mußten einen Kampf gegen zwei Fronten führen, und zwar in erster Linie gegen die Behörden, die verpflichtet sind einzuschreiten, und die gegen die Arbeiter nicht nur gerichtlich, sondern auch administrativ vorzugehen pflegen, indem sie Massenausweisungen veranstalten, und erst in zweiter Hinsicht gegen den Arbeitgeber. Auf diese Weise werden die Arbeiter gezwungen, ihren Ausständen riesige Dimensionen zu geben. Sie dürfen sich ja nur dann einen Erfolg versprechen, wenn der staatliche Mechanismus sich ihnen gegenüber machtlos erweist. Sonst wird die Bewegung nur zu leicht durch administrative und gerichtliche Verfolgung erstickt.

Somit wirkt die in Rußland bestehende Gesetzgebung auf die Arbeiterausstände entschieden kumulativ. Und das scheint mir der Grund der überraschenden Wendung der russischen Arbeiterbewegung zu sein, das allein, und nicht etwa irgend eine Geheimorganisation.

Zürich. N. Wolfschsky.

Die Amerikanerin.

I.

Herr Hugo Münsterberg, Professor der Psychologie am Harvard College bei Boston hat kürzlich in fesselnder Weise über „American Traits from the point of view of a German" geschrieben. Sein Kapitel über die amerikanische Frau beginnt er mit der Schilderung eines in Amerika reisenden jungen Deutschen, der kurz und kaufmännisch seine Eindrücke unter „Debet", „Credit" und „zweifelhaft" buchte. Unter „Credit" befanden sich die Posten: Schuhe, Wasserfälle, Austern, Herbstblätter, Eisspeisen, Gastfreundschaft und dergleichen mehr, unter „Debet": Denkmäler, Politiker, Pensionen, Frühlingswetter, Dienstboten, Pflaster und so weiter. Das Bemerkenswertheste schien jedoch dem Professor die folgende Aufstellung: Familie; Debet: Kinder, zweifelhaft: Männer, Credit: die Frauen.

Ja, wer ist in Amerika gewesen, wer verkehrt mit Amerikanern, ohne verblüfft und hingerissen die Frauen zu bewundern. Sie sind der Glanzpunkt des Landes, sie sind unerhört, unerreicht in dieser Verbindung von äußerem Reiz, von geistigem Leben, von charaktervoller Energie, von liebenswürdiger Güte. Und dies alles nicht vereinzelt, sondern überall, in jeder Stadt, in jeder Gesellschaft, in einer und derselben lichtvollen Gestalt verkörpert.

Eher, als dies bei Europäerinnen statthaft wäre, darf man die Amerikanerin als Typus fassen. In dieser un-

Digitized by Google

geheueren Republik — es ist hier ausschließlich von den Vereinigten Staaten die Rede —, in welcher alle unsere Großmächte mit ihren verschiedenen Kulturen, Traditionen und Lebensbedingungen bequem sich tummeln könnten, sind ähnliche Gewohnheiten, ähnliche Anschauungen, ähnliche Eigenschaften zu finden. Gegenüber diesen stark ausgeprägten Aehnlichkeiten verschwinden selbst ausgesprochene Schattirungen, so jene der puritanischen Nachkommen Neu-Englands und der Enkelin aristokratischer Sklavenbesitzer des Südens. Natürlich braucht an dieser Stelle nicht hervorgehoben zu werden, daß in der freien Republik gesellschaftliche Unterschiede bestehen. Geradezu humoristisch berühren uns die Subtilitäten ihres Kastengeistes. Ein soeben auf einer Dienstreise durch die Vereinigten Staaten heimreisender Verwandter, der in New-York in den vier allerersten Herrenkluds eingeführt worden war, erzählte mir: „Ein hinterpommericher Landjunker sieht nicht so verächtlich auf einen Kleiderhändler vom Mühlendamm herunter, als ein Geschäftsmann des Westens aus den besten Kreisen auf jeden, auch den größten Geschäftsmann des Ostens (Californien bildet die einzige Ausnahme). Ich lernte einen Vetter von Roosevelt kennen, also erstklassige Familie, daneben ein famoser Mensch. Ja, der setzte mir haarklein auseinander, wie es zusammenhinge, daß er mit einer Chicagoer Familie gesellschaftlich verkehre . . . . „Lernte sie auf Reisen kennen . . höchst achtbare Leute . . . aber, Sie verstehen, aus ganz andern Kreisen." Dies war Chicago; eine Reisebekanntschaft aus Utah oder Wisconsin hätte er entschieden feige verleugnet." Auf das Eindringlichste warne ich jeden davor, einige sich gegenseitig fremde Amerikaner zusammen einzuladen oder auch nur bekannt zu machen. Fast bestimmt nimmt wenigstens der eine Theil den unvorsichtigen Europäer bei Seite und wird ihn nach der gesellschaftlichen Stellung, den Familienbeziehungen dieser Landsleute befragen. Antwortet man, das ahne man nicht, man habe sie getroffen und sie gefielen einem ausnehmend, so erhält man einen mitleidigen Blick. Auffallend oft hat der eine Theil lange und bis jetzt erfolgreich versucht, diese Bekanntschaft zu vermeiden und erzählt einem, daß die Mutter der andern den eigenen Eltern die Wäsche besorgte.

Es ist rührend — und langweilig — mit welch umständlicher Genauigkeit Amerikaner uns über ihre Familien berichten. Nirgends wird man so mit Genealogie „angeödet", nirgends, selbst nicht in der französischen Republik, wird hierin so viel „freie Phantasie" entwickelt. Haben Amerikaner bei näherem Umgang einem nichts, garnichts über ihre Ahnen zu berichten, so darf man annehmen, daß selbst der Name der Großeltern nicht genau zu ermitteln gewesen. Gewiß besitzen sie ein Patriziat; ich kenne verschiedene Familien, welche seit vier, fünf Generationen zu den angesehensten, führendsten ihrer Heimath gehören. Aber in jeder unserer freien Reichsstädte gibt es noch weit ältere Patrizierfamilien, die trotzdem nicht so selbstgefällig auf ihre Vornehmheit pochen, dagegen Adelstiteln nicht in platter Bewunderung nachlaufen. Amerikaner sind den unteren Kreisen gegenüber aristokratisch, die tiefgehenden Unterschiede ihrer Kinderstube betonend; demokratisch jedoch nach oben, auf die innere Gleichheit des Menschen pochend. Immerhin sind die gesellschaftlichen Unterschiede lange nicht so ausgesprochen, lange nicht so wirklich maßgebend wie bei uns, so daß man einigermaßen zutreffend „die Amerikanerin" als solche besprechen darf.

Am meisten in die Augen fällt wohl ihre auffallend häufige Schönheit. Ich bezweifle stark, ob es jemals, irgendwo in der Welt, so viel reizvolle Frauen gegeben hat wie heutzutage in den Vereinigten Staaten. In klassischer Zeit lagen die hygienischen und künstlerischen Verhältnisse ja ungemein günstig; wahrscheinlich war eine schöne Griechin, noch mehr, wegen ihrer ausgeprägteren Persönlichkeit, eine schöne Römerin, das Vollendetste der Welt. Wäre Schönheit jedoch bei ihnen häufig gewesen, hätten Ausländerinnen schwerlich so in Athen und Rom gefallen. Diese Ausländerinnen waren Exotinnen und Barbaren, deren Lebensbedingungen wir heutzutage noch annähernd bei Orientalen und rassereinen vornehmen Bauernvölkern antreffen, bei denen Schönheit jedoch überall eine kostbare und seltene Ausnahme bildet. Seit dem römischen Verfall darf man häufiger auftretende Reize bestimmt bezweifeln. Die hygienischen Verhältnisse verschlechterten sich zusehends, müssen die Rassen auf das unvortheilhafteste beeinflußt haben, die Kulturgeschichte, die vorliegende Litteratur ermöglichen ziemlich sichere Schlüsse. Seit etwa sechs Jahrhunderten besitzen wir Porträts und Idealfiguren. Selbst wenn man anfänglich das archaische Unvermögen, dann die später oft bemerkbare, realistisch-harte Wiedergabe, (verbunden mit Geschmacklosigkeiten, wie der künstlerisch verlängerten Stirn, des vorstehenden Unterleibes), berücksichtigt, hingegen später die konventionelle Schmeichelei, vor allem der Puder- und Schminkperiode abzieht, darf man ruhig annehmen, daß allezeit Schönheit die bewunderte Seltenheit war, daß der durchschnittliche Reiz eher unter, als über dem jetzigen europäischen Durchschnitt stand. Im heutigen Amerika kann jedoch geradezu von dem Uebergewicht der Hübschen geredet werden!

Es ist dies der erste Eindruck am Tage der Landung, er wird bei längerem Aufenthalt nur noch bestärkt. Diese zahllosen, anmuthigen, geschmackvoll angezogenen Gestalten verleihen den Straßen, den Eisenbahnfahrten, jeder Hotelmahlzeit, jeder Gesellschaft, Theatervorstellung einen poesievollen Reiz, wie er denselben europäischen Gelegenheiten niemals zu Theil wird. Allerdings habe ich drüben nicht jene herrliche Rassenvollendung einer vor Tausenden bevorzugten vornehmen Engländerin gefunden, auch nicht die hinreißende Grazie, den warmen Schmelz einer jungen Spanierin. Absolute Schönheit ist vielleicht am ehesten in Europa zu finden, aber in welchem unserer Länder eine auch nur annähernd große Anzahl reizvoller Erscheinungen? Fast ausnahmslos hat die Amerikanerin leuchtende, ausdrucksvolle Augen, einen sprechenden Mund, eine normale, schmiegsame Gestalt, zierliche Gelenke, kleine Hände, Füße und Ohren, weiches lockiges Haar. Die Gesichtsfarbe kann blendend sein, sie hält sich aber nur selten lange frisch und man ergraut dort früh. Frauen von fünfunddreißig Jahren, welche vor zehn Jahren berühmte Schönheiten waren, sind elegante, distinguirte Persönlichkeiten, aber die Jugend ist gänzlich vorüber, während in der alten Welt, eine wirkliche Schönheit mit fünfunddreißig Jahren auf souveräner Höhe thront. Die älteren und alten Damen sind jedoch bezaubernd in ihrer zarten, anmuthigen Verwelktheit. Vollendet ziehen sie sich an, entzückend sitzt der Feder- oder Blumenhut auf dem sorgfältig frisirten, weichen, grauen oder schneeweißen Haar, harmonisch ist die mit Spitzen gedämpfte Seide der Kleider zu den verblühenden, fein geschnittenen Zügen abgestimmt. Und diese Frauen sind der großen Mehrzahl nach Enkelinnen von halbgebildeten Pledejermen, oft Töchter und Gattinnen von emporgekommenen Ladenbesitzern, Schweineschlächtern und dergleichen mehr. Ich erinnere mich in Italien der vollendet aristokratischen Erscheinung einer Dame, welche ihr ausgeschnittenes, schleppendes, hellgraues Atlaskleid, ihr Perlendiadem im weißen Haar so vorzüglich trug, welche sich mit so vollendeter Sicherheit bewegte. Wittwe des Besitzers einer Begräbnißanstalt, war sie als junges Mädchen die untergeordnete Aufseherin einer Irrenanstalt gewesen.

Die erstaunliche Raffinirung der Rasse wird vor allem durch das Klima bewirkt. Diese klare, scharfe Luft, diese heftigen Kontraste, kraft welcher Newyork im Sommer gefährlich heißer als Zanzibar und im Winter mörderisch kälter als Wladiwostock ist, verfeinern die europäischen Geschlechter. Leider wird jedoch die europäische Menschheit dort überverfeinert, wird eine Treibhauspflanze. Die Amerikaner geben selber zu, daß in drei Generationen, wenn nicht frisches europäisches Blut hinzukommt, eine Familie verkommt. Trotz der großen Einwanderung der kräftigsten Europäer stellt sich die durchschnittliche Fruchtbarkeit etwas geringer als in Frankreich, ohne den fremden Zuzug würde die Bevölkerung erschreckend zurückgehen — eine Frage,

Digitized by Google

welche durch den bekannten „Rassenselbstmorderlaß" des Präsidenten Roosevelt kürzlich auf das lebhafteste erörtert wurde. Auch nur mit der Gesundheit von europäischen Großstädterinnen verglichen, ist es mit jener der Amerikanerin traurig bestellt. Nervös sind sie alle, außerdem magenleidend, außerdem Frauenleiden und -Gebrechen in einer der alten Welt doch ungekannten Häufigkeit unterworfen. Auf ihre Nerven sind sie stolz. Ich sehe noch eine niedliche, elegante Amerikanerin vor mir, die mitleidig, im Kreis von Berlinerinnen unbesehend, darlegte, die hiesigen Aerzte verständen sich nicht auf amerikanische Nerven, in Deutschland sei man ja so robust. Allerdings verdanken sie ihren Nerven viel, ich möchte fast sagen, ihren Nerven, gepaart mit Energie, alles. Sie können enorm viel unternehmen, erreichen das Gewollte jedoch nicht durch gesunde Kraft, sondern durch Nervenanstrengung, die eine Zeitlang vorhält und dann versagt. Allerdings ist das hochentwickelte Nervensystem gewiß nicht nur das Ergebniß des Klimas, sondern auch des rastlosen amerikanischen Treibens, wie auch nicht nur das Klima die Verfeinerung der Rasse hervorgebracht hat, sondern noch andere Faktoren, die Stellung der Frau, die Entwicklung ihrer Individualität, der hochgesteigerte soziale Wettbewerb, der lebhafte intellektuelle und gesellige Verkehr überaus veredelnd auf den Menschenschlag eingewirkt hat.

Der bezeichnendste und wichtigste Typus der Amerikanerin ist Herrn Münsterberg die akademisch gebildete Frau; hier sieht er edelstes Streben, tüchtiges Können, vereint mit jeder weiblichen Anmuth. Gewiß ist dies vollkommen zutreffend. Gern denke ich an einen Nachmittag in Wellesley-College zurück. Wie harmonisch und distinguirt war die Vorsteherin, wenn ich mich nicht irre, war sie Philosophin von Fach, wie frisch und arbeitsfreudig waren diese jungen Gesichter im Laboratorium, wie allerliebst die Ueberraschung, als wir, das stattliche, im herrlichen Park gelegene Collegegebäude verlassend, dort eine der Rudermannschaften aufgestellt fanden. Alle hellblau und weiß gekleidet, alle jung und niedlich, der Kapitän ein geradezu bildhübsches Mädchen. Musterhaft klappte das Rudern, das Ein- und Ausschiffen, in der Mitte des Sees angelangt, sagte der Kapitän, „now let's sing, girls" und die hellen Stimmen erklangen über das Wasser. Professor Münsterberg erwähnt entzückende Collegefeste, „Epheuprozessionen", Aufführungen des Sommernachtstraumes am Ufer eines Waldsees und dergleichen. Eingehend wird auf das Hygienische geachtet; alle betheiligen sich regelmäßig an der Wirthschaft und an der Bedienung, in der freien Zeit wird getanzt und gesungen, es wird jeglicher Sport getrieben, es gibt Diskussionsabende und Kränzchen für Litteratur, Philosophie und Kunst. So hebt denn auch Herr Münsterberg mit erklärlichem Bedauern hervor, daß gerade die bedeutendsten, hübschesten jungen Mädchen sich hier so glücklich fühlen, daß Heirathsgedanken sie wenig locken. Sie erscheinen nicht weniger anziehend, aber weniger anziehend erscheint ihnen die Ehe.

Jedoch übertreibt Herr Münsterberg, wie es mir scheint, als Professor, die Wichtigkeit der akademisch gebildeten Frau im Leben der Nation. Auch drüben bildet sie nur eine geringfügige Minderheit, und wenn man Amerikanerinnen in verschiedenen Theilen ihres eigenen Landes, unter den verschiedenartigsten Bedingungen auf Reisen beobachtet hat, schrumpft die Bedeutung der „college girl" entschieden zusammen. Der meiner Erfahrung nach bei weitem maßgebendere Typus ist jener der Frau (Frau natürlich im modernen, erweiterten Sinn), mit sozialem Ehrgeiz. Es ist nicht leicht, diesen zu überschätzen. Er regt sich bereits mit dem zwölften Jahre, er hört niemals auf. Meistens in Städten wohnend, haben sie alle, jung oder alt, verheirathet oder unverheirathet, einen nach europäischen Begriffen sehr großen, sehr geselligen Kreis und versuchen in demselben eine Rolle zu spielen. Reichthum allein thut es nicht; wie oft behaupten Amerikaner, und ich glaube thatsächlich mit Recht, es sei ihnen erst in Europa die Macht des Geldes aufgegangen, wenn sie sähen, mit welcher Bereitwilligkeit reiche Landsleute, die bei ihnen, wegen sinnfälliger Vulgarität, nicht in bessere, geschweige in beste Gesellschaft einzudringen vermöchten, hier drüben der blaublütigsten Gesellschaft „glatt heruntergingen". Geld ist dort so häufig, daß es allein nicht genügt, es ist nur die wirksamste Stütze; von einschneidender Bedeutung sind die geselligen Vorzüge der Gewandtheit, der Liebenswürdigkeit, des Witzes, der geistreichen Bildung, der Interessen, des Geschmacks und der Eleganz. Fast eine jede Amerikanerin, ob aus der neuestgegründeten Stadt von Arizona oder aus Boston, wünscht sich eine Stellung zu erobern, die Aristokratinnen (die mit angesehenen Großeltern) hingegen wünschen, sich ihre gegen die anströmende Schaar der „Neuen" zu bewahren. Zum einen wie zum andern gehört Anspannung aller Kräfte.

So gibt sich auch fast jede Amerikanerin der Gesellschaft (mit recht weit gezogenen Grenzen), eine Mühe, wie unter Europäerinnen, die sich allermeistens mit ihrer angeborenen Stellung begnügen, nur vereinzelte „klimmende" Streberinnen oder ausgesprochene Abenteuerinnen es thun. Als Paul Bourget in Boston war, verdutzte ihn, wie mir einer seiner Bekannten erzählte, die Beschlagenheit der Damen in der modernsten französischen Litteratur. Dies war eine Harmlosigkeit des Europäers; hätte er in den dortigen Buchhandlungen eine Umfrage gehalten, wäre ihm ganz gewiß die in den vergangenen Wochen plötzliche, fieberhafte Nachfrage seiner Werke, wie der Pariser allerneuesten Erscheinungen berichtet worden. Es ist dort recht üblich sich auf seine Tischherren „vorzubereiten". Ein Amerikaner erzählte mir, daß man im Nachlaß seiner wegen ihrer geselligen Talente sehr geschätzten Tante, einer alten, in einer kleinen Stadt lebenden Dame, ganz ausführlich zusammengetragene Gesprächsthemen, Aphorismen, Einfälle (anderer) aufgezeichnet gefunden hätte. Vor nicht sehr langer Zeit berichtete ein durchreisender Engländer einem jungen Mädchen der Washingtoner Gesellschaft von einem demnächst dort eintreffenden englischen Diplomaten. Ein glänzender Name, die schönsten Beziehungen, ein undistinguirtes Aeußeres, aber ein verschlossenes, damenscheues Wesen. Er habe vor Jahren unter einem Pseudonym eine vollständig unbemerkt gebliebene kleine Gedichtsammlung herausgegeben, diese Jugendverirrung sei aber vergeben und verschollen. Die junge Dame kabelte einer Londoner Buchhandlung ihr zu jedem Preis dies Bändchen zu verschaffen. Auf dem ersten Diner des Neuangekommenen saß sie neben ihm, brachte das Gespräch auf seelische Beeinflussung, auf dessen unberechenbare Verzweigungen; so sei sie vor mehreren Jahren durch einige ganz unbekannte Gedichte räthselhaft beeindruckt worden, ihr inneres Leben habe dadurch einen anderen Leitstern erhalten. Darauf deklamirte sie seelenvoll aus seinen Gedichten. Er war sprachlos, auf das Tiefste ergriffen, in der nächsten Woche waren sie verlobt. Dem damals in Washington gewesenen Freund berichtete er später von diesem merkwürdigen psychischen Fall; taktvoll schwieg derselbe, erzählte das Geschichtchen jedoch meinem Gewährsmann. Nun würden ja Hunderttausende von höheren Töchtern Europas alles ihnen Mögliche thun, um einen so begehrenswerthen Bräutigam zu erlangen, ebenso würden Tausende von europäischen Frauen gern alles Erdenkliche thun, um in Gesellschaft zu glänzen, man ist jedoch in der alten Welt — schlichter — bequemer — würdevoller — wie man es nun nennt.

Gewiß kennt Europa diese „sozialen Streberinnen", aber wie vereinzelt treten sie bei uns auf! Die typische deutsche Geheimräthin, die englische Gattin des Bischofs, die französische Frau des Préjet oder die Damen unserer europäischen Aristokratien sind bequem und zufrieden, arbeiten sich nicht unnöthig ab. Als junge Mädchen waren sie natürlich gefallsüchtig und gaben sich, unauffällig, in wohlerzogenen Grenzen Mühe. Jetzt noch? Wozu! Hingegen würde eine amerikanische Geheimräthin, Bischöfin, Préfetgattin und Gräfin die Stellung, den Einfluß einer Regierungspräsidentin, einer Erzbischöfin, einer Ministerin und einer Herzogin, wahrscheinlich mit Erfolg, zu erobern versuchen. Daher wirken

Digitized by Google

unsere Europäerinnen echter und meinem Gefühl nach befriedigender, darum werden sie jedoch gesellschaftlich auf der ganzen Linie schmählichst durch die kleine Durchschnittsamerikanerin in die Flucht geschlagen.

Selbst in Paris. Ein dortiger Herr sagte mir, in Anbetracht der weit selteneren Schönheit, der geringeren Geldmittel hielte er die Pariserin noch immer für die eleganteste, geschmackvollste Frau der Welt, aber gesellschaftlich käme sie gegen die Amerikanerin nicht auf. Dieser graziösen Sicherheit, dieser taktvollen, gewiß berechneten, aber so gefälligen, „berufsmäßigen" Liebenswürdigkeit, dieser oberflächlichen, aber so wirksamen Bildung wäre sie nicht gewachsen. Natürlich nur verallgemeinernd gesprochen. Die Amerikanerinnen selber sehen in den vollendeten Damen der europäischen großen Welt ihr unerreichtes Muster, blicken mit rührender Bewunderung zu ihnen empor, studiren sie mit der gewissenhaftesten Sorgfalt. Hiermit entschuldigen sie auch ihre berüchtigte Aufdringlichkeit vornehmen Leuten gegenüber — sie wollen sich an ihnen bilden. Nirgends beobachtet, kritisirt oder bewundert man die Manieren anderer so eingehend genau, nirgends ein solches Wühlen und Schwelgen in Verfeinerungen des guten Tons, im Aufwerfen von schwierigen Fällen, in haarspaltenden Tifteleien. Auch in den meisten ihrer Romane spiegelt sich dies wieder, unter den vielen, die ich gelesen habe, fallen mir ein „The Lady of the Aristook" von Henry James, „The Open Question" von Raimond, „The Aristocrats" von Atherton. Hiergegen erscheinen wir Europäerinnen, die wir meistens ganz einfach die in unsern angeborenen Kreisen üblichen Umgangsformen aufweisen und nie weiter darüber nachdenken, erstaunlich harmlos, aber auch natürlicher, in Folge dessen auch thatsächlich vornehmer. Wohl kenne ich einige Amerikanerinnen, es sind selten die blendendsten, die elegantesten, welche die absolut echte, einfache Distinktion besitzen, im allgemeinen vermögen nur wenige einem ganz schlicht eine Tasse Thee zu reichen, vermögen ganz schlicht eine Absage zu bedauern, sich über eine Zusage zu freuen. Sehr bezeichnend bei ihnen, wie oft sie sich wegen irgend einer Kleinigkeit entschuldigen, wie oft sie irgend eine Nichtigkeit zu erklären für nöthig erachten. Ebenso sind sie hyperempfindlich in geselligen Formen; daß eine Karte nicht ganz pünktlich erwidert wurde, tragen sie einem Jahre lang nach. Das vortreffliche gesellschaftliche Rezept der zuvorkommenden Heiterkeit wird von ihnen ein klein wenig mißbraucht; man bekommt ihr ewiges Lächeln über. Erst nach sehr vielen Jahren fällt man nicht länger auf ihre verblüffende Gewandtheit im Schmeicheln herein. Es ist dies nur ein harmloser, sehr erfolgreicher, gesellschaftlicher Kniff, der ihre Wahrheitsliebe wenig beeinträchtigt.

Sie haben den Ruf, die gebildetsten Frauen der Welt zu sein; vielleicht nirgendwo anders wird so rasch aufgefaßt, dem Neuem nirgendwo eine so rege Antheilnahme entgegengebracht; doch halte ich sie weder für begabter, noch für interessanter als die Europäerinnen. Diese Einschätzung würde in Amerika zweifellos befremden; sie beruht nicht auf dem ersten Eindruck, wohl aber auf dem späteren. Gewiß spielen die Frauen dort eine intellektuelle Rolle wie auch nicht annähernd sonst in der Welt. Ihr Einfluß ist maßgebend in Kunst, Litteratur, Lebensgewohnheiten, Erziehung, Religion und populär-philosophischer Wissenschaft, er ist bemerkenswerth in der Politik und selbst in der strengen Wissenschaft spürbar. In zu hohem Maß wird ihnen auf diesen Gebieten Spielraum gewährt, weil die Männer allzu zahlreich sich dem fieberhaft aufregenden Geschäftstreiben ergeben. Die intellektuelle Superiorität der Amerikanerin beruht hauptsächlich auf der intellektuellen Inferiorität des Mannes; schwerlich wird man mir dieses bestreiten, und schwerlich würde dieser Zustand uns Europäerinnen begehrenswerth erscheinen. Begreiflicherweise wünschen wir nicht als zweitklassige Wesen behandelt zu werden, doch würden wir ungern inmitten geistig untergeordneter Männer leben. Es ist immer ein schlimm beredtes Zeichen, wenn einer mit Vorliebe im Kreise von Minderwerthigen glänzt! Sehr bemerkenswerth sind die Münsterberg'schen Ausführungen über den zunehmenden Einfluß des Feminismus auf das wissenschaftliche Leben der Vereinigten Staaten. Trotz des gewissenhaften Eifers der Frauen, trotz ihrer feinen Intelligenz, liegt in ihrer vorherrschend passiven Rezeptivität ein Hemmniß jener kühnen Wissenschaft, welche ewig schafft und ewig zerstört. Was den Einfluß auf politischem Gebiet anbetrifft, schwankt Herr Münsterberg, bestätigt den veredelnden, reinigenden Einfluß, hält aber die hierdurch vermuthlich noch zunehmende Bedeutung der Interessen außerhalb des Hauses und der Familie für ein schwerwiegendes Bedenken.

Während in Deutschland zum großen Theil der Kampf ums Dasein die Frauen der Familie entfremdet und dem öffentlichen Leben zuführt, ist es dort umgekehrt die sorgenlose Lage der Amerikanerin, welche ihr gestattet, sich weiteren, ideellen Interessen zuzuwenden. Im einen Fall ein zunehmender demokratischer Geist, im anderen Fall eine aristokratische Tendenz. In Deutschland arbeitet ein Viertel der weiblichen Bevölkerung, in den Vereinigten Staaten ein Zehntel. Es sind dies ausdrucksvolle Zahlen! Gewiß darf man sich das Leben der verheiratheten Amerikanerin, auch der reichen, nicht allzu leicht vorstellen. Sie „arbeitet" auf ihre Art eher zu viel als zu wenig. Im Verhältniß zur dortigen Dienstbotenschwierigkeit schrumpft unsere auf das merklichste zusammen. Auch möchte ich mich nachdrücklich gegen die überaus wohlfeile Ansicht verwahren — weil die Amerikanerin Sophokles lese, gegen Trunksucht öffentlich auftrete und Pariser Kleider trage, müsse sie eine minderwerthige Gattin und Mutter sein, könne von unseren häuslichen Idealen keine Rede sein. Das Leben, die Verhältnisse, die Menschen sind dort andere, so faßt die Frau dort auch diese Pflichten anders auf, so beurtheilen Gatte und Kinder diese ebenfalls anders. Eine Diplomatengattin in Washington erzählte mir, daß eine ihr nah befreundete, sehr ernst denkende Millionärin ihr auseinandergesetzt hätte, wie ihr Gatte den Luxus von ihr verlange, wie er oft sage, zu was plage er sich jahraus, jahrein ab, wenn sie es nicht verstände, das schönste, glänzendste Haus zu machen, die tonangebende, einflußreichste Dame zu sein; sie versicherte sie auch, daß diese Ansichten ganz allgemein wären. Der Amerikaner will keine anspruchslose Frau, er will eine, die er und andere nach jeder Richtung hin bewundern. So empfinden auch die Väter, Brüder und Söhne; die bequeme, bescheidene deutsche Hausfrau ist ihnen absolut kein Ideal.

Die Amerikanerin ist auf ihre Art gewiß ebenso pflichttreu wie ihre europäische Schwester; bei den Ausnahmen trifft das nicht wegzuleugnende „Verziehen" die Schuld. In keinem Land der Welt wird soviel über pädagogische Fragen nachgedacht, verhandelt und geschrieben. Ob das Ergebniß diesem geistigen Aufwand entspricht, ist eine andere Sache; der junge Deutsche, den Münsterberg billigend anführt, buchte die Kinder unter „Debet" ein. Auch mir sind europäische Kinder und Erziehungssysteme weit sympathischer; an Liebe, an Sorgfalt, an Nachdenken ermangelt es den amerikanischen Müttern jedoch keineswegs. Auch darf man nicht zu leichthin von der zweifellos anwachsenden Ehescheu auf eine Abnahme mütterlicher Instinkte schließen. Vielleicht wären es gerade die vorzüglichsten Mütter, welche mit edel entwickelter Individualität, nur den „Rechten" oder gar keinen heirathen wollen, sich Kinder nur in einem wirklich harmonischen und voll befriedigenden Familienleben wünschen. Gattinnen „um jeden Preis", wie Mütter „um jeden Preis" sind nicht nothwendiger Weise die besten.

Entschieden gehört ein größerer Nervenaufwand dazu, einen dortigen Haushalt zu führen, und dank des erwähnten sozialen Ehrgeizes geben sie sich sehr viel Mühe; die Hausfrau vielleicht allzu viel Mühe. So wissen die prinzessinnenhaft erzogenen Töchter, welche ihr volles Leben genießen, im Mittelpunkt der Geselligkeit stehen, daß sie äußerlich wenig durch die Ehe gewinnen und recht viel einbüßen. Entschließen sie sich dazu (sehr reiche oder sehr glänzende Heirathen ausgenommen), so darf man weit eher auf eine starke persönliche Neigung rechnen als in Europa, wo be-

Digitized by Google

sondern in den romanischen Ländern Freiheit und Leben eigentlich erst in der Ehe beginnen; wo das Dasein einer Unverheiratheten fühlbare Beeinträchtigung mit sich bringt.

Begreiflicherweise gewinnt in einem Land, in dem in so unerhörtem Maß das Szepter von der Frau geführt wird, die Geselligkeit an Reiz. Selbst die philisterhaftesten Deutschen würden dies — theoretisch — zugeben. Schon früh lernen sie tanzen, tanzen fast ausnahmslos gern und gut. So findet man auch drüben nicht jene unerfreulichen Jünglinge, welche in Folge mangelhaften Könnens nach dieser Richtung, Weiblichkeit und Geselligkeit für schal und nichtig erklären — und sich andere, weniger harmlose, dafür weit bequemere Vergnügungen erwählen. In vielen Schulen wird während der Zwischenpausen getanzt, man findet, daß es die Kinder erfrischt, ohne daß eine Zerstreuung bemerkbar wäre. Wachsen die jungen Mädchen heran, haben sie noch weit allgemeiner als bei uns Vereinigungen aller Art, sei es um Armensachen zu nähen, um Ruskin zu studiren, um Theosophie zu treiben oder sich dem Hockey und dem Golf zu widmen. Tags über sind die Frauen unter sich, abends zum späten Mittagessen kommen die Herren aus den Geschäftskontoren zurück. Es gibt dann späte Besuche, bei denen oft die jungen Mädchen allein ihre Freunde empfangen, es gibt Zerstreuungen aller Art, aber selbst in den elegantesten, flottesten Kreisen werden geistige Ansprüche an die Damen gestellt. Ohne raschen Witz, ohne eine nie versagende Unterhaltung, ohne neue, aktuelle Gesprächsstoffe spielt selbst die Hübscheste, die Eleganteste dort keine Rolle. Ist es das Zeichen einer naiven Kultur? — ich möchte es nicht behaupten — auf jeden Fall steht man drüben noch auf dem Standpunkt des geistig hungrigen, europäischen achtzehnten Jahrhunderts (in Deutschland wäre es eher der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts) in dem man noch wähnte, daß Bildung vornehm sei. Ueberall in den „besseren" Kreisen wird Bildung auf das entschiedenste bevorzugt, es ist ein „gesuchter Artikel". Die Worte „cultured" und „high toned" werden einem drüben etwas verleidet. In Folge dessen unterscheidet sich die geistige Höhe des Durchschnittsgespräches, gerade der elegantesten Kreise günstig von der analogen „ersten" Gesellschaft Europas.

Dieser so in den Vordergrund tretende gesellige Verkehr zeitigt eine angenehme Mannigfaltigkeit der Vergnügungen. Die Herren holen die jungen Mädchen (Frauen spielen nur selten die erste Rolle) zu langen Spazierfahrten auf ihren hohen, zweisitzigen „buggies" ab und sausen zu zweien mit ihren berühmten Trabern dahin. Bei den großen Empfängen steht eine ganze Schaar der hübschesten jungen Mädchen der Hausfrau zur Seite, erleichtert und belebt dadurch den Verkehr. Nach der Feierlichkeit in der Kirche begibt sich bei Hochzeiten die große Gesellschaft in das blumengeschmückte Haus der Braut, wo unter einer aus duftenden Blumen gewobenen Glocke das Paar sich aufstellt und die Glückwünsche der vorbeiziehenden Gäste entgegennimmt. Ganz raffinirt sind die Blumenspenden, welche junge Mädchen von ihren Tänzern und Bekannten erhalten. Keine gefeierte Schönheit schifft sich nach Europa ein, ohne in ihrer Kajüte eine oft lächerlich große Anzahl kostbarer Sträuße vorzufinden. Vor einem Ball kommen die entzückendsten Kästchen an; etwa einer, blaßlila, mit Veilchen bemalt, mit violettem Band umwunden, innen ruhen auf blaßlila seidigem Grund die mit Atlasband leicht gebundene Garnitur duftender Parmaveilchen, zum Anlegen bereit. Eine solche Gabe bedeutet genau dasselbe, als in Europa ein Kotillonbouquett: die oberflächlichste Höflichkeit, eine kleine Huldigung — oder noch mehr. Während der Sommernächte werden bei Mondschein auf der breiten Piazza (Veranda), neue Tänze eingeübt, nirgends werden so viele Ausflüge, Aufführungen aller Art unternommen. Anscheinend ist es niemals schwierig, außerhalb der Geschäftsstunden die nöthige Zahl Herren zu verschaffen, anscheinend ist der Familienverkehr der Männerwelt von drüben die liebste Erholung! Wenig fällt unseren europäischen Herren mehr auf, als die auf wenige Großstädte, auf wenige Kreise begrenzte Bedeutung der Halbwelt, und sowohl deutsche als französische Herren haben mir eingestanden, daß die taktvolle Zurückhaltung, mit der ausnahmslos in Klubs und Herrengesellschaften Damen erwähnt werden, sie mit Beschämung erfüllt hätte. Wenn ich behaupte, daß der bezeichnendste Zug der Amerikaner weit eher in seiner Ritterlichkeit als in seiner Gewinnsucht zu suchen sei, werden wohl alle, die nicht dort waren, sich wundern, aber auch nur diese! Den günstigen Einfluß der Frau, nicht nur auf die Geselligkeit, sondern auch auf die Ethik, darf man nicht übersehen!

Marie von Bunsen.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Griechische Schnadahüpfeln.

Wenige Wahrheiten schienen den Freunden der deutschen Dichtung unanfechtbarer als Verdienst und Ruhm unserer Uebersetzungskunst. Die Wundergabe, fernes und fremdartiges Gedankenleben vollkommen treu und vollkommen selbständig in unser geliebtes Deutsch zu übertragen, galt als Vermächtniß aus Urväterzeiten. In gewissem Sinn mochten Wolfram von Eschenbach und Luther als Muster und Meister einer Gilde gelten, die der Nation Homer, Dante, Shakespeare, Byron, Inder, Araber, Perser, klassische und romanische Liederbücher in geradezu heilig gesprochenen Nachdichtungen von Voß, Gildemeister, Schlegel, Rückert, Geibel, Heyse geschenkt hatte.

Kanonisationen halten indessen in unseren Tagen nicht oder bestenfalls nur so lange vor, als die wieder und wieder neu überprüften Titel und Leistungen der vom Glorienschein Umstrahlten den Richtern der nachwachsenden Geschlechter genügen. Und so sicher wandeln sich die Geschmacksurtheile innerhalb längerer oder kürzerer Zeiträume, daß ein nur einigermaßen erfahrener Kenner des Weltlaufes ein- für allemal darauf verzichten wird, künstlerische Schöpfungen als ewige, ja selbst nur als mustergültig, zu bezeichnen. Jeder eine hat seine Lieblinge, die er sich nicht rauben, jeder eine bevorzugt bewußt oder unbewußt Naturen, Formen, Epochen, jeder eine — und wär' er ein Genie der Empfänglichkeit, wie Goethe — begeht in der Auswahl seines geistigen Umganges Ungerechtigkeiten. Nichts ist seltener als Duldsamkeit in Kunstdingen, nichts unverläßlicher als der gesunde Menschenverstand Anzengruber wirft in seinen Schlagsätzen geradezu die Frage auf: „Das normale Gehirn. Wer hat es denn? Vielleicht nicht einer der gegenwärtig Lebenden. Der Klügste rast unbewußt — in den Ideen seiner Zeit." Betrachtungen der Art klingen sehr laienhaft; sie sind trotzdem unbefangener Erwägung vielleicht nicht ganz unwerth. Jedenfalls bekenn' ich mich zu diesen alten, tiefgewurzelten Ueberzeugungen pflichtschuldig am nachdrücklichsten, wenn ich ausnahmsweise Gebiete betrete, die mir noch weniger vertraut sind als der kleine Kreis, von dem ich nur einbilde, ihn ein bißchen zu kennen. Ich wage diesen Ausflug übrigens nicht vermessen oder grundlos. Ich rede von einem sehr unterhaltenden, ungemein geist- und kunstreichen Büchlein nur, weil mir sein Schicksal am Herzen liegt, einstweilen in Ermangelung eines Berufeneren, der nach mir nochmals das Wort ergreifen mag, unbekümmert um mein Laienwort, das keinen anderen Zweck hat, als alle homines elegantiares auf „Proben zweisprachiger Umdichtung von J. M. Stowasser: Griechische Schnadahüpfeln"*) hinzuweisen.

*) Wien und Leipzig, Carl Fromme, 1908.

Digitized by Google

Der Autor, dessen Namen man in Kürschner's Litteratur-Kalender vorläufig vergeblich suchen würde, obwohl die 72 Seiten seiner Schrift mehr Witz und Weisheit enthalten, als manche vielbändige 72 und mehr Bogen starke Litteraturgeschichten, ist als gediegener Lexikograph und Philolog ein würdiger Jünger der Altmeister der Wiener Universität, Theodor Gomperz und Wilhelm Hartel. In seinen Mußestunden ein nicht verächtlicher Poet, beherrscht er Versmaß und Sprachschatz der Klassiker mit seltener Fertigkeit. Dabei liest sich sein Latein und Griechisch nach dem Zeugniß von Sachkundigsten urwüchsig, anders als geleckte Stilübungen ciceronianisch sich geberdender Schulmeister oder, mit Nürnberger zu reden, lateinisch mauschelnder Humanisten. Die Naturgabe, sich fremder Zungen virtuos zu bedienen, verläßt Stowasser in der Heimath nicht: der geborene Schlesier meistert die Mundart von Stelzhamer und seinen Leuten mit erstaunlicher Ueberlegenheit. Man höre einmal sein curriculum vitae:

Af d' Welt bin i kemma
An da preißischen Grenz.
's selbe Stadtl hoaßt Troppan
I wett, daß ös 's kennts.

Aft han i in Landl*)
Mi einglödt, und dann
Bei enk hat mi 's Löbn
Erst zeiligt zuan Mann.

Wia 's Alta is kemma
Bin i aba af Wean
Wa da Kaisa dahoam is,
Den i enzfleißi dean.

Sa daß i dort d' Hoamat
Als a Burza jetzt hab' —
Aba, mein, i bin alt worn
Scha ganz efelsgrab.

Aba überall und imma
Han i gfungn und dich't
I. da Stowassa Seppei.
Jetzt kennts ös mei Gschicht.

Und derselbe Mann, der so tadellose Dialektgedichte zu Wege bringt, ist im Staube Schnadahüpfeln in ebenso tadellose griechische Disticha zu verwandeln. Rosegger's Vierzeiler:

Da Adam hat d' Liab aufbracht
Da Noah in Wein,
Da Dovidl 's Zithan schlagn
Minnin Steira gwen sein

lautet bei Stowasser (S. 20)

1. (heidnisch): *Δενδλιων τον ἐρωδ', ἔτερον δ' οἶνον Διόνυσος*
Ἑρμῆς την παίδειαν· ἔχων δὲ τί Ἀρχιλοχος;

2. (christlich): *Κἄγων Ἀδάμ την ἐρωδ', ἐξεῦρε τὸν οἶνον ὁ Νωέχ·*
φίλλειν ἔτερε Δαβίδ· Ἀχαιάδες, οἶμαι, ἔσαν.

Mit derselben Schlagfertigkeit hat Stowasser kürzlich für die Rosegger-Feier seinen Mann gestellt. Eines der beliebtesten Volkslieder des Steirers hat er frischweg in Disticha übertragen:

Ih bin jüngst verreis'n
Hin zan Pforra g'schlich'n:
„Därf ih 's Dirndl liab'n?"
„Untastich Dih nit, da meina Seel,
Wanst as Dirndl liabst, sa kimst in d' Höll!"

Bin ih voll Valanga
Zu da Muada ganga:
„Därf ih 's Dirndl liab'n?"
„O mei liaba Schotz, es is noh z'frua,
Noch funfzehn Jahrln erst, mei liaba Bua!"

Woar in groß'n Nöth'n
Han ih 'n Vatan bet'n:
„Därf ih 's Dirndl liab'n?"
„Dunners Schlangl!" schreit er in sein Zurn,
„Willst mein Steck'n kast'n, konst es thuan!"

Wos is anzufanga?
Bin zan Herrgatt ganga:
„Därf ih 's Dirndl liab'n?"
„Ei jo freili", sogt er und hol g'lacht,
„Weg'n an Büaberl han ih 's Dirndl g'macht!"

*) Oberösterreich.

Die griechische Fassung Stowasser's lautet:

Κύρτασα δόξθμος πρὸς δῶμ' ἰερῆος ἑταῖρος,
εἰ μοι ἐρᾶν εἴη παιδός, ἐρησόμενος·
ἀλλ' οὖτος· μὴ τλῆς, εἶπεν, φίλε· καὶ μὰ γὰρ ὄρκον·
ἢν ἐρᾷς, εἰ δικη Ταρτάρου, ἴσθι, μενεῖ.

Μητρὶ δ' ἐμῇ μετέπειτα προσῆλθον δεινοπαθήσας,
εἰ δέμις εἴη μοι κουρίδιον φιλέειν.
μείνῃς δ'· ὦ φιλότης, εἶπεν, φιλέοις δ' ἂν ὁμῶς·
πεντάδα τρὶς ἔτεων, φίλεπα παῖ, μὲν' ἔτι.

Σχάζων πιεζόμενος πατρὸς σὸν ἀπωρῶν τ' ἐλεήσαν·
εἰπέ μοι, εἰ θέμιτόν ἐστιν ἐρᾶν με κόρης;
οὗτος δ' ὀργασθεὶς· ἦν βούλῃ, μῶρ' ἀκόλαστε,
γενναῖαν ἐρᾶσθαι, φησί, τοιεῖν δύναται.

Φεῦ, τί πάθω; τέλος οὖν Διὸς τὸν θεὸν ἀντιβολήσας,
εἰ τί μοι ἐξεῖη παιδὸς ἐρᾶν, ἐρόμαι.
μειδιόων δ' ὁ θεός· ναὶ μητερ, φησιν, ἐπειπὼς
μειρακίων ἔπεσιν ξυμπεπόνηκα κορας.

Dieser Metamorphose in das Griechische stellte Stowasser überdies die folgende Umwandlung in deutsche Distichen zur Seite:

Jüngsthin schlich ich berückt und still nach dem Hause des Pfarrherrn,
Anzufragen, ob mir Mädchen zu lieben erlaubt.
Aber er sprach: Wag's nicht; denn wisse — ich kann Die's beschwören,
Liebst Du ein Mädchen, dann harret höllische Strafe auf Dich.

Und so ging ich hierauf von Sehnen erfüllt zu der Mutter,
Fragte bei ihr, ob's mir Mädchen zu lieben erlaubt.
Aber das Mütterlein sprach: Nein, Liebling; es wäre zu früh noch
Fünfzehn Jahre nur noch harre geduldig, mein Kind!

Rathlos nunmehr und bedrückt hab' ich also den Vater gebeten:
Sag' mir doch, darf ich denn nicht lieben ein reizendes Kind?
Aber der Vater im Zorn: Versuch's nur, thörichter Wildfang,
Wenn Deinem Rücken so sehr Prügel zu kosten behagt!

Weh! Was thun? So wandt' ich zuletzt an die Gottheit des Zeus mich,
Fragte ihn: Darf ich denn nicht liebend ein Mädchen erfreu'n?
Aber lächelnd sagte der Gott: Ja freilich, Du darfst es;
Nur Euch Burschen zulieb hab' ich die Mädchen gemacht*).

Und mit diesem warnenden Exempel, mit dieser Verspottung klassizistischer Verbeutschung kommen wir zum eigentlichen Zweck von Stowasser's Musterstücklein. Er beabsichtigt mehr als eine Spielerei, mehr auch als eine Unterhaltung des Witzes und Verstandes. Auf den Spuren von Wilamowitz kehrt er sich „gegen den Unfug der Uebersetzungen ‚im Versmaß der Urschrift', den er seinem gediegensten Vertreter zu Ehren den J. H. Vossianismus nennen möchte". Stowasser will mit Wilamowitz nicht im Großen wetteifern: er bleibt bei den niedlichen Sächelchen der Anthologie. Und hier meinen wir den Gedanken zu Ehren bringen zu können, daß der deutsche Umformer für die Distichen das Recht der Formenwahl nicht hat, sondern, daß er, um volksthümlich zu bleiben, die antiken Distichen in Schnadahüpfeln verwandeln muß oder, wenn man den Gedanken umdreht, daß dem griechischen ‚Zweizeiligen' bei uns das ‚Vierzeilige' völlig entspricht.

*) Heimgarten, 60. Jahrgang von Peter Rosegger. Erstes Geburtstagsheft. Als Handschrift für Freunde gedruckt. Graz, Leykam, 31. Juli 1903, S. 64–66.

Digitized by Google

Im Dienst dieser beredt, kunstfroh und kunstverständig vertheidigten Ansicht erprobt sich Stowasser in zwiefacher Kunstübung: er verdeutscht Lukillios und Rufinus in Schnadahüpfeln und überträgt Stelzhamerische, tirolische und andere Schnadahüpfel in allerhand griechisch-lateinische Stilarten. Herzstärkend und zwerchfellerschütternd sind zumal die Schlußvariationen des Themas:

Mei Dirndl hoaßt Nanderl,
Hat schneeweiße Zahnderl,
Hat schneeweiße Kinn —
Aba gfegn han i's nia

in die Manier des Archilochos und Alkaios, der Sappho und des Anakreon, des Ennius, Plautus u. s. w. Ob Stowasser mit seinem Beweissatz durchaus, d. h. in allen Fällen ohne Ausnahme Recht hat, steht dahin. Sicher ist, daß seine Proben sich vom Durchschnitt klappernder deutscher Hexameter mindestens so sieghaft abheben, wie Fulda's Wagestück, Molièrische Alexandriner in deutschen Reimen wiederzugeben. Und nicht minder gewiß ist, daß sein schlankes Heft in nicht allzu ferner Zeit, — nur hoffentlich ein wenig kleidsamer angethan, mit gegenständigen Urtexten und Nachdichtungen — bei allen Freunden des klassischen Alterthums und der täglich neu ausschießenden mundartlichen Volksdichtung verdienten, mehrmals sich wiederholenden Willkomm finden wird.

Schloß Habrowan. A. Bettelheim.

1000 v. Chr.*)

In der Vorhalle des großen Tempels, der der himmlischen Venus von Askalon (Djorah in Syrien) geweiht ist, saß Philopator der Oberpriester, die Kniee hinaufgezogen und die Arme um die Kniee gelegt, die feinen, weißen Hände gefaltet, in düstere Gedanken versunken. Die Kämpfer Israels hatten von neuem den Sieg erfochten, und die Philister waren geflohen. Es war nicht der Verlust der Mannschaften, den er so sehr betrauerte, denn obgleich die Schande der Sklaverei groß war, so gab es doch weder in Syrien noch in Palästina noch weiter ostwärts ein Volk, das die Gefangenen so gut behandelte wie die Ungläubigen, die dem falschen Gott Jehovah dienten.

„Jehovah?"

Er saß sinnend da und schaute in Gedanken versunken auf das große Bildniß der Atargatis, der Göttin von Askalon. Mit den Blicken folgte er den Linien der Nase, schaute lange den kleinen Mund und den schwellenden Busen an, und wie immer, so konnte er es sich auch jetzt nicht versagen, heilige Worte vor sich hin zu murmeln, während er den Unterkörper der Göttin betrachtete, der die Form eines Fisches hatte. Ja, wohl war sie eine ganz besondere Gottheit, diese Atargatis, die sogar älter war als die Atarginta auf Cypros, deren Körper dem einer Frau vollkommen glich und die eine minderwertige Gottheit war, wie er, Philopator, es auf dem Concilium zu Idalium so glänzend nachgewiesen hatte. Das waren schöne Zeiten gewesen! Nachdem er, den siebenmal heiligen Namen der Atargatis anrufend, den goldenen Fisch, der auf seiner Brust hing, berührt hatte, war die Begeisterung über ihn gekommen, und so überzeugend hatte er gesprochen, daß die von Amathus und Paphos ihre Göttinnen abgeschworen und die Statuen der nackten Venus, die die Unkeuschheit in den Städten verbreitete, zerschlagen hatten. Statt ihrer hatten sie dann die alte Atargatis mit dem Fischleib aufgestellt, die heilige, keusche Göttin, der die ehrbaren Vorväter schon ihre Fische dargebracht hatten, damals noch Fische aus Stein und aus Thon und aus Glas. Jetzt, in den Zeiten der Wohlfahrt und des Luxus, war das Volk verweichlicht, und es war wahrhaft greulich mit anzusehen, wie die Frauen aus dem Orient, die die Jünglinge und die jungen Leute auf schlechte Wege führten, der Göttin goldene Fischchen darbrachten, in der Hoffnung, sich dadurch die Gunst der feilen Gottheit zu erwerben.

Aber jetzt, da er alt geworden war im Dienste der keuschen Atargatis, war in dem Lande Syrien eine andere Gottheit aufgestanden, eine Gottheit, die stärker war als Atargatis; denn so oft die Söhne Abrahams auszogen gegen die Philister, wurden die Philister geschlagen und das, obgleich jeder einzige von ihnen einen durch Philopator geweihten Fisch auf der Brust trug und obgleich jedes einzige Mal vor Beginn des Kampfes der Göttin Atargatis sieben Mädchen von sieben Jahren geopfert wurden und sieben Knaben von siebenmal sieben Jahren, und obgleich die Göttin mit dem keuschen Blut dieser unbefleckten Mägdelein und Jünglinge besprengt wurde.

Der Verlust der Männer drückte nicht auf den Stamm, der fruchtbar war, weil die Gesetze des Kultus der keuschen Atargatis ihre volle Wirkung übten.

Aber Philopator hatte mit Entsetzen bemerkt, daß das Reich Jehovahs sich ausbreitete, und daß die Zahl derer, die sich dem Dienst der Atargatis weihten, mit jedem Tage geringer wurde. Er kannte die Welt und die Sündhaftigkeit der Menschen und er wußte, daß selbst das Heiligste vom Heiligen der Grillenhaftigkeit des menschlichen Gemüths nicht Stand zu halten vermag. Jehovah, die neue Gottheit, zog die Menschen mehr an, und er, Philopator, wußte wohl warum. — Atargatis, die wahre Göttin, verlangte Arbeit und Keuschheit und Opfer von Jungfrauen und Jünglingen. Das war gut, das war richtig, denn das Leben war ernst und sollte denn die Gottheit nicht noch ernster sein? Aber die Söhne Abrahams rechneten auf die Leichtfertigkeit und die Genußsucht der Menschen. Jehovah gestattete einmal im Verlauf von sieben Tagen einen Ruhetag, an dem die Esel, die Ochsen, ja, selbst die Sklaven nicht zu arbeiten brauchten, während Atargatis nur bei jeweiligem Neumond einen Ruhetag erlaubte und auch dann nur unter der Bedingung, daß zwölf Jungfrauen zum neuen Licht emporgesandt wurden.

Jehovah forderte kein Menschenblut. Oh, über die schlauen Söhne Abrahams! Sie forderten nur Thieropfer für ihre falsche Gottheit; sie wußten wohl, daß das Volk Askalons der heiligen Atargatis schon lange unwillig ihre Jünglinge und Jungfrauen opferte. Die Mütter, die gottlosen, weinten sogar, wenn er, Philopator, die Kinder enthauptete. Feiges, verweichlichtes Geschlecht! Als er noch jung war, da hatten ihm die Mütter lachend ihre Kinder dargebracht, und es wurden stets mehr Jünglinge und Jungfrauen angeboten als die Göttin verlangte; und jetzt? — Er mußte Drohungen ausstoßen, er mußte verkünden, daß Atargatis Dürre und Heuschrecken und Augenkrankheit und Finsterniß schicken würde, so die Reihe der Opfer nicht vollzählig sei. Ja, früher! Mit welcher Ehrfurcht waren ihm die Reihen der Gläubigen gefolgt, mit welcher Bewunderung hatten sie ihm zugeschaut, wenn er den Hals der Opfer durchschnitt, so daß die prachtvolle rothe Fontaine in einem Strahl hinaufsprühte zu der Göttin, die in jenem schönen, rothen Mantel keuschen Blutes erstrahlte. Und jetzt — war es nicht vorgekommen, daß die Mutter eines der Knäbchen, ihres einzigen, ihm eine Amphora an das Haupt geschleudert hatte, an sein ehrwürdiges Priesterhaupt, so daß nicht viel gefehlt, und er wäre schwer verwundet gewesen? Sie hatte er bestraft, indem er sie lebendig bis an den Hals in dem Wüstensand begraben und ihr zur Verschärfung ihrer Qual eine Schüssel frischen Wassers vor die Lippen stellen ließ. Aber siehe, die falsche Gottheit der Söhne Abrahams hatte einen Sturmwind gesandt, der hatte allen Sand, von dem die Frau umschlossen war, hinweggeweht und darauf einen Regen gerufen, der ein Meer formte an der Stelle, wo die Sünderin lebendig begraben war. Und die Kranken, die von diesem Wasser getrunken hatten, waren genesen, und die Blinden, die ihre Augen mit diesem Wasser be-

*) Aus dem holländischen Manuskript übertragen von E. Otten.

netzt hatten, waren sehend geworden und an dem nämlichen Tage waren 777 Philister mit Frauen, Kindern, Lastthieren, Zelten und Sklaven in das Lager der Söhne Abrahams gezogen und hatten sich für Jehovah erklärt, der Festtage und Jubeljahre versprach und der größere Wunder that denn die alte, echte Atargatis, die Keusche mit dem Fischleib.

Wo waren die alten, guten Zeiten des Mesa? Des Mesa, des Sohnes von Camosgat, des Dalbonius Sohn, des Amri, der den König Israels versagt und Mohab und sein Haus erniedrigt und das Land Medea erobert und die Stadt Baal, die Stadt der Städte gegründet hatte, wie die blutreiche Stadt genannt wurde, die Stadt des schwarzen Basalt, wo der große Triumphstein stand, auf dem die Niederlage der Männer von Gad und die Vernichtung der Stadt Astaroth (bei der kein Mensch verschont wurde, kein Mann, keine Frau, kein Kind, kein Sklave) und der Stadt Nebah eingegraben war, die während der Nacht im Sturm gewonnen wurde.

Die Zahl der Gefangenen — Männer, Frauen, Kinder, Greise, Sklaven — betrug 7000, und alle wurden sie geödtet zu Ehren des Astor-Camos, des Gottes der Götter, der der Allgott der Allgötter genannt wurde wegen seiner Fruchtbarkeit und seiner Kraft, im Kriege Wunder zu thun. Die Gefäße Jehovahs waren weggebracht und zerbrochen angesichts der Söhne Gads, die damals vergebens den falschen Gott angerufen hatten. Oh, schöne Zeit, oh, heilige Zeit unserer braven, ehrbaren Vorväter!

Philopator, der Hohepriester, starrte noch immer durch halbgeschlossene Augenlider nach seiner Gottheit. Grell beschien die Sonne die Statue Atargatis, auf der das einst verspritzte Blut jetzt fahlbraun und geronnen war. Der ehrwürdige Hohepriester schloß die Augen ganz, und indem er an die guten, alten Zeiten dachte, sah er vor seinen geschlossenen Augen eine unendliche Helle, einen weiten, weiten Lichthorizont voll kleiner, röthlicher Sternchen, eine süße Vision des Himmels, der alle diejenigen aufnahm, die ihren Glauben der keuschen Atargatis erhalten hatten.

„Jehovah!"

Die Augen noch immer geschlossen, dachte er voll bitterer Gedanken an die falsche Gottheit. Die schlauen Söhne Abrahams! Weil sie wußten, daß die Menschen nur vor dem Unbekannten Furcht und Ehrfurcht empfinden, vor den Dingen, die nicht so sind wie sie und die sie nicht wahrnehmen können, schufen sie von ihrer Gottheit keinerlei Bildniß. Sie wußten wohl, daß es unmöglich sei, einen Gott zu schaffen, seltsamer und wunderlicher als die keusche Atargatis mit dem Fischleib. Hatten nicht sogar Reisende, die in dem fernen Aegypten gewesen, erklärt, daß die Sphinx, wie wunderlich und wahrhaft göttlich sie auch sein möge, da kein Sterblicher sie jemals lebend geschaut, dennoch weniger himmlisch sei als die keusche Atargatis? Denn die Sphinx hatte den Kopf einer Frau und den Körper eines vierfüßigen Thieres, Atargatis indessen hatte den Kopf einer Frau und den Körper eines Fisches, und ein solches Wesen hatten noch niemals Menschen geschaut, nicht einmal die Phönizier, die doch so weit gereist waren auf See, daß sie bis ans Ende der Welt gelangt waren, dorthin, wo die Unterwelt beginnt, und die verdammten Seelen leben. Soran-Maharauth, der mit gewesen war auf einem solchen Schiffe, hatte einmal eine verdammte Seele gesehen. Sie war kupferfarbig geworden in dem sengenden Feuer, und sie trug Federn vom Kopf bis über den Rücken wie ein Vogel, und sie hatte sieben andere Köpfe, wovon nur das Haar sichtbar war, und auf Brust, Wangen und Stirne hatte das immerfort lodernde Feuer ockergelbe Flammen eingebrannt.

Aber selbst die Phönizier hatten niemals eine Gottheit gesehen, so wunderlichsam wie Atargatis mit dem Fischleib. Ihres Gleichen gab es weder auf der Welt noch in den Himmeln — ja, wohl war sie die wahre und höchste Gottheit.

„Jehovah!"

Worum zeigten die Söhne Abrahams sein Bildniß nicht? Weil er eine Gottheit des Wahnes war, eine Gottheit, die nicht bestand; darum allein. Die Menschen glaubten an ihn. Dumme Menschheit, die lieber an das glaubt, was sie nicht sieht als an das, was sie zu sehen vermag. Und Atargatis wurde vernachlässigt und verwahrlost. Wie sie dastand (und wieder öffnete er die Augen) so schön, so rein, so voller Grazie! . . . Mußte man da nicht Thränen vergießen darüber, daß man sie so anschauen mußte, nach keuschem Blut verschmachtend und doch darbend, da es heute unmöglich gewesen, auch nur ein einziges Mägdelein zu finden, das gewillt gewesen wäre, der Göttin Durst zu löschen? Spott und Hohn war ihm geworden, als er ausgegangen war, ein Opfer zu suchen, selbst Horonaima, die junge Wittwe, die doch wohl alle Ursache gehabt hätte Atargatis' Gunst zu gewinnen, sie, die einen Gatten zu rächen hatte, der soeben im Streit gegen die Söhne Abrahams gefallen war, hatte ihm ihr Töchterchen verweigert. Oh, Greuel, ein schönes Mägdelein von dreizehn Jahren, mit Augen goldgelb wie Dattelu, und Haartressen so schwarz wie der Gagat aus dem Berge Sykos; der Hals weiß und voll wie eine Blüthendolde. Oh, wie mild und gnadenreich würde Atargatis gewesen sein, wenn er dafür hätte sorgen können, daß ihr aus diesem weißen, jungfräulichen Hals die rothe Fontaine entgegengesprüht wäre . . . Aber Horonaima (Fluch über sie, daß sie ewig verdürsten möge in der Wüste el Giber!) war angesteckt von der falschen Lehre der Söhne Abrahams. Sie hatte ihre Tochter sicher eingeschlossen in ihrem Hause, und dann war sie selbst auf das Dach geklettert und hatte ihn verhöhnt und verspottet und ihm zugerufen: „Blutgieriger Narr — nimm ein Ferkel und bringe Atargatis das Blut des unreinen Schweines! Ha, ha, ha!"

Und sie hatte vor ihm ausgespieen und ihm ein lebendes Ferkel vor die Füße geworfen. Oh, heilige Atargatis, Dein Diener ist glücklich, daß er sich um Deines geweihten Dienstes willen schmähen lassen darf. Noch schlimmer aber war es ihm bei Arvir, dem Getreideverkäufer gegangen. Siebenmal hatte er ihm in Atargatis' Namen wegen des Gebrauches falscher Maße Ablaß geschenkt und jetzt, da er reich dadurch geworden, verspottete er die Gottheit, die ihm zu Wohlstand und Reichthum verholfen. Oh, feiles Menschenherz! Die Weisen thun wohl daran zu sagen: „Wer die Ungerechtigkeit kennen lernen will, der gehe zum Mann, während er in Erfolgen, — zum Weibe, während es in Liebe schwelgt. Als er Arvir's jüngsten Sohn verlangt, um ihn der Atargatis zu opfern, da hatte dieser ihm mit Gewalt einen Scheffel auf den Kopf gedrückt, so daß alles um ihn her Finsterniß ward, und dann hatte er ihn mit Ruthen verfolgt, ihn, den ehrwürdigen Priester, der ihm siebenmal Ablaß geschenkt für den Gebrauch falscher Maße, und er hatte nicht gewußt, wohin er flüchten sollte, und während die Ruthenstreiche seine Schultern mit blutigen Striemen bedeckten, rief dieser Sünder (möge ihn die Armuth treffen, daß er kein Tuch habe für seine Leiche) „Gib doch Dein eigenes Blut, wenn Du Menschenblut brauchst, aber Du weißt wohl, daß das unreiner ist, als das von irgend einem Thiere, Du blutgieriges Schwein! Der Löwe in der Wüste ist ein Lamm im Vergleich zu Dir, Du alter Narr! . . ."

Oh Greuel, Greuel, Greuel! Das war mehr als ein Aufstand, das war eine Umwälzung. Land und Volk waren verflucht. Die Söhne Abrahams würden es erobern und die Männer zu Sklaven machen und die Frauen zu Dirnen.

Das Bild der Atargatis in der sengenden Mittagssonne warf einen kurzen, schwarzblauen Schatten auf das weiße Feld, das sich davor ausbreitete. Der alte Priester weinte, da er seine Göttin so dürr und durstig und sich selbst außer Stande sah, ihr auch nur einen Tropfen Blut zur Erfrischung zu reichen. Er stand auf, zog das braune Opfermesser aus dem Gürtel und lief wankenden Schrittes bis vor das Bildniß.

„Heilige Atargatis, vergib Deinem alten Priester, daß er Dir kein anderes, keusches Blut darzubieten vermag, als das seines eigenen Leibes. Fluch über die Söhne Abrahams, Fluch über die Abtrünnigen!"

Digitized by Google

Einen Augenblick blitzte das Messer im Sonnenlicht. Dann fiel der Greis vornüber, das Bildniß der Göttin umarmend, dort wo der Busen in den Fischleib überging, den Fischleib aus porösem Thon, der das frische Blut auffog, gleich als wäre er vor Blutdurst verschmachtet. Und sterbend fühlte der Asket die Wärme der durch die Sonne erhitzten Masse, und sie that seinem in Todesschauern erzitternden Körper wohl, und er murmelte noch einmal:

„Hab Dank, hab Dank, Atargatis, Du meine keusche Braut für ewig!“ —

Amsterdam. B. Canter.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Zeitschriften.

Protestantismus und Sozialdemokratie.

(„Die christliche Welt“.)

Das gewaltige Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen bei der letzten Reichstagswahl veranlaßt die orthodoxe, herrschende Richtung in der protestantischen Kirche, nach den Machtmitteln des Staates zu rufen. Andere Diener der Kirche aber sehen in eben diesem Wachsthum neue Aufgaben, die andeeswohin deuten, und die Nothwendigkeit, ihre Stellung und die der Kirche der Sozialdemokratie gegenüber einer Revision zu unterziehen. Hierfür sind einige Aufsätze in der „christlichen Welt“, einer Zeitschrift, die nicht einmal auf dem äußersten linken Flügel der Kirche steht, von so hervorragender Bedeutung, daß die darin ausgesprochenen Gedanken auch unseren Lesern interessant sein weeden.

Ueber „unsere Stellung zur Sozialdemokratie“ schreibt Pastor Pfannkuche: Das schmächtige Jammern über die Erfolge der Sozialdemokraten sei eine klägliche Musik. Klarheit thue ooe allem noth; und da gebe es nur ein Entweder — aber. „Entweder wir müssen auch vom evangelisch-kirchlichen Standpunkte aus die Sozialdemokratie als eine Ausgeburt der Finsterniß bekämpfen, dann aber aebendlich, ohne Zittern und Zagen, nicht so dilettantenhaft, sondern resolut wie ein römischer Kaplan . . . Oder aber wir müssen uns klar und entschlossen mit der Thatsache abfinden, daß die große Mehrzahl unserer Gemeinden politisch sozialdemokratisch denkt oder wenigstens wählt, daß die deutsche Arbeiterbewegung nun einmal unter Bebel's, Bernstein's und Vollmar's Fahne von Sieg zu Sieg schreitet. Dann mag man politisch stehen wie man will, man mag sich freuen über die Fortschritte der Arbeiterbewegung — und die Sozialdemokratie ist nun eben doch die Arbeiterbewegung, die Trägerin der Emanzipation des vierten Standes und somit eines geschichtlich nothwendigen Gedankens —, man mag mit ihr hoffen auf die Hebung manchee materiellen, geistigen und sittlichen Nöthe — und das ist und bleibt nun doch einmal ihre eigentliche Triebfeder, das Konstante bei allen Mauserungsprozessen im politischen Denken und in politischer Taktik —, oder man mag das Getöse und Geschrei, ohne das nach allen Erfahrungen der Geschichte eine solche Emanzipation nicht vor sich geht, füe noch zu laut und unharmonisch halten oder überhaupt in seinem politischen Denken antisozialistisch gestimmt sein: gleichviel, als Träger des Evangeliums müssen wie uns dann entschließen, ohne Wenn und Aber, mit der Thatsache der aufsteigenden Arbeiterbewegung uns abfinden, wie wir uns mit Kopernikus und Darwin, mit Friedrich dem Großen nnd Bismarck abgefunden haben.“ Der erste Weg ist ungangbar, „weil wir seit bald vier Jahrhunderten protestantischen Geist in uns aufgesogen haben, weil wir das *Separiren* verlernt haben, weil es für uns und unser evangelisches Volk eine geschichtliche Unmöglichkeit ist, äußerlich oder inneelich ins römische Lager zurückzukehren.“ Es bleibe nur dee andere Weg. Und damit solle der Vorwurf, daß die Kirche nur Werkzeug der besitzenden Klassen sei. Das Evangelium verhalte sich zu den politischen und ökonomischen Gegensätzen neutral, so wie die Natur, die freie Kunst und die Wissenschaft. „Krieg, unerbittlichen Krieg erklären wir nue dem, der mit unserem Feuer seinen Ofen allein heizen will und den Brudee vom Altare zurückstößt.“ Auf Wunden und Verleumdungen in diesem Kriege ist der Verfasser gefaßt. Der Kampf gegen die Reaktion und die Versöhnung mit der Arbeiterbewegung würde aber nach seiner Ueberzeugung den Protestantismus innerlich kräftigen.

In einem Artikel der nächsten Nummee (31) derselben Zeitschrift bestätigt Krüger-Bezendorf aus seinee Praxis heraus, daß „in dem Wachsthum der Sozialdemokratie der Grund für ihre Gefahrlosigkeit liegt, wenn unsere bürgerliche Gesellschaft nue einigermaßen ihre Schuldigkeit thut“. Die Bezeichnung „Sozialdemokrat“ sei anfangs ein Schimpfwort gewesen, heute abee werde die Zugehörigkeit zu der Partei von den Arbeitern als Standessache betrachtet. Er sei in Versammlungen mit seiner Polemik gegen kanonische Bücher der Parteiführer von Sozialdemokraten ausgelacht worden. Die Arbeiter sparten, sie dächten nicht daran, sich ihr Familienleben zerstören zu lassen, sie scherten sich nicht um Kommunismus noch Zukunftsstaat. Die Sozialdemokraten seien nicht mehr Herr übee ihre Dogmatik. Ihe Erfolg beruhe auf dem Schlagwort vam menschenwürdigen Dasein. Hier abee könne ihnen sozialreformerische Gesinnung in Staat und Gesellschaft wirksame Konkuerenz machen. Das Streben der Parteifanatiker gehe wie bei den Ultramontanen auf Isolirung. Da sei der Kampf am Platze. „Die Aufgabe der Gebildeten vom Universitätsprofessoe herad bis zum letzten Landschullehrer ist es, daß wir mit unseren Arbeitern verkehren, ihnen die Schätze der Bildung mittheilen . . . Bildung verpflichtet.“

Als ein echter Christ spricht in einem anderen Aufsatz Pastoe v. Broecker über die religiöse Arbeit unter den klassenbewußten Arbeitern. „Bis jetzt ist es so gewesen, daß weite Kreise des christlichen Bürgerthums und viele Pastoren die Sozialdemokraten als böse oder wenigstens gänzlich verführt angesehen haben, als so eine Art „Zöllner und Sünder“, um die sich kein „Gutgesinnter“, auch kein „gutgesinnter“ Pastor recht kümmern darf, der gegenüber er bloß „Zeugniß abzulegen hat“. Diese Ansicht läßt sich dem volkslebenumfassenden Wachsthum der Sozialdemokratie gegenüber einfach nicht aufrecht erhalten, ja, es ist Sünde, sie zu hegen, wie es bereits Sünde war, sie gehabt zu haben. Der große Kern der Sozialdemokratie ist nicht die Hefe, sondern die geistige Elite des Arbeiterstandes.“ Die Ursache des Wachsthums wird erkannt in der kräftigen Rüge von Nothständen und Ungerechtigkeiten, von Kastengeist und Klassenrecht, in dem Eifer füe Gewerkschaften und Genossenschaften, im Drängen auf starken Arbeiteschutz und Brotverbilligung, in der Bekämpfung indirekter Steuern u. o. „Das Endziel ist ein sehr blosses Zukunftsbild und manchmal noch Parodestück. . . . Die Sozialdemokratie erfüllt trotz großer und schweree politischer Fehler eine Pflicht am modernen Arbeiter, die dieser dankbae für lange, wenn nicht für alle Zeiten anerkennen wied.“ „Den inneren Fortschritt zum Guten innerhalb der Sozialdemokratie aber beweisen neben der Seldstkritik des Marxismus durch den rechten sozialdemokratischen Flügel das ruhigere Rechnen mit den Gegenwortsverhältnissen; die parlamentarische, steigende Mitarbeit an sozialpolitischen Vorlagen; die keimende Pflege von Tarifgemeinschaften mit den Unternehmern on Stelle der Streiks; die besonnenere Gewerkschaftsentwicklung, die unpolitischen Gewerkschaften wenigstens zustrebt; Anerkennung dee Gewerbegerichte als Segen und unparteiische Haltung der Arbeiter als Beisitzer; Vertrauen zue staatlichen Fadrikinspektion, wenn sie die Gewerkschaften als legitime Organe der Arbeiter anerkennt; öfteres Eintreten füe paritätische Arbeitsnachweise; nüchternere Haltung in der antimonarchischen Stellung; Scheidung des politischen Parteiinteresses von dee Religionsbekämpfung u. a.“ Dem religiösen Bedürfniß hafft der Verfasser nahezukommen durch „modernere, dem sozialdemokratischen Arbeitee verwandtere Mittel, ihm zu dienen“.

Es sind muthige Männer, diese Pfarrer, die ihre Amtsbrüder und Mitchristen zur Pflicht rufen, die, wie ihr Meister es befiehlt, hinabsteigen zu den Mühseligen und Beladenen und um ihre Seelen sich mühen. Ein Ringen um die Seele des Arbeiters: etwas anderes sollte der Kampf gegen die Sozialdemokratie auch auf politischem Gebiet nicht sein.

W. R.

Doefpredigten. Von Gustav Freenssen. Banden Loeck & Ruprecht Göttingen.

Den beiden letzten Romanen Frenssen's, am stärksten „Jörn Uhl“, ist ohne Zweifel anzusehen, daß ein Geistlichee ihr Verfasser war, nicht nur der Gesinnung, auch dem Stil, der manchmal rhetorisch gedehnt ist, der gelegentlich etwas Lehrhaftes hat und an Kapitelschlüssen namentlich dem Ton der Spruchweisheit Salamonis sich nähert. Ja, selbst in einigen Stileigenheiten deutet sich das Predigerhafte an. Ich erinnere z. B. an das oft eingeschobene „aber“, das ja von der Luther'schen Bibelübersetzung des griechischen Neuen Testaments gerade dem Prediger so vertraut ist; an den häufigen Beginn der Sätze, nicht nur der Nachsätze, mit „da“, dessen starker Gebrauch auf dieselbe Quelle zurückgeht, u. dergl. m.

Digitized by Google

Das Schöne und Erfreuliche ist nun, daß man Frenssen's „Dorfpredigten", deren jetzt ein ganzer Jahrgang vorliegt*), gar nichts Predigerhaftes anmerkt, sondern lediglich fühlt, daß hier ein Dichter spricht. Wenn sonst an nichts, wäre dies an der innigen und ganz persönlichen Vertrautheit mit der Natur zu erkennen, die ihm hier wie in den Romanen eine nicht zu erschöpfende Quelle ist, an der seine Individualität sich erfrischt. Hören wir ein Beispiel, wie es dem Blätternden vor die Augen kommt, eins für viele: „Die beiden ersten Menschen stehen wartend im Morgengrauen. Sie wußten noch nichts von der Sonne. Da zielte sie und traf von unten herauf die dunkle Wolke: Da wurde sie roth wie Blut. Mit beiden Flügeln flog auf die Morgenröthe."

Die Identität des Verfassers jener Romantrias mit dem dieser Predigten für Bauern und Schiffer wäre aber schon so gut wie erwiesen durch den gleichen Zug unzerstörbaren Frohmuths und leuchtender Freudigkeit des Lebensvertrauens, welches so köstlich ist und wohlthut gerade in einer skeptischen Zeit. „Zur Größe unter uns Deutschen hat immer gehört, daß einer ein Idealist war, d. h.: um Dinge auf den Plan trat, welche man nicht sieht und doch glaubt." Wer mit gründlichem Ernst nachforsche, der werde entdecken, daß unsere Natur nach dem Guten hinüberneige und nicht auf das Böse zu. „Das Beste und Tiefste, das in uns ist, ich will es nennen die Seele unserer Seele: das haßt das Böse und will bittergern auf das Gute losgehen." Es ist charakteristisch für Frenssen, daß er bei der Erzählung des Markus, wie die Pharisäer Christus Vorwürfe machen, weil seine Jünger am Sabbath Aehren ausraufften, daß er da Gelegenheit nimmt, über die frommen Leute zu predigen und sie zu scheiden in solche von finsterer und solche von fröhlicher Art. Zu diesen gehört er! „Ich habe es immer so gehalten, daß ich gegen die, welche in die Kirche gekommen waren, freundlich gewesen bin . . . . . Ich habe immer danach gesehen, daß ich ein „Evangelium" brächte, daß meine Predigt etwas Sanftes hätte", bekennt er einmal. Ihm ist die Predigt nicht dazu da, den Hörer zu binden und zu beugen — „wir sind gebunden und gebeugt genug" — sondern von Banden zu lösen und aufzurichten. Nicht das Dulden, sondern das Helfen und das Heilen scheint ihm der Kern des Christenthums. „Wenn du dein Leben damit füllst, Liebe und Hilfe zu geben und zu nehmen, dann wirst du ein volles Menschenleben haben." Wir gedenken der Erzählung des Pastors zu Jorn Uhl von jener Arbeiterfrau, die selten in die Kirche kam, aber ihr ganzes Leben war ein heißes und treues Sorgen für Mann und Kind: „Das ist das rechte, menschliche Königthum. Das ist auch das rechte Christenthum." Und weiter jenes schönen Bekenntnisses wahrhaft christlicher, darum seltener Duldsamkeit: „Den Rücken durch das Gottvertrauen als durch eine hohe starke Mauer gedeckt, fallen wir für das Gute kämpfen und am endlichen Sieg . . . nimmer zweifeln. Wenn aber einer zu diesem Gottvertrauen nicht kommen kann — denn das ist nicht jedermanns Sache — und kann ohne Gottvertrauen das Gute und Liebe thun: so soll man es genug sein lassen und sich freuen." (Jörn Uhl.)

Das ist Frenssen's Anschauung von Christenthum und Predigt; — und gleiche Duldsamkeit beherrscht ihn in allem; oft warnt er vor überhebendem Richten des Nächsten.

Nie aber vergißt er, daß er Bauern und Schiffern die Schrift zu deuten hat. So webt er denn seine Predigt, — nicht aus Büchern, sondern „aus dem schlichten Evangelium und dem bunten Leben." „Gottes Wort und die tägliche Noth und Freude des Menschen, mit einander vermengt, bietet er in raschen Gedankengängen und in vertrauten Bildern dem Volke dar."

Wir begleiten ihn durch die Jahreszeiten und ihre Feste. Weihnachten: die harten Männer werden an die eigene Kinderzeit gemahnt. „. . . . Und die Tage werden kürzer, und die Mutter knöpfte dir die Jacke fester, und deine Füße versanken in Schnee, und ein Wagen mit Tannenbäumen fuhr durch das Dorf. . . Und wenn du heimkehrtest durch die Dämmerung — weißt du es noch? — warst du voll vom kommenden Fest." Es kommt Neujahr: Frenssen spricht zu seinen Hörern vom gleichmäßigen Abrollen der Tage, die als klingende Tropfen auf den Stein der Zeit fallen und zerplatzen. Und wenn er durch und durch gehöhlt ist, dann kommt das Gegentheil der Zeit: die Ewigkeit. Alles hat seine Zeit! Wenn er sie recht daran erinnern will, diese stolzen Bauern, die seit Generationen den gleichen Acker bestellen, daß sie alle doch nur Gäste und Fremdlinge auf Erden sind, nach dem Wort des Apostels, so erzählt er ihnen: auf unserer alten gesprungenen Glocke stehen acht oder zehn Namen. Die Leute haben vor hundert Jahren in unserer Gemeinde auf breiten Höfen gesessen. Die Namen sind uns jetzt unbekannt. . .

So geht es weiter. Frühling und Sommer rückt er im Herbst ihrem Gedächtniß wieder nahe. „Kinder siehst du im Geist am Straßenrand in der Sonne sitzen; ein junges Weizenfeld weht im Frühlingswind. Vorüber. . . Es kam der Sommer. . . Gelbe Felder, heiße Sonne, aufblitzende Sichel, der erste Erntewagen schwankt knarrend durch's Hofthor, Stoppelfelder. Vorüber." Aber es war doch ein frisches, prächtiges Arbeiten: „Rasch war das Auftreten, flink waren die Hände, stark war der Hunger, schön war der Abend und der Sonntag, traumlos der Schlaf."

Gleich kundig wie durch das Reich der Jahreszeiten, leitet Frenssen's Hand seine Hörer auch ins Reich des Lebens und in das Land der Seele.

„Das Leben ist kein grüner Grasweg durch die Marsch, wenn's Sommer ist und die Sonne scheint." Sorge und Noth verbittern, Leidenschaften verwirren die Herzen. Sorge: „du fürchtest die Saatzeit, ob du auch Korn hast, und Allerheiligen, ob du auch Zins hast. Wenn sie in Noth sind, so sind sie gleich Schafen, die im Watt von der Fluth überrascht werden. Das heißt Noth, wenn der Nordwest den Regen peitscht; wenn der Schneesturm gegen den Frühling lange, weiße Schanzen aufwirft; Deichbruch und Havarie!" — Seine Hörer verstehen, was gemeint ist mit dem Biblischen „in Leidenschaften fallen", wenn er ihnen sagt: „dann seid ihr wie die jungen Pferde, die in schwerer Gewitternacht wild schlagend sich gegenseitig in den Graben drängen." Kampf gegen Leidenschaften kann diesen Eisenköpfen nicht oft genug gepredigt werden. Aber beiläufig erfährt die Gemeinde, was es mit dem Stolz z. B. auf sich habe und wo man einsetzen könne, ihn zu bekämpfen. Stolz, sagt der Arbeiter, ist der Bauer, der mir die Tageszeit nicht bieten mag, und wenn ich in sein Haus komme, weder Hand noch Stuhl. Stolz ist die Bauersfrau, die neben ihm wohnt und die Namen seiner Kinder nicht kennt. Paulus, der Feurige, ist Frenssen's Liebling, dieser erst so stürmische Gegner, dann so innig bekehrte Anhänger des Christenthums. Sein Trotz, und wie er schmolz, erinnert ihn an den kleinen friesischen Jungen: „Der machte dir ein finster Gesicht, Mutter, und trotzte den ganzen Tag mit dir, du aber sagtest kein Wort, aber wenn er an dir vorüberging, fahst du ihn an. Und er konnte es nicht lassen, einen raschen Blick in deine Augen zu werfen. Und plötzlich, als es dämmerte und du ihn wieder ansahst, da er in der Stube an dir vorüberging, da lag er plötzlich in deinen Armen. Und nun trotzt er nicht wieder. . ."

So wird den Hörern in ihrem eigenen Dasein die Bibel lebendig, und ihre Bilder verwachsen mit den vertrauten Bildern ihres eigenen, alltäglichen Erlebens.

Uns ferneren, fremderen Lesern dieser herzlichen Ansprachen an eine vertraute Dorfgemeinde, uns erschließt sich, wenn wir zu lesen verstehen, ein Stück tüchtigen friesischen Lebens, — Elends, Kummers, Ringens, stillen erkämpften Glückes, — und die Erkenntniß des segensreichen Wirkens eines Geistlichen, wenn er zugleich ein aufrichtiger, warmer, geduldiger Mensch ist.

Und wem das den „Jörn Uhl" so werth machte, den edlen Aufschwung eines starken und freudigen Menschen mit zu erleben, einen gelassenen Willen unermüdet strebend zu sehen, für Tage gleichsam der Genosse erzüchtiger Menschen zu werden, — der wird Frenssen wünschen, daß es ihm beschieden sei, im Sinne der schönen Worte weiterzuwirken, die Maria Landt in den „Drei Getreuen" zu Heimherieter spricht: „Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volk fürs Volk reden, von ihrem Streben und Irren, ihrem Muth und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß dastehen, was er schreibt, daß die Leute es weit sehen und sich vielleicht danach richten und eher den Weg finden, der hineinführt in eine neue Zeit."

R. Piffin.

*) Drei Theile — schon in dritter bezw. vierter durchgesehener Auflage — sind in ihr vereinigt und bilden einen Jahrgang Predigten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 47. Berlin, den 22. August 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 13 Mk. jährlich (3¼ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*

Die Zweifrontentheorie und die preußischen Landtagswahlen. III. Von Theodor Barth.

Zum russischen Handelsvertrag. Von Georg Gothein, M. d. R. (Breslau).

Gewerkschaftskunde. Von F. Weinhausen.

Die historischen Thatsachen und der Dualismus. Von Rudolf Springer (Wien).

Die Amerikanerin. II. Von Marie von Bunsen.

Die Antarktis nach den neuesten Forschungen. Von Prof. S. Günther (München).

Astarte. Von Arthur Fitger (Horn bei Bremen).

Aus Rom. (Drei Gedichte.) Von Christian Morgenstern.

Bücherbesprechung:

L. v. Bar: Die Reform des Strafrechts. Bespr. von H. P.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Für die höchsten preußischen Beamtenposten sind einige Neuernennungen erfolgt. Der bisherige Kriegsminister v. Goßler ist durch den Divisionsgeneral v. Einem ersetzt, der bereits geraume Zeit im Kriegsministerium thätig war und auch in der Behandlung parlamentarischer Geschäfte ein gewisses Geschick bewiesen hat. Graf v. Zedlitz-Trützschler, der frühere Kultusminister, spätere Oberpräsident von Hessen-Nassau, ist als Nachfolger des Herzogs v. Hatzfeld-Trachenberg als Oberpräsident nach Schlesien berufen. An seine Stelle tritt in Cassel der frühere Polizeipräsident von Berlin, spätere Regierungspräsident von Frankfurt a. O., Herr v. Windheim. Erheblicheres politisches Interesse hat keine dieser Ernennungen, auch nicht die des neuen Kriegsministers.

Die Ansiedlungskommission, die in Posen und Westpreußen dem andringenden Polenthum einen Damm entgegensetzen soll, erweist sich immer mehr als ein verfehltes Unternehmen. Der Staat hat ihr für die deutsche Kolonisation in den polnischen Provinzen 350 Millionen zur Verfügung gestellt. Die Stärkung des Deutschthums ist nicht erreicht worden. Ist es doch vorgekommen, daß polnische Rittergutsbesitzer, die ihre Güter zu höheren Preisen, als sie jemals von Privaten bekommen hätten, an die Kommission losgeschlagen hatten, sich ein paar Meilen weiter in deutschem Gebiet ankauften und den polnischen Einfluß ausbreiteten. Auf den Ansiedlerstellen haben, wie Dr. Stumpfe gezeigt hat, oft die polnischen Arbeiter die Kinder der deutschen Bauern polonisirt. Die Thätigkeit der Ansiedlungskommission hat das deutsche Element in den beiden Provinzen bisher nur um etwa 22 000 Köpfe verstärkt, das ist noch nicht 1 Prozent der Bevölkerung von Posen und Westpreußen. Die bekannte „kaninchenhafte Fruchtbarkeit" der Polen macht das mehr als wett. Die Opfer des Staates sind also nahezu vergebens gebracht. Zur Hälfte etwa sind die Opfer unwiederbringlich. Denn der Erlös des Staates aus der Begründung der Ansiedlungen verzinst die Kosten nur mit 2 Prozent. Der Staat ist ein schlechter Wirthschafter. Die Ansiedlungskommission hat wiederholt bankrotten Großgrundbesitzern einen Dorn aus dem Fuß gezogen, indem sie ihnen zu guten Preisen ihre Güter abnahm. Jetzt erweist sie diesen Liebesdienst auch der übrigens finanziell keineswegs nothleidenden Landbank. Diese betreibt die Güterparzellirung im großen und hat sich um eine bessere Grundbesitzvertheilung in Ostelbien Dank verdient. In Posen scheint sie sich nun aber verspekulirt zu haben. Sie hat eine Reihe von Gütern auf dem Halse behalten, länger als für die Dividende gut ist. Da kam als Retter in der Noth die Ansiedlungskommission und erlöste sie von ihrem zinsenfressenden Besitz, wie die „Posener Neuesten Nachrichten" schreiben, zu sehr annehmbaren Preisen. Dabei war die Kommission garnicht auf diese Güter angewiesen. Sie hätte Dutzende von anderen haben können. Außerdem hat die Bureaukratie wieder einmal die rechte Zeit verpaßt. Die von der Landbank gekauften Güter waren der Ansiedlungskommission vorher zu viel niedrigeren Preisen offerirt worden.

Man braucht nun nicht auf persönliche Einflüsse der Bankleiter zu schließen — die mögen alle Sympathien verdienen —, man braucht auch nicht an Pflichtverletzungen der Kommissionsmitglieder zu denken, es kann alles mit rechten Dingen zugegangen sein, das eine aber zeigt sich wieder aufs deutlichste, daß der Bureaukratismus mit seiner Unbeholfenheit dem Privatunternehmer nicht entfernt gewachsen ist, daß er den Steuerzahlern ein Heidengeld kostet und daß das ganze Institut der Ansiedlungskommission mit ihrem Kredit von Hunderten von Millionen ein ziem-

Digitized by Google

lich untaugliches Mittel zu einem nicht einwandfreien Zweck ist.

Nachdem vor kurzem die englischen Arbeiter, die in erster Linie und materiell daran interessirt sind, gegen die Zollpläne Chamberlain's protestirt haben, veröffentlichen jetzt auch die Professoren, die ihre Ueberzeugungen in interesselosem Anschauen gewonnen haben, gegen den Umsturz des britischen Fiskalsystems ein Manifest. Zehn der angesehensten nationalökonomischen Universitätslehrer erklären sich zwar mit dem Hauptziel des Kolonialsekretärs — Pflege freundschaftlicher Gefühle zwischen dem Mutterland und den Kolonien — einverstanden, halten aber die vorgeschlagenen Mittel, das Ziel zu erreichen, für ungeeignet. Sie bedeuteten ein ungeheures und dauerndes Opfer nicht nur an materiellen, sondern auch an höheren Gütern: Verlust der Reinheit der Politik, Schacher um Vortheile durch die Protektion, ungerechte Vertheilung des Nationalreichthums. Ueber die Wirkungen des Zolls auf die englische Volkswirthschaft schreiben die Professoren:

„Unsere Ueberzeugungen über diese Frage sind gewissen populären Ansichten entgegengesetzt, über die wir folgende Bemerkungen machen:

1. Es ist nicht wahr, daß eine Zunahme der Einfuhr eine Abnahme der Arbeitsgelegenheit im Einfuhrlande bedeutet. Eine derartige Behauptung wird allgemein von denjenigen verworfen, die über diese Frage nachgedacht haben; ebenso wird sie durch die Erfahrung widerlegt.

2. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß eine Besteuerung der Nahrungsmittel eine gleichwerthige — oder mehr als gleichwerthige — Lohnerhöhung zur Folge haben werde. Man darf vielmehr annehmen, daß ein Kornzoll herabdrückend auf die Lebenshaltung der Arbeiter wirken wird.

3. Die Hauptlast der Kornzölle wird auf den englischen Konsumenten fallen, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß auch der ausländische Produzent einen ganz geringen Theil derselben tragen wird.

4. Eine Verzollung der Einfuhr bedeutet in der Regel eine Erhöhung der Preise der betreffenden Artikel.

5. Es scheint unmöglich zu sein, einen Zolltarif zu entwerfen, der gleichzeitig die Getreidebaufläche der Kolonien ausdehnen und den Ackerbau Englands ermuthigen könnte, ohne die britischen Konsumenten zu schädigen.

6. Die Annahme, daß das Publikum auf andere Weise entschädigt werden könnte, ist nicht richtig, denn sie berücksichtigt nicht die schädlichen Folgen der staatlichen Einmischung in den Güterverkehr und in den Gang der Industrie; ebenso berücksichtigt sie nicht die Thatsache, daß der Vorzugstarif — kolonisches Getreide zollfrei, ausländisches verzollt — dem Fiskus nur die Zölle vom fremden Getreide bringen wird, während die Konsumenten einen Preisaufschlag sowohl auf britisches wie ausländisches Getreide zu zahlen haben werden."

Die Widerstände gegen den Chamberlain'schen Protektionismus mehren sich. Andererseits darf man nicht die außerordentliche Thatkraft Chamberlain's unterschätzen. Er ist die bei weitem stärkste Kraft in der englischen Regierung und ist das, was die Amerikaner einen „magnetic statesman" nennen.

Die ungarische Krisis hat ihren Höhepunkt erreicht. Der Kaiser Franz Joseph fährt selbst nach Budapest, um durch persönliches Eingreifen den Streit um die Reorganisation der ungarischen Armee zum Abschluß zu bringen. Die Opposition fordert die ungarische Kommandosprache, ungarische Fahnen und Embleme, zweijährige Dienstzeit, das Verbleiben der ungarischen Regimenter und Offiziere in ungarischen Garnisonen. Zur Durchführung der Reorganisation verlangt sie einen Mann ihres Vertrauens an der Spitze der Regierung. Vielleicht wird sie ihre Forderungen nicht mit einem Schlage durchsetzen. Aber prinzipiell scheint der Kaiser zum Nachgeben bereit zu sein. Die Zweitheilung der gemeinsamen Armee macht das dünne Band der Personalunion zwischen beiden Reichshälften noch loser.

In der Türkei schlagen zwar noch nicht die Völker, aber doch einzelne Partikel der seit der Völkerwanderung versprengten Volkssplitter recht kräftig aufeinander. Keinem der Volkssplitter passen die künstlichen Grenzen des Berliner Vertrages. Der Wunsch nach natürlicheren Grenzen, die selbstverständlich jeder wo anders setzt, zieht über die künstlichen ein Netz von Fäden, das sich in Makedonien augenblicklich zu einem Knäuel von Intrigen verwirrt. Zu den religiösen, politischen und nationalen Gegensätzen kommt dann wohl noch das unschuldige Bedürfniß nach Hammelstehlen hinzu, das gibt den geeigneten Boden für blutige Raufereien. Diesmal sieht das Raufen ziemlich ernst aus. Die Türkei macht sogar ganze Armeekorps mobil und wird wohl auch heuer mit den Rebellen fertig werden. Daß dort in der That die Flinten geladen sind und schießen, mußte nun schon der zweite russische Konsul erfahren. Sein Tod, anscheinend nicht unverschuldet, rief die russischen Diplomaten auf den Plan und die russischen Panzerschiffe auf das schwarze Meer. Diese letzteren werden aber nichts mehr zu thun bekommen, da der Sultan sich vor dem russischen Eisen fürchtet und volle Genugthuung versprochen hat. Die aufrührerischen Banden werden von den Aktionskomitees durch die Hoffnung auf eine europäische Intervention zusammengehalten. Man hört aber nichts davon, daß jemand ein europäisches Konzert arrangiren möchte, um den Sultan aufzuspielen. Es traut sich keiner, den Taktstock in die Hand zu nehmen und das schwierige Stück zu exekutiren.

* * *

Die Zweifrontentheorie und die preußischen Landtagswahlen.

III.

Man hat es bisher in freisinnigen Kreisen als eine selbstverständliche Pflicht der Sozialdemokratie angesehen, die Freisinnigen in ihrem Kampf gegen die Reaktionäre zu unterstützen, und zwar sowohl bei den Urwahlen wie bei den Wahlmännerwahlen. Die Sozialdemokratie hat das auch, soweit sie sich überhaupt an den preußischen Landtagswahlen betheiligte, ohne jede freisinnige Gegenleistung und gelegentlich mit Erfolg gethan, so z. B. in Breslau, wo bei den letzten Landtagswahlen die drei freisinnigen Mandate nur durch das Eintreten der sozialdemokratischen Wahlmänner gegen die Reaktion gerettet werden konnten. Die Zahl der reaktionären Wahlmänner war größer als die der freisinnigen, so daß schon die bloße Stimmenthaltung seitens der Sozialdemokraten den Sieg der Reaktionäre in Breslau bewirkt haben würde. Es wäre lächerlich, aus dieser Unterstützung eine Dankesverpflichtung der Freisinnigen gegenüber den Sozialdemokraten herleiten zu wollen. Die Sozialdemokraten handelten durchaus in ihrem eigenen Interesse, indem sie die Freisinnigen als das für sie kleinere Uebel unterstützten. Andererseits ist aber auch die Entrüstung mancher Freisinnigen darüber sehr deplacirt, daß die Sozialdemokratie jetzt, wo sie sich anschickt, mit vollem Nachdruck in die Wahlbewegung einzutreten, einen Antheil an den Mandaten verlangt. Wenn die Freisinnigen, so erklären die Sozialdemokraten unverblümt, nicht mit uns zusammengehen und uns nicht an den gemeinsam gehaltenen oder neu zu erobernden Mandaten theilnehmen lassen wollen, so mögen sie ihren Strauß mit der Reaktion für sich allein ausfechten und sehen, wie weit sie mit ihren eigenen Kräften kommen. Der Standpunkt ist vielleicht nicht sehr weise, aber er wird gerade für diejenigen Freisinnigen, die auf ihre realpolitische Begabung besonders stolz sind, am leichtesten verständlich sein.

Unseres Erachtens spielt bei dieser Frage die Erwägung, ob mit Hilfe der Sozialdemokratie ein paar Mandate mehr oder weniger zu erobern sind, übrigens nicht die entscheidende

Digitized by Google

Rolle. Vielmehr erscheint es uns an und für sich wünschenswerth, daß die Sozialdemokratie im Abgeordnetenhause vertreten ist. Es ist erfreulich, daß sie selbst den Wunsch hat, sich aktiv an den Geschäften des Preußischen Landtags zu betheiligen. Wenn sie keine Mandate verlangte, so müßte man sie ihr aufdrängen. Für die politische Erziehung der Sozialdemokratie ist ihre Antheilnahme an den parlamentarischen Geschäften von der größten Bedeutung geworden, und schon deshalb muß der Liberalismus wünschen, daß die Sozialdemokraten auch in das Preußische Abgeordnetenhaus einziehen. Nur wenn die Sozialdemokratie mit den Geschäften des Preußischen Landtags in unmittelbare Beziehung tritt, ist auch darauf zu rechnen, daß die in der Sozialdemokratie organisirte Arbeiterschaft dauernd an der Entwicklung der preußischen Politik regen Antheil nimmt. Für die Freisinnigen aber könnte es außerdem nur erwünscht sein, wenn sich links von ihnen eine neue parlamentarische Gruppe im Landtage entwickelte. Das würde ihren eigenen Bestrebungen nur größeren Nachdruck geben. Dabei ist im Preußischen Abgeordnetenhause kaum eine Abstimmung denkbar, bei der etwa die sozialdemokratischen Mitglieder anders stimmen würden als die freisinnigen, und sowen es dennoch geschähe, wäre es eine nichts bedeutende Demonstration.

Was sollte also die Freisinnigen bei nüchterner Betrachtung der Dinge veranlassen, dem sozialdemokratischen Anspruch auf eine Anzahl von Landtagsmandaten ablehnend entgegenzutreten? Höchstens die Aussicht, daß diese Mandate für die Sozialdemokratie aus dem bisherigen Besitzstande der Freisinnigen genommen werden müssen. Aber sodald die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß diese Verluste durch Mandate mehr als ersetzt werden, welche nur mit Hilfe der Sozialdemokratie neu gewonnen oder behauptet werden können, so sollte man meinen, wäre selbst für jene Männer, die keine Illusionspolitiker, sondern bloße Kalkulatoren sind, ein vortheilhaftes Geschäft gegeben. Allerdings ist im voraus schwer zu sagen, wie stark die Betheiligung der Sozialdemokratie bei den Urwahlen sein wird, ob für die Freisinnigen unter diesem elendesten aller Wahlsysteme die Unterstützung durch die Sozialdemokratie so stark ins Gewicht fällt, wie es die Optimisten glauben. Die „Berliner Zeitung" hat in ihrer Nummer vom 2. August einen Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür angetreten, daß allein in der Provinz Brandenburg außerhalb Berlins mit Hilfe der Sozialdemokratie den Reaktionären mindestens acht Mandate abgenommen werden können, allerdings nur dann, wenn sich die Sozialdemokraten bereit finden lassen, freisinnige Kandidaten in den bezüglichen Wahlkreisen durchbringen zu helfen. Sozialdemokraten würden sich in diesen Kreisen bei der öffentlichen Wahl nicht durchdringen lassen. Die „Berliner Zeitung" stützt mit diesen Annahmen ihren Vorschlag, der Sozialdemokratie von den Berliner Mandaten drei freiwillig abzutreten gegen Unterstützung durch die Sozialdemokratie in allen übrigen Wahlkreisen der Provinz Brandenburg. Der Vorschlag erscheint uns sehr diskutabel. Treffen die Berechnungen der „Berliner Zeitung" zu, so würde die freisinnige Volkspartei gegen das Opfer von drei Mandaten in Berlin einen Gewinn von acht in der Provinz Brandenburg einheimsen. Das wäre immerhin schon eine Messe werth.

Was die „Berliner Zeitung" für die Wahlkreise der Provinz Brandenburg sagt, gilt noch für eine ziemlich beträchtliche Zahl von Wahlkreisen in anderen Theilen Preußens. Bei einem planmäßigen Zusammenwirken zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten können den rechtsstehenden Parteien sehr wohl ein dis zwei Dutzend Mondate abgenommen werden. Andererseits ist es so gut wie ausgemacht, daß, wenn die Verständigung mit der Sozialdemokratie auf der ganzen Linie ausbleibt, und die Sozialdemokratie an dem proklamirten Grundsatz festhält, eigene Wahlmänner aufzustellen und diese dann nicht zu Gunsten der freisinnigen Kandidaten intervenıren zu lassen, die Freisinnigen um wenigstens ein Drittel ihres bisherigen Bestandes geschwächt werden. Ich will den Teufel nicht in näheren Umrissen an die Wand malen. Die erfahrenen Politiker der Freisinnigen Volkspartei werden bei Durchsicht der Zahlenverhältnisse in den von der Volkspartei bisher noch gehaltenen Wahlkreisen schon wissen, daß diese Befürchtungen keineswegs übertrieben sind. Gerade diejenigen, welche sich so viel darauf einbilden, keine Illusionspolitiker zu sein, sollten sich klar machen, daß die Sozialdemokratie das Schicksal zahlreicher freisinniger Mandate in der Hand hat. Für die Freisinnige Vereinigung trifft das nur für 2 oder 3 Mondate zu. Die Freisinnige Volkspartei ist, sowohl was die möglichen Gewinne bei einem Zusammengehen mit der Sozialdemokratie wie die möglichen Verluste bei verweigerter Kooperation anbetrifft, in sehr viel höherem Grade betheiligt als die Freisinnige Vereinigung. Ich betrachte diese ganze wichtige Frage aber überhaupt nicht vom Standpunkte einer einseitigen Fraktionspolitik aus. Da die Wählerschaften der Freisinnigen Vereinigung in allen Wahlkreisen, welche für sie in Betracht kommen, mit den Wählerschaften der Freisinnigen Volkspartei im Gemenge liegen, so würde ein einseitiges Vorgehen der Freisinnigen Vereinigung kaum irgendwo zu einem ersprießlichen Resultat führen. Unter solchen Umständen erscheint eine planmäßige Beradredung über ein Zusammenwirken zwischen der Sozialdemokratie und den beiden freisinnigen Gruppen seitens der betheiligten Parteivorstände als die einzige Lösung, die im Kampfe gegen die Reaktion bei den bevorstehenden Landtagswahlen größere Erfolge verspricht und schwere Mißerfolge ausschließt. Ich unterschätze durchaus nicht die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, um die freisinnigen Wählerschaften von der Nothwendigkeit des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie zu überzeugen. Aber ich bin trotz dieser Schwierigkeiten davon überzeugt, daß, wenn die Parteivorstände beider freisinnigen Gruppen für ein solches Zusammenwirken resolut eintreten, auch die Wählerschaften mitgehen werden.

Allerdings ist dies nur ein Problema, um mit dem Patriarchen in Lessing's Nathan zu reden; denn es darf wohl als ausgeschlossen gelten, daß der Vorstand der freisinnigen Volkspartei unter Richter'scher Führung zu einer solchen Abmachung mit der Sozialdemokratie von Partei zu Partei sich bereit finden lassen wird. Die Richter'sche Politik hat ihre Spitze seit einem Jahre zu entschieden gegen die Sozialdemokratie genommen, als daß eine Abänderung des Kurses heute noch möglich wäre. Die Illusionspolitiker, über welche die weisen Männer in der „Freisinnigen Zeitung" so überlegen zu spotten pflegen, haben den blindwüthigen Kampf gegen die Sozialdemokratie auch mit Rücksicht auf die unschwer vorauszusehende Entwicklung der Situation bei den Landtagswahlen nicht mitgemacht und sind deshalb heute in der Lage, ohne sich das geringste vergeben zu müssen, ein Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie empfehlen zu können. Die Realpolitik des Herrn Richter dagegen steht jetzt vor der Alternative, etwa die Hälfte der bisher noch gehaltenen Londtagsmandate dahinschwinden zu sehen oder es den einzelnen Wahlkreisen anheimgeben zu müssen, sich schlecht und recht mit der Sozialdemokratie von Fall zu Fall abzufinden. Als ein Drittes käme nur ein Bündniß mit den rechtsstehenden Parteien in Frage, um wenigstens einen Theil der bedrohten Mandate zu halten. Daß viele Freisinnige Neigung haben sollten, von der Reaktion in dieser Weise Almosen anzunehmen, erscheint mir aber einigermaßen zweifelhaft. Die Wahrscheinlichkeit spricht aus allen diesen Betrachtungen heraus dafür, daß es nicht zu allgemeinen planmäßigen Abmachungen von Partei zu Partei kommt, sondern daß je nach der Natur der einzelnen Wahlkreise bald diese, bald jene Taktik Platz greift. Um das Schlimmste zu verhüten, sollte deshalb das Bestreben wenigstens darauf gerichtet sein, die Möglichkeit einer Verständigung mit den Sozialdemokraten nach den Wahlmännerwahlen in den einzelnen Wahlkreisen dadurch offen zu halten, daß die Freisinnigen in denjenigen Wohlkreisen, bei denen eine stärkere Kraftentfaltung seitens der Sozialdemokratie zu erwarten ist, nur solche Wahlmänner aufstellen, die gewillt und in der Lage sind, auch unter der

Digitized by Google

Herrschaft der öffentlichen Abstimmung eventuell für einen sozialdemokratischen Kandidaten einzutreten.

Damit wäre zwar praktisch nicht sehr viel erreicht, aber doch mehr, als man gemeinhin annimmt. Es kommt vor allem darauf an, den Nachweis zu liefern, daß ein Zusammenwirken bei den Landtagswahlen zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten in irgend einem Wahlkreise sich mit Erfolg ermöglichen läßt. Ist das Eis einmal gebrochen, so darf man an die Vernunft, die in der Sache selbst liegt, schon die Hoffnung einer Weiterentwicklung des Gedankens knüpfen. Für das Experiment eignen sich in erster Linie die großen Städte, vornehmlich Berlin, wo es am leichtesten möglich ist, eine genügende Anzahl unabhängiger Wahlmänner aufzutreiben, die sich nicht scheuen, offen für einen sozialdemokratischen Kandidaten zu stimmen, und ferner solche Wahlkreise, in denen nicht bloß ein, sondern zwei oder drei Mandate zu vergeben sind.

In solchen Wahlkreisen, in denen nur ein Abgeordneter zu wählen ist, wird es sehr viel schwieriger sein, eine Verständigung darüber herbeizuführen, daß die Freisinnigen für den sozialdemokratischen Kandidaten einzutreten haben, wenn es den Sozialdemokraten gelingt, mehr Wahlmänner durchzubringen, als den Freisinnigen. Handelt es sich dagegen um die Festhaltung alter oder die Eroberung neuer Mandate in Wahlkreisen, in denen zwei oder drei Abgeordnete zu wählen sind, so ist unter Umständen auch bei sonst Widerstrebenden das Argument von durchschlagender Wirkung, daß, wenn man nicht der Sozialdemokratie ein Mandat abgibt, die sämmtlichen Mandate an die Reaktion verloren gehen.

Bis soweit ist nur das Verhältniß zwischen freisinnigen und sozialdemokratischen Wahlmännern betrachtet. Wie aber wird sich die Sache bei den Urwahlen gestalten? Bei diesen Urwahlen waren bisher, wo es sich in der Regel nur um zwei Parteien handelte, Stichwahlen selten. Sobald die Sozialdemokratie sich jetzt ernsthaft betheiligt, werden sie häufig sein. Die Sozialdemokraten schienen bisher gewillt zu sein, bei solchen Stichwahlen den freisinnigen Wahlmannskandidaten ohne weiteres zu unterstützen. Wird das auch der Fall sein, wenn die freisinnigen Urwähler sich nicht entschließen können, bei Stichwahlen zwischen einem Reaktionär und einem Sozialdemokraten für den letzteren einzutreten? Wenn die Sozialdemokratie auch bei diesen Urwahlen nach dem Prinzip „taie Du mir, so ich Dir" verfährt, so kann es in einzelnen Wahlkreisen leicht dahin kommen, daß die Reaktion sofort die absolute Mehrheit aller Wahlmänner erlangt. Andererseits wird für zahlreiche freisinnige Urwähler eine schwer zu überwindende Abneigung bestehen, offen für einen sozialdemokratischen Wahlmann zu stimmen. Noch mehr freisinnige Urwähler, als das bisher schon der Fall war, werden deshalb zu Hause bleiben und garnicht wählen, um allen Unbequemlichkeiten aus dem Wege zu gehen. Diese Abstinenz wird vielleicht zu großen Ueberraschungen führen, aber nicht zu solchen, die für die Freisinnigen erfreulicher Natur sind. Es ist deshalb begreiflich genug, daß alle Anhänger einer freisinnigen Fortwurstelungspolitik von dem Eintreten der Sozialdemokratie in die Kämpfe für die preußischen Landtagswahlen sehr wenig erbaut sind. Der Zugwind, der durch die plötzlich geöffneten Fenster fährt, wird voraussichtlich verschiedene Kartenhäuser umwerfen. Für jene „Illusionspolitiker", die nicht der Meinung sind, daß Ruhe die erste Parteipflicht sei, konnte es deshalb von vornherein nicht zweifelhaft sein, daß es sich empfehle, ein paar alte Vorurtheile resolut über Bord zu werfen und durch offenes Eintreten für den Gedanken eines Zusammengehens mit den Sozialdemokraten bei den Landtagswahlen wenigstens den Ausweg für eine bessere Zukunft zu eröffnen.

Theodor Barth.

Zum russischen Handelsvertrag.

„Die Nation" brachte in ihrer Nr. 45 vom 8. August einen Petersburger Brief, in welchem mitgetheilt wird, daß die russische Regierung in dem neu abzuschließenden Vertrag sich das Recht sichern will, die Zölle für die deutschen Waaren dann entsprechend zu erhöhen, wenn diese von deutschen Fabrikanten oder deren Vereinigungen nach dem Ausland billiger, als im eigenen Herstellungsland verkauft werden.

Die Mittheilung ist aller Wahrscheinlichkeit nach vollständig zutreffend; sie deckt sich mit dem, was der leitende russische Minister Witte schon seit Jahren in seinem offiziellen Organ, dem „Finanzboten", und auch bereits vor länger als Jahresfrist in einer den anderen Mächten mitgetheilten Note ausgeführt hat.

Darf nun Deutschland in diesem Punkt Entgegenkommen zeigen?

Bekanntlich treten auch freihändlerisch gesinnte Politiker: Luzzatti in Italien, Yves Guyat in Frankreich für die Antiexportprämienklausel, d. h. für das Recht der Erhebung von Zuschlagszöllen auf die Waaren ein, welche von den Kartellen zu billigeren Preisen exportirt als im Inland verkauft werden. Bei diesen Politikern dürfte im wesentlichen die Feindseligkeit gegen die ungesunde Wirthschaft vieler Kartelle die Triebfeder sein, während bei Witte, bei den Vereinigten Staaten und überhaupt in den Kreisen der Schutzzöllner der Gedanke ausschlaggebend ist, daß die eigenen Schutzzölle durch die Kartellexportprämien illusorisch gemacht werden, und man sich dagegen durch die Zuschlagszölle wehren müsse.

Ich habe bereits früher in dieser Zeitschrift (Nr. 2 vom 11. Oktober 1902) dargelegt, daß es bei Artikeln, für welche offizielle Preisnotirungen nicht vorliegen, kaum möglich sein wird, im Einzelfall den Nachweis der Kartellexportprämie zu erbringen; daß das eben so wenig dort durchführbar sein wird, wo die Vertrustung in einem Industriezweig so weit vorgeschritten ist, daß bloß eine oder wenige große Unternehmungen bestehen, die auch ohne Kartell sich über faktische aber unsichtbare Exportprämien verständigen können. Herr Witte will denn auch nicht das Bestehen eines Kartells zur Voraussetzung der Anwendung seiner Retorsionszölle machen, sondern er will sie dann in Wirksamkeit treten lassen, wenn für ihn die Thatsache vorliegt, daß der Preis der nach Rußland exportirten, unverzollten Waare hinter dem für gleichartige Waare in Deutschland zurückbleibt, ein Verfahren, wie es in einigen Fällen auch von den Vereinigten Staaten in Anwendung gebracht worden ist.

Schon bei kartellirten Betriebszweigen wird es vielfach sehr schwierig sein festzustellen, wie hoch die eigentliche Exportprämie ist; sehr häufig wird dieselbe lediglich ein theilweiser Ausgleich der Vertheuerung der für Herstellung der Waare benöthigten Materialien durch die diese erzeugenden Kartelle sein. Wenn das Walzdrahtsyndikat für exportirten Walzdraht 15 M. Exportprämie gewährt, wovon je 5 M. vom Kohlensyndikat und dem Roheisensyndikat bzw. dem Halbzeugverband beigesteuert werden, so ist das lediglich eine Entschädigung für die Erhöhung der Produktionskosten durch jene Rohstoff- und Halbzeugverbände; in Wirklichkeit wird durch ein solches Vorgehen der Kartelle nur der deutsche Verbraucher getroffen; von einer fraudulösen Illusorischmachung der Auslandszölle kann selbst bei dieser Kartellexportprämie nicht füglich die Rede sein; und das Gleiche gilt bei den vom Drahtstiftsyndikat und manchen anderen Verbänden gewährten Exportprämien.

Die Kartelle behandeln die von ihnen bei der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse oder daraus hergestellter Waaren gewährten Exportprämien als Geschäftsgeheimniß, und auch die Kartell-Enquête-Kommission schließt aus ihren stenographischen Berichten ängstlich jedes darüber vorgebrachte Wort von der Veröffentlichung aus, selbst das, was sonst allgemein bekannt und längst gedruckt ist. Diese Geheimniß-

Digitized by Google

krämerei ist meines Erachtens nur geeignet, das Mißtrauen gegen die Preispolitik der Kartelle im In- und Ausland und damit die Neigung für die Antiexportprämienklausel zu verstärken.

Insoweit dieselbe übrigens dazu führen würde, die ungesunde Preispolitik mancher Kartelle, nach dem Ausland zu schleudern, im Inland die Preise hoch zu halten, zu verhindern, könnte sie auch mir von meinem Stadpunkt aus nur erwünscht sein.

Bei dem Witte'schen Plan handelt es sich aber nicht nur um die Retorsion gegen die verhältnißmäßig leicht erkennbaren Kartellexportprämien, sondern darum, daß in jedem Fall, so oft die russische Regierung der Meinung ist, daß die Waare in Deutschland zu einem höheren Preise verkauft wird, als unverzollt nach Rußland, sie entsprechende Zollzuschläge zu den Vertragszollsätzen erheben kann.

Für die meisten Waaren gibt es keinen einheitlichen Preis, nicht einmal zur selben Zeit. Je nach dem gekauften Quantum, nach Lieferungs- und Zahlungsbedingungen, nach Bonität des Abnehmers, nach Konkurrenzverhältnissen variiren die Preise für ein und dieselbe Waare. Ein Industrieller hat einen großen Theil seiner Produktion verschlossen, da bietet sich ihm die Möglichkeit, durch Hereinnahme eines weiteren großen Auftrages seine Betriebsvorrichtungen sehr viel besser auszunützen und damit auch bei einem wesentlich niedrigeren Preise erheblich zu verdienen; er wäre ein schlechter Kaufmann, wollte er das Geschäft ablehnen, weil er dabei nicht denselben Preis erzielen kann, wie für seine vorher verschlossenen Waaren. Bei den großen Aufträgen, um die es sich bei Exportgeschäften meistens handelt, bei der erweiterten Konkurrenz auf dem für ihn ungeschützten Auslandsmarkt wird gerade hier dieser Fall nicht selten eintreten. Aber er kommt auch im Inland alle Tage vor.

Ein Thonrohrwerk hat beispielsweise bei einer Submission auf Kanalisationsröhren in einer benachbarten Stadt ein Gebot abgegeben und unter Berücksichtigung des Umstandes, daß das nächste Konkurrenzwerk eine sehr viel höhere Fracht zu tragen hat, seine Monopolstellung für diesen Platz im Preise ausgenutzt. Bei der Submission, welche eine russische Stadt auf denselben Artikel ausschreibt, wo dasselbe Werk gar keinen Vortheil vor der Konkurrenz voraus hat, offerirt es natürlich zu einem wesentlich niedrigeren Preis, vielleicht zu demselben, zu dem es in Deutschland an einem Platz anbieten würde, zu dem Konkurrenzwerke einen großen Frachtvorsprung vor ihm voraus haben. Das Resultat der ersteren und der russischen Submission wird der russischen Zollbehörde bekannt — ein unterdotener russischer Konkurrent beeilt sich natürlich, es der Behörde mitzutheilen —, und wenn die deutschen Röhren an die Grenze kommen, wird außer dem Vertragszoll noch die Preisdifferenz der beiden Submissionsangebote als Zuschlagszoll erhoben, obgleich von einer Exportprämie garnicht die Rede ist.

Bei vielen Artikeln spielen bekanntlich Marken, Qualitätsunterschiede eine sehr große Rolle; die auswärtige Zollbehörde ist ganz außer Stande, dieselben zu beurtheilen; ein Werk, das minderwerthige Waare liefert, hat zu einem billigen Preis in Rußland den Zuschlag erhalten; der dortige Konkurrent weist nach, daß die großen deutschen Stadtgemeinden, die eben nur erstklassige Waare beziehen, höhere Preise anlegen müssen; die Zollbehörde erhebt darauf den Zuschlagszoll.

Der deutsche Exporteur kauft in Deutschland von einer Textilwaare, die nicht mehr modern ist, die in kleinen russischen Städten aber noch gangbar ist, einen großen Posten zu billigem Preis auf; die russische Zolldehörde stellt fest, daß diese Waare in Deutschland einen ganz anderen Preis erzielt hat, und erhebt einen enormen Zollzuschlagszoll. Und so lassen sich bequem Tausende von Beispielen konstruiren, wo es in die Hand der russischen Zollverwaltung gelegt ist, einen Zuschlagszoll zu erheben.

Die Vereinigten Staaten haben eine Art von Antiexportprämienzuschlägen in einer Reihe von Fällen erhoben, und an und für sich wird man es ja auch keinem Lande verdenken können, wenn es sich die Zwecke seiner Schutzzollgesetzgebung nicht durch Exportprämien vereiteln lassen will. Dort war aber auch die Möglichkeit solcher Zuschläge viel eher gegeben als in Rußland, denn die Union erhebt im wesentlichen Werthzölle; die Ermittelung des Werthes ist aber Sache der Zollbehörde, für welche Fakturen u. s. w. Beweismittel, aber nicht das alleinige sind; bei einem hohen Werthzoll ist es für den franko Zoll verkaufenden Exporteur ja nur zweckmäßig, den Waarenwerth niedrig anzusetzen. Nichts desto weniger hat das amerikanische Verfahren dem deutschen Ausfuhrhandel Anlaß zu sehr berechtigten Beschwerden gegeben.

Der russische Zolltarif kennt in nur verhältnißmäßig wenigen Fällen Werthzölle; er huldigt im wesentlichen dem Prinzip der spezifischen Zölle, d. h. für jede Waarenkategorie bezw. für jede besonders benannte Waare ist im Zolltarif ein bestimmter Zollsatz festgelegt, der eventuell im Handelsvertrag ermäßigt oder in bestimmter Höhe gebunden, oder der wenigstens nicht einseitig einem der meistbegünstigten Staaten gegenüber erhöht werden darf.

Der spezifische Zoll kann den inneren Werth der Waare garnicht oder nur sehr unvollkommen berücksichtigen; es fehlt also schon im Tarifschema an einem Maßstab zur Werthsermittelung bezw. zur Beurtheilung, ob die Waare zu einem normalen oder zu einem durch eine Exportprämie herabgedrückten Preis eingeführt wird. Der Importeur hat keine Verpflichtung zur Auskunftsertheilung über die von ihm bezahlten Preise, geschweige gar eine solche, diese durch Beweismittel zu belegen; der Preis muß schon um deswillen der Zolldehörde gleichgültig sein, weil er nach dem Tarifschema ohne Belang für die Zolldemessung ist. Die Einführung einer solchen Deklarationspflicht würde aber auch bei dem Charakter der russischen Bureaukratie, bei ihrem heut schon höchst lästigen Formalismus, geradezu unerträglich sein.

Bei dem amerikanischen Werthzollsystem macht der Zuschlagszoll, der in der den wirklichen Importwerth übersteigenden Werthsfestsetzung der eingeführten Waare liegt, immer nur den entsprechenden Bruchtheil der Preisdifferenz aus, denn hundertprozentige Werthzölle gibt es selbst im Zolltarif der Vereinigten Staaten kaum; in Rußland dagegen plant man einen Zollzuschlag in Höhe der ganzen Preisdifferenz, was wiederum eine enorme Verschärfung sein würde.

Darüber, ob eine Waare nach Rußland zu einem niedrigeren Preise verkauft worden sei, als im deutschen Produktionsland, würden selbstverständlich — wenn auch im üblichen Instanzenzuge — die russischen Zolldehörden ganz allein entscheiden; sie würden Kläger und Richter in eigener Person und in eigener Sache sein, und das über Fragen, für deren Entscheidung es an jeder rechtlichen Basis fehlt, wo man in jedem Fall in der Lage ist den Nachweis zu führen, daß diese oder eine ähnliche Waare im Herstellungsland irgendwo zu höherem Preis verkauft worden ist.

Schon heut ist der Verkehr mit den russischen Zollbehörden kein angenehmer und leichter; schon heute werden von ihnen häufig Entscheidungen getroffen, welche dem Geist des Zolltarifs und des Handelsvertrages widersprechen, welche nach Erschöpfung des russischen Instanzenzuges den deutschen Exporteur nöthigen, die Hilfe des Auswärtigen Amtes in Anspruch zu nehmen.

Konzedirt man in einem neu abzuschließenden Handelsvertrag der russischen Regierung das Recht der Zollzuschläge, so macht man den deutschen Exporteur völlig rechtlos, raubt man ihm die Möglichkeit jeder Kalkulation einer Waare für den russischen Markt, macht man die Ausfuhr dorthin zu einem Hazardspiel. Da sich Deutschlands Industrie und Deutschlands Ausfuhrhandel darauf nicht einlassen können, so würde ein russischer Handelsvertrag mit der Witte'schen Antiexportprämienklausel für sie werthlos sein. Ja ein solcher Vertrag würde schlimmer sein, als gar keiner: die betroffenen deutschen Exporteure würden sich in jedem Fall an unser Auswärtiges Amt um Abhilfe wenden, und die Verhandlungen zwischen diesem (bezw. unserer

Digitized by Google

Petersburger diplomatischen Vertretung) und der russischen Regierung würden — wenn sie diesseits nicht mit Nachdruck geführt würden, das Ansehen Deutschlands Rußland gegenüber schwächen, andernfalls aber zu ständigen Reibereien und Verstimmungen führen, die das freundnachbarliche Verhältniß aufs schwerste schädigen würden.

Ein Vertrag zwischen zwei Staaten muß so klar sein, daß Meinungsverschiedenheiten und Willkürlichkeiten in der Auslegung so weit als irgend möglich ausgeschlossen sind; die Witte'sche Antiexportprämienklausel in einem deutsch-russischen Handelsvertrag würde die Reibungsflächen zwischen beiden Staaten aufs gefährlichste vermehren, ohne daß Deutschland irgend einen Vortheil davon hätte. Im Interesse der deutschen Industrie, im Interesse eines friedlichen Verhältnisses zu unserm östlichen Nachbar, im Interesse des Ansehens Deutschlands dürfen wir auf eine solche Klausel, wie sie Herr Witte will, nicht eingehen.

Breslau. Georg Gothein.

Gewerkschaftskunde.

Zu den auffälligsten Erscheinungen unseres modernen Wirthschaftslebens gehört die Unkenntniß, die in weitesten Kreisen des gebildeten Bürgerthums in Bezug auf die deutsche Gewerkschaftsbewegung noch immer herrscht. Ueber die politische Arbeiterbewegung, die Sozialdemokratie, hat jedermann einige, wenn auch nicht immer ganz klare Vorstellungen: Drei-Millionen-Partei, Singer und Bebel, Bernstein und von Vollmar, Marxisten und Revisionisten, Vergesellschaftung aller Produktionsmittel, Klassenkampfcharakter, Mauserung, Internationalismus, Republikanismus, Antimilitarismus u. s. w. sind Ausdrücke, mit denen selbst im abgelegensten Dorfkrug der erste beste Bierbankpolitiker um sich zu werfen versteht. Dagegen wissen Unzählige, die sich zu den Gebildeten rechnen, schon für das Wort „Gewerkschaft" keine andere Definition als „Streikverein", von den verschiedenen gewerkschaftlichen Organisationsformen und ihren Zielen, von den hervorragendsten Gewerkschaftsführern und dem inneren Leben der Fachvereine ist ihnen so gut wie nichts bekannt. Und doch greifen die modernen Arbeiterberufsvereine, diese Organisationen gleicher Berufsangehöriger zur Erlangung besserer Arbeits- und Lohnverhältnisse im Beruf, viel unmittelbarer in unser modernes Wirthschaftsleben ein als die politische Arbeiterbewegung. Bei allen bedeutsameren Angriffs- und Abwehrstreiks, beim Abschluß von Tarifverträgen, die ganzen Gewerben stetige, ruhige Weiterentwicklung garantiren, bei größerer Arbeitslosigkeit und bei der Regelung der Arbeitsnachweisfrage, bei den Wahlen zu den Gewerbegerichten wie bei der Kontrole der Arbeiterschutzgesetze und bei zahlreichen andern eminent praktischen Fragen des täglichen Erwerbslebens spielen die Gewerkschaften eine ausschlaggebende Rolle. Auf großen, öffentlichen Kongressen berathen sie ihre Aufgaben und Ziele, in weitverbreiteten Zeitungen erstatten sie wöchentlich Berichte, in den Parlamenten vertreten sie ihre Forderungen, die Gesetzgebung beschäftigt sich fortgesetzt mit ihnen, an Alter übertreffen sie die politische Arbeiterbewegung nach um einige Jahre — und dennoch solche ausgedehnte Unkenntniß im bürgerlichen Lager!

Die Gründe für diese auffällige Erscheinung, so interessant sie sind, sollen heute nicht aufgedeckt werden. Vielmehr wollen wir die günstige Gelegenheit, die der eben veröffentlichte Bericht der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands über die deutschen Gewerkschaftsorganisationen im Jahre 1902 uns bietet, dazu benutzen, an unserm Theil die allgemeine gewerkschaftliche Unkenntniß praktisch zu bekämpfen.

Die neueste Gewerkschaftsstatistik bietet folgende allgemeine Uebersicht:

	Mitglieder		Zu- oder Abnahme
	1901	1902	1902
Sozialdemokratische Centralverbände .	677 510	733 206	+ 55 696
„ lokale Vereine .	9 360	10 090	+ 730
Hirsch-Duncker'sche Gewerkvereine .	96 765	102 851	+ 6 086
Christliche Gewerkschaften	84 667	84 652	— 15
Unabhängige christliche Gewerkvereine	90 412	105 248	+ 14 836
Freie, nicht angeschlossene Vereine .	49 651	56 595	+ 6 944
Summa:	1 008 365	1 092 642	+ 84 277

In dieser Aufstellung sind die Hunderttausende von katholischen und evangelischen Arbeitervereinlern, von kaufmännischen und technischen Angestellten unberücksichtigt geblieben, die vor den materiellen in erster Linie ideelle Ziele in ihren Berufsvereinen verfolgen, den Kampfescharakter ihrer Organisationen ganz in den Hintergrund stellen und darum von der „modernen Arbeiterbewegung" gewerkschaftlich nicht für ebenbürtig angesehen werden. Aber auch ohne diese „zahmen" Arbeitervereine ergibt sich aus den obigen Zahlen schon ein imponirendes Bild von der Ausdehnung der Gewerkschaften und dem Fortschritt des Organisationsgedankens. Selbst unter den ungünstigen Erwerbsverhältnissen der beiden letzten Jahre sind die Fachvereine ständig gewachsen. Und zwar auf der ganzen Linie, bei den Sozialdemokraten wie bei den Hirsch-Dunckerianern, die herkömmlich dem bürgerlichen Liberalismus zugerechnet werden, und bei den „Christlichen", die im Centrumslager stehen. Wenn letzteren ein Abgang von ganzen 15 Mitgliedern nachgerechnet wird, so beruht das auf einer strittigen Zählmethode der sozialdemokratischen Gewerkschaftszentrale, die obige Ziffern veröffentlicht; die christlichen Gewerkschaften selbst behaupten in ihrem offiziellen Jahresbericht, daß sie im Jahre 1902 einen Zuwachs von 5575 Mitgliedern gehabt hätten. Weit über eine Million deutscher Arbeiter marschirt also bereits unter dem gewerkschaftlichen Banner. Machen sie ziffernmäßig auch nur etwa 1/7 aller industriellen Arbeiter aus, so bedeuten sie durch ihre Disziplin, ihre gehabene Berufsbildung und ihre gewerkschaftliche Schulung doch bereits einen ausschlaggebenden Faktor für die Arbeitsverhältnisse ihrer verschiedenen Berufsarten.

Ihre ausschlaggebende Bedeutung suchen sie ständig zu verstärken durch den inneren Ausbau ihrer Organisationen, der über der äußeren Propaganda keineswegs vernachlässigt wird. Hier ist es vor allem das Kassenwesen, das in den letzten Jahren besonders aufmerksam gepflegt wird. Von den Hirsch-Dunckerianern haben allmählich alle anderen gelernt, daß der festeste Kitt, das materielle Rückgrat eines Fachvereins eine wohlgefüllte Kasse ist. Organisationen, die nicht für verschiedenartige Unterstützungen ihre Mitglieder in Krankheit und Arbeitslosigkeit, für Streiks und Reisen und unverschuldete Nothfälle sorgen, vermögen keine Anziehungskraft auf die Massen zu üben. Da aber diese Unterstützungen selbstverständlich aus den Arbeiterkreisen allein aufgebracht werden müssen, und da die oft schwer genug verdienten Arbeitergroschen durchaus nicht leicht locker zu machen sind, so ist eine jahrzehntelange Schulung nöthig gewesen, ehe die Durchschnittsarbeiter so reichlich wie heute zu ihren Gewerkschaftskassen steuerten. Einige Berufe leisten freilich noch immer wenig, andere dagegen sind im Vergleich zu ihren Einnahmen von geradezu vorbildlicher Opferbereitschaft. So zahlten im Jahre 1902 pro Kopf an Gewerkschaftsbeiträgen die Notenstecher 73,30 Mark, die Buchdrucker 54,25 Mark, die Bildhauer 39,99 Mark, die Kupferschmiede 24,69 Mark; dagegen die Böttcher nur 8,38 Mark, die Schuhmacher 8,23 Mark, die Bergarbeiter 7,93 Mark, die Bureauangestellten 6,65 Mark, die Fleischergehilfen 5,77 Mark. Aus den Zollkämpfen des letzten Jahres und dem Studium der Arbeiter-Haushaltsbudgets wissen wir nach alle, was es bedeutet, wenn der Arbeiterfamilie 30 oder 40 und 50 Mark im Jahre entzogen werden; wenn solche Summen trotzdem willig, ja begeistert Jahr um Jahr

Digitized by Google

als selbstauferlegte Steuern an die Gewerkschaftskassen fließen, so ist das nur ein Beweis dafür, daß den Arbeitermassen das Verständniß für den Nutzen der Berufsorganisation klar aufgegangen ist.

Dieser Nutzen der Gewerkschaften läßt sich denn auch leicht nachrechnen. Nicht nur in jedem gewonnenen Streik, in jeder erkämpften Lohnaufbesserung oder Arbeitszeitverkürzung tritt er in die Erscheinung, sondern er läßt sich auch geradezu in Mark und Pfennigen nachweisen. So zahlten allein die sozialdemokratischen Zentralverbände (733 206 Mitglieder) bei einer Jahresgesammteinnahme von 11 097 744 Mark im Berichtsjahr für Rechtsschutz 93 485 Mark, für „Gemaßregelten-Unterstützung" 250 661 Mark, für Reiseunterstützung 709 778 Mark, für Arbeitslosenunterstützung 1 593 022 Mark, für Krankenunterstützung 793 878 Mark, für Invalidenunterstützung 454 398 Mark, für Beihilfe in besonderen Noth- und Sterbefällen 250 129 Mark. Das sind zusammen für reine Unterstützungszwecke in einem Jahr 3,8 Millionen Mark. Man sieht, wie selbst diese sozialdemokratischen, als besonders streiklustig verrufenen Gewerkschaften doch mehr und mehr den Charakter von Versicherungsgesellschaften für ihre Mitglieder annehmen. Und wenn man vollends hört, daß den 3,8 Millionen Mark Unterstützungsausgabe nur eine Streikausgabe von 1,9 Mill. Mark gegenübersteht, dann muß man zweifellos die Ueberzeugung gewinnen, daß es unrichtig ist, die Gewerkschaften immer noch nur als Streikvereine anzusehen.

Neben den gut gefüllten Kassen sind die Hauptwaffen im Kampfe der Gewerkschaften um bessere Arbeitsbedingungen ihre Fachzeitschriften und ihr ausgesuchtes Führermaterial. In einer Gesammtauflage von rund einer Million sind im Jahre 1902 Woche für Woche die Gewerkschaftsblätter hinausgesandt worden unter die Massen. Fast jeder Beruf, jeder Fachverein hat sein eigenes Wochenblatt. An Bedeutung, an Werth und Ton ihres Inhalts sind sie natürlich längst nicht gleichartig. Viel Uebertreibung, viel langweilige Fachsimpelei und kleinlichster Kleinkram fließt mit unter, aber im Durchschnitt kann man doch nicht leicht hoch genug denken von der Menge belehrenden und sachlich aufklärenden Materials, das auf diesem Wege den Arbeitern in die Häuser und in die Köpfe gebracht wird. Zahlreiche Branchen- und Gruppenversammlungen sorgen dann für gemeinsame Besprechung des Gelesenen, und die regelmäßigen Vortragsreisen der „Agitationsleiter" und gewerkschaftlichen Führer vertiefen diese gewerkschaftliche Bildung der Massen. — So verschiedenartig wie die Presse, ist auch das Führermaterial der Gewerkschaften. Es gibt zahlreiche geistig hochstehende Männer unter ihnen, die neben der Bildung, die die tägliche Beschäftigung mit den praktischen Fragen ihres Berufs von selbst gibt, noch über ganz respektable theoretisch-volkswirthschaftliche Kenntnisse verfügen und jede Gelegenheit eifrig ausnützen, um sich weiterzubilden. Unter den natürlich viel zahlreicher vertretenen Unteroffizieren und Agitatoren dritter Ordnung ragen sie um Haupteslänge hervor. So ein Vorsitzender einer Gewerkschaft von 60 000 oder 80 000 Mitgliedern kann es an Verwaltungstalent zweifellos mit gar manchem königlich preußischen Landrath aufnehmen, und die Redakteure mancher Gewerkschaftsblätter beschämen zahlreiche „akademische" Berufskollegen bürgerlicher Zeitungen durch ihre gediegenen sozialpolitischen Kenntnisse; auch die von den Gewerkschaften in allen größeren Städten angestellten Arbeitersekretäre können sich mit ihrer Fach- und Allgemeinbildung neben manchem Juristen recht gut sehen lassen. Und dabei wird das Durchschnittsgehalt von 2400—3000 Mark von all diesen Beamten nur in den seltensten Ausnahmefällen überschritten.

Doch wir verlieren uns mit diesen Ausführungen über die Grenzen hinaus, die der Raum der „Nation" und die vorliegende neueste Gewerkschaftsstatistik uns stecken. Wer aber als Kenner der deutschen Gewerkschaftsbewegung über solch neues Ziffernmaterial schreibt, dem treten zwischen den Tabellen und Zahlen so zahllose lebendige, opferbereite Menschen entgegen, der sieht so viel eifrige Arbeit und ernste, entscheidungsvolle Zukunft, daß er wie von selbst zum Lobredner wird. Und zudem: die deutsche Gewerkschaftsbewegung ist noch so allgemein in unberechtigtem Mißkredit, daß sie eine anerkennende Besprechung sehr wohl vertragen kann.

F. Weinhausen.

Die historischen Thatsachen und der Dualismus.

Eine stumme, aber fieberhafte Erregung hat sich allmählich der österreichischen Bevölkerung bemächtigt, die mit Spannung die Berichte aus Budapest liest. Also wird es Ernst? Seit fünfunddreißig Jahren opfert diese Reichshälfte Geld und Ehre den Magyaren, um das „Reich" und sein Heer zu erhalten. Schon 1867, als die Krone sich mit Ungarn auseinandersetzte, ließ eine Stimme im österreichischen Reichsrath sich vernehmen: „Der Kaiser hat Oesterreich verrathen!" Mit österreichischem Gelde bezahlte damals Beust die Magyaren. Siebzig von hundert Gulden des Heereserfordernisses hat diese Reichshälfte durch dreißig Jahre gezahlt, fünfundsechzig zahlt sie heute. Und zuletzt noch ließ sie den Badeni'schen Ausgleich über sich ergehen, obwohl niemand etwas anderes in ihm sah als Landespreisgebung gegen Ungarn. Und nun, die Frucht dieser Opfer, dieser Demüthigungen?

Aber weiter! Erinnerungen werden wach, die in der Volksseele lange geschlummert. Woher dieses Ungarn? Trat es als ebenbürtige Macht in den österreichischen Länderverband? Nicht das ruhmreiche Königreich Ungarn von 1526, das die Dynastie „erheirathet", ist uns, ist für Oesterreich das historische. Dieses hat Zápolya mit Hilfe der Türkei zerrissen, sein Sohn Johann Sigismund zerstückt. Der Nord- und Westrand Ungarns allein ward ohne Kampf habsburgisch, in Ofen aber herrschte der Halbmond, das Land an der Donau und Theiß war türkisch und Siebenbürgen ein völlig losgelöstes Fürstenthum. Und die ungarischen Tributfürstenthümer, die partes adnexae? Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Bosnien, Raizien, Galizien, Lodomerien u. s. w., auf die der Magyare heute noch Anspruch macht, sie waren staats- und völkerrechtlich von Ungarn getrennt. Das ist das „unabhängige" historische Ungarn. Und für dieses haben die habsburgischen Erblande und das heilige römische Reich deutscher Nation drei volle Jahrhunderte Gut und Blut geopfert. Nicht die magyarischen Banderien, die kaiserlichen Heere haben dieses Land wieder erobert, befreit und geeinigt, erbländisches, deutsches und zum Theil auch päpstliches Geld hat die Festungen Komorn, Temesvar u. a. gebaut.

Nicht mehr Ungarns waren Kroatien und Slawonien, nicht mehr Siebenbürgen, nicht die spätere Militärgrenze: Wiedergewonnen, neuorganisirt sind sie durch Kaisers Macht. Und der magyarische Adel — von einer magyarischen Nation, der „plebs", war bis ins 19. Jahrhundert nie die Rede — lohnte jede Befreiung mit Empörung, jedes Blutopfer der Erblande mit politischen Gravaminen, jede Geldsendung mit Steuerbefreiungsprivilegien!

Und auch das ist nicht alles! Nicht eine Stadt hat der Magyare gebaut, nicht ein Stück Kultur — außer den ständischen Rechten und Privilegien des Adels — hat der Magyare beigesteuert. Achthundert Jahre beinahe sitzen die Siebenbürger Sachsen auf dem Boden, den sie selbst und allein gerodet, ebenso lange ist es her, seit die Zipser ihre Bergstädte gebaut. Nach dem Mongolensturm (1241) bevölkert der Arpadenkönig Bela IV. die Oeden mit deutschen, slawischen und walachischen Siedlern, deutsche Einwanderer haben das Banat, deutsche, kroatische und serbische die Militärgrenze unter den Pflug genommen.

Aber Ungarn war ein magyarischer Staat und magyarische Schutzhoheit hat diese Kulturarbeit wenigstens

Digitized by Google

ermöglicht? Auch das nicht! Ungarn war bis 1848 Hungaria, aber nicht magyar arszag. Erst auf den Reichstagen 1825, 1830 und 1842/44 löst das Magyarische die lateinische Amtssprache ab, erst 1843/44 wird der Nichtadelige besitzfähig, und bis dahin ist der ungarische Adel, der populus zum Unterschiede von der plebs, zum Theil magyarisch, zum Theile aber kroatisch, deutsch, italienisch nach seiner Nationalität, die Städte aber sind deutsch in ihrer großen Mehrzahl. Das magyarische Ungarn kündigt sich auf dem Reichstag 1825 an, verblutet 1849 bis 1851 und besteht durch eine Reihe seltsamer Glücksfälle seit 1867. Bis zu diesem Heilsjahre der magyarischen Rasse war das Land jenseits der Leitha zu Zeiten und zum Theile türkische oder österreichische Provinz, zu Zeiten beherrscht von italienischen, polnischen, böhmischen und deutschen Fürstengeschlechtern, zu Zeiten auch ein Staat, aber ein polyglotter, lateinisch administrirter Staat, namens Hungaria, nie aber magyar orszag, ein magyarisches Reich!

Und die gepriesene ungarische Verfassung, die gepriesene Unabhängigkeit, diese Lebenslüge der magyarischen Rasse? Nichts anderes war sie als die Summe der Steuerfreiheiten, der immunitates und privilegia der status und ordines, der Stände des Ungarlandes, der magyarisch-deutsch-italienisch-kroatischen Adelsfamilien, der Kirche, der deutschen Städte. Richtig hat sie Kaiser Josefs II. Staatsrath Eger*) geschildert: „Die ständischen Privilegien seien kein Nationalvertrag, weil bei einem solchen auch das Volk mitzusprechen gehabt hätte, und der Adel vertrete nicht das Volk, sondern feinde es nach dem Zeugniß der Geschichte vielmehr an. Alle Reformen Maria Theresias und des regierenden Kaisers, wie die Urbarialregierung ... die Aufhebung der Leibeigenschaft, hätten gegen den Adel durchgeführt werden müssen. Hätte man auf die Zustimmung des Adels gewartet, so hätte der König nur riskirt, als des Volkes wahrer und einziger Vertreter von dem Adel im Stiche gelassen zu werden.“ Unwahr ist es, daß Ungarn bis 1867 eine konstitutionelle, nationale Verfassung gehabt, es hatte bloß national geschlechtslose Stände; unwahr ist es, daß Ungarn sich selbst regierte — es stand in allen wichtigen Belangen, seit es vom Hause Habsburg beherrscht wird, unter der gemeinsamen Haus-, Hof- und Staatskanzlei (etwa gleich einem Ministerium des kaiserlichen Hauses, des Aeußern und Innern), unter dem gemeinsamen Hofkriegsrath (Kriegsministerium), unter einer gemeinsamen Hofkammer (Ministerium der Finanzen und des Handels!). Das Heer war alle Zeit ein gemeinsam kaiserliches und das ungarische „Bonderium“ nichts als ein werthloses Prunkstück des Adels. Dieser Zustand war kein bloß faktischer, widerrechtlicher, sondern in ungarischen, von den Ständen angenommenen Gesetzartikeln festgelegt, verfassungsmäßig gesichert**). Und dieser Rechtszustand erhielt seine formelle Sanktion in der Annahme des österreichischen Kaisertitels im Jahre 1804, der „auf das Königreich Ungarn radizirt“ ist***) und heute noch unzweideutig und unanfechtbar Ungarn mit umfaßt.

Dies die historischen Thatsachen über Ungarns Verhältniß zu Oesterreich, welche durch die magyarischen Wünsche, Träume und Phrasen nicht verdunkelt werden können. Ihrer beginnt sich Oesterreich, beginnen sich die zisleithanischen Nationen endlich zu besinnen. Die staunenerregenden Nachrichten aus Budapest fangen an, die Gemüther zu erregen. Oesterreich, das 65 Prozent für das Heer erlegt, der größere mächtigere Theil der Monarchie will dies Heer und votirt eine Rekrutenvermehrung. Ungarn, die kleinere Hälfte, das vertreten ist von der magyarischen Hälfte der ungarischen Hälfte, ist in seiner parlamentarischen Mehrheit ursprünglich nicht dagegen. Man vergesse nicht: die Monarchie zählt 1900 rund 45½ Millionen Einwohner, davon Oesterreich 26¼, Ungarn 19¼. Von den 19¼ Millionen Ungarn sind 8,8 Millionen Magyaren und diese allein parlamentarisch vertreten. Eine kleine Minderheit dieser Vertretung, die Kossuthfraktion, nullifizirt durch Obstruktion den Beschluß Zisleithaniens, diktirt der Monarchie eine neue Wehrverfassung und legt so die Axt an die Fundamente der Monarchie! Dieser wahnwitzige Uebermuth von Parlamentariern, die sich durch ein korruptes Wahlrecht, durch ein korruptes Wahlverfahren — es bringt ein Zwanzigstel der Bevölkerung zur Vertretung! — durch diesen papiernen Schein und durch den Dunst einer durch dreißig Jahre gesteigerten nationalen Phraseologie über die realen Thatsachen und Machtfaktoren hinwegtäuschen lassen, diese Ueberhebung ohne Beispiel erweckt den Ingrimm nicht nur ganz Oesterreichs, sondern auch der Nationalitäten Ungarns und die Verzweiflung des Hofes, des greisen Monarchen, der Ungarn alles hingegeben, was ein Monarch einer eben noch unterworfenen Provinz geben kann. Und in dieser Situation kolportirt man mit Eifer die glaubhaftdige Aeußerung des Thronfolgers: „Man muß Ungarn revolkupiren.“ In dieser Situation gibt die Krone noch einmal nach, in einer unerhörten Form und Eile. Der designirte Ministerpräsident Khuen begibt sich mit kaiserlicher Vollmacht in die Privatwohnung Kossuth's und läßt die Rekrutenvermehrung pur et simple fallen um den Preis, daß das alte Kontingent anstandslos bewilligt wird. Die Fraktion sagt zu, aber im Parlament selbst zerreißt sie den Pakt und setzt die Obstruktion fort. Und nun stellt sie die Bewilligung des Rekrutenkontingents überhaupt, die Erneuerung des Wehrgesetzes unter die Bedingung, daß alle ungarischen Offiziersposten mit Magyaren besetzt und als Kommandosprache das Magyarische eingeführt werde! Ansonsten Obstruktion.

Magyarisch aber wird von der zu rekrutirenden Civilbevölkerung der partes adnexae, Kroatiens und Slawoniens überhaupt nicht gesprochen, von der Civilbevölkerung Ungarns im engeren Sinne, inklusive des durch einen Staatsstreich inkorporirten Siebenbürgens sprechen es nach der magyarischen Zählweise 51,4 Prozent. Unter diesen sind 4,9 Prozent Juden, welche sämmtlich deutsch und bloße, wenn auch begeisterte Geschäftsmagyaren sind. 46,5 Prozent der ungarischen Bevölkerung zwingen also 53,5 Prozent der Ungarn und außerdem 2½ Millionen Kroaten gegen den Willen der Krone, des 65 Prozent zahlenden Zisleithanien, man kann also sagen der Monarchie, nicht eine Welt-, nicht eine indogermanische Sprache, sondern ein finisch-ugrisches, in Europa völlig isolirtes Idiom als militärische Kommandosprache auf.

Jede Nationalität, auch die magyarische, hat das Recht zu fordern, so viel sie will. Aber wenn sie Unerhörtes auf Kosten anderer fordert, dann muß doch gestattet sein zu fragen, was zu fordern noch politisch und noch klug ist. Die magyarische Intelligenz unter Kossuth's Führung handelt in hellem Wahnsinn: die Monarchie ist so zerrüttet, daß sie möglicherweise im Augenblick siegen kann. Aber dieser Sieg muß der schwerste Schicksalsschlag werden, der die Magyaren treffen kann. Sie haben ja ähnliches bereits erlebt: im schönen Frühling des Jahres 1848 hat der nachgiebige Kaiser Ferdinand, Ferdinand der Gütige, die sogenannten „Achtundvierziger Gesetze“ sanktionirt, die Magyaren hatten ihren unabhängigen Nationalstaat erreicht. Im selben Augenblick erhoben sich die Wallachen und Serben, marschierten die Kroaten unter ihrem nun zum Nationalhelden gewordenen großen Banus Jellachich, und im Herbste desselben Jahres dankte Ferdinand der Gütige ab und Ungarn ward zur Provinz. Ungarns Geschichte ist, seit es unter Habsburg steht, ein periodischer Zyklus von Sonderstaat und Provinz gewesen, von Aufstand und Demüthigung, von Empörung und tiefem Fall. Die Namen Bocskay, Bethlen Gabor, Rakoczy, Nadasdy und Frangepani, Kossuth bezeichnen die dramatischen Höhepunkte dieser Entwicklung, und ein Fingerzeig der Geschichte ist es, daß Kossuth des Jüngeren Diktatur zusammenfällt

*) Man vergl. Tezner, Der österreichische Kaisertitel, das ungarische Staatsrecht und die ungarische Publizistik. Wien 1899, S. 41.

**) Den Beweis dieser Thatsachen hat Tezner im oben zitirten Werke endgültig erbracht.

***) a. a. O. S. 103 ff.

Digitized by Google

mit der Gedenkfeier Rakoczy's, daß Deák, den die Ungarn selbst den Weisen der Nation nennen, todt ist und Apponyi der Schönredner Präsident des Parlaments.

Deák's Werk, der Dualismus, zerfällt und Apponyi hält nach Kossuth's Sinne die Gedenkrede für Rakoczy: hier demonstrirt die Geschichte den traurigen Lehrsatz, daß Völker ebenso nichts lernen und nichts vergessen wie einstmals die Könige!

Wien. Rudolf Springer.

Die Amerikanerin.

II.

Unzweifelhaft wirkt die exzeptionelle Stellung der Frau vortheilhaft auf ihr Verhältniß zu andern Frauen. Vielleicht gefiel mir nichts im amerikanischen Leben besser als die wohlwollenden, herzlichen Wechselbeziehungen in der Frauenwelt. Eine solche offene Anerkennung anderer, ein solcher Mangel an kleinlicher Eifersucht rief unliebsame Vergleiche in mir wach: Wenn es auch gelegentlich zur Pose ausartet, es gibt schlechtere; und wie angenehm, nur Erfreuliches über die Mitmenschen zu hören. Die Amerikanerinnen sind gutherzig, zuverlässig, weniger leidenschaftlich als aufregbar, vielleicht nicht tief in ihren Gefühlen, aber, ich wiederhole es, „gut" im landläufigen Sinn des Worts. Man darf nicht vergessen, daß die um ihren Glauben auswandernden Puritaner Jahrhunderte lang die einflußreichste Rolle dort spielten, daß ihre strenge Zucht, ihr Bibellesen, ihr Pflichtgefühl noch heute günstig wirkt. Doch würde ich in dem uns beschämenden Unterschiede im Verkehr der Frauen untereinander gewiß keine moralische Superiorität, nur das Ergebniß ihrer besseren Stellung erblicken. Die ihnen gern gewährte Freiheit ließ das Häßlich-kleinliche der Europäerin verkümmern!

Gern denke ich an die dortigen Damenfrühstücke zurück; zehn bis zwanzig junge Mädchen und junge Frauen, der Tisch immer allerliebst, manchmal mit ausgetüfteltem Luxus gedeckt und geschmückt, eine allgemeine Unterhaltung, bei der eine jede ihr Bestes gab, jede möglichst unterhaltend, witzig oder zum mindesten liebenswürdig zu sein sich befleißte. Hätte eine sich damit begnügt, in platter Weise zu klatschen oder über Dienstboten zu jammern, wäre sie schwerlich wieder eingeladen worden.

Das ganze Leben ist dazu angethan, die Frauen physisch, intellektuell und in einem gewissen Grad auch moralisch günstiger als die Männerwelt zu entwickeln; auch in der äußeren Erscheinung tritt dies unverkennbar hervor. Eine überaus häufig vorkommende Familiengruppe besteht aus einem ungesund und verhetzt aussehenden, schlecht und nachlässig angezogenen Vater, bei uns würden wir ihn etwa auf einen sich mühsam durchschlagenden Magistratsschreiber oder Realschullehrer taxiren; die Mutter wäre uns das Ideal einer blaublütigen, hocheleganten Oberhofmeisterin, nur würden wir bei diesen weniger ernste Bildung und Interessen voraussetzen dürfen; die Söhne wirken als unscheinbare Mittelsorte, hingegen müßten so wie die Töchter unsere Prinzeßsinnen aussehen und angezogen sein. Das verfeinernde Klima ist so angreifend, daß bei der harten Arbeit der Männer diese sich physisch ungünstig entwickeln. Recht unangenehm fallen dem europäischen Reisenden die Landarbeiter und Farmer auf; eine plebejische, unschöne, vielleicht zähe, aber nicht kraftvoll winkende Rasse; von den wohl derben, aber doch so ästhetisch erfreulichen europäischen Bauerntypen ist wenig zu sehen.

Kein Wunder, daß man immer wieder den Ausspruch über Amerika hört: die Frauen begeisternd, die Männer fallen kläglich ab. Professor Münsterberg ist ebenfalls dieser Ansicht gewesen, theilt sie noch heute, wenn ihm auch Zweifel und Einschränkungen gekommen sind. Auch mir ist es so gegangen, mir machten die Frauen einen weit größeren Eindruck, wenn ich auch stets die vielen Ausnahmen betonte, den amerikanischen Männern die Stange hielt. Ich kannte zu viele wirklich feingebildete, auch äußerlich durchaus distinguirte Herren, die es vollkommen mit Europäern der guten Gesellschaft aufnehmen konnten und nebenher noch die selteneren Vorzüge der überaus gewandten Unterhaltung, der mannigfachen, durch Vergnügungsreisen in drei Welttheilen entwickelten Interessen, des ansprechenden Gefühls der taktvollen Zuverlässigkeit, der nicht nur äußerlichen sondern auch innerlichen Achtung für Frauen besaßen. Doch waren dies die oberen Zehntausende; die sozial weniger Begünstigten wirken mit Ausnahme ihrer mustergültigen Behandlung des weiblichen Geschlechts, äußerlich wenig anziehend. Jetzt bin ich geneigt, wärmer als damals zu loben. Begegne ich jetzt einem Ehepaar, „sie" mit dem Glanz, der Zuversicht einer Fürstin auftretend, „er" unscheinbar und bescheiden, so erscheint er mir bei etwas näherem Verkehr als der bessere und interessantere Theil. Hierbei spricht nicht nur das jeder Frau wohlanstehende Mitgefühl für Benachtheiligte und Unterdrückte, sondern die Anziehung des, wenn auch schlichten, doch echteren, gesunderen Wesens. Was dies bezaubernde Kunstprodukt einer Frau beschäftigen wird, was sie sagen wird, gethan hat und vor hat zu thun, weiß ich von vornherein ziemlich genau. Beim anspruchslosen Gatten findet man unbeugsame Thatkraft, die bereits manches erreicht hat, auf dem eigenen Gebiet ein positives Wissen, eine vielleicht beschränkte, aber individuelle Auffassung der Dinge. Vor kurzem schrieb mir eine geistvolle, junge englische Freundin über ihren Besuch in den Staaten: „Mir gefielen die amerikanischen Herren besser als die Damen. Schon lange waren sie nur interessanter vorgekommen, selbst die paar, denen man hier begegnet, machten mir den Eindruck, dort, in der Masse, fällt es noch mehr auf. Diese Frauenkultur ist so gänzlich oberflächlich, ist eine Pose. Alle schwärmen für das Quattrocento, alle für japanische Bronzen, für Maeterlinck und für Bayreuth. Und alle ergehen sich spitzfindig in Subtilitäten, die gar nicht existiren, und erzählen einem von ganz durchschnittlichen Freundinnen, es seien „starke, bezwingende Persönlichkeiten". Gewiß lernte ich einige ganz ungewöhnliche Frauen kennen, aber in auch nicht annähernd demselben Verhältniß wie in London."

Ich unterschreibe jedes Wort, aber die meisten würden stutzen, so blendend wirken die Amerikanerinnen, so Vielseitiges und Bewunderungswürdiges haben sie geleistet. Auf jeden Fall bilden sie ein fesselndes Problem, das die verschiedensten Auffassungen zuläßt.

Am richtigsten werden sie wohl von den Engländern beurtheilt; diese verstehen das Viele, welches die Amerikanerinnen mit den Töchtern des Mutterlandes theilen, und haben ein feines Ohr für die Abweichungen der Spezies. Im Gespräch mit Engländern ist mir dieses oft aufgefallen, in Dutzenden von englischen Romanen habe ich treffend gezeichnete amerikanische Typen gefunden. Nur ausnahmsweise gefielen mir hingegen deutsche Schilderungen, nur selten schienen mir deutsche Reisende die eigentlichen springenden Punkte herauszufühlen; theilweise wohl wegen ihrer Unkenntniß des Ausgangspunktes der Amerikanerin, ihrer englischen Schwester, theilweise wegen ihrer nicht häufig nachgesuchten Einführung in die beste Gesellschaft, und die „Gesellschaft" spielt drüben eine wichtigere Rolle als in Europa. Man öffne nur irgend eine politische Zeitung; auf der einen Seite das Porträt einer eben in die Welt eingeführten jungen Dame, die genaue Aufzählung ihrer Pariser Kleider, ihrer Beschäftigungen und Verehrer. Auf der nächsten Seite haarkleine Berichte eines Nachmittagsempfanges, der Kleider der Damen, des Blumenschmucks. Darauf die Entstehungsgeschichte einer Verlobung mit Bildern des Paares, ihrer jetzigen und demnächst als Ehepaar zu beziehenden Wohnung. Und dies betrifft nicht nur die tonangebenden „oberen Vierhunderte" von New-York, dies findet sich in der Presse einer jeden noch so unbedeutenden Provinzstadt. In Gesellschaft gefallen, bedeutet dort, in den weitesten Kreisen der Mitmenschen eine bekannte

Digitized by Google

und bewunderte Persönlichkeit sein; die gefeiertsten Damen erfreuen sich eines Interesses, wie bei uns nicht einmal leitende Staatsmänner, Tenore oder Verbrecher. Die deutschen Reisenden sind geneigt die so bezeichnende Wichtigkeit der „Gesellschaft" zu unterschätzen, hingegen verkehren sie mit Vorliebe im Kreise der Deutsch-Amerikaner und übertreiben deren Bedeutung. Daß diese keineswegs den echtesten noch sympathischsten Typus der Vereinigten Staaten ausmachen, daß diese nur ausnahmsweise in die wirklich gute Gesellschaft eindringen, wird nicht allgemein in Deutschland gewußt; Herr Münsterberg, der beide Gesellschaften kennt, drückt sich außerordentlich unumwunden hierüber aus. Er beschreibt, wie diese meist engen Verhältnissen entsprossenen Deutsch-Amerikaner sich in der neuen Heimath eine behagliche, oft glänzende Existenz gründen, deswegen geneigt sind, vor allem die materielle Seite des amerikanischen Lebens zu schätzen. Der deutsche ideale Hang, die Achtung vor der Wissenschaft verschwindet, er eignet sich rasch und einseitig vor allem die Dollarjägerei an. Auch als Millionär bleibt ihm das feinste amerikanische Leben verschlossen, wogegen er nur ausnahmsweise deutsche höhere Bildung, deutsche höhere Lebensformen annimmt. Er begreift, daß das englische Element dort gleichbedeutend mit der exklusiven Abschließung sei, stemmt sich mit politisch oft schwerwiegendem Einfluß gegen jedes Zunehmen der angelsächsischen Sympathien. Die landläufige deutsche Auffassung des nüchternen, praktischen Amerikaners beruht vor allem auf dem Wesen der Deutsch-Amerikaner. Gewiß ist das deutsche Element drüben tüchtig und geachtet, aber die große Generation der 1848er ist dahin, und der Nachwuchs fiel etwas minderwerthig aus. „Beängstigend wenige Individualitäten sind diesen Millionen entsprungen." So die Münsterberg'schen Ausführungen.

Wenn jedoch der Deutsche geneigt ist, zu sehr vom deutsch-amerikanischen Standpunkt, deswegen einseitig zu urtheilen, so irrt der Franzose noch weiter vom Ziel. Nicht nur weiß auch er wenig vom angelsächsischen Wesen, es kommt noch hinzu, daß das amerikanische junge Mädchen, dieser eigenartigste Typus des Landes, sich so auffallend von seiner „jeune fille" unterscheidet, daß die sonst überaus feine Psychologie der Franzosen hier gänzlich versagt. Wie zweifelloseste Reinheit sich mit einer solchen Kenntniß des Lebens vereinigen läßt, wie anständige junge Mädchen derart „flirten", wie oft schöne, begehrenswerthe sich nicht zur Ehe entschließen, dies alles übersteigt anscheinend das gallische Fassungsvermögen. Hübsch schildert Herr Münsterberg das „Flirten", dieses Hauptvergnügen der Amerikanerin.

„Sie flirtet gleichzeitig mit mit einem halben Dutzend Männer, der eine ist ihr so sympathisch, der andere so witzig und unterhaltend, der andere viel versprechend und gescheit, der vierte reich, den fünften kennt sie seit seiner Kindheit, der sechste ist solch guter, lieber Junge."

Natürlich unterhält sich die wohlerzogene Jugend beiderlei Geschlechts in Folge dessen ebenso harmlos, aber sehr viel besser als bei uns. Nach wenigen Jahren haben unsere jungen Männer meistens „reichlich genug", auch viele zweiundzwanzigjährige junge Mädchen erklären ihren Eltern, sie dankten dafür, noch einen Winter lang dies öde Ballgespräch mit grünen Jungen weiter zu führen. Einige ernste Leute werden daraufhin behaupten, um so besser, aber andere werden meinen, daß es unnatürlich und schade ist, wenn in einer Lebensdauer von etwa siebzig Jahren Männer und Frauen nur etwa vier Jahre lang die fröhlichsten und hübschesten Vergnügen genießen sollten, ihrem Dafürhalten könnten diese Jugendfreuden sehr viel länger bemessen werden. Fast ausnahmslos alle werden wünschen, daß die Söhne lieber gute Damengesellschaft, als „gemischte" oder gar keine aufsuchen sollten. Neulich klagte mir eine anziehende, sehr beliebte junge Berlinerin in der zweiten Hälfte der Zwanziger, sie könne sich nur mit den unreifen Freunden ihrer jüngeren Brüder oder mit älteren verheiratheten Herren unterhalten, die „dazwischen" wären so vorsichtig darauf erpicht, um keinen Preis den Glauben ernster Absichten zu erwecken, um keinen Preis die Gefahr des „Geneckwerdens" zu laufen, daß das Gespräch höflich, monoton, unpersönlich-langweilig verlaufe. Das Persönliche bildet selbstverständlich das Lebenselement einer Flirtation. „Les amants ne s'ennulent jamais, parcequ'ils ne parlent que d'eux-mêmes" lehrt Rochefoucauld, es betrifft ebenfalls das platonische Techtelmechtel einer Flirtation. Eine junge Amerikanerin sieht ihren erst eben ihr vorgestellten Tischnachbar feelenvoll an und befragt ihn um seine Ansicht über wahres Glück: er zergliedert seine Gefühle, wobei seine Schmeicheleien einlaufen können, sieht ihr tief in die Augen und beginnt darauf die Möglichkeit der Beständigkeit der Gefühle zu diskutiren. Ich behaupte gewiß nicht, daß hierbei Tiefes oder auch nur Vernünftiges herauskommt, immerhin sind solche Gespräche etwas geistig anregender als solche über Wetter oder Tennis und weit, weit unterhaltender! Die feine Sinnlichkeit, die subtile Aufregung dieser mannigfachen kleinen Verhältnisse genügen der Erotik vieler der lebenslustigsten, anziehendsten Amerikanerinnen, und dies kann der Franzose nicht verstehen. Eine Erklärung der Gefahrlosigkeit dieses freien Verkehrs, dieser anderswo so gefährlichen Freundschaften liegt allerdings, neben den dortigen Verhältnissen und moralischen Begriffen, in der Temperamentlosigkeit der Rasse. Dies war mir aufgefallen und ich fragte einen besonders psychologisch fein beobachtenden deutschen Arzt, der sehr viele Amerikanerinnen behandelt, um seine Ansicht. Er antwortete, daß ihn die Kälte bei so lebhaften, aufregbaren Naturen noch immer verblüffe: „als auffallendste Eigenschaft der Amerikanerin würde ich ihre Temperamentlosigkeit hervorheben." Wahrscheinlich würden sie selber angeben, dies sei bei ihnen das Zeichen einer höheren Entwicklung; durch edle Kultur wären die niedrigen Triebe erstickt. Ueber diesen Gegenstand sprechen sie gern und geistvoll, bejammern die derben Instinkte europäischer Herren. Ihre Temperamentlosigkeit erklärt mir die auffallend häufigen, glücklichen Ehen unter Verhältnissen, wie sie gewiß auch bei uns vorkommen, aber mit sehr zweifelhaftem Ergebniß: der offenkundigste Austausch; auf der einen Hand der vornehme Titel, auf der andern Hand das nöthige Gold. Diese neuen Marquisen und Gräfinnen wenden wenig Sentimentalität auf das eheliche Verhältniß, fassen es taktvoll und richtig auf, und solche Heirathen schlagen, was die beiden anbetrifft, merkwürdig gut aus.

So wäre das amerikanische „Flirten" gewiß nicht übertragbar; in England, bei einem entschieden warmblütigen Volk, spielen ja Flirtations auch eine große Rolle, doch sind der Verkehrsfreiheit engere Grenzen gezogen; diese Grenzen dürften auf dem europäischen Festland schwerlich ungestraft gelockert werden. Theoretisch widerspricht ein harmloser Verkehr der Geschlechter nicht der germanischen Ethik, und ganz gewiß würde durch eine „modernere" Geselligkeit viel jugendlicher Frohsinn ganzen Jahrzehnten des Lebens zu gute kommen. Ja noch mehr, eine Verfeinerung der jungen Männer, eine größere Lebensanschauung der jungen Mädchen, gegenseitiges besseres Verständniß und werthvoller freundschaftlicher Verkehr dürfte sich entwickeln.

Wird dieser wünschenswerthe, begrenzte und modifizirte amerikanische Einfluß unsere Geselligkeit durch die vielen Heirathen mit Amerikanerinnen, durch die immer zunehmende Bedeutung der amerikanischen Kolonien in unsern Großstädten erzielt? Auf jeden Fall muß man mehr und mehr mit diesem fremden Kontingent rechnen. Durch dasselbe ist Europa eine wahre Fülle von Reichthum, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Energie zugeführt worden; ist es da nicht undankbar, erwägen zu wollen, ob der Einfluß mehr schadet als nützt? Die Frage betrifft fast nur die oberen Zehntausende, recht selten heirathen sie in den gebildeten Mittelstand herein. Als gute Republikanerin betrachtet sich die Tochter eines früheren Schankwirthes, der in Idaho eine Stadt mitgegründet hat, in ihrer Eleganz, Bildung und Gewandtheit als zur „Gesellschaft" gehörig. Sie weiß, was die väterlichen Dollars im alten Europa vermögen, und heirathet ungern, ohne einen wohlklingenden Titel davon zu tragen. Vertritt man also den Standpunkt,

Digitized by Google

daß die sogenannte Gesellschaft nicht ernstlich mitzählt, so hat die drohende Veramerikanerisirung keine weitere Bedeutung — doch werden wahrscheinlich nur wenige diese Prämisse zugeben wollen.

Nirgends hat sich der gesellschaftliche Amerikanismus so breit gemacht wie in England, und nirgends erscheint der Einfluß so schädlich. Die tüchtigsten Eigenschaften der Amerikanerin sind die angelsächsischen der Energie, der entwickelten Persönlichkeit, der Neuheit, der weiten Interessen, wozu auch noch die Gnade der Schönheit kommt. Der Engländerin über ist sie in Eleganz, Gewandtheit, Beredsamkeit, Witz, geselligem Ehrgeiz, und auf diesen Gebieten hat sie verhängnißvoll Schule gemacht. Kein Engländer wird die auffallende Veränderung der Londoner Gesellschaft innerhalb der letzten Jahrzehnte leugnen. Aus einer Aristokratie ist eine Plutokratie geworden, statt echter, wenn auch manchmal steifer Distinktion, zeigt sich eine hyperelegante Flottheit. Nirgends in der Welt, auch nicht in Paris, geht man in allen Kreisen so geputzt, nirgends darf man ungestraft so Auffallendes, so Gewagtes sich erlauben. Im allgemeinen steht die englische Moral gewiß noch hoch, innerhalb der Gesellschaft aber ist der Ton in nicht allzu beschränkten Kreisen laxer als anderswo geworden. Neulich sprach mir eine, die europäische große Welt genau kennende Engländerin über unsere deutschen aristokratischen Damen. „Auf der Straße wirken sie, auch die wohlhabenden, wie solide und passend angezogene Lehrerinnen; zu eleganten Nachmittagsempfängen erscheinen sie in praktischen Hüten und in gut sitzenden Reisekleidern. Aber wie wohlthuend vornehm ist ihre ruhige, selbstverständliche, soziale Sicherheit nach unseren modernen Londoner Damen! Ich fragte neulich eine Bekannte nach einer mir früher befreundeten jungen Frau, der Tochter und Gattin eines Peers, absolut allererste Gesellschaft. Ach, war die Antwort, der geht es gut, sie macht ihren Weg, im Herbst wurde sie nach Sandringham geladen. Nun bitte ich Sie, gibt es eine ordinärere Gesinnung, und dieser Ausspruch ist typisch für die **smart set** von heute!" Mit Recht oder mit Unrecht hat jeder Engländer dieselbe Erklärung — das verdanken wir dem amerikanischen Einfluß. Ganz gewiß ist dies neue Wesen nicht das amerikanische Wesen, so jedoch hat die Uebertragung auf andere Menschen und Umgebungen gewirkt.

Weder in Frankreich und Italien, noch in Deutschland ist diese Beeinflussung so stark noch so ungünstig gewesen. Sie bringen viele vorzügliche Eigenschaften mit, welche das Festland braucht. Die fatale Untugend des „Snobbismus" der unwürdigen sozialen Streberei fällt wenigstens in Deutschland und Italien auf weniger fruchtbaren Boden. Daß Snobbismus in England aufkam, in Amerika zur höchsten Blüthe gelangte, geht logisch aus den Verhältnissen hervor. In England gibt es unendlich viel reiche, gebildete Familien, denen nur die aristokratische Ausschmückung fehlt, denen darum gerade diese begehrenswerth erscheint. Da keine Kluft zwischen Adligen und Nichtadligen besteht, nur der dehnbare Begriff der guten Gesellschaft, wünscht man zu dieser gezählt zu werden, drängt sich an Bevorzugte heran, wird „snob". Noch viel mehr in den Vereinigten Staaten, wo eine unendlich große Schicht der gebildeten Reichen vorhanden ist, aber nur selten die Möglichkeit, sich dem aristokratischen Nimbus zu nähern. In Folge dessen ein Interesse für alte Familien, ein Kultus, ein Beweihräuchern, von dem man sich bei uns schlechthin keinen Begriff macht. Harmlose Europäer sind oft geneigt Betheuerungen republikanischer Gleichheit für klingende Münze zu halten. Gewiß hört man solche Phrasen, wie gesagt, der Amerikaner ist entgegenkommend-demokratisch nach oben, aristokratisch-abwehrend nach unten. Man kenne sie nur näher; unbeschreiblich grotesk wirken in Zeitungen oder im Gespräch die feierliche Bewunderung der Vornehmheit irgend eines beliebigen kleinen Adelssprossen — zum Schluß die Steigerung . . . . . „und seine Mutter war eine Gräfin." Als Thatsache wurde mir drüben von Amerikanern eingestanden, daß in allen öffentlichen Bibliotheken die Englische Peerage das statistisch meistverlangte Werk sei. Es gibt exklusive Vereinigungen der „Töchter der Revolution", der „Töchter holländischer Damen" (der ersten Begründer von Neu-Amsterdam—New-York) der „Töchter der kolonialen Damen", nur um den beneideten Nachweis zu führen, daß irgend eine Ahnin (eine genügt), bereits im achtzehnten Jahrhundert vorgekommen sei. Das republikanische Frankreich wird mehr und mehr vom Snobbismus durchseucht, es wäre auch ohne die Amerikaner dahin gekommen, sie fördern ihn jedoch in bedenklicher Weise. Auch wird in Paris der Einfluß ihres unsinnigen Kleiderluxus beklagt. Nicht nur die Preise, sondern die Anforderungen sind durch die dortigen Amerikanerinnen bedenklich gestiegen. Nach Aussage erfahrener Franzosen hat sich der Geschmack ebenfalls etwas vergröbert. Die Amerikanerin hat sehr viel Anlage zur Toilette, jedoch fehlt ihr immerhin jenes feinste Gefühl für das richtige Maß, jene Abneigung gegen das Zuviel, welches noch immer das Privilegium der echten Seine-Tochter bildet. Ich vermuthe, daß die Amerikanerin im Verhältniß zu ihrem Einkommen doppelt so viel auf Kleider verwendet als selbst die Pariserin, fünf- bis zehnmal so viel als die deutsche Frau. Diese Gefahr wäre uns weniger schädlich; schwerlich hat es dem ästhetischen Reiz des deutschen Lebens, der Verfeinerung der Formen, dem deutschen Einfluß im Ausland genutzt, daß zu Gunsten, nicht höherer Genüsse, sondern der materiellen Verpflegung, besonders des Wirthshauslebens, dann der kostspieligen, darum nicht geschmackvolleren Wohnungseinrichtungen die deutschen Frauen die am wohlfeilsten und schlechtesten angezogenen aller Kulturländer waren und sind. Gerade diese spezialisirte „Einfachheit" ist dem Ausland wenig nachahmungswürdig erschienen, auch der Nationalökonom wird diese Abweichungen der Budgeteintheilung schwerlich billigen.

Allen europäischen Ländern können im gleichen Maße die Yankee-Schloßherrinnen bedenklich werden. Diese Städtebewohnerinnen eignen sich schlecht aufs Land; gewiß haben alle Reichen drüben ihre Landsitze, aber es sind Anlanmlungen hyperluxuriöser, oft großartiger Villen, in denen die gewohnte Geselligkeit in anregend verändertem Rahmen, oft inmitten herrlich unberührter Urwald-, Gebirgs- und Seen-Gegenden sich abspielt. So finden diese jungen Damen sich schlecht in die abgeschlossene Ruhe des echten europäischen Landlebens herein. Wie manches schöne Schloß steht seit der Ankunft der Amerikanerin leer; zwar wurde es mit Geschick, oft mit Geschmack in Stand gesetzt und verschönert, aber die Besitzer weilen meistens in der Hauptstadt oder auf Reisen. Wie sollte „sie" es auch dort aushalten können! Keine größere Freude als im Feudalschloß sklavisch bewundernde Landsleute zu empfangen, ihnen die alten Familienbilder zu erklären, sie an den unterwürfig grüßenden Untergebenen vorbei zu kutschiren. Doch sind dos nur schöne Episoden; man hat ja, Gott sei Dank, die Mittel, in Cannes oder Kairo ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Allerdings gibt es glänzende Ausnahmen; verwöhnte Amerikanerinnen, welche mit der Energie ihrer Rasse sich z. B. in bescheidene ostelbische Verhältnisse einarbeiteten und der Nachbarschaft das Beispiel eines lebhaften, wenn auch vielleicht nicht viel tieferen geistigen Lebens, einer anregenden, liebenswürdigen Geselligkeit, einer umsichtigen, den modernen Verhältnissen entsprechenden Wohlthätigkeit gaben. Ob nicht trotzdem mancher Zwiespalt sich in das Familienleben einschlich? Ob die Kinder nicht doch unter den so verschiedenen Vorbedingungen ihrer Eltern leiden? Immerhin muß eine Entnationalisirung der Familie erfolgen. Wohl gibt sich keine in das Ausland verheirathete Frau, mit Ausnahme der hierin geradezu würdelosen Deutschen, so viel Mühe sich dem fremden Land anzupassen. Hierzu kommt, daß die neuen Verhältnisse ihnen meistens bewunderungswürdig aristokratisch erscheinen, sie suchen ihren Stolz darin, echten Baroninnen möglichst zu gleichen, sie mit ihrer größeren Eleganz und Gewandtheit zu überbieten. Dann hat die Amerikanerin gewiß eine ausgesprochene Nationalität, aber keine nationale Kultur — auch hierin sehe ich eine auffallende, sonderbarer Weise wenig beachtete Analogie zwischen

Amerikanern und Semiten. Bei beiden eine durchdringende, männliche Energie, eine subtile, cerebrale Lebhaftigkeit, ein weiblich schmiegsames Aneignungsvermögen, verfeinertes Verständniß, ein Mangel an groß schaffenden Genies. Kraft dieser Eigenschaften müßte die Amerikanerin besonders gut in einer selbständigeren Rasse aufgehen können, hingegen sprechen bei diesen Mischehen die besonders starken Standesunterschiede störend mit. Diesen Halbaristokraten, deren väterliche Ahnen Kreuzfahrer, Hofmarschälle, Magnaten, Generale waren, deren Mutter die Enkelin einer irischen Stallmagd, die Tochter eines heraufgekommenen Zeitungsverkäufers ist, ihnen mangelt das einheitlich Echte. Auch habe ich nicht gefunden, daß, wie bei vielen Kreuzungen, die Rasse gewinnt; sehr selten scheint sich die Schönheit, die Lebhaftigkeit, die Intelligenz der amerikanischen Mutter zu vererben, fast ausnahmslos jedoch ihre schlechte Gesundheit, ihre bedenklichen Nerven. Dabei beglückwünschen sich liberale Zeitungen, wenn eine Chicagoerin einen Prinzen heirathet, über das „neue, kräftige Blut".

Im ganzen freut es mich, daß Deutsche — vorderhand — seltener als anderswo sich Gattinen von drüben holen. Zu viele könnten wir nicht vertragen. Hingegen sollten wir manches aus der Thatsache des Wesens der Amerikanerin lernen. Sie beweist uns, daß Selbständigkeit, geistige Arbeit, weite Bestrebungen und Interessen die weibliche Anmuth nicht beeinträchtigen, sondern begünstigen, sie beweist, daß intakte Reinheit mit der größten Freiheit vereinbar ist, daß diese gesellschaftliche Freiheit auf das wohlthuendste die öffentliche Moral und die harmlose Lebensfreude beeinflußt. Sie beweist, eine wie anziehende, energische, liebenswürdige und intelligente Frauenrasse eine „gute Behandlung" erzeugt.

Die Schäden habe ich wohl genügend beleuchtet. Das ihnen gebotene Leben macht gerade die hervorragendsten jungen Mädchen nicht zur Ehe weniger begehrenswerth, läßt hingegen *ihnen* die Ehe weniger wünschenswerth erscheinen. Aus der guten Behandlung ist oft ein Verziehen geworden, und verzogene Frauen wirken ebenso unerfreulich wie verzogene Kinder und verzogene Männer. Das zu ausgedehnte Ueberlassen der geistigen Interessen hat ein oberflächliches Glänzen der Frauen, eine Verringerung der höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen hervorgerufen.

Uns Deutsche würden diese Gefahren schwerlich bedrohen.

Marie von Bunsen.

Die Antarktis nach den neuesten Forschungen.

Die vierziger Jahre des XIX. Jahrhunderts waren die Glanzzeit der antarktischen Entdeckungen. Was von Bellingshausen, Dumont d'Urville, Wilkes u. a. begonnen, hatte James Roß glorreich fortgeführt, und es schien, als sollte diesem raschen Fortschritt eine Periode ruhigen, aber erfolgreichen Ausbaus des Errungenen folgen. Allein es kam anders. Ein volles Halbjahrhundert ging vorüber, ohne daß irgend Erhebliches zu dem bereits erreichten Stande unseres Wissens hinzugefügt worden wäre, und die Erdkunde mußte es dulden, daß sie der südlichen Polarzone gegenüber fast rath- und hilflos dastand. Noch vor wenigen Jahren hatte A. Supan in Gotha eine Berechnung der Polarkalotten durchgeführt, die noch keines Menschen Fuß betrat, und da hatte es sich gefunden, daß die absolute Terra incognita im hohen Norden ungefähr die Größe des europäischen Rußlands, im fernen Süden aber sogar die von Gesammteuropa erreichte. Darin lag ein steter Vorwurf für die Thatkraft der Menschheit ausgesprochen.

Man könnte ja allerdings einwenden, es sei ziemlich gleichgültig, ob man Gegenden näher kennen lerne, von denen man mit völliger Sicherheit weiß, daß sie unbewohnbar sind, und daß ihre Erforschung weder in kultureller noch in wirthschaftlicher Beziehung direkten Nutzen zu schaffen vermag. Aus solchen Erwägungen heraus ist jene Resignation wohl begreiflich, welche im Jahre 1875 den bekannten Nordpolfahrer Weyprecht dazu veranlaßte, den Rath zu ertheilen, von weiteren Vorstößen gegen den Pol hin Abstand zu nehmen und lieber ein systematisches Studium der arktischen Erdphysik durch die Gründung einer Reihe von zirkumpolaren Beobachtungsstationen in Angriff zu nehmen. Man ist damals auf diesen Vorschlag eingegangen, und die Ergebnisse, welche man bei seiner Verwirklichung erzielte, waren in ihrer Art überaus wichtig; aber kaum waren jene unter Dach gebracht, so regte sich auch wieder mit Macht der alte Trieb, und die Namen v. Nordenskiöld, Greely, Nares, Peary, De Long, Nansen und Sverdrup, um nur einige aus der Vielzahl herauszugreifen, bezeugen, daß wir seitdem in der Raumüberwindung denn doch wieder bedeutend weiter gekommen sind. Allein je tiefer man auch in die wissenschaftlichen Probleme eindrang, die mit der Natur der Eiswelt zusammenhängen, um so mehr mußte man sich überzeugen, daß es nicht genügt, sich an jene verhältnißmäßig niedrigen Breiten zu halten, mit denen sich der erwähnte internationale Beobachtungsdienst beschieden hatte, daß vielmehr nothwendig das ganze Polarterritorium mit einbezogen werden muß, wenn man zu tieferer Einsicht gelangen will. Für die Antarktis hat nach dieser Seite hin zumal ein deutscher Gelehrter der Mitwelt das Gewissen geschärft, Georg von Neumayer, bis vor kurzem Direktor der von ihm selbst ins Leben gerufenen Deutschen Seewarte in Hamburg. Beinahe fünf Jahrzehnte sind vergangen, seitdem er erstmalig seine Stimme dafür erhob, daß das viel versprechende Werk der Engländer weiter fortgesetzt werde, und wenn endlich die Stagnation glücklich überwunden ward, so ist diesem Manne daran kein geringes Verdienst zuzuschreiben. Am meisten nach zwei Richtungen hin ist unsere Kenntniß verurtheilt, Stückwerk zu bleiben, wenn wir am südlichen Polarkreise halt zu machen gezwungen sind. Wir vermögen die Klimaverhältnisse der ganzen Südhalbkugel nicht richtig zu begreifen, wenn uns der äußerste Süden ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, und gänzlich in Dunkel gehüllt ist die Vertheilung der erdmagnetischen Kraft, so lange wir uns den Verlauf der sie darstellenden Kurven nur hypothetisch konstruiren. Gerade also die physikalische Geographie, der zu Liebe man früher auf die expansive Entdeckungsthätigkeit verzichten wollte, trieb und treibt uns unausgesetzt an, unsere Fühler tiefer in den verschlossenen Raum hinein vorzustrecken. Und dabei bleibt es immerhin auch an und für sich eine natürliche Forderung, daß der Mensch, dem der ganze Erdball unterthan sein soll, seines Besitzthums sich auch versichere und seine Herrschaft darüber begründe — nicht etwa im Sinne des Flaggenhissens, was im Bereich des ewigen Eises ein wenig lukratives Geschäft wäre, sondern in der Weise, daß er alle die Hemmnisse materiell und geistig überwindet, die sich seinem Vordringen entgegenstellen. Demzufolge wird es eine arktische und eine antarktische Frage so lange geben, bis nicht die Erkundung unseres Planeten auch in diesen ihren letzten und schwierigsten Etappen zur vollendeten Thatsache geworden ist. Ob unser Jahrhundert dieses Endziel erreicht sehen wird? Gerade die letzten Jahre dürften uns mit froher Hoffnung erfüllen, daß es dahin kommen werde.

Den Ruhm, zuerst bildlich das Eis gebrochen und sich nachmals auch als hervorragend tüchtiger Eisbrecher praktisch bewährt zu haben, kommt dem Norweger Borchgrewingk und dem Belgier De Gerlache zu; das Jahr 1897 kennzeichnet den erfreulichen Wendepunkt des Ueberganges zu neuer That. Der erstgenannte hatte sich nicht gescheut, zuerst in der niedrigen Stellung eines Matrosen an Bord eines Wallfischfahrers praktische Erfahrungen zu sammeln, ehe er agitatorisch auftrat; nun aber konnte er mit ganz anderem Relief auftreten, und indem in G. Newnes der Mäcen für eine Expedition gewonnen wurde, war ihr von vornherein ein günstiges Prognostikon gestellt. Borchgrewingk's

Digitized by Google

Schiff, das „Südliche Kreuz", überwinterte 1899/1900 bei Kap Adare, und von hier aus wurden Schlittenreisen unternommen, die bis zu der respektablen geographischen Breite von 78° 50' führten und die Wahrscheinlichkeit, daß der Südpol nicht von einem großen, mit Inseln besetzten Meere umgeben sei, sondern annähernd den Mittelpunkt eines ausgedehnten Kontinents darstelle, erheblich verstärkten. Damit stimmen auch die Errungenschaften der von De Gerlache geleiteten „Belgica" überein, die ebenfalls von Südamerika aus ihren Vorstoß unternommen hatte. Ihre Temperaturaufzeichnungen sprechen ganz entschieden für den kontinentalen Charakter des Südpolargebietes. Auch im übrigen gereichte es der Fahrt der „Belgica" zum besonderen Vortheil, daß ihr in der Person des polnischen, seit geraumer Zeit aber in Belgien wohnhaften Physikers H. Arctowski ein mit allen hier hier in Betracht kommenden Aufgaben besonders vertrauter Gelehrter beigegeben war, der uns schon in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen sehr werthvolle Mittheilungen über die Naturbeschaffenheit dieser entlegenen Landstriche gemacht hat. Die Eisverhältnisse, der Erdmagnetismus, die optischen Lufterscheinungen, das dem Nordlichte der Arktis gleichwerthige Südlicht — alle diese Dinge sind uns so schon wesentlich vertrauter geworden, und sowohl die Punkte, in denen Uebereinstimmung, wie noch mehr jene, bezüglich deren Verschiedenheit zwischen den beiden extremen Welten obwaltet, geben genug Anlaß für weit ausgehende Perspektiven.

Das gegebene Beispiel hatte angeregt. Nahe gleichzeitig wurde in Schweden, in Großbritannien und in Deutschland der Plan einer antarktischen Expedition gefaßt, erwogen und schließlich auch realisirt. Die Leitung des schwedischen Unternehmens übernahm Otto Nordenskiöld, Axel Erks ebenfalls schon erprobter Neffe, dessen Bereisung der Insel Feuerland ihn bereits mit einem geographischen Objekte von einigermaßen verwandtem Charakter vertraut gemacht hatte. Seit einem Jahre fehlen Nachrichten über das schwedische Schiff, und deshalb hat man sowohl in dessen Heimathland, als auch in der Republik Argentinien, welche von Anfang an die regste Theilnahme für dieses Projekt gehegt hatte, ernsthaft daran gedacht, eine Entsatzexpedition auszusenden. Von Buenos Aires soll im September das Kanonenboot „Uruguay" zu diesem Zweck ausgehen, und in Schweden selbst waren durch staatliche Bewilligung und private Sammlungen 250 000 Kronen aufgebracht worden, die ausreichten, um gleichfalls ein Schiff, unter Kommando des Kapitäns Gyldén, in jene Gegend abgehen zu lassen, in welcher man Nordenskiöld's „Antarctic" als eingefroren aber sonst zu Havarie gekommen vornussetzen zu dürfen glaubt. Es steht demnach zu hoffen, daß das nächste Frühjahr uns die Antwort auf die zunächst noch ungelöst bleibende Frage nach den Schicksalen der skandinavischen Reisenden bringen werde.

Günstiger in jeder Hinsicht steht es mit ihren britischen Konkurrenten. Zwar war auch die „Discovery" des unternehmenden Kapitäns Scott längere Zeit verschollen, aber gerade der Zeitraum, während dessen zwischen ihr und der Zivilisation alle Brücken abgebrochen waren, hat sich als ein für die Erdkunde außerordentlich förderlicher erwiesen. Eine erste Fahrt der „Morning", welche zur Aufsuchung der Verschollenen ausgegangen war, verlief nicht resultatlos, während die zweite erst recht vom Glück begünstigt wurde. Zwar kamen die beiden Fahrzeuge nicht wirklich zusammen, sondern, als sie unter sich die Verbindung hergestellt hatten, lag noch zwischen ihnen eine Eisschranke von 8 km Breite, aber diese wurde mit Schlitten leicht bewältigt, so daß sich die „Discovery", die bereits einen Winter in ihrer kalten Gefangenschaft überstanden hatte, für eine zweite Ueberwinterung mit allem Nothwendigen aus den Vorräthen der „Morning" zu versehen vermochte. Leutnant Shakleton, der sich bei den Landwanderungen vom festsitzenden Schiffe aus besonders ausgezeichnet hatte, trat auf das Entsatzschiff über und brachte authentische Berichte über die wichtigen Ermittelungen der „Discovery", die ihrem Namen alle Ehre gemacht hat. Obwohl sie zunächst noch in ihrem Eisgefängniß zurückgelassen werden mußte, braucht man sich über ihr ferneres Geschick doch keine Sorge zu machen, da jetzt der Ort, an dem man sie zu suchen hat, auf das genaueste bekannt ist.

Dieser Ort hat eine so südliche Lage, daß nur Roß und Borchgrevoingk bisher eine noch höhere Breite erreicht hatten; sie war diesmal gleich 77° 51'. Und zudem machten es die Engländer möglich, durch Schlittenreisen einen Rekord zu schaffen, der alles Bisherige weit hinter sich läßt. Scott und Shakleton drangen bis zu 82° 17' vor, näherten sich mithin stark jenem Parallel, der vor nicht sehr langer Zeit auch im Norden als eine kaum überschreitbare Grenze angesehen wurde. Und von den Höhen aus, an deren Fuße sie zum Umkehren sich genöthigt sahen, erstreckte sich ihr Blick noch so weit nach Süden, daß etwa bis zum 83. Grade das Land sich ihnen erschloß. Hier dehnt sich thatsächlich das gesuchte Festland aus, für dessen Größe auch der Umstand spricht, daß Gebirgszüge — nicht bloß, wie bisher zumeist, vulkanische Einzelberge — von mehr denn 4000 m Höhe einen großen Raum in Anspruch nehmen. Dagegen gehören, wie man jetzt weiß, die beiden noch aktiven Feuerberge Erebus und Terror einer kleinen, vordem übersehenen Küsteninsel an. Westlich an der Mac Murdo-Straße steigt auch das Binneneis bis zu sonst unerhörter, höchstens beim grönländischen Eispanzer in annähert ähnlicher Weise zu findender Höhe an, was aber Shakleton und seinen Gefährten Armitage nicht abhielt, auch dieses Hinderniß zu überwinden. Die topische Geographie der Südpolarzone hat den Engländern Großes zu verdanken, aber auch die physische, die später eine zweijährige, stetige Beobachtungsreihe zu bearbeiten haben wird, ist wahrlich nicht zu kurz gekommen.

Ein weit weniger günstiger Stern waltete über der Reise des Schiffes „Gauß", welches, wie man sich erinnert, vor zwei Jahren unter der Leitung Prof. E. v. Drygalski's von Kiel aus in See ging. Verabsäumt war bei der Vorbereitung der in großem Stile gedachten Unternehmung ganz gewiß nichts worden, und von der nautischen Bemannung, wie von dem wissenschaftlichen Stabe durfte man die zuversichtliche Erwartung hegen, daß alles werde aufgeboten werden, um die großen der Expedition gestellten Aufgaben zu lösen. Als ein ebenso unverdienter wie tieftrauriger Schlag mußte schon der Tod des wackeren Meteorologen Dr. Enzensperger erscheinen, der im Februar dieses Jahres einer von chinesischen Kulis eingeschleppten, im südpolaren Klima sonst unerhörten Krankheit erlag, der gegenüber, wie es den Anschein hat, die Ausstattung der Kerguelen-Station mit Arzneimitteln gänzlich versagte. Glücklicherweise ist es bei diesem einen Todesfall verblieben, und die Schiffsgenossen der „Gauß" bringen Leben und Gesundheit in die Heimath zurück. Die Tücke des Wetters und der Eisverhältnisse aber bewirkte, daß bereits am 14. Februar 1902, also noch kaum bei Annäherung des südlichen Herbstes, das Treibeis ein weiteres Vordringen zu erschweren begann, und acht Tage darauf lag das Schiff hoffnungslos fest, ehe es noch den südlichen Polarkreis überschritten hatte. Das Winterquartier wurde bei 66° 2' südlicher Breite und 89° 48' östlicher Länge (von Greenwich) bezogen.

Hier verblieb man nahezu ein volles Jahr, und als endlich die Stunde der Befreiung schlug, tobten bereits wieder die Herbststürme derart, daß der in das Auge gefaßte Rückweg durch das verhältnißmäßig eisfreie Weddell-Meer nur mit großen Gefahren hätte angetreten werden können. Allerdings war die „Gauß" noch mit Verproviantirung für ein weiteres Jahr versehen, und es wäre eine nochmalige Ueberwinterung, wie bei der „Discovery", nicht direkt unmöglich gewesen; man fürchtete jedoch — und wohl mit Recht, da ja schon mehrfach Erörterungen darüber in der Presse stattgefunden hatten —, daß das Ausbleiben des Schiffes die Mobilmachung einer Hilfsexpedition zur Folge haben könnte, und entschloß sich zum Verlassen des Eismeeres. Am 8. April gelangte man wieder in freies Wasser, und am 1. Juni konnte in Lourenço Marques die

Digitized by Google

erste Depesche über die Ankunft an der afrikanischen Küste aufgegeben werden.

Ein Vergleich zwischen dem, was der britischen und dem, was der deutschen Südpolarfahrt zu leisten vergönnt war, fällt natürlich sehr zu Ungunsten der letzteren aus. Inwieweit die neu aufgefundenen Festlandfragmente (Kaiser Wilhelms II.-Land und Posadowsky-Land) für die Entscheidung der alles beherrschenden, im Eingange dieses Aufsatzes geschilderten Frage — ob Kontinent, ob Archipel? — verwerthet werden können, steht noch dahin. Daß die geophysikalischen Beobachtungen, die ein volles Jahr umfassen, mit denen der anderen Expeditionen in jeder Hinsicht wetteifern und unseren Wissensstand namhaft erweitern werden, ist dagegen außer Frage; die Korrespondenzaufzeichnungen auf Kerguelen-Land sichern sogar den ersteren einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung. Als man dem Gedanken näher trat, gerade von dieser noch weniger bekannten Seite her die Berennung der unbezwingbaren Eisfeste ins Werk zu setzen, ließ man sich von Ueberlegungen leiten, die in der ganzen wissenschaftlichen Welt als zutreffend anerkannt wurden; man hoffte gerade hier auf minder kompakte Eismassen zu treffen und wollte insonderheit der berüchtigten „Eisbarrière" ausweichen, an der sich schon Muth und Thatkraft so manchen tüchtigen Seemanns gebrochen hatten. Kurz, man ging so rationell vor, als es auf Grund des Rathes der versuchtesten Fachmänner nur irgend geschehen konnte, und trotzdem ließ sich ein Ausgang nicht vermeiden, der wenigstens Fernerstehenden im Lichte eines Mißerfolges erscheinen muß.

Immerhin sind wir in den fünf Jahren, die zwischen der Gegenwart und dem Erscheinen von Fricker's verdienstvoller „Antarktis" (Berlin 1898) verflossen sind, um ein recht tüchtiges Stück in der Erkenntniß weiter gekommen. Man hat einsehen gelernt, daß die Entschleierung des Südpolargebietes zwar eine dornenvolle, aber darum doch keineswegs hoffnungslose Sache ist. Und gerade auch negative Anstrengungen haben den großen Vortheil, uns neue Mittel und Wege nahe zu legen, auf die man von vornherein vielleicht nicht verfallen wäre, deren Ausnützung aber für die Zukunft günstige Ausblicke eröffnet.

München. S. Günther.

Astarte.

Warum hat Lord Byron die geheimnißvolle Geliebte Manfred's Astarte genannt? Hat sie irgend etwas mit der großen phönikischen Liebesgöttin Astarte gemein, deren überschwengliche Freudenfeste weit und breit nicht minder berühmt waren als die der kyprischen Aphrodite und ihr im alten Testament den Rang einer Teufelin eintrugen? Baal und Astharoth — grauenvollere Götzen kennen die Hebräer nicht. Und so webt sich auch für uns noch heute ein mystischer Duft von überirdischer Schönheit, bis zur herzverzehrenden Qual gesteigerter Liebe, von Sünde und Teufelsspuk um jenen Namen. Astarte! Darin klingt es wie eine Saite, die noch so leise berührt, einen Ton gibt, den die Welt im übrigen nicht zum zweiten Male hat: Die Gestalt des Byron'schen Gedichtes ist ja nur ein Schatten, sie spricht kaum ein paar Worte; kaum von ihr wird gesprochen, und auch dann nur in der dunkelsten Andeutung, und gerade das letzte Licht, das Aufklärung bringen sollte, wird wieder durch einen Zufall ausgelöscht und wir bleiben in der Dämmerung nach wie vor. Sie ist nicht gezeichnet, nicht gemalt wie andere dichterische Phantasiegebilde; selbst das magische Helldunkel eines Rembrandt wäre noch zu materiell für diesen Schatten eines Schattens, der mehr einem Hauch unseres Mundes gleicht, mit welchem sich für einen Moment die Fläche eines Gemäldes trübt, als einem von der Palette genommenen und mit leichtestem Pinsel hingetuschten Farbenton. Es wäre unmöglich, ihr den Namen anderer irdischer Frauen zu geben; selbst die abgeklärtesten, immateriellsten der Dichtung, selbst Beatrice und Laura würden die Phantasie irre führen und fremde Elemente einmischen. So wie Astarte einmal ist, darf sie nirgend ihres Gleichen auch nur ahnen lassen.

Die Isolirung des Namens ist ein Mittel, mit dem Dichter oft große Wirkung erzielen. Ophelia könnte füglich nicht ohne erhebliche Einbuße Katharina oder Julia genannt werden, und wenn Desdemona vollends Annita oder Bianca hieße, wäre es um die feinste Nüance ihres Wesens geschehen. Gerade weil weder der christliche Kalender noch die antike Heidenwelt Analogien bieten, wirkt der Klang des Namens mit einem koloristischen Raffinement, wie es nur je einem großen Maler zu Gebote gestanden; ein Atom nach der einen oder anderen Seite mehr oder weniger — und gerade der letzte, zarteste Schmelz ist weggestrichen. Man setze statt der einzigen Cordelia die mehrmals vorkommende Cornelia — und man wird das Gefühl haben, als ob ein grober Restaurator einen Tizian mit ordinärer Retouche entstellt hätte. Hamlet, Lear, Shylock, Caliban gehören in die Kategorie solcher unantastbaren, unwiederholbaren Namen; Ben Jonson und Marlowe operiren gleichfalls gerne mit diesem Mittel, und Tartüffe gehört auch noch ein wenig hier her.

So viel Magie nun aber auch in dem von einem irdischen Menschenkinde gewiß niemals getragenen Namen Astarte liegen möge, — eine wichtige, ja, die ausschlaggebende Seite der Byron'schen Figur wird durch einen etwaigen Bezug auf die phönikische Liebesgöttin unberührt gelassen. Manfred's Gemüthsverfassung setzt sich zusammen aus zwei einander gleichwerthigen Faktoren: Das ungeheure Räthsel der Welt, das jeden, der sich einmal an ihm versucht hat, für ewige Zeiten unfroh macht, lastet auf ihm, zermalmt sein Herz in beständiger Hoffnungslosigkeit; die ganze Natur, die ganze Geschichte ist ihm Disharmonie und Schmerzensgeschrei geworden. Soweit indessen ist er noch nicht abnorm. Ach, nur leider gar zu normal, möchten wir sagen; denn solange ein Herz, während der Kopf die Welt betrachtet, menschlich fühlt, wird es trotz aller Weisheit und Gesetzerkenntniß des Kopfes vor Mitleid schier vergehen und um so tiefer zerrissen werden, je klarer der Kopf ihm die Hoffnungslosigkeit vorrechnet. Manfred's abnorme Stimmung beruht jedoch auf dem zweiten Faktor, dem ganz individuellen Schicksal, das ihn im Gegensatz zu der gesammten Menschheit ereilt hat. Er hat geliebt, geliebt, wo nicht nur irdische Satzung, sondern die Stimme der Natur selber ihm zu lieben, so zu lieben, verbot; er hat — trotz aller Schleier ahnen wir doch das entsetzliche Medusenhaupt nur allzu deutlich — er hat seine eigene Schwester geliebt, und seine Schwester hat ihn geliebt, und das Uebermaß ihrer Liebe hat den Tod der Schwester verschuldet. Kein Wort über die Art des Todes. Die Sache an sich konnte nicht gesteigert werden. Das Fürchterlichste, was einem Menschenpaare zu erdenken war! Nicht etwa ohne Kenntniß der Dinge wie Don Manuel und Beatrice in der „Braut von Messina" oder die Eltern Mignons, sondern in völliger, von Kindheit auf genährter Klarheit und auf der Höhe geistiger Freiheit einherschreitend, stürzen Manfred und Astarte in ihr abgrundtiefes Elend hinunter; willensstarke, nicht Hölle noch Teufel fürchtende Menschen und doch willenlose Gegenstände eines Dämons, der viel stärker ist als sie, der sie schuldig werden läßt und sie dann der Pein übergibt.

Da Lord Byron's Gedichte, wie kaum die eines anderen, den Charakter einer Beichte, eines Geständnisses tragen, da förmlich in jedem Vers der Dichter danach schreit, auszusprechen, was er leidet, so hat es nicht an skandalsüchtigen Federn gefehlt, die zu jeder künstlerischen Gestaltung auch das leibhaftige Modell zu finden bemüht waren, nach welchem er gezeichnet haben sollte. Die verleumderische Mrs. Beecher-Stowe hat es in Lüge und Verunglimpfung darin am weitesten getrieben. Weil Byron die Gestalten Manfred und Astarte gedichtet hat und weil Manfred dem

Digitized by Google

Dichter außerordentlich ähnlich sieht, soll der Dichter auch in blutschänderischer Liebe seiner Schwester Gemahl sein wie Manfred der Astarte! Welch empörende Vermischung von Wahrheit und Dichtung!

Das Kapitel des Inceestes spielte in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts eine grauenerregende Rolle; man erinnere sich der Zustände am Hofe Augusts des Starken, des Verhältnisses des Regenten zu seiner Tochter, Ludwigs XV. zu seinen Töchtern Henriette und Adelaide, und sie hatten viele, viele Analogien. Der Schatten davon fiel in die Dichtung hinüber, Phädra, Oedipus, Semiramis. Tom Jones schaudert bei dem Gedanken, daß eine seiner Geliebten seine Mutter gewesen sein könnte. Schiller läßt seinen Don Carlos, den er doch als ganz reinen Jüngling darstellen will, den Gedanken fassen, daß er, seitdem er um seines Vaters Liebschaft zur Eboli weiß, nunmehr Recht habe, seinerseits in ein gleiches Verhältniß zur Königin zu treten; es würde heute zu weit führen, diese Ungeheuerlichkeit näher zu betrachten; genug, daß sie gestreift wurde. In der „Braut von Messina" kommt Schiller auf das Thema zurück; im „Nathan" taucht es als unheimliche Wolke auf, um von der Sonne echtester Menschlichkeit glücklicher Weise zerstreut zu werden. Goethe hat in dem Schauspiel „Die Geschwister" eines seiner entzückendsten Werke und in der „Vorgeschichte seines Harfners" sein häßlichstes Werk geschrieben. Einem Litteraturkenner vom Fach würde es ein Leichtes sein, dieses Register nach ansehnlich zu vermehren. Schwerlich jedoch würde er eine namhafte Zahl von Fällen nennen können, in denen die Sache anders als mit den düstersten Farben des Unheils geschildert wäre.

Wir erinnern uns nur einer einzigen Darstellung, die einen unschuldig idyllischen Charakter trägt und die Liebe, die Ehe zwischen Bruder und Schwester nicht nur als etwas Natürliches, Gott Wohlgefälliges, sondern als fast selbstverständliche Landes- und Religionssitte mit größter Harmlosigkeit behandelt. Sie findet sich als eine Art eingelegter Novelle in Montesquieu's „Lettres persanes". Wie sie da hineingekommen ist, mögen die Götter wissen; denn sie steht entfernt nicht auf der Höhe dieses von Geist und Witz wie ein volles Juwelenkästchen funkelnden Buches, dem wir es heute vor anderen zu danken haben, wenn wir unsere Kritik über Staat und Kirche und Gesellschaft ohne Gefahr des Zungenausreißens und Scheiterhaufens gelassen aussprechen dürfen. Wir erkennen es leider jenen alten Heroen des Freisinns, jenen Voltaire, Montesquieu, Rousseau, d'Alembert, Diderot u. s. w. lange nicht genügend an, was sie für uns gethan und unter welchen Schwierigkeiten und Bedrohnissen sie es für uns gethan haben.

Die fragliche Novelle hat keinen satirischen Charakter, sie zeigt ebensowenig in tendenziösen Farben idyllischer Reinheit Zustände, von denen die Laster des Leserkreises, für den sie berechnet war, um so schwärzer und schlammiger abweichen. Sie schwimmt wie eine inhaltslose Luftblase auf dem goldenen Wein des epochemachenden Buches. Es lohnt sich kaum der Mühe, sie zu erzählen. Ein junger Feueranbeter liebt von Kindheit auf in seiner Schwester seine künftige Braut; der Vater aber, anstatt seine Kinder zu vermählen, schickt den Sohn auf eine Handelsreise und die Tochter in den Harem eines Muhamedaners; die Liebenden finden sich dann unter den üblichen Umständen wieder zusammen, werden abermals getrennt, erweisen ihre Liebe in diversen schweren Proben und leben schließlich als glückliches, kindergesegnetes Ehepaar in Smyrna. An alledem ist nichts Bemerkenswerthes; nichts als die Namen der liebenden Geschwister: Apheridian und Astarte.

Ob Montesquieu bei der Wahl dieser Namen einen anderen Zweck gehabt hat, als einen gewissen orientalisch phantastischen und doch nicht muhamedanischen Klang, vermag ich nicht zu sagen; er galt seiner Zeit als ein hervorragender Kenner des Orients, vielleicht hat er aus einer vorhandenen Quelle geschöpft und mit den Zuständen auch die Namen übernommen; vielleicht ist das Ganze seine Erfindung. Indessen ist es höchst wahrscheinlich, daß Byron durch Montesquieu darauf gekommen ist, die von ihrem Bruder in sinnlicher, tödtlicher Liebe umarmte Schwester Astarte zu nennen. Noch mehr. Im Manfred wird es vermieden, die tädtlich geliebte Gefährtin des unheimlichen Denkers geradezu als seine Schwester zu bezeichnen; der greise Diener spricht von der Gräfin Astarte und wird unterbrochen in dem Moment, da er ihre nähere Stellung zu Manfred aussprechen will; wir ahnen nahl, daß das Wort Schwester kommen soll, aber es kommt doch nicht wirklich, es bleibt bei der grauenvollen Dämmerung. Erst die Astarte Montesquieu's hebt es über allen Zweifel, daß mit der Astarte Byron's die Schwester gemeint sei.

Ich theilte diese meine kleine Entdeckung vor Jahren Otta Gildemeister mit und fragte, ob ihm die Sache bekannt sei. Er lächelte und verneinte es und meinte, sie sei interessant genug, bei Gelegenheit einmal publizirt zu werden. Da Gildemeister sie nicht kannte, ist wohl anzunehmen, daß sie überhaupt unbekannt ist; freilich darf sie kein weiteres Interesse in Anspruch nehmen als das eines ganz kleinen litterarischen Kuriosums.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Aus Rom.

(Drei Gedichte.)

In der Sistina.

Die Sistinische Kapelle
dröhnt von wüsten Hammerschlägen:
Männer zimmern für die Feste
eines Baldachins Gerüst.

An die zarten Farbenleiber
stößt des Lärms gemeine Welle:
Unverrückt an ihrem Werke
bleibt die hohe stille Schar.

Nur Ezechiel schilt und eifert,
während Jeremias trauert, —
doch sie eifern, doch sie trauern
nicht ob eignen Untergangs.

Höheres erfüllt ihr Herze,
denn auf niedres Volk zu achten;
noch zerfallend, noch zerbröckelnd
werden sie das Gleiche thun.

Leise rinnen Stäubchen nieder,
Mauerstäubchen, Farbenstäubchen,
bleicher wird (doch niemand merkt es),
fahler wird der Leiber Pracht.

Hundert, aberhundert Jahre
lärmt der Schwarm sein Eintagstreiben
wüst empor zum Geisterreigen,
Körnchen rinnt hernb um Korn.

Doch die Hohen, unbeweglich,
leben fort ihr hohes Leben,
fern der Zeit und ihren Tücken,
übermenschlich bis zum Tod.

Im Apparlamento Borgia.

In dieser düstern Gottespracht
lebten Menschen nicht gemeiner Triebe;
hier wuchs ins Ungeheure Haß und Liebe;
hier hatte man der Welt nicht acht.

Digitized by Google

Du warst nicht mehr die Jungfrau blind,
verführerischste der Madonnen!
Du warst das Weib der höchsten Wonnen
und süßer Sünde Frucht dein Kind.

Was galt dir noch der Jesus dort,
du „Einigheitrer“ auf den Knien!
Du hatt'st dem „Wort“ nur nach die Macht entliehen,
du galtst dir selbst als letztes „Wort“.

Und du, Lucrezia, weißer Schwan,
mit deinen gold'nen Sonnenflechten!
Was disputirst du? Laß sie rechten!
Du lächelst, — und so ist's gethan.

Und du im Schlummer, Genius!
(Warst du von denen, die nie Ohren haben?
Cäsar! Erwachtest du erst ganz im Graben,
im finstern, von des Todes Kuß?)

Was ward — ihr wissenden Wände seid's gefragt! —
Himmelssturm wie Deiner zu Spott? . .
Er war — Geflüster schwillt und flucht und klagt —
ein Dämon nur — kein Gott.

(Das Gedicht bezieht sich im besonderen auf zwei Fresken und ein Madonnen-Rundbild Pinturicchios in den Appartamenti Borgia im Vatikan. Die Jungfrau mit dem Kinde sind, wie man annimmt, Alexanders Geliebte und Erstgeborener, auf der Disputation der heiligen Katharina soll in der Gestalt dieser Heiligen Lucrezia vereinigt sein, auf der Auferstehung endlich kniet der Papst selbst, während man in einem der beiden nur dem Grade eingestaffelten Krieger Cesare, als Jüngling, erwarten zu dürfen glaubt.)

Bei der Pyramide des Cestius.

(Vor einem Grabmal mit der Statue eines jungen Weibes.)

Ein Mädchen sitzt und zaudert wehmutvoll;
zur Linken laden — die sie wandeln soll —
die Stufen abwärts in ein ernstes Thor,
das, angelehnt, der stillen Jungfrau harrt.

Sie sträubt sich noch; sie sitzt und sinnt und starrt,
daß sie so bald den theuren Strahl verlor,
so früh der Liebe kaum erglühtes Roth;
sie faßt nach nicht das dunkle Wörtlein: todt.

Ein Vogel singt in ihren holden Grau,
die Erde winkt und lockt wie nie zuvor . . .
Doch in der Tiefe wartet stumm das Thor,
in dem die Form verschwindet, wie sie kam.

Christian Morgenstern.

(Nachdruck nicht gestattet.)

L v Bar: Die Reform des Strafrechts. Berlin, Springer 1903.

Die in den ersten Anfängen befindliche Reform unseres materiellen und formellen Strafrechts hat den Anlaß gegeben, daß die beiden einander befehdenden Richtungen der Strafrechtswissenschaft, die klassische und die modern soziologische Schule, die Herstellung eines modus vivendi anstreben, um gemeinsam an der praktischen Reform mitarbeiten zu können. Die „Nation“ ist in der glücklichen Lage, daß ihrem Herzen führende Männer beider Richtungen als politische Freunde gleich nahe stehen: Der Vorkämpfer der modernen Schule, von Liszt, und von Seiten der Klassiker der treffliche Göttinger Rechtslehrer von Bar. Auch die vorliegende kleine Schrift Bar's ist ein Beitrag zur Herstellung jenes modus vivendi zwischen beiden Schulen. Wie es aber seiner zugleich sehr konzilianten und doch in ihren Ueberzeugungen durchaus festen Persönlichkeit entspricht, zeigt sich Bar auch hier suaviter in modo, sed fortiter in re. Die urbane Form seiner Darlegungen, die sich offenbar bemühen, dem wissenschaftlichen Gegner nach Möglichkeit entgegen zu kommen, verhüllt daher keineswegs die noch vorhandenen großen Gegensätze gegenüber der modernen Richtung.

Am meisten nähert sich Bar den Forderungen der letzteren bezüglich des Strafvollzugs; und er stellt daher eine Reihe von wichtigen Grundsätzen des Strafvollzugs voran, deren reichsgesetzliche Sanktionirung schon jetzt erfolgen könnte. Dahin gehört vor allem die Ausgestaltung des Vollzugs der leichtesten Freiheitsstrafen sowie der Untersuchungshaft; ferner die Errichtung besonderer Anstalten für jugendliche Verbrecher. Auch für die gesetzliche Einführung der bedingten Verurtheilung tritt Bar ein, indem er zugleich die jetzt im Verwaltungswege eingeführte bedingte Begnadigung mit treffenden Gründen verwirft. Daß freilich Bar den betreffenden Gerichtsbeschluß von der Bestätigung eines aus höheren Justizbeamten bestehenden Kollegiums abhängig machen will, scheint bedenklich. Auch in der Frage der verminderten Zurechnungsfähigkeit kommt Bar den Postulaten der soziologischen Anschauung weit entgegen.

Spröder verhält er sich bezüglich einiger Grundfragen eines künftigen Strafgesetzbuches selbst. So begegnet er der Forderung, die Geldstrafen möglichst proportional der Leistungsfähigkeit des Verurtheilten anzupassen, mit Einwendungen, die doch nur zum Theil durchschlagen dürften, während seine Bedenken gegen den Ersatz der Geldstrafe bei Zahlungsunfähigkeit durch Abverdienen an Stelle der jetzigen eventuellen Freiheitsstrafe sehr beachtenswerth sind. Den schärfsten prinzipiellen Widerspruch erhebt Bar gegen die starke Betonung des subjektiven Moments seitens der neueren Richtung im Gegensatz zu der objektiven Schädigung durch die That. Hierin sieht er den eigentlichen Differenzpunkt der beiden Schulen. „Die neue Schule will direkt und ausschließlich den Verbrecher treffen, nach Umständen ihn bessern, unschädlich machen, zuweilen mit einem Denkzettel ablammen lassen. Die klassische Schule betrachtet in erster Linie die That als maßgebend; sie will die That vergelten aber, wie ich es für richtiger halte, die That öffentlich und autoritativ mißbilligen.“ Bar legt nun das Hauptgewicht auf den Eindruck, den die Strafe in der sozialen Gesammtheit hervorruft, der die Strafe ein starkes Motiv zur Unterlassung von Verbrechen sein soll. Dieser Gesichtspunkt mache es einerseits unmöglich, den Verbrecher etwa nur mit Liebe und Güte zu behandeln, wenngleich dies vielleicht auf den einzelnen besser als die schärfsten Strafen wirken könne; er stehe aber auch andererseits der Forderung entgegen, das Prinzip des Unschädlichmachens schonungslos durchzuführen. So verwirft denn Bar die Eintheilung der Verbrecher in Gelegenheits-, Gewohnheitsverbrecher und Unverbesserliche als Grundlage eines Strafgesetzbuchs; und demgemäß auch die Strafe der Verwahrung auf unbestimmte Zeit, die stets die Tendenz habe, zur Gesinnungsstrafe auszuarten. Es ist nur die logische Konsequenz dieses Gegensatzes in der Würdigung des subjektiven gegenüber dem objektiven Momente, daß Bar sich durchaus ablehnend zu den Forderungen verhält, welche die internationale kriminalistische Vereinigung bezüglich der strafrechtlichen Behandlung des Versuchs aufgestellt hat.

Schließlich gibt Bar der Befürchtung Ausdruck, daß eine zu weit gehende Berücksichtigung „durchaus neuer, noch nicht erprobter Theoreme“ das Zustandekommen des neuen Gesetzbuchs erschweren oder vereiteln könne. Jedenfalls solle aber die Aussicht auf jenes weitschichtige Gesetzgebungswerk nicht die sofortige Inangriffnahme derjenigen Verbesserungen hindern, über welche schon jetzt im wesentlichen Einmüthigkeit bestehe. „Gerade im Strafrecht ist Anschluß jeder Reform an die geschichtliche Entwicklung, an das allgemeine Rechtsbewußtsein, Sicherung auch gegen Mißgriffe der Strafgewalt selbst von schwerwiegendster Bedeutung. Erfolgt die Reform in diesem Sinne und kann sie zugleich den modernen Lebensverhältnissen mehr als das gegenwärtige Recht entsprechen, kann sie insbesondere, was die neue Schule mit Recht hervorhebt, in einer größeren Anzahl von Fällen den einzelnen Verbrecher bessern und im Nothfalle in schonender Weise unschädlich machen, ohne gegen jene Grundsätze zu verstoßen, welche die sogenannte klassische Schule vertheidigt, so wird sie nicht nur für das deutsche Reich ein Segen, sondern auch ein internationales Vorbild werden können.“

H. P.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 48. Berlin, den 29. August 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 18 Mk. jährlich (5½ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *,*.

Der Anschluß der Nationalsozialen an die Freisinnige Vereinigung. Von Theodor Barth.

Sozialer Liberalismus. Von Paul Arndt (Frankfurt a. M.)

Englisch-amerikanischer Imperialismus. Von Max Prager (München).

Lord Salisbury. Von Georg Stamper.

Ruskin's Buch der Jugend. Von Felix Poppenberg.

Ein Dichter. Erzählung von Per Hallström (Stockholm).

Zeitschriften:

„The Speaker": Liberalismus und Arbeiterpartei in England. Von W. R.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der bisherige Schatzsekretär des deutschen Reiches, Freiherr von Thielmann, hat sein dornenvolles Amt verlassen, und einer der bayerischen Bundesrathsbevollmächtigten, Freiherr von Stengel, ist zu seinem Nachfolger berufen worden. Es fehlt sowohl an zureichenden Gründen dafür, daß der eine gegangen, wie dafür, daß der andere gekommen ist. Wir wollen nicht behaupten, daß Herr von Thielmann für seinen Posten ganz besonders qualifizirt gewesen wäre. An wirthschaftspolitischer und finanzpolitischer Einsicht fehlt es ihm gewiß nicht, aber es mangelte ihm an staatsmännischer Initiative. Deshalb ließ er insbesondere auch auf zoll- und handelspolitischem Gebiete manches passiren, was seine bessere Einsicht sicherlich nicht gebilligt hat. Die geistlose Fortwurstelungspolitik wird ihm wohl schließlich über geworden sein, und er hat sich deshalb zurückgezogen.

Daß die Dinge sich unter seinem Nachfolger ändern werden, ist kaum vorauszusetzen. Ein Schatzsekretär kann nicht viel erreichen, wenn er keinen Reichskanzler über sich hat, der durch seine allgemeine Politik die Finanzpläne des Schatzsekretärs stützt. Aber gerade da hapert's. Graf Bülow hat sich bisher als der unfruchtbarste aller deutschen Reichskanzler erwiesen. Er hat einen überzeugenden Beweis dafür geliefert, daß die gewöhnliche diplomatische Geschicklichkeit und das Talent, einen nicht gerade leicht zu behandelnden Souverän bei guter Laune zu erhalten, doch nicht ausreichen, um die Politik eines großen Landes zu leiten. Graf Bülow versteht es recht gut, sich aus momentanen politischen Verlegenheiten zu befreien, aber nur um alsbald in größere Verlegenheiten zu gerathen. Seine Haltung bei der Berathung des Zolltarifs wird ihm so leicht kein anderer Staatsmann nachmachen. Die agrarisch-protektionistische Mehrheit des Reichstages bot ihm die Möglichkeit, sich für die Handelsvertragspolitik völlig freie Hand zu schaffen, und der Kanzler benutzt nicht die Gelegenheit, sich von seinen politischen Bedrängern zu befreien, sondern hilft ihnen über alle Verlegenheiten hinweg, läßt sich mit dem Antrage Kardorff selbst den Strick um den Hals legen, an den dann der Mühlstein des absurden Zolltarifs gehängt wird. Diesen Mühlstein schleppt er jetzt mit sich herum; kein Wunder, daß seine Handelsvertragspolitik keine Fortschritte macht.

Was kann unter solchen Umständen ein neuer Schatzsekretär erreichen, selbst wenn er mit noch so viel Reformideen in sein neues Amt eintreten sollte! Freiherr von Stengel ist ein erfahrener, kenntnißreicher Beamter, aber daß er über einen guten Bureaukraten hinausgewachsen wäre, hat man bisher noch nicht entdecken können. Auch fehlt es ihm an jener geistigen Elastizität und rednerischen Gewandtheit, die im Verkehr mit einem schwierigen Parlament sehr wünschenswerth ist. Unter diesen Verhältnissen wird man den Wechsel im Reichsschatzamt wohl mit den Worten kommentiren können: Plus ça change, plus c'est la même chose.

Die Preßkommentare über den Zusammenschluß der Freisinnigen Vereinigung mit den Nationalsozialen haben auch in der abgelaufenen Woche noch immer fortgedauert. Es ist charakteristisch, daß dieselben Federn, die sich jetzt seit Wochen bemühen, den Nachweis zu führen, daß die ganze Fusion politisch rein nichts bedeutet, nicht müde werden, dies Thema zum Gegenstand ihrer polemischen Betrachtungen zu machen. Die Methode erinnert an die konstanten Versicherungen der Reaktionäre, der Liberalismus sei todt. Anstatt sich einfach damit zu begnügen, den Todtenschein in optima forma auszustellen, wird immer wieder ein umständlicher Beweis dafür angetreten, daß im Liberalismus kein Leben mehr steckt. Man braucht an die Verbindung zwischen den Nationalsozialen und der Freisinnigen Vereinigung keine überschwenglichen Hoffnungen zu knüpfen,

aber sie ist wenigstens ein Beweis dafür, daß im Gesammtliberalismus noch nicht alle Triebkräfte erstorben sind. Daß der entschiedene Liberalismus nicht wieder von heute auf morgen einen größeren politischen Einfluß gewinnen kann, ist ebenso gewiß, wie daß er diesen größeren Einfluß nie wieder erringen wird, wenn er nicht die innere Kraft zur Regeneration bethätigt. Die alte unentwegte Politik, die ihren Stolz darin sucht, seit Jahrzehnten nichts gelernt und nichts vergessen zu haben, wird zwar zur Zeit von den Reaktionären als letztes Zeichen liberaler Charakterfestigkeit hoch gepriesen; oder die Anerkennung für die Politik der Unentwegten seitens solcher würdigen Preßorgane wie „Kreuzztg." und „Post" u. s. w. kann uns nur in der Ueberzeugung bestärken, daß der Liberalismus andere Pfade zu wandeln hat.

Die schönen Gelöbnisse, die in der nationalliberalen Presse gleich nach den Reichstagswahlen auftauchten, wonach die Nationalliberalen sich wieder ernsthaft auf ihre liberale Vergangenheit besinnen müßten, halten vor der politischen Praxis nicht Stand. Im 1. anhaltischen Wahlkreise, wo am 3. September die Nachwahl für Richard Roesicke stattfindet, haben Bündler und Konservative einen Großwürdenträger des Bundes der Landwirthe, Herrn Schirmer, aufgestellt, und die Dessauer Nationalliberalen haben, nachdem mit knapper Mehrheit ein Antrag auf direkte Unterstützung des bündlerischen Kandidaten abgelehnt war, den Beschluß gefaßt, es ihren Parteigenossen freizustellen, ob sie dem Bündler oder Herrn Schroder, dem Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung, ihre Stimme geben wollen. Toleranter kann man kaum sein. Glücklicherweise ist die Gefahr, daß Herr Schirmer in die Stichwahl kommt, völlig ausgeschlossen. Es kann sich nur darum handeln, ob der Kandidat der Freisinnigen Vereinigung oder ein Sozialdemokrat das Mandat Raesicke's erlangt. Roesicke hat dasselbe glänzend behauptet, weil er die Sozialdemokratie nicht mit den kleinlichen Mitteln der sogenannten Ordnungsparteien bekämpfte, sondern weil er mit Erfolg den Nachweis zu führen vermochte, daß die von ihm betriebene Politik eine wahrhaft arbeiterfreundliche und zugleich den Arbeiterinteressen nützliche sei. Roesicke's Politik war die Politik der Freisinnigen Vereinigung, wie sie sich unter fortgesetzter Mitwirkung von Karl Schroder entwickelt hat. Es ist deshalb zu hoffen, daß die Wähler, welche Roesicke erst vor wenigen Wochen gewählt haben, ihr Vertrauen auf dessen persönlichen und politischen Freund Schroder übertragen werden.

In Cöln ist einmal wieder ein großer Katholikentag abgehalten worden. Alljährlich treten dabei dieselben Männer mit denselben Reden in die Erscheinung. Man klagt darüber, daß der arme Papst noch immer ohne weltlichen Herrscherbesitz als Gefangener im Vatikan dahinschmachtet; man wettert gegen die Verfolgung der Katholiken im Deutschen Reich und dringt sich als Stützen von Thron und Altar, als Vertheidiger von Eigenthum und Familie, als Retter der Gesellschaft gegenüber der Sozialdemokratie in empfehlender Erinnerung. Der Beifall, der diesen Reden gespendet wird, ist immer stürmisch; aber das Interesse, welches die Welt an diesen rhetorischen Schaustellungen nimmt, wird alljährlich geringer.

Die ungarische Krise ist noch immer nicht beendet, und sollte sie durch Einsetzung eines neuen Ministeriums vorläufig beendet werden, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie sich in kürzester Zeit wieder erneuert. Eben deshalb sieht die Welt auch ohne sonderliches Interesse der Neubildung des ungarischen Ministeriums entgegen.

Der Schelmenroman der Humbert-Dourignac hat vor dem Pariser Schwurgericht einen wenigstens vorläufigen Abschluß gefunden. Das Suchen nach dem Neuen, das schon den Galliern Cäsars eigen war, nach Sensationen, die die verfeinerten Nerven reizen, die überreizten Nerven peitschen, gehört zum Nationalcharakter der Franzosen. Das so hoch gespannte Sensationsbedürfniß ist durch den Ausgang des Humbertprozesses nicht auf seine Kosten gekommen. Therese Humbert hatte zwar durch das Versprechen politischer Enthüllungen die Erwartung so gestachelt, daß z. B. das Preisausschreiben eines Boulevardblattes für die beste Prognose des Urtheils einem Totalisator auf dem Rennplatz glich; sie hat aber zum Mißvergnügen vieler Franzosen nicht Wort gehalten. Ihr großes Geheimniß, daß ein aus dem deutsch-französischen Kriege bekannter dunkler Ehrenmann der Urheber der fabelhaften Millionen sei, fand bei den Geschworenen keinen Glauben. Sie machte bis zuletzt den Eindruck einer geistig nicht normalen Person. Um so erstaunlicher ist es, daß sie den Millionenschwindel Jahrzehnte hindurch unentdeckt durchführen konnte. Ein politisches Nachspiel wird sich aber doch noch an den Prozeß anschließen. Es gibt nämlich auch in dieser Affäre ein „geheimes Aktenbündel", das aus unbekannten Gründen nicht veröffentlicht worden ist. Die Veröffentlichung hätte nach der Ansicht der Nationalisten Mitglieder und Freunde der Regierung kompromittirt. Die Minister werden also über den Prozeß interpellirt werden. Auch dabei wird es sich aber wohl nur um ein parlamentarisches Sensationsstück ohne tragischen Ausgang handeln. Die französische Regierung hat wichtigeres zu thun, als auf solchen Klatsch ernsthaft zu reagiren. Sie hat sich mit dem Ultramontanismus auseinanderzusetzen, und dabei hat sie sich bisher besser gehalten als die Regierung des großen Nachbarreiches.

* * *

Der Anschluß der Nationalsozialen an die Freisinnige Vereinigung.

Am nächsten Sonntag wird ein Parteitag der Nationalsozialen in Göttingen sich darüber schlüssig machen, ob die Nationalsozialen sich der Freisinnigen Vereinigung anschließen, oder ihre Organisation einfach auflösen wollen. Eine dritte Möglichkeit kommt nicht mehr ernsthaft in Frage. Es steht fest, daß die Hauptführer der Nationalsozialen, daß insbesondere Naumann und von Gerlach den Anschluß vollziehen werden; es kann sich jetzt nur darum handeln: wie viele ihrer Anhänger bringen sie in die neue Verbindung mit? Der feststehende Entschluß der führenden Männer machte den Weiterbestand der nationalsozialen Partei von vornherein unmöglich. Bruchtheile des bisherigen Verbandes, die den Anschluß an den Wahlverein der Liberalen nicht mitmachen wollen, mögen noch eine Zeitlang weiter existiren, aber kein Politiker kann darüber im Zweifel sein, daß eine nationalsoziale Partei ohne Naumann oder vielmehr gegen Naumann unmöglich ist. Darüber waren sich auch die Führer der Freisinnigen Vereinigung, als sie mit den Führern der Nationalsozialen wegen des Zusammenschlusses beider Gruppen in Verhandlung traten, von Anfang an klar. Dieser Punkt spielte auch bei ihren Erwägungen eine nicht geringe Rolle. Sie mußten sich sagen, und haben es sich gesagt, daß diese ersten vertraulichen Abmachungen in Wirklichkeit bereits eine vollendete Thatsache schüfen. Hätten sie sich davon überzeugen können, daß Naumann's Ansicht von der Unmöglichkeit einer gedeihlichen Sonderexistenz der nationalsozialen Parteigruppe irrig sei, so würden sie im Interesse des Gesammtliberalismus ihm zugeredet haben, die Bürde der nationalsozialen Führerschaft noch weiter zu tragen.

Man kann ja auch politisch zusammenarbeiten, ohne dasselbe Namensschild zu führen. Der uns leider so früh entrissene Richard Roesicke vor Jahre hindurch nicht einmal

Digitized by Google

Hospitant der Freisinnigen Vereinigung, sondern trug die Bezeichnung „wildliberal". Das hat nicht gehindert, daß er nicht bloß an allen Fraktionssitzungen der Freisinnigen Vereinigung theilnahm, sondern speziell in sozialpolitischer Beziehung auf die Fraktion, der er formell garnicht angehörte, einen immer wachsenden Einfluß gewann und sie auch rednerisch im Reichstage wiederholt vertrat. Ein ähnliches freundschaftliches Verhältniß läßt sich mit gleichstrebenden Politikern, die nicht in einem andern festen Parteiverbande stehen, leicht schaffen, schwer aber gegenüber Parlamentariern, die gleichzeitig einem andern Parteiverbande angehören. Auch diese Erwägung sprach für eine engere Angliederung der Nationalsozialen an die Freisinnige Vereinigung.

Nun hat man uns ebenso wie den Nationalsozialen in übertriebener Fürsorge um unser politisches Seelenheil von allen möglichen Seiten gewarnt, das geplante Bündniß abzuschließen: Die Persönlichkeiten paßten nicht zu einander und die Programme auch nicht. Es ist charakteristisch, in wie großem Umfange diese Besorgnisse gerade von solchen geäußert werden, die als wohlwollende Freunde anzusehen weder die Nationalsozialen noch die Freisinnige Vereinigung Veranlassung haben. Immerhin soll man auch gegnerische Kritiken nicht ohne weiteres in den Wind schlagen, schon deswegen nicht, weil man daraus auch gelegentlich erkennt, was für die Sache spricht.

Was zunächst die Programme anlangt, so hat schon Brentano darauf aufmerksam gemacht, daß es von den Nationalsozialen als ein Gewinn angesehen werden kann, daß die Verbindung mit dem Wahlverein der Liberalen sie von manchem programmatischen Ballast befreit. In allen geschriebenen Parteiprogrammen befindet sich eine Menge Ballast, der gelegentlich sehr unbequem zu werden pflegt. Ich erinnere nur an die programmatischen Bestimmungen in den Einigungspunkten bei der Fusion der beiden freisinnigen Gruppen im Jahre 1884. Die unfruchtbaren Septennatskämpfe, die der freisinnigen Partei so verhängnißvoll wurden, hätten sich vermeiden lassen, wenn nicht in den Einigungspunkten eine Bestimmung zu finden gewesen wäre, die zur Bekämpfung des Septennats zu verpflichten schien. So stritt man sich denn nachher wüthend um einen programmatischen Knochen, dessen sachliche Bedeutungslosigkeit heute von aller Welt anerkannt wird. Wohlverstanden, die Nationalsozialen, die an ihrem Programm hängen, sind beim Eintritt in den Wahlverein der Liberalen durchaus nicht verpflichtet, nun etwa ihren alten Glauben abzuschwören; sie dürfen nur nicht erwarten, daß die Mittel und Kräfte der neuen Vereinigung der Verwirklichung ihres gesammten weitschichtigen Programms dienstbar gemacht werden. Es handelt sich um gemeinsame politische Arbeit für in absehbarer Zeit erreichbare Ziele. Um solche Arbeit fruchtbar zu gestalten, müssen bei denjenigen, die zusammenarbeiten sollen, natürlich auch übereinstimmende politische Ueberzeugungen vorhanden sein. Aber darüber hinaus kann man eine weitgehende Toleranz üben.

Daß gewisse Verschiedenheiten in den politischen Programmen ein politisches Zusammenwirken nicht hindern, haben ja gerade die letzten Jahre gezeigt. Seit geraumer Zeit ist keine Frage der praktischen Politik aufgetaucht, bei der die Nationalsozialen nicht in derselben Richtung wie die Freisinnige Vereinigung politisch thätig gewesen wären. Ein solches Zusammenarbeiten wird keineswegs immer durch ein gleiches Parteiprogramm gewährleistet. Die wichtigste Frage der letzten Reichstagssession betraf die Art und Weise, wie der Zolltarifentwurf zu bekämpfen sei, und zur Zeit gibt es für die Freisinnigen keine wichtigere Frage als die, ob man bei den kommenden Landtagswahlen mit der Sozialdemokratie zusammengehen soll oder nicht. Die Parteiprogramme der freisinnigen Parteien enthalten keine Richtschnur für das Verhalten solchen praktisch-politischen Fragen gegenüber. Man soll deshalb die Bedeutung von Parteiprogrammen nicht allzu hoch einschätzen. Gewinnt man die Ueberzeugung, daß man an den politischen Aufgaben, welche die absehbare Zukunft stellt, gemeinsam zu arbeiten und einem gemeinsamen Ziele nachzustreben im Stande ist, so kann man meines Erachtens auch einen organisatorischen Zusammenschluß riskiren.

Nun versichern uns allerdings zugleich die guten Freunde, getreuen Nachbarn und desgleichen, auch die Persönlichkeiten in beiden Lagern würden sich auf die Dauer nicht vertragen, denn ihre Vergangenheit sei eine zu verschiedene, Rückfälle in alte Anschauungen seien nicht ausgeschlossen, und schließlich werde man wieder auseinanderstreben. Daß von den Männern, die sich jetzt zusammenschließen, nur wenige, vielleicht keiner, von sich sagen kann, daß sie genau dieselben Anschauungen heute vertreten, die sie vor fünf, zehn oder zwanzig Jahren vertreten haben, ist zuzugeben. Aber niemand von den Betheiligten steht in dem Verdacht, daß er durch äußerliche Beweggründe zu einer Korrektur seiner früheren Anschauungen veranlaßt worden ist. Wer aber aus innerer Ueberzeugung heraus seine Ansichten ändert, scheint mir politisch zuverlässiger zu sein, als wer äußeren Rücksichten zu Liebe oder aus innerer Trägheit alte Anschauungen unentwegt festhält.

Wir meinen deshalb, die Freisinnige Vereinigung wie die Nationalsozialen können es ruhig wagen, sich in dasselbe Boot zu setzen. Wenn man sich dazu entschließt, so soll man keine Kleinigkeitskrämerei beim Abschluß des Bündnißvertrages treiben und sich gegenseitig mit voller Offenheit behandeln. Papierene Garantien bedeuten wenig oder nichts. Aus derartigen Verbindungen erwachsen keine klagbaren Rechte. Für absehbare Zeit wird es sich nicht um Vortheile, die aus dem Bündniß zu vertheilen sind, handeln, sondern nur um Arbeit, die zu leisten ist. Die Nationalsozialen haben sich als eifrige politische Arbeiter erwiesen. Der Arbeit wegen, die sie in agitatorischer wie in organisatorischer Beziehung geleistet haben, sind sie an Bedeutung weit über die Anzahl ihrer unmittelbaren Gefolgschaft hinausgewachsen. Die zahllosen Preßkommentare, die sich jetzt seit Wochen mit dem Schicksal dieser kleinen Gruppe, mit nur 30 000 Wählern hinter sich, befaßt haben, liefern den besten Beweis, daß die öffentliche Meinung sehr wohl begreift, daß das politische Gewicht dieser Gruppe nicht an der Zahl ihrer Wähler gemessen werden darf. Die Arbeit, welche die Nationalsozialen in der neuen Verbindung leisten werden, wird auch das Maß ihres Einflusses bestimmen, den sie zu erlangen hoffen können. Das Feld zur Arbeitsbethätigung wird sich erweitern, an Arbeit selbst wird es nicht fehlen.

Den Gedanken, einen neuen Namen für die neue Verbindung zu schaffen, hat man, wie ich glaube mit Recht, nicht lange verfolgt. Man soll der Etikette nicht zu viel Werth beimessen, weder beim Wein, noch bei politischen Parteien. Aus demselben Grunde ist auch nichts dagegen zu erinnern, daß lokale Organisationen den Namen „Nationalsozialer Verein" beibehalten. Die Freisinnigen beider Richtungen haben auch vielfach die Bezeichnung: „Fortschrittlicher" oder „Liberaler" Verein beibehalten.

Endlich noch eine Bemerkung, welche die Leser der „Nation" unmittelbar interessirt. Die von Naumann gegründete „Zeit" wird mit dem 1. Oktober zu erscheinen aufhören. Der Redakteur der „Zeit", Herr Weinhausen, tritt in die Redaktion der „Nation" ein, und sowohl Herr Naumann wie die Hauptmitarbeiter der „Zeit", insbesondere Herr von Gerlach, werden regelmäßige Mitarbeiter der „Nation". Ich hätte diese Mitarbeiterschaft auch als einen großen Gewinn für die „Nation" betrachtet, wenn die betreffenden Männer sich nicht zu einem Anschluß an den Wahlverein der Liberalen hätten entschließen können. Die ständige Mitarbeit der nationalsozialen Führer wird aber voraussichtlich auch dazu beitragen, die Gesammtarbeit der neuen Vereinigung einheitlich zu gestalten.

Theodor Barth.

Digitized by Google

Sozialer Liberalismus.

Allenthalben stellt man jetzt in Deutschland die Frage, ob dem Liberalismus noch eine Zukunft beschieden sei. Daß der Liberalismus altersschwach sei, behaupten nicht nur seine Gegner; auch viele seiner Freunde wagen nicht mehr, an seine Lebensfrische zu glauben. Eiferer, links und rechts, haben ihm schon den Todtenschein ausgestellt. Indessen gibt er gerade jetzt, nach der Niederlage im Wahlkampfe, erfreuliche Beweise von seiner Lebenskraft. Rufe nach Selbstbesinnung, Regeneration, Reorganisation ertönen mit großer Eindringlichkeit im liberalen Lager oder, wie vielmehr gesagt werden muß, in den verschiedenen liberalen Lagern.

Es ist verständlich, daß zuerst die Ursache der Niederlage in der Spaltung der Liberalen in verschiedene Parteien gesucht, und daß daher vor allen Dingen Einigkeit gepredigt wurde. Auch ist es klar, daß man weiter an die Stellungnahme der liberalen Fraktionen zu den einzelnen Fragen der praktischen Politik, die in der letzten Zeit aufgeworfen wurden, zurückdachte, bald hier, bald dort Fehler zu entdecken glaubte und daher vorschlug, künftig in solchen Fällen anders zu verfahren. So nützlich diese Erwägungen auch sein mögen, so reichen sie doch nicht aus; sie dringen nicht tief genug und treffen daher den Kern der Sache nicht. Wir müssen auf die Grundsätze des Liberalismus zurückgreifen und uns fragen, ob sie noch heute gegenüber den großen Problemen der modernen Entwicklung unsere Leitsätze sein können, ob die alten Grundlagen des Liberalismus noch stark genug sind, um auf ihnen eine zeitgemäße positive Politik aufzubauen, ob die alten Ideale des Liberalismus noch im Stande sind, die Begeisterung, deren man zu „großen Thaten" bedarf, zu erwecken und die wankenden Reihen der liberalen Armee mit neuer Siegeszuversicht zu erfüllen. Das sind die entscheidenden Fragen. Nur wenn sie bejaht werden können, hat der Liberalismus eine Zukunft. Sie können mit größter Bestimmtheit bejaht werden. Indessen muß bei der Anwendung der alten, aber ewig jungen Grundsätze des Liberalismus auf die Probleme der Gegenwart mit mancher Tradition, die noch vielen Liberalen theuer ist, gebrochen werden. Um es sofort mit einem kurzen Schlagwort zu sagen, der Liberalismus muß sich seines sozialen Charakters mehr bewußt werden.

Was ist das Wesen des Liberalismus? Die Antwort liegt in dem Worte selbst enthalten: die Forderung der Freiheit. Der Liberalismus kämpft für Freiheit auf geistigem, politischem und wirthschaftlichem Gebiete. Auf allen drei Gebieten hat er in den letzten Jahrhunderten nach heißem Ringen ruhmvolle Siege erfochten; jedoch auch Niederlagen sind ihm nicht erspart geblieben; und noch immer muß er gerüstet auf der Wacht stehen, bereit zur Abwehr und entschlossen zu neuem Angriff. Klerikalismus, Absolutismus, Feudalismus, Merkantilismus, diese seine Hauptfeinde sind von ihm überwunden worden. Es scheint uns undenkbar, daß sie jemals wieder zur Herrschaft kommen werden; indessen fehlt noch viel daran, daß sie ganz ausgerottet wären. Ein ernstliches Infragestellen der liberalen Errungenschaften würde mit einem Schlage wieder die Macht der liberalen Idee offenbaren; zur Vertheidigung der bedrohten Güter würden die liberalen Truppen von rechts und links gewaltigen Zuzug erhalten.

Trotz dieser großen Erfolge hat der Liberalismus in den letzten Jahrzehnten an Zugkraft und Einfluß verloren. Angesichts ungemein wichtiger Aufgaben, die dem deutschen Volke gestellt wurden, haben sich seine Anhänger entzweit; die einen bekämpften, was die anderen vertheidigten. Es gilt dies besonders von den Problemen, die sich aus dem wirthschaftlichen Aufschwung Deutschlands nach den Einigungskriegen von 1864 bis 1871 ergaben. Das gewaltige Anwachsen des Großbetriebes in Handel und Industrie und die immer enger werdende Verflechtung der deutschen Volkswirthschaft in die Weltwirthschaft stellten der deutschen Politik neue große Aufgaben, denen gegenüber zahlreiche Anhänger des Liberalismus versagten. In Betracht kamen hierbei vor allem die Gebiete der Sozialpolitik und der nationalen Machtpolitik. Woran es gelegen hat, daß der Liberalismus sich auf diesen Gebieten nicht anpassungsfähig genug erwies, soll hier nicht im einzelnen untersucht werden. Sicher ist, daß sich hervorragende Liberale der neuen sozial- und machtpolitischen Entwicklung aus Prinzip widersetzt haben. Diese Seite der Sache ist auch vom Standpunkte der praktischen Politik heute noch von Interesse. Sie verdient eine Prüfung an dieser Stelle.

Es soll jedoch keine historische Darlegung versucht werden, sondern im Hinblick auf die Erfahrungen des letzten Wahlkampfes eine Beantwortung der praktischen Frage: Muß der Liberalismus die moderne sozial- und machtpolitische Entwicklung Deutschlands grundsätzlich bekämpfen? Zweifellos sind viele entschiedene Anhänger des Liberalismus, die lange die Sozial- und Machtpolitik der Reichsregierung bekämpft haben, jetzt geneigt, mit derselben Frieden zu schließen, ja sogar sie kräftig zu fördern. Aber sie müßten nicht gute Deutsche, d. h. unverbesserliche Doktrinäre, sein, wenn sie nicht der Gedanke quälte, ob auch die neue Politik mit der liberalen „Weltanschauung" vereinbar sei. Wenn die Ankränkelung durch dieses Gedankens Blässe einmal beseitigt ist, so wird auch, wie mit Sicherheit zu erwarten ist, die liberale Propaganda wieder mit mehr „Muth und Nachdruck" einsetzen.

Zur Beantwortung der Frage bedarf es eines Zurückgreifens auf einige oberste Sätze der Ethik. Der Liberalismus kann zwei entgegengesetzten ethischen Prinzipien entspringen. Besser gesagt: Es gibt zwei Arten Liberalismus, deren Grundsätze gänzlich verschieden sind, die aber in der Wahl der Mittel zur Verwirklichung ihrer Ziele übereinstimmen. Beiden gemeinsam ist die Forderung der Freiheit. Die Freiheit ist aber nur ein Mittel, nicht ein Zweck. Der Zweck, dem die Freiheit dienen soll, ist das Wohl — wessen? Hier tritt der Unterschied zu Tage. Entweder glaubt man, der Zweck des menschlichen Daseins erschöpfe sich im Wohle des einzelnen Individuums, oder man glaubt an einen auf die „Erziehung des Menschengeschlechts" gerichteten „weisen Weltenplan", dem die Geschicke der einzelnen Individuen und Völker zu dienen haben, betrachtet daher als Zweck des menschlichen Daseins das Wohl des sozialen Ganzen, in letzter Linie der Menschheit. Auf der ersteren Weltanschauung beruht das Individualprinzip, auf der letzteren das Sozialprinzip. Mag nun aber als höchstes Ziel das Wohl des Individuums oder das der Gesammtheit angesehen werden, in beiden Fällen kann man versuchen, das Ziel durch die Freiheit zu erreichen. Daß aus dem Individualprinzip, das die Selbstherrlichkeit des Individuums proklamirt, die Forderung der Freiheit entspringt, leuchtet ohne weiteres ein. Aber auch vom Standpunkte des Sozialprinzips, nach welchem das Individuum nur dienendes Glied des Ganzen ist, kann die Freiheit als bestes Mittel zur Entfaltung „reiner Menschlichkeit", zur Verwirklichung der „Bestimmung der Menschheit", zur Erklimmung der höchsten Stufe menschlicher Kultur gefordert werden. Es gibt also einen individualistischen und einen sozialen Liberalismus. Nicht viele Liberale werden sich über den fundamentalen Unterschied zwischen den beiden Arten klar sein; aber alle müssen, wenn sie eine grundsätzliche Entscheidung treffen wollen, bewußt oder unbewußt, auf das eine oder das andere Prinzip zurückgreifen.

Ob es möglich ist, vom Standpunkte des individualistischen Liberalismus aus unserer modernen Sozial- und Machtpolitik zuzustimmen, möge dahingestellt bleiben. Im deutschen Geistesleben hat er kaum eine Stätte. Wohl alle unsere großen Denker bekannten sich, seitdem man überhaupt über die gesellschaftlichen Normen nachzusinnen begann, zum Sozialprinzip. Fast alle glaubten auch an die heilsame Wirkung der Freiheit, waren also in diesem Sinne Anhänger eines sozialen Liberalismus. Ebenso hat der deutsche Liberalismus in der praktischen Politik prinzipiell

Digitized by Google

immer die Interessen der Gesammtheit, des Vaterlandes oder der Menschheit, über die des Individuums gestellt. Der deutsche Liberalismus ist also sozial gewesen, und er kann auch in Zukunft nicht anders als sozial sein. Er muß sich indessen einiger Folgerungen, die sich aus seinen Prinzipien ergeben, deutlicher bewußt werden.

Sozial fühlen heißt, sich als Glied eines Ganzen fühlen. Das Ganze, welches für uns gegenwärtig vor allem in Betracht kommt, ist die politisch geeinte Nation, der Staat. Sozial denken heißt, sich des Zusammenhanges mit dem Staatsganzen und mit jedem einzelnen Staatsangehörigen bewußt sein.

Wenn daher der Liberalismus auch grundsätzlich die Freiheit proklamirt, so gestattet er sie doch nur, eben weil er sozial ist, innerhalb gewisser Schranken, die im Interesse des sozialen Ganzen und im Interesse des „Nächsten" errichtet sind. Wir proklamiren z. B. die wirthschaftliche Freiheit (Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Verkehrsfreiheit u. s. w.), aber wir setzen voraus, daß sich der freie Wettbewerb innerhalb der Grenzen hält, die durch Recht und Moral gezogen sind. Wir verlangen also, daß das Leben und das Eigenthum geachtet, daß die Verträge gehalten werden, daß man sich nicht unerlaubter und unlauterer Kampfmittel bedient. Wir treffen außerdem Fürsorge für diejenigen, welche am Wettkampfe noch nicht oder nicht mehr theilnehmen können, wie Kinder, Greise, Kranke. Wir gewähren sogar vermittelst des Schulzwanges jedem eine gewisse Ausrüstung, ehe er den Kampfplatz betritt. Der Wettkampf, den wir prinzipiell wollen, wird auf diese Weise seiner ursprünglichen Rohheit beraubt; er vollzieht sich in milderen, gesitteteren, menschlicheren Formen. Die Schranken, innerhalb deren er sich abspielt, sind aber nicht starr. Jeder Fortschritt der Kultur hat die Tendenz, den Kampf zu veredeln. Man hatte sich lange damit begnügt, den wenig Bemittelten, der zur Theilnahme am Konkurrenzkampfe aufgefordert wurde, vor dem Schlimmsten, dem Hungertode, zu bewahren; dem in Noth Gerathenen war eine Armenunterstützung sicher. Wenn nun die moderne soziale Versicherungsgesetzgebung versucht, die Unbemittelten nicht so weit sinken zu lassen, daß sie der Armenfürsorge anheimfallen, was ist das weiter, als eine neue Milderung des Kampfes, der noch hart und heilsam genug bleibt! Nur das ärgste Unglück soll den Staatsangehörigen auf diese Weise erspart werden; „seines Glückes Schmied" bleibt trotzdem ein jeder. So verhält es sich mit unserer modernen Sozialpolitik im allgemeinen. Ueber die Zweckmäßigkeit jeder einzelnen Maßregel mag man verschiedener Meinung sein; aber prinzipiell kann der Liberalismus solche Milderungen des wirthschaftlichen Kampfes nicht ablehnen; er muß sie sogar als Vorkämpfer einer höheren Gesittung der Menschheit auszudehnen suchen. Das Sozialprinzip, zu dem sich jeder deutsche Liberale bekennen sollte, führt so zu einer grundsätzlichen Unterstützung der modernen Sozialpolitik.

Aus dem Sozialprinzip ergibt sich auch die Stellungnahme zu den neu aufgetauchten Problemen der deutschnationalen Machtpolitik. Sozial fühlen heißt vom nationalen Standpunkte aus patriotisch sein. Zur Nächstenliebe, der treibenden Kraft der Sozialreform, gesellt sich als weitere Manifestation des Sozialprinzips die Liebe zum Vaterlande. Diese aber bedingt auf dem Gebiete der äußeren Politik Wahrung und Mehrung der Macht des Deutschthums in der Welt. Gerade für die entschiedenen Liberalen ist es von größter Wichtigkeit, sich über die Folgerungen, die sich aus diesen Grundsätzen ergeben, klar zu werden. Die freisinnigen Parteien sind unter sich darin einig, daß sie die Freiheit des internationalen wirthschaftlichen Verkehrs als ein Mittel zur vollen Ausnutzung der enormen Vortheile internationaler Arbeitstheilung und damit zur Hebung der allgemeinen wie besonders der nationalen Wohlfahrt betrachten und daher für eine wirthschaftliche „Weltpolitik" eintreten. Aber nicht alle entschiedenen Liberalen haben den weiteren Schluß gezogen, daß der wirthschaftlichen eine allgemeine Weltpolitik entsprechen muß. Angesichts der Feindseligkeit anderer Nationen, die wir uns gegenüber und unter einander fast Tag für Tag bethätigt sehen, muß unsere allgemeine Weltpolitik in der Entfaltung nationaler Macht bestehen. Wir können uns nicht darauf verlassen, daß der Neid, mit dem andere mächtige Völker das Anwachsen unseres Außenhandels betrachten, sich nicht einmal in eine direkte gewaltsame Störung ja Vernichtung unserer auswärtigen Handelsbeziehungen umsetzen wird. Nachdem wir einmal so viel deutsches Gut und Blut ins Ausland gesandt haben, dürfen wir das Fortbestehen dieser Theile unseres sozialen Organismus nicht lediglich vom Gutdünken und Wohlwollen unserer Feinde abhängen lassen; werden sie zu Grunde gerichtet, dann leiden auch die in der Heimath Zurückgebliebenen schwer. Es wäre unverantwortlich, Deutschland immer enger in die Weltwirthschaft zu verstricken und nicht gleichzeitig dafür Sorge zu tragen, daß der deutsche Kaufmann und der deutsche Kolonist im Auslande nöthigenfalls mit dem Schwerte vor Vergewaltigungen geschützt und die Wege unserer Ein- und Ausfuhr von deutschen Kriegsschiffen offen gehalten werden können. Schon das Gebot nationaler Selbsterhaltung nöthigt jetzt alle Patrioten und unter ihnen besonders die entschiedenen Vertreter der Freihandelspolitik zur Unterstützung der modernen Machtpolitik Deutschlands, namentlich der Verstärkung der deutschen Kriegsflotte. Wer hierbei nicht entschlossen mitwirkt, trägt dazu bei, Deutschlands Unabhängigkeit, seine Freiheit zu gefährden. Und welches Gemeinwesen, das Lebenskraft und Lebensmuth besitzt, möchte sich auf die Defensive beschränken! Wer das Deutschthum liebt und es für eine Kulturmacht hält, wird wünschen, daß es sich auf der Erde ausdehne. Da aber gilt es, manchen Widerstand zu überwinden. Keiner, der die Geschichte kennt und weiß, in wie weiten Theilen der Erde noch die rohe Gewalt herrscht, wird sich darüber im Zweifel sein, daß bei der Ausbreitung des Deutschthums über See noch manches Problem nicht anders als mit dem Schwert gelöst werden kann. Hieraus müssen auch die sozial empfindenden Liberalen, obgleich sie im inneren Staatsleben die Anwendung von Gewalt verabscheuen, mit Entschlossenheit die nothwendigen Konsequenzen ziehen. Indem sich die entschiedenen Liberalen nicht mehr wie bisher theilweise widerwillig auf der Bahn der Weltpolitik mitschleppen lassen, sondern bei der Durchführung derselben zielbewußt und freudig mitwirken, sichern sie sich auch ein Mitbestimmungsrecht bei vielen Einzelheiten dieser Politik. Das ist besonders wichtig auf diesem Gebiete, wo ein weises und hochherziges Maßhalten so nöthig und so schwer ist.

Gegenüber einem übertriebenen Nationalitätsbewußtsein kann das Sozialprinzip als Korrektur wirken. Es muß uns an die allgemeinen Interessen der menschlichen Gesellschaft erinnern. Ueber der Nation steht die Menschheit. In diesem Sinne heißt sozial denken die allgemeinen Kulturinteressen im Auge behalten. Daraus ergibt sich der für die auswärtige Politik, insbesondere für die Kolonialpolitik, so wichtige Satz, daß das deutsche Volk, wenn es sich auf der Erde ausdehnt, sich nur als Organ der Menschheit ansehen und nur in solch bescheidener Beschränkung handeln darf, mit andern Worten, die Forderung der Humanität. Der soziale Liberalismus hat dafür zu sorgen, daß das Schiff des deutschen Kaufmanns vor feindlicher Gewalt geschützt sei, aber auch dafür, daß sich an das Schiff wirklich das „Gute" anknüpfe.

Ein individualistischer Liberalismus mag gegenüber den gewaltigen Problemen der Neuzeit, die nur mit Hilfe der großen sozialen Organe, des Staates, der Gemeinden u. s. w. gelöst werden können, in Verlegenheit gerathen. Die Stellungnahme des sozialen Liberalismus zu den Fragen ist durch seine Prinzipien klar bestimmt. Der soziale Liberalismus kann und muß die Führung übernehmen nicht nur auf dem Gebiete der Sozialreform, sondern auch auf den Pfaden, auf denen sich Deutschland zu einer wirthschaftlichen, politischen und kulturellen Weltmacht ersten Ranges erhebt.

Digitized by Google

Wer ein solches Programm vertritt, dem braucht um seine Zukunft nicht bange zu sein. Selbstbesinnung führt hier zur Stärkung des Selbstvertrauens. Selbstvertrauen hat werbende Kraft. Es wird den verlorenen Einfluß zurückgewinnen. „Wenn ihr euch nur selbst vertraut, vertrauen euch die andern Seelen."

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

Englisch-amerikanischer Imperialismus.

I.

Von einer Politik rücksichtsloser Ausbeutung der Kolonien zum Vortheil des Mutterlandes ist das englische Kolonialreich ausgegangen, und es ist angelangt, wenigstens wenn es nach dem Kopfe des Herrn Chamberlain geht, bei einer Politik, welche dem Mutterland die größten Opfer auferlegt zu keinem andern Zweck, als um die Kolonien durch Bethätigung mütterlicher Liebe zu kindlicher Anhänglichkeit zu zwingen. Das England Georgs des Dritten hat seine werthvollsten Kolonien verloren, weil es sie gegen ihren Willen in unerträglicher Weise besteuerte; das England Eduards des Siebenten trägt sich mit dem Gedanken, seinen Kolonien zu allen den Vortheilen, welche diese schon heute fast ohne Gegenleistungen genießen, weiterhin die größten fiskalischen und Handelsvortheile einzuräumen. Und das tiefste, wenn auch selten ausgesprochene Motiv dieses jüngsten Gedankens der englischen Kolonialpolitik ist die Furcht vor dem Verluste des letzten Restes eben jenes nordamerikanischen Kolonialreichs, dessen größerer Theil als „Vereinigte Staaten von Amerika" dem Mutterlande unwiederbringlich verloren gegangen ist und nun den Anspruch erhebt, den ganzen amerikanischen Kontinent zu beherrschen.

Canada mit seinen 5½ Millionen Einwohnern, vorwiegend französischer Abkunft, bestimmt so den Kurs der Handelspolitik des großen englischen Kolonialreichs, indem es selbst das Ziel verfolgt, das übrige britische Nordamerika, Neufundland und Labrador, aufzusaugen und sich vollständig selbständig zu machen, während die Vereinigten Staaten ihre Absicht, ihren Territorialbesitz in Nordamerika bei passender Gelegenheit zu „arrondiren", keinen Augenblick verleugnen. „Jeder rechtschaffene Amerikaner", so schreibt Präsident Roosevelt in seinem jüngsten Buch über „Amerikanismus", „jeder Politiker in unserm Lande sieht verlangend dem Tag entgegen, wo keine einzige Kolonialmacht mehr ein Stück amerikanischer Erde besitzen wird".

Glückliches Canada! Zwei gewaltige Nationen ringen um seinen alleinigen Besitz, und dabei macht es die erheblichsten Fortschritte zu immer größerer wirthschaftlicher und politischer Unabhängigkeit. Indien, Australien, Neuseeland, Cap, Natal und Neufundland — alle tragen wenigstens ein bescheidenes Scherflein zum Unterhalt der großen englischen Kriegsmarine bei, die gegenwärtig über 700 Millionen Mark jährlich in Anspruch nimmt. Canada allein zahlt keinen Pfennig und ist doch der Liebling des englischen Mutterlandes! Der Verlust Canadas, das ist die amerikanische Gefahr, welche den Chamberlainismus gezeitigt hat. „The Canadian problem is at the root of all this policy." Man spricht es selten aus, aber jeder verständige Engländer weiß es.

II.

Der Zufall hat es gewollt, daß die Vereinigten Staaten fast gerade um die Zeit dieses kritischen Wendepunkts der englischen Kolonialpolitik selbst in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten sind. Sie haben, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ihre Monroedoktrin, welche sie ebenso auf den amerikanischen Kontinent beschränkte, wie sie die europäischen Mächte davon ausschließt, über den Haufen geworfen und durch Eroberung der Philippinen einen schönen Platz an der Sonne Asiens gewonnen. Spanien, das an der merkantilistischen Kolonialpolitik bis ans bittere Ende festhielt, wie der edle Ritter von der Mancha an Dulcinea von Toboso, hat ihnen fast den ganzen Rest seines einst so mächtigen Kolonialreiches abtreten müssen. Aber merkwürdig — dieselben Amerikaner, welche als Befreier nach den Philippinen gekommen waren, verwandelten sich alsbald nach der Vertreibung der Spanier in Unterdrücker und beraubten die Philippiner ihrer theuer erkämpften Freiheit. Und welches sind die Ideen der Handelspolitik, welche Porto-Rico und den Philippinen gegenüber zur Anwendung gelangen? Es ist der alte unverfälschte Merkantilismus! Die wichtigsten Interessen der durch den Krieg und allerhand Mißgeschick aufs schwerste heimgesuchten Kolonien werden rücksichtslos den Interessen einiger zollgeschützter amerikanischer Industrien geopfert. Die amerikanischen Offiziere, welche den provisorischen Zolltarif für die Philippinen nach der Abtretung zu entwerfen hatten, erledigten sich ihrer Aufgabe auf die einfachste Weise. Sie fragten bei den amerikanischen Firmen, welche an der Einfuhr in die Philippinen hauptsächlich interessirt waren, an und machten sich ein Vergnügen daraus, den Zolltarif ganz nach deren Wünschen zu gestalten, ohne sich auch nur einen Deut um die Interessen der Philippiner zu kümmern. Ebenso wenig kümmerten sie sich um die Bestimmungen des Pariser Vertrags, welcher den Spaniern dieselben Handelsvortheile zusicherte, welche die Amerikaner selbst auf den Philippinen genießen würden, noch um die Politik der „offenen Thür". Zwar wurden keine differentiellen Zölle auf die Provenienzen anderer Länder gelegt, aber die Waaren wurden so klassifizirt, daß die amerikanische Einfuhr vor der anderer Länder ungeheuerlich bevorzugt war. Das definitive Tarifgesetz für die Philippinen vom 8. März 1902 milderte diese Politik ein wenig, indem wenigstens der philippinischen Einfuhr in die Vereinigten Staaten eine Ermäßigung der Sätze des Dingley-Tarifs zugestanden wurde, im übrigen blieb der merkantilistische Grundcharakter derselben erhalten.

Hier sind zwei mächtige Handelsstaaten: in beiden herrscht die angelsächsische Rasse, beide verfolgen eine Politik der Ausdehnung ihres Gebiets durch Krieg und der Erweiterung ihrer Absatzmärkte durch alle Künste des Friedens. Aber während der eine, der seine Existenz der Ausbeutungspolitik des andern verdankt, dieselbe Ausbeutungspolitik seinen eigenen Kolonien gegenüber in Anwendung bringt, erwägt der andere den Uebergang zu einer Politik der Aufopferung zu Gunsten seiner Kolonien, bei welcher seine eigene Existenz auf dem Spiele steht. Und beide wetteifern um den endgültigen Besitz von Canada! Während die Vereinigten Staaten versuchen, es durch Zoll- und andere Chikanen mürbe zu machen, klammert sich England an dieses sein Schmerzenskind mit der aufopfernden Liebe einer Niobe.

III.

Noch sind es nur einige schüchterne Schritte, welche England auf dem Wege gewagt hat, den ihm sein gegenwärtiger Kolonialminister weist. Aber sie reichen hin, um die Erkenntniß zu fördern, welch ungeheuere Bedeutung die weitere Verfolgung dieses Weges insbesondere auch für Deutschland haben würde.

Am 23. Mai 1897 erließ Canada, das einen mit der goldenen Jubiläumsmedaille des Cobden-Klubs dekorirten Ministerpräsidenten und einen hochschutzzöllnerischen Tarif besitzt, ein neues Zollgesetz, nach welchem die Einfuhr von England und den britischen Kolonien von diesem Tage ab um 12½ Proz., vom 1. Juli 1898 um 25 Proz. weniger Zoll zahlen sollte als die Einfuhr aus andern Ländern. Im Jahre 1897 war der deutsch-englische Handelsvertrag vom 30. Mai 1865 noch in Kraft, welcher den Handel zwischen Großbritannien und seinen Kolonien einerseits und Deutschland andererseits auf die Basis der Meistbegünstigung gestellt

Digitized by Google

hatte. Dieser Handelsvertrag wurde von England auf Drängen Canadas am 30. Juli 1897 gekündigt, weil sonst die von Canada dem Mutterlande gewährten Zollvergünstigungen auch Deutschland zu Gute gekommen wären. Das Unglück wäre nicht besonders groß gewesen. Denn auch nach der Reduktion um 12½ Proz. und selbst 25 Proz. blieben die canadischen Zölle noch protektionistisch genug, zumal die Wirkungen der Zollermäßigung durch andere Mittel, z. B. beim Eisen durch Erhöhung der staatlichen Prämien, zum Theil paralysirt wurden. So hat selbst die Ermäßigung um 33 Proz., welche vom 1. Juli 1900 ab in Kraft trat, die Einfuhr aus Großbritannien in Canada nicht in hervorragendem Maße zu steigern vermocht. Sie betrug:

1898	32,5	Mill.	Doll.	oder	24,8	Proz.	der	Gesammteinfuhr,
1900	44,7	„	„	„	24,8	„	„	„
1902	49,2	„	„	„	24,2	„	„	„

Gleichzeitig betrug die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten, welche allerdings im Unterschied von der englischen meist aus zollfreien oder niedrig verzollten Artikeln, insbesondere Rohstoffen, besteht:

1898	78,7	Mill.	Doll.	oder	60,2	Proz.	der	Gesammteinfuhr,
1900	109,8	„	„	„	60,7	„	„	„
1902	120,8	„	„	„	59,5	„	„	„

Die Absicht der canadischen Regierung war aber auch gar nicht die, dem Mutterlande zum Schaden der eigenen Industrie sonderliche Handelsvortheile einzuräumen. Der Hauptgrund für Canadas Vorgehen lag vielmehr in der amerikanischen Dingleydill. Man wollte einen Druck auf die Vereinigten Staaten ausüben, um womöglich zu einem günstigen Handelsabkommen mit denselben zu gelangen, und England gab dem Verlangen Canadas nach, um diese wichtige Kolonie bei guter Laune zu halten. Die Sache sieht äußerlich aus wie ein Akt äußerst werkthätiger Liebe auf Seiten Canadas, in Wirklichkeit bedeutet schon dieser erste Schritt auf dem Wege zum Chamberlain'schen Reichszollsystem eine große Selbstverleugnung des Mutterlandes, das durch Kündigung des deutschen Handelsvertrags seine so viel wichtigeren und werthvolleren Handelsbeziehungen zum deutschen Reiche der Unsicherheit und Gefährdung preis gab.

Nicht allen seinen Kindern wendet das englische Mutterland die gleiche Liebe zu. Das enfant gâté ist und bleibt Canada. Es gibt kein besseres Beispiel für die Art, wie es vom Mutterlande verwöhnt wird, als die Frage der Hochseefischerei in den Gewässern Britisch-Nordamerikas. Diese Frage ist ein alter Zankapfel zwischen den amerikanischen Kolonialmächten und hat früher schon zu blutigen Zusammenstößen zwischen denselben geführt. Für die Amerikaner hat die Sache neben ihrer wirthschaftlichen Seite, welche die Fischereibevölkerung Neu-Englands näher interessirt, eine sehr wichtige national-politische Bedeutung. Denn die Fischereiflotte ist die Rekrutenschule der amerikanischen Kriegsmarine, für welche die Bemannungsfrage das schwierigste Problem ist. Den Schlüssel zu dem vielumstrittenen Fischteich des britischen Nordamerikas besitzt nun Neufundland, dessen Küste der natürliche Stützpunkt für die Fischereiflottillen ist und das außerdem das Monopol für die Köderfische besitzt, deren die Fischer zum Fang der Hochseefische bedürfen. Neufundland brauchte nur ein Gesetz zu erlassen, wie es 1888 gegenüber Frankreich thatsächlich gethan hat, welches die Abgabe von Köderfischen an fremde Fischer verböte, um sich das Monopol des Fischfangs in jenen Gewässern zu sichern. Die Vereinigten Staaten sind daher längst gern bereit, den Neufundländern gegen Freigabe der Fischerei in ihren Gewässern bedeutende Handelsvortheile einzuräumen. Ein solches Uebereinkommen scheiterte jedoch stets an dem Umstande, daß Canada, welches für seine Einfuhr von Fischen und Fischereiprodukten in die Vereinigten Staaten aus naheliegenden Gründen nicht dieselben Vortheile erhalten kann, wie Neufundland, stets zum Schaden dieser ältesten englischen Kolonie bei der Londoner Regierung intervenirte. Erst ganz neuerdings ist es endlich zu einem den Neufundländern günstigen Abkommen — dem sogenannten Hay-Bond-Vertrag — gekommen, dessen Ratifikation indessen noch aussteht und höchstwahrscheinlich abermals von Canada hintertrieben werden wird. Canada ist es auch, welches von dem Reichszollprojekt Chamberlain's, wenn es verwirklicht werden sollte, die größten Vortheile ziehen würde. Es würde die Vereinigten Staaten vom englischen Weizenmarkte verdrängen und brauchte doch von seiner Politik des Schutzes seiner einheimischen Industrie nicht abzulassen. Keine andere Kolonie hätte von den Lebensmittelzöllen, ohne welche die Verwirklichung der Chamberlain'schen Idee nicht denkbar ist, auch nur annähernd gleich große Vortheile.

Darum wird sich auch, sobald einmal das Chamberlain'sche Reformprojekt greifbarere Gestalt angenommen haben wird, die Fiktion nicht länger aufrecht erhalten lassen, daß dieses Projekt seine Spitze in erster Linie gegen Deutschland kehre. Schon jetzt richtet Andrew Carnegie von seinem schottischen Landsitze aus gehrmüthige Episteln an die „Times", in welchen er den Engländern die furchtbarsten Repressalien in Aussicht stellt, welche die Vereinigten Staaten eventuell gegen Canada ergreifen würden, und das Maß seines Eifers mag man aus dem Umstande ermessen, daß er, der dem Hochschutzzoll seine Milliarden verdankt, die Engländer mit freihändlerischen Argumenten zu überzeugen sucht.

Freilich ist die Gefahr, welche dem deutschen Handel und der deutschen Industrie im Falle der Verwirklichung des Chamberlain'schen Reformprojekts drohen würde, groß genug. Denn England ist das Hauptabsatzgebiet unseres Außenhandels. Aber diese Gefahr würde vermindert durch die Einbuße an Konkurrenzfähigkeit auf andern Märkten, welche die Engländer erleiden würden, wenn sie thöricht genug sein sollten, eine Politik preiszugeben, welche sich durch siebenundfünfzig Jahre hindurch glänzend bewährt hat.

Aber auch, wenn die Verwirklichung des Reichszollprojekts unterbleiben sollte, hätte Deutschland allen Grund, die von Chamberlain ins Leben gerufene Agitation auf das sorgfältigste zu verfolgen. Denn schon die bisherige Entwicklung der Dinge hat zur Genüge gezeigt, daß Chamberlain den „großen ökonomischen Feldzug", den er vor hat, unter dem Schlachtruf „gegen Deutschland!" führen will und es ängstlich vermeidet, die Parole „für Canada!" auszugeben.

Die deutsche Presse hat Chamberlain diesmal ebenso wenig wie die deutsche Regierung den Gefallen gethan, durch laute Entrüstungskundgebungen Wind in seine Segel zu treiben. Trotzdem wird man zweifellos Mittel und Wege finden, der Agitation eine antideutsche Spitze zu geben. Es wird sich in England wiederholen, was sich in den Vereinigten Staaten zur Zeit der Einführung des Hochschutzzollgedankens ereignet hat. Wie dort Henry Carey und seine Schule ihre Sache mit dem immerwährenden Hinweis auf den Schaden, den England von der empfohlenen Politik haben würde, rechtfertigten, so wird man in England den Umschwung der Handelspolitik durch Aufstachlung der nationalen Leidenschaften gegen Deutschland populär zu machen suchen. Leicht möglich, daß die chauvinistischen Geister des englischen Volkes, einmal geweckt, ihren Ausweg, wenn nicht in der Richtung der Verwirklichung der Chamberlain'schen Reichsidee, in anderer, den Weltfrieden gefährdender Richtung nehmen werden.

München. Max Prager.

Digitized by Google

Lord Salisbury.

Mit dem am 22. August auf seinem Familiensitze zu Hatfield dahingeschiedenen Lord Salisbury ist einer der letzten in der Reihe der leitenden Staatsmänner der „Victorianischen Aera" von der Weltbühne abgetreten, die mit Lord Melbourne beginnt.

Man hat neuerdings den Typus der heutigen führenden Männer Englands gegenüber dem, der in den letzten beiden Generationen zum Ausdruck kam, im Niveau herabzusetzen versucht. Sehr mit Unrecht, und namentlich trifft ein solches Urtheil auf die politischen Führer der Nation nicht zu. Schon die gesunde politische Empfindung der Briten sorgt dafür, daß keine der beiden großen Parteien allzu lange im Besitze der Macht bleibt, und dieser zur Gewohnheit gewordene Wechsel in der führenden politischen Richtung hat auf die Parteien und die Personen schon dahin gewirkt, daß längst weder Konservative noch Liberale ein reines Klasseninteresse zu vertreten vermögen; vielmehr hat das echte parlamentarische Leben, das einmal die Persönlichkeiten in unvergleichlicher Weise hebt, bei der hohen Verantwortlichkeit, die es den Parteien auferlegt, auch deren Anschauungen zu heben und zu läutern vermocht. Aus dieser Verantwortlichkeit erklärt sich zum Theil auch die bei englischen Staatsmännern ersten Ranges nicht seltene Erscheinung, daß sie im Laufe ihres Lebens von der äußersten Linken, auf der sie ihre Laufbahn begannen, zur äußersten Rechten übergingen und umgekehrt aus Hochkirchlern zu Radikalen wurden, eine Erscheinung, die bei dem großen Gewicht der Familien- und Standestradition in England für die Richtung der politischen und fast aller geistigen Interessen bis zum heutigen Tag stets besonders auffallend wirkt.

Diese Familientradition hat auch Lord Salisbury's staatsmännische Laufbahn bestimmend beeinflußt, wenngleich er als ein Schüler Lord Beaconsfield's, von dem man gesagt hat: he has untoried the Tories and unwhiged the Whigs manches Element des sozialen Fortschritts in das alte konservative Programm aufgenommen hat.

Das Geschlecht, dem Lord Salisbury angehört, ist seit Jahrhunderten eng verknüpft mit Englands Geschicken. Mehrfach in Blutsverwandtschaft mit den Plantagenets verbunden, geht der jüngere Zweig der Familie auf William Cecil Lord Burleigh, den Staatsmann Elisabeths, zurück und auf dessen Sohn Robert Cecil, Jacobs I. Finanzminister. Erst 1789 erlangten die Cecil's das Marquisat und Lord Salisbury's Vater, der zweite Marquis, war ein eifriger Tory und Schutzzöllner.

Robert Arthur Talbot Gascoigne Cecil, am 13. Februar 1830 zu Hatfield geboren, war bis zum Tode seines älteren, blinden Bruders (1865) als Lord Cecil bekannt. In Eton erzogen, wie so zahlreiche Söhne des englischen Adels, kommt er als Sohn eines Tory 1847 ins Christ-Church College nach Oxford, wo er 1849 zum Bachelor of Arts aufrückt. Als Student nimmt er regen Antheil an einem Debattirklub der „Oxford Union Society", einer Institution, die seit alter Zeit an den englischen Colleges besteht, und hier wird er schon diejenige Beredsamkeit geübt haben, die der junge politische Kämpfer für die alten Toryprinzipien später in Westminster offenbarte. Er liebte es mehr, muthig und wuchtig anzugreifen, als seine eigene Stellung in kluger Weise zu festigen. Sein Temperament verlieh dem Ton seiner Darlegungen eine gewisse Heftigkeit, während sein scharfer Verstand zu einer, bisweilen allzu scharfen Kritik neigte. Es lag in seinem ganzen geistigen Habitus, trotz seiner Weltkenntniß, von jeher etwas Starres, das dem Staatsmann niemals völlig zu überwinden gelungen ist.

Auf die Studien in Oxford folgen seine Reisen, die vor allem dem Besuche der britischen Kolonien galten, und auf denen selbst Neu-Seeland besucht ward. Im Sommer 1853 wird der junge Fellow of All Souls College zu Oxford ohne Opposition für Stamford ins Unterhaus gewählt; denn der Sitz war durch den Rücktritt des Mr. Herries frei geworden. Lord Robert Cecil hat diesen Sitz dann fünfzehn Jahre lang mit stetig wachsendem Ansehen behauptet. Am 7. April 1854 errang er wegen seines maiden speech, in dem er vor Verschwendung der Stiftungen in den Colleges warnte, selbst die Anerkennung Gladstone's. Dagegen fand sein Vorschlag einer Listenwahl 1857, um der Wahlagitation entgegen zu wirken, keine Zustimmung; er ist ein Gegner der von den Liberalen damals erstrebten Ausdehnung des Stimmrechts, die in Englands Parteikämpfen immer noch eine Rolle spielt. In den „Oxford Essays" hat er damals seine Anschauungen über die „Theorien der Parlamentsreform" niedergelegt, er befürchtet aus der Erweiterung des Stimmrechts, die sich theoretisch rechtfertigen läßt, eine Störung des politischen Gleichgewichts.

Die Zeit von 1857 bis 1866, seit seiner Vermählung mit Georgina Caroline, der Tochter des bedeutenden Juristen Sir Edmund Hall Alderson, die gegen den Wunsch von Cecil's Vater erfolgte, ist für die Entwicklung seiner Persönlichkeit die am meisten anziehende. In der Tagespresse, in zahlreichen Aufsätzen der „Quarterly Review" verficht er gewandt und nicht ohne Schlagfertigkeit die Toryprinzipien, wobei seine Kräfte als politischer Denker und als Debatter wachsen. Er ist noch nicht der Staatsmann, als den ihn die Welt kennen lernen sollte, doch stellt er schon im letzten Parlamente Palmerston's seine politischen Ziele auf, die er später als Premier zu erreichen gesucht hat. Am 14. Juni 1865 durch den Tod seines älteren Bruders Lord Cranborne geworden, ward er unter diesem Namen, den bisher auch sein eigener ältester Sohn führte, in Derby's Kabinett (1866) Staatssekretär für Indien, doch trat er schon 1867 wieder aus, als Gegner der Disraeli'schen Erweiterung des Stimmrechts auf alle städtischen Haushalter ohne Zensusbeschränkung. Er führte im Oberhause, in dem ihm 1868 der Tod seines Vaters dessen Sitz als Lord Salisbury verschaffte, die Opposition gegen Gladstone's erstes Ministerium (9. Dezember 1868 bis 17. Februar 1874) und tritt nach dessen Sturz in Disraeli's Kabinett wieder als erster Minister für Indien ein.

Fast ein Fünfziger gelangte Salisbury erst im April 1878 als Minister des Auswärtigen zu der Stellung, in der er seine Fähigkeiten im Dienste seiner Heimath am besten entfaltet hat, und für die ihm auch von seinen Landsleuten Dankbarkeit bewiesen worden ist. Beim „Berliner Kongresse" (1878), der England den Erwerb von Cypern brachte, vertrat er neben Beaconsfield das Interesse Englands auf das glücklichste. Auf dem Kongreßbilde Meister Anton von Werner's erscheint er noch schlank in der enganschließenden, einfachen englischen Ministerrobe; das noch fast jugendliche, lebhafte Gesicht von dunklem, kurzgehaltenem Barte umrahmt; es fehlt der Gestalt noch die behäbige Fülle, die sie später annahm; aber die mächtige, gewölbte Stirn zeigt den ernsten Denker, der Salisbury stets, vielleicht ein wenig auf Kosten seines Willens gewesen ist. Seit Beaconsfield's Tod (1881) ist Salisbury der anerkannte Führer der neuen Torypartei, und er folgt am 8. Juni 1885 nach Gladstone's Rücktritt diesem in der Leitung der Regierung als Minister des Auswärtigen. Seine Abneigung gegen Homerule führte bekanntlich schon Anfang Februar 1886 zu seinem Sturze, allein er hatte die afghanische Grenze gegen Rußland reguliren, den Beginn der Unterwerfung Birmas ins Werk setzen und eine Annäherung der englischen Politik an Deutschland erreichen können.

Das zweite Kabinett Salisbury's konnte sich vom 26. Juli 1886 bis zum 12. August 1892 im Amte erhalten; das war indessen nur möglich, weil Salisbury liberale Unionisten, d. h. Whigs, darin hatte aufnehmen müssen, die im Interesse der Reichseinheit gegen Homerule eintraten und sich darum von der liberalen Partei getrennt hatten. Man suchte die Lage der irischen Pächter zu erleichtern, trat aber hier der politischen Agitation wie in der aus-

Digitized by Google

wärtigen Politik den Machtansprüchen Rußlands im Osten energisch entgegen, hielt in Aegypten Englands Einfluß aufrecht und verstand es, in Kolonialfragen das britische Interesse oft recht einseitig zur Geltung zu bringen. Im Innern gelang es, die Selbstverwaltung durch den „Grafschaftsrath" zu demokratisiren und 1891 den freien Schulunterricht einzuführen; eine beabsichtigte Reform des Oberhauses mißlang.

Ueber Gladstone's Homerule fiel 1892 das Kabinett, und ein erbitterter politischer Kampf begann, dessen Zeugen wir alle gewesen sind. Gladstone's gewaltiger persönlicher Einfluß brachte die Homerule-Bill bekanntlich im Unterhause zur Annahme, die das Oberhaus verwarf. Man suchte nun gegen die Peerskammer selbst den Sturm zu wagen.

Das dritte Ministerium Salisbury's folgte auf die kurze Verwaltung Lord Rosebery's (März 1894 bis zum Juni 1895). Die Expansionspolitik Englands, die allen anderen Mächten gegenüber rücksichtslos in den fremden Erdtheilen vorgeht, gibt dieser seiner letzten Verwaltung ihr Gepräge. Chamberlain ist der eigentliche spiritus rector dieses Kabinetts, und seine Thaten kommen kaum noch auf die Rechnung des Premiers.

Wenig mehr als dreizehn Monate ist es her, seit Lord Salisbury sich von den Staatsgeschäften zurückzog. Inwieweit seine Anschauungen mit denen der heute maßgebenden englischen Staatsmänner im Einklang stehen, ist nicht völlig klar geworden, da er seit seinem Rücktritt zu den gegenwärtig umstrittenen politischen Fragen keine Stellung genommen hat.

Eines aber wird man von ihm sagen müssen, mag man ihn auch keineswegs für eine originale Persönlichkeit ansehen, er muß als ein hervorragender politischer Charaktertypus gelten.

Seine Beschäftigung mit chemischen Problemen zeugt dafür, daß er neben den politischen Interessen auch noch das Bedürfniß nach andersgerichteter geistiger Thätigkeit empfand, und bekundet einen gewissen Reichthum seiner Anlagen.

In dem Gedächtniß der Lebenden und der Nachwelt wird er als eine der markantesten Persönlichkeiten des altenglischen Adels fortleben, wie sie das Zeitalter der Königin Victoria hervorgebracht und, unter Wahrung ihrer in langer Tradition und in einem gewissen beschränkten Lebenskreise entstandenen Grundlage, den Zeitbedürfnissen entsprechend umzuformen vermochte.

Georg Stamper.

Ruskin's Buch der Jugend.

Was Heine vom Goethe des „Westöstlichen Diwans" sagte: „Weisheitsvoll wie ein Greis und heiter, harmlos lächelnd wie ein Kind," das gibt die wundersam helle und dabei tiefe Grundstimmung für die Blätter, die John Ruskin, der menschlichste aller Lebens- und Schönheitssucher, rückblickend auf seine Frühzeit, für die Nachkommenden aufgezeichnet.*)

Erkenntnißempfänglich und unbefangen zugleich, so wie er sich vor die Werke der Natur und der Kunst stellte, in allem nach dem Organischgewachsenen, Wurzelentsprossenen trachtend, so tritt der alte Meister vor das Werk der eigenen Existenz. Und wie er nie ein Herbariumsystematiker und papierener Konstruirer war, sondern immer ein Spaziergänger mit wachen Sinnen, bereit, mit weiten Gefühlen aufzunehmen, den Dingen sich hinzugeben, mit ihnen ein neuer zu werden, statt sie in ein Schema zu zwängen, so als ein Freier an Leib und Seele wandelt er auch am Abend gleich dem Herrgott der Genesis, in seiner Schöpfung Jugendgarten.

Die Mischung solcher Herzensliebenswürdigkeit und solchen großen wahren Herzensernstes, wie in diesem Buch, ist selten und wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt.

Hier wird nicht zieldewußt ex eventu das Bild des Knaben entworfen und litterarische Entwicklungszüchtung getrieben. Hier spült wirklich Erinnerung ihre Wellen an des Alters Ufer, und es formen sich Muscheln und Steine in Selbstverständlichkeit zu Bildern. Voll wird hier der Reiz gewahrt, daß ein Mensch für sich ohne Zeugen, ohne an Zuschauer zu denken, seine Gedanken spinnen läßt, nach innen lauschend, was aus den Thälern seines Wesens zu ihm heraufklingt. Im Zickzack geht der Weg, manchmal auch etwas kunterbunt, gleich den verschlungenen Irrgängen des Labyrinths zu Hampton Court, in denen der junge Ruskin mit seinen Gespielinnen das Pfadfinden gern versuchte. Oft wird angehalten, jeder Stein, jede Blume weckt Anklang. Fülle drängt, und, ohne pedantisch Chronologie zu wahren, folgt die Erzählung den aufsteigenden Gesichten. Und diese Autodiographie ist weniger ein Sprechen zu Fremden als ein Dialog mit sich selbst: die Jugend kommt zu dem Alten, führt ihn sanft in das ferne Land, zu den Ufern des Tay, zu Haus und Garten in Herne Hill im Flor der Mandelblüthe, zu altenglischen Familiengenrescenen, zu Lieblingsstätten der Schweiz und Italiens — und durch den Dämmerraum, in dem der alte Ruskin mit der Prophetenstirn und dem wallenden Patriarchenbart im Lehnstuhl sitzt, flüstern Stimmen: Weißt du noch? . .

An Herman Grimm, so verschieden sie beide Rafael ansehen, mahnt diese so momentane Art, die in jedem Wort Ausdruck innerer Triebkraft ist, und die vor allem Herzschlag des Augenblicks mit vibrirender Erlebensschwingung geben will. Auch an das reine, edle Dilettantenthum Josef Israels' in seinem Reisebuch aus Spanien, voll Unbefangenheit und Ehrfurcht zugleich, kann man wohl denken.

* * *

Aus diesen schwebenden Träumen ballen sich aber doch feste Gestalten, die Sommerfäden verschlingen sich zum Gewebe, die Zufälligkeiten bekommen Bedeutung, beim plaudernden Schlendern enthüllt sich unabsichtlich das Abbild eines ursprünglichen, mit Naturnothwendigkeit sich vollziehenden Werdens, enthüllen sich Geistes- und Gefühlskristallisationen.

Diese Jugend- und Wachsthumsgeschichte zeigt, wie eine latente Eigenart („alle Gefühle waren schon in der Knospenhülle meines Gemüthslebens beschlossen, wie das Saffrangelb des Krokus noch unter der Erde verborgen") instinktiv das ihr Nahrhafte aufnimmt, verarbeitet, alle fremden Elemente abweist und sich, scheindar ohne Reglement und Schulung, nur mit den ihr selbst innewohnenden, starken und willenskräftigen Tendenzen geistige Gestaltungsformen und das für sie fruchtbare Wissen erobert.

Und das Wesen dieser Eigenart ist, Gefühls- und Sinneseinheit mit allen Erscheinungen des Lebens zu gewinnen, sich und alle Theile der Umwelt in ihrer Schöpfungsverwandtschaft zu erkennen; sich nicht mit Uebereinkunft und geprägten Formeln zu begnügen, sondern zu den Urquellen zu gehen, das Fertige mit Geistesaugen als Werdendes und Gewordenes zu erfassen, in den Erscheinungen der Natur wie der Kunst, heißhungrig und hellsichtig zugleich — jedoch ohne die künstliche Restlosigkeit Taine'scher Gleichungen — die Zusammenhänge und die Wesensbedingungen aufzuspüren und das gut zu nennen, was ohne zu schielen und ohne Maskerade sich rein als ein Produkt organisch wirksamer Kräfte darstellt.

Solche Erkenntniß erlangt man nicht durch Studiren, sondern auf intuitiven Lebenswegen mit vielen Kreuz-

*) Das erste Buch dieser „Praeterita" erschien jetzt, von Anna Henschke übersetzt, als VI. Band der schönen Eugen Diederich'schen Ruskin-Ausgabe, die den vertrauten Geist auch unserer Sprache ganz gewann.

Digitized by Google

und Querirrgängen und vielen Gefahren. Phänomene sind die Persönlichkeiten, denen es gelingt, auf solchen Bahnen zum Ziel, d. h. zu sich selbst zu kommen und das eigene Chaos zum Gebild zu prägen.

In Deutschland lebt ein Mann, der gleich Ruskin, ein Sucher lebendiger Schönheit und ein untrüglicher Erkenner aller echten Proportionen in Natur und Kunst ist, Justus Brinkmann, der Direktor des Kunstgewerbemuseums in Hamburg, der Jurist, Naturforscher, Nationalökonom und Kunsthistoriker war und im Umschaun auf allen Lebensgebieten, die Sicherheit erwarb, die Dinge auf ihr Wesenhaftes unbestochen prüfend anzuschauen und die sachliche Schätzung zur ästhetischen Werterkenntniß zu steigern. Was Alfred Lichtwark in seiner Jubiläumsschrift von dieses Reifen lehrreichen Lehr- und Wanderjahren schreibt, das trifft auch auf Ruskin zu:

„Es ist ihm nicht gegeben, auf Treue und Glauben zu übernehmen und weiter zu reichen. Seine Natur treibt ihn, jede Vermittlung bei Seite zu schieben und den Dingen selber auf den Leib zu rücken. Er schmilzt alle geprägten Formeln ein, er steigt über alle Schranken bestehender Meinungen hinweg. Kein Urtheil, alt oder jung, kann das seine beirren, und mit ahnender Erkenntniß dringt er über das Gewordene zu den Ursprungen vor.“ „Alles Fertige langweilt ihn, und was ihm pedantisch, unlebendig oder unsachlich entgegengebracht wird, stößt ihn ab. Was aber im weitesten Umfange seine Theilnahme erweckt, hält ihn unwiderstehlich an, und durch alle Hindernisse hindurch stürzt er darauf zu und macht es sich zur Beute. So fliegt er hierhin und dorthin, scheinbar, wie es der Zufall fügt, in Wirklichkeit, wenn auch unbewußt, dem Gesetz organischer Entwicklung gehorchend.“

* * *

Ganz ähnlich sind die Zeichen, in denen die Wege Ruskin's gehen.

Begnadete Augen, die schärfer und reicher erfassen als die normalen; ein wacher, kristallener Verstand, der den Rhythmus aller Dinge vernimmt und Ordnung und Gliederung in der Fülle der Erscheinung erkennt; eine schöpferische Phantasie, die hellsichtig, ohne künstliches Konstruiren, die Zusammenhänge erfaßt und sie in lebendiger Vorstellung und anschauungsstarkem Ausdruck sichtbar macht, sind die Glücksgaben dieser Wanderer, die von jedem Fleck, auf dem sie auch stehen, die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit schauen.

Ruskin's Jugend ist „Starren und Staunen“. Ohne Spielsachen wächst er in den Gärten von Landgütern auf, ein ewig hungriger Eroberer seiner Umwelt, die er sich im Bild der Verakommen, in der Form der Fruchtsträucher und Bäume, der Maserung im Holz der Diele und in den Mustern von Teppichen, Tapeten, Stoffen einfängt. Am glücklichsten fühlt er sich in diesem versonnenen Sehen, und bei den arbeitenden Handwerkern, bei Maurern, Steinbrechern, Pflasterern still zu stehen, ist ihm höchste Wonne. Früh regt sich der Haß gegen die ungreifbaren Dinge, nur das Wesenhafte, Gegenständliche kann ihn fesseln. Als er griechisch lernen soll, ist ihm in dieser neuen Welt die Hauptsache, daß die Griechen „Tauben, Rosen, Schwalben“ ebenso lieben wie er. Aus dem Kopf zu zeichnen, ist ihm unmöglich, auch geht das Erfassen der Eindrücke nicht jäh. Selbst später, erzählt Ruskin, empfing er in einer fremden Stadt ihre Vorstellung nicht am ersten Tag, sondern nur langsam. Dann aber war sie so nachhaltig und „innerhalb ihrer Grenzen“ so zutreffend, daß sie nicht modifizirt zu werden brauchte. Im frühen Erkennen der eigenen Art bildete Ruskin die segensvolle Beschränkung aus, immer nur an dem zu arbeiten, was er gerade in den Händen hat, und konzentrirt auf das zu schauen, was vor seinen Augen liegt, und nicht nachzulassen, bis er das eine machen und das andere wirklich sehen kann. Unter Sehen aber versteht Ruskin Gewinnen eines getreuen, in allen seinen Theilen genau präzisirten Abbildes für die innere Camera.

Ein Kultus des Sehsinnes ist dieses ganze Leben von der unbewußten Frühzeit bis zum reifen, seiner Bestimmung sicheren Alter.

Und das Objekt dieses Sehens ist die ganze Schöpfung. Die Stimmung der ersten Genesiskapitel liegt über der Jugend. Des Knaben Augen betasten alles mit gleicher Liebe. Eine Leidenschaft zum Stein um des Steines willen erfüllt ihn und zu der Wolke um der Wolke willen.

Die brennenden Interessen des Kindes entstammen nicht einem frühreifen Hang zu künstlerischen Erscheinungen, sondern zu den natürlichen. Gleich Brinkmann ist der junge Ruskin leidenschaftlich wißbegierig auf Naturerkenntniß, freilich mit deutlich wahrnehmbarer ästhetischer Unterströmung.

Die Farbenmischung der Flechten auf dem Felsen entzücken ihn, am Gefieder der Kolibris studirt er Textur und Farbe. Seine heftigste Neigung aber gilt den Schichtungen und Brüchen der Mineralien. Mit der gleichen Intensität des „Starrens und Staunens“ verfolgte er auch die wechselnden Phänomene der Wolken und der Luft. Und hier ist es interessant, wie er, der Verehrer Turner's, der selbst nur zeichnen konnte, alles zuerst als Forde wahrnimmt. Bei Neapel sieht er auf der ersten italienischen Reise die Sonne aus Seenebeln steigen, und die Notizen über diese koloristische Variation gleichen einer Turner'schen Palette. Die Wolkenbewegungen bemüht er gespannt, und die Nuancen der Stimmung fügen sich zum malerischen Bild: die jagende Regenwolke, der schwere dunkelpurpurne Schatten der Berge, der aufleuchtende und verblassende Schnee; das Grau darüber tief und unheimlich, mit Regenstreifen dazwischen, darunter ein Weidengebüsch, das sich gegen den schmerzlichen Purpur abhebt in leuchtendem Gelb, mit ein wenig Roth vermischt. Dann ein Stück Wasserleitung mit einer Bekleidung zertrümmerter Mosaiken — durch ihren Bogen sieht man die Berge und die grünen Wiesen mit dem Gelb der Weiden verschwimmen . . .

* * *

Ruskin's künstlerische Empfänglichkeit wurzelt in der Empfänglichkeit für die natürliche Erscheinung und entwickelt sich aus ihr. Von der Architektur der Felsen und Berge kam er auf die Bauten der Menschen, und sein Blick, dort für das Wesenhafte geschult, beurtheilt nun das Menschenwerk, ob es echt organisch erwachsen und entstanden oder künstlich gemacht war.

Berge wie Gebäude schätzte seine untrügliche Anschauung der Größenverhältnisse ästhetisch ein. Und in den Steinen von Venedig, als er vom Ornament spricht und die abstrakten Linien behandelt, lenkt er die „schönste, einfachste Bogenlinie“, die er je gesehen, aus der Kurve ab, die die Oberfläche eines kleinen Chamounix Gletschers beschreibt.

Und ganz selbstverständlich entwickelt sich das, was den Generalnenner der Ruskinart bildet, das durchdringende Gefühl für das Einheitliche in allen Erscheinungen der Schöpfung und die Berufung, diese Einheit zu deuten, Entstehung und Zusammenhang aufzuhellen. Er selbst definirt das als magnetische Hingezogenheit zu jeder schönen Naturgegenwart und zu den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, die zu ihrer Deutung dienen. Früh schrieb er den Aufsatz — wie seine Selbstkritik urtheilt in „anmaßender Sprache und ohne tieferen Inhalt“ —, dessen Thema ein ganzes Kapitel des Ruskin'schen Lebenswerks bedeutet: „Poesie der Architektur oder Architektur im Zusammenhang mit der natürlichen Umgebung und dem Volkscharakter,“ und sein Pseudonym „Katophysin“ (Nach der Natur) ward sein Lebensleitwort.

Von diesem Einheitssehen, das eine Bauernhütte in Cumberland genau so in allen ihren Lebensbedingungen erfaßt und erklärt, wie einen venetianischen Palast, gibt auch dies Jugendbuch schon Proben. Als Vorstufe zu den drei Orten, die ihm „Spenderinnen aller Erkenntniß“ waren, Rouen, Genua und Pisa, erschließt sich Abbeville. Hier beobachtet er die Kunst in ihrer lokalen Bestimmtheit und die vollkommene Vereinigung von Religion und menschlichem Leben der Gegenwart: die alte Stadt, unter den

Digitized by Google

Kirchenstrebepfeilern geduckt „wie die Brut unter den Flügeln der Henne“; die Aristokratie in vornehm dem Auge entzogenen, stattlichen Wohnstätten mit Hof und dem mit Holzgitterwerk reich gezierten Garten. Der Marktplatz mit Läden, voll der Waaren des Landes, gesponnenen, gewebten, gestrickten Tuch- und Wollwaaren, Früchten der Gärten, Brot von den Feldern, Fleisch von den eigenen Herden, Schmiedearbeit für Sichel und Pflugschar auf offenem Ambos geschmiedet. Unten der behäbige, heiter geschäftige Laden, darüber heute noch wie vor alters die Wohnräume seiner erbeingesessenen Besitzer; das ganze Haus zierlich geschnitzt, mit stolzem Dach, mit seiner Stille — seinen Rang, die ihm zugewiesene Thätigkeit behauptend, in steter Bereitschaft, immer das gleiche, ein Jahrhundert nach dem andern.

Hier spricht Ruskin's Sinn für das „Schlichte, Demüthige, Reine“. So empfängt er auch die Eindrücke der Bauernhäuser im Schwarzwald und im Jura. Wie Morris im alten Bauernhaus ein „Ornament des ländlichen Lebens“ sah, so genoß Ruskin die Schweizer Bauernsitze, in ihrem purpurröthlichen Lärchenholz im Dunkel der Wälder, gleich einem Symbol des bäuerlichen Lebens, wie es gleichmäßig, in ungestörter Ruhe unter den Schatten der Fichten auf der angestammten Scholle geführt wird. Und mit fast noch größerer Liebe sieht er auf die einfache Bauernhütte im Jura, die nicht das reiche Schnitzwerk des Berner Oberlandes hat und nicht zusammengefügt ist mit der alterthümlichen Stärke Uris: Das Dach aus dünnen, feingespaltenen Schindeln reicht an den Seiten fast bis zum Grunde, um die Feuchtigkeit abzuhalten, gekreuzte Latten unter dem Fenster sind sein einziger Zierrath.

* * *

Ruskin's Erkennen und Bestimmen der Dinge beruht auf einer fruchtbaren Mischung aus Phantasie und Verstand. Er gesteht, daß er vor den Irrungen seiner sanguinischen und übersinnlichen Natur durch die „demantharte“ Verstandesschule Johnson's bewahrt worden sei.

Von ihm lernte er, das Leben nach allen Richtungen zu prüfen und den Zufälligkeiten zu mißtrauen. Vor allem Vagen, Schemenhaften und dem schöngeistigen Aesthetisiren blieb er dadurch gefeit.

Er erwuchs zu jener haarscharfen Ehrlichkeit, zu jener Erkenntniß des künstlerisch Bösen und Guten. Sein wahrhaftiger Wirklichkeitssinn, seine Abneigung gegen Theoretisiren und Dekretiren, seine Klarheit im Durch- und zu Ende denken, lag auf dieser Seite.

Während sein Gefühl den Schönheitseindruck einer Landschaft aufnimmt, erkennt sein Intellekt ihre geologischen Bedingungen. Er sieht den Dingen auf den Grund und steigert dadurch sein Genießen.

Ee charakterisirt ein Juradorf, das aus Steinhäusern und Blumen- und Obstgärten aufwächst, sich in der Mitte zu einer Art Straße zusammenrafft, an den Juraausläufern entlang klettert, bis sich ein kleines Thal öffnet. Und bei dieser Aufnahme dringt sein Blick tief in die gestaltenden Lebensprozesse der Erde, und sein geologisches Wissen setzt sich sogleich in ästhetische Werthung um: er denkt sich das gleiche Thal in Yorkshire oder Derbyshire, und er sieht, wie es dort durch die Formation des Kalkgesteins als tiefe Schlucht gebildet sein würde zwischen herüberragenden Klippen. Im Jura aber wird es zum weit sich ausdehnenden Amphitheater mit aufsteigenden Terrassen.

Hier wirkt das gleiche geologische Schönheitsschauen, bis ins Herz der Erscheinung hinein, von dem jene Stelle der Steine von Venedig kündet: „Die wahre Herrlichkeit eines Berges liegt gerade in den Umwälzungen, die ihn zur Macht erhoben, und in den Kräften, die ihn ins Verderben reißen.“

Verstand und romantische Empfänglichkeit verbinden sich, durchdringen sich und machen Ruskin's Schauen allseitig.

Großpathetischem Eindruck konnte er sich hingeben und ein einziges Gefühl für das Kleinste hatte er; nur auf eins kam es an, daß jedes in sich stimmte und richtig war, nicht äußerlich gezüchtet, sondern Ausdruck innerer Natur.

Dafür hatte er die Witterung eines Präzisionsinstrumentes. Penibilität, Akkuratesse, Sauberkeit — nicht im pedantischen Sinne — sondern im höheren der Echtheit, der ungeschminkten, lauteren Mittel, bedeutete ihm viel. Vom Vater hatte er den Hang zu tadellos funktionirenden Gegenständen aus ungefärbtem, unfournirtem Holz, die ohne aufgesetzten Schmuck, nur durch die Reinlichkeit der Arbeit, durch die Offenheit, mit der sie ihr Material zeigen, durch die Zweckbewußtheit und die deutliche Nothwendigkeit der Form, ein ästhetisches Vergnügen bedeuten.

Augen, die solches lieben, wenden sich mit Scheu und Aergerniß von hohlen Dekorationen, von allem Scheinwesen, das die Dinge von außen schminkt, von dem herzlosen Prunk. So empörte sich Ruskin über die Renaissance. So war ihm die Riviera — wirkte gleich dies neue Italien der Steinpinie, der Orange, der Palme, der weißen Villa und der blauen See als ganzes auf ihn — doch verdrießlich durch die pomphaften Gebäude, im Stil Grimaldi's bemalt, die an den Ecken verwitterten, während in der Mitte unechte Architrave über die scheibenlosen Fenster geklebt waren.

* * *

Das Maß der Dinge trug Ruskin in sich. Er hatte nicht nur den Muth der eigenen Meinung, es war ihm einfach Nothwendigkeit, Existenzbedingung, selbständig nach eigenen, aus den Elementen seines Wesens gewonnenen Werthgraden zu schätzen. Ee hätte nicht unter dem Joch fremder, aufgezwungener Meinungen leben können, er wäre erstickt oder er wäre verbittert, rachgierig und boshaft geworden. In der Freiheit des Glaubens aber erblühte seine Güte. Ausnehmend liebenswürdig ist seine Natur, wenn man ihm nicht ins Gehege kommt, sagt er selbst. In dem Gefühl, ein höchstes Gut zu vertheidigen, Selbsterhaltung zu üben, emanzipirte er sein Urtheil früh, und trotz der großen Ehrfurcht vor dem Vater, zweifelte er bei Meinungsverschiedenheiten in künstlerischen Dingen nie, welchen Weg für ihn der gemäße war.

In voller Unbefangenheit faßte er Rom ins Auge und befragte es, was es seiner Natur zu geben habe, und er bekannte, ohne die geringste Scheu vor dem Ketzerodium, daß ihm Rafael's Stanzen nicht die geringste Freude machen könnten, daß aber die Umrisse des Sorakte gut seien. Und in Michelangelo fand er mehr Empfindung und menschliches Leben als in sämmtlichen Griechen. Und aus Trotz gegen die Schöngeister, die in ihm den Barbaren und den verlorenen Sohn sahen, fing er (Josef Israels hätte das wohl auch gethan) eine sorgsame Studie alter Kleider an, die aus den Fenstern der Häuser im Judenviertel hingen, und Landschaftsnüancen feiert er wieder mit Turnerscher Farbenindrunst:

Wolken, in den Schluchten gelagert, die das fallende Sonnenlicht auffangen, als wären es Feuerzungen; blaue Bergkontaren, klar wie Kristall gegen die fahle Weite eines durchsichtig grünen Himmels; Sonnenuntergang über glühenden Wäldern mit doppeltem Regenbogen, und, bei tiefer sinkendee Sonne, die niederstürzende Regenfluth auf den Bergen zu Purpur verwandelt, der Regenbogen mit verschwimmenden Farben als breiter, karmoisinrothee Gürtel, und die Wolken darüber in Feuer getaucht.

Und Venedig ward ihm Turner'sche Phantasmagorie, in Lampion- und Raketenbeleuchtung schwimmend, nachtschimmernde Farbenfluth mit glühenden Inseln.

* * *

Ruskin's Leidenschaft für die Kunst Turner's, für seine trunkenen Licht- und Farbenvisionen pulsirt durch diese Erinnerungen der Jugend.

Interessante Rückblicke auf die Schicksale der Turnerkunst werden dabei gegeben. Wir lesen die hämische Kritik in „Blackwood's Magazin“ 1836 über die venetianischen Stimmungen, („die Komposition erweckt den Eindruck, als

Digitized by Google

ob man Modelle aus verschiedenen Theilen Venedigs kunterbunt durch einander geworfen, mit blau und rothen Streifen versehen und dann in ein Mehlfaß getaucht hätte") wir lehen Ruskin „in der Weißglühhitze des Zornes" eine Erwiderung auf die Schmähung verfassen, und über beide aufgeregte Parteien lächelt die stillresignirte Gelassenheit des einsamen Künstlers, der dem jungen Bewunderer im Fontane'schen Ton schrieb: „ich rühre mich nie in derlei Angelegenheiten; sie sind von keinem Belang, abgesehen von dem Unheil, das sie stiften, und von Magas Besorgniß um ihr Mehlfaß, weil ich in die Tonne mit Kernmehl einen Eingriff gemacht habe."

* * *

Die Mischung aus Verstand und Phantasie erkannten wir in Ruskin. Durch sie kam er dazu, die Erscheinungen auf ihren Charakter und auf den Ausdruck dieses Charakters in der äußeren Form anzusehen, und sie danach zu schätzen und nicht nach dem trügerischen Aufwand sekundären, dem Wesen des Gegenstandes fernliegenden Ausputzes.

Hierin steht er nun den Anschauungen unserer neuen dekorativen Kunst ganz nah. Die Reineren und Reiferen sehen wie er das Ziel im organisch Erwachsenen, in Linien, die der Ausdruck lebendiger Kraft sind, und sie haben große Liebe für die einfache, sachliche Schönheit, die keines Zierraths und Anhängsels bedarf, weil ihre Proportionen, das Zusammenstimmende aller Theile Befriedigung erwecken.

Aber weiter ist die Aesthetik von heut noch geworden, sie nährt sich von allen Faktoren der Umwelt, aus der Technik nimmt sie, und Ingenieurvorstellungen sind ihr nicht fremd.

Hier ist die Schwelle, an der Ruskin Halt macht. Ganz verständnißlos konnte er freilich diesem neuen Wesen gegenüber nicht sein. Wohl wußte er von der Ingenieur-Schönheit, er empfand wie wir die Freude an der Brücke, die ohne jeden Schmuck der bildenden Kunst, nur eine technische Erfüllung ist, und er sprach entzückt von dem „schmucken Weg aus Bohlen, der leicht in seinem Eisengespinnst zwischen Thurm und Thurm hin- und herschwebt". Auch pries er die Schönheit der Schiffe, (in den Steinen von Venedig) und zeigte — Van de Velde könnte es nicht anders — wie Konstruktion und Zweck-Eigenschaften gleichzeitig schmückend wirken: keine Linien kenne er, die so schön sind wie die eines Schiffbugs, oder selbst wie der Schwung des Rippenwerks eines kleinen Bootes, das im Stande ist, sich einer Welle entgegenzuwerfen und sie zu theilen.

Aber der Eisenbahn gilt sein Fluch, er sieht in ihr und ihren Tunnels nur die Verpesterin und Besudlerin der Natur. Und nur ganz einseitig stellte sich ihm das dar.

Er haßte dies Reisen der Gegenwart, und die liebevollste Schilderung dieser Seiten — sie ist von Dickens'schem Herzenshumor — gilt dem alten, geräumigen Postillons-Reisewagen der Familie Ruskin.

Er wollte nicht mit in das neue Land: „mein Weg führt nicht am Viadukt entlang, sondern in das stille Thal hinunter, das sein Bogen überspannt, nicht durch den Tunnel, sondern den Hügelabhang hinauf, den seine Höhlung verdüstert". „Mögen andere die glänzenden mechanischen Erfindungen der großen Ingenieure weiter verfolgen," er beneidet sie in gewisser Weise, muß sich aber von ihnen trennen.

Turner jedoch malte ein Bild „Regen, Dampf und Schnelligkeit", den „Great Western Railway", und entdeckte als erster die Poesie der Eisenbahn: eine tosende Lichtschlange, zischend sich stürzend in Cascadenfurie durch gedallte, graue, wassertriefende Riesenwolken . . .

Felix Poppenberg.

Ein Dichter.*)

Ich hatte ein so wunderliches Gefühl, als ich eintrat, ich weiß nicht, kam es daher, daß ich den ganzen Tag in der Kälte und im Schnee gegangen war, mich müde gestarrt hatte an Grau und Weiß und kaum anders gedacht, als in unbestimmten, weiten Stimmungen, und daß die Wärme der Bauernstube und ihr prasselnder Feuerschein mir nun zu Kopfe stieg. Alles war mir so wohlbekannt, obgleich niemals zuvor gesehen, alles stand in Zusammenhang, in einer wunderlich schwermüthigen, aber sanften Harmonie.

Das war die Hausmutter, aber die Kinder dort, die bei der Petroleumlampe ihren Katechismus lernten, waren nicht die ihren, auch war das nicht ihre Schwester, das blasse Mädchen — des Mannes Kinder aus einer früheren Ehe und des Mannes Schwester wahrscheinlich. Mutter war hier nicht recht daheim, stumm und schwer, ohne die ruhige, ein wenig gebietende Sicherheit, die eine glückliche Hausmutter mit Gottes Gnade in jeder Bewegung zeigt.

Aber das Kind, das in einer an der Decke befestigten Wiege hing, war ihres, sie hatte Angst, daß es geweckt werden könnte, und sprach ganz sachte: der Mann war im Walde, aber ich war willkommen, wenn ich mit dem Logis vorlieb nahm, sie wollte nur die Kammer in Ordnung bringen, der Mann war gegen Abend zu erwarten.

Ich setzte mich auf einen Stuhl, den mir das Mädchen mit einem scheuen Aufblicken bot, und saß da und fühlte, wie die Ruhe des großen Zimmers, die ich einen Augenblick gebrochen, sich wie ein stilles Wasser um mich zusammenschloß.

Alte, alte Möbel, große Betten in zwei Stockwerken mit blaugestreiften Vorhängen, eine Bank beim Holzstoß, abgenutzte Stühle — gewiß ein Klapptisch hinter mir drüben am Fenster und ein Geranium darauf, nirgends Farbe, nur der Glanz, den der Gebrauch langer Jahre verliehen hat.

Die Kinder begannen wieder pflichttreu in ihrem Katechismus zu lesen, sie leierten lange Sätze, die haltlos über Hügel rollten und mit einem verzweifelten „Was ist das?" zu Boden schlugen. Was sie offenbar am meisten interessirte, war herauszubringen, wer ich eigentlich sei. Der Kleine in der Wiege lag still da und starrte zur Decke empor, so wie Generationen vor ihm gelegen und gestarrt hatten, in ernsthafter Ruhe; die Katze hatte jeden Versuch, das Leben zu deuten, aufgegeben und fauchte regelmäßig im Schlafe unter ihrer eigenen warmen Tatze.

Das blasse Mädchen hatte die Schwindsucht, ich wußte es, obgleich sie nicht gehustet hatte, sah es am Glanz der Augen und einer Geberde, die sie gegen ihre zarte Brust machte. Sie sah mich beständig verstohlen an, in naiver Neugierde, sie sah und sah — in dieser ruhigen Stille, die gestern gewährt hatte und morgen währen würde, saß ich als der Fremdling, der, der von draußen kommt, wo alles geschieht.

Aber noch etwas Lebendes war hier, in der dunkelsten Ecke, ein Stück vom Herde weg saß es, an einen Schrank gedrückt; eine alte Frau war es. Ihr Gesicht war so unendlich abgenutzt, besonders die Augen — kein Gedanke dahinter, nicht mehr Zeit zu so etwas, das auch nirgendhin geführt hätte, nur eine instinktive Scheu, gesehen zu werden. Ihre Hände hatte sie unter der Schürze versteckt, so wie solche armen, alten Menschen es thun, gleichsam im Bewußtsein, daß in ihnen, in diesen verbrauchten, dienenden Gliedern ihr ganzes Leben liegt — so sind sie wohl häßlich, so müssen sie wohl in Scham verborgen werden! Eine mittellose Verwandte wahrscheinlich, eine Großmutter wohl, die sich hier niedergesetzt hatte, um auf den Tod zu warten.

Und was ich nun mich sah, das war alles, was das Leben hier oben aufzuweisen hatte, in Erstarrung eingeschlossen, wie es unter der weiten Decke des Schnees war,

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Digitized by Google

so ungefähr sah es in all den langen, niederen Hütten aus, deren matte Augen über die Schneehaufen blickten, so ungefähr hatte es ausgesehen und würde es aussehen, allezeit.

Eine ernsthafte, schwere, träge Stille, stumme Verrichtungen, die in der halbschlummernden Ruhe des Sonntags verdämmerten, stumme, formlose Gedanken, die zuweilen in religiösem Schrecken erstarrten und drückten und zermalmten unter ihrer Schwere.

Die Hausmutter kam aus der Kammer und knixte erröthend mit der Aufforderung, näher zu treten, denn nun war es fertig.

Dort drinnen war es wunderer, Feuer im Kachelofen, so viel er fassen konnte, ein lebendiges Prasseln von Tannenholz, eine Fluth von Licht, die das ganze schmale Zimmer füllte. Auf der Kommode standen Kabinetphotographien, also hatte man Verwandte in Amerika! Sehr richtig, es waren schwere, grobe Figuren in ungewohnten Stadtkleidern, befangen, aber stolz lächelnd, denen daheim ihren Staat zeigen zu können. Weiter, auf der Kommode, Bücher, Andachtsbücher mit zerdlätterten Seiten, an der Wand darüber an Stelle des Spiegels ein Bild, die Metze in Babel mit allerhand Gräßlichkeiten, im Fenster eine Pflanze mit dunkelglänzenden Blättern und einer rothen lilienähnlichen Blüthe, die sich hinaus in die Nacht neigte.

Für mich, der ich mich beinahe krank gesehen an dem graubleichen Winterlande, war es wie ein Fest, dieser flammende Feuerschein; und ein rother Schaukelstuhl, der da stand, schien mir mehr als herrlich in seinen wechselnden Farben, er fesselte meinen Blick so, daß ich ihn nicht davon abwenden konnte. Da saß ich stumm, in die Stille der weiten Gegend und die Stille des Lebens eingeschlossen, die rothe Farbe sang beinahe vor meinen Augen, bald sang mein Inneres in Versen mit. Stärker denn je kam es über mich, dieses seltsame Gefühl vom Zusammenhang des Alls, dessen, wie die Freude vom Schmerz bedingt wird, das Leben vom Tode, und all dies Wohldekannte war für mich groß und neu und ruhig in sanfter Harmonie.

Während ich mich dem größeren Zimmer zuwandte, kam ein alter Mann herein. Er kam vom Flur, sich den Schnee von den Füßen scharrend, und ging gerade auf die Hausmutter zu, ging mit langen, freien Schritten, obgleich er sehr alt war, und bot die Hand, treuherzig, wie jeder andere es gethan hätte.

Aber schon seine erste Geste frappirte mich, gab mir im Innern einen Stoß, als ob alles viel mehr bedeutete, als ich sah. Sein ganzes Auftreten schien mir etwas vom Theater zu haben, das Ganze wurde eine Scene in einem Schauspiel von wichtigem Inhalt, die Einleitung zu etwas Fremdem, beinahe Mystischem, das sich in einem besonderen Raume zuzutragen schien.

Er hatte langes, weißes Haar und einen langen, weißen Bart und ungewöhnlich große Augen — war es der Blick in diesen, der mich sogleich überraschte? Sie hatten nichts von des niederen Volkes gewöhnlicher Einfachheit und Ruhe, der man so leicht bis auf den Grund sehen kann; sie hatten etwas Durchledtes, Durchlittenes, trugen Schatten und Nebel in sich; vielleicht war es der Hunger, der sie so groß gemacht. Gleichzeitig war etwas Schlaues im Blicke, etwas Schlaues und Verbindliches mit Unruhe dahinter.

Er begann zu sprechen, in dem langlamen Dialekt der Gegend, der den Ae-laut in alle Vokale brachte und ein langes, gleichsam insinuirendes Lispeln in jedes S. Er wünschte Gottes Segen, er fragte, wie es mit der Hausmutter selbst stand, mit Dem und mit Dem, neigte den Kopf bei jeder Antwort, die er bekam, und sah beinahe unnatürlich respektvoll und theilnehmend aus. Die Hausmutter nahm das ungerührt auf, stand breit und roth und unruhig da, auf der Hut gegen ein Begehren, das sie abschlagen mußte, so peinlich das auch im allgemeinen sein konnte; ihre Worte waren kurz. Aber er nahm nichtsdestoweniger ein jedes gleich dankbar und eifrig auf, mit demselben herzlichen, fast demüthigen Verständniß, machte Gesten mit der Hand, zog die Augenbrauen empor, ließ sich durchaus nicht in seiner warmen Ehrfurcht stören. Es war leicht zu sehen, daß er etwas vorbereitete, etwas erreichen wollte.

Zum Schluß kam es: Seit dem Morgen gegangen, jetzt etwas müde in seinen alten Knieen — konnte er nicht für eine Nacht, nur für eine Nacht . . .? Nein, nein, das ging wohl nicht — sie überstürzte sich, um der Sache ein Ende zu machen — sie hatten einen Herrn da, der die Kammer haben sollte, er konnte selbst sehen — sie zeigte auf mich — sie hatte deswegen einige Mühe, konnte nicht mehr auf sich nehmen, konnte unmöglich Platz schaffen.

Der Greis wandte sich um und sah mich an, verbindlich, forschend, aber mit ein wenig bitterem Neid.

Ach ja, freilich, einen Herrn! Er entschuldigte sich, hatte gar nichts gemerkt, würde sonst natürlich sein Anliegen nicht vorgebracht haben, bat tausendmal um Verzeihung, hätte übrigens keinesfalls daran denken können, i h r Mühe zu machen. Ja, dann mußte er eben weiter gehen, nur noch eine halbe Meile, dort hatte er einen werthen und geschätzten Bekannten, vielleicht hatte er dort mehr Glück. Aber konnte er sich nicht ein Weilchen ausruhen? Er wollte sie so gern ein bischen sehen und dies und das hören. Er schien noch nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben, wollte nur etwas Zeit gewinnen — ich ging in die Kammer, um seine Unterhaltung nicht zu stören. Nach einer kleinen Weile kam die Hausmutter zu mir herein, zog die Thüre hinter sich zu und begann zu sprechen, langsam wie gewöhnlich, aber offenbar eifrig bemüht, diesen scheinbaren Bruch der Gastfreundschaft zu erklären, der einem Unbekannten wunderlich und häßlich vorkommen konnte.

„Das ist ein richtiger Landstreicher", sagte sie, „er hat sein eigenes Heim, drei Meilen den Fluß hinauf, ganz für sich selbst, aber er ist nie zu Hause. Er hat gar keine Ruhe in sich, er geht nur, kann der Herr glauben, geht immer und immer. Seine Schwiegertochter — denn der Sohn ist schon lange todt — hält ihm das Bischen, was da ist, doch so gut zusammen, sie ist ein prächtiges Frauenzimmer und ganz taub. Aber keine Ruhe ist in ihm. Wir haben ihn schon so viel hier gehabt, wir sind gewiß nicht solche, die gleich auf den ersten Ruck nein sagen."

„Er ist listig, und es ist schwer, ihn loszuwerden", fügte sie hinzu, „nun denkt er sich hier einzuschmeicheln, und meinethalben kann er ja eine Welle sitzen, aber wenn Hjellberg heimkommt, dann weiß ich, daß er ihn nicht haben will, denn er traut ihm nicht, Hjellberg" — das war offenbar ihr Mann, den sie so nannte. Sie ging an ihre Verrichtungen in die Vorrathskammer und zum Wäschespind, und eine Weile später begab ich mich sammt meiner Zeitung hinaus zu dem großen Herde, um zu sehen, wie es ihm ginge, dem Alten.

Sein Blick streifte mich mit derselben Mißgunst und Neugierde wie zuvor, aber von Scheu verschleiert, der Blick des Armen auf den, den er reich wähnte, des Ausgeschlossenen auf den begünstigten Gast, und doch noch etwas anderes, etwas noch Bittereres und Tieferes. Aber er ließ sich nicht in seiner Beschäftigung stören, die darin bestand, das junge Mädchen, da er sie nun allein für sich hatte, zu unterhalten, und sie fürs erste für sich zu gewinnen.

Das Kind in der Wiege hatte sich bewegt und sein rundes rothes Gesicht nach außen gewandt, das Mädchen war sogleich hingelaufen, um darnach zu sehen, und der Alte folgte nach. Er fand nicht genug Ausdrücke der Bewunderung für den Knaben, er flüsterte in äußerstem Respekt seine langen lispelnden S, er zog die Augenbrauen empor und erhob die Hände. Es war also ein Sohn im Hause, ein zukünftiger Erbe! Man durfte ihm wohl nicht die Hand geben, nur so ein bischen daran streifen? Wirklich, das durfte man — ah, eine lebende Rose, ein kleines Gotteswunder! — Noch Hoffnung auf weitere Erben? — Wirklich! — Er erhob wieder die Hände mit einem Respekt, andauernd genug für eine ganze Reihe von Erben, es konnten ihrer nie zu viele werden, deutete er an, nach einem solchen Vater und einer solchen Mutter.

Digitized by Google

Dann warf er sich flink auf andere Gesprächsthemen — es war übrigens leicht zu sehen, daß er sich gar nichts aus dem Kinde machte — sprach von einem Bekannten von ihr, der ausgewandert war, ein männlicher Bekannter; wie nahe er ihr stand, zeigte ihre Miene deutlich genug. Er sprach von Amerika, es kam ein echterer Tonfall in seine Stimme, ein priesterliches Pathos, aber das zu ihm paßte, seine dunklen Augen starrten vor sich hin, mit Funken von Leben tief drinnen, er sah das, wovon er sprach.

„Denkt nur, die großen Städte", sagte er, „so groß, daß man nur Häuser sieht, wie man auch geht und geht, und die Häuser so hoch, wie zwei von den höchsten Fichten auf einander, und Menschen überall, an jedem Fenster und so dicht auf den Gassen, daß sie sich gar nicht einfallen lassen, einander zu grüßen. Und denkt, große Bilder von Kupfer, wie die, von denen man in der Bibel liest, und große Häuser von Marmor!"

Bei dem Worte „große" wiegte er jedes Mal den Kopf, und seine Stimme bekam etwas Rauschendes, Murmelndes im Ton.

Und denkt an die Abende dort, mit Licht in jeder Wohnung und Feuer auf jedem Herd, und viele andere Sterne außer denen, die wir hier sehen, denkt, wie viel Licht für den Wanderer!"

Sein Blick fiel auf mich und bekam wieder diesen Zug von Bitterkeit, den ich früher bemerkt. Vielleicht hatte ich all das gesehen, schien er zu denken, ich, der ich ein Herr war, ein Reisender, vielleicht war ich dort gewesen, während er nichts zu sehen bekam.

Die schönen Augen des brustkranken Mädchens feuchteten sich und glänzten bei seinen Worten, sie dachte an ihren Wanderer dort drüben — selbst die Alte, halb ausgelöscht in ihrem Schatten, bewegte den Kopf ein wenig und sah ihn an. Um die Lippen des Greises legte sich ein Zug von unbeschreiblicher, gleichzeitig kindlicher und feiner Schlauheit. Die habe ich rasch genug gewonnen, schien er zu denken, hinge es von ihr ab, dann wäre ich meiner Nacht sicher. Und dem Lächeln folgte sogleich müde Niedergeschlagenheit — die halbe Meile noch vielleicht zu gehen, dann dieselbe Schwierigkeit bei den anderen.

Die Thür ging auf. Herein vom Hausflur kamen sie, Herr und Knecht, ernsthaft, mit gleichmäßigen Schritten hintereinander einhergehend, so daß die Beiden in der großen Stille des Zimmers wie ein ganzer Zug von Menschen erschienen, wie ein Stück aus einem Bilde „Die Heimkehr der Arbeiter". Sie gingen gerade auf den Herd zu, ohne zur Seite zu sehen, schlüpften aus ihren schneeigen Schuabelschuhen, bürsteten das Heu von den Füßen, legten die Socken ab, alles mit methodischen, taktmäßigen Bewegungen — erst nachher begrüßte mich der Bauer, nachdem die Hausmutter hereingekommen war und gesagt hatte, wer ich sei. Der Knecht ging in demselben ruhigen Schritt zum Holzstoß weiter, setzte sich dort nieder und sah ernsthaft vor sich hin. Der Alte kam auf sie beide zu und grüßte, sie reichten ordentlich und ernsthaft die Hand, ohne eine Miene des Willkommens.

Da saßen sie dann schweigend und blickten vor sich hin, ihre Arbeit war zu Ende, nun kamen Ruhe, Essen und Schlaf an die Reihe, und zu etwas anderem fand sich in ihren Gedanken kein Raum. Das Ganze war mir wieder wie eine Scene aus einem Schauspiel, seltsam stilvoll und mit irgend einem tiefen Inhalt, den ich unsicher errieth und der bald deutlich werden sollte.

Der Alte saß da, die großen, weißen Augenbrauen gesenkt, und spähte unter ihnen mit seiner leidenden Miene hervor. Er sprach dies und das, um etwas von dem vorzubringen, was sich in ihm regte, um seine Stimme zu hören, die das Schweigen daheim bedrückt und gequält hatte, gewiß auch in schlauer Berechnung, das Gespräch so zu führen, daß er in einem günstigen Moment seine Bitte um Nachtherberge vorbringen könnte.

„Schwer, auf den langen, schlüpfrigen Wegen zu gehen", warf er hin.

Der Hausherr erwiderte, daß es wohl ein bischen mühselig sein könnte, aber nun war man daheim, wo man sein sollte.

„Im Winter ist's überall ein wenig hart! Eine dunkle, schwere Zeit das?"

Es kam keine Antwort, und er fuhr fort:

„Da drüben bei mir — ich sollte allerschönstens und ergebenst grüßen von Wilhelmina, hätte es beinahe vergessen — dort oben ist mehr Schnee als hier. Der liegt da und drückt bis hinauf über die untere Fensterscheibe, liegt da und gleitet den Hügel hinab, es ist schwer genug, den Gehweg klar zu halten. Da ist's so düster, daß es einen beinahe erstücken will. Der Felsen gegenüber ist so prächtig am Tage, wie eine große Eisblume am Fenster, wenn die Sonne darauf leuchtet, und er funkelt, und der Himmel ist grün wie Glas dahinter, aber am Abend ist er schwarz und springt gleichsam auf einen hinab. Es ist recht schwer dort oben, so weit weg von allen Menschen."

Niemand machte eine Miene, als interessirte ihn das, und der Alte träumte sich nach einem raschen, scheuen Blick immer tiefer da hinein. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Als ich heut Morgen ging, war es noch dunkel, und das Nordlicht schien, und am Abend war es wieder da, es stand wie große, weiße Flammen neben dem Wege, hoch, hoch hinauf über den halben Himmel, es deutete wie riesengroße Finger."

Ja, das hatten sie gesehen — so wie es immer an solch kalten Abenden zu sein pflegte.

Die Augen des Alten waren groß und dunkel hinausgerichtet, nun hatte er alles vergessen, nur dieses Nordlicht füllte seine Gedanken aus.

„Hm, hm, das Nordlicht ja, sie wissen nicht, was es ist" — eine Andeutung für mich, die ich nicht aufnahm — „sie wissen nicht, was es ist, sie sagen dies, und sie sagen das, aber sie wissen nichts. Aber das, was ich als Kind hörte, das ist das Richtige, das sehe ich jedesmal, wenn ich drüber nachgrüble, das ist das Richtige."

Er begegnete fragenden Blicken, jetzt halb interessirt. Was war es also, stand in ihnen zu lesen, und der Alte fuhr fort, indes sein geweiteter Blick durchs Fenster hinaus diesen Räthseln zustrebte.

„Das sind Blicke vom Eismeer. Dort droben sind große Felder von Eis, blauschwarze, blanke Felder, und da ist ewige Nacht und Finsterniß. Aber wenn die Sterne dort hinabschauen, denn auch dort gibt es Sterne, da funkelt es im Eise auf und spiegelt weit, weit, bis hierher, wenn die Luft kalt und klar ist, und noch weiter. Da sind rothe und grüne Sterne, dicht, dicht beisammen, und von ihnen spiegeln die rothen und grünen Strahlen her, die wie Bündel am Himmel liegen. Aber manchmal leuchtet der Mond noch klarer und weißer als hier, und da kommen vom Eise, das von der Kälte zersprungen und gebogen ist, große flatternde Fackeln, die über's Himmelsgewölbe fingern, das ist gleichsam Gottes Hand. Die soll uns daran erinnern, daß auch dort oben, wo nichts lebt, daß auch dort seine Allmacht groß und herrlich ist."

Seine Zuhörer waren von seinem Tone ergriffen, sie fühlten etwas von religiöser Erbauung bei seinen Worten, er merkte rasch, daß er etwas gewonnen hatte, und dachte, daß es ihm vielleicht helfen könnte, dort hinzukommen, wohin er wollte, wenn er nur planlos die Gedanken vorbrachte, die in seinem Innern aufsprangen, wenn er so wanderte und um sich sah.

„Es ist wunderlich mit Gottes Allmacht im Winter", sagte er, „sie scheint so streng, als wollte sie nur zermalmen, und der Sturm, der über den Schnee heult, ist all die Stimme, die wir von ihm hören. Aber es gibt doch so viel Schönes, wenn man nur recht zusieht. Im Thal, bei der Spärädrücke, da war der ganze Wald wie lauter weiße Federn."

Sein gefurchtes Gesicht wurde plötzlich von einem feinen Lächeln erhellt, und seine lispelnde Stimme schmeichelte gleichsam die Worte hervor.

„Ein Stück auf der anderen Seite drüben, wie ich gerade so für mich hin ging, hörte ich, wie es drinnen im Walde knarrte und brummte, und dicht an mir vorbei, bevor ich mich's versah, kam eine große Rennthierherde und flog über den gefrorenen Schnee. So biegsam und kräftig waren sie, als hätten sie Stahl in den Beinen, und sie setzten so leicht über den Zaun, daß nicht eine Klaue den Schnee von der obersten Stange streifte, und so verschwanden sie, schön und hell, die Geweihe so dicht wie ein Wald. Es war just ums Morgengrauen, und der Schnee war blau und roth."

Der Alte sah sich um, um zu beobachten, ob nicht auch seine Zuhörer ihre Freude an dem Bilde hätten so wie er, aber sie hatten nichts gesehen, und er begegnete nicht einem Funken von jenem Interesse, das er erwartet hatte; nur Neugierde.

„Wem seine Rennthiere?" fragten sie.

Seine Miene verdüsterte sich sogleich. „Weiß ich's? dachte ich daran?"

Sowie die Worte gefallen waren, begriff er, daß er etwas Thörichtes gesagt und die Sympathie wieder verloren hatte, auf der er weiter bauen wollte, und daß nun Mauern zwischen ihnen und ihm waren. Sein Gesicht bekam einen schmerzlichen, müden Ausdruck, so, als hätte er alle Hoffnung aufgegeben. Es wurde wieder still.

Endlich nahm er eine Zeitung auf, die hinter ihm lag, sein Gesicht leuchtete vor Interesse, und er zog vorsichtig ein Futteral aus der Tasche, entnahm ihm ein paar schwarzgefaßte, große Augengläser, setzte sie auf und versank in die Lektüre. Hie und da schüttelte er den Kopf, und seine Mienen spiegelten alles wieder, worauf sein Blick fiel, sie wechselten zwischen Staunen, Mißtrauen und Unwillen.

Es begann, Abend zu werden, und die Hausleute tauschten schon Blicke und Flüsterworte über den ungebetenen Gast aus — sollte man ihn nicht gehen heißen, bevor es zu spät war?

Der Alte hatte eine Vorstellung davon, wie er da während des Lesens halb acht gab, und er schreckte davor zurück, wieder vom Feuer hinaus zu müssen. Aber etwas in der Zeitung nahm ihn gefangen, und er starrte mit brennenden Augen und bewegte die Lippen, während er stumm las, dann sah er auf und begann zu sprechen, alles andere vergessend, außer dem, was ihn eben erfüllte.

„Arme Leute, arme Menschen" — seine Stimme war wieder tief und tönend — „hier steht von der Hungersnoth in Rußland".

Er zeigte auf das Blatt, aber sah nicht hin, sondern starrte gerade vor sich hin mit dem seltsam brennenden Blick, den er hatte, als er vom Nordlicht sprach und den kalten Glanz dort oben am Pole sah.

„Hungersnoth, wir haben zumeist vergessen, was das heißen will, es sind nur leere Gerüchte für uns. Mißernten jahre hoben wir wohl gehabt, aber richtige, bittere Noth nicht seit ich klein war, es gibt heute nicht viele, die sich daran erinnern. Aber denkt, wenn sie einem im Hof vor Hunger sterben, zuerst die Thiere, die man auch so gern hat, zuerst die sterben sehen und keine Hilfe bringen können, und dann fallen die Nächsten, wie sie da umherwanken und nach Brot ächzen, wo doch nichts anderes da ist, als leere Hände. Denkt, die Wege, grausig voll von Menschen, die irren und rufen, und die Wölfe rings um sie im Dunkel — es sind wunderlich strenge Lehren, die des Herrn Gnade gibt. Denn weshalb kommt das, wenn nicht darum, weil die Barmherzigkeit ausgestorben ist? Man hat es gut gehabt und hat vergessen, daß man einen Nächsten hat, man hat seinen Rock zugeknöpft und sich auf die Brust geschlagen wie der Pharisäer und sich gedacht: ich habe kein Unrecht gethan. Aber die Noth, die einen früher nur ansah und sich wegwandte von unserer Härte, nun ruht sie dicht bei einem, und bald ist sie drinnen im Rock, und nun weiß man, daß es Sorge gibt, fühlt es selbst und verflucht seine Blindheit, wo man nichts zu geben fand, so daß man nun nichts zu fordern hat. Denkt, die Dörfer so öde, daß kein Rauch aufsteigt, und der Schnee, der wächst und über die Häuser kriecht."

Ich weiß nicht, ob der Alte diese Gedanken auf sich selbst und seine abgeschlagene Bitte bezogen hatte, aber glaube es kaum, er schien ganz von dem, was er sah, mitgerissen zu sein und bloß zu sprechen, um sich von diesen Bildern zu befreien. Vielleicht hatte er auch eine Vorstellung, daß es ihm nützen würde, das jetzt vorzuführen, aber die Vorstellung war so naiv, ging so rasch unter in dem Wirbel von Gefühlen, daß sie nicht mitgezählt zu werden brauchte. Auf jeden Fall übten seine Worte auf die Hausleute eine entscheidende Wirkung. Es zuckte in ihren Gesichteen, vor ihree schwerflüssigen Phantasie glitten mit furchtbaree Deutlichkeit die Schreckensscenen vorüber, von denen er sprach, sie seufzten wie in der Kirche und legten die Hände zusammen. „Ja, ja, arme Leute, sie sind zu bedauern, sehr zu bedauern!" Selbst die alte Frau bekam etwas wie Seele in ihre fahlen, abgemühten Augen und bewegte lautlos die Lippen. Das junge Mädchen weinte in einer Ecke.

Und dee Alte fuhr fort zu sprechen. Die Ereignisse, die er eben in der abgegriffenen Sprache der Zeitung gelesen, erzählte er wieder, oder ganz frisch und neu. Seine Zuhörer hatten es auch früher gelesen, sie wußten, daß es sich so und so zugetragen hatte, aber waren davon nicht sehr erschüttert woeden, do es so weit weg war — nun bekamen sie es zu sehen.

Er erzählte von der letzten Kuh der armen Familie, die verkauft wurde, der rothscheckigen Leitkuh, deren verhungerter Körper bebt, während sie fortgeführt wird, so daß die Glocke gleichsom alle Erinnerungen an grünes Gras und Sommer und Sonne und Hoffnung zu Grabe läutet. In seiner Stimme dröhnten und hallten die Schritte der verzweifelten Haufen, die in der grouen Kälte zu dunklen Massen zusammengetrieben werden, während verbrecherische Gedanken vor ihren verwirrten Sinnen Form annehmen. Er schilderte, wie der letzte Brand im Heerde erlischt und wie die Kälte und die Finsterniß dann hervorstürzen und ihre betäubten Opfer packen.

Es kam zuweilen gleichsom ein epischer Rhythmus in seine Worte, wie ein Sang, der aus dem übergroßen Mitgefühl, aller lebenskräftigen Gesönge Quell, hervorbrechen wollte. Und die Augen der Lauschenden bekamen etwas von seiner eigenen, visionäeen Macht, sie weiteten und veetiefien sich wie die seinen. Nicht Erbauung und Reue war es mehr, das sie fühlten, sie, die hier saßen, es woe seltsome Theilnahme, die Verzouberung dee Phantasie und des Herzens. Und die Kinder krochen leise zu dem Kreise heran, und die arme Alte wogte ihre abgearbeitete Hond heimlich hervorzustrecken und den Kopf, der ihr am nächsten war, leise zu streicheln.

Als er verstummte und müde zusammenbrach, tauschten der Mann und die Frou nue einen Blick, es bedurfte nicht mehr, dann komen die Worte, auf die er frühee alle Hoffnung hatte fahren lassen: Wollte er nicht über Nacht dableiben, mit ihnen essen und dann hiee schlafen — für ein Mal ließ sich schon Platz schaffen.

Ob er wollte? Er sah sogleich auf und verbeugte sich dunkbar und demüthig, sein ganzes Gesicht bebte. Voe Triumph, daß es ihm noch einmal geglückt war, den Sieg zu gewinnen, vor Schmerz über die Unruhe, die er empfunden und die jetzt sein ganzes Wesen erschütterte, indem sie entwich, vor Müdigkeit, daß es eine so schwere und lange Aufgabe wne, diese kleinen Erfolge zu erringen und sein Recht zu behaupten, auf die einzige Weise zu leben, in der es ihm möglich war, zu existiren.

Wie er da stand und matt lächelte und sich verbeugte, schien er mir mehr zu sein, als ein bloßer Wunderer, er schien mir eine ganze, bedeutungsvolle Seite des menschlichen Lebens zu verkörpern, die nun fast ihrer Auslöschung entgegengegangen ist. Denn was war das, was seinem Wesen eine so seltsame Farbe gab, was aus seinen großen, hungrigen Augen glimmte? War es nicht des Liedes, der Dichtung, der Sage Seele, die jetzt mehr und mehr er-

stickt wird — ach, warum? — die ihre Wurzel in dem Erdreich der breiten Schichten verliert und deren Blüthen fast alle krank sind?

Und sein armes, irrendes, unsicheres Dasein — hinausgetrieben zu werden in der Unruhe und dem Drange, das mitzutheilen, was Leben heischte, und sonst zu Tode gedrückt ward von der schweren Einsamkeit, war das nicht eines Dichters Schicksal?

Nun hatte er sich ein Bett erkämpft, um darin zu schlafen, es sich erzaubert durch einen Rest seines alten Vermögens zu berücken, aber würde es morgen wieder gelingen? Er sah müde aus, wie er da saß, die weißen Wimpern über den Blick gesenkt; bald schloß sich des Raumes schwere, betäubende Stille um uns alle.

Stockholm. Per Hallström.

(Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.)

Zeitschriften.

Liberalismus und Arbeiterpartei in England.

(„The Speaker.")

Es gibt zwar auch in England Sozialdemokraten; sie haben dort aber nicht entfernt die Macht erlangt wie bei uns. Selbst die 13 spezifischen Arbeitervertreter im Unterhaus sind nicht alle Sozialdemokraten in unserem Sinne. Augenscheinlich geht nun aber auch durch die englische Arbeiterwelt eine Bewegung, die außerhalb des bisherigen Parteisystems eine eigene große Arbeiterpartei begründen will. Ihr Organ hat diese Bewegung in dem Labour Representation Committee. Nach der „Sozialen Praxis" (Nr. 24) waren ihm bei der diesjährigen Generalversammlung 852 000 Arbeiter angeschlossen, im Vorjahr 356 531 — eine enorme Zunahme. Es gelangte folgende Resolution zur Annahme: „Durch einheitliches Vorgehen die Wahl von solchen Kandidaten ins Parlament zu sichern, die von den affiliierten Verbänden aufgestellt werden, die eine neue Gruppe im Parlament bilden sollen mit eigener Leitung und selbständiger Politik in Arbeiterfragen, sowie keinem von dem Komitee anerkannten Kandidaten Opposition zu bereiten." Eine andere, von der Independent Labour Party vorgeschlagene Resolution, es sollten die drei bereits im House of Commons befindlichen Vertreter des Labour Representation Committee behufs Schaffung eines Zentrums für gewerkschaftliche und sozialistische Parlamentsmitglieder aufgefordert werden, eine eiserne Vereinigung zu bilden, wurde gleichfalls angenommen.

Die neue Bewegung hat bei den diesjährigen Nachwahlen zum Parlament schon Erfolge erzielt, und die letzte Wahl in Barnard Castle hat den Arbeitervertreter sogar gegen Liberale und Konservative zum Siege geführt. Dieser Wahlsieg des Arbeiterkandidaten richtet sich natürlich in erster Linie gegen die Schutzzollpläne Chamberlain's; er zwingt aber auch die Liberalen, sich mit der neu entstehenden Partei auseinanderzusetzen. Einige namhafte liberale Politiker thun das in der Wochenschrift „The Speaker".

Es wäre allerdings, meint Augustine Birrel, für die Liberalen unmöglich, mit einem Arbeitervertreter zusammenzuwirken, der nur Klasseninteressen vertrete, der im politischen Kuhhandel seine Stimme jeder Partei verkaufe, die ihre Erfüllung besonderer Klassenwünsche versspreche. Dieser Fall würde jedoch kaum jemals eintreten. Fast immer würden die Arbeiteradgeordneten Männer des liberalen Fortschritts sein. Darum empfiehlt er für die Wahlen Kompromisse.

Leonard Courtney schreibt: „Ich freue mich über die Wahl in Barnard Castle als einen Sieg des Freihandels; ich begrüße sie aber auch als den Triumph einer unentbehrlichen politischen Kraft, die bei unseren Vorbereitungen für die Zukunft anerkannt und berücksichtigt werden muß. . . Einige Vorschläge der Arbeiterpartei — so werden wir sie nennen müssen — sind mir fragwürdig und mehr als das. Aber die Arbeiter bringen wirklich fruchtbare Elemente in das politische Leben, die ohne Verlust für die Nation nicht unterdrückt werden können. . . Und sie können nicht unterdrückt werden. Die Ideen und Bestrebungen der Arbeiter sind soziale Faktoren von höchster Bedeutung, die im Parlament vertreten sein müssen." Es lägen aber Gefahren in den neuen und wachsenden Kräften. Durch Anerkennung ihrer Berechtigung müßte der Liberalismus diese Gefahren besiegen. Barnard Castle wäre beinahe an den gemeinsamen Feind, den Konservativen, verloren gegangen. Solche Fehden zwischen Liberalen und Arbeitern müßten vermieden werden. Das beste Auskunftsmittel sei die Adoption des belgischen Proportionalwahlsystems, das allen Parteien eine gerechte Vertretung sichere.

Von einem höheren Standpunkt aus betrachtet R. Spence Watson das Verhältniß der Liberalen zur Arbeiterpartei. Er gibt zunächst einen Ueberblick über die Entwicklung dieses Verhältnisses. Abgesehen von der Independent Labour Party, die von Anfang an eine unversöhnliche Stellung eingenommen habe, sei bis in die jüngste Zeit zwischen Liberalismus und Arbeitern keine trennende Schranke gewesen. Es habe zwar bei den Arbeitern der natürliche Wunsch bestanden, aus ihrer Mitte Vertreter ins Parlament zu senden. Die Kosten der Wahl und des Unterhalts der Abgeordneten seien aber das größte Hinderniß gewesen, diesen Wunsch zu befriedigen. Von vornherein sei aber klar gewesen, daß eines Tages die bessere Erziehung der Arbeiter, die Entfaltung der Gewerkvereine trotz gegenseitiger Rivalitäten und Eifersüchteleien die Schwierigkeiten der Wahl von Arbeiterkandidaten besiegen würden. Dieser Tag sei gekommen und die Arbeiter verlangten jetzt ihren angemessenen Antheil an der Vertretung im Parlament. Das Verlangen sei ganz natürlich und gerechtfertigt. Es handle sich nur darum, zu verhindern, daß die Kräfte des Fortschritts — als solche seien sowohl Liberalismus wie Arbeiterpartei zu betrachten — sich zersplitterten und gegenseitig befehdeten. Da sei es ihm eine Befriedigung nach reiflicher Prüfung feststellen zu können, daß es für die gegenwärtige und die kommende Generation keine Frage praktischer Politik von so vitaler Wichtigkeit gebe, daß sie nothwendigerweise die Fortschrittspartei, d. h. Liberale und Arbeiter, in zwei feindliche Lager auseinandertreiben müßte. Ohne diese kühle Erwägung, ohne die klare Einsicht in ihre gemeinsamen Ziele würden die bevorstehenden Wahlen zum Triumph der Reaktion führen. Die größten Interessen der Nation und des Weltreichs ständen in Frage; wenn Liberalismus und Arbeiter nicht den gleichen Strang zögen, so würde die Sache des Fortschritts eine vernichtende und dauernde Niederlage erleiden. Vor der Entscheidung über die drei großen Fragen der enorm wachsenden Steuerlast, der Zerstörung der nationalen Erziehung durch das Unterrichtsgesetz und der Revolutionirung des Zollsystems müßten die geringfügigen Differenzen verschwinden. Vereint könnten Liberale und Arbeiter mindestens in den Städten fast alle Mandate gewinnen, getrennt fast alle Sitze an die Reaktion verlieren. Es sei keine Zeit zu dem Versuch für die Arbeiter, die Liberalen zu verdrängen, wo diese festen Grund unter sich hätten, und es sei keine Zeit für die Liberalen, von dem Arbeiterkandidaten ein orthodoxes liberales Glaubensbekenntniß zu fordern. Nur durch Einigkeit könnten sie dem gemeinsam erstrebten Fortschritt die Bahn frei machen. Der selbstmörderische Krieg zwischen den beiden sich ergänzenden Fortschrittsparteien müsse beigelegt und dem Ausdruck neuer Feindseligkeiten durch ein enges Kartell mit einer dem Einigungsamt ähnlichen Organisation an der Spitze vorgebeugt werden. „Vereinigt werden wir siegen, getrennt unterliegen."

In einem vierten Artikel warnt J. Ramsay Macdonald, der mehr auf Seite der Arbeiter steht, seinerseits vor einer Zersplitterung. Vermieden könne sie nur werden, wenn die liberale Partei nicht auf dem Buchstaben ihres Schibboleths bestehe, sondern bekenne, daß der vorübergehende Zustand der fortschrittlichen Ueberzeugungen eine lose Organisation verlange; starrer Dogmatismus würde ihr die sichere Niederlage einbringen. Eine fernere Zukunft würde nach seiner Ueberzeugung einer vereinigten demokratischen Partei gehören, die gestützt auf die Masse des Volkes in einem weitgehenden sozialen Programm sich zusammenfinde. „Viele Tendenzen tragen gegenwärtig zum Wachsthum einer solchen Partei bei, aber nichts würde sie so wirksam fördern als die gemeinsame parlamentarische Arbeit von Männern, die, unter verschiedener Etikette gewählt, bei ihren praktischen Bemühungen entdecken, daß in Wirklichkeit ihr politischer Standpunkt derselbe ist."

Man könnte die in diesen Aeußerungen ausgesprochenen Gedanken fast Wort für Wort auf das Verhältniß des deutschen Liberalismus zur Sozialdemokratie übertragen.

W. R.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 49. Berlin, den 5. September 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (4 Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostverein bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *.*.

Politische Grundsätze und politische Bündnisse. Von Theodor Barth.

Der letzte Parteitag der Nationalsozialen. Von Fr. Weinhausen.

Die politische Lage in Rußland. Von Paul Rohrbach.

Nationalliberale Jugend. Von H. v. Gerlach, M. d. R.

Die Wirkung der canadischen Vorzugszölle. Von Poul Arndt (Frankfurt o. M.).

Gustave Larroumet. Von G. Ranshofs.

Lichtenberg's Briefe aus England. Von Max Meyerfeld.

Die Hexe von Elsbach. Erzählung von Otto Houser (Wien).

Bücherbesprechung:

Dr. Otto Heyn: Die indische Währungsreform. Bespr. von A. M.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Nach Abschluß der Verhandlungen des nationalsozialen Parteitags hat zwischen Friedrich Naumann und dem Vorsitzenden des Wahlvereins der Liberalen, Schrader, folgender Telegrammwechsel stattgefunden:

„Göttingen, 30. August 1903. Pfarrer Naumann an Direktor Schrader. 111 Delegirte des nationalsozialen Parteitages theilen Ihnen mit, daß sie den Anschluß nationalsozialer Ortsvereine, Landesvereine und einzelner Mitglieder an den Wahlverein der Liberalen befürworten und für ihn thätig sein wollen. Wir sind der Ueberzeugung, daß uns noch Aufgabe der eigenen selbständigen Parteiorgonisation die politische Weiterarbeit am besten innerhalb des von Ihnen geleiteten Vereins ermöglicht sein wird, und werden uns bemühen, mit unverändertem Eifer innerhalb dieses Vereins für den notionalen, freiheitlichen und sozialen Fortschritt zu wirken. Wir wissen uns mit Ihnen einig in dem Wunsche, eine leistungsfähige politische Organisation in allen Theilen Deutschlands zu pflegen oder ins Leben zu rufen und erwarten, daß unser Entschluß den Anschluß möglichst weiter Kreise des deutschen Liberalismus an den Wahlverein der Liberalen fördern wird."

„Z. Z. Dessau, 31. 8. 03. Direktor Schrader an Pfarrer Naumann. Ihrem über Berlin mir hier zugegangenen Telegramm entnehme ich mit großer Freude, daß 111 notionalsoziale Delegirte ihren Vereinen und Mitgliedern die Fortsetzung ihrer politischen Thätigkeit im Anschluß an den Wahlverein der Liberalen empfohlen haben. Namens meiner politischen Freunde spreche ich die zuversichtliche Hoffnung aus, daß wir in einmüthigem eifrigen Zusammenwirken den Einfluß des Liberalismus stärken, die Schaffung freiheitlicher und soziolfortschrittlicher Gesetze und Maßnahmen fördern und dadurch Deutschlands Größe und innerem Frieden dienen werden."

Aus diesem Telegrammwechsel ist deutlich erkennbar, wie sich die Fusion der Nationalsozialen mit der Freisinnigen Vereinigung vollzogen hat. Der Anschluß, soweit er erfolgt ist, ist ohne jede Pression erfolgt. Was von einigen gewohnheitsmäßigen Nörgelpetern als ein halber Mißerfolg dezeichnet wird, daß nicht die ganze nationalsoziale Partei zum Wahlverein der Liberalen übergetreten ist, erscheint in Wirklichkeit als ein Vorzug. Diejenigen, die den Anschluß mitgemacht haben, fühlen sich der Freisinnigen Vereinigung, so wie sie heute ist, innerlich verwandt, und glauben eben deshalb, mit ihr in einer gemeinsamen Organisation fruchtbar politisch thätig sein zu können. Von denen, die einstweilen abseits gedlieben sind, werden sicherlich im Laufe der Zeit manche den Schritt nachholen, den ihre bisherigen Parteigenossen schon jetzt gemacht haben. Sie werden auch dann willkommen sein. Zunächst wird es sich jetzt darum handeln, durch eine gemeinsame erhöhte Arbeitsthätigkeit zu zeigen, daß die Befürchtung der Uebelwollenden, die neue Verbindung werde zur Stärkung des Liberalismus beitragen, nicht undegründet ist.

Die Dessauer Nachwahl, bei der es sich um einen Ersatz für den leider so früh verstorbenen Reichstagsabgeordneten Richard Roesicke handelt, hat Donnerstag stattgefunden. Das Wahlresultat liegt beim Redaktionsschluß noch nicht völlig abgeschlossen vor, doch erscheint schon jetzt sicher, daß eine Stichwahl zwischen dem Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung, Karl Schrader, und dem Kandidaten der Sozialdemokratie, Käppler, stattzusinden hat. Der bündlerische Kandidat Schirmer-Neuhaus hat es nur auf 3257 Stimmen gedracht, während Schrader 10567, Käppler 12334 Stimmen erhielt. Am 16. Juni waren die entsprechenden Zahlen folgende: Rösicke 11477, Rhode 5705, Käppler 12273.

Das preußische Landtagswahlsystem löst bekanntlich die Aufgabe, den Wählern das Wählen zu verekeln, in einer geradezu raffinirten Weise. Um die Abneigung der Wähler, insdesondere der Wähler der dritten Klasse, noch zu steigern, wird auch die Wahlzeit in manchen Bezirken so ungünstig gelegt, daß namentlich Arbeiter an der Wahlhandlung sich

Digitized by Google

schon aus diesem Grunde nur sehr schwer betheiligen können. Nichts erscheint deshalb berechtigter als der Wunsch der Arbeiter, die Wahlstunde auf eine Tageszeit zu verlegen, zu der auch sie ohne allzu großen Arbeitsverlust theilnehmen können. Am besten wäre es deshalb, die Wahlen geschähen an einem Sonntage, wie das z. B. in Frankreich und in manchen anderen Ländern gesetzlich vorgeschrieben ist. Aber das läßt das Königlich preußische praktische Christenthum nicht zu. Daß aber selbst Stadtmagistrate, die in dem Rufe stehen, freisinnig zu sein, den Wünschen auf Verlegung der Wahlstunde in den späten Nachmittag sich ablehnend gegenüberstellen, wie das u. a. von Breslau berichtet wird, muß Wunder nehmen. Gerade jetzt, wo die Sozialdemokratie sich entschlossen hat, ernsthaft an der Wahlhandlung theilzunehmen, sollte man seitens der Wahlbehörden auch den Schein vermeiden, als ob es erwünscht wäre, daß die Arbeiter sich möglichst wenig an der Wahl betheiligen. Das Landtagswahlrecht ist wirklich schon miserabel genug; es braucht nicht durch eine engherzige Behandlung der Einzelvorschriften noch ungerechter gestaltet zu werden.

In Stuttgart sind aus einer Reihe mitteleuropäischer Staaten Vertreter zu einem internationalen Mittelstandskongreß zusammengekommen. Was sie zusammenführt, ist nicht ohne weiteres ersichtlich. Interessant ist nur, daß, nachdem schon Dr. Ruhland an der Internationalen des goldenen Kornfeldes gearbeitet hat, nun auch der Mittelstand, in dessen Namen die rothe Internationale oft so heftig bekämpft wird, gemeinsame internationale, in gemeinsamer Arbeit zu wahrende Interessen entdeckt. Vielleicht bemüht sich der Kongreß zunächst einmal um eine authentische Definition des Begriffes „Mittelstand".

Akte internationaler Höflichkeit bedeuten die in diesen Wochen stattfindenden Fürstenbesuche. Ein solcher Höflichkeitsakt ist auch die Gabe des französischen Präsidenten Loubet für die Ueberschwemmten in Schlesien. Es ist wohl eine Revanche für die Spende des Kaisers für die Opfer des Mont Pelée auf Martinique.

Der russische Finanzminister v. Witte ist seines Amtes enthoben und zum Präsidenten des Ministerkomitees ernannt worden. Das ist eine quasi Beförderung. Seine neue Stellung ist vielleicht ehrenvoller, aber mit weniger realem Einfluß verknüpft. Obgleich seine Budgets Potemkin'schen Dörfern glichen, scheint sein Rücktritt doch keine Aenderung des finanzpolitischen Kurses zu bedeuten. Denn zu seinem Nachfolger wurde Herr v. Pleske, ein Vertrauter von ihm, ernannt. Da Witte wie kein anderer die Bedeutung internationaler Beziehungen kennt — er brachte schon den Handelsvertrag von 1894 zu Stande —, so ist er auch mit der Fortführung der gegenwärtig schwebenden Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland beauftragt worden. Vielleicht gewinnt er in seinem neuen Amt Muße, die sich bisher resultatlos verschleppenden Verhandlungen zu beschleunigen. Den Stein des Anstoßes bilden auf deutscher Seite die Mindestzölle für Getreide und die Vieheinfuhrverbote. Graf Bülow war ein sehr voreiliger, wenn nicht gar falscher Prophet, als er verhieß, daß sich mit den Minimalzöllen des neuen Tarifs gerade noch Handelsverträge abschließen lassen würden. Auf der anderen Seite ist Witte der Mann dazu, um unter Umständen den Erziehungszöllen der russischen Industrie das Exportinteresse seiner Mushiks zu opfern. Die deutschen Agrarier würden sich die Hände reiben, wenn aus einer hoffentlich nicht eintretenden Kündigung des bestehenden Handelsvertrags der Zollkrieg entstehen sollte.

In der Türkei wird die Lage immer bedrohlicher. Das makedonische Aktionskomitee hält die Zeit für gekommen, an die Pforte und die Mächte mit einem detaillirten Plan für autonome Verwaltung Makedoniens unter türkischer Hoheit und europäischer Oberaufsicht heranzutreten. Ob damit bei dem Durcheinanderwohnen der verschiedenen Völker viel geholfen wäre, ist sehr zweifelhaft. Die Machinationen der Balkanraudstaaten, von denen jeder gern noch ein Stückchen Türkei verspeisen möchte, würden jedenfalls nicht aufhören. Die Kriegslust, besonders in Bulgarien, scheint groß zu sein. Ohne ein gewährenlassendes Nicken von Väterchens Thron wird man sich aber offiziell gegen das Risiko eines Krieges sträuben. Die schwüle Atmosphäre, die den kranken Mann umgibt, hält die Nerven der Diplomaten in Aufregung. Selbst die Telegraphen werden nervös. Die Tatarenmeldung, daß in Beirut der amerikanische Konsul einem Attentat zum Opfer gefallen sei, veranlaßte den Präsidenten Roosevelt, ein Geschwader der Rache dorthin zu senden. Auch nachdem der todtgesagte Konsul aus den Lügennachrichten auferstanden war, meinte Roosevelt, es könnte nichts schaden, wenn das Geschwader in der Türkei einmal nach dem Rechten sähe. Das Selbstbewußtsein der großen Republik hat noch etwas Jugendliches.

Joseph Chamberlain hat sich den Fürsten Bismarck in mehr als einer Beziehung zum Muster genommen und er kopirt insbesondere die Mängel unseres großen Staatsmannes bereits meisterhaft. Selbst das Räuspern und Spucken über den Coddenklub hat er ihm abgeguckt. Er ist jüngst mit der geradezu kindischen Verleumdung hervorgetreten, daß der Coddenklub von auswärtigen, insbesondere deutschen Freihändlern subventionirt werde. Lothar Bucher hat seiner Zeit sich bei uns dadurch lächerlich gemacht, daß er die Verleumdung einer Subventionirung der deutschen Freihändler durch den Coddenklub publizistisch in den Kurs setzte. Auch die amerikanischen Schutzzöllner, ebenso wie später die Silberfanatiker, haben des öfteren von dem korrumpirenden Einfluß der Schätze des Coddenklubs auf die tugendhafte öffentliche Meinung Amerikas gesprochen. Aber die neueste Chamberlain'sche Verleumdung setzt allen Absurditäten die Krone auf. Diese Verleumdung ist zugleich eine politische Dummheit, die Mr. Chamberlain noch manche unbequeme und deutliche Antwort eintragen wird.

* * *

Politische Grundsätze und politische Bündnisse.

Es gibt Freisinnige, die jedes Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie bei Wahlen zum Reichstag, zum Landtag und auch in Kommunalverbänden ablehnen, grundsätzlich ablehnen. Welcher Art mögen die Grundsätze sein, die zu einer solchen Ablehnung führen?

Würde bei solchen gemeinschaftlichen Wahlaktionen von einer der beiden Parteien der anderen zugemuthet, sie sollte in irgend einer wichtigen politischen Frage Konzessionen machen, so wäre es durchaus verständlich und gerechtfertigt, wenn man um eines möglichen Wahlvortheils willen sich in keine Verbindung einließe, die derartige Opfer des Intellekts erforderte. Aber davon ist insbesondere bei der gegenwärtig aktuellen Frage eines Zusammenwirkens zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten bei den Landtagswahlen ja schlechterdings keine Rede. Niemand muthet dem andern Abweichungen von seinem politischen Glauben zu. Es handelt sich auch nicht um einen dauernden Bündnißvertrag, sondern um ein bloßes Zusammenwirken ad hoc in einer ganz bestimmten Situation, für einen eng umgrenzten Zweck. Die Freisinnigen stehen im Kampf gegen die Reaktionäre, die Sozialdemokraten auch. Beide Parteien vermögen, jede für sich, nichts Wesentliches gegen die Reaktionäre bei den kommenden preußischen Landtagswahlen auszurichten. Rücken sie getrennt ins Feld und schlagen sie

nicht zusammen, so ist es so gut wie sicher, daß die Freisinnigen eine beträchtliche Anzahl von Mandaten, die gegenwärtig in ihrem Besitz sind, einbüßen, und daß die Sozialdemokraten nichts gewinnen. Wirken beide Parteien dagegen zusammen, so wird nicht nur der freisinnige Besitz behauptet, sondern auch nicht unbeträchtlich vermehrt, und die Sozialdemokratie bringt ebenfalls einige ihrer Genossen in die stockige politische Atmosphäre des preußischen Abgeordnetenhauses hinein. Selbst solche freisinnigen Zeitungen, die am lebhaftesten gegen ein Wahlbündniß mit der Sozialdemokratie protestiren, müssen zugestehen, daß der gegenwärtige Zustand, der die stärkste Partei des Landes von der Antheilnahme an den Geschäften der Volksvertretung in Preußen völlig ausschließt, unhaltbar ist, und daß kein auch nur halbwegs freisinniger Mann einen solchen Zustand zu billigen vermag. Diese Preßorgane haben deshalb nichts dagegen, daß den Sozialdemokraten einige Landtagsmandate zufallen; aber es soll nicht mit Hilfe der Freisinnigen geschehen. Da es aber ohne die Hilfe der Freisinnigen auch nicht geschehen wird, so laufen jene Zugeständnisse auf bloße platonische Wünsche hinaus. Ohne freisinnige Unterstützung bleiben die Sozialdemokraten voraussichtlich auch ferner von der preußischen Volksvertretung ausgeschlossen. Die Freisinnigen werden an der Fortdauer dieser skandalösen Ungerechtigkeit mit die Schuld tragen, wenn sie sich nicht zu einer Kooperation mit der Sozialdemokratie entschließen können.

Erscheint angesichts solcher Verhältnisse nicht die Behauptung begründet, daß jede sinngemäße Auslegung freisinniger Grundsätze das Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie gegen die Reaktion fordert? Die reaktionäre Presse ist natürlich eifrig bemüht, die Freisinnigen in dem Wahne zu befestigen, daß sie ihren Grundsätzen etwas vergeben, wenn sie mit den Sozialdemokraten zusammen gegen die Reaktion marschiren. Die Vorurtheile des freisinnigen Bürgerthums gegen jedes Zusammengehen mit der Sozialdemokratie sind das Nasenseil, mit dem der freisinnige Bär auf der reaktionären Siegesstraße fortgeführt wird. Der Zusammenschluß aller bürgerlichen Elemente gegen die Sozialdemokratie wird von den Reaktionären als letzte Rettung der Gesellschaft gepriesen. Noch immer gibt es Freisinnige, die in dieser Falle sich fangen lassen. Jeder Zank zwischen sozialdemokratischen Arbeitern und freisinnigen Arbeitgebern, jeder ruppige sozialdemokratische Artikel, der sich gegen bürgerliche Elemente richtet, jeder Ausbruch eines sich revolutionär gebärdenden publizistischen Kraftmeiers wird mit Behagen in der reaktionären Presse breitgetreten, und das freisinnige Bürgerthum läßt sich dadurch ebenso beeinflussen, wie es sich durch die Furcht vor sozialen Nachtheilen, die aus einer politischen Verbindung mit der Sozialdemokratie erwachsen könnten, einschüchtern läßt.

Diese von beständigen Skrupeln angekränkelte Haltung eines großen Theils der Freisinnigen paßt gerade dem rablaten Theil der Sozialdemokraten sehr gut in ihren Kram. Ihnen gereicht es zur ganz besonderen Befriedigung, vor ihren gemäßigteren Genossen feststellen zu können, daß der Freisinn für den Kampf gegen die Reaktion garnichts mehr bedeutet, daß auf ihn kein Verlaß mehr ist, daß er selbst da, wo er vor der Alternative steht, ohne Unterstützung der Sozialdemokratie in die Pfanne gehauen zu werden, oder mit Unterstützung der Sozialdemokratie beträchtliche Erfolge gegen die Reaktion zu erreichen, nicht mit der Sozialdemokratie zusammen zu gehen sich entschließen kann. Damit glauben sie den Beweis geliefert zu haben, daß der Freisinn nur als Schwanz der Reaktion anzusehen sei. Es war daher durchaus verständlich, weshalb der linke Flügel der Sozialdemokratie so lange jeder Mitwirkung an den preußischen Landtagswahlen widerstrebte. Es war ja unvermeidlich, daß hierbei die Frage eines Zusammenwirkens mit den verketzerten Freisinnigen aktuell werden mußte, und man konnte nicht ohne weiteres annehmen, daß die Freisinnigen jeden Pakt mit der Sozialdemokratie ablehnen würden. Die rabiatesten Organe der Sozialdemokratie thun deshalb auch das ihrige, um den Freisinnigen ein derartiges Paktiren zu verekeln. So entsteht die interessante Situation, daß die Freisinnigen, die sich am stärksten vor den Rothen bekreuzigen, gerade der extremen Sozialdemokratie in die Hände arbeiten.

Der Redakteur der „Schleswig-Holsteinschen Volkszeitung" hat kürzlich auf einem sozialdemokratischen Delegiertentage von mir gesagt, ich sei „an und für sich der gefährlichste Gegner der Sozialdemokratie", die Sympathien mancher Genossen für mich seien deshalb nicht angebracht. In einer solchen Aeußerung kommt der Standpunkt der Ultrasozialdemokraten zum Ausdruck. Jene Freisinnigen, die ob der Zumuthung eines politischen Bündnisses mit der Sozialdemokratie bei den bevorstehenden Landtagswahlen von Entsetzen ergriffen sind, sollten auch derartige Aussprüche einmal zum Gegenstande weiteren Nachdenkens machen. Vielleicht legen sie sich auch einmal die Frage vor, ob ein protestantischer Ritter oder ein ultramontaner Heiliger sich zieren würde, mit der Sozialdemokratie politisch zusammen zu wirken, wenn sie sich in einer ähnlichen Lage befänden wie gegenwärtig die Freisinnigen. Für das Centrum läßt sich die Antwort an der Hand der Erfahrung geben: Es hat sich in Bayern keinen Augenblick besonnen, mit der Sozialdemokratie bei den Landtagswahlen zu paktiren. Und die preußischen Junker sind von jeder politischen Sentimentalität so gänzlich frei, daß sie in den Ketzereien des sozialdemokratischen Programms sicherlich keinen Hinderungsgrund für den Abschluß eines vortheilhaften Bündnißvertrages sehen würden. Fürst Bismarck hat sich in seiner Politik niemals genirt, mit irgend jemandem zusammen zu gehen, von dem er glaubte, daß er seine politischen Ziele fördern könnte, mochte dabei Lassalle oder der Papst in Rom oder der ungarische Revolutionsgeneral Klapka in Frage kommen.

Für die Freisinnigen handelt es sich bei den bevorstehenden preußischen Landtagswahlen darum, ob sie es wirklich ernst meinen mit der Bekämpfung der Reaktion. Bloße Redensarten, daß man die Reaktion bekämpfen will, genügen nicht; man muß zeigen, daß man auch entschlossen ist, die bereiten Mittel im Kampf gegen die Reaktion zu ergreifen, und ein solches Mittel, das einzige wirksame Mittel im gegenwärtigen Augenblick ist ein resolutes Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie bei den bevorstehenden Landtagswahlen.

Theodor Barth.

Der letzte Parteitag der Nationalsozialen.

Die Tageszeitungen haben schon berichtet, daß das Ergebniß des letzten nationalsozialen Parteitages die einstimmige Annahme folgenden Antrages gewesen ist:

„Die bisherige Organisation des nationalsozialen Hauptvereins wird aufgehoben und der bisherige Vorstand beauftragt, bis zum 31. Dezember die Erledigung der vorhandenen Geschäfte zu besorgen. Die Fortdauer und der politische Anschluß unserer Orts- und Landesvereine hängt von deren eigener Entschließung ab."

Schon auf dem Parteitage selbst und nachher in der gegnerischen Presse sind Stimmen laut geworden, die diesen Beschluß als ein schwächliches Ausweichen vor der klaren Entscheidung hinstellten, welche der ursprüngliche Antrag Naumann's und der Vorstandsmehrheit vorgesehen hätte. Daran ist nur soviel richtig, daß in der That jener ursprüngliche Antrag dem Parteitag nicht nur die Abstimmung über die Auflösung, sondern auch über den Anschluß an den Wahlverein der Liberalen zur Pflicht machen wollte. Ziffernmäßig wäre dann vielleicht das Schlußbild etwas klarer gewesen; aber praktisch wäre sehr viel weniger erreicht worden. Denn die bei der Abstimmung unterlegene Minderheit wäre im Gefühl der Verdrossenheit nach Hause gegangen und hätte erst recht nicht daran gedacht, den An-

Digitized by Google

schluß später zu vollziehen, den die Mehrheit durch ihre Abstimmung sofort vollzogen hätte. Auch würde es nicht an guten Freunden und getreuen Nachbarn gefehlt haben, die einer solchen Abstimmung den Charakter der Freiwilligkeit abgesprochen und ihre Zweifel daran geäußert hätten, ob nun alle „Fusionisten" auch wirklich zum Wahlverein der Liberalen herüberkommen und ehrlich mitthun würden. Dem allen ist durch das eingehaltene Abstimmungsverfahren der Boden entzogen worden. Niemand kann jetzt daran zweifeln, daß der Abschluß der nationalsozialen Partei ein durchaus harmonischer, die Abstimmung für alle Betheiligten ausnahmslos eine völlig freie und der Willensakt der Einhundertelf, die zur Freisinnigen Vereinigung herüberzukommen sich bereit erklärten, ein von außen gänzlich unbeeinflußter, innerlich gewollter war. Wer auf diese freie Weise den neuen Weg mitgehen zu wollen bekundet hat, der kommt nicht nur für sich, sondern der wirbt auch Gesinnungsgenossen und bringt den festen Willen zu eifriger Mitarbeit mit.

Man hat an der Ziffer 111 herumgenörgelt. Da bekannt gegeben war, daß 209 Anmeldungen von Delegirten vorlägen, so soll die Zahl derer, die nachher sofort zum Anschluß an den Wahlverein der Liberalen bereit waren, nur „eine sehr knappe Majorität" darstellen. Das ist aber eine ganz falsche Berechnung. Von den 209 Angemeldeten waren, wie das immer bei solchen Anlässen zu gehen pflegt, viele im letzten Augenblick an der Reise nach Göttingen verhindert. Es mögen schätzungsweise höchstens 180 Delegirte wirklich zugegen gewesen sein. Und als die Befürworter der Fusion am Spätnachmittag des Sonntags zusammentraten, um ihre Zahl festzustellen, waren viele schon wieder abgereist, die Montag früh pünktlich im Dienst sein mußten und deshalb keine Zeit zum Ausharren gehabt hatten. Unter Berücksichtigung dieser beiden Thatsachen war es ganz zweifellos die überwiegende Mehrheit der Anwesenden, die in einer Zahl von 111 Delegirten zum Anschluß an den Wahlverein der Liberalen sofort bereit war.

Das hatte sich auch schon im Laufe der Diskussion gezeigt. Vier verschiedene Anschauungen waren in ihr zu Tage getreten. Die verhältnißmäßig stärkste Oppositionsgruppe trat für Fortarbeit in seitheriger Form ein. Sie plädirte, als sie sich bald davon überzeugen mußte, daß die Mehrheit nicht auf ihrer Seite sei, wenigstens für Aufrechterhaltung der Orts- und Provinzialvereine und Weiterarbeit in diesen kleineren Gruppen nach seitheriger Art. Von einem Anschluß an irgend welche andere Partei wollte sie nichts wissen und lieber auf Reichspolitik on ihrem Theil verzichten als durch Verschmelzung mit anderen ihre alten Ideale irgendwie gefährden. Nicht weil sie sachlich überzeugt waren, sondern weil die seitherigen Führer die Weiterarbeit in alter Form verweigerten, stimmten die Vertreter dieser Gruppe nothgedrungen der oben mitgetheilten Entschließung zu. Dabei behielten sie sich vor, in eigener Art — über die aber nichts weiter verlautete — in den Ortsvereinen ihrer Heimat selbständig weiter thätig zu sein. Es waren theilweise die ältesten und eifrigsten Parteimitglieder, die diesen Standpunkt einnahmen. Vielleicht ist es kein Zufall, daß sie fast sämmtlich in Kurhessen und Nassau ihren Wohnsitz haben. Sie hatten an dem siegreichen Wahlkampf von Gerlach's in Marburg schon aus geographischen Gründen lebhafteren Antheil genommen als alle anderen. Die in Marburg erscheinende „Hessische Landeszeitung" kam als nationalsoziale Tageszeitung, die zudem vortrefflich redigirt ist, täglich in ihr Haus. Da mußte es ihnen schwerer als anderen fallen, sich von der Nothwendigkeit des Endes zu überzeugen.

Gerade dieser Gruppe gegenüber aber zeigte sich auch, wie klug und geschickt die Taktik derer war, die keine Majorisirung der „Antifusionisten" wollten. Nicht nur ohne Groll und Verbitterung ist die „alte Garde" von uns geschieden, sondern alle ausnahmslos haben uns den Wunsch mitgegeben, daß die beabsichtigte Fusion uns und dem Gesammtliberalismus zum Segen gereiche, und manch einer hat nachher im Privatgespräch versichert, daß er gern nachkommen würde, wenn in nächster Zukunft sich zeigen sollte, daß seine jetzigen Bedenken grundlos gewesen wären. Werbearbeit wird in späterer Zeit unter ihnen gewiß nicht vergeblich sein.

Viel weniger zahlreich, als wir früher gefürchtet hatten, war die Gruppe derer, die sich aus Verdrossenheit oder Resignation der politischen Arbeit künftig gänzlich entziehen wollen. Vielleicht kann man hier überhaupt nicht von einer „Gruppe" reden. Wenigstens vertraten nur Chefredakteur Wenck und der bekannte Bodenreformer Domaschke für sich persönlich diesen Standpunkt, der auch gerade bei ihnen aus Gründen privater Natur erklärlich ist. Daß noch andere mit ihnen diesen Weg in die politische Einsamkeit mitgehen wollen, davon ist weder in der öffentlichen Diskussion noch in der privaten Unterhaltung etwas bekannt geworden. Es zeigte sich hier erfreulicher Weise, daß unsere unausgesetzte Predigt von der Nothwendigkeit politischer Organisation und pflichtmäßiger thätiger Antheilnahme an den Geschicken des Staatslebens tief genug Wurzel geschlagen hatte, um jetzt in schwerer Entscheidungsstunde ihre praktische Wirkung zu äußern.

Endgültig verloren für den Anschluß an den liberalen Wahlverein dürfte wohl nur die sehr kleine Gruppe derer sein, die zur Sozialdemokratie zu gehen fest entschlossen sind. Sie vertrat in rednerisch und taktisch außerordentlich geschickter, wenn naturgemäß auch nicht immer überzeugender Weise der bisherige Parteisekretär Dr. Maurenbrecher. Seine von jugendlichem Feuer getragene Rede gipfelte in dem Satze: Wir haben eine regierungsfähige Nüance des deutschen Sozialismus zu schaffen versucht; nachdem das mißlungen, muß unsere Weiterarbeit dem Sozialismus, so wie er nun einmal bei uns ist, gehören, das heißt der geschichtlich gewordenen Sozialdemokratie. Vielfacher Widerspruch und vereinzelter Beifall begleitete Maurenbrecher's Ausführungen. Wenn seine Gesinnungsgenossen unter den Delegirten auch aus leicht verständlichen Gründen nicht äußerlich hervor und zu ihm traten, so mögen sie immerhin, soweit sich aus Privatäußerungen feststellen ließ, eine kleine Gruppe gebildet haben, die, wenn man einmal eine Ziffer angeben muß, mit zehn eher zu hoch als zu niedrig geschätzt sein dürfte.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß die vierte und letzte Gruppe, die für sofortigen und möglichst zahlreichen Anschluß an den Wahlverein der Liberalen eintrat, die überwältigende Mehrheit der Delegirten ausmachte. Die Bayern und Württemberger hatten in der Diskussion am temperamentvollsten diesen Anschluß befürwortet, obwohl gerade in Süddeutschland die Freisinnige Vereinigung besonders schwach vertreten ist und darum die Hauptarbeit dort gleich von Anfang an auf den national-sozialen Orts- und Landesverbänden ruhen wird. Badens Vertreter waren nicht einheitlich für Fusion, aber Elsaß-Lothringen kommt dafür mit besonders guten Aussichten herüber. Bentheim-Lingen, Schleswig-Holstein, Dithmarschen und die Hansastädte, Berlin und Sachsens Großstädte, Emden, Hannover, Göttingen und viele kleinere Orte — überall werden in den nächsten Wochen die Ortsvereine den Anschluß vollziehen.

Die Stimmung ist, trotz aller „Kubbelmuddel"-Artikel einer übelwollenden Nachbarschaft, so einheitlich, daß selbst in der geschlossenen, vertraulichen Sitzung, die am Sonnabend spät noch abgehalten wurde, die Kritik am Wahlverein der Liberalen oder an der Freisinnigen Vereinigung trotz wiederholter Ermunterung aufs Wort verzichtete. Man wollte keine „Reden hinter verschlossenen Thüren." Nur die genauen ziffernmäßigen Unterlagen für das im verflossenen Wahljahr Geleistete wurden entgegengenommen und kurz besprochen, dann trennte man sich, um in breitester Oeffentlichkeit vor einer überaus zahlreich anwesenden Preßvertretung die Verhandlungen über die Zukunft der Nationalsozialen zu führen. Wie wäre das möglich gewesen, wenn die einheitliche Gesammtstimmung gefehlt hätte? Sie kam obendrein geradezu elementar zum Ausdruck in dem lauten Jubel, der die Ansprache Naumann's an die 111 Fusionisten begleitete. Diese Ansprache schloß mit den Worten:

Digitized by Google

„Alle, die Sie jetzt dem Brief an Schrader und damit dem Anschluß an den Wahlverein der Liberalen zugestimmt haben, bitte ich, nunmehr eifrig und rührig zu Hause in ihren Ortsvereinen weiter zu werben und weiter zu arbeiten. Jetzt darf auf keinen Fall das Gefühl aufkommen, als ob wir auf einem todten Punkte angelangt wären. Im Gegentheil, jetzt heißt's zeigen, daß wir etwas gelernt haben und weit mehr an Arbeitskraft als an Zahl sind. Lassen Sie uns wie seither, so auch unter den veränderten Verhältnissen ehrlich und fleißig miteinander weiterarbeiten!"

Dieser Rath wird zweifellos von der übergroßen Mehrheit der Delegirten und der Ortsvereine befolgt werden. Hoffnungsvoll und arbeitsfroh wie nur irgend ein früherer, schloß der letzte Parteitag der Nationalsozialen.

Fr. Weinhausen.

Die politische Lage in Rußland.

Die inneren Verhältnisse Rußlands spitzen sich in einer Weise zu, die keinen Kenner des Landes mehr darüber im Zweifel lassen kann, daß die Gefahr einer akuten Krisis näher rückt. Wirthschaftliche, soziale, politische Momente wirken dazu in gleicher Weise zusammen. Am erstaunlichsten unter allen erscheint auf den ersten Blick das Anschwellen der eigentlichen Arbeiterbewegung; auch diese Erscheinung liegt aber, wenn man näher zusieht, in gewissen Eigenthümlichkeiten des spezifisch-russischen Volkscharakters mit begründet. Wer diesen Volkscharakter nicht kennt, wird sich sehr darüber wundern, daß auf einem Boden, der noch vor einem Jahrzehnt die industrielle Arbeiterschaft fast nur als formlose und unentwickelte Masse kannte, Demonstrationen von dem Umfange und dem Charakter der jüngsten Ereignisse in Rostow, Baku, Batum, Nowo-rossisk, Odessa, Kiew, Nikolajew u. s. w. geschehen konnten. Der russische Boden hat sich aber von jeher durch ein gewisses epidemisches Umsichgreifen der verschiedenartigsten Ideen gerade innerhalb der Volksmasse, die er trägt, ausgezeichnet — nur daß diese Ideen seit Jahrhunderten keine politischen mehr gewesen sind, sondern religiöse. Die letzte politische Volksbewegung großen Stils war in Rußland der Aufstand Pugatschew's, der sich unter Katharina II. für den ermordeten Kaiser Peter III. ausgab, im Osten und Südosten des Reiches so ungeheuren Zulauf fand, daß eine Zeitlang das ganze Wolgagebiet in äußerster Gefahr schwebte, verloren zu gehen; der Usurpator wurde schließlich gefangen und in Moskau barbarisch vom Leben zum Tode gebracht. Auch jene Bewegung griff unter dem stigmatisirenden Einfluß des Glaubens an die vermeintliche kaiserliche Persönlichkeit Pugatschew's wie ein Waldbrand unter der Masse der Bauern- und Kosakenbevölkerung der Wolgaprovinzen um sich. Aehnlich steht es aber seit den Tagen der russischen Kirchenspaltung im 17. Jahrhundert bis heute auf geistig religiösem Gebiet. Es ist wenig bekannt, daß es in Rußland innerhalb der angeblich geschlossenen „orthodoxen" Staatskirche nicht weniger als 20 Millionen Sektirer gibt. Zwar die „Rechenschaftsberichte" des Synodalprokureurs Pobjedonoszew, die alljährlich, an den Zaren adressirt, ergehen, und die nicht nur in dieser Beziehung ein würdiges Seitenstück zu den Finanzberichten Witte's sind, sprechen immer nur von einer Million, womit es freilich merkwürdig genug stimmt, daß jedesmal von neuen Erfolgen in der Bekämpfung des Sektirerthums und in der Zurückführung der verirrten Schäflein in die Arnee der Staatskirche die Rede ist. Bereits vor vierzig Jahren, als der jungverstorbene älteste Sohn Alexanders II., der damalige Thronfolger Nikolaus Alexandrowitsch in die Staatswissenschaften eingeführt werden sollte, gab ein offizieller für den Großfürsten bestimmter Ueberblick des Ministeriums des Innern die Sektirerzahl auf Grund einer gegen Ende der Regierung Nikolaus I. vorgenommenen Enquête auf 10 Millionen an. Diese Ziffer tauchte damals freilich nur für einen Moment auf; sie ist nie wieder offiziell zugegeben worden, bis dann vor etwa einem Jahre das Blatt des bekannten Fürsten Uchtomski in einem viel Aufsehen erregenden Artikel es wagte, die wirkliche, jetzt mindest vorhandene Zahl, nämlich etwa 20 Millionen Seelen, rund heraus zu nennen.

Dieses Sektirerthum, so wenig es auch außerhalb Rußlands, ja selbst in weiten Kreisen innerhalb Rußlands, gekannt ist, bildet an sich einen der bedeutendsten Faktoren für das Verständniß aller geistigen Regungen beim russischen Volk. Fast ausnahmslos sind die russischen Sektirer innerlich von dem Gefühl der Staats- und Regierungsautorität losgelöst und zwar aus dem Grunde, weil für das Bewußtsein und die Entwicklungsstufe des russischen Volks, dem übrigens auch das offizielle kirchenpolitische Dogma durchaus entspricht, ein prinzipieller Unterschied zwischen Staat und Kirchenthum nicht existirt. Staat und Kirche gehören nach der offiziellen Lehre wie nach dem Bewußtsein der Nation in ähnlicher Weise zusammen wie auf dem Boden des Islam die weltliche Autorität des Kalifen, des „Beherrschers der Gläubigen" oder wie in China die Herrschaft des „Sohnes des Himmels", mit dem politischen und sittlich sozialen Dasein des gelben Volkes. Stürzt der Glaube an die kirchliche Autorität, so schwindet mit ihm zusammen auch unweigerlich der Instinkt des blinden, weder fragenden noch zweifelnden Gehorsams gegen die Staatsgewalt. Für die meisten russischen Sektirer ist darum der Gedanke, daß der regierende Kaiser als die Verkörperung des sie verfolgenden staatlich kirchlichen Doppelwesens der Anti-Christ in Person sei, eine geläufige Sache.

Wer das russische Sektenwesen aus eigener Beobachtung ein wenig kennen gelernt hat, wird jedesmal erstaunt gewesen sein über die unheimliche Geschwindigkeit, man könnte sagen Infektionskraft, mit der auf diesem Gebiet die tollsten religiösen Ideen, oft wahre Ausgeburten einer aus Wahnwitz und Dumpfheit zusammengesetzten Phantasie, ihren Weg durch weite Gebiete hin machen und überall Massen von Gläubigen finden, die sich im Geheimen den Versammlungen und Konventikeln der neuen Lehre anschließen. Erwägt man, daß die Region der stärksten industriellen Entwicklung des eigentlichen Rußlands, der Süden, zu den am tiefsten durch die Sektenbildung ergriffenen Gebieten gehört, und daß sich unter den Sektirern durchaus nicht nur phantastische Ausathmungen des religiösen Bewußtseins finden, sondern großentheils auch eine lebhafte, gesteigerte und entwickelte geistige Regsamkeit und Selbständigkeit, so ergibt sich leicht, wie gefährlich hier der Boden für die Ausbreitung von politischen und sozial-revolutionären Ideen ist. Die oft starke Phantasie und die fast momentane Nachgiebigkeit des Russen gegenüber Gedanken und Vorstellungen, die unter Appell an eben diese Phantasie an ihn herantreten, bringen es leicht zu Wege, daß einzelne mit dieser ganzen Sinnesrichtung verwandte Elemente des sozialistischen und sozialrevolutionären Ideenkreises förmlich wie Feuer im dürren Moose wirken können. Dabei ist natürlich nicht entfernt davon die Rede, daß jene Ideen als Ganzes begriffen werden; auch erhält vieles eine der unentwickelten russischen Denk- und Empfindungsweise angepaßte Umbiegung, wird mißverstanden, zersetzt, verkehrt; aber bei alledem bleibt der kontagiöse Charakter und vor allen Dingen das Moment der Abstreifung des Autoritätsgefühls ungemindert bestehen. Der letztere Faktor ist der gefährlichste. Durch rücksichtslosen Gebrauch von Peitsche, Säbel und Kugel ist die äußere Furcht vor der Regierung natürlich unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, aber innerlich ist die Masse von Grund auf verwandelt. Für die Art, in der die soziale Bewegung gegenwärtig in den russischen Industriebezirken um sich greift, sind die Ereignisse in Odessa während des Juli, die dann bald nach Kiew hinübergreifen, typisch. Sie begannen mit verschiedenen Streiks unter den Hafen- und Eisenbahn-

Digitized by Google

arbeitern und entfalteten sich dann zu größerer Bedeutung mit dem Ausstand des gesammten Personals (ausschließlich der Beamten) der belgischen Pferdebahngesellschaft, am 28. Juli. Am Morgen des 30. wurde eine Versammlung von mehreren tausend Ausständigen außerhalb der Stadt abgehalten. Von dort aus theilte sich der Haufe in drei Abtheilungen, und diese durchzogen, übrigens in aller Ruhe und fast ohne jede Gewaltthat, die Straßen. Ueberall, wo man an eine Fabrik, eine Werkstatt, Gasanstalt, Eisenbahnstation und dergleichen gelangte, wurde das Grundstück von den Massen der Eindringenden widerstandslos überfluthet, die Maschinen zum Stillstand gebracht, der Dampf aus dem Kessel gelassen, die Kohlen aus dem Feuerraum gezogen, und wie von selber schlossen sich die Arbeitermassen aus den zur Ruhe gebrachten Betrieben der lawinenartig anschwellenden Menge der Demonstranten an. Viele Stunden lang war das 400 000 Einwohner zählende Odessa, die erste Hafenstadt des russischen Reiches, faktisch in den Händen der Ausständigen; Polizei und Militär spielten, theils freiwillig, theils gezwungen, eine vollkommen passive Rolle. Sogar die von Odessa fahrplanmäßig abgehenden Eisenbahnzüge wurden durch Arbeitermassen auf der Strecke zum Stehen gebracht, das Maschinenpersonal zum Verlassen der Lokomotiven veranlaßt, und der Zug, ruhig rückwärts arbeitend, zum Bahnhof zurückgebracht.

In den darauf folgenden Tagen äußerten sich dann natürlich unter der enormen Menge der Ausständigen verschiedene gegensätzliche Strömungen; Zwietracht brach aus; Polizei und Militär thaten das ihrige, und durch Gewalt oder Ueberredung wurde die Masse, ohne daß sie faktisch nennenswerthe Resultate für die Verbesserung ihrer ökonomischen Lage erreicht hätte, zur Arbeit zurückgebracht. In Petersburg entstand blasser Schrecken auf die Nachricht von den Vorgängen hin; die höchsten Polizeiautoritäten wurden nach Odessa geschickt, endlose Untersuchungen haben begonnen, Belagerungszustand und Standrecht wird erwogen, und dergleichen mehr.

Viel blutiger gestalteten sich dann die Vorgänge in Kiew. Hier tritt zu den übrigen, politische Unruhen begünstigenden Faktoren noch die höhere individuelle Entwicklung und das leidenschaftliche Naturell des Kleinrussenthums hinzu, das unter Umständen nur zu leicht geneigt sein wird, aus seiner nationalen Antipathie gegen den Moskal, den Großrussen, auch die politische Opposition gegen die Regierung zu entwickeln. In Kiew ist es sowohl zu heftigen, tagelangen Ausschreitungen von Seiten der Arbeiter und Demonstranten, als auch zu blutigen Repressalien der Regierung gekommen, die an verschiedenen Stellen der Stadt auf die Masse scharf schießen ließ. Die Zahl der Todten und Schwerverletzten ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, geht aber sicher über hundert hinaus. Als ein höchst bemerkenswerther Umstand erscheint dabei, daß sich unter den Truppen selbst eine gewisse Unzuverlässigkeit der Haltung gegenüber dem Volke zeigte. Die Nachricht, daß, wie bereits vor zwei Jahren bei den Bauernrevolten in der Ukraine, so auch hier in Kiew, ein Subalternoffizier den Soldaten verboten hat, das höheren Orts gegebene Kommando zum Feuern auszuführen, ist zuverlässig beglaubigt, und ebenso, daß die Leute nach der sofortigen Arretirung des Offiziers nur mit Schwierigkeit zum scharfen Schießen zu bringen waren. Dies Widerstreben, das reguläre Militär zum Kampf gegen den inneren Feind zu verwenden, reicht aber noch sehr viel höher hinauf. Kein geringerer als der General Dragomirow selbst, der Oberkommandirende des Kiewer Militärbezirks, ist in Folge der letzten Vorgänge um seinen Abschied in St. Petersburg eingekommen, weil er nicht länger willens ist, das ihm anvertraute Militär in den Dienst der Polizeigewalt und der Ansprüche des Ministers des Innern, Herrn von Plehwe, zu stellen. Schwerlich wird dem Wunsch Dragomirow's sofort nachgegeben werden, weil das Aufsehen, das der Rücktritt des berühmten Generals jetzt unmittelbar nach den Unruhen hervorrufen müßte, ein ungeheures sein würde. Aber auch ohne das sickert die Stellungnahme Dragomirow's bereits jetzt allseitig in die Oeffentlichkeit durch.

Ebenso unzuverlässig ist das gebildete Element unter den Offizieren der Garde und den übrigen vornehmen Regimentern in der Residenz. Hier verbindet sich die Unzufriedenheit, die der fortgesetzte Gebrauch des Militärs gegen Volksbewegungen hervorruft, mit einer, man kann sagen, beinahe unverhehlten Abneigung gegen die Person des jetzigen Kaisers. Was in Offizierskreisen an Ausdrücken des Mißvergnügens, ja der Verachtung, nach dieser Seite hin geleistet wird, das übersteigt jede Vorstellung, und die beste Illustration dieser Zustände ist das gegenwärtig in St. Petersburg hartnäckig kolportirte Gerücht, eine größere Anzahl von Offizieren des Semenowschen Regiments habe sich in einer besonderen Eingabe an die Kaiserin-Mutter, die Wittwe Alexanders III., gewandt mit der Bitte, diese möge den schlaffen Händen ihres Sohnes die Zügel der Gewalt entnehmen und selber das Regiment ergreifen. Ob dies Gerede auf Wahrheit beruht, ist schwer festzustellen; Thatsache ist jedenfalls, daß eine größere Anzahl von Offizieren des betreffenden Regiments arretirt worden ist, da die alte Kaiserin den Brief Nikolaus II. gezeigt haben soll. Auf jeden Fall aber genügt es, wenn dergleichen Erzählungen Glauben finden, um das, was man für möglich hält, zu beleuchten. Kaum wiederzugeben ist auch mancherlei, was in Offizierskreisen beim Becher unmittelbar nach dem Belgrader Königsmord an Redensarten geleistet worden ist.

Diese Nichtachtung gegen die schwächliche, halt- und willenlose Persönlichkeit Nikolaus II., die in der Armee begreiflicherweise so besonders scharf hervortritt, charakterisirt aber ebenso sehr fast die ganze gebildete oder, wie man in Rußland sagt, „intelligente" Gesellschaft. Niemand erwartet etwas vom Kaiser, niemand würde, wenn er heute mit den tönendsten Worten eine liberale Aera verkünden wollte, ein wirkliches Zutrauen darauf setzen, daß die Sache länger als einige Tage oder Wochen dauert. Wer sein Ohr hat, hat ihn in Händen. Heute sind es Plehwe und seine Kreaturen; morgen kann es wieder der Fürst Uchtomski sein; übermorgen irgend ein buddhistischer „Professor", Zauberer oder Lama. Seitdem jener famose französische Abenteurer Philippe am Hofe von Livadia seine Rolle spielte und durch die Beschwörung des Geistes Alexanders III. den Sinn des Kaisers gefangen nahm, ist nicht nur Nikolaus II. selbst, sondern auch seine früher als kalt und nüchtern geltende hessische Gemahlin tief in alle möglichen mystischen und okkultistischen Phantastereien verstrickt.

Die am meisten geglaubte Version über die letzte angebliche Schwangerschaft der Kaiserin ist die, daß Philippe auf dem Wege der Suggestion in ihr nicht nur den persönlichen Glauben, sondern auch gewisse physische Merkmale der herannahenden Mutterschaft hervorgerufen habe, und als sich dann schließlich zeigte, daß das Ganze nur Einbildung gewesen war, sei ein monatelanger Zustand tiefer und krankhafter nervöser Depression gefolgt. Seitdem soll die Kaiserin, es bleibt dahingestellt, ob mit oder ohne Grund, in der Vorstellung leben, sie würde nun überhaupt keine Kinder mehr bekommen und in der Angst davor für jede neue Erregung von Hoffnungen zugänglich sein. Auch der elende Schwindel, der letzthin mit der Heiligsprechung des Mönches Serafim von Sarow getrieben worden ist, hängt notorisch mit der Sorge des Kaiserpaares um weitere, männliche, Nachkommenschaft zusammen. Der alte Serafim soll, wie ein jetziger Mönch und früherer Gardeoberst erfahren haben will, Frauen, die Kinderlegen begehrten, durch sein Gebet solchen zu verschaffen im Stande gewesen sein. Eine hierüber geschriebene Broschüre stellte Pobjedonoszew dem Kaiser und der Kaiserin zu, in der Hoffnung, jene beiden hierdurch zu einer von ihm für nötig gehaltenen großen, rechtgläubig-kirchlichen Aktion zu gewinnen. Die Sache glückte vollkommen. Nikolaus und seine Gemahlin faßten selbst den Plan der Pilgerfahrt nach Sarow zum Grabe des heilig zu sprechenden Serafim. Vergeblich protestirte der aufgeklärte Erzbischof von Nishny-Nowgorod gegen den Schwindel: ja man behauptet, daß die während und nach

Digitized by Google

der Heiligenfeier zu vielen Tausenden unter den zusammengeströmten Volksmassen verbreiteten Flugblätter, die sich gegen die Kanonisirung richteten, auf ihn zurückgingen. Diese Heiligsprechung ist übrigens ein guter Maßstab für die faktische Verbreitung nicht nur der staatlichen, sondern auch der kirchlichen Opposition unter den einigermaßen gebildeten Kreisen in Rußland. Zwar die Blätter vom Schlage der „Moskowskija Wiedomosti", „Nowoje Wremja" u. s. w. können sich in kirchlich loyalen und namentlich persönlich byzantinischen Artikeln und Illustrationen nicht genug thun, aber selbst bis tief in die Reihen der konservativen Presse hinein wird die Feier, sei es nach Möglichkeit ignorirt, sei es mit zwischen die Zeilen versteckter Kritik behandelt. In der Gesellschaft vollends herrscht nichts anderes als das Gefühl ärgerlicher Scham und Entrüstung über das unglaubliche Possenspiel, das sowohl an Ort und Stelle mit den vermeintlichen Reliquien getrieben worden ist, als auch jetzt noch in den Organen der Synode durch die langathmigen Berichte und angeblichen Protokolle über fortgesetzte Heilungswunder des neuen Heiligen weitergespielt wird.

Paul Rohrbach.

Nationalliberale Jugend.

Seitdem die Absicht der Nationalsozialen bekannt wurde, auf eigene Parteiexistenz zu verzichten, wurde sie in der nationalliberalen Presse bis zur „Kölnischen Zeitung" hinab freundlicher als je in den sieben Jahren zuvor behandelt. Man hielt wohl die anscheinend zur Vertheilung bereit stehende Erbschaft nicht für ganz unbeachtlich und suchte sieben Jahre schlechter Behandlung durch gleißende Worte an dem vermeintlichen Sterbebette vergessen zu machen. Am weitesten in den Vordergrund der erben Wollenden drängten sich die Jungliberalen. In ihrem offiziellen Organ, der „Nationalliberalen Jugend", veröffentlichte der Führer der jungen Nationalliberalen Münchens, Dr. Friedrich Goldschmit, unmittelbar nach Naumann's Niederlageartikel einen Aufsatz, in dem er die Hoffnung ausspricht, nunmehr mit vielen aus der ehemaligen nationalsozialen Partei in einem Verbande gemeinsam arbeiten zu können, und in dem er die feierliche Versicherung abgibt: „Wir kämpfen für die nationalsozialen Ideen."

Unter unseren süddeutschen Freunden gibt es einige, die geneigt scheinen diesen Lockrufen zu folgen. Das ist auch ganz erklärlich. Hört man doch in den nationalliberalen Jugendvereinen oft genug Töne anschlagen, die in unseren Herzen einen Widerhall finden. Und von einzelnen Jungliberalen kann man ohne Uebertreibung sagen, daß sie Geist von unserem Geiste sind. Hätte sie der Zufall, der bei dem Parteianschluß ja oft die entscheidende Rolle spielt, statt zu den Jungliberalen zu uns geführt, so würden sie wahrscheinlich feurige und wurzelechte Nationalsoziale geworden sein.

Trotzdem, und obwohl ich die nationalliberale Jugend so ziemlich für das Beste in der nationalliberalen Partei halte, kann ich mir vorläufig von ihr nichts Wesentliches für das Vorwärtsdringen des sozialen Liberalismus versprechen. Die Tagung in Mannheim, von der man gerade in diesem Augenblick Entscheidendes erwarten mußte, hat eigentlich zu einer großen Enttäuschung geführt.

Schon eine Aeußerlichkeit, die doch eine tiefe innere Bedeutung hat, macht einen schlechten Eindruck. Die Jungliberalen, die ihren Liberalismus immer im Munde führen, fühlen sich nicht im Stande, mit der liberalen Grundforderung von der Oeffentlichkeit des Verfahrens Ernst zu machen. Von den furchtsamen Parteien haben sie die schlechte Gewohnheit der lediglich parteiamtlichen Berichterstattung übernommen. Niemand wird von ihnen verlangen, daß sie die intimsten Angelegenheiten der Oeffentlichkeit preisgeben. Aber warum die Vorträge über die Kaufmannsgerichte und über die Sozialdemokratie nicht öffentlich gehalten und öffentlich diskutirt werden konnten, vermag ich nicht einzusehen. Liberal war das Verfahren jedenfalls nicht.

Gegen die gefaßten Beschlüsse läßt sich nichts einwenden. Daß man kaufmännische Gerichte im Anschluß an die Gewerbegerichte fordert, ist vernünftig, aber nicht von prinzipieller Bedeutung. Daß man für die Erhaltung des Reichstagswahlrechts eintritt, ist brav, daß man seine Ausdehnung auf die Einzelstaaten wünscht, noch braver. Aber alle diese positiven Beschlüsse schrumpfen zu einem Minimum der Thatsache gegenüber zusammen, daß man es nicht gewagt hat, zu der augenblicklich erheblichsten Frage für den Liberalismus, der der preußischen Landtagswahlen, Stellung zu nehmen. Von Cöln aus wurde ein solcher Beschluß gefordert. Dort sitzen die radikalsten Elemente der nationalliberalen Jugend. Dort hat man ja auch schon vor den Reichstagswahlen die Unterstützung der Sozialdemokratie in gewissen Fällen erwogen. Aber die wirklich liberalen Elemente Cölns scheinen bei ihren Verbandsgenossen in Mannheim verzweifelt wenig Gegenliebe gefunden zu haben. Soweit sich aus den im Parteiinteresse zugestutzten Berichten ersehen läßt, hat die nationalliberale Jugend vor dem rothen Gespenst genau dieselbe Angst wie irgend ein greisenhafter fortschrittlicher Spießer. Dr. Poensgen, der in den „Preußischen Jahrbüchern" so warm für ein Zusammengehen mit den Sozialdemokraten eingetreten ist, referirte. Aber die famose Zweifrontentheorie der freisinnigen Volkspartei siegte auf der ganzen Linie. Eugen Richter als Erzieher der nationalliberalen Jugend!

Die nationalliberale Jugend scheint sich redliche Mühe zu geben, ihrer Mutterpartei in dem Punkte nachzueifern, wo sie sich am erfolgreichsten gezeigt hat, nämlich im Verpassen von Gelegenheiten. Wenn irgendwo, so mußte sie bei den Landtagswahlen den Beweis erbringen, daß sie den schlummernden Liberalismus der Partei zu erwecken wenigstens den Versuch machen will. Im Landtage spielen die großen nationalen Fragen keine Rolle. Hier kann man mit der Sozialdemokratie gehen, ohne die militärischen Interessen zu gefährden. Aber die nationalliberale Jugend überließ die Entscheidung über die Wahlen als eine „taktische Frage" der Hauptpartei. Als ob diese „Taktik" nicht zehnmal wichtiger wäre als irgend eine noch so schöne Wahlrechtsforderung, die auf dem geduldigen Papier im Archiv des Reichsverbandes einer fernen Zukunft entgegendämmert. Natürlich ist die Wahlreform zu fordern. Aber sie ist nur dann durchzusetzen, wenn alle liberalen Elemente einschließlich der Sozialdemokratie Schulter an Schulter die reaktionäre Landtagsmehrheit zu stürzen versuchen. Was die Jungliberalen beschlossen haben, wiegt federleicht im Vergleich zu dem, was sie unterlassen haben. Die erfahrene „Nationalzeitung" schätzt die Mannheimer Tagung sehr richtig ein, wenn sie meint, die Frage des Wahlrechts hat eine viel platonischere Bedeutung als die der Wahlbündnisse.

Die nationalliberale Jugend krankt eben an dem Grundfehler, daß ihr die Einsicht in die Größe der agrarischen Gefahr fehlt. Wie die Franzosen auf das Vogesenloch, so starrt sie wie hypnotisirt auf das Centrum. Aus dem großentheils sehr anerkennenswerthen Aufsatz Dr. Poensgen's in den „Preußischen Jahrbüchern" geht hervor, wie man das ja auch bisher stets hat beobachten können, daß die Jungliberalen ihre erste Aufgabe in der Bekämpfung des Centrums erblicken. Aber sie fangen das meines Erachtens am recht verkehrten Ende an. Die sonst glücklicherweise schon verlöschenden kulturkämpferischen Feuer werden von ihnen neu angefacht. Hört man sie, so könnte man fast glauben, es sei für das deutsche Volk wichtiger, daß Baden vor Männerklöstern bewahrt bleibt, als daß wir von unserem Volk die Vertheuerung der Lebensmittel und die Zerstörung unserer bewährten Handelsvertragspolitik fernhalten. Als ob es eine Kardinalfrage des Liberalismus

Digitized by Google

wäre, die Katholiken, die nun einmal ins Kloster gehen wollen, daran zu hindern!

Die Jungliberalen können sich gar nicht genug thun in der verächtlichen Behandlung der Zollfrage. Dr. Goldschmit macht den Nationalsozialen „maßlose Ueberschätzung des Zollkampfes für das deutsche Wirthschaftsleben" zum Vorwurf. Dr. Poensgen spricht von dem „Fanatismus der Freisinnigen Vereinigung bei der Tarifvorlage, wo sie die liberalen Ideale mit einer Zolltarifposition intensifizirte". Die Nichtachtung der Brotfrage führt dazu, daß man auch den Kampf ums Recht, den Freisinnige Vereinigung und Sozialdemokratie im Reichstag geführt haben, nicht würdigt, sondern durch dick und dünn den Rechtsbruch der Kardorfferei vertheidigt. Man haßt das Centrum. Aber an seiner verwundbarsten Stelle schont man es. Die Zollfrage konnte Dynamit für das Centrum werden. Aber die Nationalliberalen dachten gar nicht daran, dies Dynamit in die Centrumsburgen am Rhein zu werfen. Sie konnten sich doch wegen rein „materieller Interessen" nicht ereifern! Dr. Poensgen freut sich, daß die nationalliberale Partei ihren Mitgliedern in Zollfragen freie Hand läßt. Es scheint ihm weiter nicht auffällig zu sein, daß diese angebliche Politik der freien Hand auf dem Parteitag in Eisenach zu einer Empfehlung des Zolltarifs und im Reichstag zu einer blinden Unterstützung der Kardorff'schen Brotvertheuerungsmehrheit geführt hat.

In einer solchen Kernfrage für das deutsche Volk, wie es die Zollfrage ist, haben sich die Jungliberalen einfach der Fraktion gebeugt. Die Fraktion aber hat sich als schlankweg agrarisch erwiesen. So war es im alten Reichstag. So wird es im neuen sein. Noch schlimmer fast. Denn die handelspolitisch besten Mitglieder, die Büsing, Eiche, Endemann, Quentin, kehren sämmtlich nicht wieder. Die Jungliberalen sitzen in den großen und mittleren Städten. Die nationalliberalen Abgeordneten werden vom Lande gewählt. Der genius loci regiert sie. Weil sie sich einbildeten, mit agrarischem Programm leichter durchkommen zu können, sind sie zu Stützen der agrarischen Politik geworden.

Die Jungliberalen hätten als Reaktion gegen die Agrarisirung der Partei Bedeutung gewinnen können. Sie haben selbst darauf verzichtet. Verbleiben sie bei dieser Haltung, so hat der deutsche Liberalismus so gut wie nichts von ihnen zu erwarten. Aendern sie ihre Taktik, werden sie konsequente Liberale, so — müssen sie aufhören, Anhängsel des sich nationalliberal nennenden mittel-, west- und süddeutschen Agrarierthums zu sein.

H. v. Gerlach.

Die Wirkung der canadischen Vorzugszölle.

Die weitreichenden zollpolitischen Pläne Chamberlain's haben die Aufmerksamkeit der englischen Politiker wieder in erhöhtem Maße auf die Vorzugszölle gelenkt, welche Canada für das Mutterland festgesetzt hat. Die Wirkung dieser Zölle bildet ja die einzige Erfahrungsthatsache, auf die man sich innerhalb des britischen Reichs zur Vertheidigung oder Bekämpfung der von Chamberlain vorgeschlagenen zollpolitischen Differenzirung berufen kann. Auch in Deutschland ist das Interesse an den canadischen Zollexperimenten in letzter Zeit wieder besonders rege geworden, nachdem sich der durch jene Vorzugszölle hervorgerufene deutsch-canadische Zollstreit verschärft hat.

Nachdem der canadische Vorzugstarif zum Zankapfel politischer Parteien geworden ist, ist es nicht verwunderlich, daß man sich über die Wirkung desselben nicht mehr einigen kann, trotzdem die Zahlen der Handelsstatistik ein vorzügliches Material zur Beurtheilung der Frage bilden. Die einen behaupten, daß die zollpolitische Bevorzugung dem Mutterlande sehr viel genützt habe; die andern sprechen von „Enttäuschungen". Beide belegen ihre Ansicht durch Ziffern, die der englisch-canadischen Handelsstatistik entnommen sind. Im folgenden soll versucht werden, unter Benutzung des über die letzte britische Kolonialkonferenz veröffentlichten Blaubuchs*) und einiger neuerer amtlicher Publikationen die Wirkung der canadischen Vorzugszölle objektiv festzustellen.

Eigenthümlich ist, daß in dem englischen Blaubuch sowohl die pessimistische als auch die optimistische Auffassung von der Wirkung des Vorzugstarifs in amtlichen Denkschriften vertreten wird. Der Pessimismus findet sich auf der englischen, der Optimismus auf der canadischen Seite.

Chamberlain war es selbst, der in seiner Eröffnungsrede auf der Kolonialkonferenz die Ergebnisse der Bevorzugung als durchaus enttäuschend bezeichnete. „Its substantial results," sagte er wörtlich, „have been altogether disappointing to us, and I think they must have been equally disappointing to its promotors." (S. 7.) Er trug dann der Konferenz kurz die Ergebnisse der Untersuchung vor, die von der englischen Regierung veranstaltet worden war. Das Schriftstück ist in dem Blaubuch abgedruckt. Chamberlain verglich die canadische Einfuhr im Jahre 1896/97 — 1897 trat der Vorzugstarif in Kraft — mit derjenigen im Jahre 1900/01: Die Gesammteinfuhr Canadas vergrößerte sich in diesen Jahren allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwungs um 62 Prozent, die Einfuhr zollfreier Artikel um 67 Prozent, die Einfuhr nicht bevorzugter zollpflichtiger Waaren um 62 Prozent, dagegen die Einfuhr der bevorzugten zollpflichtigen Waaren nur um 55 Prozent. Bei einer Gruppirung der eingeführten Güter nach Ländern zeigte sich, daß der Import Canadas aus andern Theilen des britischen Reiches in den genannten Jahren nur um 48 Prozent zugenommen hatte, dagegen der Import aus fremden Ländern um 69 Prozent. Aus der beigefügten Denkschrift ergab sich ferner, daß Canada in den Jahren 1886 bis 1888 nicht weniger als 40½ Prozent seiner Einfuhr aus dem Mutterlande empfing, daß aber der Antheil Englands von Triennium zu Triennium kleiner wurde, nämlich nach einander auf 38, 35, 28½ und 24½ Prozent sank, um im Jahre 1900/01 nur noch 23½ Prozent zu betragen. Weiter suchte Chamberlain zu zeigen, welche Gegenleistungen die Waarenlieferanten Canadas gemacht hätten. Er behauptete, die Ausfuhr Canadas nach England habe in fünfzehn Jahren (seit 1885/86) um 85 Proz. zugenommen, während die Ausfuhr nach fremden Ländern sich um 40 Prozent verringert habe. Die letzteren Angaben sind total falsch. Sowohl die Ausfuhr Canadas nach England als auch diejenige nach fremden Ländern hat sich in den fünfzehn Jahren mehr als verdoppelt. England empfing zu Anfang dieser Periode 8,5 Mill. Lstr. von Canada, zu Ende 21,6 Mill. Lstr.; die fremden Länder nahmen gleichzeitig von Canada 8,2 und 17,1 Mill. Lstr. Es ist unbegreiflich, wie Chamberlain, dem die offizielle Statistik vorlag, ein so falsches Bild von der Ausfuhr Canadas entwerfen konnte, und wie diese unrichtigen Angaben in das amtliche Protokoll ohne einen Hinweis auf den fundamentalen Irrthum aufgenommen werden konnten. Um Druckfehler kann es sich nicht handeln; denn Chamberlain führt die Ergebnisse des Außenhandels Canadas ausdrücklich darauf zurück, daß Canada dem Fabrikate importirenden Mutterlande noch immer — trotz der Ermäßigung — durchschnittlich die höchsten Zölle auferlege (18 Prozent des Werthes der Waaren, den Rohstoffe liefernden Vereinigten Staaten von Amerika z. B. dagegen geringere, 12 Prozent des Werthes), während doch England die canadischen Produkte zollfrei aufnähme, und andere Staaten sie durch hohe Zölle fernzuhalten suchten. „The net result, which I desire to impress upon you, is that in spite of the preference

*) Colonial Conference 1902. Papers relating to a conference between the secretary of state for the colonies and the prime ministers of self-governing colonies; June to August, 1902. London 1902.

Digitized by Google

which Canada has given us, their tariff has pressed, and still presses, with the greatest severity, upan its best customer, and has favoured the foreigner who is constantly doing his best to shut out her goods." (S. 8.) Nach solchen Ausführungen kann man dem englischen Kolonialminister den Vorwurf nicht ersparen, daß er nicht nur höchst leichtfertig diese äußerst wichtigen Zahlen zusammengestellt hat, sondern auch über die elementaren Thatsachen des Außenhandels überhaupt im Unklaren ist. Und von diesem Manne wird die Leitung der äußeren Wirthschaftspolitik Englands beansprucht!

Darf man sich nach dieser statistischen Leistung Chamberlain's darüber wundern, daß er in seiner Programmrede auf der Kolonialkonferenz fortfährt: „Ich glaube, es ist von Canada wahr, es ist, glaube ich, von jeder Kolonie wahr, daß wir schon bei weitem den größten Theil der kolonialen Exporte nehmen." Dieses „ich glaube" (I believe) zeigt den Dilettantismus und die — das harte Wort muß heraus — Leichtfertigkeit dieses verantwortlichen Staatsmanns im grellsten Lichte. So wichtige Dinge sollte ein Leiter der englischen Handels- und Kolonialpolitik wissen. Schlimm ist, daß den Kolonialminister sein „Glaube" noch täuscht: Von ihren Ausfuhrwaaren sandten 1901 nach dem Mutterlande Canada stark 1/2, Neufundland knapp 1/3, das Kapland 9/10, Natal knapp 1/4, Neu-Süd-Wales 3/11, Victoria knapp 1/2, Neuseeland knapp 3/4, Ostindien etwa 1/4, Ceylon knapp 1/2 u. s. w. Eine vor wenigen Tagen veröffentlichte Tabelle zeigt, daß im Jahre 1900 die Gesammtausfuhr aller englischen Kolonien 238 Millionen Lstr. betrug; von dieser Summe wurden 108 Millionen Lstr. nach dem Mutterlande ausgeführt. Dabei darf man jedoch nicht annehmen, daß diese ganzen Waarenmengen wirklich eine Ausfuhr nach England darstellen; zu einem sehr großen Theile berühren sie England nur vorübergehend und werden von dort wieder ausgeführt, so namentlich Schafwolle, Kautschuk, Leder, Thee, Jute, Jutewaaren, Häute und Felle, Talg und Stearin, Zinn, Pelze, Reis, Indigo, Palmöl, Schmuckfedern, Fische, Muscheln, Pfeffer, Nüsse. Daß es sich bei dieser Wiederausfuhr um sehr hohe Beträge handelt, zeigt die Statistik des englischen Außenhandels.

Als den einzigen Vortheil, der sich für England aus der Bevorzugung in Canada ergeben habe, bezeichnete Chamberlain das Aufhören des Rückgangs der Einfuhr aus England. Gegen diese Auffassung, die schon mit einigen Einschränkungen in der Denkschrift des englischen Handelsamts vertreten worden war, wendete sich die canadische Denkschrift. Ihre Darlegungen zeichnen sich durch eine ruhige Sachlichkeit, die auf einem tieferen Eindringen in die Einzelheiten des Problems beruht, aus. Folgende Thatsachen werden in der Denkschrift festgestellt: In der Zeit von 1886 bis 1893 blieb Canadas Einfuhr aus England im ganzen stationär; von 1893 bis 1897 sank sie um 32 Prozent; von 1897 bis 1901 stieg sie wieder um 46 Prozent. Bei zollpflichtigen englischen Einfuhrwaaren betrug der Rückgang sogar 36, die Zunahme 56 Prozent. Der Rückgang des Imports wurde also nicht nur aufgehalten, sondern in einen erheblichen Aufschwung umgewandelt. Während der Zeit des Niedergangs der Einfuhr aus England (1893—1897) nahm die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten um 6 Prozent zu; die Einfuhr aus anderen fremden Ländern blieb stationär. Während der Zeit des Aufschwungs (1897—1901) stieg die Einfuhr Canadas aus den Vereinigten Staaten um 79, die aus anderen fremden Ländern um 33 Prozent.

Wenn die Denkschrift des englischen Handelsamts auf den prozentualen Rückgang der Betheiligung Englands an der Einfuhr Canadas Gewicht gelegt hatte, so bemerkt demgegenüber die canadische Denkschrift mit Recht, daß man bei der Prüfung der Wirkung der canadischen Zollpolitik nicht alle Einfuhrartikel zusammenstellen dürfe, sondern nur die mit Zöllen belasteten, ja, streng genommen, nur diejenigen zollpflichtigen Artikel, bei denen England als Lieferant in Betracht käme; denn es sei klar und auch von englischer Seite nicht bestritten, daß England zahlreiche schwere und sperrige Güter wegen der Länge des Transportweges nicht liefern könne, auch wenn man ihm noch viel größere zollpolitische Vortheile einräumte. Nimmt man die Berechnung des Antheils Englands an den zollpflichtigen Einfuhrgütern vor, so ergibt sich, daß dieser Antheil von 45,61 Prozent im Jahre 1893 auf 30,53 im Jahre 1897, dann aber bis 1901 nur auf 29,92 sank, zur Zeit der Herrschaft des Vorzugstarifs also fast gleich blieb. Läßt man jedoch auch noch die zollpflichtigen Artikel fort, von deren Lieferung England wegen seiner geographischen Lage praktisch ausgeschlossen ist, so ergibt sich für englische Güter von 1893 bis 1897 ein Rückgang von 33 Prozent, von 1897 bis 1901 aber eine Steigerung von 59 Prozent. Die entsprechende Einfuhr aus den Vereinigten Staaten stieg in den ersten vier Jahren um 22, in den letzten vier um 49 Prozent, ebenso die Einfuhr aus anderen fremden Ländern zuerst um 81, dann um 29 Prozent. Diese letzteren Angaben lassen an der Wirksamkeit der zollpolitischen Bevorzugung kaum noch einen Zweifel. Manche interessante Einzelberechnungen in der canadischen Denkschrift, die hier übergangen werden müssen, bestätigen den allgemeinen Satz.

Höchst bemerkenswerth ist indessen, — die Canadier verfehlen nicht, es nach Gebühr hervorzuheben — daß in nicht wenigen Branchen, in denen England hauptsächlich konkurrenzfähig ist, trotz des Vorzugstarifs der Import aus fremden Ländern eben so stark, in manchen sogar noch stärker gestiegen ist, wie der Import aus England. Die Denkschrift bezeichnet diese Thatsache als „a matter of considerable surprise." (S. 124.) Als Beispiele werden angeführt Seidenstoffe, Modewaaren, Handschuhe, Kämme, Kragen und Manschetten, Knöpfe, Pelzwerk, Glas, Hüte, Mützen und Hauben, Gummiwaaren, Gold- und Silberwaaren, Farben und Firnisse.

Zum Schluß fassen die Canadier ihre Ansicht folgendermaßen „respectfully" zusammen (S. 125):

1. Die Bevorzugung ist sehr wesentlich (substantial) und echt (genuine).

2. Sie gewährt britischen Kaufleuten auf den canadischen Märkten einen materiellen Vortheil vor fremden Konkurrenten.

3. Die Vorzugszölle sind nicht so hoch, daß sie einen vernünftigen Wettbewerb mit den canadischen Produzenten ausschlössen.

4. Das Ergebniß der Bevorzugung besteht darin, daß sie nicht nur den andauernden Rückgang des Handels mit England aufgehalten, sondern auch den Handel neu belebt hat. Wenn sie nicht gewährt worden wäre, so ist es zum mindesten nicht wahrscheinlich, daß der Umfang der britischen Einfuhr Canadas so groß sein würde wie heute.

5. Der Vortheil, welchen Canada dem britischen Fabrikanten gewährt hat, ist unzweifelhaft erwiesen. Wenn der britische Fabrikant den Vortheil nicht voll ausgenutzt hat, so ist das nicht die Schuld der canadischen Regierung oder der canadischen Zollpolitik.

Diese Sätze sind Wort für Wort richtig. Sehr bitter ist die letzte Bemerkung der canadischen Denkschrift, besagt sie doch, positiv gewendet, daß die Schuld an der mangelhaften Entwicklung der canadischen Einfuhr aus England in den Branchen, die in Betracht kommen können, den englischen Fabrikanten selbst beizumessen ist. Die Canadier bestätigen damit amtlich der englischen Industrie, was sie in der letzten Zeit so häufig hat hören müssen, nämlich daß sie nicht mehr die leistungs- und anpassungsfähigste ist.

Wenn somit auch die Wirksamkeit derartiger zollpolitischer Bevorzugungen durch das canadische Experiment sicher erwiesen ist, so zeigt sich jedoch am Beispiel Canadas gleichzeitig deutlich, innerhalb wie enger Grenzen eine solche Bevorzugung ernstlich vorgenommen werden kann. Von grundlegender Bedeutung für den Umfang des Handelsverkehrs sind die natürlichen Produktions- und Verkehrsbedingungen und die Eigenschaften der betheiligten Menschen, der Unter-

Digitized by Google

nehmer wie der Arbeiter. Der Einfluß der staatlichen Handelspolitik ist diesen elementaren Mächten gegenüber nur sekundärer Art. In Folge seiner geographischen Lage ist Canada auf einen lebhaften Produktenaustausch mit den Vereinigten Staaten angewiesen. Viele Artikel kann es vernünftigerweise nur aus der Union beziehen, so namentlich wichtige Rohstoffe und Lebensmittel, weil die Kosten des Transports aus anderen Ländern zu groß sein würden. Nur bei leicht transportabeln Waaren, deren Herstellungsbedingungen in anderen Ländern ebensogut oder besser sind als in der Union, kann eine zollpolitische Bevorzugung ernstlich in Frage kommen. Das natürliche Monopol, welches die Union in vielen Branchen auf den Märkten Canadas besitzt, kann durch die Zollpolitik, wenn sie nicht geradezu unsinnig ist, nicht berührt werden. Darum hat auch die Einfuhr Canadas aus den Vereinigten Staaten normalerweise trotz der feindlichen Zollpolitik in der Zeit von 1886 bis 1901 von 9,2 auf 22,7 Mill. Lstr. steigen können, und ebenso die Ausfuhr Canadas nach der Union von 7,5 auf 14,9 Mill. Lstr. Die Bevorzugung, deren sich England erfreute, konnte kaum auf weitere Waarengruppen ausgedehnt werden; sie betraf aber 1897 nur Waaren im Werthe von 3,7 Mill. Lstr., die bis 1901 auf 5,3 Mill. Lstr. anwuchsen. Natürlich kommt die deutsche, französische u. s. w. Konkurrenz in der Hauptsache auch nur auf diesem eng begrenzten Gebiete in Frage; innerhalb dieser Grenzen steht es in der Macht Canadas, Deutschland, Frankreich u. s. w. in demselben Maße zu schaden, wie es England nützt.

Es ist daher auch ein Irrthum, wenn man annimmt, eine weitere zollpolitische Bevorzugung Englands in Canada würde die englische Einfuhr auf Kosten der amerikanischen erheblich vergrößern können. Es liegt nicht an der protektionistischen Politik Canadas und der Freihandelspolitik Englands, wenn Canada von England nur Waaren im Werthe von etwa 9 Mill. Lstr. jährlich nimmt, nach England dagegen etwa 21 Mill. Lstr. liefert. Dieser Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr erklärt sich im wesentlichen daraus, daß alljährlich aus Canada große Waarenmengen zur Entrichtung der Zinsen für die in Canada angelegten englischen Kapitalien nach England abgeführt werden müssen, für welche zur Zeit kein Gegenwerth hinzugeben ist. Nur wer die historische Entwicklung, die Erschließung Canadas durch englisches Kapital, verkennt, kann hoffen, durch Tarifmaßnahmen ein Gleichgewicht zwischen Ein- und Ausfuhr herstellen zu können. Bekanntlich ist die nordamerikanische Union ebenso an England verschuldet wie Canada und muß daher ebenso Jahr für Jahr enorme Waarenmengen an England abliefern, für die sie kein Aequivalent empfängt. Im Jahre 1900/01 lieferte England den Vereinigten Staaten Waaren im Werthe von 430 Mill. Doll., empfing aber von ihnen Waaren im Werthe von 1137 Mill. Doll. In der letzten Zeit scheint übrigens Canada das zur Erschließung des Landes nöthige Kapital weniger von England als von der Union zu erhalten. Dafür spricht u. a. die Thatsache, daß die Einfuhr Canadas aus der Union sich in etwa fünf Jahren fast verdoppelt hat, und daß die Union in der letzten Zeit jährlich etwa 8 Mill. Lstr. mehr in Canada importirte, als sie aus Canada exportirte, während die Einfuhr Canadas aus England nahezu stationär blieb.

Man soll sich davor hüten, die mit den canadischen Vorzugszöllen gemachten Erfahrungen ohne weiteres als typisch hinzustellen und aus ihnen schnell allgemeine Schlüsse zu ziehen. Jedenfalls aber tragen diese Erfahrungen dazu bei, den unbefangenen Beurtheiler in der Ansicht zu bestärken, daß die Bemühungen Chamberlain's, die über den ganzen Erdball zerstreuten Theile des britischen Reichs wirthschaftlich zu „konsolidiren", auch im günstigsten Falle nur geringen Erfolg haben werden. Wahrscheinlich würden die Ergebnisse minimal, sicher aber die Kosten sehr hoch sein.

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

Gustave Larroumet.

Gustave Larroumet, der vor einigen Tagen im Alter von zweiundfünfzig Jahren gestorben ist, gehörte nicht zu den litterarisch Großen, ja nicht einmal zu den Interessanten. Selbst in dem Paris von heute, das zusehends an schriftstellerischen Charakterköpfen ärmer geworden ist, trat er nicht mit bemerkenswerthem Profile hervor. Er konnte sich weder mit Sarcey messen, dessen rund-behagliches Philisterthum etwas so Bekömmlich-Gesundes an sich hatte; noch mit Jules Lemaître, dessen Skepsis in guten Zeiten prickelnd leicht mousirte, mitunter freilich, es ist wahr, so leicht, wie Selterwasser; noch mit Claretie, dessen etwas saftlos pariserisches Wesen doch im hohen Grad eine gefällige Kultur verräth; von einem Manne, wie Brunetière, erst gar nicht zu reden. Und trotzdem hat Larroumet seinen Weg gemacht, er ist die Staffel der Würden und Ehren rasch hinaufgeschritten. Vom kleinen Lehrer in der Provinz hat er es zum Professor an der Sorbonne gebracht, wo er der erklärte Liebling der Damenwelt wurde. Er war Ministerialdirektor, er wurde ständiger Sekretär der Akademie der Schönen Künste. Er übernahm nach Sarcey's Tode die Theaterkritik im „Temps"; und man hat wohl sogar in ihm den präsumptiven Leiter der Comédie Française gesehen. Nur der Tod hat verhindert, daß er nicht noch mehr erreicht hat. Denn warum hätte dieser Mann nicht gelegentlich auch einmal Minister werden sollen? Es sprach nichts dagegen, und manches dafür.

Er besaß eine Art von Begabung, die niemandem im Wege stand, niemandem lästig fiel, eben weil sie nichts Persönlich-Besonderes vorstellte. Das Irreduktible der Individualität ging ihm ab. Und das ist, praktisch genommen, manchmal ein Vortheil. Larroumet hatte ein leichtflüssiges Talent, eine gewandte Feder, eine glatte, nie versagende Diktion. Wenn er so in vollen, wohlgerundeten Sätzen sprach, konnte man wohl verstehen, daß er ein Publikum für sich einzunehmen wußte. Aber seine Beredsamkeit drang nicht aus der Tiefe, wie auch die Behandlungsweise bei ihm nicht auf den Grund ging. Er war nicht der Mann danach, Probleme zu stellen, sie scharf zu charakterisiren. Doch was man ihm wieder nicht abstreiten darf — er war ein rastloser Arbeiter, einer von denen, die vorwärts kommen wollen und vorwärts kommen. Es gelang ihm immer, soweit es das Material betrifft, in den verschiedensten Dingen rasch au fait zu sein. Er schrieb über Litteratur, über Komödie des siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, über Fragen der Kunst, über griechische Tanzfiguren, über Fragen der Geschichte und Strategie, ob Napoleon oder Grouchy das Unglück bei Waterloo verschuldet habe. Da konnte es denn nicht anders sein, als daß auch diese Gelehrsamkeit sich an der Oberfläche hielt. Ich meine, sie konnte nicht zur selbständigen Forschung werden.

Schon aus dem Bisherigen wird man schließen können, daß Larroumet kein feinsinnig verweilender Geist war, kein intimer Schriftsteller, der ein Stück Innerlichkeit in seine Studien legte. Man darf sogar behaupten, daß er nicht geistreich oder nur witzig war. Aber dafür hatte er eine Intelligenz, die sehr ins Reelle gerichtet war, einen praktischen Verstand, den er mit Erfolg anzuwenden und, wenn das nicht zu herb klingt, für sich nutzbar zu machen wußte. Es war eine geschmeidige Klugheit, die in jeder Sache rasch die Gründe für und wider überfah und dann inmitten des Widerstreitenden recht vorsichtig ihre Position auswählte. Einer von den Leuten, die lieber das Problem zaghaft anfassen, als daß sie sich selbst zu nahe träten; einer von denen, die es gern allen recht machen und, soweit es möglich, mit niemand verderben möchten, einer, der Litteratur möglichst ohne persönliches Risiko trieb. Ihm fehlte die Rasse, das Temperament des litterarischen Charakters, der rücksichtslos auf einer eigenen Meinung verharrt. Er kannte nur

Digitized by Google

die kleinlichen Haushaltungssorgen des Zwischenhändlers, der auf viele Bedacht nehmen muß. Doch mit den Gaben, die er nun einmal hatte oder nicht hatte, verstand er jedenfalls trefflich zu wirthschaften.

Nehmen wir ein Beispiel aus Larroumet's Buch „La Comédie de Molière". Es handelt sich um die muthmaßliche Schwiegermutter des Dichters, um Armande Béjart, eine Persönlichkeit, die mancherlei zu denken gibt. Man hat sie oft verurtheilt, doch auch wieder vertheidigt — schon deshalb, weil alles, was Molière angeht, auch ein wenig an die nationale Empfindlichkeit rührt. Nun läßt sich indessen nicht wegstreiten, daß wir einen Liebhaber von ihr mit Namen kennen. Also, um mit Racine zu reden:

De l'austère pudeur les bornes sont passées.

Kein Anwalt kann das wegplädiren. Wie wird sich Herr Larraumet stellen? Ganz einfach und sehr geschickt: Ja, sagt er, schuldig in einem Falle, aber wer weiß, ob das nicht am Ende ihre einzige Sünde war? „Ich lege auf ihre Tugend nicht mehr Werth, als billig: Mutter, die nicht verheirathet, und Schauspielerin, so hatte sie sich finden müssen in alles, was man ihr aufs Konto setzen würde; es liegt also kein Grund vor, zu ihren Gunsten eine Rehabilitirung zu versuchen, die doch immer ans Komische streifen würde. Aber es wäre ja nicht unmöglich, daß die Liaison mit M. de Modène ihre erste und ihre letzte gewesen wäre ..." Nein, mit Verlaub, das heißt den Sprung ins Unwahrscheinliche wagen, um der näherliegenden Wahrheit zu entgehen. Man braucht ja nicht gerade zu denken, wie der zynische Herzog von Larochefaucauld, der einmal schreibt: „Es finden sich Frauen, die nie eine Liebschaft gehabt haben, aber selten, daß man welche findet, die nur eine gehabt haben." Doch hier im besonderen Falle, bei Madeleine Béjart, steht es für jeden Eingeweihten so, daß ein einziger positiver Beweis genügt, um Illusionen zu verscheuchen. Und deshalb kann man Larraumet's Versuch nur mit einem Lächeln begegnen, es sei denn, daß man seine unerquicklich wässerige Suade noch energischer abthun will.

Oder ein anderes Beispiel aus demselben Buche. Wie stand Molière zur Kirche und Religion? Ein kitzliches Thema bis auf den heutigen Tag, das noch immer die Leidenschaften der Frommen und Freien entfacht. Ganz gewiß, er gehörte nicht zur Devotion, und in diesem Sinne ist nichts zu retten. Aber immerhin kann man darüber hinweggleiten, daß der Kampf zwischen Rationalismus und pfäffischer Vormundschaft eine Begebenheit von kultureller, weltgeschichtlicher Bedeutung war, und daß der Dichter, der mit dem „Tartuffe" und „Don Juan" auftrat, ein Vorkämpfer des sich emanzipirenden bürgerlichen Geistes war. Und damit kann man sich auch ersparen, in diesem Streite Stellung nehmen. Nun, Larroumet hält sich weislich im Hintergrund. „In alledem," sagt er, „nimmt der herrschende Gedanke des Jahrhunderts, die christliche Idee, sehr wenig Platz ein. Mehr noch, Prälaten und Moralisten täuschten sich durchaus nicht, wenn sie, ich sage nicht einen Gleichgültigen, sondern einen Feind in dem Manne sahen, der „Don Juan" und „Tartuffe" schrieb ...." .....

.....

„er bildete sich vor allem durch die Praxis des Lebens; nun, seine Existenz, in Paris sowohl, wie in der Provinz, war sie dazu angethan, aus ihm einen Christen oder selbst einen Stoiker zu machen? Er war also ein Epikuräer, der vom Leben nahm, was es ihm Wünschenswerthes darreichte ...."

In Sachen des Glaubens „betheuerte er seinen Respekt und ließ sie vielleicht in seinem Innern gelten, aber die tiefe Ueberzeugung, der intime Halt, der ständige Rückhalt, alles das fehlte ihm. Er kommunizirte und verlangte bei seinem Tode dringlich nach einem Priester." .....

..... „Wie Gassendi, ... hielt er darauf, gebührlich zu enden."

Wenn es darauf ankommt, nach hüben und drüben die Wage zu halten, kann man die Thatsachen nicht geschickter vertheilen, als hier geschieht. Er war passabel unchristlich, er war passabel freigeistig: die Gegner und Freunde des Dichters können sich damit leidlich zufrieden geben. Und jedenfalls ließ sich diese gefährliche Angelegenheit nicht besser austragen.

Ich glaube, diese Beispiele reden eindringlicher, als alles, was man sonst noch über Larroumet's Eigenart beibringen möchte. Männer seines Schlages können vorübergehend materielle Erfolge erzielen, aber sie werden niemals zu litterarischen Figuren in der Zeitgeschichte. Ihnen geht zu guterletzt doch die überzeugende Kraft der Persönlichkeit ab. Man wird sie niemals als Garanten für irgend eine Sache anrufen. Dazu fehlt ihnen die Autorität, in geistiger und in moralischer Hinsicht. Zum Schriftsteller, der sich beglaubigen will, gehört ein ausgeprägter Charakter.

G. Ranschoff.

Lichtenberg's Briefe aus England.

Zweimal war Georg Christoph Lichtenberg in England; im Jahre 1770 zuerst, und dann wieder von August 1774 bis Dezember 1775. Von der ersten Reise ist nur ein einziges Bruchstück erhalten, kaum mehr als hundert Druckzeilen lang; doch lang genug, um daraus zu schließen, daß es dem außerordentlichen Professor der Experimentalphysik an der Universität Göttingen, recht gut gefallen haben muß. Er rühmt die „gleich beim ersten Eintritt" bemerkliche „Geschwindigkeit, Bereitwilligkeit und Richtigkeit, womit alles gethan wird, was man verlangt" — Vorzüge, die heute noch in die Augen springen — und fügt (was seine Beobachtungsgabe nicht minder ehrt) ein Lob hinzu „für die Menge schöner Mädchen. Selbst die gemeinsten sind alle so niedlich, daß jemand, der sich von dieser Seite nicht viel zuzutrauen hat, aus England wegbleiben muß. Sie wissen sich dabei durch ihren Anzug, in welchem deutsche Tagelöhnermädchen schön aussehen würden, noch zu erheben".*)

Trotzdem gehörte damals ein herzhafter Entschluß dazu, sich zu der Reise über den Kanal aufzuraffen; denn allerlei Unannehmlichkeiten waren damit doch verknüpft. Heute fährt man in der Zeit, die Lichtenberg brauchte, um London zu erreichen, fast bis nach Australien. Mit dem Lächeln der Genugthuung, daß wir es so herrlich weit gebracht haben, lesen wir Kulturmenschen des zwanzigsten Jahrhunderts seine genaue Aufzeichnung: „Von Göttingen reisete ich ab Montags den 29. August 1774 um 11 Uhr Vormittags, und setzte den Fuß in Essex ans Land den 25. September um 3 Uhr Nachmittags, nach einer Seefahrt von 24 Stunden. Den 27. September kam ich in London an und stieg in Oxford-Street ab." Leider verschweigt er, ob er sich unterwegs nicht unnöthig aufgehalten hat; doch daraus dürfen wir vielleicht entnehmen, daß die Reisedauer von vier Wochen die schnellste Verbindung darstellte. Die Seefahrt währte verhältnißmäßig noch garnicht so lange. Die Seekrankheit — das Schreckgespenst für den modernen Menschen — ertrug er mannhaft: „der Zustand ist nicht sehr angenehm, aber doch nicht so schlimm, wie ihn die Leute zuweilen machen." Weit unangenehmer empfand er den Sturm, der arge Verheerungen auf dem Schiff anrichtete: „der Capitain selbst wurde einmal mit großer Heftigkeit zu Boden geworfen; mir schlug eine Welle ins Bett hinein, und ich mußte die Betten wechseln, welches bei dem großen Schwanken des Schiffes, das den Leuten kaum zu gehen erlaubte, sehr langsam von Statten ging."

*) Vermischte Schriften, Göttingen 1844. III. S. 273.

Digitized by Google

Dafür hatte eine solche Reise wieder manchen Lichtpunkt, auf den wir mit unserer Eilzuggeschwindigkeit verzichten müssen. Da kam man durch ein Dorf, „wo just Kirmeß war", und die ausgelassene Dorfjugend trieb mit einer Art von „gutherziger Grobheit" („ganz verschieden von der Gradheit meines Vaterlandes", setzt der Deutsche seufzend hinzu) ihren Schabernack mit den Fremden.

Es bleibt ewig schade, daß diese Bruchstücke aus dem Tagebuche von der Reise nach England kaum die Länge eines Zeitungsaufsatzes überschreiten. Für uns hat Folgendes etwa noch Interesse: daß Laurence Sterne's Grab nur mit einem armseligen Stein und einer poetischen Inschrift, die besser sein könnte, bezeichnet und kaum einen Büchsenschuß von der Hinrichtungsstätte in Tyburn entfernt war; daß eine aus Bedienten, Handwerksgesellen und Lehrjungen bestehende Gesellschaft ausgehoben wurde, deren Mitglieder für vier Pence (also fünfunddreißig Pfennig nach heutigem Gelde) „Musik und ein Mädchen umsonst" hatten; daß damals schon unendliche Quantitäten Thee in England verzehrt wurden, in einem einzigen Wirthshause an einem Sommernachmittage zwei Pipes, also beinahe zwölfhundert Liter.

Einigermaßen werden wir für die Kargheit der Mittheilungen aus dem Bereich der faits divers, durch Lichtenberg's Londoner Theaterbriefe entschädigt. Sie sind auf Boie's Veranlassung geschrieben, der ein ausgezeichneter Redakteur gewesen sein muß, weil er andere anregte und selbst wenig schrieb. Zuerst gedruckt wurden sie in der von Boie herausgegebenen Monatsschrift „Deutsches Museum" (Jahrgang 1776 und 1778). Seitdem gelten sie als vorzüglichste Würdigung David Garrick's, „der nach einem ziemlich einstimmigen Urtheil der erste Schauspieler der neuen Zeit ist", und zugleich als ein Ruhmesblatt der deutschen Theaterkritik. Denn Lichtenberg besaß die schwierige Kunst, richtig zu sehen, und vermochte ein kinematographisch getreues Bild von einem Schauspieler in einer bestimmten Rolle zu entwerfen. Auf diese Weise ist uns von Garrick's Hamlet mehr bekannt als von irgend einem Darsteller der Jetztzeit.

Ein Seminardirektor hat einmal den lohnenden Versuch angestellt, seine Studenten Josef Kainz als Hamlet in einer Scene beschreiben zu lassen. Jeder hatte natürlich etwas anderes gesehen; jeder meinte, er habe richtig gesehen, weil er besonders auf die Bewegungen des Darstellers geachtet. Das Resultat, das eigentlich niemand überraschen kann, war, daß man nicht zu einer Einigung gelangte. Denn niemand wollte die Fehlerhaftigkeit seines Auges einräumen. Das Experiment wäre werthvoller und für die Wissenschaft ergiebiger gewesen, wenn man an diesem Abend gleichzeitig eine kinematographische Aufnahme gemacht hätte. Dann wäre man in der Lage gewesen, die flüchtigen Eindrücke durch das Ewigkeitsbild der transitorischen Momente zu kontraliren. Aber lehrreich bleibt der Versuch auch so: ein glänzendes Beispiel, wie schwer es ist zu beobachten.

Noch in höherem Maße als dem Hamburger Dramaturgen, der dem großen Eckhof den Kranz für die Nachwelt flocht, eignete dem Londoner Theaterplauderer die Fähigkeit, aus den Bewegungen des Schauspielers die Affekte herauszulesen, körperliches und seelisches Spiel in Einklang zu bringen. David Garrick war sein Objekt; der Hamlet (hauptsächlich) sein Musterbeispiel.

Zweierlei läuft beständig neben einander her und in einander über: die Beschreibung des Menschen und des Mimen. Das Porträt Garrick's und das Porträt Garrick's von Hamlet empfangen getrennt ihre Pinselstriche und ergänzen sich wieder wie die äußere Erscheinung und das Gemüthsleben, wie Leib und Seele; „Beobachtung und Räsonnement durch einander". Denn die geistige Ueberlegenheit dieses außerordentlichen Mannes, als dessen nahe Geistesverwandten Shakespeare und Hogarth angeführt werden, beruht nach Lichtenberg zu einem sehr großen Theil auf seiner „höchst glücklichen Bildung", des Aeußeren natürlich.

Hier tritt ein durchgreifender Unterschied von der heutigen Art, Schauspielerleistungen zu kritisiren, deutlich hervor. Wir abstrahiren immer mehr von der Erscheinung des Künstlers und legen das ganze Schwergewicht auf das Psychologische, auf den Geist der Rolle. Im Prinzip pflichten unsere Kritiker gewiß Lessing bei, der in der „Ankündigung" seines Kanons seinen Standpunkt dem Schauspieler gegenüber dahin zusammenfaßte: „Schätzbare Gaben der Natur sind zu seinem Berufe sehr nöthig, aber nach lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken: er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken". In praxi werden aber körperliche Vorzüge sehr selten erwähnt. Und doch gilt auch für die moderne Bühne noch Lichtenberg's Satz, daß wenigstens alle, die sich mit dem Trauerspiel abgeben, „gut gebaut" sein sollten. Für die moderne Bühne sogar wieder mehr, seitdem das Kostümstück zu Ehren gekommen ist und unser Sinn für dekorative Wirkungen sich neuerdings geschärft hat.

Lichtenberg freilich brachte ein durch physiognomische Studien besonders geübtes Auge, eine ausgesprochene Neigung für körperliche Vorzüge mit. Sie gehen Hand in Hand mit seiner Polemik gegen Lavater, dessen Physiognomik im achtzehnten Jahrhundert lebhafte Bewunderung erntete, während wir darin kaum mehr als eine wissenschaftliche Spielerei erblicken. Wenigstens in der Einseitigkeit, mit der das Gesicht als Spiegel der Seele aufgefaßt wurde. Dagegen machte schon Lichtenberg geltend, wie lächerlich es sei, „die Hand, die einer schreibt, aus der Form der physischen Hand beurtheilen" zu wollen. Er gibt sich mit Lavater's Hauptkriterium nicht zufrieden, sondern erweitert den Kreis seiner Physiognomik, indem er außer dem Gesicht, das sich zur Seele bloß verhält wie Silbenmaß zu Gedanken, eine Reihe anderer Hilfsmittel, den ganzen äußeren Menschen heranzieht.

Den Niederschlag dieser Theorien finden wir in den drei Londoner Theaterbriefen. Garrick wird da von Kopf bis Fuß geschildert. Wirklich, nicht bloß metaphorisch: von Kopf bis Fuß; denn auch das „richtig geformte Bein" und der „netteste Fuß" fehlen in diesem Signalement nicht. Statur, Gliedmaßen, Bewegung, Gesicht, Mienenspiel werden der Reihe nach beschrieben. Nicht genug können „die undeschreiblich gefällige Leichtigkeit, Stärke und Sicherheit in der Bewegung" hervorgehoben werden. Das, was uns selbstverständlich beim Schauspieler dünkt: daß er stehen und gehen kann, das Abc des Handwerks, preist Lichtenberg wiederholt an Garrick. Wir dürfen daraus schließen, daß der große Shakespeare-Darsteller einen Theil seiner Wirkung dem äußeren Menschen verdankte, wie ja auch Josef Kainz immer wieder durch die souveräne Freiheit seiner Bewegungen entzückt. Den tieferen Grund dieser Empfänglichkeit Lichtenberg's dürfen wir wohl in seiner eigenen Mißgestalt suchen. Gerade darum erfreute sich sein Auge an dem „gefälligsten Ebenmaß" anderer. Er schwärmt von Garrick wie Gretchen von ihrem Liebhaber: „Sein hoher Gang, sein' edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt" — all das ist beisammen; merkwürdigerweise vermißt man einen Hinweis auf „seiner Rede Zauberfluß". Ueberhaupt habe ich vergeblich nach einem Wort über die Stimme des Schauspielers gefahndet: eine seltsame Lücke in der sonst so vollständigen Personalbeschreibung.

Doch damit sind Garrick's Vorzüge noch nicht erschöpft. Den körperlichen gesellen sich solche des Temperaments und des Geistes. Zunächst das „Zuthunliche" seines Wesens, wie wir heute sagen würden: die Liebenswürdigkeit, die einen engen Kontakt mit dem Hörer schafft und das Publikum rasch gefangen nimmt. Ferner hat die Natur ihren Liebling mit allen Geistesgaben ausgerüstet. Er macht auf der Bühne von Kenntnissen Gebrauch, „die man, dort gezeigt, fast weggeworfen nennen möchte". Er lebt in London, wo man in einem Jahr mehr lernen kann als in einer deutschen Kleinstadt sein ganzes Leben lang,

Digitized by Google

ist mit fast allen neuern englischen Schriftstellern befreundet — „er half sie bilden, so wie sie ihn wiederum bilden halfen" — und verfügt über eine Kenntniß der Welt, die, wenn nicht in allen Fällen dem Was, doch immer dem Wie Stärke verleiht. Dem deutschen Professor, der unter dem Druck der Kleinstadtatmosphäre schwer litt, geht hier das Herz auf. Man begreift, daß dieser Aufenthalt in London ein Markstein seines Lebens wurde. Richard M. Meyer hat das in seiner fesselnden Studie*) des näheren dargelegt.

Mehr als Lichtenberg's Porträt von Garrick interessirt uns aber Garrick's Porträt vom Hamlet, wie es Lichtenberg nachzeichnet. Hier steigt seine Kunst der Beobachtung zur höchsten Höhe hinan und befähigt ihn, mit der Treue eines Momentphotographen kleinste Züge festzuhalten. Denn auch dem Kleinsten mißt der Physiker noch Bedeutung bei; es bereitet ihm unverhohlene Freude, „ex ungue leonem" zu erkennen. Leider hat er versäumt, uns mitzutheilen, wie nun Garrick den Charakter Hamlets auffaßt, ob als phlegmatischen Träumer, der, von des Gedankens Bläße angekränkelt, stets den rechten Augenblick zur That verpaßt, oder als überfeinerten Sanguiniker, der nicht blindlings zustechen will. Nichts erfahren wir davon. Statt dessen ein Schwelgen in Einzelheiten. Die Begegnung mit dem Geist und die beiden Monologe: „O schmölze doch dies allzu feste Fleisch" und „Sein oder Nichtsein" werden physiognomisch analysirt. Namentlich das Entsetzen beim Anblick des Geistes muß überwältigend gewesen sein: noch ehe Garrick zu sprechen anfing, wandelte den Zuschauer ein wiederholtes Grausen an. Er stürzt „zwei bis drei Schritte mit zusammenbrechenden Knieen zurück, sein Hut fällt auf die Erde, die beiden Arme, hauptsächlich der linke, sind fast ausgestreckt, die Hand so hoch als der Kopf, der rechte ist mehr gebogen und die Hand niedriger, die Finger stehen auseinander, und der Mund offen, so bleibt er in einem großen, aber anständigen Schritt, wie erstarrt, stehen". . . Und dann ein wahrhaft genial ersonnener, aber nicht minder genial beobachteter Zug: die ersten Worte „Engel und Boten Gottes steht uns bei!" spricht er „nicht mit dem Anfange, sondern mit dem Ende eines Athemzugs und bebender Stimme". Ich will noch die Stelle anführen, die Garrick's Aussehen in dem berühmten Selbstgespräch charakterisirt: „Hamlet erscheint hier, weil er schon angefangen hat, den Verrückten zu spielen, mit dickem, losem Haar, davon ein Theil über die eine Schulter hervorhängt; einer von den schwarzen Strümpfen ist heruntergefallen, und läßt den weißen Unterstrumpf sehen, auch eine Schlinge des rothen Kniebandes hängt über die Mitte der Wade herab." Nicht einer von tausend Zuschauern bemerkt so intime Feinheiten; keiner hat sie selbstloser aufgezeichnet. Mit Verzicht auf alle „ästhetischen Fundamentalgesetze" war es Lichtenberg nur darum zu thun, seine Eindrücke wiederzugeben.

Man darf gespannt sein, ob und wie sie für die kürzlich gestellte Preisaufgabe der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft: „Garrick als Shakespeare-Darsteller und seine Bedeutung für die heutige Schauspielkunst" ausgebeutet worden sind.

Im letzten Brief erörtert er noch die Frage, warum Garrick den Hamlet im französischen Kleide spiele. Er meint, alte Trachten seien für uns auf der Bühne eine Art von „Maskeradehabit". Es ergehe ihm damit wie mit deutschen Büchern in lateinischen Lettern. Der Schauspieler verliere allemal in einer Tracht, „die sich zu sehr von der entfernt, . . . in der unser Auge das zu Viel und zu Wenig bis zu Strohhalmbreiten anzugeben weiß". Er verwirft also den gelehrten Archaismus — ein Standpunkt, den wir mit unsern reichen Kenntnissen der Kostümkunde und unserer bis ins Detail sorgfältigen Ausstattung nicht mehr vertheidigen können. Was möchte wohl Lichtenberg, der bei dieser Gelegenheit schon von schnödem Prunk spricht, erst zu den Inscenirungskünsten im heutigen London sagen?

*) Jonathan Swift und G. Ch. Lichtenberg. Berlin 1886.

Inzwischen hatte der treffliche Boie, durch die Fülle des Labes verblüfft, bei seinem Mitarbeiter schriftlich angefragt, ob es denn gar nichts an Garrick zu tadeln gäbe. Vorsichtig weicht Lichtenberg aus: er hat wohl eine Stelle parat, die ihm an seinem Hamlet nicht gefallen hatte, doch bei der zweiten Vorstellung, der er beiwohnte, hatte er schon das „schmeichelhafte Vergnügen", dieselben Worte seiner Empfindung durchaus gemäß aussprechen zu hören. Der Schluß liegt nahe, daß sich Garrick nicht Abend für Abend sklavisch kopirte; er stimmt außerdem mit der Bemerkung überein, daß Garrick die Gabe, alles zu individualisiren, in hohem Grade besessen habe.

Auch in der Komödie stand der Universalkönner seinen Mann, obwohl ihm hier die berufsmäßigen Komiker den Rang beim großen Haufen streitig machten. Da zeigt sich wieder einmal, daß der gute Tragöde überall seinen Platz würdig ausfüllt. Ja, Lichtenberg behauptet, den außerordentlichen Menschen in ihm erkannt zu haben, wenn er ihn auch nur in einer einzigen Scene einer Farce gesehen hätte, in der Garrick einen alten Gecken verkörperte. Seine Begeisterung ging so weit, daß er einmal sechs deutsche Meilen reiste und den ganzen Tag Hungerqualen litt, um am Abend den verehrten Mann auftreten zu sehen.

Alles in allem nennt er David Garrick den „Abgott der Nation, die Würze der guten Gesellschaft und den Liebling der Großen".

Viel kürzer werden die zeitgenössischen Schauspieler behandelt. Sie sind uns Hekuba; mit Ausnahme von James Quin, dessen Name einmal in der Hamburgischen Dramaturgie auftaucht („Bedenkt, daß unter uns die Kunst nur kaum beginnt, in welcher tausend Quins für einen Garrick sind"). Diesen Quin hat Lichtenberg nicht gesehen. Länger verweilt er bei einem anderen Komiker, Thomas Weston, und er fügt die gescheite Bemerkung hinzu, daß Komiker sich von dem Stück isoliren, also bei dem Publikum eine persönliche Beliebtheit genießen — wie die meisten ja bis zum heutigen Tag Lokalberühmtheiten sind. Weston hat übrigens einmal die Keckheit gehabt, sich zum Gaudium des Volkes an Richard III. zu vergreifen.

Mehr als die „dei minorum gentium" des achtzehnten Jahrhunderts, die Mumien der Theatergeschichte, erregen unsere Neugier ein paar kulturhistorisch amusante Aparts über die englische Bühne der damaligen Zeit. Da wird uns erzählt, daß Mrs. Barry, Garrick's Partnerin, die gewaltige Gage von 1800 Pfund bezog und mit ihrem undedeutenden Eheherrn zusammen ein jährliches Einkommen von fast 20,000 Thalern erzielte. Auch die Dekorationen verschlangen sehr anständige Vermögen; beispielsweise kosteten sie gegen 10,000 Thaler für ein von General Burgoyne — demselben, der in Bernard Shaw's „The Devil's Disciple" die prächtige Episode liefert — zu Ehren seiner Nichte Lady Derby geschriebenes Stück. Endlich erfahren wir, daß Schauspielerinnen schon damals modeangebend waren; Mrs. Abington, heißt es bei Lichtenberg mit einem Wortwitz, tritt selten auf das Theater, daß nicht die Mode der feinen Welt hinter ihr herträte.

Zum Schluß noch eine sprachliche Notiz: die Krankheit, die etwa vor einem Jahrzehnt bei uns als Influenza aufkam oder vielmehr auferstand, hat bereits im Jahre 1775, als Signora Gabrielli in London gastirte, ihre Opfer gefordert: Influenza, „so nannte man in jenen italienischen Tagen in London den Schnupfen". 1782, als Karl Philipp Moritz seine „Reisen eines Deutschen in England" *) machte, wütete sie so heftig, daß viele Menschen daran starben.

Max Meyerfeld.

*) S. 17 des Neudrucks (B. Behr's Verlag).

Digitized by Google

Die Hexe von Elsbach.

Aus dem Kirchenbuche dieses Ortes.

Eintragung des Pastors Gotthold Abraham Görner.

A. D. 1723, den 14. Augustus.

Heute also ist die Schirmannsche in die Grube gesenkt worden und wenngleich mir mein Herz saget: „Ja, Du hast recht gethan!“ und ich vor Gottes Angesicht solche meine Handlung in Ehren vertheidigen und rechtfertigen zu können glaube, frage ich mich doch, ob es dem so ist, ermessend, daß die Leute, so sie erführen, was ich gethan, mich selbst verbrennten, wie des öfteren an Pfarrverwesern als der Zauberei verdächtig geschehen, und in solchem Zweifel, nicht vor Gotte, aber wohl vor den Menschen, lege ich meinem Amtsnachfolger und der Nachwelt mein Gebahren und meine Gedanken für, zu dem Ende, daß sie, in einer anderen Zeit, entscheiden, ob ich geirret oder nicht. Du aber, mein gütiger Gott, vergib mir, wenn mein Erbarmen mich getäuscht und betrogen, und daß ich also ein milderer Richter war denn das Gesetz.

Es war vor sieben Wochen, da wider die Schirmannsche, eine Wittib von 67 Jahren, auf eine Anzeigung der Scheidelin die Anklage als gegen eine Hexe erhoben wurde. Diese, ihre Nachbarin, sagte nämlich aus, jene habe ihre Kuh bezaubert, dermaßen, daß sie statt Milch erst Blut und dann Wasser molk, und solches aus Haß gethan. In der That hat befagte Kuh noch zu der Zeit, als sich das Gericht in Kommission eingefunden, nur Wasser gegeben oder vielmehr eine Materie von ähnlicher Beschaffenheit, ist aber, wie weiterhin zu melden, seither eingegangen.

Die Schirmannsche wurde auf jenen Befund hin sogleich gefangen, sie selbst und ihr Haus nach Verdächtigem sorglich untersucht, wobei nichts zu finden war, und endlich vor die Richter geführt. Obwohl ihr nun Milderung der Strafe zugesagt worden, sofern sie gestehe, gestand sie doch nichts, blieb vielmehr dabei, die Scheidelin habe sie aus Haß dem Gerichte angegeben, weil sie ihr aus eigener Armuth eine Metze Korn, darum sie vorgesprochen, verweigern müssen, und seit jener Zeit suche sie ihren Schaden, ohne daß sie selbst ihr in irgendwelcher Weise Anlaß hiezu geboten. Was aber die kranke Kuh betreffe, so könne sie nicht wissen, aus was für Ursach sie erst Blut, dann Wasser gemolken, sie habe nie etwas in der Scheidelin ihrem Stall zu schaffen gehabt. Darauf befragt, ob der Scheidelin ihre Kuh nicht an derselben Tränke mit ihrer Kuh, der Schirmannschen, getrunken und sie selbst mit dabei gewesen, gab sie solches als möglich zu, doch habe sie nur ihrer eigenen Kuh gewartet. Das Gericht schickte nach dieser ersten Einvernehmung der Frau zu mir in die Pfarre, indem es ein Gutachten forderte darüber, ob die Schirmannsche fleißig die Predigt besucht und zur Beichte und Kommunion gekommen, was ich sehr zu ihren Gunsten bestätigen konnte: sie sei mir als eine fromme, gottesfürchtige Frau bekannt und mir nie eine Klage wider sie zugetragen worden.

Mit demselben aber hatte man zu der Scheidelin geschickt, nachzufragen, wie es ihrer Kuh ergehe. Die Frau nun erhob ein groß Geschrei, die Kuh sei des Zaubers noch nicht ledig, vielmehr derselbe wieder schlimmer geworden, indem sie von neuem Blut mölke.

Das Gericht, dem beide Aussagen vorgelegt wurden, entschied dahin, die bezeugte Frömmigkeit der Schirmannschen leiste nicht Gewähr dafür, daß sie keine Hexe, da bisweilen gerade diese sich scheinbar der größesten Frömmigkeit befleißen, um jeglichen Verdacht von sich abzuwenden, dagegen sei, daß die Kuh Blut mölke, ein Faktum, dahero ein Beweis dafür, daß sie in der That bezaubert worden. Um aber fernerhin die Kuh genau und täglich zu beobachten, ward beschlossen, dieselbe in dem Rathhaus selbst unterzubringen und daselbst zu füttern, und es traf sich, daß gerade unter dem Gefängniß ein Stall war, in welchen die Kuh gebracht wurde. Sei es nun, daß sie schon dem Ende nahe gewesen oder vielleicht von einem Knechte übel traktirt worden, genug, sie verschied in der ersten Nacht, da sie in dem Stalle war, und dieses ward dahin ausgedeutet, daß die Schirmannsche, die gerade oberhalb eingefangen war, sie von neuem behext.

Gestützt auf diese Muthmaßung, ward die Frau nun dahin befragt, wußte aber nicht einmal von dem Tode des Thieres, was ihr aber als besondere Verstockung und hartnäckig Leugnen ausgelegt ward, also daß man mit der peinlichen Befragung begann. Aber obwohl man ihr alle die Folterwerkzeuge vor Augen hielt und ihre Anwendung in grausamer Weise erklärte, blieb sie dabei, sie wisse von nichts. In der Tortur aber, die man sodann anwendete, gestand sie beim dritten oder vierten Mal, da man in der Schärfe immer vorgeschritten, sie habe der Kuh heimlich ein Kraut beigebracht, durch welches sie krank geworden.

Von da an befragte man sie fast Tag vor Tag und brachte durch immer neue Martern immer mehr heraus, so, daß sie wirklich die Kuh bezaubert habe, eben durch jenes Kraut, welches kein Giftkraut gewesen, sondern vielmehr ein Hexenkraut, das erst durch die Besprechung schädlich geworden, ansonst aber unschädlich zu genießen sei, ferner, daß sie das Zaubern von ihrer nunmehr seit langem verstorbenen Mutter gelernet, aber nie ausgeübet, bis auf dieses eine Mal.

Nachdem man solches Geständniß von der Frau erlangt, welches ihr ohne Zweifel nur durch die schrecklichen Schmerzen entpreßt und dem Wortlaute nach von denen Richtern selbst eingegeben und vorgesagt worden, ließ man vor einige Zeit ab von ihr, indem man mir als dem Seelenhirten befahl, mit dem Worte Gottes in sie zu dringen, auf daß sie in Zerknirschung noch mehreres freiwillig gestehe.

Ich aber hatte des trefflichen Christian Thomasius gelehrte Streitschrift von dem Verbrechen der Zauber- und Hexerei gelesen und studiret und war also überzeugt worden, daß es keine Hexen geben könne, so viel ihrer auch Geständnisse gemacht, und daß vielmehr alle unschuldig gerichtet worden. Allein, ich war kein mächtiger Professor, an den sich nicht wohl ein Gericht heranwagen darf, sondern nur ein gemeiner Pfarrer, dessen Wort gegen eine hohe Obrigkeit nichts gilt, mir vielmehr als Auflehnung, ja als Verdacht eigener Zauberei angerechnet worden, so daß ich nichts anderes konnte, als dem besagten Befehle folgen und nur versuchen, das arme Opfer jenes Wahn- und Aberglaubens zu trösten, so viel es in meines und des Wortes Gottes Macht stand.

Ich fand ein altes, gebrochenes Weib in einem fast unmenschlichen Kerker voll üblen Geruches, Moder, Schimmel, ohne Licht- und Luftzutritt, daß ich nicht anders vermeinte, als ich befinde mich in dem unterirdischen Gefängniß einer alten Ritterburg, nicht aber einen Stock über der Erde und in einem von außen so ansehnlichen Gebäude wie das Elsbacher Rathhaus.

Erst nachdem sich meine Augen an die herrschende Finsterniß gewöhnt, nahm ich die Züge des Weibes aus und fand sie wie die einer Tobsüchtigen verzerret, und da sie mir die Hände entgegenstreckte, sah ich, daß sie von vielen Wunden zerrissen und noch blutig waren. Der Anblick jammerte mich dermaßen, daß ich anfänglich keine Worte fand und nur schweigend die mir hingestreckten Hände ergriff und sie mit größester Vorsicht und Sanftheit in meine nahm. Dann sprach ich der Frau Trost und Hoffnung zu, und indem ich sagte, daß Christus derjenigen, die am meisten leiden, sich am meisten erbarme, und die am tiefsten niedergeworfen, zum höchsten erhöhe, ließ ich durchblicken, daß ich sie nicht vor eine Hexe halte, sondern vor eine unglückliche Frau, die einzig der Haß und die Rachsucht ihres Nebenmenschen in solches Leid gebracht.

„Wie gut ist der hochwürdige Herr zu mir!“ sagte sie, da ich ging, nachdem es mir wirklich gelungen, sie einigermaßen zu getrösten.

Meine abermalige Fürsprache für die Frau ward von dem Gericht gleichsam unter den Tisch fallen gelassen, dagegen alsbald ein neues Verhör mit ihr begonnen. Durch

Digitized by Google

meine Tröstung gestärkt, hatte sie alles, was sie gestanden, widerrufen, mußte aber auf der Folter noch einmal dasselbe gestehen und, da man sie befragte, ob sie mit dem Teufel selbst einen Bund eingegangen, auch noch dieses zugeben. Sie gestand, er sei zu ihr gekommen, nachdem sie kurz vorher ihren seligen Mann durch den Tod verloren, und habe ihr mit dem Nagel oder vielmehr mit seiner Klaue — denn eine solche habe er gehabt — eine Wunde in den Daumen geritzt, und mit dem Blute, das hervortrat, habe sie etliche Striche auf ein Papier oder Schein gemacht, auf welchem der Vertrag gestanden. Dieser habe auf Lebenszeit gelautet, nicht nur auf bestimmte Jahre und habe ihr nur Schutz vor Krankheit und die Wissenschaft jenes Krautes, mittels welchen sie die Kuh behext, versprochen und verliehen, wogegen sie ihre Seele nach dem Tode dem Teufel übergab. Dieses Geständniß, wie es von einer Tollen nicht besser oder vielmehr schlimmer ersonnen werden konnte, war aber noch nicht genug. Nun drang man noch schärfer in sie, ob sie denn nicht auch mit dem Teufel Buhlschaft gehabt. Es währte lange und die Richter wollten schier daran verzweifeln, daß etwas noch aus ihr herauszubekommen, bis sie endlich auch dieses zugab und berichtete, der Teufel sei zu unterschiedlichen Malen in ihr Haus gekommen, nicht nur nach ihres Mannes Tode, nein bereits vorher, und habe sie sich zu Willen gemacht; sie habe ihn Junker Jakobus genannt und er sie Margaretichen. Eiben hätte sie keine geboren.

Da man nun befürchten mußte, sie werde eine nochmalige Folter nicht wohl bestehen, auch Indicia genug beisammen hatte, um sie zu richten, ließ man sie wieder in ihren Kerker bringen und beschied mich zum zweiten Mal zu ihr, diesmal um sie dem Teufel abschwören zu lassen und sie wieder zu Gott zu bekehren.

Was vor ein Geschöpf ich diesmal fand, will ich nicht beschreiben, um nicht wieder alle meine Sinne aufzuregen, wie sie damals erreget worden. Noch zittern alle Nerven in mir nach, wenn ich jenes Anblicks und der Stunde gedenke, die ich in dem fürchterlichen Kerker mit der armen Frau zusammen verbracht.

Aber ob sie auch mehr einem zertretenen Wurm glich, denn einem lebenden Menschen, so fürchtete sie sich dennoch vor dem Tode im Feuer, der ihr, wie sie wohl wußte, bestimmt war, und bat und beschwor mich, ihr von demselben zu heifen. Aber was sollte, was konnte ich thun? Ich hatte nur Worte für sie. Allein was waren sie alle, so schön, so voll Mitempfinden und überströmendem Erbarmen sie waren? Gute Salben für ihre offenen Wunden hätten ihr besser getaugt als sie, und ich empfand meine Ohnmacht nie so bitter wie in dieser Stunde. Ich betete mit ihr auf den Knien und endlich, da nichts sie zu trösten vermochte, fragte ich, wenn auch mit wenig Zuversicht, ob sie vielleicht das heilige Abendmahl zu nehmen bereit; dieses werde ihr durch unseres Herrn und Heilandes unendliche Gnade so viel Kraft und Stärke geben, daß sie den Tod, und wäre er der härteste, mit gleichem Muthe ertragen werde wie die heiligen Märtyrer und Märtyrinnen zu Rom, die von wilden Thieren zerrissen worden. Und nun wie einer, der am Ertrinken ist, nach einem Strohhalm greift, der vor ihm auf dem Wasser treibt, oder einer, der von dem Berge stürzt, den schwanken Rosenzweig erfaßt, der sich über den Abgrund neigt, so begierig ergriff sie diesen letzten Trost in ihrer Noth. Ich hatte sie auch diesmal nicht verlassen, ohne ihr in meiner Weise und nach meinem schwachen Vermögen geholfen zu haben.

Und als wäre Gott selber mein Fürsprech gewesen, so erlangte ich in der That, daß ich der armen unglücklichen Frau das heilige Abendmahl spenden durfte, da sie, wie ich vorgab, sich wieder zu Gott bekehret und mit ihm versöhnet sterben wolle. Solche Lügen mußte ich erfinden, um ihr diese Gnade zu sichern. Der Tag vor ihrem Tode, der mittlerweile über sie ausgesprochen war, ward mir zu diesem bestimmt.

Ich ging die Zeit bis dahin wie in einem Taumel umher, denn ich mußte zu jeder Stund und an jedem Ort der Aermsten gedenken, die ganz verlassen, wund an Leib und Seele, in ihrem Kerker lag. Um mich nun selbst zu stärken und für den schweren dritten Gang, den schwersten von allen, vorzubereiten, machte ich, wie auch sonst in ähnlichen Zufällen meine Gewohnheit, einen weiteren Weg ins Feld hinaus. Es war ein ausnehmend schöner Sommertag. Auf den Fluren rings lag so unendlich viel heller Sonnenschein, daß es mir unmöglich bedünkte, daß auf dieser schönen, gottgesegneten Erde so viel Unrecht geschehen könne, und ich in dem Gedanken, daß die Bosheit und Arglist der Menschen es doch verschulde, nur noch um vieles betrübter ward.

Bald nahm ich des Wechsels der Gegend um mich nicht mehr in Acht, ganz in mein düsteres Nachdenken vertieft, zuletzt fast ohne Gedanken mehr, nur in jener dumpfen Empfindung, die ich alle die Tage vorher gehabt und eben als einen Taumel beschrieben, so daß ich anstatt gestärkt zu werden, mich nun auch noch körperlich übermüdete. Zudem war die Sonne so heiß, daß ich ihre Strahlen fast stechend empfand, und da ich in ein Thal gerieth und einigen Schatten vorfand, ob auch die Luft noch ebenso heiß und trocken war, doch aufathmete und wieder klares Hirn bekam. Es war ein sehr steinichtes Thal, in das ich hier ohne Willens gekommen, auch von den Leuten Steinthal genannt, ganz öde zu beiden Seiten und an den steilen Lehnen nur mit spärlichem Ginster und ähnlichen Felsenkräutern bewachsen, aber in der Thalsohle, durch welche zu Regenzeiten ein breiter Bach, jetzt aber nur ein dünner Wasserfaden floß, wucherten die Stechäpfel überaus üppig, so daß ich mich plötzlich in einem ganzen Acker von denselben befand und mich wundern mußte, wie ich bis dahin den Weg durch sie gesunden, ohne eine der Pflanzen niederzutreten oder von ihr geritzt zu werden, was, wie ich wohl wußte, ob der großen Giftigkeit der stachelichten Kapseln, ja der Blätter selbst, sehr gefährlich war. Nun blieb ich eine Weile stehen, und ich weiß selbst nicht, wie es mir in den Sinn kam, auf einmal wußte ich, warum mich der gütige Gott mit unsichtbarer Hand gerade in dieses Thal geführt: ich sollte für das arme Opfer menschlicher Grausamkeit und Dumpfheit einen Trank bereiten, durch welchen ich sie, ohne daß sie es ahndete, von dem schrecklichen Tode durchs Feuer, dem sie ansonst rettungslos verfallen war und vor dem sie mit jenem Bangen der Natur alles Lebendigen vor dem gewissen Tode so sehr zurückschreckte, erlöfete. Von diesem und ähnlichen Gedanken erfüllt, hielt ich meine Ernte unter den giftigen Früchten rings um mich und wählte fünf der reifsten und schnitt sie mit meinem Taschenmesser sorglich ab, that sie in mein Fazenett und verbarg sie dann in meiner Rocktasche. Sehr erleichtert in meinem Herzen ging ich heim. Es war mittlerweile auch kühler geworden und wie man nach einem argen Traum den frischen Morgen doppelt dankbar genießt, also trank ich jetzt die linde Luft tief und voll in die Lungen ein, was meine Freudigkeit noch um vieles vermehrte. Wie mit einem Schatze ging ich heim und dennoch war es ein bitteres Gift, das den Tod in sich trug. Aber wie man zwischen zweien Uebeln das leichtere wählen soll, so dünkte es mich besser, daß die unglückliche Frau durch eines Menschen übergroßes Mitleid und Erbarmen ihren Tod finde, ohne Schmerzen und unbewußt, weil sie vor einem andern Tode zitterte, als daß sie durch die menschliche Grausamkeit hingemordet würde im Namen einer verblendeten Justiz. Solches erwog ich in meinem Innern mehrere Male und mit allen Gründen für und wider und ward in meinem Vorsatze nur immer mehr bestärkt.

Sobald ich heimgekommen war, sagte ich meiner lieben Frau, ich müsse den Abendmahlswein und die Geräthe für die Kommunion der eingekerkerten Frau bereiten und ging, ohne daß ich mein Gewand gewechselt hätte, sogleich in die Sakristei. Ehe ich meine Giftäpfel in den Wein that, fiel ich noch vor meinem Gott auf die Kniee und bat ihn aufs innigste, so er meine Handlung nicht gut heiße, mich durch eine innere Stimme, durch einen Zweifel an ihr zu warnen, aber auch nach meinem Gebete wankte ich nicht in meinem Entschluß. Also zerschnitt ich die Früchte und that sie in die Kanne, in die ich eine entsprechende Menge Weines gegossen hatte, damit sie über Nacht ausgezogen oder der

Digitized by Google

Saft als das eigentliche Gift extrahirt würde. Den Schlüssel der Sakristei nahm ich dann wieder zu mir.

Am folgenden Tag, da ich in den Kerker beschieden ward, nahm ich erst die Fruchtstücke sorglich aus dem Wein und trat sie draußen unvermerkt in die Erde, dann ging ich in Talar und Chorhemd, ganz wie zu einem andern Abendmahl, zu der beklagenswerthen Frau.

Diesmal fand ich sie in besserem Zustand als ich vermuthet. Man hatte sie seit meinem zweiten Besuch nicht wieder gemartert, freilich nicht aus Menschlichkeit, sondern vielmehr aus einem teuflischen Antriebe, indem man nicht wollte, daß sie den Feuertod als eine Erlösung von ihren andern Qualen betrachte und ihn gewissermaßen mit Freuden sterbe, auch der andern Schmerzen wegen, ihn kaum in seiner ganzen Schrecklichkeit empfinde, sondern daß sie gleichsam gesund den Scheiterhaufen betrete und mit klaren Sinnen den bestimmten Tod erleide. Wie ich nun sah, hatte auch meine Versprechung, ihr das Abendmahl zu reichen, auf daß sie durch dieses gestärkt würde, einiges bewirkt, denn sie jubelte mir fast entgegen, da ich kam und die Geräthe brachte.

„Der hochwürdige Herr hat mich nicht vergessen!“ rief sie und wollte vor mir auf die Kniee fallen.

„Auch der Herr wird Euch nicht vergessen, gute Frau,“ sagte ich und wehrte ihr, daß sie vor mir niederfiel.

Dann fragte ich sie, ob sie das Bedürfniß habe zu beichten, was sie lebhaft bejahete. Ich hörte ihr also die Beichte ab. Am meisten quälte ihr Gewissen, daß sie in der Marter so viele Lügen gesprochen und daß sie sich sogar der ehelichen Untreue geziehen, welcher sie sich nie in ihrem Leben schuldig gemacht, und ob ihr der Herr diese Sünden nicht anrechnen werde. Ich beruhigte sie darüber: der Herr habe ihr Leiden gesehen und wisse wohl, daß sie nicht aus bösem Willen, sondern einzig aus Schwachheit jene Lügen gesprochen, und daß diese nur ein Ausdruck ihrer Schmerzen seien, nicht Lügen wie es andere sind. Sie nun verwunderte sich mehrmals, wie schön ich doch alles sagen könne und sagte mir dann, mit welcher Sehnsucht und Begierde sie des heiligen Abendmahls gewartet hätte und wie glücklich, ja selig sie sei, daß ich doch gekommen. Nachdem ich ihr die Vergebung des Himmels im Namen Gottes zugesagt, reichte ich ihr das Brot mit den Einsetzungsworten, aber da ich darauf den Kelch mit dem giftigen Weine füllte, merkte ich, daß meine Hand unsicher war, und ich zögerte einige Augenblicke, in denen ich noch einmal alle meine Gründe für und wider vornahm. Dann aber reichte ich ihr den Kelch und setzte ihn mit Festigkeit an ihre Lippen, indem ich ohne das geringste Beben in der Stimme, nicht anders oder eifiger als in der Kirche, die Worte sprach und bis zu dem Ende, da es heißt „zur Vergebung der Sünden“, trank sie inbrünstig und begierig aus dem Kelch, und nun ich schloß, fand ich nur einige Tropfen mehr in ihm, die sie zurückgelassen. Ihre Augen aber waren wie verzückt, und ueberwannt von dem Augenblicke, kniete ich hin zu ihr und strömte in einem Dankgebet für Gottes überschwängliche Gnade durch Jesum Christum seinen Sohn meine Empfindungen aus, dann ehe ich ging, legte ich noch meine Hände zum Segen auf das schneeweiße Haar der Frau und sprach:

„Getröstet Euch! Der Herr wird in der schweren Stunde mit Euch sein und wird Euch zu sich nehmen, ohne daß Ihr es ahndet oder fühlt. Glaubet nur und betet um diesen sanften Tod!“

Mit diesen Worten ließ ich sie in ihrem Kerker zurück.

Noch im Hofe des Rathhauses spülte ich an dem dortigen laufenden Brunnen die Kanne und den Kelch auf das Sorgfältigste aus, einerseits der Leute wegen, die, nachdem die vermeintliche Hexe aus dem Kelche das Abendmahl genommen, sich weigern konnten, ohne weiteres aus demselben zu trinken, weshalb es nur gut vermerkt werden mochte, daß ich solches öffentlich that, andererseits und besonders aber, um sie von dem schädlichen Gifte so bald als thunlich zu reinigen, auf daß sich dieses nicht etwan in das Metall einfresse und künftighin Schaden anrichte. Die Leute aber, die mich am Brunnen sahen, hatten davon keine Ahndung und dachten nur, ich thue es der Hexe wegen, von welcher der ganze Ort in Aufruhr war, zumal an diesem letzten Tage vor ihrem Tode durchs Feuer. Und es waren nicht wenige, die in grausamer Neubegier vor das Thor hinauszogen, um zuzusehen, wie der Scheiterhaufen geschlichtet ward. Aber sie sollten das Schauspiel nicht haben.

Heute morgen, da man sie zur Feimstatt führen wollte, fand man sie auf ihrer Liegerstelle entschlafen.

Sobald dies kund geworden, ging die Scheibelin auf den Hof der Schirmann'schen hinüber und holte sich derselben gesunde Kuh als Ersatz für ihre verstorbene aus deren Stall und zog sie in ihren, denn sie war ihr von Rechtes wegen nach dem Tode der Hexe zugesprochen worden.

Bei Gericht nun meinten etliche, da die Verurtheilte durch einen unvermutheten Tod der gerechten Strafe bei lebendigem Leibe entzogen worden, sei wenigstens ihr Leichnam zu verbrennen, andere aber, daß man sie am besten sogleich begrabe und weiter kein Aufhebens mache. Und die Stimmen dieser siegten. Man begrub sie auf dem freien Felde draußen, wie man ein Thier auf dem Schindanger eingräbt, ohne daß man mich entboten, ihr den Segen über die Grube zu sprechen, und selbst ihren Tochtermann, der nun auf ihrem Hofe Haus hält, ward verwehret, daß er oder sein Weib bei dem Begräbniß zugegen sei.

Aber wenn es heute Abend wird, will ich zu dem Grabe hinaus und wenn mich niemand siehet, mein Gebet über die arme Todte sprechen, daß sie doch nicht ganz ohne Segen bleibe.

Und du, allmächtiger Gott, laß dein Angesicht leuchten, daß es Licht werde auf Erden und von den Menschen die dichte Dunkelheit weicht, die nun noch immer auf ihren Sinnen lagert. Und schon spricht eine Stimme in meinem Innern: ja, es kommt eine Zeit, da es wie ein Morgenroth über allem aufgeht und die Sonne hervortritt wie ein Held. Und diese Zeit frage ich, ob ich recht gethan.

Wien. Otto Hauser.

(Nachdruck nicht gestattet)

Die indische Währungsreform. Im Auftrage des Vereins zum Schutz der deutschen Goldwährung. Von Dr. Otto Heyn. Berlin 1903. J. Guttentag.

In den Währungskämpfen, die die letzten drei Jahrzehnte des abgelaufenen Jahrhunderts füllen, ist der Abfall Indiens von der Silberwährung ein hervorstechendes Ereigniß. Die Vorkämpfer der Doppelwährung hatten sich in den Glauben hineingelebt, für Indien sei ein Uebergang zur Doppelwährung die einzige Möglichkeit. Eine eingehende Schilderung des Hergangs bietet ein großes theoretisches Interesse. Zum Schutze der deutschen Goldwährung braucht heute glücklicherweise nichts mehr zu geschehen; für die Aufklärung der Geister kann kaum jemals genug geschehen. Der Verfasser des oben angezeigten Werkes hat seine Aufgabe mit einer Gründlichkeit gelöst, die nicht übertroffen werden kann. Er schildert den geschichtlichen Hergang, legt den heutigen Zustand dar und untersucht die Wirkungen, die die indische Währungsreform für Indien selbst und für Europa gehabt hat. Er schildert die segensreichen Wirkungen und die eingetretenen Nachtheile und zeigt dann, wie diese Nachtheile ertragen werden mußten, um zu einem zufriedenstellenden Zustand zu gelangen. Er übt eine Kritik, insofern er darthut, daß es besser gewesen sein würde, wenn man den Goldwerth der Rupie etwa um einen Penny geringer festgesetzt hätte, als geschehen. Zum Schlusse wirft er einen Blick auf die Länder, die heute noch an der Silberwährung festhalten, zunächst Mexiko.

A. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 50. Berlin, den 12. September 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 18 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Besonderer Umstände wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Erziehung zur Heuchelei. Von Theodor Barth.

Der Liberalismus und die gebildete Jugend. Von Fr. Naumann.

Sozialdemokratische Irrungen und Wirrungen. Von H. v. Gerlach, M. d. R.

Die politischen Thatsachen und der Dualismus. Von Rudolf Springer (Wien).

Charakterstudien vor zweihundert Jahren. Von Adalbert Meinhardt (Hamburg).

Leonid Andrejeff. Von N. Wolfsky (Zürich).

Neues Theater: „Eine Frau ohne Bedeutung". Von Ernst Heilborn.

Drei Gedichte. Von Hugo Salus (Prag).

Der Weisheitslehrer. (Skizze.) Von Oscar Wilde.

Bücherbesprechungen:

O. Ewald: Nietzsche's Lehre in ihren Grundbegriffen: die ewige Wiederkunft des Gleichen und der Sinn des Uebermenschen. Bespr. von M. G.

Arthur Sewett: Die Halbseele. Bespr. von R. Piffin.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Eine Anzahl Typhuserkrankungen in der Metzer Garnison haben dem Kaiser Veranlassung zu einem Telegramm an den Statthalter von Elsaß-Lothringen gegeben, in dem die Metzer Stadtverwaltung mit den denkbar schwersten Vorwürfen überhäuft ist. Die telegraphischen Anschuldigungen des Kaisers richteten sich gegen die Wasserversorgung in Metz und behaupteten einen Kausalzusammenhang zwischen den Typhuserkrankungen — der Typhusepidemie, wie der Kaiser sich ausdrückte — und dem miserablen Zustande des Trinkwassers, dessen Gesundheitsschädlichkeit als erwiesen angenommen wurde. Der Metzer Stadtverwaltung aber wurde der schwere Vorwurf gemacht, daß sie seit vielen Jahren trotz notarischer Mangelhaftigkeit der Trinkwasserverhältnisse nichts gethan habe, um dem hygienischen Mißstande ein Ende zu machen. Es scheint, als ob der Kaiser bei der Erhebung dieser öffentlichen Anschuldigungen sehr ungenügend informirt war; denn die so hart angelassene Stadtverwaltung in Metz verwahrt sich öffentlich auf das entschiedenste gegen die tatsächliche Anklage, bestreitet sogar das Vorhandensein einer eigentlichen Epidemie und behauptet, daß seit 1870 keine Typhusepidemie in Metz geherrscht hätte. Sollte sich herausstellen, daß die Metzer Stadtverwaltung zu Unrecht beschuldigt ist, so wird der Kaiser gewiß Veranlassung nehmen, seine Anschuldigungen ebenso öffentlich, wie sie erhoben sind, auch zurückzunehmen. Die Informatoren, welche ihn in eine so unangenehme Lage gebracht haben, verdienen auf das schleunigste aus den verantwortlichen Stellungen, in denen sie sich befinden, beseitigt zu werden.

Der Vorgang gibt aber auch noch zu einer weiteren Betrachtung Veranlassung. Wenn irgendwelche behördlichen Anordnungen oder Unterlassungen einmal in der Presse einer abfälligen Kritik unterzogen werden, und die Darstellung sich nicht in allen Punkten als richtig erweisen läßt, so pflegt sofort die Staatsanwaltschaft bei der Hand zu sein, um den unglücklichen Preßberichterstatter oder den verantwortlichen Redakteur der Zeitung, in welcher die Kritik erscheint, vors Gericht zu schleppen und dort zur Aburtheilung zu bringen. Der Einwand, daß der Delinquent in gutem Glauben gehandelt habe, pflegt selten zur Freisprechung, in der Regel nicht einmal zur Strafmilderung zu führen. Das kaiserliche Telegramm zeigt, wie selbst Stellen, denen die denkbar besten Informationen zur Verfügung stehen, in der Kritik öffentlicher Mißstände über das Ziel hinausschießen können. Wir meinen deshalb, daß der Vorfall wohl dazu angethan ist, das Amt derjenigen, die berufsmäßig Kritik zu üben haben, mit etwas nuldererem und gerechterem Auge anzusehen, als das bisher gerade in Regierungskreisen üblich war.

Nachdem in Göttingen der Anschluß des größten Theils der Nationalsozialen an den Wahlverein der Liberalen beschlossen worden ist, wird jetzt auch der Wahlverein der Liberalen zu einer Generalversammlung, und zwar in Berlin am 10. und 11. Oktober, zusammentreten, um die organisatorischen Konsequenzen des Zusammenschlusses zu ziehen. Bekanntlich ist die Aufrechterhaltung der lokalen

Digitized by Google

Organisationen des aufgelösten nationalsozialen Hauptvereins vorgesehen, aber es empfiehlt sich, daß allenthalben, wo lokale Organisationen der beiden jetzt fusionirten Parteien bestehen, eine Verschmelzung alsbald stattfindet. An den Orten, an denen nur eine der beiden Parteigruppen eine lokale Organisation besitzt, ergibt es sich von selbst, daß die unorganisirten Parteimitglieder der anderen Gruppe sich der bereits vorhandenen Organisation einfach anschließen. — Auf der Generalversammlung wird es auch zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung über die Stellung zur Sozialdemokratie bei den bevorstehenden Landtagswahlen kommen.

Die Leitung der freisinnigen Volkspartei widerstrebt bisher jedem Zusammengehen mit der Sozialdemokratie bei den bevorstehenden — auf die zweite Novemberwoche anberaumten — Landtagswahlen. Auch in Berlin hat sie von den Führern der hiesigen Parteiorganisationen den üblichen einstimmigen Beschluß extrahirt, der ein Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie wenngleich nicht ausdrücklich, so doch thatsächlich ablehnt. Diese Haltung wird vermuthlich allenthalben in der Provinz, soweit der Einfluß der Berliner Parteileitung reicht, nachgeahmt werden. Auf die Resultate dieser weitsichtigen Politik darf man gespannt sein. Zunächst liegt eine Resolution vor, daß man die neun Berliner Mandate behaupten wolle. Um dies erstrebenswerthe Ziel besser zu erreichen, protestirt man dagegen, daß die Zeit für die Urwahlen auf eine für die sozialdemokratischen Arbeiter bequemere Stunde, nämlich 5 Uhr nachmittags, verlegt werde. Dabei ist allerdings übersehen worden, daß bereits 1898 die 5 Uhr-Stunde bestimmt wurde und sich durchaus bewährt hat. Daß die Kraftentfaltung der Sozialdemokratie unter Umständen eine starke Verschiebung aller Machtverhältnisse auch bei den Landtagswahlen herbeiführen wird, liegt auf der Hand.

Welcher Kraftanstrengung die Sozialdemokratie fähig ist, und wie sehr sie in dieser Beziehung alle anderen Parteien in den Schatten stellt, zeigt jeder neue Bericht der sozialdemokratischen Partei. Kürzlich hat der Agitationsausschuß für die Provinz Schleswig-Holstein seinen Bericht über die Kraftentfaltung bei den letzten Reichstagswahlen erstattet. Danach sind allein in der Provinz Schleswig-Holstein von den Sozialdemokraten 85 000 M. für die Wahlen geopfert. Ein einzelner Kreis, der Kreis Dithmarschen, den die Sozialdemokratie zu erobern kaum erwarten durfte und auch thatsächlich nicht eroberte, hat rund 21 000 M. verschlungen. Angesichts einer derartigen Opferwilligkeit — und die Opfer unentgeltlicher persönlicher Agitation sind noch viel höher zu veranschlagen als die reinen Geldopfer — kann sich selbst die „Kieler Zeitung", die der Sozialdemokratie sonst nicht gerade wohlgesinnt ist, nicht enthalten zu bemerken: „Alle bürgerlichen Parteien haben in den letzten Kämpfen nicht halb so viel Zeit, Kraft und Geld angewendet wie die Sozialdemokratie".

Das Ergebniß der Nachwahl in Dessau bietet Anlaß zu einigen näheren Betrachtungen. Daß auf den Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung Karl Schrader 11 083 Stimmen (nur 375 weniger als am 16. Juni auf Roesicke fielen und 1800 Stimmen mehr, als Roesicke mit Unterstützung der Nationalliberalen im Jahre 1898 erhielt) gefallen sind, muß nach Lage der Sache als ein außerordentlich günstiges Resultat angesehen werden. Die Sozialdemokratie hat freilich einen Zuwachs von rund 450 Stimmen gegenüber der Wahl vom 16. Juni, wo auf ihren Kandidaten 12 273 Stimmen entfielen, aufzuweisen, aber dieser Zuwachs bleibt stark hinter den Erwartungen der Gegner und den Hoffnungen der falschen Freunde zurück. Die Betheiligung der rechtsstehenden Parteien ist um mehr als 2000 Stimmen zurückgegangen. Aus der Zurückhaltung der rechtsstehenden Wähler ist denn auch im wesentlichen die um rund 2000 Stimmen verringerte Wahlbetheiligung zu erklären. Die lieben Nachbarn hätten gar zu gern gesehen, daß die von den führenden Elementen der Freisinnigen Vereinigung empfohlene Politik gegenüber der Sozialdemokratie durch den Ausfall dieser Nachwahl ad absurdum geführt wäre. Aber gerade dieser Politik, wie sie speziell von Richard Roesicke mit dem größten Nachdruck und erfreulicher Vorurtheilslosigkeit empfohlen war, ist es zu verdanken, daß die Sozialdemokratie in diesem Wahlkreise seit den Wahlen vom Jahre 1898 (die Sozialdemokratie brachte es damals auf 11 769 Stimmen) verhältnißmäßig so geringe Fortschritte erzielt hat. Jene freisinnigen Blätter, die dem Abgeordneten Barth zum Vorwurf gemacht haben, daß er in seiner Dessauer Rede zu Gunsten der Kandidatur Schrader zugleich für das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie bei den preußischen Landtagswahlen plaidirt habe, scheinen nicht zu wissen, daß bei den letzten Wahlen zum anhaltischen Landtage unter thätiger Mithilfe von Roesicke ein erfolgreiches Bündniß zwischen Freisinnigen, und zwar zwischen Freisinnigen beider Richtungen und der Sozialdemokratie gegen die Reaktionäre geschlossen ist; ein Bündniß, wodurch zum ersten Male auch Sozialdemokraten in den anhaltischen Landtag gelangt sind. Jene stolzen Mannesherzen, die da empfehlen, nur um Gottes willen recht vorsichtig aufzutreten und den Reaktionären keinen Grund zur Mißstimmung zu geben, können von den anhaltischen Freisinnigen lernen, wie man die Ehre des Freisinns bewahren und sich zugleich im Konkurrenzkampf mit der Sozialdemokratie behaupten kann. Auch betreffs des Verhaltens in der Stichwahlzeit haben sich unsere Freunde Richard Roesicke zum Muster genommen. Er hat es den rechtsstehenden Parteien einfach überlassen zu thun, was sie glauben verantworten zu können. Er hat den rechtsstehenden Wählern weder gute Worte gegeben, noch sonst um ihre Gunst gebettelt, von der Erwägung ausgehend, daß ein durch Liebedienerei in der Stichwahl erlangtes Mandat für einen wahren Freisinnigen keinen Reiz besitzt.

Die interparlamentarische Konferenz ist am vorigen Sonntag in Wien zusammengetreten und von dem österreichischen Ministerpräsidenten Herrn von Körber mit einer sehr warmen Friedensansprache begrüßt worden. Diese der Verwirklichung der Schiedsgerichtsidee gewidmeten Zusammenkünfte von Parlamentariern aller konstitutionell regierten Länder dürfen nicht nach ihren unmittelbaren, sondern nur nach ihren mittelbaren Wirkungen eingeschätzt werden. Die persönliche Berührung von Volksvertretern der verschiedensten Länder, die immer erneute Bekräftigung des gemeinsamen Wunsches nach einer schiedsrichterlichen Regelung internationaler Streitigkeiten ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung im friedlichen Sinne.

Serbiens blutbefleckte Königskrone scheint ihrem Träger schon jetzt, wo die erste Liebe eigentlich noch nicht erkaltet sein dürfte, schwere Sorgen zu bereiten. Die Nachrichten über Offiziersrevolten und Attentate, so widersprechend sie auch lauten, lassen doch keinen Zweifel über den Ernst der Situation übrig. Zwar ist König Peter, offenbar in Folge seines langjährigen Aufenthaltes im Privatleben des Auslandes, einer der vorurtheilslosesten und klügsten Kronenträger jener halbzivilisirten Balkanreiche. Aber was kann er bei der Zerfahrenheit der Gesammtlage seines Landes thun? Die nächsten Monate schon müssen, wenn die jetzige schwankende Haltung Peters nicht bestimmter Entschiedenheit Platz macht, Klarheit über die Zukunft schaffen, einfach aus dem Schwergewicht der unerträglichen Lage heraus und über des Königs Kopf hinweg.

Mehr Selbstvertrauen als Peter von Serbien scheint Ferdinand von Bulgarien zu haben. Er ist endlich dem dringlichen Rufe: „Ferdinand kehre zurück!" gefolgt und hat seine Residenz wieder aufgesucht. Ob ihm freilich bei seiner

Digitized by Google

Rückkehr auch alles vergeben wird, was er bei der kriegslustigen Oppositionspartei auf dem Kerbholze hat, das steht noch dahin. Auch in Bulgarien ist schließlich die Gesammtlage so unerträglich, daß sie nicht lange mehr in der jetzigen Art dilatorisch behandelt werden kann. Entweder Ferdinand wird energisch und spricht auch zu den bulgarischen Revolutionären im türkischen Makedonien ein ernstes Wort, oder die Situation wächst ihm über den Kopf und seine nächste Adreise aus Sofia ist dann doch eine unfreiwillige und definitive. Qui vivra, verra.

* * *

Erziehung zur Heuchelei.

Es ist das Geheimniß des Polichinell, daß bei den Reichstagswahlen zahllose Wähler, insbesondere auch Tausende von höheren und niederen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgeben. Sie sind zumeist keine überzeugten Sozialdemokraten, aber sie halten es nach Lage der Dinge für angezeigt, ihrer Mißstimmung mit den bestehenden Verhältnissen den radikalsten Ausdruck zu geben. Einerlei ob man das für politisch klug und zweckmäßig hält oder nicht, es ist ihr gutes Recht, so zu wählen, wie es nach ihrer eigenen Ansicht am zweckmäßigsten ist. Schlimm ist nur, daß Tausende und Abertausende von Wählern, die unter der Herrschaft des geheimen Stimmrechts sozialdemokratisch wählen, bei offener Stimmabgabe, also z. B. bei den preußischen Landtagswahlen, sich nicht zu jener politischen Stellung bekennen, die sie unter dem Schutz des Wahlgeheimnisses bei den Reichstagswahlen eingenommen haben. Ja, es steht sogar ganz fest, daß zahlreiche Landtagswähler, insbesondere wiederum viele höhere und niedere Beamte, die bei den Reichstagswahlen ihren sozialdemokratischen Stimmzettel abgegeben haben, sei es in der Hauptwahl, sei es in der Stichwahl, dem elendesten aller Wahlsysteme den Gesinnungstribut entrichten, indem sie offen für Kandidaten derjenigen Parteien eintreten, die sie bei der Reichstagswahl nur durch Abgabe eines sozialdemokratischen Stimmzettels energisch genug glaubten bekämpfen zu können.

Daß in diesem zwiespältigen Verhalten eine Gesinnungslumperei liegt, wird kein anständiger Mensch bestreiten; aber die Hauptverantwortung dafür haben diejenigen zu tragen, welche durch Aufrechterhaltung der öffentlichen Stimmabgabe die Erziehung zur politischen Heuchelei systematisch betreiben. Das soll allerdings keine Entschuldigung für die moralisch Schwachen sein, die einer solchen Erziehungsmethode zum Opfer fallen, und zwar umso weniger, als nur gar zu oft ein kläglicher Mangel an moralischem Muth den einzelnen Wähler veranlaßt, seine politische Ueberzeugung wirklichen oder vermeintlichen materiellen Vortheilen zu opfern. Wie mancher Geschäftsmann sucht sich damit um die Bethätigung seiner politischen Ueberzeugungen herumzudrücken, daß er sich und anderen einredet, er dürfe mit Rücksicht auf seine wirthschaftlichen Beziehungen nicht so wählen, wie es ihm ums Herz sei. In der Regel handelt es sich dabei um eingebildete Gefahren, aber die bloße Besorgniß vor einer Schädigung leistet dieselben Einschüchterungsdienste wie die eintretende Schädigung selbst. Wer sich nicht einschüchtern läßt, der pflegt auch der Schädigung zu entgehen. Ich erinnere mich eines Falles in einem von mir vertretenen Reichstagswahlkreise, woselbst ein energischer liberaler Mann, der an der Spitze der lokalen Wahlorganisation stand, mitten in der Wahlbewegung den Besuch eines Rittergutsbesitzers erhielt, der ein guter Kunde war und von unserem Freunde Kaffee, Petroleum und ähnliche Waaren zu beziehen pflegte. Er glaubte, aus diesem Kundenverhältniß die Befugniß ableiten zu dürfen, seinem Lieferanten sanfte Ermahnungen über die geschäftlichen Gefahren einer ernsthaften Bethätigung freisinniger Grundsätze zu Theil werden lassen zu können, kam dabei aber an den Unrechten, denn der Ermahnte schrieb dem Herrn Baron während seines Sermons die Rechnung, präsentirte sie ihm und erklärte kurzweg: „Hier ist Ihre Rechnung, bei mir können Sie jetzt nichts mehr kaufen." Der Mann hat keinen Kunden verloren, sich aber alle unlauteren Drohungen durch dieses Vorgehen vom Halse gehalten.

Leider sind solche Beispiele bürgerlichen Muths nicht allzu häufig. Neben der Besorgniß vor geschäftlicher Schädigung spielt dann auch die Furcht vor einer Beeinträchtigung der gesellschaftlichen Stellung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die soziale Stellung könnte durch die Betundung der wahren politischen Ueberzeugung Einbuße erleiden; der Skat mit den Notabeln des Orts oder die Position im Tanzkränzchen könnte in Erschütterung gerathen; der Herr Landrath könnte ein schiefes Gesicht ziehen, und die Einkommensteuer-Einschätzungskommission eine schärfere Brille bei der Prüfung der Steuerdeklaration aufsetzen. Alle diese armseligen Rücksichtnahmen haben nicht wenig dazu beigetragen, den Respekt vor dem liberalen Bürgerthum speziell in Arbeiterkreisen zu erschüttern. Dieselben Leute aber, die da glaubten, genöthigt zu sein, derartige Rücksichten zu nehmen, benutzen mit Vorliebe dann die Gelegenheit der Reichstagswahlen, um ihrer Abneigung gegen ein politisches System, das sie, wie sie meinen, zu einer derartigen Heuchelei zwingt, durch Abgabe eines sozialdemokratischen Stimmzettels zum Ausdruck zu bringen. Das trifft nicht minder auch für zahlreiche Beamte zu. Bei ihnen handelt es sich ja obendrein um sehr viel substantiellere Nachtheile, die sie bedrohen, wenn sie einer Ueberzeugung Ausdruck geben, die ihren Vorgesetzten nicht gefällt. In gar manchen Landtagswahlkreisen dürfen es die Beamten nicht einmal riskiren, sich von der Wahl fernzuhalten, wenn sie sich nicht mißliebig machen wollen. Wer es gar wagt, für einen Sozialdemokraten offen zu stimmen, der muß darauf gefaßt sein, einem Disziplinarverfahren unterworfen zu werden.

In keinem anderen Lande der Welt besteht in dieser Beziehung eine gleiche Engherzigkeit wie in Preußen. Nicht einmal in Oesterreich, wo man sich sogar schlecht und recht damit abgefunden hat, daß ein Volksschullehrer Mitglied der sozialdemokratischen Reichsrathsfraktion wurde. In Preußen kann dagegen ein Sozialdemokrat keine Beamtenstellung, und sei es die eines Nachtwächters, bekleiden. In keiner Stadtverwaltung würde ein sozialdemokratisches Magistratsmitglied seitens der Regierung bestätigt werden. Selbst in dem Amt eines Privatdozenten der physikalischen Wissenschaft einen anerkannten Sozialdemokraten zu belassen, erschien dem Königlich Preußischen Ministerium als staatsgefährlich.

Eine solche Verwaltungspraxis entbehrt unseres Erachtens durchaus des festen Rechtsbodens. Jeder Billigdenkende muß eine derartige willkürliche Schlechterstellung der zahlreichsten Partei des Landes als auf die Dauer unerträglich anerkennen. Sie widerspricht allen Grundsätzen der Rechtsgleichheit. Diese Verwaltungspraxis ist deshalb eine unerschöpfliche Quelle gerechter Beschwerden gegen die herrschenden Mächte unserer gegenwärtigen Staatsordnung. Es ist garnicht zu sagen, wie viele Tausende neuer Sozialdemokraten diese ungerechte Verwaltungspraxis alljährlich neu schafft. Wenn man dann obendrein sieht, wie in unserem Nachbarlande Frankreich die Sozialdemokratie einen Minister stellt, der sich erfolgreich an der Rettung des Staates vor der klerikal-konservativen Maulwurfsarbeit betheiligt, und wie bei uns in den allerhöchsten Kreisen die Thätigkeit dieses sozialdemokratischen Ministers so gewürdigt wird, daß eine Marginalnote entsteht „Ja, wenn wir den hätten!", so muß ein jeder, der nicht in politischen Scheuklappen steckt, von der Hypokrisie unserer politischen Verhältnisse überzeugt werden.

Diese Erörterungen haben eine praktisch-politische Spitze: Wir hören es jetzt alle Tage, daß eine Kooperation zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten bei den Landtagswahlen schon um deswillen unmöglich sei, weil die

Digitized by Google

Freisinnigen selbst in den großen Städten nicht genug Wahlmänner stellen könnten, die gewillt seien, für einen sozialdemokratischen Kandidaten einzutreten. Sollte das freisinnige Bürgerthum bereits soweit heruntergekommen sein, daß es für eine als nothwendig erkannte politische Aktion dieser Art nicht einmal mehr die nöthigen Mannschaften stellen kann? Wäre das zutreffend, hätten dann diejenigen nicht recht, die das freisinnige Bürgerthum als leistungsunfähig in einem ernsthaften Kampfe gegen die Reaktion bezeichnen? Hier und da geht man aber noch einen Schritt weiter, indem man die Befürchtung hinzufügt, daß die freisinnigen Urwähler nicht im Stande seien, für solche Wahlmänner zu stimmen, die eventuell einen sozialdemokratischen Wahlmann zu wählen bereit sind. Darin läge dann allerdings das Zugeständniß völliger politischer Hilflosigkeit. Allein für sich können die Freisinnigen bei den Landtagswahlen nichts Wesentliches erreichen. Ohne die Hilfe der Sozialdemokratie werden sie sogar eine beträchtliche Einbuße an Mandaten zu erwarten haben. Die sozialdemokratische Partei ist bereit den Freisinnigen die eigenen breiten Schultern zur Verfügung zu stellen, verlangt dafür aber eine angemessene Entlohnung; — der Freisinn aber will das zugeworfene Rettungstau nicht ergreifen, es ist ihm zu sehr getheert. Er zieht es vor, unter den Glück- und Segenswünschen der verbündeten Reaktionäre zu Grunde zu gehen. Bei den nächsten Reichstagswahlen aber werden vielleicht wieder hunderttausend ehemals freisinnige Wähler sozialdemokratisch wählen, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß sie die reaktionäre Regiererei gründlich satt haben.

Theodor Barth.

Der Liberalismus und die gebildete Jugend.

Als wir Nationalsozialen in Göttingen über unsern Anschluß an den Wahlverein der Liberalen Berathung hielten, war einer der Gründe, die gegen diesen Anschluß geltend gemacht wurden, daß der Liberalismus nicht mehr im Stande sei Jugend an sich zu ketten, und daß wir deshalb durch die Fusion unsere bisherige Fühlung mit der kommenden Generation verlieren würden. Ich habe damals kurz erwidert, daß es nicht die Parteiform ist, die die Jugend anzieht, sondern der Geist, und daß deshalb die Gefahr eines Verlustes des gebildeten Nachwuchses erst dann entstehen würde, wenn wir aufhören, ihm geistig etwas zu bieten. Das ist und bleibt der Kern: Die Jugend braucht Probleme! Parteien ohne Probleme sind nichts für die Werdenden! Es verlohnt sich aber, diese Sache tiefer zu durchdenken, denn in ihr liegt die Frage der politischen Zukunft des Liberalismus überhaupt. Gelingt es dem Liberalismus nicht, die besten und eigenartigsten Köpfe der Generation der Söhne zu berühren, dann ist sein eigenes Leben nur noch so lang, als die Väter nicht sterben.

Es gab eine Zeit, wo es für die Jugend selbstverständlich war, liberal oder demokratisch zu sein. Einzelne entzogen sich diesem Zuge der Zeit, die Mehrzahl der Tüchtigen aber suchte im politischen Freiheitsgedanken ihre Zukunft. Das war die Zeit, ehe Deutschland einen Parlamentarismus hatte. In den Jahren vor 1848 galt der Student und überhaupt der junge Mann politisch mehr als jetzt. Politik war noch nicht Handwerk, noch nicht Geschäft, noch nicht Klassenkampf. Auch noch bis 1870 gab es liberale Jugend. Dann aber wendete sich der Wind. Die entschiedenste Abkehr vom Liberalismus erfolgte in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre: Bismarck riß den Geist der Jugend nach rechts hinüber! Von da an ist der Grundton studentischer Korporationen nicht mehr liberal. Die Arbeiterjugend ist sozialdemokratisch, die Mittelstandsjugend antisemitisch, die Bildungsjugend national mit nur sehr geringen Erinnerungen an demokratische Ideale. Es gab wieder junge Leute, die sich konservativ nannten, etwas, was vorher kaum vorkam. Vom Liberalismus im allgemeinen sagte die Bildungsjugend, er habe sich überlebt, sei nichts als Phrase, komme nicht in Betracht. Diese Grundstimmung wirkt, soviel man sehen kann, heute noch fort. Die Zahl derer, die sich irgendwieweit zur Sozialdemokratie rechnen, nimmt dabei langsamer, als man manchmal gedacht hat, aber doch beständig zu. Junge Kaufleute, Techniker und Studenten aller Fakultäten haben oft eine merkwürdig lebhafte innere Zuneigung zur Partei des Proletariats. Die Masse, der Kampf, die Märtyrer, die radikalen Probleme, alles das wirkt zusammen, die Sozialdemokratie dis in die Häuser zu tragen, wo an sich kein Sozialismus wächst. Mancher Vater, der draußen die Sozialdemokraten bekämpft, entdeckt ihre stille Werbekraft eines Abends im Gespräch mit seinen Söhnen und wundert sich, wie wenig bei ihnen die Argumente seiner Zeitung wirken, die sich seit dreißig Jahren nicht geändert haben. Eins nur tröstet ihn: er findet meist neben dem sozialistischen Element noch ganz anderes: etwas künstliche oder natürliche Aristokratie, eine oft ganz unpopuläre Aesthetik, viel Aufmerksamkeit für das Deutschthum im Ausland und für geschichtsphilosophische Ausblicke. Was fehlt, ist ein eigenes brennendes Interesse für politische Formfragen. Ob der Landtag dieses oder jenes Wahlrecht hat, ob die Krone den Rahmen ihrer Rechte überschreitet, ob die Landräthe Organe der Selbstverwaltung ihrer Kreise sind oder nicht, wer denkt an solche altliberalen Fragen? Selbst die sozialistisch angeregten jungen Leute haben wenig Zeit für diese Probleme von vor fünfzig Jahren. Um wieviel weniger haben es die, die außerhalb der Berührung mit sozialdemokratischem Geiste bleiben! Und diese sind die Mehrzahl innerhalb der Bildungsjugend. Zu Tausenden wachsen sie auf, ohne vom Rhythmus des neuen deutschen Industrievolkes etwas Wirkliches zu spüren. Viele von ihnen sind an sich politisch nichts werth. Diese lassen wir bei Seite. Viele aber haben von aller Politik nur das erfaßt, was Bismarck und sein Nachfolger, Wilhelm II., uns gegeben haben: Nationalpolitik, Weltpolitik, Sieg des Deutschthums. Bei einer Anzahl verdichtet sich die Theilnahme an der Nationalpolitik zur bestimmteren Beschäftigung mit Kolonialfragen, Rassenproblemen, anthropologischen Studien, historischen Gedanken und Erinnerungen. Eigentliche Parteipolitik liegt, so viel ich sehen kann, der Mehrzahl dieser jungen Politiker fern. Auch diejenigen, die sich etwa in nationalliberalen Jugendvereinen zusammenfinden, scheinen das Parteipolitische nicht zur Hauptsache machen zu wollen. Theilweis findet man in ihren Aeußerungen liberale Stimmung, aber durchdachten, politisch als Problem gefaßten Liberalismus — selten. Schon die herkömmliche Art des Kampfes gegen Rom hindert, daß diese Seite sich entwickelt.

Ist damit die Sachlage nur einigermaßen richtig dargestellt, so leuchtet von selbst ein, wie schwer es dem parteipolitischen Liberalismus werden mußte, zur heranwachsenden gebildeten Jugend das richtige Verhältniß zu finden. Oft schon hieß es: warum fehlt uns der Nachwuchs? Wir Nationalsozialen haben nie so zu fragen gehabt, denn unsere beste Kraft lag gerade in suchender Jugend. Aber die älteren liberalen Parteigruppen hatten jede für sich das Gefühl, daß es schwer sei, in jungen Männern Begeisterung zu wecken. Da man nicht stets geneigt ist, die Schuld bei sich selbst zu suchen, so wurde der Geist der Streberei beklagt, der die ganze jetzige Jugend beherrsche und sie zu etwas ganz anderem mache, als die ideale Jugend von einst gewesen sei. Damit aber umgeht man die Frage. Gewiß gibt es Streber, die nichts taugen; sie hat es aber immer gegeben. Neben ihnen und zwischen ihnen stehen aber zahlreiche sehr ehrliche Seelen, die ihren Jugendkampf um die politische und praktische Weltanschauung so redlich kämpfen, wie es nur irgend einer von uns oder unseren Vätern gethan hat. Um diese Leute handelt es sich. Nach ihnen verlangt der Liberalismus, ohne viele von ihnen zu fassen. Weshalb konnte er sie nicht greifen?

Digitized by Google

Es würde falsch sein, wenn wir hier nur von der Methode des liberalen Denkens reden wollten und nicht von seinem Inhalt. In der Methode fehlte in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Schärfe der Aufstellung der politischen Probleme. Das ist nicht Schuld irgendwelcher einzelnen Personen, sondern lag in den Zeitverhältnissen. Der Liberalismus war in Vertheidigungszustand hineingedrückt und wollte vor allem das nicht wankend werden lassen, was er hatte. Zwischen Sozialdemokratie und Zöllnerei saß er zu eng, um große Umdenkungen zu vertragen. Die Agrarier hatten ihre Theorie, und war sie auch schlecht, so war sie doch ein eigener Ideenbestand. Die Sozialdemokraten hatten ihren Marxismus und ihre Bernsteindebatten. Der Liberalismus besaß aber nichts, was dem entsprochen hätte. Man lese Eugen Richter's verschiedene Schriften! Sie enthalten sehr viel politischen Stoff, aber unendlich wenig an Eindringen in die Grundfragen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Der junge Mann, der noch nicht in die Finessen der Taktik eingeweiht sein will, dem Wahlkreisberechnungen fern liegen und der die einzelnen Paragraphen der Novellen zur Gewerbeordnung sich nicht merken kann, hat an dieser Art Litteratur für sich nichts. Er will irgend etwas, was ihm Inhalt genug für ein halbes oder ganzes Leben zu bieten scheint. Dazu aber genügt die einfache Grundformel des demokratischen Prinzips deshalb nicht mehr, weil der Sieg der Monarchie im Bismarckischen Zeitalter zu stark war, um jetzt die Frage der Volksherrschaft mit Erfolg aufwerfen zu können, sie genügt um so weniger, so lange der Liberalismus die proletarische Demokratie nicht in seinen Gedankenkreis aufnehmen will. So lange nämlich der Liberalismus in der Sozialdemokratie nur Niedergang und Verhängniß entdecken kann, kommt er selbst nicht dazu, an den von ihm theoretisch vertretenen Wahlrechten praktisch Freude zu haben. Er schleppt sein Prinzip selber mit Seufzen. Wie aber soll man Jugend gewinnen, wenn man seiner eigenen theoretischen Grundlage nicht froh ist?

Das alles kann aber anders werden, sobald der Liberalismus seine Stellung zur politischen Arbeiterbewegung verändert. Das ist in meinen Augen das Bedeutsame am Vorgehen von Dr. Barth, daß er die Sozialdemokratie als größten vorhandenen Faktor eines neuen Liberalismus anerkennt. Bei aller nothwendigen Kritik an der politischen Unfertigkeit und Unreife der neuen großen Volkspartei rechnet er mit ihr und mit ihrem Hereinwachsen in den vorhandenen deutschen Staatskörper. Sobald man aber das thut, kann man wieder innerlich liberal sein, kann man an seinen eigenen Liberalismus glauben und andere für ihn gewinnen. Wer die Sozialdemokratie nur mit den Augen der Spar-Agnes ansieht, muß im Kern seines Wesens unliberal werden. Die Frontänderung, die in Dr. Barth's Verhalten während des Zollkampfes und in der Frage der preußischen Landtagswahlen liegt, öffnet dem von ihm vertretenen Liberalismus wieder den Weg zur Jugend. Die Folge seines Vorgehens ist nämlich nicht nur die Neugewinnung einer reinlichen Stellung zum Liberalismus als Prinzip, sondern gleichzeitig die Möglichkeit, an den Sieg dieses Prinzips zu glauben. Während ein bloß bürgerlicher Liberalismus, der die Sozialdemokratie abweist, politisch aussichtslos ist, und sich in mühseliger Erhaltung von bedrohten Wahlkreisen erschöpft, ist es denkbar, daß Sozialdemokraten und Liberale zusammen bei weiterem Bevölkerungswachsthum eine neue Führung der deutschen Politik erlangen. Der Wille zur Macht steigt wieder in die Höhe, und dieser Wille zur Macht ist, sobald er aus realen Verhältnissen heraus entsteht, ein Magnet für werdende Geister. Nimmt man hinzu, daß dieser Wille sich seiner zukünftigen Verantwortung für die Gesammtnation in allen ihren Beziehungen, auch in ihrer äußeren Politik immer mehr bewußt wird, dann fehlt es nicht mehr an der eigenthümlichen Luft, in der Nachwuchs sich bildet, denn gerade das Problem, ob und wie eine demokratische Majorität die weltgeschichtlichen Aufgaben eines modernen Großvolkes tragen kann, ist von solcher merkwürdigen Fülle von unausgedachten Beziehungen, daß hier jeder junge Kopf genug und übergenug politischen Stoffes findet. Ein Liberalismus, der nicht herrschen will, sondern nur bis zum Tode der jetzigen Generation sein altes Bekenntniß wiederholen, bietet gar keinen Stoff für Werdende; aber ein Liberalismus, der die Urfragen aller Politik: wer hat die Macht? und: wie bekommt man Macht? mit freiem Sinn behandelt, findet eben in diesem Hinabsteigen zu den Urquellen politischen Denkens neue innere Jugend, und wo innere Jugend ist, pflegt dann auch der äußere Anschluß junger Elemente nicht zu fehlen. Nur weil wir neue Luft gemerkt haben, sind auch wir gekommen, denen es nicht an Jugend in unserem Vereinsbestande mangelt.

Bei dem allen muß zugegeben werden, daß es für ältere Mitstreiter des bürgerlichen Liberalismus nicht immer leicht ist, sich dem durch Dr. Barth begonnenen Verjüngungsprozeß wohlwollend anzuschließen, um so weniger leicht, da unmittelbare Wahlerfolge sich aus der Frontveränderung nicht mit Sicherheit ergeben. Das, was jetzt angebahnt wird, ist Saat für die Zukunft. Aber was hilft es, wenn nichts gethan, nichts geändert, nur weiter geduldet wird? Hat es einen Zweck, die Augen davor zu verschließen, daß der Liberalismus im werdenden Industriestaat mit seiner Majorität von Lohnarbeitern anders aussehen muß als einst im stilleren Agrarstaat mit seinen vielen kleinen feldständigen Existenzen? Die Verhältnisse Deutschlands ändern sich während wir leben. Das Deutschland, in das unsere Kinder geboren werden, ist etwas anderes als das Deutschland, in dem sich unsere Eltern verheiratheten. Diesem Wechsel der Zeiten müssen wir Rechnung tragen, wenn wir nicht wollen, daß die Zeit mitleidlos über uns hinweggeht. Wer aber mit der Zeit geht, geht mit der Jugend.

Fr. Naumann.

Sozialdemokratische Irrungen und Wirrungen.

Wie immer, veröffentlicht auch diesmal der „Vorwärts“ kurz vor dem sozialdemokratischen Parteitage die Anträge, die dazu eingelaufen sind. Es sind ihrer 115. Sollten sie alle wirklich behandelt werden, so müßte man in Dresden nicht 8 Tage, sondern 8 Wochen zusammensitzen. Aber erfahrungsgemäß belasten alle derartigen Anträge die Zeit der Vertreter nicht sonderlich über die vom Vorstand festgelegte „vorläufige“ Tagesordnung hinaus, die sich in der Hauptsache noch immer als endgültig herausgestellt hat. Selbst in der demokratischsten aller Parteien reicht eben die Demokratie vernünftigerweise nur soweit, wie sie sich mit der Ordnung verträgt. Der Parteitag ist alles, der Vorstand ist nichts — in der Theorie. In der Praxis ist man klug genug, der Parteileitung auch wirklich die Leitung zu überlassen. So war es bisher. So wird es künftig sein. Auch diesmal wieder wird sich an manchen Verhandlungstagen, namentlich am letzten, ein bethlehemitisches Gemetzel unter den Anträgen vollziehen.

Haben so die Initiativanträge des Arbeiterparlamentes nicht wesentlich größere praktische Bedeutung als die Initiativanträge im Reichsparlament, so soll man sie doch nicht ohne weiteres als unbeachtlich hinstellen. Sie haben psychologischen Werth. Massenstimmung und Unterströmungen leuchten aus ihnen hervor. Hier kommt das „Volk“ wirklich zu Wort, nicht bloß seine Vertreter, die doch immer schon ein Destillat vorstellen. Unter diesem Gesichtspunkt scheint mir eines für die Anträge dieses Jahres charakteristisch: der Trieb zum Radikalismus.

Von den ganz thörichten Anträgen einzelner Einspänner soll abgesehen werden. Wenn z. B. ein Herr

Digitized by Google

Welker aus Wiesbaden, ein bekannter Freireligiöser, den Antrag stellt, daß die Parteiämter nur von Personen bekleidet werden dürfen, die keiner konfessionellen Religionsgemeinschaft angehören, so ist das eine so offenbare Verkehrung des Grundsatzes, daß die Religion Privatsache sein solle, in eine Proskribirung bestimmter religiöser Anschauungen, daß man wohl von einem französischen, aber nicht von einem deutschen sozialdemokratischen Parteitage seine ernsthafte Erörterung erwarten kann. Nur von den irgendwie ernst zu nehmenden Anträgen soll die Rede sein.

Da marschirt denn an der Spitze der Parteivorstand mit dem Antrage, die Thätigkeit der Genossen für die bürgerliche Presse einzuschränken. Er will sie nicht schlankweg, sondern nur an den Blättern untersagen, in denen an der Sozialdemokratie „gehässige" oder „hämische" Kritik geübt wird. Doch selbst die Genossen, die an harmlosen bürgerlichen Blättern thätig sind, sollen keine Vertrauensstellungen bekleiden, also sich lediglich auf die Rolle des Stimmviehs beschränken. Eine Reihe von Anträgen geht in der Zensur der Mitarbeit an der bürgerlichen Presse noch erheblich weiter. Wer die Stimmung in den Kreisen der sozialdemokratischen Schriftsteller und Journalisten kennt, der weiß, daß die Erregung über das drohende Maulkorbgesetz groß ist. Da die sozialdemokratische Presse im allgemeinen sehr schlecht honorirt und für manche Gebiete — Litteratur und Kunst, Wissenschaft, Börsen- und Handelssachen — keinen oder nur minimalen Raum besitzt, so bedeutet die Verkümmerung des Arbeitsfeldes für viele einen sehr starken Konflikt zwischen ihren Familienpflichten und ihrer Parteibegeisterung. Sie sind sich keiner Schuld bewußt. Sie haben redlich ihre Parteipflichten erfüllt und um des Broterwerbes willen nebenbei für irgendwelche Blätter Artikel geschrieben, gegen die sich vom Standpunkt der Sozialdemokratie aus nicht das Mindeste einwenden läßt. Das ist stets unbeanstandet so gegangen. Auf einmal heißt es: tolerari non potest. Die Sozialdemokratie will sich verengen.

Nach der Stimmung innerhalb der Partei hat der Antrag des Vorstandes wohl Aussicht auf Annahme. Die sonstigen radikalen Anträge, die dem Parteitag vorliegen, haben diese Aussicht nicht. Immerhin verdienen einige, die symptomatisch scheinen, Erwähnung. Aus Brakel verlangt man, daß von dem auf 2 Jahre zu wählenden Vorstand nach 2 Jahren die Hälfte auszuscheiden habe und auf 2 Jahre nicht wieder wählbar sei. Lieber will man also den Vorstand der geeignetsten Personen berauben, als daß man die aus der Kontinuität sich ergebende Stärkung der Zentralgewalt duldet. Die Marburger wünschen eine Beschneidung der Rechte des „Vorwärts". Wer die Entstehungsgeschichte des Antrags kennt, weiß, daß es sich darum handelt, gewissen radikalen Elementen, die in der Wahl des reaktionärsten Kandidaten das kleinste Uebel erblicken, die Bahn frei zu machen. Aus Bremen, Elberfeld und Bromberg fordert man die Einbringung des Achtstundenantrags im Reichstage, obwohl sich alle verständigen Sozialdemokraten darüber einig sind, daß es eine wirthschaftliche Unmöglichkeit ist, mit einem Schlage für alle Betriebe die achtstündige Arbeitszeit einzuführen. Die Parteigenossen von Jüterbog, Luckenwalde und Zauch-Belzig bringen wieder die alte Thorheit aufs Tapet, daß bei Stichwahlen zwischen bürgerlichen Kandidaten ein für allemal Wahlenthaltung geübt werden solle.

Die meisten Anträge befassen sich natürlich mit der Vizepräsidentenfrage. Fast ausnahmslos sind sie so formulirt, daß sie die sozialdemokratische Kandidatur zum Vizepräsidium unmöglich machen. Schon jetzt kann man daraus schließen, daß Bebel und Singer in Dresden fast auf der ganzen Linie siegen werden, so daß den Bernstein und Vollmar nur ein Rückzugsgefecht übrigbleibt.

Ergo: die Signatur der Anträge und voraussichtlich auch des Parteitages ist Stellungnahme gegen die Revisionisten. Und wir „Mauserungspolitiker" sind wieder einmal gründlich blamirt!

Man muß sehr oberflächlich urtheilen, wenn man so denkt. Gewiß, der Revisionismus ist noch nicht reif zum Siege. Aber seine Fortschritte sind unaufhaltsam. Wer die Personen der neu gewählten Abgeordneten kennt, der weiß, wie sehr das gemäßigte Element in der Fraktion verstärkt in den Reichstag einzieht. Wenn man neue tüchtige Kandidaten braucht, so findet man eben in der Regel nur revisionistische Elemente. Was die Partei an hervorragenden Köpfen hinzugewinnt, das sind fast immer Leute, denen die Vollmar'sche Taktik zukunftsreicher scheint als die Singer'sche. Das sehen die alten Führer mit Ingrimm. Und ihr Einfluß auf die Massen und namentlich auf die Unteroffiziere der Partei ist noch immer so groß, daß sie in Volksversammlungen und für den Parteitag durch Aufziehen der alten Phrasenregister sich die Mehrheit sichern. Sie ahnen, daß der sozialdemokratische Vizepräsident kommt, wenn nicht diesmal, so doch in absehbarer Zeit, daß er mit derselben Sicherheit kommen wird, mit der die Betheiligung an den Seniorenkonvent, an den Kommissionen, an den Landtagswahlen gekommen ist. Die Gewißheit ihrer einstigen Niederlage gibt ihnen den Ingrimm, mit dem sie heute rufen: „Zu Hofe geben wir nicht!", und mit dem sie noch einmal die Massen hinreißen.

Eine Partei, die so wächst wie die Sozialdemokratie, wird durch die bloße Thatsache ihres Wachsthums zum Maßhalten getrieben. Das fühlen die radikalen Führer von einst. Sie, die noch in der Erinnerung an das Sektendasein der Sozialdemokratie leben, wo man ultraradikal sein durfte, vielleicht mußte, sträuben sich mit Händen und Füßen dagegen, etwas aufzugeben, was ihnen ans Herz gewachsen ist. Aber die Macht der Entwicklung schreitet über sie hinweg. All die radikalen Anträge, die jetzt vorliegen, sprechen nur für die Angst der Antragsteller, daß die Partei in verständigere Bahnen einlenken könnte. Und selbst wenn der sozialdemokratische Vizepräsident, der dem Kaiser seine Antrittsvisite macht, in Dresden unter Hohn und Spott und sittlicher Entrüstung zu Grabe getragen wird, so wird er in 5 Jahren lebensfähiger als je wiederkehren. Und in 10 Jahren wird man es wahrscheinlich genau so als eine Dummheit empfinden, daß man nicht schon jetzt die Lappalie des „Hofganges" um eines reellen Machtgewinnes willen in den Kauf genommen hat, wie man heute vielfach bedauert, die Landtagswahlen früher mißachtet zu haben.

Es gibt gar nichts Lehrreicheres, als sich die Geschichte der Stellung der Sozialdemokratie zu den Landtagswahlen zu vergegenwärtigen. Mit geradezu zwingender Nothwendigkeit hat da der erste Schritt jeden folgenden nach sich gezogen. Heute erklären die Sozialdemokraten Ostpreußens freimüthig: „Geben uns die Freisinnigen ein Mandat in Königsberg, so unterstützen wir sie in der ganzen Provinz." Ein Kompromißantrag, wie er vernünftiger gar nicht zu denken ist. Eine wahrhaft politische That. Jetzt kommt es nur noch auf das liberale Bürgerthum an. Ist es reif für eine ernsthafte Politik der Linken, oder zieht es vor, die Zweifrontentheorie zu proklamiren, d. h. seinen Kopf zwischen den sozialdemokratischen und den agrarischen Mühlstein zu legen?

Ein Bürgerthum, das im Bunde mit der Sozialdemokratie die Reaktion zu bekämpfen bereit ist, dient gleichermaßen seinen eigenen Interessen wie der Entwicklung der Sozialdemokratie in der Richtung einer praktischen Politik. Es leistet damit also einen staatserhaltenden Akt im besten Sinn des Wortes.

H. v. Gerlach.

Digitized by Google

Die politischen Thatsachen und der Dualismus.

Die Geschichte der habsburgischen Monarchie kennt bis zum Jahre 1867 kein selbständiges konstitutionelles Magyarien*), sondern bloß ein polyglottes, ständisch-absolutistisch regiertes, polyglottes Königreich Ungarn. Aber diese historischen Thatsachen sind diesseits der Leitha vergessen, jenseits der Leitha hinweggelogen, bona und mala fide. Die historischen sind nicht mehr politische Thatsachen — die Geschichte ist todt, wenn sie nicht mehr im Geiste der Generationen lebt. Und so schläft das Haus Habsburg, als historische Potenz genommen, seinen Dornröschenschlaf, aus dem es niemand wecken kann, wenn es nicht der drohende Zusammenbruch des Reiches aufrüttelt. Die Geschichte hat aufgehört zu wirken und zu beweisen, wir müssen uns nach den realen Faktoren der Gegenwart umsehen, um ein Urtheil über die Krisis des Dualismus zu gewinnen.

Da tritt zunächst eine Frage an uns heran: Wie war es den Magyaren trotz der geschichtlichen Ergebnisse dreier Jahrhunderte möglich, ihr magyar orszag aufzurichten? Warum fallen sie 1849 und steigen sie 1867?

Das Jahr 1848 rüttelt alle Völker auf: die Magyaren, aber auch die Kroaten, Serben, Wallachen und Deutschen. Ihnen allen ist in gleicher Weise Kaiser Ferdinand der Gütige sichere Verheißung des Konstitutionalismus, der politischen und geistigen Freiheit. Den Magyaren aber bedeutet der Konstitutionalismus nichts als den vielköpfigen Absolutismus ihrer Rasse über die Tributvölker, ihnen bedeutet die Freiheit nichts als die Herrschaft über die minderwerthigen Nationalitäten. Der Schlachtruf „Nation und Freiheit" droht aus ihrem Munde allen anderen Entnationalisirung und Knechtschaft. Da wird der junge Kaiser mit den Dragonern des Jellachich und den Soldaten des Zaren in den Augen der Nationalitäten der Befreier der zweifellosen Mehrheit vor der Herrschsucht der Minderheit.

Aber zehn Jahre darauf sind die Rollen vertauscht: der Kaiserbefreier ist absoluter Monarch geworden, die Hoffnung des Konstitutionalismus ist geschwunden, das Konkordat mit Rom knebelt alle Freiheit, die politische und nationale. In dieser Situation ist der Magyar allein die Verheißung, er allein der Pionier des Konstitutionalismus, seine Herrschaft bedeutet wenigstens religiöse und politische Freiheit, obschon nationale Knechtung. Und Déak, der „Weise der Nation" verspricht mehr, er gibt mit dem ungarischen Nationalitätengesetz (1868) jeder Nation ein gewisses nationales Existenzminimum, die nationale Lokalverwaltung. Die Sympathien aller sind mit ihm, von Bodenbach bis Orszowa. So erringt Ungarn eine relative Selbständigkeit.

Doch in fünfunddreißig Jahren des ungarischen Konstitutionalismus haben die Rollen abermals völlig gewechselt: der schrankenlose, brutale Absolutismus der magyarischen Bureaukratie und ihres geschäftsführenden Ausschusses, des Pester Parlaments, ist harte Thatsache. Nicht einmal das Volk der Magyaren bestellt das ungarische Parlament: der magyarische Arbeiter und Bauer ist rechtlos, die Bureaukratie sendet diejenigen, die ihr genehm sind, in die Gesetzgebung. Man beachte die „reinen" Wahlen des Jahres 1901: 125, also nahezu ein Drittel aller Abgeordneten sind mit weniger als 100 Stimmen, 254, also nahezu zwei Drittel, mit weniger als 1000 Stimmen, 377, also 91 Prozent aller Abgeordneten mit weniger als 1500 und nur 11 Kandidaten mit mehr als 2000 Stimmen gewählt. Um sich von einem solchen Parlamente imponiren zu lassen, dazu muß man politisch so ahnungslos sein wie die österreichischen Hofkreise, ein Bismarck hätte es mit einem Wink — beruhigt! Das ist die Thatsache: fünfzig Prozent der Ungarn fürchten und hassen dieses Parlament als die ständige Drohung des nationalen Untergangs, von den anderen fünfzig Prozent, den Magyaren selbst, hassen es mindestens drei Viertel als Werkzeug der politischen und sozialen Entrechtung. Die Habsburger sind den Budapester Gewalthabern gegenüber wieder in die Rolle des Kaiserbefreiers gedrängt, nur mit anderen Panieren als 1849: Nicht unter der Fahne des Absolutismus können sie ihre Aufgabe erfüllen, sondern unter dem Banner eines wahrhaften Konstitutionalismus, des allgemeinen Wahlrechts!

Gibt es einen Menschen von gesunden Sinnen, der annehmen würde, gegen das allgemeine Wahlrecht würde sich das Budapester Proletariat bewaffnet erheben? Unter dem Konflikt der nationalen Ideologie und der sozialen Nothwendigkeit bricht das herrschende System in Ungarn zusammen. Das allgemeine Wahlrecht, das ausspricht, was ist — sein unzerstörbarer Werth für jedes Gemeinwesen —, das jedes Geschwür öffnet und so auch heilt, das so zum einzig-wahren Erziehungsmittel der Völker und Herrscher wird, das allgemeine Wahlrecht gibt den Habsburgern zu der Macht, die sie faktisch besitzen, wieder den Gebrauch derselben, der völlig ihrer Hand entglitten scheint, es gibt der magyarischen Rasse wieder die weise Bescheidenheit zurück, die sie ganz und gar verloren haben, die sie — die Nation und jeder einzelne — mit einem lächerlichen Hochmuth vertauscht haben.*)

Man glaube nicht, daß ich hier jener reaktionären Utopie das Wort rede, welche Ungarn in eine österreichische Provinz zurückverwandeln will. Die staatliche Sonderstellung und Einheit Ungarns (ohne Nebenländer) ist diktirt durch den größten Staatenbildner der Erde, die Geographie. Man glaube nicht, daß ich die magyarische Rasse dekapitiren, von ihrer ererbten Führerrolle in Ungarn wegdisputiren will. Ich meine bloß, daß die Thatsachen die magyarische Rasse von dem Irrwahn heilen werden, sie könnte zwei Millionen Deutsche, die ihre Nationalität in Türken- und Mongolenstürmen bewahrt haben, sie könnte zwei Millionen Slowaken, an die drei Millionen Wallachen und ebensoviele Serbokroaten u. s. w. im Handumdrehen verschlucken — Bosnien und die Herzegowina obendrein. Diesem Wahnsinn fehlt sogar die Methode. Ihre eigenen 8½ Millionen Seelen zwingt man durch Niedrighaltung der Löhne zur Auswanderung oder dezimirt sie durch Bauernlegung: latifundia perdent Magyaros; das einzig verläßliche Mittel der Entnationalisirung, die Volksschule, läßt man in desolatem Zustande vegetiren — knapp fünfzig Prozent der Zivilbevölkerung können lesen und schreiben! Das hochentwickelte politische Glücksrittertum des Magyaren hält die magyarische Intelligenz von der wirthschaftlichen Arbeit fern, und der deutsche und wallachische Bauer gewinnt Grundstück um Grundstück, Gemeinde um Gemeinde. Mit diesen Methoden begründet keine Nation sich Weltmachtstellung: Stellenhungrige, halbgebildete, grimmiggehaßte Beamte, verschwenderische Latifundienbesitzer, habgierige Gutspächter machen eine Nation nicht groß.

Heilung von all diesen Uebeln kann selbst der magyarischen Rasse nur das allgemeine Wahlrecht bringen, das dem Besitz seine Pflicht, dem Beamten seinen wahren Beruf und der Intelligenz ihr Arbeitsfeld zurückgibt: Es würde nicht nur die nackte große Staatspolitik im Parlamente, die Ungarn auszeichnet wie Spanien, die großen hohlen Worte ersetzen durch ernste, wirthschaftlich soziale Arbeit, es würde auch die Volksbildung heben und die Hörsäle und Bibliotheken der Universitäten füllen.

Nicht nationale Voreingenommenheit gegen die Magyaren also leitet mein Urtheil, aber auch nicht die ver-

*) Vergl. „Die historischen Thatsachen und der Dualismus", „Nation" Nr. 47.

*) Wer Gelegenheit hat, die magyarische Bureaukratie in den Landstädten zu beobachten, wird mir zugeben: Ein englischer Lord ist gegen einen magyarischen Gerichtsschreiber, der sich von Bauernmädchen die Hand küssen läßt, ein Waisenknabe. Dabei geht die Frequenz der ungarischen Bibliotheken zurück, die Universitäten verflachen und ihre Hörsäle veröden, die wissenschaftliche Litteratur wird, da sie sich vom breiten Strom der Weltlitteratur durch ihr Organ, die nicht-indoeuropäische Sprache, selbst isolirt, immer spärlicher und gehaltloser. Vergl. Julius Bunzel, Studien zur Sozial- und Wirthschaftspolitik Ungarns. Leipzig 1902.

Digitized by Google

blendete Geringschätzung, die der Magyare gegen seine nichtmagyarischen Mitungarn hegt, und nicht die völlige Blindheit des Magyaren gegen die Gefahr, die ihnen von Kroatien droht. Bei jeder geringfügigen Gelegenheit explodirt der Haß des kroatischen Landvolks gegen die „Magyaronen" so elementar, so ohne jede politische Mache, so wuchtig, daß nur der Dunst der parlamentarischen Phrase den Pester Großsprechern den Ausblick auf den offenen Abgrund benehmen kann: Auf den leisesten Wink der Krone oder auch des Wiener Parlaments fällt Kroatien mit seinen Regimentern ab, und Ungarn ist neben Oesterreich und einem südslawischen Staate der isolirte, ohnmächtige dritte.

Hier müssen wir jener Grundthatsache des Dualismus gedenken, die beharrlich übersehen wird, die den Schlüssel zum Verständniß dieser Institution bildet.

Der Dualismus ist von Deák erdacht und von den damaligen Deutschen angenommen, erstens in dem Sinne einer Theilung der Herrschaft zwischen Deutschen und Magyaren, zwischen den zwei damals führenden Nationen. Bis heute haben die Magyaren ihren Theil behauptet, die Deutschen aber haben den ihrigen eingebüßt — sie führen vielleicht noch, aber sie herrschen nicht mehr, sie haben nicht nur kein Interesse an den Magyaren mehr, als ihren Beutekompagnons, sie fühlen gegen sie die Enttäuschung des Düpirten, den Haß des Geprellten. Zweitens ist der Dualismus gedacht als Schutzwehr gegen einen zu fürchtenden Trialismus: Das südslawische Territorium ist heute in drei Stücke zerlegt, von denen das eine (Dalmatien) von Oesterreich, das andere (Kroatien und Slawonien) von Ungarn, das dritte (Bosnien und die Herzegowina) gemeinsam verwaltet wird. In dieser Theilung sind nicht nur die Deutschen, sondern ebenso die zisleithanischen Slawen, ist ganz Oesterreich düpirt: Denn Dalmatien ohne Hinterland ist werthlos, Bosnien aber von Kallay gänzlich den ungarischen Interessen dienstbar gemacht. Dadurch verletzt die Einigung und Verselbständigung des südslawischen Theiles kein deutsches, kein österreichisches Interesse mehr, der Komplex dieser Länder — das ehemalige Illyrien — hat keine Reibungsflächen mit Oesterreich, zahllose mit Ungarn, ist also der ewige geschworene Feind Ungarns und ein erwünschter und bequemer Dritter neben und gegen Ungarn. In dieser Interessenverschiedung liegt die Gefahr, die Schicksalsfrage Ungarns.

Man vergleiche nun die politische Situation dieses Landes 1848, 1867 und heute und denke dabei an die schweren Kämpfe von 1526 bis 1848, die wir unlängst geschildert. Welcher Wandel der Interessen, der Stimmungen, der Perspektiven! Vor fünfunddreißig Jahren war der Magyare die Hoffnung aller, die Erfüllung des brennenden Wunsches nach einem dauerhaften Parlamentarismus, von niemand gefürchtet wegen der weisen Mäßigung Deák's und seiner Schüler, der stille Kompagnon der Deutsch-Oesterreicher. Heute aber ist das magyarische Parlament allen das Musterbeispiel des privilegirten Absolutismus einer kleinen Minderheit, von allen gefürchtet und gehaßt, nachdem es alle düpirt, verletzt, gegen sich aufgestachelt, heute erscheint es jeder Interessengemeinschaft mit den Deutschen entblößt und selbst im Gegensatz zu den breiten Massen der eigenen Nation!

Wer diese Thatsachen objektiv würdigt, wird zugeben, daß die magyarische Vertretung allen Grund hat, besonnen zu handeln und das Delirium der Kossuth-Fraktion sich fernzuhalten. Gibt es doch nicht wenig Stimmen, die behaupten, daß trotz aller Mäßigung die magyarische Position nicht mehr zu halten und der Lärm der Parlamentarier nichts ausdrücke als den Muth der Angst!*)

Wien. Rudolf Springer.

*) Man vergleiche die politische Korrespondenz der „Preußischen Jahrbücher", 113. Bd. Heft 1. — Wengraf's Artikel „Chauvinistenpolitik" in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" vom 22. August d. J. und zahlreiche andere Blätterstimmen aus Oesterreich.

Charakterstudien vor zweihundert Jahren.

Die mittlere Lebensdauer der Menschen — so las man kürzlich in der Zeitung — soll sich in den letzten fünfzig Jahren, in Folge der besseren sanitären Einrichtungen, besonders in England, um etwa drei bis fünf Jahre verlängert haben. Hat aber die Natur der Menschen sich verändert, sind sie im Laufe, nicht von fünfzig Jahren, sondern im Laufe der Jahrhunderte viel klüger geworden, von festerem Charakter, wahrhaftiger? Darüber belehrt uns keine Statistik. Allen Untersuchungen nach solchen tief innerlichen Fragen haftet zu viel Menschliches an, ein jeder sieht und forscht nach seiner Weise, mit seinen Augen, anders als sein Nachbar es thäte. So kann denn schließlich jeder nur finden, was er nach seiner Charakteranlage zu sehen und zu finden vermag. Der Optimist, der Welt und Menschen in einem rosigen Schimmer erblickt, wird immer behaupten, daß sich die Menschheit fortschreitend bessert. Der Schwarzseher, dem ein dunkler Todesschleier den Blick verdüstert, erkennt bei allen zuerst und zuletzt nur ihre steigende Selbstsucht, die zunehmende Gottlosigkeit, sieht überall geheime Schliche, Bosheit, Neid und Häßlichkeiten. Und der Poet schildert seine Heroen mit den Charaktereigenschaften, die ihm als die höchsten, edelsten, besitzenswerthesten erscheinen. Bekanntlich aber ändern sich diese Ideale. In den Tagen Homer's war es der listenreiche Odysseus, der den Hellenen, mehr noch als der göttergleiche Achill, den Inbegriff des vollkommenen Mannes darstellte. Das Mittelalter bewunderte den rücksichtslosen Kondottiere, den Stadttyrannen höher noch, so fromm die Geistesrichtung der Zeit war, als den selbstlosen Mönch, den Verlobten der Armuth. In der Renaissancezeit ist der allseitig ausgebildete Geisteshelos, Cortigiano und Künstler zugleich, l'uomo universale, das Ziel gewesen, das Leonardo wie seinesgleichen in sich selbst zu verwirklichen trachteten. Was aber das Ideal unserer Tage sei, wer wollte das sagen? Es gibt so viele!

Nun aber entsteht von Zeit zu Zeit ein Beobachter, der es vermag die menschliche Gesellschaft nicht durch rosig oder schwarz gefärbte Brillen zu betrachten, sondern mit ungetrübtem Auge klar zu sehen, wie wir sind. Nicht als Poet schöpft er Huldgestalten aus der Tiefe seiner Wünsche, nicht als eifernder Moralprediger wirft er der Welt ihre Sündhaftigkeit vor, sondern er geht unter und sieht! Und merkt er auch wohl, wie ein jeder seinem Thun gern das hübsche goldverbrämte Mäntelchen der Tugend umhängt, um so ein wenig seine kleinen Fehler und Schwächen durch den glänzenden Faltenwurf zu verhüllen, und hebt er auch mit seinen klugen Fingern den Mantel, erkennt genau, was drunter verborgen, er schüttelt den Kopf, doch er lächelt dabei. Denn sein Geleitsmann ist der Humor, der ihm begreifen hilft und verzeihen.

Wir aber, wenn wir es lesen, wie er seine Zeit schildert, erkennen in dem Spiegelbilde zugleich die unsere, unsere Freunde, wie uns selbst. Alle Thorheiten, die wir heute begehen, haben andere vor zweihundert, vor viel hundert Jahren ähnlich begangen. Es ist eben alles schon dagewesen! —

Einer dieser seltenen, klugen, scharfsichtig klaren, mitleidslos wahren und dabei doch lächelnden Menschenkenner, Menschenschilderer, ist bekanntlich Jean de La Bruyère gewesen, der im klassischen Zeitalter der Franzosen unter Ludwig XIV. gelebt hat, zugleich mit Corneille, Racine und Molière, Bossuet und Boileau. Er hat seine nicht lange Lebensspanne von 1642—1699 gut angewandt. Als Schatzmeister von Frankreich (Conseiller du roi, Trésorier de France), welches Amt er käuflich erworben, als Hauslehrer bei Monsieur le Duc, dem Prinzen von Condé, dem Enkel des großen Condé, des Siegers von Rocroy, wie ihn die Franzosen nennen, hat La Bruyère vielleicht die Höhen der Gesellschaft besser gekannt als ihre Tiefen. Seine Unterscheidung der Menschen als zum Hofe gehörige und Stadtleute (hommes de la cour et hommes de la ville)

Digitized by Google

würde ein heutiger Psychologe kaum machen. Unsere demokratischer gewordene Welt sieht mit ausgleichender Gerechtigkeit auch den Hochgestellten an, wirft ihm seine Schwächen nur desto unnachsichtiger vor, beurtheilt ihn härter, als etwa einen Angehörigen des vierten Standes, Sozialisten und Plebejer. Aber daß „kein Jahr vergeht, in dem nicht die Thorheiten der Menschen einen ganzen Band füllen würden", — das ist noch so wahr wie damals geblieben.

Auch damals beherrschte schon die Mode in politischen, wie in sittlichen Dingen alle Welt. Auch damals war nicht gerade das Beste, das Reinste an der Tagesordnung. — „Es ist und bleibt eine tolle Sache, die so recht unsere menschliche Kleinheit erkennen läßt, wie sehr wir uns alle der Göttin Mode unterwerfen, die unseren Geschmack, unsere Nahrung, Gesundheit, ja sogar unser Gewissen beeinflußt." — Und er bezeichnet, im Jahre 1688, als sein Buch: ‚Von den Charakteren' zuerst erschien, das Duell als einen der Fälle, in welchen die Mode am unerbittlichsten ihre tyrannische Macht ausübt.

„Sie läßt dem Aengstlichen, dem Feigling nicht die Freiheit zu leben, zwingt ihn, sich von einem Kühneren todtstechen zu lassen, daß man ihn für muthig halte, sie, die Mode, umgibt eine sinnlose, thörichte Handlung mit Ehre und Ruhm, so daß diese manchmal fast wie eine religiöse Pflicht erscheint." —

Das ist heute noch nicht viel anders geworden! Und auch das kennen wir wohl, daß Leute, die eine Zeit lang im Sonnenschein der Tagesgunst standen, plötzlich ganz vergessen werden:

„Ein Gewisser war Mode durch seine Amtsstellung, seine Beredsamkeit, seine Verse — nun ist er's nicht mehr. Gibt es deshalb Menschen, die plötzlich ihr ganzes Wesen verändern? Ist ihr Werth es, der abgenutzt wurde, oder nur der Geschmack an ihnen? — Ein Mann, der in Mode kam, hält sich nicht lange, eben weil die Moden wechseln."

Und doch bleiben manche Moden durch Jahrhunderte dieselben, mit nur kleinen Unterschieden.

Sammelt man nicht mehr mit Leidenschaft Tulpenzwiebeln, wie damals, so zahlt man statt dessen für Orchideen die unerhörtesten Preise. Gemälde, Kupferstiche, Münzen sind ebenso gesucht noch heute:

„Diognet aber sieht seine Medaillen nicht als ein Mittel an, sich zu unterrichten, es kommt ihm auch nicht darauf an, daß die Reihenfolge seiner römischen Kaisermünzen ganz vollständig sei, nicht einmal darauf, daß die Stücke besonders schön sind. In seinem Schaukasten sind alle Fächer besetzt bis auf eines und dieses eine kleine Fach zu füllen, dessen Leere seinen Ordnungssinn verletzt, daran setzt er Vermögen, ja Leben."

Gerade Stücke mit Mängeln sucht er und mit besonderen Merkmalen. — Bewundert man dann seine Sammlung, so macht es ihn stolz, beglückt ihn, aber — während du die Stücke betrachtest, haßt er dich doch beinahe, denn er zittert aus Furcht, dein Hauch könne für eine Sekunde die glänzende Oberfläche trüben. —

Ein anderer, Demoeed, dagegen, der sammelt Radierungen und Stiche und farbige Drucke. Vor allem sucht er solche, „von denen sich in der Stadt kein zweites Exemplar auftreiben ließe und wollte man es mit Gold aufwiegen." Der dritte behauptet, man lerne einzig aus Büchern, und reist er auch, so geschieht es nur, um desto mehr zu lesen. Ich traf ihn einmal in den Bergen. Wie heißt dort die Spitze, fragte ich ihn, die wunderschöne, schneebestreute? — Er blickte flüchtig von seinem Buch auf: Wie sollt' ich das wissen, ‚das gehen all' diese Berge denn mich an! Ich komme der, weil ich es lange schon so gewohnt bin. Aber da lesen Sie einmal, da, was dieser altfranzösische Autor von seinen Reisen uns berichtet. . . . —

So reitet ein jeder sein Steckenpferdchen und belächelt den Nebenmenschen, der wieder ein anderes, sein eigenes, besteigt.

Wer nur die Einbände der Bücher liebt, allein darauf sieht, ob der Schnitt handvergoldet ist, das Leder mit besonderen Fileten, in Fächermustern geziert, oder Mosaikeinlagen zeigt, der achtet natürlich nicht viel auf den Inhalt. Und wem der Name des Pariser oder Londoner Buchbinders die Hauptsache ist, vergißt wohl den Namen des Autors darüber. Vielleicht handelt er klug dabei. Uns modern überfeinerten Menschen, die wir allzuviel auf die Form, den Stil, die Mache eines Buches achten, ist auch das Lesen kein reiner Genuß mehr. „Die Sucht zu kritisiren raubt uns," sagt schon La Bruyère, „die Fähigkeit vom Wirklichschönen tief ergriffen zu werden." Aber auch um zu kritisiren läßt man sich von der Mode, von der Tagesstimmung leiten.

„Was sagen Sie von dem neuen Werke des Hermodor? — Daß es schlecht ist, antwortet Authim. — Aber haben Sie's denn gelesen? — Nein, gesteht er, ich hörte es nur. — Er vergißt hinzuzufügen, daß Fulvia und Melania, die ihm sagten, das Buch sei schlecht, es ebenso wenig gelesen haben." — Wenn aber Fulvia und Melania ein neues Werk loben, ja, dann heißt es in den Buchladen eilen, sich die „Briefe, die ihn u. s. w. . . ." augenblicklich zu kaufen. Ob Authim sich persönlich für Persien — dieses Buch handelt nämlich von Persien — interessirt, das bleibt Nebensache. Es ist einmal chic, es gehört zum guten Ton, man muß es nothwendig gelesen haben, muß darüber mitsprechen können, ob die Briefe wirklich, wirklich von der zarten, geistreichen, so sympathisch dargestellten Frau geschrieben sind und in Wahrheit ungelesen in — Teheran — liegen bleiben mußten? Und hat man dann den Band durchflogen, den Roman und das Ende gelesen, die Schilderungen überschlagend — nun so kann man ihn ja immer noch verschenken. Es gibt kein beliebteres und modernes Geschenk zur Reiselektüre in diesem Sommer — schreibt La Bruyère.

Es ist dem Verfasser der Charaktere selber nicht viel anders ergangen. Wir Spätgeborenen bewundern sein klassisches Französisch, seine philosophisch nachsichtige Weltanschauung, seinen feinen Humor. All' diese guten Eigenschaften haben auch wohl beigetragen, ihm den Sitz in der Akademie zu verschaffen, den freilich selten ein Autor mit so geringem Reisegepäck — einem einzigen Bändchen nur — erlangte. Aber ob die stilistischen und inneren Vorzüge des nicht großen Werkes genügt hätten, es so en vogue zu bringen? Ob sie allein zwei Neuauflagen gleich im Jahre des ersten Erscheinens nothwendig gemacht, im Laufe der Jahre, in denen der Autor selbst noch lebte, es auf acht weitere Auflagen gebracht hätten, wäre nicht durch Les caractères noch eine andere menschliche Eigenschaft außer der Bewunderungsfähigkeit in Thätigkeit gesetzt worden? Wir müssen es leider bezweifeln. Dieses eine Beispiel vergißt La Bruyère zu erwähnen, wo er von dem Fehler der Neugier spricht. Und doch ist es die Neugier gewesen, die seinem Buche sofort den Erfolg verschaffte. Jeder wollte wissen, wen der Autor unter den antikisirenden Namen: Clitander, Theodect, Menalkos und so weiter meinte. Jeder Nichtleser mußte befürchten, daß er vielleicht selber in dem Buche persiflirt sei, und so sahen sich alle genöthigt, es zu lesen, um mindestens darüber mitsprechen zu können. Heute sehen wir über jene fingirten Namen fort, ohne viel nach ihren Vorbildern zu fragen. Es erscheint uns, als wolle das Buch nur Typen schildern, Menschengattungen, die unserer Zeit angehören wie jener. Ob das auch La Bruyère's Absicht schon war? Sicherlich hat er seine Freunde und Bekannten häufig als Modelle benutzt. Aber gleichwie jener Bildhauer viele Frauen von Athen zu sehen verlangte, um nach den Schönheiten jeder einzelnen seine Venus bilden zu können, so nahm er, so nimmt jeder Schriftsteller unwillkürlich, von den Menschen seiner Umgebung hier einen Zug und dort einen andern, daß er den Charakter, den er herauszubringen bestrebt ist, desto schärfer, eindrucksvoller darstellen könne.

Die Zeitgenossen La Bruyère's sahen begreiflicherweise diese feine und hohe Kunst der Menschenbeobachtung nicht als den Kern des Buches an. Ihnen war es wichtiger über das Wesen eben ihrer Zeitgenossen, der Hofherren und Damen etwas Neues und Boshaftes zu hören. Sie fahndeten auf versteckte Spitzen, die sich gegen bestimmte,

bekannte Persönlichkeiten richten sollten und auf die Ränder ihres Exemplars schrieben viele sich neben die Namen La Bruyère's, die Namen, welche sie dahinter vermutheten. Im ersten Jahr, nachdem „Les Caractères" erschienen, kam gleich in Holland ein Schlüssel dazu heraus, der behauptete, die wirklich wahren Namen zu jedem Passus zu enthalten.

Wie mag der Weise gelächelt haben, mit dem feinen, mokanten, etwas melancholischen Lächeln, das sicher zu seinem klugen Gesichte stimmte, wenn er bedachte, wieviel sein Buch der Neugier seiner lieben Nebenmenschen zu danken hatte! Er selber sagte es gleich im Anfang:

„Ich gebe dem Publikum nur das wieder, was es mir gab; ich habe von ihm den Stoff zu diesem Werk entliehen, so ist's nur gerecht, daß, nachdem ich mein Buch, mit all' der Wahrheitsliebe, deren ich fähig bin und die es verdient, vollendet habe, ich dem Publikum es zurückerstatte."

Und zum Schlusse gesteht er:

„Wenn diese ‚Charaktere' mißfallen, so wundert es mich; und wenn sie gefallen, — so wundert's mich auch!" —

Er wußte es eben, wie verschieden, bei aller Gleichheit, wir Menschen empfinden, daß den einen ergötzt, was den andern verwundet. „Wer wollte es wagen alle zugleich zufrieden zu stellen?" — Bei seiner Aufnahme in die Akademie erschienen eine Menge Spottgedichte:

Les quarante beaux esprits
Sont tombés dans le mépris!

und so weiter, mit dem damals beliebten Refrain:

Lampon, lampon, La Bruyère, lampon!

„Niemand", so heißt es in einer Notiz zu diesen Versen, „niemand liebt La Bruyère und ein jeder findet etwas auszusetzen an seinem Buche, das eine solche Unzahl von Leuten lächerlich macht."

Damals fragte sich, scheint es, keiner, ob der Dichter-Beobachter denn immer nur gegen fremde Schwächen zu Felde zog, ob er nicht am Ende manche seiner feingeschärften, in bitteres Spottgift eingetauchten, befiederten Pfeile gegen seine eigenen verwunddaren Blößen gerichtet, sich selber getroffen habe. Ob er eitel, genußsüchtig, ob er wahr gewesen oder gewußt sich gut zu verstellen, — ich glaube er verstand diese Kunst wohl, — das alles läßt er unerwähnt in seiner unpersönlichen Schreibweise. Er ist darin sehr anders als sein Landsmann Montaigne, der bei einer jeden Weltbetrachtung von sich ausging und auch nach jeder möglichst rasch zu seinem lieben Ich zurückzukehren pflegte. Eines nur wissen wir zum Glück von La Bruyère, so viel er auch gegen Habsüchtige, Geizige zu sagen hat, er selber ist nicht geldgierig gewesen.

Es ist uns darüber eine Anekdote aufbewahrt, die vielleicht sogar den Vorzug wahr zu sein besitzt. La Bruyère ging, als er sein Buch vollendet hatte, zu dem ihm befreundeten Buchhändler Michallet, bei dem er es liebte, die auf dem Ladentisch aufgeschlagenen neuen Bücher zu durchstöbern und mit dem hübschen Töchterchen des Verlegers dazwischen zu plaudern. „Wollen Sie das drucken?" fragte er den Freund. „Ich weiß nicht, ob Sie bei dem Buche auf Ihre Kosten kommen werden. Hat es aber Erfolg, so soll der Ertrag Ihrer Tochter zu Gute kommen." Und siehe da, — das Buch hatte Erfolg! Das kleine Fräulein Michallet hat nach zehn Jahren eine Mitgift von achtmalhunderttausend Francs besessen.

Uneigennützigkeit in geschäftlichen Dingen war gewiß zu La Bruyère's Zeiten so selten, wie sie heute ist. Geldgier und Geiz sind ihm die allerverwerflichsten Laster, ihm wie seinem Vorbild Theophrast und Theophrast so wie uns. La Bruyère, der einmal sagt: „man kann doch nichts Besseres thun als ährenlesend in den Fußstapfen der Alten zu wandeln", — hat diesen Autor, den Schüler des Piaton und Aristoteles, der um 390 vor Christo zu Athen seine Menschenbeobachtungen niederschrieb, ins Französische übersetzt, um durch dessen „Charaktere" gewissermaßen eine Bestätigung zu den seinen zu geben. So kannte auch schon der alte Athener die Prahlsucht, wie sie der Pariser uns schildert und wie sie leider auch bei uns noch nicht ausgestorben:

„Die Prahlsucht" (l'ostentation) schreibt schon Theophrast, „das ist die Manie sich zu rühmen, daß man etwas besitzt, was man nicht hat." — Aber mit welcher Aengstlichkeit jeder seine Stellung hütet, wie der eben Emporgestiegene den schmalen Raum auf seiner Staffel der steilen Leiter dem Nachkletternden verwehrt, ihn zurückstößt, das schildert La Bruyère vielleicht noch besser, der dergleichen am Hofe kennen lernte:

„Unser Freund thut schon sehr viel für uns, will er, nachdem er zu Ehren gelangte, überhaupt uns noch kennen!" — „Sie erdrücken Dich mit ihren Zärtlichkeiten, lieben und achten Dich gar sehr, — das heißt, wenn sie allein mit Dir sind. Aber wenn sie Dich auf der Straße, im Theater, umgeben von ihren Bekannten treffen, dann vermeiden sie's Deinen Augen zu begegnen!" —

Wohlverstanden, es handelt sich um Kavaliere vom Hof zu Versailles, die der Autor Theonas, Menophiles und so ähnlich betitelt. Die Herren Müller, Meyer, Schulze unserer Tage, wie hätten sie wohl Anlaß solche Untugend zu üben. Kaum daß einmal der Herr von Schultz seinen Verwandten, den simplen Fritz Schulze, schneidet, wenn er ihm auf dem Sattelplatz in die Quer kommt. Oder die edle spanische Doña Maria del Carmen de Coën erzählt begeistert von ihren interessanten Freunden in Paris und in London, deren Gemäldegalerien, Automobilen und Segelyachten, vergißt nur zufällig die Namen der Betreffenden uns zu nennen. Und das ist verzeihlich. Die Namen klingen zu wenig arisch, wir könnten sonst denken, auch der ihre sei nicht aus Spanien direkt, sondern aus östlicheren Landen importirt. — „Ich habe gestern in Tibur gespeis't", sagt so ein homme de la ville, ein Bürgerlicher bei La Bruyère, „bei Plancus, wissen Sie." — „Plancus, seine Magnifizenz. Herr Planeus, sagte zu mir . . ." Oder noch häufiger und lieber beginnt er so: „Wie ich auch schon gestern zu Planeus sagte . . ." — Bekanntlich macht es den meisten Leuten noch mehr Vergnügen zu berichten, wie sie selber ihren Geist vor einem der Großen leuchten ließen, als schlecht und recht zu wiederholen, was jener vielleicht Geistvoles sagte.

Zu den Zeiten des Theophrast, zu den Zeiten La Bruyère's war man wie heute, wie es die Menschen immer sein werden, stolz auf seine Stellung, seinen Rang, sein Vermögen — nur auf sein Wissen durfte man nicht allzu stolz sein.

„Es gehört im Gegentheil", meint unser Autor, „eine gewisse Kühnheit dazu, — une certaine hardiesse, — vor manchen Leuten die Schande des Wissens auf sich zu nehmen. Man trifft bei solchen Personen auf ein tief eingewurzeltes Vorurtheil gegen Gelehrte, denen sie alle guten Manieren, savoir-vivre, selbst Geist absprechen und die sie, also kahlgerupft, an ihren Schreibtisch, zu ihren Folianten verbannen möchten." —

Aber wenn auch La Bruyère's Ausspruch, daß Gelehrter und Pedant oft dasselbe bedeute, heute wohl seltener zutrifft als damals — wer wäre ganz frei von kleinlichem Dünkel, von Eitelkeiten? „Alle Menschen pflegen kleine Schwächen gern einzugestehen, um als deren Gegenseite große, edle Charaktereigenschaften errathen zu lassen." Ueberhaupt gibt die liebe Eitelkeit dem Satiriker mehr Stoff zum Spotten, als wohl alle unsere übrigen Untugenden zusammengenommen. Und am tiefsten gewurzelt ist sie bei dem, der sie verbergen möchte: „Uebergroße Bescheidenheit ist nur die raffinirteste Form der Eitelkeit." — „Ach", sagt ein moderner Menschen- und Selbstbeobachter, Arthur Fitger:

Ach, wie kleidet es so fein,
Ganz und gar nicht eitel sein!

La Bruyère weiß es, daß die Männer in dieser Hinsicht die Frauen womöglich übertreffen. Er kennt bei den einen wie bei den andern die Sucht, sich zu schmücken und zu

Digitized by Google

schminken. Die Hofherren Ludwigs XIV. scheinen hinter den Damen in dieser Hinsicht nicht zurückgestanden zu haben. Doch La Bruyère liebt keine Schminke, wie er keine Maske sehen will, sondern nur Wahrheit.

„Wollen die Frauen sich nur unter einander gefallen," heißt es einmal, „so mögen sie sich malen und emailliren, so viel's ihnen Spaß macht. Wenn sie aber meinen, bei uns Männern sich dadurch beliebt zu machen: ich habe verschiedene Stimmen gesammelt und erkläre ihnen im Namen von allen, daß sie sich nur dadurch entstellen!" — Er selbst, war nie vermählt. — Aber er scheint die Frauen so gut wie die Männer zu kennen, zu durchschauen und liebt sie trotzdem. „Der schönste Anblick, den es auf der Welt gibt, ist ein schönes Gesicht. Und die süßeste Harmonie klingt für uns aus der Stimme der einen, die wir lieben!" „Eine schöne Frau, die alle guten Eigenschaften eines ehrlichen Mannes besitzt, ist der angenehmste, entzückendste Umgang, den man auf Erden finden kann." — Natürlich moquirt er sich über Frauen, die nicht altern wollen, über den Schmerz, den eine gewesene Schönheit empfindet, wenn sie zum ersten Male es erlebt, daß kein Auge ihr nachblickt, kein Kneifer mehr auf die Nase gedrückt wird, geht sie in neuer Frühlingstoilette über die belebte Promenade. Aber dem Manne ist's ebenso schmerzlich, „wenn er in den Augen der jungen Dame, zu der er spricht, wenn er in dem Ton ihrer höflichen Stimme erkennen muß, daß er für sie ein alter Herr ist." „Eine harte Lehre!" seufzt unser Autor. Und der tiefempfundene Ausruf läßt beinahe vermuthen, daß er selber dergleichen erfahren. „Es graut einem," sagt er, „vor dem Alter, das keiner zu erreichen gewiß ist, und doch hofft man alt zu werden, weil man das Ende noch mehr fürchtet." „Stürben nur einzelne von uns Menschen, so wäre es wirklich eine sehr betrübliche Sache; aber so . . .?" „Und auch der Tod hat schließlich sein gutes, weil er uns vor dem Altern bewahrt."

Das ist am Ende der beste Trost, den uns eine philosophische Denkart geben kann, das ist der stützende Stab, durch den sie uns unsern Lebensweg erleichtert, — sie lehrt uns sehen, daß jedes Ding, der Tod wie das Leben, zwei Seiten besitzt: eine gute, eine böse. Und hat der Satiriker recht bitter alle Schwächen seiner Nebenmenschen durchgehechelt, so gesteht er doch, sie zu lieben, denn wer die Freundschaft lobt, lobt die Menschheit: — Il y a un goût dans la pure amitié où ne peuvent atteindre ceux qui sont nés médiocres! — Zu deutsch ungefähr: Echte Freundschaft kann nur empfinden, wer selbst edlen Herzens.

La Bruyère's Ideal wäre es, „niemandem zu schmeicheln und von keinem zu erwarten, daß er uns Schmeicheleien sage. Das," ruft er, „wär' ein beneidenswerthes Dasein, ein goldenes Zeitalter und zugleich der natürlichste Zustand für uns Menschen." „Die große Welt ist für die, welche an den Höfen leben, welche die großen Städte bevölkern; aber die Natur gehört den Landbewohnern; sie allein leben, sie allein wissen es, daß sie leben!"

In dieser Sehnsucht nach Wahrheit, Reinheit, dieser Sehnsucht nach Landluft, findet sich unser Autor in Uebereinstimmung mit dem hundert Jahre später lebenden Rousseau, in Uebereinstimmung mit uns selber. Und wieder denkt man sich, wenn man in jedem Buche, in jeder Zeitung, die man heute zur Hand nimmt, den Schrei nach Echtheit, nach Erdgeruch und nach ländlicher Einfalt findet — auch das ist damals schon dagewesen, vor zweihundert Jahren!

Das ist es, was man aus der Lektüre so eines alten Weisen zumeist lernt: eine gewisse lächelnde Nachsicht für die Schwächen der Zeit, für unsere eigenen. Und wenn La Bruyère sagt: Ich gebe dem Publikum zurück, was ich von ihm empfing, so ist es mir lange ein Wunsch gewesen La Bruyère einmal dankend, wenn auch nur nach meinen bescheidenen Kräften, das zurückerstatten zu können, was ich selber im Laufe langer Zeiten, an ruhigerer geschehenlassender Weltbetrachtung von ihm empfangen und gelernt.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Leonid Andrejeff.

Er steht sicher noch nicht auf dem Gipfel, der junge Dichter der einsamen menschlichen Seele. Weit hat er's aber schon gebracht. Es sind kaum vier Jahre her, daß seine erste Novelle in einer Moskauer Zeitung, die sonst nicht gerade viel litterarische Verdienste aufzuweisen kann, erschienen ist. Das war die etwas ungeschickt angelegte Erzählung „Am Fenster", die die dichterische Kraft des damaligen Gerichtsreporters eigentlich nur ahnen ließ .... Ja, es sind erst vier Jahre her. Und jetzt: welch ein Unterschied! Jetzt wird fast alles, was Andrejeff in die Welt schickt, zum Mittelpunkt des litterarischen Interesses in Rußland, jetzt bildet fast jede neue Novelle von ihm ein Ereigniß auch im russischen gesellschaftlichen Leben. Der deutsche Leser kann sich kaum einen Begriff davon machen, welche Bewegung die letzten Erzählungen Andrejeff's, namentlich „Der Abgrund", „Der Gedanke" und „Im Nebel" in der lesenden Welt Rußlands hervorgerufen haben. Sie wurden monatelang in Zeitschriften und Zeitungen unaufhörlich besprochen und kommentirt, und zwar nicht nur von Berufskritikern und Publizisten, sondern auch von zahlreichen Lesern, die sonst keinerlei Beziehungen zur Litteratur haben. Die russischen Redaktionen haben allen Grund damit zufrieden zu sein: sie brauchen nur die ihnen in Hülle und Fülle zugehenden Zuschriften ganz oder auszugsweise zum Abdruck zu bringen. Auf diese Weise ist ganz von selbst eine Art litterarischer Enquete entstanden, die wohl zur Aufklärung der Gründe des in der russischen Litteraturgeschichte einzig dastehenden Erfolges Andrejeff's beitragen wird. Und so ungleichwerthig und manchmal auch unverständig die einzelnen Meinungen und Urtheile aus dem Publikum sind, so ist doch nicht zu bestreiten, daß sie in ihrer Gesammtheit ein recht belehrendes Bild abgeben.

Unter diesen Urtheilen erweckt besonderes Interesse ein Brief der Gräfin Tolstoi, der Gemahlin des großen Dichters in der „Nowoje Wremja". Der alte Dichter kann unter keinen Umständen für den Brief verantwortlich gemacht werden, wie es schon aus dem Umstand hervorgeht, daß die Gräfin die Novelle Andrejeff's mit den Schöpfungen — ihres Mannes vergleicht. Selbstverständlich fällt der Vergleich zu Ungunsten Andrejeff's aus. Die Gräfin wirft ihm vor, daß er in seinen Erzählungen nur „Schmutz" schildert und zwar solchen „Schmutz", der weder geschildert zu werden braucht, noch geschildert werden darf. Ganz anders soll Tolstoi verfahren haben. Wenn er — so meint die Gräfin — zuweilen auch Unschönes, Undedeutendes und Nebensächliches schildert, so habe das nur den Zweck, den Leser zum Schönen und Guten zu erziehen, ihn hierfür empfänglich und empfindlich zu machen. Und sie beruft sich dabei auf — „Krieg und Frieden". Die „Kreuzersonate" und die „Macht der Finsterniß" sind ihr entfallen. Vielleicht will sie diese beiden Werke Tolstoi's auch nicht vertheidigen. Doch sagt sie das nicht ausdrücklich. Wie dem aber auch sein mag, es braucht nicht erst darauf hingewiesen zu werden, daß ganz dieselben Vorwürfe seinerzeit auch gegen Tolstoi vorgebracht wurden, wie jetzt gegen Andrejeff. Und im Grunde genommen waren diese Vorwürfe in beiden Fällen gleich unbegründet. Sie erklären sich daraus, daß Tolstoi sowohl wie auch Andrejeff unbequeme und schwierige Fragen der Ethik und der Moral aufwerfen, auf welche die meisten Leser keine rechte Antwort geben können.

An die vorhin genannten Erzählungen Andrejeff's hat sich eine äußerst lebhafte Diskussion über die sittliche Veranlagung des Menschen und speziell über die Geschlechtsmoral angeknüpft, ganz ebenso wie seinerzeit an die „Kreuzersonate". Damit ist aber die Aehnlichkeit auch zu Ende. Tolstoi und Andrejeff gehen sonst ganz verschiedene Wege, und es ist garnicht auffallend, wenn Tolstoi die Erzählungen Andrejeff's — von seinem Standpunkt aus — abfällig beurtheilt. Andrejeff ist zwar nicht unmoralisch,

Digitized by Google

wie so viele Leser und Kritiker meinen, er ist aber gewiß amoralisch. Denn im Gegensatz zu Tolstoi will er niemanden belehren. Er zieht keine Schlußfolgerungen, versucht garnicht den Lesern einzureden, sie müßten so und nicht anders handeln, wie es Tolstoi zu thun pflegt. Ja, noch mehr, statt die moralische Beurtheilung der von ihm geschilderten Menschen und ihrer Handlungen zu erleichtern, erschwert er sie außerordentlich dadurch, daß seine Helden gewöhnlich unter dem Einfluß eines übermächtigen, inneren Zwanges leben und handeln und von freien Willensentschlüssen bei ihnen meist keine Rede sein kann, da sie ebenso sehr Opfer als Quelle des Unglücks sind, das sich mit elementarer Kraft in das menschliche Leben hineinwälzt. Und der Leser selbst wird bei der Kraft der Schilderung so sehr durch dieses Unglück mitergriffen, daß er seine moralische Strenge vergißt, und daß er statt den Unschuldig schuldigen abzustoßen oder den Schuldig-unschuldigen zu verachten, mit Furcht und Bangigkeit daran zu denken beginnt, daß auch er selbst schließlich ebenso wenig vor dem Verbrechen und Unglück sicher ist, wie die Helden Andrejeff's (etwa in der Erzählung „Der Abgrund"), daß er sich selbst vielleicht ebenso irrt und seine Natur ebenso wenig kennt wie diese.

Das ist wohl der Grund, warum die Novelle Andrejeff's nicht nur das moralische Gewissen, sondern auch das Denken der russischen Leser stark anregt. So wirken sonst nur etwa sensationelle Prozesse und Unglücksfälle. Die Leser zerbrechen sich den Kopf darüber, welche Ursachen das Unglück, das Andrejeff so ergreifend zu schildern versteht, herbeigeführt haben mögen, — und sind nicht Abhilfemittel vorhanden?

Besonders lebhaft wurde in diesem Sinne die Erzählung „Im Nebel" diskutirt, die für Andrejeff äußerst bezeichnend ist. Sie setzt mit einem alltäglichen Vorfall ein. Ein Jüngling, der von verbotenen Früchten gekostet hat, muß für seine Verfehlung mit einer Krankheit büßen. Wir sind also mitten im Naturalismus. Aber nun kommt die Wendung, die kaum darauf Anspruch erheben darf, naturalistisch zu sein. Der Jüngling beginnt sich für unrein und für sein ganzes Leben geschändet zu halten. Dieses Bewußtsein treibt ihn zur Verzweiflung, und die Verzweiflung ist es, die ihn zu einem recht ungewöhnlichen Schritt veranlaßt — er tödtet sich selbst und eine an seiner Erkrankung garnicht schuldige Dirne. Der jähe, ungewöhnlich tragische Ausgang ist es, der den Leser mit Spannung erfüllt, und dem Dichter die Möglichkeit gibt, sein eigenthümliches Talent zur ergreifenden Schilderung der menschlichen Empfindungswelt zu entfalten. Ganz ebenso ist es auch mit anderen Novellen Andrejeff's.

Oft beruht der erzählte Vorfall auf einer so eigenthümlichen Kombination von Zufall, Milieu, Stimmung und Charakteren, daß eine Wiederholung so gut wie ausgeschlossen ist. Als Beispiel mag hier das entzückende Gedicht in Prosa „Sturmgeläute" angeführt werden oder, um bei den letzten Erzählungen Andrejeff's zu bleiben, der kürzlich erschienene „Gedanke".

Man vergegenwärtige sich: hier wird uns ein raffinirter Mann vorgeführt, der früher, wie er selbst sagt, seinen Verstand wie eine scharfgeschliffene Klinge handhabte und den gerade sein Verstand schmählich betrogen hat, „wie es eben nur die Weiber und die Gedanken thun". Er wird von einem für ihn unlösbaren Zweifel befallen, ob er wirklich seinen raffinirt dosdasten „Gedanken" ausgeführt hat oder selbst ein Opfer unbewußten Wahnsinns geworden ist. Sein Gedanke bestand darin, sich an der schönen Frau seines Freundes zu rächen, die seinerzeit ihm nicht nur einen Korb gegeben, sondern auch über seinen Antrag gelacht hat. Zur Rache hat er sich bemüht ihre Ehe mit einem befreundeten Schriftsteller, einem kleinlichen und seichten Manne, zu bewerkstelligen. Das gelang ihm. Seine Erwartung aber, daß sie in dieser Ehe unglücklich sein würde, hat sich nicht erfüllt. Im Gegentheil erwies sich die Ehe als sehr glücklich. Nun beschloß er — und das war gerade sein „Gedanke" — ihren Mann zu tödten, aber so, daß es ihm ermöglicht wäre, seiner Bestrafung zu entgehen. Zu diesem Zweck simulirt er einen Wahnsinnsanfall und erschlägt den Unglücklichen, während dieser ahnungslos mit ihm plaudert. Seine Rache ist vollzogen, alles ist ihm in genau vorgezeichneter Weise gelungen. Der Wahnsinn wurde von ihm so geschickt simulirt, daß er nichts zu fürchten hat. Das klingt wie aus einem Kolportageroman. Nun kommt aber das Eigenartige: wie gesagt, ergreift ihn der Zweifel, ob er nicht doch ein Wahnsinniger sei, ein Zweifel, von dem ihn niemand befreien kann, da er in seiner höchsten Noth auch den Glauben an die menschliche Wissenschaft eingebüßt hat.

Wie man sieht, greift Andrejeff der eigenen Gedankenarbeit des Lesers in keiner Weise vor. Er ist völlig tendenzlos. Nur ungern läßt er sich herab zur Schilderung des Milieus und der sozialen Stellung seiner Helden, und er begnügt sich gewöhnlich mit ein paar Worten oder Zeilen in dieser Hinsicht.

Mit um so größerer Liebe hängt er aber an der Schilderung der inneren Seelenzustände des Menschen. Mit vollem Recht kann man von ihm sagen, daß er alles verinnerlicht. Er ruht nicht eher, bis die nackte menschliche Seele in ihren tiefsten Winkeln und Furchen aufgehellt ist. In die geheimsten Tiefen des menschlichen Gewissens dringt er ein, ohne die Abgründe zu fürchten. Und als Schlüssel zu dieser unheimlichen, geheimnißvollen Welt der inneren Seelenzustände dient ihm der Affekt.

Es gibt kaum einen anderen Schriftsteller, der den Affekt so sehr ausnützt, wie Andrejeff. Den Affekt benützt er nicht nur zur Schilderung der inneren Seelenzustände, sondern auch als Grundstimmung bei seinen Naturschilderungen. Ein wahres Kabinetstück dieser Art von Naturbeschreibung ist das vorhin erwähnte kleine Gedicht in Prosa „Sturmgeläute", in dem Andrejeff, unbewußt, sich selbst und sein ganzes Schaffen symbolisirt hat. Der Inhalt ist kurz erzählt. Der Dichter wird in der Nacht von einer großen Feuersbrunst im benachbarten Dorf aus seinem Schlaf aufgescheucht. Er eilt dorthin, von den hilferufenden, hastig vibrierenden Tönen der Dorfglocke angespornt. Auf seinem Wege findet er aber einen Sumpf, an dessen Rande ein Wahnsinniger lacht und tanzt. Und das ganze Bild verwandelt sich in seiner Seele in eine schaurige, schöne Symphonie der Affekte. Eindrücke, Töne, Farben — alles findet in dieser mächtigen Symphonie der Affekte seinen Platz und seinen entsprechenden Ausdruck.

Dieselbe schwelgerische Empfindungsmalerei finden wir auch in anderen Novellen Andrejeff's. Während Tschechoff uns mitbeobachten, mitsehen und mithören lehrt, während Tolstoi mit seinen Helden nicht nur mitdenkt und mithandelt, sondern auch ein moralisches Urtheil über sie ausspricht, während Gorki sich bemüht, seine Gestalten mit den Blitzen seiner dialektischen Analyse zu durchleuchten und sie doch als wirkliche Menschen von Fleisch und Blut scharf und kräftig schildert und gleichsam mit ihnen mitlebt, kann man von Andrejeff sagen, daß er mit den von ihm geschilderten Menschen mitempfindet, daß er nur die Empfindung wirken läßt.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß diese Empfindungsmalerei nichts Neues sei, daß sie von vielen Dichtern, die russischen nicht ausgenommen, betrieben wurde. Das wäre jedoch unrichtig. Zweifellos können wir viele Erzählungen finden, die auf menschlichen Affekten aufgebaut sind. Darunter werden vielleicht einige sein, die in der That den Novellen Andrejeff's sehr ähnlich sind, in ihrer Grundstimmung sowohl, wie auch in der Darstellungsart. Am nächsten steht zu ihm unter den Russen — Garschin, theilweise Korolenko, manchen Berührungspunkt hat Andrejeff auch wohl mit Dostojewsky. Und doch hat er auch etwas Eigenes, was man sonst bei keinem der erwähnten Dichter findet. Bei keinem von ihnen ist der Affekt die Grundstimmung, die das innerste bleibende Wesen des Menschen enthüllt.

Alle betrachten den Affekt mehr oder weniger als vorübergehenden Zustand, soweit es sich nicht um Wahnsinn

Digitized by Google

oder Phantastik handelt. Ganz anders ist es bei Andrejeff: ihm ist der Affekt nicht ein vorübergehender, alles verwirrender Zustand, sondern eine erschöpfende Offenbarung der menschlichen Grundtriebe und zugleich das wirksamste künstlerische Mittel, durch das Leben und Natur dichterisch erfaßt werden können.

Das ist gewiß ein wenig betretener Weg, aber auch ein gefahrvoller, wie man das an Andrejeff selbst leicht sehen kann.

In der Sammlung der Novellen Andrejeff's findet sich eine, die in jedem Fall als mißglückt angesehen werden muß. Es ist die kurze, aber sehr prätentiös gehaltene symbolische Erzählung „Die Mauer", in der uns Menschen vorgeführt werden, die, durch Krankheiten, Hunger und Lebensnoth gepeinigt, gegen eine hohe, feste Mauer anstürmen in der Hoffnung, sie zu stürzen. Diese mißglückte Erzählung mag dem Dichter als Warnung dienen; er läuft Gefahr in Ueberkünstelung, Ueberspannung und Effekthascherei zu gerathen. Er soll sich in Acht nehmen, denn er steht dicht an der Grenze des künstlerisch Möglichen, am Rande eines Abgrunds, der sein junges Talent für immer verschlingen könnte.

Zürich. M. Wolfschsky.

Theater.

Neues Theater: „Eine Frau ohne Bedeutung." Schauspiel in 4 Akten von Oskar Wilde.

Es war nach der Londoner Erstaufführung von „Lady Windermere's Fan." Das Publikum hatte applaudirt, und Oskar Wilde erschien vor dem Vorhang. Im Knopfloch seines Fracks trug er eine grüne Nelke, in der Hand hielt er die brennende Zigarette und sagte: „Ich konstatire mit Vergnügen, daß Sie von meinem Stück entzückt sind. Ich hoffe, daß Sie mich fortan zu würdigen wissen werden." Derselbe Oskar Wilde, der schon früher mit der Sonnenblume, der Blume des Aesthetен, in der Hand, in mittelalterlichem Kostüm, mit Kniehosen und Barett in Pall Mall und Regentstreet spazieren gegangen war, der sich in Paris im schottischen Kilt mit nackten Knien auf der Straße gezeigt hatte.

Es sind das Aeußerlichkeiten, gewiß, doch entsprechen sie ganz Oskar Wilde's Sinnesart. Er hatte das Bedürfniß aufzufallen. Er wollte Aergerniß erregen. Er war darauf aus, der blöden Masse zu beweisen, daß er nichts, aber auch gar nichts, mit ihr gemein hätte. Alle gang und gäben Ansichten fanden in ihm von vornherein den Verneiner. Irgend ein Satz gilt allgemein als Wahrheit, Grund genug für ihn, das Gegentheil zu behaupten. „Ich bin bereit, alles zu beweisen," sagte Oskar Wilde. Ihr meint, die Kunst solle die Natur nachahmen; wie thöricht! Die Kunst soll frei aus sich heraus schaffen; vielmehr ist es die Natur, die die Kunst nachahmt. Und Wilde wies darauf hin, wie die Natur sich beeilt habe, den Frauentypus in Fleisch und Blut zu überführen, den Rossetti und Burne Jones erdacht . . . Alles Paradoxe fand in ihm den geistreichen Verfechter. Mehr und mehr hat er sich dahin gebracht, nur noch in Paradoxien zu denken. Er pries das, was die Gesellschaft Unmoral nennt, und beschränkte sich keineswegs darauf, das Falsche und Zweifelhafte im Sittenkodex auszumerzen. Das hätte für ihn, den Skeptiker, nicht gelohnt. Er fand Nietzsche verwandte Argumente, das gemeine Verbrechen, es handelt sich bei ihm um Giftmord und um Todtschlag, zu verherrlichen. — Ein und ein halber Akt seines Schauspiels „Eine Frau ohne Bedeutung", das nun im Neuen Theater aufgeführt wurde, leben eben nur von derartigen, epigrammatisch fein geschliffenen, Paradoxien.

Man begreift eine Erscheinung, wie die des englischen Dekadenten. Alle Kultur nivellirt, sie thut es da am stärksten, wo sie am tiefsten wurzelt, in England, ihrem lieben Heimathlande. Das darf das Individuum, das sich leidenschaftlich als solches empfindet, zum Widerspruche reizen. Und wann hätten Eiferer nicht mit den falschen Götzen die hohen Eichen, unter denen jene verehrt worden, zu Boden gestreckt? Auch ist das alte Lied von der Scheinheiligkeit der englischen Gesellschaft noch immer nicht zur Sage geworden.

Tief, ganz tief aber hinter all den schillernden, blendenden und verblendeten Paradoxien verbirgt sich bei Wilde ein gläubig erschautes Kunstideal. Es ist das der Romantik. Jener bedingungslosen, selbstherrlichen Romantik, die ein Friedrich Schlegel geträumt. Darum haßte Wilde den Alltags-Realismus, weil er die farbige Romantik so sehr geliebt. Darum bekämpfte er die Naturnachahmung, weil ihm das kecke Spiel sich steigernder Phantasie so sehr am Herzen lag. Darum verherrlichte er den Verbrecher, weil er die gewaltthätige Größe im Menschen suchte. Und in den wenigen guten Stunden seines döf' zerrinnenden Lebens war es Wilde auch gegeben, dieses sein Kunstideal schöpferisch gestaltend zu verwirklichen.

Es war arm an guten Stunden, sein Leben. Und der Oskar Wilde, der um jeden Preis Sensation erregen wollte, bezahlte sie auch um den Preis seines Kunstempfindens. Und das ist bei Menschen wie er, nein, bei jedem Künstler, der höchste.

Oskar Wilde, der fanatische Aristokrat, ging hin und schrieb Stücke, wie sie das dumme, von ihm so tief verachtete Londoner Publikum verlangte. Er brauchte den Applaus, vielleicht auch die Tantièmen-Revenuen. Und meinte seinem Selbst damit genug zu thun, wenn er nachher, mit der grünen Nelke im Knopfloch und der brennenden Zigarette in der Hand, vor das applaudirende Publikum trat und es brüskirte.

Die „Frau ohne Bedeutung" ist ein solches Stück; nichts mehr, nichts weniger (abgesehen von der geistreichen Pikanterie des Dialogs) als der gewöhnliche, englische Sensationsroman auf der Bühne. Lord Illingworth hat vor zwanzig Jahren ein junges Mädchen aus guter Familie verführt, er hat nunmehr, ohne es zu ahnen, seinen eigenen Sohn als Privatsekretär an sich gefesselt. Der Kampf um diesen Sohn, zwischen dem „unwürdigen" Vater und der „edlen, betrogenen" Mutter, die heut den Verführer von ehemals verachtet, bildet den Inhalt des Dramas. Dieser Kampf wird mit rein äußerlichen Mitteln durchgeführt. Deshalb ergreift der Sohn schließlich die Partei seiner Mutter, weil der böse Papa das Mädchen, das er liebt, durch einen unerbetenen Kuß beleidigt hat. Das junge Mädchen aber ist eine sehr reiche und sehr tugendhafte Amerikanerin: das Laster und die Pfundnoten des Vaters werden somit fortan keine Macht mehr über den an sich schon trefflichen Sohn ausüben.

Pinero schreibt derartige Stücke alljährlich für die Londoner Bühne. Aber er macht es besser. Er hätte die Handlung mit der ersten Szene des ersten Aktes einsetzen lassen, und nicht wie Wilde in der zweiten Hälfte des zweiten Aufzugs. Er hätte den Kampf zwischen Vater und Mutter allein ausgetragen, ohne Zuhilfekommen der Amerikanerin, vielmehr, er hätte die reiche, junge Amerikanerin erst ganz zum Schluß, nachdem der Sohn allem väterlichen Geld höchst edel entsagt hätte, als unerwarteten Tugendpreis ihm zugeführt. Jawohl, das hätte Pinero gethan. Er hätte auch die bei Wilde ganz unmotivirte Zuneigung der amerikanischen Puritanerin zu seiner edlen Dulderin begründet und in einer Ensembleszene verwerthet. Wilde's „Frau ohne Bedeutung" ist wirklich nur ein schlechter Pinero.

Aber das Stück ist nun einmal von Wilde, und es nimmt sich seltsam aus, zu beobachten, wie der revolutionäre Dekadent mit eben diesem Stück seine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung vor dem Empfinden des Londoner Theaterpublikums macht. Nicht nur daß dem betrogenen Weibe die bühnenübliche Verherrlichung zu Theil wird, — der Verführer wird auch nach allen Regeln der Kunst dramatisch abgestraft. Er hat der böswillig Verlassenen einen HeirathS-

Digitized by Google

antrag zu stellen und wird mit Entrüstung zurückgewiesen. Er erhält, da er seiner cynischen Zunge nicht Zaum anlegt, von der einst Mißachteten einen Schlag ins Gesicht. Sein Abgang ist der typische des englischen Bösewichts im Rührstück. Seiner warten ein freudloses Alter und das Wilde'sche Epigramm „Ein Mann ohne Bedeutung".

Und dennoch! Diesem selben Lord Illingworth hat Wilde Blut von seinem Blut gegeben. Er ist im Stück Verfechter derselben Ideen, die Wilde in seinen „Intentions" vertreten. Er ist der Blasirte, der Skeptiker, der Hedonist. Er verachtet die Gesellschaft, wie Wilde sie verachtet, auch er denkt in glänzenden Paradoxen. Er macht, wie Wilde es gethan hätte, seinen Sohn darauf aufmerksam, daß es erste Lebenspflicht sei, seine Krawatte gut binden zu lernen, er diskutirt die Bedeutung der Blume im Knopfloch. Und erhält dennoch einen Schlag ins Gesicht? Ob sich Wilde keinerlei Gedanken gemacht hat, da er dem Mann, den er in wesentlichen Zügen nach seinem eigenen Bild geschaffen, eine solche Abführung zu Theil werden ließ?

Ich wähne, er hat sich eine neue Zigarette angezündet und seinen Einfall, der so ganz dem Empfinden des dummen Publikums entsprach, herzlich belacht. Er hat sich köstlich über seine Selbstironie amüsirt und sich mit einem Achselzucken gesagt: die „dramatische Gerechtigkeit" erfordert es wohl so. Thörichtes Ding um die „dramatische Gerechtigkeit!"

Aber seltsam! Auch das Schicksal hat seine Dramen. Seltsam in der That, wie Oskar Wilde, der im Leben immer ein Spiel sah, des Spieles Ausgang an sich selbst erfahren mußte.

Ernst Heilborn.

Drei Gedichte.

I.

Die böse Stadt.

Ihr lieben Felder im Sonnenschein, könnt' ich bloß, könnt' ich blaß bei euch sein!
Ach, meine Sehnsucht nach euch ist so groß, ließe die böse Stadt mich nur las!

Die Stadt! Ihr wißt wohl nicht, was das ist? Seid froh, liebe Felder, daß ihr's nicht wißt!
Das ist gar was Böses! Versteht ihr das? Nein! Ihr dehnt euch im goldenen Sonnenschein!

Horch! Hüh, hott und Peitschen! Ich schaue hinaus, da ziehn just vier Gäule vor meinem Haus
Ein gelbes Feld durch den Sonnenschein in die böse, die herzlose Stadt herein . . . .

II.

Im Lehnstuhl.

Ich kann nicht dran vergessen,
Muß immer und immer dran denken,
Wenn meine Lider sich senken,
Bedend vor buhlendem Neid,

Wie du so dagesessen
Dich in den Lehnstuhl schmiegend,
In seinen Armen liegend
In deinem schmiegsamen Kleid;

So zärtlich hingegeben,
So wohlig ausgegossen,
So eng von ihm umschlossen!
Hüt' dich, so scheu du sonst bist:

Es sind viel Dinge im Leben
Verwunschen, hölzern zu scheinen!
Wer weiß denn, wer in deinen
Lehnstuhl verzaubert ist!

III.

Gaukler Tod.

O Tod mit Stundenglas und Hippe,
Den dunklen Mantel umgethan
Um dein pathetisches Gerippe,
Trittst du auch mich, ein Gaukler, an?

Als würdigen Feind wollt' ich dich grüßen,
Als Grenzwart des bewußten Seins,
Mich deiner Führung anzuschließen
Ins Reich des aufgelösten Scheins.

So, deine Gnade zu erwerben,
Nahm ich dich ernster, als du glaubst!
Weh, daß vermummt du meinem Sterben
Nun die erhoffte Weihe raubst!

Er lüpft den Hut. Der Tod kann lachen?
Er spricht, indem er mir zerrinnt:
„Ich war der Todesschreck dem Schwachen!
Leb' weiter! Du bist noch ein Kind . . . ."

Prag. Huga Salus.

Der Weisheitslehrer*).

Von seiner Kindheit an war es gewesen, als ob ihn die vollkommene Gotteskenntniß erfülle. Und während er noch ein Jüngling war, hatten sich viele Heilige sowohl wie einige fromme Frauen, die in der freien Stadt, wo er geboren, wohnten, über die ernste Weisheit seiner Antworten baß verwundert.

Und als ihm seine Eltern den Priesterrock und den Ring der Mannhaftigkeit gegeben hatten, küßte er sie, verließ sie und zog hinaus in die Welt, um der Welt von Gott zu erzählen. Denn es gab damals viele in der Welt, die entweder Gott überhaupt nicht kannten, oder nur unvollkommenes Wissen von Ihm hatten, oder die falschen Götter verehrten, die in Hainen wahnen und sich um ihre Verehrer nicht kümmern.

Und er kehrte sein Gesicht der Sonne zu und machte sich auf die Reise; er schritt ohne Sandalen dahin, wie er es bei den Heiligen gesehen hatte, und trug an seinem Gurt eine Ledertasche und eine kleine Wasserflasche aus gebranntem Thon.

Und als er die Landstraße dahinzag, war er voll Freude, wie sie der vollkommenen Gotteskenntniß entspringt, und sang unablässig Gottes Lob; und nach einer Weile erreichte er ein seltsames Land, in dem es viele Städte gab.

Und er kam durch elf Städte. Einige von diesen lagen in Thälern, andere am Ufer großer Flüsse, andere im Gebirge. Und in jeder Stadt fand er einen Jünger, der ihn liebte und ihm folgte; auch eine große Menge Volkes schloß sich ihm in jeder Stadt an, und die Kenntniß Gottes verbreitete sich im ganzen Land. Viele Herrscher bekehrten sich, und die Priester der Tempel, in denen es Götzenbilder gab, merkten, daß die Hälfte ihres Gewinnstes dahin sei; wenn sie jetzt Mittags auf ihre Trommeln schlugen, kam niemand heran oder nur ein paar mit Pfauen

*) Ins Deutsche übertragen von Max Meyerfeld.

und Thieropfern, wie es vor seinem Erscheinen des Landes der Brauch gewesen.

Doch je mehr ihm die Leute folgten und je größer die Zahl seiner Jünger ward, um so größer ward sein Kummer. Und er wußte nicht, warum sein Kummer so groß war. Denn immerdar sprach er von Gott aus der Fülle jener vollkommenen Gotteskenntniß, die Gott selbst ihm verliehen hatte.

Und eines Abends verließ er die elfte Stadt, die in Armenien lag, und seine Jünger und ein großer Haufe Volkes schlossen sich ihm an; und er stieg einen Berg hinan und setzte sich auf einen Felsen des Berges. Seine Jünger standen um ihn, und die Menge kniete im Thale.

Und er neigte das Haupt auf seine Hände, weinte und sprach zu seiner Seele: „Wie kommt es, daß ich voll Kummer und Furcht bin und jeder meiner Jünger mir wie ein Feind am hellen Tag erscheint?"

Und seine Seele antwortete ihm und sagte: „Gott hat dich mit der vollkommenen Kenntniß Seiner Selbst erfüllt, du aber hast diese Kenntniß an andere weggegeben. Die Perle von hohem Werthe hast du zertheilt, das Gewand ohne Saum zertrennt. Wer Weisheit verschenkt, beraubt sich selber. Er gleicht dem, der seinen Schatz einem Räuber gibt. Ist Gott nicht weiser als du? Wer bist du, daß du das Geheimniß verschenkst, das dir Gott anvertraut? Einst war ich reich, du hast mich arm gemacht. Einst sah ich Gott, jetzt hast du ihn vor mir verborgen."

Und er weinte wieder, denn er wußte, daß seine Seele ihm die Wahrheit gesagt, daß er anderen die vollkommene Gotteskenntniß geschenkt und daß ihn sein Glaube verlasse auf Grund der Zahl jener, die an ihn glaubten.

Und er sagte zu sich selbst: „Ich will fürder nicht mehr von Gott sprechen. Wer Weisheit verschenkt, beraubt sich selber."

Und nachdem einige Stunden verflossen waren, näherten sich ihm seine Jünger, neigten sich zur Erde und sagten: „Meister, sprich mit uns von Gott, denn Du hast die vollkommene Gotteskenntniß, die keiner außer Dir besitzt."

Und er antwortete ihnen und sagte: „Ich will Euch von allen anderen Dingen im Himmel und auf Erden reden, aber nicht mehr von Gott. Weder jetzt noch je in Zukunft."

Und sie waren ihm gram und sagten zu ihm: „Du hast uns in die Wüste geführt, damit wir Dir lauschen könnten. Willst Du uns hungrig hinwegsenden und die große Menge, die Du dahin gebracht hast, Dir zu folgen?"

Und er antwortete ihnen und sagte: „Ich will nicht mit Euch von Gott sprechen."

Und die Menge murrte wider ihn und sagte zu ihm: „Du hast uns in die Wüste geführt und hast uns keine Speise gegeben. Sprich mit uns von Gott, das genügt uns."

Doch er antwortete ihnen nicht. Denn er wußte, er würde seinen Schatz weggeben, wenn er mit ihnen von Gott spräche.

Und seine Jünger zogen traurig von dannen, und die Volksmenge kehrte nach Hause zurück. Viele aber starben unterwegs.

Und da er allein war, stand er auf, kehrte sein Gesicht dem Monde zu und reiste sieben Monde lang, ohne mit jemand zu sprechen oder Antwort zu geben. Und als der siebente Mond verblichen, erreichte er die Wüste des Großen Stromes. Dort fand er eine Höhle, in der einst ein Kentaur gehaust; die nahm er als Wohnstätte, fertigte sich eine Matte aus Binsen, um darauf zu ruhen, und ward ein Einsiedler. Und jede Stunde pries der Einsiedler Gott, daß Er ihm einige Kenntniß von Ihm und Seiner wunderbaren Größe gelassen habe.

Eines Abends nun, als der Einsiedler vor der Höhle saß, die er zu seiner Wohnstätte erkoren, gewahrte er einen jungen Mann mit verdorbenem, schönem Antlitz, der ging in ärmlicher Tracht und mit leeren Händen vorüber. Alle Abende ging der junge Mann mit leeren Händen vorüber, und jeden Morgen kehrte er zurück und hatte die Hände voll Purpur und Perlen. Denn er war ein Räuber, der die Karawanen der Kaufleute beraubte.

Und der Einsiedler blickte ihn an und bemitleidete ihn. Doch er sprach kein Wort. Denn er wußte, daß der, welcher ein Wort spricht, seinen Glauben einbüßt.

Und eines Morgens, als der junge Mann wieder mit Purpur und Perlen beladen zurückkehrte, machte er Halt, runzelte die Stirn, stampfte mit dem Fuß auf den Sand und sagte zu dem Einsiedler: „Warum blickst Du mich immer so an, wenn ich vorbeikomme? Was hast Du in Deinen Augen? Denn niemand hat mich je so angesehen. Das ist mir ein Dorn und ein Aergerniß."

Und der Einsiedler antwortete ihm und sagte: „Was Du in meinen Augen siehst, ist Mitleid. Mitleid schaut Dich aus meinen Augen an."

Und der junge Mann lachte verächtlich, schrie den Einsiedler mit bitterer Stimme an und sagte zu ihm: „Ich trage Purpur und Perlen in meinen Händen, und Du hast nur eine Matte aus Binsen, worauf Du liegst. Was könnte das für ein Mitleid sein, das Du mit mir hast? Und aus welchem Grunde hast Du dieses Mitleid?"

„Ich habe Mitleid mit Dir", sagte der Einsiedler, „weil Du keine Kenntniß von Gott hast."

„Ist diese Kenntniß von Gott ein werthvoll Ding?" fragte der junge Mann und trat dicht an den Eingang der Höhle heran.

„Sie ist kostbarer als aller Purpur und alle Perlen der Welt", antwortete der Einsiedler.

„Und Du besitzest sie?" sagte der junge Räuber und kam noch näher heran.

„Ja, ich besaß einmal die vollkommene Gotteskenntniß. Aber in meiner Thorheit trennte ich mich von ihr und theilte sie unter andere aus. Doch noch jetzt ist der Rest, der mir geblieben, kostbarer als Purpur und Perlen."

Als der junge Räuber das vernommen, warf er Purpur und Perlen, die er in den Händen trug, weg, zog ein scharfes Schwert aus gekrümmtem Stahl und sagte zu dem Einsiedler: „Gib mir auf der Stelle diese Kenntniß von Gott, die Du besitzest, oder ich tödte Dich ganz gewiß. Warum sollt' ich den nicht tödten, der einen größeren Schatz hat als ich?"

Und der Einsiedler breitete die Arme aus und sagte: „Ginge ich nicht besser in Gottes äußersten Vorhof und lobte Ihn, als in der Welt zu leben und keine Kenntniß von Ihm zu haben? Tödte mich, wenn Du dazu Lust hast. Doch ich verschenke meine Kenntniß von Gott nicht."

Und der junge Räuber kniete nieder und flehte ihn an, aber der Einsiedler wollte weder von Gott mit ihm sprechen noch ihm seinen Schatz geben. Da stand der junge Räuber auf und sagte zu dem Einsiedler: „Sei's, wie Du willst. Was mich betrifft, ich werde in die Stadt der sieben Sünden gehen, die ist nur drei Tagesreisen von hier entfernt; dort wird man mir Lust für meinen Purpur geben und Freude für meine Perlen verkaufen." Und er nahm den Purpur und die Perlen auf und ging rasch davon.

Und der Einsiedler schrie auf, folgte ihm und flehte ihn an. Drei Tage lang folgte er dem jungen Räuber auf dem Weg und beschwor ihn, umzukehren und die Stadt der sieben Sünden nicht zu betreten.

Und ein um das andere Mal blickte sich der junge Räuber nach dem Einsiedler um, rief ihn an und sagte: „Willst Du mir diese Kenntniß von Gott geben, die kostbarer ist als Purpur und Perlen? Dann will ich die Stadt nicht betreten."

Und immer antwortete der Einsiedler: „Alles, was ich habe, will ich Dir geben, nur das eine nicht. Denn es ist mir nicht erlaubt, das wegzuschenken."

Und im Zwielicht des dritten Tages näherten sie sich den großen, scharlachnen Thoren der Stadt der sieben Sünden. Und aus der Stadt drang der Lärm lauten Gelächters.

Digitized by Google

Und der junge Räuber lachte mit und suchte an das Thor zu klopfen. Und da er also that, eilte der Einsiedler herzu, faßte ihn am Zipfel seines Gewandes und sagte zu ihm: „Strecke Deine Hände aus, schlinge Deine Arme um meinen Hals und neige Dein Ohr dicht an meine Lippen, dann will ich Dir den Rest meiner Gotteskenntniß geben.“ Da machte der junge Räuber Halt.

Und als der Einsiedler seine Gotteskenntniß weggegeben hatte, fiel er auf die Erde und weinte, und eine große Finsterniß verbarg vor ihm die Stadt und den jungen Räuber, so daß er sie nicht mehr sehen konnte.

Und da er weinend dalag, gewahrte er Einen, der neben ihm stand; der hatte Füße aus Erz und Haar wie feine Wolle. Und Er hob den Einsiedler auf und sagte zu ihm: „Vorher hattest Du die vollkommene Kenntniß Gottes. Jetzt sollst Du die vollkommene Liebe Gottes haben. Warum weinst Du?“ Und Er küßte ihn.

Oscar Wilde.

(Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.)

Nietzsche's Lehre in ihren Grundbegriffen: die ewige Wiederkunft des Gleichen und der Sinn des Uebermenschen. Eine kritische Untersuchung von Oscar Ewald, Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1903.

Die Nietzsche-Litteratur schwankt zwischen zwei Extremen. Entweder zuviel Exegese oder zuviel Kritik. Die einen binden sich sklavisch an die Auffassung Nietzsche's, die anderen wollen Nietzsche despotisch an ihre Auffassung binden. Man kennt nur Nietzsche's Probleme, ob man sie nun auch anerkennt oder verwirft; zwischen ihnen und dem Denker seine Stellung zu nehmen, kommt niemand in den Sinn.

Auf der anderen Seite macht man es sich im allgemeinen zu leicht mit diesen Problemen. Im Handumdrehen entwirft man ihre Genealogie, und an der Spitze der Stammtafel prangen für gewöhnlich Evolutionismus und darwinistische Selektionslehre. Der Schöpfer des Zarathustra wird zum widerstrebenden Jünger der anglikanischen Heilslehre gestempelt. Seine energischesten Proteste sucht man einfach zu diskreditiren oder überhört sie schlechtweg.

Mit diesen methodischen und sachlichen Irrthümern sucht die jüngsthin erschienene Schrift „Nietzsche's Lehre in ihren Grundbegriffen“ tabula rasa zu machen. Sie bietet keinen Kommentar und keinerlei Reproduktion. Zunächst sucht sie einen freien Standpunkt oberhalb des Denkers zu gewinnen, um sich den Ausblick nach allen Seiten offen zu halten. Nicht bloß *in* und *mit* Nietzsche, sondern „*über* Nietzsche, *über* Nietzsche *hinaus* philosophiren“, diese Parole der Einleitung könnten dem Buch als Motto vorausgeschickt werden.

Gemeiniglich sieht man im Uebermenschen das Grundproblem der Nietzsche'schen Lehre, dagegen in der ewigen Wiederkunft des Gleichen blaß eine mythische Beigabe, ein philosophisches Ausstattungsstück, das gar nicht ernst genommen zu werden brauchte. Dieser Auffassung tritt der Verfasser polemisch gegenüber. Die Lehre von der ewigen Wiederkunft erhält hier den Primat, und der Uebermensch wird aus ihr abgeleitet. Beide Ideen werden aber in ganz origineller Art interpretirt. Die Begründung durch den Darwinismus und die evolutionistische Ethik wird entschieden zurückgewiesen. Es soll sich dabei nicht darum handeln, den Wahrheitswerth der Darwin'schen Theorie in Frage zu stellen, sondern ihre Anwendbarkeit auf die Ethik im allgemeinen und die sittliche Weltanschauung Nietzsche's im besondern zu bestreiten. Der Uebermensch, mit was für positiven Zügen man ihn auch ausstatten mag, ist weder ein soziales Zukunftsprogramm, noch eine endlose Funktion einer kontinuirlichen Fortentwicklung, wie sie der Evolutionismus verlangt. Er ist vielmehr eine permanente Möglichkeit im Menschen selber, die auch in der Gegenwart Wirklichkeit werden kann.

Diese Definition wird zunächst nicht im Anschluß an Nietzsche, sondern unabhängig von ihm gewonnen und erst nachträglich der Nachweis erbracht, daß sie im ganzen der Auffassung Nietzsche's, wie diese uns mit voller Klarheit in seinem Hauptwerke „Also sprach Zarathustra“ entgegentritt, konform ist. Solange man den Uebermenschen evolutionistisch und die ewige Wiederkunft des Gleichen als kosmologische Hypothese betrachtet, besteht ein Widerspruch zwischen ihnen. Sobald man jenem eine idealistische, dieser eine symbolische Auslegung gibt, weicht dieser Widerspruch einer höheren Einheit. Der Uebermensch ist die größte Möglichkeit im Menschen und die ewige Wiederkunft das Recht auf Ewigkeit, ein Symbol für die höchsten Ewigkeitswerthe. So münden die Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen und vom Uebermenschen in das Werthproblem. Diese Deduktion bildet den Inhalt des ersten Theiles. Er schließt mit dem Hinweis darauf, daß sich in Nietzsche neben der hier vertretenen symbolischen Auffassung eine andere, realistische findet, die der landläufigen Deutung Recht zu geben scheint.

Hier setzt der zweite Theil ein. Er sucht, den Grund dieser Diskrepanz zu entdecken. Es kann hier nicht der Versuch unternommen werden, den weiteren Gedankengang im einzelnen zu reproduziren. Er enthält wichtige Ausführungen *psychologischen* und charakterologischen Inhalts, er rollt das *Kulturproblem* auf und sucht schließlich die in allgemeinen objektiven Erörterungen gewonnenen geistigen Elemente in Nietzsche selber subjektiv aufzuzeigen, und damit den Grundwiderspruch seiner Lehre und sein Denkerschicksal zu begreifen.

Die Schrift leistet also zweierlei: sie untersucht zunächst die Grundbegriffe Nietzsche's unabhängig vom Denker und konstruirt mit eigenen Mitteln den Begriff des Uebermenschen. Sie versichert sich so eines objektiven Maßstabes zur Beurtheilung der Nietzsche'schen Philosophie selber und benutzt diesen, um die ihr inhärenten Widersprüche in ihrer Herkunft zu entdecken und auf diese Art sowohl die kritiklose Uebernahme als auch die *dogmatische* Verwerfung derselben zurückzuweisen.

Originell sind demnach sowohl die gewonnenen Ergebnisse als auch das methodische Verfahren. Das Buch kann nicht eigentlich als eine Nietzsche-Monographie gelten. Seine Probleme sind wohl aus Nietzsche geschöpft, aber von seinen Voraussetzungen gereinigt. Erst nachträglich tritt es wieder an Nietzsche vergleichend heran. Und dieser Vergleich ist eben sowohl Interpretation wie Kritik, so daß der Denker im Rahmen weiterer Zusammenhänge erfaßt wird. Dabei fallen interessante Streiflichter auf die verschiedensten Gebiete der Psychologie und Philosophie, so daß das Buch auch außerhalb der Nietzsche-Gemeinde Beachtung und verdiente Würdigung finden dürfte.

M. G.

Arthur Sewett: Die Halbseele. Berlin 1903. Otto Janke.

Wenn hier gelegentlich der Dorfpredigten Frenssen's der edlen Duldsamkeit eines Geistlichen gedacht werden konnte, der die Tüchtigkeit der Persönlichkeit obenan stellt und im Gottvertrauen wohl eine herrliche Gabe, nicht die Vorbedingung christlichen Lebens sieht, dietet der Verfasser des vorliegenden Romans, unverkennbar ein Geistlicher, das Bild eines Mannes, dessen aufrichtig eifernde Seele jene starke Toleranz frei blickender Menschen noch nicht befriedigt, der die Welt nach Glauben oder Nichtglauben scheidet. Entweder — oder! So wird ihm das Schicksal der zahlreichen Uebergangsmenschen, die „nicht stark genug sind, um ohne ihn (Gott) zu leben“, zum Problem, der „Halbseelen“. Als zu ihnen gehörig — wenigstens noch gegenwärtig — sieht er auch die Frauen an, namentlich weil und insofern sie jetzt um eine Befreiung ihrer Individualität ringen, ohne doch der bisherigen Grenzen ihrer Persönlichkeit schlechthin sich entäußern zu wollen oder zu können.

Bedeutung hat das Buch nicht als Kunstwerk — es entstand wohl kaum aus einem künstlerischen, sondern aus dem Drang des Bekenners —, auch sind die wesentlichen Voraussetzungen der Handlung theils anfechtbar, theils nicht recht zwingend, die Gestalten zu sehr Konstruktion: bedeutsam scheint es als Merkmal beginnender freimüthiger Umschau innerhalb eines Standes, dessen Mehrheit sonst mit Recht manchen Vorwurf absichtlichen Nichtsehenwollens hinnehmen mußte. Nicht als reife Frucht, sondern als erfreuliches Symptom sich weitenden Erkenntnißtriebes wird der Roman anzusehen sein.

R. Piffin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 51. Berlin, den 19. September 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Und die Freiheit? Von H. v. Gerlach, M. d. R.

Ueber den Zeugnißzwang bei Preßdelikten. Von Julius Lenzmann, M. d. R. (Hagen-Lüdenscheid.)

Die Typhusgefahr. Von A. Gottstein.

Naumann's Briefe über Religion. Von Prof. D. Adolf Harnack.

Astorte. II. Von Arthur Fitger (Horn bei Bremen).

Deutsches Theater: „Trugbild" und „Der Puppenspieler". Von Ernst Heilborn.

Erlebniß. (Novelle.) Von Georg Hirschfeld.

Bücherbesprechungen:

Dr. Alfred Nossig: Jüdische Statistik. Bespr. von B.

Max Jähns: Geschichtliche Aufsätze. Bespr. von —v—n.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Nachwahl im ersten Anhaltischen Reichstagswahlkreise hat zum endgültigen Siege des Kandidaten der freisinnigen Vereinigung geführt. Karl Schrader ist in der Stichwahl gewählt trotz aller versteckten Bemühungen der „zielbewußten Stützen von Thron und Altar", die es so gern gesehen hätten, wenn der Beweis hätte geliefert werden können, daß ihre Anhänger nicht zu bewegen seien für einen Mann der Freisinnigen Vereinigung gegen einen Sozialdemokraten ins Gewehr zu treten. Die meisten „Ordnungsparteiler" haben zwar durch Fortbleiben von der Urne zu erkennen gegeben, daß sie die geheimen Winke der agrarischen Preßorgane verstanden haben, aber das hat nicht genügt, um den Sieg des Sozialdemokraten herbeizuführen. Die freisinnigen Wähler haben sich vor allem dadurch um die liberale Sache ein Verdienst erworben, daß sie keinerlei Kniebeuge vor den Reaktionären, die das Schicksal des Mandats in der Hand hatten, gemacht haben, sondern aufrechte Liberale geblieben sind. Ein Mandat ist der politischen Güter höchstes nicht, der politischen Uebel größtes aber ist die Charakterlosigkeit.

Das Wort mag auch zur Erklärung für die Vorgänge dienen, welche sich jüngst in dem Landtagswahlkreise Kiel-Neumünster abgespielt haben. Der Wahlkreis wird seit 1898 durch Dr. Barth im preußischen Abgeordnetenhause vertreten, und es war so sicher wie das Amen in der Kirche, daß Dr. Barth von den Freisinnigen des Kreises ohne jeden Widerspruch, man darf sogar sagen mit Begeisterung wieder als freisinniger Kandidat aufgestellt wäre, wenn er sich nicht veranlaßt gesehen hätte, die dornige Frage des Zusammenmarschierens mit der Sozialdemokratie bei diesen Landtagswahlen in den Vordergrund zu rücken. Er war sich natürlich von vornherein darüber klar, daß es nicht leicht sei und viel Zeit kosten werde, die freisinnigen Wähler von der politischen Nothwendigkeit eines solchen Zusammenwirkens gegen die Reaktion zu überzeugen. Angesichts der Bedeutung des angestrebten Ziels konnte die Behauptung seines Landtagsmandats für ihn aber am allerwenigsten in Betracht kommen. Die reaktionäre Presse und verwandte Geister brauchen sich deshalb nicht zu beunruhigen. Auch der Umstand, daß eine Mehrheit von freisinnigen Vertrauensmännern die Stellung Dr. Barth's zur Sozialdemokratie ausdrücklich gebilligt hat, wird den unbequemen Abgeordneten für Kiel schwerlich veranlassen, eine Kandidatur zu forzieren, deren Betreiben ihm die Verfolgung eines wichtigeren politischen Ziels zur Zeit nur erschweren würde.

Eine echt nationalliberale Halbheit bedeutet der Beschluß der sächsischen Nationalliberalen zu Gunsten einer Landtagswahlreform für Sachsen. Der Sinn der langathmigen Resolution, die nach lebhaften Auseinandersetzungen schließlich die Mehrheit des Landesparteitags am Sonntag gefunden hat, kommt darauf hinaus, daß das Wahlrecht der Ersten Kammer ein wenig volksthümlicher, ihre berufsständische Vertretung ein wenig moderner gestaltet, dafür aber „der Staat gegen die Gefahr einer Herrschaft der Massen gesichert" und das Wahlrecht zur Zweiten Kammer verschlechtert werden soll! Sozial denkende Führer des entschiedenen Liberalismus wurden überstimmt. So hofft man das „rothe Königreich" der Sozialdemokratie wieder abzugewinnen. In Wirklichkeit wird bei solcher Politik des „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß" auch der allerletzte Sitz Sachsens im Reichstag noch roth werden.

Unter dem Titel „Was in Hinterpommern möglich ist" haben wir die Leser der „Nation" seinerzeit eingehend von den Wahlkünsten unterrichtet, mit denen die Junkerpartei bei den letzten Reichstagswahlen in Kolberg-

Köslin den bündlerischen Kandidaten Malkewitz zum „glorreichen" Siege geführt hat. Zwei Strafprozesse, der eine direkte Wahlfälschung, der andere schnöde Verleumdung betreffend, werden demnächst weitere Klarheit über die bezüglichen Heldenthaten verbreiten. Nachdem inzwischen die Gerichtsferien vorüber sind, wird voraussichtlich das Ermittlungsverfahren in diesen verhältnißmäßig einfachen Prozessen alsbald zum Abschluß gelangen. Seit fünf Wochen ist uns über den Fortgang des Verfahrens keine weitere Kunde zugegangen, dagegen empfingen wir von dem konservativen Hauptagitator des Wahlkreises, Herrn von Kameke-Biziker, ein Schreiben, aus dem wir entnehmen, daß er nicht wünscht seinen Namen mit der Verleumdungsaffäre verknüpft zu sehen. Bekanntlich spielt in dieser Affäre ein anonymes verleumderisches Flugblatt eine Hauptrolle.

Um den Schleier des Geheimnisses, unter dem Verfasser und Verbreiter des Flugblatts sich mannhaft zu schützen suchten, ein wenig zu lüften, hatten wir unsererseits einige private Ermittlungen angestellt und auf Grund derselben unter anderem behauptet, daß Herr von Kameke-Biziker sich die Verbreitung des Flugblatts persönlich habe angelegen sein lassen. Jetzt, nach Monatsfrist, sendet uns Herr von Kameke eine Berichtigung, die also lautet: „Ich habe das Blatt weder verfaßt noch vor seiner Versendung gelesen, noch habe ich persönlich ein Exemplar davon verbreitet oder verbreiten lassen." Da die gerichtliche Verhandlung demnächst genau klarstellen wird, auf welchem Wege die sehr ausgiebige Verbreitung dieses Flugblatts erfolgte, so enthalten wir uns einstweilen eines Kommentars dieser Berichtigung. Sie zeigt aber, daß selbst unter den stärksten Parteigängern des Herrn Malkewitz niemand Lust hat, die Verantwortung für dieses agitatorische Meisterstück zu übernehmen, was die moralische Bewerthung dieses Coups in den Augen anständiger Leute nicht gerade steigern dürfte.

Der sozialdemokratische Parteitag mit seinem unerhörten Gezänk absorbirt in dieser Woche in hohem Maße das Interesse aller Politiker und Sozialpolitiker. Freilich durchaus nicht in dem Sinne, den Singer's stolze Eröffnungsworte hatten, von den Augen der ganzen Welt, die auf Dresden gerichtet wären. Im Gegentheil, mancher, der mit Vorurtheilslosigkeit der diesjährigen Tagung der Dreimillionenpartei entgegengesehen hatte, wird jetzt nur noch verwundert oder entrüstet dem Spektakelstück folgen, das sich in der Hauptstadt des „rothen Königreichs" abspielt. Der Sozialdemokratie neue Tausende zuzuführen, scheint dieser Parteitag weniger geeignet zu sein als irgend ein früherer. Immerhin hat in einer so elementaren Bewegung, wie sie die an Wählern stärkste Partei Deutschlands darstellt, auch persönliches Gezänk seine beachtliche Bedeutung. Wir geben deshalb weiter unten eine ausführliche Würdigung des seitherigen Verlaufs.

Der Verein für Sozialpolitik, der anfangs der Woche seine diesjährige Generalversammlung in Hamburg abgehalten hat, vermochte diesmal leider weniger als in früheren Jahren die breitere Oeffentlichkeit für seine Verhandlungen zu interessiren. Zum Theil mag das an den Verhandlungsgegenständen selbst liegen, die nicht gerade brennende Gegenwartsfragen umfaßten; die Lage der in der Seeschiffahrt beschäftigten Arbeiter, über die beispielsweise den ganzen ersten Sitzungstag eingehend diskutirt wurde, hat für alle Binnenländer naturgemäß ein beschränktes Interesse. Aber selbst an der Wasserkante und in der deutschen Seeschiffahrtszentrale hat dieser Gegenstand auffallend wenig Anziehungskraft auf Draußenstehende ausgeübt. Kein Vertreter der Arbeiterschaft, kein Mitglied des Vereins Hamburger Rheder hat an den Verhandlungen theilgenommen, von einer Vertretung der Hamburger Handelskammer ganz zu schweigen. Diese Thatsache erklärt an ihrem Theil wieder die geringe Beachtung, die die Hamburger Generalversammlung im ganzen bis jetzt gefunden hat: Hamburg mit seinen zahlreichen, umfassenden und erbitterten Kämpfen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist für sozialpolitische Bestrebungen wohl der härteste Boden, den es gegenwärtig in Deutschland gibt. Dazu kam nun noch, daß die weit pikanteren, stürmischen Verhandlungen des sozialdemokratischen Parteitags die allgemeine Aufmerksamkeit nach Dresden lenkten. So ist der Verein für Sozialpolitik dieses Jahr um den agitatorischen Werth seiner Generalversammlung gekommen. Aber zum Glück ist er auf diesen agitatorischen Werth sehr wenig angewiesen. Seine Bedeutung besteht, wie die aller wissenschaftlichen Arbeit, in der rücksichtslosen Erforschung der Wahrheit und in der wissenschaftlich korrekten Formulirung der Folgen ihrer Feststellungen. Und hierin steht die Hamburger Tagung früheren Generalversammlungen keineswegs nach. Von ihr wird man trotz augenblicklicher scheinbarer Nichtbeachtung noch reden, wenn das dröhnende Gezänk des sozialdemokratischen Parteitags längst vergessen ist.

Im Kampf zwischen Schutzzoll und Freihandel hat es in England eine vorläufige Entscheidung zu Gunsten des Freihandels gegeben. Mr. Chamberlain hat demissionirt und mit ihm der britische Finanzminister Ritchie. Als unmittelbare Veranlassung der Demission wird die programmatische Broschüre des Premierministers Balfour angesehen, die dieser als Vortäufer einer demnächst zu haltenden großen potitischen Rede vor einigen Tagen veröffentlicht hat. Diese Broschüre war aber in so diplomatisch verklausulirten Formeln abgefaßt, daß niemand aus ihr die Stellungnahme Balfour's genau zu erkennen vermochte. Während die freihändlerische Richtung ein Abrücken des Premiers von Mr. Chamberlain's Plänen herauslas, jubelten die Protektionisten über die Gesinnungsverwandtschaft beider Minister. Nun, diese strittige Frage ist inzwischen durch Chamberlain's Demission, der mehrtägige Ministerberathungen vorausgegangen sind, unzweideutig getöst: Balfour hat offenbar keine Unterstützung der Chamberlain'schen Schutzzöllnerei zusagen wollen. Da geht dann einfach der von seinem Ministerpräsidenten im Stich gelassene Protektionistenführer, obwohl er unter allen englischen Ministern unstreitig der populärste und mit seinen neuen Plänen keineswegs ohne Anhang geblieben ist. Das ist die Konsequenz der Ministerverantwortlichkeit in einem wirklich parlamentarisch regierten Lande. — Immerhin bedeutet die Demission Chamberlain's offenbar nur eine vorläufige Entscheidung in dem großen englischen Wirthschaftskampf. Denn abgesehen davon, daß man des Königs Entscheidung und vor allem die Nachfolger der jetzt ausscheidenden Minister noch nicht kennt: Mr. Chamberlain ist auch nicht der Mann dazu, der resignirt verzichtet, wenn ihm ein weitausschauendes Werk nicht auf den ersten Anhieb gelingt. Also der Kampf wird weitergehen. Aber die erste Epoche desselben schloß durchaus zu Gunsten des Freihandels ab.

Das schwelende Feuer auf der Balkanhalbinsel scheint sich nun doch noch überraschend schnell zur hellodernden Flamme zu entwickeln. Von Bulgarien kommen Meldungen über Truppenzusammenziehungen und allgemeine Mobilmachung. Wenn sie sich bewahrheiten, würde wieder einmal der in der allgemeinen Kriegsgeschichte keineswegs seltene Fall neu bestätigt werden, daß Kriege oft genug nicht Fürstenmache und Kabinettskunst, sondern Volkswille sind, der elementar dahinstürmt und alle Hindernisse im gegebenen Augenblick mit sich fortreißt. Trotz solcher Erfahrungen braucht man den Glauben an die Macht der Kultur und der Friedensidee noch keineswegs aufzugeben: nur vor Ueberschätzung der Schnelligkeit, mit der diese Geistesmächte endlich und allgemein siegen werden, warnen solche Ereignisse.

* * *

Digitized by Google

Und die Freiheit?

Der bisherige Verlauf des sozialdemokratischen Parteitags — diese Zeilen werden am Mittwoch Abend geschrieben — rechtfertigt die Meinung, daß es ein ungewöhnlich schwerwiegender Fehler Eduard Bernstein's war, unmittelbar nach dem Triumph vom 16. Juni die Vizepräsidentenfrage aufzurollen. Die Entwicklung der Sozialdemokratie zur Praxis hin war im besten Gange. Der Entschluß, sich nicht nur an den preußischen Landtagswahlen zu betheiligen, sondern auch zu diesem Zwecke Vereindarungen mit den liberalen Parteien einzugehen, bedeutete einen gewaltigen Schritt vorwärts. Die Reichstagswahlen hatten der Fraktion einen starken Zuwachs von tüchtigen Köpfen revisionistischer Richtung gebracht. Gewiß hatten die Revisionisten noch nicht die Mehrheit innerhalb der Fraktion. Sicherlich wäre auch innerhalb der Fraktion ein Antrag auf Uebernahme der nebensächlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen des Vizepräsidenten, wenn schon gegen eine starke Minderheit, zu Fall gekommen. Dennoch wäre es unendlich klüger gewesen, diesen Weg einzuschlagen. Viel eher ist von der Fraktion als von dem Parteitag eine verständige Wendung in der Taktik zu erwarten, wie sie in der Uebernahme des Vizepräsidiums mit allen seinen Konsequenzen besteht. Denn in der Fraktion ist doch der Prozentsatz der weitsichtigen und darum revisionistischen Genossen bedeutend größer als unter den Delegirten des Parteitages. Zu dem Parteitag delegiren viele Wahlkreise mit Vorliebe die sogenannten „thätigen" Genossen, d. h. brave Leute, die seit Jahrzehnten für die Partei zahlen und arbeiten, aber nicht in der Lage sind, sich den Luxus eigener Gedankenarbeit zu lesten und darum die ausgefahrenen Geleise des alten Programms und der alten Taktik benutzen. Die Delegation ist meist kein Zeichen der Anerkennung einer höheren Begabung, sondern eine Belohnung für die Bekundung guten Willens. Zum Reichstag solche Genossen kandidiren zu lassen, genirt man sich schon eher. Da wendet man sich mehr und mehr an die Intellektuellen, mögen es nun Akademiker oder geistig hochstehende Arbeiter sein.

Hätte Bernstein seinen an sich natürlich unanfechtbaren Gedanken für den Schoß der Fraktion aufgespart, statt ihn vor das Forum des Parteitags zu bringen, so wäre er zwar nicht schon in diesem Jahr, aber voraussichtlich viel früher durchgedrungen, als es jetzt leider der Fall sein wird. Der Parteitag kann wohl Fraktionsbeschlüsse umstoßen, da er die höchste Parteiinstanz ist, aber das Umgekehrte ist nicht möglich. Nun unterliegt die Sache ein für allemal der Judikatur des Parteitags, d. h. die vernünftige Lösung der Aufgabe wird ungebührlich auf sich warten lassen.

Der verfehlte Vorstoß Bernstein's war ein gefundenes Festmahl für die Intransigenten. Sie sahen mit Schrecken, wie ihr Einfluß abnahm. Sie fühlten das Wachsthum der revisionistischen Strömung in den höheren Parteischichten. Sie wußten, wie die Mehrzahl ihrer neuen Fraktionskollegen stand. Darum stürzten sie sich mit einer wahren Manie auf den Bernstein'schen Vorschlag. Das mußte ausgeschlachtet werden. Hier hatten sie Gelegenheit, dem vorwärts dringendem Revisionismus, der sich ein Stück zu weit vorgewagt hatte, eine Schlappe beizubringen. Man mußte es nur verstehen, aus der an sich ziemlich nebensächlichen Sache eine Haupt- und Staatsaktion zu machen. Alle Künste der Demagogie ließ man spielen. In den Volksversammlungen wurden die Leute mit den Mätzchen von den Kniehosen und den Wadelstrümpfen, dem Kotau vor dem Kaiser und ähnlichen Dingen aufgeputscht. Daß sich überraschend viel Abgeordnete, neben den als „Revisionisten" bekannten Auer, Göhre, Heine u. s. w. auch Männer wie Herdert und Grünberg für den sachlichen Inhalt des Bernstein'schen Artikels aussprachen, goß nur Oel ins Feuer. Je mächtiger die Schlange des Revisionismus angeschwollen war, um so wichtiger wurde es, ihr jetzt den Kopf zu zertreten. Bebel kündigte die Generalabrechnung für Dresden an.

Das ist das Zeichen, unter dem dieser Parteitag steht. Es ist der fünfte, den ich seit 1897 mitmache. Noch auf keinem fand ich die Stimmung so radikal. Man mißverstehe mich nicht. Die Zahl der Revisionisten ist größer als je. Aber niemals waren die Radikalen, die noch immer weitaus die Mehrheit besitzen, so entschlossen, dem Revisionismus zu Leide zu gehen.

Das zeigte sich von der ersten Stunde an. Zwei kleine und doch sehr charakteristische Zwischenfälle präludirten den eigentlichen sachlichen Verhandlungen.

Das Mandat des Genossen Georg Bernhard wurde angefochten. Bernhard gehört als Handelsredakteur der „Berliner Morgenpost" und als Mitarbeiter an der „Zukunft" zu den bêtes noires der Intransigenten. Schriftlich hatten ihn die Genossen von Breslau-Land delegirt. Das war formell nicht korrekt, da die Vertreterwahl in öffentlicher Versammlung erfolgen soll. Aber nachträglich hatte eine solche Versammlung ihr Einverständniß mit seiner Entsendung ausgesprochen. Auch ist es notorisch, wie übrigens von verschiedenen Rednern zugegeben wurde, daß schon öfters solche Formen der Delegation vorgekommen und stets unbeanstandet geblieben sind. Wollte man diesem Zustand ein Ende machen, so konnte man beschließen, daß zwar Bernhard's Mandat, der bisherigen Tradition entsprechend, für gültig zu erklären, gleichzeitig aber festzusetzen sei, daß in Zukunft diese Art der Mandatsertheilung unzulässig sein solle. Das wäre ein formell korrektes und sachlich gerechtes Verfahren gewesen. Statt dessen beging man das materielle Unrecht, Bernhard sein Mandat abzuerkennen.

Fast komisch berührt der zweite Zwischenfall. Und doch war auch er symptomatisch. Dr. Heinrich Braun wollte seinen Widersacher Mehring „Herr Dr. Franz Mehring" nennen. Singer als Vorsitzender forderte ihn auf, „Genosse Franz Mehring" zu sagen. Braun weigerte sich. Da zwang ihn Singer dazu, den Ausdruck „Herr" zu vermeiden. „Genosse" ist obligatorisch. Man mag den andern für den größten Schurken, Lügner und Verleumder halten, man darf es sogar öffentlich erklären, wie es mehrfach vorgekommen ist, wenn man nur die Zwangsanrede „Genosse" wahrt. „Herr Mehring lebt von der Lüge" — tolerari non potest. „Genosse Mehring lebt von der Lüge" — dagegen ist nicht das Mindeste einzuwenden. Nach diesem Zwischenfall kann der Genosse Dr. v. Oppel, der vor einiger Zeit den Antrag auf obligatorische Einführung des Duzens in der Partei stellte, wieder frischen Muth schöpfen.

Dem Präludium angemessen verliefen die ersten drei Verhandlungstage, die fast ausschließlich der Debatte über die Mitarbeit von Sozialdemokraten an der bürgerlichen Presse gewidmet waren. Diese Debatte wurde durch einige nicht in der Sache selbst liegende Momente zu Ungunsten der Gemäßigten beeinflußt.

Einmal hatte den Anstoß zu der Debatte die Mitarbeit von Sozialdemokraten an der „Zukunft" gegeben. Nun braucht man keineswegs auf dem Standpunkt eines sozialdemokratischen Fanatikers zu stehen, um eine unwiderstehliche Abneigung dagegen zu empfinden, unter den Mitarbeitern des Herrn Maximilian Harden zu figuriren. Die Person des Herausgebers und die Tendenz des Blattes sind nach Ansicht vieler Nichtsozialdemokraten so beschaffen, daß irgend welche Berührung damit keine Ehre eindringt. Andere ehrenwerthe Leute urtheilen anders, finden entweder an der Person nichts auszusetzen oder halten es für gleichgiltig, was die Redaktion schreibt, wenn sie nur selbst unter ihrem Namen schreiben können, was sie wollen. Das ist Meinungssache. Jedenfalls gibt es wenige Blätter, die soviel berechtigten Anlaß zur schärfsten Kritik bieten wie gerade die „Zukunft".

Sodann war der Artikel Georg Bernhard's in der „Zukunft", „Parteimoral" überschrieben, an den die Kritik besonders anknüpfte, so beschaffen, daß er sich schwer vertheidigen ließ. Sein Grundgedanke war zweifellos

Digitized by Google

richtig. Er variirte den Satz, daß der Zweck das Mittel heilige, ein Satz, den blöder Unverstand als Jesuitenmoral zu brandmarken pflegt, und der doch, richtig verstanden, aller Politik zu Grunde liegt. Thatsächlich hatten denn auch, wie Bebel erzählt, vor seinen eigenen Ohren sozialdemokratische Führer solche Anschauungen geäußert. Aber wenn man einen so allgemeinen Satz spezialisirt, wie das Bernhard in seinem Artikel gethan hatte, so laufen sehr leicht Behauptungen mit unter, die sich spielend leicht der öffentlichen Entrüstung preisgeben lassen, von welchem Mittel denn auch ausgiebigst Gebrauch gemacht wurde.

Schließlich war es meines Erachtens ein Irrthum, wenn die angegriffenen Schriftsteller glaubten, den Angriff dadurch pariren zu können, daß sie seinen Urheber, Franz Mehring, moralisch vernichteten. Inwieweit die Angriffe auf den Charakter dieser, geistig auf alle Fälle eminenten Persönlichkeit, sachlich begründet waren, sei dahingestellt. Jedenfalls, selbst wenn Mehring der größte Lump auf Gottes Erdboden wäre, wäre damit die Frage noch nicht entschieden, ob die Mitarbeit an bürgerlichen Blättern sich für einen Sozialdemokraten schickt oder nicht. Dr. Heinrich Braun, Bernhard und Genossen konzentrirten ihre Kraft auf das persönliche Moment. Damit schädigten sie ihre sachlich uneinnehmbare Position.

Selbstverständlich hat jede Partei über ihre Parteiehre zu wachen. Erachtet sie aus haltbaren Gründen, daß die Mitarbeit ihrer Angehörigen an einem bestimmten Blatte wegen des Charakters dieses Blattes ehrenrührig sei, so kann sie diese Mitarbeit für unvereinbar mit der Parteizugehörigkeit erklären. Soweit darf die Parteidisziplin gehen. Hätte sich der Dresdener Parteitag darauf beschränkt, die Mitarbeit an der „Zukunft" für unzulässig zu erklären, nicht weil das Blatt gelegentlich die Sozialdemokratie heftig angegriffen hat, sondern weil es ein unanständiges Blatt sei, so ließe sich über den Einzelfall diskutiren. Prinzipiell wäre nichts einzuwenden.

Aber was der Dresdener Parteitag mit Neunzehntelmehrheit beschlossen hat, das ist etwas ganz anderes, und zwar etwas prinzipiell Verwerfliches.

Er hat es den Sozialdemokraten verboten, an Blättern mitzuarbeiten, die die Sozialdemokratie „hämisch" oder „gehässig" kritisiren. Das ist eine Kautschukbestimmung von der Art, wie sie die Sozialdemokratie bisher mit den glänzendsten Gründen bekämpft hat, wenn sie sich in Regierungsvorlagen fanden. Der Willkür der Parteioberen ist Thür und Thor geöffnet. Das ist ferner eine Beschränkung der Meinungsfreiheit, wie sie eine Partei, die in dem Wort „Freiheit" einen wesentlichen Bestandtheil ihres Inventars erblickt, um keinen Preis hätte dekretiren dürfen. Warum in aller Welt soll ein Sozialdemokrat z. B. in einem Blatt, das als Sprechsaal allen Parteien geöffnet ist, nicht dann schreiben dürfen, wenn seine Partei darin „gehässig" oder „hämisch" kritisirt worden ist? Natürlich muß er das Recht haben, dort auch seinerseits jede andere Partei nach Belieben, meinetwegen also auch „hämisch" und „gehässig", zu kritisiren.

Beschlossen hat der Parteitag außerdem, daß, wenn Sozialdemokraten an irgend einem bürgerlichen Blatt, auch an solchen also, die nie die Sozialdemokratie kritisiren, thätig sind, sie keine Vertrauensstellungen bekleiden sollen. Sie dürfen dann nicht als Referenten fungiren, nicht Vertrauensmänner sein, nicht kandidiren u. s. w. Damit ist also die Einrichtung der Genossen zweiter Klasse perfekt geworden. Die einen haben Pflichten und Rechte, die anderen nur Pflichten. Sie dürfen für die Partei arbeiten, stimmen und zahlen. Aber von Ehrenstellen sind sie ausgeschlossen. Der Satz: „Alle Sozialdemokraten sind vor der Partei gleich" ist abgeschafft. Wir haben in Zukunft Sozialdemokraten, die sich innerhalb der Partei etwa in der Rolle befinden, die die Juden innerhalb des rumänischen Staates spielen.

Eine Anzahl von Sozialdemokraten hat mit Aufbietung aller Kraft und allen Geistes gegen diese Verengung und Verunstaltung der Partei gekämpft. Vergebens. Sie sind geschlagen. Sie verlassen das Schlachtfeld, bedeckt zum Theil mit brennenden Wunden. Mancher von ihnen ist so furchtbar mitgenommen worden, daß es ihm fast unmöglich sein muß, innerhalb der Partei weiter zu existiren. Trotzdem thun sie gut daran, in der Partei zu bleiben. Außerhalb der Partei wären sie verfliegende Atome. Innerhalb können sie dennoch, wenn auch zunächst nur mit beispielloser Selbstüberwindung, weiter arbeiten an dem großen Werk der Umwandlung der Sozialdemokratie in eine Partei praktischer Gegenwartsarbeit.

Dennoch! Denn auch von der Sozialdemokratie, so radikal sie sich manchmal gebärden mag, gilt das Wort: Und sie bewegt sich doch!

H. v. Gerlach.

Ueber den Zeugnißzwang bei Preßdelikten.

Die Frage, ob den Redakteuren, Verlegern, Druckern und deren Hilfspersonal das Recht gegeben werden soll, ihr Zeugniß zu weigern, wenn es sich darum handelt, den Verfasser oder Einsender von Preßartikeln zu ermitteln, ist in Folge der auf andern Gebieten entbrannten wichtigeren politischen Kämpfe zur Zeit allerdings einigermaßen in den Hintergrund gedrängt, obgleich sie durch das neuerdings eingeleitete Verfahren gegen die Redakteure Hilbebrand und Rehbein momentane Aktualität erlangt hat. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie weder affirmativ noch negativ für längere Zeit entschieden ist, daß sie vielmehr bei der unumgänglich nothwendigen Reform der Strafprozeßordnung in größter Schärfe wieder aufgeworfen werden wird; und da ist es wohl am Platze, sie auch zur Zeit einer objektiven Erörterung zu unterziehen. Es soll hier selbstredend ihre Bedeutung nur für den Strafprozeß besprochen werden. Für den Zivilprozeß mit seinen Wirkungen auf das vermögensrechtliche Gut der Parteien kann sie aus den allgemeinen politischen Grundsätzen, die für den Strafprozeß dabei in Betracht kommen, nicht beantwortet werden.

Die Frage steht seit drei Dezennien in Deutschland auf der Tagesordnung. Schon das Badische Preßgesetz von 1868 konstituirte in § 14 eine bedeutsame Einschränkung des Zeugnißzwanges der Preßangestellten. Bei der Berathung des deutschen Preßgesetzes und der deutschen Strafprozeßordnung fand die Beseitigung des Zeugnißzwanges der Preßangestellten warme Fürsprecher in den Abgeordneten Marquardsen, von Schwarze, Struckmann, Lasker und andern hervorragenden Parlamentariern, während sie auf das heftigste von v. Cuny bekämpft wurde, der einen unberechtigten Schutz der Anonymität, „diesen Deckmantel der Feigheit", wie er sie nannte, darin fand. In der zweiten Lesung der Strafprozeßordnung gelangte 1876 ein Antrag Marquardsen auf Beseitigung des Zeugnißzwanges mit 250 gegen 50 Stimmen zur Annahme. Nachdem aber der Bundesrath mit Bestimmtheit die Unannehmbarkeit des Antrages erklärt hatte, fiel ein großer Theil der Antragsteller, darunter Marquardsen selbst um, und der Antrag wurde mit 186 gegen 120 Stimmen in zweiter Lesung abgelehnt. In der Kommission zur Berathung der Regierungsvorlage des Jahres 1895 betreffend die Reform der Strafprozeßordnung (sogenannte Berufungskommission) wurde ein neuer § 55a eingefügt, wörtlich lautend:

„Begründet der Inhalt einer periodischen Druckschrift den Thatbestand einer strafbaren Handlung, für welche nach § 20 des Gesetzes über die Presse vom 7. Mai 1874 der verantwortliche Redakteur als Thäter haftet, so sind Verleger, Redakteure und Drucker, sowie deren zur Herstellung der Druckschrift verwendetes Hilfspersonal berechtigt, das Zeugniß über die Person des Verfassers und Einsenders zu verweigern."

Digitized by Google

Mit zwölf gegen sechs Stimmen wurde dieser Antrag in erster und zweiter Lesung angenommen, nachdem ein weitergehender Antrag, unter das Zeugnißverbot auch den Fall zu fassen, wo es sich um ein noch nicht konsumirtes Preßdelikt handelt, sondern um die Ermittelung des Einsenders vor dem Erscheinen der Druckschrift, z. B. im Disziplinarverfahren, gegen zwei Stimmen abgelehnt war. In dieser Kommission fand noch eine Art dritter Lesung statt, welche den Ausgleich verschiedener Differenzpunkte mit der Regierung im Kompromißwege versuchen sollte. Dazu gehörte auch die hier in Rede stehende Frage. Die verbündeten Regierungen erklärten dabei kategorisch, daß die Annahme des Zeugnißweigerungsrechts der Preßangestellten die ganze Berufungsvorlage zum Scheitern bringen würde, und das veranlaßte die Kommission, nunmehr den § 55a mit fünfzehn gegen vier Stimmen zu streichen. Bekanntlich scheiterte damals die Berufungsvorlage an einem andern Punkte, so daß es zur Plenarverhandlung über den Zeugnißzwang der Redakteure u. s. w. nicht mehr kam. Die aus der Mitte des Reichstags 1898—99 eingebrachte Initiativvorlage nahm den § 55a in der oben citirten Fassung wieder auf. In den betreffenden Kommissionen wurde derselbe zuerst mit achtzehn gegen drei Stimmen angenommen, in den späteren Lesungen aber zunächst mit acht gegen sieben Stimmen und endlich mit zwölf gegen vier Stimmen abgelehnt.

Der historische Gang der Materie läßt unzweifelhaft erkennen, daß der in Rede stehenden Befreiung vom Zeugnißzwang stets große Majoritäten zur Seite gestanden haben, die nicht aus inneren Gründen, sondern aus Nachgiebigkeit gegen die Regierung und deren Standpunkt in immer geringer werdende Minoritäten sich umwandelten, um das ganze Reformwerk nicht zu gefährden. Es mag im parlamentarischen Leben vielfach geboten sein, zeitweilig weniger bedeutsame Wünsche zurückzustellen, um die Erfüllung größerer Aufgaben nicht unmöglich zu machen. Wenn aber die Regierung sich fortgesetzt gegen den klar erkannten Willen respektabler Mehrheiten, der doch schließlich den Volkswillen zum Ausdruck bringt, anstemmt und ihn mit ihrem kategorischen: non possumus geradezu niederschlägt, dann müssen ihr selbst intensive innere Gründe zur Seite stehen, welche sie veranlassen, unter allen Umständen die Mehrheitsmeinung nicht Gesetz werden zu lassen. Es soll im Nachfolgenden objektiv besprochen werden, ob solche dringenden Gründe vorhanden sind, welche die Argumentationen der Volksmeinung so überwiegen, daß deren Beiseitesetzung Pflicht der Regierung ist. Zweckmäßig erscheint es, daran anzuknüpfen, was die Vertreter der verbündeten Regierungen in den verschiedenen Kommissionssitzungen nach den autentischen Kommissionsberichten erklärt haben. Ihre Erklärungen in der Kommission des Jahres 1895—96 lautete:

„Es laufe dem Interesse der Strafverfolgung stracks zuwider, bei den Redakteuren und dem übrigen Hülfspersonal der Presse eine Ausnahme von dem sonst bestehenden Zeugnißzwang zu konstruiren; ein Bedürfniß liege dazu nicht vor, auch nicht insofern, als diese Personen nicht in einem besonderen vom Staate geschaffenen Vertrauensverhältniß zum Verfasser oder Einsender eines Preßartikels ständen. Zu erheblichen Mißbräuchen könne der Zeugnißzwang gegen die genannten Personen um so weniger führen, als dieselben zur Zeugnißweigerung berechtigt seien, wenn ihre eigene Strafbarkeit sogar unter dem weiten Gesichtspunkte des eventuellen Dolus in Frage kommen könne. Durch die Presse könnten auch schwere Straftaten begangen werden, an deren Ahndung gegenüber dem wirklich Schuldigen die staatliche Ordnung ein dringendes Interesse habe. Diesem Interesse genüge der als verantwortlich zeichnende Redakteur häufig schon deshalb nicht, weil dieser oftmals nur vorgeschobene Person, sogenannter Sitzredakteur sei. In diesem Falle treffe die Strafe nicht die wirklich Schuldigen und bleibe deshalb wirkungslos. Der Zeugnißzwang sei daher mitunter ein unentbehrliches Hülfsmittel, um dem verletzten Rechte eine Sühne zu verschaffen."

In der Kommissionsberathung des Jahres 1900—1901 wies zusätzlich zu den früheren Ausführungen der Regierungsvertreter noch darauf hin, daß die Annahme, als ob eine nach allgemeinen Grundsätzen nicht bestehende Haftung des Redakteurs im § 20 Abs. 2 des Preßgesetzes eingeführt sei, nicht zutreffe: indem durch Plenarentscheidung des Reichsgerichts festgestellt sei, daß der § 20 cit. Abs. 2 nur dasjenige ausspreche, was sich aus allgemeinen Grundsätzen ergebe, daß die Aufhebung des Zeugnißzwanges daher als Korrelat gegen eine erweiterte Haftbarkeit des Redakteurs nicht zu begründen sei.

Darin ist den Regierungen beizupflichten, daß die Einschränkung des Zeugnißzwanges für die Redakteure u. s. w. ohne weiteres ein Privilegium für die Presse bedeutet, welches geeignet sein kann, die vornehmste Aufgabe der Strafjustiz, d. i. die Erforschung der Wahrheit und die Ermittelung der Schuldigen zu erschweren.

Deshalb haben die Anhänger dieses Privilegiums die Verpflichtung dessen Nothwendigkeit im höheren Interesse der Gesammtheit nachzuweisen, zumal jeder, dem eine gerechte Kriminaljustiz am Herzen liegt, der Regel nach vor keinem Hülfsmittel, welches die Wahrheitserforschung fördern kann, zurückschrecken und sich nur ganz ausnahmsweis mit der Einschränkung der Wahrheitserforschungsmittel einverstanden erklären soll. Aber das Strafprozeßrecht, wie es besteht, schreibt schon in einer ganzen Reihe von Fällen die Abstandnahme von Beweismitteln aus höheren ethischen Gründen vor, so, indem sie Geistliche, Aerzte und Rechtsanwälte betreffs ihrer amtlich erlangten Kenntnisse, ferner die Angehörigen angeschuldigter Personen zur Zeugnißweigerung autorisirt, und jeden von der Verpflichtung zur Selbstbezichtigung entbindet. Unrichtig ist es, wenn die Regierung diese Entbindung vom Zeugnißzwang mit der vom Staate verliehenen Vertrauensstellung bestimmter Personen motiviren will. Eine solche liegt doch nur bei der erstgenannten Kategorie von Personen vor, während das Angehörigenverhältniß lediglich ein ethisches Vertrauensverhältniß darstellt, bei welchem die Möglichkeit eines starken seelischen Konfliktes zwischen dem Offenbaren und dem Verschweigen der Wahrheit den Zeugnißzwang geradezu unsittlich erscheinen läßt.

Ein derartiges ethisches Vertrauensverhältniß besteht aber unzweifelhaft auch zwischen dem Redakteur einer Druckschrift und demjenigen, der ihm seine Geistesprodukte anonym, also mit dem Vorbehalt, seine Autorschaft nicht erkennbar zu machen, anvertraut. Die außerordentliche Entwicklung der periodischen Presse hat es mit sich gebracht, daß die anonyme Zeitungsschreiberei die Regel geworden ist, und der Autor aus den mannigfachsten Gründen, sei es aus Bescheidenheit, sei es aus Rücksichtnahme auf seine gesellschaftliche, politische, konfessionelle, staatliche Stellung, sei es weil er davon ausgeht, daß der Name des Autors den Leser nicht beeinflussen soll, sondern nur der sachliche Inhalt des Artikels, sei es weil er sich scheut, an seiner Person Kritik üben zu lassen u. s. w., sich genöthigt sieht, mit seinem Namen nicht hervorzutreten. Wollte die Volksgewohnheit oder gar das Gesetz die Publikationen mit dem Namen des Autors zur Pflicht oder auch nur zur Regel machen, so würde die Presse bei weitem nicht die Bedeutung haben, die sie zur Großmacht emporgehoben hat, würde die öffentliche Meinung manche Aufklärung, Belehrung und fruchtbringende Disputation entbehren müssen, würde die objektive Wahrheit häufig nicht hervortreten können, würde das ganze Geistesleben der Nationen unterbunden werden. Das oben citirte Wort v. Cuny's, daß die Anonymität ein Deckmantel der Feigheit sei, ist eine eben so hohle Phrase, wie die, daß die offenen Wahlen den geheimen vorzuziehen seien, weil sie eine Bethätigung des Mannesmuthes bedeuteten. Ja, wenn jeder seinen Mannesmuth im öffentlichen Leben bethätigen könnte, das wäre ein idealer Zustand, der aber nun einmal nicht vorhanden ist! Kann also die Anonymität des Autors nicht entbehrt werden, so muß er auch sicher sein, daß sie unter allen Umständen gewahrt wird, und daß das Interesse der Gesammtheit ihre Preisgabe nur dann verlangt, wo diese absolut nothwendig ist. Darin besteht eben das Vertrauen des Autors zum Zeitungsredakteur, daß sein Namensgeheimniß bei ihm eben so sicher geborgen sei, wie das Beichtgeheimniß beim Geistlichen, das Amtsgeheimniß beim An-

Digitized by Google

walt, das Familiengeheimniß beim Arzt. Ob der Staat oder das Volksbedürfniß dieses Vertrauensverhältniß geschaffen hat, erscheint für seine ethische Bedeutung absolut gleichgültig. Nun ist es zwar richtig, daß ein gleiches Vertrauensverhältniß zwischen einerseits dem Autor und andererseits dem Verleger, Drucker, Setzer, Zeitungsboten und dem sonstigen Hülfspersonal, welches nur die mechanische Mittheilung des Geistesproduktes an die Oeffentlichkeit besorgt, nicht besteht. Aber das Vertrauen zum Redakteur muß sich auch auf diese Nebenpersonen erstrecken, wenn anders es durch deren Indiskretionen nicht illusorisch gemacht werden soll. Nur solche Personen sich auszusuchen, denen er volles Vertrauen schenken kann, ist in erster Linie Sache des Redakteurs, wenn er für die Wahrung der Anonymität eintreten soll: aber seine Auswahl hilft ihm nichts, wenn der Staat berechtigt ist, trotz ihrer gewollten Verschwiegenheit und gegen den Willen des Redakteurs und des Autors, sie zu Zeugenindiskretionen zu zwingen. Eine periodische Druckschrift stellt gewissermaßen eine Gesammtperson dar, welche in ihrer Gesammtheit, vertreten in der Person des Redakteurs, das Geistesprodukt des Autors für sich übernimmt. Das gesammte Personal steht in einem solchen Solidaritätsverhältniß zu dem leitenden Redakteur, daß alle Mitwirkenden nur Organe seines Willens sind. Es muß daher das Recht der Zeugnißweigerung auch auf das gesammte Nebenpersonal ausgedehnt werden, wenn es überhaupt Sinn haben soll, da der Redakteur die durch andere Personen auszuführenden Arbeiten nicht selbst ausführen kann, also diesen Hülfspersonen nolens-volens das ihm anvertraute Geheimniß preisgeben muß.

Die Vertreter der Beibehaltung der vollen Zeugnißpflicht der Preßangestellten behaupten weiter, die in den §§ 52, 54, 56 Nr. 3 Strafprozeßordnung jetzt schon eingeführte Beschränkung des Zeugnißzwanges genüge auch für die Presse, wie daraus hervorgehe, daß eigentlich nur die Presse selbst ein weiteres Privilegium verlange, der Zeugnißzwang gegen Preßangestellte auch so selten zur Anwendung komme, daß eine Ausnahmegesetzgebung nicht erforderlich sei. Unzweifelhaft richtig ist, daß in erster Linie die Presse selbst das weitere Privilegium verlangt und bei ihrer großen Macht in außerordentlichem Maße ihrer Forderung Nachdruck zu geben vermag. Nicht minder richtig ist aber auch, daß, wie die Verhandlungen der Juristentage, auf denen seit 1881 die hier besprochene Frage fast jedes Mal mehr oder minder eingehend ventilirt ist, beweisen, auch in Juristenkreisen und in solchen Laienkreisen, die mit der Presse nichts zu thun haben, die Aufhebung des Zeugnißzwanges für die Presse sehr angesehene Anhänger hat. Daß aber der Zeugnißzwang in regulären Zeiten so selten angewendet wird, hat darin seinen Grund, daß in vielen Fällen der Autor mit seinem Wissen und Willen vom Redakteur auf Befragen des Richters genannt wird, daß in noch mehr Fällen das Gericht sich mit der Verfolgung der ihm bekannten Personen des Redakteurs und des Verlegers begnügt, daß weiter in zahlreichen Fällen die Gerichte, in der richtigen Würdigung des Gewissenskonfliktes, selbst die ihnen vom Gesetz gegebene Möglichkeit, durch die Tortur der Bestrafung zum Vertrauensbruch zu nöthigen, verschmähen, und daß endlich in den meisten Fällen die bloße Zwangsandrohung schon genügt, um den Redakteur u. s. w. zur Nennung des Autors zu veranlassen, also den Vertrauensbruch zu begehen. Daß aber gerade diese Fälle, in denen der Gewissenskonflikt zu der unsittlicheren That des Vertrauensbruches führt, um die eigene Person und das eigene Vermögen zu salviren, so häufig sind, und daß bei den seltenen Fällen der Durchführung des Zeugnißzwangs gerade derjenige leiden muß, der auf der höchsten Stufe der sittlichen Anschauung steht, nöthigt erst recht dazu, den besseren Elementen, die den Vertrauensbruch scheuen, zu Hilfe zu kommen im Wege der Gesetzgebung.

Ist es nun richtig, daß die geltenden Bestimmungen der Strafprozeßordnung gegen die ethisch verwerfliche Selbstbezichtigung auch für die Preßangestellten genügen? Das ist zu verneinen. Der § 51 der Strafprozeßordnung gibt einem Zeugen nur das Recht, die Beantwortung solcher Fragen zu verweigern, die ihm selbst oder nahen Angehörigen die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehen. Der Redakteur kann also mit Rücksicht auf eine eigene Bezichtigung die Nennung des Autors nicht weigern, da eine solche Selbstbezichtigung nie darin liegt. Ja der § 56 Strafprozeßordnung verpflichtet den Richter sogar, der Theilnahme oder der Begünstigung verdächtige Personen zu vernehmen, allerdings nur uneidlich. Indessen der gewissenhafte Mensch wird, wenn er mal zum Zeugniß gezwungen wird, auch uneidlich nicht lügen, zumal er sich der Gefahr aussetzt, daß seine Lüge als eine Begünstigung im Sinne des § 257 Strafgesetzbuchs, d. h. als ein Mittel, jemand der Bestrafung zu entziehen, aufgefaßt und als selbständige Straſthat verfolgt wird. Das Preßgesetz vom 7. Mai 1874 versagt dem Redakteur das Recht, irgend eine Frage unbeantwortet oder auch nur unbeeidet zu lassen, wenn er selbst nicht als Mitthäter im Sinne des § 20 oder wegen Fahrlässigkeit aus § 21 in Betracht kommt, also überall da, wo seine Mitthäterschaft durch besondere Umstände ausgeschlossen ist, z. B. im Falle körperlicher Verhinderung beim Zustandekommen einer Zeitungsnummer, oder wenn er die Anwendung pflichtgemäßer Sorgfalt nachweisen kann. Soll der Redakteur wirklich vor dem Zwange zum Vertrauensbruch bewahrt werden, dann muß er durch das Gesetz autorisirt werden, über sein Redaktionsgeheimniß überhaupt zu schweigen, auch dem Strafrichter gegenüber.

Nicht stichhaltig ist auch der Grund, daß der Staat in erster Linie das Recht und die Pflicht habe, unter allen Umständen alle Schuldigen in allen Fällen zur Bestrafung zu ziehen. Dieser Satz, welcher der früher in der Wissenschaft angebeteten sogenannten absoluten Strafrechtstheorie entnommen ist, wonach die Strafe lediglich die Sühne der verbrecherischen Schuld darstellen soll, hat schon längst in seiner kategorischen Bedeutung den Erfordernissen der Neuzeit weichen müssen. Nicht die Sühne allein, sondern auch die sonstigen Folgen der Strafe, wie Besserung, Abschreckung, Satisfaktion des Verletzten sind zum Ausgangspunkt der neueren Theorie und Gesetzgebung gemacht, und wo sonstige sittliche oder staatspolitische Gründe die Sühne schlimmer erscheinen lassen, als das Nichtgesühntwerden einer konkreten That, hat der Sühnestandpunkt nicht mehr ausschlaggebend zu sein. Das beweisen die Abweichungen von dem Legalitätsprinzip der staatsanwaltschaftlichen Verfolgungen, die Antragsdelikte, die Strafzumessungsgrundsätze und alle die Erwägungen, die heutigen Tags im Strafprozeß mehr in die Waagschale fallen als das Recht der Gesellschaft auf Sühne. Wenn man nun davon ausgeht, daß ein Preßdelikt, um die Zwecke der Abschreckung, Besserung, Genugthuung zu erreichen, in den meisten Fällen genügend geahndet wird, falls der Hauptschuldige von der Schwere des Strafgesetzes getroffen wird, wenn man ferner von der, den faktischen Verhältnissen entsprechenden — sagen wir —, Fiktion ausgeht, daß die sämmtlichen bei einem Preßerzeugniß Betheiligten gewissermaßen nur eine Persönlichkeit darstellen, deren verantwortlicher Repräsentant der Redakteur ist, der die alleinige Verantwortung übernimmt und dem sie von allen übrigen, Autor und Verleger eingeschlossen, übertragen werden soll, so läuft die Aufgabe der Strafrechtspflege bei den meisten Preßdelikten darauf hinaus, die Bestrafung an das Haupt und die Seele der Preßgemeinschaft, d. i. den Redakteur anzuknüpfen und nur ausnahmsweise in zweiter Linie vielleicht auch den Verleger und den Autor und nach ihnen das übrige Personal zur Bestrafung zu ziehen, wenn ihnen gerade in dem konkreten Falle eine die Verantwortlichkeit des Redakteurs alterirende oder entlastende, besonders hervortretende intensive Mitwirkung nachzusagen ist.

Der Einwand, daß der eigentliche verantwortliche Redakteur durch das Remplacement von sogenannten Sitzredakteuren der Strafjustiz ein Schnippchen schlagen könnte, ist abwegig. Handelt es sich um Geldstrafen, so treffen sie in der Regel direkt das eigentliche Zeitungsunternehmen, also den Geldbeutel der Preßgemeinschaft, es mag zeichnen,

Digitized by Google

wer will. Handelt es sich um Freiheitsstrafen, so sorgt schon die Höhe der bei Rückfällen des Preßorgans beliebten Strafsteigerung, daß ein zur strafrechtlichen Prüfung unfähiger Strohmann sich sehr bald zum Sitzen nicht mehr hergeben wird, oder aber der Sitzredakteur wird so kostspielig, daß seine Bezahlung bald das ganze Unternehmen ruiniren wird. Und was schützt denn, wenn wirklich der Name des angeblichen Autors und Einsenders durch den Zeugnißzwang ermittelt wird, gegen die Verwendung von Sitzautoren und Sitzeinsendern? Nicht minder fadenscheinig ist der Einwand, daß durch die Befreiung der Preßangestellten vom Zeugnißzwang die Ermittelung der Wahrheit unter allen Umständen durchkreuzt würde. Verleger, Drucker und Hilfspersonal sind sammt und sonders bekannt. Bezüglich ihrer ist also der Zeugnißzwang des Redakteurs und seiner Hilfskräfte bedeutungslos. Es kann sich nur um den Verfasser oder Einsender des inkriminirten Artikels handeln. Nun ist es ja richtig, daß in manchen Fällen es wünschenswerth erscheint, auch diese Personen wenn sie eine besonders intensive Deliktsthätigkeit entfaltet haben, für welche das Gesetz und das Rechtsbewußtsein persönliche Ahndung verlangt, ohne sich mit der an dem Redakteur zu vollziehenden zu begnügen, zur Bestrafung kommen. Aber dann gibt's in den meisten und wichtigsten Fällen auch noch andere Wahrheitserforschungsmittel als das Zeugniß des Redakteurs und seiner Hilfsmannschaften. Die Gegner thun so, als ob in der Forderung auf Befreiung vom Zeugnißzwang die unberechtigte Forderung enthalten sei, die übrigen mitschuldigen Personen, namentlich den Autor und Einsender, straflos zu lassen. Das bringt unsere Forderung nicht mit sich, sondern sie hat nur die Folge, daß die Strafjustiz auf ein ganz konkretes Beweismittel, nämlich das Zeugniß bestimmter Personen verzichtet. Allerdings ist es in den meisten Fällen das wichtigste Beweismittel, aber nicht das einzige! Gelingt es ihr auf sonstige Weise den Autor zu überführen, so mag sie ihn gestraft zur Rechenschaft ziehen. Sonstige Beweismittel stehen ihr aber in Hülle und Fülle zur Verfügung, wie die Schreibweise, anderweitige gerichtliche oder außergerichtliche Aeußerungen des Autors, Indiskretionen nicht in einer Vertrauensstellung befindlicher Personen, Selbstbezichtigungen des Autors u. s. w., alles Mittel, durch welche sich die richterliche Ueberzeugung von der Schuld sehr wohl fest gegründet bilden kann. Versagen alle diese Mittel, nun, dann muß sich die Strafjustiz eben damit begnügen, daß sie nur ein oder zwei Personen im einzelnen Falle strafen kann.

Ein richtiges Abwägen der Aufgaben der Strafjustiz gegen die Bedeutung des Gewissenskonflikts bei aufgenöthigtem Vertrauensbruch, eine objektive Einschätzung der nicht wegzuleugnenden Bedenken gegenüber den Postulaten der Vertrauenstreue, eine angemessene Würdigung der segensreichen Wirkung freier Meinungsäußerung in der Presse, ein klares Verständniß für die Bedürfnisse der Jetztzeit, alles drängt darauf hin, das Verlangen der Volksmehrheit nach möglichster Befreiung der Presse vom Zeugnißzwang für berechtigt zu erklären. Begnügt man nun sich gar mit der Einschränkung, welche die Reichstagskommission in dem oben allegirten § 53a vorgeschlagen hat, daß also nur dann das Privilegium Platz greift, wenn in der Person des Redakteurs ein Thäter des Delikts zur Verantwortung gezogen werden kann, dann sind die Bedenken so nebensächlich, daß zu hoffen ist, daß entweder bei der Reform der Strafprozeßordnung oder schon früher eine tortura animarum aus unserem Strafrecht verschwindet, welche andere Kulturvölker längst beseitigt haben.

Hagen-Lüdenscheid. Julius Lenzmann.

Die Typhusgefahr.

In den letzten Wochen verging kaum ein Tag, ohne daß die Zeitungen dem Leser die Nachricht übermittelten, daß in dem oder jenem Orte, und zwar oft in bestimmten, den Zusammenfluß von vielen Menschen bedingenden Anstalten, eine Typhusepidemie ausgebrochen sei. Auch in Berlin hat sich die Zahl der wöchentlichen Typhusmeldungen, die seit Jahren sehr gering war, in den letzten Monaten erheblich vermehrt. Es ist begreiflich, daß eine gewisse Beunruhigung viele Kreise der Bevölkerung ergriffen hat; zumal angesichts einer Gefahr, welche man durch unsere modernen hygienisch-technischen Maßnahmen seit lange beseitigt glaubte. Auch für den Seuchenforscher hat das Wiederauftreten des Typhus ein außerordentlich großes Interesse; denn gerade an dem Beispiel dieser Krankheit lassen sich alle Probleme erörtern, die seit Jahrhunderten die Epidemiologie beschäftigt haben. Im vorliegenden Fall des Wiederausbruches einer seit geraumer Zeit ganz erheblich in den Hintergrund getretenen Seuche wird es wieder einmal recht ersichtlich, wie unbeständig in biologischen Dingen alle unsere wissenschaftlichen Feststellungen sind, wie sehr auch sie je nach der Fragestellung Wandlungen unterliegen. Was längst sicheres Gut der Wissenschaft zu sein schien, wird auf einmal umgestürzt durch eine neue Erscheinung, durch eine neue Beobachtung oder viel häufiger noch durch die Widerlegung einer lange für richtig gehaltenen Theorie. Wenige Jahre nur sind es, daß der Unterleibstyphus zu den nach Entstehung, Verbreitung und Erscheinungen am besten aufgeklärten epidemischen Krankheiten gerechnet werden konnte, daß die Lehre vom Typhus um so eher für abgeschlossen gehalten wurde, als die Krankheit selber ja durch die Zivilisation für fast überwunden gelten durfte. Von diesem Standpunkte, wie er noch bis vor wenigen Jahren unangezweifelt galt, gestaltete sich die geschichtliche Entwicklung unseres Wissens in kurzen Zügen folgendermaßen:

Es ist anzunehmen, daß der Unterleibstyphus, wie die meisten endemischen Seuchen, so alt ist, wie das Menschengeschlecht selbst. Als besondere Krankheit dagegen wurde der Unterleibstyphus oder der Typhus schlechtweg erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts von andern ähnlichen Leiden abgetrennt. Vor dieser Zeit wurde er mit den verschiedensten andern Krankheiten, Faulfiebern, Sumpffiebern, typhösen Erkrankungen anderer Art zusammengeworfen. Um das Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die pathologisch-anatomische Forschung zur Blüthe gelangte, lernte man dann auch die für den Typhus charakteristischen Organveränderungen kennen und studirte sie allmählich mit Hilfe der neuen Methoden auf das genaueste, so daß in klinischer und pathologisch-anatomischer Beziehung eine weitere erhebliche Ausgestaltung wohl kaum mehr möglich erscheint. In den Jahren 1850 bis 1880, in denen schwere Epidemien mit großer Sterblichkeit in den Städten auftraten, beschäftigte man sich eingehender mit der epidemiologischen Seite der Typhusfrage. Vornehmlich war es Pettenkofer, der seine Grundwassertheorie aufstellte und die Abhängigkeit der Typhusseuche von den Verunreinigungen des Bodens nachzuweisen suchte. Die wissenschaftliche Welt spaltete sich damals in zwei Lager, deren eines die Grundwassertheorie verfocht, während die andere Richtung, von der Pettenkofer'schen Schule stark angegriffen, die Abhängigkeit des Typhus von der Verunreinigung des Trinkwassers behauptete. Welche Richtung auch immer im Recht gewesen sein mochte, thatkräftige Vertreter des Gesundheitswesens der Städte gingen damit vor, nach englischem Vorbild die Städte zu saniren, die vielfach noch mit den aus dem Mittelalter überkommenen schweren Schädigungen der Reinlichkeit zu kämpfen hatten. Ueberall wurden Trinkwasserleitungen eingeführt, überall die Städte kanalisirt. Der Erfolg war in den Städten eine enorme Abnahme der Typhusepidemien, die namentlich vom Beginn der achtziger Jahre bis zu Ende des 19. Jahrhunderts in einem rapiden Abfall der Typhus-

Digitized by Google

kurve sich geltend machte.*) Dieser Abfall der Typhuskurve galt bald geradezu als ein Maßstab für die gesundheitlichen Verhältnisse einer Stadt. Gelegentlich traten wohl da und dort kleinere Epidemien aus lokalen Ursachen auf, aber in Städten wie Berlin und München wurde bald ein Typhusfall eine Seltenheit. Inzwischen war die bakteriologische Schule durch ihre glänzenden Forschungsergebnisse zur Herrschaft in der Hygiene gekommen. Zu Anfang der achtziger Jahre entdeckten Ebert und Gaffky als den Erreger der Typhuskrankheit einen spezifischen Bazillus, dessen Lebenseigenschaften zu prophylaktischen und diagnostischen Zwecken aufs eifrigste studirt wurden. Mit der Kenntniß des spezifischen Erregers gelangte man bald auf einen Standpunkt, der sich von indirekten epidemiologischen Fragestellungen frei machte und das Wesen der Verbreitung der Krankheit nur mit Hilfe der bekannt gewordenen Eigenschaften seines Erregers zu erklären versuchte. Der Streit über Boden- oder Trinkwasserverunreinigung schien nebensächlich. Wo einmal vom Erkrankten aus der Erreger in die Außenwelt befördert wurde, gleichgültig ob in den Boden oder ins Wasser oder in Nahrungsmittel oder auf Gebrauchsgegenstände, konnte er zum Verbreiter der Krankheit werden, vorausgesetzt, daß er sich in der Außenwelt lebend erhalten oder vermehren konnte, wie z. B. namentlich in der Milch, und vorausgesetzt, daß ihm die Gelegenheit sich bot, wiederum einem Menschen einverleibt zu werden. Das war ungefähr der Stand der Typhusforschung zu Ende des 19. Jahrhunderts und in zahlreichen Säkularartikeln konnte man die enorme Abnahme der Typhussterblichkeit als den Beweis für den Erfolg unserer zielbewußten Abwehrmaßregeln gegen eine noch vor wenigen Jahrzehnten höchst gefürchtete Seuche herangezogen sehen.

Heute müssen wir zu unserm Bedauern erklären, daß vieles, was sicherer Besitz zu sein schien, wieder in Frage gestellt ist, und zwar angesichts der Thatsache des Ausbruches eines neuen Seuchenzuges dieser endemischen Krankheit. Der Wiederausbruch des Typhus geht schon eine ganze Reihe von Jahren zurück. Vereinzelte örtliche Epidemien wurden freilich schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beobachtet; eine größere Epidemie bestand z. B. in Hamburg um das Jahr 1886/87, deren Abklingen sich bis ins Jahr 1892 hinzog. Aber allgemeiner wurde die Ausdehnung erst einige Jahre später. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts traten recht häufig im Osten und Westen Deutschlands explosionsartig in stark bevölkerten Industriebezirken schwerere Epidemien auf, die die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich lenkten, und ihnen folgte dann das allgemeine Aufflackern der gleichen Krankheit an den verschiedensten Orten in diesem Jahre. Schon seit einigen Jahren schenkt, besorgt um die neue Gefahr, die moderne Seuchenforschung dem Wiederausbruch des Typhus die größte Aufmerksamkeit, und dabei zeigte es sich, daß die zahlreichen scheinbar sicheren Errungenschaften, wenigstens in Hinsicht auf Ursache und Verbreitung, durchaus noch nicht so unbestritten sind, wie man bisher glaubte. Das eine lehren freilich die Beobachtungen der letzten Jahre, daß die Krankheit gerade an solchen Orten gehäuft auftritt, wo größere Menschenansammlungen durch Zunahme der Industrie und des Bergbaues stattfinden, und daß vielfach unzulängliche Zustände in der Trinkwasserversorgung mit dem gehäuften Auftreten der Erkrankungen in Beziehung zu stehen scheinen.

Wenn man unter dem Eindruck der neuesten Beobachtungen den Besitz unseres Wissens nach allen Richtungen nachprüft, so ergibt sich, daß die Unsicherheit namentlich bei dem bakteriellen und dem epidemiologischen Abschnitte der Typhusfrage liegt. Zunächst ist die ursächliche Beziehung des spezifischen Bazillus zur Entstehung der Krankheit nicht so einfach, wie sie noch vor zehn Jahren erschien. Während man damals sicher überzeugt war, einen absolut eigenartigen Bazillus zu kennen, der nur bei dieser Krankheit sich vorfindet, stellt sich allmählich heraus, daß der sogenannte Typhusbazillus dem gewöhnlichen bakteriellen Darmbewohner des Menschen außerordentlich nahe verwandt ist und nur durch die subtilsten im Laboratorium ausführbaren Züchtungsversuche von diesem unterschieden werden kann. Ueber die Form, in der der Keim in der Außenwelt vorkommt, wissen wir nichts Sicheres und sind auf Hypothesen angewiesen. Die Möglichkeit liegt vor, daß auch der Genuß fauliger Flüssigkeiten, sobald sie namentlich durch Beimengung menschlicher Dejektionen verunreinigt sind, bei der Entstehung des Typhus eine Rolle spielt. Derjenige Bazillus, den wir als Typhuserreger kennen, wird stets aus den Geweben des Körpers gezüchtet; die geringen Abweichungen im biologischen Verhalten, die ihn vom normalen Bewohner des Darminhalts unterscheiden, können möglicher Weise erst durch Anpassung an das Leben unter veränderten Bedingungen erworben sein. In anderer Fassung bedeutet das aber, daß es durchaus nicht zweifellos bewiesen ist, ob der Typhus jedesmal nur durch Uebertragung von einem vorausgegangenen Krankheitsfall aus entstehen muß oder ob nicht, wie 1882 z. B. Wernich in einer gut begründeten Hypothese ausführte, unter dem Einfluß der Aufnahme fauliger Substanzen bestimmter Art auch der normale bakterielle Darmbewohner des Menschen durch Einwanderung in die Gewebe zum Typhuserreger werden kann, und somit neben der Verbreitung durch Ansteckung auch eine autochthone Entstehung der Seuche unter dem Einfluß der Vergiftung mit fäkalen Substanzen möglich ist. Das ist vorläufig nur eine Hypothese, aber sie ist gestützt durch Analogien und epidemiologische Beobachtungen und würde vieles verständlich machen, was jetzt bei der Lehre von der Verbreitung des Typhus noch unklar ist. Jedenfalls rechnet diese Hypothese mit weitgehenden Möglichkeiten, und sie umfaßt hierbei als speziellen Fall die selbstverständlich erst recht mögliche Verbreitung der Krankheit durch Ansteckung vom Typhuskranken selbst; denn wenn schon die Aufnahme nicht spezifischer Faulflüssigkeiten die Entstehung des Typhus herbeiführen kann, so muß es noch viel leichter und in viel höherem Grade die Uebertragung des spezifischen Keims selbst bewirken können. Angesichts der großen Unsicherheit der Bakteriologen bei der Entscheidung der Frage, was eigentlich ein echter Typhusbazillus ist, wird man genöthigt, diese alte Hypothese mit heranzuziehen. Diese Auffassung liegt um so näher, als neuerdings die Bakteriologen sich gezwungen sahen, vom echten Typhus eine andere Krankheitsgruppe als Paratyphus abzutrennen, die sich in ihren klinischen Erscheinungen, in ihrem anatomischen Befunde und in ihrer Entstehung kaum vom echten Typhus unterscheidet, bei der aber der aufgefundene Krankheitserreger Abweichungen vom Schema des Typhusbazillus zeigt, die ihn dem gewöhnlichen Darmparasiten noch ähnlicher machen, als es der Typhusbazillus selbst schon ist.

Was weiter die epidemiologische Seite der Frage betrifft, so lehren die Beobachtungen der letzten Jahre wieder den innigen Zusammenhang des Ausbruches des Typhus mit hygienischen Mißständen, die zu dem großen Bereich der Verunreinigung von Boden, Nahrungsmitteln und Trinkwasser gehören. Die Möglichkeit der Entstehung des Typhus durch den Genuß von Milch, die durch unreines Wasser verdünnt ist, von Austern, die aus stagnirendem Wasser stammen, ist ja auch in Laienkreisen bekannt. Wiederholt in den letzten Jahren scheint das Baden in Flußwasser die

*) Die folgende Tabelle, welche die Typhussterblichkeit in den deutschen Städten über 15 000 Einwohner wiedergibt, zeigt die außerordentliche Abnahme der Mortalität.

Auf 10 000 Einwohner starben:

1877	4,58	1887	2,35
1878	4,79	1888	2,39
1879	4,08	1889	2,26
1880	4,33	1890	1,61
1881	4,04	1891	1,66
1882	3,36	1892	1,59
1883	3,52	1893	1,39
1884	3,05	1894	1,08
1885	2,41	1895	1,05
1886	2,64	1896	0,99

Digitized by Google

Krankheit hervorgerufen zu haben. Durchgehends wurde auch bei den letzten Ausbrüchen in den Bergwerksbezirken des Ostens und Westens in umfangreichen Abhandlungen der Zusammenhang der Krankheit mit der Verunreinigung von Trinkwasserleitungen behauptet. Angesichts der großen Sicherheit, mit der dieser Standpunkt auch seitens der verantwortlichen Behörden oder ihrer Vertreter eingenommen wurde, erregte es großes Aufsehen, als vor wenigen Monaten Robert Koch mit einer neuen Theorie der Verbreitung des Typhus auftrat. Genau wie vor zwei Jahren, als er die Identität der Rinder- und Menschentuberkulose bestritt und damit in Verleugnung seiner eigenen, früheren Lehren große Verwirrung auch in das Lager seiner Anhänger trug, stieß er jetzt die geltende Lehre von den Quellen des Typhus zu Gunsten einer neuen Anschauung um. Nach Koch ist der Typhus eine Seuche, deren Herkunft wie bei den kontagiösen Ausschlagskrankheiten fast ausschließlich in der direkten Uebertragung von Mensch zu Menschen zu suchen ist. Und zwar seien es namentlich die Kinder, deren Krankheit als echt typhöse verkannt werde, weil sie verhältnißmäßig leicht aufträte. Ferner sind es ganz leicht Erkrankte und schließlich Gesundgebliebene, die zwar den Typhuskeim aufgenommen, aber auf diese Aufnahme nicht mit Krankheitserscheinungen reagirt haben. Sie befördern durch ihre Ausscheidungen den Krankheitserreger nach außen, in Unkenntniß der Gefahr werden diese verstreut, in die Wohnungen verschleppt, und die Folge ist die kettenförmige Entstehung neuer Krankheitsherde. Wie bei den Pocken und bei der Tuberkulose ist nach Koch also nur der bazillentragende Mensch die Ursache der Verbreitung der Seuche, und es ist nicht erforderlich, nach weiteren Zwischenträgern der Ansteckung zu suchen und sie ins Bereich der Abwehrmaßregeln zu ziehen; nur bei der Isolirung des Erkrankten von seiner Umgebung und seiner Ausscheidungen habe die Prophylaxe einzusetzen. Hierzu bedürfe es besonderer Behörden und Institute, welche systematisch Ort für Ort durchforschten, die Ausscheidungen der Bewohner gefährdeter Ortschaften auf Typhusbazillen untersuchten und deren Träger durch Isolirung unschädlich machten. Bei diesem Verfahren müsse es gelingen, den Typhus genau so zu beseitigen wie die Tuberkulose, die Ruhr, die Malaria, die Cholera und andere ansteckende Seuchen. Robert Koch, dessen unsterbliche Verdienste um die Aufdeckung der bakteriellen Aetiologie der Seuchen von niemandem angetastet werden, ist in den letzten Jahren, sobald er sich auf epidemiologisches Gebiet begab, nicht immer glücklich in der Wahl seiner Beweisgründe gewesen. Auch hier ist mancher seiner Gründe nicht stichhaltig. Nach Koch's Ansicht hat der Typhus in den Städten deshalb seine Gefahren verloren, weil die dort getroffenen Gesundheitsmaßnahmen, namentlich die prompte Beseitigung der Entleerungen durch die Kanalisation, die Verstreuung der Keime verhindert hätten. Auf dem Lande dagegen, wo derartige Einrichtungen nicht beständen, wo sogar der Dünger als besonders werthvoll aufbewahrt werde und überall in die Häuser eingeschleppt werde, sei ein ähnlicher Rückgang des Typhus nicht zu Stande gekommen, wie wir einen solchen in den Städten kennen. Dieser Beweisgrund von Koch ist aber falsch; denn, wie die preußische Statistik lehrt, ist der Rückgang des Typhus auf dem Lande genau der gleiche gewesen, wie in den Großstädten und zum Theil sogar erheblicher als in den Mittelstädten.

Die folgenden der preußischen amtlichen Statistik entstammenden Zahlen beweisen den Parallelismus von Stadt und Land.

Todesfälle an Typhus auf 10 000 Lebende

	1876	1881	1891
Landgemeinden	6,2	5,4	1,9
Kleinstädte	8,1	6,5	2,4
Mittelstädte	6,4	5,1	2,5
Großstädte	6,0	3,2	1,4

Wenn man diese Thatsache ins Auge faßt, so entstehen allerdings sofort Zweifel, ob wir wirklich seiner Zeit berechtigt gewesen sind, auch für die Städte die getroffenen Gesundheitsmaßregeln allein als die Ursache des Rückganges der Krankheit anzusehen. Dabei erinnert sich ferner der Kenner der Seuchengeschichte an die Thatsache, daß fast alle Seuchen periodische Schwankungen zeigen, und zwar jede Seuche eine dem Zeitintervall nach andere. Es wäre immerhin denkbar, daß auch der Rückgang des Typhus während zweier Jahrzehnte nur die einfache Folge einer spontanen epidemiologischen Schwankung ist, wie wir solche von größerer oder geringerer Länge auch ohne besondere Maßnahmen bei anderen Seuchen zu beobachten Gelegenheit haben. Sagt doch auch z. B. Georg v. Mayr:

„Es liegt nahe, bei dieser in der neuesten Zeit allgemein eingetretenen günstigen Wendung der Sterblichkeit an die Erfolge der modernen Hygiene zu denken. Gewiß ist dieselbe, namentlich soweit die Sterbensintensität in den Städten in Frage kommt, an der neuzeitlichen Gestaltung der Sterbeziffern mit betheiligt. Aber die Erscheinung ist eine zu allgemeine und anscheinend von dem Stand der hygienischen Bestrebungen in den verschiedenen Ländern kaum beeinflußte. Ich möchte deshalb doch Bedenken tragen, die neuzeitliche Abnahme der Sterbensintensität ganz auf Rechnung der hygienischen Bestrebungen zu setzen. Ich kann mich des Eindrucks, den ich gerade aus der Allgemeinheit der Erscheinung erhalten, nicht erwehren, daß auch eine günstige Konjunktur in der Gestaltung der allgemeinen natürlichen Lebensbedingungen erheblichen Antheil habe. Wäre dies der Fall, dann wäre auf unbegrenzte Fortdauer einer solchen Konjunktur nicht zu rechnen und wäre nach der Ebbe der Sterbensintensität auch wieder eine Fluth derselben, insbesondere in Gestalt des Einbruchs mächtiger Epidemien zu erwarten. Möge ich mit dieser Vermuthung durch die statistischen Ergebnisse auch noch einer ferneren Zukunft ins Unrecht versetzt werden."*)

Das Wiederaufflackern des Typhus in Deutschland allerorten ist eine Erscheinung, die die allergrößte Beachtung verdient, weil sie, wenn Zustände eintreten sollten, wie vor dreißig Jahren, eine große und langdauernde Gefahr gerade für den erwerbsfähigsten Theil der Bevölkerung bilden würde. Man muß also suchen, über deren Ursache klar zu werden. Zwei Deutungen sind möglich; entweder handelt es sich um eine gesetzmäßige periodische Schwankung; dann war der Rückgang der Krankheit in den letzten zwanzig Jahren nicht oder nicht ganz das Verdienst unserer Abwehrmaßregeln, dann ist die erneute Zunahme nicht unsere Schuld: aber wir müssen uns zugleich als recht wehrlos erklären gegenüber dem neuerwachten Gegner, wenigstens soweit der Wiederausbruch der Seuche eine gesteigerte Empfänglichkeit der Bevölkerung gegenüber ihrer Ursache bedeutet. Oder der Wiederausbruch der Krankheit ist ein Beweis, daß wir in den letzten Jahren zu sorglos gewesen sind. Neue soziale Ausgestaltungen, der Abfluß der Landbevölkerung, die Wanderungen nach dem Westen, die unerwartet starke Anhäufung der Bevölkerung in gewissen Industriebezirken ist vielleicht zu mächtig gewesen im Vergleich zur Beschaffung der Mittel für ihre sanitäre Versorgung. Die Ausgestaltung und Fortbildung der sanitären Maßnahmen ist vielleicht nicht mit gleicher Energie und Sorgfalt durchgeführt worden, wie sie vor wenigen Jahrzehnten begonnen wurde, als wir uns mit deren Einführung gegen Typhus und Cholera wehrten. Dann gilt das Wort von Virchow, daß Epidemien großen Warnungstafeln gleichen, „an denen der Staatsmann im großen Stil lesen kann, daß in dem Entwicklungsgange seines Volkes eine Störung eingetreten ist, welche selbst eine sorglose Politik nicht länger übersehen darf".

Welcher von beiden Umständen der wahre oder der hauptsächliche Grund für die Zunahme des Typhus ist, wir wissen es heute noch nicht, und es wird einer eifrigen Arbeit vieler Kräfte bedürfen, um in den nächsten Jahren darüber ins Klare zu kommen. So lange dürfen wir aber mit unseren Abwehrmaßnahmen nicht warten, und wir brauchen es auch nicht; denn die oben erwähnten beiden ursächlichen Momente, welcher von beiden auch in Frage kommen mag, sind nur die entfernteren Ursachen, die sich auf die Empfänglichkeit der Bevölkerung für das Kontagium beziehen. Die

*) Georg v. Mayr, Bevölkerungsstatistik 1897, S. 226.

Digitized by Google

näheren Ursachen werden immer in der Verunreinigung unserer Umgebung zu suchen sein; sei es, daß man diese nur in der Umgebung des Typhuskranken selber wähnt oder daß man weitergeht und annimmt, daß auch die Aufnahme nicht spezifischer Verunreinigungen in unseren Körper durch Wasser oder Nahrungsmittel unsere Gesundheit gefährdet. Unbeschadet der unerledigten Grundfragen kann bei diesen unmittelbaren Ursachen die Bekämpfung der Seuche einsetzen. Aber der verantwortliche Vertreter der Gesundheitspflege darf sich seine Aufgabe nicht zu eng stellen, er darf nicht mit der sicher nachgewiesenen Verunreinigung z. B. einer Trinkwasserleitung, sondern er muß auch mit der Möglichkeit einer solchen rechnen, sobald in deren Umgebung verdächtige Anzeichen sich merkbar machen. Nicht nur das Quellengebiet, sondern auch die Leitung als solche kommt in Betracht. Erfahrungen an verschiedenen Orten haben es wahrscheinlich gemacht, daß scheinbar recht unbedeutende Verletzungen solcher Leitungssysteme auch bei völliger Intaktheit des Quellengebietes plötzlich schwere Katastrophen heraufbeschwören können, und daß rechtzeitige Maßnahmen Erfolge verheißen. Angesichts der drohenden Gefahr für die Allgemeinheit hat die persönliche Freiheit des einzelnen zurückzustehen. Gerade ein Staat, wie der englische, der auf die Bewegungsfreiheit des einzelnen mehr Werth legt als vielleicht irgend eine andere europäische Nation, ist uns schon vor Jahrzehnten in dieser Hinsicht vorbildlich vorausgegangen durch gesetzliche Bestimmungen, die ein Einschreiten des Staates in die Maßnahmen der Gemeinden zulassen, sobald die Erhöhung der Sterblichkeit an bestimmten Krankheiten oder insgesammt das Vorhandensein hygienischer Mißstände vermuthen läßt.

A. Gottstein.

Naumann's Briefe über Religion.

Seinen in der „Gotteshilfe" gesammelten Andachten hat Naumann Briefe über Religion*) nachgesandt. Die, welche jene Andachten mit Theilnahme und Dank lesen, haben solche schwerlich erwartet, ja vielleicht nicht einmal gewünscht. Als ich von ihrem Erscheinen hörte, war ich zunächst befremdet: Warum über eine Sache sprechen, wenn man Fähigkeit und Kraft besitzt, aus ihr zu reden? Der erste Brief hat mich belehrt, daß Naumann auch hier — wie es sein muß, mehr widerwillig als willig — einem inneren Zwang gefolgt ist, und alle Briefe zeigen, daß er bei der Behandlung des Themas seinem Genius die Treue gehalten hat: er ist nicht subtil und nicht Philosoph geworden; er hat sich vom praktischen Leben nicht entfernt, im Gegentheil — er ist ihm wieder ein Stück näher gekommen.

„Es gibt nicht wenige Leser Ihrer Andachten, die es bei aller Freundschaft nicht recht verstehen, wie Sie gleichzeitig Christ, Darwinist und Flottenschwärmer sein können." Dieser etwas plump formulirte Satz eines Gegners erscheint als der Ausgangspunkt der „Briefe". Mag nun auch wirklich das Befremden anderer das zweite Motiv zur Niederschrift gewesen sein, das erste war es gewiß nicht. Naumann hat das Problem selbst: „Die christliche Religion im 20. Jahrhundert", im Tiefsten empfunden und hat sich die Last von der Seele schreiben wollen, weil er sich nur so zu befreien vermochte. Bekenntnisse liegen vor uns; als solche wollen diese Briefe beurtheilt sein.

Die Probe, ob Bekenntnisse ihrem Verfasser das, was sie ihm leisten sollten, wirklich geleistet haben, ist immer parat; denn hier entscheidet bereits der Ausdruck. Gedanken, die ihren Urheber selbst nur halb befriedigen, und mühsam beschwichtigte Zweifel können wohl in schillernden Essays einen anziehenden Ausdruck finden, aber in „Bekenntnissen" wird sich ihnen die Kraft der Sprache entziehen. Hier fügt sich das treffende Wort nur zum tapfern und befreienden Gedanken. Nach diesem sucht man in den Briefen nicht vergebens. Ueberall sind die Fragen so sicher vorgestellt und so muthig beschaut, daß die Nebel schwinden und das Licht durchbricht. Jeder der 27 Briefe — denn so viele sind's, obgleich das Büchlein nur doppelt so viele Seiten zählt — hat seinen eigenen Sonnenstrahl, ein aufleuchtendes Bild oder eine Formulirung, gesättigt mit Wahrheit und Kraft. Gerne würde ich sie hier zusammenstellen, sei es auch nur um zu zeigen, welch ein Instrument in der Hand dieses sich befreienden Künstlers die Sprache ist. Aber der Ausdruck ist hier mehr als ein guter Ausdruck; er packt ein Stück wirklichen Lebens, befreit es von den verdunkelnden Dünsten und macht es zum Gegenstand der Freude.

Wenn Freude Schaffensmuth ist, dann ist alles in und an dem Buche freudig. Nicht wir haben unsere Zeit gemacht, sondern wir sind in sie gestellt. Weder in Ansehung der Religion, noch der Erkenntnisse, noch der sozialen Lage sind wir schlimmer daran als unsere Väter; wir sind reicher als sie, und alle Brunnen, die sie getränkt haben, fließen noch heute. Kummuthig und feige, hilflos und arm werden wir nur, wenn wir den Dingen, wie sie sind, nicht in die Augen sehen wollen, wenn wir das Wirkliche, was um uns geworden ist und wird, nicht gelten lassen und uns mit halber Zuversicht an ein Vergangenes anklammern. Der Wirklichkeitssinn ist das Erhebende in dem Büchlein. Wie nahe man dem Wesen der Dinge kommen kann, auch wenn man nicht auf ihren Grund geht, aber sie mit Wahrhaftigkeit betrachtet, das zeigen diese Briefe. Man freut sich wieder ein Mensch zu sein, wenn man sie gelesen hat, man freut sich der Gegenwart und spottet derer, die uns Natur und Geschichte vergällen wollen.

Auf den Grund der Dinge gehen — das thut der Verfasser freilich nicht. Er sieht es als eine Thatsache an, die zur Zeit unbezwinglich ist, daß wir das nicht können. Was geschehen ist und geschieht, um eine einheitliche Weltanschauung, die nur eine neue sein kann, zu erzeugen, befriedigt ihn nicht. Aber das neue Weltbild, wie es aufgestiegen ist, erfrischt und entzückt ihn, und was von dem Erbe der Vergangenheit in Bezug auf Religion und Gottesglauben unerschüttert geblieben ist, das ist ihm genug. Der Theil ist ihm so viel wie das Ganze, ja mehr als das Ganze, wie es einst gegolten hat; denn wie viel Kindliches und Trübseliges war ihm beigemischt! An Gott und an Jesus von Nazareth fühlt sich seine Seele gebunden; er spricht von ihnen in den schlichten, aber ehrfürchtigen Worten eines Vertrauten und deshalb in eigenen Worten; aber er zeigt zugleich, daß er mit dieser Beziehung seines Herzens nicht allein steht und daß unsere Gegenwart noch gesättigt und durchzogen ist von den Kräften, die vor 1900 Jahren in die Geschichte eingetreten sind. Auch die meisten Gegner kräuseln nur in Worten oder führen den Kampf auf einem Felde, auf dem der Sieg kein Sieg und die Niederlage keine Niederlage ist. „Nichts ist für den tiefer Blickenden spaßhafter als die Freiheitstänze derer, die nur die Worte gewechselt haben und nicht die Gedanken".

Dennoch fehlt der starke Ausdruck der Resignation in den Briefen nicht. Wie könnte es anders sein? Der Trieb zur Einheit des Denkens ist so mächtig in uns wie der Selbsterhaltungstrieb. Wie sollte es der Verfasser nicht schmerzlich empfinden, wenn seine Gedanken bald den wirklichen Dualismus streifen, bald den Dualismus einer doppelten Lebens- und Buchführung, wenn er der religiösen Moral Schranken ziehen muß, obgleich er weiß, daß sie sich solche nicht vorschreiben läßt? Was ihn in diesen Nöthen tröstet, ist schon angedeutet: im Grunde haben es die Früheren nicht besser gehabt — es scheint uns nur so —; ferner: der Zeiger der Zeit, die gegenwärtige Epoche, läßt dem Gewissenhaften und Wahrhaftigen keine andere Haltung

*) Buchverlag der „Hilfe". Berlin, 1903.

Digitized by Google

zu, also muß er diese ergreifen; endlich: Gottes Brunnen haben auch jetzt noch Wasser die Fülle.

Aber, wird der Leser fragen, was sagt der Verfasser thatsächlich über Religion und Gottesglaube, über Geschichte und Christenthum, wie behauptet er sie gegenüber dem, was man „moderne Weltanschauung" nennt? Ich werde mich hüten, diese Fragen zu beantworten und aus den knappen Briefen einen Extrakt zu geben. Die Persönlichkeit, die hinter ihnen steht und aus ihnen leuchtet, ginge dabei verloren. Dazu kommt, daß ich so gleichartig mit dem Verfasser empfinde, daß niemand weniger zu seinem Kritiker berufen ist als ich. Er hat ausgesprochen, was in unseren Seelen lebte; wir werden nicht so thöricht sein, ihm seine Worte nachzustammeln.

Die volle Zustimmung bezieht sich indessen nicht auf das Ganze, sondern auf die grundlegenden Briefe 1—17 und ganz besonders auf das, was von Jesus Christus, dem Persönlichen, unter Weglassung alles Unpersönlichen gesagt ist. Die Briefe dagegen, die von dem Problem handeln, welche Stellung der Christ in dem „Kampf ums Dasein" zu nehmen hat, wie er ihn beurtheilen soll und wie er, um es kurz zu sagen, als egoistischer Klassenkämpfer ein Christ sein kann — bleiben hinter dem zurück, was gesagt werden muß und auch schon in der Gegenwart gesagt werden kann. Gerade hier freilich zeigt sich der Verfasser in besonderem Sinne als der rücksichtslos gegen sich selbst wahrhaftige und tapfere Mann, und darum bezeichnen diese Briefe den moralischen Höhepunkt seiner Bekenntnisse; aber objektiv erscheint hier seine Position als eine unhaltbare, mag er auch den Gegnern zurufen: Ihr irrt Euch; ich stehe. Der Verfasser hat sich das Problem dadurch zu einem schlechthin unlösbaren gemacht, daß er den bösen Irrthum — ich würde gern ein stärkeres Wort wählen — noch immer festhält, der „Kampf ums Dasein" sei stets mit puren egoistischen Mitteln geführt worden, werde auch heute so geführt und könne niemals anders geführt werden, ferner, niemand dürfe sich dem entziehen, in diesen Kampf einzutreten; denn eben in ihm entwickle sich die Menschheit zu höheren Formen. Natürlich paßt zu diesem Kampfe die christliche Ethik schlechterdings nicht, und es bleibt daher nichts übrig, als sie abzudanken oder irgendwo doch noch einen Raum für sie zu gewinnen, den der Verfasser wirklich finden zu können meint. Als ob diese Ethik damit zufrieden wäre, als ob sich der Christ dabei wirklich beruhigen könne, und als ob der „Kampf", wie ihn Naumann im Obersatz beschrieben hat, auch nur eine Spanne Leben für anderes übrig lasse! Auch damit ist es nicht gethan, daß man den Kampf sub specie aeternitatis betrachtet und sich etwa um des Zieles willen Absolution ertheilt. Nein, der Obersatz ist falsch. Der „Kampf ums Dasein" unter Menschen, unter den Menschen der Gegenwart, ist kein Kampf von Thieren, mag er es auch einst gewesen sein. Alle Kräfte des Guten, alle Tugenden — Wahrheit, Liebe, Sozialgefühl und Selbstlosigkeit — sind Kräfte in diesem Kampfe, und es sind die stärksten Kräfte. Vergebens habe ich in den Ausführungen Naumann's auch nur eine Zeile gesucht, in der diese einfache Wahrheit ihr Recht erhält: es ist, als ob ihn die sozialistische Geschichtsbetrachtung blind gemacht hätte. Wenn er wieder sehend würde, was wir hoffen dürfen, würde er freilich einwenden können: Ihr habt Recht, das sind wirklich hohe Kräfte, aber die anderen, alle die Triebe zur Herrschaft, bestehen doch auch fort. So ist es in der That, und hier liegt das Problem. Aber es ist ein anderes, ob man es schon dort sucht, wo Naumann es heute noch sucht, oder an der eben bezeichneten Stelle. Das Problem wird ein anderes, und seine Lösbarkeit ist nicht mehr so hoffnungslos, wie es nach Naumann's Auffassung erscheint.

Indessen — Probleme wollte Naumann überhaupt nicht lösen. Er wollte sich und anderen sagen, wie er empfindet und wie er sich Rechenschaft gibt, heute empfindet und dabei den Kopf hell behält und ein gutes Gewissen. Wie der Mensch den Wechsel des Tages bedarf und der Nacht, heißen Sonnenschein und einen stillen Abend, so findet er sich zur Zeit, so scheint es, beruhigt in dem Wechsel der Medien, die ihn umgeben und die er beide nicht missen will. Gerne räumen wir ihm ein, daß wir es thatsächlich — bewußt oder unbewußt — häufig nicht anders machen, daß ganze Perioden des Lebens so verlaufen. Aber Erfahrung und Einsicht werden den stets Vorwärtsdrängenden wieder herausführen aus dem Bannkreise einer irrigen und tyrannischen Betrachtung des Geschehens. Weder ist das Leben richtig und vollständig als Kampf ums Dasein — mag man das vieldeutige Schlagwort wie immer deuten — beschrieben, noch kann dieser Kampf die ethischen Kräfte entbehren.

Adolf Harnack.

Astarte.

II.

In den paar flüchtigen Notizen über Byron's Astarte, die neulich an dieser Stelle abgedruckt waren, fand sich ein Satz über Schiller's „Don Carlos", welcher mir hier und da als Blasphemie übelgenommen ist; und da mir nicht gleichgültig sein kann, einem Hauptwerke Schiller's gegenüber des unbegründeten Tadels geziehen zu werden, wird man mir erlauben, kurz auf das Astartethum im „Don Carlos" zurückzukommen.

„Don Carlos" gleicht jenen Gebilden klassischer Kunst, den Kentauren, Tritonen, Flügelwesen und Panen, die vor unserem Auge in der Fülle ihrer Kraft und Schönheit sich wie Halbgötter bewegen, und deren anatomische Struktur nichtsdestoweniger eine Unmöglichkeit ist. Wie müßte Skelett und Muskulatur einer geflügelten Viktoria beschaffen sein, welches Labyrinth von Eingeweiden umschlösse die Prachtgestalt des Kentauren?

Wir werfen nur auf die Liebesgeschichten im „Don Carlos" unseren Blick; das Verfahren des Marquis Posa soll uns nicht beschäftigen. Dieses ist oft und mit großem kritischen Scharfsinn beanstandet, und von Schiller selbst, trotz seiner sehr umfangreichen „Briefe über Don Carlos" nicht genügend gerechtfertigt worden. Auffallend ist es, daß man sich weniger als an der unzweckmäßigen Handlungsweise Posa's an den Liebesangelegenheiten Don Carlos' und Philipps gestoßen hat. Und doch liegt eben in ihnen der wunde Punkt der Dichtung. Aber die Schönheit des Werkes scheint die Leser, eine Generation nach der anderen über diese Flecken in der Sonne hinweggeblendet zu haben, und wenn Schiller selber sich ihrer nicht ganz bewußt geworden ist, so wollen wir darzuthun versuchen, daß Schiller's Stellung zu solchen Liebesfragen seiner Zeit nicht exzeptionell war. Freilich ist uns Montesquieu's Astarte als der einzige Fall bekannt, welcher die sinnliche Liebe zwischen Blutsverwandten als geradezu läßlich und idyllisch anziehend behandelt. Aber mit dem Problem an sich beschäftigte sich die Zeit; es war eben ein Problem, während heute wohl Schauder und Abweisung allgemein geworden sind.

Die Liebe des Don Carlos zu der Königin ist Jahre lang ihren dunklen, elementaren Weg gegangen, so leidenschaftlich, so herzverzehrend unselig, daß jede Erkenntniß der wirklichen Sachlage ausgeschlossen war. Die junge Elisabeth von Valois war Carlos' Braut gewesen; die furchtbare Veränderung der Dinge, die in dem Moment eintrat, als sie seines Vaters Frau wurde, schien in seinen, bis zum Wahnsinn durchglühten Augen noch kein unwiderrufliches Todesurtheil für seine Empfindung. Er stand allein, ohne Möglichkeit, sich auszusprechen, sich über sich selbst aufzuklären, ganz allein, von einer einzigen fixen Idee beherrscht: „Elisabeth ist mein, sie ist mir geraubt worden, ich werde sie allen Teufeln und allen Engeln zum Trotz mir zurückerobern". Das ist bei einer so leidenschaftlichen und einsamen Seele zu begreifen. Da zeigt ihm die Königin in der Zwiesprache zu Aranjuez, wie die Verhältnisse in

Digitized by Google

Wahrheit liegen, und alle Hoffnung für sie beide auf ewig dahin ist. Carlos sieht es ein, gibt es zu, überwindet sich, reißt diese Leidenschaft aus seinem Herzen und fordert Arm in Arm mit seinem Posa sein Jahrhundert in die Schranken. Hat je ein Dichter Schöneres erfunden? Treten nicht heute noch dem ergrauten Manne die Thränen ob solcher Herrlichkeit in die Augen? Wer wird es der Jugend verdenken, wenn sie sich von Begeisterung hinreißen läßt? Und dieser himmelhohe Cherubimsflug greift in die Folge hinüber; in der Unterredung des Prinzen mit dem Könige strahlen uns abermals alle Krondiamanten der Dichtung entgegen; der Prinz wie der König voll und scharf gezeichnete und zu höchster dramatischer Wirkung einander entgegengesetzte Charaktere.

Aber unmittelbar hinterher geschieht der Bruch: beide Gestalten knicken zusammen und gerathen in einen unorganischen Widerspruch mit sich selbst. Carlos erfährt, daß der König die Eboli mit Liebesanträgen heimsucht und glaubt in Folge dessen sich aller Entsagung gegen die Königin überhoben, glaubt „Entweihungen des königlichen Bettes mit seiner, seiner Liebe" in Beziehung setzen zu dürfen!! Welch plötzliche, abscheuliche Verzerrung, die das Bild des trotz seiner dreiundzwanzig Jahre noch reinen Königssohnes erleidet. Ist es zu glauben? War denn bisher die Rücksicht auf die eheliche Treue ein Grund für Carlos, sich in die Verhältnisse des Hofes von Madrid zu fügen? Hätte es je in seiner Macht gestanden, die Königin dem König abwendig zu machen, und hätte er es unterlassen in der Voraussetzung eines normalen, guten Hausvaterthums Philipps? Hat er die gestrige Unterredung von Aranjuez, die heilige Reinheit der Königin so bald vergessen? Hat er vergessen, daß die Frau, zu der er jetzt, durch ein Liebesverhältniß des Königs zur Eboli vermeintlich berechtigt, in ein blutschänderisches Liebesverhältniß zu treten beabsichtigt, die Mutter seiner Schwester Clara Eugenia ist?

Mehr noch! Muß er nicht, in dem Augenblick, da er glaubt, die Königin lüde ihn zu einem Rendezvous ein, „wo Erhörung auf den Furchtsamen und schöner Lohn auf den bescheidenen Dulder wartet", die Himmelsreinheit von Aranjuez als raffinirte Koketterie verachten? Gestern von einem Engel mit dem Flammenschwerte zurückgewiesen und heute „Pst! Pst!" in ein trauliches Kabinet gelockt! Dns wäre einer und derselben Person zuzutrauen? Muß nicht in dem Augenblick, da er glaubt, daß sie es ist, die ihm ihren Stubenschlüssel schickt, die Königin für ihn zur Dirne herabsinken und alle seine Anbetung im Schmutz verlöschen?

Oder ist es die Absicht des Dichters gewesen, uns hier einen schaudernden Blick in die tiefsten, gluthröthesten Flammensümpfe des Liebeswahnsinns thun zu lassen? Läßt er den Marquis, da ihm Carlos den verhängnißvollen Brief des Königs an die Eboli zeigt, und aus dem beabsichtigten Ehebruch des Vaters schließen will, daß nunmehr seine Mutter für ihn vor Menschenaugen wie vor des Himmels Augen frei sei, — löst er den Marquis in Abscheu und Entsetzen zurücktaumeln? Carlos ruft: „Ich habe Hoffnung! Beim wundervollen Gott! Wahrheit! Ich soll und werde glücklich sein!" Und der Marquis flammt nicht auf in Entrüstung ob solch heilloser Geistesverwirrung? Er findet nicht die Sprache, den moralisch wie intellektuell so zerrütteten Freund mit strafender Mahnung auf den Weg der Natur und Vernunft zurückzubeschwören? — Nein! Nichts davon! Der Marquis wird blaß, zerreißt den Brief, hat ein paar sanfte Worte, der Sache mit gleisnerischen Sophismen eine gute Seite abzugewinnen, stellt die Befreiung der Niederlande als die wichtigere Angelegenheit dar, die allen Liebesgeschichten vorgehen müsse — und Carlos, anstatt in Scham zu vergehen, unterdrückt ein Weinen, fällt erröthend dem Marquis um den Hals und will zum zweiten Mal sein Jahrhundert in die Schranken fordern. Wir sollen ein Gräuel ohne Gleichen als ein kleines, schnell aufgeklärtes Mißverständniß und unbeschadet unserer Sympathie für den Helden ohne weiteres passiren lassen! Welche Zumuthung, wenn man nicht im achtzehnten Jahrhundert über die Widerlichkeiten des Ineestes viel stumpfer geurtheilt hätte als heute!

Die Rolle des Königs sehen die Charakterdarsteller als eine ihrer dankbarsten Aufgaben an, und die ganz großen Meister ihrer Kunst, die Davison, Lewinsky, Possart haben sie ja auch zu einer herzerschütternden Gestalt durchgebildet. Das war ihnen aber nur möglich, indem sie sich streng an das hielten, was der Dichter auf der Scene vor sich gehen läßt, und das in Vergessenheit brachten, was der Dichter hinter die Scene verlegt hat. Denn so wie Carlos' Charakter sich von solchem Stoß nicht erholen kann, so wird auch Philipp durch die Verwicklung mit der Eboli aufs schwerste geschädigt. Vergegenwärtigen wir uns, wie meisterhaft der Dichter ihn angelegt hat, um ganz zu empfinden, wie viel die Eboliaffaire an dem Bilde verdirbt. Philipp ist ein Greis von sechzig Jahren, er hat einen dreiundzwanzigjährigen Sohn, ist zum dritten Male vermählt, vermählt mit der vollendetsten Frau, er ist Vater eines liebenswürdigen Töchterleins — diese Umstände machen es zweifelhaft, daß er auf ehebrecherischen Seitenpfaden zu schleichen wünscht. Zudem ist er eine kalte, trockene, in Politik erfrorene Natur. Freilich, die Flamme der Leidenschaft kann auch den Kältesten ergreifen, kann einen Greis zum Wahnsinn treiben, kann einen Gatten dahin dringen, sich von der schönsten, besten Frau abzuwenden, um sich an eine niedrige Dirne wegzuwerfen. Zu welchen Unbegreiflichkeiten ist die arme menschliche Natur nicht fähig, nicht jeden Tag fähig, nicht bei Königen wie bei Bürgersleuten fähig! Aber von solcher rasend um sich fressenden Leidenschaft zeigt sich bei Philipp keine Spur! Keine Spur einer unersättlichen Weibergier im Stile Don Juans. Freilich würde diese einem zum dritten Mal verheiratheten Greise auch eben so widerwärtig wie lächerlich anstehen; man denke sich Don Juan als Vater eines erwachsenen Sohnes und stelle ihn mit der Zither unter Elviras Balkon! Philipp erwähnt der Eboli nicht einmal; geschweige, daß irgend ein aufsteigender Funke einen unbezähmbaren Sinnlichkeitsbrand in seinem Inneren verriethe. Kälter als Philipp es mit seinem Briefe und Domingos Kuppelaufträgen anstellt, kann man eine verdotene Liebesintrigue nicht anstellen. Doch sei es zugegeben: Philipp findet ein Vergnügen daran, neben seiner schönen Frau auch noch deren Hofdame als Maitresse zu haben — er macht sich zwar verächtlich sowie in der Abweisung, die er so lange erfahren hat, und dem Grunde seiner schließlichen Erhörung, lächerlich; allein er bleibt doch immerhin ein möglicher Mensch. Unmöglich aber wird er durch die dritte Verknüpfung der Umstände. Ein Mann, der Tag und Nacht von dem Gedanken gefoltert wird, seine Frau könnte mit seinem Sohne ein ehebrecherisch-blutschänderisches Verhältniß haben, dem diese Qual die ganze, eisige Größe seines Weltherrscherthums im innersten Herzen zernagt und zerschmelzt, der sollte darauf kommen, in eben den Tagen der heißesten Krisis einer Eboli zu schreiben, daß er wohl Lust hätte, die nächste Nacht mal bei ihr zu verbringen?

Und wie sie die Charaktere entstellt, so entstellt die Eboliintrigue auch die Handlung. Denn müßten nicht die gestohlenen und dem König ausgelieferten Briefe sofort die Reinheit der Königin beweisen? Wodurch wäre jeder Verdacht eines strafbaren Verhältnisses siegreicher zu widerlegen als durch die Briefe, die sie „unter Bewilligung beider Kronen" mit Carlos gewechselt hat? Andere, heimliche, belastende Briefe gibt es ja nicht; die Königin würde niemals einen kompromittirenden Brief von Carlos empfangen, noch minder ihm je einen geschrieben haben. Die Königin ist ja demnach auch nicht einen Augenblick erschreckt, jene Briefe in des Königs Hand zu wissen; sie ist nur indignirt über den niedrigen Verdacht und die niedrigen Mittel Philipps. Was dieser gegen Alba von einem Zusammenklang verdammender Beweise, und was Posa gegen Carlos äußert: „Dich freizusprechen, war zu spät", das gehört in die Kategorie der zahlreichen, durch die langen Geburtswehen entschuldigten, aber nicht gerechtfertigten Widersprüche der Dichtung. Sie macht ungereimterweise den klarsten

Digitized by Google

Beweis der Unschuld zu einem Indizium der Schuld. Ferner: das große Geheimniß des Carlos, von dem so oft die Rede ist, worin besteht es denn? Daß er eine unglückliche Liebe zur Königin hat, ist das so schwer zu errathen? Spielt nicht in der ersten Szene schon Domingo arglistig darauf an? Ist der Zorn des Königs in Aranjuez anders zu motiviren als durch Eifersucht auf Carlos? Ist nicht die Liebe des Prinzen zu seiner ehemaligen Braut ein schier selbstverständliches Ding? So lange seine Liebe unglücklich ist, braucht er sie wohl aus Takt, aber nicht aus Furcht zu verheimlichen, und eine glückliche, die er hätte verheimlichen müssen, hat er ja nicht. Wenn die Eboli weiter nichts mitzutheilen hatte, als eine halb und halb von aller Welt vermuthete Schwärmerei des Prinzen und ein paar Briefe, die alles eher als belastend waren, dann hat sie ihre jungfräuliche Ehre ziemlich unnöthigerweise aufgeopfert.

Indessen es sei fern, hier noch weitere kritische Nörgeleien verüben zu wollen. So oft wir das Stück lesen, bezaubert es uns; kaum eine andere Dichtung der Welt ist so in Glanz und Morgensonne getaucht; fast jede einzelne Szene ist an sich betrachtet ein Meisterstück; nur daß wir über sie den Widerspruch der vorhergehenden vergessen müssen. Die Königin ist makellos, völlig lebenswahr und irdisch möglich und zugleich ein Engel des Lichtes. Die Gestalten Philipps, Posas, Carlos, Domingos, des Großinquisitors, selbst die Eboli werden nie wieder auszulöschen sein. Und dennoch! Und trotz all dieser unschätzbaren Schönheiten des einzelnen — das Ganze ist ein Königreich, das mit sich selber uneins geworden. Die vielen Phasen, die das Stück bekanntlich während der langen Dauer seines Entstehens durchlaufen hat, erklären das theilweise, aber nur theilweise.

Auf ein zweites Moment der Erklärung, auf die starke Beschäftigung der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts mit der Idee blutschänderischer Liebe, könnte man aber wohl noch deutlicher als unseres Wissens bis jetzt geschehen ist, das Augenmerk richten. Revolution war jeder Athemzug dieser Litteratur, von Voltaire und Rousseau an bis zu Friedrich Schlegel und seiner „Lucinde". Wo ein Gesetz, ein Herkommen, eine traditionelle Moral bestand, stürmte auch der überschwängliche Freiheitsdrang des Individuums dagegen an. „Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird", ruft Schiller's Ferdinand aus. Und Don Carlos bleibt ein ganzes Trauerspiel hindurch dabei, daß, trotz der Abweisung der Königin, trotz ihrer Vermählung mit seinem Vater, trotzdem sie seine Stiefmutter und die Mutter seiner Schwester geworden, trotz der begütigenden Mahnungen Posas, — er bleibt doch von dem Gedanken beherrscht, daß Elisabeth eigentlich die Seine ist, daß er auf sie verzichten kann, weil er es will; daß ihm die königliche Wittwe heilig sein soll, wenn ihn die Vorsicht auf den Thron führt, daß sie es sein soll, weil größere Dinge als Liebesangelegenheiten hinfort sein Leben in Anspruch nehmen werden. Heroisch, sich frei in seinem Entschlusse fühlend, gibt er den Wunsch, die Königin als glücklicher Liebhaber zu umarmen, auf. Er rühmt sich dessen. „Bin ich nicht stark, Elisabeth? Ich halte in meinen Armen Sie und wanke nicht." Daß es zum Himmel schreien würde, wenn es anders wäre, kommt ihm nicht in den Sinn. Daß die Natur zwischen die Gattin oder die Wittwe des Vaters und die Bewerbung des Sohnes einen eisernen Riegel geschoben hat, erkennt er nicht an; nicht einmal von ferne taucht ihm der Gedanke auf.

Während Schiller an Don Carlos schrieb, war sein eigenes Herz von verschiedenen Neigungen bestürmt; Ehescheidungen, freie Ehen und Ehebrüche waren in seiner Umgebung an der Tagesordnung. Seine eigene Liebe zu Charlotte von Kalb hatte ja auch ihn mitgerissen in den allgemeinen Sturm und Drang erotischer Selbstherrlichkeit. Nichts war verpönter als der alte Philistermaßstab eines landläufig ehrsamen Ehestandes. Bald nach der Vollendung des Carlos mußten seine Braut und ihre Schwester sich in seine Liebe theilen.

Man denke an den großen Promachos gegen eheliches Philisterthum, an Werther; man denke an Stella und die Wahlverwandtschaften; man denke an Bürger's Bigamie, an Byron's Parisina, an Alfieri's abermalige Behandlung des Don Carlos-Stoffes. Die Möglichkeit einer Ehe a quatre wurde diskutirt und in einem, wahrscheinlich aus Schleiermacher's Feder stammenden Aufsatz, befürwortet. In Chateaubriand's René spukt das Gespenst einer unnatürlichen Schwesterliebe; von Napoleons Umgang mit seinen Schwestern wollte man schreckliche Dinge mitzutheilen haben. Was raunte man sich über Rauch und seine Töchter zu? Genug! Wer mag Klatsch und Lästerung in ihren Augiasställen aufsuchen, wenn ihm nicht ein Strom Alpheus zu Gebote steht! Sicher ist, daß eine Hinneigung zu der dunkelsten Seite der Liebe im achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Wahrheit und Dichtung weit verbreitet war. Und so war denn die kleine harmlose Astarte jener Montesquieu'schen Novelle doch thatsächlich wieder zu der großen, unheimlichen, an wahnsinniger Bethörung wie an Opferduft sich weidenden phönikischen Liebesgöttin Astarte geworden. Don Carlos ist einer der schönsten Hymnen, die in genialischem Halbbewußtsein zu ihren Ehren gedichtet sind. Freilich, die Schönheit des Hymnus macht nicht auch zugleich eine Schönheit der Göttin aus.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Theater.

Deutsches Theater: „Trugbild". Schauspiel in 4 Aufzügen von Georges Rodenbach — „Der Puppenspieler". Studie in einem Aufzuge von Arthur Schnitzler.

Stimmung! Die Kunst soll Stimmungen vermitteln. Es ist Aufgabe der Kritik, die Stimmung des Kunstwerks spürend nachzuschaffen. Die Stimmung ist der Prüfstein für den inneren Gehalt. — So ertönt der Ruf nach Stimmung heut allerseiten. Hastige Finger sind im Begriff, aus dem Schlagwort einen vollständigen ästhetischen Kanon herauszuschreiben.

Man faßt den Begriff meist so allgemein, daß er sich jeder Definition entzieht. Löst man aber die Hüllen und geht man auf den Kern, so scheint man Stimmung da vornehmlich zu suchen, wo das Gebundensein des Menschen an seine Umgebung zu einheitlichem, Antheilnahme weckendem Ausdruck kommt. Aus der Lehre vom Milieu ist die Stimmungstheorie erstanden.

Aber man vergegenwärtige sich Balzac, den Meister der Milieuschilderung. Kein Denkender wird zur Charakteristik seiner Romane in erster Linie von Stimmung reden, sondern: von Größe. Und das weist aufs Ziel. Stimmung ist ein Surrogat. Der preist das stille Licht der Lampe in seinem abendlichen Zimmer und den milden Lichtkreis, den sie zieht, der verlernt hat, nach den Sternen zu greifen. Weil unserer Kunst die Größe fehlt, darum der Hymnus auf die Stimmung. Aus einer Resignation ist die moderne Stimmungstheorie geboren, — nun ist alle Resignation gut, und man soll sie nicht schelten, — aber gebt eure Schwäche nicht für Stärke aus!

Und nichts ist thörichter, als die Stimmunggebung zu künstlerischem Selbstzweck zu erheben. Alle Gefahren weichlichen, blutlosen Aestheterenthums warten auf diesem Wege des Wanderers. Man macht nicht Stimmung. Hier gilt das Fontane'sche: Du hast sie oder hast sie nicht. Und es ist besser, sie entbehren und ehrlich sein. Georges Rodenbach aber, von dem hier die Rede sein soll, hat in seinem Schauspiel „Trugbild" alle sieben Todsünden falscher Stimmungshascherei begangen.

Das todte Brügge hat zu ihm gesprochen. Die verlassenen, alterthümlichen Straßen und die spiegelnden Kanäle. Die Stadt, die in ihrer stolzen Vergangenheit träumend lebt. Wohl flackert zu Zeiten das Gegenwarts-

Digitized by Google

sieber auf, und das Jetzt erborgt die Züge des Einst, bald aber reckt die machtvolle Vergangenheit die Glieder und mordet das armselige Dasein des Augenblicks. Das todte Brügge hat zu Rodenbach gesprochen, und er hat es in dem Symbol des trauernden Wittwers wiedergefunden. Der lebt nur in Gedanken an seine gestorbene Frau. Bis er ein Mädchen findet, das ihr wundersam gleicht, an die er sich hängt, von der er nicht loskann. Und dies Mädchen ist eine Dirne. So peinigend wird die Aehnlichkeit zwischen dem Einst und Jetzt und der Widerstreit, daß er die Dirne tödtet und in Wahnsinn verfällt.

Das ist das Drama. Auf der einen Seite, symbolisirt, das todte Brügge. Aber worin besteht doch die Stimmung, die von seinen Mauern ausgeht? Doch nur darin, daß hier eine schlafende Stadt, ein Stück fortdämmernder Vergangenheit Wirklichkeit ist. Man lasse es auf der Bühne wiedererstehen, und man hat — Dekorationen. Kulissen alter Straßenprospekte, wie sie allabendlich in irgend einem Theater zu sehen sind. Und andererseits, der trauernde Wittwer. Er ist nichts an sich, alles als Symbol. Er ist so symbolisch erfaßt, daß ihm seine verstorbene Frau im Nebel ganz zwanglos erscheinen und mit ihm konversiren darf. Er ist so sehr Symbol, daß er die Dirne mit dem Haarstrang der Todten symbolisch morden, in symbolischen, Ophelia abgelauschten Wahnsinn verfallen muß. Für ihn als Menschen Antheil zu gewinnen, ist unmöglich; denn er bleibt Schatten. Seine Liebe zu der Dirne, ob ihrer Aehnlichkeit zu der geliebten Todten, muthet an sich durchaus unpsychologisch an, von seinem Innenleben erfährt man wenig. So bleibt nichts als die Syntheſe, die ganz verstandesmäßige, dieſes Schattenmannes mit gemalten, alltäglichen Theaterdekorationen. Und die heißt „Stimmung".

Alle sieben Todsünden falscher Stimmungshascherei, Rodenbach hat sie begangen. Er hat fatale Buchsprache geschrieben. Er hat nach Himmel und Jenseits gegriffen, um ganz Alltägliches darzuthun. Er hat auf jede innere Motivirung Verzicht geleistet — genug! wozu sie alle namhaft machen? Das Schauspiel „Trugbild" trägt die Merkmale des Dilettantismus, der sich als sensitives Aestheten-thum gibt.

Und es ist die Jugend dreier Länder, die sich für Rodenbach begeistert.

Auch bei Schnitzler ist der Ausgang der künstlerischen Intuition verstandesmäßig. Seine dramatische Studie „Der Puppenspieler" zeigt das sehr deutlich. Hatte Schnitzler in den „Lebendigen Stunden" dem Gedanken Ausdruck gesucht, daß der Künstler das Leben an sich reiße, um Stoff für seine Kunst zu suchen, daß er auch die, die seinem Herzen am nächsten stehen, immer nur mit den Augen des Modell-bedürftigen betrachte, so wird hier gleichsam der Gegensatz be-leuchtet: der Künstler wähnt mit Menschen und Wirklichkeit zu spielen, aber das Spielzeug entwächst seinen Händen und geht eigene Wege; er, der zu herrschen glaubte, wird ein Beherrschter, der Geschicke zu leiten sich vermaß, ist selbst nur ein armer, verworfener Spielball des Schicksals. Von den „Lebendigen Stunden" hinüber zum „Puppenspieler" führt eine logische Brücke.

Aber Schnitzler ist viel zu sehr Künstler, als daß die verstandesmäßig gewonnene Idee gedanklich bliebe. Der Puppenspieler wächst sich ihm zu eigenartiger, lebensvoller Gestalt aus. Einer jener Verkommenen, der sich früher, in den guten Tagen seines ersten Erfolges, an ein Mädchen gehängt. Es galt ihm eine Liedelei, wie jede andere. Aber das Mädchen hat ihn dahin gebracht, sie zu heirathen, hat ihm die Arbeit verleidet, ihn des Schaffens entwöhnt und hat ihn schließlich, als sein Vermögen aufgezehrt war, im Stich gelassen. Fortan schreibt er nur noch, wenn er gerade Geld nöthig hat, einen anonymen Artikel für irgend ein Winkelblatt. Verkommen ist er, aber er sieht sein Schicksal nicht. Ganz fest hat die Illusion die trostreiche Binde um seine Augen gelegt. Was, sagt er sich, bedeutet alle Kunst und aller Ruhm? Sie sind vergänglich. Aber — mit dem Leben spielen, Wirklichkeiten gestalten, das ist es! Und da er einmal im Eisenbahnzug irgend einem Fremden gegenübergesessen, der in seiner Ecke lag und schlief, und ihm der Gedanke aufstieg, wenn der jetzt stürbe! — der Fremde nach einer Weile auch wirklich verstorben war, wähnt er sich im Besitze wunderbarer, schicksalzwingender Kräfte.

In einer schlichten, aber höchst kunstvoll komponirten, psychologisch feinen Szene spielt sich der kurze Einakter ab. Ein Wiedersehen gilt es. Einen jungen Freund aus seinen guten Tagen hat der Puppenspieler wieder getroffen. Auch mit ihm hat er einst gespielt. Der gute, blöde Junge sollte seine Liebschaft haben, und so hat er ein junges Mädchen seiner Bekanntschaft angestiftet, sich in jenen verliebt zu stellen. Das war damals. Und heute sind die beiden mit einander verheirathet, leben in glücklicher Ehe, in geordneten Verhältnissen, sind Eltern eines liebenswürdigen Knaben. Und doch hat das Mädchen ursprünglich ihn, den Puppen-spieler, geliebt, blind ist er an seinem Glück vorübergegangen. Und blind geht er auch heut vorüber. Er verlacht mitleidig ihr Philisterthum, wendet ihnen den Rücken und macht sich auf „in Freiheit" seinem „Beruf" zu leben, Wirklichkeiten zu gestalten, mit dem Schicksal anderer zu — spielen.

Nur ein kleiner Einakter, und doch spinnen sich die Gedanken fort. Nicht weil sie an sich interessant sind, sondern weil sie Leben gewonnen. Weil man durchfühlt, wie Schnitzler selbst an seinen Problemen reift.

Ich erwähne noch: Der Puppenspieler wurde von Herrn Bassermann packend und überzeugend gestaltet.

Ernst Heilborn.

Erlebniß.

Novelle.

So war die Stunde doch gekommen, die er im Innersten gefürchtet hatte, als er München verlassen und den Glauben sich in seiner Seele aufgebaut, daß Arbeit alles nieder-zwingen, alles, alles in tröstende Gedankenferne rücken könne. Wie kläglich stürzte jetzt das Kartenhaus eines liebeleeren Lebens zusammen. Das Ganze im Sturze nicht mehr auf-zuhalten, nachdem ihr Hauch nur einen Pfeiler gelockert hatte. Nur sie, nur ihr geliebtes Bild umschwebte ihn wieder, sie allein statt all' der todten Gestalten aus den Gräbern seines Schaffens.

Adele hatte ihm geschrieben. Im Gartenzimmer ihrer Villa in der Briennerstraße hatte sie am Schreibtisch gesessen, ohne ihn, nur an ihn denkend, und ihre dunklen Räthsel-augen waren sinnend den freien Schriftzügen gefolgt, die ihre weiße Hand mit goldener Feder schrieb. Wie zärtlich beglänzte die Abendsonne, durch gelbliche Vorhänge em-dringend, ihr schönes Antlitz, das so tiefen, unersättlich tiefen Lebenshunger zeigte, das so heiß sich neigen konnte zum Quell des Glücks, zum Mann, zum Kuß. Er sah sie vor sich. Sah sie, wie sie einst gewesen. Einst! Und jetzt? —

Er blieb stehen. Dunkles Kiefernrauschen war um ihn her, kein menschlicher Laut, denn weit von der Stadt fort, weit von seinem Schaffensfrieden, hatte ihn der unsichtbare Dämon seines Lebens vor sich hergetrieben. Er besann sich — dann warf er sich stöhnend auf den weichen Wald-boden nieder. Kühl und herben Duftes voll umwehte es ihn, er fühlte sich wie ein verwundeter Krieger, der abends auf dem Schlachtfelde erwacht ist, ganz allein, und fort war der Kamerade, weitergezogen, ließ sein Herzblut verströmen, trostlos, bis zum Tod.

Versunkene Tage zogen an seinem matten Auge vor-über, Tage des Glücks und Tage der Qual. Sein stummer Mund erzählte der eigenen Seele, wie einem kranken Kinde, die oft erzählte Mär von seiner Liebe. Sie lautete also:

Wilhelm war vierundzwanzig Jahre alt, Adele einund-zwanzig, als sie sich zum ersten Mal erblickten. Er hatte noch kein Weib geliebt, sie hatte noch nie den Frühlings-

Digitized by Google

sturm einer Mannesliebe erfahren. So grüßten sich ihre Seelen alsbald und suchten einander zu verstehen, ohne zu wissen, daß sie sich längst verstanden. Er kam fast täglich Nachmittags in ihren Garten und blieb bis zum Abend dort, bis ihr Gatte aus seinem Studierzimmer auf den Balkon hinaustrat, in den Garten hinunterspähte und die Kinder, wie er Wilhelm und Adele nannte, zum Essen rief. Die „Kinder" hatten sich in jenen stillen Dämmerstunden, auf schattigen Wegen oder in wilden Weinlauben, wo durch röthliche Blätter die Abendsonne glühte, viel Ernstes und Vertrauliches zu sagen. Adele sah in die Tiefen seiner Jugend hinein, er in die Tiefen der ihrigen. Sie tauschten ihre geheimsten Schätze aus. Adelens Gatte war ein Archäologe, und das war er im Leben auch. Ein treuer Freund ihres einzigen Bruders, den ein unheilbares Leiden in freiwilligen Tod getrieben, war er ihr einst nahe gekommen. Der in Trauerkleider verpuppte, schöne Schmetterling hatte an jenem schüchternen Gelehrten, der ihm in heiteren Tagen immer so ehrlich langweilig gewesen, Halt und Lebenshoffnung gefunden. Sie hatte sich durch seine täglichen Besuche so vollständig an ihn gewöhnt, daß zwischen ihren kindlich traurigen und seinen andächtig bittenden Augen schon ein Bund bestanden, bevor sie noch ein Wort darüber gewechselt hatten. Eines Sommerabends war August Niebauer als Freier in der Villa Branitz erschienen, und Adele war seine Braut geworden, still und gläubig.

Man staunte damals in der Münchener Gesellschaft über diese Ehe, welche ein undurchsichtiges Schicksal zu Stande gebracht, und Kavaliere, Offiziere und andere „Sieger" rüsteten sich schon zum Sturmlauf auf Niebauers Heim. Denn es war ja ganz selbstverständlich, daß Adele von Branitz nur durch Zufall diesen Mann gewählt, und weil sie einen wirklichen „Mann" noch gar nicht kannte. Doch Einlaß erhielten nur wenige von den Stürmern, und als sie drinnen waren, sahen sie sich erst vor der wirklichen Mauer stehen, deren Stärke sie entwaffnete. Denn Adele liebte wohl ihren Mann nicht, aber sie liebte ihr Schicksal. Der Todesengel hatte schon so früh mit dunklem Flügel ihr junges Herz gestreift, daß ihr Wille ernster, ihr Auge nachdenklicher geworden war, als bei andern jungen Frauen. Freilich, als die schwarzen Kleider nach dem Trauerjahre schwanden, als sie wieder in Hellgrün oder Weiß an Maitagen ausgehen konnte, da siegten ihre zwanzig Jahre, und sie wurde wie sonst ein Frühlingssproß der alten, ewig jungen Welt. Niebauer aber zeigte sich dieser Metamorphose nicht gewachsen — er war in seinem Glück mehr geblendet, als verliebt, mehr erschreckt, als von Freude ergriffen. Ein sonderbares Gemisch von Schuldbewußtsein und zorniger Gelehrtenabwehr ergriff ihn diesem blühenden Wesen gegenüber, das plötzlich aus Märchenlanden zu kommen schien und ihn in fremde Regionen zog, wo seinem Wesen jeder Flügel fehlte. Er schloß sich ein vor ihr in seinem Foliantenkram, in seiner großen, dunklen, längst vermoderten Welt. Doch auch dorthin folgte sie ihm, mit dem Schimmer ihrer fragenden Güte hineinleuchtend, bis sie sein Unglück endlich sah und dadurch erst das ihrige begriff. Da ließ sie ihn bestürzt in seiner Höhle sitzen und stand wieder draußen, das bunte Thal der Welt, das jetzt so fremde, flammende Farben zeigte, mit bangen Augen betrachtend. Doch nahen durfte ihr von dort aus niemand — niemand durfte durch die reine Höhenluft, die sie umgab, zum Gipfel, zu ihrer Liebe, emporsteigen. Sie litt um den Mann, den ihre Schönheit verzagen ließ und wahrte deshalb seine Ehre. Konnte *er* nicht ihr Erlöser werden, der es so treu und gut mit ihr meinte, wie konnten es dann die vielen Fremden, die ihrer nur begehrten, aber nicht für sie leben wollten? Irgendwo freilich, drüben vielleicht, wo hinter den Bergen ein goldenes Himmelsland hervorblickte, mochte er wohnen, dem sie wirklich angehörte, auf den sie wartete, Jahre lang. Ob er den Weg zu ihr noch fand? Wer wußte das? So wollte sie lieber bei dem armen Büchermenschen bleiben, ihm Licht in sein Dunkel bringen und ihn zu belehren suchen, daß er nicht scheuen dürfe, was Gott ihm gab.

Doch wieder sah sie sich enttäuscht. Den freien Studentenweg vom Wissen zur Liebe kannte Niebauer nicht, er vermochte auch nicht das Kind in sich zu entfesseln und anmuthig zu erobern, was ihm weibliche Unschuld darbot. Aus seinen griechischen Gespinnsten erwachend, sah er ihre Schönheit mit blödem Blick an, und mehr von plötzlicher Gier als von Liebe berauscht, bemächtigte er sich ihrer plump und thierisch. Da stieß sie ihn zurück. Nichts sah sie mehr von seiner hohen Geistigkeit, und mit der goldenen Brille, die ihm heruntergefallen, verschwanden Ernst und Würde aus seinen Augen. So ließ sie einen Tölpel, nicht mehr einen bejammerten Märtyrer in seiner Höhle zurück und weinte von nun an einsam hinter den Blumenstöcken ihres Gartenzimmers.

Als der Maler Wilhelm Berghaus nach München kam, waren Herr und Frau Niebauer ein unglückliches Ehepaar, ohne daß die Welt es wußte. Denn man bemerkte an der ernsten Feierlichkeit des Professors und an der traurigen Anmuth seiner Gattin, die ihr ja charakteristisch war, nichts Drohendes, kein heimliches Ringen. Wilhelm erst sah tiefer, so hellsichtig, wie sein Künstlerblick es konnte, in das Schicksal der beiden hinein — er wurde von Niebauer selbst in die vornehme Villa Branitz eingeführt, denn der Professor war ein Verehrer von Wilhelms Werken, die in München damals in der Blüthe ihres Erfolges standen. Behaglich machte der Professor den jungen, stattlichen Mann mit seiner jungen, schönen Frau bekannt — er überließ sie einander, um selber die lang ersehnte Freiheit zu genießen. Sein dumpfer Bücherhause lockte ihn zurück, und da Adele nun endlich ihre Gesellschaft gefunden, brauchte er die seine nicht länger zu vernachlässigen. Doch hasteten die jungen Leute, allem geblieben, noch scheu über die ersten Regungen der Leidenschaft hinweg und ehrten an einander die reine Zuneigung von zwei Menschen, deren Schicksale sich geschwisterlich fanden. Um seiner Jugend und ihrer Ehre rechtschaffener Hüter zu sein, bemühte sich Wilhelm, ihr bei jeder Gelegenheit den geistigen und menschlichen Werth ihres alternden Gatten aufzuklären. Er wußte nicht, wie sehr sein naiver Eifer dabei für ihn selbst und nicht für jenen sprach; denn Adele hörte nur *seine* Worte, übersetzte sich nur Wilhelms Lob aus dem Lobe des Professors. Noch webte sie aber im Innern an dem wunderlich gefährlichen Traum, daß sie ihr Herz, das nach Glück und Erlösung schrie, ganz heimlich in einer geistigen Liebe rein baden, in der Erkenntniß einer wirklichen Mannesseele den brennenden Verzicht ihres jungen Lebens vergessen könnte. Ein schöner Sommerwahn, der im Gewittersturm der Sehnsucht zerfallen mußte. Er zerfiel. Als Niebauer im Oktober nach Rom gereist war, um an den Sitzungen einer Archäologenversammlung theilzunehmen, kam durch die Unvorsichtigkeit eines Dieners Feuer in der Villa Branitz aus, und Wilhelm kam gerade dazu, als Adele, ihrer Friseuse entwichen, mit offenem Haar, halbtodt vor Entsetzen, die von Qualm erfüllte Treppe hinuntereilte und wie irre schwankend im Garten hin und her lief. Sie stürzte ihm unwillkürlich in die Arme, als sie ihn sah. Jetzt, da sie den Flammentod vor Augen gehabt, fragte in ihrer Seele nichts mehr, was vor den Menschen erlaubt war, und was sie dem Manne, den sie nicht liebte, schuldete. Wie immer, hob auch hier die Todesgefahr zwei Menschen über die auferlegte Buße kalter Moral fort und weckte erst die große Liebe. Zum Glück waren Domestiken und Löschmannschaft zu sehr mit dem Brande beschäftigt, als daß nur irgend jemand die seltsame Begegnung der Herrin und des Hausfreundes beobachtet hätte. So konnte Wilhelm die ohnmächtige Adele in eine ferngelegene Laube tragen und dort mit banger Zärtlichkeit die Geliebte ins Leben zurückrufen. Endlich gelang es ihm, Adele erwachte und schien sich jetzt zum ersten Male wirklich im Leben zu fühlen, denn selig, wie eine Verdürstete, trank sie seine stummen Küsse. Es zog sich nun ein wundersamer Märchentraum des Glücks mit rosenfarbenen Schleiern über ihnen zusammen, sie wußten nicht mehr, wo sie waren, aus Gefahr entronnen, von Gefahr bedroht, und als sie, wie Kinder aneinander geschmiegt, nach zeitlosen Stunden wieder erwachten und

Digitized by Google

aufschraken, war es dunkel um sie her, am nachtblauen Himmel draußen standen die Sterne, und durch die Baumkronen des Gartens war von dem inzwischen gelöschten Brande nur noch ein schwaches Glühen bemerkbar. Wilhelm und Adele überlegten bange, was zu thun war. Die Dienerschaft hatte wohl schon längst in tausend Aengsten nach der vermißten Herrin gesucht. Und wirklich sahen sie jetzt zwei dunkle Gestalten mit hoch erhobenen Lampen auf ihre Laube zukommen. Wilhelm war sofort gefaßt und trat den Leuten, über seine eigene Kühnheit staunend, entgegen. Er schilderte den Ueberraschten Adelens Ohnmacht, und daß es ihm, während der Brand gelöscht worden, endlich gelungen wäre, sie ins Leben zurückzurufen. Eben wäre sie in dieser stillen Laube aus erquickendem Schlummer aufgewacht. Nun sollte Bertha, die Zofe, welche auch herbeigekommen, der Gnädigen sofort einen heißen Thee bereiten und sie zu Bett bringen. Er selber würde telegraphisch den Herrn Professor benachrichtigen. Damit verbeugte er sich vor Adele, die auf Bertha gestützt mit mattem und dankbarem Lächeln dastand, und begab sich, nachdem er ihr noch freundlich die Hand geschüttelt, nach Hause.

Niebauer kehrte erst zurück, als der Kongreß in Rom beendet war, und so wurde die Villa während seiner Abwesenheit wieder hergestellt, der Schaden war nicht bedeutend. Doch reiste das Ehepaar in Folge solcher Umstände in diesem Winter nicht nach dem Süden, sondern verbrachte ihn ganz in München. So hatte Wilhelm die heimlich Geliebte täglich in seiner Nähe, und Adelens steigende Leidenschaft sorgte dafür, ihn täglich in ihrer Nähe zu behalten. Der Professor blieb ahnungslos, und seine bewundernde Zuneigung für Wilhelm steigerte sich zu dessen Entsetzen, je länger er mit ihm verkehrte. Die scheue Nervosität, mit der sich der Künstler häufig von ihm abwandte und ihm Tage lang fern blieb, schob Niebauer unbeirrt auf entschuldbare Launen, und es war ihm im Innersten sogar willkommen, daß der phantasievolle Hausfreund so viel Interesse für seine Gattin zeigte; denn er selber, dem alte Inschriften doch lieber waren, als seine junge Frau, hatte Adele gegenüber immer noch ein unschuldig schuldeladenes Gewissen.

Wilhelm fühlte in dieser Zeit seinen Lebenspfad so durchaus gestört, als ob er ihn in einem Wagen zurücklegte, dessen Rosse durchgingen — der hin und her geschleuderte Lenker wußte nicht, woher und wohin. Ihn lockte seine Kunst, zog ihn als oberste Gottheit seines Daseins über sich selbst empor und duldete nicht, daß er das kostbare Pfand, das sie ihm gab, verschwendete. Er sah die hohe Straße, die er aus den Niederungen seiner Vergangenheit in die Freiheit hinaufgezogen war, vom Schicksal plötzlich abgebrochen, Liebe und Schaffen tauchten wie Dämonen aus der Tiefe empor und rissen sich um seine Seele. Abschütteln konnte er keinen von ihnen, denn das Böse, was er hier erfuhr, war offenbar dem Guten drüben zu danken. Adele trieb seine Phantasie hinauf und zog seinen Lebensmuth herunter. Dem Fluche der Heimlichkeit, der vergiftenden Lüge war Wilhelms ehrliche Jugend nicht gewachsen. Er verachtete wohl die Sünde wider die Moral, die ein Pfaffengott der Welt tyrannisch auferlegt, und achtete dafür die Pflichten gegen sich selbst, die Reinheit seines geistigen Schildes, an dem nur er sich versündigen konnte. Feigheit und Trägheit aber nagten allmählich immer mehr an ihm, und heiser, steigender Groll gegen Adele, die früher sich so hold wahrhaftig und jetzt so fürchterlich begabt für die Lüge zeigte. Was wußte er jetzt noch von dem unbekümmerten auf der Welt sein, das seine Freunde, deren frohen Kreis er mied, mit jedem Tage neu erfuhren? Die ihre Seelen ehrlich prüfen durften, die etwas lernten in der Liebe, wie rechte Studenten lernten, gleichviel, ob es Seligkeit brachte oder Tod? Er aber schleppte sich muthlos hin, das heimlich Verdrachene mühsam sanktionirend, in einer schwachen, ihm verbotenen Frau sein Künstlerglück und seine Zukunft suchend. Niemandem sich anvertrauen dürfen, außer ihr, die täglich ein Vertrauen trog, mit den Fragen in seiner Kunst sich einig werden, ohne ihnen im Leben ins Auge zu blicken — war das sein Schicksal? Wie sollte das enden? Wie sollte er das ertragen? Er wagte es in solchen Stimmungen nicht, an seine Mutter zu schreiben. Denn die glaubte ihn ja frei und groß. —

Georg Hirschfeld.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck dieser Novelle ist nicht gestattet.)

Jüdische Statistik. Herausgegeben vom Verein für jüdische Statistik unter der Redaktion von Dr. Alfred Nossig. Berlin 1903. Jüdischer Verlag.

Diese Publikation ist die erste des vor einem Jahre gegründeten Vereins für jüdische Statistik und in Fachkreisen begierig erwartet, weil man sich bisher von der Thätigkeit dieses Vereines kein rechtes Bild machen konnte. Indessen wird der vorliegende starke Band von 452 Seiten die Erwartungen schwerlich erfüllen. Was er bietet, ist sehr ungleichwerthig. Die bisher von dem Verein geleistete Arbeit beschränkt sich auf den Versuch, eine Bibliographie für sein Arbeitsgebiet herzustellen, allein der im vorliegenden Bande publizirte Theil dieser Biographie ist außerordentlich mangelhaft, einerseits voller Lücken, andererseits auch in dem, was vorhanden ist, nicht unbedingt zuverlässig. Dagegen sind unter den einzelnen Artikeln, die die vorliegende Publikation unter der Ueberschrift „Beiträge zur Statistik der Juden in den einzelnen Ländern" bringt, einige außerordentlich interessant. So wird zum Beispiel der Nachweis geführt, daß die jüdische Bevölkerung der Stadt New-York sich auf mindestens 600 000 Seelen beläuft, eine Ziffer, die bisher immer als exorbitant übertrieben galt. Vorzüglich ist auch der Artikel von Dr. Fishberg „Die Gesundheitszustände der eingewanderten jüdischen Bevölkerung New-Yorks", der viele neue Thatsachen bringt. Freilich sind auch in diesem Abschnitt manche Artikel minderwerthig. — Die Mittheilungen einer Anzahl großer jüdischer Wohlthätigkeitsvereine über die von ihnen ausgeführten statistischen Erhebungen im Gebiet ihres Wirkungskreises sind wiederum zum Theil außerordentlich bedeutsam. Die Statistik der „Jewish Colonisation Association", die einen Theil der russischen Juden umfaßt, zeigt diese in ganz unerwartetem Maße als Landwirthe. Die Zahl der jüdischen Bauern in Rußland ist viel größer, als man gemeinhin annimmt, und rechnet nach Hunderttausenden; ebenso ist ein außerordentlicher Prozentsatz der russischen Juden als Handwerker berufsthätig und wird jetzt von der Verdrängung des Handwerks durch die Maschinen schwer betroffen. Alles in allem zeigt das Buch viel guten Willen und gibt die Hoffnung, daß eine zweite Publikation, die die Spreu aussondert, zwar kleiner im Umfange, aber an Inhalt bedeutender sein wird. Dann erst wird diese Publikation wirklichen Nutzen bringen.

B.

Max Jähns, Geschichtliche Aufsätze. Ausgewählt und herausgegeben sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koetschau. Berlin, Gebr. Paetel, 1903.

Das Schönste an diesem Buche ist Koetschau's vortreffliche Darstellung von Jähns' Leben. Warm und von dem Hauche herzlicher Zuneigung durchdrungen, steht sie doch dem Helden der Biographie frei und gerecht gegenüber und schildert seine liebenswürdige und hervorragende Persönlichkeit in edenso treuer wie anziehender Weise und in mustergiltiger Form. Um so schwächer ist die militärische Würdigung Jähns' von Hauptmann Alf. Meyer. Die Aufsätze selber, meist militärgeschichtlichen Inhalts, dringen in leichter und gefälliger Sprache, aber ohne tieferes psychologisches oder historisches Eindringen, kriegerische Persönlichkeiten und Ereignisse dem Verständnisse des Laien näher. Man wird sie mit Vergnügen und nicht ohne Nutzen lesen.

— n — n.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 52. Berlin, den 26. September 1903. 20. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder den Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W. Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1903 unter Nr. 5430 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation", Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht. Von *„*.

Zwanzig Jahre. Von Paul Nathan.

Die Bilanz von Dresden. Von H. v. Gerlach, M. d. R.

Die Salzburger Hochschulkurse. Von Ludo M. Hartmann (Wien).

Die bürgerlichen Parteien und die Sozialdemokratie. Von Ferdinand Krieger, M. d. Pr. Abg. H. (Königsberg i. Pr.).

Judenthum und Kulturgeschichte. Von Wolfgang Kirchbach.

Hölderlin und die modernen Aestheten. Von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm (München).

Erlebniß. Novelle. (Schluß.) Von Georg Hirschfeld.

Der Abdruck sämmtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der Anschluß der Nationalsozialen an den Wahlverein der Liberalen vollzieht sich viel geräuschloser und viel einheitlicher, als man allgemein erwartet hatte. Nicht nur zahlreiche Einzelmitglieder haben sich bereits im Bureau des Wahlvereins der Liberalen angemeldet, sondern auch viele Ortsvereine haben sich korporativ einschreiben lassen. Berlin und Leipzig, Dortmund und Cassel, Hannover und Lübeck, Oldenburg und Plauen, Schüttorf und Itzehoe, Dresden und das Eisenacher Oberland haben ihre theilweis recht starken Organisationen angemeldet. München und Jena und andere Orte werden bald nachfolgen. Am Niederrhein haben sich die zahlreichen Einzelmitglieder zu einer Gruppe vereinigt und geschlossen ihren Beitritt angezeigt. Selbst in Vereinen, die vor und während der Göttinger Tagung opponirten, hat sich hinterher eine starke Majorität für den Anschluß ergeben. Und in allen Gruppen ist lebhafter Arbeitseifer und warmer Bethätigungsdrang. Zahlreich sind aus diesen Kreisen auch schon Anmeldungen zur Generalversammlung des liberalen Wahlvereins eingelaufen. Es ist also ganz offenbar, daß der bisherige Verlauf der Fusion alle hämischen Glossen der Gegner im reaktionären und im Richter'schen Lager glänzend widerlegt hat. Die ganz wenigen nationalsozialen „Antifusionisten", die heute noch dem Anschluß an den Wahlverein der Liberalen widerrathen, stehen isolirt und werden deshalb später zweifellos den Weg doch gehen, vor dem sie jetzt noch — nicht aus unehrenhaften Motiven — ihre ehemaligen Parteigenossen glauben warnen zu sollen. Dem entschiedenen Liberalismus aber ist durch die Fusion ein Kräftezuwachs geworden, der auch quantitativ schon heute weit über die Hoffnungen hinausgeht, die vorsichtige Politiker und überzeugte Befürworter eines einheitlichen, aktionsfähigen Liberalismus zu hegen wagten.

Der Termin für die preußischen Landtagswahlen ist jetzt amtlich festgesetzt. Die Wahl der Wahlmänner wird am 12. November, die Wahl der Abgeordneten am 20. November stattfinden.

Unter dem Dreiklassenwahlsystem erscheint eine konservativ-ultramontane Mehrheit gesichert, so lange es nicht gelungen ist, die in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft vorhandenen starken Oppositionskräfte nutzbar zu machen. Da die Aussichten dazu bei den bevorstehenden Landtagswahlen noch sehr gering sind, so wird man mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen haben, daß Konservative und Centrum auch im nächsten preußischen Abgeordnetenhause zusammen eine Majorität bilden, die allen reaktionären Anforderungen gewachsen sein wird. Gestützt auf diese reaktionäre Macht in dem Parlamente des größten deutschen Bundesstaates, wird die Reaktion auf die preußische Regierung und damit indirekt auch auf die Reichsregierung einen maßgebenden Einfluß ausüben. Eine Aenderung der politischen Verhältnisse in Preußen ist unter diesen Umständen

Digitized by Google

nur aus einem populären Ansturm gegen das Dreiklassen-Wahlsystem zu erwarten.

Die Unhaltbarkeit dieses Systems ist am deutlichsten im Königreich Sachsen zu Tage getreten, das bekanntlich im Jahre 1896 auf den reaktionären Einfall kam, das elendeste aller Wahlsysteme auf den fruchtbaren Boden Sachsens zu verpflanzen. Die Früchte sind nicht ausgeblieben und liegen in 22 sozialdemokratischen Reichstagsmandaten unter 23 aller Welt vor Augen. Die Nothwendigkeit einer Wahlrechtsreform ist deshalb in Sachsen heute auch von der Regierung anerkannt. Wenn es aber richtig sein sollte, daß die Weisheit der sächsischen Regierung beschlossen hat, sich aus den Irrungen des preußischen Dreiklassen-Wahlsystems in die Arme des österreichischen Kuriensystems zu retten, so würde es schwer fallen, keine Satire zu schreiben. Es ist schwer, die Entscheidung darüber zu treffen, ob das preußische oder das österreichische Wahlsystem absurder ist; nur darüber besteht unter denkenden Menschen kein Zweifel, daß diese beiden Systeme unter allen Wahlsystemen der Welt die schlechtesten sind. Wenn der sächsische Reformeifer jetzt das österreichische System als Rettung aus der Noth vor der Sozialdemokratie acceptiren und damit die österreichischen Verhältnisse als eine Art Ideal hinstellen sollte, so würde sicherlich niemand mehr verwundert sein als Oesterreich. Daß das österreichische Wahlsystem als nachahmenswerthes Beispiel angesehen werden könnte, hat sich das unglückliche Oesterreich sicher nicht träumen lassen.

Oesterreich kommt jetzt übrigens öfter in die Lage, aus den politischen Verlegenheiten anderer Trost zu saugen. Die Krisis in Ungarn erweist sich als so hartnäckig, daß noch immer keine Lösung gefunden ist. Die Dinge sind durch den ungeschickten Armeebefehl des Kaisers nur noch mehr verwirrt worden. Ein solcher Armeebefehl hätte als Beginn eines richtigen Staatsstreichs seine Wirkung thun können; aber da der Träger der ungarischen Krone augenscheinlich derartige grundstürzende Absichten nicht verfolgt, so mußte dieser Armeebefehl wirken wie Oel, das man ins Feuer gießt. Die politischen Feuerlöschmänner sind jetzt eifrig am Werke, um die konstitutionelle Feuersbrunst wieder zu löschen. Ein Stück Vertrauen der Ungarn zu ihrem konstitutionellen König ist dabei aber sicher zerstört worden, das beweisen die neuesten Skandalszenen im Pester Parlament.

Auch Großbritannien geht schweren inneren Kämpfen entgegen. Der Austritt Josef Chamberlain's aus dem Balfour'schen Kabinett ist ersichtlich nur erfolgt, um dem gewiegten Demagogen die Hände für eine populäre Agitation freizumachen. Daß Balfour selbst nicht daran denkt, den Chamberlain'schen Plänen ernstbafte Opposition zu machen, tritt immer deutlicher zu Tage. Man wird sich zunächst darauf gefaßt machen müssen, daß die Retorsionspolitik in der englischen Handelspolitik eine Rolle spielt. Sind die Leidenschaften in Folge von Retorsionsmaßregeln erst einmal geweckt, so wird es viel leichter sein, die öffentliche Meinung für weitergreifende protektionistische Maßregeln zu gewinnen. Deutschland mag sich jetzt vorsehen. Die jetzige englische Regierung wird in Zukunft vermuthlich keinem handelspolitischen Konflikt aus dem Wege gehen. Der handelspolitische Friedenszustand war nie unsicherer als gegenwärtig. Die Entwicklung der Dinge in England zeigt, wie außerordentlich kurzsichtig die deutschen Staatsmänner waren, die, anstatt rechtzeitig für eine Erneuerung der Handelsverträge Deutschlands mit seinen Nachbarstaaten zu sorgen, alle Kraft darauf verwandten, einen unsinnigen Zolltarif zu schaffen, der sich von Woche zu Woche mehr als eine Verlegenheit für den Abschluß neuer Handelsverträge erweist.

Im südosteuropäischen Hexenkessel brobelt es weiter. Räubereien und Attentate sind an der Tagesordnung, und in Bulgarien ist die Strömung zu Gunsten einer offenen Kriegserklärung an die Türkei anscheinend im Wachsen begriffen. Wer die Drähte in diesem revolutionären Spektakelstück zieht, ist schwer erkennbar. Der Verdacht, daß russische inoffizielle Einflüsse stark mit im Spiel sind, ist weit verbreitet trotz den neuesten offiziellen Mahnungen aus St. Petersburg zur Ruhe.

* * *

Zwanzig Jahre.

Vor jetzt zwanzig Jahren ist an die Herstellung der ersten Nummer der „Nation" herangegangen worden. Am 6. Oktober 1883 erschien sie alsdann. Welch ein langer Zeitraum; welch eine Fülle der Kämpfe seitdem; welch Wandel der politischen Lage und welch Wechsel der Personen! Wie hat der Tod hineingegriffen in die Schaar derer, die mit ihrem Geiste die Blätter der „Nation" erfüllt haben. Ich überblicke nur wenige, nur die allerersten Nummern und finde da, Ludwig Bamberger — todt — Alexander Meyer und Broemel — fort aus den Parlamenten — Constantin Bulle, den trefflichen Historiker — seit Jahren schwer krank und fast zur Unthätigkeit verdammt — Rudolf Baumbach — todt — Friedrich Kapp — todt — Rickert — todt — Rudolf von Gneist — todt — Franz von Holzendorff — todt — Otto Gildemeister — todt; — Theodor Mommsen, den unverwüstlichen, bewundernswerthen — aufrecht — Paul Schlenther — den heutigen Direktor des Wiener Burgtheaters — A. Milner — bis vor kurzem Diktator Südafrikas und vielleicht jetzt auf dem Wege, um Chamberlain als Kolonialsekretär zu ersetzen — Carl Aldenhoven, der uns immer treu geblieben — Eduard Engel, den großen Statistiker — todt — und fast jede neue Nummer jener ersten Zeit bringt mit ihrem Inhaltsverzeichniß einen neuen Beitrag zu unserer Todtenliste und die Erinnerung an bedeutungsreiche Beziehungen, von denen ein Bruchtheil zwanzig Jahre hindurch sich fortgesponnen hat. Zwanzig Jahre aber war der Mittelpunkt dieses Schaffens Theodor Barth, der Herausgeber der „Nation", und fast ununterbrochen zwanzig Jahre reicht auch meine Thätigkeit an der „Nation" zurück.

Ob das Wirken der „Nation" segensvoll war? Für jene, die die Verantwortung für das Blatt und seinen Inhalt zu tragen haben, ist es nicht geboten, hierauf eine Antwort zu ertheilen. Für sie selbst liegt die Antwort in ihrem Ausharren Jahr um Jahr. Denn äußere Vortheile und äußere Ehren irgendwelcher Art brachte ihre Thätigkeit wirklich nicht. Die „Nation" war nie ein kaufmännisches Buchhändlerunternehmen, dazu begründet, Ueberschüsse abzuwerfen, und die „Nation" war nie dazu da, einseitig für Personen oder Interessengruppen Vortheile aus dem großen Staatsteich herauszufischen. Das darf gesagt werden, da es meiner Ansicht nach nicht zu den Pflichten der Bescheidenheit gehört, Offensichtliches solcher Art auch bei solchem Anlaß erröthend zu verschweigen. Die Arbeit für die „Nation" wurde geleistet, weil sie für ersprießlich dem modernen Staate und dem modernen Leben erachtet wurde. In welchem Umfange Absicht und Wirkungen aber zusammenfielen, das ist eine jener ernsten Gewissensfragen, die wohl geeignet sind, jene zu quälen, die die besten Jahre ihres Lebens der Aufgabe gewidmet haben. Fest steht eines jedenfalls: unbeachtet ist die „Nation" nicht geblieben in den zwanzig Jahren ihres Bestehens, nicht unbeachtet von den Gegnern und nicht unbeachtet bei den Parteien, die ihr nahe stehen. Wir haben Feindschaften genossen, auf die wir stolz sind; und Freundschaften, die uns nicht weniger mit Stolz erfüllen, die Freundschaft vor allem der hingebungsvollen Schaar unserer Mitarbeiter, von denen viele wie unser Stolz so der Stolz Deutschlands waren und sind.

Nur der Papst im Vatikan hat das Vorrecht, sich für unfehlbar auszugeben. Das Vorrecht moderner Menschen ist es, auch dem Wandel zugänglich zu sein; und es wäre lächerlich, mit Selbstgefühl behaupten zu wollen, zwanzig

Digitized by Google

Jahre voll tiefgreifender Veränderungen in Deutschland haben den Standpunkt der „Nation“ nicht zu verändern vermocht. Die Ehre solcher Mumifizirung können wir glücklicherweise ablehnen.

Die „Nation“ wurde ins Leben gerufen, um den Kampf gegen den Staatssozialismus und für den Individualismus zu führen; für die Freiheit des Individuums und gegen jene Beglückung durch den Staat, die zugleich eine Bevorzugung dieser und eine Zurücksetzung jener Bürger sein mußte. Freiheit und Gerechtigkeit im Staatsleben, das war das Ziel damals, und das ist es heute. Aber freilich die Gefahren, die den Individualismus, die Freiheit und die Gerechtigkeit, wie sie der Liberalismus versteht, bei uns in Deutschland bedrohen, sie sind heute nicht mehr die nämlichen wie zur Zeit des gewaltigen Fürsten Bismarck. Gefahren, die damals bestanden, sind heute entschwunden; und Gefahren, die damals überschätzt werden konnten, werden heute richtiger eingeschätzt. Daraus mußte sich insbesondere nach zwei Richtungen eine andere Stellungnahme ergeben: in Bezug auf die soziale Gesetzgebung und in Bezug auf die Militärfragen.

Für den alternden Fürsten Bismarck wurden in immer höherem Maße die Probleme des Staatslebens Machtfragen. Der sachliche Inhalt seiner Politik verlor an Bedeutung, und seine Politik orientirte sich in steigendem Grade nach dem ausschließlichen Zielpunkte: die eigene Macht zu steigern und die Macht der Gegner zu zertrümmern.

Die Tradition der Militärkonflikte konnte für diese Zwecke dienstbar gemacht werden. Die sachlichen militärischen Nothwendigkeiten schob er in wohl berechneter Absicht zurück, um durch periodisch wiederkehrende Kraftproben das Parlament in seiner Bedeutung herabzudrücken.

Mit dem gewaltigen Fürsten Bismarck mußte auch diese Methode der Gewaltthätigkeit schwinden. Spätere reaktionäre Versuche nach Bismarck'schem Vorbilde, die über schwächliche Anzettelungen nicht hinausgediehen, blieben ohne einschneidende Bedeutung. Der Kampf gegen die Auswüchse des Militarismus wurde freilich kein anderer; aber die Frage der genügenden Wehrhaftmachung Deutschlands, das zwischen den mächtigen militärischen Mühlsteinen Rußland und Frankreich eingekeilt ist, und das mit seinen sich ausbreitenden überseeischen Beziehungen die Empfindlichkeiten Englands reizt, diese Fragen, die gleich Grabsteinen immer wiederkehrende Niederlagen des Liberalismus bisher anzeigten, konnten in steigendem Maße mit sachlicher, nüchterner Ruhe behandelt werden. Die Richtung für die Entwicklung der inneren Politik Deutschlands schien nicht mehr verknüpft mit der Ablehnung oder Annahme einer Vorlage für Schiffsbauten oder für die Vermehrung des Landheeres. Diese Fragen, die politische gewesen, wurden mit dem Abgang des Fürsten Bismarck technische nach der finanziellen wie nach der militärischen Seite.

Und die andere Wendung.

Zwanzig Jahre haben an der Ueberzeugung nichts geändert, daß aller Fortschritt für Staat und Gesellschaft sich an das Individuum anknüpft. Die Masse hat nie eine Erfindung gemacht, und zu einem Gedanken gehört immer ein Kopf. Bebel mag den Kollektivismus und die Allmacht der Masse predigen, aber seine Predigt auf dem Parteitag der Sozialdemokratie beweist nur die Macht des Individuums, seiner eigenen Individualität. Doch die Anschauung, wie dieses kostbarste Gut der Menschheit, die Individualität, zu schützen sei, darüber kann man heute anders denken wie vor zwei Dezennien.

Während des letzten Menschenalters hat die Welt, hat insbesondere Deutschland, eine wirthschaftliche Entwicklung durchgemacht, die niemand voraussehen konnte. In dem relativen Stillleben der vorausgegangenen Zeit hätte die Staatshilfe leicht entnervend für den einzelnen wirken können. Wenn die Sorge für die Zukunft sich in etwas verringerte, so hätte dies zugleich bedeuten können, daß das Streben, die eigene Lage zu sichern, daß der Kampf, um in soziale Schichten mit besseren Lebensbedingungen hinein zu gelangen, daß diese besten Triebkräfte für den Fortschritt unterbunden werden würden. Aus der ruhigeren, befriedigteren Vergangenheit, wie sie vor den Augen aller lag, konnte solche Befürchtung abgeleitet werden. Die Gegenwart mit ihrer nicht vorauszuschauenden Entwicklung machte sie zu nichte. Der Sturm des modernen Lebens peitscht die Energie empor, und die kleinen Hilfen des Staatssozialismus, wie man damals sagte, der Sozialpolitik, wie es heute heißt, erweisen sich glücklicherweise nicht als groß genug, um das Streben des einzelnen einzuschläfern oder um ihn in Unselbständigkeit zu einem gefügigen, kraftlosen Staatssklaven herabzudrücken.

Mit dieser Erkenntniß, die klarstellte, daß die individuelle Selbständigkeit und das individuelle Streben nicht bedroht waren, konnte sich die Stellung zur Sozialpolitik verschieben.

Und dieser Wandel wirkte wiederum zurück auf die Möglichkeiten, die sich gegenüber der Sozialdemokratie eröffneten.

Für die politische Freiheit und für die politische Gleichberechtigung der Sozialdemokratie ist die „Nation“ stets in ehrlichster Treue — rückhaltlos eingetreten. Aber man konnte sich darüber nicht täuschen, daß die Bewegung des vierten Standes ihre Kraft nicht zum wenigsten aus dem Streben nach unmittelbarer materieller Verbesserung der eigenen Lage herleitete; und es ist unzweifelhaft, daß eine materielle Hebung zugleich eine Voraussetzung für eine Ausbreitung und Vertiefung der Kultur, dieses letzte Ziel aller Politik, darstellt.

Der Liberalismus hat sich dieser Anschauung gewiß niemals verschlossen; in dem Augenblick aber, da sich seine Anschauungen über die gefahrlose Entwicklungsfähigkeit der Sozialpolitik änderten, eröffnete sich ein erweiterter Spielraum auch für die Beziehungen zur Sozialdemokratie.

Der Zukunftsstaat erscheint heute natürlich so undenkbar, wie je. Die Frage bleibt, wie lange hält der Glaube an den Zukunftsstaat noch vor; oder der Glaube an den Umsturz und daran, daß auf den Umsturz unmittelbar das wunderbare Neue ersteht.

Die Franzosen haben es nicht vermocht, Dezennien und Dezennien ununterbrochen auf das Loch in den Vogesen zu starren trotz aller Chauvinisten, und die Sozialdemokraten vermögen es nicht trotz aller Parteitage ununterbrochen auf den sich immer wieder entfernenden großen Kladderadatsch zu warten. Das Leben heute und morgen fordert immer wieder sein Recht; die Thorheit der Regierungen und die Leidenschaften der Politiker können diese gesunden Ansprüche des Tages verschleiern und vorübergehend als bedeutungslos erscheinen lassen; es wird doch einmal der Tag kommen, da die Aufgaben des Heute jene Kräfte einander näher bringen, die ehrlich den erreichbaren Fortschritt wollen, jenen Fortschritt, der auch den Massen eine Antheilnahme an den Segnungen moderner Kultur in immer höherem Grade gestattet.

An jenem Tage ist der Einfluß der rückschrittlichen Mächte in Deutschland gebrochen; der Kraft des Arbeiterstandes und des aufgeklärten Bürgerthums sind sie nicht gewachsen. Und darum thut die Reaktion alles, um das Bürgerthum untereinander, und alles, um Bürgerthum und Arbeiterstand miteinander zu verhetzen, und darum hat die „Nation“ stets ihre Aufgabe darin gesehen, auf eine Zusammenfassung der liberalen Elemente hinzuwirken. Der Anschluß der Nationalsozialen ist ein erfreuliches Symptom, und darum tritt sie dafür ein, daß die Thüre zur Sozialdemokratie nicht künstlich verrammelt, sondern offen gehalten wird, soweit offen, wie ehrliche Ueberzeugungstreue das irgend gestattet.

Die Zerklüftung der Linken ist die Daseinsgewähr der Reaktion, und wenn diese Zerklüftung und wenn die gänzliche Isolirung der Sozialdemokratie bestehen bleibt, so wird das Ende der deutschen Arbeiterbewegung eine Katastrophe in dem einen oder andern Sinne sein, aber in jedem Fall ein Unglück für die Arbeiter und für Deutschland.

Ich sprach nur von der Politik bei dieser Rückschau, und doch hat in der „Nation“ die Besprechung wissenschaft-

Digitized by Google

licher und künstlerischer Probleme im Laufe der Jahre einen immer breiteren Raum eingenommen, bis wir uns dann entschlossen, auch dem Kunstwerk selbst in der Form von Gedichten, Erzählungen und Dialogen Hausrecht zu geben. Es war nicht der Gedanke, daß so ein Gegengewicht geschaffen werden sollte, daß so auch die Zerstreuung zu ihrem Rechte kommen sollte. Wir haben die „Nation“ immer als ein einheitliches Ganzes betrachtet; sie sollte der Kultur dienen, moderner deutscher Kultur; und die Politik, die mehr sein will, als kleine, vergänglichste Fraktionspolitik, ist immer nur die Waffe, um der Kultur die Bahn frei zu machen.

Mit wie vielem, mit wie wenigem Erfolg wirkten wir in diesen zwanzig langen Jahren? . . .

Für mich selbst bedeutet diese Rückschau zugleich ein Abschiednehmen. Ich scheide aus der Redaktion der „Nation“ mit dem 1. Oktober.

An dem Mißverständniß freilich werden sich meine „guten“ Freunde nicht erbauen können, als ob auch mir die Richtung unserer jetzigen Politik nicht behagte. Ich bleibe Mitbesitzer der „Nation“; also ihr eng verknüpft. Ich habe an den entscheidenden Sitzungen mit den Nationalsozialen theilgenommen, und ich freue mich der neuesten Entwicklung. Ich als Jude, der die Nationalsozialen gut kennt, lache über die besorgte Aufmerksamkeit jener, die uns vor der Inakulirung des Antisemitismus bewahren wollen, und ich stimme aus tiefster Ueberzeugung dem politischen Vorgehen meines Freundes Barth zu, dem ich, ob Redakteur, ob nicht Redakteur, meine herzliche Dankbarkeit und meine Treue bewahre, die in zwanzig Jahren während guten und bösen Wetters wurzelfest emporgesprossen sind.

Ich gehe und sage auch Freund Heilbarn und allen den vielen befreundeten Mitarbeitern und jenen Lesern, die mit mir in ein persönliches Verhältniß getreten sind, an dieser Stelle Dank. Nicht weil ich müde und entmuthigt bin, scheide ich. Aber nachdem ich rund zwanzig Jahre Wachtoffizier auf diesem Schiffe gewesen bin, will ich mich entlasten, um meine Kräfte desto nachdrücklicher und hoffentlich desto wirkungsvoller für die alten Ziele einsetzen zu können — auch als Mitarbeiter, wenn die Redaktion mich ruft; denn mir gefällt das Schiff noch heute; mir gefällt der Kurs. Jedem Narren gefällt seine Kappe.

Ich gebe meine Fackel einem anderen; er soll sie kraftvoller schwingen und heller leuchten lassen als ich. Ich wünschte: in besseren Tagen für Deutschland.

P. Nathan.

Die Bilanz von Dresden.

Was ist Revisionismus? Wer diese Frage erschöpfend beantworten könnte, der verdiente ebenso einen Preis wie der, dem es endlich gelänge, eine Definition von Fabrikbetrieb zu finden. Sechs Tage des sozialdemokratischen Parteitages waren dem Kampf der Radikalen gegen die Revisionisten gewidmet. Aber am Schluß wußte man fast noch weniger als am Anfang, was ein Revisionist sei, also wogegen man eigentlich gestritten hat. Irgend etwas am Programm aber an der Taktik taxirt eben fast jeder „revidiren“. Ist nicht in erster Linie Bebel, diesmal der Wortführer der Intransigenten, in manchen Stücken ein Revisionist oder, wie man früher sagte, ein Opportunist, aber, wie man es in Frankreich nennt, ein Possibilist? Er ist für die Schaffung eines Agrarprogramms und für die Betheiligung an den Landtagswahlen eingetreten, er fordert sogar seit zwei Jahren eine Revision des Parteiprogramms. Es wird kaum möglich sein, irgend eine Begriffsbestimmung von Revisionismus aufzustellen, von der Bebel nicht betroffen wird.

Was verstand man nun unter den Revisionisten, denen in Dresden das Handwerk gelegt werden sollte? Kurz gesagt, die Leute, die anderer Ansicht waren als Bebel. Solcher Männer gibt es in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion eine wachsende Anzahl. Bebel ist in den letzten Jahren öfters als je zuvor mit seinen Anträgen in der Fraktion in der Minderheit geblieben. Gegen seinen Willen ist u. a. beschlossen worden, den Novellen zu den Arbeiterversicherungsgesetzen zuzustimmen. Die Neuwahlen haben den Revisionisten eine beträchtliche Verstärkung gebracht. Nach Bebel's eigenen Worten war die Möglichkeit vorhanden, daß sie in der Fraktion die Oberhand hätten. Er sah also seine eigene Oberhand bedroht. Grund genug für ihn, vom Leder zu ziehen.

Einen prächtigen Anlaß bot ihm der bekannte Artikel Eduard Bernstein's, der die Frage erörtert, ob die Sozialdemokratie nicht den ihr gebührenden Platz des ersten Vizepräsidenten unter Uebernahme der damit verbundenen traditionellen Verpflichtungen in Anspruch nehmen solle. Das war ja eine Gelegenheit ohne gleichen, die „Volksseele“ gegen die Revisionisten mobil zu machen. Zu Hase sollte man gehen, Eskarpins anziehen, vor den Reden von Essen und von Breslau seine Verbeugung machen? Was konnte nicht ein genialer Demagoge aus solchem Vorwurf schmieden! Und Bebel machte daraus, was nur zu machen war. Er sah, daß hier der Haken war, an dem sich vielleicht die ihm längst unbequemen revisionistischen Elemente der Fraktion aufhängen ließen. Zur verstandesmäßigen Erwägung, die wohl von diesem oder jenem nüchternen Scharfmacher unterstützt wurde, kam die leidenschaftliche Erregung, die sich seiner bemächtigte, als der „Vorwärts“ zwei seiner Erklärungen nicht kritiklos aufnehmen wollte. Soweit war der Geist der Auflehnung gegen jegliche Parteiautorität also schon gediehen! Da mußte gründlich Remedur geschaffen werden. Bebel kündigte die Generalabrechnung für Dresden an.

Dem Revisionismus sollte der Garaus gemacht werden. Aber der Revisianismus ist ein undefinirbares und darum unfaßbares Etwas. Man kann ihn deshalb nicht verbieten, auch wenn man wollte. Man kann sich höchstens gegen eine bestimmte Form des Revisionismus wenden. Aber dann wird er alsbald unter einer neuen Form wieder aufleben. Wollte man ihm einen Schlag versetzen, so mußte man die Sache persönlich zuspitzen.

Das hat Bebel richtig erkannt, darum war es offenbar der Hauptzweck seiner beiden großen Reden, einige Revisianisten auf dem Altar der Partei zu opfern. „Jetzt muß er hinaus!“ entfuhr ihm ja auch einmal wie unwillkürlich während der Rede eines seiner Widersacher. Es ist unvorstellbar, daß er den Göhre und Genossen zurief, sie seien moralisch tief gesunken, Marodeure der Partei, wenn er nicht den bestimmten Zweck verfolgte, sie moralisch unmöglich zu machen und so zum Bruch mit der Partei zu veranlassen. Natürlich war sich Bebel darüber klar, daß er nicht die Revisionisten aus der Partei herausdrängen könne, weil er sonst allein von der Fraktion ein gutes Drittel preisgeben mußte. Aber er wollte augenscheinlich ein paar ihm besonders unangenehme herausekeln, um so seine eigene Autorität wieder wie einen rocher de bronze zu stabiliren und den übrigen „unsicheren Kantonisten“ einen heilsamen Schrecken einzujagen. Discite moniti!

Daß die persönliche Attacke Bebel mißlang, ist vor allem das Verdienst Göhre's. Mit großer Geschicklichkeit wußte er die starke Animosität, die gegen Mehring entstanden war, z. Th. wenigstens auf das Konto Bebel's umzuschreiben. „Um Ihren Freund Mehring zu schützen, geben Sie uns preis“, rief er Bebel zu. Und immer wieder erklang das „Ihr Freund Mehring“. Bebel konnte das nicht von sich abschütteln. Hatte er doch einen wahren Hymnus auf Mehring angestimmt. Ob dieser Hymnus objektiv berechtigt war oder nicht, spielt keine Rolle. Jedenfalls hatte er sich nicht im Einklang mit der Stimmung des Parteitages befunden. Göhre hatte zunächst mit dem ausgesprochenen Mißtrauen der meisten Zuhörer zu kämpfen. Aber die

Digitized by Google

Wucht seines ehrlichen Manneszornes setzte sich durch. Man stand unter dem Eindruck: hier kämpft ein Mensch um seine Ehre, dem man die schnödesten Vorwürfe gemacht, und der doch immer nur aus reinstem Idealismus gehandelt hat. Aus dem Angeklagten Göhre wurde ein Ankläger Bebel's. Und als sein Empörungsschrei in ein dem Führer hingeschleudertes Pfui ausklang, da hatte er gesiegt. Die Sache stand auf des Messers Schneide. Wäre er weniger weit gegangen, so wäre er wahl geliefert gewesen. Als er alles wagte, gewann er alles. Bebel's Autorität aber hatte einen empfindlichen Stoß bekommen. Wenn das über alles geliebte und verehrte Oberhaupt einer Partei sich von einem jungen Parteigenossen ein Pfui zurufen lassen muß, ohne daß ihn die allgemeine Entrüstung schützt, ja ohne daß er selbst zu protestiren sich getraut, so ist das eine böse Niederlage.

Was Göhre begonnen, setzten andere fort. Georg v. Vollmar sprach das offen aus, was hundert andere dachten, daß Bebel nicht mehr wie ein Gleicher zu Gleichen rede, sondern wie ein Diktator zu seinem Volk. Er versetzte Bebel so manchen Streich, den Bebel so bald nicht verwinden dürfte. Tiefsten Eindruck machte es, daß er erzählte, wie der wackere alte Grillenberger unversöhnt mit Bebel gestorben sei, weil er ihn durch eine Bemerkung über die Arbeiter in „gehobener Lebensstellung", die das Verständniß für das Arbeiterempfinden verlören, in tiefster Seele verletzt habe. Auer hielt Bebel einige seiner eklatanten Mausserungen vor, die ihn am wenigsten berechtigt erscheinen lassen, sich über Parteigenossen zu entrüsten, die eine weitere Entwicklung der Partei für wünschenswerth erklären. Ein früherer Radikaler, der Arbeiter Timm, warf Bebel vor, daß er an die niedersten Instinkte der Arbeiter appellirt habe, und einer, der nach heute zum radikalen Flügel zählt, Malkenbuhr, der ausdrücklich sein prinzipielles Einverständniß mit Bebel bekundete, sah sich doch genöthigt, gegen manche Aeußerungen Bebel's schärfsten Protest einzulegen. Da es aus dem Munde eines Gesinnungsgenossen kam, so war die Wirkung natürlich besonders groß.

Bebel selbst empfand es augenscheinlich, wie die moralische Aechtung der auf die Proskriptionsliste gesetzten Revisionisten immer mehr in eine Schwächung seiner eigenen Autorität umschlug. Er wurde immer kleinlauter. In seiner letzten persönlichen Bemerkung ließ er die schwersten persönlichen Vorwürfe unbeantwortet, beschäftigte sich dagegen des langen und breiten mit der enorm wichtigen Frage, ob ein von ihm vor dreißig Jahren geschriebener Brief als Kassiber oder mit dem Placet des Gefängnißdirektors die Strafanstalt verlassen habe. Der Versuch, den Revisionisten auf dem allein Erfolg versprechenden Wege, nämlich auf dem der Dezimirung ihrer Vorkämpfer, beizukommen, war auf der ganzen Linie gescheitert. Als einziges Ergebniß blieb neben der Erinnerung an eine Flut voll Schlamm und Schmutz eine Minderung der Person Bebel's übrig.

Ebenso kläglich verlief der Versuch einer sachlichen Bekämpfung des Revisionismus. Die Vorbedingungen des Erfolges fehlten, weil niemand eigentlich wußte, was der Revisionismus sei. Wenn trotzdem eine von Kautsky, Bebel und Singer unterzeichnete, vermuthlich von Kautsky entworfene, Resolution dem Parteitag vorgelegt wurde, die den Revisionismus abthun sollte, so war sie wohl auf das unausrottbare Bedürfniß Kautsky's nach dogmatischer Formulirung zurückzuführen. Sie stellte einen Versuch mit absolut untauglichen Mitteln dar, und war in dem Augenblick sachlich erledigt, als Vollmar geistvoll nachwies, wie die sogenannten Revisionisten sie unbedenklich annehmen könnten, da in der Politik ästhetische Bedenken ja nicht ausschlaggebend zu sein brauchten. Kautsky wurde sehr ärgerlich, als ihm so mit einer eleganten Armbewegung der Säbel aus der Hand geschleudert wurde. Er versuchte, die Resolution so zu interpretiren, daß sie den Revisionisten unannehmbar wurde. Aber Vollmar erklärte kalt lächelnd, der Wortlaut und nicht die Kautsky'sche Interpretation sei maßgebend. In ihrer Angst, daß die ganze Sache verpuffen werde, brachten die Radikalen ein Amendement nach dem anderen ein. Sie waren sämmtlich nichtssagend. Nur eins schien bedenklich, das nämlich, welches jedes Streben nach Antheil an der Regierungsgewalt im kapitalistischen Staate verwarf. Aber ein neues Amendement zu diesem Amendement brach ihm sofort den Giftzahn aus, indem es „im Sinne der Kautsky'schen Resolution vom internationalen Kongreß von 1900" einschob. Unbegreiflicherweise merkten die Radikalen gar nicht, welches Kuckucksei man ihnen damit ins Nest legte, sondern akzeptirten den Zusatz. Sie haben sich damit selbst dafür erklärt, daß ausnahmsweise auch im Gegenwartsstaat ein Sozialdemokrat Minister werden aber sanft an der Regierung theilnehmen kann. Das steht nämlich in jener Kautsky'schen Resolution von 1900 darin. Mehr kann aber auch der opportunistischste Revisionist nicht verlangen. Denn, daß die heutigen Staaten nur ausnahmsweise den Sozialdemokraten Anlaß zum Eintritt in die Regierung geben werden, darüber dürfte zwischen Kautsky und Bernstein Identität der Meinungen bestehen.

Je bedeutungsloser die Resolution sammt all ihren Zusätzen war, um so bedeutungsvoller war die letzte Rede, die zu ihr gehalten wurde. Es war die Molkenbuhr's. Als Radikaler sprach er gegen sie. Er war gegen den Gang zu Hofe, um das Vizepräsidium zu erlangen, aber er setzte auseinander, wie schon jetzt jederzeit ein Sozialdemokrat zu einem solchen Gange verfassungsmäßig genöthigt sein könne, nämlich, wenn dem Kaiser eine Adresse des Reichstages zu überreichen sei. Doch selbst eine Betheiligung am Präsidium hielt er in absehbarer Zeit für möglich. Sobald die Regierung den Reichstag auflöse, um Handelsverträge ohne Zollerhöhungen durchzusetzen, würden die Sozialdemokraten Regierungspartei. Bildeten sie dann mit der übrigen Linken die Mehrheit, so müßten sie auch ihren Antheil an der Geschäftsleitung auf sich nehmen. Ergo: was heute noch als Verrath an der Parteiseele angesehen wird, könnte schon in einem Jahre heilige, sozialdemokratische Pflicht sein, wenigstens nach Ansicht des Herrn Molkenbuhr, der sich mit Stolz einen Radikalen vom Schlage Bebel's nennt.

Wenn die Bedeutung der Annahme der antirevisionistischen Resolution überhaupt noch herabzusetzen war, so geschah es durch die Malkenbuhr'sche Rede. Daß neben einigen Ultraradikalen auch einige Revisionisten schließlich die Resolution ablehnten, hat genau so viel Werth, wie das spöttische Ja, das ihr andere Revisionisten spendeten, oder wie die protokollarische Erklärung einiger Delegirten, daß sie der Resolution zwar zugestimmt hätten, aber ohne sie in allen Einzelheiten zu billigen. Das Komödienspiel, dem Bebel ein Ende hatte machen wollen, erreichte eben gegen Schluß des Parteitages seinen Höhepunkt.

Wenn es auch bedauerlich genannt werden muß, daß der Parteitag die Frage des Vizepräsidiums ablehnend behandelt hat, so ist das doch schließlich ein Nebenpunkt. Die Hauptsache bleibt, daß es trotz alledem und alledem heißt:

Der Revisianismus ist tadt — auf dem Papier.
Es lebe der Revisionismus! — in der Praxis.

H. v. Gerlach.

Die Salzburger Hochschulkurse.*)

Nun, da die Feststimmung, die dank dem frohgemuthen Zusammenwirken von Lehrenden und Lernenden, von Wirthen und Gästen in Salzburg herrschte, verrauscht ist, mag man einen Blick auf die schönen Tage zurückwerfen und sich fragen, ob der Zweck gefördert wurde, dem die Veranstaltung der Ferialkurse dienen sollte.

Der „Salzburger Hochschulverein" hatte seit einiger Zeit eine Agitation entfaltet, welche in erster Linie dahin gerichtet war, das Entstehen einer katholischen Universität

*) Vergleiche „Nation" Nr. 38 vom 20. Juni d. J.

zu verhindern, und in zweiter Linie für die Errichtung einer wirklichen, einer staatlichen Universität zu wirken. So nützlich seine Thätigkeit war, so mußte doch naturgemäß der Schwerpunkt in der Negative liegen, bis ihm der neu gegründete „Verein für wissenschaftliche Ferialkurse" zu Hilfe kam, der, da er sich aus Akademikern zusammensetzte, von vornherein die positive Seite ins Auge fassen konnte und, indem er sich die Ziele des Hochschulvereins zu eigen machte, den Theil der Aufgabe zu leisten übernahm, den jener nicht erfüllen konnte.

Durch den Verein für wissenschaftliche Ferialkurse konnte dank der noch immer bestehenden deutschen wissenschaftlichen Gesammtbürgschaft gleichsam über Nacht eine Universitas universitatum erstehen, ein ganz neuartiges Gebilde, das sich von den volkstümlichen Universitätskursen und auch von den englischen Sommermeetings wesentlich dadurch unterscheidet, daß es seine Zuhörer zunächst nicht aus den ungebildeten Klassen, sondern aus den Studenten und akademisch Gebildeten rekrutirt, ein Gebilde, das vielleicht nur auf deutschem Boden, nur aus der Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit der deutschen Hochschulen erwachsen konnte. So können die Salzburger Ferialkurse wesentlich dazu beitragen, die wissenschaftliche Freizügigkeit, die zwischen den deutschen und zwischen deutschen und österreichischen Universitäten rechtlich besteht, in höherem Sinne als bisher zur Wahrheit zu machen. Es wird dem deutschen Studenten ermöglicht, vom Katheder herab die verschiedenartigsten Individualitäten verschiedene Ansichten vertreten zu hören und eine Vorstellung von der Freiheit der Wissenschaft, von der Lehr- und Lernfreiheit zu erhalten, die von der Freiheit, auf die sich die Klerikalen berufen, wenn sie die Schule in ihre Hände bekommen wollen, sonderbar absticht. Den Hochschullehrern selbst aber, die aus den verschiedensten Theilen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs zu zeitweiligem gemeinsamen Wirken zusammenkamen, hat die gemeinsame Arbeit und gegenseitiger Gedankenaustausch gewiß manche Anregung geboten.

Allerdings liegen hier vorläufig nur Keime einer Entwicklung vor. Denn von der Gesammtzahl der Hörer, 450, welche der Studentenzahl mancher deutschen Universität nahe kam, bildeten die reichsdeutschen Studenten nur einen verhältnißmäßig geringen Theil, etwa 10 Prozent. Die Hauptmasse stellten die Studenten aus den deutschen Theilen Oesterreichs; dazu kam eine nicht geringe Anzahl von Salzburgern, namentlich aus den akademisch gebildeten Kreisen, und kleine Gruppen von Franzosen und Schweizern, Russen und Polen. Allein es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß die Reichsdeutschen in größerer Zahl wiederkehren werden, da Lehrer und Hörer von dem ersten Versuch in gleicher Weise befriedigt waren. Die Vortragenden fühlten sich durch ihre Zuhörerschaft geradezu gehoben und haben wohl alle die besten Eindrücke nach Hause getragen. Auch sie werden im nächsten Jahre andere nach sich ziehen, so daß man die Zeit voraussehen kann, in der sich jährlich im Sommer in Salzburg ein allgemeiner wissenschaftlicher Kongreß versammeln wird.

Die gemeinsame Arbeit hat aber noch eine weitere Folge: Deutsche und Deutsch-Oesterreicher lernen sich gegenseitig kennen; und es kann gewiß nichts erwünschter sein, als wenn auf diese Weise die von allen möglichen Feinden bedrohte Kulturgemeinschaft auf dem Boden der freien Wissenschaft gestärkt wird, und wenn Oesterreich, das Land der Unwahrscheinlichkeiten, das für manchen Deutschen schon zu einem Fabellande geworden ist, den Deutschen wieder in den Bereich der Wirklichkeiten gerückt wird. Die Deutschen werden lernen, daß wir in mancher Beziehung nicht so gut und in mancher Beziehung nicht so schlecht sind, wie die fable convenue uns dem Vormärz es haben will.

Schon jetzt haben sich manche Deutsche aus dem Reiche darüber gewundert, daß ihnen, die gewöhnt sind in dem katholischen Oesterreicher einen Klerikalen aus den Zeiten der Gegenreformation zu sehen, denen mitunter der Tiroler Bauer als Typus des Deutsch-Oesterreichers gilt, in der Bürgerschaft von Salzburg kein Klerikalismus entgegengetreten ist, wie sie überhaupt bemerkt haben, daß der Zeitgeist nicht an den schwarzgelben Pfählen halt gemacht hat. Die Bürgerschaft Salzburgs hat sie mit offenen Armen, mit Enthusiasmus empfangen und dadurch wesentlich zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen. Hätten die Kurse aber auch nur den einen Erfolg gehabt, daß sie den Salzburgern gezeigt haben, daß ihnen auch von Seite der Nichtklerikalen etwas geboten werden kann, so wäre schon damit allein vieles erreicht gewesen. Die Klerikalen sind mit ihren Lockmitteln nicht wählerisch und verfügen über reiche materielle Mittel. Die Salzburger haben sich schon jetzt — und der Vertreter der Stadt bezeugte es ausdrücklich — für Freiheit und Voraussetzungslosigkeit entschieden, während die Klerikalen sich gestehen müssen, daß sie trotz der Million, die ihnen zur Verfügung steht, einfach nicht konkurriren können. —

Von welcher Seite immer man die Salzburger Ferialkurse betrachten mag, sie bedeuten für den Anfang einen vollen Erfolg, und die Grundlage, auf der weitergebaut werden kann. Die Erfahrung hat zugleich gelehrt, in welcher Weise in den nächsten Jahren das Begonnene fortgesetzt werden soll. Das Programm muß erweitert werden, und zur Richtschnur muß dienen, daß einerseits verschiedene Richtungen und verschiedene Individualitäten zu Worte kommen, andererseits bei der Auswahl der Themen darauf Rücksicht genommen wird, daß die österreichischen Verhältnisse den Reichsdeutschen näher gebracht werden. Mit der Zeit kann dann die Universitas universitatum etwas so Selbstverständliches werden, daß man sich wundern wird, daß sie nicht immer bestanden hat, wie man sich heute schon wundert, daß man von einer konfessionellen Universität überhaupt zu sprechen wagt.

Turin. Ludo M. Hartmann.

Die bürgerlichen Parteien und die Sozialdemokratie.

Nach dem überraschenden Wahlsiege der Sozialdemokratie konnte man vielfach die Ansicht hören, daß sie ihren Erfolg der rücksichtslosen, vor keinem Mittel zurückschreckenden Kampfesweise und der Betonung antimonarchischer Gesinnung zu verdanken habe. Es ist das eine der vielen Täuschungen, denen das Bürgerthum in der Beurtheilung sozialdemokratischer Erscheinungen sich hingibt und die der Sozialdemokratie zu gute kommen, weil sie das Bürgerthum hindern, mit dem Kampfe gegen ihr Vordringen an der richtigen Stelle einzusetzen. Die Sozialdemokratie hat den Erfolg gehabt — trotz ihrer Kampfesweise, die in sozialdemokratischen Kreisen selbst vielfach mißbilligt ist, auf die große Zahl Mitläufer aber aus bürgerlichen Kreisen eher abstoßend gewirkt hat; sie hat den Erfolg gehabt — trotz ihres programmmäßigen Republikanismus, denn der preußische Arbeiter, der „des Königs Rock" getragen hat, ist nicht Republikaner. Ihr Wahlsieg wäre ohne diese Zuthaten vielleicht noch größer gewesen.

Nach dem Siege begannen die üblichen, nach sozialdemokratischer Art in scharfen Wendungen geführten Auseinandersetzungen zwischen den „Genossen", die das Bürgerthum jedesmal als ein Zeichen beginnender Zersetzung zu begrüßen pflegt.

Wiederum eine Täuschung! Es sind diese Streitigkeiten im Gegentheil ein Zeichen der ungebrochenen Lebenskraft der Partei. Sie wirken nicht zersetzend, sie halten vielmehr dauernd das Interesse der Parteimitglieder in Athem, das zunächst an die Persönlichkeiten der Streitenden

Digitized by Google

anknüpft, um allmählich auf die Sache selbst, um die der Streit sich dreht, hinüberzugleiten.

Wenn einmal die Streitfälle von der Tagesordnung sozialdemokratischer Parteitage verschwunden sein werden, dann wird es Zeit sein für die bürgerlichen Parteien, zum Antritt der Erbschaft sich zu rüsten; — vorausgesetzt, daß die Sozialdemokratie dann nicht die Klugheit besitzt, eine stille Kommission zu dem Zweck einzusetzen, um Probleme zu Auseinandersetzungen innerhalb der Partei zu erfinden. Das Wachsen der Partei beginnt mit dem Auftreten dieser bekannten heftigen Diskussionen und scheint fast in direktem quadratischen Verhältniß mit dem Eifer und der Heftigkeit in der Behandlung der Streitfragen zuzunehmen. Fast möchte man glauben, das Streiten geschehe „mit vertheilten Rollen", und es kommen Zweifel, ob der Zorn Bebel's gegen die Revisionisten, die für immer neuen Stoff sorgen, ganz echt sei.

Die Freisinnigen haben es nie verstanden, auftauchende Meinungsverschiedenheiten zur Belebung des Interesses der Parteigenossen im Lande zu verwerthen, sie haben sie vielmehr stets als Anlaß genommen zu Spaltungen und Zersplitterungen, und sie machen heute insbesondere den Fehler, völlige Uebereinstimmung innerhalb kleiner Parteigebilde als einen Vorzug anzusehen und mit Geschlossenheit zu verwechseln, während dazu klare Erkenntniß des gemeinsamen Hauptziels genügt, wobei es dem einzelnen überlassen bleiben kann, den Weg sich zu suchen, auf dem er ihm zustrebt.

Durch den Wahlsieg rückte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion im Stärkeverhältniß der Fraktionen in die zweite Stelle. Nach dem Gebrauch im Reichstage hätte sie nunmehr das Recht, den ersten Vizepräsidenten aus ihrer Mitte zu stellen, ein Recht, das der Partei gegenüber als Pflicht erscheinen kann.

Nichts käme der Sozialdemokratie ungelegener, als wenn auch von den andern Reichstagsfraktionen dies Recht in bedingungslose Pflicht gewandelt würde. Man sieht Bebel, den erfahrensten der sozialdemokratischen Führer, vor sich, nachsinnlich grübelnd, wie er diesen Schlag der Partei abwehren könne. Sie würde ja dadurch eine Partei werden wie die andern auch, nichts weiter, als eine politische Partei; sie würde schwere Einbuße erleiden an revolutionärem und Klassencharakter und sie würde herausgedrängt werden aus ihrer „splendid isolation", die ihre größte Attraktion ausmacht!

Die Parteien des Reichstags hatten es in der Hand, aus dem Strahlenkranze der Entrechtung, mit dem die Sozialdemokratie geschickt, fast kokett, ihr Haupt zu schmücken weiß, der immer neue Anhänger anzieht, die besten Lichter zu rauben. Bedingungslos mußte von ihr gefordert werden, den Posten des ersten Vizepräsidenten zu besetzen. Wie sie mit den Pflichten sich abfinden würde, die gewohnheitsgemäß damit verbunden, das war die Nuß, die man hatte, um sie der Sozialdemokratie zu knacken zu geben. Das wäre ein häuslicher Streitfall gewesen, der schärfer die Geister geschieden, als die theoretischen Fragen der Revisionisten. Da kommt nun Bernstein und lockt die ganze Presse der bürgerlichen Parteien heraus. Man nennt das „ein Ansinnen", was andern Parteien stets als Recht zugestanden. Personenfragen werden hereingezogen; man nimmt die Lösungsarbeit der Sozialdemokratie ab, indem man Singer als unmöglich erklärt. Warum überläßt man es nicht der Sozialdemokratie, die gewiß nicht ganz leichte Personenfrage selbst zu lösen? Schon darum nicht ganz leicht, weil anscheinend mehr als ein Bewerber vorhanden, denn auch die sozialdemokratische Brust ist nicht ganz unempfänglich für menschliche Ehrung.

Man erörtert, wie sie sich mit dem Hofegang abfinden werde, anstatt abzuwarten, daß Vollmar und Bebel, vor die praktische Frage gestellt, mit einander auf die Mensur treten. Warum läßt man sie diesen Streit nicht unter sich ausmachen? Weiß man es nicht, daß, wenn zwei streiten, sie in Einmüthigkeit gegen den Dritten sich kehren, der sich hineinmischt?

Man zerbricht sich den Kopf für die Sozialdemokratie und zeigt ihr den Weg aus dem Dilemma. Jetzt kommt die Partei um den ihr äußerst unbequemen ersten Vizepräsidenten herum mit der Motivirung, man habe ihr Schmach angethan, indem man Singer für unmöglich erklärte und mit ihr ein Examen über Auffassung höfischer Pflichten anzustellen beabsichtigte. Sie steht wieder groß da in den Augen der Menge als die „Gekränkte". Den Bernsteinstreit um die Vizepräsidentenfrage hätte die Sozialdemokratie inszeniren müssen, wäre er nicht von selbst gekommen.

Ihre numerische Stärke legt ihr die Pflicht auf, nicht länger bei den preußischen Landtagswahlen abseits zu stehen. Das ist die härteste Nuß! Da ist z. B. ein Treueid der Krone zu leisten, der erst die Pforten des Hauses in der Albrechtstraße öffnet. Ob bei seiner Ablegung alle Genossen das kalte Lächeln Bebel's auf den Lippen haben werden?

In jedem Fall reißt der Treueid ein *sichtbares* Loch in das Republikanergewand. Da ist weiter die Dreiklassenwahl mit allen ihren Unbequemlichkeiten der öffentlichen Abstimmung und der für Arbeiter höchst lästigen Zeitversäumniß. Aus eigener Kraft wird die Partei kaum ein Mandat erringen können; dann aber murren die Genossen im Lande über unnütz vergeudeten Zeit- und Geldaufwand. Die Stimmung für die Betheiligung ist ohnedies nicht groß und allgemein. Ein Mißerfolg, der nicht anderen Parteien in die Schuhe geschoben werden kann und ist er selbst — für die Sozialdemokratie — so gut motivirt, wie durch das preußische Dreiklassenwahlsystem, entmuthigt leicht die Massen, die ja durch Hinweis auf erfolgreichen Ausgang zu den großen Opfern an Zeit und Geld angespornt werden müssen. Trotz all dieser Bedenken hat selbst der radikale Flügel der Sozialdemokratie dem inneren Zwange einer Betheiligung an den preußischen Landtagswahlen nicht länger widerstehen können. Wo aber ist der Sündenbock, wenn das Experiment mißglückt, dem der Mißerfolg sichtbarlich aufgebürdet werden kann? Für die Massen taugt ein „System" nicht als Sündenbock, die Massen verlangen Menschen, an denen der Groll sich genug thun kann. Und die sozialdemokratischen Führer wollen natürlich nicht diese Menschen sein.

Wer hilft?

Es scheint, daß sie nach der Wahl ihren Genossen wird sagen können: „Seht Ihr jetzt, daß die ganze Bourgeoisie eine einzige reaktionäre Masse ist? mit uns hätte man das preußische Junkerthum zerbrechen können; wir sind verrathen von denen, die da behaupten, den letzten Schutzwall gegen die Reaktion zu bilden; die Sozialdemokratie allein kämpft für Freiheit und Recht!"

Der ganze Zorn der Massen, die unnütz Zeit und Geld, vielleicht die Brotstellen geopfert, der ganze Groll über den Mißerfolg wird abgelenkt werden auf die Freisinnigen, die im Kampf gegen die Reaktion die sozialdemokratische Bundesgenossenschaft abgelehnt haben. Größer wird werden die Kluft und der Haß, der Eifer und die Begeisterung für die völkerbefreiende Sozialdemokratie. Opferwilliger und begeisterter werden die Massen den Kampf führen gegen die, von denen sie sich verrathen wähnen.

Wachsen wird die Anhängerzahl und die Zahl der Mandate im künftigen Reichstag.

Größer als je wird die Sozialdemokratie dastehen nach verlorener Wahlschlacht in ihrer „splendid isolation" als die Religion der Massen.

Königsberg i. Pr. Ferdinand Krieger.

Digitized by Google

Judenthum und Kulturgeschichte.

„Monographien zur Kulturgeschichte" erscheinen seit einiger Zeit in dem rührigen Verlage von Eugen Diederich's in Leipzig. Einer der letzten Bände ist betitelt: „Das Judenthum in der deutschen Vergangenheit von Georg Liebe." Beim ersten Aufschlagen des Werkes sieht man, daß fast jede Seite alte Holzschnitte, Flugblätter des Mittelalters in Nachahmung der Originaldrucke enthält, deren wir vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bis ums Jahr 1830 und später begegnen. Aus dem Heidelberger Sachsenspiegel vom Jahre 1220 sehen wir den Umrißschnitt eines gefesselten Juden vor dem Richter wiedergegeben, aus der Manasseschen Handschrift das Bild vom jüdischen Minnesänger Süßkind von Trimborn, wie er vor einem Stiftsherrn mit Krummstab und Mütze erscheint. Dieser deutsche Sänger blühte um 1200; das alte Bild charakterisirt ihn als einen Mann mit schwarzem Bart und langen schwarzen Nabilocken, mit den Locken alter Propheten. Tracht und Hauptbedeckung charakterisiren gleichfalls sehr scharf den Juden und den Typus, den wir schon auf den auch von Delitzsch mitgetheilten Reliefs uralter Judenprozessionen in Babylon finden. Der Zeitgenosse der Minnesänger wird mit denselben Zügen charakterisirt, mit denen babylonische und assyrische Künstler die Stammesgenossen und Zeitgenossen eines Jesaja abbildeten. Unser Buch bringt aus dem Sachsenspiegel von 1220 eine weitere Illustration, wo wir einen bewaffneten Juden zu Pferde hinter einem gleichfalls bewaffneten geistlichen Reiter erkennen; und dann folgen Holzschnitte der mannigfaltigsten Art, die alle Beispiele davon geben, wie man sich von 1200—1830 das Leben und Treiben der Juden in Deutschland, theils realistisch, theils in allegorischer, zum größten Theil satirischer Weise vorstellte. Da sind Holzschnitte, wie die „Warnung vor dem jüdischen Wucher" von 1475, der jüdische Geldwechsler mit dem Ritter (1487), der Bauer und jüdische Geldwechsler am Rechenbrett aus Ciceros Officia von 1531. Aus Tengler's Laienspiegel von 1509 ist ein Holzschnitt mitgetheilt, wo man den Juden vor Gericht auf die hebräisch bedruckte Thora schwören sieht, ein Bild, das wesentlich nur als belehrendes Sittenbild gedacht ist. Dann aber erscheint ein Spottbild von 1470, ein anonymer Holzschnitt, dessen Motive auf vielen andern Blättern wiederkehren: ein großes Schwein ist abgebildet, an dessen Milchzitzen Juden sitzen und saugen, während ein anderer am Rüssel riecht und wieder andere die wenig appetitliche Stelle unter dem Schwanze belecken, ein starkes Stück mittelalterlicher Roheit. Nun kommen Marterscenen von Juden aus der „Geschichte des zu Trient ermordeten Christenkindes" von 1475 und dann gar ein Greuelbild aus Schedel's Weltchronik von 1493, welches die in ihren Einzelheiten erdichtete Ermordung des Knaben Simon zu Trient darstellt, der ein Christ hatte werden wollen. Zwei stoßen ihm rechts und links scharfe Lanzetten in die Brust, während gleichzeitig ein dritter den ärmsten Knaben der Geschlechtstheile beraubt. Das herunterströmende Blut sammelt ein vierter Raddiner in eine Schale, andere absichtlich höchst unheimlich aufgefaßte Synagogenleute stehen herum und halten den Knaben. Nun sieht man eine Judenverbrennung aus Schedel's Weltchronik, wo etwa zwanzig Juden bis an die Köpfe eingegraben sind in eine Grube, in der sie von dem aus dem Boden heraufzüngelnden Feuer verbrannt werden. Der Henkersknecht schleppt Holzklötze herbei, die er ihnen über die Köpfe werfen wird, damit es besser brennt. Natürlich sind die Gesichter der Opfer möglichst schwerzverzogen. Wiederum folgt eine Kategorie von Flugblättern, wo im Stile unserer heutigen Bänkelsängerbilder auf Jahrmärkten die Geschichten von jüdischen Hostienschändungen nebst Darstellung der Strafen dafür veranschaulicht sind. Der Originaltitel von Luther's Schrift: „Von den Juden und ihren Lügen" ist mitgetheilt; dann folgen Proben mit der Schilderung der Plünderung der Judengasse von Frankfurt am Main von 1614, des Auszugs der Juden von dort, und hierauf wieder der Exekution der Plünderer von 1616. Werthvoll sind die Originalportraits berühmter und berüchtigter jüdischer Männer, z. B. die Wiedergabe von Rembrandt's Bild des Arztes Ephraim Bonus zu Amsterdam und des Rabbiners Israel ben Manasse, das Portrait des Juden Süß von 1738 nach einem Kupferstich im germanischen Museum. „Natan Hirschl, der pragerischen Judenschaft Primas und des hebräischen Gesetzes approbirter Pügenmeister," endlich die wohlbekannten Züge von Lessing's Freund Moses Mendelsohn vollenden die Galerien interessanter Persönlichkeiten. Zum erquicklicheren und historisch belehrenden Theile der Illustrationen gehören die zahlreich mitgetheilten jüdischen Trachtenbilder aus verschiedenen Jahrhunderten, die Sittenbilder, welche jüdische Trauungen, Ehescheidungen, Beschneidungen und andere Ritualien im Kunstgeschmack der Zeiten veranschaulichen. Wie sie zu ihrer Zeit belehrend, aufklärend wirkten, so haben sie auch heute noch den Reiz kulturgeschichtlicher Unterrichtung, wie z. B. die „akkurate Vorstellung einer Judenhochzeit" nach einem Kupferstich um 1700. Spielleute in langen, schwarzen Mantelröcken gehen voran, in gleicher Tracht mit großen, weißen Spitzenkragen auf den Schultern und breitkrämpigen Rundhüten folgen die männlichen Hochzeitsgäste. Die Frauen tragen lange weiße Schürzen auf dem Kleide, offene schwarze Kurzmäntel, große weiße gefältete Radkragen auf den Schultern. Das Haupt und der Oberleib der Braut selbst ist ganz unter einem schwarzen Mantel verhüllt; die Brautführerinnen tragen besonders hohe aufgekrämpelte Spitzenhauben. Solche friedliche Bilder geben dem Auge einen Ruhepunkt inmitten der zahlreichen Folterscenen, Brandbilder und Schändungen. Ein Holzschnitt von Hans Burgkmair (Berliner Kupferstichkabinet) zeigt „die drei guten Juden" „Josue, Rex David, Judas Machabeus," die in prächtiger Renaissance-Rüstung dastehen, Josua mit drei Ochsenköpfen auf dem Schilde, David mit der Harfe als Schildwahrzeichen, Maccabäus mit dem menschenköpfigen Löwen. Diesem wohlwollenden Bilde entspricht das Pendant: „Drei gut Judin" vom selben Meister: Hester, Judith, Jael. Diese Frauen sind in reichen, schwerfaltigen Renaissancekleidern, Judith hält ein Schwert und das Haupt des Holofernes in der Hand, die andern tragen entsprechende Kennzeichen an Wappen und Geräth. Die Absicht des Künstlers ist unverkennbar das Judenthum in seinen gewaltigsten Vertretern und Vertreterinnen hinzustellen, daher hat er auch die Köpfe nicht karrikirt, sondern sehr charaktervoll das Typische mit einem sittlichen Gewaltausdruck zu vereinigen gewußt. Nicht speziell judenfeindlich, sondern nur im allgemeinen Ausdruck satirischer Welterfahrung ist ein Blatt wie Hans Wandereisen's Holzschnitt: Jurist, Jude und die Frau als Weltverwirrer. In der Mitte steht daarköpfig der Jude im Mantel mit dem gelben Ring darauf, den lange Zeiten die Juden als Abzeichen tragen mußten; Gebetstreifen sind auf dem Gewande; mit beiden Händen hält er einen Geldsack. Der Jurist ist im Mantel mit Hermelinkragen, ein corpus juris trägt er halbgeöffnet in der Hand. Die Frau streichelt den Juden an der Schulter herab, sie hält den Kochlöffel in der Hand. Das Sprüchlein über der Allegorie lautet:

Der Jurist mit seinem Buch,
Der Jüd mit seinem G'such,
Und das unter der Frawen Fürtuch,
Die drew (drei) Geschirr (Geschirr)
Machen die gantzen Welt yr (irr).

Solche Flugblätter und Flugbilder sehen wir aus all den achthundert Jahren, auf die sich die Darstellungen des Herausgebers beschränken. Man könnte, falls man nur die Zusammenstellung der Bilder betrachtet, auf den Gedanken verfallen, das Werk sei selbst, wie man heute sagen würde, ein antisemitisches Agitationswerk, denn die Bilder, welche die guten Seiten des Judenthums schildern, sind sehr dünn gesäet; wo sie aber leidend auftreten, sieht man wenig vom Mitleid, das die Hand der Meister geführt haben könnte, und viel von der Grausamkeit, die sich an den Qualen

Digitized by Google

derer weidet, die man nicht für Vollbürger des christlichen Gottesreiches hielt.

Indessen, wir lesen auch den Text, den Georg Liebe aus Anlaß des Neuabdrucks dieser Bilder geschrieben hat — oder ist es umgekehrt? Ist der Bilderabdruck aus Anlaß der Schrift geschehen? Wir leben ja in einer Zeit, wo in vielen Fällen diese Frage sich einstellt, wo die Neigung alles zu illustriren und nur Bilder als Bilder vorzuführen oft genug eine flüchtige litterarische Ergänzung zeitigt, derart, daß nur äußere Anregungen herausspringen und die Bilder selbst sammt dem Text in kurzer Zeit wieder werthlos werden. Das ist nun mit unserm Buche nicht der Fall; wer besonders die Texte der mitgetheilten Flugblätter und Karrikaturen entziffert, die Zeichnungen selbst gründlich besieht und mit Sachkenntniß aus ihnen seine kulturhistorischen Schlüsse zieht, wird eine reiche Ausbeute an geistigen Materialien gewinnen. Diese zu eigenen Gedanken zu verarbeiten, zu Wissensergebnissen zu ordnen, würde aber eine Thätigkeit sein, die der Verfasser des Textes im ganzen nur andeutungsweise geleistet hat. Das Beste, was aus diesen Bildern herauszulesen ist, würde ein ganz anderes Buch sein, als der große historisch-wirthschaftliche Essay, den Georg Liebe zu diesen Bildern geschrieben hat. Lesen wir den Text, so erkennen wir einen umfassenden Versuch die Stellung der Juden in der mittelalterlichen Gesellschaft etwa seit den Zeiten des Minnesängers Süßkind von Trimborn zu erklären, die Rolle, die sie faktisch gespielt haben bis zur Zeit der Emanzipation um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zunächst als solche festzustellen und dann aus dem Gange der Kultur, des Wirthschaftslebens zu entwickeln, wie sich allmählich die soziale Stellung der Juden verschlechtern mußte, wie sie in gewissen Zeitperioden ihren Tiefstand erreichte und wie eigene Schuld mit fremder Schuld, wie das Wirthschaftssystem des Mittelalters diese sonderbare Erscheinung der allmählichen Judendedrückung und Ausnahmebehandlung hervorbrachte, die man tausend bis zwölfhundert Jahre lang in der Hauptsache gar nicht gekannt hatte. Wir haben es in Georg Liebe mit einem historischen Essayisten zu thun, der etwa den Pfaden folgt, die ein Geschichtsschreiber wie Lamprecht geht, Pfade, die einst schon Voltaire und viele englische Schriftsteller seit dessen Zeiten gegangen sind. Die Erforschung der „Milieus" des historischen Lebens oder, wie wir einfacher sagen, des jeweiligen Kulturstandes und Kulturumsatzes vor allem zu pflegen, aus ihm die Möglichkeit oder Nothwendigkeit der eigentlichen historischen Katastrophen erklärend zu entwickeln, der großen Massengeschehnisse, die als Krieg, Revolution, als geschichtliche Kuriosität, merkwürdiges Erlebniß der Völker oder ihrer Repräsentanten auftreten, ist das Ziel solcher Geschichtsschreibung. Sie wird zwar niemals das volle Bild des historischen Lebens erschöpfen können, und Meister wie Ranke, die andere Seiten der Ursachen geschichtlicher Vorgänge untersuchten, bleiben ebenso sehr zu Recht bestehen, wie etwa ein Gibbon oder Buckle. Auch der Geschichtsschreiber kann nichts anderes thun, als etwa der Maler: er kann nur bestimmte Beobachtungsfelder festhalten und diese Beobachtungsfelder erforschend wiedergeben als Beitrag zur Erklärung der historischen Wirklichkeit. Es werden nach wie vor diplomatisch thätige Geister durch Einsatz ihrer meist in langen Jahren gereiften Weltkenntniß, Menschenkenntniß, praktischen Erfahrung in der Maschinerie der Staatswesen auch mächtig wirkende Faktoren bleiben und gewisse Erlebnisse der Völker werden den zureichenden Grund, die causa sufficiens und efficiens zugleich, in dem Geisteseinsatz haben, der aus einer Persönlichkeit als dem Reservoir der Zeitideen und Zeitbedürfnisse in andere Geister strömt: das sind die elektrischen Batterien des Lebens, durch die fortwirkende Kraft der Entwicklung sich umsetzt: eine Geschichtschreibung, welche ihr Augenmerk auf die staatsmännischen Faktoren des Lebens richtet, hat ihr gutes Recht. Daneben spielen die Wirthschaftsverhältnisse der Völker, je nach ihren Lebensbedürfnissen, ihren religiösen Anschauungen, ihrer ethischen Lebensweise in verschiedenen Perioden verschiedene Rollen als zureichender Grund, der Erklärung derjenigen Symptome des Lebens, die gemeinhin die Geschichtsschreiber von Herodot bis Macaulay als Erzählungsgegenstand der Geschichte buchten. Es leuchtet ein, daß unter gewissen Umständen das Geschehen in manchen Zeiten gar sehr unter dem Einfluß steht, den speziell wirthschaftliche Fehler, wirthschaftliche Tugenden der Völker, eine richtige Einsicht in die adäquate Vertheilung der wirthschaftlichen Güter verursachen. Oft sind die Ergebnisse kultureller Spezialforschung, welche dieses Beobachtungsfeld erschließt, so blendend, daß man schier geneigt ist, manche Ereignisse auf diese Weise vollständig erklärt zu sehen. Aber reichere Einsicht ins Leben wird auch das zumeist als Erklärungsbeitrag zu nehmen haben. Die Tiefen des Lebens, aus denen religiöse und andere Erregungen der Menschheit kommen, die Tiefen des Wirkens der Persönlichkeit als einer bewußten Sammelstelle des Zeitstrebens sind Faktoren des Geschehens, die sich immer ergänzend ablösen werden mit denjenigen Ursachen, die im Gesellschaftszustande oder Wirthschaftsleben der Völker wirken. Eine Geschichtsschreibung mit letzterer Tendenz ist werthvoll, so weit sie nicht vergißt, daß die Komponenten geschichtlicher Lebensgestaltung nicht ausschließlich in den volkswirthschaftlichen oder gesellschaftlichen Zuständen liegen.

Georg Liebe malt das „Judenthum in der deutschen Vergangenheit" in der Hauptsache nach der Richtung, in welcher es ein Gegenstand des Anstoßes bei den europäischen Völkern wurde. Die innere Geschichte dieses Judenthums, seine geistige Welt, die Gestaltung des religiösen Wesens, der wissenschaftlichen Bestrebungen, die dichterische, philosophische Bewegung, das, was hundert berühmte jüdische Aerzte in den sechshundert Jahren der allmählichen sozialen Herabwürdigung gedacht, geschaffen, gefördert, findet keine Darstellung. Wie das talmudische Geistesleben, wie die heiligen Schriften im lebendigen Kulturkörper des Volkes wirken, wie so manche Kulturerrungenschaft des Alterthums von den Gebildeten im Stillen gewahrt wird, das ist nicht geschildert. Für die geschichtliche Bedeutung des Judenthums als Träger einer Vernunftanschauung, die auch das Religiöse in der Hauptsache auf dem Boden der Vernunft bestehen läßt, für seine Bedeutung als vermittelnder Faktor von der Kultur des Alterthums zur neuzeitlichen Lebensauffassung gibt unsere Schrift keine Aufschlüsse. Und wie es vollends im jüdischen Familienleben aussah, was aus dem Geld gemacht wurde, welches die Juden auf Grund der mittelalterlichen Anschauungen über das Geldgeschäft erwuchern durften, das findet mindestens nur eine flüchtige Erwähnung. Alles, was man die interne Geschichte des Judenthums nennt, über die noch heute in den weitesten Kreisen meist sehr abenteuerliche, dunkle, ja mystische Vorstellungen herrschen, liegt außerhalb des Beobachtungsfeldes unseres historischen Essayisten. Die Frage wäre freilich, wenn man zu den sonstigen historischen Einsichten Liebe's vorgedrungen ist: haben die Juden in der kritischen Zeitspanne dem deutschen Volke wirkliche Kulturgüter geraubt, haben sie dem geistigen und materiellen Lebensumsatz der Völker wirkliche Werthe entzogen und gewissermaßen nur im eigenen, internen Nutzen unter sich verwerthet? Die Beantwortung dieser Frage würde auch ein moralisch-kulturhistorisches Urtheil über die Nachkommen des Chaldäers Abraham bedeuten. Sie würde auch ein ganz wesentlicher Bestandtheil einer Darstellung des Judenthums in der deutschen Vergangenheit sein müssen, wenn ein vollständiges Bild nicht nur der negativen Wirkungen des Judenthums, sondern auch ein positives Gemälde vom natürlichen Einfluß dieser Rassen- und Religionsgemeinschaft auf die Gestaltung des Lebens der mit ihr durchsetzten Völker gewonnen werden sollte. Es unterliegt für den objektiven denkenden Geschichtsschreiber keinem Zweifel, daß der Gesammtumsatz der allgemeinen Kulturwerthe, den diese Nachkommen einer alten mächtigen Kultur in Mesopotamien und Palästina als eine der ältesten Kulturrassen unter den jüngeren Kulturvölkern hervorgebracht haben, ein so mächtiger war, daß er so viele Gefahren des Kulturlebens der Völker glücklich paralysirt hat, daß so reiche Geisteswerthe im Umlauf er-

Digitized by Google

halten wurden, so viele Neuwerthe aus der Anstauung von Kapitalsgütern in den Händen dieser Religionsgemeinschaft hervorgegangen sind, daß einst das Fazit der Weltrechnung auch moralisch-praktisch ein weit günstigeres „Haben" für die jüdische Gesammtheit ergeben wird, als die Instinkte und Abneigungen der Zeit glauben wollen.

Georg Liebe beschränkt sich also auf eine Erklärung der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden im Mittelalter. Seine Schrift ist in dieser Hinsicht nicht nur reich an Belegen, sondern auch reich an fruchtbaren Gesichtspunkten. Gegenüber der Thatsache, daß von den Zeiten, da in Deutschland römische Kolonisationsstädte blühten, bis gegen 1200 eine „Judenfrage" überhaupt nicht existirt hat, schildert der Verfasser, wie vor allem eine langsam herausgebildete Anschauung römisch-christlicher Art, in die sich viel von den in den Kreuzzügen erworbenen ritterlichen Vorstellungen eingemischt hat, die Ursache der allmählichen Sonderstellung der Juden wird. Kirchlicher Grundsatz, ritterlicher Grundsatz war mehr und mehr geworden, daß Kapitalbildung durch Zinsansammlung, Geldhandel mit Sodomiterei gleichstehe. Nur Ackerbau sollte fortan vor Gott wohlgefälliger Erwerb sein. Geistliche, Fürsten, Ritter wollten, der Theorie nach wenigstens, nichts mehr mit einer komplizirteren Wirthschaft, wie sie in Kapitalisirung, Zinsenbildungen und den dadurch möglichen Vorschüssen und in der Nutzbarmachung aufgesparter Kräfte zu neuen Unternehmungen vorliegt, zu thun haben. Das alles hieß Wucher im guten und im bösen Sinne. Ein Odium war über jede Thätigkeit gekommen, welche in Berechnungen wirthschaftet, was wir heute „Unternehmergeist" nennen würden, der vor allem mit Zahlen und mit Werthumsatz und Werthsteigerung rechnet — war als eines Christen nicht würdig befunden worden. Was für praktische Männer und tüchtige Wirthschafter waren die Voigte und Grafen noch zu Karls des Großen Zeit! Sie fanden sich so wenig wie die römisch-deutschen Kolonisten im alten Augsburg, in der Angusta Vindelicorum in einem so tiefgehenden Gegensatz zum Judenthum, daß sie dasselbe zu einer besonderen Volkskaste und Erwerbskaste hätten machen wollen. Frei wirthschaftete in diesen Zeiten der Jude überall in der Welt, selbst der religiöse Gegensatz wurde nicht so tief empfunden; der Verkehr von Kaisern und Fürsten mit Juden war verhältnißmäßig harmlos. Erst die Kreuzzüge mit ihrer Fanatisirung der Geister, diese schlechten Spekulationen der Kirche und der Großen auf die religiösen Masseninstinkte, die den Adel von der heimischen Scholle lösten, die alte Bauernritterschaft mit ihrem gesunden Sinne zu einer vagierenden Horde machten, die in eine Art höheres Indianerthum mit allen romantischen Eitelkeiten verfiel, konnte die tolle Erscheinung zeitigen, daß man Geldverkehr und rechnenden Haushalt des Lebens als eine unvornehme Thätigkeit ansah. Nicht Liebe spricht es aus, aber wir fügen seiner Darstellung ergänzend hinzu, daß die Loslösung des Adels und der damaligen gebildeten Welt aus ihrer Bodenwüchsigkeit durch die Kreuzzüge, die im Orient vage aufgenommenen Eindrücke aller Art auch die Ursache der Zustände wurden, die dem Judenthum eine neue vergrößerte Macht zuführten, die seine ursprünglich harmlose Stellung in der Welt vollständig verschob und nun mehrere Jahrhunderte lang eine besondere Gattung des Judenthums züchtete, deren Extrem in der Gestalt von Shakespeares Shylock sich zuletzt darstellte.

Liebe zeigt, wie der Verzicht der Stände seit den Kreuzzügen auf eigene Regelung und Fruchtbarmachung des Geldverkehrs zunächst in den Juden eine bevorzugte Kaste schuf, der man ausschließlich den Geldverkehr überließ. Sie konnten ihn übernehmen, weil sie nicht ums heilige Grab zu kämpfen hatten, sondern sparten, nutzbringend wirthschafteten, wo das fanatisirte Ritterthum den Schweiß des Landes in jenen orientalischen Unternehmungen vergeudete, die unendlich viel Geld kosteten und außer einem todten Luxus an Beute nichts einbrachten. Was der Hörige und Landmann in Deutschland erarbeitet hatte, die Pferde, die er gezüchtet, die Güter, die er erarbeitet — es ging alles ins Ausland, wurde einfach weggeworfen, lediglich um des Symboles der Wache an einem heiligen Grabe willen. Für Rom war diese wirthschaftliche Schwächung des Ritterthums, der frei besitzenden Klasse, das beste Mittel den Gang der geistigen Entwicklung noch um einige Jahrhunderte aufzuhalten.

So finden wir um den Höhepunkt und das Ende dieser Zeitperiode die Juden auf einmal im stärkeren Besitze des Kapitals; sie hatten sparen, ja, viel gewinnen können, da sie in den Kreuzzügen selbst ja viel vermittelten. Liebe zeigt, wie nun Bischöfe und Fürsten, Ritter und andere Stände beginnen sich selbst offiziell der Geldwirthschaft ganz zu entschlagen und dafür überall den Juden mächtige Privilegien einräumen im Rechtsverkehr und Wirthschaftsleben, welche nicht eine Gleichstellung im modernen Sinne, sondern vielfach eine Höherstellung, eine Ausnahmestellung war. Er zeigt, wie diese Ausnahmestellung, welche man bis zu Friedrichs des Großen Zeit wirthschaftlich immer wieder den Juden eingeräumt hat, in der Folge immer wieder auch Ausnahmegesetze gegen die Juden zeitigen mußte, wie die Reaktion aus dem Volke wie unter den Großen selbst immer wieder den selbstgeschaffenen Privilegirungsstand der Juden bekämpfte, weil sie diesen selbst aber auf die Dauer nie so recht beseitigen konnte, zur vollständigen gesellschaftlichen Abneigung und sozialen Boykottirung der anderen Religionsgemeinschaft gelangte. Er zeigt, wie in der Zeit, wo das Judenthum zur größten wirthschaftlichen Stellung ganz künstlich emporgeschraubt worden ist, auch die Abneigung, der Haß, das, was man heute den „Antisemitismus" nennt, auch den höchsten Grad erreichte.

Liebe schildert, wie die Kirche selbst, der Adel, die ganze maßgebende Welt jener Zeitperiode, sogar die Stadtverwaltungen von dem bewußten Grundsatz ausgehen, daß im Judenthum mit den Wucherprivilegien, die man ihm gab, eine Art Prellbock geschaffen werden sollte. Der Jude nahm das Odium der Auswucherung der Arbeitskraft des Volkes auf sich. Der Jude sollte als der Jagdhund gelten, der die Hasen herbeischleppte, die man ihm dann wieder aus dem Rachen zu nehmen gedachte. Da der Jagdhund aber in sehr vielen Fällen den Hasen selber gefressen hat, so mußte er auch oft genug mittelalterlich verprügelt werden. Zu diesem Bilde ist die Quintessenz der Liebe'schen Darstellung mit der Fülle ihrer urkundlichen Belege enthalten. Er weist überall den typischen Fall nach, daß die Bischöfe und Fürsten, die Stadtgemeinden von Haus aus die Juden heranziehen und ihnen besondere Privilegien schaffen mit Gerechtsamen, die nach unseren heutigen Begriffen überaus wucherischer Natur sind. Die Judenschaft ist geradezu beauftragt, indem ihr der Geldverkehr übertragen wird, die Umgegend, die Arbeitskraft des Volkes, die wohlhabenden, aber unbequemen nachbarlichen Herren auszubeuten, wirthschaftlich zu schwächen zu Gunsten der Herren Auftraggeber und sozusagen das Fouragirungsgeschäft für die Bedürfnisse der Herren Stadtväter, der Grafen, ja, der Bischofssitze und Klöster zu übernehmen. Zwangsweise werden die Juden allmählich in diese Stellung getrieben, sie, die ein Jahrtausend lang freie Mitbewirthschafter des allgemeinen Güterumsatzes, vielfach Zwischenhändler und sogar Mitbewirthschafter von Grund und Boden gewesen waren. Wird nun die Vermittlerschaft der Juden insofern lästig, als sie selbst immer stärkere Kapitalisten werden, so sucht man durch jeweilige Ausnahmebestimmungen und Gegenmaßregeln sie wieder zu schwächen, man weist sie aus, man plündert, man hetzt die Volksleidenschaften mit neuaufkommenden Anschuldigungen gegen sie: sie sollten heimlich Hostienschändungen verüben durch Durchbohrung der Hostie, sie sollten Juden, jüdische Knaben, die zum Christenthum übergetreten sind, in den Synagogen heimlich hingeschlachtet haben. Das große Geheimniß, mit dem die Judenschaft ihr ganzes Ritual umgab, weil die Kirche öffentliche Ausübung desselben schwer bestrafte, hat lange Zeiten etwas Geheimnißvolles um alles Jüdisch-Interne geschaffen, Anlaß genug, daß die Volksphantasie leicht den trübsten Phantasien verfiel und jene typischen Vorstellungen sich schuf, die wir

Digitized by Google

noch in unseren Tagen bis zum „Knaben Winter" auftreten sehen. Solche Hostienschändungsanklagen und Prozesse waren dann immer wieder der Vorwand die allzu mächtig gewordenen Träger des Geldverkehrs auszutreiben, ihnen ihre Habe abzunehmen und auch sonst ihren Einfluß zu dämpfen.

Was die Ausführung der Strafgerichte anlangt, die unserem heutigen Bewußtsein so überaus grausam erscheint, so macht Liebe darauf aufmerksam, daß man hierin nicht etwa eine besondere Mißhandlung der Juden sehen darf, sondern daß der ganze Geist der Zeit vom vierzehnten bis noch ins siebenzehnte Jahrhundert in allem diese sonderbare Erkrankung der richtenden Phantasie zeigt: nicht nur Juden, auch vermeintliche Hexen, Ketzer, Diebe, Aufrührer verfielen dem grausamen Henkerverfahren der Zeiten. Wenn man Judengassen geplündert hatte, so wurden von den ehrsamen Stadtväter die Plünderer und Aufrührer, welche das Recht der Juden gefährdet hatten, unter ebenso grausen Qualen hingerichtet, wie man in anderen Fällen vermeintliche jüdische Hostienschänder oder jüdische Diebe, die es ja auch gab, hing, abschlachtete oder folterte. Die Leiden des Judenthums waren in dieser Hinsicht nur die Leiden aller.

Wenn seit etwa hundert Jahren durch den Einfluß der Synagogen selber, durch viele gebildete Juden, wie einst Berthold Auerbach, eine besondere Leidensvorstellung über das Schicksal der Juden gepflegt worden ist, welche aus dem Volke Israel eine Art ewigen Ahasver macht und die Jesaia-Vorstellung vom duldenden und leidenden Knecht Gottes in die Geschichte des Judenthums trägt, so sucht Liebe, der auf einem völlig objektiven Standpunkt steht, zu zeigen, daß manche Leiden der Juden auch aus gelegentlichen starken Uebergriffen der jüdischen Gemeinden, aus dem geistigen Hochmuth der wissenden Juden im Mittelalter entstanden sind, die sich ja mit Recht vielfach weit über dem geistigen Horizont ihrer Zeitgenossen wußten, aber eben unvorsichtig genug waren, darüber in Uebermuth zu fallen. In jüdischen Gemeinden wurde über christliches Zeremoniell arg gespottet, der Witz und das Wissen der Rabbiner rieb sich am dumpfen Glauben christlicher Disputatoren — manche Reaktion erklärt sich auch hieraus. Ein Schriftsteller um 1726, ein jüdischer Konvertit, Paul Christian Kirchner in seinem „Jüdischen Ceremonial oder Beschreibung derjenigen Gebräuche, welche die Juden .... in Acht zu nehmen pflegen" (Nürnberg, verlegts Peter Conrad Monath) behauptete:

„Die Juden dörfen die Kleider, die ein Christenmensch an seinem Leibe getragen, nicht anziehen . . . auch ohne dem halten sie die Leiber der Christen für unrein . . . dahero teutschen sie in ihrer rabbinischtalmudischen Lehre, wie es in der Gemara heißet: welcher Jude sich begibt zu einem Christen-Frauenmensch, der thut eben so große Sünde, als wenn er sich zu einem Vieh begibt. Denn sie sprechen in gedachtem Buch Gemara: Dam gavi gedam behemit dami, das Blut von einem Christen oder Heyden ist gleich als das Blut von einem Viehe."

Jude und Christ begreifen heutzutage, daß unter solchen Anschauungen die Gegensätze noch tiefer gingen, als bloß auf die wirthschaftlichen Beziehungen. Der Rabbinismus hatte, um die Einheit der Rasse zu erhalten, allmählich das Judenthum auch geschlechtlich immer mehr zu isoliren gesucht, eine Tendenz, die ja bereits in der Bibel selbst auftritt und demgemäß im Talmud weitere Extreme trieb.

Jener besonderen mittelalterlichen Vorstellung, daß die Juden auch Christenblut zu irgend welchen Zwecken bedürften, wendet Liebe keine weitere Aufmerksamkeit zu. Da heutzutage wiederholte Prozesse die Menschheit im Zusammenhange damit beschäftigt haben ohne daß irgend jemand weiß, wozu eigentlich dieses Blut gebraucht würde und was die Leute sich im Grunde dabei vorstellen und vorgestellt haben, so fügen wir, indem wir Liebe's Buch ergänzen, aus obigem „Jüdischen Ceremonial" von 1726 die folgenden Sätze bei.

Der Verfasser spricht von den „Zeremonien bei Kreiser- und Kindbetterinnen", schildert die Mittel, welche man bei Schwergeburten zur Linderung gibt. Er fährt dann fort:

„Im Fall aber gar Nichts anschlagen und helfen wollte, so haben sie noch ein Mittel (*wie man saget*, ich habe es aber *niemals* gesehen), welches jedoch eher nicht als auf den äußersten Nothfall angewendet wird; nemlich: sie geben den kreissenden Frauen ein gedörrtes Blut, welches von eines unschuldig-ermordten Christen-Kindes sein soll, daß sie, ihrer barbarischen Gewohnheit zu Folge, an ihren Oster-Tagen unmenschlicher Weise ermordet haben. Denn die ersten 2 Oster-Nächte wann sie ihre gemeldte Ceremonien verrichtet haben, pflegen sie ein Körnlein davon zu sich zu nehmen und geben vor, es *seye Backs*-Blut; aber andere halten gänzlich dafür es müsse Christen-Blut sein. Denn weil sie zu derselbigen Zeit über unsern Meßiam ausgerufen haben: sein Blut seye über *uns und über unsere* Kindeskinder, so *sind sie es nach zu thun* gewohnet. Denn wann sie merken, daß einer Willens ist ihren Aberglauben fahren zu lassen und sich vom Judenthum zum Christenthum zu bekehren, so seyn sie insgesammt schuldig und verbunden dahin zu trachten daß ein solcher Mensch aus dem Wege geräumet werde und sprechen: sein Blut soll sein eine Vergebung für uns Alle."

Der Berichterstatter meint, daß dieses Blut nirgends anders, als bei dem „obersten Landesrabbiner" zu haben sei, „der jedoch mit Auslieferung desselben sehr behutsam verfähret", „es bekommt es auch Keiner, der sich nicht zuvor auf's Höchste verbürget und zuvor fast sein hab und gut zum Unterpfand einsetzet" ꝛc.

Der Schreiber dieser Zeilen wird als ein getaufter Jude ausgegeben, ein Konvertit, der genau alle Zeremonien kennt. Er sagt selbst: „Er *habe es nie* gesehen" und „wie man sagt". Der christliche Herausgeber und Kommentator seines Manuskripts macht hierzu die Bemerkung:

„Mit dieser Anschuldigung hätte der Autor zu Haus bleiben können, denn erstlich bekennt er selbst, er habe es nicht gesehen, wie es dann leichtlich zu muthmaßen, daß sie es gar geheim halten würden, wann sie je dergleichen hätten: so ist auch schon Brenz in seinem „jüdischen Schlangenbalg" mit solcher Beschuldigung aufgezogen kommen, welcher aber gleichfalls gestehen müssen, daß sein Vorgeben nur auf Muthmaßungen beruht . . . scheint demnach, daß dieser Neubekehrte denen Christen nur einen Fuchs-Schwanz verkaufen und sich mit Entdeckung solcher ungegründeten Geheimnisse bei ihnen beliebt machen wollen."

Wir betonen, diese letzteren Worte schreibt der sehr vorsichtige christliche Herausgeber von Kirchner's Manuskript, Sebastian Jacob Jungenders. Er zeigt weiter, wie alles, was man schon früher in dieser Sache behauptet, immer eine Muthmaßung gewesen ist und wie eben der schreibende jüdische Konvertit diese Gerüchte, wovon er selbst als Jude nie etwas gesehen hat, aufnimmt, um sozusagen sein nunmehr echt christliches Gemüth ins rechte Licht zu stellen.

Wir aber erkennen gerade aus dem Bericht dieses ehemaligen Juden, worauf der Mythus beruht! Denn es ist ein Mythus mit allen ästhetischen Merkmalen desselben, ein christlicher Mythus, eine Undichtung und Ausdichtung des Wortes: „seyn Blut sei über uns!"

Man denke! *Unrein* ist Christenblut. Und solches unreine, unkoschere Christenblut soll man der Gebärenden eingeben, soll die Gemeinde in Körnchen zu sich nehmen! So lange es Menschen gibt, die jenen alten Satz über den Wein: „Das ist das Blut meines Bundes" so verstehen und verstanden, daß eine mystische Verwandlung von Wein in Blut geschehe, ist es auch sehr verständlich, wie so der andere Mythus aufkommen konnte, daß die Juden um des Wortes willen: sein Blut sei über uns! faktisches Christenblut zu sich nehmen müßten. Es ist jene eulenspiegelhafte Auffassung rhetorischer Wendungen, welche auch in zahlreichen anderen Fällen in der Volksphantasie absurde Behauptungen, fabelhafte, mythische Vorstellungen gezeitigt hat.

Auch in den Tagen, in denen wir leben, sind gerade Fälle nachzuweisen, daß jüdische Konvertiten und die Nachkömmlinge von solchen am eifrigsten im wahllosen Antisemitismus gewirthschaftet, ja — nachweislich! — gerade in den Christenblutprozessen und -Aufregungen am meisten journalistisch mit diesen Vorstellungen gespielt haben. Sie necken damit die ehemaligen Glaubensgenossen und verkaufen auch heute noch „denen Christen einen Fuchsschwanz!"

Digitized by Google

Wir möchten wünschen, daß Liebe's Buch und eine immer weiterfortschreitende Erforschung der Kulturgeschichte des Judenthums fortfahren, dahin zu wirken, daß man der modernen Welt in jeder Hinsicht immer weniger derartige Fuchsschwänze in den Kauf geben kann. Wir möchten, daß die Nabelschnur, welche der modernen Welt aus der Kultur dieses sonderbaren Mittelalters noch gar sehr anhängt, immer mehr abtrockne, und das Kindlein des befreiten modernen Geistes auch die Geschichte der Juden mit helleren, vorurtheilslosen Augen ansehen lerne!

Wolfgang Kirchbach.

Hölderlin und die modernen Aesthesen.

„Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein," schrieb Hölderlin in dem Romanfragment „Hyperion", in dessen dithyrambischen, formvollendeten Kapiteln der Dichter seinen Pantheismus, seine Ideen über Schönheit und Kunst, seine Ansichten über den Entwicklungsgang der Menschheit niederlegte. Es ist ein merkwürdiges, bald ergreifendes, bald zur Bewunderung zwingendes Buch, von der klassischen Strömung der Zeit durchrauscht. Für diese Strömung sind Hölderlin's Werke ebenso bezeichnend, wie der Roman „Heinrich von Ofterdingen" und die Gedichte des Novalis für die romantische. Winkelmann, Rousseau und vor allem Schiller haben den Dichter des „Hyperion", des „Tod des Empedokles" und mancher herrlichen Gedichte begeistert, ein Sänger von Griechenlands Schönheit und Natürlichkeit zu werden. Er beklagte an der Schwelle des 19. Jahrhunderts das verlorene Ideal und sprach den Schicksalsspruch der Menschheit:

„Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen die leidenden Menschen
Blindlings von einer Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab."

Von ihm führen mannigfache Fäden zur Gegenwart, und seine Gedanken klingen wieder in den Werken der modernen ästhetischen, wie auch der romantischen Richtung. Jene Harmonie, nach der die Lebenskünstler einst mit rückwärts gerichteten Blicken strebten, und an deren Sehnsucht der allzu fein besaitete Hölderlin seelisch zu Grunde ging, leuchtet wieder der jugendlichen Generation als Ideal. Aber dem wehmüthigen Gedanken Hyperions: „Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten, aus der dunklen Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt, und dicht sich und umschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt; was übrig ist, ist Asche," stellen die Werdenden das hoffnungsfrohe Wort entgegen:

„Asche zeigt der flamme sterben,
doch, erfinder, in der hand
trägst den funken du zu werben
junges licht und jungen brand."

In Hölderlin verlor sich die Sehnsucht nach den Tiefen des antiken Lebens zu unklaren Träumereien von einer Schönheit, die es niemals gegeben hat, und eine grenzenlose Mißstimmung gegen die Verhältnisse des äußeren Lebens bemächtigte sich in Folge dessen des Dichters, der sein Ideal der Wirklichkeit gewaltsam aufprägen wollte. Seine Gedanken wurzelten alle in jenem klassischen Boden, dem Schiller's „Götter Griechenlands" und Goethe's „Braut von Korinth" entstammten, aber die Freude an dem sonnigen, wonnetrunkenen Hellas der Sage, die starken Naturen zu harmonischer Befriedigung gereichte, schuf in dem armen Hauslehrer den unlösbaren Widerspruch zwischen Dichtung und Leben, der mit unheilbarem Wahnsinn endete. Hölderlin's Liebe zur antiken Welt war eine unglückliche, er steht als der „verfehlte Grieche" im Rahmen jener Zeit, die mit Winkelmann's Begeisterung der alten Kunst begann und mit Byron's Schwärmerei für ein neuerstehendes Griechenland endigte. Nur Goethe konnte den Zwiespalt zwischen Wunsch und Wahrheit lösen, erkannte er doch, daß die echte Größe der Vergangenheit weniger im Genießen als im Ertragen lag.

Wenn die heutige ästhetische Jugend nur Farbenfreude und Formenpracht, moralische Freiheit und Anmuth des Geistes aus dem Athener Wunderborn zu schöpfen sucht, so knüpft sie wohl äußerlich an Hölderlin an, aber durch ein Jahrhundert der Arbeit geläutert, träumt sie nicht mehr vom „Ruin gestürzter Marmorhallen" sondern sucht in lieblicher, vom hastenden Tage ferngelegener Gegend einen kleinen, doch vollkommenen Tempel aufzurichten. Am Anfang des 19. Jahrhunderts liebte man die Poesie der Ruinen; die Epigonen Winkelmann's begeisterten sich für die Trümmer der Säulen, Statuen und Aquädukte, die Romantiker schwärmten für Ritterburgen und verfallende Mauern mittelalterlicher Vesten. Beide belebten die Stätten ihrer Sehnsucht mit den Geistern der Vergangenheit und mit den Gefühlen ihres armen, durch die Gefilde der Geschichte irrenden Ich.' Auch heute leidet man noch unter solchen Stimmungen und, wie von den Romantikern manche Frage und manche mystische Antwort in die moderne Welt herüber klingt, so findet auch Hölderlin's Klage noch manches Echo. Wir verstehen seine Lieder vielleicht besser, als es die Zeitgenossen gethan. Damals verhallte beinahe ungehört das schöne Wort:

„Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zum Schönen sich."

Und heute sagt derselbe anonyme Dichter, den ich vorhin zitirte und den ich für die antikisirende Strömung der Gegenwart als recht bezeichnend ansehe:

„Den kranz vom haupt! Schönheit muß sterben,
so riefen sie und traten schnell im lauf
was zart und schön zu trümmern und zu scherben.
Ich sieh und nehm die blumen wieder auf."

In den Elegien Georg Herwegh's zeigt sich zunächst der Einfluß von Hölderlin's weichen, melodischen Versen, und es deckt den tiefen Zwiespalt in der Brust der Kämpfer aus den dreißiger und vierziger Jahren auf, daß der Revolutionsdichter, der leidenschaftlich rief: „Reißt die Kreuze aus der Erde!" in andern zarten, formvollendeten Stimmungsbildern an den Griechenfreund erinnert, dessen Pantheismus die ganze Duldsamkeit des Alterthums umfaßte. Doch jenem antiken Geist, der Hölderlin's beste Lieder und reifste Gedanken erfüllt, begegnen wir erst wieder, nachdem der Kampf zwischen Freiheit und Beamtenthum vorüber war, und die schönheitsdurstigen Seelen von neuem ein stilles Land suchten, ihre Ideale zu pflanzen. Durch Robert Hamerling's kleinere Dichtungen, durch Leuthold's Strophen in antiker Form, die ein Kritiker, gleich denen Hölderlin's, welke Blüthen nannte, deren Duft berauscht, und vor allem durch die Werke des jugendlichen Nietzsche zittert etwas von dem Geist jenes unglücklichen „verfehlten Griechen", der einst in auflodernder Empörung gesungen hatte:

„Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land."

Wenn Nietzsche auch als leidenschaftlicher Forscher die faustische Natur nicht verleugnen konnte, war doch vor allen andern Gefühlen die Sehnsucht nach Schönheit in ihm mächtig, an der Hölderlin — der Lieblingsdichter seiner

Digitized by Google

Jugend — verbluten mußte. Doch in der Lebensarbeit des Philosophen gestaltete sich der Wunsch nach Rückkehr des klassischen Alterthums zu der Hoffnung, daß die Menschheit einem Kulturzustand entgegenginge, der jenes erträumte Ideal mit der Wirklichkeit vermähle. Für Nietzsche galt es nicht mehr einen künstlich verjüngten Faust mit einer galvanisirten Helena zu verbinden, sondern den modernen Menschen mit dem Rosenkranz eines Griechenjünglings zu schmücken. Wenn Hölderlin im „Hyperion" sagte: „Meine Seele ist voll von Thatenlust und voll von Liebe, und in die griechischen Thäler blickt mein Auge hinaus, als sollt es magisch gebieten: steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!" so folgte ihm der jugendliche Philosoph wohl auf dem träumerischen Pfade dieser Liebe, aber das Hoffnungslose solcher Wünsche erkennend, rief er bereits in der „Morgenröthe": „Wie einfach waren in Griechenland die Menschen sich selber in ihrer Vorstellung! Wie weit übertreffen wir sie in der Menschenkenntniß! Wie labyrinthisch aber auch nehmen sich unsere Seelen . . . gegen die ihrigen aus."

Daß Nietzsche, sowie mit und nach ihm die modernen Aesthetiker, jene Blüthe des alten Hellas, die Goethe und Schiller als Lebensschmuck, Hölderlin und Byron als Lebensinhalt begehrten, nicht mehr in idealer Reinheit sehen konnten, lag daran, daß die Wissenschaft sie unterdessen entblättert hatte. Durch Jahrhunderte umfaßte der Begriff Alterthum alle Einzelheiten vieler Geschlechter gleichzeitig und gewann in dieser Gesammtwirkung unbegrenzte Gewalt. Winkelmann schied scharf als erster das Wesen der Griechen von dem der Römer, für Dichter und Künstler blieb diese Trennung ohne Einfluß. Wie für Raphael die Schlacht des Constantin und der Brand von Troja dasselbe Kostüm verlangten, so stellte noch David — der Zeitgenosse Hölderlin's — den Raub der Sabinerinnen nicht anders dar als die Griechen in den Thermopylen. Wir unterscheiden zwischen den Zeiten des Homer und Sophokles, zwischen der römischen Republik und der Herrschaft der Kaiser, für unsere wohlgeschulte Phantasie mußte der Traum holder Nacktheit und reichen Heldenthums fallen, dessen Land für die Kunst einer Insel ewiger Seligkeit glich. Seit Nietzsche die Frage: „Was bewunderten die Griechen an Odysseus?" mit dem Satz beantwortete: „Vor allem die Fähigkeit zur Lüge und zur listigen und furchtbaren Widervergeltung", lag auch für die Schönheitsapostel die Sonde der Kritik am griechischen Ideal.

Das Wissen trennt von der unbedingten Schwärmerei für vergangene Zeiten und lehrt an den aufstrebenden Entwicklungsgang der Menschheit zu glauben. So kommt es, daß an die Freunde der olympischen Götter, die unter Tempeltrümmern nach verlorenen Schätzen suchten, gerade diejenigen sich geistig angliedern lassen, die eine neugeartete, klassische Vollendung ersehnen. Daß man bei den Modernen überhaupt von einer klassischen Richtung reden kann, geht aus dem immer mächtigeren, immer regsameren Willen hervor, Leben und Kunstwerk „schön" auszubilden im alten, während langer Zeit „veralteten" ästhetischen Sinn.

Wilhelm von Humboldt schrieb im Jahre 1804 an Goethe:

„Ein Vers Homers, selbst ein unbedeutender, ist ein Ton aus einem Lande, das wir alle als ein Besseres und doch auch nicht Fernes anerkennen: jeder ergreift uns, in einem Gefühle zugleich mit Götterehrfurcht und Heimathssehnsucht."

So dachte die Zeit Hölderlin's, dessen Griechenthum uns übertrieben erscheint und trotz seiner Anmuth den krankhaften Zug nicht verleugnen kann. Unsere Sehnsucht nach Hellas ist die Sehnsucht nach Jugend. Nach einer Jugend, die nichts von Ausgrabungen und gelehrten Dingen wissen will. Ein unbedeutender Vers von Homer begeistert uns heute nicht aus Pietät, weil wir ihn bei Homer finden, sondern wegen des Hauchs von Frische und Ursprünglichkeit, des Duftes, der wie von jungen, blühenden Wiesen aus den Erinnerungen des Alterthums herüberströmt. Dieser Duft rückt uns auch einen Dichter, wie Hölderlin, nahe, wenn er jubelnd singt:

„So such im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain
Und gieß aus goldener Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unverraltet
Des Herzens Frühling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir."

Wer heute seine Gedichte oder den Roman „Hyperion" liest, wird ergriffen von dem Wunderglauben an die Macht der Jugend, von der edlen Begeisterung, die Freundschaft, Liebe und Freiheitsdrang darin verklärte. Aus diesen drei Farben bestand sein Leben, und sie sind stark genug, noch bis zu uns herüber zu leuchten. Denn seine Gefühle erscheinen echt und rein empfunden, wenn sie auch manchmal Blumen gleichen, in den Gärten der Athener Philosophen gepflückt.

Jene Freundschaft, von der er schwärmte, feierte er mit den schönen Worten: „Wir begegneten einander wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Last von Erde und Stein und faulen Holz und das ganze träge Chaos, das sie aufhält, von sich schleudern, um den Weg sich zu einander zu bahnen und durchzubrechen." Sie klang freilich mit der enttäuschten Klage aus:

„Aber es geht alles unter in der Welt, und es hält der Mensch mit aller seiner Riesenkraft nichts fest. Ich sah einmal ein Kind die Hand ausstrecken, um das Mondlicht zu haschen; aber das Licht ging ruhig weiter seine Bahn. So stehen wir da und ringen, das wandelnde Schicksal aufzuhalten."

Der schwärmerische Freundschaftskultus, dem jede Zeit sich willig ergab, die das Alterthum zu ihrem Lebensinhalt machte, rankte sich immer, bald verstohlen, bald üppiger durch die Litteratur. An Hölderlin, an Platen, an die Parnassiens reihen sich auch heute wieder junge Dichter an, die oft in formvollendeter Weise Geister des alten Hellas beschwören. Das jüngst erschienene Epos „Ganymedes" ist eines der hervorragendsten Werke darunter, das mit Recht allgemeine Beachtung und vielfache Würdigung erfahren hat.

Und gleich der Freundschaft hüllte Hölderlin die Liebe dichterisch in ein antikes Gewand. Bezeichnend ist, daß er die Mutter seines Zöglings, für die er sich in glühender Leidenschaft verzehrte, in seinen Werken immer Diotima nannte. Auf den Bruch der innigen Jugendfreundschaft folgt im „Hyperion" das erlösende Genießen der Liebe. „Laß uns vergessen, daß es eine Zeit gibt und zähle die Lebenstage nicht! Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo zwei Wesen so sich ahnen und nahen!" jubelte der Glückliche. Und ihm wurde — wie seinem Meister Plato — die Liebe zur Frau „das Höchste im Kreise der Menschennatur." Wenig reinere, wenig glühendere Hymnen sind geschrieben worden als die Briefe Hyperions über seine Beziehungen zu Diotima, als der kurze Briefwechsel beider Liebenden, sie lassen sich mit Recht denen zur Seite stellen, die als Liebesbriefe der Weltlitteratur angehören. Die „lettres portugaises", die Briefe Abälard's und Heloisen's oder des Fräulein von Lespinasse enthalten keine schöneren Gedanken als die Seiten, die im Hyperion der Diotima geweiht sind. Ihr Einfluß auf die moderne Litteratur läßt sich wohl nicht mit bestimmten Namen belegen, allein er ist unverkennbar in Werken, die in einer getragenen und erhabenen, manchmal sogar gesuchten Sprache geschrieben sind. Hyperion enthält weit mehr als die Schriften der Romantiker Anregungen zu jenen tief empfundenen, eifrig gefeilten Formgebilden, die man heute Gedichte in Prosa nennt.

Das Ueberschwängliche am Stil Hölderlin's durfte allerdings von den Schriftstellern der Gegenwart nicht übernommen werden, denn wir sind im Laufe eines Jahrhunderts nüchterner geworden und haben in der Sprache manche Art des Ausrufs, manche Arabeske abgethan. Aber innerlich kehren wir wieder zur Empfindsamkeit unserer Ahnen zurück, nur daß wir die Gefühle analysiren, die damals wie Naturerscheinungen wirkten. Der Anfang einer Liebesscene

Digitized by Google

zwischen Hyperion und Diotima könnte auch heute geschrieben sein:

„Wir sprachen sehr wenig zusammen. Man schämt sich seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in einen Himmelsgesang!"

Hölderlin's Talent war lyrisch in jeder Beziehung, sein ganzes Leben, wie der ganze Inhalt seiner Dichtung, erschöpfte sich in Freundschaft und Liebe. Deshalb steht er unserer Zeit so nahe, die sich aus der Hast und dem Kampf übertriebener Arbeit nach einem lyrischen Ausklingen der Gefühle sehnt. In der Gegenwart versinken leicht die empfindsamen Seelen litterarisch und menschlich in schale Empfindelei, wie es die lyrischen Ergüsse eines Georgy, Wolfskehl, Vaulow und ähnlicher Talente zur Genüge beweisen; aber die Zeit Schiller's war stark genug, auch den weichsten und hellenisch gesinntesten Dichter für ihr politisches Ideal zu begeistern. Freilich war dieses Ideal, das in den Worten „Freiheit und Menschenrechte" gipfelte, so unbeschränkt und phantastisch, daß es sich leicht mit den Träumen der Freundschaft und Liebe vereinigen ließ.

Wie Byron in späteren Jahren begeisterte sich Hölderlin für die Befreiung Griechenlands, um in Athen einen Idealstaat zu gründen, dem Wahngebilde ähnlich, das er sich von der Vergangenheit gezimmert hatte. Dies scheint uns zu den aufgegebenen Hoffnungen der Kulturwelt zu gehören. Doch wie gering ist der Unterschied zwischen der Erweckung von Plato's Staat und jenen Zukunftsträumen, die nach Ruskin's Beispiel von einer Gemeinschaft schönheitstrunkener, freiheitsbegeisterter Menschen noch immer entworfen werden! Hölderlin schwärmte vom Einst:

„Es war ein göttlich Leben, und der Mensch war der Mittelpunkt der Natur. Der Frühling, als er um Athen her blühte, war wie eine bescheidene Blume an der Jungfrau Busen; die Sonne ging schamroth auf über den Herrlichkeiten der Erde .... Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott."

Und im modernen Aestheteuthum kehrt der gleiche Gedanke wieder als Wunsch für ein genußfrohes, erreichbares „Später". In den Sprüchen eines modernen Aestheten heißt es:

„Wer im großen Ich der natue und im kleinen Ich der eigenen person denselben gott erkennt, wird im besten sinne der moderne mensch sein, der als gleichwerthiger aber dennoch höher entwickelter genosse dem antiken menschen die hand reichen kann."

Aus der Resignation, in welche die antikisirende Richtung unserer Klassiker versank, wie jede Richtung versinken muß, die mit ihrem Ideal Ruinen schmückt, wurde die stolze Zuversicht, mit der Nietzsche das Werk „Morgenröthe" schloß:

„Alle unseren großen Lehrmeister und Vorläufer sind endlich stehen geblieben, und es ist nicht die edelste und anmuthigste Gebärde, mit der die Müdigkeit stehen bleibt: auch mir und die wird es so gehen; was geht das aber dich und mich an! Andere Vögel werden weiter fliegen."

Doch jene Märtyrer des Freien und Schönen, die, wie Hölderlin, ihre großen Gefühle in kleinlicher Umgebung vernichtet sahen, haben nicht umsonst gedacht und gearbeitet, denn immer wieder knüpft sich ein frischer Gedante an die lebendig gliedende Sehnsucht verschwundener Generationen.

Hölderlin's Verlangen nach Hellas, nach Freundesliebe, nach Diotima, nach der Natur unterscheidet sich kaum von unserm Sehnen nach einem harmonischen, durch die Schönheit befreiten Leben. Schönheit ist ein Begriff, der bei allen Menschen und in allen Zeiten immer verändert erscheint und trotzdem stets das gleiche Streben zum Ausdruck bringt. Was die Künstler „schön" fanden, ehe das 19. Jahrhundert vorüberzog, entspricht unserm Geschmack ebenso wenig wie die Ideale des Mittelalters oder des Rouerthums. Aber die Gedanken haben Gültigkeit bewahrt, mit denen die Dichter das „Schöne" umrankten. Hyperion sagt:

„Die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinth der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen: wißt ihr seinen Namen? Den Namen des, das eins ist und alles? Sein Name ist Schönheit."

Wer dies Wort fühlen und aussprechen konnte, gehört zu jenen schwärmerischen Naturen, in deren Verkehr wir uns reiner und besser vorkommen, weil das Göttliche in ihnen deutlicher zu Tage tritt.

Für das gewöhnliche Leben unbrauchbar und ohne Widerstand unter dem Griff des Schicksals leicht zerdrückt, heben sich ihre Gestalten von der danalen Umgebung erst für spätere Zeiten plastisch ab. Nicht nur den Freunden der Antike, sondern auch den ästhetischen Naturen, die jeden Keim und jede Blüthe der Schönheit im modernen Tag mit Freude begrüßen, wird der Bewunderer Schiller's als fruchtbarer Vorläufer erscheinen. Sie werden es nicht bereuen, seine Spuren zu verfolgen und seine Dichtungen zu durchblättern, und werden gern bei Stellen verweilen, deren Erfüllung auch ihre Sehnsucht gediehen ist. Rauscht nicht Hölderlin's Prophezeihung noch heute durch den Wald der Kunst: „Es wird nur eine Schönheit sein; und Menschheit und Natur wird sich vereinen in eine allumfassende Gottheit."

München.

Alexander Frhr. von Gleichen-Rußwurm.

Erlebniß.

Novelle.

(Schluß.)

Da änderten sich plötzlich die Dinge in einer Weise, wie es Wilhelm nie erwartet hatte. Adele, die sich während der letzten Frühlingstage in einer gefährlichen Depression befunden, reiste plötzlich ab, zu ihrer Tante nach Baden-Baden, und nahm nur schriftlich und in wenigen, bald sinnlosen Zeilen von ihm Abschied. Wilhelm konnte sich den wahren Grund dieser fluchtähnlichen Abreise nicht erklären, denn der nächstliegende, eine Entdeckung ihres Verhältnisses durch den Gatten, lag hier sehr fern — es war ja gar nicht möglich, daß Riedauer Verdacht geschöpft haben konnte. Trotzdem wagte Wilhelm nicht, mit dem Professor ohne dessen Aufforderung in den nächsten Tagen zusammen zu treffen, und schob Adelens plötzlichen Entschluß in tiefster Verstimmung auf ihre weibliche Gewissensschwäche, die in der letzten Zeit immer quälender ihren und seinen Lebensmuth herabgedrückt hatte. Wie litten sie doch aneinander. Es war ihm ja lange kein Geheimniß mehr, daß das feste Senkblei, Adelens Treue, seitdem sie seine Geliebte war, zum unstät schwankenden Pendel geworden, das, wenn es sehnsüchtig eben zu ihm hingelangte, alsbald wieder von der gleichen Kraft bewegt, zu dem betrogenen Gatten zurückflog. Und diese tägliche, stündliche Angst vor Entdeckung, diese entwürdigende Demuth vor jeder Bedientenseele, die mehr erfahren haben konnte, als der Herr — nein, nein, es konnte so nicht länger dauern. Jetzt war die erste Katastrophe da, jetzt floh sie vor ihm und vor sich selber. Und doch, er konnte die wahre Ursache nicht entdecken. Da forderte ihn zu seinem nicht geringen Erstaunen wenige Tage nach Adelens Abreise der Professor selbst mit den freundlichsten Zeilen zu einem Besuche auf, indem er ihm gemüthliche Vorwürfe machte, daß er als Hausfreund ihn, den armen Strohwittwer, jetzt allein ließe. Wilhelm mußte ärgerlich, aber im Innersten doch übermüthig lachen, als er diesen Brief las, und wirklich betroffen wurde er erst, als Riedauer, während sie abends auf dem Gartenbalkon bei einer Flasche alten Rheinweins saßen, ihm mit befangenem Stolz erzählte, was der wahre Grund von Adelens plötzlicher Abreise gewesen wäre. Sie hätte ihm, dem blinden Büchermaulwurf, wie er sich jetzt in bitterer Selbstironie bezeichnete, in einer leidenschaftlichen Stunde plötzlich eingestanden, daß sie sich Mutter fühlte, und als er ihr jubelnd seine freudige Ueberraschung gezeigt, hätte sie ihm weinend, wie ein Kind, die Hände geküßt und wäre davongelaufen. Wie räthselhaft

Digitized by Google

doch die Gemüthsbewegungen einer jungen Frau wären, fügte Niebauer nachdenklich hinzu, indem er lange in sein grünes Weinglas blickte, und ob es denn eigentlich nicht bei weitem interessanter wäre, diese tiefen Wunder zu studiren, als die Grabsteine vermoderter Könige. Wilhelm konnte nichts erwidern. Ein Streit der Gefühle tobte in ihm, gegen den er sich machtlos zeigte, und er fürchtete nur, daß sein bleiches, zuckendes Antlitz ihn verrathen und den Ahnungslosen stutzig machen könnte. So zwang er sich noch zu der stockenden Frage, warum denn Frau Adele jetzt gerade München verlassen hätte? Der Professor lächelte still vor sich hin. Dann meinte er, indem er Wilhelm und sich aufs neue das Glas füllte, das ließe sich wohl verstehen, sie wollte eben lieber bei ihrer guten, erfahrenen Tante das große Ereigniß erwarten als hier, in dieser trockenen, mutterlosen Gelehrtenwirthschaft. Und was ihn selbst beträfe, so müßte er Wilhelm offen gestehen, daß er jetzt gerade, wo er mit den letzten Kapiteln seiner thebanischen Denkmäler beschäftigt wäre, sich ganz unfähig fühlte, einem solchen Ereigniß beizuwohnen. Er machte bei den letzten Worten trotz allem Vaterstolze doch ein mißbilligendes, wie unangenehm berührtes Gesicht. Da erhob sich Wilhelm plötzlich, ließ den Erstaunten und Weinseligen sitzen, wo er saß, entschuldigte sich und stürmte nach Hause.

Er hatte das Gefühl, in dunkler Sturmnacht auf ein Torfmoor gerathen zu sein und überall einzubrechen, wohin er den Fuß auch setzte. Betrug und Lächerlichkeit rissen sich um seine Seele. Was eigentlich gut und rührend war, erschien ihm jetzt danal, und was danal war, schien ihm gut und rührend. Er wollte eigentlich schon am nächsten Morgen nach Baden-Baden reisen, um von Adele selber zu erfahren, was sie dachte, was sie vorhatte, was sie fürchtete — aber er konnte sich doch nur zu einem Brief entschließen, der ihm wenigstens Klärung seines ersten Aufruhrs brachte. Er schrieb ihr alles, schilderte ihr sein Gespräch mit Niedauer, das ihm den Mann in seiner ganzen schwächlichen Einfalt gezeigt hätte, und bat sie um Wahrheit, nur um Wahrheit, ohne die geheimnißvolle Frage selbst zu stellen. Er müßte jetzt Gewißheit haben, um als Mann zu handeln — ihr, sich selber und dem Professor gegenüber. Sie sollte ganz ruhig sein. Ein Wink von oben, aus dem freien Reiche seines Stolzes, hätte ihm jetzt den einzig wahren Weg gezeigt. Doch ohne sie, ohne ganz ihres Zusammengehens, ihres Treuschwurs gewiß zu sein, vermöchte er nicht zu handeln. Dann aber, dies im Herzen, wollte er sofort mit einem Griff das qualvolle Lügengewebe zerreißen, sich dem betrogenen Gatten stellen und entscheiden lassen, wer von beiden das wahre Anrecht an Mutter und Kind hätte. Auf diesen Brief, den feuriger Jünglingsmuth und Künstlertrotz geschrieben, kam erst nach mehreren Tagen Adelens Antwort. Eine lange, stockende, aus dem Innersten hervorgequälte Beichte. Sie liebte ihn und nicht ihren Mann, das schwor sie Wilhelm. Aber wem von beiden auch ihr Kind ähneln würde, niemals würde sie den Muth haben, ihrem Gatten das Recht darauf zu entziehen. Niemals. Das könnte sie nicht. Niedauer wäre ihr Freund. Und unnütz kränkte eine Frau den Freund, wenn er sie als Mann nicht gekränkt hätte. Und dieser Vorwurf träfe eben den Professor nicht. Es würde ihr nicht so schwer fallen, ihn ewig in einer schönen Lüge zu lassen, wie seine Lebensstellung vor der Welt und die Ruhe seines Gemüths durch einen Skandal zu erschüttern. Was gälten ihr denn Jugendglück und Schönheit, wenn Undank und Verrath die Seele schändeten? Wilhelm sollte nicht immer nur das lebensdurstige Weib in ihr sehen, den Menschen in ihr, die Christin sollte er begreifen. Sie wäre die Schuldige ganz allein, und wenn sie Gott, nachdem er ihr das Kind gegeben, nicht zu sich nähme, so würde sie alles daran setzen, ihre ganze Zukunft, um noch eine gute Mutter zu werden und ihn, den treuen, kindlichen Mann, der jetzt so ahnungslos ihr sein Vertrauen bewiesen, nicht in seiner grauen Wissenswelt allein zu lassen. Dennoch — (und hier hatten strömende Thränen die Worte des Briefes fast unleserlich gemacht) — dennoch — wie der untergegangenen Sonne ihres Lebens, wie eines Morgentraums, der einmal ihr die ganze Möglichkeit des Glücks gezeigt, würde sie immer Wilhelms Liebe gedenken. Aber auch ihm gegenüber hätte sie die Pflicht zu entsagen, ihn nicht in ihr dunkles Schicksal zu verstricken, dem ringenden Künstler in ihm nicht die Zukunft zu verbauen. Das dürfte eine Frau nicht. Sie müßte sich jetzt besinnen. Nicht aus Kaltsinn und Feigheit, das schwöre sie ihm bei ihrem Kinde. Aber schon lange, ohne daß sie es sich eingestanden, wären ja die Blüthen ihres Glücks abgefallen, das wüßte er wie sie, und wenn sie sich bisher zu schwach gefunden hätten, um zusammen zu bleiben, so sollten sie jetzt die Kraft finden, sich zu trennen. Er würde jetzt erst leben, sie aber würde sterben und auferstehen. Und wenn — (hier hatten wieder Thränen alles verwischt, so daß Wilhelm sich mühsam das Fehlende ergänzen mußte) — wenn sie einmal sein Kind an ihrem Busen wüßte, dann wollte sie es doppelt segnen, doppelt hoffen, daß es einst die Gaben seines Vaters leuchten ließe. —

Sie rückte ihm plötzlich in die Ferne, als er diesen Brief gelesen. Plötzlich sah er sie nicht mehr als die dunkle Beherrscherin seines Lebens, deren Zauber ihm ein Wesenstheil, den psychologischen Blick, geraubt — er sah sie aus den Höhen seiner dichtenden Liebe heradsteigen in das enge, altvertraute Thal, in welchem schon andere Menschenkinder lebten, seines Schaffens durch und durch erkannte Gestalten. Doch schützte ihn jetzt sein unbeirrter Künstlerblick davor, sie zu verurtheilen, sich pathetisch, wie enttäuschte Liebhaber an seiner Stelle gethan hätten, von jener betrogen zu fühlen, die er menschlich eben zu begreifen anfing. So wirkte die Gewißheit, die er hatte, zunächst nur wie ein dumpfer Schlag auf ihn, ein körperliches Weh, das keine laute Klage fand — dann aber, je tiefer und durchdringender er Adelens Wesen von allen Seiten, als Gestalt gleichsam, betrachtete, desto tiefer erkannte er auch sich selber, seines eigenen Irrthums dunkle Schuld. Er konnte jetzt nicht aufschreien, wie enttäuschte Liebhaber gethan hätten: Alles ist aus! Denn er fragte sich mit herbem Lächeln: Hat denn einmal alles angefangen? Hatte er nicht ein Leben erschüttert, das seines Lebens Grundstein gar nicht kannte? Das versagte, als er es anrief, dem ringenden Bau der Seelen noch die Krone, den Muth zur Befreiung, aufzusetzen? Zwei schöne Augen waren ihm begegnet, als er mit der goldenen Last seines Strebens in die Welt gekommen, willkommene Spiegel waren sie ihm, das Schöne, das er sich selber nicht zugetraut, in ihnen zu erblicken, holder noch zurückgestrahlt. Doch hinter diesem Spiegel wohnte nicht seine Seele — einer fremden Seele engerer, friedsamer Lebenskreis. In ihn war er eingedrungen, und so war der Spiegel denn zerbrochen. Vernunft, Entsagung, Reue, alles fand er in Adelens Brief — nur das nicht, was er gesucht hatte: den Muth zur Wahrheit. Wieder klirrten die Ketten an ihrem armen Leben mit, die er schon lange von ihr abgefallen wähnte — wieder war sie die Frau Professor, die sich sehnte, aber nicht, die sich fand. Und doch — er wollte nicht ungerecht gegen sie werden: was feig und kleinlich schien an ihr, war rührend auch und stark, was er als Lüge vor der ganzen Welt verdammte, war tausendmal erkauft durch ihrer Jugend allzu frühes Verzichten. Wem diente sie? Dem ungeliebten Mann? Einer pfäffischen Moral? Seiner Künstlerzukunft? Nein. Sie diente einer größeren Sache. Sie wollte Mutter werden. Dazu hatte er ihr verholfen. Nicht die leiseste, cynische Regung trübte ihm die Reinheit dieser Erkenntniß — ernst nahm er sie und still als letztes Resultat, bei welchem er sich beruhigen mußte. So schrieb er ihr. Wie sie als Mutter, hätte auch er sich in den wahren Beruf zurückgefunden — stärker als jemals riefe ihn seine Kunst. Er gab ihr, sich tief und tiefer bezwingend, so viel Frieden in seiner Antwort, wie er nur konnte, dann verließ er München und reiste über den Brenner nach Italien, wo er in Venedig mit seinem Bruder zusammentraf. Oft noch schüttelte ihn dort in zauberischen Nachtstunden der nur gebändigte und nicht verrauchte Groll, daß er einer Wahrheit zu Liebe, die nur von der Lüge leben konnte, Frau und Kind verloren hatte. Aber immer wieder

Digitized by Google

beruhigte ihn auch das Bewußtsein von dem Ineinanderfließen aller menschlichen Werthe, und daß nur der freie Mann das freie Weib sich wählen konnte, ohne Diebstahl zu begehen und Verrath. Aber wo waren sie zu finden, die beiden? Bitter, bitter war das Weib — so lautete das erste Ergebniß seiner Liebe. Und das zweite? Der Mann? Mit leisem Lächeln gestand er sich, daß auch der nicht süß war. —

Als er im Herbst nach München zurückkehrte, sah er Niebauer und seine Frau als dasselbe Paar zusammenleben, wie er sie damals angetroffen, als er zuerst nach München gekommen war. Das Kind, an dessen Wiege ihn Adele führte, hatte Wilhelms dunkle Augen, im tiefsten Grunde den kleinen, blinkenden Stern. Und der Professor, welcher sich in Morgenschuhen dem schlummernden Kinde näherte, meinte mit zufriedenem Lächeln, daß es eine blau- und eine schwarzäugige Linie in der Niebauer'schen Familie gäbe, daß die zweite die phantasiebegabtere, und er somit durchaus zufrieden wäre.

Wilhelm traf, um keinen Verdacht zu erwecken, bis zum Winter noch einige Male mit Niebauers zusammen, ohne ein belangvolles Wort mit Adele zu wechseln, dann kränkelte sie, und er konnte sich schließlich nur schriftlich von ihr verabschieden. Gegen Weihnachten verließ er München und kehrte nach Berlin zurück.

Er korrespondirte, wie sie dies vereinbart hatten, nicht mit Adele, um, wie sie, auch selber aus dem Wirrsal der Erinnerungen in den rettenden Hafen neuer Verhältnisse zu gelangen. Das einzige Lebenszeichen, das er in Berlin bisher von ihr erhalten, war eine Ansichtspostkarte mit Grüßen von ihr und ihrem Gatten, offenbar von dem letzteren veranlaßt, der seiner Frau wegen ihrer treulosen Schweigsamkeit dem Freunde gegenüber Vorwürfe gemacht hatte. Die Karte belehrte Wilhelm, daß Niebauer seine Münchener Vorlesungen im Wintersemester ausgesetzt und gegenwärtig in Florenz wohnte. Das einzig Persönliche, was Adele noch in den „Himmel" der Ansichtspostkarte gekritzelt hatte, war die Bemerkung, daß sie einen Besuch in der Villa Böcklin gemacht und den alten Meister leidhaftig gesehen hätte. Wie leise Grüße in ein schöneres Leben, wo sie sich mit Wilhelms Seele wußte, klangen diese Worte. Wilhelm veranlaßte hierauf seine Mutter auf die Karte, welche er als Gegengruß sandte, auch ihren Namen zu setzen. Dann blieb es wieder still zwischen ihnen, bis heute plötzlich unerwartet der Brief aus München gekommen war.

Wilhelm hatte, im Walde liegend, mit offenen, aber blicklosen Augen das Vergangene, wie einen fernen Zug in matten Todesfarben, an sich vorüberziehen lassen. Endlich holte er, nachdem er sich mühsam aufgesetzt, den zerknitterten Brief noch einmal aus der Tasche und las ihn wieder, jedes Wort zum letzten Male überdenkend, während in den Kiefernkronen über ihm ein klagender Wind rauschte.

„Du Lieber, es geht nicht anders — ich muß Dir doch noch einmal schreiben. Nimm dies als letzte Nachricht, die ich Dir gebe. Ich habe Deine Karte, auf welcher auch der Name Deiner verehrten Mutter steht, vor mir auf dem Schreibtisch, und hinter mir liegt klein Ursula im Wagen und schläft. Darf ich Dir sagen, daß ich — glücklich bin? Es soll das tiefste, beste, heiligste Wort sein, das ich Dir sagen kann, kein kaltherziges, bitteres oder grausames. Ich bin mir klar geworden über mich selber. — Die Schuld, die ich August gegenüber habe, wird bald getilgt sein, denn ich darf wohl sagen, daß ich eine gute Frau und Mutter werde. Und wenn ihn die Natur auch nicht zum Vater meines Kindes gemacht hat, so läßt sie ihn doch treulich Vaterstelle an ihm vertreten, denn sein Gefühl ist nicht betrirt worden, und das ist für euch Männer ja die Hauptsache. Euer Ehrbegriff ist nur ein schönes Phantom, wenn die Natur dazu nicht ja sagt. Für uns Frauen aber ist es das Beste, unser Kreuz auf uns zu nehmen. Erscheint Dir Künstler dies als traurige Moral? So ist es, Wilhelm. So seltsame Wege geht die Liebe durch das Leben der Menschen.

„Auch Du darfst Dein Gefühl nicht für beirrt halten. Denn als Vater hast Du nicht das volle Recht auf Deiner Seite, und als Mann bist Du mein höchster, unvergeßlicher Besitz gewesen. Du bist mein Mann, nicht er. Und wenn Du Dich mit andern Männern vergleichst, so wirst Du kaum einen zweiten finden, der, wie Jupiter nur einmal kommend, im tiefsten Wesen einer Frau lebendig bleibt.

Aber Du liebst mich nicht mehr, das weiß ich, und das ist mein Glück, denn wenn ich Dich leidend wüßte, würde ich doch noch zur Verbrecherin. Laß' es Dir wie mir ergehen: Denke nur an eine märchenhafte Frühlingsnacht zurück. Sie ist ja längst verblüht.

Indem ich Dir dies alles schreibe, weiß ich nicht was schön und was häßlich klingt. ‚Aus todtem Herzen schreibt sie' wirst Du sagen. Und das ist wahr in einer Hinsicht, denn ich denke an Dich, wie an einen todten Geliebten und lebe mit meinem Manne wie mit einem todten Freund. Doch auf der andern Seite — Wilhelm, da lebt mein Herz, da kann es nur mit der ganzen Adele sterben! — Mein Kind ist meine Welt, und langsam bau' ich mir in endlosen Träumen seine Zukunft aus. Ich will versuchen, achtzig Jahre zu werden, um möglichst wenig von klein Ursula zu verträumen. Mein Kind ist meine Wahrheit, denn mir gehört es an! Das ahnt (hier liegt der tiefste Grund meines Glücks) das ahnt jetzt auch meine Gatte ....

Denke darüber nach, Wilhelm. Denke tief darüber nach und verzeih' mir, wenn Du jetzt noch leidest. Bald wirst Du finden, was Dich Adele in Freundschaft vergessen läßt.

Klein Ursula hat goldene Haare — ich halte sie oft in den Sonnenschein, da glitzern die feinen Fädchen ganz märchenhaft. Ich habe bald nichts mehr, was nicht ihr gehörte. Rein gar nichts mehr. So ist es gut.

Leb' wohl, mein Traum. Mein Freund! Auf Wiedersehn.

Adele."

Wilhelm streckte sich, nachdem er zu Ende gelesen, wieder auf dem Waldboden aus und schloß die Augen. Ein nie gekanntes Leid durchzuckte ihn. Wie schlug sein Herz, wie fühlte er sich wieder jung, so schmerzlich jung die einsame Seele — wie damals. Er hatte noch kein Verzichten gelernt, er durfte noch nicht den Halt seines Künstlerthums, die allumfassende, alldurchdringende Liebe abtödten und untergraben. Sie aber konnte das, sie wagte das, und teuflisch fast durchklang es den süßen Schall ihrer Worte. Warum hatte sie wieder aufgewühlt in ihm, was eben sich beruhigt, eben den ersehnten Schlaf gefunden hatte? Den Duft vergangener Schönheit ihm als letzten Gruß gesandt, als Zeichen, wie er sich an sie verloren? Sie, sie brauchte die Wohlthat dieser Beichte, weil sie ein kaltes Herz besaß — er aber sollte ihr nur zuhören und schweigen. Ewig schweigen. Ueber ihm rauschte der Wald. Ein liebeleeres Leben. Ja, so war's. Er erhob sich und fühlte, daß er, wie sie, ein Kreuz aufnahm. —

Als er Mittags in seine Wohnung zurückkehrte, empfing ihn die Mutter mit besorgter Miene. Sie dachte sich: „O Gott, er leidet — er muß an eine unüberwindliche Stelle in seiner Arbeit gerathen sein." Und als sie während des Essens seine Blässe und innerlich ringende Schweigsamkeit nicht länger wortlos mit ansehen konnte, griff sie über den Tisch nach seiner Hand und fragte ihn zärtlich: „Wilhelm — was hast Du?"

„Nichts, Mutter," erwiderte der Sohn mit starrem Lächeln. „Ich konnte heute nur nicht arbeiten — und das ist das Einzige, was ich nicht ertragen kann."

Georg Hirschfeld.

(Nachdruck dieser Novelle ist nicht gestattet.)

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß über den abgelaufenen neunzehnten Jahrgang bei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Heilborn in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

NRLF LIBRARY USE MAR 20 '90